Digitized by Google

Morgenblatt

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

1864.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Register.

Gedichte.

Erzählungen.

Reisen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz-Nachrichten.

Literatur und Kunst.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. 1. Januar 1864.

Sweet scenes, conjoined with all that most endears
The cloudless morning of my tender years!
With fond regret your haunts I wander o'er,
And wand'ring feel myself the child no more.
Leyden.

Seit der Leipziger Schlacht.

Am Tage, an dem ich dieses niederschreibe, sind es gerade fünfzig Jahre, seit die Vorhut des österreichisch-russischen Heeres, das über den Oberrhein nach Frankreich zog, die Stadt erreichte, in der ich erzogen wurde. Es war am heiligen Abend des Jahres 1813. Nachdem wir den Tag über die einzelnen der Truppe vorausgeeilten Quartiermacher mit den Augen verschlungen hatten, füllte sich auf einmal die Höhe eine halbe Stunde von der Stadt mit einer dunkeln Masse, über der die Bajonette blitzten. Eine lange Reihe von Auftritten begann, die jedem, der sie mit erlebt, unvergeßlich seyn müssen.

So sollten denn wir, die unter dem fernen Donner des Krieges aufgewachsen, selbst den Krieg kennen lernen, wenigstens von seiner einen Seite, auf der er ein mächtig die Sinne ergreifendes und herzerhebendes Schauspiel ist, ohne durch seine Greuel die Seele zu verwirren. Auf's lebhafteste erinnere ich mich des tiefen Eindrucks, den die ersten Kosakenpulks auf mich machten, vorauf der Sängerchor und die Heiligenbilder, die auf langen Stangen getragen wurden. Kirgisen, Baschkiren, Kalmücken, ferner das bunte Völkergemenge der österreichischen Monarchie, das gerade in der Uniform das sondernde Auge reizt und übt — das ganze überwältigende Schauspiel riß auf einmal unsere bis jetzt nur von Griechen und Römern erfüllte Einbildungskraft auf den Boden der lebendigen Völkergeschichte. Wir haben damals auf der Straße ungleich mehr gelernt als in der Schule, in der so manche Stunde ausfiel. Jubelnd, den Büchersack auf dem Rücken, das Vesperbrod in der Tasche, die Schule schwänzend, zogen wir den angekündigten Regimentern entgegen, und wir hatten so wenig einen Begriff davon, was eigentlich vorging, als die meisten derer, welche Gewehr im Arm, mit Tornister und Patronen in der Tasche an uns vorüber zogen.

Indessen waren uns auch die Leiden des Kriegs nicht ganz erspart. In der durch monatelange Durchzüge und Standquartiere verpesteten Stadt brach der Typhus aus. Noch heute lebt deutlich in mir die Empfindung, wie eines Tages in einem Haufen österreichischer Soldaten, welche mit mir der Nachtmusik vor dem Quartier ihres Commandanten zuhörten, der eigenthümliche Infektionsgeruch mir prickelnd zum Gehirn drang und mich sechs Wochen lang auf's Krankenlager warf. Und als die Lebensgefahr beschworen war und ich langsam der Genesung entgegenrückte, welche Qual für das ungeduldige junge Gemüth, wenn Trommelschlag,

Trompetenschmettern und das Rollen der Geschütze von der Straße heraufdrangen und ich nicht zum Fenster gelangen konnte! Damals wurde mehr als Ein guter Kamerad von meiner Seite gerissen. Die guten Jungen starben auch, ohne es zu wissen, für die Befreiung Deutschlands, so gut wie die dreißig tausend Bayern, oder wie viele es waren, auf dem Münchener Obelisk, die es noch weniger wußten.

Die fünfzigjährige Jubelfeier der Leipziger Schlacht hat es Jedem, dessen Leben noch ein paar Spannen über diesen Zeitraum hinausreicht, nahe gelegt, jene Tage, in denen seine Seele bewußt neugierig die Augen aufschlug, mit denen zu vergleichen, in denen sie satt sich rüstet, sie auf immer zu schließen. Es ist freilich Keinem gegeben, seine eigene, mit der Entwicklung seiner Zeit verknüpfte Lebensgeschichte mit dem nüchternen Blick des Historikers zu mustern. Die Jugendzeit bleibt immer umflossen vom verklärenden Frühlicht, und die Tage, in denen wir uns selbst immer weniger gefallen, umdüstert der wehmüthige Abendsonnenschein. Manchem läuft jetzt die Welt viel zu rasch, der seine ganze Jugendkraft daran gesetzt hat, sie in schnelleren Gang zu bringen, und da sich Deutschland im Frieden von ganz andern Dingen befreit hat, als im Krieg von den Franzosen, so gibt es noch immer Leute, die, wenn sie jene Dinge wieder haben könnten, die Franzosen gerne mit in den Kauf nähmen. Wie sich aber auch Einer nach den Begriffen, die Stand, Interesse, Temperament, Leidenschaft und Bildungsgrad mit Consequenz in ihm erzeugen, zu den Bewegungen des letzten halben Jahrhunderts verhalten mag, die Thatsache bleibt offenkundig, daß diese Periode durch die reißend schnelle Um- und Fortbildung in allen Richtungen, durch das Abtragen der Ruinen auf der einen, durch die überall emporsteigenden Neubauten auf der andern Seite sich als der außerordentlichste Abschnitt in der Geschichte darstellt, in dem Alles einem Ziele zuzutreiben scheint, das Keiner kennt und das Jeder nach seiner Einbildung und nach seinem Wohlgefallen aussteckt. Jeder aber, der mit mir jung gewesen, mag Augenblicke gehabt haben, in denen er sich wunderte, wie er unter all dem Wechsel, in der Masse sich aufdrängender neuer Begriffe und Lebensformen dieselbe Persönlichkeit habe bleiben können, und er berührte damit und löste in gewisser Art das alte Räthsel, daß der Mensch selbst unter allen Einflüssen bis jetzt derselbe geblieben, der er war, „als Adam grub und Eva spann."

Der Jüngste unter denen, die damals bei Leipzig eine Patrone abgebissen und heuer als Gäste Deutschlands den Festwein getrunken, ist den Siebzigen nahe. Aber unmittelbar auf den Krieg gegen den Reichsfeind folgte die Gährung des deutschen Geistes und der nimmer ermüdende Kampf seiner Elemente; kaum war das Joch der Fremden abgeschüttelt, so begann auf allen Seiten das Rütteln an den Fesseln des Hergebrachten in Recht und Pflicht von Regenten und Regierten, in Handel und Verkehr, in Wissen und Glauben, in Kunst und Gewerbfleiß, und nicht lange, so bedeckte sich der deutsche Boden mit den Gliedern gesprengter Ketten. Dieser Kampf ist noch lange nicht ausgefochten, und er hat kaum je lauter getobt als in der jüngst verflossenen Zeit. Auch er hat seine Märtyrer, seine Landwehr und seine Freiwilligen; Einer aber, der seit dem geschichtlichen Abschnitt des allgemeinen Friedens allen Schlachten und Gefechten, Belagerungen und Capitulationen dieses inneren Krieges beigewohnt hat, sey es auch als Noncombattant, oder gar nur als Zeitungsleser und Kannegießer, der muß zum wenigsten sechzig Jahre zählen. In einem Feldzuge, der von den Wechseln des Jahres und der Witterung unabhängig ist und weder Ofen noch Bett negirt, mag er immer noch zu Pferd oder zu Fuß dienen. Wer er aber sey, ob er dieser oder jener oder keiner Fahne folgt, ist er nur ein unterrichteter und etwas aufgeweckter Mann, so hat nur er oder der noch ältere eine lebendige Anschauung von dem Contrast zwischen den allgemeinen Zuständen vor dem Jahr 1814 und denen, die sich zwischen damals und heute ausgebildet. Einer, der auf die Welt gekommen ist, als diese Bewegung schon im vollen Flusse war, oder der kaum über die Zeit hinausblickt, als zu der Eisenbahn seiner Vaterstadt der erste Spatenstich erfolgte, mag meinetwegen in Geist und Wesen der Zeit vor fünfzig und mehr Jahren weit tiefer eingedrungen seyn als ich; aber über die Physiognomie derselben soll keiner mit mir streiten, der den Zopf nur vom Theater und der Maskerade kennt, oder doch nur aus der Zeit, wo derselbe auf der Straße so selten geworden war, wie Bären und Steinböcke in den Alpen.

Ich blicke aus der Welt, die mich heute umgibt, zurück in die meiner frühen Jugend. Bild um Bild, wie das wunderbare Spiel der verkettenden Einbildungskraft sie hervorruft, geht an mir vorüber, ernst und heiter, wehmüthig und spaßhaft, alle aber rosig angehaucht im herrlichen Nachgefühl jugendlicher ahnungsvoller Empfänglichkeit und Sinnlichkeit. Ich greife eines um das andere heraus, solche zunächst, die sich am bequemsten in Worte fassen lassen.

Noch im Jahr vor dem, in welchem die ersten Kriegsvölker einzogen, sah ich jenes andere Heer, das jährlich in düstern Haufen ohne Sang und Klang, mit

Stecken bewaffnet, durch die Stadt zog, ein Wahrzeichen damaligen Staatshaushalts: große Haufen von Bauern, gemeindeweise, mit ihren Jagdfahnen, ihre Förster an der Spitze, oft tagereisenweit herbeigetrieben, um im benachbarten großen Forst das Wild zu den Jagdfesten gnädiger Herrschaft einzutreiben. — Etwas früher saß auf dem Schlosse der Stadt ein Dutzend schwerer jugendlicher Verbrecher, angeklagt des Landesverraths, weil sie ein Complot gestiftet unter Landvolk und Handwerkern zur Auswanderung aus der geliebten Heimath, die ein französisches Vicekönigreich geworden, in ein freies Land jenseits des Oceans. Der Rheinbundfürst war Gefahr gelaufen, ein halbes Hundert Unterthanen einzubüßen. Ich sah die Unglücklichen in früher Morgendämmerung, jeden in einer besondern Kutsche mit zwei Gendarmen auf dem Bock und vier Pferden, ins Staatsgefängniß des Landes abführen.

In der Stadt — einem Hauptort des Landes — war nicht Eine Straßenlaterne und keine Ruthe Bürgersteig; bei Gewittern stürzten sich die Cascaden aus den vorgestreckten Dachrinnen rechts und links in die schmalen Gassen, und in zehn Jahren — darunter freilich sechs Kriegsjahre — ist meines Erinnerns nicht Ein neues Haus gebaut worden. Sonntags während des Gottesdienstes wurden die Stadtthore gesperrt, und es wollte an diesem Tage gar nicht neun Uhr schlagen, weil der Thürmer die Uhr anhielt, bis der Herr Frühprediger zum Kirchgang fertig war. Einer Weckuhr bedurfte ich nicht; mich weckte täglich das Kuhhorn, das die Heerde auf die Gemeindeweide rief, wo sie den Tag über blieb und Abends zur Stunde, wo die Spaziergänger ausrückten, wieder einzog und jenen in den schmalen Gassen mit den Schwänzen die Gesichter fächelte.

Wenn ich in den Ferien in die vier Meilen entfernte Residenz reiste, mit dem Postwagen, der dreimal wöchentlich abging, so verzögerte sich die Abfahrt, zu meiner unbeschreiblichen Ungeduld, durchschnittlich nur um eine kleine halbe Stunde, weil der Herr Bürgermeister oder die Frau Professorin, die sich hatten einschreiben lassen, auf sich warten ließen, und auf halbem Wege speisten die Passagiere eine Stunde lang zu Mittag. — Aus der Residenz erhielt man die zwei einzigen politischen Blätter des Landes, von denen das eine fünf, das andere viermal wöchentlich erschien, beide einen halben bis ganzen Bogen stark in klein Quart; noch dazu ein bedeutender Fortschritt gegen das Jahrzehnt vorher. Eines dieser Blätter besteht noch jetzt, und für den gewaltigen Aufschwung aller Verhältnisse bietet das damalige und das heutige Volumen, besonders aber der beiderseitige Antheil der Anzeigen den interessantesten Maßstab. Die Rede eines einzigen Deputirten über Judenemancipation oder Branntweinsteuer füllt jetzt mehr Raum als damals der officielle Bericht über die Leipziger Schlacht.

Noch sehe ich in den Händen meiner Mutter Fouqués Zauberring, Jakobis Woldemar, den Agathokles der Caroline Pichler — das war für den Geist, — und Zschokkes Stunden der Andacht — das war für das Herz. — Sie trug ein anliegendes, hochgegürtetes Kleid mit engen, kurzen Ermeln, lederne Handschuhe, die über den Ellbogen reichten, Ohrringe von $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und einen Tituskopf. — Mein Großvater hatte — was mir, dem Kind der nachrevolutionären Zeit, immer sehr merkwürdig war — keine Hosenträger an seinen kurzen Hosen (wie jetzt wieder die Turner) und knöpfte sein Hemd hinten im Nacken zu. Sein spanisches Rohr war so hoch wie ich im zwölften Jahre, und täglich wurden ihm die ailes de pigeon aufgezogen und der Zopf eingebunden vom Perrückenmacher, der jeden Morgen seine Stadt- oder Weltneuigkeit brachte. — Manche meiner Schulkameraden aus dem Bürgerstande trugen noch das kurze, lederne Beinkleid und schuhlange Zöpfe; mir selbst aber wurde das heiß ersehnte und lange vorenthaltene lange weite Beinkleid endlich zur toga virilis.

In unserer lateinischen Schule bestand der einzige Realunterricht in wöchentlich Einer Geographiestunde, in der wir uns, nach den allgemeinen Begriffen vom Universum und den vier Welttheilen, den dermaligen Territorialbestand von Europa und hauptsächlich die Eintheilung des engeren Vaterlandes in Departements, zu deutsch Landvogteien, einzuprägen hatten. Von der Geschichte des engeren und des weiten Vaterlandes haben wir nie ein Wort aus dem Munde des Rectors vernommen, der sich Morgens, so oft er oder der Künstler sich verspätet hatten, vor uns auf dem Katheder mit Puder frisiren ließ, wodurch er nothwendig schöner wurde als zuvor, aber in unsern Augen nur furchtbarer.

Unsere Welt war die Geschichte Griechenlands und Roms. In welchem wunderlichen Verhältniß in unsern Köpfen diese einmal zu den biblischen Geschichten alten und neuen Testaments und dann zu der Geschichte überhaupt stand, davon habe ich noch eine lebhafte Empfindung, die sich aber schwer mit Worten wiedergeben ließe, wenigstens nicht mit kurzen. Ich kann nur sagen, daß seltsamer und doch begreiflicherweise die Wunder bei der Gründung Roms uns weniger Scrupel machten als die Wunder der Evangelien. Was vor der Schlacht bei Actium oder der Niederlage des Varus und was seit der Schlacht von Marengo vorgefallen war, vermählte sich in unserer Einbildung in

höchst unpatriotischer Weise. Ueber Allem dazwischen lag tiefes, nur hin und wieder matt gelichtetes Dunkel.

Indessen hatte ich vor den annis discretionis Sophiens Reise von Memel nach Sachsen ganz, Schiller und Goethe großentheils gelesen. Es scheint mir bezeichnend, daß mich in Schiller nichts so sehr ergriff, als die Strophen, die Karl Moor zu der Laute singt:

„Sey willkommen, friedliches Gefilde!
Nimm den letzten aller Römer auf!" u. s. w.

und die ich mir unter Thränen vorsagte. Aber im Repertoire der Bande, die einmal im Sommer ihr Bretterhaus aufschlagen durfte, machte nichts so großen Eindruck auf mich als Kotzebues Kreuzfahrer. Damals betrat ich auch zum ersten und letztenmal die Bühne und rief in den „Hussiten vor Naumburg" im Gefolge des Viertelsmeisters: „Victoria, Sieg über die Hussiten!"

Was ich außer den Schulbüchern selbst besaß, beschränkte sich so ziemlich auf Lossius Bilderbibel, die sogenannte Augsburgische Naturgeschichte (diesem Buch verdanke ich ungemein viel), den Orbis pictus des Amos Comenius, Campes Robinson (ich besaß ihn deutsch und lateinisch), Goldsmiths Geschichten der Griechen und Römer und Schröckhs Weltgeschichte — aber ich machte lateinische Verse.

Genug! — Armer Junge! arme Stadt! Aber weder Junge noch Stadt waren äußerlich oder innerlich ärmer oder armseliger, als das ganze Element, in dem sie vegetirten. Beide können vielmehr ganz wohl als Durchschnittsexemplare damaliger Menschen und Dinge gelten. Das hatte bis dahin die Cultur aus deutschen Landstädten gemacht, und so wurden die Leute gebildet, deren Generation aber eben doch die historische Schicht geworden, in der der Baum der Cultur so erstaunlich rasch emporgeschossen ist.

Der Lebensweg führte mich frühe fern von der genannten Stadt; sie war mir fast fremd geworden, als ich sie vor einiger Zeit wiedersah. — Aeußerlich hatte ich mehr Veränderung erwartet und gefürchtet. Die alten Nester, in denen durch das Leben herauf mein Gedanke so oft in Sehnsucht und Wehmuth gebrütet, sie waren wohl alle weggefegt vom Besen einer Zeit, in der der Mensch bis jetzt vergeblich das Schönere sucht, nachdem ihm das, was ihm einst das Schöne gewesen, so oft zum Widersinnigen geworden! Aber nein, sie waren fast noch alle da, die engen, schmutzigen Gassen, die alten hölzernen Häuser, die sich mit den Giebeln in oft bedenklichen Winkeln vor einander verneigen. Wie es aber immer geht, der Brüteproceß der Einbildungskraft ging nicht halb so gut vor sich, da ich wieder vor den Nestern selbst stand, als wenn ich fünfzig Meilen davon war. Ich wußte es freilich, die Stadt war überhaupt nie ein Muster des Fortschritts, der nivellirenden Besserung; als ich aber tiefer in ihr heutiges Leben blickte, gab mir das, was in einem Menschenalter aus ihr geworden, um so besser das Mittelmaß dessen, was das Jahrhundert überhaupt aus sich gemacht, seit die Spieße der Kosaken an diesen düstern Häusern lehnten.

Indessen, auch der in die Augen fallende Wandel zum Besseren, Weiteren, Lichteren, zum Bequemen und Eleganten ist bedeutend genug. Ein ganzer neuer Stadttheil hat sich erhoben: vornehm armselige Häuser, deren ein ganzes Halbdutzend Balkone vorstreckt, wie der Bettler die Mütze, während, glaube ich, in der ganzen Stadt meiner Kindheit nicht Ein solcher Hausanhängsel zu finden war. Aus der Gemeindeweide ist Wiesgrund und Promenade geworden, aber trotz der jetzigen Stallfütterung sind in den Straßen die Düngergebirge vor den Hausthüren und die von denselben entspringenden braunen Flußsysteme ansehnlich geschmolzen. Ein Theil der Ringmauer ist niedergelegt und die Contrescarpe des Grabens mit lustigen kleinen Häusern besetzt. Die Thore werden Sonntags schon deßhalb nicht mehr gesperrt, weil sie gar nicht mehr da sind, ohne daß in der Qualität des lokalen Christenthums eine merkliche Veränderung zu spüren wäre. Abends strahlt die Stadt im Gaslicht, und in manchem Winkel ist es jetzt bei Nacht heller als zu meiner Zeit am hellen Tag.

Das wichtigste und in die Augen fallendste Wahrzeichen der neuen Zeit ist der Bahnhof, das stattliche Vomitorium, durch das die Stadt das bescheidene, aber immer wachsende Contingent von Menschen und Gütern, das sie zum Weltverkehr stellt, auswirft und anzieht. Wenn einst der dicke Professor auf seiner Reise in die Residenz den großen Meerschaumkopf wenigstens viermal füllte und dabei mit Zunder, Stahl und Stein schwerfällig hantirte, so zündet jetzt sein Sohn, mein Altersgenosse, auf dem Bahnhof mit dem eleganten Patentfeuerzeug die Cigarre an, die noch brennt, wenn er im Residenzbahnhof aussteigt, und macht ein Gesicht dazu, als wäre es von jeher nicht anders gewesen.

Indem ich mich, die Eindrücke meiner Kindheit in Kopf und Herzen, näher im Ort umsah, kam mir so ziemlich das vollständige Inventar der Errungenschaft der letzten Jahrzehnte vor Augen. All die nützlichen oder artigen Kunstgriffe, die das Leben erleichtern oder verschönern, all die großen und kleinen Erfindungen und Gedanken, welche die Herrschaft des Menschen über die Natur erweitern, oder, was eben

soviel werth ist, ihn die Herrschaft über sich selbst und damit die Freiheit lehren. En-tout-cas und Crinoline, Reibzündholz und Dampfmaschine, Klemmlorgnette und elektrischer Telegraph, photographische Visitenkarte und Programm zum Standbild des großen Mitbürgers, Liederkranz und Wahlversammlung — ich fand Alles theils in Originalwaare eingeführt, theils mit den lokalen Kräften wohl oder übel hergestellt. — Vereine aller Art, Gesang-, Musik-, Hülfs-, Spar-, Landbauvereine u. s. w. — Bürgergarde — höchst martialisch — die verjüngte Schützengilde mit praktischem Gewehr statt der alten kolossalen Standbüchsen mit Gucker und Schattenblech; Turngemeinde, Jugendwehr, Feuerwehr; — ein Museum, wo die Bürger täglich durch das Telescop zahlreicher Journale in die unendlich erweiterte und nahe gerückte und vermannigfachte Welt hinausblicken und spekuliren, und wo sie und das Frauenzimmer — in welcher Toilette, wenn ich an die Basen meiner Kindheit denke! — in wissenschaftlichen Vorträgen, in Concerten reisender Virtuosen, in den Vorträgen besuchender Hofschauspieler den Blüthenduft moderner Cultur schlürfen; — Schwurgericht, wechselnde Gemeinderäthe, Bürgerausschuß, Kämpfe um die städtischen und um die Landeswahlen, Versammlungen zur Berathung von Protesten und Petitionen; — eine Polizei, die sich zu den Vogelscheuchen meiner Kindheit verhält, wie der wohlgeschulte, alerte Schäferhund zum unnützen, bissigen, diebischen Köter; Staatsdiener, die durchaus keinen Grund mehr haben, unbescheiden und hochfahrend zu seyn, und über Allem eine Regierung, die sich gewöhnt hat, nichts zu wollen, was sie lassen muß, und zu thun, was sie nicht lassen kann.

Ich habe das Alles, und so viel mehr, an andern Orten gesehen, größer, energischer, ernster, wenigstens lärmender. Die gute Stadt, wenn sie zur verschütteten Mumie würde wie Pompeji, sie lieferte nicht die reichste Musterkarte unserer Cultur. Ich bin in alles das eingelebt, wie wir Alle; aber in den Mauern, in denen ich in einer so ganz andern Welt jung gewesen — als ich da all diese geistigen und leiblichen Güter an den Orten aufgehäuft sah, die damals so ganz andere Dinge, Menschen und Geister beherbergten, da ergriff mich tiefer als je der Eindruck dessen, was seit dem bei Leipzig errungenen Frieden aus der Welt und zunächst aus Deutschland geworden. In meiner Bewegung hatte ich kein Auge dafür, daß hie und da hinter dem goldigen Schein das unedle Metall sich breit macht, daß an manchen der schönen lachenden Früchte der dunkle Fleck die innere Fäulniß verkündet. Vor mir stand nur das Bild der großartigen Entwicklung, von der in meiner Schulzeit die Weisesten so wenig eine Ahnung hatten, als die Eingeborenen von Guanahani am Morgen des Tages, an dem Columbus an ihr Ufer sprang, vom Schicksal der neuen Welt.

Bei dem Verhältniß meiner Persönlichkeit zum Ort ist es natürlich, daß ein allgemeines äußeres Merkmal der Zeit mir hier auch weit mehr auffiel als anderswo, wo oft lange Zeit vergehen mag, bis dasselbe bei mir selbst oder mit andern zur Sprache kommt. Ich meine den Umstand, daß in der Periode, die meine Altersgenossen überblicken, die Unterschiede in Kleidung und Haltung, wodurch früher Standes- und Berufsclassen und Altersstufen sich bemerklich machten, immer mehr verschwunden sind und einem gewissen Durchschnittshabitus Platz gemacht haben, einem Niveau, zu dem sich die Spitzen der Gesellschaft herablassen, während die untern Schichten sich dazu emporrecken.

Als ich in die Schule ging, sonderten sich in der äußern Erscheinung der Handwerksgeselle und der sogenannte Familiensohn, der vornehmere Bürger und der Handwerker in der äußern Erscheinung weit schärfer von einander ab als heutzutag. Den Schuster unterschied man auf zwanzig Schritte vom Schneider, und der gnädige Herr und der höhere Staatsdiener hatten ohnehin ihr eigenes, weithin sichtbares Gepräge. Würde Einer auf einmal aus jener bunten Gesellschaft in die heutige, äußerlich so gleichförmige und einfärbige versetzt, er sähe sich eines guten Theils der Mittel beraubt, nach denen er die Qualität der Menschen zu messen gewöhnt war; es fehlte ihm die Uebung, die gegenwärtig so ziemlich Jeden befähigt, z. B. den Gewerbeschüler und den Hochschüler, den Handwerker und den Gelehrten nach andern, minder sinnenfälligen Merkmalen, als Stoff und Schnitt der Kleidung, mit einiger Sicherheit zu unterscheiden. Der Trieb und das Bedürfniß, im Verkehr mit der uniformirten Gesellschaft von der Qualität der Begegnenden einige Fühlung zu haben, entwickelt und schärft im heutigen Geschlecht die Beobachtungsgabe, die ja schon in den Kindern zu Tage tritt und am Ende angeboren wird, gerade wie der junge Hühnerhund die Anlage zu den Kunstgriffen der Jagd und die Lust dazu mit auf die Welt bringt.

Unwillkürlich sah ich mich in der Stadt nach den zahlreichen Straßenoriginalen um, deren grotesker Aufzug mir und meinen Kameraden zur täglichen Belustigung gedient; ich bedachte nicht, daß sie längst sammt und sonders ausgestorben seyn mußten. — In meiner Kindheit und ersten Jugend wurde das vorrevolutionäre System der Tracht vom nachrevolutionären allmählich vollends abgelöst, beide spielten aber auf den Leibern des Publikums noch vielfach in einander über. Fast ein

Jahrhundert hatte der Comet des Zopfs am Firmament der Cultur gestanden; jetzt, nach dem französischen Erdbeben, das er vielleicht angekündigt, neigte er sich rasch zum Untergang; der Kopf war bereits hinunter und nur noch die Schwanzspitze stand zitternd über dem Horizont. Der vornehme Mann trug längst nicht mehr den rothen oder überhaupt grellfarbigen Rock und die Galone war von allen Näthen verschwunden, während der Puder länger Widerstand leistete. Aber beim älteren Mann und beim steifen Spießbürger einerseits, andererseits beim Armen, an dem Sitte und Kleid länger haften und der letzteres oft vom Bemittelten überkommt, erhielten sich der große dreieckigte Hut, der Zopf mit oder ohne Puder und das kurze Beinkleid in ansehnlichen Resten, als bereits das lange enge Beinkleid mit dem übergreifenden Stiefel, der runde Hut und das verschnittene Haar gemeine Tracht geworden waren, und der Pantalon langsam von unten, von der Jugend herauf, eindrang. Und da sich nun jene alten Garderobestücke im Anzug der Individuen häufig mit modernen wunderlich disharmonisch mischten, entstand die Straßenmaskerade, die dem damaligen Leben eine komische Physiognomie gab, wie sie das jetzige in dieser Art nicht mehr haben kann, seit Eine Tracht fast die allgemeine geworden ist und, während vollends die Reste der Standestrachten verschwinden, immer mehr alle Alter und Classen gleichmäßig mit ihren Mißfarben überzieht: das äußere Wahrzeichen des Demokratismus, der in unsern Tagen durch alle neuen Thüren, welche die Cultur eröffnet, und durch alle alten, die sie einstößt, unaufhaltsam eindringt.

Dieser bedeutungsvolle Zug unserer Zeit tritt einem nirgends so deutlich vor Augen, als auf der Eisenbahn, die, wie sie Vornehm und Gering, den Plunder des Armen und die Schätze des Reichen in denselben Särgen durch die Länder rüttelt, selbst ein demokratisches Fuhrwerk ist und das mächtigste Mittel zur Abrollung und Gleichmachung der Menschen. Der Gewerbefreiheit ist ja die Freiheit des Vornehmseyns vorangegangen. In jener hat sich die allmählige Auflösung des alten Arbeitsbegriffs vollzogen, und sie bedurfte der gesetzlichen Besiegelung. Als aber die Auflösung der alten gesellschaftlichen Verfassung auf einen gewissen Punkt gediehen war, stand es Jedem von selbst frei, so vornehm zu seyn, als er, sey es durch Vermögen, oder Talent, oder Unverschämtheit, zu Stande bringen konnte. Seit es nun vollends guter Ton geworden ist, daß der Vornehme keinerlei, auch noch so kleine äußere Auszeichnung blicken läßt, ist überall, um auf dem Perron die Passagiere erster von vielen dritter Classe zu unterscheiden, sehr oft weder der Zoolog, wenn es erlaubt ist so zu sagen, noch der Schneider competent. Wenn aber Lavater die Physiognomik zu Zwecken der Menschenliebe lehren wollte, so weiß man heute, daß diese Kunst oder Wissenschaft nicht gelehrt zu werden braucht, weil sie jeder zu praktischeren Zwecken von selbst übt, wie die Bienen die Geometrie.

Die Ausebnung der äußern Unterschiede in Tracht, Haltung und Sitte tritt uns nicht leicht anschaulicher entgegen, als wenn zur Sommerszeit Nachmittags der Bahnzug ein paar Minuten anhält und dem Publikum Bier angeboten wird. Bier, das Jeder, wer er sey, wenn er es überhaupt genießen will, aus derselben Quelle zum selben Preise schöpfen muß, ist vorzugsweise das demokratische Getränk. Und wenn nun die Insassen aller Wagenclassen durcheinander wetteifernd nach den schäumenden Gläsern greifen, so ist dieß ein ächt modernes Bild, ein Auftritt, der im Leben vor der Befreiung Deutschlands schon darum nicht möglich war, weil die Stände gar nie Gelegenheit und Anlaß hatten, sich so Ellbogen an Ellbogen zu reiben.

Auf's lebhafteste beschäftigte mich die Jugend in den Straßen, die Bursche mit den Schulmappen, die gerade ein halbes Jahrhundert hinter mir zurück, oder vor mir voraus sind, wie man will. Siehe da, die jungen Bären, die wir damals waren — mit unsern schauerlichen Pelzmützen, wie sie jetzt kein Nachtwächter mehr trägt — wie glatt hat die Cultur sie abgeleckt, wie hübsch und sauber aufgeputzt! Wie anständig, in comfortabler Kleidung gehen schon die zehnjährigen jungen Herrn zur Schule, jeder seinen Regenschirm unter dem Arm, während es einst in meinem Kreise Aufsehen machte, als der Herr Pathe aus der Residenz in seinem Uebermuth mir zur Confirmation den ersten Regenschirm, himmelblau, aus Seide, verehrte. Der Fortschritt hat das Aeußere der lieben Jugend gar artig, fast parodisch, mit dem Comfort des reifen Alters ausgestattet. Wie schade, daß er nicht in gleichem Maße die kleinen Köpfe reich und elegant möbliren, den zarten Geistern den gefütterten Paletot anziehen, den Parapluie in die Hand geben, die Lorgnette in's Auge klemmen kann (ich habe zwölfjährige Bursche mit Lorgnette und Cigarre gesehen)! Das Naturgesetz verbietet es; wie kommt es nun, daß der Genius der Zeit, der so viele Naturgesetze begriffen hat und fest an ihre Unverbrüchlichkeit glaubt, nur in der Erziehung, also im Wesen des Menschen selbst, die Ordnung der Natur meint vergewaltigen zu können?

Als ich in den Häusern meiner Bekannten die Bücherbretter und den ganzen Lehrapparat der Schuljugend musterte, konnte ich ungefähr zum voraus wissen, was ich vorfinden würde; aber so nahe meiner alten

Schule, die sich jetzt zum Gymnasium emporgehoben und eine Realschule abgezweigt hatte, empfand ich auch hier lebhafter als je den Contrast zwischen damals und jetzt, zwischen dem knappen Besitzthum und Werkzeug meiner Kindheit und den Schätzen einer strotzenden Zeit, welche die Fülle der Erkenntniß rücksichtslos in alle Köpfe gießt, ob sie davon überlaufen und trüb werden oder nicht. Was man bei uns an Trichtern brauchte, außer dem lateinischen und dem griechischen, war nicht der Rede werth; jene faßten freilich um so mehr. Hier aber sehe ich ein ganzes Dutzend hängen, geographische, physikalische, naturgeschichtliche, mathematische und andere Trichter, und die klassischen sind zierlich klein geworden; und dazu populäre naturgeschichtliche Werke mit Bildern aus allen Naturreichen, so sprechend, daß eben der Kraft, die erzogen werden sollte, alle Arbeit erspart ist, der Einbildungskraft; Erdgloben, Reliefkarten zum selben vernünftigen Zweck; Atlanten, wie sie zu meiner Zeit kein König haben konnte; artige Naturaliensammlungen — keine selbstangelegten — u. s. w. Ich habe in den Händen eines dreizehnjährigen Jungen ein Mikroscop gesehen, und es verhielt sich an Kunstwerth, Kraft und Größe zum Spielzeug, durch das wir Flöhe und Mückenflügel betrachteten, wie ein gezogenes Festungsgeschütz zu unserem Herbstböller. Alles aber hat seine Zeit im physiologischen Fortgang der Menschennatur, das Feuerteufelmachen und das Zielschießen mit Bolzkugeln. Ein kindlicher Poet und Rhetor ist nicht halb so widersinnig, als ein kindischer Naturbetrachter oder Mathematiker, wenn seine Beschäftigung mehr ist und seyn soll als Spiel.

Lateinische Verse machen die Jungen nicht mehr. Wohl, sie sey mit so vielem Anderem preisgegeben, die wunderliche Mosaikarbeit mit den bunten Fragmenten des gradus ad Parnassum. Wenn nur nicht bei der vielerlei andern Sisyphusarbeit, die man ihnen auferlegt, am Ende noch weniger herauskäme, wie ja nicht nur Pädagogen vom alten Styl beklagen! — Wir armen Jungen mußten unser Bischen andere als klassische Bildung von den sogenannten unabgewischten Bänken auflesen, aus Obstgärten und Speisekammern zusammenstehlen. Die geistige und körperliche Gymnastik war dabei so viel werth als die Fourage, und beides, Uebung und Kost, gab gutes Blut und gesunden Nervensaft. Die offenen reichen Speiseschränke mit den hunderterlei eingemachten Früchten, die dazu dienen, theils die Jugend aufzufüttern, theils jeden launenhaften geistigen Appetit mühelos zu befriedigen, sie erzeugen die zahllosen schlaffen, gedunsenen, übersatten Seelen, die in mehr oder weniger eleganten Körpern unter den Kehrseiten und Gegenbildern des energischen, rastlosen Geistes dieser Zeit eine so große Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Meriko.

I.

Neu regt an,
Alt zeigt Bahn,
Wahr bleibt stahn.

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris begab ich mich Ende Septembers nach England. Die Zeit bis zur Abreise verstrich in kleinen Reisen auf der Insel, lehrreichen Beobachtungen und Vorbereitungen zu dem bald in's Werk zu setzenden Vorhaben der größeren Seereise. Die Bekanntschaft mit den Herren der k. k. Botschaft erwuchs zu mancher Annehmlichkeit in zweckdienlichen Verbindungen, und nachdem ich durch ihre Vermittlung als Mitglied des Travellerklubs die prachtvolle Reisebibliothek dieser merkwürdigen Gesellschaft durchgesehen und Rath und Aufschluß über mein Unternehmen eingeholt hatte, nahm ich meinen Platz als Kajütenpassagier nach Veracruz für 65 Pfund Sterling, Kost ohne Wein inbegriffen. Am 1. December 8½ Uhr Abends fuhr ich mit der Eisenbahn nach Southampton und des andern Tages verließ das Schiff der Royal-Mail-Steam-Company, „the Thames“ (450 Pferdekraft, Philipp Hart, Lieutenant in der königl. Marine, Schiffscommandeur) bei kaltem, trübem Wetter die englische Küste.

Wir waren 90 Passagiere, großentheils englische Kaufleute, einige Franzosen und sechs Deutsche — eine Gesellschaft, viel zu groß um „comfortabel“ zu reisen, da trotz der 7½ Schillinge, welche von der Company täglich für des Reisenden Beköstigung dem „Provider“ (Kostentrepreneur) bezahlt werden, die Geldmacherei alle Mittel

versucht und die Bedienung so Vieler unmöglich sorgfältig seyn kann. Klage ist unnütz, da erstens die Kapitäne im offenen Meere eine ganz andere Sprache führen als vor der Abfahrt, zweitens mit dem Provider meistens den Gewinn theilen. Die Getränke werden sehr theuer verkauft, obgleich die Weine an Bord keinen Eingangszoll bezahlt haben, und kein Mittelchen bleibt unversucht, die Passagiere zu deren Gebrauch zu nöthigen, von stark gepfefferten und gesalzenen Speisen bis zu der beständigen, eben so steifen als langweiligen, aber unausbleiblichen Einladung des Kapitäns, Arztes und der andern Schiffoffiziere und Passagiere, „to take a glass of wine with them," welche nicht füglich abgelehnt werden kann. Nun schickt wohl oft dem Eingeladenen der Einladende von seinem Weine, doch niemals eben besonders gerne; der Erstere muß also wohl oder übel seinen Namen auf die vom Provider gegebene Karte unter den verlangten Wein setzen.

Es darf nur auf dem Verdecke geraucht werden, englische Schiffsetiquette erfordert stets sorgfältigen Anzug zu den vier Schiffsmahlzeiten (Frühstück um 9 Uhr, Luncheon um 12 Uhr, Diner um 4 Uhr und Thee um 7 Uhr); stille Conversation, Heiligung des englischen Sonntags durch Enthaltung von Musik und Kartenspiel; bei Tische soll niemand von einer Speise nehmen, ohne entweder allen Nachbarn davon angeboten oder sie zerlegt zu haben; man sitzt so eng wie möglich, um thunlichst wenig Tische mit Speise und Dessert besetzen zu müssen. Um 10 Uhr Nachts müssen alle Lichter gelöscht seyn, und die Kajüte wird geschlossen.

Dieß Alles nun, verbunden mit mangelhafter Kenntniß der Sprache, Meerungewohnheit und sechswöchentlichem Zusammenwohnen mit 80—100 gelangweilten und meist langweiligen Geldleuten („money making people") macht selbst bei schönem Wetter allerlei Betrachtungen Raum über die Freuden einer Seereise auf Dampfern. Manche Zerstreuung auf Seglern, z. B. Beobachtung des schwierigen und gefährlichen Matrosenlebens, der Schiffsleitung, gespanntes Aufblicken zum Himmel zu jeder Stunde, Fischen rc. wird auf Dampfern entbehrt, denen weder Vögel noch Fische sich nähern; beim Landen werden die Boote des Schiffes nicht leicht den Passagieren, sondern den Schiffsoffizieren zur Verfügung gestellt und beim Weiterfahren keine Minute auf etwa Verspätete gewartet. So darf denn in aller Wahrheit gesagt werden, daß die Schnelligkeit der Dampfreisen, abgesehen von den mehr als doppelten Fahrpreisen, ziemlich theuer erkauft wird.

Indessen ist ein solches Wasseromnibusleben doch nicht ohne manches Interesse und auch vieles zu lernen, hat man sich einmal mit der englischen Schnellgeldnatur, ihrer einförmigen Phraseologie und dem mehr oder minder verkappten Nationaldünkel zurechtgesetzt. Aus gründlicher Erfahrung empfehle ich folgende Mittel: erstens schweigsames, kalt vornehmes Wesen, zweitens Zugreifen, ohne den verehrten Freund auf dem Woll- oder Geldsack zu fragen. Nirgends ist das „beati possidentes" wahrer als mit Engländern, und besonders auf dem Meere. Nordamerika's rührige Söhne sollen in all den genannten Tangenspunkten zwar noch ungefügiger seyn; ich lasse dieß dahin gestellt, spreche nur von meiner Erfahrung und habe daran vorerst genug. Doch gilt all dieß fast nur von der geldmachenden Kaste.

Nach diesen Bemerkungen über englisches Schiffsleben einer wichtigen Reiseerrungenschaft, um mit Britten auf dem Fuß begünstigter Nationen zu verkehren, gehe ich zur Reise selbst über.

Außer im Biskayischen Busen war das Meer bis zur Stunde der Ankunft in Veracruz nie eigentlich stürmisch. Schon nach vier Tagen zeigte sich ein merklicher Unterschied in der Temperatur, so verschieden gegen das naßkalte Wetter Englands wie die tiefdunkelblaue Farbe des atlantischen Meers gegen den graugrünen Kanal. Am Morgen des 9. Decembers zur vorausbestimmten Stunde sahen wir die kahlen, hohen Bergspitzen der Felseninsel Madeira und um 10 Uhr Morgens bestiegen wir die stets bereiten Pferde, um die sechs Stunden Aufenthalt zu einem kleinen Ausflug auf der Insel zu benützen.

Die Stadt Funchal liegt freundlich in einer tiefen Bucht, und ihre weißen Häuser blinken aus dem Laub der Orangenbäume einladend entgegen. Ich ritt nach der zwei Stunden entlegenen Kirche Nuestra Sennora de los Montes zwischen förmlichen Hecken von Heliotrop, Geranien und prachtvollen langglockigen Fuchsien, durch ein kleines Gehölz von langnadligen Kiefern, in deren Unterholz ich ebenfalls Geranien wahrnahm, nach dem schöngelegenen Punkte. Weit und reich ist die Aussicht auf Meer, Stadt und die nahe Insel Porto-Santo. Nach einem Besuch in einem Nonnenkloster, um Bilder und Blumen aus Papagaienfedern zum Andenken zu kaufen, ritt ich in ein Hotel, trank eine Flasche ächten Madeira, erhandelte noch einen hübschen Spazierstock aus Rebholz, den kategorischen Imperativ der römischen Soldaten, und begab mich nach einem kleinen Gang längs der Küste, um Muscheln aufzulesen, wieder auf den Dampfer.

Wer sich nun unter Madeira ein Eiland voll Fächerpalmen und Kokosbäumen dächte, mit Wogenbrandung an Korallenriffen und Hüttendächern aus Brodfruchtblättern, der ginge sehr irre. Die Insel steigt schroff und kahl (seit dem ungeheuren Waldbrand

bei der Entdeckung) aus der blauen Atlantis empor, in hundert kleine Schluchten sich spaltend, deren jede einen kleinen Bach hervorschickt. Die Gehänge sind meist viel zu steil zur Bepflanzung, man sieht also nur Buschwerk und Wiesengrün, und nur längs der Küste und da, wo die Bergwand etwas zurücktritt, erheben Orangen-, Feigen-, Granatapfelbäume ihr Laubdach und die feurige Weinrebe Madeira's spinnt acht Fuß über der Erde ihr horizontales Dach über den meist mit Küchengewächsen bepflanzten Boden. Die unmittelbare Umgebung Funchals ist reizend; zwischen niedlichen Villas schwindsüchtiger Engländer, Klöstern, kleinen Wäldern von Orangen und prachtvollen Blumengärten zieht sich der Weg längs einer tiefen Felsenschlucht nach den höheren Stellen des Gebirges, und großartig neu und großartig schön ist der Blick nach jeder Seite der Landschaft. Ich möchte diese einer sehr reichen süditalienischen vergleichen, denn noch fehlt der eigentlich tropische Charakter. Wer jemals vor kaum einer Woche im December England mit seinen enrhumirten Conversationen und orangefarbenen, Leib und Seele durchfröstelnden, in die regelmäßigsten Spleenformationen anschießenden Steinkohlennebeln verlassen hat, das Gesicht bis zur Nase in eine Wollenécharpe verhüllt, den dicken Waterproof-Mackintosh ordonnanzmäßig zugeknüpft, die Beine mit Leder, Tuch und Filz zum Kampfe gerüstet, wer ferner, so wie ich, eine tüchtige Londoner Erkältung im Leibe, den systematisch zehntägigen Verlauf dieser „Spécialité" von London mitgemacht hat, und dann nach sechs gut durchschlafenen Nächten ohne Seekrankheit, mit aller Bequemlichkeit in Madeira an's Land gestiegen, in Sommersonne, Sommerkleidung und Sommerhumor und sein „Puros de Habana" schmauchend von Nuestra Sennora de los Montes längs der Schlucht herabreiten durfte, der mag ein Wort mitsprechen von der Wollustseligkeit mancher Reisestunden.

Ich ritt also herab in dankbarer, weltumarmender Seelenfreude und konnte mich nicht enthalten, einmal um das andere meinen Gefährten ein: „what delightful a scenery, what a blessed spot!" zuzurufen. Das regelmäßige Echo aus den „Powerloom-Figuren" war aber: „Yes, of course, very pretty! Look on board! They got up their steam already! Go on, go on! Damn that wretched horse!" (Ja, wahrhaftig, recht hübsch! Aber sehen Sie, an Bord haben sie schon geheizt! Vorwärts! vorwärts! Der Teufel hole das lumpige Pferd!)

Um fünf Uhr Abends war die Post abgegeben, der Handel mit Obst, Gemüsen, Geflügel, Strohhüten, Stöcken, Blumen, allerlei Singvögeln u. s. w. beendet, den dreißig bis vierzig Barken rund um das Schiff betrieben hatten, und bei herrlichem Sonnenuntergang ward westwärts gesteuert in die bläuliche Ferne. Das erstemal überkam mich ein unheimliches Gefühl bei dem Gedanken, nun hineinzufahren in die unendliche See ohne Aussicht auf eine Handbreit Land zum Aussteigen vor der Küste der fernen Welt im Westen. Man ist so froh, dem unwirthbaren Ocean so viel aberobert zu haben, ein so schönes, heimliches Fleckchen Poetenboden! Aber was ficht das die Royal Mail Steam Company an? Will sie ohne Geldstrafe ihre 240,000 Pfund Sterling jährliche Entschädigung für die Meerpost beziehen, so muß die Zeit eingehalten seyn. So blieb denn nichts übrig, als mit Hülfe von Dollond ein „nudrirsi di memorie."

Kurz vor der Nacht begrüßten wir einen andern gewaltigen englischen Dampfer, der dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusteuerte, und als ich früh Morgens meine dunkle Vorkabine verlassend auf das Verdeck kam, da war es verschwunden, das schöne Eiland des Feuerölweins und der spitzkappigen Portugiesen. Der Landwind hatte aufgehört, und unser Schiff schnitt seine Furche durch das in 2—300 Fuß langen und 15—20 Fuß hohen, geräuschlosen Fluthen sich wiegende Meer. Es ist dieß ein Zeichen des weiten Oceans, während die Wellen der Binnenmeere kurz und stampfend zu seyn pflegen.

Einige Tage später kamen wir in einen sogenannten Swell, d. h. jene starke Bewegung des Meeres bei vollkommener Windstille, welche die Schiffer aus früheren Stürmen in andern Breiten erklären. Da ist nun das Schwanken sehr stark, besonders wenn die Wellen von der Seite kommen. Während wir bei Tische waren, schlugen einst durch die offenen Stückpforten vier oder fünf Cubikfuß Salzwasser auf unsere Tafel, Teller, Speisen, Flaschen, ja einige Gäste selbst mit gewaltigem Lärm zu Boden werfend; doch gab es weiter nur zu lachen, da eigentlicher Schaden nicht erfolgte. Die Hitze nahm mit jedem Tage zu; trotz des vom Verdeck herabhängenden Luftschlauchs war es in der Kabine, gefüllt mit 90 Passagieren und zehn bis zwölf Aufwärtern, drückend heiß, und eben so begannen die engen Schlafkabinen lästig zu werden, da Asseln, „Cockroaches" (der amerikanische große Schwabenkäfer), und andere westindische Insekten, durch die Wärme erweckt, aus Fugen und Spalten hervorkrochen.

Herrlich sind die Morgen bis zehn Uhr und die Abende von sechs Uhr bis in die mildleuchtende Sternenmitternacht. Kaum ist zwischen sechs ein halb und sieben Uhr in den hochgelben westindischen Abendtinten die Sonne untergegangen, so breitet nach kaum viertel-

stündiger Dämmerung die Tropennacht ihren Schleier über die Fluthen, und die Gestirne treten nach und nach hervor. Zurückgespiegelt vom Meere scheint ein anderer Himmel in endloser Wölbung unter dem Schiffe sich aufzuthun, das auf der Linie der Oberfläche zwischen den beiden Halbkugeln dahinzieht, wie auf dem Gleicher zwischen Nun und Ewig, mit rauschender, leuchtender, doch schnell verschwindender Furche des Durchgangs. Unendlich erhaben ist der Eindruck solcher Nächte, und viele Stunden saß ich am Bogspriet und sah in die prachtvolle phosphorescirende Furche des Kiels, wenn bei gutem Winde die grünfeurigen Wogenkämme wohl sechs bis acht Klafter weit von jeder Schiffseite sich überstürzend fortwälzten und die Lichtfunken, dicht hinter den Rädern aufspritzend, zu der breiten Schiffsfurche vereinigt, sich in leuchtender Schlangenwindung durch die dunkle Ebene dahinzogen. Oft stand ich auch neben dem Steuermann und blickte in die rauchgeschwärzten Segel des Schiffs, das wie ein ungeheurer, schwarzer Schwan dahin glitt, schnell und voll stolzer Kraft, und da, wenn oft der Log eilf Knoten in der Stunde aufwies, gelang es mir einzugehen in den englischen Cylinder-Olymp und in britisches Maschinen-Selbstgefühl.

Doch Ehre, wem und wo solche gebührt! Möglichste Reinlichkeit, genaue Ordnung, höchst anständiges und höfliches Benehmen der Mannschaft zeichnen diese Dampfer aus, und sehr würdig und erhebend wird Sonntags der Gottesdienst theils auf dem Verdeck, theils in der Cajüte begangen. Erst wird die Mannschaft verlesen, dann visitirt der Capitän mit dem ersten Offizier die Maschine und die untern Schiffsräume, worauf denn der Kaplan den Gottesdienst beginnt.

So gingen dreizehn Tage hin. Man bot allem auf zu geselliger Erheiterung; Steeplechases auf Stühlen über das Verdeck nebst Wetten, gymnastische Uebungen, Quadrille und Polka Abends bei gräulicher Matrosenmusik wurden versucht, aber nie kam es zu eigentlich heiterem Zusammenleben. Unterhaltung, wie wir Continentbewohner sie verstehen, ist wenigen Engländern verständlich, die bei Geschäften bekanntlich gleich wie zum Vergnügen, zu diesem aber wie zum Geschäfte sich anstellen, in einer Menge Formelwerk und stereotypen Phrasen „good breeding" zu finden und sich selbst über ihre Langeweile mit mehr oder weniger „that 's very pretty is n't it?" zu belügen glauben. Die Kunst der geselligen Sprache, die nimmt und gibt und errathen läßt, und wie die Biene von Blume zu Blume fliegt, nippend, nicht pumpend, ist wohl sieben Neunteln der Briten fremd. Selten sieht man sie herzlich lachen, und geschieht es einmal, so ist es wohl unter zehnmal achtmal über irgend einen derben „pun" (Wortspiel) oder im Spott über das Ausland. Sie sind übrigens so ehrlich, selbst ihre Langweiligkeit einzugestehen, und wissen, Männer sowohl als noch mehr Frauen, dem herzlich Dank, der sie zum Lachen bringt.

Nie verläßt sie der Geist der Wette. So wurde auch auf dem Schiffe eine Wette gemacht über die Stunde unserer Ankunft in Westindien, oder vielmehr eine Lotterie zu 24 Loosen für die 24 Stunden des Tages. Gewinner war zum Verdruß von männiglich der eifersüchtige, unwirsche englische Gatte einer sehr hübschen und dessen nicht eben gänzlich unbewußten Frau aus dem Stamme Israel. Am besten ging noch unter Gesang mancher Abend dahin. Ein junger Schotte besaß eine gute Stimme, ein richtiges Ohr und eine kleine Sammlung schwermüthiger schottischer und englischer Weisen, die er ganz gut und gefühlvoll vortrug. Da schaarten sich denn die Kinder Großbritanniens und lauschten und sangen wohl oft grundfalsch mit zum Entsetzen von uns Deutschen. Doch wenn am Schlusse Rule Britannia oder God save the Queen, oder der beliebte Rundchor „what's a sailor made of, made of, what 's a sailor made of" abgesungen wurde, da klang es recht voll und gut und aus den nüchternen, wohlfeilen Augen zuckte ein warmer Strahl von Nationalstolz.

Indessen, wenn wir auch, trotz gegenseitiger Besuche in unsern Kabinen und Durchkramen unserer Reisebibliothek, Necessaires und anderer Geräthschaften, in gründlicher Langerweile unsere Wandelbahnen um einander beschrieben, so gab es doch auch mitunter interessante Abwechslung in unserem einförmigen Schiffsleben. Ich rede nicht von den Lästerzungen, die schnell genug allerhand zu erzählen wußten von belauschter Nächstenliebe und begreiflich ein überaus dankbares Publikum fanden, sondern von wichtigeren Dingen. So fing z. B. sechs Tage nach Madeira mitten im Ocean unser Verdeck Feuer und brannte fast eine halbe Stunde lang, bis es endlich mühsam genug gelöscht wurde. Es war dieß eine unheimliche Stunde, und wenn ich auch nicht, wie einige unserer Damen, unmächtig wurde, so mag ich doch nicht ein nie empfundenes Gefühl von Schrecken in Abrede stellen. Einigen Trost im Fall von Unglück gewährten die vielen Schiffe, denen wir begegneten; eines Tags bekamen wir deren sechs zu Gesicht. Ein Schooner aus Salem in Nordamerika segelte kaum 200 Schritte an uns vorüber, so daß wir die Länge und Breite ihm zurufen konnten, um die er gebeten.

Endlich am 22. December Abends fünf Uhr zeigte

sich die niedere Küste von Barbados und um acht Uhr fiel der Anker in der von Haien wimmelnden Bucht von Bridgetown. Statt, wie manche unserer Passagiere, noch Abends an das Land zu gehen, um sich an Gefrorenem aus nordamerikanischem Eise zu erlaben, blieb ich auf dem Schiffe. Neu und originell war mir andern Morgens der Anblick der Küste. Die luftigen Kokospalmen längs dieser zeigen das Tropenland an. Nach einem frischen Meerbad in einem durch Korallenriffe vom hohen Meer getrennten Einschnitt eilte ich mit einem englischen Capitän eines westindischen Negerregiments zu Jamaika in die schöne und trefflich gebaute Kaserne des 71sten Regiments Hochländer.

Militärs sind überall zu Hause, und so ward auch mir die freundlichste Aufnahme bei den englischen Offizieren. Diese Herrn wohnen ganz comfortabel und genießen von ihrem Speisesaal einer herrlichen Aussicht über Insel und Rhede. Der Umgang mit englischen Offizieren ist leicht und angenehm. Meist Söhne adeliger oder sonst angesehener und reicher Familien, und somit durch Stellung und Stand befreit von der Sorge der Geldmacherei, vereinen sie mit ächt militärischer Umgangsleichtigkeit den Vorzug feineren Welttakts und einer fast immer gründlichen, oft glänzenden Bildung. Dabei sind Alle bemüht, sich möglichst durch die weiten Reisen zu unterrichten, die der beständige Garnisonswechsel englischer Regimenter mit sich bringt, und den diesem Volke angeborenen praktischen Sinn sieht man selbst in ihren Unterhaltungen und Mußestunden in irgend einer nützlichen Richtung. In jedem Offizierszimmer befinden sich Seekarten, anatomische Pferdstudien, meist selbstverfertigte Schiffsmodelle oder wenigstens eine sorglich bewahrte kleine Sammlung von Conchylien, Mineralien oder Pflanzen aus den verschiedenen Garnisonen in allen Theilen der Welt. Ebenso wenig fehlt das Bild der Königin und die Darstellung eines Steeplechase. Die Leichtigkeit des Transports gestattet den englischen Offizieren das Mitnehmen größerer Bagage; daher kommt, daß sie meist eine vollständige Zimmereinrichtung, elegant und zweckmäßig aus Messung zum Abschrauben vorgerichtet, aus England mitbringen. Zu dieser kommen nun als tropische Zugaben die Hängematte aus Sisal-Gras, feingeflochtene Rohrteppiche, das Moskitonetz und eine kleine Badvorrichtung; über dem Sopha, vor welchem die Haut irgend eines selbsterlegten Hirsches, Jaguars etc. liegt, erheben sich zu künstlicher Trophäe Hunde- und Pferdepeitschen, canadische Schneeschuhe, Pistolen, Dirke (schottische Dolche), die Schärpe, ein Lazó, ein neuer englischer Zaum und wo möglich ein Hairachen. Dieß Alles mit zwei oder zwölf Pinschern, einem Papagai und einem Affen bildet den Hausstand des englischen Offiziers. Besonders charakteristisch ist, daß äußerst selten in der Wohnung eines englischen Offiziers die sonst, besonders in Frankreich, so beliebten Darstellungen weiblicher Schönheit getroffen werden. Ebenso findet sich bei dem ächten Sohne des spiegelsparsamen Englands dieses so wichtige Toilettenstück meist nur in kleinem Format auf dem mit englischer Reinlichkeit eingerichteten Ankleidetischchen.

Die Kasernen der etwa 3000 Mann starken europäischer Truppen sind, wie bereits gedacht, schön und zweckmäßig auf einer Anhöhe erbaut, eine derselben fast ganz aus englischem Eisen; das wenige Holzwerk besteht aus canadischen Fichten. Die Mannschaftszimmer (barrack-rooms) haben meist die Länge des ganzen Gebäudes und sind nach beiden Seiten mit Fenstern zum Luftdurchzuge versehen; breite Säulengänge, getragen von eisernen Arkaden, laufen um jedes Stockwerk; die eisernen Betten sind für eine Person, die Zimmereinrichtung ist wie überall, nur bemerkte ich an der Kopfstelle jedes Mannes eine Bibel. Außer der sehr reichen Offiziersbibliothek, in welcher Zeitschriften in vier Sprachen auflagen, fand ich eine ebenfalls sehr gut gewählte und nicht unbedeutende Mannschaftsbibliothek historischer, geographischer und klassischer Werke, die sehr gebraucht schienen. Eine andere treffliche Einrichtung sind die zwei Regimentsschulen für Knaben und Mädchen der verheiratheten Mannschaft.

Nachdem ich mit Einigen der Offiziere die Kasernen und das Wachzimmer besehen hatte, vor dem ein großer Affe aus Sierra Leone, Toby, der Liebling des Regiments, angekettet lag, begaben wir uns auf den Platz vor der Kaserne, um die Bande zu hören. Angenehm schlugen einige Strauß'sche Walzer an mein Ohr, doch war die Bande, wenn auch besser als alle, die ich in Frankreich gehört, weder mit deutschen, noch besonders mit österreichischen zu vergleichen. Dann traten sechs Bergschotten in ihrer malerischen Tracht vor und ließen sich auf dem heimischen Dudelsack hören. Ihr Concert war nicht besser und nicht schlimmer als die Dudelsackmusik unserer Slovaken, doch in seiner Wirkung ebenso tief auf den Sohn der nordischen Berge wie auf den Bewohner der Tatra. Wer das Heimweh kennt, begreift, was in solchen schwermüthigen, eintönigen Weisen liegt, die alle Bergvölker vom Grampian bis in die Karpathen und Pyrenäen zu wilder, wortloser Träumerei berauschen.

Den Abend beschloß eine Whistpartie bei Hauptmann Wellesley (Neffe des eisernen Herzogs), der ausnahmsweise eine elegante Villa bewohnend mich andern Tages zu Tische bat. Ich erwähne dieser Tafel nur

darum, weil alle Gerüchte, von der Suppe bis zum Nachtisch und dem Gefrornen aus Nordamerika, England und Ostindien gekommen waren und im feinsten Johannisberger Cabinetswein das Wohl der österreichischen Armee getrunken wurde. Trotz der zwanzig Gäste wurde die Conversation in französischer Sprache geführt, und so kam ich bei meiner Danksagungsjungfernrede in keine Verlegenheit und war dessen froh, da die Engländer, selbst die Besterzogenen, gleich wie wir Deutsche, bei schlechter Aussprache der heimathlichen Laute sich des Lächelns nicht erwehren können und ich keineswegs neugierig war, bei solchem Anlaß die Heiterkeit des Hauses zu erregen.

Barbados ist die stärkstbevölkerte und bestbebaute britische Insel. Die Zahl der Weißen verschwindet gegen die farbige Bevölkerung. Trotz der bekannten Trägheit der Schwarzen zwingt ihre eigene Ueberzahl sie zur Arbeit. Nur hieraus erklärt sich der treffliche Anbau der Insel. Schöne, gutgehaltene Wege, eine seltene Wohlthat in tropischen Ländern, durchschneiden die Insel in allen Richtungen, das englische Element der Reinlichkeit und des Comforts, Grundzüge, welche sie, gleich den Römern, allen von ihnen beherrschten Völkern aufzuprägen wissen, gibt sich selbst in den halbdurchsichtigen Wohnungen Westindiens zu erkennen. Gesetzliche Ordnung und Sicherheit walten, und so ist denn Barbados bei seinem im Ganzen gesunden Klima und der geringen Menge giftiger oder schädlicher Thiere, ein angenehmer, interessanter, jedoch sehr kostspieliger Aufenthalt. Großes Vergnügen gewährte es mir, allein längs der schönen Meeresküste zu schlendern, die milde Luft einzuathmen, die prachtvollen Schmetterlinge und Colibris zu bewundern, die auf den Hunderten mir neuer schöner Blumen herumflatterten, und einige der bunten Muscheln zu sammeln, ein Genuß, erhöht durch den Gedanken an das Ende Decembers und die glücklich durchschnittenen 5000 Meilen, die zwischen mir und Europa, dem Winter und den angenehmen Offiziersvorlesungen in Kaiser-Ebersdorf lagen.

Endlich nach drei angenehm verlebten Tagen verließ unser Dampfer Abends die Insel, und schon des andern Morgens fuhren wir längs der Inselgruppe der Grenadillen nach der Insel Grenada, die mit ihren hohen und reichbewaldeten Bergen, steil aus der See sich hebend, an die savoyischen Ufer des Genfersees erinnern könnte, wenn nicht die hohen Schneehäupter des Hintergrundes fehlten und die längs dem Ufer laufenden Reihen eleganter Kokospalmen, jenseits welcher das helle Grün der Zuckerrohrpflanzungen bis zu einer gewissen Höhe der Berge hinanreicht, mit südlichem Saume das freundlich heimathliche Phantasiebild umkränzten.

Um zwölf Uhr lagen wir auf der Rhede der nicht ganz unbedeutenden Stadt Grenada, auf den beiden Abhängen einer in's Meer reichenden Felsenzunge erbaut, die ein starkes ehemaliges spanisches Schloß aus dem siebzehnten Jahrhundert krönt. Heimathlos steht hier eine gothische Kirche, deren Thürme jenen der Westminster-Abtei nachgeahmt sind. Bei starkem Regen ward auf den Dampfer „the Medway" übergeschifft und des andern Tages Abends hatten wir schon die Insel San Domingo (entdeckt 1492) dicht vor uns. Außerordentlich schön ist die tiefe und breite Bucht, in deren Hintergrunde die Negerstadt Jacmel liegt. Man denke sich nach schmaler Einfahrt einen herrlichen Landsee mit hohem und steilem, von Palmen- und Goyaven gekrönten Berggestade! Gleich nachdem die Post abgegeben war, fuhren wir weiter längs der üppigen, aber völlig unbewohnten Südküste dieses ehemals so blühenden und nun unter Negerherrschaft gänzlich verwahrlosten Eilandes. Unser Schiff zog einen ganzen Tag in höchstens 300 Klafter Entfernung vom Ufer dahin; es ist dieß bei dem herrlichen Himmel dieser Weltgegend und der Durchsichtigkeit der Atmosphäre ein ebenso großer Genuß als ein für die Conversation auf dem Schiffe wichtiges Ereigniß. Eine längere Fahrt auf dem Meere ist sicher eine gute Schule zur Erkenntniß des eigentlichen Werths der Charaktere. Man kommt sich gezwungen immer näher, die Anekdoten gehen aus, das scharfe Salzwasser wascht den Firniß ab von der Geselligkeitslarve, das liebe Ich tritt vor und mit ihm der Grundbau der Charaktere. Manche Anfangsgrößen verschwinden, spazieren einsam herum oder suchen neues Publikum; die anfangs Unscheinbaren gewinnen an Geltung und durchweg einigen sich verwandte Bildungen, erkennen sich die gutmüthigen Seelen. Dieß Alles zu beobachten ist nicht ohne Interesse, und täglich offenbaren sich neue schlagende Beweise der alten Wahrheit, daß es gut sey, im Umgang langsam und vorsichtsvoll aufzutreten. Auch niederere Potenzen finden in Anspruchlosigkeit ihre Würdigung, wenigstens die wortlose, aber aufrichtige, freilich nur allzuoft die späte Frucht der Erkenntniß, während der anmaßende Tonangeber meist die laute, glänzende und für den Augenblick nützlichere Anerkennung vorabschöpft. Nichts ist komischer, als zu beobachten, wie Manche, die acht Tage lang beständig zusammen waren, sich nun ausweichen oder mühsam freundlich sich unterhalten. Selten, zu Land wie zu Wasser, sind die Menschen, deren Geltung nach vierwöchentlichem engen Zusammenseyn noch gewinnen mag; nur die gediegene Güte des Wesens,

der goldene Grundkern der Seelen schmilzt nicht im Stechstrahl der allstündlichen Beobachtung.

Nach einem kleinen Nachtsturme (a squall), dem unser Dampfer keinen Knoten an Schnelligkeit abgab, sahen wir die schöne Insel Jamaika mit ihren glänzenden Kaffeepflanzungen sich vor uns erheben. Ein schwarzer Lootse kam an Bord, bat mich vertraulich um Cigarren und führte uns an vielen gefährlichen Sandbänken und Untiefen glücklich vorüber durch die schmale Einfahrt des Hafens von Kingston. Diese Stadt, hart am Meere liegend, ist bekannt wegen ihrer ungesunden und unerträglich heißen Luft. Dennoch wohnen hier an 20,000 Menschen, in meist hölzernen, einstockigen, laternenartigen Häusern, und in den ungepflasterten Straßen watet man durch tiefen Sand. Ich brachte den Abend im englischen Theater zu und hätte, nach dem eleganten weißen Publikum zu urtheilen, mich fast in einer Stadt Frankreichs geglaubt. Das Schauspiel selbst war wie in England, nämlich mittelmäßig.

Gleich andern Tags ging ich mit meinem Reisegefährten, Hauptmann Powell, in die eine kleine Stunde von der Stadt entlegene Kaserne des Negerregiments und machte dort die angenehme Bekanntschaft des Hauptmanns Dickson, an dem ich einen geistvollen, liebenswürdigen und schönen Mann von feinem Benehmen kennen lernte. Er hatte bereits eine Reise um die Erde gemacht, kannte sehr genau Paris, und so waren denn die Punkte zu guter Unterhaltung in Fülle vorhanden. Durch ihn dem Obersten, Bush, vorgestellt, ward ich zur Meß geladen und glänzend bewirthet. Die Conversation, wie zu Barbados, in französischer Sprache geführt, war leicht und belebt, und der Oberst, ein heiterer Lebemann, sagte mir unter anderem, er brauche nie eine Geographie, da seine Offiziere und Tischgenossen, etwa zwanzig an Zahl, fast schon in allen Ländern der Erde gewesen. Gewiß ein treffliches Element zu gediegener Unterhaltung bei Tafel, und mit stillem Neide gestand ich ihm diesen werthvollen, eigenthümlichen Vorzug englischer Offizierskreise zu.

Wie schon Chamisso richtig sagt, so gilt Engländern bei all ihrem praktischen Wesen die Londoner Mode als höchstes Naturgesetz. In Folge dessen wunderte ich mich nicht, daß wir auch zu Up Park Camp um sieben Uhr Abends zu Tische gingen. Die Tafel bestand fast nur aus schweren Fleischgerichten, die, in Eis geschlagen, aus Canada gekommen, oder aber in luftdichten Büchsen aus England gebracht waren, und Sherry und Madeira, und dem letzten Tage des Jahres zu Ehren auch Champagner und Rheinwein machten fleißig, besonders beim Dessert, die Runde. Nach englischer Etikette ward ich von sämmtlichen Herrn aufgefordert, ein Glas Wein mit ihnen zu nehmen; die Folge dieser Libationen und der nachkommenden Neujahrs-Punchbowle war denn, daß ich, trotz der löblichsten Vorsätze gefaßt in großem Uebelbefinden das Jahr zuvor zu Freiburg im Breisgau, abermals mit schwerem Haupte mich in die Hängematte meines Freundes Dickson um zwei Uhr niederlegte, und trotz des Schlachtgesangs von hunderten der ächtesten Moskitos in tiefen, doch nur zu kurzen Schlummer versank. Denn schon um sieben Uhr stand mein Hausherr, über arges Kopfweh klagend, vor mir und schlug als probates Mittel ein Bad in der gedeckten Schwimmschule des Regiments vor. Ungern folgte ich, doch trefflich war die Wirkung des Mittels, das die meisten der Gäste vom vorigen Abend sich gleichfalls zu administriren bemüht waren, und nach derbem Frühstück saßen wir um neun Uhr schon zu Pferde, um nach Newcastle zu reiten. So heißt nämlich die erst vor fünf Jahren auf dem St. Catherine's Peak erbaute Station der weißen Truppen, da aus den Sterbelisten sich erwies, daß die Regimenter auf siebzehn Mann Einen in der Niederung verloren, also mitten im Frieden zweimal so viel als in der Schlacht von Waterloo, während die Negersoldaten beinahe nichts von Krankheit zu leiden haben. Ich mag indessen für diese Behauptung, die ich zu Up Park Camp gehört, nicht eben verantwortlich einstehen.

Schön, aber wild ist der Weg. Erst reitet man fünf englische Meilen in staubigem, doch gut bebautem Flachland; dann plötzlich führt der Weg in ein enges, mit hohen Felswänden stellenweise umstarrtes Thal, das bald weiter, bald enger in stets kühneren Formen ansteigt. Auf schmalem Pfade reitet man zehn englische Meilen an 5—600 Fuß tiefen Abstürzen hin, stellenweise hart die Felswand streifend. Hinabsehen darf man nicht, das Auge wendet sich bange ab, und vermehrt wird noch das schwindliche Gefühl durch die großen und nicht scheuen Truthahngeier (turkey-buzzards), die im Vorüberrauschen fast an den Reiter streifen und die Tiefe des Luftmeers noch stärker veranschaulichen. Prachtvoll ist die Vegetation; Lignum vitae-Bäume, Kokos- und Dattelpalmen heben aus der Tiefe ihre Wipfel, und in besonders kolossalen Formen steigt eine Art Baumwollbaum (Bombax Ceyba) empor, behangen mit tausenden blühender Orchideen und Schlingpflanzen bis zum äußersten Ende der Aeste. Näher an Newcastle beginnen Kaffeepflanzungen längs der steilen Gehänge. Die Bäume, zehn bis zwölf Fuß hoch, und in Abständen von zwölf bis fünfzehn Fuß symmetrisch gepflanzt, sind mit ihrer weißen, glatten Rinde, dem tiefgrünen Glanzblatt und

der weißen Blüthe neben den reifen, rothen Bohnenbüscheln von äußerst elegantem Anblick.

Nach vier heißen Stunden kamen wir an und bestiegen nach einer kleinen Erfrischung im Meßhaus der Offiziere den etwa noch 1000 Fuß höheren Gipfel des Berges. Entzückend ist die Aussicht auf das Meer, die Bucht von Kingston, geschützt durch die lange Erdzunge, the palisades, auf die westindische Flottenhauptstation Port Royal, am Eingang der Bucht, die Gouvernementsstadt Spanish-Town, durch Eisenbahn mit Kingston verbunden, und besonders auf das bis an die Küste in origineller Formation mit unzählbaren, stets niedriger und schmäler werdenden Hügeln und Thälern, einem grünen gewässerten Bande ähnlich, verlaufende Gebirge. Auf diesem hochgelegenen Punkte fand ich und begrüßte mit freundlicher Erinnerung unsere heimische Erdbeere und weißen Klee, die, längs des Fußpfades blühend, mich an die Bergwälder Oesterreichs mahnten. Die Wolken, in dieser Höhe (7000 Fuß über dem Meere) beständig ziehend, hüllen plötzlich beim hellsten Sonnenschein den Berg in ihren feuchten Mantel, und so kömmt es, daß oft von einer Viertelstunde zur andern empfindlicher Temperaturwechsel eintritt und man der ungern mitgenommenen, aber in Tropenländern unerläßlichen Flanelljacke froh ist.

Die Offiziere bewohnen kleine hölzerne Häuser, mit netten Gärtchen umgeben, und beschäftigen sich, da zum Exerciren kein Raum ist, mit Unterricht und einzelner Abrichtung. In der Regenzeit ist oft wochenlang die Verbindung mit Kingston so gut wie abgebrochen. Es liegen in Newcastle etwa 800 Mann Engländer. An ihrer Ajustirung fiel mir hier, wie in Barbados, die vier Finger hohe Schnallenhalsbinde aus Lackleder auf, in welcher der Mann höchst unbequem sich befindet, und mit dem Halse gewissermaßen den ganzen Körper drehen muß. Sämmtliche größere Monturstücke sind hier, wie überhaupt in Westindien, aus Tuch, da die Erfahrung gelehrt hat, daß man sehr bald die Wärme der Wollkleidung ertragen lernt und dann durch solche gegen die oft stündlichen Temperaturwechsel dauernd geschützt ist. Die Gewehre hatten theilweise noch Steinschlösser, die Percussionirung wird nur langsam und nach und nach eingeführt. In der Uniform der Offiziere ist auf das Klima, d. h. auf die Wärme Westindiens Rücksicht genommen; sie gehen in weißen Beinkleidern und thun den Dienst in rothen Uniformspenzern.

Nachdem ich noch die recht gute Bande des Regiments gehört hatte, welche der Oberst auf dem Platze vor dem Meßhause spielen ließ, traten wir den Rückweg an, von tausenden von Feuerfliegen umschwärmt, und kamen, trotz eines eigenthümlichen Terrainhindernisses, den gefährlichen Pfad glücklich hinab. Ein betrunkener Neger lag nämlich quer über den Weg, und war ungeachtet des reichlichen, laut aufklatschenden Zusprechens seiner dunkeln Freundin nicht zum Aufstehen zu bringen, so daß wir absteigen und ihn wegschaffen mußten.

Interessant war folgenden Tages ein Gang durch die Kasernen des Negerregiments zu Up Park Camp und der Anblick zweier Compagnien, welche der Oberst zum Exerciren ausrücken ließ. Die Leute sehen in der rothen Uniform mit weißen Beinkleidern sehr gut aus, die Packung ist leicht und zweckmäßig, die Gewehre hatten noch Steinschlösser. Die Bewegungen gingen ziemlich gut, doch weder rasch noch rein nach österreichischen Begriffen. Mannschaft und Chargen bis zum Feldwebel sind geborene Afrikaner, schön gewachsene, schlanke Leute von 5′ 5″ — 6′ 4″ englischen Maßes, mit großen Händen und Füßen (im charakterischen Gegensatz mit den Indiern), sehr verschiedener Schädelbildung und Hautfarbe, welche außer dem innern Theil der Hände und Fußsohlen vom glänzendsten Schwarz bis in ein sehr tiefes Braun sich abschattet. Eben so ist trotz des unverkennbar durchgehenden Negertypus der Ausdruck der Gesichtszüge außerordentlich verschieden. Ich sah wahre Menschenfratzen und dann wieder verschmitzte, feine Physiognomien. Die Regimenter werden nämlich zum großen Theil aus den Negern der aufgebrachten Sklavenschiffe, zum Theil aber auch durch Werbung ergänzt.

Skizzen aus Newyork.

Es herrscht ein eigener Geist in den Straßen der Weltstadt Newyork. Der weitgereiste Europäer, der die größten See- und Handelsplätze der alten Welt besucht und das Treiben und Wirken in denselben mit den Augen des kundigen Forschers beobachtet hat, wird den neuen, seltsamen Eindrücken beim ersten Betreten der großen Handelsmetropole Nordamerikas erliegen.

Ueberrascht, verwirrt, ja beschämt schleicht der deutsche Einwanderer durch die bunt belebten Straßen, und flüchtet nicht selten in sein „Boardinghaus“ oder, wie ihm ein Schild mit heimathlichen Lettern verkündet, in einen der vielen deutschen Bierkeller, um dort bei deutschen Gebräuchen und gewohntem Gerstensafte die Besinnung wieder zu finden, die ungeahnten, kolossalen Eindrücke verdauen und mit dem Zollstabe der vaterländischen Zustände messen zu können. Aber selbst in dem sogenannten „deutschen Viertel“ der großen Stadt haben, neben den patriarchalischen Elementen deutscher Sitte, die amerikanischen Anschauungen Platz gegriffen, und wenn sich auch mancher verbannte Patriot durch die pomphaften Aushängeschilder „zum Robert Blum, Hambacher Schloß, Hotel Hecker“ u. s. w. zum Eintritt in die Speiseanstalten deutscher Vaterlandsliebe bestimmen läßt, so verlangt er dennoch, daß ihm das Frühstück nach amerikanischer Sitte servirt wird, und duldet nicht die früher gewohnte Bevormundung beim Einschenken gebrannter Getränke.

So betäubend der erste Eindruck der Stadt mit ihrem geschäftigen Treiben auf den Fremdling wirkt, so fremd und unbequem ihm die Sitten der Bevölkerung erscheinen, ebenso schnell drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es nothwendig sey, mit diesen Riesenwogen zu schwimmen, diesen Sitten, diesen Gebräuchen sich zu bequemen, wenigstens was das Aeußere betrifft, den praktischen Amerikaner anzuziehen. Wenn dieses auch der großen Menge schwer wird, wenn auch der schwäbische Bauer sich ungern von seinem Herkommen trennt, so vergehen doch selten nach der Landung drei Tage, ohne daß er das deutsche „Ja und Nein“ vergessen hat und mit dem Worte „well,“ als sey es ihm angeboren, um sich wirft. Schon der beißende Spott der an allen Straßenecken lungernden Müßiggänger, der sogenannten „loafer,“ einer berüchtigten Kaste von Menschen, welche selbst aus ihrer Unthätigkeit ein Geschäft zu machen wissen, und die den „Grünen“ auf zwanzig Schritt erkennen, wird jedem Fremden ein Sporn, den heimathlichen Menschen auszuziehen und in die Haut eines Bürgers der großen Republik zu schlüpfen.

Man begegnet in den breiten, von Schienensträngen durchschnittenen Straßen fast allen Nationalitäten der Welt. Der Chinese in seiner bizarren Tracht preist laut rufend seine Melonen und Ananasscheiben an; der Neger, der Mulatte schlendern, die Cigarre im Munde, sorglos durch das Gewühl, wartend, bis ihnen eine mühelose, gewinnbringende Arbeit angeboten wird. Indianertruppe, welche den halbcivilisirten — wohl gleichbedeutend mit verkommenen — Stämmen angehören, durchstreifen zu Fuß und in Wagen die Stadt. In ihrem Wesen liegt nichts von dem stoischen Gleichmuth, der edlen Würde, wie sie uns Cooper in seinen Romanen vorführt; in einem lächerlich geschmückten Anzuge suchen sie, gewöhnlich halb trunken, unter Schreien und Lärmen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, um dadurch ihre zudringlichen Betteleien ergiebiger zu machen.

Eisenbahnzüge, Omnibusse, Güterwagen, Equipagen von seltener Pracht rollen in ununterbrochener Reihenfolge auf und ab, und das eine Trottoir mit dem andern vertauschen zu wollen, ist mit steter Lebensgefahr verbunden. Die Größe der Schaufenster und die Mannigfaltigkeit und Pracht ihres Inhaltes blenden das Auge des Fremdlings, der leider dem Strome der Menge nachgeben muß und nur Sekunden lang vor ihnen verweilen kann. Die Geldwechsler pflegen Tausende in den verschiedensten Gold- und Silbermünzsorten in ihren Schaufenstern auszulegen, und nicht selten wird der Blick durch massive Goldklumpen, kleinen Felsstücken gleich, die unter mächtigen Glasglocken ruhen, gefesselt. Ja, wer die geschäftige Wallstraße passirt, kann kühn behaupten, ein fürstliches Vermögen in klingender Münze gesehen zu haben, denn Haus an Haus sind Wechsel- und Bankiergeschäfte, die sich gegenseitig überbieten in der Masse der zur Schau gestellten Geldvorräthe.

Wenn aber das Gewühl in den Hauptstraßen schon ein imponirendes genannt werden muß, wie staunt der Tourist erst, wenn er sich in das Gewoge auf dem Kai wagt! Die in den Strom — den majestätischen Hudson — zu Hunderten eingepfählten Docks erlauben den größten Seeschiffen, unmittelbar mit dem Lande in Verbindung zu treten, und drei bis vier unabsehbare

Reihen Schiffe, mit ihren bunt bewimpelten Masten, gewähren einen großartigen Anblick. Tausende von rüstigen Arbeitern und Matrosen sind beschäftigt, unter munterem Gesang, die weitbauchigen Schiffe zu entfrachten, oder riesige Ballen mit amerikanischen Produkten zur Weiterbeförderung nach fernen Landen wegzustauen. Große in den Masten aufgehängte Schilder melden dem Kaufmann und Reiselustigen, daß sich Gelegenheit nach Californien, Batavia, Hongkong u. s. w. findet. Von fünf zu fünf Minuten fahren Dampfer, die sich sowohl durch ihre Bauart (Hochdruckmaschinen), wie durch die Eleganz ihrer Kajüteneinrichtung vortheilhaft von unsern europäischen Flußdampfern unterscheiden, von den verschiedensten Punkten nach den gegenüberliegenden freundlichen Städten Brooklyn, Williamsburg, Hoboken, Jersey-City ab und der eilige Geschäftsmann braucht im schlimmsten Falle nur wenige Minuten auf die Ueberfahrt eines neuen Bootes zu warten. Großes Interesse gewähren die auf dem Kai erbauten geräumigen Markthallen, welche mit ihrem lebhaften Verkehr einem deutschen Jahrmarkte nicht unähnlich erscheinen. Bude an Bude reiht sich auf diesen überdachten Plätzen und die eßbaren Produkte aller Hemisphären reizen die Besucher zum fleißigen Einkauf.

Nicht nur genußreich, auch sehr belehrend wird für den aufmerksamen Beobachter das Schlendern durch die Straßen der Weltstadt, und manche dramatische Scene, manche heitere Posse, denen das Straßenpflaster als Bühne dient, gestatten einen Einblick in den seltsamen, oft bizarren Charakter der Bevölkerung. Ein merkwürdiges Volksbild wird in Folgendem nach eigener Anschauung zu skizziren versucht.

Gefesselt mit mächtigen Tauen und Ketten lag an einem der Docks im „North river“ die „Great Republic.“ Ganz Newyork blickte mit Stolz auf diesen Riesenbau; denn noch von keinem amerikanischen Werft war ein größeres, in seinen Proportionen gelungeneres Schiff vom Stapel gelaufen. Nordamerika, der würdigste Nebenbuhler Englands, wo es sich um die Herrschaft über die commercielle Welt handelt, Nordamerika hatte die Riesenidee eines Leviathan, die in England kaum zur Geburt gekommen, bereits verwirklicht; denn dazu bestimmt, nächstens im Angesicht Londons auf den Wellen der Themse sich zu schaukeln, sollte die „Great Republic“ dem Mutterlande Zeugniß ablegen von dem Genius und der Produktionskraft der Stammverwandten jenseits des Oceans.

Es war aber auch ein riesiges Werk, das die Nationaleitelkeit der reichen Newyorker Kaufmannschaft vor den staunenden Blick hingestellt hatte. Aus dem mächtigen Rumpfe des Schiffes, welches die doppelte Länge eines großen Dreideckers erreichte, stiegen gleich Cedern vier Masten hervor, deren segelumwickelte Raaen den Mastbäumen gewöhnlicher Schiffe wohl zu vergleichen waren. Dem nach Art der schnell segelnden Klipper scharf auf dem Kiel gebauten Schiffe konnten nur die westlichen Urwälder mit ihren hundertjährigen Riesenbäumen diese weit gewölbten Rippen, diese gigantischen Balken geliefert haben, welche, nach allen Regeln der weit vorgeschrittenen Schiffbaukunst zusammengefügt, ein ebenmäßiges Ganze bildeten, das befähigt schien, den heftigsten Stürmen siegreich zu trotzen.

Die Sonne eines kalten Decembertages war dem westlichen Horizonte nahe. In den Laderäumen und auf dem Deck des Schiffes trat Ruhe und Ordnung an die Stelle des geschäftigen Durcheinander während der Tageszeit; Ballen und Kisten hatten ihren festen Platz gefunden, das Tauwerk, in zierliche Rollen gelegt oder um die starken eisernen Dollen geschlungen, sperrte nicht ferner die Passage und der bereits aufgewundene Anker, die halbgelösten Segel deuteten auf eine baldige Abfahrt der Great Republic. Der kommende Tag sollte dieselbe auf dem Wege nach Europa finden. Passagiere und Matrosen hatten nochmals den Fuß an das Land gesetzt, um die letzten Augenblicke im Kreise der Familie, der Freunde zu verleben oder um von den Genüssen der großen Stadt in letzten langen Zügen einen längeren Abschied zu nehmen. Während lustige Tanzmusik, die schrille Hornpipe, der begeisternde Yankee-doodle das Schiffsvolk in die zahlreichen Hafenschenken lockte, wurde es auf den Kais allmählig still und einsam, und selbst die Schiffsjungen der Great Republic mußten sich verstohlen in die ihnen noch verbotenen Kneipen geschlichen haben, denn die nach duftigem Heu lüsternen gehörnten Vierfüßer, deren kastenähnliche Ställe den Raum zwischen den Hauptmasten füllten, ließen vergebens ihr dumpfes Brüllen hören und accompagnirten den pfeifenden Nordwestwind, der dichte Schneeflocken vor sich her trieb.

Geheimnißvoll aber regt es sich jetzt in dem weiten Bauche des menschenleeren Schiffes. Ein Knistern und Prasseln treibt sein unheimliches Wesen in den untern Räumen; dünne Rauchwölkchen dringen durch Ritzen und Luken, an Dichtigkeit mit jedem Augenblick zunehmend, ein heller, allmählig greller werdender Schein läßt die einzelnen Gegenstände auf dem Verdeck deutlich erkennen, bis endlich eine lange, spitze Flamme gierig durch eine offene Luke züngelt, wieder verschwindet, dann mächtiger wiederkehrt in Begleitung anderer, die den Schnee des Verdecks mit ihren feurigen Zungen lecken, an betheerten Tauen naschen und die behagende Speise mit glühendem Rachen verschlingen. Immer

dichter und dichter dringt der Rauch aus der sich vergrößernden Luke, immer mächtiger und wilder steigen die Feuersäulen und klettern lustig an den schlanken Masten empor.

Da endlich erschallt der langgedehnte, unheimliche Ruf „Feuer" durch die stille Nacht, und mit dem Verstummen des Jubels in den angrenzenden Schenken beginnen die Sturmglocken der nächsten Thürme ihr dröhnendes Lied zu heulen. Der Stolz Newyorks, die Great Republic, steht in Flammen.

In den durch zahlreiche Gasflammen taghell erleuchteten Straßen wogten, trotz der vorgerückten Nacht und des ungastlichen Wetters, geschäftige Menschenmassen auf und nieder. An den Straßenecken lungerten auch jetzt, wie am Tage, die erwachsenen Gamins Amerikas, die Loafer, und ihre Art, die Trottoirs durch stampfende Negertänze zu glätten, ihr unermüdliches Pfeifen der ohrzerreißenden Nationalhymne, des melodiearmen Yankee Doodle belehrte die schnell Vorübereilenden, daß die nächsten Branntweinschenken fleißig von ihnen gebrandschatzt worden waren.

Da heulten die Glocken mit dem Sturm um die Wette und der langgezogene, wir möchten sagen jauchzende Ruf: „Feuer! Feuer!" brachte neues, freudiges Leben unter die Pächter der Straßenecken. In flüchtiger Eile sah man sie nach allen Seiten auseinanderstieben, während das Geschäfte treibende Publikum, unbekümmert um den Feuerlärm, ruhig seine Wege fortsetzte, kaum sich erkundigend, in welchem Stadttheile das zerstörende Element seine Macht zu entfalten suche.

Die Loafer, die Quälgeister der „grünen" deutschen Einwanderer, der Schrecken der Liqueurschenken, das Ideal der Newyorker Schulknaben, bilden die unbesoldete, freiwillige Feuerwehr der großen Stadt, welche unabhängig von polizeilichen Anordnungen, mit dem vollkommensten und reichsten Löschmaterial versehen, sich zu den vorzüglichsten Instituten ihrer Art zu rechnen gewohnt ist. Jugendstrotzende Gesundheit, ein Muth, der leicht in Verwegenheit ausartet, sind die hervorragenden Eigenschaften eines Loafer und befähigen ihn, wenn er geborener Amerikaner oder so schamlos ist, sein Vaterland jenseits des Meeres zu verläugnen, einer Feuercompagnie einverleibt zu werden. Von der Bevölkerung als kühner Feuermann geachtet, von den Verwaltungsbehörden zu Wahlmanipulationen und politischen Agitationen besoldet, von der Polizei, die sich fast nur aus der Loaferkaste rekrutirt, als Kollege und Vertrauensmann behandelt, dünkt sich der Loafer der erste und freieste Bürger der Republik, und seine häufigen listigen Uebergriffe, seine Uebertretungen und offenbaren Verhöhnungen der bestehenden Gesetze finden selten Ankläger, noch seltener aber Strafe. Mit einem selbstgewählten Oberhaupte, eng verbunden durch geheime Statuten und mystische Zeichen, würden die Loafer einen mächtigen Einfluß auf alle öffentlichen Verhältnisse Newyorks ausüben, wenn nicht die Eifersucht und der Neid unter den einzelnen Feuercompagnien das gemeinsame Interesse abschwächte und das Alle umschlingende Band häufig gewaltsam zerrisse.

Nicht lange währt es und Spritze auf Spritze rasselt durch die Straßen dem Kai entgegen. Statt der Pferde spannen sich die jungen Männer selbst an die Deichseln, und ihnen auszuweichen ist selbstverständliche Pflicht jedes Fuhrwerks. Schon haben mehrere Spritzen ihren Standort gegenüber dem brennenden Schiffe eingenommen und senden in hohen, weiten Bogen mächtige Wasserstrahlen dem feindlichen Element entgegen. Da biegen aus zwei gegenüberliegenden Nebengassen in die nicht allzubreite Hauptstraße zwei Feuercompagnien. Jede will den Vorrang erzwingen, besonders da ein alter Zwist, der sich bis zum Haß gesteigert, zwischen ihnen besteht, so daß jeder Partei zur Ehrenpflicht wird, die Brandstätte zuerst zu erreichen.

„Raum gegeben für die Feuermänner der Duane-Street!" ruft mit lauter herrischer Stimme der Führer der aus der linken Seitenstraße hervorbrechenden Feuercompagnie. Ein höhnisches Gelächter ist die Antwort der Gegenpartei, die durch einen heftigen Zug an den Gespannseilen den Vortritt gewinnen will. Fast ist es ihr gelungen und schon schwenkt ihr Führer den schwarzen Feuerhut und läßt sein triumphirendes Hurrah erschallen, als ein markiger Griff nach seiner Brust ihn in die Mitte seiner stutzenden Kameraden zurückschleudert. Der Angreifer, eine sehnigte hochaufgeschossene Gestalt mit schwarzem verwildertem Bart und Haar steht mit geballten Fäusten und wuthblitzenden Augen seinen Gegnern gegenüber, während seine Genossen die zurückgebliebene Spritze herbeischleppen. Aber nun läuft die Feuercompagnie der „Divisions-Street" Gefahr übervortheilt zu werden. Ihr Führer hat sich ermannt, mit dem Rufe: „Was, Furcht vor dem schwarzen Charles!" stürzt er auf seinen herkulischen Gegner, der indessen auf die Deichsel seiner Spritze gestiegen ist und ihm mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme entgegendonnert: „Keinen Schritt weiter oder du bist ein Kind des Todes!" Geballte Fäuste und wildes Geschrei der Kameraden begleiten das diktatorische Haltgebot und kühlen gewissermaßen die Wuth des Gegners. Auch dieser springt seinerseits auf das Wagengestell seiner Spritze, und Blicke tiefen Hasses hinüberwerfend, brüllt er seinen Widersachern die Worte zu: „Ihr, als freie Amerikaner, solltet euch schämen, einem verdammten hergelaufenen „Dutchman"

als Führer zu gehorchen, und du diebischer Hund eines deutschen Bettlers, gib Platz für amerikanisches Vollblut!" Aber noch sind die höhnischen Worte kaum verhallt, so zuckt die Hand des angeblichen Deutschen in die Brusttasche, ein Blitz, ein Knall, und durch die Brust geschossen sinkt mit schwachem Schrei der Herausforderer in die Arme seiner Kameraden.

Einen Augenblick herrscht tiefe Stille; Bestürzung ob der schnellen That ihres Kapitäns hat die Feuerleute der Duane-Streetspritze ergriffen; die Gegner bemerken ihren Vortheil. Der jähe Tod ihres Führers fordert blutige Rache, er hat ihren Zorn zur dämonischen Wuth gesteigert, fünf, sechs Revolver zucken in ihren Händen, fünf, sechs Schüsse fallen, dem Schmerzensschrei der Getroffenen antwortet ihr wildes Hurrah, und vorüber rasseln sie, auf der Spritze den gefallenen Führer, während ihr donnerndes Siegesgebrüll vom rauschenden Beifall einer neugierigen Volksmenge begleitet wird.

Kein Feuermann, kein ächter Newyorker hat während dieser Katastrophe des brennenden Schiffes gedacht; zu anziehend ist der Kampf zweier Feuercompagnien, zu mächtig die Sympathie für diese oder jene Partei, um die Theilnahme an einem solchen Ereigniß einem brennenden Hause, einem in Flammen stehenden Schiffe zu opfern.

Reiche Nahrung an dem trockenen Holze, den betheerten Tauen findend, haben sich die Flammen, ungeachtet der sie zu spät überschüttenden Wasserstrahlen, in eine einzige Feuersäule vereint und weit oberhalb der hohen Maste lecken sie zu den Wolken auf. Milliarden brennender Theertropfen fallen, ein feuriger Regen, in den gleichsam flammenden Strom und lassen das Schlimmste für die benachbarten Schiffe und gefüllten Waarenhäuser fürchten. Die Great Republic, der Stolz Newyorks, ist nicht mehr zu retten. Mit wuchtigen Axtschlägen trennen einige beherzte Feuerleute die das Schiff fesselnden Taue, sprengen die eisernen Ketten, und rüstige Matrosen werfen sich in einige Nachen und bugsiren den flammenden Riesen mit kräftigen Ruderschlägen in die Mitte des Stroms, ihn dort seinem Schicksal überlassend.

Noch lange zehren die Flammen an Masten und Tauwerk, noch lange nagt und wühlt das nimmersatte Element in den Waarenballen und Effekten der Passagiere, bis ein feuriger Trichter, ein Zischen und Brausen des gleichsam kochenden Wassers, die plötzlich eintretende Finsterniß den Moment bezeichnen, wo die Wellen des Hudson der Great Republic ein kühles Grab bereitet haben.

Die Feuercompagnien ziehen heim; ihr Freuden- und Siegestaumel ist verrauscht, ihre Spritzen sind zu Leichenwagen, die Bemannung ist zu Leidtragenden geworden. Der blutige Flammenschein des brennenden Schiffes traf die brechenden Augen und leuchtete den Sterbenden in's Jenseits, die von ihren Kameraden, von der Bevölkerung der Stadt als Opfer ihrer Berufspflicht, als auf dem Schlachtfelde gefallene Helden betrauert werden. — Am Tage nach dem Brande las man im „Newyork Herald": „Den angestrengten Bemühungen unserer bewährten Löschmannschaft wollte es leider nicht gelingen, die Great Republic zu retten, obschon fünf Feuermänner den heldenmuthigen Opfertod starben. Ihre hochherzige Hingebung sichert ihre Namen vor Vergessenheit und gründet ihnen ein bleibendes Denkmal in den dankbaren Herzen der Bürgerschaft. Uebrigens war das Schiff für 400,000 Dollars versichert."

L. v. d. Böck.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Literarische Diebe. — Les diables noirs. — Die Autographen. — Musik.

Ein deutsches Theaterblatt sprach neulich von Sardous Lustspiele: „les battes de mouche;" deutsch wird es gegeben unter dem Titel: „der letzte Brief." Hätte es battes de mouche im Original gelautet, so hätte das Blatt vermuthlich pattes geschrieben und das Rechte getroffen. Der lapsus ist am Ende verzeihlich. Andere Blätter erlauben sich ganz andere Dinge, Theater- und belletristische und politische Blätter: sie drucken Originalbriefe nach und stecken

fremde Federn auf ihre Feuilletons, und geben sie für ihre eigenen aus. Namen nennen wir vorläufig nicht und lassen es bei dieser Verwarnung bewenden.

Sie werden sich entsinnen, daß vor einiger Zeit die Censur ein Stück von demselben Sardou untersagte; es hieß und heißt noch: „Les diables noirs.“ Ein Höllenlärm entstand über den Bann, der gegen die Teufel ausgesprochen worden. Es sey nicht mehr möglich, für die Bühne zu schreiben, schrieen die Journale; die Kunst schmachte in Fesseln; die bewährtesten Talente finden nicht Gnade vor der Allmacht der Censur, und nach und nach sinke die dramatische Literatur zum Niveau der alltäglichen Mittelmäßigkeit herab (die wohl in der Moral, aber nicht in der Theaterwelt, eine goldene ist), und dergl. Zu diesen Jeremiaden gesellten sich die Protectionen, die hübschen Frauen, die sich hier von jeher gerne mit literarischen Dingen befaßten, die sich meisterhaft auf die kleinen Verführungskünste verstehen und die Tugend in Person zum Falle brächten, wenn es ihnen in den Kopf käme. Genug, die Censur wurde besiegt und mußte das Fallgitter wieder aufziehen, hinter welchem die Teufelchen auf den Augenblick der Erlösung harrten. Mit andern Worten, das verbotene Stück wurde wirklich im Vaudevilletheater gegeben und macht volle Häuser; und das ist noch trauriger als das Stück selbst. Nie hat die Censur einen größeren Triumph gefeiert, als in dieser Niederlage.

Die Teufel, das sind die bösen Geister, die den Helden des Stücks vor der Zeit in den Hades stürzen. Held ist hier als Antiphrase gebraucht, wie Virgils „heiliger Hunger nach Gold.“ Gaston de Champlieu heißt der Wicht, den sich Sardou ausgesucht, um ihn recht con amore mit allen ersinnlichen Abscheulichkeiten herauszuputzen. Aus allen Lastern hat er gleichsam eine Schandkrone zusammengeflochten und sie ihm auf die jugendlichen blühenden Locken gesetzt. Schön muß der Teufel seyn, das ist die wahre Theorie des Bösen. Eine grauenvollere Gestalt wie diese hat noch nie ein Dichter gewagt dem Publikum vorzuführen, und das Publikum hat sie freundlich aufgenommen; das ist, wie gesagt, das Schlimmste bei der Sache. In den alten Melodramen des boulevard du crime, da wurde gemordet, geplündert und gesengt, gebrannt und vergiftet, aber der Mörder schlich im Dunkeln und trat unter der Maske des ehrlichen Mannes auf. Unser Gaston schreit über alle Dächer: „Ich bin ein Schurke!“ Er erzählt, wie er als Kind seine Amme gebissen, und wie er als Schuljunge seine Spielkameraden in's Wasser geworfen. „Ich spiele, ich saufe, ich stehle; ich bin eine Canaille (je suis ignoble).“ Im Théâtre français hätte das Publikum gelacht; nichts Drolligeres als das Verbild des Bösen. Im Vaudeville nahm man den Bramarbas beim Worte und glaubte einen Titanen vor sich zu haben, einen Lara oder sonst eine der Byronschen Karrikaturen des Carl Moor. Und die Marquise Jane, statt ihm die Thüre zu weisen nach solchem Glaubensbekenntnisse, verliebt sich in ihn; er belohnt ihre Liebe damit, daß er ihr einen Diamanten stiehlt, um seine Schulden zu bezahlen. Sie will sich um's Leben bringen und zündet ihre Bettvorhänge an; damit wäre aber das Stück aus. Seit dem langen Sterben der Camelliadame wollen alle Schauspielerinnen coram populo den Todeskampf kämpfen; hier dauert derselbe einen ganzen Akt hindurch. Schade für das schöne Talent der Schauspielerin. Und wissen Sie, worauf die Zuschauer stets am meisten versessen sind, und was sie kaum erwarten können? Die Scene, wo der Held den Diamanten stiehlt. Steht nicht die Censur vollkommen gerechtfertigt da? Aber die Theaterkasse füllt sich jeden Abend — und das Vaterland ist gerettet. Hoffen wir, daß die Theatercensur aufrecht erhalten werde; es ist des Skandals genug. Noch immer lieber den Racineschen Alexandriner und den goldenen Giftbecher der Tragödie; an ihrem Gifte ist noch Niemand zu Grunde gegangen.

Vorigen Sonntag erschien die erste Nummer einer neuen Zeitschrift, „die Autographen.“ Es wird allgemein angenommen, daß der individuelle Charakter des Menschen in den Schriftzügen sich abspiegle. Ich habe unter den gebotenen Facsimile's ein paar Zeilen Dupins gesehen, des ehemaligen Präsidenten der Nationalversammlung und jetzigen Generalprokurator am Cassationshofe; feste, scharf ausgeprägte und eng zusammengepreßte Lettern. Wer kennt aber nicht die Versatilität dieses Manns, der nie einer Partei angehört und stets zwischen allen Schattirungen hin und her geschwankt? Dagegen hat Mario, der schmelzende Tenor, der Liebling der Frauen, zierliche, feine Buchstaben und langhin sich dehnende Worte, wie zarte, langsam gezogene Cadenzen. Mario schreibt folgendes: „Man sagt mir, ich rauche zu viel. Es ist eine solche Aehnlichkeit zwischen einer Cigarre und einem Tenor, daß sie eine große Anziehungskraft für mich hat. Eine gute Cigarre ist eben so selten wie ein guter Tenor, und ziemlich theuer, und in ihrer kurzen Dauer lebt und stirbt sie, wie der Tenor, durch den Hauch der Brust; von beiden bleibt nicht viel mehr übrig als Rauch und allenfalls eine angenehme Rückerinnerung.“ Sinnig, doch etwas gesucht, wie die Concetti im Pastor fido. Die Franzosen machen nicht so viel Umstände. Herzog Broglie schreibt: „Mein Name ist nicht würdig in dieser Sammlung (einer früheren) zu erscheinen.“ Darunter schreibt George Sand: „Der meinige auch nicht;“ weiter unten „auch der meinige nicht. Eugene Sue.“ „Farceurs“ setzt Philippon, der Herausgeber des Journal amusant, darunter. Daneben steht: „O triple orgueil!“ unterzeichnet: Viennet. „Setzen wir: „Vierfacher“ und lassen wir's dabei bewenden,“ schreibt Paul Féval und macht der Comödie ein Ende. Ungern sehen wir in dieser Sammlung die Thronentsagungsakte Ludwig Philipps. Dagegen hat uns besonders die Schlußstelle eines Schreibens von Louis Napoleon — 1848 — angesprochen. Sie lautet: „Ist eine Revolution im Wahren, so bringt sie große Männer und große Dinge hervor; ist sie auf falschem Wege, so erzeugt sie nichts als Lärm und Thränen.“ Der kleine Prinz liefert drei mit der Feder gezeichnete Zuaven und

seinen in großen Zügen keck aufs Papier geworfenen Namen: Louis Napoleon.

Die erste Neuigkeit, womit die Saison beginnt, ist „la fiancée du roi de Garbes“ von Auber. Den Text hat Scribe nach einer ziemlich „lustigen“ Erzählung (conte) von Lafontaine construirt. Diese meist dem Boccaccio nachgebildeten Contes stehen aber nicht im Geruch der Heiligkeit. Auf dem Sterbebette wurde der arme Poet durch seinen Beichtvater geängstigt, der ihm befahl — unter Androhung ewiger Verdammniß — diese unsittliche Schrift verbrennen zu lassen. „Monsieur l'Abbé,“ fragte der Sterbende, „könnte man nicht eine Ausgabe derselben zum Besten der Armen veranstalten?“ Ich vermuthe, der Schalk hatte seinen Beichtvater zum Besten. — Im Théâtre lyrique wird Lara, von A. Maillard einstudirt. Maillard ist besonders durch seine komische Oper: „les dragons de Villars“ bekannt, die gleichfalls „lustig“ genug ist; in Deutschland wird sie unter dem Titel: „das Glöckchen des Eremiten“ gegeben. Der Name Lara klingt durchaus nicht lustig, wenn der Titel selbst nicht ebenfalls ein Spaß ist. — In der großen Oper ersteht nächstens Moïse wieder aus der Gruft der Cartons; im Augenblick, wo man eine große, fünfaktige Oper seines Rivalen einstudirt, muß dieses Zeichen von Aufmerksamkeit dem alten Rossini schmeicheln, der gegen Ruhm nicht so gleichgültig ist, als er den Leuten wohl weiß machen möchte. Mendelssohn (im zweiten Bande der Correspondenz) trifft mit Rossini in Frankfurt a. M. zusammen; er schildert ihn richtig, mit vieler Laune: doch war er hinsichtlich des Sebastian Bach im Irrthum. Rossini kennt diesen und hat ihn fleißig gelesen, und gehört zu seinen Bewunderern. Rossini ist überhaupt auf niemand eifersüchtig, aber er hechelt sie alle durch. Das nennt man bêcher, ein Ausdruck, der mir unbekannt war. Dagegen ist Meyerbeer bloß eifersüchtig auf sich selbst, wie Figaro sagt, oder le nain jaune, ich weiß es selbst nicht mehr; beide Blätter sehen sich ähnlich wie feindliche Brüder. Meyerbeer versäumt nie die Trojaner und lobt die Musik außerordentlich. „Le pauvre homme,“ sagt dasselbe Blatt, „il a le quatrième acte des Huguenots à se faire pardonner!“ Man spricht von einem Hamlet des H. A. Thomas; ich weiß aber nicht, für welches Theater die Oper bestimmt ist. Die Componisten haben eine Denkschrift an den Kaiser Napoleon gelangen lassen, worin sie ihm sagen: „Die Aufhebung der ausschließlichen Theaterprivilegien, die man der liberalsten Initiative verdankt, öffnet endlich dem Talente einen freien Spielraum u. s. w.“

Erwähnen wir schließlich eine Thatsache, die bezeichnend ist für die Geschichte der musikalischen Entwicklung. Das Verkaufsrecht nicht allein für Rossinis und Meyerbeers Werke, sondern für die komischen französischen Opern, wie dame blanche, Zampa und die Auberschen besseren Sachen ist von italienischen Häusern nachgesucht worden. Französische Schriften für Unterricht im Gesang und Panoskas Abcd vocal wurden in Italien eingeführt; eine Schülerin des letzteren, Mademoiselle Zanetti oder Ganetti, hat kürzlich mit Glück in der Pergola debütirt. Die Italiener können sagen, wie Voltaire einst von Rußland:

C'est du nord aujourd'hui que nous vient la lumière.

Genf, December.

Rückblick auf das Literaturjahr. — Ad. Pictets linguistische Paläontologie. — Betants Thucydides. — Porchats Uebersetzung von Goethes sämmtlichen Werken. — Eine französische Uebertragung von Redwitz's Amaranth. — Confessionelle Beziehungen. — Calvinus redivivus oder nicht? — Merle d'Aubigné. — Die jüngsten Publikationen G. Revilliods. — Die Holzschnittsammlung der Fickschen Officin.

Inter arma silent leges — et Musae, lautet der alte Spruch, und wenn ich in meinem letzten Brief den unerquicklichen Parteihader schilderte, der in Genf seit Jahr und Tag alle Volksschichten ergriffen und in feindlichen Lagern einander gegenübergestellt hat, so dürften Sie für einen literarischen Bericht wohl nur spärliche Ausbeute erwarten. Zeigt nun aber dennoch ein Rückblick auf das ablaufende Literaturjahr eine vielseitige Bewegung, so ist eine solche rege geistige Thätigkeit unter den obwaltenden, wenig tröstlichen Verhältnissen des politischen Lebens eine doppelt erfreuliche Erscheinung. Zwar müssen wir gleich im voraus bemerken, daß die eigentlich poetische Produktion sich nicht sehr fruchtbar erwiesen; auch schließen wir die dahin gehörenden Erscheinungen von unserem heutigen Brief aus, da wir der neueren Entwicklung der poetischen Literatur Genfs einmal eine besondere Betrachtung zugedacht haben. Hier haben wir es zunächst mit mehr wissenschaftlichen Leistungen von allgemeinem Interesse zu thun.

Man weiß, daß seit dem vorigen Jahrhundert statt der früher vielfach gepflegten humanistisch-philologischen Wissenschaften neben der Theologie besonders die Naturkunde und die sogenannten exakten Wissenschaften überhaupt

eifrige und hervorragende Jünger in Genf gefunden haben. Allein auch noch heute hat der Gelehrtenkreis dieser Stadt manche Zierde der Philologie und Alterthumskunde aufzuweisen. Zwei der bedeutendsten literarischen Erscheinungen des laufenden Jahrs gehören diesen Fächern an. Wir nennen zuerst das schon früher von uns erwähnte Werk Ad. Pictets: les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs, welches durch den im Frühjahr erschienenen zweiten Band seinen Abschluß erhalten hat. Der Verfasser hat sein Buch „essai de paléontologie linguistique" genannt und mit diesem, den Naturwissenschaften entlehnten Kunstausdruck seinen Standpunkt und seine Methode bezeichnet. Wie der Naturforscher aus den verschiedenen Erdschichten die versteinerten Ueberreste der organischen Schöpfung der Urwelt zusammensucht, um mit Hülfe der vergleichenden Anatomie aus einzelnen Knochen den Bau untergegangener Thiergeschlechter zu reconstruiren, so hat Ad. Pictet aus einzelnen Sprachtrümmern, die den verschiedenen Stämmen der indogermanischen Race gemeinsam sind, die Sprache, die religiösen Anschauungen, die Sitten, mit Einem Wort den gesammten Culturzustand der eigentlichen Stammrace, der Aryas, wiederherzustellen gesucht. Das Buch hat in der wissenschaftlichen Welt, besonders Frankreichs, großes Aufsehen erregt, die geistvolle und klare Methode, die Gründlichkeit und der Fleiß der Untersuchungen auf dem ebenso weitschichtigen als in einzelnen Theilen schwer zugänglichen Gebiet dieser Forschungen, endlich die überraschenden Ergebnisse, wie die classische Darstellung haben die wohlverdiente Anerkennung gefunden.

Das zweite hier zu nennende Werk ist eine Uebersetzung des Thucydides von dem durch verwandte Arbeiten bereits rühmlichst bekannten E. A. Betant, Direktor des Genfer Gymnasiums. Sie bildet einen Theil der von der Hachette'schen Buchhandlung in Paris veranstalteten Sammlung lateinischer und griechischer Schriftsteller in französischer Uebertragung. Der Betant'schen Arbeit hat ein Kritiker großes Lob gespendet, wenn er sagt, daß ein französischer Leser beim Anblick dieser leichten fließenden Sprache gewiß nicht daran denken könne, daß Thucydides ein schwieriger Schriftsteller sey. Doch nicht der Styl allein bildet die Vorzüge der Betant'schen Uebersetzung, auch die tiefere wissenschaftliche Aufgabe, namentlich in Auslegung zweifelhafter Stellen, ist mit der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn gelöst, welche man von dem Verfasser des Lexicon Thucydideum, das sogar die vollste Anerkennung eines so strengen Kritikers wie Fallmerayer gefunden, erwarten konnte. Wie dieser kennt auch Betant den classischen Boden aus eigener Anschauung; er verweilte bekanntlich einst als Sekretär des Präsidenten Grafen Capodistrias, dessen Briefwechsel der Genfer Gelehrte später herausgegeben hat, längere Jahre in Griechenland.

Da wir hier gerade von der Uebersetzungskunst sprechen, mögen hier noch zwei andere Uebertragungen genannt werden, welche, obschon einem sehr verschiedenen Gebiet angehörend und, nicht aus Genf hervorgegangen, dem engern Kreis unseres heutigen Berichts ferner stehend, doch für uns Deutsche ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Wir nennen zuerst die bei Hachette in Paris erschienene Uebersetzung von Goethe's sämmtlichen Werken durch A. Porchat aus Lausanne, durch welches Unternehmen zum erstenmale der gebildeten Welt französischer Zunge eine vollständige Uebertragung des Altmeisters deutscher Dichtung geboten wird. Wir haben selbst das Werk noch nicht genügend mit dem Original verglichen, um ein eigenes Urtheil aussprechen zu können; doch wollen wir constatiren, daß in der Presse bereits die günstigsten Stimmen darüber sich vernehmen ließen. Porchat, selbst Dichter und in Frankreich sehr geschätzter Schriftsteller, wurde wohl schon durch seine schweizerische Abkunft und die dadurch begründete Verwandtschaft mit dem innersten Wesen des deutschen Geisteslebens ganz besonders zu einer Interpretation des großen Dichtergenius geeignet, in welchem die kosmopolitische Universalität des deutschen Geistes ebensowohl wie dessen nationale eigenthümliche Bestimmtheit gipfeln und zum vollendetsten und schönsten Ausdruck gelangen. Der Uebersetzer hat zehn Jahre seines Lebens auf seine schwierige Aufgabe verwendet, womit er jene Bahn der gemeinsamen Culturinteressen betreten hat, auf der die Völkerverbrüderung und Völkersolidarität in der That noch ihre herrlichsten Triumphe zu feiern haben. Die Bibliothèque universelle wird, wie ich höre, demnächst wahrscheinlich aus der Feder eines der geachtetsten Lausanner Akademiker einen Artikel über das Porchat'sche Werk bringen, worauf wir seiner Zeit zurückzukommen gedenken.

Ein anderer deutscher Dichter, dem kürzlich an den rebenbekränzten Ufern des blauen Leman die Ehre einer französischen Uebertragung zu Theil wurde, ist Oskar v. Redwitz. Amaranth, par Oscar de Redwitz, trad. de l'allemand par A. de L. erschien schon vor mehreren Monaten bei R. Lesser in Lausanne. Eine warme Empfehlung des Buchs im Journal de Genève sagt darüber: „Mitten unter den Umwälzungen des Jahres 1848, welche Europa durchbebten und besonders die politische und sociale Verfassung Deutschlands bedrohten, ließ sich eine Stimme vernehmen, jugendlich süß und frisch, und dennoch stark genug, wie ein Hoffnungsklang, wie ein Ruf zu Frieden und Versöhnung: es war die Stimme eines jungen katholischen Edelmanns, Oskar v. Redwitz. Wäre es nicht ausgemacht, daß die Dichter kein Alter haben, man könnte sagen, daß er damals ein ganz junger Mann war, und nichts desto weniger beherrschte seine Stimme das Getümmel und Kriegsgeschrei, man hielt an, zu lauschen ... Sein Buch, eine Art religiösen Romans, ist ein Gedicht, dessen Ereignisse im Mittelalter, zur Zeit der Kreuzzüge spielen. Amaranth ist das Ideal der christlichen Frau, Walther das eines edeln und tapfern Ritters. Obwohl der Verfasser seine zweifache Fahne, die confessionelle und die politische, nicht verbirgt, erhebt er sich doch so sehr über die Parteien, daß er bei allen die wärmste und theilnehmendste Aufnahme gefunden hat ..." Wir brauchen deutsche Leser nicht auf den

Irrthum dieser letzteren Behauptung aufmerksam zu machen, läßt doch der Dichter in der zweiten Auflage seine Amaranth selbst sagen:

„Doch nicht nur Süßes künd' ich dir,
Auch Bittres ward mir viel bescheert;
. . . .
Gar manchmal ward ich aufgenommen,
Wo ich den Einlaß nicht begehrt;
Doch kaum von deinem Harfenstein
Das erste Lied ich ausgesungen,
Da wetzten sie zum Spott die Zungen,
Und stachen witzelnd auf mich ein" u. s. w.

Auch weiß man, wie Hr. v. Redwitz bei zwei der bekanntesten Kritiker, deren Ansichten sonst oft so weit auseinandergehen, bei R. Prutz und Jul. Schmidt, eine gleich herbe Beurtheilung gefunden und Idee und Tendenz seines Gedichts vom modernen philosophisch-sittlichen Standpunkt aus hart angegriffen gesehen. Eine andere Recension, die uns noch kürzlich einmal in die Hände fiel, nannte die Amaranth das Lieblingsbuch der Mädchenpensionen; und so wäre es ein sonderbares Zusammentreffen, daß diese Dichtung, deren zahlreiche poetische Schönheiten in der Form wie in der darin ausgeströmten Gemüthstiefe diese thatsächlichen Bemerkungen nicht berühren, gerade in der Metropole der schweizerischen Töchtererziehungsanstalten einen Uebersetzer (oder eine Uebersetzerin) gefunden hat. „Jusqu'à quel point cette oeuvre hors ligne réussira-t-elle chez nous, chez nos populations peu rêveuses? Il est difficile de le dire," fügt die Ankündigung im Journal de Genève bei. Allerdings möchten auch wir den Erfolg genauer kennen, denn es kann kaum größere Gegensätze geben als Redwitz'sche Romantik und die protestantische, auf die Realität gerichtete Weltanschauung der französischen Schweizer, bei denen Religion, Staat, Gesellschaft, Literatur und Kunst, kurz alle Interessen des geistigen, des öffentlichen wie des privaten Lebens immer in erster Linie unerbittlich vor dem kalten Verstandescalcul Revue zu passiren haben. Macht doch selbst der moderne Pietismus, der in Waadt, Neuenburg und Genf so ausgebreitete Wurzeln geschlagen hat, nur eine scheinbare Ausnahme, und seine eifrigsten Vertreter sind nichts weniger als tief gemüthliche, sondern der großen Mehrzahl nach sehr berechnende Leute, bei denen es uns immer vorkommt, als ob sie einer wahren moralischen tour de force bedürften, um ihren angeborenen Rationalismus mit der angenommenen Mystik und Orthodoxie zu vermitteln. Sicherlich ist und bleibt diese Verbindung zweier so verschiedener Elemente eine Mißheirath, bei welcher der eine oder der andere Theil zuversichtlich früher oder später auf Scheidung antragen wird. Bis dahin müssen die Künste der Verstellung oder ein unkritischer Dusel über die innere Unwahrheit, so gut oder so übel es geht, hinwegzuhelfen suchen.

Vorläufig freilich wollen die Priester, welche jenen neuen Bund eingesegnet haben, sich noch nicht gefangen geben, thun vielmehr, als ob ihnen das Reich noch für lange gesichert wäre. Damit rühren wir an eine der brennenden Tagesfragen, welche neben der politischen Bewegung Genf in den letzten Monaten vielfach beschäftigt hat. Es handelt sich um die Wiederbelebung altcalvinistischer Reminiscenzen durch eine Feier des dreihundertjährigen Todestages des französischen Reformators im nächsten Jahre. Von der Idee eines Nationalfestes scheinen die Anreger der Angelegenheit alsbald zurückgekommen, da sich dagegen von vornherein eine gewaltige Opposition erhob, welche vom historischen wie confessionellen Standpunkt aus mit guten Gründen zu Felde zog. Aber gefeiert sollte doch werden, und man dachte nun an die Stiftung irgend eines mit der Veranlassung im Zusammenhang stehenden Instituts. Man wollte ein der calvinistisch-religiösen Erbauung gewidmetes Lokal errichten, wie ein ähnliches Institut neben dem kirchlichen Gottesdienst in Genf bereits besteht, oder ein unter geistlicher Leitung stehendes Hospital gründen. Schon setzten sich die englischen Missionskreise in Bewegung mit Sammlungen; an 80,000 Franken sollen bereits von dort gezeichnet seyn. Allein es fragt sich, ob auch dieser Plan zur Ausführung kommt. So reduciren sich denn bis jetzt alle die genommenen Anläufe darauf, daß das Comité des evangelischen Bundes, dessen Generalversammlung vor zwei Jahren den kirchlichen Hader in Genf fast von neuem angefacht hätte, einen Concurs für die beste Jugendschrift über Leben und Werke Calvins eröffnet, welche mit dem allerdings höchst magern Preis von 500 Franken gekrönt werden soll. Dieses Ergebniß hat übrigens allzuviel von dem „parturiunt montes," als daß wir es für den wirklichen Schluß der Agitation halten könnten, obwohl es vielleicht so am besten wäre. Große Männer, die eine ganze Nation liebt, soll man auch im Tode ehren; aber man soll die Todten ruhen lassen, wenn sie den Haß unter den Lebenden wieder anfeuern können.

Ein Anderes ist es, Calvin zum Gegenstand einer thatsächlichen, unmittelbar in das Leben der Gegenwart eingreifenden Agitation machen, und damit das ganze Bild wilder Parteikämpfe, fanatischer Verfolgungssucht wieder heraufbeschwören, welches sich in der Geschichte Genfs an jenen Namen knüpft, und wieder ein Anderes, die geschichtliche Bedeutung des hierarchischen Helden der Genfer Reformation literarisch zu würdigen. Die Gestalt Calvins nimmt in der politischen, socialen und literarischen Geschichte der Republik eine zu hervorragende Stelle ein, als daß sie nicht auf literarischem Gebiet im anerkennenden wie im gegnerischen Sinne stets wieder in den Vordergrund treten sollte. Die Akten sind in dieser Richtung in der That noch lange nicht geschlossen. Literatur und Wissenschaft können sich natürlich nicht durch politische oder confessionelle Rücksichten binden lassen; auf geistigem Gebiet ist der Kampf berechtigt und soll nicht ruhen, bis der Wahrheit zu ihrem endlichen Sieg verholfen ist.

Wir haben hier zunächst ein Buch zu nennen, welches Calvin recht eigentlich zum Helden hat und bei gelegentlich

scheinbarer Unparteilichkeit doch nichts zur Apotheose desselben unterläßt. Es ist Merle d'Aubigné's Histoire de la Réformation en Europe au temps de Calvin, tom. I. et II.). Merle hat bereits einen so altbegründeten Ruf als populärer kirchengeschichtlicher Schriftsteller und ganz besonders in denjenigen Ländern, wo die confessionellen Fragen noch Modeartikel sind, wie in England und Nordamerika, daß ein jedes neue Buch dieses Verfassers eines lebhaften Echos in der Presse wie im Publikum im voraus versichert seyn kann. So hat denn auch die gegenwärtige Reformationsgeschichte, deren beiden ersten Bände die Reformation in Genf und Frankreich umfassen, in vielen confessionell gefärbten Organen eine fast überschwengliche Anerkennung gefunden. Das Werk bietet in der That dieselben Vorzüge, wie die früheren Bücher des Verfassers, welche alle von großen und umfassenden Kenntnissen, wie von vielem Geist zeugen, und anziehend und leicht faßlich geschrieben sind. Französische Kritiker rühmen besonders die spannende, dramatische Darstellung, den schwunghaften und lebendigen Styl; einem deutschen Ohr möchten freilich der tönenden Phrasen, der zugespitzten und berechneten Rhetorik, die denn doch gelegentlich rein deklamatorisch wird, etwas zu viel seyn. Was die historische Kritik anbetrifft, so besitzt gewiß der Verfasser geistige und materielle Mittel, Scharfsinn und Quellenkunde genug, sie zu üben; allein er steht auf zu ausgesprochenem confessionellen und dogmatischen Standpunkt, um nicht augenscheinlich mit allzugünstigem Vorurtheil für seinen Helden an die Arbeit gegangen zu seyn. Bei allem guten Schein fehlt es, wie gesagt, doch an jener Objektivität, wie sie die deutsche Wissenschaft vor allem verlangt. Das Buch ist und bleibt seinem innersten Wesen nach eine Parteischrift. In diesem Sinn hat sich auch bereits eine Kritik des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ ausgesprochen, welche bei Gelegenheit der deutschen Uebersetzung schon vor einigen Monaten erschien.

Zum Schluß haben wir noch einer literarischen Thätigkeit zu gedenken, welche, allem confessionellen und politischen Parteigetriebe fernstehend, von den Stürmen des Tages in ihrer fruchtbringenden Wirksamkeit nicht gestört wird, das Culturleben der französischen Schweiz nach vielen Seiten hin zu fördern. Wir haben schon früher * von den interessanten antiquarischen Publikationen gesprochen, welche die Fick'sche Buchdruckerei in genauester typographischer Nachahmung der Originale seit einer Reihe von Jahren veranstaltet hat. Es sind zum großen Theil literarische und historische Denkmäler aus der Genfer Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, die nach und nach eine kleine, sich immer mehr vervollständigende Bibliothek jener merkwürdigen Periode bilden. Der Herausgeber der meisten ist G. Revilliod, der seit mehreren Jahren in Dr. E. Fick, dem Sohn des gegenwärtigen Besitzers der Fick'schen Officin, einen ebenso kenntnißreichen, wie gewandten und geschmackvollen Mitarbeiter gefunden hat. Beide Schriftsteller redigiren gegenwärtig auch die Bibliothèque universelle, jene wichtige Zeitschrift, die nun seit mehr als sechs Decennien einen Spiegel des literarischen Lebens Genfs und der französischen Schweiz überhaupt abgibt. Ein lesenswerther Artikel des bereits genannten „Magazins für die Literatur des Auslandes“ hat kürzlich sich mit großer Anerkennung über die gegenwärtige Haltung dieser Revue ausgesprochen und namentlich auch die vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen derselben zu dem deutschen Geistesleben hervorgehoben. Indem wir uns eine eingehendere Geschichte der innern und äußern Schicksale der Bibliothèque universelle für eine andere Gelegenheit vorbehalten, sey hier nur noch erwähnt, daß die beiden Redactoren, denen man auch bereits verschiedene Uebersetzungen aus dem Deutschen verdankt, Deutschland aus eigener Anschauung kennen, indem G. Revilliod, einer altaristokratischen Genfer Familie angehörend, nach Vollendung seiner Erziehung ein Jahr in der preußischen Hauptstadt verlebt, Dr. Fick aber seine akademischen Studien auf den Universitäten zu Heidelberg und Berlin gemacht hat.

Doch kehren wir zu unserem heutigen Gegenstand zurück. Auch die jüngsten bei Fick erschienenen Publikationen Revilliods gehören wieder dem sechzehnten Jahrhundert, diesem Frühlingszeitalter der modernen Weltcultur, und zwei davon speciell der Genfer Geschichte an. Der erste historische Beitrag führt den Titel: „La guerre de Genève et sa delivrance fidellement faitte et composée par un Marchand demeurand en icelle.“ Das Buch enthält die Berichte eines Augenzeugen über die merkwürdigen Begebenheiten, deren Schauplatz Genf in den Jahren 1532—1534, also kurz vor der völligen und endgültigen Befreiung der Stadt von den savoyischen Vergewaltigungsversuchen und vor Einführung der Reformation und republikanischen Staatsordnung war. Der Verfasser, der sich selbst als Genfer Kaufmann zu erkennen gibt, war augenscheinlich ein Anhänger der neuen Ideen, ist aber übrigens völlig unbekannt. Ja selbst die Existenz seiner Schrift ist in Zweifel gezogen worden, obwohl sie in Senebiers Histoire littéraire de Genève und Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte als gedrucktes, freilich äußerst seltenes Werk bezeichnet wird. Erst neuerdings erhielt der Herausgeber durch den Professor G. v. Wyß in Zürich die Mittheilung, daß sich eine geschriebene Copie derselben in der nachgelassenen, auf der dortigen Bibliothek aufbewahrten Manuscriptensammlung des Bürgermeisters Leu († 1768), Verfassers eines seiner Zeit berühmten historisch-geographischen Lexikons der Schweiz vorfinde. Unsere Schrift ist nun ein wortgetreuer Abdruck dieses Manuscripts mit einer kurzen bibliographisch-historischen Einleitung Revilliods. Die kleine Chronik des Genfer Handelsherrn ist mit Lebhaftigkeit und Eifer geschrieben, wie es sich von einem Augenzeugen, der zugleich Parteimann ist, erwarten läßt; ohne gerade neue Thatsachen zu berichten, ist sie immer ein werthvoller Beitrag zur Geschichte jener merkwürdigen Periode des Genfer Unabhängigkeitskampfes.

* Vergl. Morgenblatt Nr. 3. Jahrgang 1862.

Die zweite der unter Leitung von Revilliod und Fick in letzter Zeit erschienenen Schriften ist ein getreuer Abdruck von J. Calvins Traité des reliques nach der Ausgabe von 1599. Diese vom Reformator in französischer Sprache geschriebene, für den weitesten Leserkreis bestimmte und volksthümlich gehaltene Abhandlung erschien zuerst 1543 in Genf; die Ausgabe von 1599 und also auch der Revilliod-Fick'sche Wiederabdruck ist um einige Traktate verwandten Inhalts, darunter ein Inventaire des reliques de Rome vermehrt worden. Das Buch ist von großer kritischer Schärfe und trifft das katholische Reliquienwesen mit den empfindlichsten Schlägen. Das culturgeschichtliche und antiquarische Interesse dieser Polemik, die uns Calvin von seiner glänzendsten schriftstellerischen Seite kennen lehrt und uns mitten in den lebhaftesten Kampf der Reformationszeit versetzt, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Wir kennen ein ziemlich selten gewordenes deutsches Büchlein, welches in der Masse polemisch-satirischer Schriften der deutschen Literatur jener Periode in vieler Hinsicht als ein Seitenstück zu dieser Arbeit des französischen Reformators genannt zu werden verdient, die „Hundert auserwählte, große, unverschempte, feiste, wohlgemeste, erstunkene, papistische Lügen u. s. w. durch M. Hieronimum Rauscher," wovon uns eine Ausgabe von 1564 vorliegt. Wie Calvin sich gegen die Reliquien, so wendet sich der deutsche Theolog hauptsächlich gegen manche Legenden der katholischen Kirche.

„Discours admirable de l'Art de la terre, de son utilité, des Esmaux et du Feu, par M. Bernard Palissy," lautet der Titel der dritten der kürzlich von G. Revilliod herausgegebenen Schriften. Der Verfasser ist den Kunstfreunden als einer der wackersten und vielseitigsten Künstler des sechzehnten Jahrhunderts wohlbekannt, dieses Zeitalters, welches bei allen Culturvölkern ein so reges, von neuem Geist durchdrungenes, nach neuen Formen ringendes Leben aufzuweisen hat. Man weiß, daß Bernard Palissy, in einem elenden Dorfe des Perigord von armen Eltern geboren, ursprünglich das Töpferhandwerk erlernte, dann aber, vom genialen Geiste getrieben, auf autodidaktischem Wege sich zu einem der vollkommensten Thonbildner und Glasmaler seiner Zeit ausbildete. Die vornehme Welt wurde nach und nach auf ihn aufmerksam und die KöniginMutter begünstigte ihn in jeder Weise, ernannte ihn auch zu ihrem inventeur en rustiques figulines. Er soll sogar einige Zeit Gouverneur der Tuilerien gewesen seyn. Dennoch entging er als eifriger Hugenott kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht. Später wurde er wegen seiner Religion in die Bastille geworfen, wo er den Besuch des Königs Heinrich III. erhielt, der ihn gleichwohl nicht befreien konnte. Die kleinen Thonarbeiten des Künstlers werden heute mit ungeheuern Preisen bezahlt. Weniger bekannt ist es in Deutschland, daß Palissy auch ein bedeutender Schriftsteller war.* Er schrieb über Ackerbau, Gartenkunst, Alchymie, Quellen- und Brunnengrabung, Mineralogie und die Kunst der Thonbildnerei. Eine erste Gesammtausgabe seiner Werke erschien schon 1636, spätere 1777 und 1844 zu Paris. Die ersten Einzelausgaben gehören zu den bibliographischen Seltenheiten. Das uns von G. Revilliod in getreuem Wiederabdruck gebotene Werk gehört dem eigentlichen Specialfach Palissy's, der Thonplastik, an und ist in Form eines Gesprächs zwischen Theorie und Praxis abgefaßt. Er selbst sagt von seinem Styl: „je ne suis ne grec, ne hebrieu, ne rhétoricien, ainsi un simple artisan bien pauvrement instruit aux lettres;" allein gerade in dieser ungekünstelten volksthümlichen Einfachheit liegen die größten Vorzüge seiner Schreibart. Kunst- und Literaturfreunde werden es Revilliod Dank wissen, daß er durch diese Ausgabe des merkwürdigen Buchs Palissy, der ihm mit Recht als ein Typus des „ouvrier homme de génie au seizième siècle" erscheint, in die bei Fick erschienene Sammlung eingeführt hat, in welcher bereits die Lebensgeschichten des zum Reformator St. Gallens gewordenen Sattlers Keßler und des einstigen Walliser Hirtenknaben Th. Platter, des spätern berühmten Buchdruckers zu Basel, Aufnahme gefunden haben.

Wir haben bereits in einem früheren Artikel erwähnt, daß die Fick'sche Druckerei, die direkte Nachfolgerin der berühmten de Tournes'schen Officin des sechzehnten Jahrhunderts, sich noch im Besitz einer beträchtlichen Anzahl alter geschnittener Holzplatten befindet, unter denen besonders die des sogenannten Petit-Bernard sich durch graziöse Ausführung, wie überhaupt durch künstlerischen Werth auszeichnen. Einzelne dieser Platten wurden bereits früher, 1855, in Gaulliers Typographie Genevoise wiederabgedruckt, wo sie das Interesse der Kenner in hohem Grade erregten. Die rastlos thätige Anstalt Ficks hat nun kürzlich eine vollständigere Sammlung dieser Kunstschätze unternommen und auf zwanzig Großfoliotafeln 190 dieser alten Holzschnitte zusammengestellt. Das Werk ist artistisch wie antiquarisch von gleich hohem Interesse, und wir bedauern nur, daß es, nur in 75 Exemplaren gedruckt und ausschließlich zur Vertheilung an Freunde bestimmt, auf einen engeren Kreis beschränkt bleiben wird. Die Reinheit der Abdrücke der Platten läßt nichts zu wünschen übrig. Besonders die Illustrationen Bernards zur Bibel und zu den Ovidischen Metamorphosen sind kleine Meisterwerke und verdienen ganz den Ruhm, welchen ihnen auch die deutsche Kunstgeschichte von Sandrart bis auf Kugler zuerkannt hat.

W. L.

* „Seine wenigen Schriften beziehen sich auf Quellen- und Brunnengrabung" ist z. B. Alles, was das Brockhaus'sche Conversationslexikon von Palissys literarischer Thätigkeit zu sagen weiß.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. 8. Januar 1864.

— Cash does't, and Cash alone;
Without Cash, Malthus tells you, take no brides!
So Cash rules Love the ruler, on his own
High ground, as virgin Cynthia sways the tides.

Byron.

Gedichte von Giuseppe Giusti,

deutsch von Paul Heyse.

Die Verlobung.

(1841.)

Ein Dithyrambus.

Erster Theil.

Diplome, alt' und neue, magst du fragen —
Der Strom des ächten Vollbluts ist versumpft.
Seitdem es Ritter gibt mit leerem Magen,
Wird Ahnenstolz von Geldstolz übertrumpft.
Doch neue Schneider, neue Trödler wagen
Credit zu geben, und die Börsenzunft
Vergoldet gern den schäb'gen Ahnensaal
Mit abgeschabtem Gold zum zweiten mal.

Anstand und Ehrgefühl? Daß Gott erbarme!
Zum höchsten gilt's, den Rang nicht zu beschmutzen.
Läßt ein Patricier zum Plebejerschwarme
Sich heut herab, aus Rücksicht auf den Nutzen,
Bequemt er sich mit stillem Grimm — der Arme! —
Wohl gar die Sippschaft seiner Frau zu dutzen,
Doch bleiben sich die Geister fremd wie je,
Und Herz und Hand vermählt man in Glacé!

Vor Kurzem bot nach neuestem Systeme
Ein Börsenmann die eigne Tochter aus.
Gern gibt er einem Junker, der sie nähme,
Den Raub an seiner Vetternschaft heraus.
Erlangt sein Kind nur Zutritt bei der Crème,
Flickt ihre Mitgift das verfallne Haus,
Und was am Väterchen die Leute tadeln,
Wird, wie er hofft, die noble Heirath adeln.

Die Tochter war ein kleines Ungeheuer,
Hochschultrig, ein Gesicht von schiefem Schnitt,
Nur Kinn und Nase, und ein Farbenfeuer,
Das mit dem Safran um die Palme stritt.
Doch Eine Schönheit macht sie Allen theuer:
Achthundertausend Scudi bringt sie mit.
Dem Zauber widersteht ein Junker schwerlich;
Er macht die Tochter schön, den Vater ehrlich.

Der Ehrenmann braucht nicht mit der Laterne
Herumzuspähn nach einem Schwiegersohne,
In dessen Prunkgemächern die moderne
Kahlmäuserei bei alter Hoffahrt wohne.
Ihm lächelte das Glück mit günst'gem Sterne,
Und vor dem Haus, drin aller Mädchen Krone
Des Freiers harrte, wimmelte die Straße
Von hochgebornen Bettlern reiner Race.

Von etwa Zwanzigen, die er gebucht
(Mit faulen Schulden auf demselben Blatte),
Trug endlich Einer heim die goldne Frucht,
Um die er lang genug gekrochen hatte.
In seinen Adern floß ein ausgesucht
Latinerblut, so rein, daß durch die glatte
Gepflegte Haut durchschien der edle Tropfen,
Und ihn der Leibarzt fühlt' im Pulse klopfen.

In Hast ward der Verlobungstag bestimmt,
Und seines künft'gen Eidams hohe Sippe
Lädt unser Geldmann, der in Wonne schwimmt,
Vollzählig ein. Nur bleibt noch Eine Klippe:
Die Vetternschaft der Braut. Er aber nimmt
Die Lustigsten beiseite, rümpft die Lippe
Und sagt: „Kommt, wenn ihr mögt. Natürlich: zwingen
Will ich euch nicht; Freiheit vor allen Dingen!"

Ein großes Getümmel
Ist Abends erschollen
Von Rossen und Wagen,
Wie unter dem Himmel
Mit Rollen und Grollen
Gewitter sich jagen.
Da strömten zusammen
Neugier'ge Gesichter,
Gelockt von dem Schalle,
Bestaunend die Flammen
Und schimmernden Lichter
Der Hochzeitshalle.

Zur Kette geschlossen
Erscheint unabsehlich
Das Heer der Carrossen.
Die Gassen unzählig
In engem Gedränge
Durchflutet die Menge,
Und zwischen dem Rufen
Geschäft'ger Lakaien,
Wo hell an den Stufen
Die Fackeln sich reihen,
Gesondert betraten
Die Vestibule
Die Aristokraten
Und die Crapüle.

Hier rümpfet das Näschen
Die Dame von Stande,
Dort trippelt ein Bäschen,
Ein Mühmchen vom Lande.
Und hüben der Ober-
Hoftafeldecker,
Und drüben ein grober
Pastetenbäcker.

Durch lange Zimmerfluchten,
Gemächer und Gemächlein,
Geschmückt mit ausgesuchten
Antiken Siebensächlein,
Durch Galaliveréen,
Die in Parade stehen,

Gelangt man in den riesigen
Festsaal, wo nichts gespart ist,
Das Fremde mit dem Hiesigen
Verschwenderisch gepaart ist,
Und roth' und violette
Tapeten um die Wette,

Mit dickem Gold durchwoben,
Die Augen dir verblenden.
Auch schöne Fresken, oben
Und ringsum an den Wänden,
Erzählen von dem Ruhme
Des Hausherrn durch die Blume.

Hier mußten sich vertragen
Die biblischen Geschichten
Mit alten Griechensagen,
Langweilig zu berichten;
Doch mögen die geduld'gen
Zuhörer mich entschuld'gen.

Denn der erboste Maler,
Schlecht auf den Herrn zu sprechen,
Der ihm ein karger Zahler,
Gedacht', um sich zu rächen,
Dem Knauser seine alten
Collegen vorzuhalten.

So seht ihr dort gefräßig
Den Erisichthon schmausen.
Die welke Haut — o Grausen! —
Bezeugt, wie unabläßig
Die Hungersqual gemehrt wird,
Der Fresser selbst verzehrt wird.

Ein wenig tiefer, schau,
Die brüderliche Gruppe!
Jakob verschachert schlau
Dem Esau eine Suppe.
Ein Sporn zur Bruderliebe
Für groß' und kleine Diebe.

Die Freske drüber handelt
Vom Scherz des Griechengotts,
Der sich in Gold verwandelt,
Um einzuschlüpfen — trotz
Der keuschen Schlüssellöcher —
In Danaë's Gemächer.

Daneben — welch Exempel! —
Liegt unter'm Volksgewimmel
Heliodor im Tempel.
Ein Ritter fuhr vom Himmel,
Die Räubergier zu zügeln
Mit gottgesandten Prügeln.

Und an der Decke droben
Seht ihr des Midas Buße,
Ein Werk, das Kenner loben.
Er steht vom Kopf zum Fuße
Im Golde voll Entsetzen,
Ein Bettler unter Schätzen.

Doch draußen schwankt, vom Winde
Bewegt, auf langen Stengeln
Das freche Rohr gelinde,
Und durch die Ebne schlängeln
Sich des Paktolus Wellen,
Die hoch von Golde schwellen.

Dem gegenüber kläglich
Ist Zions Fall zu schauen.
Wie jammern so beweglich
Die Kinder und die Frauen,
Wie bricht in Rauch und Flammen
Die Gottesstadt zusammen!

Ein grauenvolles Morden,
Und gierig allerenden
Sieht man die Römerhorden
Mit blutbespritzten Händen
Die Leichen selbst durchwühlen,
Den Durst nach Gold zu kühlen.

*

Die Braut, herausgeputzt
Auf's Allerbeste,
Begrüßt erröthend die
Verehrten Gäste.

Glückwünschend nähern sich
Der holden Kleinen,
Die aus dem Oberhaus
Und die Gemeinen.

Diese umarmen sie
Bis zum Erdrücken,
Jene verspotten sie
Hinter dem Rücken.

Sie muß für Jeglichen
Ein Wörtchen finden,
Muß im Gewühle sich
Drehen und winden.

Aber der Bräutigam
Lächelt gezwungen,
Erntet Satiren ein
Und Huldigungen;

Doch wie ein Grauthier
Unter den Säcken,
Beugt er den Ahnenstolz
Höheren Zwecken.

Geschnürt und aufgebläht,
Mit hochentflammter
Miene, genau wie ein
Steuerbeamter,

Steht unser Wucherer,
Grüßt die Verwandten,
Plaudert, ist witzig und
Spielt den Charmanten,

Tauschte vor Seligkeit
Nicht mit den Göttern.
Gegen die adligen
Tanten und Vettern

Fließt von Ergebenheit
Ueber die Lippe;
Kühler empfängt er die
Eigene Sippe.

Mitten im Tanzsaal
Ruft er mitunter:
„Tausend! da gehts ja
Drüber und drunter!

„Geschwinde, hörst du wohl?
Steh auf, Therese,
Räume den Sessel ein
Der Frau Marchese.

„Gosto und Gaspero,
Seyd nicht so träge!
Allons! Im Augenblick
Geht aus dem Wege!"

Und Jene treten sich
Blöd auf die Füße,
Und stottern feuerroth:
„Bitt' um Excüse!"

Aber die Gnädige
Lächelt: „Ei nun,
Wer immer müßig ist,
Braucht nicht zu ruhn.

„Ihr müßt den Feiertag
Besser benützen;
Nein, bitte, seyd so gut,
Bleibt ruhig sitzen!"

Gewandt entschlüpft sie so
Dem plumpen Schwarm,
Einen der adligen
Stutzer am Arm,

Um auf ein Polster sich
Drüben zu strecken,
Umringt von zierlichen
Modischen Gecken,

Die den barbarischen
Landesgeschmack
Civilisiren im
Englischen Frack.

Nur an die stehenden
Halbmenschen dort
Wendet vom Sessel aus
Gnädig ein Wort

Eine bankrotte
Frau Baronesse,
Die Demokratin ist
Aus Interesse. —

Der du, o Genius,
Zum Trotz der Neider
Gönnst akademische
Ehren dem Schneider,

An dessen Vorderhaupt
Die Schädellehre
Zeigt das erhabene
Organ der Scheere,

Schärfe dem Dichter den
Irrenden Blick,
Und mit der Brille der
Wahren Kritik

Zeichne den Abstand,
Wie ihn die Welt schafft,
Zwischen der guten und
Schlechten Gesellschaft.

Dort im verachteten
Plebejerhaufen,
Der in den Winkeln sich
Schüchtern verlaufen,

Siehst du verschwommene
Menschliche Formen,
Karyatidengleich,
Und mit enormen

Köpfen in struppigen
Zotten und Locken,
Hängende Bäuche mit
Großen Breloquen.

Sieh dort den würdigen
Kanzlisten glänzen
In seinem Bratenfrack
Mit Schwalbenschwänzen,

Welchen verstohlen die
Kerze betropft;
Dort, in den classischen
Anzug gepfropft,

Eine behäbige
Satte und glatte
Schildkröt' in mächtiger
Weißer Kravatte,

Neben dem Gimpel, der,
Steif in der Ecke,
Klebt an der Mauer und
Starrt nach der Decke.

Frauen und Jungfräulein
In Ballgewändern,
Wandelnde Läden von
Stoffen und Bändern,

Schleppen und Falbalas,
Seiden und Plüschen,
Federn und Marabouts,
Barben und Rüschen.

Aber genüber die
Hohe Noblesse
Glänzt in gesuchtester
Delikatesse.

Bescheidne Farben nur,
Frisirte Köpfe,
Zierliches Augenglas,
Blasse Geschöpfe;

Gestalten körperlos,
Die in den schlanken
Hüften gespensterhaft
Schweben und schwanken.

Höfisches Lächeln und
Fades Gesäusel,
Leeres französisches
Phrasengekräusel.

In Wort und Wendungen
Siehst du bei Allen
Nur die Beflissenheit:
Nicht aufzufallen.

Doch jetzt, in Scene geht
Der letzte Akt:
Der Herr Notarius
Liest den Contrakt.

Alle dem Range nach
Zeichnen ihn stumm,
Dann trägt die Dienerschaft
Das Eis herum.

Von Gold- und Silberzeug
Glänzen die Tische,
Prunksucht und Filzigkeit
Bunt im Gemische.

Die Damen spotten im
Nachhausefahren:
„Den Etikettenzwang
Konnte man sparen.

„Für dieses Bürgerpack,
Wahrhaftig, hätte
Vollkommen ausgereicht
Die Haustoilette.“

Und die Plebejischen,
Schwer überladen
Mit Thee und Zuckerwerk
Und Limonaden,

Müde vom stundenlang
Verhaltnen Gähnen,
Keuchen und seufzen sie
Zwischen den Zähnen:

„Endlich! o Jemine!
Nur rasch nach Haus!
So fest geschnürt zu seyn
Hält man nicht aus.

„So was ist schauderhaft!
Lieber in Ketten,
Als unter Adligen
Und in Corsetten!“

(Schluß folgt.)

Nach Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die aufgebrachten Schwarzen haben die Wahl in ihre Heimath zurückzukehren oder in englischen Dienst zu treten, was die meisten vorziehen, da sie den Weg in ihre Heimath nimmer zu finden wüßten. Oft brachten sie auf dem Marsch aus dem Innern zur Küste 4—5 Monate zu und müßten darum befürchten, entweder auf's Neue gefangen und verkauft zu werden, oder in anderer Art zu Grunde zu gehen. So kommt es denn, daß man in den drei englischen Negerregimentern (seit 1794 errichtet), ja oft in einem Regimente vierzig verschiedene Stämme und Negersprachen findet. Die Rekruten werden getauft, bekommen die verschiedensten Namen (Hannibal, Cäsar, Epaminondas, Xicotencatl, Franklin, Napoleon &c.) und sind nun auf 21 Jahre dienstpflichtig. Nach dieser Zeit können sie ihre Entlassung begehren und behalten nicht nur den vollen Sold der letzten Charge lebenslänglich, sondern auch noch einen Penny tägliche Zulage für jede Auszeichnungsborte am linken Arm.

Nach Aussage aller Officiere sind sie vollkommene Kinder, sehr leicht zu behandeln, meist mit ihrem Loose zufrieden, stolz auf die rothe Uniform, gutmüthig und anhänglich, tapfer und sehr brauchbar. Sie lernen ziemlich schnell den Dienst und die englische Sprache, bringen aber zu den Gewehrgriffen und Bewegungen die allen Negern eigenthümliche Lässigkeit mit, wie solche überall auch in ihrem Gange bemerkt wird. Charakteristische Züge sind ihre außerordentliche Reinlichkeit, Gesprächigkeit, Spielsucht und ihr Hang zu sinnlicher Liebe. Jeder Neger badet wenigstens einmal täglich, und immer sieht man sie in der Kaserne und bei ihren Betten mit Spiegeln, Kämmen oder dem Zahnholz in der Hand, wenn nicht eben mit Reinigung ihrer Armatur und Montur oder mit Buchstabiren beschäftigt, wozu in den Mannschaftszimmern viele Tabellen mit fingerlangen englischen Buchstaben aufgehängt sind. Sehr Wenige rauchen Tabak und die meisten sind bemüht, ihr weniges Barthaar auszuraufen. Unaufhörlich wird laut und schnell gesprochen. Der Oberst und die Officiere sagten mir, daß selbst beim Rapport und im Dienst die Einrede den Leuten gestattet werden muß. Schnell verhaßt ist der Officier, der sie nicht geduldig aushört; ist dieß aber geschehen, so fügen sie sich leicht dem Bescheid oder Befehl, der zu meinem nicht geringen Erstaunen fast die Form eines Vertrags zwischen Officier und Untergebenen anzunehmen schien. Es hatte sich, als ich beim Rapport zugegen war, um mehrere „Civil- und Criminalfragen“ gehandelt, die aber, im Grunde ziemlich unbedeutend, mehr aus Neckerei als eigentlich aus bösem Willen entstanden schienen.

Fast Alle lieben leidenschaftlich ein Spiel, das sie den Europäern (in ihrer Sprache „Buckroe's“ benannt, da sie unter sich die Unterscheidung von Engländern, Spaniern, Franzosen &c. niemals machen) nicht erklären können oder wollen. Zwei Brettchen von anderthalb Fuß Länge und sechs Zoll Breite, jedes mit zwanzig kleinen, runden Austiefungen, werden neben einander gelegt; die Spieler setzen sich daneben zur Erde (Stühle und Bänke werden nur im Nothfall gebraucht), jeder mit einer gewissen Anzahl Kugeln aus grünem Steine oder in deren Mangel mit großen hellrothen harten Beeren versehen; diese werden nun sehr gewandt von Austiefung zu Austiefung, ohne aus der Reihe zu fallen, verwechselt, und Jener scheint gewonnen zu haben, der am ersten sämmtliche Steine durchgebracht hat. Häufig entsteht Streit bei diesem Spiele, der aber selten ernst wird, da sie nur um die Ehre des Sieges spielen. Wie beim Schach erheben sich auch bei diesem Spiele Einige zu solcher Vollkommenheit, daß sie fast nie verlieren.

Viele Engländer zucken indeß bedenklich die Achseln, wenn von dieser stets zunehmenden schwarzen Bevölkerung die Rede ist, weisen auf das benachbarte Hayti, auf den seit 1836 (dem Jahr der englischen Neger-emancipation) von Tausend auf Hundert gefallenen Werth von Grund und Boden und der Häuser in allen englisch westindischen Colonien, mit Ausnahme des alleinigen Barbados (wo die dichte Bevölkerung auf kleinem Raum und die Unmöglichkeit des Wildlebens bei Nichtvorhandenseyn einer Handbreit unbebauten Bodens, auch den freien Neger zu Arbeit und socialer Unterordnung zwingen); sie nennen, nicht ohne Grund, die schwarze Race „the evil genius of America,“ und beklagen die Uebereilung der Regierung, welche ohne allen Uebergang noch Mittelstufen (wie z. B. Schollenhörigkeit, ohne darum Sache zu werden) auf Sklaverei, Mangel juristischer Persönlichkeit und engen Pflichthorizont die weite Sphäre vollster rechtlicher Befugniß

folgen ließ. Daraus entstand, wie begreiflich, bei dieser minder begabten Menschengattung Ueberschätzung der Rechte, Verkennen der Pflichten, Trotz und Weglaufen von der Arbeit, deren Verrichtung, obwohl verkürzt und erleichtert, nun für höheren Preis lässig und sorglos erfolgt, so daß, nach dem allgemeinen Geständniß, trotz 20 Millionen Pfd. Sterl. Entschädigung, die englischen Pflanzungen täglich mehr herabkommen, ja zum großen Nutzen der noch sklavenhaltenden Staaten eingehen.

Traurig ist bei alle dem zu beobachten, daß trotz aller Opfer und Verluste die schwarze Race nur Gleichstellung der Rechte gewonnen hat, aber dabei weder an eigentlichem Wohlstand noch irgend wie in wahrhaftiger geistiger Bildung vorgeschritten ist. Was nun auch von andern Seiten behauptet werden will, nach mehr oder weniger einseitigen, mit Vorsicht aufzunehmenden statistischen Angaben — eine Thatsache bleibt, und diese ist, daß die schwarze Race seit ältestem Gedenken keine Aenderung in ihrer intellektuellen wie typischen Physiognomie aufweisen kann. Wie man im Antikenkabinet zu Paris die in Frankreich gefundenen (vollkommen grünspanfreien) Bronzestatuetten von Negern wegen der scharfen Auffassung der charakteristischen Racemerkmale bewundert, wird man beim ersten Schritt auf amerikanischem Boden überrascht durch die Treue der Schilderungen vom Seyn und Thun dieses Volks, ja unangenehm überrascht, weil in den eigenen Gedanken über Menschenrecht und Bruderpflicht gewaltsam zum Stutzen gebracht. Man sieht, diese kindischen, immer schreienden und springenden, für den Augenblick lebenden und gutmüthigen Halbaffen — man kann kaum anders sagen — sind zur Stunde so, wie sie seit einem halben Jahrtausend geschildert werden. Von Stunde zu Stunde schmälert sich das philanthropische Interesse und die Abneigung gegen die Begriffe vom sogenannten Farbenadel. Ich maße mir nicht an, hier über eine Frage entscheiden zu wollen, welcher in Europa edle Menschen und bedeutende Fähigkeiten ihre Kräfte ohne Nebenzwecke geliehen haben; aber um so gewisser glaube ich, daß es allgemein anklingende Zeitworte, narkotische Zeitideen gibt, welche bei der vorhandenen Prädisposition der Geister ihren Weg unaufhaltsam zu machen bestimmt scheinen. Man sieht nicht undeutlich in Amerika, daß nicht Alles, was in Europa wahr ist oder wahr scheint, in andern Erdlagen, Wärme- und Kälteverhältnissen wahr seyn muß.

Was den Sklavenhandel betrifft, so geht derselbe noch immer fort, großentheils unter portugiesischer Flagge, oft von Nordamerikanern und mit größerer Grausamkeit als je betrieben. Ich lernte in Habana einen neuavancirten englischen Postkapitän kennen, welcher sechs Jahre an der afrikanischen Küste gekreuzt und nicht weniger als siebzehn Sklavenschiffe aufgebracht hatte. Durch diese authentische Quelle erfuhr ich denn, daß noch immer jährlich 2—3000 Negersklaven aufgebracht werden, welche, statt wie früher, zu 200, nun zu 600 Köpfen in den Schiffsraum gepreßt, oft viele Wochen lang an verborgenen Stellen der Küste eingeschifft liegen müssen, bis die Entfernung des Kreuzers dem Kapitän gestattet, in See zu stechen. Capitän Broadhead versicherte mich, es sey beinahe unmöglich, den Sklavenhandel zu verhindern, da diese Menschenausfuhr bis in die fernsten Länder des innern Afrika das Haupteinkommen der vielen dortigen Könige bilde, welche, in beständigem Kriege lebend, das Unrecht des Verkaufs der Gefangenen oder selbst ihrer zahlreichen Unterthanen nicht einsehen wollen, und andererseits der Gewinn bei diesem Handel viel zu lockend sey. Der Sklave wird durchschnittlich für 10 Pfd. Sterl., in Geld und Waaren zahlbar, in Afrika gekauft und für 120—200 Pfund in Amerika verkauft. So kommt es, daß noch immer guter Gewinn bleibt, wenn nur von fünf Sklavenladungen Eine durchkommt. Von jedem aufgebrachten Sklaven entfallen 5 Pfd. Sterl., vom Händler zahlbar, für Kapitän und Mannschaft des Kreuzers; doch ist diese Belohnung sauer erworben, da nach den Berichten solches mehrjähriges Kreuzen vor der Küste zu den widerwärtigsten Pflichten des Seedienstes gehört.

Um auf unsere Soldaten zurückzukommen, so sind dieselben der Löhnung ganz den weißen Truppen gleichgestellt. Sämmtliche Feldwebel und Offiziere sind Europäer, doch sind die Offizierspatente in den Negerregimentern weniger gesucht, da die Garnisonen in den ungesundesten Theilen Westindiens liegen und nur in diesen Gegenden gewechselt werden. Die Leute haben starken Appetit und sind gut genährt. Morgens erhalten sie Kaffee oder Thee (wie die englischen europäischen Truppen), zu Mittag ein halb Pfund Fleisch, einen gehäuften Teller mit Reis, eine sehr nahrhafte stark gepfefferte Grützesuppe, nebst einer oder zwei Yamswurzeln (Dioscorea sativa), welches treffliche Gericht meist die Stelle des Brodes vertritt. Die Wurzel erreicht in Jamaika die Größe einer starken Feldrübe, wächst aber in fettem Boden oft zum Gewicht von 25—30 Pfund. Abends endlich wird regelmäßig bei der „Mamma“, d. h. der Geliebten, soupirt im freien Felde. Dienstfehler, Insubordinationsvergehen, Diebstähle sind äußerst selten; die fast einzigen Excesse entstehen aus Trunkenheit und Eifersucht. Das Heimweh verschwindet meist schnell, Desertionen sind selten, da der Dienst nicht hart ist, und deßhalb ziehen die Offiziere diese Truppe großer Kinder in mancher Beziehung

den ostindischen Hinduregimentern vor. Der Oberst ließ einen stattlichen Negerkorporal vortreten, den nahen Verwandten eines afrikanischen Stammfürsten, um mir den gefürchteten Lovelace seines Regiments zu zeigen. Er fragte ihn, ob er nicht wieder irgend eine „Mamma" auf dem Korn habe, und warnte lächelnd vor Rauferei; der Neger blickte geschmeichelt um sich, als der Oberst mir sagte, daß keine Mamma dem Hannibal widerstehen könne.

Noch immer wird jeder Europäer wie zu den Sklavenzeiten „Massa" (Master) betitelt, und auch für Einen, der die Fehler der englischen Aussprache als Fremder nicht leicht bemerkt, ist es nicht schwer, am Organ und an der Aussprache den Neger zu erkennen. Es bestehen indeß noch andere auffallende Eigenthümlichkeiten. So soll bei allen Negern, Afrikanern wie Creolnegern, eine ihnen eigene Laus zu finden seyn, von welcher sie jedoch sorgfältig sich rein zu halten bemüht sind. Gewiß aber ist, daß der Geruch ihrer Hautausdünstung, äußerst scharf und durchdringend, selbst nach Vermischung mit Weißen oder Indiern durch mehrere Generationen verbleibt. Man behauptet auf dem ehemaligen spanischen amerikanischen Fußlande, man könne am Geruch der Transpiration Europäer, Neger und Indier erkennen, und derselbe heißt bei den ersteren „Pezunna," bei den Negern „Prajo" und bei den Indiern „Posco." Allen Negern ist das Wort „Negroe" verhaßt; sie wollen „Africans" genannt seyn. Im großen Spital zu Up Park Camp, wo viele Tausende von europäischen Soldaten gestorben waren, fand ich nur 10—12 Neger, gewiß sehr wenig auf einen Stand von 1000 Mann. Die meisten Krankheitsfälle sind Ruhr, mitunter, doch selten Syphilis. Wiewohl die Schwarzen die Musik leidenschaftlich lieben, so bringen sie es doch selten über mittelmäßige Behandlung ihres Instruments, und selbst mit dem besten Willen kann ich die Negerbande des Regiments, die während der Tafel am 31. December sich hören ließ, nicht eben besonders loben. Indessen mag wohl auch der dürftige Musiksinn der Engländer hieran theilweise Schuld tragen. Im Allgemeinen nämlich wissen diese Musik zu schätzen, aber weder gut vorzutragen noch zu componiren, Orgel ausgenommen, welche ich nirgends besser gespielt gehört habe, als in den Kirchen Englands.

Die Creolneger Jamaikas stehen im Rufe gründlicher Faulheit; wahr ist, daß man in Kingston wie in der Umgegend Viele sieht, die herumliegen oder in Gruppen zusammenstehen, lachen und plaudern und dabei ein kleines Stück Zuckerrohr aussaugen, eine allgemein beliebte Näscherei. Die Hütten der Neger auf dem Lande gleichen großen Bienenkörben, da sie kaum zehn Fuß hoch und sechs Fuß breit sind. Neben diesem bescheidenen Cottage steht meistens eine Cokus- oder Dattelpalme und in einer kleinen, niedern Einzäunung wird Yams gepflanzt nebst Bananen (Musa Paradisiaca). Nur sehr Wenige unter ihnen erwerben größeres Grundeigenthum und treiben fleißig eigentliche Landwirthschaft. Die große Mehrzahl lebt vom Tag zu Tag. Tracht im eigentlichen Sinn des Worts haben sie keine, sondern gehen einher wie zerlumpte Europäer; wer aber, besonders unter den Weibern, grellfarbige Kleider sich zu schaffen vermag, sieht darin den höchsten Staat. Ich habe Negerinnen gesehen mit blauem Shawl, rosenrothem Kleid, gelbem Hut, grünen Schuhen, einen weißseidenen Sonnenschirm in der einen, einen Fächer in der andern Hand, statt der Strümpfe silberne Spangen oberhalb des Fußknöchels, und mit welcher Eitelkeit, mit welchem siegessichern Selbstgefallen spazierten diese Damen in den Straßen Habanas und Kingstons herum!

Am vierten Tage endlich verließen wir diese schöne große Insel, von den ehemaligen längst verschwundenen Eingeborenen Xaymaca genannt und von Columbus am 3. Mai 1494 entdeckt. Sie ist von ovaler Form, ungefähr 160 englische Meilen lang und 45 breit. Die Regierungsform ist der englischen nachgebildet, ein Haus der Gemeinen und ein Haus der Lords; letzteres, präsidirt vom jeweiligen Gouverneur, tritt jährlich zusammen und hat in Bezug auf einige Punkte der innern Administration und der Finanzen — für alles andere ist die Ratifikation in London vorbehalten — legislatorische Gewalt. Die Hauptämter auf der Insel sind der in Spanish Town residirende Gouverneur, der zu Kingston wohnende und dem Befehl des Gouverneurs unterstehende General der Landtruppen, der zu Port Royal stationirte, unmittelbar von London seine Befehle erhaltende Admiral und Commandant der westindischen Geschwader. Port Royal ist sehr gut befestigt und ein rasirendes Kreuzfeuer beherrscht die schmale Hafeneinfahrt, durch große Pflöcke bezeichnet. Gewaltige Pelikane mit langem Schnabel saßen auf diesen Pflöcken; ihr öliges Gefieder wird, wie ich erprobt habe, durch eine gewöhnliche Schrotladung nicht durchbohrt.

Die Engländer an Bord rühmten sehr die sichere Lage von Kingston, doch scheint es mir gar nicht allzuschwierig, Truppen auf und über die nur etwa 200 Klafter breite, für größere Schiffe von beiden Seiten unnahbare Erdzunge, the palisades, zu bringen. Diese nun, um die Einbuchtung herummarschirend, könnten leicht Kingston in Flanke und Rücken fallen.

Lange noch sahen wir die 8000 Fuß über dem

Meer erhabene Spitze der „blue mountains," statt deren ich lieber „white mountains" gesehen hätte, und steuerten dann, die gefürchtete Petrobank zur Linken lassend, zwischen den Untiefen des großen und kleinen Caymans auf die Westspitze von Cuba, das Vorgebirge von San Antonio zu, und am Morgen des 6. Januars um zehn Uhr sahen wir schon den Leuchtthurm O'Donnel, erbaut nächst dem schönen Felsenschloß el Morro, das nebst den starken, rückwärts liegenden Festungswerken, „las cabañas," die Einfahrt von Habana vollkommen beherrscht. Dennoch wurde 1764 dieses Schloß von den Engländern genommen, welche von der Landseite ihm in den Rücken fielen, da die Cabañas damals noch nicht standen. Die Spanier zogen Nutzen aus der Lehre und nun scheint die Einnahme ohne Verrath beinahe unmöglich. Prächtig steht das Schloß inmitten der tiefen Fluth, die bis an den Fuß der Mauern selbst bei ruhigem Wetter wohl fünfzig Fuß hoch hinaufbrandet. Rechts der Einfahrt liegen in kleiner Entfernung auch noch Festungswerke und das große, vor wenigen Jahren von dem Gouverneur General Tacon erbaute Staatsgefängniß, pallastgleich, so daß man von Habana wie von gar manchen Städten sagen darf, daß die Züchtlinge am schönsten wohnen. Die Einfahrt ist etwa 300 Klafter breit, aber so tief, daß die Schiffe hart am Ufer halten können. So geht es in leichter Wendung beinahe eine Stunde landeinwärts; rechts der Einfahrt liegt die Stadt, in fast völliger Fläche einen großen Raum mit ihrer Häusermasse bedeckend, übrigens ziemlich unansehnlich bei den flachen Dächern (azotea's) und dem Mangel an hohen Gebäuden, Thurmspitzen und Kuppeln, in einer spanischen Stadt selten genug.

Die Straßen sind sehr eng, ungepflastert und höchst unrein; die Uferverkleidungen (Kais) können sich nicht entfernt mit denen der meisten andern europäischen Hafenstädte messen, sondern sind schmutzig, wie unterhalb London Bridge; aber der große und wahre Schmuck Habanas sind etwa 4—500 Schiffe von allen Größen, die hart am Ufer ankern und eine prachtvolle Weltstraße bilden. Dem Dreikönigstag zu Ehren flaggten sie alle, als wir vorbeifuhren. Ich zählte achtzehn hanseatische Fahrzeuge, unbestritten die schönsten; besonders erwähne ich den Bremer Schooner Esmeralda. Nach ihnen zeichnen sich die Nordamerikaner durch Reinlichkeit und gefällige Form aus. Die englischen Schiffe sind fast durchweg ohne Farbenstreifen, nur praktisch schwarz getheert mit breiter Brust in Folge eines auf diese Vorderbreite bezüglichen Ladungszolls, und darum auch anerkannt minder gute Segler als die anderer Nationen. Traurig neben dieser stolzen Schiffszeile lagen auf dem andern Ufer und wohl auch mitten im Flusse noch gar manche Wracke von dem beispiellos fürchterlichen Orkan am 6. Oktober 1845, einige nur die Spitzen der Masten aus dem Wasser hebend. Die schöne französische Fregatte Andromède lag eben auf der Seite, um des andern Tags gekielholt zu werden.

Endlich fiel unser Anker und gleich darauf umschwärmten uns Boote, statt mit lärmenden Negern bemannt mit dunkelgelben Don Franciscos, Don Rafaels und einer Menge anderer halbnackter Dons, die schweigsam am Ruder saßen und ihre Papiercigarren rauchten. Streng werden die Pässe untersucht, man sagt, die der Engländer strenger als die anderer Nationalen, sowie überhaupt in Habana und Portoricco eine gewisse Mißstimmung gegen die Engländer herrschen soll. Man beschuldigt diese, zu wiederholtenmalen heimlich Sklavenemancipationspropagandisten hieher gesandt zu haben. Die Thatsache soll wahr seyn und sogar der englische Consul in Habana heimlich in dieser Sache gearbeitet haben. Gewiß ist, daß Cuba von jeher den Neid Englands erregte, und nun um so mehr seit seinem neuern sichtlichen Emporblühen.

Mit uns fuhr der nordamerikanische Kriegsdampfer Mississippi ein und begrüßte mit üblicher Kanonensalve die Citadelle. Wir fuhren endlich in einem kleinen gedeckten Boote an die Muelle (Hauptuferlände), wofür zwei Thaler bezahlt werden mußten, obwohl die Entfernung höchstens zwanzig Minuten betrug. Die überhaupt in ganz Amerika hohen Preise scheinen in den spanischen und ehemaligen spanischen Besitzungen noch zu steigen; es ist, um sie zu bezeichnen, an der Versicherung genug, daß ich mich nach der Londoner Wohlfeilheit zurücksehnte. Lauter Lärm war in allen Straßen; hunderte von Negern und Negerinnen durchzogen dem heiligen Dreikönigstage zu Ehren die Stadt. An der Spitze der Maskenzüge schreiten Neger mit Rohrflöten und langen Trommeln; bald wird getanzt, bald eine Art melancholisch eintöniger Melodie dumpf abgejohlt. Die Vorbeigehenden werden um eine kleine Beisteuer angesprochen; dann geht der Zug weiter. Trotz all des Lärmens bemerkt man jedoch keinen Streit, und niemand wird eine Unart zugefügt. Tel maître, tel valet. Auf Barbados und Jamaika lachten uns die Neger laut in's Gesicht oder spotteten unsern Bärten nach, gerade wie der sweet mob in England; in spanischen Colonien ist dem nicht so.

Trotz der Hitze durchwandelte ich einige der Hauptstraßen, die jedoch, wie gesagt, höchst unansehnlich erscheinen. Die Stirnseite der Häuser zeigt nirgends Schmuck; ein hohes Erdgeschoß, darüber meist nur ein Stockwerk mit sehr wenigen Fenstern und ein langer schmaler Balkon, das ist meist Alles für die Straße,

um so besser jedoch das Innere. Die meisten Häuser sind längliche Vierecke mit zwei hinter einander befindlichen Höfen. Der erste, meist mit Platten belegt, ist mit Säulengängen umzogen, welche sich in jedem Stockwerk wiederholen und reich mit Blumentöpfen geziert sind. Breite Steintreppen führen in die hohen Wohnzimmer, deren Ziegel- oder Stuccofußboden mit Teppichen oder doch mit Wachsleinwand bedeckt ist. Die Stelle der Fenster vertreten meist feingearbeitete Jalousien; zum Schutze gegen das beim Nordwind eintretende kalte Wetter sind innere Läden angebracht. Die Zimmerdecke ist meist aus Täferwerk oder Rohr, das sehr dünn mit Gyps beworfen und mit Leinwand überzogen wird. In jedem Zimmer, in der Hausflur, auf den Gängen, kurz fast überall finden sich Rohrwiegstühle und kleine Kohlenbecken zum Anzünden der „Puros" (Cigarren, im Gegensatz zu den Papiercigarretten). Die Zimmer der Hofseiten öffnen sämmtlich auf den Corridor, indem die Thüre auch Fenster ist. Küche, Gesindewohnungen sind im zweiten Quadrat, wo auch die unerläßliche Volante eingestellt ist. So heißt ein leichter, zweisitziger Wagen, zwischen zwei ungeheuern Rädern hängend, und gegen Sonne und Staub mit einem Vorhang geschützt, der schräg vom Dache des immer aufgeschlagenen Wagens nach dessen vorderem Theile gespannt ist. In langer Gabeldeichsel läuft das Pferd oder Maulthier, dessen Schweif zu einem Zopfe geflochten und seitwärts befestigt ist, zur nutzlosen, aber für Zierde geltenden Marter des Thiers, auf dem der Negerkutscher reitet. Dieser trägt meistens Livrée; die Füße stecken bis über das Knie in ungeheuren Kamaschen aus Lackleder, die mit Schnallen seitwärts befestigt sind. Die ganze Equipage sieht wohl höchst originell aus, die Bewegung ist aber leicht und angenehm und die hohen Räder verhindern auf den schlechten Wegen der Insel das allzuleichte Umwerfen.

Ich war von Kingston aus an einen deutschen Kaufmann, Herrn Baumann, empfohlen, mit dem ich Nachmittags 5½ Uhr auf den berühmten Paseo ging. So heißt der westlich neben der Stadt liegende und vom General Tacon angelegte Spazierplatz, d. h. drei breite Wagenalleen mit Bäumen, die jedoch, vom letzten Orkan meist entwurzelt oder sonst übel zugerichtet, fast keinen Schatten gaben. Da waren nun mehrere hundert Volantes mit eleganten Creolinnen, welche bis zum ersten Glockenschlage der Oracion langsam auf und abfuhren, gerade wie im Prater zu Wien oder zu Longchamp. Einige Reiter, meist auf nordamerikanischen Pferden, galoppirten längs der Reihen und das Ganze bot einen freundlichen, belebten Anblick. Die Damen, sämmtlich sehr elegant in Haaren und mit Blumen frisirt, mit dem obligaten Fächer versehen und die elegant chaussirten Füßchen nachlässig am Vordertheil des Wagens aufgestemmt, sind durchgängig ziemlich klein von Wuchs und zeichnen sich durch Ebenmaß der Gestalt, schöne Augen, Haare und Zähne, so wie kleine Hände und Füße aus; dagegen erschienen mir die Physiognomien ziemlich leer und gleichförmig. Der Ausschnitt der Kleider ist viel mäßiger als ich dieß in Europa gesehen; die Sprache der Augen hingegen und das Fächertelegraphiren soll man hier ganz meisterlich verstehen.

Von hier begab ich mich in eine Eisbude, la Dominica, nahe dem Palast des Gouverneurs, Grafen O'Donnel. Das Gefrorene, wozu das Eis im Ueberfluß aus Nordamerika kommt, war mittelmäßig und kostete eine Peseta (⅕ span. Thaler). Ich fand hier viele Deutsche, sämmtlich Kinder des Handelsgottes, welche sehr eifrig und ernsthaft Europa und Amerika in Ordnung brachten, ihre sämmtliche Politik aber der Newyorker „Schnellpost" entlehnt hatten, einen von einem gewissen v. Eichthal redigirten, radikalen deutschen Journal. Dieser Gemeinplätze überdrüssig ging ich zu einem andern Gemeinplatz, la plaza de armas, vor dem Palast des Gouverneurs und hörte die erste sehr gute Militärmusik, seit ich Deutschland verlassen, von den Banden der hier liegenden spanischen Regimenter ausgeführt. Sehr angenehm schlug diese treffliche Musik an mein Ohr, besonders als österreichische Weisen an die Reihe kamen. Bald hätte ich mich in Hietzing oder Dornbach geglaubt, wenn nicht der halbmaurische Gouvernementspalast, die fremde Sprache und besonders die Palmbäume rings um die in der Mitte des Platzes stehende mittelmäßige weißmarmorne Fußstatue Ferdinand VII. mich eines andern belehrt hätten.

Der Palast ist ein großes Viereck, leichte Arkaden tragen ein massives Obergeschoß, das flache Dach ist durch Spitzsäulen und andern Bauschmuck in maurischem Geschmack verziert. Der Gouverneur Graf O'Donnel soll strenges Regiment führen. Sein Einkommen ist bedeutend; es soll sich mit dem „tour du bâton" auf mehr als hunderttausend spanische Thaler belaufen. Er vermiethet an Advokaten und Kaufleute das ganze Erdgeschoß des Palastes für seine Rechnung und erhält außerdem für jede Unterschrift seines Namens allein zwei Realen (etwa 30 kr. rheinisch), vier Realen aber für die Unterschrift mit Taufnamen und Titel.

Da ich keinen Platz in meinem Gasthause gefunden hatte, so mußte an Bord des Dampfers zurückgekehrt werden, ein etwas mißliches Stück Arbeit, da ein „Norte" sich erhoben hatte, ein Wort von schwerer Bedeutung im Antillenmeer und mexikanischen Meerbusen.

Nach einer halben Stunde war ich an Bord. Der Capitän stand trotz der späten Stunde auf dem Verdeck und war der morgenden Abreise wegen unruhig.

Habana ist das Vaterland der Cigarren, und vermöge seiner Colonialartikel und der glücklichen Lage ein Punkt von Bedeutung im Welthandel. Die Bewegung des Ein- und Ausladens, das lebendige Treiben der Tausende von emsigen Menschen, der Anblick verschiedenster Thätigkeit, der mannichfaltigsten Waaren, das beständige Auf- und Abfahren großer Schiffe, das verworrene Durcheinanderklingen von einem halben Dutzend Sprachen, Alles dieß wirkt zusammen, um hier, wie in London, die volle segenbringende Bedeutung des Handels zu veranschaulichen. Hier neben dem Schiffe aus Drontheim, das Bauholzbretter brachte und Zucker einschifft, werden aus dem Nachbar von Buenos-Ayres gedörrtes Fleisch und Rindshäute herausgebracht. Da steht neben dem unruhigen Yankee aus Südkarolina, der seinen Tabak an's Land schafft, ein kurzer, stämmiger Mynheer und läßt durch seine malayischen Matrosen einen Hügel von Reissäcken aufstapeln, da Reis neben dem Dörrfleisch („Tasajo" zu 16 Realen oder 2 Thalern der Viertelscentner) die Hauptnahrung der Neger bildet. Ueberall Gruppen von Kaufleuten, von Kopf zu Fuß in feines, weißes Linnen gekleidet, mit dem kostbaren Strohhute (Sombrero de Guayaquil; die feinsten kommen auf 40—50 spanische Thaler zu stehen), das unruhige, mißtrauische Auge rollend in scharfer Beobachtung des Mäklers oder Supercargos und unter endlosem Cigarrenverbrauch die Geschäfte abschließend. Ueberall im spanischen Amerika erfolgt fast unausbleiblich nach der Begrüßung das Anbieten der Cigarre, besonders zu Habana. Vergeblich fragt aber der Fremde nach alten feinen Puros de Habana, entschlossen, nicht auf ein paar Thaler zu sehen, um einmal superfein zu schmauchen; aber sie sind nicht für Geld zu haben in Habana, sondern liegen in Hamburg oder London; in Habana selbst sind nur neue, junge Cigarren zu bekommen, die zwar aus feinem Blatte und gut gewickelt, aber noch scharf sind und beißen. Nur durch Protection mag man hin und wieder von einem Kenner ein Kistchen mit 250 Stück erhalten, das nach zwei- bis dreimaligem Passiren der Linie in dem kleinen Cigarrenkellerchen unter der Stiege sorgfältig bewahrt wird, wie zu Rom einst der Cäcuberwein vom Consulate des Manlius her nur bei besondern Anlässen und als große Auszeichnung weggegeben ward.

(Fortsetzung folgt.)

Seit der Leipziger Schlacht.

(Fortsetzung.)

Es ist bezeichnend, daß der Geist, welcher der Natur so zahllose Geheimnisse und Kunstgriffe abgelauscht, gerade in der Erkenntniß des menschlichen Wesens die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Wäre man in der Physiologie des Hirns nicht viel weiter zurück als in so vielen andern Zweigen, so wäre bei unserer großen Gewandtheit, das wissenschaftlich Erkannte praktisch zu gestalten, das peinliche Schwanken im Unterrichtswesen, das Tappen vom einen System zum andern unbegreiflich. So aber beweist der heftige Zank um gelehrte und Realschulen und Alles, was mit dieser „brennenden Frage" zusammenhängt, daß unsere Philosophie und damit unsere Pädagogik von Nachfrage und Angebot, wie sie im normalen Spiel des menschlichen Geistes walten, so viel wissen als die Staatsweisheit vor hundert Jahren von Nationalökonomie. Es mag noch lange währen, bis eine Akademie mit Aussicht auf Erfolg etwa folgende Preisaufgabe stellen kann: „Wie verlangt, bei der Temperatur und dem Luftdruck des Jahrhunderts, die gesetzliche Verfassung des Geistes, daß die jungen Köpfe gefüllt werden, welche dazu bestimmt sind, auf einem höheren, einem wissenschaftlichen Gebiete überhaupt thätig zu seyn?" Und ferner: „Welch einzubringenden Stoff, nach Qualität und Quantität und Reihenfolge, verlangt dieser, welche jener Zweig der künftigen Berufsthätigkeit, damit in der großen Mehrzahl der Unterrichteten eine Durchschrittsfähigkeit sich bilde, das ihnen einmal zufallende Pensum in der geistigen Arbeitstheilung befriedigend oder doch erträglich zu leisten." — Brächte man es einmal dahin, man könnte, wie man früher Sopransänger geschnitten hat, Fachmänner gießen, Staats-

diener aller Departements, rationelle Landwirthe und so weiter.

Da aber die Lösung eines solchen Problems wohl noch in weiter Ferne liegt, so hat gerade die Ueberfülle des Unterrichtsstoffs und das rücksichtslose Eintreiben desselben in die Köpfe die ganz natürliche Folge, daß der Zweck viel häufiger verfehlt wird als in einer einfacheren, pedantischeren und doch wieder liberaleren Zeit. In meiner Kindheit war noch die Brache Sitte; seit man jeden Fleck im Gehirn unzeitig anbaut und so vielerlei ansäet, wird der Boden ausgesogen und das Unkraut erstickt nur zu oft die Ernte. Die Fabrikgebäude unserer Pädagogik, in denen die Jugend am Wissen des Zeitalters zupft und raspelt, können nicht gesund seyn, da bei der Rekrutirung zum geistigen Dienst so viel Procent zurückgestellt werden müßten als beim Kriegsdienst, wenn sich nicht so viele Engbrüstige, Halblahme und Einäugige in die Reihen drängten und mitmanövrirten. Es wundert sich auch niemand, wenn ein ehemaliger Realschüler schließlich zur Aufgabe erhält, Stecknadelköpfe zu fabriciren, und wenn Einer, der durch die gelehrte Schule gelaufen, Dinge hervorbringt, die keinen Stecknadelkopf werth sind.

Wüßte aber auch unsere Erziehungskunst ungleich besser, als sie es weiß, wie sich ihre Mittel und Wege zur Physiologie des menschlichen Gehirns verhalten, wüßte man auch, wie nach den Forderungen der Natur das ungeheure Wissensmaterial, die Masse von wissenschaftlichen Thatsachen und Fertigkeiten, von Begriffen, Anschauungen und Theorien an dieses und an jenes Alter, an diese und jene Köpfe, an diese und jene Classen zu vertheilen ist, die Erkenntniß bliebe beim ganzen Charakter der Zeit dennoch unfruchtbar und vergeblich. Die Hauptquelle des erstaunlichen Aufschwungs aller Künste und Wissenschaften, und unserer fortwährend wachsenden Gewalt über die Natur ist der im Leben durchgeführte fruchtbare Grundsatz der Theilung der Arbeit. Ein Weltverbesserer könnte in einer rationellen Theilung des *Wissens* ein Heilmittel für die tiefen Gebrechen der Zeit erblicken und ein ganzes System darauf erbauen. Aber zunächst der zur Demokratie drängende Geist und die rastlose populäre literarische Spekulation machen jeden Gedanken der Art zur Chimäre. Die Masse rafft rücksichtlos, ohne Wahl die tausenderlei Wissensstoffe an sich, welche die popularisirende Presse in sie hinauspumpt. Keine der Gewalten, welche heute die Welt lenken, wäre im Stande, das Spiel dieser gigantischen Maschine zu regieren oder gar zu hemmen. In unserer Gesellschaft, in der die verschiedensten Bildungsgrade bunt gemischt sind, weil sie ihre alte Gliederung verloren und eine neue noch nicht gefunden hat, bringt dieser Proceß die wunderlichsten Erscheinungen hervor, die jeder halbwegs aufmerksame Beobachter kennt; wer aber bei der lustigen Seite des Phänomens stehen bleibt, denkt wenigstens nicht an die Zukunft. Das gedankenlose Schalten mit den mühelos aufgerafften, halb begriffenen geistigen Gütern, die Begriffsverwirrung in den Köpfen, dieser ganze geistige Gährungsproceß in den Massen hat noch gar nicht lange begonnen, er muß sich steigern mit dem allseitigen, noch überall in vollem Flusse befindlichen Fortschritt, und es ist vorauszusehen, daß er in wachsender Ausprägung einen Hauptzug in der Physiognomie der nächsten Menschenalter bilden wird. Die Lineamente dazu sind bereits angelegt und deuten schwerlich auf große Liebenswürdigkeit dieser Gesichtsbildung. Schon jetzt zeigt sich in weiten Kreisen ein wissenschaftlicher Buchstabenglauben und Aberglauben, der auf anderer Culturstufe und auf anderem Seelengebiete auffallend an die Bigotterie des Mittelalters erinnert, und die Selbstgerechtigkeit des Halbwissens hat mit der des Ueberfrommen die fatalste Aehnlichkeit.

Genug! wie komme ich zu diesen unerfreulichen Betrachtungen! Meine Absicht war nur, am Ende des Jahres, mit dem sich das merkwürdigste halbe Seculum abschließt, das ungeheuer geistige Vermögen, das Deutschland heute zu Gebot steht, mit der Habe zu vergleichen, die es als Grundlage des heutigen Wohlstands aus der Kriegszeit herübergebracht. Wer weiß nicht, daß im Schatzhause der modernen Cultur lange nicht alles Gold ist, was glänzt! Wenn dem Sechziger bei jedem prächtigen Inventarstück, das er in Gedanken neben den entsprechenden Hausrath seiner Kindheit hängt, ein Aber in den Sinn kommt, so ist er noch lange kein Lobredner der alten Zeit. Ich habe mich darüber ausgelassen, wie peinlich es ist, kleine und große Kinder mit den scharfen Messern und den spitzen Scheeren der Cultur spielen und hantieren zu sehen, und damit mag es genug seyn. Der kleine Aerger soll mir die Freude am großartigen Bilde der Entwicklung, deren Zeuge mein Leben seyn durfte, nicht verbittern.

Ich eilte aus den Mauern hinaus auf die Berge, welche die Stadt auf zwei Seiten umschließen. — Hier unter diesen Hecken, auf dieser Heide, an diesen Tümpeln wurde der kindische Schmetterlingsjäger zum jungen, wichtig blickenden Käfersammler, hier hatte ich die ersten Pflanzen für mein Herbarium gepflückt, und hier wurde jetzt in mir das Bild der Jahre lebendig, wo die lateinische Schule hinter mir lag, wo beim Erwachen der Vernunft und der ersten Jugendtriebe die Welt der Griechen und Römer wie ein dissolving view

in mir zerrann und die junge Brust allmählich zur empfindlichen Platte wurde, auf der das wirkliche Leben und die lebendige Natur ihre ersten Linien und Contouren zeichnen, die schattenhaften, ahnungsreichen Skizzen, die jeden jungen Menschen zum Künstler machen, indem er unter Lust und Pein die unaussprechlich süßen idealen Gestalten an seine Seelenwand malt, wo sie in der scharfen Luft des späteren Lebens unausbleiblich erblassen und verwittern. Dieß ist die Zeit, wo der Jüngling, ob er lateinischer Poet gewesen oder nicht, Gefahr läuft ein deutscher zu werden, wenn er die Bilder mit den rührenden, sprechenden Geberden, die sich in ihm aus dem Nebel der aufsteigenden Gefühle entbinden, für Originale hält, wenn er in freudigem Schreck für eine Sendung nimmt, was nur ein physiologischer Vorgang ist. Dieß ist das Alter, wo vor unsern poetischen Zeitgenossen — wie lange schon! — das lyrische Trivium liegt, wo es sich entscheidet, ob ihre Leyer auf den Grundton Goethes, oder Uhlands, oder Heines gestimmt seyn, ob er zu den Melodien des einen oder des andern Variationen spielen wird.

Seit der Leipziger Schlacht, das ist im langen Frieden, ist wie auf allen Gebieten, so auch auf dem der schönen Literatur die Fruchtbarkeit des deutschen Geistes eine unendliche gewesen. Unter welchem Winkel aber auch der poetische Gesammtwerth der Periode einem künftigen kritischen Auge erscheinen mag, das Zeitalter selbst ist mit der ästhetischen Kost, die ihm geboten wird, übel zufrieden, wenn es sie auch noch so begierig verschlingt. Die ganze Küche steht einmal in schlechtem Ruf, und das Publikum findet es wider den Anstand, gegen das wegwerfende Urtheil der Gourmands seinen guten bürgerlichen Appetit geltend zu machen. Die Kritik weiß überall den Abfall nachzuweisen, oder gar den Verfall, und mit dem fatalen Wort Epigone demüthigt man den Stolzesten, selbst wenn er es kaum verdient.

Der Grund der Erscheinung liegt offen zu Tage. — Inter arma silent Musae! Sehr still sind nun heutzutage die Musen keineswegs; aber es ist sehr oft so gut, als ob sie geschwiegen hätten, während einerseits unter großem Waffengeräusch die Werke der Belagerer immer näher und drohender gegen die berstenden Mauern der alten socialen Verfassungen vorrücken, andererseits um das rasch aufsteigende ungeheure Gebäude der Wissenschaft die Thätigkeit eines Bienenschwarms herrscht. Ingenieurs und Schanzgräber, Bauführer und Gesellen, wie die, welche müßig umherstehen und zuschauen, haben nur ein halbes, zerstreutes Ohr dafür, wenn die Poesie Musik dazu macht, die nur in disharmonischen, zerrissenen Accorden durch den Lärm der Arbeit dringt. Wenn einer noch so anspruchsvoll die Laute schlägt und noch so gewaltig die Posaune bläst, von ihren Tönen steigt heute keine Mauer auf und stürzt keine ein. — In einer Zeit, wo alle Lebensformen im Flusse begriffen sind, zerrinnt der Poesie der Stoff unter den Händen. Und dann, wenn das fruchtbare poetische Schaffen beim Einzelnen von der Gunst des Tages und der Stunde abhängt, so ist es ja in der Geschichte selbst nicht anders. Kein Wunder, wenn man in einem Moment, wo sich eine neue Welt gebären will und Alles mit der Hand und dem Gedanken dabei ist, fast aller Poesie ansieht, daß sie ohne Stimmung hervorgebracht und der widerwilligen Minerva abgezwungen ist.

Ich für meine Person (meine Wenigkeit, wie der Hochmuth sagt) bin kein Poet geworden. Ich hatte in der Jugend nicht Zeit, über meine eigenen poetischen Regungen zu erstaunen und sie zu bewundern. Nach Homer und Horaz nahmen die Patrone Linné, Cuvier, Berzelius zu schnell und ganz mein Wesen gefangen. Es machte nur mittelmäßigen Eindruck auf mich, daß das große Unterfangen des jungen Deutschlands so geringen Erfolg hatte, daß so manches unter gespannter Erwartung auftretende Talent in der scharfen Luft der Zeit sich verflüchtigte. Dagegen durfte ich theilnahmvoller Zeuge seyn, wie das großartige Epos, das der menschliche Geist seit fünfzig Jahren dichtet, Strophe um Strophe entstand — der rasche gleichzeitige Aufschwung der gesammten Naturforschung, der durch seine befruchtende Berührung alle Künste und Gewerbe, Handel und Verkehr in wetteifernden Fortschritt hinreißt, und wie durch magnetische Ansteckung immer mehr moralische und politische Wissenschaften, Sprach- und Sagenkunde, Statistik, Volkswirthschaft und die Staatskunst selbst recht eigentlich zu Naturwissenschaften umwandelt. Ueber der Beobachtung der Natur und der Prüfung der in ihren Bildungen und Bewegungen herrschenden Gesetze hat der Mensch gelernt, sich als ein Naturwesen zu begreifen, das in den Lebensformen, die als seine Gattungscharaktere und als der Grundstoff seiner Geschichte erscheinen, in Familie, Gemeinde, Staat, Organismen hervorbringt, in denen mannigfache Werkzeuge zu einem Spiel von Kräften zusammenwirken, das nach ganz analogen Gesetzen vor sich geht, wie der Lebensproceß in seinem eigenen Körper und in allen belebten Bildungen der Natur. Die theoretische Ausbildung dieses Begriffs, das praktische Einströmen desselben in so viele Disciplinen, welche Formen und Phasen menschlicher Zustände zum Gegenstand haben — das ist es, was, neben der wunderbaren Erweiterung der Horizonte in der Naturanschauung selbst, den

eigenthümlichen wissenschaftlichen Charakter des laufenden Zeitalters bildet. Der Anstoß dazu kam, wie gesagt, von der Naturforschung; die Bewegung hatte bereits im Tumult vor und nach dem Anfang des Jahrhunderts begonnen, sie hat sich in der äußeren Ruhe der Welt unendlich vervielfältigt und beschleunigt, und jetzt sehen wir sie wie auf nivellirten Bahnen mit Dampfeskraft nach allen Richtungen im Zug nach einem unbekannten Ziele.

Doch ich vergesse, daß ich den Leser auf den Berg geführt habe, um weiter von den Jugenderinnerungen zu erzählen, welche das Leben in der umgewandelten Stadt da unten in mir geweckt. Der Boden und die Landschaft hier oben bieten Stoff genug.

Durch die Obst- und Weingärten auf der Höhe, die Schauplätze mancher kindischen Lust, gelangte ich dahin, wo die Culturen auf dem Bergkamm abbrechen, wo die Heide beginnt, die sich mit einzelnen Waldgruppen zum abschließenden Vorgebirge hinaufzieht, und wo man, aus den Hecken und Weinbergmauern auftauchend, auf einmal das weite Thal mit dem blinkenden Streifen des Flusses, und am Horizont den Zug des Gebirges überblickt.

Nicht weit vor mir am Abhang liegt das Weinberghaus meines längst dahingegangenen Vetters, wo ich meine Pflanzen einlegte, wo ich Staubfäden zählte und mit meiner kleinen Loupe operirte. Ich denke, die Zahl der Arten, die damals mein Fleiß zusammenbrachte, verhält sich zu der ganzen heimischen Flora, wie der Gesammtinhalt meiner Hauptorakels, der Synopsis von Persoon zu den heutigen Verzeichnissen des Pflanzenbestands der Erde, nachdem ein beispielloser Wander- und Forschungstrieb alle Länder durchstreift, alle Höhen erstiegen und der Flora der Oberfläche eine phantastische unterirdische Pflanzenwelt angefügt hat, von der zu meiner Zeit kaum hie und da die Decke gelüftet war. Und was ist die ungeheure Arbeit der systematischen Botanik an innerer Bedeutung gegen alles das, was wir über Bau, Lebensproceß und Verbreitung der Gewächse in Erfahrung gebracht, seit mein erster Lehrer, der buckligte Apotheker, mir weniger das vortrug, was er wußte, als was in seinem guten Handbuch stand! Ein Werk wie Decandolles Pflanzengeographie stützt sich freilich auf die Erfahrung von Jahrhunderten, aber nur in der wissenschaftlichen Treibhaustemperatur dieses halben Seculums konnte es zu diesem Grad der Reife gebracht werden.

Ich gehe weiter und stehe bald am wohlbekannten kleinen Teich, an dessen Ufer noch immer die Dotterblume blüht, auf dem die Wasserbinsen schwimmen und die Wasserspinnen schießen. Als ich einst hier nach der Najade angelte, wer hätte mir da gesagt, daß ich in einen Ocean blickte, in dem, weit jenseits der Sehgrenze unseres Auges, zahllose Thiergeschlechter eine Welt bilden, mit deren Erschließung die Wissenschaft, indem sie so manches Räthsel löste, sich selbst das größte Räthsel aufgegeben hat! Wer ahnte, daß diese kleine Wasserfläche, wenn die Sterne sich darin spiegeln, den Horizont bildet, an dem für unsere Einbildungskraft das Größte, von dem wir wissen, mit dem Kleinsten sich berührt, das eine unfaßlich weit, das andere unfaßbar nahe; daß der Blick, wenn er sich im Telescop in den Raum hinaus, und wenn er sich im Mikroscop hinunter richtet, beidemal vor unaufgeschlossenen Welten umkehrt! Der Weg ist weit, und doch in der Zeit so kurz, vom Räderthier, das im Staub der Dachrinne wunderbar wieder zum Leben erwacht, zum Passatstaub, aus dem man die Infusoriengeschlechter verschiedener Welttheile ausliest, und zu der Thatsache, daß die Pygmäen mit ihren zierlichen Panzern ganze Gebirge gebaut! Und wer weiß, ob man sie nicht über lang oder kurz überweist, daß sie den Erdball selbst gebaut haben!

Dort unten sehe ich den Gottesacker der Stadt liegen, wo ich als Kind an manchem Grabe gestanden und wo auch mein Großvater ruht; im Ackerland ein grünes Viereck mit den weißen Steinmälern und den schwarzen Kreuzen der zwei Hauptsorten, in welche die Menschheit überall und von jeher zerfällt. Dort wird von Alters her die primitive Statistik getrieben, mit der die Kirche dem Himmel die Seelen zuzählt. Und von einer andern als der Statistik der Kirchenbücher wußte ich in meiner Jugend so gut wie nichts, und auch was die Wissenschaft davon wußte und übte, war nicht der Rede werth gegen die riesenhafte Ausbreitung, die sie gewonnen, seit man fast auf einmal begriffen hat, daß in der Gesellschaft noch viel mehr und ganz andere Dinge als Geburt, Hochzeit und Begräbniß nach einer gewissen Gesetzlichkeit erfolgen. Daß das Verhältniß zwischen männlichen und weiblichen Geburten, daß der jährliche Zuwachs der Bevölkerung, daß die Zahl der unehelichen Geburten, der zum Militärdienst Untüchtigen u. s. w. um eine gewisse feste mittlere Linie schwanken, das wußte man theils längst, theils wurde es jetzt genauer ermittelt, und von überraschenden Aufschlüssen ermuthigt, kam die Forschung immer eifriger in's Zählen hinein, um immer mehr Seiten des menschlichen Lebens und der von uns gezähmten Natur im Gitter der Tabellen einzufangen. Man weiß, wie viele Kinder die Schule besuchen und schwänzen,

wie viele Erwachsene in Frankreich lesen können, wie viele in Deutschland es nicht können, wie viel von den Produkten des Landbaus jährlich das Staatsindividuum an sich zieht, wie viel es für eine künftige Ernte wieder abgibt, wie viel Fleisch, Zucker, Kaffee und Kartoffeln auf den Kopf kommen. Man zählt nicht nur Narren, Selbstmörder, Gesetzesübertretungen aller Art; man sieht sogar, daß selbst die schwersten Verbrechen, ja der Mord, das scheinbar Willkürlichste, in einem gegebenen Gesellschaftskreise fast so regelmäßig wiederkehren wie Mondsfinsternisse, und die edelmüthigen Handlungen müssen darauf gefaßt seyn, sofort registrirt und zu socialen Schlußfolgerungen verwendet zu werden.

Was diese Bienenarbeit aufhäuft, fließt nach allen Seiten in die Forschung über zu weiterer Verarbeitung, und unvermerkt werden ganze neue Wissenschaften daraus. Fast alle Zweige menschlicher Thätigkeit, die Spekulation in Handel und Industrie, Landbau, politisches Raisonnement, Geschichtschreibung, Gesetzgebung können der durch Zählung gewonnenen Gesichtspunkte längst nicht mehr entbehren, und selbst die Regierungskunst, früher die freieste aller Künste, erhält einerseits einen wissenschaftlichen Anstrich durch das Spiel mit der Statistik, andererseits eine aller Welt und zumeist ihr selbst wohlthätige Beschränkung durch die unerbittliche Zahl.

Die wissenschaftlichen Eroberungen der Zahl finden ihren sprechendsten Ausdruck in den mancherlei jetzt üblichen Karten der Länder, auf denen so ganz andere Dinge repräsentirt sind als zur Zeit, wo auf einer Landkarte eben nichts stehen konnte als Berge und Flüsse, Städte und Flecken, Straßen, Posthörner und Galgen und Rad, welch letztere, die Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit, mir im alten Atlas meines Großvaters so sehr imponirt hatten. Ich meine die Bücher, auf deren Blättern in demselben Schema des geographischen Umrisses eines Landes und seiner Provinzen die verschiedenen Ergebnisse der modernen Statistik veranschaulicht sind, wo auf jeder der gleichförmig gezeichneten und eingetheilten Karten die verschiedene Färbung und Schraffirung auf Einen Blick übersehen läßt, wie ein gewisses sociales Moment in den verschiedenen Landestheilen nach Procent oder Promille ab- oder zunimmt: Volksdichtigkeit, Heirathen, Geburten überhaupt, uneheliche insbesondere, Sterblichkeit, Stadt- und Landbevölkerung, Wohlhabenheit, Beschäftigungsweise der Einwohnerschaft u. s. w. Man greift es mit dem Auge, in welchen Verhältnissen da und dort Katholiken, Protestanten, Juden sich mischen, welchen Antheil in jedem Distrikt Wald und Heide, Weinbau, Ackerland und Wieswachs an der Bodenfläche haben. Durch Abstufung des Colorits vom tiefen Grau zum lichten Weiß ist versinnlicht, unter welchen Winkeln die Strahlen der Aufklärung die Mehrzahl der Köpfe treffen und die Früchte des Unterrichts reifen. Sieht man auf dem einen Blatt, welcher Antheil an der Besserung der Bodencultur jedem Bezirk zukommt, so lernt man aus dem andern, wie viel Procent der Seelen, für deren Verschlechterung der Staat sorgt, jeder an Correktions- und Zuchthäuser abgibt.

Zu dieser graphischen Statistik und andern anschaulichen Illustrationen des auf den verschiedensten Gebieten gewonnenen Fortschritts kommt nun noch das Meister- und Prachtstück des Forschungsgeistes dieser Zeit, die geologische Karte von Deutschland, die nach so ganz andern Paragraphen als nach denen des Wiener Congresses eingetheilt und gefärbt ist, die aber in ihrer Buntheit auf ein paar Schritte sich ausnimmt wie eine Karte des deutschen Bundes. Sieht man näher zu, so zeigt sich auch einige Aehnlichkeit zwischen beiden darin, daß die am heutigen Welttag an die Oberfläche auftauchenden Gebirgsbildungen nach Umfang und Mächtigkeit sich ungefähr gliedern wie in unserer geschichtlichen Periode die deutschen Staaten, seit nach der Leipziger Schlacht das Land keine Hebung und Senkung mehr erlitten hat: es gibt geologische Groß-, Mittel- und Kleinstaaten. Ebenso schnell fällt aber der Gegensatz zwischen beiden Karten in's Auge. Die politischen und die geologischen Kartenflecke, die heutigen Staaten und die gegenwärtig die Oberfläche bildenden Umrisse der Formationen, stehen zu den geschichtlichen und den geologischen Horizonten, auf denen sie ruhen, im umgekehrten Verhältniß. Die Formationen haben sich im Laufe der Erdbildung nothwendig vervielfältigt; die Hauptgebirgsarten, die jetzt nur mit ihren Spitzen und Köpfen an die Fläche heraufreichen, müssen sich nach unten immer breiter machen: der deutschen Staaten dagegen sind, seit die Formationen des deutschen Reichs in Trümmer gegangen, statt mehr, Gottlob bedeutend weniger geworden. Die Dynastie Granit z. B. wird abwärts in der Erdrinde immer mehr Großstaat; die gewaltige Formation Preußen dagegen, oder Bayern, zeigt das Maximum ihrer geschichtlichen Entwicklung an der heutigen Oberfläche und keilt sich rückwärts in den historischen Schichten sehr stark und rasch aus.

Hält man nun aber eine geologische Karte, wie sie in meiner Jugend versucht werden mochte, mit der neuesten zusammen, so müßte man glauben, zwischen beiden liegen Erdrevolutionen, wenn man nicht wüßte, daß es nur eine Revolution der Wissenschaft ist. Diese Umwälzung des ganzen Naturbegriffs vergegenwärtigte sich mir nun, als ich auf dem Berge-

aus der näheren Umgebung in die Landschaft hinausblickte, die das Objekt meiner jugendlichen Spekulationen über Erdbildung war.

Südwärts jenseits des Flusses öffnet sich das Thal eines Nebenflüßchens; die bewaldeten Höhenzüge steigen hinter einander auf, die Vormauern des Gebirges schieben sich gleich Coulissen malerisch in einander und am Horizont streicht der ansehnliche Gebirgszug, der einzelne Kegel wie Bastionen dem abfallenden Lande zuschiebt; ein landschaftlich wie geologisch interessanter Anblick.

Dieses Gebirge ist der heutigen Wissenschaft ein umschriebener wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Erde mit einer ihm eigenen Welt von Thieren und Gewächsen, die eine ältere abgelöst hat und eine jüngere verkündigt. Von dort kommen die Paradestücke der populären Geologie, die Ichthyosauren und die noch fabelhafteren Eidechsenungeheuer mit den langen Schwanenhälsen, die jetzt in jedem Kinderbuche abgebildet sind und den Wallfisch mit den Cascaden seiner Spritzlöcher, der in meiner Fibel eine Hauptperson war, aus dem Reich der Wunder verbannt haben. In meiner Jugendzeit sagte das Gebirge dem Gelehrten nicht viel mehr als heute dem Bauern, wenn er für den Liebhaber Ammonshörner und Belemniten aufliest. Damals buchstabirte man am verworrenen Text der Erdrinde mit der Wernerschen Grammatik herum, und ich erinnere mich, wie auch ich meinen jungen Scharfsinn daran übte. Die Mühe mag moralisch nicht verloren gewesen seyn, bei mir so wenig wie bei der Wissenschaft selbst; aber der Erfolg war nicht ermuthigend. Hatte ich z. B. das Meer glücklich so hoch hinaufgehoben, daß es über dem mittelmäßigen Gebirge dort stand, das es sofort zu bilden hatte, und mußte ich es nun wieder sinken lassen, so sank mir damit auch der Muth, wenn mir beifiel, daß sich dahinter noch ein weit höheres Gebirge erhebt, der Rückgrat von Europa, über dem ja auch das Meer gestanden haben mußte, wollte man nicht mit Voltaire die Muscheln des Alpenkalks für Toilettestücke halten, welche die Wallfahrer in den Pässen zurückgelassen. Man rückte im Begreifen nicht weiter, weil man sich in einem falschen Cirkel bewegte. Dazu kam, daß man im tiefen Schatten, den der Mosaische Schöpfungsbegriff noch immer über die Köpfe warf, die Umrisse der Objekte ganz anders deutete, als sie sich bei Licht sogleich ausgenommen hätten. Die Lehre von der Erdbildung war längst eine stockende Wissenschaft und blieb es noch geraume Zeit nach dem Aufschwung der Naturforschung seit Linné. Die Nacht, die über der Vergangenheit der Erde lag, wurde nur durch den flüchtigen Meteorschein schimmernder Hypothesen unterbrochen, um nachher nur um so schwärzer zu erscheinen, als auf einmal die Hebungstheorie die Fackel bot, mit der man wirklich in das Labyrinth der Erde dringen konnte.

Diese Theorie, falsch in der Ausdehnung, in der sie zuerst von Elie de Beaumont vorgebracht wurde, erwies sich alsbald dem Kerne nach als naturwahr. Und wie dem Dichter und Schriftsteller, nachdem er sich lange gemüht und vergeblich gesucht und seine Ideen gedreht und gewendet, auf einmal, er weiß nicht wie, die Wendung beifällt, die den glücklichen Fortgang seiner Arbeit sichert und seine Gedanken in raschen Fluß bringt, so wurde jetzt die Geologie durch einen glücklich gefaßten Begriff rasch auf der Bahn der Forschung fortgetrieben, auf der sie in unbegreiflich kurzer Zeit eine ungeheure antike Thierwelt an das Licht des Geistes gefördert und auf den Blättern der Erdrinde wenigstens so viel Wichtiges und Entscheidendes gelesen hat, daß sie sicher seyn kann, den Schlüssel zum Hieroglyphenalphabet in der Hand zu haben, wenn sie auch noch lange gar vieles, manches Hauptcapitel wird ungelesen lassen, und nicht Weniges, was sie schon in's Reine geschrieben, wird umlesen und umdeuten müssen.

Die Geologie ist nicht nur einer der fruchtbarsten Zweige der Forschung, sie ist wohl der dankbarste, und es kann nicht Wunder nehmen, daß sie die allgemeine Lieblingswissenschaft geworden. Neben dem Forscher von Beruf widmen sich unzählige Liebhaber der geistig lohnenden Jagd in den unerschöpflichen steinernen Thiergehegen, und der Berghammer ist zur Wünschelruthe geworden, die, an tausend Orten zugleich anschlagend eben so oft vielleicht kaum einen Tropfen Erkenntniß dem Gestein entlockt; aber die Tropfen rinnen zu Rieseln und Quellen zusammen, welche den Strom schwellen, an dessen Ufer die Zeitgenossen mit ungeschwächter Bewunderung stehen. Indessen fällt mir hier eine Bemerkung Lichtenbergs bei. Er spricht vom tiefen Respekt, den man den auf die Mathematik gegründeten Wissenschaften, namentlich aber der Astronomie, als besonders erhabenen zolle; er meint aber, etwas, worin es der Mensch sehr weit gebracht, könne doch nicht sehr schwer seyn. So könnte man denn auch in Beziehung auf den Nimbus, der die Geologie umgibt, anmerken: ein Text, in dem man in so erstaunlich kurzer Zeit so unglaublich viel gelesen, könne nicht sehr schwer zu lesen seyn — wenn man einmal lesen kann. Aber das Lesenlernen war eben die große Aufgabe, bei deren Lösung sich das Zeitalter mehr denn je als ingenium felix bewiesen hat. Seit die geologische Fibel Gemeingut ist, mag es freilich manchem dünken, als wäre es

leichter, fossile Thiere zu entdecken, als ihnen Namen zu schöpfen, oder doch die geschöpften zu behalten. Linné, der zweite Adam, „der einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab,“ hat das griechische Lexikon gewaltig ausgebeutet und die gangbarsten Begriffe und geläufigsten Vocabeln vorweg genommen; aber der Reichthum dieser Sprache ist noch so wenig erschöpft, als die Erdrinde selbst, und jedes fossile Geschöpf, das an das Tageslicht kommt, ist sicher, daß es im System eingefangen und mit seiner griechischen Etikette gestempelt wird. Das griechische Wörterbuch kann nicht Schuld seyn, wenn in der officiellen Nomenclatur der Wissenschaft von der Süßigkeit der Sprache Homers immer weniger zu spüren ist, wenn das Gußwerk aus zwei oder mehr griechischen Vocabeln oft so plump und eckig ausfällt, daß der Gelehrteste sich vergeblich besinnt, was es vorstellen soll. Wenn nun auch diese Wortungeheuer den tausenden Epigonen Linnés keine große Mühe machen, so sind sie desto gewisser ein großes, aber aus Scham verschwiegenes Ungemach und Aergerniß für die Kreise, in denen man kein Griechisch mehr lernt und sich deßhalb so leicht, weil ohne Gepäck, auf die Höhe der heutigen Bildung stellt.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Bar Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Möbius. Leipzig, 1863.

Ein dramatischer Dichter, der seinen Stoff dem alten Testamente oder doch der Geschichte des jüdischen Volkes entnimmt, stellt sich ohne Zweifel eine der bedenklichsten Aufgaben. Dasselbe wird allerdings mehr noch von dem neuen Bunde gelten. Die nächste Ursache ist die, daß beide Testamente hoch über jede poetische Gestaltung hinausragen. Das dichterische Element ist ihnen keineswegs fremd, sie haben es sogar bis zu vollendeter Lieblichkeit und Erhabenheit ausgearbeitet, bis zu einem Schwunge ohne Gleichen; aber der Verfasser des Buches Hiob, der Psalmist, der Sänger des Hohenliedes, der Seher des kommenden Heils, der, welcher den Schmerz über seine Zeit, über sein Volk in Klageliedern ausklingen läßt, der, welcher eine neue Erde, einen neuen Himmel schaut; sie gehen so unbedingt in die Heiligkeit der Religion auf, daß jeder Spätere, der es wagt, auf ihren Standpunkt sich zu versetzen, mit irgend welchem Maße der Poetik und Metrik in *ihrem* Sinne fortzufahren, sicher die Macht des Incommensurabeln erfährt.

Dennoch begegnen wir in dieser Region zweien Ideen vom tiefsten Belang, welche, im Schoße der jüdischen Nation ausgetragen, eine dramatische Gestaltung im Conflikt mit dem Weltproceß sehr ergiebig machen könnten. Es ist einmal die Idee *eines Volkes Gottes*, vor allem aber die Idee des *Messias*. Wer indessen in pharisäischem Dünkel sich selbst einen Vorzug schon zum fertigen Verdienst anrechnet, oder wer nicht bloß wartet, sondern zu lange wartet, der versäumt in beiden Fällen das Handeln, und wenn er später zur Handlung sich entschließt, so hat sie keinen Erfolg mehr. Dieses Schicksal ist dem jüdischen Volke bis auf den heutigen Tag aufgeprägt und erschwert es über die Maßen, irgend ein Moment seiner Geschichte, oder auch nur eine seiner Sagen, dramatisch zu gestalten. Selbst Ahasver bildet hier keine Ausnahme. Der Zweck seines irdischen Handelns läge der Zeit nach stets in der Unendlichkeit, eben wie sein Tod. Welcher dramatische Dichter fände hier einen Ausgang, ein genügendes Ende? — Gleichwohl, was vermag die Größe des Genius nicht zu erreichen! Würde nicht Shakespeare, wie er uns ächte Römer geschaffen, und auch den Juden in dessen ganz bestimmter Individualität auf's schärfste getroffen hat, würde nicht der britische Dichter uns auch durch ein ganzes Stück jüdischer Geschichte tragödisch erschüttert, komödisch erfrischt haben? Auch deutsche Poeten haben in neuerer und neuester Zeit sich derartige Stoffe gewählt, und sicher ist unter andern Zacharias Werners „Mutter der Makkabäer“ — besonders in dem hinreißenden Prolog — noch lange nicht genugsam gewürdigt worden. Dennoch ist es bis dahin nur sehr wenigen Dichtern gelungen, auf diesem Gebiete Außergewöhnliches zu leisten.

Sicher haben wir in „Bar Kochba“ ein Trauerspiel vor uns, welches von ungewöhnlicher Begabung seines Verfassers zeugt. Je weiter wir uns in dieses dramatische Stück hineinlesen, mit Spannung hineinlesen, da wir bei den stets wieder auf den Helden eindringenden, ganz unerwarteten Ereignissen gar nicht herausbringen, was er eigentlich will — denn die politische Intention der Befreiung seines Vaterlandes reicht hier nicht aus — je mehr der Dichter

uns so lebhaft beschäftigt, daß wir zuletzt gar nicht mehr zu lesen, sondern vor der Bühne des Lebens zu stehen, mit zu handeln vermeinen, desto mehr leuchtet uns der tiefe Ernst ein, mit welchem der Poet seinen Stoff erfaßt hat und ihn demgemäß behandelt. Dabei enthält er sich aller Reiz- und Gewaltmittel so vieler Phrasenmänner von heute. Noch dazu, *weil* er eben aus der Tiefe der Begeisterung und nicht aus einer profanen Bühnenversenkung, oder gar aus der Fläche der Bretter, wie aus dem Stegereife des Zeitgeistes heraus schafft, weiß er mit Sicherheit die Nationalitäten, wie sie sich in den Juden abzweigen, sogar in einer Fremdenlegion darzustellen, und in den Römern den wirksamsten Contrast zu gewinnen, uns zur Anschauung zu bringen, und dieß selbst bis in die geschlechtlichen, lebensalterlichen Unterschiede hinein mit Glück zu verfolgen. Ein Zug mehr, als der Dichter ihn aufträgt, ein Zug weniger, und wir hätten in diesem Gorgias, in diesem Judas, Jonas, Ruben, Baruch, vor allen aber in Bar Kochba, dann wieder in den Frauen, in Judith, in Rahel, keine Juden mehr, sondern Römer, und umgekehrt. Der jüdische Nationalstolz, das hebräische Ahnengefühl, die ganze Vergangenheit, welche in diesen Gestalten traditionell fortlebt und fortbebt, die Zukunft und endliche Freiheit und Selbstständigkeit, welche nie aufgegeben werden, und sich hier zu einem neuen Messias hinaufgipfeln, sie alle sind zu einer Fluctuation des Gemüths, zu einem opferfreudigen Pathos, zu einem eigenthümlichen Heroenthum zusammengearbeitet, und doch individuell wie geschlechtlich stets auseinandergehalten, so daß wir scharf herausfühlen, *so* konnten nicht Römer, *so* nicht Griechen sich vernehmen lassen, sondern nur Juden. Dem Drama ist als eminente Schönheit auch zuzurechnen, daß der Dichter die Grundnerven des jüdischen Volkslebens auch *seinerseits* fast psalmistisch, prophetisch einklingen läßt. Denn um das Bewußtseyn, das von Gott auserkorene Volk zu seyn, und den Messias nun nächstens zur Erscheinung zu bringen, bewegt sich hier doch alles, und sie, jene nationalen Ueberzeugungen, sind die mächtigen Agentien, welche diese allgemeine Begeisterung, endlich das römische Joch abzuschütteln, hervorrufen, uns von Scene zu Scene begleiten. Und was in der Behandlung des Gegenstandes noch mehr sagen will und einen noch höheren Preis unserem Dichter zuerkennt, ist, daß er auch den alt eingewohnten Pharisäismus, das jüdische Philisterthum, also nicht bloß die Selbstgerechtigkeit, sondern auch das genußbeflissene, alles Höhere verlachende Spießbürgerthum, wie in Jonathan, uns sehr erquicklich zum Besten gibt. Damit aber räumt der Poet, sehr lobenswerth, eben weil er dennoch seiner Kraft sich bewußt ist, die Schwierigkeit ein, in einem solchen Volke, welches sich durch Zupassen und Warten auf den Messias — das Stück spielt zur Zeit des Kaisers Hadrian — der sicher keiner seyn wird, um sein Handeln bringt, nun gar ein Drama hervorzurufen. Gleichwohl gelingt es ihm.

Hier sind es nun so drastische Momente wie Gideons Tod, Benjamins Märtyrerthum und sonstige Schicksale, Judiths Verstoßung, Rahels Liebe, Treue und Rache, Akiba's Fanatismus und Abfall, und vor allem Simeon Bar Kochba, wie er zum Königthum gelangt und als Messias verherrlicht wird, welche in unserm Stück die lebenvollste dramatische Handlung herbeiführen, die sich aber mit Recht so zuspitzt, daß Bar Kochba seinen Tod findet, indem Rahel vor ihm erscheint, welche tief ethisch bewahrheitet, daß es auch unter den Juden eine Nemesis geben *mußte*, da es in der Weltgeschichte eine gibt. Unseres Erachtens besteht demnach die Hauptschönheit dieses Gedichts darin, daß der Poet da, wo die Handlung nicht in seinem Drama, sondern in der Geschichte des jüdischen Volkes stockt und stocken *muß*, dieses Stocken zwar selbst uns versichtbart, dennoch aber die Vorgänge in stetem Fluß erhält, und so einen tragischen Ausgang, ein Finale gewinnt, welches uns mit dem Helden aussöhnt, seinem Volke großartigen Heroismus auch noch in letzter Instanz aufprägt, jedoch auch sein Schicksal uns begreiflich macht.

Dürfen wir nun nicht alle einzelnen Vorgänge in Erwähnung bringen, so wollen wir doch wenigstens einiges Detail noch in Kürze hervorheben. So Aufzug I, Auftritt 5, im Monolog Bar Kochbas das Heraustreten der Rivalität zwischen dem, was uneigennützig zu seyn *scheint* und gleichwohl eigennützig *ist*, indem das Gewissen hier unwiderstehlich *den* richtet, der sich selbst überreden möchte, so daß er, vor sich erschreckend, im Selbstgespräch abbricht und seiner eigenen Vermessenheit ausweicht. — Aufzug II, Auftritt 1, Jonathan und Tryphon, eine Scene voll Seelenmalerei und sprechender Staffage. In jenen beiden Gestalten offenbart sich die Gestaltungskraft des Dichters schon im glänzendsten Lichte. Jonathan ist der Philister; sein Wesen klingt vortrefflich bereits aus der Diktion hervor. Tryphon möchte gern etwas höher hinaus, aber er achtet die Idealität auch in Simeon nicht. Jonathan ist auch Genußmensch, Materialist, er findet sich mit dem Leben ab, wie es eben gehen will; Klugheit, wo möglich gute Kameradschaft machen es gut gehen. Dabei fühlt sich Tryphon doch eigentlich übergangen, zurückgesetzt. Jonathan ist denn natürlich auch stockgläubig. Seine Vergleiche nimmt er erheiternd vom wohlbesetzten Tisch her; dabei verkommt man nicht. Es läuft etwas von glücklichster Parodie mit hindurch. Beide Philister halten sich schadlos, wie Pfahlbürger stets in so unbequemen Zeiten, durch's Gespräch, wie Müller und Schultze. Interessant ist der Contrast, daß Tryphon denn doch, wenn's seyn muß, der schwungvollere, weil cholerischere ist, nur daß sich Jonathan doch auch einmal bis zur Idee, ja bis zum Platon versteigt. Bei dem allen hat Jonathan Furcht. Gewiß, auch *diese* Scene muß, wenn die Aufführenden den Dichter nur ganz wiederzugeben wissen, auf der Bühne von bester Wirkung seyn. — Auch der Sanhedrin wird uns in aller scenischen Lebhaftigkeit vorgeführt. Schau- und Hörlust des Publikums; Assisen liebt und will die Menge. Der Zuhörer behagt sich, denn er fühlt sich in Sicherheit.

Wir erhalten auch im Weiteren unseres Stücks sehr ergreifende Situationen. Ein Wendepunkt, der dem dritten

Aufzuge zu statten kommt, die Schürzung des Knotens vollendet, so daß sich das Schicksal des Helden consequent in den beiden letzten Aufzügen abwickelt, tritt da ein, wo Benjamin vom Antichrist Kunde erhält, und seinen Entschluß aufgibt. Ueberaus spannend ist die Scene gegen den Vaterlandsverräther. Sehr kunstvoll ist ferner die Retardation. Der Dialog wird mit großer Geschicklichkeit gruppirt. Die Verwicklung verknotet sich immer mehr. Dieser Fluch Kochbas ist ächt jüdisch, bis auf jeden Zug des Pathos, bis auf den Monolog des Helden, und doch nirgends etwas Herbeigezerrtes.

Die Lagerscene mit dem Beginn des vierten Aufzugs, wo Severus und Attius mit einander verkehren, bringt uns den römischen Geist mit aller Eigenart und Frische herauf, und wieder dazu der gewaltige Contrast, durch Rahel herbeigeführt, an deren kalter und doch so glühender, tragödischer, gleichwohl jüdischer Leidenschaft, in der sie nur noch Rache kennt, alle soldatesken Scherze der beiden Feldherrn abprallen.

Der Dichter verräth eine bedeutende Gabe, das Drunter und Drüber, die Wildheit der Ereignisse, der Leidenschaften, der Personen zu durchdringen und schon wieder in die Ordnung einlenkende Gruppen daraus zu gewinnen. — Seite 141 wird uns der Schlüssel zu dieser dramatischen Ausführung in die Hand gegeben. An Benjamins Selbstmord bricht die Spitze des Dolches ab, den Rahel für Kochba geschliffen hat. Auch kommt der Gott, der alles richtet, so wie so ihr zuvor. Rahel selbst trifft dieser Gott, denn alle Rache, aller Haß, alle subjektive, eigenmächtige Selbstvergeltung im Wahne der Vertretung eines objektiven Gesetzes, dessen Organ man sey, sind in ihrer Wurzel schon bös und giftig und ereilen den selbst mit dem Fluch und der Strafe, der sie in's Werk setzt.

Oefter auch hat der Dichter an passender Stelle Reflexionen, Sinnsprüche eigener Erfindung eingelegt, die uns beruhigen, indem sie uns über den Sturm der Begebenheiten erheben. Sehr viele vermeiden das jetzt. Sie hetzen uns von einem Ereigniß zum andern. Aber auch der epische und dramatische Poet sollten es nie versäumen, uns Durchsichten zu eröffnen, die mit dem rein Menschlichen uns immerdar in Contakt erhalten, das Ewige uns blicken lassen, indem das Zeitliche in seine Hast uns hineinreißt. Dergleichen Anhaltspunkte der Betrachtung, Vertiefungen in das Ideale vertreten bei uns Modernen noch allein die einst so mächtige Wirkung des Chors und gewähren dem Hörer wie dem Leser Orientirung im höchsten Sinne.

Dürften wir uns jetzt noch zwei Ausstellungen erlauben, so wären es die, daß der Dichter wohl zu schnell Akiba von Kochba abfallen läßt; sodann daß der Verfasser die so gediegenen Monologe seines Stückes mit lyrisch dramatischen Mitteln noch etwas hörbarer und häufiger in das Ganze hätte hinüberleiten sollen, wie es ihm an vielen Stellen auch durchaus gelungen ist. — Endlich bemerken wir noch, daß unser Poet in seiner Tragödie nicht sowohl eine Apotheose des Judenthums, vielmehr eine der christlichen Weltanschauung gegeben hat, die ja wirklich in der Geschichte so entschieden den Sieg davon trägt, daß das Christenthum selbst über die Römer das Gottesgericht bringt, wie denn auch Jochanan mit solchem Bekenntniß den Verlauf der Handlung auf's würdigste schließt und wir befriedigt den Vorhang fallen sehen. Und so sey denn unsern Lesern wie allen deutschen Bühnen das vorliegende Trauerspiel bestens empfohlen!

Alexander Jung.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Wahl Pelletans.

Pelletan hat, wie Sie bereits wissen müssen, den Candidaten der Regierung aus dem Felde geschlagen. An seinem endlichen Siege zweifelte niemand, aber auf eine solche Majorität war man nicht gefaßt. Als der Name des Siegers proklamirt wurde, begrüßte ihn ein dreifaches Vivat: die Maires der Gemeinden, aus denen der neunte Wahlbezirk besteht, waren zugegen; sie wären lieber anderswo gewesen! Pelletan ist der Abgott der Ouvriers. Diese Leute sind meist unterrichtet, sie besuchen die Lehrkurse des Conservatoire des arts et métiers; sie lesen die Journale und die publizistischen Broschüren zu einem Frank. Und selbst die Bauern haben für ihn gestimmt, die doch so eben

in der Kammer für den intelligentesten Theil der Bevölkerung erklärt wurden, weil sie für die Regierung stimmen. Eine empfindliche Schlappe für diese; sie hatte sich mit aller Macht gegen ein solches Resultat gestemmt. Noch am Tage vor der Wahl mußte der gewandteste Polemist des Constitutionnel in einem Premier-Paris daran erinnern, Pelletan habe den männlichen Charakter des französischen Volkes verleumdet, und habe Frankreichs Ruhm im Auslande herabgesetzt, und dann wurde der Schatten Berangers heraufbeschworen, dieses veralteten Kämpen eines abgestandenen Liberalismus, der das erste Kaiserreich besungen und über das zweite gespottet hat. All die prasselnde Rhetorik verpuffte wie eine nasse Rakete. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß Pelletan durch kein Lokalinteresse getragen wurde; er ist nicht Fabrikherr, nicht Gutsbesitzer, nicht Mitglied eines Generalrathes; seine Wahl hat daher einen durchaus politischen Charakter. Pelletan könnte gefährlich werden, in diesem Augenblicke der Aufregung erscheint er als politischer Mensch, als Staatsmann. Er ist Denker, Künstler; er hat Phantasie, Gefühl; seine Phrase blüht wie die Lamartine'sche Periode, die ihm als Ideal vorschwebt. Lamartine und Victor Hugo sind in der Politik an der Kunst gescheitert, und ihren Freund und Bewunderer werden dieselben Instinkte an dieselbe Klippe treiben.

Lassen Sie sich schließlich nicht durch die Fratze beirren, die eine deutsche illustrirte Zeitschrift für Pelletans Porträt ausgibt, wo er aussieht, wie ein schäbiger italienischer Quacksalber. Er ist jetzt tief in den Vierzigen, groß und schlank gewachsen, hat feine Züge, eine edle Stirn, unter welcher zwei schwarze Augen glühen, vollen Bart und Haupthaar, schwarz mit Silberstreifen.

Boissy, das enfant terrible im Senate, hat einmal wieder seiner muthwilligen Kühnheit die Zügel schießen lassen. Der Kaiser schickte ihn offenbar in den Senat, um durch ihn hinter die Wahrheit zu kommen: was andere Leute im Stillen denken, damit stolpert er rücksichtslos heraus. „Solche Dinge sagt man nicht," wurde ihm gestern von einem Senator zugerufen. „Man sagt sie allerdings; ich habe sie ja gesagt," war die Antwort. Als er ausrief: „Die Polen haben mit uns gefochten; das ist mir gleichgültig, sie haben ihren Vortheil dabei gesucht," that er allerdings den Ansichten des Kaisers Vorschub und schadete der Sache der polnischen Insurrection, für welche der Enthusiasmus etwas erkaltet ist.

Rom, im Herbst 1863.

Die Region De' Monti. — Die Campagna.

Die schöne Palme im Klostergarten der Maroniten, von so vielen Punkten der Stadt sichtbar, lockte mich heute hinauf nach der Höhe der Carinen, jenem Theil der Esquilien, welcher schon im Alterthum diesen Namen führte, weil seine Häuser Aehnlichkeit mit Schiffen hatten. Hier setzte man dem Neronischen Brande durch Niederreißen vieler Bauten Schranken, so daß nach dem Ausspruch des Tacitus das wüthende Feuer keine Nahrung mehr, sondern gleichsam nur den Himmel und einen leeren Raum fand.

Neben dem Maronitenkloster steht die Kirche S. Pietro ad Vincula, welche des Apostels Ketten bewahrt. Sie ist die Schale, in welcher sich eine der seltensten Perlen moderner Sculptur befindet — der Moses des allgewaltigen Buonarotti.

Tritt man vor ein Werk dieses Künstlers, so wird man von ihm leicht vollständig absorbirt; alle Umgebung wird klein und unbedeutend. Der erste Eindruck, den die Gestalt des israelitischen Gesetzgebers hervorbringt, ist Schreck. Man befindet sich einem Riesen gegenüber, der uns mit einer Hand erdrücken kann. Lebendigeren Ausdruck zeigen wenige Statuen, selbst des Alterthums; durch die Andeutung der Pupille ist die Lebendigkeit zur Illusion gesteigert und durch die satyrähnliche Physiognomie ein Zug erbosten Zornes vorwaltend. Denn wie Michel Angelo auf seinem jüngsten Gericht Christum nicht als Gott der Liebe, sondern als rächenden, zürnenden Weltenrichter dargestellt, welcher mit der erhobenen Rechten den Uebelthätern die Blitze der Verdammniß zuschleudert, so war es der herben Natur dieses Genius mehr homogen, Moses nicht als besonnenen Führer des auserwählten Volkes Gottes, sondern als zürnenden Strafrichter seines alten Lasters, des Götzendienstes, aufzufassen. In dem Moment nämlich scheint der Künstler seinen Heros gebildet zu haben, wo er, vom Sinai kommend und die letzte Rast haltend, die neue Abgötterei, den Tanz um's goldene Kalb, vernimmt. Man ersieht aus den schwellenden Adern des rechten Armes, der sich noch auf die Gesetztafeln stützt, daß diese im nächsten Augenblick zerschmettert am Boden liegen werden. Er wird emporspringen aus seiner Ruhe; das Gewitter ist noch nicht ausgebrochen, aber in Kurzem wird der Donner grollend unter die ungehorsamen Israeliten fahren. Und wahrlich, dieses Jupiterhaupt mit den zu Hörnern sich bäumenden Haaren ist ganz zum Donnern angethan. Die Augen sprühen und rollen, finster drohen die Brauen, die Rechte

wühlt in dem bis zum Nabel herabwallenden Bart, die ganze Gestalt bebt — Quos ego!

Diese wenigen, freilich von der Größe des Kunstwerks kaum eine Ahnung gebenden Worte mögen hinreichen, das demselben innewohnende psychische Leben anzudeuten. Aber auch die Technik ist an dieser Statue vollkommen und unerreicht. Michel Angelo hat den Marmor so leicht wie Thon behandelt; die feinsten anatomischen Nuancen sind mit einer Klarheit ausgeprägt, wie sie nur in dem weit gefügigeren Erz möglich scheinen, die Details der verschiedenen Glieder mit einer Liebe ausgeführt, welche für die mühsame und ausdauernde Arbeitskraft des Künstlers das rühmendste Zeugniß ablegt und nur eine Frage auftauchen läßt, wie es möglich war, daß ein einziger Mensch bei dieser Vollendung so unendlich viel zu schaffen vermochte.

Trotzdem wird die Kritik keinen ganz ungetrübten Eindruck von diesem Kunstwerk empfangen. Im Moses des Michel Angelo schlummert schon jener Keim des Barocken, welchen Bernini später mit seltener Virtuosität und einem erstaunlichen Talent großgezogen hat. Und Winckelmann, obschon aller Bewunderung voll für Buonarottis Genius, bemerkt, wie sich Michel Angelo gegen die alte Kleidertracht vergangen, „da er dem Moses Strümpfe, unter die Hosen gezogen, gegeben, so daß diese unter den Knieen gebunden sind."

Da, wo heute dieser Führer des Volkes Israel thront, stand vor fast zweitausend Jahren der Palast des Titus, jenes Kaisers, der das jüdische Nationalheiligthum, den Tempel zu Jerusalem, so grauenvoll zerstörte und die Juden selber so tief verachtete, daß er den ehrenden Siegernamen „Judaicus" nicht einmal annehmen mochte. Nero war der Erbauer dieses Palastes, welchen Titus bald nach Beendigung des Flavischen Amphitheaters in eine großartige Thermenanlage umschuf, die später von Trajan erweitert wurde.

Wo jetzt die zu dem Kloster von S. Pietro ad Vincula gehörende Vigna und mancher Garten sich ausbreitet, theils auf der Höhe, theils am Abhang der Esquilien, stehen noch heute großartige Ruinen jener cäsarischen Anlagen. Sie bilden ein Conglomerat von Bauten, in welche selbst der gelehrteste Archäolog weder Plan, noch Zusammenhang bringen kann.

Mauern aus Netzwerk, zusammengestürzte Wölbungen, enge Gänge, Hallen, Corridore, düstere Säle, in welchen einst Kunstwerke wie der hier gefundene Laokoon standen, bilden ein Labyrinth, welches man mit brennender Fackel durchwandern muß, da seit Jahrhunderten kein Lichtstrahl in selbiges gefallen ist. Die Badezimmer, deren Wände und Pavimente noch fragmentarischen Schmuck von Mosaik und Marmoreinfassung tragen, erhielten auch in den Tagen des Gründers keinen erhellenden Strahl der Sonne Roms und mögen stets künstlich erleuchtet worden seyn, was den prachtvollen und phantasiereichen Arabeskenschmuck dieser Gemächer noch erhöhen mußte. Jetzt sickert und rinnt von den grauen, moosigen Wänden schmutziges Wasser und durch die langen Hallen flattert unheimlich die aus ihrem Nest geschreckte Fledermaus. Nur wenige Malereien und Stuccaturen sind noch erhalten; sie gleichen jenen in den sogenannten „Bädern der Livia" auf dem palatinischen Hügel und sind nicht schablonenmäßig, sondern von künstlerischer Hand ausgeführt. Diese Stuccaturen soll Johann von Udine bei seinen ähnlichen Arbeiten in den Loggien des Rafael nachgeahmt haben. Leider gehen sie gemach gänzlicher Zerstörung entgegen, wozu das Beschauen bei Fackellicht wesentlich beiträgt. Und dennoch ist selbst der größte Verehrer der Kunst Barbar genug, sie immer wieder bei dampfender Pechfackel zu betrachten.

Wie in allen antiken Gebäuden Roms findet man auch in den Ruinen der Thermen des Titus Marmortrümmer und Torsen und allerlei Fragmente in Menge. Da liegen in den vorderen offenen Kammern der Substructionsbauten von der Wand gelöste Kalkstücke mit antiker Malerei, deren Farben auffallend frisch sind; ferner Friesverzierungen, reichblätterige korinthische Kapitäle, Amphoren und schön geformte Lampen. Aus dem Schutt ringsum aber blüht die herbstliche Rose und droben auf den alten Mauern wuchert der Granatbaum, dessen purpurne und goldene Früchte in den wonnigen Oktobertagen durch das bunt gefärbte Laub schimmern.

Eben dieser Theil des ewigen Rom, in welchem wir uns jetzt befinden, ist vor manchem andern entzückend schön. Obgleich Alles noch innerhalb der Ummauerung des Aurelian liegt, glaubt man sich doch unendlich fern dem Gewühl einer großen Stadt und umgeben vom Schweigen der Campagna. In dieser Stille, die nur von den Glocken des nahen Passionistenklosters auf Monte Celio manchmal gestört wird, und in diesem milden Sonnenschein, der die Erde nöthigt, einen zweiten Frühling mit Blüthen und Duft emporsprießen zu lassen, wandelt man wie im Traume. Oder ist es nicht wie ein Traumbild, wenn du mit Einem Blicke überschaust: die Cäsarenpaläste, das Flavische Amphitheater, die uralte Basilika von S. Clemente, die wunderlichen Apostelfiguren und Heiligen des Lateran und das älteste antike Thor der Stadt, die Porta Maggiore, über welche Claudius seinen Aquädukt führte?

Und überall umgeben uns diese originellen Menschen, die in allem Thun und Gebahren so sehr von uns Nordländern abweichen. Gar mancherlei hat sich bei ihnen noch aus dem Alterthum erhalten und ist nur wenig verändert worden. Dort zum Exempel jene Männer, welche Boccio spielen, zeigen uns in ihrer Haltung, in der Art zu werfen ganz die antiken Discuswerfer, und jene lange Reihe von Wagen, welche Oel in Schläuchen nach der Stadt bringen, zeigen uns, daß die Form dieser Schläuche noch dieselbe ist, wie wir sie an jenen zahlreichen antiken Skulpturwerken gewahren, welche einen trunkenen Pan oder Satyr mit geöffnetem Schlauch vorstellen.

Der Name dieser Region ist „De' Monti" und bewohnt wird sie von wenigen Vignarolen und Gärtnern. Die hier sich erhebenden Villen stehen viele Monate des Jahres

verlassen und nureinige Frühlings- oder Herbstwochen hindurch kommt der Principe oder Cardinal, welchem sie gehören, um daselbst zu wohnen. Eine derselben, dicht bei St. Johann vom Lateran, gehört dem Fürsten Massimo und ist durch die Fresken von Overbeck, Koch, Veith und Schnorr berühmt. Weiterhin steht die vernachlässigte und öde Villa Altieri mit der schönsten Pinie Roms, und noch näher der Porta Maggiore die Villa Wolkonsky mit den herrlichen Resten der Neronischen Wasserleitung, an welche sich das classische Blatt des Acanthus schmiegt.

Einige Schritte bringen uns zur Porta Maggiore, die einst den Namen Labicana führte. Befindet man sich vor diesem massiven Bau, welcher Hunnen und Gothen, Erdbeben und Feuer um sich wüthen sah und doch noch ganz unversehrt erscheint, so fühlt man sich förmlich als antiker Togaträger, und stolz geht man durch die alte Pforte, wie die Römer des Vespasian und der Antonine gethan.

Dicht außerhalb des Thores, etwa zehn Schritte von ihm entfernt, steht das Grabmal des Marcus Eurysaces, eines Bäckers, welcher die Brodlieferungen für die Apparitores oder Magistratsdiener besorgte und bei diesem Geschäft reich wurde. Eurysaces war ohne Widerspruch ein Bäcker aus der „guten alten Zeit“ und scheint nicht vergessen zu haben, daß er seinen Wohlstand dem Teigkneten verdankt. Dieß lehrt uns erwähntes Grabmal, welches der wunderliche Kauz bei Lebzeiten für sich und die Seinigen errichten ließ. Dieses Monument zeigt nämlich in seiner Architektur und Ausschmückung die ganze Technik des Brodbackens. Leider ist gerade die Front gänzlich zerstört, das Uebrige aber bis auf die Bedeckung merkwürdig erhalten. Auf einer ein unregelmäßiges Viereck bildenden Travertinbasis erheben sich eine Anzahl rings um das Grabmal stehende Pfeiler und Cylinder, welch letztere aus drei runden trommelähnlichen, zur Teigbereitung dienenden Gefässen gebildet sind. Ueber denselben liegen horizontal eben solche Gefäße, in deren Mündung man wie in die eines Mörsers blickt. Am Fries erkennt man noch deutlich eine Anzahl Reliefs, darstellend: eine von Eseln getriebene Mühle, Mehl siebende Sklaven, den Teig knetende Arbeiter; Andere, welche die Brodlaibe in den Ofen schieben oder sie in Körben tragen.

Am originellsten aber ist es, daß Eurysaces die Asche seiner ihm vorangegangenen Frau in einem Brodkorb beigesetzt hat. Eine hier gefundene Inschrift erlaubt keinen Zweifel, denn selbige besagt: „Meine Gattin war Atistia, eine vortreffliche Frau, deren körperliche Ueberreste sich in diesem Brodkorb befinden.“ (Quoius corporis reliquiae sunt in hoc panario.) Das heißt man doch beim Handwerk bleiben!

Wohin nun? Wir stehen gleich dem Herkules am Scheidewege. Gerade aus führt die alte Via Labicana, links aber die pränestinische Straße. Alles Land steht uns offen. So wenden wir uns denn links, um einmal einige Miglien in die Campagna hineinzuwandern; ohnehin ist es eine Sünde, wenn man nicht täglich draußen in dieser großen und plastischen Natur mit den classischen Erinnerungen weilt.

Osterien, einsame Wohnungen der Vignarolen und freundliche Landhäuser von reichen Pächtern und Grundbesitzern säumen etwa eine Miglie weit die Straße. Jenseits des Grabmals der Helena, deren prächtiger Porphyrsarkophag jetzt im Vatikan steht, hören nach und nach die Stätten auf, wo Menschen weilen, und die schweigsame, öde Campagna beginnt. Ueber den welligen Hügeln zur Rechten tauchen die Bogen der Wasserleitung des Claudius auf, wunderbar schön in der Färbung und von keinen andern Aquäduktruinen in malerischer Wirkung und an ehrwürdigem Alter übertroffen.

Bunte, tief gesättigte Töne wogen auf der ernsten, feierlichen Fläche, so daß sie bald grün, bald braun und violet erscheint. Oft auch wandern dunkle Wolkenschatten über die Campagna und dann glaubt man beutelustige Kriegerhorden sich gegen dieses vielmal bedrängte Rom wälzen zu sehen, und die Phantasie bevölkert diese todesstumme Ebene wieder mit den Kriegern des Hannibal, mit barbarischen Gothen des Alarich oder mittelalterigen Lanzknechten.

Die halbe Kreislinie des Horizontes aber wird vom Albaner- und Sabinergebirge, mehr gegen Norden vom Soracte und den Ciminibergen begrenzt. Letztere sind wegen ihrer weiteren Entfernung in ultramarinen Duft gehüllt; das Profil des näheren Monte Gennaro und der Lionessa, zweier sabinischer Gipfel, zeichnet sich hingegen klar und bestimmt in der durchsichtigen Luft ab und um ihre weißen Kalkfelsen schimmern violette Lichter. Deutlich glänzen Tivoli's Häuser, auch Palombara und das doppelt gegipfelte Monticelli liegen in magischer Glorie.

Diese melancholische Einöde beleben zahlreiche Heerden. Starke Rudel feuriger Füllen weiden hier bei Tag und Nacht, eines Stalles vollständig ungewohnt; manchmal sieht man ihren Hirten mit langer Lanze mitten unter sie reiten, um dieses oder jenes Thier mit der Schlinge zu fangen, und dann ist es ein herrliches Schauspiel, die aufgescheuchten Rosse mit fliegender Mähne, wehendem Schweif und rothen, dampfenden Nüstern über Hügel und Graben sich tummeln zu sehen. Auch stattliche Rinderheerden stehen oder liegen wiederkäuend im frischen Grase, und mit dämonischem Blick starren sie den Wanderer an, der staunend ihre gewaltigen Hörner betrachtet.

Außer den in der römischen Campagna groß gezogenen Schafen kommen dann noch jährlich hunderttausende dieser Thiere aus dem Neapolitanischen, welche vom Oktober bis April hier weiden. Diese Hirten des Apennins oder Calabriens bringen durch die Hin- und Herreise doch noch einen Schatten von Abwechslung in ihr Nomadenleben; aber der eingeborene Schafhirt klebt immer an der Scholle und sein einziger Begleiter ist sein Hund. Auf seinen langen Stab gestützt, in Schaf- oder Ziegenfelle gekleidet, steht er oft Stunden lang unbeweglich und ist die einzige menschliche Figur auf Stunden im Umkreis. In der Glut des August und in den feuchtkalten Tagen des Decembers, wenn die Tramontana mit frostigem Hauch über die Ebene weht, muß er bei seiner Heerde wachen. Seine Behausung ist

eine aus Rohr und Zweigen verfertigte Capanne, oder eine der vielen Höhlen im Travertinstein der Campagna. Oft auch nistet er sich in ein antikes Grabmal ein oder bereitet sich sein elendes Lager in den Resten einer alten kaiserlichen Villa. Nur wenige Miglien von einer großen und volkreichen Stadt entfernt, lebt er wie in einer indianischen Prairie. Außerdem haust in der Campagna der Adler, dieser weitsichtige Vogel des Zeus, der gefleckte Sperber und in ganzen Schaaren die Krähe und Dohle, der Ortolan, die Wachtel und Lerche. Häufig ist auch der Fuchs, das Stachelschwein und die Schildkröte.

An der Villa der Gordiane, die wir jetzt erreicht haben, wollen wir rasten und uns nicht zu tief in die Campagna verirren. Sie liegt zu beiden Seiten des Weges, ein weites Feld mit malerischen Trümmern bedeckend. Wölbungen mit Cassettonen sind zum Theil geborsten und durch die Spalten scheint freundlich das tiefblaue Gewölbe des Himmels. Auch einzelne Bögen von Wasserleitungen unterscheidet man noch und ringsum liegen Haufen von Schutt, gebildet aus edlen Marmorstücken, Serpentinstein, Mosaiken und Smalto.

Das Bibelwort: „Wenn die Menschen schweigen, werden die Steine sprechen,“ erfüllt sich nicht an diesen rothbraunen Mauern. Keine Inschrift ist hier gefunden worden, welche den Namen „Villa der Gordiane“ bewahrheitete. Stumm stehen diese schönen Reste da, die Zeugen versunkener Herrlichkeit, ohne ein Wort zu berichten, schweigsam wie die todesstumme Campagna selber.

Außer Eulen und Dohlen nistet in diesen zerfallenen Trümmern ein Schafhirt, der in einem niedern und dumpfen Gewölbe haust, aus dessen Oeffnung uns qualmender Rauch entgegenzog. Nach der gewöhnlichen Begrüßung fragten wir ihn, warum er denn ein Feuer angezündet, da doch nirgends eine Spur von etwas Kochbarem zu sehen sey. Und der Schafhirt erwiederte: „Um die schlechte Luft zu vertreiben.“ Dabei erhob er sich und nun sahen wir in sein mageres, fieberverzehrtes Gesicht. Er war so arm wie Diogenes und wie dieser besaß er nicht einmal ein Gefäß zum Trinken. Seine Ehrlichkeit war zum mindesten eben so groß, als die des cynischen Philosophen, und hielt die schwerste Probe aus.

In einem Loche der rußigen Wand bemerkte ich eine kleine antike Lampe, auf welcher die bekannnte Mythe von „Leda mit dem Schwan“ dargestellt war. Es reizte mich, sie zu besitzen. — „Hast du diese Lampe hier unter den Trümmern gefunden?“ fragte ich. — „Ja, Herr.“ — „Und findest du öfter dergleichen?“ — „Selten, doch muß ich Alles meinem Padrone abliefern, der von Zeit zu Zeit die Heerde besichtigt.“

Nun versuchte ich ihn zum Verkauf zu verführen, und die Verführung recht groß zu machen, bot ich ihm einen blanken Papetto und ließ ihn denselben sehen. Da wurde dem Schafhirten doch warm, weil beim Erblicken des Geldes ihm von Tabak und einer Foglietta Wein und andern schönen Dingen träumen mochte. Und doch, standhaft schlug er mein Anerbieten aus und belehrte mich so von neuem, aus welch unendlich gutem Material das Landvolk besteht, und wie es nur einer andern, als der clericalen Erziehung bedürfte, um frei und glücklich zu werden. Gegenüber den städtischen Spitzbuben aber erschien mir der Schafhirt als der Gott der Unbestechlichkeit selber.

Der ganze Ruinenbezirk heißt heute Tor de' Schiavi. Neugierig durchforschte ich ihn nach allen Richtungen und gelangte auch in einen Rundtempel, an dessen theilsweis eingestürztem Gewölbe sich noch die Figuren einstiger Fresken erkennen ließen. Auf einen Mauerrest dieses Tempels setzte ich mich, um auszuruhen. Die elegische, trauervolle Schönheit der Campagna versetzt den Menschen in eine eigenthümliche Seelenstimmung. Unbewußt überschleicht das Gemüth Wehmuth und Trauer; ist doch die Campagna ein weites Todtengefilde und liegt noch heute auf Miglien Weite öde und unfruchtbar, da hier kein Ackersmann den Pflug regiert und kein Säemann den Samen ausstreut, aus welchem goldene Halme sprießen.

Ohne es zu wollen, gleiten hier unsere Gedanken in die graue Vorzeit, da Roms Geschichte noch mythisch war. Siehe, dort in der Ferne, wo die feinen Conturen einiger Pinien wie kleine Wölkchen in der Luft schweben, lag Gabii, die uralte Colonie Albas, welche einen berühmten Junotempel besaß; in der Nähe breitet sich das Schlachtfeld des Lacus Regillus, wo die Götterjünglinge Castor und Pollux den Sieg für die Römer entschieden, und nicht weit davon entfernt liegt Collatia, die Heimath des Tyrannenmörders Brutus. So grenzt hier eine classische Stätte an die andere; wohin man blickt, ist alter heiliger Grund. Die meisten Orte sind spurlos vom Erdboden verschwunden, und wir erhalten nur Kunde von ihnen, wenn wir in den Werken der Alten blättern.

Als wir, heimkehrend von unserer Campagnawanderung, wieder durch Porta Maggiore schritten, leuchteten über Rom schon Mond und Sterne. Herüber vom Amphitheatrum Castrense vernahm man das Bellen des auf Raub schleichenden Fuchses, aus den öden Ruinen des Tempels der Minerva Medica tönte der Schrei der Eule. Das Oellämpchen der wenigen Madonnenbilder am Wege verblich vor dem hellen Schein des Mondes; deutlich in ihren Umrissen standen die Cypressen des Viminal, wo einst Neros Gärten sich ausbreiteten, und er, von Antium kommend, die brennende Stadt in troischen Gesängen feierte. Friede und Ruhe lag über der Region De' Monti. Gerade als wir ermüdet die heimliche Stille unserer Wohnung erreicht, kam Serra Luisa, unsere Padrona, mit der römischen Lampe und grüßte: Felicissima notte!

Aus Oberitalien.

Das Hochland über dem Garda-See.

Die Wunderperle lombardischer Gränzlande, der alte Benaco, wurde lange schon von Wanderlustigen aufgesucht und nach allen Richtungen durchforscht, bevor seine Zugänge durch Straßenzüge und Dampfkraft eröffnet waren. Weniger gekannt sind die Hochthäler, welche über seinem oberen Becken, hinter den Bergen um Riva sich hinziehen.

Schon von Karl dem Großen wurden diese Landstriche, Riva mit seinem Gebiete und Tenno, die Judicarien und das Ledrothal an die Markgrafschaft Trient vergabt, bei der sie bis in das vierzehnte Jahrhundert verblieben sind. Damals den Scaligern verpfändet, kamen sie dann abwechselnd in die Gewalt der Visconti und ihrer früheren Oberherren, denen sie im fünfzehnten Jahrhundert durch die weitgreifenden Venetianer entrissen wurden. Im Brüsseler Frieden 1516 wurden sie auf's Neue ihrem angestammten Fürsten zugesprochen, und jetzt erlangte Kardinal Bernard Clesio (Klesel) von Karl V. die endliche Restitution, bei welcher es verblieben ist, bis zur Sekularisation der geistlichen Fürstenthümer, als dieser Besitz an Oesterreich abgetreten werden mußte.

Jede dieser verschiedenen Oberherrschaften hat ihre Spuren in dem Lande zurückgelassen, in der Anlage von Befestigungen, Hafenbauten, Brücken und Wegen, wie sie der damalige Verkehr erforderte, der im Gebirge nur durch Saumthiere möglich war. Erst im Laufe des letzten Jahrzehents, als der Kaiserstaat hoffen durfte, ungestört im Besitz der Lombardei zu verbleiben, wurden aus Gemeindemitteln mit Unterstützung der Regierung diese Gegenden durch Fahrstraßen verbunden, und einerseits von Riva aus über Tenno nach den Judicarien, andererseits nach dem Ledrothale Wegebauten angelegt, welche durch die Kühnheit ihrer Führung sowohl, als durch Mannigfaltigkeit ihrer Umgebung zu dem Schönsten gehören, was auf verhältnißmäßig kurzer Strecke das Auge zu umfassen vermag.

Wer vom Etschthale aus den kürzeren Weg über Mori und Nago wählt, um nach Riva zu gelangen, wird sich fast enttäuscht fühlen, wenn er plötzlich tief unter sich die blaue Fluth von starren kahlen Felsen eingeschlossen erblickt, besonders wenn die Erinnerung an den Lago Maggiore und den Comersee ihm vorschwebt mit den sattgrünen Kastanienwäldern, den zahlreichen Villen und Dörfern, welche jene Ufer beleben. Verweilt aber das Auge erst länger auf den strengen Formen dieser Kalkberge, deren leichter Anflug vom fahlen Grün der Ilexeiche, des Summachs und anderer südlicher Gesträuche ihnen eine eigenthümlich gedämpfte Färbung leiht, so erkennt man bald die großartige Schönheit dieses Landschaftsbildes, worin der Mensch kaum erscheint, wenn nicht ein flüchtiges Segel die azurblaue Fluth durchschneidet und sein Daseyn bekundet.

Erst in der Nähe von Torbole, einem Fischerdorfe mit sicherem Landungsplatze, entfaltet sich die südliche Anmuth der reichen Gefilde um Monte Brione, der, wie vom Himmel gefallen, die Fläche unterbricht, welche zwischen Arco und Riva, wahrscheinlich in der Vorzeit durch den See ausgefüllt, einem Paradiesesgarten gleicht, der, nach allen Seiten von der Gebirgsmauer geschützt, nur gegen Süden sich aufthut, um Licht und Wärme zu empfangen. Von dem Halbkreise, den das obere Ende des Sees mit dem Städtchen Riva am äußersten Punkte bildet, schweift der Blick wie aus einer Meeresbucht über die langgestreckte Wasserfläche gleichsam ins Unendliche hin. Nur wo da und dort die Wildbäche eine Schlucht in die Marmorflanken des Gebirges gerissen haben, zeigen sich Wohnstätten der Menschen im Schatten bleicher Oelbäume, untermischt mit den massigen Formen der Feige und der Maulbeere, und überragt von schützenden Kastellen, welche besonders der veronesischen Uferseite längs des Monte Baldo hin einen alterthümlichen Reiz verleihen. Das tridentinische Ufer, welches unweit Limone die piemontesische Gränze berührt, ist, so weit es Oesterreich angehört, gänzlich unbewohnt; ehedem enthielt es den alten Seehafen des Penals in einer engen Schlucht, durch welche sich der Abfluß des Ledrosees niederstürzt. Dieser Zugang, vor Alters die einzige Verbindung des Hochlandes mit dem übrigen tridentinischen Gebiete, ist durch die neue Straßenanlage von Riva aus ganz entbehrlich geworden. Noch vor zwanzig Jahren erhob sich ein kleiner Borgo in dieser Felsklemme, worin die Scaliger im 14. Jahrhundert einen Treppenpfad angelegt hatten, der jetzt mit den Resten der abgetragenen Gebäude von einem dichten Gewirre wilder Oliven, Feigen und Weinranken übersponnen ist. Dazwischen hüpft die unbändige Fluth von Klippe zu Klippe, bis sie sich über eine Felswand stürzt, hinter den malerischen Ruinen des alten Brückenbogens verborgen, welcher die Einfahrt des Hafens bildete und an seinem Schlußstein ein Zerrbild tragt, ähnlich dem Basler Lalenkönig, historischen Angedenkens.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. 15. Januar 1864.

Hier muß sich manches Räthsel lösen. —
Doch manches Räthsel knüpft sich auch.
Goethe.

Seit der Leipziger Schlacht.

(Fortsetzung.)

Der dunkle sargähnliche Berg dort war meist das Ziel unserer größeren botanischen Ausflüge. Dort wächst die gelbe Gentiane und manche schöne Pflanze, die im tieferen Lande nicht vorkommt. Seitdem sind fünfundvierzig Jahre verflossen, zwei Drittheile der Jahre, die schon nach der Statistik des ältesten Buches ein langes Menschenleben währt, eine Spanne Zeit im Culturleben eines Volkes. Und überdenke ich nun flüchtig, was in diesem Zeitraum aus der Kenntniß von der Geschichte der Erde und ihrer alten Bewohner geworden, und was ich selbst von dieser unermeßlichen Fülle wohl oder übel in mich aufgenommen, so weiß ich beim Widerspruch zwischen den Gesichtern der Zeit kaum, ob es unendlich lange her ist oder ein kurzes Jahr, seit ich auf dem Berge dort den ersten Seeigel verwundert aus dem Kalkgestein aufgenommen.

Die Kenntniß der fossilen Thierwelt konnte keine fruchtbaren Fortschritte machen, so lange der wissenschaftliche Begriff der Erdbildung auf falscher Fährte war. Aber das Suchen findet immer seinen Lohn in sich, und hier war der Hauptgewinn, daß man darüber die alten Begriffe von der Existenz der Dinge verlor. Und als das Gewässer der traditionellen Schöpfungsvorstellungen sank, war auch bald der Schlüssel zur Hand, der die ungeheure Arche der Erde aufthat, aus der seitdem in ununterbrochenem Zuge eine Welt von Geschöpfen steigt, schattenhaft und doch so lebendig für das Auge des Geistes, alle so deutlich gestempelt als Bildungen dieser Erde, als Blutsverwandte derer, in denen noch das Blut kreist, aber fremdartig, wie aus einem andern Welttheil in der Zeit, immer seltsamer, aus je älteren Räumen sie hervorkommen, und den Geist, wenn er an dieser unendlichen Reihe der Entwicklung hinauf und hinunter fährt, mit dem Gedanken erschreckend, an den wir uns eben jetzt erst gewöhnen, mit dem Gedanken an eine unermeßliche Vergangenheit der Erde. Man kann es wohl sagen, das Gefühl, mit dem wir zusehen, wie die Geologie im Fortgang ihrer Constructionen immer größere Zeiträume in Anspruch nimmt, ist bei den meisten, die über dergleichen nachdenken, kein angenehmes, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht.

Von den beiden Hauptrichtungen, nach denen die Ansichten über den Verlauf der Erdgeschichte, und besonders über den Hergang bei der Gebirgsbildung auseinander gehen, verliert die ältere, revolutionäre, radikale, kurzen Proceß machende immer mehr Boden. Die alte Vorstellung von wiederholten

Erdrevolutionen, von periodischer Vernichtung und Neuschaffung des Lebens an der Oberfläche schienen sich nur zu bestätigen, als man anfing die Thatsachen nach dem Begriff der Erhebungstheorie aufzufassen. Zur Zeit aber, als fast keiner an einem sehr stürmischen Verlauf zweifelte, am raschen Aufsteigen der Gebirge, an ungeheuern Störungen des Gleichgewichts zwischen Starrem und Flüssigem, an mehrfacher Erneuerung der organischen Welt, lebte man noch unter dem frischen Eindruck der geschichtlichen Revolutionen im Herzen von Europa, denen die Schlachten von Leipzig und Waterloo bis auf diesen Tag ein Ziel gesetzt, und es ist, als ob die historische Empfindung nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftliche gewesen wäre. Man erinnerte sich noch zu lebhaft, unter welchen Erdstößen und Völkerfluthen die gegenwärtige Karte von Europa zu Stande gekommen war. Und als mit dem sich befestigenden und andauernden, wenn auch mühsam erhaltenen Frieden jene Bilder geschichtlicher Stürme bleichten, als mit dem lebhaften Trieb zur Erkenntniß der im Leben des Menschen waltenden Gesetze die praktische Arbeit an der Umgestaltung der alten Zustände in vollen Fluß gerathen war, wurde auch die geologische Forschung in die ähnliche Richtung getrieben. Bereichert und vielfach gewitzigt durch die zahllosen Thatsachen, welche die in der Voraussetzung revolutionär gebildeten Gebirge geliefert, wendete sie sich jetzt aufmerksamer und geübter zu der Beobachtung der Vorgänge, der Wechsel und Wandlungen in der gegenwärtigen Natur: wie das Niveau vieler Länder noch heute sachte steigt oder fällt, wie ansehnliche Erhebungen, Senkungen, Durchbrüche augenfällig das langsame Werk einer verhältnißmäßig nicht fernen Zeit sind, wie Luft und Feuchtigkeit beständig an allem Starren zehren, wie das Meer und alles Gewässer ohne Unterlaß an Erdreich und Gestein nagen und schwemmen und, Organismen aller Arten begrabend, rascher oder langsamer den Körper künftiger Gesteinschichten zusammenschleppen u. s. w. Im emsigen, allseitigen Fortgang dieser Beobachtungen entwickelte sich nun aber ein dem früheren entgegengesetztes Bild der geschichtlichen Evolution der Erde, der Begriff, daß, seit sich irgendwie das Starre vom Flüssigen geschieden, die ganze Blätterung der Erdrinde, alle Hebung, Berstung und Senkung der Schichten durch das Spiel derselben Kräfte zu Stande gekommen, welche noch heute fortwährend die Physiognomie der Natur umwandeln, aber so langsam, daß sie dem Menschen von jeher, so lange er sich zurückbesinnt, scheinbar fast dasselbe Antlitz gewiesen hat.

Im Frieden seit fünfzig Jahren ist im Herzen von Europa das Gleichgewicht nicht erheblich gestört worden, während da und dort ein speiender politischer Vulkan die Ränder des Erdtheils erschüttert hat. So ist ja auch in der heutigen Natur der lokale Tumult nur eine Episode im langsamen, gleichförmigen Zug der Entwicklung, und in der Geschichte der Erde selbst ist es von jeher nicht anders gewesen, wenn die neue Anschauung sich auf der richtigen Fährte befindet. Wenn die revolutionäre Ansicht die ungeheuern fieberhaften Zuckungen der Natur, unter denen sie Gebirge gebar, allmählich zum heutigen gemessenen Rhythmus und Gleichgewicht der Kräfte sich beschwichtigen ließ, so sieht der friedliche Begriff die ganze Reihe der Erscheinungen darauf an, wie sie sich zu den Forderungen des Verstandes und der Vernunft unter der Voraussetzung verhalten, daß der Puls im Leben der Erde von Anbeginn ungefähr denselben Takt gehalten wie heute, daß der Wechsel und Wandel, das Vergehen und Entstehen an der jetzigen Oberfläche der Typus sey, nach dem Alles auf Erden vorgegangen. Man sieht, die naturgeschichtliche Beobachtung hat sich die Geschichte der Menschheit zum Muster genommen, in der ja, wenn auch die Urkunden noch so Ungeheuerliches berichten, Alles nach den unwandelbaren Gesetzen sich ereignet haben muß, die nun einmal in unserer Gattung Gedanken, Gefühl und Willen regieren. Die geologische Kritik negirt alles Wunder, wie die historische, und das schnellfertige Werk Pelion auf Ossa thürmender Giganten ist ihr, vorläufig wenigstens, zum Mythus geworden.

Dieser Begriff hat sich nun aber bereits in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ungemein fruchtbar erwiesen. So viele Phänomene, die nur eben begreiflich wurden, wenn man die bekannten Naturkräfte im Style der Giganten arbeiten ließ, — sie erscheinen auf einmal natürlich, das heißt nach den heute wirkenden Kräften erklärlich. So vieles Unfaßliche ist dadurch wenigstens in die feste Operationslinie der Forschung gerückt. Dieser Begriff hofft auf der Bahn, die er mit Glück betreten, langsam, aber sicher einem Punkte der Erkenntniß zuzurücken, der auf dem andern Wege nie zu erreichen gewesen wäre, und dazu verlangt er nur Ein Zugeständniß: er verspricht die schwersten Problemlasten zu heben, wenn man ihm nur gestattet, den Hebel so lang zu nehmen, als er will und braucht, und dieser Hebel ist die Zeit. Das Maaß, in dem die geologischen Bildungen in der jetzigen Natur an der Erdoberfläche erfolgen, ist unendlich klein gegen das ungeheure Gesammtprodukt der Vergangenheit, wie wir es in der geschichteten Erdrinde übersehen. Soll nun die Wissenschaft letzteres aus jenen construiren, so braucht sie nur Eines, unendliche Zeit. Sie

verlangt nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Zugeständniß einer Dauer der Erdentwickelung, die sich zu der gemeinen menschlichen Vorstellung von der Zeit verhält, wie, so lange die Erde der Mittelpunkt der Welt war, die Vorstellung von den Entfernungen der Gestirne zu den wahren Dimensionen des Raums.

Der Mensch mißt naturgemäß den Zeitverlauf einmal nach den Umläufen der Erde um die Sonne, dann nach der Dauer seines eigenen Lebens, „das siebzig Jahre währt, und wenn es hoch kommt, achtzig," und endlich, wenn's hoch kommt, nach den paar Jahrtausenden, welche die Lebenserinnerung des ganzen Geschlechts bilden. Es ist schon lange her, seit das trostreiche Bild des Anfangs alles Lebens im Paradies in den Gemüthern immer mehr erbleicht. Die Bemühungen des frommen Sinns, es im Herzen festzuhalten, und die der Orthodoxie, es körperlich zu restauriren, können keinen bedeutenden Erfolg haben und es muß seinem Schicksal überlassen werden. Seit es überhaupt eine Wissenschaft gibt, die sich mit dem Bau und der Bildung der Erde beschäftigt, war es augenfällig, daß man damit in Zeiträume zurückblickte, die weder mit dem Maß des Lebens des Menschen, noch selbst mit dem seiner Geschichte zu messen sind. Das nothwendige Zugeständniß an Zeit steigerte sich im Fortgang der Forschung immer mehr, und wenn die zum Theil noch herrschenden Theorien, die erst jetzt von einer andern Betrachtungs- und Beobachtungsweise abgelöst werden, noch so summarisch und tumultuarisch verfahren, wenn auch die Vorgänge bei der Erdbildung desto weniger Zeit erfordern, je gewaltsamer man sie verlaufen läßt, so kam doch bei jeder möglichen Schätzung ein Gesammtfacit heraus, das die Einbildungskraft ernstlich hätte erschrecken müssen, wenn die Unendlichkeit der Zeit mehr Eindruck auf sie machte als die des Raums. So aber ist es ganz menschlich, wenn das gebildete und sich bildende Publikum den sich immer ernstlicher aufdrängenden Begriff von einer unermeßlichen Zeitdauer des Erdlebens ruhig zu den vielen neuen Vorstellungen legt, die es sich in diesem Zeitalter gefallen lassen muß, um ihn gelegentlich hervorzuholen und sich zu verwundern, wenn an seinen Glauben eine neue noch stärkere Zumuthung gemacht wird. Höchstens finden gewisse Geistesrichtungen eine so ungeheure Kette der Entwicklung des organischen Lebens sonderbar, fast unvernünftig, da ja keine Vernunft dabei war, die sie beobachtete. Welch unermeßliche Zurüstung, um das Podium zu legen, auf dem endlich aufgeführt werden sollte, auf was es doch von Anbeginn abgesehen war, das Drama der Weltgeschichte, das ächt Shakespearesche, das Tragödie und Comödie in Einem ist!

Diese Stimmung war um so natürlicher, da es der Wissenschaft nicht gelingen wollte, jenseits der selbst unbekannten Anfänge unseres Geschlechts auch nur einen ersten Meilenstein in die Vergangenheit der Erde hinaus zu pflanzen. Die geologische Zeit hat für uns bis jetzt weder Jahr, noch Tag, noch Stunde. Es ist augenfällig: schon seit der Periode, in der unsere Länder die letzte bedeutendere Veränderung erlitten, wo in unsern Breiten Elephant und Nashorn ihr Grab fanden und die nordeuropäische Niederung mit den Trümmern nördlicherer Gebirge übersäet wurde, und den Anfängen unserer Geschichte muß ein Zeitraum vergangen seyn, in den die Dauer dieser Geschichte vielfach aufgeht; wie oft, das konnte unser Scharfsinn bisher nicht ergreifen. Sicher wird es einmal ergriffen, aber noch wissen wir nicht entfernt, ob die Zeit „seit Erschaffung der Welt," wie in unserem Kalender steht, — 5813 Jahre bis 1864 — auf dem geologischen Maßstab der Zukunft ein Centimeter ist, oder ein Millimeter, oder noch viel weniger.

Es springt nun aber in die Augen, daß der Zeitaufwand, den nach der ungefähren Vorstellung die früheren geologischen Systeme in Anspruch nehmen, als ein fast verschwindendes Moment erscheinen muß gegen das Bedürfniß des neuen Begriffs, wenn dieser jetzt ernstlich daran geht, die ganze Erdrinde nach Styl und Arbeitsmaß der heutigen Natur auszubauen. Aber auch diese neuen überschwenglichen Anforderungen würden die Einbildungskraft um so weniger rühren, je unfaßlicher die zugemutheten Vorstellungen sind, wenn nicht die geologische Beobachtung auf ihrem Wege endlich sicher gefunden hätte, was sie bisher vergeblich gesucht und am Ende nicht ungern vermißt hatte — den Menschen selbst. Durch die neuesten Entdeckungen sieht sich der Mensch selbst in den geologischen Proceß hineingezogen, und dadurch kommt ein gemüthliches Element in die geistige Oede des Bildes.

Die Menschheit selbst besinnt sich so wenig auf Ort und Zeit ihrer Geburt, als der einzelne Mensch. So eifrig die Geschichtsforschung den Wurzeln der Geschichte, den frühesten Kindheitserinnerungen nachgräbt, sie findet nirgends festen Grund, und nur die Mythe weiß zu sagen, wie weit dieselben jenseits der Pyramiden hinausliegen, auf deren Spitzen vier Jahrtausende sich über Bonaparte und sein Heer verwunderten. Vollends die Art und Weise des Ursprungs des Geschlechtes selbst, was man seine Schöpfung nennt, ist ein Unbegreifliches, Unerforschliches, das freilich mit dem Geheimniß alles Seyns zusammenfällt, aber den Menschen gemüthlich mehr beschäftigt und peinigt als alle Räthsel der Natur, weßhalb auch die phantastische

Lösung überall ein Element der religiösen Vorstellungen ist. Jedes Volk, jeder Bildungsgrad, jede Stufe der Wissenschaft macht sich ein anderes Bild davon. Ob man nun aber beim Anbeginn Ein Menschenpaar entstehen lasse, oder da und dort mehrere, oder gar mit Agassiz ganze Völker zumal, am Ende mit dem Hausvieh, das nach Andreas Wagner nie wild gewesen und das der Mensch als Aussteuer mitbekommen — alle diese Begriffe haben das Gemeinsame, daß sie bewußt oder unbewußt die Geburt des Menschen nicht in eine unabsehbare Perspektive hinausrücken, sondern nur in eine Ferne, welche mit der menschlichen Vorstellung von der Zeit noch abzureichen ist. Der Mensch ist dem einen nur das vollkommenste Thier, dem andern das Geschöpf, um dessen willen Alles geschaffen worden; die Krone der Schöpfung ist er dem einen wie dem andern, der Jüngstgeborene unter den Lebendigen, und so wird es denn seit seiner Geburt auch nicht so gar lange her seyn.

War es doch, als ob die Wissenschaft selbst diese Empfindung theilte. Daß der Mensch das Kind des jüngsten Welttages sey, der letzten, neuesten, postdiluvialen, alluvialen, quaternären Periode, oder wie man es nennen mochte — dieser Satz wurde von der Mehrzahl der Geologen mit einer gewissen Aengstlichkeit festgehalten, die mehr war, als wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit. Man sieht, wie noch in Cuviers und selbst vieler Jüngeren Ansichten und Urtheile, oft ihnen selbst unbewußt, die populären Vorstellungen vom Paradiese hereinspielen. Wurden Menschenknochen und Produkte der menschlichen Hand unter Umständen gefunden, die zu beweisen schienen, daß der Mensch bereits mit Thiergeschlechtern zusammengelebt, die in der heutigen Natur nicht mehr, die nur in fossilem Zustand vorkommen, so wurde die Untersuchung nicht nur mit großer Strenge und Vorsicht geführt, sehr oft zeigte das Urtheil, das die Ansprüche der betreffenden menschlichen Reste auf ein hohes, ein sogenanntes geologisches Alter, auf Fossilität, abwies, Spuren von Spitzfindigkeit oder gar Rabulisterei. Dem Menschen, der sonst überall so schnell zur Hand ist, sich und den Seinigen Ehre und Vortheil zu verschaffen, schien nun einmal an der Würde der Fossilität seines Geschlechtes durchaus nichts gelegen. Es war, als ob viele Beobachter von der geheimen Besorgniß beherrscht wären, der Stammbaum des Menschen, wenn man denselben in ältere Erdbildungen sich verlaufen ließe, könnte in zu nahe Berührung mit den Thiergeschlechtern gerathen und genealogische Ideen wecken, die auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ungleich gefährlicher werden konnten als früher.

Und wirklich ist die Darwin'sche Theorie auch erst dann aufgetreten, als die bisherige Vorstellung von einem verhältnißmäßig oder vielmehr unverhältnißmäßig kurzen Daseyn unseres Geschlechtes bestimmt aufgegeben werden mußte. In einer kurzen Reihe von Jahren sind zahlreiche, zum Theil sehr überraschende Thatsachen zu Tage gekommen, durch welche nicht nur die geschichtliche, sondern auch die geologische Existenz der Menschheit weit über die bisherigen Begriffe hinaus verlängert wird: die merkwürdigen Pfahlbauten in der Schweiz und der geologisch bis jetzt noch wichtigere skandinavische „Küchenabfall,“ die Nachgrabungen im Delta des Nil, die Entdeckungen an der Oberfläche und in den Flußanschwemmungen Nordamerika's, die Funde im Diluvium Frankreichs und in manchen Höhlen. Am obern Ende dieser Reihe von Beobachtungen sehen wir den uralten Bewohner der Schweiz die letzten der jetzt längst aus diesen Ländern verschwundenen Thiergeschlechter jagen, den Auerochsen und das Rennthier, und manche, wenn auch noch zweifelhafte Schätzungen rücken schon die Existenz dieser seltsamen Niederlassungen ansehnlich über den Zeitpunkt hinauf, wo nach dem mit unserer Religion und Cultur verknüpften mosaischen Bericht die Welt überhaupt erst geschaffen wurde. Am andern, dem untern Ende sehen wir augenscheinlich den Menschen auf niederster Stufe der Entwicklung schon mit Thierarten (species) zusammenleben, die von jeher, nach dem gemeinen Ausdruck, für fossil gegolten, während ihre Geschlechter (genera), soweit die geschichtliche Erinnerung reicht, aus unsern Breiten verschwunden sind. Diese Thiere sind namentlich der Elephant, das Nashorn und die große Katze, während der Bär und andere jetzt durch andere oder auch durch dieselben Arten repräsentirt sind. Alle gehören aber entschieden einer geologischen Periode an, welche derjenigen vorausging, die der frühere Begriff als die jüngste Schöpfung bezeichnete und auf die er das Daseyn des Menschen beschränkte, und nach den neuesten Ansichten, Beobachtungen und Schlüssen liegt die Zeit, in der jene ausgestorbenen Thiere und mit ihnen die ersten Spuren des Menschen begraben wurden, so weit zurück, daß die vorgeschichtliche Existenz des Menschen nothwendig in eine Ferne hinausrückt, für die wir zwar lediglich noch kein Maß haben, die aber weit über alle bisherigen Vorstellungen hinausgeht.

Ein geologisches Zeitmaß zu finden, das ist in der gegenwärtigen Entwicklung ein Hauptanliegen und die dringendste Aufgabe der Wissenschaft. Die angestrengtesten Bemühungen, in dieser Richtung weiter zu kommen, haben bis jetzt nur zu auf- und abschwankenden Schätzungen geführt. Seit nun aber die laute oder stillschweigende Voraussetzung, daß die eigentliche geologische Forschung mit dem Menschen nichts zu thun

habe, entschieden beseitigt worden ist, seit sich, fast auf einmal, mit dem geologischen Interesse ein geschichtliches verknüpft hat, seit es sich, zunächst beim Studium der sogenannten tertiären Bildungen, nicht mehr bloß um Urkunden der Thierwelt, sondern um Chronologie und Genealogie unseres eigenen Geschlechtes handelt, — nunmehr muß in Verfolgung jenes Zieles der Eifer und die Wißbegierde sich verdoppeln, und viel wird auf Rechnung des gemüthlichen Antheils an der Forschung zu setzen seyn, wenn wir früh oder spät etwas ergreifen, das die bestimmte Aussicht gibt, daß einst die Geologie die Zeit aufschließen werde, wie die Astronomie den Raum aufgeschlossen hat.

Stellen wir die Geschichte dieser beiden Wissenschaften neben einander, so sind wir in diesem Augenblick in der geologischen Entwicklung, was das Zeitmaß betrifft, vielleicht nicht einmal auf dem Punkt angelangt, auf dem Copernikus die Entfernung des Mondes von der Erde so seltsam unterschätzte. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß wir noch auffallender hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn wir die Distanz der nächsten, jüngsten bedeutenden Veränderungen der Erdoberfläche zu so oder so viel Jahrtausenden anschlagen. Lassen wir in Gedanken die Erdbildungen, durch welche das Reich der Säugethiere hinabreicht, unserem Planetensystem entsprechen — wie weit sind wir da noch davon entfernt, den Zeitabstand zu messen, in dem die ältesten dieser unserer nächsten thierischen Verwandten ihre einstige Sonne oder Krone, den Menschen ankündigen! Und wie viel weiter ist es vollends bis dahin, wo die Geologie nicht mehr nach vielfachen von Jahren wird zählen können, so wenig als die Astronomie nach vielfachen von Meilen, wo sie mit einer Einheit, die dem astronomischen Großmaß, dem Durchmesser der Erdbahn, entspricht, dahin dringt, wo sich die ersten Spuren organischen Lebens in der Zeit vom tiefen Dunkel abheben, wie die entlegensten Sternhaufen im Raum. Doch wer weiß, ob nicht auch hierin wie schon so oft, der merkwürdige Geist des Zeitalters durch seine eigene Fruchtbarkeit überrascht wird, ob nicht die Geologie, nachdem sie in unbegreiflich kurzer Zeit fertig lesen gelernt, sich auch im Rechnen an die höchsten Aufgaben wagen kann, sobald sie sich nur einmal die vier Species eingeprägt.

Der Begriff, der an der Einheit und Unveränderlichkeit dessen festhält, was man Art, Species, nennt, ohne es auch nur bestimmt definiren zu können, der voraussetzt, daß alle als Arten gestempelten, jetzt lebenden und vergangenen Thier- und Pflanzenformen sich in den wesentlichen Zügen ihres Baus gleich geblieben sind, so lange sie überhaupt existiren, muß nothwendig jede Art irgend einmal aus freier Hand entstanden, geschaffen seyn lassen. Das Irrationale eines solchen Vorgangs in einer Entwicklung, in der der Mensch sonst überall der eigenen Vernunft begegnet, war von jeher das Kreuz der Naturwissenschaft. Die Klügsten ließen das Räthsel liegen, wo und wie es lag, und die vielfachen Versuche der andern, den empörten Gedanken zu beschwichtigen, sind desto wunderlicher, je mehr sie keine bloßen Phantasien seyn wollen. So bot sich von selbst die Idee an, die organische Welt als eine ungeheure Evolution zu begreifen, in der unendlichen Reihe der Thiere und Gewächse immer die höhere Form aus der niedrigeren durch Umwandlung im Ablauf langer Zeit hervorgehen zu lassen. Aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts reichten die Kräfte der Wissenschaft lange nicht hin, um einen solchen Gedanken nur einigermaßen zu begründen und anders als eben auch phantastisch auszuführen. Und selbst die wissenschaftliche Vorstellung verweigerte ja noch dem verwegenen Systematiker die Bedingung, unter der allein eine so ungeheure Reihe von Umwandlungen möglich und begreiflich war, die Ueberzeugung von einer Zeitdauer der Erdgeschichte, die sich zu den Jahrtausenden der geschichtlichen Erfahrung verhält, wie Planetendistanzen zu den Dimensionen des Erdkörpers. — Ganz anders heute. Die Darwinsche Theorie stützt sich auf tausend erst seitdem ermittelte Thatsachen im Bau und in der Entwicklungsgeschichte der Organismen, über die gegenwärtige Verbreitung und Wanderung der Thiere und Pflanzen und ihre Vertheilung durch die Stockwerke der Erdrinde. Sie kann vorerst durch unmittelbare Erfahrung nicht erwiesen, sie kann aber auch nicht widerlegt werden, weder durch Erfahrung noch durch Logik. Die Wissenschaft sieht sich gezwungen, sich mit dem neuen Begriff zu beschäftigen, und leicht könnte sie, ehe sie es sich versieht, über dem Bemühen, den Eindringling abzuschütteln, in die Richtung desselben hingerissen seyn. Und wenn es nun die Wissenschaft unternimmt, mit der Idee der Blutsverwandtschaft aller Lebendigen der Erde der Natur ihr ungeheures Entwicklungswerk nachzudenken, so steht ihr ja das Hauptwerkzeug, womit sie gearbeitet, zur freiesten Verfügung — die ungemessene Zeit.

Noch jetzt laufen in der Mehrzahl der denkenden Köpfe die Stammlinien der Arten, oder doch der Gattungen parallel unter einander, niemals zusammenfallend, nach rückwärts hinaus und brechen, der eine früher, der andere später, auf einmal ab. Entwirft nun Einer jetzt ein Schema der Entwicklung, auf dem die Geschlechtslinien aller Wesen langsam gegen Ein

punctum saliens convergiren, gegen Einen Lebenspunkt in der fernsten Vergangenheit der Erde; faßt er die Linien, erst der Arten, dann der Gattungen, der Familien u. s. w. bis zu den organischen Reichen hinauf, in Stammbäume zusammen, die alle auseinander hervorwachsend sich am Ende als Zweige eines einzigen kolossalen Stammbaumes darstellen — unternimmt dieß Einer mit den geistigen Mitteln, die uns seit fünfzig Jahren zugewachsen, so kann er damit leicht den Geist in eine lange feste Bahn der Forschung gewiesen haben; vor der Leipziger Schlacht war es nur ein kecker Gedanke, der nach den ersten Schritten wieder umkehren mußte. — Man sieht nun aber: gelangte die Erfahrung zu einem Punkt, auf dem sie alles Leben der Erde als Ausstrahlung Eines Punktes betrachten müßte, so wäre dieß in der Zeit das Gegenbild der allgemeinen Gravitation gegen Einen Punkt im Raum.

Auf solchem Gedankengange verweilt man unwillkürlich bei dem großen Zeitalter, wo der Geist, aus langem Schlafe erwacht, eines vergangenen schönen Tages der Cultur gedachte und in herrlicher Morgenfrische eines neuen Tages im fruchtbarsten Gedankenfluß die Werkzeuge einer neuen Bildung schuf und Thaten verrichtete, die unser Jahrhundert auf denselben und auf andern Gebieten in höherer Potenz, mit geschärfter Geisteskraft und mit geübterer Kunst wiederholt. Aus der Zeit zwischen dem ersten gedruckten Buch und der Augsburgischen Confession irgend ein bezeichnendes Element der damaligen Cultur, ein charakteristisches Bild herauszugreifen, ihm eines aus der Gegenwart gegenüberzustellen, und nun die dazwischen liegende Entwicklung mit dem Gedanken zu verfolgen, so gut man es vermag — ich kenne kein Geistesspiel, das mehr ergötzt, und auch keines, bei dem sich der Spielende so gut selbst verhört, wie viel allgemeine Bildung er in sich aufgenommen hat.

Die Galeone und der Meerdampfer; — die Galeere und das Hundertkanonenschiff; — das Saumroß und die Lokomotive; — das fußtiefe Wagengeleise und der Schienenstrang; — der Expreßreiter und der elektrische Telegraph; — das Geleite und der Zollverein; — der erste Holzstock und das neueste photographische Bild; — die editio princeps des Homer und die heutige Homerliteratur; — das fliegende Blatt und die tägliche Riesenzeitung; — Schedels Chroniken und Geschichten und Schlossers Weltgeschichte; — Geßners Thierbuch und Cuviers Thierreich; — Leonhard Fuchsens Kräuterbuch und Decandolles Pflanzengeographie; — Sebastian Münsters Cosmographie und Humboldts Kosmos; — das fürstliche Raritätenkabinet und das britische Museum; — Nashornknochen als Gebeine von Riesen bewundert, und die fossile Thierwelt; — Luntenbüchse und Revolver; — Carthaune und gezogenes Geschütz; — Albrecht Dürers Bastion und Prittwitz's Festungswerke; — das Selbstgefühl in der Pluderhose des Lanzknechts und das unter der Pickelhaube; — der taktische Verstand im hellen Haufen und in der preußischen Division; — die erste Lesebrille und das Telescop; — das Nürnberger Ei und der Schiffschronometer; — Horoscop und Psychograph; — Hexenproceß und Verehrung besessener Weiber; — Ketzerscheiterhaufen und Evangelienkritik; — des Baronius Annalen und Renans Leben Jesu; — Goldmacherkunst und Börsenspiel; — Juden mit gelben Kappen und Juden mit dem Erlöserorden; — Fugger und Rothschild; — Landschaft und Deputirtenkammer; — die hohe Jagd und der Jagdpacht des Sonntagsjägers; — das Machtbewußtseyn auf der Fürstenbank zu Regensburg und in den Curien zu Frankfurt; — der Kurfürst von Brandenburg und der König von Preußen; — der Kurfürst von Sachsen und der König von Sachsen rc.

So ließe sich die Parallele wohl oder übel fortziehen, so lange man wollte. Schwerlich wäre aber in unserer hochgebildeten Zeit einer von uns im Stande, auch nur die hier ohne große Wahl hingeworfenen Gegensätze alle gleich scharf zu würdigen und überall zwischen die Pole auch nur die Hauptzüge der Entwicklung sicher einzutragen, und so in mannigfaltigen einzelnen Bildern den allgemeinen Gang der Ausbildung sich und Andern zu veranschaulichen. Aber das weiß Jeder, daß damals in weniger als einem Jahrhundert der Bücherdruck, die neue Welt, die wahre Verfassung des Sonnensystems gefunden und das Christenthum wieder gefunden worden ist. Das sind die Haupthebel, mit denen die Cultur auf die Stufe erhoben wurde, auf der unser Jahrhundert die Aufgaben jener großen Zeit in höherer Potenz wieder aufgenommen hat und mit den Thaten, die es verrichtet, einst als ein gleich merkwürdiger und entscheidender Abschnitt in der Geschichte der Bildung erscheinen wird, wie das Jahrhundert der „Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften.“

Jeder aber, er müßte denn zuviel gelesen haben und vor den zahllosen modernen Wissenschaften die Wissenschaft nicht sehen können, weiß zu sagen, welches ungefähr die Hauptwerke sind, die wir als Gegenbilder den großen Thaten jener andern Zeit gegenüber zu stellen haben. Wenn der Bücherdruck das Organ zur Verbreitung des Gedankens im Raume war, so sind wir auf der Stufe, wo zu Austausch der Gedanken in allen Fernen die Zeit fast aufgehoben ist, vorerst zu der Nothwendigkeit des Schreibens zurückgekehrt, überzeugt, daß der stammelnde elektrische Telegraph

nur die erste Skizze ist eines einstigen allgemeinen Ideentausches. Eine neue Welt war jenseits des Wassers nicht mehr zu suchen; wir hatten nur die Silhouette der Länder vollends auszuzeichnen. Dagegen haben wir in den Tiefen der Erde, in jedem Cubikzoll Schlamm ihrer Oberfläche, im Staub, der im Sturm über die Meere fliegt, und in der Natur des Menschen selbst ganze neue Welten entdeckt. Wir haben aus der Materie riesenhafte Kräfte entbunden und damit das äußere Leben umgestaltet, und im innern Leben, im Gemüth hat längst eine neue Reformation begonnen, deren wahres Wesen und Ziel uns noch weit verborgener ist als die künftige Verfassung einer Gesellschaft, von der wir nur sehen, daß sie unter der Geistesarbeit der Zeit sich umgestaltet.

Der Hauptzug, der beide Zeitalter verknüpft, ist nun aber, daß sich damals und jetzt, während die Cultur die wichtigsten Werkzeuge des Fortschritts schafft, sich der bedeutsamste Wechsel in der Naturanschauung vollzieht. Im Fortgang der Erkenntniß erweitert sich das eine mal die Vorstellung vom Raum, das andere mal die Vorstellung von der Zeit, und mit dieser Erweiterung erweitert sich beide male auch das Arbeitsfeld der Wissenschaft und ihre Sehkraft, und die rasch vorrückende Forschung schiebt die Horizonte hinaus, bis der Gedanke da anlangt, wo er im Gefühl des unendlichen Raums und der unendlichen Zeit stillsteht. Damals, zwischen Copernikus und Kepler, verwandelte sich in den Köpfen der ruhende Mittelpunkt der Welt in den doppelt bewegten Erdball, und der Wohnplatz des Menschen, um dessen willen Alles geschaffen war, in ein winziges Eiland unter Eilanden in einem uferlosen Meer. Man weiß, unter welchen Zuckungen der Gesellschaft dieser entscheidende Wechsel vor sich ging, wie nicht nur das Bedürfniß des Gemüths und das Interesse der Kirche, sondern die Wissenschaft selbst ihre Kräfte aufboten, um dem eindringenden Begriff den Boden streitig zu machen. — Unser Jahrhundert hat, außer dieser größten Geistesrevolution selbst, so manche andere hinter sich, und so entspricht es dem Charakter desselben, wenn jetzt die analoge Berichtigung des Zeitbegriffs rascher erfolgt und doch ruhiger, als damals die des Raumbegriffs, zwar keineswegs ohne Lärm und Staub, aber doch ohne Blut und Thränen, nicht ohne Ketzergeschrei, aber doch ohne Ketzergerichte.

Trotz der berichtigten Vorstellung vom Raum, die wir ja überkommen, war uns aber die Arbeit nicht erspart, Siebentagewerk und Paradies mit dem Gedanken aufzulösen. Mit jeder Stufe, welche die Wissenschaft erstieg, wuchs das nothwendige Alter der Erde. Aber noch lange, als bereits die Coulissen der auf einander gelagerten Formationen die weiteste Perspektive in die Geschichte der Erde und ihrer alten und immer älteren Bewohner bildeten, haftete ein erweitertes, verschwommenes Bild des Paradieses, der Glaube, daß der Mensch das frei geschaffene Kind des jüngsten Weltags sey, der vor verhältnißmäßig kurzer Zeit angebrochen, und daß sein Auge nie ein anderes Antlitz dieser Erde gesehen. Der auch dießmal vom gemüthlichen Interesse gestützte Begriff, nach dem der Mensch niemals Zeitgenosse einer andern als der heutigen Thierwelt gewesen, die mit ihm die Staffage der Landschaft und das Gesinde in der Wirthschaft seiner Geschichte bildet, ist erst in der neuesten Zeit der Erfahrung gegenüber vollends unhaltbar geworden. Die Periode der geologischen Tycho Brahes ist augenscheinlich vorüber, und mit der Ueberzeugung, daß die Wurzeln der Menschheit weit tiefer gründen, und daß ihre ältesten Grüfte wohl noch lange nicht erbrochen sind, ist der allgemeine geologische Begriff zugleich auf dem Punkte angelangt, auf dem er hoffen darf, das längst gesuchte Zeitmaß zu finden, auf dem er aber schon jetzt nicht zweifeln kann, daß die ältesten eben noch sichtbaren organischen Bildungen der Erde in der Zeit so weit von uns abliegen, als der nächste Fixstern im Raum.

Das sechzehnte Jahrhundert macht die Erde zu einem „Stern unter Sternen;" das neunzehnte scheint auf dem Wege, den Menschen zu einem Thier unter Thieren zu machen, noch in ganz anderem Sinn, als in dem er dieß von jeher gewesen. Hier wie dort fühlt sich der Mensch durch eine sich aufdrängende neue Naturanschauung beleidigt in seiner Selbstsucht, beeinträchtigt in seinen gemüthlichen Ansprüchen, beunruhigt in seinem religiösen Gefühl durch den Widerspruch zwischen der Zumuthung des Verstandes und den alten Vorstellungen von seiner Herkunft und Bestimmung. Damals verkehrte sich aber die Demüthigung zum Aufschwung, der Verlust zum herrlichsten Gewinn. Während die Umkehr in der Naturanschauung, einmal begonnen, sich unaufhaltsam vollzog, wurde dem Geist diese Anschauung selbst zum kräftigsten Werkzeug einer neuen Bildung, in der sich auch dem Gemüth ein neuer Himmel aufthat. In unserem Zeitalter wird der ähnlichen Ursache die ähnliche Wirkung nicht fehlen. Als Wurzel der Menschheit, statt eines selbst wurzellosen Menschenpaares, Ein Lebenspunkt, aus dem auf den Wellen desselben Blutes die Keime aller Lebendigen der Erde fließen; Ein einfaches organisches Schema, das in unendlicher Zeit durch allseitige Metamorphose zu einer Welt immer mannigfacher, immer höherer Formen sich entfaltet; Ein Geist, der vom

matten Schimmer in den ersten und in den einfachsten organischen Gestalten in zahllosen, immer stärkeren und helleren Funken des Bewußtseyns aufleuchtet, bis er im Menschen das vernünftige Auge aufschlägt, mit dem er seine eigene Entwicklung betrachtet: — dieses Bild, so weit es sich vom Geist handelt, ist ein sehr altes, aber es schwebte haltlos in der Luft des Gedankens; nicht einmal in Bezug auf die Idee der unmittelbaren Blutsverwandtschaft aller Wesen ist es ein neues; ein solches ist es nur dadurch, daß es für uns ein ernstliches geworden, daß die Forschung es ergriffen hat mit der Aussicht, die Idee mit dem Fleisch und Blut der Wissenschaft zu verkörpern. Wer vermag zu sagen, was auf diesem Wege liegt? Und wäre es denn wider die Natur des Menschen und seiner Geschichte, wenn er, während sich seine Naturanschauung umwandelt, auch das wieder fände, was ihm im Gedankentumult dieser Zeit immer mehr versagt wird, Befriedigung des religiösen Gefühls? wenn er wieder ein ganzes Wesen würde aus dem zerrissenen, das mitten im strotzenden Geistesreichthum vom öden Gefühl der Armuth gepeinigt wird?

(Schluß folgt.)

Nach Meriko.

(Fortsetzung.)

In großen Handelsstädten ist der Kaufmannsstand begreiflich der erste. Derselbe gilt in Habana für sehr reich; man behauptet, daß nach 20—30 Jahren alle Firmen wechseln und eine vollkommen neue fremde Bevölkerung sich dem Geschäfte des Geldmachens widmet, um so bald wie möglich in westindischer Nabobsherrlichkeit nach Europa zurückzukehren. Sehr gelobt wird die Treue und Heiligkeit gegebenen Wortes im hiesigen Handel, ebenso die Kühnheit der Spekulation, die Tragweite des Ueberblicks, und selbst dem Fremdling ist es leicht, zu beobachten, daß es sich hier überall nicht von magerer Winkelkrämerei handelt, daß schiffsladungsweise verkehrt wird. Wohl ist der Typus des Kaufmanns derselbe allüberall, mehr oder minder verkappter Geldstolz, gelegentliches Renommiren, ohne einen Augenblick den Vortheil aus dem Auge zu lassen. Der allgemeine Zug des Mißtrauens schien mir hier besonders scharf ausgeprägt, und selbst das Auge der Deutschen, deren hier viele aus den Hansestädten leben, ist scheinbar ein ganz anderes als in der Heimath. Das „Geschäft" geht begreiflich Allem vor, und es ist daher viel Ungenirtheit im Umgang, die jedoch durch spanische Höflichkeit gemildert wird und nicht den Charakter einer Liverpooler Bündigkeit annimmt. Die Fremden, welche der englische Postdampfer bringt, sind vielleicht die verlassensten, weil in den drei Tagen Aufenthalt des Schiffs die Correspondenz besorgt werden muß, und also selbst die besten Empfehlungen nur flüchtig und vorläufig honorirt werden können.

Einer unserer Mitreisenden, von London an einen Kaufmann zu Habana empfohlen, fand diesen eben mit Correspondenz beschäftigt. Diese ward nicht unterbrochen, aber dem Empfohlenen gab man ein paar Cigarren und ließ ihn ins Waarenlager führen, wo er, obwohl nicht selbst Kaufmann, sich etwa drei Viertelstunden am Anblick von Leuchtern, Lichtputzen, Messern und anderer „Sheffield Ware" erquicken konnte, bis der Kaufmann kam und unter stereotyper Entschuldigung ihn zu einem Gefrorenen in die Dominica nach dem Theater einlud. Indessen hat man derlei zu andern Zeiten nicht zu besorgen, denn sprichwörtlich ist die Gastfreundschaft der Kaufleute im ganzen spanischen Amerika. In Habana wie zu Veracruz, Meriko und an so vielen andern Orten sind die bedeutendsten Firmen deutsch. Unsere Nation, zahlreich vertreten, ist um so mehr geachtet, als ein Verein besteht, welcher jeden vierzehn Tage arbeitslos herumfahrenden „Landsmann" entweder beschäftigt oder mit Reisegeld versieht.

Die große Mehrzahl der Einwohner sind Neger, worunter viele freie; doch sollen alljährlich 2000—3000 Spanier hier ankommen, um in verschiedenen Handwerken ein kleines Vermögen zu sammeln. Meistens gelingt dieß, und nach einem Aufenthalt von 10—15 Jahren sieht man sie mit ein paar tausend Thalern in ihre Heimath zurückwandern, bescheidener aber auch glücklicher als ihre golddurstigen Voreltern.

Bekanntlich wird man in spanischen Ländern häufig um die Cigarre angesprochen zum Behuf des Anzündens.

Dieß geschieht nun ganz besonders oft zu Habana, doch immer mit großer Etiquette. Bei den Worten: „hayame V. M. el favor de prestar me su lumbre“ (erweisen Sie mir die Gunst, mir Ihr Feuer zu leihen), wird der Hut abgezogen und mit graziöser Verbeugung die Cigarre genommen und zurückgegeben. Der Negersklave spricht so seinen Herrn, der Matrose den Geistlichen, die Señora den vorbeigehenden Officier um Feuer an und umgekehrt, und Weigerung wäre schwere Beleidigung.

Es liegt viel spanisches Militär in Habana. Dasselbe ist gut bewaffnet und uniformirt, besteht meist aus guten, gedienten Truppen und erinnert in Haltung und Anstand sehr an das französische. Man lobt die strenge Zucht und Ordnung. Gerne hätte ich einen Gang durch eine Kaserne gemacht; man sagte mir indeß, ohne ganz besondere Erlaubniß des Gouverneurs, welche nicht leicht ertheilt werde, am wenigsten Engländern oder mit Engländern Gekommenen, werde weder in Kasernen noch zur Citadelle der Eintritt gestattet.

Ein in Folge des Nordwinds eingetretener kalter Regen erlaubte keinen Ausflug in die Nachbarschaft. So machte ich denn meinen Gang durch einige Kirchen, die jedoch sämmtlich höchst geschmacklos und mit Gold- und Silberzierrathen und schlechten Gemälden überladen sind. Nicht mehr kann ich die Kathedrale loben, und ebensowenig das in derselben befindliche Denkmal des Entdeckers von Amerika. Seine sterblichen Reste, von Valladolid hieher gebracht und nun von Genua reclamirt, ruhen hier hinter einer drei Fuß hohen und anderthalb Fuß breiten Tafel aus weißem Marmor, auf welcher die Büste des großen Mannes sehr mittelmäßig in Basrelief ausgearbeitet ist. Die Gesichtszüge indessen sollen getreu seyn, und ist dieß so, sind sie auch des Mannes würdig, denn es liegt Stolz, Muth und Geist in ihnen. Folgendes ist die ebenfalls sehr unbedeutende Inschrift:

O Restos ó Imagen del grande Colon,
Mil siglos durad, guardados en la orna
Y en la remembranza de nuestra Nacion!

Von hier ging ich auf den Fischmarkt und sah eine Masse der verschiedenfarbigsten, mannigfaltigsten Meerbewohner. Neben gewaltigen Schildkröten lagen große Krabben und probirten ihren Seitwärtsschritt; weiter sah man schöne blaue und röthliche Hummern, lange gelb und schwarz gefleckte Aale, große Haufen einer rosenrothen Karpfengattung; auch bemerkte ich einen wunderschön blauen Fisch in Form und Größe eines mittelstarken Hechtes. Leider war einem hier ebenfalls befindlichen Hai soeben der Kopf abgehauen worden, und so konnte ich den ganzen Fisch nicht beobachten, dessen Floßen als Speise verkauft werden. Um so leichter aber wurde mir, die vierfache * Reihe der zollhohen, etwa vier Linien dicken und scharfen Zackenzähne zu betrachten, die in dem breiten Rachen des Thiers drei Gassen des Todes bilden und durch einen Muskel, wie ich mich überzeugte, emporstarren oder flach gelegt werden können. Leider sind die Meere unter den Wendekreisen, besonders in Amerika und längs bewohnter Küsten, reich an diesen furchtbaren Thieren, welche in Habana des vielen Abfalls wegen sich nicht nur in großer Anzahl bei dem Morro aufhalten, sondern im Wasser der Einfahrt bis zum letzten Hause der Stadt heraufschwimmen und das Baden ohne Gitterwerk hier wie in Barbados und an so vielen andern Orten ganz unmöglich machen. Um so mehr war ich erstaunt, in den Badeanstalten so wenig Comfort, ja selbst so wenig Reinlichkeit zu treffen. Dieß, sagte man mir, komme daher, daß nur etwas vermöglichere Privatpersonen Bäder in ihrem eigenen Hause haben.

Abends besuchte ich das Theater „del Tacon,“ so benannt nach dem Erbauer. Es ist groß, elegant und zweckmäßig gebaut, nämlich leicht und bequem. Das ganze Parterre enthält vollkommen getrennte Lehnstühle (in deren Inneres der Hut gestellt wird), die Logen sind nur bis zur Höhe der Brüstung getrennt und die Rückwand besteht aus Rohrgitterwerk, des Climas wegen, für Luft- und Blickdurchzug. Ich bezahlte meinen Sitz (stalle d'orchestre) mit zwei spanischen Thalern und hörte von der italienischen Operngesellschaft ziemlich gut die Oper i Puritani. Die Primadonna Signora Tedesco schien sehr in der Gunst des Publikums zu stehen. Hier also, konnte ich nicht umhin zu gedenken, hat Fanny Elsler ihre Goldernten gehalten und mit Großmutterbeinen, damals schon drei Generationen repräsentirend, Grazie entwickelt zu schweren Thalerhekatomben der Yankees und der Spanier, während ihr Bruder Kapuziner in St. Pölten bei Wien vielleicht eben sein „vanitas vanitatum et omnia vanitas“ betete.

In den Zwischenakten steht man auf, um die schöne Welt durch die vortrefflichen Gitter zu mustern, oder man geht in die Foyers, um zu rauchen. Da qualmte es denn so gewaltig, daß ich einen Rundgang hinter den Logen machte und auch bald eine Creolin auf's Korn nahm, die mir schon vom Parterre aus

* Bei ausgewachsenen Haifischen sitzen oft 6 Reihen Zähne neben einander, wie ich später selbst gesehen habe.

durch ihre Eleganz aufgefallen war. Eben stand sie in lebhaftem Gespräch mit einem Caballero, was sie jedoch nicht hinderte, ihr dunkles Auge mit der größten Gelassenheit, als verstände sich das von selbst, auf das des neugierigen Fremden zu richten, der kaum zwei Schritte entfernt ihren hübschen Kopf, durch den Rahmen von Rohrstäben eingefaßt, in sein ideales „book of beauties“ einzeichnete. Das alles brachte den Señor Caballero keinen Augenblick aus der Conversation, und wirklich zuerst des Anschauens überdrüssig, ging ich meiner Wege und dachte an Vieles.

Das unfreundliche Wetter dauerte fort und benahm mir die Lust, einen Ritt auf der Insel zu machen. Merkwürdig ist die schnelle Abkühlung der Temperatur durch die von den „Nortes“ aus hohen Breiten herbeigeführten kalten Luftschichten. Der Thermometer fällt um acht bis zehn Grad Reaumur, und bereits verwöhnt durch westindisches Klima, friert der Europäer bei zwölf Grad Reaumur empfindlich.

Am 9. Januar Abends vier Uhr gab unser anmaßender Wasserfiaker, Capitän Andrew, den Befehl zum Lichten der Anker, und gegen die Vorschrift der Mail Steam Company liefen wir vor dem zehnten von Habana aus. Statt der vielen Cabinenpassagiere, die uns hier verließen, erhielten wir an vierzig sogenannte Deckpassagiere, die auf dem Verdeck schlafen, ihre eigenen Lebensmittel mitbringen und nur die Fahrt bezahlen, während unsere Tafelgesellschaft in der Cajüte sich durch drei sehr reservirte und schweigsame deutsche „Ladies“ vermehrte, welche als „Köchinnen“ nach Mexiko gingen.

Gleich nach dem Auslaufen wurden Vorkehrungen gegen die „Nortes“ getroffen und die oberen Segelstangen und Raen abgenommen. Bald zeigte die vom tiefsten Blau in Hellgrün veränderte Farbe des Meers die große, gefürchtete Bank von Campeche mit ihren vielen höchst gefährlichen Untiefen und Klippen an, auf deren einer, los Alacranes, einen Monat später das Postdampfschiff Tweed in zwanzig Minuten zerschellte und mit sämmtlicher Ladung und 79 Menschen zu Grunde ging, während 72 Individuen, darunter der Capitän Parsons, nach einem qualvollen Aufenthalt auf dem Felsen fünf Tage und vier Nächte lang, zur Fluthzeit bis an die Knie im Wasser stehend, wunderbar durch eine spanische Brigantine gerettet und nach Sisal gebracht wurden.

Nach etwa 34 Stunden zeigte die scharfe Grenzlinie der Wasserfarben, daß diese Gefahr glücklich überstanden sey, und am 13. Januar Abends vier Uhr sahen wir den prachtvollen „Pico de Orizaba“ (in aztekischer Sprache: „Citlaltepetl,“ d. h. Sternberg), der seine nahe an 18,000 Pariser Fuß hohe Pyramide mit glänzendem Schneemantel in die Lüfte hebt und den Schiffern die Nähe von Veracruz anzeigt. Fünf Stunden später fiel der Anker hinter dem Hafenschloß San Juan de Ulua, mit einem Aufwand von 40 Millionen spanischen Thalern auf der kleinen, der Stadt nahe gegenüberliegenden Insel erbaut, welche der spanische Capitän Juan de Grijalva im Jahre 1518 zuerst betrat.

Trotz der strengen Blokade der Nordamerikaner ward unser Dampfer zugelassen und noch denselben Abend lud mich der deutsche Kaufmann Wilhelm Büsing aus Bremen zu sich in sein Haus, wo ich sechs Tage lang die herzlichste Gastfreundschaft genoß. Die Schiffe liegen hier sehr unsicher, der Ankergrund ist schlecht und die Tiefe des Meers erlaubt keine Hafenbauten. Bei eintretendem Norte müssen also schleunigst die Anker gelichtet und das offene Meer gewonnen werden. Da jedoch diese Nordwinde gerade auf den Ankerplatz hinwehen, so wurden sie von verwegenen Steuerleuten während der Blokade öfters zum Schmuggelhandel benützt. So lief den Tag vor unserer Ankunft ein Franzose mit bedeutender Ladung an Kriegsbedarf vor den Augen der Amerikaner herein. Ihre Schiffe mußten, der Untiefen wegen, südlich von Veracruz bei der Insel Sagrificios ankern; als sie nun das verdächtige Schiff bei heftigem Nordsturm auf San Juan de Ulua halten sahen, ward zwar schleunigst versucht, für zwei Kriegsschiffe Dampf aufzubekommen, um die Jagd zu beginnen, aber dieß nahm bei zwei Stunden Zeit, und so warf der Franzose glücklich hinter den Kanonen des Schlosses Anker.

Obwohl für uneinnehmbar geltend, ward dieses Schloß 1838 von den Franzosen nach kurzem Bombardement genommen. Es kann, wie man sagt, nur für zwei Monate Lebensmittel für zwölfhundert Mann einnehmen, und die Cisternen sollen bei starkem Kanonenfeuer ihr Wasser durch Spalten verlieren. Gegenwärtig befehligt der mexikanische General, Don Juan Morales, das Schloß und die etwa fünfzehnhundert Mann betragende Garnison der Stadt. Diese ist so viel wie gar nicht befestigt; eine zehn Fuß hohe und drei Fuß dicke Mauer aus Corallsteinen, dem Meere entlehnt, umgibt Veracruz; statt einer Enveloppe oder wenigstens guter Gräben ist diese Mauer, über die ein anderer Remus leichtlich hinwegspränge, nur mit einer dichten, zehn bis zwölf Fuß hohen Hecke des im Wappen der Republik figurirenden Cactus und mit Mimosa cornigera eingefaßt, höchstens gut, um Vieh abzuhalten

oder Desertionen über die Mauern herab zu verhindern.

Das mexikanische Militär, das ich in Veracruz sah, („la heroica“ benannt nach spanischem Gebrauch), erschien mir ganz unglaublich verwahrlost in Armatur, Montur und Dressur. Die Leute sind meist arme Indier, oft mit Gewalt rekrutirt, ja sogar manchmal mit dem „Lazo“ (Wurfschlinge) eingefangen, in zerrissener Kleidung, meist barfuß, mit elenden Waffen, schlecht genährt und noch schlechter bezahlt, am schlechtesten jedoch commandirt. Einstimmig wird die große Mehrzahl der Offiziere, die fast sämmtlich ihre Stellen kaufen oder irgendwie erschleichen, als unbrauchbar bezeichnet, während andererseits jedermann der Willigkeit und tapfern Ausdauer des gemeinen Indiers Gerechtigkeit widerfahren läßt. Diese armen Leute ertragen dabei die ungeheuersten Strapazen, wovon sie in der Schlacht bei Aguanueva und in der ganzen Campagne Santa Annas gegen General Taylor glänzende Beweise, leider ohne Nutzen, abgelegt haben.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum Thor von Mexiko hinaus ging, um die Stadt in der Landlage zu betrachten, ward ich arretirt und vor den General Landeros gebracht (spottweise el General de la Reata genannt, weil er, bei einem Pronunciamiento eines Theils seiner unterhabenden Truppen zu Gunsten einer Faktion in Mexiko, sich an einem Strick (reata) von seinem Fenster in der Kaserne herabließ). Es war Anzeige von Habana gekommen, daß ein nordamerikanischer Offizier verkleidet unter den Passagieren des Dampfers sich befinde. Der spanischen Sprache noch unkundig, ließ ich den General bitten, nach Herrn Büsing und meinen Pässen zu schicken; das geschah denn, und Landeros meinte, ich könnte einstweilen immer frühstücken, solle aber Mittags auf dem Platzcommando mich näher verantworten. Begreiflich ward der Irrthum bald aufgeklärt, man zeigte mir die ergangene Nachricht im Original, bat mich um Entschuldigung, und Abends vier Uhr schickte sogar Landeros einen Corporal, um zu fragen, ob ich noch des Vorgefallenen wegen verdrießlich sey?

Veracruz, von Philipp III. 1615 zur Stadt erhoben, ist gut gebaut und hat breite, schöne Straßen, die sich in rechten Winkeln schneiden und so lange reinlich sind als die Zopilotti (Truthahngeier) ihre Schuldigkeit thun. Diese sitzen in bedeutender Anzahl überall. Vor dem Hause des englischen Consuls Giffard sah ich ihrer wenigstens dreißig auf einem halbgefressenen Maulesel sitzen. Originell ist, wie die neuankommenden Vögel sich unter dem Bauche jener hindrängen, die bereits in der Pfründe sitzen, sie depossediren und ihr ôte-toi que je m'y mette veranschaulichen. Die Entsetzten fliegen eine Weile herum und beginnen dann das nämliche Spiel.

Die Häuser sind theils aus Corallstein, theils aus Lavaformation solid, ja nobel im spanischen Styl gebaut, ähnlich wie zu Habana. Eine plaza mayor, viereckig, mit plumpen Arkaden, ohne Schatten, viele Kirchen mit Kuppeln und kleinen Thürmen voll Glocken, nirgends Schatten um die Stadt, und eine vernachlässigte Alameda (Spazierplatz) mit gepflasterten Wegen der Regenzeit wegen — so ist Veracruz, eine ächt spanische Stadt. In den Straßen sieht man eine Bevölkerung, deren Hautfarbe durch alle Abschattungen vom tiefsten Schwarz bis zum Porzellanteint einer Engländerin verschwimmt; die Indier, halbnackt, doch meist beschäftigt und thätig, die mexikanischen Criollos (Creolen) in ihre Serapes (bunte, handgewebte Wolldecken) gehüllt, die Papiercigarre im Mund, einzeln oder in Gruppen schweigsam und mißtrauisch herumstehend. Hin und wieder kömmt ein langer Zug Maulthiere oder Esel die Straße her, mitunter auch wohl Reiter, bewaffnet, auf den kleinen, aber trefflichen mexikanischen Pferden, den obligaten Lazo am Sattel und die Bügel mit langen herabhängenden Lederlappen versehen, zum Schutze gegen die gefährlichen Sandflöhe (pulex penetrans) und Fußläuse (pediculus sycinoides). Geschlossene Jalousien, und fast immer drückende Hitze — dieß ist der habituelle Typus dieser Stadt.

Die Umgegend ist drei bis vier Stunden im Halbkreise tiefer Sand mit Millionen kleiner Sandkrabben und Seespinnen; gegen Süden und Südwesten kleine Hügel mit magerer Vegetation, so weit der Sand sich erstreckt; hin und wieder Sümpfe mit faulenden vegetabilischen und animalischen Stoffen, in denen Hunde, Pferde, Maulthiere, wie sie fallen, liegen bleiben, bis die nackten Knochen bleichen; im Hintergrunde des Bildes die hohe herrliche Cordillerakette, mit dem noch thätigen Feuerspeier Orizaba und dem finsterwaldigen Cofre de Perote; im Vordergrunde das blaue endlose Meer.

Nur der ungeheure Gewinn des Handels, namentlich bei Ausfuhr der edeln Metalle und der tropischen Produkte Mexikos, erklärt, wie bei so schlechtem Ankergrunde (der übrigens bis Galveston nicht besser getroffen wird) in so trauriger, heißer, wasserloser Sandebene eine Stadt entstehen konnte, die noch vor der Revolution im Jahr 1810 16,000 Einwohner zählte (nun auf kaum 6000 herabgeschmolzen). Nächst dem Meere steht das hübsche Zollgebäude bei dem Granitdamm, zu dem die Steine aus Newyork gekommen,

da die Bauaccordanten nur auf ihren Privatvortheil bei den Verbindungen mit nordamerikanischen Häusern sahen. Hinter diesem Zollgebäude (Aduana maritima) stand 1838 Santa Anna, als der letzte Kartätschenschuß der Franzosen aus kaum zuvor eroberter mexikanischer Kanone von der Spitze des Granitdamms ihm den Fuß nahm. Augenzeugen erzählten mir, daß des Generals Fuß kaum zehn Zoll über die schützende Mauer hervorragte. Er ward am Knöchel zerschmettert, wurde jedoch glücklich abgenommen, einbalsamirt, Jahr und Tag sorgsam in dem Städtchen Orizaba verwahrt und sodann 1842 mit feierlicher Nekropompa unter Vortritt der höchsten geistlichen, militärischen und bürgerlichen Behörden auf dem Kirchhof zu Santa Paula in Mexiko beerdigt. Ein Herr Sierra y Rosa sprach bei dieser Gelegenheit eine bombastische spanische Leichenrede und Santa Anna, statt als erster Leidtragender hinter der Krystallkapsel zu marschiren, sah aus dem Regierungspalast der Speichelleckerei zu und dachte ebenfalls wahrscheinlich an Vieles. Der französische Kanonier vernagelte nach dem Schuß die Kanone und erreichte schwimmend glücklich das rettende Boot.

Ich erkundigte mich in Veracruz angelegentlich nach der Wahrheit der vielen Berichte über das gelbe Fieber. Man sagte mir, daß dasselbe zwar gleich nach dem Aufhören der Winde aus Norden, welche von November bis Mitte März wehen, sich zeige und selten einen Europäer oder überhaupt aus kälteren Gegenden Gekommenen schone (auch nicht die Mexikaner, die das Hochland bewohnen), jedoch nicht mehr so bösartig auftrete wie in früheren Jahren und für Leute von geregeltem Lebenswandel, bei schneller ärztlicher Hülfe, durchaus nicht so höchst gefährlich sey, wie manche sonst gründliche Beobachter, z. B. Humboldt, es in ihren Werken geschildert. Man bemerkt jedoch, daß in heißeren Sommern die Krankheit gefährlicher aufzutreten pflegt, und obgleich notorisch die Sterblichkeit unverhältnißmäßig steigt, wo viele Kranke sich nahe beisammen finden, so ist doch ebenso notorisch das Uebel durch unmittelbare Berührung nicht ansteckend. Ebenso ist längst erwiesen, daß Veracruz nicht mehr an dieser endemischen, aus klimatischen, vielfach complicirten Ursachen entstehenden und von jeher den Küsten der Antillenmeere eigenthümlichen Krankheit zu leiden hat, als Tampico, Habana, New-Orleans und andere Städte. Der schlimme Ruf von Veracruz in dieser Beziehung ist wohl eher dadurch entstanden, weil nicht nur bis zum Jahr 1810 durchschnittlich 4000 Matrosen, 7000 Arrieros (Maulthiertreiber) und 4000 Soldaten und Durchreisende außer einer stehenden Bevölkerung von 12—16,000 Köpfen in Veracruz sich aufhielten, sondern auch Pflege und ärztliche Erfahrung früher unvollkommener waren.

Das plötzliche Herabsteigen bei Veracruz von der 7500 pariser Fuß erhabenen mexikanischen Hochebene in die gewaltige Hitze der Küstenniederungen hat meistens gelbes Fieber zur Folge, so wie denn auch fast alle aus kälteren Gegenden zur See Ankommenden diesen Tribut dem Klima zu entrichten haben. Merkwürdigerweise sind die an der Küste Geborenen von dieser Krankheit (hier zu Lande schwarzes Erbrechen genannt, vomito prieto) meist verschont, so wie auch jene, die mehrere Jahre lang die Küsten bewohnt hatten. Die mexikanische Westküste am stillen Meere kennt diese Krankheit nicht, wogegen andere nicht minder bösartige Fieber die dortigen Häfen, besonders jenen von Acapulco, besuchen. Die Hitze erreicht in Veracruz die durchschnittliche Höhe von 25° Celsius = 20° Reaumur, welche durch das ganze Jahr bei Nacht wie bei Tag anhält und jene üppige Vegetation hervorbringt, wo nur ein wenig Erde sich findet; ja man erstaunt noch über die Kraft und Menge der Bäume in den etwa anderthalb Stunden von Veracruz entfernten Waldungen auf sandigem Boden.

Nächst der Alameda und dem, wie man sagt, einzigen, geschlossenen, anständigen Friedhofe des Landes beginnt die Eisenbahn nach Mexiko. Dieselbe wurde jedoch nach Vollendung von kaum einer Stunde Wegstrecke so viel wie aufgegeben, und ein deutscher Kaufmann in Veracruz, Biesterfeld aus Bremen, zeigte mir die vor seinem Hause aufgeschichteten Querschwellen von Zapoteholz, weit zur See hergebracht und das Stück wohl drei spanische Thaler werth, von denen seit einem Vierteljahre wenigstens tausend Stücke gestohlen oder wenigstens den Bauunternehmern entfremdet worden, ohne daß man davon Notiz zu nehmen schien. Diese Sorglosigkeit erklärt sich so. Don Antonio Garay, Bruder des bekannten Don Jose Garay, welcher mit der hiesigen Regierung den Vertrag wegen Durchstichs der Landenge von Tehuantepec abschloß, wußte vor fünf Jahren für das Versprechen, die bisherige Heerstraße von Veracruz nach Mexiko (zu Ende vorigen Jahrhunderts von der Kaufmannsinnung zu Veracruz gebaut) zu erhalten, und eine Eisenbahn von Veracruz nach Mexiko über das Städtchen Orizaba zu bauen, eine Anweisung auf $6^2/_3$ Procent des jährlichen Seeimportzolls von Veracruz für so lange zu erwirken, bis die Eisenbahn fertig wäre. Die durchschnittliche Einnahme dieses Zolls beträgt nun trotz des bedeutenden Schmuggels nach offiziellen Tabellen mindestens die Summe von $8^1/_2$ Millionen spanischer Thaler; man begreift jedoch den beinahe unglaublichen Contrast, wenn man

den öffentlichen Charakter der hiesigen Staatsdienerwelt und des damals allmächtigen Generals Santa Anna näher kennen lernt.

Ich brachte in Veracruz sechs Tage zu. Die Hitze war erträglich; jeden Tag hatte mich einer der hier angesiedelten deutschen Kaufleute zu Gaste gebeten; nach dem Essen wurde ausgeritten, der Abend mit einem Whistspiel zu Hause oder mit einer Kegelpartie auf dem Billard in dem von einem Graubündtner gehaltenen Club der Kaufleute beschlossen. Die Moskitos sind in dieser Jahreszeit minder lästig, von den gefürchteten Geckoeidechsen und Taranteln bekam ich keine zu sehen, und ein vier Zoll langer schwarzer Skorpion, der, während ich im Bade saß, unter der Holzverkleidung des Warmwasserhahns hervorkroch und mich nicht wenig erschreckte, zog sich wieder in die Bretterwand zurück. Die Zeit der berüchtigten Wanderungen von Landkrabben, groß wie kleine Schildkröten, war noch nicht eingetreten, und so sah ich denn keines der schädlichen oder ekelhaften Thiere dieser Länder. Auf dem Markte jedoch, den ich aus Grundsatz überall besuche, sah ich viele schöne Vögel, darunter namentlich den hochrothen Cardinal (Loxia Cardinalis), den ultramarinblauen Häher (Corvus ultramarinus) und den Spottvogel (Turdus polyglottus), ein grauer unscheinbarer Vogel aus der Familie der Drosseln, der seines angenehmen Gesangs wegen sehr viel gekauft wird; — sodann prachtvolle Fische, einen lebendigen Ameisenbären, mehrere todte Rehe, in den Bergen geschossen, den unsern sehr ähnlich, nur mit längerem Schweife, endlich auch eine in den Bergwäldern sehr häufig vorkommende Art Tigerkatzen mit einem dem Leopard ähnlichen Felle (Felis tigrina), welches zu 17—18 Pesos verkauft wird. Trotz meines emsigen Suchens konnte ich nur unbedeutende und zerbrochene Muscheln finden, da die Küste von Veracruz von Sandbänken umstarrt ist, die 2—3 Leguas im Meere liegen. Ich sandte jedoch einen Fischer dahin ab, und er brachte mir einige hübsche Muscheln, die ich nach London geschickt habe.

Am frühen Morgen des 20. Jänner ward endlich die Reise nach Mexiko angetreten. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft meinen Platz in der Diligencia mit 50 Thalern genommen, verkaufte ihn aber wieder und schloß mich zwei Engländern, Minenbesitzern im Innern an. Hiezu bewog mich die Rücksicht, daß ich so mein Gepäck mit mir nehmen konnte, was bei der unter zehnmal einmal ausgeplünderten, wöchentlich dreimal abgehenden Diligencia nicht räthlich ist, sodann die Aussicht, das Land besser zu sehen und kennen zu lernen, und endlich vielleicht auch der unbestimmte Wunsch nach einem Reiseabenteuer. Wir waffneten uns denn bestens; meine in Paris gekaufte Drehpistole war mir beim Probiren in der Hand zersprungen, so hatte ich denn nur meinen Hirschfänger, eine ziemlich gute Doppelbüchse, von M. Mayer, Hofbüchsenmacher in Wien, und eine andere Drehpistole englischer Fabrik, die mir der eine meiner Reisegefährten, Master Kerrison, lieh. Dieser war mit Pistolen und einem Banditengewehr (sogenanntem tromblon, blunderbuss) bewaffnet, ebenso mein anderer Compagnon, Master Buchan, der nicht nur sich selbst, sondern auch seine hübsche, mit uns aus England gekommene Frau und deren Schmuck und Baarschaft im Werth von 6000 Thalern zu vertheidigen hatte. Ohne unsere drei Mann Escorte zu rechnen, die ebenfalls Feuergewehre führten, hatten wir sechzehn gutgeladene Läufe.

Eigenthümlich genug war unser Aufzug. Zuerst drei berittene Geleitsmänner, das Gewehr quer über dem Sattel, dann sieben beladene Maulthiere (eine Carga de Mula soll nicht dreihundert Pfund übersteigen), hinter diesen sieben Relaismaulthiere und drei berittene „Mozos“ (Packbursche und Treiber), mit dem oft gebrauchten Lazo versehen, sodann zwei „Literas“ oder Sänften, in der ersten Buchan und seine Frau, in der zweiten Kerrison und ich. Diese Sänften werden von zwei Maulthieren getragen, ein Berittener führt das Vorderthier, nebenher laufen die zwei Relaisthiere. Die Litera ist ein langer Wagenkasten, auf zwei Stangen gelegt, in deren Gabeln die Thiere laufen. Eine Matratze, ein Teppich nebst zwei Polstern und Vorhänge bilden die innere Einrichtung. Man liegt sich gegenüber und reist insofern gut bis auf die stark schwankende Bewegung. Hinter den Sänften kam der neugekaufte Reisewagen Buchan's, mit Bagage gefüllt und mit vier Mulas bespannt. Den Zug beschloß endlich der Aufseher der ganzen Caravane (el cabo de los arrieros), Don Felipe, der in Muth und Ehrlichkeit erprobte Packer eines Handlungshauses in Veracruz, aus Rücksicht für Buchan uns mitgegeben.

Bei der Puerta de Mexiko producirten wir unsern Waffenpaß und ließen die Läufe der Gewehre aus der Litera heraussehen, um die im Allgemeinen feigen mexikanischen Räuber an guten Widerstand zu erinnern. Es war Morgens sieben Uhr und ziemlich warm. Der Weg geht eine Weile in sandiger Ebene längs der Küste, bald jedoch beginnt dichter, wiewohl niederer Wald. Zwischen vielem Cactus und wildverschlungenen Mimosen erheben sich stellenweise starkschattige, ziemlich dicke Bäume von mir unbekannten Namen, Fächerpalmen und schönes Riesenfarrenkraut. Trotz des Jänners flogen schöne Schmetterlinge und unzählige Käfer und Libellen. Von Vögeln bemerkte ich außer den bereits

genannten eine große Menge der hier zu Lande häufigen, fast immer paarweise fliegenden Papagaien, meist von der Gattung der Tozenetl (Psittacus signatus), den großschnabeligen Pfefferfresser oder Toucan, und besonders sehr viele Kolibris, die ähnlich unsern Dämmerungsfaltern, ohne sich zu setzen, von Blume zu Blume schwirren. Je höher wir stiegen, desto farbenprächtiger zeigte sich die Vegetation und zwischen baumhohen Gebüschen, bedeckt mit großglockigen blauen und gelben Blumen, stach besonders die hochrothe Blüthe des sogenannten mexikanischen Rothholzbaumes (Erythroxylon, Nochebuena) glänzend hervor, scharf abgehoben von dem fast blätterlosen, weißrindigen Stamme.

Die Straße ist leidlich, geht aber drei Leguas lang, obwohl fast immer steigend, durch Sand. Selten begegnet man Fuhrwerk; einzelne Reiter, wohlbewaffnet, traben einher und hin und wieder ziehen Indier des Weges und bringen ihre Früchte auf den Markt nach Veracruz. Rindvieh, welches das ganze Jahr über im Freien bleibt, grast längs des Waldsaumes; in den „Corrals" oder eingezäunten Behältern ist immer nur ein Theil der Heerden, da solche weniger der Milch, der Butter und des nur selten bereiteten Käses wegen, sondern mehr zum Schlachten um des Talges, der Häute und des „Tasajo" willen gehalten werden. Butter wird fast gar nie bereitet; man bedient sich statt dessen des Schweinefetts (manteca, während Butter mantequilla heißt.)

Die ganze große Strecke von der Küste fast bis Jalapa gehört dem „honor de su patria, el benemerito excellentissimo General Don Antonio Lopez de Santa Anna." Auf diesem wohl 18 Leguas langen und 8—12 Leguas breiten Landstriche liegen in ziemlichen Entfernungen von einander seine großen und schönen „Haziendas" in grellem Abstich gegen die elenden, vogelbauerartigen Rohrhütten seiner indischen oder creolischen Untergebenen. Diese sind, so wie die Neger, zufolge hiesiger Constitution, vollkommen frei, faktisch aber ist ihr Zustand eine Art Hörigkeit, in welcher man sie durch Vorschüsse an Geld, Erbcontrakte und andere dem Reichen mögliche Zwangsmittel fortwährend zu erhalten weiß.

So kamen wir denn unter beständiger Mahnung meines erzsuchenden Gegenfüßlers Kerrison: „keep a sharp look out!" nach dem vier Leguas von Veracruz entlegenen, elenden Dorfe Santa-Fe. Hier endet der Sand und die Straße läuft von nun an etwas besser über steinigen Boden. Wir hielten am Wirthshause (meson) und nahmen in diesem Rohrkäficht ein ächt mexikanisches Frühstück von gerösteten Fladen aus Maismehl (tortillas) und frijoles (eine Gattung großer, brauner, trefflich schmeckender Bohnen), nebst einem Huhn in röthlicher Sauce aus Paradiesäpfeln und Chilepfeffer (capsicum baccatum). Diese „Mesones" der tierra caliente in Mexiko sind einzig in ihrer Art. Nächst dem Rohrkäficht, das Haus heißt, und meist nur ein Eßzimmer und ein durch Rohrwand geschiedenes Schlafkabinet enthält, deren Zimmerdecke das Dach aus Palmblättern bildet, während man auf festgestampftem Lehm wandelt, sind mehrere Einzäunungen für Federvieh, Pferde, Maulesel und die kleinen schwarzen Kugelschweine angebracht, haben jedoch meist weder Thüre noch Dach, und so leben und quirlen denn alle animalischen Formen gemüthlich durch einander, Mensch, Schwein, Hund, Geflügel, Spinne, Tausendfuß, Skorpion und kleineres Ungeziefer, ohne daß sämmtliche Hausparteien sich groß beachten oder stören. Keiner genirt den andern; ich sah Schweine und Hunde durch die Rohrmauer in das Zimmer brechen, sich etwas zum Fressen suchen und an einem andern Punkt sich wieder in's Freie drängen, ohne daß die Wirthsleute darauf achteten. Im Allgemeinen aber ist die Gutmüthigkeit der hiesigen Thiere, mit Ausnahme der reißenden Waldthiere, die übrigens auch nur Nothwehr üben, und einiger Insekten und Amphibien, wirklich bewunderungswürdig. Besonders gilt dieß von den mexikanischen Pferden, die, wild aus den Wäldern und weiten Wiesgründen nördlicherer Provinzen gefangen, trotz vielem Muth und Feuer schnell lammfromm und vertraut werden und sich, so wie die etwas tückischen Maulthiere, bei der schlechtesten Wartung und dem elendesten Futter (trockene Maisblätter das ganze Jahr über) unermüdlich dauerhaft zeigen. Ebenso habe ich nirgends mehr und gutmüthigere Hunde gesehen, als hier zu Lande, und höchst bemerkenswerth ist, daß trotz der großen Hitze Fälle von Wasserscheu fast ganz unbekannt sind; man bemerkt dasselbe im türkischen Kleinasien und erklärt es dort wie hier aus dem Umstande, daß die Hunde nie angebunden werden.

(Schluß des ersten Abschnittes.)

Gedichte von Giuseppe Giusti,

deutsch von Paul Heyse.

(Schluß.)

Die Verlobung.

(1841.)

Ein Dithyrambus.

Zweiter Theil.

Ganz zuletzt schied auch der junge
Bräut'gam mit verdorbnem Magen,
Schwerem Herzen, bittrer Zunge,
Knirschend dieses Kreuz zu tragen,
Und von seiner goldnen Kette
Wund gedrückt, ging er zu Bette.

Da erschien es ihm im Traume,
Daß er sich allein befände
Unter einem großen Baume,
Der in weiter Wüste stände.
Uralt schien der Baum, der starke
Stamm genährt mit festem Marke.

Unten von den tiefsten Zweigen
Bis zu seines Wuchses Mitten
Sah er ihn vieläſtig steigen
Und den Saft in Früchte schütten,
Die gemach von grünen, herben
Bis in's reife Gelb sich färben.

Vogelschwärme, traun unzählig,
Schnecken, große Wespen hausten
Auf den Zweigen, wo sie fröhlich
Von den besten Früchten schmausten,
Bis der Baum die edle Tugend
Eingebüßt der grünen Jugend.

Aufwärts von der Mitte stocken
Alle Säfte zum Erbarmen,
Und der Wipfel, kahl und trocken,
Muß an Laub und Frucht verarmen;
Nur mit nackten Reisern, ohne
Frühlingshoffnung starrt die Krone.

Während so vom Traum umwoben
Unser Herrlein in die hundert
Zweige starrt, und unten — oben
Der Vergleich ihn sehr verwundert,
Lenkt den Geist in andre Richte
Ein noch staunlicher Gesichte.

Wo der Stamm sich schlank veräſtigt,
Daß er sich mit Sprossen ziere,
Sieht er einen Schild befestigt
Mit des Hauses Wappenthiere,
Das in wüthend raschem Satze
Ihn zersprengt mit rauher Tatze.

Aus dem Sprung des Wappens kamen,
Zwergenzierlich und geschniegelt,
Völlig wie im dunkeln Rahmen
Einer Camera gespiegelt,
Kleine Herrn und Frau'n in Masse,
Allzumal von reiner Race.

Kappen, Helme, silberglänzend,
Togen, Mitren und Barette,
Weite Roben, schleppenschwänzend,
Fracks, gestickt, mit goldner Kette,
Zeusperrücken, Lockenköpfe,
Mehlbestäubte Beutelzöpfe, —

Wie sie zorngeröthet nahten,
Hört man flüstern sie und summen
Von Grafschaften, Marchesaten,
Goldnen Büchern und dem dummen
Pöbel, der — o Zeit, o Sitten! —
Ihr uraltes Recht bestritten.

Aber ganz im Hintergrunde
Spudt' ein grober Kuttenzipfel
Auf und nieder in der Runde,
Starr gekehrt zum Baumeswipfel,
Gleich als sucht' aus fernen Zeiten
Ein Barfüßer vorzuschreiten.

Kaum ward er sichtbar, so verschwand er wieder,
So wie ein Frosch, wenn sich das Schilf bewegt,
Den Kopf zurückzieht in die Wellen nieder

Und in behender Flucht die Schenkel regt.
Alsbald erscholl ein wundersames Klingen
Im Baum, als sey er innen hohl gesägt.

Man weiß, daß einst die Bäume schwanger gingen,
Zur Zeit der Classiker, um dann im Wald
Holdsel'ge Göttinnen zur Welt zu bringen.

So barst der Stamm entzwei. Doch aus dem Spalt
Sah man, das Haupt voran, zu Tag sich heben
Uralterthümlich eine Mannsgestalt.

Nicht so, wie unsern Künstlern, weil sie eben
Hanswürste nur sich zum Modell erkoren,
Die Trecentisten vor dem Geiste schweben.

Das Haar trug er gestutzt, den Bart geschoren,
Von der Kapuze rings das Haupt umhegt,
Das heut mißziert ein Hut bis an die Ohren.

Ein Mantel, wie ein Eremit ihn trägt,
Und zwischen seinem Wams und Wollenhemd
War schlicht ein Ledergürtel umgelegt.

Der Junker, der Historie ziemlich fremd,
Hält ihn für einen Rinderhirt und murrt:
„Hinaus!“ — im Kissen träumend aufgestemmt.

„Ich bin,“ spricht lächelnd Der im Ledergurt,
„Dein Ur- ur- urgroßahn, des Hauses Gründer,
Und war ein Thunfischhändler von Geburt.

„O runzle nicht die Stirn! dir ist's gesünder,
Zu wissen, daß du abstammst aus der Masse,
So wie ihr alle, ihr hoffährt'gen Kinder.

„Ich schweige, wie ich mich vom salz'gen Fasse
Emporgeschwungen; doch, das kannst du rathen,
Nicht auf der ehrenwerthen Handelsstraße,

„Noch auch durch edler Bürgertugend Saaten,
Die Manche so gepflegt, daß sie in's Schild
Statt alles Adels setzten ihre Thaten.

„Du weißt, voll Blut war jene Zeit und wild.
Ich war bedacht, mein Schäflein klug zu scheeren,
Mein Weizen blüht' im wüsten Schlachtgefild.

„Doch kaum war ich gelangt zu Amt und Ehren,
Da fiel der Bann auf mich, den Henkertod
Konnt' ich mit Mühe nur vom Nacken wehren.

„Zu Fuß und kaum mit einem Bissen Brod
Gelangt' ich nach Paris, wo dem Verbannten
Ein Landsmann willig eine Zuflucht bot.

„Ein Keller, den wir unsern Laden nannten,
War bald gemiethet; das Geschäft gedieh,
Da wir Gewissen, Reu' und Scham nicht kannten.

„Geld nahm ich ein, das ich auf Pfänder lieh,
Hundert vom Hundert — artige Geschichten;
Du würdst dich kreuzigen, erzählt' ich sie.

„Was man von großen Räubern hört berichten,
Harpy'n, beschnitten und getauft, mit Krallen,
Die, was sie nur gepackt, zu Grunde richten,

„Ist im Vergleich damit ein Kinderlallen.
Selbst deinem Schwiegervater (doch kein Blöder!)
Ist nicht im Traum dergleichen eingefallen.

„Lang trieben Kind und Kindeskind mit schnöder
Ausdauer das Geschäft und fischten dreist
Im Meer des Wuchers mit verschmitztem Köder,

„Bis unsrer Republiken stolzer Geist
Elend zusammenschrumpft' im „Herzogthum,“
Wie eure Scherg- und Zöllnerwirthschaft heißt.

„Da kam mein später Nachfahr, der den Ruhm
Des Ahnherrn mehrte, in die Heimath wieder;
Die Häscher Frankreichs wußten wohl, warum.

„Der neue Vogel tauschte das Gefieder,
Sang über Nacht ein Lied aus anderm Tone
Und ließ sich auf des Hofes Sprenkeln nieder.

„Seit jenem Tage klingt mit stillem Hohne
Ein hocherlauchter Titel durch dein Haus,
Und über deinem Wappen prangt die Krone.

„Nie starb seitdem der Schranzensamen aus
In unsrem Blut; doch lebt' er nur zum Schein.
Und du, entnervt in trägem Saus und Braus,

„Bankrott durch deine Kutscher und Lakay'n,
Wie, Hofthier, schlägt die Scham dir in den Nacken?
Nimm nur getrost des Wuchrers Töchterlein:

„Wir sind ja All' aus Einem Teig gebacken!“

Literatur.

Peregretta. Ein Roman von Hans Hopfen. Berlin 1864.

(s. Nr. 51. 1863.)

Im zehnten Band von Arnims sämmtlichen Werken findet sich eine kleine Erzählung: „Juvenis.“ Diese wundervolle kleine Novelle, über welche der ganze Duft der Arnimschen Romantik ausgegossen ist, und die ein vollkommenes Cabinetsstück wäre, wenn nicht der Schluß, wie es bei jenem sonst so hochbegabten Dichter leider öfters der Fall, in eine ganz überflüssige und ungeschickte Allegorie verliefe — diese reizende Novelle stellt uns einen hochbegabten Jüngling dar, der bisher in seinen idealen Träumen, still verschlossen dahin gelebt hatte und nun mit einemmale am Scheidewege steht, sich für eine bestimmte Lebensaufgabe entscheiden soll und dadurch plötzlich zu einem Bewußtseyn über sich selbst und die ihn umgebende Welt geneckt wird, deren ungewohnte Strahlen seine knabenhaft blöden Augen noch blenden. Zwei fremdartige, unbekannte Frauengestalten drängen sich in seinen Weg, eine hohe, vornehme Frau in schwarzem Seidengewand, und ihre anmuthige Dienerin, in kurzem Rock und Tirolerhut: die Wissenschaft und ihre Begleiterin, die Kunst. Nachdem ihn der kriegerische Ruhm, in der Gestalt eines gewandten, sicher und keck auftretenden Officiers, zu Verirrungen und Extravaganzen fortgerissen, über welche ihm bald die Augen aufgehen, retten ihn die beiden Frauen aus dem ihm drohenden Verderben und führen ihn mit sich fort in die weite Welt. Niemand weiß recht, wo er hingekommen: die einen wollen ihn als gemeinen Arbeiter auf einem fernen Landgut der fremden Dame gesehen haben; andere versichern, er sey unter fremdem Namen der Verfasser der ausgezeichnetsten Werke, die in den weitesten Kreisen geschätzt und bewundert werden.

Das alles ist in großartiger typischer Weise und zugleich so anziehend schlicht und anschaulich erzählt, daß sich mir der Eindruck der ersten Lektüre seit mehr als zwanzig Jahren nicht verloren hat und ich mich unablässig versucht fühlte, dasselbe Thema in anderer Weise auszuführen, indem ich den typischen Figuren der Arnimschen Novelle andere concretere, mit mehr natürlichem Fleisch und Blut substituiren wollte. Als ich nun die Peregretta in die Hand bekam und die ersten paar Bogen gelesen hatte, war mein unwillkürlicher Gedanke: der Verfasser hat deine Idee realisirt; über was du so lange gebrütet, ohne es aus dir herausstellen zu können, das ist ihm in entschlossener Ausführung gelungen. Schon der Name, Peregretta, war ganz dazu geeignet, solche Erwartungen hervorzurufen. Gerade eine solche Peregrina, eine Italienerin, eine Griechin, halb in der vornehmen seidenen Robe und halb in leichtem Rock und Tirolerhut, eine Verkörperung der Wissenschaft und der Kunst zugleich, hatte ich mir ja auch gedacht und wollte von ihr meinen Juvenis entführen lassen in das Land voll Sonnenschein, in das Land der Schönheit und der Freude, damit dort die Wogen über ihm zusammenschlagen und er den Augen dieser Welt verschwinde, um unsterblich zu seyn in dem Reich der Schönheit und der Kunst. Und die entscheidende Scene in der Vorstadtschenke, wo neben dem Maestro Petruchio Chorazo Dentifice die Primadonna auftaucht, unter dem breiten Strohhut, der zuerst nichts sehen läßt, „als etwas schwarzseidenes Kleid, zwei Hände und einen an den Fingern abgestutzten Handschuh,“ unter welchem aber bei der nächsten Bewegung „ein blühendes Mädchengesicht zum Vorschein kommt, auf dem schönsten Halse, den ich je gesehen, große Augen und volle Lippen, um welche eine kurze Weile die muthwilligste Schadenfreude spielt, und das dann erröthet bis unter die schwarzen Zöpfe hinein, die ihre Stirne kränzen“ — daraus konnte sich ganz die Heldin entwickeln, wie sie in meiner Phantasie lebte.

Freilich ist Peregretta keine Südländerin, sondern aus der kleinen Residenzstadt eines herzoglichen Nachbarstaates gebürtig und eines armen Wäschers (?) Kind; aber ein Fremdling in der wirklichen Welt ist sie doch, denn „das Theater war die Welt, die all' ihre Ideen in sich schloß, die all' ihre Wünsche in sich sog; hinter und vor den Coulissen hatte sie seit dem zartesten Alter ihre Tage und die Hälfte der Nächte verbracht.“ Ihre Schicksale sind die herkömmlichen für eine Theaterprinzessin dieses Schlags: ein Gardelieutenant will sie ihrer Mutter abhandeln, und diese willigt ohne Zaudern und Bedenken in den Sündenhandel. Ungewöhnlich aber ist die Standhaftigkeit, mit welcher die Tochter widersteht und endlich mit einem alten Choristen, eben dem Maestro Petruchio Chorazo, davongeht. Ebenso ist der Held kein Juvenis, nicht ein angehender Musensohn, sondern ein bemoostes Haupt, das schon ein gut Theil Welt gesehen und gekostet hat. Wie nun aber Heinrich um der so unvermuthet am Abend seines Verlobungstages gefundenen willen alsogleich seine institutsmäßig gebildete Braut im Stich läßt, sich mit dem Hauptmann, ihrem Bruder, deßhalb schlägt, und wie nun Peregretta den Verwundeten pflegt, wie sie ihm, sobald er genesen, entflieht und er ihr nachreitet, sie auf der Landstraße einholt, „auf einem Wägelchen des Gasthauses, dem der Braune hinten angehängt wurde“ (ein wenig in Barfüßeles Manier), mit ihr nach Hause fährt, Hochzeit macht und dann ein halbes Jahr lang in Italien und Deutschland

herumreist — das Alles ist, wenn auch nicht im höchsten poetischen Styl, doch immer romantisch genug. Der Landsitz, auf den er sich dann mit ihr zurückzieht, ist zwar in der Nähe der Eisenbahnstation Grimmelsdorf, während wir ihn lieber auf die borromäischen Inseln oder zwischen die Hügel Latiums verlegt hätten; aber die beiden Liebenden sind in dem einsamen, von Mauern und Eisengittern umschlossenen Gartenhaus doch so ganz von der prosaischen Welt abgeschlossen und ihre tägliche Beschäftigung, indem sie Shakspeare'sche Rollen mit einem Eifer studiren, der kaum durch ein kurzes Wochenbett der jungen Frau sich unterbrechen läßt, geht so ganz in Poesie auf, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleibt.

Aber das ganze Problem des Romans ist ein anderes als das bisher von uns in's Auge gefaßte. Der Held, Heinrich, ist keine ideale, poetische Persönlichkeit, kein für bedeutendere geistige oder sociale Conflikte angelegter Charakter. Er wird uns geschildert als ein verläßiger Kamerad, ein stets opferbereiter Freund, der auch im Kreise seiner engeren Bekanntschaft die gegenseitige Beobachtung einer Art liebenswürdigen Ceremoniells, eines freundschaftlichen Comments erlangte und selbst auf's gewissenhafteste darauf hielt. „Er war immer ein gutes Stück Enthusiast gewesen, der alte Heinrich, schnell erregbar in Zorn und Freude. Er war einer von jenen Poeten, die niemals einen Vers gemacht; er dichtete nicht mit Feder, Pinsel oder Meißel, aber es war ihm Bedürfniß, Gedichte zu erleben. Er war der unglückseligste Mensch, wenn ein Tag aussah, wie der andere, wenn zwei Wochen hingegangen, ohne daß ein Unglück geschehen oder eine Dummheit begangen worden." Seine poetische Excentricität äußert sich also in burschikosen Streichen; im Nothfall, wenn nichts anderes aufzutreiben, fängt er Händel mit der Straßenpolizei an. Auf seinem Zimmer hat er eine bunte Wirthschaft mit allerlei groteskem Geräthe: den Wein trinkt er aus einer antiken Schale, das Bier aus einem altdeutschen Stiefel. Am liebsten sah er sich zu Pferd und — bei Tisch. Mit seiner Abenteuersucht ging Hand in Hand eine zur Virtuosität ausgebildete Feinschmeckerei; ja es schien nicht selten, als sey diese gar die stärkste seiner Leidenschaften. „Bei all diesen absonderlichen Gewohnheiten und Neigungen aber würde man irren, falls man glauben wollte, sein äußeres Thun und Lassen hätte ein genialitätssüchtiges, verrücktes Ansehen gehabt. Im Gegentheil gehörte Heinrich, was sein persönliches Auftreten vor der Welt anlangte, zu den gehobeltsten, schlichtesten Männern der Gesellschaft. Er haßte alles Prunken und Prahlen auf offenem Markt, alles geflissentliche Veranstalten, um gesehen zu werden; auch hielt er sich niemals für außerordentlich begabt oder zu absonderlichen Unternehmungen berufen. Die kleinen Narrheiten seines intimen Lebens drängten sich nie vor die Augen der Gesammtheit; wer ihn nicht innerhalb seiner vier Pfähle oder im Freundeskreise kannte, mochte ihn für einen ganz gewöhnlichen, erfahrungsmäßigen Menschen halten, der für sein gutes Geld sich gute Tage einzukaufen wisse, und zwischen Studium und Jugendgenuß ein Leben hinterbringe wie Andere mehr."

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Oberitalien.

(Schluß.)

Das Hochland über dem Garda-See.

Zur Zeit der venetianischen Herrschaft, als die Stadt Brescia von den Visconti hart belagert und mit ihrer Besatzung dem Hunger preisgegeben war, landete hier eine kleine Flotte, um den Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Nachdem ein Versuch, auf dem Landwege durch die Judicarien von Trient aus ein Convoi von Mannschaft und Lebensmitteln an Ort und Stelle zu fördern, durch die aufrührerischen Bauern mißlungen war, übergab der Senat dem Sorbolo di Candia die Leitung dieses Unternehmens, welches von dem anstelligen Condottiere auf folgende Weise ausgeführt wurde. Er vertheilte die Ladung sammt der bewaffneten Macht auf zahlreichen Booten, womit er auf der Etsch bis Rocazzone in der Nähe von Moni schiffte. Hier wurden die beladenen Barken an's Land und auf Schleifen gesetzt, um bis auf die Höhe an den Loppiosee geschleppt zu werden. Hier abermals flott gemacht, wurden sie bis an das Ende des Wassers gerudert, dann wieder über Nago an der Einsattlung des Monte Baldo nach Trebole

hinunter geschleift, in dessen Hafen die kleine Armada sich sammelte und bald auf dem blauen Gewässer ihrer Bestimmung zuschwamm. Am Ponal übernahm Graf Paride den weitern Schutz und die Umladung dieser Ausrüstung und führte sie mit den beladenen Saumthieren auf beschwerlichen Umwegen glücklich der ausgehungerten Stadt zu. — In früheren Jahrhunderten waren die Bewohner des Ponal übelberüchtigt als kecke Seeräuber, welche von ihrem Felsenversteck aus, wo sie nur zu Wasser angegriffen werden und ihre Fahrzeuge in sicherem Hafen bergen konnten, ihre Piratenzüge über die ganzen Uferstrecken ausdehnten.

Die neue Straßenanlage führt von Riva aus unter dem Bastione vorüber, welche Feste im eilften Jahrhundert zum Schutze des dortigen Hafens angelegt und von Vendôme im siebzehnten Jahrhundert zerstört wurde. Die Fahrbahn, durch neue Befestigungen geschützt, welche in der Nähe des Ponal römisches Mauerwerk und Waffenreste zu Tage förderten, steigt ziemlich allmählig an, und mußte gänzlich in das Felsgestein eingesprengt werden, das in seinem loseren Gefüge Granitblöcke enthält. Je höher die vielfachen Windungen sich emporziehen, desto mannigfaltiger wird der Ueberblick von Tiefland und Gebirge, je weiter schweift das Auge über die Gartengefilde hinter Riva und Arco bis an die Steinwüste der Marroche, bis in die Spalten und Klüfte, zu den Alpen empor, welche die Sennhütten auf dem Monte Baldo tragen, an dessen Fuß sich Torbole schmiegt und Malcesine mit seiner Rocca, wo unter den Venetianern der Capo di Lago seinen Sitz hatte und mit der fernen Hochwacht von San Vigilio sich in's Vernehmen setzen konnte. Wie Sturmesrauschen tönt das Tosen des Ponals herauf aus unsichtbarer Tiefe; die Schlucht verbreitert sich zum Thale, das bald mit dem Reize einer Alpenlandschaft den Wanderer umfängt, der staunend die, mit dunkelm Nadelwald bekleideten Berge, das frische Grün der Matten, die Getreidefelder betrachtet, welche den stillen See einfassen, der sich zwischen uralten Dörfern hindehnt. Die ganze Umgebung muthet den Deutschen an, wie ein Gruß seiner Heimath; nur die Staffage des Bildes, die Landleute mit ihrer romanischen Gesichtsbildung und der wälschen Tracht und Sprache, will nicht dazu stimmen. Doch sind die Bewohner dieses Hochthales ein kräftigeres Geschlecht, als die Rivanesen, unter denen cretinische Mißbildungen nicht selten sind, während hier oben in der belebenden Bergluft, bei dem häufigeren Milchgenuß besonders die Kinder gedeihen, deren blonde Lockenköpfe mit den dunkeln großen Augen den beschwingten Engelchören Titianischer Gemälde ähnlich sind. Männer und Frauen tragen breite graue Filzhüte, und letztere flechten ihr reiches Haar in kleine, unzählige Zöpfe, welche mit einer silbernen Nadel am Hinterkopfe künstlich verschlungen und aufgesteckt werden. Beim Grüßen nehmen sie den Hut ab, wie die Männer, eine Gewohnheit, die ganz eigenthümlich und nirgends sonst in Südtirol gebräuchlich ist. Der Ertrag des Wieslandes und der Alpentriften wird als würziges Heu nebst Roggen und Gerste, womit die Felder angebaut sind, meist nach dem Etschlande und der Lombardei ausgeführt, und Froment (Mais), der hier oben nicht recht gedeihen will, dagegen eingebracht. Auch der Handel mit Kohlen und Brennholz ist lebhaft, und zahlreiche Essen von Feuerarbeitern, besonders Nagelschmieden, sind im Gange. Ueberdieß wandern die jüngeren Männer im Winter nach den größeren Städten Mittelitaliens, um sich ein Stück Geld als Taglöhner zu verdienen. In den Hausgärten findet sich neben rauberen Obstarten noch da und dort ein verkrüppelter Gelso (Maulbeer), der hier die äußerste Grenze seines Gedeihens erreicht hat und meist von der Kirsche und Pflaume verdrängt wird. Auch die Rebe zieht sich nur als Ranke an den altersgrauen Steinhäusern hin, welche, mehrstockig, unter den rohen Schindeldachungen, mit Felsstücken beschwert, offene Räume enthalten, die zum Aufbewahren der Ernte dienen. Die Fensteröffnungen, theils verglast, theils mit Papier verklebt oder durch Holzladen verwahrt, lassen wenig Helle ein, und bezeichnen gewöhnlich nur die Schlafkammern. Das eigentliche Wohngelaß ist in der Küche im Erdgeschoß zu finden, einem weiten, meist gewölbten Raume, ohne Rauchfang, da es keine Schornsteine gibt und der Abzug nur in einer trichterförmigen Oeffnung besteht, welche, in der Nähe der Thüre nach der Straße zu angebracht, die Vorderseite des Hauses mit Ruß überzieht. Der Feuerherd steht ganz niedrig auf einer gemauerten Estrade, welche sich über dem festgestampften Boden der Küche ihrer ganzen Breite nach erhebt, und ist von Holzbänken umgeben, dem Winteraufenthalt der Alten und Gebrechlichen, der Weiber und Kinder. Blinkendes Kupfergeschirr, bunte Majolika in seltsamen antiken Formen fehlt niemals in diesen rauchgeschwärzten Räumen, in welche die stets offene Thüre jedem Vorübergehenden den Einblick gestattet. Höher hinauf im Thale, wo die Wohnstätten vereinzelter stehen, und sich da und dort ein Herrenhaus am Ende der Dörfer erhebt, sieht man nicht selten Wappenschilder über den Thüren und Freskobilder an den Wänden.

Oberhalb des Sees wird die Gegend immer wilder und kahler, der Anbau beschränkter, bis die Straße sich durch einen Engpaß nach Rono, einen größern Borgo, windet und sich von da gegen den Lago d'Idro senkt, wo sie die piemontesische Gränze erreicht, unfern der alten Stammburg der Lodrone (Ladrone, Ledro), welche die Sage als die Herren dieses Landes erkennt, dem sie auch ihren ominösen Namen geliehen haben sollen. Wenn der Hauptzweck dieser Straßenanlage, die Verbindung mit Brescia, durch die politischen Umwälzungen vernichtet worden ist, so bleibt sie dennoch eine große Wohlthat für den Verkehr dieser abgeschnittenen Bezirke, welche dadurch wenigstens den Märkten im Etschlande näher gerückt sind.

Von Rono aus setzt sich diese Straße nördlich fort gegen die inneren Judicarien, zieht sich an Lardaro vorüber bis Tione, und dann längs der wilden Sarca, welche vom Tonale herunter durch Val di Rendena strömt, zwischen hohen Gebirgen hindurch bis Le Sarche in der Nähe

von Arco, wo sie in den auch der neuesten Zeit angehörigen Verbindungsweg zwischen Riva und Trient ausmündet. Um diesem Umweg auszuweichen, hat das Municipium von Riva zu Gunsten der dortigen Güterbesitzer eine weitere Trace von dieser Stadt nach der Hochebene der äußeren Judicarien eröffnet. Diese steigt zwar nicht so kühn hinan, wie der Straßenzug über dem Ponal, erreicht aber dennoch in ihren Windungen eine Höhe von mehr als 3000 Fuß über dem Meer. Wenn der Reisende seine Ausfahrt in einem Olivenhaine antritt, so sieht er sich kurze Zeit darauf in die Region der Kastanien versetzt, aus deren dunkelm Kranze das Castell von Tenno, eine Anlage der Etrusker, emporstrebt. Schattige Dörfer liegen am Wege, aus deren Fenstern oder Thüren manch bärtiges Gesicht drohend hervorschaut, denn die Einwohner des Bezirks von Tenno gelten für wilde Bursche, welche mit dem Messer zur Hand und treue Anhänger des „Schor Pepe" seyn sollen.

Wunderbar herrlich ist der Rückblick über Riva und das Seegelände in die blaue Ferne hinaus, während bergan bald düsterer Tannenwald an die Straße herantritt und der Alpsee von Tenno wie ein unergründliches Menschenauge aus seiner ernsten Fassung von Felsgipfeln hervorschaut; ein völlig nordisches Landschaftsbild, im auffallendsten Contrast mit der Ueppigkeit des Südens, wie sie in der Tiefe sich entfaltet. Ein Alpenrosenstrauch in voller Blüthe, wahrscheinlich mit dem Steingerölle von den Flanken des Tenara herabgespült, winkte einen Gruß der Hochalpen von der Wegböschung nieder.

Sobald die Einsattlung, in welcher die Fahrbahn sich emporzieht, überschritten ist, ändert sich abermals die Umgebung, und von höheren Bergen eingefaßt, auf deren Scheitel Schneeflecke sichtbar werden, breitet sich ein kaltes kahles Moorland aus. Allmählich senken sich diese Torfstrecken, auf denen ein Franzose mißlungene Versuche zu Verkohlung dieses Brennmaterials angestellt hat, gegen Osten und laufen in ein fruchtbares Gelände aus, das mit zahlreichen Dörfern besetzt, von Fruchtfeldern und Maulbeerpflanzungen durchzogen ist. Erst in neuerer Zeit wurde durch die Rivaneser Familie Lutti die Seidezucht mit Erfolg in diesem Theil der Judicarien eingeführt, deren Bewohner im Rufe von Verständigkeit und Sparsamkeit stehen. Wie im Ledrothale wird auch hier, neben dem Mais, auf den höher gelegenen Feldern viel Gerste und Roggen gebaut, und das Stroh letzterer Fruchtgattung zur Bedachung der hohen Häuser verwendet, deren Giebel seltsam in einander geschoben unter diesem dichten Strohpanzer verschwinden, so daß das ganze Dorf unter einem einzigen Dache mit unzähligen Vorsprüngen, Winkeln und Ecken zu stehen scheint und dadurch einer riesigen Honigwabe ähnlich wird. Da es auch hier keine Scheuern gibt, und alle Vorräthe unter dem offenen Dachraum aufbewahrt werden, der durch den von allen Seiten frei aufsteigenden Rauch durchwärmt und trocken ist, entstehen nicht selten Brände in solchen Häusergruppen, wo neben der Habe auch Menschenleben zu Grunde gehen. Darum müssen nach einer neueren Verordnung alle Neubauten mit Ziegeldächern versehen werden, wodurch die alte Construktion immer mehr in Abgang kommt, die übrigens dem Bedürfniß dieser Gegend weit mehr entsprechen mag, als das nüchterne Ziegeldach, welches weder gegen Hitze noch gegen Kälte Schutz gewährt, die in diesem holzarmen Hochlande, das oft Monate lang mit Schnee bedeckt ist, empfindlich genug seyn mag.

Auf einem Vorsprunge des nördlichen Gebirges, da wo die wilde Sarca sich aus einer Felsschlucht hervorwindet, erhebt sich das Castell von Stenico, unter den kriegerischen Bischöfen von Trient Sitz ihres Statthalters, der von dieser Felsenwarte aus einen großen Theil seines Gebietes überschauen konnte. Während des Ansteigens zu dem Dorfe, das unter der Veste sich angenistet hat, erhob sich plötzlich eine schwarze Rauchwolke in der Tiefe über St. Croce am rechten Ufer der Sarca, welche immer weiter auseinanderrollte, bis sie zum Feuermeer wurde, dessen Lohe in weniger als einer halben Stunde dreißig Wohnstätten verschlungen hatte mit Hab und Gut der armen Leute, welche müßig zuschauen und froh seyn mußten, mit dem Leben davon zu kommen. Ein großer Theil der Ernte war schon eingebracht und der Ertrag der Seidezucht, die köstlichen Galette, standen in Körben gehäuft, um nach dem Markte gefördert zu werden; und das Alles dahin, und Hunderte von Menschen obdachlos, ohne daß eine rettende Hand einzugreifen vermochte!

Der befestigte Zugang zu dem Castell, das mit seinen Mauerzinnen und dem weitläufigen Gebäudekomplex auch in seiner theilweisen Zerfallenheit noch einen stattlichen Anblick gewährt, führt zunächst zu der Hauptpforte, an welcher wohl ein Halbdutzend Bärentatzen festgenagelt waren, zum Beweise, daß Meister Braun in diesen Felsenwildnissen noch sein altes Heimathsrecht behauptet, und er soll in seinem Gelüste nach Südfrüchten häufig seine Raubzüge bis in's Etschthal ausdehnen. Der innere Hofraum weist in den verschiedenen Thürmen und Wohngebäuden, welche ihn umgeben, die Baustyle aller Zeiten auf, von der römischen Hochwacht, dem longobardischen Mauerwerk, der byzantinischen Loggia, dem gothischen Spitzbogen, dem venetianischen Renaissancepalazzo bis zu dem nüchternen Anbau aus dem vorigen Jahrhundert, den der Prätor oder Landrichter mit seinen Kanzleien einnimmt, was, mit den Wappenschildern an den Wänden, dem tridentinischen, veronesischen, mailändischen, venetianischen, dem kaiserlichen Adler, gleichsam die Chronik der Burg und mit ihr des ganzen Landes erzählt. In dem Palazzo, dessen Dachwerk beschädigt und die Treppen theilweise zerfallen sind, finden sich reiche Fresken aus der besten Zeit venetianischer Kunst, deren Anmuth Sturm und Wetter zu trotzen scheint, obgleich Winters der Schnee sich anhäuft in diesen Prunkgemächern, die jetzt den Fledermäusen und Eulen überlassen sind und höchstens als Speicher benützt werden.

Von dieser Höhe umfaßt das Auge ein Panorama von Gebirgen, welche die äußersten welschen Vorposten gegen

Deutschtirol bilden. Südlich ziehen sich die Berge über Arco und Tenno hin und wehren die Aussicht nach dem See; dazwischen liegt der weite Landstrich, an dessen tiefster Senkung die Sanca abermals einem Felsendefilé zueilt, an dessen Eingang die Bäder von Comano im Wiesengrunde zu beiden Seiten des Flusses sich erheben. Diese Heilquelle mit Bestandtheilen von Jod und Natron besitzt eine Temperatur von 22 Grad und wirkt besonders kräftig in Hautkrankheiten. Die Säge läßt sie aus einer Felsspalte entspringen, in welcher eine Zauberin oder Sibylle, wie der Italiener unsere deutschen Unholdinnen nennt, hauste und einen Rittersmann heilte, der mit dem Aussatz behaftet aus dem heiligen Lande heimgekehrt war. Bei dem zunehmenden Besuch dieser Bäder mußte die Anstalt im Besitz der Gemeinde Comano schon vielfach vergrößert werden.

Das neue Badgebäude am linken Ufer der Sanca enthält hübsche Cabinette mit Marmorwannen und ist auch im übrigen so wohl ausgestattet, als italienische Ansprüche es nöthig machen, was für die Angehörigen anderer Nationalitäten noch Manches zu wünschen übrig läßt. Am auffallendsten ist der gänzliche Mangel an schattigen Spaziergängen und Vereinigungspunkten im Freien, was sich nur aus der Abneigung des Italieners gegen den Aufenthalt außerhalb seines Wohnungsbereichs erklären läßt. In den Städten und Dörfern hantiert zwar das Gewerbe meist vor den Thüren oder in offenen Erdgeschoßen, aber das Spazierengehen bei Tageslicht im Schatten der hohen Häuser ist bei den höheren Klassen durchaus nicht Gewohnheit, welche erst wie die Nachtvögel in den Dämmerstunden sich herausmachen und ihren Corso halten, oder vor den Kafferhäusern sich niederlassen. Wie die Bewohner nördlicherer Breiten die Sonne aufsuchen, fliehen sie diese Kinder des Südens und des Lichtes, daher das Sprüchwort, daß um Mittag in den italienischen Städten nur Hunde und Deutsche auf den Straßen zu erblicken seyen. Die Badegesellschaft besteht gewöhnlich aus Italianissimi, unter welchen sich der Deutschredende sehr unbehaglich und vereinzelt fühlt, da auch die Südtiroler aus Trient und Roveredo sich hinter dem Walle des welschen Idioms verschanzen, obgleich ihnen die deutsche Sprache ganz geläufig ist.

Von Comano windet sich die Straße nach dem Limaro empor, einer engen Felsschlucht, in deren Tiefe der Bergstrom verschwindet, wo bald alle Vegetation aufhört und nur der kahle Stein, die mächtigen Klippenwände, die kaum einem schmalen Streif des blauen Himmelsgewölbes Raum lassen, den Wanderer nach allen Seiten einschließen. Dieser Felsenriß übertrifft an Schauer und Wildheit die Engpässe am Splügen und Gotthardt, wenn auch letztere sich malerischer gestalten durch den Hintergrund des Hochgebirges, die Wasserstürze und die Vegetation, welche ihre Schrecken mildert. Plötzlich senkt sich die hoch über dem Flusse an der Schattenseite der Berge hinlaufende Straße in vielen Windungen nach der Ebene hinunter, und gewährt den Anblick des Sees von Toblino, der mit dem Castell gleichen Namens gegen Osten sich ausbreitet. Gerade aus zeigt sich die Veste von Arco, deren Trümmer den isolirten Felsberg krönen, der wie ein Vorposten des Gebirges in die Ebene geschoben ist, und weit dahinter in blauer Ferne der herrliche Garda. Eine Trümmerwüste, die Marocche, breitet sich am Flusse aus, ein' Phänomen, wie man es nirgends in den Alpen findet. Wie die Ruinen einer Riesenstadt liegen die Felsblöcke über einander gethürmt; ob ein Bergsturz, oder Eis und Wasser sie hieher geschleudert, geschoben und getragen, quien sabe? Ja, wer weiß es, das Räthsel dieser Zerstörung, welche mehr als eine Stunde weit sich erstreckt, ohne daß ihre Schrecken durch die Zeit mit Laub und Gras wären umkleidet und gemildert worden.

Noch eine kurze Strecke und der Punkt ist wieder erreicht, von dem am Morgen ausgefahren wurde; doch hat indeß die Sonne ihren Tageslauf vollbracht und ist hinter dem Tenaro zur Ruhe gegangen. Ueber dem Monte Baldo steigt wie ein Feuerzeichen der Mond auf und die Sterne leuchten über den duftenden Fluren und den dunkeln Mauern des Städtchens, in dessen Gassen die Rivanesen ihren nächtlichen Wandelgang beginnen, während wir uns vor der Bottega des Giardino niederlassen und auf die wilden Weisen der Bande eines ungarischen Regimentes lauschen, welche Sinn und Geist weit entrücken nach den einsamen Pußten, nach dem Lagerfeuer einer Zigeunerhorde, bis ein Blick auf die Piazza und die nächste Umgebung uns wieder nach der bella Italia zurückführt.

P. v. S.

Aus der Schweiz, December.

Die Consecration des Bischofs von Basel.

Wenn gleich wir heute den 14. December zählen, so blühen doch auf allen Wiesen die Maaßlieben, und im Garten finden sich Rosenknospen, so frisch aufgeblüht, als wär's Mai, und duftende Veilchen, als wäre Ostern und nicht Weihnachten vor der Thür. Und der Berg dort drüben ragt so sonnenglanzumflossen in den dunkelblauen Himmel, daß man ihn für den tückischen Vesuv halten könnte, und ist's doch nur eine der Kuppen des ehrlichen Jura. Aber wer vor vierzehn Tagen durch die nüchtern reinlichen und modern getünchten, aber gewöhnlich etwas öden Gassen der St. Ursusstadt Solothurn gewandert wäre, und hätte das geistliche Gewimmel von schwarzen Talaren und braunen Kutten gesehen und in den hin und her fahrenden Staatskarrossen die in violette Seide gekleideten Bischöfe mit den schweren goldenen edelsteinbesetzten Kreuzen auf der Brust; und hätte das feierliche Glockengeläute gehört und die Weihrauchwolken eingeathmet, die aus den offenen Kirchthüren quollen, hätte sich noch eher an die Ufer der Tiber versetzt geglaubt, als an den Golf von Neapel. Es wurde nämlich in jenen Tagen in Solothurn die Consecration des neugewählten Oberhirten der Diöcese Basel mit außergewöhnlicher Feierlichkeit vorgenommen.

Die Wahl eines Bischofs von Basel ist jedesmal eine heikle und dornige Angelegenheit; denn es müssen dazu nicht nur das Domcapitel und die römische Curie mitwirken, sondern überdieß nicht weniger als sieben Cantonsregierungen, die sammt und sonders im Geruch josephinischer oder gar noch schlimmerer Grundsätze und Tendenzen stehen. Bis aus sämmtlichen Candidaten die „personae minus gratae“ ausgesiebt sind, und dann die Capitularen der Diöcese aus den gratis die gratissima herausgefunden haben, versteht sich unter dem Beistand des heiligen Geistes, und endlich in Rom die getroffene Wahl bestätigt wurde, vergehen für die betreffenden Wähler und Wahlcandidaten sehr unerquickliche Tage und Wochen.

Dießmal traf die Wahl einen Priester aus dem bernischen Jura, über welchen Landestheil vordem die Bischöfe von Basel als weltliche Herren geboten. Bischof Eugen hat seine geistliche Bildung in Rom und Frankreich erhalten; er konnte der Curie nicht minder genehm seyn, als den weltlichen Behörden, die ihn auf der Candidatenliste hatten stehen lassen. Daher mag es wohl gekommen seyn, daß die Bestätigungsbulle weniger lang auf sich warten ließ, als es sonst wohl der Fall gewesen, und die feierliche Consecration vorgenommen werden konnte, bevor seit dem Tode des Vorgängers das volle Jahr abgelaufen. Die öffentliche und festliche Amtseinsetzung besteht aus zwei Theilen, aus zwei abgesonderten Handlungen. Zuerst muß der Bischof den Regierungen der sieben Cantone, die zu seinem Sprengel gehören, einen Huldigungseid leisten; er muß diesen Regierungen Treue und Gehorsam geloben; er muß schwören, an keinen staatsgefährlichen Umtrieben theilzunehmen, noch weder im Inland noch im Ausland Verbindungen zu unterhalten, welche die Ruhe und den Frieden des Landes gefährden könnten; er muß sogar eidlich geloben, von solchen Umtrieben und Verbindungen, falls sie zu seiner Kenntniß kommen sollten, den weltlichen Behörden Anzeige zu machen.

Sie werden mir gestehen müssen, daß dieser Eid vom heutigen Rom nicht besonders goutirt werden kann; und doch ist derselbe von Rom im bezüglichen Bisthumsconcordat ausdrücklich gutgeheißen worden. Dieses Bisthumsconcordat ist freilich nicht von heute, sondern wurde, wenn ich nicht irre, 1827 abgeschlossen, zur Zeit, da bei uns die sogenannten „Aristokraten“ noch regierten, welche — später so verschrieenen — Aristokraten der Kirche und andern großen Herren gegenüber recht fest aufzutreten und ihre Rechte gut zu wahren wußten. Ihr Berichterstatter kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß es unsern heutigen radikalen und demokratischen Regierungen nie und nimmer gelingen würde, vom heutigen Rom das Zugeständniß eines solchen Eides zu erhalten. Es ist auch zu constatiren, daß die Kirche von diesem Theil der Feier so wenig Notiz als möglich nehmen zu wollen schien. Von all den herbeigeströmten Kirchenfürsten und geistlichen Würdenträgern war niemand zugegen. Bischof Eugen erschien in einfachster Haustracht, nur von zwei Capitularen und seinem Kanzler begleitet, im Rathhause, wo die Abgeordneten der sieben „Diöcesanstände“ und die weltlichen Behörden versammelt waren, beschwor den vorgelesenen Eid auf's heilige Evangelium und ging wieder von dannen.

Je mehr die Kirche diesen Akt ignoriren zu wollen schien, um so größeren Pomp entfaltete sie beim folgenden. Während der Neugewählte mit ganz kleinem Gefolge und in einfacher Privatequipage zum Rathhause gefahren war, begab er sich nun in reichen Kirchengewändern, begleitet von zahlreichen Prälaten und einer ganzen Armee von Welt- und Ordensgeistlichen, zu Fuß nach seiner Kathedrale, dem St. Ursusmünster. Kanonendonner und Glockengeläute erfüllten während dieser feierlichen Procession die Luft und eine bewundernde Menge bildete in gedrängten Schaaren zu beiden Seiten der offengehaltenen Gasse Spalier. Weniger spröde als die Kirche, trug auch der Staat das seinige zur Vergrößerung des feierlichen Pompes bei. Nachdem

vom bischöflichen Palast aus die geistliche Procession sich zur Kirche begeben, kamen vom Rathhause her die weltlichen Behörden in feierlichem Zuge: voran die Repräsentanten der sieben Cantone, jeder von seinem Liktor, dem „Standesweibel" begleitet, der in der Hand den Stab mit dem großen silbernen Knopf, das Symbol der Macht, und um die Schultern den weiten wallenden zwei oder dreifarbigen Mantel trug. Ob es ebenfalls symbolisch zu deuten, daß die Polizeileute, welche unter der hinzugeströmten Menge die Ordnung aufrecht zu erhalten hatten, dießmal in schwarzer Civilkleidung mit weißen Handschuhen funktionirten, — etwa als Anspielung auf das delikate Verhältniß zwischen Kirche und Staat —, wüßte Ihnen ihr Referent nicht zu sagen.

Ich lade Sie ein, für ein paar Augenblicke die Kathedrale zu betreten, wo nun die Consekration des neuen Kirchenfürsten vorgenommen wird. Das geräumige Schiff der Kirche ist von der niedern Geistlichkeit im weißen Chorgewande, von den weltlichen Behörden, von andächtigen oder neugierigen Zuschauern besetzt. Im Chor haben die eingeladenen Würdenträger ihre Plätze erhalten. Als Consecrator funktionirt der Bischof von Straßburg, ein rüstiger, lebhafter Greis; ihm stehen als Assistenten die Bischöfe von Sitten und St. Gallen zur Seite. Als einfach beiwohnend zeigt man uns den Bischof von Freiburg, den Abt von St. Moritz, Weihbischof von Bethlehem, den Abt von Mariastein, den berühmten Kapuzinerpater Theodosius, Coadjutor des Bisthums Chur, Abbé Mermilliod, den prädestinirten Bischof von Genf, für den Fall, daß die Calvinsstadt wieder in den Schooß der allgemeinen Kirche zurückkehren sollte.

Wie die prächtigen rothsammtenen Kirchengewänder mit den schweren Goldstickereien und dem Unterfutter von schneeweißer Seide im Lichte der Wachskerzen schimmern! Wie die hohen goldenen und silbernen Mitren und Krummstäbe flimmern und glänzen! Wie die Weihrauchwolken berauschend duften! Und von oben herunter tönt voll und weich der Orgelklang und helle reine Engelstimmen singen die „vierte Festmesse" von Cherubini, ein Meisterwerk lieblicher und erhabener Kirchenmusik. Plötzlich schweigen die Melodieen. Während ein Priester in lautem Recitativ und gleichmäßigen, stets wiederkehrenden Cadenzen die „Litanei aller Heiligen des Himmels" zu beten beginnt, legt sich der neue Kirchenfürst flach zur Erde auf die Steinplatten. Lange genug dauert diese Litanei, aber endlich ist sie doch zu Ende. Der sich gedehmüthigt hat, wird nun erhöht. Zuerst wird er — einem Könige gleich — mit dem Chrisam gesalbt; hierauf erhält er den Krummstab, dann den Ring, dann wird ihm die Mitra, der aus dem uralten Orient überlieferte Priesterschmuck, auf's Haupt gesetzt und endlich seine Hände mit den „Chirotheken" bekleidet. Zuletzt läßt sich der neue Kirchenfürst auf seinen Thronsessel nieder, und während das jubelnde „Te Deum laudamus" zum hohen Kirchengewölbe hinaufschallt, bringen sämmtliche anwesende Priester dem Oberhirten ihre Huldigung dar, indem sie sich vor ihm auf ein Knie niederlassen und seine dargestreckte Rechte küssen.

Wie nüchtern und abgeblaßt erscheinen alle unsere weltlichen Feierlichkeiten neben diesem kirchlichen Pomp voll Symbolik, harmonischem Rhythmus und Kunstverständniß! Da können wir Weltliche noch lange in die Schule gehen, bis wir unsern nationalen Festen diesen Schwung, diese alle Sinne bestechende Fülle zu verleihen verstehen. Freilich studirt die Kirche nun schon anderthalb Jahrtausend daran und hat den besten Theil von der Priesterschaft des alten Morgenlandes ererbt.

Ein sarkastischer Freund Ihres Berichterstatters nannte das bei Gelegenheit dieser Feier so ungewöhnlich zahlreiche Stelldichein des hohen und niederen Clerus einen „geistlichen Truppenzusammenzug," — ein kirchliches camp de Châlons, wo vor dem Beginn eines Feldzuges über die Getreuen und Zuverlässigen Musterung gehalten werde. Es ist nicht zu läugnen, daß die kirchliche Partei in neuerer Zeit auch in der Schweiz eine große Thätigkeit entwickelt und Zoll für Zoll das Terrain vertheidigt, welches ihr die moderne Aufklärung mit ihren populären Naturgeschichten, ihren rationalistischen Wundererklärungen u. s. w. streitig macht. Es ist sogar faktisch, daß jene Partei an manchen Orten von der Defensive zur Offensive geschritten ist und bereits verlorenes Gebiet wieder erobert hat. Beweis davon die Wiederherstellung der Klöster im Canton Freiburg, die Gründung eines neuen geistlichen Ordens, der sogenannten theodosianischen Schwestern, deren Tendenz dahin zielt, allmählig und ohne Lärm im Unterricht der weiblichen Jugend und in der Krankenpflege an die Stelle der Laien zu treten. Die Gesellen- und Dienstbotenverbindungen unter geistlicher Leitung sind ebenfalls bedeutsame Zeichen der Zeit; nicht minder der Piusverein, welcher die Kirchlichgesinnten unter den Gebildeten mit einem gemeinsamen Bande umschlingt und Disciplin und Organisation in ihre Reihen bringt. Man sagt, der große Generalstab des „geistlichen Truppenzusammenzugs" habe nicht ermangelt die Gelegenheit zu benützen, um die Plane des nächsten Feldzugs zu berathen und festzusetzen. Versteht sich, daß dieß hinter verschlossenen Thüren geschah und keine öffentlichen Berichterstatter zugelassen wurden.

Als Ersatz dieser unverschuldeten Lücke meines Berichts kann ich Ihnen von den zwei Festbankeiten erzählen, welche den heitern Schluß der ernsten Feier bildeten. Das eine wurde vom neugewählten Bischof dem ganzen anwesenden Klerus und den weltlichen Behörden gegeben; beim andern waren Regierung und Gemeinderath von Solothurn die Wirthe und die anwesenden geistlichen Würdenträger die Gäste. Austern, Seefische, Wildpret und Gänseleberpasteten wirken gewöhnlich beruhigend und versöhnend auf die Gemüther und der Champagner löst die Zungen. An Tischreden und Trinksprüchen war selbstverständlich kein Mangel, die sich größtentheils um das etwas heikle Verhältniß zwischen der conservativen Kirche und dem radikalen Staat drehten. Ich wüßte nicht, wo sich diese zwei großen Faktoren

der menschlichen Gesellschaft besser vertragen könnten als auf dem neutralen Gebiet einer gemeinschaftlichen wohlbesetzten Tafel; und schon die einfachsten Regeln der Courtoisie verlangten ein entgegenkommendes Benehmen zwischen Wirthen und Gästen. Was Wunder, daß da Friede und Eintracht das Hauptthema der Redner waren. Bischof Greith von St. Gallen brachte seinen Toast dem „Bund zwischen der alten Kirche und der jungen Eidgenossenschaft.“ Der Bischof von St. Gallen ist eines der ausgezeichnetsten Häupter der kirchlichen Partei in der Schweiz; sein geistreicher Vortrag fand großen Beifall. Hintendrein fiel es dann freilich manchem Zuhörer ein, daß zwischen der Kirche und der Eidgenossenschaft, deren Bevölkerung und Behörden zu zwei Drittheilen protestantisch, d. h. ketzerisch sind, nicht wohl von einem Bunde, sondern höchstens von einem Waffenstillstand und modus vivendi die Rede seyn kann. Die weltlichen Redner sprachen ebenfalls in versöhnlichem Sinne und hüteten sich wohl, irgend eine dornige Seite des Verhältnisses zu berühren. Augustin Keller, welchem nachgeredet wird, er sey der Hauptanstifter der Aufhebung der aargauischen Klöster, saß mitten unter den Prälaten, schwieg aber. Um so entschiedener erhob Graf Theodor Scherer, der Präsident des schweizerischen Piusvereins, seine Stimme und brachte dem anwesenden Episkopat seine Huldigung dar. Sehr beredt, lebhaft und nichts weniger als transigirend sprach Pfarrer Mermilliod aus Genf, ein junger Mann, der ganz aus dem Holze der Dupanloup und anderer gewaltiger Streiter des französischen Klerus geschnitten zu seyn scheint. Den nämlichen Eindruck eines streng Orthodoxen im französisch-clericalen Sinne machte der Bischof von Freiburg, Monseigneur Marilley, auf Ihren Berichterstatter. Als diametraler Gegensatz zu diesen beiden erschien ihm Pater Theodosius, welcher als Bettelmönch im wahrsten Sinne des Wortes bettelnd Schulen gründet, Spitäler erbaut und mit armen Waisenkindern Fabriken betreibt. Auch der neugewählte Bischof Eugen erhob sich zum Sprechen, ein schöner, hochgewachsener, stattlicher Mann, noch in den kräftigsten Mannesjahren. Seine Devise lautet: „fortiter in re, suaviter in modo;“ aber aus seinen Zügen leuchtet mehr Milde als unnachgiebige Kraft. Mit bewegter, fast schüchterner Stimme, welche keineswegs diesem großen gewaltigen Körper anzugehören schien, begann er. Auch sein Thema war Friede und Eintracht und das Versprechen, sein Möglichstes zu thun, das auf ihn gesetzte hohe Vertrauen zu rechtfertigen.

Aber warum einen französisch Redenden, der nur mit Mühe sich in deutscher Sprache ausdrückt, zum Oberhirten einer Diöcese erwählen, die zum größten Theil deutsch ist, und deren Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl weder französisch spricht noch versteht? so mochten sich Manche fragen. Ich will Ihnen verrathen, daß dahinter ein klein Stück Politik steckt. Ich bemerkte, daß die Heimath des Neugewählten einst unter der weltlichen Herrschaft des Fürstbischofs von Basel stand. Nach Ausbruch der französischen Revolution wurden diese Jurathäler von Frankreich annexirt und blieben französisch bis zum Sturz des ersten Kaiserreichs. Der Wiener Congreß theilte sie dann dem Canton Bern zu als etwelchen Ersatz für die von ihm losgetrennten Landschaften Waadt und Aargau. Dieser sogenannte „bernische Jura,“ im Munde des Volks noch heute „das Bisthum“ geheißen, ist also erst seit 1814 schweizerisch; die Bande, die ihn mit dem protestantischen und deutschredenden Canton Bern verbinden, sind nur locker; geographische Lage, Religion und Sprache weisen nach Frankreich hinüber, dazu noch manche Traditionen, da sich mehr als ein Jurassier in den Napoleonischen Kriegen zu hohen militärischen Würden emporgeschwungen und reichliche Lorbeeren erworben hat. Sie sehen, daß für Bern und die Schweiz die Gefahr einer Lostrennung des Jura keineswegs allzuferne liegt; hier gilt es die Bande so fest als möglich zu knüpfen. Ein materielles, ein Band von Eisen, nämlich eine Schienenverbindung der jurassischen Thäler ist im Wurf; aber eine solche wird wegen der großen technischen Schwierigkeiten viele, viele Millionen kosten und deßhalb noch geraume Zeit auf sich warten lassen. Da war die sich darbietende Gelegenheit nicht von der Hand zu weisen, ein geistiges, will sagen geistliches Band zu flechten, die gutkatholischen Jurassier und ihre vielvermögende Geistlichkeit an die Schweiz zu fesseln, indem man einen aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl von Basel erhob. Diese Idee zeugt für die Geschicklichkeit der bernischen Staatsmänner. Sie wurde von andern Patrioten unterstützt. Der bisher unbekannte Pfarrer von Delsberg ward vorgeschlagen und war auch den Männern der Kirche gerecht. So kam es, daß der Mann, der sich solche Ehre nie hätte träumen lassen, zu der hohen Würde gelangte, zum großen Verdruß des ehemaligen katholischen Vororts Luzern, dessen lebhaft unterstützter Candidat, der gelehrte Wessenbergisch gesinnte Probst Leu, zum zweitenmal den Krummstab andern Händen als den seinen anvertraut sehen mußte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. 22. Januar 1864.

— Quo divitias haec per tormenta coactas,
Quum furor haud dubius, quum sit manifesta phrenesis,
Ut locuples moriaris, egentis vivere fato!

Juvenal:

Englische Geizhälse.

In der Gallerie socialer Sonderlinge, jener excentrischen Varietät des genus homo, für deren Hervorbringung England mehr vielleicht als irgend ein anderes Land berühmt ist, gehört der Typus des Geizhalses zu den am wenigsten bekannten und beschriebenen. Jedermann kennt gleichsam persönlich den fabelhaft reichen Lord, den verzogenen Sohn des Schicksals, der das Leben mit halb verrückter Phantasterei kometenhaft unstät durchschwärmt, und erschiene er leibhaftig in den unglaublichsten Situationen, der auf Alles vorbereiteten continentalen Einbildungskraft nicht die geringste Ueberraschung bereiten würde. Andersgeartete, mehr den mittleren Zonen der Gesellschaft angehörige groteske Gestalten haben an den englischen Humoristen, an Fielding, Dickens, Thackeray und Charles Lever treue Biographen gefunden. Des Geizhalses geschieht nur gelegentlich Erwähnung. Es ist ein Zug moralischer Häßlichkeit in seinem Wesen, dem man gern den Rücken kehrt, weil nichts im Stande scheint, seine Starrheit und Unveränderlichkeit zu erschüttern. Aber der dantesk gesinnte Beobachter geselliger Zustände überwindet die erste Scheu und dringt spähend in jene abgelegene Region vor, wo die Anbeter des Mammon, einzeln und ungesellig, in unheimlicher Dämmerung hausen.

Seltsame, widerwärtige Charakterzüge findet er dort vereinigt, bald im einzelnen scharf ausgeprägt, bald barock vermischt: die Charaktere des Egoisten, des Misanthropen, des Eremiten, des Wucherers. Ihre schattenhaften Gestalten bevölkern gleichsam ein Trappistenkloster des Mammon. Mönche und Nonnen sitzen sie abgesondert in ihren Zellen; ein ödes todtes Schweigen herrscht überall, statt von dem memento mori nur dann und wann unterbrochen durch den Klang umgewühlten Silbers und Goldes.

Gestalten dieser Art hat es zu allen Zeiten, unter allen Völkern gegeben, welche die edlen Metalle als universelles Tauschmittel anerkennen; und wie die Geschichte religiöser Fanatiker in dem herrschenden Glauben an den höchsten Werth eines unsichtbaren Gutes wurzelt, so concentrirt das Dichten und Trachten jener Fanatiker des Mammon sich auf die sichtbare Erwerbung des Einen höchsten Gutes, des Geldes. Mit derselben Kasteiung von Leib und Seele, mit derselben finstern Leidenschaft wie der religiöse Schwärmer bringen sie diesem alles Andere zum Opfer. In keiner Sphäre offenbart sich daher mit schlagenderen Formen und Farben die dämonische Macht des „Gottes dieser Welt;“ und schon den Quellen einer so wunderbaren

Verblendung nachzuspüren, welche über der todten Anhäufung der Mittel den lebendigen Zweck vergißt und sich mitten im Ueberfluß zu selbstquälerischem Darben verdammt, wäre ein des Socialphilosophen nicht unwürdiger Gegenstand des Studiums.

Ein anderes damit zusammenhängendes Phänomen ist das buntschillernde Spiel des Widerspruchs so verblendeter Naturen gegen die Sitten und Ansprüche der Welt, in deren Mitte sie leben, und nach dieser Seite darf der Kunstverständige eine niederländisch derbe Sammlung socialer Genrestücke erwarten. Möglich auch, daß in Folge der nivellirenden Fortschritte moderner Cultur, der wunderbaren Verzweigung commercieller Verhältnisse das Geschlecht der Geizhälse seinem Aussterben nahe ist; jedenfalls scheinen seine Nachkommen seltener geworden als während des achtzehnten Jahrhunderts; und die Aufnahme eines Catalogue raisonné kommt vielleicht eben deßhalb in dem gelegensten Augenblick. Um aber nicht zu kosmopolitisch weit abzuschweifen, wollen wir uns hier auf die Darstellung der bekannt gewordenen Geizhälse einer einzigen Nationalität beschränken, derjenigen, welche durch großartigen Reichthum und luxuriöses Leben, wie durch energische Anwendung aller Mittel zur Verwerthung und Vermehrung, zum Nutzen und Genuß schaffenden Gebrauch des materiellen Besitzes unter den neueren Völkern die hervorragendste Stellung behauptet. Wir werden aus der Fülle des hier gebotenen Materials nur die prägnanteren Typen, die repräsentativen Gestalten gewisser gesellschaftlicher Gruppen hervorheben, ohne den großen Haufen der Mammonsdiener in der staubigen Dämmerung, dem Schmutz, dem Rost und den Motten ihrer Schlupfwinkel zu stören.

Daß gewisse mysteriöse Naturanlagen der Entwicklung des geizigen Charakters zu Grunde liegen, würde, wenn aus nichts sonst, aus der unbestreitbaren Thatsache erhellen, daß alle Gesellschaftskreise, von den niedrigsten zu den höchsten, zu dem Staate der Geizhälse ihr Contingent liefern. Der Millionär und der Bettler, die Vertreter des Krieges und der Religion, der Sinn der Männer und der Frauen, alle erfahren die Wirkungen derselben geheimnißvollen Leidenschaft; ja sie reicht hinauf an den Thron kronentragender Herrscher und vollzieht, wie das Skelett der mittelalterlichen Todtentänze, an allen dasselbe unvermeidliche Urtheil der Nemesis. Doch wenn so auf den ersten Blick sämmtliche Bilder dieser dantesken Gallerie den gleichen Ausdruck zu tragen, die Grenzen desselben Wahnsinns zu berühren scheinen, so können dem auf die einzelnen Gestalten gerichteten Auge die charakteristischen Abweichungen der Individuen nicht entgehen. Sie erscheinen in anderer Umgebung, in andern Costümen; in den Zügen einiger ist jeder edlere Ausdruck der Menschlichkeit der absorbirenden Starrheit unersättlicher Gier gewichen, bei andern schimmert durch die häßliche Maske der Abglanz einer nicht ganz erloschenen besseren Natur; bei diesen überwiegt der Charakter des Wucherers, bei jenen der des todten Sammlers; einige endlich scheinen, allen günstigen Umständen zum Trotz, wie geboren und prädestinirt für das Bürgerthum im Reiche des Mammon, andere werden durch die plötzlich einbrechende oder langsam wirkende Macht der Verhältnisse aus glücklicheren Kreisen in jenes düstere Zaubergebiet verschlagen. Wir ziehen diese gruppenweise Betrachtung der monadischen vor und laden den Leser ein, uns zu begleiten, indem wir die Stufenreihe der socialen Hierarchie hinauf und hinab, hier länger verziehend, dort rascher vorübereilend, das Reich des Mammon durchwandern.

I.

Auch auf den Thronen kommt, wie bereits bemerkt, der Gegensatz von Geizhals und Verschwender zur Erscheinung; nur modificirt die Macht- und Würdestellung des Herrschers als solche die gewöhnlichen Maße der Verhältnisse. Die Geschichte erzählt von Königen, die den Don Juans der Aristokratie, sie erzählt von andern, die dem rechnenden Krämersinn der Spießbürger zum Muster dienen. In England zählt man zu dieser letzteren Kategorie vor allen den ersten Tudor und die ersten George. Die Thatsachen sind bekannt genug. Da ist der königliche Sieger von Bosworth, der tapfere und schlaue Heinrich VII. und kaum ist sein Thron befestigt, so sieht man ihn, wie er in dem durch die Kriege der Rosen verarmten Lande die ganze Maschinerie der feudalen Gesetze in Bewegung setzt, eine ganze Armee von Juristen, Denuncianten und Inquisitoren besoldet zu dem ausschließlichen Zweck der Anfüllung der königlichen Schatzkammer. Kein wohlhabender Mann ist vor seinen Geldstrafen sicher, keine Veranlassung zur Befriedigung seiner Habgier ist ihm zu schlecht und gemein. Er verordnet, unter dem Namen benevolence, wiederholt jene nationalen Geldaderlässe, die der Volkswitz neuerer Zeit als „freiwillige Zwangsanlehen" gekennzeichnet hat. Er erläßt Luxusgesetze und erzwingt die Bußen für ihre Verletzung selbst von dem hohen Adel, dessen fürstliche Gastfreundschaft er zuvor auf seinen Umzügen genießt. Zuweilen ruft er der Form halber Juries zusammen, legt aber auch diesen Geldstrafe und Gefängniß auf, wenn ihr Urtheil gegen die Krone ausfällt. Was ihn persönlich betrifft,

so gleicht er darin vollkommen der Race plebejischer Geizhälse, daß er sich selber den Genuß seiner Reichthümer ebensowenig gönnt als andern, daß er nur das Mahl an fremder Tafel genießt, daß nur der Wein aus fremdem Keller ihm schmeckt. Auf diese Weise scharrt er zu einer Zeit, wo die Gesammtrevenüen des britischen Königreichs sich auf die geringe Summe von nur 400,000 Pfund belaufen, einen Privatschatz von einer Million und achthunderttausend Pfund zusammen. Eifersüchtig bewahrt und vermehrt er diesen Schatz. Erst als sein Lebensende herannaht, ergreift ihn eine Art Reue über die Vergangenheit. Religiöse Scrupel ängstigen seine Seele, und die Gnade des Himmels zu erkaufen, überwindet er sich zu der Gründung kirchlicher Anstalten. Ein neues Aufflackern der Lebensflamme ruft die alten habsüchtigen Begierden noch einmal wach. Dann wieder erfüllt ein Rückfall seiner Kräfte ihn mit vermehrtem Schrecken. Schließlich verordnet er in seinem Testamente die Wiedererstattung der erpreßten Summen an die Geplünderten; allein, wie es so oft mit den Erben der Geizhälse geschieht, die Natur hat seinen Nachfolger mit dem Sinn verschwenderischen Lebensgenusses ausgestattet, und er am wenigsten ist der Mann zur Vollziehung jenes späten Aktes der Gerechtigkeit. Die Empfehlung des Vaters hat nur die baldige Hinrichtung seiner Helfershelfer zur Folge und das Volk, wie immer durch die Bestrafung von Sündenböcken beruhigt und zufrieden gestellt, sieht es nicht ohne Beifall, wie der verschwenderische Sohn die Schätze des geizigen Vaters rascher verschleudert, als jener sie gesammelt.

Die ersten Könige der hannover'schen Dynastie gewähren ein anderes Schauspiel. Hatte Heinrich VII. die Staatsmaschine zur Befriedigung seiner Habgier in Bewegung gesetzt, so machten die George sich in ihrem Privatleben als Geizhälse notorisch. Bei den veränderten politischen Verhältnissen konnte von Gelderpressungen in der Weise Heinrichs VII. keine Rede mehr seyn; aber die gesetzlich bestimmten königlichen Revenuen konnten mit königlicher Würde verausgabt oder mit spießbürgerlichem Sinne abgemessen und beschnitten werden; und spießbürgerlichere Persönlichkeiten haben selten auf mächtigen Thronen gesessen, als jene ersten englischen Könige des hannover'schen Hauses. Von Georg I. ist bekannt, daß er die Hälfte seiner Regierungszeit in dem billigen Hannover zubrachte und, weil die Reisen zwischen Hannover und England ihm zu kostspielig dünkten, wenn er in den Hotels übernachtete, die Nächte durchfuhr, indem er, ohne seinen Wagen zu verlassen, sich mit den kleinen Erfrischungen begnügte, die ihm aus den Wirthshäusern, wo er gelegentlich anhielt, um die Pferde zu wechseln, hereingereicht wurden.

Georg II. liebte es, wie ein Börsenmann mit den Sovereigns in seiner Tasche zu spielen und brachte oft ganze Stunden damit hin, das in seiner Börse befindliche Geld aus- und einzuschütten und zu zählen. So tief war diese Neigung bei ihm gewurzelt, daß er auch dann nicht im Stande war, sie zu bändigen, wenn er, was häufig geschah, den schönen Damen seiner Umgebung seine Liebe gestand. Alles was von seinen verliebten Abenteuern erzählt wird, trägt daher den Stempel der vulgärsten Sinnlichkeit und es kann nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß ein so unritterlicher Liebhaber, obgleich er die Krone trug, selbst während jener Blüthezeit der frivolen Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nicht selten dem offenen Widerwillen des schönen Geschlechts begegnete. Auch seiner gelegentlichen Großmuth war die unverkennbare Signatur seiner gemeinen Denkweise aufgedrückt. Als er eines Abends an einem Closet vorbeiging, worin Holz für den Bedarf des königlichen Schlafzimmers aufbewahrt wurde, ließ er mehrere von den Guineen fallen, die er, seiner Gewohnheit gemäß, klimpernd und zählend durch die Finger gleiten ließ. Eines der Geldstücke rollte durch die Thürspalte in das Holzzimmer. „Komm, komm!“ rief er dem ihn begleitenden Pagen zu, „wir müssen diese Guinee wiederfinden, wir wollen das Holz auspacken.“ Beide, König und Page, entfernten das Holz und fanden die Guinee. „Nimm sie,“ sagte der König, nachdem der Page das Holzzimmer in seine frühere Ordnung gebracht hatte. „Ich mag nicht, daß etwas verloren geht; aber ich will, daß jedermann für seine Arbeit bezahlt wird.“

In ähnlicher Art und mit wenig verminderter Kraft offenbarte sich die Fortdauer derselben Familienanlage in der Regierung Georgs III. Allein auch in diesem Falle gelangte endlich die alte Ironie des Schicksals zu ihrem Rechte. Der letzte in dem vierblättrigen Kleeblatt der George war der geborene Verschwender, dessen gewissenlose Leichtfertigkeit der unbehülflichen Philisterei seiner drei Vorgänger ebenso scharf contrastirend gegenübertrat, als der hageren Figur des Gelderpressers Heinrich VII. die corpulente Gestalt des unersättlichen Gemahls von sechs Frauen, des ebenso verschwenderischen als habgierigen Lebemanns Heinrich VIII.

Wenn so der Glanz der Krone gegen Geiz und Spießbürgerthum kein Schutzmittel ist, so kann es nicht überraschen, Geizhälse zu finden in den Kreisen der hohen Aristokratie. In der That könnten wir einen der reichsten englischen Lords unter den jetzt Lebenden als würdiges Beispiel ihrer Genossenschaft erwähnen.

Wir halten uns jedoch an die Vergangenheit, die Entscheidung der Frage: inwieweit in dem angedeuteten Falle die zeitgenössischen Gerüchte auf wohl bewiesene Thatsachen gegründet sind, einem späteren Urtheil überlassend.

Der Engländer liebt es, nicht ganz ohne Grund, dem nationalen Charakter der Schotten, im Unterschied von dem englischen, eine starke Ausbildung der Eigenschaften des Filzes und der Knauserei zuzuschreiben; und unter den uns bekannten adligen Geizhälsen der britischen Inseln begegnen wir dem ersten in den schottischen Hochlanden, in der Person des Laird Braco, Vorfahren der heutigen Grafen von Fife. Von diesem Laird wird erzählt, er habe, um die Besoldung eines Collektors zu sparen, in eigener Person die Rente von seinen Landsassen eingesammelt und eincassirt. Einst nun geschah es, daß einer der Landsassen einen Heller (Farthing) zu wenig brachte. Der Laird schickte ihn fort, das fehlende Geldstück zu holen. Der Mann kam zurück, zahlte den Heller ein und erklärte, nun wolle er auch gern noch einen Schilling geben, wenn Laird Braco ihn das Gold und Silber wolle sehen lassen, das er in seinem Besitz habe. „Gut, Mann," erwiederte der Laird, „es soll Euch nicht mehr kosten." Der Schilling wurde bezahlt und seine Herrlichkeit erfüllte sein Versprechen, indem er eine Anzahl eiserner, mit Gold und Silber gefüllter Kisten vor dem gespannten Landsassen auskramte. „Nun, Mylord," sagte dieser, nachdem er sich an dem Anblick gesättigt, „bin ich eben so reich als Ihr." — „Wie so, Mann?" fragte seine Herrlichkeit. — „Weil ich," antwortete der Landsasse, „das Geld sehe, Mylord, und Ihr nicht den Muth habt, mehr damit zu thun als ich."

Diesen hinterwäldlerisch derben Figuren steht eine berühmte Frauengestalt aus der höchsten englischen Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts seltsam contrastirend gegenüber: Sarah, Gemahlin John Churchills, Herzogs von Marlborough. Es mag seyn, daß die Verleumdungen, der Haß und Neid ihrer toryistischen Gegner dem Charakterbilde dieser merkwürdigen Frau unverdient entstellende Schatten hinzugefügt haben, wie dasselbe ihrem Gemahl, dem Herzoge, geschehen. Sicher ist, daß sie von ihren Zeitgenossen für eben so habsüchtig als ehrgeizig, für eben so unermeßlich reich als egoistisch kleinlich in der Benutzung ihres Reichthums angesehen wurde. Wir besitzen über diese Punkte das Zeugniß Popes, der die Herzogin in der „Atossa" folgendermaßen satirisirte:

Strange, by the means defended of the ends,
By spirit robbed of power, by warmth of friends,
By wealth of followers, without one distress,
Sick of herself through very selfishness:
Atossa, cursed with every granted prayer,
Childless with all her children, wants an heir;
To him unknown descends the guarded store,
Or wanders, heaven-directed, to the poor — —

Verse, welche das Bild der durch ihren Sturz verbitterten Frau in scharfen Formen zeichnen. Das Unglück hat sie egoistisch gemacht, und mit finsterer Energie zieht sie sich zurück in die Einsamkeit und bewacht, unverwandten Auges, der ganzen Menschheit den Mitgenuß mißgönnend, ihre gesammelten Schätze. Solcher Ausschließlichkeit bei großem Reichthum legt die Welt die Motive des Geizes unter, und sofern die Ideen und Neigungen des Geizhalses in engster Beziehung stehen zu denen des Misanthropen, hat sie bis zu einem gewissen Grade recht. Aber auch der gekränkte Stolz einer zum Herrschen geborenen Seele darf seine Rechte beanspruchen, und an dieser Stelle verdient die Thatsache Beachtung, daß, so menschenfeindlich zerfallen mit der Welt die Herzogin zu ihren Lebzeiten erscheinen mochte, am Schlusse ihrer Laufbahn der edlere Sinn ihrer Natur noch einmal glänzend aufleuchtete, indem sie einen großen Theil ihrer Schätze als specielle Vermächtnisse den öffentlichen Charakteren hinterließ, welche als Mitglieder ihrer Partei eine hervorragende Rolle gespielt hatten in der Geschichte ihrer Epoche.

Im Allgemeinen bedarf es kaum der Bemerkung, daß die aristokratischen Verschwender bei weitem häufiger sind als die aristokratischen Geizhälse. Die größere Anzahl der ersteren gehört in Großbritannien wohl dem leichtblütigen irischen Adel an, während der Adel des eigentlichen England zwischen der altschottischen Beschränkung und der irischen Maßlosigkeit die Mitte hält. Die Erscheinungen merkwürdiger Geizhälse mehren sich, indem wir eine Stufe der socialen Hierarchie hinabsteigen in die Kreise der Gentry und der wohlhabenden Mittelklassen.

Eine lange, hagere, abgezehrte Gestalt im Costüm des achtzehnten Jahrhunderts fesselt hier sofort unsere Aufmerksamkeit: die Gestalt des berühmten Geizhalses John Elwes, eines Sonderlings, von dem wir mehr wissen als von den meisten seiner Klasse, weil sein Leben, statt sich auf die fliegenden Blätter fragmentarischer Notizen zu beschränken, von einem seiner Zeitgenossen, einem Major Topham, selbst einem Sonderling, der aus Liebe zu einer Schauspielerin das Schwert mit der Feder vertauschte, in vollständiger biographischer Form beschrieben wurde. Eine phantastische Mischung edler Impulse und feiner geselliger Manieren mit allen Sonderbarkeiten des übertriebensten Geizes wirkt

dazu mit, dem Leben dieses John Elwes ein mehr als gewöhnliches Interesse zu verleihen; und den Spuren seines Biographen folgend, widmen wir ihm hier eine eingehendere Betrachtung.

John Elwes wurde im Jahr 1713 in London geboren und stammte aus einer wohlhabenden Familie. Sein Großvater war ein Sir John Mepgot, ein begüterter Landedelmann; sein Vater ein angesehener Brauereibesitzer, der Güter in Berkshire und Essex besaß und ein Vermögen von mehreren hunderttausend Pfund hinterließ. Der einzige Sohn seiner Eltern und der letzte Sprößling der Familie, hatte der junge John Mepgot außerdem die Anwartschaft auf das Vermögen seines Oheims, Sir Harry Elwes, eines alten Junggesellen, der als reicher Geizhals bekannt war, und von dessen Schwester, seiner Mutter, John, wie es scheint, seine geizige Naturanlage erbte. Der Vater wenigstens lebte als behäbiger Gentleman; die Mutter aber, so wird erzählt, hungerte sich, bald nach des Vaters Abscheiden, inmitten des ihr vermachten Reichthums zu Tode.

Johns eigenthümliche Talente kamen zuerst in seinem Verkehr mit dem alten geizigen Oheim zum Vorschein. Er hatte auf der Westminsterschule in London die oberflächliche Erziehung eines Gentleman der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genossen, den Continent eine Weile bereist und beeilte sich nun, gleich nach seiner Rückkehr, dem Oheim seine Aufwartung zu machen. Wohl bekannt mit den Ansichten und der Lebensweise des Alten, richtete er mit schlauer Berechnung im voraus Alles zur Erreichung des Zweckes ein, den er als Erbe im Auge hatte. Statt in seiner gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen, vertauschte er dieselbe im letzten Gasthofe mit einer andern, von der er voraussetzte, sie werde dem Oheim im höheren Maße zusagen. Der elegant betreßte Rock wich einem fadenscheinigen, die Strümpfe von Seide Strümpfen von Baumwolle, die silbernen Schuhschnallen eisernen. So trat er vor den Oheim, der ihn mit Wohlgefallen betrachtete und seine Freude ausdrückte, in seinem Neffen einen so sparsamen jungen Mann zu finden. Beide fanden sich auf's beste, und der junge Mepgot spielte seine Rolle mit so vollkommener Sicherheit, daß die Neigung des Oheims mit jedem neuen Tage befestigt wurde. Da der jüngere Mann einen guten Appetit hatte und durch diesen Umstand den Alten zu beleidigen fürchtete, aß er meist zu Mittag, ehe er den Oheim besuchte. Dieser war daher entzückt über seine Mäßigkeit bei Tische; ein Rebhuhn und eine Kartoffel reichten für beide aus. Nach Tische saßen sie bei einem halbverkohlten Kaminfeuer, theilten, indem sie über die Extravaganz der Zeiten redeten, dasselbe Glas Wein und gingen früh, ohne Licht zu Bette. Als nun Sir Harry, nachdem er, wie die meisten Geizhälse, ein hohes Alter erreicht hatte, endlich das Zeitliche segnete, fand sich, daß er seinen Neffen, John Mepgot, zu seinem Universalerben eingesetzt habe, unter der einzigen Bedingung, daß derselbe seinen Namen und sein Wappen annehme. Sein Vermögen betrug mehr als eine Viertelmillion Pfund, während seine jährlichen Ausgaben auf die Summe von hundert und zehn Pfund beschränkt gewesen waren.

So wurde aus dem reichen John Mepgot der reichere John Elwes, und aus dem doppelten Besitz erstand der doppelte Geizhals. Elwes war, als sein Oheim starb, bereits vierzig Jahre alt, und schon lange vorher hatte sein Leben durch die Vereinigung der seltsamsten Gegensätze die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und ihm den Ruf eines der merkwürdigsten Sonderlinge seiner Zeit erworben. Wenn er nicht zum Besuch bei seinem Oheim war, so verbrachte er seine Zeit theils auf seinen Gütern in Berkshire und Essex, theils in London, wo wegen seines großen Reichthums und seiner feinen geselligen Manieren die vornehmsten Gesellschaftskreise ihm offen standen. Er war Mitglied der West-End Clubs und bekannt als einer der leidenschaftlichsten Spieler. Oefter spielte er ganze Nächte durch, einmal zwei Tage und eine Nacht, ohne aufzuhören, so daß die verbrauchten Karten ihm bis über die Kniee hinaufreichten. Hatte er auf diese Art mit den liederlichsten Roués bis an den frühen Morgen beim Spiel gesessen und nicht selten Tausende verloren, so ging er gelegentlich, ohne sich Ruhe zu gönnen, zu Fuß nach dem gegenüberliegenden Ende von London, nach Smithfield, um das Rindvieh zu empfangen, welches von einem seiner Güter in Essex zum Verkauf in die Stadt kam. Dort stand er stundenlang in Kälte, Regen und Schmutz und feilschte mit den Metzgern wegen des Kaufpreises, oder ging, wenn seine Leute ausblieben, diesen entgegen, um die Ursache ihres Ausbleibens zu erfahren; und legte so, in Folge eines Mißverständnisses, nach einer durchspielten Nacht, einst den ganzen Weg nach seiner Farm, siebzehn englische Meilen von London, zu Fuß zurück. Ueberhaupt konnte, bei noch so schlechtem Wetter, nichts ihn bewegen, Geld für ein Fuhrwerk zu verausgaben. Von andern deßhalb zur Rede gestellt, pflegte er zu erwiedern, nichts sey so gesund als ein tüchtiger Spaziergang. Wurde ihm dagegen ein leerer Sitz in einem Wagen angeboten, so nahm er denselben mit Dank an. Die Reisen zwischen seinen Gütern und London machte er meist zu Pferde und richtete sich so ein, daß er nirgends in einem

Gasthaus zu übernachten brauchte. Ein paar hartgekochte Eier nebst einem Stück Brod, die er von Hause mitnahm, dienten ihm als Nahrung. Dann wählte er die Straße, an der die wenigsten Zollhäuser standen, und da er ein guter Reiter war, umritt er, so oft die Gelegenheit sich bot, dieß unbemerkt zu thun, die ihm gründlich verhaßten Stationen. „Nie am Zollhause zu zahlen, wenn man es vermeiden könne," war eine seiner Reisemaximen. Sein Pferd ließ er das Gras am Wege fressen, trank mit ihm aus demselben Teich oder Bach und ließ sich, wenn er endlich spät Abends sein Quartier erreichte, nicht dadurch verstimmen, daß ein leeres, ungemüthliches, halb verfallenes Haus ihn erwartete.

Ein solches Haus war sein Landsitz in Berkshire, den er bis zu seines Oheims Tode bewohnte. Nach diesem Ereigniß bezog er das Landhaus des Oheims in Suffolk, welches, obgleich auch in schlechtem Zustande, doch weniger verfallen war als sein eigenes. Reparaturen vornehmen zu lassen, war außer der Frage. Schon zu seines Oheims Lebzeiten hatte er die Erfahrung gemacht, daß sein Schlafzimmer in Regennächten kein genügendes Obdach gewähre, was ihn nöthigte, sein Bett von einer Stelle zur andern zu rücken, bis er eine trockene Ecke fand. Als er seinem Oheim hievon erzählte, hatte dieser erwiedert: „ihm selbst liege an ein paar Regentropfen nichts; aber für Leute, denen das Durchregnen unangenehm, sey jene Ecke ein gemüthliches Plätzchen," — und als solches hatte John Elwes es seitdem betrachtet.

Wie alle Geizhälse sah er in Ausgaben für häuslichen Comfort eine nutzlose Verschwendung; wie alle war er darauf bedacht, von dem zu zehren, was er vorfand. Nichts konnte ihn daher auch bewegen, die Häuser der Pächter auf seinen Meiereien ausbessern zu lassen, obgleich man ihn sonst als Grundherrn keiner Hartherzigkeit oder Strenge beschuldigen konnte. In seiner ganzen Lebensweise beobachtete er die größte Frugalität. Ein Glas Milch von seiner Kuh, ein Fisch aus dem Teiche, ein im Felde geschossenes Rebhuhn genügte ihm. War er dagegen an fremden Tischen zu Gast, so bewies er sich als würdigenden Kenner fremder Weine und feiner französischer Küche. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war die Unterhaltung einer Koppel Fuchshunde und einer Anzahl guter Jagdpferde; aber auch dieses Vergnügen wußte er mit den geringsten Kosten zu bestreiten. Sein einziger Diener war zugleich sein Stallmeister und besorgte alle Geschäfte seines Herrn für die jährliche Summe von fünf Pfund. Scrub, so hieß dieses Factotum, stand jeden Morgen um vier Uhr auf und melkte die Kühe; hierauf besorgte er das Frühstück, zog dann einen grünen Rock an, sattelte die Pferde, koppelte die Hunde, und so ins Feld hinaus. Nach der Rückkehr reinigte er rasch die Pferde, lief ins Haus und deckte zum Mittagessen. Dann wieder eilte er in den Stall, fütterte Pferde und Hunde, melkte die Kühe und brachte das Haus für die Nacht in Ordnung. Wunderbar genug führte Scrub diesen Dienst eine Reihe von Jahren durch, obgleich Elwes sich oft beschwerte, daß er sein Geld für nichts an ihn verschwende. Er starb zu Pferde, indem er seinen Herrn auf einer Tour nach Berkshire begleitete — allem Anschein nach durch die schwächende Wirkung des Hungers, da er, gleich Elwes, den ganzen Tag über gefastet.

Außer diesem Diener hatte Elwes eine alte Haushälterin, die schon auf seinem Gute in Berkshire gewirthschaftet und ihm dort zwei Söhne geboren hatte. Dieselbe folgte ihm meist auf seinen Reisen und bediente ihn, wenn er sich gelegentlich in London aufhielt. Er besaß hier ansehnliches Grundeigenthum, baute viel und vermiethete seine Häuser. Da aber meist das eine oder das andere unvermiethet war, war er nie um Quartier verlegen, sondern wohnte bald hier, bald dort, je nachdem dieses oder jenes Haus leer stand. Ein paar Stühle, ein Tisch, ein paar Betten für sich und seine Haushälterin waren genügend. Als nun beide einst wieder auf diese Art einquartiert waren, hörte man mehrere Tage nichts von ihnen, so daß ein Neffe von Elwes, Oberst Timms, fürchtend, es möchte ein Unglück geschehen seyn, das Haus öffnen ließ. Indem er die Treppe hinaufging, hörte er ein lautes Stöhnen und fand Elwes, besinnungslos auf einer alten Matratze ausgestreckt, wie es schien, dem Tode nahe. Durch Einflößung von Brandy zum Bewußtseyn gebracht und wegen seines Zustandes befragt, erklärte Elwes: „er glaube, er sey zwei oder drei Tage krank gewesen und die alte Frau sey im Hause, habe sich aber aus irgend einem Grunde nicht um ihn bekümmert. Auch sie sey krank und wahrscheinlich fortgegangen." Nachher fand man sie, die so lange die Gefährtin des Geizhalses gewesen, leblos auf einer Decke am Boden des Dachzimmers liegend, allem Anschein nach schon seit zwei Tagen todt.

Als so vollendeter Geizhals Elwes sich übrigens in seiner gesammten Lebensweise gebärden mochte, so gehörte er doch nicht zu den bloß Schätze sammelnden und anhäufenden Typen seiner Zunft. Einen großen Theil seines Vermögens hatte er in englischen Staatspapieren angelegt; mit einem andern Theile machte er Spekulationen, besonders in Bauten und Grundbesitz. Aber die unersättliche Gier nach Gewinn verblendete

ihn gegen die einfachsten Principien geschäftlicher Oekonomie und verursachte ihm Verluste über Verluste. Er hielt nie Rechnungsbücher, sondern vertraute für die Führung und Anordnung seiner gesammten Vermögensverhältnisse auf sein Gedächtniß. Bald ließ er sich durch das Versprechen hoher Zinsen zu abenteuerlichen Unternehmungen verleiten; dann wieder verlieh er unter Anregung großmüthiger Impulse beträchtliche Summen ohne genügende Sicherheit. Zuweilen waren es kleine ihm gemachte Geschenke, wodurch er zum Geldverleihen bewogen wurde. So borgte er einem Weinhändler, der ihn kurz zuvor überredet, einige Flaschen guten Wein von ihm anzunehmen, eine Summe von siebenhundert Pfund, welche jener nie ersetzte. „Es war in der That guter Wein," sagte er, wenn er später davon erzählte; „denn er kostete mich zwanzig Pfund die Flasche." Die meisten Schuldner hatte er unter seinen Bekannten in der Hautevolée der Londoner Gesellschaft. Denn geizig wie er war, vermochte er nicht den an ihn gerichteten Anforderungen der verlorenen Söhne dieser Klasse zu widerstehen, und was noch bemerkenswerther, er empfand ein unüberwindliches Widerstreben, seine Schuldner wegen Rückerstattung der geliehenen Summen zu mahnen. Vielleicht erklärt dieser Umstand die Nachsicht der höheren Gesellschaft gegen die andern abstoßenden Eigenschaften des Sonderlings, und vielleicht war es eine Abschlagszahlung für solche Verdienste, daß Lord Craven ihm im Jahre 1768 die Wahl zum Parlamentsmitglied für Berkshire sicherte. Die Wahl selbst war vielleicht eine der billigsten, die je stattgefunden. Sie kostete Elwes nicht mehr als achtzehn Pence, die Bezahlung für ein Diner im Wirthshause zu Abington, wo er an dem Wahltage zu Mittag aß. Allein sein Sitz im Parlamente kostete ihn viel, indem seine Genossen auf das unscrupulöseste fortfuhren, sich die Mittel wie die Schwächen des Geizhalses zu Nutze zu machen.

Von politischen Ueberzeugungen konnte bei einem Menschen wie Elwes natürlich keine Rede seyn. Er zeichnete sich aus durch seine regelmäßige Anwesenheit bei den Sitzungen des Parlaments und durch die zähe Beharrlichkeit, womit er in den längsten Debatten bis zu Ende aushielt. Einer Partei gehörte er nicht an. Er setzte sich bald hier, bald dort, wo er den ersten leeren Platz sah, und stimmte bald für Lord North, bald für Fox, je nachdem der eine oder der andere ihm recht zu haben schien. Uebrigens gehörte er zu den stummen Mitgliedern des Parlaments; man hörte ihn nie reden. Auch verursachte in seiner gesammten Lebensweise seine öffentliche Stellung nicht die geringste Aenderung. Nach wie vor trug er den einzigen Anzug, worin man ihn schon Jahre lang gesehen und den er bald nach des Oheims Tode einem alten Familienkoffer entnommen hatte. Die einzige Anschaffung war eine neue Perrücke; nachdem er diese abgetragen, ging er, wie vorher, in seinem natürlichen Haar. In demselben Aufzuge erschien er im Parlament und an der Tafel der Minister. Es war sein Wunsch, daß man ihn für arm halten, daß man denken solle, er könne nicht in demselben Style leben wie andere Leute. Als er daher hörte, Lord North beabsichtige, ihn in den Adelstand zu erheben, war er unglücklich. Pferde, Wagen und Diener und ein großes Haus halten zu müssen, würde über seine Kräfte gegangen seyn, würde ihm ein vorzeitiges Grab gegraben haben. Er hielt nur noch zwei Reitpferde; den Rest seines Gestüts sammt seinen Fuchshunden hatte er längst als zu kostspielig abgeschafft. Verließ er die Stadt, um seine Güter zu besuchen, so geschah dieß ganz in alter Weise. Er ritt die am wenigsten besuchte Straße; ein paar hartgekochte Eier reichten für seinen und seines Dieners Unterhalt aus. Seine Reisen nach Suffolk kosteten ihn so nicht mehr als vier Pence, die nach Berkshire nur drittehalb Pence, weßhalb er seinen Gütern in der letztgenannten Grafschaft häufigere Besuche abstattete, als denen in Suffolk.

(Fortsetzung folgt.)

Seit der Leipziger Schlacht.

(Schluß.)

Ich habe es versucht, skizzenhaft wiederzugeben, was mich bewegte, als ich die Stadt und die Gegend wieder sah, wo ich jung gewesen, wo mich Alles an die Contraste zwischen damals und jetzt mahnte, die Physiognomie der Menschen, ihre Wohnungen und ihre Zustände, das Gebirge dort, der Stein und die Pflanze zu meinen Füßen, die huschende Eidechse und das schwärmende Insekt. In den Gedanken und Empfindungen, wie sie hier stehen, ist gerade so viel Methode als im Spiel der Einbildungskraft, das sie hervorgebracht.

Ich war aber damals dieses Spieles noch nicht müde, als ein grell durchdringender Ton mich aufschreckte, wie ihn zu meiner Zeit weder der Kuhhirt im Thale unten, noch irgend ein lebendes Wesen hätte hervorbringen können, ein langgedehntes Pfeifen, aber wie aus unorganischer Lunge, und doch klagend, wie um Hülfe rufend. Und siehe! gerade über den Anger, wo ehedem die Viehheerde weidete, läuft ein Zug dem Bahnhof zu.

Es sind, dachte ich, wenige Jahre her, seit die Nachbarstädte hier am Flusse auf und ab ihren Verkehr, Lastwagen und Kutsche, Vieh, Reiter und Fußwanderer, sich tropfenweise zuzählten. Jetzt sammelt ein wunderbarer Mechanismus die Tropfen zu einer Fluth, die periodisch rasch abläuft, so daß der Verkehr Welle um Welle durch das Thal schießt, und so fort durch die weite Welt. Dieses mächtigste Werkzeug der modernen Cultur ist aber das Bild eines Zeitalters, in dem früher weit zerstreute Ideen, Begriffe und Erfahrungen zu Maschinentheilen wissenschaftlicher Locomotiven geworden sind, welche so unglaublich mehr leisten, als einst die vereinzelten gelehrten Pferdekräfte; einer Zeit, in der die Köpfe erster, zweiter und dritter Klasse in wissenschaftlichen, socialen und politischen Vereinen aller Art in einem Zuge begriffen sind, den nichts zum Stillstehen bringen kann — als eine Katastrophe. —

Allermittelst war es spät am Abend geworden. Ich ging in die Stadt zurück, wo mich in der Erinnerung an die ehemalige Finsterniß das Gaslicht in den Straßen fast erschreckte, und traf im Gasthaus mehrere Freunde und Bekannte. Ich theilte ihnen mit, was ich an diesem Tage innerlich erlebt und was durch Obiges einem weiteren Kreise genießbar gemacht werden sollte. Man sprach darüber hin und her, meinen Beobachtungen und Betrachtungen zustimmend, sie bestreitend oder einschränkend. Als aber ein gelehrter Freund die eigentlichen Ursachen des merkwürdigen Aufschwungs der letzten fünfzig Jahre zur Sprache brachte und zu einer gründlichen Erörterung ausholte, ergriff Einer das Wort, der bisher wenig gesprochen hatte, ein Mann von scharfem, herbem Wesen, ein pessimistischer Patriot, der heute noch die höchste Wette hält, daß die deutschen Herzogthümer so oder so den Dänen verbleiben werden. Als hätte ich mit meiner Ausführung die Canonisation Deutschlands beabsichtigt, so machte er jetzt den Advokaten des Teufels. Ich theile seine Anklage mit. Man wird sehen, er malt dabei mit sehr schwarzen Farben. Uebertreibt er etwa rabulistisch? Vielleicht und hoffentlich. Sicher wäre er aber um eine derbe Replik nicht verlegen, wollte man ihn sofort mit dem Lügen strafen, was in diesem Augenblick der — zum erstenmal — geeinigte Wille Deutschlands zwischen Elbe und Eider zuwege zu bringen scheint. Wer von uns freute sich nicht der schönen Bewegung? Man braucht aber noch lange kein Pessimist zu seyn, um vorauszusehen, daß dadurch der deutsche Optimismus nichts an Boden gewinnen, somit der Pessimismus nichts verlieren wird.

Ich lasse den advocatus diaboli sprechen und übersetze dabei nur seinen Text in meine eigene Sprache.

*

Ich bitte, ehe wir nach den Ursachen der großen Bewegung seit fünfzig Jahren fragen, bleiben wir vorerst bei dem, womit unser Epimenides seine Bilderreihe geschlossen hat — bei der Katastrophe. Er hat unserer guten Stadt die Ehre erwiesen, den Fortschritt seit dem Frieden an ihren Zuständen zu illustriren. Er hat, wenn auch nicht das Bild der Stadt, doch das der Zeit im ganzen sehr rosenfarbig beleuchtet. Ich will nichts dagegen sagen, aber „something is rotten in the state of Dane!“ das heißt, weit weniger in Dänemark, als bei uns selbst, und keineswegs something, sondern nur zu viel; und aller Uebermuth unserer Cultur wird sie nicht davor schützen, daß sie — wer weiß wie bald! — auf ihrer Eisenbahn verunglückt.

Unser Freund ist der älteste von uns; keiner außer ihm hat den Krieg auch nur in der Gestalt schnapsender Kosaken und mit den Mägden schäckernder Croaten

kennen gelernt. Wartet nur noch eine Weile! Wir haben in einem kurzen Leben so erstaunlich viel erlebt, wir haben in diesen fünfzig Jahren so unendlich vieles entstehen sehen: — nun, auch die Erfahrung wird uns zu Theil werden, so vieles wieder zu Grunde gehen zu sehen. Wie schade, daß wir dann nicht aus eigener Anschauung empfinden können, wie weit man es im langen Frieden sogar im Krieg gebracht! Die Kunst, mit der die Franzosen unsere Väter zu Knechten machten, die Landkarte neu illuminirten und das Land ruinirten — es war purer Naturalismus und Schlendrian! Wie anders jetzt, wenn man Tunnel und Viadukte mit Schießbaumwolle sprengt, wenn sich die Mähemaschinen der gezogenen Batterien in der Praxis ausgezeichnet bewähren, wenn man nach den vortrefflichen, allumfassenden statistischen Hülfsmitteln die Contributionen wissenschaftlich eintreibt, wenn man nationalökonomisch brandschatzt und bei der Länderteilung im Friedensschluß die geologische Karte von Deutschland zu Rathe zieht!

Unsere Gesellschaft, unsere schöne Welt — ein Band Miscellen mit Goldschnitt und eleganter Decke — parfumirt mit dem Geist der Zeit, mit all ihrem Geistesflitter behangen, wie selbstgefällig, zukunftsicher, über dem vielerlei, an das sie zu denken hätte, an nichts denkend, sitzt sie auf dem Bahnzug des Jahrhunderts, der, acht Meilen in der Stunde, in's Blaue hineinfährt! Laßt aber nur am wundervollen Mechanismus irgend etwas entzwei gehen! Der Locomotivführer bricht den Hals, die Wagen strecken die Räder in die Höhe, und die Passagiere purzeln so bunt durch einander, wie die vielen Wissenschaften in ihren Köpfen. Wie froh werden aber dann die verwöhnten Herrschaften seyn, wenn Postkutschen und Bauernwagen genug zur Hand sind, um sie durch Regen und Wind, auf holprigten Wegen zur nächsten Station zu schaffen!

Ihr möchtet gerne wissen, was eigentlich der letzte Grund der erstaunlichen Entwicklung dieser fünfzig Jahre sey? Ehe ihr euch kopfüber in die Spekulation stürzt, fragt lieber, wer das Werk zu Stande gebracht. Stellt diese Frage in Frankreich oder England, so versteht es sich von selbst, daß Franzosen oder Engländer die Planmacher und Baumeister gewesen, und noch vor fünfzig Jahren hätten es sich die Deutschen weis machen lassen, sie haben nur eben Hand dabei angelegt, hie und da einen Kunstgriff angegeben, und es sey am Ende nicht der Rede werth, wenn sie das Dach gedeckt und die Blitzableiter aufgesetzt. Aber unter den großen Errungenschaften seit dem Frieden hat unser verehrter Freund Eine aufzuzählen vergessen: neben so vielen Kräften in der Natur hat uns die eigene Arbeit am erstaunlichen Werk dieses Friedens auch die Kraft des deutschen Geistes kennen gelehrt, und auch wir sind stolz geworden — nein, das hätten wir werden können, aber wir sind nur eitel geworden. Das Bewußtseyn unserer elenden politischen Zustände spaltet unser Selbstgefühl, und in der Richtung, in der wir uns selbst gefallen dürfen, wird es uns zur Prahlerei.

Wir spotten der an der Spitze der Civilisation marschirenden Franzosen. Wir wissen gut, was für halb vernommene Stimmen ihres Innern sie mit dieser Großsprecherei überschreien. Wenn aber die Franzosen nur marschiren, so fliegen wir. Allerdings ist auch unser Reich unendlich weiter als das ihrige; es ist die Welt des Gedankens, die wir nach allen Seiten vermessen, in der wir so viele Grundrisse sammt Aufriß und Durchschnitt gezeichnet, nach welchen die Andern die Gebäude des Wissens ausgeführt und geschmackvoll und comfortabel möblirt haben. Die Großthaten des deutschen Geistes, der in der Wissenschaft ganze Reiche und Staaten gegründet — wir werden nicht müde, uns darin zu bespiegeln, nur um nicht immer daran zu denken, welcher Bann auf diesem Geiste liegt, wenn er im eigenen Staatshaushalt das Kleinste besser machen will. In Politik und Staatswissenschaft selbst haben wir mit den Andern gelernt, wie nach der Vernunft in der Natur und im Menschen Alles und Jedes, das Große und das Kleine zu machen ist, wir haben es großentheils gelehrt, aber wir selbst können es nicht machen. Eine ächte Gelehrtenwirthschaft, wo der Mann in der Studirstube über alles im Himmel und auf Erden Bescheid weiß, nur nicht, wie er sein trostlos verworrenes Hauswesen vernünftiger einrichten und sich auch nur Diebe und Räuber vom Halse halten soll!

Bei alledem ist der Deutsche nun einmal ein Deutscher, und so kommt es, daß er den großen Schöpfungen dieses halben Jahrhunderts gegenüber am Ende doch nur sagt: et quorum pars magna fui! Er hat ja auch das vollste Recht dazu, und wenn z. B. Renan in einem seiner Essais mit Begeisterung von dem spricht, was er weit besser hätte nützen können, vom „admirable talent de la nation allemande pour tout ce qui a rapport à la culture savante de l'esprit," so sind wir einer solchen Anerkennung aus dem Schooße des eitelsten und selbstgenügsamsten Volkes dieser Erde keineswegs bedürftig. Solche Aeußerungen von Franzosen und Engländern hört man aber in neuerer Zeit immer häufiger, und sie kitzeln uns gewaltig. Beweise dieß, daß sie anfangen in einem Punkte vernünftiger zu werden, in dem wir unsere Stärke haben, — desto schlimmer für uns; würden wir doch in unserem kostbaren Monopol des Cosmopolitismus, der philosophischen Schätzung anderer Völker, beeinträchtigt! Es kostet sie

freilich wenig genug, unsere wissenschaftliche Geisteskraft zu preisen, die sie sich zu Nutze machen, so gut sie können, wenn damit auf immer unsere politische Unvernunft und Schwäche Hand in Hand gehen muß, aus der sie ihren praktischen Vortheil ziehen, wozu es keines großen Kopfbrechens bedarf.

Wer sieht nicht, daß im allgemeinen Fortschritt dieser Zeit auch das deutsche Staatswesen keineswegs stehen geblieben ist! Wem der Contrast zwischen heute und vor fünfzig Jahren noch nicht groß genug ist, der gehe nur um ein Jahrzehent noch weiter zurück in die letzten Tage des deutschen Reichs. Die allgemeine Cultur, indem sie sich vor unsern Augen so rasch auf eine höhere Stufe hob, hat auch die deutschen Staatszustände mit heraufgezogen, und das vornehmste Zug- und Hebwerk dazu — Gott weiß, wie mühselig es oft gearbeitet hat! — war eben die Wissenschaft, großentheils die deutsche Wissenschaft im weitesten Sinn. Unser Freund hat vorhin vielfach angedeutet, wie durch die galvanische Berührung der Wissenschaft in unserem socialen und politischen Leben so vieles Alte zersetzt, so Vieles neugebildet worden. Wir wissen und sehen das Alles; wir wissen auch, daß, wenn die Regierungen „organisirten," wie sie es nennen, sie in der Regel nur contrasignirten, was in der Debatte der die Zeit bewegenden Ideen und Bestrebungen allgemach zum ungeschriebenen Beschluß erwachsen war. Dieselbe Schaufel, welche dem Dampfroß den Weg über unsere Hügel geebnet, hat auch ganze Conglomerate von „Velleitäten" durchstochen; das Friedenspulver, das die Bahn aus der Gebirgswand gebrochen, hat auch Felsen staatlicher Selbstsucht und Eifersucht gesprengt, und von dem Bohrer, der den Tunnel durchgestoßen, sind auch Regierungsmaximen durchlöchert worden, und wären sie so fest gewesen wie Friedrich Wilhelms I. rocher de bronze. Unser Freund spricht uns vom Wechsel in der Naturanschauung, der sich in unsern Tagen vollzieht. Nun ja, geht nicht ganz Aehnliches auch in unserem Leben vor? Allgemach für die gemeine menschliche Empfindung, säcular, wenn ich so sagen darf, unbegreiflich rasch hat sich in Verkehr und Industrie und in tausend Richtungen menschlicher Thätigkeit Alles umgewandelt, und damit ist ganz von selbst, und ehe man es sich versah, in den deutschen Köpfen und Gemüthern eine Umkehr der ganzen politischen Anschauung auf den Punkt gediehen, auf dem sie die letzten Consequenzen derselben vor sich sieht und alles Ernstes darnach zu greifen scheint.

Ja, erst jetzt, im Bewußtseyn dessen, was das Jahrhundert auch aus uns gemacht, sind wir im Stande, jenem alten Gefühl, dem häßlichsten, das uns drückt, den bestimmten Ausdruck zu geben — dem Gefühl, daß ein großes Volk im Herzen von Europa nicht im Stande seyn soll, zu seinem großen inneren Reichthum sich auch ein äußeres Leben zu schaffen, das seiner würdig wäre, eine Verfassung, in der es als Eine starke Persönlichkeit seinen Grund und Boden, seine Güter und seine Ehre gegen alle fremden Eingriffe schützte und jede zudringliche Einmischung in sein Hauswesen zurückwiese. — Ist aber nicht vor fünfzig Jahren durch die Aufrichtung des deutschen Bundes eine wesentliche Verbesserung der deutschen politischen Zustände in's Leben getreten? So mußte man damals glauben, wenn man über die schmählichste Zeit der Franzosenherrschaft hinweg auf die Quelle dieser Schmach zurücksah, auf die wunderliche deutsche Republik, die sich schon so lange ein habsburgisches Oberhaupt und einen straflosen brandenburgischen Rebellen hatte gefallen lassen müssen. Haben aber nicht eben die großen Werke des Friedens das alte schlimme Verhältniß so ziemlich zurückgeführt? Im langen Frieden haben alle Völker mit uns so viel gelernt — und wie viel von uns! Der Zuwachs an geistigem Vermögen und an materieller Stoßkraft ist in allen Staaten ein sehr ansehnlicher, und auch die einzelnen deutschen Länder haben an diesem Fortschritt ihren reichlichen Antheil genommen. Aber unsere Verfassung macht nun einmal eine Ballung der uneinigen deutschen Kräfte und ihre Lenkung von Einem Punkte aus unmöglich, und so steht das geisteskräftigste und mächtigste, aber zerrissene Volk inmitten compakter Nachbarn wieder eben so hilflos da wie zur Zeit, da man Römermonate ausschrieb und die Aebtissin ihre drei und einen halben Husaren zum Kreiscontingent oft genug nicht stellte.

Wie gesagt, das Gefühl der Schmach und der Gefahr eines solchen Zustandes wurde immer tiefer im Verhältniß, je mehr er in grellen Widerspruch trat mit den Zuständen einer sich umwandelnden Gesellschaft, die sich ihrer natürlichen Rechte, ihrer geistigen Bedürfnisse und der Bedingungen ihres äußeren Gedeihens immer deutlicher bewußt wurde. Wir sind es müde geworden, im chinesischen Legspiel die großen und die kleinen Stücke des deutschen Bundes zu drehen und zu wenden, um die vorschwebende Figur mit den schönen Proportionen und der einheitlichen Spitze herauszubekommen. Ernstlicher und, wenn es möglich ist, besonnener als je greift jetzt — vielleicht — der deutsche Geist zu den Waffen, die er theils sich selbst geschmiedet, theils den Regierenden aus den Händen gespielt, und beginnt den Kampf — den schwersten von allen — den Kampf mit sich selbst.

Denn das ist doch klar: unsere Verfassung, die

von jeher im Wesen dieselbe gewesen, hat uns keine Gewalt aufgedrängt, sie ist aus unserer Natur geboren und großgezogen. Soll sich Deutschland umgestalten, so müssen die Deutschen andere werden, und ist Deutschland einmal in irgend einer Form, was jeder Vernünftige unter uns wünscht, so werden eben die Deutschen andere geworden seyn. Ein anderes Deutschland mit anders werdenden Deutschen zu machen — ihr seht, das ist ein großes, schwieriges Problem, schwerer als eine fossile Thierwelt zu entdecken.

Ihr sagt vielleicht: „Die Menschen, die mit dumpfer Neugier zusahen, wie ihr altes Reich vollends in Trümmer ging und der Franzose ein Stück um das andere davon abriß, wenn sie nicht selbst unter sein Joch kriechen mußten — vergleicht sie doch mit den Menschen, die heute außer sich gerathen, als würde jeder an der eigenen Ehre angegriffen, wenn ein paar deutsche Herzogthümer Gefahr laufen der hohen Convenienz deutscher Mächte zum Opfer zu fallen! Ist da nicht offenbar, daß der Umwandlungsproceß der Deutschen längst begonnen hat?" — Was ließe sich da nicht Alles sagen! Aber meinetwegen, es sey! nur laßt euch auch die Zeit dazu geben, die der neueste Begriff für die Umwandlung der Species in Anspruch nimmt.

Patriotismus im Kopf und auf der Zunge, religiöser Fanatismus und Stammeshaß im stillen Herzen — die theoretische Liebe zum großen Vaterland als Feiertagsstaat, die praktische zum kleinen als bequemes Hauskleid — das Selbstgefühl, das der Schirm einer großen Krone verleiht, das vornehme Herabsehen auf die Andern, die unter keinem so breiten Dache stehen, und am andern Ende das kleinliche Wohlbehagen in patriarchalischer Kleinstaaterei — dazwischen aber die Stimmung in Mittelstaaten, die sich für die normale hält, weil sie eben auch eine mittlere ist — das Mancherlei, das auf den Deutschen abfärbt, wo er sich täglich hier mit Franzosen, dort mit Magyaren und Slaven reibt — das alles, und wie viel mehr! bildet seltsamere Organismen als die, welche Darwin noch lange in der Verfolgung seines Gedankens aufhalten werden. Es ist sehr zu besorgen, daß die Einheit, zu der sich die deutsche Vielheit zusammenzugeben hat, noch geraume Zeit bleibt, was das Eine Ei ist, aus dem die ganze Thierwelt in ihrer Vielheit hervorgekrochen seyn soll.

So viel aber spüren und wissen wir alle, jedenfalls, wie es auch mit der Saat unserer Wiedergeburt bestellt seyn mag, wir sind heute so wenig als je im Stande sie zu schützen, wenn unsere Nachbarn morgen oder übermorgen, in zehn, in zwanzig Jahren die Gelegenheit ergreifen, sie zu zertreten. Und wenn nun die Katastrophe eintritt, auf die unser Freund gedeutet — „I thank thee, Jew, for teaching me the word!" — der Eisenbahnunfall, der den Fortschritt unserer Cultur zum Stehen bringt — Krieg, Bürgerkrieg am Ende, oder gleich zu Anfang — was dann?

Wir sind an das Zeitalter der großen Erfindungen und Entdeckungen vor dreihundert Jahren gemahnt worden; der Freund hier hat dasselbe als Vorläufer des jetzigen dargestellt und gezeigt, wie sich seine Wunder in denen unserer Tage gewissermaßen wiederholen. Absit omen! — Ja, damals ist auch Deutschland zu neuem Leben erwacht. Wie wacker schlug es die Augen auf in der frühlingsfrischen Welt, wie quoll es ihm aus Kopf und Herzen in ächter jugendlicher Schaffenslust! Festen, tönenden Schrittes betrat es die Bahn einer neuen Geschichte und streute aus seiner Geistesfülle verschwenderisch ringsum die goldenen Keime der Bildung aus. Sie sind aufgegangen — und was hat Deutschland davon geerntet? — Wir haben die Buchdruckerkunst entdeckt und die Gesetze der Bewegungen der Weltkörper. Die Gesetze der deutschen Bewegungen und ihren Mittelpunkt haben wir damals nicht entdeckt und werden sie auch heute nicht entdecken. Wahrlich, blickt man in die deutsche Geschichte — man hat Augenblicke, wo man wünschen möchte, wir hätten in Ewigkeit den Pfaffen schreiben und den Aberglauben in den Sternen lesen lassen! — Aber wir haben auch die Reformation gemacht! Ja, und was hat es uns eingetragen, daß wir es einmal wieder gewagt, für die Welt als ganze Menschen zu denken und als ächte Christen zu empfinden? Könnte ein Volk in seinem Innern verschließen, was ihm im Geist und Herzen arbeitet, wie es die Klugheit des Einzelnen vermag, wahrhaftig, wir hätten besser gethan, die Kirche vollends verfaulen zu lassen! Wer weiß, für was Alles dieß der Dünger geworden wäre? Vor Allem aber hätte aus dem Moder die Religion selbst wieder in Einem Stamme treiben und neue Blüthen entfalten mögen, statt in den gabligten Stamm auszuarten mit so argen Früchten, die heute noch das deutsche Leben vergiften.

Für den naiven Uebermuth, sogar im Glauben an der Spitze der Civilisation marschiren zu wollen, haben wir schwer gebüßt: wir sind darüber auf lange Zeit in den Nachtrab der ganzen Cultur gerathen. Wir mußten die Völker, denen wir die Hauptwerkzeuge der frischen Geistesbildung in die Hand gegeben, freudigen Muthes durch die Jahrhunderte ziehen und sich ein neues höheres Leben bereiten sehen, während unser Loos war, unter selbstgeschaffene Joche zu kriechen und von den Geistesabfällen der andern unser Leben zu fristen. Die Franzosen nennen das siebzehnte Jahrhundert ihr großes, und allerdings hat damals ihr

Geist seine schönsten und kräftigsten Blüthen getrieben; an uns zieht in diesem Zeitalter nur eine Procession abgeschmackter, hohler Perrücken vorüber, unter denen selten ein sprechendes Gesicht daran mahnt, daß der deutsche Geist noch nicht ganz gestorben ist. Wie viele Keime deutscher Größe und Ehre mögen im Elend des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen seyn! wohl gar ein deutscher Shakespeare, oder doch ein Molière, wenn nicht ein Newton, so doch ein Pascal. Zischende Schlangen und quackende Frösche sind damals genug ausgeschlüpft.

Der kecke Versuch, den Himmel zu ordnen und auf Erden die Fackel vorzutragen, trug Deutschland auch im Staatswesen nur trostlose Verwirrung und Verfinsterung ein, und am Ende den Krieg, den man den „deutschen Krieg" nannte, ehe man wußte, wie weit es noch zum Frieden sey, der die deutschen Verhältnisse dergestalt entwirren und aufklären sollte, daß seitdem Verwirrung und Dunkelheit zum normalen, gesetzlichen Zustand geworden sind. Der westphälische Frieden ist der Stammvater der sich ablösenden, aber blutsverwandten und vollkommen ebenbürtigen deutschen Staatsformen, die so manchen „deutschen Krieg" zuwege gebracht haben und auch den nächsten zuwege bringen werden, den ihr zu genießen haben sollt.

Vor dreihundert Jahren war das Denken und Erfinden, um die Welt weiter zu bringen, Deutschland übel bekommen; es hatte sich selber dadurch weit herabgebracht. Kaum aber hatte die allgemeine Bildung, zu dem es den Hauptanstoß gegeben, eine gewisse Höhe erreicht und auch ihm wieder etwas zu geistigen Kräften verholfen, so regte sich der alte Trieb in ihm auf's neue. Wie der ächte Soldat, uneingedenk der Wunden, die ihn so lange auf's Siechbett geworfen, voll Freude wieder zu Pferde steigt, wenn die Trompete ruft, so raffte sich auch Deutschland wieder auf, so bald es die Luft eines neuen Reformationszeitalters witterte. Es sind seitdem noch keine hundert Jahre her, oder kaum. Es warf auf einmal die Krücken weg, auf denen es der Cultur nachgehinkt war, es holte sie im Fluge ein, nicht lange, so hielt es gleichen Schritt mit den am weitesten vorausgeeilten Völkern, und ehe man es sich versah, stand es wieder in vielen Richtungen an der Spitze der großartigsten Unternehmungen zur Herbeiführung einer neuen Zeit durch Erweiterung der Bildung. Diese neue Zeit ist nun längst angebrochen, wir leben mitten in ihr, und ihr wahres historisches Angesicht ist uns eben darum noch verschleiert. Nur so viel sehen wir, daß die Bewegung auf nicht weniger zielt, als auf die innere und äußere Umgestaltung der Welt. Die vornehmsten Werkzeuge dazu sind aber erst in unserer Lebenszeit geschaffen worden, und das Schicksal des deutschen Volkes wird davon abhängen, wie es damit an sich selbst arbeitet.

Das kolossale Geistesvermögen, das sich durch die Arbeit der Völker im langen Frieden aufgehäuft — es ist zu einem sehr großen Theil mit deutschem Capital erworben worden, wenn auch unsere Statistik noch lange nicht sublim und subtil genug ist, um unsern Antheil nach Procenten oder Zahl der Aktien auszuscheiden. Der Deutsche ist wieder der Geistesgroßhändler, überall zu Rath gezogen und gewichtige Worte sprechend, wo es sich in den „innern Welten," die er hat entdecken helfen, um Ausbeutung der eröffneten Minen und um die umfassendsten Spekulationen handelt. Wenn aber Deutschland in kürzester Zeit unglaublich viel errungen; so ist es zu seinem eigenen Jammer auch Eines nicht los geworden, wegen dessen es sich eben jetzt leidenschaftlicher anklagt als je: seine Unfähigkeit, den Nachbarn und Nebenbuhlern gegenüber mit der diplomatischen Feder, mit dem bereiten und dem gezogenen Schwert in der Hand dieselbe Rolle zu spielen, wie mit den Werkzeugen der Forschung. Der „königliche Kauffmann" in der Wissenschaft ist der wunderlichste Commerciant in Handel und Verkehr des wirklichen Lebens. Die Achtung, die Ehre, und was die Hauptsache ist, der augenfällige Vortheil, wie sie einem großen Gesammthaus mit vereinten Kräften von selbst zufallen — er kann es nun einmal nicht dazu bringen. Er handelt und spekulirt unter einem paar Dutzend Firmen, großen und minder großen, kleinen und mikroscopischen, und die größten derselben greifen immer nur nach dem unmittelbaren eigenen Nutzen, machen sich selbst die hitzigste Concurrenz im innern und äußern Verkehr, und können darüber nicht an das denken, was am Ende auch für sie die Hauptsache ist, an die allgemeine Bilanz; und den kleinen Häusern, bis zu den Krämern herab, was bleibt ihnen übrig, als den großen diese weise Handelspolitik abzusehen und sich durchzuschlagen und durchzuwinden, so gut sie können, da nun einmal kein großes, gemeinschaftliches Comptoir herzustellen ist, das für alle „dichtet und denkt," das die Einzelnen der Mühe und Gefahr des Unternehmens und Spekulirens überhebt und sie auf das ehrsame Detailgeschäft verweist? Diese Wirthschaftsweise ist nun freilich in der germanischen Natur selbst begründet; aber in dieser ausgeprägten Form schreibt sie sich, wie ich bereits bemerkt, aus der Zeit her, wo nach dem Bankerott im großen deutschen Krieg zu Münster und Osnabrück in den Macht- und Vermögensverhältnissen des deutschen Volkes das Arrangement zu Stande kam, das in seinen wesentlichen, entscheidenden Punkten noch heute Geltung

hat. Die alte deutsche Verwirrung wurde dadurch in ein System gebracht, und der Staatshaushalt, wie ihn jenes Instrument bedingt, brachte es von selbst mit sich, daß Deutschland vielfach die empfindlichsten Einbußen an Land und Leuten erlitt und gelegentlich an den Rand des Verderbens gerieth, bis nach einer neuen allgemeinen Auseinandersetzung vor nunmehr fünfzig Jahren ein langer Frieden eine Prosperität herbeiführte, in der eine ausbrechende Krisis gefährlicher als je werden müßte. Ein neuer Concurs wäre fast unausbleiblich, und die Folgen müßten um so schlimmer und weitgreifender seyn, je mehr mit dem geistigen Vermögen Deutschlands im allgemeinen Fortschritt auch sein materielles ein so viel bedeutenderes geworden ist, als zu der Zeit, wo es die großen Entdeckungen machte, die ihm so übel bekommen sind.

„Der gleichen Ursache wird die gleiche Wirkung nicht fehlen," so sagt unser Freund, wenn er voraussieht, daß die moralischen Folgen des großen geistigen Aufruhrs im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sich bei der ähnlichen Umwälzung in unserem Jahrhundert wiederholen werden. Beidemale war das deutsche Volk ein Hauptführer der Bewegung. Die geschichtlichen Consequenzen waren damals für dasselbe die traurigsten; haben wir uns seitdem eine Verfassung gegeben, die uns vor der Gefahr schützt, auch dießmal wieder dafür büßen zu müssen, daß wir zur Bildung und Kräftigung des lebenden Geschlechts so unendlich viel beigetragen? Ein großer Krieg, der unter den jetzigen Verhältnissen ausbräche, brauchte keineswegs dreißig Jahre zu währen, um das empfindlichere und in jeder Beziehung vermögendere Deutschland, seinen Wohlstand und seine Geistesbildung auf's Schlimmste zu zerrütten und die Hauptpfeiler seiner Verfassung — stehen zu lassen. Und wessen Schuld wäre es, wenn dann der Ueberwinder, nachdem er mit demselben ehernen Tritt unsere Saaten zerstampft und die Blüthen unserer Cultur in den Boden getreten, uns höhnend zuriefe: Sis vos non vobis!

„Einig können wir es mit der Welt aufnehmen! Und es ist sonnenklar: wir können gar nichts vernünftigeres thun, als so bald als möglich einig zu werden und zu bleiben — so lange es nöthig ist!" — Dergleichen Tag für Tag in jeder deutschen Zeitung zu lesen und zu wissen, daß es an hunderttausend Thee- und Biertischen ein Echo findet — das ist für einen Menschen von meiner Gemüthsart die härteste Geduldsprobe. Und nun sehen zu müssen, wie keiner — von denen an, die unsere weise Politik machen, durch alle Kreise hindurch, die sich darüber ereifern und dadurch moralisch leiden und bald genug physisch leiden werden — wie nicht Einer — es müßte denn ein unverbesserlicher Optimist seyn — diese Einheit und Einigkeit in seinen Calcul aufnimmt, wenn er den Krieg in seinen Gedanken zum voraus führt! Natürlich: nur bei der allerunwahrscheinlichsten Form eines äußern Angriffs ist ja die Einigkeit überhaupt möglich, in jedem andern Fall, und im Fortgang des Krieges selbst, undenkbar. Woher sollten sie da kommen, die frohen Regungen vorausgreifenden Ehrgeizes, die in geeinten und ihrer Einigkeit sichern Völkern die trüben Bilder auslöschen, welche ein drohender schwerer Kampf in jeder Seele weckt! Es kann für eine Nation kein niederdrückenderes Gefühl geben, als die Stimmung, in der Deutschland gegenwärtig dem Augenblick entgegensieht, wo „das Schlachtfeld von Europa" nach langer Pause seiner Bestimmung zurückgegeben werden soll.

Daß bei jedem europäischen Krieg die strategischen Linien in Deutschland sich kreuzen, folgt natürlich aus einander bedingenden geographischen, moralischen und geschichtlichen Ursachen. Laßt nun einen solchen Krieg wieder ausbrechen, so springt sofort in die Augen, daß er sich von früheren Kriegen noch durch ganz Anderes unterscheiden wird, als durch Eisenbahntransport, gezogenes Geschütz und die erhebliche Erleichterung von Requisitionen und Schatzungen durch unsere so hoch ausgebildete Statistik. Durch lange Geschichtsgewöhnung fanden es die Deutschen früher ganz natürlich, daß deutsche Cabinete die blutige Schachpartie mit einander spielten und sich bei ihren Zügen von Fremden die Hand führen ließen. Das deutsche Gemeingefühl und Selbstbewußtseyn hat sich langsam eingefunden und gehoben, immerhin aber soweit, daß heute ein blutiges Zerwürfniß zwischen deutschen Staaten in ganz anderem und schwererem Sinne ein Bürgerkrieg wäre, als noch der „lange Hader" zwischen „dem König und der Kaiserin" vor nunmehr hundert Jahren. Was schon daraus folgt, fühlt sich leichter, als es sich fassen läßt. Es ist ja gleichsam der moralische Duft der sehr bedeutenden Umwandlung unserer politischen und socialen Zustände in einem langen Frieden. Was brauche ich da Einzelnes aufzuzählen! Unser Freund hat uns vorhin die Hauptumrisse in seiner Weise gezeichnet; auch ist ja das Verhandeln von Staatsangelegenheiten sonst von unserem Kreise ausgeschlossen, und ich habe mich schon zu sehr gehen lassen. Also nur noch wenige Worte.

Die Repräsentativverfassung hat überall in Deutschland das Volk nicht nur theoretisch zum Mitregenten gemacht; diese Regentschaft ist aller Orten unvermerkt eine mehr oder weniger ernste Thatsache geworden, hier ein scheinbares Hemmniß für die Regierungen, dort ein Förderniß, immer ein wichtiges Moment für die

Richtung ihres Willens, und wäre sie selbst gewaltsam abgeschüttelt, noch als Gespenst sehr „questionable.“ — Die früher atomistisch zerschlagenen Gedanken und Anliegen haben sich auf allen Gebieten um kleine und große Mittelpunkte des Strebens und Wirkens zusammengeschlossen; alle Interessen, Commerz, Industrie, Landbau u. s. w. haben sich Sprachorgane geschaffen und Wirkungsmittel zu Erweiterung ihres Besitzes und zu seiner Vertheidigung, und in jeder der tausend Vereinigungen hat der tausendköpfige demokratische Regent seinen Sprechminister. — Die deutsche Verfassung und die durch sie bedingte Staatskunst haben die politische Entwicklung weit weniger niedergehalten, als sie verhindert, sich den bestimmten Ausdruck zu geben, und wenn auch Keiner zu sagen weiß, wie weit eigentlich und zu welchem Ziele der demokratische Geist vorgedrungen, so springt es doch in die Augen, daß er sehr bedeutende Terrainhindernisse hinter sich hat. Somit findet ein künftiger Krieg in unserem Volk eine von der früheren bedeutend verschiedene aktive und passive Substanz vor. Für den Charakter und die Gestaltung dieses Krieges ist das ein Hauptmoment, daß Deutschland ein anderes geworden: ein anderes, gleich entscheidendes ist das, daß die Deutschen im Kerne dieselben geblieben sind. Daß dieß kein Widerspruch ist, fühle ich nur zu lebendig.

Was können die deutschen Regierungen dafür, daß der Natur der Sache nach in ihrem Thun und Lassen immer nur die schwachen und schlimmen Seiten unseres Wesens, gleichsam officiell, zur Erscheinung kommen? Ist es aber nicht überall ebenso, wo das deutsche Volk, in seiner Eigenschaft als Mitregent oder aus freier Hand, durch seine Tribunen, „the tongues of the common mouth,“ Politik macht und Beschlüsse faßt? Unsere großen Parteien und unsere Großmächte — spielen sie nicht um das Uebergewicht dasselbe Spiel der Eifersucht und des gegenseitigen Verkleinerungstriebs, mit dem sie das Deutschland zerreißen, für das sie die Einheit suchen? Und ist nicht in den Zukunftsplanen der Kannegießerei gerade so viel Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit für das Ganze, als in der Politik der kleineren Staaten? Wo immer in Parlamenten, Versammlungen, Vereinen, Comités aller Art die Mittel und Wege zur Einheit berathen werden, ist kein Ergebniß gewisser, als die Uneinigkeit. So übt Deutschland täglich unbefangen an tausend Orten die Untugenden, über die es sich empört, wenn es im Focus des Taxischen Palastes sein eigenes zerrissenes Angesicht nicht erkennt. — Ist dieß etwa Uebertreibung? Wohl, so kann doch Keiner läugnen, daß es zum wenigsten halb wahr ist, und dieß ist mehr als genug, wenn wir jetzt den Krieg ausbrechen lassen, sey es im zum voraus gespaltenen, oder in dem alsbald sich spaltenden Deutschland. Wie sollte es anders seyn?

So richtet denn die fremden Heere auf deutschem Boden nach dieser oder nach jener Front, stellt ihnen deutsche Heere gegenüber, welche ihr wollt — in der Hauptsache ist es gleichviel; — laßt wieder einmal die furia tedesca sich erhitzen und abkühlen; — laßt neben dem Blut die Dinte fließen, die in Bons auf künftige Liquidation das Mark unserer Länder verschleudert; — laßt die demokratischen Kräfte entfesselt seyn, hier und dort oder überall, oder laßt sie elastisch zusammengedrückt seyn, sprungfertig, und jetzt explodiren, wo der Druck von unten am stärksten oder der von oben am schwächsten ist, und den Krieg aus dem Stegreif mit dem officiellen mischen; — laßt Separatfrieden, von Regierungen dem Volkswillen, oder von diesem jenen abgedrungen, auf dem einen Landstrich die Flammen des Krieges dämpfen, damit sie die andern desto lustiger verzehren — denkt euch Alles dieß und so viel mehr, was Jedem beifällt, so habt ihr einen Begriff — nein, wir Kinder eines langen Friedens haben gar keinen Begriff vom Spiel einer solchen Maschine, welche an der Umgestaltung Deutschlands arbeitet.

Und wenn dann am Ende die Ergebnisse der blutigen Felder auf den grünen Tischen verglichen und ausgeglichen sind, so mag die Auseinandersetzung vom Geist und Buchstaben des westphälischen Friedens so viel oder so wenig enthalten als sie will; vorläufig ist es traurig genug, daß wir uns sagen müssen: nur allzu leicht könnte dann das alberne theoretische Kleindeutschland zur handgreiflichsten vollendeten Thatsache auf der Landkarte geworden seyn, und könnten alle unsere Parteien Muße genug haben, es sich klar zu machen, um wie viel ein zwei-, oder drei-, oder viergetheiltes Deutschland, trotz Arithmetik und Logik, weiter von der Einheit entfernt ist als ein dreißigtheiliges. — Von den Großmachtansprüchen Deutschlands im Reiche der Gedanken, von seiner legitimen Cooperation bei der Eroberung einer weiteren höheren Stufe der Cultur wird im Friedensinstrument keine Rede seyn. Diese Ansprüche hat die Natur uns gewährt und gewehrt, und nach kürzerer oder längerer Erholung wird es Deutschland unbenommen seyn, seine Sisyphusarbeit wieder aufzunehmen.

Ein Gedicht von Heinrich von Kleist.

Wer die von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebene norddeutsche Zeitschrift: „Die Musen," durchblättert, wird erstaunt seyn, im ersten Quartal des Jahrgangs 1812 auf S. 177 ein Gedicht Heinrichs von Kleist zu finden, das bisher keiner der Herausgeber und Biographen des Dichters an diesem vergessenen Orte aufgesucht zu haben scheint. Die Theilnahme für den Verfasser des Prinzen von Homburg ist in der letzten Zeit so vielfach und nachdrücklich angeregt worden, daß auch wohl diese verschollenen Verse sich wieder hervorwagen dürfen und eine freundliche Aufmerksamkeit finden werden.

An die Königin Luise von Preußen.

Zur Feier ihres Geburtstages.

Den 10. März 1810.

Aus dem Nachlasse Heinrichs von Kleist.

Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug,
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knieen,
Um dich zu segnen, vor dir niedersinke!
Ich soll dir ungetrübte Tag' erflehn:
Dir, die, der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finst're Wetterwolken bricht.
O du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einzge Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, dein würdig, sag' ich dir?
So zieht ein Cherub, mit gespreizten Flügeln,
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, von Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch du, Erhabene, du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt.
Wir sahn dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen, in dem Schooß der Deinen,
Noch deinem Gurt zum Strauß, und du bist's werth:
Doch eine schön're Palm' erringst du nicht!
Und würde dir, durch einen Schluß der Zeiten,
Die Krone auch der Welt, die goldenste,
Die dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon dir aufgedrückt.
Sey lange, Theure, noch des Landes Stolz
Durch frohe Jahre, wie durch frohe Jahre
Du seine Lust und sein Entzücken warst!

Man wird hier im einzelnen Worte, wie im Satzgefüge Kleists Rede wiedererkennen, sich durch manche Wendungen an den aus seinen Dramen wohlbekannten Styl erinnert fühlen * und an der Aechtheit des Gedichts nicht zweifeln wollen. Auch daß die Verse, bald nach dem Tode des Dichters (21. November 1811), gerade in Fouqués Zeitschrift geriethen, darf uns nicht Wunder nehmen. Denn eben während seines letzten Lebensjahres stand Kleist mit Fouqué in freundschaftlicher Verbindung; an den „Berliner Abendblättern," die Kleist seit dem 1. Oktober 1810 herausgegeben, hatte Fouqué als Mitarbeiter theilgenommen, ** und auch als dieses verunglückte Unternehmen sein frühzeitiges Ende gefunden, dauerte der Verkehr zwischen beiden Dichtern fort, wie aus zwei noch erhaltenen Briefen Kleists vom 25. April und 15. August 1811 hervorgeht.

Doch es bedarf weder äußerer noch innerer Beweise, um die Aechtheit des Gedichtes darzuthun. Denn — lesen wir das Ganze noch einmal aufmerksam durch, es wird für uns ein nur zu bekanntes Ansehen gewinnen! Diese Worte wollen uns nicht mehr fremd klingen, und Verse, wie:

„Wir sahn dich Anmuth endlos niederregnen,"

und

„Du, die das Unglück mit der Grazie Schritten" —

diese Verse glauben wir schon anderswo vernommen zu haben. Und in der That, der Kenner der Kleistschen Poesie wird sich alsbald des Sonetts „An die

---

* Vgl. die Zeile:

„Noch deinem Gurt zum Strauß, und du bist's werth!"

mit der im Prinzen von Homburg 5, 8:

Den Weltkreis, der dir trotzt — denn du bist's werth!

** Vgl. Kleists politische Schriften, herausgegeben von R. Köpke, S. 33, mit A. Wilbrandt, Heinrich von Kleist, S. 385. Note.

Königin von Preußen" erinnern, das sich in der neuesten Ausgabe der Werke im dritten Band S. 370 findet:

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern edel hast getragen;

Wie von des Kriegs zerriss'nem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schaar der Männer zu dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn dich Anmuth endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in jenen reimlosen Jamben den ersten Entwurf des Sonetts vor uns haben. Wir wissen, mit welcher ächt künstlerischen Sorgfalt, die sich nur selten zu peinlicher Aengstlichkeit verirrte, Kleist die Feile gebrauchte; selten aber mag er sie mit glücklicherem Erfolg angewendet haben, als in diesem Falle. Ihm war es meist um den knappsten, schlagendsten Ausdruck zu thun, in den zusammengedrängt Gedanke und Empfindung nur um so mächtiger wirken sollten; so lange dieser nicht erreicht war, hatte sich der Künstler noch nicht Genüge geleistet. So nimmt er auch hier aus den fünfunddreißig Zeilen, die in prächtiger Beredsamkeit dahinströmen, aus denen aber doch ein innerlich gegliedertes Ganzes sich nicht ergeben will — aus diesen Zeilen nimmt er mit sicherem Griff den eigentlichen Inhalt heraus und sucht ihn kürzer, voller und eindringlicher auszusprechen in einer neuen Form, die den Dichter zur strengsten Beschränkung zwingt und ihm nur eine abgemessene Zahl von Versen vergönnt. Vor allem wird nun das Bild von dem Cherub beseitigt, der „mit gespreizten Flügeln zur Nachtzeit durch die Luft zieht;" — denn allerdings, die vier Verse mahnen allzu vernehmlich an Shakespear; sie scheinen wie übertragen aus den Worten Romeos, mit denen dieser in dem berühmten nächtlichen Zwiegespräch die Erscheinung Julias schildert, und die Schlegel so wiedergibt:

Denn über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschau'n.

Und nun rückt alles eng und geschlossen zusammen. Gleich der erste Vers enthält eine deutlichere Hinweisung auf die Zeit, die dem Unglückstag von Jena folgte, in welcher die königliche Dulderin ihren heldenhaften Sinn zur Bewunderung der Nation bewährte; in den beiden ersten Strophen wird dann mit unnachahmlich festen und zarten Strichen die Gestalt der Herrscherin gezeichnet, deren Züge früher einzeln durch das Ganze zerstreut waren; im Anschauen derselben erhoben, darf der Dichter die jammervolle Zeit segnen wollen, in der solche Größe sich offenbaren konnte; und auf diese Art vorbereitet, gewinnt das jetzt an den Schluß gestellte Bild, das durch Eigenthümlichkeit und Neuheit sich nicht hervorthut, doch einen treffenderen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Der Künstler hat erreicht, was er wollte; alles Beiwerk ist verschwunden, in diesem fest in einander gefugten, künstlerisch geschlossenen Ganzen ist der Ausdruck der Empfindung streng auf das Nothwendige zurückgeführt; was vorher nur eine begeisterte, dichterisch gehobene Rede gewesen, ist jetzt zum wahren Gedicht geworden, und der Kenner der poetischen Technik wird mit Wohlgefallen bemerken, daß in dem Verhältniß, welches zwischen den ersten acht und den letzten sechs Zeilen stattfindet, das geheimnißvolle Gesetz, das den Bau des Sonettes regelt, genau und zwanglos beobachtet ist.

Wir sehen, daß die strenge Arbeit des Künstlers der Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks keinen Schaden gebracht hat. Unter allen poetischen Huldigungen, welche der Königin gewidmet wurden, mag nicht leicht eine aus aufrichtigerer Verehrung hervorgegangen seyn, als diese, die ihr, so kurz vor ihrem Hinscheiden, von demselben Dichter dargebracht wurde, der eben in jenen Tagen, den letzten heitern, die ihm beschieden waren, im „Prinzen von Homburg" den Ruhm des preußischen Herrscherhauses gefeiert und dem preußischen Nationalgefühl den edelsten Ausdruck verliehen hatte. *

Denn, wir dürfen nicht daran zweifeln, in diesem Sonett spricht das volle Herz des Dichters. Er hatte der Königin schon seit Langem seine Verehrung zugewendet. Daß er ihrer Huld persönlich verpflichtet war, mag hier nicht in Betracht kommen; ** mit welchen Empfindungen er aber das Walten der königlichen Frau

* Am 19. März 1810 kündigt Kleist seiner Schwester Ulrike die Vollendung des Dramas an.

** S. Briefe an Ulrike. S. 113. 126.

gerade zu jener Zeit, als das Schicksal sie am schwersten getroffen, in der Nähe betrachtet und bewundert hatte, das geht schön und deutlich aus den Worten hervor, die er am 6. December 1806 aus Königsberg an seine Schwester schrieb; in diesen Worten findet sich zugleich der ganze Inhalt unseres Sonetts, als dessen erwünschtester Commentar sie gelten können. Sie lauten: „An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt', sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Das Gedicht, das von einem so wahren Gefühl eingegeben war, hat auch auf das Gefühl der Königin rührend gewirkt. Kleist berichtet seiner Schwester am 19. März 1810: „Ich habe der Königin an ihrem Geburtstag ein Gedicht überreicht, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat."

Michael Bernays.

Literatur.

Peregretta. Ein Roman von Hans Hopfen. Berlin 1864.

(Schluß.)

Wer sieht nicht, daß wir es hier mit einem jener guten, gemüthlichen Kumpane zu thun haben, bei denen unter dem burschikosen Wesen bereits der ganze Philister fix und fertig steckt? Von der trivialsten Sorte ist unser Heinrich freilich nicht; er ist immerhin gebildet genug, um auch in der feineren Gesellschaft eine Rolle spielen, um auch im spätern Leben Studium und Genuß miteinander verbinden zu können. Aber zu „absonderlichen Unternehmungen ist er nicht berufen." außerordentlichen Lagen, die eine tief innerliche Entschließung fordern, ist er in keiner Weise gewachsen. Und dieser gutmüthige, gebildete, aber an Geist und Charakter schwache Mensch wird nun in Conflikte gestellt, die weit über seine Kräfte gehen, in sociale und psychologische Conflikte, an denen er haltungs- und rettungslos zu Grunde geht. Er ist eine Art von Hamlet, nur aus der königlichen in die bürgerliche Sphäre depotenzirt. Sein Unglück ist sein geniales Weib, Peregretta mit ihrer tragischen Künstlernatur. Heinrich war stark genug, sich über die gewöhnlichen Vorurtheile hinwegzusetzen und Peregretta zu seinem Weibe zu machen. Daß er sich mit ihr in die vollständigste Einsamkeit zurückgezogen, ist ebensowenig in Folge derartiger Rücksichten geschehen. „Peregretta dürfte eines Fürsten Weib seyn, und wäre ebenbürtig vom Scheitel bis zur Sohle." Sein Feind sitzt viel tiefer, er ist unendlich geistigerer, unfaßbarer Natur; die Liebe selbst ist dieser Geier, der an seinem Leben nagt, und „welcher Feind ist listiger, ist grausamer, denn die Liebe!"

Hier liegt der Schwerpunkt des Romans, in diesen Zweifeln und Grübeleien, mit welchen der „gute Heinrich" sich plagt, unablässig um sein Glück spielt, um es endlich zu verspielen. „Peregretta ist die reizendste Geliebte, die tugendhafteste Gattin, die sorgfältigste Hausfrau, aber sie ist das Alles nur aus Liebe zu mir; denn sie ist noch mehr als Geliebte, Gattin, Hausfrau, und in ihrem Wesen wohnt auch noch eine andere Liebe als die zu mir. Diese eine Leidenschaft kämpft mit der andern einen fortwährenden Kampf; ich stehe wie ein Schachspieler, der um sein Leben und seine Seligkeit spielt, über ihrer Seele, und will und muß dem Dämon mir gegenüber die Partie abgewinnen." Mit diesen Worten ist das Thema angegeben, welches nun wirklich durch die feinsten psychologischen Nüancen und Modulationen hindurch abgespielt wird. Wen liebt dieses herrliche, hochbegabte Weib, das jedem Fürsten ebenbürtig

wäre vom Scheitel bis zur Sohle? Wer hat ihre Seele: der Geliebte, der Gatte, oder der Dämon, die Kunst? Ist sie nicht Alles, was sie jenem ist, nur aus Liebe zu ihm, d. h. gerade nicht aus Liebe, nicht mit freiem, leidenschaftlichem Trieb der Seele, sondern aus Pflichtgefühl, aus Dankbarkeit?

Das ist der eine Zweifel, der den einst so lebenslustigen, grünen Heinrich plagt, von welchem es früher geheißen hat, daß Lebenskraft und Lebensmuth die Quelle seiner Lebensweise seyen, daß die Neigung zum Ungewöhnlichen und Absonderlichen bei ihm nur aus dem erhöhten Bedürfniß entspringe, täglich und stündlich sich seines Daseyns froh bewußt zu werden. Wenn er aber so von der einen Seite mit dem Dämon der Kunst ringt und ihn aus dem Herzen seines Weibes zu vertreiben sucht, um dafür in demselben allein und ausschließlich zu herrschen, so kommt ihm von der andern Seite der Gedanke, ob er nicht ein elender Verbrecher an der Majestät des Menschengeistes sey, daß er der Kunst ihr Eigenthum, der Welt ihre Freude vorenthalte, daß er den Hauch der Gottheit, der aus seines Weibes Munde gehe, mißbrauche, um nur die Flamme seines verborgenen Herdes damit zu nähren. Er schilt sich selbst einen Räuber und Tyrannen, welcher der Seele seines edlen Weibes Zwang anthue, daß sie nur des Nachts aufblühe zu voller Schöne, und am Tag trübselig, in Sehnen versunken, das Haupt neige. Peregretta — das muß er sich selbst sagen — ist eine geborene Schauspielerin, mit allen Leibes- und Geisteskräften wurzelt sie in der Kunst und strebt nach ihr. Wenn Gott so vernehmlich Ja sagt, darf der Mensch es wagen zu verneinen?

In diesem selbstquälerischen Zirkel treibt sich der unglückliche Mann herum; aber — das ist eben das Traurige, das Tragische an der Sache — diese Zweifel, die ihm sein ganzes Glück vergällen, gehen erst nicht aus dem Innersten seiner Seele hervor, sie sind nur das Produkt der Reflexion, eine selbstgeschaffene Phantasmagorie, ohne Wesen und Wirklichkeit, ohne Beziehung zum unmittelbaren Empfinden und Wollen des Subjekts, und darum auch von diesem um so weniger zu erreichen. Gans, wenn ich nicht irre, hat Hamlet die großartigste Reflexionstragödie genannt; hier haben wir dieselbe Reflexionsnichtigkeit im Roman. Unter Thränen und Schluchzen hat der unglückliche Heinrich sein ganzes Elend in den Busen seines vertrautesten Freundes ausgeschüttet, dann hat er diesem auf sein Zimmer geleuchtet und sich, wie in einem Anfall von Geistesabwesenheit der hülfesuchenden Verzweiflung, in das für den Gast bereitete Bett gelegt, diesen dadurch ohne weitere Explication auf den Sopha verweisend. Nachdem aber der Freund am Morgen aufgestanden war, während dem Manne der Schmerzen der Schlaf noch die wohl zu gönnende Ruhe und Vergessenheit brachte — wie war jener erstaunt, als er seinen Heinrich bei Tisch wieder fand! Den er unter der Last seines unglücklichen Bewußtseyns, im männlich zurückgepreßten Schmerze frisch aufgerissener Wunden zu sehen gedacht, da saß er vergnüglichen Angesichts, Rock- und Hemdärmel über die Handknöchel zurückgekrempelt, und fischte sich mit behender Gabel und lachenden Augen bald dort bald da eine von den süß und sauer eingemachten Früchten, die in zierlichen Porzellanschalen auf dem Tische standen. Und ebenso sprang Peregretta, welche der Gast gleichfalls kurz zuvor in leidenschaftlichster Aufregung gesehen hatte, mit unbefangenster Leichtigkeit auf den Gatten zu: „sie neckten sich wie Kinder, sie spielten wie Verlobte, sie küßten sich wie Verliebte."

Dritthalb Jahre hatten die Beiden dieses Spiel schon getrieben. Um dem Genius Peregrettas von der einen Seite Luft zu machen und von der andern ihn doch immer im Zügel zu behalten, wurde Heinrich ihr dramatischer Lehrmeister, selbst Mitspieler. Peregretta hatte ein Repertoire, so groß und bedeutend wie die berühmteste Künstlerin; aber ihr ganzes Publikum beschränkte sich auf ihren Gatten. Er war ihr Priester und Meister geworden, ihm hatte sie die letzten Weihen zu verdanken, seine Gestalt verband sich ihr mit den Gestalten der Bühne, und so hoffte er im Vereine mit dieser ihre Seele gefangen zu halten. Wer weiß, wie lange es noch so fortgegangen wäre, hätte nicht eine neue stärkere Leidenschaft diesen fixen Kreis durchbrochen und eine endliche Krisis herbeigeführt. Diese Leidenschaft war die Eifersucht, und zwar eine ernstliche, tief gefühlte auf Peregrettas Seite, während Heinrich sich seither nur mit einer imaginären, gegenstandslosen Eifersucht herumgeschlagen hatte. Wir erinnern uns, daß es sein Verlobungstag war, an welchem unsern Helden sein neuer Stern aufgegangen war, für welchen er der bisherigen Geliebten innerlich und äußerlich den Abschied gab. Diese frühere Braut ist uns so institutsmäßig und unbedeutend geschildert worden, und ihre ganze Sippschaft ist so wenig anziehend und zu engerer Verbindung einladend, daß wir von ihr für immer Ruhe zu haben glauben durften. Hier ist wohl die bedenklichste Seite des Buchs. Wie hoch oder niedrig man auch den Charakter Heinrichs anschlagen mag: daß er sich an diese Natalie von Buren ketten wollte, bleibt immer etwas bedenklich. Doch kann das auch Besseren als ihm begegnen; um so mehr wollen wir entschuldigen, daß ihm, dem es nach der Behauptung seines Biographen vor allem an „Mannhaftigkeit des Herzens" fehlte, die Kraft gebrach, die Netze einer Intriguantin von Mutter, welche die Reize einer immerhin hübschen Tochter als Lockspeise darin aufzuhängen hatte, zu zerreißen. Auffallend aber bleibt es, wie dieses unbedeutende Mädchen, dem es fortan an jeder Tiefe des Geistes und Gemüths fehlt, nun doch mit so imponirender Gewalt in den Schicksalskreis des armen Heinrich eintreten kann. Geschieht ihm damit nicht, wenn auch kein empirisches, so doch ein poetisches Unrecht?

Wie dem sey, der Conflikt ist fortan nicht mehr bloß ein innerlicher, sondern auch ein äußerlicher; Peregretta ist nicht bloß ihre eigene Doppelgängerin, sondern eine Fremde schreitet neben ihr her, tritt ihr auf jedem Schritt und Tritt nach; Heinrich, der bisher mit dem doppelten Dämon in dem Herzen seines Weibes allein zu kämpfen

hatte, sieht sich nun zwischen zwei Gewalten gestellt, die gleich mächtig auf seine Seele eindringen und sich um sie streiten. Auch Peregrettas Eifersucht ist von Anfang an grundlos. Sie hat in der Mappe ihres Gatten die alten Liebeszeichen und Briefe aus der Zeit seines offenbar nie tief gründenden Verhältnisses zu Natalie gefunden. Er selbst legt diesen Reliquien keinen Werth mehr bei, er hat sie so gut als vergessen. Die Eifersucht seines Weibes ist es, die den Gegenstand seiner früheren Zärtlichkeit in seiner Einbildungskraft erst wieder aufleben läßt, ihn auf's neue, im verschönernden Licht elegischer Erinnerung, vor seine Augen stellt. Sie selbst weckt das Spiel mit diesen Gefühlen wieder in ihm auf. Denn ein bloßes Spiel ist es auch jetzt wieder, keine wahre, ernstliche Leidenschaft, so imponirend auch das Auftreten des inzwischen zu voller, sicherer Weiblichkeit entfalteten Fräuleins von Buren ist. Einzelne gesellschaftliche Unannehmlichkeiten und Mißverständnisse tragen dazu bei, das Verhältniß der beiden Gatten immer unerquicklicher zu machen, bis Peregretta einen Entschluß faßt, welcher den Knoten, den sie nicht lösen kann, zerhauen soll. Sie kennt die Schwächen, das Schwankende ihres Gatten, sein Grübeln in seinen eigenen Reflexionen und Zweifeln wohl, und wie Charlotte Stieglitz will sie ihren Heinrich aufreißen, heilen, aber nicht durch ewige Trennung, sondern durch zeitweise Entziehung ihrer Gegenwart, nicht indem sie sich selbst den Tod gibt, sondern indem sie ihm entflieht, um nur als große berühmte Künstlerin zu ihm zurückzukehren, die er mit Stolz vor der Welt zeigen könne „als das Weib seiner einzigen Liebe.“ ... „Nur Ein Mittel gibt's, dich mir zu erhalten, das ist: dich zu fliehen. Ich ergreife dieß Mittel mit den unerbittlichen Händen eines Arztes, der das Aeußerste versucht. Vielleicht, wenn du mich vermissest, lernst du's, dich nach mir zu sehnen.“

In der That rafft sich Heinrich jetzt endlich auf, zu der Energie der Verzweiflung. Mit athemloser Hast, selbst ein auf den Tod gehetztes Wild, jagt er der Spur seines Weibes durch ganz Europa nach; Tag und Nacht kommt kein Schlaf über seine Augen, bis die so ungeheuer angespannte Natur zusammenbricht und er — ein Narr wird. Diese Schilderungen, wie der Wahnsinn bei ihm ausbricht, der Aufenthalt in der Irrenanstalt und die Wiederkehr des gesunden Bewußtseyns, wobei der Verfasser mit weiser Oekonomie verfährt, gehören zu den schönsten und ergreifendsten Partien des Buches. — Nach erlangter Genesung gibt Heinrich das Suchen nach seinem Weibe auf, was wir nur billigen können, und zieht sich auf seinen alten Landsitz zurück. Kaum aber hat er sich hier wieder eingerichtet, so erscheinen die von Buren, Mutter und Tochter, und miethen sich in einem gegenüberliegenden Hause ein. Während sich alte erprobte Freunde von ihm zurückziehen, kommen ihm diejenigen liebevoll entgegen, die er gekränkt und durch öffentliches Aergerniß auf's empfindlichste beleidigt hatte. Er stellt eine Vergleichung an zwischen Peregretta, die nichts als Kummer und Elend über ihn gebracht, und Natalie, die den gebeugten, frühe alternden Mann mit ihrer linden Hand zu neuem Leben aufrichte. In der gebrochenen Stimmung eines Reconvalescenten ist er um so hilfsbedürftiger und anschmiegsamer; die täglichen Besuche in dem Burenschen Hause werden ihm zu einer Art physischen Bedürfnisses. Und nun beginnt ein Sturmlaufen auf sein Herz; Mutter, Tochter und Bruder, jedes in seiner Weise, suchen eine endliche Erklärung des schwachen, willenlosen Mannes herbeizuführen. Ernstlichen Tadel hiebei verdient nur der Autor, der Freund unseres unglücklichen Helden, der ihm in dieser Bedrängniß zur Seite steht und wohl einsieht, daß auch diese Neigung wieder auf Selbsttäuschung beruhe, daß es sich um nichts anderes handle als um das, was man eine Desperationsheirath zu nennen pflegt. Obgleich er die Burenschen Machinationen ziemlich klar durchschaut und eigentlich den Beruf des Contremineurs hat, läßt er doch alles gehen wie es will, ohne ein Wort der Warnung und Mahnung zu finden. Es ist als ob er von der allgemeinen Zweifelhaftigkeit und Unentschlossenheit angesteckt wäre. So thut er sich viel auf seine Klugheit zu gut, daß er bei der letzten Katastrophe ein ellenlanges Zeitungsblatt herauszieht und in dasselbe hineinstiert, während ihm kein Wort von der verhängnißvollen Unterhaltung entgeht, in welche Natalie und Heinrich sich unterdessen vertiefen. Wäre es nicht seine Freundespflicht und Schuldigkeit gewesen, auf jede nur mögliche Weise zu verhüten, daß das letzte bindende Wort nicht über die Lippen seines Freundes komme? Aber er hat den armen Heinrich wie einen Schmetterling an seine psychologisch-kritische Nadel gesteckt und sieht in objectiver Ruhe zu, wie der Gespießte in seinen Todeszuckungen sich die Flügel zerschlägt. Kaum ist diesem das Wort entschlüpft, durch welches er sich Natalien auf's neue zuschwört, so entfährt auch Peregretten der Schmerzenslaut, durch welchen sie verräth, daß sie Zeugin des ganzen Auftrittes gewesen. Sie war von ihren Irrfahrten zurückgekehrt, um in dem Hause des Gatten das Kind zur Welt zu bringen, das sie von ihm unter dem Herzen trug, und so seine Seele auf's neue durch das unmittelbarste, lebendigste Interesse zu fesseln. Nun stürzt sie fort, einem nahen Abgrund zu, Heinrich ihr nach auf Leben und Tod: eine hochtragische Scene. Peregretta wird gerettet, aber nur um kurz darauf über der Geburt eines kräftigen Knaben zu sterben. Mit dem Gläserklirren und Hochrufen bei der Verlobung des Fräuleins von Buren mit einem von ihrem Bruder, dem Hauptmann, in Reserve gehaltenen Lieutenant schließt die Geschichte.

Man sieht, welch mannigfaltige und tiefe psychologische Motive derselben zu Grunde liegen, die uns auch allein veranlassen konnten, sie so eingehend zu behandeln und eine so ausführliche Analyse ihrer Abwicklung zu geben. Allerdings sind diese Motive nicht alle mit gleicher Feinheit und Geschicklichkeit gehandhabt; da und dort ist, wie auch in der gegebenen Skizze angedeutet worden, eine Lücke, oder es wird ein falscher Ton angeschlagen. Im Ganzen aber

zeigt der Verfasser ein unverkennbares Talent: psychologische Auffassung, Kraft des Ausdrucks und das, was er an seinem Helden vermißt und diesem zulieb in der Rolle, die er in dem Roman zu spielen hat, für sich selbst verleugnet, „eine gewisse Mannhaftigkeit der Seele," sind ihm eigen. Uebung macht den Meister. Wir glauben aus diesem Erstlingswerk des Verfassers prognosticiren zu dürfen, daß seine folgenden Produkte in der belletristischen Literatur eine ehrenvolle Stelle einnehmen werden.

Correspondenz-Nachrichten.

London, Januar.

William Makepeace Thackeray, 1811—1863.

In rascher Folge nach seinen großen Geschichtschreibern, Thomas Babington Macaulay und Henry Thomas Buckle, hat England in diesen Tagen William Makepeace Thackeray verloren, einen seiner großen, wo nicht den größten seiner Humoristen, und zwar wie jene durch ein vorzeitiges Ende, in der Blüthe der Jahre und des Ruhmes, im Vollbesitz der Kräfte seines unvergleichlichen Genius. Nur wenige Wochen sind es, seit sein seltener Geist die Welt in Bewegung setzte durch die leidenschaftlich glänzende Vertheidigung seines Freundes Lord Clyde gegen einen vermeintlichen Angriff auf die Ehre des greisen Kriegers; nur wenige Tage, seit er, ein hochgeehrter Gast, gegenwärtig war bei den halbjährlichen Schlußfeierlichkeiten in Charterhouse School, derselben Anstalt, wo er seine erste Erziehung genossen, und wo er nun, als gereifter Weltmann und Dichter, in einer seiner gemüthvollen Reden den Toast des Gründers der Schule ausbrachte. Seine Gesundheit war nicht ohne Fehle, ein trauriges Schicksal hatte sein Haar vor der Zeit gebleicht; — allein wer, wie dem Schreiber dieser Zeilen, vor nicht langer Zeit vergönnt war, die robust kraftvolle Haltung seiner hohen stattlichen Gestalt, das lebendige Spiel des Ausdrucks in seinen charakteristischen, groß angelegten Gesichtszügen zu beobachten, wer ihn reden hörte und sich erinnerte, daß nicht mehr als zweiundfünfzig Lenze über diesem Haupte dahingegangen, der konnte nicht umhin, ihm die Entfaltung noch manches frischen Blattes in dem vollen Lorbeerkranz um seine Schläfe zu weissagen, ahnungslos, daß dieselbe Gestalt so bald schon hinabsteigen werde zu der letzten ewigen Ruhe, in das Schweigen des Grabes.

Der Verlust Thackerays würde unter allen Umständen in den weitesten Kreisen tief gefühlt worden seyn; man empfindet ihn doppelt tief jetzt, wo er mit vorzeitigen Schatten das heitere Frühlingswetter der letzten Tage des scheidenden Jahres so schmerzlich plötzlich umdüsterte. Denn was man immer an der kaustischen Schärfe, an der dunkeln Färbung der Denkweise und Darstellung des Humoristen aussetzen mochte, über sein eminentes Talent, über die edle Größe seines Charakters war auch unter seinen Gegnern nur Eine Stimme, und gigantisch wird er immer über alles Niedere und Mittlere hervorragen unter den Koryphäen der englischen Literatur unseres Jahrhunderts. Von seinen Vorgängern möchten nur Fielding und Swift ihm zu vergleichen seyn; unter den Lebenden könnte höchstens Dickens ihm die Palme streitig machen. Nach unserer persönlichen Ansicht übertrifft er die ersteren weit durch Glanz, Reichthum und Kühnheit der Ideen, seinen großen Freund und Rivalen aber durch die modernere Weite seines Gesichtskreises, wie durch eine maßhaltendere Kraft der Phantasie, deren schirmende Aegis seinen Humor und seine Satire geschützt hat vor der Ausartung in die Burleske und Carrikatur. So weit man die Kreise ziehen mag, eines vollendeteren Styls, einer geistvoll eleganteren Form der Darstellung kann kein englischer Dichter, Geschichtschreiber oder Publicist sich rühmen, und die Sphäre des praktischen Einflusses zu schildern, ein anschauliches Bild der social kritisirenden Thätigkeit, der Kunst und Philosophie Tackerays zu entwerfen, wird einst dem Literaturhistoriker eine nicht weniger interessante Aufgabe darbieten, als der Culturhistoriker in seinen Werken eine der reichsten Fundgruben einer lebenstreuen Anschauung der Zustände der höheren englischen Gesellschaft entdecken wird, wie sie bestand in der zwischen der Schlacht von Waterloo und den großen Industrieausstellungen der letzten Jahre verflossenen Epoche. Noch unter dem ersten erschütternden Eindruck seines Verlustes wagen wir nicht, eine solche Darstellung

zu versuchen. Nur einige der Hauptzüge seines Lebens, nur die Hauptstufen der Laufbahn, die ihn der Höhe des Ruhmes zuführte, wollen wir hier andeuten, eine eingehendere Würdigung seiner größen Verdienste einer späteren Zeit überlassend.

William Makepeace Thackeray wurde im Jahre 1811 in Calkutta geboren, wo sein Vater und Großvater Aemter bekleideten in den Diensten der ostindischen Compagnie. Beide hatten während ihres Aufenthalts in Indien genug von den Gütern der Welt erworben, um für wohlhabend zu gelten. Das Schicksal führte daher den künftigen Novellisten unter günstigen äußeren Verhältnissen in's Leben ein und gewährte ihm den unschätzbaren Vorzug, ohne Beschränkung die ihm zusagende Laufbahn zu wählen. Auch boten sich ihm schon frühe außerordentliche Gelegenheiten zur Uebung seines eminenten Beobachtungstalentes; denn die Eltern beschlossen, er solle in dem englischen Mutterlande erzogen werden, und nach den unter dem indischen Himmel verlebten Jahren der Kindheit schiffte der Knabe von Ostasien nach Westeuropa hinüber, eine Reise zwischen zwei Welttheilen, deren contrastirende Phänomene sein empfängliches Gemüth auf's lebhafteste anregen mußten und jenen Schilderungen anglo-indischer Charaktere und Zustände als Ausgangspunkt dienten, welche bedeutungsvoll in mehrere seiner Werke eingreifen. Die Anstalt, in der er seine Erziehung erhalten sollte, war die schon erwähnte altberühmte Charterhouse-School, eine der großen öffentlichen Schulen der Hauptstadt. Unterrichtsgegenstände und Disciplin waren hier dieselben wie in allen andern öffentlichen Erziehungsanstalten Englands, nach dem Muster der Universitäten Oxford und Cambridge vorzugsweise concentrirt auf die Routine classischer und mathematischer Studien und in ihrer fast klösterlichen Abgeschlossenheit gemildert durch die eifrig gepflegte Uebung gymnastischer Spiele. Es scheint nicht, daß der junge „Carthäuser" Thackeray durch Talent oder Fleiß unter seinen Mitschülern hervorragte. Wir hören von keinen Preisen, keinen Auszeichnungen, die er gewonnen. Allein von dem Leben jener Zeit, ihren Freuden und Leiden, entwarf er in späteren Jahren in den „Newcomes" ein treues anziehendes Bild und noch wenige Tage vor seinem Tode bezeugte er, bei der oben erwähnten Veranlassung, seine anhängliche Erinnerung an jene Scenen seiner frühen Jugend. Charterhouse-School verlassend, bezog er in seinem achtzehnten Jahre die Universität Cambridge, widmete indeß auch dort den herkömmlichen Fachstudien keinen großen Eifer. Sein Vermögen machte ihn unabhängig, seine Neigungen gingen auf eine allgemeinere Bildung. Sehr wahrscheinlich verbrachte er jene Universitätsjahre in dem freien, heitern, ungebundenen Sinne seines späteren Helden „Arthur Pendennis." Die hervorragendsten Gestalten unter seinen Universitätsfreunden waren die Dichter Tennyson und Kemble, die Philosophen und Publicisten Sterling und Maurice.

Er verließ Cambridge im Jahre 1832, ohne die Promotionen der Alma mater erlangt zu haben, aber wie tief erfüllt von dem Geiste wahrhaft humaner Bildung, wahrhaft classischer Form, bewies seine nachfolgende Thätigkeit. Ueber die Wahl eines Lebensberufs war er übrigens auch jetzt noch ungewiß. Mehr als alles zog ihn an die Beobachtung des wirklichen Lebens und die Kunst. Und um sich in beiden Sphären auszubilden, ging er wie Wilhelm Meister auf die Wanderschaft, bereiste Deutschland, Frankreich und Italien und verweilte längere Zeit in Paris und Rom, an beiden Orten eifrig beschäftigt mit malerischen Studien, immer aber zugleich weitoffenen Auges für das vor ihm aufgeschlagene Buch des Lebens. In Weimar machte er, wie ein in Lewes Biographie Goethes abgedruckter Brief zeigt, noch die persönliche Bekanntschaft des Altmeisters unserer Literatur. Allein auf die Dauer gewährten weder der Aufenthalt auf dem Continent noch seine Fortschritte in der Malerei ihm Befriedigung. Unruhig, unschlüssig kehrte er im Jahre 1834 nach England zurück. Durch das Mißverhältniß seines Dranges, als bildender Künstler Großes zu leisten, zu seinen Talenten verbittert, verstimmt ohne Zweifel auch durch seine Beobachtung des Lebens der Menschen, schien nun die Hoffnung häuslichen Glückes ihm als Trostbild aufzutauchen. Er gründete eine Familie; — doch ein bald hereinbrechendes tragisches Verhängniß erschütterte bis in's Innerste die Fundamente der kaum errungenen Heimath. Es war die traurigste Zeit seines Lebens und mancher herbe Ton seiner Philosophie klang von dorther in die dann folgenden glücklicheren Jahre hinüber. Aber die eingeborene Energie seines Genius überstand die harte Probe und führte ihn aus den dunkeln Schatten siegreich in das Licht eines neuen Tages empor. Die Hoffnungen der Vergangenheit waren gescheitert. Es galt den Beginn eines neuen Lebens. Und dem innern Drange vertrauend, warf er entschlossen den erfolglosen Pinsel bei Seite und ergriff als Werkzeug seines Geistes die Feder, deren Schöpfungen seinen Namen ebenso hoch erheben, seinen Ruhm ebenso weit tragen sollten als die Schöpfungen des Pinsels den Namen und den Ruhm der ersten Meister.

Das minervenartige Hervortreten eines großen Namens aus dem Schooße der Zeit, das Erklimmen der Ruhmeshöhe im ersten Anlauf ist nur wenigen Auserwählten beschieden. Goethe und Schiller in Deutschland, Tennyson und Buckle in England sind die merkwürdigsten modernen Beispiele so begünstigter Geister. Dem Genius Thackerays wurde der langsame Dienst von der Pike aufwärts nicht erspart. Er begann seine literarische Laufbahn anonym, mit Erzählungen, Kritiken, Essais über Kunst und socialen Skizzen in der in Edinburgh erscheinenden Monatsschrift: „Frazers Magazine." Diesen Anfängen folgte in längeren Intervallen eine Reihe belletristischer Schriften von mäßigem Umfang: das Paris Sketchbook, das Irish Sketchbook, die Confessions of George Fitzbroodle, die Shabby genteel Story u. a., unter dem Pseudonym „Michael Angelo Titmarsh." Allein so pikant, so geistreich, so glänzend geschrieben diese Bücher waren, sie wurden nur von verhält-

nißmäßig wenigen gelesen und bald in dem großen Strome vergessen. Um jene Zeit, in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, war schon das glänzende Gestirn Dickens am literarischen Himmel aufgegangen, und die große Masse des lesenden Publikums fühlte sich lebhafter angezogen durch den hellen, heitern Humor der Dickens'schen Darstellung als durch die ätzende Satire, die ernste, düstere, pessimistische Lebensanschauung, welche, neben den ätherisch zarten Visionen der Poesie, jene Schöpfungen der Thackeray'schen Muse durchwehten. Vielleicht war es kein Zufall, dem jenes Pseudonym seine Entstehung verdankte; vielleicht entsprang es einem geheimen Gefühl der Verwandtschaft des Autors mit dem großen Michael Angelo Italiens, dem Maler der Parzen und des jüngsten Gerichts. Der Name als solcher scheint eine glückliche Erfindung; denn kaum hätte Thackeray eine für sein humoristisches Genie prägnant charakteristischere Zusammenstellung ersinnen können, als die des alltäglichen Titmarsh, mit dem erhabenen Michael Angelo. Indeß war es, wie gesagt, Jahre lang nur ein kleiner Kreis von Bewunderern, der es verstand, seine Werke zu würdigen. Ein nationaler Ruf begann erst dann ihm zu Theil zu werden, als er sich der Phalanx der Mitarbeiter des eben gegründeten Witzblattes Punch anschloß. Zahlreiche Beiträge, in Prosa und Versen, erschienen in den Spalten dieses Blattes unter dem alten Pseudonym, und zuerst wurde durch sie der Welt auch das berühmte „Book of Snobs" bekannt, eine die Fehler aller Gesellschaftsklassen schonungslos geißelnde Satire, welche das ungeheuerste Aufsehen erregte und wohl mit Recht als der erste entschiedene Erfolg des Verfassers betrachtet werden darf.

Etwas später, im Jahr 1846, erschienen, ebenfalls unter dem erwähnten Autornamen, Thackerays Erinnerungen einer Reise in den Orient (Notes of a journey from Cornhill to Grand Cairo) und zu Ende des Jahres 1847 unternahm er, dem von Dickens mit den Pickwick Papers gegebenen Beispiele folgend, in einer Reihe monatlicher Hefte die Veröffentlichung seines großen Romans „Vanity Fair." Wurden schon die einleitenden Abtheilungen dieses genialen Werkes mit lebhaftem Interesse begrüßt, so nahm die begeisterte Theilnahme in immer steigendem Maße zu, indem der Autor seine Erzählung weiter führte, und als sie vollendet dastand, war sein Ruf als der eines großen, mit Dickens vorzüglichsten Produktionen rivalisirenden Humoristen fest gegründet. Ruhm und Wohlhabenheit trugen ihn nun rasch und leicht auf hohen Wellen vorwärts. Vollendeteres zu leisten, als ihm in Vanity Fair gelungen, war kaum möglich. Aber sein Genie hatte sich in dieser Einen Hervorbringung nichts weniger als erschöpft; es hatte nach langen Lehrjahren jene classische Höhe erreicht, auf der es nun, wie in der ihm eigenen Sphäre, sich behauptete und schöpferisch in neuen, gleich vortrefflichen Werken offenbarte. Es war nicht die classische Schönheit der Sprache, die vollendete Naturwahrheit der Darstellung, die mächtige dämonische Gewalt des reichsten Humors allein, es war das sittliche Pathos der diese Mächte tragenden und durchdringenden Persönlichkeit, die edle Indignation gegen das herrschende System gesellschaftlicher Heuchelei und Lüge, der die verborgensten Falten des Herzens, die geheimsten Motive der Reden und Handlungen durchdringende Adlerblick; der Zorn gegen alles Gemeine und Wesenlose, sein von humanen Ideen und Interessen erfüllter Geist — kurz jener so seltene Einklang des dichterischen Talents mit der Energie sittlicher Ideale, was den Werken Thackerays den höchsten Rang unter den zeitgenössischen Literaturereignissen sicherte.

Was er in vernichtender Invektive zu leisten vermochte, empfand im Jahr 1851 die „Times," die bei Gelegenheit seines damals veröffentlichten Weihnachtsbuchs: „the Kickleburys on the Rhine," ihm vorgeworfen, er finde Gefallen nur an der häßlichen Seite der menschlichen Natur und scheine zu zweifeln an der Existenz wahrer Tugend auf der Erde. Auf diesen Vorwurf des Donnergottes von Printinghouse-Square erwiederte Thackeray in einem der zweiten Ausgabe der Kickleburys vorgesetzten „Essai on Thunder and Small Beer," welcher den höchsten Zorn des journalistischen Jupiters, so weit er gegen ihn gerichtet war, auf immer hoffnungslos lähmte.

Zwei Jahre nach Vanity Fair erschien sein nächstes größeres Werk, der Roman „Pendennis," ebenfalls in Monatsheften veröffentlicht, und in allen Vorzügen seines Geistes jenem völlig ebenbürtig. Nach einer andern Richtung glänzte er in der 1852 veröffentlichten History of Henry Esmond, Esq. Denn wenn die vorgenannten Romane den Leser in die innersten Werkstätten der modernen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts eingeführt hatten, so schilderte die Geschichte Esmonds nach umfassenden Studien das Leben und die Sitten einer lange vergangenen Zeit, die Epoche der Königin Anna, mit einer Treue des Details, des Kostüms, der Ideen, welche den Leser ebenso magisch in jene fernen Kreise bannt, als die früheren Romane ihn an die Gegenwart fesseln. Auch darf eine andere auszeichnende Eigenthümlichkeit der Werke Thackerays nicht übersehen werden: die sie begleitenden Illustrationen, von denen viele, wie die zu Vanity Fair und Pendennis, der Feder des Autors selbst entflossen und seines Geistes würdig sind. Strenge Kunstkritiker haben hie und da Fehler in der Zeichnung entdecken wollen; doch unverkennbar spricht aus allen, von den flüchtigsten arabeskenhaften Randzeichnungen zu den ausgeführtesten Scenen, der feine bildende Sinn und Geist des großen Michael Angelo Titmarsh, und wer sie im Zusammenhang mit dem Text anschaut, kann nicht umhin, trotz aller Fehler, sich so geistvoll charakteristischer Conceptionen zu freuen. Von dem Ernst und der Gründlichkeit seiner als Vorarbeiten zu dem letzterwähnten Roman betriebenen Studien legten schon im Jahre 1851 ein glänzendes Zeugniß ab seine „Vorlesungen über die englischen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts," eine literarhistorische Arbeit, welche durch Classicität des Styls wie durch edle Sympathie der Auffassung dem Besten gleichsteht, was je in diesem Zweig der Literatur geleistet wurde. Uebrigens waren es nicht nur dem Namen oder der Form

nach „Vorlesungen," sondern durch den mündlichen Vortrag des Verfassers wurden sie zuerst dem Publikum der Hauptstädte Englands, dann, in Folge einer transatlantischen Einladung dem Publikum der Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt, und allerorten empfingen den Menschen wie den Autor die gleichen Ausdrücke der Verehrung und des Enthusiasmus.

Seine hohe imposante Gestalt, seine gedankenvollen Züge, die männliche, einfach große Form seines Auftretens standen in völligem Einklang mit dem Bilde, das die Phantasie sich aus seinen Schriften entwerfen mochte. Seine Stimme war helltönend, biegsam und melodisch, sein Vortrag voll Pathos und Leben, bald in ernster Betrachtung fesselnd, bald hinreißend zu unauslöschlichem Gelächter, bald zu tiefer Rührung erweichend. Das leichte fließende Talent des Redners aus dem Stegreif, der vertrauensvoll vor jeder Versammlung, bei allen Gelegenheiten auftritt, war ihm nicht gegeben. Großes aber leistete er in jenem rednerischen Vortrage bedeutungsvoller Gegenstände, wie in der genialen Führung geselliger Unterhaltung, und nie wird der Schreiber dieser Zeilen einen Abend aus späterer Zeit vergessen, wo sein Vortrag des pathetischen Liedes von Thomas Hood, „the Bridge of Sighs," die Augen vieler seiner Zuhörer mit Thränen der Rührung füllte.

Noch größeres Aufsehen als die Vorlesungen über die Humoristen erregten einige Jahre später Thackerays „Vorlesungen über die vier George," welche zuerst während einer zweiten Tour des Verfassers durch die Vereinigten Staaten, dann während einer ähnlichen durch sein Vaterland bekannt wurden. Die Idee der historischen Gruppirung der vier gleichnamigen Herrscher der Hannoverschen Dynastie des englischen Königshauses, als Gegenstand populärer Vorträge, war als solche eine sehr glückliche, denn Mutterland und Colonialstaaten theilten in diesem Falle wie in wenigen andern das gleiche Interesse, die gleichen Antipathien. Doch auch unabhängig von diesem Gesichtspunkt waren Auffassung und Darstellung, Charakteristik der Zeit und der Persönlichkeiten in jeder Hinsicht des großen Ruhmes des Verfassers würdig, jede Vorlesung in ihrer Art ein Meisterstück der historischen Cabinetsmalerei. Was die darin berührten Probleme der Politik und der socialen Oekonomie betrifft, so bedarf es kaum der Erwähnung, daß ein Mann von Thackerays Geist und Bildung mit voller Entschiedenheit auf der Seite derer stand, welche der Sittlichkeit gegen die Sitte, dem Fortschritt und der Realisirung humaner Ideen gegen das starre Festhalten an den veralteten Formen der Tradition das Wort redeten.

Die Beziehungen Englands zu seinen ehemaligen amerikanischen Colonien, das nach der Trennung wünschenswertheste Verhältniß beider schilderte er mit wunderbarer Treue des historischen Colorits in dem Roman „the Virginians," bald nach seiner Heimkehr von der zweiten amerikanischen Reise. Praktisch fanden seine politischen Ueberzeugungen einen Ausdruck im Jahre 1857, wo er, bei Gelegenheit einer Neuwahl, sich bestimmen ließ, als Parlamentscandidat für die Stadt Oxford aufzutreten, gegen den früheren Repräsentanten und Hauptsekretär für Irland, M. Cardwell. Seine Bewerbung hatte nicht den erwünschten Erfolg, und doch war das Resultat bemerkenswerth genug, da sein Gegner in einem der reaktionärsten Wahlbezirke Englands über ihn, den liberalen Candidaten, der als Advokat des Ballot, ausgedehnter administrativer Reformen und der Abschaffung aristokratischer Sinecuren die Stimmen der Wahlmänner nachsuchte, durch eine Majorität von nur 67 aus 2000 den Sieg davon trug.

(Schluß folgt.)

Aus der Schweiz, December.

(Schluß.)

Die Consecration des Bischofs von Basel. — Die Bundesrathswahl.

Trotz alledem war Friede und Eintracht die Losung hinter den Gänseleberpasteten und Champagnerflaschen. Ueber alle Lippen floß es süß wie Honigseim, und wer nicht zufrieden war, der schwieg. Wer damals Prälaten und Staatsmänner so cordial beisammensitzen sah, hätte darauf schwören mögen, der fromme Wunsch des frommen Bischofs von St. Gallen, der Bund der alten Kirche mit der neuen Eidgenossenschaft, sey bereits eine Wahrheit geworden.

Vanitas vanitatum — Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie veränderlich ist alles Irdische! Ich fing meinen Bericht mit

goldenem Sonnenschein an, mit tiefblau süditalienischem Himmel, Decemberveilchen und frischaufgeblühten Weihnachtsrosenknospen. Jetzt wirbeln weiße Flocken vor meinem Fenster und der Berg, der kaum noch in seinem grünvioletten goldverbrämten Sommerkleid dagestanden, hat nun ganz grämlich sich von Kopf zu Fuß in seinen dunkelgrauen Nebelmantel eingehüllt. Das Wetterglas, nicht nur das politische, deutet auf Sturm, auf daß die Worte des Propheten Matthieu de la Drôme zur Wahrheit werden. Sind der Natur solche Sprünge erlaubt, so werden Sie einen kleinen Sprung auch Ihrem Correspondenten nachsehen. Ich gehe also, ohne mich um eine Brücke zu bekümmern, von der Bischofswahl und was damit zusammenhing, zur Bundesrathswahl über, welche dieser Tage in Bern vorgenommen wurde.

Sie wissen, daß die oberste siebenköpfige Exekutivbehörde unseres Bundesstaates alle drei Jahre von den curulischen Stühlen — oder, mit dem Volksmund zu reden, von den grünen Sesseln zu steigen und sich einer Wiederwahl durch die Bundesversammlung, d. h. durch die vereinigten National- und Ständeräthe zu unterwerfen hat. In unsern politischen Zeitungen wurde diese Wahl während einiger Wochen mit großer Lebhaftigkeit besprochen. Wer bloß auf diese Organe der öffentlichen Meinung gehorcht haben würde, hätte glauben müssen, kein einziger unserer bisherigen Regenten fände wiederum Gnade. Herr Näff und Herr Frei-Heroser, welche seit der Einführung unserer neuen Bundesverfassung in der obersten Behörde saßen, gehörten zum alten Eisen und sollten durch jüngere Kräfte ersetzt werden; — Herrn Pioda, — den schickte man als Gesandten nach Turin spazieren; — Herrn Knüsel wurde vorgeworfen, daß man von ihm gar nichts zu sagen wisse; — Herr Dubs war nach der Ansicht der Heißsporne ein viel zu trockener und bedächtiger Jurist, um ein guter Staatsmann seyn zu können; — Herr Fornerod — — nun, wir andern Republikaner haben das Recht, jedem den Abschied zu geben, dessen Nase nicht nach unserem Geschmack ist; — Herr Stämpfli war freiwillig ausgetreten. Von den Kannegießern wurden die scharfsinnigsten Candidatenlisten aufgestellt: einige setzten den Exdiktator von Genf, James Fazy, an die Spitze der Eidgenossenschaft, andere wollten den geistreichen Ultramontanen Segesser in der obersten Behörde sehen, die dritten schlugen vor, für dießmal den Bundesrath aus lauter Angehörigen der kleineren Kantone zu bestellen und Bern und Zürich leer ausgehen zu lassen.

Es kam der Tag der Wahl, und siehe da, es erging unsern Wetterpropheten wie dem französischen Exrepräsentanten Matthieu: statt des angekündigten fürchterlichen Sturms behielt der Himmel sein allerordinärstes Werktagsaussehen und die „Alten" wurden sammt und sonders wieder bestätigt. Niemand wurde unter das alte Eisen geworfen; niemand als Gesandter in die Verbannung geschickt; niemand war da, dessen Nase der Mehrheit der Repräsentanten des Schweizervolkes nicht gefallen hätte. An die Stelle des freiwillig austretenden Stämpfli wurde ein anderer Berner, Regierungsrath Schenk, gewählt und derselbe gleich mit der Würde eines Vicepräsidenten des Bundesraths betraut, was diesem Herrn die sichere Anwartschaft gibt, im nächsten Jahre Präsident der schweizerischen Eidgenossenschaft zu werden. Ich kann nicht unterlassen per parenthesin zu bemerken, daß Schenk als einfacher Landpfarrer debutirte, was uns den Beweis liefert, daß nicht nur die katholischen Pfarrherrn, sondern auch die protestantischen Pastoren zu hohen Würden gelangen können. Schenk wird sich dann freilich keineswegs einer so pompösen Installation erfreuen, wie sie seinem gewesenen katholischen Amtsbruder, dem Bischof Eugen, zu Theil wurde. Die einzige feierliche Huldigung, die er zu erwarten hat, wird das übliche Ständchen der bernischen Stadtmusik seyn.

Und so wären denn einmal wieder die Rollen ausgetheilt und Alles wohl bestellt. Fatal ist es freilich, daß nun im ganzen Bundesrath kein höherer Offizier sitzt, der das Militärdepartement übernehmen könnte, mit Ausnahme des alten Herrn Frei-Herosee. Unsere Volksvertreter scheinen nicht an den schleswig-holsteinischen Krieg zu glauben. Hat doch der Ständerath das Kriegsbudget für's nächste Jahr nicht übel beschnitten, und hat sogar eine unserer ersten militärischen Größen, Oberst Ziegler aus Zürich, einen Antrag gestellt, der auf bedeutende Ersparnisse im Militärwesen hinzielt. Qui vivra, verra!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. **29. Januar 1864.**

Haec res et jungit, junctos et servat amicos. —
Qui ne tuberibus propriis offendat amicum,
Postulat, ignoscet verrucis illius.

Horat:

Ketten sind nicht Bande.

Novelle.

I.

„O wonnigliche Reiselust.“

Vor dem Royal Sandrock Hotel, im Süden der Insel Wight, lagen auf dem Rasen zwei junge Männer, in die Beschauung ihrer fesselnden Umgebung vertieft, während sie die leichten Cigarrenwölkchen behaglich fortbliesen. Unabsehbar, so weit ihr Auge trug, erstreckte sich das tiefblaue, wellenlose Meer. Die glatte Fläche schien völlig unbeweglich, aber dennoch hörte man in regelmäßigen Zwischenräumen, gleich dem Athem eines ruhig Schlummernden, wie die Fluth mit leisem Geräusch sich am Strande emporhob. Mitten in dem sammtweichen Rasen des Abhangs, der vom Meere sanft hinanstieg, stand der Royal Sandrock, eine nicht zu ausgedehnte zweistockige Villa, umzogen von schattiger Veranda, in welcher Epheuranken und wilde Rosen sich zum dichtesten Dache verwebten; dahinter aber erhob sich das Ufer plötzlich steil bis zum Fuße einer schroff abfallenden Felsenmauer; diese bildete, so schien es, die unverletzbare Grenze für dieses Fleckchen behaglichster Abgeschiedenheit.

Auf dem stillen Meere lagen die Segelschiffe still und ließen ihre Flügel niederhängen, nur ein Dampfer durchzog unfern die blaue Fläche, seine Spur den Wellen eindrückend, wo sie weit und weiter aus einander lief; aber das Auge konnte seinen Pfad verfolgen bis zum äußersten Rande des Horizonts, denn ihn begleitete als unzertrennlicher Gefährte der dunkle Rauchstreifen und zeichnete sich scharf ab gegen den hellen, wolkenlosen Himmel.

In den Zügen der beiden stummen Beobachter auf dem Rasen, welche deutsches Gepräge trugen, trat ein sehr verschiedener Ausdruck unverkennbar hervor. Der um einige Jahre Jüngere von beiden, eine schlanke Gestalt, in der Mitte des dritten Jahrzehnts, betrachtet mit leuchtendem Auge das Bild, welches sich vor ihnen ausbreitet, aber zugleich schweift sein innerer Blick darüber hinaus, sey es in die Vergangenheit, sey es in die Zukunft, auf träumerischen Bahnen der Erinnerung oder der Hoffnung. Sein Gefährte, untersetzt und sonnverbrannt, mit vollem blondem Bart, hat sich nach kurzer Umschau behaglich auf dem Rücken ausgestreckt, und die halbgeschlossenen Augen würden es zweifelhaft lassen, ob er schläft oder wacht, wenn nicht der Cigarrendampf, den er in feinen, gleichmäßigen Ringen unaufhörlich dem Himmel zuschickt, uns die Gewißheit

gäbe, daß er sich noch mit der engeren Gegenwart beschäftigt.

Wir dürfen annehmen, daß Neigung und Gewohnheit der beiden, wenn sie auch gemeinsam ihre Touristenzwecke verfolgen, doch keineswegs überall dem gleichen Ziele zusteuert. Ist aber diese Verschiedenheit für die Gemeinsamkeit förderlich oder schädlich? — Von der Ehe sagt man, daß darin das Verschiedenartige sich ergänzen und zu einer harmonischen Vielseitigkeit führen solle. Allein wenn die Behauptung eben so unbedingt richtig wäre, als sie es nicht ist, so würde doch die Genossenschaft für eine Landreise andern Berechnungen folgen müssen als die Genossenschaft für eine Lebensreise. Jene pflegt nicht nur bedeutend kürzer zugeschnitten zu werden, sie bringt auch viele Lagen mit sich, in denen rascher Entschluß und augenblickliches Handeln zur Nothwendigkeit wird, und wo dann die Verschiedenheit gleichberechtigter Neigungen das scharfe Auseinanderplatzen der Gegensätze herbeiführt. Den Hemmschuh kann da nur die Rücksicht abgeben; aber sie vernutzt sich rasch durch die beständige Reibung.

Baron Ostorf und Graf Bernau waren auf der Universität Freunde und Hausgenossen und zugleich Mitglieder derselben Verbindung gewesen; daraus webt sich ein starkes Band für das künftige Leben. Seit Jahren außer Berührung gekommen, hatten sie durch eine zufällige Correspondenz die Vermittlung zu der gemeinsamen Reise nach England gefunden, welche noch über Schottland und Irland sich ausdehnen sollte. Aus der langen Trennung aber erwuchs jetzt bei den gereiften Männern das ersprießliche Maß der nothwendigen Rücksicht, welche einer auf den andern nehmen mußte, während diese in den wenigen Wochen ihrer Vereinigung sich noch nicht hatte abschleifen können. So war denn auch ihr bisheriges Wanderleben in der richtigen gegensätzlichen Abwechslung verlaufen, welche keine Monotonie aufkommen läßt, und ohne die ein längeres Zusammenseyn eben so wenig gedeihlich bestehen kann als der Maler ohne die Wellenlinie.

„Und die Engländer haben Recht,“ rief jetzt Ostorf, „wenn sie dieses Stückchen meerumflossener Erde den Garten Englands nennen. Bist du nicht einverstanden, Bernau?“ setzte er hinzu, als der Gefährte im Schweigen verharrte.

„Nachdem wir so eben gut gegessen und nicht schlechter getrunken, will ich dir keine Opposition machen,“ erwiederte der Angeredete. „Jedenfalls hat John Bull darin ganz besonders Recht, daß er aller Orten, so weit sein Schuh das Land oder ein Schiffsdeck betritt, mit Gewissenhaftigkeit für die menschliche Nahrung Sorge trägt.“

„Aber, bist du denn selbst nach dem Essen nicht im Stande, dich über eine so nüchterne Anschauungsweise zu erheben?“ — „Nun, alter Freund, ich glaubte vielmehr schon ungewöhnlich stark in dein Zauberhorn der Exaltation gestoßen zu haben.“

„Exaltation nennst du das? Ich bin im Gegentheil mit Vorbedacht auf die kühlere Ausdrucksweise der Landeskinder eingegangen. Ist es denn wirklich bezeichnend und genügend, das einen Garten zu nennen, was wir in den letzten Tagen gesehen?“

„Freilich nicht; denn ich meine, wir hatten mitunter auch ganz sterilen Boden vor Augen,“ sagte Bernau ruhig, ohne seine Stellung zu verändern, während er fruchtlose Versuche machte, die Cigarre, welche inzwischen ausgegangen war, auf's neue zu beleben.

„Durch den Gegensatz tritt das Schöne nur um so schärfer hervor!“ versetzte Ostorf etwas ärgerlich. „Ist nicht die ganze Küstenstrecke von Ryde über St. Johns bis hierher dem anmuthigsten Park zu vergleichen? Und dann auf jener Seite die Needles, deren starre Klippen thurmhoch, vereinzelt unmittelbar aus den Wellen aufsteigen; oder die dunkeln Schluchten, in denen Wasserbäche niederstürzen, die ihren Weg zum Meere suchen; und endlich — damit Allem, was die Natur hier verschwenderisch bietet, auch ein gewichtiges Werk der Menschenhand nicht fehle — die Ruine von Schloß Carrisbroke, welche an Großartigkeit und malerischem Eindruck sicher mit jeder andern sich vergleichen darf.“

„Ja, das ist Alles ganz gut,“ sagte Bernau. „Es ist auch ohne Zweifel recht hübsch hier, aber man hat nur leider Schöneres gesehen. Den sogenannten Garten — nun, den findest du so ziemlich in jedem Land, wenn dir's darauf ankommt, ihn zu suchen. Klippen, die aus dem Meer aufsteigen — ja, da müßte man Rügen nicht kennen und Helgoland. Ich will nur bei Europa, vielmehr bei Deutschland stehen bleiben und von Norwegen z. B. gar nicht reden, ich schweige auch von den Fariglioni bei Capri. Und endlich die Ruine — siehst du, da wäre, was den Umfang betrifft, schon der Rheinfels zu nennen mit seinen Durchblicken in das Rheinthal, welches hier doch auch fehlt.“

„Aber ist es dir denn gar nicht möglich, das Schöne rein für sich zu genießen? Mußt du immer Vergleichungen anstellen?“ — „Wie kann ich anders! Das ist eben die Schattenseite, wenn der Mensch viel gesehen hat: es entwickelt sich da nur selten mehr ein rechtes Gefallen an den Gegenständen. Siehst du, in eine Höhle zum Exempel bringt mich keine Gewalt der Erde mehr, seitdem ich die auf Antiparos und die

Adelsberger bekrochen habe. Allen Respekt! die sind gelungen und leisten Alles, was man unter der Erde vernünftigerweise beanspruchen kann. Aber die Baumannshöhle, oder die Nielshöhle dagegen, das kommt mir vor, als wenn man erwachsenen Menschen ein Kinderbilderbuch in die Hand gibt. Nur über die Fingalshöhle bin ich noch einigermaßen zweifelhaft; sie besitzt wenigstens die Sonderbarkeit, mit Meerwasser gedielt zu seyn, und das ist mir bisher nur bei der blauen Grotte vorgekommen."

„Wenn ich so dächte," rief Ostorf, „dann wäre mir freilich das Reisen eine Last!" — „Du bewegst dich eben in den Extremen," versetzte Bernau, ohne seine Stellung zu verändern. „Ich habe nun Europa nach verschiedenen Richtungen durchzogen, habe von Afrika und Asien ein Stück gesehen, Amerika fehlt mir noch, und Australien will ich aufgeben — das war eine Jugendphantasie. Dabei ließ ich mir nichts abgehen, kehrte stets in guten Wirthshäusern ein, wo sie zu haben waren, und nahm andernfalls die schlechten als nothwendiges Uebel mit in den Kauf. Und so kann ich denn wohl sagen, daß ich mit Genuß reiste. Ich bin kein Sehenswürdigkeitenfresser, der seinen Bädeker oder Murray stets als Speisezettel in der Hand hält; statt dessen besitze ich einigen Reiseinstinkt, und es entgeht mir selten etwas, das der Mühe lohnt. Mit der Zeit wirst du diesen höheren Standpunkt ebenfalls gewinnen, alter Freund. Bis dahin mußt du schwärmen, mußt durch eigenen Sammlerfleiß deinen Geist noch überbädekern. Du wirst mir einräumen, daß ich dich ruhig in dieser Richtung habe wirthschaften lassen, und nur höchst selten zur Opposition überging, wenn dein Eifer etwa bodenlose Seitenwege einschlagen und eine Mittagspause für's Geschäft verwerthen wollte, während zehn gegen eins zu wetten war, daß das Diner einen nachhaltigeren Eindruck machen werde als die geträumten Merkwürdigkeiten. Das Reisen ist eben eine Kunst, welche lange Uebung erfordert."

Ostorf konnte nicht umhin zu lachen, indem er erwiderte: „Wer dich so reden hörte, der müßte wahrhaftig denken, du seyest der materiellste Mensch, den die Erde trägt. Ich kenne dich glücklicherweise besser, und so weiß ich denn, daß du nur die Schwäche besitzest, an der wir allesammt leiden: unsere stärkste Seite in den Vordergrund zu stellen. Es fehlt dir gar nicht an Gefühl, aber dein Verstand erzielt schlagendere Wirkungen, und darum läßt du ihm gern den Zügel schießen."

„Lieber Freund," versetzte Bernau gleichmüthig, „deine Complimente bewegen sich auf der feinen Grenzlinie, wo der Empfänger zweifelhaft wird, ob er sie als Schmeicheleien oder als das Gegentheil davon in Einnahme stellen soll. Aber das thut nichts: ich setze bereitwillig das Beste voraus. Angenommen nun, ich hätte einmal dem Kopf das Amt als Portier vor dem Herzen überwiesen, dann wär's doch höchst unvernünftig, seinen Portier todtzuschlagen, damit jeder Landstreicher bis in die innersten Gemächer laufen könne. Und wenn mein Recept lautet: auf zwei Drittel Verstand nimm ein Drittel Gefühl, so ist dein Gebräu gerade umgekehrt gemischt — immer vorausgesetzt, daß ich dich recht vortheilhaft beurtheilen will."

Ostorfs Stimmung wurde durch diese Erwiderung noch heiterer, und so antwortete er denn lachend: „Deine Originalität ist unverbesserlich, und du bist und bleibst ein guter Gesell, der unter andern Dingen auch dafür sorgt, daß uns nirgends ein Original g e r i c h t unbekannt bleibt."

„Ich könnte bemerken," sagte Bernau, „daß der Geist eines Volkes am schlagendsten hervortritt in seinen Lieblingsneigungen; aber ich bedarf gar nicht einer so tiefsinnigen Theorie. Was man gern genießt, das genießt man oft, und was man oft genießt, das weiß man am besten zu bereiten, weil bekanntlich Uebung den Meister macht. Siehst du, man muß nur überall praktisch zu Werke gehen — nur eine Cigarre niemals mit dem verkehrten Ende in den Mund stecken, wie du eben zu thun im Begriff bist, sonst verbrennt man sich die Zunge."

„Ich danke für den guten Rath," versetzte Ostorf, „und ich zolle deinem praktischen Blick alle Anerkennung. Aber meine Hochzeitreise werde ich wieder nach der Insel Wight machen und dann noch einmal alles Schöne so recht aus Einem Gusse genießen."

„Ah, du denkst daran, dich zu verheirathen?" fragte Bernau erstaunt. — „Im Gegentheil, ich denke vorläufig noch gar nicht daran. Erst will ich meiner Freiheit froh werden und die Welt sehen, wie der Onkel das wünscht. Dann erst such' ich mir eine Frau. — Es wird ja wohl noch eine für mich zu haben seyn!" setzte er übermüthig hinzu. — „Wenn du sie s u c h s t — schwerlich," meinte Bernau.

„Ich folge nur meiner Neigung — oder ich heirathe überhaupt gar nicht." — „Gerade nach seiner Neigung kann man eine Frau nicht s u c h e n, — man muß sie f i n d e n. Aber da greifen wir thöricht in die Zukunft und werden deßhalb mit der Nase auf die Gegenwart gestoßen; denn hier kommen Briefe zur Abwechslung."

Ein Kellner war aus dem Hause getreten und überreichte dem aufspringenden Ostorf ein großes Couvert. „Eine telegraphische Depesche!" rief dieser erregt.

„Thut nichts!“ sagte Bernau. „An diese schriftstellerischen Versuche im Lapidarstyl sollten wir schon gewöhnt seyn. Aber was hast du denn, Ostorf? Unangenehmes?“ —

„Dießmal ja. Mein Onkel Bodeck ist ernstlich erkrankt: er wünscht mich zu sehen — je eher je lieber.“

„Er hinterläßt dir das Majorat und, wenn ihr gut mit einander steht, vielleicht auch noch sein Allodialvermögen. Uebermorgen kannst du dort seyn — vorausgesetzt, daß du das Dampfboot nicht verfehlst und alle Anschlüsse stimmen.“

„Aber unsere Reise — und ich soll dich allein lassen!“ sagte Ostorf noch halb unschlüssig.

„Geschäfte gehen Allem vor. Wir nehmen gleich Extrapost — bis Portsmouth begleit' ich dich jedenfalls. Dann reis' ich allein weiter nach Schottland und Irland und bezeichne dir einige Haltpunkte, damit du mich treffen kannst, wenn der alte Herr seine Reise in die Ewigkeit noch aufschieben sollte, wie ich das von Herzen wünschen will — oder ich besuche dich auf der Rückreise in deinem Burgfrieden. Hoffen wir denn das Beste, indeß wir uns bereiten, auf das Schlimmste gefaßt zu seyn.“

II.

„An des Rheines kühlem Strande.“

Das Schloß des Freiherrn von Bodeck lag unfern Bingen auf mäßiger Anhöhe. Es war keine durch das Vielseitige der Unregelmäßigkeit malerische Ritterburg, sondern ein geräumiges Landhaus im französischen Styl, wie ihn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Jeder einhielt, sofern er einen Werth darauf legte, für geschmackvoll zu gelten. Ueber zwei Stockwerken erhob sich das Schieferdach mit den hohen Mansardfenstern, und die Mitte des ganzen Baus trat in leichtgeschwungener Linie etwas vor und unterbrach mit den höheren Balkonthüren in gefälliger Weise die Gleichmäßigkeit der schmucklosen Fensterreihen. Dem Erdgeschoß entlang lief eine gemauerte Terrasse, von welcher man weit hinaus das gesegnete Gelände und den breiten Strom überschaute, der in der Entfernung einer halben Stunde ruhig dahinzog und Schiff auf Schiff dem Auge vorübergleiten ließ. Am Fuße der Terrasse befanden sich die geräumigen Treibhäuser in dem mit Taxuswänden verzierten Garten.

Auf der dem Strom abgekehrten Seite lagen die Wirthschaftsgebäude, den innern Hof begrenzend, und an diese schloß sich fast unmittelbar ein nicht allzu ausgedehnter Park, den der gegenwärtige Besitzer erst geschaffen, worin er die Mehrzahl der Bäume selbst gepflanzt, ihr Wachsthum mit Liebe gehegt und gepflegt hatte. Und sie lohnten ihm die Sorgfalt, denn längst schon breiteten sie ihre Kronen aus, ihm Schatten zu gewähren, wenn der bald neunzigjährige Freiherr unter ihnen wandelte, auf den Lippen ein befriedigtes Lächeln über die Schöpfung seiner Jugend.

Diese Jugend war in eine Zeit gefallen, wo die gute deutsche Sitte der ausländischen Convenienz hatte weichen müssen, wo man der religiösen Erziehung keine besondere Aufmerksamkeit widmete und eher zum Indifferentismus für das Leben den Grund legte. So fühlte sich denn auch der alte Herr von Zweifeln in seinem Glauben nicht gequält; aber er war wenigstens einer werkthätigen Religionsübung insofern stets beflissen gewesen, als er sein langes Leben hindurch, anregend und ausführend, nach allen Richtungen hin des Guten viel gewirkt hatte. Unverschuldete Noth durfte seiner bereitwilligen Unterstützung gewiß seyn; in allem Gemeinnützigen ging er mit Rath und That voran; jede neue Erfindung weckte seine Theilnahme noch im hohen Alter; er prüfte sie alsbald praktisch und ersparte dadurch minder Bemittelten das Lehrgeld. So genoß denn der Freiherr von Bodeck in weitem Umkreise der allgemeinen Liebe und Verehrung.

Er hatte sich früh verheirathet, mehr dem Wunsche des Vaters als einer eigenen entschiedenen Neigung folgend, die er auch, aller Sentimentalität von jeher fern, zu einer glücklichen Ehe nicht für erforderlich hielt: war ihm doch die Frau, welche er erwählt, fünfzig Jahre hindurch eine treue Lebensgefährtin gewesen, welche heitere und düstere Stunden redlich mit ihm theilte. Denn auch die düstern waren nicht ausgeblieben, als drei Kinder im blühenden Alter dahinstarben, als die Mutter spät ihnen folgte, und der Freiherr nun am Ende seiner Tage ganz allein stand, mit der Aussicht, seinen Besitz, den eine lange Liebe emporgebracht hatte, nicht den eigenen Nachkommen, sondern seinem Neffen als Majoratserben zu hinterlassen.

Krankheit hatte sein kräftiger Körper nie gekannt, und nachdem das achte Jahrzehnt bereits überschritten war, ging er noch frühzeitig an jedem Morgen bei den Arbeitern im Garten und Wald umher, dem Aussehen nach ein rüstiger Sechziger, anordnend, rathend, ermunternd. Auch beim Beginn des letzten Frühlings, welcher schon in der ersten Hälfte des Märzmonats alle Knospen gesprengt hatte, war er mit gewohnter Frische umhergewandert; als aber dann ein rascher Umschlag eintrat und der Winter noch einmal die Herrschaft gewann, da spürte er ein plötzliches Abnehmen

seiner Kräfte und sah sich bald dauernd an das Zimmer gefesselt.

Um diese Zeit erfuhr er, daß eine elternlose entfernte Verwandte, die sich als Gesellschafterin einen Wirkungskreis geschaffen hatte, wieder allein stehe. Sie war die Letzte, welche außer ihm den Namen Bodeck trug, und seine längstgehegte Absicht, für sie zu sorgen, hatte er nur aus dem Grunde bisher aufgeschoben, weil er es als unschätzbaren Gewinn für das ganze Leben erachtete, wenn eine junge Dame lerne auf eigenen Füßen stehen und sich selbst eine Stellung begründen. Jetzt aber bedurfte es bei dem Freiherrn keiner langen Ueberlegung, daß er ihr schrieb:

„Ich bin nicht sicher, liebes Fräulein, ob Sie noch eine Erinnerung an den alten Vetter haben, der Sie schon einmal als Kind in Ihrem elterlichen Hause auf den Arm genommen hat, wo Sie ihm den Jabot zerzausten, und der durch gegenwärtiges Schreiben die Frage an Sie richtet, ob Sie sich wohl entschließen könnten, seine freilich recht einsame Häuslichkeit als die Ihrige anzusehen und damit denn gleichzeitig in trübe Tage etwas Heiterkeit zu bringen? Was ich all mein Leben lang nicht gekonnt habe, das muß ich alter Mensch im nunmehrigen sechsundachtzigsten Jahre noch lernen: nämlich, still im Zimmer zu sitzen. Und da sehen Sie denn nun recht augenfällig, wie man auf der Welt doch niemals völlig auslernt; allein, was Sie wenigstens durch die Erfahrung noch nicht geprüft haben können, das ist, daß man auf seine alten Tage recht beschwerlich nachholt, was man vordem in der Jugendzeit verabsäumt hat. Ich empfinde nun wohl, daß es ein starkes Zumuthen an die lustige Jugend stellen heißt, wenn sie dem griesgrämigen Alter die wenigen nur noch übrigen Lebensstunden herumbringen helfen soll. Indessen, ich bin wahrlich nicht so schlimm, das werden Sie sehen, wenn Sie kommen wollten, und ein gutes Werk thun Sie dann auch — und für die Damen hat ja das Opferbringen seine besondern Reize.

Ihr Ihnen ergebenster Vetter
Werner Freiherr von Bodeck."

Die Empfängerin dieses Briefes bedurfte keiner langen Ueberlegung. Kaum eine andere Stellung ist so geeignet, den Charakter einer jungen Dame auszubilden, als die der Gesellschafterin. Sie soll Dienstleistungen übernehmen und doch nicht Dienerin seyn; sie soll zur Gesellschaft gehören und sich doch nicht dazu zählen. Wird sie von ferner Stehenden bevorzugt, so trägt ihr das Zurücksetzung von den Nächststehenden ein, damit sie sich nicht überhebe. Nur zur Vertheidigung und Abwehr sind ihr Waffen bewilligt, nicht zum Angriff. Jede Regel für ihr Verhalten wird durch Ausnahmen überwuchert — und so bleibt Zartgefühl das einzige feststehende Gesetz. Wen die Erfahrung das Alles richtig vereinigen lehrt, dessen Charakter gewinnt Entschlossenheit — aber auch Verschlossenheit. Das war bei Margarethe Bodeck der Fall gewesen.

Auf den Brief reiste sie sofort ab, und der alte Herr staunte, als er eine vollendete Schönheit sein Haus betreten sah, bei der sich zu jugendlicher Anmuth ein reiches Wissen gesellte. Sie unterhielt ihn durch ihre anspruchslosen Erzählungen; sie las ihm vor aus den Zeitungen und aus neuerschienenen Schriften, weil noch immer sein volles Interesse der Gegenwart zugewandt war; aber besonders erfreute sie ihn, wenn ihr feiner Takt das Gespräch auf seine Lieblingsgegenstände zu lenken und durch verständig eingehende Fragen ihn länger bei denselben zu fesseln wußte; denn es bleibt ja dem Menschen in frühen wie in späten Jahren eigen, daß er so gern belehrt, wo er Lernbegierige sich gegenübersieht, oder wenigstens zu sehen glaubt.

Der alte Herr lebte noch einmal auf in Frische und Frohsinn, er hoffte, daß ihm manches fernere Jahr ungetrübter Gesundheit beschieden seyn werde — da zog ihm der erste Spaziergang in freier Luft eine tiefe Ohnmacht zu, aus der er körperlich völlig abgespannt erwachte; und dieß war die Veranlassung zu dem Telegramm, welches seinen Neffen Ostorf auf der Insel Wight erreichte. Auch jetzt erholte er sich über Erwarten rasch; allein es blieb ihm das Gefühl, daß nun das Ende seiner Tage nicht mehr fern sey. Er sprach sich klar und ruhig darüber aus, denn der Tod hatte für ihn nichts Schreckliches; erfüllte ihn doch der Gedanke, seine Pflicht gethan zu haben. Nur die Zukunft seiner jungen Schutzbefohlenen, welche dann wieder allein in der Welt stehen würde, beschäftigte ihn ernstlich und unausgesetzt.

An einem warmen Sommernachmittage saßen die Beiden zusammen auf der Terrasse vor dem Hause. Der Freiherr sog voll Behagen die Luft ein und ließ das immer noch glänzende Auge weit hinausschweifen über die Flur und den Strom, dessen Krümmungen eben ein rastloser Eisenbahnzug sich entlang schmiegte.

„Ich bliebe gern noch eine Weile auf dieser schönen Welt, wenn's anginge," sagte er lächelnd; „aber man muß nicht unbescheiden seyn. Der liebe Gott hat es wahrlich gut mit mir gemeint, das dank' ich ihm von Herzen; und nun wird es eben Zeit, Platz zu machen für die, so nach uns kommen. Geben Sie Acht, liebes Kind, ich werde einmal sans adieu gehen, um recht wenig Lärm und Unruhe zu machen durch meinen Aufbruch."

„Schon wieder die trüben Gedanken!“ versetzte Margarethe. „Können Sie denn diesen den Zutritt nicht verweigern, lieber Onkel?“

„Beileibe nicht, mein Kind. Man hat sein Lebtag mit allerhand Gesellen zu verkehren und muß jeden zu nehmen suchen, wie er nun eben ist. Mit den Gedanken steht es aber ebenso, und das wäre mir ein rechter Held, der sich vor ihnen fürchten wollte. Sie sind auch gar nicht trübe, soweit sie mich angehen. Ich habe mir Freund Hain, den Allerweltsmann, niemals als Kopfabschneider mit der Sense vorstellen können: vor meinem Auge steht er immer als der freundliche Bursche mit der umgekehrten Fackel, wie ihn die Alten sich dachten — und das waren gar sehr kluge Leute. Aber mit Ihnen, liebe Margarethe, möcht' ich noch ein Wörtlein reden von wegen der Zukunft, wo mir Schweigen auferlegt seyn wird — wenn Sie mich ein Weilchen ruhig anhören wollten.“ — „Ich will mir jedes Ihrer Worte in's Herz schreiben!“

„Ah, Sie meinen, ich sey so ein alter Polonius, der Sie mit Lebensweisheit zu füttern gedächte? Nein, das sey ferne von mir, liebes Kind; denn deren besitzen Sie wahrlich einen solchen Vorrath, daß ich nur Eulen nach Athen tragen würde. Dieses mal ist von etwas Anderem die Rede, und ich muß nur gleich mit der Thür in's Haus fallen. Sie haben das große Opfer gebracht, mir altem Manne, der schon mit einem Fuß im Grabe steht, die letzten Lebenstage zu erheitern“ —

„Aber, lieber Oheim“ — „Lassen Sie nur die Einreden, damit ich ausreden kann: es ist doch einmal so. Wie ich Ihnen für alle Ihre freundliche Sorge dankbar bin, das wissen Sie schon. Aber ich habe dadurch auch eine Pflicht überkommen. Wenn ich nicht mehr bin, dann müssen Sie völlig unabhängig seyn, das ist in der Ordnung. Ueber meinen Grundbesitz kann ich nicht verfügen, der bildet das Majorat; aber mein sonstiges Vermögen gehört mir allein, und das wird Ihnen gehören. Die Bestimmungen sind schon in richtiger Form getroffen.“

„Lieber Oheim, Sie beschämen mich tief.“ — „Still, still, mein Kind! Von Beschämen ist gar keine Rede: ich stelle nur vor Allem Ihre Zukunft sicher, das ist eben meine Pflicht, und ich freue mich, daß ich im Stande bin, sie zu erfüllen. Gern hätt' ich Ihnen auch noch den bleibenden Aufenthalt in diesem Hause zugesichert; allein darüber kann nur der künftige Majoratsherr entscheiden. Sie kennen meinen Neffen, den Adolph Ostorf nicht?“ — „Ich habe den Baron niemals gesehen.“

„Ein braver Junge, das kann ich sagen, und darf sich sehen lassen. Als Student hat er ein bischen flott gelebt, — nun, das ist immer besser als das Gegentheil, und dafür war er auch Senior in seinem Corps und der beste Schläger in Heidelberg. Der Herr Papa liebte, ihn streng zu halten — es hat eben Jeder seine Ansichten, und man kann nicht alle Menschen über Einen Leisten schlagen. Der alte Oheim mußte aber dann jezuweilen einen Riß im Geldbeutel des jungen Herrn flicken. Später ist der Adolph ein ganz solider Mensch geworden. Er war zum Juristen bestimmt und hat alle seine Prüfungen rühmlich bestanden; nun, mich würd' es auch nicht bekümmert haben, wenn das weniger gut gegangen wäre, ich weiß ja, was an ihm ist. — Als endlich all das aus dem Wege geräumt war, und der Adolph inzwischen seinen Vater verloren hatte, da hab' ich ihn auf Reisen geschickt, und ich fürchte nur, unsere telegraphische Einladung macht ihm nun einen rechten Querstrich. Wann sandten Sie doch dieselbe zur Station?“ — „Am Montag, lieber Oheim.“

„Und heute schreiben wir Freitag, nicht wahr? Ganz recht, da liegt ja die Zeitung. Nun, es ist um die Telegraphen eine gar schöne Einrichtung, aber man kann nicht wissen, wo er gerade herumstrich, und ob die Depesche sobald in seine Hände gelangte; — sonst dürften wir ihn immerhin erwarten. Lieb ist mir's doch, daß ich sie absenden ließ: ich bin ruhiger dadurch geworden, als wenn ich mir so alle Tage ausrechnete, wie viele Wochen noch vergehen müßten, bis er zurück seyn könnte. Ich sehe ihn noch, das weiß ich ganz gewiß; aber dann wird auch Eile noth seyn, daß ich mein Haus bestelle.“

Margarethe hatte eine Weile in die Ferne geblickt, wo sie auf der Chaussée, die sich wie ein weißes Band durch die Felder und Weingärten schlang, einen Wagen daherkommen sah. Jetzt bog derselbe von der Landstraße in den Seitenweg ein, welcher zum Schloß führte. Das Fräulein wandte sich an den alten Herrn: „Wir erhalten Besuch, lieber Oheim. Eine Calesche fährt so eben den Hügel hinauf.“ — „Eigene Pferde oder Post?“ — „Ich unterscheide deutlich einen Postillon.“ — „Das ist Adolph — ich täusche mich nicht.“

Die ziemlich steile Steigung veranlaßte den Postillon im Schritt zu fahren, und er benützte das, um sein Horn loszuwickeln und einen fröhlichen Marsch erschallen zu lassen. Die getragenen Töne drangen deutlich herauf zu dem Platze, wo die Beiden saßen.

Der Freiherr lauschte entzückt diesen Klängen, welche manche Erinnerung in ihm wecken mochten an die Zeit, als er noch selbst so fröhlich durch die Welt fuhr. Jetzt mußte der Reisende im Wagen die Beiden

auf der Terrasse erkannt haben: er winkte ihnen mit dem Taschentuch Grüße zu.

„Es ist Adolph — ich wußt' es ja!" wiederholte der alte Herr, mehr zu sich selbst als zu Margarethen redend, während ein befriedigtes Lächeln über seine Züge glitt.

Wenige Minuten später rasselte der Wagen auf dem Pflaster des innern Hofes, und Adoph Ostorf lag in den Armen seines alten Oheims, der ihn mit den Worten begrüßte: „Dank, mein Junge, daß du nicht zu spät gekommen bist!"

(Fortsetzung folgt.)

Englische Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Elwes vertrat Berkshire im Parlamente fast siebzehn Jahre lang und erlebte noch das Auftreten des jüngeren Pitt. Er sagte von diesem: „kein Minister habe besser als er den englischen Reichthum vertreten; es seyen Pfund, Schilling und Pence in allem, was er sage." Auch meinte er, wenn es jemanden gebe, der ihm sein Geld abschwatzen könne, so sey es der junge Pitt, eine Bemerkung, die, von Elwes kommend, ein schlagendes Zeugniß mehr liefert für die glänzende Ueberredungskunst des berühmten Gründers der englischen Nationalschuld. Doch Elwes parlamentarische Laufbahn war ihrem Ende nahe. Bei der Wahl eines neuen Parlaments im Jahre 1785 trat ein rivaler Candidat gegen ihn auf und die Kosten einer bestrittenen Wahl fürchtend, entsagte Elwes ohne Kampf dem so lange innegehabten Sitze. Er hatte eben sein fünfundsiebzigstes Jahr vollendet und war trotz hohen Alters und filziger Lebensart noch immer bei kräftiger Gesundheit. Sein Vermögen hatte sich, ungeachtet der oben erwähnten großen Verluste, beträchtlich vermehrt; man wollte wissen, es belaufe sich Alles in Allem auf etwa achthunderttausend Pfund.

Aber sein Geiz hatte in demselben Maße zugenommen und kam, als die herrschende Leidenschaft seines Lebens, bei dem Greise nur in immer schrofferen, groteskeren Formen zur Erscheinung. Nachdem er seinen Sitz im Parlamente aufgegeben, wünschte er sein Landhaus in Suffolk zu besuchen, zögerte jedoch lange, weil er über die Mittel dazu nicht mit sich einig werden konnte. Seine alten Diener waren todt, er hatte niemand, ihn zu begleiten, und fühlte sich nicht mehr im Stande, einen Ritt von sechzig bis siebzig englischen Meilen mit ein paar harten Eiern in der Tasche zu unternehmen. Endlich wurde ihm von einem Mann aus derselben Gegend ein freier Sitz in dessen Wagen angeboten, den er mit Dank acceptirte. Sein Landhaus war halb verfallen; nichts desto weniger klagte er über die Summen, die er für unnütze Möbeln verschleudert, und trug seine Knauserei in so widerwärtiger Weise zur Schau, daß er die mitleidige Verachtung seiner ganzen Umgebung erregte. Oft sah man ihn, in beinahe zerlumptem Anzuge, mit bunter wollener Mütze auf dem Kopf, während seiner einsamen Wanderungen auf die Felder seiner Pächter gehen, um die zurückgebliebenen Aehren einzusammeln, oder am Wege Reisholz für sein Feuer auflesen. Ein anderesmal fand man ihn bemüht, ein altes Krähennest zu zerstören, und er erwiederte auf die Frage, was ihn dazu veranlasse: „O Sir, es ist wahrhaftig eine Schande, wie diese Thiere ihre Nester bauen; seht nur, was für eine Verschwendung!" Wenn er ausritt, hielt er seine Pferde, um die Hufeisen zu schonen, auf weichem Rasengrund, bemerkend, den Pferden sey nichts angenehmer als der weiche Rasen. Besuchte ihn jemand, so schlich er in den Stall, um das Heu fortzunehmen, welches der Stalljunge dem Pferde des Fremden in die Krippe gelegt. Dabei gönnte er sich kaum die nothwendigsten Subsistenzmittel. Um nicht vom Fleischer kaufen zu müssen, ließ er ein Schaf schlachten und aß davon, bis es aufgezehrt war. Dann wurde in den Teichen gefischt, oder Wild auf seinem Lande geschossen, das wiederum bis zur Fäulniß genossen werden mußte, ehe er eine neue Füllung seiner Vorrathskammer zugab. Eines Tages dinirte er mit einem durch eine Ratte aus dem Fluß gezogenen Wasserhuhn. An einem andern Tage aß er den unverdauten Rest eines Hechtes, den

ein anderer größerer verschluckt hatte. „Ja, ja," bemerkte er dabei mit befriedigtem Ausdruck, „das heißt zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen."

Einsam, nur mit leidenschaftlichen Sorgen um Geldersparnisse beschäftigt, brachte Elwes so die Winter- und Frühlingsmonate des Jahres 1786 auf seinem Landsitze in Suffolk zu. Zu Anfang des Sommers begab er sich nach seinem am Saume von Epping Forest gelegenen Gute in Essex. Hier wurde er krank und lag, da er nicht einmal einen Diener bei sich hatte, vierzehn Tage lang fast völlig sich selbst überlassen, von niemanden besucht als von einem alten Pächter und dessen Frau. Seine kräftige Constitution trug noch einmal den Sieg davon; allein die Krankheit hatte ihn doch tief genug erschüttert, um ihm den Gedanken aufzudrängen, daß es Zeit sey, sein Testament zu machen. Geizhälse entschließen sich zu diesem Akte, wegen der davon unzertrennlichen Kosten, gemeinhin nur im äußersten Nothfalle. Bei Elwes wirkte vor Allem der Gedanke an seine Söhne mit, die, als illegitime Sprößlinge, keine Ansprüche auf sein Vermögen hatten, falls er ohne Testament sterben sollte. Er hatte diese Söhne auf seinen Gütern aufwachsen lassen, ohne sich viel um ihre Erziehung zu kümmern. „Ihnen Dinge in den Kopf zu setzen," bemerkte er mit Beziehung darauf, „hieße, ihnen Geld aus der Tasche nehmen." Als sie erwachsen waren, führte er sie in die Londoner Gesellschaft ein und verschaffte ihnen Offiziersstellen in der Armee. Außerdem bewirthschafteten sie abwechselnd seine Güter, und so weit das Gefühl natürlicher Zusammengehörigkeit mit der wesentlich egoistischen Natur des Geizhalses verträglich war, hatte es zwischen Elwes und seinen Söhnen im Laufe der Jahre fortbestanden, bis jene Krankheit ihn an die letzte Pflicht des Vaters mahnte. Im August 1786 ging er also nach London, nahm einen Advokaten und theilte sein ungeheures Vermögen gleichmäßig zwischen seinen männlichen Nachkommen. Da er bald nachher fühlte, daß sein gutes Gedächtniß ihn verlasse, übertrug er auch die Verwaltung seines Vermögens seinem Advokaten. Er stellte bei dieser Veranlassung einen Wechsel für zwanzig Pfund auf seinen Bankier aus, wurde indeß, nachdem dieß geschehen, von Zweifeln befallen, ob sein noch ausstehender Credit einer so großen Summe gleichkomme. Unruhig ging er, mit diesem Gedanken beschäftigt, einen Theil der Nacht in seinem Zimmer auf und ab, eilte früh Morgens zu seinen Bankiers und entschuldigte sich wegen des von ihm gemachten Versehens. Man versicherte ihn, es bedürfe durchaus keiner Entschuldigung; die Rechnungsbücher erwiesen eine Summe von 14,700 Pfund zu seinen Gunsten.

Mehr und mehr wurden nun die Schwächen des Alters bei ihm bemerklich. Er fing an von Gicht zu leiden; sein Gedächtniß wurde von Tage zu Tage schwächer, sein Gesichtskreis enger, sein Wesen ängstlicher. Der Sorge um die große Masse seines Vermögens entladen, begann er um die wenigen Guineen zu sorgen, die er bei sich führte. Er versteckte dieselben bald hier bald dort und ging häufig an seine Verstecke, um zu sehen, ob alles in Ordnung. Zuweilen, wenn er eines dieses Verstecke vergessen, war er Tage lang unglücklich. Oefters erhob er sich mitten in der Nacht, um sich von der Sicherheit seines Geldes zu überzeugen, und die Schlupfwinkel zu untersuchen, die er während des Tages übersehen. Auf's hartnäckigste sträubte er sich, trotz seiner Leiden, gegen den Gedanken, ärztlichen Beistand zu suchen. Er meinte, das beste Heilmittel sey, viel spazieren zu gehen, und zwar so weit und so schnell als möglich. In seinem Eifer verlor er sich dann, das Labyrinth der Londoner Straßen durchwandernd, in ihm unbekannte Distrikte, und wurde nicht selten von Laufjungen oder Fremden, die er um den Weg befragt, nach Hause gebracht. Von Zeit zu Zeit besuchte er noch seine Güter, zog aber den Aufenthalt in London vor.

Er wohnte hier, von einer Magd bedient, wie ehemals in einem seiner leer stehenden Häuser und füllte seine Muße damit aus, die Reparaturen zu beaufsichtigen, welche gelegentlich in den andern Häusern vorgenommen wurden. Mußte einmal etwas gethan werden, so sollte es wenigstens mit möglichster Schnelle geschehen. So bald der Tag graute, stand er auf und erreichte den Bauplatz meist schon vor den Arbeitern. Auf der Thürstufe sitzend erwartete er ihre Ankunft und schalt sie, sobald sie kamen, wegen ihrer Nachlässigkeit. Dann lief er den ganzen Morgen treppauf, treppab, um sich zu überzeugen, daß niemand müssig sey. Die Arbeiter gaben ihm daher den Beinamen des „alten Zimmermanns." Auch in seinem Verlangen, die Leute von seiner Armuth zu überzeugen, blieb er sich gleich. „Bedenkt nur," bemerkte er einmal klagend gegen einen seiner Bauunternehmer, „in was für einer traurigen Lage ich mich befinde. Was für ein Haus ich bewohne, seht Ihr, und hier diese fünf Guineen sind augenblicklich mein ganzer Besitz. Wie ich damit fortkommen soll, verursacht mir das größte Kopfbrechen. Ihr hieltet mich ohne Zweifel für reich; nun seht Ihr, wie es in Wahrheit damit steht." War er zu Hause, so saß er meist bei seiner Magd in der Küche. Es heißt, daß er nahe daran war, diese Magd zu heirathen, als sein Vorhaben durch seine Verwandten entdeckt und vereitelt wurde.

Mehr als zwei Jahre waren auf solche Art verflossen, der Frühling des Jahres 1789 war angebrochen, als sein immer schlechter werdendes Befinden seinen in Berkshire verheiratheten Sohn bewog, ihn zu sich einzuladen, wo er die Pflege seiner Kinder und mehr häuslichen Comfort genießen könnte. Elwes war nicht unabgeneigt, dieser Einladung zu folgen; aber die Kosten der Reise und der Mangel an anständiger Kleidung standen im Wege. Erst nachdem beide Hindernisse durch Aushülfe des Sohnes beseitigt waren, entschloß er sich zur Reise. Er nahm mit sich fünf und eine halbe Guinee in Gold und eine halbe Krone in Silber. Die rücksichtsvollste Pflege seitens seiner Verwandten war unvermögend ihn von dem Sinnen und Trachten nach diesem Schatze abzulenken. Sein Hauptvergnügen bestand darin, seine Guineen umherzutragen, sie zu verstecken, sie wieder zu holen, sie zu betrachten. Er aß übrigens mit gutem Appetit und machte noch zwei Wochen vor seinem Tode einen Spaziergang von zwölf englischen Meilen. Bald nachher wurde er von fieberhafter Unruhe ergriffen. Man hörte ihn Nachts in seinem Schlafzimmer auf- und abwandern, unverständliche Worte murmelnd, dann wieder zu Bette gehen, wieder aufstehen und mit krampfhafter Hast nach seinem Gelde suchen. Zuletzt schlief er in seinen Kleidern, die Schuhe an den Füßen, den Stock in der Hand. Gedächtniß und Besinnung verließen ihn; er verweigerte zu essen und starb zu Ende November 1789, gegen seinen Sohn äußernd: „er hoffe, er habe ihm hinterlassen, was er wünsche."

So lebte und starb der Geizhals John Elwes, und man sollte meinen, indem man seine lange Laufbahn überblickt, alle phantastischen Eigenthümlichkeiten seiner Race könnten an keiner wunderlicheren Charakterfigur zur Erscheinung kommen als an der seinen; auch hat man ihn nicht mit Unrecht als den König der englischen Geizhälse bezeichnet. Dennoch ist er nichts als ein merkwürdiges Specimen; ja man braucht die Gesellschaftsklasse, der er angehörte, nicht zu verlassen, um Persönlichkeiten zu begegnen, deren Natur der des Elwes in nichts anderem gleicht als in der Unterwerfung unter dieselbe Leidenschaft, nach allen andern Richtungen aber in fremden Farben schillert. Ein solcher Geizhals auf eigene Faust war zum Beispiel der bekannte Oberst Thornton, ein Landedelmann aus Yorkshire. Derselbe besaß außer Gütern in der genannten Grafschaft einen Landsitz in Devonshire und ein Haus in London, und zeichnete sich während der ersten Hälfte seines Lebens durch seine leidenschaftliche Liebe zum Sport, und zwar besonders zu derjenigen Branche des Sport aus, welche „the Turf" genannt wird. Von seinen Abenteuern auf diesem Gebiete munkelte man viel seltsame Geschichten. Das größte Aufsehen erregte ein Pferderennen in York, bei dem Thorntons Frau sich als wettrennende Amazone hervorthat, während Thornton selbst, mit einigen Patronen des „Turf" wegen eben dieses Rennens in Streit gerathend, mit Peitschenhieben regalirt wurde. Reichthum und sociale Stellung öffneten ihm wie Elwes den Zutritt in die Kreise der sogenannten guten Gesellschaft; während jedoch Elwes wegen seiner feinen Manieren wohl gelitten war, vereinigte Thornton mit den Charakterzügen des Geizhalses die des lärmenden Renommisten, des lügnerisch prahlenden Münchhausen, ein Umstand, wodurch er mehr die Verachtung und den Unwillen als das bedauernde Mitleid seiner Umgebung auf sich zog.

Eines seiner bekanntesten Manöver war, wenn fremder Wein ihn in heitere Stimmung versetzt hatte, alle Anwesenden zum Diner einzuladen, um Wein zu kosten, von dem er behauptete, daß er fabelhafte Summen dafür verausgabt. Die Zeit wurde festgesetzt und er bat die Versammelten, an den Koch zu denken und sich pünktlich einzufinden. Den Tag vor der verabredeten Zusammenkunft erhielten die Eingeladenen Briefe mit der Nachricht, daß dieser oder jener Freund oder Verwandte plötzlich krank geworden oder gestorben, oder sonst eine unerwartete Störung eingetreten sey, welche das Aufschieben des Diners unerläßlich mache. Und bei dem Aufschieben blieb es dann sine die. Bei andern Gelegenheiten schickte er, in der Weise großer Herren, Wild und Geflügel, das auf seinen Gütern geschossen worden, als Geschenk an seine Londoner Freunde. Die besten Stücke hatte er vorher für sich ausgesucht, und da der Transport ihm ein paar Schillinge kostete, beauftragte er dem Ueberbringer, um die Rückerstattung des Transportbetrages zu bitten, den er selbst zu einer unverhältnißmäßigen Summe berechnete und auf einem Zettel dem Geschenk beifügte. Auf diese Weise deckte er nicht allein seine eigenen Kosten, sondern erfreute sich eines Ueberschusses. Mitunter geschah es auch, daß er sich bei einem der Freunde zu Gaste lud, denen er Tags zuvor sein Geschenk übersendet hatte.

Von jeher ebenso renommistisch als filzig, wurde Thornton dieß immer mehr, als er bei vorgerücktem Alter den Scenen seiner früheren Heldenthaten ferner und ferner trat. Hatte er irgend eine unglaubliche Geschichte erzählt und jemand bemerkte darauf: „Nun wahrhaftig, Oberst, das ist äußerst merkwürdig," so erwiderte er: „Merkwürdig, Sir? Ich weiß, daß es merkwürdig ist. Ich will einen Eid darauf schwören,

daß ich einer der merkwürdigsten Leute bin, die Gott geschaffen hat." Als jemand vor seinem Hause vom Pferde geworfen wurde und einer von der Gesellschaft ausrief: „Da hat er einen zerbrochenen Schädel!" zuckte er die Achseln und sagte: „Ich, Sir, bin der einzige Mann in Europa, dessen Schädel zerbrochen war und der nachher noch am Leben blieb. Ich jagte auf meinem Gute in Yorkshire, als meine Stute mich zu Boden warf und ich, den Kopf voran, gegen eine Sense geschleudert wurde, die auf der Erde lag. Als man mich aufnahm, fand man meinen Kopf wörtlich in zwei Hälften gespalten und wie ein paar Epauletten auf meinen Schultern liegen; das nenne ich einen zerbrochenen Schädel, Sir."

Thornton erreichte, wie die meisten Geizhälse, ein hohes Alter. Er starb in Paris, fast achtzig Jahre alt, und noch auf dem Todtenbett erfand er Münchhausensche Geschichten. — Sein Vermögen vermachte er einer seiner früheren Maitressen, die ihn während seiner letzten Krankheit pflegte.

Wir wenden uns nun von der Gentry den mittleren Kreisen der Gesellschaft zu, und betrachten zuerst verwandte Erscheinungen aus einem Stande, den man sich vor allen übrigen als von dem Laster des Geizes frei vorstellen möchte: aus dem Stande der Geistlichkeit. Der Beispiele sind wenige; aber eben diese Seltenheit macht sie beachtenswerth und merkwürdig.

Wie bekannt, hat sich in der anglikanischen Kirche ein vollkommeneres Abbild der katholischen Hierarchie erhalten als in irgend einem andern reformirten Staate des Continents. Die englischen Prälaten, Erzbischöfe und Bischöfe bilden eine mächtige Aristokratie, mit ungeheuern Einkünften und einer Macht- und Würdestellung, welche der des weltlichen Adels gleichkommt. Viele Zwischenstufen führen dann zu einer ebenso auffallenden clericalen Beschränkung und Armuth nieder. Mit den zwanzigtausend Pfund betragenden fürstlichen Revenüen des Erzbischofs von Canterbury contrastiren die auf fünfzig Pfund beschränkten Jahreseinkünfte zahlreicher Vikare und Pfarrverweser; mit den bischöflichen Palästen die ländlichen, kaum vor Verfall bewahrten Hütten zahlloser ärmerer Brüder in Christo. Diesen tieferen Regionen der geistlichen Hierarchie gehören die zwei uns bekannten Geizhälse an, deren wir hier als Repräsentanten ihres Standes gedenken wollen.

Der eine, ein Reverend Mr. Jones, starb erst vor wenigen Jahren, achtzigjährig, nachdem er dreiundvierzig Jahre lang die Stelle eines Pfarrverwesers (curate) in Blewberry in Berkshire bekleidet hatte. Es brachte ihm diese Stelle nicht mehr als fünfzig Pfund jährlich ein; dennoch hinterließ er, als er starb, ein Vermögen von achtzehntausend Pfund. In früheren Jahren, ehe er nach Blewberry kam, so hieß es, hatte er gut gelebt und zu Anfang seiner Amtsführung ließ er sich gegen entsprechende Bezahlung speisen und begann corpulent zu werden. Allein lange dauerten diese „fetten Jahre" nicht. Sey es, daß er seine Ausgaben im Mißverhältniß zu seinen Einnahmen fand, sey es aus Furcht in Schulden zu gerathen, oder aus Angewöhnung nothgedrungener heimlicher Beschränkung, oder aus dem geheimnißvoll wachsenden Verlangen, das Wenige, das ihm beschieden, durch beharrliche Entsagung allmählig zu einem Schatze anzuhäufen — kurz, seine Corpulenz machte bald einer langen abgezehrten Figur Platz und der ehemalige Lebemann verknöcherte mehr und mehr zu dem vollendeten Geizhals. Eine Zeit lang hatte er sich im Hause bedienen lassen; nun aber entsagte er auch diesem Luxus und besorgte alle häuslichen Geschäfte selbst. Durch seine Hände ging sogar der größte Theil seiner Wäsche und öfter bat er in den Bauernhäusern um Nadel und Faden, um sich seine halb zerlumpten Kleider zusammenzuflicken.

In seinem Anzuge wie in seiner Lebensweise trug Mr. Jones die niedrigste bettelhafteste Armuth zur Schau. Derselbe Hut und Rock, worin er seine Pfarrverwesung antrat, diente ihm, wenn man den Erzählungen seiner Pfarrkinder Glauben schenken darf, während der vollen dreiundvierzig Jahre seiner Amtsführung und die Künste, welche er anwandte, um diese beiden Stücke vor gänzlichem Verfall zu bewahren, machte sie zu Wunderwerken des unermüdlich ausbessernden Erfindungsgeistes. So ersetzte er einst den abgetragenen Rand seines Hutes durch ingeniöse Benutzung einer mehr als gewöhnlich respektabeln Vogelscheuche, während sein Rock, nach mehrmaligem Kehren, durch wiederholtes Flicken endlich zu einer Jacke zusammenschrumpfte. Ein neuer Rock wurde nun zum Ausgehen unerläßlich; aber zu Hause setzte die Jacke nach wie vor ihre alten Dienste fort. Von Hemden hatte er aus früherer Zeit einen ansehnlichen Vorrath, erlaubte sich jedoch Jahre lang nur den Gebrauch eines einzigen und ließ dieses, aus Furcht vor vorschneller Abnutzung, nur alle zwei oder drei Monate waschen. Während es gewaschen wurde, ging er ohne Hemd. Sein Aufzug wurde zuletzt so grotesk, daß jedermann, der ihn nicht kannte, ihn als Bettler behandelte und nur der Zufall ihn vor mitleidig hingeworfenen Almosen schützte.

Seiner äußern Erscheinung entsprach sein häusliches Leben. Er kochte gewöhnlich nur einmal wöchentlich, am Sonntage, und kaufte für seinen Unterhalt nur dreierlei Dinge: Brod, Speck und Thee. Die

beiden ersten erklärte er für nothwendig, den letzteren für seinen einzigen Luxus. Im Winter genügte ihm ein zweipfündiger Laib Brod für die Woche; im Frühling und Sommer, wenn sein Garten Frucht trug, oder wenn er, was öfter geschah, bei seinen Pfarrkindern zu Gaste war, brauchte er weniger, so daß ihm mitunter die Befriedigung zu Theil wurde, in fünf Wochen mit vier Broden auszukommen. Sein Hauptgetränk war kaltes Wasser; seinen Thee genoß er stets schwach und ohne Zucker und Milch. Obgleich er gerne Bier trank, gab er doch während der dreiundvierzig Jahre seines Aufenthalts nicht mehr als sechs Pence dafür aus; nur wenn er es kostenfrei haben konnte, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Erntefesten, trank er reichlich, bis eine boshafte Bemerkung darüber, die ihm zu Ohren kam, ihn zu dem Gelübde gänzlicher Enthaltsamkeit veranlaßte, dem er während seines ganzen späteren Lebens treu blieb. Feuer, jene vorhöllische Seelenqual des Geizhalses, gestattete er sich nur zum Kochen und sammelte mühsam das dazu erforderliche Reisig aus seinem Garten, oder vom Kirchhofe, während die mit seiner Stelle verbundenen Gefälle seine Scheune mit Holz und Kohlen füllten. War es sehr kalt, so ging er zu einem Nachbar, wärmte sich an dessen Feuer und ging Abends früh zu Bette, meist ohne Licht, da er sich in dieser Hinsicht grundsätzlich auf die Reste der abgebrannten Kirchenlichter beschränkte. Kein lebendes Wesen, weder Hund noch Katze, leistete ihm Gesellschaft. So war er denn im Stande, seine gesammten Ausgaben mit weniger als drei Schillingen wöchentlich zu bestreiten, und da seine Stolgebühren diese Ausgaben überstiegen, seine ganze Jahreseinnahme bei Seite zu legen. Die Zinsen einer kleinen Erbschaft vermehrten diese Summe und aus den Zehnen wurden, indem er älter und älter wurde, die Tausende, die er, in Form englischer Staatspapiere, am Schlusse seines langen Lebens hinterließ.

Bei allem seinem Geiz war übrigens der Reverend Mr. Jones ein fleißiger Arbeiter in seinem Amte. Wenigstens der Form nach löste er, der treue Vasall des Mammon, das schwierige Problem, zweien Herren zu dienen, zur Befriedigung seiner Pfarrkinder. Die Zahl seiner geschriebenen Predigten belief sich auf mehr als Tausend und mancher meinte, sie würden in weiteren Kreisen Freunde finden. Aber der Verfasser, in diesem Punkte einem der Grundzüge geiziger Charaktere treu, fürchtete die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, abgesehen von den bei der Veröffentlichung von Büchern unvermeidlichen Ausgaben für Briefpapier und Postgeld, seiner Ansicht nach unüberwindlichen Hindernissen. Seine Predigten blieben daher ungedruckt und seine sonstigen Bemühungen um das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde erregten keinen Lärm in der großen Welt. Am meisten wurden seine Leichenpredigten bewundert und in allen gemeindlichen oder persönlichen Zwistigkeiten spielte er, so viel als möglich, den Friedensstifter und Versöhner. Auch war es bekannt, daß er, ungeachtet seiner bettelhaften Knauserei, regelmäßig beitrug zu der Bibelgesellschaft, der Missionsgesellschaft und der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden, während dieser und jener von Fällen wissen wollte, wo er Leidenden und Bedrängten mit freigebiger Hand in der Noth beigestanden.

Verlust des Gedächtnisses und allgemeiner Verfall seiner Kräfte zwangen ihn im Jahre 1824 zur Niederlegung seines Amtes. Der pathetisch bewegte Ton seiner Abschiedspredigt rührte viele seiner Zuhörer zu Thränen. Sein lebhafter Wunsch war, sein Leben in Blewberry zu beschließen; aber er mußte das Pastorenhaus verlassen und Niemand wollte ihn gratis bei sich aufnehmen. Unfähig sich von seinem Gelde zu trennen, schrieb er daher auf den Rath eines Freundes an seine Verwandten in Wales, von denen er mehr als fünfzig Jahre lang nichts gehört, und bat sie, ihm in seinem Alter ein Obdach zu gewähren, indem er mit Emphase bemerkte, „es verlange ihn, wie den Hirsch, da zu sterben, wo er geboren.“ Sein Wunsch wurde erfüllt und er vermachte sein ganzes Vermögen den Pflegern seines hohen Alters, in deren Mitte er starb.

Wenn der Einfluß ärmlich drückender Verhältnisse, der schreiende Contrast der geforderten Dienste und des gewährten Lohnes der seltsamen Laufbahn dieses Geizhalses wenigstens theilweise als Erklärungsgrund dienen kann, so fehlt uns jeder Schlüssel zu dem Leben und den Thaten eines andern clericalen Verehrers des Mammon, des Reverend Mr. Trueman aus Daventry. Derselbe nämlich besaß statt einer einzigen elenden Vikarei mehrere Pfarrstellen, mit einem Gesammteinkommen von etwa vierhundert Pfund, war wie Jones unverheirathet und hinterließ, als Denkmal seiner unermüdlich sammelnden Gier, ein Vermögen von fünfzigtausend Pfund Sterling. In seinem Charakter kam, als Gehülfe der Einen Alles absorbirenden Leidenschaft, einer der widerwärtigsten Züge des Geizhalses zum Vorschein, dem wir bei den bisher gezeichneten Porträts seiner Genossen noch nicht begegnet sind: der Zug der Dieberei. Der Reverend Mr. Jones war ein arger Filz, aber trotz alledem ein ehrlicher Mann. Der Reverend Mr. Trueman zeichnete sich durch nichts mehr aus als durch eine Art ehelicher Vereinigung der Gelüste des Geizhalses mit denen des Diebes. Man erzählt von ihm, daß er, seinen Pfarrkindern Besuche abstattend,

unterwegs deren Felder bestahl. Um das entwendete Gemüse zu kochen, erbettelte er dann von den Bestohlenen ein Stückchen Speck und schnitt, falls es unbemerkt geschehen konnte, von der herbeigeholten Speckseite mit seinem Taschenmesser ein zweites Stück ab. Dieses zweite Stück diente ihm dann zum Vorwand, an andern Orten neues Gemüse zu erbetteln. Ebenso erbettelte er sich Einladungen zu Besuchen in den Häusern wohlhabender Bauern. Nicht selten quartierte er sich auch ohne vorgängige Aufforderung ein, und es war bekannt, daß er während der Nacht von den Enden der Bettdecken Fäden abtrennte, die er zum Stopfen seiner zerlumpten Wäsche gebrauchte. Ein nicht weniger charakteristischer Zug in dem Leben des Reverend Mr. Trueman war, daß einst die Tochter eines Bauern sein mammonseliges Herz zur Liebe entzündete. Um die Gunst dieser Schönen zu gewinnen, schien ihm, er dürfe nicht mit leeren Händen kommen. Aber Geschenke kosteten damals wie heute Geld und ihn zur Trennung von den aufgehäuften Schätzen zu bewegen, war selbst Amor ohne Macht. Aber Mr. Trueman hatte Lebenserfahrung genug, die Qualen dieses unlösbar scheinenden Dilemmas zu enden, indem er zu einem seiner würdigen Entschlusse seine Zuflucht nahm. Er erinnerte sich, daß er einen Bruder in der Stadt habe, der mit Kleiderstoffen und Kurzwaaren Handel trieb. Diesen suchte er auf und stahl während seines Aufenthalts, mit gewohntem Geschick, ein Stück Band, das er nach seiner Rückkehr seiner Schönen zu Füßen legte. Nicht lange nachher entdeckte der bestohlene Bruder das vermißte Band, als er von eben jener Schönen, der Geliebten seines hochehrwürdigen Bruders, auf dem Markte Butter einhandelte. Die Geschichte schweigt darüber, ob in Folge dieser Entdeckung oder aus andern Gründen das Verhältniß der Liebenden ein Ende erreichte. Trueman starb in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, unverheirathet, ein alter verknöcherter Junggeselle, wie die meisten seiner Brüder in Mammon. Einer Bestimmung seines Testaments gemäß wurde er unter einer Laube in seinem Garten beerdigt.

Wir verlassen nun das Land, um in die Stadt zurückzukehren, und zwar zunächst zu einer Wanderung durch die Stadt aller englischen Städte und durch das commercielle Centrum dieser Stadt, die City von London. Es gilt allgemein für ausgemacht, daß der Hauptcharakter dieser Stadt ihr colossaler Materialismus ist, der gewaltige, leidenschaftliche Drang nach Gewinn und Anhäufung von Reichthum, jener nüchterne calculirende Geist, der den vagen Schöpfungen dichtender, philosophirender Träumer die greifbaren Realitäten des Lebens als höchste Güter entgegenhält und sich mit der triumphirenden Darstellung dessen brüstet, was der Engländer durch den Begriff matter-of-fact zu bezeichnen pflegt. Nichts desto weniger ist es kein Paradoxon, sondern das einfache Aussprechen einer Thatsache, wenn wir jener Ansicht gegenüber die Behauptung geltend machen, daß die sociale Geschichte dieser selben Stadt an der Fülle der seltsamsten Charaktergestalten, wie der romanhaftesten Begebenheiten die andern Städte der Welt vielleicht in eben dem Maße übertrifft, als sie hervorragt durch die Zahl ihrer Bevölkerung, durch die fabelhafte Größe ihrer räumlichen Ausdehnung. Vielleicht nirgends empfindet man mit unmittelbarerer Gewalt die Wahrheit des Shakespeareschen Ausspruchs, daß „die wirklichen Ereignisse seltsamer sind als die Dichtung;“ und nicht mit Unrecht hat man die bevorzugte Existenz der englischen Novellisten, innerhalb eines aus Romanstoffen gewobenen Lebens, vor dem Schicksal ihrer deutschen Genossen hervorgehoben, welche der Anblick einer kleinstädtisch einförmigen, ereignißlosen Umgebung beengt und beschränkt. Wir erinnern hier nur im Vorübergehen an diese Eigenthümlichkeit Londons, und wenden, andere Seltsamkeiten und Sonderlinge bei Seite lassend, unsere Aufmerksamkeit auf die innerhalb der Kreise der Londoner City bekannt gewordenen Geizhälse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Accademia Poliglotta im Collegium de propaganda fide.

Unter den großartigen und glänzenden Festen, die das Kirchenjahr in Rom vor der Fremden Augen vorüberführt, war für mich das großartigste und interessanteste das Sprachenfest im Collegium der Propaganda, welches am Dreikönigstage gehalten wird.

Das Collegium der Propaganda ist einer der merkwürdigsten Denksteine, die sich die nachtridentinische Staatsdoctrin des römischen Stuhles gesetzt hat. Die Großheit und Eigenart der päpstlichen Theokratie verwirklicht sich in diesem Institute am gewaltigsten und am universalsten. Was liegt ihm anders zu Grunde, als der erweiterte, auf den ganzen Erdkreis angewendete Gedanke des Ignatius von Loyola, da er für Deutschland das Collegium germanicum gründete? Im Herzen Deutschlands selbst, das wußte er, mußte das Kriegsheer angeworben werden, das die ketzerisch gewordenen Gauen dem Papste zurückerobern, die Unglaubigen wieder unter den Krummstab von St. Peter drücken sollte. So gründete er jenen Staat von Leichnamen, die lebendiger sich rührten, als je Lebendige, jenes Priesterthum, dem trotz aller ascetischen Uebungen kein Gewerbe zu weltlich, keine Anschauung zu frivol, keine Gewaltthat zu kühn und grausam war, um sich nicht darin zu versuchen, und das dabei fester und unbeirrter seinen geistlichen Zwecken zuschritt als je ein anderes. Das war die seltsame Armee Loyolas, überall und nirgends, aus Jung und Alt, Niedrig und Vornehm, Beschränkt und Geistreich zusammengesetzt, die verschiedensten Elemente, aber zur schauerlichen Einheit zusammengeflochten in der Hand des Generals. Was sie gethan, kraft des sie umstrickenden Systems, weiß jeder, und unsere Sache ist es jetzt nicht, darauf zurückzukommen.

Diesen der römischen Politik anererbten Gedanken erweitert und auf den ganzen Erdball angewendet, vertritt das Collegium de propaganda fide. Es galt die katholische Kirche einzuwurzeln jenseits des Weltmeers. Niemand hatte sich dafür schon früher so geschickt und tauglich gezeigt, als die Jesuiten; hunderttausende hatte Xavier schon 1542 in Indien getauft, und seinem wunderbaren Talente gelang es, das Kastenwesen theilweise zu stürzen. Nobili, 1606, verschmähte es, im Gegensatze zu ihm, nicht, die eiserne Aristokratie des Brahmanenthums scheinbar anzuerkennen, sich demselben zu fügen, um so die höheren Kasten um ihr Brahmanenthum zu bringen. Selbst zum Islam kamen sie in nähere Beziehung, während Ricci 1582—1610 bei Volk und Fürsten in China als Astronom und Mathematiker sich einführte. Zahlreiche Gemeinden der Jesuiten schreiben sich aus jener Zeit her, die nach dem Paulinischen Grundsatze: „Bei den Juden ein Jude, bei den Heiden ein Heide," mit geschickter Accomodation an die Landessitte gegründet wurden und sich erhielten. Und in Südamerika gestalteten die Patres die wilden Horden von Paraguay zu einem Staate von Kindern um, dem die Vortheile europäischer Civilisation, Friede und Wohlseyn reichlich zuflossen, und sie nicht zum Bewußtseyn der Bevormundung kommen ließen, mit deren Erdulden sie alle diese Güter erkauften.

Aber diese Art zu missioniren war trotz des Eifers, mit dem sie betrieben wurde, noch lange nicht wirksam genug; die Gemeinden waren und blieben noch vereinzelt; auch als seit 1622 die Fäden der ganzen Heidenbekehrung in Eine Hand zusammenliefen, und die congregatio de propaganda fide an ihre Spitze trat, wurden wesentliche Erfolge nicht erzielt. Erst als seit 1627 diese Congregation mit dem Collegium de propraganda fide verbunden wurde, konnte mächtiger und umfassender operirt werden. Das Collegium de propaganda fide, durch umfassende Stiftungen mit großartigen Mitteln ausgerüstet, hatte sich auf die Doctrin gegründet, die jetzt auch von den Missionsanstalten aller Confessionen befolgt wird, daß das eigentliche Bekehrungswerk nicht von Ausländern zu betreiben sey, sondern daß, solle es wirklich ersprießlich und im größeren Maßstabe ausgeführt werden, man die Kinder des Landes selbst zu Predigern des Christenthums erziehen müsse. Nach diesem Grundsatze entstanden die Missionsschulen in Indien, auf diesem Grundsatz fußt das Collegium de propaganda fide in Rom. Es ist eine Missionsschule großartigster und umfassendster Art, nicht im fernen Lande der Willkür und den Ansichten irgend eines Vorgesetzten preisgegeben, sondern unter den Augen des heiligen Vaters selbst und seines Hofes gehegt und fern gehalten von jeglichem Einflusse, der etwa die römische Kirchenlehre mit irgend welchem fremden Beisatz vermischen und in die Zöglinge andere, freiere Anschauungen pflanzen könnte, als es die Kirche für gut befindet.

Wem ist, wenn er von der Höhe des Monte Pincio die herrliche Freitreppe der Kirche Trinità de' Monte herunterstieg auf den spanischen Platz, nicht das düstere,

gefängnißartige Gebäude aufgefallen, das den Raum zwischen den beiden Straßen due Macelli und de propaganda fide völlig ausfüllend, die südöstliche Seite des Platzes abschließt, fest und solid gemauert, wie ein Castell? Es ist das berühmte Colleg der Propaganda. Rings umher das eleganteste, modernste Leben Roms, die besten Hotels, die gesuchtesten Fremdenquartiere, das berühmte Café Nazari, die reichhaltige Buchhandlung von Spithöver; die schöngeschmückten Läden der ersten Juweliere, Mosaikarbeiter und Cameenschneider, in den anliegenden Straßen die meisten und besten Künstlerateliers; in der Mitte des unregelmäßigen Vielecks das lustig sprudelnde Wasser der Barcaccia, immer von schöpfenden Mädchen heimgesucht; zwanzig Schritte ungefähr davon die mißlungene Statue der unbefleckt empfangenen Jungfrau, aufgerichtet auf einer einem alten Tempel entrissenen Marmorsäule, ein Monument so künstlich und unerquicklich, wie das Dogma, dem zu Ehren es errichtet ist, und womit der Papst der spottenden Welt einmal zeigen wollte, daß er es noch immer sey, der die Glaubenssätze diktire. Die Fenster der Vorderfront des Collegiums bieten den vollen Blick auf dieses Zeugniß der Allgewalt des heiligen Vaters, allen Insassen zur Mahnung.

Diese Insassen wollen wir heute am Tage Epiphanias besuchen. Wir kennen sie schon von ihren Spaziergängen, in ihrer schwarzen Sottana mit rothem Passepoil verziert, wenn sie in größerer oder kleinerer Anzahl an uns vorübergehen, Erwachsene und fast Kinder, Geweihte mit der Tonsur und Ungeweihte, Neger, Chinesen, Neuseeländer und Weiße, in lauter Unterhaltung und friedfertigem Vernehmen. Heute sollen wir sie in ihrem sonst selten zugänglichen Hause sehen.

Schon Wochen vorher hatte man sich um Einlaßkarten umzuthun, denn der Raum ist klein und der Zudrang ungeheuer. Namentlich will kein Engländer Rom verlassen, ohne der berühmten Akademie beigewohnt zu haben. Ich war so glücklich, noch eine Karte zu erhalten, nachdem ich wenigstens sechsmal umsonst darum gebeten, und man mich von einem Tag auf den andern vertröstet hatte. Eine halbe Stunde vor dem Anfang war ich am Eingang der Propaganda. Schon drängten sich davor die Glücklichen, die wie ich mit einem Billet versehen waren. Die ganze Straße propaganda fide war voll. Backenbärtige Engländer stritten sich mit den scharlachrothen Zöglingen des Collegium germanicum um den besten Platz an der geschlossenen Thüre. Die hellblau gekleideten Mitglieder des englischen Collegs drängten von hinten, und die schmutzigen italienischen Seminaristen, deren ursprünglich schwarze Sottana in allen Farben spielte, geriethen arg in die Klemme und schrieen flehentlich: „Pazienza! pazienza!"

Endlich öffnete sich die Thüre. Wie aus einer Kanone geschossen, flog der Menschenknäuel herein, und nur die kräftigen Arme zweier päpstlichen Schweizer hemmten von Zeit zu Zeit den wilden Strom. Durch eine andere Thüre drangen die Damen ein, meist Engländerinnen, wo möglich mit noch größerem Ungestüm, als die Männer. Im Fluge sah ich nur noch, wie eine unglückliche Dame zu Boden gerannt wurde, und seufzend und ächzend, ohne den geringsten Beistand zu erhalten, den Fußteppich abgab, über den die unbarmherzigen Füße der Töchter Albions hinströmten, und wie eine Französin einer Engländerin in unverblümten Worten Ohrfeigen anbot.

Die verhältnißmäßig kleine Kapelle war auf's bunteste mit karmoisinrothem, goldbetreßtem Sammt ausgeschmückt, Stühle standen bis an die Thüre zur Aufnahme der Zuhörer. Oben waren einige Logen für die Damen, in denen mit vielem Geräusch und Geplauder diejenigen Platz nahmen, die so kühn gewesen waren, sich im buchstäblichen Sinne des Wortes durchzuschlagen. Die Schweizer mit ihren Hellebarden sorgten für Ordnung, die unbeschäftigten Schüler der Propaganda wiesen die Plätze an, die für die Menge der Eindringlinge bei weitem nicht ausreichten. Die Tribüne und das Presbyterium waren für die Zöglinge des Instituts und die anwesenden höheren Geistlichen reservirt und fast theatermäßig mit rothem Sammt drapirt.

In Reihen amphitheatralisch über einander geordnet, dicht an einander gedrängt, saßen die Kinder der verschiedenen Zonen bei einander, so verschieden ihrer Gestalt, ihrer Sprache, ihrer Sitte nach, und doch alle zusammengeballt zu dem Einen Zwecke, für die Kirche zu streiten diesseits und jenseits des Weltmeers, willenlos, widerstandslos, ohne den Gedanken einer Bedeutung für sich selbst, als den ein kleines Rad einer ungeheuern Maschine zu seyn, die schon seit Jahrhunderten gearbeitet, und trotz aller Hände, die zerstörend in sie eingriffen, trotz allen Rostes, den sie angesetzt, nie zu arbeiten aufgehört hat. Man staunt über die Kühnheit, mit der dieses Werk entworfen und zusammengesetzt ist, mit dem man sein Bestehen behauptet in einer so ganz veränderten Zeit; man staunt über den magischen Bann, der das Ganze zusammenhält, und zu entsagenden Sklaven so viele freie Männer verwandeln konnte. Welch großartige Geschichte liegt in dieser gedrängten Vereinigung räumlich so weit auseinanderliegender Erdbewohner umschlossen!

Die Feierlichkeit beginnt. Irgend eine lustige

Opernouvertüre macht, wie bei allen, auch den ernsteten kirchlichen Festen, den Anfang, von einem mittelmäßigen Orchester höchst mittelmäßig aufgeführt. Dann folgte eine einleitende Betrachtung in lateinischer Sprache, die eine etwas künstliche Vergleichung des Herodes und seiner Usurpation des Davidischen Thrones mit dem König Adonia des alten Testaments, der dem Salomo die Erbfolge streitig machte, zum Gegenstande hatte. Das Ganze hatte den Zweck, auf die Bedeutung des Tages hinzuweisen und die drei Magier zu verherrlichen, als die Verkünder des wahren Königs von Juda. Das Ganze war langweilig von einem amerikanischen Reverend zusammengesetzt, und der unangenehme englische Accent, mit dem er das Latein sprach, that das seinige, dieses Stück der Festlichkeit ziemlich wirkungslos vorübergehen zu lassen.

Ihm folgten die Söhne Asiens und Afrikas, zuerst die semitisch Redenden. Ein hebräischer Hymnus machte den Anfang. Es war ein Herr Sabungi aus Diarbekir in Mesopotamien, der ihn sprach. Energisch und hart klangen die Worte, aber im kraftvollsten Schwunge rollte der schöne Dialekt; es war wie der Donner Jehovahs. So mußten die Psalmen erklingen, wenn die Juden im Tempel Gott anbeteten im lauten Preise, oder Hülfe flehend emporseufzten in der Bedrängniß, Rache forderten an den Flüssen Babylons. Siegreich behauptete sich das hebräische Idiom unter den übrigen semitischen Sprachen. Es war ein Tongemälde von ergreifender Wirkung.

Trockener und lebloser erschien dagegen das Chaldäische, das von zwei Zöglingen vertreten wurde, abgeblaßter das Syrische; das Armenische erwärmte wieder durch seine drängende Gluth; schroff und fest, in machtvollen knatternden Lauten das Arabische; scharf, wie Schwerterklirren und Sporengerassel, das Persische, als wären die Helden des Firdusi lebendig geworden. Wild und roh stach das Curdische dagegen ab. Der Inhalt der kurzen Vorträge waren meist flüchtige religiöse Betrachtungen, denen eine Stelle des alten Testaments zu Grunde gelegt war, meist angepaßt dem jedesmaligen Vaterlande des Redners und seinen Beziehungen zur heiligen Geschichte. Welch ein historischer Proceß zwischen damals, wo alle diese Idiome furchtbar erklangen dem gläubigen Juden, der jungen Christengemeinde, und jetzt, wo sie die Kirche zu einem Siegeshymnus auf sich selbst gezwungen hat!

Nun kam Hindostanisch, sanfte, feierliche Klänge, voll dämmernder Sehnsucht, wie Erinnerungen an die heiligen lotosbewachsenen Ströme, an Varunas und Krishna. Kriegerischer und straffer folgte das Türkische, darauf Chinesisch, das sich im eleganten Lispeln verlor, gleich einem sublimirt feinen, von Damenmunde gesprochenen Englisch. Im Sprunge geriethen wir darauf nach Afrika. In dunkler Innerlichkeit drang das Koptische hervor; dann trat ein ebenholzschwarzer Neger Namens Samba auf, der, gebürtig von der Insel Santa Maria im Gambia, in der Voloffosprache den Besuch der Königin von Saba bei Salomo als das Vorbild des Kommens der drei Könige aus dem Morgenlande zur Krippe Christi feierte. Es war die angenehmste schwarze Erscheinung, die ich je gesehen, eine schöne imposante, schlanke Gestalt, ein kluges, freundlich humoristisches Gesicht. Was haben wir für Vorstellungen von der Sprache dieser Völker, die wir geneigt sind für halbe Affen anzusehen! Ein thierisches Grunzen und Schnalzen, das meinen wir, sey das Idiom, in dem sie sich verständigen, und nun tönte eine Sprache, die klang wie gewaltige Trommelmusik, in scharfen, gestoßenen Rhythmen, der mächtigste, unmittelbarste Ausdruck eines tiefen Gefühls, und im feurigen Anlaufe zugleich rührend und hinreißend. Der Mann war ein geborener Redner, von tropischer Lebendigkeit, sein Organ von donnernder Kraft, durch die wilde Sprache seiner Gestikulation in seiner Wirkung unterstützt. Ein Gesang, den er anreihte, dem aber wohl eine fremde Melodie untergelegt war, wurde zur begeisternden Schlachthymne, zu der er mit wildem Schütteln der Hände und Stampfen der Füße den Takt angab. Ein Beifallssturm, der mehr oder weniger jedem der vorhergehenden Redner gespendet worden war, brach aus, als er geendet; er verbeugte sich mit verbindlichem Lächeln als fertiger Weltmann, und machte nun einem Genossen aus Guinea Platz, der die katholische Kirche als Einigung aller Völker in Christo pries. Er sprach ein Idiom von ähnlich warmer, ergreifender Färbung; aber sein Vortrag war matter, und demzufolge auch der Beifall, den er erhielt, geringer.

Eine Pause trat ein. Die Versammlung ging zu lauter Privatunterhaltung über. Einige der rothgekleideten Zöglinge des Collegium germanicum, die in meiner Nähe saßen, und die im Ganzen nichts als eine lustige Comödie sahen, machten im rauhen oberbayerischen Dialekt ihre flachen Bemerkungen unter Lachen und albernen Späßen. Da wurde uns ein neues Bild vorgeführt: Europas Sprachen.

Hier herrschte ein anderer Charakter vor. Statt zum mächtig strömenden Gefühlsausbruch ward die Sprache hier zur fügsamen Trägerin des Gedankens; durch ruhige Klarheit, bewegliche Freiheit der Form und beherrschendes Maß unterschied sie sich von dem eben Gehörten. Wie tief ist die Geschichte des Morgen-

landes und des Abendlandes schon in der Sprache ausgeprägt!

Das Neugriechische machte den Anfang. Es klingt rauh und überstürzend, und gefällt uns niemals, wenn wir an die schwungvollen Klangwogen Homerischer und Aeschyleischer Poesie denken. Dann folgte Lateinisch in der anmuthigen markirten Färbung, mit der es, im Gegensatz gegen deutsche Schulmänner, die italienische Zunge vorzutragen versteht. Darauf ein Dialog zwischen einem Belgier und einem Provençalen, in französischer Sprache gesprochen, der eine gegenseitige Aufforderung, in fremde Lande zu eilen und das Missionswerk zu treiben, zum Inhalt hatte. Das Ganze, in Racinesche Reime gebracht, wurde recht hübsch und lebendig deklamirt und erhielt verdienten Beifall. Darauf donnerte ein Anderer in italienischer Sprache das undankbare Zion an, das den Erlöser verschmäht habe. Trema, ingrata Sionne, paventa etc. war der stets wiederkehrende Refrain eines sehr schlechten Gedichtes, das nur durch den zauberischen Klang und das schwungvolle Pathos des mit kraftvollem römischem Accent gesprochenen Italienisch sich Beifall zu erringen vermochte.

Die romanischen Sprachen waren vorüber, und ehe man zu den germanischen und slawischen Zungen überging, wurde ein Hymnus gesungen, den der Gesanglehrer der Propaganda, Professor Loretto Sacovacci, eine fette, kleine Abbatefigur, componirt hatte und mit schwärmerischer Hingabe dirigirte. Die Zöglinge der Propaganda zeigten sich als tüchtig geschulte Sänger. Der Inhalt war eine Apotheose des Papstes Pius IX., der mit niemand anders als mit dem Erlöser selbst in seinen Leiden und Verfolgungen verglichen wurde. Die Musik war jenes Geflecht von Oper- und Walzermelodien, wodurch nun einmal der italienische Oratoriumstyl sich charakterisirt.

Darauf folgte ein keltischer Vortrag; roh und hart das Irländische, schwungvoller und edler das Volksschottische, gegen welches das Englische verblaßt und verschliffen erschien, dann weich und plattgedrückt das Holländische. Darauf trat ein Deutscher auf, ein Herr Sinclair aus Mecklenburg, später noch ein anderer Mecklenburger. War es Absicht, daß man aus einem ächt protestantischen Lande dießmal die Redner der Propaganda gewählt hatte, um zu zeigen, wie mächtig sich schon der Katholicismus in die evangelische Welt hineinverästelt? Wollte man damit Herrn Kliefoth verspotten, oder ihm ein Paroli biegen? Ich weiß es nicht. Der deutsche Jüngling las jedenfalls seinem gesammten Vaterlande tüchtig den Text, daß es vom Stuhle Petri abgefallen und die Bande, die Bonifacius zwischen Deutschland und Rom geknüpft, zerrissen habe; er ermahnte zur Umkehr zum wahren Heile. Seine zornige Expectoration hatte er in Verse gebracht, die in Form und Vortrag sehr lebhaft an die Deklamationen eines valedicirenden Primaners erinnerten. — Wenn das trockene, kalte norddeutsche Idiom einen wenig erfreulichen Eindruck machte, dem noch das nasale Pathos des Redners Eintrag that, so war das noch weit mehr der Fall bei den rauhen Kehltönen des Schweizerdeutsch, das nächstdem an die Reihe kam, worauf dann schlapp und charakterlos zerquirlt das Dänische folgte.

Die slawischen Sprachen bildeten die letzte Gruppe. Zischend und hastig erklang das Illyrische, Räthische, feuriger das Bulgarische und Albanesische. Den Beschluß machte zum allgemeinen Gelächter ein dickbauchiger, olivenbrauner Bewohner der oceanischen Inseln. Sein Vortrag und Gesang, in einem gurgelnden, schnalzenden Dialekt abgeleiert, ließ die Sprache zur Elementarformation herabsinken und zeigte uns die niedrigste Stufe ihrer Entwicklung.

Die Reihe der Vorträge war beendet. Es folgte nun eine Art dramatischer Aufführung, die wohl in dieser Form an keinem andern Orte der Welt möglich war. Es wurde nämlich von vierzehn kleineren Schülern die babylonische Sprachverwirrung, die Vereinigung der verschiedenen Zungen an der Krippe zu Bethlehem dargestellt. Ein Italiener begann, dann schnarrte ein Türke dazwischen, ein Mecklenburger fing an höchst philisterhaft zu klagen, ein Albanese unterbrach ihn zischend, ein Engländer quatschte darein, ein Neuseeländer gurgelte, bis die Versöhnung sich vollzog und in italienischer Sprache alle dem neugeborenen Christkinde ihre Verehrung darbrachten.

Die Feier endete mit einem Gebet, das ein Neger, ein Türke, ein Albanese, welche die drei Pagen der Magier aus dem Morgenlande darstellten, in italienischer Sprache prächtig und schwungvoll vortrugen. Darauf zerstreute sich unter einem rauschenden Finale des Orchesters die Versammlung.

Vierunddreißig Sprachen waren an unserem Ohre innerhalb zwei Stunden vorübergezogen.

Draußen dämmerte schon der Abend, die Sonne am grünblauen Himmel umfloß mit leuchtenden Golde die Kirche S. Trinita de' Monti, Equipagen mit geputzten Damen und Kindern rasselten, elegante Stutzer sprengten auf schönen, feurigen Pferden, Blechtrompeten quäckten, die sich Kinder und Erwachsene auf dem vergangene Nacht abgehaltenen Markte von S. Eustachio gekauft hatten, auf den Stufen der spanischen Treppe lagerten im roth und blauen Ciociarencostüm die schönsten Männer, Frauen und Kinder Roms, des Malers

harrend, der sie, eine willkommene Arbeit für seinen Pinsel, auf sein Studium führen würde — und in dunkeln Schatten lag das düstere Haus mit seinen allen Ländern der Erde entsprossenen Bewohnern. Welche Gegensätze! dieses heitere Leben und dieses ernste über alle Welt verzweigte Priesterthum! Ich suchte die Einsamkeit. Wie großartig war dieser Ueberblick über die verschiedenen Ausdrucksformen der Völker gewesen, welch eigenthümliche Schönheit quoll aus jeder hervor, wie charakterisirte sie lebendiger und klarer, als alles andere, den Geist und die Geschichte, die sich darein kleiden! Und nun dieses wundervolle, vielverästelte Leben, zusammengefaßt in die Hand der römischen Kirche, zum Pflug geworden, womit sie die Furche zieht bis an die fernsten Gestade! Ich gedachte der Zeit, wo die Kirche mit ihren jetzt so vielfach entarteten Instituten Bildung und Gesittung zuerst in die Welt gebracht, bei aller Herrschsucht und Bedrückung doch die Lehrerin des wilden Mittelalters gewesen. Wohl hat sie sich überlebt in dieser Mission, und auf andern und schnelleren Wegen vollzieht sich jetzt der Völkerverkehr, aber sie hat zuerst Gemeinsamkeit sittlicher und religiöser Ideale, ohne Unterschied des Volkes und ihrer Abstammung, über die ganze Erde angebahnt.

Ich habe den Papst oftmals fungiren sehen, umgeben von seinen purpurnen Cardinälen, bewacht von den blank geharnischten Schweizern, unter den Klängen der sixtinischen Kapelle; ich sah ihn am Osterfest, am Hochaltar von St. Peter, die dreifache Krone auf dem greisen Haupt, um ihn her Glanz und Pracht seines irdisch überirdischen Königthums; ich sah ihn von der Logge unter dem Donner der Kanonen den Segen den Tausenden von Knieenden ertheilen und als Nachfolger Christi dreizehn armen Priestern die Füße waschen und bei Tische aufwarten. Aber dieses Fest der Sprachen in der Propaganda war für mich das großartigste und bedeutendste, das die katholische Kirche zu bieten vermag.

Cl....s B.....s.

Gedichte von Giuseppe Giusti,

deutsch von Paul Heyse.

An den Arzt Carlo Ghinozzi.

(Gegen den Mißbrauch des Schwefeläthers.)

(1847.)

Heut, bei so höchst sublimen
Humanitätsmaximen,
Wo liebevoll die Ruthe,
Mit Watte weich umwickelt,
Dem welken jungen Blute
Nur sanft den Rücken prickelt,

Freund, dünkt es dir zu loben,
Daß wir der Feuerproben
Des Schmerzes uns erwehren,
Im Schlaf uns feig verschließen
Den hohen Lebenslehren,
Die aus den Thränen fließen?

Ein Quell des Heils sind denen,
Die sie verstehn, die Thränen.
Nicht bloß die armen Kleinen
Ergießen durch die Augen
Die Säfte, die dem feinen
Gehirnchen übel taugen *

Sucht, wer sich selber achtet,
Wenn er in Qualen schmachtet,
Vergessenheit im Rausche?
Ist einer, der um leere
Sophisterei vertausche
Den Balsam Einer Zähre?

Frei öffnen edle Geister
Als ihrem Freund und Meister

* Man sagt, daß die Kinder, wenn sie weinen, sich das Gehirn reinigen; ein Vorspiel vielleicht von dem, was im Lauf der Jahre Allen begegnet, die an den gemeinsamen Nöthen dieses Lebens Theil nehmen. G. G.

Dem Schmerz ihr tiefstes Leben,
Daß er sie mahnend stärke,
Der Rath und Muth gegeben
Zu jedem hohen Werke.

Doch wir, reif zur Verwesung,
Wir seufzen nach Erlösung
Von dieses Lebens Uebeln?
Uns kommt es hochgelegen,
Ein Mittel zu ergrübeln,
Die Fäulniß warm zu hegen?

O Mensch, der du vermessen
Des Todes Frucht gegessen,
Heut sollst du Heil erfahren:
Aus Apothekerflaschen
Darfst du getrost vom wahren
Baum der Erkenntniß naschen.

Erhebt die Stirn vom Falle,
Ihr Evastöchter alle!
Den Zorn des Herrn, den schweren,
Will euch der Arzt versöhnen:
Hinfort sollt ihr gebären
Im Rausch und ohne Stöhnen.

Schließ' nur die Wimpern, Schöne,
Und träume Walzertöne!
Was gilt dir's, ob, von Schmerzen
Geweiht, dir klarer würde
Und theurer deinem Herzen
Die Frau'n- und Mutterwürde?

Recht so! Betäubt den Willen,
Des Leibes Weh zu stillen;
Dämpft nur als überflüssig
Im ird'schen Thon den Funken
Der Gottheit, daß er müssig
Fortglimme schlummertrunken.

Doch wird der Geist nicht leiden,
Den wir gewaltsam scheiden
Vom Lebenswerk? entarten
Im Krampf, der ihn gebunden?
Hat die Chemie den zarten
Urquell des Seyns gefunden?

Weiß sie, mit welchem Rechte
Die räthselhaften Mächte
Des Ich im Staube walten?
Ward über Tod und Leben,
Die Gott sich vorbehalten,
Retorten Macht gegeben?

Freund, nicht für Dichter schicken
Sich Inquisitormienen *
Wenn, mit den Geistesblicken
Der kranken Welt zu dienen,
Ein Forscher hohe Wahrheit
Aus Schatten führt zur Klarheit.

Ich fürchte nur mit Fuge,
Daß sich die Kunst erfrechte,
Wenn sie die alte kluge
Natur zu meistern dächte,
Und, um das Fleisch zu schonen,
Den Geist wagt zu entthronen.

---

* Hier ist es mir im Feuer des Entwerfens begegnet, daß ich, ohne es zu merken, die Reimordnung der beiden letzten Strophen auf den Kopf gestellt habe. Ich weiß dem nicht mehr abzuhelfen und hoffe auf Verzeihung, vorausgesetzt, daß dabei nicht etwa Sinn und Verstand ebenfalls auf den Kopf gestellt worden sind.

G. G.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Eine Volkssängerin. — Neujahr. — Musik.

Die Cafés chantants sind im allgemeinen ein langweiliger Aufenthalt: unzählige Gasflammen, Spiegel, Marmortafeln, auf welchen dünner Kaffee servirt wird, Gedränge, Lärm, der leider nicht hindert, die Musik zu hören. Das Orchester fiedelt von acht Uhr Abends bis Mitternacht, mit kurzen Unterbrechungen. Es ist ein Geleier wie von halb Schlafenden; die Töne folgen sich ohne Accent, ohne Ausdruck, ohne irgend eine Schattirung; die Sänger richten sich nach dem Orchester. Wer kann's den Leuten verargen? Welcher Enthusiasmus, wenn auch vielleicht irgend einer der Künstler dessen fähig ist, kann solchen Einflüssen vier Stunden lang widerstehen? Ergötzlich sind zuweilen die Chansonetten. Zu dergleichen hat der Franzose ein unbestreitbares Talent. Es gibt Hunderte solcher musikalischer Schwänke — wobei gesprochen wird — die sich alle mit dem größten Vergnügen anhören lassen. Der Handel mit den Volksliedern überhaupt, die in kleinen Heften zu zwei bis drei Sous verkauft werden, bringt enormen Gewinn. — Wider alles Erwarten ist nun auch in den Cafés chantants ein glänzender Stern aufgegangen, der sich Theresa nennt. Sie ist bekannt von der Madeleine bis zur Bastille, von der Brücke zu Bercy bis Saint-Cloud. Theresa hat ein originelles Talent, vielleicht eben weil sie singt wie der Vogel auf dem Baume; sie weiß vielleicht nicht einmal, daß es ein Conservatoire de musique gibt, und hat nie von Panofkas Abecedaire vocal reden gehört. Aus dem Volke hervorgegangen, gibt sie die Volksscenen mit der Keckheit und dem neckischen Muthwillen wieder, die den Pariser Volksklassen eigen sind, und kommt irgendwo eine Stelle vor, wo ein tieferes Gefühl anklingt, so findet sie Töne, einen Ausdruck, eine Energie, um welche sie manche Opernsängerin beneiden könnte. Leider ist Theresas Repertoire schlecht bestellt. Die Lieder, mit denen sie Furore macht, sind Gassenhauer, wie la gardeuse d'ours und Missipipi la galette. Der Refrain des letzteren ist: filons sans tambour, ni trompette; allons vivre à Missipipi la galette. Allerliebst ist dagegen ein kurzes Lied an die Nachtigall; hier die Schlußverse: rossignolet du bois sauvage — beau chérubin — va dire à la fleur du village — que je l'aimons ben. Theresa singt jeden Abend im Café Alcazar, das sie neulich auf ein paar Tage verlassen hatte. Kaum war sie fort, so blieben auch die Gäste aus. Der Wirth lief ihr nach und brachte sie im Triumph zurück, nachdem er ihr ein Engagement auf drei Jahre zu 20,000 Franken jährlich angeboten, den Gehalt einer Prima Donna in den größten Provinzialstädten. Eine Zeitlang war die so schnell berühmt gewordene Volkssängerin in der Porte Saint Martin engagirt: sie wollte sich im tragischen Fache versuchen.

Der letzte December vorigen Jahrs und der 2. Januar dieses Jahrs waren zwei schöne, hellkalte Tage mit Sonnenschein. Mitten darin stak der Neujahrstag, schwarz, unwirsch, mit finsterem Himmel und Schnee. Der Neujahrstag verlief trotzdem wie gewöhnlich; alle wirklichen Nationalfeste drehen sich stets in demselben Kreise; dadurch eben halten sie sich. Longchamp ist abgekommen, die Fastnachtstage sind ohne Maskenzüge, seitdem es ein Dutzend boeu'gras gibt. Den ersten Januar liefen die Leute ebenso hastig über die Straße, und das Gedränge war ebenso lästig wie sonst, und man sah kaum hie und da Jemanden, der nicht einkaufte, oder nicht mit Paketen, Tüten und Spielsachen beladen war, und kaum eine Bude war ohne Käufer. Bei Giroux, bei Süß, bei Tahan, den bekanntesten Kunsthändlern, wurde Queue gemacht. Siraudin hatte in seinem Conditorladen eine große Puppe in fantastischem Costüm aufstellen lassen: la fée aux bonbons. Damit zog der Mann — oder dessen Nachfolger — die Blicke der Vorübergehenden auf seine Anstalt, und außerdem gab es eine treffliche Reclame in den Journalen. Was an Bonbons, candirten Früchten, marrons glacés und dergleichen Leckereien in den acht Tagen vor und nach Neujahr hier abgesetzt wird, übersteigt allen Begriff. Manche Häuser nehmen in dieser kurzen Zeit 50—70,000 Franken ein. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Marquis, der berühmte Chocolatier im passage des panoramas, jedes Jahr im Laufe des Januars ein bedeutendes Kapital anlegt. Auch die Restaurants und Cafés haben glänzende Einnahmen in diesen Tagen. Der Zufall führte mich in ein Café bei den Tuilerien, Straße Rivoli; es fand gerade die Auffahrt am kaiserlichen Schlosse statt. Alle Tische im Café waren mit Offizieren von der Garde besetzt: glänzende, überreiche Uniformen, prächtige Soldaten, meistens junge Männer, feurig und muthig drein schauend. Ganz besonders brillant erschienen die Gardehusarenoffiziere: weiße Uniform mit himmelblauen Aufschlägen, rothe Pantalons, alles von Gold strotzend; doppelte Goldborten an den Nähten der Pantalons, goldene Epaulette und Achselschnüre und Bandeliere. Dabei ein feines Benehmen; die alte französische Politesse hat sich mehr als in den andern Klassen beim Militär erhalten. Keine Spur von herrischem Auftreten, von Arroganz den Civilisten gegenüber. Die Auffahrt selbst war imposant. Als der Hof der Tuilerien bereits mit Equipagen

angefüllt war, stand noch in der Straße Rivoli eine unabsehbare Queue von Kutschen.

Die große Oper hat Moïse von Rossini wieder in Scene gesetzt. Bekanntlich hatte der Maestro zuerst einen Mose in Italien geschrieben. Acht oder neun Jahre später hatte er den Muth, das Werk umzuschmelzen, und so entstand die Oper, die gegenwärtig, mit prächtiger Dekoration ausgestattet, im Theater der Straße Lepelletier volle Häuser macht. Die erste Vorstellung fand hier 1827 statt; die Damoreau, damals noch Demoiselle Cinti, sang die Anai; ihre Nachfolgerin war die schöne und unglückliche Falcon, welche so früh ihre Stimme verlor. Levasseur sang den Moses; nach ihm Obin, 1852. Von den Künstlern, die in dieser ersten Vorstellung beschäftigt waren, ist Obin allein noch am Leben. Marie Battu hat mit vielem Glücke als Anai debutirt.

Diese Wiederaufnahme der Rossinischen Oper ist schier eine Novität; aber man sehnt sich nach wirklichen Neuigkeiten. Immer die Stumme, die Jüdin, Robert und die Hugenotten. Beide letzteren Stücke bringen freilich jetzt noch über 9000 Franken ein, so oft sie gegeben werden. Aber im Laufe des vorigen Jahres hat die große Oper nur zwei neue Stücke in ihr Repertoire aufgenommen: la Mule de Don Pedro und ein Ballet: Diavolina. Don Pedros Maulthier ist plötzlich wieder verschwunden und wohl auf immer. Perrin hat sicher andere Manuscripte in den Cartons vorgefunden; aber die Reprise der Stummen kam dazwischen. In der komischen Oper dasselbe System: nichts Neues, außer einaktigen Kleinigkeiten: l'illustre Gaspard, la Déesse et le Berger, bataille d'amour, und les Bourguignonnes, die zuerst in Ems gegeben worden waren. Unter den Reprisen bemerken wir besonders le Domino noir. Aubers reizende Oper wurde auf ausdrückliches Verlangen des jungen Hellenenkönigs wieder hervorgeholt und machte ein solches Glück, daß die erste Vorstellung der Fiancée du roi de Garbe verschoben werden mußte und Auber sich selbst im Wege stand.

Die italienische Oper hat für das viele Geld, das sie sich vom Publikum zahlen läßt, ebenfalls nichts Neues aufgetischt. Am thätigsten hat sich noch das Théâtre lyrique gezeigt, an welches freilich die Subvention von 100,000 Franken — auf die Bagier verzichtet hat — übergegangen ist. Die neuen Stücke, die das Théâtre lyrique im Laufe der letzten zwölf Monate aufführen ließ, sind: Ondine, Musik von Semet; Peines d'amour perdues, französischer Text von Michel Carré und Jules Bagier, der Musik von Cosi fan tutte angepaßt — der Geist Mozarts möge ihnen die Sünde verzeihen; — le Jardinier et son seigneur, Musik von Delibes; les pêcheurs de perles, Musik von Bizet, und endlich ein Capitalwerk, les Troyens, von Berlioz. Die große Oper hatte dasselbe nicht angenommen.

Gestern, den 5. Januar, ist der erweiterte und neu dekorirte Saal der bouffes parisiens eröffnet worden. Unter den zahlreichen neuen Operetten, die im Laufe des Jahrs in diesem Theater aufgeführt worden, haben besonders les bavards, von Offenbach, Glück gemacht.

Unter den größeren musikalischen Produktionen, die im Laufe des verflossenen Jahres stattgefunden, erwähnen wir: das Requiem von Mozart, das durch die association des artistes musiciens in Notre Dame ausgeführt worden, und die Missa solennis von Beethoven, in St. Eustache, am Cäcilienfeste, unter Leitung von Pasdeloup.

Aus dem Wupperthal, Januar.

Jordans Sigfridsage. — Altvlämische Balladen und Lieder. — Arnolds Sammlung von Volksliedern. — Pastor Feldner.

Der Winter ist da und die abendlichen Unterhaltungen beginnen auf's neue ihren Kreislauf. Uns fehlt die Spinnstube, wo Alt und Jung sich versammelten, um bei Regen und Wind da draußen die tausendmal gehörten Lieder und Mährchen immer auf's neue zu hören. Wir haben es vornehmer: das Theater, den Concertsaal, das Lesezimmer; — ob darum auch poetischer, ist eine andere Frage.

Den Reigen für dieses Jahr eröffnete Wilhelm Jordan, der Dichter des Demiurgos und der Wittwe des Agis, der treffliche Uebersetzer des Sophokles und der Shakespeareschen Sonette, mit seiner Sigfridsage. Er hatte zu dem Ende das sonnige Frankfurt auf einige Wochen mit den Nebeln des Wupperthals vertauscht, und wenn er geschieden ist mit Groll im Herzen, wer möchte es ihm verdenken? Statt des Zudrangs, den er wohl ein Recht hatte zu erwarten, fand er nur die Theilnahme Weniger. Zu den innern Gründen, dem geringen Sinn, der überhaupt im Wupperthal für Schöpfungen der Kunst vorhanden ist, und dem geringen Verständniß, dem sie hier begegnen, gesellten sich noch äußere: die aufregenden Wahlbewegungen und die Kämpfe der politischen und kirchlichen Parteien,

welche für den Augenblick jedes andere Interesse zurückdrängten.

Jordan hat den Muth, allen Schulbegriffen entgegen, nach welchen ein Epos in unserer Zeit nicht mehr möglich ist, mit einem vollständigen Epos hervorzutreten und es in einer Form zu bieten, welche nicht minder unsere Schulbegriffe verwirrt. Wie er im Inhalt auf unsere ältesten und ursprünglichsten Sagen zurückgekehrt ist, so hat er auch bei der Behandlung den Schuh wieder angezogen, in welchem unsere Urväter und Urmütter ihren Ringtanz zu halten pflegten, d. h. er hat für seine Dichtung den Stabreim angewendet.

An vier Abenden las Jordan eben so viele Bruchstücke der Sigfridsage. Da nicht das ganze umfangreiche Gedicht zum Vortrage gelangte, so läßt sich selbstredend auch über das Ganze kein Urtheil fällen. Aus den Bruchstücken aber geht so viel mit Gewißheit hervor, daß wir es mit einem Werke zu thun haben, das zu den bedeutendsten gehört, welche die deutsche Literatur seit langer Zeit hervorgebracht hat. Wie es in der Natur des Epos liegt, in der behaglichen Breite der Erzählung, ist die Wirkung nicht überall eine tiefgehende, wenn gleich überall eine äußerst anregende, welche unsere ganze geistige Thätigkeit in Athem hält. Stellenweise freilich, namentlich in den Schlußgesängen, wo die Katastrophe immer rascheren Schrittes herannaht, ist sie überwältigend, und es ist deßhalb um so mehr zu bedauern, daß uns der Gesammteindruck vorenthalten blieb. Mit berechtigtem Selbstgefühl macht Jordan seinem Stoffe und uns gegenüber auf die Stellung Firdusis Anspruch. Wie dieser aus den alten persischen Sagen, die er vorfand, ein Kunstepos schuf, das zu einem Nationalepos geworden ist, so hat Jordan aus den Trümmern der Sigfridsage, wie sie uns in den eddischen Liedern, der Volsunga- und Wilkinasage, so wie in andern Quellen erhalten geblieben sind, ein Epos geschaffen, in der ausgesprochenen Absicht, damit dem deutschen Volke ein Nationalepos zu hinterlassen. Möchte es diese Gabe annehmen und zu seinem Eigenthum machen! Aber ich fürchte, daß ihm die Empfänglichkeit fehlt, daß es Jordan mit ihm gehen wird, wie Firdusi mit dem Perserschah: statt des versprochenen goldenen erhielt der Dichter des Königsbuchs nur einen armseligen kupfernen Dank; ich fürchte eben, daß schließlich die Schulmeinung doch Recht behalten wird und mit der Zeit des Nibelungenliedes unsere epische Zeit auf immer dahin ist.

Die Sigfridsage fällt mit dieses Liedes erstem Theil zusammen, über den Jordan in einer Härte den Stab bricht, daß es viele eigenthümlich berührte, die von Jugend auf, freilich unkritisch genug, gewohnt waren, das Nibelungenlied als ein organisches Ganze zu betrachten, als den goldenen Hort unserer mittelalterlichen Literatur. — Er nimmt für den ersten Theil einen andern Verfasser an, als für den zweiten, für den ersten einen Stümper, für den zweiten einen wirklichen Dichter, — eine Zweiväterschaft, die sich mit der Pfeifferschen Hypothese allerdings im Widerspruch befindet. Indem nun Jordan die Sage in ihrer ältesten Gestalt wieder in's Leben ruft, die dem Dichter des Nibelungenliedes entweder nicht bekannt war, oder die er absichtlich zu seinen Zwecken umgewandelt hat, gewinnt seine Bearbeitung dadurch eben so sehr an innerer Bedeutung, als sie auch in ihrem äußeren Gewande, in der dichterischen Mache, das Nibelungenlied in seinem ersten Theil übertreffen mag. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß durch das Zurückgehen auf die ältesten Quellen auch das Mythische, das Wunderbare und Mährchenhafte in den Vordergrund tritt, und dafür fehlt uns nun einmal der naive Glaube, wie ihn das Epos verlangt. Die Welt ist seit Firdusi um nahe tausend Jahre älter geworden, nicht poetischer freilich, aber desto vernünftiger, und vielleicht wäre es gut gewesen, hierauf Rücksicht zu nehmen. Wohl lassen wir uns das Wunder noch gefallen, wo es ohne Ansprüche auftritt, und mit immer neuem Entzücken lesen wir z. B. das Mährchen vom Dornröschen, das hundert Jahre verzaubert im Thurme schlief. Es ist eben ein Mährchen, das nichts anderes seyn will. Wird uns aber im Epos von dem hundertjährigen Schlafe Brunhildens erzählt, von dem lohenden Feuer, das ihre Schildburg umwallt, von Sigfrid, wie er auf seinem Zauberrosse unversehrt durch die Gluth reitet — das alles in eine historisch erkennbare Zeit verlegt, in die Zeit, wo das Christenthum schon erschienen war — so schütteln wir ungeachtet der herrlichsten Schilderung, und Jordan ist darin ein Meister ersten Ranges, bedenklich das Haupt. Der poetische Genuß wird uns zu sehr verkümmert durch die künstliche Operation, deren es bedarf, um uns in die Naturanschauungen, den Glauben und die Sitten jener allzu fernen Vergangenheit zurückzuversetzen. Vielleicht ist es nicht das geringste Verdienst des Dichters der Nibelunge Not, daß er dem Wunder nur einen geringen Raum vergönnt und ihm auf den Gang der Handlung keinen oder doch nur einen unbedeutenden Einfluß verstattet, daß er nichts weiß von der verhängnißvollen Buße für Otur und dem Fluche, der auf dem Ringe Andvaris ruht. Die auftretenden Figuren, abgelöst von dem über- und unnatürlichen, rücken uns dadurch menschlich näher, sie werden uns verständlicher, sie gewinnen Fleisch und Bein, und nur das rein menschliche übt auf uns eine unmittelbare und unvergängliche Wirkung. Das große Interesse, welches in unserer Zeit jenen alten Sagen zugewendet wird, mit dem unsere Forscher allen ihren Verzweigungen nachgehen und ihren geheimnißvollen Sinn und ihre Deutung zu enträthseln suchen: es ist zumeist ein wissenschaftliches. Eine poetische Wiederbelebung, welche den ganzen alten Mythus in ihren Bereich zieht und sich nicht auf das beschränkt, was in der Sage menschlich und natürlich ist — ich fürchte es ist nur die Scheinbelebung einer Leiche, trotz aller Kunst des Dichters und der Gewalt, mit der er uns für den Augenblick zu ergreifen und zu fesseln versteht.

Die Anwendung unseres ursprünglichen alliterirenden epischen Verses ist ohne Zweifel eine innere Nothwendigkeit

gewesen. Daß die strophische Gliederung für das Epos nicht geeignet ist für den ruhigen, stätigen Fortschritt der Handlung, darin wird Jordan wohl kaum auf Widerspruch stoßen, und er mag im Rechte seyn, wenn er den Strophenbau im Nibelungenliede für einen Mißgriff des Dichters hält. Es sey erlaubt bei dieser Gelegenheit eine interessante Ansicht Jordans, welche theilweise wenigstens den Reiz des Neuen hat, über die frühere Gestalt der Nibelungenlieder mitzutheilen. Er hält dafür, daß sie drei Wandlungen durchgemacht haben, aus dem Stabreim, der ältesten Form, durch eine Umdichtung in die kurzen Reimpaare, aus diesen in die Nibelungenstrophe. In den mehrfach vorkommenden Strophen, in welchen die Alliteration so entschieden vorwaltet, daß sie nicht durch bloßen Zufall entstanden seyn kann, erblickt er Bruchstücke der ältesten Gestalt, und was die Form der zweiten Periode betrifft, die kurzen Reimpaare, so findet er sie in denjenigen Strophen erhalten, in welchen der Binnenreim auftritt, während bekanntlich Lachmann diese Strophen für spätere Zusätze erklärte und darum ausschied. Der Anfang des älteren Nibelungenliedes würde demnach, mit einer kleinen Aenderung, aus den vier ersten Halbversen der ersten Strophe bestehen, und so gelesen finden manche Ausstellungen Lachmanns an dieser Strophe ihre Erklärung und ihre Erledigung.

In neuerer Zeit ist der alliterirende Vers in kleineren Gedichten mehrfach und jüngst noch im Großen von Simrock in der Uebertragung des Heliand angewendet worden. Jordan ist der erste unserer Dichter, der mit einer langathmigen eigenen Schöpfung darin auftritt, und sowie man ihn lesen hört, ist sein Sieg entschieden. Es gibt wohl keine Versart, welche der Beweglichkeit des Hexameters so nahe kommt, wie dieser epische Vers mit zwei Hebungen in jedem Halbverse und einer fast willkürlichen Anzahl von Senkungen, der in gleicher Weise dehnbar und bildsam ist in den Händen des Dichters, in gleicher Weise geschickt, die ganze Reihenfolge unserer Leidenschaften darzustellen, vom leisesten Liebesgeflüster bis zu den zerschmetternden Ausbrüchen des Zorns und der Rache. Hierzu tritt die ungemein musikalische Wirkung, welche durch den immer wiederkehrenden Anlaut in weit höherem Grade erzeugt wird, als durch den Reim; es ist die Mitte zwischen Singen und Sagen, es ist ein fortdauerndes Wiegen und Wogen wie auf der See, sey es, daß sie ein leiser Hauch bewegt, oder daß ein Sturm sie bis in ihre Tiefen aufrührt. Ich möchte glauben, daß der Jordansche Vorgang von großer Nachwirkung seyn werde, nicht um den Reim überhaupt zu verbannen, wohl aber um dem Stabreim wieder zu seinem Rechte zu verhelfen.

Die Sigfridssage führt mich auf eine lebendige Quelle für alte Volkslieder in unserem Thale, welche von Dr. Arnold, dessen werthvolle Forschungen auf dem Gebiete des Volksliedes und der alten Musik ich schon früher besprochen habe, entdeckt worden ist. Diese Quelle ist eine alte vlämische Magd, im Dienste bei einer holländischen in Elberfeld wohnenden Familie, eine der merkwürdigsten Erscheinungen ihrer Art. Sie versteht kein Deutsch, sie kann weder lesen noch schreiben, aber sie hat in ihrem Kopfe einen unschätzbaren Vorrath von alten vlämischen Balladen, Kriegs- und Liebesliedern. Unter den Balladen, sämmtlich historischen Inhalts, befinden sich manche von dreißig bis vierzig Strophen. Sie stammen meist aus dem Ende des dreizehnten und dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und verherrlichen die Thaten der vlämischen Volkshelden in den Kämpfen um das Limburger Erbe am Niederrhein, und in der Befreiung Flanderns vom wälschen Joche. Die Ballade auf die Sporenschlacht von Courtray ist wie durchtränkt von dem ganzen blutigen Hasse des flandrischen Volkes gegen die französischen Unterdrücker. Aus jeder Strophe weht uns der heiße Athem der Kämpfer entgegen, dieser Bürgerinnungen und Bauern, unter Anführung des sechzigjährigen, kleinen und einäugigen Wollenwebers, des Peter de Konink und des breitbrustigen Fleischers Breydel, die mit ihren Metzgerbeilen und ihren Spießen, den mit ächtem Bauernhumor sogenannten Gutentags, den goldgeschmückten französischen Rittern solchen entsetzlichen guten Tag boten, daß es keine adelige Dame in Frankreich gab, die nicht Trauer hätte anlegen müssen um den Gatten, den Sohn, oder den Galan. Die Schlacht von Woringen ist in derselben Weise besungen. Einen eigenthümlichen Eindruck macht das menschliche Gefühl, das Gefühl der Versöhnung, das in dieser Ballade, nachdem der Sieg errungen, mit einemmale zum Durchbruch kommt: die Streiter entblößen ihre Häupter und beten für die gefallenen Feinde. Gegen dieses Gefühl, wie es sich im Volke kund gab, bildete allerdings das Gefühl, von welchem die Fürsten beherrscht wurden, einen schneidenden Gegensatz. Der Erzbischof Sigfrid von Köln, der in der Schlacht von Woringen in die Gefangenschaft des Grafen von Berg gerieth, wurde wie er war, in voller Rüstung, in einen eisernen Käfig gesperrt und mußte sieben Jahre darin ausharren. Die Rache, welche er später dafür nahm, war ebenso entsetzlich. Der Graf von Berg fiel in die Hände des Erzbischofs, und dieser ließ ihn gleicherweise in einen Käfig sperren, nackt, mit Honig bestrichen, dem Sonnenbrand und den Stichen der Insekten ausgesetzt. Der Graf erlag unter den Qualen.

In den Liebesliedern, welche das Gedächtniß der Magd aufbewahrt hat, spricht sich überall eine wahre und natürliche Empfindung in der einfachen und ungekünstelten Weise aus, durch welche sich das ächte Volkslied auszeichnet, und die ihm häufig einen ganz unnachahmlichen Zauber verleiht. Unter den Kriegsliedern befinden sich einige, die ohne Zweifel weit älteren Ursprungs sind als die Balladen, und in denen noch zum Theil das alte Heidenthum spukt. Die großen Sammlungen, welche Coussemakers und Andere von alten vlämischen Volksliedern herausgegeben haben, enthalten mehrere Balladen und Lieder bruchstückweise, von welchen jene Magd jetzt den vollständigen Text geliefert hat; ebenso ist ihr der vollständige Text von mehreren Liedern zu verdanken, die in dem Antwerpener Liederbuch von 1544 nur

unvollständig enthalten sind. Die Weisheit des egyptischen Gottes kommt wieder zu Ehren, der nichts von der Buchstabenschrift wissen wollte, mit deren Erfindung sein College Theut vor ihm prunkte; denn die Kunst der Schrift, meinte er, würde die Menschen verleiten, ihr Gedächtniß zu mißachten. Hätte die vlämische Magd schreiben und lesen gelernt, vielleicht würde sie nicht ein einziges jener Lieder mehr wissen; hätte sie als Kind auf der Schulbank sitzen und die Kost der preußischen Schulregulative verdauen müssen, sie hätte schwerlich Zeit, viel weniger ein Ohr gehabt für die Gesänge ihrer alten Großmutter, oder der wandernden Fiedler. Ihr selbst ist der Sinn der Balladen, wie man leicht denken kann, nicht überall verständlich, und die Bedeutung mancher Ausdrücke, welche außer Gebrauch gekommen sind, ist ihr ganz fremd; sie spricht sie nach, wie sie ihr von Jugend her noch im Ohre klingen. Uebrigens ist die Mühe, welche Dr. Arnold beim Niederschreiben hat, namentlich wenn es sich um größere Balladen handelt, eine unglaubliche und die Geduld erschöpfende; denn keineswegs ist die Magd im Stande, diese langen Strophenreihen ohne weiteres herzusagen; sie stockt oft schon im Anfang, dann wieder hier, dann dort, und immer braucht es ein langes Besinnen und ein stetes Wiederholen von der ersten Strophe an, ehe sie den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen vermag. Auf diese Weise werden nicht selten Wochen zu einer einzigen Ballade erfordert.

Arnold hat jetzt sein Werk über das alte Volkslied und die alte deutsche Musik nahezu vollendet, und es ist dringend zu wünschen, daß die Herausgabe nicht durch äußere Hindernisse zu lange verzögert werden möge. Auf beiden Gebieten des Volksliedes, dem weltlichen wie dem religiösen, namentlich aber auf dem letzteren, sind seine Sammlungen so reichhaltig und umfassend, daß sich keine der bis jetzt bekannten mit ihnen vergleichen läßt; es wäre unendlich zu beklagen, wenn diese Schätze, zu deren mühsamer Auffindung und Erforschung ein ganzes Leben verwendet ist, nun unbenützt im Pulte vermodern sollten.

Ich berührte oben die Wahlbewegungen im Wupperthale, durch welche die Theilnahme an den Jordanischen Vorlesungen so sehr beeinträchtigt worden sey. Es hat sich die seltsame Erscheinung gezeigt, daß in der Wahl für das Abgeordnetenhaus die Fortschrittspartei mit einer großen Majorität gesiegt hat, hingegen mit einer ebenso großen Majorität die kirchliche Partei in den Wahlen für die Gemeindevertretung. Bekanntlich wurde für Berlin anfänglich Schultze-Delitzsch gewählt, und das Wupperthal legte damit entschieden Protest ein, sowohl gegen die Politik des Herrn von Bismarck, als gegen die socialen Theorien seines eigenthümlichen Verbündeten, des Herrn Lassalle. Damit ist nicht gesagt, daß nicht beide Männer auch hier ihre Gläubigen hätten, aber die Zahl dieser ist nur klein und ihr Einfluß null; denn weder ist ihre gesellschaftliche Stellung eine hervorragende, noch haben sie geistige Capacität aufzuweisen. Die Führer der Kreuzzeitungsleute sind der Pastor Feldner, ein wunderlicher Heiliger, und ein gewisser Kaufmann Wolff, — ein Eingewanderter übrigens und nicht mit irgend einem der alten und achtungswerthen Wupperthaler Häuser gleichen Namens zu verwechseln, — dessen politische Einsicht vielleicht um so größer seyn mag, je weniger Einsicht er in der Behandlung seiner eigenen geschäftlichen Angelegenheiten gezeigt hat. Pastor Feldner ist sich consequent geblieben, denn er gehörte schon im Jahre 1848 als Pastor an der lutherischen Kirche mit altlutheranischen Grundsätzen, zu denjenigen, welche die Bewegung jener Tage auf das heftigste verdammten. Ein politischer Agitator aber ist er erst in der letzten Zeit geworden, freilich mit mehr Eifer als Geschick, aber die Kreuzzeitung nennt ihn dafür den trefflichen Feldner. Unermüdlich ist er allerdings; neben den Flugblättern, welche er schreibt, gibt er auch eine Wochenschrift heraus, und leider wurde er gleich zu Anfang, als er damit auf den Markt trat, das Opfer einer der plumpsten Mystifikationen, die sich denken lassen. Er erhielt einen Brief von der polnischen Nationalregierung voll der entsetzlichsten Drohungen. Zwar kam der Brief nicht direkt aus Polen, sondern nach dem Poststempel aus der Nachbarstadt Barmen; es war auch überhaupt nicht wohl einzusehen, wie die polnische Nationalregierung zur Kenntniß von der Existenz des Trefflichen und seiner Wochenschrift gelangt seyn sollte, und eben so mußte es dem Unbefangenen schier bedünken, daß sie für den Augenblick andere, wenn auch minder wichtige Sachen im Kopfe habe; — aber das Dokument lag vor, die Unterschriften klangen barbarisch genug, um für polnisch zu gelten, und das Siegel schien ebenfalls höchst bedenklich und geheimnißvoll. Der Treffliche nahm den Spaß für Ernst und erging sich über das verruchte Aktenstück in einer Reihe von Deklamationen. Es wäre gar nichts darüber zu sagen, wenn nicht diese Leute, die in den einfachsten Dingen nicht klar zu sehen vermögen, uns ihre Staatsweisheit mit solcher Zudringlichkeit als die unfehlbare und alleinseligmachende aufnöthigen wollten.

(Schluß folgt.)

London, Januar.

(Schluß.)

William Makepeace Thackeray, 1811—1863.

Von der politischen Campagne zu seinen novellistischen Arbeiten zurückkehrend, besorgte Thackeray während der Jahre 1858—59 eine Gesammtausgabe seiner kleineren, in Punch, Frazers Magazin und andern Journalen zerstreuten Schriften, die nun unter dem Gesammttitel Miscellanies eine ebenso weite Verbreitung fanden als seine Hauptwerke. In einer neuen Capacität erschien er zu Anfang des Jahres 1860, als Herausgeber der einer gediegenen Unterhaltungsliteratur gewidmeten Monatsschrift Cornhill Magazine, und so glänzend war der Erfolg dieses Unternehmens, daß in kurzem eine ganze Literatur ähnlicher Monatsschriften das Beispiel des Cornhill nachahmte. Thackeray selbst gab in dem Cornhill Magazine mehrere Novellen, seinen letzten großen Roman (Philip on his way through the world) und eine seitdem gesammelte Serie von „Roundabout Papers," geistreicher, vielgelesener Essais über alle möglichen Menschen und Dinge. Allein das Geschäft eines Redakteurs wollte ihm auf die Dauer nicht behagen. Die hunderte unbrauchbarer Manuscripte, welche von allen Seiten auf ihn einstürmten, raubten ihm mehr Muße und Stimmung, als er entbehren mochte. Er legte aus diesem Grunde im März 1862 die Redaktion des Cornhill Magazine nieder, in seinem Abschiedswort fernere Theilnahme versprechend, doch zugleich offen erklärend, er ziehe die Mitfahrt als Passagier der Verantwortlichkeit des Capitäns vor, dessen Pflichten er zu schwer und drückend gefühlt habe.

Er hielt Wort. Von Zeit zu Zeit erschienen noch Beiträge aus seiner Feder, unschwer auch ohne seinen Namen erkannt, in dem von ihm gegründeten Magazine; seine früheren Werke erlebten wiederholt neue Auflagen; mit einer größeren Arbeit trat er nicht mehr hervor. Man wußte nur, daß er lebte, man sah ihn in den Clubs, in Theatern und Concerten, in befreundeter Gesellschaft. Ungeschwächt äußerte sich die geniale Energie seiner Persönlichkeit, unvermindert schwebte über dem Haupte aller Snobs und Tartuffes die Furcht vor dem durchdringenden Adlerblick, vor der scharfen Geißel des großen Michael Angelo Titmarsh. Da, mit aller erschreckenden Plötzlichkeit eines ungeahnten Verhängnisses, verbreitete sich im Laufe des 24. Decembers die Nachricht von seinem Tode. Er hatte seit Jahren an periodischen Krampfanfällen am Herzen gelitten, dieselben waren aber so häufig ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen, daß seine Angehörigen und Freunde sich der Furcht vor einem verhängnißvollen Ausgang fast entwöhnt hatten. Eine Wiederholung dieser Anfälle hatte, so scheint es, sich in den seinem Tode vorhergehenden Tagen durch allgemeine nervöse Depression angekündigt. Während der Nacht vom 23. auf den 24. hörte man ein Geräusch in seinem Schlafzimmer, als suche er nach etwas, achtete jedoch nicht darauf, da bald Alles still wurde. Als der Diener Morgens zu seinem Herrn eintrat, fand er die hohe Gestalt entseelt auf dem Lager ausgestreckt. Ein Herzschlag hatte sein Leben geendet.

Thackeray hinterläßt zwei Töchter, von denen die ältere unter den Auspicien des hochverehrten Vaters bereits selbst vielversprechende dichterische Arbeiten veröffentlicht hat. Doch nicht ihnen allein hat sein Tod eine tiefe Wunde geschlagen, nicht sie allein betrauern seinen Verlust. Wenn der Dahingeschiedene früher mit einer Art melancholischen Zorns die herzlose Vergeßlichkeit der Welt gegen die Verdienste der Todten in flammenden Zügen schilderte und in trüben Momenten sich selber ein solches Vergessenwerden weissagte, so maß er den Einfluß eines Geistes wie des seinen, eines Ruhmes, wie er ihn errungen, nach einem zu geringen Maßstabe. Das Urtheil der Mitwelt, das ihm einstimmig einen Ehrenplatz unter den größten aller Humoristen anweist, bezeugt die unersetzliche Lücke, welche sein vorzeitiges Abscheiden in den Kreis der geistigen Koryphäen Englands gerissen, und schwerlich wird die Nachwelt dieses Urtheil annulliren. Denn die classischen Werke des Geistes bewahren ihren Werth für alle Zeiten, und wie ein hellerer Glanz die Gestalten der großen Dichter und Philosophen umstrahlt, welche das Zeitalter Elisabeths und Annas verherrlichten, als die Gestalten zeitgenössischer Staatsmänner und Soldaten, welche im Felde und in der politischen Arena kämpften, so dürfen wir glauben, daß in einer fernen Zukunft, wenn von den Soldaten und Politikern unserer Zeit viele nur noch dem Gedächtniß des Geschichtsforschers geläufig sind, der Genius des Humoristen Thackeray, allen erkennbar, in dem Chor der Geisteshelden glänzen wird, welche das Zeitalter Victorias zierten.

Althaus.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. 5. Februar 1864.

I feel the gales that from ye blow
A momentary bliss bestow,
As waving fresh their gladsome wing,
My weary soul they seem to soothe,
To breathe a second spring! —
The buxom health of rosy hue.
Wild wit, invention ever new
The thoughtless day, the easy night.
The spirits pure, the slumbers light!

Gray.

Gedichte von Giuseppe Giusti,

deutsch von Paul Heyse.

Erinnerungen an Pisa.

1841.

Stets vor der Seele wird
Der Tag mir schweben,
Wo ich, von lustigen
Freunden umgeben,
Mein Haupt im Doctorhut
Würdig wie nie sah,
Um dann vom traulichen
Geliebten Pisa
Und seinen Freuden
Betrübt zu scheiden.

Erst in die Kneipe noch
Schwankt' ich wie seekrank,
Wo ich zum letztenmal
Meinen Kaffee trank,
Schulden berichtigte
(Ganze sechs Paul),
Bis dann die Kutsche mit
Dem lahmen Gaul
In düstrem Sinnen
Mich zog von hinnen.

Vier Jahr in seliger
Freiheit verflogen,
Dank unsrem Mutterwitz,
Wild und verwogen!
Während die Bücher im
Winkel verstauben,
Oeffnet und blättert man
Voll Muth und Glauben
Und freud'gen Bebens
Das Buch des Lebens!

In alle Wissenschaft
Magst du dich tauchen,
Lernst du aus Büchern auch,
Was Menschen brauchen?
Wenn du zu Hause nur
Uebtest die Beine,
Straucheln sie draußen dir
Am ersten Steine.
Weit ist der Pfad
Vom Wort zur That.

Nein, wo zu lernen ist,
Bin ich dabei,

Ob's am Katheder, ob
Am Spieltisch sey.
Nie hat auf Erden sich
Zurechtgefunden,
Wer keine Ader hat
Vom Vagabunden.
Nicht hinter'm Ofen
Gibt's Philosophen.

Und dieses Röckchen dann,
Das abgeschabte,
Dieß „Du," das brüderlich
Die Herzen labte,
Das auf jungfräulichen
Lippen entfaltet,
Ach, in Enttäuschungen
Früh schon erkaltet,
Bis es geziert
Zum „Sie" gefriert;

In diesem prahlenden
Börsen-Jahrhundert,
Das hohl und wesenlos
Den Schein bewundert:
Dies holde cynische
Jugendbehagen,
Lachend umherzugehn
Mit leerem Magen,
Arm und zerrissen —
Wer möcht' es missen?

O Tage, friedliche
Nächte, in frohen
Schwänken, von Uebermuth
Sprudelnd, entflohen!
Wohl reift ein Leben uns
Frucht zur Genüge,
Das nie umfröstelte
Der Hauch der Lüge:
Lieben und Zürnen
Auf offnen Stirnen.

Wie oft entpuppt sich ein
Sokratesaffe
Später als schlotternder
Lump oder Laffe.
Gesund, casteit er sich,
Mit Rheumatismen
Buhlt er — o klägliche
Anachronismen!

Das zu erfahren,
Mag Gott euch sparen.

Laßt die Systeme, die
Grübler gesponnen;
Auf, euch im fröhlichen
Leben zu sonnen!
Reihet zum wenigsten
Possen und Bücher
Bunt durcheinander zum
Aerger der Kriecher,
Denen die stumpfen
Seelen verdumpfen.

Zwar so ein Sausewind
Wird nie verstehen,
Sich zu poussiren mit
Augenverdrehen,
Gleich den geschmeidigen
Carrièremachern,
Die ihre Seele dem
Häscher verschachern,
Keuchen und schwitzen,
Um warm zu sitzen.

Doch mit der Bowle die
Grillen zu scheuchen,
Auch wohl gelegentlich
Mit dummen Streichen,
Dann rasch sich eingepaukt
Auf das Examen
Zum Hohn der knechtischen
Geistlendenlahmen
Und orthodoxer
Büffler und Ochser:

Das sind, ihr Biedern, die
Umsturzversuche,
Die man uns angemerkt
Im schwarzen Buche.
Leichtsinn, der goldene,
Wie strafbar ist er,
Wie sehr gelegen dem
Jungen Philister,
Muntern Gesellen
Ein Bein zu stellen!

Doch o wie freudenvoll
Im Lebenssturm
Winkt dir der marmorne
Hängende Thurm,

Wenn du ihn wiedersiehst
In spätern Tagen
Und mit Befriedigung
Darfst zu dir sagen:
Ich bog mich nimmer,
Fest stand ich immer!

Solche, die tugendhaft
Nie sich berauschten
Und nur mit neidischem
Ohr uns belauschten,
Wenn wir, den Codices
Ein Schnippchen schlagend,
Nichts nach Pandekten und
Rescripten fragend,
Die Tricolore
Sangen im Chore, —

Mögen sie jetzt sich auch
Blähen und prunken,
Wie ist ihr Leben in
Moder versunken!
Und wir — (o Taugenichts,
Nimm dir's zur Lehre!)
In unserm Winkel hier,
Ohne Carrière,
Sind jung geblieben,
Lachen und lieben.

Vor jenen Trefflichen
Weichen die Leute
Scheu, wie vor bissigen
Hunden, zur Seite.
Unserm geächteten
Fröhlichen Schwarme
Oeffnen sich überall
Herzen und Arme.
Drum sey's beschworen:
Selig die Thoren!

Englische Geizhälse.

(Fortsetzung.)

Der älteste der Citygeizhälse lebte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und hieß Audley. Er begann seine Laufbahn als Schreiber eines Advokaten, mit einem wöchentlichen Gehalt von sechs Schilling. Aber mit scharfem Verstande begabt, wurde er bald heimisch in den verworrenen Labyrinthen der juristischen Praxis, deren Dokumente durch seine Hände gingen, und begann die so erworbenen Kenntnisse auf eigene Faust geltend zu machen. Eines seiner Hauptgeschäfte bestand in dem Aufkaufen von Schulden und Verleihen von Geld. Die ersteren erpreßte er, auch in scheinbar verzweifelten Fällen, durch alle Kniffe eines abgefeimten Ränkeschmiedes von den ihm preisgegebenen Opfern; das letztere beutete er zu unermeßlichem Gewinne aus, mit der unersättlichen Gier des scham- und erbarmungslosen Wucherers. Audley war daher eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Doch war er vorsichtig genug, vor seinen puritanischen Zeitgenossen den Schein eines frommen Mannes zu bewahren. Wenn man daher den Wucherer Audley haßte, so ließ sich dem frommen Audley nichts anhaben und seine angehäuften Schätze fanden eben so Neider wie die diabolische Klugheit, die ihm dazu verholfen, anstaunende Bewunderer. Er starb, nach dem modernen Kaufmannsausdruck, vierhunderttausend Pfund werth, für jene Zeit eine ungeheure Summe. Eine Lebensbeschreibung nennt ihn den „Großen" und führt den bezeichnenden Titel: „Anweisung zum Reichwerden, nach Art des „großen" Audley."

Dem „großen Audley" der Zeit nach am nächsten steht der Citygeizhals Thomas Guy, der Gründer des nach ihm benannten hauptstädtischen Hospitals, einer der wenigen Geizhälse, welche durch endliche edle Benutzung des zusammengescharrten Geldes die Nachwelt mit ihrem vergangenen Leben aussöhnen. Sein Vater war Lichterschiffer und Kohlenhändler an der Themse und starb, als der Knabe, sein einziger Sohn, acht Jahre alt war. Thomas Guy wurde als Gehülfe zu einem Buchhändler in Cheapside gegeben. Nachdem er hier das Geschäft erlernt, schlug er selbst an der Ecke

von Cornhill und Lombardstreet, dem heutigen Mansionhouse gegenüber, einen Buchladen auf. Er hatte bemerkt, daß die englischen Bibeln schlecht gedruckt wurden und faßte den Plan, in Holland eine bessere und billigere Ausgabe zu veranstalten. Hiedurch gerieth er in Streit mit den Privilegien der Universitäten und dem Monopol des königlichen Buchdruckers, ließ sich indeß dadurch nicht schrecken, sondern brachte es zu einem Contrakte mit seinen Gegnern und trieb seitdem, da er die Chancen wohl erwogen, einen vortheilhaften Handel mit der von ihm besorgten Ausgabe der heiligen Schrift. Eine andere Quelle seines Reichthums floß aus Spekulationen in Staatspapieren, besonders in den Aktien der Südseecompagnie. Gewinn auf Gewinn strömte ihm auf diese Art zu, so daß sein Vermögen in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts nach hunderttausenden zählte. Aber reich, wie er war, trug er in seiner gesammten Lebensweise die Manieren des filzigen Egoisten zur Schau. Seine Kleidung war schäbig, sein Auftreten in geselligem Verkehr nachlässig und formlos. Er speiste an seinem Ladentisch, wobei eine Zeitung ihm als Tischtuch diente. Eine Magd war seine einzige Bedienung und sein Verhältniß zu dieser wirft vielleicht das seltsamste Licht auf seinen Charakter. Er hatte sich in das Mädchen verliebt und ihr versprochen, sie zu heirathen. Einige Tage vor der Hochzeit ließ er Arbeitsleute kommen, um eine Stelle in dem Pflaster vor seinem Hause auszubessern, und verließ, nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, in Geschäften das Haus. Während er fort war, fiel dem Mädchen ein zerbrochener Stein auf, jenseits des Raumes, den ihr Herr und Liebhaber den Arbeitsleuten abgesteckt. Da sie erwartete, in kurzem Guys Frau zu seyn, autorisirte sie die Arbeiter zur Ausbesserung auch dieses Steines. Aber dieser so unschuldig scheinende Auftrag wurde verhängnißvoll für ihr ferneres Schicksal und die Zukunft Guys. Denn als der letztere bei seiner Rückkehr fand, daß man seine Aufträge überschritten, und den Grund eines so unverzeihlichen Versehens erfuhr, gerieth er in den heftigsten Zorn, brach das Verhältniß mit dem Mädchen ab und entschloß sich, statt eine Familie zu gründen, sein Vermögen öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu hinterlassen.

So groteske Motive liegen mitunter selbst denjenigen Handlungen der Menschen zu Grunde, die in den Augen der Welt als Wirkungen einer rein humanen Gesinnung und Bildung erscheinen. Guy beharrte bei seinem Entschlusse, und aus dem Aerger über die Kosten der Herstellung eines Pflastersteins erhoben sich mächtige Gebäude in der Hauptstadt, und entstanden Anstalten, welche den Namen des ehemaligen Geizhalses Thomas Guy der lebenden Generation noch heute als einen Wohlthäter der leidenden Menschheit vergegenwärtigen. Schon im Jahr 1707 trug er bei zu der Erweiterung des St. Thomas Hospitals; im Jahr 1721, dem sechsundsiebzigsten seines Lebens, erstand er in der Nähe Grundstücke zur Errichtung eines neuen von ihm zu gründenden Hospitals, und im Jahr 1724, kurz vor seinem Tode, wurde der äußere Bau vollendet. Er hatte 190,000 Pfund gekostet und Guy bestimmte 220,000 Pfund für die innere Einrichtung und Verwaltung. Es sollten vierhundert von körperlichen Gebrechen leidende Kranke und zwanzig Wahnsinnige darin aufgenommen werden. Den größeren Rest seines Vermögens theilte er unter seine Verwandte; kleinere Legate hinterließ er zu andern wohlthätigen Zwecken, darunter tausend Pfund für die Freikaufung armer Schuldgefangenen in Middlesex und Surrey, deren Lösegeld die Summe von fünf Pfund nicht überstieg. Sein großes Vermögen gewann ihm auch, wie später dem John Elwes, einen Sitz im Parlamente. Er vertrat hier mehrere Jahre den Flecken Tamworth, den Geburtsort seiner Mutter, denselben, der in unsern Tagen als Heimath und parlamentarischer Wahlort der Peels eine gewisse politische Berühmtheit erlangt hat. Auch diesen Ort bedachte er durch verschiedene wohlthätige Stiftungen, verlor aber nichts desto weniger bei einer Neuwahl seine Stelle. Seitdem zog er sich aus dem politischen Leben zurück und beschäftigte sich während der letzten Jahre seiner merkwürdigen Laufbahn ausschließlich mit der Durchführung seiner wohlthätigen Plane. Die frühere Härte seines Wesens hatte sich gemildert und der Geizhals Thomas Guy gab der Welt das seltenste Beispiel preiswürdiger Inconsequenz des Charakters, indem er durch die humane Unbeständigkeit seines Alters die schroffe Starrheit seines vergangenen Daseyns sühnte.

Ein flüchtiger Strahl menschenfreundlichen Sinnes erleuchtet auch die häßlichen Züge eines andern Citygeizhalses, des unter dem Beinamen des „Wucherers" bekannten Benjamin Pope. Dieser lebte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und war einer der wohlhabendsten Gerber in Southwark, dem Hauptquartier der Londoner Gerberei. Man berechnete zu einer Zeit den Werth seiner Ledervorräthe auf die Summe von sechzig bis siebzigtausend Pfund; ein Umstand, der ihm den Beinamen des fetten Pope eintrug, da keiner seiner Geschäftsgenossen ihn an behäbiger Fülle des Vermögens erreichte. Allein Pope verlangte nach mehr Geld und begann zu diesem Zwecke ein neues Geschäft. Er faßte den Plan, das Geschäft der Gerberei auf

seine Londoner Mitbürger auszudehnen, und trat auf als Geldverleiher, Wechsel- und Hypothekenhändler und allgemeiner Geldtrödler. Seine Operationen auf diesem Gebiete wurden bald so notorisch, daß der Ruhm des „fetten" Pope in dem des Wucherers Pope unterging. Aber um seine neuen Unternehmungen erfolgreich durchzuführen, hätte er in den Schlichen und Kniffen des Rechtes bewandert seyn müssen, wie der „große Audley." Pope hatte nur die Leidenschaft des Gerbens und Schindens, und gerieth, weil er in seiner Gier den gesetzlichen Werth der Menschenhaut unterschätzte, in heftige Conflikte mit den Londoner Gerichtshöfen. Processe folgten auf Processe, der Gerber selbst wurde erbarmungslos geschunden. Eine Reihe von Gesetzwidrigkeiten in seinen Geldgeschäften mit einem gewissen Sir Alexander Leith zog ihm endlich die Verurtheilung zu einer Geldbuße von zehntausend Pfund zu. Dieß war mehr, als er gefürchtet hatte. Er protestirte gegen das Urtheil als ungerecht und maliciös. Als er fand, daß seine Appellation fruchtlos blieb, machte er alle seine Effekten zu Geld und entzog sich, immer wegen des ihm geschehenen Unrechts grollend, den Verfolgungen seiner Ankläger durch Flucht nach Frankreich. Hier war er seines Geldes sicher, fühlte sich indeß in kurzem durch seine verlassene Stellung in der Fremde so bedrückt, daß er, unter dem Einfluß einer seltsamen Fatalität, freiwillig nach England zurückkehrte. An die Entrichtung der ihm auferlegten Geldstrafe konnte er keinen Augenblick denken. Die einzige Aussicht blieb daher das Schuldgefängniß. Er wählte das letztere, indem er erklärte, er wolle lieber seine Tage im Gefängniß beschließen und gegen das ihm zugefügte Unrecht protestiren, als das Geld bezahlen.

Pope wurde daher in das Fleetgefängniß geworfen, und mit stoischer Gelassenheit ertrug er bis an sein Lebensende, während eines Zeitraums von mehr als eilf Jahren, den Verlust seiner Freiheit. Sein Vermögen war noch immer groß genug, um einen Abzug von zehntausend Pfund überstehen zu können; auch suchte man ihn zu wiederholtenmalen durch vortheilhafte Vergleichsvorschläge zum Nachgeben zu bewegen. Doch sein Entschluß stand felsenfest. Er hatte erklärt, er werde die Gerechtigkeit seiner Verurtheilung nie anerkennen, und hielt Wort. Im Gefängniß überließ er sich, so viel als möglich, der Befriedigung seiner alten Neigungen. Geldgeschäfte lagen ihm fortwährend im Sinne und trotz der eisernen Thüren, die ihn von der Außenwelt trennten, setzte er von Jahr zu Jahr seine wucherischen Spekulationen fort. Aber er war im Gefängniß noch unglücklicher damit als früher. Sein Lebensunterhalt verursachte ihm weniger Sorge, weil seine Verwandten ihn öfter mit Speisen versahen. Doch bemerkte man, daß er das Maas Bier, dessen Genuß er sich dann und wann gestattete und das er selbst bezahlte, stets mit ängstlicher Aufmerksamkeit betrachtete, um zu sehen, ob es vollgemessen, aus einem Pfund Talglichte aber immer das schwerste aussuchte, wodurch es ihm dann und wann möglich wurde, einen oder zwei Heller am Pfunde zu sparen. Alle diese Züge bestätigen den Charakter des unverbesserlichen Geizhalses und Wucherers. Dennoch wird von demselben Manne berichtet, daß er viele Jahre lang seine armen Arbeiter und Nachbarn allwöchentlich mit ansehnlichen Fleischvorräthen unterstützte und diese Gewohnheit früherer Zeit auch während seiner Gefangenschaft theilweise beibehielt. Mochte es eine Anwandlung von Reue, ein Rest menschlichen religiösen Gefühles seyn — der „Wucherer" Pope tilgte dadurch einen Theil seiner Schuld an die Menschheit und tritt wenigstens für eine Sonntagsmorgenstunde aus dem dunkeln Schattenlande der Selbstsucht hinaus in das heitere Licht einer besseren Welt. Er starb als Schuldgefangener im Fleetgefängniß im Jahre 1794, dem siebenundsechzigsten seines Alters.

Dem Wucherer Pope lassen wir einen jüngeren Zeitgenossen folgen, den Zuckerbäcker Thomas Cooke, der im Jahre 1811 in der Vorstadt Islington starb. Es ist einer der gemeinsten Typen seiner Gattung, dem wir bei diesem Menschen begegnen. In der Reihe der Londoner Citygeizhälse vertritt er die bildungslose plebejische Natur in ihrer abstoßendsten Rohheit. Er war der Sohn armer Eltern aus Norwich und begann sein Leben als Lastträger in dieser Stadt. Später, da er fleißig war und einen guten natürlichen Verstand hatte, gelang es ihm, eine Anstellung bei der Accise zu bekommen. Nachdem er hier eine Weile gedient, übernahm er die Aufsicht über eine Papiermühle. Es gehörte dieselbe einer Wittwe, und Cooke, der in Folge seiner Bekanntschaft mit der Accise verschiedene Betrügereien in der Geschäftsführung entdeckte, brachte die Besitzerin durch die Drohung, er wolle dieselben denunciren, zu dem Entschlusse, ihm ihre Hand zu reichen. Bald nachher gab er die Papiermühle auf und setzte sich als Zuckerbäcker in London. Obgleich schon als wohlhabender Mann bekannt und erfolgreich in seinem Geschäfte, lebte er hier nun als abgefeimter Filz und Knauser, mit nichts beschäftigt als mit der Anhäufung von Geld, als mit Planen, durch listige Betrügereien die Befriedigung der Bedürfnisse zu erreichen, die seine sinnliche Natur nicht entbehren mochte, deren Bestreitung aus eigenen Mitteln ihm aber als Stein des Anstoßes im Wege lag. Eine dieser Listen war, daß er seine

Bekannten zur Essenszeit besuchte und nach vielem Widerstreben an deren Mahlzeit theilnahm. Seinen Bekanntenkreis zu erweitern, erheuchelte er Ohnmachten und Krampfanfälle in der Nähe von Häusern, die er vorher dazu ausgemerkt. Mit flehender Stimme bat er dann um Einlaß. Bot man ihm Wein zur Erfrischung an, so versicherte er zuerst, er trinke nichts als Wasser, ließ sich aber, wenn man in ihn drang, zum Trinken bewegen. Hierauf lobte er den Wein und fragte nach der Handlung, woher man ihn beziehe. Einmal so weit gekommen gab er, dessen Aeußeres auf einen verkommenen Krämer schließen ließ, zu verstehen, er sey Cooke, der reiche Zuckerbäcker, hunderttausend Pfund werth. Dann bemerkte er, es sey Tischzeit und nahm nach einigem Zögern die Einladung, dort zu bleiben, an. Durch ähnliche Manöver wußte er sich Geschenke an Lebensmitteln zu erschwatzen, und erlangte, indem er auf solche Art, ohne viel Geld auszugeben, gut lebte, eine behäbige, stattliche Erscheinung, ein Umstand, der ihn von den traditionell hagern, abgezehrten Gestalten anderer Geizhälse unterschied und auf den ersten Blick Manchen über seinen eigentlichen Charakter täuschte. Ueberhaupt war er mehr bemüht, eine gewisse Respektabilität zu heucheln, die er nicht besaß, als den Reichthum zu verbergen, auf dessen todten Besitz er stolz war. Natürlich gelang ihm dieß bei dem eingeborenen Cynismus seines Wesens nur theilweise. So ging er für gewöhnlich regelmäßig zur Kirche und nahm zu bestimmten Zeiten das Abendmahl. Dazwischen aber kamen Sonntage, wo er seiner Magd befahl, ihm ein Stück Brod, ein Gebetbuch und etwas Wein, von welchem letzteren sie einen Rest in der Flasche finden werde, in's Zimmer zu bringen; denn er wolle, so bemerkte er, für dießmal das Abendmahl zu Hause statt in der Kirche nehmen, wo es ihm einen Schilling zu viel koste.

In spätern Jahren zog er sich ganz von Geschäften zurück. Seine Hauptbeschäftigung war, den Garten hinter seinem Hause umzugraben und sein Lieblingsgemüse, Kohl, darin zu bauen. Den Dünger dafür sammelte er selbst von der Straße. — Seine Frau war lange gestorben und seine Bedienung bestand aus zwei Mägden. Durch eine derselben ließ er sich, bei überhandnehmender Schwäche seiner Augen umherführen, wenn er ausging. Beiden versprach er ansehnliche Legate, täuschte sie jedoch mit der ihm eigenen niedrigen Falschheit und hinterließ einer jeden nicht mehr als die erbärmliche Summe von zehn Pfund.

Wie alle Geizhälse hatte Cooke den größten Widerwillen gegen die Aerzte und entschloß sich nur in der höchsten Noth zur Einholung ihres Rathes. Allein auch dann wußte er auf allen möglichen Umwegen der verhaßten Vergütung dieses Rathes auszuweichen. Um einen bekannten Augenarzt unentgeltlich consultiren zu können, verkleidete er sich als Bettler, erlangte als solcher ein Certificat und wurde mehrere Wochen unentgeltlich behandelt, ehe man seinen Betrug entdeckte. Ein anderesmal wendete er sich wegen eines Geschwürs an einen Wundarzt. „In wie viel Zeit können Sie dieß heilen?" fragte ihn der Geizhals. — „In ungefähr einem Monat," war die Antwort. — „Wie viel wird es kosten?" — „Eine Guinee." — „Gut," sagte Cooke; „aber bedenken Sie, dieß ist viel Geld, und wenn ich darauf eingehe, es zu zahlen, so ist es nach dem Grundsatz: keine Kur, kein Geld. Bin ich also Ende des Monats nicht geheilt, so erwarten Sie nicht, daß ich bezahle." — Der Wundarzt ging darauf ein und das Geschwür heilte bald so augenscheinlich, daß Cooke fernere Besuche für unnöthig erklärte. Um aber seine Guinee zu retten, verschaffte er sich zu Ende des Monats ein Pflaster von einem Barbier, brachte damit an der Stelle des ersten Geschwürs ein zweites hervor, zeigte dasselbe dem Wundarzt und erklärte ihm, er habe die Guinee verloren. Mit vielem Behagen erzählte er später von diesem Vorgang, als einem der vortrefflichsten Beispiele, wie man „Tauben rupfe."

Auf seinem Todtenbette schickte er nach mehreren Aerzten; allein er war zu wohl bekannt, als daß man hätte eilen sollen, seinem Rufe zu folgen. Als endlich ein Arzt erschien, gab Cooke es zu, daß ein Recept zum Apotheker geschickt werde. Dann fragte er den Arzt, wie lange er noch zu leben habe. „Vielleicht eine Woche," erwiderte jener. Bei diesen Worten fuhr der Kranke im Bette auf und rief: „Sie Schurke, Sie Gauner, mich so zu bedienen!" — „Wie denn?" fragte der erstaunte Schüler Aesculaps. — „Nun, Sir, Sie sind nicht besser als ein Dieb, mir mein Geld mit Ihren Arzneien zu stehlen, da Sie wohl wissen, daß alle eure Tränke mich kaum eine Woche am Leben halten werden. Verlassen Sie mein Haus, kommen Sie nie wieder."

Cooke starb im August 1811, nach einer kurzen Krankheit. Sein gemeines heuchlerisches Wesen war, wie sein Geiz, während seiner letzten Lebensjahre ein öffentliches Geheimniß geworden, er war allgemein verhaßt und wurde unter dem lauten Hohn des Volkes begraben. Kohlstrünke, deren Pflege er im Leben so viel Sorgfalt gewidmet, folgten ihm, mit Verwünschungen und Flüchen vermischt, in die Grube nach. Der größte Theil seines Vermögens fiel an wohlthätige Stiftungen.

Dem Bilde dieses Geizhalses schließt sich in würdiger Weise ein Seitenstück aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft an, unter dem wir den halb von

Staub und Motten zerfressenen Namen Job Sawtrey erkennen. Sawtrey war aus Northumberland und kam im Jahre 1780 in bettelhaftem Aufzuge nach London. Er hatte kein Geld, kannte niemand und war daher für Unterhalt, Wohnung und Beschäftigung auf die Straßen der großen Stadt angewiesen. Wäre er geselliger Natur gewesen, oder hätte er das in London nicht eben seltene Talent zur heimlichen Aneignung fremden Eigenthums besessen, so würde es ihm nicht schwer geworden seyn, in einer der Bettler- und Diebsassociationen der Hauptstadt Eingang zu finden. Aber es scheint, er hatte ein verschlossenes Temperament und einen gewissen Fond naturwüchsiger Ehrlichkeit. Statt in den Bettlerhöhlen suchte er daher ein nächtliches Unterkommen in der Nähe einer Ziegelbrennerei, und statt zu stehlen, bildete er sich ein aus gelegentlicher Bettelei und dem Auflesen abgefallener Hufeisennägel zusammengesetztes Tagewerk, das ihn eine Weile kümmerlich ernährte. Als es Winter wurde, hatte er schon etwa fünfzig Schilling erübrigt, schlief aber immer noch an seiner alten Stelle im Freien und wurde nur durch den Umstand, daß er den Wechsel der Jahreszeit seinem Geschäfte ungünstig fand, zu einer Aenderung seiner Lebensweise veranlaßt. Er sammelte nun Knochen, Lumpen und Abfall jeder Art, die er in den sogenannten rag- and bone-shops verkaufte.

Als er so eines Morgens, seiner Gewohnheit gemäß, bei dem ersten Grauen des Tages die Straßen durchwanderte, fand er ein Taschenbuch, welches Papiere und Ringe von bedeutendem Werth enthielt. Kurz darauf hörte er, dem „ehrlichen Finder" sey eine Belohnung von zehn Guineen verheißen, und eilte, durch Ablieferung des Buches diese Summe in Empfang zu nehmen. Dieser Glücksfall gab seinem Ehrgeiz einen neuen Impuls. Er miethete nun ein elendes unterirdisches Loch in dem berüchtigten Quartier von Seven Dials und legte aus seinen Lumpen-, Knochen- und Nägelsammlungen einen Laden an. Etwas später erweiterte er sein Geschäft durch Verleihung von Geld auf Pfänder. Nach einigen Jahren war er im Stande, seine Höhle mit einem überirdischen Lokal zu vertauschen. Aber je besser es ihm ging, um so ängstlicher beschränkte er seine täglichen Bedürfnisse. Eine Brodkruste, ein Glas Wasser und ein hartgekochtes Ei oder ein geräucherter Häring reichten für Frühstück, Mittag und Abend aus. Da sein Geschäft ihm unter dem Umstande zu leiden schien, daß er den ganzen Tag an seinen Laden gefesselt war, miethete er einen Gehülfen, jagte denselben jedoch bald fort, als er entdeckte, daß er ihn um ein paar Pence betrogen. Eine andere Sorge verursachte ihm das Verbergen seines Geldes. Jeder Winkel schien ihm nicht sicher genug; auch die Ausgrabung eines Verstecks in dem Dunkel seines Kellers beruhigte ihn nur theilweise.

Endlich hielt er es für das gerathenste, sich zu verheirathen. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft war ihm schon länger durch ihr arbeitsames Wesen aufgefallen und die Berechnung der Vortheile, deren er durch ihre thätige Mithülfe gewärtig seyn durfte, überwog die eingeborene Furcht des Geizhalses vor den vermehrten Kosten des ehelichen Lebens. Er bot daher dem Mädchen seine Hand an und wurde acceptirt. Auch hatte er sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Sein Geschäft besserte sich von Jahr zu Jahr. Nach einiger Zeit hatte sein Kapital so beträchtlich zugenommen, daß er nach Art der wohlhabenden Trödler den Handel seines Lumpenmarktes zu dem einer Geldbude erheben konnte und zu phantastischen Procenten Geld auslieh und Wechsel discontirte. Uebrigens blieb seine elende Lebensweise unverändert dieselbe. Seine Ehe war kinderlos; nichts störte daher die monotone Ausbildung seines Charakters in der einmal genommenen Richtung. Als im Laufe der Zeit seine Frau starb, verkaufte er seinen Laden in Seven Dials und miethete ein Bureau in einer der düstern Gassen der City. Hier saß er viele Jahre lang, von zehn bis vier Uhr, hinter einem mit Papieren bedeckten Pulte, seine Kunden erwartend, wie die Spinne die Fliegen, und scharrte Summen auf Summen zusammen, bis das Vermögen des frühern Lumpensammlers in die Region der Hunderttausende aufstieg. Doch die unausgesetzte Arbeit und Vernachlässigung seiner selbst hatten seine Gesundheit untergraben. Er sah sich genöthigt, einen Arzt zu consultiren, und wurde versichert, nichts als das Aufgeben seines Geschäftes und ein Aufenthalt auf dem Lande könne sein Leben retten. Widerstrebend folgte er diesem Rathe und zog sich, nachdem er seine Schätze in englischen Staatspapieren angelegt, nach dem acht Meilen von der City entfernten Dorfe Charlton an der Themse zurück.

In Charlton miethete Sawtrey ein geräumiges Haus, dessen Aeußeres auf Wohlhabenheit schließen ließ, während das Innere ein Bild des Verfalls darbot. Er wohnte hier mit einer alten Haushälterin, einer wunderlichen Erscheinung, bei der man unwillkürlich an die Macbethschen Hexen erinnert wurde, und einer Katze, welche mit der Alten in mysteriösem Einverständniß zu stehen schien. Altmodische Meubeln machten die Zimmer, welche das seltsame Trio benutzte, unwohnlich; die unbenutzten Zimmer standen leer und wurden von Jahr zu Jahr mit dickerem, undurchdringlicherem Staub, Schmutz und Spinngeweben angefüllt. Die

Kleidung und Lebensweise des Hausherrn standen mit einer solchen Umgebung in völligem Einklang. So lange er im Geschäfte stand, war ein wenigstens leidlich anständiger Anzug unvermeidlich. Jetzt, wo er weder Leute zu sehen brauchte, noch sehen wollte, mochte er an fernere Ausgaben für nutzlosen Staat nicht denken. Die vorhandene Garderobe mußte nun zu seinem Lebensende ausreichen, und wenn sie der Ausbesserung bedurfte, so war er sein eigener Schneider und Schuster. Am besten gelang ihm, dem ehemaligen Einsammler der Hufeisennägel, das Zusammenflicken von Absätzen; mit den Sohlen wollte es zu seinem Leidwesen nicht recht von statten gehen, weßhalb er genöthigt war, dann und wann die Hülfe eines Kunstverständigen in Anspruch zu nehmen. Während des Winters saß er, um ein zweites Feuer zu sparen, meist in der Küche, beschäftigt, für sich selbst und seine Haushälterin Strümpfe zu stricken. Im Frühling und Sommer arbeitete er wie Cooke eifrig im Garten und suchte den Dünger von der Straße zusammen. Um seinen Hut zu schonen, arbeitete er, auch bei kaltem unfreundlichem Wetter, im bloßen Kopfe, zu seiner Rechtfertigung bemerkend: die Köpfe seyen vor den Hüten gemacht worden. Was die Sorge für seine Nahrung anging, so lebte er in derselben elenden Weise wie einst in Seven Dials. Die Hauptingredienzien seiner Mahlzeiten waren Brod, Häringe und Thee — Alles in Quantitäten, welche auf nichts weiter als die Verhinderung des Hungertodes berechnet schienen. Sein abendlicher Thee war seine liebste Mahlzeit. Er nahm denselben gewöhnlich um sechs Uhr und schickte dann, um Feuer und Licht zu sparen, seine Haushälterin sofort zu Bette. Ihm selbst blieb nur noch die Pflicht, zu untersuchen, ob sein Haus genügend gegen Diebe gesichert sey, worauf auch er sich zur Ruhe begab.

Seine Wohnung verließ Sawtrey nur zweimal jährlich, um seine Dividenden in London in Empfang zu nehmen. Diese, obgleich sie seine Ausgaben weit überstiegen, schlug er dann nicht zum Kapital, sondern häufte sie in seinem Hause zu einem neuen Schatze auf. Es war die Nemesis, die ihn verfolgte. Denn während die Betrachtung des blinkenden Metalls ihn momentan mit heimlichem Entzücken erfüllte, störte die Furcht vor Dieben die Ruhe seiner Tage und Nächte, und mit immer erneuter Angst wechselte er sorgend, zweifelnd die Verstecke des todten Reichthums, dessen Hütung er sich, wie unter dem Einfluß eines bösen Zaubers, ohne Noth aufbürdete. Gegen das Ende seines Lebens versank er mehr und mehr in Schmutz und Selbstsucht. Haar und Bart umgaben ungekämmt, ungeschnitten in struppiger Verwirrung seine eingefallenen Züge, den Gebrauch von Seife hatte er schon Jahre lang vermieden, auch der Gebrauch kalten Wassers schien ihm endlich überflüssig. Mit Mühe verstand er sich dazu, seine Haushälterin, die ihm den Dienst kündigte, durch kleine Zugeständnisse zum Bleiben zu bewegen. Verpflichtungen gegen die Genossin seines Alters und seiner Einsamkeit fühlte er in keiner Art. Statt ihre Dienste durch ein Vermächtniß anzuerkennen, war er bei seinem Tode ihr Schuldner, und die Verwandten, an welche das Vermögen des Geizhalses fiel, ließen sich erst nach langem Sträuben bewegen, die Ansprüche der jammervollen Alten durch Auszahlung des rückständigen Lohnes zu befriedigen.

(Schluß des ersten Abschnittes.)

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

III.

„Der Abend kommt gezogen."

Ostorf fand den Oheim um Vieles besser, als er zu hoffen gewagt hatte, ja, in seinem Wesen glaubte er kaum eine Veränderung zu bemerken; aber ein aufmerksamerer Beobachter würde der Besorgniß Raum gegeben haben, ob nicht hier vielmehr die Erregung des Augenblicks als eine Dauer verheißende Kräftigung sich geltend mache.

Jetzt saßen die Beiden in dem Arbeitskabinet des

Freiherrn beisammen. Es war dieß ein ovaler Raum von mäßigem Umfang; an den holzgetäfelten Wänden standen hohe Bücherschränke umher, deren hie und da verschobener Inhalt den häufigen Gebrauch deutlich genug erkennen ließ. Ein einziges Fenster gewährte durch seine klare Spiegelscheibe den Blick nach Osten über die Ebene hin, und auf der dem Fenster entgegengesetzten Seite befand sich ein Alkoven, in welchem das Sopha mit einem kleinen Tisch und zwei Stühlen Platz gefunden hatte.

Die Wangen des alten Herrn waren geröthet, sein Geist sprang ungeduldig von einem Gegenstand zum andern über, immer bemüht, einen Abschluß zu gewinnen.

„Ihr müßt Nachsicht mit mir haben," sagte er jetzt. „Es ist mir wahrlich zu Muthe, als ob ich verreisen sollte, und nun noch alles Mögliche in Ordnung zu bringen hätte. Und wer eine recht große Reise unternimmt," setzte er lächelnd hinzu, „der richtet sich zweckmäßig so ein, daß für alle Fälle gesorgt ist, auch wenn er etwa nicht zurückkäme; wenigstens zu meiner Zeit that man so. Heutigen Tages fliegt ihr freilich in zweimal vierundzwanzig Stunden von einem Ende der Welt zum andern, und für die kurze Frist denkt niemand mehr an Vorkehrungen daheim."

Er hatte inzwischen geklingelt, und ein Kammerdiener in schwarzem Anzug, der kaum jünger zu seyn schien als sein Gebieter, erschien leise, eine grünversiegelte Flasche nebst zwei hohen goldumrandeten Glaspokalen auf silbernem Präsentirbrett tragend.

„Nun, Dietrich, du siehst ja so munter aus!" redete ihn der Freiherr an. — „Bin's auch, Euer Gnaden," lautete die Antwort, „weil ich hier" — er deutete dabei auf die Flasche — „unsern Aeltesten, den Herrn Zwillingsbruder herangeholt habe: das will immer was Gutes bedeuten, mein' ich."

Und während er einschenkte, um dann geräuschlos wieder zu verschwinden, fuhr der Freiherr fort: „Ja, ja! O nata mecum Consule Manlio! Du wirst freilich deinen Horaz noch besser im Kopfe haben, Adolph, als unser einer. Wir sind aber in der That Zeitgenossen, der Wein da und ich, beide 1775er! Ihr junges Volk haltet es mit dem jungen Wein, aber für uns Alte bleibt der alte ein Jungbrunnen. Und der hier ist ein so edles Gewächs, daß du mir immerhin redlich Bescheid thun kannst."

Er ergriff das Glas, und Adolph Ostorf stieß mit ihm an, indem er herzlich sagte: „Das Wort soll sich bewähren, lieber Onkel: verjüngte Kraft, und noch manches Jahr, ihrer froh zu seyn!"

Der Freiherr schlürfte langsam mit eigenthümlichem Lächeln den braungoldenen Wein bis zur Neige, dann stand er plötzlich auf. Durch die geöffnete Thür des Vorzimmers fielen lange Sonnenstrahlen in das Gemach. Die Hände auf den Rücken zusammenlegend, stellte er sich so, daß sein Auge den rasch sinkenden Sonnenball verfolgen konnte, der vor dem Scheiden den Himmel noch einmal in die Gluth der wunderbarsten Farben tauchte. Ein überaus milder Ausdruck lag auf den Zügen des alten Herrn, und er schien sich nicht losreißen zu können von dem Bilde, welches ihn draußen fesselte, bis der letzte feurige Streifen am bläulichen Rande des Horizonts verschwand. Dann seufzte er leicht auf und wendete sich wieder ruhig zu dem Neffen, der ihn mit wehmüthigen Gedanken beobachtet hatte.

„Ich weiß es, Adolph, daß du nicht auf meinen Tod wartest," sagte er freundlich; „darum thu' mir den Gefallen und laß mich keine trostreichen Gemeinplätze hören, als ob mir noch manches Lebensjahr beschieden seyn werde. Die Uhr läuft eben ab, und wenn sie still steht, fallen meine Besitzungen dir zu, wie das unser Ahnherr bestimmt hat, ich meine, in seiner Weisheit, wenn auch heutiges Tages viele anders darüber denken. Verwalte sie denn in meinem Geiste!" — Adolph reichte ihm bewegt und schweigend die Hand.

„Du wirst ein reicher Mann, was man so nennt," fuhr der Oheim fort. „Mein Kapitalvermögen brauchst du nicht, und so hab' ich es denn meiner treuen Pflegerin Margarethe Bodeck bestimmt, zugleich der letzten meines Namens. Ich hoffe, du billigest das?"

„Mit allen Ihren Anordnungen bin ich einverstanden." — „Sage das nicht so unbedingt, lieber Adolph. Du wirst manches ändern — ändern müssen; denn wer schaffen soll, der kann das richtigerweise nur aus eigenen Gedanken heraus. Aber nun hab' ich noch etwas auf der Seele, das mich mehr beschäftigt als alles andere. Ich vertraue, daß du mir die Wahrheit sagst, mein Junge, als deinem ältesten Freunde."

„Mein Wort darauf!" erwiederte Ostorf. — „Nun denn," fuhr der Onkel fort, „du bist ein Mann, der sich schon sehen lassen darf, du bist also auch von den Frauen nicht ungern gesehen worden — das versteht sich von selbst, darauf bedarf es keiner Antwort. Demnach wirst du deine Amouren gehabt haben, natürlich! und Gott soll mich bewahren, daß ich indiscret wäre. Nur Eines sage mir aufrichtig: wie steht es jetzt um dich? Ist dein Herz frei?"

„Wahrhaftig, lieber Onkel, frei wie der Vogel in der Luft! Auch nicht einmal das abgerissene Stück eines Fadens ist daran hängen geblieben." — „Das

freut mich zu hören, denn ich möchte, daß du dich verheirathest. Ja, sieh mich nur verwundert an! Wenn du mit Nutzen hier wirken willst, mußt du auch hier wohnen; und das hältst du in deinen Jahren auf die Dauer nicht aus, ohne eine eigene Häuslichkeit. Du gehörst hoffentlich nicht zu den Thoren, die in der Ehe ihre Selbstständigkeit aufzuopfern fürchten?" — „Und die dadurch," fügte der Neffe hinzu, „nur das Bewußtseyn ihrer Schwäche, aber wahrhaftig nicht ihre Stärke beweisen."

„Gut, sehr gut! Aber daß du kein Feind der Ehe bist, daß du heirathen willst, damit ist es nicht abgethan. Ich habe dir nämlich auch schon eine Frau ausgesucht, und wenn ich es noch erleben soll, daß sich mir dieser Lieblingswunsch erfüllt, wenn ich meinen alten Kopf mit Ruhe niederlegen soll," fuhr er in immer lebhafterer Erregung fort, „dann muß es bald, dann muß es morgen schon geschehen."

Ostorf blickte mit starrer Ueberraschung in die auf ihn gerichteten Augen; er dachte seiner Träume von der Ungebundenheit etlicher Jahre, in denen er die Welt sehen wollte. Zugleich ward ihm die Nothwendigkeit einer Erwiderung klar; allein er kam nur zu den Worten: „Aber, lieber Onkel" — und stockte dann auf's neue.

Der Freiherr fuhr indeß fort: „Höre zuerst noch Eines. Die Frau, welche ich dir zudachte, ist jung und schön, klug und liebenswerth, reich und von guter Familie." — „Aber, Onkel," unterbrach ihn der Neffe, „Sie schildern ja die Prinzessin aus dem Mährchen!" — „Ich sage nur, was wahr ist: nicht mehr, nicht minder." — „Und wo sitzt der Wurm in dieser Hesperidenfrucht, daß sie noch nicht an den Mann gekommen ist?"

„Ich weiß von keinem Wurm, und doch hat sich noch keine Hand nach ihr ausgestreckt, das ist wahr. Man wußte freilich auch nicht, daß sie reich war. Aber du unterbrachst mich. Ich wollte hinzusetzen, daß du keine Verwandte mitheirathest, außer einem Einzigen, den du dir gefallen lassen kannst, denk' ich."

„Aber kenn' ich sie denn? — würde sie denn auch ohne Weiteres meine Hand annehmen wollen?" fragte Ostorf hastig, dem noch immer die Ruhe fehlte, um sicher zu seyn, in welchem Tone er die Unterhaltung weiterführen solle.

„Sie vermuthet wahrlich nichts weniger, als daß du dich um sie bewerben könntest. Ob sie dich heirathen wird, das weiß ich also nicht; denn was diese Frage angeht, so durfte ich dir doch nicht vorgreifen. Indeß bis morgen hast du ja noch Zeit genug; ich bin gern bereit, dir meinen Beistand zu gewähren, und ich hoffe das Beste. Ob du sie kennst? Von Ansehen, ja. Mit Einem Wort — es ist die Freiin Margarethe von Bodeck: du mußt sie bei deiner Ankunft gesehen haben, nicht wahr?"

„Allerdings, ich sah sie" — sagte Ostorf halb träumend, da er jetzt bemüht war, das flüchtige Bild, dem er eine besondere Aufmerksamkeit nicht gewidmet hatte, seinem Gedächtniß zurückzurufen.

Der Freiherr schien eine weitere Antwort zu erwarten, und als diese nicht sogleich erfolgte, fuhr er fort: „Ich habe Alles reiflich bei mir erwogen, und es läßt sich kein vernünftiger Grund denken, weßhalb sie nicht eine vortreffliche Frau für dich seyn sollte. Von einem Liebeswesen, das sich mit Redensarten anstellt, als wär' es für Zeit und Ewigkeit, halte ich einmal nichts: es verdreht nur den Kopf, wo nicht gar zwei Köpfe und macht die klare Einsicht trübe. Wenn man sich eine Frau wählt, die alle möglichen guten und liebenswerthen Eigenschaften besitzt, dann muß die Liebe von selbst kommen, das kann ja nicht ausbleiben. So hab' ich mir meine selige Frau genommen, und Gott sey Dank, ich bin gut dabei gefahren. Margarethe hat Charakter — mit einer charakterlosen Frau ist keinem gedient — also geht ihr Herz nicht mit dem Kopfe durch. Sie steht allein in der Welt, darum bedarf sie einer Stütze, und die sollst du ihr gewähren. Verlaß dich darauf, mein Junge, ich habe euer Beider Glück im Auge gehabt. Nur den Wunsch hätt' ich noch, daß du den Namen Bodeck dem deinigen hinzufügtest und das Bodeck'sche Wappen zu dem deinigen annähmest, damit beide nicht erlöschen, nachdem sie manches Jahrhundert hindurch makellos bestanden haben."

Er hielt inne, Ostorfs Antwort erwartend, und dieser sagte zögernd: „Lieber Onkel — in der That — Sie überraschen mich so außerordentlich" —

„Nun, das kann ich mir freilich denken. Aber nicht Manchem wird es so gut geboten, wie dir, Adolph. Und der Spruch ist ein wahrer: rascher Entschluß, guter Entschluß!"

Ostorf schwieg wiederum; in seinen Zügen spiegelte sich der innere Kampf. Wenn auch die Jahre einer ausschließlich idealen Anschauung der Menschen und Verhältnisse hinter ihm lagen, so war es doch gerade der Verstand, der hier nicht als absoluter Herrscher auftreten, sondern ein verantwortliches Ministerium des Herzens ernannt haben wollte — und dazu wurde ihm keine Frist gewährt. Wohl war die Pflicht gegen den Onkel mächtig in ihm, den er von jeher wie einen Vater verehrt hatte, aber mit ihr lag die Pflicht gegen sich selbst im Streit; und wenn dort der Lieblingsgedanke

eines hochbetagten Greises sich geltend machte, so handelte sich's hier um ein doppeltes jugendliches Lebensglück. Das waren ungefähr die Betrachtungen, welche in wirrer Folge seinen Kopf durchkreuzten und ein beängstigendes Licht auf seine Lage warfen.

Aber auch auf dem Gesicht des Freiherrn, an den fieberhaft brennenden Wangen, in den seltsam starren Augen war die Spannung zu erkennen, mit welcher er einer endlichen Entscheidung über die Verwirklichung des Planes entgegensah, den er langsam und mit stets zäherer Beharrlichkeit in sich ausgebildet hatte. Und als die Antwort des Neffen immer nicht erfolgte, als er jetzt das Gespräch wieder aufnahm, verrieth der weichere Ton seiner fast zitternden Stimme mehr noch als seine Worte die tiefe innere Bewegung, die Wichtigkeit dieser Stunde für ihn.

„Ich wiederhole dir, lieber Adolph: meine Tage sind gezählt. Du wirst nicht lange mehr in der Lage seyn, mir einen Wunsch erfüllen zu können, und es ist der letzte Wunsch deines alten Freundes, den ich dir an's Herz gelegt habe. Soll ich die Antwort wissen?"

Ostorf schrack auf aus seinen Gedanken; aber als er in die Augen blickte, welche kaum die Thränen zurückzuhalten vermochten, während es in seine Macht gegeben war, all diese bange Erwartung zur lauten Freude umzuwandeln — da konnte er nur Eine Erwiderung finden. — „Ich werde mit dem Fräulein reden!" sagte er gepreßt.

„Das ist ein gutes Wort! Dafür segne dich Gott! Und bis wann?" — „Morgen in der Frühe, lieber Onkel!" — „Du sollst sie vorbereitet finden. Ich danke dir, Adolph! ich danke dir von ganzem Herzen!" — Und er schüttelte ihm voll tiefer Rührung einmal über das andere die Hand.

Ostorf wurde selbst gerührt, als er in die alten treuen, von der Freude jetzt wunderbar verklärten Züge blickte. Aber er fühlte, daß Einsamkeit ihm noththat. — „Gute Nacht, lieber Onkel!" sagte er. — „Und sie soll uns allen Gutes bringen, diese Nacht!" versetzte der alte Herr.

Adolph ging hinaus. Der Kammerdiener, in jeder Hand einen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen tragend, geleitete ihn vorausschreitend nach seinen Zimmern. Der Freiherr aber wandte sich sofort zum Schreibtisch und schrieb mit fliegender Hand an Margarethe, der er Ostorfs Besuch für den nächsten Morgen und den Zweck desselben meldete, indem er auch ihr alle die Gründe entwickelte, welche die Ausführung seines Lieblingsplanes als Nothwendigkeit darstellten. An dem günstigen Erfolge zweifelte er hier noch weniger als bei dem Neffen. Jeder Mensch möchte dem andern gern seine Brille leihen, und dem Greise, der sich auf die längste Erfahrung stützt, ist das am Ersten zu vergeben. Dann klingelte er dem Kammerdiener, der, über seine Aufregung erstaunt, ihn nicht ohne Sorge betrachtete.

„Den Brief hier sogleich an das gnädige Fräulein! Ich lasse aber um keine Antwort bitten, weil ich mich schon zur Ruhe begeben habe. Besorge das, Dietrich, und komm gleich zurück, um mich auszukleiden. Ich fühle mich in der That recht müde."

IV.

„Es treibt mich hin, es treibt mich her!"

Die schwüle Sommernacht gönnte dem Himmel keine Rast: nach allen Seiten hin wurde der Horizont vom Wetterleuchten erhellt. Aber auch den drei Menschen, welche in dieser Nacht unter demselben Dache vereinigt waren, fehlte die Ruhe: derselbe Gegenstand bewegte sie — und doch, wie verschieden waren ihre Gedanken!

Ostorf fühlte sich beklemmt in der drückenden Luft seines Zimmers; er stieg die Treppe nieder und trat hinaus auf die Terrasse. Zur Rechten, am Ende des Gebäudes, fiel ein heller Schimmer auf die Laubkuppel der tiefer stehenden Platane, welche davon in bleichem Grün erglänzte. Dort mußte das Arbeitskabinet des Onkels seyn.

Aber plötzlich übergoß ihn ein Lichtschein aus nächster Nähe, so daß er unwillkürlich einen Schritt wieder zurücktrat in das Dunkel und dann erst umherschaute. Neben ihm zeigten sich die beiden hohen, fast bis zum Boden herabreichenden Fenster erleuchtet, und das hinter ihnen liegende Zimmer konnte deutlich überblickt werden.

Es war ein weiter, wohnlich eingerichteter Raum. Tiefrothe Tapeten bedeckten die Wände und wurden von einer braunen Täfelung aufgenommen. Schränke, Tische, Sessel aus dunkelm Holz füllten das Zimmer, ohne es zu überladen, und ihre Vertheilung ließ den ordnenden Geschmack erkennen, welcher hier durch die Zweckmäßigkeit Behaglichkeit geschaffen hatte. Ein ovaler Tisch stand mehr nach dem Fenster zu, und an denselben war das kleine Canapé gerollt. In seinen weichen Polstern von schwerem rothem Sammt lehnte halb liegend eine Frauengestalt, deren Augen durch das Buch in ihrer Hand gefesselt wurden. Er erkannte Margarethe von Bodeck. Sie trug ein weites loses Gewand, und die Carcellampe vor ihr, mit einem Schleier umhängt, vereinigte alles Licht auf ihrer Gestalt, so daß

diese aus der dunkeln Umgebung nur schärfer hervortrat.

Ostorf stand völlig verborgen in dem Schatten, welchen die Zwischenwand der beiden Fenster über die Terrasse warf. Er hatte nicht daran gedacht, lauschen zu wollen, aber die Eigenthümlichkeit der Situation hielt ihn gefesselt: hier bot sich ihm Gelegenheit, mit Ruhe diejenige zu betrachten, welche ihm zur Lebensgefährtin bestimmt seyn sollte, und er sah sie in ihren eigenen Umgebungen, in voller Unbefangenheit, weil sie den Beobachter nicht vermuthen konnte.

Das wahrhaft Schöne machte stets Eindruck auf ihn, und es war nicht seine Art, sich dem zu verschließen. Hier hätte er dennoch gern getadelt, schon aus Widerspruchsgeist; allein er mußte sich gestehen, daß das Fräulein schön war, daß selbst eine peinliche Beurtheilung nichts an ihr auszusetzen finden konnte. Diesem Mädchen seine Hand anzubieten, das erschien in der That nicht als Aufopferung von seiner Seite: — aber, wer vermochte zu sagen, ob nicht umgekehrt Sie ihre Hand wie eine Gnade ihm gewähren würde? Und dagegen begann sein Stolz sich zu empören. Es ärgerte ihn schon, daß er das Versprechen sich hatte abdringen lassen. Er hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, ihre Gedanken über die Absichten des Onkels mit Sicherheit zu kennen. Aber nicht jedes Menschenherz ist leicht zu durchschauen, und absonderlich das Mädchenherz hat seine unergründlichen Tiefen, in denen wunderliche Kobolde ihr Wesen treiben.

Von solchen Zweifeln bewegt, wollte er vorsichtig seinen Lauscherplatz verlassen, als sich im Hause, dessen Glasthüre offen geblieben war, ein leiser Schritt vernehmen ließ: aus der Tiefe des langen Ganges schien er immer näher zu kommen. Jetzt blickte auch das Fräulein horchend auf. An der Thüre ihres Zimmers mußt' es geklopft haben, denn sie rief: „Herein!" und wandte mit erstaunter Miene den Kopf. Der alte Kammerdiener trat ein. Er trug auf silbernem Teller einen Brief, den er mit tiefer Verbeugung überreichte.

Ostorf hatte sich dem Fenster genähert und so weit vorgebeugt, als der ihn bergende Schatten das zuließ. Er hörte deutlich die Worte: „Von dem Herrn Freiherrn, und Sie lassen um keine Antwort bitten, weil Sie sich schon zur Ruhe begeben haben." — „Ich danke Ihnen," lautete die Erwiederung, und der Kammerdiener entfernte sich geräuschlos.

Ostorf vermuthete den Inhalt des Briefes; hatte ihm doch der Onkel gesagt, das Fräulein werde auf seine Eröffnungen am andern Morgen vorbereitet seyn. So mußte sich's denn entscheiden, welche Aufnahme die überraschende Nachricht bei ihr finden werde; und das zwang ihn, abermals zu verweilen.

Frauen pflegen einen Brief rasch zu erbrechen, ohne das Aeußere desselben zu beachten; sie sind auf den Inhalt begierig und versichern sich kaum, ob die Adresse auch wirklich an sie gerichtet ist. Männer betrachten in der Regel zuerst die Aufschrift und das Postzeichen, um daraus den Schreiber und vielleicht auch schon dessen Absichten zu errathen.

Margarethe befand sich dießmal in dem Falle, daß sie den Schreiber kannte und um so weniger dessen Absichten errieth. Aber wie von einem Vorgefühl beherrscht, wog sie den Brief lange in der Hand, während ihre Mienen ein ernstes Nachsinnen verriethen. Dann erst erbrach sie zögernd das Siegel und begann zu lesen, anfangs gleichgültig; bald aber erglühten ihre Wangen, und die Augen folgten immer schneller den geschriebenen Zeilen. Endlich war sie am Schluß; die Hand, welche das Blatt hielt, sank langsam in ihren Schooß — eine Pause, wie der Erschlaffung, trat ein, und es fielen zwei große Thränen auf das Papier herab. So saß sie lange in sich versunken, und eine Fluth von Gedanken schien die Seele zu bewegen, denn ihr Busen wogte heftig auf und nieder. Dann griff sie wieder nach dem Brief und las ihn vom Anfang bis zum Ende noch einmal durch. Der Ausdruck eines tiefen Kummers lag in ihren Zügen; sie faßte die Lampe und verschwand langsamen Schrittes in dem anstoßenden Raum, wo die dichten Vorhänge niedergelassen waren, so daß nach außen kaum ein Lichtschimmer hindurchdrang.

Ostorf war dem Allen mit Aufmerksamkeit gefolgt; jetzt ging auch er auf sein Zimmer zurück.

„Sie war zuerst verletzt durch die Mittheilung," sagte er sich; „allein sie gibt nach, sie macht es eben wie alle. Und freilich mag denn der Entschluß, mich zu heirathen, auch kein allzu schwerer seyn. Indeß ihre Entscheidung wird sie schon so einkleiden, daß ich als der Gedemüthigte dastehe, während sie das Opfer bringt, das ist Frauenart! — Nein! mein Herz hätte vielleicht für dieses Mädchen Interesse gewinnen können, wenn es nicht Interesse dafür gewinnen sollte. Jetzt kann ich dem Onkel nicht helfen, so gern ich ihm gefällig seyn möchte. Es ist Tyrannei, zu verlangen, daß ich seinen Ansichten blindlings folgen und das eigene Urtheil gefangen geben soll, wo sich's doch bei mir um die ganze Zukunft — bei ihm am Ende nur um eine Grille handelt."

Und so gelangte er denn zu dem Entschluß: mit aller Offenheit den Wunsch des Freiherrn, zugleich aber auch seine Abneigung gegen denselben ihr vorzutragen,

und zwar unter Betonung der Willensfreiheit, welche ihnen beiden in keiner Art beschränkt werden dürfe. Damit verließ er den unerfreulichen Gegenstand, und die einmal erregte Phantasie belebte ihm in der Erinnerung anmuthige Reisebilder, während er noch lange auf und ab wandelte; erst die tief herabgebrannten Wachskerzen mußten ihn daran mahnen, des Schlafes eingedenk zu seyn.

Margarethe Bodeck war sofort zur Ruhe gegangen, aber auch ihre Augen floh der Schlummer. Alles, was sie früher über den Baron Ostorf vernommen, lautete vortheilhaft, und sie hatte geglaubt, die Bestätigung dafür in seiner gewinnenden äußern Erscheinung zu finden; jetzt, nach dem Brief des Onkels, mußte sie sein volles Einverständniß mit dem Plane voraussetzen. Ein so leichtes Hinweggehen über alle Bedenklichkeiten erschien ihr bei einem jungen Manne am Ende nicht unnatürlich, aber sein Charakter konnte dadurch nur verlieren. Ueber ihrem Schlafzimmer hörte sie unausgesetzt seinen ruhigen, gleichmäßigen Schritt; er überlegte ohne Zweifel die gefällige Einkleidung der eigenthümlichen Mittheilung und weidete sich wohl schon mit behaglichem Lächeln an ihrer Verlegenheit. Was blieb zu thun? Sie war sich des Einflusses bewußt, den sie auf den Onkel übte, und durfte das Beste davon hoffen; dennoch ward es ihr schwer, dem alten Herrn einen Wunsch zu versagen. Wenn nun aber die Rücksichtslosigkeit des Neffen der grillenhaften Beharrlichkeit des Onkels förderlich ward, dann zeigte das Gefühl ihr nur den Einen Weg, ihre Würde zu wahren und den beiden Männern entschieden gegenüberzutreten. Das wollte sie, weil sie es mußte. Mit dem Entschluß galt ihr die Sache als abgethan, und ihre Gedanken schweiften zurück in verwichene Tage voll heiterer Ruhe, deren bestimmte Linien der nahende Traum allmählig verwischte, um aus der Wirklichkeit ein Mährchenbild zu gestalten.

So täuschte sich eines über die Gesinnungen des andern, und der Freiherr — täuschte sich über beide.

Ihn ließ die Hoffnung nicht schlafen, weil er die Erfüllung des Lieblingsgedankens, der von Tag zu Tage fester mit ihm verwachsen war, nun so nahe bevorstehend wähnte. Weit hinaus in die Zukunft strebte sein Auge, während ihm selbst kaum noch eine Zukunft in Aussicht stand. Dort sah er Leben, Entwicklung, Gedeihen, er sah das Glück der beiden, welche seinem Herzen die nächsten waren, auf sicheren Fundamenten gegründet, gegründet durch ihn; welches Recht hatte da die Vergangenheit, die als ein Abgestorbenes weit hinter ihm lag! — Wunderlicher Gegensatz: vorwärtsblickend der Greis — rückwärtsblickend die Jugend!

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

Aussee, den 3. Mai 1850.

Heute schneit es auf's lustigste und Alles war weiß am Morgen, Hof, Garten, Felder; es sah recht weihnachtlich aus, dessen ungeachtet verspreche ich Ihnen schön Wetter, wenn Sie kommen. Ihren Brief hab' ich mit größter Theilnahme gelesen, nur der Passus über X. und Y. gefällt mir nicht. Ich finde, daß Sie an protestantischem Zelotismus den katholischen Zeloten gar nichts nachgeben; was geht Sie das an? — und endlich, was wissen Sie davon? Katholische Orthodoxe, zumal katholische Priester sind eben, was sie seyn sollen, ächte Katholiken, die ihren Geist in Kirchensachen gefangen geben und ihre Weisheit dem Ausspruch der Kirche unterordnen. Ich thue das allerdings nicht, ich bin aber auch nicht orthodox. Daß doch die Protestanten dieses Verhältniß nie wollen gelten lassen! Haltet es anders, wenn ihr wollt, aber laßt Jene es halten, wie sie wollen. Das schließt noch keine Uebergriffe ein, gegen die sich Jeder zu wehren volles Recht hat. Ueberhaupt will ich keine religiöse Controverse! Das ginge uns ab, daß man auf kirchlichem Felde einen Meinungskrieg begönne, da man auf politischem schon zur Genüge hat. Was endlich X. anlangt, so ist er ein ganz fester und bedeutender Historiker. Wenn er aber das nicht wäre? Was wissen Sie von ihm? — Und jetzt trêve de catholicisme et de protestantisme!

— ich will von beiden nichts hören; das mache jeder mit sich aus und dem lieben Gotte und lasse alle andern ungeschoren.

Ich habe von der .... einen Brief voll Lob und Preis erhalten, und sie für ihre Person besteht darauf, mir in's Haus ein Andenken zu stiften, warum weiß ich nicht, und will mir eine Stockuhr schicken, von der man ihr auf ihre Erkundigungen gesagt hat, daß sie im Hause fehle. B. hat Ihnen die Briefe von Radetzky und Heß abgeschrieben; sind sie nicht prächtig? Radetzky werde ich demnächst antworten, der Armee aber wünschte ich mit Grillparzer einen gemeinsamen Dank auszusprechen, und will Letzterem deßhalb schreiben. *

Salzburg, den 28. Juli 1850.

Ich traf um vier Uhr Morgens hier ein, legte mich zu Bett, ließ mir um acht Uhr Frühstück geben und las die Allgemeine Zeitung. König Ludwig ist noch hier und wohnt bei der Kaiserin Mutter; so habe ich Alles unter Einem Dach und werde daher um zwölf Uhr zu seinem Adjutanten und zum Oberhofmeister der Kaiserin gehen und mich ansagen lassen. Das Wetter ist furchtbar.

Nachmittag. Ich war beim Adjutanten. Gerade gestern hat der König das zweite Heft vom Soldatenbüchlein gelesen, und es soll ihm große Freude gemacht haben. Dann ging ich zu Graf B. Heute bringen die Wiener Blätter als Sage den Austritt Schmerlings und die Ernennung Fischers zum Justizminister. Ich glaube nicht daran, doch möglich ist Alles.

Den 29. Juli 1850.

Sie haben meinen Brief von gestern in Händen, und wissen, was bis vier Uhr geschah. Ich habe noch nachzutragen, daß gleich darauf König Ludwig zu mir schickte, und mich um fünf Uhr zu sich rufen, die Kaiserin Mutter mich zum Thee um acht Uhr laden ließ. Der König war unglaublich freundlich und sprach von allem Möglichen; von Ruffs Statuette ** sprach ich ihm, er wird sie sich ansehen. Von meinen eigenen Angelegenheiten fand sich keine Gelegenheit ein Wort zu erwähnen, als er mich aber beurlaubte, sagte er mir von selbst, wenn ich je in widrige Umstände gerathen sollte, so wünsche er es zu wissen, und ich könne dann auf ihn zählen. * Da konnte ich ihn doch unmöglich an seinen eigenen Tod erinnern und ihm sagen, er möge mir wegen Leben und Sterben eine Verschreibung geben! Ich sagte ihm daher nur, ich hoffe, Gott werde ihn länger als mich leben lassen. Uebrigens sieht er auch ganz so aus, und hat sich nicht im Geringsten geändert, seit ich ihn das letztemal sah, trotzdem, daß er 64 Jahre alt ist.

Der Thee bei der Kaiserin war so hübsch als möglich; die Kaiserin ließ mich links vom Könige sitzen, damit ich sein gutes Ohr hätte. Es wurden eine Menge Dinge recht interessant besprochen. Als ich wegging, ward ich auf eine Art entlassen, daß ich meinte, es sey nun für hier Alles aus, aber schon um sieben Uhr Morgens erhielt ich eine Einladung um drei zum Diner.

Mit vielem Bedauern über das zwecklos vergossene edle Blut in Holstein habe ich die üblen Nachrichten gehört, die heute eingetroffen seyn sollen; gestern sprach ich davon mit dem Könige, der voll Besorgniß über die Herzogthümer war und behauptete, daß die Kriegspartei ihr Verderben herbeiführe, selbst im guten Falle, denn dann würden Frankreich, Rußland und England Partei für Dänemark nehmen; Deutschland aber, selbst wenn Oesterreich seine 70,000 Bundescontingent stellte, wäre nicht vorbereitet, einen Weltkrieg mit Erfolg zu führen bei der gegenwärtigen gänzlichen Auflösung; auf diesen aber warte die ganz organisirte Demagogenpartei in ganz Europa, um ihren Schlag zu führen, wobei sie sich gar nicht um die Existenz Holsteins kümmere, obgleich sie dergleichen thue, ihre Sache mit dieser identisch hinzustellen; nur Unterhandlungen eines einigen Oesterreichs und Preußens, eines einigen Deutschlands würden Effekt gehabt haben. Wo aber ist dieses zu finden? Wir wollen aber hoffen, daß man den Rechtsboden nicht fahren lassen wird, und auf diesem alles retten, was für Holstein zu retten möglich ist. Die Chancen aber für den Erfolg wären jetzt ganz anders, wenn statt der geschlagenen eine schlagfertige

---

* Zedlitz und Grillparzer hatten jeder einen Becher von der Armee geschenkt bekommen mit der Inschrift: „Die dankbare Armee ihrem Barden." Zedlitzens Becher ist von derjenigen, der er ihn vermacht hatte, dem Kaiser zur Aufstellung in der Bibliothek geschenkt worden.

** Ruff hat eine Statuette von Zedlitz modellirt, die ihn, wie er in Aussee ging und stand, darstellt, und die zwar keinen Anspruch auf Idealität macht, aber von sprechender Aehnlichkeit ist.

* König Ludwig hatte, als Zedlitz sich in Folge der Revolution jeden Augenblick darauf gefaßt machen konnte, daß man ihm seinen Gehalt streiche, ganz aus eigenem Antriebe dasselbe in einem Briefe an ihn ausgesprochen, was er ihm hier mündlich wiederholt. Seine Freunde drangen in ihn, den König zu bitten, daß er diese edle Zusage auch auf den Fall ausdehnen möge, wenn Zedlitz ihn überleben sollte.

Armee an der Grenze stünde. - Ich hoffe noch immer, die Nachrichten werden vielleicht minder schlimm seyn, als man sie macht. Man spricht von der Einnahme von Schleswig und Eckernförde, und zwar durch die Dänen, ohne fremden Beistand, was mich am allermeisten ärgert, weil ich die dänische Präpotenz verabscheue. Wie werden die armen Herzogthümer auch finanziell an den Nachwehen des Krieges leiden! Ein großer Uebelstand war es auch, daß die Preußen die Herzogthümer verließen, ehe es auch nur möglich war, die Ratifikation der deutschen Mächte zu erhalten, selbst wenn sie mit dem Telegraphen gegangen wäre. Mich schmerzt dieß Alles mehr, als ihr glauben werdet — zwar wesentlich um des Antheils willen, den ich weiß, daß ihr daran nehmt, aber auch der Herzogthümer selbst wegen, die ich wahrhaftig mehr liebe als zwanzig Dänemark, obwohl ich die Schritte alle, die sie in ihren Verhandlungen in Frankfurt selbst gethan und durch Andere thun ließen, für die Nägel an ihrem Sarge gehalten habe und noch halte.

Aussee, den 27. Nov. 1850.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, und freue mich sehr über alles Gute, was euch widerfährt. Ihr werdet schön verzogen, und wenn ihr zurückkommt, wird gar nicht mehr mit euch zu leben seyn, zumal mit den Mädchen, die als ein Paar ganz eitle Dinger werden wieder kommen. Nun, mögen sie! ich gönne es ihnen von ganzem Herzen, wenn sie einmal durch einige Wochen wie die Prinzessinnen im Feenmährchen leben können.

Daß die Herzogin * eine höchst ausgezeichnete, geistreiche und im Superlativ liebenswürdige Frau sey, von Weltbildung und Einsicht in den wichtigsten Tagesfragen, wußte ich hinlänglich durch eigene Erfahrung, daß sie aber so äußerst herzlich, gefühlvoll und gutmüthig ist, wie Sie sie mir schildern, freut mich über die Maßen; denn dadurch wird doch erst der eigentliche Menschenwerth, die Humanität in ihrer höchsten Bedeutung ersichtlich. Nach alle dem kann mich die Begeisterung, mit der ihr von ihr sprecht, nicht wundern, und wenn sie es wüßte, würde es sie freuen, so dankbare und liebende Herzen an euch gewonnen zu haben.

Ich wünsche, daß Sie die Verhältnisse in Berlin so finden, daß sie Ihnen nicht den Aufenthalt dort verleiden mögen; denn dieser Kriegslärm, zumal wenn er ein wirklicher Vorläufer des Krieges seyn sollte, was ich mich zwar immer noch anzunehmen sträube, kann Sie nur stören. Unsere Journale, die weit entfernt sind, in den Ton einzustimmen, und auch sehr recht haben, es nicht zu thun, rechnen noch immer auf ein friedliches Uebereinkommen. Sie freuen sich sehr, den Kammersitzungen beizuwohnen! Sie mögen mir davon erzählen, ich selbst bin froh, wenn ich mit dem Hörensagen davon komme. Ich halte wenig auf die schreienden Patrioten, und ziehe die vor, die wenig reden und ehrlich und energisch handeln. Der gesunde Verstand der Völker ist jetzt so auf den Kopf gestellt, daß nur noch der wilde Trieb, aber kein Grundsatz des Rechtes und der Treue sich mehr geltend macht. Indessen hoffen wir, daß der Himmel uns vor den noch traurigeren Folgen bewahrt.

Bei uns geht es ganz erträglich; wir sind Alle gesund und trachten den armen H's. zu helfen. * Dabei sieht man wieder, welche gute Menschen hier wohnen; nicht nur — — selbst blutarme Leute brachten der Frau Geld zu 6 und 10 Kreuzern in's Haus, um der augenblicklichen Noth zu steuern; und da, wie es hier Sitte ist, den Mitgehenden Bier im Trauerhause gereicht wird, verbaten es sich die Leute und rührten nichts an. Gestern war die Frau bei mir, die wohl bei fünfzig Jahre alt, groß und stattlich und richtig in der Hoffnung ist; sie dankte mir unter strömenden Thränen, daß ich für sie sammle, und es war rührend, wie sie wehklagte, und nur immer wiederholte: „Das hab' ich nicht gewußt, daß es gar so viele gute Menschen auf der Welt gibt.“ Ich hätte ihr versichern können, daß ich noch jetzt nichts davon wisse, und daß, wenn sie aus diesen Bergen herauskommt, der Wind ganz anders in der Welt pfeift.

Sie werden jetzt schon bei den lieben Colombs seyn; sagen Sie dem General, trotz allen dunkeln Wolken hoffe ich diesen Sommer doch einen Friedensbecher mit ihm zu trinken, und so schlechte Trinker wir beide sind, will ich mich doch mittlerweile nach gutem Weine umsehen. Heute lese ich in den Zeitungen, daß Wrangel und Radetzky gegen den Krieg sprechen. Ehre dem alten General! Der wird doch auch wissen, was Preußens Ehre ist und ob jemand nur entfernt daran denkt, sie zu verletzen, wie die Wühler und Skribler weiß machen wollen.

Aussee, den 2. Dezember 1850.

Die Bibliothek vor meiner Abreise zu ordnen, ist jetzt meine Beschäftigung; nicht ein Buch ist, wo es

* Dorothee, Herzogin von Sagan, geborene Prinzessin von Kurland. 1862 gestorben.

* Ein Bergknappe mit zahlreicher Familie war von einem Rade zerrissen worden.

seyn soll, und von vielen Werken fehlen Bände. Wenn ich nun denke, daß ich mein Leben damit hingebracht habe, sie zu sammeln; und wie sie jetzt aussieht, so sehe ich daran, was von den Bestrebungen der Menschen übrig bleibt. Indeß wenn wir nur Frieden haben, so will ich auch das zum Ring des Polykrates legen und meinen Aerger darüber verbeißen, wie über die wirklich beispiellosen Schandartikel, mit denen die Presse den Haß gegen Oesterreich aufstachelt. Vorgestern hat die Kölner Zeitung sich wieder darin erschöpft. Zu unserer Ehre kann ich sagen, daß in unsern Blättern von solcher Polemik gegen Preußen keine Spur ist, auch in den schlechtesten nicht. Hoffen wir, daß die Conferenzen zu Olmütz gedeihen; wenn nicht, dann lieber heute Krieg als morgen, denn der Zustand ist nicht zu ertragen, und mögen die, die so nach Krieg schreien, erfahren, was er ist.

Ich reise in den letzten Tagen dieses Monats hier ab und bleibe zwei Tage in Gmunden, um den alten K. zu sehen. Ob dieser nach Linz zieht, ist ungewiß. Die Menschen sind gemeinhin entsetzlich unschlüssig, und dann thun sie in der Regel, wenn sie sich lange besonnen haben, das Allerverkehrteste. Wenn ich es ebenso mache, so nehme ich mir doch wenigstens nicht so viel Zeit dazu.

Eine ausnahmsweise ehrenhafte Stellung nimmt unter den preußischen Blättern die Wehrzeitung ein, wie denn überhaupt auch dort das Heer der Bewahrer der Treue und Ehre ist. Sollten sich die beiden Armeen schlagen müssen für die Lumpereien der Wühler, es würde ein schaudervolles Gemetzel geben, und dennoch ist kein Haar von Groll in beiden, wenigstens gewiß in unserer nicht; hier haßt man nur die preußischen unprovocirten, unserem Geiste nach willkürlichen Forderungen, aber die Armee sondert man gänzlich ab. Da ist noch die einzige Hoffnung, daß mit dem Frieden auch Eintracht zurückkommt; denn die Armeen wollen ehrlichen Krieg und ehrlichen Frieden! Nun, ich hoffe, man hält Sie nicht als Geißel zurück.

Gmunden, den 14. Dezember 1850.

Man überhäuft mich hier mit Freundlichkeiten und ich bleibe noch einen Tag länger. Wenn Sie durch Wien kommen, vergessen Sie Sprenger nicht zu besuchen * und sprechen Sie mit ihm wegen dem Kirchenbau. Ich bin wieder zufriedener, weil es doch scheint, daß man den Frieden nicht ganz von sich gestoßen hat und Preußen wieder zu dem Verbande einlenkt, in welchem es dreißig Jahre Ansehen, Friede, Wohlstand und Raum zu jeder inneren Entwicklung und Kräftigung gefunden hat. Wenn's nur dauert! Die Presse wühlt schon sehr. Es erscheinen schon Artikel über die Dresdener Conferenz, um sie zu nichte zu machen, noch ehe sie begonnen hat, um Schwarzenberg und Manteuffel als unfähig darzustellen.

Linz, den 20. Dezember 1850.

Die kleine Zeichnung der Kirche ist allerliebst (zur Ausseer Kirche), aber viel zu kunstreich für unser armes Gebirgsdorf. Sehen Sie, Gute, Liebe, ob, wenn Sie sich recht ansetzen, Sprenger Ihnen nicht etwas ad hoc zeichnet, was unsern Verhältnissen mehr anpassend ist, wo die Finanzen keine großen Steinzierrathen gestatten, und ohne diese ist ein gothisches Kirchlein nicht leicht möglich mit Erfolg im Styl zu bauen. Wir wünschen ja doch nur eine einfache, aber geschmackvoll gebaute Dorfkirche. Nehmen Sie einmal Ihre ganze Liebenswürdigkeit und was Ihnen der Himmel an Koketterie bescheert hat, zusammen und suchen Sie damit auf Ihren Architekten zu wirken, der doch nicht von Stein und Eisen seyn wird. Ein genialer Erfinder schüttelt eine Idee, die uns frommt, aus dem Aermel, sobald er Lust hat; ist die Sache aber ausgeführt, so stellen Sie die Koketterie ein, damit kein Selbstschuß explodirt.

Meine Sammlung für H. (den Bergknappen) geht brillant, so brillant, daß wenn ich mir die Berechtigung zutraute, ich gern dem armen Mann auf den Pötschen etwas davon geben möchte. Außer den 250 Gulden von der kaiserlichen Familie hat nur der Zuschauer 240 Gulden zusammengebracht, unter diesen 100 Gulden von einem alten Soldaten, vermuthlich Fürst Dietrichstein oder Radetzky, und 50 Gulden mit dem Poststempel Gratz, die mir vom Erzherzog Johann zu kommen scheinen. Somit ist das neue Haus der Leute schon jetzt schuldenfrei und auch wieder eine Kuh angeschafft. So viel wirkt bei solchen Ereignissen das Ungewöhnliche: wäre der Mann nach Jahre langer Krankheit eines gewöhnlichen Todes gestorben, und die Familie im größten Elende zurückgeblieben, ich hätte nicht 50 Gulden für sie zusammengebracht.

Ich hoffe, das sind genug Neuigkeiten für einen Einsiedler, wie ich, der nicht aus dem Zimmer kommt.

---

* Es handelt sich um die Erweiterung und den Umbau der Altausseer Kirche, die seit hundert Jahren schon schadhaft war, und um deren Ausbesserung damals schon gebeten wurde, ohne daß bis zur Zeit, wo Zedlitz sich der Sache annahm, das Allermindeste daran geschehen wäre. Auch jetzt dauerte es noch zehn Jahre, bis endlich die Kirche ihre neue, sowohl für die Verhältnisse als für die Gegend passende Gestalt erhalten hat.

M. hätte auch nicht mehr zusammengetragen. Das macht alles die Aussicht auf Frieden, die mich wieder Antheil an andern Dingen nehmen läßt, und wieder wie andere Menschen gestaltet, während ich früher ganz Bär gewesen bin. Ich war aber in der That steinunglücklich, und niemand kann sich eine Idee machen, in welchem Grade die Dinge auf mich gewirkt haben; meine Gesundheit spürt es. Indessen wird es um mich besser, so wird es auch in mir besser. Ich schrieb eben nach Aussee wegen der Küche, und dachte, was soll ich denn viel an der Küche machen lassen, wenn Klärchen sich nicht mehr darum bekümmert!

Den 21sten.

Mein Ausgang heute ist mir schlecht bekommen; kein Zoll in meinen Eingeweiden, der mir nicht weh thut. Es ist nichts mit alten Leuten! Z.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, Januar.

General Pepes Leichenbegängniß. — Anblick der Stadt. — Haltung der Geistlichen. — Die Tagespresse. — Literatur. — Prinz Humbert. — Weihnacht.

„Stazione di Napoli!" sagte der Schaffner mit ebenso gleichgültiger Stimme, als wären wir in Schöppenstädt angekommen. Gelangt man von Rom aus mit der Eisenbahn nach Neapel, so ist keine Rede von dem unübertroffenen paradiesischen Bilde, welches vor dem zur See Reisenden entrollt wird. Noch dazu kamen wir am Abend an. Man sieht dann Neapel nicht, man hört es. Denn der wahrhaft betäubende Lärm in seinen Straßen tönt dann wie die polternde Brandung des Meeres.

Am Tage nach meiner Ankunft warf ich mich muthig hinein in dieses Menschengewühl und ließ mich von Laune und Zufall führen. So kam ich auch nach dem schönsten modernen Platz der Stadt, einst Largo del Palazzo genannt, jetzt aber nach Vertreibung der Bourbonen in „Piazza del Plebiscito" verwandelt. Es mußte wohl etwas Außergewöhnliches hier vorgehen. Ein Bataillon Infanterie, einige Abtheilungen Nationalgarde und eine Menge zuschauender Bürger füllten den Platz, der auf der einen Seite durch das von Fuga erbaute königliche Schloß, auf der andern durch die dem Pantheon nachgeahmte Kirche S. Francesco de Paula begrenzt wird.

Was gibt's hier? fragte ich einen Neapolitaner. Der Mann machte ein so verwundertes Gesicht, als hätte ich ihn gefragt, ob heute der Untergang der Welt stattfinden werde. Da er indeß gleich den Fremden vermuthete, sagte er: „Man feiert heute den Trauergottesdienst für General Guglielmo Pepe." Dem Italiener gegenüber that ich, als wüßte ich die Lebensgeschichte des Generals auswendig, scheue mich aber nicht, meinen Landsleuten zu sagen, daß ich damals keine Idee hatte, wer General Pepe sey, bis mich später kein Geringerer, als Alexander Dumas in seinem „Indipendente" belehrte, derselbe sey ein ausgezeichneter italienischer Patriot gewesen, ein halber Washington, der noch im Jahr 1849 tapfer für Italiens Freiheit in Venedig gekämpft und von den 70 Jahren, die er alt geworden, 35 im Exil verbracht.

Nach und nach füllte sich der Platz immer mehr; es kamen mit klingendem Spiel noch einige Abtheilungen Nationalgarde, auch ein Fähnlein piemontesischer Lanzenreiter und endlich der Prinz Humbert und General La Marmora, die dem schwarz ausgeschlagenen Tempel zuschritten, in welchem der Katafalk errichtet war. Endlich bewegte sich langsam von der Arsenalkapelle her der Leichenwagen mit dem Sarge Guglielmo Pepes, auf dessen Deckel einige Immortellenkränze lagen. Zwei Franciscaner saßen am Kopf- und Fußende. Als der sehr armselige, nicht einmal mit einem Bahrtuch geschmückte Leichenwagen die Reihen der Truppen passirte, präsentirten diese und die Trommeln wirbelten gedämpft. Während nun der Sarg die Stufen von S. Francesco di Paula hinan und ins Innere der Rotunde getragen wurde, während die Absolution am Tumulus erfolgte, eine Trauermesse von Zingarelli erscholl und endlich eine begeisterte Rede die Thaten des Verblichenen pries, kamen draußen in philiströser Gemüthlichkeit die meisten Bataillone der Nationalgarde erst an und wunderten sich, daß der General Guglielmo Pepe pünktlicher erschienen, als sie. Nach Beendigung der Obsequien bewegte sich der Trauerzug nach dem Campo Santo. Nach den Proclamen und Journalaufsätzen über des Verstorbenen Verdienste hätte man glauben müssen, ganz Neapel schließe sich leidtragend an. Mit nichten. Prinz Humbert und General La Marmora verließen den Condukt schon beim königlichen Schloß, und draußen am Albergo degli Poveri bildeten die Truppen Spalier und ließen den todten Degen

allein zu seiner letzten Ruhestätte ziehen. Kein Schuß knallte über seinem Grabe. — So ehrt Neapel seine verdienstvollen Söhne, die aus Patriotismus fünfunddreißig Jahre exilirt waren!

Was die Physiognomie der verschiedenen Quartiere der Stadt betrifft, so ist dieselbe durch die piemontesische Invasion wenig verändert worden. Vielleicht sind die Läden des Toledo und der Chiaja eleganter auf französischem Fuß eingerichtet, wie auch einige Cafés und Restaurants diese sogenannte Verbesserung erfahren haben. In den Stadttheilen am Hafen und in den Gassen und treppenartigen Durchgängen der Bergregionen pulsirt noch ganz das alte neapolitanische Treiben. Nur um Etwas ist Neapel reicher geworden, um Tausende von Soldaten, die pfeifend und trommelnd an allen Ecken und Enden marschiren. Man glaubt sich in einer belagerten Festung zu befinden. Diese Aehnlichkeit wird während des ganzen Monats December noch durch das permanente Abfeuern von Petarden, Kanonenschlägen und allen Arten von Feuerwaffen erhöht; auf Schritt und Tritt knallen und explodiren diese Feuerwerkskörper; mitten im Toledo im größten Gewühl hüpfen die Frösche und sprühen die Raketen; von den Bergen krachen Bomben und Kanonenschläge. Vergebens hat die Quästur ein Verbot erlassen; das Volk ist dieses Weihnachtsvergnügen von jeher gewöhnt und läßt es sich nicht rauben. Daneben tönt friedlich und die Ankunft des Messias verkündend die Hirtenpfeife und der Dudelsack der abbruzzischen und calabrischen Bergbewohner, die nach der Stadt gekommen sind, vor den Madonnenbildern zu spielen.

Auffallend ist die Tracht der Geistlichen. Sie erscheinen, die strengen Ordensbrüder in der ihnen zukommenden Tracht ausgenommen, in ihrem ganzen Habitus weltmännischer und moderner, als in Rom. Die Zimarra hat einen eleganteren Schnitt; der bekannte abscheuliche Dreimaster, der in der ewigen Stadt noch in seiner ganzen Herrlichkeit blüht, ist hier in ein niedliches, mit rother, violetter oder goldener Schnur versehenes Hütchen verwandelt. Viele tragen sich auch rein bürgerlich und man erkennt den geistlichen Stand nur an dem steif um den Hals gehenden weißen Kragen. Die meisten derselben bekennen sich wohl zu liberalen Grundsätzen und die Weltlust scheint ihnen mehr im Sinn zu liegen, als die Weltmacht des Papstes. Unter den Militärkaplanen finden sich viele mit Medaillen und Orden, die dann mit nicht geringer Ostentation auf der Brust getragen werden; ja öfters begegnet man sogar Ordensgeistlichen in ihrer Kutte, welche das grünweiße Dekorationsband der heiligen Mauricius und Lazarus tragen. — Die meisten Geistlichen schicken sich äußerlich wohl in die augenblicklichen Zustände und geben dem excommunicirten Cäsar in Turin, was des Cäsars ist; diese scheinbare Unterwürfigkeit schließt jedoch an geeigneter Stelle, und wo sie dieselbe sicher ausführen können, die hartnäckigste Opposition nicht aus. Erstaunlich fürwahr ist oft die Kühnheit, mit welcher hiesige Pfaffen über die Regierung raisonniren; sie thun dieß von der Kanzel und auf offenem Markte. Wie groß mag nun erst ihre Thätigkeit seyn im Beichtstuhl und im Schooße der Familien, wo sie noch immer als Berather und Erzieher der Kinder eine bedeutende Rolle spielen!

Am meisten wundert sich der von Rom Kommende über die Freiheit der hiesigen Presse. In Rom existiren zwei clericale Blätter: „Giornale di Roma" und „Osservatore Romano" von sehr harmlosem Kaliber. Gelegentlich ein Abwehrartikel im ersteren officiösen Journal gegen revolutionäre Beschuldigungen, und ein Panegyricus auf die wahrhaft väterliche Regierung Pius IX. im zweiten — dieß der Inhalt der Blätter. Nur mit der Kirche und dem Clerus in Verbindung stehende Angelegenheiten finden darin eine Besprechung. Wenn der Papst die Nonnen vom heiligen Herzen Jesu besucht, steht ein bogenlanger Aufsatz darüber im Giornale di Roma, und wenn der Cardinal Patrizi ein kleines Judenmädchen tauft, berichtet der Osservatore von der Ausbreitung der römischen Kirche; was aber sonst im diplomatischen und politischen Leben der Stadt geschieht, darüber schweigen beide Journale höflichst.

Hier in Neapel erscheinen an dreißig Journale, unter ihnen mehrere sogenannte illustrirte Witzblätter, die sämmtlich von schreienden Knaben auf der Straße und in den öffentlichen Lokalen feilgeboten werden. Fünf Centesimi ist der gewöhnliche Preis für eine Nummer; nur A. Dumas läßt sich für seinen Indipendente das Doppelte zahlen, weil im Feuilleton sein neuester Roman „Emma Lyonna" erscheint. Als Motto trägt das Blatt die Worte Garibaldis: „Le Journal, que va fonder mon ami Dumas, portera le beau titre d'Indépendant, et il méritera d'autant mieux ce titre, qu'il frappera sur moi tout le premier, si jamais je m'écarte de mes devoirs d'enfant du peuple et de soldat humanitaire." — Trotzdem ist das Blatt ziemlich schüchtern und sucht namentlich im Heere gute Freunde zu gewinnen, indem es diesem nach Kräften schmeichelt.

Sehr radikal ist die Campana di S. Martino, etwas gemäßigter die „Roma," beide im Sinn einheitlicher, constitutioneller Entwicklung wirkend. — Rein oppositionell sind die clericalen Journale, z. B. „L'Italia Cattolica," deren Motto heißt: „Avete per voi la forza, io per me la verità, la lotta può essere lunga, ma la vittoria sarà per me, essendo passaggiera la violenza, e la verità eterna." — Mit großer Vorliebe behandeln die clericalen Journale das Thema der zerrütteten Finanzen Piemonts; dieß ist natürlich Wasser auf ihre Mühle. Dann schreien sie Zeter und Mordio über den „Matrimonio civile" und die Säcularisirung der Klöster, belehren die Italiener ferner darüber, daß die Erziehung und Schulbildung durchaus von der Geistlichkeit geleitet werden müsse, führen getreulich Buch über die Verfolgungen, welche die Chiesa libera in libero stato zu erdulden habe, berichten über den Brigantaggio und theilen die Summen mit, welche als Obolus nach Rom fließen. — Die radicalen Journale verfehlen meist ihren Zweck wegen der rücksichtslosen Sprache.

Denn wie soll das Volk vor seiner Obrigkeit Respekt behalten, wenn dieselbe von der Presse oft geradezu verhöhnt wird! Auch auf Sichtung und Kritik des Materials lassen sich die Redakteure nicht ein, und namentlich die Correspondenzen aus Rom enthalten über den Hofhalt im Palast Farnese Unwahrheiten, die dem Berichterstatter, wie dem Blatt, welches ihm seine Spalten öffnet, zur Schande gereichen. Leider ist die Journalistik vielfach in den Händen von Leuten, die erst etwas lernen sollten, ehe sie sich zum Volkslehrer und Erzieher aufwerfen, und dann spielt die Tendenz eine zu dominirende Rolle. Im Allgemeinen sind jedoch die hiesigen Journale in besserem Styl geschrieben, als die „schwarzen Blätter" Roms. Was ist das für ein trockener, vertrackter, durch Schnörkel, Bibelstellen und lateinische Phrasen entstellter Kanzelstyl, in dem so ein salbungsvoller Aufsatz des Giornale di Roma sich breit macht! Man glaubt gar kein Italienisch mehr zu lesen. Und die Unterwürfigkeit gegen Seine Heiligkeit, den Herrn Giacomo Antonelli und andere Prälaten! An dergleichen wird man in Rom langsam gewöhnt und merkt schließlich nichts mehr von der Unnatur, bis man hier sehend wird.

Ein Wort noch über die hiesigen illustrirten Witzblätter. Kladderadatsch würde erröthen, wenn ihn eines der hiesigen Blätter als „College" begrüßen wollte. Man kann sich in Zeichnung und Text nichts Jämmerlicheres denken. Napoleon muß am meisten herhalten; dann kommt der Papst, König Franz, der Kaiser von Oesterreich und diese oder jene Gelegenheitsfigur. Auch Garibaldi kommt manchmal an die Reihe. Zum Beispiel: er sitzt wie eine Henne auf Rom und Venedig. Darunter steht: „Nun, wann brüten wir diese Eier aus?" Und Garibaldi, das Gespenst im rothen Hemd, antwortet: „Chi lo sa!" — Wo ist der Witz und wer könnte dazu lachen?

An Buchhandlungen, die diesen Namen verdienten, existirt eigentlich nur die deutsche von Albert Detken, in welcher man deutsche, italienische, englische und französische Literatur trifft. Die übrigen sind meist Bilderläden und enthalten die abgestandene Waare französischer Novellistik. Ein Werk, welches momentan natürlich Furore macht und in Gott weiß wie vielen Uebersetzungen erschienen ist, ist Renans „Vita di Gesù" und „le Maudit" des Abbé Y. Von hausirenden Knaben werden schlechte französische Romane mit lasciven Holzschnitten feilgeboten. Solche Lektüre ist das Gaudium der Italiener; um Bücher wirklich sittlichen Inhalts, die einen veredelnden Eindruck auf das unwissende und rohe Volk haben könnten, kümmert sich kein Mensch.

Wie bekannt residirt Prinz Humbert diesen Winter in Neapel, ohne jedoch eine wirkliche königliche Hofhaltung zu unterhalten. Der Prinz, welcher seinem Vater erschreckend ähnlich gebildet ist und dessen Augen hummerartig aus den Höhlen treten, ist von raschem und ungestümem Wesen. Der Blick hat etwas Hastiges und Unheimliches. Auf die Bevölkerung ist seine Anwesenheit von gar keinem Einfluß. Fährt er mit seinem krebsrothen Kutscher und Livréebedienten durch den Toledo, so schauen ihm wohl einige Köpfe nach, aber kein einziger entblößt sich. Aus Langeweile pflegt er häufig Kasernen und Militäranstalten zu besuchen, während er keinen Nachmittag vorübergehen läßt, ohne an der Riviera di Chiaja seinen Spazierritt zu machen. Schreiber dieser Zeilen sah ihn daselbst jüngst mit seinem Adjutanten im Schritt reiten und mit seiner Reitgerte Fecht- und Stoßübungen machen. Wahrscheinlich erstach der edle Prinz im Geist Oesterreicher.

Schon an jedem gewöhnlichen Tage ist in Neapels Straßen ein Lärm, daß man sich im Tollhaus oder in der Judenschule zu befinden meint; am 24. December aber erreichte er den Culminationspunkt. Man muß dann den Toledo und die ihn schneidenden Straßen durchwandern, um einen Begriff von neapolitanischer Regsamkeit zu bekommen. In den beiden letzten Tagen vor Weihnacht werden alle Läden, namentlich die der Zuckerbäcker, Pizzicaruoli und Fruchthändler auf's glänzendste mit Eßwaaren ausgestattet. Die Fruttajoli erweitern ihre mit Segeltuch überspannten Botteghen und schmücken sie reich aus. Große Lorbeerbäume, deren Stamm mit Buchs und Myrthe umwunden wird, stehen an den Ecken der Bude, die mit den schönsten Fruchtsorten prangt. Herrliche Trauben von der Somma, Melonen, Datteln aus der Berberei, Mandarinen von Palermo, Feigen, Peperoni, Pomi d'oro in langen Schnüren, Berge von Orangen und Limonen, Pistazien, Nüsse, Birnen, Aepfel und Pflaumen reizen durch Farbe und malerische Anordnung zum Kauf. In der Mitte des ganzen Krams befindet sich in der Regel ein großes Heiligenbild oder eine Krippe, ein sogenanntes presepio, wobei die Figuren des heiligen Joseph, der Maria und der Hirten anmuthig genug costümirt sind. Bei den Pizzicaruoli finden wir ganze Bütten voll eingemachter Oliven, Essiggurken, Kastanien, Käse, Würste, Schinken und Eier. Im Toledo selber sitzen auf beiden Trottoirs die Fischhändler, welche die seltsamsten Geschöpfe ausschreien. Wunderlichere Gestalten als diese Meerungeheuer kann man sich gar nicht denken; dieses Geschöpf gleicht einem Stern, ein anderes einem geflügelten Drachen, ein drittes einer gallertartigen Masse. Daneben schlängeln sich fette Aale, schnappen nach einem Rest von Seewasser der fabelhafte Roche, der zierliche Schwertfisch, die gefräßige Muräne, die blauschimmernde Makrele und die winzige Sardelle. Muscheln sind zu Millionen vorhanden, von der großen leckern Auster vom Lago di Fusaro bis zu der kleinen, am Castel del Uovo gefangenen Sorte. Und wie viel Hühnern kostet dieser Tag den Hals! Was die neapolitanische Erde und das Meer an Produkten hervorbringen, wird heute im Toledo mit fürchterlicher Stimme angepriesen. Mehr als hunderttausend Menschen drängen sich in dieser Einen Straße, für ihren Magen das Convenabelste auszusuchen. Für das niedere Volk ist der Weihnachtsabend der Tag im Jahre, auf welchen hin es schon lange spart, um auch den letzten Gran zu verprassen. Wer ganz von Geld entblößt ist, versetzt das letzte, was er besitzt, im Monte di Pietà; an Weihnacht

muß er sich einmal ein Bene thun. Sind nun die Einkäufe beendigt, so beginnt in den Garküchen das Schmoren und Braten. Die ganze Nacht hindurch dauert diese schmausende Fröhlichkeit. Ueberall leuchten bengalische Flammen, knattern die Raketen, krachen die Petarden und Kanonenschläge. Dabei wird brav getrunken, und da der Wein des glücklichen Campanien Feuer besitzt und erzeugt, so bescheint die Sonne des ersten Weihnachtsfesttages gewöhnlich sehr fröhliche und lallende Banden. Ich habe an diesem Tage in Neapel mehr Betrunkene gesehen, als im übrigen Italien in zwei Jahren, denn der Italiener zeigt sich im Allgemeinen sehr mäßig im Genuß von Wein und Spirituosen.

Die besseren Stände wallfahrten am Nachmittag nach der Villa reale oder nazionale, die sich zwischen der Riviera di Chiaja und dem Meer fast bis zur Mergellina erstreckt. Wer einen eigenen Wagen besitzt oder sich diese Ausgabe am Weihnachtstage erlauben kann, fährt stolz Corso längs den prächtigen Palästen der Riviera; wer lieber promenirt, sucht die Platanen- und Steineichenalleen der Villa reale auf, die mit Marmorgruppen und zwei Tempeln, einer dem Virgil, der andere dem Tasso geweiht, geschmückt ist. Da rauschen nun die Schönen Neapels in Sammt und Seide und neben ihnen plaudern junge, hoffnungsvolle Freiheitsstreiter, die von Essenzen und Pomaden duften, wie die Zibetkatzen.

Ein köstlicher Aufenthalt ist diese Villa im Winter, weil immer warm und erquickend die Strahlen der Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang ihre Räume erfüllen. Dann ist der Blick nach dem Vomero und Posilippo zauberisch schön. Ueberall an den Abhängen dieser beiden Berge sind säulengetragene Villen auf Terrassen gestellt; Orangen- und Olivenhaine schmücken den steilen Fels mit herrlichem Grün; Pinien- und Cypressenhaine bilden gleichsam den Schatten in diesem lachenden sonnigen Gemälde. Fast am Ende der Villa, die man auf gut deutsch einen Garten oder Park nennen würde, ist eine breite Balustrade hinaus in's Meer gebaut. Man übersieht von ihr fast die ganze Ausdehnung des Golfs von Neapel. Gerade im Angesicht steht das wellenumbrandete, duftige Capri, dessen Linien so plastisch und stylvoll erscheinen. Jean Paul hat das Eiland mit einer Sphinx verglichen, und wirklich gleicht eine der colossalen Uferklippen desselben täuschend einer solchen mythischen Figur; Ferdinand Gregorovius aber, welcher von Capri sagt, es sey ein antiker Sarkophag, auf welchem Tiberius liege, opfert die reale Wahrheit der Schönheit und Originalität dieses Gedankens. An das Eisengeländer unserer Balustrade gelehnt, sieht man ferner das Castel del Uovo, wo einst Romulus Augustulus seine der Regierung überhobenen Tage verbrachte, dann den Vesuv mit seinem Nebengipfel, der Somma, und all die entzückenden Villen und Schlösser, Städte und Dörfer, die sich in der blauen Meerfluth spiegeln. Ruhig und ernst wird dieses heitere Bild im Westen durch den Posilippo abgeschlossen, auf welchem das Grabmal eines Sängers sich erhebt, der einst preisend die Schönheit Neapels besang. Virgil soll hier bestattet seyn, und wenn über den Höhen des Posilippo die Sonne untergeht, umhaucht sie an jedem Abend die Gruft des Dichters mit einer leuchtenden Glorie.

Newyork, Januar.

Der Stiftungstag der Antisklavereigesellschaft. — Unglücksfälle. — Seeräuber.

Im Anfang Decembers feierte die amerikanische Antisklavereigesellschaft unter der Präsidentschaft von William Lloyd Garrison in Philadelphia ihren dreißigjährigen Stiftungstag. Mehrere der Gründer und ersten Mitglieder der Gesellschaft, sowie viele andere hervorragende Abolitionisten, darunter mehrere der Berühmtheiten des Landes, wie Henry Ward Beecher, Frederick Douglaß und Senator Wilson von Massachusetts, hatten sich eingefunden; es war eine Versammlung, die in Beziehung auf Talente, Rednergabe, Gesinnungsfestigkeit, Ausdauer und rastloses Streben in der Verfolgung des e i n e n großen Zweckes kaum ihres Gleichen im Lande finden dürfte. Für diejenigen, welche vor dreißig Jahren der Gründung der Gesellschaft beigewohnt hatten, muß der Contrast zwischen jetzt und damals besonders schlagend gewesen seyn. Statt der glänzenden Versammlung berühmter Männer, welche heute vor Tausenden von aufmerksamen, beistimmenden und bewundernden Zuhörern sprachen, hielten damals dreiundsechzig fast namenlose junge Männer und einige wenige eingeladene Gäste in einem beschränkten Raum ihre ersten Zusammenkünfte. Unter den Gästen befand sich zu jener Zeit auch die berühmte, jetzt hochbetagte Quäkerin Lucretia Mott, seither ein thätiges Mitglied der Gesellschaft, und hielt dort ihre erste Rede gegen die Sklaverei. Als sie damals das Wort verlangte, entstand bedeutende Unschlüssigkeit und Zögerung; denn wenn man auch gewohnt war, Frauen

in Quäkerzusammenkünften sprechen zu hören, so lehnte sich das Vorurtheil doch dagegen auf, sie bei andern, öffentlicheren Gelegenheiten auf der Rednerbühne zu sehen. Endlich wurde ihr aus Höflichkeit das Wort bewilligt und sie riß zum erstenmal die Zuhörer durch jene Beredsamkeit hin, welche ihr seitdem einen Namen erworben hat, der bis zu den fernsten Gränzen des Landes reicht. Der Gründung der amerikanischen Antisklavereigesellschaft gingen einige locale Vereine voraus, und namentlich hatte William Lloyd Garrison schon ein Jahr zuvor im Staat Massachusetts einen solchen gestiftet, und vor diesem hatte sich dort schon eine Gesellschaft von Frauen zu demselben Zweck gebildet. Gegenseitige Uebereinstimmung und der gemeinsame Zweck siegten indessen über althergebrachte Vorurtheile; die Gesellschaften vereinigten sich bald zu einer einzigen, und seit jenem ersten Anstoß haben die Antisklavereivereine stets Frauen unter ihre Mitglieder gezählt und ihnen die gleichen Ansprüche auf die Rednerbühne eingeräumt, wie ihre Anführer überhaupt, gemäß ihrem Grundsatz der gleichen Rechte für Alle, stets bereit waren, die bürgerlichen und socialen Rechte der Frauen zu vertreten, so daß sie es ebenfalls sind, welche eigentlich den Anstoß zu der Veränderung gegeben haben, welche seitdem zu Gunsten der Frauen stattgefunden hat und noch stattfindet.

Aber noch in einem andern Punkt waren die Gründer der Gesellschaft in jener früheren alten Zeit noch nicht über das Vorurtheil erhaben. Man glaubte nämlich damals, daß keine öffentliche Zusammenkunft Eindruck machen und sich würdig darstellen könne, wenn nicht irgend ein Mann von Einfluß, Stellung und Ansehen dabei den Vorsitz führte. Dieß war eine große Schwierigkeit. Der unbedingte systematische Abolitionismus ist — trotz des Fortschritts, welcher seit den Kriegsjahren stattgefunden, trotzdem die Sklaverei in dem gegenwärtigen Kampfe den Todesstoß erhalten hat — in der sogenannten guten Gesellschaft noch jetzt keineswegs fashionabel, und wurde in jenen schlechten Zeiten vollends als der Inbegriff aller Ketzerei und staatsgefährlichen Demagogie verabscheut; wo also sollte man den Mann, wie man ihn brauchte, auftreiben? Man wandte sich endlich an einen angesehenen Mann in Philadelphia, der häufig bei öffentlichen Versammlungen präsidirt hatte, viele wohlthätige Vereine unterstützte und sich gegen Jedermann und jedes wohlgemeinte Streben, selbst den Abolitionismus nicht ausgenommen, freundlich und wohlwollend zeigte; aber nichts desto weniger lehnte er das Gesuch höflich ab; wahrscheinlich fürchtete er sich die öffentliche Meinung auf so entschiedene Weise herauszufordern. Die Abolitionisten aber sahen ein, daß sie für's erste nichts von einer Gesellschaft zu erwarten hatten, die es noch nicht einmal zu den ersten Anfängen in der Civilisation und Humanität gebracht hatte, und daß sie sich einzig auf ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten stützen müßten, ohne sich durch die Verfolgungen und Angriffe des hohen und niedrigen demokratischen Pöbels irre machen zu lassen, welcher bald ihre Versammlungen gewaltsam zu unterbrechen suchte, bald ihre Mitglieder thätlich mißhandelte und mit dem Tode bedrohte, dem sie oft nur durch einen glücklichen Zufall entgingen. — Von den ursprünglichen dreiundsechzig Gründern der Gesellschaft befinden sich noch achtundvierzig am Leben, von denen eilf der Feierlichkeit beiwohnten.

Wenn es sich nun auch von selbst versteht, daß die gegenwärtige Krisis, in welcher die Sklaverei nothwendig zuletzt unterliegen muß, die natürliche, unausbleibliche Folge des unversöhnlichen Conflikts zwischen Sklaverei und Freiheit ist, wenn ferner diese Krisis durch die beispiellose selbstmörderische Verblendung der Südländer um einige Jahre beschleunigt worden ist, so gehört doch den Abolitionisten das Verdienst, die Sklavereifrage zuerst in ihrer ganzen Bedeutung angeregt, die Aufmerksamkeit des Volkes fast mit Gewalt darauf hingelenkt und unter allen Angriffen und Feindseligkeiten den Kampf mit unermüdlicher Ausdauer fortgesetzt zu haben. Viele unter der Masse, die früher gedankenlos mit dem Strome geschwommen waren, sind durch sie zuerst auf den verderblichen Einfluß aufmerksam gemacht und zu andern Ansichten herübergeführt worden. Sie sind es, in denen der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, der Geist der Civilisation und des Fortschritts sich zuerst in einer Zeit kund gab, wo die Masse der Nation noch in Barbarei versunken war, aus der sie jetzt zu erwachen anfängt, und sie sind die eigentlichen Vorläufer der jetzigen Revolution, so gut wie Montesquieu, Voltaire und Rousseau die Vorläufer der französischen Revolution waren.

Eine jener schrecklichen Katastrophen, wie sie hier noch immer so häufig vorkommen, hat einmal wieder die Aufmerksamkeit auf die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit hingelenkt, welche auf diesem Continent in Beziehung auf Menschenleben herrscht. Der Isaak Newton, eines der prächtigen Dampfboote, die auf dem Hudson zwischen Newyork und Albany fahren, gerieth vor wenig Tagen durch das Springen eines Kessels in Brand und war in einigen Augenblicken eine ungeheure Feuermasse. Einige Fahrzeuge, die sich zufällig in der Nähe befanden, eilten zu dem brennenden Schiff und retteten die Passagiere. Dennoch kamen acht bis zehn Personen von der Mannschaft und dem Dienstpersonal dabei um, welche durch den heißen Dampf dergestalt verbrannt wurden, daß manche auf der Stelle todt blieben, andere bald darauf starben. Jetzt da das Unglück geschehen ist, herrscht große Bestürzung, und besonders die öffentlichen Organe weisen unwiderleglich nach, wie der ganze Unfall nur der unverzeihlichsten Fahrlässigkeit zuzuschreiben ist, da der Dampfkessel durch langen Gebrauch schadhaft geworden war, und daß man es ferner nur der ganz zufälligen Anwesenheit jener andern Fahrzeuge zu verdanken hat, daß nicht alle Reisenden — fast 150 an der Zahl — ein Raub des Todes wurden, da der Isaak Newton durchaus nicht zureichend mit Rettungsbooten versehen war, und die wenigen vorräthigen auf so ungeschickte Weise befestigt waren, daß man keinenfalls Zeit gehabt hätte, sie loszumachen und in Bereitschaft zu setzen. Alles dieß erweckt natürlich Schauder und Furcht vor künftigem

Unglück; ein Jeder denkt, daß ihm auch solches Unheil widerfahren könnte, und eben jetzt lenken zahlreiche Anschläge an den Eingängen öffentlicher Gebäude und der Bureaus der Journale die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Unsicherheit der Dampffähren, die von hier nach Hoboken am jenseitigen Ufer des Hudson fahren, mit denen täglich mehrere tausend Menschen herüber und hinüber gehen, und von denen, so viel ich weiß, nicht Eines ein Rettungsboot mit sich führt, so daß im Fall eines Unglücks die Passagiere unvermeidlichem Untergang verfallen wären. Möglicherweise werden jetzt, da der Eindruck noch frisch ist, einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, aber wenn ein paar Monate verflossen sind, ohne daß sich ein abermaliger Unfall ereignet hätte, verwischt sich die Erinnerung gar bald in der Eile und dem Drängen des Augenblicks, und in kurzem sinkt man in die alte Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit zurück. Wer sich nicht der Gefahr irgend eines gewaltsamen, durch Unvorsichtigkeit und Gewissenlosigkeit Anderer verursachten Todes aussetzen will, darf überhaupt dieses Land gar nicht betreten, da, wenn er sich auch niemals einem Dampfschiff oder einer Eisenbahn anvertrauen wollte, er zuletzt doch immer noch Gefahr läuft, daß ihm das Haus oder doch wenigstens die Gypsdecke über dem Kopf zusammenstürzt.

Ein anderes Feuer auf dem Wasser, weit größer und verheerender als der Brand des Isaak Newton, jedoch weniger unheilbringend, insofern kein Leben dabei verloren ging, fand wenige Tage darauf in Newyork statt. Im obern Hafen fing ein Fahrzeug, das mit Heu beladen war, Feuer, welches sich bald den zunächst liegenden Schiffen mittheilte und mit furchtbarer Geschwindigkeit um sich griff. Wäre es gerade hohe Fluth gewesen, so hätte man viele derselben retten können, indem man sie auf den Fluß gezogen hätte; aber unglücklicherweise war es gerade Ebbe und sie konnten nicht flott gemacht werden. Ueber zwölf Stunden wüthete das Feuer und konnte erst bewältigt werden, nachdem es an dreißig größere und kleinere Fahrzeuge und drei Landungsbrücken zerstört hatte. Die zunächst liegenden Straßen waren mit dichtem Rauch erfüllt und ein heftiger Westwind trieb die Flammen gerade nach der Stadt hin, so daß einige Häuser mehrmals Feuer fingen, das indessen bald wieder gelöscht wurde. Vom jenseitigen Ufer und vom Wasser aus bot sich einem, besonders am Abend, ein so schauerlich schönes und großartiges Schauspiel dar, wie man selten zu sehen Gelegenheit hat, und das einen im Leben unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußte. Es war ein kalter, windiger, aber heiterer und sternenheller Abend und der breite Strom zeigte sich in seiner ganzen Größe und Schönheit, von den unzähligen Lichtern, die an den Ufern und auf den Schiffen im Hafen flimmerten, wie von einem Sternengürtel eingefaßt. Mitten in diesen sonst so friedlichen Umgebungen erhob sich die ungeheure Feuermasse, spiegelte sich in den Wellen und beleuchtete jeden Gegenstand bis an's andere Ufer hinüber mit grellem Schein. Den unheimlichsten Eindruck machte indessen ein größeres brennendes Fahrzeug, eine Brigg oder ein Schooner, das man, um noch größere Zerstörung abzuwenden, auf den Fluß gezogen hatte, wo es, von einem kleinen Bugsirdampfer gezogen, hin und her fuhr. Die Flammen loderten hoch aus allen Lucken empor; es sah aus, als wenn es eine Ladung von Feuer trüge, und keine Macht der Welt hätte es vom Untergang retten können. Ein Schiff in Bewegung, sey es unter vollen Segeln, oder wenn der Dampf die Räder treibt, sieht einem lebenden Wesen so ähnlich, daß sein Untergang noch außer dem Schauer, den eine solche Katastrophe hervorruft, ein schmerzliches Gefühl, eine Art von Mitleid erregt. Vor einigen Jahren sah ich auf dem St. Lawrence ein großes Dampfboot, welches kurz zuvor Schiffbruch gelitten hatte, und auf der Seite liegend mir wie die lang ausgestreckte Leiche irgend eines großen, guten und nützlichen Thieres erschien, dessen Tod man als den eines treuen Freundes bedauern konnte. Jenes in schauerlicher Stille brennende Schiff kam mir vor wie ein dem Untergang geweihter Riese in seinen Todesqualen, wobei man in hülflosem Mitleid zusehen mußte. Erst spät in der Nacht gelang es, das wüthende Element ganz zu besiegen und am folgenden Morgen bezeichneten nur noch einige wenige verkohlte Ueberreste den Schauplatz der Zerstörung.

Ein Ereigniß, das ebenfalls in den letzten Tagen stattfand und noch weit größere Aufregung und Bestürzung verbreitet hat, ist die Wegnahme des Dampfschiffes Chesapeak, zwischen Newyork und Portland im Staat Maine, durch südliche Seeräuber. Dieselben, sechzehn an der Zahl, gingen in Newyork als Passagiere an Bord, und in der Nacht, zwischen ein und zwei Uhr, überfielen sie den Kapitän und die Mannschaft, verwundeten den ersten und tödteten den zweiten Maschinenmeister, nahmen sofort das Schiff in Besitz und erklärten den Passagieren, daß sie die Gefangenen der Verbündeten Staaten von Amerika seyen. Der Kapitän, die Mannschaft und die Reisenden wurden später in St. John in New-Brunswick an's Land gesetzt, von wo sie die Geschichte ihres Unglücks nach Hause berichteten. Sogleich wurden den Seeräubern von allen Seiten Kriegsfahrzeuge nachgeschickt, allein ein Schiff auf hoher See zu fangen, ist fast ein ebenso großer Glücksfall, als das große Loos in der Lotterie zu gewinnen. Die That ist eine der verwegensten, wohlausgeführtesten, aber auch der ruchlosesten, verbrecherischsten, die in diesem Kriege vollführt worden sind. Es versteht sich, daß das Complot von Rebellen und Rebellenfreunden geschmiedet wurde, und diejenigen, welche es ausführten, gehören ohne Zweifel zu der Mannschaft der vielen Schiffe, welche fast täglich von unsern Kriegsfahrzeugen in dem Versuch gefangen werden, die Blokade der südlichen Häfen zu umgehen, aber gewöhnlich durch das Vorgeben, sie seyen Ausländer, der verdienten Strafe entgehen. Alle miteinander gehören zum verworfensten Gesindel, und Einer der Bande kommt geraden Wegs aus einer Strafanstalt. Die Bestürzung ist um so größer, da man durchaus keine Sicherheit hat, daß sich nicht in der nächsten Zeit ein ähnlicher Zufall wiederholen werde. Man weiß, daß es in Newyork von Spionen, Verräthern

und Rebellen wimmelt, die so gut wie gar nicht überwacht werden. Dieselben haben ihre Versammlungsorte, sie haben Zeichen, an denen sie einander erkennen, und sie haben einen Fond, aus dem sie im Nothfall Geldmittel erhalten. Täglich gehen von hier viele Dampfschiffe nach allen Häfen des Landes, und jeder, der seine Passage bezahlt hat, kann an Bord gehen, ohne mit Fragen behelligt oder in irgend einer Weise beaufsichtigt oder beobachtet zu werden. In Friedenszeiten war das vortrefflich; eine wahrhaft volksthümliche Regierung fühlt sich zu sicher und stark, um kleinlicher Ueberwachung und gehässigen Spionenwesens zu bedürfen. Der Krieg hat diesem glücklichen Zustand ein Ende gemacht; allein so stark und festgewurzelt war jenes Gefühl der Sicherheit, daß man nur langsam und durch derartige Erfahrungen zum Bewußtseyn der drohenden Gefahren erwacht.

Aus dem Wupperthal, Januar.

(Schluß.)

Pastor Feldner. — Lassalle. — Die Maler Seel und Wolf.

Pastor Feldner ist ein Altlutheraner, und das mag vieles erklären. Seine religiösen Ueberzeugungen brachten ihn vor einigen Jahren in Conflikt mit seiner Gemeinde; er entschloß sich damals, lieber sein Amt niederzulegen und seine ganze Existenz auf's Spiel zu setzen, als seinen Ueberzeugungen untreu zu werden, und das ist allerdings ein Zeichen von Charakterstärke, die ihm hoch angerechnet werden mag. Nur ist es gut, daß solche Beispiele in unsern Tagen nicht vereinzelt stehen; sie finden sich in allen Lagern, und wie viele sind für ihre Ueberzeugung in die Verbannung, in das Elend, in den Tod gegangen! Die Welt ist noch lange nicht so herunter, wie man uns von gewissen Seiten will glauben machen. Nach dem Austritt aus der Landeskirche ist es Feldner gelungen, eine neue, die St. Petrigemeinde in Elberfeld zu gründen, die im übrigen nicht viel von sich reden macht. — Schwören nun er und das kleine Häuflein seiner Getreuen auf Bismarck und Gerlach, so schwören die demokratischen Arbeiter des Wupperthals mit ihrem Haupte Hillmann, dem Besitzer einer Schenkwirthschaft, Stein und Bein auf Lassalle und seine glückverheißende Lehre. Die schönen Tage von Aranjuez, welche diese Ritter des Faustrechts jüngst bei der Anwesenheit ihres Propheten gefeiert haben, sind nun vorüber und auf den kurzen Rausch ist für manche ein langer Katzenjammer gefolgt. Lassalle trat, da ihm in Elberfeld der Vortrag nicht gestattet wurde, in einer öffentlichen Sitzung des Arbeitervereins in Barmen auf, und die bekannten Vorgänge in dieser Versammlung, so wie auf dem Arbeitertage, den er in dem benachbarten Solingen abhielt, mögen uns einen Vorschmack geben von dem, was zu erwarten steht, wenn die Arbeiter einmal die Lösung ihrer Frage selbst in die Hand nehmen. In Barmen blieb der Verlauf halbwegs in den Grenzen des Humors. Als Lassalle, nachdem er in der maßlosesten Weise über die Fortschrittspartei geschimpft, von einem großen Theil der Versammlung unterbrochen wurde, schaarten sich seine Helden um ihn, kampfbereit, mit aufgerollten Hemdärmeln, und als nach Beendigung seines höchst ermüdenden zweistündigen Vortrags einige der Anwesenden das Wort zur Entgegnung verlangten, da hieß es kurz: „Eh watt, hie kallt Lassalle alleng!“ (Ei was, hier spricht Lassalle allein) und zur ferneren Bekräftigung, daß wirklich nur Lassalle der einzig berechtigte Redner sey, schleuderte die tapfere Phalanx ihre fernhin treffenden Bierseidel an die Köpfe der überraschten Gäste. In dem Tumult, der sich darauf erhob, geschah kein weiteres Unglück, als daß einem Diener der öffentlichen Sicherheit der Rock vom Leibe gerissen wurde. In Solingen freilich ging es ernster zu; statt nach den Seideln, griff man dort nach den Messern. — Selten wurde die persönliche Eitelkeit eines Menschen in einer solchen Weise zur Schau getragen, wie es an jenem Abend durch Lassalle geschah. Das Gespreizte und Theatralische seines Vortrags machte zuweilen einen geradezu komischen Eindruck. Die Arbeiter behandelte er natürlich sehr von oben herab, und nahm ihre Huldigungen als einen pflichtschuldigen Tribut entgegen. Uebrigens wurde die Arbeiterfrage an und für sich nur nebenbei berührt; denn seine Rede war hauptsächlich gegen die Tagespresse gerichtet, welche die Sünde begangen hat, sich nicht zum Werkzeuge seiner Agitationen zu machen. Wie zu erwarten stand, mußte auch Julian Schmidt wieder herhalten und die faustbewehrten Myrmidonen sperrten Nase und Mund auf, als

er ihnen, aufgereckt und mit den Armen in der Luft herumfahrend, vordeklamirte, wie er diesen Julian „unter der höchsten Bewunderung und dem Zujauchzen der größten Geister unserer Nation" habe Spießruthen laufen lassen. Die ehrlichen Färbergesellen, die Seideweber und Schusterlehrlinge hatten in ihrem Leben nichts von Julian Schmidt und dem unseligen Schwabenspiegel gehört; man sah es ihnen an, ihnen wurde so dumm dabei wie dem Studenten im Goethe'schen Faust.

Gewiß, die Vorwürfe, mit welchen Lassalle die Presse und die Fortschrittspartei überhäufte, enthielten viel Wahres, aber das Wahre wirkte nicht wegen der Uebertreibung, wegen der völligen Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse, wegen der Lobhudeleien gegen Bismarck, „der schon dafür sorgen würde, daß die Fortschrittsbäume nicht in den Himmel wüchsen," und wenn Lassalle wirklich seine Rundreise nicht, um kaufmännisch zu reden, im Auftrage und für Rechnung der Kreuzzeitungspartei gemacht hat, so war doch in seinem Gebahren nichts, was diese allgemein verbreitete Meinung hätte widerlegen können.

Für den Augenblick nun hat die große Masse der Wupperthaler Arbeiter sich von Lassalle abgewendet und für Schultze-Delitzsch ausgesprochen; aber ich möchte kaum glauben, daß sie diesem auf immer treu bleiben werde. Wie hoch auch seine Wirksamkeit anzuschlagen ist und wie viel durch sie im einzelnen erreicht seyn mag, die Mittel, mit welchen er an die Heilung der Schäden und Gebrechen unserer gesellschaftlichen Zustände geht, sind doch auch nur Palliativmittel, welche die Stellung des Arbeiters im wesentlichen nicht ändern. Die alten Schlagwörter der Socialisten haben noch immer ihre Bedeutung und ihre Wirkung nicht verloren, und schließlich, wenn wieder einmal ein Sturm über Europa dahingehen und die Frage des Proletariats sich aus der Diskussion in das Thatsächliche übersetzen wird, werden die Arbeiter dem folgen, der es versteht, ihre Leidenschaften am heftigsten zu entflammen.

Elberfeld ist um ein Kunstwerk reicher geworden. Der Maler Seel hatte sich auf einige Wochen in das St. Josephshospital einquartiert, einem erst seit wenigen Jahren bestehenden katholischen Krankenhause, in welchem aber auch viele Protestanten ihre Zuflucht suchen, weil die Pflege dort eine ausgezeichnete ist. Seel hat seinen unfreiwilligen Aufenthalt benutzt, um die vier Kalkwände seiner Zelle von oben bis unten mit Kohlenzeichnungen zu bedecken, mit Carrikaturen voll Geist und Humor und mit Entwürfen zu ernsten Bildern, die schon in der skizzenhaften Anlage große Wirkung machen. Man ist bemüht, diese Zeichnungen wegen ihres künstlerischen Werthes zu erhalten. Die Zelle ist in der That sehenswerth genug. Fromme Nonnen begegnen sich dort mit den in sinnlicher Schönheit leuchtenden Gestalten des alten Götterglaubens und mit den verlockenden Kindern der Welt aus unsern Tagen; neben Tristan und Isolde treten düstere Mönche auf, welche die Lehre von der Entsagung predigen; auf einer andern Wand erblickt man Sackermann, den protestantischen Abraham a Santa Clara aus Hannover, mit seiner Gemeinde, ungemein charakteristische Köpfe, voll individuellen Lebens. Das alles ist mit sicherer Hand und in den kräftigen und derben Strichen hingeworfen, durch welche sich die Zeichnungen dieses Künstlers vortheilhaft von vielen unterscheiden.

Der zweite der Maler des Wupperthals, Friedrich Wolf, hat den Carton zu einem großen Bilde vollendet, das erste Aufblitzen der Reformation darstellend: Luther in Rom. In höchster Erregung wendet sich der junge Mönch von dem Gepränge ab, mit dem der Papst im Hintergrunde vorüberzieht; es ist der Moment, wo er sich innerlich von der römischen Kirche losreißt, und das gewaltsame dieses innern Kampfes, das sich auch in der heftigen äußern Bewegung kund gibt, ist vortrefflich ausgedrückt. Wie nahe dieser Stoff auch liegt, er ist doch, so viel mir bekannt, noch nirgends zur Darstellung gekommen, wenigstens nicht von einem Maler von Bedeutung. Gelingt es dem Künstler, das Bild in demselben Geiste zu vollenden, in welchem der Carton gezeichnet ist, so darf sein Werk sich dreist neben die besten Lutherbilder stellen, welche wir besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. 12. Februar 1864.

Was ever woman in this humour woo'd? —
Of all mad matches never was the like!
Shakespeare.

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

Nicht lange währten den Dreien die Stunden der Ruhe. — Als Ostorf erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er öffnete das Fenster und frischer, erquickender Duft strömte ihm entgegen: ein Gewitter, welches unsern vorübergezogen war, hatte die Luft gereinigt und abgekühlt. Sein Auge streifte umher; unten durch die Gebüsche des Gartens schimmerte ein weißes Kleid, Margarethens Morgengewand. Dem Grundsatze treu, Unangenehmes sofort abzuthun, damit der Gedanke an das Bevorstehende nicht länger, als eben unvermeidlich, ihn plage, war er rasch entschlossen. Wenige Minuten genügten, seinen Anzug zu vollenden, dann sprang er die Treppen hinab. Auf dem Flur begegnete ihm das Kammermädchen.

„Seyen Sie so gut," sagte er ihr, „und fragen Sie das Fräulein von Bodeck, ob ich um eine Unterredung mit ihr bitten darf? Vielleicht unter den Kastanienbäumen, hier nahe beim Hause."

Die Zofe kam alsbald mit der Meldung zurück, daß das gnädige Fräulein den Herrn Baron erwarte. Langsamer schritt er die Stufen vor der Terrasse nieder, den Anfang seiner Erörterung überlegend, und ging auf Margarethe zu, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, an dem Gartentisch unter den Kastanienbäumen Platz genommen hatte.

Sie erhob sich, um seine erste stumme Begrüßung zu erwiedern, und eine leichte Handbewegung veranlaßte ihn, den Stuhl einzunehmen, der ihr gegenüber bereits hingestellt war. Zu gleicher Zeit rollte sie ihre Arbeit zusammen und legte dieselbe in ein neben ihr stehendes Körbchen, augenscheinlich um dem bevorstehenden Gespräch ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Alles geschah mit ruhiger Sicherheit, während ihre Miene einen ernsten Ausdruck zeigte. Ostorf fühlte sich eigenthümlich berührt. Verlegenheit war sonst nicht sein Fehler, dafür hatte er sich zu viel in der Welt bewegt; allein es wäre ihm doch weit lieber gewesen, wenn sie fortgearbeitet, oder wenn er stehend zu ihr gesprochen hätte, statt jetzt Aug' in Auge zu verhandeln. Indeß das mußte ohne Säumen geschehen, um die kleine Pause einzubringen, welche bereits entstanden war. Er begann deßhalb so verbindlich als möglich: „Ich darf vielleicht voraussetzen, mein gnädiges Fräulein, daß der Gegenstand Ihnen schon im Allgemeinen bekannt ist, mit welchem unsere Unterredung sich beschäftigen soll?"

„Sie haben Recht, Baron Ostorf, ich kenne diesen Gegenstand," antwortete ihre tiefe Stimme.

„Unsere Lage ist die eigenthümlichste," sagte er, „die meinige nicht minder als die Ihrige; aber diese Lage scheint mir auch vollste Offenheit zu bedingen." — „Darin bin ich durchaus mit Ihnen einverstanden," erwiderte sie.

„Das freut mich, und ich fahre um so beruhigter fort; denn die Offenheit verlangt eine rein objektive Behandlung dieses subjektivsten Gegenstandes um so mehr, als die Gränzen unserer conventionellen Courtoisie sich dabei nicht ängstlich wahren lassen. Ich komme nun zur Sache. Die Freiin von Bodeck und der Baron Ostorf sehen sich zum erstenmale; aber sie hörten bereits Einer über den Andern ein Urtheil, dessen Reife und Gediegenheit Beide zu schätzen wissen, wenn sich auch dieses Urtheil dem Einfluß langgepflegter Wünsche schwerlich hat entziehen können. Dem Baron Ostorf wird man wohl kaum die Frivolität zutrauen, daß er den Gegenstand dieser Wünsche ohne weiteres bei dem Fräulein von Bodeck zur Sprache gebracht haben würde — wenn nicht höhere Interessen ihn dazu zwängen. Ihm ist das Versprechen, eine solche Unterredung sofort herbeizuführen, durch die Sorge um den Onkel abgenöthigt worden. Aber auf diesen darf man deßhalb keinen Stein werfen — das sey ferne! Er lebt eben in andern Anschauungen, welche ihm nicht frivol erscheinen lassen, was der Neffe dafür halten muß. Nach dessen Auffassung von der Würde des Fräuleins von Bodeck und von seiner eigenen wäre ihm niemals der Gedanke in den Sinn gekommen, ihr und sein Lebensglück gleichsam auf einen Würfel zu setzen."

Margarethe hörte diese Worte mit wachsendem Erstaunen und nicht ohne einige Beschämung; denn sie entsprachen so gar nicht dem, was sie erwartet hatte. Ostorfs Charakter begann ihr in weit günstigerem Lichte zu erscheinen.

Dieser fuhr indeß fort: „Schon gestern Abend war der Entschluß gefaßt, den Vorschlag zu machen, daß beide Betheiligten gemeinsam den Onkel von der Unausführbarkeit seines Planes überzeugen sollten. Dabei ließe sich vollständig anerkennen, daß dieser Plan den edelsten Absichten entsprang; um so eher würde aber dann auch eine abweichende Auffassung der Sache zu begründen seyn — und wohl kaum ohne die Aussicht auf einige Anerkennung."

Er sprach diese Worte mit Ruhe und Nachdruck und war jetzt seinerseits nicht minder überrascht, als er ihre ernsten Züge sich immer mehr mildern sah. Margarethe hatte sich indeß rasch gefaßt, sie reichte ihm vertrauensvoll die Hand mit den Worten: „Meiner Zustimmung dürfen Sie gewiß seyn; ich sehe zu meiner Freude die Uebereinstimmung, welche in unsern Ansichten herrscht, und ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Offenheit. Lassen Sie uns sogleich an's Werk gehen, wenn der Onkel schon zu sprechen ist."

Sie erhob sich leicht und sah verwundert, daß er ihrem Beispiel nicht sogleich folgte. Aber der Umschlag war zu schnell gekommen. Die äußere Demüthigung, der er vorbeugen wollte, wurde ihm nun in doppeltem Maße innerlich bereitet: er hatte ihr seine Hand nicht angeboten und sie sprach ihm dafür ihre Dankbarkeit aus. Das kam wie ein Sturzbad über ihn; die verletzte Eitelkeit kämpfte mit der Achtung, welche sein besseres Gefühl ihrem Charakter zollen mußte, aber dieses gewann bereits die Oberhand.

Das alles war wie ein Blitz durch seinen Kopf gefahren, als das Fräulein sagte: „Ah, da kommt eben der Kammerdiener des Onkels, und er scheint eine Mittheilung für uns zu haben. Nun, Dieterich, was gibt's? Und vor allen Dingen, wie geht's dem Freiherrn?"

„Der gnädige Herr sind schon lange wach," versetzte der Alte mit ängstlich zitternder Stimme, „und ich wollte eben melden, daß ich es fertig gebracht habe, den gnädigen Herrn zu überreden, daß dieselben noch ein halbes Stündchen zu Bett bleiben — mehr konnte ich aber nicht durchsetzen. Sie haben nämlich eine recht unruhige Nacht gehabt, und ich meine auch, es möchte immerhin einiges Fieber vorhanden seyn. Dann reden Sie gleichsam stets mit sich selber und nennen öfters den Namen des gnädigen Fräuleins und des Herrn Barons. Nichts desto minder sind Sie allermeist bei ganz guter Bedächtigkeit, wenn man mit Ihnen redet. Im Vertrauen gesprochen, so will das Ganze mir gar nicht gefallen. In dergleichen Rednerei habe ich den gnädigen Herrn noch niemalen gesehen. Der liebe Gott wolle nur in Gnaden verhüten, daß wir nichts Schlimmes erleben! Ich muß jetzt hineingehen und dem Herrn beim Ankleiden helfen. Ich glaubte indessen, es wäre meine Pflicht, die Herrschaften vorher zu benachrichtigen, und vielleicht wär's auch gut, wenn dieselben bald einmal zu dem gnädigen Herrn gingen, mit Respekt zu melden." Er empfahl sich und stieg so eilig die Treppe hinan, als seine Jahre das gestatten wollten.

Die Beiden saßen eine lange Weile stumm sich gegenüber, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Endlich begann Ostorf: „Sollte nicht der gute Alte in seinem Eifer zu schwarz sehen?" — „Ich fürchte, er spricht nur zu sehr die Wahrheit," antwortete das Fräulein; „ich kenne ihn als ebenso bedächtig, wie er es liebt, die Farben schwächer aufzutragen."

Abermals entstand eine Pause. Dann sagte Ostorf

langsam und ernst: „Die Umstände haben sich sehr verändert, mein gnädiges Fräulein. Sind Sie jetzt noch der Ansicht, daß wir es wagen dürfen, dem Onkel seinen Plan mit Gründen ausreden zu wollen?" — Und als sie nichts erwiederte, fuhr er fort: „Der Gedanke scheint fast zur fixen Idee bei ihm geworden zu seyn. Fühlen Sie sich stark genug, Fräulein von Bodeck, die Verantwortlichkeit für die Folgen zu übernehmen, wenn wir jetzt mit unserer Weigerung hervortreten?"

Margarethe schwieg noch einen Augenblick, dann sagte sie mit einer Stimme, in der die innere Bewegung wiederklang: „Wer möchte eine solche Verantwortung übernehmen?"

„So denke ich ebenfalls," versetzte er. „Wissen Sie denn einen Vorschlag zu machen, der den Interessen aller Betheiligten gerecht werden könnte? Ich sage im voraus, daß ich Ihnen für einen solchen dankbar seyn, daß ich mich aufrichtig darüber freuen würde."

„Ich weiß keinen," erwiederte Margarethe nach längerem Schweigen, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. — „Einen solchen Ausweg weiß auch ich nicht," fuhr er fort. „Und gleichwohl drängt die Stunde zum Handeln, denn ich bin überzeugt, daß des Onkels Ungeduld sich nicht lange mehr zufrieden gibt, und daß eine Vereitlung seiner Absichten in diesem Augenblick das Schlimmste nach sich ziehen kann. Sein Leben muß uns am höchsten gelten. Hören Sie also den einzigen Vorschlag, welchen ich zu machen weiß, und prüfen Sie denselben. Die Annahme oder die Verwerfung wird Sie in meinen Augen nicht tiefer stellen; denn ich glaube, daß diese Stunde wenigstens dazu geführt hat, uns Eines das Andere achten zu lehren, und nur auf solche Voraussetzung kann sich mein Vorschlag stützen. Wir müssen den Wunsch des Onkels erfüllen."

Er hielt inne, eine Antwort erwartend, und als diese nicht erfolgte, sagte er weiter: „Ich biete Ihnen meine Hand an — zu einem Bündniß wahrer Freundschaft, und die Freundschaft ist wenigstens eine sichere Grundlage. Mehr kann ich nicht bieten — mehr nicht verlangen. Ich bin ganz offen. Auf Liebe, auf Alles, was aus ihr entspringen könnte, müssen wir verzichten. Ein solches Bündniß, von der Kirche eingesegnet, mag neu seyn, man mag es unnatürlich finden — ich will dem nicht widersprechen; und dennoch schlage ich es vor, weil es die einzige Auskunft bleibt, die ich im Widerstreit der Pflichten zu finden weiß, weil ich glaube, es verantworten zu können, dem höheren Interesse gegenüber, welches hier auf dem Spiele steht. Aber ich wiederhole, Fräulein von Bodeck, Sie werden mich nicht beleidigen, wenn Sie auf diese Bedingungen hin meine Hand ausschlagen, und ich werde niemals geringer von Ihnen denken, wie auch Ihre Entscheidung ausfallen möge."

Margarethe hatte sich inzwischen völlig gefaßt. Ihr Auge war fest auf ihn gerichtet gewesen, während er sprach. Jetzt erwiederte sie: „Ich danke Ihnen abermals für Ihre Offenheit, Baron Ostorf. Etwas besseres weiß ich nicht vorzuschlagen, und deßhalb gebe ich Ihnen meine Hand auf die Bedingungen hin, welche Sie ausgesprochen haben, und deren unverbrüchlicher Beobachtung ich mich eben so versichert halte, wie ich sie selbst wahren werde."

„So sind wir einig. Wollen Sie denn meinen Arm nehmen, damit wir zum Onkel gehen? Auch die Freundschaft gewährt eine zuverlässige Stütze." — „Vertrauen gegen Vertrauen!" erwiederte sie, und das Brautpaar schritt dem Hause zu.

V.

„Droben stehet die Kapelle."

Wenige Minuten später traten Ostorf und Margarethe Bodeck in das Arbeitszimmer des Freiherrn. Er kam ihnen entgegen mit den raschen Worten: „Na, endlich, Kinder! Gut, daß ihr da seyd, denn es wird Zeit. Alles in Ordnung, nicht wahr? So ist es recht! Gottes Segen wird euch nicht fehlen, und den meinigen habt ihr."

In dem Allen war unruhige Hast, fieberhafte Aufregung, welche sie nur mit Besorgniß wahrnehmen konnten. So eilte er gleich zur Klingel und befahl dem eintretenden Diener: „Der Gärtner soll mir in einer Stunde, nicht später, einen Myrthenkranz hieher bringen." Und zu den beiden sich wendend, fuhr er fort: „Also eine Stunde habt ihr, eine volle Stunde für eure Toilette, mehr kann ich nicht bewilligen. Der Pfarrer weiß schon, daß er heute Morgen zu Hause bleibt. Eure Papiere hab' ich längst in Ordnung, und da ist der Dispens vom Aufgebot" — er nahm ein Blatt aus der Schieblade des Schreibtisches — „auf vertraulichem Wege ganz in der Stille beschafft — das sollt ihr Alles selbst mitnehmen. Ja so!" — unterbrach er sich und eilte abermals zur Klingel — „in einer Stunde fährt der Kutscher mit dem großen Wagen vor, vier Pferde, Gallalivrée, der Jäger auf dem Bock. Und der Christian sattelt sogleich ein Pferd und reitet zum Herrn Pfarrer hinüber: um Punkt neun Uhr laß ich ihn bitten, bereit zu seyn." Und er saß schon wieder am Schreibtisch, Papiere faltend und einsiegelnd.

„Die Papiere übergibt der Christian dem Herrn Pfarrer — ihr braucht sie dann nicht mitzunehmen" — wandte er sich zu dem Paare — „das ist besser so, und es macht weniger Aufenthalt. Also in einer Stunde fix und fertig, wenn ich bitten darf, und in einer Viertelstunde seyd ihr dann an Ort und Stelle; die Rappen brauchen nicht länger. Sie kennen unser altes Kirchlein zur Genüge, liebe Margarethe; aber du kannst da gleich eine Verwaltungsstudie machen, Freund Adolph. Im Gewölbe haben sich schon seit länger etliche Risse gezeigt, die dem Pfarrer Bedenken verursachen; er ist etwas ängstlicher Natur, der gute Mann, und wünscht dringend eine Reparatur, bei der man wahrscheinlich das ganze Gewölbe von Grund aus erneuern müßte. Mein Verwalter sieht die Sache anders an, und der ist doch auch ein halber Bauverständiger; er hat die Risse vorläufig mit Papier überklebt und sagt ganz richtig: so lange das nicht platzt, ist an keine Gefahr zu denken, weil sich die Oeffnung dann nicht erweitert haben kann. Nebenbei weiß ich gewiß, daß das Kirchlein mich noch aushält; später wirst du freilich einmal an die gründliche Ausbesserung denken müssen. Aber sieh dir's heute gleich selbst an. — Mich entschuldigt ihr, Kinder, wenn ich zu Haus bleibe, nicht wahr? Es ist mir doch nicht ganz so wie sonst; da wird's besser seyn, ich halte mich ruhig. Und nun macht, daß ihr fortkommt; ich verschwätze euch sonst noch die ganze Ankleidezeit. Aber wenn ihr fertig seyd, erwart' ich euch hier, vor der Abfahrt."

Damit drängte er sie zur Thür hinaus und fiel dann ermattet auf das Sopha. — —

Die Stunde ging zu Ende. Ostorf hatte fragen lassen: ob er das Fräulein abholen dürfe? und es war ihm die Antwort geworden, daß sie ihn erwarte. An der Thür ihres Zimmers trat ihm Margarethe entgegen, schlicht in Weiß gekleidet, das reiche blonde Haar in breiter Flechte wie ein Diadem über den Scheitel gelegt, aber ohne allen Schmuck, und es gab keinen vortheilhafteren Rahmen für ihre Schönheit. Sie durfte sich auch seiner nicht schämen, wie er mit dem dunkeln, lockigen Haar neben ihr stand. Es war äußerlich der Gegensatz und die Ergänzung.

Ostorf küßte ihre Hand und sagte: „Sie sollen in Kurzem meinen Namen tragen, Fräulein Margarethe. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Zeichen dessen, und doch auch ein Zeichen Ihrer vollen Selbstständigkeit überreiche: hier den Siegelring trug meine Mutter, sie war eine Bodeck; so zeigt er denn Ihr Wappen neben dem meinigen — und beide verbunden. Ich denke, der Ring wird auch Ihnen passen."

Sie schob ihn auf den Finger und versetzte: „Ich nehme Ihr Geschenk an — in dem Sinne, wie Sie mir es geben."

Der Freiherr empfing das Paar mit geröthetem, freudestrahlendem Gesicht, aber es lag eine tiefe Rührung in seinen Worten, als er sagte: „Hier, mein liebes Kind, mit dem Myrthenkranz muß ich Ihnen selbst den schönen Kopf schmücken" — er küßte sie dabei auf die Stirn. „Eine recht alte, häßliche Brautjungfer, nicht wahr? Aber es kommt doch von Herzen, das ist die Hauptsache."

Dann öffnete er ein verblichenes Etui, welches neben ihm stand, und nahm aus demselben eine dreifache Schnur orientalischer Perlen, die er Margarethen mit den Worten umhängte: „Zu diesem Brautschmuck bedarf ich deiner Genehmigung, lieber Adolph, denn die Perlen bilden einen Theil des Majoratbestandes; aber wir können sie doch nicht besser anwenden, als heute und hier. Und lassen Sie sich nicht irren durch das dumme Wort, daß Perlen Thränen bedeuten sollen; Aberglauben thut nimmer gut. Höchstens will ich später Freudenthränen gestatten. Da sind auch die Trauringe, schlichte Goldreife, wie man's zu meiner Zeit liebte. Und eine Bitte: wenn ihr wiederkommt, nennt euch gleich „Du." So that man freilich ehedem gewöhnlich nicht; allein es ist löblich, daß diese ausländische Unsitte in Abgang gekommen ist. Ihr steht euch noch ziemlich fremd gegenüber, natürlich! Das „Du" wird euch näher bringen, es ist ein bewährtes Bindemittel. Halt' sie mir gut, Adolph: du bekommst da einen rechten Schatz, das kann ich dir sagen!" Und er drückte kräftig die Hand des Neffen, während ihm ein paar große Thränen über die Backen rollten. „Und nun rasch in den Wagen, damit der Pfarrer nicht wartet! Das ist heute zuviel der Freude für meine alten Tage!"

Sie küßten ihm bewegt die Hand, und er schob sie abwehrend zur Thür hinaus. Einen Augenblick darauf zogen die vier Rappen an. Das Paar blickte noch einmal nach den Fenstern des Onkels — von ihm war nichts zu sehen.

Die Landstraße zog sich in kaum merklicher Steigung ein breites Wiesenthal hinauf, dessen sanft abfallende Seitenwände dicht bewaldet waren. Hier und dort öffnete sich ein schmäleres Seitenthal, den malerischen Durchblick auf graue Burgtrümmer gewährend.

Das wohlthätige Gefühl, von raschen Rossen gezogen in einen frischen Sommermorgen hineinzufahren, und dann die Natur doppelt schön zu finden, ging an den beiden spurlos vorüber. Ihre Blicke waren nach innen gerichtet, und da schweiften sie aus der Gegenwart in die Zukunft. Sorgen umdüsterten Margarethens

Stirn, denn es wollte ihr noch nicht völlig klar werden, wie nun Alles sich gestalten sollte. Ihr Begleiter fühlte zu fein, als daß er sie aus den Gedanken, die ihm nicht schwer zu entziffern waren, hätte stören mögen. Aber je länger er sie beobachtete, um so mehr mußte er sich sagen, daß ihm ein Loos aufgedrungen sey, um welches die Welt ihn mit Recht beneiden werde.

Bei einer Biegung des Weges lag das Ziel der Fahrt vor ihren Augen: ein einsames Kirchlein, mehr eine Kapelle zu nennen, auf halber Höhe der Thalwand von uralten Linden eingeschlossen und von einer Ruine überragt, die den Gipfel des Berges schmückte; kein Dorf, kein Gebäude in der Nähe, denn das Haus des Pfarrers und des Küsters lag in einer Seitenschlucht.

„Dort ist die Kirche!" sagte jetzt Ostorf leise, damit das Fräulein nicht plötzlich überrascht werde, wenn die Pferde stillständen. — „So nahe schon!" flüsterte sie unwillkürlich, wie zu sich selbst, mit tiefem Seufzer. — Voll Theilnahme blickte er zu ihr hinüber.

Der Wagen hielt und der harrende Küster stellte sich vor, um den Fußpfad zu zeigen, welcher mit einigen Windungen aufwärts leitete. Ostorf führte Margarethen. Es entging ihm nicht, wie ihr Arm in dem seinigen zitterte. Oben empfing sie der Geistliche im Talar, ein Greis mit milden Zügen, und geleitete sie in die Kirche.

Das Innere derselben wurde durch einen weiten Rundbogen, den massige, aber unverhältnißmäßig kurze Halbpfeiler trugen, in zwei Theile geschieden. Die erste Hälfte, zu welcher der Haupteingang führte, enthielt einige Reihen Bänke und zeigte oben eine horizontale Holzdecke über offenliegendem Gebälk; unmittelbar neben dem einen Halbpfeiler stand die Kanzel, von grünem Epheu umsponnen, der durch eine zerbrochene Scheibe des Seitenfensters eingedrungen war. Jenseits des Rundbogens erhob sich der Boden um eine Stufe; hier stand der schlichte Altartisch mit schwarzer, schon stark in's Bräunliche spielender Decke, und diese zweite Hälfte überspannte ein Halbgewölbe, welches sich oben an den Rundbogen schloß. Wohlthuender Friede herrschte in dem kleinen stillen Raum; auf dem Boden spielten die Schatten der Lindenblätter, wenn sie ein leiser Luftzug bewegte.

Außer dem Geistlichen und dem Küster war niemand anwesend; der Jäger hatte den Befehl erhalten, unten beim Wagen die Zurückkehrenden zu erwarten.

Margarethe blickte vor sich nieder, als sie eintrat. Ostorf ließ das Auge absichtslos umherschweifen; an die Erzählung des Onkels von den Rissen im Gewölbe dachte er nicht mehr; aber jetzt bemerkte er diese um so deutlicher, weil auch das Papier, mit welchem sie verklebt worden, einen Riß erkennen ließ. Es durchschauerte ihn ein eigenthümliches Gefühl, denn er sah, daß gerade unter dieser Stelle der Platz des Brautpaars war. Aber der Pfarrer stand bereits vor ihnen, die aufgeschlagene Bibel in der Hand, und so bezwang er sich, um keine Störung zu veranlassen. Es ist ja der gewöhnliche Gedanke des Menschen bei der Nähe einer schon länger drohenden Gefahr, daß dieselbe doch nicht gerade ihn überkommen werde.

Der alte Geistliche machte eine Ausnahme von der Regel, die außergewöhnliche Gelegenheit zu einer langen, salbungsvollen Rede zu benutzen; er sagte nur wenige einfache, aber würdige Worte, wechselte die Ringe und erhob segnend den Blick.

In diesem Moment sah Ostorf ihn mit lautem Aufschrei zur Seite wanken und fühlte zugleich, daß es auf seine Hand, welche die Hand Margarethens noch festhielt, wie Sand herabrieselte. Er umfaßte sie rasch mit der Linken und zog sie rückwärts in den vorderen Theil der Kirche, als die Steine des Gewölbes niederprasselten und eine dichte Staubwolke den Raum erfüllte. Alles war das Werk eines Augenblicks.

Margarethe lag bewußtlos in seinem Arm. Er trug sie nach dem Ausgang, und hier eilte auch schon der Geistliche ihnen entgegen, welcher mit dem entfernter stehenden Küster durch die kleine, zur Sacristei führende Seitenpforte sich in's Freie gerettet hatte. Man besprengte das Fräulein mit Wasser, und sie gewann bald ihre Besinnung wieder. Verletzt war niemand; allein wenige Secunden später wäre das Brautpaar erschlagen gewesen, denn genau an der Stelle, wo es gestanden hatte, lagen zwei starke Quadersteine des Gewölbes.

Der Pfarrer sprach jetzt noch ein Dankgebet für die wunderbare Rettung, in welches die beiden mit tiefbewegtem Herzen einstimmten. Dann geleitete er sie den Hügel herab zum Wagen, wo er sich von ihnen verabschiedete.

„Glauben Sie an Ahnungen?" fragte Margarethe nach einer Weile, als sie mit einander dahinfuhren. — „Nein, liebe Margarethe," versetzte er, „ich glaube nicht daran, und ich bin sogar der Ueberzeugung, daß es keinem Heil bringt, daran zu glauben."

„Und diese furchtbare Begebenheit," erwiederte sie, „welche den Geistlichen verhinderte, den Bund zu segnen, den er eben geschlossen hatte — ist es denn so unnatürlich, sie als eine Warnung des Himmels zu betrachten?"

„Das ist die Kunst des Auslegens," antwortete

er, „welche der Begebenheit erst zu Hülfe kommen muß. Dürften wir es nicht auch als den besten Segen des Himmels betrachten, daß er in diesem Augenblick auf fast wunderbare Weise unser Leben erhielt?" — „Erhielt — vielleicht als Strafe!" rief sie aus.

„Liebe Margarethe," sagte er mit ernster Freundlichkeit, „wir haben uns keines Leichtsinns schuldig gemacht: nach wohlerwogener Ueberlegung wählten wir, was uns das Rechte schien im Kampf widerstreitender Pflichten. So, meine ich, trifft uns kein Vorwurf. Wir können den Eingang vertreten, nach menschlicher Weisheit — der Ausgang steht in Gottes Hand!"

„Es mag so seyn," erwiederte sie zögernd; „aber wer kann der trüben Ahnungen Herr werden, wenn er sich ein neues Haus gegründet hat und beim Eintritt auf der Schwelle fast erschlagen wird? — Und der Onkel!" setzte sie plötzlich rasch hinzu. — „Der Onkel?" fragte Ostorf erstaunt. — „Erinnern Sie sich nicht? Er wußte gewiß, daß das Kirchlein ihn noch aushalten werde."

„Woran denken Sie!" rief er, jetzt selbst erschüttert. „Aber hoffen wir das Beste! Und erlauben Sie mir noch Eines: es war sein letztes Wort, daß wir uns „Du" nennen möchten bei der Heimkehr. Wie denken Sie darüber?"

„Sein letztes Wort!" wiederholte sie bedeutungsvoll. „Das müssen wir heilig halten, wenn wir auch nicht, der Welt gegenüber, uns selbst es schuldig wären, so zu thun." — „Dann erheitere deine Züge — Bodeck liegt vor uns!" sagte er freundlich.

Der Wagen rollte in den Hof. Mit thränenden Augen trat der alte Kammerdiener aus dem Portal. Der Freiherr war nicht mehr: ein Schlagfluß hatte seinem Leben schmerzlos und augenblicklich ein Ende gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Mexiko.

II.

(s. Nr. 3.)

Auf dem Wege von Veracruz nach Mexiko im Dorfe Santa Fé angelangt, verweilen wir daselbst noch einen Augenblick, um das Wirthshaus zu beschreiben, das als Typus aller ähnlichen Anstalten in der Tierra caliente de Mexico gelten kann.

Vom Wohnraum der Wirthsleute war die kleine Küche mit niederem Herd durch eine Rohrwand getrennt. Ein kleiner Verschlag im Eßzimmer barg eine Art Kaufladen mit Unschlittkerzen, Cigarren, eingemachten Früchten (dulces) und Zündhölzchen in Schachteln mit dem württembergischen Wappen. Die Einrichtung bestand aus zwei Tischen und einigen Rohrstühlen; an einzelnen Nägeln, in die Rohrstäbe geschlagen, hingen schlecht eingerahmte Heiligenbilder, ein paar verrostete Säbel und Pistolen und endlich die nirgends fehlende, doppeltbesaitete mexikanische Guitarre (Vihuela).

Die Guitarre dient allabendlich zu Gesang und Tanz, welcher auf der Vorflur des Hauses, geschützt von dem vorspringenden Dache, vor sich geht. Fast jedermann kann die Guitarre spielen; selten ist diese verstimmt und wird meist ziemlich fertig gehandhabt. Kaum sind Abends ein paar Arrieros in den Meson gekommen (auch fonda, posada genannt), und haben sich und ihren Thieren etwas Nahrung gegönnt, so werden die Cigaritos angezündet, spanische Lieder beginnen und ein Ball wird improvisirt. Die Tanzmusik ist ziemlich einförmig, doch in ihrem eher schwermüthigen Gange originell und nicht unangenehm. Als ich eines Abends ziemlich spät von einem Spazierritt nach Veracruz zurückkehrte, zog mich Guitarrenklang in ein nahes Meson. Da waren denn drei Guitarrespieler auf erhöhten Sitzen und rund um sie ein aus Indiern, Creolen, Zambos und Mulatten gebildetes mehr oder minder dunkles Publikum in schlechter europäischer Kleidung, die Damen mit Blumen in den schwarzen Haaren. Abwechselnd trat dann bald das eine, bald das andere Paar vor und sich gegenüber zu einem mehr geschrittenen als hüpfenden pantomimischen Tanze in graziösen, doch

unkünstlichen Bewegungen und Verschlingungen nach eigener Erfindung, im Ganzen einfach, doch belebt durch Augenspiel und südliche Mimik. Der Bursche schlug dazu seine gewaltigen Sporen zusammen und der ganze Tanz gemahnte mich an den unserer gemeinen ungarischen Soldaten. Das Publikum saß und sah zu, und gefiel die Tänzerin, so kamen abwechselnd andere Bursche hervor, setzten der Dame unter dem Tanze ihren Hut auf oder aber nahmen ihre blauen oder rothen Gürtel ab und schlangen dieselben als Schärpe über die Schulter der Tänzerin. Eine derselben trug bereits als beneidete Auszeichnung drei Schärpen, welche von den Eigenthümern durch Bewirthung der Señora und kleine Geschenke, wie Kämme, „Rebozos" (eine Art gewöhnlicher Shawls, halb Seide, halb Baumwolle) zurückgekauft werden mußten. Nach etwa viertelstündigem gegenseitigem Paradiren trat ein neues Paar auf; die Musik ging indeß fort und außer ihr war nur leises Gespräch zu hören, sowie auch die Haltung der Gesellschaft durchaus gemessen und so war, wie sie unter Señores Caballeros, wie sich die dunkeln Herrn nannten, sich ziemte. Wenn ich mit den Tänzen in den hiesigen Kneipen das plumpe, rohe Stampfen und Johlen auf unsern deutschen Bauernbällen, oder auch den französischen Cancan vergleiche, so muß, nach gehöriger Rücksicht auf spanisch-amerikanisches Blut und 25 Grad Celsius durchschnittliche Jahreswärme, offenbar die Schale des Lobes auf Seite der Mexikaner sich senken. In der That aber, wo immer Spanier oder Hispanisirte wohnen, sind, neben allen noch so großen Fehlern, höfliches Benehmen, zierliche Redeweise und eine gewissermaßen stolze Haltung selbst bei der niedersten Klasse um so freundlicher bemerkt und verdankt, wenn die Reise durch Völker englischer Zunge vorhergegangen war, bei welchen so vortreffliche und allerdings solidere Eigenschaften sich fast durchgängig mit gründlicher Derbheit paaren.

Bei stark zunehmender Tageswärme ging der Zug weiter. Längs der Straße sieht man ziemlich häufig kleine hölzerne Kreuze zum Andenken an hier gefallene Räuber oder Reisende. In den Alpenländern Oesterreichs mischt sich beim Anblick dieser Denkzeichen eine milde Wehmuth der Betrachtung der Gefahren bei, durch welche jene Wanderer ihrer Erdenreise Ziel gefunden, denn der Gedanke an den bösen Sinn des Menschen bleibt ferne. Leider nicht so hier in Mexiko, wo unheimliche Gefühle von Haß und Bangigkeit beim immer wiederkehrenden Anblick dieser Memento-Mexiko endlich wie gewaltsam aufsteigen. — An heißen Tagen wird die Thätigkeit der Arrieros sehr in Anspruch genommen. Jeden Augenblick sieht man entweder die unbeladenen Thiere in den schattigen Wald laufen, oder aber eines der beladenen sich ermattet zur Erde werfen. Im ersteren Fall wird unter Schwingung des Lazo dem Thiere nachgesetzt, im zweiten, wenn die Hiebe mit der kurzstieligen, kantschuähnlichen Peitsche nicht helfen, steigen zwei Arrieros ab, deren der eine, von rückwärts an das Gepäck gestemmt, schiebt, während der Andere den einen Vorderfuß des Thiers unter dem Leibe hervorzieht. Sind beide bereit, so schwirrt ein neuer Peitschenhieb mit einem paar Flüche herab auf das erschöpfte Thier, und es rafft sich empor, wenn es kann, bleibt aber gar oft liegen und verendet auf der Stelle. Geschieht dieß, so wird es abgepackt und man zieht weiter; wo es liegt, da bleibt es, nicht einmal in den Graben es zu wälzen nimmt man sich die Mühe. Wenn je die Straße nach Mexiko verloren ginge, ich glaube, man könnte sich blind von Kreuzen zu Kreuzen und von Eselskinnbacken zu Eselskinnbacken zurecht tappen.

Verdrießlich rauchte ich meine Cigarre, und alle what do you think of that and that meines Reisegefährten wurden aus stauberfüllter Kehle mit kurzer Antwort beseitigt. Da die Räuber („ladrones") meist kurz vor Tage oder in der Dämmerung sich zeigen und es nicht leicht ist, schnell aus der Sänfte herauszukommen, so schritten wir die letzte halbe Stunde bis Puente Nacional den steilen Abhang bis zum tiefen Felsenbette des Flusses Antigua hinab. Eine prachtvolle Brücke noch aus spanischer Zeit führt nach dem Dorfe Puente Nacional (früher mit mehr Grund Puente del Rey genannt).

Wir fanden hier erträgliches Nachtquartier in einem gemauerten Wirthshause. Buchan nahm zwar das einzige etwas weniger stallähnliche Zimmer für sich und seine Frau und hatte mit englischem Comfortsinn und langer Reisepraxis schnell ein treffliches Londoner Bett mit Luftmatratzen und Moskitonetz zusammengeschraubt. Die vier Bettfüße wurden in Wassergefäße gestellt, und so durften die braven Eheleute, ganz von Mexiko isolirt, in old England sich glauben. Kerrison und ich bekamen eine kleine Kammer ohne Fenster, die auf den Hof öffnete, mit der primitiven Einrichtung eines Tisches und einer Art Wachzimmerpritsche. Dagegen war kein Mangel an Spinneweben, und besonders wurden wir durch eine Schnur intriguirt, die, um Unschlittkerzen aufzuhängen, durch das ganze Zimmer in Mannshöhe gespannt war, nun aber statt der Kerzen viele Tausende von Fliegen trug und mir so die in meiner Kindheit in Bertuchs Bilderbuch bewunderte lebendige Affenbrücke über brasilische Waldströme etwas wahrscheinlicher machte. Da diese Fliegen nun trotz des Kerzenlichts sich ruhig verhielten, so hüteten wir uns wohl, die Schnur zu

berühren, sondern machten nach englischem Brauch Toilette zum Nachtessen. Kerrison schraubte sich dann auch seine messingene Bettstelle zusammen und zog sich zurück; ich aber, nachdem mein Bett mit meiner Londoner Decke und einem Luftpolster auf zwei mexikanischen Serapes und einem geblümten Baumwollstoffe als Leintuch gemacht war, setzte mich auf einen Rohrwiegstuhl auf der Tanzflur und hörte, meine Cigarre rauchend, dem Guitarrespiel der Arrieros in der lauen Januarnacht zu.

Zeitlich brachen wir auf und erreichten nach drei Stunden das Dörfchen Plan del Rio, nach seiner Lage benannt. Hier führt eine schöne alte Brücke über einen Bach, dessen rechtes Ufer, so zerklüftet und wild, wie das linke eben und freundlich ist, Trümmer zerfallener Festungswerke trägt. Der prachtvollste Tropenblumen- und Blätterschmuck verbirgt halb das altergraue Mauerwerk; unzählige „blackbirds“ (ein hier in den warmen Strichen häufiger, schneller, schöngeformter Vogel) schwirrten hin und wieder. Ich sah bewundernd am steilen Ufer hinan, aber keine Erinnerung an Donau, Neckar oder Rhein wollte erwachen; es kam mir dieser Blumenkranz um das alternde Gemäuer fremdartig vor, unharmonisch, und das laute Leben der Vögel und Insekten widersprach den hergebrachten Begriffen von stiller, ernster Ruinenmajestät. Mir war als ob unsere deutsche Poesie, an Trümmern der Vorzeit als dem Symbol ernster, geheimnißreicher Wahrheit, epheugleich emporrankend, hier nimmer verstanden würde in den Ländern, wo der Tod nicht, wie bei uns, ein mit Stillstand wahlverwandter Begriff, lauernd erscheint, sondern als nahe, schnelle Form eines tausendgestaltigen Neulebens sich zu südlichem Leichtsinn aufdrängt.

Nach drei weiteren Stunden waren wir auf einer ziemlich baumleeren Hochebene, in deren Mitte eine große schöne Hacienda Santa Annas steht. Dieselbe ist nicht, wie die meisten hier zu Lande, mit einer hohen Mauer im Viereck eingefaßt und mit Kapelle und Glockenthurm versehen, sondern liegt freundlich da, etwa eine halbe Stunde entfernt von einer eleganten Villa Generals Santa Anna, die etwas höher an der Berghalde aus einem dunkeln Kranz immergrüner Eichen herausblickt. In dieser Höhe (der erwähnte Pachthof, el Encero, liegt nach Humboldt bereits 928 Meter über dem Meere) zeigt sich die immergrüne Eiche in vielen Spielarten und kommt vor bis zur Höhe von 9000 Pariser Fuß. Ihr Erscheinen zeigt die unfehlbare Gränze des gelben Fiebers an, und wird darum freudig begrüßt, zumal von dem Deutschen, dem im Rauschen des froh erkannten Blattes manches heimliche, wohlthätige Gefühl wachgeflüstert auftaucht aus den Tiefen ferndämmernder Erinnerung: à tout coeur bien né la patrie est chère! Ich gedachte dabei eines schon lange abgeschiedenen Bruders, wie sein scharfes stechendes Auge beim Anblick der Heimath von einem unserer Berge in Schwaben im frommen Ausdruck dankbarer Freude sich trübte und er mit kurzem, raschem Druck meiner Hand mir oft sagte: „Ueber die Heimath geht doch nichts!“ Daran gemahnten mich diese Eichen Enceros, und wie ich einst es gefühlt auf den Trümmern von Dürrenstein in Oesterreich, auf dem Gebhardsberge bei Bregenz, oder im Schatten der Steinlinden und Eschen der Burgruine Hohentwiel in Schwaben, so fühlte ich es hier am zweiten Tage meiner Reise in Mexiko. Mittlerweile, während ich in Träumen versunken war, holten meine Engländer Zollmaß und Bleistift heraus und maßen und zeichneten die Literas in ihr Taschenbuch, nachdem sie doch schon seit zwei Tagen über dieselben geschimpft hatten.

Beim Flug meiner Gedanken in die Heimath mußte mir an solcher Stelle, bei der milden Januarluft, beim Anblick des trefflichen schwarzen, fast steinleeren Bodens, der üppigen Wälder ringsum, und bei der Gewißheit, daß die hier beginnende „tierra templada“ vorzüglich gesunder Luft sich erfreut, der in Amerika überall nahe liegende Gedanke der Auswanderung nicht fern bleiben. Mexiko wäre rücksichtlich seines Bodens, seines Klimas und seiner Handelslage ein Land dringend deutschen Auswanderern zu empfehlen, welche mit Uebergehung der heißen feuchten Küstenniederungen die herrlichen Gegenden der tierra templada mit einer durchschnittlichen Jahreswärme von 17 Grad Celsius, und noch mehr die ungeheuren Ebenen des Tafellandes (tierra fria, obwohl Orangen und Dattelpalmen im Freien wachsen, mit durchschnittlicher Wärme von 15 Grad Celsius) bewohnen könnten. Wie gesagt, ungeheure Strecken sind unbebaut und beinahe unbewohnt. Eine Bevölkerung von kaum sieben Millionen in einem Land, so groß wie der vierte Theil von Europa (nach Humboldt 118,478 französische Quadratlieues, seither jedoch durch weite Territorien der Staaten Chiapas, Neu-Mexiko und Sonora vergrößert), wovon zwei Drittel der mildesten, gesundesten Luft und eines herrlichen Bodens sich erfreuen! Dem nämlichen Schriftsteller zufolge erreicht die Tragkraft des Bodens durchschnittlich das Verhältniß von dreißig bis vierzig Körnern Ernte auf ein Korn Aussaat; häufige Erfahrungen zeigten bei guter Bebauung und Bewässerung eine achtzigfache Vermehrung. Dabei bedarf das Land keines Düngers, fast keiner Obhut und geringer Arbeit, da man im vollen Sinne des Worts in Mexiko

mit einem krummen Holze * pflügen sieht. Bedenkt man nun noch die merkwürdige Bildung dieses zwischen zwei Meeren zu durchschnittlicher Höhe von 7—8000 Pariser Fuß aufgethürmten Tafellandes mit einem Klima und einer Produktivität wie etwa Südspanien oder Calabrien (weil die Jahreswärme sehr gleich ist), durchschnitten von ungeheuren Thälern, die nach beiden Meeren zu stets tiefer und wärmer werden und alle Früchte der heißesten Zone vortrefflich erzeugen, so daß man in dem größten Theile von Mexiko in einem halben Tage von dem ewigen Eis bis zum Kaffeebaum und der Vanillestaude gelangen kann, und die Pflanzen aller Länder der Erde ** in ihrer Lebenslust gewissermaßen schichtenweise übereinander liegend gedeihen sieht — bedenkt man dieß, den ungeheuren Metallreichthum der Gebirge und die treffliche Lage an zwei Meeren, so kann man nur innigst wünschen, daß es der fleißigen, unermüdlichen germanischen Race möglich werde, frisches Blut der Thätigkeit in die Adern dieser Lazzaroni-Völker zu gießen, die sich selbst mitunter „hijos mal criados de malos Españoles" (schlecht erzogene Söhne schlechter Spanier) nennen und (die Denkenden wenigstens) die Unmöglichkeit solchen Fortbestehens selbst anerkennen. Ich komme hierauf später noch einmal zu sprechen und will hier nur vorläufig bemerken, daß ich, trotz all dieser Vortheile nur bei vollständig veränderten politischen Verhältnissen an wirklichen Segen der Einwanderung, für beide Theile nämlich, glaube. Und hiezu, wie hart es auch klinge, scheint mir eine Regeneration dieser Creolenrace an Haupt und Gliedern unerläßlich; es muß dieselbe zu unterst zu liegen kommen, zu herrschen völlig aufhören, durch und durch vom fremden Sauerteig der Ordnung und der Arbeit durchdrungen werden; dann, aber auch nur dann, ist Großes möglich. Ob dieß bald, ob es überhaupt geschehen soll, steht dahin; eine theilweise Abtrennung der Staaten Mexikos scheint unabwendbar.

* Die Erfahrung zeigte, daß, wo überall man mit dem tiefer gehenden europäischen Pflug die Erde umgebrochen hatte, die Menge des Unkrauts sich unbegreiflich mehrte; dieß wurde namentlich beobachtet, wo zwei Aecker verschieden bepflügt neben einander lagen. Ein tüchtiger Landwirth, William Drusina dahier, theilte mir diese Erfahrung mit.

** Don Martinez del Rio, ein gelehrter und reicher Arzt, zu London graduirt, versicherte mich, daß achtzehn Pfund hiesigen Zuckers die gleiche Menge Zuckerstoffs enthielten, wie fünfundzwanzig Pfund Habanazucker; ebenso wird der hiesige Kaffee und Tabak von den fremden Kaufleuten den besten Qualitäten anderer Länder gleichgestellt.

Wir stiegen höher und höher. Die Papageien, die prachtvollen Blumen und Schmetterlinge schwanden, und eine Vegetation wie zu Madeira begann, mit Orangen, Feigen, Granatäpfeln, Mandeln, Ananas, wilden Rosenstämmen, großen Büschen von Geranien und Heliotropen, dazwischen Kartoffeläcker, deutscher Kohl, Apfel- und Birnenbäume. Welch wunderbare Gegend! Ueberall sieht man vor den kleinen, bereits gemauerten, doch verwahrlosten Häusern zehn bis zwölf große Pisangstauden, die Hauptnahrung der farbigen Völker in Amerika und Asien. Pisang ist der malaische, Platanos der spanische, Musa Paradisiaca der botanische, Banane der in Amerika gewöhnlichste Name dieser Frucht, die eine äußerst aromatische Speise bietet. Man löst die dunkelbraune Hülse ab und genießt die Frucht entweder roh, zu Mehl zerrieben, oder gebacken. Der baumartige Stengel (20—30 Fuß hoch) trägt jährlich einmal und nur einen einzigen Fruchtbüschel, dessen Gewicht zwischen 40 und 80 Pfund schwankt. Humboldt berechnete, daß auf 360 Quadratruthen (preußisches Maß), mit diesen Bananen in Entfernungen von zwei bis drei Varas (sechs bis neun Fuß) von einander bepflanzt, genug zur jährlichen Ernährung von fünfzig Menschen wachse, während dieselbe Fläche, mit Weizen bestellt (das achtfache Erträgniß gerechnet), in Mittel- und Nordeuropa nur zwei Menschen, mit Kartoffeln bebaut, sechs Menschen jährlich ernährt. Schon in Madeira war mir die köstliche Frucht begegnet, die jedoch außerordentlich schnell sättigt.

Es war bereits dunkel, als wir in Jalapa anlangten und in dem recht guten Gasthofe eines Hamburgers, Herr Witte, abstiegen. Der lästigen und völlig nutzlosen Visitation sämmtlichen Gepäcks beim Betreten eines Staates der Republik und bei den Octroigebäuden der größeren Städte kann leicht entronnen werden. Wir wußten, wie zu helfen war und packten nicht ab. Jalapa hat 10—12,000 Einwohner und ist 678 Klafter über dem Meere in der Höhe gelegen, auf welcher die über den Golf ziehenden Wolken die Cordilleren berühren, daher denn seine zwar sprüchwörtlich gesunde, aber immer etwas feuchte Luft von balsamischer Weichheit. Die Nortes des Golfs erscheinen hier oben als Nebelgewölke, das aber allerdings oft mehrere Tage hinter einander die Stadt einhüllt und die steilen Straßen, mit Basalt und Lava gepflastert, sehr glatt macht.

Die Häuser haben hier meist nur ein Erdgeschoß, sind aber gut gebaut und umschließen im Viereck einen Blumenhof mit Brunnen. Die Thüren sämmtlicher Zimmer öffnen auf den Säulengang, der um den Hof läuft. Die Hauptkirche soll zwar eine der ältesten des

Landes seyn, zeigt aber nach meiner Meinung keinen Geschmack in Styl und Ausstattung, und enthält auch keine Monumente. Man sieht einige ziemlich gute Kaufläden mit Schnitt-, Stahl-, Leder- und Eßwaaren, sehr wenig Werkstätten, dafür aber um so mehr Müssiggänger, die ächt spanisch überall mißtrauisch herumstehen, in ihre Mäntel bis an die Nase gehüllt, wenig oder nichts sprechen und ihre Cigaritos rauchen. Ich glaubte hier jene spanische Bevölkerung zu finden, von der ein Franzose komisch bemerkte, wenn das Wörtchen „pues" (nun) aus der Conversation genommen werde, bleibe nichts mehr als Cigarrenrauch. Es sind Leute, bei denen man sich nicht heimisch fühlt, und begegnen sie einem, möchte man sich immer umdrehen, um zu sehen, ob nicht etwa der eine oder der andere nachschleicht.

Bei Jalapa wächst die bekannte, als starkes Reinigungsmittel gebrauchte Wurzel dieses Namens, von welcher nach Humboldt jährlich 120,000 Kilogrammen (?) ausgeführt werden. Die Pflanze ist ein Schlinggewächs, hat epheuähnliche Blätter und eine hochrothe Blüthe, die sich nur des Nachts öffnet, wie man sagt.

In einem ziemlich guten Werke über Mexiko hatte ich gelesen, daß Jalapa vorzügliche Anstalten zu Reinigung der Wäsche besitze, und daß selbige sinnvoll und zweckmäßig angelegt seyen. Belobter Anstalten sah ich nun mehrere bei der Brücke nächst dem Wege nach Gualtepec. Es waren lange, gedeckte Schuppen, unter welchen längs einer Rinne aus Basalt eine nicht unbedeutende Anzahl stark brünetter, aber nicht stark bekleideter Wäscherinnen standen und mit dankenswerthem Fleiße ihrer vortrefflichen Beschäftigung oblagen, unter ungewaschenen Bemerkungen über die Vorübergehenden. Ich kam auf dem Spaziergange nach Gualtepec an diesem Institut vorüber, blieb aber, ein anderer Odysseus, beim Anblick dieser Waschcircen stehen, vertieft in Betrachtung der Leistungen Jalapas, des mexikanischen Capuas, dieses für Reinigung so wohlwirksamen Weichbildes. Da die Najaden spanisch sprachen, was ich noch nicht verstand, so stopfte ich meine Ohren nicht voll Wachs, sondern lauschte eine Weile und suchte mir jenes Autors Aufmerksamkeit auf diese Waschweise statistisch zu erklären. Aber vergeblich, ich fand nur wenig Unterschied zwischen deutschen und mexikanischen Wäscherinnen und ging meiner Wege, geruhig und zufrieden der galizischen Dorfspinnstuben gedenkend, so hübsch von Mickiewicz beschrieben, noch mehr des witzigen Aufsatzes des Grafen von Caylus in seinen oeuvres badines über die Spinnstuben in der Champagne (les écreignes). So viel ist gewiß, daß in Jalapa das französische Sprüchwort über Familienwäsche nicht bekannt scheint.

Ueber die prachtvolle Lage, Umgebung und Vegetation Jalapas unterrichtet man sich am besten bei Mühlenpfordt und noch mehr in Humboldts trefflichem Werk: Essai politique sur la nouvelle Espagne. Es ist trotz aller Aenderungen seit 44 Jahren noch immer das beste über Mexiko geschriebene Werk. Ich benutzte unsern dreitägigen Aufenthalt zu Ausflügen zu Fuß und zu Pferde und darf sagen, daß mir davon durchaus neue und prachtvolle Bilder im Rahmen der Erinnerung verblieben sind.

Wir fanden in Jalapa bereits den von Mexiko bestellten Lohnkutscher Slogum, einen Nordamerikaner der mit einem gewaltigen Reisewagen, zwölf Maulthieren und drei Mann Escorte eingetroffen war. Master Slogum, oder, wie er sich lieber nennen hörte, Don Luis, gilt für den größten Hasenfuß der Republica heroica de Mexico. Er wurde, wie er selbst uns erzählte, schon an hundertmal ausgeplündert, das heißt seine Passagiere, nicht er, und seine Geschäfte gehen dabei ganz leidlich; dabei versicherte er, daß wir bei unserer Bewaffnung und mit seiner Escorte nichts zu befürchten hätten. So fuhren wir denn in einer mit acht Maulthieren bespannten, vom Bock kutschirten Arche bei schönstem Wetter von Jalapa ab.

Der Weg steigt fortwährend bis zum Dorfe las Vigas. Man umfährt den berühmten Berg „el cofre de Perote," von seiner sonderbaren Spitze so benannt (nach Humboldt 12,400 Pariser Fuß hoch), und der Weg gehört zu den schönsten und interessantesten, deren ich mich in meinem ganzen Leben erinnere. Zuerst fährt man mehrere Stunden bergan im schönen Thal von Jalapa und hat den gewaltigen Feuerspeier Orizaba mit seiner rauchenden Eispyramide hinter sich; dann tritt man in Eichwald, dem lange, schwarze Lavafelder folgen; über diesen beginnt Nadelwald aus gewöhnlichen Tannen, Föhren und einer Art eleganter, langnadliger Kiefern, deren Aeste jenen der Thränenweide gleichen. Die Straße erreicht nicht die Höhe der Vegetationsgrenze, sondern gleich hinter dem Dorfe las Vigas (Pfarrdorf, nach Humboldt 7820 Fuß über dem mexikanischen Golf) mit seinen massiven Holzhäusern senkt sich der Weg bis zur Hochebene, die nun bis hinter Puebla breit fortgeht, von der tierra caliente des Küstenlandes durch die Cordillerenkette getrennt, deren zwei Hauptspitzen, Pico de Orizaba und Cofre de Perote, in gerader Linie höchstens sechs Leguas von einander entfernt sind.

Gewaltig ist der Contrast zwischen der Ost- und der Westseite dieses Gebirges. Erstere, von der Spitze des

Bergkamms bis zum Meerufer etwa zwölf bis vierzehn Leguas breit, in deutlichen Schichten von der Region der Lichen bis zur Kokospalme herabsteigend, endlose, waldbedeckte Zerklüftung, gähe Abstürze, tiefe Thäler mit senkrechten, oben manchmal in bewohnte, kleine Ebenen ausgehenden Wänden, Wasserfälle, Lavahaufwerke, ungeheure Höhlen aus geborstenen Blasen vulcanischen Feuers, vor allem die immer heller blau verschwimmenden Bergausläufer, an eine Landschaft mahnend, halb Salvator Rosa, halb Marko — das Alles wirkt zauberisch. Das ferne wogende Meer, auf dem man gekommen, da liegt es noch und man spielt mit dem Gedanken, daß jenseits desselben die Heimath ist mit ihren Lieben. Man steigt westwärts herab und nun verhüllt Wald das Glanzgemälde; man steht auf einem trockenen Meere schwarzer Lavawellen, eingefaßt vom Tannengrün; da und dort schießen aus der Feuerzerstörung zwanzig bis dreißig Fuß hohe Blüthenstengel einer riesigen Agave empor. Keine Atlantis, kein Europa dahinter; jetzt geht es in das Innere Mexikos, hinter dem die fabelhafte indische See liegt mit ihrer Inselwelt und den fernen Küsten von China. Man kommt herab, man ist in der großen Hochebene und sieht nun hinauf an der Westseite des Gebirges, das man überschritten. Keine Lavaformation mehr, nichts Schroffes, Zerklüftetes; in langen, wenig tiefen Falten fließt der reiche, dunkelgrüne Bergmantel von Eichen und Tannen, ein nordisches Auge erquickend, herab bis zur gelblichen Ebene (genannt el mal pais). Jenseits Tropenhitze, Tropenglanz, hier milde Tinten, die Wärme von Mitteleuropa, ein Ausdruck der Ruhe; man glaubt aus einer südbayerischen Ebene in die Bergwelt Tyrols zu blicken und pflegt den Gedanken, bis halbnackte Indier und vermummte Reiter des Weges ziehen und Agavefelder (Agave Americana) wie gewaltsam an die neue Welt erinnern.

Mir ist dieser Tag unvergeßlich. Welche nie gesehene Bildungen! Wie erstaunlich und prachtvoll ist die Terrassenbildung des Thals von Jalapa, rechts der Hauptstraße durch eine fast tausend Fuß hohe, senkrechte Felswand stundenlang begrenzt! Ueber dieser dehnt sich in Stundenbreite abermals ein reich bewohntes und bebautes Tafelland bis zu der die zweite Stufe bildenden, mächtigen Felswand, und ein kleiner Ort, Mauliño, hart an den Rand des Absturzes in das Thal von Jalapa, neben einen prächtigen Wasserfall ohne Absatz gebaut, fesselt den Blick mit ungeahntem, nie gekannten Zauber. Ich habe nie etwas Originelleres gesehen.

So viel wie möglich ging ich zu Fuße neben dem Wagen, bald Blumen pflückend, bald Schmetterlinge jagend, besonders den schönen grünen westindischen Segler (Podalirius) und ergötzte nicht wenig ein paar indische Weiber, die laut auflachten, einen Mann mit Hirschfänger und Pistolen nach Schmetterlingen springen zu sehen. Man bot uns im Dorfe las Vigas graue Eichhörnchen mit gelber Kehle und ähnlich gezeichnete Hänflinge zum Verkaufe an. Einige Augenblicke später fand ich einen großen Nachtschmetterling ebenfalls mit nicht unähnlicher Zeichnung an einer Mauer. Dieses Zusammentreffen, auffallend wie es war, erinnerte an die bekannte Beobachtung, daß die Lebhaftigkeit der Farben mit dem Wärmegrade abnimmt, eine Bemerkung, die sich nirgends auffallender bestätigt als hier.

Nachdem wir an der mitten im ebenen Felde erbauten und von der Landstraße vollkommen dominirten sogenannten Festung San Carlos de Perote vorbeigefahren waren, die jetzt fast nur noch als Aufenthalt für Staatsgefangene dient, und 1844 auf kurze Zeit sogar General Santa Anna beherbergte, nahm uns im Städtchen Perote eine ziemlich klägliche und schmutzige Posada auf. Die Engländer schraubten ihre Betten, zogen bei mir einer über den andern los, Buchan den Gefährten Kerrison „a fidgetty, tiresome fellow,“ dieser wieder Freund Buchan „an intolerable egotist“ nennend; unter sich wahrscheinlich schalten sie über den kindischen, wortkargen Deutschen, zusammen endlich schalten wir über schlechte Kost und schlecht Quartier, bis wir zuletzt nach Kerrisons stereotyper Phrase: „well, gentlemen, I don't know, whether to morrow evening we will be in so good spirits,“ (nun gut, meine Herrn, aber ob wir morgen noch so gut gelaunt sind, weiß ich nicht), uns gute Nacht boten.

Auf dieser Hochebene und besonders noch in der Nähe der Cordillerenkette ist es Morgens oft empfindlich kalt, indem manchmal, wenn auch selten, das Thermometer bis zum Eispunkt fällt. Als wir des andern Tags früh sieben Uhr abfuhren, war der Sand, der zum Theil nicht mit Unrecht „el mal pais“ genannten Umgebung Perotes mit dickem, schneeähnlichen Reife beflogen und uns fror recht eigentlich wohl eine halbe Stunde. Allein kaum war die Sonne hinter der dunkeln Cordillerenwand hervorgetreten, so begann die fröhlichste Maiwärme, zu bedeutender Mittagshitze sich steigernd, und mit dem Gestirne des Tags sofort auch wieder abnehmend bis zum niedrigsten Punkte, Morgens gegen drei Uhr. Dieser Wechsel ist allen Tropenländern, besonders aber Mexiko eigen, an einigen Orten, zum Beispiel Acapulco, noch auffallender, wo nach den verläßlichen Beobachtungen Humboldts

die Wärme bei Tag 28—30 Grad Celsius erreicht, von Nachts drei Uhr aber bis zu Sonnenaufgang rasch auf 17—18 Grad Celsius fällt.

Wir begegneten einer Geld-„Conducta," escortirt von hundert Mann mexikanischer schlecht gekleideter, schlecht bewaffneter und schlecht berittener Uhlanen. Ich könnte noch mehrere „schlecht" finden und namhaft machen, denn fast alle für die Armee bestimmten, sehr bedeutenden Summen zerrinnen in den Händen einiger hochgestellten Beamten und Offiziere. Eine Art Raubsystem waltet hier zu Lande überall, und so laufen oder reiten die armen indischen Soldaten zerfetzt und halbverhungert einher und thun dennoch ihre Schuldigkeit, wenn nur der Offizier gutes Beispiel gibt. Das Geld war auf Wagen gepackt, während man es sonst auf Maulthieren (zu 6000 Thalern, eine Last für ein Maulthier, nach Aussage der hiesigen Kaufleute) zu transportiren pflegt. In Ojo de Agua hielten wir nur kurz, ebenso in einer einsam im weiten Sandfeld liegenden Hacienda.

Diese Gegend ist ganz geeignet zum Aufenthalt für Räuber; weite Ebenen ohne Baum noch Dorf, hin und wieder kleine, abgeholzte Berge, glockenförmig über das Land sich erhebend, wahrscheinlich ehemalige Krater, manchmal Trümmer von Kapellen oder Wohnhäusern unfern des Weges, zuweilen eine tiefe und breite „Barranca," d. h. Erdspalte, die oft nicht 200 Fuß breit ist, aber mit Hinab- und Hinaufgehen eine Stunde und mehr aufhält. Wir begegneten einigemale verdächtig aussehenden Reitern an diesem Tage; einmal rief Don Luis bestimmt: „here they are, a twenty people ahead!" (da sind sie, an zwanzig Mann, gerade vor uns!) Gleich wurden die Rollen vertheilt. Zuerst wollten wir herausspringen und die Räuber unter Drohung von Widerstand verjagen; sollten sie bleiben und nicht über zwanzig Mann stark seyn, so hatte ich aus meiner Doppelflinte die zwei ersten Schüsse zu thun, welchen dann die Salven aus sämmtlichen Trombons gefolgt wären unter Chargirung des Feindes durch unsere Escorte, falls dieselbe nicht bereits ausgerissen. Hierauf wollten wir, um unsere Wagenburg herumlaufend, die berittene Verfolgung erschweren und unsere Pistolen nur in unmittelbarer Nähe abfeuern. Glücklicherweise begnügten sich die vermummten Gesellen mit einem mißtrauischen und verdrüßlichen Blick auf unsere Wagen, als sie, durch unsere Escorte angerufen, Halt machten und unter der Versicherung, sie seyen „gente de paz" (friedliche Leute) uns passiren ließen.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht bergen, daß mir das Herz klopfte und keineswegs Kampflust, sondern Ehrbegriffe mich vermocht hätten, der Gefahr entschlossen zu stehen und als Mann zu handeln, wie ich es mir deutlich bewußt war.

Als die scheinbare (vielleicht auch wirkliche) Gefahr vorüber war, versank jeder von uns in stille Betrachtungen, wohl über die Weise, wie er sich im Gefecht benommen hätte. Jeder hatte sich entschlossen gezeigt, und es traf bei uns zu, was ich überall bemerkt habe, wo es zum Ernste kommen will, daß nämlich die Rede verstummt. Kerrison, sonst so gesprächig, jeden Morgen mit seiner Prophezeiung zur Hand: „to day we will have to fight!" saß still und hielt sein Trombon zum Wagen hinaus, ebenso Buchan. Mir gefiel dieß; Franzosen, deren Muth wohl Niemand anzweifeln wird, würden indeß wahrscheinlich nicht wenig schwadronirt haben. Ich dachte daran und fühlte, wie mir dieß unangenehm gewesen wäre. Der stille Ernst der beiden Engländer nach ihrer ruhigen Besonnenheit vorhin erfreute und ermuthigte mich dagegen und ich glaubte hierin Nationalverwandtschaft, germanische Blutseinheit zu finden. Wenn es aber zum Ernst gekommen wäre und ich mein Theil bekommen hätte, der ich nur einen einzigen Koffer und in diesem etwa einen Werth von dreißig Pfund Sterling, auf mir selbst höchstens fünf Pfund Sterling zu vertheidigen hatte, dann, so dachte ich, wäre doch auch das französische Wort auf mich anzuwenden gewesen, que de tous les métiers le plus sot est de se battre pour la femme d'un autre. Diese „femme d'un autre" war denn allerdings lebhaft aufgeregt und ihre Gesichtsfarbe erbleichte sichtlich; doch nahm sie eines unserer Trombons, um es ihrem Manne zum Wagen hinauszureichen, muthig zur Hand.

Auf der weiten Ebene sahen wir mehrere lange Züge von wilden Truthühnern und langten spät Abends in Napaluca an. Dort war bei einem gutmüthigen, alten Franzosen, der lange Steward auf nordamerikanischen Schiffen gewesen, eine herrliche Vorschule, wo nicht der Aesthetik, doch der Anstelligkeit, schlechte Unterkunft, aber gutes Nachtessen. Ich schlief in Dankbarkeit gut auf dem Herde.

Des andern Morgens passirten wir den berüchtigten „Piñalberg." Die Straße, hier durchweg gepflastert und mit Mauerböschung des Regens wegen versehen, zieht sich zwei Stunden weit längs des Abhangs eines dichtbewaldeten Berges hin, eine Gegend, wie für Banditen gemacht. Am Eingange des Waldes, in welchem häufig Diebstähle, Raubanfälle, Gewalt- und Mordthaten vorgefallen sind, steht ein armseliges Wirthshaus mit Eckthürmen und starken Mauern mit Schießscharten. Wir hielten hier einen Augenblick auf den Wunsch der Madame Buchan, die diesen Morgen unwohl war und frische Milch zu trinken begehrte. Don Luis trat ein

und kam bald wieder mit Zwieback und „Pulque" (gegohrener Agavensaft) und der lieben Meldung: „there are robbers plenty ahead! Will you go on?" (alles voll Räubern vor uns! Wollen Sie weiter fahren?) Nun Kriegsrath und Entschluß vorzugehen, da wir der seit ein paar Tagen mit Militär hieher escortirten Diligence zu begegnen hofften und überhaupt jenes unschätzbare Gefühl in uns trugen, daß uns heute unmöglich etwas widerfahren könne. Der „Pulque," das Lieblingsgetränk der Mexikaner aller Farben, widerte mit seinem Geruch nach der als Faß dienenden Schweinshaut Madame Buchan an; so war denn ein Stückchen Chocolade, die ich von Habana gebracht, sehr erwünscht, und wir fuhren, unsere Escorte mit gespannten Gewehren vor uns, in die unheimliche Schlucht „keeping, this time, a very sharp look out," (dießmal scharf auslugend). Glücklicherweise kamen wir gut durch, aber die arme Madame Buchan ward, als wir wieder in die Ebene bei Amosogue kamen, von der Bewältigung des Uebelbefindens und der Bangigkeit ohnmächtig, öffnete erst nach einigen Minuten das Auge und mußte sich zu Amosogue ein paar Stunden zu Bett legen. Wir begegneten der Diligence, und da diese gut durchgekommen war, so hielten auch wir uns für geborgen.

Abends um fünf Uhr waren wir in Puebla. Eine schöngebaute Stadt, gut gepflastert mit breiten viereckigen Lavaplatten, von 80,000 Menschen bewohnt, worunter aber, wie allgemein verlautet, das schlechteste Volk des ganzen Landes. Sie heißt Puebla de los Angeles, weil der Sage zufolge zwei Engel allnächtlich am Bau der Cathedrale mitwirkten, und liegt in einer reichen Ebene stolz da mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen, mit ihren flach bedachten Häusern, ohne Gärten, ja selbst fast ohne einen einzelnen Baum (die kleine „Alameda" ausgenommen — bekanntlich altcastilischer Brauch). Groß war die Angst vor dem Abpacken bei der Zollstätte; aber Don Luis ging und kam bald wieder mit pfiffigem Gesichte und den Worten: „He is a Christian! Give an ounce, that will do" (er ist ein Christenkind. Geben Sie ihm eine Unze; damit ist es abgethan). Und so war es; sechzehn spanische Thaler beschwichtigten den Mann, der dafür unsere Arche und den neuen Reisewagen durchaus nicht zu bemerken schien, obschon die beiden, während der zehn Minuten dauernden Unterhandlung, von einer Menge vermummter Tagdiebe umstanden, vor den Mauthgebäuden hielten.

Im Gasthofe bekamen wir nach mexikanischem Brauch und Fug Zimmer, die gerade das Unentbehrlichste enthielten, aber wenigstens nicht nur Thüren, sondern auch Fenster hatten. Ich rief, über und über bestaubt, nach einem Hausknecht, um meine Stiefeln zu reinigen; nach einer Viertelstunde kam ein derartiges Wesen, bemerkte mir aber, ich solle mir selbst die Stiefeln ausziehen; dieß geschah. Kerrison dolmetschte, ich wolle sie gewichst haben. Man ging, und 45 Minuten gingen auch, und ich ging ebenfalls, nämlich auf und ab, und fertigte erst einen vortrefflich drapirten alten Bettler ab, der mir auf die Stube kam, dann ebenso einen Burschen, der schlechtes Gefrorenes herumtrug, endlich noch einen ganzen Pack von Kerlen, die einer um den andern kamen und sich als Cicerone anboten. Die Stiefeln aber kamen nicht; endlich in einer Art Berserkerwuth meine ganze Philologie zusammenfluchend, worauf mit Ave Maria Purissima geantwortet wurde, brüllte ich: „las botas," in den Hof. Da kam denn endlich ein Schusterjunge und forderte zwei Realen. Der Hausknecht war zu stolz, die Stiefeln selbst zu wichsen, und trug sie deßhalb zum benachbarten Don Schuster, der gerade wohl auch nicht über viele Realen gebieten mochte, sonst würde er gewiß den Serape kühner umgeschlagen und die Stiefeln in stiller Würde zurückgeschickt haben.

Ich sah mir die Stadt ein wenig an und besuchte einen deutschen Kaufmann, Namens Wesche, der mich mit spanischer und noch mehr spanisch-amerikanischer Gastfreundlichkeit empfing, mir manches Interessante über Land und Leute erzählte und unter Anderem beim Weggehen sein Schlafzimmer zeigte, in dessen Mauer über dem Bette eine Schießscharte auf die Treppe angebracht war. Zwei Jahre früher hatten zwölf Gesellen sich in sein Haus geschlichen, zwei Dienstpersonen erstochen und wichen erst, als die Polizeiwache von der Straße hereinkam und der Herr des Hauses nebst den Commis einige Schüsse auf die Räuber gethan hatte. Derlei kommt in Puebla de los Angeles weit häufiger vor, wie man sagt, als anderwärts hier zu Lande. Leider konnte ich nicht Herrn Wesches Einladung annehmen, mit ihm nach Cholula (drei Leguas Entfernung) zu reiten, um die berühmte aztekische Erdpyramide zu sehen, da schon auf den andern Morgen sechs Uhr unsere Weiterreise bestimmt war.

Im Westen von Puebla erheben sich die beiden gewaltigen Berge Popocatepetl (d. h. der Rauchberg) und Iztaccihuatl (d. h. die weiße Frau). Sie gehören zu der Cordillerenverzweigung, welche die Thäler von Mexiko und Puebla trennt. Ersterer Berg (nach Humboldt 2717 Pariser Klafter hoch) ist ein stets brennender und fortwährend Steine und Asche auswerfender Vulkan, mehrmals erstiegen, das letztemal von dem preußischen Generalconsul v. Gerolt. Es ist dieß ein schweres Stück Arbeit, des steilen, schneebedeckten Kraters wegen. Die Vegetation hört mit 12,000 Pariser Fuß

auf, worauf Aschenfelder folgen, und der ewige Schnee beginnt erst zwischen 15—16,000 Fuß. Ungemein prächtig ist der Anblick dieses zweitgrößten aller nordamerikanischen Berge; doch wirkt er nicht so mächtig auf Auge und Einbildungskraft, wie der Pico von Orizaba, den man vom Meere sieht, während der Standpunkt bei Puebla wohl 7000 Pariser Fuß höher ist. In einer Entfernung von kaum acht Stunden vom Popocatepetl erhebt sich der massenhaftere, obwohl bedeutend niedrigere Berg Iztaccihuatl (nach Humboldt 2455 Pariser Klafter hoch). In seiner Zackenform gleicht er etwas der berühmten Dent du Midi im Wallis, ist gleichfalls ein Vulkan, doch längst erloschen, und wurde von dem sächsischen Mineralogen Sonnenschmidt erstiegen. Zwischen diesen beiden Bergen liegt die alte, nun wenig mehr gebrauchte Straße, auf welcher Hernando Cortez und seine Mannschaft aus der überwundenen Landschaft Tlascala in das Thal von Mexiko hinabstiegen. Der hohe und zur Zeit unseres Vorbeifahrens ebenfalls mit Schnee bedeckte Berg „Malinche" trennt die Landschaft Tlascala von dem Thale von Puebla. Sie genoß zu dankbarer Anerkennung an die Cortez geleistete Hülfe bis zum Ende der spanischen Herrschaft mehrerer Vorrechte, die eigentlich nur Ehrenrechte waren, bis auf das Recht, alle Weißen von der Aufnahme in die Municipalität ausschließen zu dürfen. Heute gehört diese Landschaft zum Staate Puebla und zählt in zweiundzwanzig Pfarreien etwa 60,000 Einwohner, fast nur indischer Abkunft.

Gegen eilf Uhr kamen wir in den Marktflecken San Martin und machten Halt. Kerrison und ich gingen auf den Markt, um Obst für das Frühstück einzukaufen, und kamen bald mit Aprikosen und Granaditas (der herrlichen Frucht der Passionsblume, passiflora edulis), Rettigen und Ananas zurück. Dazu eine Flasche feinen Bordeauxwein aus dem „Cantine-Trunk" Buchans, einem mit englischer Praxis eingerichteten Küchenkoffer, und die Morgenstärkung ließ nichts zu wünschen. Wir verließen San Martin etwas spät, so daß die Sonne eben unterging, als wir am Eingang des Waldes eintrafen, durch den drei Leguas lang der Weg bis zum höchsten Punkte, Rio Frio, ansteigt, wo wir übernachten sollten. Dieser Bergwald, der die beiden Thäler von Mexiko und Puebla trennt und die nördliche Seite des Iztaccihuatl einnimmt, gilt als der allerschlimmste Punkt des ganzen Landes, und es sind deßhalb von beiden Thalseiten am Eingang des Dickichts starke Wachhäuser mit Regierungstruppen zum Escortiren der Reisenden. Wir hielten, die Nacht ist Niemands Freund, und sandten Don Luis auf Kundschaft. Bald kam er und meldete, wie gewöhnlich: „plenty of robbers ahead," sodann, drinnen liege ein Uhlane, der gestern von den Räubern erschossen worden sey, und für die Escorte bis auf drei Leguas jenseits Rio Frio, wo der Wald zu Ende geht, im ganzen sechs Leguas bis zum andern Wachposten, verlange man sechs Thaler für den Kopf.

Dieß schien uns zu viel. Wir gingen, den Todten anzusehen, und erfuhren, daß er von einem Kameraden durch Zufall erschossen worden, so wie daß seit vierzehn Tagen keine Räuber sich gezeigt hätten. Auf diese Kunde setzten wir uns denn selbst in bestmögliche Verfassung und fuhren in derselben Schlachtordnung wie am Piñal in den Wald. Wohl sahen wir oben an den Bergwänden mehrere Feuer, doch kam niemand, uns zu belästigen. Die Kälte nahm bedeutend zu, indeß um halb zehn Uhr waren wir im sehr guten und sehr reinlichen Gasthaus des Herrn Friedrich David, eines ehrlichen Landsmannes aus Preußisch-Minden. Sogleich erzählte dieser, daß seine Frau eine Leineweberstochter aus Bielefeld sey, gab uns jedoch nachher, was viel gescheiter war, gute Zimmer, bereitete ein treffliches Nachtessen und zündete in einem kleinen Ofen aus Eisenblech ein wohlthätiges Feuer an.

Rio Frio liegt nach Humboldt 1583 Pariser Klafter über dem Meer, also fast anderthalbtausend Fuß höher als der große St. Bernhard; troß dem umgibt ein Prachtwald aus Tannen und Föhren das einsame Wirthshaus. Des andern Morgens jedoch waren unsere Fenster gefroren, Eiszapfen hingen am Dache, und David erzählte, er habe oft tiefen Schnee und zwei Finger dickes Eis auf dem Rio Frio gesehen. So heißt mit Recht der neben dem Hause rauschende Bach. Man muß ein paar tausend Stunden von Deutschland entfernt mexikanische Wirthschaft kennen gelernt haben, um zu begreifen, wie angenehm es mir war, unter dem comfortabeln und heimlichen Obdach eines ehrlichen Landsmanns inmitten des classischen Banditenbodens mich zu wissen und meine in Barbados von einem Holländer gekaufte ächte Meerschaumpfeife neben dem Ofen zu schmauchen. Unser Preußisch-Mindner leistete mir Gesellschaft und erzählte mir sofort, daß er sich hier ziemlich gut befinde und, troß seines sechs Jahre lang zu zahlenden jährlichen Pachtgeldes von 80 Thalern monatlich, sehr beneidet werde, da noch alle Wirthe auf diesem Platz reich und nie von Räubern angefallen worden seyen. Merkwürdig genug treiben diese ihr Wesen bis in die Nähe des Hauses, welches ich jedoch, troß aller Versicherung des Gegentheils, durch silbernen Segen gefeit glaube. Herr David, seit zwei Jahren zu Rio Frio, hatte schon sehr viele Beraubte beherbergt. Unsere Waffen sah er mißtrauisch an und rieth

bestens, sie nicht zu brauchen, sondern mit einem Geldopfer und einem „vayan Ustedes con Dios“ uns den Weg zu bahnen. Dieß geschieht sehr oft, besonders bei den Diligencen, und dann geht es still und glimpflich her; ja in diesem Falle wird den Beraubten Geld zum Frühstück und Mittagessen gelassen, im Falle des Widerstands aber nicht, und David erzählte schauderhafte Vorfälle aus seiner kurzen Erfahrung. Wir aber vertrauten auf Gott und Don Luis und kamen mit heiler Haut und ungeschröpfter Börse auch aus diesem bösen Bergwalde.

(Schluß folgt.)

Sonette.

1.

Ein hoher Dienst.

Wer sich's im Herzen heilig zugeschworen,
Das Ewige zu suchen alle Zeiten,
Der lernt es bald, es gilt ein heißes Streiten,
Hat Müh' und Noth ohn' Ende sich erkoren.

Wohl klagt ihm oft die Seele schmerzverloren:
„O daß ich fliehen könnt' in alle Weiten,
Mit raschem Schritt zum Grabe dürfte schreiten,
Ja daß ich lieber wäre nie geboren!“

Und möchte dennoch diesen Dienst nicht tauschen
Um Narrenlust und eitlen Narrenfrieden;
Ihm quillt aus seinen Schmerzen heitre Wonne:

Es darf sein Ohr dem Sphärenklange lauschen,
Und seinem Aug' ist höchste Lust beschieden,
Es schauet ungeblendet in die Sonne.

2.

Im Sturm.

Hat dich um Leben oft das Leid betrogen,
Schnitt eigne Schuld in's Herz dir eine Kerbe,
Sah fremde Hand, wie sie dich jäh verderbe,
Hat dich der Sorgen schwarzes Heer umflogen:

So denk, es sey dein Theil, dir zugewogen
Von des Geschlechtes reichem Jammererbe;
Mit Klagen nicht um fremdes Mitleid werbe,
Das oft ein Bettler auch sich hat erlogen.

Nein! hoch und frei das Haupt, die Blicke munter,
So lang der Athem reicht, die Kraft des Armes,
In wilder Fluth ein unverzagter Schwimmer!

Und hören sollen sie kein feig Gewimmer,
Wenn dich verschlingt die Wuth des Wellenschwarmes;
Dem Licht den letzten Gruß — und still hinunter!

3.

Einer Mutter.

Vor eine Mutter, die zum ersten male
Sich dieses süßesten der Namen freute,
Trat, als sie kaum gefühlt, was er bedeute,
Der Todesengel mit der bittern Schale.

„Dieß,“ sprach er, „deinem Kind, daß es bezahle
Des Lebenden gemeine Schuld schon heute,
Denn leichter läßst du mir es noch zur Beute,
Eh es erglänzt in voller Schönheit Strahle.“ —

„Nein!“ rief die Mutter, „laß mein Kind genesen;
Ich will das größre Leid einst gerne tragen,
Darf ich die Freude länger nur genießen.“

Der Engel, denke, sey bei dir gewesen,
So wird die wunde Seele leiser klagen
Und milder werden deine Thränen fließen.

4.

Einem Vielgelehrten.

Dich treibt ein heißer Drang, ein reines Streben,
Zu graben in der Vorzeit dunkeln Schachten,
Was immer Menschen thaten, schufen, dachten,
Des Wissens Schatz, zum Licht emporzuheben.

Und doch ergreift mich oft geheimes Beben,
Wenn du versunken ganz in solches Trachten,
Als ob die Alten dort dich selbst verlachten,
Daß du verkehrtem Treiben dich ergeben.

Mir ist, als hört' ich ihre Weisen sagen:
„Was soll dein Scharren in dem Schutt und Moder?
Bau' selber, statt zu wühlen in den Trümmern!

Denn willst du dich um das, was lebt, nicht kümmern,
So wirst du bald und doch zu spät beklagen,
Daß mit den Todten selbst du wardst ein Todter!"

5.

In dunkeln Tagen.

Laß freien Laufes deine Thränen fließen;
Dein Schmerz, er läßt sich nicht in Bande legen,
Vergebens ringst du jetzt ihm doch entgegen,
Ob du dich sonst auch als ein Held erwiesen.

Laß deiner Klage Strom sich voll ergießen,
Es darf der Seele Grund sich dir bewegen,
Des Leides tiefste Fluthen aufzuregen:
Zu solchem Weh sind Wen'ge nur erkiesen.

Vor Einem nur mögst du dich fromm bewahren:
Recht' nicht mit Gott in diesen dunkeln Tagen,
Frag' nicht, womit dieß Alles du verschuldet!

Denn solches Rechten hat er nie geduldet,
Und wer nicht still das Schwere wollte tragen,
Er ließ ihm oft das Schwerste widerfahren.

6.

Genesung.

Dem Schiffer muß ich heut' mein Loos vergleichen,
Der, nahe schon dem lieben Heimathstrand,
Auf dem Verdeck des treuen Schiffes stand,
Der Hoffnung sicher, bald ihn zu erreichen.

Und vorwärts schauend sieht er nicht die Zeichen
Des nahen Sturms am andern Himmelsrand,
Der Wetterwolken schwarze, schwere Wand,
Die fahlen Blitze, die darüber streichen.

Da Stoß auf Stoß — das Schiff zurückgerissen,
Im Rachen schon dem beutegier'gen Meer;
O zweimal bitter, jetzt noch zu versinken!

Doch von dem Tod, dem tausendfach gewissen,
Hilft ihm ein Gott und führt ihn wieder her:
Und doppelt freundlich sieht das Land er winken.

A. W.

Correspondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Thackeray. — Ernst und Bulwer. — Die deutsche Turnhalle. — Autographen.

△ Während wir uns auf Weihnachten bereiteten, während die freundlichen Wünsche auf ein merry Christmas an unser Ohr schlugen, ging eine Seele von uns, die in unsern Herzen so manche Saite angeschlagen hatte: ein guter, edler, freundlicher, ein großer, tüchtiger Mensch. William Makepeace Thackeray starb den 24. December 1863. Eine ganze Nation trauerte an seinem Sarge, und wird noch lange den vermissen, der, ein geschickter Arzt, die Gebrechen seiner Mitmenschen erkannte und bei der Wurzel angriff, geistige und körperliche Leiden, Schwächen und Unarten, Stolz, Geiz, Unfreundlichkeit, Hochmuth, Engherzigkeit und Eitelkeit. Man hat dem großen Verstorbenen oft vorgeworfen, er sey zu sarkastisch, ja, zu cynisch gewesen; war er es, so war er es eben als guter, tüchtiger, verständiger Arzt, und seine Curen schlugen an. Viele seiner zahlreichen Verehrer und Freunde glaubten, Westminster-Abbey werde sich öffnen, den großen Todten zu empfangen; dem war aber nicht so. Man begrub ihn — Staub zu Staub — in Kensal Green Cemetery, wohin ihm die geistigen Notabilitäten in langer Reihe, untermischt mit Vertretern aller Stände, folgten. Dort beugten sich auch Dickens, Robert Browning, Tom Taylor, G. H. Lewes, Mark Lemon, John Leech und so viele andere mit thränenschwerem Aug' über dem hinabgesenkten Sarge. Auch Thackerays beide Töchter waren dort, voll kindlicher Trauer, voll wehmüthigen Schmerzes um einen solchen Vater. Eine uns Deutschen werthe Hand, die Freiligraths, schrieb mir an demselben Tage (30. December 1863): „Das scheidende Jahr hat in seinen letzten Wochen noch zwei gute und große Männer von uns genommen: Hebbel uns Deutschen, Thackeray den Engländern, beide der Welt und der Menschheit. Die sind nun hin, — die Lücken werden nicht wieder gefüllt werden. Die Inlage (der Prospectus einer mit dem neuen Jahre hier in's Leben tretenden in- und ausländischen Bibliothek, unter deren Direktoren sich Freiligrath befindet) war gerade an Thackerays Todestage im Druck vollendet. So erscheint der Name des Todten noch mit den unsrigen, die wir noch leben und ihn betrauern. Ich habe mich so sehr auf diese Sache gefreut; die wöchentlichen Sitzungen der Committee würden mich immer wieder in ungezwungener Weise mit dem verehrten Mann zusammengebracht haben. Heute Mittag hat man ihn begraben. — Thackeray war zwei Jahre, Hebbel war drei Jahre jünger als ich. Der Tod hält Musterung, — man muß sich zusammennehmen!". — So Freiligrath, und das Lorbeerreis, das er hiemit auf das Grab des großen Engländers legt, ist wieder ein neuer Beweis jener neidlosen Anerkennung, die den deutschen Dichter von jeher ausgezeichnet hat.

Sie wissen vielleicht, daß Ernst, der große Violinspieler, sich seit längerer Zeit in England aufgehalten hat. Er hat die Wassercur zu Malvern gebraucht, und die Zeitungen berichten, daß seine leidende Gesundheit, die ihn so lange hinderte, uns mit seinen Bogenstrichen zu bezaubern, sich bedeutend gebessert habe. Die letzten Monate hat der große Geiger mit seiner Frau theilweise auf dem Gute Edward Bulwers, Knebsworth, theils mit dem großen Schriftsteller in Bath zugebracht. Der geistreiche Verfasser des „Pelham" hat ihm auch sein neuestes Werk, „Cartonia," eine Reihe von Kritiken über Kunst, Leben und Gebräuche, namentlich aber auch über Literatur, mit den folgenden Worten gewidmet: „Mein lieber Ernst! Nehmen Sie die Widmung dieser Essays freundlich an. Sie werden in einigen derselben Gegenstände wiedererkennen, über welche ich nicht selten mit Ihnen und der geistvollen Kritikerin, die so würdig Ihren berühmten Namen trägt, mich in Gesprächen ergangen habe. Die Freundschaft, die ich mit so edlen Namen, wie den Ihrigen, geschlossen habe, hat meinem Leben neuen Reiz verliehen; und alle, die das hohe Vorrecht haben, Sie zu kennen, werden begreifen, mit welchem gerechten Stolze ich dieser Freundschaft dieses dankbare Erinnerungszeichen setze.

Knebsworth, im Oktober 1863."

Diese Essays, die zuerst abschnittsweise in Blackwoods Magazin erschienen, enthalten unter vielem Schönen namentlich auch eine hohe Würdigung deutscher Literatur und deutscher Schriftsteller. Dieß muß den Deutschen in diesem Augenblick um so angenehmer und wohlthuender berühren, je mehr englische Kritiker es sich angelegen seyn lassen, deutsche Schriften als „gefährlich" darzustellen, und das Studium derselben als eine Förderung des Unglaubens und rationalistischer Ideen und Auffassungen zu mißrathen. Besonders schön urtheilt Bulwer über Altvater Goethe im Vergleich mit Shakespeare, über Goethes Verhältniß zur Kunst, über seine Weltkenntniß. Ihm, dem großen Weltmann und Schriftsteller eines großen Volkes, ist Goethe nicht der Verfasser von Faust, oder Werther, oder Wilhelm Meister; er steigt in die menschlichen Tiefen des Herzens des menschlichsten Dichters. Ihm ersteht der große Dichter der Neuzeit in seinen Briefen an Kestner, Lotte, Bettina und andere, in seinen unsterblichen Liedern, in seinem schönen Verhältniß zu seiner edlen Mutter, in seiner

Würdigung edler Geister, wie Lessings und Winckelmanns, im ganzen seelenvollen Reiz, den der junge Apollo und der alte Jupiter auf seine Zeit ausgeübt.

Unsere deutschen Landsleute wollten eine Turnhalle in London bauen, und Kinkel hat zu dem Zweck so eben eine schöne Brochüre veröffentlicht, die unter dem Titel: „An unsere deutschen Landsleute," einen Aufruf zur Gründung einer solchen Anstalt enthält. Folgende schöne Stelle entnehme ich den einleitenden Worten: „Tausende von Deutschen, meist unsere kräftige und unternehmende Jugend, kommen nach London herüber, und verfallen der Gefahr, in dem gewaltigen britischen Volksthum, das sie umgibt, ihre Nationalität zu verlieren. Oft mehr als die Nationalität: oft geht in dem Getriebe dieser unermeßlichen Stadt dem Fremden Ehre und Menschenwürde verloren. Dem jungen Mann in London einen Anhalt zu geben in einer fröhlichen und doch sittenreinen Gesellschaft seiner Volksgenossen aus den verschiedensten Ständen, seine körperliche Kraft troz den Anstrengungen eines Londoner Broderwerbs zu erhalten, und den Mann, wenn er seine Lehrjahre in der Fremde durchgemacht, unbescholtenen Rufs, mit gestählten Muskeln und festem Sinn, als einen wackern Bürger und kriegstüchtigen Menschen in's Vaterland zurückzusenden, das ist's, was der Londoner Turnverein in's Werk sezen will und kann." —

„Laßt Alle turnen, und ihr habt den unerschöpflichen Stoff einer Landwehr, die in sechs Wochen Veteranen schlägt. Zu diesem helft uns, deutsche Landsleute. Zeichnet eurn Beitrag nach eurm Vermögen, und gedenkt der deutschen Heimath! Einst hat unsere Hansa ihren Stahlhof gebaut, einen stolzen Einheitspunkt des deutschen Handels in London. Der Stahlhof ist verschwunden, und nicht mehr einem einzelnen Stande kommt es zu, das große Vaterland hier zu vertreten. Aber ein Bund, der alle Stände umfaßt, ist unser Turnbund: laßt als Zeichen und Sammelplatz unseres gesammten Volksthums in England, statt des Stahlhofs, die deutsche Turnhalle entstehen!"

Jeder Deutsche wird dem so Vorgeschlagenen gewiß herzlich seine Anerkennung zollen. Der Londoner Turnverein ist ein noch junges, erst seit dem 27. August 1861 entstandenes Unternehmen. Am 27. August 1862 feierte der Verein sein erstes Turnfest im Garten des Krystallpalastes, und er zählt in diesem Augenblick über fünfhundert Mitglieder, von denen ungefähr die Hälfte Engländer sind. Allein bis jezt fehlte ein passendes Lokal, welches jezt durch den Bau einer „Turnhalle" erworben werden soll. Zu diesem Zwecke sind ungefähr 4000 Pfund Sterling (etwa 48,000 fl.) erforderlich, von denen 3000 Pfund Sterling als Darlehen beschafft werden sollen, der Rest durch Geschenke und eine hypothekarische Anleihe. —

Die ersten Nummern eines von den Redakteuren des französischen „Figaro" herausgegebenen Blattes: „l'Autographe," haben unter den englischen Freunden der „Chirogrammatomantie" einiges Aufsehen erregt. Das Blatt erscheint zweimal monatlich, und bringt eine Anzahl lithographirter Autographen, unter denen einige sehr schöne Briefe und viele Curiosa; so von Louis Napoleon, Garibaldi, Girardin, Alexander Dumas, Louis Philippe, Abdel Kader, Lamartine, Paganini u. s. w., auch die „Marseillaise," nach der Originalhandschrift von Rouget de Lisle lithographirt. Von Guizot finden wir in seiner klaren, kräftigen Handschrift die eigenthümliche Maxime: „la modestie est une grande lumière, elle laisse l'esprit toujours ouvert et le coeur toujours docile à la vérité," und von Victor Hugo das etwas phantastische: „rêver, c'est le bonheur; attendre, c'est la vie!" Das Unternehmen ist interessant, jedoch keineswegs von dem historischen Werthe, wie einige Blätter voll hohen Preises erklärten. Irgendwo las ich: „Nos descendants pourront aisément nous juger, puisqu'il est reconnu que l'homme revit tout entier dans son écriture." Das ist selbst mir zu stark vorgekommen, obgleich ich ein großer Freund und Verehrer dieses vielleicht etwas zu sensitiven Studiums bin. Goethe kann uns auch hierin, wie so oft, zur Richtschnur dienen, wenn er uns aus dem Jahr 1809 in seinen Annalen erzählt: „Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt, und so bestärkt sich der Glaube, daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte." —

Kürzlich ist mir auch aus Ihrer freundlichen Stadt das so schön ausgestattete „Dichterbuch aus Schwaben" zugekommen, und wurde von mir mit herzlicher Freude begrüßt. Unter den vielen schönen Beiträgen, die es enthält, sind mir besonders die beiden herrlichen Gaben von Mörike, „Erinna an Sappho" und „L. Richters Kindersymphonie," — Ludwig Seegers frisches, geist- und lebensvolles, auf eigenen Füßen stehendes Bild, „die Goldfasanen," und Carl Mayers kleine, seelenvolle Gedichte voll ächter Lyrik, als besonders zum Herzen und Gemüth sprechend erschienen. Auch die neue Bearbeitung von „Tristan und Isolde" empfangen wir mit dankender Anerkennung aus den Händen Ihres begabten Freundes Hermann Kurz. Manche Zeilen sind voll ächten Frühlingsduftes und voreisenbahniger Empfindung.

Paris, Januar.

Das Attentat. — Mangin †. — Theater.

Ein neues Attentat und ein neuer Gassenhauer; es ist immer dieselbe Geschichte: das Frivole neben dem Gräßlichen, der Schwank neben der Tragödie. In der ersten Revolution sah man Possenreißer und Saltimbanques, welche ihre Kunststücke Angesichts des Schaffots machten, während der Guillotinaden. Die Attentäter kommen aus Neapel, dem Lande des Königs Bomba, wie man ihn spottweise nannte; ein Erzwüthrich, der sich beigehen ließ, sich zu wehren und unter die Meuterer feuern zu lassen, die ihn ermorden wollten! Seitdem hat man Fortschritte gemacht; die Geschichte des Brigantenthums weiß davon zu erzählen; der Spottname des unglücklichen Königs ist durch die Blutströme weggespült worden, welche die Eroberer vergossen. Auch das Attentat hat Fortschritte gemacht: die Bomben, die man bei Greco und Consorten gefunden, sind vervollkommt, und außer den Bomben führten sie Revolver bei sich und Messer und Dolche, und diese waren vergiftet. Das scheint manchen Leuten übertrieben; sie wittern ein abgekartetes Spiel in dieser Verschwörung, die gerade zur Zeit ausbrach, wo bedenkliche Debatten im gesetzgebenden Körper in Aussicht waren. Die gerichtlichen Verhandlungen werden wahrscheinlich diese Hypothese nicht bestätigen. Zuverlässiges hat man bis jetzt über das Ergebniß der Untersuchung nicht in Erfahrung gebracht; die Gazette des tribunaux und le Droit beobachten darüber ein Stillschweigen, das ihnen wahrscheinlich von oben herab zur Pflicht gemacht worden. Was den neuen Gassenhauer anbelangt, so gehört er der gemeinsten Gattung an, und reiht sich an das Berüchtigte: ohé! les petits agneaux. Dieses Lied ist besonders durch den Refrain bekannt: et zut, si ta soeur est malade; man hat diesen auf die kaiserliche Familie angewendet, die sich beim Schlittschuhlaufen den Schnupfen geholt: et zut, si l'empereur est malade, und so weiter. Auch den Namen Pelletan hat man in das barocke Lied eingeschwärzt, so daß jetzt das Absingen desselben an öffentlichen Orten und auf der Straße untersagt ist.

Mangin ist gestorben, die größte Straßencelebrität der letzten Zeit. Eine Brustkrankheit hat ihn dahingerafft in seinem vierundvierzigsten Jahre. Seiner sechzehnjährigen Tochter hatte kurz vorher die Hand amputirt werden müssen, in Folge eines bösartigen Insektenstiches.

Mangin stationirte meist auf dem Börsenplatz und an der Madeleine, zuweilen auf dem Bastilleplatze. Bei schöner heller Sonne kam er angefahren in einem zweispännigen Wagen; er kutschierte selbst, in gewöhnlicher bürgerlicher Tracht. Die Equipage hält an; Mangin erhebt sich, stellt sein photographirtes Bild auf dem hintern Wagensitze auf und zieht sich an: Tunika von schwarzem Sammt mit Goldborten, Arm- und Beinschienen, Panzer und Schwert und ein blank polirter Helm, der weithin in der Sonne blitzt und die Leute anzieht, wie ein Leuchtthurm. Dann gibt er seinem Orgeldreher, genannt Vert-de-gris, ein Zeichen; Vert-de-gris spielt ein lustiges Lied auf; dann nimmt oder nahm Mangin das Wort und sprach also: „Messieurs, Sie fragen sich wahrscheinlich: was soll dieser Firlefanz bedeuten, diese Rittertracht, dieser Helm! In diesem Helme ist meine Stärke. Ehemals erschien ich im schwarzen Frack, wie ein Doktor; Niemand kaufte meine Bleistifte. Jetzt erscheine ich im Narrenkostüm und ihr lauft herbei und hört mich an, und ich setze meine Waare ab. Es ist eigenes Fabrikat; in der allgemeinen Ausstellung zu London erhielt ich eine Medaille dafür; bei allen Tabakshändlern ist mein Porträt zu sehen." Dann unterbrach er sich, nahm eine Tafel, sah Einen der Umstehenden scharf an, als wollte er ihn abkonterfeien, und zeichnete einen Eselskopf, den er der Gesellschaft unter allgemeinem Gelächter vorzeigte. „Als ich anständig gekleidet war," fuhr er fort, „hungerte ich; jetzt hab' ich zweihundert Niederlagen in der Hauptstadt, und trinke Bordeauxwein bei meinen Mahlzeiten. Meine Widersacher saufen Wasser wie die Enten." Und alles drängte sich an den Wagen und viele kauften. Ließ der Absatz nach, dann rief Mangin: „Eilt euch, um drei Uhr gehe ich weiter." Sobald es drei Uhr geschlagen, vertauschte er die Narrenjacke wieder mit dem Paletot, sprang vom Wagen und ging in ein Kaffeehaus. Vert-de-gris wurde nun von den Umstehenden, die zu spät gekommen, mit Bitten bestürmt, gegen die er taub blieb. Dann ließ er sich erweichen, ließ einen Stift ab, dann zehn, dann hundert, und that sehr ängstlich und rief: „Wenn's nur um Gotteswillen Monsieur nicht sieht! Es ist schon ein Viertel auf vier."

Mangin war allbekannt; er war besonders der Liebling der Gamins. Er besuchte oft die Volkstheater, und er mochte sich in dem dunkelsten Winkel verstecken und den Hut noch so tief über die Augen drücken, er wurde erkannt, und dann sangen die Gamins: „V'la Mangin! vive Mangin!" nach der Weise: des lampions. Der Zug, der ihn zur letzten Ruhestätte begleitete, war sehr zahlreich; er hinterläßt kein Vermögen. Mangins Geschichte ist eine bittere Satire auf das Pariser Volk, das nur nach dem Aeußeren urtheilt und das wahre Verdienst verkennt, wenn es zu stolz ist, die Narrenkappe aufzusetzen, und das Opfer des ersten besten Quacksalbers ist.

Die bouffes parisiens haben sich einen splendiden Saal

gebaut, der aber zu vornehm ist und zu ernst für das lustige Repertoire: weiß mit Gold, und mit rothem Sammt ausgeschlagene Logen, wie in der großen Oper, und feine, zierliche Deckengemälde, und auf dem Bühnenvorhange hübsche, gar graziöse Genien; nirgends ein lachendes Gesicht, nirgends die Grimasse des Buffo. An den Prolog und das erste Stück: „l'amour chanteur," hat man viel Geld verschwendet; die Costüme sind prachtvoll und funkelneu; aber das Stück und der Prolog sind die Kosten nicht werth. „Lieschen und Fritzchen" dagegen machen Glück; der elsäßische Accent, den beide recht gut nachmachen, würde allein schon dazu hinreichen; einzelne Musikstücke sind geradezu allerliebst, besonders die Walzerarie: „je suis Alsacien, je suis Alsacienne." Goethes „Geschwister" liegen dem Stücke zum Grunde. Es ist wirklich in wenigen Stunden improvisirt worden. Zuweilen nimmt man zu solchen Mitteln seine Zuflucht, um die Neugierde des Publikums zu reizen; das nennt man truc in der Coulissensprache. „Il signor fagotto," Musik von Offenbach, das wie die Elsäßer Posse zuerst in Ems und mit Glück aufgeführt worden, hat hier gleichfalls eine günstige Aufnahme gefunden.

In den ersten Ranglogen des Théâtre italien dürfen keine Damen mehr mit Hüten erscheinen; es scheint überhaupt als beabsichtige Herr Bagier, der Direktor dieses Theaters, eine strengere Etikette hinsichtlich des Anzugs einzuführen. Man nimmt es in dieser Hinsicht auch in der großen Oper nicht sehr genau; die Herren kommen im Paletot und farbiger Halsbinde, während in den großen englischen Theatern der schwarze Frack und die weiße Cravatte unerläßlich sind. Eine Reform in dieser Beziehung dürfte für das italienische Theater zur Folge haben, daß es die bevorzugte Bühne der höheren Kreise bliebe, und sich gegen die Concurrenz sicherte, welche durch die neuerdings eingeführte Theaterfreiheit hervorgerufen werden kann. — Adelina Patti ist wieder hier; kaum aus dem Waggon gehüpft, flatterte die niedliche Nachtigall auf die Bühne und wurde wie immer mit rauschendem Applaus empfangen. Ihre erste Rolle war die Amine in der Somnambula. Dann wurde sie krank; der Katarrh, diese lästige Epidemie, ist rücksichtslos; er lähmt die Nachtigallenstimme wie den Bierbaß, und Adelina Patti ist heiser. Madame Charton-Demeur, die Didot Berlioz's, ist nun zur italienischen Oper zurückgekehrt; sie ist zum erstenmale im Trovatore aufgetreten, wo sie neben Fraschini sich wacker hielt. Es war Fraschinis Abschiedsvorstellung; er ist nach Madrid gereist. Auch die Lagrange hat uns verlassen; in der Lucia hat die sehr in Gunst stehende Sängerin Abschied von Paris genommen.

Genf, Januar.

Rousseau-Häuser.

C Wenn ein Fremder den See herab in den Hafen von Genf einfährt, so fällt ihm, sobald er sich der Stadt nähert, ein Inselchen in die Augen, das in seiner dunkeln, scharf abgerissenen Gestalt aus der blauen, klaren Fluth hervorzuwachsen scheint. Einige Pappeln nebst einigen andern hohen Bäumen, Linden, Weiden, sind darauf gepflanzt, die es schon fernhin kenntlich machen. Diese Pappeln stehen Wachtposten gleich an den Pforten der Republik, und scheinen durch ihre hohe, majestätische Gestalt etwas Bedeutendes anzukündigen. Unter ihnen, von der Seebrise umspielt, von den Nordstürmen umsaust, im Sommer vom dichten Blätterdach beschattet, das im Herbst in tausend Flocken niederwirbelt, sitzt auf hohem Piedestal das eherne Bild des Philosophen Jean Jacques Rousseau. Sein Antlitz, das früher gegen die Stadt gerichtet war, hat man seit einigen Jahren dem freien See zugewendet. Keine schwarzen Mauern beleidigen da sein Auge, auch nicht jene in hellen Farben leuchtenden der modernen Gebäude, die Kasernen ähnlich in langen Reihen sich links und rechts der Gewässer auf- und abwärts ziehen.

Rousseau ist der einzige ihrer Bürger, dem die Genfer ein solches Denkmal errichtet haben. Man sagt nicht umsonst, daß die Republiken undankbar seyen, wie die Königreiche vielleicht. Einigen andern seiner Kinder hat Genf höchstens da und dort eine Büste geweiht. Der Held Berthelier sogar, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts für die Unabhängigkeit der Stadt auf dem Schaffote fiel, sowie alle seine Zeitgenossen, die durch ihre Hingebung und ihren Opfermuth die Freiheit der Stadt begründet haben, leben nur im Andenken der Bücher fort. Kein Denkmal, das zu Aug' und Herz des Volkes spräche, erzählt die Thaten, nennt die Namen. Wie anders haben doch Griechenland und Rom gehandelt! Auch Frankreich handelt anders, das in Bild und Statue und Gebäude das Volk unausgesetzt an seine Vergangenheit, an die Größe geleisteter Dienste, an den Glanz der Namen erinnert. Das ist der wahre Cultus der Vergangenheit, der in den Büchern todt geschwiegen wird. Dagegen hat sich wunderbarer Weise zu Genf im Volksmunde der Parteiname der Feinde jenes Helden, der Name „Mameluk" nämlich, noch bis auf den

heutigen Tag als Schimpfnamen bewahrt. Erst vor einigen Jahren endlich wurde an der Ostseite des sogenannten Cäsarthurms, vor dem Bertheller mit dem vorwurfsvollen Ruf: Ah, Messieurs de Genève! gefallen war, eine Tafel angebracht, welche an die Thatsache erinnert. Einige andere Wohlthäter der Stadt, so z. B. Bonivard, der Gründer der öffentlichen Bibliothek, leben nur in einigen Straßennamen fort. Unter diesen ist auch ein edler Deutscher, Kleberger aus Nürnberg, zu nennen, der einer Straße und sogar einem ganzen Stadtviertel den Namen gegeben hat. Dieser Kleberger, der an der Scheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts lebte und im Welschland zu großem Reichthum gekommen war, war ein unermüdlicher Wohlthäter Aller, mit denen er nah oder fern in Berührung kam. Dieser „gute Deutsche," wie ihn seine Zeitgenossen nannten, hat sich aber auch unter dem Volke einen Jahrhunderte überdauernden Namen gemacht, so daß in Lyon, wo er hauptsächlich gelebt und gewirkt, ihm Volksdankbarkeit eine von Jahrhundert zu Jahrhundert erneuerte hölzerne Bildsäule gesetzt hat, die erst im Jahr 1849 von der Regierung durch eine eherne ersetzt wurde. Nach ihm ist die enge häßliche Klebergstraße in Genf genannt, und der Name des Stadttheils „des Bergues," in dem das bekannte Hotel und Fazys Palast liegen, ist eine Verketzerung seines Namens.

Ganz in der Nähe dieses Stadtviertels, das auf dem rechten Ufer der Rhone sich erhebt, führt die Rousseaustraße von der Rhone bis auf den Gipfel des Hügels hinan, wo die alte Kirche St. Gervais, die neue katholische Liebfrauenkirche, und etwas weiter oben der Bahnhof liegt. Ungefähr in der Mitte dieser Straße, jedoch etwas weiter der Höhe zu, steht ein großes, vielstockiges, weiß angestrichenes Haus, über dessen Thüre folgende Inschrift in französischer Sprache angebracht ist: Hier ist Jean Jacques Rousseau geboren, den 28. Juni 1712. Jeder Fremde, der nach Genf kam, Feind wie Freund, der Schmäher wie der Bewunderer, wollte Rousseaus Geburtshaus sehen, jeder wanderte hin, betrachtete sich das Haus und freute sich, den Ort gesehen zu haben, wo der vielleicht wunderbarste Mensch des vorigen Jahrhunderts, einer der größten Köpfe aller Zeiten, das Licht der Welt erblickt hatte. Das Haus ist aber nicht Rousseaus Geburtshaus. Rousseau ist nicht einmal in dieser Straße, ja er ist in einem ganz andern Stadttheile geboren.

Jean Jacques' Großvater, David Rousseau, wohnte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einem ihm gehörigen Hause, das die Ecke zwischen der Citéstraße und der Straße Terlasse bildete. Es ist dieß ein Winkel der Stadt, der von Anfang ihrer Geschichte an Bedeutung gehabt hat. Von dort an fällt der Hügel, auf dem das alte Genf sich erhebt, steil gegen das Arvedelta ab und wurde daher schon von den ersten Besitzern des Landes zur Befestigung der Stadt benützt. Bis dahin reichte unter den Burgundern die Stadt Genf, welche Gundebald mit einer Ringmauer umschloß; ein Thor führte da in die Stadt, das durch einen festen Thurm vertheidigt ward. Bei dem Ueberfall Genfs durch die Savoyarden in der längsten Nacht des Jahres 1602 fiel da der Altsyndikus Des Arts in der Vertheidigung des Postens. Im Jahr 1706 verkaufte David Rousseau sein Haus an einen Bankier Lullin, aus dessen Händen es späterhin an eine der größten Berühmtheiten Genfs überging, an De Saussure. Dieser Familie gehört das Haus noch heute, das aber nichts mehr mit dem ursprünglichen Gebäude gemein hat und nur noch durch seine Lage an den einstigen Besitzer erinnert. Dieses Haus, oder vielmehr Hotel, erhebt sich, wie schon erwähnt, auf dem Grat des Hügels und hat somit, die Häuser der Corraterie beherrschend, eine weite Aussicht in das Arve- und Rhonethal, bis an die französische Grenzfeste de l'Ecluse hin, von wo aus nördlich und südlich ziehend der Jura und die Alpen das Becken des Leman in weitem Halbzirkel umspannen. Seit dem Jahre 1706 wohnte Rousseaus Großvater hierauf in der Nähe jenes Hauses in der Rousseaustraße, welches durch die über der Thüre angebrachte Tafel als die Geburtsstätte seines großen Enkels bezeichnet wird, und es ist sogar möglich, daß diese beiden Häuser, das des Großvaters nämlich und das falsche Geburtshaus durch einen Gang mit einander in Verbindung standen, wie deren viele in Genf die dicht zusammengebauten Häusermassen durchschneiden und mit einander verbinden. Dieß mag die Veranlassung zu dieser ganzen falschen Ueberlieferung gegeben haben.

Rousseaus Eltern aber und seine ganze mütterliche Familie wohnten vor und nach seiner Geburt in einem ganz andern Stadttheile, nämlich in der Grand' Rue, und zwar in dem Theile derselben, welcher der katholischen Kirche St. Gervais unmittelbar gegenüber liegt. Aber auch hier sind die alten Gebäude längst durch neue größere ersetzt, die nicht einmal genau den Platz einnehmen, die jene eingenommen haben. Wenn man von den alten Rhonebrücken aus, welche schon zu Cäsars Zeiten die beiden Ufer mit einander verbanden, durch die Rue de la Cité und die Grand' Rue gegen das Rathhaus aufsteigt, gelangt man auf der Höhe des Hügels an eine enge Straße, Rue de la Boulangerie genannt, die in rechtem Winkel gegen die St. Gervaiskirche hinüberführt. In dieser Häuserflucht, von der Rue de la Boulangerie an aufwärts, stand das Haus, in welchem Rousseaus Eltern wohnten. In demselben Hause wohnte auch sein Onkel, der Ingenieur Bernard, der Charleston in Südcarolina baute, das die Nordamerikaner so eben zusammenzuschießen bemüht sind. In der obern Stadt also lebten zu Anfang des Jahrhunderts Rousseaus väterliche wie mütterliche Verwandten; da machten seine Eltern auf der Treillepromenade Bekanntschaft, wo schon die Kinder zusammen gespielt; da ward Jean Jacques den 28. Juni 1712 geboren; da starb seine Mutter den 7. Juli desselben Jahres, was dem Sohne jenen ersten Seufzer zu Anfang der Bekenntnisse auspreßt. Drei Tage zuvor, am 4. Juli, war das Kind in der St. Peterskirche getauft worden. Rousseau war also nicht ein Kind „du bas,"

wie er in den Bekenntnissen sagt; doch war es ihm allerdings erlaubt zu wählen, und so hat er es vorgezogen, sich ein Kind des Volks zu nennen, statt mit der Bezeichnung eines Sprößlings „du haut" sich jenen Anstrich von Aristokratie zu geben, den nach der Meinung der Leute die oberen Quartiere heute noch mitzutheilen fähig sind. Gegen das Jahr 1720 zog Rousseaus Vater nämlich in die Vorstadt über wo der Großvater wohnte, und zwar in die Nähe des Hauses, das so lange für die Geburtsstätte Rousseaus galt, und heute noch als solche bezeichnet ist. Da blieb er wohnen, bis er durch den in den Bekenntnissen erzählten Streit genöthigt ward, nach Nyon überzusiedeln. Nun mochte sich Jean Jacques allerdings als ein Kind du bas ansehen, und noch mehr konnte er dieß thun, als er zu dem Herrn Ducommun in die Lehre kam, der ihn so oft und so jämmerlich prügelte, und der ebenfalls in jenem Stadttheil wohnte. Die Familie dieses prügelsüchtigen Lehrherrn blüht noch in Genf; einige ihrer Glieder gehören zu den Hauptstützen der radicalen Partei, einer davon ist Kanzler der Republik.

Die ersten Eindrücke der Kindheit mußte Jean Jacques also in der obern Stadt erhalten; wahrscheinlich ist es auch hier gewesen, auf der hinter dem Rathhause liegenden Treillepromenade, die damals wie heute von der Schuljugend besucht und unsicher gemacht war, und auf den Plätzen St. Antoine und Bourg de Four, die in der Nähe der lateinischen Schule liegen, wo die zwei Unzertrennlichen, der kleine Jean Jacques nämlich und sein langer Vetter Bernard, den die Schuljugend „Barna bredanna" nannte, von derselben verfolgt und verhöhnt wurden; auch muß ich gestehen, daß ich selten einem Schülerpaar begegne, das aus einem langen schlotterigen Kerl und einem kleinen Knirps zusammengesetzt ist, ohne versucht zu seyn, ihnen „Barna bredanna" nachzurufen.

Man sieht durch all dieß, wie schwierig es ist, eine so einfache Thatsache, wie die Identität einer historisch so interessanten Gebäulichkeit, mit einer gewissen Sicherheit festzustellen. Es war den Städten Griechenlands und Kleinasiens nicht zu verübeln, wenn sie sich um die Ehre stritten, dem großen Heldensänger Homer das Leben gegeben zu haben. Als man in Genf jenen Irrthum beging und ein ganz anderes Haus als Rousseaus Geburtshaus bezeichnete, was im Jahr 1793 geschah, war Rousseau kaum einige Jahre todt, und seit seiner Geburt war noch lange kein Jahrhundert verflossen. Den Eifer, welchen die französischen revolutionären Regierungen entwickelten, um das Andenken des kühnen Neuerers zu ehren, hatte auch in Genf Anlaß gegeben, sich des großen Bürgers der Republik zu erinnern und das alte Unrecht, das man an ihm begangen, einigermaßen zu sühnen. Im Mai 1793, als Carl Bonnet in Genf gestorben war, ließ die Regierung eine Gedenktafel an dessen Haus anbringen und verordnete zugleich, daß eine andere an dem Hause angebracht werden sollte, das man für das Geburtshaus Rousseaus hielt. Auf den Wunsch „des Bruderclubs der Genfer Revolutionäre" erhielt die Chevelustraße, in welcher das Haus liegt, den Namen Rousseaustraße, den sie heute noch trägt. Seitdem haben nicht nur die Reisenden das Haus besucht und betrachtet, sondern selbst in Genf, wenn irgend ein Fest zu Ehren des „Bürgers von Genf" begangen ward, ließ man das Haus eine Rolle dabei spielen. Erst in den letzt vergangenen Jahren ist es dem Eifer eines der Archivisten, Herrn Heyer, gelungen, die Dokumente zusammenzutragen, durch welche obige Angaben ihre Bestätigung finden; nichtsdestoweniger gilt aber das fälschlich bezeichnete Haus noch immer als Rousseaus Geburtshaus und wird vielleicht in hundert Jahren noch dafür gelten.

H. M. Richter.

Aus den Alpen, Januar.

Poschiavo.

Durch den Ausbau der Berninastraße, welche in Kurzem dem Verkehr übergeben werden soll, wird abermals eine Thalschaft der Liga grisa dem Mutterlande näher gerückt, wie es durch die Pässe über den Bernardino und Maloja für Misox und Bregaglia längst geschehen ist. Schon vor sechs Jahren hatte das kleine Poschiavo die schwierige Wegstrecke von der Paßhöhe am weißen See, bis zu der Madonna von Tirano vollendet, während die Oberengadiner sich stets noch mit dem alten Straßenzuge begnügten, auf dem der Postwagen, allen Unebenheiten des Terrains folgend, sich mühsam hinanschleppte auf holprigter Bahn.

Kein anderer schweizerischer Gebirgspaß gewährt jedoch solchen nahen Einblick in die geheimnißvolle Gletscherwelt, wie diese über 7000 Fuß hohe Einsattlung der rhätischen Alpen, mit ihren Seen und dem reichen Pflanzenwuchse,

der in glühender Färbung den Boden überzieht, und die Bildungen des äußersten Nordens mit denen südlicher Gelände vereint. Kein Wunder, daß Schaulustige aus den verschiedensten Lebensstellungen, aus den entlegensten Gegenden angezogen werden von dieser Alpenherrlichkeit, die so leicht zugänglich das ganze obere Engadin für einige kurze Sommerwochen in ein großes Caravanserai verwandelt, in welchem die entgegengesetztesten Bruchtheile der menschlichen Gesellschaft, Jünger der Wissenschaft und Knownothings, Eitle und Philosophen, Lebensfrohe und Gelangweilte, Genießende und Blasirte sich umhertreiben und diesen oder jenen Mode-Piz im Schweiße ihres Angesichts erklimmen, oder sich auf gut berlinerisch durch handfeste Führer hinan bugsiren lassen, manche nur, um in der fernen Heimath verkünden zu können, daß auch sie die fashionable Ascension vollbracht und auf steiler Klippe Edelweiß gepflückt haben. Durch Auerbachs Dorfgeschichte läuft das ziemlich verbreitete Pflänzchen Gefahr, wenigstens in dem Umkreise von Pontresina gänzlich ausgerottet zu werden, wie es in besuchteren Berggegenden oft mit noch größern botanischen Raritäten geschieht, welche unbefugte Hände schonungslos ausraufen. Bei diesen modernen Völkerwanderungen geht jedoch auch Anderes zu Grunde, was schwerer wiegt, als die einsame Blüthe auf stiller Alp.

Wie die Gletscherarme des Bernina, welche in der Vorzeit sich weit über die angrenzenden Thäler erstreckt haben mögen, jetzt nur noch als Trümmer der gewaltigen Eisperiode anzusehen sind, so ist auch die kelto-romanische Bevölkerung des Engadins, durch die Abgeschiedenheit ihres Hochlandes in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, ein Ueberrest aus früheren Tagen, voll Eigenthümlichkeit in Sitte und Sprache, ja selbst in der Körperbildung, mit dem hohen Wuchse, den tiefdunkeln Augen und Haaren, und den streng geschnittenen Gesichtszügen. Bei dieser Ueberfluthung fremder Gäste ändert sich zuerst die patriarchalische Lebensweise; die alten Häuser mit den gewölbten Gemächern und Zugängen werden zu enge und müssen luftigeren Neubauten weichen; das Erbe der Väter, das schwere Geräthe wird durch modischen Tand verdrängt; die angestammte Sprache und Sitte werden hintangesetzt, bis abermals ein merkwürdiger Landstrich unseres alten Europa dem Gleichmachungsprincip zum Opfer gefallen ist.

Daß schon in früher Zeit die Strömung der Völker von Süden her in diese Alpenwildniß eingedrungen ist und sich über Sumpf und Abgrund einen Weg gebahnt hat, beweisen die Spuren einer Römerstraße, welche sich von Tirano im Veltlin bis gegen die Paßhöhe auf dem östlichen Gebirgskamme, der die Thalschaft Puschlav von der Unita Italiana scheidet, verfolgen läßt. Nach Karl des Großen Tode wurden die ennetbergischen Thäler des alten Rhätiens losgerissen und mit Italien vereinigt, bis die Hohenstaufen diese „Schlüssel der Alpen" unter die Obhut der kriegerischen Bischöfe von Chur zurückgaben, deren Gewalt weit hinausreichte über die Quellen des Rheins, des Inn und der Etsch, bis hinab an die Adda und den Ticino, wo ihre Landmarken durch feste Klausen verwahrt waren, deren Trümmer sichtbar sind bis auf diesen Tag. Im Mittelalter, als der Welthandel durch die italienischen Freistaaten vermittelt wurde, waren diese schwindelnden Gebirgspässe von zahlreichen Saumrossen begangen, welche die Spezereien des Morgenlandes, venetianische Gewebe und genuesische Seide, mit den feurigen Weinen Griechenlands, den Kaufherren in den deutschen Städten zutrugen, welche dagegen Eisen und Rohstoffe in die Werkstätten Italiens sandten. Auch der dunkle Veltlinerwein war damals schon ein beliebter Ausfuhrartikel und nahm besonders in den Kellern schwäbischer Abteien eine wichtige Stelle ein. Lange nach der wechselnden Herrschaft des Bisthums und der Mailänder Herzoge, als Puschlaver und Bergeller sich als freie Bündtner von dem Bischofe losgekauft hatten, führte noch, wie der Chronist Guler berichtet, im siebzehnten Jahrhundert „eine triebene Reichsstraß" über Cavaglia unterhalb des Palügletschers nach dem Bernina, ein Pfad, der jetzt kaum mehr zu Fuß begangen werden kann, aber um vieles näher ist, als der bequemere über Pisciadell, dessen Richtung für die Kunststraße erwählt wurde. Manche sehen in dieser Wahl eine Parteilichkeit für die Privatinteressen einiger reichen Poschiaviner, deren Alpen nach dieser Seite zu liegen; jedenfalls fand der Ingenieur auf der weiteren Strecke festeren Boden, und entfernte sich mehr von den verderblichen Gletscherwassern, welche ihm das Herabführen der Trace erschwert haben würden, und wo diese auf der geringeren Ausdehnung sich nicht gehörig hätte entwickeln können.

An den Gletschern des nördlichen Paßzuganges steigen von Pontresina aus, Lärchen und Arven ziemlich hoch hinan und wurzeln auf den Moränen, welche der breite Eisstrom des Mortaratsch vor sich hergeschoben hat. In diesen feuchten Waldesschatten wuchert unter dem Moose die zarte Linnea borealis, dieses Kind der äußersten Thule, und entfaltet ihre duftenden Blüthenglöckchen. Bis zum Berninawirthshause, einem uralten Bau, in welchem der bereits der Sage verfallene Alpenkönig Colani gehaust hat, führt der alte Weg steil an den Stürzen des Flätzbaches hinauf. Die Umgebung wird öder und kahler; die mächtigen Piks erheben sich unmittelbar aus der Hochfläche, die Seiten mit Gletschern bepanzert, welche theilweise weit zurückgewichen sind vor der Einwirkung südlicher Winde und der Sonnenstrahlen, von denen ihr Fuß benagt wird. Einzelne Vorposten des Waldes, sturmgepeitscht, die letzten ihres Stammes, fristen auch hier noch ein kümmerliches Daseyn und erscheinen in der Ferne wie eine zersprengte Phalanx, deren Glieder vergeblich sich wieder zu schaaren versuchen. Bergamasker Schafhirten, denen die höheren Weiden in Bündten seit Jahrhunderten verpachtet sind, bilden eine malerische Staffage in dieser Bergeinsamkeit, wenn, von dem treuen Hunde gefolgt, eine solche stämmige Gestalt, in den Mantel drapiert, von einem Steinblocke herab unbeweglich die wollige Heerde überwacht. Mehrere Seen,

Leg-neir und Leg-alv, der schwarze und der weiße, die bedeutendsten derselben, bezeichnen die Wasserscheide und sind wahrscheinlich Reste eines Gletschersees, der, wie der Lucendro am Gotthardt, einst den Bergkessel ausfüllte, bis das Joch sich losschälte aus dem eisigen Panzer, der, seine Flanken zerrieben und in der Motta unter der Paßhöhe eine Moräne aufgethürmt hat, über welche die neue Straße in kühnen Windungen hinabsteigt. Nur durch eine schmale Erdzunge von seinem Nachbar geschieden, sendet der schwarze See, der seine dunkle Färbung vielleicht der torfigen Umgebung verdankt, seine Wasser nordwärts dem Inn zu, während der Abfluß des weißen Sees, von Gletschermilch gespeist, durch die Schlucht von Cavaglia in raschem Sturze dem „Lande voll Sonnenschein" zueilt. Alte Silberbergwerke, deren Stollen sich noch auffinden lassen, sollen an dieser Seite des Gebirges den Wald verschlungen haben, der erst unter den Alpenrosenhängen von Las Rösas wieder beginnt, und zwar Nadelholz, mit Erlen und Birken untermischt. — Nun öffnet sich auch die Fernsicht in die tiefe Thalfläche, an deren äußerster Krümmung der Hauptort Poschiavo erscheint, im Schatten des kahlen Sassalbo, welcher der vorgeschobensten Erhebung der Berninagruppe, dem mächtigen Piz Verona und seinen Gletschern gegenüber emporstarrt. Kleine Weiler und Maierhöfe, gelbe Fruchtfelder und grüne Alpenmatten sind über das Mittelgebirge ausgestreut und nisten auf jedem flacheren Vorsprunge. Auch der Poschiavino läßt sich in seinem Laufe verfolgen, der hinter der Straße herabstürzend mehrere Gletscherbäche aufnimmt und häufig Verwüstungen anrichtet in dem von unzähligen Wohnstätten übersäeten Thalgrunde.

Wer an einem heitern Sommertage den Weg über „den Berg" zurücklegt, ahnt nicht, welche Gefahren zur Winterszeit oder bei Unwetter den einsamen Wanderer bedrohen, dessen Kräfte schwinden, bevor er in Sturm und Schnee eines der Zufluchtshäuser zu erreichen vermag. Der Bernina, oder wie die Italiener sagen, „la Bernina," ist übrigens einer der gefahrlosesten Pässe und wird früher schneefrei, als der niedrigere Splügen und Gotthardt; auch sind die Lawinenzüge durch Gallerien verbaut und Wehren gegen die verderblichen Runsen errichtet. Bei dem großen Schneefall im vergangenen Winter war die Postverbindung auch hier mehrere Tage unterbrochen, bis ein Postillon aus Brusio, der Führer des Eilwagens zur Sommerszeit, den Entschluß faßte, von dem Berninawirthshaus, das er von Samaden erst gegen Abend erreichen konnte, ganz allein und zu Fuß trotz Nacht und Grauen sich über den tief eingeschneiten Paß zu wagen; es gelang ihm, gegen Morgen mit dem Postfelleisen Las Rösas zu erreichen, wo schon sein Kamerad aus Sondrio seiner wartete; eine That, welche den wackern Burschen, der in dieser Schneewüste sein Leben mehr als einmal auf's Spiel setzte, zum Helden stempelt.

Bewundernswerth ist die Ausdauer und Zuverlässigkeit von Menschen und Pferden auf den langen Stationen dieser Bergübergänge, die trotz der kunstgerechten Anlage dennoch genug Fährlichkeiten darbieten, um ängstliche Gemüther zu schrecken, und selbst dem Muthigen einiges Bedenken einzuflößen, wenn der schwere Wagen die knappen Wendungen hinabrollt, wo nur der Gott des Zufalls vor dem Verderben bewahrt, das unvermeidlich wäre, wenn eines der schwerknochigen Thiere stürzen, ein Strang reißen oder die Räder brechen würden. Alle diese Möglichkeiten verschwinden aber vor dem wechselnden Anblick der Umgebung mit ihren großartigen Bildern; bald fesselt eine neu auftauchende Bergspitze, bald ein schimmernder Firn, bald eine neue Pflanzenform das Auge; ein malerischer Wassersturz, begegnende Menschen und Fuhrwerke lenken die Aufmerksamkeit ab von der rasch durch mehrere Alpenzonen in das Thal abfallenden Bahn, mit welcher häufig Bruchstücke der ehemaligen Saumpfade sich kreuzen. Verschiedene Bauart der Häuser, Unterschiede in Tracht und Sprache thun sich kund. Obgleich der italienische Dialekt der Poschiavianer in seinen uralten Redeformen noch manche Anklänge an den ladinischen der Engadiner bewahrt, so steht diese italienische Bevölkerung des Tiefthales den Hochländern am Inn doch weit nach, an Gestalt und Aussehen; auch erscheint der welsche Typus sehr gemischt mit germanischen Elementen, welche schon in frühen Jahrhunderten durch die Einfälle der Longobarden sich verbreitet haben mögen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. 19. Februar 1864.

Lorsqu'un Européen, qui a joui de tout ce qu'offre d'attrayant la vie sociale, se transporte dans ces régions lointaines du nouveau continent, il gémit à chaque pas de l'influence que, depuis des siècles, le gouvernement colonial a exercée sur le moral des habitans. — L'homme doué d'une grande sensibilité n'y trouve la vie agréable qu'en se repliant sur lui même, s'il veut profiter paisiblement des avantages que présentent la beauté de ces climats et l'aspect d'une verdure toujours fraiche.

Alex. Humboldt.

Nach Meriko.

(Schluß.)

Es ist oft gesagt worden, daß es ebenso angenehm als interessant sey, in Meriko an so vielen Punkten die stufenweise über einander gelagerten Klimate und Vegetationen zu beobachten; auch ich habe es bereits gesagt beim Uebersteigen des Cofre de Perote. Es ist aber bei diesem wie bei jedem andern wahren und tiefen Eindruck, daß man, ohne zu ermüden, desselben öfters erwähnen kann. So mag denn auch gesagt werden, daß von der Höhe von Rio Frio bis hinab nach Ayotta im Thale von Meriko das Auge fortwährend auf's Angenehmste beschäftigt ist im Betrachten der Baum- und Pflanzenformen, und ohne Botaniker zu seyn, fühlt der Reisende ein freudiges Erstaunen, der vor zwei Stunden Eis- und Tannenzapfen verließ und nun vor einer 25—30 Fuß hohen Dattelpalme steht. Mich wenigstens hat der Anblick eines dieser Bäume nicht fern von Ayotta mit wahrer Bewunderung erfüllt für dieses Land, so reich an Zaubern, so arm an Beschwörern.

Es wäre hier der Ort, eine pomphafte Schilderung des Anblicks vom Saume des Bergwalds herab in das Thal von Meriko zu entwerfen. Es gehört so etwas zum Handwerk des Reisebeschreibers, und erscheint gewissermaßen ebenso angezeigt für das Thal von Meriko wie für Buyukdere oder Neapel. Ich mag aber ebenso wenig mich selbst als Andere wissentlich täuschen und will auf die Gefahr, für einen dürftigen Beschreiber zu gelten, meine Eindrücke wieder geben, so wie sie wirklich waren, nicht wie sie unter der Feder sich gestalteten. Es ging mir mit dem Thale von Meriko wie mit dem Rheinfall bei Schaffhausen, und wie es mir wahrscheinlich mit dem Thal von Tempe in Thessalien gehen würde, wenn mir vergönnt wäre, dasselbe in all seiner altberühmten Schönheit zu sehen. Ich hatte mir eine Art Lago Maggiore mit all seiner reizenden Umgebung in tropischer Potenz gedacht, und hätte nicht zu viel erwartet, wenn nur das Land bebaut, grün und nicht fast gelb, wenn die Berge nicht fast sammt und sonders abgeholzt und kahl, der Standpunkt nicht zu entfernt, der Ueberblick nicht zu groß gewesen wären.

Ich sah eine große Landschaft vor mir ausgebreitet, rings von hohen, doch nicht schroffen Gebirgen umschlossen, sah eine weite, lange und breite gelbliche Ebene ohne viele Bäume, sah viele vereinzelte, kahle Kegelberge verstreut über die Fläche, ziemliche Strecken dunkelgrüner Seen, in Schilf und magere, salzglitzernde, flache Uferwiesen endend, sah weder Fluß noch Bach durch dichteres, tieferes Grün der Vegetation bezeichnet,

sah keine bestellten Felder, keinen Wald in der Tiefe, keine blühenden Matten und nur selten und spärlich ein Dorf mit seinen grauen Mauern aus Sonnenziegeln (Adobes) und flachgedeckten Häusern. Allerdings ist ein tiefblauer Himmel ausgespannt über dieses Thal, neunzehn Stunden lang und dreizehn breit, allerdings weht eine milde, herrliche Luft das ganze Jahr, allerdings bieten die beiden riesenhaften Eiskuppen der Vulkane einen ungemein großartigen Anblick, und das Land, wenn nur etwas bebaut, könnte einer tropischen Romagna oder Touraine, einem Garten der Alhambra gleichen — aber sie fehlt, die Cultur, der Fleiß, der Felder baut und Hütten baut, der mit Ordnung vereint vom kleinsten zum größten führt, dürre Heiden in schöne Fluren verwandelt, und wie die Göttin der griechischen Fabelwelt Blumen sprießen läßt unter seinem Fuße. Das fehlt, und damit ist genug gesagt.

Die Straße ist schlecht und zu bewundern die Geschicklichkeit der Kutscher der Diligencen, welche, meist Nordamerikaner, ihren schweren Wagen, mit acht Maulthieren bespannt, vom Bock aus leiten. Seit vielen Jahren schon gehen Diligencen im Lande und verbinden die Hauptstadt mit Veracruz, Cuautla, Cuernavaca, Guadalaxara, Pachuca, Queretaro; Zwischenverbindungen existiren nicht.

Der Unternehmer, Zurutuza, hat durch diese höchst nützliche Anstalt das Publikum sich zu wahrem Danke verpflichtet. Da keine Concurrenten auftreten und die Fahrpreise im Verhältniß zu den früheren Reisekosten mäßig erscheinen, so hat die Unternehmung sehr bedeutend rentirt. Die ersten Wagen und Kutscher kamen von Newyork; nun werden erstere in Mexiko trefflich gebaut und die hiesigen Kutscher übertreffen ihre Lehrer. Der Wagen hat durchschnittlich neun Sitze; bei Nacht wird nicht gefahren, sondern auf der Station übernachtet. Die Unterkunft ist für Mexiko im Allgemeinen gut, doch theuer. Es ist zu bedauern, daß der schlechte Zustand der Straßen keine Verbindungen mit der Westküste, dem tieferen Landinnern und dem Hafen von Tampico gestattet. Wer also z. B. nach Mazatlan reisen will, hat von Guadalaxara noch wenigstens vierzehn Tage lang eine höchst mühsame und gefährliche Reise zu Pferde vor sich, und wenigstens um ein Drittheil mehr Kosten als mit der Diligence, selbst wenn er glücklich genug seyn sollte, kein Pferd oder Maulthier unterwegs zu verlieren und dieselben später in Mazatlan leidlich zu verkaufen. Thiere zu miethen ist unräthlich, denn die Preise sind sehr bedeutend und jeder Unfall muß besonders vergütet werden.

Nach drei Stunden waren wir in Ayotta, einem kleinen, ehemals blühenden, nun verfallenden Flecken, von welchem mehrere Vicinalwege nach den Orten der Umgebung Mexikos sich abzweigen. Gleich nach dem Frühstück fuhren wir weiter durch tiefen, schwarzen Sand und kamen dann durch sumpfiges Wiesland, zu unserer Rechten den See von Tezcuco, nach dem Peñol Viejo. So heißt ein etwa dreihundert Fuß hoher isolirter Bergkegel links der Straße, mit vielen Höhlen, die den Steinbrechern zur Wohnung dienen und vielen jener armen Indier, die aus der Erde, einst von den Seen bedeckt, Salz und Soda gewinnen. Das Gestein des Peñol Viejo ist poröser Mandelstein, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß drei Viertheile der Häuser Mexikos von diesem Steine gebaut sind. — Zwei Commis eines reichen englischen Handelshauses in Mexiko warteten hier auf Master Buchan und trabten flink die drei Leguas von diesem Punkte bis zur Stadt neben dem Wagen her. Die Straße ist hier in zwei Theile getheilt, deren einer, höher und gepflastert, für die Regenzeit dient. Zu beiden Seiten derselben läuft eine Allee von einer pappelähnlichen Weidenart, jenseits breiten sich stundenweit Sumpf oder saure Wiesen mit magern Schafen und Rindern. Ich sah hier die Luft förmlich verfinstert durch zahllose Schwärme einer Art Spitzenten, deren Fleisch, stark nach Moos schmeckend, eine Hauptnahrung der ärmeren Bevölkerung Mexikos abgibt. Diese Enten werden von Indiern an eine Stelle des Ufers getrieben, wo eine dreifache Batterie von Flintenläufen, durch eine Pulverstraße verbunden, angebracht ist, so daß die erste Lage die Wasserfläche, die zweite und die dritte den Raum von etwa acht bis zwölf Ellen über dem Wasser bestreichen. Die Enten fallen zu Hunderten; man berechnet, daß deren über 200,000 jährlich in Mexiko verkauft werden, und doch ward noch nie eine Verminderung in ihrer Menge bemerkt.

In dem Schilfe dieser Sumpfwiesen und Sumpfufer wird den Eiern einer großen Fliege nachgestellt, welche traubenförmig an den Blättern sitzen, wie Froschlaich aussehen und roh gegessen angenehm pikant schmecken. Auch der bekannte Molch (Siredon Mexicanus Wagleri), eine etwa 12—15 Zoll lange Wassereidechse, von äußerst schmackhaftem Fleische, wird hier gefangen und auf den Markt nach Mexiko gebracht. Noch lebt in den tiefen Wassergräben, die die Wiesen durchschneiden, ein grünes Insekt, von der Größe und Gestalt einer starken Heuschrecke, mit langem Gabelschwanze, das in großen Mengen gefischt und genossen wird. Das hier ebenfalls, noch mehr aber in den nahen Pflanzungen von Agave Americana (Aztekisch: Maguay) vorkommende Thier, fälschlich Chamäleon genannt, ist höchst sonderbar. Es ist ein großer

Frosch mit drei Zoll langem Eidechsenschwanze, über dessen Rücken drei Reihen breiter, gelber Flecken oder Streifen laufen, durch starke nach rückwärts gekrümmte und bis zum Ende des Schwanzes sich fortsetzende Hornstacheln getrennt. Das Thier sieht sich unheimlich an, ist aber so zahm und gutmüthig, daß man es zum Spielen für Kinder verkauft und in den Häusern hält und mit Fliegen füttert.

Die Seen, darunter jener von Tezcuco, einst fast eine Legua über die Stadt nach Westen sich erstreckend, nun eine starke Legua von ihr entfernt, der größte, sind sämmtlich von geringer Tiefe (6—20 Fuß, meist aber nur 2—4 Fuß); die drei südlichen, den Vulcanen näheren, von Tezcuco, von Xochimilco und Chalco, haben salziges, die beiden nördlichen, von St. Christoval und von Zumpango, süßes Wasser. Man fängt nur zwei Gattungen Fische, von deren der eine mit schwarzer, schuppenloser, schleimiger Haut und breitem, welsähnlichem Kopfe, doch ohne Bartfäden, bis zu zehn Pfund Schwere gedeiht und eine würzige, doch schwer verdauliche Nahrung abgibt, während der andere, eine Art Weißfisch, vier bis sechs Pfund schwer und sehr schmackhaft, auf den Tischen Armer und Reicher erscheint.

Außer den bekannten Aasgeiern (Zopilotes auf spanisch), mit ihrem sogenannten „König," d. h. einer größeren und selteneren Art mit rothem, fleischigen Kopfe, die sich zu hunderten bald in den höchsten Lüften wiegen, bald zahm wie Haushühner auf den Straßen herumgehen, sieht man hier in der Nähe der Seen eine Menge der verschiedensten Wasservögel, jedoch niemals die im Norden so häufige Wildgans und den Schwan. Auffallend ist, daß selbst dieses Seegeflügel, in Europa meist außerordentlich scheu, hier weniger Furcht vor dem Menschen zu haben scheint.

Mexiko liegt unscheinbar in der Fläche; die Thürme der Cathedrale, obwohl 218 spanische Fuß hoch, machen wenig Wirkung; nur über die Menge der Kuppeln erstaunt man; es sind deren 105. Die Stadt selbst bedeckt einen beinahe viereckigen Raum, und der Octroigraben, welcher sie dicht umschließt, hat 60,000 spanische Fuß (20,000 Varas) Länge. Man begegnet weder Wagen noch Reitern in größerer Zahl; nur lange Reihen von Maulthieren, oder schwerbeladene Indier, immer einer hinter dem andern einzeln gehend, ziehen des Weges. Kein Garten erfreut das Auge, kein Spaziergänger ist zu sehen. Der Mexikaner reitet oder fährt auf dem „Paseo" oder in der „Alameda" und kennt so wenig wie der Spanier das Vergnügen des Spaziergangs. Er hat in seinem viereckigen Hofraum, auf seiner „Azotea," Blumentöpfe, in seinem Hause Schatten, höchst selten ein kleines Gärtchen mit schmalen, geraden und der Regenzeit wegen gepflasterten Fußwegen (jardin). Obstgärten (huertos) sind fast unbekannt, eben so Gemüsegärten. Wozu auch? „Traen los Indios todo esto" (die Indier bringen es ja her). Den Begriff eines Parks faßt kein Mexikaner. Er kennt nur campo, ciudad und pueblo de Indios (Stadt, Land und Indierort). Das Land ist entweder Pflanzung zum Nutzen, oder Wildung, zu gar nichts, selbst nicht zur Jagd. Man reitet oder geht, wenn es seyn muß, in das Mais-, Weizen-, Zucker- oder Reis-, und Kaffeefeld; sonst schmaucht man lieber den Cigaro oder Puros zu Hause oder in der Straße, und wickelt sich gut in den Serape oder Mantel, wie heiß es auch seyn möge. In den größern und großen Städten hat man seinen Paseo (Spaziergang), d. h. eine staubige, ein paar hundert Varas (drei Fuß) lange Eschen- oder Eichenallee, und eine „Alameda," d. h. ein Viereck, mit hohen Mauern eingeschlossen, von gepflasterten Wegen in rechten Winkeln durchschnitten, mit magern Springbrunnen und gemauerten Bänken und meist verwahrlosten Bäumen. Diese Alamedas, Morgens sechs Uhr geöffnet und Abends sieben Uhr geschlossen, sind nur von $5\frac{1}{2}$ — 7 Uhr Abends von andern als Ammen, Kindern und Reconvalescenten besucht; während der genannten anderthalb Stunden aber fährt und reitet, wer nur immer kann; denn Reitpferde und ihr Unterhalt sind nicht kostbar, und Wagen und Maulthiere sich zu versagen, dünkt drei Vierteln der Mexikaner härter als selbst Darben zu Hause.

Abends gegen fünf Uhr waren wir am Thor (garita) von St. Lazaro, und fuhren, ohne des Zurufs des Octroibeamten zu achten, rasch vorüber bis zum Hause des englischen Kaufmanns, bei dem Buchan abstieg, wo schleunigst abgepackt und dann die Hausthüre gesperrt ward. Ich stieg in dem Hotel de Paris, Calle Tuburcio Nr. 7 ab, und fand in dem von Franzosen gehaltenen Hause ein gutes Zimmer mit Balkon nach der Straße zu einem mexikanischen Thaler täglich (105 sols de France). Ungemein theuer ist dagegen die Kost in Mexiko. Man bezahlt im Hotel für das Frühstück mit Kaffee, Brod, Butter und Eiern zwei französische Franken, für das Mittagsessen ohne Wein fünfthalb Franken. Die Flasche Bordeauxwein wird zu anderthalb mexikanischen Thalern, Sherry zu zwei Thalern berechnet; doch sind die Weine meist gut, die durchweg französische Küche gehört zu den besseren, und man speist ungefähr zu gleichem Preise wie im Palais Royal. Die Gemüse sind fast sämmtlich aus europäischen Samen gezogen, der aber nach drei Jahren erneuert werden muß; doch vermißt man einige der feinsten, wie Spargeln, Carden und Sproßkohl, welche

nur zu hohen Preisen und in mittlerer Güte zu haben sind.

Seefische können nicht frisch hieher gebracht werden, dagegen ist an Wildpret und Wildgeflügel kein Mangel, und besonders ziert eine große Auswahl sowohl verpflanzten europäischen als amerikanischen Obstes die Tafeln. Ich habe mehr denn einmal vierzig Gattungen frischen Obstes auf den Tafeln gezählt. Hiezu nun die mit Recht berühmten mexikanischen „Dulces," d. h. eingemachte Früchte, und man begreift die Pracht der hiesigen Desserts. Sehr viele Speisen und Conserven kommen in luftdichten Büchsen aus Europa, besonders aber die bekannten Sardines de Nantes, englischer Lachs, Hamburger Pökelfleisch und Trüffeln. Landwein ist nicht zu haben, eben so wenig Olivenöl, obwohl die Traube in den nördlichen Staaten und der Oelbaum überall trefflich gedeihen. Unter spanischer Herrschaft durften weder Weinrebe noch Oelbaum im Lande gebaut werden, und die späteren Versuche, obwohl trefflich gelungen, fanden bisher wenig Nachahmung. Das Trinkwasser wird in zwei Wasserleitungen drei und eine Stunde weit hergeleitet und ist vortrefflich. Eis endlich, vom Popocatepetl von Indiern herabgebracht, wird das Pfund mit einem Real (zwölf Sols drei Centimes) bezahlt und ist jederzeit zu haben.

Das Brod ist gut und ziemlich weiß, hat aber einen leicht säuerlichen Beigeschmack, welcher daher rührt, daß statt Bierhefe Pulque zum Teige gethan wird. In den meisten mexikanischen Häusern auf dem Lande kommen nur die erwähnten Maisfladen (tortillos) auf den Tisch; sie werden heiß mit etwas Salz genossen, sind sehr nahrhaft und wohlschmeckend und dienen der armen Bevölkerung statt des Löffels. Daher und weil ihre Bereitung schon seit Jahrhunderten hierzulande bekannt ist, der scherzweise Ausdruck „la cuchara de Montezuma" (Löffel des Montezuma).

Hauptbestandtheile einer mexikanischen Mahlzeit sind der Paradiesapfel und zwei Arten Pfeffer, hierzulande „Chile" (capsicum baccatum) genannt. Man findet diese Zuthat in den Häusern der Aermsten wie der Reichsten und gewöhnt sich schnell an den Geschmack. Kaffee, Zucker, Cacao und Tabak gedeihen trefflich hierzulande; dennoch raucht man, des Tabakmonopols wegen, nur mittelmäßige Puros und trinkt nur in den Häusern von Fremden guten Kaffee. Der Mexikaner zieht allgemein die Chokolade vor, allein auch diese wird nicht zum besten bereitet und kann nicht mit der in Europa bereiteten verglichen werden. Obwohl achtzehn Stunden von Mexiko, im Thale von Cuernavaca, der trefflichste Zucker, der würzigste Kaffee gedeihen, so bezahlt man dennoch in der Stadt Mexiko das Pfund des besten, jedoch unraffinirten Zuckers mit einem Real (13 Sols de France), das Pfund besten Kaffees mit anderthalb bis zwei Realen, das Pfund Chokolade bester Qualität mit fünfthalb Realen, das Pfund feinsten Cacaos mit acht Realen.

Es ist leicht nach diesen Preisen auf die meisten andern zu schließen, und mit Recht gilt der Aufenthalt in Mexiko für einen der kostspieligsten der ganzen Erde. Ein Rock von mittelfeinem Tuch wird mit 45, ein Frackrock mit 55 bis 60, ein Paar neue Stiefeln mit 8, 10 bis 12 Thalern bezahlt; die Preise der Tapezierer, Sattler, Wagenfabrikanten, Buchbinder sind erstaunlich hoch, aber vor allem unerschwinglich sind die Rechnungen für ärztliche Behandlung. Die Forderungen hiesiger Aerzte grenzen an's Unglaubliche; eine Visite z. B. bei Nachtzeit in der Umgebung von Mexiko wird zu hundert und mehr Thalern berechnet. Ich kenne einen Arzt, der vor zehn Jahren hier ankam ohne einen Heller Vermögen und nun über 100,000 Thaler angelegt hat, bloß durch seine Praxis erworben. Aber die theuersten Aerzte, Kaufleute, Geschäftsmänner und Handwerker sind ohne Ausnahme Fremde, und man kann mit Grund sagen, daß die überhohen Preise zum Theil durch sie herbeigeführt und künstlich sind. Der Mexikaner ist im Allgemeinen leichtsinnig, putzsüchtig, verschwenderisch und kennt durchaus nicht den Werth des Geldes, das ihm weniger Bedürfniß zum Leben als zum Prunke ist. Man sieht Tausende, die, von großem Vermögen gänzlich herabgekommen, mit derselben lässigen Gleichgültigkeit und guten Laune in schlechten Kleidern gehen und von den einfachsten Speisen leben, während sie früher tafelten und das Gold mit vollen Händen ausstreuten.

Diese Gleichgültigkeit in den Punkten, die nordische Völker als die wichtigsten betrachten, die augenblickliche Genußlüsternheit und der durchlaufende Zug mangelnder Voraussicht erklären jene uns andern unbegreifliche Ruhe bei dem hier so beliebten Hazardspiel „el Monte," (eine Art „Lanzknecht"). Summen von mehreren tausend Unzen (eine Unze gilt sechzehn Thaler) werden gewonnen und verloren, ohne daß nur ein Schatten der innern Bewegung die Haltung oder die Gesichtszüge des Spielers überflöge. Beispiele von Selbstmord nach gänzlichem Verlust alles Vermögens sind vollkommen unbekannt. Die Sonne, immer gleich warm, macht Feuerung und schützende Kleidung unnöthig; Tortillas, Früchte, gebratene Enten, Gemüse sind immer vorhanden und wohlfeil, das baare Daseyn ist Genuß, geistige Bedürfnisse kennen nur Wenige hierzulande, und so erhält sich der Pendel der Lebensuhr in gleichförmiger Schwingung.

Je leichter dagegen die Existenz, desto größer in der Regel die Furcht, sie zu verlieren. Der mexikanische Creole ist im Allgemeinen nicht muthig, seine Todesfurcht ist größer als die des noch apathischeren hiesigen Indiers, und zeigt er Muth, so ist er physische Aufwallung ohne Dauer. Wie hart es erscheinen mag, so glaube ich doch mit Wahrheit sagen zu dürfen, daß selbst die Höflichkeit und allgemeine Gutmüthigkeit dieses Volks ihm nicht gar hoch angerechnet werden dürfen. Erstere, zum großen Theil spanische Redeweise, entspringt theils aus Furcht, theils aus physischem Wohlwollen; die andere, nicht minder physisch, ist unbewußte Eingebung, nicht aber die Frucht denkender, aufopfernder Selbstüberwindung. Rachsucht, Hinterlist, Verschmitztheit sind dieser letzteren unbekannt, eben so Mißtrauen, und doch sind diese vier Eigenschaften fast beständige Schatten im mexikanischen Charakter, nur vielleicht nicht so dunkel wie im Charakter anderer Völker.

Kurz, der Mexikaner ist ein Kind, kennt weder Ernst noch berechnende Ausdauer, erblickt in Staat, Heer, Kirche nur Gelegenheit zu Uniform, Orden, Ceremonien, feierlichen Aufzügen. Sein Auge liebt Farbenglanz, daher überall Blumen und fast nirgends Obstzucht; daher finden grelle Bilder und bunte Waaren den meisten Absatz; seinem Ohre schmeichelt Musik, die sich in leichten gefälligen Weisen bewegt, daher die Guitarre in jeder Hütte, und die allgemeine, aber höchst unbedeutende Kenntniß und Uebung der Tonkunst; daher die Vorliebe für französische und italienische Opern und Melodien. Das Kind ahmt nach, die Nachahmnng gelingt ihm meist, und es ist dabei graziös; so der Mexikaner: er faßt mit Glück äußere Momente, glänzt in manchen Nachbildungen, aber das tiefere Wesen entgeht seiner flüchtigen Anschauung. Er kennt weder Erfindung noch Originalität; seine Reden sind Citate und Wortspiele, seine Gedichte, seine Musik Widerklänge, seine besten Gemälde Copien, seine Skulptur ist Abguß. Man nennt nicht Einen ausgezeichneten mexikanischen Dichter, Redner, Maler, Tonsetzer, und eben so wenig Politiker oder Militärs von höherer Bedeutung. Ueberall fehlt die tiefschaffende Kraft des stätigen Gedankens, der nimmermüde, nie selbstzufrieden ausruht, sondern Körnchen an Körnchen reiht und durch keine Hindernisse ermattet.

Allgemeine Mittelmäßigkeit ist Grundzug und Ausnahmen sind eben Ausnahmen. Als eine solche mag der mexikanische Bildner Tolsa genannt werden, der die in der Ausführung mehr als in der Idee lobenswerthe Reiterstatue Karls IV. zu Ende des vorigen Jahrhunderts hier gegossen hat, und die nun von der Plaza Mayor weggenommen, im Universitätshofe steht, zum Schutz gegen die abermals kindische, unglaubliche Zerstörungslust dieses Volks, das seit 1810 kein Werk, keine Anstalt in's Leben gerufen hat, das Gefundene und von den Spaniern Ueberkommene zerfallen läßt, und nicht einmal von den Zinsen seiner Erbschaft lebt.

Ein anderer durchlaufender Zug in Allem, was der Mexikaner unternimmt und etwa zu Stande bringt, ist das Moment des Unvollendeten. Während der Engländer seinen Leistungen, von der Stecknadel bis zum Chronometer, kurz jeder irgend nützlichen Arbeit jenen Stempel sorglicher Vollendung aufprägt, der selbe so vortheilhaft kennzeichnet, kann man zum voraus mit Sicherheit annehmen, daß an jedem Werke des Mexikaners irgend etwas zu wünschen oder auszustellen geblieben ist. Er schreitet nicht vor, erkennt in manchen Stücken die fremde Vervollkommnung, der er sein Auge nicht verschließen kann, aber verbleibt so lange wie möglich beim Hergebrachten. Kleidung, Bauart, Ackerbau, Sattlung, Kochkunst, Mechanik sogar, Comfort sind im Allgemeinen seit Cortes Eroberung wenig verändert und vervollkommt worden, ja im Einen und Andern eher zurückgeschritten. Die im Ausland, in Europa erzogenen Mexikaner kommen selten besser zurück, als sie gingen, wohl aber schlauer, und was sie an Wissen erworben, gereicht ihrem Lande selten zu Nutzen, weil sie mehr vom Schlimmen als vom Guten europäischen Wissens und Charakters zurückbringen.

Zu allen diesen Fehlern gesellen sich heimlicher und offener Haß gegen fremde Ueberlegenheit, da wo, selten genug, die hiesige Eitelkeit, die unglaubliche Selbstzufriedenheit bis zu Anerkennung jener sich verläugnen mußten. Daß bei diesen Anlagen, bei solcher gedankenlosen Leichtfertigkeit das Unkraut schneller wächst als der Weizen, ist leicht abzusehen, und wenn ich auch wiederholt einräume, daß die meisten Fehler weniger tief wurzeln und bis zu einem gewissen Grade eher Entschuldigung verdienen mögen, als bei andern Völkern, so sind sie eben doch bedeutend genug, nicht nur um jeden socialen, staatlichen, wissenschaftlichen Aufschwung zu hemmen, sondern leider auch, um den Rückschritt unaufhaltsam zu beschleunigen. Es ist kaum zu erklären, wie bei fast fünfzigjähriger Anarchie, bei fast allgemeiner, sprichwörtlicher Corruption der Beamten wie der Militärs, bei elender Justizpflege, betrügerischer Staatshaushaltung und fast gänzlichem Mangel an öffentlichem Unterricht, doch im Ganzen verhältnißmäßig so wenig gewaltsame Eingriffe auf Leben und Eigenthum vorkommen, ganze Klassen von armen Leuten durch das ganze Land, wie z. B. die Maulthiertreiber, eine sprichwörtliche Redlichkeit bewahrt haben, und im

Handel und Wandel das gegebene Wort heilig gehalten wird. Die vielen Raubanfälle kommen nur auf den Hauptstraßen, meist in der Nähe der großen Städte vor, im Innern und auf Nebenwegen reist man ziemlich sicher vor Räubern und Dieben. Raubmord ist selten, und Todtschläge aus Eifersucht und Trunkenheit sind durchaus nicht so häufig, wie oft gesagt wird.

Die Religiosität des Mexikaners ist nach meiner Ansicht so gering als sein Köhlerglaube stark ist und bei seiner Denkunlust stark bleibt. Intoleranz ist nicht sein Fehler, wenigstens tritt sie selten in den Vordergrund; aber ich erlaube mir den die hiesige Geistlichkeit in ihrem Auftreten und in ihrem Einwirken auf das Volk durchdringenden Geist bigott zu nennen. Noch ist ihr Einfluß sehr groß, obgleich geringer, als vor der spanischen Revolution, und einzig auf die untern Volksklassen beschränkt, während ein die Formen beobachtender Indifferentismus die höheren Stände durchdringt und sich namentlich von Seiten der Staatsbehörden in politischer Nichtbeachtung und fortdauernder Spoliation kund gibt. Die Geistlichkeit selbst ist im Ganzen ohne höhere Bildung und, wie man sagt, von ziemlich laxen Sitten. Die wahre Weihe des Berufs ist von Wenigen verstanden; sehr gleichgültig in der Wahl ihres Umgangs sieht man die meisten beim Hazardspiel, bei Hahnenkämpfen und andern rohen Lustbarkeiten, ohne Würde im äußern Auftreten. Auf diese Weise untergräbt der Clerus nach und nach auch bei den ärmeren Volksklassen den noch bestehenden angeerbten Respekt. Daß aber ein Clerus, der die Religion in Processionen und Formelwerk sieht, auf Stiftungen und Stolgebühren Jagd macht, den Unterricht vernachläßigt, den Geist eines Volkes nicht hebt und seine Moralität nicht läutert und mehrt, ist eine traurige Wahrheit, und die Myriaden Kirchen, Kapellen und Klöster dieses Landes und einiger europäischen Länder sprechen wohl nicht gegen dieselbe. Man wird nur zu oft an das bekannte Wort erinnert: je näher der Kirche, desto ferner von Gott, und doch läßt sich bezweifeln, ob die protestantische Lehre bei diesem Volke, in diesem Klima nur so viel des Guten und bleibend Guten gebracht hätte, als noch heute vorhanden ist. Dem hiesigen Indier scheinen alle höheren Begriffe unserer Religion zu fehlen. Er glaubt, d. h. er folgt, fragt nicht und bezahlt. Seine Gutmüthigkeit, seine unterwürfige Milde ist ihm angeboren und seine Redlichkeit entspringt aus Arbeitsamkeit. Das meiste Gute, was im Charakter hiesiger Völker liegt, ist angeboren, vom Schlimmen ist Vieles anerzogen.

Die Mexikanerin steht moralisch höher als der Mexikaner. Die Frauen sind durchweg arbeitsam, also redlich; leichtfertige Sitten sind durchaus nicht häufig und fast in allen Fällen durch den Mann selbst verschuldet. Gibt dieser gutes Beispiel, so verläßt selten die Frau den Weg der Pflicht, und ebenso umgekehrt. Putz- und Gefallsucht wohnen im Herzen der hiesigen wie aller Frauen, und sind hier gewiß weit entschuldbarer als im Norden, und gar Manches was dem Nordländer anstößig erscheint, ist es nicht nach hiesigen Begriffen und in dem der Natur näher stehenden Leben aller südlichen Völker. Eines der vielen Räthsel des menschlichen Herzens ist, daß die hiesigen Frauen, wie die spanischen, vorzugsweise Stiergefechte lieben, Todesgefahren Anderer gern zusehen und vom Blute den Blick nicht abwenden. Wir Nordländer dürfen aber die Stimme nicht zu laut erheben, wenn wir bedenken, daß z. B. bei allen Hinrichtungen überall mehr Frauen als Männer unter den Zuschauern bemerkt werden. Im Punkte wissenschaftlicher Bildung steht endlich die Mexikanerin auf der Stufe des Mexikaners, d. h. die Conversation ist äußerst beschränkt; doch bei gleicher Höflichkeit sind die Frauen durchweg herzlicher und zeigen mehr Aufrichtigkeit. Sie sind, um kurz zu seyn, meist gute, ordnungsliebende Hausfrauen und zärtliche Mütter, meist gleich schnell zum Guten erzogen und angeleitet wie zum Schlimmen. Wie in allen minder civilisirten Ländern, wo die Frau als untergeordnetes Wesen betrachtet wird, so ist auch in Mexiko Pantoffelwirthschaft selten. Beide, Männer wie Frauen, haben mehr Sinn für Kleiderprunk und Flitter als für eigentliche Reinlichkeit, überhaupt mehr für äußern Schimmer als für innern Gehalt, und der aus England kommende Reisende wird besonders unangenehm berührt durch den letztgenannten Fehler.

Es ist traurig sagen zu müssen, daß selbst einige der guten Eigenschaften dieses Volks zur Hälfte von fehlerhaften Neigungen stammen. Seine Gastfreundlichkeit z. B., durch die Leichtigkeit des Lebens unterstützt, wurzelt theilweise in dem Hang zum Müßiggang, die gesellschaftliche Zerstreuung wünschenswerth macht. Die Noblesse im Spiel und überhaupt in Geldangelegenheiten wird ziemlich vom Schatten der allgemeinen Sorglosigkeit verdunkelt, und wie schon oben erwähnt, die Höflichkeit im Umgang hat einen Beischmack von List und färbt leise Furcht ab.

So ist der Mexikaner, der Mischling nämlich aus spanischem und indischem Blut, fehlervoll, aber vielfach entschuldbar, seit drei Jahrhunderten verwahrlost und verpfuscht. Die gegebene Schilderung ist nicht günstig, aber sie ist traurig wahr. Doch scheint eine bessere Aera zu beginnen und unter langen, schmerzhaften Zuckungen scheint Genesung sich durchzukämpfen. Der Volks-

charakter muß von Grund aus umgeschaffen werden, und hiezu ist nordisches Blut die erste Bedingung. Möge bald deutsche und überhaupt europäische Einwanderung die gesegneten Fluren diese Landes bebauen, durch Fleiß Ordnung und mit dieser Segen bringen! Dann wird Mexiko, was es werden kann, der erste Handels- und Ackerbaustaat der Erde.

Mit guten Empfehlungen versehen, fand ich Eintritt in die Häuser der angesehensten hier wohnenden Fremden. Dieselben sind theils Kaufleute, theils Handwerker und zählen in der Stadt Mexiko allein gegen 4000 Individuen, der großen Mehrzahl nach Spanier und Franzosen, dann Engländer und Deutsche. Beide letzteren besitzen die angesehensten Handlungshäuser; ziemlich viele Engländer und Deutsche sind im Bergbau über das Land hin zerstreut; Spanier und Franzosen, mit Ausnahme einiger Handelsleute der ersteren Nation, sind fast sämmtlich Handwerker und Arbeiter. Alle sind angesehen, doch mehr respektirt als geliebt. Es ist Thatsache, daß jeder Fremde, der arbeiten will und etwas Tüchtiges versteht, hier zu Lande gutes und meist reichliches Fortkommen findet. Die meisten indeß lassen sich nicht häuslich nieder und verkehren mehr unter sich als mit den Mexikanern. Nach Erwerbung einer mehr oder minder bedeutenden Summe, die sich meist nach nationalen Reichthumsbegriffen berechnet, wird das Land verlassen und in die Heimath zurückgekehrt. Die Deutschen, bescheidener in ihren Forderungen als die Engländer, begehrlicher als Franzosen und Spanier und minder hochfahrend als alle drei, sind noch am wenigsten unbeliebt. Doch auch sie sind nicht frei von dem, geldmachenden und gewinnsüchtigen Menschen übelanstehenden Fehler eines gewissen dünkelvollen Ueberhebens und der Neigung, als Tadler und solche aufzutreten, die da alles von Grund aus besser wissen und verstehen. Dieß ist besonders auffallend bei jungen Commis, die meist außer guter Arithmetik und gesundem Menschenverstand nicht eben viel besitzen, von ihrem Lande wenig und vom hiesigen noch weniger kennen. Die Mexikanerinnen aber sind den Fremden sehr gewogen und die seltenen Heirathsanträge werden fast nie zurückgewiesen, selbst nicht wenn die Bewerber Protestanten sind.

Nach all dem Gesagten begreift sich, daß der Umgang mit Mexikanern trotz allen ihren Fehlern leicht ist und um so angenehmer sich gestaltet, je weniger die Ueberlegenheit des Ausländers sich geltend machen will.

Die Stadt Mexiko kann sehr schön genannt werden. Fast alle Straßen sind breit und gerade, in rechten Winkeln sich schneidend; nur in den Barrios oder Vorstädten sind einige krumm und ohne Trottoirs. Nachts sind sie sämmtlich sehr gut, an einigen Punkten mit Gas beleuchtet, das aus Fichtenharz erzeugt wird. Ein großer Fehler ist die Anlage der Abzugskanäle, welche in der Mitte der Straßen angebracht und mit breiten Platten bedeckt sind. Hiedurch wird zwar übler Geruch verhütet, aber bei jedem starken Regenguß dringt das Wasser der übervollen Kanäle durch die Steinspalten und überschwemmt bis zu zwei Fuß Tiefe die Straßen. Die niedrige Lage der Stadt, deren höchster Punkt, la plaza mayor, nur etwa drei Fuß über dem Spiegel des Sees von Tezcuco erhaben ist, verhindert den Abfluß und macht die jährliche, äußerst widerwärtige und ungesunde Reinigung dieser Kanäle nothwendig. Diese Arbeit, von Straße zu Straße fortschreitend, wird bei Tag und durch Züchtlinge verrichtet.

Ein anderer Uebelstand ist der Mangel an Dachrinnen, und so fällt sämmtliches von den „Azoteas“ strömende Regenwasser auf die Trottoirs. Die Häuser, obwohl meist einstockig, der Erdbeben wegen, haben fast sämmtlich ein stattliches Ansehen, sind tief, solid und trotz spanischer Platzverschwendung nicht ohne Comfort. Alle bilden längliche Vierecke, meistens mit einem, doch sehr oft mit zwei hinter einander liegenden, mit Platten belegten Höfen. Um diese läuft ein Säulengang, der das erste Stockwerk trägt; dieses trägt in gleicher Weise das zweite Stockwerk und sofort bis zur Azotea. In der Mitte des Hofs ist der Brunnen, und selten fehlen Orangen- oder Granatäpfel-, Feigen-, Aguacatebäume; rings um die Säulengänge der obern Stockwerke sind selbst bei der ärmeren Klasse Blumentöpfe in eisernen Ringen nach außen angebracht, Schlingpflanzen spinnen ein grünes Dach in den Bogen, und machen den Aufenthalt auf dem Säulengang, dessen Boden mit indischen Matten aus den Blättern einer Fächerpalme belegt ist, äußerst angenehm. Man ist vollkommen von der Straße geschieden und mag sich in einem Garten glauben, dessen Blumen zu jeder Tageszeit von prächtigen Schmetterlingen und Kolibris umschwärmt sind. Letzterer kennt man hier gegen dreißig verschiedene Arten.

Die Zimmer öffnen sämmtlich mit den Thüren nach dem Corridor; die nach der Straße sehenden sind meist Wohnzimmer und Salons, deren ich nirgends mehr und schönere gesehen als hier. Die Ausstattung ist fast immer elegant, oft prächtig; Möbeln, Stoffe, Spiegel, Teppiche französischer Façon. Selten fehlt ein englisches Flügelpiano, gute Gemälde oder Kupferstiche werden aber selten gefunden; nur illuminirte Lithographien, meist französische Schlachten vorstellend, in reichen Goldrahmen sind überall zu sehen. In neuerer

Zeit werden aus den schönen hiesigen Holz- und Marmorgattungen elegante Möbeln und Tischplatten in der Stadt selbst gemacht. Für Lustres und Spiegeluhren wird ebenfalls viel verschwendet.

Die Zimmer der beiden Seitenflanken in einhöfigen Häusern haben keine Fenster, sondern öffnen auf den Gang; sie sind minder elegant, haben meist nur Decken aus Täferwerk, Rohrmatten statt Teppichen und dienen als Schlaf-, Speise-, Arbeitszimmer. In der hintern Façade sind Küche und Gesindewohnungen; statt des zweiten Hofes findet sich manchmal ein Gärtchen. Die Azotea, gewöhnlich mit Blumentöpfen besetzt, dient zum Morgen- und Abendspaziergang; manchmal befindet sich da ein leichter Pavillon aus Holz, um die Chocolade daselbst zu nehmen. Alle Fenster nach der Straße haben ohne Ausnahme starke Balkons, und an der vordern Hausseite erschöpft sich die Phantasie des Mexikaners in den mannigfachsten, doch styllosen und meist geschmacklosen Zierrathen und Freskomalereien.

Keller fehlen durchaus, da vier bis fünf Fuß unter der Oberfläche überall Wasser sich findet, welches nur in fünf oder sechs Brunnen nicht brakisch ist. Es tragen daher die sogenannten „Aguadores“ das Trinkwasser aus den Wasserleitungen in die unerläßlichen großen steinernen Seihtrichter; das Wasser aus diesen ist frisch und krystallklar. In den meisten Häusern sind Badezimmer und wohl aus diesem Grunde die öffentlichen Badeanstalten so mangelhaft. Im Freien kann nicht gebadet werden; der See von Tezcuco ist zu entfernt und seicht und kein anderes Wasser da.

Fast ein Drittheil der hiesigen Wohnhäuser gehört Klöstern, was an großen Kreuzen an der Vordermauer der Azotea oder andern religiösen Emblemen zu erkennen ist. In den spanischen Zeiten galt es als großer Luxus, die vordere Hausfaçade und die Wände der Corridore und Treppen mit blauglasirten Fliesen zu belegen, und hierauf beziehen sich manche Sprüchwörter und Spottreden. Die Treppen, meist sehr steil, sind durchgängig von Stein und Feuersbrünste gehören hier zu den unerhörten Dingen, weßhalb auch keine Versicherung besteht. Dagegen ist wohl nicht ein Haus in Mexiko, in dem nicht Reparaturen, durch Erdbeben veranlaßt, zu sehen wären.

Ueberall sind Wagenthore, die um zehn Uhr geschlossen werden. Die in Europa übliche Steuer an den Hausmeister oder Concierge ist hier, sowie überhaupt die Sitte des Trinkgeldgebens vollkommen unbekannt.

Das ist die Hauptstadt Mexiko, die prächtige Schöpfung der Blüthezeit Spaniens, das wunderbare, nun allmälig verwitternde Steinbild Altcastiliens, mit allem Schönen und Unschönen seines Gewesenen, der Ort, wo die großen Fragen der Menschheit dem philosophischen Geist näher treten als anderwärts. Ein großes Reich zertrümmert, seine alte Hauptstadt und seine alte Cultur fast spurlos verschwunden, die Ureinwohner gedrückt und theilweise verkommen, und nun auch des Siegers Schöpfungen zerfallend, nach dem ewigen und ewig unverstandenen Gesetze des Wechsels. Wird französisches und besonders neu-französisches Wesen dem Volk und Lande Glück bringen, trotz des weltversumpfenden Brodems von Paris und Tuilerien? Möglich allerdings, aber nicht wahrscheinlich. Wir wünschen Mexiko wohl vorerst den Nachdruck französischer Macht, aber dann vor Allem deutsche Einwanderung mit ihrem Bienenfleiß und ihrem sittlichen Ernst. Mode, Crinoline und articles de Paris aber sollen jenseits des Meeres verbleiben! Gott besser's!

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

VI.

„Kaum trafen wir uns auf derselben Station!“

Die Bilder des Lebens folgen sich grell und schnell. Wir befinden uns auf dem Centralbahnhofe zu Cöln. In einer halben Stunde soll der Schnellzug rheinaufwärts abgehen, darum beginnen schon diejenigen Menschen sich zu sammeln, welche mit dem Eisenbahnfieber behaftet sind. Es ist das eine der Modekrankheiten des neunzehnten Jahrhunderts, ein richtiges Fieber, mit allen Kriterien eines solchen. Der anfänglichen Hitze, welche

durch innerliche Aufregung bei äußerlich beschleunigter Gangart hervorgerufen wird, folgt die plötzliche Abkühlung in der Zugluft des Wartesaals und des Perrons; denn beide Räumlichkeiten pflegt man für diesen Zweck mit anerkennungswerther Sorgfalt herzustellen. Die äußere und innere Bewegung kommt zwar dann allmählig zur Ruhe, nachdem die Passagierkarte und der Gepäckschein im Porte-monnaie untergebracht worden, aber der wahre Frieden des Gemüths bleibt auch jetzt ein unbekanntes Land, weil der Ausgang des Concurrenz-Unternehmens zur Gewinnung eines behaglichen Platzes den Geist in Sorgen stürzt und bis zur Entscheidung noch eine Zeit voll langweiliger Oede verstreichen muß. Da ist Jeder der geborene Feind aller Andern, bei denen er die unausgesprochene Absicht vermuthet, ihm einen Eckplatz vorwegzunehmen; die Höflichkeit gegen den Nebenmenschen verflüchtigt sich und die Gemüthlichkeit hört auch im Wartesaale auf.

Wenn aber die Mehrzahl der gegenwärtigen Bevölkerung des Centralbahnhofs, im Gefühl ihrer Isolirung, entweder wie eine Versammlung von Ahasveren umherirrt, oder ergebungsvoll an den Wänden aufgespeichert sitzt, ihr Eigenthum mit Händen und Füßen vor diebischen Gelüsten hütend, so sind wir in einem Punkte glücklicher als diese Angehörigen der nächsten Zukunft; denn wir entdecken mit freudiger Ueberraschung ein bekanntes Antlitz unter der von Minute zu Minute wachsenden Menge.

Dort die sonnverbrannten Züge, welche der volle blonde Bart einfaßt, wir sahen sie zuletzt — kaum zwei Monate mögen seitdem verflossen seyn — vor dem Royal Sandrock Hotel auf der Insel Wight. Kein Zweifel, das ist der Graf Bernau, damals in Ostorfs Gesellschaft, seine äußere Erscheinung wenig verändert, nur daß jetzt nachlässig über seine Schulter ein schottischer Plaid hängt, in welchem die geschmackvollen Stuartfarben durch das vorherrschende Roth etwas auffallend sich bemerkbar machen.

Schon von London aus hat er den Reisegefährten gebeten, ihm nach Cöln poste restante Nachricht zu geben, ob und wo er ihn aufsuchen dürfe; denn jetzt, nachdem das Streben in die Weite vorläufig seine Befriedigung gefunden, möchte er doch auch erfahren, welche Wendung die Angelegenheiten des Freundes genommen hatten. Gegen das Eisenbahnfieber weiß der erprobte Weltwanderer sich völlig abgehärtet: seine Uhr geht richtig, das Zuspätkommen ist bei ihm eine Unmöglichkeit, und für Beobachtungen bietet sich überall ein reiches Feld, wo Menschen beisammen sind. So schlendert er denn gemüthlich in den Gängen und Sälen umher und stellt seine stillen, meist nicht allzu schmeichelhaften Betrachtungen an über die minder gewitzigte Nomadenhorde, welche ihn umgibt, stets bereit, einen Rath zu ertheilen, wo derselbe verlangt wird, oder wo er annimmt, daß ein solches Verlangen schlummern könnte.

In der Ecke an der Thür sitzt ein auffallend hübsches Kammermädchen; denn der elegante Reisemantel und die zierliche Tasche von lakirtem Leder, welche sie unter ihrer Obhut hat, gehören augenscheinlich der Herrschaft.

„Die Gebieterin muß schön seyn," philosophirt Bernau, „weil sie eine solche Zofe um sich zu haben wagt." Und vor dieser stehen bleibend, fragt er: „Wollen Sie auch mit dem Schnellzug rheinaufwärts, schönes Kind?" — „Natürlich!" antwortet sie schnippisch. — „Und bis wie weit fahren Sie denn mit?" — „Bis ich aussteige." — „Das hab' ich mir gedacht!" sagt er, ohne beleidigt zu seyn; denn die Entdeckung freut ihn, daß er keine „Einfalt vom Lande" vor sich hat, sondern eine ebenbürtige geprüfte Reisenatur.

Er wartet jetzt, bis die Thüren zum Perron aufgethan werden, und die Zofe mit den Augen verfolgend, entdeckt er ohne Mühe die Herrin, der sie den Mantel in das Coupé erster Klasse reicht. Ein kleiner Kopf mit keckem Ausdruck auf dem schlanken Halse, ein lebhaft blitzendes Auge, dazu das dunkle, kurzgeschnittene, krause Haar, welches mit der ganzen Erscheinung eigenthümlich harmonirt — das zeigt durchaus keine regelmäßige Schönheit, auch nicht die erste Frische der Jugend; aber der ganze Reiz des Pikanten umgibt diese Persönlichkeit. — „Zu der wollen wir uns setzen," sagt sich Bernau, „denn die gelungene Erziehung der Zofe stellt eine angenehme Unterhaltung in Aussicht."

Er hat nicht unterlassen, auch darüber Erfahrungen zu sammeln, ob es zweckmäßiger sey, dem Schaffner, von welchem man einen Dienst verlangt, die materielle Erkenntlichkeit praenumerando oder postnumerando zu beweisen. Jenes Verfahren zerstört zwar jeden Zweifel an der Redlichkeit des Verlangenden, allein zugleich zerstört es mitunter den guten Willen des Leistenden, der seinen Lohn bereits dahin hat. Dieses Verfahren läßt die nachträgliche Redlichkeit des Verlangenden zweifelhaft, und der noch imaginäre Lohn wirkt nicht immer stark genug auf den Leistenden, um ihn geschmeidig zu machen. Graf Bernau hat sich deßhalb, nach reiflicher Erwägung, für eine gemischte Behandlungsweise entschieden.

Er wartet jetzt zunächst, bis der Schaffner nicht mehr allzusehr in Anspruch genommen ist, dann holt er seine Cigarrentasche heraus und sagt ihm: „Wollen

Sie mir dort das Coupé erster Classe öffnen?" — „Die Dame wünscht allein zu seyn," lautet die höfliche Antwort. — „Das thut nichts," sagt er und bietet dem Schaffner eine Cigarre an, „denn ich reise lieber in Gesellschaft; — und erinnern Sie mich doch nachher, wenn wir uns trennen: ich fahre bis Bingen mit."

Der Schaffner öffnet jetzt lächelnd, Bernau steigt ein und grüßt ehrerbietig, aber stumm, worauf ihm eine nicht gerade freundliche Erwiederung wird. Er nimmt den Fauteuil ein, welcher ihrem Platze am Entferntesten ist, indeß so, daß er ihr gegenüber sitzt.

Die Pfeife schrillt, der Zug setzt sich langsam in Bewegung. Jetzt sagt er: „Sie fahren vorwärts, meine Gnädige; darf ich Ihnen das Fenster ganz oder halb aufziehen? Sie werden sonst vom Winde leiden."

Ein langer musternder Blick der Dame gleitet über ihn fort, ohne daß er dadurch in Verlegenheit geräth. Dann erwiedert sie: „Ich denke, ich kann damit selbst fertig werden." Sie beginnt nun, das Fenster aufzuziehen, und er läßt das ruhig geschehen; aber die Befestigung des Riemens an dem vorspringenden Knopf will ihrer kleinen Hand nicht gelingen, weil dieselbe durch den enggepreßten grauen Glacéhandschuh noch kleiner erscheinen soll. Da sagt er ruhig: „Erlauben Sie mir!" und bringt mit festem Griff die Sache in Ordnung, wodurch sie genöthigt ist, wenigstens ihm zu danken.

Als eine neue Pause entstehen will, verhindert er das durch den höchst gemüthlich vorgetragenen Aphorismus: „Es ist merkwürdig, daß die Eisenbahnen nicht bloß das Publikum, sondern auch die Langeweile befördern."

Die Mundwinkel der Dame verziehen sich unwillkürlich zu einem Lächeln, welches auf ihn keinen Eindruck zu machen scheint, und sie erwiedert nach kurzem Besinnen: „Wie haben Sie diese Bemerkung gemacht?"

„Auf dem Wege der Erfahrung," antwortet er; „denn, ist es nicht eigenthümlich, daß die meisten Eisenbahnreisenden sich bemühen, zuerst, wo möglich keine Gesellschaft zu haben, sodann, wenn sie der Gesellschaft einmal nicht entgehen können, wenigstens diese als nicht vorhanden zu betrachten? Sie müssen mir das bestätigen."

„Nun, das Alleinfahren ist jedenfalls bequemer und keine Gesellschaft unbedenklich besser als schlechte." — „Allerdings! Aber gute Gesellschaft besser als keine — und das scheint mir der nächstliegende Gedanke für jeden, der nicht Menschenfeind par excellence ist."

„Sie halten es vielleicht für die Regel, daß man gute Gesellschaft findet?" fragte die Dame in einem Tone, der nicht völlig frei von Ironie war. — „Es ist freilich nicht Alles Gold, was glänzt, meine Gnädige," antwortete er gleichmüthig; „man muß es eben auf den Probirstein bringen, um sicher zu seyn. Aber ein geübter Blick irrt sich doch selten, wenn ihm auch weder Lavaters Physiognomik noch Galls Schädellehre statt des Bädeker oder Murray zur Hand ist."

Darauf schwieg sie, und er that vorläufig deßgleichen, überzeugt, daß die Anknüpfung der Bekanntschaft gelungen sey, daß die Dame jetzt über ihn ihre Betrachtungen anstelle.

Nach einiger Zeit ließ die Lokomotive ihren schrillen Pfiff erschallen; der Bahnhof zu Bonn war erreicht. Bernau schaute gemüthlich aus dem Fenster und richtete einige Fragen an den sehr dienstfertigen Schaffner. Als aber dann der Zug sich langsam in Bewegung setzte, wendete er sich wieder an die Dame mit den Worten: „Der Frieden dieses Coupés wird nicht gestört. Sie sind vor schlechter Gesellschaft bewahrt worden, meine Gnädige." — „Wenn ich nicht allein fahre," sagte sie, „so kommt es mir auf die Zahl der Mitreisenden weniger an."

„Ich finde es immer besonders interessant," fuhr er fort, „wenn Menschen mit einander verkehren, die sich gegenseitig gar nicht kennen, und diesen Genuß kann man nur noch auf Reisen haben. Kein Gesetz bindet sie dann, als die gute Sitte, natürlich. Geburt und Namen, Vermögen und Stellung — das Alles kommt nicht in Betracht, denn das sind unbekannte Größen, welche glücklichenfalls nur eine weitläuftige Combinationsrechnung an's Tageslicht fördern kann. Jeder gilt eben so viel oder so wenig, als er ist, als er zu bringen weiß. Und im Stillen ist dennoch Jeder damit beschäftigt, das Bild des Andern durch Hypothesen über die Vervollständigung seines Signalements zu ergänzen. Es liegt darin ungefähr der nämliche Reiz, den das Nachsinnen über ein Räthsel unserem Scharfsinn gewährt."

Wieder blitzte der ironische Zug um die Mundwinkel der Dame, als sie erwiederte: „Sie scheinen sich also viel mit Räthselrathen abzugeben?" „Nur dann," gab er zur Antwort, „wenn ich die Ueberzeugung gewinne, daß das Räthsel die Mühe der Lösung lohnt, und darin täuscht mich allerdings mein Auge selten."

„Und wenn dennoch das Räthsel schließlich ungelöst bleibt?" fragte sie in derselben Weise. — „Dann," versetzte er, „kann mir wenigstens nichts den Genuß schmälern, mit einem interessanten Problem mich beschäftigt zu haben. Wer in dem Katechismus unserer Geselligkeit die höchste Lebensweisheit sucht, der wird freilich vor meinen Ansichten schaudern; denn

dort ist ja die unverbrüchliche Form vorgeschrieben, unter der allein zwei Unbekannte die Friedenspfeife mit einander rauchen dürfen: ich meine die gegenseitige Vorstellung. Dieser Einrichtung mag der Gedanke zu Grunde liegen, daß man dadurch Anknüpfungspunkte für die Unterhaltung gewinnen will. Aber erreicht man das auch? In der Regel werden zwei Namen genannt, die keinen klüger machen, und jeder freut sich, der neuen Bekanntschaft so bald als möglich überhoben zu seyn. Seyen Sie aufrichtig, meine Gnädige, und sagen Sie, ob ich nicht Recht habe?"

„Nach dem Allem sollte man glauben, daß Sie die ungelösten Räthsel vorziehen?" — „Doch nicht so ganz, meine Gnädige. Ich halte nur den Verlauf für natürlicher und anziehender, welcher dem gebräuchlichen Herkommen widerspricht. Die Regel wäre, daß man zuerst zwei Personen einfach zusammenbringt und ihnen dann anheimgibt, sich darüber klar zu werden, ob eine solche Bekanntmachung auch der Mühe werth war. Ich ziehe es vor, zuerst die letztere Frage zu erörtern. Wenn sie bejahend entschieden wird, dann und nicht eher ist es der Mühe werth, sich auch namentlich kennen zu lernen: man macht dadurch die Probe auf das, was man durch eigenen Scharfsinn bereits gefunden zu haben glaubt."

„Aber die Entscheidung kann doch verschiedenartig auf dieser und jener Seite lauten: der Eine findet ein Interesse, welches der Andere nicht theilt." — „Das wäre jedenfalls die seltenere Ausnahme: eine Unterhaltung wird eben nur interessant durch Gegenseitigkeit. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen die natürliche Neugier des Menschen in Anschlag zu bringen."

„Von welcher die Männer mit großer Zuversicht sich freizusprechen pflegen." — „In dem Falle würden sie sehr Unrecht haben. Den Männern bietet sich allerdings leichter die Gelegenheit, viel zu sehen, als den Frauen, und wer viel gesehen hat, dessen Neugier wird einigermaßen abgestumpft, weil er eben seltener etwas sieht, was ihm völlig neu erscheint. Aber dieß letztere findet keine Anwendung auf die Prachtexemplare der Schöpfung, auf die Menschen; denn unter diesen herrscht eine so ungeheure Varietät, daß der Naturforscher immer wieder eine überraschend neue Species entdeckt."

Der Zug rollte über die Moselbrücke und hielt in Coblenz. Aber auch hier stieg kein Passagier zu ihnen ein, und so begann denn Bernau sein bequemes Geschwätz bald wieder auf's neue. Er hatte mit Vergnügen bemerkt, daß die Dame seinen Plaudereien einige Theilnahme schenkte, aber es gelang ihm nicht, sie aus ihrer Zurückhaltung herauszulocken. Immer bedrohte ihn dieselbe feine Ironie, und er mußte sich mit dem seltenen Gefühl der Beschämung gestehen, daß seine Reisegefährtin, ohne jemals unhöflich zu werden, gleichwohl keinen Fußbreit an Terrain verlor.

Boppard und Sanct Goarshausen mit der Lurley und Bacharach waren vorübergeflogen, aber die Romantik des Rheinthals, welches sie freilich schon kannten, hatte den Blick der Reisenden nicht zu fesseln vermocht. Bernau mußte indeß noch einen Versuch machen, sich wenigstens des Namens der Dame zu bemächtigen, und als nun auch Bingerbrück hinter ihnen lag, begann er deßhalb: „Die Neugier der Männer räumt' ich Ihnen ein, meine Gnädige. Es wäre nun sehr hübsch, wenn Sie sich ein klein wenig zu meiner Theorie bekehren wollten, deren Richtigkeit von Ihnen nicht umgestoßen worden ist, und wenn Sie dennoch zur Lösung des persönlichen Räthsels geneigt wären."

„Aber jede Waare hat doch ihren Preis," versetzte sie, „und ich habe Ihnen die vorherrschende Neugier der Damen mit Recht bestreiten müssen. So fehlt denn für mich der Preis, wenn ich Ihnen auch übrigens die Lösung ablassen wollte."

Der Zug hielt in Bingen, der Schaffner öffnete die Thür und Bernau sah mit Verwunderung, daß seine Reisegefährtin vor ihm das Coupé verließ. Eine Dame in elegantem Morgenanzug, welche bereits die Fenster der verschiedenen Waggons im Fluge gemustert hatte, trat der Unbekannten mit dem freudigen Ausruf entgegen: „Willkommen, Ella! Wie schön, daß du Wort gehalten hast!"

„Ja, Kind, da bin ich! und äußerst neugierig auf dich: du sollst mir viel erzählen." — Damit wendeten sie sich einer in der Nähe haltenden Equipage zu.

Also Ella hieß diese Sphynx, — und nun war sie doch neugierig, laut eigenem Bekenntniß! Darin bestand die gesammte Ausbeute der Entdeckungsreisen des Grafen Bernau. Aber sein Gedankengang wurde jetzt ein amerikanischer. Der ächte Bruder Jonathan nimmt bekanntlich vor jedem achtungsvoll den Hut ab, dem er sich als überwunden bekennen muß, und eben so war auch die Unbekannte, welche ihm stets die Spitze geboten und ihr Incognito so mannhaft vertheidigt hatte, in seiner Achtung dadurch gestiegen; er fand sie in der That sehr anziehend.

Mißmuthig sah er sich nach seinen Sachen um, mit dem kurzen Gedankenmonolog: „Schade um das Räthsel! Aber doch wieder ein Blatt ausgefüllt in meinem ungeschriebenen Tagebuch!"

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 6.)

Nachdem Zedlitz den Sommer 1851 ohne einen Gedanken daran, daß man seiner noch bedürfen würde oder überhaupt seiner noch gedächte, in Aussee zugebracht hatte, wie er überhaupt seit den Märztagen von 1848 nicht mehr in Wien war, überraschte ihn plötzlich ein Brief aus der Staatskanzlei mit der Anfrage, ob er gewillt sey, wieder Antheil an den Geschäften zu nehmen. Seine Freunde, mit denen er die Sache besprach, glaubten ihm dazu rathen zu müssen. Er war 61 Jahre alt, und obgleich er sich gern für einen schwachen Greis ausgab, damals in voller Lebenskraft. Bei seinen unleugbaren Geistesgaben fehlte es ihm dennoch an politischem Blicke; sein Vertrauen in die Regierung war stärker als seine Einsicht; er war überzeugt, wem sie ihr Vertrauen schenkte, der verdiene es; er war selbst wohlwollend und gut wie ein Kind, und sah nirgends Arglist und Falschheit. Eine gewisse Sachkenntniß und Fachsicherheit blendeten ihn vollkommen, und er war immer bereit, sein eigenes Urtheil demjenigen unterzuordnen, das von einem Manne kam, der ihm überlegen schien; er war mit Einem Worte ein Poet, kein Staatsmann. Mit dieser Gesinnung trat er wieder in den aktiven Dienst. Seine Urtheile über Menschen und Dinge werden, nachdem die Geschichte ihr Urtheil gesprochen hat, denen, die ihn nicht kannten, oder erst aus diesen Briefen kennen lernen, unverträglich mit seiner von Grund aus liberalen Gesinnung erscheinen, und doch hängen sie so innig mit seinen liebenswürdigsten Zügen zusammen, daß sie durchaus zu dem Bilde gehören, zu dem diese Briefe sich gestalten sollen.

* * *

Ischl, den 2. Sept. 1851.

Gestern war Hofball und ich natürlich sehr froh, diesem entronnen zu seyn; wäre ich früher gekommen, so war er unvermeidlich. Der König von Preußen geht morgen fort, die Großherzogin von Baden am 20sten. Heute regnet es, was es vom Himmel gießen kann, und ich weiß nicht, was in der großen Welt geschieht, werde es aber wohl erfahren. Fürst Felix Schwarzenberg, Arnim, Andlaw, Könneritz — wohnt Alles in der Post oder im Hotel, und so werde ich um eilf Uhr anfangen meine Tour zu machen und bei Fürst Felix anfangen.

Es ist ein fürchterliches Susurro hier, jedes Loch steckt voll Fremden, und Bediente und Sesselträger rennen sich fast um, und das nennt man Landleben und Badekur; ich wollte lieber im Fegefeuer seyn als hier, wenn ich bemüssigt wäre, alle diese Dinge mitzumachen. Heute ist es hier schon so kalt, daß mir die Finger beim Schreiben steif sind; bei uns liegt vermuthlich der Schnee schon auf der Rötschen. Das ist ein nichtswürdiges Jahr, und ist doch im Nu vergangen. *

Ich bin sehr neugierig, wie ich überall werde aufgenommen werden, und füge noch ein Paar Worte hinzu, wenn ich zurückkomme.

Nachmittags. Ich habe heute Morgen meine Visiten gemacht. Ich war bei Fürst Felix, Andlaw, Mayendorff, Ugarte und bei den alten Damen. ** Fürst Schwarzenberg war allerliebst mit mir, wahrhaft herzlich, obgleich er eben im Ausgehen begriffen war und mich nicht lange bei sich behalten konnte; er ließ mich nicht empfinden, daß ein Abstand zwischen uns sey, und war von der offensten Freundlichkeit. Da ich nicht lange bleiben konnte, hieß er mich morgen wieder kommen und probiren, ob ich ihn treffen könnte. Nach Wien, meinte er, möchte ich kommen, wenn auch nur auf kurz, er habe mit mir wegen der journalistique zu sprechen. Er ist übrigens voll Zuversicht und sagte mir: „Wie wir seit anderthalb Jahren regiert haben, so werden wir fortregieren, aber aus der Lage müssen wir heraus, sie verdirbt uns alles Gute.“ Er ist ein Mann der neuen Zeit, aber kein Liberaler à la —. Er ist klar und logisch wie wenige, und nimmt nichts Illusorisches für Thatsache.

Mit Mayendorff habe ich auch ein interessantes Gespräch gehabt. — Bach von Linz *** ist hier und

* Am 8. September desselben Jahres arrangirte Graf Sandor eine Schlittenfahrt in Ischl.

** Gräfin Wrbna und Fürstin Jablonowska, die trefflichen alten Freundinnen, deren beider Tod in der Allgemeinen Zeitung eine würdige Anzeige veranlaßt hat. Alle Personen, die Zedlitz an diesem Morgen besucht hat, sind todt.

*** Freiherr Eduard von Bach, Bruder des Ministers, der 1862 seinen Abschied als Statthalter von Oberösterreich nachsuchte, und sich nicht zu zählende Verdienste um das Kronland erworben hat. Eine der reizendsten Straßen der Welt, die von Ebensee nach Obertraun dankt ihm ihre Entstehung. Als der Herausgeber sie befuhr und mit dem Ebenseer Kutscher über den Urheber sprach, sagte dieser einfach: „Er war ein guter Mann aa“ (auch) — ein Nachruf, den er verdient.

freut sich mich kennen zu lernen; mein Freund Metzburg, Ministerialrath bei seinem Bruder, hat ihm eine Menge von mir erzählt. Zur Erzherzogin Sophie gehe ich erst, wenn der Rummel vorüber ist. Morgen ist wieder Hofball, und den mag ich nicht mitmachen. Von der Tann ist hier, ich sah ihn aber noch nicht. Nun muß ich noch für die Allgemeine Zeitung schreiben. Fürst Schwarzenberg grüßt Sie sehr. Schreiben Sie doch der F., daß sie uns fünf bis sechs Pfund Trüffeln nach Linz bestellt.

Ischl, den 3. Sept. 1851.

Ich kann nur ein paar Zeilen schreiben, denn ich habe einen langen Artikel für die Allgemeine Zeitung geschrieben, der heute abgehen soll, und Visiten ohne Zahl. Das Wetter stört übrigens jede Communikation, so daß man niemand zu sehen bekommt, zu dem man nicht gerade geht. Für meine Angelegenheiten war die Reise gut; ich glaube ziemlich ruhig schlafen zu können und nicht befürchten zu dürfen, daß man mich reducirt, und sonst verlange ich nichts. Der König von Preußen soll heute abreisen; die Suite ist schon weg; er geht über Gmunden und die Pferdebahn nach Linz und durch Böhmen. Man sagt, er liebt nicht, wenn er es evitiren kann, mit der Lokomotive zu reisen.

Den 4ten. Ich war vorgestern bei Fürst Schwarzenberg, dem ich meinen Aufsatz aus der Allgemeinen Zeitung vom vorigen Montag mitbringen mußte, den er höchst billigte und dem Kaiser geben wollte. Auch das Gedichtfragment hat er behalten und es hat ihm sehr gefallen; warum gibt es die Allgemeine Zeitung nicht?

Von Holstein weiß ich so viel im Vertrauen: die Gesammtmonarchie, d. h. das Königreich Dänemark in der Ausdehnung, wie es war, sey eine Sache der Nothwendigkeit, und keine der großen Mächte stehe davon ab; auch Oesterreich nicht, das die gleiche Ueberzeugung hegt. Was aber die speciellen Verhältnisse der Herzogthümer betrifft, so geht heute der hannöversche Gesandte, Graf Platen, nach Kiel, und eine schriftliche Note der einzelnen Minister ist schon vorausgegangen, um der dänischen Regierung in den gemessensten Ausdrücken zu bedeuten, daß der Status vor 1846 von Deutschland unbedingt aufrecht erhalten werden werde, daß, während von Incorporation ohnehin auch nicht die Rede seyn könne, auch die Administration, die eine Danisirung der deutschen Gebietstheile beabsichtigen und anbahnen sollte, nicht zugelassen, und die gesammten Rechte der Herzogthümer vollkommen aufrecht werden erhalten werden. Mit den Dänen selbst ist man sehr unzufrieden, und wie ich Ursache zu vermuthen habe, ist die Mission von Platen eine sehr kategorische. Was die Succession betrifft, so fällt sie entschieden an den Prinzen von Glücksburg, indem der Prinz von Augustenburg geradezu unmöglich bei den Dänen durchzusetzen sey — indessen nicht durch Absetzung der Augustenburgischen Linie, sondern durch Unterhandlung und Entschädigung, die der Herzog von Augustenburg auch annimmt, da er sieht, daß die Trennung der deutschen und dänischen Reichstheile nun einmal für den Augenblick eine Unmöglichkeit ist, und Er für die Dänen eine Möglichkeit bleibt. Da nun die Herzogthümer in die Verhältnisse von 1846 vollständig zurückgesetzt werden, so wäre für sie kein gültiger Anspruch mehr vorhanden, als vor dänischen Plackereien geschützt zu werden, und das sey man auf's kräftigste zu thun fest entschlossen. Mit Preußen ist gegenwärtig das beste Einverständniß.

Fürst Felix sagte mir: „Es ist mit den Preußen ungeheuer schwer zu unterhandeln. Mit den Demokraten geht es bezüglich der Grundsätze nicht, und die Conservativen wollen, was sie anstreben, auf dem Wege der Reaktion erhalten; aber immer wollen sie außer dem, was sie haben, und außer dem, was ganz Deutschland hat, noch etwas für sich auf die Hand!“ Mir ist dabei die Geschichte vom alten Koch eingefallen. *

Der König war sehr freundlich und man schied in größter Innigkeit. Er hofft durch die Provinzialstände Aehnliches zu erlangen, als durch die Handbillette bei uns geschehen ist, und würde augenblicklich gleiche erlassen haben, wenn er nicht auf die Constitution den Eid geleistet hätte, was auf die vom 4. Mai weder der Kaiser noch die Minister gethan haben, und diese nur als Provisorium erlassen worden ist. Der Kaiser soll heute Abend weg und will' in Wels die Husaren mustern, aber es regnet wie mit Kannen. — Wallmoden war rührend freundlich, ich begegnete ihm unterwegs. Bei Gräfin H. begegnete ich Platen; er sieht dem Dichterbilde sehr ähnlich. — Ich bin heute Abend bei der Erzherzogin Sophie mit der Königin von Preußen und dem jungen Kaiser.

Wien, den 22. Sept. 1851.

Ich bin gestern glücklich hier angekommen, unter Donner und Blitz und einem so fürchterlichen Platzregen gerade beim Einfahren des Dampfschiffs zu Nußdorff, daß Alles durch und durch geweicht war und

* Der alte Hofschauspieler Koch hatte eine Zulage von 1000 fl. bekommen; als zwei andere seiner Genossen später dieselbe erhielten, behauptete er, er sey verkürzt, da er 1000 fl. mehr als diese gehabt habe.

die Koffer im Wasser standen. Ich nahm mir einen Fiaker und fuhr in meine Wohnung, wo ich Alles bereit fand. Heute ging ich zuerst zum Fürsten Felix, der mir sagen ließ, er hätte nicht Zeit, aber ich solle zum Essen kommen. Kann daher zur Stunde noch nicht sagen, was meine eigentliche Bestimmung seyn wird. L. ist Bräutigam und, wie ich höre, ungemein verliebt — das sind ja wohl Alle um diese Zeit.

Mit Fürst Metternich bin ich nicht zu Dampfschiff hieher gekommen, aber wohl mit J. S., der Wittwe von Ephesus. Wer J. nicht an der Table d'hote des Dampfschiffs gesehen hat, hat nichts gesehen. Kein menschliches Wesen macht sich davon einen Begriff; ich war das Opfer und in einer wahren Wuth; das half aber alles nichts, sie merkte nichts. Die Gesellschaft war von der allergemischtesten Art, und ich hatte glücklich nach längerer Beobachtung ein junges preußisches Paar herausgefunden: der Mann von etwa 36 Jahren, die Frau ganz allerliebst, jung, bescheiden und hübsch, und dachte mich mit ihnen abseits zu setzen und zu conversiren; nicht möglich! J. war bereits mit dem ganzen Dampfboot in Verhältniß getreten, fuhr hin und her, wartete auf links und rechts, stellte Leute, denen sie eben erst vorgestellt war, andern vor, und hatte es namentlich auf mich abgesehen. Alle Augenblicke schrie sie meinen Namen über das ganze Dampfboot von einem Ende zum andern; bald kam sie selbst gelaufen: „Zedlitz, soll ich Ihnen nicht Ihren Mantel holen? — Zedlitz, nehmen Sie meinen Shawl um den Hals — Zedlitz, thun Sie dieß — thun Sie das! Das ist der Herr Gumpel aus Krems — und hier führe ich Ihnen die Bezirksvorsteherin von so und so auf" — und so fort ohne Unterlaß. Als es zum Essen ging, wollte ich möglichst dem Dinge ein Ende machen und setzte mich abgesondert an eine Tischecke. Kaum hatte sie mich vermißt, so schrie sie schon wieder meinen Namen durch die Thüre der Kabine herein; kurz, mich kannte, noch ehe es zum Essen ging, das ganze Dampfboot. Da Sie wissen, welche Aversion ich habe, Bekanntschaften mit aller Welt zu machen, und daß ich aus langer Erfahrung alle Leute, die ich nicht kenne, als Leute vermeide, die ich nicht zu kennen brauche und die nicht für mich taugen, so können Sie sich vorstellen, was ich gelitten habe.

Der Wermutsbecher war aber noch nicht geleert. Als sich der Tisch gefüllt hatte, weil ich aber an der Ecke des Tisches saß, die Plätze zunächst mir nicht besetzt waren, hatte sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als allen Vorübergehenden zuzurufen, daß noch zwei Plätze leer seyen. Sie hatte auch wirklich das Glück, beide — den einen an einen Rothgerber, den andern an einen Färber aus einem kleinen Landorte, beide mit ganz schwarz gebeizten Nägeln — anzubringen. Hätte sie die Leute sitzen lassen, so hätten wir doch nur eine ganz inoffensive Nachbarschaft gehabt; so aber machte sie sie mit meinen Gedichten bekannt, und erzählte dem ganzen Tische allerhand Anekdoten über mich, so daß ich von der ganzen Tafel gekannt und der Lion des Essens wurde. Ich war geradezu wüthend, und mochte ihr zehnmal bemerken, daß ich derlei nicht liebe, es half nichts. Dabei legte sie die Suppe und Gemüse nach allen Seiten den Nachbarn vor, die nicht bedeutender waren als der Gerber und der Färber. Ich bin fest überzeugt, daß meine Kolik von heute Nacht von der Galle kam, die sie mich herunter schlingen machte.

Fürst Metternich wird wohl heute hier eintreffen; ich fürchte, er wird ohne seinen Willen in alle Intriguen gezogen werden und mehr Uebles als Gutes stiften. Ich werde erst in ein paar Tagen, wenn ich Fürst Schwarzenberg und den Minister von Kübeck gesprochen habe, eine Meinung für mich haben können, jetzt höre ich nur, was andere sagen, das allerunglaublichste Zeug. So habe ich heute eine Masse von Unsinn von einem Ministerialrath gehört, der gerade so viel von Politik zu erfahren scheint wie mein Joseph.

Wien, den 23. Sept. 1851.

Wie Sie aus dem Briefe Ransonnets gesehen haben, ist über meine fernere Bestimmung bereits vor meiner Ankunft entschieden worden und ich bin wieder vor wie nach als Appendix des Ministeriums der Auswärtigen zu finden. Ich aß gestern mit Minister Bach und dem Kriegsminister beim Fürsten Felix, wo ich auch Ransonnet und den Unterstaatssekretär Helfert aus dem Unterrichtsministerium fand. Ransonnet bedeutete mir mündlich, was er mir schriftlich schon mitgetheilt hatte, und der Fürst gab mir die Hand und sagte sehr freundlich: „Morgen bin ich zum ersten mal, seitdem ich Minister bin, von Wien weg, um zu fischen. Kommen Sie aber übermorgen um zehn Uhr, dann wollen wir das Nähere besprechen."

Dieses Nähere kann sich nur auf irgend eine finanzielle Berücksichtigung erstrecken, die ich vielleicht im Augenblick, wo man mein Hierseyn dringend zu wünschen scheint, erlange, später ganz gewiß nicht mehr, und womit ich wahrscheinlich meine Einrichtung bestreiten kann. Ich komme natürlich diesen Herbst nicht mehr nach Aussee, meine hier zu treffenden Vorkehrungen lassen mich nicht los und hetzen mich jede freie Stunde herum, bis ich casirt und wieder ordentlich untergebracht bin; dagegen werde ich wohl mit Gottes Hülfe die Möglichkeit finden, die Weihnachtfeiertage in

Linz zuzubringen und Sie im Lauf des Winters, wenn Sie nach Berlin gehen, noch einmal in Wien zu sehen. Von meinen Sachen schicken Sie mir nichts her, als .. und den Radetzkybecher. — Ich war mehrere Stunden aus, um mich nach einer Wohnung umzusehen, und habe die Ueberzeugung, auf der Straße bleiben zu müssen, denn es ist auch nicht ein Zettel ausgehängt, und nebstdem sind die Preise immens. Fügen sich die Dinge, wie ich es wünsche, so werde ich hier eine Köchin nehmen, denn eine Wirthshausmenage hier zu führen, ist mir unmöglich; ich detestire sie gründlich.

Ich weiß es, Sie haben das Ereigniß, das mich hieher führt, nie für ein unliebsames gehalten, und wenn ich Sie im Winter ein paar mal und des Sommers wie gewöhnlich sehen könnte, wäre es auch nicht so arg; aber wer weiß das, und ob mir die Mittel gegeben werden, leben zu können, ohne hier Trübsal blasen zu müssen? Es war nicht meine Wahl, und mein Garten wäre mir lieber, und daß ich daheim im Loden mein altes Handwerk triebe.

Stellen Sie sich vor, daß A. nicht beim Manöver war und die Truppen nicht gesehen hat! Er reitet aus, so oft es ihn freut, will österreichischer Offizier werden, hat die Gelegenheit, 30,000 Mann in einem prächtigen militärischen Schauspiel vereint zu sehen, und bleibt an dem Tage lieber zu Hause; und das will Soldat werden! Ich begreife diese jungen Leute nicht, die alles mehr interessirt als der Stand ihrer Wahl. Ich wäre zu meiner Zeit auf allen Vieren hinausgekrochen, wenn meine Beine es nicht vermocht hätten.

Ich lege Ihnen meinen Garten an's Herz; gehen Sie doch in meine Blumen- und Gemüsepassion ein, öffnen Sie die Pflanzensendungen, wenn Sie ankommen.

Wien, den 26. Sept. 1851.

Der Kelch wird vielleicht an mir vorüber gehen: ich glaube nicht, daß Schwarzenberg mich behalten wird. Er hat mir zwei wichtige Arbeiten gegeben, an deren einer ich heute schon zehn Stunden ununterbrochen arbeite. Ich hoffe, ich komme in vierzehn Tagen, spätestens drei Wochen wieder nach Hause; schicken Sie mir nichts von meinen Sachen. Ich aß gestern beim Fürsten Felix, und er ist sehr gut für mich. Ich bin überzeugt, er sieht ein, daß ich ein zu langsamer Arbeiter bin, und läßt mich wieder gehen, wenn ich mein Pensum aufgearbeitet habe. Ich war außer gestern Abend beim Fürsten Metternich noch nicht einen Schritt irgendwo als beim Fürsten Felix und daheim arbeitend; das wird mir sauer und ich werde es schwer gewöhnen. Ich kann zu niemand gehen und keine Commissionen für mich oder andere Leute machen, bis ich mit den zwei Arbeiten fertig bin; beide sind langathmig.

Wien, den 27.

Das ist eine üble Geschichte, theure E., wenn das so fortgeht. Ich sitze den ganzen Tag arbeitend und habe kaum so viel Zeit, einen ordentlichen Brief an Sie zu schreiben, viel weniger irgend jemand aufzusuchen. Gestern arbeitete ich in Einem Sitz von sieben Uhr früh bis fünf Uhr Nachmittags; dann ging ich zum Erzherzog Karl zum Essen, und weil ich weder Luft geschöpft noch Bewegung gemacht hatte, ging ich hinaus zum Fürsten Dietrichstein, dann zum Minister Bach, wo ich bis eilf Uhr blieb. Heute war ich um halb neun in der Staatscanzlei, empfing meine Informationen vom Fürsten und arbeitete wieder bis fünf Uhr, dann ging ich nach Hause, las die Zeitung, und jetzt, halb zehn Uhr, sitze ich und schreibe an Sie, aus Besorgniß, daß ich morgen am Ende keine Zeit dazu finde.

Heute ist mein Hierbleiben ziemlich entschieden worden, um so unentschiedener sind die Verhältnisse, in die ich gestellt werde. Der Fürst ist außerordentlich artig und freundlich für mich, er ist aber durchaus kein Mann von sehr docilem Charakter, und Sie wissen, wie wenig es in meinem liegt, die Leute herumzubekommen, wie man sagt. Er sagte mir heute sehr ernsthaft, es sey gegen sein Gewissen, da er mich vortrefflich brauchen könne und auch in der That nothwendig brauche, mich müssig zu lassen, was er auch sonst nicht verantworten könne. Ich sagte ihm natürlich, wie meine Lage sey und wie drückend es für mich wäre, jetzt in Wien von meinem Gehalt leben zu müssen. Der Fürst antwortete mir, daß, so leid es ihm thäte, er darauf keinen Bedacht nehmen könne; was aber meinen Gehalt anlange, so sey dieser in dem jetzigen Status nicht so unbedeutend (es waren 3000 Gulden), da ein Minister nur 8000 habe; ihm seyen in Bezug auf die Kasse die Hände gebunden. Ich erwiederte, daß ich auf die unbedeutendste Wohnung immerhin 7—800 fl. rechnen müsse. „Nun, ich werde sehen," war die Antwort, und so schloß das Gespräch. Sie können hieraus entnehmen, que mes jours de fête sont passés, und daß meine künftige Stellung sehr wenig brillant seyn wird. Ich aß bis jetzt zwei mal im Gasthof, trank keinen Wein und brauchte den einen Tag 2 fl., den zweiten 1 fl. 48 kr. C.M. Für den Fiaker zum Fürsten Metternich, der mich sonst 2 fl. gekostet hat, muß ich nun drei zahlen. Ich brauche im Winter im Durchschnitt für Wohnung 60 fl., für Essen 60, für Holz 20, für Joseph 25, für Wäsche 10, für Fiaker 60,

was aber in der schlechten Jahreszeit nicht reicht. So sind schon 255 fl. weg, ohne einen Groschen für irgend eine andere Ausgabe zu rechnen; nun fällt freilich im Sommer manches weg, aber andere Dinge kommen auch hinzu. Auf diese müßte dann mit dem vorgesehen werden, was ich vielleicht an Quartiergeld bekomme — wenn ich etwas bekomme. Kurz, meine besten Tage sind verlebt! Denken Sie sich hinzu, daß ihr mir auf jedem Schritt und Tritt fehlen werdet, und Sie können sich denken, wie ich in die Zukunft sehe. Den Garten (in Aussee) lasse ich indessen nicht eingehen, er mag wachsen und gedeihen, für mich, wenn ich hinkomme, oder für andere nach mir. Ich werde leider die kleinen Gartenausgaben, die mir so viel Freude machen, künftig beschränken müssen, denn Schulden will und darf ich nicht machen, ich muß Gott danken, wenn ich die alten bezahlen kann. Es war freilich ein schönes Leben, wie ich als Rentier leben und machen konnte, was ich wollte; das muß ich mir nun aus den Gedanken schlagen. Vielleicht ändert es sich später doch noch und wird nicht so arg, als ich es mir einbilde! Aber ich fürchte sehr, wenn Schwarzenberg erst Arbeit für mich hat, so reißt sie nicht ab.

Wien, den 30. Sept. 1851.

Mein Brief hat Sie betrübt; das glaube ich wohl, aber leider ist darin nichts mehr zu ändern, und auch mich betrübt der gegenwärtige Zustand unsäglich. Wie ich Ihnen schon schrieb, zerstört er all meine Projekte und hat noch überdieß die größte Unbestimmtheit im Gefolge; denn ich weiß jetzt nach acht Tagen so viel über mich zu sagen als am ersten. Für jetzt muß ich bleiben, auf wie lange, weiß ich nicht; ob ich, und was ich als Entschädigung erhalte, ist nicht minder unbestimmt. Bei der Beschreibung der kleinen Ueberraschungen, die ich bei meiner Zurückkunft finden sollte, kamen mir fast die Thränen in die Augen; was aber läßt sich da thun? Man muß es eben hinnehmen. Was Sie mir in Bezug auf meine Einrichtung schreiben, ist auch meine Absicht, und ich denke vor der Hand nicht daran, eine eigene Haushaltung zu führen; wenn Sie aber von einer hübschen Monatwohnung reden, so kennen Sie den jetzigen Zustand von Wien nicht; ein sündentheures, finsteres Loch, das ist Alles, was ich bis jetzt hätte haben können. In der Staatskanzlei ist nicht eine Kammer, viel weniger ein Zimmer ledig, und die Kanzleiherren schreien ohne Unterlaß um Raum. Unser Cabinetscourier Rohmann hat ein hohes, großes Eckhaus in der Plankengasse, ganz auf chambres garnies eingerichtet, und von diesem miethete ich mir ein Zimmer nebst Cabinet und Bedientenzimmer für 65 fl. monatlich; er sagte es mir zu, und wie wir hinkommen, hat es der Hausmeister einer alten Gräfin vermiethet und bereits das Drangeld empfangen. Mir vom Joseph kochen zu lassen, ist wegen Holz eine theure Sache, da ich um 1 fl. 30 kr. im Gasthof im Durchschnitt sehr gut essen kann, wenn ich die Tage nicht in Rechnung bringe, wo ich eingeladen bin. Wenn man mir nur Luft läßt im Sommer, so wäre ich getröstet. Euch im Winter einigemal in Linz oder Wien zu sehen, ließe sich schon einrichten, aber wie ist es im Sommer, wenn ich hier bleiben muß? Von jetzt an wird über mich verfügt, und zwar nicht mit Rücksicht auf meine Neigungen und Liebhabereien und auf meine poetischen Velleitäten, sondern wie über jeden andern Beamten.* Da heißt es nur aus seiner Lage das Beste machen, aber auf einen eigenen Wunsch und Willen ist nicht mehr zu rechnen. Man muß indeß nicht den Muth sinken lassen und es machen wie Marschall Radetzky, der, wenn er im Jahr 1848 eine Stadt nach der andern bis Verona verlassen mußte, immer ganz lustig sagte: „Wir werden schon wiederkommen," und Allen den Muth erhielt. Sie kamen auch wieder.

Noch eine Geschichte: Cl. schickte Radetzky die Relation des siegreichen Gefechtes, das er in Siebenbürgen commandirt, und bat um des Marschalls Kritik; dieser antwortete ihm: „Daß Ihr mir überall, wo Ihr hinkommt, Ehre machen würdet, habe ich ohnehin gewußt, und daher ist nur meine Hoffnung auf Euch erfüllt. Der Madame ** (einer Ballerina) cum suis gehst du sehr ab, am meisten aber deinem Freunde Radetzky." So schrieb er in Geschäftssachen an seine Generale. Dabei sagt jeder, daß er durchaus niemanden eigentlich attachirt sey, und als man ihm den General Heß wegnehmen wollte und sich nicht recht mit der Forderung heraus traute, merkte er, daß man etwas von ihm wolle, und sagte, als man endlich doch mit der Wahrheit herausrückte: „Die Generale könnt ihr Alle haben, nur kein Bataillon." Das wußte die ganze Armee, daß ihm individuell eigentlich niemand am Herzen lag; dennoch adorirte ihn ein jeder, und jeder, der mit ihm sprach, meinte, er sey eine Ausnahme.

Hier ist jetzt Alles in tiefster Ruhe und Furcht. Nie hat ein Monarch von einundzwanzig Jahren einen solchen Respekt um sich zu verbreiten gewußt. Ob diese Strenge nur die Gegenwart bändigen will, oder ob sie ein Charakterzug für's Leben bleibt, läßt sich bei einem

* Dieß ist nie geschehen, und man hat ihn nicht ein einzigesmal verhindert, nach Aussee zu gehen.

so jungen Manne nicht voraus bestimmen, gewiß aber ist, daß von dem Ersten bis zu dem Letzten niemand einen Augenblick sich vergißt. So viel ist offenbar, daß seine Jugend so widerwärtige Eindrücke von den Menschen im Allgemeinen empfangen hat, daß es kein Wunder ist, wenn er die Race verachtet; aber ein Zuviel von dieser Seite wäre auch ein Unglück.

Den 8. Oktober 1851.

Ich muß mich heut so kurz als möglich fassen, da ich einige officielle Sachen zu verrichten und mein Umziehen in mein neues Quartier, Seilerstatt 1189, zu besorgen habe. Der Kaiser geht den 18. nach Gallizien, und da können Sie sich denken, was der Fürst zu thun hat. Hammer wartet schon drei Tage von früh zehn Uhr bis Nachmittag vier, um vorzukommen. Nun hat der freilich, wie der Fürst weiß, nichts zu thun, als in irgend einer Lapalie, wegen der er Gott und die Welt bis auf's Blut sekirt; aber es geht den Ministern um kein Haar besser, auch die müssen oft zwei bis drei Stunden warten.

Ich hatte wohl recht, Drangeld auf meine Wohnung zu geben; denn kaum war ich weg, so kam ein anderer, der sie für den ganzen Winter haben wollte. Während tausend andere Leute, und ich selbst mit, alle Mühe anwendeten und alle Wohnungsmäkler in Bewegung setzten und nichts bekommen konnten, so hat Frau von Goethe, wie sie den ersten Tritt auf die Straße setzte, eine excellente, billige Wohnung gefunden.

Sie haben recht, nicht über Politik zu reden. Diejenigen, die sehen, wie sie und warum sie so und nicht anders geführt wird, haben keinen Grund, gern darauf einzugehen. Die aber nun obendrein aus der Ferne sehen und sich die Dinge nach dem Hörensagen und den eigenen Combinationen zusammensetzen müssen, kommen noch außer dem Aerger über die Sache, der nicht zu vermeiden ist, auch in Irrthümer. Allerdings ist der Geist ganz so schlecht, wie Sie sagen, in den Provinzen, und das weiß man hier recht gut. Wenn aber eine Nation, wie die englische, offenbar Partei für die Revolution nimmt, und das Journal Palmerstons offen erklärt, Kossuth sey der legitime Vertheidiger des guten ungarischen Rechts und der Aufstand ein berechtigter, und wenn hierauf in Ungarn alle Honveds wieder Feuer fangen und man ihnen weiß macht, die englische Flotte segle schon nach Pesth und die Türken kämen mit 300,000 Mann und die Kossuthnoten werden von allen Mächten angenommen, und nun wieder Alles hofft, jetzt werde Oesterreich zu Grunde gehen und Ungarn obenan stehen — was bleibt da zu thun, als die strengste Zucht durch Polizei und Armee? Und was in Ungarn im Großen, geschieht in den andern Kronländern im Kleinen; gehetzt aber wird überall — und da man nicht auf die Korruption der Armee rechnen kann, die man fast auf allen Punkten, bis jetzt aber vergebens, versucht hat, will man uns durch die Finanzen zu Grunde richten und spielt die unglaublichsten Intriguen. So hat das Ausland nichts am letzten Anlehen genommen, und doch haben alle ersten Bankiers von Amsterdam und London es versprochen. Sie sehen daraus, ob man Ursache hat, rosig zu sehen; aber man kämpft mit frischem Muth und hat nicht wie 1848 jede Hoffnung aufgegeben.

Abends. Ich habe jetzt wieder viel zu arbeiten, dießmal Schleswig-Holstein. Die Dänen sind Lumpenhunde, die die Sachen auf's Aeußerste treiben möchten; sie wissen aber nicht, mit wem sie es zu thun haben. Oesterreich erkennt die Nothwendigkeit des dänischen Staats als ein Ganzes, und deßhalb läßt es die Uebergebung der Augustenburger, die in Dänemark unmöglich durchzubringen sind, gegen Entschädigung zu, als einen kategorischen Imperativ, durch die Umstände herbeigeführt. Dürfte Dänemark geschwächt werden, so würde man die Augustenburger gar nicht angetastet haben in ihren Erbansprüchen. Nun sind die Augustenburger bereit, gegen Entschädigung abzutreten; die Dänen aber wollen die Herzogthümer wieder faktisch incorporiren, oder was eins ist — danisiren! Dagegen ist Oesterreich entschieden, das wohl die Erbfolge des Prinzen von Glücksburg zugibt, aber nicht die Danisirung von Schleswig und am allerwenigsten die von Holstein.

Das ist ungefähr das Skelet der Sachlage. Der dänischen Ausflüchte müde, schickte der Fürst eine so kategorische Depesche nach Kopenhagen, daß Reetz und Karl Moltke erklärten, sie könne dem König nicht vorgelegt werden, und man würde ihm nur den Inhalt referiren, zumal da die preußische, die nach der Ischler Verabredung in ganz gleichem Sinne erfolgen sollte, in höchst verbindlicher und milder Fassung angelangt sey, man die österreichische daher nur als den Einzelausdruck des Cabinets betrachten könne. So geht es immer! Wenn wir Nachgiebigkeit zeigen, so sind die Preußen peremptorisch; wenn wir von unserer Seite einen peremptorischen Charakter annehmen, sind die Preußen artig! Nur immer das Gegentheil von dem thun, was wir thun, wenn auch nur in der Form, wenn die Sache nicht zu ändern ist und gemeinschaftliche Schritte geschehen müssen! Dabei ist der König selbst unglaublich mit Allem zufrieden, was hier geschieht, und schwärmt vom jungen Kaiser, von Oesterreich überhaupt, und von seinem Aufenthalt in Ischl

insbesondere. Major H. von seinem Regiment, den er selbst mitverlangt hatte und der sein Gast war und nicht sein ihm vom Hof beigegebener Begleiter (welches Graf Schafgotsche war, Commandant eines Armeecorps — wie Sie den S. zum Troste schreiben können, die es unanständig fanden, daß man ihm einen so jungen Mann beigesellt hatte), wurde von ihm sehr hervorgezogen, so daß er immer beim König wohnte, sogar zu Sanssouci, wo es so eng ist, daß er in die Windmühle logirt wurde. Bei allen Paraden machte ihm der König völlig die Honneurs, und im Theater, wo er in der Vis-à-vis-Loge und der König in seiner Proscenium-loge war, kam der König jedesmal während des Stücks herüber und sprach mit ihm, als ob er es recht zeigen wollte, wie sehr er ihn auszeichne. Beim Abschied erhielt er den Johanniterorden in Brillanten. Auch die Offiziere waren ausnehmend artig, zumal die älteren. H. ist natürlich ganz entzückt, und nur die Pferde, die er zum Reiten bekam, seyen durchweg schlecht gewesen; sie werden eben vom König im kurzen Galopp geritten werden, was freilich einem Husarenoffizier nicht genügt.

Mit alledem scheinen eben der König und die Regierung nicht einerlei Weg in allen Dingen zu gehen, was auch in der schleswig-holsteinschen Sache der Fall zu seyn scheint. Heute habe ich wieder wenigstens dreißig Bogen schleswig-holsteinsche Akten zu lesen, von Brints, von Prokesch, von unserem Cabinet, von Preußen, von dem dänischen Ministerium, so daß ich nach Tisch nicht mehr vor die Thüre kam. Wenn das durchstudirt ist, heißt es das ganze Aktenfascikel zu bearbeiten und zu extrahiren. Das Arbeiten ist mir nicht unangenehm, ich arbeite lieber als ich Visiten mache; aber ich wollte lieber, ich könnte das Alles in Aussee thun und dazwischen mit Ihnen plaudern und in den Garten hinausgehen.

Johann soll fleißig seyn; sind Melonen reif geworden? Lassen Sie mir Glace kochen und bringen Sie sie mir mit. Joseph wird für mich kochen, sobald ich ein bischen in Ordnung bin. Joseph ist sehr brav, das muß man ihm nachsagen, nur möchte er alle Abend in's Theater gehen, und nichts wird hier gezeigt, das er nicht zu sehen brennt, sobald er die Affiche liest.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Neue Parks. — Die Cerrito.

An der neuerdings verlängerten Straße Lafayette ist ein Garten entstanden, wie durch den Schlag einer Zauberruthe. Vor vier Wochen sah man da einen Schutthaufen, wo Nachts ganze Schwärme von Katzen um ihre zerstörten Penaten jammerten: jetzt prangen da herrliche Gebüsche von Lorbeer- und andern immergrünen Stauden, und stattliche Bäume, die sich vor Kurzem noch in dem Walde von Bondy oder im Gehölze von Boulogne wiegten. — Die Anhöhen (buttes) von Chaumont werden in einen unermeßlichen Park verwandelt, der durch Lage und Mannigfaltigkeit selbst den Boulogner Salonwald übertreffen soll; ein See, Cascaden, die über hohe Terrassen herabschäumen, Inseln, Brücken über die Thäler u. s. w. Gegenwärtig ist man mit nichts Geringerem beschäftigt, als das Vincenner Gehölz um mehr als eine Viertelstunde zu verlängern, von Vincennes durch die Ebene von Charenton, und da wird wieder ein See angelegt, achthundert Meter lang, und Wasserfälle, Inseln und Brücken, und rings um den Park zieht sich eine Landstraße zwischen Villen. Solche Promenaden baut man für die Schreiner und Tapeziere der Vorstadt St. Antoine. Das Alles kostet eine Kleinigkeit: dreizehn Millionen der Grund und Boden, und vier bis fünf Millionen Arbeitslohn. Die Stadt veräußert für zwölf Millionen Grundstücke, mit der Verpflichtung für den Käufer, ein Landhaus zu bauen. Diese riesenhaften Arbeiten, wozu man 450 Arbeiter, zwei Dampfmaschinen und fünfzig Pferde verwendet, wurden im Mai 1863 begonnen und werden nächsten Sommer vollendet seyn.

Die, man kann sagen weltberühmte Tänzerin Cerrito

empfängt häufig Besuche von Italienern. Kürzlich ist sie von der Polizei aufgefordert worden, das Verzeichniß der Personen vorzulegen, die bei ihr erschienen sind. Die Tänzerin weigerte sich, diesem Ansinnen Folge zu leisten; es heißt, ihre Tochter, ein zwölfjähriges Mädchen, und die Kameristin seyen verhaftet. Ich gebe die Nachricht, wie sie mir mitgetheilt wird.

Berlin, Februar.

Das Künstlerhaus in Berlin.

In der deutschen Künstlerwelt ist plötzlich, seit verhältnißmäßig kurzer Zeit, die Erbauung von Künstlerhäusern die Losung des Tages geworden. Man hört wohl davon, daß im Mittelalter die Zünfte ihre Zunfthäuser hatten, daß die Handelsstädte Kauf- oder Gewandhäuser besaßen; man weiß, daß selbst in verkehrsreichen ausländischen Handelsplätzen größere Genossenschaften und Städteverbindungen Häuser und Speicher errichteten, wie von London, Venedig, Antwerpen, Riga und andern Orten bekannt ist; aber der Geist der neuen Zeit hat das Wesen und meist auch die Form aller dieser Einrichtungen vernichtet, und es fragt sich sehr, was in unsern Tagen die Erbauung eines Hauses durch Männer bedeutet, deren Beruf seinem Wesen nach sich gegen jeden Zwang, gegen jede äußere Nöthigung auflehnt. Man antwortet wohl mit dem Hinweis auf den Trieb unserer Zeit, in Vereinen die einzelne Kraft zu bilden und zu vervielfältigen, zu vertausendfachen, und macht den unbestreitbaren und handgreiflichen Nutzen dieser Vereine geltend. Aber Verein und Verein ist zweierlei, und was einem Handwerkerverein, einem Arbeiterverein sehr frommt und nöthig ist, braucht darum nicht auch für einen Künstlerverein zu taugen, und wenn ein großer Verein mit klar ausgesprochenen praktischen Zwecken unter eigenem Dach und Fach arbeiten und wirken möchte, so hat doch gewiß ein eigenes großes Haus für die Männer der Kunst, deren jeder doch nun einmal seinen eigenen Weg geht und gehen muß, weniger Sinn. Daß Künstlervereine vorhanden sind, ist thatsächlich wahr, ob aber die Kunst aus ihnen irgend welche bedeutende Förderung gewinnt, ist sehr zweifelhaft, und sehr nahe liegt die Ansicht, nach der diese Künstlervereine sehr vorwiegend nur geselliger Natur sind. Und so ist es denn auch mit den Künstlerhäusern; der Wunsch ist wesentlich aus dem Umstande hervorgegangen, daß die Künstler gern einen bestimmten, eigenen Ort besitzen möchten, wo sie sich Abends vereinigen, wo sie ihre Feste feiern könnten.

Zu diesem eigentlichen Zwecke treten nicht unerhebliche Nebenumstände, welche denselben erweitern. Wem wäre nämlich nicht bekannt, wie mangelhaft organisirt und ausgestattet einige deutsche Kunstakademien sind, und wer litte wohl zunächst mehr unter diesen Mängeln als eben die Künstler? Ich will auf die Verhältnisse der hiesigen Akademie, einer der fortgeschrittensten, in dieser Beziehung nicht näher eingehen; ich will nur auf die sehr große Unzulänglichkeit der Ausstellungsräume, besonders seitdem den besten Saal die Wagnersche Sammlung belegt hat, und auf die große Lückenhaftigkeit der Bibliothek, namentlich in Bezug auf neuere Erscheinungen hinweisen. Aehnlich ist es rücksichtlich der Räumlichkeiten u. s. w. in Wien, Dresden und an andern Orten, während München hierin eine rühmliche Ausnahme macht. Nichts lag also gewiß an Orten, wo die Akademien vieles zu wünschen übrig lassen, näher, als daß man im Künstlerhause eine Ergänzung dieses Mangels zu finden suchte, und so soll sich denn auch in dem hier zu erbauenden das Casino mit den Ausstellungssälen, den Bibliotheksräumen u. s. w. vereinigen. Immerhin tritt aber diese Seite gegen den gesellschaftlichen Zweck zurück, und wenn das Publikum dringend Veranlassung hätte, im Interesse der Kunst ein anständiges Ausstellungsgebäude zu erstreben, so glaube ich doch, daß es da, wo es sich um ein Gesellschaftshaus für die Künstler handelt, schlechterdings kein anderes Interesse haben kann, als wenn die Offiziere, die Geheimeräthe oder die Großhändler ein Casino anlegen, und daß man in diesem Fall vom Publikum eine umfassendere Unterstützung weder verlangen noch erwarten kann.

Zur Erlangung eines Baukapitals — das übrigens nach der Meinung manches sachkundigen Mannes am würdigsten durch Aktienzeichnung innerhalb der Künstlerkreise selbst aufgebracht werden sollte — hat man den Weg eingeschlagen, künstlerische Darstellungen und Ausstellungen zu unternehmen, die das Publikum interessiren und die man ihm gegen Eintrittsgeld zugänglich macht. Man fing mit einer Festvorstellung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater am 18. Oktober 1863 an, und hat so eben eine kleine Gemäldeausstellung im Lokale des Kunstvereins unter den Linden improvisirt, die man gegen fünf Groschen den Besuchern öffnet. Ich sage improvisirt, denn etwas Unvorbereiteteres ist mir in der Form einer „Kunstaus-

stellung" niemals entgegen getreten; doch wir kommen hierauf noch zurück und wollen zunächst den „Entwurf zum Künstlerhause" betrachten, den Baumeister Lucä uns in dieser Ausstellung vorlegt.

Der Plan besteht aus drei Blättern, doch enthält er nur Grundrisse und Façaden, und so ist es schwer, ja in einzelnen Punkten unmöglich, ohne Durchschnittszeichnung sich hier ein Bild dessen zu machen, was der Architekt sich gedacht hat. Ueberhaupt trägt der ganze Entwurf, nach unserem Urtheil, den Stempel des Uebereilten. Nach der Skizze also würde das Künstlerhaus rechts vor dem Brandenburger Thor, vor dem ersten der Raczinskischen Häuser, wo bekanntlich Cornelius wohnt, doch gegen dieses nach der Stadtmauer zu zurückspringend, zu stehen kommen, so daß die Rückseite nach Osten an die Verbindungsbahn stößt und die Stirnseite gegen Kroll hin liegt. Das Gebäude erscheint als ein Mittelbau von etwa siebzig bis achtzig Fuß Breite und doppelt so großer Tiefe, dem sich rechts und links zwei Flügel anschließen. Das Ganze ist drei Stock hoch und ringsum in gleicher Gesimshöhe mit einer Attika geschlossen. An der Stirnseite springt ein Vorbau von etwa zwanzig Fuß Breite und Tiefe, der nur zwei Stockwerke hoch ist, vor. Er enthält die Einfahrt, und so wollen wir diese Einfahrt benutzen, um an der Hand unserer Phantasie in die Haupträume dieses dereinstigen Hauses zu gelangen.

Die Einfahrt bringt uns in ein Treppenhaus und wir steigen hinauf zu dem im ersten Stock über dem großen Mittelquadrat des Grundrisses gelegenen Festsaale; aber leider können wir über die Construktion seiner Decke, so wie über den Abschluß des Treppenhauses wegen des Mangels einer Durchschnittszeichnung nicht in's Klare kommen. Wandern wir also über diese unklare Stelle hinweg! Hinter dem Festsaal liegt ein Ausstellungssaal mit Oberlicht, der wie der Festsaal durch den ersten und zweiten Stock geht; rechts an den letzteren schließt sich ein Sitzungssaal für die Künstler an; zum Theil über der Treppe liegt im zweiten Stock an der Stirnseite die Bibliothek. Die im rechten Flügel noch verbleibenden Räume sind zu ebener Erde für eine Restauration, im zweiten Stock über dem Sitzungssaal für Künstlerwerkstätten verwendet, wozu auch alle drei Stockwerke des linken Flügels eingerichtet sind. Im Erdgeschoß ist dann noch für Küche und Keller, für Garderobe u. s. w. gesorgt.

In dem Entwurfe tritt deutlich der Zweck eines Gesellschaftshauses zu Tage; denn der Festsaal ist der große Mittelraum, um den sich alles andere so ordnet, daß es mit ihm zu gemeinsamer Benutzung verbunden werden kann; ja selbst die Künstlerwerkstätten sind so angelegt, daß sie nöthigenfalls zu Ausstellungssälen mit leichter Mühe umgewandelt werden können, d. h. daß auch sie, wie der Ausstellungssaal mit Oberlicht und der Sitzungssaal zu festlichen Zwecken mit dem großen Saale sich zu einem Ganzen vereinigen. Man könnte mir entgegnen, daß diese Verbindung zu einem Ganzen ja auch zu Ausstellungszwecken geschehen könnte; allein dem halte ich die entschieden ausgesprochene Bestimmung des großen Mittelraumes als Festsaal entgegen, und die, wie man aus der Skizze schließen müßte, für eine Kunstausstellung nicht genügende Beleuchtung desselben. Es ist kein Zweifel: wir haben es hier mit einem Lust- und Vergnügungshause zu thun, dessen Bezeichnung als Casino aus Italien zu uns mit der Nebenbedeutung, daß es nur für eine geschlossene Gesellschaft bestimmt sey, herüber gekommen ist.

Auf eine Kritik des Grundrisses, insofern die Anordnung der Räume dem beabsichtigten Zweck entspricht, einzugehen, würde eine genauere Kenntniß dieser Absichten im Einzelnen voraussetzen, als ich besitze, und auch eine Kritik der ästhetischen Seite zu liefern, kann ich mich um so weniger entschließen, als die Lucä'sche Skizze in ihrer Eilfertigkeit einige Verstöße begangen hat, die für jeden Unbefangenen augenfällig sind. Nur darauf muß ich aufmerksam machen, daß die Gliederung der Baumassen eine mehrfach unharmonische zu seyn scheint, und daß namentlich der übermäßig vorspringende kleine Vorbau die Ruhe sehr empfindlich stört, während andererseits das horizontal über alle Winkel und Einsprünge ohne die geringste Höhenunterbrechung fortlaufende Hauptgesims offenbare Monotonie einführt.

Wir wollen die sociale Bedeutung eines Künstlercasinos nicht erörtern, noch die Frage beantworten, ob die geselligen Zwecke der Künstler nicht besser vom Interesse der Kunst getrennt würden; wir müssen den ausgesprochenen Willen der Künstler, ein eigenes Künstlerhaus zu besitzen, achten und die Thatsache annehmen. Sofern aber die Theilnahme des Publikums für die Erreichung dieses Zwecks in Anspruch genommen wird, oder insofern tiefere Interessen der Kunst mit in's Spiel kommen, kann sich die Kritik nicht Stillschweigen auferlegen lassen. Sagen wir es deßhalb gerade heraus, daß Unternehmungen, wie die gegenwärtige Kunstausstellung, daß flüchtig hingeworfene Skizzen zu dem Bauentwurf, wie die vorliegende, nicht im Stande sind, irgendwie theilnehmende und zahlende Freunde um die ausgesteckte Fahne des Künstlerhauses zu sammeln, und daß die Werber lange die Trommel der bisherigen Ankündigungen werden rühren müssen, ehe sich die leeren Lager der Kasse mit silberner Mannschaft füllen. Durch Improvisationen, wie die genannte Ausstellung, kann unmöglich dauernder Nutzen geschafft werden, vielmehr wäre sie ganz geeignet, selbst der besten Sache schnell die Theilnahme und Neigung des Publikums zu rauben.

Diese improvisirte Kunstausstellung enthält nämlich außer der Lucä'schen Skizze acht — sage acht Oelbilder! Aber freilich, seit wann ist es erlaubt, die Kunstwerke zu zählen? Hat nicht im vorigen Jahr das einzelne Bild der Knauß'schen Taufe, das einzelne Bild des Lessing'schen Huß wochenlang die Sachse'sche Ausstellung gefüllt? und wir wollten hier zählen! Ist da nicht eine riesige Leinwand, die uns gleich beim Eintritt wunderbarlich entgegen starrt? schwebt da nicht über einem sterbenden, gräßlichen Mann ein leuchtendes Frauenzimmer mit leuchtender Hostie über

dem Kelch? Es ist die heilige Barbara Augusts von Heyden. Hätte er uns doch mit dieser heiligen Barbara verschont! — Eine Landschaft von Eschke ist sehr flott und anziehend gemalt, und eine andere von Th. Weber wenigstens gut gemeint; ja Spangenberg hat sogar die alte kölnische Legende illustrirt, wonach die Jungfrauen und Frauen am Johannisabend gewisse Kräuter in den Rhein werfen, die rheinab fließend alles Unheil des künftigen Jahrs mit fort nehmen. Wir wollen mit dem Künstler nicht streiten, ob dieser Gegenstand nicht vielmehr für ein Gedicht, als für ein Gemälde paßte; genug, er ist gemalt — aber leider ohne jede tiefere Charakteristik, ohne jeden Schmelz der Farbe, ja selbst ohne die nöthige Luftperspective. Man sehe nur die Gesichter und deren Modellirung, man betrachte nur den Rhein, dem nichts ferner liegt, als sich in die Ferne hin abtönend auszudehnen. — Doch da sind ja zwei Hundestücke von Steffeck, und es ist wahr, diese Freundschaft zwischen einem gutmüthigen Mops und einem zierlichen Wachtelhündchen wäre eines besseren Namens als des einer Hundefreundschaft werth; aber das „Wochenbett" könnte etwas sauberer gehalten seyn, zwar nicht in Absicht der Reinlichkeit, sondern der technischen Ausführung, denn es scheint mir schlechterdings der bekannten Sorgfalt Steffecks gegenüber in der Eile nicht ganz fertig geworden zu seyn. Vielleicht eine vorzeitige Niederkunft. — Oswald Achenbach hat ein zwar sehr anziehendes Landschaftsbildchen in seiner bekannten grauen Färbung, „Abend in Palestrina bei Mondschein," zu dieser Ausstellung geliefert; wenn man aber, wie wir in Berlin so oft Gelegenheit hatten, den Künstler aus viel bedeutenderen und größeren Werken kennen gelernt, wird man zu dem hier vorliegenden Bilde nicht besonders hingezogen werden. — Da wären nun sieben aufgezählt, möglichst der Steigerung ihres künstlerischen Werthes entsprechend, und es bleibt uns nun noch Nummer acht übrig. Hier finden wir ein Gemälde von sehr schöner, saftiger und kraftvoller Färbung, aber zugleich von einer Auffassung, die mehr aus der Reflexion, als aus unmittelbarer künstlerischer Anschauung entsprungen ist; es stellt „Betende am Sarge Kaiser Heinrichs IV." dar und ist von Rosenfelder in Königsberg. Heinrichs Gebeinen wurde nämlich, wie bekannt, die geweihte Grabstätte verweigert, und so stand der Sarg des Kaisers lange Jahre in der ungeweihten Afrakapelle am Dome zu Speyer, wo Freunde des Unglücklichen ihn wohl öfter besucht haben mögen. In Rosenfelders Bild werden wir in diese Kapelle versetzt. Links sehen wir den steinernen Sarg, auf dessen Stufen ein Mönch sitzt, die Mitte und die rechte Seite des Bildes füllen Männer und Frauen, die knieend und stehend in Beschauung und Gebet den Sarg umgeben. Diese Gruppen, deren Gesichter fast alle in der Charakterisirung durchaus modern ausgefallen sind, lassen nun leider sehr theilnahmlos; denn sie sollten eigentlich das ausdrücken, was wir selbst an diesem Sarge empfinden würden, und sie drücken dieß nicht aus. Hätte der Künstler nicht vielleicht besser gethan, diese ganze Gesellschaft zufälliger Besucher aus der Afrakapelle mit Anstand zu entfernen? Es wäre dann der einsame Mönch bei dem verlassenen Sarge geblieben, und ein wahrhaft tragischer Eindruck hätte diesem Bilde nicht fehlen können; allein Lessing hat ja denselben Gegenstand bereits in dieser Weise aufgefaßt, und Rosenfelder verließ vielleicht diese sachgemäße Auffassung gerade, weil sie schon einmal in einem anerkannten Meisterwerke zur Geltung gekommen war, und man leicht hätte sagen können, Rosenfelder copire die Gedanken Lessings. Grund allenfalls, um ein Bild gar nicht zu machen, aber nicht um einen an sich tragischen Gegenstand durch Auffassung und Darstellung in das Bereich des Genres herabzuziehen. Doch, wie gesagt, die Rosenfelder'sche Technik ist sehr beachtenswerth und immerhin wird man das Bild nicht ohne Interesse sehen.

Das wäre nun diese improvisirte Kunstausstellung! Ich glaube, unglücklicher hätte es kaum angefangen werden können, die Theilnahme des Publikums für das zu erbauende Künstlerhaus anzuregen, und ich kann es, durch diese Thatsache belehrt, der Akademie, deren Freund ich sonst eben nicht bin, nicht verargen, wenn sie es ablehnte, Räumlichkeiten für eine im Frühjahr für denselben Zweck zu veranstaltende Ausstellung herzugeben. Wie man hört, ist hiezu inzwischen das Exercierhaus in der Karlsstraße bewilligt worden. Möchte denn diese Ausstellung, um der Kunst und des künstlerischen Rufes Berlins willen, dem Umfang und der innern Bedeutung nach würdiger ausfallen als ihre gegenwärtige Vorläuferin! Dieß müssen wir abwarten, inzwischen jedoch liefert die Angelegenheit, wie sie jetzt steht, einen wohl nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Künstlerhäuser überhaupt, und die hier versuchte Beschreibung des Entwurfs zu dem Berliner Hause klärt vielleicht hie und da über eine Unternehmung auf, die neben Berlin in Dresden, Wien, Düsseldorf u. a. O. zugleich aufgetreten ist und doch wegen ihrer Neuheit im Publikum noch nicht genügendes Verständniß gefunden hat.

Aus den Alpen, Januar.

(Fortsetzung.)

Poschiavo.

Eine stattliche, dem heiligen Carlo Borromeo geweihte Kirche bezeichnet in dem Distrikt Aéno den theilweisen Sieg des Katholicismus über die Reformation, welche sich in drei Thälern am Südabhange der Alpen, von Bündten und Italien her, rasch verbreitet hatte. Nur in Misox gelang es, die neue Lehre gänzlich zu unterdrücken, während Bregaglia reformirt blieb, und in Poschiavo ein Drittheil der Bevölkerung, meist in den beiden Hauptflecken des Thales wohnend, noch heute zu den Protestanten zählt, außer den Waldensern in Piemont die einzigen Gemeinschaften dieses Bekenntnisses jenseits der Berge. Um dieses Gotteshaus her, das aber keine Pfarrkirche, sondern nur eine Kapellanei ist, gruppiren sich zahlreiche Wohnstätten, zum Theil von uralter Bauart mit dicken Steinmauern und Dächern von unregelmäßigen Schieferplatten, an deren Fensteröffnungen häufig die Verglasung durch Papier ersetzt ist.

Das Vieh, welches auf den höheren Weideplätzen sömmert, ist Winters in dem Erdgeschosse, das auch die Scheune enthält, untergebracht, und dient dazu, nebst dem Plattenofen in der Wohnstube, das oft baufällige Gemäuer zu erwärmen, in welchem keine Thüre schließt und manchmal sogar der Rauchfang fehlt. Die Häuser der Protestanten zeichnen sich durch Wohlhabenheit und Reinlichkeit aus, wie überhaupt diese Fraktion einer Gesammtbevölkerung von gegen 4000 Seelen den Fortschritt und die Intelligenz repräsentirt, und durch ihre häufigen Wanderungen nach dem Norden, deutsche Sprache und Sitte verbreitet; während die reformirten Geistlichen meist aus der deutschen Schweiz herüberkommen, erhalten die Katholiken, unter dem Bisthum Como stehend, ihren Clerus aus Italien, wo sie vorzugsweise auch Arbeit suchen.

Im Ganzen ist das Volk thätig, genügsam und rastlos bemüht, seine kleinen, weit zerstreuten Grundstücke, auf denen in neuerer Zeit das virginische Kraut als einträglichere Cultur den Flachsbau merklich verdrängt hat, zu verbessern und vor Schaden zu bewahren. Die Alpenwirthschaft ist auch bei diesen Romanen sehr verschieden von dem, wie sie von den alemannischen Schweizern betrieben wird, da die meisten Weideplätze in dem steilen, schwer zugänglichen Gebirge Einzelnen gehören und verpachtet werden, die Schafweiden an Bergamasker und die Kuhalpen häufig an Veltliner; auch wurde früher sehr viel Heu in die Lombardei verkauft, was jetzt zum Nutzen des eigenen Viehstandes verwendet wird. Obgleich der Grundbesitz gering und die Gemeinden nicht wohlhabend sind, gibt es doch wenig oder keine Bettler in der Thalschaft, wo es für Schande gilt, eine flehende Hand auszustrecken. Was die Landleute zu ihrer Kleidung bedürfen, die ohne Eigenthümlichkeit, eine halbstädtische ist, wird von Frauen und Mädchen meist selbst gesponnen und gewebt. Die Tracht der Reformirten unterscheidet sich durch dunklere Farben und neuern Schnitt, während die Katholiken durchgehends das bunte Kopftuch tragen, das aus slavischen Ländern über einen großen Theil von Deutschland bis über die Berge sich verbreitet hat. Auch ihre einfachen Geräthschaften, von dem Webstuhl an, auf welchem sogar halbwollene Zeuge mit Tartanmustern gefertigt werden, bis zu dem plumpen Fahrzeug, das auf dem kleinen See schwimmt, schnitzen die Bauern selber, so daß die Handwerker nicht viel verdienen, eben so wenig wie die Jünger Aeskulaps, die ihre Arzneien eigenhändig brauen, da in dem ganzen Hochgerichte keine Apotheke vorhanden ist, und in Ausübung ihrer Wissenschaft häufig von alten Weibern beeinträchtigt werden, welche mit der Anwendung heilkräftiger Kräuter und Wurzeln für Menschen und Vieh wohl vertraut sind.

Der Flecken Poschiavo, am linken Ufer des wilden Bergwassers, das in dem Unglücksjahre 1834 (l'anno della disgrazia) noch heute sichtbare Verwüstungen hinterlassen hat, zieht sich eigentlich in einer einzigen unregelmäßigen Gasse hin, welche sich gegen ihr oberes Ende zu einem Platze erweitert, von dem mehrere Winkel und Gäßchen auslaufen. Der stadtähnliche Borgo enthält zwei Hauptkirchen für die beiden Confessionen, die nach langen, oft blutigen Kämpfen zum Frieden gelangt sind, den selbst die extremen Richtungen der Neuzeit nicht zu stören vermögen. Ein rührendes Frühlingsfest der Jugend gibt Zeugniß davon; es besteht in einem feierlichen Auszuge sämmtlicher Schüler der Thalschaft, welche unter Anführung ihrer Geistlichen und Lehrer nach der Voralpe von Selva pilgern. Zwei Kapellen stehen dort für beide Confessionen, in denen gepredigt wird; nach dem Gottesdienste läßt sich der fröhliche Schwarm in Eintracht auf den grünen Matten nieder, kocht Polenta, erlabt sich an frischer Milch, und bringt den Tag in lustigen Spielen hin, um im Abendschatten mit brennenden Kienfackeln in die weit zerstreuten Dorfschaften heimzukehren.

Schon im achten Jahrhundert stand eine Taufkirche zu Poschiavo, von der vielleicht in dem alten, gebräunten Thurme, seitwärts des jetzigen Gotteshauses zum heiligen Viktor, mit dem ein Chorherrnstift verbunden war, noch ein Ueberrest zu sehen ist. Diese Kirche, ein gothischer Bau aus frühester Periode, scheint viele Veränderungen

erlitten zu haben und war an der Außenseite mit Fresken bemalt; noch ließ sich links von dem Haupteingange unter der leichten Tünche, womit wahrscheinlich die bilderstürmende Reformation diese Schildereien überzogen hatte, ein St. Christoforo erkennen, dieser riesige Schutzheilige aller von Wassersnoth bedrohten Wege und Stege, der aber leider in der jüngsten Zeit der Verschönerungssucht verfallen mußte, deren Maurerpinsel so manche Erinnerung an frühere Jahrhunderte verwischt hat. Der altehrwürdige Bau in der neuen lichten Gewandung contrastirt seltsam mit den dunkeln Steinmassen des rundbogigen Campanile, welcher finster herabschaut auf die Verkleckfung, die sich nun auch über das Aeußere der Kirche erstreckt, deren innere Verzierung mit allem Ungeschmack der Jesuitenzeit überladen ist.

Den Platz um St. Viktor fassen die ältesten Bauten des Fleckens ein, worunter das Rathhaus mit seinem Thurm von Bossquadern, in dessen unterem Theile das Postbüreau eingerichtet wurde. Die Akten von mehr als hundert Hexenprozessen liegen in dem Gemeindearchiv, das ehedem ein hohler Stein in der Sakristei der Hauptkirche bewahrte, und geben Zeugniß von jener Zeit des Fanatismus, wo so manches Menschenleben durch Privatinteresse und religiöse Feindseligkeit, welche versteckt eingewirkt haben mögen, schmählich geopfert wurde; die letzte Hexe wurde hier 1760 verurtheilt. Bevor die neue Cantonalverfassung in's Leben trat, wurde das souveräne Hochgericht Puschlav durch einen allgewaltigen Podesta und zwölf Rathsherrn (die zwölf Liktoren der Etrusker) regiert, denen drei Consules gegenüberstanden (die Volkstribunen der Römer), welche ihren Protest einlegen mußten, sobald gesetzwidrige, oder dem Gemeinwesen nachtheilige Beschlüsse gefaßt wurden.

Der Gasthof zum Schweizerkreuz, ein altes Herrenhaus der Familie Le Bassus, die einen Mohren im Wappen führte und wahrscheinlich einen Pascha unter ihren Vorfahren zählte, enthält in seinen geräumigen Stuben zahlreiche Conterfeie aus den letzten Jahrhunderten, welche für die Geschichte der Kleidertrachten nicht ohne Interesse sind und mehr Beachtung verdienen, als die Reste einer Bildergalerie, die mit dem übrigen Besitzthum an die jetzigen Eigenthümer übergegangen ist. Der letzte Baron, der auch in Bayern begütert war, kam in den achtziger Jahren in sein Vaterhaus zurück, um für den Illuminatenorden zu wirken, zu dessen Stiftern er gehörte, und dem er durch eine eigene Druckerei, aus welcher italienische Flugschriften zu Verbreitung der Freimaurerei in Italien hervorgingen, zu nützen suchte. In der Villa Caoresch am Poschiavino-See, das Hexenhaus genannt, hatte er wahrscheinlich eine Loge eingerichtet, deren geheimnißvolle Festlichkeiten dem Gebäude vielleicht seinen Namen zugezogen, womit das Landvolk noch jetzt dunkle Sagen von plötzlich erleuchteten Fenstern und Reigentänzen der Unholde verbindet. Bei dem Tode des Barons, der sich durch Prachtliebe und seine geheimen Umtriebe in Schulden gestürzt hatte, wurde sämmtlicher Besitz veräußert.

Außerdem gibt es noch zahlreiche alte Häuser in dem Flecken, die aber meist hergestellt und recht wohnlich eingerichtet sind; da und dort sieht man auch Wappenschilder über den gewölbten Eingängen, die beiden verbundenen Schlüssel des alten Bes-Clavium, den Löwen der Sforza, den Steinbock der Cadea ꝛc., und Kugelspuren, die noch aus dem Franzosenkriege im siebzehnten Jahrhundert herrühren mögen. An der reformirten Kirche, zu jener Zeit seitwärts von der Straße erbaut, läßt sich an den hoch angebrachten Fenstern erkennen, wie noch damals die kleine Gemeinde feindlichen Ueberfällen ausgesetzt war; in ihrer Nähe steht neben dem Friedhof das alterthümliche Pfarrhaus und das Schulgebäude mit der Inschrift: Christo in Pueris.

Die vielen Neubauten um den Ort her, die hübschen Gartenanlagen, verkünden den wachsenden Wohlstand und sind meist durch die Schätze gegründet, welche die wanderlustigen Poschiavini in ihrer bescheidenen Stellung als Spezereikrämer und Zuckerbäcker in allen Ländern Europas gesammelt haben. Ihre wälsche Sparsamkeit und Nüchternheit läßt sie den langsam verdienten Hort meist unangetastet in die geliebte Heimath zurücktragen, wo sie dann ihre Lebenstage in Ansehen beschließen und an den Erinnerungen aus der Fremde zehren. Da sie von Natur anstellig und scharfsichtig sind, dient ihnen diese Arbeitszeit als eine wahre Lebensschule, in der sie mühelos ihre Kenntniß von Menschen und Dingen erweitern und sich mit Leichtigkeit fremde Idiome aneignen. Deßhalb ist es nicht selten, Männer und Frauen unter ihnen zu treffen, welche romanische, germanische und slavische Mundarten gewandt sprechen und von europäischen Berühmtheiten zu erzählen wissen, mit denen sie freilich nur aus dem Hintergrunde ihrer Bottega verkehrt haben.

Jedoch nicht alle begnügen sich mit diesem bescheidenen Loose; einige haben sich mit Glück auf anderem Felde versucht, wie die Brüder Ragazzi, wovon der eine durch seine magnetische Kraft die vornehme Welt in Spree-Athen beherrscht, während der andere als Apostel des Fluidums die minder empfänglichen Mailänder zu seiner Lehre zu bekehren versucht. Unwillkürlich mahnte mich das Bild dieses modischen Hexenbanners an die zahlreichen Sagen in diesem Berglande, worin die „streghe" eine so wichtige Rolle spielen, welche Stürme brauen, verderbliche Rüfen (rovina) niedersenden und da und dort auf Felsen und Matten ihren Sabbath feiern.

Bei der zerklüfteten Beschaffenheit des mehr als 9000 Fuß hohen Gebirgs, in welchem Kalk, mit Glimmerschiefer und Gneißgestein abwechselt, sind Bergrutsche nicht selten und manche Legende von verschütteten Dörfern begleitet den Lauf des Poschiavino, der vielfach eingedämmt dem Seebecken zueilt, das eine Stunde unter dem Hauptorte beinahe die Thalbreite ausfüllt und nur auf seiner Westseite der schmalen Straße Raum gewährt, indem östlich die Felsen sich schroff in das Wasser senken. Lange quoll am obern Ende des forellenreichen Sees, nahe dem Dorf le Prese,

unter Dornen und Gestrüpp ein salinischer Schwefelbrunnen, nur von den Vorüberwandernden benützt, die an dem kühlen Born sich erfrischten, bis vor sieben Jahren einige unternehmende Poschiavianer ihn fassen und ein Kurhaus erbauen ließen. Die Badeanstalt, welche etwa vierzig Gäste faßt, wurde von einem Mailänder Architekten im italienischen Landhausstyl errichtet, die hübsche Fronte gegen den See gewendet, der die Gartenterrasse bespült. Auf der Hinterseite des Baus, dem die Bäder im Halbkreise angefügt sind, ist über diesen ein breiter Altan angebracht, Angesichts der Berninagruppe, deren Gletschernähe die Luft in dem mehr als 3000 Fuß über dem Meer gelegenen Thalkessel wundersam abkühlt und belebt. Von Süden her weht die periodische „Aria," wie an den übrigen oberitalienischen Seen, in den Mittagsstunden und verheißt beständiges Wetter, während der „Vento" von Norden in der Nacht oft Regen bringt, der aber nie lange anhält und gewöhnlich die höheren Bergspitzen mit Schnee bestäubt. Trotz der beträchtlichen Erhebung, gedeihen dennoch Strauchwerk und Bäume in der schönen Gartenanlage, die jetzt schon anmuthige Schattenplätze darbietet, welche von den wenigen deutschen Gästen vielfach während der heißen Tageszeit benützt werden, während die Italiener sich meist im Hause aufhalten, dessen Billard- und Kafferaum ihnen besonders zusagt, wo auch die besten italienischen und einige deutsche Zeitungen aufliegen. Illustrirte und andere Zeitschriften in verschiedenen Sprachen, wie auch die neuesten Bücher über Graubündten, worunter sich die Beschreibung von Poschiavo durch Pfarrer Leonhardi auszeichnet, sind in dem Gesellschaftssaale zu finden, der mit seinem Balkon die Zierde des ersten Stockwerks bildet. In diesem Raum von edeln Verhältnissen, dessen Höhe bis zum Dache des zweistockigen Baues reicht, während das Erdgeschoß der Wirthschaft überlassen ist, wird gewöhnlich der Abend hingebracht und häufig musicirt und getanzt.

Einrichtung der Schlafzimmer und der Bäder, die in Marmorwannen durch Dampf erwärmt werden, eben so Küche und Keller lassen nichts zu wünschen übrig. Auch findet sich hier keine moderne Kellnerwirthschaft, wo der Gast nur als Nummer behandelt wird, sondern der Direktor und theilweise Besitzer der Badeanstalt ist mit seiner liebenswürdigen Familie gleichsam in dieselbe verwebt und steht mit den Fremden mehr auf freundschaftlichem Fuße, auf die Weise, wie sie vor Jahren in den alterthümlichen trefflichen Gasthäusern der Schweiz beliebt war, bevor die Geschäftsführer, vulgo Oberkellner, meist aus Frankfurt am Main verschrieben, souverän regierten. Unser dienstwilliger Luigi aus dem Bündtner Oberlande besitzt wohl manchen der Vorzüge, aber nicht Einen Fehler seiner schwarz befrackten und weiß behandschuhten Standesgenossen in den großen Hotels, und auch das wenig zahlreiche übrige Dienstpersonal zeigt sich unermüdet gefällig gegen die Wünsche der Curanden.

Die Saison für le Prese beginnt gewöhnlich erst Anfangs oder Mitte Juli, wenn die Hauptgäste aus der staubigen Lombardei sich einzustellen pflegen, oder die Wallfahrer nach dem Heilborn von St. Moritz an diesem Stapelplatz für das Hochgebirge sich zu acclimatisiren versuchen. Schweizer aus den Handelskolonien in Oberitalien, welche in der heimathlichen Bergluft Stärkung holen, verweilen gewöhnlich am längsten und bilden das Mittelglied zwischen den Wälschen und den Deutschen, die meist aus den alemannischen Cantonen herbeikommen und mit dem italienischen Idiom minder vertraut sind. Die gallische Weltsprache muß dann zur Verständigung ausreichen, bis die classische Lingua del Si, in der Schule oder aus Büchern erlernt, sich dem Mailänder Dialekte anzupassen versteht, der ausschließlich von allen Schichten der Bevölkerung in der Lombardenstadt geredet wird, natürlich mit Schattirungen, welche dem ungeübten deutschen Ohre entgehen. Da die Italiener als Erben einer uralten Civilisation das höflichste Volk der Erde sind, eine Eigenschaft, welche auch die „giovine Italia" noch nicht eingebüßt hat, so nehmen sie solche halsbrecherischen Versuche, ihnen auf dem Sprachgebiete entgegen zu kommen, mit großer Liebenswürdigkeit hin, und erzeigen sich auf's freundlichste, sogar gegen Urdeutsche, die bei der geringen Verbreitung geographischen Wissens sämmtlich als „Austriachi" mit einigem Mißtrauen angesehen werden. Drei Jahre in der französischen Dependenz, unter der wenig beliebten Piemontesenherrschaft; mögen sie auch in dieser Beziehung manches gelehrt haben, „was zu wissen nicht froh macht," wodurch der Aufenthalt an dem goldgrünen See zwischen den stillen Bergen selbst für die Angehörigen deutscher Bundesstaaten ein höchst gemüthlicher wird. Wenn auch der politische Einfluß Deutschlands verdrängt worden, dauern doch seine geistigen Eroberungen fort in Ausonien, das unsere größten Dichter besungen, unsere tüchtigsten Gelehrten durchforscht haben, das jetzt von uns als Almosen hinnehmen muß, was in der Zeit seiner Blüthe weltgestaltend sich über die Alpen verbreitet.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. 26. Februar 1864.

— Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames!
Virgil.

Englische Geizhälse.

(s. Nr. 6.)

II.

Von den höchsten zu den untersten Kreisen der socialen Hierarchie haben wir im Bisherigen die Herrschaft derselben dunkeln Leidenschaft an einer Reihe von Charakterfiguren beobachtet. Die Verhältnisse, unter welchen die verschiedenen Persönlichkeiten in's Leben treten, ihre Naturanlagen und ihre Schicksale zeigten in fast allen Fällen individuelle Abweichungen; der Eine hervorstechende Grundzug kehrte, in dem Spiel heterogener Schattirungen und Formen, bei allen unverkennbar wieder. Aber das Durchmessen des weiten Weges vom Königsthrone zu der unterirdischen Höhle in Seven Dials hat unsere Wanderung nur nach Einer Richtung hin beendet. Indem wir zurückblicken, fällt uns auf, daß jene ganze Sammlung von Geizhälsen mit einer einzigen Ausnahme aus männlichen Porträts besteht, und es drängt sich die Frage auf, ob das zarter besaitete Herz des Weibes dem Zauber des Mammon erfolgreicher widerstehe, als die gefühllos harten Seelen der Männer, ob der weibliche dem männlichen Gelderemiten nur als seltene Ausnahme gegenüber tritt?

Die Erfahrung verneint diese Frage. Excentrisch in allen edeln Leidenschaften, wird das Frauenherz auch in der unedlen Leidenschaft des Geizes zu Extremen fortgerissen, und unsere Gallerie würde psychologisch wie historisch unvollkommen bleiben ohne die Hinweisung auf einige weibliche Charakterbilder, welche als Nonnen in dem dem Mammon geweihten Kloster keine unwürdige Stelle einnehmen.

Einer jener excentrischen Züge ist die entschlossene Durchführung des Princips des Geizes bis zu der letzten furchtbaren Consequenz des Hungertodes. So erzählt man von einer Frau, deren Namen und Herkunft niemand kannte, daß sie, anscheinend im Zustande großer Bedürftigkeit, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Giltspur Street, dem Newgategefängniß gegenüber, eine Wohnung miethete. Niemand besuchte sie, sie ging selten aus und nach Allem, was man sah und hörte, war man der Meinung, sie sey im Genuß einer kleinen Pension, gerade genügend, ihr Leben auf's kümmerlichste zu fristen. Einst nun kam sie eine Reihe von Tagen hindurch nicht zum Vorschein, so daß die Nachbarn, wegen ihres Schicksals besorgt, die Thür ihres Zimmers gewaltsam öffneten. Man fand sie todt in ihrem Bette und die zur Todtenschau herbeigerufenen Aerzte erklärten Mangel an Nahrung für die Ursache ihres Todes. Wie erstaunt war man daher, als man bei Durchsuchung des Zimmers in verschiedenen Verstecken ein Vermögen entdeckte, welches die Summe von

fünftausend Pfund Sterling erreichte. Ein altes Corset, mit andern Lumpen in den Kamin geworfen, enthielt dreihundert Pfund in Banknoten. Der Rest des Vermögens bestand aus Aktien, Wechseln und baarem Geld. Ueber die Herkunft des seltsamen Wesens gab nichts Aufschluß; auch meldeten sich keine Erben; das gefundene Geld fiel daher an die Krone.

Unter noch auffallenderen äußern Umständen starb um dieselbe Zeit ein anderer weiblicher Geizhalz in der Hafenstadt Deptford an der Themse. Die Wittwe eines Capitäns der ostindischen Compagnie, war sie in der Umgegend wohl bekannt. Sie hatte vierzig Jahre in Deptford, zwölf in Greenwich gewohnt und man schätzte ihr Vermögen, Diamanten und Silberzeug abgerechnet, auf zwanzigtausend Pfund. Dennoch lebte sie einsam und kläglich in einer kleinen Miethwohnung in dem Hause eines Eisenwaarenhändlers, ging in zerlumptem Aufzuge, erlaubte sich kleine Diebereien, versagte sich während ihrer letzten Lebensjahre selbst den Gebrauch von Feuer und Licht. Auch in diesem Falle erregte ihr langes Verschwinden Besorgniß. Man brach ihre Thüre auf und fand sie im Sterben. Sie hatte sechs Tag lang nichts gegessen und getrunken und starb bald darauf an Entkräftung.

Entkräftung in Folge freiwilligen Hungerleidens war auch die Ursache des Todes einer Mrs. Grey, einer kinderlosen Wittwe, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Hull lebte. Was aber ihre Geschichte besonders interessant machte, war der Ausdruck gefaßter Heiterkeit, womit diese Frau die selbst auferlegten Entbehrungen ertrug, als handle es sich um die Erreichung eines guten Zwecks, die Ausführung einer edeln Mission. Es gab Leute, welche, durch den Schein getäuscht, sich weigerten, den Erzählungen von ihrem Geize Glauben zu schenken; allein fragte man nach Thatsachen, die einen so günstigen Eindruck rechtfertigen konnten, so blieben die Nachforschungen vergeblich. Mrs. Greys Märtyrerthum beschränkte sich lediglich auf die Unterordnung aller andern Lebenszwecke unter den einen Hauptzweck der Anhäufung von Geld. Man bemerkte, daß sie den Freitag regelmäßig als einen Fasttag beobachtete, und schloß daraus, sie sey katholisch; doch ob diese Meinung gegründet war oder nicht, ihr Fasten war und blieb der einzige bekräftigende Umstand, welcher keinen Zweifel zuließ. Wenn man sie indeß nie in der Kirche sah, so sah man sie um so häufiger in den Gassen, beschäftigt, Papier, Knochen und Lumpen aufzulesen, und unter den Eingeweihten war es kein Geheimniß, daß sie es verstand, die so gesammelten Schätze in Geld umzuwandeln. Während des Frühlings und Sommers war sie viel im Feld und kehrte meist mit einer wunderlichen Sammlung von Beeren, Nesseln, Kräutern und Wurzeln heim, die sie in den verschiedensten Formen für ihre Mahlzeiten benutzte. Ihren ganzen Haushalt besorgte sie ohne fremde Beihülfe mit eigener Hand. Einmal monatlich hielt sie große Wäsche. Sie verschloß dann ihr Zimmer und ließ sich vor niemanden sehen, weil sie, so munkelten die Nachbarn, in einem Aufzuge umhergehe, der es unschicklich mache, von fremden Augen bemerkt zu werden. Hatte sie ihre Wäsche beendet, so zog sie ein altmodisch respektables Kleid an, wickelte einen halb verfaulten Häring aus ihrer Vorrathskammer in ein Stück braunes Papier und stellte sich bald hier, bald dort als Gast zum Thee ein, den Häring als Aequivalent der von ihr benützten Gastfreiheit zu allgemeinem Mitgebrauch darbietend.

So oft die Gelegenheit sich bot, las sie die Zeitung. Mit Fetzen des von ihr gesammelten Papiers, auf denen sie Anekdoten oder Verse fand, beklebte sie die Wände ihres Zimmers. Aus diesen beiden literarischen Hülfsquellen versah sie sich mit einem Vorrath curioser Citate, die sie bei allen Gelegenheiten vorbrachte, anscheinend selbst überzeugt und andere überzeugend, daß sie eine mehr als gewöhnlich liberale Erziehung genossen und ihre Zuhörer an allgemeiner Bildung weit übertreffe. Auch stand sie nicht an, die Resultate ihrer Lektüre zu praktischen Zwecken auszubeuten. Als sie z. B. in einer Zeitung las, man habe von den Blättern des schwarzen Johannisbeerbusches Thee bereitet, machte sie sofort den Versuch und erklärte emphatisch, kein Thee, der von China komme, habe ihr je besser geschmeckt.

Ihre Matratze stopfte sie mit feingezupften Fragmenten alter Schiffstaue, wodurch ein Geruch von Theer sich um ihr Bett verbreitete, ein Geruch, von dem sie behauptete, er sey das trefflichste Heilmittel für eine leidende Brust, was auch der alleinige Grund, weßhalb sie sich jener alten Schiffstaue in der angegebenen Weise bediene. Der einzige menschenfreundliche Akt ihres Lebens war die Aufnahme einer Nichte, die in Folge des Todes ihrer Eltern verwaist und hülflos in der Welt dastand. Aber das Verhältniß dauerte nur kurze Zeit; das Mädchen fand bald ihr Leben unter dem Schutze ihrer großmüthigen Wohlthäterin so unerträglich, daß jedes andere Loos hoffnungsreicher erschien als dieses, und sie verließ das Haus der Tante ohne Abschied. Mrs. Grey kehrte nun zu ihrer gewohnten einsamen Lebensweise zurück, und je weiter ihre Jahre vorrückten, um so unerbittlicher schienen Schmutz und selbstsüchtige Härte des Geizes ihr ganzes Wesen in Besitz zu nehmen.

So oft sie ihren Bekannten Besuche abstattete,

mußte das altmodisch anständige Kleid früherer Tage den hergebrachten Schein von Respektabilität erneuern; zu Hause saß sie dagegen ganze Tage, hexenhaft, in eine Bettdecke eingewickelt, auf einem Schemel, vor dem Kamin, in die halbverglimmten Kohlen starrend, den einzigen Luxus, dessen Genuß sie sich erlaubte. Es hieß, daß sie ihr Ende ein ganzes Jahr lang vorausgesehen; wenigstens erzählte sie selbst, ein Traum habe ihr die Zeit ihres Todes geoffenbart, und es fehlte nicht an Leuten, die wissen wollten, jene Offenbarung sey auf Tag und Stunde wahr geworden. Als sie krank wurde, verbot sie die Zuziehung eines Arztes; eben so wenig wollte sie von Pflege seitens der Hausleute und Nachbarn hören. Sie legte sich zu Bette, wies Speise und Trank zurück und starb eines Nachts, halbverhungert, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, die Kohlen von dem Feuer zu nehmen, welches ein wohlmeinender Nachbar aus Rücksicht für ihren Zustand angezündet. Wie viel Geld sie zusammengescharrt, wurde nicht mit Sicherheit ermittelt. Man entdeckte in verschiedenen Verstecken eine Summe von mehreren tausend Pfund; aber der Umstand, daß die nächsten Miether ihrer Wohnung in besserem Style lebten, als ihre früheren Vermögensverhältnisse zu rechfertigen schienen, führte zu dem Verdacht, daß neue Verstecke von denselben aufgefunden und bedeutendere Schätze der Alten in ihren Besitz gelangt seyen.

Wenn das Leben dieser Frau in manchen Zügen entschieden weibliche Eigenthümlichkeiten einer geizigen Natur erkennen läßt, so ist dieß in noch weit höherem Maße der Fall bei ihrer Zeitgenossin Elisabeth Bolaine aus Canterbury, einem Original, von deren Laufbahn so viele und so seltsam charakteristische Details bekannt geworden sind, daß sie in beiden Beziehungen dem berühmten John Elwes als weibliches Gegenstück würdig könnte zur Seite gestellt werden.

Elisabeth Bolaine war die Tochter eines Apothekers in Canterbury und wurde im Jahr 1723 geboren. Ihr Vater, ein Mann in wohlhabenden Verhältnissen, gab ihr eine gute Erziehung. Sie war hübsch, wußte sich vortheilhaft zu kleiden, besaß auch manche gesellige Talente; aber Habgier, Selbstsucht, kalte Gefühllosigkeit und ein leidenschaftlich rohes Temperament lagen schon während ihrer frühen Jugend mit den durch Natur und Schicksal gewährten Vorzügen im Streite und trugen, so oft eine praktische Entscheidung getroffen werden mußte, ohne Ausnahme den Sieg davon. Sie war noch jung, als ihr Vater starb und sein Vermögen zu gleichen Theilen der Mutter, der Tochter und seinem einzigen Sohne, ihrem Bruder, hinterließ. Da der letztere sich bald nachher verheirathete, fiel die Pflege der leidenden Mutter der Tochter zu. Diese jedoch, so wollte es scheinen, hatte für nichts Sinn als für die Erlangung des Erbtheils der Mutter. Die Pflege der Kranken auf's schamloseste vernachlässigend, beschleunigte sie ohne Zweifel ihr Abscheiden durch die karg abmessende Knauserei, womit sie den körperlichen Bedürfnissen der Mutter Rechnung trug. Oefter hatte der Bruder, dessen Sinnesweise eben so gutmüthig sanft als die der Schwester wild und unbändig war, ihre Speisekammer mit Vorräthen versehen; allein die unnatürliche Tochter hatte diese Gaben nutzlos verschimmeln lassen. Nach allen diesen Vorgängen konnte es nicht überraschen, daß das Testament der Verstorbenen die Tochter überging. Aber entschlossen, wie sie einmal war, die lang begehrte Summe in ihrem Besitze zu sehen, verursachte dieser Umstand ihr wenig Kopfbrechen. Sie, deren Herz ohne Neigung für die Lebende gewesen, fühlte keine Achtung vor dem letzten Willen der Todten. Ein neues Testament fälschend, substituirte sie ihren eigenen Namen dem des Bruders und nahm darauf hin die Erbschaft in Anspruch. Der Bruder entdeckte den Betrug, ließ sich indeß durch Rücksicht auf den guten Ruf seiner Familie, auf die Ehre seiner Schwester bestimmen, seine Entdeckung zu verheimlichen. Seine einzige Rache war die kühle Haltung, mit der er seitdem die Schwester von sich fern hielt. Seltsam genug empfand die letztere den Stachel dieser großmüthigen Bestrafung, nur daß statt der Reue über die eigene Sünde Haß gegen das unschuldige Opfer derselben in ihrem ungestümen Herzen erwachte. Vielleicht war es dieser Haß allein, vielleicht die Furcht, ihr Geheimniß entdeckt zu sehen, was sie zu einer andern unerhörten That fortriß. Durch einen Fall vom Pferde verletzt, war ihr Bruder an's Zimmer gefesselt, als sie eines Tages zu ihm hereintrat, die Thür schloß und verriegelte, auf ihn zueilte, ein Messer hervorzog und nach ihm stieß. Sie verfehlte ihr Ziel, der Bruder sprang auf, warf sie, da sie widerstand, zu Boden und entwand die mörderische Waffe ihren Händen. Auch dieser Vorgang wurde geheim gehalten und erst später einigen wenigen bekannt.

Schon vorher hatte Elisabeth Bolaine, als eine junge Dame von Schönheit und Esprit, in den geselligen Kreisen ihrer Vaterstadt einen gewissen Ruf erworben und mehr als Einen Bewunderer gefunden. Doch ließ sich kaum erwarten, daß sie, deren herzlose wilde Selbstsucht die Geißel ihrer Familie war, ihren Verehrern ein reineres Gefühl hätte entgegenbringen sollen. Die Furie ihres Hauses, war sie in der Gesellschaft die kalte, verführerisch lächelnde Kokette, immer bereit, die Huldigungen ihrer Opfer zu empfangen,

ihre Liebe bis zum Wahnsinn zu reizen, dann dem Spiele, das sie eine Weile kostenfrei unterhalten, ein Ende zu machen und ein neues zu beginnen.

Eines der Opfer, welche in ihre Schlingen fielen, war ein Kapitän C., der sie auf einem Lord Mayors Ball in London kennen lernte. In Kurzem leidenschaftlich verliebt, bot er der reizenden Sirene seine Hand an. Sie nahm wie gewöhnlich seine Geschenke an, hielt jedoch mit ihrem Versprechen zurück. Der Kapitän wurde ungeduldig und faßte, da alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, den Plan, die unwillige Schöne zu entführen. Bei einem neuen Besuch in London lockte er sie in einen Wagen, befahl dem Kutscher, nach Fleetstreet zu fahren, wo zu jener Zeit zahlreiche Heirathsbureaus existirten, in denen eine gesetzgültige Ehe ohne Verzug abgeschlossen werden konnte, und bestand darauf, sie solle ihm dort ihre Hand reichen. Miß Bolaine, überrascht und erschreckt, bestand darauf, der Kutscher solle sie unverzüglich nach Hause führen. Ein hitziger Streit erhob sich und Schelten, Schreien und Lärmen stiegen zu solcher Höhe, daß die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt und die Widerspenstige von dem halb drohenden, halb verzweifelten Liebhaber befreit wurde.

Ein anderer späterer Bewunderer gewann, dem Anschein nach, für einen Augenblick ihre zärtliche Neigung, soweit ihr Herz einer solchen fähig war. Als Unterpfand ihrer Liebe übergab sie ihm (ob aus freien Stücken oder auf Veranlassung des glücklichen Bewerbers, der ein Advokat war, wird nicht erzählt) eine Anweisung auf zweihundert Pfund, unter der Bedingung, sie solle diese Summe einbüßen, falls sie ihr Versprechen zurücknehme. Mit einer solchen Waffe in seinen Händen mochte der Bräutigam sich ihres Besitzes ziemlich sicher fühlen. In der That fehlte es nicht an den leidenschaftlichsten Scenen. In einem Anfalle von Eifersucht ging Miß Bolaine so weit, Hand an sich zu legen, und der entsetzte Liebhaber brachte, indem er ihr das Messer zu entreißen suchte, ihrem Arm eine ansehnliche Wunde bei. Dann gab es eine zärtliche Versöhnung. Tag und Stunde der Hochzeit wurden festgesetzt, und in einem Augenblick verliebter Schwäche gab der Bräutigam die verhängnißvolle Anweisung zurück. Die Stunde war gekommen, der Prediger stand am Altare, der Bräutigam nebst einer Schaar von Zuschauern wartete auf das Erscheinen der Braut; aber die Braut erschien nicht. Wüthend verließ der Getäuschte die Stadt, während Miß Bolaine ihre Freude nicht verbergen konnte, einen Advokaten hintergangen zu haben.

Nach dem Tode ihrer Mutter bewohnte sie ein Boardinghaus und machte hier die Bekanntschaft eines reichen alten Herrn, dessen Herz in zärtlicher Liebe für sie entflammte. Sie erwiderte seine Neigung und versprach ihm ihre Hand, machte jedoch die Erfüllung ihres Versprechens von einer Forderung abhängig, zu deren Gewährung ihr Liebhaber sich nicht zu entschließen vermochte: von der Forderung, in dem Heirathscontrakt sein ganzes Vermögen sofort auf sie zu übertragen. Die Heirath scheiterte an diesem Steine des Anstoßes. Dagegen kam ein anderes Arrangement zu Stande. Miß Bolaine willigte ein, die Maitresse ihres Liebhabers zu werden, und das seltsame Paar bezog eine geräumige Wohnung in der Stadt. Voraussichtlich konnte ein unter so bizarren Umständen geschlossenes Verhältniß nicht lange dauern. Dem alten Herrn wurde die Herrschaft seiner Xantippe bald unerträglich. Er trennte sich von ihr, nachdem sie ihn eines Tages, weil er das Mittagsmahl spärlich und schlecht bereitet fand, in einem Wuthanfall die Treppe hinuntergeworfen. Als er nicht lange nachher starb, versuchte Miß Bolaine durch Vorbringung einer Menge angeblich von ihm contrahirter und unbezahlt gebliebener Rechnungen von seinen Verwandten Geld zu erpressen; doch blieben ihre Bemühungen erfolglos. Sie hatte inzwischen schon angefangen, andere Plane in Ausführung zu bringen. Einmal, auf die beschriebene Art, in einem geräumigen und wohl möblirten Hause installirt, beschloß sie, die Gelegenheit zu nutzen und vermiethete die Zimmer, welche sie selbst nicht gebrauchte. Auch lud sie mitunter Bekannte, vorgeblich zu freundschaftlichen Besuchen, in ihr Haus ein und bestand später auf der Bezahlung ihrer Gastfreiheit, dieselbe zu enormen Summen berechnend. Was sie selbst anging, so vermied sie jede Bezahlung so lang als möglich. Einer ihrer Mägde verweigerte sie sieben Jahre lang ihren Lohn; eine andere jagte sie aus dem Hause, als sie fand, dieselbe habe sich, unter dem doppelten Einfluß des Hungers und der Kälte, auf eigene Faust ein Feuer angesteckt und ein Stück Brod genommen. Eine Scheere ergreifend, stürzte sie wüthend auf das Mädchen zu, drohte sie zu erstechen und wurde nur durch gerichtlichen Zwang bewogen, den rückständigen Lohn zu berichtigen.

Eine Reihe von Jahren war so verflossen, als ein anderes Opfer in ihre Schlingen fiel, ein ältlicher Junggesell, von dessen Antecedentien nicht viel bekannt war, der aber in Sinnesweise, in Neigungen und Gewohnheiten dem Gegenstande seiner Bewunderung so auffallend glich, daß es fast scheinen wollte, als habe die Natur beide für einander geschaffen, als erfülle sich in ihrer Vereinigung das geheime Gesetz der Prädestination,

der Reminiscenz verwandter Seelen. Gleich ihr im Besitz eines mäßigen Vermögens, gleich ihr ein ergebener Verehrer des Mammon, gleich ihr ausschließlich von den engsten Interessen der Selbstsucht beherrscht, kam, sah und liebte er und wurde geliebt. Das Verhältniß war zu spontan, als daß die Liebenden hätten daran denken mögen, seinen Reiz durch die Abschließung eines Ehebundes zu zerstören. Miß Bolaine vereinigte sich mit dem Freunde ihrer Seele dahin, als weibliche Genossin sein Leben zu theilen, und nur falls es beiden geeignet dünke, seinen Namen anzunehmen. Auch hatte sie sich in ihrer Wahl nicht getäuscht. Ihr Liebhaber kam allen ihren Wünschen entgegen. Er war auf's eifrigste thätig und nützlich, anhänglich und aufopfernd. Sämmtliche Pflichten eines „Mädchens für Alles" waren ihm geläufig. Er konnte waschen, plätten, das Haus fegen und war mit einer Kruste trockenen Brodes und einem Stückchen halb verfaulten Fleisches zufriedener als sein Vorgänger mit einem halbwegs anständigen Mittagsmahl. Dazu arbeitete er fleißig im Garten und trug die Produkte seines Fleißes zu Markte, sich selbst mit dem Abfall des Gemüses und der Früchte begnügend. Um die Ausgaben für Feuerung zu reduciren, erfand er eine neue Combination von Brennmaterialien, deren ökonomische Zweckmäßigkeit des völligen Beifalls seiner besseren Hälfte genoß. Es bestand dieselbe aus einer künstlerischen Anordnung von Rasenerde mit abgefallenen Zweigen und Blättern, Stengeln von Kohlköpfen und Kartoffelkraut, und wenn ein so zurecht gemachtes Feuer viel Rauch und wenig Wärme gab, so konnte andererseits sein zähes Aushalten dabei durch nichts übertroffen werden.

Die Ausgaben des würdigen Paars wurden geringer und geringer; ihr Vermögen aber häufte sich in entsprechendem Maaße an, und im Bewußtseyn dieser Schätze, in einem Anfall jener grotesken Eitelkeit, welche gelegentlich die übliche Verachtung äußern Anstandes in dem Ideenkreise des Geizhalses verdrängt, beschlossen sie die Anschaffung einer Kutsche, eines Kutschers und zweier Pferde. Es scheint, daß der Vorschlag zur Begehung dieser Extravaganz von dem Manne ausging und daß die Kosten aus seinem Vermögen gedeckt wurden. Dennoch erfüllte Zittern und Zagen vor dem Zorne seiner strenger gesinnten Geliebten seine Seele. Besonders verursachte das Beschaffen der Pferde ihm herzbrechende Sorgen. Einen alten Rumpelkasten mit vier Rädern erstand er billig genug; auch das Aufputzen, Anstreichen und Dekoriren besorgte er mit dem ihm eigenen Geschick ohne fremde Beihülfe; die Kutscherlivree endlich fand sich zu Schacherpreisen in einem Trödelladen. Der Ankauf der Pferde dagegen bot sowohl wegen der Kosten als wegen der Auswahl die größte Schwierigkeit. Endlich erstand er ein paar miserable Mähren zu dem übermäßigen Preise von dreißig Pfund Sterling. Miß Bolaine war eben von Hause abwesend und der zitternde Liebhaber bereitete sie bei ihrer Rückkunft auf ähnlichen Umwegen für das Geschehene vor, wie man sonst die Seele argloser Verwandten oder Freunde für den Eindruck eines plötzlich hereingebrochenen Unglücksfalles voraus zu stimmen sucht. In der That waren seine Befürchtungen nicht ohne Grund gewesen. Ein leidenschaftlicher Paroxysmus von Wuth und Verzweiflung ergriff die überraschte Xantippe. Sie drohte ihr Leben durch einen Sprung in den Brunnen zu endigen. Erst der Vorschlag, die verursachten Kosten durch Vermiethung des Wagens und der Pferde zu ersetzen, brachte sie zur Besinnung.

In einem ähnlichen Anfall grotesker Extravaganz erstand Miß Bolaines Liebhaber ein Landhaus in St. Lawrence, fünfzehn Meilen von Canterbury, das dann, wie die Pferde, zur Buße vermiethet wurde. Uebrigens war das Daseyn der letzteren nicht von langer Dauer. Das liebende Paar entdeckte zu seinem Schreck, daß es nicht genug sey, die Pferde zu kaufen, daß es eben so unerläßlich, sie zu ernähren. Sie mochten die Bedürfnisse jener unglücklichen Quadrupeden nach dem kargen Maaße ihrer eigenen bipedischen Existenzen regeln, denn unbefangene Beobachter bemerkten bald eine peinliche Aehnlichkeit des Pferdepaars der beiden Geizhälse mit den magern Thieren Pharaos, und nahmen keinen Anstand, ihr gänzliches Verschwinden als nahe bevorstehend vorher zu sagen. Diese Prophezeiung erfüllte sich eines Tags, als die Liebenden, wie mitunter geschah, von Canterbury aus ihrem Landhause in St. Lawrence zufuhren. Die Pferde waren ohne Frühstück an den Wagen gespannt. Der Wagen war mit vielfachem Hausgeräth bepackt. Es half nicht, daß der Herr, alter Gewohnheit gemäß, unterwegs ausstieg und unter dem Vorwande, als beabsichtige er Einkäufe, den verhungerten Thieren vor einem Heuschober eine Handvoll Futter entwendete. Das eine der Pferde fiel gleich darauf todt nieder. Mit dem andern erreichten sie die nächste Station und verkauften es dort sammt dem Wagen für acht Pfund. Den Rest des Weges nach St. Lawrence legten sie zu Fuß zurück.

Mit der eben erzählten Katastrophe hatte ihr gemeinsames Leben seinen Höhepunkt erreicht. Seitdem ging es tiefer und tiefer abwärts. Das zunehmende Alter vermehrte die Charakterschwäche des männlichen und verbitterte das Temperament des weiblichen Geizhalses. Miß Bolaine übte endlich über ihren Genossen eine völlig unbeschränkte tyrannische Herrschaft aus.

Als er einst zu dem beiderseitigen Troste ihres freudlosen Alters ein Fäßchen Gin gekauft hatte, schalt sie ihn wegen seiner Verschwendung, zapfte dann insgeheim den größten Theil des Getränkes zu eigenem Gebrauch ab und warf ihm vor, er habe statt eines vollen ein leeres Faß in's Haus geschafft. Oefter unternahm sie Reisen nach London, dem Alten winzige Vorräthe zurücklassend und ihm anrathend, bis zu ihrer Rückkehr im Bette zu bleiben, was ihm den Aufwand eines Feuers ersparen werde. Sie selbst verausgabte bei jenen Reisen selten mehr als einen Schilling. Sie ging zu Fuße, nahm Provisionen mit sich, die sie am Wege unter einer Hecke verzehrte, benutzte das Armenhaus in Rochester, wo sie als arme Reisende ein Bett, ein Frühstück und vier Pence Reisegeld erhielt, überredete dann, ebenfalls durch ihre ärmliche Erscheinung, einen Schiffer in Gravesend, sie für ein paar Pence nach London zu nehmen, und lebte in London auf Kosten gutmüthiger Freunde und Bekannten aus früherer Zeit.

Obgleich noch ein Sohn ihres Liebhabers am Leben war, wußte sie diesen zu überreden, daß er sein ganzes Vermögen ihr vermachte, den Sohn mit einem Pflichtantheil von zwölf Pence abfindend. Während der Krankheit, welche dem Leben des Alten ein Ende machte, behandelte sie ihn mit der kältesten Rücksichtslosigkeit. Zu seiner Stärkung reichte sie ihm eine aus Kuhfüßen gekochte Brühe. Noch ehe er todt war, so wird behauptet, zog sie das Bett unter seinem Körper fort und sein Todtengesicht trug Spuren ihrer Nägel. Nach seinem Tode aber schloß sie den Leichnam ein und eilte nach St. Lawrence, um sich des dort befindlichen Besitzes zu versichern. Dann erst, nach ihrer Rückkehr, machte sie den Todesfall bekannt und ließ die Todtenglocke für den Dahingeschiedenen läuten. Als der Sarg gebracht wurde, bestand sie darauf, sie selbst wolle die Leiche hineinlegen — und an dem häßlichsten Exempel bestätigte sich hier die alte Verwandtschaft der Extreme. Denn eine Forderung, die man der Verzweiflung leidenschaftlicher, zum Tode getroffner Liebe trauernd gewähren möchte, entsprang aus den gemeinsten Motiven grenzenloser Habsucht, die selbst im Angesicht des Todes unvermögend war, sich ihrer schamlosen Begehrlichkeit zu entäußern. Es handelte sich um weiter nichts als um die geheime Entwendung des Todtenhemdes. Als die Leichenmänner den Sarg schlossen, fanden sie die Leiche, jeder Hülle beraubt, nackt darin ausgestreckt. Begraben wurde er, seinem eigenen Wunsch gemäß, ohne jegliche Ceremonie. Miß Bolaine „trauerte," bestellte jedoch, auch jetzt auf die Umgehung aller vermeidbaren Ausgaben bedacht, ihre Trauerkleidung von einem ihr verwandten Kaufmann, dem sie Erbschaftshoffnungen vorspiegelte, Hoffnungen, welche nie erfüllt wurden.

(Schluß folgt.)

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

VII.

„Wie man nur so leben mag."

Ostorf war nach dem Tode des Onkels zunächst durch die Anordnungen zu dessen Beisetzung in der Familiengruft, neben der Fortführung aller laufenden Geschäfte, vollauf in Anspruch genommen worden. Mit dem Herkommen der Gegend und des Hauses eben so wenig als mit den Menschen bekannt, hatte er häufig Margarethens Rath erbitten müssen, der ihm bereitwillig ertheilt wurde, während sie eine eingehende Revision aller der Schränke und Koffer, die das Leinenzeug enthielten, sich angelegen seyn ließ.

Im Uebrigen trafen die beiden nur auf dem neutralen Boden des Speisezimmers zusammen, beim Frühstück so wie beim Mittag- und Abendessen, welches Alles, ohne weitere ausdrückliche Verabredung, gemeinsam von ihnen eingenommen wurde. Sie sprachen dann über die Angelegenheiten des Hauses wie über ihre Beschäftigung in demselben, und sie mußten gegenseitig ihrer Umsicht volle Anerkennung zollen.

Diese angestrengte Thätigkeit, welche keine Muße gestattete, machte beiden das Gezwungene ihres Verhältnisses zwar weniger fühlbar, dennoch konnten sie sich dem lastenden Druck desselben nicht entziehen. Ostorf hatte, nachdem die ersten Tage vergangen waren, einmal den leisen Versuch gemacht, einen etwas leichteren Ton anzuschlagen; allein er fühlte sofort, wie Margarethe darauf nicht einging, und mit desto größerer Aufmerksamkeit überwachte er nun seine Unterhaltung. So sah denn fortan er nicht minder als sie einen Ehrenpunkt darin, daß die Bedingungen, unter denen man sich vereinigt hatte, auf das Strengste beobachtet würden. Den Augen der Außenwelt suchten beide, nach stillschweigender Uebereinkunft, das Seltsame und Peinliche dieses Verhältnisses möglichst zu entziehen. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit eines fortdauernd nur kurzen Zusammenseyns, und das wurde wieder durch zeitraubende Beschäftigung erleichtert. Ostorf bemühte sich deßhalb, eine vollständige Einsicht in die Papiere des Onkels zu gewinnen. Er fand Massen vor, die zwar oberflächlich geordnet waren, von denen aber Vieles augenscheinlich die Aufbewahrung nicht lohnte, wie denn das bedenklichere Greisenalter sich noch schwerer herbei läßt, Papiere zu verbrennen, wozu schon in jüngeren Lebensjahren einiger Entschluß gehört. Zugleich war er eifrig darauf bedacht, gegen Margarethen keine äußerliche Rücksicht vermissen zu lassen, damit diejenige, welche den Namen seiner Frau führte, wenigstens der Welt gegenüber mit Allem umgeben sey, was sonst die Sorge der Liebe herbeizuschaffen pflegt.

Beide waren für's Erste in den Zimmern geblieben, welche sie von Anfang an bewohnt hatten. Als aber dann die feierliche Beisetzung mit all ihrer Unruhe vorüber war, fand Ostorf es zweckmäßiger, die Räumlichkeiten des Onkels zu beziehen, weil diese, im Erdgeschoß und am Ende des Gebäudes gelegen, nicht bloß den Verkehr mit so manchen Anfragenden erleichterten, sondern auch auf der einen Seite den Hof, auf der andern den Garten übersehen ließen. Sie bestanden aus einem größeren Vorzimmer, auf das die Bibliothek folgte, beides nach der innern Seite zu. Unmittelbar daran schloß sich, nach der Terrasse hinaus, das ovale holzgetäfelte Arbeitskabinet, welches einen besondern Ausgang in's Freie hatte, ferner das Schlafgemach und hinter diesem eine einfenstrige Stube, seit lange keinem andern Zwecke gewidmet, als um Gegenstände, die nicht im Gebrauch waren, aus der Hand zu stellen. Von hier führte dann eine stets geschlossene Verbindungsthür zu den Räumen, welche mit den anstoßenden, von Margarethen jetzt bewohnten Zimmern der ausgedehnten Geselligkeit des gastlichen Hauses vor einem Vierteljahrhundert als Vereinigungspunkt gedient hatten, aber nicht mehr benutzt wurden, seit die Freifrau von Bodeck gestorben war. Dieselben zeigten eine glänzende Einrichtung im Geschmacke der Zeit, die sie geschaffen; nur war unglücklicherweise dieser Geschmack gerade der schlechteste gewesen, den sich Deutschland, längst gewohnt, die Bahnen des Auslands nachzutreten, von dort aneignen konnte. Man betrachtete damals die Renaissance und das Rococo, welche, wenn auch oft gesuchte, doch in ihrer Art gefällige Formen darboten, als überwundene Standpunkte, und die Kaiserzeit mit ihren Sphinxen, Drachen, Löwen, Lyren huldigte einer Geschmacklosigkeit, welche nicht einmal in der Bequemlichkeit ihre Entschuldigung fand.

Ostorf bat Margarethen, diese Räume außer ihren bisherigen bewohnen zu wollen, und sie billigte den Vorschlag sofort, wie sie denn überhaupt in würdigem Selbstbewußtseyn nichts zurück wies, was der Stellung einer Gemahlin des Hausherrn entsprach. Unter ihrer Zustimmung traf er selbst die Anordnungen zu der umzuwandelnden Einrichtung, welche, ohne auffallend zu glänzen, doch Alles in sich vereinigen sollte, was die gefällige Eleganz unserer stets Neues ersinnenden Zeit herzustellen im Stande ist. Eine lederbraune Tapete in feinem Goldmuster bedeckte die Wand; damit harmonirten auf's Beste die kornblauen Möbeln und Fenstervorhänge, und die Portièren, in denen breite blaue Streifen mit türkischbunten abwechselten. Die kunstvollen Parkets der Fußböden bedurften nur einer Auffrischung.

Als die Zimmer in Ordnung waren, empfing der Hausherr einen freundlichen Dank Margarethens, dem nichts weiter fehlte, als jeder Ausdruck tieferen Gefühls. Ostorf hatte gleichzeitig seine mühsame Durchsicht der alten Papiere beendigt, aber nur, um in gründlicher Beschäftigung mit den Wirthschaftsangelegenheiten sich alsbald einen andern umfassenden Zeitvertreib zu suchen. Hier sollte die Theorie mit der Praxis vertauscht werden, und er fand es unzweckmäßig, der Schüler seines alten Verwalters zu seyn und dadurch aller Selbstständigkeit für Gegenwart und Zukunft sich zu begeben. Ein Freund seines verstorbenen Vaters besaß in der Entfernung etlicher Meilen ausgedehnte Besitzungen, auf denen er eine Art Musterwirthschaft führte, und dieser erklärte sich gern bereit, die praktischen Studien des Sohnes in seiner Oekonomie durch Rath und That zu fördern.

Als Ostorf diese Zusage erhalten hatte, theilte er Abends beim Thee Margarethen seinen Plan mit. Sie erwiederte: „Ich finde das sehr einleuchtend und zweifle

nicht am baldigen Erfolg; denn von deiner Leichtigkeit, dich in die Geschäfte zu finden, hast du schlagende Proben gegeben. Wann denkst du hinüber zu fahren?"

„Morgen in aller Frühe, aber mir ist der Gedanke nicht angenehm, dich auf einige Wochen hier ganz allein zu wissen. Hast du nicht eine Freundin, mit der du gern verkehrst, und wäre dir's nicht vielleicht angenehm, dieselbe zum Besuch bei dir aufzufordern?"

Margarethe besann sich. „Da wüßt' ich nur meine Cousine, Frau von Linden," sagte sie. „Die ist stets guter Dinge und hat seit dem Tode ihres Mannes freie Zeit — wenn sie will."

„Frau von Linden?" fragte er, „deren Mann unser Gesandter am bayerischen Hofe war?" — „Dieselbe — du kennst sie also schon?" — „Ich war zu München öfters in ihrem Hause und werde mich freuen, sie wiederzusehen, denn ich hoffe, daß sie nicht bloß kommt, sondern auch bleibt. Jedenfalls weiß ich dich dann in munterer Gesellschaft gut aufgehoben." — „Ich werde ihr noch heute Abend schreiben," sagte Margarethe.

„So wünsch' ich dir gute Nacht," beschloß er die Unterhaltung. „Ich muß zeitig heraus morgen früh, und es versteht sich von selbst, daß du dich ja nicht stören läßt. Der Wagen kommt gegen Abend zurück und bleibt dann ganz zu deiner Verfügung. Sollte ein Brief vom Grafen Bernau eintreffen — wahrscheinlich aus England oder Frankreich; er siegelt gewöhnlich mit einem sitzenden Affen, der den Apfel zwischen den Pfoten hält — dann hast du wohl die Güte, mir denselben durch expressen Boten zu senden, und wenn er sich anmeldet, komm' ich gleich zurück. Adieu!" — „Adieu!" wiederholte sie und legte in seine dargebotene Hand die ihrige.

Aber auch das war nur eine Form, denn keiner entschloß sich die Hand des andern zu drücken; es hätte ja daraus ein Antheil gefolgert werden können, welcher gegen die Bedingungen verstoßen haben würde.

Ostorf fuhr am nächsten Morgen ab. Er fühlte sich frei und leicht, aller Fesseln entledigt, und so übte die Natur ihre gewohnte Macht über ihn. Seine Stimmung wurde immer heiterer bei der anmuthigen Abwechslung, welche Berg und Thal und grünes Gelände dem Auge vorübergleiten ließen.

Nach wenigen Stunden lag das Schloß des Grafen Hasberg vor ihm; ein grauer, wohlerhaltener Bau mit vorspringenden Erkern und spitzbedachten Thürmen, auf denen wunderlich geschnittene Wetterfahnen sich drehten; aber in geringer Entfernung von dem Haupthause standen die umfangreichen, frischbeworfenen Wirthschaftsgebäude, welche schon durch ihr Aeußeres bekundeten, daß sie einer ganz andern Zeit angehörten. Es war die Gegenwart neben der Vergangenheit, und das Wesen des Besitzers spiegelte sich ab in diesem Bilde seines Besitzes.

Mit streng aristokratischen Vorurtheilen aufgewachsen, hatte sich Graf Hasberg aus Neigung früh verheirathet, und so gelang es der Liebe seiner Gemahlin, welche nach freisinnigeren Grundsätzen erzogen war, ein gutes Theil jener Vorurtheile allgemach abzuschleifen, so daß endlich nur die besseren Seiten des Aristokraten den Rest bildeten. In den Grenzen seines Eigenthums betrachtete er sich so ziemlich als den „souveränen Herrn," aber dieser hatte sich die Aufgabe gestellt, überall der „Vater seiner Unterthanen" zu seyn und ihnen beizuspringen, wo das erforderlich schien. Auf dem Schlosse wurde, bei aller gemüthlichen Gastlichkeit, ein bestimmtes Maß der Etikette aufrecht erhalten. Den größten Theil des Tages nutzte jeder unbeschränkt als sein eigener Herr, aber sobald die späte Nachmittagsstunde des Diners vom Thurme schlug, erschien man im Gesellschaftsanzuge, der dann bis zum Schlafengehen nicht wieder abgelegt wurde. Der Graf hielt darauf, daß in den Salons die gemessenere Würde nicht beeinträchtigt werde, während er gar kein Bedenken trug, in Wald und Feld und Garten, wo seine Erfahrung als Landwirth Respekt einflößte, auch selbst einmal mit Hand anzulegen. So ruhte auf den Diners eine gewisse formelle Feierlichkeit, wozu auch die Fülle alten Silbergeschirrs, mit welchem die Tafel ausgestattet war, die zahlreiche und doch lautlos dahingleitende Bedienung das ihrige beitrugen. Die angeborene Ritterlichkeit des Grafen trat am Liebenswürdigsten hervor in dem Verhältniß zu seiner Gemahlin, welche allein das Scepter des Hauses zu führen schien und durch kluge Mäßigung bei mildem Ernst ihren Einfluß dauernd zu behaupten wußte. Freilich kam dem auch die äußere Erscheinung zu statten; ihre feinen Züge, wie sie unter dem natürlichen Scheitel des beinahe silberweißen Haares hervortraten, hatten etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes.

Adolf Ostorf fühlte sich hier vom ersten Tage an heimisch. Die Formen, welche man eben nur wie ein bequemes Kleid betrachtete, waren ihm von Jugend an geläufig, und für das ungesuchte Hervortreten eines soliden Reichthums hatte er stets Empfänglichkeit besessen. Aber der Gedanke an die Rückkehr in seine Einsamkeit erfüllte ihn während der ersten Tage fast mit einiger Sorge. Den praktischen landwirthschaftlichen Studien wurden alsbald mit großer Gewissenhaftigkeit die Morgenstunden gewidmet, dann folgte das nicht ausgedehnte, aber stets ausgesuchte Diner,

und der Abend gehörte einer zwanglosen Geselligkeit, welche durch häufigen gern gesehenen Besuch aus der Nachbarschaft sich vielseitig gestaltete, und wobei Musik, Gespräch, Lectüre, wohl auch eine Schach- oder Billardpartie wechselten, wie es gerade den Anwesenden am besten zusagte. So war es wohl natürlich, daß in Ostorf allmählig der Wunsch erwachte, eine ähnliche Geselligkeit auch auf Bodeck hervorzurufen. Er erkannte immer mehr den Grafen Hasberg mit seiner Gemahlin als wohlthuenden und belebenden Mittelpunkt des Kreises, und immer lebhafter beschäftigten seinen Geist die Träume einer besseren Zukunft in seiner eigenen Häuslichkeit.

Einige Wochen waren rasch genug vergangen, als der erwartete Anmeldungsbrief des Freundes aus Paris eintraf, den Margarethe schleunigst übersendet hatte. Er antwortete sofort Poste restante nach Cöln, daß Bernau ihm willkommen sey, und beeilte nun auch die eigene Rückkehr.

Eine Abwesenheit selbst von nur wenigen Wochen erweckt schon das Gefühl der Freude auf die Behaglichkeit der gewohnten Räume, und bei Ostorf kam die Neugier hinzu, wie er Margarethen wieder finden, welche Aussicht für die Verwirklichung seiner Plane sich dadurch bieten werde. Er überlegte, daß es doch der Sitte zu entsprechen scheine, wenn die erste Begrüßung nach der Trennung eine etwas wärmere Färbung erhalte, und er setzte unbedenklich die gleiche Ueberlegung bei seiner Gemahlin voraus.

So wurde ihm der Abschied von dem befreundeten Hause um vieles leichter, als er geglaubt hatte. In solchen Momenten kommt es eben nur darauf an, ob das Auge rückwärts gewendet nichts als Verluste erblickt, oder ob es vorwärts schauend auf ein gewinnverheißendes Ziel sich richten kann.

VIII.

„Mir hielt der Tag den Spiegel vor's Gesicht."

Margarethe hatte gleich nach Ostorfs Abreise den Brief an Frau von Linden geschrieben; aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, die innere Geschichte ihrer Heirath der Freundin mitzutheilen. Nur die Thatsache wurde erwähnt und Ostorfs Charakter anerkennend geschildert; im übrigen sollte der heitere Ton des Briefs genügen, ein Bild ihres Lebens errathen zu lassen.

Nach etwa acht Tagen empfing sie aus Ostende die Antwort, worin es hieß: „Ich habe zwar längst genug an der hiesigen vielzüngigen, windigen Geselligkeit, liebes Kind, und an den langweiligen Spaziergängen auf der öden Digue, und vor Allem an der täglichen allgemeinen Seewäsche, nach der man regelmäßig einen halben Tag lang umherlaufen muß wie die Mütter auf den Bildern vom Kindermord zu Bethlehem, das heißt: mit fliegenden Haaren, wobei der herkömmliche Anstand eigentlich sehr zu kurz kommt. Ueberhaupt herrscht hier im Seebade eine merkwürdige Ungenirtheit. „Rücksicht" und „Vorsicht" sind sonst die zwei ersten Gebote des Katechismus der Gesellschaft, und die Moral davon heißt — nun etwa: Monotonie, um für Langeweile einen anständigen Ausdruck zu haben, vor dem die Schriftsprache nicht zu erröthen braucht. Hier kennt man aber diese Gebote nur höchst unvollkommen, und deßhalb langweile ich mich rücksichtslos. Meine Anbeter sind auch gar zu fade, und es ist niederschlagend, was für Gegenstände so ein Mannsbild (ich denke, das Wort ist courfähig — Clärchen gebraucht es ja im Egmont) für unsere Unterhaltung aufzutischen sich gestattet. Aber nun läßt es sich der Arzt ja nicht ausreden, daß mir die Kur ganz ausgezeichnet bekommt, wiewohl ich ihm täglich das Gegentheil versichere und ihn dafür verantwortlich mache, wenn in dieser Wüstenatmosphäre mein Verstand zum Stockfisch eintrocknen sollte. Aber ach! der Unmensch bleibt dabei, daß wir beide ein plötzliches Abbrechen dieser verheißungsvollen Kur nicht auf unser Gewissen nehmen könnten. Und da bin ich denn eben schwach — du kennst mich ja — habe keine eigene Meinung und warte geduldig, bis er mich gutwillig ziehen läßt. Es ist so sehr angenehm, einmal sein Handeln durch einen Andern besorgen zu lassen und nun auch gar keine Verantwortung dafür zu haben. Aber sobald ich wieder selber zurechnungsfähig bin, dann sollst du mich haben, Gretel, ganz und gar, mit allen meinen — sagen wir: Eigenschaften, und ich kann dir zugleich die glaubwürdige Versicherung ertheilen, daß du mich dann so bald nicht wieder loswerden sollst. Wir haben ja ungeheuer viel mit einander zu plaudern: du verheirathet — ich Wittwe — man denke! — Die Stunde meiner Ankunft will ich dir noch telegraphiren, damit du mir den Wagen schickst; denn ich liebe es nicht, mich auf Eisenbahnstationen oder in Wartesälen wie der verlorene Sohn umherzutreiben."

Margarethe sah sich durch diesen Brief in ihren Erwartungen etwas getäuscht. Auch sie hatte aufgeathmet, als mit Ostorfs Abreise die stete Spannung zu Ende war; dann beschäftigte sie der Gedanke an die Freundin, und sie erwartete von Tag zu Tag, dieselbe eintreffen zu sehen; das verschob sich jetzt in's Ungewisse, und wie immer, wurde die Leere nach der Enttäuschung nur desto fühlbarer.

Margarethe sann auf Beschäftigung, sie konnte nicht müßig seyn, und Lesen — bloß zum Zeitvertreib, ohne den Wechsel mit anderer Thätigkeit — das halten geistreiche Menschen nicht lange aus. Als der Onkel noch lebte und seinen Kräften nicht mehr mit Zuversicht vertrauen durfte, da hatte sie in seinem Auftrag zuweilen entfernter wohnende Arme und Kranke besucht, und sie hatte dabei den sichern Blick gewonnen, aus den Aeußerlichkeiten ihres Hausstandes das Wesen der Menschen zu beurtheilen. Jetzt machte sie sich Vorwürfe, die also erworbenen Kenntnisse nicht verwerthet und vervollständigt zu haben, und daraus folgte der Entschluß, das ungesäumt nachzuholen.

Aber Margarethe war auch eine praktische Natur, sie begann nichts ohne die Richtung auf ein bestimmtes Ziel. Bei dem Armenarzt unterrichtete sie sich zuerst, denn vor dem Arzte wird nichts geheim gehalten, weil das unmöglich wäre; und nach seinen Mittheilungen wurden ihre Wanderungen begonnen.

Der Arzt hatte vor Allem auf das Zerwürfniß in einer Tagelöhnerfamilie aufmerksam gemacht, welche durch den Leichtsinn des Mannes, eines geschickten Tischlers, der Verarmung entgegen gehe. Margarethe richtete ihren ersten Gang dahin. Sie betrat das Haus, welches neben großer Dürftigkeit überall die äußerste Sauberkeit zeigte, und dadurch für die Frau eingenommen, erbat sie sich von dieser, die ihre rothgeweinten Augen zu verbergen suchte, einen Trunk Wasser und nahm zugleich den dargebotenen Stuhl an. Ein gleichgültiges Gespräch gewann ihr bald das Vertrauen der Frau, die denn auch, froh einmal reden zu können, gleich ihr ganzes Herz ausschüttete.

„Der Friedel ist kein schlechter Mensch," sagte sie, „da sey Gott vor! aber genommen hat er mich freilich um das bischen Geld, was ich ihm zubrachte. Und geschickt ist er wie Einer in seinem Handwerk, das darf ich sagen, weil's wahr ist. Aber nun machten sich die guten Freunde an ihn, das heißt, sie nannten sich so; und die hielten ihn ab von der Arbeit, daß er mit ihnen in's Wirthshaus zog, und von da ging's schlechter mit uns von einem Tag zum andern. Das Geld fehlte bald, da wurde verkauft und versetzt, was entbehrlich war, und dann auch das Nothwendige. Handwerksgeräth haben wir keines mehr. Ich mühe mich ab mit meiner Hände Arbeit, aber allein kann ich den Mann und das Kind nicht ernähren. Gott besser's!"

Und sie brach wieder in einen Strom von Thränen aus. Margarethe tröstete und verhieß Hülfe; dann kehrte sie heim, um dem Manne nicht zu begegnen, den sie auf den andern Morgen früh durch den Verwalter zu sich bescheiden ließ. Pünktlich fand er sich ein, und sie erblickte einen hübschen, intelligenten Menschen, dessen Aeußeres nur ein klein wenig verwildert war.

„Da sind Gartenmöbeln zu machen," redete ihn Margarethe an, „Tische und Bänke, wie ich's hier aufgeschrieben habe. Ich höre Sie rühmen als geschickten Tischler, und die Arbeit wird gut bezahlt, wenn sie gut gemacht ist. Wollen Sie das übernehmen?" — „Ich möcht' schon," sagte Friedel, „aber" — und er stockte verlegen. — „Nun, aber? wo fehlt's denn?" — „Ja, mein Arbeitszeug ist nicht im Stand." — „In der Werkstatt hier auf dem Hof findet sich Alles. Wie viel Zeit brauchen Sie?" — „Nun, so ein vierzehn Tage werden schon darüber hingehen." — „Bei einem Tischler, der seine Sache versteht, wie Sie? In acht Tagen muß Alles fertig seyn, ehe der Baron zurückkommt. Wollen Sie das? Sonst laß' ich einen andern bestellen." — „Nun, wenn's denn seyn muß. Kann's ein anderer, kann ich's auch."

Und wirklich arbeitete er jetzt rastlos von früh bis spät. Margarethe hatte oft ihre Freude daran, ihm zuzusehen. Nach acht Tagen lieferte er die Arbeit, und da schlug sie ihm vor, in der Werkstatt auf dem Hofe als Tischler zu bleiben, unter der Bedingung, daß er täglich seine bestimmten Arbeitsstunden einhalten müsse, womit denn der Friedel, der sich nun schon wieder an regelmäßigen Fleiß gewöhnt hatte, sehr zufrieden war. Inzwischen konnte sie sich auch, wie absichtslos, nach seinen Familienverhältnissen erkundigen, und offen und ehrlich, wie er von Natur war, brachten ihn ihre Fragen bald in die Enge, so daß er zögernd einräumen mußte, der Streit zwischen ihm und seiner Frau rühre eigentlich nur daher, weil diese ihm Vorstellungen gemacht habe, daß er doch lieber zur Arbeit statt in's Wirthshaus gehen solle.

Und jetzt erst nahm Margarethe Veranlassung zu einer eindringlichen Ansprache über die Pflichten der Eheleute gegen einander, welche am ersten Tage ihrer Bekanntschaft ohne Zweifel erfolglos verhallt seyn würde; auf den materiellen und moralischen Grundlagen aber, für welche gesorgt worden war, machte dieselbe den besten Eindruck und es folgte ihr bald die erfreuliche Genugthuung, daß zwei glückliche Menschen eine neugegründete, dauerverheißende Existenz begannen.

„Das muß ich Adolph erzählen, sobald er zurückkommt," sagte sich Margarethe, „und er soll mich loben als diplomatische Friedensvermittlerin." Aber dieser Gedanke führte sie in natürlicher Folge weiter zu der Betrachtung ihres eigenen ehelichen Verhältnisses und zu der Frage: ob denn da Alles in Ordnung sey, ob

nicht am Ende auch ihr selbst Vorwürfe gemacht werden könnten? Zunächst freilich wollte sie für Alles, was man etwa rügen könnte, den Gemahl verantwortlich machen; allein mit dieser Ausrede ließ sich ihr Verstand doch nicht lange beschwichtigen. Sie mußte sich eingestehen, daß sie durch die vorgezogene Schranke der eisigen Kälte ihm jede Annäherung unmöglich gemacht habe, und daß seine vielen vortrefflichen Eigenschaften das nicht verdienten. Daraus folgte dann die Erwägung und das Zugeständniß, daß sie durch freundliches Entgegenkommen sich nichts vergeben könne, sondern nur ihre Pflicht als Gattin erfülle, und sie wurde mit sich einig, so weit zu gehen und dann zu erwarten, was von seiner Seite geschehen werde.

Jetzt erhielt sie die telegraphische Meldung, daß am heutigen Tage die Freundin in Bingen einzutreffen beabsichtige, und sofort setzte sie sich in den Wagen, um dieselbe dort zu empfangen.

Bald nach ihrer Abfahrt kehrte Ostorf nach Bodeck zurück. Seine Stimmung war immer heiterer geworden; er freute sich, Margarethen wiederzusehen — aber ihn erwartete die Enttäuschung, daß er sie gar nicht zu Hause fand. Diese Nachricht umwölkte schon seine Stirn; denn die Wetterfahne unserer Laune gehorcht ja nur zu leicht dem leisesten Luftzug.

Nach einer Stunde langten dann die beiden Damen an. Aber Margarethe hatte nicht geglaubt, ihren Gatten bereits vorzufinden, überall hatte sie die Freundin in Haus und Garten umherführen und bekannt machen wollen, ehe er ankäme. Das fiel jetzt weg, er machte einen Strich durch diesen Plan: und damit wendete sich auch bei ihr die Wetterfahne, welche ganz südlich gezeigt hatte, stark nach Norden zu.

Jeder von Beiden erwartete nun zunächst das freundliche Entgegenkommen des Andern, und jeder wartete darauf vergebens, um so mehr, als die Anwesenheit einer dritten Person beide nur befangen machen konnte. Frau von Linden aber, die völlig Arglose, ahnte nicht, wie sehr ihr Eintritt in das Haus einem günstigen Umschlag im Verkehr des Ehepaars störend entgegen wirkte.

An sie wendete sich Ostorf zunächst, indem er ihr seine Freude aussprach, sie als Gast auf Bodeck zu begrüßen, und sie reichte ihm die Hand mit den Worten: „Dank für den freundlichen Empfang, Baron. Wir finden uns beide sehr verändert. Mein guter Mann ist inzwischen gestorben, wie Sie wissen, und Sie haben sich zum Ehestand bekehrt, zeitiger als ich dachte. Das kann mich indeß nicht wundern, nachdem ich mir mein allerliebstes Gretel wieder betrachtet habe."

Dann zog sie sich, zur Erneuerung der Toilette, auf ihre Zimmer zurück, welche die Hausfrau, um sie nah zu haben, von dem eigenen Raumüberfluß abgetreten hatte.

Als nun die beiden Gatten sich endlich allein sahen, da waltete in ihrem Gespräch ganz dieselbe Kälte wie bei der Trennung vor drei Wochen. Der günstige Augenblick war eben verpaßt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Maria Stuart und ihre Kritiker.

Unangeklopft ein Herr tritt Abends bei mir ein:
„Ich hab' die Ehr', Ihr Recensent zu seyn."
Sofort nimmt er das Licht zur Hand,
Besieht lang meinen Schatten an der Wand,
Rückt nah und fern —: „Nun, lieber junger Mann,
Seh'n Sie doch gefälligst mal Ihre Nas' so von der Seite an!
Sie geben zu, daß das ein Auswuchs ist?"

An diese Worte aus Mörikes kostbarem Gedicht werden wir unwillkürlich erinnert, wenn wir die mancherlei Stimmen verhören, die sich über Maria Stuart vernehmen lassen. Genau so haben viele unserer Recensenten und Literaturhistoriker das herrliche Drama beleuchtet, haben durch schiefe Lichtstellung dem großen Dichter Nasen gemacht, die er nicht hat, und Nasen gegeben, die er nicht verdient, also, daß man wohl Lust fühlen kann, zu thun, wie Mörike in selbigem Gedichte thut, nämlich mit kurzem Proceß ihnen die armseligen Kritteleien zu bezahlen, mit denen sie den reichen Dichter bemäkeln. Allein es ziemt sich doch nicht, daß wir so ungeduldig rasche Justiz an ihnen üben. Wir müssen sie zuerst hören!

Wenn ich das Heer der Ausstellungen, die an unserem Drama gemacht worden sind, mustere und sortire, so erhalte ich vier Klassen. Zum ersten werden dem Dichter mehrfache innere Widersprüche, Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten vorgeworfen. Alsdann

wird zweitens Anklage gegen ihn erhoben im Namen der Aesthetik, drittens im Namen der Geschichte, und viertens im Namen der Moral und Religion, und insbesondere des Protestantismus.

I.

Gewiß wäre es ein großer Makel an unserem Drama, wenn sich nachweisen ließe, daß es mit sich selber nicht überall im Einklang stehe, wie sich das bei flüchtigen und leichtfertigen Arbeitern allerdings findet. Daß aber Schiller in solcher Weise gearbeitet habe, hat noch niemand behauptet. Vielmehr wissen alle seine Biographen davon zu sagen, wie schwer, bis zur Aengstlichkeit schwer er's genommen habe. Nicht bloß die Produkte aus seinen Lehrjahren, sondern auch noch die Werke seiner Meisterjahre sind sämmtlich schwere Geburten gewesen. Bei einem Dichter, der notorisch den größten und schmerzensreichsten Fleiß auf die geistige Conception, auf die sorgfältigste Schematisirung und Entwerfung, kurz auf jede Art von Vorbereitung und Ausarbeitung wendete, sollte man sich billig zweimal besinnen, ehe man ihm innere Widersprüche, Vergeßlichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten vorwirft. Dennoch ist es eine ganze Litanei von Sünden dieser Art, die man in Maria Stuart hat entdecken wollen, darunter solche, die auch der Laie, wie Hoffmeister meint, gleich beim ersten Lesen fühle und die demselben nur nicht zum klaren Bewußtseyn kämen, wenn nicht die Kritiker vom Fach ihm ein Licht darüber aufstecken würden.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich beim ersten Lesen die Mängel nicht gefühlt habe, von welchen der genannte Kritiker redet. Ja, ich wage die Behauptung, daß beim ersten Lesen nicht leicht irgend jemand Mängel in Maria Stuart findet, schon darum nicht, weil das erste Lesen bekanntlich in der Regel zwischen das vierzehnte und achtzehnte Lebensjahr eines Menschen fällt. Und den Jüngling möchte ich der Merkwürdigkeit halber sehen, der beim ersten Lesen etwas anderes gefühlt hätte, als die tiefste Rührung! Sehen möchte ich die Jungfrau, die da etwas anderes im Auge gehabt hätte, als — Thränen! Wenn das vorüber und der Tribut der Thränen bezahlt war, dann kam vielleicht auch allmählig ein Gedanke an den Dichter, der etwas so Wundervolles zu schaffen vermochte. Was aber sicherlich nicht kam, auch nach einer zweiten Lesung keinem jugendlichen Herzen kommt, das ist das Gefühl irgend eines Mangels oder Widerspruchs, ein kritischer Zweifel, ein Gedanke an eine innere Unwahrscheinlichkeit. So lesen junge Augen die Maria! Aber ich lege das weitere Geständniß ab, daß auch heute noch, obwohl mir die Kritiker die faulen Flecke an unserem Drama gezeigt haben, mein blödes Laienauge sie nicht finden kann.

Ich kann mich nicht überwinden, den Leser mit der Beleuchtung dieser Ausstellungen im Einzelnen zu behelligen. Wer Lust haben sollte, sie kennen zu lernen, kann sie bei Hoffmeister nachlesen und wird mit der Rechtfertigung des Dichters gegen seine Tadler wenig Mühe haben. Er wird diese Ausstellungen immer zum mindesten sehr kleinlich, meistentheils aber bei genauerer Betrachtung sogar völlig grundlos finden. Indem ich aber die ganze erste Klasse von Vorwürfen übergehe, kann ich mich doch Einer Bemerkung nicht enthalten. Es ist eine eigene Ironie des Schicksals, daß diese Kritiker, die so vielerlei zu mäkeln wissen, den einzigen Punkt nicht entdeckt haben, wo wirklich eine innere Unmöglichkeit vorliegt. Das Schloß Fotheringhay liegt mindestens fünfzehn Stunden von London entfernt. Dessen ungeachtet treffen wir Elisabeth an demselben Tage Morgens in Westminster, Mittags in Park Fotheringhay und Abends wieder in ihrem Palast. Eine Eisenbahn aber hat es im Jahr 1587 nicht gegeben. Indeß bin ich weit entfernt, dem Dichter deßhalb mit rother Dinte einen geographischen Schnitzer an den Rand zu markiren. Der Poesie müssen Extrazüge verstattet seyn.

Ich eile sogleich zu der zweiten Sorte von Ausstellungen. Hier handelt es sich um angebliche Verstöße gegen die Regeln der Aesthetik, der Schönheit, des guten Geschmacks. Und zwar sind hier mehrere Kritiker so kühn, schon die Wahl des Stoffs und weiterhin die ganze Auffassung desselben, die Anlage und Grundidee des Dramas für verwerflich zu erklären. Schiller habe einen Fehlgriff gethan, sagt einer, indem er die Geschichte der berüchtigten Maria von Schottland wählte. Ein anderer meint, es sey zu bedauern, daß er nicht lieber seine Malteser ausgeführt habe; es wäre etwas besseres daraus geworden.

Was soll man darauf sagen? Am besten nichts, als daß es das Allerabgeschmackteste und Wohlfeilste ist, zu reden von dem, was geworden wäre, wenn dieß und das geschehen wäre.

Es sey ein Fehler, sagt ein anderer, daß Schiller das Verhältniß von Elisabeth und Maria nur wie einen persönlichen Handel zweier eifersüchtigen Frauen aufgefaßt habe; er hätte den Kampf zweier Weltanschauungen, des Protestantismus und des Katholicismus, darstellen sollen. Wieder ein anderer meint — offenbar in demselben Sinn — die Grundidee der Maria sey im Vergleich mit Wallenstein eine beschränkte. Das heißt

also: der Dichter hätte uns eben wieder ein breites historisches Gemälde von großen Dimensionen geben sollen, wie es der Wallenstein ist.

Welch anmaßliche und seltsame Forderung! Wenn mir ein vortrefflicher Historienmaler zur Abwechslung einmal ein vortreffliches Genrebild vor mein Auge stellt, darf ich ihn tadeln, daß er dießmal einen beschränkteren Vorwurf ergriffen habe? — Es ist bekannt, daß Schiller nach Vollendung seines Wallenstein, gewissermaßen ermüdet von dieser Riesenarbeit, der Helden und Soldaten herzlich satt geworden, sich nach einem einfach menschlichen Stoffe sehnte, in welchem das Politisch-historische Nebensache und die persönlichen Gemüthsbewegungen der handelnden Individuen Hauptsache werden könnten. Was läßt sich denn nun dagegen einwenden, wenn er zu diesem Behuf Maria Stuart wählte und in der Weise behandelte, daß die großen politischen und religiösen Ideen jener Zeit durchgängig nur als Hintergrund zum Vorschein kommen? Aber es sey eben Schade, meint ein berühmter Kritikus, daß durch diese Behandlungsweise Schiller den reichen Hintergrund verloren habe, den die Zeit der Elisabeth dargeboten hätte. Das heißt, dieser Kritiker ist eben der Ansicht, Schiller hätte die großen Zeitideen in den Vordergrund stellen sollen, denn als Hintergrund hat er doch gewiß alles Benutzbare so reichlich benützt, als er es thun konnte, ohne es zum Vordergrund und zur leitenden Idee zu nehmen. Ueberhaupt rühren die meisten Ausstellungen an unserem Drama davon her, daß man den Schwerpunkt desselben da sucht, wo er nun einmal nach Schillers Absicht nicht seyn sollte, nämlich in den großen weltgeschichtlichen Principien, die in jener Zeit auf einander platzten. Doch wir werden davon später noch zu reden haben.

Einen ästhetischen Fehler hat man namentlich an dem Ausgang des Dramas entdeckt. Alles, was nach Mariens Hinrichtung noch komme, mache keinen Eindruck mehr. Indem die letzten fünf Auftritte noch einmal nach Westminster zurückkehren, um die Bestrafung der königlichen Heuchlerin darzustellen, so habe das Ganze einen matten Schluß erhalten. Zu leugnen ist nicht, daß die Gefühlstemperatur in diesen letzten Scenen um mehrere Grade herunter sinkt. Dennoch ist's eine große Frage, ob hier eine Blöße und Schwachheit des Gedichts vorliegt, und ob es wohlgethan ist, wenn man diese letzten angeblich matten Scenen auf der Bühne wegläßt, wie so oft geschieht. Einmal ist es sehr schwer, einen schicklichen Punkt zu finden, wo man abschneiden könnte. Denn mit Lesters ohnmächtigem Niedersinken ohne weiteres den Vorhang fallen und das ganze Stück enden zu lassen — das ist ein Unding. Alsdann aber fühlen wir in der That ein Bedürfniß, noch einmal nach Elisabeth zu sehen; und diese furchtbare Isolirtheit, in welcher wir sie in dem letzten Auftritt dastehen sehen, ist ein tief ergreifender Gerechtigkeitsakt, den wir nicht missen können. Nachdem die Büßerin gefallen ist, darf die Heuchlerin, die noch aufrecht steht, nicht ungestraft bleiben. Das fordert nicht bloß das moralische, sondern auch das ästhetische und dramatische Gesetz. Die Strafe aber darf eben so wenig zu breit ausgetreten seyn, als sie ganz fehlen darf. Dieser letzte Strich im Drama durfte weder unterlassen, noch zu lange fortgeführt werden. Schiller, dünkt mich, hat auch darin das Maaß fein getroffen.

Gerne wenden wir uns von dieser kleinlichen Kritik zu einigen andern Beurtheilern, die mit Anerkennung, ja mit Begeisterung von den Schönheiten unseres Gedichts reden. Madame Staël äußert, es sey das planmäßigste und rührendste aller deutschen Dramen. A. W. Schlegel sagt, es sey mit großer Gründlichkeit und Kunstfertigkeit construirt, und Alles sey darin so weislich abgewogen, daß man schwerlich etwas darin verrücken könnte, ohne das Ganze in Unordnung zu bringer. Seine Wirkung sey unfehlbar. Daß es bühnengerechter und regelmäßiger sey, als Schillers frühere Dramen, rühmt auch Gervinus, verderbt jedoch sein Lob sogleich wieder durch den sonderbaren Beisatz: es habe aber dadurch nicht eben den größeren Werth erhalten. Wie wenn die Bühnengerechtigkeit und Regelmäßigkeit eines Dramas eher ein Schaden für den poetischen Werth, als ein Vorzug wäre!

Mir ist gerade die dramaturgische Anlage unseres Stücks in ihrer Einfachheit und Uebersichtlichkeit stets besonders bewunderuswerth gewesen. Der Schauplatz ist theils Fotheringhay, theils Westminster, und zwar jedesmal einen ganzen Akt lang. Der erste Akt stellt Marien im besondern dar, der zweite Elisabeth im besondern. Im dritten kommen beide Königinnen zusammen. Im vierten spielt wieder Elisabeth allein, und im fünften — wenn wir die Schlußscenen als Anhang in Abzug bringen — Maria allein. So tritt der Gegensatz der beiden Hauptpersonen schon durch die Anordnung der Aufzüge merkbar hervor. — Der Zeitrahmen, in welchem das Drama sich bewegt, umfaßt zwei Tage. Die vier ersten Akte spielen an dem Tag, den Maria stets mit Buße und Fasten feiert, dem Jahrestag der Ermordung ihres Gatten Darnley; und zwar spielt der erste in Fotheringhay am Morgen dieses Tages, der zweite in Westminster an demselben Vormittag; der dritte — die Jagd im Park von Fotheringhay — spielt Mittags; der vierte — nach der Rückkehr der Königin — Abends; der fünfte endlich —

Mariens Ende — spielt am folgenden Vormittag, und den Anhang — die letzten Auftritte in Elisabeths Kabinet — haben wir uns Abends zu denken. *

Da der Dichter nur die letzte Katastrophe von Mariens Schicksal darstellt und seine Handlung erst beginnen läßt, nachdem das richterliche Urtheil über sie schon gefällt ist, so muß man in der That staunen über die Kunst, mit welcher Schiller in eine zum voraus entschiedene Sache so viel Leben, Bewegung und Interesse zu bringen gewußt hat. Denn nicht erst im fünften Akt, den Madame Staël eine situation decidée nennt, sondern schon von Anfang an scheint Alles entschieden zu seyn. Dennoch weiß der Dichter fortwährend zu spannen und Verwicklungen zu schürzen, indem er auf mehrfache Weise, durch Mortimers Anschlag, durch Lesters Liebe, durch die Bewilligung einer Zusammenkunft mit Elisabeth Rettungsaussichten für Maria eröffnet, die aber sämmtlich zum Gegentheil, zum Verderben für sie ausschlagen müssen. Wir erhalten in den ersten vier Akten eine Reihe von überraschenden, spannenden oder erschütternden Situationen; und, was den fünften Akt betrifft, so darf man wohl sagen: wer hier kalt bleiben kann, der muß ganz absonderlich genaturt seyn, der muß Fischblut oder englisches Blut haben. Bei den Engländern bringt ja die Tragödie, wie einer ihrer eigenen Schriftsteller versichert, verhältnißmäßig geringe Wirkung hervor, und derselbe Kritiker thut sogar den Ausspruch: wer von Maria Stuart sich erschüttern lasse, der müsse zu einer besondern Klasse von Menschen gehören.

Meisterhaft gelungen ist schon die sogenannte Exposition des Stücks, d. h. die einleitenden Auftritte, in denen uns der Dichter über die Verhältnisse und die Lage seiner Hauptpersonen zu instruiren weiß. In den drei ersten Auftritten, in dem Wortwechsel der Amme mit Paulet, dann in der Unterredung des letzteren mit Maria, endlich in dem Gespräch zwischen Maria und ihrer Amme werden wir auf die ungezwungenste und interessanteste Weise in die ganze frühere Lebensgeschichte der Königin eingeweiht, wie denn überhaupt eine ungemein große Summe von Zeitgeschichte in dieses Drama von zwei Tagen scheinbar zufällig und gelegenheitlich verwoben ist. Selbst über den Proceß der Königin erfahren wir schon im ersten Akt alles Nöthige aus dem lebhaften Gespräch zwischen Burleigh und Maria, und Schiller selbst äußerte sich vergnügt über die Art und Weise, wie es ihm gelungen ist, die trockene Juristerei zu bewältigen und zu beseitigen.

Wie fein angelegt und effektvoll ist's, daß Hinrichtung und Schaffot nicht unmittelbar sichtbar werden! Wie viel tiefer wirkt's, wenn wir vom Schaffot Bericht erhalten aus dem schreckenbleichen Munde der Kurl, die eben vorhin durch eine offene Thüre hinein gesehen hat! Und was sah sie?

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein groß Gerüst, mit schwarzem Tuch beschlagen,
Erhob sich von dem Boden; mitten drauf
Ein schwarzer Block, ein Kissen und daneben
Ein blank geschliffnes Beil. —

Wie erschütternd wirkt's auf uns, zu sehen, wie die Hinrichtung auf Lester wirkt, wenn unter seinen Füßen sich das fürchterliche Werk bereitet, wenn er von Moment zu Moment an den dumpfen Lauten, die zu ihm dringen, den entsetzlichen Vorgang verfolgen kann und muß!

Die Stimme des Dechanten — er ermahnt sie —
Sie unterbricht ihn — horch! laut betet sie —
Mit fester Stimme. — Es wird still, ganz still —
Nur schluchzen hör' ich und die Weiber weinen —
Sie wird entkleidet — horch —
Der Schemel wird gerückt.

Was hier durch das Medium von Lesters Gemüthserregung vor unser geistiges Auge geführt wird, das ergreift uns viel tiefer, als wenn es vor unser physisches Auge träte.

Noch auf einige andere Feinheiten unseres Dramas erlaube ich mir aufmerksam zu machen. Wie effektvoll ist's, daß im fünften Akt dem Erscheinen der Königin selbst mehrere vorbereitende Auftritte vorausgehen! Wir sehen da zuvor die treuen Diener Marias, wie sie sich allmählig um ihre Herrin sammeln, wie sie nach langer Trennung in Thränen sich wieder zusammenfinden und begrüßen, wir hören aus ihren Gesprächen, wie Maria die Nacht zugebracht hat. Wie spannend diese Bewegungen im Vorzimmer der Königin, dieses Herauskommen von ihr und Hineingehen zu ihr, bis endlich sie selber, die zum Tod bestimmte und geschmückte, heraustritt, und die einzige Gefaßte unter lauter Klagenden steht, um mit ruhiger Erhabenheit

* Ganz anders wäre die historische Tragödie ausgefallen, welche Raumer an die Stelle des Schiller'schen Stücks setzen möchte. Statt der bewundernswerthen Einheit von Raum und Zeit, die wir bei Schiller finden, würden wir nach Raumers Vorschlag ein Drama erhalten, dessen erste Hälfte in Schottland, die zweite in England spielt; die erste würde die Mißregierung Marias, die zweite ihre Hinrichtung im Kerker darstellen. Des Dramas Anfang würde vom Schluß durch neunzehn Jahre getrennt seyn.

sie alle zu trösten und jedem Einzelnen ein Wort der Liebe zu spenden. So geht sie hin, von der Liebe ihrer Getreuen geleitet bis auf's Blutgerüst! Die Andere steht allein! Sie stand immer allein, das herzlose Mannweib! Man beachte, daß ihr im ganzen Drama keine weibliche Seele, keine Freundin zur Seite steht. Und jetzt ist sie auch von den Männern verlassen; verlassen von Burleigh — sie hat ihn verbannt; verlassen von Shrewsbury, seine gerade Hand ist zu starr, um ihre neuen Thaten zu versiegeln. Da läßt sie den Liebling rufen — „Graf Lester komme her!" Aber: „der Lord läßt sich entschuldigen. Er ist zu Schiff nach Frankreich!"

Und das soll ein matter Ausgang seyn! Sind denn zu einem kräftigen Schluß Pauken und Trompeten oder ein Pistolenschuß erforderlich? Schiller hat dem deutschen Publikum zugetraut, daß es diese furchtbare Einsamkeit, in welcher Elisabeth dasteht, verstehen werde. Es scheint, er hat sich theilweise getäuscht.

Wenn wir nun schon im Bisherigen den geistvollen und gewandten Dichter erkennen, der durch seinen Wallenstein zum Meister in allen dramatischen Künsten herangewachsen war, so finden wir diese vollendete Meisterschaft namentlich auch darin, wie er Leidenschaften zu schildern und wie er Charaktere zu zeichnen weiß. Wir finden in Maria Stuart nicht mehr, wie in früheren Werken Schillers, abstrakte Figuren, ideale Repräsentanten einer Tugend oder eines Lasters, Personen ohne rechtes Fleisch und Blut, sondern lauter reale Wesen voll Lebenswahrheit und Lebensfähigkeit, in denen gute und schlimme Eigenschaften, edle und verwerfliche Stimmungen mit voller Naturtreue wechselnd erscheinen. So ist namentlich Maria selbst ein durchaus lebendiges natürliches Wesen, wie kaum eine andere weibliche Rolle Schillers.

Dennoch haben die Kritiker auch an der Charakterzeichnung mancherlei auszusetzen, und zwar nicht bloß vom historischen Gesichtspunkt aus, auf welchen wir nachher zu sprechen kommen, sondern auch vom ästhetischen. Am Charakter der Elisabeth, meint Julian Schmid, hätte Schiller den scheußlichen Zug wegwischen sollen, daß sie den jungen Mortimer verführen wolle. Das Gleiche gibt G. Schwab zu verstehen. Wenn dieser sagt, an der schamlosen Unweiblichkeit Elisabeths gegenüber von Mortimer hätte das Publikum sich stoßen sollen, so heißt das offenbar: Schiller hätte sich schämen sollen, Elisabeth so reden zu lassen. Man möchte hienach meinen, Schiller habe da wunder wie arge und anstößige Dinge in Elisabeths Mund gelegt. Wenn man aber nachliest, was ist's? Sie zeigt ihm bedeutungsvoll von Ferne einen hohen Preis; sie läßt durchblicken, daß sie selbst und ihre Frauengunst der Preis seyn dürfte. Und das ist's, was man Schiller zum Vorwurf macht! Welche Prüderie! Wenn solche Gedanken in solcher Form nicht mehr zulässig seyn sollen, wo ist denn in aller Welt ein Drama, das decent und rein genug wäre, um jenen zarten kritischen Ohren nicht zu mißfallen?

Eine nicht minder wunderliche Ausstellung ist, was J. Schmid über Lesters Charakter sagt. Lester sey von einer so widerwärtigen Unwürdigkeit, daß man nicht begreife, wie Schiller dazu komme, eine so marklose Figur in ein tragisches Kunstwerk aufzunehmen. Was soll das heißen? Soll eine solche Figur, deren Charakter eben die Charakterlosigkeit und sittliche Haltlosigkeit ist, im wirklichen Leben nicht zu finden seyn? oder soll sie nur im Schauspiel nicht erscheinen dürfen? Soll solch ein glatter, ehrgeiziger, egoistischer Höfling, der mit der unerschrockensten Frechheit zu lügen und zu heucheln versteht, und wo es seine Rettung gilt, unbedenklich seinen Bundesgenossen verräth und seine Geliebte aufopfert, soll solch ein Verworfener, bei dem übrigens doch noch ein sittlicher Rest in seiner Verzweiflung und furchtbaren Selbstanklage zum Vorschein kommt, soll der kein Gegenstand künstlerischer Darstellung werden dürfen? Ein Anderes ist's, wenn die Hauptperson eines Dramas so beschaffen ist, ja, wenn das ganze Drama um eine so „widerwärtige Unwürdigkeit" sich dreht. Das muß ästhetisch abstoßen. Wenn also unser Kritiker, statt Lester, Clavigo gesagt hätte, so hätte er unzweifelhaft Recht. Aber vor Goethes olympischem Haupt haben die Herrn ungemessenen Respekt, während sie an dem guten Schiller alle zum Ritter werden wollen.

Es sind noch zwei große und gewichtige Anklagen übrig, die gegen unser Drama erhoben werden: eine im Namen der verletzten Weltgeschichte, eine andere im Namen der Moral und Religion, und insbesondere im Namen des Protestantismus.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Sonette von Karl Simrock.

Im Kölner Dom.

15. Oktober 1863.

Gefallen ist die böse Wand, gefallen,
Die Chor und Schiff zu lange hielt geschieden,
Und wie er taucht in diesen tiefen Frieden,
Durchmißt Ein Blick die weiten Säulenhallen.

Dieß ist ein Wald, und willst du ihn durchwallen,
So fesselt Staunen dir den Fuß, hienieden
Schon wähnst du dir die Seligkeit beschieden,
Hörst vom Altar das Dreimalheilig schallen.

Und hinter ihm ist Engelbert erstanden,
Sein Werk zu zeigen Vätern und Propheten,
Er, der zuerst dieß achte Wunder dachte.

„Ein Abbild ist's, das Menschen nicht erfanden,
Der lichten Höhn, die wir mit Ehrfurcht treten;
Ein Engel war's, der mir den Aufriß brachte."

Nachruf an Jacob Grimm.

Im September 1863.

Ich wagte niemals dir ein Buch zu weihn,
Zu hoch erhaben standst du ob uns Allen.
Doch durfte meine Edda dir gefallen,
Die frohe Kunde kam mir an den Rhein.

Ach, eine trübe scholl uns hinterdrein:
Du gingst hinüber zu der Väter Hallen,
An Wilhelms Hand in Glasirs Gold zu wallen;
Uns wehrt ein seidner Faden noch den Hain.

Doch welche Wunder hast du uns erschlossen!
Die deutsche Sprache sperrten sieben Siegel
Und sieben Riegel Recht und Poesie.

Nun haben wir Odhrärirs Trank genossen,
Sahn uns in Urdas weißer Flut im Spiegel;
Dein Bild, o Meister, doch entsinkt uns nie.

Literatur.

Hausse und Baisse. Roman aus der Gegenwart von Adolf Zeising. Drei Bände. Berlin, 1864.

Die Deutschen sind das Volk des Geistes vorzugsweise. Wie wenig es jetzt gerade den Anschein hat, es ist doch so. Uns genügt nicht das bloße Leben und Seyn, und wäre es das angenehmste und gewaltigste; wir fordern und erstreben dazu das Bewußtseyn; denn wir fühlen, daß auch dem höchsten Seyn das Bewußtseyn erst die Krone aufsetzt, vielmehr daß eben das Bewußtseyn das höchste Seyn ist. Wir wollen leben und einen festen Boden des Rechts gründen und handeln und die Macht erlangen, die uns im Kreise der Nationen gebührt; aber was wir auch realisiren, wir wollen es erkennen, um eben damit seiner vollkommensten Durchbildung fähig zu werden. Die Wissenschaft — vor allen die Wissenschaft des Geistes, die Philosophie — ist uns ein ernsteres Anliegen, als irgend einer andern Nation: wir sehen, daß wir nur mit ihr auch unsere höchsten nationalen Ziele erreichen werden.

Im deutschen Volk haben Leben und Denken sich getrennt, um sich in freiem Zusammenstreben zur schönsten Harmonie zu verbinden. Denn was will das Denken anders, als das Leben auf seine wahrsten Zwecke weisen und es zu ihnen hingeleiten? Das Denken hat seinerseits kein höheres Ideal, als dem Leben und Seyn gerecht zu werden, indem es nicht nur begreift und bestätigt, was es ist, sondern auch zeigt, was es werden soll, und dem strebenden erleuchtend zu Hülfe kommt.

Wenn wir bemerken, daß in Deutschland auch die Dichtkunst ein innigeres Verhältniß zur Wissenschaft hat, als in irgend einer andern Nation, so erkennen wir nun

den Grund und den Zweck. Der deutsche Poet will nicht nur seine Kunst mit Bewußtseyn treiben; er fühlt auch, daß die Dichtung selber Zwecke hat, denen sie freilich nur als solche, ihre Eigenthümlichkeit behauptend, sich weihen soll; — daß sie nicht nur das äußere, sondern auch das innere Leben, das Leben des Geistes verklären und in Verherrlichung seiner Ideale der aufstrebenden Menschheit eben den größten Dienst leisten soll. — Dazu ist in Wahrheit die deutsche Poesie vor allen berufen. — Gerade die wirkungsreichsten und größten Dichter unseres Volks waren, jeder in seiner Art, zugleich Männer der Wissenschaft. Hält sie die Nation verehrungsvoll als ihre Classiker fest, so geschieht es hauptsächlich wegen ihres geistigen Gehalts, den sie in lebensvoller Schönheit auszudrücken wußten. Ihre Erfolge, die in ihrer Dauerhaftigkeit einzig dastehen, mahnen zur Nachfolge, die dem deutschen Genius überhaupt natürlich ist; und so sehen wir, daß auch jetzt neben der von der Menge begünstigten Fabrikation gewöhnlicher Unterhaltungslectüre immer wieder Productionen entstehen, welche den Geist selber als Element nationalen Lebens in Scene setzen und als den vollendenden Abschluß der übrigen anschaulich zu machen suchen.

Der vorliegende Roman gehört zu diesen Productionen. Er zeichnet sich nicht nur aus durch seinen reichen Inhalt, sondern auch durch eine spannende Verwicklung und eine befriedigende Lösung der geschilderten Conflicte. Man sieht, er ist das Werk eines Mannes, dessen Geist in schöpferischer Pflege der Wissenschaft und der poetischen Darstellung zur Reife gelangt ist. — Man thut einer Erzählung keinen Gefallen, wenn man, dem Autor nacherzählend, sie dem Leser vorerzählt. Die Kritik hat Art und Weise eines Buches zu charakterisiren; wer den Inhalt erfahren will, der möge es lesen. Wir sagen darum hier nur, daß der Verfasser die sogenannte idealistische, d. h. die männlich edle und rechtliche Gesinnung im Kampfe darstellt mit den Ränken der Selbstsucht; daß er seinem Hauptcharakter einen Helden schlauer, schlauheuchelnder Selbstsucht entgegenstellt, zwischen beiden verwandte oder gemischte Naturen in Thätigkeit setzt, um nach wechselnder Hausse und Baisse diejenigen, mit welchen unsere Sympathien sind, auf nicht gewöhnliche, sondern unvorhergesehene Weise den Sieg davon tragen zu lassen. Das Buch veranschaulicht den Satz, daß die Gemeinheit zunächst praktisch erscheint, um sich dann als höchst unpraktisch herauszustellen, während der Adel der Gesinnung den falschen Gewinn scheinbar unpraktisch ablehnt, um eben darum den wahren, dauernden zu erlangen und, ohne daß es beabsichtigt war, sich als wahrhaft praktisch zu beweisen.

Es sind zugleich die Conflicte zwischen entgegengesetzten menschlichen, socialen und politischen Bestrebungen, die der Dichter darstellt, indem er uns in die verschiedenen Gesellschaftskreise einer großen Residenz einführt. Er findet dabei Gelegenheit, seine Lebenserfahrung und seine Geistesbildung gleichmäßig auszubeuten und dem Volk seine theuersten Ideale an's Herz zu legen. Besonders gelingen ihm Gespräche, deren er sehr bedeutende bringt — Reden und Briefe, in welchen letzteren ein traulicher und liebenswürdiger Ton angeschlagen ist. Der Verfasser hat gelernt, seine Ideen mit geschickter Anbequemung an die Art je einer poetischen Figur leicht, klar und unter Umständen mit erfrischender Laune aussprechen zu lassen. Wie die Weltleute zur Poesie und Philosophie sich wirklich verhalten, und wie sie zu ihnen, zu ihrem großen Vortheil, sich verhalten sollten, das wird uns hier eindringlich, dort humoristisch vorgestellt und möchte ganz besondere Beachtung verdienen. Der Figuren sind eine nicht geringe Zahl, ihre Ausarbeitung aber natürlich verschieden. Hoch rechnen wir es dem Verfasser an, daß es ihm gelungen ist, an die Vortrefflichkeit des ungewöhnlich begabten und ungewöhnlich unterrichteten Mädchens, die er für seinen „Idealisten" geschaffen hat, uns glauben zu machen. Es ist immer ein besonderes Verdienst und eben so viel Glück, wenn ein intendirtes Ideal natürlich und begreiflich, wenn es menschlich wird.

Bei einer solchen Arbeit mögen wir mit dem Autor um so weniger über Einzelheiten ästhetisch rechten, als dieselben das Wesen seiner Aufgabe keineswegs berühren. Einen Roman, der das edle, menschenwürdige, zeitgemäße Denken und Handeln im Kampfe gegen Praktiken zeigt, die ihre Waffen aus Heuchelei und niederträchtiger Hingebung an die herrschenden Mächte ziehen, und der die Leser nach einer Handlung, die in gewissen Partien von hinreißender Wirkung ist, zu einem wohlthuenden Schlusse führt, einen solchen Roman hat der Referent dem Publikum zu empfehlen als eine ebenso verdienstliche wie seltene Erscheinung. Wir würden den Erfolg dieses Buches für ein gutes Zeichen der Zeit halten. Die bloß zeittödtenden Romane treten in bedenklicher Ueberzahl hervor; es wäre Zeit, daß die geisterhellenden und charakterstärkenden sich mehren könnten — weil sie begehrt werden.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Zustand des öffentlichen Unterrichts. — A. Dumas d. Aelt. — Der Fastnachtsochse. — Die französischen Könige über die Pariser.

Vor einigen Jahren fand es sich, daß von 136,000 Conscribirten 39,000 nicht schreiben und nicht lesen konnten. Für die civilisirteste Nation der Welt ist es demüthigend, ein solches Geständniß Angesichts beider Welten abzulegen. Das Datum weiß ich nicht mehr, allein die Thatsache steht fest; es war während der Adreßdebatte. Und wie knausern die Herrn, wenn vom Gehalte der Schullehrer die Rede ist! Wie blicken sie sich ängstlich und besorgt an, wenn die Gescheidteren darauf dringen, den Zwangsunterricht (enseignement obligatoire) einzuführen! Von den Milliarden, die sich in so kurzer Zeit im Budget angehäuft — ist es denn absolut unmöglich, etwas für die nützlichsten Menschen im Staate abzuknappen? Und vollends die Lehrerinnen! Der Minister hat es kleinlaut gestanden, er habe den besten Willen, wenn er nur Mittel fände, Geld aufzutreiben. Die Theater sind einer Armensteuer unterworfen; könnte man nicht die Sänger und Sängerinnen mit ihren enormen Gehalten besteuern zu Gunsten der Lehrer und Lehrerinnen? Daß diese darben in einem der reichsten Länder der Welt, wo der Staat Milliarden findet, wenn er Millionen sucht, ist eben so grausam als widersinnig; nicht widersinniger wäre es und nicht grausamer, einen Menschen an den Ufern des Niagarasturzes verdursten zu lassen. Es geht uns aber weiter nichts an und wir freuen uns mit desto gerechterem Stolze unserer trefflichen Schulen in der Heimath, und versichern der civilisirtesten Nation der Welt, daß in einer deutschen Armee kaum ein Mann aufzufinden wäre, der nicht lesen und schreiben könnte.

In Paris sorgt man besser für die Ausbildung der arbeitenden Classen. Da sind das Conservatoire des arts et métiers mit den einschlagenden Lehrkursen und Maschinensammlungen, und die sogenannten Classes des adultes, wo der Unterricht unentgeltlich ist. Außerdem ist in neuerer Zeit eine Lehranstalt gegründet worden unter dem Namen association polytechnique; sie ist in Sectionen eingetheilt, école centrale, école de médecine und Jean Lautier; die Unterrichtsgegenstände sind: französische Sprache, Rechenkunst, Geometrie und Algebra, Physik und Chemie, Zeichnen und Gesang. Vorigen Sonntag wurden unter dem Vorsitze des Ministers die Preise vertheilt. Ganz besonders hat sich ein — dem Namen nach — deutscher Kunstschreiner, Mecker, hervorgethan; er erhielt in seiner Section drei Preise: für höhere Rechenkunst, Algebra und Trigonometrie und beschreibende Geometrie. In der Section Jean Lautier erhielt ein Schuster den ersten Preis im Französischen; er heißt Kirschenfader, sicher ein Deutscher. Für französische Ohren klingt der Name seltsam; ein Beweis mehr, daß man einen barocken Namen haben und ein fester Franzose seyn kann. Die Schreiner haben sich überhaupt sehr ausgezeichnet: der Schreinergeselle Meunier trug gleichfalls drei Preise davon: für französische Sprache, Geometrie und Mechanik. Die beiden, Meunier und Mecker, wurden außerdem, so wie die Laureaten Collot, Dreher und Mathieu, Kupferstecher, mit einem Sparkassenbüchlein belohnt, im Namen des Kaisers. Professor Claudet wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Claudet war ein simpler Arbeiter; er bildete sich durch fleißiges Besuchen der Lehrkurse der Anstalt und schwang sich zum Professor an der école centrale empor.

Alexander Dumas, Senior, der bekanntlich in Neapel haust, läßt wieder von sich hören. Im Feuilleton des Journals la Presse erzählt er mit seinem bekannten Darstellungstalent ergötzliche Anekdoten von der famosen Königin Caroline und ihrem Gemahl. Das Interessanteste aber, was ich seit langer Zeit von ihm gelesen, ist eine Vorrede zu einer Jagdschrift, die einer seiner Freunde hier veröffentlicht. In dieser Vorrede schildert A. Dumas seine jüngsten Jagdabenteuer im Caucasus, im Innern von Rußland und in Kleinasien. Im Caucasus schießt er zwei Geier, möglicherweise Abkömmlinge des Vogels, der die Leber des Prometheus verschlang, und eine Antilope. Die Steppen der Nogai-Tataren wimmeln von Wildpret u. s. w. Auf der Rückreise folgt er dem Laufe des Phasis von der Quelle bis zur Mündung. Auf dieser Wanderung entdeckte er den Mythus vom goldenen Vließe, um mich seines Ausdrucks zu bedienen. Der Phasis führt, gleich dem Rhein, Goldkörner in seinen Wassern, oder vielmehr im Sande seines Bettes. Noch heutzutage spannen die Anwohner seiner Ufer Hammelfelle auf dem Grunde des Flusses aus; die sie mittelst vier spitzer Pfähle befestigen; werden diese Felle nach acht, zehn Tagen herausgezogen, so funkeln sie wie das Fell des Widders Chrysomallon. In Mannheim hat man die Goldwäsche aufgegeben, weil sich das Geschäft nicht rentirt; vielleicht wäre das Verfahren der Anwohner des Phasis einträglicher. Sein letztes Jagdfest und wohl sein brillantestes feierte unser gewaltiger Jäger zu Neapel, nach dem Feldzuge in Sicilien, am 10. September, vier Tage nach der Abreise Franz II. aus Neapel und drei Tage nach Garibaldis Einzug. Als Antwort auf ein Schreiben desselben, worin der berühmte Abenteurer ihn fragte, was er für ihn thun könne, hatte ihm Dumas geschrieben:

„Setze die Nachgrabungen in Pompeji fort und gib mir eine Jagderlaubniß für Capo di Monte." Dieß ist ein Jagdschloß, das König Carl III. mit großen Kosten hatte erbauen lassen. Vor dem Erlaubnißscheine des damals allmächtigen Garibaldi öffnen sich die Gitter des Parks. Unglücklicherweise schießt Dumas Gefährte drei Hühner; darüber entsteht ein gewaltiger Lärm. Des andern Tags erfährt Dumas von Garibaldi, man habe diesem berichtet, er, Dumas, habe Alles zusammengeschossen. Dumas gibt ihm Aufschluß über den wahren Sachverhalt und kehrt am andern Morgen in aller Frühe nach Capo di Monti zurück, wo er in seinem Ingrimm alles niederknallt, was ihm vor die Büchse kommt; in Allem schießt er 57 Fasanen, 15 Hasen und 8 Pfauen, 80 Stück zusammen. Den Erlaubnißschein reißt er in Stücke, die er dem Gouverneur von Capo di Monti zuschickt in einem Briefe, worin er ihm meldet, er habe ihm, dem Gouverneur, die Stücke in's Angesicht werfen wollen, allein als er in dieser Absicht bei ihm vorgekommen, habe er sich verleugnen lassen. — In Neapel schießt übrigens jedermann Alles nieder, was ihm in den Schuß läuft; von einem Jagdgesetze weiß man nichts. Da A. Dumas eine allbekannte literarische Figur ist, und man kann sagen, eine allbeliebte, so werden die Leser nicht ohne Theilnahme wieder einmal Nachricht über den Verfasser der drei Musketiere erhalten haben.

Das Schlachthaus du Roule ist niedergerissen worden. Le Roule war, im Vorbeigehen gesagt, ehedem ein Dorf, das schon unter Ludwig XIV. mit Paris vereinigt wurde. Der boeu' gras, der bisher in diesem Schlachthause residirte, wird dieses Jahr vom Schlachthause Montmartre aus seine Wanderung durch Paris antreten. Man spricht von glänzenden Zurüstungen, die zu dem großen Volksfeste gemacht werden. Die Namen der boeu' gras, die dieses Jahr dabei auftreten werden, sind folgende: Victorine wiegt 1200 Kilogrammen (2400 Pfund), Charmant 1185 Kil., Bonhomme 1125 Kil., la Frégate 1170 Kil., Montjoye 1162 Kil., Aladin 1110 Kil.

In den Verhandlungen über die Adresse wurde Paris das Gehirn von Frankreich genannt, le cerveau de la France. Ein Deputirter aus der Provinz unterbrach: „Un cerveau brûlé!" Bei dieser Gelegenheit hat man verschiedene Aeußerungen der bekannteren Könige von Frankreich über ihre Haupt- und Residenzstadt wieder in Erinnerung gebracht. Philipp August sagte: „Die Pariser sind nicht höher als ein Ritterschwert, vor dem Feinde aber sind sie mir wie Riesen erschienen." Ludwig IX.: „Ein Durcheinander von Narrethei, Liederlichkeit und Größe (Sublimité)." Karl V.: „Engel oder Teufel." Karl VII.: „Die Bourguignons haben Paris dem Feinde ausgeliefert; die Pariser haben ihn vertrieben." Ludwig XI.: „Schellen zur Kappe meines Hofnarren." Franz I.: „Der Boden von Paris haucht (exhale) Intelligenz und Tapferkeit aus." Karl VIII.: „Lutetia non urbs, sed orbis." (Nicht sowohl eine Stadt, als eine Welt). Heinrich IV.: „In das Wappen der Stadt Paris würde ich, um den Pariser abzuconterfeien, einen Würfel, einen Degen und einen Weiberunterock setzen lassen; das bedeutet, daß der Pariser ein Spieler und ein braver Soldat ist, und die Frauen liebt. Ich gestehe, daß sein König und er sich gleichen wie zwei Tropfen Wasser." Ludwig XIV.: „Ein Sturm ist mehr zu fürchten zu Paris mit seinem kleinen Seinefluß, als mitten im Ocean. Man muß den Pariser mit eiserner Faust im Zaum halten." Worauf Colbert erwiederte: „In einem sammtenen Handschuh, Sire." Rabelais, der kein König war, aber die Pariser genau kannte, sagte: „Der Parisianer (le parisian) ist ein Thor in dur und moll."

Aus den Alpen, Januar.

(Schluß.)

Poschiavo.

Wie an allen Sammelplätzen der Städter das gesellige Leben durch die Oertlichkeit bedingt wird, so ist es auch die Abgeschiedenheit jener anmuthsvollen Gegend, der beschränkte Raum, das gemeinsame Bedürfniß, welches die Menschen zusammenhält, die, alle Fesseln des Gewohnten, Alltäglichen abstreifend, der Natur und somit Ihresgleichen näher rücken. Schon früh Morgens treffen sich die Trinkenden an dem Heilquell, der, unter Gottes freiem Himmel, in granitner Fassung, häufig von Landleuten umlagert ist, deren Gruppen dem Zeichner erwünschte Vorbilder bieten, besonders zur Zeit der Heuernte im Hochgebirge, wenn Schaaren von Arbeitern aus dem übervölkerten Veltlin in ihrer zum Theil noch eigenthümlichen Tracht nach dem Engadin wandern und den Thalgrund beleben. Keiner der bärtigen Sensenträger geht ohne Gruß vorüber; mit ihren wie Speere aufgesteckten Werkzeugen gleichen sie zersprengten mittelalterlichen Heerhäuflein, in deren Troß zahllose Weiber und Mädchen mitziehen und häufig

Marienlieder anstimmen, deren primitive Weisen mit dem wilden Gejohle heimkehrender Soldaten abwechseln, der einzige Gesang, der in diesem liederlosen Landstriche ertönt. Das Volkslied ist in Poschiavo nicht zu finden, der Gesang beschränkt sich auf die Psalmodien in den Kirchen, deren Canto fermo, nach dem uralten ambrosianischen Ritus in feste Formen gezwängt, den ungeübten Kehlen der vorsingenden Männer unbesiegbare Schwierigkeiten darbietet. Bei den Reformirten werden die Psalmen nur auf dem Chore gesungen und, da sie kein Gesangbuch besitzen, häufig profanen deutschen Melodien angepaßt.

Während dieser Abschweifung ergehen sich die Kurgäste längs des See's, dessen Ostseite noch in tiefem Schatten liegt, während die vielgestaltigen Schneespitzen im Norden längst in der Sonne glänzen, welche auch die Wandelnden erwärmt, die ihren Spaziergang oft bis zu dem Dörfchen Meschino, an der alten Landwehr und am Sturz des Crodolagiobaches vorüber, ausdehnen, oder in leichter Gondel auf der glatten Wasserbahn sich schaukeln. Frühstück und Mittagessen, letzteres um vier Uhr, die einzigen und regelmäßigen Mahlzeiten, mit einer großen Auswahl der einfachen kräftigen Gerichte italienischer Küche, führen die Gesellschaft wieder zusammen, die dann auch den Abend in frohem Vereine verbringt, wo Alt und Jung an harmlosem Scherz und Spiel sich ergötzt. Bei der späten Essensstunde werden Ausflüge in Wagen und Barke, oder mühsamere Bergwanderungen in der Morgenzeit vorgenommen, wenn die Luft noch kühl und die Kräfte frisch sind. Häufig wird die Arche des Omnibusführers benützt, um in dem „Flecken" sich umzusehen oder Einkäufe zu machen, besonders wenn irgend eine gemeinsame Arbeit zu Ausschmückung der kleinen Dorfkirche oder, wie letzten Sommer, eine Lotterie im Werke ist. Diese tombola zum Besten der Abgebrannten in Seewis, beiläufig gesagt, eine schwäbische Erfindung, ergab bei der geringen Zahl der Kurgäste (etwa ein halbes Hundert) die bedeutende Summe von mehr als 300 Frs. und hatte überdieß das Verdienst, die Nationalitäten sich näher zu bringen auf dem Felde des Wohlthuns, dem einzigen, wo sie sich gegenseitig nichts zu vergeben brauchen. Auch die Poschiavini nahmen ihren Antheil an diesem geschäftigen Zeitvertreib, wenn die Damen aus dem Bade ihre Razzia's machten in den Kramläden, wo „Mauszeug" und andere Unmöglichkeiten begehrt wurden, und dann, nach oft vergeblichem Suchen von Utensilien, die in den geringen Vorräthen nicht aufzutreiben waren, in der Bottega am Platze in Gesellschaft des „Buss" und anderer Notabilitäten ihren Kaffee und Weichselsaft schlürften, Angesichts sämmtlicher Bummler und hoffnungsvoller Jugend des Borgo.

Die kleine Halbinsel Canneo, eine kleine Stunde entfernt, in der Nähe des Dörfchens Meschino, bietet ein anmuthiges Ziel für die Fahrt mit der Segelbarke, wohin oft die ganze Flottille aus dem Hafen an der Gartenterrasse unterwegs ist, und auch zarte Hände, sonst sorgfältig vor der Sonne gehütet, kräftig das Doppelruder führen. Im Lindenschatten wird dann auf dem felsigen Vorgebirge Kaffee und Polenta gekocht und ächt zigeunerisch auf bemoosten Steinen gelagert, während Gesang und frohes Lachen diesen einsamen Erdenwinkel am Bergesfuß belebt, der die meiste Zeit den Waldgeistern und Fischottern überlassen bleibt, oder den zierlichen Lacerten, die zwischen dem feuchten Gerölle umherschlüpfen. Alle Versuche, den Kaffeetisch, eine große Felsplatte, durch aufgesteckte Ruder und zusammengeknüpfte Tücher vor der Sonne zu schützen, scheitern gewöhnlich an dem Ungestüm der Aria, welche rücksichtslos Stangen und Shawls umbläst und die zierlich geordneten Tassen zudeckt. Manchmal blutet in diesem Umsturze, zu großem Leidwesen der Flottenkapitäne, auch eine Flasche Höllenwein, aus der besten Lage des traubenreichen Veltlins, und netzt mit ihrem purpurnen Inhalt als Trankopfer die alte Mutter Erde. — Die Rückfahrt bei gewöhnlich günstigem Winde gewährt noch mehr Genuß, da nirgend das Gebirgspanorama sich so schön darstellt wie mitten auf der Wasserfläche, wo der Ausfluß des Poschiavino durch die Motta, einen bedeutenden Trümmerhügel, der sich zwischen die Thalfortsätze schiebt, verborgen ist und so sich das herrliche Bild in seiner ernsten Fassung abrundet.

Die kleine Wallfahrtskirche von San Romerio oder Remigio, mehrere tausend Fuß über dem äußersten Ende des See's erhaben, bildet auf ihrer steilen Felsenklippe eine der schönsten Zierden seiner Umgebung. An dieses Gotteshaus, das wahrscheinlich noch in seiner ursprünglichen Anlage erhalten ist, so schmucklos und altersgrau erscheint es in der Nähe gesehen, knüpfen sich mehrere Sagen. Der heilige Remigius, der Frankenbischof, soll einstmals auf der Flucht vor den wilden Heiden in Einem Satze von einem Felsblock auf der Motta nach dieser Höhe gesprungen seyn und in der Höhle über dem Abgrund sich verborgen und als Einsiedler gelebt haben. Noch jetzt hütet in der schwer zugänglichen Kluft ein feuriger Drache Schätze, welche Niemand zu heben vermag, eine Volkssage, die häufig bei verlassenen Bergwerken vorkommt. Auch viele Knochen sollen darin zerstreut liegen und die Höhle sich tief in den Berg hinein verlieren. Guler, der Geschichtsschreiber Rhätiens, berichtet, daß die Capitanei aus Veltlin, Abkömmlinge der fränkischen Capet, das Kirchlein erbaut haben, wie auch das nahe Hospiz in der geschützten Bergmulde, das die Legende Begharden zuweist, die zur Zeit der Kreuzzüge hier oben die Wanderer beherbergten, welche auf der alten Römerstraße nach dem Bernina, und vielleicht auch nur nach Poschiavo zogen, als der Weg durch das Thal noch durch Wald und Sumpf versperrt war. Als dieser Bergpfad verlassen wurde, soll auch diese Gemeinschaft der Fratelli romiti sich aufgelöst haben, worauf die beträchtlichen Güter, die ihnen durch fromme Vergabungen zugekommen, zuletzt von dem Papste im fünfzehnten Jahrhundert der Madonna von Tirano verliehen wurden, die sie besitzt bis auf diesen Tag. Alljährlich am St. Annenfeste, zur Zeit der Sommerfrische, wenn

die Kapuziner hier oben eingezogen sind, um den auf den Alpen zerstreuten Hirten einige Messen zu lesen, findet eine große Prozession statt von Tirano aus, an der auch einige hundert Männer Theil nehmen, die zu einer Brüderschaft gehören und in weiße Mäntel mit Kapuzen gehüllt sind. Mit Kreuz und Fahne, die Geistlichkeit voran, zieht die gespenstische Schaar Abends zuvor aus, im Fackelschein, und wandert auf ungebahnten Wegen über Stock und Stein, durch Wald und Schlucht die ganze Nacht hindurch, um mit Tagesanbruch zu dem Kirchlein zu gelangen, wo feierlicher Gottesdienst abgehalten wird und wahrscheinlich ein Ablaß zu holen ist, von dem jedoch die Frauen ausgeschlossen sind, die an diesem Tage der frommen Feier ferne bleiben müssen. Schöne Grasalpen, die abgemäht werden, ziehen sich um die kleine Niederlassung her, in der einige Sennhütten neben dem Hospiz stehen, und der Gesichtskreis wird einerseits durch den 9000 Fuß hohen Piz San Romedi, andererseits durch den Felsenvorsprung mit der Kirche beschränkt, während neben dieser der Blick weit über die Bergamasker Alpen hinschweift, das Brusaskerthal mit seinen Wasserstürzen umfaßt, und dann an dem See haften bleibt, der, von eigenthümlicher Färbung, wie ein schimmernder Edelstein in dunkler Fassung aus schwindelnder Tiefe heraufglänzt.

Manche seltene Pflanze* sproßt an dem rauhen Pfade, der über die Motta und dann an steiler Bergwand heraufführt zu diesem Schreine in der Wildniß, und lohnt die Mühsal des Kletterns und Steigens; auch tiefe Einblicke in wilde Tobel, in die Zerrissenheit des Gebirges, dessen kahle Flanken häufig Verderben bringen und das mühsam dem Felsen abgerungene Stückchen Feld in eine Steinwüste verwandeln, gewährt dieser Standpunkt, in dessen Nähe Adler und Geier horsten, auf steilem Grate die flüchtige Gemse ihre Atzung sucht, und das Murmelthier, dieser Rest einer ausgestorbenen Fauna, seine unterirdische Behausung auswühlt. Manchmal verirrt sich auch ein einsiedlerischer Bär aus dem Engadin herüber in diese Felsschründe, die von keinem andern Laut belebt werden, als dem Gekrächze der Raubvögel und dem Toben der Elemente, wenn ein Wettersturm seine Wolkengeschwader aus dem Veltlin herüberwälzt, und der Bernina Donner und Hagel entsendet.

Ein Wandelgang von dem Bade aus längs des Sees nach Brusio hinunter ist müheloser, und zeigt in dieser letzten Thalstufe ein ganz verschiedenes Bild von dem grünen baumärmeren Gelände um Poschiavo, das in unmerklicher Senkung sich hindehnt und wahrscheinlich einst ganz unter Wasser stand. Schon bei seinem beengten Ausflusse aus dem Seebecken nimmt der Poschiavino ein bedeutendes Gefälle an, das bis zu seinem Eintritt in's Veltlin auf einer Strecke von etwa zwei Stunden 1673 Fuß beträgt, und schäumt zwischen Granitblöcken hindurch, welche, wie von Riesenhänden geschleudert, seinen Lauf hemmen und über den abhängigen Thalgrund zerstreut sind.

Bevor die Straße Meschino berührt, das, freundlich an einen grünen Abhang gelehnt, das unterste Seeufer belebt, verdüstern drei Todtenkreuze, Denkzeichen einer Lawine, welche vor einigen Jahren drei Männer aus Brusio zugedeckt hat, den Weg, der, unterhalb des Dörfchens im vorigen Herbste durch einen bedeutenden Felsrutsch zerstört, auf einer Nothbrücke, da die alte steinerne ebenfalls in dieser Katastrophe zertrümmert wurde, nach der andern Flußseite führt. Bald zeigt sich der ganze schmale, unebene Thalhang, in dessen Mitte die beiden Kirchen des nach oben und unten zerstreuten Fleckens sich in friedlicher Nähe erheben. Zwischen die einzelnen Häuser schiebt sich die Terrassenanlage der kleinen Grundstücke hinein, mit sorgfältigstem Anbau, den die mildere Luft durch reichliche Ernten belohnt, besonders in den Tabakpflanzungen, deren Erzeugnisse in einer Fabrik verarbeitet, großentheils aber auf dem Rücken italienischer Contrebandisten über die unwegsamsten Gebirgsstrecken hinausgetragen werden in's Veltlin. Höher an den Berghalden ziehen sich Kastanien und Nußbäume hin und die ganze Umgebung gewinnt troß ihres wilden Charakters ein südliches Ansehen, das zunimmt, wenn bald um Campocologno die Rebe und die Feige auftritt, in den Hausgärten Oleander und Granaten blühen, und wärmere Lüfte durch die enge Felsschlucht hereinwehen, durch welche der Bergstrom hinausbricht und der Adda zueilt. Hier stand an der Schweizergrenze einst eine Veste, Piatta mala, als Thalsperre, die oft gebrochen und wieder aufgebaut, wahrscheinlich zuletzt 1639 geschleift wurde, als das Veltlin unter die Bündtner Herrschaft zurückkehrte. Obgleich Brusio, in seiner zerstreuten Anlage, minder stattlich ist, als der Hauptflecken, dessen modische Tragantarchitektur hier vergebens gesucht würde, so gibt es in den alten unscheinbaren Häusern doch, wie dort, meist wohlhabende Leute, welche auch auf demselben Wege ihr Glück gemacht haben. Das Auswanderungsfieber, das seit vierzig Jahren ungefähr epidemisch geworden, selbst unter den seßhafteren Katholiken, nachdem das Aufhören fremder Kriegsdienste manchen in eine andere Bahn gedrängt hat, ist eine Hauptursache der ungünstigen Bevölkerungsverhältnisse in dem sieben Stunden langen Thale, wo die Seidezucht, wie sie in dem Hochland Südtirols längst eingeführt ist, gewiß gelingen müßte, da die klimatischen Bedingungen wenigstens in dem untern Theile so ziemlich dieselben sind. Wo, wie hier, zwei Ernten reifen, früher Roggen und spätes Heidekorn, und die Rebe und Feige den Winter überdauern, da muß auch der genügsame Maulbeerbaum sein Gedeihen finden und die Seidenraupe sich einspinnen.

Sprache und Sitte, besonders in den Hochdörfern Viano und Cavajone an beiden Seiten des Gebirges, nähert sich auffallend den Veltlinern, die im Sommer einen lebhaften Handel mit Obst, Eiern und Geflügel treiben, und mit ihren belasteten Karren und Eseln stets unterwegs sind

---

* Centaurea solstitialis, Alchemilla moschata, Saxifraga aspera, Campanula spicata, Primula latifolia etc.

auf der Straße nach dem Engadin, das sie aus ihrem Ueberflusse an solchen Erzeugnissen verproviantiren. Auch die Kirchenuhren sind nach der alten italienischen Weise eingerichtet, die mit dem Eintritt der Nacht die Stunden zu zählen beginnt, während in Poschiavo vor Jahren schon die deutsche Zeiteintheilung, oder wie sie dort heißt, alla francese, eingeführt wurde. Von alten Volksgebräuchen haben sich in der ganzen Thalschaft nur wenige erhalten, worunter das Feueranzünden am ersten Fastensonntage und das Gabinat um die Neujahrszeit, wobei Schaaren von Kindern und Dürftigen in den Ortschaften umherziehen und vor den Häusern Gaben an Obst, Brod und dergleichen einsammeln, die auffallendsten sind. Wie bei uns am Himmelfahrtstage Gnaphalium dioicum gesammelt und zu Kränzen gebunden als Wetterschutz aufgehängt wird, haben in Brusio die Ranken des gelben Hahnenfußes, ebenfalls Himmelsfahrtsblume genannt, in Kranzesform in den Stuben bewahrt und durch rasches Verwelken den nahen Tod eines Familiengliedes anzeigend, abergläubische Bedeutung. In Poschiavo sammeln sich am Weihnachtsabend da und dort Frauen in der besten Stube des Hauses um einen festlich beleuchteten Tisch, in dessen Mitte eine Schale steht, worin die Wunderblume von Jericho unter den frommen Gesängen der vigilia del Santo Natale erblühen soll. Diese Pflanze, zu der weitverbreiteten Familie der Siliculosen zählend, Anastatica Syriaca, ist jährig und wächst in dem Wüstensande, wo sie nach dem Verblühen einen Knäuel von vertrockneten Stängeln und Blättern bildet. Wahrscheinlich wurde das seltsame Gewächs, synonym mit der Rosa mystica der marianischen Litaney, schon von den Kreuzfahrern nach Europa gebracht, wo die Jerichorose bald in Burg und Hütte als Talisman gegen Krankheit, Kindesnöthen und Wetterschaden dienen mußte, und es besonders in der Weihnacht als günstiges Vorzeichen für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres galt, wenn die dürren braunen Zweige im Wasser sich rechtzeitig auseinander falteten.

Bevor wir aus diesem entlegenen Landstriche des alten Rhätiens scheiden, muß noch einer Sitte erwähnt werden, die mit dem Haberfeldtreiben des bayerischen Hochlandes verwandt ist. So oft nämlich ein Wittwer oder eine Wittwe zur zweiten Ehe schreitet und das Aufgebot von der Kanzel erfolgt ist, dürfen sie sicher seyn, von ihren Dorfgenossen durch eine Katzenmusik beglückwünscht zu werden, welche unter Umständen solche Ausdehnung annimmt, daß die Gerichte einschreiten müssen.

Auch in dem stillen Pfarrhause müssen wir noch einkehren und den würdigen Mann dankend begrüßen, der seit manchen Jahren als Hüter und Lenker der kleinen reformirten Gemeinde zu Brusio segensreich wirkt, und daneben noch Muße findet, trotz seiner Abgeschiedenheit und geistigen Isolirung literarisch thätig zu seyn, wie unter manchem Andern seine treffliche Beschreibung des Poschiavothales,* und eine Arbeit über Gulen von Wineck, Graubündtens letzten Ritter, es beweisen.

Wie ein Scheidender manchen Blick zurückwirft auf die Stätte, wo es ihm wohlergangen, so schweift auch die Erinnerung häufig zurück nach dem Orte, wo in freundlicher Menschen fröhlichem Kreise, Angesichts einer großartigen Gebirgsnatur einige Sommerwochen im Fluge genußreich dahingeeilt sind, von denen diese Blätter als ein Denkzeichen gelten sollen. P. v. S.

* Dieser belehrenden Schrift und persönlichen Mittheilung verdankt vorliegende Skizze, was sie an genauen Schilderungen von Land und Leuten enthält.

Neapel, Januar.

Der Toledo. — Das Museo Borbonico.

Der Lärm und das Getöse der City von London haben mich oft abgespannt und ermüdet. Trotz der Hast, mit welcher man in England dem goldenen Kalbe nachjagt, liegt im ganzen Leben und Treiben etwas Phlegmatisches und Maschinenmäßiges. Hier in Neapel regt die Raserei der Menschen auf und erhitzt, als hätte man zu viel süßen Weines getrunken. Man spricht nicht mehr, man schreit; man geht nicht mehr, man läuft; man ißt und trinkt nicht mehr um des Hungers, sondern um des Genusses willen, dem hier von allen Ständen und unter hundert Formen geopfert wird. — Wer aus dem stillen Rom in einigen Stunden nach dem Toledo versetzt wird, macht den Sprung aus der Klosterzelle in's Narrenhaus. Die Neapolitaner sind freilich nicht wahnsinnig, aber sie geberden sich stets wie Ekstatische. Bei der einfachsten Diskussion, beim geringsten Streit zappeln diese Menschen mit Händen und Füßen wie ein Fisch, der an der Angelschnur hängt. Im Toledo, der großen Pulsader Neapels, welche ihren Namen von ihrem Gründer, dem Vicekönig Peter von Toledo herschreibt, kann man das eigentliche Treiben dieser herrlichen Stadt auf einem einzigen Gang kennen lernen. Vom Principe bis zum besitzlosen Facchino, von der Duchessa, deren Hals ein Schmuck von tausend Ducati schmückt, bis zur schmutzigsten Dirne, ist die Bevölkerung dieses Stadt-

kolosses in fortwährendem Auf- und Niederfluthen, oder besser, in einer polternden Brandung. Hier breitet der Juwelier am breiten Spiegelfenster seine goldene Waare, seine funkelnden Steine und rosenfarbenen Korallen aus, und auf den Stufen seines schimmernden Ladens hat sich ein junger Parasit eingenistet, welcher im höchsten Discant seine Schwefelhölzer anpreist. Wagen an Wagen fliegt auf dem harten Lavapflaster hin, daß die Funken stieben, und jeder Kutscher brüllt seinem Pferde oder einem vor ihm fahrenden Kameraden zu, und jeder knallt und geißelt ohne Unterlaß. Merkwürdigerweise hindern die dichten Menschenwogen den rasenden Lauf der Wagen nicht. Jeden Moment fürchtet man, einer dieser wandernden Limonadebereiter oder Fruchthändler werde von den hastigen Rädern zermalmt werden; mit nichten, es herrscht in diesem unentwirrbaren Chaos eine Ordnung, die unser Verstand nicht ergründen, die nur als bestehendes Factum anerkannt werden kann. Indessen hat man sich doch manchen unsanften Stoß gefallen zu lassen, denn man müßte hundert Augen haben, die nach allen Richtungen lugten, um nicht mit einem der vielen lebendigen Wesen, sey es Mensch oder Thier, in Berührung zu kommen. Am meisten muß man sich vor den ganz lautlos einherziehenden Eseln hüten, welchen an beiden Flanken aus Stroh geflochtene Säcke oder Schwingen voll Orangen, Limonen oder Gemüse herabhängen; denn nicht selten wird man von diesen schweren Schwingen unbarmherzig und kräftig zur Seite geschoben. Ein Glück ist es dann noch, wenn das geduldige Lastthier wirklich nur Früchte oder Gemüse transportirt; denn oft enthalten die Säcke den Unrath der Straße und beschmutzen die Kleider. — Einzelne Bilder kann man in diesem Gewühl kaum fixiren. Höchst originell erscheinen dem Fremden die zweiräderigen hohen Corricoli aus der Umgegend Neapels, die stets über Gebühr mit zwölf und mehr Personen belastet sind. Drei oder vier, darunter gewöhnlich ein fetter Geistlicher oder Mönch, nehmen den eigentlichen Ehrenplatz, einen zwischen Federn schwebenden gepolsterten Sitz ein; ein paar zerlumpte Buben hocken auf der Deichsel und hinten sitzen, wie die Hühner auf ihrer Stange, noch zwei oder drei Weiber, zu denen sich der Kutscher gesellt, welcher meist auf einem Beine balancirt und mehr von der Vertikale abweicht, als der schiefe Thurm zu Pisa. — Weil man nun fortwährend neue und interessante Gegenstände sieht, fühlt man sich ganz wohl in diesem Höllenlärm, um so mehr, als die sich vom Toledo abzweigenden und nach dem Hafen laufenden Nebenstraßen fortwährend Blicke in das Paradies dieser Erde gewähren. Als Ausschnitte dieses wunderbaren Bildes, des „Golfs von Neapel," erscheint bald der herrlich geformte Vesuv, bald das azurblaue Meer oder einer jener najadischen Orte, die sich von Portici in reizender Guirlande bis nach den Orangegärten von Sorrent erstrecken.

Der Toledo kann mit den berühmtesten Hauptstraßen Europas in die Schranken treten; manche übertrifft er an Ausdehnung und Originalität, hinter andern bleibt er zurück. So steht er dem römischen Corso nach, weil dieser sich classischer Abkunft von der Via Flaminia, stolzer Paläste und einer schnurgeraden, zu Füßen des Capitols endenden Häuserreihe rühmen darf. Der Toledo verfolgt nicht immer eine direkte Linie, sondern macht Biegungen, was die Gesammtwirkung dieser 8900 Palmen langen Riesenstraße beeinträchtigt. Die Häuser sind fast alle so hoch wie die Insulä des alten Rom und sechs Stockwerke sind etwas Gewöhnliches; auch an Palästen ist der Toledo nicht arm, aber es mangelt ihnen an Geschmack und gutem Styl, um der Straße einen imposanten Charakter zu verleihen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt dagegen an den Gebäuden das leichte Eisengitterwerk der Balkone. Jedes Fenster besitzt einen solchen, und wenn nun, wie dieß oft der Fall, ein blühender Orangen- oder Granatbaum auf demselben steht oder eine schöne Frauengestalt im weißen reizenden Gewand zwischen dem Blättergrün sichtbar wird, so bringt dieß Anmuth und Abwechslung in die endlose Häuserreihe.

Den Toledo bewohnt durchschnittlich der intelligentere Theil der Bevölkerung: Adel, Gelehrte, Advokaten, deren Zahl sich auf 3000 beläuft, Aerzte und Pharmaceuten, deren 1400 sind, endlich die wohlhabendere Handelsklasse. Unter ihnen findet man am meisten Zufriedenheit mit dem jetzigen Regime. Diese Leute begreifen, daß Rom nicht an Einem Tage gebaut wurde, und wissen, daß Piemont in dem alten Neapel einen Augiasstall vorgefunden. Zu klagen gibt es aber nebenbei genug; die Steuern und Lasten werden immer drückender; das Beamtenheer, meist aus Norditalienern bestehend, behandelt Land und Volk als erobert; dann schmerzt es doch, die frühere Autonomie verloren zu haben. „Siamo nell' infelice condizione di provincia!" ist eine häufig wiederkehrende Phrase.

Ganz anders steht es mit dem niedern Volk, den Kleinhändlern, wandernden Verkäufern, Facchini und Lazzaroni. Hier ist die Abneigung gegen den Piemontismus allgemein. Man betrachtet, und mit Recht, diese nordischen Beherrscher als Fremdlinge, die in Sitte, Lebensart, ja selbst in der Sprache wenig mit dem Neapolitaner gemein haben. Das brutale Militärwesen ist dem, gleich dem Baum im Walde frei aufgewachsenen Neapolitaner im Grund der Seele zuwider. Ordnung, Reinlichkeit, Ueberwachung des Bettlerunfugs war dem gemeinen Volke unter der Bourbonenherrschaft fremd; jetzt werden sie mit eiserner Hand gezähmt, und diese Unfreiheit mißfällt ihnen. Auch gegen die Einführung des neuen Maßes und Gewichtes opponirt man; sieben Achttheile der Bevölkerung rechnen noch nach Gran und Carlini, statt nach Lire und Centesimi. Etwaige Wohlthaten und Verbesserungen des neuen Regiments zu begreifen und zu schätzen, ist das Volk im Allgemeinen noch nicht reif und einsichtig genug. Die Freischulen zum Beispiel, welche in großer Anzahl existiren, werden nur wenig besucht. Ist die Turiner Regierung nicht im Stande, das Königreich Neapel bleibend und dauernd zu beherrschen, so liegt der Grund hiefür in der fehlerhaften Verwaltung, die alles nach piemontesischer Schablone zuschneidet, in dem hemmenden Einfluß des Clerus, in der Thätigkeit der Mazzinisten und anderer Parteien, in

der dem Volk bisher fremden und durchaus verhaßten Conscription, in dem mit aller Anstrengung nicht auszurottenden Brigantaggio, in der Finanznoth und endlich in der bourbonischen Reaktion, die in den Provinzen thätiger ist als in der Hauptstadt.

Am Ende des Toledo, im Quartiere della Stella, erhebt sich eines der schönsten Bauwerke Neapels, welches erst zum Pferdestall bestimmt war, später in die Universität und endlich in das Real Museo Borbonico verwandelt wurde. Jetzt führt es den Namen Museo Nazionale, und zwar mit Unrecht, denn sehr viele der darin befindlichen Kunstwerke gehören den Bourbonen erb- und eigenthümlich. Die weiten Hallen dieses Palastes bilden ein Schatzhaus, herrlicher als das des Königs Atreus. Flüchten wir uns aus dem tollen Hexensabbath des Toledo einmal hinein in diese stillen Räume. Gleich zur Rechten gelangen wir in eine Anzahl Säle, welche die berühmtesten Bronzebilder der Welt enthalten, den trunkenen und tanzenden Faun, wie den sitzenden Mercur. Die Gemälde der Wände aber versetzen uns um 1800 Jahre zurück in das Innere der Wohnungen pompejanischer Heiden, die noch Jupiter verehrten und eine ganze Schaar niederer Götter. Erst das Beschauen dieser Bilder löst manches Räthsel im Leben der Alten und gewährt uns eine genaue Einsicht in ihr tägliches Thun und Treiben. Die Landschaften, welche hier dargestellt sind, vergegenwärtigen uns deutlich die Anlage antiker Gärten, Lusthäuser und das Treiben in einem Seehafen, der mit römischen und griechischen, phönicischen und orientalischen Schiffen angefüllt ist, deren Bauart höchst seltsam und eigenthümlich erscheint, und die Unerschrockenheit der alten Meerfahrer höchlichst bewundern läßt.

Erwarte man nicht, in einer Provinzialstadt, wie Pompeji war, lauter Meisterwerke zu finden oder überhaupt Werke, welche auf gleicher Stufe mit der heutigen Malerei stehen. Bei sehr vielen dieser antiken Gemälde ist die Perspektive durchaus unrichtig und die Ausführung oft skizzenhaft oder schablonenmäßig. Oft wiederum findet man die liebevollste Behandlung der Hauptfiguren, eine strenge und correkte Zeichnung, eine meisterhafte Färbung des Nackten, eine gefällige Behandlung der Bekleidung und eine seelenvolle Wiedergabe und Spiegelung der Gemüthsstimmung. Letztere Eigenschaft muß die alten Schriftsteller, wie Plinius, zur Bewunderung hingerissen haben, während die Ausführung einzelner von ihm gerühmter Gemälde, die uns in Copien noch erhalten sind, nur geringe Bewunderung einflößt. Große Leidenschaften, tiefe seelische Erschütterungen darzustellen, wagten indeß diese antiken Maler kaum, und sie nahmen, im Fall es verlangt wurde, zu einer List ihre Zuflucht, die ganz geistreich genannt werden mag, einem modernen Künstler aber kaum verziehen werden möchte. Ich erinnere hier an das im Alterthum berühmte Gemälde des Timanthes: die Opferung der Iphigenia, welches in einer Copie im Museo Borbonico existirt. Bekanntlich stellte der Künstler auf demselben den Agamemnon verhüllt dar, weil er nicht im Stande war, den Schmerz um die verlorene Tochter würdig auszudrücken. Im übrigen konnte uns eben dieses antike Meisterwerk wenig befriedigen. Iphigenia, mit weinerlichem, kläglichem Ausdruck im Gesicht, ist derartig in der Verkürzung gezeichnet, daß sie ohne Beine erscheint. Im Genre haben dagegen die antiken Maler oft Vortreffliches geleistet. So malte Dioscorides von Athen eine humoristische Musikantenscene, die unwiderstehlich zum Lachen reizt. Auch Thiere, Blumen- und Fruchtstücke sind meist von großer Naturwahrheit. Von größeren mythischen Gemälden, auf denen auch die Landschaft vertreten ist, seyen diejenigen erwähnt, welche den Mars und die Venus zum Vorwurf haben. Freiheit der Bewegung, sichere Zeichnung und lebhafte Carnation zeichnen diese Bilder aus, welche freilich eigentlich einen Platz im „Gabinetto riservato degli oggetti osceni" erhalten sollten, da der rauhe und ungestüme Mars der Frau Venus seine Liebe ziemlich handgreiflich gesteht.

Das schönste Kunstwerk dieser Abtheilung nicht nur, sondern auch aller bisher in Pompeji entdeckten, welches an der Wand der „Mars- und Venusfresken" steht, ist eine etwa drei Palmen hohe bronzene Statuette, in welcher unzweifelhaft Bacchus dargestellt ist. Von allen Mythen des Alterthums ist der des Dionysos der tiefsinnigste und poesievollste, und diese Figur ist seine ächt künstlerische Verkörperung. Das ist ein Gott vom Scheitel bis zu den mit kostbaren Sandalen versehenen Füßen. Und in welch idealer Menschengestalt erscheint er uns! Sein Haupt ziert ein Rebenkranz mit Trauben, auf der linken Schulter trägt er die Nebris. Man glaubt des Blutes Pulsschlag in diesem schlanken Gewächs zu vernehmen. Höchst seelenvoll ist der Ausdruck; er zeigt die erste schwermüthige Wirkung des Weines. Es ist, als käme der Seele des Dionysos die Erinnerung an einen köstlichen Traum, welcher ihm einst erblüht und der nun abgewelkt. Daher jener rosige Hauch der Freude, daher der sanfte Flor der Wehmuth, welcher ihn gleichzeitig verschleiert. — Einige Archäologen haben in diesem Bronzebilde den Narziß gesehen, welcher der Echo lauscht; aber sie vergaßen, daß derjenige, welcher lauscht, sich dem Tone zuwendet, daß die Muskulatur des Gesichts Spannung verräth. Nichts davon in unserer Statuette, der nach unserer Ansicht kein anderer Name gebührt, als der „Dionysos von Pompeji."

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. 4. März 1864.

There is a kind of merry war betwixt him and her: they never meet, but there is a skirmish of wit between them.

Shakespeare.

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

IX.

„Und so finden wir uns wieder."

Unter den Reisegrundsätzen des Grafen Bernau befand sich auch dieser: „Wer ohne ausreichende Veranlassung zu Fuße geht, der ertheilt nicht nur dem Manne, welcher sich durch die Erfindung des Wagens um die Menschheit wohlverdient gemacht hat, ein ungerechtfertigtes Mißtrauensvotum, sondern er wirft zugleich ein schlechtes Licht auf seine eigene Person; denn nur wer bequem reist, reist mit Genuß."

Demgemäß hatte er in Bingen alsbald einen Wagen genommen und freute sich nun, das Geschäft des Cigarrenrauchens, welches er bis dahin durch den reichbelohnten Schaffner besorgen lassen mußte, in aller Gemüthlichkeit wieder selbst übernehmen zu können.

Der Herbst ließ überall seine bunten Fahnen wehen. Die Weinberge zeigten schwellende Trauben, und ihre durchsichtige Fülle spiegelte sich in den Augen aller derer, welche dadurch einen froheren Blick in die Zukunft gewannen. So schaute manches befriedigte Gesicht aus den Fenstern hervor, die der wilde Wein, schon röthlich sich färbend, umrankte. Die Kastanien, mit denen die Straße besetzt war, von Staub und Sonnengluth lange bedrängt, streuten hier und dort ihre falben Blätter auf den Weg; aber die geschlossenen Massen der fernab ziehenden Wälder prangten noch fast überall im vollen Grün, und wenn ab und an ein einzelner Baum braun oder gar goldgelb zwischen die übrigen sich verlor, so wurde durch die wechselnde Färbung der Eindruck nur gesteigert.

Der Reisende im Wagen fand sich von dem ganzen lebendigen Bilde angenehm berührt; dessen Einzelnheiten zu würdigen, dazu fehlte ihm das sentimentale Gefühl. Und doch ließ sich auch ihm eine leicht erregbare Phantasie nicht absprechen, wenn dieselbe nur den ihr verständlichen Weckeruf hörte.

Schloß Bodeck war sichtbar geworden — der Kutscher nannte und zeigte das Ziel der Fahrt. Aus einem der hohen Kamine, die das Dach überragten, stieg der blaue Rauch wie eine schlanke Säule empor in den klaren Herbsthimmel. Bernaus Augen hafteten auf dieser Rauchsäule, als erblickten sie eine Fata Morgana, und gewannen allgemach den Ausdruck stiller Verklärung. Seine Gedanken rankten sich an ihr herab: da bildete die Basis ihres Schaftes der Küchenherd mit vielen ahnungsvollen Töpfen und Casserollen, aus denen

wieder andere Rauchgattungen gleich süßen Räthseln emporstiegen; und ihr Duft leitete ihn fürbaß durch hochgewölbte luftige Gänge in den geräumigen, reichausgestatteten Speisesaal, wo krystallene Flaschen farbenbunten Inhalts ihm freundlich entgegen glänzten. Jetzt verkörperte sich das traumhafte Bild zu dem deutlichen Gefühl, daß er seit frühester Morgenstunde nichts mehr genossen hatte, und in dem Augenblick, wo er sich solchergestalt der Wirklichkeit zurückgegeben sah, rasselte die Kalesche durch das Thor des Bodecker Schlosses; er schaute auf und sah sich an der inneren Rampe von Ostorf herzlich empfangen.

Nach der ersten Bewillkommung sagte Bernau zu dem Freunde: „Nun, so ungeheuer viel hast du nicht verloren, Adolph. Die Fingalshöhle läßt sich allerdings ansehen, sie müßte nur bequemer liegen. Aber, denke dir, auf der ganzen Insel Staffa gibt's nicht einmal eine menschliche Wohnung, geschweige denn ein Wirthshaus; das hat mich doch von den praktischen Engländern wundern müssen. Interessant ist Schloß Hadden-Hall, nicht weit von Sheffield, mit einer großen Halle unten, die der ehrliche Walter Scott im Ivanhoe ganz gut copirt hat. Die englischen Seen — recht liebenswürdig; die schottischen — zu trist für meinen Geschmack; die irischen bei Killarney — merkwürdig durch ihre südliche Vegetation. Schottische Nationaltracht sieht man gar nicht mehr; ich hatte gedacht, sie käme Einem überall entgegen gelaufen; nur beim Militär kommt sie vor — in der untern Partie mit wirklich nackten Beinen, und dann ist die Dienerschaft auf den Schlössern so gekleidet, auch zu Hofe gehen die Herrn in dem fabelhaften Erkältungsanzug. Aber ein amüsantes Volk sind diese Irländer: immer lustig, immer zum Nichtsthun aufgelegt, denn das ist einmal ihre Lieblingsbeschäftigung. Ganz hübsch sieht sich auch die Abtei Cashel an, welche Fürst Pückler übertriebener Weise die schönste Ruine der Welt nennt. Und dann bring' ich dir zwei Nationalgerichte mit: schottische Hotsch-Potschsuppe — sie ist entfernt verwandt mit der spanischen Olla Potrida, aber nur im Princip — und Irish Stew; ich habe natürlich die Recepte bei mir; du wirst dich freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. — Aber nun sag' mir vor allen Dingen, wie ist es denn dir ergangen, seit der Isle of Wight? — Der Onkel ist gestorben, das hört' ich schon vom Kutscher — nun, Gott hab' ihn selig! Also bist du so eine Art Nabob, heißt das nach unsern harmlosen deutschen Anschauungen, denn gegen englische Vermögen sind wir doch nur Kinder. Und noch Eins. Darf ich mich denn bei dir etwas ausruhen? Ich muß dir gestehen, daß ich darauf eigentlich gerechnet habe, nach dem Stück Vagabundenleben."

Ostorf hatte lächelnd dem bunten Geplauder zugehört. Bei den letzten Fragen war er ernster geworden und sagte jetzt, als Bernau ihm zur Erwiederung Zeit ließ: „Du bist willkommen, das versteht sich ja ganz von selbst, so lange dir's in unserem kleinen Kreise gefällt."

„In eurem kleinen Kreise?" — „Nun ja — ich bin verheirathet." — „Du — verheirathet? Nun, das ist nicht übel: da muß ich nur gleich den Frack auspacken. Aber mit wem denn?" — „Mit einem Fräulein von Bodeck." — „Bodeck! Bodeck! — Bernau suchte in seinem Gedächtniß: „Margarethe von Bodeck?" — „So heißt meine Frau. Kennst du sie?" fragte Ostorf etwas erstaunt.

„Möglicherweise hab' ich sie früher gesehen; aber es gibt ja viele Margarethen. Erzähle vor Allem, denn das scheint mir eine sonderbare Geschichte zu seyn."

Ostorf berichtete in kurzen Worten den Lauf der Ereignisse. Als er zu Ende war, sagte Bernau nachdenkend: „Ja freilich, das ist sehr eigenthümlich: du und deine Gemahlin, ihr — ihr achtet euch?"

„Mehr als Achtung kann ich von meiner Frau ja nicht verlangen; denn was darüber hinaus geht, das haben wir contraktmäßig aufgegeben. Bei uns gibt es also keine Eifersucht, da stört keines des andern Neigungen und Gewohnheiten, da hat jedes seine volle Freiheit. — Oh, man könnte das sogar sehr glücklich nennen," setzte er mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu, „wenn man nicht angeschmiedet wäre an eine unzerreißbare Kette!"

„Unzerreißbar? Wie so denn? Laßt euch scheiden!" — „Das geht nicht. Es wäre ja ein Spiel mit dem Versprechen, welches wir dem Onkel gegeben, und ich wenigstens kann dazu meine Hand nicht bieten." — „Nun, so liebt euch!" — „Daran ist noch weniger zu denken; denn wir haben ja die Liebe bei unserer Ehe ausdrücklich ausgeschlossen, und ich darf sagen, daß die eingegangenen Bedingungen auf das Pünktlichste beobachtet werden. Margarethe würde dir dasselbe bestätigen können."

„Ja, dann ist euch eben nicht zu helfen. Aber ich möchte deiner Frau Gemahlin aufwarten." — „Ohne Zweifel wird sie sichtbar seyn. Laß uns hinabgehen; nur verweile denn einen Augenblick im Vorzimmer meiner Frau."

Ostorf geleitete den Freund dahin, und dieser betrachtete mit dem schwachen Interesse, das die Neugier uns läßt, wenn sie der nächsten Viertelstunde entgegen sieht, die werthvollen alterthümlichen Kupferstiche an den Wänden des Gemachs, welche Scenen aus Shakespeareschen Stücken wiedergaben. Er hatte vor etwa

fünf Jahren bei seiner Tante auf dem Lande ein Fräulein Margarethe von Bodeck kennen gelernt und ihr seine Huldigungen dargebracht; allein er durfte, bei einiger Offenherzigkeit gegen sich selbst, nicht behaupten, daß dieselben günstig aufgenommen worden seyen. War sie jetzt die Gattin des Freundes? Er mußte das vermuthen.

Unter diesen Betrachtungen öffnete sich in seinem Rücken eine Thür; er wandte sich rasch um — die Reisegefährtin aus dem Eisenbahncoupé stand vor ihm.

Das Ueberraschende des Augenblicks beraubte doch selbst ihn seiner schwer zu erschütternden Sicherheit, und er machte ihr eine stumme Verbeugung, welche seine Verwirrung nicht völlig bemänteln konnte. Die Dame dagegen redete ihn unbefangen mit den Worten an: „Aber warum sagten Sie mir nicht, Graf Bernau, daß Bodeck das Ziel Ihrer Reise sey? Wir hätten ja dann am besten zusammenfahren können.“

Sie trug ein Kleid von roher Seide, Kragen und Ermel kornblau, geschmackvoll, wenn auch etwas kokett nach Art der Mousquetaireuniform umgeschlagen, und der Anzug hätte nicht vortheilhafter gewählt werden können, um die schlanke und doch volle Gestalt, das Anmuthigkecke des ganzen Wesens hervortreten zu lassen. Bernau hatte mit Bestimmtheit erwartet, den Gegenstand einer flüchtigen, längst erloschenen Neigung eintreten zu sehen. Daß statt dessen die Unbekannte, seine freundliche Feindin vor ihm stand, dieß würde ihn angenehmer berührt haben, wenn sie eben nicht, wie er voraussetzen mußte, die Gattin des Freundes gewesen wäre.

„Konnte ich denn ahnen, meine gnädige Frau —?“ erwiederte er. — „Nein, das konnten Sie freilich nicht,“ war ihre heitere Erwiederung, „und die Bemühungen, mein Signalement noch durch Namen, Wohnort, Reisezweck zu vervollständigen, hatten, wie ich bestätigen muß, den gewünschten Erfolg nicht gehabt.“ — „Aber Sie werden es doch natürlich finden, wenn ein erfahrener und in Deutschland polizeilich geschulter Reisender die ansprechenden Eindrücke, welche er empfängt, auch nach den allgemein üblichen Rubriken in sein Gedächtniß registriren will?“

„Wenigstens will ich Ihnen die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß Sie nicht wie ein Thorschreiber der guten alten Zeit, oder wie ein Commis voyageur der in vieler Hinsicht besseren neueren Ihre Inquisitionen bewerkstelligt haben.“

„Ich muß selbst diesen geringen Grad der Anerkennung dankbar hinnehmen, so wenig Schmeichelhaftes für mich auch darin liegt.“ — „Ich wollte Ihnen lediglich die Wahrheit sagen, wie das meine Art ist.“

„O, meine gnädige Frau, ich bitte um Ihre huldvolle Nachsicht für den Gast, nachdem mich Freund Ostorf zu längerem Aufenthalt eingeladen hat.“ — „Nachsicht will verdient seyn; zählen Sie auf Gerechtigkeit.“

Das Verhältniß der Beiden hatte sich umgekehrt; der Angriff war zur Vertheidigung, die Vertheidigung zum Angriff geworden. Bernau fühlte sich jetzt gehemmt durch die Rücksichten, welche er der Herrin des Hauses schuldig zu seyn glaubte; Frau von Linden dagegen fühlte sich jetzt sicher in klaren, festumgrenzten Verhältnissen, und so fand sie keine Veranlassung, ihrer natürlichen guten Laune Fesseln anzulegen.

Auf der andern Seite öffnete sich abermals eine Thür und Ostorf trat mit seiner Frau heraus. „Hier, liebe Margarethe,“ sagte er, „stelle ich dir meinen alten Freund, den Grafen Bernau vor, den du vielleicht schon kennst.“

Bernau blickte im höchsten Erstaunen auf die Beiden. Er flüsterte dem Freunde zu: „Wer ist denn die andere Dame?“

„Ah,“ sagte Ostorf lachend, „ich glaubte, es hätte schon eine gegenseitige Präsentation stattgefunden. Frau von Linden, erlauben Sie mir, auch Ihnen den Grafen Bernau vorzustellen.“ — „Also doch verheirathet?“ flüsterte dieser abermals. — „Gewesen — Wittwe!“ lautete die leise Antwort.

Die Züge des Grafen gewannen einen bemerkbar freundlicheren Ausdruck. Vielleicht wußte er selbst augenblicklich kaum, ob der Grund in der ungezwungeneren Stellung lag, welche er gegenüber der Reisegefährtin, weil sie nicht die Hausfrau war, sich zurückgegeben fühlte, oder in dem besondern Umstande, daß keine Fessel die Freiheit derselben beschränkte. Jedenfalls hatte er seine volle Sicherheit wieder gewonnen, als er sich, unmittelbar nach der erhaltenen Aufklärung, an Margarethen wandte und im leichtesten Tone des Weltmanns sagte: „Es ist allerdings heute nicht das erste mal, meine gnädige Frau, daß ich die Ehre habe, Ihnen zu begegnen.“

Margarethe erinnerte sich bei diesen Worten lebhaft der früheren, für sie unangenehmen Verwicklung, und überrascht durch seine Absichtlichkeit, dieselbe zu berühren, erwiederte sie mit einiger Befangenheit: „Wir sahen uns, wenn ich nicht irre, vor Jahren zu Friedrichsrode —.“

„Ganz recht, im Hause der Frau von Steudner.“ — „Sie kommen von einer weiteren Reise zurück, Herr Graf?“ versetzte sie abbrechend. — „Allerdings, meine gnädige Frau; aber doch nur, um die Erfahrung zu machen, daß kein Umherschwärmen in der Fremde das

Behagliche eines heimathlichen Stilllebens ersetzen kann." — „Wie beschränkt werden Sie uns finden, daß wir diese Ueberzeugung, ohne erst das Gegentheil zu versuchen, schon daheim uns gebildet haben."

Es klang wie Ironie aus ihren Worten, und Bernau wußte nicht gleich dieselbe abgleiten zu lassen, ohne die Gefahr einer Kriegserklärung. Da trat, sehr gelegen für ihn, der Kammerdiener ein und meldete, es sey angerichtet. So bot er Margarethen den Arm, mit den Worten: „Welche ansprechende Aussicht auf die Morgenfahrt, wo Ihre verehrte Freundin mich fortwährend im Athem erhalten hat! England zeichnet sich zwar im Fleisch aus, trotz Titian, allein die Anordnung einer deutschen Tafel berührt uns doch wohlthuender."

Frau von Linden, die mit Ostorf vorausging, wandte leicht den Kopf und warf hinüber: „Ich glaubte, Graf Bernau zöge ein für allemal den Venetianern die Niederländer vor." — „Bei Tisch muß ich um Gnade bitten," gab er zurück; „ich bekenne meine Schwachheiten offen, und habe mir für diese Tageszeit den orientalischen Spruch folgendermaßen frei übersetzt: Reden ist Silber, aber Essen ist Gold!"

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Maria Stuart und ihre Kritiker.

(Fortsetzung.)

II.

Es gibt keine Literaturgeschichte und gibt kein Werk über Schiller, wo sich nicht mehr oder minder stark gefaßt der Vorwurf für Schiller fände, daß seine Maria Stuart sich zu weit von der Geschichte entferne. Man spricht von schiefen Lichtern, die auf Elisabeth fallen; man tadelt die ungebührliche Glorie, mit welcher Maria umgeben werde; man zählt einen ganzen Haufen von Verstößen gegen die Geschichte auf. Man finde da, sagt Carlyle, keine treuen geschichtlichen Schilderungen; man lerne eben so wenig die Sitten und Gebräuche des Landes kennen; das Bild des englischen Hofes stehe nicht lebendig vor unsern Augen. Elisabeth namentlich gleiche mehr der französischen Medicäerin, als der staatsklugen, zwar gefallsüchtigen, eigensinnigen und herrschsüchtigen, aber im Ganzen doch redlich guten Elisabeth. So Carlyle. Der Historiker Raumer aber hat aus den Quellen des brittischen Archivs ein eigenes Buch über Maria und Elisabeth geschrieben, in welchem er sich durchgängig auf Elisabeths Seite stellt und folglich Schillers Darstellung verurtheilt.

Zu leugnen ist nicht, das das Schillersche Drama nicht auf allen Punkten mit den dermaligen Resultaten der historischen Forschung übereinstimmt. Aber ehe wir deßhalb ein Schuldig über den Dichter sprechen, wollen wir mit Unbefangenheit untersuchen: 1) worin denn im Einzelnen die Abweichungen Schillers bestehen, und 2) ob man ein Recht hat, Schiller Vorwürfe darüber zu machen.

Die Abweichungen sind, so viel ich sehe, folgende: Einen Mortimer hat es nicht gegeben. Einen Savage gab es; aber einen eigenen Mordversuch am Tag vor Marias Hinrichtung hat er nicht unternommen, sondern er war eines der Mitglieder der Babington'schen Verschwörung. Eine Zusammenkunft zwischen Marien und Elisabeth hat nicht stattgefunden. Die Unterhandlungen wegen einer Heirath mit dem französischen Prinzen fanden mehrere Jahre früher statt als nach Schiller; und die jugendliche Männerschönheit, die ihm Schiller gibt, war in der Wirklichkeit durch Pockennarben und Anderes bedeutend gemildert. Ein Liebesverhältniß zwischen Lester und der gefangenen Königin hat nicht stattgefunden. Was das Aeußere der beiden Königinnen betrifft, so war historisch weder Elisabeth so unvortheilhaft, noch Maria so reizend schön, wie sie im Drama erscheint. Uebrigens verfuhr Schiller vorsichtiger, als Homer mit seiner Penelope; er hat durch Vermeidung aller Zahlenangaben dafür gesorgt, daß man die Jahre seiner schönen Maria nicht nachrechne. Maria war 45 Jahre alt, als sie das Schaffot bestieg.

Die reizende, bewegliche Brünette war jetzt aller Schönheit entblöst, hatte ein fettes und breites Gesicht und ein Doppelkinn bekommen; sie bedeckte ihr ergrautes Haupt mit falschen Haaren und war kaum fähig, einige Schritte zu gehen. Erdichtet ist die Reue des Schreibers Kurl; ebenso Shrewsburys Abdankung. Historisch aber ist, daß Davison das Bluturtheil ohne bestimmten Befehl Elisabeths aus der Hand gegeben hat und daß die Minister sich absichtlich sehr beeilt haben, es vollziehen zu lassen, ohne bei der Königin noch einmal anzufragen, weil sie fürchteten, daß sie auf's neue in's Zögern und Zweifeln zurückfallen möchte. Richtig ist auch, daß Elisabeth dem Davison erklärte: sie wolle von dieser Sache nichts mehr hören, bis sie geschehen sey. Keinenfalls ist zu leugnen, daß sich Elisabeth in dieser Sache sehr schwankend und zweizüngig benommen hat, und mit Grund ist zu vermuthen, daß sie die Schuld der That gern auf einen andern gewälzt hätte.

Ueberblicken wir nun bis hieher die Abweichungen Schillers von der Geschichte, so werden wir sagen müssen: sie sind nicht von der Art, daß sie über das erlaubte Maaß dichterischer Freiheit hinaus gingen. Das alles würde man Schiller verzeihen, wenn er nur nicht in den beiden Hauptpersonen der Geschichte so sehr in's Auge geschlagen und die eine bis zur Heiligen verklärt hätte, während er den Namen der andern dem Abscheu aller Zeiten preisgegeben hat. Und das verdient, sagen die Historiker, keine von beiden. Maria verdient das glänzende Licht nicht, in welches Schiller sie stellt. Bei Schiller fällt ihr ja nichts zur Last, außer der Einen frühen Blutschuld, die sie „mit jahrelanger Reu und mit den strengsten Kirchenstrafen abgebüßt" hat. Sie hat auch „keinen Theil an Babingtons und Parrys Hochverrath, und nie hat sie durch Vorsatz oder That das Leben ihrer Feindin angetastet." Die Geschichte spricht ganz anders. Die Ermordung Darnleys war nur der Gipfelpunkt einer langen Reihe von vorausgegangenen Liebesthorheiten, Anstößigkeiten und argen, wenn gleich nicht juridisch nachweisbaren Verirrungen; und in Betreff der Babington'schen Verschwörung thut Raumer den Wahrspruch, daß er für seine Person überzeugt sey, Maria sey die Urheberin der verhängnißvollen Briefe an Babington, und gibt nur so viel zu, daß der Mordplan nicht von ihr zuerst ausgegangen sey und daß sie nicht unmittelbar nach dem Leben Elisabeths getrachtet habe.

Elisabeth aber, sagt man weiter, ist von Schiller auf eine Weise gebrandmarkt worden, wie sie es gleichfalls nicht verdient. Sie nimmt unter den Herrschern der neueren Zeit einen der ersten Plätze, wo nicht den ersten ein. Sie besaß viele herrliche, des größten Königs würdige Tugenden und nur wenige durch ihr Geschlecht entschuldigte Mängel. Zu leugnen ist nicht, daß Eitelkeit und Gefallsucht ihren Ruf schmälern. Sie hat sich in ihrem 64sten Jahre noch wie ein junges Mädchen gekleidet; sie hat nahe an den Siebzigen stehend noch öffentlich zur Laute gesungen und ihre Geschicklichkeit im Tanzen gezeigt, worüber sich Alles entzückt stellte. Sie hat auch im höheren Alter, der strengen Hand der Zeit zu wenig eingedenk, die Jugend ihres Innern auch noch äußerlich festhalten wollen; aber ihre feste Regierung hat durch diese Schwächen keine Störung erlitten. Ihre Absichten mit Maria waren immer gemäßigter und milder, als die ihres Volkes und Ministeriums. Ihr Verhalten, das bei Schiller lauter Perfidie, Rachsucht und weibliche Eifersucht athmet, erscheint dem Historiker größtentheils als erlaubte, ja gebotene Staatsklugheit, und wenn sie bei Schiller mit der heimlichen Ermordung Mariens umgeht, so ist zwar historisch erweislich, daß ein solches Ansinnen an Paulet gestellt worden ist; auch ist es wahrscheinlich, daß Elisabeth über einen solchen Plan mit einem ihrer Diener gesprochen hat; ob sie aber demselben einen förmlichen Auftrag ertheilt hat, in dieser Richtung an Paulet zu schreiben, ist zweifelhaft.

Man sieht, daß in diesem letzten, für Elisabeth sehr gravirenden Punkte der Unterschied zwischen Raumer und Schiller nicht eben sehr groß ist. Nehme ich hinzu, was kein Historiker leugnet, daß das ganze Benehmen Elisabeths von einem feindseligen, argwöhnischen Charakter zeugt, in welchem jedenfalls der Edelmuth keine Stelle hatte, und daß ihr alter Haß gegen Maria sich durch Alles hindurchzieht, erwägen wir, daß auch Raumer z. B. zugibt, Elisabeth habe ihre Gefangene dermaßen behandelt, daß der Schein des Hasses oder der Gleichgültigkeit jedenfalls nicht vermieden war; bedenken wir, daß die auffallende Menge ihrer Günstlinge auch von Raumer nicht in Abrede gezogen wird, der freilich nichts Arges dabei denken, sondern Alles aus der platonisch reinen Freude erklären will, welche ihr edler Geist an jugendlich strebsamen Männern fand, so läßt sich wohl die Frage erheben: ob denn Schiller, der nun einmal nicht die Königin Elisabeth, sondern die Frau Elisabeth zeichnen wollte, in seiner Zeichnung so weit fehlgegriffen habe, und ob er nicht selbst der neueren Geschichtsforschung gegenüber ziemlich gerechtfertigt dastehe?

Bedeutender ist seine Abweichung in Betreff der Schottin. Aber hier ist unsere Pflicht, ehe wir eine Anklage gegen Schiller erheben, nach den Quellen zu fragen, die er gekannt und benützt hat. „Es ist so großes

Geschrei erhoben worden," sagt Palleske, „daß Schiller hier ganz von der Geschichte abgewichen sey. Von welcher Geschichte? Von der, die wir kennen aus Mignet? oder von der, wie er sie kannte? Doch wohl nur von der letzteren kann hier die Rede seyn." Und nun vergleicht Palleske die Schillersche Darstellung mit den zu Schillers Zeit geltenden historischen Autoritäten und kommt auf das Resultat, daß der Abscheu vor Elisabeths Heuchelei und die wärmste Theilnahme für Maria die Empfindung seyn mußte, welche Schiller aus seinen Quellen schöpfte. Ich erlaube mir diesen Worten Palleskes, denen ich nur vollständig beistimmen kann, noch eine weitere Ausführung beizufügen.

Benützt hat Schiller namentlich das vielgelesene Geschichtswerk des berühmten Philosophen David Hume, das damals ungefähr dieselbe Anerkennung und Geltung hatte, wie in unsern Tagen Raumer. Bei Hume aber erscheint Elisabeth keineswegs, wie Carlyle sie prädicirt, als eine im Ganzen redlich gute Königin, sondern als eine „vorzügliche Heuchlerin," die ihr zweideutiges Benehmen nie ablegte und von Anfang bis zu Ende ein listiges und doppelsinniges Spiel mit Maria spielte. Bei Hume findet sich Zug für Zug das reiche Material, das Schiller in das Gespräch Burleighs mit Maria verwoben hat. Bei Hume lesen wir die höchst ehrenrührigen und scandalösen Aeußerungen, die von der Gräfin Shrewsbury über Elisabeths Privatwandel gethan worden (und die Maria unvorsichtigerweise wieder an Elisabeth schrieb), und Hume begleitet diese Gerüchte mit dem Beifügen, daß Elisabeths verliebte Natur mit vielen lustigen Beispielen erwiesen werden könne, und daß verschiedene seltsame Vorfälle die Moralität der jungfräulichen Königin sehr verdächtig machen. Wenn also Schiller die zornglühende Maria zu Elisabeth sagen läßt:

Weh Euch, wenn einst die Welt von Euren Thaten
Den Ehrenmantel zieht, womit Ihr gleißend
Die wilde Gluth verstohlner Lüste deckt!
Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter
Geerbt. Man weiß, um welcher Tugend willen
Anna von Bulen das Schaffot bestiegen —

so hat der Dichter nach Humes Darstellung gegründetere Ursache hinzu gehabt, als der türkische Sultan hatte, Elisabeth als culmen castitatis zu preisen. Bei Hume las Schiller auch eine Menge Proben von ihrer ungemessenen Eitelkeit und Empfänglichkeit für Schmeichelei. „Kein Frauenzimmer," sagt er, „beging je größere Ausschweifungen im Putz und keine sann mehr auf Abwechslung und Pracht. Sie erschien fast jeden Tag in einem andern Anzug und versuchte alle Arten von Mode. Bei ihrem Tode fand man dreitausend Anzüge in ihrer Kleiderkammer. Sie ließ sich noch in hohem Alter von jedermann Höflichkeiten über ihre Schönheit sagen. Die meisten ihrer Hofleute stellten sich, als hegten sie Liebe und zärtliche Wünsche für sie, und sprachen immer zu ihr im Tone der Leidenschaft und Galanterie." Auch das war bei Hume zu lesen, daß die edle Jungfrau dem Fluchen sehr ergeben war, daß sie ihrem Liebling Graf Essex eine Ohrfeige gab und ihre Ehrendamen nicht selten im Zorne biß. Man urtheile, ob das liebenswürdig, ob es weiblich ist, ob ein Dichter, der von weiblicher Anmuth so feine Begriffe hatte, wie Schiller, daran ein Wohlgefallen finden konnte? Wer darf ihn anklagen? Wer muß ihn nicht vielmehr loben, daß er so feines Maß gehalten und einen wohlbekannten herben Zug nicht stärker in die Physiognomie der jungfräulichen Königin eingezeichnet hat?

Was Maria betrifft, so weiß Hume vor ihrer Verbindung mit Bothwell nichts Schlimmes über sie zu sagen. „Ihre Aufführung," sagt er, „war bisher in jeder Hinsicht untadelhaft und sogar lobenswerth gewesen." Und an einem andern Ort: „Um uns den gehörigen Begriff von ihrem Charakter zu machen, müssen wir einen Theil ihrer Aufführung bei Seite setzen, so lange sie sich der Führung eines liederlichen Menschen überließ." Genau so hat Schiller in seinem Drama gethan. Er hat die große Schuld der Maria zwar nicht geleugnet, vielmehr sie von vorn herein gleich kund gegeben und vorausgesetzt; aber eben dadurch hat er sie gewissermaßen in Abzug gebracht, sofern sie nun nur als eine längst vergangene und von ihrem jetzigen Zustand gesonderte erscheint. Mariens Schuld reducirt sich bei Schiller ganz und gar auf die kurze Periode, wo der Wahnsinn blinder Liebesgluth sie dem Verführer Bothwell unterjocht hat. Vorher und nachher hat sie „nichts Lasterhaftes mehr begangen."

Was das „Vorher" betrifft, so stimmt Schiller ganz mit Hume. Aber die Frage ist, ob Schiller ein Recht hatte, Maria auch nachher schuldlos erscheinen zu lassen und namentlich frei von der Mitschuld an dem Babingtonschen Complot. Mit Hume harmonirt er hier nicht. Hume wagt ihre Schuld in diesem Punkt nicht zu leugnen; aber die Sache war zu Schillers Zeiten jedenfalls eine disputable. Der Geschichtsforscher Schröckh erklärt Maria für unschuldig. Henke läßt es mindestens zweifelhaft. Die Frage war in vieler Hinsicht verwickelt und verworren, und ist sie es denn nicht heute noch, auch nach dem neuesten Stand der Untersuchungen durch Mignet und nach der Veröffentlichung der Briefe und Memoiren der Maria Stuart durch A. de Labanoff (London 1844)? Daß Maria die

Verschwörung Babingtons im Allgemeinen gewußt und gebilligt hat, ist dem Historiker jetzt unzweifelhaft. Ob sie aber speciell auch den Mordanschlag auf Elisabeth gewußt, gebilligt und gefördert hat, das ist die große Frage, die von der weiteren Frage abhängt, ob gewisse Stellen in jenen Briefen ächt oder unterschoben sind. Für letzteres spricht Vielerlei. Noch heute sind die Gelehrten darüber nicht einig.

Aber gesetzt auch, daß die kritisch angefochtenen Stellen nicht interpolirt, sondern ächt wären, bleibt denn nicht dennoch eine Schwierigkeit übrig, die uns immer wieder bedenklich macht, der Umstand nämlich, daß in diesem Fall Maria in ihrer letzten Stunde und in ihrem letzten Gebet eine völlig nutzlose Lüge feierlich beschworen hat? Diese historisch psychologische Schwierigkeit aber war für Schiller auch eine ästhetisch dramatische. Eine Lügnerin auf dem Schaffot war eine Unmöglichkeit für ihn; das allerdings hätte er für sein Drama schlechterdings nicht brauchen können. Wenn das geschichtlich feststehende Wahrheit gewesen wäre, gewiß, dann hätte er Maria Stuart ungedichtet gelassen. Aber es stand nicht fest: darum hat er sie dichten können und hat sie gedichtet.

Wir müssen aber noch eine Weile bei den Quellen Schillers verweilen, um zu zeigen, wie vieles er dorther entlehnt und mit wie viel Kunst er es in sein Drama verarbeitet hat. „Wo ist die Himmeldecke über ihrem Sitz?“ klagt Kennedy gegen Paulet. Und bei Hume lesen wir: „Paulet bekam Befehl, ihren Thronhimmel niederzulassen.“ Als nachher die Amme der Königin die Gewaltthätigkeiten Paulets klagt, antwortet Maria: „Beruhige dich, Hanna! Diese Flitter machen die Königin nicht aus! Man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen!“ Genau so finden wir's bei Hume: „Diese Beschimpfung erlitt sie ohne einigen Schein eines aufgebrachten Gemüths; sie antwortete nur: ihre königliche Würde komme aus den Händen des Allmächtigen und keine irdische Macht könne sie derselben berauben.“ — Bei Hume finden wir auch die Comödie mit dem Ring für den französischen Prinzen, ferner die Nachricht, daß der französische Gesandte, Aubespine, bei einem Mordversuch auf Elisabeth compromittirt gewesen, und daß er deßhalb das Königreich habe verlassen müssen. Aus derselben Quelle schöpfte Schiller, was Maria in Betreff ihrer Diener und ihres Leichnams wünscht:

Ich bitte meine Diener ungekränkt
Nach Schottland zu entlassen oder Frankreich,
Wohin sie selber wünschen und begehren. —
Und weil mein Leichnam
Nicht in geweihter Erde ruhen soll,
So dulde man, daß dieser treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
Ach, es war immer dort!

Als eine Aeußerung Mariens selber berichtet Hume, was Schiller lieber dem Leibarzt Bourgoyn in den Mund legt, da er einen Becher Wein bringen heißt:

Sie fühlt sich stark — und keiner Speise glaubt sie zu bedürfen;
Doch ihrer wartet noch ein schwerer Kampf;
Und ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,
Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Weiter beruht der ergreifende Abschied von ihren Dienern und Frauen, ihre Vermächtnisse an dieselben, ihre Segensgrüße an verschiedene Verwandte und Monarchen, die im Gebet durchwachte Nacht, die vom Papst selber geweihte Hostie, die Aeußerung: „Vergönnet mir noch einmal der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel,“ die Bitte, daß Melvil und Hanna sie auf dem letzten Gang begleiten mögen, die wundervollen Worte:

Nimm dieses Tuch — ich hab's mit eigner Hand
Für dich gestickt in meines Kummers Stunden
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit diesem Tuch wirst du die Augen mir verbinden,
Wenn es so weit ist — diesen letzten Dienst
Wünsch ich von meiner Hanna zu empfangen —

außerdem der Anzug der sterbenden Königin, das Crucifix, das Agnus Dei an einer Kette von Kugeln, die Beschreibung des Schaffots, der Zuspruch des Dechanten — das alles beruht auf Humes Erzählung; und es muß jedem Leser dieses Geschichtswerks das höchste Interesse gewähren, die Feinheit zu bewundern, mit welcher der Dichter diese kleinen historischen Züge ausgewählt hat, während er viele andere Details, die er bei Hume fand, mit eben so feiner Berechnung unbenützt liegen ließ. Selbst die Worte, mit denen Burleigh den Tod Mariens verkündigt, sind historisch:

„Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!“

Es sind die Worte, die der Dechant von Peterborow ausrief, als der Henker das blutende Haupt Mariens empor hob.

Was soll man nun dazu sagen, wenn trotzdem Kritiker behaupten mögen: „Fast alle Umstände im fünften Akt sind frei erfunden!“ Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit. Nur die sieben Weihen auf

Melvils Haupt sind eine reine Erfindung, aber wahrlich eine geniale Erfindung Schillers. Dagegen ist die Communion selbst nicht aus der Luft gegriffen. Hume erzählt: „Sie hatte die Vorsicht gehabt, sich eine von den Händen des Papsts Pius selbst geweihte Hostie geben zu lassen, und den Gebrauch derselben für diesen letzten Zeitpunkt gespart. Durch dieses Hülfsmittel ersetzte sie, so gut sie konnte, den Mangel eines Priesters und Beichtvaters, den man ihr versagte."

Wir haben uns überzeugt: Schiller hat nicht nur seine Quellen geistvoll und sorgfältig benützt, sondern er hat sich auch in der Zeichnung der Hauptpersonen nicht zu weit von der Geschichte, wie sie ihm vorlag, entfernt. Daß er in Nebenfiguren und Nebensachen eine freie Stellung zum historischen Stoff nahm, ist natürlich und erlaubt. Wer kann billigerweise erwarten, daß sein Burleigh, Lester, Shrewsbury geschichtlich genaue Porträts seyen? Wer darf ihn tadeln, daß er einen Mortimer erfunden hat? Wer sieht nicht, daß dieser Mortimer, wenn gleich nicht eine geschichtlich wirkliche, doch eine geschichtlich wahre Person ist, sofern es damals in der That Emissäre des Jesuitenseminars zu Rheims gab, die durch ein Gemisch von religiösem Fanatismus und von sinnlich schwärmerischer Bewunderung für Maria zu jedem Wagniß ihretwegen fähig waren. Schiller hat durch diesen Mortimer, der in vielen Stücken dem historischen Babington gleicht, eine höchst wirkungsvolle dramatische Figur und eine prachtvolle Gelegenheit gewonnen, eine gewisse Gattung menschlicher Gefühle und Leidenschaften zu zeichnen.

Das aber war ja, wie wir wissen, die ausgesprochene Absicht des Dichters bei diesem Drama. Nicht die großen welthistorischen Ideen und Conflikte, welche sich an die Namen Maria und Elisabeth knüpfen, nicht den Kampf des Protestantismus und Katholicismus wollte er in erster Linie darstellen; das ist ihm nur Nebensache, nur Hintergrund; sondern ein menschliches Herz will er schildern, ein heiß fühlendes, ein tiefgesunkenes, das aber durch Leiden geläutert worden und im Angesicht des Todes gehoben, gerettet und versühnt ist. Eine büßende Magdalena ist's, deren Schuld durch ihre Leidens- und Todestaufe weggewaschen wird. Und ihr gegenüber steht ein eitles, herzloses, heuchlerisches und frömmelndes Weib, die in stolzer Selbstgerechtigkeit und ohne Erbarmen ihren Stein auf die Sünderin wirft, kurz eine Persönlichkeit von jener Sorte, welcher Christus zuruft: Die Zöllner mögen eher in's Himmelreich kommen, denn ihr! Pharisäer und Zöllner — das ist Schillers Elisabeth und Maria. Und nach seinen Quellen — ich wiederhole es — hat er ein Recht dazu. Denn die Herrschertugenden der Elisabeth gehen ihn hier, wo er es mit dem rein Menschlichen zu thun hat, nichts an. Um ihrer politischen Verdienste willen über ihre persönlichen Fehler wegzusehen, vermag er nicht. Schiller hat sich nicht auf die Höhe jener geschichtlichen Anschauung geschwungen, wo man es als Naivität und als beschränkten Gymnasistenstandpunkt verspottet, wenn man bei historischen Größen auch nach dem Privatcharakter fragt und die ordinären Begriffe von Moralität auch an sie anlegt. Trotz aller ihrer Staatskunst und ihres Regententalents blieb ihm Elisabeth doch immer ein unweibliches, ja ein abscheuliches Weib. Nach seinen Quellen war sie es auch.

Wenn die neuere Geschichtschreibung es anders weiß und über Elisabeth ein günstigeres, über Maria aber ein ungünstigeres Urtheil fällt, so kann daraus jedenfalls für den Dichter kein Vorwurf erwachsen. Höchstens beklagen könnte man es, daß ein solches Meisterwerk auf historischen Voraussetzungen beruht, welche durch die neuere Wissenschaft umgestoßen sind. Für ein Unglück könnte man es halten, daß Schiller an einen Stoff gerathen sey, durch dessen dichterische Bearbeitung er — wenn gleich unschuldigerweise — der richtigen Geschichtsauffassung für ewige Zeiten einen empfindlichen Schaden zugefügt habe. Denn das ist sicher: die Schiller'sche Anschauung von Maria und Elisabeth ist der Menge unseres Volks so tief in's Herz gedrungen und sitzt so fest darin, daß sie kein Raumer mehr austreiben wird. Das aber ist ein großer Kummer für jene Leute — ich darf sie der Kürze halber Utilitarier nennen — die im historischen Drama, wie auch im historischen Roman ein willkommenes Hülfsmittel zur Vermehrung und tieferen Einprägung geschichtlicher Kenntnisse zu sehen geneigt sind, und die sich längst freuen auf den Zeitpunkt, wo die ganze Weltgeschichte zu Nutz und Frommen für das Volk in eine Reihe von historischen Dichtungen verwandelt seyn wird, in denen das dürre Gerippe der historischen Studien mit dem rundlichen Fleische der Poesie umgeben auftritt. Und in der That, bei der Fruchtbarkeit, mit welcher dermalen der historische Roman wuchert, scheint dieser Zeitpunkt nicht mehr fern zu seyn. Ist es nun nicht sehr ärgerlich, denken diese Utilitarier, daß Schiller, der in einer solchen historisch-belletristischen Volksbibliothek obenan stehen würde, nach so schlechten Quellen gearbeitet und mit seiner Maria die Geschichtskenntniß mehr verdorben als gefördert hat?

Ich denke aber, wir werden diese Leute über den Schaden, den der gute Schiller angerichtet haben soll, beruhigen können durch folgende Erwägung. Die historische Dichtung gewährt ihr eigenthümliches Interesse nur denen, die in der Weltgeschichte einiger-

maßen bewandert sind. Für die andern hat sie nicht mehr noch minder Interesse, als irgend eine auf freier Erfindung beruhende Dichtung. Jene nun werden durch ein Drama, wie das Schiller'sche, nicht irre geführt, sondern eher zu weiterer Geschichtsforschung angeregt werden. Bei ihnen ist keine Gefahr, weder, daß durch das Drama ihre Geschichtsanschauung verdorben und verfälscht, noch daß durch ihre geschichtlichen Studien ihnen das Drama entleidet und die Freude an demselben geschmälert werde. Was aber die Andern betrifft, die mit der Geschichte nicht vertraut sind und zu einer eingehenderen Geschichtsforschung weder Neigung noch Veranlassung haben, so ist der Schaden nicht groß, wenn sie in einen historischen Irrthum fallen; er wird reichlich aufgewogen durch den hohen Gewinn für Herz und Gemüth, den die Welt aus Maria Stuart zieht.

Gewinn? Ja, einen Gewinn für Herz und Gemüth sage ich, ob ich wohl weiß, daß man auch im Namen der Moral und Religion gegen das Drama Anklage erhoben hat. Hievon im letzten Abschnitt.

(Schluß folgt.)

Englische Geizhälse.

(Schluß.)

Miß Volaine sollte übrigens die Hinterlassenschaft ihres Liebhabers nicht ohne Widerspruch antreten. Es fand sich, daß der Verstorbene in früheren Jahren einen nur theilweise geordneten Bankerott gemacht, und von verschiedenen Seiten liefen Forderungen enttäuschter Gläubiger an seine vorgebliche Wittwe ein. Da sie als solche mehrfache Geldzahlungen beansprucht und in Empfang genommen hatte, sah sie sich der fatalen Alternative ausgesetzt, entweder wegen Meineids verklagt zu werden, oder dem Vermögen ihres Liebhabers entsagen zu müssen. Sie entzog sich dieser Verlegenheit, indem sie die streitige Summe an ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, übertrug, wußte jedoch die letztere in's geheim zur Rückerstattung des Geldes zu veranlassen, nachdem ihre Gläubiger das gerichtliche Verfahren gegen sie aufgegeben.

Tiefer und tiefer versank sie seitdem in Geiz und Selbstsucht. Ihr früheres Haus wich einer traurigen kleinen Dachwohnung. Um Feuerung zu sparen, ging sie schon früh Morgens zu einem ihr bekannten Schuhmacher, der ihr heißes Wasser zum Frühstück verabfolgte und im Winter erlaubte, sich an seinem Feuer zu wärmen. Dort saß sie und las Erzählungen von Geizhälsen, die ihr mehr als alles andere gefielen. Viele ihrer Provisionen erlangte sie durch geheimnißvolle Hinweisungen auf künftige Belohnung des Gebers. So oft sie konnte, stellte sie sich zu den verschiedenen Mahlzeiten bei ihren Bekannten ein, zur Rechtfertigung bemerkend: „ein Volontär sey mehr werth, als zwei gepreßte Leute." Mitunter ertappte man sie beim Stehlen von Brod, Zucker, Speck und Fleisch; doch erklärte sie dann stets mit größter Emphase, sie habe beabsichtigt, die entwendeten Gegenstände zu kaufen. Ihre Garderobe bestand aus den bettelhaften Lumpen fast dreier Generationen. In der That nahmen Fremde sie für eine Bettelfrau und sie empfing ihre Almosen, wenn sie sich ungesehen glaubte. In Gegenwart anderer erheuchelte sie verwundeten Stolz; den Prinzen Wilhelm von Gloucester, der ihr bei einem Besuche in Canterbury auf der Straße Almosen anbot, nannte sie laut einen ungezogenen frechen Schlingel. Sie hatte, auf solche Weise fortvegetirend, ihr dreiundachtzigstes Jahr erreicht, als sie eines Abends, bei einer Bekannten Thee trinkend, über Unpäßlichkeit klagte. Man geleitete sie nach Hause und rieth ihr, sich durch ein Glas Wein zu stärken. Obgleich mit einem guten Vorrath vortrefflichen Madeiras versehen, erwiederte sie, Wein habe sie nicht. Ihre Freundin schickte darauf nach Wein, den sie trank. Den Vorschlag, jemanden während der Nacht an ihrem Lager wachen zu lassen, wies sie als unnöthig zurück, ohne Zweifel weil sie den Verbrauch eines Lichtes fürchtete. Tags darauf fand man ihr Zimmer verschlossen und brach, da alle Versuche, Zutritt zu erlangen, vergeblich waren, die Thüre auf. Sie lag, halb entkleidet, kalt und leblos, auf ihrem Bette. Eine vertrocknete Schwarzbrodkruste, offenbar

ihrer erstarrenden Hand entfallen, lag neben ihr auf der Erde.

Aus ihrem Testamente ergab sich, daß Miß Bolaine ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund hinterließ, während aus den Verfügungen über diese Summe dieselbe egoistische Caprice hervorleuchtete, welche alle Vorkommnisse ihres langen Lebens charakterisirt hatte. Ihre Verwandten blieben völlig unbedacht. Die Hauptmasse ihres Vermögens fiel an einen erst kurz vor ihrem Tode ihr bekannt gewordenen Geistlichen in Canterbury. Kleinere Legate fielen an langjährige Freunde und ganz kleine, von je einer Guinee, an alte Diener, deren Erwartungen sie auf's höchste gespannt hatte. Die ausführlichsten Anordnungen gab sie hinsichtlich ihrer eigenen posthumen Schicksale. Die Todtenglocke sollte über ihren sterblichen Resten läuten; ihr Begräbniß sollte prächtig seyn; ein Trauerschild sollte an ihrer Wohnung ausgehängt, ein Monument über ihrem Grabe errichtet werden. Es war die Pflicht der Testamentsvollstrecker, diese Diktate krampfhaft aufflackernder weiblicher Eitelkeit zur Ausführung zu bringen; aber sie konnten nicht das Todtengericht des Volkes verhindern, welches die pomphafte Bestattung des verhaßten Geizhalses in eine widerwärtige Scene profanen Tumults und Aufruhrs verwandelte.

Zwei Jahre vor Miß Bolaine starb ein anderer weiblicher Geizhals, eine Wittwe, Namens Collins, in demselben Canterbury, der Residenz des Lord Primas von England. Wir erwähnen dieselbe nur einer hervorstechenden Eigenthümlichkeit wegen: wegen ihrer excentrischen Liebe für thierische Gesellschaft, in welchem Punkte sie vielleicht von wenigen ihres Geschlechtes übertroffen worden. Die Verschwendung der Neigungen alter unverheiratheter Herzen an vier- und zweifüßige Gestalten des Thierreichs ist allerdings keine Seltenheit; aber der auffallendste Umstand in dem Verhältniß der kinderlosen alten Mrs. Collins war die Schwäche, mit der sie den Thieren gewährte, was sie sich selbst versagte, die rücksichtslose Bereitwilligkeit, mit der sie in Schmutz und Geiz verkam, um jene zu erhalten. Jahre lang hatte sie zwischen zwanzig und dreißig Hühner und Hahnen in ihren Zimmern und ertrug mit der Gelassenheit eines Märtyrers die Verderbniß ihrer Stühle, Tische, Betten und Küchengeräthe durch die männlichen und weiblichen Mitglieder dieses geflügelten Hofstaats. Außerdem adoptirte sie eine Ratte, die nebst einem Lieblingshahn, dessen Sporen durch hohes Alter zu einer Länge von fast drei Zoll angewachsen waren, täglich ihre Tischgenossin war. Die Ratte fiel in Ungnade, als sie einst, übergefräßig, den Lieblingshahn in Gegenwart seiner Herrin anfiel und tödtete. Mrs. Collins bevorzugte, so schien es, seitdem die Mäuse; wenigstens entdeckte man nach ihrem Tode ein Mäusenest in ihrem Bette. Ihr Vermögen hinterließ sie testamentarisch an verschiedene ihr nur oberflächlich bekannte Personen. Uebrigens dachte auch sie mit der unvertilgbaren Sorge weiblicher Eitelkeit an ihre Beerdigung. Fünf Pfund aus ihrem Nachlaß bestimmte sie dem Pfarrer, der ihre Leichenpredigt halten, eine Guinee jedem der Männer, die ihre Leiche nach dem Kirchhofe tragen sollten.

Man erzählt auch von verheiratheten Geizhälsen. Nachdem wir jedoch in dem Vorhergehenden den Roman der Wahlverwandtschaft Miß Bolaines und ihres Liebhabers ausführlich dargestellt, können wir andere weniger prägnante Liebesgeschichten derselben Gattung übergehen. Der merkwürdigste Zug ist das regelmäßig wiederkehrende Phänomen der Kinderlosigkeit verheiratheter Geizhälse, als finde ein geheimer Zusammenhang statt zwischen der moralischen und physischen Zeugungsunfähigkeit und Unfruchtbarkeit. Die Geschichte eines geizigen Brüderpaars verdient dagegen, mehrerer originellen Züge halber, an diesem Orte hervorgehoben zu werden.

Es waren diese Brüder Kurzwaarenhändler in Cambridge und hatten seit ihrer Jugend dasselbe Geschäft gemeinsam betrieben. Die Anlage zum Geiz schienen sie von ihrem Vater geerbt zu haben; wenigstens ließ darauf die Thatsache schließen, daß man nach seinem Tode, in seinem Bette, tausend Guineen verborgen fand, einen Schatz, von dessen Existenz niemand vorher wußte. Die Brüder, an Alter einander fast gleich, lebten seitdem still und dunkel fort. Beide blieben Junggesellen; im Hause wurde nichts verändert. Nur höchst selten gelangte jemand über das Geschäftslokal in die innern Zimmer; nur einmal, innerhalb eines Zeitraums von vierzig Jahren, wurde das Haus gereinigt, und zwar bei Gelegenheit des Todes ihrer Mutter, deren Begräbniß sie, um die Kosten zu verringern, so viel als möglich in ihre eigene Hand nahmen. Sie hatten kein Bett, sondern schliefen auf alten abgelegten Packtüchern, und lösten, da sie in fortwährender Furcht vor Dieben lebten, einander in der nächtlichen Bewachung des Hauses ab. Bei gleicher kläglicher Lebensweise war dasselbe magere, blasse, halbverhungerte Aussehen beiden gemeinsam. Unzertrennlichere Zwillingsbrüder konnte es nicht geben, und seltsam genug starben sie bald nach einander an derselben Krankheit. Der überlebende Bruder aber entdeckte — ein nicht minder bemerkenswerthes psychologisches Faktum — eine beträchtliche Geldsumme, welche der Verstorbene mit Erfolg vor dem scharfen Blick seines Bruders und

Genossen verheimlicht. So ungesellig ist unter allen Umständen, allem äußern Scheine trotzend, die in sich selbst verschlossene, maulwurfartig wühlende, ansammelnde Natur des Geizhalses. Der überlebende Bruder erklärte, er habe keine Verwandten, und hinterließ sein Vermögen einem Nachbar, der ihm mit Höflichkeit begegnet war und ihn mitunter durch Uebersendung von Speisen erfreut hatte.

Eine geheime Naturanlage, bald mit stärkerer, bald mit geringerer Energie thätig, bald mehr, bald weniger durch äußere Verhältnisse modificirt, aber immer, wie mit instinktmäßiger Nothwendigkeit nach demselben Ziele wirkend, muß in der Lebensgeschichte aller dieser bizarren Persönlichkeiten als erklärende Ursache vorausgesetzt werden. Aber es gibt, wie wir schon am Eingang zu unserer Darstellung bemerkten, auch Fälle, wo ein einziges, gewaltsam und plötzlich einbrechendes Ereigniß jene Bedingungen gleichsam aus dem nichts erschafft und der Entwicklung so betroffener Persönlichkeiten eine Richtung nach den Regionen des Geizes mittheilt, welche um so auffallender ist, je weniger ihre Möglichkeit in dem vorhergegangenen Leben angedeutet oder begründet schien. Es bleibt uns daher übrig, unsern Lesern einige Beispiele von Geizhälsen auch dieser letzteren Art vorzuführen, ehe wir unsere Darstellung beschließen.

Wir stellen voran Richard Dart, einen Krämer in Portsea, der seinen Mitbürgern unter dem Namen des „hölzernen Krämers“ bekannt war, wegen seiner Gewohnheit, Holzblöcke in der Form von Zuckerhüten in seinem Ladenfenster auszustellen. Er hatte ein gutes Geschäft und besaß ein anständiges Vermögen, lebte jedoch ungesellig, kleidete sich ärmlich und versagte sich Alles, was nicht zur kümmerlichsten Fristung seines Daseyns unerläßlich war. Seine Garderobe war durch ein Uebermaß von Westen ausgezeichnet, deren er, man wußte nicht aus welchem Grunde, stets ein halbes Dutzend trug; außerdem verwandte er eine seltsame Aufmerksamkeit auf sein Haar, das er mit Mehl puderte und statt eines Zopfes durch einen angehängten Schafschwanz zierte. Man sah ihn selten essen, und wenn er aß, kein Fleisch, sondern trockene Brodkrusten, Zwieback, Rettiche und Rüben; kurz Gegenstände, welche keine Zubereitung erforderten, mithin Holz und Feuer sparten.

Am auffallendsten aber war Darts Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht. Nach allen andern Richtungen in starrer, einförmiger Gewohnheit verhärtet, schien er in dieser einen unschlüssig, schwankend, unfähig, zu einer festen Stimmung zu gelangen. Während er jede weibliche Gesellschaft in seinem Hause zurückwies, äußerte er bei andern Gelegenheiten eine warme Zuneigung zu den Frauen und ging während der Nacht in den Straßen umher, um unbekannten Mitgliedern des Geschlechts, denen er begegnete, seine Gefühle kund zu thun. Dennoch fehlte es nicht an Leuten, die ihn in seiner Jugend als einen andern, weniger bizarren Menschen gekannt hatten. Die Aenderung in seinem Wesen war plötzlich eingetreten. Das weich empfindende Herz des „hölzernen Krämers“ hatte den Schicksalsschlag einer unglücklichen Liebe erfahren, und seit jener Zeit hatte die Verwandlung des lebensfrohen Mannes in den misanthropischen Geizhals und verliebten Nachtwandler stattgefunden. Er erholte sich nie von dem betäubenden Eindruck jenes Ereignisses, sondern lebte so fort, bis man ihn eines Tags im Jahr 1800 hinter seinem Ladentisch ermordet fand. Zwei Schläge, dem Anschein nach mit seinem eigenen Zuckermesser geführt, hatten ihm den Schädel zerschmettert. Von dem Mörder wurde keine Spur entdeckt.

Eine andere hierher gehörende Charakterfigur war John Andrews, der in Folge einer ihm zufallenden Erbschaft zum Geizhals wurde. Bis gegen die Mitte seines Lebens ein Mann in niedern, aber sorgenfreien Verhältnissen, ein Zimmermann, fleißig bei der Arbeit und gesellig in seiner Sphäre, beerbte Andrews einen Verwandten in Liverpool, der ihm keine große, doch für seine Lage ansehnliche Geldsumme hinterließ. Dieser Glücksfall, so scheint es, verdrehte ihm den Kopf. Er gab sein Handwerk auf, verließ den Ort, wo er bisher gearbeitet, und ging nach Dortmouth, entschlossen, fortan unabhängig von dem Ertrage seines Vermögens zu leben. Aber wenn er fähig gewesen war, einen solchen Gedanken zu fassen, so war dadurch sein Muth dem Zauber des blinkenden Schatzes gegenüber erschöpft; der Reiz eines sorglosen Lebens hatte einen Augenblick seine Seele erfüllt, ihm fehlte aber die Willenskraft, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Er miethete von einem Farmer ein kleines strohgedecktes Häuschen, lebte zurückgezogen und dachte bald nicht mehr, wie er mit seinen Zinsen, sondern mit den Zinsen der Zinsen wirthschaften könne. Seine Hütte enthielt kaum die nothwendigsten Möbeln und Geschirre, seine Kleidung deutete auf einen armen Mann, Fische und Kartoffeln bildeten seine Hauptnahrung. Zu den Fischen verhalf er sich, indem er die Fischer in ihren Booten begleitete, wenn sie zum Fang auf's Meer hinaus zogen. Er legte dann gelegentlich bei den Rudern und Netzen Hand an und empfing zur Belohnung einen Antheil an der Beute. Zu andern Zeiten bewog er die Fischer zu Geschenken, indem er als Gegengabe ein Glas Grog oder Whiskey versprach, ein Geschäft, bei

dem er stets seinen Vortheil wahrnahm. Die Fische aß er theils frisch, theils getrocknet oder gesalzen, und da er stets mit Sorge an die Zukunft dachte, gelang es ihm, fast ohne Kosten, während des Sommers maritime Vorräthe aufzuhäufen, welche für die Bedürfnisse der stürmischen, weniger einträglichen Wintermonate ausreichten. Seinen Bedarf an Kartoffeln baute er selbst in seinem Gärtchen und häufte auch von diesen genügende Vorräthe für den Winter zusammen.

Etwas später nahm Andrews die verwaiste Tochter seiner Schwester zu sich, die er anhielt, ihm den Haushalt zu führen, und mit einem Theil der Gartenarbeit beauftragte. Die so gewonnene luxuriöse Muße benutzte er zu Berechnungen seines Vermögens, seiner Einnahmen und Ausgaben, fand aber stets die letzteren noch zu unverhältnißmäßig groß und bemerkte, indem er, wie aus tiefem Traume erwachend, von seiner Schiefertafel aufblickte, kopfschüttelnd, seine extravagante Lebensweise werde ihn noch zu Grunde richten. Das Mädchen, erst dreizehn Jahre alt und eben in ihrer ersten Entwicklung begriffen, fing unter dem Dache des kargen Oheims zu kränkeln an, und mitleidige Nachbarn deuteten darauf hin, daß zu ihrer Besserung Pflege und bessere Nahrung nothwendig; doch Andrews schien nicht darauf zu achten. Ohne Unterlaß mit seinen eigenen selbstsüchtigen Sorgen und Rechnungen beschäftigt, bemerkte er nicht, wie das Mädchen schwächer und schwächer wurde, und nur mit Mühe überredete man ihn, dem armen Geschöpf die letzte Sorgfalt zur Linderung ihrer Leiden zuzuwenden, als es offenbar war, daß sie ihrer Auflösung entgegen gehe. „Wenn sie doch so bald sterben müsse, so sey es nutzlos, für ihre Pflege noch Geld zu verschwenden; ihre Krankheit und ihr Tod würden ihn zum Bettler machen.“ Als sie gestorben und begraben war, schien ein Rest menschlichen Gefühls ihn zu beschleichen; doch nur für kurze Zeit, nur in seltenen Augenblicken. Freilich war er wieder ein einsamer Mann, aber dann hatte die Verstorbene ihm auch Kosten verursacht, und er brauchte nicht mehr zu fürchten, von ihr bemerkt oder gestört zu werden, wenn er seine verborgenen Schätze hervorholte, betrachtete und zählte. Sein Geiz, seine Misanthropie, sein ängstliches, verschlossenes Wesen nahmen seitdem von Tag zu Tag überhand. Auf nichts als auf die Zusammenscharrung von Geld bedacht, entsagte er seinen Excursionen zur See und wanderte, in die bettelhaftesten Lumpen gehüllt, einsam im Lande umher, theils um Almosen bittend, theils, so oft die Gelegenheit sich bot, seinen Mund und seine Taschen nach Diebsweise füllend. Er spielte seine Heuchlerrolle mit solchem Geschick, daß die mitleidigen Seelen der Umgegend jahrelang über seine wirkliche Lage getäuscht wurden und ihm, als einem der bedauernswerthesten Armen des Distrikts, zahlreiche Gaben zuflossen.

Ein Zufall entdeckte endlich seine Betrügereien. Andrews hatte, trotz seiner Vorsicht, den Argwohn von Leuten erregt, die noch schlauer waren als er selbst. Diebe überraschten ihn eines Nachts in seiner Hütte, wie er beim Scheine eines Talglichts einen Haufen Goldstücke zählte, warfen ihn zu Boden und entwischten mit der Beute. Dieses Ereigniß riß seine starre Seele aus den Fugen. Er konnte nicht umhin, Tags darauf seinen Verlust klagend zu verkünden, wurde erst durch den Eindruck, welche seine Mittheilung hervorbrachte, der unausbleiblichen Folgen einer so seltsamen Enthüllung und seiner Lage bewußt und eilte, sich dem Haß und der Verachtung der Nachbarschaft, dem Schrecken vor ferneren Angriffen auf seine verborgenen Schätze durch die Flucht zu entziehen. Niemand wußte, wohin er gegangen, einige meinten nach Amerika, andere wollten wissen, er sey in Liverpool gesehen worden; doch mit Bestimmtheit war nichts zu erkunden. Vielleicht hatte er seine Rolle ausgespielt — jedenfalls blieb er verschollen.

Dasselbe südwestliche Küstenland von Devonshire brachte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wie aus dem Stegreif einen andern Geizhals hervor, der in jenen Gegenden unter dem Namen des Dollar-Richards bekannt war. Richards war ein Bergmann und wohnte an dem schroffen devonischen Küstenstrich, wo nur hie und da eine sandige Bucht zwischen steilen, wild zerrissenen Felsenbergen den Zutritt an die See gestattet. Die Arbeit in den Minen wurde mäßig betrieben; sie füllte die Zeit der Bergleute nur halb aus; ihr Ertrag genügte daher nicht zur Beschaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse, und um dem so verursachten Mangel vorzubeugen, betrieben die Bergleute zugleich das Geschäft der Fischer, indem sie unter einander kleine Gesellschaften bildeten, deren jede auf gemeinsame Kosten Boot und Netze herstellte, in den Freistunden dem Fischfang nachging und den Ertrag ihrer Unternehmungen unter ihre Mitglieder vertheilte. Es war ein mühevolles, doch für jene Verhältnisse sorgloses Leben, sorgloser als das der armen devonischen Landbauer; denn bei einiger Sparsamkeit war es leicht, Vorräthe an gesalzenen und getrockneten Fischen für den Winter einzusammeln, indeß ein Gärtchen um die Hütten der Fischer-Bergleute für die nöthigen Kartoffeln sorgte.

Während der Wintermonate nun ist diese Küste wegen ihrer schroffen Ufer und heftigen Stürme der Schifffahrt höchst gefährlich. Manches Schiff wird hier

an den Felsen zu Stücken geschlagen und geht mit Mann und Maus unter. Von einem dieser Schiffbrüche wurden nun während des Winters 1780 Trümmer an den Strand von St. Agnes geworfen, in dessen Nähe Richards wohnte. Es war dieß kein seltener Umstand; man erfuhr nichts von dem Namen des Schiffs und hatte den Vorfall schon vergessen, als Richards, indem er bei Gelegenheit einer ungewöhnlich niedrigen Ebbe weit nach dem Meere zu hinaus ging, im Sande etwas glänzen sah. Er eilte hinzu, nahm es auf und fand einen der damals in England wohlbekannten spanischen Säulenthaler. Den umliegenden Sand aufwühlend, fand er mehr, wurde indeß durch die zurückkehrende Fluth gezwungen, seine Nachforschungen einzustellen. Ungeduldig erwartete er die nächste Ebbe, versah sich mit einem Sack und eilte wiederum der verhängnißvollen Stelle zu. Der Tag dämmerte eben, er war allein und unbeobachtet und entdeckte mit aufgeregtem Herzen, daß die Ebbe eine noch größere Fläche des Meeresbodens bloßlegte als Tags zuvor. Auch blieb seine Mühe nicht unbelohnt; Haufen des glänzenden Metalls, ohne Zweifel der Inhalt einer von dem gescheiterten Schiff gegen die Felsen geschleuderten Geldkiste, kamen aus dem aufgewühlten Sande zum Vorschein, und heimlich, wie er gekommen, eilte er, von der hereinbrechenden Fluth vertrieben, mit seinem Schatze nach Hause. Bei den nächsten Ebben suchte er nach mehr, doch vergeblich. Er überzählte das Gefundene und zählte die Summe von zweitausend fünfhundert Thalern, ein Schatz, wie er ihn nie gesehen noch geträumt. Sein Sinn war geblendet durch den Zauber dieses Schatzes, aber es war eine düstere, bange Freude, die ihn unbefriedigt nach mehr und immer mehr verlangen ließ. Er hatte nicht den Muth, sein Geheimniß mitzutheilen, und war doch, so muß man annehmen, eben so wenig im Stande, es in völliges Schweigen zu vergraben. Nach einiger Zeit war sein Abenteuer in der Umgegend bekannt geworden; jedermann erzählte davon und sprach von dem Finder nicht anders als von dem Dollar-Richards.

Unter denen, welche so sprachen, mochte es manchen geben, der ihn als Glückskind beneidete und für sich selbst eine ähnliche Gunst des neckischen Zufalls herbeiseufzte. Doch der Beneidete war, wie so oft im Leben, nicht der Glückliche. Das Schicksal hatte ihm eine Unglücksgabe in den Weg geworfen. Der Besitz erweckte ihm früher ungekannte Sorgen im Herzen; eine grenzenlose Habgier verzehrte ihn, und hatte die Genügsamkeit einst seine Armuth reich gemacht, so spiegelte die Begierde nach mehr ihm jetzt den plötzlich gewonnenen Reichthum vor als Symbol Mangel und Elend drohender Armuth. Gelegentlichen Anspielungen auf seine Wohlhabenheit hielt er stets klagend das Mißgeschick entgegen, daß er nicht mehr Silber gefunden. So oft er sich unbeobachtet glaubte, schlich er an die Küste, zwischen Sand und Felsen gierig nach neuen Schätzen suchend. Allein sein Suchen blieb unbelohnt und mit unbefriedigter, ängstlicher, verbitterter Seele fing er nun an auf Mittel zu denken, wie er das Gefundene vermehren und ein reicher Mann werden könne. Bald war die Revolution seines Innern unverkennbar in seiner ganzen Erscheinung ausgeprägt. Seine kräftige Gestalt schrumpfte zusammen, sein gesundes Aussehen wich einer krankhaften Blässe; eine scheue Hast, ein ängstlich zurückhaltendes Wesen entfernte ihn von Tag zu Tag mehr aus dem altgewohnten Gesellschaftskreise seiner Genossen.

Den größten Theil seines Schatzes legte er, der Sicherheit halber, in englischen Staatspapieren an. Was er zurückbehielt, war eine Summe von hundert Dollars, die er unter seiner unmittelbaren Aufsicht haben wollte, um, wie er sagte, mehr daraus zu machen. Allein in seiner Hütte schien kein Versteck ihm verborgen genug. Endlich fand er einen geheimen Winkel, der des Erfindungsgeistes eines Bergmanns würdig war. In einer Ecke seines Gartens lag eine Grube von etwa vierzig Fuß Tiefe, der Beginn eines unvollendet gebliebenen bergmännischen Baues. In diesen Bau stieg Richards mittelst eines Seiles hinab und deponirte seine Dollars am Boden desselben in einem Zinngefässe. So der Furcht vor Dieben ledig, setzte er seine tägliche Arbeit in den Minen, seine Excursionen auf's Meer noch eine zeitlang fort und eilte am Ende jeder Woche, das gewonnene Geld dem unterirdischen Schatze beizufügen. Aber je älter er wurde, um so unwiderstehlicher concentrirte sich all sein Dichten und Trachten auf den Einen Mittelpunkt seines Lebens; die Arbeit, der Verkehr mit andern fingen an ihm störend und lästig zu werden, er gab sie daher auf und zog sich einsiedlerisch in seine Hütte zurück. Diese Hütte hatte er in früheren Jahren selbst errichtet, für das Land, auf dem sie stand, schuldete er dem Grundherrn nichts als eine kleine jährliche Rente, der Garten lieferte ihm Kartoffeln, Fische waren auf's billigste zu haben; kostenfreier konnte daher nichts seyn als seine Lebensweise. Wenn er aber so einsam, in Gedanken verloren, über seinem Gelde brütend dasaß, wollte es ihm dennoch immer wieder vorkommen, als gehe es mit dem Reichwerden nicht rasch genug, als könne und müsse er mit noch größerer Strenge als bisher seine Ausgaben beschränken. Dann wieder bemächtigte sich seiner die Furcht vor Dieben, die Furcht vor der Entwendung der kleinen Summe, die er nicht umhin

konnte, zu täglichem Anschauen und Zählen im Innern der Hütte aufzubewahren. Um der Möglichkeit eines solchen Unglücks vorzubeugen, vermauerte er alle Fenster, ein einziges ausgenommen, das er, wie die Thüre, mit Eisenstangen verbarrikadirte, und schlief nie anders, als mit einem alten rostigen Säbel an seiner Seite. Doch es gab noch Schrecken anderer Art für ihn. Oft, wenn er in stürmischen Nächten einsam, schweigend an dem verglimmenden Torffeuer dasaß, oder sich schlaflos auf seinem harten Lager umherwälzte, ängstigten der dumpfe Schall der Brandung an den Klippen, die Stimmen der rufenden Schiffer am Strande sein unruhig pochendes, selbstsüchtiges Herz. Er schien dann alle Besinnung verloren zu haben und erwartete zitternd den Augenblick, wo die gefürchteten Diebe einbrechen würden, ihn seines Geldes und vielleicht seines Lebens zu berauben.

Die einzige Person, mit der er gelegentlich verkehrte und die er zur Vertrauten seiner Leiden machte, war eine in seiner Nähe wohnende alte Tante. Seinen früheren Genossen wich er um so scheuer aus, als diese ihn meist seines mürrischen Wesens, seiner Ungeselligkeit und seines Geizes wegen zur Rede stellten, oder durch spöttische Bemerkungen reizten. Er verließ seine Hütte daher selten, wenn er sich beobachtet glaubte, und erschien nur von Zeit zu Zeit am Meeresstrande, um Vorräthe von Muschelthieren einzusammeln, die nebst Kartoffeln seine Hauptnahrung ausmachten. Brod aß er selten. Ihm genügte statt dessen ein hartes geschmackloses Gebäck, das er selbst an seinem Torffeuer bereitete, etwas Mehl und Wasser auf einer eisernen Platte röstend. Kläglich wie seine Lebensweise war seine Kleidung. Kein Ascet der Wüste konnte eine abgezehrtere, bemitleidenswerthere Erscheinung darbieten, als der einst so rüstige und gesunde Dollar-Richards, nachdem jener seltsame Zufall ihn aus den genügsam beschränkten Kreisen seiner Klasse in die von dunkeln Begierden erfüllten Einsiedlerhöhlen des Mammoncultus verschlagen.

Jener Zufall hatte über sein Leben entschieden, und unauslöschlich, die Erinnerung seiner Tage, der Traum seiner Nächte, blieb das entscheidende Ereigniß, wie dem Gläubigen die begeisterten Momente göttlicher Offenbarung, seiner Einbildungskraft gegenwärtig. So oft ein Sturm über die wilde Felsenküste dahin gezogen war, verließ Dollar-Richards seine Einsamkeit, stieg an den Strand hinab und schweifte suchend umher, ob nicht noch einmal des Schicksals Gunst ihm aus der Meereswildniß entgegenleuchte. Aber so angstvoll, so peinlich, so verzweifelnd er spähte, — sein Suchen war und blieb vergeblich.

Mit verdoppelter Leidenschaft klammerte er sich dann an die ihm verliehenen Schätze und saß und sann, wie er sie sichern, wie durch neue Opfer der Selbstentsagung vermehren könne. Da er das Grubenversteck im Laufe der Jahre sowohl unsicher als unbequem fand, indem von Zeit zu Zeit Wasser den Boden der Grube erfüllte und andererseits das Hinabsteigen und Heraufklimmen an einem vierzig Fuß langen Seile ihm beschwerlich wurde, grübelte er dem besten Plane nach, ein Versteck in seiner Hütte herzustellen, welches jene beiden Nachtheile vermeide; und groß war seine Befriedigung, als es ihm gelang, ein so schwieriges Problem nach Wunsch zu lösen. Der Boden seiner Hütte war die natürliche Erde. Darüber befand sich eine Lage von Meeressand, über diesem und mit ihm vermischt, ein Gemeng von Asche, Staub und Abfall aller Art. Wenn er nun über diese Schutt-, Staub- und Aschenschichten eine neue Lage Sand verbreitete und darunter ein tiefes Loch grübe, so meinte er, werde es unmöglich seyn, seinem Versteck auf die Spur zu kommen. Er führte diesen Gedanken aus, grub ein Loch unter seinem Bette, schüttete sein Geld in einen irdenen Topf, der für das Loch paßte, versteckte denselben unter einer Schieferplatte, überschüttete beides mit den eben beschriebenen Materialien und setzte endlich sein Bett als Thronhimmel über seinen königlichen Einfall, dessen glückliche Realisirung er durch den Genuß einer Pfeife Tabak und einiger auf seine Muschelthiere getröpfelten Essigtropfen feierte. Auch erlebte er nicht das stets gefürchtete schreckliche Ereigniß diebisch-räuberischen Einbruchs. Nur einmal brachte ein völlig unerwarteter Besuch von mehreren seiner ehemaligen Kameraden ihn aus der Fassung. Diese hatten beschlossen, sich auf Kosten des Geizhalses eine vergnügte Stunde zu bereiten, und ihr Vorsatz wurde von Erfolg gekrönt, da der mürrische Alte, erschreckt und besorgt für seine Schätze, ihrem Verlangen nach Bewirthung nachgab. Allein nichts konnte ihn bewegen, an der gegen seinen Willen und Wunsch importirten Heiterkeit Theil zu nehmen. Aergerlich, finster, schweigend saß er da, innerlich grollend wie ein gefangenes Raubthier. Der Versuch, ihn in eine gesellige Stimmung zu versetzen, wurde daher nicht wiederholt.

Gegen das Ende seines Lebens verließ Richards das Innere seiner Hütte immer seltener. Jede Bewegung schien ihm eine lästige Störung. Brütend lag er oft halbe Tage im Bette, bis das Nagen des Hungers ihn zum Aufstehen zwang. Dann wollten die alten Speisen ihm nicht mehr wie sonst munden. Statt aber seine Lebensweise zu ändern, nahm er von Tage zu Tage nur weniger zu sich. Einst war es nun längere

Zeit, daß jene alte Tante, der allein er sich anvertraute, ihn nicht gesehen. Sie beschloß daher, ihn zu besuchen, und fand ihn blaß und abgezehrt auf seinem elenden Lager ausgestreckt, zu schwach, aufzustehen, unfähig, mehr als gebrochene Worte hervorzustammeln. Sie zündete ein Feuer an und bereitete ihm Thee. Nachdem er von dem letzteren getrunken, wurde ihm besser; allein von dem Einkauf der nöthigsten Lebensmittel zu seiner Pflege wollte er nichts hören. Als die Tante bemerkte, sie werde jene Einkäufe selbst besorgen, erwiederte er: sie möge thun, was ihr gut dünke, doch auf Rückerstattung der Kosten solle sie nicht rechnen. Eine Weile schien es, als lebe er unter der Pflege der gutmüthigen Alten wieder auf; dann kam ein Rückfall. Erst als er seinen Tod herannahen fühlte, kam ein Wort von seinem Geheimniß über seine Lippen. „Ich habe Geld, Geld unter dem Bett," flüsterte er; „sage niemanden davon. Aber wenn ich todt bin, nicht eher, nimm es für dich. Hätte ich die Dollars nicht gefunden, würde mir's besser gegangen seyn. Ich sehe, ich habe zu ärmlich gelebt, um reich zu werden." Tags darauf starb er.

Das Finden von Schätzen, Erbschaften, ja unglückliche Liebe können also zu Geburts- und Offenbarungsstätten des Mammondienstes werden, in Fällen wo, wie bei den eben beschriebenen, die Prädestination der Naturanlagen ausgeschlossen scheint. Es ist der Bemerkung werth, daß die Repräsentanten auch dieser Gattung von Geizhälsen dem achtzehnten Jahrhundert angehören, jener an bizarren Gestalten so reichen Epoche, der Epoche der Illuminaten, der Freimaurer, der Cagliostros, der wunderthätigen Mesmeristen. Ob unsere nivellirende Zeit an ähnlichen Gestalten ärmer ist als ihre revolutionäre Vorgängerin, wird sich erst dann entscheiden, wenn ihre sociale Geschichte in allen ihren Verzweigungen so klar zu Tage liegt als die des achtzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls würde es eine Täuschung seyn zu glauben, das Geschlecht der Geizhälse sey in der Gegenwart ausgestorben. Die Betrachtung eines einzigen unserer nächsten Vergangenheit angehörigen Bildes wird uns als Beispiel genügen, eines Bildes, das uns zum Schluß noch einmal in grellen Farben und Formen die Gestalt des Gelderemiten und zugleich einen bisher nicht beschriebenen Typus versinnlicht, den Typus des geizigen **Bettlers**.

Ein Mensch in schmutzigem, zerlumpten Aufzuge wurde in den fünfziger Jahren in einer der Londoner Straßen durch einen plötzlichen Krankheitsanfall niedergeworfen und von der Polizei zu ärztlicher Behandlung in das London Hospital gebracht. Indem man ihm hier behülflich war, sich auszukleiden, bemerkte man, daß er seine zerlumpten Kleider mit einer gewissen ängstlichen Sorge im Auge behielt und darauf bestand, sie unter sein Kopfkissen zu legen. Bald darauf erschienen die Aerzte, die eine sofortige Bruchoperation für nothwendig erklärten, obgleich bei dem hohen Alter und abgemagerten Körper des Patienten die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang äußerst gering war. In der That fühlte er sich nach der Operation so schwach, daß er an seinem Aufkommen verzweifelte und den Wunsch aussprach, den Hospitalschreiber zu sehen, dem er eine Mittheilung zu machen habe. Als der Schreiber kam, erklärte er diesem, er wolle sein Testament machen, bitte ihn daher, die nöthigen Schreibmaterialien herbeizuschaffen. Nach der Rückkehr des Schreibers zog er aus seinem Munde neun halbe Sovereigns in Gold, reichte sie jenem hin, schien jedoch beim Nachzählen unzufrieden, richtete sich mit Mühe auf und suchte im Bette, bis er ein zehntes, wahrscheinlich während der Operation aus seinem seltsamen Versteck verlorenes Goldstück entdeckte. Auch dieses gab er dem Schreiber. Dann forderte er ein Messer, zog seine Lumpen unter dem Kopfkissen hervor und schnitt daraus sechsundvierzig halbe Sovereigns, einen Depositenwechsel von vierhundert Pfund auf die Bank von England und eine Verschreibung auf eine Jahresrente von sechsundsiebzig Pfund. Seinen Namen gab er als Samuel Draper an und beschrieb sich als einen ehemaligen Matrosen in der englischen Flotte. Dieses sey das Vermögen, das er sich erworben, und folgendermaßen verfüge er darüber durch seinen letzten Willen: drei Pfund der Wärterin des Hospitalzimmers, worin er liege, ein Pfund dem Polizeimann, der ihn in's Hospital gebracht, fünfzig Pfund für sein Begräbniß und den Rest einem Neffen, Namens Matthews, einem Gärtner in Carliff. Man bemerkte ihm, fünfzig Pfund für seine Beerdigung sey eine große Summe, und für viel weniger lasse sich ein anständiges Begräbniß herstellen. Hierauf erwiederte er, er sey entschlossen, jene Summe solle dafür verwendet werden; er habe als Vagabund gelebt, wolle aber nicht als solcher begraben werden. Anfänglich sey sein Wunsch gewesen in seiner Heimath in Lincolnshire begraben zu werden, aber da hiezu fünfzig Pfund nicht ausreichen würden, solle sein Begräbniß auf dem Distriktkirchhofe in Whitechapel stattfinden. Auf die Frage, ob er von irgend jemand besonders zur Gruft geleitet zu werden wünsche, antwortete er verneinend; wer wolle, möge seiner Leiche folgen, und wenn niemand folge, so sey sein Wunsch, daß statt der Menschen viele Pferde dabei seyen, damit die ganze Summe von fünfzig Pfund verausgabt werde.

So geschah es denn. Und wir schließen hiemit unsere vielleicht schon zu weit ausgedehnte Wanderung durch das Schattenreich des Mammon, dem Leser, sollte er so geneigt seyn, die moralischen Betrachtungen über das Mitgetheilte anheimgebend.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 8.)

Den 14. Oktober 1851.

Ich bin Sonntag früh zu meiner Schwester nach Baden gefahren und war Montag zum Essen schon wieder hier, wo ich Ihren lieben Brief, aber auch eine solche Menge Arbeit vorfand, daß ich mich gleich wieder hinsetzen und bis eilf Uhr arbeiten mußte, und heute seit neun Uhr schon wieder bis jetzt zwei Uhr fortschmiere. Nun aber bin ich fertig, und obwohl mir der Rücken vom Krummsitzen weh thut, will ich doch noch ein paar Zeilen an Sie schreiben, aus Besorgniß, daß ich sonst nicht dazu komme.

Ich bitte Sie, kommen Sie bald, ich brauche Sie! Ich komme nicht eher mit meinem schwachen Kopf in Ordnung, in dem es jetzt wie ein Mühlrad herum geht. Ich kann nicht acht Stunden angestrengt geistig arbeiten, und dann mein bischen Verstand zusammen haben. Ich vergesse Alles unter der Hand und bin nicht im Stande, so viele Dinge zugleich zu bedenken und zu unternehmen. Ich bin immer nur gewohnt, Eine Sache auf einmal zu thun und mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Jetzt weiß ich nicht, wo ich zuerst handeln soll, und was ich am meisten bedenken soll, bedenke ich am wenigsten, und wenn ich ein Fascikel Akten gelesen habe, weiß ich kaum, was darin steht.

Ich will nur noch einige Tage hingehen lassen und dann mit Fürst Felix wegen Fritz sprechen * und sehen, ob die Sache so gar große Schwierigkeiten hat. In dem Augenblick sind wir mit den Dänen auf etwas gespanntem Fuß; das ist vielleicht ein Grund, um nichts dagegen einzuwenden zu haben.

Den 17. Oktober 1851.

Ich habe Ihren Brief mit der Einlage. Fahrt nur so fort, auch wenn ich nicht schreibe, denn ich bin vollkommen bankerott an Zeit und kann meine Verpflichtungen nicht einhalten. Ich würde klagen, wenn nicht der Fürst Felix noch viel mehr arbeitete als ich. Er ist jeden Morgen von neun bis fünf, also acht Stunden in einem continuo auf seinem Bureau, oft bis sechs Uhr; dann ißt er; von sieben bis acht geht er in's Theater und dann arbeitet er zu Hause bis zwei Uhr Morgens. Er sieht auch schon furchtbar gealtert aus. Er sieht nie ein ganzes Stück; so hat er den ersten Akt des Propheten schon fünfzehn mal gehört. Wenn der Minister so arbeitet, so darf unser eins nicht winseln.

Herrn L's. Bekanntschaft verlange ich nicht; solche präpotente Burschen sind es, die heutzutage großes Unheil anrichten. Ueberhaupt geht es in der Welt jetzt sehr drunter und drüber, und die Entwicklung des französischen Ministeriums und das Pactum Louis Napoleons mit den Rothen macht wieder eine allgemeine Aufregung. Man möge nur die Dinge nicht für Fabeln und für Unbedeutenheiten ansehen! So hat man neuerdings an der schweizer und italienischen Grenze und eben so in Baden bei den einwandernden Handwerksburschen Tabaksröhren gefunden, die Dolche oder Stockdegen enthielten, und zwar bei manchen mehr als Einen, so daß man sieht, daß es eine bedachte Waffenschmuggelei für den Aufstand sey; da braucht denn nur ein Anlehnungspunkt gewonnen zu werden, für den Palmerston und seine Freunde Mazzini und Kossuth und Ledru Rollin schon sorgen werden, und der Krieg der Meuterei ist wieder an allen Ecken und innerhalb der Reiche, wenn er auch am Ende nicht zum Ziele führte.

Wien, 18. Oktober 1851.

Ich habe bis jetzt nur immer Allgemeines geschrieben und nur so im Ganzen geklagt; heute will ich einmal, ohne zu klagen, über meine hiesigen Verhältnisse sprechen. Der Fürst ist immer freundlich und

* Ein ehemaliger schleswig-holsteinischer Offizier, der Anstellung im österreichischen Heere suchte, aber nicht erhielt.

liebenswürdig mit mir, aber ob er eigentlich Vertrauen zu mir hat und in welchem Grade, weiß ich nicht; auch weiß ich nicht, welche Idee er von meinem Urtheile und meinem politischen Verstande hat, ob er mich überhaupt für einen Menschen hält, der im Stande ist, auch klügeren Leuten als ich selbst bin, einen Rath zu geben, ob er mich bloß für geeignet hält, ihm Artikel über die Themas zu schreiben, die er mir aufgibt. Gewiß ist es, daß er wohl über Alles, was unsere auswärtigen Verhältnisse betrifft, mit mir ohne Rückhalt spricht, weil ich ohne eine solche Einsicht in die Karten meine Aufgabe nicht nach Wunsch und Bedarf erfüllen könnte; über alle inneren Verhältnisse aber hat er mir selten ein Wort vertraut, und doch weiß ich, daß jetzt eine Menge Organisationen im Werk sind, wo es räthlich wäre, auch mich mit zuzuziehen, weil ich zufällig von einigen Dingen, als Journalistik, Zeitungswesen, Presse, Druck und Buchhändlerverhältnissen, mehr weiß als irgend Jemand von denen, die mit bauen. Ich sehe, wie auf diesem Wege viele Tausende zwecklos angewendet werden, wie auch nicht Eine der Hoffnungen, die man sich auf diesem Felde macht, in Erfüllung gehen wird, während ich mit geringerem Geldaufwand mich für den Erfolg verbürgen könnte, wenn man meiner Ansicht folgte. Was ich bis heute von den ergriffenen Maßregeln gehört habe, so finde ich, daß man auf einem ganz falschen Weg geht. Damit will ich nicht gesagt haben, der Fürst habe zu andern größeres Vertrauen; vielmehr glaube ich, daß außer zu Bach, mit dem er, wie ich täglich bemerken kann, Eine Seele ist, hier niemand das Vertrauen seines Herzens hat. Bach ist geistig ein ungemein hervorragender Mann, aber er ist auf eine Weise verhaßt, die auch auf den Fürsten zurückwirkt.

So weit schrieb ich gestern, dagegen habe ich heute eine überraschend gute Nachricht mitzutheilen: ich bekam einen Brief vom braunschweigischen Minister Baron Schleinitz, der mich im Auftrage des Herzogs fragt, ob ich den Geschäftsträgerposten in Wien mit tausend Thalern in Gold und Kanzleikosten anzunehmen geneigt sey? Natürlich sagte ich Ja, und da ich die Erlaubniß, sie anzunehmen, nicht bezweifle, so ist die Sache als abgemacht zu betrachten. Dadurch wird meine Position hier wieder ziemlich die frühere, und ich habe wenigstens nun, um auszukommen. Froh bin ich, wieder meine eigene Wirthschaft haben zu können, denn mit dem Wirthshausleben geht es bei mir nicht. Wenn Ihr kommt, eßt Ihr bei mir vom eigenen Herd, wie sonst, nur nehme ich eine kleinere Wohnung.

Wien, 19. Oktober 1851.

Es war allerdings, wie ich gemuthmaßt habe; ich komme eben vom Fürsten Felix, wo ich mit seinen Schwestern und noch ein paar Herrn gegessen habe. Der Herzog von Braunschweig hatte bei ihm angefragt und er hat mich ihm vorgeschlagen. „Ich werde doch meine Freunde nicht zappeln lassen!“ antwortete er mir sehr freundlich, als ich ihm dankte, und sagte mir, er gehe damit um, dem Herzog von Nassau vorzuschlagen, das Gleiche zu thun. Als ich ihn aber bat, mir, um mich einrichten zu können, einen Uebersiedlungsbeitrag und sonst nichts anzuweisen, antwortete er mir lachend: „Vom Staatsgeld? Nicht einen Kreuzer!“ Natürlich lachte ich mit und schwieg. Wenn er indeß, wie ich kaum zweifle, den Herzog von Nassau auch bestimmt, so habe ich ja mehr, als ich früher gehabt habe. Alles, was ich unter diesen Umständen nöthig habe, um in Ordnung zu kommen, ist meine Monatswohnung zu behalten und meine eigene Wirthschaft definitiv erst zu Georgi festzusetzen. Bis dahin kann ich das Nöthige ohne großen Anstand erspart haben. Ich werde S. die Kanzleikosten überlassen, dafür kann er mir meine Berichte abschreiben, eine Arbeit, die ihn nicht drücken wird, und wenn ich auf Urlaub gehe, überlasse ich ihm die Siegel, und bin dann so lange abwesend, als ich kann, so ist ihm und mir geholfen.

Ich will von Aussee nichts von Wäsche oder Küchengeräthe, das hingekommen ist, wieder zurück kommen lassen und werde mich hier schon nach und nach nach meinem Geschmacke einrichten, daß es allerliebst seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus der Normandie, Februar.

The Sheriff of Midlothian. — Ein englischer Ball in Frankreich. — Gegenball im Stadthaus auf Gräbern, Monstrecotillon. — Präfektursoirée. — Die Engländerinnen und ihre Musik. — Schnee und Eis.

Unsere englische Colonie, deren zu erwähnen ich schon Gelegenheit fand, hat diesen Winter mehr als gewöhnlich von sich reden gemacht. Nachdem sie lange in einer insularischen Unabhängigkeit gelebt und ihre Tanzkränzchen und Liebhabertheater, in angelsächsischer Abgeschlossenheit und unbekümmert um das Geräusch der officiellen Welt, cultivirt hatte, ist plötzlich ein Verbindungsweg zwischen ihr und dieser letzteren aufgethan worden, und beide haben sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, so doch zu ihrem großen gegenseitigen Vortheil, social amalgamirt. Der Grund dieser Allianz, welche über das Gebiet der Politik in das des geselligen Lebens hinausgreift, ist folgender.

Vor einigen Monaten kam in Caen ein stattlicher, ältlicher Herr von breitschultriger Athletengestalt an, dem man, trotz seines gewaltigen, zweizipfeligen, graublonden Bartes, den transkanalischen Ursprung sogleich ansah. Derselbe besuchte den Präfekten und die sonstigen Autoritäten, so wie die fashionabeln unter seinen Landsleuten, kneipte die jüngeren Ladies bei passenden Gelegenheiten in die Wangen und galt alsbald für einen merry and nice old fellow. Nun erstaunte der gelehrtere, oder mit englischen Familien befreundete Theil der schönen Welt unserer Stadt nicht wenig, als man eines Tages große lithographirte Einladungskarten (die Einladungen werden nicht mehr auf Postpapier, sondern auf weißem Pappendeckel gemacht) folgenden Inhalts erhielt: „The Sheriff of Midlothian prie respectueusement M. et Mme ***, de lui faire l'honneur de venir passer la soirée qu'il donnera Mercredi le ** au foyer du théâtre." Dabei war bemerkt, der Sheriff werde eine Vorlesung über „Shakespeare and ourselves" halten, und après on dansera. Die Bestürzung war nicht gering, denn in den Annalen einer Provinzialstadt ist eine solche, wie vom Himmel fallende Einladung unerhört, und bei gänzlichem Mangel ähnlicher Vorkommnisse und der entsprechenden Verhaltungsmaßregeln lief man Gefahr, sich sowohl durch Annahme als durch Ablehnen lächerlich zu machen. Die Damen steckten die Crinolinen zusammen, man berathschlagte sich nicht ohne Leidenschaft, und endlich beschloß man d'aller aux renseignements, d. h. unter der Hand zu erfahren, wie es „die andern" machen würden, so wie wer denn der mysteriöse Gastgeber ohne Namen eigentlich sey. Was ist ein Sheriff? Was ist Midlothian? Was werden wir anziehen? Diese drei Fragen bewegten alle weiblichen Herzen. Auf die erste Frage antworteten die Kundigen: „un sheriff c'est un magistrat;" damit war man zufrieden und beschloß, sich im Foyer einzufinden. Midlothian, hieß es, ist in einem Romane Walter Scotts und sonst auch in Schottland gelegen. Und was endlich die Toilette anging, so entschied man sich dahin, sich, wie immer, möglichst herauszuputzen und insbesondere „auszuschneiden," letzteres nach der altbekannten Maxime: „Moins on est habillée, plus on est habillée." An dem wichtigen Abend nun war gegen neun Uhr der große und schöne Theatersaal zum Ersticken voll von Engländern und Engländerinnen einer-, andererseits von einem gewählten Lokalpublikum, unter welchem der Präfekt, der General und der Rektor hervorstachen. Man ließ sich, wie in einem Concerte, so viel als möglich auf Stühlen nieder, und als alles bereit war, bestieg der Sheriff eine ungeheure Tribüne, welche an einem Ende des Saals für die Musik hergerichtet und mit den französischen und englischen Farben verziert war. Eine Broschüre in der Hand begann er, mit einer Grabesstimme und in breitem schottischen Accent, etwas über den großen Mann aus Stratford am Avon vorzulesen. So weit er verständlich, war der Sinn der Rede der, daß Shakespeare ein außerordentliches Genie von der ungemeinsten Welt- und Menschenkenntniß gewesen sey und der Photograph unseres Inneren genannt werden müsse; mit Einem Worte, der Sheriff wiederholte, was die Shakespeareomanie seit vielen Jahren auftischt, nur die Photographie war verhältnißmäßig neu. Uebrigens wurde, wie gesagt, nicht alles verständlich. Die wiederholten Ah! und Oh! der höchst entzückten, in diesem Punkte nicht zu blasirenden Landsleute des großen Mannes, das Zischeln der tödlich gelangweilten Französinnen, die unwillkürlichen Fußbewegungen der in die Ecken gedrückten Tanzbären und ähnliche Begebenheiten bewirkten, in ihrer Verbindung, ein summendes Geräusch, in dessen Wellen manche der finalen Baß- und Seufznoten des wackern Midlothianers ertranken. Der allgemeine Beifall, den er erntete, schien uns mehr den Schluß als den Inhalt seiner Rede zu betreffen, besonders als er in's Französische überging, um den Damen eine „ernstere Beschäftigung als die seitherige," nämlich das Tanzen, vorzuschlagen. Hiemit stieg der Sheriff von der Tribüne, auf welcher ihm die Musikanten folgten, und in die Arena selbst herab, aus welcher die Stühle nicht ohne einige Schwierigkeit verschwanden, um in Selbstperson in einer aus Ladies und Dames, jungen Gentlemen und alten Messieurs bestehenden Ehrenquadrille zu figuriren. Wie es scheint, ist man in Midlothian noch der guten alten Zeit getreu geblieben, in welcher man die „Française"

nicht *schritt*, sondern, je nachdem man es in der Tanzstunde erlernt hatte, *tanzte*. Denn so that der Sheriff. Weder verübte er die phantastischen Sprünge, welche der bal public mit dem Namen Cancan begrüßt, noch auch bummelte er behaglich einher, wie dieß der homme comme il faut im Salon nicht anders zu thun wagt, sondern er führte seine en avant deux, seine tours de mains, seine chasses, croises mit einer Vollständigkeit aus, wie sie den Zuschauern nur aus der Tanzstunde erinnerlich war. Bei dem großen, corpulenten und vollbärtigen alten Herrn machte dieß einen höchst erbaulichen Eindruck.

Nach der Ehrenquadrille verlief der Ball wie andere Bälle, nur daß die Tänze, bei der ungeheuern Ueberzahl der Betheiligten, ein beständiges, obwohl wechselvolles Bild des Raubes der Sabinerinnen darzustellen schienen. Eine andere Folge der Ueberfüllung des Raums war die große Erhitzung der Luft, welche alsbald begann sich an den stark durchkälteten Steinsäulen rund um den Saal niederzuschlagen und von da als eine förmliche Fluth auf die Rücken der an den Wänden befindlichen Mütter, so wie auf den Fußboden hinab zu strömen. Trotzdem gelang die Allianz der beiden eifersüchtigen Nationen auf's Beste, und der Völkerbund erschien um so vollständiger, als auch Deutschland durch mehrere seiner Bürger und Bürgerinnen und das Land der Kastanien durch eine gluthblickende Spanierin von großer Formenfülle vertreten war. Ein reichlich besetztes Büffet, bei welchem sich der englisch-französische Bund in der Nachbarschaft von Sherry und Champagner symbolisirte, erhöhte die Heiterkeit, welche aber erst mit Mitternacht ihren Gipfelpunkt erreichen sollte. Mit dem Schlage der Geisterstunde erklomm nämlich der Midlothianer von neuem die Tribüne und hielt in gebrochenem Französisch ungefähr folgende Rede: „Als ich noch ein kleiner Junge war, sprach man mir viel von der tödtlichen Feindschaft, welche die Engländer und die Franzosen entzweie. Ich kann mich nicht überzeugt halten, daß diese Feindschaft noch fortbestehe, denn sonst wären wir nicht so vergnügt beisammen. Allerdings stehen wir hier auf dem Boden, von welchem vor achthundert Jahren ein gewaltiger Mann auszog, um mein Vaterland zu unterjochen, aber ich suche dieß der Normandie zu vergelten, indem ich ihre Herzen zu gewinnen strebe. Auch erinnere ich mich an die Worte des Kaisers: „l'Empire c'est la paix!“ Als Kaiser des heutigen Abends wiederhole ich diese Worte, indem ich zu allgemeiner Gemüthlichkeit auffordere; dieß um so mehr, als wir ganz kürzlich durch eine freudige Nachricht von zu Hause überrascht worden sind, welche uns meldet, daß die Prinzessin von Wales dem Lande einen Prinzen geschenkt hat. Es lebe dieser Prinz, auf dessen Gesundheit ich jetzt trinken und die Nationalhymne spielen lassen werde!“ Allgemeiner Jubel, die Engländer stimmen mit der Musik ihr God save the Queen an, dann wird weiter getanzt, und zwar, unerhörter Weise, bis gegen Morgen, während ein anständiger Ball in der Provinz nie länger als bis zwei Uhr Morgens zu währen pflegt.

Seit jenem Abend war der Sheriff der Held und Löwe des Tages und wurde wie eine Merkwürdigkeit oder wie eine Erfrischung in allen Soiréen der Stadt herumgereicht. In den großen tanzte er, in den kleinen las er aus Shakespeare und aus Byron vor, aber der Glanzpunkt seines Daseyns war damit noch nicht erreicht. Die französische Eitelkeit ist, den Engländern gegenüber, sehr empfindlich, und so hatten sich denn bald die jungen Herrn aus der Stadt zusammengethan, um, auf gemeinschaftliche Kosten, ihre Revanche zu nehmen und dem Sheriff und den Honoratioren einen Ball zu geben. Derselbe ging in dem großen Prunksaal des Stadthauses vor sich, welcher, ursprünglich eine Kapelle im schönsten Renaissancestyl, neben seiner blendenden Pracht die angenehme Gewißheit bietet, daß man auf Gräbern und auf Todten tanzt. Indessen fand es keiner der letzteren gerathen, sich in das bunte Getümmel heraufzuwagen. Was sollte auch ein Gespenst der Nacht in seinem dürftigen Linnengewand vorstellen zwischen diesen blauen, weißen, rothen, gelben, grünen Wogen von Spitzen, Atlas, Seide, Tülle, Gaze und Sammt, zwischen diesen Diamanten, Perlen und Blumenbeeten auf hellen und dunkeln Locken mit den blendenden Rücken, Schultern, Busen und Armen darunter, zwischen diesen goldklingenden Spieltischen, dunkelrothen Sammtpolstern und vergoldeten, gasflammenden Candelabern, vor diesen Strömen von Punsch, Sorbet, Bordeaux und Champagner, vor diesen Bergen von Pasteten, Sandwiches und Zuckerwerk? Mit lachendem Munde hörten die Schönen von den stillen Leuten da unten reden. Was ist *ihnen* Stoffwechsel, wenn nur die Tänze und die Tänzer wechseln? Ihr trinkt, was Blut, ihr eßt, was Fleisch war, wie euer Blut und euer Fleisch! Einerlei! die Perlen des Champagners netzen die Perlen ihrer Zähne und ihres Geschmeides; die zuckerdurchgossene Kastanie labt ihren Gaumen. Eine neue Quadrille beginnt: es sind die angebeteten Lanciers mit den tiefen Reverenzen, bei welchen sich die Engländerinnen einige Sekunden lang fast auf die Erde setzen; da habe noch Einer den Muth, nach Yoriks Gemüsegarten zu fragen! Aber was wischen die schwarzen Gestalten dort an der weißen Marmorwand? Hätte sich doch Einer oder der Andere von da unten heraufgearbeitet? Oder hat sich ein Mene Tekel Upharsin gezeigt, das den Belsazaraugen des heitern Festes verborgen werden muß? Muth gefaßt und näher getreten! Es sind die Aufwärter, welche mit großen Schwämmen den Niederschlag der heißen Luft aufnehmen, damit nicht eine abermalige Sündfluth die weiten Schleppen und weißen Atlasschuhe verderbe.

Den prachtvollen Ball beschloß ein zweistündiger Monstrecotillon mit allen nur erdenklichen Zierrathen von Bändern, Schleifen, Sträußen, Fahnen, Würfeln und Masken. Die Herrn mußten, wie Kunstreiter, durch Reife springen, welche mit buntem Papier überklebt waren; die Damen erhielten kleine Festgeschenke, die sich in künstlichen Orangen versteckt hatten. Die gelungenste Tour aber war die der Groteskmaske. Man bringt etwas wie einen kolossalen,

inwendig hohlen Puppenkopf herbei mit dem glühendrothen Gesicht und den blendendweißen Haaren eines alten, dem Bacchus huldigenden Herrn. Eine Dame stellt sich damit in die Mitte eines Ringelreihen von Tänzern, welche ihr den Rücken zukehren. Plötzlich stülpt sie einem derselben das Riesenhaupt von hinten über und der also Geblendete, eine höchst wunderliche Erscheinung, muß mit ihr tanzen. Die allgemeine Heiterkeit, welche dieses Schauspiel hervorrief, erreichte ihren Gipfel, als Eine der Schönen den guten Einfall hatte, jenen Kopf dem von ihr Begünstigten verkehrt aufzusetzen, der nun, mit dem Gesichte nach hinten, wie ein vom Teufel gepackter wilder Tanzjäger durch den Saal walzen mußte. Ein allgemeines, hals- und beingefährliches Steeplechase beschloß diesen Cotillon. Abermals hatte die staunende Provinz einen Ball erlebt, der bis sechs Uhr Morgens dauerte; aber man mußte auch sagen, die Jugend von Caen sey dem Alten von Midlothian nichts schuldig geblieben.

Die alte französische Heiterkeit, welche seit 1848 in der sogenannten guten Gesellschaft mehr und mehr ausgestorben war, scheint sich wieder regen zu wollen. Die steife Toiletten- und Busenausstellung, welche seither das Wesen der geselligen Vereinigungen ausmachte, wird nachgerade so übermäßig langweilig, daß eine starke Reaktion im Sinne ungenirter Lustigkeit eintritt. Um dieses Verlangen zu begreifen und gerechtfertigt zu finden, braucht man nur einer der offiziellen Präfektursoiréen, wie sie den Winter hindurch in jeder Departementshauptstadt allwöchentlich stattfinden, anzuwohnen, besonders wenn dort aus irgend einem Grunde nicht getanzt wird. In dichten Massen von kostbaren Stoffen aller Art, hoch frisirt und tief ausgeschnitten, sitzen ein gutes Hundert Damen aufeinander, in Toiletten, für welche man im Deutschen keinen Ausdruck hat, die aber das lateinisch-griechisch-französische Wort mirobolant als das über das Wunderbare noch hinausgehende treffend bezeichnet. Ihr Abend geht dahin unter Genuß von Mandelmilch und Himbeersaft, von Eis und Limonade, von Chokolade und Kaffee, und

Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort,

wobei übrigens das Beiwort gut ausfallen kann, ohne eine Lücke zurückzulassen. Von dem Nächsten und besonders von der Nächsten wird da nicht immer mit derjenigen Liebe gesprochen, welche die heilige Schrift empfiehlt, und der Einfuhr von Süßigkeiten entspricht mehr als hinreichend eine Ausfuhr von scharfen und bittern Artikeln. Von den Herrn setzen sich einige zum Whist, andere riskiren, mit mehr oder weniger Gemüthsruhe, ihre nicht immer zahlreichen Goldstücke im Ecarté, die große Masse aber steht zusammengeknäult mehrere Stunden lang in denjenigen Saaltheilen, in welchen die Damen nicht sitzen, und erwartet mit Sehnsucht den Augenblick, wo die Gattinnen, Töchter oder sonstigen Gebieterinnen an den Aufbruch zu denken geruhen werden. Gegen solche Vorgänge kann sich selbst ein unschuldiges Kindergemüth empören, und der schrecklichste der Schrecken, die Langeweile, muß endlich diesen Zuständen ein Ende setzen. Man muß zugestehen, daß hier zu Lande die englische Colonie, seit ihrer näheren Verbindung mit der französischen Gesellschaft, wohlthätig auf die letztere eingewirkt hat. Wenn im Allgemeinen der Franzose für lebhaft und umgänglich, der Engländer für hochnasig und zurückhaltend gilt, so findet in diesem besondern Falle das gerade Gegentheil statt. Zwanglose Einfachheit ist die kostbare Eigenschaft der hier wohnhaften älteren und jüngeren Ladies. Die jungen Frauen sind bescheidener, die jungen Mädchen emancipirter als bei ihren Nachbarn, die alles auf eine Verehrung des schönen Geschlechts am unrechten Orte hinauslaufen lassen. Weniger Putz und mehr Bildung, weniger Koketterie und mehr Wohlwollen, das sind die vortheilhaften Auszeichnungen der Engländerinnen. Die Kenntniß des Deutschen wie des Schlittschuhlaufens ist bei den meisten dieser jungen Damen einheimisch. Nur in Einem Punkte stören sie die Gemüthlichkeit, dann nämlich, wenn sie Musik machen. Da sind sie zuweilen artige, zuweilen verstimmte Spielbosen, und weiter nichts. Das Spaßige dabei ist, daß die Nummern ihrer musikalischen Abende nach den dabei betheiligten Familien gereiht sind. Es sind patriarchalische Concerte, es ist Musik, wie sie die Erzväter ihrer Zeit im Kreise ihrer Angehörigen machen mochten. Die Mutter am Clavier, rechts eine bildschöne Tochter mit wenig Stimme, links ein hanswurstartiger Gatte mit einem Brummbaß, beide ein Duett ausführend — das ist ein rührendes, reizendes Bild, welches den Augen mehr als den Ohren schmeichelt. Trotzdem sind ihre Soiréen wenigstens eben so amüsant als die französischen. In letzteren rümpft man freilich die Nase über das entschiedene Auftreten der Misses, welche sich mit jungen Herrn auf der Promenade zeigen, auf den Bällen die Rundtänze mitmachen, und gar ganz allein ausgehen, d. h. sich in allen Stücken so betragen, wie die Französinnen — so bald sie verheirathet sind. Nach deutschen Begriffen gibt man natürlich der Emancipation des jungen Mädchens den Vorzug vor der der jungen Frau. Wir sehen die erstere lieber auf dem Eis des Ornekanals als die letztere auf andern glatten Bahnen, welche man ohne Schlittschuhe betritt. Gelegentlich dessen sey hier bemerkt, daß auch der sonst so sanfte normannische Winter seine bösen Stunden und Tage haben kann, an welchen es, freilich zum Erstaunen der Bewohner des Landes, friert und schneit, wie nur irgendwo. Wenn man aber bedenkt, daß dießmal zum erstenmal seit vier Jahren der Schnee mehrere Tage lang liegen geblieben ist, so hat man schwerlich ein Recht zur Klage.

A. B.

Paris, Februar.

Fastnacht. — Fastenpredigten.

Mit der Fastnacht ist es aus hier zu Lande. Man baut Kirchen, man stellt Pfarrer und Priester an in Menge, aber den Glauben weckt man nicht von den Todten, und ohne den Glauben, was bedeutet die Fastnacht? Nach altem Herkommen drängt sich die Menge auf den Boulevards in Erwartung der Maskenzüge, aber sie wollen nicht erscheinen. Höchstens benutzen industrielle Anstalten die Gelegenheit zu einer Reclame. Einige Commis setzen sich zusammen in einen Wagen, im Paletot, mit einer papierenen Nase; aus ihrer Mitte ragt eine Fahne, darauf prangt die Firma des Hauses in großen Lettern. Der Wagen fährt eine Stunde lang hin und her, und der Spaß ist aus. Die Fastnacht hat keinen Sinn mehr; man tanzt durch die Fasten, und selbst am grünen Donnerstag. Die Fasten werden höchstens noch von Leuten eingehalten, die sich an den Freuden des Faschings nicht betheiligen. Wenn man ehemals schwelgte drei Tage lang und sich zur guten Letzt noch satt fraß, so läßt sich das erklären, wo nicht entschuldigen: man bereitete sich auf eine lange Abstinenzzeit vor, wo es bei Todesstrafe verboten war, Fleisch zu essen. Dieses drakonische Gesetz, das von Karl dem Großen herrührte, bestätigte Heinrich IV., der Hugenottenkönig, wie man ihn nannte; und selbst im achtzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Philosophen, zu Voltaires Zeiten, ließ der lieutenant de police (jetzt Polizeipräfekt) Wildpret und Geflügel bei einer Marquise von Beaufremont in Beschlag nehmen, 69 Stück Hühner, 11 Paar Tauben, ferner Hasen, Fasanen, Rebhühner, nicht weil sie vorschrittswidrig Fleisch esse, sondern weil ihr Gesinde in's Geheim Handel damit treibe. Das Hotel Dieu hatte damals ausschließlich das Vorrecht, Fleischwaaren zu verkaufen vom Aschermittwoch bis Ostersonntag.

In Notredame werden dieses Jahr die Fasten glänzend gefeiert: die heiligen Reliquien, die man sonst nur in der Charwoche den Gläubigen vorzeigte, sind während dieser ganzen vierzigtägigen Periode täglich zu sehen, nämlich die Dornenkrone, ein Nagel und ein Stück vom Kreuze Christi. Bekanntlich wurden diese Reliquien durch Ludwig IX., den die Franzosen Saint Louis nennen, den Venetianern abgekauft, denen sie von einem griechischen Kaiser verpfändet worden. Auch dieses Jahr hält Pater Felix seine Conferenzen wieder in Notredame, und diese werden wohl eine größere Anziehungskraft auf das gebildete Publikum ausüben, als die Reliquien. Der allberühmte Kanzelredner besitzt ein bedeutendes Talent; dem Inhalte und der Form nach weichen seine Vorträge entschieden von der gewöhnlichen Predigt (sermon) ab. Es ist im Grunde christliche Philosophie im glänzenden Schmucke der Rhetorik. Oft geräth der Redner an die Grenze des Rationalismus, an welcher seine Dialektik indeß behende vorbei streift, ohne sie zu berühren. Sein Streben geht überhaupt darauf hinaus, den Verstand mit dem Wunder zu versöhnen, und es scheint ihm zu gelingen, denn ein zahlreiches Auditorium, in welchem die höchsten wie die niedern Stände vertreten sind, drängt sich stets um die Kanzel des beredten Jesuiten.

Zwei bedeutende Namen fehlen dieses Jahr im Verzeichniß der vom Erzbischof bezeichneten Fastenprediger: Abbé Gratry, der gefährlichste Nebenbuhler des Pater Felix, und Abbé Freppel. Aus diesem Verzeichniß geht hervor, daß Paris gegenwärtig 62 Kirchen besitzt. Außerdem läßt die Stadt Paris noch ein großes monumentales Gotteshaus bauen im vierzehnten Arrondissement, an einer Stelle, die unter dem Namen les quatre chemins bekannt ist. Die Landstraße nach Orleans stößt hier mit den Avenuen von Châtillon, du Maine und Montrouge zusammen. Das Gebäude wird 255 Fuß lang und 140 Fuß breit werden, mit einem 162 Fuß hohen Thurme. Das Innere zerfällt in drei Schiffe, die mit einer Kapelle im Halbkreise endigen. Die Kosten sind auf 2,280,000 Franken veranschlagt. Das ist alles gut und schön, aber so oft ich von einem neu zu errichtenden Gotteshause höre, fällt mir eine Aeußerung Abdel-Kaders ein. Nachdem man ihm die Herrlichkeiten der Hauptstadt gezeigt, fragte man ihn, was ihm besonders aufgefallen sey. „Daß man hier," lautete die Antwort, „so prächtige Tempel baut und daß sie niemand besucht." Eines der merkwürdigsten Gebäude hatte der Emir damals noch nicht gesehen, denn es war noch im Entstehen. Es ist übrigens ein gewöhnliches bürgerliches Haus und zeichnet sich bloß dadurch aus, daß Ein Mann es ganz allein gebaut hat.

Im Stadtviertel, genannt de la Monnaie, so erzählt die Legende, wohnte ein Handschuhmacher; dieser setzte sich vor siebzehn Jahren in den Kopf, ein ganzes Haus ganz allein herzustellen. Zuerst ließ er sich ein Stück Mauer aufführen, setzte sich dazu und sah, wie der Maurer dabei zu Werke ging. Als die Mauer fertig war, ließ er sie niederreißen und führte das übrige Mauerwerk selbst auf. Dann ward er Schreiner, Schlosser, Glaser — kurz, er führte das Gebäude auf und versah es mit Thüren, Fenstern und Fußböden. Und gegenwärtig, so lautet die Sage, sucht er sich die Tapeten aus. Das fünfstockige Haus steht zu Montrouge. Die Sage ist hier im Munde aller Architekten, Bauunternehmer, Schreiner und Zimmerleute, wird aber nicht verbürgt. Sie klingt allerdings etwas abenteuerlich, um so mehr, da der Mann nicht mit Namen genannt wird; indeß werde ich mich bei Sachverständigen näher darnach erkundigen.

Da man nicht wohl über Paris schreiben kann, ohne das Theater zu erwähnen, so bemerke ich am Schlusse, daß in der Gaîté ein neues Drama: „La maison du baigneur,“ von Auguste Maquet, dem ehemaligen Mitarbeiter des älteren Dumas, Glück macht. Das Sujet ist einem Roman Maquets entlehnt, der unter demselben Titel bekannt geworden ist. Die Scenerie ist prachtvoll.

Genf, Februar.

Das fünfzigjährige Jubelfest der Wiederherstellung der Republik.

Die Jahre folgen sich, aber sie gleichen sich nicht immer. Während im neuen Jahr 1864 die Weltgeschichte wieder in lebendigen Fluß kommen zu wollen scheint, könnte man das verflossene das Jubeljahr der großen historischen Erinnerungen nennen. Es war vielleicht die beste Vorbereitung für die Ereignisse, die heute noch der Schleier der Zukunft verbirgt, daß dem deutschen Volke die größte Lehre seiner neueren Geschichte in der Leipziger Schlachtfeier in frisch belebtem Bilde vor die Seele trat, und daß Holland in seinem Novemberfest sich zu einer patriotischen Begeisterung zusammenfaßte, die der Welt zeigte, daß in dem phlegmatisch berechnenden Geiste der Mynheers neben Soll und Haben, Käsebereitung und Häringshandel auch noch höhere Ideen Wurzeln treiben können. Am Jahresschluß sah endlich auch noch der westlichste Vorposten der schweizerischen Eidgenossenschaft, die altberühmte Republik Genf, eine große nationale Manifestation in ihren Mauern vor sich gehen, welche die Trias der großen Feste, womit drei Völker die vor fünfzig Jahren vollzogene Wiedergeburt ihrer politischen Selbstständigkeit feierten, vollzählig machte.

Die letzten Tage des Jahres 1813 bezeichnen in der That auch für diese Metropole der lemanischen Ufergelände eine Periode, deren sich die Nachkommen noch nach Jahrhunderten zu erinnern guten Grund haben. Fünfzehn Jahre hatte Genf das Joch der Fremdherrschaft getragen, uralte Institutionen, eine durch drei Jahrhunderte bewahrte Freiheit waren dem Centralisationssystem des neuen Cäsarenreichs bis auf die unantastbaren Erinnerungen und die stillen Hoffnungen der Patrioten erlegen. Nur diese zähe, eigenartige Volksthümlichkeit, die auch dem Wechsel der politischen Staatsform Trotz zu bieten wußte, gab eine Gewähr für bessere Tage, welche freilich ohne fremde Hülfe schwerlich gekommen wären. Warum aber Genf seine Unabhängigkeit verloren hatte, dafür finden sich in seiner Geschichte des vorigen Jahrhunderts Gründe genug. Erscheinen die Genfer Staatsumwälzungen dieses Zeitraums in mehr als Einem Punkt, und namentlich auch in der Stellung der Parteien, als das Vorbild der großen Ereignisse, die sich von 1789 an in Frankreich vollzogen, so ist damit gewissermaßen auch schon die nothwendige Rückwirkung dieser auf einen schon geographisch ihrem Einfluß so nahe gelegenen kleinen Staat angedeutet. Von 1794 an bietet die Genfer Geschichte so zu sagen nur die carrikirte Copie der französischen. Von dem Clubwesen und dem Schreckenssystem, in welchem sich die Genfer Duodezrobespierres und Liliputdantons gefielen, bis zur französischen Annexion war nur ein Schritt. Die Gewandtheit der französischen Agenten und vor allen des berüchtigten Residenten Desportes ebnete die Bahn um so leichter, als die Republik selbst in ihrem Schooße manche Freunde einer solchen Wendung der Dinge zählte.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Katastrophe. Der Gedanke der Incorporation Genfs in Frankreich, erzählt Gaullieur in seinem Geschichtswerk, * blieb, obgleich im Jahr 1795 eine Versöhnung der Parteien scheinbar stattgefunden hatte, noch immer lebendig bei einigen Genfern, zu welchen besonders mehrere Männer gehörten, die, wie Jacques Granus, mit den alten Traditionen unheilbar gebrochen hatten. Das französische Direktorium hatte diese Idee gierig ergriffen, und sein Vertreter in Genf, der Resident Felix Desportes, war ihr eifriger Agent. Um die Republik zu zwingen, wurde eine Reihe vexatorischer Maßregeln gegen sie ergriffen, und unter anderem um die Grenzen ein starker Cordon von Truppen und Douaniers gezogen. Desportes gab dieser Politik den richtigen Ausdruck, wenn er einst äußerte: „Laissez faire, l'estomac commandera bientôt à la tête.“ Es war dieselbe Politik, die auch einst die Herzoge von Savoyen gegen den kleinen, in ihren Ländern fast enclavirten Freistaat geübt hatten; dieselbe Maßregelung, von deren möglichen Anwendung auch 1860 einige französische Blätter andeutungsweise sprachen. Als der Resident endlich das Volk mürbe gemacht

---

* E. H. Gaullieur, Genève depuis la constitution de cette ville en république jusqu'à nos jours. Genève, 1856.

zu haben glaubte, richtete er die Aufforderung an die gesetzgebende Versammlung, sich im Sinn der Vereinigung mit Frankreich auszusprechen. Allein sowohl diese Versammlung, der sogenannte legislative Rath, wie der Generalrath widerstanden dem Ansinnen. Leider war dieses letzte patriotische Aufraffen, wie unser Gewährsmann sagt, der Kampf des irdenen Topfes gegen den eisernen. Desportes suchte nun zunächst nach einem Vorwand zu direkten Gewaltmaßregeln; auch dieser war bald gefunden. Das von den französischen Agenten in Umlauf gesetzte Gerücht von einer Verschwörung gegen die „Freunde Frankreichs" mußte den Scheingrund abgeben, daß plötzlich, am 15. April 1798, drei französische Truppenabtheilungen durch die verschiedenen Stadtthore gleichzeitig einrückten, auf allen Plätzen Kanonen auffuhren, das Stadthaus einschlossen und eine allgemeine Entwaffnung vornahmen. Nun erst sandte der Resident den Syndicis eine Note, worin er Anzeige von jener angeblichen Verschwörung machte. Was konnten mitten in einer ohne Kriegserklärung und Krieg eroberten Stadt die Vertreter des Genfer Volks machen? Sie versammelten sich und hielten eine tumultuarische Berathung. Die Minderheit protestirte gegen die Gewaltthat und erklärte, nur dieser zu weichen; die Mehrheit unterhandelte wegen der Unterwerfungsbedingungen. Am folgenden Tag hatte Felix Desportes die trübselige Genugthuung, dem französischen Direktorium die Vereinigung Genfs mit der großen Republik als vollendete Thatsache melden zu können. Mit jener leichten Behandlung der Wahrheit, die den französischen Agenten von damals so geläufig war, wie den heutigen Moniteurberichten über Savoyen oder Mexiko, fügte er hinzu, die Annexion sey mit Einstimmigkeit und unter allgemeiner Freude beschlossen worden. Genf wurde die Hauptstadt des neugebildeten Lemandepartements, um das „protestantische Rom" dafür zu entschädigen, daß es aus der Reihe der selbstständigen Staaten gestrichen war.

Am 13. Juni 1798 fand die Einsetzung der französischen Behörden statt. Der Vereinigungsvertrag datirte vom 7. Floréal des Jahres VI der einen und untheilbaren Republik. In ihm befand sich ein Paragraph, der wenigstens nach einer Seite hin einen Schatten von Unabhängigkeit fortbestehen ließ; dieß war der fünfte, und er lautete: „Die Communalgüter sollen als volles Eigenthum den Genfern gehören, welche nach Gutdünken darüber verfügen können." Zwei Ausschüsse, genannt Société économique und Société de bienfaisance, hatten die Verwaltung dieses Gemeindevermögens zu leiten. Diese Behörden blieben und wurden immer mehr der Kern einer nationalen Richtung, welche die Hoffnung auf bessere Zeiten neu zu beleben suchte, und die Traditionen der alten Freiheit und Unabhängigkeit in ihrem Schooße pflegte. Andererseits gruppirten sich die nationalgesinnten Genfer mehr und mehr in kleineren geselligen Vereinen, wo man die heimische Sitte heilig hielt. So war das bekannte Escaladefest amtlich abgeschafft, aber der Abend des 11. December pflegte darum doch in jenen Vereinen und mehr noch im häuslichen Kreise die befreundeten Patrioten um den obligaten Escaladetruthahn zu versammeln, wo man im feurigen Rebensaft vom Leman die baldige Erfüllung der vaterländischen Hoffnungen leben ließ. Alle diese Regungen des alten Unabhängigkeitsbewußtseyns setzten dem Eingreifen der französischen Centralisationsideen einen starken Damm entgegen. Das Gouvernement hatte dieß sehr wohl erkannt und dachte auch später, um dieß schon hier zu bemerken, an die Unterdrückung jener geselligen Cirkel. Um die Unzufriedenheit zu steigern, hatte die Continentalsperre die Genfer Industrie schwer betroffen, der Uhrenhandel und die Bijouterie lagen gänzlich darnieder. Unter der arbeitenden Klasse griff der Nothstand immer weiter um sich; an sechstausend geschickte Arbeiter waren zum größten Theil brodlos.

Ein kleineres Ereigniß, welches ein interessantes Licht auf das Verhältniß Genfs zu Frankreich unter dem Consulat, wie auf die handelnden Personen wirft, erzählt de Candolle in seinen Denkwürdigkeiten.* Der junge Naturforscher war schon 1798 nach Paris übergesiedelt, um sich dort mit allem Eifer seinem Lieblingsstudium widmen und eine Lebensstellung gründen zu können, wozu ihm die damaligen Verhältnisse Genfs keine Gelegenheit zu bieten schienen. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten wurde er plötzlich durch eine amtliche Mission unterbrochen, die ihm eben aus dieser seiner Vaterstadt zukam. Doch lassen wir ihn selbst erzählen. „Ein unerwarteter Zwischenfall," berichtet er, „riß mich vierzehn Tage lang völlig aus meinem gewohnten Leben. Bonaparte, damals erster Consul, gab den Präfekten den Befehl, ihm je drei angesehene Personen aus den bezüglichen Departements zu senden, um die Wünsche der Bevölkerung kennen zu lernen, und wahrscheinlich hauptsächlich, um durch die Vermittlung jener Abgeordneten auf die öffentliche Meinung schlagend einzuwirken. Der Präfekt des Lemandepartements, welcher nicht Einen hervorragenden Genfer, der sich zu dieser Mission hätte hergeben wollen, finden konnte, bezeichnete mich, sie zu übernehmen. Ich sah zwei Gefährten bei mir anlangen, Fabri, der das Pays de Gex vertrat, und Bastian, als Repräsentant des savoyischen Theils des Departements. Sie brachten mir meinen Ernennungsbrief vom 11. Fructidor des Jahres VIII (September 1800), der mir die größte Ueberraschung bereitete. Es handelte sich darum, dem Fest des 1. Vendémiaire des Jahres IX (23. September 1800) beizuwohnen. Vom folgenden Morgen an machte ich mit ihnen Besuche bei allen Consuln und Ministern. Es war ein ganz neues Leben für mich, das mir ein großes Interesse der Neugierde bot; denn, ganz von meinen botanischen Arbeiten in Anspruch genommen, hatte ich von den Ceremonien der consularischen Regierung noch nichts gesehen."

---

* Mémoires et Souvenirs de Augustin Pyramus de Candolle. Publiés par son fils. Genève et Paris 1862.

„Wir wurden aufgefordert, die Wünsche unseres Departements vorzutragen. Die hauptsächlichste Bitte, welche wir auf Veranlassung Bastians stellten, ging dahin, daß auf der Liste der Emigrirten die Savoyarden gestrichen werden möchten, welche sich diese Strafe nur dadurch zugezogen hatten, daß sie, wie es die Ehre gebieterisch verlangte, der Fahne des Königs von Sardinien treu geblieben waren. Wir zählten etwa 120 dieser Kategorie auf. Man verlangte ein besonderes Gesuch für jeden einzelnen. Eines Morgens brachten wir diesen ganzen Pack von Bittschriften zu Fouché, dem damaligen Polizeiminister. Ich meine ihn noch heute zu sehen mit seinem bleichen Gesicht, in schmutzigem Schlafrock, wie er alle diese Petitionen, ohne sie zu lesen, unterzeichnete, dann von Zeit zu Zeit einhielt und zu uns sagte: „Geben Sie wohl Achtung, Sie bürgen mir mit Ihren Köpfen; denn in dem Zug, in dem ich da bin, könnten Sie mich am Ende auch die Ausstreichung des Grafen von Lille (so nannte man Ludwig XVIII.) oder des Grafen von Artois unterschreiben lassen." Was aber bei dieser Mission meine Neugierde vorzugsweise reizte, das war, daß ich den ersten Consul in der Nähe sehen sollte."

„Ich war wenig für ihn eingenommen. Als geborener Republikaner und Freund des Friedens sah ich mit Unruhe seine augenscheinlich monarchische und kriegerische Richtung. Doch ließ ich seinen überlegenen Talenten und dem Dienst, welchen er durch Vernichtung der Anarchie geleistet hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren. So befand ich mich also in einer günstigen Stimmung, um zu beobachten."

„Das erste mal, wo wir ihm vorgestellt wurden, ging die Sache en bloc im großen Saal der Tuilerien vor sich. Die dreihundert Abgeordneten der Departements waren versammelt; der erste Consul eilte durch den Saal und man stellte ihm jede Deputation vor. Als die Reihe an die des Leman kam, fragte er sogleich: „Welcher ist der Abgeordnete von Genf?" Bastian deutete auf mich. — „Nun," sagte der erste Consul, „ist Genf mit seiner Vereinigung mit Frankreich zufrieden?" — „Nein, General," erwiederte ich, „allein seit dem 18. Brumaire ist es weniger unzufrieden!" Diese etwas kecke Antwort enthielt die volle Wahrheit. Meine zwei Gefährten schienen sehr betroffen und sahen ganz so aus, als glaubten sie, ich habe eine große Unvorsichtigkeit begangen. Bonaparte dagegen schien es mir Dank zu wissen, daß ich ihm die Wahrheit gesagt, und war doch der zweite Theil meiner Phrase eine Artigkeit für ihn. „Aber," sagte er zu mir, „ohne die Vereinigung wären Sie der innern Zwistigkeiten nicht los geworden." — „Vielleicht, General, allein die Aussicht wäre uns geblieben, eine Nation zu seyn." — „Sie wären durch die Douanen zu Grunde gerichtet worden, statt daß diese jetzt zu Ihrem Nutzen sind." — „Das ist richtig, General, allein wir haben durch den Krieg mehrere Absatzwege verloren." Die Unterhaltung dauerte in diesem Ton fort, er hob die Vortheile, ich die Nachtheile der Vereinigung hervor. Er sagte: „Ich kenne Ihr Land sehr gut." (Er war 1797 dort gewesen, vor der Vereinigung Genfs mit Frankreich, und im Frühling 1800, zwei Jahre nach der Vereinigung, als er über den St. Bernhard gehen wollte. (Anmerkung des Herausgeb.) Der Consul schloß endlich mit schönen Versprechungen von Schutz und Wohlwollen für Genf."

„Einige Tage später wurden wir zum Diner beim ersten Consul eingeladen. Wir begaben uns zu diesem Zweck um fünf Uhr in einen kleinen Salon der Tuilerien. Madame Bonaparte empfing uns mit ihrer gewöhnlichen Anmuth und nach einigen Augenblicken trat der erste Consul mit lachender Miene ein. Er begrüßte uns in Masse — wir waren etwa zu dreißig — und stellte sich mit dem Rücken gegen ein Fenster gelehnt. „Nun, meine Herren," sagte er, „die Sachen gehen gut; mein Freund Paul hat so eben Beschlag auf die englischen Schiffe gelegt; ich erhalte die Nachricht diesen Morgen. Er liebt mich sehr, mein Freund Paul, er hat mein Bildniß auf seiner Tabaksdose; er liebt mich sehr und ich ziehe Nutzen daraus, weil er rasch vorwärts geht, mein Freund Paul, weil er rasch vorwärts geht." Und bei diesen Worten ließ er seine Tabaksdose aus einer Hand in die andere gleiten, gleichsam um die Art zu bezeichnen, wie der Kaiser von Rußland bald von den Engländern zu den Franzosen, bald umgekehrt sich wandte. Ich war sehr betroffen von der Unvorsichtigkeit solcher Aeußerungen, die eine Viertelstunde lang vor dreißig Personen fielen, die er nicht kannte und von welchen jede einzelne der russischen Gesandtschaft hätte Mittheilungen machen können. Der Rest des Tages bot wenig Interesse, das Diner war sehr kurz und nachher nahm der erste Consul mehrere Generale und seinen Bruder Joseph bei Seite."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. **11. März 1864.**

Seltsam durch einander gleiten
In der alten Reichsstadt Räumen
Junges Leben, alte Zeiten,
Mitzuleben, nachzuträumen.

Karl Mayer.

Eine Architekturstudie.

(Danzig.)

1.

Vor der Stadt und in der Vorstadt.

Man hört die Menschen sich oft und viel streiten über das äußere Wesen der Dinge; und zumeist da, wo wenig Verständniß ist für den Kern einer Sache, klammern sie sich an eine Zahlenreihe, ein Namenregister, und die leere Form wird der Allgemeinplatz ihres Urtheils.

Kürzlich war ich Zeuge einer Wette, ob der Straßburger Münster — Thurm oder Schiff, ward außer Acht gelassen — höher sey, als der St. Stephan in Wien, ob der Mailänder Dom mehr Flächeninhalt habe, als die Paulskirche und in welchem Größenverhältnisse eine egyptische Pyramide zu unsern bedeutendsten europäischen Baudenkmälern stehe. Die Sache schien wichtig genug; man stritt hin und her, und nach langen Discussionen war der Sieger nicht wenig stolz, aus irgend einem Reisebuche die von ihm angegebene Zahl als die richtige vorweisen zu können.

„Bin ich doch selbst dagewesen!" rief der Gewinnende im Gefühle seiner Ueberlegenheit, als wenn das Auge mit seiner Sehkraft, seiner wunderbaren Macht, die Seele durch schön Erschautes in harmonische Schwingungen zu versetzen, ein lebender Höhenmesser wäre, nur dazu da, Pariser Fuß in das Gedächtniß einzutragen, und die Länge und Breite der Dinge wie Schichtholzstöße dort aufzuklaftern, wo Andern ein Wald von Gedanken und Gefühlen wächst. Mich däucht, daß das Ansichtigwerden eines ächten Kunstwerks uns eher Zahlenverhältnisse verwischen als einprägen müsse; denn die Harmonie, durch die es wirken soll, liegt weder in der Höhe, noch in der Breite, sondern ist eben ein Auflösen von Dimensionen.

Da es der Zweck dieser Arbeit ist, von Bauwerken zu reden, so will ich in einer Anmerkung * —

* Der Thurm des Straßburger Münsters ist 436 Pariser Fuß hoch, der St. Stephan in Wien 435 Fuß. Der Flächeninhalt der Peterskirche beträgt 199,926 Pariser Quadratfuß, der Dom in Mailand mißt 110,808, St. Paul 102,620, die Sophienkirche 90,864, der Kölner Dom 69,400. Die höchste Pyramide von Ghizeh ist 450 Fuß hoch. Sie hat eine quadratische Grundfläche von etwa 700 Fuß. Die innere Länge der Marienkirche in Danzig beträgt 300 Fuß, die des Querschiffes 220 Fuß; das Mittelschiff ist 34 Fuß breit, die ganze Kirche 110 Fuß, die Höhe des Schiffes 90 Fuß, die des Thurmes 242 Fuß.

damit der Aufsatz auch jenen zu Nutzen komme, die den Werth nach Ellen schätzen — die höchsten Thürme und größten Kirchen gliederweise nach der Größe antreten lassen, wie zum Parademarsch. Die andern aber, welche sich des Vorzugs erfreuen, in den Schöpfungen der Architektur aller Zeiten das künstlerisch Würdevolle und Erhabene, wie die Bedeutung für den Geist der Geschichte zu erspähen, mögen mir gestatten, ihnen in diesem Sinne zu reden von den Denkmälern einer Stadt, die durch ihren imposanten Charakter wahrlich Nürnberg, Venedig und dem Vortrefflichsten, was wir im Bereiche der mittelalterlichen Baukunst aufzuweisen haben, an die Seite zu stellen ist. Ich meine **Danzig**. Wer aber reist gern nach dem Norden einer Perle wegen, während der Süden mit funkelnden Brillantkränzen lockt? Und gesetzt, die Perle wäre in weitesten Kreisen als eine ächte erkannt, fürchtet man nicht die Nähe Rußlands, Sibiriens, dessen kalte Winde in der Phantasie des Südländers hart an Danzigs östliche Thore heranwehen? — So wollen wir jene Thore schließen, und so lange es gehen mag, aller störenden Zugluft aus dem Osten vergessen.

Danzig ruht in den Armen der Höhen, am Gestade der Ostsee, wie ein Geschenk besserer Zonen an das baltische Meer. Demjenigen, welcher sich aus Südwest der alten Hansestadt nähert, winken vorerst aus blauer Ferne eine Reihe majestätischer Thürme, an deren Bauart schon die Kunstperioden der mittelalterlichen Blüthezeit zu unterscheiden sind. Unter den Denkmälern der strengsten Frühgothik, die im vierzehnten Jahrhundert während der Herrschaft des deutschen Ritterordens hier einen ergiebigen Boden fand, beherrscht der Thurm von St. Marien, der Kirche entsprechend in den colossalsten Verhältnissen aufgeführt, Stadt, Land und Meer. Wie aus Einem Gusse, trotzig und finster, schaut er in das Häuser- und Kirchengewirre unter sich, wo er nur noch wenige Altersgenossen findet. Ungeschmückte Strebepfeiler begleiten stützend seinen Riesenleib bis unter das kurze Doppeldach, auf dessen Scheitel eine Terrasse errichtet ist zur freien Umschau. Zwischen den Strebepfeilern ist durch mehrere Stockwerke in hochgeschwungenen Blendbogen eine doppelte Reihe zweifach getheilter gothischer Fenster gruppirt, über denen je eine runde Schallöffnung die Wandflächen belebt. Die Stockwerke sind durch Gesimsbänder getrennt, die immer da ansetzen, wo die Strebepfeiler sich verjüngen.

Schon durch diese einfache, klare Anlage gewinnen wir einen Einblick in die Construction jener Ziegelbauten, die zur Zeit des gothischen Styls in den norddeutschen Tieflanden überall eine rege künstlerische Bewegung verrathen. Wir vermissen freilich den achteckigen Aufsatz, die durchbrochene Pyramide und all das Geschmeide des Stab- und Maßwerks, der Kreuzblumen und Krabben, Fialen und Wimperge, mit denen der Gebirgsbewohner Deutschlands seine Steinthürme gliederte und zierte; aber wir werden auch das einfach Erhabene zu würdigen verstehen, wenn wir erst durch alle Theile harmonisch entwickelt dasselbe künstlerische Motiv sich entfalten sehen und uns dadurch das enthüllt wird, was auch den Menschen allein liebenswürdig und verständlich macht, ich meine den nach allen Richtungen hin sich gleichmäßig offenbarenden Charakter, welcher Sphäre er sich auch immer hinneigen mag.

Jenem westlichen Hauptthurme ist noch eine Saat kleinerer Begleiter zugesellt, die als Dachreiter und Giebelkrönungen eben so drohend und kühn von ihrer Höhe herabzuschauen sich bemühen wie ihr Vorbild. Ihr achteckiger Leib ist traillenförmig von Mauergliedern umsponnen und hinter zierlichen Giebeln schwingt sich der Riese * zu einem hohen Zeltdache empor. An dem Dachgesimse der Kirche aber läuft kriegerisch abwehrend ein Zinnenkranz, der sich über den Abschüssen des Chors wie der Querschiffe diademartig zu reich geschmückten Giebeln erhöht.

Nicht weit von diesem ernsten Denkmale vergangener Zeiten aber prangt in lustiger Verjüngung, zierlich aufspringend, wie eine Cascade, ein anderer Thurm, der des rechtstädtischen Rathhauses. Auf einem schlanken Unterbau, reich gegliedert durch Blendbogen und Gesimsbänder, an den Ecken erkerartig von vier vorspringenden Treppenthürmchen eingefaßt, erhebt sich der obere Theil in wunderlich phantastischen Formen zu hoher Anmuth. Erst krönt eine leichte Galerie das Bauwerk, aus deren Umfassung die Spitzen der Treppenthürme emporschießen, die in kleinerem Maßstabe bereits den glänzenden Mittelbau ankündigen. Dieser nun springt, wie im Anlaufe, sich in Luft und Licht zu lösen, von Glied zu Glied, von Absatz zu Absatz, bis seine bis auf das Aeußerste verjüngte goldene Spitze kaum sichtbar im Aether zu verschwimmen scheint. Feine Messingarbeit umspinnt die durchbrochene Thurmpyramide und trägt wie im Netze Baldachine, Tempel, Kuppelbauten übereinander gethürmt himmelan. So styl- und systemlos diese Art zu bauen auch erscheint und in Wahrheit ist, die Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Verfall der Gothik beschleunigte und welcher auch dieses Denkmal

* Ueber Eck gestellte Thürmchen als Schmuck an und auf Kirchen heißen Fialen. Ihr unterer Theil heißt der Leib, das schlanke Spitzdach derselben der Riese.

angehört, so verräth uns dieses Beispiel dennoch einen künstlerischen Geschmack, eine Harmonie der Verhältnisse, der wir selbst bei wunderlich entarteten Einzelformen unsere Anerkennung nicht werden versagen können.

Aehnlich diesen beiden hervorragendsten Bauten winkt dem sich Nahenden auf andern Kirchen, Thoren, ja Häusern eine Menge von Thürmen, die je nach der Zeit ihrer Entstehung sich mehr jener schlichten, strengen Weise von St. Marien, oder jener reichen, spielenden Formenbildung des Rathhausthurmes anschließen. Durchweg aber muthet uns ein Grundton, eine Stimmung an, die uns überall wieder entgegen klingt, so daß uns die Stadt nicht wie ein bauliches Potpourri, sondern wie eine architektonische Symphonie erscheint, in der wir durch alle Variationen ernster und heiterer Sätze Einen Charakter, mindestens die verwandte Tonart wieder zu erkennen vermögen.

Je näher wir den Thoren rücken, desto eiliger schieben sich die aus der dampfenden Stadt in den Glanz des Lichtes und der Luft hinausgehobenen Posten hinter Wälle, Mauern und Dächer zurück, um später, wenn wir unsere Wanderung durch die Stadt antreten, uns aus nächster Nähe sich einzeln darzustellen und unserem angeregten Interesse bei jeder Straßenbiegung neue Nahrung zu geben.

Wir wählen einen hellen, schönen Frühlingsmorgen, den Leser in die Straßen einzuführen. Der Jahreszeiten Wechsel hinterläßt nicht allein in der Landschaft Spuren, die unsern Naturgenuß bestimmen und den verschiedenen Regungen unseres Gemüths entsprechen; auch den Werken der Architektur prägen Sommer, Winter, Herbst und Frühling abweichende Typen auf. Anders erscheint die Stadt, wenn Dächer, Gesimse und Skulpturarbeiten, die in der mittelalterlichen Baukunst eine so wichtige Rolle spielen, durch Schneelager charaktervoll hervorgehoben sind und dem altersgrauen Gestein nur glänzendes Weiß zur Folie dient; anders, wenn der Frühling durch der Vorstädte freies Revier eindringt in das Herz der Stadt und seine grünen Boten durch alle Straßen pflanzt und windet.

So geschmückt finden wir einen freien Platz mit dem im Charakter der Vorstadt, den wir zuerst betreten, und von dem aus wir Straßen mit weiten Perspektiven sich in das Innere der Stadt verlieren sehen. Solcher Plätze hat Danzig nicht wenige, und so zufällig und planlos ihr Entstehen erscheint, so reizend stellen sie sich dem Auge desjenigen dar, der Sinn hat für „die Poesie der letzten Häuser."

Eine Seite umgibt zumeist der hohe, grüne Wall, der überall eng auf die Stadt aufschließt und von schattenden Laubgängen gekrönt ist. Schaaren von Spaziergängern brechen dort hervor, wo hinter massigen, doch reich sculpirten Thorfaçaden der Wall dem Auge entzogen ist, und schauen, hier gern verweilend, hinunter in das Gewirr der hochgiebeligen Häuser. Es ist, wie wenn an der Hintercoulisse eines Theaters ein munteres Corps von den Höhen herbeieilt, um sich in die Scenerie der Bühne zu mischen. Die andere Front pflegt eine jener gothischen Hallenkirchen zu begrenzen, die mit all der Zuthat von Thürmen, halbverfallenen Klostergebäuden und Ringmauern ein ungemein malerisches Ganze bilden. Eine dritte Umfassungslinie ist zuweilen nur durch einen Graben, eine Barrière angedeutet, über die hinweg das Auge entweder auf den mastreichen Strom schweift, oder durch Straßenperspektiven tief in das Herz der Stadt eindringt, bis im Hintergrunde eine neue Kirche erscheint und an dieser hinauf der Blick nach oben gleitet, dahin, wo über Giebeln und Dächern im weiten Bogen die schmucken Thürme Danzigs winken.

Diesen mannigfaltigen Aussichten gegenüber endlich erhebt sich auf der vierten Seite eine Façade moderner Gebäude im nüchternsten Styl der Jetztzeit, die man gelten lassen muß, etwa wie Hotels, Kellner, Engländer oder Führer in der Wildniß romantischer Bergpartien.

Auf den Plätzen geht es im übrigen einsam her und ungehindert sprießt das Grün der Gräser und Kräuter. Warttürme stehen hie und da, Ueberbleibsel alter Stadtbefestigungen, an deren Fuß sich die Kinder der Anwohnenden gern zum Spiele versammeln.

Heut nun, da ich den Leser einführe, hat noch kein heißer Sommertag die Unkräuter am Wege mit Staub überschüttet, keine Sichel den ersten Wuchs verkürzt, und breite Blätter, feine Grashalme, dichte Nesselfamilien und der gelben Maiblumen vorlaute Sippschaft drängen sich allerwärts vor, zwischen Steinen, unter Zäunen, an Hecken und Gräben. Der Stachelbeersträucher Wurzeln haften im verfallenden Mauerwerke und die schwankenden Aeste spielen mit ihren Schatten auf den sonnigen Wänden. Darüber aber ragen duftende Fliederbüsche und harmoniren in rührender Eintracht mit dem zerbröckelnden Gestein. Die Sonne zieht höher hinauf über den Wall. Leichte Morgenwinde locken das letzte Naß aus dem Grün und führen es kühlend um die Schläfen der Wandernden.

So gibt diese anmuthige Gegend schon einen Vorgeschmack dessen, was im Innern der Stadt zu erwarten ist. Altes und Junges, Vergangenes und Gegenwärtiges wechselt im traulichsten Durcheinander; jene Wälle und Wartthürme führen in lebendiger Schrift verklungene Sagen, vergessene Geschichte vor unsere

Seele und verloren unter all diesem Schmucke der sich ewig verjüngenden Natur, unter den ehrwürdigen Zeugen und Resten vergangener Menschenthätigkeit, ahnen wir den rauschenden Flügelschlag der Zeit.

Es besteht darin ein Hauptvorzug Danzigs, daß sich die einzelnen Bauten überall zum harmonischen Ganzen gruppiren, überall uns ein mittelalterlicher Hauch anweht, und wir in mehreren Stadttheilen so vollkommen von gothischem Gemäuer umgeben sind, daß uns nur liebliche Mädchen in Sammtkäppchen über den blonden Zöpfen aus den Fenstern zu grüßen, würdige Männer im Rathsherrnornat und Hellebardire im blanken Harnisch zu begegnen brauchten, um uns glauben zu machen, daß wir der Wirklichkeit entrückt und in einen Traum gewiegt seyen, der uns längst vergangene Tage darstellt. Andere Städte haben gemeiniglich nur einzelne bedeutende Baudenkmäler aufzuweisen und ihre übrigen Häuserreihen sind ein Complex nichtssagender architektonischer Formen, welche das Auge ermüden und das Herz kalt lassen.

Begeben wir uns nun in eine der Straßen, welche nach dem Innern der Stadt führen.

2.

Zur Charakteristik der Straßen.

Wir haben in der Profan- und Privatarchitektur Danzigs zwei Hauptepochen zu unterscheiden, die des gothischen Styls im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und die der germanischen Renaissance im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Es sey mir vergönnt, aus „Lübkes Geschichte der Architektur" einige Stellen zur Charakteristik jener Bauweisen anzuführen. Einestheils wird demjenigen, der sich für Baukunst interessirt, eine Probe von der vorzüglichen Darstellungsgabe dieses Schriftstellers gegeben; anderntheils dürfte es kaum möglich seyn, in kurzen Worten passender und schlagender das Wesen jener Style wiederzugeben, deren Erzeugnisse heut noch die nachhaltigste Wirkung auf den Beschauer üben.

Wir fühlen, wie die Gesetze der Schönheit und Harmonie im ruhigen, maßvollen Schritte die Reihen der Jahrhunderte durchschreiten, um unverändert durch Zeitalter und Geschlechter den Sinn des Menschen zu fesseln und zu begeistern; das Moderne, sammt all seinen Zweckmäßigkeits- und Luxusrücksichten vermag wenig gegen das größere, freiere Streben, in den Zwang der Formen geistige Bedeutung zu hauchen, und der göttliche Funke, der durch wahrhaft künstlerische Schöpfungen pulsirt, durchbricht die Menschenbrust und dringt an's Herz, zu welchen Zeiten und unter welchen Hüllen es auch immerhin geschlagen haben mag.

Hören wir also zuerst Lübke über die Privatarchitektur der gothischen Zeit; er spricht von den bürgerlichen Wohngebäuden.

„In der Regel legte man sie auf schmalem, aber tiefem Grundplane in dicht gedrängten Reihen an. Häufig haben sie in der Front eine Breite von nur drei Fenstern. Diese rückte man dicht zusammen, bildete sie hoch und breit, schied sie durch schmale Mauerpfeiler, und theilte die einzelnen durch Steinpfosten, so daß auf den beiden Ecken eine größere Mauerfläche sich bot.

„Wichtig ist besonders die Dachbildung. Weniger durch die Bedürfnisse, als vielmehr durch ein bestimmtes Stylgefühl ist die ungemein steile Ansteigung des Daches bedingt. Meistens bietet es nach der Straße seinen Giebel zur Schau, der dann oft in lebendiger, organischer Weise ausgebildet wird. Manchmal aber gab man dem Gebäude ein hohes Walmdach, dessen pyramidalisch zurückweichende Spitze man durch einen kräftigen Fries und Zinnenkranz zum Theil verdeckte, so daß der Bau dadurch den Schein eines horizontalen Abschlusses und zugleich einen burgähnlichen Charakter erhielt. Der stattliche Giebelbau ist häufig nur ein dekoratives Architekturstück, dessen Höhe die wirkliche Höhe weit überragt. Die Langseiten der größeren Gebäude, wenn sie nach der Straße zu ebenfalls sichtbar wurden, bekrönte man in der Regel mit einem oder mehreren giebelartigen Aufsätzen, hinter welchen man die Seitenflächen des hohen Daches verbarg. So bildeten die meist schmalen, hohen Häuser, dicht an einander gedrängt, eine Reihe selbstständig aufsteigender Architekturen, welche in ihrer Geschlossenheit und der durch die Giebel scharf hervorgehobenen Besonderheit ein sprechendes Bild der aus freien, mannhaften Bürgern bestehenden städtischen Gemeinden des Mittelalters gewähren. Im übrigen verfuhr man ziemlich frei in der Gestaltung des Aufbaues, je nach den Erfordernissen und örtlichen Bedingungen, ohne eine strenge Symmetrie als unerläßlich anzuerkennen. Vielmehr liegt gerade in einer gewissen Regellosigkeit ein hoher malerischer Reiz dieser Gebäude. Die Häuser hatten bei aller Schönheit des Aeußern nicht viel Luft und Licht, auch im Innern weder große Bequemlichkeit noch besondern Schmuck. Mit dem, was der Bürger zum Prunk aufwandte, wollte er zugleich nach außen repräsentiren, damit ein Strahl seines Glanzes auf die Vaterstadt zurück fiele. Es war einmal wieder eine jener Glanzepochen angebrochen, wo eine höhere künstlerische Ausbildung selbst bei den Werken

alltäglichen Nutzens und gemeiner Zweckmäßigkeit Bedürfniß war. *

„Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts drang hin und wieder ein Renaissanceanklang ein, der sich zuerst in naiver Verbindung mit der gothischen Weise mischte und einen eigenthümlichen Styl erzeugte, den man die germanische Renaissance nennen könnte. Sein Wesen besteht darin, daß im Grundrisse und Aufbau die gothischen Principien festgehalten werden, dieser Gliederbau jedoch mit einer antikisirenden Dekoration bekleidet wird. Die Form der Häuserfaçaden behält das schmale und schlanke Verhältniß, die hohen Giebel und steilen Dächer bei, und die römischen Gliederungen müssen sich in dieses Prokrustesbett hinein zwängen. Die Giebel bildete man oft mit Abtreppungen wie in gothischer Zeit und bekrönte diese dann statt der Fialen mit wunderlichen kegelförmigen Aufsätzen, Kugeln oder geschweiften Formen. Auch die Erker und ähnliche malerische Unregelmäßigkeiten der mittelalterlichen Façadenbildung behielt man bei, bekleidete sie jedoch mit modernen Formen, mit Pilastern und antiken Gesimsen, ließ sie auf Atlanten und dergleichen ruhen und schmückte sie mit reichen Skulpturen. Ueberhaupt ergibt sich bei dieser germanischen Renaissance ein eigenthümlicher Zauber aus der harmlosen Vermischung gothischer Grundformen mit modernen Details, wobei denn freilich beide Elemente einander oft zu seltsamen Concessionen zwingen.

„Fern von den Höfen," im Schooße der Städte, wird jener Styl bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein festgehalten, obwohl in seinen Formen eine größere Willkür, Ueberladung und Entartung, entsprechend der Sinnesweise des Barockstyls, überhand nimmt.

„Eine besonders brillante und mannigfaltige Entwicklung hat der Privatbau in Danzig erlebt. Man findet in den älteren Theilen der Stadt eine Menge reich geschmückter Façaden von durchaus mittelalterlichem Aufriß, aber mit antikisirenden Pilasterstellungen dekorirt. Das Innere ist durch malerische Treppenanlage, schöne Säle mit prächtig geschnitzten, oder in Holz ausgelegten und gemalten Decken anziehend. Es begegnet uns hier oft die pikante Verbindung von mittelalterlichen Netzgewölben mit toskanischen Säulen, Zahnschnitt- und Eierstabgesimsen." ** — So weit Lübke.

Bei unserer Wanderung durch die Straßen nun lernen wir bald an den Häusern das Jahrhundert erkennen, welchem sie ihre Entstehung verdanken, und die rein gothischen Formen von denen sondern, in die sich Renaissanceanklänge mischen. Das Schablonenhafte, Schematische der gothischen Gliederung, die dem baulichen Organismus nicht angeheftet, sondern einverleibt scheinen, die Wiederkehr derselben Details in all den Variationen, in denen sich die Gothik bewegen darf, das Ursprüngliche, bis zur letzten Consequenz rein Architektonische des Schmuck- und Maßwerks prägen dem Baukörper einen Ernst, eine Feierlichkeit auf, den wir da vermissen, wo ein Herbeiholen fremder Elemente der Willkür Raum gibt, sich in allen möglichen Verbindungen, Consequenzen und Inconsequenzen auszusprechen.

Oft ist es nur ein mächtiger Blendbogen, in Hohlkehlen und Rundstäben scharf zurücktretend, welcher die nach der Mitte zusammengedrängten Fenster der Façade umschließt und so alle Gliederungen des Hauses wie ein großes Portal zusammenfaßt. Zuweilen wird jede Mauerfläche zwischen den Fenstern durch einen reichgegliederten Stützpfeiler hervorgehoben, die dann am Dachgesims zusammentreffen in einem Blendbogen, oder auch in zweien, welche über der Mitte der Fenster in einer Verkröpfung enden und auf einer Console aufsitzen. Dadurch pulsirt an den Gebäuden ein Wechsel von Schatten und Licht, von vorspringenden und zurücktretenden Gliedern, der das Auge unaufhörlich fesselt. Die sanfte Biegung der gothischen Arkaden gleitet wie sichtbare Schallwellen an den Bauten dahin, größere Bogen setzen über kleinere, wie einrahmende Octaven zu den Accorden, die an unsere Seele vibriren, und die dunkeln Fensteröffnungen und Schalllöcher auf der helleren Mauerfläche, unten spärlicher, nach oben immer reicher entwickelt, offenbaren einen Rhythmus, als hätte die musikalische Idee selbst, aus dem Innern des Bauwerks herausstrebend, Portale und Fenster ausgebrochen.

Nicht so leicht fassen wir die tausend Variationen zusammen, die das complicirte Thema des Mischstyls variiren, welcher im sechzehnten Jahrhundert jene würdevollen, einfachen Formen verdrängte. Denn war es

* Beispiele solcher Häuser finden wir nur noch vereinzelt am Johannisthore, an der Marienkirche, in der Hosennäher- und Hundegasse. Besonders interessant ist die Hauptwache, früher Schießhalle, der Stockthurm und einzelne Thore.

** Als Beispiele aus dieser Periode sind anzuführen: das Eckhaus der Langgasse, dem Rathhause gegenüber, das englische Haus, das Zeughaus und viele Privatbauten, durch alle Straßen der Recht- und Altstadt zerstreut. Manche Gebäude sind zur Zeit des ersten Styls angefangen, zur Zeit des zweiten renovirt und vollendet, wie der Artushof, das Rathhaus, und man vermag an der oft unzusammengehörigen Bauart die verschiedenen Epochen ihrer Entstehung und Vollendung zu erkennen.

erst erlaubt, ein fremdes Element in das schon geschlossene Ganze einzuführen, so konnte man füglich nach allem Geschmackvollen und Geschmacklosen greifen, das die Bekanntschaft mit dem Alterthum und die Mode mit sich führte, und es mit dem Eigensten zu verschmelzen suchen. So sehen wir denn zuerst an den Façaden Bogen von entzückenden Verhältnissen auf antiken Pilastern (Halb-Wandsäulen) ruhen, welche letztere zwar die Formen der jonischen oder korinthischen Säule wiedergeben, jedoch in den Verhältnissen von einer Monstrosität sind, welche beweist, wie schwer es den Erbauern wurde, aus dieser Mischung ein übereinstimmendes Ganze zu erzeugen. Der Sinn und Geschmack für die Harmonie der Verhältnisse ging verloren. Die Kunst sank zur Spielerei herab, andere Mittel, als die, welche in das Bereich der Architektur gehören, wurden zu Hülfe genommen, und statt — wie die Blüthe aus dem Baume — das Detail aus dem Baukörper hervorsprießen zu lassen, heftete man lose fremden Zierrath an, wo Raum sich dazu bot. Doch wo Tüchtigkeit herrscht, schwindet nicht plötzlich der Werth aus Geist und Herz. Der gesunde Sinn strebte von Neuem nach künstlerischem Schaffen, und wir sehen auf den heimischen Stämmen auch fremde Reiser Blüthen und Früchte tragen.

(Schluß folgt.)

Schillers Maria Stuart und ihre Kritiker.

III.

(Schluß.)

Der Schotte Carlyle sagt geradezu: „Die Tragödie behandelt einen Gegenstand, dessen Moral nicht sehr empfehlenswerth ist. Maria soll nur die Reue eines liebenswürdigen verirrten Weibes darstellen." Seltsames „nur"! Ist denn das ein so geringfügiger, unbedeutender Gegenstand? Noch seltsamer die Behauptung, daß die Moral des Stückes nicht sehr empfehlenswerth sey. Die Reue, die er für das Thema des Dramas hält, ist doch ohne Zweifel nichts Unmoralisches. Ich kann mir nur denken, daß Carlyle sagen wollte: Schiller habe die schöne Sünderin so schön und liebenswürdig gezeichnet, daß die Sünde selber dadurch beschönigt werde, und dergleichen Dichtungen und Dichter gibt es allerdings. Aber Schiller gehörte am allerwenigsten zu den Frivolen und Leichtsinnigen, welche die Dichtkunst dazu mißbrauchen, die heiligen Schranken sittlicher Ordnungen zu zerstören und mit der Zaubertinktur der ästhetischen Schönheit das moralisch Schlechte zu übergolden. Weit entfernt, durch reizend anmuthige Gestalt das Böse zu verschönen, zeigt er uns vielmehr immer, daß das Böse auch das Häßliche sey. Weil nun unter dem Häßlichen und Schlechten die Pharisäerei das Allerschlechteste und Häßlichste ist, so ist es ganz in der Ordnung, daß er die Heuchlerin Elisabeth „mit einem wahren Raffinement des Hasses" gezeichnet hat. Aber auch an Maria ist das Sündliche, was sie mit Bothwell und gegen Darnley gethan hat, nichts weniger als verschleiert oder beschönigt. Oft und ernst wird ihre Schuld ihr vorgehalten, aus Freundes und aus Feindes Mund; nicht bloß von der giftigen Elisabeth, nicht bloß von dem puritanisch knorrigen Paulet wird sie daran erinnert, sondern auch ihre treue Hanna hält ihr ein entsetzlich Spiegelbild jener sündlichen Periode vor's Auge, und aus dem eigenen Gewissen Mariens steigt immer wieder der blutige Schatten Darnleys zürnend auf, den keines Messedieners Glocke und kein Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft zu schicken vermag. Heißt das die Sünde verschönen? Wer darf hier von einer nicht sehr empfehlenswerthen Moral reden?

Im Gegentheil, wir haben ein Drama vor uns, das den tiefsten sittlichen Abscheu vor jeder Gattung des Bösen kund gibt. Es hält scharf Gericht nicht bloß über den Mord und Ehebruch der schottischen Königin, sondern auch über die verstohlenen Mordgedanken und Lüste der andern, und allerdings über diese noch ein schärferes, weil die Sünde, die im Geheimen schleicht und sich mit einem Ehrenmantel deckt, in der That

noch strengerer Rüge werth ist. Wenn Elisabeth von dem stillen Wunsche, daß irgend jemand sie von Maria befreien möchte, zum förmlichen Auftrag einer heimlichen Ermordung derselben fortschreitet, ist darin nicht die sehr empfehlenswerthe Moral enthalten, daß, wer Unrecht wünscht, nicht mehr weit entfernt ist vom Unrechtthun? Oder, wenn Maria von Mortimer in seiner Liebeswuth sich sagen lassen muß:

Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an,
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren;
Du hast den Sänger Rizzio beglückt,
Und jener Bothwell durfte dich entführen —

wenn sie um Hülfe rufen muß gegen seine Dreistigkeit, liegt darin nicht eine sehr tiefe Moral für den Leser, wie für Maria selbst, die aus diesem Betragen Mortimers mit Scham und Entsetzen inne werden mußte, wie durch ihre Sünde auch ihre äußerliche Würde und Ehre so sehr befleckt worden ist, daß die unverschämtesten Anträge und Zumuthungen sich an sie wagen?

Also im Ganzen und Großen ist das Drama von dem ernstesten sittlichen Geiste getragen. Doch gebe ich zu, daß sich Eine Stelle darin findet, die vom sittlichen und religiösen Gesichtspunkt aus anzufechten ist. Ich meine die Absolution der Maria durch Melvil. Maria sagt:

„Gott würdigt mich durch diesen unverdienten Tod,
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen."

Und Melvil antwortet:

So gehe hin und sterbend büße sie!
Sink' ein ergebnes Opfer am Altare!
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach.
Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Ich aber künde dir kraft der Gewalt,
Die mir verliehen ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden.
Wie du geglaubet, so geschehe dir!

Die Worte sind so schön gefaßt und der Leser schwimmt dort so tief in Rührung, daß wohl die meisten über das Bedenkliche des Inhalts hinweglesen. Aber es läßt sich nicht leugnen: es ist hier nicht Alles correkt; ja, es ist hier ein ganzes Nest von Ungenauigkeiten. Maria freut sich, daß sie durch diesen unverdienten Tod, den sie erleidet, ihre frühere schwere Schuld abbüßen dürfe. Wenn der Sinn ihrer Worte der wäre, daß sie ihren Tod, ob er wohl juridisch unverdient und von menschlicher Seite ein Justizmord sey, doch als einen moralisch verdienten, als eine gerechte Strafe Gottes für anderweitige frühere Schuld ansehe, dann wäre Alles richtig und in Ordnung. Allein sie redet von „Abbüßen," und das ist ein schiefer Gedanke, den man nicht mit dem Mikroskop weder der theologischen, noch der philosophischen Moral ansehen darf.

Noch bedenklicher sind Melvils Worte und die Motivirung seiner Absolution. „Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach." Das klingt sehr schön und tiefsinnig. Aber wie verhält es sich mit dem Wahrheitsgehalt des Spruchs? Dein Fleisch und Blut, will er sagen, hat sich vergangen; indem nun dein Fleisch und Blut dafür gerichtet wird, so ist dein Vergehen damit getilgt. Ist nun das richtig? Offenbar nein. Durch den Tod des Verbrechers ist wohl das menschliche Gesetz gesühnt, aber die göttliche Vergebung ist dadurch noch keineswegs erworben und gesichert. — Am allermißlichsten aber ist Melvils Wort: „Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen." Mit diesem „nur" wird Marias Schuld als eine kleine und verzeihliche dargestellt. Aber ist sie denn eine kleine? Hat nicht Maria selber früher gegen ähnliche Tröstungen ihrer Amme Einsprache erhoben? Und hängt denn die Vergebung der Sünden davon ab, ob es große oder ob es kleine Sünden gewesen sind? — Wenn sodann Melvil von weiblichen Gebrechen spricht, wie wenn das Weib seiner Natur nach weniger Kraft zum Widerstand gegen die Sünde besäße, so ist das eine nicht nur ungalante, sondern auch schwer zu erweisende Aeußerung, die zudem in der Praxis die allerbedenklichsten Folgerungen nach sich zöge. Was würden wir erwiedern, wenn eine schöne Sünderin sich mit dem Satze entschuldigen wollte: „Ich fehlte nur aus weiblichem Gebrechen!" Conclusum: Melvil ist ein gefährlicher Beichtvater und gibt im Beichtstuhl so bedenkliche Sätze preis, daß man wohl sieht, er ist seines Zeichens ein Haushofmeister und kein studirter Theolog; er ist ein Neuling, der in der Schnelligkeit die sieben Weihen auf sein Haupt empfangen hat, der aber auf Moral und auf Pastoraltheologie sich nicht viel versteht.

Im Ernst, es liegen hier fehlerhafte Aeußerungen vor. Die Frage ist nur, ob der Fehler an Melvil hängen bleibt, oder ob er vielleicht auf Schiller selbst zurückfällt. Es fragt sich, ob der Dichter absichtlich eine etwas leichtfertige Absolvirung in Melvils Rolle gelegt hat, oder ob wir Melvils Worte für Schillers eigene Gedanken anzusehen haben; Gedanken zwar, die mit seinem sonstigen moralisch-philosophischen System nicht im Einklang stehen, die aber eben in unbewachtem Augenblick ihm entschlüpft wären, also Verstöße, unüberlegte Zeilen. Ungern entschließe ich mich zu

dieser Annahme. Aber ich sehe keinen andern Ausweg. Denn, wenn er absichtlich seinen Melvil fehlerhaft reden ließe, was könnte denn seine Absicht hiebei seyn? Sollte es ein kleiner Hieb seyn, den er dem priesterlichen Stand und dem Absolutionswesen versetzen wollte? Sollte es etwa eine Andeutung seyn, daß es die Kirche, daß es namentlich die katholische Kirche mit Sünde und Vergebung zu leicht nehme? Das wäre doch hier ganz am unrechten Ort. Hier an diesem Wendepunkt des Dramas und Culminationspunkt aller Gefühle kann eine solche Nebenabsicht keine Stelle finden. Nein, die Absolution hat eine zu wichtige Stellung im Schauspiel, als daß wir uns der Ansicht erwehren könnten: der Dichter selber ist's, der aus Melvil redet, und Melvils Verstöße fallen also Schiller selber zur Last. — Woher rühren sie aber? Es ist dem Dichter begegnet, daß er das Verhältniß der menschlichen Gesellschaft zum Missethäter unvermerkt verwechselt mit dem Verhältniß Gottes zu demselben. Mit dem Tode des Missethäters erlischt der Menschen Recht, ihm zu zürnen. Sie müssen ihm vergeben, die Entrüstung muß dem Mitleid weichen. Wer je einer Hinrichtung beigewohnt oder auch nur nachgedacht hat, der empfindet, was Maria selber sagt: „Den Menschen adelt, den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal." Das sind die Gefühle, mit denen Menschen einem zum Tod bestimmten Mitmenschen gegenüber stehen. Aber ein ganz anderer Gesichtspunkt thut sich auf, wo es sich darum handelt, wie Gott zu dem Missethäter oder der Missethäter zu Gott steht. Und diese Frage ist's, die in der Absolution zur Sprache kommt. Daß das ein ander Ding ist, hat Schiller übersehen, und daraus erklären sich die Verstöße, die ihm in Melvils Rede begegnet sind, vielleicht zur Strafe dafür, daß er mit jener Beichte, Absolution und Communion der Kirche und Theologie zu stark in's Gehege gegangen ist.

Wir kommen hiemit auf eine Ausstellung zu sprechen, die so alt ist als das Drama selbst. Ob die Communion auf die Bühne gebracht werden solle, das war schon bei der ersten Aufführung ein streitiger Punkt. Das Gerücht, daß eine Communion auf's Theater kommen werde, hatte im Publikum Aufregung verbreitet und Goethe ersuchte seinen Freund, die Communion zu umgehen, mit dem Beifügen, daß auch ihm selber nicht recht wohl bei der Sache sey. Da aber Schiller sich nicht davon überzeugen konnte, daß das religiöse Gefühl dadurch verletzt werden sollte, so blieb die Scene stehen. Weil sie indeß wirklich eine peinliche Stimmung im Publikum verursachte, so wurde sie bei späteren Aufführungen gestrichen. Die Stimmen sind noch heute getheilt. Während Julian Schmid der Ansicht ist, daß man, moralisch betrachtet, die Scene wegzulassen Grund habe, obgleich das Weglassen der künstlerischen Harmonie nicht vortheilhaft sey, so sagt Scherr dagegen: „Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Versöhnung mit sich und der Welt gelangt, ist unvergleichlich schön; daher ist es auch schwer zu begreifen, wie man an der Abendmahlsscene Anstoß nehmen konnte."

Gewiß, vom rein künstlerischen Standpunkte aus ist nichts Gegründetes einzuwenden. Im Gegentheil; das Drama culminirt in dieser Scene und es geht vielleicht die größte Schönheit des Stücks verloren, wenn diese Scene verloren geht. Allein es gibt noch einen andern Gesichtspunkt, aus welchem die Frage betracht werden kann und muß. Das ist der religiöse. Es fragt sich, ob das Heilige nicht dadurch profanirt wird? Wenn der heiligste, geweihteste Moment des religiösen Lebens auf den Brettern uns gegenständlich gemacht wird, so erhebt sich die Frage, ob ein frommes Gemüth dadurch nicht verletzt wird, nach dem bekannten psychologischen Gesetz, daß eine feinfühlende Seele, der Sinnpflanze gleich, zusammenschrickt, wenn sie ihr Innerstes und Heiligstes bloßgelegt sieht. Es läge also hier zunächst eine rein empirische Frage vor: Welchen Eindruck macht die Communion auf die Zuschauer? Aber wie will man hierüber statistische Erhebungen machen? Und wenn man es könnte, gewonnen würde dadurch ohne Zweifel nichts, als das Resultat, daß die Scene viele verletzt und viele andere ergreift, rührt und fast erbaut. Somit sind wir doch auf die apriorische Beleuchtung der obschwebenden Frage gewiesen.

An und für sich ist nicht abzusehen, warum die Kunst, die sonst den ganzen Umfang menschlichen Fühlens in ihr Bereich zieht, von der Darstellung der höchsten und heiligsten Gefühle und Handlungen ausgeschlossen seyn sollte. In der That sind auch unzählige mal schon religiöse Stoffe lyrisch und episch bearbeitet worden, und niemand stößt sich daran. Mit der dramatischen Bearbeitung ist's nun freilich insofern ein ander Ding, weil hier die redenden und handelnden Personen nicht bloß vor das Geistesauge, sondern auch vor das physische treten. Indessen auch auf der Bühne kommen ja Gebete und Betende vor. Ich erinnere z. B. an das Gebet im Freischütz und an Gretchen im Faust. Wenn aber das Gebet zugelassen wird, so ist, streng genommen, nicht einzusehen, warum die Communion schlechterdings ausgeschlossen bleiben soll. Mehr noch: man erinnere sich an die Passionsspiele im Oberammergau, die nach dem Urtheil aller Augenzeugen ergreifend und erbauend wirken. Dabei ist freilich zu bemerken, daß diese Passionsspiele, bei denen die Einfalt

jenes Gebirgsvölkchens keinen frivolen Gedanken aufkommen läßt, auf jeder andern Bühne höchst bedenklich wären. Und hier eben liegt nun auch die Ursache, warum wir uns in der Praxis doch gegen die Aufführung der Schillerschen Communionscene entscheiden müssen. Gewiß, wenn der Ort ein anderer wäre, wenn ferner die spielenden Personen, und endlich wenn das Publikum in jeder Hinsicht wäre, wie es soll, so wäre nichts Verfängliches daran. Allein das Theater ist nun einmal der Ort, wo auch die Posse und das Ballet spielen. Die Schauspieler sind dieselben, die ein andermal minder edle, zuweilen auch im Leben minder würdige Rollen spielen; und abgesehen davon, stehen sie nicht allesammt auf der hohen Stufe künstlerischer Bildung, welche hier erforderlich ist, wo der kleinste Mißgriff in Ton oder Geberde verletzend, störend, ja empörend wirken muß. Und endlich, was das Publikum betrifft, so sind wir nie versichert, daß sich nicht Einzelne darunter befinden, und ein einziger frivoler Mensch kann Aergerniß anrichten, von denen das Wort gilt: „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und eure Perlen nicht vor die Schweine werfen!" Und so ist schließlich meine Meinung: es war die schwerste und delikateste Probe, die Schillers Dichtergenius hier bestanden hat. Er hat eine Aufgabe wundervoll gelöst, an deren Lösung vielleicht jeder andere gescheitert wäre und scheitern würde. Wir würden es beklagen, wenn er die Scene nicht geschrieben hätte; aber — sie soll im Buche bleiben; auf die Bühne sollte sie nicht kommen.

Es bleibt uns noch ein Tadel zu besprechen übrig, den insonderheit der Protestantismus gegen Schillers Maria Stuart erhoben hat. Des Dichters liebevolles Eingehen auf die Formen und Dogmen der katholischen Kirche hat ihm den Vorwurf zugezogen, daß er den Protestantismus verleugnet und dem Katholicismus ungebührlich viel Weihrauch gestreut habe. Gewiß ist, daß er diesen Cultus, den er auch schon im Gang nach dem Eisenhammer verherrlicht, mit großem Farbenreichthum gezeichnet hat. Ich erinnere an die glänzende Schilderung Mortimers von den Herrlichkeiten, die er zu Rom kennen gelernt, und an die Worte Marias vor der Communion:

Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an;
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gott
Das gläubig überzeugte Volk. Ach, ich
Allein bin ausgeschlossen; nicht zu mir
In meinen Kerker dringt der Himmelssegen!

Es gibt wenige specifisch katholische Lehren, die in unserem Drama nicht zur Sprache kämen. Tradition und Schrift, Papstthum und Priesterweihe, Ohrenbeichte und Kelchentziehung, Messe und Wandlung, die Theorie von der alleinseligmachenden Kirche und den kirchlichen Strafen und Büßungen, das Alles findet sich mehr oder minder berührt und zum Theil auch die Gründe, auf welche diese Lehren und Gebräuche gestützt werden. Die Phantasie des Dichters, sagt deßhalb Julian Schmid, sey auf Seiten des Katholicismus. Hier werde Alles beschönigt, während vom Protestantismus nur die Nachtseite erscheine. Diese Ungerechtigkeit des Dichters gegen den Protestantismus erkläre sich theils aus dem Bestreben, unparteiisch gegen die andere Confession zu seyn, theils aber und hauptsächlich aus der Natur der künstlerischen Bildung, welche den Schein über das Wesen setze. „Wir aber," meint er, „sollen uns von diesem schönen Spiel nicht täuschen lassen."

Auf diese Anklage haben wir vor Allem zu erwiedern, daß der genannte Kritiker in seinem protestantischem Eifer in eine offenbare Unrichtigkeit verfallen ist. Vom Protestantismus erscheine nur die Nachtseite? Wie? Finden wir denn nicht unter den Protestanten den edeln Shrewsbury und den pflichtstrengen, ehr- und wahrheitsliebenden Paulet? Am Katholicismus werde Alles beschönigt! Wie? Finden wir denn nicht unter den katholischen Rollen jenen Mortimer, der wahrlich nur gegen Lester als der bessere erscheint, dessen furchtbarer Fanatismus aber so stark gezeichnet und so wenig beschönigt ist, daß ich nicht verstehe, wie Gervinus behaupten kann, Schiller habe dem Mortimer in poetischer Unbefangenheit die innere Rechtfertigung einer jesuitischen Handlungsweise geliehen. Nein, der Dichter hat mit merkwürdig gleicher Wage gewogen. Er hat nicht gethan, wie Lessing, der in seinem Nathan den Islam und das Judenthum durch vortreffliche, das Christenthum durch schwache Personen und Gründe vertreten seyn läßt. Vielmehr hat Schiller die verwerfliche und die edle Gesinnung auf beide Seiten vertheilt mit einer Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit, von welcher er mehr Ehre hat, als diejenigen, welche sie ihm zum Vorwurf machen. Wenn in Elisabeth der protestantische Jesuitismus, so kommt in Mortimer der katholische zum Vorschein. Und wenn in Melvil der bessere Katholicismus auftritt, so haben Paulet und Shrewsbury den besseren Geist des Protestantismus empfangen.

Also von einer Parteilichkeit für den Katholicismus im Allgemeinen kann nicht die Rede seyn. Schiller

war Kantianer, Rationalist, und wie er über Papstthum und Hierarchie dachte, geht aus seinem Geisterseher zur Genüge hervor. Ich will mich hier nicht in eine ausführliche Erörterung über sein Verhältniß zum Christenthum verlieren; aber ich muß im Allgemeinen daran erinnern, daß er mit den meisten seiner Zeitgenossen alle positiven Satzungen, alles Kirchenthum als eine Beschränktheit ansah. So hat er denn auch keiner der bestehenden Kirchengemeinschaften seine volle persönliche Sympathie geschenkt. Er war kein unbedingter Anhänger des Protestantismus, dem er durch seinen Lebens- und Bildungsgang angehörte. Eben so wenig war er ein Verehrer des katholischen Systems, welches nach seiner Ansicht den Geist knechtete. Aber in künstlerischer und ästhetischer Hinsicht hat ihn allerdings die katholische Kirche in hohem Maaße interessirt, wie aus einem Briefe ersichtlich ist, wo er den Wunsch äußert, daß der Protestantismus durch die Kunst veredelt werden möge, damit zum Licht auch die Wärme komme. Wenn er nun in dieser Hinsicht einen Mangel an der protestantischen Kirche fand — wie denn auch heutigen Tags viele redliche und nüchterne Protestanten darin etwas zu verbessern finden — so fand er dagegen in der katholischen Kirche den reichen und großartigen Cultus, der für das Auge eines Künstlers als ein höchst dankbarer Stoff erscheinen mußte. Warum hätte er sich desselben nicht bemächtigen sollen, zumal da ihm die Situation seiner Maria einen ganz natürlichen Anlaß dazu bot? Es gehörte zu den Leiden der schottischen Königin und zu den Ungerechtigkeiten, die an ihr verübt wurden, daß man ihr die Tröstungen ihres Glaubens versagte und einen protestantischen Beichtiger aufdringen wollte. Wie natürlich gab sich's nun, daß der Dichter seine Maria über die Segnungen ihrer Kirche, die sie so schmerzlich vermißte, in gläubig frommer Sehnsucht sich aussprechen und endlich an der Schwelle des Todes die ersehnte sacramentliche Erquickung und Versöhnung auch finden ließ!

Wenn also der Dichter die mächtigen Wirkungen, welche der katholische Cultus namentlich auf sinnlich angelegte Naturen, wie Mortimer und Maria, hervorbringt, so tief nachzuempfinden und so farbenreich zu schildern wußte, so finde ich darin nur eine weitere Probe seiner hohen psychologischen und dichterischen Begabung; ich finde darin die große, ächt protestantische Idee, daß jede Menschenseele, nicht nach der Reinheit ihrer theoretischen und dogmatischen Vorstellungen, sondern nach dem Maaß ihres Herzensglaubens zur innerlichen Versöhnung und Entsündigung gelange; keineswegs aber ist darin ein Triumph des katholischen Glaubens über den protestantischen angedeutet; keineswegs dürfen wir darin des Dichters eigenes Glaubensbekenntniß und ein Symptom von Kryptokatholicismus erkennen. Der große Dichter und Philosoph war weit entfernt, den größeren oder geringeren Werth der beiden Confessionen von dem größeren oder geringeren Reichthum des Cultus abhängig zu machen; er war weit entfernt, den Schein über das Wesen, die Form über den Geist zu setzen und durch schönes Spiel zu täuschen oder sich selber dadurch täuschen zu lassen. So wichtig und überwiegend war ihm das ästhetische Interesse nicht. Auch wissen wir, daß er nicht den Weg ging, den Winkelmann und Stolberg gingen.

Uebrigens liegt Schillers beste Rechtfertigung über diesen Punkt darin, daß ein pikirter Katholik eben so wenig als ein steifer Protestant mit seiner Maria Stuart auf allen Punkten einverstanden ist. Scherr hat nicht Unrecht, wenn er es einen lächerlichen Vorwurf nennt, daß man Schiller ein Schönthun mit dem Romanismus schuld gebe; denn Maria Stuart gehöre vielmehr zu den furchtbarsten Streichen, die je gegen Rom geführt worden seyen. Belege hiezu darf man nicht lange suchen. Auch finden sich mehrere Stellen, wo eine Kritik katholischer Sätze merklich durchklingt, und andere, wo der Katholicismus der Maria stark an's Evangelische streift.

Was folgt daraus? Daß man keinen Grund hat, den Dichter der Parteilichkeit zu Ungunsten des Protestantismus anzuklagen. Gewiß ist, daß Schiller dem Kirchenthum auf beiden Seiten abhold war. Man kann das beklagen; aber keine von beiden Confessionen kann sich darüber beschweren, daß er ihr mehr Unrecht gethan habe als der andern.

Ich darf es wohl enden lassen, das lange Fegfeuer der Kritik, welches unser Trauerspiel durchlaufen mußte, in welchem aber nur die Schönheit desselben, hoffe ich, in ein helleres Licht getreten ist. Ich hätte den Lesern gar nicht zugemuthet, die unerquickliche Reihe grundloser und zum Theil leichtfertiger Ausstellungen zu mustern, wenn ich nicht hätte annehmen dürfen, daß unter diesem Kläffen und Bellen der kleinen Herrn der große Dichter allen nur um so größer und werther werde, wofern überhaupt noch etwas hinzukommen kann zu der begeisterten Liebe und Verehrung, mit welcher das deutsche Volk die unsterblichen Werke Schillers, und unter ihnen auch seine Maria Stuart umfängt.

Th. Hensel.

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

X.

„Es reden und träumen die Menschen viel.“

Ella Linden war mit Margarethe Bodeck in derselben Erziehungsanstalt gewesen. Aus dieser zurückgekehrt, reichte sie auf den Wunsch des Vaters einem älteren Manne ihre Hand, den seine diplomatische Laufbahn an verschiedenen Höfen umherführte. Die Verbindung blieb eine rein äußerliche, und so hatte denn auch Frau von Linden ihren Gatten, als derselbe nach wenigen Jahren starb, nur äußerlich betrauern können, im übrigen aber der wiedergewonnenen Selbstständigkeit und des Vermögens, welches er ihr hinterließ, sich erfreut. Sie lebte jetzt völlig unabhängig und mochte sich nicht entschließen, den Anträgen, welche schon wiederholt das abermalige Opfer ihrer Freiheit verlangt hatten, ein geneigtes Ohr zu leihen, weil eben ihr Herz dabei unbetheiligt geblieben war. In der Unterhaltung liebte sie von jeher den Guerillakrieg über Alles, und darum war es ihr jetzt eine Freude, den wiedergefundenen Reisegefährten als ebenbürtigen Gegner zu kennen.

Graf Bernau gewann entschieden, sobald die Verhältnisse ihn nöthigten, sich einigen Zwang aufzuerlegen; denn das fahrende Leben der letzten Jahre hatte ihn daran gewöhnt, im egoistischen Interesse die Geselligkeit ziemlich rücksichtslos zu beherrschen; eine solche angemaßte Diktatur kann aber höchstens da empfehlen, wo die Umgebung auf selbstständige Geltung keinen Anspruch macht. Er besaß vielseitige, wohlgeordnete Kenntnisse und einen vorurtheilsfreien, richtigen Blick; seine öfteren Berufungen auf die eigene Erfahrung waren wenigstens begründet. Eine gewisse Absichtlichkeit seines Wesens, welche niemals den Zweck hatte, ihn in Schatten zu stellen, wurde über den scharf hervortretenden guten Eigenschaften leicht vergessen.

Aber Bernau fühlte sich unbehaglich in den ersten Tagen, weil er, der rastlosen Frau von Linden gegenüber, stets auf der Huth seyn mußte und die gewohnte Bequemlichkeit somit ernstlich gefährdet sah. Da kam ihm der Gedanke, die Feindschaft in Bundesgenossenschaft zu verwandeln, und als die beiden nach dem Frühstück allein blieben, trug er ihr vor: statt mit Worten zu fechten und Sylben zu stechen, gezieme ihnen eigentlich das Werk des Friedens, in der Ostorf'schen Ehe die Pflanze der Liebe gewissermaßen auf künstlichem Wege zum Treiben zu bringen. Da erstaunte er denn, zu hören, daß Frau von Linden über das ganze seltsame Verhältniß nicht unterrichtet war.

Er erstattete also vollständigen Bericht und sie sagte lächelnd: „Feine Denker sind die Männer schon, aber wenn ein feiner Gedanke sich auch plastisch gestalten soll, da muß doch die Frauenhand aushelfen. Das Ziel würde der Mühe lohnen, und darum will ich meinen Beistand nicht versagen; aber zuvor muß ich selbst beobachten, um aus eigener Anschauung urtheilen zu können. In den nächsten Tagen mögen Sie weitere Instruktionen erwarten.“

So waren denn die offenen Feindseligkeiten zwischen ihnen thunlichst eingestellt, wenn auch kein Waffenstillstand geschlossen wurde und noch hier und dort mancher Schuß aus Hecken und Gräben aufblitzte. Frau von Linden richtete ihre Bemerkungen vorzugsweise an Ostorf, und Bernau beschäftigte sich mehr mit der Dame des Hauses. In beider Natur lag einmal das Bedürfniß geistiger Thätigkeit, durch welche sie stets lebhafte Anregung um sich her verbreiten mußten, und von dieser wurde nun die ehelich verbundene Schloßherrschaft alsbald angesteckt und fortgerissen.

War es doch ein Genuß, den man in Bodeck schon lange entbehrte, das Gespräch wieder schmetterlingsgleich von Blume zu Blume flattern und an jeder naschen zu sehen, bald sich vertiefend, bald mehr die Oberfläche streifend, wie eben Zufall, Absicht, Stimmung es mit sich bringt. Denn darin besteht ja das Fesselnde einer geistreichen Unterhaltung, daß sie keine Schranken kennt und nach Umständen Alles in ihren Bereich zieht: das gewährt ihr den Reiz der Unmittelbarkeit, welche ohne durchdachte Vorbereitung ihre Anschauung bringt und sie vertreten muß.

Ostorf und Margarethe empfanden dieß wie eine Erlösung aus ihrer drückenden Passivität; sie lernten sich dabei von einer neuen und nicht von ihrer wenigst vortheilhaften Seite kennen, wenn sie auch mit der Vorsicht, die ihnen schon zur Gewohnheit geworden, das Wort einander nur selten zuwendeten. Der Zwang ihres gegenseitigen Verkehrs ward kaum mehr fühlbar,

weil die Anwesenheit der Gäste nicht bloß die Zungen entfesselte, sondern auch das Zusammenseyn unter vier Augen beseitigte. So hatte denn der kleine Kreis kaum einer Woche bedurft, um sich vollständig einzuleben.

In besonders guter Laune erschien jetzt Ostorf, denn neben dem wohlthuenden Wechsel in der geistigen Atmosphäre war auch seiner Eitelkeit eine kleine Nahrung geworden. Mit diesem Recept wirkt man aber bekanntlich am zuverlässigsten auf die Liebenswürdigkeit der Menschen, seyen es Männer oder Frauen; denn es ist unverdientes Lob, wenn man die Männer der Eitelkeit minder zugänglich glaubt; die Frauen machen nur weniger Hehl daraus und sind mehr in äußern Dingen eitel.

Ostorf hatte seit einigen Tagen an jedem Abend, wenn er vom Spaziergang oder von einer wirthschaftlichen Anordnung in sein Arbeitskabinet zurück kam, einen Blumenstrauß auf dem Schreibtisch gefunden. Als das zum erstemal geschah, interessirte ihn die Seltenheit der Blumen, welche hier mit auserlesenem Geschmack vereinigt waren, er freute sich der Ueberraschung und dachte nicht weiter darüber nach, wer ihm dieselbe bereitet haben möge. Erst die regelmäßige Wiederholung ließ ihn Vermuthungen über den Urheber anstellen, und er gab sich bald der Ueberzeugung hin, daß Margarethe ihm diese Aufmerksamkeit erweise. Bei der angenehmen Befriedigung, welche in dem Gedanken lag, hütete er sich, der Quelle weiter nachzuforschen, um die nothwendige Fortentwicklung eines solchen Anfangs ja nicht zu beeinträchtigen.

Frau von Linden hatte indeß nicht versäumt, in aller Stille ihre Beobachtungen anzustellen. Sie erging sich heute um die Mittagsstunde auf der Terrasse und Graf Bernau, der sie aus seinem Fenster bemerkte, gesellte sich zu ihr.

„Ich habe meine Netze ausgeworfen," sagte sie, „und nicht ohne Erfolg. Ihre Mittheilungen bestätigen sich, und der Krankheit, die hoffentlich nicht unheilbar ist, können wir jetzt näher treten, so weit das nicht schon geschehen ist. Unsere beiden Patienten sind klug genug, zu wissen, wo es ihnen fehlt, allein sie scheuen die Berührung der wunden Stelle: jedes Gespräch über Liebe, Heirath, glückliche Häuslichkeit, ist man zu vermeiden beflissen. Dieser thörichte Bann muß vor Allem gebrochen werden, und damit wird dann zugleich das Nachdenken der Beiden einmal recht gründlich auf den Punkt hingeleitet, den sie sorgfältig zu umgehen suchen. Uebrigens mag jeder von uns auch für sich wirken, wenn ihm ein gescheidter Einfall in den Weg läuft, der das gemeinsame Handeln nicht beeinträchtigt."

„Bravo!" lachte Bernau, „ich verehre die Weisheit des Braminen!" — „Die Tischglocke läutet," fuhr sie fort. „Aber für den Mittag ist es nichts mit combinirtem Operiren, da läßt sich kein Gespräch zusammenhalten; die natürlichen Unterbrechungen machen, daß es abspringt und fragmentarisch wird. Heut Abend seyen Sie bereit, und Ihnen soll die Einleitung überlassen bleiben." — „Vortrefflich!" bemerkte er, „man brachte mir gerade vorhin Briefe, deren Inhalt unsern Zweck fördert." — „Und dann lautet Ihre Instruktion: mir stets zu widersprechen. Merken Sie sich das. Dadurch wird die Unterhaltung immer auf's neue zu lichterlohem Brande angefacht."

„Meinen Dank für die mephistophelische Mission," sagte Bernau, während sie hineingingen. „Der Geist, der stets verneint, wird Ihrem Vertrauen Ehre machen, gnädige Frau."

Am Abend saß man in Margarethens Zimmer um den runden Tisch zusammen; der Bediente hatte so eben das Theegeschirr fortgetragen, die Damen holten ihre Handarbeit herbei.

„Also," fragte Ella Linden, „wer weiß etwas Neues zu berichten? Literatur, Kunst, Politik, Geselligkeit — Alles steht auf der Tagesordnung."

„Nun," versetzte Graf Bernau, „da zwei einheimische Persönlichkeiten, der Baron Benno Breitenstein und das Goldfräulein Eulalia Lang, auf Bodeck zu den bekannten Größen zählen, so interessirt vielleicht die Mittheilung, daß diese beiden Originale sich also vorgestern gefunden haben — heute wird Er vielleicht wünschen, daß er sie schon wieder verloren hätte. Uebrigens hat Pasquino, d. h. in diesem Falle der Volksmund, vorläufig seinen poetischen Segen zu dem Bunde gesprochen, und derselbe lautet:

Nun sind dem langen Breitenstein
Viel tausend Seufzer reich vergütet:
Das breite Fräulein Lang ist sein.
Die Schätze hat er nicht allein —
Den Drachen auch, der sie ihm hütet.

„Der Aermste thut mir doch leid!" meinte Frau von Linden lachend. — „Das ist zuviel der Menschenfreundlichkeit," widersprach Bernau; „er rennt ja mit sehenden Augen in sein Verderben." — „Gerade deßwegen," versetzte sie, „kein Leiden schmerzt mehr als selbstverschuldetes."

„Wir wissen aber gar nicht," entgegnete er, „ob Baron Breitenstein das ein Leiden nennt, statt auf

Rosen, auf Dukaten gebettet zu seyn. Meinst du nicht auch, Ostorf?"

„Mag seyn," sagte dieser, „die Spielarten der Menschen sind eben verschieden. Einen scharfen Zügel wird er dabei auch zu spüren haben." — „Freilich, aber auf einer Seite muß doch das Regiment in der Ehe seyn, nicht wahr, meine gnädige Frau?" wandte sich Bernau an Margarethen, die bis jetzt kein Wort der Unterhaltung verloren, aber auch keines da zugegeben hatte.

Diese lächelte ironisch. „Ja," sagte sie, „und wo es seyn muß? Die Frage ist ebenfalls längst entschieden, nicht wahr? Er soll dein Herr seyn! steht in der Bibel — da sind wir fertig und bescheiden uns in Demuth."

Ostorf stutzte: es war das erstemal, daß er über diesen Gegenstand ein Wort von ihr vernahm, und dasselbe klang nicht eben entgegenkommend.

Indeß sagte Frau von Linden zu Bernau: „Dießmal sind Sie vollkommen im Irrthum. Ich behaupte: auf keiner Seite muß das ausschließliche Regiment in der Ehe seyn. Jeder hat seine Bezirke, denen er mit absoluter Macht vorsteht, z. B. die Frau dem Haushalt, der Mann dem Weinkeller. Eine berathende Stimme des andern Theils wird dadurch nicht ausgeschlossen."

„Eine solche Anordnung wäre doch mehr als bedenklich," meinte Bernau. „In Rom gab es zwar zwei Consuln neben einander, aber in der Ausübung der Geschäfte wechselten sie wenigstens ab. Zwei gleichberechtigte Befehlshaber — das muß Streit geben, und wer soll dann der Obmann seyn?"

„Wer der Obmann seyn soll?" wiederholte Frau von Linden. „Nun, wer anders als die Liebe? Sie findet und leistet leicht Gehorsam. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Baron Ostorf?"

Dieser versetzte: „Was Sie sagen, lautet vortrefflich, wenn sich's nur in der Anwendung auch immer bewährt! Es gibt nichts Gefährlicheres als die unbegrenzte Selbstständigkeit und Freiheit, und die größte Tyrannei ist schon oft in Republiken geübt worden."

„Meinen Worten wird ein anderer Sinn untergeschoben," erwiederte Frau von Linden, „und die Männer bedienen sich im Streite mit uns gern dieses Fechterkunststücks. Ich habe ja nicht behauptet, daß überall jeder Theil selbstständig entscheiden soll, sondern nur auf dem Gebiet, wo er vernünftigerweise allein entscheiden kann."

„Da gerade von Fechterkünsten die Rede ist," warf Bernau ein, „so möchte ich doch auch auf eine Geschicklichkeit der Damen aufmerksam machen. Wenn sie uns nicht widerlegen können, so suchen sie wenigstens den Kampfplatz zu verlegen, und da sind sie denn nicht verlegen, mit siegender Beredtsamkeit getrost irgend etwas Anderes zu widerlegen, was wir freilich gar nicht behauptet haben. Dieß nur beiläufig. In der Hauptsache kann ich unserer verehrten Freundin ebenfalls nicht Recht geben. Wo ist denn das Gebiet, auf welchem die Damen vernünftigerweise allein zu Hause sind? Ist es in der That die Haushaltung, welche als Beispiel citirt wurde? Ich dürfte mir schmeicheln, gerade auf diesem Gebiet sehr nützliche Erfahrungen mannigfacher Art gesammelt zu haben."

„Vielleicht sind Sie der Phönix unter den Männern," versetzte Frau von Linden nicht ohne Spott; „aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, und Ein Phönix thut's auch nicht. Bleiben wir auf dem gewöhnlichen Boden des wirklichen Lebens. Da sollen Mann und Frau in der Ehe sich ergänzen, zu einer glücklichen Ausgleichung des Verschiedenartigen."

„Verzeihen Sie mir, meine gnädige Frau," erwiederte Bernau, „wenn ich diese Ergänzungstheorie als einen von den halbwahren Sätzen bezeichne, welche die Schulweisheit aufgestellt hat, während doch schon Shakespeare bemerkt, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ja, wenn die obere Hälfte der Semmel von der Frau lieber verspeist wird als die untere, und vom Manne die untere Hälfte lieber als die obere, oder meinetwegen auch umgekehrt, so ist das in der That eine praktische Ergänzung, die sich hören läßt; aber in geistiger Hinsicht kommt die Sache eben anders zu stehen. Da kann bei dem steten Ergänzen nur Stückwerk herauskommen, und das wird niemals ein Ganzes. Ein recht schwacher Mann und eine recht kraftvolle Frau ergänzen sich vortrefflich, und doch bleibt das eine wunderliche Ehe, über welche die Welt lachen muß. Nicht wahr, Frau von Ostorf?"

„Es käme doch nur auf das kluge Benehmen der Frau an," sagte diese, „der Welt die Schwäche ihres Mannes zu verbergen." — „Allerdings, — wenn sie ihn liebt!" schob Bernau ein. — „Auf das Lieben kommt es da gar nicht an: die Achtung genügt schon," versetzte Margarethe.

„Jeder richtige Satz," fuhr Frau von Linden fort, „wird bekanntlich falsch, wenn man ihn auf die Spitze treibt, ebenfalls ein Hülfsmittel der Herrn Männer. Ich bleibe bei der Ergänzung. Zum Beispiel, die Frau besitzt Zeichentalent; nun, das wird ihr doppelt Freude und Gewinn bringen, sobald eine geschmackvolle Kritik des Mannes ihr zur Seite steht."

„Oder sie wird dadurch im Gegentheil verstimmt

werden, entmuthigt," warf Bernau ein, „und ihr schönes Talent liegen lassen. Nein, da will ich doch lieber beide musikalisch haben, dann können sie Duette zusammen spielen, um sich in der Harmonie zu üben." — „Warum nicht?" erwiederte Frau von Linden, „auch die Uebereinstimmung ist eine Grundbedingung der Ehe."

„Bitte," sagte Bernau, „das müßte ja auf die Dauer höchst langweilig werden. Nur im Wechsel beruht der Genuß des Lebens. Aber nun denken Sie sich, Frau von Ostorf, zwei Menschen, die den ganzen Tag zusammen sind und immer dasselbe wollen! Der Gedanke ist wahrhaft entsetzlich!" — „Sie sind heute wahrhaftig der Geist des Widerspruchs," versetzte Margarethe.

„Da haben wir's!" rief Bernau in komischem Eifer. „Erst volle Selbstständigkeit jeden Theils — dann, als Brücke, Ergänzung des einen durch den andern — endlich volle Uebereinstimmung beider. Wir sind glücklich vom Aeußersten links zum Aeußersten rechts gekommen. Ich tappe jetzt umher in egyptischer Finsterniß und stoße überall mit dem Kopf an einen Lehrsatz. Wo ist der Faden Ariadnes in diesem Labyrinth?"

„Der Faden ist wiederum — die Liebe!" versetzte Frau von Linden anmuthig. „Er allein leitet sicher durch alle Irrgänge. Aber die Ruhestunde hat bereits geschlagen, und der Hausherr hält auf Ordnung, wie das in der Ordnung ist. Ich wünsche Allen wohl zu schlafen und — logische Träume."

Man trennte sich. Beim Herausgehen sagte Bernau zu Frau von Linden: „Hab' ich nicht einen kleinen Dank verdient, Gnädigste? Der Widerspruch ist mir mitunter sauer geworden."

„Dank?" fragte sie lachend, „wer von uns beiden verdient ihn? Ich gab Ihnen Gelegenheit, Ihr Licht leuchten zu lassen, und Sie haben es nicht unter den Scheffel gestellt. Die Arznei ist verabreicht: lassen wir ihr Zeit zu wirken!"

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 20. Oktober 1851.

Ich habe heut wieder eine Wohnung angesehen und werde sie nehmen: erster Stock ganz abgesondert, aber infamer Aufgang und ordinär; das hat indessen für den Augenblick nichts zu sagen; ich werde für künftig schon eine elegantere finden und habe Zeit, mir im Winter die Einrichtungsstücke machen zu lassen. Bis Sie von Berlin zurück kommen, wird schon Alles in Ordnung seyn.

Warrens * habe ich kennen gelernt. Wir fuhren zusammen nach Baden auf der Eisenbahn; seither war er mehrere mal bei mir und wir convenirten uns, wie's scheint, wechselseitig sehr gut. Ich glaube, daß man sich in letzter Zeit mit ihm brouillirt hat, der Fürst wohl nicht, aber Bach, und glaube, man thäte sehr unrecht daran; da thue ich nun mein möglichstes, um es nicht zu einem Bruche kommen zu lassen, wobei beide Theile verlieren würden.

Ich zähle schon die Tage bis zu eurer Ankunft, fürchte aber, daß wenn die Arbeit so fortgeht, wir nicht eben viel Zeit zusammen seyn werden. Da Sie aber in's Theater gehen, so kann ich inzwischen arbeiten, und so werden Sie mich nicht vermissen. Wallmoden ist noch nicht hier, aber Offiziere vom Regimente * sehe ich täglich und denke dabei viel an unsern Gustel. Es kommen mehrere zum Erzherzoge Karl zum Essen. Heute war ein Tisch von sechs Offizieren à drei Gulden ohne Wein; ich denke, das ist, wenn nicht etwa ein Reicher unter ihnen den Wirth macht, viel Geld für

* Der Publicist, damals Redakteur des österreichischen Lloyd.

* Wallmoden-Kürassiere, das Regiment, in dem der Sohn seiner Freundin im Jahr 1849 den Tod gefunden hatte, war damals zur Aufwartung in Wien.

ein Mittagessen, und unser armes Jüngelchen, wenn er noch lebte, würde viel Noth gehabt haben, ohne Schulden durchzukommen.

Wenn es möglich wäre, ein acht bis zehn lebendige Saiblinge aus Aussee zu bekommen, * so würde ich sie gern bezahlen, um sie dem Fürsten Felix zu geben, der sie sehr gerne ißt.

Den 21.

Ich schließe den Brief mit ein paar flüchtigen Worten, da ich heute Palmerston verarbeiten muß, was ich mit der innigsten Freude thue. Diese Insolenz übersteigt alle Bäume. Das neapolitanische Ministerium, das die von Lord Palmerston an alle Kabinette vertheilte Schrift Gladstones widerlegt hat, hat ihm das ganz natürliche Ansuchen gestellt, er möge nun auch die Vertheidigung und Widerlegung dahin gelangen lassen, wo man die Gladstonesche Schrift auf offizielle Weise hingesendet hat. Die neapolitanische Widerlegung ist überall, selbst in England, als vollkommen schlagend und äußerst gut geschrieben anerkannt worden; Palmerston aber antwortete, er sey nicht der Colporteur neapolitanischer Plaidoyers, und er sey Herr zu glauben was er wolle, und er glaube dem Herrn Gladstone. Nun hat er eben eine Requisition an die kleinen deutschen Mächte geschickt und sie aufgefordert, die Hamburger Constitution aufrecht zu erhalten, die Oesterreich und Preußen angriffen. Hannover und Württemberg haben darauf bereits auf's stärkste geantwortet, und ich bin eben darüber her. Der Fürst sagt mir: „Sabrez-le!" Sie können denken, ob das geschehen wird.

Den 23. Oktober 1851.

Vor acht Tagen wußte ich noch nicht, wohin mein Haupt vor Angst legen; jetzt kann ich meine Ausgaben ohne namhafte Sorge bestreiten. Es ist sehr lustig, daß Ihnen ein Blinder, der seine Hand nicht vor den Augen sehen kann, schreibt: ich sey ganz lustig und guter Dinge, und ein anderer von Linz aus, daß ich in Wien den besten Appetit habe; nun war ich aber vor der trostvollen Aussicht auf die tausend Thaler in Gold in der That förmlich melancholisch, denn am Ende hängen doch alle wünschenswerthen Arrangements unter diesen Umständen vom Gelde ab, und zumal ob wir uns viel oder fast gar nicht sehen sollen; und was meinen Appetit anlangt, so ist er noch so schlecht, daß es mich beängstigt, wiewohl ich nicht über irgend ein ausgesprochenes Uebel klagen kann; aber der Potpourri von allen zusammen — ich habe jetzt gerade einen halben Bogen Gichtpapier auf dem linken Hüftknochen — macht einen nichtsnutzigen Leichnam, das kann man mir schon glauben.

Wie es mit der Preisnovelle geht, weiß ich nicht; ich lese nur in den Blättern, daß ganz in letzter Zeit noch eine Menge Einsendungen dazu gekommen sind, so daß, um sie durchlesen zu können, die Preisrichter den Entscheidungstermin etwas hinausgerückt haben. — Ob unter diesen neuen etwas Bedeutendes ist, geeignet die Ihrige zu überbieten, weiß ich nicht, doch zweifle ich sehr daran.

Heute habe ich einen sehr lieben Brief von Cesti bekommen; das thut doch einem alten Kerl wohl, wenn eine so herzige, liebe, schöne Frau ihm mit allerlei freundlichen und herzlichen Redensarten die Wangen streichelt. Sie streicheln mich gar nicht, sondern machen mich immer aus, und Marie malträtirt mich noch ärger. Wenn ich Aussee verkaufen sollte, so wär's, weil ich glaubte, ich werde müssen; nun das nicht der Fall ist, und die californische Goldflotte nächstens eintrifft, konnte es mir schon längst nicht einfallen.

Heute ist der Prophet wenigstens zum sechsten mal, seitdem ich hier bin, und noch nicht kam ich dazu, hineinzugehen; aber auf eine gesunde Posse im Karltheater warte ich, weil mir das Lachen gesund ist; aber ich komme nicht dazu, und könnte ich, so ist irgend ein sentimentaler Schmarren, den ich nicht sehen will.

Den 26.

Das ist wohl ziemlich der letzte Brief, den ich vor dem großen Umzuge werde schreiben können. — Karoline wird nicht mehr in meinen Dienst kommen, ob ich aber eine von viel besserer Qualität bekomme, ist eine andere Frage. Die Küchenideale, wie Sie sie nur wünschen, sind auf dieser irdischen Scholle nicht zu finden; eine, die gut kocht, hat gewöhnlich andere Fehler in Masse, oder aber sie kann nicht kochen. Eine Genauigkeit, die nichts verloren gehen läßt, der nichts in die Tasche fällt, oder gar Köchinnen, die nicht die Reste wegschenken — das läßt sich in den zwanzig Kronländern nicht auffinden; das ist nur möglich, wenn jeden Tag dasselbe gebraucht und vorgewogen wird.

* Die Ausseer Saiblinge sind nicht allein die wohlschmeckendsten, sondern auch die schönsten von allen, und Zedlitz erzählt mit Entzücken, wie er bei einem Fischfang im See die schwarz und purpurgoldnen Thiere, die wie aus einem Mährchen aus dem Wasser leuchteten, gesehen habe.

Sie wissen, was mir Haus und Wohnung einrichten für ein Freude ist, und können sich vorstellen, wie froh ich bin, daß ich jetzt wieder muß. Ich werde mein Haus beinahe wieder auf den alten Fuß setzen, nur eine beschränktere Wohnung haben und Alles nur auf sechs Personen einrichten, was ich für zwölf hatte. Hübsch aber muß es seyn, das hilft nichts. Dießmal wird Alles dunkel — alles auf Palisanderart in dunkelstem Nußholz gearbeitet; ich lasse aber Alles, bis Sie herkommen, damit wir zusammen streiten können. Mein Appetit ist ganz weg, die Dinge, die ich sonst gern aß, mag ich nach dem ersten Bissen nicht mehr; eine Isenbartbirne esse ich manchmal mit Appetit.

Ich weiß nicht, ob Sie die Artikel über die dänischen Angelegenheiten im Zusammenhange gelesen haben; die Zeitungen geben statt des Ganzen einen sehr mangelhaften und einseitig zusammengestellten Auszug. Einmal hat die Partei schon die Sache in den Grund gebohrt, jetzt wird der zweite Versuch gemacht von den tiefen Politikern, die mit den Eiderdänen Schleswig in Dänemark einverleiben und Holstein den Preußen in die Hand spielen möchten. Und das, glauben sie, werde England und Rußland — und selbst Oesterreich zugeben? Ueberhaupt wird wieder ungeheuer gewühlt und gegen Oesterreich intriguirt. Es ist merkwürdig, welcher Neid gegen Oesterreich wach wird, dem man es nicht vergeben kann, daß es noch lebt, nachdem man sich schon hinein getheilt und jeder sein Stück genommen hatte. Ich schicke Ihnen die dänischen Aufsätze mittelst Kreuzband. Wie wir auf die Insolenz Palmerstons antworten, können Sie im morgigen Lloyd lesen, wo auch endlich mein Gedicht den Weg hinein gefunden hat. Darin adorir' ich Schwarzenberg: der leidet nichts, nicht den Staub im Auge auf unserem Recht und unserer Ehre; und wenn er nicht im Stande ist, um Alles einen Krieg anzufangen, was er, auch wenn er könnte, nicht immer wollen dürfte, sondern dazu die Lebensfragen abwartet, so wird doch nichts eingesteckt und jedem, er sey noch so mächtig, die Wahrheit in's Gesicht gesagt. Ein solcher Mann hat aber uns durch vierzig Jahre gefehlt, und die Gegner haben ihre Frechheit großgezogen.

Den 28.

Ich darf heute noch immer das Zimmer nicht verlassen. Von Braunschweig erwarte ich in kurzem meine Dekrete. Daß Cl. endlich „Rittmeisterin" geworden ist, freut mich sehr; ich hoffe sie wird von jetzt an schneller avanciren. Mir scheint, M. macht einen verdammt langen Hals auf mich herüber, seitdem sie weiß, daß ich auf dem Wege bin, ein Mann von viel Geld und großem Ansehen zu werden, und denkt, es wäre doch nicht übel, wenn ich sie heirathen könnte; aber leider kann ich ihr keine Hoffnungen machen; mein Entschluß ist gefaßt: ich bleibe junger Wittwer!

Wien, den 30. Oktober 1851.

Sie hätten besser gethan, Ihrem raschen Unmuth Zaum und Gebiß anzulegen. — Sie sehen jetzt, daß sowohl Ihr Zorn, als das Verbot, daß das Dirndl den Fuß nicht mehr in das Haus setzen soll, eine Ungerechtigkeit war, daß sie daher verpflichtet sind, das Dirndl wieder zu empfangen, und wenn Sie nach Wien kommen, mich besonders um Vergebung zu bitten. — Ransonnets Mittel ist gewiß gut, ich habe aber niemand, der mich reibt. J. hat zu grobe Hände.

Sie finden, daß meine Briefe wieder heiterer sind; Sie haben recht, ich bin es auch wieder, seit der Kummer, der mich drückte, nothwendig in Schulden gerathen zu müssen und der Mittel zu entbehren, Sie doch von Zeit zu Zeit sehen zu können, von mir genommen ist. Sie glauben nicht, wie melancholisch ich war, zumal wenn ich daran dachte, daß ich in die Siebzige gehe, * und daß die Zeit nicht mehr einzubringen ist; nun hat sich Alles das erfreulich gewendet, selbst wenn es nichts mit Nassau ist. Die definitiven Schriften und meine Creditive sind von Braunschweig angekommen. Mich freut es ungeheuer, daß ich ein kleines bene machen kann; es ist kein Mensch in Wien, der es so bedarf und so verdient. An Weihnachten laß ich mir alle zehn Kinder zum Christbaum kommen; das jüngste Wurzel ist ein Jahr alt.

Die Correspondenz mit Ihrem Sohne nach Rom ist ganz leicht zu machen. Daß M's Porträt so gut gerathen ist, freut mich sehr; eigentlich, da sie mich doch nicht nimmt, sollt' ich es als Trost für ihre Körbe haben. Prächtig ist Karls ** Idee zu dem Bilde. Das ist die wahre Historienmalerei, die auf der Bahn des poetischen alten Testaments geht. Die Propheten und die Erzählungen des Evangeliums (bis auf die Leiden Christi und die Kreuzigung; das ist nicht poetisch, wegen des überwältigenden Pathos); dann die Sagen, und aus der Profangeschichte Begebenheiten mit einem tiefen Hintergrund, in dem die Phantasie sich ergehen kann über das Gemalte hinaus.

---

* Er behauptete dieß von seinem sechzigsten Geburtstage an.

** Der Sohn seiner Freundin, der nach Rom gereist war, um sich der Malerkunst zu widmen.

Die Hetzereien zwischen Preußen und Oesterreich haben wenig oder gar keine Rückwirkung auf das Militär, wie man wieder in Rendsburg sah, wo die österreichische Garnison die preußischen Offiziere am Geburtstag des Kaisers zu Gaste lud und die preußischen Offiziere das Diner zurückgaben. Die beste Harmonie ist immer, wo unsere Truppen mit andern zusammen kommen, und so auch in Rendsburg; die Hetzereien gehen nur von den nichtswürdigen Angriffen der Civilisten aus, wie z. B. in der Kreuzzeitung. Es ist eine wahre Schmach, daß sich die Preußen nicht schämen, daß sie sich nicht zu groß fühlen, um zu solchen Prahlereien und Verleumdungen ihre Zuflucht zu nehmen; aber das ist Alles umsonst.

Meine neue Wohnung, 1008, denke ich Dienstag zu beziehen, schreiben Sie daher von jetzt an dahin. Was sagen Sie dazu, daß Graf R. mir gestern erzählte, daß als er mit Fürst Metternich auf der Flucht war und sie O. passiren sollten, der zeitweilige Commandant vor dem Fürsten die Festung zusperren ließ und ihm den Durchgang verweigerte! Canaille!

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Spaziergänge durch Paris.

Die Stadt Paris hat sich in der neuesten Zeit wieder bedeutend verändert; nachdem sie sich lange genug geputzt hat mit Hotels und Palästen und Monumenten, denkt sie jetzt an wohnliche Bürgerhäuser, an breite Straßen mit breiten Trottoirs; dem Fußgänger wird zuletzt auch sein Recht und die Demokratie hat ihr Gutes. Früher schienen die Straßen nur für Staatskarossen gemacht zu seyn, bis man bei den Vorgängen von 1830 und 1848 wahrnahm, daß enge, dunkle Gassen ihre Gefahr haben, und da hat man sie niedergerissen und strategische Verbindungslinien hergestellt. Daß dadurch dem Lichte und der frischen Luft Zugang geöffnet wurde, das berücksichtigte man wohl erst, als man fertig war.

Wir haben, die neuen Bauten zu besichtigen, das gute Wetter benutzt, bevor der holde Lenz es verdirbt, und der März sein tolles Wesen treibt, das man hier mit dem sonderbaren Ausdrucke Giboulées bezeichnet, und uns seine schwarzen Schneewolken vom Montmartre her über die Köpfe jagt. Es hat mit dem Montmartre in sprachlicher Hinsicht eine eigene Bewandtniß; man sagt: le mont Cénis, aber nicht le mont Martre. Will man die Höhen bezeichnen, so sagt man: la butte, sonst wird es als Ortsname behandelt. Auf der Briefadresse schreibt man jetzt: à Paris-Montmartre. Es ist schon längst die Rede davon, die Anhöhen von Montmartre mit Parkanlagen zu versehen. Die Alleen und Fußpfade sind schon angedeutet. Die Promenade würde starken Zuspruch haben, man hat von da aus eine imposante Aussicht; fast die ganze Stadt liegt vor einem ausgebreitet, vom Pantheon bis zu den Hügeln von Passy, mit ihren Thürmen und Kuppeln; zwischen den unabsehbaren Häusermassen windet sich die Seine wie ein schmaler Silberstreifen mit einigen zwanzig Brücken. An der Ostspitze des Berges ist das Café Magenta mit seinem 150 Fuß hohen Thurme; oben findet man ein Telescop, mit dem man die Umgegend von Paris in einer Peripherie von vierzig Stunden durchwandern kann an hellen Sommertagen. Da außerdem Montmartre kein Square hat und der Petersplatz, am Fuße der Anhöhe, nichts darbietet als eine Sandebene, so kahl wie die Sahara, so mußte man sich wundern, daß der von dem Oberingenieur der Anpflanzungen, Alphan, längst entworfene Plan nicht ausgeführt worden, wenn nicht ein anderes, weit großartigeres Projekt ihm in die Quere gekommen wäre. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen hier anzulegenden Seehafen. Falls der Plan verwirklicht werden sollte, würde der Kanal, der Paris mit der See verbinden soll, durch die Butte geführt werden. Montmartre ein Seehafen! Als ich zum ersten mal vor dem Straßburger Thurm stand, wurde mir unheimlich, ängstlich zu Muthe, die Brust war mir beengt, als nähme mir der steinerne Riese die zum Athmen nöthige Luft weg. Vor dem ungeheuren Gedanken: Montmartre ein Seehafen, steht Einem geradezu der Verstand still; es schwindelt Einem, bis man sich damit beruhigt, daß es unmöglich ist. So will es uns wenigstens

bedünken, und wir wollen einstweilen dabei bleiben. Obgleich ein halbofficielles Blatt ganz im Ernste versichert, es sey nicht möglich, irgend eine Arbeit zur Verschönerung von Montmartre zu beginnen, bevor die Behörde zwischen den verschiedenen, ihr vorliegenden Projekten gewählt habe — der wahre Grund dieser Verzögerung liegt wohl in dem Mangel an den nöthigen Capitalien. Der abenteuerliche Plan, Paris durch einen Kanal mit dem Meere zu verbinden, wird vorgeschützt, um die Ungeduld der öffentlichen Meinung zu beschwichtigen. Aus demselben Grunde ist auch die schon vor Jahren angekündigte Verlängerung des Boulevard Magenta bis jetzt unterblieben.

Der einzige Spaziergang für die Bewohner dieser Gegenden sind die Alleen, die man theilweise an der Stelle der früheren Ringmauer angelegt hat. Die Bäume sind bereits so weit, daß der Schatten im Sommer ein spielendes Kind gegen die Sonne schützen kann. Bei Regenwetter sammelt sich das Wasser in Pfützen und der Lehmboden wird dergestalt durchweicht, daß man bei jedem Schritt einsinkt. Die Trottoirs der äußern Boulevards befinden sich in schlechtem Zustande und sind so geblieben, wie sie die ehemalige Gemeinde Montmartre der Stadt Paris hinterlassen. Hier und da haben sich stattliche Häuser erhoben, aber die Baulust hat bald nachgelassen; die glänzenden Hoffnungen, welche das Niederreißen der Barrièren geweckt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Boulevards sind noch fast in ihrer ganzen Länge mit Schuppen, kleinen Kramläden und Kneipen eingefaßt. Auf dem einstockigen, roth angestrichenen Häuschen eines Marchand de Vin steht noch immer angeschrieben: Venite Bacchum adoratum: das ist nicht sowohl Küchen- als Kellerlatein. Auf dem Aushängeschild eines andern Wirths ist ein Zecher abgebildet, der mit einem Kumpan anstößt, mit den Worten: „Eins freut mich nur: daß nämlich der Engländer keinen solchen Wein hat!" Der Engländer könnte ihn schon haben, allein er mag ihn nicht. Beim Abschließen des letzten Handelstractats mit England zählte man besonders auf eine verstärkte Ausfuhr des Bordeauxweins nach London; man hatte sich aber ganz und gar verrechnet. Die meisten Weine, die sofort nach Abschluß des Vertrags von Bordeaux dahin ausgeführt worden, liegen noch in den Docks.

Mehrere Marchands de bric-à-brac haben sich auch auf den Boulevards Rochechouart und des Martyrs angesiedelt. Auf letzterem befindet sich unter andern die Bude eines Schwertfegers, der sich besonders mit Aufkaufen und Restauriren alter Waffen beschäftigte. Unlängst hatte er das Glück oder das Unglück, einen alten Helm zu ersteigern, für ein Geringes; derselbe war gänzlich verrostet und konnte nur einen Kenner interessiren. Nachdem ihn unser Waffenschmied gesäubert und polirt hatte, kam ein wahres Kunstwerk zum Vorschein, das obendrein reich mit Gold eingelegt war und einen großen Werth hat. Außerdem hatte ihn ein reicher Liebhaber beauftragt, ihm eine Trophäe oder „Panoplie" kostbarer alter Waffen herzustellen. Darüber verlor der gute Mann völlig den Verstand. Plötzlich sah man ihn dieser Tage als Ritter bewaffnet auf dem Boulevard erscheinen: Küraß, Arm- und Beinschienen, nichts fehlte; er trug auf dem Kopfe einen Helm mit mächtigem Federbusche und ein Schwert in der Hand; so stürzte er aus seiner Bude heraus und drang auf die Vorübergehenden ein. Stadtsergeanten, die man zu Hülfe rief, bemächtigten sich des neuen Don Quixote und führten ihn auf die Polizeipräfektur; von da aus wurde er in's Narrenhospital zu Bicètre transportirt. Ein Trost für arme Teufel, die zu nichts kommen können; am Ende thun sie am gescheidtsten, als arme Teufel zu sterben.

Kaum sind wir die abschüssige Straße des Martyrs ein paar hundert Schritte hinabgegangen, so erblicken wir links die Avenue Trudaine, vor zwei Jahren noch eine Einöde und jetzt, ein prachtvolles Boulevard. Zwischen der Avenue und dem äußeren Boulevard hat sich ein neues Quartier gebildet, mit verschiedenen Straßen und splendiden Häusern im modernsten Style, die sich mit den schönsten Construktionen des Boulevard Straßburg und Sebastopol messen können. Leider steht das Schlachthaus von Montmartre hier noch immer; es war dieses Jahr das Hauptquartier der boeu' gras, die hier das Ende ihrer glorreichen Fahrt gefunden; denn seit einigen Jahren läßt man die Ochsen fahren; das Fleisch der durch die langen Fußwanderungen abgematteten Thiere wurde dadurch ungenießbar. Das Schlachthaus wird demolirt, sobald der Viehmarkt und die Schlachthäuser auf den Anhöhen von Lavillette fertig sind.

Parallel mit der Avenue Trudaine läuft die Verlängerung der Straße Laval; etwas tiefer durchschreiten wir die verlängerte Straße Lafayette; sie soll von Lavillette bis zur neuen Oper führen und ist bereits bis Rue Lafitte vorgeschoben. Diese Straße erhielt den Namen Lafayette nach 1830; sie setzt die Nordbahn in direkte Verbindung mit den innern Boulevards. Der neue Bahnhof der Nordbahn mit seinem Portale ist noch nicht vollendet, so viel ich weiß. Das Portal muß viel Geld gekostet haben, entspricht aber keineswegs den Kosten, die es veranlaßt hat. Es bildet einen weit gespreizten, überhängenden Bogen; die vielen Statuen, Frankreich, den Handel, die Industrie u. s. w. vorstellend, geben ihm vollends etwas Schwerfälliges und Gedrücktes. Die Höhe steht in keinem Verhältnisse mit der Breite; könnte es nur einen Fuß erhöht werden, so würde es einen großartigen Effekt machen. In der Architektur sind überhaupt die Pariser weit zurück. Für sie gibt es in der Welt nichts anderes als griechische Baukunst; diese reicht aber für moderne Zustände nicht mehr aus. Die neue Einrichtung der école des beau arts, wodurch der Aufenthalt der Laureaten zu Rom von fünf Jahren auf zwei reducirt wird, kann auch in dieser Hinsicht nur ersprießliche Folgen haben. Wenn die französischen Architekten reisen, wie man es ihnen nunmehr zur Pflicht macht, so werden sie in München, Berlin und anderswo Dinge sehen, die ihren Ideen einen neuen Horizont öffnen müssen. Der neuen französischen Architektur fehlt es an einem Ideale.

In dem älteren Theile der Straße, nach Lavillette zu, steht die deutsche katholische Kirche; diese aber hat nicht zu viel gekostet, eine ärmliche Kapelle in einem abgelegenen Hofe versteckt, als scheue sie die Blicke der Vorübergehenden. Der Verfasser des bekannten Romans: „der Verfluchte,“ welcher der katholischen Kirche ihren Luxus und ihre Verschwendung vorwirft, würde sich beim Anblick dieser Spelunke getröstet fühlen. So müssen die Schlupfwinkel ausgesehen haben, wo die verfolgten Christen unter Nero oder Diocletian die heiligen Mysterien feierten. Die verlängerte Straße Lafayette, die „neue“ also, hat ein gut Theil der Straße Montholon weggerissen; an deren Stelle befindet sich jetzt ein Square dieses Namens, mit einer Cascade. Die Felsen sind aus dem Walde von Fontainebleau hieher transportirt worden.

Genf, Februar.

(Schluß.)

Das fünfzigjährige Jubelfest der Wiederherstellung der Republik.

„Unsere Abschiedsaudienz,“ erzählt de Candolle in seinen Memoiren weiter, „gab noch zu einem Zwischenfall Veranlassung, der bemerkt zu werden verdient. Als man die Deputation vom Leman meldete, kam der erste Consul geradewegs auf uns zu und fragte mit sehr barscher Miene: „Wer sind Ihre Abgeordneten in der gesetzgebenden Versammlung und im Tribunat?“ Wir begannen sie aufzuzählen, aber ohne uns vollenden zu lassen, sagte er: „Ei, Sie nennen Benjamin Constant nicht? Das ist ein schmähliches Ding für Sie!“ — „General, nicht wir, der Senat hat ihn ernannt.“ — „Das thut nichts, es ist eine Schmach für Ihr Departement! Dieser Mann möchte Alles verwirren und uns zum zweiten oder dritten September zurückführen.“ So hielt er eine lange Tirade und sagte schließlich: „Allein ich werde ihn im Zaum zu halten wissen, ich halte den Arm der Nation über ihm erhoben.“ Dann plötzlich besänftigte sich sein Ton und er sagte: „Allein er ist ja von Lausanne, er ist kein Franzose.“ Da ich seine Absicht sehr gut durchschaute, so sagte ich sofort: „General, er ist Franzose, wie alle Genfer es sind. Sein Vater war Bürger von Genf.“ Er stellte noch einige Fragen, die augenscheinlich den Zweck hatten, uns zu irgend einem Ausspruch zu veranlassen, woraus er hätte den Schluß ziehen können, daß Benjamin Constant kein Franzose sey, um ihn unter diesem Titel vom Tribunat vertreiben zu lassen; wir gaben diesem falschen Schluß keinen Anhaltspunkt und kurze Zeit nachher entledigte man sich Constants durch eine allgemeine Musterung des Tribunats. Ich ging aus dieser Audienz, ziemlich zufrieden, den großen Mann im Zorn gesehen und gefahrlos in diese furchtbaren Augen geblickt zu haben, welche den mit eisigen Schrecken übergießen sollten, auf dem sie etwas ernsthafter weilten, als auf uns.“

Nach dieser von dem großen Naturforscher, dessen Freimuth übrigens Napoleon nicht vergessen zu haben scheint, mit so vielem Behagen geschilderten Episode kehren wir zu dem weiteren Verlauf der Ereignisse zurück. Noch ist zu bemerken, daß schon beim Beginn der Unterhandlungen zu Amiens wegen des Friedens mit England einige Genfer, unter andern der frühere Syndicus Ami Lullin, das Haupt der französischen Regierung zu Gunsten einer Wiederherstellung ihrer vaterländischen Republik zu stimmen suchten. Zu gleicher Zeit legten mehrere Genfer, welche in London wohnten, wie Chauvet, Etienne Dumont, d'Ivernois, am 9. December 1801 dem englischen Minister Lord Hawkesbury eine Denkschrift vor, in welcher die Klagen Genfs gegen Frankreich aufgezählt sind. Dieser zweite Schritt scheint dem ersten nachtheilig gewesen zu seyn; beide blieben bekanntlich ohne Folgen und Napoleon pflegte in Zukunft seine Mißstimmung gegen Genf in die Worte zu kleiden: „On parle trop bien anglais à Genève.“

Ganz besonders scharfes Augenmerk richteten die französischen Behörden auf die Genfer Presse. Ein Specialbeamter war beauftragt, die Bücher, welche von Genf aus in's Ausland versendet werden sollten, auf der Präfectur zu stempeln; dasselbe Verfahren wurde bei allen eingeführten Drucksachen beobachtet. Das literarische Leben, bis dahin so regsam in der altgebildeten Lemanstadt, litt unter dieser Strenge außerordentlich; es zog sich zum Theil nach Coppet zurück, wo sich der ehemalige Minister Necker niedergelassen hatte, dessen berühmte Tochter, Frau von Staël, dort häufig einen kleinen Musenhof um sich zu versammeln wußte. Höchst bezeichnend für die Stimmung der damaligen Zeit ist es, daß eine in Genf erscheinende Zeitschrift, die Bibliothèque Britannique, die Mutter der noch heute bestehenden Bibliothèque Universelle, ihren Titel wie ihre Stoffe dem freien Inselreich, dem mächtigsten und unversöhnlichsten Feinde Napoleons, entlehnte.

So schien denn der erste Consul nicht ganz Unrecht mit seinem eben angeführten Ausspruch zu haben. Wie sich die Literatur in unabhängiger oder durchaus reservirter Haltung zeigte, so hatten auch die verschiedenen wissenschaftlichen Institute und gelehrten Gesellschaften, wie die Akademie und die Société des Arts sorgfältig ihren nationalen Charakter zu behaupten gesucht.

Trotz des persönlichen Wohlwollens zweier Präfekten, Barante und Capelle, wurde die Tagespresse von einer drückenden Censur überwacht. So beauftragte 1801 der Polizeiminister Fouché den Präfekten, den Journalisten das ausdrückliche Verbot von neuem einzuschärfen, über die Religion, die Geistlichen, den Cultus überhaupt zu schreiben, oder etwas über die Rückkehr der Emigranten, die Bewegung der Truppen und dergleichen zu veröffentlichen. Später gab der Herzog von Rovigo in derselben amtlichen Eigenschaft ähnliche Befehle in Betreff der Veröffentlichung von Notizen über die Preise und die zunehmende Theuerung der Lebensmittel. Gegen solche Strenge machte sich hie und da einmal die Unzufriedenheit in Schmähschriften Luft, die bei nächtlicher Weile trotz aller Wachsamkeit der Behörden in den Straßen angeheftet wurden. Auch konnte die wachsende Mißstimmung nicht dadurch gemildert werden, daß einzelne hervorragende Patricier höhere Anstellungen erhielten und Aufnahme in die ersten der gelehrten Corporationen Frankreichs fanden. Die stillen Wünsche für einen Wechsel der Dinge nahmen zu, und wir finden in einer Genfer Schrift aus der damaligen Zeit den an so viele gleichzeitige Flugschriften Deutschlands erinnernden prophetischen Schluß: „Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, hängt vom Zusammenwirken von Ereignissen ab, welche Frankreich durch seinen Ehrgeiz beschleunigen zu wollen scheint."

Unter solchen Umständen konnte die Nachricht von der Niederlage der französischen Heere in Rußland ihres tiefen Eindrucks auf die Gemüther nicht verfehlen. Man begann leichter zu athmen, der Alp der Fremdherrschaft schien sich heben, der böse Traum verschwinden zu wollen. Aber bestimmte Plane konnten sich nicht bilden, so lange die Hülfe den schweizerischen Grenzen nicht näher rückte. Erst mit der todesmuthigen Erhebung des deutschen Volks, mit dem Untergang der Napoleonischen Sonne auf den Schlachtfeldern von Leipzig konnten auch in Genf die Aussichten auf Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit festere Gestalt annehmen. In dem oben von uns angeführten Geschichtswerk von Gaullieur, in sämmtlichen Zeitungsartikeln, welche aus Anlaß des Jubelfestes vom 31. December 1863 erschienen, ist aber immer nur von der Niederlage in Rußland die Rede — kein Wort vom glorreichen Volkskampf in Deutschland; es ist als ob man uns die mit unserem Blute erkaufte Ehre nicht gönnen wollte. Und doch schlug erst in Folge des Leipziger Siegs auch für die alte Republik Genf die Stunde der Freiheit, und die Heere einer deutschen Macht waren es, welche die Franzosen von den Ufern des blauen Leman vertrieben.

Im December 1813 hatte ein Corps der Verbündeten die schweizerischen Grenzen überschritten und näherte sich in Eilmärschen dem Rhonethal. Die Gährung in Genf wuchs zusehends. Schon am 24. December hatten sich einige Patrioten, größtentheils den patricischen Ständen angehörend, und ehemalige Beamte der Republik, wie Ami Lullin, J. des Arts, Saladin u. a., im tiefsten Geheimniß zur Berathung, was unter den obwaltenden Umständen zur Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit zu thun sey, versammelt. Dieser Kreis muthiger Männer sandte am 28. December eine Deputation an General Bubna, der die Vorhut des österreichischen Heeres befehligte, nach Lausanne, um das Wohlwollen des Feldherrn für den zu neuem Daseyn erwachenden Freistaat in Anspruch zu nehmen. Der 29. December verlief in Genf unter bangen Sorgen, man wußte noch nicht, ob die nächsten Tage Heil oder Unheil bringen würden. Allein die Franzosen hatten jeden Gedanken an einen ernsten Widerstand aufgegeben und die Besatzung zog sich am 30. Morgens zurück; die französischen Beamten hatten zum Theil schon vorher ihre Stellen aufgegeben, die Genfer Nationalgarde bezog die Posten. Am Nachmittag desselben Tages hielt General Bubna seinen Einzug an der Spitze von 12,000 Mann, er nahm sein Hauptquartier in der Präfektur, dem heutigen akademischen Museum. Die österreichischen Truppen bestanden größtentheils aus Ungarn und Croaten. Denkt man auch wenig mehr daran, welchen Dank man dieser Abtheilung des verbündeten Heeres schuldet, so ist dagegen der „fremdartige" und „wilde Ausdruck" der „Kaiserlicks" noch heute nicht vergessen. Ja man klagt noch gegenwärtig wohl darüber, daß jene Truppen den Typhus nach Genf gebracht hätten, als ob das vorübergehende Uebel schlimmer gewesen wäre als die Franzosen. Wir sind bei diesen und andern Gelegenheiten ganz eigenthümlichen, von einer unbegreiflichen Suffisance zeugenden Aeußerungen in Genf begegnet, ein Capitel, über welches wir am besten den großen Mantel der deutschen Nachsicht werfen.

Doch zurück zu den letzten Decembertagen des Jahres 1813. Schon am 30. Abends hatte sich eine provisorische Regierung aus 22 fast sämmtlich den höchsten Ständen angehörenden Bürgern gebildet und eine Proklamation verfaßt, welche dem Volk seine wiedererroberte Freiheit verkündete. Allein schon in diesem Manifest war die Befreiung als das ausschließlich selbstständige Werk der Genfer hingestellt, ohne daß dabei auf die Thatsache des Einmarsches der Oesterreicher irgend welche Rücksicht genommen wurde. Graf Bubna verstand übrigens in diesem Punkt keinen Scherz, die Proklamation mußte auf seine Einsprache dahin abgeändert werden, daß die provisorische Regierung erklärte, sie habe sich auf Veranlassung des Generals gebildet. * So gern man dem trotz des langjährigen Fremdenjochs lebendig gebliebenen Unabhängigkeitsgefühl

* A. Rilliet, Histoire de la Restauration de la République de Genève.

der Genfer volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so durfte doch diese historische Thatsache in unserer objektiven Schilderung nicht übergangen werden, während natürlich das Nationalfest vom 31. December nur an die freie That des Genfer Volks selbst anknüpfen konnte.

Das Fest war denn auch eine patriotische Volksmanifestation im besten Sinne des Worts. Alle Schichten der Bevölkerung zeigten sich von gleicher Begeisterung ergriffen, alle Stände wetteiferten, ihre vaterländischen Gesinnungen zu bekunden. Die Bedeutung eines solchen nationalen Aufschwungs hängt nicht von der Zahl der Individuen eines Gemeinwesens ab; ja der Eindruck wächst, wenn man ein kleines Volk sich mit Stolz seiner Eigenartigkeit und Geschichte bewußt und seinen heimischen Institutionen und Sitten mit derselben Liebe zugethan sieht, wie eine große Nation von vielen Millionen. In dieser Hinsicht darf das Genfer Volksfest nicht hinter der Oktoberfeier in Deutschland zurückstehen, und die Glocken und Kanonen, welche am frühen Morgen des 31. Decembers 1863 im ganzen Canton Genf ihre ernsten Töne über Land und See entsandten, redeten eine so eindringliche Sprache, wie das Glockengeläut und der Kanonendonner, die am 18. Oktober desselben Jahres über die Leipziger Ebene dahinhallten. Die ganze Stadt prangte im festlichen Fahnenschmuck, die Genfer und die eidgenössische Cocarde zierten jede Brust. In St. Peter fand eine kirchliche Feier statt, und am Nachmittag bewegte sich ein Festzug, an welchem sich die Mehrzahl der politischen und städtischen Behörden, so wie sämmtliche Vereine, im Ganzen an achttausend Personen betheiligten, durch die Straßen nach dem Stadthaus, an dessen dem schönen Promenadeplatz la Treille zugekehrten Seite ein Denkstein mit einfacher Inschrift zur Erinnerung an das festliche Ereigniß gesetzt wurde. Den Beschluß machte Abends eine glänzende Beleuchtung der Stadt, durch deren Straßen fast die ganze Nacht hindurch singende und jubelnde Schaaren zogen. Der letzte Tag im Jahr, der berühmte „trente-et-un," bildet stets mit dem Neujahr einen Hauptglanzpunkt im Volksfestkalender Genfs, aber der Sylvester von 1863 wird noch lange in der Erinnerung fortleben.

Wer das Fest mit angesehen hat, der wird die Ueberzeugung davon getragen haben, daß dieses Volk, wie auch die Würfel fallen, welche Wechselfälle die Geschicke der Zukunft in ihrem Schooße bergen mögen, niemals französisch werden kann. Man kann den Kanton Genf dem Territorium des Kaiserreichs annexiren, das Recht des Stärkeren kann einen äußerlichen Sieg feiern: Franzosen kann man niemals aus diesen, sich ihrer Selbstständigkeit und ihres Volksthums bewußten Republikanern machen. Die Genfer huldigen in vieler Hinsicht französischer Sitte; Pariser Cultureinflüsse machen sich vielfach geltend, Pariser Bildung und Pariser Geschmack üben einen starken Zauber; man verleugnet nicht seine Stammverwandtschaft mit Frankreich, besonders der deutschen Race gegenüber; aber man hat seine eigenen, seit Jahrhunderten fest entwickelten Institutionen, man hat seine eigene Confession, seine Geschichte und seine Traditionen, man hat die Gewohnheit der Freiheit und Selbstbestimmung, ein lebendig entwickeltes Gefühl scharf ausgeprägter Individualität: man kann niemals ein Glied der centralisirten „großen Nation" werden. Nur wenn einmal Frankreich sich in seine einzelnen Provinzen auflösen sollte, um einen locker unter sich verbundenen Staatenbund zu bilden, nur nach einem solchen außer aller Berechnung liegenden historischen Proceß wäre für die Eidgenossenschaft an die Gefahr zu denken, Genf zu verlieren und den Geschicken seiner Race folgen zu sehen. Aber selbst dann noch läge die Verwirklichung der Idee eines neuburgundischen Staats in diesen Landschaften näher als die einer fränkischen Conföderation. Denn auch das Diadem der Königin Bertha und der Rudolphiten hat noch seine stillen, getreuen Kronenwächter. Doch davon ein andermal.

W. L.

Newyork, Januar.

Einfluß des Kriegs auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die Sklavereifrage.

Die Stürme des Kriegs sind durch eine allgemeine Windstille unterbrochen, wie man sie seit dem Ausbruch des Kriegs kaum erlebt hat. Die Elemente selbst, ein ungewöhnlich kalter Winter — der erste seit sieben Jahren — der sein strenges Regiment bis in die südlichen und mittleren Staaten erstreckt, hat sein gebieterisches Veto gegen alle kriegerischen Unternehmungen eingelegt und einen gezwungenen Waffenstillstand herbeigeführt. Vergebens greift man am Morgen mit gieriger Ungeduld nach den Zeitungen; man erhält keine andere Befriedigung, als die Gewißheit, daß eben nichts darin ist, das des Lesens verlohnte. Höchstens einmal eine aufgefangene Rebellencorrespondenz, Auszüge aus südlichen Blättern und die ausführlichen Beschreibungen schon halb vergessener Ereignisse, lange Artikel über städtische Zustände, Besprechungen des Theaters und verwandter Gegenstände, bilden die Hülfsmittel, durch welche die Zeitungsschreiber sich — neben den europäischen Nachrichten — über die gegenwärtige Dürre hinwegzuhelfen suchen.

Man weiß es, Krieg an sich ist eben kein Beförderer der Civilisation; sein nachtheiliger Einfluß auf die Zeitungsliteratur ist indessen erst in den letzten Wochen in vollem Maaße sichtbar geworden. In ruhigen Zeiten, wenn nicht die Erwartung und die Nachrichten von außerordentlichen Ereignissen die Leser ausschließlich beschäftigen, bedurfte es interessanter, künstlerisch abgerundeter Artikel, um dem Verlangen der Gebildeten Genüge zu thun, und in der That konnten manche der verbreitetsten hiesigen Blätter, namentlich die „Tribune," die „Evening Post" und die „Times" sich ohne Scheu den besseren europäischen Blättern an die Seite stellen. Mit dem Fall des Forts Sumter wurde unter andern Dingen indessen auch jene höhere Gattung von Zeitungsliteratur für den Augenblick unter dem Schutt begraben. Der Telegraph ist der Hauptredakteur geworden, dem die Mitarbeiter sich als ergänzende Gehülfen unterordnen, und nur die Kämpfe und Bestrebungen der verschiedenen Parteien gewähren der journalistischen Thätigkeit noch einigen Spielraum.

In Newyork genießt man indessen das Leben mit vollen Zügen, so weit der Amerikaner sich überhaupt auf Lebensgenuß versteht, und wären nicht die vielen Verstümmelten, die man auf den Straßen umherhinken sieht, als die unzweideutigen Wahrzeichen eines blutigen Kriegs, oder begegnete man nicht hin und wieder den Ueberresten eines Regiments, das vollzählig ausgerückt war und jetzt manchmal nicht an zweihundert Mann stark, mit zerfetzten Fahnen, abgerissen, mager und von Hitze und Kälte mitgenommen zurückkehrt, so möchte man glauben, das Land habe nie eine glücklichere Zeit gesehen. Französisches Theater, deutsche und englische Oper floriren und der Luxus, der immer hier in höherem Grade als in Europa auf den Straßen zur Schau getragen wurde, scheint noch im Steigen begriffen. Je theurer alle Gegenstände werden, je mehr werden sie begehrt und gekauft. Viele Leute, die sonst in beschränkten, untergeordneten Verhältnissen lebten, sind durch glückliche Spekulationen, zu denen die gegenwärtigen Zustände vielfache Gelegenheit bieten, plötzlich reich geworden und brennen jetzt, ihren Reichthum an den Tag zu legen und die sogenannte alte Aristokratie, die Reichen seit ein paar Generationen, noch zu überbieten. Besonders bemerkt man diesen Winter eine Masse glänzender Equipagen, wie man eigentlich nur in den größten Residenzen, wo sich ein reicher Adel versammelt, anzutreffen erwarten sollte. In den kalten Tagen wurde mit Begierde die Gelegenheit zum Schlittenfahren ergriffen. Im Ganzen ist Newyork unter den Städten, die einen einigermaßen langen Winter haben, am wenigsten zum Schlittenfahren geeignet, da anhaltende Kälte zu den großen Ausnahmen gehört, und selbst wenn sie einmal eintritt, gewöhnlich von trockenem Westwind und deßhalb selten von Schneefall begleitet ist. Fällt auch einmal eine Masse Schnee, so folgt fast immer bald ein Wechsel der Temperatur, der ihn schnell wieder in Wasser verwandelt, und nur selten erlebt man hier acht Tage lang eine erträgliche Schlittenbahn. Dazu ist Frostwetter fast immer von heftigem schneidendem Wind begleitet, der selbst geringe Kältegrade bis zum Schmerzhaften empfindlich macht. Trotzdem, und vielleicht gerade der Seltenheit der Sache wegen, ist man auf dieses zweifelhafte Vergnügen wüthend versessen, und die dünnste Lage Schnee, die holperigste Bahn bringt wie durch einen Zauberschlag Tausende der elegantesten Schlitten an's Tageslicht, in denen die Damen, in reiche Pelzdecken eingehüllt, mit blaugefrorenen Gesichtern sitzen und sich höchlich zu ergötzen wähnen.

Die Ueberzeugung, daß der Krieg mit der Unterdrückung der Rebellion endigen müsse, ist jetzt unter allen Classen — nicht einmal die Masse der Sklavenhalter ausgenommen — die allgemein herrschende geworden, und die Kupferschlangen des Nordens geben sich kaum noch die Mühe, zu verbergen, daß sie die Sache ihrer südlichen Freunde als eine verlorene betrachten. Auch die Abschaffung der Sklaverei wird von den Meisten jetzt als eine unvermeidliche Maßregel betrachtet; bei alledem ist es aber höchst voreilig, wenn man — wie sich mitunter selbst Politiker

und Zeitungsschreiber einfallen lassen — wagen will, den Zeitpunkt auf Monate, ja auf Wochen vorher zu bestimmen. Ganz abgesehen von allen möglichen Wechselfällen des Kriegs, abgesehen von den Hülfsmitteln, welche selbst einem schon mehr als halb besiegten Feinde noch zu Gebote stehen, gibt es einen andern, nicht weniger gefährlichen Feind im eigenen Lager, der dafür sorgen wird, den Krieg so lang auszuspinnen, als sich noch ein Rebell in Waffen befindet. Die Unrechtlichkeit, die Habsucht, die Bestechlichkeit, womit alle Classen angesteckt sind, ist in Wahrheit der ärgste Stein des Anstoßes. Die Massen des Volks wünschen allerdings die Rebellion so bald als möglich unterdrückt zu sehen und seufzen nach einem durch Sieg errungenen Frieden; aber auf der andern Seite steht die Schaar von Spekulanten, von Lieferanten, von hohen und niedern Beamten und Agenten, und unter welchen Namen noch alle jene Arten von menschlichem Ungeziefer umhergehen, die in dem Kriege eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums finden, und durch das Geld auch die Macht in Händen haben, ihren unheilbringenden Einfluß geltend zu machen. Die Betrügereien, die Bestechungen, welche täglich an's Tageslicht kommen, um morgen von neuem verübt zu werden, und noch mehr die Schamlosigkeit, mit der sie begangen werden, finden schwerlich irgendwo ihres Gleichen, wenigstens nicht im Betrag der auf solche Weise erschwindelten Summen. In dieser Beziehung ist besonders das Departement der Marine fast zum Sprüchwort geworden. Jedermann weiß, daß dort nicht das Kleinste ohne Bestechung erlangt, nicht das Geringste ohne Betrug bewerkstelligt und stets dafür gesorgt wird, daß die Regierung immer die höchsten Preise bezahlen muß. Zum Beispiel: im vorigen Jahre brauchte man irgendwo ein Transportfahrzeug; statt dasselbe aber zu kaufen, sorgte man dafür, daß es nur gemiethet und dafür die Kleinigkeit von 350 Dollars täglich bezahlt wurde, bis endlich, nachdem dieses Spiel ein Jahr gedauert und der Begünstigte damit ein Vermögen von fast 400,000 Dollars erübrigt hatte, man die Regierung noch das Schiff für 40,000 Dollars kaufen ließ. In andern Departements fallen übrigens ähnliche Dinge vor; das Finanzdepartement hält unter anderem in Philadelphia einen Agenten für den Verkauf der Schuldscheine für die letzte Anleihe, der für jede Anlage, die gemacht wird, $^1/_8$ Procent erhält. — In den niedern Classen wird seit einiger Zeit einer der nichtswürdigsten Industriezweige von den sogenannten Rekrutenmäklern betrieben. Die Regierung zahlt nämlich jedem, der einen Freiwilligen für's Heer liefert, eine Prämie von fünfzehn Dollars, eine Einrichtung, deren verderbliche Folgen sich voraussehen ließen, weil dadurch allen Industrierittern, allen denjenigen, die zwar verschlagen und listig, aber nicht fleißig und rechtlich genug sind, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, kurz Allen, die nur auf Kosten und zum Schaden anderer leben, Thür und Thor geöffnet und die indirekte Erlaubniß ertheilt wurde, ihre Kniffe ungestraft nach Herzenslust zu üben. Alle ehemaligen Emigrantenrunner, alle Diebe, die noch einen Schein von Rechtlichkeit bewahren, weil sie sich nicht gerade bei Einbrüchen oder mit den Händen in anderer Leute Taschen ertappen lassen, sind Rekrutenmäkler geworden, und üben ihre Künste zum Schaden der armen Schelme, die sie sich zu Opfern aussuchen. Häufig begnügen sie sich nicht mit den ihnen gesetzlich zukommenden fünfzehn Dollars, sondern verstehen manchem armen unerfahrenen Jungen die Prämie von dreihundert Dollars abzuschwindeln, die der Staat Newyork jedem Freiwilligen gibt. Oft machen sie ihre Opfer betrunken; allein in manchen Fällen, wo der Wein und Branntwein nicht betäubend genug wirkte, um ihnen ihre Beute willenlos in die Hände zu liefern, wurden gefährlichere, narkotische Gifte angewendet, und vor kurzem ereignete sich's, daß drei schwarze Rekruten, die sich eben hatten anwerben lassen, unter allen Zeichen der Vergiftung starben. Manchmal werden auch falsche Vorspiegelungen angewendet, und unwissende, des Lesens unkundige Menschen glauben sich als Stallknechte, Matrosen oder irgend etwas anderes zu verdingen und erfahren zu spät, daß sie die Ehre haben, zu dem Heer der Vereinigten Staaten zu gehören. So geht die Verderbniß durch alle Schichten der Gesellschaft, zersetzt und verdirbt die Atmosphäre und läßt einen mit Besorgniß in die Zukunft blicken. Was in der Welt wird man auf die Trümmer der alten Union bauen? Was läßt sich von einem Volk, von Gesetzgebern und Staatsmännern erwarten, denen es an Rechtlichkeit fehlt, deren sittliche Begriffe sich noch in einem solchen Zustand der Verwirrung befinden, daß Parteihäupter, Politiker und Geistliche noch vor kurzem, um ihre Popularität zu behaupten, nicht ängstlich genug versichern konnten, daß sie keine Abolitionisten seyen, und durchaus nichts auf der Welt beabsichtigten, als die Sklaverei auf ihre bisherigen Grenzen zu beschränken, und viele die Beschuldigung des Abolitionismus mit größerer Empörung von sich abgelehnt haben würden, als etwa die des Diebstahls. Der jetzige Präsident, dessen so hoch gepriesene Ehrlichkeit, von dem Standpunkt allgemeiner Sittlichkeit und Humanität betrachtet, höchst zweifelhaft erscheint, ist ein ächter Repräsentant des amerikanischen Volkes. Ein Brief an Horace Greeley, den Hauptredakteur der „Tribüne," in dem er sagt, daß es ihm ganz gleich sey, ob er die Union mit oder ohne Sklaverei rette, und seine Versicherung in seiner letzten Botschaft an den Congreß, daß er früher „gehofft" habe, die Rebellion ohne die Abschaffung der Sklaverei zu unterdrücken, sind bezeichnende, nicht zu mißdeutende Aktenstücke. Man kann sich keinen Täuschungen hingeben; der Krieg gegen den Süden hat sich durch die Umstände zu einem Kreuzzug gegen die Sklaverei gestaltet, aber es ist nicht die Empörung gegen diesen Inbegriff aller Schlechtigkeit und aller Verbrechen, sondern nur die spät erlangte Einsicht ihres verderblichen Einflusses auf das Gedeihen des Landes, die einen solchen Krieg allein möglich gemacht hat. Den Fall gesetzt, daß die Südländer in der Ueberzeugung, daß ihre Sache eine verlorene sey, sich heute bereit

erklärten, die Waffen niederzulegen, unter der Bedingung, daß ihnen die Sklaverei innerhalb der bisherigen Grenzen garantirt würde, so läßt sich keinen Augenblick zweifeln, daß der Präsident mit dem ganzen Cabinet, der Mehrzahl des Congresses und des Volkes höchst bereitwillig darauf eingehen würden.

Der Umschwung, welcher in der öffentlichen Meinung vor sich geht, ist trotzdem unermeßlich. Die Macht der Ereignisse bewirkt, was die Tugend und Gerechtigkeit der Nation nicht bewirken konnten, und keiner entgeht auf die Dauer ihrem Einfluß. Als Zeichen der Zeit in dieser Richtung ist eine Flugschrift zu erwähnen, die in diesen Tagen unter dem Titel: „Miscenegation" erschienen ist, in welcher die Vermischung der weißen und schwarzen Race als eine unvermeidliche Nothwendigkeit und als das einzige Mittel aufgestellt wird, der auf diesem Continent vor sich gehenden Verschlechterung der Race Einhalt zu thun. Das Werk ist offenbar gut gemeint und stammt aus ehrlicher Ueberzeugung, ist aber keineswegs glänzend geistreich oder originell geschrieben. Die sittlichen, physiologischen und historischen Gründe, die der Verfasser aufstellt, sind theilweise längst von der aufgeklärten Welt anerkannt, während so manche andere überflüssig sind oder auf schwachen Füßen stehen. Die Bedeutung liegt jedoch in dem Umstand, daß heutzutage ein Mensch überhaupt wagt, als Anwalt einer Sache aufzutreten, welche bisher nach hiesigen Begriffen für das Verächtlichste, Anstößigste, Entehrendste, ja Unsittlichste galt, worauf die Gesellschaft nur immer ihren Bann legen konnte, so daß eine Frau, die etwa ihrem Manne mit einem andern davon lief, noch mehr Aussicht hatte, dereinst wieder von dieser Gesellschaft zu Gnaden angenommen zu werden, als diejenige, welche aus Neigung und mit Beobachtung aller Formen des Gesetzes den achtbarsten, gebildetsten Farbigen geheirathet hätte. Noch vor zwei Jahren hätte jedes Wort zu Gunsten der Vermischung der Racen einen einstimmigen Ausruf der Empörung und des Abscheus hervorgerufen; dieß war der Punkt, in dem selbst erklärte Abolitionisten, die für den Neger vollständige bürgerliche Gleichstellung verlangten, nicht über das Vorurtheil hinweg konnten, und mancher, der selbst den Farbigen gesellig als seines Gleichen behandelte und keinen Anstand nahm, sich, der herrschenden Meinung zum Trotz, öffentlich mit ihm zu zeigen, ja ihn zu seinem Freund zu machen, würde sich doch beim Gedanken empört haben, sein reines angelsächsisches Blut durch Vermischung mit dem afrikanischen zu verdunkeln, und diejenigen, welche vielleicht selbst keine Einwendung gemacht hätten, scheuten sich, den Unwillen und Abscheu der ganzen großen Masse auf sich zu laden. Selbst Wendell Philipps, obgleich einer der unerschrockensten Kämpfer für die Sache der Neger, hat erst im vorigen Jahr gewagt, sich öffentlich zu Gunsten der Vermischung der Racen auszusprechen, und Harriet Beecher Stowe hat unter allen ihren Schilderungen südlichen Lebens und der Beziehungen zwischen den beiden Racen nicht Ein Beispiel einer reinen, ächten Liebe zwischen Repräsentanten derselben gegeben; und doch kommen dergleichen, wenn auch selten, vor, allen Vorurtheilen und Bannflüchen zum Trotz. Der Verfasser von „Miscenegation" hat übrigens einstweilen doch noch nicht gewagt, seinem Werke seinen Namen vorzusetzen, und hat dadurch sein eigenes Verdienst bedeutend verringert; jedoch der Anstoß ist gegeben und die Sache wird damit nicht ruhen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. 18. März 1864.

> Oui, Roxane, si vous étiez ici, vous vous sentiriez outragée dans l'affreuse ignominie où votre sexe est descendu, et vous soupireriez pour cette douce retraite où vous trouvez l'innocence. — Que dois-je penser des femmes de ce pays? L'art de composer leurs traits, les soins qu'elles prennent de leur personne, le désir continuel de plaire qui les occupe, sont autant de taches faites à leur vertu et d'outrages à leurs époux.
>
> Montesquieu.
> Lettres persanes.

Pariser Zeichnungen.

Französisch und deutsch.

(s. Nr. 48. 49. 1863.)

Die Frauen.

Die sociale Stellung der Frauen in Frankreich findet sich bei keiner andern modernen Nation wieder, am wenigsten in Deutschland, wo selbst der Mann nur durch die gewaltigsten Anstöße aus der Familienverpuppung herauszureißen ist, und wo die Frau keinen andern Wunsch, kein anderes Streben, keinen andern Ehrgeiz kennt, als die Pflege und den Dienst der Hausgötter. Der ganze Zauber, die ganze Innigkeit des Hauswesens der deutschen Hausfrau findet sich in der Schilderung, welche unser großer Dichter einer seiner holdesten weiblichen Gestalten in den Mund legt:

Ja, unsre Wirthschaft ist nur klein
Und doch will sie versehen seyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß sie sonst so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als Andre regen.
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt,
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage
So lieb war mir das Kind. — —
Ich zog es auf und herzlich liebt' es mich,
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend, wie sie damals lag,
Und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht dran denken,
Das arme Würmchen selbst zu tränken.
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß. — —
Die kleine Wiege stand zur Nacht
An meinem Bett, es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht.
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett aufstehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf- und niedergehn,
Dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen,
Und immer fort so heut wie morgen
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu,
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

Das Bild ist nicht erfunden, sondern mit Meisterschaft nach der Natur gezeichnet. Es hat seine

Variationen, in welchen sich der Werth, die Bedeutung, der Ruhm der deutschen Frau ihrem ganzen Umfange nach ausdrücken. Die Französin von Stand macht es der deutschen zum Vorwurf, daß sie sich zu viel mit Strickstrumpf und Küche abgibt.

In Frankreich ist die Frau Mittelpunkt des gesammten Lebens und Treibens, ihr Einfluß erstreckt sich auf alle Interessen, die großen, wie die kleinen, auf die allgemeinen, wie auf die des Einzelnen. Sie ist in alle Kämpfe der Parteien verwickelt und entscheidet nicht selten über den Ausgang. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1789 zeigte sich Mirabeau bekümmert, weil, wie er sagte, die Frauen sich nicht warm genug für den Umschwung interessirten. Ihr Eifer nahm jedoch zu, und der große Redner war zufrieden. Die Frau in Frankreich hilft Throne untergraben und stürzen, Herrschaften errichten, und die Ruhmeskränze aller Art, welche verliehen werden, gehen meist durch ihre Hand. Held oder Künstler sucht ihre Gegenzeichnung auf seinem Unsterblichkeitsdekret zu erlangen. Die Französin hat den Salon erfunden, ein Mittelding zwischen Markt und Haus, mehr Markt als Haus; da gebietet, herrscht, richtet sie, von da aus dehnt sie ihre Herrschaft über alle Lebensverhältnisse aus.

Die Frauen des vorigen Jahrhunderts in Frankreich haben mit ihren Salons mächtig zur Entstehung, Entwicklung und Verbreitung einer Literatur beigetragen, die, alte Anschauungen und Ueberzeugungen, alte Begriffe von Recht zerstörend, neue Grundsätze aufstellend, neue Gesetze verkündend, eine Welt in Trümmer geschlagen, eine Welt hervorgebracht hat.

Frau von Tencin war durch ihren Salon eben so einflußreich, wie die Pompadour, welche über den Willen des Königs verfügte. Außer andern jungen Leuten von Geist und vielversprechender Begabung empfing sie Montesquieu und Helvetius. Sie leistete dem „Geist der Gesetze" (l'esprit des loix) Vorschub, indem sie eine Anzahl von Exemplaren des Werkes, das eine Revolution der Gedanken herbeiführen sollte, kaufte und unter ihre hochgestellten Freunde vertheilte.

Was diesen Einfluß noch seltsamer, noch bezeichnender erscheinen läßt, ist der Umstand, daß Frau von Tencin in üblem Rufe stand, und mit Recht; nicht nur war sie von losgebundenen Sitten, was damals, weit entfernt Anstoß zu erregen, zum guten Ton gehörte, sondern sie machte sich einer unwürdigen Grausamkeit schuldig, indem sie ihr natürliches Kind, aus welchem, beiläufig gesagt, der berühmte d'Alembert wurde, aussetzte und mit unnatürlichem Gleichmuth zusah, wie die Frau eines armen Glasers dasselbe aufnahm und erzog. Sie hatte sich, wie so viele andere hochgestellte Leute, während der Law'schen Finanzverwaltung durch unredliche Spekulationen bereichert. Und was am schwersten auf ihrem Namen lastet, sie wurde wegen Ermordung eines ihrer vielen Liebhaber in einen Criminalproceß verwickelt, aus welchem sie durch die Einwirkung ihrer mächtigen Freunde wohl straflos, aber keineswegs gereinigt hervorging. Nichts kann besser die damalige Gesellschaft und ihren moralischen Zustand, kann besser Zeit, Land und Leute charakterisiren, als daß die Frau, um welche Montesquieu, Helvetius, Mairan, Marivaux, Astruc &c. wie um ihren Mittelpunkt sich drehten, eine unwürdige, niedrig denkende Person, ja wahrscheinlich eine Verbrecherin war, die aber Geist und die Kunst des feinen Umgangs besaß, und daß ein Papst (Benedikt XIV.), der als Cardinal Lambertini zu ihrer Gesellschaft gehört hatte, einen ununterbrochenen Briefwechsel mit diesem Weibe unterhielt.

Nach dem Tode der Frau von Tencin (1749) ging die Gesellschaft der Gelehrten, Denker und Dichter, welche die alte Welt aus den Angeln heben sollten, in den Salon einer andern Frau, und zwar der Frau Geoffrin über, deren Haus tonangebend für ganz Europa, das von Voltaire, Rousseau, dem berühmten Staatsmann Fürsten Kaunitz besucht u. A. wurde. Letzterer mochte aus seinen Beobachtungen zu Versailles und im Salon der Geoffrin die französische Revolution vorher gesagt haben. Stanislaus Poniatowsky nannte die „Ungeborene," die „roturière," Mutter, empfing sie zu Warschau, als sie einer Einladung dahin folgte, mit einem Aufwand, der einer Fürstin würdig war. Die deutschen Höfe alle, welche sich nach der Mode richteten und bewegten, unterhielten besondere Correspondenten in Paris, welche sich um die Vorgänge, um die Unterhaltungen bei der Frau Geoffrin zu kümmern und von denselben ausführliche Mittheilungen zu machen hatten. Katharina II., so wie sie auf den Thron gelangte, besoldete einen Gesandten an dem literarischen Hofe der Frau Geoffrin. Und die Kaiserin Maria Theresia behandelte die berühmte Frau, als dieselbe, aus Polen zurückkehrend, über Wien kam, mit Auszeichnung. Wie vertraut Friedrich der Große mit den Häuptern der neuen französischen Literatur war, die bei der Geoffrin aus und ein gingen, ist allbekannt.

Ein anderer weiblicher Mittelpunkt der gebildeten und der vornehmen Welt war Frau Deffant, welche zur selben Zeit wie die Geoffrin lebte und herrschte. Im hohen Alter erhielt sie einen Besuch von Kaiser Joseph, dem sie Schmeicheleien sagte, welche die Geschichte aufbewahrt. Wie Frau von Tencin, that sich

die Deffant durch die Zahl ihrer Liebschaften hervor, und es gereichte ihr in den Augen ihrer Zeitgenossen und Zeitgenossinnen zur besondern Auszeichnung, daß der Herzog Regent zu ihren erhörten Anbetern zählte.

Erst nachdem die Zeit der Liebe vorüber war und den Erfolgen ihrer Persönlichkeit Demüthigungen folgten, wandte sich Frau Deffant der literarischen Bewegung zu, erhob sie sich zur Richterin über philosophische und künstlerische Werke, unterhielt sie einen Briefwechsel mit Voltaire, sammelte sie Gelehrte und Staatsmänner um sich. Der Präsident Henault, der Encyclopädist d'Alembert, der Diplomat Horaz Walpole, mit welchem sie ebenfalls eine berühmt gewordene Correspondenz unterhielt, gehörten zu den stehenden Figuren ihres Salons. Eben so wenig als die Geoffrin, war die Deffant der Richtung zugethan, welche von der neuen Literatur eingeschlagen wurde. Die Freiheit für alle war ihren Anschauungen entgegen und sie zerfiel daher zuletzt mit den Propheten, welche die Erlösung durch den Gedanken der Menge verkündeten und das „Unterste zu oberst zu kehren drohten."

Im Alter bedeutend vorgerückt, verlor Madame Deffant einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens und das Augenlicht. Sie bezog eine Wohnung in einem geistlichen Stift von Paris; doch als wäre sie ihnen unentbehrlich, folgten ihr die vornehmen Leute, folgten ihr Denker und Dichter auch dahin; sie blieben ihre Gäste, trotz der dreifachen Herabgekommenheit der Wirthin durch Alter, Armuth und Blindheit. Sie aber fühlte, daß sie nicht mehr, wie früher, im Stande sey, ihren Salon zu beleben, und daß demselben ein erfrischendes Element noth that. Deßhalb nahm sie Fräulein l'Espinasse zu sich, eine Dame, der es an Schönheit und Vermögen fehlte, die aber durch Jugend, Liebenswürdigkeit und besonders durch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit gefiel und anzog. Um Fräulein l'Espinasse schaarten sich die verwegeneren Denker, die schonungslosen Verbesserer, und sie theilte die ganze Unerbittlichkeit ihrer Logik, so daß die Gesellschaft allmählig in zwei Lager zerfiel, zwischen denen es nothwendig zum Bruche kommen mußte.

Als dieser Fall eintrat, als sich Fräulein l'Espinasse von Madame Deffant trennte, machte es in Europa ein Aufsehen, nicht anders, als ob es zwischen zwei Großmächten, die verbündet waren, zum Bruche gekommen, der Welttheil mit einer ernsten Störung des Gleichgewichts bedroht wäre. So groß und allgemein anerkannt war die literarische und politische Bedeutung der beiden Frauen und ihres Salons. Französische Minister und fremde Botschafter mischten sich in die Angelegenheit.

In Folge dieser Entzweiung bildeten sich zwei tonangebende Gesellschaften, zwei kritische Gewalten, deren Dekrete und Verordnungen in allen civilisirten Ländern verbreitet waren. Horaz Walpole, Hénault, Voltaire, Montesquieu blieben der Deffant getreu; d'Alembert ging jedoch zur l'Espinasse über, zu welcher er in näheren Beziehungen stand. Der Herzog von Choiseuil, damals Minister, setzte es bei Ludwig XV. durch, daß derselbe Fräulein l'Espinasse einen nicht unerheblichen Jahresgehalt aussetzte. Die Herzogin von Maine sorgte für die Einrichtung, für den Hausrath der Gesellschaftszimmer, in welchen Fräulein l'Espinasse ihre Freunde und Anhänger empfing. Von diesem Kreis bildeten Diderot, d'Alembert, Turgot die hervorragenden Gestalten, und die Encyclopädisten überhaupt den Kern.

Es wären noch die schönen und häßlichen, schauderhaften und witzigen, geistreichen und boshaften Frauen anzuführen, welche in den Salons der Marschälle von Luxembourg, Beauvau, d'Anville rc. im Palais Royal und im Tempel Gesellschaften um sich sammelten und unterhielten. Da diese Salons jedoch ihr Ansehen mehr dem hohen Rang des Herzogs von Chartres, des Prinzen von Conti und der militärischen Führer verdankten und dem Strom der Ideen mehr folgten, als eine Richtung gaben, dünken sie uns weniger geeignet, den überlegenen Einfluß der Frau als solchen darzustellen.

Auf das achtzehnte Jahrhundert, d. h. auf das achtzehnte Jahrhundert vor 1789 werden wir übrigens in diesen Schilderungen nothwendig zurückzukommen haben, weil dasselbe, trotz der gewaltigen Unterbrechung durch die Revolution, die Stellung der Frau wie so vieles andere im heutigen Frankreich hervorgebracht hat und erklärt.

Der Besorgniß Mirabeaus entgegen stürzten sich die Frauen in die große Freiheitsbewegung, und sie thaten es an Eifer und Fanatismus den Männern gleich, wenn nicht zuvor. Sie wirkten durch Wort und That, durch Aufmunterung und durch ihr Beispiel, durch ihr Lieben und ihr Hassen, sie bluteten, sie opferten mit.

Während der heftigsten Stürme, während der Schreckenszeit, als der Verdacht, ein drohendes Gespenst, in Kirchen und Häuser drang, das Gebet, den Zärtlichkeitsaustausch, die Freundschaftsversicherung zu belauschen, als der Mord frei und ungehindert durch die Straßen schritt, um sich Opfer auszuersehen, als die Pike mit der Guillotine im Wetteifer „Aristokraten" vertilgte, dauerten, wie die andern Unterhaltungen, wie Theater und Bälle, die Unterhaltungen der Salons

fort, wo Frauen die Leidenschaften des Tages vertraten und mitwürfelten um Freiheit und Gewalt, um Leben und Tod.

Im Salon der Madame Roland z. B. wurden die Blitze geschmiedet, welche den Königsthron und die auf demselben saßen, zertrümmerten und zuletzt die Schmiede selbst vernichteten. Madame Roland war der Todesengel der Girondisten und ihr eigener. All die Männer des Gedankens, die Redner, Gelehrten und Schriftsteller, die sich bei ihr versammelten, führte sie zum Kampfe, zum Ruhme und zum Tode. Sie waren zu schwach, die Ereignisse, welche sie vorandrängten, in dem von ihnen gewünschten Takte zu erhalten, sie waren zu schonend, zu gemäßigt, um der Wuth des Haufens zu genügen, zu eifrige, zu gründliche Reformatoren, um die Anhänger des Alten, des im Sturze Begriffenen für sich zu gewinnen. Zuletzt ohne Partei, auf die sie sich stützen, ohne Boden, auf dem sie fest stehen mochten, mußten sie mitsammt ihrer schwärmerischen Führerin untergehen. Die Marseillaise singend, aber ohne ein Echo zu finden, trugen sie ihre Häupter voll hoher Gedanken und Lehren zum Schaffot, ehrwürdige Märtyrer. Madame Roland starb ohne Zagen und würdig, wie sie gelebt.

Aus unserem Jahrhundert wollen wir nur der Frau Recamier gedenken, die, zurückgezogen aus dem Getümmel von Paris, in ihrem Salon von Abbaye aux-Bois zu Gerichte saß über Unsterblichkeit, und Berühmtheit wie Almosen austheilte. Alles zog sie an, was ausgezeichnet war durch Talent, Wissen oder Rang, Alles, was nach Auszeichnung trachtete, Beifall, Anerkennung, Ruf suchte, bedurfte der Bestätigung durch die Gesellschaft der Abbaye aux-Bois. Die Rachel, obgleich vom Publikum des Théâtre français bewundert, glaubte nicht eher an ihre schauspielerische Begabung, als bis sie im Salon der Madame Recamier gelesen und Beifall gefunden hatte. Ja heute noch, nachdem der Tod die Wirthin und die meisten Gäste der Abbaye aux-Bois längst zur Ruhe gelegt, hat der ehemalige Zutritt in den Salon der Frau Recamier den Werth eines Ehrendiploms. Und mancher alte Künstler zeigt, wenn er sich recht brüsten will, vor allen Lorbeeren, die er errungen, den Kranz vor, den ihm der Kreis der Frau Recamier gereicht.

Die Herrschaft des Bonapartismus, indem sie der rohen Gewalt alle Rechte einräumt, die persönliche Freiheit aufhebt, den Gedanken verpönt und das Wort unterdrückt, indem sie das Spionier- und Ueberwachungssystem bis zur Vollendung ausbildete, tödtete den Witz und die geistreiche Unterhaltung. Wie sie die Tribüne niederwirft, den Lehrstuhl beschränkt, wie sie der Literatur die Schwingen lähmt, bringt sie den Salon um seinen eigentlichen Charakter; indem sie sich dem freien Austausch der Gedanken widersetzt, drängt sie den Einfluß der Frauen in das geheimnißvolle Dunkel des Boudoirs zurück. Unter dem ersten Kaiserreich wurde Madame Staël des Landes verwiesen, mehr wegen der politischen Unterhaltung in ihrem Salon, die dem unumschränkten Soldaten die Nerven angriff, als wegen der Schriften der talentvollen Frau. Das zweite Kaiserreich hat gleich bei seinem Beginne Thiers entfernt, von dem gewiß nicht zu befürchten stand, daß er den Faubourg St. Antoine aufwiegeln, daß er zum Barrikadenbau aufmuntern, daß er mit einer Flinte bewaffnet auf die Straße gehen würde, um die mit Füßen getretenen Gesetze des Landes zu schützen. Das Exil wurde über ihn verhängt, damit nicht seine Epigramme im Salon die Cäsarenwirthschaft dem allgemeinen Gelächter preisgäben. Die Zusammenkünfte im Salon der Frau von Lieven, wo Guizot vor allen andern das Wort führte, wurden gegen alles Gesetz und Recht verboten. Die französischen Kaiserreiche nehmen es mit der Freiheit des Hauses wie mit den andern Freiheiten nicht so genau. Soldaten und Polizeidiener vollziehen blind die erhaltenen Befehle. Wehe dem, der, auf ein Recht sich berufend, Widerstand leistet! Noch vor dem Bestand des Sicherheitsgesetzes wurde der Verwegene im Interesse der öffentlichen Sicherheit seinen Geschäften, seinen Freunden, seiner Familie entrissen und nach Cayenne gebracht, und dort, außer dem Schmerz der Absonderung von seinen Eltern und Kindern, von der „süßen, lieblichen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens," tausenderlei Ungemach und Entbehrungen ausgesetzt. Es trat ein schweres, ängstliches Schweigen ein in Frankreich. Nur Gemeinheit und niedrige Unterthänigkeit führten das Wort. In den Salons wurde Karten gespielt oder über Börsenoperationen verhandelt. Die Frauen spielten und verhandelten mit. Die Helden des Tages waren unlautere Spekulanten, die Frauen huldigten mit. Das quidquid latet, apparebit, quidquid patet, remanebit, „die Letzten werden die Ersten und die Ersten die Letzten seyn," schien im neuen Weltlaufe schlecht verstanden, falsch aufgefaßt, er brachte die moralisch tief Stehenden empor und die Würdigeren drückte er zu Boden.

Selbst da, wo sich gebildete Leute, besser Denkende in größerer Zahl zusammen fanden, wollte die Unterhaltung nicht in Zug kommen; war es doch, als ob eine unsichtbare Gewalt die Gemüther bedrückte, die Zungen fesselte. Mißtrauen und Argwohn hemmten die freie Mittheilung, den freien Verkehr. Die zweifach ungeheure Gewalt mit ihren zahllosen Augen und

Armen, Argus und Briareus zugleich, flößte Furcht und Schrecken ein, und zwang den Bürger, sein Selbstvertrauen mit Vorsicht und Feigheit zu vertauschen.

Es erhielt sich indeß ein Salon, wo sich eine Gesellschaft von ehrlichen und würdigen Leuten zusammen fand, die einander kannten, die einander vertrauten, und die, jedem „Unsichern" den Zutritt wehrend, sich über die Zustände im Lande, mit Einem Worte über politische Angelegenheiten unterhielten. Wie leicht zu begreifen, war diese Versammlung nicht nach dem Geschmack der Behörde, die überall ihre Späher und Horcher haben will. Sie hätte wohl diesen Salon schließen können, wie sie den Salon der Frau von Lieven geschlossen hatte; allein die Zeit war ruhiger geworden, die Wirkungen des Staatsstreichs hatten sich mit den Jahren abgeschwächt. Man wollte das Aufsehen vermeiden, was schreiende Gewaltausübungen machen mußten. Die Mitglieder der Gesellschaft waren zu hoch gestellt, trugen zu bekannte, wohlklingende Namen, als daß ein rücksichtsloses, ungesetzliches Einschreiten gegen sie nicht eine große, weit gehende Aufregung hätte hervorbringen sollen. Ein anderes Mittel, dieser Gesellschaft beizukommen, wurde ersonnen und angewendet. Die Polizeipräfektur brachte in Erfahrung, daß die Frau, welche die Gesellschaft in ihrem Salon empfing, dem Golde zugänglich sey. Sie trat in Unterhandlung mit der edeln Wirthin, um von ihr den Verrath ihrer Gäste zu verlangen. Man bot ihr 25,000 Franken; sie verlangte das Doppelte. Sie erhielt 50,000 und versprach, der Polizei von allen Verhandlungen, Gesprächen und Vorgängen in ihrem Salon getreulich Bericht zu erstatten, und die Versammlung der Behörde preiszugeben. Glücklicherweise kommt man bisweilen auch hinter die Geheimnisse der geheimen Polizei. Einer aus der bedrohten Gesellschaft erhielt Kenntniß von dem abgeschlossenen Handel und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als die andern zu warnen. Am festgesetzten Abend der Zusammenkunft blieb Madame de F. mit ihren zwei Töchtern allein in dem hellbeleuchteten Salon. Niemand kam. Die Polizei hat mit dem theuern Gelde nur halb ihren Zweck erreicht. Die Zusammenkünfte hörten wohl auf; keiner von der Gesellschaft jedoch war bloßgestellt.

Der Sittenverfall des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, welcher von den Höfen Ludwigs XIV., des Regenten und Ludwigs XV. ausging, welcher nicht nur die Familie, sondern die christliche Anschauung von der Heiligkeit derselben zerstörte, war so umfassend und gewaltig, daß all die politischen und socialen Umwälzungen die schädliche Fort- und Nachwirkung nicht aufzuheben vermochten. In Bezug auf die häuslichen Zustände und Familienverhältnisse, in Bezug auf die ungeschriebenen Gesetze der Schamhaftigkeit, der Frauentugend leidet das heutige Frankreich an dem Vermächtniß des vorigen Jahrhunderts. Die große Revolution arbeitete dem Uebel keineswegs direkt, sondern nur dadurch entgegen, daß sie der Zügellosigkeit des Adels ein Ende machte, der sich von den gesellschaftlichen Vorschriften so weit emancipirt hatte, als es sich mit seiner Unterwerfung unter die königliche Gewalt vertrug, und daß sie das Bürgerthum zu einer Macht entwickelte, wodurch dessen Begriffe, Anschauungen und Grundsätze maßgebende Bedeutung erlangten. Da aber diese Anschauungen und Grundsätze des Bürgers selbst von dem zersetzenden Gift nicht unverschont geblieben, das sich in den Höhen der Gesellschaft erzeugt hatte, folglich eine fühlbare Abschwächung erfuhren, führten sie den Kampf nicht mit dem hinreichenden Nachdruck und auch nicht mit dem wünschenswerthen Erfolg. Sie ließen erhebliche Ueberreste der eingewurzelten Entsittlichung bis auf den heutigen Tag fortbestehen.

Die Entartung genießt jetzt nicht derselben Unabhängigkeit, sie feiert nicht die geräuschvollen Triumphe, sie tritt nicht so anmaßend, so herausfordernd, so siegesbewußt auf wie im vorigen Jahrhundert; sie ist allerdings viel bescheidener, schüchterner; dafür hat sie sich aber demokratisirt; sie ist überall verbreitet, sie ist in alle Classen gedrungen.

Zucht und Ehrbarkeit der Frauen waren in der hohen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts leere Worte ohne Bedeutung, plebejische Vorzüge, welche Leute von Geburt und Erziehung verachteten, verspotteten. Weibliche Scheu und Zurückhaltung, wo sie vorkamen, wurden verlacht, wie ein Verstoß gegen den guten Ton, wie ein kindisches Betragen, eine üble Gewohnheit. „Belle vertu qu'on attache sur soi avec des epingles!" lautete der Hohn, welchen man der verschrieenen Schamhaftigkeit entgegensetzte. Landedelleute boten ihre schönen Töchter Ludwig XV. an und rechneten sich die Entwürdigung derselben zur Ehre, wie sich etwa ein Cirkassier bevorzugt fühlt, wenn es ihm gegönnt ist, seine Tochter für das Harem des Sultans zu liefern. Schon an dem jungen Mädchen wurde der Sinn für Züchtigkeit nach einem förmlichen Erziehungssystem zerstört. Die Spiele, welche sich Männer mit denselben erlauben durften, überschreiten alle unsere Begriffe von Anstand; es verstieß z. B. nicht im Geringsten gegen die Sitte, wenn ein junges Mädchen sich von einem jungen Manne einschnüren ließ. Bei Frauen ging die Sache viel weiter. Sie empfingen

bekanntlich Männergesellschaft im Bett, in den sogenannten Ruelles, oder halb nackt am Toilettentisch, und die schlüpfrigsten Dinge wurden nicht nur vor ihr, sondern mit ihr besprochen. Sie fühlte sich durch solche Vertraulichkeiten eher geschmeichelt als beleidigt, jedenfalls unterhalten. Wie hätte sie sich auch gegen dergleichen Rohheiten auflehnen sollen! Sie wäre wegen ihrer zu weit getriebenen Sprödigkeit (Pruderie) in Verruf gekommen und verlacht worden. Die Liebschaft that mit ihrer Ungesetzlichkeit groß, statt sich zu verbergen, sie suchte die Beleuchtung, die Oeffentlichkeit, statt sich in Dunkel zu hüllen, und an Indiskretion, an Schamlosigkeit wetteiferte die Frau mit dem Manne. Die Frau, die verheirathete Frau, empfing ihren Liebhaber in der Loge der großen Oper; das war die Art und Weise, die Welt in ihre Gunstverleihungen einzuweihen, ihren Begünstigten oder neu Begünstigten vorzustellen. Um jene Zeit schien der Cynismus der Hauptreiz der Liebe. Die Frau suchte, wie der Mann, das Abenteuer, die Ausschweifung, die Orgie; sie ließ ihren geschlechtlichen Genüssen freien Lauf. Offen vor aller Welt warb sie um die Gunst des Mannes und brach sie rasch, um neuen Befriedigungen nachzujagen, eingegangene Verbindungen ab. Und das Alles ohne Schaden für ihren Ruf, im Gegentheil zu ihrer Verherrlichung.

Um den vorübergehenden Besitz des Herzogs von Richelieu rauften sich förmlich die Frauen der vornehmen Welt. Die Gräfin von Polignac und die Marquisin von Nesle duellirten sich, wechselten zwei Kugeln im Bois de Boulogne wegen des Gefeierten. Derselbe hatte so viele Siegestrophäen, als Haarlocken, Ringe und andere Erinnerungszeichen in den Fächern seiner Kästen angehäuft, daß sich die Geschichten derselben in seinem Gedächtniß verwirrten.

Nach seinem Tode fand man bei ihm fünf unentsiegelte Briefe, in welchen fünf hochgestellte Frauen ihn um die Gewährung einer Zusammenkunft für eine einzige Stunde des Nachts ersuchten. Und es braucht gerade nicht ein Mann so hohen Ranges und so wohlklingenden Namens, wie der Herzog von Richelieu, zu seyn, um solche Anziehungskraft zu üben; ein Comödiant, der in der Mode ist, hat einen ähnlichen Erfolg. Zwei Marquisinnen machten einander öffentlich in einer Loge der Comédie italienne den Schauspieler Michu streitig.

Der Ehebruch war eine angenommene Sache und hatte nach keiner Richtung hin etwas Entehrendes, obgleich die Gesetze gegen die Familienentweihung weit schärfer waren als heutzutage. Für die Hochstehenden gab es eben keine Gesetze, der Skandal war bei ihnen an der Tagesordnung, die Indiskretion Gebrauch; die Frau hörte auf Frau zu seyn, indem sie all den Duft der Keuschheit und Sittsamkeit abstreifte, welcher ihren Hauptreiz und ihre Ehre zugleich ausmacht; man wendete zuletzt kaum mehr Künste der Verführung an, um sie zu gewinnen. Wußte man doch im voraus, daß sie jede beleidigende Rohheit verzeihen würde.

Die Lehre, welche Frau von Esparbés ihrem Verwandten, dem jungen Herzog von Lauzun vortrug, als sie die Liebschaft mit ihm, welche sie angeknüpft hatte, rasch wieder abbrach, zeigt den ganzen Verfall, die ganze Entsittlichung der Frau des vorigen Jahrhunderts, die alle Zärtlichkeit, alle Sentimentalität wie etwas Störendes, Langweiliges verwirft und nur das Vergnügen, den rohen Genuß beibehalten will. — „Glauben Sie mir, mein kleiner Vetter,“ sagte die edle Rathgeberin, wie der Herzog von Lauzun in seinen Memoiren erzählt, „romantisch zu seyn führt zu nichts mehr, das macht lächerlich und nichts weiter. Ich fand viel Geschmack an Ihnen, mein Kind; es ist nicht meine Schuld, wenn Sie dieß für eine große Leidenschaft genommen und wenn Sie sich eingeredet haben, daß dieses nie zu Ende gehen werde. Was liegt Ihnen daran, ob ich, wenn dieser Geschmack vergangen ist, ihn an einem andern finde oder ohne Liebhaber bleibe? Sie haben viele Vorzüge, die den Weibern gefallen können. Bedienen Sie sich ihrer, um denselben zu gefallen, und seyen Sie überzeugt, daß der Verlust der Einen durch eine Andere ersetzt werden kann. Dieses ist das Mittel, glücklich und liebenswürdig zu seyn.“

(Schluß folgt.)

Eine Architekturstudie.

(Schluß.)

Als nach und nach die Kenntniß der antiken Bauweise sich verbreitete und in die Praxis eindrang, begann man, die gedrungenen Formen jenes Styls in schicklichem Rhythmus zu leichteren emporzuführen, ordnete in den untern Stockwerken als gesimstragende Glieder zwischen den Fenstern die kräftige dorische Säule an, weiter oben die zartere jonische und darüber in luftiger Verjüngung die korinthische, schmückte die Giebel mit Statuen im richtigen Größenverhältniß, brachte Guß und Fluß in das Detail und schuf eine Architektur, die durch ihr heiteres, prächtiges Wesen nicht im Widerspruch steht mit den ernsten gothischen Kirchen, sondern gewissermaßen die andere Seite des Lebens darstellt, die Erholung und Erfrischung nach gethaner Arbeit und mühevollen Kämpfen, deren Zeugen und mahnende Richter jene altehrwürdigen Dome und öffentlichen Gebäude sind, welche die Privatwohnungen überragen.

Gegen das Ende dieser Kunstperiode gab man es zwar wieder auf, die der Antike entlehnten Gliederungen anzuwenden, und wollte zur Gothik zurückkehren; aber die keusche Anmuth und der Zauber früherer Entwicklungsstufen waren verloren gegangen. Dafür aber werden wir durch ein eigenthümlich frisches Leben in der Gesammtanlage und Durchführung gefesselt. Man ließ die Ziegelfaçaden wieder unverputzt stehen, mauerte aber alle Krag-, Schluß- und Eckheine, wie die Fenster- und Portalumfassungen aus Sandquadern und hob auf diese Weise die bedeutungsvollsten Glieder passend hervor. Daher das mosaikartige Ansehen solcher Häuser. Man fing an, breitere Flächen derselben der Straße zuzukehren, immer über drei Fenstern der Front ein besonderes Dach aufzuführen und jedes mit einem zierlichen Giebel zu versehen, so daß wir oft neben einander mehrere gleiche Häuser zu erblicken glauben, die aber durch kräftige Gesimse verbunden sind und durch das stattliche Ensemble und bedeutungsvoll hervorgearbeitete Glieder einen imposanten Eindruck gewähren.

Solcher Gestalt nun sind die Häuser selbst, welche den Rahmen zu den interessanten Straßenperspektiven bilden. Damit aber begnügte sich der baulustige Bürger noch nicht. Statt der gedeckten Bogengänge — Lauben — die anderwärts sich vor der Front der Häuser hinziehen, zierte der Danziger das hohe Erdgeschoß seiner Wohnung mit einer Freitreppe und einem Balkon vor der Thür, Beischlag genannt, dessen Ballustraden nach der Straße er mit Steinplatten voll der artigsten Skulpturen schmückte. Da sind merkantilische, mythologische, biblische und allegorische Scenen, die aus den Steintafeln den Vorübergehenden ansprechen und zum fortwährenden Beschauen anregen. Die Freitreppe selbst begrenzen ein Löwen- oder Bärenpaar, die in ungeschlachter Manier einladen, näher zu treten, oder mächtige Kugeln, Pyramiden mit blank geputzten Goldknöpfen, und deren Geländer aus Stein und Eisen, die hinaufführen zu reizenden Ruhesitzen unter dem Schutze und Schatten schöner Kastanien und Linden vor der Thür. Freilich sind die Straßen dadurch auf das Aeußerste verengt und nur Ein Weg für Fußgänger und Wagen. Der Raum vor dem Hause aber sollte dem allgemeinen Verkehr enthoben, abgeschlossen seyn, hineingezogen in das Besitzthum des Einzelnen. — „Mein Haus ist meine Burg." — Nicht gleich an der Thür war das stille Heiligthum der Familie der Oeffentlichkeit preisgegeben. Den Staub des gemeinen Lebens schüttelte der Fremde draußen schon von den Schuhen, und bereits empfangen, vorbereitet trat er an die eichene, reich mit Holzschnitzerei verzierte Pforte des geweihten Hauses.

Darin beruht der Hauptunterschied der Beischläge von den Lauben, daß letztere den Kleinhandel und geschäftlichen Verkehr unter ihren Bogengängen begünstigen, ununterbrochen dicht an den Thüren hinleiten und bis in das Herz der Wohnungen hinein ziehen, während erstere so viel als möglich das äußere Leben von den Räumen des Hauses fern halten.

Weit über die Beischläge hinaus, auf den Geländern aufliegend, lugen als Wasserspeier wunderliche Schlangen- und Ungeheuerköpfe zwischen den Baumstämmen auf den Vorübergehenden nieder und stimmen durch ihre komische Monstrosität den gemüthlich Angeregten immer heiterer. — Wenn nun Gewitterschauer über die Stadt ziehen, speien all die Kobolde aus weit aufgerissenen Rachen den angesammelten Regen nieder, und wie die Straßenperspektive entlang hunderte von Wasserstrahlen plätschern, auf dem Pflaster versprühen,

die Platten und Stufen rein waschen, — wie die dunkeln Häuser ruhen, die Fenster blinken, die Bäume schauern, erscheint Danzig ein versteinertes, verzaubertes Mährchen, das in stummer Sprache dem einsam Wandernden wunderbare Geschichten erzählt. Die Schlangen und Drachen drohen mit den Augen, als schielten sie nach Beute, unter den Freitreppen gurgelt und rauscht das Wasser in den Gossen und zwischen den Wolken und Regennebeln starren in unbestimmten Umrissen die Thürme durch die Luft.

Wenn aber an heitern Frühlingstagen die Häuserfaçaden träumend hinter schattenden Baumkronen ruhen, der Frühlingswind aus den weit geöffneten, hohen Fenstern weiße Gardinen an das Tageslicht zieht und auf und nieder wirft in den Licht- und Schattenfiguren der Zweige; wenn von den Thürmen die Glockenspiele über die Häupter der Wandernden tönen und die Schwalbe um ihren alten Spielmann durch den funkelnden Himmelstanzsaal kreist: da will es uns bedünken, als würden uns alte Jugendwünsche erfüllt. Mächtig ergreift uns die Symbolik der Kunst und unser Vermögen, uns wohl zu befinden, wird scharf zugespitzt und ist dem Stachel der Biene vergleichbar, wenn sie von linden Frühlingslüften von Blume zu Blume getragen wird, um aus allen Kelchen süßen Honigseim zu schlürfen.

Die Straßen, welche an Wochenmarkttagen für den Blumenverkauf bestimmt sind, bieten einen überraschenden Anblick, wenn wir Alles mit Grün und Blüthen überzogen finden, was im Bereiche der Gartenkünstler liegt, die ihre Blumentische in dem frei bleibenden Raume zwischen den Beischlagtreppen aufschlagen. Den Wasserspeiern drücken sie Kränze auf das Haupt, und wo die Drachen, die Ungeheuer das ärgste Gesicht schneiden, erhalten sie als Ehrenpreis die schönste Krone. Die Bären, die Löwen müssen sich mit Guirlanden umwinden und an den nächsten Baum binden lassen, als sollten sie in Blumenketten zum Tanze geführt werden. Alle Skulpturen in Hautrelief, alle vorragenden Steinplatten sind mit Fruchtkörben, Sträußen und seltenen Topfgewächsen überkleidet, und das Ganze zieht sich hin wie ein Blumengarten, aus dem dann die riesigen schmalen Häuserfaçaden zum Himmel streben und wehmüthig ernst herab schauen auf den Blüthensegen, womit ihr Fuß bestreut ist. Wo die Wege sich kreuzen, stehen kunstreiche Brunnen und aus Leucht- und Räucherbecken, die von Alters her in Ketten an den Ecken der Häuser hängen, wachsen Unkräuter und Schlingpflanzen.

Wenden wir uns nun zur Architektur der Kirchen.

3.

Einiges über kirchliche Bauten.

Die bedeutenderen Kirchen Danzigs aus der Zeit der Gothik sind dreischiffige Hallenkirchen mit und ohne Querschiff. Sie sind in Backstein gebaut und pflegen von außen die natürliche Farbe der Ziegeln beizubehalten, von innen aber verputzt zu seyn. Jedes Schiff hat sein besonderes Dach, weil eines über drei gleich hohen Gewölben unverhältnißmäßig breit und ungeschickt erscheinen würde. Vom Stab- und Maßwerk der gothischen Hausteinbauten Mittel- und Süddeutschlands ist entsprechend der Architektur der Thürme, wovon oben schon geredet wurde, nichts vorhanden. Die Mauern steigen ungeschmückt und kahl, nur durch die Reihen hoher Fenster unterbrochen, bis an das Dachgesims. Die Strebepfeiler sind kolossal und ohne jegliche Verzierung, zuweilen, wie an der Marienkirche, nach innen gezogen, wodurch der Eindruck des Formlosen, Ursprünglichen noch erhöht wird. Der Chorschluß ist gerade; statt der Façade erhebt sich gewöhnlich der Unterbau eines einzigen westlichen Thurmes, der gewaltige, todte Mauerflächen darbietet, die man hie und da durch unregelmäßig angebrachte Mauerblenden zu schmücken und zu beleben sich bemühte. Vom reich decorativen Portal- und Fensterbau deutscher Kirchen ist dem entsprechend keine Spur vorhanden. Höchstens sind die Pfosten der Hauptfenster, wie etwa am Altar durch krönendes Maßwerk hervorgehoben. Die Wandungen derselben mauerte man rechtwinkelig, und hier erscheint das oft Plumpe, Rohe des Styls am augenscheinlichsten. Die Portale sind klein und in den untern Theil der Hauptfenster eingelassen. Reiches Schmuckwerk in gebrannten Formenziegeln wurde nur an den Giebeln angebracht, an denen man freilich einzuholen sich bestrebte, was unten versäumt war. Die zierlichsten Giebel liegen wie reiche Stirnbänder um das Haupt dieser alten Riesen und springen, dem Wesen der Gothik widersprechend, die systematisch einen Theil aus dem andern entwickeln und in verjüngenden Verhältnissen dasselbe Motiv vertikal hinaufstrebend überall gleich wiederholen soll, so unvermittelt und plötzlich hervor, daß sie in ihren spielenden Formen eben so ungerechtfertigt erscheinen, als die schmucklose Kirche selbst. Es spricht aber aus der Art ihrer Erfindung eine Fülle von schöpferischer Kraft und eine Zierlichkeit der Verhältnisse, die den Schematismus der Gothik überwindet. Im Allgemeinen bestehen dieselben aus vorspringenden und zurücktretenden Gliedern. Die vorspringenden ruhen über Kante auf dem Gesims, sind

durch Rundstäbe und Hohlkehlen verziert, und bilden, über den Giebel hinaus sich zuspitzend, eine Art schmaler, hoher Erkerthürmchen. Dazwischen sind zurücktretend durch mehrere Stockwerke doppelt getheilte Fenster oder andere die Wand durchbrechende Verzierungen angeordnet.

Was das Innere anbetrifft, so sind dieselben massigen Verhältnisse, die im Einzelnen an das Formlose grenzen, festgehalten. Die doppelte Reihe achteckiger Pfeiler, welche das Hauptschiff von den Nebenschiffen trennt, ist weder durch Sockel, noch durch Wandsäulen oder Dienste gegliedert, die den Uebertritt von den vertikalen Stützen in die Wölbung vermitteln. Aus den mehr angedeuteten, als ausgeführten Capitälen wölben sich plötzlich die Hallen, und plötzlich springt oben ein unendlich scheinender Reichthum von Netzverschlingungen des Rippenwerks hervor. So flüssig und harmonisch dann das Gewölbe wirkt, so kalt läßt die strenge Entschlossenheit und Einfachheit des untern Theils der Kirche, und immer wieder gleitet der Blick nach oben, wo im Flusse des zuweilen sehr schönen, elastischen Spitzbogens die Seele verwandtere Saiten anklingen fühlt.

An kleineren Kirchen ist die Wölbung gewöhnlich zu breit und lastet schwerfällig auf den Pfeilern. Bei richtigen Verhältnissen erscheinen die Kirchen stets zu kurz, weil das Auge am Altar und an der Orgel mit Widerstreben an die kahlen Wände des geradlinigen Schlusses stößt, wo es — in den Seitenschiffen besonders — die sanfte Biegung eines Umgangs um das Ende des Hauptschiffes erwartet.

Die drei Schiffe sind gleichmäßig erleuchtet und bilden breite, ruhige Hallen, die mehr einen klaren, nüchternen, als malerischen, bewältigenden Eindruck machen. In den Klosterkirchen ist das Mittelschiff der Länge nach im Osten oft noch um ein Beträchtliches über die Seitenschiffe hinausgebaut und diente den Mönchen zum gesonderten Aufenthalt. Dadurch macht der Bau im Grundrisse schon einen ganz andern Eindruck als die Hausteinbauten Deutschlands.

Daß in der Architektur vieles gilt, was durch Dimensionen, Pracht, Material ausgezeichnet ist, und nicht durch die Harmonie der Formen und die Schönheit der Verhältnisse, hat dem Sinn und Geschmack an ihren Werken vielfach Eintrag gethan. Ob ein Tempel aus Marmor oder aus Ziegeln erbaut ist, ob die Begeisterung ganzer Nationen ihn in's Leben gerufen, ob geschichtliche Schauer uns umwehen, ob unüberwindliche Schwierigkeiten seiner Vollendung entgegenstrebten, das alles sind für den Archäologen wichtige Fragen, die aber niemals unser künstlerisches Urtheil bestimmen dürfen. Richtete sich dieses allein nach dem, was maßvoll und schön ist, und nicht nach dem, was die Leute sagen, dann gälte vieles, was unbekannt ist, und fiele mancherlei zusammen, was als Wunder der Welt angestaunt wird. In aller Kunst kommt es vorerst auf die Harmonie der Verhältnisse an. Wo diese erreicht ist, da beugt sich unser Herz willig zum Cultus des Schönen und bedarf keiner Zuthaten von Außen, um zu empfinden, daß die Kunst groß ist, als ein göttlicher Bote aus jenen lichteren Höhen zu uns herniedergestiegen.

Wenn wir die Kirchen unserer Stadt einer solchen strengen künstlerischen Kritik unterwerfen, so müssen wir gestehen, daß sie bei aller überwiegenden Raumentfaltung, bei aller Berühmtheit, doch den schwächeren Theil der Danziger Baualterthümer ausmachen und einen Vergleich nicht aushalten mit der köstlichen Privat- und Profanarchitektur der Straßen. Sie gehören aber zu den ersten Zeugen einer künstlerischen Bewegung in den Ostseeprovinzen, und während anderswo der romanische Styl schon Muster und Anhalt gab für neue Conceptionen, arbeitete sich der rohe, noch nicht lange zum Christenthum bekehrte Sinn schwer und langsam durch zur Höhe eines gewissen künstlerischen Geschmacks. Dann erkannte man sehr richtig die Concessionen, die man dem Material zu machen genöthigt war, und ehe man spielendes, unorganisches Detail aus gebrannten Formenziegeln an die würdigen Bauten heftete, ließ man sie lieber schmucklos und einfach sich erheben. Ueberhaupt ist eine gewisse Großartigkeit der Intention zu erkennen, die in einem richtigen Taktgefühle mehr auf den Totaleindruck aus der Ferne rechnet, als auf das Studium des Details. Es hat etwas ungemein Anziehendes, zu beobachten, wie überall das Bestreben zu erkennen ist, das Material zu überwinden und die Formen im Rhythmus der Verhältnisse aufzulösen und zu vergeistigen. Gelang es den Erbauern auch nicht an allen Orten, harmonisch einen Gedanken festzuhalten und zu entwickeln, so überrascht es um so mehr, wenn wir die überall angedeuteten Absichten plötzlich in schönster Entfaltung verwirklicht sehen, und bei eingehender, sorgfältiger Beschäftigung mit der Sache gewinnen wir ein klares Verständniß der Absichten derjenigen, die einst sich nicht scheuten, die gewaltigsten Mittel in Bewegung zu setzen, um ihre begeisternden Ideen zur Wahrheit erstehen zu lassen.

Es bleibt noch übrig, der Klöster mit einigen Worten zu gedenken, welche sich meist auf der Südseite der Ordenskirchen hinzogen. Kriege und die Rohheit jüngster Jahrzehnte haben diese Kunstdenkmäler zum

großen Theil zerstört, und uns würde kaum Eines übrig geblieben seyn, ihre Eigenthümlichkeit durch den Augenschein kennen zu lernen und zu beurtheilen, wenn nicht der verstorbene König von Preußen im Interesse für diese Alterthümer dem Vandalismus Einhalt geboten hätte.

Wir gelangen aus der Kirche an ein kleines Portal, das tief in die starke Mauer eingelassen ist. An den sich allmählig verengenden Seitenwänden laufen zierliche Rundstäbe und Hohlkehlen und vereinigen sich in der Wölbung. Die schwere, messingbeschlagene Thür bewegt sich langsam in ihren Angeln und wir treten in den Kreuzgang. Uns zu Häupten fließen in sanften Schwingungen die gothischen Kreuzgewölbe in einander. Die Rippen, welche auf Consolen aufsitzen, sind durch ein mattes Blau hervorgehoben, und goldene Sterne falten sie im Scheitel. Erquickende Einsamkeit und Kühlung labt den Wandernden, und auf den Sandsteinquadern hallt das Echo der Schritte durch den stillen Raum. Zierliche Bogenfenster gestatten den Blick in den ringsumschlossenen Hofraum, in welchem in klösterlicher Einsamkeit Bäume und Blumen ihr Pflanzendaseyn feiern. Bienen summen um Blüthen und Schmetterlinge schaukeln sich in Blumenkelchen. Das Sonnenlicht zittert in den Zweigen und malt der Fensterbogen anmuthige Formen noch einmal auf den Boden des Kreuzgangs. Ueber die hohen Mauern dringt im dumpfen Brausen das Geräusch des städtischen Lebens und zuweilen ergreifen Frühlingslüfte die Gipfel der Bäume und wiegen sie leise.

Die Uebergänge und Gegensätze der Hallen und Gänge eines solchen Klosters aus dem Dunkeln in's Helle, aus dem Weiten in's Enge, aus dem Kühlen zum Warmen, die Poesie, die uns an solche Orte bannt, kennt gewiß jeder, der Sinn für dergleichen Dinge hat. Hier nun ist es bald eine glänzende Halle, auf einem einzigen schlanken Granitpfeiler ruhend, die uns aufnimmt; der Boden ist mit Fliesen belegt und an den spitzbogigen Fenstern sind der Mauer steinerne Ruhesitze abgewonnen; die Fenster sind mit kleinen bunten, mosaikartig in Blei eingefaßten Scheiben angefüllt, und wo sie offen stehen, fallen Weingewinde über die Brüstungen bis in das Innere des Raums. Bald ist es ein dunkler Gang, der uns in einen andern Saal führt, dessen Gewölbe in den edelsten Verhältnissen wie Palmenfächer aus einer Reihe schlanker Pfeiler hervorsprießen. Wieder sind die reichen Netzverschlingungen der Rippen durch Farben hervorgehoben, die anmuthigen Verhältnisse der Scheidbogen entzücken das Auge und das Gestein scheint, zur hohen Vollendung der Form verbunden, zu fluthen. Die Seele schwingt sich auf in das Dämmerlicht der hehren Hallen und fügt sich mit ein in den Strom der auf- und niedersteigenden Wölbungen.

All diese abgeschlossenen Räume zaubern in uns ganz aparte Seelenzustände hervor. Wir fühlen uns gleichsam am Herde der Kräfte, welche einst ihre Strahlen hinausgeworfen haben, um zu klären und zu erwärmen. Aus dem, was sichtbar ist und dem Ganzen ein eigenthümliches Gepräge gibt, mehr aber noch aus dem, was nicht sichtbar ist, was hier gerade in der Luft liegt, drängt sich uns ein ganzes Heer von Mysterien auf. Erinnerungen umrauschen uns, wir beleben die Ruinen mit längst dahingegangenen Geschlechtern, und uns zu Häupten bildet sich ein Gedankenschemen, der in nächster Zeit Gestalt und Inhalt annehmen will. Gebannt sind alle Dämonen, welche die Schwingen des Geistes lähmen. Die Seele feiert eine Art von Universalgeburtstag. Zu ihrem Daseyn glückwünschen lichte, gute Geister und lösen unsere kleinlichen, ephemeren Schmerzen im Weltbewußtseyn.

4.

Schluß.

Um den Totaleindruck Danzigs im Rahmen der Landschaft, der auserwählt schön die Stadt umschließt, dem Leser zu vergegenwärtigen, bitte ich ihn schließlich, mir auf die Höhe des Marienthurms zu folgen und von dort das Meer in weiten Buchten glänzen, die abendlichen Nebel sich über die Niederung lagern und von der scheidenden Sonne die ziegelrothen, gewaltigen Kirchen und Thürme angeglüht zu sehen.

Schon dunkeln die Straßen in den langen Schatten der Gebäude und nur in den Giebel- und Dachfenstern blitzen letzte Strahlen. Der reine, blaue Himmel wölbt sich über die Häuser, Schwalben kreisen und die Thürme prangen, wie von einem Feuermeer umflossen. Der gesättigte, zur Rüste schreitende Tag stimmt harmonisch und heiter, und es lockt uns hinaus aus dem unruhigen Treiben und Lärmen der Menschen in die klare Abendluft, deren Kühlung uns schon ein leichter Zephyr um die Schläfe weht.

Aus dem Gewühle der Straßen treten wir auf den einsamen Platz, welcher die Marienkirche umgibt. Durch die hohen Fenster des Gotteshauses brennen die Abendstrahlen. Die glänzenden Durchsichten von Fenster zu Fenster heben und lösen den ganzen Bau aus den Steinen und die anmuthigen, edlen Verhältnisse schweben auf über dem Druck und der Last der Massen.

Aber schon umarmt die Dämmerung den Fuß des Tempels und hält das Fundament wie einen Altar der Abendsonnengluth entgegen. Wir erreichen die kleine Thüre, die mit einer Wendeltreppe den Aufgang einleitet, und folgen dem Thurmwächter in die Räume, welchen das undurchbrochene Gemäuer das Tageslicht für immer versagt hält. Doch wie wir höher dringen, gestatten Schallöffnungen schon hie und da einen flüchtigen Blick über Stadt und Landschaft und kündigen durch die in enge Rahmen geschlossenen Ausschnitte aufmunternd die Rundsicht von der Zinne des Thurmes an. Ein eintöniger Laut wälzt sich wie ein fernes, unaufhörliches Donnergrollen bis zu uns herauf, die wir durch das Wirrniß der bräunenden Glocken und finstern Balkenkreuze an das Tageslicht empor streben. Endlich öffnet sich die Fallthür zur Terrasse, die über das kurze Doppeldach des Thurmes geschlagen ist. Zu uns hernieder schauen lose, rosige Wolken von der Höhe des Zenith und aufgeschreckte Vögel werfen sich mit ausgebreiteten Flügeln in das goldene Luftbad des Himmels.

Langsam bewegen wir uns empor von Stufe zu Stufe, aber des Himmels Gewölbe weitet sich groß und schnell. Schon tauchen glühende Thurmspitzen aus der Tiefe und am Horizont glänzt das silberne Band des Meeres. Wir nähern uns dem Geländer der Terrasse, welches die Aussicht nach Norden bietet.

Von da, wo Himmel und Wasser in Eins verschwimmen, kreist die Aussicht hernieder über die schimmernden Fluthen in blaue, ruhige Buchten, umspannt von Hügeln, Dörfern, Wäldern. Fischerboote fliegen dem heimathlichen Gestade entgegen und landen. Auf der Rhede lichten stolze Segler die Anker und steuern mit günstigem West hinaus in Nacht und hohe See. Die scheidende Sonne entzündet auf den äußersten Fühlarmen der Landzungen das Haupt der Leuchtthürme und die gelben Dünenstreifen werfen sich weit hinaus in die großartige Einsamkeit des Meeres. Ihm entgegen aber windet sich der vielarmige Strom durch lächelnde, blühende Gefilde. Die Stadt dampft und um Thürme und Dächer zittert die Abendgluth. Von den dunkelnden Straßen dringt verworrenes Geräusch zu uns herauf und kerzengerade Rauchsäulen steigen aus den Essen empor. In dem Schatten der weit aufragenden Kirchen flattern Nachtvögel und meiden den Tag; Schaaren weißer Tauben aber steigen in den lichten, reinen Aether und kreisen im Sonnenstrahl.

Wir wenden uns nach der Landseite der Stadt, wo sich tiefgrün — ein Bild des Friedens und Segens — die Niederung hinzieht und am Horizont in duftige Ferne verliert. Durchsichtige Nebelschleier hängen in den geköpften Weiden, die sich an den Abzugsgräben der Wiesen kreuzen, und Maiereien mit malerischen Baumgruppen, zahllos über die breite Fläche verstreut, tauchen auf aus dem Meer des befruchtend Feuchten. Durch die schwere, gesättigte Luft schwebt langsam der Storch auf das heimathliche Dach hernieder, und Viehheerden und hochbeladene Heuwagen ziehen sich wie schwimmend auf dem Grunde der Nebelseen dahin.

Wo aber die Höhe aus der Niederung aufstrebt, drängen sich die zerstreuten Häuser zu lieblichen Ortschaften zusammen, geborgen im Grün der Schluchten grüßen stattliche Kirchthürme und Villen, und an den Bergeshängen laufen der Landstraßen, Wasserleitungen und Eisenbahnen lebhafte Verkehrswege.

Anders auf den Höhen, die aus blauer Ferne den fahlgelben, steinigen Rücken bis an den Festungswall der Stadt tragen. Dort oben brennen noch schräge Strahlen auf dem Lehmboden und spinnen in den Fäden der trockenen, dürstenden Gräser. Einsame Hütten stehen schmucklos, baumlose Wege kreuzen sich, bis die starre Heide in Orangefärbung mit dem glühenden Abendroth verläuft, in das die Sonne eben am äußersten Rande der Hochebene hernieder taucht. Hier hatte eine Stadt gestanden, blühend und groß. In den Annalen der blutigen Geschichte Danzigs ist sie verzeichnet, aber auf dem Boden verräth kein Trümmerhaufen, keine Spur mehr ihr einstmaliges Daseyn.

Zwischen den beiden Höhenzügen, die auf die Stadt münden, senkt sich wie eine Wiege das lieblichste Thal, in welches der Marienthurm gerade hinein schaut. Dort rauscht ein Bach durch Wiesengründe, in den waldigen Seitenschluchten singt die Nachtigall und blühen Frühlingsblumen. Spaziergänger wallfahren, hingelockt von den anmuthigen Biegungen des Bachs zu immer neuen Aussichten, und vertiefen sich gern in die trauliche Abgeschlossenheit des Orts.

Doch die Sonne sinkt und die Nacht enthüllt uns das Angesicht ihrer Gestirne. Uns zu Füßen reihet sich Licht an Licht, wie elektrischer Nachglanz des Abendroths. Auf der Meereswelle schläft der Mond und über Hela und den Molen entzünden sich die Leuchtthürme. In der Przerabka kochen Flissen * ihre Fische

* Przerabka heißt die Gegend am Ufer der Weichsel, in welcher von polnischen Ruderknechten, Flissen genannt, das Getreide abgeladen wird, das dieselben aus Polen einführen. Des Abends versammeln sie sich bei Tanz, Gesang und Geigenspiel um ihre Kochfeuer am Flusse und fallen durch ihre Tracht, Sprache und Lebensweise dem Vorübergehenden auf.

und die Brände der Flösse leuchten wie Irrlichter im Strome wieder.

Noch immer stehen wir und lassen die Nacht über uns sinken und die Gestirne des Himmels sich entzünden. Sterne, Land und Meer rauschen in harmonischen Schwingungen an uns vorüber, wie Sphärentöne.

Da lüftet der schläfrige Thurmwächter die Fallthür zur Terrasse, hält uns seine blinde Wandlaterne entgegen und ruft mit heiserer Stimme: „Es ist Zeit — Ich schließe zu.“

A. v. Hippel.

Ketten sind nicht Bande.

(Fortsetzung.)

XI.

„Wer will denn Alles gleich ergründen!“

Ostorf trat nachdenklich in sein Zimmer. Wen ein besonderer Gegenstand beschäftigt, der pflegt überall Beziehungen zu demselben zu finden und herauszuspüren. Das war dießmal sein Fall.

Man hatte Nachmittags den Kaffee auf der Terrasse eingenommen. Niemand entfernte sich von dort, bis gegen Sonnenuntergang ein kühler Wind aus der Ebene herwehte. Da brach der Hausherr zuerst auf und ging unmittelbar in sein Arbeitskabinet; — der Blumenstrauß duftete ihm vom gewohnten Platze entgegen.

Ostorf stand völlig überrascht. Also kamen diese Selams nicht von Margarethen, die er im Augenblick draußen verlassen hatte? Oder sollte sie sich gar zur Beförderung derselben einer fremden Hand bedienen? Die Sache wurde verwickelter, und mit dem Gedanken daran war er zum Thee gegangen. Hier entspann sich das Gespräch über die Ehe, und Margarethens kurz hingeworfene herbe Aeußerungen erschütterten noch mehr die Vermuthung, daß sich in der Blumensprache ein Entgegenkommen von ihrer Seite symbolisiren solle.

Aber wer sich einmal im Bau von Luftschlössern als Architekt erprobt hat, den schreckt es nicht, wenn ihm eines seiner Gebäude über dem Kopfe zusammenstürzt: er benutzt vielmehr gleich das Material zu einem Neubau in noch phantastischerem Style. Ostorf verfolgte nochmals den Lauf der heutigen Unterhaltung. Frau von Linden hatte immer von Liebe gesprochen, mit ganz eigenthümlicher Betonung; ja, sie hatte ihm in der letzten Zeit augenscheinlich ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Warum konnten nicht von ihr die Sträuße herrühren? Aber auch dann mußte wieder eine fremde Hand bei der Ausführung mit im Spiele seyn.

Er fühlte, daß seine Neugier in's Faß der Danaiden schöpfe, und um so mehr richteten sich all seine Gedanken dahin, wie diesem Faß ein fester Boden zu schaffen sey.

So schlief er ein. Der Traum führte ihn durch Palmenhaine und Lotosgefilde in die üppige Vegetation der Urwälder, wo die Schlingpflanzen ihn mit tausend Armen verstrickten. Da war an kein Entrinnen zu denken, Angst fesselte seine Glieder, er wollte rufen, und wachte auf in Erschöpfung und botanischem Wissensdrang. Eine Promenade durch die Treibhäuser mußte ihm den Gärtner entgegen führen; aber der wollte von Blumensträußen nichts gesehen noch gehört haben. Die Täuschung in einem neuen Exemplar!

War es denn so schwierig, den Straußbringer zu überraschen? Das mußte versucht werden. Auf dem Nachmittagsspaziergange kehrte er sofort um; ein vergessener eiliger Brief nöthige ihn, sagte er. Und erwartungsvoll saß er in dem Arbeitskabinet. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, der Strauß blieb zum erstenmal aus, aber nur um sich richtig einzufinden, als niemand mehr im Hinterhalt lag, als alle bei Margarethen versammelt waren.

So mehrte jeder neue Versuch der Lösung das Räthsel. Kein Zweifel, er stand unter geheimer, höchst sorgfältiger Aufsicht! Und nicht das allein, bei verschlossenen Thüren gelangten die umfangreichen Spenden in seine Räume, als ob sie den Weg durch das

Schlüsselloch nähmen. Dieser Umstand forderte zunächst einen Scharfsinn heraus.

Drei Eingänge gab es zu dem Kabinet, in welchem der Schreibtisch stand: den gewöhnlichen vom Flur her durch das Vorzimmer und die Bibliothek. Hier pflegte er den Schlüssel stets abzuziehen und bei sich zu tragen, sobald er das Haus verließ, und besonders in den Nachmittagsstunden der letzten Zeit war das niemals unterblieben. Der zweite Eingang war unmittelbar aus dem Freien vom Park her, über eine verborgene Treppe; er wurde niemals benutzt und war nicht bloß verschlossen, sondern auch von innen verriegelt. Endlich ging eine dritte Thür in sein Schlafzimmer, welches außerdem nur mit der dahinter gelegenen Kammer in Verbindung stand; hinter dieser folgten die von Margarethen bewohnten Räume, in denen jetzt auch Frau von Linden aufgenommen war, und dahin führte eine Tapetenthür, die in der Kammer keinen Riegel hatte; sie war von der andern Seite abgeschlossen und dort steckte der Schlüssel.

Durch den zweiten Eingang vom Park her in das Arbeitskabinet zu gelangen, schien so gut wie unmöglich, wenn nicht von innen jemand die Hand dazu bot. Wer durch das Vorzimmer eindringen wollte, hätte dazu eines Nachschlüssels bedurft. Höchst einfach aber war die Benutzung des dritten Eingangs für jeden, der sich in dem anstoßenden Zimmer befand; er brauchte eben nur den Schlüssel der Tapetenthür umzudrehen und diese zu öffnen, dann trat er in die Kammer, aus dieser in's Schlafzimmer und weiter in das Kabinet.

„Wer mir Gewißheit gäbe," sagte Ostorf zu sich selbst, „ob wirklich hier die Blumensträuße ihren Einzug halten! Das böte auch die Handhabe, den Autor zu ermitteln." Und nun wurde hin und her combinirt, bis das Ei des Columbus endlich gefunden schien. Er klingelte dem alten Kammerdiener.

Dieser war gewissermaßen als niet- und nagelfest in dem Hause zu betrachten, welchem er nun seit mehr als vierzig Jahren angehörte. Wenn ihn schon seine Redlichkeit und gewissenhafte Umsicht empfahl, so machte er sich zugleich unentbehrlich als ein lebendiges Inventarium aller im Schlosse vorhandenen oder vorhanden gewesenen Gegenstände. Nur mußte man ihm, falls die Zeit drängte, keine Gelegenheit geben, der früheren Tage des Bodecker Glanzes zu gedenken, denn alsdann ging ihm das Herz auf und mit unerschütterlicher Behaglichkeit ließ er der Zunge freien Lauf.

Der Kammerdiener erschien und Ostorf empfing ihn mit den Worten: „Sagen Sie, Dietrich, ich habe so viel hier umhergekramt nach dem Tode des Onkels, und da ist mir's, als wär' ich unter altem Gerümpel auch irgendwo auf einen Puderbeutel gestoßen. Sie wissen ja Alles und können mir gewiß Auskunft geben, wo das gewesen ist."

Der Alte war geschmeichelt, er besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Gewiß, Herr Baron, den Puderbeutel müssen wir in der Kammer hinter dem Schlafzimmer finden. Der selige gnädige Herr hat ihn früher alle Tage gebraucht, bis der liebe Gott sein Haar schneeweiß gepudert hatte. Ja, damals lebte auch die selige gnädige Frau noch —" Ostorf unterbrach ihn freundlich: „Lassen Sie uns doch gleich einmal suchen."

Beide gingen in die Kammer, welche dem Auge als ein freilich höchst ungeordnetes Raritätenkabinet erschien, so viele Gegenstände der mannigfaltigsten Form und Bestimmung standen und lagen da durcheinander.

Sie stießen zunächst in dem Winkel, den der altmodige Kleiderschrank mit der Wand bildete, auf ein netzartiges Gewirr aus rothen Seidenschnüren, welches an einen runden Rahmen befestigt war.

„Was ist das?" fragte Ostorf verwundert. „Es kann doch kein Jagdnetz gewesen seyn." — „Ach nein, Herr Baron," sagte der Alte lächelnd; „das ist noch so ein Fragment von unsern Vexirkunststücken, denn die machten ein ganzes Vocabularium aus, als es hier oben noch lustig herging. Da war zum Exempel hinten im Park die Einsiedelei zwischen den Felsen — jetzt ist eine simple Mooshütte daraus geworden. Man machte die Thür auf und drin war Alles leer; allein sobald man die Thür wieder schloß, dann stand damit ein verborgener Zug in Verbindung: die Wand gegenüber öffnete sich und der Eremit trat heraus in seiner braunen Kutte. Weil es aber in dem Gemach selbst bei Tag allermeist ganz dämmerig war von dem Epheu, der außen die Fenster dicht umrankt hatte, und von den halbblinden Scheiben, die in Blei eingefaßt waren, so glaubte man wahrhaftig, es käme gleichsam ein leibhaftiger Mensch aus der Wand hervorgegangen, und wer das Ding nicht kannte, der verspürte immerhin einen gelinden Schrecken."

„Dann hatten wir deßgleichen in der Najadengrotte, unten am großen Teich, die Vexirwasser — jetzt ist das Röhrenwerk wohl schon lange nicht mehr gehörig im Stande. Die Tritonen und Nymphen hielten wunderliche Muscheln in den Händen, und wer mitten zwischen sie trat, um in den Spiegel der Zukunft zu schauen, dem spritzten daraus, mit Respekt zu melden, von allen Seiten feine Wasserstrahlen entgegen, und auch aus dem Fußboden kam es hervor, so daß sich der Mensch im ersten Augenblick schon für eine Amphibie halten konnte. Den Damen wurde die Geschichte

besonders recht unangenehm; die haben manches mal laut aufgeschrieen."

„Und das Netz hier war beim Vogelherd angebracht, unter der Decke, in der Hütte des Vogelstellers, wo immerhin ein halbes Dutzend Personen sitzen konnten, um ein Glas Wein zu trinken. Da ließen wir denn allenfalls die Damen einzeln hineintreten, wenn sie sehen wollten, wie man die Vögel fange, und dann wurde draußen an der Schnur gezogen — hier die beiden eisernen Klammern klappten zurück, das Netz fiel von der Decke herab, und die Neugier selbst war wie im Käfig gefangen."

„Dem seligen gnädigen Herrn hat das Alles in früheren Jahren vielen Spaß gemacht, wenn Gäste zu uns kamen; Sie waren immer der Anführer dabei und gaben mir dann gleich den Auftrag, nachzusehen, ob auch unsere Maschinerie in Ordnung sey. Später aber, als die gnädige Frau gestorben war, verloren Sie bald die Lust an den Schnurren, und da ist denn so Eines nach dem Andern allermeist in Abgang gekommen. Aber halt! Hier steckt ja auch der Puderbeutel im Netze — richtig! und noch nicht ganz leer. Es kostete eine Menge Zeit, sich den Kopf damit zu balsamiren, aber damals hatte man auch noch viel mehr Zeit: jetzt ist ja in alles Treiben gleichsam die Locomotive hineingefahren."

Ostorf hatte mit Vergnügen dem redseligen Alten zugehört, der Menschen und Dinge richtig zu beurtheilen wußte. Jetzt entließ er ihn, um seine weiteren Vorbereitungen zu treffen.

Er ergriff die Puderquaste und bedeckte zwischen dem Eingang aus Margarethens Räumen und der schräg gegenüber liegenden Thür zu seinem Schlafzimmer den Boden der Kammer mit einer kaum bemerkbaren Lage des feinen Mehlstaubes: so hielt er sich des Erfolges versichert.

In der Dämmerung kam man vom Spaziergang zurück. Ostorf begab sich sofort nach seinen wohlverschlossenen Zimmern; er zündete Licht an, überzeugte sich, daß der Strauß vorhanden war, und eilte dann in die Kammer; es ließen sich deutliche Spuren erkennen. Der gespenstige Wanderer konnte ja nicht ahnen, welche Falle ihm gelegt worden sey. Aber die Umrisse der Spur zeigten keine scharfen Linien; es ließ sich aus ihnen nur im Allgemeinen auf einen plumpen, unverhältnißmäßig großen Fuß schließen.

Da saß nun der geheimnißvoll Beschenkte, wie weiland König Rhampsinit, nur mit dem Unterschiede, daß dieser eben so geheimnißvoll bestohlen wurde. Durch die Tapetenthür kamen die Sträuße. War es denkbar, daß dieß täglich ohne Vorwissen derer geschehen konnte, welche jenseits der Tapetenthür wohnten, auch dann, wenn diese zu Haus und in ihren Zimmern anwesend waren? War Margarethe oder ihre Freundin die Urheberin? Waren sie es beide, die den Scherz gemeinsam erdacht hatten? Und wer übernahm in diesem Falle die Ausführung, sobald sie das Haus verlassen hatten?

Der Diener rief ihn zum Thee. Dort blieb er in der Unterhaltung theilnahmlos und zerstreut. Frau von Linden fragte ihn scherzend: „Sie beschäftigen sich wohl mit einer Lösung der amerikanischen Wirren?"

Und er antwortete zur allgemeinen Verwunderung: „Es ist das ein eigenthümlicher Casus, aber ich werde ihn schon in's Reine bringen."

Indessen wanderten seine Blicke, sobald er sich unbeobachtet glaubte, zwischen Margarethen und ihrer Freundin hin und her; bald bei der einen, bald bei der andern wollte ihm ein Symptom des schlechten Gewissens klar werden, während doch die beiden Damen dem Unbefangenen völlig unbefangen erscheinen mußten. Darüber entging ihm denn, daß er selbst das Ziel prüfender Beobachtung war, und daß Frau von Linden sich wiederholt mit dem Grafen Bernau durch einen bedeutungsvollen Blick verständigte.

Plötzlich sagte er im unwillkürlichen Selbstgespräch: „So muß es gehen!" und empfahl sich mit der Entschuldigung, daß dringende Geschäfte ihn früher aufzubrechen nöthigten.

Das Gespräch der Zurückbleibenden kam erst wieder in Gang, nachdem Bernau die allgemeine Stille mit der Bemerkung geendet hatte: „Wir stehen vielleicht am Vorabend einer neuen weltbewegenden Erfindung: Newton entdeckte die Gesetze der Schwere, als er einen Apfel vom Baume fallen sah."

Auf seinem Zimmer angelangt, klingelte Ostorf dem Kammerdiener, und noch ehe dieser eintrat, rief er aus: „Du wirst gefangen, kluge, leisschleichende Raupe! Aber, wenn du in meinen Händen bist, zu welchem Schmetterling wirst du dich entpuppen?"

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 31. Oktober 1851.

Ich kann noch immer nicht ausgehen, bin aber doch im Ganzen besser; der kalte Herbstwind, der über die Glacis bläst, dringt so durch die Mauern, daß ich ihn am Schreibtisch fortwährend empfinde, und sehe, daß ich im Winter gar nicht hier hätte aushalten können. Das ist der Uebelstand aller Basteiwohnungen, so freundlich und einladend sie auch sind. Ich bin recht froh, daß ich meine Ausseer Gartenauslagen nicht bemüßigt bin einzuschränken; es ist mir eine besondere Freude, dort etwas hervorzubringen, wo nichts ist, und wo es schwer wird, etwas zu erzeugen, so wie die Champignons, die nach vier Jahren der Mühe in Fülle kommen. Ich habe so viel in Geschäftssachen zu schreiben und an so viele Leute, unter denen Sie obenan stehen, daß ich nicht dazu komme, der lieben Cl. St. zu schreiben; sagen Sie ihr das, und geben Sie mir nie eine Commission, die augenblicklich geschehen soll. Ich sage das nicht, als ob Sie's gethan hätten, sondern der Zukunft wegen, denn ich habe kaum jemand zu schicken; heute mußte J. ein paar Stunden auf die Hauptmauth, und morgen muß er Holz kaufen. Das sind Dinge, die mich sehr incommodiren, da doch viele Leute zu mir kommen, und niemand da ist, der die Thür aufmacht.

Im Lloyd ist eine langmächtige Recension über Ingvelde, voll Lob und Preis. Von der Preisnovelle höre ich nichts; wenn unter den neu eingekommenen keine Rivalin ist, so wäre es entschieden; früher war keine da, die ihnen ein Paroli biegen kann.

Die Braunschweigische Ernennung ist ferner kein Geheimniß mehr; das erste Quartal ist, wie ich hoffe, unterwegs, denn wäre es nicht, so träte eine schauervolle Ebbe in meiner Kasse ein; die Wohnung, Holz, das geführt werden muß, Kleider, die ich machen lassen muß, Geld, das ich für Aussee brauchte, und meine sonstigen Hausausgaben haben eben ein curioses Loch in den Beutel gerissen; meine Rechnungen habe ich übrigens alle bezahlt. Der Herzog von Braunschweig will jede Woche einen Brief, aber was fällt denn wöchentlich hier vor, das ich ihm schreiben kann, wenn ich nicht das Fremdenblatt abschreibe? Sonst sind die Braunschweiger genteel.

Den 2. December 1851.

Es ist so viel Arbeit, daß ich nicht weiß, ob es mir auch nur für eine Minute möglich seyn wird, Sie zu sehen. Ich schreibe jetzt bis fünf, dann gehe ich zum Fürsten zum Essen, und dann ist Arbeit bis tief in die Nacht vorhanden, die keinen Aufschub leidet. Schreiben Sie mir, was mit Ihnen geschieht, damit ich mich darnach richten kann, wenn ich wider Vermuthen einen Augenblick Zeit fände, worauf aber durchaus nicht zu rechnen ist.

Eben als ich beim Fürsten war, kam die telegraphische Depesche von Hübner aus Paris, die meldet, daß Louis Napoleon die Hauptmitglieder der Nationalversammlung habe arretiren lassen, die Generale Lamoricière, Bedeau, Changarnier, Charras ꝛc. nach Ham geschickt und sogleich an die Pariser Truppen die Anzeige gemacht habe, daß er die Macht auf zehn Jahre verlange. Nebstdem wolle er die Constitution abschaffen und eine neue mit zwei Kammern nach dem von Napoleon während des Consulats bestandenen Muster vorschlagen, und dergleichen mehr. Die Armee habe binnen zwei Tagen, ganz Frankreich binnen vierzehn einfach mit Ja und Nein zu votiren, ob ihm diese Vorschläge genehm sind. Hierauf ritt er durch die Straßen und ward überall mit Acclamationen empfangen, und Paris blieb vollkommen ruhig. — So weit ist Alles gut; wie's weiter geht, weiß der Himmel. Uns ist Napoleon, wenn er Ordnung zu erhalten weiß und den conservativen Gesinnungen treu bleibt, lieber als jeder andere, der jetzt kommen könnte; daher sind uns diese Nachrichten erwünscht, wenn sie auch noch nicht hinreichen, die Sache als abgemacht zu betrachten.

Den 8. December 1851.

Da Sie in einer halben Stunde nicht wieder zurückgekommen sind, war ich vollkommen beruhigt und zweifelte nicht, daß Ihr Begleiter Sie glücklich zur Linie werde hinaus geschwärzt haben, * was ich

---

* Damals mußte noch, wenn man aus Wien hinaus wollte, ein Passirschein gelöst werden, was versäumt worden war.

überhaupt für keine so halsbrecherische Sache halte als Sie. Ich habe sehr viel an Sie gedacht und mich gefreut, daß das Wetter nicht gar so arg war, und aus Ihrem heutigen Briefe sehe ich, daß Alles recht gut abgelaufen ist. Gestern hab' ich dem Kaiser begegnet, ihn aber erst erkannt, als er fast bei mir vorüber war. Er hatte einen groben weißen Paletot an, und war sehr ausgefroren; er erkannte aber mich und grüßte zuerst; er ging mit einem Adjutanten, der wie er costümirt war.

Politisch ist noch immer die französische Sache in erster Reihe, die ich noch lange nicht beendet halte, obgleich bis jetzt L. Napoleon vollkommen Herr ist. Mühe wird es jedenfalls noch kosten, und schwerlich wird es ganz ohne Bürgerkrieg abgehen.

Gestern aß ich zu Hause mit W. M. und L. Maccaroni mit Glace und Parmesankäse, Beefsteaks mit grünen Erbsen und gebackenen Saules — bei Tische auf Spiritus bereitet, und Alles von größter Vortrefflichkeit. W. hatte Austern dazu geschickt, die er eben frisch erhalten hatte. Könnte ich nur ein paar Tage wieder unter Euch seyn!

Wien, den 14. December 1851.

Ich habe Ihnen von meinem Lebenslauf von zwei Tagen zu berichten, was ich hiemit thue. Ich habe vorgestern, wie immer, meinen Vormittag in Geschäften und meinem Gange auf's Ministerium zugebracht; zum Essen war ich bei B. geladen und Abends war ich bei W. zum Thee; aber schon beim Eintritt wehte mir die Takelage der Gräfin N. entgegen, ich begnügte mich, mit Rettichs, Laube, dem Herrn vom Hause und Münch zu plaudern, und als sich die Gesellschaft erhob und B. die Gräfin N. und so jeder die Seinige zum Souper führte, fuhr ich ab und verlor mich. Gestern war ich zum Thee bei Lord Westmoreland, wo eine große Gesellschaft war, die mit einem Zitterspieler regalirt wurde, das traurigste Concert, das ich je gehört habe; denn in dem großen, zwanzig Fuß hohen, mit Tapeten und Teppichen belegten Salon hörte man nur manchmal hin und wieder einen Zwicker in den Saiten. Mir war die Geschichte zu langweilig und ich setzte mich lieber in's Spielzimmer und sah einer Partie Whist zu. Lady Westmoreland hat kein ganz unbedeutendes Malertalent.

Den 15.

Gestern war ich im Karlstheater und sah „Künstler und Handwerker." Das Stück war nicht schlecht, so weit es nicht sentimental war. Die Intrigue ist eigentlich auch schlecht geführt und das Ganze hat keine Mache, aber die komischen Partien waren gut und Scholz und Nestroy sehr komisch.

Wenn mein Vetter mich als einen Halbtodten beschreibt, so hat er allerdings etwas übertrieben, aber gesund bin ich nicht. Wenn M. den G. nimmt, so ist es ihre Sache, aber etwas Leanderartiges wird sie nicht in ihm finden. Ich schwöre, es ist nicht meine Schuld, wenn Sie nicht mehr von mir hören, als es jetzt der Fall ist; jetzt eben erhalte ich eine ganze Ladung braunschweigischer Geschichten und muß mich daher ganz kurz fassen; morgen, will's Gott, erhalte ich Zeit, um Ihnen mehr zu schreiben.

Wien, den 17. December 1851.

Da sitz' ich wieder und kann mich vor Schmerzen nicht rühren; das soll mich aber doch nicht hindern, an Sie zu schreiben und möglichst nachzuholen, was ich versäumt habe. Heute war ich beim Kaiser zur Audienz, da ich mich doch vorstellen mußte, um für Amélie zu danken. * Er war recht freundlich und die Audienz bald vorbei. Ich habe an Sie gedacht, als ich die neue deutsche Garde sah: scharlachroth von oben bis unten, mit breiten Goldborten, weiße inexpressibles und alte runzliche Ritterstiefel bis an den Bauch, dazu Prachthelme mit weißen Roßschweifen. Sie hätten aufgeschrien vor Freude, denn die könnten recht gut unter Eugen so gewesen seyn.

Nun zu Ihrem Briefe. Weder Sie noch K. verstehen etwas von Politik, Sie sind beide Sterngucker und fallen über ihre eigenen Füße, und die Welt fiele mit Ihnen, wenn sie mit Ihnen ginge; das thut sie aber nicht. Welches Urtheil bringen Sie über die Pariser Geschichte! Sie suchen eine Rechtscontroverse, während die Socialisten in den Niederalpen und in dem Vardepartement rauben und plündern, wer ihnen vorkommt, und gar nicht fragen, ob und zu welchem politischen Glauben sie gehören! Nun ziehen Sie gegen den einzigen Mann los, der sie zu Boden schlägt, während außer Ihrer entschiedenen Feindin, der Kreuzzeitung, alle Welt das Benehmen Louis Bonapartes billigt! Lesen Sie meinen Aufsatz im Lloyd, der wird Ihnen zeigen, wie ich denke, und wie ich denkt jetzt ziemlich ganz Europa, und die französischen Papiere, die 1848 auf 70 standen, stehen jetzt auf 102. Man wird es in Zukunft nicht glauben und nicht für möglich halten,

---

* Seine Schwester war Stiftsdame geworden.

mit welchen Alfanzereien gerade die „Denker“ die Welt jetzt entzündet haben.

Ob ich einen Teppich will! Freilich will ich einen, dieses Jahr aber geht es noch nicht, ich werde froh seyn, wenn es im künftigen möglich ist, wenn nicht Nassau einrückt. Ich mache heimlich Schreier, so oft ich nur ein wenig auf dem Stuhle rücke, und ich habe sündhafte Stühle; nächstens kaufe ich welche, werde mir aber zum Schreiben nothwendig einen Schaukelstuhl anschaffen müssen.

Die Berufung von Redwitz hieher scheint mir eine ganz zwecklose, die geradezu auf das Geschrei begeisterter Phantasten vorgenommen wurde. Es war neulich ein amüsanter Streit über „Amaranth“ zwischen der Fürstin Metternich und mehreren Damen, die ganz Extase waren, in die sie gar nicht eingestimmt hat.

Der Statthalter mag seine Eigenheiten haben, muß aber à tout prendre ein tüchtiger Mensch seyn. Denkt eine gewisse Partei, sie werde ihn stürzen, so ist sie eben einfältig und soll sich dann nicht wundern, wenn sie eben nicht mehr vor sich bringen, als sie durchaus müssen. Wenn sie sich einbilden, der Minister werde stürzen, so irren sie sich gewaltig, der steht sehr fest! — Heute Mittag ist ein gewaltiges diplomatisches Diner bei Meyendorff zu Ehren des Nicolausfestes (alten Styls), dem ich in großer Uniform assistiren muß: gestern bei der Audienz hat es doch wenigstens die kleine gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Das geistige Eigenthum.

Eine Brittin, welche die halbe Welt bereist und mit Verstand betrachtet hat, meinte ohnlängst beim Charakterisiren der von ihr berührten Hauptstädte Europas: keine einzige Bezeichnung stimme so ganz mit dem Eindrucke, welchen Dresden auf sie gemacht habe, als der von einem russischen Dichter vor einigen Jahrzehnten für die Elbresidenz gebrauchte Name — die Stadt im Wittwenschleier.

Ich bekenne, daß mir jener Ausspruch — wenn ich nicht irre, stammt er von Puschkin — weit besser als die Umschreibung Elbflorenz gefällt, zumal die sächsische Bescheidenheit mit der sächsischen „Schweiz“ schon arg genug im Gedränge ist. Ohnehin, welcher vielseitigen Umstimmungen ist jene Bezeichnung fähig! Eine Wittwe kann jung, sie kann alt, sie kann schön, sie kann verblüht seyn; sie kann unsere Theilnahme um ihrer ehemaligen Reize willen verdienen, wie die Wittwe Theodora Macri in Athen — Byrons unsterblich gewordenes Maid of Athens; sie kann dieser Theilnahme werth seyn, weil sie den Zorn der Götter auf sich zog, wie Niobe, die thränenreiche Mutter; sie kann endlich — aber ein endlich gibt's hier gar nicht, denn nach Addison sind die Wittwen ja die meist Umworbenen, also die den unberechenbarsten Lebenschancen Nächststehenden — sie kann also nicht endlich, sondern in den meisten Fällen einem neuen Schutz- und Trutzbündniß zuneigen und solcher Art unser Interesse schon durch diesen Zwischenzustand von leidvoll und freudvoll mit gutem Recht in Anspruch nehmen.

Es würde eine anmuthige Aufgabe seyn, die vortrefflich zutreffenden Spielarten jener Bezeichnung nach allen Richtungen hin zu verfolgen, und da es nach der modern nationalökonomischen Schule, wenn ich nicht irre, kein geistiges Eigenthum gibt, so will ich die vielen Touristen, welche die Brühl'sche Terrasse besingen, auf jenes herrenlose Gut hiemit aufmerksam gemacht haben.

Beim geistigen Eigenthum fällt mir ein, daß neben Leipzig auch Dresden unlängst in der Frage um die Verlängerung des Verlagsprivilegiums der bekannten Weimar'schen Dichterwerke Schritte gethan hat, um die sächsische Regierung zu Gunsten jener Schutzverlängerung zu stimmen; wie zu erwarten war, ohne Erfolg. Es ist auch nicht wohl zu verkennen, daß jener Weimar'sche Antrag, wenn er einmal gestellt werden sollte, zuvor die ganze Frage über das geistige Eigenthum zu größerer Klärung bringen mußte. Die Presse ist größtentheils in den Händen von Männern, die durch ihre auf den Augenblick berechnete Thätigkeit sich daran gewöhnen, das still und langsam wachsende

Schaffen des Dichters nicht nach seinem eigentlichen Werthe zu schätzen. Für viele dieser im Gewühl der Tagesgeschäfte stehenden Herren gilt — und das ist vollkommen begreiflich — der Cultus der Dichtung als eine Grille, die schon zum guten Theil überwunden worden ist und, will's Gott, beim Plazgreifen politisch bewußterer Zustände dereinst völlig überwunden werden wird; die Pietät vor den sogenannten Geistesheroen — mit Ausnahme natürlich der einmal als classisch Einregistrirten — hat ihnen etwas ähnlich Antiquirtes, wie die Freude alter Jungfern an Meißner Porzellan und sibirischen Möpsen.

Hiegegen ist ohne alle Frage Dieß und Das einzuwenden, und selbst denen, welche der Nation zumuthen, sich des Dichtens einmal auf ein paar Menschenalter völlig zu begeben, läßt sich die Antwort jenes Aloë-Freundes entgegen halten, der, auf die Frage, wie man ein so selten blühendes Gewächs pflegen möge, die Seltenheit der Blüthe eben als die Ursache bezeichnete, warum die Aloë zwischen dem Alltäglichen immer einen Ehrenplatz behaupten wird.

Aber dergleichen, und das viele Bessere, was ein tieferes Fassen des Gegenstandes dabei zu Worte kommen lassen müßte, wirklich eingewandt und oft eingewandt und mit Beredtsamkeit eingewandt will es freilich seyn, ehe man mitten in einer zunftfeindlichen Strömung, wie der gegenwärtigen, auf Privilegiumsverlängerungen hinarbeiten darf. Die Begriffe von Muster- und Patentschutz stehen ja in national ökonomischen Debatten in fast unvermittelter Nachbarschaft neben den Begriffen vom dichterischen und künstlerischen (geistigen) Eigenthum. Von der Ausnahmsstellung, welche die Kunstform durch diese ihre Besonderheit ewig einnehmen wird und muß, und rubricirte man sie auch, um das irgend Mögliche zu thun, unter die Erfindungen der Dampfmaschine, der Kuhpockenimpfe und aller sonst der Menschheit werthesten Verstandeserrungenschaften, von dieser unerschütterlichen Ausnahmsstellung ist nirgends in jenen Debatten die Rede. Man höre beispielsweise nur, aus welchen Gründen Schiller und Goethe, oder gleichviel wer von ihren Vor- oder Nachgängern, nicht das Recht haben, auf ihre leiblichen Enkel und Enkelkinder die Zinsen ihres erbeuteten Geisteskapitals zu vererben, d. h. diesen Nachkommen über eine gewisse Zeit hinaus die Möglichkeit zu sichern, das Vermächtniß ihres begabten Vorfahren in der einzigen von ihm hinterlassenen Münze, in Verlagshonoraren, wie jedes andere Kapital flüssig zu erhalten. Was steht dem entgegen? Eine der neuesten Schriften, die sich an das schwierige Capitel wagt, wendet sich gegen Professor Schillings Ausspruch: die besondere Art und Weise, wie jemand eine Idee erfaßt und eine Wahrheit erfunden und erkannt habe, gehöre seiner innern Individualität an und bilde einen Theil seines innern Eigenthums im weiteren Sinne dieses Worts, und zwar wendet sie sich gegen diesen Ausspruch mit folgenden bezeichnenden Worten. „Der Herr Professor hat also," heißt es, „von geistigem Eigenthum oder, wie er sich ausdrückt, von dem Erfinden und Erkennen einer Wahrheit gesprochen; nun, wie erkennt jemand eine Wahrheit? Hierauf gibt jene Schrift, die sich ausdrücklich nicht allein über Patent- und Musterschutz, sondern über alle Blüthen des menschlichen Geistes verbreitet, hierauf gibt sie — und sie muß sich's gefallen lassen, daß wir auch an Goethe und Schiller dabei denken — folgende erschöpfende Antwort: „Der Weg ist kein anderer, als daß jemand sich möglichst viel von dem zu eigen macht, was die gesammte Vorwelt in derselben Angelegenheit zusammengetragen, gesichtet und erfunden hat, nach hinreichender Prüfung sich die Ideen zurecht legt und dann im glücklichen Fall wenig oder viel Neues hinzufügt. — Er hat (solcher Art) mit einem Material gearbeitet, das nicht ihm allein, sondern der gesammten lebenden Mitwelt angehörte, und selbst das verhältnißmäßig Wenige, was hinzugefügt wurde, ist vielleicht durch Unterredung mit andern befestigt, erweitert, durch gelegentliche Mittheilungen ergänzt worden, so daß die Zahl der „Eigenthümer" möglicherweise zu einer ganzen Produktivgenossenschaft heraufwachsen kann."

Ist es nicht, als ob man Wagner, mit der gebärenden Phiole in der Hand, den Menschwerdungsproceß erläutern hörte? Auf diese Art wird es uns allerdings begreiflich, wie eigentlich der Begriff des geistigen Eigenthums unter dem nationalökonomischen Brennglase zu einer völligen Fabel verflüchtigt. Versuchen wir einmal die Probe zu machen. — Ich sehe Tasso mit dem Griffel in der Hand die Schloßallee von Ferrara dahin wandeln; er trägt sein Manuscript in der Linken, schüttelt beim Hineinblicken bald den Kopf, bald merzt er mit dem Griffel aus oder schreibt mit blitzendem Auge eine neue Zeile an die Stelle der eben verworfenen. Beschränkten Köpfen könnte es scheinen, als sey das, was er dort in der Hand halte, sein geistiges Eigenthum, als bereichere er es mit dem Golde seiner Seele, als lege er das Beste hinein, das sich in Worten von seinem Wesen ablösen läßt. Aber der Nationalökonom versteht die Sache anders. „Was gibt dem Manne dort," sagt er mir, „das Recht, von etwas in dieser Sache ausschließlich Eigenem zu sprechen? Er dichtet, d. h. er hat sich möglichst viel von der (uralten Reim- und Rhythmus-) Fertigkeit zu eigen gemacht, er hat nach hinreichender Prüfung (des schon vor ihm Gedichteten) sich die Ideen zurecht gelegt, und er fügt nun im glücklichen Fall wenig oder viel Neues hinzu. Begründet das einen Anspruch auf Eigenthum?" — Wenn ich mich nicht gefangen gebe und auf die große That der Befreiung Jerusalems hinweise, die hier zum ersten mal mir in ergreifender Weise entgegen tritt, rückt mir der Nationalökonom noch unerbittlicher auf den Leib. „Herr," wird er sagen, „um so schlimmer! Also handelt sich's um eine Angelegenheit, zu welcher ein großer Theil der Vorwelt bereits beigesteuert hat. In diesem Falle arbeitet der Mann ja vollends mit einem Material, das nicht ihm allein, sondern der gesammten lebenden Mitwelt angehört, und selbst das verhältnißmäßig Wenige, was hinzugefügt wurde, ist vielleicht durch Unterredung mit

Andern befestigt, erweitert, durch gelegentliche Mittheilungen ergänzt worden, so daß die Zahl der „Eigenthümer“ möglicherweise zu einer ganzen Produktivgenossenschaft herauf wachsen kann.“

Ich staune. Die Schablone paßt ja auf's Haar. Diese Produktivgenossenschaft läßt sich in der That ohne Mühe zusammenbringen. Gottfried von Bouillon, Tancred, die ganze Kreuzfahrersippe — Peter von Amiens an ihrer Spitze — sind sie nicht Actionäre dieser Genossenschaft? Chlorinde, ist sie nicht nachweisbar der altitalienischen Volksweise von der Donna ben armata nachgebildet? Alphons und die beiden Leonoren haben sie durch ihre „Unterredung“ mit Tasso das von ihm „anderweitig Ermittelte“ nicht „befestigt und erweitert,“ und wenn man der Sache genau auf den Grund blicken könnte, würde sich's nicht gar herausstellen lassen, daß der Dichter selbst Antonio, seinen Widersacher, auszufragen nicht verschmähte, und daß er gar Vieles „durch gelegentliche Mittheilungen“ dieses länderkundigen Mannes sich erst „aneignete?“ Aneignete — ja, aber Nota Bene, nicht ohne der Produktivgenossenschaft dafür im Debet zu bleiben.

Als ich vor Jahren einmal Ferrara streifte, zeigte mir der Bibliothekcustode Briefe von der Hand des Tasso. Sie sind unter Glas und Rahmen ausgestellt und illustriren eigentlich nicht minder beredtsam die Richtigkeit des geistigen Eigenthums; vor Allem der eine, welcher, im Kerker geschrieben, um ein Hemd, um ein einziges sauberes Hemd fleht.

Da haben wir im Mikrokosmus die Kehrseite des „geistigen Eigenthums“: Verweigerung, wenn damit auch nicht behauptet werden soll, daß mit der entgegengesetzten Thesis der seinem Zeitalter vorangeeilte, also der begabtere Dichter schon ohne Weiteres vor Mangel geschützt seyn würde.

Schiller war durch allerlei hohe Privilegien gegen den Nachdruck geschützt, überhaupt ein Arbeiter von fabelhaftem Fleiß, und wäre ohne jene Augustenburger Jahresrente (gab sie der Vater oder der Großvater des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein?) dennoch schon vor dem völligen Versiegen seiner Geisteskraft dem Mangel erlegen.

Aber da sehen Sie das Zutreffende jener Eingangs erwähnten Bezeichnung: Alles wie durch den Wittwenschleier gesehen! Ohne Zweifel hätte diese nämliche Sache, durch ein anderes Medium betrachtet, auch humoristische Seiten gehabt; sie entgehen mir, um des Schleiers willen, völlig, und selbst wenn die Schillerstiftung, wie es heißt, durch Dotationen glücklich situirter Dichter — ich hoffe, man beginnt mit dem Nestor in Neuses — das Vorurtheil gegen pekuniäre Belohnungen dieser Art beseitigen wollte, um auf solche Weise minder glücklich situirten, wenn auch nicht dürftigen Dichtern ebenfalls die Annahme solcher Beisteuern möglich zu machen, so würde mir der Humor einer so gründlich verkehrten Sachlage unter der Feder in sein Gegentheil umschlagen.

Denn das geistige Eigenthum und seine rechtliche Begründung sollten unter den Arbeiten eines Vereins, wie der nach Schiller benannte, doch wohl ohne allen Zweifel die oberste Stelle einnehmen. Es ist ein unrichtiger Kraftaufwand, wenn diejenigen, denen die Nation die Verbesserung des Dichterloses anvertraute, sich einzig mit den kranken Zweigen des Baumes beschäftigen, und niemals mit den Wurzeln, aus denen jenes Siechthum empor steigt. Selbst wenn man jetzt sich auch der strotzend gesunden Zweige noch annehmen will, um dadurch den kränkelnden, ohne ihnen wehe zu thun, endlich ebenfalls beikommen zu können, so stimmt man höchstens die öffentliche Meinung um, schafft aber keine Abhülfe. Das Uebel liegt ja viel tiefer, und es bleibt doch immer ein Widerspruch in der Thatsache, daß seit dem Bestehen eines Vereins mit den bezeichneten Zwecken es möglich geworden ist, die Frage über das geistige Eigenthum mit der Frage: Zunftzwang oder Gewerbefreiheit? auf dieselbe Linie zu bringen.

Die Statuten bieten hiefür keine Erklärung, denn Statuten lassen sich ändern. Im übrigen lag mir im Grunde nichts ferner, als den Wittwenschleier gerade nach dieser Seite hin zu lüften. Ich wollte Ihnen vielmehr von Theatern, Bildern, literarischen Spinnstuben und dergleichen Dresdner Eigenartigkeiten reden, die neben unsern politischen Leb- und Strebnissen ihr friedliches Stillleben anspruchs-, aber nicht immer inhaltlos fortsetzen; von dem projektirten Künstlerhause z. B., zu dessen Begründung die liebenswürdige Leserin hoffentlich bereits durch Ankauf eines Thalerloses ihr Scherflein beigetragen; die zur Verloosung kommenden Bilder sind, wie ich verrathen darf, zum Theil wirkliche Meisterstücke); von der bevorstehenden Vorführung des Mosenschen Trauerspiels Otto III.; von Davisons freiwilligem Scheiden — zum 1. Mai löst sich sein hiesiges Contraktverhältniß; — von der Wiederherstellung der bei Aufführung der Armida nahezu verbrannten Frau Bürde-Ney — ihr Retter, der Maschinenmeister Hähnel, büßte seinen Berufseifer leider mit dem Leben; von dem Körnerdenkmal, dessen Comité durch die politischen Fragen der Gegenwart zu unfreiwilliger Muße verurtheilt worden ist, nachdem mit einem hiesigen namhaften Bildhauer (Hähnel) schon einleitende Vorbesprechungen stattgefunden hatten; von der russischen Revue Wolfsohns, welche seit ihrer neuen Umgestaltung zu einem, in der Kritik dem ganzen deutschen Literaturgebiet zugewendeten Organ sich allgemeinerer Beachtung zu erfreuen beginnt und sie in der That verdient; von Max v. Webers biographischem Werk über seinen Vater, Carl Maria v. Weber; von Gustav Kühnes „deutschen Charakteren,“ (im eben erschienenen ersten Bande: Friedrich der Große, Lessing, Moses Mendelssohn, Kant); von Graf Tolstoys Tragödie, Iwan der Schreckliche; von Frau von Paweloffs Uebertragung der Wallensteintrilogie in's Russische; von Georg Ebers' dreibändigem Roman „eine egyptische Königstochter,“ größtentheils hier am Elbufer entstanden, obschon im ächtesten Nil- und Pyramidencolorit durchgeführt; von Otto Ludwigs fortdauernd hoffnungslosem

Siechthum, aus dessen Veranlassung die Tiedgestiftung das seinen Kindern bisher gespendete Weihnachtsangebinde dießmal auf hundert Thaler erhöhte; von Bogumil Golz, der ja in diesen Tagen zum Besten der Margraffschen Kinder in Leipzig eine Vorlesung halten wird, und mit seinen Vorträgen über die Frauen, über Egypten 2c., über den Humor des deutschens Mährchens bei der Mehrzahl seiner hiesigen zahlreichen Zuhörer und Zuhörerinnen entschiedene Erfolge errungen hat. Aber das ist ein Capitel, über welches man den Frauen selber das Wort gönnen darf, und so mag denn eine geistreiche Dame, die ich nicht nennen will, einige meiner vermeinten Bedenken über diese und jene Seite des originellen und gedankentiefen Rhapsoden zum Schlusse hier über den Haufen werfen.

„Sie vermissen in diesen Vorträgen," schreibt sie mir, ohne daß ich mich übrigens derartiger Aeußerungen schuldig bekenne; Damen machen sich bekanntlich gern mit Individuen zu schaffen, und wissen an diesen zu rächen, was vielleicht die Gesammtheit verschuldet — „Sie vermissen in diesen Vorträgen Achtung vor Allem, was nicht Herr Golz ist; Verständniß und Geschmack für das eigentlichste Wesen der Kunst; den Zauber der wirklichen Improvisation, deren bestechenden Schein diese Vorträge doch mit so viel Erfolg ausbeuten; die Höhe des Standpunkts endlich, welche allein die Möglichkeit biete, über Fortschrittschwindel, Theilung der Arbeit und Aehnliches, wie Herr Golz es thut, absprechende Votums erst zu wirklichen Urtheilen zu machen. Ehe ich Ihnen meine Einwürfe entgegen stelle, will ich mit wenigen Worten den uns Frauen betreffenden Vortrag Ihrem Gedächtniß zurückrufen. Was enthält er? Ich denke etwa Folgendes:

„Der Mann vertritt den Geist, das Weib die Natur." Die Frauen, mein' ich, können mit dieser Theilung nicht minder zufrieden seyn als die Männer, zumal uns die letzteren immer Einfachheit und Natürlichkeit predigen. Nach Golz sind wir es denn auch, welche der Erde immer noch etwas von ihrer Paradieseseigenschaft bewahren, und zwar trotz all euern schablonenhaften, zersetzenden, schematisirenden Denkprocessen; — die Geschichte mit dem Apfelbiß und Evas quasi bösem Antrieb dazu, verweist er, zu meiner großen Befriedigung, in's Bereich jener unzähligen Fabeln, die zu unserem Nachtheil von Männern ersonnen wurden. Wir sind also vor Allem Natur und als solche zu stetem Regeneriren der Menschheit berufen. Aber mehr als das: die Männer, sagt Herr Golz, und trifft auch hier wieder in's Schwarze, die Männer wollen glücklich seyn, die Frauen wollen glücklich machen. Es versteht sich, daß er unsere Hingebungsfähigkeit, unsere Heldenkraft im Leiden, unsere Opferfreudigkeit, unsere Ausdauer nicht unerwähnt läßt; ein ganzes Regiment Grenadiere ginge, sagt er, an derselben Wiege zu Grunde, neben welcher die arme Mutter mondenlang in Kummer, Angst und Nachtwachen ausdauert —; es versteht sich ferner, daß er von der lebendigen Gefühlswelt — einer ganzen enharmonischen Tonleiter spontanster Empfindungen — zu reden weiß, die es uns so schwer, ja so unmöglich macht, mit euch im kühlverständigen Denken Schritt zu halten; daß er uns deßhalb geborene Improvisatoren nennt und die uns, wie er meint, erbliche Neigung zur „Confusion" einfach dadurch erklärt, daß wir in der That das In- und Durcheinander der Dinge, also das Wesen der Natur, weit lebendiger empfinden und uns ihm weit näher verwandt fühlen als ihr, die ihr, in großer Ferne stehend, das Ganze, um es zu begreifen, sofort in seine Theile zu zerlegen beflissen sind, d. h. in das Nebeneinander."

(Schluß folgt.)

Paris, Februar.

Montrouge-Plaisance. — Der Mann, der allein ein Haus gebaut. — Abbé Migne. — Straßenkünstler. — Lavalettes Flucht. — Theater.

Verflossenen Sonntag hatte sich der Morgen in einen Nebel eingewickelt, so grau und dicht, wie er wohl zuweilen am Allerseelentag über Père Lachaise hängt. Gegen Mittag war es ein goldener Flor, aus dem der lieblichste Februartag hervortrat. Ich ließ mich durch diesen ersten Gruß des Frühlings verleiten und setzte mich in einen Omnibus, der mich nach der ehemaligen Barrière du Maine brachte; von da führt die Chaussée schnurstracks nach Montrouge-Plaisance, wo ich nach der Straße Constantine fragte. Wohin soll aber dieß alles führen? fragt der geneigte Leser. Eben nach der Straße Constantine. Ich sah mich nach dem Hause um, das, wie ich kürzlich

erzählte, ein Mann ganz allein gebaut haben sollte.* Ich brauchte nicht lange zu suchen. Bald stand ich vor einem stattlichen Hause, über dessen Eingang eine marmorne Tafel befestigt ist, mit der Inschrift: „Ich bestätige, daß ich dieses Haus ganz allein gebaut habe, ohne Hülfe irgend eines andern u. s. w.“ Eureka, dachte ich; die Legende stand da vor mir in unbestreitbarer Wirklichkeit. Das funkelneue Haus hat über dem Erdgeschoße vier Stockwerke nebst Mansarde, im Erdgeschoße sind zwei Buden, in der einen, ein Friseur, in der andern ein Fruitier. Der Erbauer wählt aber nicht mehr die Tapeten aus; die Zimmer sind längst tapezirt und vermiethet und bewohnt. An den Fenstern des ersten Stocks lagen elegante Damen, welche in das schöne Wetter hinausschauten. Ueber der französischen Inschrift auf der Marmortafel liest man die bekannte lateinische Sentenz: „Labor improbus omnia vincit.“ Das kann der Mann mit Recht sagen. In der Freude über meine Entdeckung vergaß ich mich nach seinem Namen zu erkundigen.

Montrouge-Plaisance — trotz seines Namens ein schmutziger, unerquicklicher Ort — wird durch die Chaussée du Maine von dem eigentlichen Montrouge geschieden. Auch hier fand ich nach langjähriger Abwesenheit manche Veränderung, einen immensen Marktplatz, eine erst kürzlich angepflanzte Promenade, und außerdem den unvermeidlichen Square nach der bekannten Schablone, nur fehlt die Cascade. Dafür besitzt der geräumige Volksgarten eine colossale Gruppe von Fratin: ein Pferd, das von einem Löwen überfallen wird, colossale Figuren von Gußmetall, voll Kraft und Leben. Paßt aber der Anblick der grimmigen Bestie, welche sich auf dem Rücken des Rosses anklammert, das bereits in verzweifelnder Angst auf die Hinterfüße gesunken ist, an einen Ort der Erholung und der Freude, wo die liebe Jugend sich von den Strapatzen der Schule erholt?

Eine Notabilität von Montrouge ist Abbé Migne. Der Mann hat sich auch sein Haus gebaut, wenigstens im figürlichen Sinne. Der industrielle Abbé hat schon mehreremal Händel mit dem Generalvikariat gehabt; allein er hat frühzeitig überlegt, daß wenn er bis an sein Ende Messe läse und zur Beichte säße, die frommen Seelen, die er gerettet hätte, ihn im Alter zu Grunde gehen lassen würden. Abbé Migne errichtete eine Buchdruckerei, die bald einen guten Fortgang hatte. In dem eben erwähnten weitschichtigen Hause befinden sich gegenwärtig, außer der Druckerei, eine Buchbinderei, ferner, ein Heer von plieuses, brocheuses und Schriftstellern, die unter seinen Augen arbeiten. Seine Wohnung besteht aus einer Reihe von Zimmern, deren sich ein Cardinal-Erzbischof nicht zu schämen brauchte: Salon de réception, Speisesaal, kleinere Salons, ein Billardzimmer, Bibliothek, Studierzimmer, alles im modernsten Geschmacke eingerichtet. Christus und die Apostel wohnten nicht so prächtig; aber Abbé Migne kann seine Gewissensskrupel mit dem Gedanken beschwichtigen, daß er sein großes Vermögen mit Gebetbüchern erworben, mit theologischen Schriften, mit Werken über die Liturgie, über das kanonische Recht, überhaupt mit allem, was die Männer vom Fache Dieuseté nennen. Das Fach rentirt sich gut; auch hat sich vor einigen Jahren herausgestellt, daß eine katholische Zeitschrift: L'université catholique durch einen Israeliten war gegründet worden.

Paris hat schon wieder eine Straßencelebrität verloren. Pradier war ein wahrer Künstler — kein Bildhauer, wie sein Homonym, dieser überzuckerte Canova mit einem lüsternen Beigeschmack; zum Glück haben seine Schüler, Cavelier und die andern, die Altäre der Lais verlassen, und opfern der Venus von Milo, dieser erhabenen Göttin im Tempel der Antike. Unser Pradier war ein Stockkünstler; ein Batonist. Er hatte es in seinem Fache zu einer stupenden Virtuosität gebracht. Einen Stock bis zu einer schwindelnden Höhe in die Luft werfen, in vertikaler Richtung, so daß er ihm in die rechte Hand fiel, hinterm Rücken, ohne daß der Mann seine Stellung änderte, das war nur eine Kleinigkeit für ihn, womit er die Leute herbeizog. Hatte sich die Galerie gebildet, so kündigte er die Kunststücke an, die er produciren wolle, und bestimmte die Summe, die er verlangte, bevor er anfing, und die er auch stets erhielt. Hatte er sich auf solche Weise einer guten Einnahme versichert, so rückte er mit seinem besten Kunststücke heraus. „Ich werde zuerst meinen Stock auf der Nasenspitze balanciren; so. Nun will ich zwei Sous auf das andere Ende des Stockes legen; dann gebe ich ihm einen leichten Stoß, und die zwei Sous fallen mir in die Westentasche. Aber zwei Sous muß ich haben.“ Diese blieben nie aus, und das Kunststückchen wurde unter allgemeinem Beifallklatschen gemacht. „Nun will ich fünfzig Sous auf die Spitze des Stockes legen und diesen auf meiner Nase im Gleichgewicht halten. Ich gebe 25 Sous dazu; die übrigen verlange ich von den Zuschauern.“ So erhielt er nochmals 25 Sous, die auch richtig in die Westentasche flogen, welche er la mer noire nannte. Waren die 50 Sous vom schwarzen Meer verschlungen, so grüßte er die Gesellschaft und sagte mit einem ächt gascognischen Lächeln: „Meine Herrn, die Sitzung ist in meiner Tasche.“ Pradier ist an einer Brustkrankheit gestorben; die Nachricht von Mangins Tod hatte ihn sehr afficirt. Beide Virtuosen sind im Spital verschieden.

Seit längerer Zeit vermisse ich auch einen alten Soldaten, der mit seinem Pudel ein humoristisches Schauspiel producirte. Der Pudel trug einen kleinen Tornister auf dem Rücken und einen Tschako auf den Ohren; er war darauf abgerichtet, erschossen zu werden. Auf's Commando seines Herrn: „Garde à vous, peloton!“ setzte er sich hoch auf die Hinterbeine, und nun begann die Procedur. Das arme Thier stellte nämlich einen Soldaten vor, der sich im Wirthshause besoffen hatte und desertirt war. Der alte Troupier hielt dann eine feierliche Anrede an die Um-

* s. Nr. 10. S. 237.

stehenden. „Ihr seht da einen wahren Eisenfresser, der zu Friedland und an der Moskowa tapfer gefochten; aber er trank ein Glas zu viel und hat sich in den Augen des Vaterlands entehrt.“ Sodann wurde der Anklageakt vorgelesen; zuweilen unterbrach sich der närrische Kerl: „Wie, du Halunke, die Marketenderin hast du betrogen, die jedem vieux lapin pumpte! Sterben mußt du.“ Das Urtheil wurde verlesen und vollzogen. Ein Schuß fiel, der Delinquent stürzte mit einem Schrei zu Boden; alles lachte. „Kinder,“ sprach sein Herr, „ein Taugenichts war er, aber die letzte Ehre dürfen wir ihm nicht versagen. Bitte um Beisteuer zu den Begräbnißkosten.“ War die Einnahme in Sicherheit gebracht, so schnalzte der Herr mit der Zunge, der Erschossene sprang, vor Freude bellend, an ihn heran, und dann ging's weiter. Der Soldat lebte vom Todtschießen seines Hundes, der bei schönem Wetter oft wohl zwanzig mal des Tags sterben mußte.

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt,“ meinte Napoleon I.; umgekehrt kann es auch heißen: „es ist nur ein Schritt vom Burlesken zum Tragischen.“ Der Schwank mit dem Hundeproceß erinnert mich an einen andern Proceß, der nur zu reell war und zu ernsthaft — an den Proceß gegen den Grafen Lavalette. Figaro erzählt diese cause célèbre wieder, die wohl so alt seyn dürfte, daß sie für manche Leser wieder neu geworden. Graf Lavalette war Generalpostdirektor in Frankreich nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba. Unglücklicherweise blieb er auf seinem Posten nach der Schlacht von Waterloo, wurde sofort verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Die Gerichtsverhandlungen können wir übergehen; das Interesse knüpft sich an die Entweichung des Verurtheilten. Am Abend vor der Hinrichtung speiste er mit seiner Frau. Nach dem Essen hüllte er sich in die Wildschur, in der sie gekommen war, und setzte ihren Hut auf. Der Kerkermeister öffnete die Thür, der Gefangene kam glücklich an ihm vorüber. Frau von Lavalette hatte sich hinter die spanische Wand versteckt, wo der Kerkermeister seinen Gefangenen vermuthete. Der Graf stieg in den Fiaker, welcher seine Frau an's Gefängniß gebracht hatte. Im Wagen entledigte er sich des weiblichen Costüms und kleidete sich in einen Jockey um. Ein Freund von ihm saß auf dem Bocke. Der Wagen hielt vor dem Ministerium des Auswärtigen, sein Freund führte ihn hier ein und ließ ihn voraus gehen, indem er ihn für seinen Jockey ausgab. In einer Mansarde des Hotels, wo der Präsident des Ministeriums wohnte, das ihn vor Gericht gestellt hatte, blieb der zum Tode Verurtheilte sechs Wochen versteckt. Mit Hülfe des englischen Obersten Bruce verließ er endlich, in der Uniform eines englischen Offiziers, sein Versteck, schlief die letzte Nacht, die er in Paris zubrachte, Rue du Helder Nr. 3, gerade unter dem Schlafzimmer des Instructionsrichters, der die Untersuchung gegen ihn geleitet hatte. Auf die Kunde von seiner Entweichung waren die Barrièren gesperrt worden. Als Oberst Bruce und sein Freund in Offiziersuniform an der Barrière Vichy erschienen, war es dem Offizier der Wache, der zu Bette lag, zu kalt, um die Pässe mit den Inhabern zu vergleichen, und sie entkamen glücklich. Graf Lavalette ließ sich in München nieder, wo ihm die Freude durch die Kunde vergiftet wurde, seine heldenmüthige Frau sey wahnsinnig geworden; sie blieb es bis zu ihrem Ende, und erkannte selbst ihren Mann nicht wieder, den sie gerettet hatte.

In der großen Oper haben wir ein neues Ballet und eine neue Tänzerin. Ich habe das Ballet nicht gesehen und folglich auch die Tänzerin nicht. Man hat mir gesagt, sie entzücke das Publikum durch die Kühnheit ihrer horizontalen Entrechats und durch die Solidität ihrer Beine. Sie heißt Boschetti und soll eine schöne Frau seyn. Das Ballet hat den Titel: „Maschera“ und ist von Rota und Saint Georges; der Kaiser und die Kaiserin wohnten der Vorstellung bei. — Im Théâtre de l'ambigu comique wird ein neues Drama: „les fils de Charles-quint,“ gegeben, vom bekannten V. Sardou. Es sind eigentlich zwei Dramen in Einem und der Titel paßt auf keines von beiden. — In der komischen Oper ist: „Le capitaine Henriot,“ komische Oper in drei Aufzügen, angenommen worden, Text von Sardou, Musik von Gevaert; sie soll künftigen Herbst in Scene gesetzt werden.

Berlin, Februar.

Einfluß des Krieges auf die Stimmung. Die Wetterfrage.

Was doch der Kanonendonner für eine wunderbare Kraft besitzt! Wie diese paar Schüsse im Norden unsere politische Atmosphäre mit Einem mal — ich will nicht sagen geklärt, denn das könnte nur die bitterste Satire seyn — aber verändert haben. Berlin, das geistige Berlin, ist nicht wieder zu erkennen. Vorstellungen, die in den Gemüthern dauernd eingenistet schienen, sind weggescheucht; Bestrebungen, welche Jahre lang die öffentliche Meinung ausfüllten, sind in eine verschiedene Richtung gedrängt, oder gar vergessen. Kein Wort mehr von dem „Verfassungsconflikt," von dem „budgetlosen Zustand," alle diese gesinnungstüchtigen, laut und eifrig, aber doch mit einer gewissen Behaglichkeit abgeleierten Redensarten, sie sind vom Kriegsbesen fortgefegt. Die Kannegießerei hat außerordentlich abgenommen, die Stimmung ist zu ernst. Gespannt horcht man auf das Waffengetöse, ängstlich des Ausgangs harrend; denn jedermann begreift, daß wir an einem Wendepunkt unserer Geschicke angelangt sind, und niemand weiß, welche Einflüsse herrschen, welche Ziele verfolgt werden.

Der Antheil an den Soldaten, „die unsere Schlachten schlagen," ist eben so lebhaft, wie allgemein, obgleich das Publikum durchaus nicht ganz sicher ist, ob es auch wirklich „unsere Schlachten" sind. Für die Gesunden, die Kranken, die Verwundeten fließen die Spenden auf's Reichlichste, und die Familien der Gebliebenen werden nicht zu darben haben. Wer denkt noch daran, daß die Gelder für den Feldzug nicht bewilligt worden? Das ist der Zauber des Thatsächlichen, der That. Mag unser Kopf sich sträuben, die Sinne werden fortgerissen, und sie reißen jenen mit. Grämen wir uns deßhalb nicht. Wir Deutschen bedürfen der Aufregung; der lange Friede bei unbefriedigenden politischen Zuständen hat uns erschlafft, den Hang zu philisterhafter Beschaulichkeit in's Ungeheuerliche entwickelt. Wir fühlen das selbst, und wie der hungrige Magen nach Speise, so sehnt sich der Geist unseres Volks naturgemäß nach einer großen nationalen That. Freilich in Ermanglung einer großen muß er sich mit einer kleinen, in Ermanglung einer nationalen, mit einer militärischen begnügen. Ein Krieg hat aber, trotz vielfacher Uebel, immer das Gute, ein Volk zu kräftigen, es männlich zu machen, ihm Selbstgefühl zu geben. Daß das Selbstgefühl zur Rohheit, zur Unterdrückungslust werde, ist bei uns Deutschen wohl nicht zu befürchten, und so können wir auch diesen Krieg getrost als eine heilsame Arznei betrachten, wenn ihr schon einiges Gift beigemischt seyn mag.

Erfreulich ist die Anerkennung, welche man hier der Tapferkeit der österreichischen Truppen zollt, um so erfreulicher, da sie mit einer gerechteren Würdigung der Bruderstämme im Osten Hand in Hand geht. Zu einer wahrhaft ergreifenden Scene gab die Ankunft des ersten Transports von österreichischen Verwundeten Anlaß. Tausende von Menschen empfingen sie mit begeistertem Hurrah, die Hüte schwenkend, an dem Bahnhof; und die Glücklichen, denen es vergönnt war, einen der heimgekehrten Helden zur Bewirthung und zur Pflege nach Hause zu führen, wurden von den minder glücklichen mit neidischen Blicken angesehen. Die Krieger waren tief gerührt; manchem lief eine Thräne die gebräunten Wangen herab. Das Bild wird nie in mir verlöschen. Es war ein ächt deutsches Bild — Stoff für einen deutschen Maler. Da schlummerte jeder partikularistische Hintergedanke, da lebte in jedem Herzen das schöne Wort, das unser nationales Programm seyn sollte: Kein Preußen und kein Oesterreich, sondern ein einiges freies Deutschland!

Leider sind jene Hintergedanken noch nicht überall ausgerottet. Nicht bloß innerhalb der sogenannten Junkerpartei, sondern auch in „liberalen" Bürgerkreisen spuckt mitunter noch die Idee der „preußischen Spitze," und hegte unser unternehmender Ministerpräsident wirklich die abenteuerlichen Plane, welche man ihm von mehreren Seiten zuschreibt, so würde er bei einem Theil des Adels und der Bürgerklasse keinen allzuhartnäckigen Widerstand finden. Unter den Massen der hiesigen Bevölkerung, das heißt unter den Handwerkern und Arbeitern ist dagegen die Gesinnung desto entschiedener deutsch, und es bürgt für ihren Ernst, daß sie im Widerspruch mit der gesammten Berliner Presse aufgekeimt und emporgewachsen ist. Nein, Berlin verdient nicht den bösen Ruf, in welchen es durch seine feudalen und fortschrittlichen Zeitungen gerathen ist — es ist eine überwiegend deutsche Stadt, und die Anbeter der Pickelhaube und der preußischen Spitze sind in einer verschwindend kleinen Minderheit. Allerdings, „kleine, aber mächtige Parteien" haben in Preußen schon große Rollen gespielt.

Doch genug von Politik, sonst könnte man mir am Ende vorwerfen, ich strafe meine eigene Behauptung Lügen, daß das Kannegießern hier durch den Krieg außer Mode gesetzt worden sey. Und nun zu etwas anderem,

und zwar zu dem Thema, das uns nach dem Krieg am meisten beschäftigt — zur leidigen Wetterfrage. Nicht als ob ich meteorologische Betrachtungen anstellen, über die „Londoner Nebel," die uns seit Wochen in ihr Leichentuch hüllen, Jeremiaden anstimmen wollte (ich bin an den Originalartikel hinlänglich gewöhnt und die Berliner Copie ist doch nur eben eine Copie); aber die Wetterfrage ist für Berlin von Wichtigkeit, wie für keine andere Großstadt der civilisirten Welt. Berlin ist nämlich die Sklavin der Witterung: im Sommer eine Sandwüste, von furchtbaren Staubstürmen heimgesucht, die der bestverschlossenen Doppelfenster spotten; im Winter die Straßen entweder unwegsame Moräste oder halsbrechende Eis- und Schneebahnen. Wer ein Jahr hier gelebt hat, wird mich nicht der Uebertreibung zeihen. Muß es so seyn? Wenden wir uns nach London. Welcher Contrast! Die climatischen und Bodenverhältnisse sind dort nicht günstiger, andere Verhältnisse weit ungünstiger. Bringt der Winter weniger Schnee und Eis, so bringt er um so mehr Regen; und im Sommer erzeugt der ungeheure Verkehr mindestens eben so viel Staub, als sich in Berlin von dem sandigen Boden ablöst. Aber die Straßen sind dort nie morastig (wenn auch nie rein) und der Staub wird erfolgreich gebannt — alles ohne daß die Polizei sich in's Mittel zu legen hätte, einfach durch die Thätigkeit der einzelnen Gemeindebehörden, d. i. der Gemeindebürger, die ihren Comfort und ihr Interesse im Auge haben. Was geschieht in Berlin? Nichts, und noch einmal nichts. Die Stadt hat Geld im Ueberfluß, aber nicht für gemeinnützige Unternehmungen; die Zeitungen kümmern sich nicht um solche Dinge, die Herren Redakteure stecken die Nase in den Olymp der Fortschrittspolitik und bemerken nicht den Koth, durch den sie waten, nicht die Gruben, in welchen sie herumpurzeln. Unter den Gruben sind die offenen Rinnsteine zu verstehen, die heute noch wie zu den Zeiten des großen Kurfürsten die Luft verpesten.

Während der letzten Kälte, als das Eis schon drei Wochen lang vor den Häusern gelegen hatte und schon Tausende zu Fall, Hunderte zu Schaden gekommen waren, fragte ich einen hiesigen Kaufmann: „Warum thut die Bürgerschaft denn gar nichts, um die Straßen gangbar zu machen?" — „Bah! Sie verläßt sich auf die Polizei." Da haben wir den Finger auf dem wunden Fleck. Es fehlt die Selbstständigkeit, das Selfgovernment, der Gemeingeist. Ich bin wahrhaftig kein Bewunderer des englischen Individualismus, der die Gesellschaft in Atome auflösen möchte, der das Band der Humanität lockert; allein in mancher Hinsicht ist dieser Individualismus doch besser und obendrein gemeinnütziger als unsere Ordnung, die dem Menschen seine Selbstständigkeit raubt und ihm keinen Ersatz dafür bietet. Er schafft doch Männer, gibt sogar dem Schwachen ein Gepräge. Sage man mir nicht, das Beispiel, welches ich gewählt, sey ein geringfügiges. Im Kleinen spiegelt sich der Charakter, spiegeln sich die Zustände, wie im Großen, und mein Beispiel hat den Vortheil, daß es ein sehr treuer und umfassender Spiegel für den Charakter der Hauptstadt Norddeutschlands ist.

Doch ich kann Berlin und die Berliner nicht ändern. Ich muß geduldig warten, bis es den Berliner Bürgern beliebt, sich selbst zu helfen, oder bis es der Berliner Polizei beliebt, ihre Pflicht zu erfüllen, und will mich einstweilen philosophisch auf den Sommerstaub vorbereiten. Im Sommer kann man sich wenigstens auf's Land flüchten; im Winter aber gibt es keine Rettung, keine Durchfahrt zwischen der Scylla des Schmutzes und der Charybdis des Glatteises. Jetzt sind wir bis über die Ohren in der Scylla, wobei wir höchstens den Einen Trost haben, daß schmutziges Wetter der Gesundheit weniger schädlich ist, als kaltes Wetter. Hätte ich das nicht schon in London erfahren, wo jeder Grad Kälte wöchentlich ungefähr hundert Menschen das Leben kostet, so hätte ich es hier vor acht oder neun Wochen von einer sachkundigen Autorität gelernt. Ich hatte mich, vom Weihnachtsmarkt zurückkehrend, in der winklichen Altstadt verirrt und fragte einen wohlgekleideten Mann, der vor mir herging, nach dem Weg. „Ihr Weg ist auch der meinige, gehen wir zusammen." Ein Gespräch entspann sich. Mein Begleiter, offenbar melancholisch gestimmt, klagte über die Zeitläufte. „Ja, Sie haben Recht, das Geschäft ist erbärmlich; die Krämer auf dem Weihnachtsmarkt sind namentlich zu bedauern; ihre Buden gleichen den schwimmenden Kaufläden von Canton, nur mit dem Unterschied, daß die Kähne der Kauflustigen davor fehlen." — „Ach! (mit einem tiefen Seufzer) es ist eine schwere traurige Zeit!" — „Sie meinen in politischer Beziehung? Sie gehören ohne Zweifel zur Fortschrittspartei?" (Professor Virchow hatte den Tag vorher einen Vortrag über Kindergärten mit den Worten begonnen: Es ist eine schwere, traurige Zeit.) — „Ach nein. Ich gehöre nicht zur Fortschrittspartei, ich wollte vom Geschäft sprechen, von meinem Geschäft." — „Und was ist Ihr Geschäft, wenn ich fragen darf." — „So schlecht ist das Geschäft in dieser Jahreszeit noch nie gegangen. Der abscheuliche Regen; er verdirbt Alles. Wenn es kalt ist, machen wir im December die meisten Geschäfte. Aber jetzt ist nichts, absolut nichts zu thun (ein abermaliger Seufzer, noch tiefer, als der erste). — Ah, Sie wollen wissen, was mein Geschäft ist? Ich bin Leichenträger an der A—Kirche. Leben Sie wohl; das ist Ihre Straße."

Ich dankte ihm für seine Begleitung und entfernte mich eiligen Schritts, etwas ausgesöhnt mit dem Regen und Schmutz, und undankbar genug, meinem Führer keine Besserung seines Geschäfts zu wünschen. Such is life! Der Tod des Einen ist das Leben des Andern.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. **25. März 1864.**

Hymen. — I bar confusion:
'Tis I must make conclusion
Of these most strange events.
Here's four that must take hands,
To join in Hymens bands!

Shakespeare.

Ketten sind nicht Bande.

(Schluß.)

XII.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!"

Am nächsten Tage war Margarethens Geburtstag. Sie setzte voraus, daß keiner der beiden Herren darum wisse, und daß Ella Linden längst nicht mehr daran denke; und diese Voraussetzung schien sich zu bestätigen, als das Frühstück ganz in gewohnter Weise verlief, nur daß Ostorf ungewöhnlich aufgeräumt, wenn auch noch immer zerstreut war. Als man sich erhob, sagte er zum Grafen Bernau: „Ich kann dich heute nicht bitten, deine Cigarre bei mir zu rauchen, weil ich sogleich zu arbeiten habe. Du nimmst das nicht übel, alter Freund, hoff' ich?"

„Uebel nehmen?" antwortete Bernau, „im Gegentheil. Die ächte Gastfreundschaft besteht ja darin, den Gästen zu beweisen, daß sie uns in keiner Art geniren."

„Nun," sagte Frau von Linden, „Margarethe besorgt ihre Haushaltung, so mögen Sie denn mir Gesellschaft leisten, Graf Bernau. Ich bin im Begriff, mich mit meiner Arbeit dort unter den Kastanienbäumen niederzulassen, und weil doch in schlechten Gewohnheiten alle Männer Pedanten sind, so will ich Ihnen sogar verstatten, zugleich die unentbehrliche Morgencigarre zu rauchen."

„Die Cigarre ist unser Strickstrumpf," versetzte er, „die Lokomotive langer Gedankenzüge. Aber wie unbeschreiblich liebenswürdig können Sie seyn, Gnädigste, wenn Sie nur wollen!"

Und er holte schon den Rauch- und Feuerapparat aus der Tasche, während sie hinabgingen, um an derselben Stelle sich niederzulassen, wo vor etwa zwei Monaten Ostorf und Margarethe einander gegenüber saßen und jene Unterredung pflogen, deren Ende mit ihrem Beginn so wenig im Einklang stand.

„Hat Ihnen Ihr Freund denn keine Mittheilung gemacht," fragte Frau von Linden, „wann die Bienen schwärmen werden, die in seinem Kopfe bauen?"

„Nicht die geringste," antwortete Bernau. „Er vermeidet es im Gegentheil jetzt, mit mir allein zu seyn, und ich glaube fast, unsere Arznei thut ihre Wirkung."

„Sie haben Recht, eine Krisis ist unverkennbar; denn seine gleichmäßige Haltung wird schwankend, und er bewegt sich in extremen Stimmungen. Man muß die Entwicklung nicht stören. Warten wir ab, bis die

Fluth sich verlaufen hat und die Ebbe wieder festen Boden zeigt. Sind Sie einverstanden?"

„Ich habe heute keine Ordre zum Widerspruch, und es ist mir weit angenehmer, mich mit Ihrem Scharfsinn im Einklang zu befinden. Aber was wissen Sie von der Baronin Margarethe?"

„Sie bleibt verschlossen, wie immer. Indeß gibt mir vielleicht der heutige Tag noch Gelegenheit, einen Blick in ihr Herz zu thun."

Es entstand eine Pause, welche Bernau mit der bei ihm freilich ungewöhnlichen Bemerkung unterbrach: „Wir werden einen schönen Tag behalten." Ella Linden sah von ihrer Arbeit erstaunt zu ihm auf.

„Ganz einverstanden, gnädige Frau," fuhr er fort; „denn Sie denken doch eben: es muß weit mit Dem gekommen seyn, daß er meteorologische Prophezeiungen in die Welt sendet. Und ich würde mich wahrhaftig selbst auslachen, wenn mir nur einigermaßen lächerlich zu Muthe wäre. Aber ich möchte etwas recht Ernsthaftes mit Ihnen reden: sind Sie geneigt, mich ernsthaft anzuhören?"

„Eine feierliche Stunde?" fragte Frau von Linden mit dem gewohnten ironischen Lächeln; aber bei einem Blick auf Bernau, aus dessen Zügen dießmal innere Bewegung sprach, setzte sie rasch hinzu: „Reden Sie nur, Graf! Ihnen kann es doch nicht zweifelhaft seyn, daß ich ernste Dinge auch ernst zu nehmen weiß."

„Nun denn, gnädige Frau, die Stunde drängt mich, Ihnen heute zu sagen, was ich Ihnen zu sagen längst beschlossen hatte, was — Sie aber auch längst ahnen müssen. Mit kurzem Wort: wollen Sie meine Hand annehmen und mir die Ihrige gewähren? Ueber mein Herz habe ich keine Macht mehr: wahrhaftig, dieses steht bereits ganz zu Ihrer Disposition."

„Graf Bernau!" rief sie überrascht und nicht ohne Bewegung. — „Auch von mir werden Sie voraussetzen, gnädige Frau, daß ich ernste Dinge nicht gleichfertig behandle. Lassen Sie mich ganz offen seyn. Der Gedanke einer Heirath lag mir seit Jahren fern, ich war nahe daran, ihn aufzugeben. Ihre Lebensanschauung, welche mit heiterer Ironie die Thorheiten der Welt beherrscht, ohne von den Formen sich emancipiren zu wollen, mit denen das Gesetz der Sitte solche Thorheiten einmal umkleidet hat — diese Lebensanschauung gleicht so sehr der meinigen, daß ich dadurch anfangs überrascht war. Die Ueberraschung wich dann dem wohlthuenden Gefühle, welches eine innere Harmonie hervorbringen muß, um so mehr, als sich dieselbe nur im Geiste der Opposition kundgeben konnte. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß ich durch Sie Glück finden würde; aber mich macht auch das Bewußtseyn stolz, Ihnen Glück gewähren zu können. Theilen Sie dieses Bewußtseyn, diese Ueberzeugung?"

Ella Linden war gewohnt, ihre Gefühle zu beherrschen — einer tiefen Röthe, die sich über ihre Züge ausgebreitet hatte, vermochte sie nicht zu gebieten. Nach kurzem Schweigen antwortete sie mit dem Ausdruck launigen Wohlwollens, in welchem die Bewegung durchklang: „Aber haben wir denn nicht neulich erörtert, daß nur ungleichartige Elemente dazu taugen, ihr Schicksal zusammenzuwerfen, um eine glückliche Ausgleichung zu finden?"

„Ich mußte Ihnen damals schon widersprechen," versetzte er; „aber in diesem Punkte vertrat ich zugleich meine wirkliche Meinung, der Sie beipflichten werden. Nicht wahr, der Magisterverstand bildet sich absolute Lehrsätze, um darin sein Leben einzuzwängen, dem praktischen Verstand gilt das Leben als Lehrer, um sich daraus seine Erfahrungssätze zu bilden? Und das Thema des Lebens ist ein so reichhaltiges: es gestattet tausend Variationen in Moll und Dur, welche sämmtlich der Lehre vom doppelten Contrapunkt sich unterordnen."

„Und die Formeln für das Glück in der Ehe, welche wir neulich durchgesprochen haben, wie formuliren Sie diese nach Ihrer Ueberzeugung?" fragte Ella, fast mehr, um eine Frage an die Stelle der Antwort zu setzen.

„O, sie sind einfach," erwiederte er rasch: „Uebereinstimmung in der Tiefe, Ergänzung in den Strömungen, welche mehr nach der Oberfläche gehen, Selbstständigkeit auf äußerlichen Gebieten, die nur der Techniker beherrscht. Ihr Geist sieht zu klar, als daß er einer langen Ueberlegung bedürfen sollte. Sagen Sie mir mit Einem Wort: was darf ich hoffen?"

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Lassen Sie uns denn zusammen hoffen, daß wir keine Uebereilung begehen. Und gebe der Himmel seinen Segen dazu!"

Bernau drückte einen Kuß auf die dargebotene Hand, dann erwiederte er: „Dank! herzlichen Dank! Denn es stritte ja gegen alle Erfahrung, daß zwei vernünftige Menschen am hellen Tage einen dummen Streich machen sollten. Und nur noch eins. Glauben Sie nicht, daß unsere befestigte Coalition auch für unsere Freunde sich entscheidend verwerthen läßt?"

„Das ist ein neuer Gedanke," versetzte Ella sinnend. „Ja, Freund, Sie haben Recht, wenn wir den rechten Augenblick treffen. Bis dahin — Schweigen!" — „Schweigen ist leicht," sagte er, „nach solchem Reden!"

Indeß hatte Margarethe die Haushaltungsange-

legenheiten besorgt und trat in ihr Zimmer. Auf dem Sophatische lag ein verschnürtes und versiegeltes Packet nebst Adresse mit dem Postzeichen „Mainz.“ Ihr erster Gedanke war: sollte dennoch Ella, in der Erinnerung an den Tag, einen Scherz ersonnen haben? als sie auch schon die Hülle zu lösen begann. Aus dem Packet fielen ihr in zierlichen Bänden die besten Erscheinungen der neuesten Literatur entgegen — ein willkommenes Geschenk, denn sie liebte Bücher, und gefällig ausgestattete insbesondere; aber freilich, ihrer Freundin Ella sah eine solche Ueberraschung nicht allzusehr ähnlich. Wer war also der Geber? Wer wußte noch sonst um die Bedeutung des Tages?

Da traf ihr Auge auf ein beschriebenes Blatt, welches ganz unten lag. Rasch entfaltete sie dasselbe und las die Worte:

„Warum geschlossen das Visir
An meinem Feste?“ willst du fragen?
Ich aber frage: Darf ich dir
Den offnen Gruß zu bieten wagen?

Gern würf' ich ab den falschen Schein,
Laut möcht' ich meinen Namen nennen.
Dir schlägt dieß Herz, und dir allein;
Du aber willst es nicht erkennen!

Margarethe stand sprachlos. Sie dachte im Fluge die ganze Reihe der möglichen Geber durch: Ostorf — Frau von Linden — und Bernau? — Dann betrachtete sie die Schriftzüge genauer. Dieselben ließen mehr auf eine Männerhand schließen, allein sie waren augenscheinlich mit Absicht und Geschick verstellt. Wer vermochte auch zu sagen, ob der Absender des Packets die Zeilen selbst geschrieben hatte?

Ostorf kam ihr zuerst in den Sinn. Sein Benehmen war seltsam gewesen in den letzten Tagen; sie suchte nach Anhaltspunkten, die zwischen demselben und diesem Geschenk eine Verbindung hätten herstellen können; sie suchte vergebens. Aufgeräumt und heiter hatte er sich gezeigt, seit die Gäste auf Bodeck verweilten, zerstreut und voreingenommen erst neuerdings ohne ersichtlichen Grund; ihr allein gegenüber, wenn solche flüchtige Momente des Alleinseyns mit ihm vorkamen, war die kalte Form niemals durchbrochen worden. Sie durfte ihn nicht für den Geber halten; und woher wäre ihm auch ihr Geburtstag bekannt gewesen? Den konnte Ella Linden wissen, zu dem Inhalt des Blattes wäre ihre übermüthige Laune fähig gewesen, aber einen Vers hatte sie in ihrem Leben noch nicht zu Stande gebracht. Und — Bernau? Seine immerhin leichtere Weise war doch ihr gegenüber stets eine gemessene geblieben; in jüngster Zeit richtete er wohl mehr als früher das Wort an sie, aber die feine Grenze, welche sich besser empfinden als aussprechen läßt, wurde dabei niemals überschritten; selbst die Berührung ihrer Bekanntschaft vor Jahren am Tage seiner Ankunft fiel nicht aus dem Tone des Weltmanns. Und wieder kamen ihre Gedanken auf Ostorf zurück, nachdem der kleine Kreis durchlaufen war.

Margarethe stand einen Augenblick völlig rathlos. Indeß ihr entschlossener Charakter bedurfte nur einer kurzen Ueberlegung, um die Entscheidung zu treffen. „Ich bin einmal Ostorfs Gattin,“ sagte sie sich, „und dieser Fall liegt so, daß er ihm nicht verschwiegen bleiben darf. Mag dann er das Weitere beschließen.“

Damit steckte sie das Blatt zu sich und ging nach den Zimmern des Barons. Schon auf dem Flur klang ihr von dort ein Hämmern entgegen, unterbrochen von dem scharfen Ton einer Klingel, dem sich laute Reden gesellten.

Sie klopfte an, drinne ward es still; aber die Thür, welche sie zu öffnen versuchte, war verschlossen. Was sollte das Alles bedeuten? Nach einer Weile fragte die bekannte Stimme des alten Kammerdieners im Vorzimmer: „Ist jemand draußen?“ — „Ich bin es,“ sagte Margarethe; „öffnen Sie doch, Dietrich.“

„Ach, die gnädige Frau Baronin!“ hörte sie ihn, wie in Verlegenheit, ausrufen, und darauf bewegten sich Schritte, die in den folgenden Zimmern verklangen und bald zurückkamen. Der Kammerdiener sagte von innen: „Der Herr Baron lassen die Frau Baronin sehr um Entschuldigung bitten, daß es in diesem Augenblick unmöglich sey zu öffnen; aber der Herr Baron würden dann selbst zur gnädigen Frau hinüberkommen.“

Margarethe entfernte sich kopfschüttelnd ob des neuen Räthsels. Wie würde sie erst erstaunt seyn, wär' es ihr vergönnt gewesen, einen Blick in das Innere zu werfen!

XIII.

„Was wirfst du schlau mir Netze?“

Ostorf verließ sein Zimmer erst zur Mittagsstunde; er erschien im Speisesaal, als die Uebrigen bereits versammelt waren. Bei Margarethen entschuldigte er sich nochmals mit großer Artigkeit und war überhaupt auffallend redselig in der Mittheilung verschiedener neuer Einrichtungen, die ihn beschäftigten.

„Morgen hoffe ich nun mit meiner Zeit ganz wieder im gewohnten Gange zu seyn,“ sagte er; „aber für heute muß ich mir noch die allseitige Nachsicht

erbitten. Gleich nach Tisch steht mir ein Gang mit dem Verwalter auf den Hirschkopf bevor; das ist immerhin eine starke Stunde. Bis zum Thee hoffe ich zurück zu seyn."

„Zum Hirschkopf?" fragte Margarethe. „Bis dahin ist's freilich weit. Könntest du denn nicht den Verwalter allein hinausgehen lassen?" — „Nein, das ist unmöglich," versetzte er, „ich muß eben selber dort seyn, um die Arbeit anzugeben; ich will dort nämlich — doch das sollt ihr erfahren, wenn's fertig ist; dann bring' ich euch hinaus."

Man hatte sich kaum vom Diner erhoben, als der Bediente meldete: auf Befehl des Herrn Barons lasse der Verwalter sagen, daß er bereit sey. Ostorf empfahl sich rasch.

„Willst du denn nicht erst Kaffee trinken?" fragte Margarethe; sie hoffte, ihn dann wenigstens einen Augenblick allein zu sprechen. — „Ich danke," antwortete er. „Du weißt, ich lasse nicht gern auf mich warten. Also bis zum Thee!" Und die drei sahen ihn mit dem Verwalter die Terrasse hinabsteigen und durch den Garten weiter gehen.

Kaum aber waren beide aus dem Gesichtskreis des Hauses, als Ostorf den Alten verabschiedete und sich eilig rechts wandte. Durch den Park und hinter den Treibhäusern her gelangte er ungesehen bis an die verborgene Treppe und über diese durch die Seitenthür, deren Schlüssel er mitgenommen hatte, in seine von außen verschlossenen Zimmer. Ein Blumenstrauß war noch nicht da; er warf einen Blick in die Kammer und klinkte die Thür ein, welche aus dieser in's Schlafzimmer führte. Dagegen ließ er die Thür vom Schlafzimmer zum Arbeitskabinet und die zweite vom Arbeitskabinet zur Bibliothek weit offen stehen.

In einer Ecke der Bibliothek nahm er seinen Platz ein. Neben ihm hing eine festgedrehte Schnur herab, welche sich oben in der Wand verlor und also mit der dahinter gelegenen Kammer in Verbindung stehen mußte. Dagegen führte der lose gespannte Bindfaden, welcher sich oben aus der Wand zog, zu dem unter der Decke befestigten Glöckchen.

Ostorf saß erwartungsvoll, das sah man an jedem Zuge seines Gesichts. Aber Erwartung ist eben der schlechteste Zeitvertreib: da möchte der Mensch die Zukunft zur Gegenwart gestalten und scheitert an seiner Ohnmacht, und immer versucht er's wieder, und immer mehr übermannt ihn die Ungeduld, je mehr sich das Hinderniß verringert, welches seiner Wünsche spottet, je näher der Augenblick rückt, wo Gegenwart und Zukunft zusammenfallen.

Ostorf wollte um jeden Preis Aufklärung haben; aber konnte nicht ein geringfügiger Zufall alle seine klug ersonnenen Anstrengungen vereiteln? Er hoffte, daß die Aufklärung auch zur Klarheit führen werde; aber stand diese Hoffnung nicht auf thönernen Füßen? Und unter solchen Gedanken flog sein Auge von der Schnur neben ihm zu dem Glöckchen unter der Decke und wieder zurück, der Geist eilte dem Auge weit voraus — aber sie vermochten nicht den Seiger der Sekunden zu beflügeln, welcher im Schneckengange vorwärts schlich.

So mochte eine Stunde verflossen seyn — für ihn hatte sie die dreifache Ausdehnung gewonnen — da glaubte sein scharfes Ohr ganz fern den eigenthümlich durchdringenden Ton zu vernehmen, wenn ein Schlüssel im Schlosse gedreht wird und das Schloß zurückschnappt. Einen Augenblick nachher schlug das Glöckchen unter der Decke mit hellem Gebimmel an. Ostorf erfaßte die Schnur neben ihm mit kräftigem Ruck, so daß sie riß und ihm in der Hand blieb; aber er hörte zugleich jenseits der Wand den scharfen Klang, wie wenn Metall an einen festen Gegenstand schlägt, und dem folgte alsbald ein unterdrückter Schrei.

In raschen Sätzen durcheilte er Bibliothek, Arbeitskabinet, Schlafzimmer, und hastig flog unter seiner Hand die Thür zur Kammer auf. Das schon sinkende Tageslicht wurde hier durch dunkle Vorhänge noch mehr zurückgehalten; gleichwohl sah er deutlich das Netz, welches wie ein Käfig von der Decke niederhing und in Falten noch auf dem Boden sich ausbreitete. Inmitten des Netzes aber erblickte er eine weibliche Gestalt, die vergebliche Anstrengungen machte, aus der Verstrickung sich zu befreien, während sie durch Uebereilung sich nur immer fester darin verwickelte.

Das Bild war eben so komisch als malerisch. Eine schwarze venetianische Halbmaske verbarg das Gesicht und an diese schloß sich die Kapuze des schwarzseidenen Dominos, welcher die ganze Gestalt umfloß, während die eine Hand einen prächtigen Blumenstrauß hielt. Darüber aber legten sich in wunderlichen Verschlingungen die rothen Maschen des seidegeflochtenen Netzes.

Ostorf mußte sich einen Augenblick an dem fruchtlosen Kampfe der Maske ergötzen, die ihm rasch den Rücken zugewandt hatte, und er sah, wie dabei einer ihrer Filzpantoffeln verloren ging, wie ein schmaler, fein beschuhter Fuß aus der unförmlichen Hülle zum Vorschein kam.

Jetzt siegte die Neugier des Beobachters. Er hob mit der rechten Hand das Netz etwas empor, aber des vorsichtigen Fischers eingedenk, der den Fisch festhält, ehe er ihn aus den fesselnden Maschen löst, säumte auch Ostorf nicht, mit der Linken sich seiner Beute zu

versichern, damit diese nicht etwa ihn in der Falle lasse, während sie selbst den Weg zur Flucht gewinne.

Die Verhüllte sträubte sich ernstlich, er war genöthigt, sie fester an sich zu drücken; darüber sank das Netz wieder herab. Beide standen jetzt rings von demselben eingeschlossen, sein Arm hielt sie umschlungen, sie ruhte rückwärts gelehnt mit dem Kopf an seiner Brust, ohne entkommen zu können. Er glaubte, daß diese Locken ihm nicht fremd seyen, die sich aus der Kapuze hervorstahlen. Die Maske fiel von seiner Hand, und — „Margarethe!“ jauchzte er auf, „mein Weib! mein liebes Weib!“

Der trotzige Ausdruck ihrer mit dem tiefsten Purpur übergossenen Züge wich plötzlich einem starren, fassungslosen Erstaunen, die zusammengepreßten Lippen öffneten sich, dann auf einen Moment schloß sich das Auge, um ihn gleich darauf mit innigem Lächeln anzublicken.

„Und von dir stammten immer diese Blumensträuße?“ fragte er jetzt leise. — Sie nickte bejahend. „Aber wenn du gar nicht zu Hause warst?“ — „Meine Zofe ist treu.“ — „Und warum die Verkleidung?“ — „Die Maske sollte das Auge täuschen, die Filzsohle das Ohr, wenn Aug' oder Ohr unberufen gelauscht hätte.“

„Nun denn,“ rief er entzückt,

„Nicht mehr geschlossen das Visir —
Sie sind gelöst die bangen Fragen:
Das Wort ist frei! So darf ich dir
Den offnen Gruß zu bieten wagen.

Die Wahrheit scheucht den falschen Schein,
Sie heißt mich meine Farbe nennen:
Das Herz war dein, schon lange dein!
Und freudig mag's der Mund bekennen!

Immer glänzender leuchteten Margarethens Augen, als sie die Verse vernahm. „Aber woher wußtest du meinen Geburtstag?“ fragte sie jetzt. — „Dein Taufschein,“ rief er, „liegt von der Trauung her bei dem Geistlichen drüben. Ich hatte längst auf heute Hoffnungen gebaut.“

Da sprach sie leise, ihren Arm um seinen Nacken legend: „O wie thöricht war ich doch, Adolph!“ — „Still!“ sagte er und schloß ihren Mund mit einem Kuß, „die Thorheit hat ja rasch genug ihre Bahn durchlaufen, und die versäumten Stunden des Glücks lassen sich noch nachholen.“

Immer tiefer sank das Dunkel herab; aber die beiden bemerkten es nicht, war es doch hell geworden in ihren Herzen. Sie saßen bei einander auf dem Sopha des kleinen Alkovens, wo der Onkel dem Neffen die Heirath aufgedrungen. Wie anders war es heut! Wie vieles hatten sie sich zu erzählen!

Und als nun der ganze Kreislauf geendet war, als sie wieder bei dem Netz anlangten, da machte Adolph den Vorschlag, das Gemach, in dem sie sich gefunden hatten, welches so glücklich zwischen ihren beiderseitigen Zimmern lag, gleich morgen zu gemeinsamer Benutzung einrichten zu lassen. „Aber nicht wahr,“ fügte er hinzu, „die Thür braucht schon heute nicht mehr verschlossen zu seyn?“

Draußen schlug die Thurmuhr. Margarethe horchte auf. „Himmel!“ rief sie, „schon acht! Ella und Graf Bernau werden uns längst erwarten; aber die unterhalten sich vielleicht am besten, wenn sie zu Zweien allein sind. Laß uns gleich hinübergehen, lieber Adolph, auf dem nächsten Wege, den du noch gar nicht kennst.“

Und sie geleitete ihn durch die geheimnißvolle Tapetenthüre bis in ihr Wohnzimmer, wo allerdings die beiden Gäste des Hauses bereits anwesend waren, und die ungewohnte Erscheinung dieses Doppelgestirns mit Verwunderung betrachteten.

„Verzeihung! wir waren beschäftigt!“ sagte Ostorf fröhlich. — „Und sind vielleicht gar nicht einmal vermißt worden!“ setzte Margarethe mit feinem Lächeln hinzu.

„Ich bewundere Ihren Scharfblick, wie nie zuvor, gnädige Frau;“ erwiederte Graf Bernau, nachdem er einen raschen Blick des Einverständnisses mit Ella Linden gewechselt hatte; „denn auf die Gefahr hin, einen Raub an der Freundschaft zu begehen, bitte ich um Erlaubniß, Ihnen hier meine Braut vorzustellen.“

„Du?“ riefen Adolph und seine Frau, wie aus Einem Munde, jener zu dem Freunde, diese zu der Freundin gewendet.

„Wir hofften, daß ihr unser Glück theilen würdet!“ sagte Bernau mit besonderer Betonung.

„Und wir bitten dagegen, daß ihr euch ein Beispiel nehmt an dem unsrigen!“ erwiederte Adolph übermüthig, indem er seiner Frau die Hand bot.

Margarethe schlug ein und fuhr fort: „Dann haben die Wünsche ihr Ziel gefunden!“

Die beiden Andern sahen sich fragend an. Bernau aber rief lachend: „Trop tard! — Nehmt ein Exempel daran, wollten wir sagen — nun sagt man es uns.“

Und Ella setzte hinzu: „Aus Ketten wurden Bande!“

Gisbert Freiherr Vincke.

Ueber den Charakter der Emilia Galotti.

Brief an eine Freundin.

Ich fühle mich angeregt, Ihnen etwas von den Betrachtungen mitzutheilen, die ein erneuertes Studium der Emilia Galotti hervorgerufen hat. Ergreifen Sie diese Gelegenheit, sich auch mit dem Werk wieder bekannt zu machen, welches, wenn ich nicht irre, Ihnen stets nur geringe Sympathien abgewonnen hat. Wie wäre das auch anders möglich? Was es Verletzendes hat für ein reines Gefühl und eine unbestochene Empfindung, liegt obenauf; der einzige Kunstverstand aber, der dieses wunderbare Ganze erfüllt, beseelt und gestaltet, und dessen genaue Erkenntniß hier ganz eigentlich den höheren Genuß an dem Werke bedingt, dieser Kunstverstand will bis in die innersten Tiefen hinein verfolgt und ergründet seyn.

Lessing nennt die Emilia in einem Brief an seinen Bruder „eine modernisirte, von allem Staatsinteresse befreite Virginia.“ * Von diesem Punkt ist auszugehen, wenn man das Problematische in Emiliens Charakter begreifen und erklären will. Zuvörderst läßt sich fragen: ist eine solche Virginia, „modernisirt, befreit von allem Staatsinteresse,“ überhaupt denkbar? „Modernisirt“ — also aus dem weiten, offenen Bereich des antiken Lebens in die bedrückende Enge unseres Hof- und Gesellschaftslebens hinübergeführt; — „von allem Staatsinteresse befreit“ — also nicht das erregte, unter schmähliche Gewaltherrschaft gebeugte und nach Befreiung ringende Volk im Hintergrunde; — also kein Vater, der, als Glied dieses Volks sich fühlend, von glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllt, in dem Verfolger seiner unschuldvollen Tochter zugleich den aller Gesetze spottenden Tyrannen haßt und verabscheut, der durch die natürlichsten, zwingendsten und edelsten Antriebe — denn es galt, die Tochter von der unvermeidlichen Sklaverei und der eben so unvermeidlichen Schande zu retten — zu der scheinbar unnatürlichsten That unwiderstehlich hingerissen wird, und der durch diese, alle Gemüther entflammende That zugleich das Zeichen zum Sturz des Tyrannen gibt und so zum Urheber der lang erharrten Freiheit seines Volkes wird. Also nichts, nichts von alle dem — was bleibt dann noch von der Virginia übrig?

Aber was frage ich auch! Der Dichter hat uns diese modernisirte, unpolitische Virginia ja doch hingestellt. Und allerdings bleibt noch etwas von der Virginia übrig, etwas, was sogar in gewissem Betracht die Hauptsache ist und bleibt. Der Vater ermordet die Tochter, um sie vor der Schande zu retten. Also die Katastrophe bleibt die nämliche, aber die Verhältnisse, unter denen sie herbeigeführt wird und sich begibt, die Motive, welche die Handlungen der Personen bestimmen, werden umgewandelt; das Ziel bleibt, aber es muß ein ganz neuer Weg gebahnt werden, der zu diesem Ziele leitet; mit Einem Worte: denselben Wirkungen dort und hier sollen hier ganz andere Ursachen zum Grunde liegen.

Es fragt sich nun, wohin werden diese ganz andern bestimmenden Ursachen verlegt? In die äußern umgebenden Verhältnisse, oder in den Charakter der handelnden Personen, vor allem der Hauptperson? In die äußern umgebenden Verhältnisse: — so bald der Autor mit seinem Stoff den Boden der antiken Welt verließ, mußten diese an ihrer Bedeutsamkeit, an ihrer zwingenden Gewalt die beträchtlichste Einbuße erleiden. Wo kein Decemvir ist, der in diesem Augenblick die freigeborene Römerin als Sklavin wegzuschleppen befiehlt, damit sie seinen Lüsten schutzlos preisgegeben sey, da ist auch die That des Vaters unmöglich, weil sie ihm nicht durch die unabwendbare Gewalt der Umstände aufgedrungen und so gewissermaßen unvermeidlich gemacht wird. Man fühlt alsbald, eine solche That kann nur in jenen römischen Verhältnissen zu einer menschlichen That werden; um nicht vor ihr, als vor einer unerklärlichen, in staunendem Abscheu zurückzuschaudern, um sie begreiflich oder gar bewundernswerth zu finden, muß man sich die patriotischen Tugenden des Römers, seinen starren Republikanismus, seine feststehenden Begriffe von Freiheit und Sklaverei so lebhaft wie möglich in's Gedächtniß rufen. Wo sollte der Autor, da er seine Handlung einmal aus jenen großen Zuständen und Umgebungen herausgehoben, und ihr engere Grenzen, so zu sagen, einen engeren Horizont gegeben hatte, wo sollte er in der Beschränktheit, in der Zahmheit

* Vergl. Lessings Brief an Nicolai 21. Januar 1758 und an den Herzog von Braunschweig, Lessings Werke XII, 410 (Maltzahn).

des modernen Lebens, wo alle jene Impulse entweder gar nicht oder nicht mit so überwiegender Kraft wirksam sind, Zustände und Verhältnisse, Bedingungen und Motive finden, die mit überzeugender Nothwendigkeit den tragischen Ausgang hätten herbeiführen können? Also nicht aus den äußeren Verhältnissen, nicht aus einem über den Handelnden großartig waltenden Schicksal durften jene bestimmenden Ursachen abgeleitet werden; der Dichter mußte sie vielmehr in den Charakter der handelnden Personen selbst legen, und vornehmlich in den Charakter Emiliens.

Der Charakter Emiliens — auf diesem Punkt, dem schwächsten Punkt seines Werks, mußte der Autor mit der größten Umsicht und Behutsamkeit alle seine Kräfte versammeln, hier mußte er sie zugleich mit der größten Sicherheit und Kühnheit wirken lassen; durch die Behandlung dieses Charakters mußte sein Unterfangen, die mächtige Staatsaction in ein modernes Charakterstück zu verwandeln, gerechtfertigt werden und sein Unternehmen gelungen oder verfehlt erscheinen; in diesem Charakter endlich mußte er einen Ersatz liefern für alles, was seiner Handlung dadurch verloren gegangen, daß er sie von „allen Staatsinteressen befreit.“

Wie ist es ihm nun mit diesem Charakter gelungen, von dem so viel abhängt, in dem Lessing so viel leisten mußte?

Man mache hier nicht etwa, verführt durch Lessings Aeußerung im Brief an den Bruder vom 10. Februar 1772,* den Einwand: Emilia ist ja gar nicht die Hauptperson und auf ihren Charakter, der nur in die schließliche Entwicklung des Ganzen wirksam eingreift, kann demnach auch nicht so gar viel ankommen. — Man halte diesen Einwand zurück! Mag in der Struktur des Drama, wie es Lessing geschrieben, Emilia noch so sehr zurücktreten, immer bleibt sie, sobald man die Handlung, und besonders die Katastrophe für sich betrachtet, die wahre Hauptperson, auf die sich alles bezieht und deren Geschick auf Alle mächtig einwirkt. Also: wie ist es dem Autor mit diesem Charakter gelungen?

Ich habe in der Katastrophe des Trauerspiels immer einen unwiderleglichen Beweis dafür gefunden, daß Lessing berechtigt und befugt war, sich am Schluß der Dramaturgie in jenen bekannten kühnen (gewöhnlich sagt man: bescheidenen) Worten sich den Namen eines Dichters abzusprechen. Denn in der That, kein ganzer wahrer Dichter hätte sich je so rücksichtslos gegen die Reinheit der jungfräulichen Natur, gegen die Wahrheit jungfräulicher Empfindung versündigen können. Es hilft nichts, man mag der Emilia die Richtigkeit ihres bündigen Raisonnements noch so entschieden zugeben, immer ist man geneigt, die Worte des guten Claudius, des Wandsbecker Boten, nachzusprechen: „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich die Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch 'n Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren.“ — Gewiß hat er Recht, der gute Claudius. Und wir folgern aus seinen einfachen Worten, daß derjenige, der auf diese Weise, der allgemein gültigen Wahrheit ursprünglicher Empfindungen zum Trotz, das Widersprechende zusammenpaaren und Gegensätze, die sich einander nothwendig aufheben, gewaltsam vereinigen und neben einander gelten lassen will, daß derjenige der Poet nicht ist, dessen Ohr „den Einklang der Natur vernimmt.“ Denn ein solcher wird, selbst da, wo er das Ungeheuerlichste wagt, von der unverfälschbaren Wahrheit der Dinge, als dem mütterlichen Grund und Boden seiner Dichtung, ausgehen; er **wird** es und er **muß** es; denn aus seinem Munde redet, in seinen Schöpfungen waltet die über alle Beschränkungen der **Wirklichkeit** stolz hinausschreitende **Wahrheit** der Natur.

So gerecht aber auch das verdammende Urtheil ist, dennoch — wer mag es leugnen? — bleibt eben der Charakter der Emilia eines der beredtesten Zeugnisse für Lessings dichterisches Vermögen. Prüfen Sie den sechsten Auftritt des zweiten Akts, erwägen Sie, wie er in den Bau des Ganzen eingefügt ist, wie der Eindruck, den er schon allein für sich hervorbringt, durch die vorbereitenden Scenen zwischen Claudia und Odoardo verstärkt wird, wie die Wirkungen, die von ihm ausgehen, im Verlauf des Drama immer furchtbarer anwachsen und endlich die schreckenvolle Entscheidung herbeizwingen — erwägen Sie vor allem, wie Emilia sich in dieser Scene zeigt, wie sie sich gegenüber dem Unerwarteten, das auf sie herandringt, zu „nehmen“ weiß — ich bin überzeugt, Sie werden nach diesen Prüfungen und Erwägungen mit bewußterer und entschiedenerer Bewunderung auf den Autor blicken; Sie werden versucht seyn, das Wort: „ich bin kein Dichter,“ für den paradoxen Ausspruch eines kühn überlegenen und seiner Ueberlegenheit kühn vertrauenden

---

* Die Worte lauten: „Weil das Stück Emilia heißt, ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl gar nach Personen, die gar nicht auf's Theater kamen.“

Geistes zu halten, der mit dem Mißverstand der Verehrer und der Kurzsichtigkeit der Tadler seinen zürnenden Spott treibt.

Wie konnte es aber geschehen, fragen Sie, daß Lessing in der Behandlung desselben Charakters, in dem er seine künstlerischen Fähigkeiten so entschieden zeigt, zugleich so augenscheinlich gegen das höchste, auch für ihn höchste Gesetz der Wahrheit verstößt? — Ich frage umgekehrt: wie konnte es anders geschehen? wenn nämlich Emilia ihm für die Oekonomie des Ganzen dasjenige wirklich leisten sollte, was sie nothwendig leisten mußte, falls der Autor das Drama überhaupt zu dem vorher bestimmten Schlusse führen wollte.

Eine antike Virginia müßte der einfachste, unzweideutigste Charakter seyn, der sich nur denken läßt, nur Reinheit, nur Unschuld; sie müßte nur, wie Odoardo sich einmal ausdrückt, „es werth seyn, was der Vater für sie thun will." Je einfacher, ich möchte sagen, je unbedeutender ihr Wesen bleibt, um so wirksamer für die Zwecke der Tragödie; denn die unwiderstehlich zwingende Macht der Verhältnisse vollbringt hier alles, und wie mächtig muß es uns ergreifen, daß gerade ein so einfaches, in Unschuld und Reinheit befangenes Wesen, in dem es der Tyrannei zum Opfer fällt, durch seinen Tod dem unterdrückten Volke das Zeichen zur Erhebung gibt! Und diese durch sie hervorgerufene Erhebung — möchte der Dichter sie nun noch darstellen, oder nur am Schluß der Tragödie auf sie hinausdeuten — muß auch die Virginia vor unserer Einbildungskraft erheben; das einfache Mädchen lebt durch seinen Tod mächtig wirkend fort und ihr Name wird das begeisternde Losungswort für alle, die nun unwillig das Joch der Gewaltherrschaft abschütteln.

So steht es mit der antiken Virginia. Aber die „modernisirte?" — deren Geschick mit keiner staatsumwälzenden Begebenheit verflochten ist, deren Tod eine Familienbegebenheit bleibt, und die mit ihrem Tode auch in Wahrheit ganz und gar stirbt? Denn, wenn auch wirklich, wofür nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, Odoardos Prophezeiung sich erfüllen und Emiliens Gestalt an der Hand des „blutigen Bräutigams" dem leicht vergessenden Prinzen in Träumen quälend erscheinen sollte, was wäre das für ein wenig beneidenswerthes Fortleben!

Also mit der modernisirten Virginia steht es anders; die Beweggründe zu ihrem Tode, wenn dieser nicht ganz ohne Ursache erfolgen soll, müssen in ihrem eigenen Wesen enthalten seyn; sie muß sich der zwingenden Kraft dieser Beweggründe deutlich bewußt werden, ja, sie muß sich nicht scheuen, sie im äußersten Fall bestimmt auszusprechen. Ihr Charakter konnte also nicht in der ungestörten Einheit und Einfachheit beharren; verschiedene Elemente mußten sich in ihm mischen.

Diese Forderungen begriff Lessings Verstand, und mit allen Kräften seines Verstandes war er thätig, ihnen vor seinem Verstande vollkommen Genüge zu leisten.

Sie lächeln? Verstand! Verstand! und wiederum Verstand! Das wäre auch eine Poesie, deren Geschöpfe nur vor dem Tribunal des Verstandes ihr Daseyn zu rechtfertigen wissen! — Ganz wohl; nur vergessen Sie nicht, daß es Lessings Verstand ist, der, wie er die Forderung aufstellte, so auch das Urtheil spricht, ob sie erfüllt sey; denn, hätte er sie nicht für wirklich erfüllt gehalten, so wäre Emilia Galotti wohl niemals an's Licht getreten. Lessings Verstand, der doch wohl noch etwas tiefer blickt, noch etwas mehr vermag, als der Verstand anderer, auch der begabtesten Sterblichen — ist es nicht jener höchste dichterische Verstand, der in Uebereinstimmung mit der Natur wirkt, so ist es doch ein Kunstverstand, der auch eine gewisse Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen darf.

Fasse ich nun jene Forderungen scharf in's Auge und prüfe, im Hinblick auf sie, die einzelnen Züge, welche Emiliens Charakter zusammensetzen, so erklärt sich alles Zweideutige wie von selbst und die Nothwendigkeit gerade des Verletzenden und Unwahren, was diesem Charakter anhaftet, wird einleuchtend.

Emilia ist ein liebenswürdiges, edelgeartetes Wesen, geweckten Geistes, lebhafter Phantasie, voll anmuthiger Munterkeit. Vor allem aber zeichnet sie sich durch die Tugenden aus, die Lessing, wie er seinem aufklärungssüchtigen Bruder, dem Emilia durch ihre Frömmigkeit „etwas verächtlich" erschien, ausdrücklich sagt, an einem unverheiratheten Mädchen als die höchsten schätzte: Frömmigkeit und Gehorsam. Unter der strengen, aber liebevollen Zucht des Vaters wuchs sie in ihren Kinderjahren auf, und dieser hat ihr den Keim seiner stoischen Tugend, die, wie sich am Schluß zeigt, mit christlicher Frömmigkeit wenig gemein hat, frühzeitig einzupflanzen gewußt. Aber auch die sorglosere Betrachtungsweise der Mutter, ihre leichtere, den höchsten sittlichen Forderungen nicht immer so streng zugewendete Sinnesart ist nicht ohne Einfluß auf sie geblieben; und dieser Einfluß mußte sogar überwiegend werden, als Claudia den widerwillig nachgebenden Gatten, dem ihre weltlichere Gesinnung Argwohn erregte, dennoch von der Nothwendigkeit, der Tochter eine „Stadterziehung" zu geben, überredet hatte und ihm in seine ländliche Zurückgezogenheit nicht gefolgt war.

Mit großer Weisheit hat Lessing seiner Emilia gerade diese Eltern gegeben und so das Mädchen durch

die Umgebung, in welcher sie aufwuchs, zu charakterisiren gewußt. In diesem Punkte verfährt Lessing mit dem geheimnißvollen Takt, der sonst nur großen Dichtern eigen ist, etwa wie Shakespeare seiner Julia gerade diese Amme beigibt, deren leichtfertige Reden wohl nicht ganz ungehört am Ohr des heranblühenden Mädchens vorbeigeschlüpft sind. Leicht ist es wahrzunehmen, wie die Geistes- und Sinnesart der Eltern in Emilien, verschieden modificirt, sich wiederfindet, und schön ist es, zu verfolgen, wie das Mädchen, in dem Maße, als ihr Geschick sich drohender gestaltet und die sittlichen Anforderungen ernster an sie herantreten, von der Seite der Mutter weg dem Vater in die Arme geführt wird, als dessen würdige Tochter sie sich zuletzt bewährt.

Ihren Gehorsam zeigt Emilia, indem sie einwilligt, Appianis Gattin zu werden, denn nicht die Liebe, die allbezwingende, hat sie ihm verbunden. Sie ehrt ihn, sie schätzt ihn, sie hat ihn auch in gewissem Sinne lieben gelernt; sie sieht der Verbindung mit ihm heiter in frohem Gleichmuth entgegen, aber alles dieß nur, weil der Strahl der Leidenschaft ihr Herz noch nicht berührt hat. Daher auch später, als das Mißgeschick hereinbricht, äußert sich ihre Bekümmerniß um die Mutter eigentlich lebhafter, als die Sorge um den Bräutigam; auch hernach kann sein Tod ihr keine Schmerzensklage entlocken, und als der Vater die Frage stellt: „Was nennst du: alles verloren? daß der Graf todt ist?“ antwortet sie scharf und schneidend: „Und warum er todt ist! warum!“ — Man wird gestehen, daß sehnsuchtsvolle Liebe, welcher so eben der Tod alle blühenden Hoffnungen geknickt hat, in andern Tönen klagen würde. Mit größerer Zärtlichkeit als die Braut redet von Appiani der alte Odoardo, dem freilich der junge Mann, der den Entschluß gefaßt hatte, fern von den Verlockungen und Zerstreuungen des Hofes „in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben,“ ganz als ein Mann nach seinem Herzen erscheinen mußte. Und wiederum, wenn man in Appianis Wesen prüfend hineinblickt, möchte man fast vermuthen, daß er dieses „Mißbündniß“ mehr um des künftigen Schwiegervaters als um der künftigen Gattin willen eingeht. So hat wohl hier mehr der Schwiegervater den Eidam und der Eidam den Schwiegervater, als der Bräutigam die Braut und die Braut den Bräutigam gewählt.

Emiliens Gemüthsleben, dessen ruhiges Gleichmaß durch ihre Verlobung nicht verändert worden, erfährt die erste Störung an jenem verhängnißvollen Abend, da der Prinz im Hause der Grimaldi — sie selbst nennt es später mit übertriebenem Ausdruck „das Haus der Freude“ — sie zuerst sieht, sich mit ihr lange unterhält, und, was Claudia mit dem scharfen Auge mütterlicher Eitelkeit alsbald bemerkt, von ihrer Schönheit, ihrer Munterkeit und ihrem Witze ganz bezaubert wird. Schon früher mag — die Mutter wird sie nicht immer allzu ängstlich davor geschützt haben — manches Lüftchen, das aus den schwülen Regionen des Hoflebens herwehte, an Emilien herangekommen seyn; jetzt aber fühlt sie sich auf einmal ganz in die gefährliche Atmosphäre versetzt. Und nicht gering ist die Gefahr, die sich ihr bereitet.

Der Prinz ist es eben überdrüssig, „der tollen Orsina schimpfliche Fesseln“ länger zu tragen; die Eigenschaften, die Marinelli an Emilien spöttelnd rühmt: „ein wenig Larve, aber mit vielem Prunk von Tugend, und Gefühl und Witz,“ diese Eigenschaften, die der Prinz an der zu trübsinniger Schwärmerei geneigten Orsina schmerzlich zu vermissen angefangen, wirken unmittelbar auf ihn, und er muß nun gleich alle Kräfte seines Wesens in Bewegung setzen, um derjenigen, die ihm das Glück einer neuen Liebe zu empfinden gibt, wiederum liebenswerth zu erscheinen. Dieses kann ihm nicht allzu schwer werden. Lessing hat dafür gesorgt, daß wir uns von der Liebenswürdigkeit des Prinzen keinen zu geringen Begriff bilden. Seine Schwäche flößt uns Geringschätzung, sein mattherziger und doch wieder so lebhafter Wunsch, die Früchte des Bösen zu genießen, ohne das Böse selbst zu begehen, flößt uns Verachtung ein; aber in diese Geringschätzung, in diese Verachtung mischt sich eine gewisse Theilnahme, die wir seinen Empfindungen, seinen Gesinnungen, so selten diese auch zu Thaten werden mögen, dennoch nicht versagen können. Ein Prinz, in dem eine Orsina nicht bloß den Prinzen, sondern den Mann „in gutem Ernste“ liebt, kann auch nicht eben ein Prinz von der gewöhnlichsten Art seyn. Er zeigt sich uns als einen wohlwollenden Beschützer, wenn auch nicht eben verständigen Freund der Kunst; er ist ein Knecht seiner Begierden, aber er würde sich selbst eine böse Absicht nie einzugestehen wagen, und mit kluger Berechnung zu einem schändlichen Zweck etwas Schändliches zu unternehmen, wäre ganz wider seine Natur. Er weiß edle Männer, selbst wenn sie ihm feindlich gegenüber treten, zu schätzen und wünscht ihnen durch die That seine Hochachtung zu bezeigen. Er ist den sanfteren Regungen der Theilnahme, des Mitleids zugänglich, und er wird ein Todesurtheil gewiß nur dann „recht gern“ unterschreiben, wenn die Sorge um den drohenden Verlust einer Geliebten irgend eine Rücksicht auf seine Fürstenpflichten nicht aufkommen läßt. Kurz, sein Wesen ist immer noch so beschaffen, daß ein junges, unverdorbenes Mädchen, das seinem Charakter ja doch nicht gleich auf

den Grund sehen kann, ihn wohl mit günstigen Augen betrachten darf. Und in den Künsten der feinen Welt, in der Sprache der Galanterie, die Claudia (2, 7) so vortrefflich schildert, und in welche er noch den überzeugenden Ausdruck wahrer Empfindung zu legen weiß, in diesen Künsten, in dieser Sprache ist er so bewandert, wie nur je ein Prinz zum Verderben der Unschuld es gewesen.

Nur in Einer Scene (3, 5) kann Lessing ihn diese Sprache führen lassen; aber die Worte, mit denen er hier die verwirrte und unentschlossene Emilia zu beschwichtigen sucht, lassen uns seine, in diesem Punkte zur Meisterschaft gediehene, probehaltige Kunst in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen gefährlichen Macht erkennen. Wie sanft, wie geschmeidig, wie einschmeichelnd, und doch wie feurig beredt fließt die Rede von seinen Lippen! Wie bedeutsam wird jede, scheinbar unwillkürliche Wendung! wie ausdrucksvoll jede Unterbrechung, jedes Innehalten! Die Worte wagen die zurückgedrängte Gluth der Leidenschaft nur ahnen zu lassen, und so muß das verhaltene Wort noch eindringlicher reden, als das ausgesprochene. Aus derselben Tonart, wenn auch mit gemäßigterem Ausdruck, wird er schon an jenem Abend im Hause der Grimaldi zu ihr gesprochen haben. Und Emilia, mit welchen Empfindungen vernahm sie diese Sprache, lauschte sie diesen herzberückenden Worten?

Wenn schon die Mutter über die Gnade, welche der Prinz in so reichem Maße der Tochter erzeigt, in ein stilles Entzücken geräth, sollte da die Tochter selbst gegen so viel Huld und Schmeichelei unempfänglich bleiben? Konnte sie es bleiben? Solche Worte, wie sie jetzt ihr Ohr berühren und gleich einem süßen Gift in alle ihre Sinne eindringen, solche Worte hat sie aus dem Munde ihres Appiani wohl nie gehört. Ihre Seele, in welcher bis dahin kein Streit widersprechender Empfindungen sich geregt, wird zuerst von einem, noch weiß sie nicht von welchem schmerzlichen Kampfe bewegt. Drangvolle Wünsche kündigen sich an und verhüllte Leidenschaften geben sich zu erkennen. Mit angstvoller Scheu, mit bänglichem Zagen wirft sie einen Blick in die vor kurzem noch verdeckten Tiefen ihres Innern; und dieser Blick lehrt sie, was sie sich selbst kaum bekennen darf, daß es Verlockungen gibt, gegen die sie nicht unangreifbar gesichert ist, denen sie vielleicht auf die Dauer nicht widerstehen würde. Wie, wenn sie gar fürchten müßte, daß einst ihre eigene Sehnsucht, ihr eigenes Verlangen mit solchen Verlockungen in ein gefährliches Bündniß gegen ihre bis dahin unverletzte Seelenreinheit treten könnte?

Und wenn sie wieder in das bunte, mannigfaltig bewegte Treiben des Hoflebens hinein blickt, wenn sie ihn, dem dieses ganze Treiben gehorcht, bereit sieht, ihr sein Herz und seine Macht zu Füßen zu legen, wenn sie sich gestehen muß, daß sie leicht dahin gelangen könnte, an der Hand dieses Mannes jene ganze schimmernde Welt des Hofes zu beherrschen — wer weiß, ob ihr dann nicht die Aussicht, an der Seite des Grafen, in den Thälern von Piemont, fern von dem Strome der großen Welt, in stiller Zufriedenheit ein einfaches Glück zu genießen — denn „sich selbst zu leben“ ist ja der Wunsch und Entschluß ihres künftigen Gatten — wer weiß, ob dann nicht diese Aussicht ihrem von so unerwartetem Glanz geblendeten Auge weniger reizend erscheinen mag.

(Schluß folgt.)

Pariser Zeichnungen.

(Schluß.)

Für Deutschland war das achtzehnte Jahrhundert ebenfall eine Periode tiefen Verfalls; auch da war an den Höfen das System nichtswürdiger Favoritinnen und Favoriten, welche auf Kosten der Länder praßten und verschleuderten, in Aufnahme gekommen; auch da verübten die bevorrechteten Klassen Ungesetzlichkeiten, Ausschweifungen und Erpressungen; allein die Verderbniß war eine Nachahmung und schon deßhalb abgeschwächt, sie war eine exotische Pflanze, die, dem Himmel sey es gedankt, auf deutschem Boden nicht recht fortkam. Sie war aus Frankreich eingeschmuggelt worden. Die vornehmen Stände in Deutschland haben den Franzosen

von jeher das Schlechteste, das Verwerflichste abgelernt, den Luxus, das Raffinement der Vergnügungen, die Liederlichkeit. Von dem Besseren, das Frankreich hervorgebracht, haben sie sich mit Schrecken und Abscheu abgewendet. Friedrich der Große machte, wie in so vielen andern Stücken, auch darin eine Ausnahme; er nahm meist das Heilsame und ließ das Gift.

Das Gemüth der deutschen Frau, ihre edle Natur, ihr Hang zur Liebe, zur Hingebung, zur Treue, der ideale Aufschwung ihres Charakters widerstanden siegreich dem schädlichen Einfluß, welchem unbesonnene Lüsternheit Eingang in das Land verschafft. Die Auflösung konnte in dem gesunden Organismus Deutschlands nicht so weit um sich greifen, wie in dem krankhaft erschöpften Frankreich. Fromm bewachten die deutschen Frauen die Heiligkeit des Hausaltars, während ihn in Frankreich Frauen wie Männer schändeten. Deutschland hat das eingedrungene, auf der Oberfläche gebliebene Uebel bald abgeschüttelt. Frankreich hat noch jetzt mit den Nachwehen einer weit greifenden Zerstörung zu kämpfen.

Die ausschweifenden Marquisinnen sind nicht mehr, sie haben aber Nachfolgerinnen, denen nichts weiter als der Adelsbrief fehlt, sie haben Nachfolgerinnen in allen Ständen. Ein Stück Welt in Paris ist von diesen Weibern bevölkert, die mit der Gesellschaft gebrochen haben, die aber doch nicht überwunden sind, sondern den Kampf mit abwechselndem Vortheil fortführen. Daß sie von der Gesellschaft unerbittlich zurückgestoßen werden, daß sie trotz allen Glanzes, den sie entfalten, trotz all des Reizes, den sie ausüben, geächtet sind und bleiben, bezeichnet die moralische Erhebung der neuen Zeit über das vorige Jahrhundert. Dieses Stück Welt wurde von einem geistreichen dramatischen Schriftsteller „demi-monde“ genannt, ein Ausdruck, der jedoch anfängt im ausgedehnteren Sinne gebraucht und auf alle Klassen entarteter Frauenzimmer, auch auf die letzten, angewendet zu werden. Das Privilegium des Lasters, wie jedes andere, hat also aufgehört. Die eigentlichen Enkelinnen der zügellosen Frauen des vorigen Jahrhunderts sind nach den harten Prüfungen, die ihre Familien zu überstehen hatten, fromm geworden; sie beichten, hören viel die Messe, unterstützen Klöster und üben Wohlthätigkeit, als wollten sie die Sünden ihrer Vorfahren abbüßen.

Will man sich den Unterschied zwischen der Französin und Deutschen recht klar machen, betrachte man vor Allem den Zustand der Familie dieß- und jenseits des Rheins. Auf den ersten Blick wird man erkennen, daß zur Gründung und Befestigung der Familie im germanischen Sinne die Frau in Frankreich so wenig gemacht ist als der Mann; die Natur hat ihr die erforderlichen Fähigkeiten, die nöthige Kraft und die nöthige Schwäche für die heilige Sendung versagt. Ihr fehlen Geduld und Gelassenheit, die Empfänglichkeit für stille Freuden, für sanfte Herzensbefriedigung, ihr fehlt vor Allem die Ausdauer der Neigungen und Wünsche. Sie ist großer, ja der größten Opfer fähig, aber nicht der kleinen, die täglich, stündlich, die ununterbrochen zu bringen sind; die unablässige Entsagung ermüdet sie, das gleichmäßige ruhm- und geräuschlose Fortwirken innerhalb des engen Kreises, das in sich selbst allen Lohn, alle Genugthuung findet, widerstrebt ihrem unruhigen Wesen, ihrem Wohlgefallen am Aeußerlichen, an frivolen Vergnügungen, widerstrebt ihrem unbeständigen Sinn. Man kann sie unmöglich frei sprechen von der Schuld, von der Mitschuld vielmehr an der Zerrüttung der Familie, welche das Grundübel der französischen Gesellschaft ausmacht.

Es ist schwer, sich etwas Unerquicklicheres, etwas Wüsteres zu denken, als eine Pariser Familie, im Allgemeinen natürlich. Gehört sie den höheren Ständen an, so verkümmert sie im Geräusch der Zerstreuungen, im Getümmel der Jagd nach Genuß, nach Befriedigungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes. Der Hausvater ist Senator, oder Staatsrath, Abgeordneter, Präsident eines Gerichtshofes, kaiserlicher Prokurator, ein gesuchter Arzt oder ein gesuchter Advokat, ein Finanzmann von Bedeutung ꝛc. Er hat in den Sitzungen, im Gerichts- oder Hörsaal zu thun, oder in einer Versammlung, die von der Regierung erlaubt oder gar veranlaßt wird. Und wenn er zu Hause sich befindet, wimmelt es um ihn her von Freunden und Clienten, von Helfershelfern, von Bittstellern, von Empfohlenen und Kundschaftern, von Leuten mit Einem Worte, die er braucht und die ihn brauchen, und die kommen, um Dienst um Dienst, Vortheil um Vortheil auszutauschen, oder die bloß verlangen, ohne zu bieten. Abends ist große Gesellschaft bei ihm oder anderswo; der Salon ist überfüllt. Da hat er unausgesetzt zu sprechen, mit Hohen und Höheren, die ihm nützlich seyn können, und andere, denen er von Nutzen seyn kann, suchen sich seiner zu bemächtigen, ihn zu gewinnen. Immer und immer hat er Nebenbuhler um Ansehen, Beförderung, Einfluß zu bekämpfen, Empfohlene zu unterstützen, um die Empfehlenden zu verpflichten. Am Tage hat er so viele Wege zu machen, daß er nicht Pferde findet, die rasch genug sind, daß er den Dampf vor seinen Wagen spannen möchte. Beim Wettrennen kann er nicht fehlen, weil er da einer Dame von Einfluß ein angenehmes Wort zu sagen Gelegenheit finden kann, oder weil er von dem Kaiser gesehen seyn, sich ihm ins

Gedächtniß rufen möchte. Unternehmungen werden ihm angeboten, Neuigkeiten mitgetheilt, die ihn beschäftigen und aufregen. Die große Oper, wo er das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden kann, die Unterhaltungen von Compiègne, Berufsgeschäfte, nehmen nicht nur seine Zeit, sondern auch seine Gedanken in Anspruch. Wenn er vollends zu sprechen hat, im Gerichtssaal oder in der Kammer vor Frankreich, vor Europa, und was noch ängstigender ist, vor seinen Gegnern und Nebenbuhlern der verschiedensten Art, die ihm seine Stellung mißgönnen, die ihn überbieten, ihm zuvorkommen wollen, die auf seine Blößen lauern, seine Achillesferse zu erspähen suchen, um nach derselben mit vergifteten Epigrammen zu zielen; und wenn er überdieß bedenkt, daß der Kaiser seine Rede lesen, daß er jedes Wort prüfen und wägen werde, der Kaiser, der erhöhen und erniedrigen kann, der Orden und Aemter, alle Vortheile und Auszeichnungen in seiner Gewalt hat — dann sondert er sich ab von aller Welt, um sich der schwierigen Arbeit hinzugeben; er sucht in seinem fieberheißen Gehirn nach glücklichen Gedanken, er drängt und spornt seine Phantasie, daß sie ihm wirksame, begeisternde Worte eingebe. Im Schweiße seines Angesichts jagt er nach siegreichen Argumenten, nach schlagenden Beweisen, nach glänzenden Bildern, und wenn die genöthigte Muse sich ungünstig zeigt, und wenn der Erfolg ein schwacher, ein halber oder ein ganz und gar bestrittener war, dann ist er verstimmt, mürrisch, unzugänglich.

Den Geist fortwährend angespannt, ununterbrochen aufgeregt, verlebt er wie in in einem Taumel die Tage und einen Theil der Nächte. Bis zur Erschöpfung ermüdet sinkt er nach all diesen Anstrengungen dem Schlaf in die Arme und träumt von einem Ministerportefeuille, einem Stuhl in der Akademie oder sonst einer Auszeichnung, die ihm noch fehlt. Frau und Kinder hat er flüchtig oder gar nicht gesehen. Braucht und sucht er Erholung und Genuß — denn kein Franzose, welchen Alters, welchen Berufes er auch sey, begibt sich des Genusses — so sucht er ihn nicht etwa wie der vielbeschäftigte Deutsche im Kreise der Familie, sondern er sucht ihn gewiß außer dem Hause; denn in der Regel sind seine Beziehungen zu seiner Frau längst kühl, wenn nicht gar unfreundlich geworden.

Die Frau, welche eine so hohe Stellung einnimmt, wenn sie eine jüngere ist und auf persönliche Erfolge zu zählen ein Recht hat, gesetzt auch, daß sie die Grenzen ihrer ersten und heiligsten Pflicht streng einhält, kommt aus einem Wirbel von Verhandlungen, Geschäften, Intriguen und Zerstreuungen gar nicht heraus. Die französische Frau, auch wenn sie tugendhaft bleiben will und bleibt, nimmt Huldigungen der Männer mit Vergnügen an. Heiße Gunstbewerbungen, die eine Deutsche beleidigen und empören würden, gereichen ihr eher zur Genugthuung, als daß sie ihren Unwillen hervorrufen. Sie liebt es, den Neid und den Verdruß ihrer Schwestern zu erregen, sie liebt es sich selbst der Macht ihrer Reize bewußt zu werden und diese Macht Allen zu zeigen. Die Eroberung ist der Französin Bedürfniß, unerläßliche Würze des Daseyns. Hört sie auf zu gefallen, hört sie auf zu leben. Auch macht sie die größten Anstrengungen, wendet alle erdenklichen Künste an, um die Zeit der Jugend so weit als möglich hinauszudehnen, gleich viel, ob sie Kinder hat oder nicht. Nirgends sieht man so viele alte Koketten, wie in der Pariser Gesellschaft, die ihre Wangen schminken, ihre Haare färben, die ausgefallenen Zähne ersetzen, die Metall in ihre Stimme, Elasticität in ihren Gang, Flammen in ihren Blick zu legen suchen. Sie würden, wenn sie könnten, ihre Runzeln glatt plätten lassen. Widriger Anblick, der zum Frühling aufgeputzte Winter!

Eine jüngere Frau in einer so hohen Stellung hat Briefe ohne Zahl zu schreiben, Besuche zu machen und zu empfangen, sich überall zu zeigen, wo die große Welt sich einfindet, im Boulogner Gehölz, in den elyséeischen Feldern, auf Bällen und in Theatern. Sie hat die Sängerin P., den Klavierspieler M. oder H. für ihren Salon anzuwerben, sie hat mit dem Friseur der Kaiserin, Herrn Leroi, mit der Hofputzmacherin, Frau Ode, und der Hofnätherin, Frau Moza, lange und ernste Berathungen zu pflegen, sie muß sich malen und photographiren lassen, sie muß Einkäufe machen, bei welchen sie nur ihrem eigenen Geschmacke vertrauen kann. Wer rechnet alles her, was die Frau zu thun hat!

Der Tisch, um den sich in Deutschland die zerstreuten Familienglieder feierlich schaaren, um einander wieder nahe zu kommen, wenn sie Geschäfte noch so weit aus einander gehalten, versammelt in Frankreich entweder zahlreiche Gäste, die alle Sorgfalt, alle Aufmerksamkeit der Hausfrau und des Hausherrn in Anspruch nehmen, oder er ist verödet. Es fehlen Vater und Mutter, sie sind entweder zusammen oder nach verschiedenen Seiten hin geladen. Die kleineren Kinder, wenn sie noch im Hause sind, essen mit den Erziehern, mit den höheren Angestellten. Ihre Eltern erscheinen ihnen nur auf Minuten, immer in Hast, mit dem Sinne anderswo, bei ihren Angelegenheiten außer dem Hause. Die Begegnung ist eine Förmlichkeit; die Worte und Küsse, welche bei dieser Gelegenheit ausgetauscht werden, sind nichts als hergebrachte, vorgezeichnete

Höflichkeiten. Die Jungen, wenn sie etwas älter sind, werden in ein Collége, die Mädchen in eine Pension gethan, um erzogen und unterrichtet zu werden. Sie sehen ihre Eltern alle acht oder vierzehn Tage einmal, wenn die Anstalt entfernt ist, noch seltener, und in den Ferien; aber der Verkehr ist immer durch die Forderungen, durch die Anmaßungen des Lebens gestört, die kindliche Liebe bleibt ohne Nahrung und verkümmert. Das Mädchen tritt meist aus der Pension in die Ehe, und was bringt sie mit? Unvollkommene oder falsche Begriffe vom Leben, aber keineswegs hochfliegende Ideale, unheilvolle Traditionen und ein leeres Gemüth und tausenderlei frivole Gelüste.

Der Mittelstand hat gar kein Haus und keine Familie. Die Frau, mehr noch als der Mann, ist den ganzen Tag über bei der Arbeit, beim Gewerbe, im Kaffeehause oder in der Schenke, oder im Laden, in der Niederlage, wo sie das Geschäft überwacht und leitet. Der ganze Kleinhandel wird von Frauen betrieben. Rastlos, athemlos wird gearbeitet. Mit aller Selbstüberwindung, mit aller Entsagung wird gespart; denn es gilt, so viel Rente zu gewinnen, daß man von derselben leben, daß man sich von dem Geschäfte nach einer bestimmten Zahl von Jahren zurückziehen kann.

Die Wohnung besteht aus einer engen, finstern Stube und einer Küche, die zum Laden, zum Kaffeehause u. s. w. gehören, wo ein Bett und vielleicht ein Tisch Platz finden, damit das Paar da schlafen und, wenn es nöthig ist, essen kann, ein Schlupfwinkel, wo man sich gewiß nicht mehr zu schaffen macht, als unerläßlich ist. Kommt ein Kind zur Welt, so wird es als etwas Lästiges, Störendes so bald als möglich, oder vielmehr noch früher als möglich entfernt. Die ganze Wirthschaft ist schon von vorn herein nicht für die Aufnahme und Pflege des zarten Wesens eingerichtet. Den Tag nach seiner Geburt, nachdem es auf die Mairie gebracht und daselbst eingeschrieben worden, wird es einem fremden Manne, einem Agenten übergeben, der das Geschöpf fünf, zehn, zwanzig Meilen weit und mehr zu einer Amme auf dem Lande bringt, d. i. zu einer Bauersfrau, die ebenfalls entbunden ist und gegen Bezahlung von zwanzig bis dreißig Franken monatlich ihre Milch, oder einen Theil derselben abläßt. Die Vermittlung zwischen diesen Weibern und den Stadtfamilien bildet ein Mäklergewerbe und der Verkauf der Muttermilch gehört ebenfalls zu den herkömmlichen Erwerbszweigen. Wie die fremden Händen überlieferten Kinder versorgt werden, hängt vom Zufall ab; bald trifft man es gut, bald schlecht, und dieses empörende Lotteriespiel wird von den Franzosen ganz natürlich gefunden.

Hat das Kind das angemessene Alter erreicht, wird es in eine Erziehungsanstalt, ein Collége oder eine Pension gethan. Wenn dann nach Jahren die Eltern bei ihren Kindern Liebe suchen und sie nicht finden, wundern sie sich. Sie wollen ernten, was sie nicht gesäet haben.

Würde eine deutsche Mutter ihr Kind am Tage nach der Geburt von sich geben, um es in die Fremde hinauszuschicken, um es einem ungewissen Schicksal zu überlassen? Würde ein deutscher Vater dieses Unmenschliche fordern oder auch nur gestatten? Niemand wird, niemand kann eine andere Antwort geben, als: Nein.

Am schlimmsten ist es mit der Familie unter den Arbeitern bestellt, weil da Mühe und Noth zugleich mit der Sittenlosigkeit an Zerstörung der Häuslichkeit arbeiten. In dieser Klasse finden die meisten Trennungen statt, da das Gesetz die Scheidung nicht zuläßt. Wie im vorigen Jahrhundert der Adelige, achtet der Arbeiter heutzutage fast gar nicht auf den moralischen Werth, auf die Tugend der Person, die er zum Weibe nimmt, und häufig sucht er sich eine Lebensgefährtin unter den verworfenen Geschöpfen, die sich vom Ertrag ihres Leibes nähren. Ja, wenn er eine bessere Ehehälfte gefunden, welche arbeitet, auf Sparsamkeit bringt und Ordnung hält im Hause, verläßt er sie nicht selten, um das im Schweiße seines Angesichts Gewonnene, um sein geringes Einkommen mit einer Dirne zu verprassen, die er nicht einmal hindert, ihr nichtswürdiges Gewerbe fortzusetzen. Die Arbeiterin verheirathet sich sehr leicht ohne Ueberlegung, um Madame zu heißen, um ein gewisses Ansehen zu gewinnen, trennt sich aber eben so leicht wieder, wenn sie übel angekommen, wenn ihr Erwählter träg oder dem Trunk ergeben, verschwenderisch, roh oder sonst unerträglich ist. Der getrennten Eheleute gibt es unter den Arbeitern zahllose, und die Frau trägt nicht weniger als der Mann zu dieser Zerfahrenheit bei.

Wie die Fehler, entsprechen die Vorzüge der Französin dem Charakter ihrer Nation. Wenn sie oberflächlich ist, was die Empfindung betrifft, wenn ihr die Beständigkeit und die Ausdauer fehlen, wenn sie zum stillen, gleichmäßigen Fortwirken im Hause nicht wie die Deutsche sich eignet, so läßt sie wohl andererseits die Frauen anderer Länder an Empfänglichkeit für Alles, was groß und schön ist, für Heldenthat und Patriotismus hinter sich. Sie liebt und bewundert die Hochherzigkeit, Niedrigkeit und Feigheit verachtet sie. Ohne Zweifel nährt und pflegt sie den ritterlichen Sinn im Lande. Die Französin ist heiter, anmuthig, zuthulich, gewinnend; da sie immer und unter allen Umständen zu gefallen sucht, gefällt sie

auch; denn dieses offenbare Bestreben schmeichelt und nimmt ein. Sie ist außerdem so erkenntlich, so dankbar für jedes bischen Beifall, das man ihr schenkt, daß man von ihrer naiven Bescheidenheit gerührt seyn, sich angezogen fühlen muß. Keine andere Frau ist so anstellig, gewandt, von so raschem Fassungsvermögen, zu jedem Geschäfte tauglich, wie die Französin; keine andere Frau weiß sich so zu begnügen und zu bequemen, so nach Umständen sich einzurichten und zu beschränken, sich so in alle Verhältnisse zu schicken. Darin gleicht sie dem französischen Soldaten, der es so trefflich versteht, sich jeden Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und die günstigen Elemente, welche sich vorfinden, zu benützen, das Fehlende mit Leichtigkeit zu verschmerzen. Die Französin ist heldenmüthig, zu Anstrengungen und Entschlüssen fähig, sie kann mit Lachen den traurigsten Widerwärtigkeiten Trotz bieten, wenn sie von einer Leidenschaft bewegt, gehoben wird.

Die Französin ist gutmüthig, freundlich, gefällig, dienstfertig; sie ist weichen Herzens und leicht zu Thränen zu rühren, die aber sehr rasch trocknen. Die Uebergänge von Trauer zur Freude sind bei ihr erstaunlich rasch. Ueberhaupt ist „Vergessen" ihre Tugend und ihr Fehler. Sie vergißt das Schlimme wie das Gute, eine Beleidigung, die man ihr angethan, wie die Wohlthat, den Schmerz, der sie drückt, gegebene Zusicherungen, Schwüre; sie kann Vergangenheit und Zukunft vergessen, um sich dem Glück des Augenblicks ganz zu überlassen, was nicht den geringsten Reiz des Verkehrs mit ihr ausmacht.

So ungestört wie die Französin kann sich wohl kein anderes Weib dem Vergnügen hingeben. Darum hat das bacchantische Fest, das man Opernball heißt, in der Welt nicht seines gleichen. Man muß ihn sehen, diesen Taumel der Freude, ohne den Schatten einer Erinnerung, einer Voraussicht, irgend eines Gedankens, um dergleichen für möglich zu halten. Man muß sie sehen, diese Mädchen in schimmernden Anzügen, nachdem sie die letzten ersparten Sous für die weiß seidenen Schuhe ausgegeben haben, welche sie durchtanzen; man muß sie sehen, diese Arbeiterinnen, wie sie, Mühe und Elend hinter sich, Mühe und Elend vor sich, dem brausenden Feste hingegeben, lachen, jauchzen und rasen, um sich von der Genußfähigkeit, von dem glücklichen Leichtsinn und der Vergeßlichkeit des französischen Weibes einen Begriff zu machen. Und wenn es ausgetobt, das Bacchanal, wenn sie ausgeklungen, die wilde Musik des ungestümen Orchesters, dann kehrt sie wieder heim in die ungeheizte Dachstube, die Kleider beschmutzt und zerknittert, um den Kampf mit Noth und Entbehrungen auf's neue zu beginnen, und auch kein Hauch von Reue dringt in ihre Seele. Das Lachen verlernt eine Französin niemals und der härteste Schicksalsstreich vermag sie nicht um alle Lustigkeit zu bringen.

Die Französin liebt stürmisch oder gar nicht; ihre Liebe überwindet jeden Widerstand, bricht alle Schranken, sie ist im Stande die schwersten Opfer zu bringen; aber der langsam zerstörenden Gewalt der Zeit, wie die Liebe des deutschen Mädchens, Stand zu halten, vermögen ihre Gefühle nicht. Wie auf Wundersagen horcht man in Frankreich auf die Geschichten von deutschen Verliebten, von geschlossenen Bündnissen zwischen Studenten und ihren Liebchen, die nach zehn Jahren und noch später zur Ehe führen. Diese Beständigkeit, diese Treue faßt weder der Franzose noch die Französin, sie bewundern sie bloß. In Frankreich werden die Ehen rasch, über Hals und Kopf geschlossen, weil man dem Freier und seiner Zusage mißtraut, weil man fürchtet und zu befürchten steht, daß der Verlobte zurücktreten möchte, nachdem er die Braut bloßgestellt. Ja noch mehr, der Verlobte darf aus eben diesem Grunde nicht in das Haus der Verlobten. Von einer Annäherung der jungen Leute, wenn sie ehrbaren Familien angehören, ist gar nicht die Rede. Er sieht sie an einem dritten Orte auf einem Ball oder bei einem Essen. Sie haben gar keine Gelegenheit, wechselseitig ihr Wesen kennen zu lernen, und so werden sie verheirathet. Wie es dann geht, so geht es. Der Franzose sucht übrigens bei seiner Frau vor Allem äußere Eleganz, um mit ihr großzuthun, oder Brauchbarkeit in seinem Geschäft und allenfalls noch Verträglichkeit, Vorzüge des Herzens und der Seele sind ihm Nebensache.

Die Französin hat sehr viel Natürlichkeit, sie verschmäht die Grimasse der Tugend. Das Spröd- und Verschämtthun ist nicht ihre Sache, und sie nennt Dinge mit ihren Namen, von welchen Frauen in andern Ländern überhaupt zu sprechen Anstand nehmen. Das liebenswürdige Benehmen, die Heiterkeit, die zuthuliche Weise der Französin sind in dem Maße gewinnend, daß sie nicht schön zu seyn braucht, um das lebhafteste Interesse, ja Leidenschaft einzuflößen. Selbst in vorgerücktem Alter ist sie im Stande, durch ihre anmuthige Weise, durch Lebhaftigkeit und Frische des Geistes Herzen zu erobern. Eine Ninon de Lenclos und eine Dejazet kann es nur unter den Französinnen geben.

Das Wohlgefallen am Schönen und Zierlichen, ein „gesegnetes Auge" scheinen der Französin angeboren, und es ist kein Zufall, daß in Frankreich die

besten Putzmacherinnen und die bestgekleideten Frauen zu finden sind. Noch ist mir keine Französin vorgekommen, weder auf hoher noch auf niederer Bildungsstufe, weder in der Dachstube noch im Laden, die nicht von einem Blumenstrauß oder auch nur einem Blumensträußchen entzückt worden wäre. Wie oft hat ein Werber durch das Geschenk einer Blume das rebellische Herz einer Französin überwunden! Sind doch sogar die handeltreibenden Französinnen, die doch in einem erstaunlichen, in einem empörenden Grade den materiellen Interessen zugewendet, für Geld und Gewinn eingenommen sind, durch Blumen zu bestechen.

Die Französin liebt zahlreiche lustige Gesellschaft, geräuschvolle Unterhaltungen, Schauspiel und Ball, Tanz und Musik; auch muß man ihr ein besonderes Talent zuerkennen, in Gesellschaft mit Anstand und Feinheit, mit Takt und gewinnender Leichtigkeit sich zu bewegen; man muß gestehen, daß sie zu unterhalten weiß, und daß es nicht schwer ist, sie zu unterhalten. Fast wunderbar ist die Raschheit, mit welcher sich das Mädchen, welches aus der Pension tritt, wo sie in einem engen Kreise, außer allem Verkehr mit der Gesellschaft gelebt, sich in eine Weltdame, und eine Bauerntochter aus der Provinz, die weder lesen noch schreiben kann, sich in eine elegante Pariserin mit dem äußern Schliff oder „Chic,“ wie man das hier nennt, umwandelt. Jeden Tag hat man Gelegenheit, über diese Metamorphose zu erstaunen. Die Schönheiten der öffentlichen Tanzsäle, welche von den Fremden so verführerisch gefunden werden, sind größtentheils Dirnen vom Lande, welche den Holzschuh (sabot) gegen die zierliche Stiefelette und das Häubchen gegen den Sammthut vertauscht haben. Die Witze und Wortspiele, welche die Reisenden entzücken, haben die ehrenwerthen Damen in den Straßen von Paris aufgelesen.

Wie der Geist ist der Körper der Französin, einnehmend, biegsam, geschmeidig, beweglich. Die Französin zeichnet sich aus vor allen Frauen der Erde, selbst vor der Andalusierin, durch die Anmuth ihrer Haltung, durch die Elasticität des Ganges, durch die Leichtigkeit und Feinheit der Bewegungen. Ihr Auge ist weder leidenschaftlich noch schwärmerisch, noch verräth es tiefe Empfindungen; es sprechen aus demselben Geist, Verständniß und Klugheit. Von einem strengen Richter wurde der Ausspruch gethan, daß sich die Französin nur für den „demi-monde“ eigne, wo es zu glänzen und zu unterhalten, das Leben zu verbrausen gilt. Das Urtheil ist aber jedenfalls zu hart, obgleich viele Franzosen demselben eine gewisse Berechtigung zuerkennen, indem sie thatsächlich, oft ohne es sich selbst zu gestehen, dem weiblichen Piratenthum vor den gesetzlich organisirten Frauengeschwadern den Vorzug geben.

Wer weiß es nicht, wie wohl und glücklich ehrwürdige Hausväter sich fühlen, welche bei jeder Gelegenheit für die Heiligkeit der Familie eifern, wenn sie procul negotiis, ihrer Sorgenlast entledigt, frei von dem Druck der Pflichten, in der Welt der Ungebundenheit, in der Welt voll unbegrenzter Anregungen, mit Einem Wort im demi-monde vergessen und ausruhen können? Wer weiß es nicht, daß Dramen- und Romanschreiber, Maler und Zeichner in diesen Kreisen ungefesselter Leidenschaft, regelloser Lebensverhältnisse ihre liebsten Typen und Gestalten suchen, und daß sie nur gezwungen von der immer gebieterischer auftretenden Forderung der in die Enge getriebenen Gesellschaft die Frau in gesetzlichen Gleisen zum Gegenstand ihrer Darstellung wählen? Diese Vorliebe und Hinneigung sind aber nichts weiter als Verirrungen einer überreizten, abgestumpften Generation und eben so wenig gerechtfertigt, als das oben angeführte Urtheil.

Wie anderwärts hat die Frau in Frankreich innerhalb des Kreises ihrer Pflicht Kämpfe zu bestehen, die interessant und ergreifend genug sind, um den Künstler zu bewegen und dessen Publikum zu fesseln; es handelt sich vorerst darum, daß beide, die Schaffenden wie die Genießenden, den Geschmack am Uebermaße los werden und nicht nach größeren Wirkungen jagen, als sich mit der Schönheit und Schicklichkeit vertragen. In der Kunst zeigt sich übrigens bereits dieses Hindrängen auf die Gebiete des Erlaubten, des moralisch Zulässigen.

Wunderbarer weise ist es George Sand, welche den jüngeren Strebenden in dieser Richtung vorangeht, dieselbe Frau, welche mit mehr Aufrichtigkeit, mit mehr Energie, mit mehr Talent als alle ihre Tendenzgenossen, in ihren Gestaltungen die Moral, daß die Leidenschaft unfehlbar, die gesellschaftliche Satzung eine widerrechtliche, verwerfliche Tyrannei sey, zur Geltung gebracht. Frau Sand schlägt diese Richtung ein, wie der Marquis von Villemer, Herr von Laroche u. s. w. beweisen, nachdem sie ein ganzes Leben hindurch an der Spitze der Frauenrebellion gestanden, und mit der ganzen Kraft ihrer Seele und ihrer Ueberzeugung den verzweifelten Amazonenkampf gekämpft. Diese Umkehr der hochbegabten Frau ist in hohem Grade bezeichnend und von glückverheißender Vorbedeutung, und es könnte wohl kommen, daß die Literatur, welche in Frankreich von jeher den größeren Bestrebungen vorangegangen ist, daß die Literatur, so weit es die Natur zuläßt, zur Heilung des Hauptschadens führt, an dem

die französische Gesellschaft leidet. Wenn das geistige Leben nur erst wieder erwachen kann und erwacht!

Von den Frauenemancipationsgedanken sind nun in Frankreich selbst die minder gut organisirten Köpfe längst abgekommen, der gesunde Menschenverstand erkennt und verwirft in ihnen das Streben, vorhandene Uebelstände in ein System zu bringen und zu befestigen, statt sie aufzuheben, den Sitten des demi-monde Ausdehnung zu verschaffen, statt sie zu verbessern. Keinem redlichen Manne, und auch keiner redlichen Frau verlangt es mehr nach einem Ikarien, nach St. Simonistischen Einrichtungen. In Deutschland, dem Himmel sey es gedankt, haben die Frauen nicht daran gedacht, sich zu emancipiren, wenn man einige Blaustrümpfe ausnimmt, welche sich einbildeten, George Sand ohne das außerordentliche Talent der Dichterin spielen zu können.

Sigmund Kolisch.

Nachruf

an den königlich württembergischen Hofschauspieler

August Maurer.

(In einer Festversammlung des Stuttgarter Liederkranzes gesprochen.)

Wo die Natur, die ewig lebensgrüne,
Zu ungesuchten Formen sich gestaltet,
Und jene Wahrheit, welche nie veraltet,
Von selbst sich darstellt, blühte seine Bühne.

Vollwichtige Gebilde, heldenkühne
Und lachende, hat er mit Lust entfaltet,
Wenn er der Muse Amt vor uns verwaltet:
Hohn für die Thorheit, für die Schuld die Sühne.

Und wie ist alles Trübsinns Geist geflohen,
Wenn uns das Bild des Lebenden begegnet,
Mit nieversiegter Zuversicht gesegnet!

Wir halten reiche Ernte selbst vom Todten
In allem Tüchtigen und Kräftigfrohen,
Das uns der Mensch und seine Kunst geboten.

Literatur.

Liederbuch von Ludwig Seeger. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, 1863.

Die Lyrik hat ihren Zauberschein aus den Zeiten des Minnesangs, ihren Anspruch, die Dichtung κατ' ἐξοχήν, der schmerzstillende Himmelstrank in den Wehen des Erdenlebens zu seyn, längst eingebüßt. Der Preis ihres Nektars scheint, ganz wie bei irdischen Waaren, durch Ueberfüllung des Marktes, durch eine alle Nachfrage übersteigende Zufuhr an Idealem bedenklich gesunken in unserer europäischen Gesellschaft; denn verkleinernde Urtheile, ja Abschreckungstheorien, wie daß die lyrische Poesie im Grunde nur eine Kinderkrankheit des Menschen, ein geistiges Zahnen, eine poetische Diarrhöe sey, greifen selbst in Kreisen um sich, in denen früher Alles Anpreisung und poetischer Genuß gewesen. Als bedeutsamstes Zeichen der Zeit aber mag man wohl geltend machen, daß in diesem Gebiete die Bande der Natur selbst zu zerreißen beginnen, daß die Erzeuger sich abwenden vom Erzeugten, daß lyrische Waisengeburten oft namenlos und herrenlos auf der Landstraße ausgesetzt und gefunden werden, öfter aber unter Schloß und Riegel für die Ewigkeit sterben, ehe sie in die Zeitbewegung geboren sind. So schrieb mir kürzlich ein geistreicher Freund, der doch selbst einmal einen hochgehenden lyrischen „Schaum" aufgeworfen hatte: nach seiner Meinung habe, mit sehr seltenen Ausnahmen, Lyrisches, wie alle Kunst, welche nur der Befriedigung einer persönlichen Regung diene, Werth und Berechtigung zur Oeffentlichkeit nur als biographisches Denkmal eines bedeutenden Lebenslaufes, als Illustration anderer wirklicher poetischer Leistungen. Und es läßt sich nicht leugnen, es ist das eine in vielen Fällen, wo nicht höchste poetische Begabung in's Mittel tritt, zutreffende Ansicht, wie sie leicht aus der Empfindung hervorgeht, daß die eigene Persönlichkeit so oft sichtbar und tief in die lyrischen Erzeugnisse des Dichters hinein wächst und dadurch deren Veröffentlichung mehr oder minder zu einer Bloßstellung machen würde. Erfahrungsmäßig bieten in der That lyrische Ergüsse einen oft unvergleichlichen Beitrag zur Seelen- und Charakterschilderung unserer Dichter.

Selbst wenn wir vorerst an dieser strengeren Ansicht über den praktischen Werth der Lyrik in unserer Zeit festhalten, werden wir Seegers Gedichte dennoch willkommen heißen können; erhalten wir doch in ihnen in der That ein „biographisches Denkmal" eines bedeutenden Lebenslaufes, eine Illustration anderer „wirklicher" Leistungen. Denn so frisch und jung der Dichter dieser Lieder scheint, so hat er doch bereits ein bewegtes und bedeutendes Leben hinter sich, und wer je — um nur Eines aus Vielfachem herauszuheben — an dem kastalischen Quell classischen Griechenthums sich erfreut und für dessen Hinüberleitung in das Gebiet nationalen Reichthums Sinn hat, der wird über den Philologen sowohl wie über den Dichter „illustrirende" Gemüthsergüsse und „biographische" Nippes zu erhalten, nicht wenig begierig seyn.

Nun möchte ich aber doch nicht behaupten, daß all die Nippes in Seegers „Liederbuch" eine so accessorische biographische Bestimmung erfüllen. Nein, ein gutes Theil seines Inhalts nimmt seine Berechtigung nur in derselben Weise, wie es von Anfang an geschah, von dem Grundrechte aller Creatur, von dem natürlich erweckten Drange der Begabung her; es ist die Erfüllung des volksthümlich gewordenen Dichterrufs: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald!" Und — zum Trost der „dunkeln Millionen" von Lyrikern sey es gesagt — es scheint, daß alle höhere Verwendung der lyrischen Poesie dennoch dem eigentlichen Stimmungs-, dem ächten Gelegenheitsgedichte im Goethe'schen Sinn nicht Eintrag thun, noch es verdrängen werde. Idealisiren heißt überall: das Einzelding vergeistigt, oder erweitert zu einem Gemeinwesen, das im Bau der Vollendung des Weltalls seinen Platz findet, aufzeigen, und so auch: das einzeln Menschliche zum gemeinsam Menschlichen erheben, zu einem Gut der Vollendung, an dem jede Brust sehnsüchtig oder genießend Theil nehmen kann. Darum wird denn die Kunst der Dichtung, d. h. die Fähigkeit, ein endliches Objekt in's Unendliche zu fassen, in's Ideale zu vergeistigen, eben so wenig wie die Fähigkeit elementarer Theile, zu Edelsteinen zusammenzutreten, oder nur wie die Kunst, kostbar und verborgen gebildete Krystalle von den erdigen Hüllen zu befreien und nach dem Geheimnisse ihres innern Baus in spiegelnde Flächen zu schleifen, je mißachtet oder entbehrlich werden. Mag sie, auf ein großes Ganzes gewendet, ein ideales Bild des Menschenlebens im Epos oder Drama geben, mag sie das Vereinzelte und das Verschwindende erfassen, den Augenblick nur und das Alltägliche, nach himmlischen Gesetzen gebildet, in den Krystallflächen des Ideals aufzeigen: immer erhebt sie den Menschen aus dem irdischen Wesen des Augenblicks in sein ewiges, unendliches Wesen des Geistes. Als lyrische Poesie, in der Ausdehnung, die sie in unsern Tagen gewonnen hat, in der Beschäftigung auch mit den kleinsten und augenblicklichsten Vorfällen des Seyns, durchflicht sie gleichsam unser Alltagsleben mit Rosen, stattet die Wohnung der Wirklichkeit mit leuchtendem Schmuck, mit mannigfachen Edelsteinen so wohl aus, daß sie dem erhobenen Gemüthe auch des Armen wie ein Palast erscheinen mag. Wie sehr sie aber Allgemeingut werde, sie bleibt ebenso Allgemeinbedürfniß, und ewig junges, ewig neues Bedürfniß. Freilich haben wir für ein paar Finken und Nachtigallen einen ganzen Wald voll Gesanges, für einzelne duftige

Centifolien einen ganzen Rosengarten voll der wechselndsten Arten eingetauscht; aber mit der Cultur selbst steigt auch das Bedürfniß und der Werth heftet sich nicht mehr sowohl an die Sache, als an die Güte der Sache, die mit der Pflege wächst und zunimmt. Es bleibt, wie es war; nicht die vergeistigende Erhebung und nicht die Entzückung am Idealen wird dem Menschen überflüssig, unfreundlich oder gemein, sondern die edlere Art nur erhält den Werth und übt den wohlthätigen Reiz aus, den das minder Edle verloren hat, weil es Allgemeingut geworden. Doch das Ideal, die erste Sprache des gemeinsamen Menschengeistes im Einzelnen, wird auch seine letzte Sprache seyn. Die Lyrik ist der Frühling des Menschengeistes und dieser Frühling dauert. Er kommt und geht nicht nach irdischer Weise, denn er gehört nicht dem Einzelnen, sondern der Menschheit, die alles Leben, das der Mensch als getrennt im Raume und endlich in der Zeit besitzt, dauernd in sich trägt, unvergänglich und ewig. In immer neuen Generationen sprießt dieser Frühling des Menschenherzens, unbehelligt von reifen Früchten der Willensthat, vom Winter des Gedankeneises, von der Müdigkeit des Sterbens.

Ein solcher Frühling tritt uns in Seegers „Liederbuch" eigenthümlich und lebensfrisch entgegen; und wie vielfachen Begegnungen der Art auch die literarischen Zollwächter und Taxatoren ausgesetzt und darum in Versuchung sind, an solchen wandernden Blumengärten mit leichtem freundlichem Gruße vorüber zu eilen, so lohnt es uns schon der Mühe, den Schritt vor einer Welt des Lebens anzuhalten, die sich von einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit durchdrungen zeigt.

Schon aus der Form spricht uns ein so sangliches Element an, wie wir es nur der ächten Naturbegabung zutrauen. Nicht das Componible allein, welches in Liedern wie „des Maurers Schatz" uns wunderfrisch hervorzuspringen scheint, ist damit gemeint, sondern auch der Reichthum an Formen und Weisen, der an die formale Mannigfaltigkeit der Leiche unseres frühen Mittelalters erinnert, in deren Zusammensetzung eine so individuelle Freiheit waltete, daß kein namhafter Dichter den Leich eines andern zu entlehnen mit seiner Ehre oder seinem Ruhme wohlverträglich meinte. Neben den bei uns eingebürgerten italienischen und orientalischen Formen bietet sich ein solcher lebendiger Wechsel im Vers und im Strophenbau durch mannigfache Stimmungen des Inhalts hindurch, wie in „Funkelnd zittert an den Scheiben," „Erleichterung," „Nächtlicher Spaziergang," „Sommernacht," „Frage mich nicht," ganz reizend in „Bekenntniß," zuweilen ganz regellos, wie in „der Geiger und sein Kind." Leichtschöpferisch wandelt aber auch der Inhalt durch alle Formen und Stimmungen; die kleinen Denkmünzen der Empfindung und des Gedankens, die doch alle mit dem Stempel derselben Individualität gezeichnet sind, wirken nicht eintönig, weil ihre Einheit in einer mannigfach erregbaren Subjektivität liegt. Versuchen wir, um ihnen gerecht zu werden, die Lieder für sich selbst reden zu lassen.

In wenigen lieblichen Zügen wird uns z. B. über dem hereinbrechenden Frühling der Winter in seinem unerobertem „Festungsbau" gezeigt, wie er gefangen, gefesselt im Lande liegt, wie er zornig herabschaut auf den verwegenen Gesellen, ja in Thränen des Grimms ausbricht, und doch selbst mit diesen nur des Frühlings Lebensadern zu schwellen vermag. Ein andermal, wie eigenthümlich tritt uns die Schilderung eines der schönsten und bedeutendsten Ereignisse des Naturlebens, des Gewitters, entgegen, von dessen vorgängiger Schwüle es heißt:

„Die Wolken haben nichts zu thun,
Stehn da wie faule Mägde, ruhn,
Und blicken schläfrig auf den Grund.
Der Wind, den Finger an dem Mund,
Hält an den Odem, horcht und lauscht,
Ob's nirgends in der Ferne rauscht."

In lebhaften Farben nicht minder malt sich uns, wie diese Trägheit des Lebens bald ängstlich wird, wir sehen sie zur „bangen schwülen Frage" gesteigert, sehen das scheue Ducken und Bangen der Natur vor der ringsum Ausbruch drohenden Wolkenschlacht, das wilde finstere Drängen, das dumpfe Zusammenpressen der düstern Wolken, die schon grüne und röthliche Flammen spritzen — dort einen schwarzen Strom sich heranwälzend, hier einen wandelnden Dom, von grauen Regenpfeilern getragen, jenseits ein Ungeheuer, eine gräuliche Katze, pustend und spuckend, zum Sprunge bereit mit weitausgereckter Tatze — das Ausbrechen endlich des Kampfes, und den Segen, der unmittelbar daraus sich über das Antlitz der Natur verbreitet, wie

„Wenn nach der langen Nacht
Dornröschen erwacht,
Vom Prinzen auf den Mund geküßt." —

Seegers Bilder, ernste wie heitere, springen leicht aus dem Flusse der Dichtung hervor, und die Sprache selbst wird gern onomatopoetisch; so ist überaus plastisch die poetische Schilderung schwüler Mittagshitze in dem Gedichte „Halbversengte Blätter." Die eigentliche dichterische Kraft dieser Lieder äußert sich gern, wie schon aus dem Gegebenen bemerklich ist, in einer gewissermaßen naturwüchsigen Weise, und darin liegt vielleicht der größte Reiz, obwohl auch die Klippen dieser Richtung nicht vermieden sind. Die Sprache hat etwas wie Naturhauch voll Frische und Lebens; keine gekünstelten Worte begegnen uns, keine Phrasen und hohlen Wendungen, keine Stich- und Effektwörter. Wie in dem Ideengang Logik und gesunder Verstand, so ist Kern und Kraft in dieser Sprache; sie liebt Bilder, wie, „Luft und Wolken, vom Verbluten der Sonne triefend, duftgeschwellt," und um einen Begriff von der geistreichen Fülle ausmalender Phantasie hiebei zu erhalten, mag man das liebenswürdige „Am Ofen" lesen.

Gesuchte Bilder, welche die Mühe des Schaffens verrathen, entbehren oft des rechten Eindrucks. Hier jedoch liegt die Nachlässigkeit des Schaffens näher als Mühe und Gesuchtheit,

und die Nonchalance oder Freiheit des Tons erinnert zuweilen an den „ungezogenen Liebling der Camönen." Daß jedoch unter derbem Naturton die Grazie nicht verloren gehe, und Zartheit der Farben nicht außerhalb der Domäne des Dichters liege, zeigen uns so manche neckische Gedichte, wie „die Winterwinde," „Waldein," „Leicht entzündlich" u. a. m. Als Proben des Humors überhaupt führen wir noch das schnurrige Mährchen vom Herrgott an, den „Winter," oder auch „Ich habe viel von Liebeslust," wo die närrische Freude, noch immer ungebunden zu seyn, ausruft: „Gottlob, ich habe noch mein Glück auf Erden nicht gefunden!" Andererseits läuft denn auch manches Unbedeutende mitunter, ohne Pointe, ohne Tiefe oder ohne Humor; ganz Gewöhnliches, wie „Von meinen Liedern" oder „Singen, nur von Liebe singen." Die Zwanglosigkeit sinkt gelegentlich zur Geschmacklosigkeit herab, in „Nein, vielbesungener Frühling, nein," in „Laß mich, Kind," oder auch „Liebe wirft die weichen Ketten auch der Sprödsten um's Genick." Nachlässigkeiten zeigen sich, wie „Mir wurmt," „Diese himmlische Minuten," und Reime wie „Mirakel — Fackel," „Bächen — Gesprächen," „Königin — verlieh'n" u. s. w. Oden für Odem ist eine Licenz, die nicht Nachahmung verdient.

Große und volle Dimensionen nehmen die Naturgemälde in der Schilderung der Alpenwelt an, in deren Mitte der Dichter viele Jahre verlebte, z. B. im „Faulhorn." Wir aber verweilen mit Vorliebe auf solchen Stellen oder Erfahrungen, in denen, eben durch den Eindruck von Naturobjekten, die Subjektivität des Dichters mit geistigen Schwingen beflügelt und erregt sich zeigt, wie in dem schönen, tiefgefühlten Gedichte „Sonntag Nachmittag." Dann finden wir ihn in idealem Ringen und Kämpfen, „in erhabenen Weihestunden, wenn Natur den Schleier rückt," im „Jagen und Brausen und Wettern" der Elemente, „wie ein Vogel, aufgeblättert alle Federn," „mit des Sturmes Oden segelnd" in die Unendlichkeit großen guten Thuns, wo er den Freunden ruft:

„Laßt uns ringen, singen, starke
Fergen, kühn vorbei am Riff,
Angehängt die kleine Barke
An das große Geisterschiff!"

Oder er zeigt sich uns wohl „Auf dem Rothhorn," wie leiblich „auf jähem Fels, in allen Sinnen munter," so innerlich auf den Zinnen gleichsam des Geistes, so erhaben über das wechselnde Loos irdischer Augenblicke, daß er nichts mehr zu fragen hat, und somit, aller Räthselfragen baar, allem Schicksalsdunkel enthoben, nur noch die lebendige Gewißheit kennt, Geist zu seyn, als Geist im Weltgeiste, im All, lebensvoll und unendlich zu seyn.

„Das Buch, der Räthsel hell und klar
Liegt's vor mir aufgeschlagen,
Und wie es wird und wie es war,
Ich habe nichts zu fragen!"

Die Liebeslieder, welche sonst das unerschöpfliche Thema der Alltagslyrik bilden, sind weder zahlreich noch im gewöhnlichen Sinne in Seegers Liedern vertreten. Zwar finden wir genug der Spuren, daß auch dieses Herz an dem Brunnen der Sterblichkeit sich vollgesogen, aber himmelhohe Entzückungen und höllentiefe Leiden werden hier zu einem meßbaren Maaße irdischen Erfahrens. „Liebe" ist hier fast „Leben" zu nennen, und die heitere Lustempfindung, die Genussesfrische wechselt mit den erregten Tönen der Leidenschaft; kommt es ja zu platonisirender Liebesbewunderung, so wird auch sie gewiß der derben Alpendirne zu Theil „Auf die königliche Stirne hab' ich einen Kuß gedrückt," und selbst Mondscheingedichte, wie „Heut Abend kam ich spät nach Haus," athmen und schöpfen bei aller Lieblichkeit aus der Eigenthümlichkeit des Dichters einen kräftigen Hauch realen Lebens. Von den Schmerzen der Liebe erblicken wir nur die nachziehenden schwarzen Schatten dunkler Stunden, einen Hintergrund freilich, der „Trug, Spott und Wahnsinn" birgt, auf den das Lied mit dem Motto „omnis amans amens," doch erst aus neuerwachter Geistesfrische, zurückblickt. Denn der Dichter sprach es schon in der Vorrede aus, daß er im Unglück still geduckt wie der Vogel unterm Wetter gewesen, daß erst im Frühling der Seele des Liedes Sang sich ihm entringe. Wie dem ächten Weisen wird ihm der Schmerz zu einem einsamen innerlichen Gute der Erkenntniß, das auszubauen erst der Expansion des Herzens beschieden ist:

„Des Geistes Augen that mir auf der Schmerz,
Die Freude soll an mir nun weiter bauen."

So ist denn auch, was wir von warm erregter Liebe finden, keineswegs sentimentaler Natur. „Nur das Frauenherz allein glüht in ewig jungem Triebe bis zum letzten Abendschein," dem Mann wird diese Ehre nicht zugesprochen; im Gegentheil, der Verwunderung über ein vielfaches „Hängenbleiben" entgegnet der schelmische Philosoph, Demokrits würdig:

„Schneeglöckchen gibt's vorm Maien,
Frühnebel, eh es tagt —"

und die ungeregelte Gluth einer in allen Sinnen gefühlten Liebe schlägt empor in einigen wenigen Gedichten des dritten Buchs, wie: „Laß mich, Kind," „Frage mich nicht" u. s. w. Aber nicht nur macht uns der Poet in liebenswürdig aufrichtiger Weise selber damit bekannt, „Leugn' es, wer es kann!" — nicht nur findet er das rein künstlerische Moment dieser Aufrichtigkeit vortrefflich heraus und ertheilt sich schließlich die Absolution der Gnade im Namen der Kunst —: sondern, was besser ist, er übersieht den Rausch des Genusses, sobald dieser verflogen ist, mit richtendem Auge und ruft (im vierten Buche):

„Doch Stunden des Genusses sind
Kein Leben: — laßt mich schauen
Ein sichres Haus vor Sturm und Wind!
Bei Gott, ich will mir's bauen!"

Wie er dann, ehrenfest und doch ungebrochen, jugendlichen Herzens dieses Wort gehalten, zeigt im letzten Buche das wunderliebliche Gemälde innigsten poetischen Familienglücks, welches den ritterlichen Wahrspruch Luthers an der Stirne trägt: „uxor dominus meus."

Was sich in dieser Entwicklung ausspricht, zieht sich als Grundbild durch den ganzen poetischen Spiegel dieser Gedichte: ein gesunder, bei aller Beflügelung der Idealität auf das Mögliche, Concrete gerichteter Wille:

„Keinen Blick nach hinten werfen,
Fah'n, was ich erreichen mag —"

eine lebendige Leidenschaft, die bis zum Aeußersten gehen will und, wenn sie bewußt sich in den Strudel wirft, um ihre Kraft zu erschöpfen, selbst von der Vernunft unbehelligt bleiben mag:

„Bleibt mir weg mit vernünftigen Lehren —
Wollt ihr im Kopfe den Rauchfang kehren,
Während im Herzen das Feuer brennt?"

die aber dennoch zum Rechten, zum Guten zurückkehrt, weil sie ungeschwächte, bleibende Thätigkeit enthält — eine Thätigkeit, die, wie des Mädchens Spinnen („Wir haben wieder zu viel gehofft") es nicht darauf ansieht, ob's ein Hochzeithemd werde oder ein Todtenlinnen, „wer Kopf und Arme nicht hängen läßt, wird doch den Preis gewinnen" — oder die, wie es die hier erzählte charakteristische Anekdote vom Kaiser Severus („Laboremus") sagt, noch bis in die Todesstunde die Parole ausgibt: „An die Arbeit!"

„Von Noth und Sorgen umhergehetzt,
Mein Herz, willst du drum brechen?
Der Geist, der will, hat Wunderkraft,
Drum nicht verzagt und nicht erschlafft!
Laboremus! wollen wir sprechen.

Es zeigt sich endlich dieser kräftige Gleichmuth der Arbeit, der „seine Ruh — nicht stören läßt durch Ungemach; das Glück ist eine blinde Kuh und läuft dem dümmsten Ochsen nach" — und der daher, in der Tiefe ruhig, trotz aller Excentricität, auch zum Gleichmuthe des Todes werden kann, und über das Schicksal alles Vergänglichen, das Vergehen und Vergessen, sich zu erheben weiß durch das Bewußtseyn, in der schönen Mitte des Lebens zu bleiben, so lange es dauert.

„Gib dich zufrieden, lebe schön
Dich aus, du alter Knabe!
Des Himmels Thau und Regen wird
Nicht fehlen deinem Grabe!"

Diese Mitte, die abgeklärte Mischung von Excentricität und Philistrosität, von Frömmigkeit und Freiheit, von Jugendlichkeit und Weisheit ist es denn auch, was dem Seegerschen Liederbuch, wenn auch allmählich erst, einen großen Kreis, den Besitz jener Mittelklasse des Lebens unter allen Ständen sichern wird, welche mehr als die speciosen Ausschreitungen dichtender Phantasie eine Poesie des Wirklichen sucht, den Reiz der Thorheit in der Vernunft, Jugend im Alter, Alter in der Jugend im Sinne Berangers. Darum wollen wir, am Bache seines Lebens wohlwollende Zuschauer, den Wunsch mit ihm theilen, den er „Am Bach" ausspricht, und für dessen Erfüllung und Erfolg er selber so „tapfer," um ganz heimisch zu reden, gesorgt hat:

„Schicksal, mach' es gut mit mir!
Schenke mir des Frühlings Zier,
Laß den Maientrank mir schäumen
Mitten in den Sommertagen,
Laß mich Frücht' und Blüthen tragen
Gleich des Südens schönen Bäumen!
Weisheit laß mich in die Scheuer
Sammeln für die späten Jahre,
Aber unter'm grauen Haare
Lodern laß das Jugendfeuer!

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Erinnerungen an die Revolution. — Voltaires Herz und sein Leichnam.

Die französische Revolution läßt sich nicht in Bausch und Bogen beurtheilen; das absolute Lob ist hier eben so ungerecht und widersinnig wie die unbedingte Verdammung. Die französische Revolution ist ein collectives Werk, an dem sich Tausende betheiligt haben, große Männer und Halunken; da lud der Wahnsinn den Genius vor Gericht, die Tochter starb für den Vater, und es gab Söhne, die ihre eigenen Eltern als Aristokraten denuncirten. Wie in der römischen Geschichte, so hat sich in dieser furchtbaren Katastrophe die menschliche Natur bis zur höchsten, ihr zu erreichenden Höhe emporgeschwungen, um in den Abgrund alles Schlechten und Entsetzlichen hinabzustürzen. So oft mir die Schreckensepoche begegnet, fühle ich mich nothgedrungen, ihr gegenüber mich im moralischen Gleichgewichte zu erhalten. Was übrigens meinen heutigen Bericht dahin im Vorbeigehen zurückführt, die Confiscirung der Kirchengüter und die Abschaffung der Klöster, gehört gerade nicht zu den blutigen Schrecknissen der neunziger Jahre. Eine Frau war es — Madame Roland — welche zu dieser Maßregel die erste Anregung gab. „Laßt doch die Kirchengüter verkaufen," schrieb sie an den Minister des Innern (Juni 1790), und schon im Oktober desselben Jahres fing man damit an. Zugleich öffnete man die Klöster — einige vierzig Mannsklöster zu Paris. Da stürzten aus ihren finstern Zellen Mönche von allen Orden und Farben: Augustiner, Barnabiten, Bernardiner, Franciscaner u. s. w. Da sah man junge Benedictiner, welche auf den Boulevards ihre Pfeife rauchten, die Capuziner der Straße Saint-Honoré sprechen den Schutz der Commune an, und diese erscheint mit einer Schaar Barbiere, welche ihnen die Bärte abnehmen; sodann ziehen sämmtliche Klosterbrüder in Procession nach den Hallen, wo sie die Kutte gegen weltliche Kleider vertauschen.

Unter den abtrünnigen Jüngern des heiligen Franciscus befand sich auch P. Chabot, der später im Nationalconvent sich durch seine politische Exaltation bemerkbar machte. Er saß auf dem Berge und war ein enthusiastischer Verehrer Robespierres. Chabot verheirathete sich und führte eine reiche Braut heim, und das war sein Unglück. Der Exkapuziner ließ sich in zweideutige Spekulationen ein, und ward deßhalb denuncirt. In diesem Punkte hielt Robespierre streng auf Rechtlichkeit; er war uneigennützig und haßte alles, was nur von weitem einem Unterschleife, einer Concussion ähnlich sah. In seinen hinterlassenen Papieren, die im Druck erschienen sind, findet man die Absicht ausgesprochen, den Handelsstand zu vernichten; schier noch ergrimmter war er gegen die Schriftsteller, die er sammt und sonders der Verkäuflichkeit beschuldigte. Der Expater Chabot büßte sein kurzes Glück auf dem Schaffot. Aus seiner Ehe war ein Sohn entsprossen, der sich, wie es scheint, seiner Geburt schämte; er lebte zurückgezogen in der Provinz und hinterließ einen Sohn, den die Februarrepublik nach Paris lockte, wo die Verhältnisse sich günstig für ihn gestalteten. Er kaufte Grundstücke und Bauplätze, die damals äußerst billig waren, und veräußerte sie später mit einem bedeutenden Gewinn. Als ein reicher Mann ist er kürzlich hier mit Tode abgegangen, und er hat sein Vermögen den Armen seiner Vaterstadt vermacht. An und für sich war er ein ganz unbedeutender Mensch; aber als Enkel eines Capuziners verdiente er wohl, daß wir seiner erwähnten; dergleichen kommt nicht alle Tage vor.

Zu gleicher Zeit ist auch der Name Voltaire wieder aufgetaucht. Das Gerücht hatte sich allgemein verbreitet, sein Nachkomme, Marquis de la Villette, wolle sein Schloß veräußern, in welchem er das Herz Voltaires aufbewahrte. Täglich wurde der Marquis mit Briefen bestürmt, worin ihm für diese Reliquie fabelhafte Summen angeboten wurden. Die Engländer besonders ließen ihm keine Ruhe. Wie kommt dieses Volk, das den Sonntag so heilig hält, zu diesem Enthusiasmus für einen Apostel des Unglaubens? Der Marquis ließ ein Schreiben in die Times einrücken, worin er auf's bestimmteste erklärte, das Herz des „großen Mannes" sey ihm nicht feil. Um diesen Zudringlichkeiten aber ein für allemal ein Ende zu machen, wendete er sich an den Minister des Innern und ersuchte Seine Excellenz, in seinem Namen das Herz Voltaires dem Kaiser anzubieten. Der Kaiser nahm das Anerbieten an. Anfangs war die Rede davon, die Reliquie im Grabe des Dichters, im Pantheon beizusetzen, das sich in der Krypte befindet, achtzehn Fuß tief unter dem obern Hauptschiffe. Während der Revolution wurde hier die Asche des berühmten Philosophen Descartes beigesetzt, der 1650 in Stockholm gestorben war; ihm folgten Mirabeau, J. J. Rousseau, Marat, tutti quanti, Voltaire'n nicht zu vergessen, der am 11. Juli 1791 diesen grands hommes beigesellt wurde. An den vier Seitenwänden des Sarges liest man folgende Inschrift: „Den Manen Voltaires. Am 14. April 1791 dekretirte die Nationalversammlung, er habe die Ehrenbezeugungen verdient, die großen Männern gebühren. Als Dichter, Historiker, Philosoph hat er die Schranken des menschlichen Geistes erweitert (il a grandi l'esprit humain)." Als man kürzlich den Deckel des Sarges aufhob, fand man ihn leer. Was ist aus der Asche Voltaires geworden? Der Minister des Innern hat deßfalls eine Untersuchung angeordnet. Auf Befehl des Kaisers

soll das Herz in einer silbernen Kapsel entweder auf der Bibliothek des Instituts oder auf der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt werden. Der bekannte Bibliophile Jacob hat bereits in einer speciellen Schrift auf das Entwenden der sterblichen Hülle J. J. Rousseaus und des Patriarchen von Ferney hingewiesen.

Als Martha in der bekannten Oper von Flotow hat Adelina Patti einen ihrer glänzendsten Triumphe gefeiert. Die Rolle einer großen Dame, die sich langweilt und nicht mehr weiß, was sie für tolle Streiche ersinnen soll, um sich zu zerstreuen, und nichts besseres findet, als auf den Markt zu gehen, wo die Mägde sich eine Herrschaft suchen und sich an einen ihr völlig unbekannten Herrn verdingen, paßte ganz und gar für ihr frohes, originelles Talent. Da sie weder die Frezzolini noch die Battu gesehen, welche die Martha vor ihr gesungen, so faßte sie die Rolle auf ihre Weise auf, und brachte um so größere Wirkung hervor.

Die Concerte folgen und gleichen einander; eine glänzende Ausnahme macht die Soirée unseres Landsmanns Bruckner, die gestern Abend (1. März) im Saale Erard stattfand. So viel wir wissen, war bisher Bruckner hier wenig bekannt; allein schon nach dem ersten Satze des Schubertschen Trios für Clavier, Violine und Violoncell hatte er die Sympathien der zahlreichen Zuhörer gewonnen. Dieses Trio ist ganz dazu geeignet, die Virtuosität eines Clavierspielers auf's vortheilhafteste hervortreten zu lassen; das Fortepiano beherrscht darin die beiden andern Instrumente, und die Schwierigkeiten sind mit den reizendsten Motiven verwebt und gewähren dadurch einen doppelten Genuß. Nach jedem Satze steigerte sich der Beifall des Publikums; am Schlusse wurde der Künstler gerufen, eine Auszeichnung, die ihm den ganzen Abend hindurch zu Theil ward, so oft er auftrat. Die beiden folgenden Nummern gaben ihm Gelegenheit, die Mannigfaltigkeit eines vielfach geübten Talentes zu entfalten. So zart, und leise und innig unter seinen Fingern Chopins Nocturne über die Tasten glitt, so mächtig brauste Liszts phantaisie hongroise dahin, wie auch später dessen Faustwalzer. Nach dem glänzenden Erfolge dieses ersten Versuchs wird ein zweites und wohl auch drittes Concert nicht ausbleiben; wir werden dann im Stande seyn, Bruckners jedenfalls hervorragendes Talent genauer und im Einzelnen zu charakterisiren.

P. S. Man weiß jetzt ganz bestimmt, daß 1814 die Royalisten die Asche Voltaires und Rousseaus aus dem Pantheon entwendet und in eine gemeinsame Grube bei Bercy geworfen haben.

Dresden, Februar.

(Schluß.)

Eine Dame über B. Golz.

„Dieß sind, wenn ich nicht irre, in kurzen Worten ein paar seiner wesentlichsten Fundamentalsätze. Unsere Malheurs, wie er sich ausdrückt, entspringen den nämlichen Quellen. Weil wir unsere Wehrlosigkeit, unsere Reizbarkeit, unsere allzu rege Empfänglichkeit kennen und uns vor ihr fürchten, deßhalb legen wir auf das Ziemliche, auf das Wohlanständige so viel Werth. Die Männer hüten sich mit Leichtigkeit selbst. Wir brauchen die Sitte als unsere Hüterin. — Ist das Alles wahr, ist das Alles neu? Ohne Zweifel weder das Eine noch das Andere. Aber ein gut Theil Wahrheit steckt drin und dieß gute Theil bietet sich in neuer Form. Balzac, Jean Paul, Hamann, Lichtenberg, Luther, Salomo, und wie unsere Kritiker alle heißen mögen, haben gewiß viel Besseres über denselben Gegenstand gedacht und geschrieben, als Herr Golz uns in dem 1½stündigen Vortrag zu Gemüth führt. Soll ich aber an meinem Cider keine Freude haben, weil in Burgund und am Rhein Wein gekeltert wurde und wird?

„Ich komme nun auf Ihre Fragezeichen, denn Sie haben jedenfalls, während Sie dieß lesen, Ihrer üblen Gewohnheit schon wieder nachgehangen und mein armes Gekritzel nach allen Seiten in Schlangenpunkte eingerahmt. — Also Herr Golz liebt nur Herrn Golz. Da liebt er also doch. Ist Ihnen denn das noch nicht genug? Aber das In-sich-verliebt-seyn, was ist es denn im Grunde hier anders, als ein ungewöhnliches Hervorkehren seines Ich? Dieß Ich läßt keine andern Meinungen als die eigenen gelten, dieß Ich kann sich nicht irren, dieß Ich repräsentirt die Allwissenheit. Sehr lästig, ich gebe es zu, bei einer Tasse Kaffee oder bei einem Abendessen, das zwischen der Zahl der Musen und Grazien schwankt. Aber einer Versammlung gegenüber, die hingerissen, mit Sturm erobert, durch die Macht der bloßen Beredtsamkeit gewonnen seyn will, — ich bitte Sie, mein werthester Freund, wo soll da ein Redner auf das einzige Mittel, das immer unfehlbar zum Ziele führt, verzichten? Mit dem Propheten irren, macht Niemanden Schande. Die Leidenschaft des Irrthums hat so gut ihre Berechtigung, wie die der Wahrheit. Es

kommt nur darauf an, daß man sich zum Propheten aufzuwerfen versteht. Und so sage ich also: Mein Prophet soll nicht unfehlbar seyn? Nun gut! Aber sein blindes Selbstvertrauen befreit uns, so lange wir ihm zuhören, von der ewigen Versuchung des Besser-wissen-wollens. Das ist ja eine wahre Wohlthat. Macht es ihm doch nach!

„Sie sprechen ihm ferner allen Kunstsinn ab — Sie vielleicht nicht, aber Andere. Nun denn, ist die Kunst, diesem Mangel zum Trotz ein Künstler zu seyn, ist diese Kunst, frage ich, nicht auch eine Kunst? Er gibt für Schillers sämmtliche Tragödienhelden keinen Pfifferling. Sehr traurig für ihn, ich wäre die Letzte, die ihn deßhalb beneidete. Aber befähigt ihn der Mangel dieses Organs nicht erst zu jenem Blick in's Wirkliche, wie er ihn auszeichnet? Er findet Tragödienhelden überhaupt unerträglich und verwirft als bloße Einbildung das bis zu Thränen Gerührtwerden über Schicksale, die vielleicht um Jahrtausende hinter unsern Großeltern liegen. Das beweist mir, wenn nicht Besseres, zum allerwenigsten sein völliges Freiseyn von leerem Schein. Wie Viele denken das Nämliche und wagen's nur nicht einzugestehen! Die Angst, für ungebildet zu gelten, ist ja zu allen Zeiten die Ursache gewesen, warum wir nachsprechen, statt uns ein eigenes Urtheil zu gestatten.

„Ich habe ihn Künstler genannt, und Sie wissen, es gibt deren genug, denen, wie Sie bei Herrn Golz vermuthen, der Schönheitssinn gebricht. Aber Sie bestreiten vielleicht, daß er Künstler ist. Da stehen wir allerdings vor Vischer, der ja auch den Schauspieler nicht mehr als Künstler gelten lassen will. Aber hierüber erlauben Sie mir anderer Meinung zu bleiben und also für Herrn Golz, soweit ich von dem Inhalt seiner Worte absehe, den Beinamen Künstler in Anspruch zu nehmen. Und für diesen Fall frage ich, um Ihrem Einwurf wegen des Schein-Improvisirens zu begegnen: stört uns bei einer vollendeten Darstellung der Gedanke: es ist nur Alles darauf abgesehen, mich zu täuschen? Ich wüßte nicht, daß mich dieser Gedanke je um meinen Genuß gebracht hätte. Nun gut, iderjenige, welcher mich zu einem Vortrag einladet, spielt mir auf einem Instrumente vor — seinem Gedächtnisse, und ich mag wollen oder nicht, ich muß mir's schon gefallen lassen, daß er an zwanzig Orten schon das Nämliche auf die nämliche Art gesagt. Hält er sich dabei, dem Scheine nach, auf dem schwanken Seile des Improvisators, um so besser für mich, der jenes erlernte Pensum darüber aus den Augen verliert. Wer hat ein Recht zu klagen, wenn er an dem schönen Scheine gewinnt, was er etwa an Wunderglauben einbüßt?

„Uebrigens räume ich Ihnen ein, daß Herr Golz, mit seinen 63 Jahren und seinem egyptischen Embonpoint, kein Adonis ist. Das wäre dann allerdings ein Grund mehr, daß wir ihn lieben müßten. Er findet die Geschichte von der Schönen und dem Thier ja dem Leben abgelauscht. — Unsere Lieblinge sind ja eben, nach Herrn Golz's eigenen Worten, die Ungeheuer."

Aus Tirol, März.

Flir.

„Inter arma silent musae!" Diesen Spruch gab man uns bereits aus der Schule mit, es ist jedoch weniger der Krieg, als die Politik und der allbeherrschende Materialismus, was die Spalten großer Blätter fast ganz der Literatur verschließt. Gönnen daher Sie diesen Zeilen aus einem Erdwinkel, von dem noch mancher glaubt, daß dort nichts gedeihe, als die Glaubenseinheit und Alpenrosen, einen kleinen Raum. Um der herrschenden Strömung ein Zugeständniß zu machen, wollen wir mit einem Buche beginnen, welches die Zeitgeschichte nahe berührt: mit den Briefen aus Rom von A. Flir. „Die Todten reiten schnell in das Reich — ewigen Vergessens;" daher müssen wir kurz sagen, wer dieser Mann war.

Der Sohn eines Müllers, wurde er zu Landeck im Oberinnthale am 7. Oktober 1805 geboren. Nachdem er das Gymnasium absolvirt, begann er 1827 zu Wien das Studium der Medicin, wandte sich jedoch bald zur Theologie und erhielt 1831 von Bischof Galuna zu Brixen die Priesterweihe. In die Seelsorge begleiteten ihn die Classiker und der stille Wunsch, einmal als öffentlicher Lehrer zu wirken. Damals und wohl auch zum Theil jetzt noch war in Oesterreich ein Priesterrock eine größere Empfehlung als ein gediegenes Buch, womit man höchstens Gefahr lief, sich zu compromittiren. Flir erhielt daher leicht die Kanzel der classischen Literatur und Aesthetik an der Universität zu Insbruck. Er war und blieb Dilettant, es läßt sich daher nicht behaupten, daß die Wissenschaft an und für sich durch ihn gewonnen habe, wohl aber gewannen die Studenten. Ein frischer Hauch zog durch die dumpfen Lehrsäle, Flirs enthusiastische Natur ersetzte die Tiefe der Kenntniß, er begeisterte die Schüler für das Schöne, und wenn der Zopf des Rococo in Tirol begraben worden, so ist es sein Verdienst: wir ernten, was er säete.

Es war trotz des äußerlichen Drucks damals eine schöne Zeit in Deutschland, überall regten sich vor dem Anbruche des Jahrs 1848 frische Keime und drängten an das Licht, auch in Tirol. Wenn einmal die Literaturgeschichte nicht

bloß jenseits des Mains geschrieben wird, erhalten Flir, Ruf, Senn, Schuler, Streiter, Weber, Thaler und Meßmer gewiß ihren Platz, obwohl man sie jetzt kaum oder gar nicht nennt. Man wird auch sie und das Geistesleben unseres Alpenländchens in Betracht ziehen müssen; vielleicht widmen wir diesem Gegenstand einmal einen eigenen Aufsatz. Alle diese Männer waren mit Flir befreundet. So fehlte es ihnen nicht an vielseitiger Anregung. Aufsehen machten 1840 seine Vorlesungen über Faust, 1847 veröffentlichte er seine „Bilder aus den Kriegszeiten Tirols.“ Sie sind zum Theil in Versen und zeichnen sich durch ihre plastische Kraft aus; bezüglich der Technik meinte freilich jemand, sie seyen von einer Bärentatze scandirt. Das Jahr 1848 warf ihn auf das Gebiet der Politik; er veröffentlichte Flugschriften über die neuen Errungenschaften und wurde in das Parlament zu Frankfurt gewählt. Schuler und Gasser, der jetzt als Bischof von Brixen über Toleranz und Glaubenseinheit schärfer spricht als damals auf der Tribüne, begleiteten ihn. Flir hielt in der Domkirche am 2. September jene Rede bei der Leichenfeier für die in Italien gefallenen österreichischen Krieger, die einen so gewaltigen Eindruck machte. Der klägliche Ausgang des Jahres 1848 ist zu bekannt. Abgetreten vom politischen Schauplatz lehrte Flir wieder an der Universität; er veröffentlichte 1850 die Briefe über Hamlet, welche Fr. Hebbel sehr rühmte, und schrieb sein Werk über die Mannharter, eine religiöse Sekte im Unterinnthal. Er ward 1853 nach Wien berufen, um einen Studienplan für die österreichischen Universitäten auszuarbeiten. Seine Briefe aus Frankfurt und Wien werden demnächst veröffentlicht. Am 9. Juli 1853 wurde er als deutscher Prediger und Rektor nach Rom gesandt, 1858 ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zur hohen Würde eines Uditore della rota und der Papst zum Hausprälaten. Bald erkrankte er und starb am 7. März 1859 unter dem Beistand der Kardinäle Rauscher und Reisach, welche sich zufällig in Rom aufhielten. In der Kirche seines Geburtsorts zu Landeck wurde ihm ein schönes Denkmal gesetzt. Flir war seiner Stellung nach tief in die Zeitereignisse verflochten; die Briefe, welche er an vertraute Freunde schrieb, enthalten manchen wichtigen Beitrag zur Geschichte, in gewissen Dingen um so unverfänglicher, da der Verfasser stets auf dem Standpunkt des gläubigen Katholicismus blieb und gar nicht an die Oeffentlichkeit dachte. Zugleich war er mit allen Künstlern im innigen Wechselverkehr, und auch der Kunstfreund wird in diesen Briefen manches entdecken, was ihn interessiren kann. Er lese nach, was über bildende Künste und Kirchenmusik in Rom gesagt ist; einige besonders charakteristische Züge werden von Altmeister Cornelius erzählt. Auch über die Verhältnisse der kaiserlichen Familie, das Schulwesen in Oesterreich und den Abschluß des unseligen Concordats erfahren wir mancherlei. Von Wichtigkeit ist es jedoch für uns Deutsche, genau zu wissen, wie sich das moderne Rom zur Wissenschaft stellt, und hier haben wir an Flir einen unverwerflichen Gewährsmann, wie ihn niemand besser wünschen kann. Hören wir einige Stellen: „Wenn jemand sich eignet, Günthers Vertheidigung mit Geschick und Glück zu führen, so ist es der neulich angekommene Priester. Aber es kömmt schwerlich zur geregelten Verhandlung. Die Richter wollen nicht geschulmeistert werden, sie geben vielleicht vorläufig nicht einmal die Klagepunkte zum besten.“ — „Ich versichere euch, daß ich die deutsche Wissenschaft erst in Rom wahrhaft schätzen lernte. Die hiesige Literatur ist wenigstens um ein Jahrhundert zurück. Von dem Silberblick der idealen Weltanschauung sah ich hier noch nirgends eine Spur, weder an einem Gelehrten noch an einem neuen Buche. Ich spreche von Italienern. Auszeichnung bemerke ich nur in einer casuistischen Gewandtheit der Moral und des Jus canonicum, wogegen allerdings die deutschen Ideologen die Segel einziehen müssen; auch in Dogmatik, Kirchengeschichte und Bibelstudium findet sich ein großer Vorrath von Kenntnissen, aber kaum das, was man in Deutschland Wissenschaft nennt. Dabei haben die Italiener einen immensen Hochmuth, sie halten sich für die Wissenden ohne Irrthum. Ich habe bereits da und dort meine Gegenansicht merken lassen; man blickte mich mit großen Augen an. Ich werde vermuthlich Gelegenheit finden, über dieses Thema officiell zu verhandeln. — Ihr wendet ein: Allein wie kannst du denn deinem Freunde Schenach rathen das Manuscript seines metaphysischen Werks hieher in die Censur zu geben? Deßhalb, weil hier die Richter sind und weil man in der That nirgends jenen richterlichen Takt hat, wie hier, darüber zu urtheilen und zu entscheiden, was mit dem positiven Glauben harmonirt oder collidirt. Ich beobachtete hier Distinktionen und Genauigkeiten, die mir in Deutschland sich nie darstellten. Wenn auch ein Deutscher kirchlich philosophiren will, er läuft die größte Gefahr, daß ihm dieses in manchen Punkten mißlingt. Schenach will mit der Kirche im Einklang seyn und bleiben; er will sein Denken dem Positiven conform erhalten. Um diese Conformität zu erreichen, ist nach dem eigenen Studium die Anfrage um die competenteste Begutachtung das sicherste Mittel. Bei den Unkirchlichen wird eine kirchliche Philosophie nie ihr Glück machen, bei den kirchlichen aber wird eine förmliche Approbation des Buchs diesem eine ungeheure Autorität verleihen. Andere, namentlich Unkirchliche, können dazu lachen, wenn ein Autor in den Index kommt; es gibt viele, die darin erst die Probe des Werths finden; aber ich sah in Wien Günthers Gram und sagte mir selbst, „Wer kann unter solchen Umständen einer frohen Stimmung sich freuen?“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. 1. April 1864.

Die eine Art des Naturgenusses erregt in dem offenen kindlichen Sinne des Menschen der Eintritt in die freie Natur und das dunkle Gefühl des Einklangs, welcher in dem ewigen Wechsel ihres stillen Treibens herrscht. Der andere Genuß gehört der vollendeteren Bildung des Geschlechts und dem Reflex dieser Bildung auf das Individuum an: er entspringt aus der Einsicht in die Ordnung des Weltalls und in das Zusammenwirken der physischen Kräfte.

Alex. v. Humboldt.

Pflanzencharaktere.

Die Kiefer in der norddeutschen Heide.

Der Wald wird als Wildniß bewohnten Orten entgegen gestellt, als Forst den Feldern und Wiesen; man unterscheidet allenfalls Nadel- und Laubwaldungen und nennt diese schön, jene öde. Von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke aber, welche die Wälder je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Gattungen der Bäume hervorbringen, je nach dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, ist darum nur selten die Rede, weil das Unterscheidungsvermögen fehlt, das sich auf eine eingehende Beobachtung stützt, der ordnende Sinn, der aus dem chaotischen Gewirre der Stämme, Aeste, Blätter und Blüthen längst gekannte Gebilde herausfindet.

Wir achten es in der Kunst für nöthig, unsern Geschmack zu bilden, versenken uns mit Eifer in die Manier der Meister und lernen die Grundsätze ihres Schaffens kennen. Sollten die Gesetze und das Walten der Natur weniger würdig seyn, unsere Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln, und weniger vorbereitende Studien nöthig, um einen klaren, nachhaltigen Genuß aus den Werken des großen Meisters zu ziehen, der das unveränderliche Vorbild für alle Schöpfungen der Kunst bleiben wird?

Wenn wir den Wald betreten und schon nach der Bodenbeschaffenheit mit Erfolg auf die Bäume schließen, die wir zu finden hoffen dürfen, von diesen auf die Pflanzen, die von ihnen schützend überragt werden, so befinden wir uns bald aller Orten auf heimischen Gebieten; wir vergleichen unsere Erwartungen mit dem Vorgefundenen und sehen uns in der Lage, gewisse Ansichten der Natur entwerfen zu können, deren jedesmaligen Charakter wir den Stimmungen unseres Gemüths anzupassen vermögen. — Welcher Vortheil! Das schwankende Empfinden wird ein bewußtes, künstlerisches Genießen, der Wald theilt sich uns in Bilder und Gruppirungen der mannigfaltigsten Art, und das Interesse wird erhöht durch den Reiz der Wissenschaft, der zeitweise abzieht, um uns gehobener und frischer zum Vergnügen zurückkehren zu lassen.

Wir beginnen unsere Skizzen mit der Schilderung eines Nadelgehölzes, wie es vielfach die Heiden am baltischen Meere im Nordosten Deutschlands überzieht. Gelingt es uns erst, einiges Interesse für das eigenthümliche Leben wie für die landschaftliche Bedeutung der **Kiefer** zu erwecken, die durch Einförmigkeit und Unfruchtbarkeit des Standorts verrufen ist, so dürfen wir später bei Erwähnung beliebterer Baumarten, zu deren Verständniß uns der Leser schon auf dem halben

Wege entgegen kommt, eines günstigen Urtheils gewärtig seyn.

Wie gewisse Stimmungen den Menschen in vollster Befriedigung und Liebenswürdigkeit erscheinen lassen, andere aber der Entwicklung seiner Kräfte und Gaben hindernd in den Weg treten, so sind es in der Natur die Witterungsverhältnisse, die Tages- und Jahreszeiten, die eine Landschaft entweder schön und harmonisch darstellen, oder in einem Gewande, das ihrem Charakter nicht gemäß ist. Es leuchtet ein, daß verschiedenen Gegenden je nach ihrer Beschaffenheit und Lage verschiedene Beleuchtung und Witterung günstig ist, und wünschen wir das Meer gewaltig und öde, vom Sturme gepeitscht, so erquickt uns an einem Landsee die ruhige, blaue Wasserfläche, umgürtet von lieblichen Ufern.

Wir nähern uns dem Walde an einem heißen, fast windstillen Sommermittage. Der Weg führt über eine kahle Heide, die im Norden die glänzend gelben Hügel der Seedünen abschließen; landeinwärts streift der Blick fruchtbares Land, Ortschaften, Höhen.

Die Strandbewohner nennen diese einsamen, culturunfähigen Strecken in der Nähe des Meeres „Palven.“ Jeder Sturm überzieht sie mit einer neuen Schicht Dünensand, aus der sich die Spitzen der Strandgräser mühsam hervorarbeiten. In den Vertiefungen der Terrainwellen haben sich Binsenbüsche eingenistet, und hie und da fristet eine Zwergkiefer ihr kümmerliches Daseyn. Kein Laut stört diese Wüsteneinsamkeit, kein lebendes Wesen kriecht am Boden, kein Vogel streicht darüber hin und die sengenden Strahlen kleben nutzlos an der unfruchtbaren Erde. Der Wanderer folgt nicht der Spur eines Weges. Hier streift jeder nach Gutdünken hin und her; kein Gehege, kein Ackerland wird seinen Schritten hinderlich.

Inmitten der Palve erhebt sich der Kirchhof eines Stranddorfes. Wo Menschenkräfte nicht mehr wirken, ist für die Todten sichere Ruhe. Am morschen Bretterzaun ist der Sand hoch aufgeweht und im kleinen Viereck des Todtenackers wuchern Disteln und Nesseln, wo sonst Birken trauern und Blumen blühen; aber auf jedem Schiffergrab haben die trauernden Söhne einen zersplitterten Mastbaum gepflanzt. Das schöne Symbol dünkt dem einsamen Wanderer das passendste Werk von Menschenhand in dieser ernsten Einöde, und er gelangt hier zu der Stimmung, die ihn auf seinem Gange durch die Heide begleiten soll.

Es hat etwas Fatales, bebautes Ackerland — Kartoffelfelder etwa — sich hart am Strande des Meeres hinziehen zu sehen, wie wir es da finden, wo die Wellen nicht Dünen anspülen, sondern nach und nach Buchten bildend die Ufererde in ihren Schooß begraben. Man wünscht einen Uebergang von den kleinlichen Begrenzungen des Menschenbesitzthums zur Großartigkeit des Meeres, sey er wie er wolle, und solch eine Palve scheint uns nicht der unpassendste zu seyn.

Bereitet einestheils ihre Stille und einfache Würde vor auf die für das Auge unbegrenzte Wasserfläche, so spannt anderntheils der Mangel jeglicher Feuchtigkeit und frischen Färbung die Sinne um das Doppelte auf den Genuß, jenseits der Dünen das flüssige Element im Schmucke des Himmelblaus zu schauen. Selbst der Blick in's Land gewinnt ungemein durch diesen Gegensatz. Die in der Mittagsgluth dampfenden Höhen, über deren Buchenwaldungen ein blauer Dunst ausgespannt liegt, die ferne Stadt, deren Thürme und Dächer wie eine Fata Morgana im Goldrauche zittern, die ausgespannten Segel, welche am Rande der Heide glänzen und den durch fruchtbaren Niederungsboden ziehenden Strom ahnen lassen, stehen im Verbande mit den lieblichsten Seiten der Natur, während die nächste Umgebung als ein ruhiges, verlassenes Eiland erscheint, das niemand uns streitig machen will, und von dem aus wir ungestört geistigen Besitz nehmen von den Hügeln und Wäldern und Thälern und Städten, die die Menschen unter einander getheilt und die im reizenden Halbkreise um unsern Standpunkt gelagert sind.

Einmal suchte ich diese Palve zur Nachtzeit auf, im Herbst, bei stürmischem Wetter. Von den Dünen her donnerte das Meer und seine Sandwellen schlugen mir stechend in's Gesicht. Ueber den dunkeln Himmel flohen die Wolken und selten glänzte ein tröstender Stern. Die großen, welken Blätter einer Dünenpflanze, denen eine papierene Steifigkeit eigen ist, wurden knisternd vom Sturme herangetrieben, rauschten wie Geister ungesehen an meinen Füßen vorbei und jagten in wilder Hast über die Fläche dahin. Die vereinzelten Krüppelkiefern, zahlreich über die Heide zerstreut, starrten drohend im Wetterleuchten, und der einsame Kirchhof mit den gekappten Masten und sinkenden Brettern war anzuschauen wie ein Wrack der Wüste. — Solch eine Heide mag König Lear durchirrt haben.

Doch wenden wir uns in den Kiefernbestand, dessen erste Saatcultur wir inzwischen erreicht haben. Eröffnet uns der Wald selbst eine Menge schätzenswerther Erfahrungen für die Wissenschaft und charakteristischer Ansichten der Natur, so wird uns das Hinein- und Heraustreten ein um so größeres Interesse bieten, als wir am Rande die Gegensätze der landschaftlichen Bilder studiren und den Kampf beobachten können, den die Pflanzen je nach dem Standorte, den sie lieben, gegen einander führen. Die erste Abtheilung des Forstes vor uns steht im Dickicht, d. h. in der Periode,

in welcher der Schlag nicht durchforstet ist, noch sich die Bäumchen von ihren untern, trockenen Aesten gereinigt haben. Darüber hinweg sieht man tiefer hinein die Kronen eines Hochwaldes sich erheben.

Pflegt der Forstmann sonst, der Windbrüche halber, die den Stürmen am meisten ausgesetzte Westseite der Nadelbestände durch Hochwald zu schützen, so sehen wir hier die kleinen Bäume im dichtesten Schlusse sich hinziehen und so den Verheerungen der Sandwogen ein sicheres Ziel setzen. Wo aber nur eine sonnige Stelle sich durch das Waldrevier zu schützen weiß, haben liebliche Blumen der Heide sich angesiedelt, die ihre genügsamen Wurzeln dem ärmlichen Boden anvertrauen und trotz der sengenden Strahlen blühen und duften. Die weiße Scabiose, die Küchenschelle, die wohlriechende Federnelke schwanken auf den Hügeln im leisesten Luftzuge und in den feuchten Terrainfalten deuten Sumpfgräser mit ihren weißen Flocken (Eryophorumarten) und der wilde Rosmarin (Ledum palustre) bereits die Flora des Waldes an.

Solche Gegenden athmen eine Ruhe, einen Frieden, die unwillkürlich ähnliche Stimmungen im Menschenherzen hervorrufen. Ein Zauber der Verklärung ist über sie gebreitet, dem wir den mächtigsten Einfluß auf uns nicht verwehren können. Die Eintönigkeit der Landschaft, die Beschränkung, welche der unfruchtbare Boden den Pflanzenformen aufnöthigt, drängen die Fühlfäden des Empfindens in die eigene Brust zurück und die Ungestörtheit der Situation ist der Betrachtung und Vertiefung günstig. Der Reiz und Farbenreichthum des Wassers in Dunst- und Tropfenform, der fruchtbare Waldränder besonders schön in Morgen- und Abendbeleuchtung erscheinen läßt, verliert hier jede Bedeutung und würde den harmonischen Eindruck einer Pflanzenwelt schwächen, die das Gelübde der Entsagung abgelegt. — Wenn aber die Mittagssonne auf den sandigen Flächen brennt und glänzt, die Kiefern träumerisch ruhen und ihren Balsamduft der Schwüle spenden, wenn der windstille, blaue, heiße Himmel über den Baumkronen brütet, und dennoch keine Pflanze dürstet, kein Blättchen welkt, dann ist es uns wohl, als läge in der Luft die Stimmung, die dem Charakter der Heide gerecht wird.

Wir nehmen Abschied von der bisherigen Rundschau, von den freundlichen Blicken in's Land, den goldgelben Dünen, und betreten den sandigen Pfad, der uns in das Dickicht führt. Unter den Füßen weicht der lockere, aufgewühlte Boden; aber rechts und links gestattet das unentwirrbare Spalier der jungen Kiefern kein Biegen aus der Spur. Jede der Baumpyramiden weist durch die Quirlstellung der Aeste ihr Alter nach und die jüngsten Triebe, aus deren Scheiden das Nadelpaar noch nicht völlig hervorgedrungen ist, sind in ihrem Silberglanze anzuschauen wie schmucke Candelaber, die auf jedem der vorjährigen, dunkelbenadelten Zweige aufsitzen. Wo aber der Strahl der Sonne nicht mehr durch das Dickicht bricht, dämmert ein unentwirrbares Chaos morscher, abgestorbener Ruthen. Die primitiven Gestaltungen des Nadelholzgeschlechts scheinen früheren Weltaltern anzugehören und die mathematische Regelmäßigkeit des Wachsthums fordert zu Vergleichen auf mit den krystallinischen Gebilden des Gesteins. Die tiefere Stellung im System erinnert an die Flora vor Millionen von Jahren, welche jetzt als Steinkohlenlager in der Erde schlummert, und das eigenthümliche, melancholische Rauschen umfängt uns wie die Schauer einer fernen Vergangenheit.

Die Kiefern vermögen dem ärmsten und dürrsten Boden Nahrung abzugewinnen und der Kühlung und Feuchtigkeit zu entbehren. Aber ihr Haupt dürstet nach Freiheit und Licht. Sie steigen empor im unablässigen Wettkampfe, Alles abstreifend, was ihrem Streben sich hindernd in den Weg legt. Jeder Aufenthalt, jedes Verweilen bringt ihnen sichern Tod; in innigster Gemeinschaft arbeiten sie mit vereinten Kräften Einem Ziele entgegen und werden uns so zum Vorbilde, dessen Bedeutung und Segen wir weiterhin im Walde zu beobachten Gelegenheit haben werden.

Der Boden selbst entbehrt hier natürlich jeder Vegetation; kein Moospflänzchen, keine Flechte findet im trostlosen Aschgrau dieser Sphäre Lebensstoff und nur von den dürren Zweigen hängen wie Bärte die blaßgrünen, ausgetrockneten Ueberreste todter Kryptogamen. Doch gesellt sich dem fliegenden Sande nach und nach der Nadelfall bei und bereitet so eine Erdart, die später vielen nützlichen und interessanten Pflanzen Gedeihen bringt.

In solchen Schlägen nehmen unsere Gedanken unwillkürlich eine träumerische, phantasirende Richtung. Die Schwüle des Himmels umnebelt die Sinne und lastet auf den Gliedern, und es will uns dünken, als schmiede Morpheus seine luftigen Gebilde und trage sie den schlummernden Menschen in's Land.

Jede Begegnung im Walde hat etwas Abenteuerliches; hier aber, wo wir rechts und links kaum handbreit ausweichen können, und ein Eindringen in das Gestrüpp vom schmalen Wege ab unmöglich ist, wo keine Aussicht, kein Laut Auge und Ohr abzieht und trotz der Bäume kein Schatten unsere Sinne erfrischt, wirkt das Gefühl des Alleinseyns beängstigend. Eng umschlossen von der düstern, abweisenden Phalanx der Föhren, gepeinigt durch die Monotonie und Armuth

der sich ewig wiederholenden Gebilde, versinnlichen wir uns die Schauer der Natureinsamkeit und sehnen uns am Ariadnefaden des schmalen Waldpfades aus dem Labyrinth dieser öden Gegend.

Doch schon vernehmen wir ein leises Rauschen aus den Nadelkronen des Hochwaldes, dem wir uns mehr und mehr nähern. Dort oben gleitet eine leichte Brise von den Dünen her durch das Gezweig, und zaubert jene schwermüthigen, langhingezogenen Naturlaute, deren Anschwellen und Verhallen ohne Wechsel der Harmonie unsere Seele in der Molltonart bestärkt, in die uns der Charakter der Landschaft bisher gewiegt. Noch eine Wendung macht der Weg, und aufathmend stehen wir am Eingange der Hallen, aus deren grün und blau schimmernden Wölbungen jene Musik zu uns herniederschlägt. Welche plötzliche Aenderung unserer Lage!

In weiten Abständen streben die schlanken, astfreien Stämme, sich verjüngend und immer lichter färbend, in die tief dunkelgrünen, leise rauschenden Kronen und das Auge schweift ungehindert durch die Arcaden, bis weithin die in einander geschobenen Pfeilerreihen den Blick aufhalten. Der Boden zieht sich in sanften Wellenlinien hin, frei von jedem Unterholze, aber ein Ueberzug niedriger Waldkräuter hat ihn bunt gestickt.

Wir werden später Gelegenheit finden, die Consequenz der Natur in der Bildung der Heidepflanzen zu bewundern, und fragen uns zuerst, wie aus jenem Gestrüpp im Pyramidenwuchs der in seiner Architektur gänzlich verschiedene Hochwald hat entstehen können.

Kein Baum ist je nach Alter und Standort mannigfacheren Variationen unterworfen, als die Kiefer. Sehen wir junge Exemplare vermöge ihrer etwas nach oben gerichteten Aeste den Umriß eines aufrechtstehenden Eies darstellen, so erscheinen sie im Stangenholzalter in der regelrechten Pyramidengestalt. Die Kiefer ist aber ein Lichtbaum, und trotz wiederholter Durchforstungen, die der Ausbreitung ihrer Krone weiten Spielraum lassen, hat sie später die untern Aeste abgeworfen und bildet nur um den Wipfel ein schirmartiges Dach, das dem Strahle der Sonne ganz freiliegt und an grüne Mooskissen erinnert, wie sie zuweilen auf Steinen und altem Gemäuer aufsitzen. Zudem gibt sie im Alter die Quirlstellung der Jahrestriebe auf und vergrößert sich nur um ein bis zwei Knospen an jedem Zweige. Gedenken wir noch des gänzlichen Mangels an Ausschlagvermögen, der ihr geraubte Theile zu ersetzen nicht verstattet, so erklären wir uns den einförmigen Charakter, der in jeder Altersklasse wiederkehrt und trotz äußerer Einflüsse sich streng an den gesetzmäßigen, vorgeschriebenen Weg hält.

Wir verlassen die Propyläen und betreten das Sanctuarium des Waldes. Der Bestand ist zu Schiffsmasten bestimmt und hat das Alter überschritten, in welchem er anderswo abgetrieben werden würde. Die Grenze markirt sich scharf, wo das Dickicht aufhört und der Hochwald beginnt, und ersteres umgibt im dichten Schlusse das Heiligthum des Baumlebens und entzieht dasselbe den Einflüssen der Außenwelt.

Ein schillerndes Zwielicht dringt durch die Nadelkronen, zittert an den Stämmen herab und zaubert auf seinen Strahlen, vom Mosaikboden des Waldes bis in die rauschenden Wipfel, allerlei liebliche Bilder hin und her. Ein Hauch des Friedens fließt hernieder und ruht segnend über den Pflanzenräthseln. Durch die weiten Räume schwingt und klingt ein Echo verhallender Tonwellen, und Luft und Licht hängen wie durchsichtige Matten mit schlummernden Dryaden aus den Zweigen.

Welcher Reichthum aber hat sich uns zu Füßen ausgebreitet! Eine Fülle der zierlichsten Kräuter im dunkelsten Grün, mit röhrigen, kuglichten, glockigen, weißen und rosigen Blüthenkronen, überdeckt den lockern Sand, so weit das Auge reicht, und wo Pflanzen höherer Ordnung nicht mehr gedeihen, skizzirt das feine Geschlecht der Moose und Flechten noch einmal das Leben im Großen und schafft uns Gelegenheit, auf einem handgroßen Erdkloß Waldscenen vom Boden zu lösen und uns daheim die Wildniß in das Gedächtniß zurückzurufen. Aber den Kryptogamen wie den Phanerogamen finden wir überall einen Habitus aufgeprägt, der im harmonischen Einklang mit dem Charakter der Gegend steht. Auch ist ihnen, wie den Nadelhölzern selbst, der Trieb der Geselligkeit eigen, und wir sehen sie — jede Gattung für sich — große Strecken überziehen und keine andere Vegetation in ihrer Mitte dulden.

Die Blattorgane dieser Waldkräuter sind entweder auf's Aeußerste zusammengezogen, wie Nadeln, graufilzig, bläulich, oder von lederartiger, immergrüner Beschaffenheit, als zeugten sie von der Härte des Klimas und dem Mangel einer feuchten, fruchtbaren Atmosphäre und Bodenbeschaffenheit. Die Stengel sind fest, holzartig, perennirend, recht angethan, dem Wetter zu trotzen. Die Wurzeln kriechen auf dem Sande hin, den der Nadelfall mit humosen Bestandtheilen gedüngt hat. Die ganze Pflanzenwelt scheint mehr von der Luft zu leben, als sie Nahrungsstoff aus der Erde zieht.

Unter all diesen Entbehrungen aber verlernt sie nicht das Blühen; und feine, zierliche Blüthen entwickelt sie, die jeder Leser sich leicht an den nickenden Trauben der Preußelbeere vergegenwärtigen kann. Aber mehr als

das: sie zeitigt Früchte, deren Wohlgeschmack ja allbekannt ist und deren Korallenroth und Schwarzblau gewiß keinen Waldgänger ungerührt lassen.

Erwähne ich hier jener gemeinen Kräuter, so darf ich einiger der hübschesten Pflanzen nicht vergessen, die weniger verbreitet sind. Es sind dieß die Andromeda und die Pyrolaarten. Während erstere sich in ihrem Habitus mehr dem Blaubeerstrauche nähert und ihre rosenrothen Glocken in Trauben trägt, bildet das Wintergrün (Pyrola) Blattrosetten an der Erde, aus denen die langgestielten Blüthen bald in Aehren, bald in Dolden, bald einzeln, zum Theil wohlriechend, hervorsprießen und an unsere Stubenasclepias (Wachsblume) erinnern.

Die kleinen, anmuthigen Waldgäste, welche die Bodendecke ziemlich gleichmäßig hoch mit einer grünen Narbe überziehen, pflegen sich folgendermaßen in ihr Revier zu theilen. — Auf den trockensten Stellen, den Hügelkuppen, präsidirt die Preußelbeere; dicht gedrängt hocken die Blüthen in den glatten, glänzenden Blättchen, von denen hie und da eines zinnoberroth gefärbt ist und uns als verfrühte Beere anlockt. An den Hängen siedeln sich kleinere Familien der Pyrola chlorantha, minor und secunda an, und selbst die seltene und schönste Pyrola umbellata schmückt zuweilen den Fuß einer alten Kiefer. Aus ihrer Mitte hebt sich ein trockener, gelber Halm mit hochrother Beere, in welcher wir die vorjährige Frucht erkennen. Der etwas größere, sparrige Strauch der Blaubeere sucht den feuchteren Boden und dehnt seine Herrschaft bis in die niedrigen Terrainfalten aus, wo das stark duftende Ledum palustre leuchterartig seine Zweige erhebt und sich mit Dolden grünlich weißer Blüthen krönt. Den übrigen Raum schließen die zierlichen Aeste des Heidekrauts (Calluna vulgaris) und warten geduldig, bis auch ihre Zeit sich erfüllt. Doch sind sie hier nirgends so gesellig wie im nordwestlichen Deutschland, wo sie jede andere Vegetation ausschließen. — Zuweilen fesseln ganz sonderbare Gebilde unsere Aufmerksamkeit: die schmutzig gelbe, beschuppte Staude des Ohnblatts (Monotropa Hipopitys) mit unförmlichen Blüthenrispen schmarotzt zwischen den genügsamen Bewohnern der Heide auf Baumwurzeln und ihr farbloses, geiles Aussehen gleicht den Trieben, die ohne Licht und Luft in unterirdischen Räumen wuchern.

Diese und manche andere Pflanzen, deren Blüthezeit nicht in den Sommer fällt, prägen der Bodendecke jene oben beschriebene Beschaffenheit auf. Wir sehen nicht Ein saftiges, weiches Blatt, wie wir ihnen sonst in Wäldern, auf Feldern und Wiesen begegnen. Unter unsern Füßen raschelt es, als schritten wir über welkes Laub und das zähe, ungefüge Gestrüpp gibt nur langsam den Tritten nach. Die Subtilität und Deutlichkeit, mit der die kleinsten Organe ausgebildet sind, gemahnt an photographirte Landschaften und die dunkeln, trockenen Farbentöne wecken Empfindungen, als befänden wir uns in einem Herbarium der Natur. Der Harzduft und der betäubende Geruch des wilden Rosmarin verstärken den Eindruck des Präparirten und lehren uns am deutlichsten den Unterschied fühlen zwischen der Frische und Ursprünglichkeit anderer Waldgegenden und der trockenen Balsamatmosphäre, welche der ganzen Pflanzenwelt in der Heide entströmt.

Der Geruchssinn, jener vortreffliche Gedankenleiter, an den wir leicht Erinnerungen anknüpfen, geleitet uns hier vorzugsweise in die Jugendjahre zurück und vergegenwärtigt uns die Stunden, da wir Sonnabend Nachmittags im Bewußtseyn der goldenen Jugendfreiheit in den Stadtwald wallfahrteten, und die flüsternden Nadelkronen und die heilige Ruhe zu ihren Füßen dem Kindergemüth ein Wunder der Existenz über das andere enthüllen wollten. Mit Andacht und bewegtem Herzen gedenken wir dieser glücklichsten Zeit. Aber getrennt von der Heimath und vom Schicksal verschlagen, finden wir durch fast ganz Deutschland jene Heiden oder doch ein paar Kiefern wieder, die uns das Paradies unserer Kindheit zurückzaubern und durch Ton und Duft an die seligen, unvergeßlichen Träume der Knabenjahre erinnern.

Unter solchen Betrachtungen hatte ich fast eine Stunde Weges zurückgelegt und gelangte an eine unfruchtbare, von Waldkräutern entblößte Höhe, welche die weitere Aussicht sperrte. Der Hügel war reichlich mit dunkelbraunen Kiefernzapfen und der isländischen und Rennthierflechte bedeckt. Jeder Schritt brach den seidenartigen Geweben, aus deren Poren die Mittagsgluth allen Feuchtigkeitsgehalt gesogen, unter feinem Knistern tausend Zweige ab und die spröden Zapfen mit vielfach aufklaffenden Schuppen erschwerten das Ansteigen. Um das Bild der Oede zu vervollständigen, waren die Kronen der alten, kerzengeraden Stämme fast nadelleer und die Sonne brach ungehindert durch das kahle Geäst. Wir erkennen in denselben sogenannte Fruchtbäume, an denen die Menge der männlichen Blüthenkätzchen die Entwicklung des Laubes beeinträchtigt hat. Die Zapfen an der Erde sind die Produkte der weiblichen Blüthenkätzchen, die sich auf demselben Baume, aber auf den jungen Trieben vor zwei Jahren entwickelt hatten. Dieselben brauchen zur vollständigen Ausbildung der Samen achtzehn Monate und fallen erst im Frühling des dritten Jahres von den Zweigen, wobei sie ihre Schuppen öffnen und dem beflügelten

Samenkorn verstatten, das Weite zu suchen und ein neues Baumleben zu gründen.

Endlich erreichte ich die Kuppe des Hügels. Vor mir rundete sich ein einsamer Thalkessel, in welchem kräftig grünes Erlengebüsch einen plötzlichen Wechsel der Vegetation ankündigte. Der Grund war fest von den dürren Armen der Heide umschlossen; aber in seinen Tiefen ließen mich vollere Farbentöne und das schwellende Polster der Sumpfmoose die Nähe des flüssigen Elementes ahnen. Ich trat aus den Hallen des Hochwaldes und stieg erwartungsvoll hinab. Der Fuß zertrümmerte nicht mehr die starren, zerbrechlichen Gestalten, sondern ein weicher Teppich dämpfte den Schritt und die schmiegsamen Pflanzen richteten sich in der Spur wieder auf. Die rosenrothen Glocken der Andromeda polyfolia, das weiße Moosauge (Pyrola uniflora) deuteten in ihrem durchsichtigen Farbenschmelz den Feuchtigkeitsgehalt ihres Standortes zur Genüge an und überraschten durch die Zierlichkeit ihrer Formen. Der Boden ward elastischer; schon schimmerte ein silberner Glanz durch das Erlengrün. Ich bog Strauch auf Strauch seitwärts und brach mir Bahn durch verschlungene Brombeerranken. Das Wasser quoll und sickerte aus dem moorigen Grunde und nur noch auf den Erhöhungen der Gras- und Baumstubben war Fuß zu fassen. Da endlich, wo ein Weiterdringen unmöglich ward, lüftete ich einen Blättervorhang und schaute durch die Oeffnung des Laubgewindes: ich stand im Allerheiligsten des Waldes.

In den Armen des Grüns ruht der stille Weiher und schlägt das dunkle Auge in feierlicher Einsamkeit zum Himmel auf. Inseln großer Blätter, aus denen die Kelche der Wasserrose winken, schwimmen in der Fluth. Am jenseitigen Ufer lauscht ein Reiher, überrascht in der Mittagsruh, und schüttelt das glänzende Gefieder. Aus den Kiefernkronen fließen leise Tonwellen bis zur Abgeschiedenheit dieses Ortes, über den die Poesie ihren Zauberstab schwingt und eine Weihe ausgegossen ist, als schlummere die Natur noch in Gottes Hand und harre des Rufs zum Leben.

Wie uns in der Musik glückliche Uebergänge in die verwandte Molltonart wohlthätig berühren, oder das Schicksal nach langen Entbehrungen den Besitz eines theuern Menschen gönnt, so löste sich hier die Natur und mit ihr mein Empfinden zur vollkommensten Entfaltung, zum innigsten Befriedigtseyn. Die Sinne dürsteten nach dem Feuchten und Flüssigen, das tausend Keime treibt und tausendfältiges Leben bedingt, und die Genügsamkeit der Heide hatte schließlich alle Quellen meiner Seele absorbirt. Da entdecke ich zur rechten Zeit jenes schöne Auge des Waldes, durch welches die Natur wieder frisch zu mir aufschaut. Ich glaubte die geheimnißvolle Stätte zu betreten, welche der Wildniß ihre tiefsinnigen Räthsel aufgibt.

Auf dem geschützten, sonnedurchglühten Grunde des Weihers aber vergaß die Vegetation jeden Rückhalt, jedes Maß. Mährchenhafte Pflanzen schwimmen in der dunkeln Fluth, und mir ist, als wollten sie, wie Wandervögel aus andern Zonen, durch süße Erinnerungen angelockt, hier kurze Rast halten.

Ich stehe an einer Bucht des Wassers, die in's Land einschneidet und mir gestattet, mich bis hart an die Spiegelfläche zu wagen. Wie wenn ich durch die Scheiben eines versenkten Treibhauses blickte, winken aus der Tiefe Schlingpflanzen mit haarfeinen, zahllos verzweigten Fäden, Rosetten, Quirlen (Ceratophyllum, Chrysophyllum), emporstrebende Blätter, die sich auseinanderrollen und das Licht in den grünen Schalen auffangen, und Rankengewinde, die wie Stufen vom ungekannten Boden dieses Urwaldes heraufführen und sich zur sonnigen Oberfläche schlängeln (Potamogeton).

Dazu zaubern die gebrochenen Strahlen der Sonne einen Farbenschmelz, der das Gewirre der Pflanzen im Regenbogenspiel durchzittert. Die Herztriebe der Wurzelknorren leuchten lebhaft gelb und welkende Blätter spiegeln rostrothe Färbung. Ein grünes Feuer entzündet sich auf allen Blattflächen, und in ihren Schatten dämmern die Schlinggewächse der Tiefe in purpurner Gluth. Blitzende Insekten schießen gleich dunkeln Tropfen über die Spiegelfläche hin und spielen im Sonnenschein. Andere Käfer sinken unter, wie zu Edelsteinen verhärtet, und schlummern im rosigen Lichte zwischen den träumenden Pflanzen. Wer verstände hier nicht die Sage von den Wassernixen, welche den Schiffer in die Tiefe locken?

Da rauscht es plötzlich durch die lautlose Stille, als würde die Luft von Sturmeswehen ergriffen. Ich fahre empor. Der Reiher prüft seine Flügel, reißt mit mächtigen Schlägen Erlenblätter nieder und peitscht die Fluth. Darauf erhebt er sich schwer und langsam, zeichnet einen großen Bogen in dem freien Raum über dem Wasser und schwebt mit ausgebreiteten Schwingen über den Tiefen. Hoch oben wirft er das stolze Haupt prüfend nach allen vier Winden und fliegt majestätisch über die stillen Baumkronen nordwärts, dem Meere entgegen. — Das Wasser rauscht auf, sinkt zurück und plätschert leise an die Ufer. Die großen Blätter der Wasserrose schieben sich in einander und die weißen Blumen wiegen hin und her. In der Tiefe zittern die Farbentöne und leuchtende Kreise spiegeln die Bewegung der Oberfläche wieder. Aber bald entschlummert die aus ihren Träumen aufgeschreckte Pflanzenwelt zum gewohnten

Frieden. Das Wasser zieht leisere und leisere Ringe, die ihren feinen Silbersaum unter das weiche Ufermoos betten, und kein Laut, keine Welle verräth mehr den Abschied des wilden Gastes.

Gern hätte ich über der Mitte des Weihers gestanden, wo die Blätterinsel unerreichbar weit vom Rande winkt, und bedauerte, daß keine Brücke sich im flachen Bogen von Ufer zu Ufer spannt — etwa aus Gußeisen, mit durchsichtigem Boden und Geländer — und mich gerade in die Kelche der Blüthen schauen läßt. Dort prangt die vielbesungene Lotosblume, die nur zur Zeit der Befruchtung auftaucht, und die nach ihr genannte Menyanthes nymphoides im zarten Gelb, wie eine Melonenblüthe. Die goldigen Pantoffeln der Utricularia nicken mit ihren großen Unterlippen allerlei Humoresken, und um diesen prächtigen Strauß, den die Natur in die dunkle Schale des Weihers gesenkt, leuchten die rosenrothen Kerzen des Polygonum amphybium. Die Heide, welche ihre Vegetation bis hart an das Ufer, ja bis in das Wasser, wo es nicht zu tief ist, hinein drängt, bemüht sich vergebens, ihre kleinen bürgerlichen Verhältnisse an den Hof der Nymphäen zu gewöhnen und ihre orientalische Pracht nachzuahmen.

Ueber die Mooshügel, welche längs des Gestades — ein Archipel kleiner Eilande — aus der Fluth auftauchen und wie Schwämme voll Wassers sind, spannt sich ein Netz von Pflanzendiminutiven, die im sonderbarsten Gegensatze zu jenen Prachtexemplaren stehen. Da finden wir die Blüthen der Moosbeere, so winzig, daß wir uns bücken müssen, sie aufzufinden, aber nicht minder anmuthig geformt, als nur irgend eine der Grandifloren. Das kleine Volk hat seine rosigen Kronen hoch aufgerafft, als fürchte es die Nässe, und erinnert täuschend an das Alpenveilchen (Cyclamen). Weiter fesseln die Blattrosetten des Sonnenthau (Drosera) unsere Aufmerksamkeit; sie sind mit purpurnen Härchen überzogen, in denen glänzende Tropfen hängen. Und so umkränzen die bunten, schwellenden Mooskissen wie Perlen den Weiher; zwischen ihren lockeren Schnüren schimmert das Wasser selten und seltener, bis es sich endlich unter dem grünen Gewande des Waldes verbirgt.

Allen diesen Kräutern ist mehr oder weniger der Typus der Heide eigen und wir finden von ihnen keinen rechten Uebergang zur reichen Wasserflora, wie ja auch die Beschaffenheit der Erdart dieselbe bleibt — hier freilich naß, dort trocken — und erst da eine Aenderung eintritt, wo die Vegetation entschieden aus Wasserpflanzen besteht.

Ungern trennte ich mich von dieser Waldidylle, deren wunderbares Stillleben mich stundenlang gefesselt hatte. Eben wollte ich den schlüpfrigen Pfad, den ich gekommen, zurücklegen, als ein Reh aus dem Waldesdunkel trat, sich leichtfüßig von Mooskissen zu Mooskissen schwang und mit unendlicher Anmuth den Kopf zum Labetrunk hinabbeugte. — Welche Grazie in jeder Bewegung! — Waren es an den Pflanzen schon nicht mehr die Formen allein, die mich fesselten, sondern eine Harmonie der Ruhe, welche in ihrem stillen Reiche vollendete Wellenlinien der Schönheit darstellt, so schuf die Natur hier die höchste Anmuth in Bewegung, und ich fühlte von neuem mit innigster Genugthuung, wie sie selbst in ihren verborgensten Werkstätten keineswegs allein das Gute und Nützliche schafft, sondern auch das Schöne will, und die Ideale einer geahnten, höheren Welt sich überall in den Gesetzen irdischer Nothwendigkeit erfüllen.

Doch nach wenigen Schritten schon zog sich die grüne Wand wieder fest um Erlkönigs Revier und war das ganze Schauspiel meinen Blicken entschwunden. Ich strebte die jenseitige Anhöhe hinan zurück in den Kiefernwald. Aber der Himmel hatte sich grau umwölkt und das Licht- und Schattenspiel durch die Zweige verklärte nicht mehr den melancholischen Charakter der Heide. Wie eine große Waldimmortelle breitete sie sich, Verzicht leistend und kräftig ernst, um mich und düsterte dem Abend entgegen. Ich begrüßte freudig die ersten Lichtstreifen zwischen den Stämmen, die den Rand des Forsts ankündigten. Das Terrain senkte sich; noch einmal hatte ich dichtes Unterholz zu überwinden und stand unter einer der weiten Ausgangspforten, welche die Bäume in den abendlichen Horizont zeichneten.

Eine Wiese zog sich in sanfter Biegung zwischen Hügeln dahin. Reihen fleißiger Schnitter mähten das Gras, dessen gefallene Halme unter Sommerblumen in langen Wellenlinien den Boden deckten. Mir gegenüber begrenzte ein kahler Höhenzug das Thal; aus den Schluchten winkten ärmliche Hütten, deren Rauch von der veränderten Atmosphäre zur Erde geschlagen ward. Darüber hinweg starrten vereinzelte Kiefern wie verlore Posten in den düstern Abendhimmel.

Wir finden durch dieselben Gelegenheit, Exemplare auf einem freien Standpunkte zu beobachten, wo sie sich ungehindert entfalten können, und begegnen hier jenen malerischen Bäumen, welche Künstler gern zu ihren Studien verwerthen. Der bis unten beästete Stamm hat nicht, wie im dichten Schlusse, die senkrechte Richtung beibehalten, sondern krümmt sich in leichtgeschwungenen Linien; oder die ungeschützte, den Stürmen ausgesetzte Lage hat ihm einst den Haupttrieb gekostet und ein oder zwei Seitenzweige haben versucht, die fehlende Krone zu ersetzen, und gipfeln sich unter einem stumpfen Winkel vom Stamme ab. Die weit

ausladenden, gegen den Hauptstamm verhältnißmäßig dünnen Aeste werden von ihrer eigenen Schwere zur Erde gezogen und die wieder emporstrebenden Nadelbüschchen hüllen das Astwerk in jene schirmförmigen Abstufungen, die aus der Ferne den kuppelförmig gewölbten Baum leicht mit Laubholz verwechseln lassen.

Die sinkende Sonne trat aus einem Wolkensaume und goß schräge Strahlen über die friedliche Landschaft. Die Stämme starrten wie angeglüht durch das Nadelgrün und über die Wiese zitterte ein bläulicher Rauch. Auch sie war der Boden eines Gewässers gewesen und die Sandhügel jenseits Heide. Wo einst in tiefer Waldeinsamkeit die Wasserrose duftete, tummelten sich arbeitsame Landleute und der Wetzstein tönte lustig an der Schärfe der Sense. Hinter mir aber stimmte die Singdrossel ihr Abendlied am Rande des Waldes an, in dessen Tiefen sich mehr und mehr die Dämmerung verbreitete. Und so schied ich — nicht ohne innerste Befriedigung — aus einem Revier, dessen poetische Reize und symbolische Bedeutung sich nachhaltig meiner Seele eingeprägt hatten.

Schließlich seyen noch einige botanische Notizen nachgeholt, zu deren Anführung sich im Laufe der Schilderung nicht Gelegenheit fand.

Die Kiefer (Pinus silvestris L.), welche eine ziemlich starke Pfahlwurzel hat, erreicht eine Höhe von sechzig bis hundert Fuß. Das Holz, wie das der Coniferen überhaupt, ist specifisch leichter und in seinem anatomischen Bau einfacher und regelmäßiger als das der Laubbäume und größtentheils aus tracheenartigen Zellen gebildet. Die Rinde des Stamms und der älteren Zweige ist braunroth oder grauroth, in dünnen Schichten sich abblätternd, die der jüngeren Zweige olivenbraun, von einer Blattscheide zur andern gefurcht. Die Nadeln sind sparrig, graugrün, in der Achsel eines lanzetförmigen, weißgewimperten, schuppenförmigen Blatts, zwei bis drei Zoll lang, aufrecht, die innere Seite rinnig, die äußere erhaben und stark gestreift, am Rande fein gesägt. Die Blüthen der Kiefern erscheinen im Mai an den jungen Trieben, und zwar die weiblichen an der Spitze, die männlichen am untern Theile derselben. Die männlichen Blüthenkätzchen, welche aus spiralig angeordneten, sitzenden, von Deckschuppen gestützten Staubbeuteln zusammengesetzt sind, stehen oft zu zwanzig bis dreißig an einem und demselben Triebe und enthalten eine große Menge Blüthenstaub, welcher Veranlassung zur Volkssage vom Schwefelregen gibt. Die weiblichen Blüthen sind kleine, abwärts gekrümmte Zäpfchen, welche einzeln auf der äußersten Spitze des Triebs sitzen. Die Zapfen sind kegelförmig, von hellbräunlicher Farbe, nach der Erde gebogen. Der Flügel der Samen ist drei mal so lang als der Kern.

Im nordöstlichen Deutschland pflegt die Kiefer „Fichte, Föhre" genannt zu werden, ein Ausdruck, der das ihr eigenthümliche Rauschen besser wiedergibt. Die Fichte aber bezeichnen sie als Tanne, für welchen letzteren Baum das Volk keine besondere Bezeichnung braucht, da er in diesem Theile der norddeutschen Tiefebene nicht vorkommt.

C. v. Hippel.

Ueber den Charakter der Emilia Galotti.

(Schluß.)

Emilia selbst muß es ihrem Vater im fünften Akte kund thun, wie an jenem Abende ihr Gemüth verwirrt worden, wie es nach jenem Abende verwirrt und erregt geblieben. Zwar gibt sie dem Gemälde, das sie hier von dem Zustande ihres Innern entwirft, absichtlich grellere Farben; aber der Grundton dieses Gemäldes ist unzweifelhaft der richtige. Nur die strengen Uebungen der Religion, zu denen das fromme Mädchen seine Zuflucht nahm, nur sie konnten allmählig die Erregung ihrer Sinne beschwichtigen; allmählig stellt sich die so ernstlich gestörte Eintracht ihrer Empfindungen wieder her; sie darf sich sagen, daß sie noch nichts von ihrer Unschuld, von ihrer Reinheit eingebüßt; denn, daß ihre Reinheit schon getrübt worden in dem Augenblick, da sie zu fürchten begonnen, sie könnte einst getrübt werden, dieß einsehen, dieß nur

ahnen konnte freilich das Mädchen nicht, für welches das eigene Innere noch so viele räthselhafte Tiefen hat. Und so bleibt von allem, was sie an jenem Abende berauscht und sie aus den gewohnten Kreisen ihres Gemüthslebens gerissen, kaum noch die leiseste Nachwirkung übrig; ungehemmt walten in ihrem Innern die heitern bräutlichen Empfindungen, denen sie sich im frohen Gefühl des wiedergewonnenen Seelenfriedens vielleicht mit gesteigerter Innigkeit überläßt. Der Hochzeittag ist herangekommen, und gewiß hätte er für sie ein heiter zufriedenes Leben eröffnet; da muß sie, eben an der Schwelle dieses neuen Lebens, noch einmal den Versuchungen und Verlockungen sich gegenüber sehen, vor denen sie ihre Seele nur mit Hülfe der Religion im ernsten Kampfe geborgen hatte. „In der nähern Gegenwart des Ewigen," eben da ihre Andacht am brünstigsten hätte seyn sollen, muß sie abermals die Sprache des Prinzen hören, die gefährliche, die sinnverwirrende Sprache, aus der jetzt die heiße Leidenschaft athmet; sie hört ihn seufzen und klagen, ihn von Schönheit und Liebe reden; diese Sprache übt wieder ihre berückende Macht, wieder will in ihrer Seele der kaum gestillte Tumult sich erheben, und sie muß das Wiederauflodern kaum gedämpfter Gluthen fürchten. Nach dem ersten Blick, mit dem sie den Prinzen erkannt, war sie ihrer nicht mächtig genug, ihm in einem zweiten Blicke „alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdient" (2, 6); was sie ihm antwortet, muß ganz inhaltlos seyn; denn der Prinz glaubt später (3, 3), er habe ihr „mit allen Schmeicheleien und Betheuerungen kein Wort auspressen können;" aber, was sie auch sagen oder verschweigen mochte, sie fühlt, daß sie die Herrschaft über ihr Gemüth verloren, sie fühlt sich, wie sie es gleich darauf der Mutter andeutet, als eine „Mitschuldige fremden Lasters," wenn auch als eine Mitschuldige „wider Willen."

Darum sind ihre Sinne in so gewaltsamer Erregung, als sie, von treibender Angst gejagt, der Mutter in die Arme stürzt. In dieser Scene wird mit der vollkommensten künstlerischen Feinheit die schließliche Entwicklung andeutend vorbereitet; aber freilich läßt erst die Entwicklung selbst jede dieser Andeutungen in ihrem wahren Lichte erscheinen. Und könnten wir noch Zweifel hegen über die wirkliche Ursache dieser übermächtigen Bewegung, welche Emiliens ganzes Wesen aus seinen Fugen zu heben scheint, so müßte das verrätherische „Ihr selbst!" vollends jeden Zweifel vernichten.

Hat uns der Dichter indeß nicht selbst einen Fingerzeig gegeben, der uns jene Bewegung zu erklären dienen kann, und zwar viel einfacher zu erklären, als es eben versucht worden? Er läßt Claudia (4, 8) von Emilien sagen: „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unseres Geschlechts; ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend, in alles gefaßt." Warum sollte die stürmische Erregtheit, in der Emilia aus der Kirche heimkehrt, ihre Unfähigkeit, sich selbst in den Armen der Mutter gleich zu fassen und zu beruhigen, warum sollten sie nicht eine ganz natürliche Folge der Ueberraschung seyn, welche die unerwartete Nähe des Prinzen und sein leidenschaftliches Benehmen nothwendig bewirkten? Freilich, so mag Claudia urtheilen. Aber darf Claudias Urtheil auch das unsrige bestimmen? Hat sie wirklich ganz Emiliens Gemüth durchschaut? Hat sie wahrgenommen, welch ein Kampf in diesem Gemüthe vorgegangen? Hat sie das Gefährliche dieses Kampfes eingesehen?

Sie hat nichts davon wahrgenommen, nichts davon eingesehen. Ganz unbefangen erzählt sie ihrem Gemahl gelegentlich von der Abendgesellschaft im Hause der Grimaldi; sie kann nicht begreifen, warum dieser, so bald er die Begegnung mit dem Prinzen erfährt, Verdacht schöpft und in Wuth geräth; und selbst da, als ihr Emilia den Auftritt in der Kirche berichtet, selbst da noch regt sich in ihr keine Ahnung der wirklichen Gefahr: sie ist nur froh darüber, daß der Vater nichts von diesem Bericht vernommen. Der Blick der guten Claudia reicht eben nicht weit, und das Leben der vornehmen Welt, das Treiben des Hofes sieht sie auch mit etwas weniger ungünstigen Augen an, als ihr Gemahl. Allerdings verkennt Marinelli sie und thut ihr, in seiner verruchten Gesinnung, ein grausames Unrecht, wenn er vermuthet, es könne ihr schmeicheln, „so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu seyn" (3, 5), und sie beweist ihm auch alsbald, wie sehr er sich verrechnet hat, wenn es ihm je beigekommen, auf ihre Mitwirkung zu seinen Planen zählen zu wollen. Aber trotz alledem muß man gestehen, daß sie sich ihrer Tochter gegenüber nicht ganz als die würdige Gattin Odoardos zeigt, ja, daß sie Emiliens Gemüth, ihren offenen Sinn, ihre wahrhaft sittliche Aufrichtigkeit nur unvollkommen zu schätzen vermag. Emilia will den Grafen von dem Auftritt in der Kirche unterrichtet wissen; sie will dieß nicht nur: es kommt ihr durchaus natürlich vor, dieß zu wollen, sie kann gar nicht anders, als dieß wollen. „Aber, nicht wahr, meine Mutter? der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen."

Dieß ist einer der schönsten und rührendsten Züge, mit denen Lessing den Charakter seiner Heldin ausgestattet und in denen er selbst seine künstlerische Empfindung, sein dichterisches Zartgefühl so schön bewährt

und so überzeugend offenbart hat. Aber auch seine dichterische Kühnheit zeigt sich hier. Denn die edle Unbefangenheit, aus welcher jene Worte hervorgehen, wirkt dadurch noch rührender, daß sie in einem scheinbaren Gegensatz steht zu den Empfindungen, deren verderbliche Macht Emilia an sich erfahren hatte und eben jetzt wieder erfuhr. Dieser Gegensatz lehrt uns, daß, wenn auch die Ruhe ihres Innern gestört ist, so doch die Lauterkeit ihres Wesens in Wahrheit ungetrübt geblieben. „Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen,“ in diesen Worten spiegelt sich die Reinheit ihres Gemüths, das sich noch keiner wirklichen Schuld bewußt seyn kann. Und was erwiedert die Mutter auf die Aeußerung dieses zarten Bedenkens?

Sie nennt es „Schwachheit, verliebte Schwachheit;“ sie räth ihr dringend an, dem Grafen den Vorfall zu verschweigen, und sucht ihr die Nothwendigkeit dieses Verschweigens durch ein Raisonnement darzuthun, das wir nur mit ungläubiger Verwunderung aus dem Munde der Gattin Odoardos vernehmen können und das wir stets mit Mißfallen vernehmen würden, auch wenn die Mutter, die mit solchen Gründen das besorgte Gewissen ihrer Tochter zu beruhigen strebt, nicht eben die Gattin eines Mannes wie Odoardo wäre. Emilia kann sogar kaum das genügende Verständniß für den eigentlichen Gehalt dieses Raisonnements haben, denn sie weiß noch nichts von dieser Weltklugheit, die sich mit den unbedingten Forderungen einer strengen Sittlichkeit so bequem abzufinden versteht. Und wenn die Mutter hier die zartsinnige Tochter nicht begreift, so vermag sie auch später, als sie Emilien im Lustschlosse des Prinzen wiederfindet, ihr Gemüth nicht zu ergründen. Sie rühmt ihre Ruhe, ihre Fassung, ihre gemessene Haltung dem Prinzen gegenüber; aber man merkt es den Worten an, sie ahnt nicht, welche Stürme das Gemüth der Jungfrau durchschüttern und welche Entschlüsse sich hier vorbereiten. Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn Odoardo seiner Gattin nicht rücksichtslos zu vertrauen scheint, wenn er ihren Scharfblick nur mäßig schätzt, wenn er keine ungewöhnliche Charaktergröße von ihr erwartet; denn wie sorgsam weiß er sie entfernt zu halten aus dem engern Rath, in welchem er, vereint mit seiner Tochter, die endliche Entscheidung treffen will. — Alles stimmt also zusammen, um uns zu überzeugen, daß wir tiefer in Emiliens Wesen geblickt haben, als Claudia; was Claudia urtheilt und denkt, darf demnach unser Urtheil nicht leiten.

Ist es nun noch nöthig, dem Autor bis zur letzten Entwicklung rechtfertigend und erläuternd zu folgen? Er hat diese Entwicklung so leise und so sicher, so kühn und so bedächtig vorbereitet, daß, mag sie uns auch immer noch so unerträglich verletzen, sie doch mit einer Art von unwiderstehlich überzeugender Nothwendigkeit erfolgt; und daß Lessing diese Nothwendigkeit deutlich zu machen gewußt hat, das ist keiner von den geringsten unter den vielen Siegen, die sein überwältigender Verstand über widerstrebende Stoffe davon getragen.

Nachdem das Entsetzliche, Unerhörte sich begeben, nachdem der Mann, an dessen Seite sich Emilia vor den Bewerbungen des Prinzen und vor den Regungen ihrer eigenen Seele sicher halten durfte, ihr durch Meuchelmord entrissen worden, nachdem er, wie sie so bedeutsam, mit so furchtbar schmerzlichem Nachdruck sagte, „darum“ gestorben, sieht sich Emilia wiederum, und zwar schutzloser als vorher, den Verlockungen preisgegeben, deren Gefahr sie, in Erinnerung an den Tumult, der schon vordem in ihrer Seele sich erhoben, vielleicht überschätzen mag, denen sie jedoch, wie ihr Bewußtseyn ihr abermals nur zu deutlich verräth, nicht das unerschütterliche Gefühl einer unbezwinglichen Sicherheit entgegen stellen kann. Will sie sich vor sich selbst retten — und wie darf sie anders wollen? — so muß sie das Aeußerste, das Letzte in's Auge fassen; und mit sicherem Entschlusse muß sie dieses Aeußerste, Letzte ergreifen, als sie im Zwiegespräch mit ihrem Vater vernimmt, daß sie „in den Händen ihres Räubers“ bleiben soll. Wir wissen es nun, was die dreimal wiederholten Worte zu bedeuten haben: „Ich allein in seinen Händen?“ Mit seltener Kunst ist dieses schauervolle Zwiegespräch eingeleitet, mit eben so seltener Kunst ist es bis zu seinem schrecklichen Ende fortgeführt.

Vater und Tochter müssen sich zuerst einander aushorchen. Er konnte eben noch einen Augenblick zweifeln, „ob sie es werth sey, was er für sie thun will;“ er muß also die Gewißheit erlangen, daß sie es wirklich werth ist. Und eben so muß auch Emilia der Gesinnungen des Vaters, die sie freilich bei ihm voraussetzen darf, dennoch erst vollkommen gewiß werden. „Ruhig,“ denn sie ist ja in ihrem Innern zu den äußersten Entschlüssen bereit, tritt sie dem „unruhigen“ Vater entgegen. Aber wie bald weicht diese scheinbare Ruhe von ihr, als sie erfährt, mit welchen Mitteln der Prinz sie zu bezwingen gedenkt! Und nun hat der Vater, dem über die Gesinnung der Tochter kein Zweifel mehr bleiben kann, seine Ruhe wieder gefunden. In scharfen, überraschenden Wendungen, in spitzen Worten, in denen die Leidenschaft wie zusammengepreßt erscheint, verständigen sie sich mit einander. Und da der Vater immer noch zögert, die Tochter durch den Todesstoß zu retten, da muß sie wohl endlich, um den Tod von ihm zu erzwingen, die schlimmen Worte sprechen, in denen sie die Gefahr bekennt, die ihrer Unschuld droht.

Wir werden uns mit diesen Worten nie versöhnen können, aber wir haben jetzt wenigstens erkannt, daß sie gesprochen werden mußten. Und zwar muß Emilia selbst sie sprechen. Denn nur, wenn Emilia selbst sie spricht, wirken sie das, was sie wirken sollen, ohne daß dadurch das reine Bild des Mädchens in unserer Vorstellung betrübt würde. Man denke sich nur, daß der Vater, oder wer sonst, eine ähnliche Besorgniß äußert, und man wird sogleich empfinden, wie Emiliens ganzes Wesen dadurch entstellt und befleckt würde.

Alles, was ich gesagt, fasse ich in den Satz zusammen: Könnten wir mit Gewißheit voraussehen, daß Emilia den Verlockungen des Prinzen unterliegen wird, so wäre ihr Schicksal kein würdiger Gegenstand einer Tragödie; könnte hingegen Emilia, in untrüglichem Selbstbewußtseyn, ihre Unschuld, wie über alle Gewalt, so auch über alle Verführung, in jedem Fall erhaben glauben, so wäre überhaupt keine Tragödie möglich.

So weit über den Charakter der Emilia Galotti. Und meinen Sie nicht, daß Lessing vor unserem Verstand, und, darf ich wohl hinzusetzen, vor seinem eigenen Verstand gerechtfertigt ist? Gewiß hat er es sich recht sauer werden lassen, diesem seinem Verstand ein volles Genüge zu thun. In drei verschiedenen Epochen seines Lebens, im Jahr 1758 zu Leipzig, im Jahr 1767 zu Hamburg, und endlich im Jahr 1772 zu Wolfenbüttel, hat er an dieser Emilia Galotti gearbeitet, und ich denke, wir können immerhin zufrieden seyn, daß er von der antiken Virginia, die er schon begonnen, seine Hand abgezogen, und uns in diesem „Ding von einer Tragödie" * eine modernisirte gegeben hat.

Ich habe, während ich schrieb, alles zu vergessen gesucht, was ich jemals über Emilia Galotti gelesen, von Engels verständigen Briefen an bis herab zu den widerwärtigen Lobpreisungen, mit welchen der neueste Biograph Lessings diesem „das Rauchfaß um den Kopf schmeißt," wohl ohne zu bedenken, daß Lessing sich diese Procedur gelegentlich sehr entschieden verbeten hat.** Ich habe alles dieß zu vergessen gesucht; denn wenn es gut ist, alle diese schönen Dinge gelesen zu haben, so ist es doch oft auch eben so gut und besser, sie aus dem Gedächtniß zu verbannen, und schwierigen Problemen in frischer Selbstständigkeit gegenüber zu treten.

Und so hätte ich mich denn der Zahl derer angeschlossen, über die Friedrich Schlegel schon vor mehr als sechzig Jahren seinen Spott äußerte, der Zahl derer, die sich bemühten,' einzelne Charaktere in den Lessingschen Dramen sorgfältig und umständlich zu zergliedern. Aber wir wissen auch, daß der junge Friedrich Schlegel oft gespottet hat, wo er lieber hätte schweigen sollen, und warum sollte er hier gerade mit Recht gespottet haben? Und in der That, wer von uns fühlte sich nicht stets wieder angeregt und ermuntert, dem Verstande Lessings, diesem innerhalb seiner Sphäre schöpferischen Verstande, auf seinen bald gerade hinlaufenden, bald in vielfachen Krümmungen sich hinschlängelnden Bahnen zu folgen? In dem, was Sophokles und Shakespeare, Cervantes und Goethe geschaffen, lebt ein geheimes, für den Verstand unfaßbares Leben, von dem Worte nie das Genügende aussagen werden; und wenn wir auch nie aufhören können und dürfen, diese Schöpfungen, wie eine zweite, nach eigenen Gesetzen gebildete Welt, zu durchforschen, so wird doch alles Sprechen und Schreiben über solche Dichterwerke immer nur, wie Wilhelm von Humboldt einmal in weiser Resignation sagte, „ein Herumgehen um das Unaussprechliche bleiben." Was aber der Dichter Lessing geschaffen, das mit unserem Verstande zu fassen, wird uns wohl nicht mißlingen, wenn unser Verstand nur recht deutlich und recht scharf zu sehen gelernt hat; wir dürfen es auch wohl wagen, das Geheimniß dieser Schöpfungen mit Worten auszusprechen, und ich hoffe nicht, daß Sie mir entgegnen werden, was so ausgesprochen werden könne, verdiene gar nicht ausgesprochen zu werden. Und wenn Goethe Recht hat mit seinem schönen Spruch, daß es die Eigenschaft des Geistes sey, den Geist ewig anzuregen, welcher Geist könnte diese Wirkung entschiedener und heilsamer üben, als der Geist Lessings, der, wie er selbst nur in rastloser Bewegung, in ewig fruchtbarer Thätigkeit sich gefiel, so auch unsern Geist unablässig zu rüstigem Thun, zu kräftigem Schaffen aufruft und anspannt?

Michael Bernays.

* Brief an den Bruder 10. Februar 1772.

** Siehe den 54sten der Briefe antiquarischen Inhalts.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 12.)

Wien, 20. December 1851.

Sie können sicher darauf rechnen, daß, wenn ich Ihnen nicht schreibe, es platterdings unmöglich ist; das war beinahe in diesen letzten Tagen der Fall, wo ich so heftige Kreuzschmerzen hatte, daß ich weder liegen, noch sitzen, noch stehen konnte. Dennoch wollte ich, da es schon spät war, bei Meyendorff nicht absagen lassen, und ging hin mit Schmerzen, daß ich bei jeder Bewegung hätte schreien mögen. Kaum sitze ich beim Essen, wird mir besser und die Schmerzen vergehen fast ganz, so daß ich Abends noch zu Heß und Fiquelmont gehen konnte.

Gestern war großer Hallo. Alles in Pracht; nach Tisch Empfang, auch für Damen; auch die Fürstin Metternich, die nirgends hingeht, erschien. Damit Sie diese Genüsse begreifen, schicke ich Ihnen das Menu vom Diner, als das einzige, das ich Sie mitgenießen machen kann. Unterstehen Sie sich und machen Sie eine Novelle mit Controverse! Das wäre hinlänglich, Ihnen die Leute en masse auf den Hals zu hetzen und bis auf Kind und Kindeskinder zu Feinden zu machen. Ich habe gegen solche Menschen, wie der, der Ihnen die Veranlassung dazu gegeben hat, wenn sie so viel Geist und Kenntnisse haben als der besprochene, nichts, und sie sind mir lieber als H., der Wischnu und Vitzliputzli verehrt, und den Gott Abrahams und Christus den Nazarener wegleugnet, wenn seine Eitelkeit dabei zur Sprache kommt. Ich brauche nicht zu fragen, aber ich wette jede Summe, daß eine persönliche Rangsgeschichte oder Rechthaberei zum Grunde liegt. Ich werde ihn übrigens ganz einfach darnach fragen; man darf nie in Sorge seyn, nicht genug zu erfahren, wenn man ihn um seine Händel fragt. N. soll sich nur in Acht nehmen, daß man von ihr nicht Geschichten erzählt, wie sie von M.; wie würde ihr das gefallen? Ein wenig mehr oder weniger Grund gilt den Leuten ganz gleich, und sie untersuchen nicht, wo die Koketterie aufhört und der Skandal anfängt.

Den Stock erwarte ich mit Sehnsucht, denn ohne denselben werde ich nächstens keinen Schritt vor die Thüre thun können, denn ich krieche nur noch, ganz wie der alte Tieck. Apropos, lassen Sie mir den Romanzero und kaufen Sie sich einen andern, hier ist es noch immer mit Schwierigkeiten verbunden, dazu zu kommen.

B. muß ein unermeßliches Vermögen haben. — Meine Wonne wäre, wenn ich so reich wäre, keine Kinder, keine bedürftigen Erben hätte, alle Jahre wenigstens das Glück einer Familie machen und 10,000 Gulden für Geschenke zu Weihnachten für alle meine Freunde ausgeben könnte. Mir schenkte ich z. B. jetzt einen prächtigen Fauteuil.

Bei Heß habe ich einen sehr lieben Abend gehabt. Radetzky hat als Motto: „Kein Einzelner verdient den Preis," * genommen, und schreibt es seither in jedes Stammbuch — aber Preis und Reis regelmäßig mit y. Ist das nicht herzig? Das Radetzkylied ist vom Kapellmeister von Latour, jetzt Benedek, in Musik gesetzt worden und wird in Italien immer im Chor gesungen. Es ist sehr hübsch, die Heß und ihre Schwester haben es mir am Klavier vorgesungen.

Den 22.

Gestern war ich Abends bei W., wo eine Masse kleiner Kinder waren zu einem Schattenspiele, das W. ihnen gab; dann ein großes Goûter," wo sie an einer langen niedrigen Tafel auf kleinen Bänkchen saßen, ein prächtig servirtes Mahl vor ihnen, der Tisch mit blauen Aufsätzen und Zuckerwerk; allerliebst, und die Kinder waren zum Auffressen. Natürlich waren die Eltern auch da und einige recht hübsche Mütter unter ihnen. — Heute kam Fr. gerade zu meinem Diner. Ich pflege sie jetzt à la minute zu geben, und die Leute behaupten, nie so gut gegessen zu haben, wenigstens glaube ich selbst, nie lustiger. Wir hatten Saiblinge in Oel gebraten, Gulyasfleisch, im Papinianischen Kessel servirt, Maccaroni, die das letzte mal ungemeinen Beifall hatten, und ein Sauté von Gansleberu mit Trüffeln; alles bei Tisch und im Beiseyn der Gäste zubereitet, keine Speise über fünf Minuten, das Fleisch natürlich ausgenommen, und Alles vollkommen präparirt. W. war unglaublich und wir lachten zum krank werden.

Fr. hat mir die angekündigten Objekte mitgebracht und ich danke Marie für das Käppchen; ich habe nie

* Soldatenbüchlein.

etwas hübscheres gesehen. Ihre Rechnung ist ewig confus; übrigens sind wir Leute, die ihre Schulden bezahlen, und wenn Sie glauben, ich werde Ihnen die auf meiner Rechnung stehenden 16 Gulden 48 Kreuzer schuldig bleiben, so haben Sie eine schlechte Meinung von mir, und wenn ich nicht zahle, so zahlt der Großherzog von Weimar für mich, der von jetzt an verbunden ist, mich mit Geld zu versehen. Ich hoffe, Mama verwundert sich? Mama darf sich verwundern. Es geschehen Dinge auf Erden, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt; ein solches Ding ist, daß der Großherzog von Weimar künftig Geld für mich zu fourniren hat. Die Sache ist nämlich die: heute erhielt ich vom Weimarer Staatsminister Watzdorf die Anfrage, ob ich geneigt sey, auch die Creditive für das Großherzogthum Sachsen zu übernehmen. Ich ging gleich zum Fürsten Felix, ihn zu befragen; der wußte aber kein Wort von der Sache, sagte mir aber gleich: „Nur annehmen und ja nicht diskret seyn, sondern Bedingungen machen!“ Nun aber wissen Sie, daß ich zu Allem im Leben tauglicher bin, als Geld auszupressen, und die Wahrheit zu sagen, ist es mir eigentlich immer im Leben in's Maul gefallen — und so werd' ich's eben jetzt auch aufthun. Uebrigens wird mir diese Zubuße wohl thun, und ich kann auch C. S. etwas auf die Beine helfen, der gerade Caution bei der Eisenbahn leisten soll. Bis jetzt aber haben mir meine Gesandtschaften nur Anwartschaften auf die Zukunft gebracht, erhalten habe ich noch nichts.

R. hat mir geschrieben und mich wieder zu Gevatter gebeten und mir ein halb Dutzend geräucherte Saiblinge geschickt, die in Oel gebraten deliciös schmecken. Es ist ein Elend, daß für mich so äußerst wenig Chancen sind, von hier wegzukommen. — Mit Cotta habe ich noch nichts Definitives ausgemacht. Ich schicke drei Exemplare Waldfräulein mit und überlasse es Ihnen, davon in meinem Namen Weihnachtsgeschenke zu machen. Und nun schließe ich meinen Brief, damit morgen Mittag Alles richtig in Ihren Händen ist. Wie geht es mit Mariens Gesundheit? Ihnen wünsche ich, daß Sie bald Ihrer Klara Christkindel auf den Armen wiegen, gesund und frisch, als Martha (oder Anna), und Maria zuschaut.

Wien, den 30. Dec. 1851.

Ich habe Ihr Briefel erhalten und danke für die augenblickliche Besorgung, sonst aber ist es kummervoll und macht mich natürlich mit traurig. Der Gedanke, zum Neujahr nach Linz zu kommen, träfe in mir wahrlich die größte Geneigtheit, wenn es nur irgend eine Möglichkeit wäre. Selbst die Auslagen würden mich nicht abgeschreckt haben, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse im Wege wären; morgen nämlich kommt der braunschweigische Finanzdirektor, Herr von A., hier an zur Zollconferenz, und ist mir durch das Ministerium und durch einen Brief von ihm selbst angemeldet, und ich bin gebeten, ihm bei dieser Conferenz an die Hand zu gehen; die Verhandlungen aber fangen schon am 2. Januar an. Sie sehen, da hören alle Projekte auf und ich kann nicht von der Stelle.

B's Operntext hab' ich gelesen; ich finde vor Allem die Couplets sehr hübsch, wahre Gedichte; indeß sag' ich, daß Alles, was religiöse oder Freiheitsideen berührt, die hier, wie ich sehe, freilich nur als Köder hingehalten sind, wie das ja in Wirklichkeit auch von der Agitation geschieht, auf der Bühne ein sehr schwieriger Gegenstand geworden, den die Parteien, jede aus einem andern Grund en grippe genommen haben. — Der Brief kommt am letzten Tage des Jahres; für uns aber gibt es keine Jahre, nur Ewigkeiten! Deßhalb sende ich euch auch keine Glückwünsche, sondern drücke euch Alle nur an's Herz, und was wir gemeinschaftlich lieben.

Den 31. Dec. 1851.

Ich schreibe die letzten Zeilen im alten Jahre an Sie, und werde morgen die ersten im neuen an Sie schreiben, indem ich das Blatt morgen frühe fortsetze. Ich habe heute den braunschweigischen Ablegaten bei mir gehabt, der ein recht angenehmer vernünftiger Mann ist, obgleich bisher auf Gothaischer Partei. Indeß bin ich ganz überzeugt, daß er andere Eindrücke von hier mitnehmen wird, als er herbringt. Wenn wir das Facit des vorigen Jahres ziehen, so haben wir keinen Grund, uns über Unglück zu beschweren, und das ist schon Glück! Aber auch Glück haben wir erlebt.

Den 1. Januar 1852.

Ich muß die Augenblicke stehlen, um Ihnen zu schreiben, so bin ich in diesen Tagen absorbirt; ich muß den B'schen Bevollmächtigten hier überall auf und herumführen, habe meine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, soll Briefe an den Herzog schicken, und dazu ist Neujahr, wo ohnehin alle Welt auf der Straße ist; nichts destoweniger sind diese Zeilen die ersten, die ich im neuen Jahre schreibe, wenn ich auch nicht mit Gewißheit weiß, wann ich sie expediren kann. Gestern brachte ich den Abend bei E. zu, wo die Kinder Sprichwörter und Tableaux machten, alles recht nett und ohne Prätension. Ich dachte viel an Sie und trank Ihre Gesundheit in der Stille meines Herzens.

Mensdorff aus Kiel ist hier. Einen besser gesinnten Freund haben die Herzogthümer nicht. An ihm liegt es nicht, wenn nicht mehr für sie herauszuarbeiten war. Indeß zwei wesentliche Dinge sind dennoch entschieden: nämlich die völlig gesicherte Selbstständigkeit der Herzogthümer unter dänischem Scepter, und die Unmöglichkeit einer Einverleibung derselben in Dänemark. Damit stehen die Sachen ziemlich wie vor dem offenen Brief, natürlich bis auf das öffentliche und Privatunglück, das jede Familie betroffen hat und das nicht mehr gut gemacht werden kann. Für die Sache der Herzogthümer war das Jahr 1848 eine große Calamität; vormärzlich wäre die Sache ohne Vergleich besser geführt worden.

Den 6. Januar 1852.

Ich eile ein paar Worte aufzuschreiben, ungewiß wann ich sie werde fortsetzen können. Zum Ueberfluß muß ich den Sitzungen in den Zollconferenzen beiwohnen, aber ich will trachten mich davon loszumachen, und nur wenn Arnsberg verhindert seyn sollte, will ich ihn suppliren. Der Ball beim Fürsten Schwarzenberg war sehr brillant und die vielbesprochene und ausgebeutete Fusion bestand darin, daß die elegantesten Bankiersfrauen, die von Haus aus von guter Familie sind, und eine in der haute finance geborene, die einen vornehmen Herrn geheirathet hat, und endlich die sehr hübsche Schwägerin eines Gesandten eingeladen waren. Die Damen der Familie hatten sie bei ihren Tischen eingetheilt. Die B. war nicht da, überhaupt keine Jüdin, obgleich man vorher wissen wollte, ganz Israel sey eingeladen; die Zollablegaten waren aber dort, und Bach das erstemal mit dem Cordon vom Leopold. Vom Hofe war Alles da, und der Kaiser trotz einer vorhergegangenen kleinen Unpäßlichkeit recht heiter.

Gestern um ein Uhr hatte ich eine Audienz bei der Erzherzogin Sophie, die sehr freundlich war. Wenn ich alle gesellschaftlichen Hetzereien zu meinen eigenen und meinen amtlichen Geschäften rechne, so möchte ich mich zehnmal am Tage lieber auf den Blocksberg wünschen als hier seyn. Das ist für mich einmal zu viel, und wenn ich es behaupte und sage, so will es mir niemand glauben und gelten lassen.

Den 7.

Ich bekam einen Brief von meinem Vetter, der von Ihnen erfahren hat, ich sey Geschäftsträger für Weimar. Nichts bin ich und habe seither keine Zeile darüber erhalten; Mama ist immer zu sanguinisch. Es ist jetzt ein Leben hier, daß Einem der Kopf schwirrt, und es wird immer toller. Gestern habe ich zehn Visiten gemacht und endlich bei Gräfin Fiquelmont geschlossen, die mir ein sehr niedliches Billet geschrieben hat, ob ich sie denn ganz vergäße. Bei einer solchen Wirthschaft soll man noch den ganzen Tag arbeiten und dann noch Zollconferenzen beiwohnen; ich muß jetzt in die Sitzung, hoffentlich nicht für alle Tage.

Den 8.

Das geht wie ein Räderkasten im Kopf herum; dabei bekomme ich Briefe in Menge, die ich beantworten soll, und dennoch interessiren mich die Ihrigen nur wahrhaft. Einladungen, nicht minder, können nicht abgelehnt werden. Heute Abend bei B., morgen zum Essen bei Lord Westmoreland, und so einen Tag um den andern. Fr. findet auch schon, daß des Guten zu viel ist, und doch hat der keine Amtsgeschäfte und ist nicht genöthigt, Zolleinigungssitzungen beizuwohnen. Noch immer kein Wort von Weimar; und doch erzählen Sie den Leuten schon, ich sey Talleyrand in Weimar, und denken sich die Silberflotten schon unter Segel. Le fait est, daß die finanzielle Situation bis zum Herbst 1852 noch eine höchst preßhafte seyn wird, dann aber müßte es mit dem brennenden rothen Teufel zugehen, wenn ich nicht über dem Wasser seyn sollte.

Wegen L. * hab' ich mit Pl. gesprochen und ihm die Sache sehr ernsthaft gemacht; ich sagte ihm, das sey nicht der Weg, die österreichischen Truppen aus Holstein zu entfernen, vielmehr der, sie dort festzusetzen und zu vermehren. Er schien sehr betroffen und meinte, ich spräche im Sinne oder im direkten Auftrage des Fürsten; wie denn überhaupt die Leute meinen, ich vermöchte viel mehr, als es mir selbst vorkommt, auch gebe ich mir wahrhaftig nicht den Anschein. Sie wissen, daß ich kein Fanfaron bin und nicht glaube, viel bei den Leuten auszurichten.

Den 9.

Die gestrige Soirée war mir gar zu zelotisch, in so fern, daß ich unter diesen hochfrommen Leuten meiner Sündhaftigkeit gar zu sehr inne ward — Philips, Redwitz, Florencourt u. s. w. — kurz, Drachenfels und ich waren die einzigen Profanen. Redwitz ist ein sehr hübscher und, wie mir scheint, natürlicher und treuherziger junger Schwabe, mit einer langen Schramme über der Wange. Aus der Umwandlung des Lehrwesens

* Ein verbannter Schleswig-Holsteiner.

scheint noch wenig Erfolg herauszusehen; es braucht nothwendig eine lange consequente Fortbildung, um die Resultate beurtheilen zu können; jetzt scheint mir das Chaos noch gewaltig, Stoffe aller Art zusammengewürfelt, aber der treffliche Leo Thun, obgleich voll sonstiger herrlicher Eigenschaften, nicht geeignet, um daraus einen geordneten, festen Bau hervorgehen zu lassen.

Ich lasse Kr. fragen, ob noch Hoffnung da ist, daß meine Sämereien von Booth ankommen.

Den 10. Januar 1852.

Ich mag nicht immer die alte Leier wiederholen von Geschäften und Dissipationen, die, so sehr sie mir unbequem sind, doch nicht vermieden werden können. Alle Tage sind jetzt Soiréen und Bälle, kurz eine Wirthschaft vom Teufel und dabei Arbeit vollauf; letztere freut mich viel mehr als erstere, um so mehr, da ich sehe, daß Fürst Felix sehr zufrieden ist und mich höchlichst wohlwollend behandelt. Ein Ball bei Pereira wurde verschoben, weil Sonntag ein großer Hofball ist, auf den der Kaiser die Zollconferenzherrn eingeladen hat — ich daher auch hin muß, sonst wär' ich zu Hause geblieben. Morgen ist wieder Soirée bei Westmoreland, Montag bei Lerchenfeld, Dienstag bei Pereira, und so geht es die ganze Woche herum. Ich bleibe zwar nirgends, wenn ich nicht gerade muß, aber ich kann doch nicht ausweichen mich sehen zu lassen. Wie froh wär' ich, wenn ich ruhig in Aussee säße und Mama über mir im ersten Stock, und ich riefe, und Sie schrieen herunter: „ich komme schon!" und dann fänden Sie eine Rechnung zu suchen oder einen französischen Brief zu schreiben. Wann wird das wieder so werden!

Den 23. Januar.

Gestern hatte ich eine sehr angenehme Partie auf den Simmering. Es war ein wundervoller Wintertag, Alles auf unsern Besuch vorbereitet, die ausführliche Besichtigung des ganzen Bauwerkes, ein gutes Diner auf Kaisers Rechnung um fünf Uhr in Gloggnitz, und um neun Uhr waren wir ohne Unfall wieder in Wien. Zuerst fuhren wir in Kaleschen auf der Landstraße bis zur Höhe des Simmerings, dann stiegen wir aus und gingen zu Fuß durch den immensen Tunnel, und über die unzähligen Viaducte und kleinen Tunnels wieder bis Gloggnitz zurück; dann wurde uns eines der Preislocomotive vorgeführt, das Wiener Neustädter, und mit 2000 Centner Rails beladen. Das zog uns durch die engsten Krümmungen zu hundert Fuß Radius auf die höchste Steigung zu 1:40 mit der Schnelligkeit von zwei Meilen die Stunde ohne den geringsten Anstand hinauf und führte uns eben so hinunter. Die Bavaria kann sogar bis zu 4000 Centner belastet werden. Wenn man dieses Werk sieht, so traut man seinen Augen nicht und meint, Cyklopen hätten es errichtet, und keine menschliche Kraft sey dazu im Stande. Dennoch war der Leiter dieses Baues, Ghega, mit uns, ein kleines, sehr mageres und schwächlich aussehendes Männchen von sehr liebenswürdigem Ausdruck und angemessenen Formen, dabei, wie jedes eminente Verdienst, voll Bescheidenheit. Das gesammte Corpus der Zollvereinsherrn sperrten Mund und Nase auf und meinten, auch ihnen sey die Sache wie ein kolossaler Zauber vorgekommen, und lasse jede mitgebrachte Erwartung zurück. Ghega erzählte mir, daß von allen hohen Beschauern keiner so leidenschaftlich ergriffen und dabei mit so viel Sachkenntniß ausgerüstet gewesen sey', als der König von Sachsen, der die ganze Tour zu Fuß gemacht, und jedes kleinste Objekt betrachtet habe.

Die Neuberin ist am Montag gegeben worden und mit dem besten Erfolg; sie hat den Leuten ungemein gefallen, und sie haben mit der Rettich großen Hallo gemacht. — Ach, gute Mama, sind Sie schon so alt geworden und glauben die Menschen bestehen die Goldprobe in Masse? Daran denk' ich schon lange nicht, ja hab' nicht einmal daran gedacht, als ich jung war. Aber meine Ansprüche gehen nicht so weit. Ich kann recht gut mit Leuten seyn, welche die Goldprobe nicht aushalten, aber ich habe die Fühlhörner von der Natur erhalten, diejenigen herauszufinden, welche sie aushalten. Bei Frauen muß man schon gar vorsichtig seyn, sonst hält man eine Frau für eine tugendhafte, weil sie zufällig eine, und zwar die am wenigsten andere als den eigenen Mann interessirende Tugend besitzt. Ich bin immer ärgerlich, wenn man den ganzen Kreis weiblicher Vollkommenheiten damit schließt; deßhalb aber rede ich leichtsinnigen Weibern noch lange nicht das Wort. Warum sollte irgend ein Mädchen den N. nicht heirathen, weil er spielt und weil er eine Mamsell hat? Ich habe in jungen Jahren genug Mamsellen bei spielenden Offizieren getroffen, die hernach vortreffliche Ehemänner geworden sind. Was Sie mir von F's Aeußerung schreiben, daß er Fürst Felix seinen Argumentationen nichts entgegen stellen könne, und dennoch glaube, er habe unrecht, sich durch diese Gründe beherrschen zu lassen, beweist nur, daß F. ein warmer Gemüthsmensch ist, daß aber an die Spitze des Staates nur ruhige Verstandesmenschen gehören, die deßhalb noch keine Wüthriche zu seyn brauchen. Wo Phantasiemenschen in oberster Reihe ihren Platz hatten, ist noch

immer der Staat zu Grunde gegangen; daher sind diese zwar im Privatleben viel liebenswürdiger, und an Stellen, wo sie die Schärfe der Mittel in ihrer Anwendung durch ihre Milde lindern, auf's Höchste am Platze; aber wer eine Art Vorsehung zu spielen berufen ist, der läßt es wetterleuchten über Gerechte und Ungerechte, und die Einzelnen verschwinden im Allgemeinen, so wie die einzelnen Gemüthsstimmungen vor dem Gesetze der Nothwendigkeit. Da Sie bloß aus Gefühl und Geist zusammengesetzt sind, Verstand, d. h. kaltes, unparteiisches Urtheil der Himmel Ihnen aber auch nicht um einen papierenen Sechser zugetheilt hat, so ist es ganz natürlich, daß Sie auf dieser Seite Ihre Sympathien haben, und selbst dadurch sympathisch für andere werden. Deßhalb sind Sie ein Tresor für Ihr Haus, für Ihre Familie, für Ihre Freunde; aber für politisches Treiben und Leben fehlen Ihnen die ersten Begriffe; ich würde mich für ein solches Staatsregiment bedanken.

Bestellen Sie mir ein halbes Dutzend gelbe Handschuhe.

Den 27. Januar 1852.

— — — — Wenn ich das Glück von Gott habe, noch einige Zeit zu leben, so dürfte mein Alter in finanzieller Beziehung Alles ersetzen, was mir die Jugend schuldig geblieben ist; denn bis zu meinem 28sten Jahr habe ich fast durchgängig bittere Sorgen gehabt, und freilich oft selbst Schuld dazu gegeben.

Es ist eben jetzt ein ungünstiger Augenblick für Sie, und von vielen Seiten kommt Herzeleid und Kummer, doch das wird nicht von Dauer seyn. Auch ich muß zu Bällen und Festen herumziehen, ohne die geringste Lust dazu zu haben. So wundervoll auch der Lichtensteinsche Ball war, so war ich doch um halb ein Uhr schon wieder zu Haus.

Den 28.

Gestern wurde ich unterbrochen und konnte nicht weiter schreiben. Ich habe Ihnen noch nichts vom Lichtensteinischen Ball erzählt. Das war eine wahre Pracht. B. war noch immer der schönste; obgleich er nicht mehr in dem Grade en vogue ist wie sonst, so machen doch die Damen noch Queue, um ihn im Cotillon zu wählen. Ich habe mit der Zollconferenz nun auch fast täglich zu thun. Welche Opfer man hier der Zolleinigung bringt, läßt sich nicht sagen, mit welchen Rücksichten bei jeder Gelegenheit Preußens erwähnt wird, können Sie sich nicht vorstellen, wie man es bei jeder Gelegenheit hervorhebt; während der ganzen Verhandlungen ist auch nicht der leiseste Tadel laut geworden. Das Alles muß man hören, um es zu glauben. Dafür kommt in jeder Zeitung aus Berlin ein grober Artikel nach dem andern, und des Kaisers wie des Fürsten Felix wird auf das Ungezogenste erwähnt. Was soll man dazu für ein Gesicht machen? Wir lassen aber nicht ab und kommen nicht aus dem Takt und werden hoffentlich am Ende doch durchsetzen, daß etwas Gemeinnütziges geschieht. Die Flotte will Oesterreich für Deutschland erhalten und zahlt seinen Antheil.

Die neue Wohnung, die ich genommen habe, ist, wenn ich die beiden Missionen erhalte, unbedingt zu klein; aussehen wird sie wie ein Bijou. Eben erhalte ich die Einladung zum Diner zum Kaiser mit den Zollconferenzgliedern; da heißt es die Paradeschabrake auflegen, in der ich sehr unbequem stecke. Die dänischen Angelegenheiten sind endlich dahin gelangt, daß den von hier gestellten Forderungen vollständig nachgegeben wird, und Karl Moltke und Criminil sind dirigirende Minister in den Herzogthümern. Daß sie zur dänischen Krone gehören, dürfen die Herzogthümer allerdings nicht vergessen, selbstständig aber bleiben sie durchaus und ihre Verwaltung ist eine ganz abgesonderte. Ich denke, sie können zufrieden seyn und die seitherigen Uebergriffe und Unbilde, welche die Dänen sich in Schleswig erlaubt haben, hat Moltke hinlängliche Macht abzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedensruf.

Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust,
Komm', o Frieden, süßer Frieden,
Komm' in meine Brust!

Ein verheißner Himmelssegen,
Den kein Stürmen raubt,
Schwebe du auf allen Wegen
Schützend mir um's Haupt!

Leuchte tröstend ohne Weichen
Meiner Lebensbahn,
Wie Jehovahs Flammenzeichen
Ueber'm Wüstenplan!

Doch, daß du mich ganz erfüllest,
Wehret mir Natur,
Und den reifen Kern enthüllest
Du aus Dornen nur.

Komm', o Frieden, süßer Frieden,
Komm' in meine Brust,
Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust!

Aus der Liebe, aus dem Glauben
Strömst du wohl in's Herz,
Doch ein Sturm noch kann dich rauben,
Und du stirbst im Schmerz....

Erst wann ich in Schweiß und Wehe
Tief gerungen hab',
Steigst du wieder, Geist der Höhe,
In die Brust hinab.

Aus der Arbeit kommt der Segen,
Weisheit aus dem Leid —
Der Erlöser allerwegen
Trägt des Mühsals Kleid!

Der du nur ein Gast hienieden
Unter Schmerz und Lust,
Bleib', o bleibe, süßer Frieden,
Ruh' in meiner Brust!

A. Dulk.

Correspondenz-Nachrichten.

Schwerin, März.

Andreas Hofer von Carl Immermann auf dem Schweriner Hoftheater.

Gewiß gehört es nicht nur zur würdigsten, sondern auch zu der pflichtschuldigsten Aufgabe der Bühnenlenker, den Versuch zu machen, aus dem Schatze unserer deutschen Nationalliteratur diejenigen Dichtungen für ihr Repertoire zu gewinnen, die trotz ihres poetischen Werthes dem großen Publikum fremd geblieben, oder doch seinem Gedächtniß entschwunden sind. Daß die Unterstützung der Bestrebungen des Tages auf dem Gebiete des Drama's gegen jene Aufgabe nicht zurückbleiben darf, versteht sich von selbst; aber wir möchten noch hinzufügen, die Erfüllung der einen Pflicht schließe die andere nicht aus, sondern bedinge sie vielmehr.

Carl Immermanns dichterische Bedeutung brauchen wir nicht hervorzuheben; wir wollen nur auf seine Verdienste um das deutsche Theater hinweisen. Die Zeit seiner Bühnenleitung war freilich eine kurze, und leider nicht so eingreifend, als man zum Heil der dramatischen Kunst hätte wünschen mögen; jeder Bühnenlenker aber wird an seiner Energie, an seinem Eifer für die Kunst, an seiner Unerschrockenheit, mit der er die fast allgemein als unaufführbar bezeichneten Perlen dramatischer Dichtung der realen Bühne zu gewinnen suchte, lernen und sich aufrichten können. Es ist eine Schuld, die wir ihm zahlen, wenn wir an seinen Werken wiederholen, was er an andern gethan.

Andreas Hofer, eines der edelsten Werke deutscher Poesie, deutsch im Stoff, deutsch in der Gesinnung, war nach wenigen flüchtigen Versuchen seit Jahren von den Bühnen verschwunden. Eduard Devrient in Carlsruhe versuchte es zuerst wieder vor zwei Jahren, die Dichtung zur Aufführung zu bringen. Daß er es mit Erfolg gethan, haben damals die Blätter gemeldet, aber keine Bühne setzte den Versuch fort. Heinrich Laube brachte das Stück im vergangenen Herbst zur Erinnerungsfeier der Schlacht von Leipzig. Die Beschränkungen, die der österreichische Stoff seiner Bearbeitung auferlegte, ließen auch seine Bemühung um das Stück nicht zu so voller Geltung kommen, daß dieser Vorgang maßgebend gewesen wäre für andere Bühnen. Die Blätter bestritten mehr oder weniger dem Stück seine Bühnenwirksamkeit, und der Umstand, daß dem Hofburgtheater ein so weiter Kreis von Kunstgrößen zu Gebot steht, daß Heinrich Laube ihnen allen einen Platz in dem Drama anwies, mochte auch die kleineren Bühnen abschrecken, mit ihren geringeren Mitteln eine Aufgabe zu wagen, die doch das Publikum nicht voll erwärmte, und zum Theil Statisten Rollen anvertrauen zu müssen, die an der Burg berühmte Künstlernamen illustrirten. — Gustav zu Putlitz hat auf der Schweriner Hofbühne, der er seit dem Herbst vorsteht, nichts desto weniger den Versuch wiederholt, hat das Stück, anlehnend an die Devrient'sche und Laube'sche Bearbeitung, mit den Erfahrungen jener beiden langbewährten Bühnenlenker für sein Theater neu bearbeitet, und der Erfolg ist ein durchgreifender gewesen; das Stück wird seinem Repertoire verbleiben und hoffentlich auch auf andere übergehen.

Die Bearbeitung bedarf einer Rechtfertigung. Es kann anmaßend erscheinen, durch Auslassungen, durch Verbindungsglieder, wenn sie noch so discret gehalten sind, durch Zuthun scenischer Hülfsmittel in das Fleisch des Dichterwerkes einzuschneiden und es so dem Publikum nicht ganz in der Weise vorzuführen, in der es der Dichter hinterließ. Carl Immermann selbst aber rechtfertigt das Verfahren durch seinen eigenen Vorgang. So hat er selbst für Shakespeare, Calderon und Tieck die Bühne zugänglich zu machen gesucht, und im Allgemeinen würde er das Verfahren billigen, im Besondern rechtfertigt der Erfolg den Versuch. Aber noch mehr, Immermann hat sein Trauerspiel in Tirol, das in den zwanziger Jahren erschien, zehn Jahre später in einer Bühnenbearbeitung veröffentlicht und so eine Bühneneinrichtung selbst als nothwendig bezeichnet. Aus beiden, aus dem Original und der Bearbeitung, ist die Form combinirt, in der uns die Schweriner Bühne die Dichtung vorführt.

Fangen wir damit an, in kurzen Umrissen den Gang der Handlung, wie er sich vor uns abrollte, wiederzugeben.

Der erste Akt führt uns zunächst in das Gasthaus am Isel. Etschmann, der Wirth, und Elsi, sein Weib, geben ein Bild der Stimmung des Landes, jener inmitten der Insurrection stehend, diese das tragische Schicksal des Landes vorhersehend. Der stürmische Speckbacher tritt ein, um seine Boten mit Nachrichten über die ersten begonnenen Kämpfe zu erwarten. Da kommt der Herzog von Danzig mit seinem Adjutanten, und nun entwickelt sich eine Expositionsscene, wie sie gedrängter, dramatisch wirksamer, geistreicher und poetischer nicht gedacht werden kann. Der listige, bis zum Uebermuth unerschrockene Speckbacher, den obenein der Adjutant des Herzogs als ein Haupt der Insurrection erkennt und bezeichnet, vernimmt in Gegenwart des französischen Generals seine Boten, die, auf die List eingehend, von einem Roßtausch reden, die Erfolge der Tiroler berichten und doch mit ihrer Unbefangenheit die Franzosen so täuschen, daß sie sie ungefährdet zurücklassen und abgehen. Nun kommt der alte Meyer und

erzählt in musterhafter Schilderung den Kampf im Paß bei Laditsch; der Kapuziner Haspinger drängt zur Wahl eines Haupts der Insurrection, und Alle beschließen, zu Hofer zu gehen, den wir nach einer Verwandlung auf einer Hochebene am Fuß des Berges Isel finden, umgeben von den Tirolern. Das Obercommando wird ihm angetragen, und in rührendster Weise mit schlichtem Gottvertrauen nimmt er es an. Zum wirksamsten Bilde schließt sich der Akt in folgenden Schlußworten ab.

Hofer.

Ich heb' das Schwert! Mir zittert meine Rechte,
Da ich den Knopf und Griff des Schwertes fasse,
Denn es bedeutet die gewalt'ge Macht
Des Feldherrn über Tod und über Leben.
Welch ein Vermessen, solche Macht zu geben
In eines Menschen Hand voll Sünd' und Schuld!
An deiner Statt denn und in deiner Huld,
Mein Herr und Kaiser, heb' dieß Kreuz ich auf!
Gott Vater, lenk' Andreas Hofers Lauf!
Es gilt, o Schwert, ein ehrliches Gefecht
Für alten Herrscher und für altes Recht!

Wir müssen diesen Akt als meisterhaft bezeichnen. Der tragische Ausgang wird uns durch die Warnung des Weibes klar gemacht, die historische Situation in poetisch lebendiger Weise aufgerollt, der Uebermuth der Franzosen, der schlichte Muth der Tiroler treten in klaren Zügen hervor, und so werden wir an den Eingang der Ereignisse geführt.

Der zweite Akt zeigt uns zuerst den Herzog von Danzig mit seiner Umgebung. Der Widerstand der Tiroler hat den Uebermuth erschüttert, sie müssen neu kämpfen, um den Ruhm der großen Armee aufrecht zu erhalten, sie müssen es mit einem Feinde, den sie verachten. Es ist ein lebendiges Nachtbild, was sich uns hier zeigt, im Hintergrund französische Soldaten um ein Wachtfeuer, im Vordergrund die Offiziere, flüsternd, in der Besorgniß der kommenden Ereignisse. Die Reveille wird geschlagen, die Soldaten brechen auf und nun führt uns die Verwandlung auf ein Hochplateau am Fuße des Berges Isel. Die Bearbeitung hat hier eine Reihe verschiedener Scenen mit großem Glück auf einen Raum zusammengedrängt und zu größter dramatischer Wirkung gesteigert. Es ist Nacht. Wir sehen in der Alpenlandschaft im Hintergrund einen breiten Felspfad quer über die Bühne gehen, von dem ein schräg ablaufender auf die Bühne selbst führt. Rechts führt ein schräger Felspfad in die Coulisse, links das Gasthaus am Isel. Hofer mit den Häuptern der Insurgenten entwirft den Schlachtplan; er ist kein Feldherr und er weiß nur eins, daß er seinen Berg halten muß und halten wird. Trommeln in der Ferne; die Franzosen rücken heran, Haspinger stürmt mit den Seinen ihnen entgegen den Felsweg an der Seite hinauf. Hofer bleibt. Außerhalb Schießen und Kampflärm in der Ferne. Hofer läßt seine Sänger, die Gebrüder Rainer, kommen, und während des Schlachtlärms singen sie ein lustiges Tiroler Jodellied. Die Wirkung dieses Liedes im Contrast mit dem tragischen Hergang außerhalb ist das Rührendste, was wir auf der Bühne gesehen haben. Zwischen dem Liede kurze Nachrichten vom Kampf, das Drängen, den Freunden zu Hülfe zu kommen. Endlich versammelt Hofer die Seinen alle um sich. Die Nachricht kommt, daß die Feinde zum Berg heranrücken. „Wie weit sind sie?“ fragt Hofer. „An tausend Schritt vom Berg!“ ist die Antwort. „Bringt 's Lied zu End',“ sagt Hofer, und mit dem Liede stürmt er rechts ab. Eine kurze Musik im Orchester, während der Schlachtlärm fortdauert, schildert den Kampf, und nun kommen oben auf dem Feldweg Gruppen fliehender Franzosen, die zurückschießend über die Bühne eilen. Der Oberst Fleury schwer verwundet wankt den Felsenpfad herunter und sinkt sterbend zusammen. Der Herzog von Danzig, fortgedrängt von der Flucht der Seinen, versucht vergebens sie aufzuhalten; er entreißt den Fliehenden den Adler, muß aber selbst vor dem nahenden Siegesjubel der Tiroler das Feld verlassen, und nun rücken diese mit dem heitern Liede über den Berg heran.

Hofer sendet Eisenstecken zum Kaiser, und hier intonirt das Orchester zu höchster Wirkung leise die Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Dazu spricht Hofer:

Berichte, was du hier gesehen hast,
Und sag' dem Kaiser:
Die grau und grünen Buben von Tirol,
Sie hätten eine wackre Jagd gehalten
Auf seinen großen Feind am Berge Isel.
Und sag' dem Kaiser:
Wenn keine Festung und kein Dorf mehr sein,
So wollte doch Tirol ihn nicht verlassen,
Und solle, wenn er das ehrwürd'ge Haupt
Vor seinen Drängern kläglich flüchten müsse,
Zu uns sich wenden, denn wir würden ihn
Mit unsern Leibern decken,
Und stürben ehr, als daß wir ihn verließen.
Das Alles sag' dem Kaiser, Eisenstecken.

Wir müssen für diesen Akt, neben den wunderbaren Schönheiten der Dichtung, auch der Bearbeitung und Inscenirung volles Lob zuerkennen. Kaum entsinnen wir uns, auf der Bühne eine Schlachtscene so klar und wirkungsvoll dargestellt gesehen zu haben, so ohne den Eindruck des Kleinlichen, der meist an das Lächerliche streift. Die Massen wurden mit berechnetster Disciplin gelenkt und alles griff präcis in einander. So war denn auch der Erfolg ein nach allen Seiten hin durchschlagender und ließ fast fürchten, daß der Eindruck sich für die folgenden ruhigeren Akte nicht auf der Höhe halten würde. Dem war nicht so und der Grund davon scheint uns darin zu liegen, daß die folgenden Akte ihren Erfolg in ganz anderer Weise erzielen und erreichen. Aus dem bunten Bilde der beiden ersten Akte löst sich klar und einfach für den dritten Akt die Figur Hofers heraus, in durchsichtigster und schärfster Charakteristik. Wir finden den Helden zuerst in der Hofburg zu Innsbruck mit seinem Knaben Johann; das Kind

fordert Waffenstücke und Teppiche, und der Vater erwiedert ihm, daß das Alles nicht ihm gehöre, daß es des Kaisers, für den er es verwalte. Die ganze unhaltbare Last der übernommenen Aufgabe tritt hervor, und die Muthlosigkeit, sie zu bestehen, wird nur noch vermehrt durch Speckbachers und Haspingers Abschied von dem Obercommandanten. Den letzten Schlag gibt Eisensteckens Rückkehr, der den Kaiser nicht gefunden, aber die Nachricht bringt, daß das Land Tirol in drei Theile getheilt sey. Ein französischer Bote vom Vicekönig von Italien mahnt in übermüthiger Weise das Volk zur Unterwerfung und fordert Abgeordnete des Volks vor den Vicekönig. Hofer entschließt sich, selbst hinzugehen, und hieran schließt sich die eigenthümliche vielbesprochene Scene in Villach zwischen dem Vicekönig von Italien und Andreas Hofer. Hofer will dem Frieden nicht glauben und fordert den Beweis. Ein fingirter Brief des Kaisers von Oesterreich soll ihn ihm geben, und nun ganz gebrochen schildert er den Charakter seines Volks und entwickelt aus ihm das Motiv des Aufstands. Zum Schluß beginnt eine eigenthümliche Dialektik über Treue und Liebe zum angestammten Fürsten, die, rein objektiv genommen, meisterhaft genannt werden muß. Der Vicekönig fragt Hofer, was sein Herz nach Oesterreich ziehe und warum er den Kaiser liebe? Hofer muß einräumen, daß ein Anderer anderes und mehr für sein Land thun könne, als was der Kaiser thut, muß eingestehen, daß darin der Grund der Liebe nicht zu suchen sey, ja daß die Liebe keinen Grund hätte; aber nun wendet Hofer die Frage und fragt den Vicekönig, warum denn er den Kaiser, seinen Vater, liebe? Der Vicekönig antwortet ihm: weil er den Feind besiegt, ein großes Reich gegründet und ihm ein Fürstenthum und Glanz und Macht gegeben. „Wenn aber ein dreimal Größerer käme, würdest du den Kaiser, deinen Vater, verlassen und dich zu ihm wenden?“ Der Vicekönig schweigt und Hofer schließt die Unterredung mit den Worten:

So scheint es denn, daß deines Herzens Neigung
Nicht größern Grund hat als die unsrige.
Vielleicht soll es so seyn. Ich bin ein Bauer,
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen.
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht,
Vielmehr sie sey ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie drin scheinen solle gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blickt.
Die Liebe liebt, weil sie die Liebe ist.

Im ersten Augenblick wird diese subtile Dialektik befremden, und die Definition der Liebe etwas unbestimmt weichlich erscheinen, namentlich aber wird man die ganze Scene kaum für dramatisch halten. Bei genauerer Betrachtung indessen trägt sie den ideellen Kern des ganzen Stückes und über die dramatische Wirksamkeit bei irgend ausreichender Darstellung (hier war diese eine vorzügliche) hat uns die hiesige Aufführung außer Zweifel gelassen. Stürmischer Hervorruf der Darsteller bezeugte die einschlagende Wirkung der Scene.

Die Bearbeitung gibt uns für den vierten Akt eigentlich nur Eine, und zwar eine episodisch erscheinende Scene. Die Weiber und Kinder kommen über das Gebirge, auswandernd nach Ungarn. Der Feuerschein ihrer verbrannten Hütten leuchtet ihnen; ihre Männer sind erschlagen oder geflüchtet. Das Bärbel von Wilten, dem der Geliebte durch eine Granate im Kampf zerrissen worden, steht in rührender Klage, wechselnd mit dem Wahnsinn der Verzweiflung, in Mitten der Gruppe. Hofer kommt, und Alles weicht entsetzt vor ihm aus. Das Unheil, das über das Land kam, als dessen Urheber man ihn schilt, macht ihn fast wahnsinnig. Vergebens sucht ihn der Priester Donay zu besänftigen, noch wilder macht ihn der Anblick der klagenden Weiber, der rauchenden Hütten. Er stürmt fort, das Land zu neuem Kampf aufzurufen, und drängt so Donay zu dem Entschluß, ihn anzugeben und das Land von ihm zu befreien. Der Akt ist freilich mehr historisch als dramatisch nothwendig. Wir müssen sehen, wohin der Kampf des Landes führte, sein tragisches Verhängniß, das zerschmetternd auf den Helden zurückfällt. Wir brauchen das Bild des halb wahnsinnigen Hofer, das den Uebergang macht vom treuen Gottvertrauenden des dritten Aktes zu dem im Todesmuth sich Aufrichtenden des letzten. Dramatisch freilich rückt die Handlung nicht vor.

Der letzte Akt führt uns durch eine kleine Wachtscene im französischen Lager, in der Donay Hofers Versteck angibt, auf die Kellerlahn, die schneebedeckte Höhe des Gebirges, und zeigt uns Hofers Abschied von den Freunden Haspinger und Speckbacher, den Abschied von seinem Knaben, und endlich die Gefangennehmung und Abführung Hofers nach Mantua. So einfach der Gang des Aktes ist, so meisterhaft ist die Stimmung gegipfelt und schließt vollkommen versöhnend und durchaus erhebend.

Wenn wir das ganze Stück in seinem Verlauf noch einmal überblicken, so ist es so klar in seinem Gang, so ohne Längen, so edel in Gedanken und Gesinnung, so schwungvoll in Form und Ausdrucksweise, daß es fesselt und erhebt vom ersten Worte bis zum letzten. Der hiesigen Darstellung müssen wir unbedingtestes Lob spenden. Ueberall war der geistige Einfluß, der praktische Sinn, die Bühnenkundigkeit der leitenden Hand zu erkennen, und es war eine besondere Freude, durch sie eine Wirkung erzielt zu sehen, die der größten Bühne Ehre gemacht hätte. Vor Allem scheint es uns auch über das Interesse unserer Stadt hinaus von Wichtigkeit, daß die hiesige Darstellung bewies, wie die Immermann'sche Dichtung in vollster Bühnenwirksamkeit zur Darstellung gebracht werden kann, daß auch Bühnen mit nicht zu reichen darstellenden Kräften sich ohne Scheu an die Aufgabe wagen können, um eine durchaus populäre Vorstellung zu Stande zu bringen. Das bewiesen uns die bei der zweiten Aufführung überfüllten oberen Räume des Hauses und der steigende Beifall, mit dem das

Stück bei der Wiederholung aufgenommen wurde. Wir möchten noch weiter gehen und sagen: Andreas Hofer gehört auf alle deutschen Bühnen, nicht allein als ein Versuch, sondern ganz besonders als ein dauerndes Repertoirestück. Hier wird es ein solches bleiben.

Wir können nicht umhin, hierbei den Kräften unserer Bühne volle Anerkennung auszusprechen. Unser Theater liegt bescheiden seitab von der großen Heerstraße, nur die lokale Presse schenkt ihm Aufmerksamkeit, und doch kann es mit mehr Recht als viele durch die Reclame bekannt gewordene Kunstinstitute Anerkennung ansprechen. Was das einmüthige Zusammengreifen der Kräfte von der obersten Leitung bis zu dem bescheidensten Künstler herab betrifft, so glauben wir nicht, daß es seines Gleichen in Deutschland hat, und in dieser Beziehung ist seine Abgeschlossenheit vielleicht sein Glück. Aber es ist auch im Wachsen und steht in der vollen Entwickelung seiner Kräfte.

Paris, März.

Spaziergänge durch Paris. — Straßenantiquare.

Immer neue Straßen aufzählen und neue Gebäude beschauen, wird langweilig. Obgleich es der nächste Zweck unserer Wanderungen ist, so können wir mitunter den mannigfaltigen Stoff zur Unterhaltung benutzen, den das hiesige Straßenleben darbietet.

Die Vorstadt Montmartre führt uns auf die Boulevards. Hier bemerken wir das Hôtel d'or. Es scheint in der That aus der Ferne aus massigem Golde zu bestehen. Die vier Balkone, die Fensterbrüstungen, die Einfassungen, die architektonischen Verzierungen, alles ist vergoldet. Um aus den Fenstern eines solchen Palastes zu schauen, müßte man alle Diamanten des Herzogs von Braunschweig auf dem Leibe haben, oder zum mindesten in einer Marschallsuniform paradiren. Das Gasthaus hieß sonst Hôtel des panoramas und hat offenbar das goldene Gewand nur angelegt, um mit dem Luxus des Hôtel du Louvre und des grand hôtel gleichen Schritt zu halten.

Die bekannte passage des panoramas ist unverändert geblieben. Die ganze Häusermasse zwischen der Straße Montmartre, der Straße Saint-Marc und der Straße Richelieu ist auf einem Grundstück erbaut, das vor diesem den Erben des Herzogs von Montmorency, Marschall Luxemburg, gehörte. Den Eingang zur Passage von der Straße Saint-Marc her bildet das prachtvolle Thor des ehemaligen Hotels Montmorency. In den Gärten desselben befand sich ein chinesischer Kiosk; an dessen Stelle steht ein stattliches Haus, wo sich gegenwärtig die Büreaus des petit journal und des petit journal illustré befinden. Diese Blätter werden in einer Bude verkauft, an der Ecke des Boulevards und der Straße Richelieu. Von dem petit journal werden gegenwärtig täglich 112,000 Exemplare abgesetzt; das Exemplar kostet 5 Centimen, das illustrirte petit journal 10 Centimen.

Durch die Straße Richelieu gelangen wir in die Straße Rivoli. Unterwegs kommen wir an dem splendiden Hotel vorbei, wo der jetzige Eigenthümer der Wiener Presse, Herr Zang, die Boulangerie-pâtisserie Viennaise errichtet hat. Das Geschäft hat noch immer guten Fortgang. Das Hotel gehörte dem Schneider Staub, der hier sein Glück gemacht hatte. Er besaß außerdem ein großes Hotel Rue Lafitte und ein Rittergut in der Schweiz. Er hatte sich irgend einen Titel gekauft; sein Fonds ist für 400,000 Franken verkauft worden.

Durch die Guichets der Tuilerien eilen wir nun über den Carrousselplatz auf den Quai und an dem unvollendeten Neubau des Schlosses vorbei, über die Brücke Pont-royal, auf den jenseitigen Quai. Hier wollen wir uns einmal wieder auf dem literarischen Trödelmarkt umsehen, der sich von Pont de la Concorde bis Pont Notredame erstreckt. Die Bücher sind in wurmstichige Kisten eingepackt, die jeden Morgen auf der breiten, aus Quadersteinen aufgeführten Brüstung des Quai aufgestellt und gegen Sonnenuntergang auf Schubkarren wieder nach Hause transportirt werden. Diese Kisten sind die Katakomben, wo sich der Detritus der älteren Literaturperioden im Laufe der Zeit ablagert. Doch reichen die Reliquien selten bis in's Jahrhundert Ludwigs XIV. Nur einmal ist es mir gelungen, eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1620 aufzustöbern. Damals reiste man nur zu Pferde und waren die Reisenden immer gut bewaffnet, viele Ausländer durchwanderten damals Frankreich, um die berühmten Universitäten Montpellier, Toulouse und Poitiers zu besuchen. In sprachlicher Hinsicht fiel mir beim Lesen des merkwürdigen Reiseberichts auf, daß man im sogenannten goldenen Zeitalter der französischen Literatur: „convent" (Kloster), und nicht „couvent," schrieb; „baston" und nicht „bâton" (daher noch „bastonnade), „fermage" statt des heutigen „fromage," das keinen Sinn hat. Auch blieb das leidige participe passé stets unverändert; erst spätere Sprachlehrer haben das Gewirre von Regeln zusammengeklaubt, in welchen der raffinirteste Purist zuletzt doch stecken bleibt.

Das treffliche Dictionnaire de Trévoux, diese Urquelle aller Encyklopädien, ist von den Quais verschwunden: auch trifft man von der Encyclopédie de Diderot

et d'Alembert nur noch einzelne Bände an; dagegen ältere Tragödien, von Campistron, einem Nachahmer Racines, bis zum Ende des ersten Kaiserreichs, in Masse zu zwei Sous das Stück. Vanitas vanitatum! Wer heutzutage eine Tragödie schriebe, würde sich lächerlich machen. Journale, Memoiren und sonstige Dokumente aus der ersten Revolution sind äußerst selten und werden täglich theurer. In einer Sammlung finden wir jedoch den Almanach national von 1793. Der König und der Hof sind selbstverständlich verschwunden, deren Stelle nimmt der Nationalconvent ein, mit dem Comité de salut public. Da stehen die schrecklichen Namen Robespierre, Saint Just, Danton, Marat, gewaltige Naturen, welche wähnten, große politische Ideen durch Gräuelthaten verwirklichen zu können, und ewig ein Räthsel bleiben werden. Noch gab es Maréchaux de Camp und Lieutenants Généraux; später Brigade- und Divisionsgenerale. Unter den Maréchaux de Camp wird Beauharnais aufgeführt, dessen Nachkommen so hoch gestiegen sind. Acht Marschälle sind verzeichnet, unter ihnen Luckner, Contades, Rochambeau. Nach dem Namen Buonaparte, der sie alle verdunkeln sollte, habe ich vergebens geforscht.

Den interessantesten Theil dieser Bibliothekentrümmer bilden für uns nicht die seltenen Ausgaben, die éditions princeps, wie man hier sagt, die Elzivir und andere Meisterwerke der ältern Typographie, auf welche die Bibliophilen Jagd machen, sondern die Schriften, die sich das Volk angeeignet, oder die speciell für dasselbe gedruckt worden. Da sind für's erste populäre Ausgaben von Corneille und Racine: graues Papier, grobe Typen, fehlerhafter Druck; aber der Arbeiter schafft sich sämmtliche Meisterwerke Corneilles (neu) für anderthalb Franken an, und hat dabei noch hie und da einen Holzschnitt. Corneille zieht der Arbeiter seinem Rivalen vor; Corneille ist ein derber Dichter, mit Kraftsprüchen und patriotischen Sentenzen. Die raffinirte Galanterie in Racine liegt dem Volke fern. Zu demselben Preise, in demselben Formate sind zu haben Molières und Voltaires dramatische Werke. Unter den Werken, die man außer diesen am häufigsten in der Auslage der Bouquinisten findet, haben noch immer Telemach, Paul und Virginie, Lafontaines Fabeln, der Tod Abels von Geßner und Robinson ihren alten Rang behauptet; neue sind nicht hinzugekommen, als allenfalls Vidocqs Physiologie des voleurs und dessen Biographie véridique. Vidocq ist für das Volk ein Typus, ein Symbol, er ist berühmt wie Cartouche und Mandrin. Die Erzählungen aus „Tausend und Einer Nacht," Perraults Feenmährchen, Don Quixote, die Chansons von Beranger, von Desaugiers stehen gleichfalls in hohem Ansehen. Tassos befreites Jerusalem ist eine Lieblingslektüre empfindsamer Grisetten. Die wahre Volksepopöe sind die Victoires, Conquêtes et Revers de l'armée française. Ueber Napoleons Niederlage ist das Volk längst getröstet; er hätte bei Waterloo gesiegt, aber Bourmont hatte den Plan der Schlacht verrathen, bei Leipzig aber sind die Sachsen desertirt u. s. w. So bleibt die Nationalehre unversehrt und Napoleon ist noch immer der grand homme.

Unter den Schriften, die speciell für das Volk bestimmt sind, stehen noch immer die Almanachs oben an, und unter diesen sind besonders Messager boiteux und Matthieu Laensberg die beliebtesten. Hexen- und Zauberbücher finden gleichfalls zahlreiche Abnehmer. In le grand grimoire findet man die Hierarchie der Höllengeister und das vollständige Verzeichniß sämmtlicher Teufel, nebst Namen und besondern Amtsverrichtungen. Ferner: les grands secrets du grand Albert. Dieser gelehrte Mann, der Lehrer des heiligen Thomas von Aquino, hat zwanzig Bände geschrieben über Dialektik, Physik und Metaphysik; sie sind vergessen. Nur die großen Geheimnisse des großen Zauberers, der dem Platze Maubert (von Magnus Albertus) seinen Namen gegeben, sind im Andenken der Menschen geblieben. Hieher gehören: la clef des songes, les bibliothèques du destin, und besonders l'admirable secret de la poule noire, eine Anweisung, den Teufel nach Willkür zu citiren. L'histoire des sorciers, vom Dominikaner Giraldo, ehemaligem Exorcisten der Inquisition; le véritable dragon rouge, mit der authentischen Unterschrift Lucifers.

Unter den Legenden, deren Zahl Legio ist, bemerken wir la chronique Gargantuine, die um mehrere Jahre früher erschienen ist als das Werk von Rabelais, Jean de Paris, Robert le Diable, wo Scribe den Stoff zu seiner Oper gefunden und Manzoni zu seinen promessi sposi. Die Geschichte der vier Haymonskinder hat den gelehrten Huon de la Villeneuve zum Verfasser; die heilige Genovefa und den ewigen Juden nicht zu vergessen. Allein das Verzeichniß der hiesigen Volksbücher würde selbst zu einem Buche anschwellen, wollten wir sie alle anführen. Wir schließen mit dem originellen Büchlein: histoire du bonhomme misère, die wir ein andermal erzählen wollen.

Aus Tirol, März.

(Schluß.)

Flir. — Schneller. — Zingerle. — Schönherr. — Theater. — Kleibenschedl.

„Die Bischöfe der fremden Lande," fährt Flir fort, „welche sich zum Concil wegen der immaculata conceptio hier versammelt, sind nun großentheils wieder verschwunden. Der heilige Vater hat durch diesen Akt namentlich auch dem Rationalismus muthig entgegen treten wollen. Seine Antipathie gegen Philosophie ist seitdem noch weit größer. Ueberhaupt spricht Seine Heiligkeit von der Philosophie mit Indignation."

„Die Kirche duldet für die Wahrheiten der positiven Offenbarung die rationalistische Grundlage nicht und sie betrachtet ein solches Philosophiren, welches die Wahrheiten des positiven Glaubens aus sich selbst zu erzeugen vorgibt, als eine freventliche Schmuggelei, etwa so, wie wenn die Juden geweihte Kelche und Patenen stehlen und als alltägliche Waare verschachern. Pius IX. ist entschlossen, mit Strenge zu verfahren, und von nun an wird der Index immer mehr zu thun bekommen. Günther wird auf lange Zeit der letzte Antischolastiker bleiben. Schenach wird mit seiner Metaphysik um einen bedeutenden Streifen in das Innere des katholischen Kreises zurücktreten müssen. Wenn sein Buch zur Verhandlung käme, würde es verurtheilt. Die philosophische Schriftstellerei war seit langer Zeit nicht mehr so gefährdet, wie sie es jetzt ist. Eine mächtige Reaction des positiven gegen alles rationalistische Theologisiren und Philosophiren hat sich erhoben und ist ausgerüstet mit der Macht der Autorität."

Diese kurzen Auszüge dürften genügen, die Bedeutung dieses Buchs, auf welches wir Gutzkow für eine allenfallsige neue Auflage des Zauberers von Rom verweisen, hervorzuheben; die unterstrichenen Stellen sind nicht von uns, sondern bereits von Flir unterstrichen. Flir war, nebenbei bemerkt, lange Correspondent der Allgemeinen Zeitung.

Von Rom nach Roveredo! Dieser Sprung führt uns unmittelbar in die Gegenwart zurück, und zwar zu einer brennenden Tagesfrage. Zu Roveredo wirkt Christian Schneller, ein wackerer Vertreter deutscher Gesinnung. Sein reizendes kleines Epos „am Alpsee" hat Moriz Carriere in der Allgemeinen Zeitung besprochen, jetzt veröffentlicht er bei Wagner ein Heft polischer Gedichte: „Von jenseits des Brenners." Entschlossen erhebt er den Schild gegen übertriebene Gelüste, die wälsche Tricolore auf der Wasserscheide der Alpen flattern zu lassen. Den männlichen Muth, mit dem er dieses wagt, wird jeder edle Italiener achten, um so mehr, da der Dichter die italienische Poesie und Literatur so hoch stellt. Wir verweisen auf „Dante in Lizzana" und: „An Maffei." Schneller ist aber nicht ein guter Politiker und ein schlechter Musikant; seine Sonette sind auch als Gedichte vorzüglich und dürfen sich nicht nur in Tirol, wo man ihnen kaum etwas gleichartiges an die Seite stellen kann, sehen lassen, sondern überall. Seinen weiten Blick bekundet vorzüglich eines derselben, das Sie uns wohl mitzutheilen gestatten.

Hoch an des Brenners ruhig blauen Seen,
Will er den Grenzstein setzen seinem Lande,
Dort uns zum Hohn soll auf dem höchsten Rande
Die blutgefärbte Tricolore wehen.

In deinen Garten will er niedersehen
Und meint, was ihm darin gefällt — o Schande! —
Du gäbest es ihm willig hin zum Pfande,
Du pflückest ihm die Trauben, dir die Schlehen.

Dann weine du im Staube, daß er lache!
Bald wird ihm in berauschend süßer Rache
Roms Feuer wieder in den Adern lodern.

Und wie es war in alter Zeit, als mächtig
Roms Adler flogen siegesstolz und prächtig,
Wird er für sich die alte Donau fodern.

Zurück in's Mittelalter! Nur einen Augenblick. — Unser thätiger Forscher Ignaz Zingerle hat bei Braumüller ein Buch herausgegeben: „Die deutschen Sprüchwörter im Mittelalter." Wir erfahren unter andern daraus, daß der Spruch: „Mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen," bereits ein hohes Alter besitzt. Doch Scherz bei Seite, wir wollen dadurch nicht ein Buch beeinträchtigen, auf welches viel Zeit und Mühe verwendet wurde und das dem gebildeten Leser manches Interessante bietet. Selbstverständlich ist es bei solchen Werken, daß Nachträge und Ergänzungen nicht ausbleiben können.

Gegen die Grenze des Mittelalters liegen die Arbeiten, derentwegen D. Schönherr unsere Archive durchforscht. Die Allgemeine Zeitung hat bereits einen Aufsatz von Lübke über das herrliche Denkmal des Kaisers Max zu Innsbruck veröffentlicht. Schönherr, welcher jenem Kunstkenner bereits manches Material geliefert, hat nun die Sache weiter verfolgt und eine Menge wichtiger, bisher unbekannter Daten entdeckt. Er wird seinen Fund nächstens veröffentlichen; wie es bei solchen Untersuchungen zu gehen pflegt, fielen nebenbei noch manche, für die deutsche

Kunstgeschichte nicht unwichtige Späne ab, welche namentlich das Bild unserer tirolischen Maler im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ergänzen und eine Lücke ausfüllen. Bei diesem Anlaß können wir es uns nicht versagen, auch dem Redakteur Schönherr unsern Dank für die Haltung seines Blatts in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit auszudrücken. Er verringert dadurch die Schmach, mit welcher die bodenlose Niederträchtigkeit jener Clique, als deren Orakel die „Tirolerstimmen" gelten, Tirol besudelt, eine Schmach, nicht kleiner als die des Glaubenseinheitsdeliriums im neunzehnten Jahrhundert.

Wenden wir uns von den Verirrungen einiger Ultramontanen, die allerdings ein Volk, aber nicht das Volk sind, zum Theater. Freilich läßt sich hier im Allgemeinen nur sagen, daß die Verwilderung von Publikum und Schauspielern mit wenigen Ausnahmen, zu welchen unter andern Fr. Gustavi, eine talentvolle Anfängerin, zählt, gerade so groß ist wie überall; diesesmal können wir jedoch eines ausgezeichneten Gastes erwähnen, der berühmten Bulvowski, welche in neuester Zeit zu München engagirt worden seyn soll. Sie spielte mit Vorliebe und sehr gut Shakespeares Julie und die bezähmte Widerspenstige, mußte jedoch dem verdorbenen Geschmack des Publikums zu Liebe auch zu Rollen im Marquis Letorrières und in Eglantine herabsteigen. Freilich genügte sie einigen Bummlern, welche alles wissen, weil sie nichts gelernt haben, und Pflastertretern, die das Talent einer Schauspielerin nach den äußerlichsten Momenten bemessen, nicht; allein was liegt daran? Für diese mag der Direktor dressirte Affen bestellen.

Wir haben unsern Aufsatz mit dem Bericht über einen Todten begonnen, schließen wir mit einem Todten, der nicht in der Geschichte eine Rolle spielte. Es ist Alois Kleibenschedl. Er war zu Stans im Oberinnthal am 13. Juli 1772 geboren. Eine Zeit lang trieb er sich als Bedienter um, dann erbat er die Aufnahme als Laienbruder im Kloster der Cisterzienser. Als diese von den Bayern im Jahr 1807 ausgetrieben wurden, suchte er anderswo Unterkunft und verdingte sich dem Abt von St. Gallen. Mit diesem machte er weite Reisen, kehrte jedoch 1809 nach Tirol zurück, um an den Kämpfen Theil zu nehmen. Er wurde Oberlieutenant bei den Schützen und galt viel bei Hofer. Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges sehen wir ihn wieder als Bedienten; er gelangte bis in die Türkei. Im Jahr 1813 kam er wieder nach Tirol, und hier sollte ihm bei den Unruhen, welche als Nachklang von 1809 in Folge des Befreiungskrieges ausbrachen, die Hauptrolle zufallen. Am 8. December versammelte er, von Empl aus Kirchdorf unterstützt, ein Bauernparlament zu Sterzing. „Man müsse," sprach er, „dem Kaiser aus der Verlegenheit helfen, welcher Tirol zwar besetzen möchte, aber wegen des Rieder Vertrages mit Bayern nicht den ersten Schritt thun dürfe. Wären nun die Bayern aus dem Lande vertrieben, so würde Kaiser Franz gewiß Tirol aus den Händen des Volkes willig übernehmen." Mit wildem Jubel stürzten sich die Bauern über den Brenner, griffen die Bayern zu Innsbruck am 11. December an und jagten sie in das Unterinnthal. Kleibenschedl war Herr der Stadt; schreckliches Unglück hätte über das Land hereinbrechen können, da kam zum Glück der österreichische General Bellegarde und machte der Comödie ein Ende, indem er mit großer Entschiedenheit für Bayern auftrat und des Königs Proklamation bestätigte. „Ruhe, Gehorsam und Ordnung bilden das wichtigste Bedürfniß aller Staaten, und die großen Mächte kennen kein höheres Interesse, als die Empörung der Unterthanen zu stillen." Im Jahre 1809 sprach der Kaiser Franz freilich anders! Kleibenschedl zog sich wieder nach Stans zurück, 1820 bewilligte ihm die Regierung eine kleine Pension. Noch beim Schützenfeste 1862 rückte er aus. Vorzüglich gern unterhielt er sich mit Kindern und beschenkte sie mit Bildchen, Kreuzen und Rosenkränzen. Noch in den letzten Wochen kamen Kinder von nah und fern und besuchten den Greis auf dem Krankenbette; sie begleiteten ihn auch zu Grabe. Er starb am 21. Februar fast 92 Jahre alt. So werden sie nach und nach alle zu den Vätern versammelt die Männer von 1809; ihre Zeit ist längst todt!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. 8. April 1864.

— Bitter auf Ruinen
Blühet Wermuth hier,
Passend zu der Trümmer Mienen,
Zum Gefühl in mir.

Karl Mayer.

Die Walfingen.

Erzählung.

I.

Ein Reiter kam den Feldweg hergeritten, da wo der alte Röhrbrunnen steht; an der Hainbuchenhecke bog er in die Landstraße ein. Es war ein feiner Herr, schlank und gut gewachsen, von untadeliger Haltung. Der spitz gedrehte blonde Schnurrbart gab ihm einen etwas militärischen Zuschnitt, die bequeme Eleganz seiner Kleidung ließ den Cavalier erkennen. Das Pferd ging im Schritt, es schien etwas ermüdet zu seyn, vielleicht von einem scharfen Ritt, oder, und das war das wahrscheinlichere, die Ermüdung rührte von länger her, von alten Strapatzen; denn das Roß war keines von den jüngsten, wenn auch sonst noch ein braves Thier.

Der Reiter schien eben auch keine Eile zu haben; er hieb mit der Reitgerte nach den wildwachsenden Schößlingen der Gartenhecke, welche, wie es schien, seit langem die Scheere des Gärtners nicht mehr empfunden hatte, und lustig nach allen Seiten hin ihrem Trieb genügte. Dazu summte er halb zwischen den Zähnen den Marsch einer französischen Oper. Man hätte denken sollen, es sey dem Herrn äußerst behaglich zu Muthe, so durch die Maienwelt zu reiten, welche rings um ihn blühte und duftete, im Rücken eine in blendendem Purpur und Orange funkelnde Abendsonne, vor sich reiche Matten und Felder, einen sanften Höhenzug mit sprossendem Laubholz, alles angeglänzt von rosigem Schimmer, und dazu der Ruf des Kukuks und der Wachtel. Man hätte es wirklich gedacht, wenn nicht der Herr mit einer ärgerlichen Bewegung einem besonders hochstrebenden Schoße einen so nachdrücklichen Hieb versetzt hätte, daß die zarten grünen Blättchen weithin flogen, und der Reiter den Marsch unterbrechend vor sich hin gemurmelt hätte: „Ein verdammt langweilig Leben! Der Kukuk soll's holen!"

Da rief es vom Walde her „Kuk-kuk," fast wie verbindlich für das so eben gemachte Geschenk. Der Reiter lachte, es klang ihm gar komisch. „Ja, ruf' du nur, du hast jetzt ein lustig Leben, Kamerad! 's wird dir auch noch anders kommen!" rief er. Da flog mit schnarrendem Ton ein Vogel aus dem niedrigen Gebüsch zu seiner Rechten schnurstracks, wie ein von der Sehne geschnellter Bolz, dem Reiter dicht am Gesichte vorbei. „Gemach! gemach!" rief er und setzte wie unmuthig hinzu: „Das Gezeug hat's gut!"

So bog er um die Ecke am Brunnen. War's auf dem Feldwege an der Hainbuchenhecke hin so stille

und ruhig gewesen, so war es auf der Straße um so lebendiger.

Kaum hundert Schritte vor dem Nahenden hielt ein mit vier schweren Gäulen bespannter Güterwagen. Er war mit allerlei Hausrath und Kisten bepackt gewesen, von welchen eine bunte Menge theils auf der Straße stand und lag, theils im Schuppen schon untergebracht war, welcher innerhalb der Hainbuchenhecke seine schmucklose, weißgetünchte Mauer hinzog. Einige stämmige Männer waren mit Abladen und Unterbringen der mannigfachen Stücke emsig beschäftigt.

Der Reiter hielt. „Sind die Leute schon angekommen?“ fragte er einen der Männer, welcher grüßend vor ihm die Mütze lüftete. — Der Mann verneinte. „Wir erwarten sie erst morgen früh,“ sagte er.

Der Reiter betrachtete die umhergestellten, sorgsam eingehüllten Möbeln; er schien es wirklich nicht sehr eilig zu haben. Der Mann, welchen er angeredet hatte, mochte das ebenfalls denken und mochte dieses Zaudern für eine Aufforderung zur Conversation halten. Deßhalb lehnte er sich auch ganz behaglich über den in Packtuch eingebundenen Stuhl, welchen er eben vom Wagen genommen hatte, und sagte, mit dem Daumen rücklings in die offene Gartenthür deutend: „Das war ein vernünftiger Gedanke, Herr Baron, das alte Ding da zu verpachten. Es war Ihnen doch zu nichts nütze, und so ein unbewohntes Haus ist wie ein umgehauener Baum, es verfault. Der Miethzins ist Ihnen wie gefunden.“

Dem Baron schoß das Blut dunkelroth zu Gesicht. „Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt,“ sprach er barsch und riß das Pferd herum, daß die vier Wagengäule, welche mit gesenkten Köpfen in tiefen Betrachtungen verloren dagestanden hatten, erschreckt auffuhren, so daß die schellenbesetzten Kummete rasselten und klirrten und der Mann auf dem Wagen von dem raschen, stoßweisen Anziehen aus dem Gleichgewicht gekommen wäre, wenn er sich nicht rechtzeitig an einem Pfeilerschränkchen von Mahagony gehalten hätte, welches noch als letztes Stück auf dem Wagen stand. „Gemach, gemach!“ rief er, wie vorhin der Reiter, als ihm der Vogel die Wange streifte. Da standen auch die Gäule wieder still mit gesenkten Köpfen, welche sie nur dann unter der musikalischen Mitwirkung ihrer schellenrasselnden Kummete bewegten, wenn die Mücken gar zu unverschämt wurden.

Dem Pferde des Barons wurde es lange nicht so gut. Dieser stieß ihm die Sporen in die Weichen, daß das gepeinigte Thier im schnellsten Galopp die Straße hinjagte und wirbelnde Staubwolken hinter ihm aufflogen. „Freches Gesindel!“ zischte der Reiter; die arglosen Bemerkungen des Mannes, welcher noch etwas recht Verbindliches und Höfliches gesagt zu haben meinte, waren ihm zu Kopfe gestiegen.

Die zwei, der Mann am Stuhl und der auf dem Wagen sahen dem Fortsprengenden nach. „Was will denn der Narr?“ sagte der erste, nachdem er seines sprachlosen Erstaunens Herr geworden, „der wird auch noch einmal lernen, ehrlichen Leuten eine honette Antwort zu geben, und wird's noch einmal probiren müssen, ob er nicht auch auf zwei Beinen fort kann, statt mit sechsen.“

Der Mann auf dem Wagen fragte: „Hast du ihm denn einen Affront angethan, Andres, weil er so auffuhr?“ — „Ich?“ sagte der Andres. „Ei, ich hab' ihm ja ein Compliment darüber gemacht, daß er das alte Haus da hinten vermiethet hat. Der kann aber, scheint's, nichts Gescheidtes ertragen.“

„Ist's denn ein rechter Baron?“ fragte der andere. — „Ha, freilich ist's einer, aber bald ein Baron von Habenichts!“ rief Andreas, welcher sich jetzt in Aufregung und Zorn hinein redete. „Da ist mir so ein Mann wie der Herr Craft zehnmal lieber; das ist einer von der rechten Art, der wird schon Leben in die Fabrik bringen, du wirst's sehen.“

„Wenn er nur brav Geld hinein bringt!“ sprach der andere, indem er vom Wagen sprang und das Schränkchen herab hob, welches ihm kurz vorher einen so guten Dienst geleistet hatte. Sein Gefährte zuckte die Achseln. „Gut wär's freilich,“ sprach er, „aber ich habe gehört, der Herr Craft habe schwere Verluste gehabt; nun, wir wollen sehen, wie es kommt.“

„'s ist curios,“ hob nach einer Weile der andere wieder an, „was hierum wenig Geld steckt. Das muß früher doch ganz anders gewesen seyn, wenn man all die Herrenhäuser und Schlösser ansieht.“

„Du Narr!“ rief der andere, „es ist noch Geld genug im Lande, wenn auch du und ich wenig im Sack haben. — Was meinst, was das für einen Haufen gäb', wenn man der Bauern ihre schimmeligen Kronenthaler all zusammenlegen könnte? Es ist eben nun nicht mehr in Einer Hand wie früher. Mein Vater seliger hat oft erzählt, wie sich die Gemeinden aufgebessert haben, seit die Frohn aufgehoben ist und so manche Abgabe abgelöst. Freilich, dem Baron, der da hingeritten ist, und noch manch Anderem hat's weh gethan, aber uns dafür um so besser.“

Während dieses Gesprächs waren allmählig die noch übrigen Kisten und Geräthschaften in den Schuppen gebracht worden. — Der Mann, welcher von den andern Andres genannt wurde und eine Art von Aufseheramt zu bekleiden schien, drehte die Schlüssel zu

Schuppen und Gartenthür mit großer Sorgfalt um, rüttelte an den Thüren, um sich von ihrem festen Verschluß zu überzeugen, und steckte dann die Schlüssel in die Tasche seiner breitstreifigen Weste, über welcher er, trotz des schwülen Abends, der Vorsicht halber, daß die Schlüssel nicht verloren gingen, das Kamisol fest zuknöpfte.

„So," sagte er, nachdem er nochmals über die Hecke geblickt hatte, ob nichts außen stehen geblieben. „So, jetzt will ich hoffen, daß nichts passirt, bis ich die Schlüssel richtig abgeliefert habe. Ich denk', morgen früh soll der Herr Direktor einziehen."

„Du, ich möcht' für viel Geld nicht in dem Haus wohnen," sagte der Arbeiter, welcher auf dem Wagen gestanden hatte, indem er seinen blauen Kittel überwarf. — „Warum? es ist doch ein nettes Haus," fragte der Fuhrmann von seinen Gäulen her. — „Warum? es gehen Gespenster darin," war die Antwort. Der Fuhrmann blickte scheu rückwärts, ob nicht allenfalls ein verfrühtes Gespenst über den Gartenhag luge.

„Schwatz kein dummes Zeug, das du selbst nicht glaubst!" rief der Andres. — „Weiß Gott!" erwiederte der andere, „es haben's schon reputirliche Leute gesehen, an denen nicht zu zweifeln ist, so der Bürgermeister von Walfingen, als er voriges Jahr vom Maimarkt in M. zurückkam." — „Er wird den Neuen gespürt haben," spottete der Andres.

Aber sein Gefährte ließ sich nicht irre machen. „Der Bürgermeister will's mit einem Eid erhärten, daß er eine weiße Gestalt am Gartenzaun gesehen habe; die habe sich vor und zurückgebogen und ihr Lailach sey über den Hag gewallt wie ein Schleier. Dazu schien es ihm, als ob sie ihm winke mit der dürren Hand, aus welcher lange Perlenschnüre und funkelnde Brillantenketten herausquollen."

„Geh!" rief der unerschütterliche Andres. „Es wird Wäsche aufgehängt gewesen seyn zwischen den Bäumen, und irgend ein armselig Johanniswürmchen hat der Bürgermeister in seinem Taumel für eine Brillantenkette gehalten."

Das machte den Fuhrmann aufmerksam. „Ei, liegt ein Schatz da vergraben?" fragte er. — „Ach was!" rief der Andres ärgerlich. „Da drinne hat einmal eine alte Dame gelebt, die soll unmenschlich viel Schmuck besessen haben, Perlen und Demantschnüre, Ringe und Armbänder. Nachts sey sie gewöhnlich aufgestanden und habe sich mit dem Schmucke behängt und sey so, die funkelnden Ketten um den faltigen braunen Hals und die dürren Arme gehängt, von einem Spiegel zum andern gegangen. Das soll so grausig gewesen seyn, daß keine Kammerjungfer bei ihr bleiben wollte. Wie sie nun starb und die Erben nach dem Schmucke suchten, da fand sich nichts, und nun meinen die Leute, die alte Person habe ihren Schmuck vergraben und steige allnächtlich aus ihrem Grabe, um sich wie zu Lebzeiten zu putzen und zu behängen. Es ist Leutegeschwätz! Mich dauert das alte Fräulein noch im Grabe; sie hat bei ihren Lebzeiten manchem Gutes gethan, der sich jetzt vor ihrem Geiste segnet."

Der Fuhrmann schüttelte den Kopf. „Es gibt curiose Sachen in der Welt," sprach er. „Ich meines Theils bin froh, daß ich kein Gelehrter bin und hab's zu untersuchen. — Hat's nicht gedonnert alleweil? oder was war's?" — „Wir wollen machen, daß wir in's Trockene kommen," sprach der Andres, sich umwendend. „Es gibt ein schweres Wetter."

Die Männer setzten sich auf den leeren Wagen, der Fuhrmann hob knallend die Peitsche, die Pferde zogen an, hell rasselten und klirrten Schellen und Bleche an den Kummeten, polternd flog der schwere Wagen über die Straße, und ringsum ward's still und leer.

Aber am Himmel wurde es jetzt lebendig; grelle Blitze schossen durch die mächtigen dunkeln, übereinandergehäuften Wolkenmassen, dröhnend warf der Widerhall der Berge die brüllende Stimme des Donners zurück. Durch die Wipfel der Bäume fuhr sausend der Sturm und rauschte klatschend der Regen. Mit einem mal war die stille schimmernde Maienwelt in Dunkel und Graus gehüllt. Das Becken des Brunnens floß über, an der Hainbuchenhecke hin strömten Bäche lehmgefärbten Wassers, die Bäume wanden sich stöhnend im Sturme und unter der Last des auf sie herabstürzenden Wassers. Tiefe Dunkelheit herrschte ringsum und nur der Blitz erhellte sekundenlang den weißgetünchten Schuppen und den verschnörkelten Giebel des kleinen Hauses zwischen den beiden hohen, vom Sturm gepeitschten Pappeln. — So senkte sich die Nacht und der stürzende Regen herab auf das Schieferdach des alten, einsamen Hauses, auf seine guten und bösen Geister.

II.

Der Gewitternacht folgte ein regnerischer grauer Tag, Nebelwolken hingen an den Bergen und zahllose Bächlein strömten aus den Felsrinnen und zwischen den Weinbergen herab. Die Landstraße war kothig und schlüpfrig und nur müh- und langsam kam die altmodische Kutsche den ansteigenden Weg herauf gekrochen. Andres hatte sich vor der Gartenthür postirt; er war im besten Sonntagsstaate, die Schlüssel hielt er in der

Hand, es war ihm wohl, daß mit ihnen er auch seiner Verantwortlichkeit enthoben würde, und er sehnte sich darnach, sie in die rechten Hände abliefern zu können.

Der Regen hatte nachgelassen, aber der bleierne Himmel gab noch immer keine Hoffnung, daß er mit einem Sonnenstrahle die Ankommenden in der neuen Heimath begrüßen wollte. Jetzt kam die Kutsche heran, sie hielt, Andres öffnete dienstbeflissen den Schlag.

„Alles in Ordnung?" fragte eine wohlklingende Männerstimme. — „Ja wohl, Alles, Herr Direktor;" antwortete Andres. — „Nun denn in Gottes Namen!" rief der Direktor Angeredete und bot selbst aus dem Wagen steigend einer Frau die Hand zum Aussteigen.

„So, Andres, da wären wir!" sprach er und nahm die Schlüssel aus der Hand seines Untergebenen. „Dem Andres muß ich noch meinen besondern Dank sagen für seine Aufsicht und Hut," sprach die junge Dame, indem sie sich lächelnd zu dem Manne wandte. — „Ist gern geschehen, Frau Craft," antwortete der Andres und half nun seinerseits dem Kutscher den Wagen seines sonstigen Inhalts von Schachteln und Reisesäcken entleeren. Der treubewahrte Schlüssel knarrte in der Gartenthür, und Gotthard Craft, seine Frau am Arme führend, trat ein.

„Dieß soll nun unsere Heimath seyn, Helene," sprach er ernst. „Gebe Gott, daß es eine ruhigere und sicherere sey, als die war, in welche ich dich zuerst geführt!"

„Gott geb' es!" seufzte die junge Frau und ließ ihre Blicke über den Raum schweifen, welcher zwischen ihr und dem Hause lag.

Es war kein besonders heiterer Anblick, welcher dem jungen Weibe ward, und wohl geeignet, das Gemüth derjenigen herabzustimmen, welche zum erstenmal den Ort betraten, mit der Gewißheit, hier wohl lange Jahre ein abgeschlossenes Leben zu führen.

Vor ihnen in einer Entfernung von etwas über hundert Schritten lag das Haus. Es bestand nur aus einem Geschoße, auf welches ein hohes holländisches Mansardendach aufgesetzt war. Der Giebel, welcher auf der Breitseite das Dach unterbrach, war ein verschnörkeltes, plumpes Stück Arbeit aus der Zeit des Puders und der Perrücken, ein ächtes Zopfprodukt. Fratzenhafte Figuren grinsten von den Fenstergewänden im Giebel herab, untermischt mit allerhand fabelhaftem Blumen- und Muschelwerk, ein phantastisch wirrer Knäuel. Da und dort waren diese Zierrathen losgebrochen und nicht mehr ersetzt worden; einige Schwalbennester hatten die Stelle des Losgebröckelten ersetzt und bildeten mit dem feinen Moose, welches wie ein grünlicher Schimmer über dem ganzen Hause lag, den organischen Schmuck des sonst schmucklosen Hauses. Die Freitreppe war dicht mit Moos überzogen und ihr schweres, elegant gearbeitetes Eisengeländer mit Rost. Alle Laden waren fest geschlossen, nur der eine im Giebel hing gefährlich herab. Sturm oder Hagel hatte die Fensterscheiben zertrümmert und der Besitzer hatte es in statu quo gelassen und damit der Luft den Freipaß gegeben in dem sonst fest verschlossenen Hause.

Trug nun das Haus schon die Spuren der Vernachlässigung, so noch mehr der Garten. Wohl standen mehrere mächtige Obstbäume in voller Blüthe umher, aber auch sie bedurften gar sehr der nachhelfenden Hand. Ein Rebengang neigte sich, arg mitgenommen, zur Erde, wie gerade der Wind von Ost oder West ihm die Lasten gebogen hatte. Von Blumenflor war gar wenig zu sehen; außer ein paar verwilderten Rosenstöcken und einem mächtigen, prachtvollen Busche Syringen bestand die ganze Flora in den wenigen perennirenden Pflanzen, welche in unverkümmerter Fülle und Schönheit die allgemeine Verwilderung überdauert hatten, in ein paar Narcissen und dunkelrother Päonien. Zu beiden Seiten der Freitreppe standen in geborstenen, moosbedeckten Kübeln ein paar Orangebäumchen. Mancher rauhe Winter war über diese zarten Kinder des Südens hingezogen, hatte sie erstarrt bis in's Mark, und so streckten sie nur noch die dürren, abgestorbenen Zweige in die graue, feuchte Luft.

Zwischen den armen todten Bäumchen, gerade vor der Treppe befand, sich das Bassin eines ehemaligen Springbrunnens. Ein unglücklicher Triton, dessen verstümmeltes Antlitz kaum die menschliche Form mehr erkennen ließ, hielt noch immer die hornförmige Muschel vor dem Munde, welcher schon so lange kein Wasserstrahl mehr entquoll. Dafür hatten die beiden Pappeln, welche gleich zwei Thürmen neben dem Hause empor stiegen, das Bassin mit den welken Blättern geschiedener Herbste gefüllt. Und über dem Allem hing der graue, trübe Himmel, tiefe Lachen Regenwassers füllten die ausgetretenen, verwaschenen Wege. Es war ein trostloses Bild der Verkommenheit.

Der Mann bemerkte den trüben Eindruck, den dieser Anblick auf die junge Frau hervorbrachte; er sah ihre festgeschlossenen, bebenden Lippen, den feuchten Schimmer in ihrem Auge.

„Du weißt, Liebe," begann er, indem er sie gegen die Treppe führte, „du weißt, wie sehr ich dich warnte, sogleich mit mir hieher zu kommen, ehe ich das Ganze ein wenig herrichten lassen; du bestandest darauf, die Einrichtungen selbst treffen zu wollen. Ich gab dir nach, aber nicht ohne Besorgniß, daß der erste Eindruck

dir ein übler seyn würde. Uebrigens sieht sich das Ganze beim Sonnenlichte weit besser an."

Die junge Frau holte tief Athem. „Es hat mich allerdings überrascht," sprach sie, „aber der erste Eindruck ist nun überwunden, und ich will jetzt sorgen und schaffen, daß dieses verlassene Wesen uns bald eine liebe Heimstätte seyn soll. Hätte uns freilich ein Sonnengruß in der neuen Heimath empfangen, es wäre mir lieber gewesen. Ich habe aber in der schweren Zeit gelernt, was von Vorbedeutungen, gut oder böse, zu halten sey. Wir wollen unsern Sonnenschein selbst in's Haus tragen."

Gotthard ergriff die Hand seiner Gattin; schweigend schritten sie die feuchte, moosige Treppe hinan, Spuren ihres Trittes in dem niedergetretenen Sammt des Mooses zurücklassend. Sie standen vor der verschlossenen Thüre. Leidenschaftlich umschlang der Mann seine Frau. „Gott mit uns! Gott mit uns!" rief er. „Du hast schon Schweres mit mir getragen, theures Weib, aber die Sonne wird wieder scheinen. Segen mit dir, wenn du über diese Schwelle trittst! Segen mit dir und mir!"

Die Frau sah ihn an mit liebevollem, innigem Blick. „Amen!" sprach sie. Die Thüre knarrte in ihren Angeln, Gotthard und Helene traten in die Flur des Hauses.

Es war ein schönes Paar, er in der vollen blühenden Manneskraft, breit von Brust und Stirne, eine stämmige, markige Gestalt. Offenheit und Geist blickten aus den hellen Augen, und von Entschlossenheit und Kraft, von Ausdauer und selbstständigem Wesen sprach der feingeschnittene Mund und das kräftige Kinn. Und neben ihm stand seine Gefährtin, hoch von Wuchs und weich in den Formen, ein Weib, schön wie der Tag und hell wie ein Tropfen Thau.

Und doch hatten diese beiden schon schwere Tage mit einander durchgekämpft, Nächte voll Angst und ringender Sorge mit einander durchwacht; manchen Schweißtropfen hatte der Mann mit bebender Hand von der Stirne gewischt, manche heißblutende Wunde hatte die Frau verhehlt und eine heitere Stirne, ein sorgloses Lächeln der Welt gezeigt. Aber der Kampf des Lebens stählt die Kraft in jungen Jahren und der elastische Jugendmuth läßt das Ringen um die Existenz mit verdoppelter Kraft wieder aufnehmen, wo das höhere Alter ermattet zusammen sinkt.

Gotthard Craft war der Sohn eines vermögenden Mannes. Die freie Bildung seines Hauses gestattete ihm, nach Neigung seinen Beruf zu wählen, obschon des Vaters Wunsch den Kaufmannsstand befürwortete. So kam es, daß neben dem erwählten Hüttenfach, Gotthards kaufmännische Bildung ihn befähigte, jeder Unternehmung ein fähiger Vorstand zu seyn. So gründete er, getragen von stolzen Hoffnungen, ein eigenes Geschäft, welches günstigen Fortgang zu versprechen schien, und führte an den neugebauten Herd aus dem stattlichen Bürgerhause seine junge Erwählte.

Aber nur kurze Zeit beschienen die Flammen des häuslichen Herdes das ungetrübte Glück des jungen Paares. Bald kamen trübe Tage. Das Sinken der Zölle, eine gefährliche Handelskrisis, welche zahllose Fallimente mit sich führte, hatten auf den Fortgang von Gotthards Geschäft den nachtheiligsten Einfluß. Immer schwerer ward es, durch dieses Chaos von sich drängenden Hemmnissen das wankende Schiff hindurch zu laviren. Bald war es nicht mehr möglich und Gotthard ergriff die sich ihm bietende Gelegenheit, durch einen Verkauf, wenn auch nicht sein eigenes geopfertes Vermögen, so doch die Ansprüche seiner Geschäftsfreunde zu retten.

Freilich hatte Helene in dieser Zeit des Kampfes und der mühevollen Anstrengung um die Erhaltung des Geschäftes mancher gewohnten Bequemlichkeit entbehren, manches, was ihr von früher Jugend an als Nothwendigkeit erschienen war, nun als Luxus verbannen müssen. Aber mit frischer Kraft, mit wunderbarer Geschmeidigkeit hatte sie sich den engen Verhältnissen gefügt und anbequemt.

Freudig begrüßten daher beide die Aussicht, welche sich Gotthard in der selbstständigen Leitung einer Fabrikanlage bot, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten in jeder Art entsprach. Kaum einen Büchsenschuß von dem Hause entfernt, in welches Gotthard und Helene so eben eingetreten waren, lag die Fabrik. Eine schlechte Verwaltung hatte das Geschäft ziemlich herunter gebracht, und die staatliche Obervormundschaft hatte nun beschlossen, einem tüchtigen, erfahrenen Manne die Leitung selbstständig anzuvertrauen, und so die Fabrik als Pupillengut für Rechnung des Minderjährigen weiter führen zu lassen. Zu diesem Posten war nun Gotthard berufen.

Die Fabrik war zwar weitläufig genug angelegt, es fehlte aber völlig an einer nur einigermaßen zweckdienlichen Wohnung. Was sich von Wohngebäuden vorfand, waren nur die ziemlich dürftigen Wohnstätten der Arbeiter und Meister, und das einzige sonst noch vorhandene Wohnhaus war man genöthigt gewesen als Magazin für die Menge des vorräthigen Drahtes zu benützen, für den einen neuen Absatzweg zu finden, eine der Hauptaufgaben Gotthards war. So war das verlassene Gartenhaus eine willkommene Aushülfe in

dieser Wohnungscalamität geworden, denn das weiterhin gelegene Dorf bot eben so wenig Wahl.

„Guten Muth, liebes Weib!“ sprach Gotthard, indem beide von der kurzen Wanderung durch die mit Stuccatur verzierten Zimmer, in welchen eine dumpfige, lang eingeschlossene Luft brütete, wieder auf die Treppe zurückgekehrt waren. „Guten Muth, Weib! Wir werden Arbeit genug finden, du und ich, aber Kraft und Licht sollen das Ihre thun. Auf dem Drahtzuge ist ein wahrer Augiasstall auszuräumen; es ist da eine Verwilderung und Unordnung eingerissen, welche nur durch den häufigen Wechsel der leitenden Kräfte zu erklären ist. Seit Jahren hat jedes einheitliche Handeln aufgehört, was der Vorgänger mühsam gebaut, riß der Nachfolger leichtsinnig wieder ein. So entstand unter den Arbeitern ein eigenmächtiges, rechthaberisches Gebahren, verbunden mit einem System der Wohldienerei, die dem Neuankommenden auf Unkosten des Geschiedenen zu schmeicheln sucht, was mir noch Mühe genug verursachen wird.“

Die Frau lehnte sich an das schwere Eisengeländer, sie blickte hinab in das mit feuchten Blättern gefüllte, zerstörte Bassin. Das peinliche Gefühl des ersten Eindrucks lastete noch beklemmend auf ihr. — „Wir wollen hoffen, daß es gelingt,“ sprach sie gedrückt. — „Wir wollen — wollen!“ entgegnete ihr Gatte mit Nachdruck und bot ihr die Hand. „Helene,“ fuhr er fort, „sey mein starkes Weib, das Weib, das du gewesen bist diese drei dornenvollen Jahre her. Wir beginnen auf's neue unsere Laufbahn. So laß denn deinen Muth nicht sinken, laß dich von solchen Aeußerlichkeiten nicht mehr berühren, als eben nöthig ist.“ —

„Du hast recht,“ erwiederte die Frau, sich aus ihrer gebeugten Stellung aufrichtend, „du hast Recht, der gute Wille vermag viel.“

Und als ob der Himmel selbst sie kräftigen wollte in ihrem Entschlusse, als ob er eine verbürgende Botschaft kommenden Glücks senden wollte, so zerriß plötzlich ein heller Sonnenstrahl das graue Gewölk. Um die Häupter des Ehepaars schwamm der helle Glanz; er fiel auf ihre verbundenen Hände, und licht schimmerte der Trauring an der Hand der Frau. „Gott mit uns!“ rief sie fast jubelnd. Ein kräftiger Händedruck, ein Kuß des Mannes dankte ihr den neu auflebenden Muth. „Ich will dir den Andres senden,“ sprach er. „Es ist ein zuverlässiger Mann und du kannst über ihn verfügen, so lange du seiner bedarfst.“

Mit diesen Worten stieg Gotthard die Stufen der Treppe hinab und schritt durch den Garten. Helene blickte ihm nach. Sie stand oben an der Treppe, mit der Linken stützte sie sich auf das Geländer und die Rechte hielt sie schirmend vor die Augen, denn der trübe graue Garten hatte wie mit einem Zauberschlage sich verwandelt. Breiter und breiter war der Spalt des Gewölkes geworden, aus welchem die glänzende Lichtfluth herab sank auf die Millionen Tropfen, welche an Halm und Strauch, an Blüthen und Blättern hingen; der verstümmelte Triton schien auf einem Lager von funkelnden Silberplättchen zu liegen, statt auf braunem, verschrumpftem Laube, so glänzten all die regenfeuchten, der Sonne zugewendeten Seiten der Blätter. Selbst das feuchte Moos, welches Ornamentstücke und Treppe umwoben, trug bei zum Schmucke der Scene. Das alles that ein einziger Sonnenblick.

(Fortsetzung folgt.)

Aeschylos und Sophokles.

I. Das attische Drama, seine Entwicklung und sein Gepräge.

Wenn der Wilde die Worte, die er singt, mit Tanz und andern Bewegungen seines bemalten Leibes begleitet, so sehen wir bei den Naturvölkern ursprünglich zur Aeußerung des Innern die Sprache, den Ton und die veranschaulichende Geberde zusammenwirken, und noch unentfaltet in gemeinsamem Keime die Anfänge der Poesie, der Musik und der bildenden Kunst liegen. Das Erste ist das Ganze, aber noch in sich beschlossen; das organische Werden ist Entwicklung, ist selbstständige Entfaltung der einzelnen Glieder, die dann wieder den gemeinsamen Organismus bilden. Das musikbegleitete aufgeführte Drama bezeichnet diesen Abschluß als einen Höhen- und Blüthepunkt der Cultur im harmonischen Zusammenklang der freigewordenen Künste. Seine erste kunstgerechte Gestaltung war eine weltge-

schichtliche That der Hellenen, Athens nach den Perserkriegen.

Nicht bloß daß hierzu Musik und Plastik neben der Poesie ihre Ausbildung gefunden haben mußten, in der Poesie, der hier herrschenden Kunst, war es gleichfalls nöthig, daß aus der anfänglichen Einheit Epos und Lyrik hervorgegangen; denn man mußte zuerst eine Begebenheit zu erzählen, eine innere Stimme kund zu geben verstehen, wenn im Drama beides verbunden seyn sollte. Stellt doch das Drama die Ereignisse dar wie sie aus der Innerlichkeit der Charaktere entspringen, die Gemüthsbewegungen, wie sie zur That treiben und durch die Weltzustände bedingt werden. Wenn das Epos Charaktere und Begebenheiten wie im Relief eines Frieses aneinander reiht und aufeinander folgen läßt, so stehen sie im Drama in Wechselbeziehung, wie die Gestalten einer Statuengruppe im abgeschlossenen Giebelfeld, und eines wird durch das andere bedingt und aus dem andern entwickelt; ein Zweck beherrscht das Ganze, als Ursache und Wirkung sind die Theile verbunden, der Wille wird zur That und bereitet sich sein Geschick; Verwicklung und Lösung stehen in ununterbrochenem Zusammenhang, und das Kunstwerk ist ein in sich abgerundeter Organismus. Die Wechselrede der sich selbst vertretenden Persönlichkeiten ist das Eigenthümliche, die epische Erzählung und der lyrische Stimmungserguß schließen sich an, und dienen der gemeinsamen Idee, welche alles Besondere bestimmt.

So fand denn in Athen das ionische Epos, die dorische Chorlyrik und der individuelle Gefühlserguß der Aeolier diese Vereinigung durch die Schöpfung einer neuen Kunstform, als der Genius des Aeschylus, gereift in einer großen Zeit, die vorhandenen Elemente ergriff und ein langes Künstlerleben an die Ausbildung der glücklich gewonnenen Principien setzte. Sophokles trat hilfreich und fortgestaltend in den Wettkampf ein, die Philosophie lehrte Grund und Zusammenhang der Dinge erfassen, die dialektische Redekunst lehrte jede Persönlichkeit selbstbewußt ihre Sache führen; die alten Sagen wurden ethisch vertieft zur Darstellung der Ideen, die das Leben beherrschen, und zum Spiegel der Gegenwart, und wie man in der Geschichte selbst den Sturz des Uebermuthes und den Sieg des besonnenen freien Geistes erfahren, so ward nun in der Kunst die göttliche Gerechtigkeit, die Macht der sittlichen Weltordnung verherrlicht. Die Dichter waren wieder die Lehrer des Volks, das von ihnen den Mythus in der vollendeten Durchbildung und in sinnschweren Worten der Weisheit die Anleitung zur Betrachtung der menschlichen Geschicke im Lichte der Vorsehung, die Mahnung zur Mäßigung, zur gottesfürchtigen Besonnenheit empfing.

Wie zwar das Mittelalter seine volksthümlichen Schauspiele im Dienste der Kirche, seine Misterien* und Moralitäten hatte, eine dramatische Kunst aber erst nach der Reformation begann, ein Shakespeare hier, ein Cervantes, Lope und Calderon dort erst aus dem Geisteskampfe des sechzehnten Jahrhunderts geboren wurden, Goethe und Schiller die Zeitgenossen Immanuel Kants und der französischen Revolution waren, so haben wir auch in der Todtenfeier der Egypter** und in den Mysterien von Eleusis dramatische Darstellungen unter Mitwirkung des betheiligten Volkes selbst erkannt, und seit den Tagen Solons begann die dramatische Kunst aus dem Dionysosdienst zu erwachsen, aber erst nach den Perserkriegen trat sie als solche selbstständig hervor, Ausdruck und Trägerin eines neuen Geistes, geübt und gepflegt zu seiner Erhebung, zu seinem Genusse um der Schönheit willen.

Ward in den Dionysosfesten der Lauf der Jahreszeiten selber, der Kampf der blühenden Natur mit den winterlichen Todesmächten, ihr Erliegen und ihre siegreiche Auferstehung im Frühling als Thaten und Leiden des darin waltenden Gottes und als ein Symbol für die Geschicke und Hoffnungen der menschlichen Seele gefeiert, so sahen sich hier vor Allem die Gemüther in Mitleidenschaft gezogen, um als Diener und Genossen des Gottes sein Loos zu theilen und äußerlich darzustellen, wie sie es innerlich miterlebten. Die erregte Phantasie ließ Frauen und Männer sich mit dem mythischen Gefolge des Gottes, mit Mänaden und Satyren identificiren, sich als solche einkleiden und an den Freudentagen des Gottes in allerlei Mummenschanz und Maskenscherz ergehen. Das ergriff die Kunst. Arion ließ den Dithyrambos, den dionysischen Festgesang, von Chören aufführen, die hiefür einstudirt wurden; die Geschichte des Gottes ward vorausgesetzt, aber die Empfindungen und Betrachtungen, die sie erregte, fanden ihren Ausdruck und ihre mimische Darstellung in Gesang, Geberden und Tanz. Weil dieser sich um das brennende Opfer eines Bockes bewegte, scheint es, erhielt das Ganze den Namen Bocksgesang. Mit dem Dithyrambos schloß die Lyrik und begann das Drama.

* Von Ministerium, Amt, Gottesdienst, nicht von Mysterium stammt das Wort.

** Hierüber, sowie über die Poesie der alten Egypter überhaupt siehe mein Werk: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit," Band I, 208 ꝛc. 224 ꝛc.

Von Bakchos wurden solche veranschaulichende Chorlieder auch auf andere Heroen übertragen, die gleich ihm statt der heitern Ruhe der seligen Olympier ein wechselvolles, kampf- und schmerzreiches Loos hatten und dadurch zum mannigfaltigen und ergreifenden Stimmungsausdruck Anlaß boten. Neben diesen kunstgerechten Chören schwärmten die Satyren mit ihren Possen regelloser dahin, und es erging sich bei den Aufzügen die neckische Festlust in kecken und derben Späßen, wie sie die Maskenfreiheit mit sich brachte.

Den ersten Schritt zum Drama that Thespis in Athen zur Zeit des Pisistratos. Er ließ den Reigenführer aus dem Chor hervortreten und eine Erzählung vortragen, und die Stimmung, welche sie erweckt, gab sich dann im Gesange kund; und jener ward dadurch zum Schauspieler, daß er nicht von einem Andern und Vergangenes berichtete, sondern in eigener Person ein Gegenwärtiges oder ihm selber Geschehenes vortrug, in Gewand und Maske des Gottes oder Helden die Rolle desselben darstellend. So konnte der Zuschauer die Handlung miterleben, wie sie aus der Innerlichkeit des Charakters heraus zur Erscheinung kam; und der Antheil, den er daran nahm, erklang ihm sofort künstlerisch gestaltet in dem Gesang des Chors mit seinen Empfindungen und Gedanken. Trat nun der Schauspieler mehrmals auf, so geschah es in verschiedenen Situationen, die nach einander die Hauptakte einer Geschichte darlegten, und nichts hinderte, daß er auch die Rolle wechselte, und als Bote von dem Ausgang des Helden berichtete, dessen Entschluß und Ausbruch zur That er vorher dargestellt hatte.

Den zweiten Schritt that Phrynichos, indem er den Dialog dadurch begründete, daß er einen zweiten Schauspieler einführte, der dem Haupthelden gegenüber trat und die Handlung im Wechselgespräch mit ihm weiter führte. Doch blieb der Chorgesang überwiegend, der lyrische Erguß der Gefühle nach den wechselnden Situationen, und hierin bestand die Stärke des Dichters, der es sogar wagte, auch Ereignisse der Gegenwart zum Stoff zu nehmen, wie die Einnahme Milets, bei der das Volk in laute Klagen und Thränen ausbrach. Phrynichos aber ward deßhalb zur Strafe gezogen: die Kunst sollte über den Jammer der wirklichen Welt erheben und in eine höhere Welt einführen; das wollte man mit Recht.

Das Satyrspiel, dessen man an den Bakchosfesten um so weniger entbehren mochte, als die ernste Tragödie immer freier ihren Stoff wählte und doch ein Theil der gottesdienstlichen Feier blieb, fand durch einen Dorier, Pratinas, der von Phlius nach Athen kam, gleichzeitig eine ähnliche Ausbildung wie das ernste heroische Drama, und Abenteuer, wie sie den Satyrn als lustigen Kindern einer wilden Natur mit den Helden, namentlich mit Herakles begegneten, der stets auch zu Genuß und Scherz aufgelegt war, gaben den Stoff zu ergötzlichen Schwänken ab, die man dann der Tragödie als ein Nachspiel gesellte.

Jetzt kam Aeschylus und legte den Schwerpunkt des Dramas in die That, in die aus der Innerlichkeit des Charakters erfolgende Handlung, durch welche sich derselbe zugleich sein Schicksal bereitet. Der selbstbewußte Mensch setzt sich einen Zweck, den er als das Ziel seines Strebens erreichen will, und dafür kämpfend geht er zum Tod oder Sieg. So blickt der Dramatiker nicht auf die Vergangenheit, sondern in die Zukunft und versetzt uns in Spannung, indem er schildert, was noch nicht ist, sondern erst werden soll. Und so beginnen die ältesten der erhaltenen Werke des Aeschylus, die Perser und die Danaiden, nicht mit dem Berichte der Entscheidung, der dann in mannigfaltiger Stimmung nachklingt, wie in Phrynichos Phönissen, sondern mit der Ungewißheit der Erwartung, mit einem Verlangen nach Erkenntniß oder Hülfe, wodurch sogleich Furcht und Hoffnung in Bezug auf das Kommende erregt werden. Der Dialog der Hauptperson mit dem zweiten Schauspieler, der in verschiedenen Rollen auftrat, und mit dem Chor ward zur Hauptsache, der die Gesänge sich unterordnend anschlossen. Die Gegenwart stellte Aeschylos im Zusammenhange mit der Vergangenheit, am liebsten aber im Spiegel des Mythos als eines idealen Vorbildes dar, und das im Zusammenhang des menschlichen Lebens waltende Schicksal ward ihm am ersten offenbar, wenn er die fortwirkende Folge einer That auch in kommenden Geschlechtern schildern konnte. Darum reihte er drei Tragödien an einander, um in ihnen entweder so viele Akte einer großen Geschichte, oder so viele Erscheinunnungen einer und derselben Idee in verschiedenen Kreisen und Zeiten zum Ganzen zu verbinden, und dieß durch ein Satyrspiel erheiternd abzuschließen.

Auch bei Aeschylus trat die mit dem Helden kämpfende Macht ihm zunächst nicht unmittelbar gegenüber, sondern nur durch ihre Wirkungen vermittelst ihrer Diener, Boten und Berichterstatter. Es war der Fortschritt des Sophokles, die streitenden Kräfte einander selbst entgegen treten und aus ihrer Wechselrede und Wechselwirkung die Handlung und das Geschick sich entwickeln zu lassen; ein dritter Schauspieler diente zur Ergänzung. An die drei vertheilten sich die Rollen; den Bericht über den Tod des Haupthelden trug dessen Darsteller selbst vor. Der Widerstreit der Rechte und Pflichten, die Conflikte der Menschenbrust, konnten jetzt ihren Ausdruck und

ihre Lösung finden, und der Chor griff nun nicht mehr in die Handlung ein, sondern begleitete sie mit seinem Antheil, wie eine vieltönige Stimme aus dem Herzen der Menschheit, indem er zur Bewegung der Gefühle auch die Ruhe der Betrachtung fügte und das Zeitliche an das Ewige und Göttliche knüpfte. In dem Meisterwerke seines Alters machte Aeschylus auf seine Weise auch das sich zu eigen.

Wenn auf diese Art der künstlerische Genius seine Freiheit und Schöpferkraft darin bezeugt, daß er die Ueberlieferung treu bewahrt und das Neue dem Alten sicher verknüpft, indem er sich als ein lebendiges Glied in der Fortbildung des Ganzen erweist, so gewinnt die Entwicklung den Anschein des naturgesetzlich organischen Werdens; und wenn dann der Einzelne in die aus dem Volksgeist durch gemeinsame Thätigkeit gewonnenen stehenden und festen Kunstformen seine Empfindungen ergießt und sie nur leise von innen heraus nach seiner Originalität modificirt, ohne ihren Typus zu durchbrechen oder sie gar selber aufzuheben, dann erhalten die Werke ein Gepräge, das sie den Naturerzeugnissen ähnlich macht, in welchen die Willkür des Triebes unter der Herrschaft des Gesetzes bleibt. Kommt noch hinzu, daß der Inhalt nicht bloß der Form entspricht, sondern ein allgemein menschlicher ist, der in seinem Werthe den Grund und die Berechtigung seiner Darstellung hat, so erhöht das den Eindruck der Nothwendigkeit, den die Werke als ein Siegel der Vollendung mit sich bringen. Indem wir dieß alles bei den Meistern des griechischen Dramas erkennen, bestätigt sich uns der Satz, daß die Natur im Hellenenthum ihre Vollendung findet, oder daß hier das Naturideal verwirklicht wird.

Das Drama war und blieb eine religiöse und öffentliche Angelegenheit, und stand damit unter der Obhut des Staats. Dessen Vorstand war es, der einem als gut erkannten Dichtwerke die Aufführung dadurch ermöglichte, daß er einen der Reichen, die sich durch freiwillige Leistungen um das Volk verdient machten, zur Stellung des Chors und zur Ausstattung desselben berief. Den Chor und die Schauspieler hatte nun der Dichter einzustudiren, und am Dionysosfeste rang er dann mit mehreren Genossen durch drei Tragödien und ein Satyrspiel um den Preis, welchen zehn Richter, aus den zehn Stämmen erwählt, als Vertreter der Gemeinde ertheilten; er galt dem Dichter und dem Ausrüster des Chors. Die Aufführung erforderte damit die größte Oeffentlichkeit, alle Bürger sollten an ihr theilnehmen, dafür erhielten die Aermeren nicht bloß freien Eintritt, sondern durch Perikles sogar ein Taggeld zum Ersatz versäumter Arbeit; darum konnte die Vorstellung nur im Freien stattfinden. Als das Holzgerüste zusammengebrochen, trat in Athen unter Aeschylus' Leitung ein Steinbau an seine Stelle und ward das Muster für andere Städte. Man benutzte am liebsten einen Hügel für die Sitzreihen, die sich stufenweise in immer höheren und weiteren Halbkreisen erhoben. Die Fläche vor ihnen war ursprünglich ein Kreis, und dessen Mittelpunkt, die Thymele, der Altar, um welchen die Tänze des Chors ihren Reigen schlangen; für das Drama aber schnitt man jenseits des Durchmessers einen Theil des Kreises ab und verlängerte diesen Streifen bis zur Breite des ganzen Theaters, indem man ihn zugleich durch Mauern über den Boden erhöhte. Er war die Scene oder Bühne, schmal und ohne Tiefe; denn wie in der Gruppe des Giebelfeldes am Tempel sollten die Gestalten plastisch vor dem Beschauer stehen und sich bewegen ohne die malerische Vertiefung der Hintergründe, wie wir sie lieben. Die Hinterwand trug die Dekoration, in der Mitte gewöhnlich das Bild eines Herrscherhauses oder Tempels; doch konnte es auch eine Wildniß, wie im Prometheus, ein Zelt, wie im Aias, darstellen. Da in Athen die Zuschauer rechts die Stadt und links das Land hatten, so bezeichnete schon das Auftreten von einer von diesen Seiten, ob jemand aus der Heimath oder Fremde kam. An den Enden der Bühne standen als Coulissen hohe dreiseitige Prismen, die Periakten; ihre Wände waren bemalt, und durch Umdrehung konnte eine andere Fläche gezeigt und dadurch eine Ortsveränderung veranschaulicht werden. Maschinen anderer Art, Ekkyklema oder Exostra genannt, waren hinter der Hauptwand in deren Mitte angebracht; ihre Umdrehung öffnete die Pforte und ließ in das Innere des Hauses, Zeltes oder Tempels blicken. Das Drama war aus Chorlied und epischer Erzählung hervorgegangen; die Handlung, die es darstellte, blieb vornehmlich eine innere; das äußere Geschehen, Kampf und Mord war dem Auge entzogen und blieb dem Berichte überlassen. Aber um Zustände oder vollbrachte Thaten in einem großartigen lebenden Bilde plastisch zu veranschaulichen, während der Chor sie musikalisch dem Gemüthe darlegte, öffnete sich die Bühnenwand, und man sah nun den Aias zwischen den getödteten Thieren in dumpfem Starren, man sah die Klytämnestra mit dem Mordstahl über Agamemnons und Kassandras Leiche, man sah den Aegysthos, wie er den Schleier erhebt und unter ihm nicht den Orest, sondern die todte Gemahlin erblickt. Andere Maschinen machten es möglich, auch Gestalten aus der Tiefe aufsteigen oder in der Höhe schweben zu lassen, und Aeschylus ließ gern Göttinnen und Götter auf geflügelten Wagen und Rossen

durch die Luft herankommen, wie denn das Gewaltige seiner Poesie leicht in's Ungeheure ausschlug, während Sophokles das phantastisch Wunderbare auf das klare Maß des rein Menschlichen zurückbrachte.

Der Chor führte seine Tänze und gemeinsamen Gesänge an der Thymele aus; trat er aber in Wechselrede mit den handelnden Personen, so stieg er auf ein Gerüst vor der Bühne, das ihn mehr zur Höhe derselben erhob; die nähere Einrichtung ist indeß nicht deutlich. Der Chor war das Ursprüngliche im Drama, und wie er seinen Stand behauptete und die Schauspieler nach und nach zu ihm herantraten, so fand gewöhnlich kein Ortwechsel statt, und damit hing zusammen, daß man auch die Zeit der Handlung möglichst in's Enge zog, so daß man vor der Katastrophe begann, Vergangenes durch Erzählung einflocht und die Handlung ununterbrochen sich vor den Zuschauern vollenden ließ.

Der dithyrambische Chor bestand aus 50 Personen; für das Drama nahm man 48, die sich auf die vier Stücke vertheilten; Sophokles erhöhte die Zahl für eine Tragödie von 12 auf 15. Freie Bürger bildeten den Chor, ihre Leistung war ein Ehrenamt, ein Beweis ihres Kunstsinnes. Wir unterscheiden die gemeinsamen Lieder von dem Gesang und der Rede der Einzelnen. Jene heißen Parodos, wenn sie der Chor bei seinem Einzug, Stasimon, wenn er sie an bestimmter Stelle stehend vorträgt; jene sind marschartig in anapästischen Rhythmen, diese richten sich nach dem Gange der Handlung und bilden Ruhepunkte der Betrachtung, indem die durch die Situation herbeigeführte Stimmung einen melodischen Ausdruck findet, sey es der Klage oder der Freude, der Mahnung oder des Gebets. Die Gesänge sind in Strophen und Antistrophen gegliedert, die aber nicht wie bei Pindar wiederholt werden, sondern im Fortgang des Gedichts tritt für beide ein neues Metrum ein; wie es die wechselnde Empfindung für den dramatischen Ausdruck verlangt. Das Metrum selbst bleibt einfacher als bei Pindar; eine Epode bildet, aber nicht immer, den Schluß als Abgesang. Wo der Chor in die Handlung eingreift, da führen Einzelne das Wort, mögen die Choreuten unter sich oder mit den Schauspielern eine Unterredung haben; sie sprechen wie diese in Jamben, oder tragen ihre Sache recitativisch in andern Rhythmen vor. Ereignet es sich, daß Personen selber in lyrisch bewegte Stimmung kommen, dann gehen oft auch sie zum Gesange fort, oder es wiederholt ein melodischer Gefühlserguß in musikalischem Vortrag, was bereits in anderer Weise die Rede erörtert hatte. Der Chor antwortet in lebhafter Theilnahme. Von der Todtenklage, die der Ausgangspunkt solcher Partien war, heißen sie Kommos. Der arienartige Vortrag leidenschaftlicher Empfindung auch der Hauptpersonen war besonders bei Euripides beliebt, der sich dann auch nicht mehr an strophische Wiederkehr band, sondern in aufgelöst schweifenden Rhythmen sich erging. Kretiker, Choriamben mit einem jambischen Nachschlag, oder auch mit jambischem Auftakt dazu, wodurch sie zu Glykoneen werden, aufstrebende Anapästen und der Wechsel rasch absinkender Daktylen mit ruhigen Spondäen und Trochäen bilden die Chormaße; vornehmlich aber malen Dochmien den Widerstreit des aufgeregten Gefühls, Verse gegensätzlicher Art, in denen die Hebungen sich abstoßen, indem sie auf einander treffen, ⏑ – – ⏑ – (Gewält bricht das Recht, der Würf prällt zurück). — Der Dialog, anfangs in Trochäen mehr betrachtend, sparte diese dann für besondere Stellen auf, und Aeschylus wie Sophokles führten den sechsfüßigen Jambus ein, den nach einem Ziel voranschreitenden Vers der That, der der gewöhnlichen Rede nicht allzu fern ist, und dem eine Cäsur vor der Mitte einen trochäischen Wechsel gibt, während der Schluß wieder ansteigt und männlich endet. Z. B.:

Die Kraft des Aufschwungs | mildert sich, doch bleibt bestehn.

Die Tragödie ist aus dem Chor hervorgewachsen, und bei Aeschylus nimmt er noch einen größern Raum ein als bei Sophokles; er ist noch mehr in die Handlung verflochten, wie z. B. in den Persern, er vertritt seine eigene Sache, wie in den Eumeniden, ja der Schwerpunkt des Dramas liegt in ihm, wie in den Schutzflehenden, wo die Danaiden selber das Ganze tragen. Im Prometheus ist er mehr nach Sophokles Art „der idealisirte Zuschauer," der dem Volk die Gefühle und Betrachtungen, welche die Handlung erweckt, sogleich in kunstvoller Weise vorträgt, was Schlegel für sein Wesen im Allgemeinen hielt, oder er ist die Stimme des sittlichen Volksbewußtseyns, welches beim Widerstreit der Helden und in der Verwicklung, die das Drama darstellt, sein Gleichgewicht behauptet, und aus Irrthum und Entzweiung das Gemüth zur Harmonie, zur Ehrfurcht vor Gott erhebt. Wenn dann Euripides seine subjektive Auffassung dem Mythus gegenüberstellt und geltend macht, wenn er das Interesse auf absonderliche Gemüthslagen und Situationen richtet, so legt er dem Chor seine eigenen Ansichten in den Mund, oder er verwerthet ihn, um das Drama mit einzelnen lyrischen Prachtstücken zu verzieren, die auch anderwärts stehen könnten; der Chor ist hier von der Handlung gelöst und nur noch äußerlich beibehalten.

Auch die Lieder des Gesammtchors wurden stimmeneinhellig und höchstens mit Flötenbegleitung vorgetragen, indem die Musik die Worte und Rhythmen einfach wiedergab. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Dichter von den vorhandenen anapästischen, choriambischen, glykoneischen Melodien Gebrauch machten, und mehr auswählend und anordnend verfuhren, als daß sie auch alles neu componirt und den Sängern immer neue Weisen gelehrt hätten. Die Poesie blieb immer die Hauptsache, die Musik folgte ihr, verdeutlichend, färbend, belebend, ohne sich für sich geltend zu machen.

Schon durch den Chor war das Drama über das gewöhnliche Leben in die ideale Sphäre der Kunst erhoben; es war ein Theil des gottesdienstlichen Festes, und so erscheinen auch die Schauspieler in Feierkleidern, in langwallenden, purpur- und goldstrahlenden Gewändern. Götter und Heroen darstellend, sollten sie größer denn die Menschen erscheinen, darum schritten sie auf den erhöhten Sohlen des Kothurns einher, und der Haarschmuck überragte das Haupt. Mienenspiel hätte man aus der Ferne wenig bemerkt, leicht aber hätte der auf Anschauung gestellte Grieche sich verletzt gesehen durch Züge des Gesichts, welche dem Charakter nicht gemäß gewesen wären; so erhielt der Schauspieler eine Maske, die das Wesen des Charakters und seine Grundstimmung in scharfen Zügen bleibend ausdrückte. Für viele Tausende sollte er im Freien verständlich seyn, darum mußte er langsam und laut sprechen, und schon das Costüm mahnte ihn, die Rede nur mit großen Bewegungen zu begleiten und in ausdrucksvollen Stellungen zu beharren. Man wollte auch hier den Eindruck plastischer Kunstwerke. So aufgeführt würde sich freilich Shakespeares Hamlet, oder Lessings Emilia Galotti sehr wunderlich ausnehmen. Aber die Dichtung war innerlich diesem Aeußern gemäß. Die Charaktere sind mehr typisch als individuell gezeichnet, ihr Pathos eben so energisch als würdevoll, ihre Gedanken gewichtig und die Sprache vollaustönend. Ohne die Fülle feiner Nuancen, die wir gewohnt sind, blieb sich alles weit mehr statuarisch gleich, und trat mit einer Persönlichkeit eine entschiedene Veränderung ein, wie mit Oedipus, nachdem er sich als des Laios Mörder erkannte, so hob dann ein Wechsel der Maske dieß um so ausdrücklicher hervor. So finden wir Dichtung und Darstellung einander bedingend und entsprechend, was das Ganze harmonisch macht, wenn wir auch mit Ottfried Müller bekennen: „Die griechische Tragödie war etwas ganz Anderes, als was im Laufe der Zeiten bei andern Völkern daraus geworden ist: ein Bild des von Leidenschaft bewegten menschlichen Lebens, das seinem Original möglichst in allen kleineren Zügen entsprechen soll; — sie tritt vielmehr nach ihrer ganzen Erscheinung sehr aus dem gewöhnlichen Leben heraus und hat ein wunderbar idealisches Gepräge.“ — Aber sie gab im Mythus das verklärte Vorbild der Wirklichkeit, der Herzensantheil des Dichters an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes leitete ihn bei der Wahl des Stoffes, jede Anspielung, jede Mahnung in Bezug auf die Gegenwart wurde verstanden, und er konnte den edelsten Erfolg hoffen, wenn er diese zu vollerem Selbstbewußtseyn bringen, läutern und veredeln half.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 10. April 1852.

— Ich möchte Ihnen gern von mir sagen, daß es mir gut geht, aber Sie wissen, wie Dinge, wie der Tod des Fürsten Felix, auf mich einwirken. Dabei auch körperlich unwohl, bin ich eben kein Bild heiterer Zufriedenheit. Indeß das Beispiel, das uns vorgeleuchtet, hat uns gelehrt, nie den Muth zu verlieren, und so ist auch der meinige aufrecht, nur mein Herz ist verwundet. — Heute ist Auferstehungstag, und noch kein Kindel da? Was soll denn das heißen? Ich hoffte es käme mit den Palmen, nun hoffe ich, es kommt

mit dem Osterlamm und den Ostereiern. — Die öffentlichen Angelegenheiten sind durch nichts Entscheidendes bemerkbar weiter geschritten, und niemand weiß, wie die Plätze besetzt werden sollen. Was aber auffallend hervortritt, ist die energische Art, mit der der Kaiser selbst entscheidet und fest entschlossen scheint, bei dem vom Fürsten Felix aufgestellten System unabänderlich zu verharren; in diesem Sinne sind schon mehrere Anordnungen von ihm unmittelbar getroffen worden. Die Erzherzogin Sophie hat ihre Reise fortgesetzt, wodurch dem Glauben vorgebeugt wird, sie leite den Kaiser. Fürstin M. hat ihren Bruder auch todt nicht verlassen, und ist mit der Leiche nach Wittingen.

Was mit mir geschieht, und welche Stellung ich zu dem künftigen Minister des Aeußern einnehmen werde, hängt ganz von der Person ab, die kömmt. Mit Graf Rechberg, Graf Thun würde wenig oder nichts geändert seyn; käme Graf Buol, so würde ich kaum viel berücksichtigt werden, da er eine mir ganz fremde Persönlichkeit ist, dem ich schwerlich näher zu treten hoffen könnte; würde ich dann ruhig bei Seite geschoben, so wäre es mir das liebste, was geschehen könnte. Da auch meine Sommerprojekte hievon abhängen, so kann ich durchaus noch nicht sagen, was mit mir geschieht.

Trachten Sie doch Cornelius für meine Helge zu gewinnen. * Wenn der die Scene componirte, das wäre etwas kolossales und brächte das Gedicht auf einmal zur Kenntniß der Welt. — Wenn der nächstkommende Minister des Auswärtigen mich nicht weiter verwenden wollte, so könnte ich freilich nicht ganz von Wien weg, so lange ich fremde Creditive habe, aber jedenfalls wäre es mir freigestellt, den ganzen Sommer in Aussee zu seyn, auch Besuche in Linz könnte ich dann machen, ohne mich zu melden. Meinen Einfluß werde ich nicht wieder erhalten, und kaum mehr in der Lage seyn, etwas für mich oder andere thun zu können. Wie ich mich nach Ihnen sehne, können Sie sich vorstellen; wenn sich der Himmel umwölkt, und das thut er jetzt, so ist es gut, wenn wir Alle beisammen sind; in guten Zeiten läßt sich die Entfernung leichter tragen, wenn sie auch immer ein Jammer bleibt.

Wien, den 28. April 1852.

Seit einigen Tagen ist das Wetter hier wieder rauh und schlecht, während Johann schreibt, daß in Aussee kein Schnee mehr liegt und die Gartenarbeiten ihren Gang gehen; auch die Marillen, und was mehr ist, die Pfirsiche setzen Knospen an, und die Eisäpfel gleichfalls. Ach! warum sind wir nicht in unserem lieben Dörfel, ohne die Freuden der Stadt, aber auch ohne Kummer im Herzen! Hier spricht man schon in einem fort von den ungewöhnlichen fürstlichen Gästen, die hier im Mai zusammen kommen sollen, und gesellt zu der bereits angesagten Königin nun auch den Kaiser von Rußland, und ist in Verlegenheit, sie zu amüsiren, da keine Jagden sind, und man sie doch nicht beständig mit Paraden regaliren kann. Ich wäre gar nicht in Verlegenheit, wenn sie mich fragten.

Sonderbar, mir kann gar nichts Angenehmeres geschehen, als wenn ich im Stande bin, jemanden etwas zu thun, was ihm angenehm ist, und hätte ich es, ich würde allen Leuten schenken — und die in der Lage sind, es zu thun, thun es nicht. So hat aber jeder seine Fehler; ich bin dagegen faul, und jemanden etwas zu thun, was mir Mühe macht, ist mir sehr fatal; am Ende aber thu' ich's doch!

Den 29. April.

Gestern Abend war ich bei Fiquelmont. Die Fürstin Clary schreibt täglich, und die Gräfin Fiquelmont liest mir gewöhnlich recht interessante Einzelnheiten vor; die Briefe ihrer Tochter sind äußerst klug und voll feiner Beobachtungen. Ich zweifle, daß es viele junge Personen gibt, die in ihren Jahren eine ähnliche Bildung aufzuweisen haben, und diese Erziehung macht der Mutter alle Ehre, wenn nicht der Umgang mit so distinguirten Eltern das beste dabei gethan hat. Die Wiener Societät, wenigstens ein nicht unbedeutender Theil derselben ist, zwar nicht ganz der Meinung; ich aber kann versichern, daß mir in gar keinem andern Hause herzlicher und freundschaftlicher begegnet ist, wie dort von allen Gliedern der Familie, die Tochter mit eingeschlossen. Daß ich nicht prätendiren kann, daß sie mich allen andern Leuten vorziehe, ist sehr natürlich; auch ist Alter und Beruf, kurz die ganze Lebensstellung gewiß keine für sie analoge, aber ich finde, daß von den jungen Frauen sie am allerherzlichsten ist.

Den 30. April.

Wie die Tage langsam hinschleichen, wenn man sie in Kummer und Ungewißheit zubringt, wäre auch sonst aller Grund vorhanden zu Zerstreuung und Unterhaltung! Mir ist eine Geschichte geschehen, über die ich mich ohrfeigen möchte. Seit einem Vierteljahrhundert celebrire ich den Geburtstag des alten Fürsten Dietrichstein mit ihm, so wie auch Thalberg, der an

* Das Riesenweib aus seinen nordischen Bildern.

diesem Tage alljährlich hieher kommt; seit vielen Wochen denke ich daran, und da ich den alten Herrn wirklich sehr liebe, und ihm nicht wenig für seine Zuneigung zu mir verpflichtet und dankbar bin, freue ich mich jedesmal auf den Tag. Nun war der Tag vorgestern, und ich vergesse darauf wie auf den Tod! Heute fällt es mir ein, und ich möchte mir die Haare ausraufen. Zudem ist er 86 Jahre alt, und wer weiß, erlebt er noch einen.

Ich habe allerhand neue Bücher gekauft, weiß aber eigentlich nicht recht warum, denn ich komme hier absolut nicht zum Lesen. Sind fünf bis sechs Stunden mit Zeitungen und eben so viel mit Schreiben hingebracht, so habe ich keine Leibes- und Seelenkraft mehr, anderes Zeug zu lesen; so bleiben eine Menge Dinge unvollkommen und unvollendet.

Wien, den 26. Mai 1852.

Der Don Juan von den Italienern ist die beste mise en scène, die ich je von der Oper gesehen habe, und die Aufführung ganz vortrefflich, obgleich nicht ganz nach der gewohnten deutschen Auffassung. Die Medori ist eine prachtvolle Donna Anna, und dennoch diametral von der Campi verschieden, die mir noch als Ideal vorschwebt. — Die Hitze ist unerträglich und man geht trotz alles Ausspritzens auf dem glühenden Pflaster wie auf einem heißen Backofen; wenn die Hitze so fortgeht, werde auf einige Tage nach Vöslau gehen, um Athem zu holen und dort im Teich baden zu können. Auch wegen der Kirche in Aussee habe ich wieder sehr angelegentlich gesprochen, und da der Statthalter jedenfalls zu uns kommt, so wird sich an Ort und Stelle die Sache am besten machen.

Wien, den 3. Juni 1852.

Das Wetter ist abwechselnd regnerisch, dann aber, wenn es sich wieder aufhellt, wunder angenehm; so stelle ich es mir nämlich vor, weiß es aber nicht, denn dazu müßt' ich nothwendig auf dem Lande seyn oder eine Equipage haben; denn zu Fuß Excursionen zu machen, ist, wie Sie wissen, nicht meine Sache, und eben so wenig mag ich für eine Spazierfahrt drei Gulden ausgeben.

— — Sie ißt ein wenig und schläft besser und fühlt sich durch beides neu gestärkt. Es ist für mich daraus ersichtbar: nämlich, daß die Homöopathie und Aläopathie ganz gleich in ihren Resultaten sind — eine curirt so viel als die andere, und ist es einmal aus, so hilft keine; ich will mir daher wenigstens die Marter des Medicineinnehmens ersparen und behandle meinen Husten daher immerfort mit meinen Kügelchen.

Den 4. Juni.

Gestern war ich in der Kunstausstellung, habe im Ganzen aber keine Arbeiten von Meistern gefunden. Aber man muß gestehen, daß die hiesigen Schüler sichtbare und erfreuliche Fortschritte machen. Eine Landschaft von Schwemminger finde ich sogar genial und möchte sie gern gewinnen. Von Dietz, der die Herrschau gemalt hat, ist auch ein Bild aufgestellt, die Belagerung von Belgrad; es ist aber darin eine Unruhe in der Farbe, wenn man so sagen darf, die störend wirkt; das Hellblau als Hauptfarbe macht keinen guten Effekt; überhaupt ist das Ganze meiner Meinung nach nicht gut aufgefaßt. Indeß ich will es mir, wenn ich Zeit habe, noch einmal ansehen, vielleicht hab' ich ihm Unrecht gethan.

Den 5. nicht viel zu berichten. Das Wetter ist schlecht und die Stadt wird leer. Heute Morgen hab' ich Briefe geschrieben und eine Menge offiziose, und so mag man machen, was man will, man kommt unter sechs Stunden nicht vom Schreibtisch weg, wenn man sich nicht mit Gewalt losreißt, was indeß auch seine Risis hat, denn dann muß man nacharbeiten, und so gewohnt ich bin, vor dem Essen zu sitzen und fortzuschmieren, so wenig schmeckt mir die Arbeit nach Tisch, und ich thue jede nur gezwungen. Abends war ich wie gewöhnlich bei Graf Fiquelmont, wo ich den Herzog von D. und Fürst Windischgrätz traf, der eben aus Prag von der Hochzeit seines dritten Sohnes gekommen ist. Der Herzog von D. scheint noch nicht die geringste Miene zu machen, sich hier den Inhalt seines Ehebetts zu holen, und die Aussichten der Aspirantinnen stehen unter Null. — Aus Belgien gehen täglich Nachrichten ein von dem Taumel, in den die Heirath des Herzogs von Brabant mit der Erzherzogin die ganze Bevölkerung gesetzt hat. Es ist eine ganz eigene Erscheinung, als ob Maria Theresia selbst wieder käme. Hübsch ist die Braut sehr, auch voll Talent und unglaublich begabt.

Daß die Obstbäume in Aussee Blüthen treiben, macht mir ungemein viel Vergnügen, selbst wenn die Früchte wieder abfallen sollten; wenn nur von jedem ein paar Proben übrig bleiben.

Wien, den 11. Juni 1852.

Vorgestern war ich nach Schönbrunn zu der Erzherzogin Sophie zum Thee geladen, wo ich die Fürstin

W., die mecklenburgische Prinzessin, traf. Ich war von derselben höchst angenehm überrascht. Ohne schön zu seyn, hat sie etwas ungemein Sympathisches und eine allerliebste Conversation, voll Natürlichkeit, Grazie und Verstand; mir hat lange keine junge fürstliche Person einen so befriedigenden Eindruck gemacht.

Daß Sie in Berlin so viel Grün und Blumen sehen, freut mich; ich bin nicht in der Lage und habe den ganzen Sommer keinen blühenden Baum gesehen und lebe hier etwas freier als in einer Kasematte. Vergessen Sie nicht, wenn Sie nach Sagan kommen, noch einmal die Hühnerfütterung anzusehen und sich einzuprägen; auch Braunschweiger Wurst müssen Sie mitbringen. Seit der Kaiser in Pesth ist, concentrirt sich Bewegung und Interesse dort und die ganze Stadt ist leer.

Wien, den 15. Juni 1852.

Heute Nacht hat es endlich das erstemal seit Monaten hier geregnet, obgleich über die Spinnerin am Kreuz hinaus überall Regen gefallen ist. Ich habe die letzten zwei Abende im Theater zugebracht; Sonntag in der Leopoldstadt und Montag im Kärnthnerthor. In der Leopoldstadt spielt die Schweriner Gesellschaft kleine Stücke verwunderlich gut, mit Schauspielern, die Alle in der Burg spielen könnten, obgleich kein einziger bedeutender dabei ist, aber ein paar ganz nette und hübsche Schauspielerinnen, gleichfalls nicht schlechter als, ein paar abgerechnet, die in der Burg. Man gab den Heirathsantrag in Helgoland und noch eine Posse recht gut. Im Kärnthnerthore war Riccis neue Buffa: il marito e l'amante. Wundervoll gut gegeben, die Medori zum Niederknieen, und so Alles vom ersten bis zum letzten. Diese Aufführung hat wohl auch zum ungeheuern Beifall der Oper beigetragen, in der Ricci gar nicht wieder zu erkennen ist, den ich sonst für ein musikalisches Kalb gehalten habe, obgleich die gute H. B. etwas in ihn verliebt war. Sie ist seit dem elisir d'amore das beste, was ich an komischen Opern gehört habe, weit über Don Pasquale, der diesen Winter immerfort gegeben wurde. Die Demeric Lablache ist eine wahre Prachtsängerin, und Debassini ein herrlicher Bariton.

Die Spargeln sind angekommen und sollen morgen auf Ihre Intention verzehrt werden; ich danke schon im voraus; ich wäre geizig genug, sie allein zu essen und sogar L. diesen Genuß vorzuenthalten, wenn er sich nicht so sehr verdient um mich gemacht hätte. Nun etwas Gutes. Weimar hat endlich direkte Anträge gemacht, und ich bin eben deßwegen in schriftlicher Verhandlung; ich habe darauf angetragen, mich zum Ministerresidenten zu ernennen, um mich mit den andern großherzoglichen Bevollmächtigten in's Niveau zu stellen, was ich persönlich, für meine sociale Stellung nicht brauche, die ohnehin dadurch keinen Zuwachs erhält, was aber wohl für die des Hofes passend wäre. Ich erwarte nun demnächst den Schluß der Sache.

In Aussee soll alles prächtig stehen. Wenn Sie mir mit Gründen und Ursachen und Verhinderungsmotiven kommen und mich besänftigen wollen, so ist das wahrhaft lächerlich! So lang man nicht reisen kann — kann man nicht; wenn man aber kann und nur eine Minute zögert, so verdient man hingerichtet zu werden. Ich rathe Ihnen daher, bringen Sie mich nicht auf's Aeußerste!

Den 16. Juni.

Die Spargeln habe ich bereits verkostet; sie sind sehr schön, wahre Prachtstücke, aber in der Gattung von den hiesigen weißen nicht unterschieden. Es ist ganz dieselbe Art, nur sind die Berliner nicht so weit aus der Erde gewachsen, daher auch nicht so lang, und die Köpfe noch weniger von der Sonne berührt; und noch immer muß ich darauf bestehen, daß die grünen, die übrigens bei weitem nicht so schön sind, in ihren besten Sorten süßer und angenehmer im Geschmack sind.

Gestern war ich wieder im Carlstheater, die Schweriner Truppe zu sehen, und bin wieder sehr zufrieden gewesen. Der Beifall war sehr groß und nur Eine Stimme über das Ganze. Wie kommt ein kleiner Ort, wie Schwerin, zu einem Theater, wie es große Städte nicht haben? Beim Theater fällt mir ein, Ihnen zu berichten, daß Fichtner noch immer so nervenschwach ist, daß man nicht weiß was daraus werden soll. Der Verlust wäre unersetzlich.

Wien, 19. Juni 1852.

Gestern war großes Diner bei Westmoreland, bei dem ich war und Bismarcks Bekanntschaft machte. Er ist ein ungemein artiger Mann, kaum Vierzig, der einen sehr angenehmen persönlichen Eindruck macht. Wir werden diesen Sommer eine Menge Gäste bekommen. Kriehuber, den Maler, habe ich engagirt, bei uns zu wohnen, wenn er nach Aussee kommt; er ist ein sehr angenehmer Mensch.

Als A. gestern zu mir in's Zimmer trat, erschrack ich und meinte, sie müsse noch heut Abend sterben; sie sah wie eine Todte aus. Als ich heute früh zu ihr schickte, war sie aus, um vier kam sie zum Essen und

Abends fuhr ich mit ihr in's Leopoldstädter Theater, was sie sehr gern sehen wollte, weil sie gehört hatte, daß die Fauteuils sehr schön und bequem wären. Als wir hinkamen, war sie aber gar nicht zufrieden und machte mich sehr aus, daß die Fauteuils nicht waren, wie sie sich gedacht hatte. Sie hatte geglaubt, jeder Fauteuil stehe für sich, und nun wären es nur Sperrsitze mit Armlehnen; sie unterhielt sich indeß ganz erträglich.

Wohl haben Sie recht, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt; diese Erfahrung kann niemand mehr machen, als wer in einer Position wie die meinige steht, wo ihm allerlei Personen und Dinge zu vollständigster Kenntniß gebracht werden und man sich keinen Zweifeln hinzugeben vermag und keiner Illusion, wenn man auch noch so gern wollte. Was aber Gold ist — und sogar alles, was Goldkörner in sich trägt, das soll man hoch und fest halten; aber ein ehrlich Gemüth macht wenig Glück im Leben, und wenn ich meine Existenz doch im Ganzen eine glückliche nennen muß, so weiß ich, wo das herkommt; das ist mir am 10. September 1836 um sechs Uhr Abends prophezeit worden,* als die Prophetin schon den Himmel offen sah, in dem sie jetzt wohnt.

* Seine sterbende, von ihm wie eine Heilige verehrte Frau sagte ihm in den letzten Augenblicken ihres Lebens: „Pepi, du wirst noch sehr glücklich seyn!“ und Alles, was ihm Gutes geschah, führte er auf diesen Ausruf zurück.

(Fortsetzung folgt.)

An Eduard Mörike,

als die Nachricht verlautete, daß er eine neue Ausgabe seines „Maler Nolten“ vorbereite.

Thereile * spricht:

Gruß dir, mein Herr und Vater! — Wie, du prüfest mich
Erstaunten Blicks? Ich bin's — Thereile — glaub' es nur!
Hast mich doch nicht unväterlich vergessen gar?
Bin immer noch der lieblich böse Plagegeist;
So neckisch derb, so zierlich, ganz so allerliebst,
Wie du mich einst erschaffen, so vergaukl' ich nun
Mein Leben in den Reichen sel'ger Märchenwelt.
Da schon der Abend dunkel auf der Erde ruht,
Bin ich behende leichten Schritts zu dir geschlüpft,
Dich auch zu plagen? — Nein, mit süßem Schmeichelwort,
So süß, als hätt'st du selber mir es eingehaucht,
Möcht' ich gefällig dich umkosen, möchte gern
Um's liebe Haupt dir spielend schweben, deinen Geist
Umstricken ganz mit Netzen schelmischer Tändelei,
Auf daß mir ohne Widerstand dein edles Herz
Sich füge; denn — bekennen will ich's unverweilt —
Dir eine Botin komm ich; meiner Schmeichelkunst
Vertrauend, hat mich Agnes her zu dir entsandt —
Rührt dir der Name wunderbar nicht Herz und Sinn? —
Und Theobald und Larkens. Still im Schattenreich
Der Poesie rann ihnen Jahr auf Jahr dahin,
Bis endlich ihnen freud'ge Kunde scholl hinab,

* Für diejenigen Leser, die sich bis auf den heutigen Tag noch nicht den Genuß der Mörike'schen Dichtung vergönnt haben, sey hier bemerkt, daß in einem dramatischen Spiel, welches der Dichter dem Roman eingefügt hat, der Elfenfürstin Thereile eine Hauptrolle zugetheilt ist. Agnes, Theobald und Larkens, die später genannt werden, sind die Hauptpersonen des Romans.

Du wollest mit geweihtem Wort sie abermals
Heraufbeschwören an der Sonne heitres Licht.
Nun harren sie verlangend deines Zauberspruchs,
Der sie noch einmal vor der Menschen Blick beruft,
Um lauter stets und lauter zu verkünden,
Was du so köstlich ihnen einst in's Herz gelegt.

O sprich es aus, das lebensmächt'ge Zauberwort!
Noch regt sich dir im Busen heil'ge Jugendkraft,
Und um dich her rauscht Leben noch in vollem Strom:
Die Hand des Alters tastet nicht den Dichter an.
Noch glüht die Sehnsucht, wacht die Liebe, tausendfach
Gestaltet blüht die Schönheit auf in mildem Reiz,
Winkt dir bezaubernd, will von deinen Armen fest
Auf's neu und immer fester noch umschlungen seyn.
In unerschöpfter Fülle wogt die reiche Welt
Vor deinem Aug, vorüber die im Reihentanz
Schwebt Bild an Bild; verlockend blickt's dich an, und zieht
Mit süßem Zwang in duft'ge Fernen dich hinaus,
Wo deiner Jugend wunderreiche Heimath war,
Wo „süß der Nachtwind noch dir Wiese streift," wo hell
Aus unentweihten Tiefen sprudelnd bricht hervor
Der Zauberborn des Liedes, draus du einst geschöpft,
Und Elfen schalkhaft grüßen aus den Büschen dich
Und winden Kränze deinem Haupt. — O komm, o komm,
Neu singe, heil'gen Muthes voll, dein Jugendlied!

Nun hab' ich zierlich meine Botschaft vorgebracht.
Du zürnst mir nicht, ich hoff' es, bist gerührt sogar,
Und winkst Gewährung denen dort im Schattenland.
Das thust du, Vater, mir zu Lieb. Doch fragst du mich,
Warum doch ich, als eine hochromantische
Person, die sonst mit Reimen hübsch zu klingeln weiß,
Mich würdevoll des classischen Senars bedient: —
Auch dieß geschah gar klüglich mit Bedacht, um dir
Zu schmeicheln in demselben Maß, das deinem Wort
So lieblich ansteht, deiner holden Rede sich
Gefügig anschmiegt, mit so weicher Melodie,
Daß altromantischem Vorurtheil wir längst entsagt,
Und fleißig uns in dieses Metrum eingeübt.
Ja, ja, wir Elfen deiner Zucht sind sehr geschickt.

Nun aber fort! mich rufen meine Schwesterlein.
Beginnen soll der Reigen bald beim Sternenglanz.
Leb wohl! Ich rühre deine Stirn mit leisem Kuß;
Bewahr's im Busen treulich, was Thereile sprach!

Michael Bernays.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Wirkungen des Kriegs. — Der Berliner Witz. — Berlin die Blumenstadt. — Postreform.

Das Interesse an dem Krieg, welches bei dem langen Ausbleiben von aufregenden Nachrichten schon etwas erkaltet war, ist seit dem Vorrücken der Deutschen in Jütland wieder außerordentlich lebhaft geworden, und drückt unserer Stadt mehr und mehr seinen Stempel auf. Es bewährt sich da von Neuem, daß der Krieg nicht bloß ein Zerstörer, sondern auch ein Ernährer ist. Hier nimmt, dort gibt er. Das Blut, das unsere Soldaten auf dem Schlachtfeld vergießen, wird von der Industrie mit alchemistischer Kunst in Gold verwandelt. Die Haupternte fällt natürlich den Waffenschmieden, Lieferanten und Zeitungsbesitzern zu, aber auch tausend andere Gewerbszweige, die mit dem Kriegswesen nicht in der entferntesten Beziehung zu stehen scheinen, wissen sich ihren Theil zu sichern. Auf zwei Berliner Theatern werden allabendlich die Thaten unserer Truppen vorgeführt, und die patriotischen Spektakelstücke machen allabendlich übervolle Häuser. Kriegerische Melodien locken das Publikum in die Concertsäle und Bierhäuser, an denen Berlin einen solchen Ueberfluß hat, daß man kaum begreift, wo sie die nöthige Kundschaft hernehmen.

und doch gedeihen diese Anstalten meistens. Wunderbar ist die Betriebsamkeit der Kartenzeichner, Lithographen und Photographen. Wohin das Auge sich richtet, Karten des Kriegsschauplatzes, Plane des Dannewirke (diese bereits ein wenig staubig), der Düppeler Schanzen, der Werke von Fridericia; Schlachtenbilder, Kriegsscenen, colorirt und uncolorirt, in allen Größen, zu allen Preisen. Je billiger, desto besser der Markt. Am besten gehen die bunten, in Neuruppin (ein paar Stunden von hier) angefertigten Bilderbogen mit Schlachtenscenen ab. Die Läden, wo sie zu dem bescheidenen Preise von 1 Sechser (1/2 Groschen) das Stück verkauft werden, sind förmlich belagert, und zwar nicht allein von der jungen Generation, die eine fabelhafte Kriegsbegeisterung zur Schau trägt, und ihre friedlichen Spiele auf dem Altar des Kriegsgottes geopfert hat. Der Garnisonssoldat, der den Ruhm seines glücklicheren Kameraden in Schleswig oder Jütland beneidet; das Dienstmädchen, welches eine oder mehrere „Flammen" im Felde hat — sie wollen die Kämpfe sehen, von denen sie so viel gehört haben; und da die Phantasie bei den untern Klassen, wie bei den Kindern (und aus den gleichen Gründen), sehr stark entwickelt ist, so fällt es ihnen nicht schwer, sich unter dem blauen Klecks auf dem Sechserbogen den Kameraden oder Geliebten vorzustellen, und beim Anblick der purpurrothen Kleckse, die Blutlachen bedeuten, sich von den Schauern des Schlachtfeldes durchrieseln zu lassen.

Trotz aller früheren Hetzereien der Fortschrittspresse schwärmt man hier für die österreichischen Waffenbrüder. Dieser Tage besuchten einige aus Schleswig zurückgekehrte Oesterreicher das Colosseum, ein bekanntes Vergnügungslokal. Sobald man sie bemerkte, brach ein gewaltiger Jubelsturm los; die Hochs wollten nicht enden, und unter den Klängen des Schleswig-Holstein-Liedes wurden die Gäste schließlich mit substantielleren Liebesbeweisen so überhäuft, daß sie von der Last beinahe erdrückt worden wären und auf dem Heimweg nicht so gerade zu marschiren vermochten, wie weiland im Angesichte der dänischen Bajonette.

Jeder Truppenzug auf der „Gürtelbahn," welche die verschiedenen Bahnhöfe der Stadt verbindet, bietet Anlaß zu einem kleinen Volksfest. Wie die Leute die Ankunft der Truppen stets zu rechter Zeit erfahren, ist mir ein Räthsel; ich möchte fast an Sympathie glauben. Thatsache ist, daß es nie an dem Material fehlt, das zu einer patriotischen Demonstration erforderlich ist. Freilich das „Witzemachen" können die bei solchen Gelegenheiten immer stark vertretenen Bummler und Straßenjungen trotz aller Begeisterung nicht lassen; es ist nun einmal ihre Art. So ist es z. B. in meinem Stadtviertel ein stereotyper Spaß, die abfahrenden Soldaten mit dem Ruf zu begrüßen: „Schlestein-Holswig soll leben!" Auch dem „alten Wrangel" wird gewöhnlich ein Hoch mitgeschickt, das keineswegs überwiegend ironisch ist, obgleich sich ein Bischen Spott einmischen dürfte. Dieser alte Haudegen, dem unsere Straßenjugend bis zu seiner Abreise, so oft er Sonntags von oder nach der Parade ging, ein weniger glänzendes als geräuschvolles Geleite zu geben pflegte, erfreut sich ungeachtet der 1848er Erinnerungen bei den Berlinern einer eigenthümlichen Popularität. Ein Freund, den ich nach der Ursache fragte, antwortete mir, es sey, weil der biedere Feldmarschall das mir und mich so consequent verwechsle; die Ungebildeteren sehen darin einen Beweis, daß er ihnen angehöre, und fühlen sich so zu dem vornehmen Herrn emporgehoben, was ihrer Eitelkeit schmeichle, und die Gebildeten finden in dem Gebrechen (auf das der Inhaber beiläufig mit einem gewissen Soldatenstolz blickt) eine unerschöpfliche Quelle für gute und schlechte Witze, und dadurch sey allmählig eine dankbare Zuneigung in ihnen aufgekeimt. Vielleicht liegen noch weitere Gründe vor, aber ich bin überzeugt, im Wesentlichen hat mein Freund Recht. Der Berliner Witz zeichnet sich, im Gegensatz zu dem französischen Witz, durch eine auffallende Zärtlichkeit für die Personen und Dinge aus, welche ihm zur Zielscheibe dienen. Er hat an sich selber ein Behagen, das auch in dem Getroffenen Behagen erzeugt. Der französische Witz hat die Schnelligkeit und Kraft des Blitzes, er schlägt manchmal ein, und hat schon Throne zerschmettert. Der Berliner Witz, ein eigenes Gemisch von deutschen, wendischen und jüdischen Elementen, ist bloß ein harmloses Wetterleuchten, das die heiße Luft abkühlt und niemand ein Leid zufügt. Der französische Witz reizt zur That, der Berliner Witz hält von ihr ab; er gilt dem Berliner schon als genügende That. So lange die Berliner Witze machen, sind sie unschädlich. Ich sah neulich zwei Fuhrleute, die sich gegenseitig festgefahren hatten; sie überschütteten einander mit den üblichen Schimpfworten, eine Prügelei schien unvermeidlich, da machte der Eine von ihnen auf seinen Gegner einen Witz, der die Zuschauer zum Lachen reizte, der Andere zahlte mit gleicher Münze zurück und der Landfrieden ward nicht gestört. Auf ähnliche Scenen stößt man jeden Tag. Darum sind Prügeleien außer mit der Polizei, die nach Berliner Begriffen vogelfrei ist, hier so selten. Hören die Berliner einmal auf, Witze zu reißen, dann sind sie vielleicht gefährlich. Ich sage vielleicht, denn die Berliner Geschichte bietet noch keinen festen Anhaltspunkt; war doch die Berliner Revolution von 1848 genau genommen auch nur ein Berliner Witz. Herr von Bismarck kennt den harmlosen Charakter des Berliner Witzes; deßhalb hütet er sich wohl, den „Kladderadatsch" zu unterdrücken. Er weiß, daß er von dem Momente an vergleichungsweise sicher war, wo der „Kladderadatsch" ihn angriff und ihm die classischen drei Haare auf den Vorderkopf setzte, was, nebenbei bemerkt, noch drei zu viel sind. Kurz, weit entfernt, dem Kladderadatsch zu zürnen, liebt ihn Herr von Bismarck, wie man einen boshaften Freund liebt, der uns das Leben gerettet hat, und dafür berechtigt zu seyn glaubt, sich dann und wann auf unsere Kosten zu belustigen. Er soll sogar für den Kladderadatsch schreiben. In früheren Zeiten hat er

es jedenfalls gethan. Ein anderer Mann, den sich der Kladderadatsch, dieser Vertreter des Berliner Witzes, zu großem Dank verpflichtet hat, ist der französische Kaiser. Wenn ER heute von Tausenden in Deutschland als verkörperte Vorsehung angestaunt wird, als allumfassender Genius, der die Welt an den Fäden seines Geistes lenkt, als ein nie irrender Rechenmeister, den höchstens die Reize einer schönen Frau, noch dazu seiner angetrauten Gattin, von Zeit zu Zeit aus seiner Bahn treiben können, eine Schwäche, die den sonst Unnahbaren nur ziert, so schuldet ER das hauptsächlich den Witzen und Carricaturen seines guten Feindes Kladderadatsch. Doch brechen wir ab. Wir werden vermuthlich noch später Gelegenheit haben, uns mit dem Berliner Witz zu beschäftigen.

Am dritten April wird die dießjährige Blumenausstellung des „Vereins zur Beförderung des Gartenbaus" stattfinden. Man darf Ausgezeichnetes erwarten. Nirgends in der Welt ist die Blumenzucht so ausgebildet wie hier. Nirgends, außer etwa in Italien, sieht man so schöne Blumen und in solchen Massen. Berlin, so prosaisch es im übrigen seyn mag, verdient den Namen der Blumenstadt. Was sind die Blumen von Coventgarden und vom Sydenhamer Krystallpalast neben den Blumen Berlins? Es ist, als ob die Sandwüste, in der die Stadt liegt, und die ohne Zwang keinen Grashalm hervorschießen läßt, die Bewohner herausgefordert und in ihnen den ehrgeizigen Wunsch erweckt hätte, den Beweis zu liefern, daß der Mensch die Natur, auch unter den ungünstigsten Bedingungen, überwinden und selbst aus der Wüste ein Paradies schaffen kann. Beiläufig hat sich die Kunstgärtnerei in Berlin zu einem sehr ausgedehnten und einträglichen Gewerbszweig entfaltet, der über tausend Menschen ernährt.

Wie die Zeitungen melden, geht unsere Postbehörde mit dem Gedanken einer Ermäßigung des Briefportos um. Für diejenigen Entfernungen, welche gegenwärtig ein und zwei Silbergroschen kosten, soll in Zukunft der gleichförmige Satz von einem Silbergroschen bestehen, und das Porto für die weiteren und weitesten Entfernungen zwei Groschen betragen. An dem Plan, dessen Ausführung gesichert scheint, haben wir eine Hoffnung und einen Tadel zu knüpfen — die Hoffnung, daß er nicht bloß auf Preußen, sondern auf das gesammte Vaterland angewendet werde — den Tadel, daß die Maßregel, obgleich immerhin ein Fortschritt, doch nur ein halber Schritt vorwärts ist. Wozu die zwei verschiedenen Portosätze? warum nicht Ein Silbergroschen für alle einfachen Briefe? Ein Silbergroschen ist mehr als ein englischer Penny, und jedermann weiß, welche Vortheile die Pennypost in England dem Publikum und dem Staate gebracht hat. In Deutschland würde der Erfolg ohne Zweifel ein eben so glänzender seyn. Politische Hindernisse dürften schwerlich obwalten, und können nicht obwalten; denn welche Regierung wäre heutzutage so verblendet, die Beförderung des Verkehrs für staatsgefährlich zu halten? Aber der deutsche Zopf ist im Weg, diese ängstliche Scheu vor dem Neuen, diese krankhafte Pedanterie, die im alten Geleise fortschleichen will, und die staubige Ueberlieferung dem frischen Leben vorzieht.

Der heurige Winter ist merkwürdig zäh. Gestern hatten wir einen Schneesturm, der dem wüstesten Februar Ehre gemacht hätte, und vergangene Nacht war es so empfindlich kalt, daß die Eisenhändler ihre Schlittschuhvorräthe wieder in die Schaufenster gestellt haben. Mögen sich die kaufmännischen Hoffnungen dieser Herren nicht erfüllen!

Newyork, Februar.

Die Flucht der gefangenen Unionsoffiziere. — Ueberraschende Wirkungen des Kriegs.

Unter den minder wichtigen Ereignissen des Krieges hat seit langer Zeit nichts so große Freude erregt, als das Entkommen von fünfzig Unionsoffizieren aus den Gefängnissen der Rebellen in Richmond. Unter gewöhnlichen Umständen ist freilich Kriegsgefangenschaft als kein so besonderes Unglück zu betrachten; allein Kriegsgefangenschaft in den losgerissenen Staaten, deren Bevölkerung für die Aufrechthaltung und Ausbreitung der Sklaverei die Waffen gegen ihre Mitbürger erhoben hat, ist eine sehr verschiedene Sache von dem, was sie in der civilisirten Welt ist, und alle Barbareien und Unmenschlichkeiten vergangener Jahrhunderte werden dort jeden Tag von neuem verübt. Alle Qualen, welche Ueberfüllung der Gefängnisse, Unreinlichkeit, Hunger und harte Behandlung nur verursachen können, hatten die Gefangenen von jener „südlichen Ritterschaft" zu erdulden, welche, während sie doch nur für das Recht kämpft, zu knechten und zu unterdrücken, die Mitwelt glauben machen möchte, daß sie sich einzig zur Vertheidigung ihrer eigenen gekränkten Rechte erhoben habe. Um die Lage der Gefangenen vollends unerträglich zu machen, ist ihnen selbst die Aussicht baldiger Befreiung durch Auswechslung geraubt, da diese seit mehreren Monaten

nicht mehr stattfindet, in Folge der hartnäckigen Weigerung der Rebellen, die Neger, welche ihnen in die Hände fallen, als Kriegsgefangene zu behandeln und herauszugeben, so daß auf beiden Seiten die Gefangenen mehr und mehr anwachsen. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Gefangenen, zur Verzweiflung getrieben, sich entschlossen — gleichviel mit welchen Anstrengungen und Gefahren — sich den Weg zur Freiheit selbst zu bahnen. Sieben bis acht derselben beschlossen nach langem Berathen einen unterirdischen Weg von dem Keller des Gefängnisses bis zu einem Punkt außerhalb desselben zu graben. Jede Nacht wurden die Arbeitenden vermittelst eines Stricks durch einen Schornstein in den Keller hinuntergelassen, und trotz der Schwierigkeiten, die sie mit ihren ungenügenden Werkzeugen fanden, wurde das mühsame Werk mit der höchsten Ausdauer ausgeführt. Die ausgegrabene Erde, welche, wenn gefunden, leicht zur Entdeckung des Anschlags geführt hätte, wurde unter altem Bettstroh versteckt, das in den Keller hinabgeworfen wurde. Als man jedoch zu einer Tiefe von einigen Fuß gelangt war, ließ die Erde sich nicht mehr mit den vorräthigen Werkzeugen in die Höhe schaffen; aber die Noth macht erfinderisch; ein Spucknapf wurde an einem Bindfaden in die Vertiefung hinabgelassen und mit Erde gefüllt wieder heraufgezogen. Allein bald stellten sich größere Hindernisse in den Weg. Eine Reihe Pfähle von wenigstens einem Fuß Durchmesser versperrte ihnen den Durchgang, und als es ihnen gelungen war, durch ausdauerndes Arbeiten mit Federmessern und allen andern schneidenden Gegenständen, deren sie habhaft werden konnten, einige der Pfähle durchzusägen, gelangten sie zwar auf einen Abzugskanal, den sie sich anfänglich zum Pfad ausersehen hatten, doch nur um zu finden, daß derselbe durch den Strom des schmutzigen Wassers und der darin erzeugten verdorbenen Luft ganz unzugänglich war. So war also die lange harte Arbeit umsonst gewesen. Doch so stark war das Sehnen nach Freiheit, daß beschlossen wurde, durch einen neuen Tunnel einen Weg nach einer jenseits der Straße gelegenen Wagenremise zu bahnen, und von neuem wurde die Arbeit begonnen. Allein kaum waren ein paar Händevoll Erde aufgegraben, als eine steinerne Mauer, die, wie sich später fand, drei Fuß dick war, das weitere Vordringen sperrte. Doch die unermüdliche Ausdauer der Gefangenen ließ sich nicht abschrecken, und nach neunzehn Tagen, während deren sie bei Tag und Nacht mit Feder- und Taschenmessern gearbeitet hatten, bezwangen sie Stein und Kalk und stießen jenseits der Mauer wieder auf die Erde.

Nachdem auf diese Weise ein Gang von wenigstens fünfzig Fuß Länge ausgegraben war, glaubten die Arbeitenden weit genug gelangt zu seyn, und fingen an in die Höhe zu graben, als sie nahe an der Oberfläche die Wachen mit einander sprechen hörten und entdeckten, daß sie sich noch drei Fuß von dem Zaun befanden, der die Remise umgab. Bei dieser Gelegenheit verursachte das Fallen eines Steins ein sehr vernehmliches Geräusch und einer der Wache rief seinen Gefährten und fragte, woher dasselbe wohl kommen möge? Dieser schrieb es Ratten zu, und nachdem sie ein paar Minuten gehorcht hatten, ohne weiter etwas zu vernehmen, gingen sie ruhig ihres Weges. Der Tunnel wurde nun noch um sechs bis sieben Fuß verlängert, und als endlich die Arbeitenden bereit waren, an's Tageslicht zu treten, wurde den übrigen Gefangenen mitgetheilt, daß ein Weg zur Flucht offen sey. Einhundertundneun derselben entschlossen sich, den Versuch zu wagen; andere lehnten ab, weil sie die Folgen fürchteten, denen sie sich aussetzten, im Fall sie wieder eingefangen werden sollten, und einige meinten durch ihre Flucht in Widerspruch mit dem von der Regierung aufgestellten System der Auswechslung zu gerathen.

Endlich, nach mehr als zwei Monaten Arbeit, Abends um halb neun Uhr, wurde die Flucht bewerkstelligt. Die Gefangenen hatten sich in Abtheilungen von zwei, drei und vier gesondert, deren jede auf einem andern Wege die Linien des Unionsheeres zu erreichen suchen sollte. Es war ausgemacht, daß diejenigen, welche den Tunnel gegraben hatten, eine Stunde vor den übrigen das Gefängniß verlassen sollten; allein die Zeit war noch lang nicht um, als die Gefangenen ihre Ungeduld nicht länger bemeistern konnten, und einer nach dem andern wurde durch den Kamin in den Keller hinuntergelassen. Der Offizier, aus dessen Mittheilungen diese Einzelheiten entnommen sind, war einer der letzten, welche das Gefängniß verließen, und durch ein Fenster konnten er und seine Gefährten die Flüchtlinge durch eine Pforte am andern Ende des Zaunes kommen sehen, der die Remise umgab, um dann anscheinend unbefangen das Weite zu suchen. Eine Stunde nach der andern verstrich auf diese Weise, denn da der Tunnel so eng war, daß nur Ein Mann auf einmal hindurch konnte, so wurde die Flucht nur sehr langsam bewerkstelligt. Mit Beklemmung sahen die Zurückbleibenden den Flüchtlingen nach, deren einige unvorsichtig aus der Umzäunung hervor in das helle Gaslicht traten. Viele waren indessen meist in Civilkleidung, und da außerdem alle Wachen gestohlene oder erbeutete Uniformen der Vereinigten Staaten trugen, so war von dieser Seite nicht viel zu besorgen.

Zwischen ein und zwei Uhr Morgens wurden die Straßenlaternen ausgelöscht, und die Flucht konnte mit weniger Gefahr bewerkstelligt werden. Einige der Offiziere waren in Folge der langen Gefangenschaft und schlechten Behandlung so matt und entkräftet, daß man sie durch den Tunnel schleppen mußte. Es war halb drei Uhr, als endlich die letzten aus dem Tunnel an die freie Luft heraustraten, und in demselben Augenblick hörten sie die Schildwache nur wenige Fuß entfernt ausrufen: „Posten Nr. 7 halb drei Uhr Morgens, Alles ruhig!“

Die größten Gefahren und Mühseligkeiten hatten die Flüchtlinge jedoch erst zu bestehen, nachdem sie das Gefängniß hinter sich hatten. Sie hatten eine weite Reise in

einem feindlichen und wenig angebauten Lande zu machen, ehe sie hoffen durften, einen Posten des Unionsheeres zu erreichen. Sie mußten Flüsse und Sümpfe durchwaten, hatten viel von Hunger und Kälte zu leiden, und waren oft in großer Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen. Sie würden auch wohl schwerlich durchgekommen seyn, wenn sie nicht in den Negern, denen sie auf ihrer Flucht begegneten, die wohlwollendsten, zuverlässigsten und hülfreichsten Freunde gefunden hätten. Die Neger zeigten ihnen den Weg, lehrten sie die Posten der Rebellen vermeiden, beherbergten sie und versorgten sie mit Lebensmitteln, bis sie endlich so glücklich waren, auf eine Abtheilung Cavallerie der Vereinigten Staaten zu stoßen, die nach ihnen und ihren Gefährten ausgeschickt war, von denen einige bereits früher angelangt waren. Leider erfahren wir aus den südlichen Zeitungen, daß viele der Flüchtlinge wieder ergriffen worden seyen, was indessen doch noch etwas zweifelhaft erscheint, da man weiß, daß die edeln Ritter des Südens ein für allemal nicht im Stande sind, in ihren Berichten der Wahrheit treu zu bleiben.

Als vor drei Jahren die Kriegswolken sich immer drohender zusammenzogen und die Freunde und Bundesgenossen der rebellischen Sklavenhalter das Volk durch eine Art Einschüchterungssystem zur unbedingten Nachgiebigkeit, ja Unterwerfung unter eine drohende Minderzahl zu zwingen versuchten, war eine ihrer Lieblingsprophezeihungen, daß ein Krieg den Wohlstand der Nation auf Generationen zu Grunde richten, kein Kaufmannshaus stehen bleiben und Gras in den Straßen von Newyork wachsen würde. Dieses Gras besonders war eine stehende Drohung geworden, die so häufig wiederholt und ausgebeutet wurde, daß wenn aller imaginäre Grassamen, der auf diese Weise ausgesäet wurde, wirklich fruchtbar geworden wäre, man wenigstens die Pferde einiger Cavallerieregimenter mit der Ernte hätte füttern können. Statt eines solchen Heusegens, den ein gläubiger Reisender aus dem Süden möglicherweise hier anzutreffen erwarten möchte, würde derselbe nicht wenig überrascht seyn, außer allen andern Zügen, welche dem Treiben in Newyork eigenthümlich sind, fast alle Hauptstraßen von Eisenbahnen durchzogen zu finden, den sichersten Zeichen zunehmenden Verkehrs und Wohlstandes. Diese Stadteisenbahnen, auf denen die Wagen, welche bis an dreißig Personen fassen können, von zwei Pferden gezogen werden und im Laufe der Zeit die gewöhnlichen Omnibusse fast ganz verdrängen werden, sind in Newyork eine Einrichtung der neuern Zeit, höchstens zwölf bis fünfzehn Jahre alt. Vor zehn Jahren gab es erst vier Linien, welche seitdem auf zehn angewachsen sind, und jetzt ist ein Unternehmen im Gang, durch welches die ganze Stadt von einem förmlichen Netz von Eisenbahnen durchzogen werden soll, zu denen die Schienen schon gelegt sind. Selbst Broadway, der sonst eine unüberschreitbare Grenze zwischen dem Osten und Westen bildete, hat im obern Theil der Stadt seine Eisenbahn, während er im untern von mehreren Bahnen durchschnitten ist, und bald eine vollständige Verbindung in allen Richtungen hergestellt seyn wird.

Diese Stadteisenbahnen gehören zu den großen Bequemlichkeiten des hiesigen Lebens, da sie durch ihren niedrigen Preis — fünf Cents, etwa zwei Silbergroschen, für Entfernungen von mehr als einer deutschen Meile — selbst dem Arbeiter zugänglich sind und den ausgedehntesten Verkehr möglich und leicht machen. Man sollte denken, daß eine Art der Beförderung, die durch ihren niedrigen Preis so recht eigentlich eine demokratische Einrichtung ist, von den höheren Ständen verschmäht und gemieden werden würde, allein dieß ist hier durchaus nicht der Fall. Welchen Vorurtheilen man auch in andern Dingen huldigen mag, so ist man doch zu aufgeklärt, um eine bequeme und immer bereite Beförderung zu verschmähen, bloß weil sie nicht exclusiv ist und einen auf denselben Fuß mit dem Arbeiter stellt. Der reiche Geschäftsmann, der über Hunderttausende, ja über Millionen verfügt, fährt am Morgen von seinem Palast in der fünften Avenue auf der Eisenbahn hinunter nach seinem Geschäftslokal, und schätzt sich noch glücklich, wenn es ihm gelingt, einen Sitz zu erobern, da um diese Zeit der Andrang so groß ist, daß noch viele Passagiere hinten auf dem Tritt stehen, oder sich zwischen den Sitzen drängen. Selbst die Damen machen keine Umstände, und die elegante Frau oder Tochter des mächtigen Geldherrschers läßt sich die Nachbarschaft der irländischen Waschfrau mit ihrem Korb oder des gewöhnlichen Arbeiters gefallen, so widerwärtig derselbe durch sein unausstehliches Tabakkauen auch dem vorurtheilslosesten Demokraten werden mag.

Am Abend, gegen die Zeit, wenn Theater und Concerte anfangen, sieht man ebenfalls Omnibusse und Eisenbahnwagen von der eleganten Welt gefüllt. Sogar Leute, die ihre eigene Equipage haben, benutzen gelegentlich die immer parate Eisenbahn.

Ueberhaupt, so weit die Eisenbahnen einen Maßstab abgeben, zeigt sich ein überaus blühender Zustand; denn auch die großen Verbindungsstraßen des Landes können nicht mehr dem Andrang der Passagiere genügen und sind geschäftig, neue Locomotiven und Waggons zu ihrer Aufnahme anfertigen zu lassen; die Actien einiger derselben stehen 110, 115, ja manche sogar bis 130 und 140 Procent. Im Ganzen stellt sich mehr und mehr heraus, daß der Krieg, obgleich er dem Lande eine große Schuldenlast aufgeladen, auf der andern Seite die unerschöpflichen Quellen des Reichthums, welche dieser Continent besitzt, erst in ihrem ganzen Umfang an's Licht gezogen hat. In keinem andern Land wurde vielleicht jemals auf so kostspielige Weise Krieg geführt, aber schwerlich wurden auch anderswo solch ungeheure Kosten mit so viel anscheinender Leichtigkeit bestritten. Newyork, wie alle großen Städte, hat seine dunkeln Seiten, seine Verhungernden, seine „mystères" und „misérables," die noch auf ihre Eugene Sue und Victor Hugo warten; aber dafür gibt es gewiß wenig Städte in Europa, in denen ein verhältnißmäßig

so großer Theil der Einwohner alle Behaglichkeit und allen Luxus des Lebens genießt. Jede große Stadt hat ihre Geldherrscher, ihre Rothschilde in größerem oder kleinerem Maßstab, aber schwerlich macht man sich im Ausland eine Vorstellung von dem Glanz und Ueberfluß, in welchem hier viele Tausende leben, die noch nicht im Vorbeigehen erwähnt werden, wenn von sehr reichen Leuten die Rede ist, und die doch in Lebensweise, Vermögen und Glanz ihrer Umgebungen es mit der Aristokratie der meisten europäischen Länder aufnehmen können.

Ein Blick auf die Wohnungen der wohlhabenden Newyorker läßt auf das Uebrige schließen. Die großen, aus einer einzigen Scheibe bestehenden Fenster, die Steinverzierungen der Häuser, die prächtigen Teppiche, welche alle Räume von oben bis unten bedecken, die ungeheuren Spiegel, die mit der schönsten Schnitzarbeit gezierten Möbeln, die eleganten Gaskronleuchter, alles das bekundet und erfordert wirklichen soliden Reichthum. Häufig haben europäische Reisende den schlechten Geschmack der Amerikaner lächerlich gemacht, der sich nach ihnen in albernen, kindischen Verzierungen, schlechten Bildern oder in der ungeschickten Zusammenstellung heterogener Gegenstände kund geben soll. Dieß mag hin und wieder vorkommen, besonders wo Leute plötzlich reich geworden sind, ohne sich noch in die Gewohnheiten und den Zuschnitt der höheren Gesellschaft hineingelebt zu haben, allein im Allgemeinen findet entschieden das Gegentheil statt. Schöne Broncezierungen, interessante Curiositäten aus allen Ländern und gute Kupferstiche schmücken häufig die Empfangzimmer, und gar nicht selten findet man selbst werthvolle Gemälde. Auch an Büchern fehlt es nicht, und in jedem einigermaßen wohlhabenden Hause findet man ein kleines Bibliothekzimmer, das gewöhnlich mit einer Auswahl guter Werke ausgestattet ist. Wie viel diese benutzt werden, zeigt sich freilich nicht auf den ersten Blick, indessen beweist doch schon ihr bloßes Daseyn wenigstens, daß man die Nothwendigkeit der Bildung und den Werth der Literatur bis zu einem gewissen Grade anerkennt.

Genf, März.

Das Calvinfest. — Neuere polemische Schriften über den Reformator. — Gaberels Kirchengeschichte Genfs. — Calvin dramatisirt.

Wenige Monate später, als vor drei Jahrhunderten in Pisa ein Kind das Licht der Welt erblickte, welches dazu bestimmt war, dereinst dem menschlichen Geiste neue Bahnen in der Erkenntniß der Natur und des Weltalls zu erschließen und für ewige Zeiten als einer der größten Märtyrer der Wahrheit von der Menschheit verehrt zu werden, schloßen sich im Norden der Alpen, an den gesegneten Ufern des blauen Genfersees, die Augen eines Mannes, der einen nicht minder bedeutenden Platz in der Weltgeschichte einnimmt, wenn auch die Urtheile über die Würdigkeit dieses Platzes nicht so positiv, ja sogar sehr verschieden und mit den Fortschritten der historischen Forschung selbst immer zweifelhafter und ungünstiger lauten. Am 27. Mai 1564 starb in Genf Johannes Calvin, einst als armer Flüchtling auf unsteter Wanderung dorthin gelangt, um später der unumschränkte Gebieter aller Willensmeinungen, aller Ueberzeugungen der Bewohner der jugendlichen Republik zu werden; ein mächtiger Mann, dem Fürsten und Städte huldigten, dessen Namen in ganz Europa erklang, dessen Einfluß weithin drang; jetzt aber, als er, noch im besten Mannesalter, das Haupt zum Sterben neigte, abgeschwächt und hinfällig, erschöpft und aufgerieben durch innere und äußere Kämpfe, am meisten aber durch unzähmbaren Ehrgeiz und ungeduldige Herrschsucht, durch „dieses reißende Thier, dessen er nicht Herr werden konnte," wie er selbst einmal in offenem Selbstbekenntniß an Bucer geschrieben hatte.

Die Italiener haben den dreihundertjährigen Geburtstag ihres Wahrheitsmärtyrers Galilei, wie sich's gebührt, glänzend gefeiert; in Genf — ich sage nicht die Genfer — will man den Todestag des Mannes festlich begehen, der die Reformation, wie er sie verstand, nicht bloß mit den innern Mitteln der Ueberzeugung, sondern nach den Grundsätzen, wie zwei und ein halbes Jahrhundert später unter seinen Landsleuten ein Robespierre und Danton die politische Freiheit zum Gemeingut des Volks hatten machen wollen. Bei den Weltkindern, wenn sie ruhmeswürdig, pflegt man die Geburtstage zu feiern; die Kirche feiert die Todestage ihrer Heiligen und Märtyrer. Das ist soweit Alles in der Ordnung; nur fragt es sich, in wie weit es sich bei Calvin um die Qualität eines Heiligen handelt und handeln kann. Das ist der Punkt, wo heute die Meinungen in Genf so weit auseinander gehen.

Wenn von einer historischen Persönlichkeit, so kann in der That von Calvin das Wort des Dichters gelten:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Noch bei seinen Lebzeiten und kurz nach seinem Tode hat die ganze Wuth der katholischen Clerisei sich gegen den französischen Reformator ergossen, der dem Papstthum in seiner festesten Stütze, bei den Völkern romanischer Zunge selbst, so harte Wunden schlug. Die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts liefert in dieser Richtung bekanntlich ein ganzes Arsenal von Pamphlets; auf jede der grimmigen Invectiven des Genfer Reformators wird mit noch grimmigeren Antworten ripostirt; auch nach seinem Tode hörten die giftigen Schmähschriften aus allen Ecken und Winkeln der katholischen Christenheit nicht auf. Noch vor wenigen Tagen fiel mir in meiner Sammlung literarischer Curiositäten ein lateinisches Gedicht in Hexametern in die Hände, welches schildert, wie Calvin, von Petrus an der Himmelsthüre abgewiesen, zum finstern Acheron hinabzusteigen sich bequemen muß. Unmittelbar geht diesem Gedicht, welches einer satirischen Schrift: „Practica practicarum,“ angehängt ist, ein anderes Pamphlet in deutscher Sprache, ein „Mandat des Sathans an seine liebe getrewen,“ voraus, das von der höllischen Majestät höchstselbst unterzeichnet und von ihrem „Secretari Luther“ contrasignirt ist. So verurtheilte man sich gegenseitig zu ewiger Verdammniß, und sparte dabei weder Witz noch unflätige Grobheit. Leider hat in der Polemik des sechzehnten Jahrhunderts die letztere so oft die Oberhand, daß man sich unwillkürlich fragt, wie es wohl kam, daß die neuaufgegangene Sonne der classischen Bildung gerade bei den wortführenden Theologen die Rohheit der Leidenschaften noch nicht zu mildern wußte? Die Spuren des besänftigenden Einflusses der humanistischen Studien sind in dem pfäffischen Gezänke noch so wenig zu entdecken, daß von ihm die Worte gelten können, welche H. Heine im Romancero der Donna Blanca von Bourbon über das „geistliche Turnei“ der Capuziner und Rabbiner in den Mund gelegt hat. Sicher ist, daß die katholische Geistlichkeit der Nachbarländer Genfs nichts sparte, Calvin im Volksglauben unter die Zahl der bösen Dämonen zu versetzen, und in Savoyen gibt es manche Dörfer, wo die Spuren dieses Experiments noch heute zu entdecken sind.

Auf der andern Seite haben die Anhänger Calvins von jeher Alles aufgeboten, ihren Heros ganz mit dem Nimbus eines Heiligen zu umgeben und ihm die volle Unantastbarkeit beizulegen, welche nur die katholische Kirche irgend einem ihrer Streiter zugestehen kann. Der Calvincultus war nahe daran, zu einer förmlichen Hagiolatrie auszuarten. Es gibt, so zu sagen, Calvinlegenden; die meisten von calvinistischen Schriftstellern erschienenen Biographien des Reformators sind so zu nennen. Alles ist dort zu suchen, nur nicht die strenge, aus kritischer Prüfung hervorgegangene Wahrheit. Man hat ein künstliches, vom reinsten Urchristenthum, von höchster Uneigennützigkeit, von allen Tugenden durchdrungenes Ideal geschaffen und dieses Calvin genannt. Selbst wo man, da nun einmal die entgegenstehenden historischen Thatsachen zu laut reden, sich den Schein der Unparteilichkeit gibt, besteht doch die im voraus unwandelbar gefaßte Absicht, um jeden Preis seinen Helden zu retten. Das gilt von Bungeners Buch über Calvin; das gilt noch mehr von dessen Hauptquelle, Gaberels Genfer Kirchengeschichte; das gilt sogar von dem selbstständigeren neuesten Werke Merle d'Aubignés: „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvins.“ Denn obgleich die ersten beiden Bände dieser mit derselben concreten Darstellungsgabe und demselben sinnlich romantischen Feuer, welche diesen greisen Schriftsteller noch heute wie in seinen frühern Zeiten auszeichnen, geschriebenen Geschichte noch nicht bis zu den eigentlich entscheidenden Momenten, Calvins Erscheinen in Genf und der Begründung seiner dortigen Herrschaft, fortgeführt sind, so geht doch schon jetzt aus der ganzen Haltung des Werks hervor, daß wir auch hier wieder nur eine Apotheose des Reformators zu erwarten haben, welche nur auf Kosten der historischen Wahrheit durchzuführen ist, oder doch im günstigsten Fall ein bedenkliches Accommodement mit derselben anstreben muß.

Der Mangel an Kritik, die Oberflächlichkeit und Parteilichkeit der Gaberel'schen Kirchengeschichte sind neuerdings von zwei sehr verschiedenen Seiten Gegenstand der heftigsten Angriffe geworden. Zuerst hat Professor Galiffe in seinen neuesten Schriften alle jene mit wahrem Forscherernst durchaus unverträglichen Mängel nachgewiesen, und neuerdings geht ein katholischer Schriftsteller, Abbé Fleury, noch weiter, wenn er in zwei Schriften: Le Clergé catholique et les Ministres pendant les pestes à Genève, und St. François de Sales, le P. Chérubin et les Ministres de Genève (Paris, 1864), dem Genfer Kirchenhistoriker die leichtfertigste Benutzung, wenn nicht gar Fälschung der Quellen vorwirft, und zwar stützt sich der Abbé dabei auf seine eigenen, wie es scheint, sehr gründlichen archivalischen Studien. Alle diese kritischen Bestrebungen haben natürlich dazu beigetragen, die Glaubwürdigkeit eines der namhaftesten Autoren der calvinistischen Partei tief zu erschüttern.

Es scheint überhaupt, daß die unglückliche Manie, aus einem Charakter, der, wie Calvin, im Lichte strenger historischer Forschung so zahlreiche bedenkliche Seiten darbietet, einen neuen Kirchenheiligen zu schaffen, endlich auf dem Punkt angelangt ist, in ihr gerades Gegentheil umzuschlagen. Aber es ist dem emsigen Eifer der calvinistischen Partei wenigstens gelungen, einen großen Theil des Auslandes durch ihre unaufhörliche gewandte Enkomiastik zu täuschen. In den meisten uns bekannten kirchenhistorischen Lehrbüchern, ja selbst in manchen weltgeschichtlichen Werken deutscher Verfasser ist dem historischen Calvin jene traditionelle Gestalt substituirt, das Produkt der parteiischen Geschichtschreibung der Genfer Calvinisten. Da darf es uns denn kaum wundern, wenn diese Erscheinung in mehreren neueren, der schönen Literatur angehörenden Werken, in welchen dem französischen Reformator eine Rolle zugetheilt ist, noch weit schärfer hervortritt. So liegt uns gerade ein dramatischer Versuch, „Servet, Tragödie in fünf

Aufzügen" von H. Friedrich" (Göttingen, 1863), vor, welcher den besten Beleg zu dieser Bemerkung liefert. Der Verfasser sagt über jene Bluthat (welche neben der grausamen Vernichtung der alten Genfer Nationalpartei, den Hinrichtungen und Verbannungen des Jahres 1555, den zahllosen Verfolgungen anderer politischer und religiöser Gegner, welche Gewaltthätigkeiten schon kurz nach Calvins Rückkehr nach Genf und in immer ausgedehnterem Maße seit 1546 begonnen hatten, zu den finstersten Schatten im Leben des Reformators gehört) in der Vorrede zu seinem Trauerspiel: „Das Urtheil wurde von dem unabhängigen Genfer Gerichtshof gesprochen, und wie wenig Einfluß der Reformator auf denselben wirklich besaß, geht schon daraus hervor, daß er selbst eine Milderung des Urtheils nicht hat erlangen können. Wenn daher noch neulich in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" gesagt wurde, Calvin hätte den Holzstoß des Servet auslöschen sollen, bevor derselbe angezündet worden sey, so müssen wir das so lange für eine zwar pikante, aber unbegründete Redensart halten, als uns nicht nachgewiesen wird, daß Calvin wirklich im Stande war, dieses Feuer zu dämpfen. Das ultra posse der Juristen kommt doch auch dem Reformator von Genf zu gute." — Und diese Anschauung geht denn auch durch das ganze, auf lauter falsche historische Voraussetzungen basirte Drama, dessen ästhetische Seite wir hier ganz unberücksichtigt lassen. Calvins Rolle ist bei H. Friedrich diejenige des Mannes der christlichen Milde, ja selbst der Toleranz, und es macht einen fast tragikomischen Eindruck, wenn dem französischen Zeloten Worte in den Mund gelegt werden wie (S. 198):

Nein! er (Servet) darf nicht sterben,
Nicht dieser blutigen Strafe volles Maß
Ihn treffen! Nein, es will uns nicht geziemen!
Geist gegen Geist, so nur geziemt es uns!

oder (S. 201):

Wohl hab' ich den Ausgang
Vorher gesehn — und dennoch, Brüder, dennoch
Darf er nicht sterben, dennoch müssen wir,
Die Prediger des Herrn, des gnadenreichen,
Den Weg der Milde diese Sache führen.
Das nur will uns geziemen! Und nicht fallen
Darf er dem blutigen Gesetz!

Und so noch an vielen andern Stellen. Dem Verfasser scheint demnach vollkommen unbekannt, daß die Genfer Räthe und Gerichte, mit calvinistischen Creaturen besetzt, schon längst unter dem allmächtigen Einfluß des Reformators standen, ja daß sie ein fast willenloses Werkzeug in seinen Händen waren, und daß sie dieß schon seit 1546 bei fast allen Gelegenheiten bewiesen hatten. Schon damals war es, um nur Ein Beispiel statt unzähliger anzuführen, in dem berüchtigten Proceß gegen den Staatsrath Pierre Ameaux, auf welchen der Reformator aus den kleinlichsten Gründen seinen persönlichen Haß geworfen hatte, vorgekommen, daß die Räthe eine bereits ausgesprochene, in optima forma bestätigte Begnadigung auf die direkte Intervention Calvins zurücknahmen, um gegen den einfach wegen einiger beleidigender Auslassungen über Calvin Angeschuldigten eine infamirende Strafe zu verhängen, die ihm seine bürgerliche Ehre und damit jeglichen ferneren Einfluß raubte. Schon dieser einzige Fall, welchen Professor Galiffe neuerdings zum Gegenstand einer gründlichen, geistvollen Untersuchung gemacht hat,* dürfte genügen, das ganze ränkevolle Treiben der calvinistischen Partei bloßzulegen und schlagend nachzuweisen, wie sich der Reformator mit Hülfe der hauptsächlich von ihm in's Land gerufenen französischen Flüchtlinge zum absoluten Herrn der Situation emporgeschwungen hatte, der sich um das Recht und die bestehenden Gesetze gerade nur so weit kümmerte, als sie seinen Zwecken dienen konnten. Der eben genannte gründliche Forscher auf dem Gebiete der Genfer Geschichte, Professor Galiffe, spricht sich in seinem neuesten Werk auch gelegentlich über den Servet'schen Fall aus, und es dürfte den unhistorischen Phantasien, wie wir sie in einer deutschen Tragödie kennen lernten, keine treffendere Widerlegung entgegen gehalten werden können, als eben das Urtheil Galiffes. Da dasselbe durch die Lage der Dinge auch noch ein unmittelbares Interesse gewinnt, so lassen wir es hier folgen. Unser Gewährsmann hat unmittelbar vorher ausgeführt, wie für eine gewisse Partei die positiven Ergebnisse der kritischen Geschichtsforschung bezüglich Calvins nicht zu existiren scheinen, und fährt dann weiter fort:

„Wir führen hier beispielsweise Wort für Wort eine Stelle aus dem ersten Capitel des Werks von Merle d'Aubigné: „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvins" an. „Und doch gab es bei einem berühmten Fall (lautet sie), als ein Unglücklicher, dessen Lehren die Gesellschaft bedrohten, vor den bürgerlichen Gerichten von Genf stand, in ganz Europa nur eine einzige Stimme, welche sich in einem für den Angeklagten günstigen Sinne erhob; eine einzige Stimme, welche eine Milderung der Strafe Servets verlangte: und diese Stimme war diejenige Calvins." (!!) Man muß sich fürwahr bei jedem Wort wiederholen, daß Merle d'Aubigné diese Zeilen geschrieben hat, um nicht an eine wirkliche Mystifikation zu glauben. Seine Behauptung ist allzu paradox, als daß wir hier nöthig hätten, die Genfer und das ganze damalige Europa gegen eine der Wahrheit, welche heutigestags jedermann kennt, geradezu entgegengesetzte Verleumdung zu vertheidigen; wir werden uns also nur mit Calvin beschäftigen."

„Erinnern wir zunächst an folgende Thatsachen. Der

* Nouvelles pages d'histoire exacte, soit le Procès de Pierre Ameaux et ses incidents (Genève, 1863). Die Abhandlung schließt sich dem früher von uns besprochenen Buche an: „Quelques pages d'histoire exacte," worin der nicht minder berüchtigte Berthelier'sche Proceß behandelt wird.

Reformator hatte bekanntlich in bestimmtester Weise erklärt, daß „er Servet, wenn dieser jemals nach Genf käme, nicht wieder lebendig hinauslassen würde." Er hatte dann weiter, nachdem er mit dem Versuch, den berühmten spanischen Gelehrten in Vienne verbrennen zu lassen, gescheitert war, den Flüchtling in Genf eines Sonntags, mit Verletzung der „Freiheiten," die der Reformator doch zu beobachten geschworen hatte, ergreifen lassen. Er hatte ferner, denselben Freiheiten zuwider, sich in der Rolle eines Anklägers durch seinen Diener ersetzen lassen, um selbst, ohne die Anklage aufzugeben, noch unter den Belastungszeugen und den Richtern des Angeklagten figuriren zu können. Er hatte endlich, immer im Widerspruch mit den genannten Freiheiten, durch seine Gutachten und seinen Einfluß Servet nach einander einen Vertheidiger, die Mittheilung der wichtigsten Akten des Processes, ja selbst die nöthigsten Kleidungsstücke verweigern lassen, obschon das zu den Händen der calvinistischen Justiz befindliche Besitzthum des Unglücklichen immerhin einige tausend Franken betrug. Solchen Thatsachen gegenüber, denken wir, liegt dann wenig daran, daß Calvin die Absicht hatte, das Schwert an die Stelle des Scheiterhaufens in diesem einzelnen Falle zu setzen, bei welchem der Reformator sonst die elementarsten Begriffe der Justiz mit Füßen getreten hatte, er, welcher sich von Anfang an mit Heftigkeit gegen die Genfer und die achtbarsten Flüchtlinge erhob, welche sich zu Gunsten des Opfers und der verletzten Gesetze verwenden wollten; er endlich, welcher noch viele Jahre nach dieser schmachvollen Hinrichtung mit der äußersten Strenge und bis auf den Tod diejenigen verfolgte, welche ihn zu tadeln gewagt hatten. Aber weil Merle auf dieses angebliche Mitleid Calvins ein solches Gewicht legt, daß er darüber vollständig zu vergessen scheint, daß Calvin der einzige wirkliche und verantwortliche Urheber von Servets Tod war, so wollen wir ihm zu bedenken geben, daß es Angesichts authentischer Dokumente anderer Beweise einer so unwahrscheinlichen Thatsache bedürfen würde, als die fünf Worte, welche er aus einem Briefe Calvins an Farel anführt."

„Wenn der Reformator wirklich die Absicht gehabt hätte, diese sogenannte Milderung bei der Hinrichtung seines Opfers eintreten zu lassen, so hätte er es ganz natürlich dem Rath vorgeschlagen, welcher allein darüber entscheiden konnte und welcher, wie immer, und dießmal noch mehr als jemals (die Dokumente beweisen es), sich beeilt haben würde, Calvins Wünschen zu entsprechen. Wenn andererseits Calvin den geringsten Schritt in diesem Sinn gethan hätte, so würde der calvinistische Sekretär, welcher mit so pünktlicher Sorgfalt seine geringsten Handlungen und Worte aufzeichnete, nicht ermangelt haben, diesen für sein Idol günstigen Fall uns aufzubewahren. Allein man findet absolut nichts dergleichen in den Rathsregistern, und der unparteiische Leser wird aus den officiellen Aktenstücken einen dem angeblichen Mitleiden Calvins für sein Opfer durchaus entgegengesetzten Eindruck erhalten. Die von den Apologisten des Reformators versuchten unglücklichen Anstrengungen, ihn selbst in diesem Fall zu entschuldigen, gehen augenscheinlich von der irrigen Idee aus, daß die Art der Hinrichtung Servets gewissermaßen eine Ausnahme unter der calvinistischen Regierung bildete. Allein wir haben weiter oben gesehen, * daß die Hinrichtung durch das Feuer im Gegentheil eine der häufigsten bei der calvinistischen Justiz geworden war; wir sind sogar überzeugt, daß Calvin darauf hielt, daß Servet auf diese Art denjenigen beigesellt wurde, für welche diese Hinrichtungsweise speciell bestimmt war. Calvin ließ nach den schrecklichsten Martern und Verstümmelungen (in der Regel Abhauung der rechten Hand), oft auf einfachen Verdacht hin, hunderte von Unglücklichen verbrennen, die ihm vollkommen unbekannt und gleichgültig waren, oder gab doch seine Zustimmung zu solch grausamen Maßregeln; ja selbst während des Servetischen Processes, am 29. August 1553, fanden Verbrennungen statt. Ist nun ein Schatten von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dem Reformator der Gedanken gekommen seyn sollte, jene Milderung einem Manne zu bewilligen, welchen er seit so langer Zeit haßte, eben so wohl als Gegner, wie als einen der gefährlichsten Irrgläubigen der Erde, und welchen er im voraus zu verderben entschlossen war, wenn er ihm in die Hände fiele? demselben Calvin, welcher bezüglich eines viel weniger gefährlichen Häretikers als Servet an Frau von Cany, indem er ihr ihr Mitleid mit dieser Persönlichkeit vorwarf, schrieb: „Er hätte in irgend einem Graben verfaulen müssen, wenn es nach meinem Wunsche gegangen wäre . . . Und ich versichere Sie, Madame, wäre er nicht so bald entwischt, an mir hätte es nicht gelegen, wenn er nicht mit Feuer hingerichtet worden wäre."

* Wo der Verfasser allein aus dem kurzen Zeitraum von 1542 bis 1546 nicht weniger als 35 Hinrichtungen durch's Feuer nachweist. Sie betreffen alle Personen, welche der Hexerei oder der Pestverbreitung angeklagt waren, bei welcher letzteren gleichfalls ein Bündniß mit dem Teufel angenommen wurde.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. 15. April 1864.

Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu seyn,
Entschloß ich mich, dich grenzenlos zu lieben.
Schiller.

Zum Shakspeare-Jubiläum.

Gewesen ist sie auch in seinen Tagen,
So gut und schlecht sie immer war, die Zeit,
Boshaft genug und redlich zum Ertragen,
Zu morden und zu zeugen gleich bereit.
Nur mit ein wenig andern Namen nannte
Der Mund des Volkes, was ihn stach und brannte,
Schuft war ihm Schuft in Markt und Cabinet.
Doch war der Genius wie immer selten;
Da kamst du seltenster der beiden Welten,
Mit dem die Muse stieg in's Ehebett,
Und ob den Kindern, die sie dir geboren,
Erklangen den Gevattern beide Ohren.

Du solltest, sprach sie, du den Menschen sagen,
Was sie vom ersten Menschenpaar geerbt,
Wie sie mit Lüge nach der Wahrheit schlagen,
Bis sie ihr Bischen Erdentag verderbt.
Kaum Eines fändest du, das übrig bliebe,
Das werth zu leben ist, wär's nicht die Liebe;
Sie aber ist so unverwelklich schön!
Und ob der Capuletti Degenspitzen
Und der Montecchi aufeinanderblitzen,
Sie reichen nicht an ihrer Kinder Höhn;
Die lehrte ein zum Tod getreues Werben
Dein Engelslied der Liebe, süß zum Sterben.

Ja Sterben, Liebe, ist dein Schicksal, Sterben,
Du bist zu zart für diese Welt gebaut.
Geh in ein Kloster, eh dir das Verderben,
Eh dir der Wahnsinn aus dem Auge schaut.
In's Kloster geh, eh dir der Prinz der Dänen
Durch Mordgeruch gefrieren macht die Thränen! —
Doch nein, er will den Buben auf dem Thron
Nicht in der Sünden Maienblüthe fassen,
Ihn erst an Leib und Seele reifen lassen;
Nur deinen Vater trifft des Schicksals Hohn!
Doch dir ist vor dem Tod ein Tod gegeben,
Nicht ganz des Elends Tiefe zu erleben.

Und noch ist nicht der Opfer Zahl gemessen.
Die Unschuld schlummert, der Verräther wacht;
Sie geht dahin in sel'gem Selbstvergessen,
Nicht wissend, wie sie Teufel glühen macht,
Der unbeflecktesten der Frauenseelen
Des heißen Gatten Glauben wegzustehlen,
Vom wildesten der Zweifel angenagt.

O Desdemona, Reinste du der Reinen,
Er dich getödtet! Alle Engel weinen,
Dein Mörder selbst, von Furien umgejagt!
Und möcht' er nun die Erde selbst zerbrechen —
Solch eine That ist nie genug zu rächen.

Fort von zu später Reue Folterstätte!
Das alte Rom gebiert ein Weltgeschick:
Sie rütteln an der Imperatorkette —
Cäsar ist todt! doch auch die Republik!
Brutus ist todt! doch Einer schoß zum Ziele,
Europa fällt und Asien und am Nile
Das Reich der Ptolemäerin an ihn;
Auch Cäsars Leichenredner fällt dem Einen,
Der lächeln kann wie ein Despot und weinen,
Der Cäsar kommt, der Pontifex auf ihn!
O Shakspearemuse, führ' uns heim nach Norden,
Ob dort nicht besser diese Welt geworden!

Dir hält sie fest, die Farbe aller Zeiten,
Dir ist der Herzen Weisheit wie ihr Wahn,
Der Menschheit ganze Grenzen auszuschreiten,
Sind Fürsten dir und Bettler unterthan. —
Zeig' uns, du jener Schlangentöchter beiden
Und jenes Engels Vater, deine Leiden,
Der du in jedem Zoll ein König bist!
Wem Gottes Zorn will den Verstand verrenken,
Dem muß er solche Vaterthorheit schenken,
Wie König Lear damit gesegnet ist.
Nichts hat zu solcher Demuth mich bewogen
Wie dieß Geschick, an einem Thron vollzogen.

Was brauen die dort auf der Hexenhaide?
Ist Lady Macbeths Dolch noch nicht geschult?
O, wo die Hölle spinnt am Menschenleide,
Hat stets das Weib um einen Kranz gebuhlt.
Soll darum erst ein Mann als Held sich schlagen,
Als Mörder drauf ein Diadem zu tragen,
Weil seine Schlange seine Schlange ist? —
Komm, dritter Richard, eingeborner Samen
Der Bosheit, schalte in der Hölle Namen,
So häßlich du an Leib und Seele bist!
Noch besser immer ganz des Teufels Waffe,
Als erst ein Mann und dann des Weibes Affe! —

Ihr stutzt, auch an den schlechtsten Thronen immer
Ein hilfreich Scheusal aus dem Volk zu sehn?
Das ist der Erdenhoheit Glanz und Schimmer; —
Nach einer andern Seite laßt uns gehn.
Des Lebens blanke Wahrheit macht euch schüchtern;
Kommt, ich traktir' euch, denn ihr seyd zu nüchtern,
Mit Märchen, daß ihr Wunder schlürft und lacht:
Ihr Elfen, Faunen, munter auf die Socken,
Zieh alle deine Schellen an und Glocken,
Schwarmlustige, verliebte Sommernacht!
Ist denn das Leben werth, daß man sich kränke?
Berauscht euch im Humor, den ich verschenke.

Und hat der Zauber euch nicht neugeboren,
So kommt, daß jenes Häuflein euch erbaut,
Das an der Sonne den Verstand erfroren
Und nackten Tiefsinn aus den Nägeln kaut. —
Ihr weint vor Lachen, wollt vom Stuhle springen,
Und aufschrei'n und mit neuer Gier verschlingen:
„Von wannen, Mensch? Hör' auf, du bist verrückt!"
Nein, ihr, sonst fändet ihr des Lebens Größe
Im baaren Mutterwitz der Narrenblöße
Und hättet nie vor Schelmen euch gebückt.
Doch wie ihr wollt; scheint Wahrheit euch gefährlich,
Ich zeig' euch Einen, wie ihr selbst so „ehrlich":

Komm, rarste Staatsfigur, aus meinem Kasten,
Du Prachtgenielump alles Junkerthums,
Der seine feisten Backen hat vom Fasten,
Papierverklebt die Fenster seines Ruhms.
Hüll' deinen Nichtsnutz in des Pathos Lacke,
Sir John, daß man den Lügner sich'rer packe,
Das geile Widerspiel des Don Quixotte.
Zu seiner Fahne laßt euch alle melden,
Ihr Heuchler und ihr eingeschwärzten Helden,
Ihr seyd wie er, er ist wie ihr bankrott.
Der Ehre Lappen um den Schmutz des Schlechten! —
Lebt dir ein beff'rer Zeuge, Kraft des Echten?

Ja dich, o Wahrheit, einzig zu verschönen,
Geschah es, daß er seinen Griffel hob,
Und zwischen des Geschehens stolzes Tönen
Den Widerspruch der Narrenweisheit schob.
Nicht im Brevier, noch in dem Schein des Juden,
Nicht in Palästen wohnst du, noch in Buden;
Du bist das allgemeine Findelkind.
Und weil das einz'ge du, das echt geboren,
Sind alle andern gegen dich verschworen,
Nur treue Narren sind dein Hausgesind.
Doch kriegt die Meute je und je dich nieder,
Aus jeder Fug' und Ritze lachst du wieder. — —

So führt er euch durch alle Seelenklüfte,
Der uns die Geister zeigt in seinem Bann,
Den Sinn des Lebens und der Todtengrüfte,
Und wenn du meinst, nun geht es himmelan,

Das Roß herumreißt auf die andre Straße —
Dieweil die Wahrheit ihre eig'ne Nase
Im Antlitz trägt, wie sie will, nicht wie du. —
Du willst ihm nach — o unfruchtbares Wandern!

Er wirft auch dich gleich hunderttausend Andern
Dem unbeugsamen Loos der Ohnmacht zu.
Ihn aber siehst du ewig ob der Zeiten
Untief' und Tiefe unbekümmert schreiten.

J. G. Fischer.

Aeschylos und Sophokles.

(Fortsetzung.)

Das Volk, damals durch Poesie und Musik gebildet, im Staate zur Selbstregierung erzogen, ließ sich aber auch durch die Philosophie zu selbstständigem Denken erwecken und hörte die Vorträge der dialektisch geschulten Redner; so brachte es den Dramatikern eben so viel Empfänglichkeit als Verständniß und Urtheilsschärfe entgegen; seine Verehrung zu erhalten, seinem ästhetischen Sinne zu genügen, mußten die Dichter in freudigem Wetteifer voranschreiten, und die Sonderung der Tragödie von der Komödie, die wieder auf einer Geistesart beruhte, welche jede Form für sich vollendet und rein bewahrt wissen wollte, rief in der Komödie selbst eine parodistische Kritik gegen jede tragische Ausschreitung im Ganzen und Einzelnen hervor; doch daß der Witz zünden und ergötzen konnte, war nur möglich, wenn das Volk selbst die Dinge, denen er galt, in der Erinnerung gegenwärtig hatte. Und diejenigen Mythen, welche an allgemein menschlichem Gehalt am reichsten, und durch erschütternde Geschicke die Herzen der Zuschauer zu rühren, durch ihre Größe zu erheben die geeignetsten waren, boten sich den Dichtern als der beste Stoff, an dem jeder seine Kraft versuchen wollte, um durch die sachgemäße Entfaltung der Charaktere, durch neue und fruchtbare Motive ein immer vollendeteres harmonisches Ganze hervorzubringen. Der Stoff war gegeben, wie dem Bildhauer die religiöse Vorstellung und der Stein: es galt, die Idee klar zu fassen und der Auffassung eine Form zu schaffen, in welcher sie voll und rein zur Erscheinung kam. Es sind vornehmlich die Königshäuser von Theben und Mykene, die Familien von Oedipus und von Agamemnon, deren Geschichte uns auf solche Weise in herrlichster dichterischer Gestalt vorliegt, indem gerade diejenigen Dramen erhalten wurden, in welchen einer oder der andere der drei größten Tragiker in der Darstellung eines besondern Ereignisses den Preis davongetragen.

Bevor wir sie nun im Einzelnen betrachten, möchte ich noch ein allgemeines Wort über das tragische Schicksal sagen, das durch die Darlegung der Meisterwerke erwiesen werden wird. Es ist in solchen niemals ein blindes Verhängniß, ein unverdientes Unheil, noch weniger ein Neid feindseliger Götter, sondern es ist die ewige Gerechtigkeit selbst, die sittliche Weltordnung; die Nemesis ist die Macht des Maßes, welche die Ueberhebung wieder erniedrigt, den Uebermuth bricht, das Einseitige, das allein gelten will, in seine Schranken weist und der Harmonie des Ganzen unterordnet. Allerdings berufen sich Frevler auf einen Fluch, der sie belaste, treibe; aber dagegen hat schon der Vater Zeus am Anfang der Odyssee, mit Bezug auf den Aegisthos, gesagt: „Thöricht klagen die Menschen, daß ihnen Böses von den Göttern verhängt werde, dieweil sie doch sich selber auch gegen Willen und Warnung der Ewigen durch Missethat ihr Verderben bereiten." Wohl zeigt Aeschylus, wie das Böse Böses hervorruft, sey es als ansteckendes Beispiel, sey es durch den Gegenschlag gewaltthätiger Rache; oder er zeigt, was Schiller ausspricht:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Aber der Dämon, der von Geschlecht zu Geschlecht verderblich waltet, bis die Urschuld der Ahnen gesühnt ist, tritt nicht als ein tückischer Plagegeist auf, sondern als der Wille der Gerechtigkeit, der die Strafe der Missethat verhängt und vollzieht und nicht ablassen kann, bis die selbstsüchtige und leidenschaftliche Gesinnung, die immer von Neuem hervorbricht, oder der

wilde Drang der Natur, der Böses mit Bösem vergilt, endlich überwunden und durch Leid und Buße dem Rechte versöhnt worden. Gerade Aeschylus erscheint hier, gleich den Propheten Israels, als ein Deuter des Geschicks, als ein Prediger der göttlichen Gerechtigkeit, der auf die Wege der Vorsehung hinweist, wie er überhaupt in seiner religiösen Hoheit etwas Alttestamentliches, in seiner kühnen Phantasie etwas Orientalisches hat.

„So schwer es dem Einzelnen und den Völkern wird, an eine sittliche Weltordnung, also an Gott zu glauben, wenn sie viele Geschlechter hindurch die Gewalt und das Unrecht schalten und den Frevel beschützt, wo nicht vergöttert sehen, so stark erheben sich die Schwingen der Seele und tragen sie empor zu jenem Glauben, wenn der Uebermuth auf der Erde gedemüthigt wird. Der ewige Magnet des Gottesbewußtseyns gewinnt dann seine Macht wieder, die Menschheit athmet auf, gestärkt und geläutert." Diese Worte Bunsens gelten von der Zeit der Perserkriege, wo die Hellenen erfahren hatten, daß die Gottheit die Ueberhebung niederwirft, dem Guten den Sieg verleiht, dem besonnenen und freien Geiste hilfreich zur Seite steht. Aus dieser Erfahrung, aus diesem Glauben ging die dramatische Poesie hervor, die Dichter waren Verkündiger dieser Ueberzeugung. Wie sie Gott in der Geschichte sahen, so sollte im Mythos sein Walten offenbar werden; Selbstsucht und Uebermuth ist bereits Verschuldung und verstrickt den Menschen in Verwicklung; die Vergeltung bleibt nicht aus und die Lösung ist die Bewähr der sittlichen Weltordnung.

Aristoteles hat die Tragödie also definirt, daß sie sey die Darstellung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, und zwar nicht in Form der Erzählung, sondern in unmittelbarer Wirksamkeit und Rede der handelnden Charaktere, und daß sie durch Mitleid und Furcht die Reinigung dieser Affekte vollbringe. In diesem letztern erkennt er ihren Zweck, und Lessing sieht hierin den Grund für das erstere, indem eine Erzählung des Vergangenen das Gefühl nie so ergreift, wie die Anschauung des Gegenwärtigen. Den Ausdruck „Katharsis," Reinigung, mag man zunächst mit J. Bernays als einen medicinisch-technischen nehmen, wornach er eine durch ärztlich erleichternde Mittel bewirkte Hebung oder Linderung der Krankheit bedeutet; doch hat schon die Mysteriensprache ihn auf das Gemüth übertragen und eine solche Entladung der Beklommenheit darunter verstanden, welche das Beklemmende aufregt, in Fluß bringt und dadurch das Gemüth erleichtert. Eine Gemüthsbewegung wird durch die Bewegung der Töne in der Musik erweckt, in Gang gebracht, geleitet und durch den harmonischen Verlauf des Gesanges selbst harmonisirt.

Platon nennt im Sophisten Furcht und Hoffnung gemischte Gefühle, deren Entmischung und Reinigung durch Steigerung der Einsicht bis zur gänzlichen Reinheit bewirkt werde. In Furcht und Mitleid findet Aristoteles Selbst- und Nächstenliebe, Sorge für uns und Theilnahme für Andere vereint. Wer in ungetrübtem Glücke lebt und nichts fürchtet, der wird leicht übermüthig; wer am Leben verzweifelt, verfällt in Kleinmuth; Mitleid empfinden wir bei dem Anblick der Noth und des Verderbens Anderer. Das Uebermaß und der Mangel beider Gefühle soll beseitigt, sie sollen erregt und gereinigt, die Furcht vor einzelnen Uebeln zur Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit, das Mitleid zur Trauer über die Hinfälligkeit menschlicher Größe geläutert werden. Die attische Tragödie war eine religiöse Feier, sie vollzog die Sühne der Schuld durch Leid und Untergang des Schuldigen, sie erhob das erschütterte Gemüth durch den Sieg der sittlichen Idee. Durchschauert von Furcht vor der unentrinnbaren Nothwendigkeit, die den Tod der Sünde zum Solde setzt, bebend in Mitleid für den Mitmenschen, der dem Leiden verfällt, das ihm selber so nahe ist, fühlte sich der Grieche sowohl von stumpfer Sicherheit wie von kleinlicher Angst entbunden, und versöhnte er sich selbst der sittlichen Weltordnung durch die Kunst, welche im Verlauf des Werkes durch Kampf und Noth, durch Schmerz und Tod zum Frieden, zum Sieg des freien und harmonischen Geistes führt.

2. Aeschylos.

Aeschylos, der Sohn eines Atheners aus Eleusis, ward 525 vor Christus geboren. Schon in früher Jugend erlebte er den Sturz der Pisistratiden, die Herstellung und den Ausbau der republikanischen Freiheit; 35 Jahre alt stritt er in voller Manneskraft bei Marathon mit, und bald nachher gewann er im Drama den Sieg. Sein Leben lang blieb er ein Wortführer des Geistes der Marathonstreiter, altväterlicher Zucht und Sitte, der das heimische Gute treu bewahrt und todesmuthig behauptet, ohne in's Ungemessene hinauszustreben. Nicht Themistokles, der rastlos Vordringende, die Athener auf das bewegliche Meer Führende, sondern Aristides war sein Mann, das Haupt der Landbebauer, „der nicht gerecht bloß scheinen, sondern seyn will," — eine Bezeichnung des Amphiaraos, die das Publikum sogleich auf Aristides bezog. Auch bei Salamis und Platää focht Aeschylos mit, und die Grabschrift, die er sich setzte, schweigt von seinem

Dichterruhm, sagt aber, daß der Perser und Meder seine Stärke erfahren habe.

Aeschylos zeigt den naturgemäßen Beginn ächter Kunst durch begeisterten Schwung und instinctive Macht des Genius, die das Rechte thut, ohne es zu wissen, was schon Sophokles von ihm behauptete. Es gilt ihm vor allem um die Sache, um die Tiefe und Größe des Gehaltes und Gegenstandes, um das Außerordentliche, das durch die Form sich überwältigend als das Erhabene ankündigt. Götter und Titanen treten bei ihm auf, er liebt riesige Charaktere, die in sich einfach und unzersplittert mit festem Willen in wuchtigen Worten und mit folgewichtiger That ihre innere Natur kundgeben und dadurch ihr Schicksal bestimmen. Es bedarf keiner kunstreichen Verwicklung und Verschränkung der streitenden Kräfte, wohl aber weiß er von Anfang an auf das Kommende zu spannen und in schrittweiser Steigerung sein Ziel zu erreichen, indem er den Gang der Handlung stets mit seiner Betrachtung begleitet.

Der Plan der einzelnen Tragödien ist einfach, aber es stehen dieselben wie die besondern Akte eines Dramas zusammen, um in einer Folge von Thaten den Uebermuth zur Schuld zu führen, zu zeigen, wie das Verbrechen eine blutige Vergeltung weckt, die Rache aber feindseligen Sinnes selbst das Maß überschreitet und darum gleichfalls dem Gerichte verfällt, oder wie die Sinnesart und Sünde der Väter auch in den Kindern fortwuchert, bis im Untergang des Geschlechts, wenn es sich nicht der ewigen Gerechtigkeit beugt und ihr sich versöhnt, die sittliche Weltordnung sich behauptet. Oder es wird ein und derselbe Grundgedanke in verschiedenen Begebenheiten offenbart, in der Vorzeit das Vorbild und die Weissagung der Gegenwart aufgestellt, und in der Erfüllung des Geschicks der innere Zusammenhang der Ereignisse an's Licht gebracht, so daß Bernhardy mit Fug in Aeschylos den Begründer einer poetischen Philosophie der Geschichte erblicken konnte. Dabei ist die Sprache feierlich ernst, prachtvoll durch volltönende Wortzusammensetzungen und kühne Bilder, die bald das Entlegene überraschend heranziehen, bald das Gewöhnliche zur Versinnlichung des Geistes verwenden. Es erinnert dieß an Dante, an Shakespeare.

Selbst im Einzelnen bringt die congeniale Sinnesart ähnliche Aussprüche: „Kann wohl des großen Meergotts Ocean dieß Blut von meiner Hand rein waschen?" fragt Macbeth, und seine Gattin seufzt darüber, daß alle Wohlgerüche Arabiens den Blutgeruch nicht vertreiben. Der Chor in der Orestie aber singt:

Wer keusche Brautgemächer kühn erstürmt, wird nie
Gesühnt. Und strömten alle Ström' auf Einer Bahn
Vereint, mordrother Hände Fluch
Hinwegzuspülen strömten all umsonst daher!

Aeschylos verflicht am liebsten Bild und Sache in einander und bewegt sich von einem zum andern; er verfällt dabei manchmal in's Ueberschwängliche und Dunkle, und das anmuthig Milde ist seine Sache nicht. Die Alten reden von seinen furchtbaren Grazien, Neuere von der ehernen Schwere seines Kothurns, von einem heiligen Roste des Alterthums, der seiner Sprache eine eigenthümliche Färbung gibt, wie seine Gestalten vom Dufte der Urzeit umflossen sind. Die ineinander wogende Bilderfülle gemahnt gleich der religiösen Weihe an die hebräische Poesie, ja Bernhardy hat an die arabische große Todtenklage Taabata Scharrans erinnert, wo es heißt:

Sonne war er bei dem Frost; wann mit Schwüle
Stach der Hundstern, war er Schatten und Kühle.

Damit vergleicht sich die glänzende Stelle im Agamemnon, wo die Gattin den Heimkehrenden begrüßt:

„Lebt frisch die Wurzel, dann umgrünet Laub das Dach,
Und breitet Schatten vor des Hundsterns Gluthen aus.
Wenn du zurückkehrst nach des Hauses Herd, so scheint
Ein Sommertag zurückgekehrt im Winterfrost;
Und wenn in herber Traube Zeus den jungen Wein
Läßt reifen, kühlt ein Morgenhauch den Sonnenbrand.

Außer einer Trilogie, dem letzten und reifsten Werke des Meisters, sind uns von seinen vierzig Dramen nur noch vier erhalten. — Die alterthümliche Einfachheit der Anlage und des Styls in den Schutzflehenden zeigt vornehmlich das Anfängliche der tragischen Kunst. Von Egypten vertrieben landen die Danaiden eben in Argos und flüchten zu den Altären, um Hülfe flehend gegen die Brautwerbung der Aegyptossöhne. Etwas Wechsel in die Stimmung, etwas Spannung in die Handlung kommt dadurch, daß sie zunächst den König für sich zu gewinnen suchen, daß dann aber Danaos ihre Sache der Volksversammlung vorlegen muß, und während dieß geschieht, ein egyptischer Herold kommt, um sie zurückzuholen. Die Verzweifelnden erhalten dann Schutz in Argos. Das Ganze ist nur ein erster Akt, eine Exposition, der in zwei andern Stücken das Weitere folgte, wie die Danaiden die Werbung zwar annehmen, aber sich zum Mord der Freier in der Brautnacht verschwören, wie Hypermnestra allein den ihrigen, den Lynkeus rettet, durch Aphrodite vor Gericht vertheidigt wird und mit dem Gemahl den Thron von Argos besteigt. Das erhaltene Stück ist ganz oratorienmäßig: bange Klagen, fromme Gebete, Segens-

wünsche, edle Betrachtungen des Chors bilden die Hauptsache; Ansätze zum innern dramatischen Conflikt bleiben noch im Keim, wie wenn in der Brust des Königs die Gründe streiten, welche für und gegen die Aufnahme der Fremden sprechen. Das Bild der schüchternen Tauben, die vor dem Geier fliehen, klingt oftmals wieder; in seiner Gefahr singt der Chor:

Als dunkler Rauch möcht' ich fliehn
Zum Wolkenheer des Zeus empor,
Und schwinden spurlos;
Wie dürrer Staub fittichlos
Zum Himmel auffliegend zerrinnen möcht' ich!

Aber dann hält ihn sein Gottvertrauen aufrecht. Zeus wird als Vater angerufen, als Heilspender allen Segens Urquell. Er spricht, und fertig steht das Werk, sein Wink vollführt, was das bange Herz fleht. Er ist der Herr der Herrn, der Seligste der Seligen; sein Rathschluß ist ewig wahr, und ob schwer erforschlich, doch auch das Dunkel durchleuchtend. Sein Gedanke genügt, um den hochgethürmten Menschenwahn niederzuwerfen, während er sicher und ruhig thront.

Die Perser sind das in der Zeit des Dichters spielende Mittelglied einer Trilogie, in der er den Grundgedanken ausführte, daß im Kampf von Asien und Europa der Sieg den Hellenen beschieden sey, indem die Weissagung des Mythos sich in der Geschichte der Gegenwart erfüllt. Das Werk ward zwölf Jahre nach der Schlacht von Salamis (472) aufgeführt, und mochte die Athener mahnen, getrosten Muthes den neueren persischen Rüstungen entgegenzusehen. Im ersten Drama, Phineus, ward dieser sidonische Königssohn von den Harpyien durch die Argonauten befreit, und weissagte ihnen den guten Erfolg dieses ersten griechischen Zugs nach Asien. Die Perser selbst schildern das Gottesgericht, das den Uebermuth trifft. Die zurückgebliebenen Edeln des Reiches rühmen das ausgezogene Heer, sind aber in Sorge um Kunde von ihm. Xerxes Mutter, Atossa, ist durch einen Traum erschreckt, und die Edeln, der Chor, rathen ihr, den Geist des Dareios um Rath und Rettung zu beschwören. Da kommt ein Bote und gibt eine Schilderung der Schlacht von Salamis, deren epischen Ton die Siegesfreude, die Freiheitsliebe des Dichters selbst mit lyrischem Feuer durchglüht, und das Klagelied des Chors verweilt bei dem Gedanken, wie nun auch andere Fesseln sich lösen, die um den Nacken der Völker liegen. Nun bringt die alte Königin dem Gemahl das Todtenopfer und der Schatten des Darius steigt auf; seine Stimme aus der Geisterwelt verkündet, daß weil Xerxes die Götter selbst zu meistern und das Meer zu fesseln gedacht, er auf dem Meere die Niederlage erlitten; „denn des Menschen Sturz befördert, wenn er selbst ihn sucht, ein Gott.“ Für die Perser sey nur Rettung, wenn sie den Kampf gegen das freie, gottgeschirmte Griechenland aufgeben. Ob der Frevel, die es an den Tempeln verübt, wird auch das noch übrig gebliebene Landheer zu leiden haben.

Noch ist nicht der Kelch
Erschöpft; es bleibt noch eine Neige bitter Schuld:
Das wird des edeln Perserblutes Opferguß
Vom Speer der Dorer auf Platääs Felde seyn,
Und Leichenhügel werden stumm dem Angesicht
Der Staubgebornen künden bis in's dritte Glied,
Daß jedes Menschen Uebermuth ein Gott bestraft.
Denn aus der Hoffahrt Blüthe sprießt als Aehrenfrucht
Die Sünde, die zu thränenschwerer Ernte reift.
Erblickt ihr so des blinden Stolzes Strafgericht,
So denkt an Hellas und Athen, und trachtet nicht
Nach fremden Schätzen, noch verstreut das eig'ne Glück,
Verschmähend, was euch heute zugetheilt ein Gott!

Der Chor preist den Dareios und die Macht, welche er erworben und behauptet hat, und zum Contrast erscheint dann Xerxes flüchtig in zerrissenem Gewande, und wechselnde Klagelieder um ihn und die Gefallenen schließen das Stück. Keine Verhöhnung des Unglücks der Feinde von Seite des griechischen Dichters, vielmehr die Betonung dessen, was auch den Persern Großes und Eigenthümliches beschieden war; dabei in weichen, weitaustönenden Rhythmen, in glänzenden Bildern eine orientalische Färbung.

Das dritte Drama führte den Namen des Meerglaukos, der den Schiffern von Anthedon die Schlacht von Himera berichtet, die am gleichen Tage mit der von Salamis dort gegen die Karthager von den Griechen gewonnen ward; zugleich war die Weissagung des Dareios auf dem nahegelegenen Platäerfeld erfüllt worden, und die Siegesfreude wird hier, wie in den Persern die Todtenklage geschlossen haben. — Das Nachspiel war ein Satyrdrama, der Feueranzünder Prometheus. Die Satyrn wollen das Wunder der noch nie gesehenen Flamme umarmen und küssen; aber „rühre nicht daran, Böcklein, es brennt!“ ruft der Heros ihnen zu. Es ward der Fackellauf eingesetzt, und einer zündete sein Licht vom andern an zum Bilde des sich stets forterzeugenden Lebens; eine neue Zeit des Geistes, eine neue Ordnung der Dinge beginnt auch jetzt wieder wie damals, als Prometheus zuerst das Feuer brachte. So ward das Ganze zum Siegesfest.

Auch die Sieben gegen Theben zeigen den Kriegergeist des Dichters; sie sind der Abschluß einer Trilogie, welcher Laios und Oedipus vorausgingen,

und ein Satyrspiel Sphinx folgte. Ein Chorgesang weist auf die Urschuld des Laios hin, der gegen den Götterwillen sich vermählt; vielleicht daß auch Aeschylos den Grund des Eheverbotes angab, nämlich weil er den Sohn des Pelops, Chrysippos, zu unnatürlicher Lust mißbraucht hatte; würde er dennoch ein Weib nehmen, so werde der eigene Sohn ihn tödten und die Mutter heimführen. Daß es Oedipus unwissend gethan, dann aber, als er es erkannt, sich geblendet und den Söhnen geflucht, sagt der Chor ebenfalls, und weist damit auf das zweite Drama hin. Das Epos wußte von der Blendung nichts, und ließ ihn erst in einer zweiten Ehe die beiden Söhne und Töchter erzeugen. Aber die Söhne bieten ihm Hohn, und weil sie des Vaters nicht geachtet, sollen sie auch lieblos einer durch den andern zu Grunde gehen. Gewiß wird Aeschylos das dräuende Wort des Oedipus motivirt haben, daß der skythische Fremdling seinen Söhnen das Reich theilen soll. Als das dritte Drama anhebt, haben sie sich um der Herrschaft willen bereits verfeindet und Polyneikes hat sich gegen die eigene Heimath verbündet, uneingedenk der Mahnung des Sehers:

Das Vaterland, von deiner Wildheit unterjocht
Mit blut'gem Speer, wie mag es zugethan dir seyn?

Eteokles beruft die Bürger zur Vertheidigung; seine feste Entschlossenheit findet ihren Gegensatz an der Angst der Frauen, die er zum Gebete mahnt. Ein Bote schildert ihm, wie sich die Feinde mit prahlerischen Schildzeichen, mit trotzigen Reden gegen die sieben Thore vertheilen, und der Reihe nach stellt er den fünf ersten einen thebanischen Führer entgegen mit der Ueberzeugung, daß der Uebermuth vor dem Fall komme. Der edle Seher Amphiaraos wird schwer zu bestechen seyn, ein Gegner, der die Götter ehrt; doch böse Früchte bringt der Bund mit dem Bösen. Da Polyneikes als der siebente genannt wird, stellt Eteokles mit düsterem Muthe sich selber ihm entgegen, indem er erkennt, daß der Fluch des Vaters über beiden unheilvoll walte; der aber ist darum kein blindes Verhängniß, sondern verkündete der lieblosen Gesinnung ein Strafgericht, und halb in Zorn und Rachlust gegen den Bruder, halb zur Sühne geht Eteokles dem Tod entgegen. Die Kunde kommt, daß der skythische Schwertstahl ihnen das Reich getheilt und jedem so viel gegeben, als er zum Grabe braucht, daß ihr zusammenströmendes Blut sie geeinigt. Der Todtenklage um beide folgt das Verbot der Beerdigung des Polyneikes, aber auch der Entschluß Antigones, ihre Seele schwesterlich dem Bruder zu weihen, ihn den Wölfen zu entreißen und feierlich zu bestatten; und während die Hälfte des Chors sich sammt Ismene der Leiche des Eteokles anschließt, geleitet die andere sie und den Polyneikes zum Grabe. Die feindlichen Brüder sind todt, aber die Stadt ist gerettet und in opfermuthig frommer Gesinnung ist Versöhnung und Frieden.

Im Prometheus schuf Aeschylos sein kühnstes und tiefsinnigstes Werk, das den idealen Kern der ganzen Menschengeschichte nach ihrer sittlichen Bedeutung und ihrem Verhältniß zu Gott, als That, Leid und Versöhnung, Schuld, Buße und Erlösung, in ähnlicher Weise darstellt wie der Hiob, wie Dantes göttliche Komödie oder Goethes Faust.

Prometheus, der „Vordenkende," ist der selbstbewußte Sohn der Erde, Vorbild oder Bildner der Menschen, der Repräsentant des Menschengeistes in seiner selbstständigen Kraft, der zur Freiheit berufen ist. Sittliche Freiheit ist Selbstbestimmung und setzt die Wahl zwischen Gutem und Bösem voraus; und der Wille ist Eigenwille, das Selbstgefühl Selbstsucht geworden, was die hebräische Erzählung als den Genuß vom Baum der Erkenntniß wider Gottes Gebot, die griechische Mythe als den eigenmächtig listigen Feuerraub des Prometheus darstellt. Leider ist von den drei Dramen nur die Mitte vorhanden, aber die Bruchstücke der andern und die Andeutungen im „gefesselten Prometheus" lassen uns wenigstens der Idee und dem Gange nach ein Bild des Ganzen entwerfen.

Das Drama der That und der Schuld, der feuerbringende Prometheus, schilderte zunächst, wie Zeus nach Bewältigung der Titanen, der blinden Naturgewalten, eine neue Ordnung der Dinge begründet. Prometheus hat ihm hülfreich zur Seite gestanden, er bittet für die Menschen, die Zeus vertilgen will, um ein neues Geschlecht zu schaffen, und heimlich, ja gegen den Willen des Zeus, voreilig und eigenmächtig raubt er das himmlische Feuer und gibt mit ihm den Menschen die Grundlage ihrer Cultur. Andeutungen der Strafe mochten durchklingen, aber er stand sieghaft da und der Chor sang das Brautlied seiner Vermählung mit Hesione. Der Mensch thut nach griechischer Ansicht das Böse nicht um des Bösen willen, sondern weil er es für ein Gut hält; eine wohlmeinende Absicht will sich auch gegen das Gesetz verwirklichen, als ob der Mensch seinen Geist und seine Freiheit dadurch erweisen müßte, daß er auch andere Wege als die gottverordneten einschlägt und, was ihm heilsam dünkt, ertrotzen will. Prometheus rühmt sich, Wohlthäter der Menschen zu seyn, erkennt aber auch an, daß er das Gesetz übertreten hat:

Mit Willen fehlt' ich und Bedacht, ich leugn' es nicht.

Das erste Drama spielte auf der Insel Lemnos, das zweite versetzt uns in den Kaukasus. Zwei Riesengestalten, Kraft und Gewalt, bringen den schweigenden Prometheus heran, und mit eigenem Schmerz vollzieht Hephästos das Urtheil, ihn dort anzuschmieden, doch das Gebot des Vaters Zeus will er nicht mißachten, weil solches die schwerste Schuld sey. Als Prometheus allein ist, ruft er die Natur zum Zeugen seines Leidens auf, und sie trauert mit dem Helden; ihre Stimme klagt im Gesang der Okeaniden, ja der alte Wassergott Okeanos selber kommt theilnehmend heran und erbietet sich, dem Prometheus seinen Frieden mit Zeus zu vermitteln. Er sagt dabei:

Erkenne dich, gestalte neu zu neuer Art
Dich um, denn neu ist auch der Götter Fürst und Herr!

Doch Prometheus versetzt:

Ich will ihn trinken meiner Leiden herben Kelch,
Bis einstens Zeus die Flamme seines Zornes löscht.

In räthselhaften Worten, unsere Erwartung spannend, deutet er an, daß auch Zeus dem Verhängniß erliegen werde, ohne für jetzt auf die Frage des Chors zu antworten, was demselben denn anderes als ewige Herrschaft beschieden sey. Der Chor, den Prometheus beklagend, wünscht sich selber Frieden mit Gott und ein demüthiges Herz.

Ohne zu fürchten den Zeus,
Ehrst die Menschen du zu hoch
Aus Eigensinn, Prometheus.
Niemals wandelt ein sterblicher Rathschluß
Zeus' erhabne Willensordnung.

Das ist des Dichters eigene Ansicht, dessen hohe Idee von Zeus die Stellen in den Schutzflehenden bezeugen, der im Agamemnon sagt, daß das ganze Heil der Weisheit gewinne, wer frommen Gemüths dem Zeus lobsinge, dem Gott, der die Sterblichen den Weg der Wahrheit führe und sie auch durch Leiden belehre. Ja das Bruchstück eines verlorenen Dramas faßt den Zeus als den Welteinnehmenden und zugleich über ihr Waltenden:

Zeus ist die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus ist alles und was über allem ist.

Daß Prometheus Zeus für einen Tyrannen ansieht, für einen eifersüchtig zürnenden Gewaltherrn, das bezeichnet eben seinen Charakter, und ist folgerichtig, da der Mensch das Bewußtseyn seiner Wesens- und Liebeseinheit mit Gott verliert, wenn er mit seinem Willen sich von ihm geschieden hat; wer die Flamme des Zornes in sich entzündet, dem ist Gott der Furchtbare. Dem Empörersinne, der das Gesetz verschmäht, ist es eine bindende Fessel. Wer der sittlichen Weltordnung widerstrebt, die doch unverbrüchlich ist, der fühlt sie als eisernes Band, und dieß ist die Strafe seines Trotzes.

Aber der Eigenwille kann sich nicht bloß im Kampfe gegen die Vorsehung zeigen, er liegt auch schon darin, daß der Mensch dem Rufe Gottes, den Mahnungen und Regungen seiner Gnade nicht Folge leistet. Dieß zeigt Io. Von Zeus gesendete Traumstimmen haben sie eingeladen, sich seiner Liebe hinzugeben, aber sie hat darauf nicht gehört, und irrt nun wie wahnsinnig umher, ein Symbol, wie das ganze Leben des Menschen eine ruhelose Irrfahrt ist, wenn er der göttlichen Führung widerstrebt. So ergänzt Io in weiblich passiver Weise die active männliche Schuld des Prometheus; darum bringt der Dichter sie mit ihm zusammen, und er weissagte ihr die ferneren Irrfahrten, aber auch die Versöhnung mit Zeus, dem sie endlich sich willig hingeben werde, wenn die heiligen Eichen Dodona's sie als seine ruhmreiche Gemahlin begrüßen. Aus diesem Liebesbunde wird dann im dreizehnten Gliede auch sein, des Prometheus, Retter Herakles entspringen.

Io scheidet, Prometheus aber verharrt in Stolz und Trotz, und erklärt sich nun deutlicher über das dem Zeus bevorstehende Geschick. Schon sind mehrere Götter vom Throne gestürzt, auch sein Reich wird nicht ewig bestehen. Zwei Frauen leben, die einen Sohn gebären werden, der größer ist als der Vater; verbindet sich Zeus mit einer derselben, so erzeugt er sich den ihn überwältigenden Nachfolger. Diese Rede hören sie auf dem Olymp, und Hermes, der Götterbote, kommt, um näheren Aufschluß zu verlangen. Aber Prometheus weist den Abgesandten, mit dessen Knechtsdienst er selbst seine Leiden nicht vertauschen möchte, schnöd und stolz zurück, und schleudert ihm den Vers entgegen:

Mit Einem Wort: die Götter haß' ich allesammt.

Umsonst mahnt der Chor, daß die weise sind, welche sich vor Adrasteia, der unverbrüchlichen Weltordnung, beugen. Umsonst mahnt Hermes, daß eine unkluge, hartnäckige Eigenwilligkeit nichts vermöge, und droht noch größere Leiden an. Mit Blitz und Donner werde Zeus die Felswand zerspalten und den Prometheus in den Abgrund niederschmettern, und wenn er einst wieder emporkomme, werde ein Adler ihm täglich die Leber wegfressen. Hermes fährt mit geheimnißvoller Rede fort:

Und solcher Drangsal hoffe nicht ein Ziel, bevor
Als Stellvertreter deiner Qual ein Gott erscheint,
Für dich bereit in Hades unbesonntes Reich
Zu steigen und zur finstern Kluft des Tartaros.

Aber mag die ganze Welt in ihren Angeln erkrachen, Prometheus ist der unerschütterlichen Stärke und der Ewigkeit seines Geistes sicher; er beharrt in seinem Trotze, und indem er die ewige Gerechtigkeit, den Aether, die schauende Sonne zu Zeugen anruft, bricht Erdbeben, Donner und Blitz herein, wie er sie beschworen, und er versinkt im Aufruhr der Elemente. Wunderbar großartig hat Aeschylos in ihm die Stärke des selbstständigen Geistes geschildert, in ihm die Einsicht und Erfindungskraft personificirt, welche die Natur sich dienstbar macht und im Wahrheitsdurst auch die Tiefen der Gottheit erforscht, die aber um so leichter, je größer sie ist, ihre Abhängigkeit vom Unendlichen vergißt und zu Ueberhebung und selbstsüchtiger Eigenmacht verlockt wird, so daß ihre Vermessenheit nun der Nemesis verfällt.

Doch nicht Trotz und Bändigung, nicht Kampf und Leid ist das Ziel der Geschichte, sondern Versöhnung, Liebe, Freiheit. Der gelöste Prometheus that dieß dar. Zeus hat seine Herrschaft fest begründet, nicht ein gewaltsames Zwingherrenthum, sondern eine harmonische Weltordnung im freien Wechselbunde der Naturkräfte, der Geister. Eigener Trotz hatte den Prometheus in den nächtlichen Abgrund der Gottesferne versenkt; sobald das starre Selbst brach, stieg er wieder an's Licht empor; er muß erlöst seyn wollen, eher kann die Fessel nicht von ihm genommen werden; die Reue ist der Weg zur Versöhnung, und sie ist durch den Adler bildlich dargestellt, der dem Prometheus die Leber, den Sitz der Leidenschaft, zernagt. Ist aber im vordenkenden Gemüth eine richtigere Einsicht in das göttliche Walten gereift, so sieht er nun bestätigt, daß Zeus das Verderben der früheren Empörer nicht will; der Chor der aus dem Tartarus befreiten Titanen steigt ihn begrüßend empor, hoffend und hülfebietend. Und Herakles tritt auf, der liebe Sohn des Zeus, dessen Abbild auf Erden, der Held, der die göttlichen Gebote in freiwilliger Dienstbarkeit erfüllt, und von irdischen Schlacken auf dem selbstangezündeten Scheiterhaufen geläutert sich zum Olymp erheben wird. Wo solcher Sinn in der Menschheit lebt, da ist sie mit Gott versöhnt, da ist ihr das Gesetz keine Fessel mehr, und so wird der Adler von Herakles erlegt und Prometheus erlöst. Zeus will durch das Werk seinen Sohn verherrlichen, in welchem auch schon andere, wie Görres, einen allzeit hülfreichen Heiland des Heidenthums erkannt haben. Nun erfüllt sich aber auch die Weissagung des Hermes, ein Gott müsse für den Prometheus in den Tod gehen, wenn dieser der Fesseln ledig werden soll. Ein Unsterblicher, der Kentaure Chiron, war im Kampf durch einen vergifteten Pfeil unheilbar schmerzlich verwundet worden, und übernahm es gern für den Prometheus in das Todtenreich hinabzugehen. Wir können mit Welcker und Stuhr sagen: Der Kentaur, die Verbindung von Roß und Mann, ist ein Symbol des Thiermenschen in seiner rohen Creatürlichkeit, welche erstirbt, wenn der wiedergeborene geistige Mensch sich mit seinem Gott versöhnt. Wir können mit Lasaulx zugleich einen mystisch prophetischen Sinn darin erkennen, daß ein Gott stellvertretend für die Menschheit, für Prometheus, sich opfert.

Nun ist Prometheus frei. Er windet einen Kranz von Weidenzweigen um sein Haupt, um sich selbst wie ein Opfer zu schmücken, er steckt einen Ring an seinen Finger als Erinnerung seiner Fesselung, als Symbol seines Bundes mit Gott. Wie er selber geweissagt, daß Zeus werde entgegenkommen dem Entgegenkommenden, so begegnen sich jetzt die göttliche Gnade und das erlöste Menschenherz, und Prometheus wirkt jetzt mit seinem Wissen und Willen für die neue Ordnung der Dinge. Zeus hatte sich mit der schönen Thetis vermählen wollen, einer Göttin des Naturfriedens, wie derselbe sich in der Spiegelglätte des Meeres zeigt. Prometheus bezeichnet sie als eine jener zwei Frauen. Ein Sohn von ihr und Zeus hätte auf den Gott einer Religion hingedeutet, die eine Verschmelzung orientalisch pantheistischen Naturdienstes mit dem Glauben an die Olympier gewesen wäre, wie derartige Verquickungen im alexandrinischen Zeitalter versucht wurden. Auf Prometheus Rath wird Thetis dem Peleus vermählt, und ihr Sohn, größer als der Vater, ist dann Achilleus, das Idealbild des Hellenenthums in seiner jugendlichen Lebenskraft, seinem Sieg über Asien, seinem frühen Tode mit ewiger Ruhmesblüthe. Zur Hochzeit der Thetis wandeln Zeus und Prometheus, und mit dem auf Achilleus deutenden Hochzeitliede schloß das große Versöhnungsdrama.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Jütland.

So lange die kleine malerisch an der Koldingau, diesem uralten Grenzfluß zwischen Deutschland und Dänemark gelegene kleine Stadt Kolding steht, hat sie wohl nie ein so buntartiges militärisches Leben in ihren engen, krummen, schmutzigen Gassen gesehen, als in jüngster Zeit. Alle Hauptstämme Europas, Romanen, Germanen, Slaven, Magyaren waren hier reichlich vertreten und ein Gewirr der verschiedensten Laute umtönte die Ohren so, daß man des Sprachtalents eines Mezzofanti bedurft hätte, um nur die Hälfte davon zu verstehen.

Das österreichische Heer ist in seiner verschiedenartigen Zusammensetzung noch fast immer das alte, wie es uns von Schiller in „Wallensteins Lager" so lebendig dargestellt wird, und der Zufall — wenn nicht berechnende Absicht — wollte, daß die Regimenter, welche jetzt hier hoch oben im Norden für den Ruhm des österreichischen Adlers fechten, aus den Söhnen der verschiedensten Nationalitäten im großen Kaiserstaat zusammengesetzt sind. Hier diese schönen, schlanken Männer mit den ausdrucksvollen Gesichtern, den edeln Nasen, den dunkeln, geistig lebendigen Augen und mit einer gewissen Sorgfalt gepflegten rabenschwarzen Schnurr- und Backenbärten, sind meist Söhne von la bella Venezia. Es scheint ihnen hier schlecht zu gefallen und der eisig kalte Nordostwind, der mit ungefesselter Gewalt über die jütländische Heide braust und ihnen scharf den mit Hagel gemischten Schnee in die erstarrten Gesichter peitscht, ist ihnen höchst unangenehm. Fröstelnd kauern sie sich an den geschütztesten Straßenecken zusammen, ihre sonst fast immer so redseligen Zungen sind verstummt und von dem oft so melodischen Gesang, der die italienischen Truppen auszeichnet, hat man schon seit Tagen keinen Laut mehr gehört. Nur ein halblautes, aber grimmiges „Corpo di Bacco" oder „Maledetto" erschallt öfters aus ihren Reihen. Auch die hier übliche derbe Kost, Speck, Pöckelfleisch, schwarzes, grobes Brod und Branntwein, mundet ihnen schlecht und sie vermissen schmerzlich ihren vino nostrale.

Mit schallender Feldmusik rückt nun ein anderes österreichisches Bataillon in die Stadt ein. Die Leute sind lange nicht so elegant gewachsen, ihre Gesichter nicht so intelligent, dafür sind sie fester und kräftiger, scheinen ungleich mehr an Strapazen aller Art gewöhnt und machen sich offenbar viel weniger aus dem schlechten kalten Wetter, als die weichlicheren Italiener. Es sind Polen vom Regiment Martini, Söhne des gallicischen Flachlandes. Sie sind von Kindheit auf nicht verwöhnt und in ihrem ganzen Leben haben sie noch keine so gute, kräftige Kost genossen als in diesem Feldzuge. Und dann der starke, ungefälschte Branntwein, den der Berliner Unternehmer in bester Qualität liefert, wie trefflich mundet er ihnen und wie leicht vergessen sie bei diesem geliebten Nektar alle Beschwerden dieses Winterfeldzugs! Wenn der gemeine polnische Soldat nur Branntwein hat, so ist er vollkommen zufrieden, verlangt weiter nichts, wirft sich geduldig in Schmutz und Schnee nieder, um zu schlafen und folgt seinen Offizieren, wenn diese kühn vorangehen, unverzagt in das heftigste feindliche Feuer.

Trompetengeschmetter, Rossegeschnaub, Säbelgeklirre, kurz das unbeschreibliche Geräusch marschirender Reiterei zieht unsere Aufmerksamkeit bald von dem polnischen Fußvolk ab, das gierig seine Schnapsration getrunken hat und sich nun behaglich zur längeren Rast in den Schnee streckt. In den langen weißen Reitermänteln, deren schmutzig graue Farbe freilich stark an die Bivouacnächte erinnert, kommen einige Schwadronen ungarischer Husaren angeritten. Die kleinen langmähnigen Rosse mit den feinen Köpfen sind wie ihre Reiter ächte Kinder der ungarischen Pusten aus den Landschaften der Jacygier und Cumanen. Roß und Reiter scheinen nicht allein aus gleicher Gegend, sondern auch zusammengewachsen zu seyn, so fest sitzt der Husar in seinem Sattel und rührt sich nicht, wenn auch sein scharfer Sporn das Pferd zu den wildesten Sätzen aufstachelt, daß der Schmutz weit umherfliegt. Gleich zwei langen Pfriemen starrt der scharf gedrehte, fest mit Pech verklebte und mit Schuhwichse geschwärzte Schnurrbart auf beiden Seiten in den braunen Gesichtern der Husaren, die einen Stolz darin suchen, wer den längsten Bart aufzuweisen hat. Es sind lustige, etwas hochmüthige Bursche, die weit auf Alle herabsehen, die nicht vom magyarischen Stamme sind und denen nicht die langen Sporen an den Czischmen klirren. Nur sehr scharfe Disciplin vermag diese ungarischen Reiter in Ordnung zu halten und das Kriegsgericht mußte bereits einen jungen, sehr hübschen Unteroffizier, der sich in den letzten Gefechten ausgezeichnet, zum Tode verurtheilen und Feldmarschalllieutenant von Gablenz das Urtheil bestätigen, da der Mann auf einen schleswig'schen Bauern, der ihm seine

Uhr nicht gutwillig geben wollte, eine Pistole abgeschossen hatte.

Ungleich gemüthlicher sind die flotten Jäger mit ihren aufgekrämpten Schwedenhüten, zu deren mächtigen schwarzgrünen Federbüschen schon mancher schleswig-holsteinische Haushahn seine besten Schweiffedern opfern mußte. Es sind kleine, feste, stämmige Gestalten mit breiten Schultern und kräftigen Beinen. Unversiegbare Heiterkeit wohnt ihnen inne, und sind Wetter und Wege nur nicht allzuschlecht, so marschiren sie, wo es immer angeht, mit laut schallendem Gesang. Und wie prächtig verstehen sie zu jodeln, wie hell und frisch erklingen ihre Chöre, um welche gar mancher Theaterchor sie beneiden könnte! Es sind ächte Steiermärker, Söhne der frischen, grünen steirischen Hochalpen. Viele ehemalige Gemsjäger und Sennerknechte befinden sich unter diesen steirischen Jägerbataillonen, die bisher in allen Gefechten an der Spitze waren und sich stets mit unübertrefflichem Muthe geschlagen haben, so daß der alte Wrangel als besondere Auszeichnung eine steirische Jägercompagnie zur Bedeckung seines Hauptquartiers ausgewählt hat.

Zwei andere deutsche Regimenter kommen jetzt anmarschirt, und man sieht es diesen Soldaten an, daß sie nicht ohne ein gewisses, vollberechtigtes Selbstgefühl auftreten. Es ist die schwarzgelbe Brigade, so genannt, weil das eine Regiment, „König der Belgier," das sich aus Steiermark rekrutirt, gelbe, das andere, „Großherzog von Hessen," das aus lauter stämmigen Oberösterreichern besteht, schwarze Auszeichnung hat, so daß beide in ihrer Farbenzusammenstellung die Farben Oesterreichs zeigen. Schon 1859 bei Magenta und Solferino, wie auch jetzt in Schleswig-Holstein bei Oberselk und Veile, hat sich diese schwarz-gelbe Brigade besondern Waffenruhm erworben.

Ein österreichisches Cavallerieregiment, das jetzt in Kolding einrückt, fällt uns sogleich dadurch auf, daß, recht im Gegensatz zu den langbärtigen Husaren, kein Mann, weder Offizier noch Soldat, nur eine Spur von Schnurrbart im Gesichte zeigt. Es ist dieß, so wie die große, sechzig Dukaten schwere goldene Tapferkeitsmedaille, welche hellschimmernd die Standarte der ersten Schwadron schmückt, eine glorreiche historische Erinnerung aus der Schlacht von Oudenarde im französischen Revolutionskriege von 1792. Ein altes berühmtes Kürassierregiment ward damals von den französischen Revolutionsschaaren geworfen, und die Schlacht schien für die Oesterreicher verloren, als der Oberst eines Dragonerregiments bat, mit seinen neuerrichteten Schwadronen angreifen zu dürfen. Das Regiment bestand aus lauter jungen, unbärtigen wallonischen Burschen, welche sich so eben erst hatten anwerben lassen. „Was wollen Sie mit Ihren bartlosen Jungen?" rief verdrießlich der General, der Inhaber des so eben geworfenen Kürassierregiments, ertheilte jedoch auf das wiederholte Ansuchen des Obristen die Genehmigung zum Angriff. Und siehe, diese bartlosen Wallonen, welche die höhnenden Worte des Generals vernommen hatten, griffen mit solchem Ungestüm an, daß sie die feindliche Reiterei warfen und wesentlich zum Gewinn der Schlacht beitrugen. Zur Erinnerung an diese Waffenthat trägt seitdem kein Soldat des Regiments einen Schnurrbart, während die große goldene Tapferkeitsmedaille die eine Standarte ziert. Wallonen dienen freilich jetzt nicht mehr im Dragonerregiment Fürst Windischgrätz, sondern stämmige Czechen, ächte Söhne der sagenhaften Königin Libussa. Es sind eben nicht sonderlich hübsche, aber dafür sehr tüchtige, zuverlässige Soldaten.

Einige andere Compagnien Fußvolk, welche von oben bis unten mit Koth bedeckt sind, und deren ganzes Aussehen zeigt, daß sie so eben einen äußerst beschwerlichen Marsch auf grundlosen Wegen zurückgelegt haben, bestehen aus hohen, sehr schlank gewachsenen Leuten mit einem eigenthümlich wilden Gesichtsausdruck. Es sind Serben, weit von der untern Donau her, die daheim mit ihren gehaßten Grenznachbarn, den Türken, in blutiger Fehde leben, während sie jetzt auf des Kaisers Befehl mit den Dänen fechten müssen, von deren Existenz sie früher wohl kaum eine Ahnung hatten.

Man sieht, es ist ein sehr buntes Heer, das Oesterreich hieher nach Jütland gesendet hat, und unter den 20,000 Mann sind alle Nationalitäten, die den weiten Kaiserstaat bewohnen, vertreten. Aber nicht allein österreichische Truppen aller Waffen geben dem Städtchen Kolding das Ansehen eines großen belebten Heerlagers, auch die preußischen Krieger tragen dazu bei, die Mannigfaltigkeit des Bildes zu erhöhen. Der eigenthümlich scharfe Klang der preußischen Trommeln, vereint mit den gellenden, schrillenden Tönen der Querpfeifen, die zusammen den ächt militärischen preußischen Armeemarsch spielen, schallt schon von weitem her, und bald hört man auch den gleichmäßig festen Marschschritt der preußischen Infanterie. Es ist ein Gardegrenadierbataillon, direkt aus Königsberg hieher gesandt. Es sind sehr große, schlanke Ostpreußen, fast alle mit hellblonden Haaren, blauen Augen und frischen rothen Wangen, denen die hellglänzende Pickelhaube mit dem preußischen Adler ein martialisches Ansehen gibt, das mit ihren meist sehr jugendlichen, größtentheils unbärtigen Gesichtern in einigem Widerspruch steht. Von allen in Jütland weilenden Truppen fühlen sich diese Ostpreußen hier am heimischsten, da die kalten, rauhen

Seewinde, und die schwere derbe Nahrung ihnen von ihrer Heimath her wohlbekannte Dinge sind.

Ein anderes preußisches Garderegiment, dessen Soldaten nicht so breitschulterig sind, als die Ostpreußen, dafür aber eleganter gewachsen scheinen und ungleich lebendigere und raschere Beweglichkeit zeigen, wie denn in der Regel auch ihre Augen und ihre Haare dunkler sind, besteht fast aus lauter Rheinländern von der Mosel und der französischen Grenze, und stand bisher in Coblenz in Garnison. Diese Rheinländer wollen sich hier oben gar nicht recht acclimatisiren, Nahrung wie Klima sagt ihnen sehr wenig zu, wie sie denn auch unverhältnißmäßig viele Kranke an die Lazarethe abgeben. Und dieß ist schade, es sind gute, gewandte Soldaten, die sich stets eben so gesangs- und trinklustig, als fechtlustig zeigen.

Schmetternde Trompeten, die den „Hohenfriedberg-Marsch" blasen, verkünden zwei preußische Reiterregimenter. Mit blanken Helmen, mit Brust- und Rückenharnischen, auf hohen edeln Pferden, zieht das brandenburgische Kürassierregiment „Kaiser Nicolaus" ein, ihm folgt das dritte Husarenregiment „Ziethen," ganz noch in den scharlachrothen Dolmans und Pelzen und den Pelzmützen mit den rothen Kolpaks, wie es sich im siebenjährigen Kriege unter dem alten Ziethen, dem Vater der preußischen Husaren, unsterblichen Ruhm erworben hat. Damals hieben sich die preußischen und ungarischen Husaren in manchem blutigen Gefecht herum; jetzt fechten sie vereint für den gleichen Zweck, doch herrscht noch immer eine gewisse Rivalität unter ihnen, daher die einzelnen Leute, die sich ohnehin nicht mit einander verständigen können, wenig mit einander verkehren. Sonst ist im Allgemeinen die Kameradschaft zwischen den Oesterreichern und Preußen eine befriedigende, und die weißen Armbinden, welche sie als gemeinsames Feldzeichen tragen, ist doch mehr als ein bloß äußerliches Merkmal.

Endlose Züge schweren preußischen Belagerungsgeschützes, einzelne Stücke oft von acht bis zehn kräftigen Rossen nur mühsam durch die schlechten Wege geschleppt, rollen so dröhnend daher, daß die Fenster der Häuser klirren. Es liegt etwas Selbstbewußtes, Sicheres in der Haltung dieser Kanoniere, und sie scheinen es zu fühlen, daß ihre ausgezeichneten gezogenen Geschütze bisher im Kriege den Dänen den meisten Respekt eingeflößt haben. Alle Provinzen des preußischen Staates haben ihre Söhne zu dieser Artillerie gestellt, und das breite Plattdeutsch des Pommern klingt neben dem Schwäbischen des Hohenzollers, das harte Westphälische neben dem weichen singenden Schlesischen.

Aber nicht bloß Krieger mit Wehr und Waffen in allen möglichen Uniformen und aus den verschiedensten Theilen Europas haben sich in Kolding zusammen gefunden; auch die vielen Gefangenen, welche fast täglich eingebracht werden, tragen das Ihre dazu bei, die Bilder, welche sich hier in unaufhörlicher Abwechslung drängen, noch bunter zu machen. Geleitet von preußischen Uhlanen mit den scharfen Lanzen, an denen die Fähnlein so lustig im Winde flattern, kommt langsam ein Transport von einigen hundert dänischen Gefangenen vom Norden her angezogen. Unter ihnen sieht man die verschiedenartigsten Körperbildungen vertreten, und eben so abweichend ist der Ausdruck ihrer Gesichter. An der Spitze geht ein Trupp Inseldänen, größtentheils von der Insel Seeland, diesem Kern des dänischen Staates. Es sind hübsche, stattliche Gestalten mit auffallend weißer Hautfarbe und sehr häufig mit hellrothen Haaren. Trotzig, fast grimmig blicken sie um sich, ein nur mühsam verbissener Groll kocht in ihnen, und man sieht es jedem Einzelnen an, wie sehr sich sein gewaltiger Stolz gedemüthigt fühlt, hier als waffenloser Gefangener durch Kolding marschiren zu müssen. Von diesen gefangenen Inseldänen sind viele leicht verwundet, ein Zeichen, daß sie sich nicht ohne Widerstand in das für sie harte Joch der deutschen Gefangenschaft begeben haben. Der ächte Inseldäne hat stets mit dem Deutschen in erbitterter Feindschaft gelebt, und schon seit Jahrhunderten, von den Zeiten der Hansa her haben ja die Dänen mit den deutschen Küstenbewohnern der Ostsee blutige Kriege geführt. Heißt doch ein sehr altes plattdeutsches Volkslied, das ich als Kind in meiner Heimath oft hörte:

„Piep (pfeife), Däne, piep,
Bald büst du riep (reif).
Vör Wilsmar häst du vergebens lägen (gelegen),
Vor Gadebusch häst du Schläge krägen.

Hinter diesen auch in ihrer Gefangenschaft noch trotzigen Inseldänen gehen zwei auffallend große hübsche junge Männer mit hellblonden lockigen Haaren, die trotz ihrer abgetragenen, hart mitgenommenen Uniform gemeiner dänischer Jäger ersichtlich den höheren Ständen angehören. Auch die Sprache, welche sie unter einander sprechen, ist nicht die dänische. Es sind zwei junge norwegische Studenten aus Drontheim, welche aus Thatendurst und Sympathie für die Dänen beim Ausbruch des Krieges als Freiwillige in das dänische Heer eingetreten. Ihre kriegerische Laufbahn hat nicht lange gedauert, und statt im freien Felde muthig zu streiten, müssen sie jetzt vielleicht lange Zeit in den Kasematten der preußischen Festungen vertrauern, wohin

die Gefangenen geführt werden. Es ist kein Wunder, daß diese schönen kräftigen Norweger jetzt eine äußerst zornige Miene zeigen.

Wie gleichgültig, stumpf und dumpf schleicht dagegen der große Haufe der gefangenen Jüten einher! Es ist ihnen gar nicht so unangenehm, gefangen zu seyn, denn besondern Fanatismus für diesen Krieg findet man bei den jütischen Soldaten sehr selten. Es sind breitschultrige, kräftige Gestalten mit plumpen Gesichtern, die aussehen, als wären sie grob aus Holz geschnitzt. Merkwürdiger Weise haben diese Jütländer in der Regel dunkle Augen und Haare und unterscheiden sich somit auch äußerlich schon sehr von den hellen Inseldänen.

Unter diesen gefangenen Jüten, welche fast durchweg eine äußerst schlechte militärische Haltung haben, finden sich auch viele ältere, verheirathete Männer. Ich war in Kolding Zeuge einer wirklich rührenden Scene des Wiedersehens. Aus einem niedern Häuschen stürzte eine junge, sehr dürftig bekleidete Frau, einen Säugling, dem sie eben die mütterliche Nahrung gegeben zu haben schien, auf dem Arm, während ein anderes, etwa vierjähriges Kind sich an ihren Rock geklammert hatte, mit lautem Freudengeschrei auf einen Gefangenen zu und warf sich an seinen Hals. Es war seine Frau, die bisher in tödtlicher Sorge geschwebt hatte, daß ihr Mann, der Ernährer der Familie, getödtet oder doch schwer verwundet seyn möchte. Jetzt sah sie ihn lebend wieder, und wenn er auch gefangen war, so wußte sie ihn doch dadurch vor den feindlichen Kugeln geschützt. Hand in Hand ging die Frau noch lange mit ihrem gefangenen Mann, der ihr inzwischen den Säugling abgenommen hatte und ihn mit wahrhaft väterlicher Miene küßte. Wie oft mögen in den Kasematten von Magdeburg seine Gedanken bei Weib und Kindern verweilen, die er in Kolding im Elend zurückgelassen!

Wie lustig und vergnügt sehen dagegen die gefangenen Schleswig-Holsteiner aus, die den langen Zug schließen! Sie haben sich absichtlich gefangen nehmen lassen, um auf diese Weise dem gehaßten dänischen Waffendienst, zu dem sie mit der größten Härte gezwungen wurden, zu entgehen. In fröhlichem Uebermuth, ihren bisherigen dänischen Kameraden, die sie stets mit Hohn und Härte behandelt, zum Spott, singen sie jetzt, so laut ihre Stimmen es vermögen, ihr „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“

„Nicht wahr, das gefällt Ihnen nicht, Herr Wachtmeister? Wissen Sie wohl, wie Sie mich in Viborg einst angezeigt und ich acht Tage strengen Arrest bekommen, bloß weil ich einmal die Melodie von Schleswig-Holstein gepfiffen habe?“ so sprach spöttisch ein gefangener schleswig-holsteinischer Dragoner zu seinem ebenfalls gefangenen früheren Wachtmeister, einem Inseldänen mit einem recht hochmüthig brutalen Gesicht. Die gefangenen Schleswig-Holsteiner haben auch alle Ursache, jetzt vergnügt und mit ihrer Gefangenschaft zufrieden zu seyn; sie werden schon in Flensburg entlassen und können ungehindert und von jeglichem ferneren Waffendienst befreit zu ihren Familien zurückkehren. Manche von ihnen würden übrigens sehr gern in ein eigenes schleswig-holsteinisches Heer eintreten; allein die Organisation einer solchen Armee steht noch in sehr weitem Felde.

Eine eigenthümliche Erscheinung zwischen diesen bunten kriegerischen Gestalten, die jetzt bei Tag und Nacht — es finden sehr viele nächtliche Durchmärsche statt — die engen Straßen und gerade nicht sonderlich schönen Plätze von Kolding füllen, bilden die Nonnen verschiedener katholischer Genossenschaften. Es sind barmherzige Schwestern aus Aachen, Münster, Cöln, Mainz, Breslau, Prag und andern Orten, welche hieher geeilt sind, um mit wahrhaft christlicher Barmherzigkeit den Wärterinnendienst in den vielen Militärlazarethen zu übernehmen. Aber auch die protestantischen Genossenschaften sind nicht hinter den katholischen zurückgeblieben, und die Diakonissinnen aus Berlin, Dresden und Kaiserswerth wetteifern mit den katholischen Schwestern. Das Wirken aller dieser Nonnen und Schwestern, zu denen sich auch andere edle Frauen aus Kiel und Altona gesellt haben, ist ein ungemein verdienstliches, und Hunderte kranker oder verwundeter preußischer und österreichischer Soldaten verdanken ihnen bereits die Wiederherstellung ihrer Gesundheit oder doch die Linderung ihrer Schmerzen. Aber sie werden auch vom ganzen Heere hoch geehrt. Selbst der wildeste ungarische Husar grüßt die barmherzige Schwester mit wo möglich noch größerem Respekt als seinen Oberst, und auch der spottlustigste, frivolste Berliner Grenadier zähmt seine Zunge, sobald eine Diakonissin in seine Nähe kommt.

Abgesehen von diesem bunten militärischen Leben und Treiben, ist Kolding, wie überhaupt ganz Jütland, jetzt ein ungemein unbehaglicher Aufenthaltsort. Die Stadt ist so mit Einquartierung überfüllt, daß ein kleines Kämmerchen mit einem halbwegs leiblichen Bette schon als ein vortreffliches Quartier gilt, um welches der glückliche Besitzer nicht wenig beneidet wird. Dazu ist das Wetter scheußlich und Regen, Schneegestöber und Sturmwinde bilden die schauerliche Grundlage für die eigentlichen Leiden des Kriegs. Die armen Soldaten, welche oft in sechs, acht Tagen nicht unter Dach und

Fach kommen und schutzlos jeglichem Ungestüm der Witterung preisgegeben sind, leiden nicht wenig, und es bedarf in der That ihres ganzen frischen Muthes, der beiden Heerestheilen innewohnt, um sie dennoch gut gestimmt und kampflustig zu erhalten.

Was hier in Kolding viel dazu beiträgt, den Aufenthalt noch unangenehmer zu machen, als er ohnehin wäre, ist die feindselige Stimmung der Einwohner. Schon 1848—49 zeichneten sich diese Koldinger durch ihren fanatischen Haß gegen die Deutschen aus und schoßen bei dem Gefecht im Mai 1849 sogar aus ihren Häusern auf die einrückenden schleswig-holsteinischen Truppen, wofür sie damals mit Recht hart gezüchtigt wurden, und diese Stimmung scheint sich noch verschlimmert zu haben. Wo sie nur können, zeigen alle Einwohner, Alt wie Jung, ganz unverholen ihren Widerwillen gegen alle Deutschen, und besonders das weibliche Geschlecht zeichnet sich, wie immer in solchen Fällen, besonders aus. Auf alle Weise suchen diese fanatisirten Weiber ihre Einquartierung zu quälen und nehmen oft dabei zu wirklich komischen Mitteln ihre Zuflucht. So ward z. B. eine Koldinger Bürgersfrau überführt, daß sie mit großer Mühe 16 lebendige Mäuse und Ratten gefangen und diese Abends heimlich in das Stübchen des bei ihr einquartierten preußischen Offiziers hatte laufen lassen, damit die Thiere diesem die Nachtruhe möglichst stören möchten. Andere hatten zerschnittene Pferdehaare oder Häckerling heimlich den Soldaten in die Betten gestreut, und was dergleichen heimtückische Streiche mehr sind. Einem Tabakshändler, der den Tabak, welchen er den Soldaten verkaufte, heimlich durchnäßt und sich auch sonst noch allerlei Tücken hatte zu Schulden kommen lassen, ward von den ergrimmten preußischen Grenadieren sein Laden zerstört. Auch sonst haben die Soldaten, denen zuletzt die Geduld riß, mitunter diesen boshaften Wirthen gegenüber sich Recht zu verschaffen gewußt, und mancher Koldinger machte gar unsanfte Bekanntschaft mit derben pommerschen oder westphälischen Fäusten.

Eine andere allgemeine Plage, nicht allein in Kolding, sondern in ganz Jütland, ist die große Unreinlichkeit der Leute sowohl an ihren Körpern, die deßhalb auch nur zu oft mit unangenehmen ansteckenden Hautkrankheiten behaftet sind, wie in ihren Wohnungen. So wie man die Koldingau überschritten hat, bemerkt man sogleich an dem überall herrschenden Schmutz, daß man sich nicht mehr in Deutschland befindet, und ein dithmarsischer Bauer hält seinen Kuhstall reinlicher, als viele Jüten ihre Wohnstuben. Selbst in den mittleren Bürgerfamilien von Kolding, Veile, Aarhuus und andern jütländischen Städten herrscht eine solche Unsauberkeit, wie sie in Deutschland niemals vorkommt. Auch sonst scheint Bildung und geistige Regsamkeit selbst unter dem mittleren jütländischen Bürgerstande ungleich weniger verbreitet als in Schleswig-Holstein.

So wird denn freilich, abgesehen vom militärischen Leben, ein Besucher Jütlands für die vielen Unannehmlichkeiten, denen er ausgesetzt ist, durch nichts entschädigt und jeder wird sich freuen, wenn er die Koldingau wieder im Rücken hat und die freundlichen schleswig-holsteinischen Städte betritt.

Die Walsingen.

(Fortsetzung.)

III.

Die Ordnung kehrte allmählig wieder ein, auf der Fabrik zwar nicht so schnell als in dem Giebelhause an der Landstraße. Helene hatte ihren kleinen Knaben mit seiner Wärterin von der nächsten Poststation abgeholt. Sie hatte das Kind über die Zeit ihres Umzugs bei ihren Eltern wohlgeborgen gewußt und das mühsame Ordnen und Schaffen im vernachläßigten Hause ließ in ihr das Heimweh kaum aufkommen. Aber jetzt, nachdem sie das wochenlang entbehrte Kind wieder in den Armen hielt, als der Knabe von ihrem Schooße hinzappelte nach den phantastischen Gypszierathen der Wände und Decke, an welchen der helle Sonnenschein gaukelnd vorüber glitt, jetzt kam ein gewisses Gefühl des Behaglichen und Heimischen über

sie. Gotthard hatte ihr schon in den ersten Tagen den Besuch ihres Vermiethers, des Freiherrn von Walsingen, angekündigt, Helene sich jedoch denselben bis auf gelegenere Zeit verbeten. Heute nun hatte der Baron Gotthard wieder gebeten, sich seiner Frau vorstellen zu dürfen. So saß denn die Frau, die Herren erwartend, am offenen Fenster und blickte mit innigem Behagen nach dem Kinde, welches, in einem kleinen Korbwagen ruhend, seine weichen runden Glieder in der milden Junisonne dehnte, welche durch das Gezweig des wieder aufgerichteten Rebenganges herabfloß.

Da kam ihr Mann und mit ihm der Baron. Helene hatte ihn schon früher aus der Ferne gesehen und damals ihrem Manne bemerkt, der Baron würde eine bessere Staffage für die Promenade einer Residenz bilden, als hier in dem von Eisenbahnen und großen Verkehrsstraßen abgelegenen Erdwinkel.

Sie stand auf, um die Männer, welche die Treppe herauf kamen, bei ihrem Eintritt zu begrüßen. Die gesellschaftlichen Formen waren ihr nicht fremd geworden in den Jahren des Kampfes und der Zurückgezogenheit; denn sie besaß jene unnachahmliche Frauengabe, sich rasch und sicher in die Stimmung und den Ton ihrer jeweiligen Umgebung zu finden, welche durch keine Kunst oder Uebung so anziehend wird als durch ihre eigenste Ursprünglichkeit.

Mit einer Verbeugung trat der Baron über die Schwelle des Zimmers; ein rascher Blick seiner lebhaften Augen flog über die schöne Frau und ihre Umgebung. „In der That, Madame," sprach er mit einer nochmaligen Verbeugung, „ich komme wie ein fahrender Ritter, der Zauberin zu huldigen, welche diese Wunder und Wandlungen hervorgebracht."

„Und sich dazu des plebejischen Besens und Federwisches, statt des goldenen Zauberstabes bedient hat," entgegnete Helene heiter.

„Wirklich, ich erwartete es verändert zu finden," rief der Baron, indem sein prüfender Blick nochmals flüchtig über die geschmackvolle einfache Möblirung des Zimmers glitt. „Ich war darauf vorbereitet, es verändert zu finden doch nicht so. Wie gesagt, Sie haben Wunder gewirkt. Ich gestehe, daß ich es für ein äußerst gewagtes Unternehmen Ihres Herrn Gemahls hielt, eine Dame, eine Großstädterin in dieses verwitterte, zerbröckelnde Haus zu führen."

„Sie sprechen von Ihrem Besitze mit anerkennenswerther, aber übertriebener Offenheit, Herr Baron: es ist nicht so schlimm."

„Es mag seyn," erwiederte er. „Aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß wenn Sie hier ein Jahr, sey es auch in einem Marmorpalast gelebt hätten, Sie sich nach einer Miethwohnung vier Treppen hoch in Ihrer Stadt eben so sehnen werden wie ich. Es ist hier ein Leben zum Verzweifeln, nicht um wahnsinnig, nein, um blödsinnig, um lahm an Geist und Körper zu werden. Das Volk ist roh und stupid, die paar Honoratioren, welche auf einem Umkreis von fünf Stunden dünn genug gesäet sind, sind in einem Grade lächerlich, daß Kotzebues Kleinstädter nur eine schwache, matte Nachahmung davon sind. Es ist ganz entsetzlich."

Helene lächelte innerlich über den aufgeregten Mann. „Ich bin genügsam," antwortete sie. „Und dann fand ich noch immer, daß der Gebende nur selten auch nicht ein Empfangender seyn wird. Natürlich kostet es Mühe, aber jeder Mensch, jeder Kreis, scheine er auch noch so verknöchert und versteinert, bietet dem ernsthaft Suchenden immer die Stelle, wo sich eine lebendige Ader öffnet."

„Dann gratulire ich Ihnen, Madame, wenn Sie auch den Mosesstab führen, welcher dem tauben Gestein einen frischen Springquell entlockt," erwiederte der Baron mit leisem Spott.

„Mein Gemüth," sprach Helene ernst, „begnügt sich auf dem dürren Wege auch mit ein paar Tropfen und verschmäht sie nicht, weil nicht der volle Strom dem Dürstenden entgegen rauscht; es labt in der Dürre, es sind doch Tropfen des Stroms."

Der Baron hatte, während sie sprach, die Wirkung des Sonnenlichtes auf seinen Lackstiefeln zum Gegenstande seiner Beobachtung gemacht. — Jetzt blickte er auf, er sah in das schöne, ernste Angesicht der Frau, über welches das zitternde Licht hinlief und ihre lichtbraunen Haare, ihre helle Stirn wie mit einer goldenen Glorie umwob. Er antwortete nicht, sein Auge blieb wie trunken an ihren Zügen hängen. „Das Weib ist reizend schön!" dachte er. Helene empfand unwillkürlich und peinlich diesen Blick, der an ihrer Gestalt hing, das Blut schoß ihr zu Gesicht und ein unbehagliches Gefühl überschlich sie.

„Sie denken schön, gnädige Frau, aber ausführbar?" unterbrach der Baron die Pause des Gespräches. — Da trat Gotthard wieder ein; er hatte sich, nachdem er den Baron seiner Frau vorgestellt, hinwegbegeben, um nach dem Kinde zu sehen. Jetzt kam er mit dem Knaben auf dem Arme, der zappelnd nach der Mutter verlangte.

Gotthard übergab ihr das Kind. „Jetzt habe ich Ihnen meine ganze Familie vorgestellt, Baron," sprach er scherzend, indem er dem Kleinen durch die seidenen krausen Löckchen mit liebkosendem Finger strich.

„Und eine beneidenswerthe," sagte der Baron mit einer flüchtigen Verbeugung. „Wissen Sie, lieber

Direktor, daß ich Ihre Frau Gemahlin ernstlich bedauerte, an diesen abgelegenen Ort ohne jede Geselligkeit gebannt zu seyn, ja fast Sie selbst; aber jetzt streiche ich Sie wenigstens aus der Liste meines Bedauerns."

„Um es vollkommen und ungeschmälert meiner Frau zukommen zu lassen?" rief Gotthard gutlaunig.

„Nicht mehr als billig," antwortete der Baron. „Ihre Thätigkeit auf der Fabrik nimmt Sie so vollkommen an- und aufregend in Anspruch, daß das stille Behagen ihrer Häuslichkeit in seiner Ruhe und Abgeschlossenheit Ihnen genügenden Ersatz für manches — ich sage nicht alles — Vermißte bietet. — Aber Ihre Frau? Immer und immer auf den engen Kreis dieses Hauses beschränkt, ohne die gewohnten Abwechslungen, welche die städtischen Vergnügungen bieten, im besten Falle auf die Kaffee- und Strickstrumpf-Unterhaltung von ein paar gewiß ehrenwerthen, aber immerhin beschränkten und langweiligen alten Weibern angewiesen zu seyn — scheint Ihnen das nicht bedauernswerth?"

„Ich bin Ihnen zwar sehr verbunden, Herr Baron, für Ihr gütiges Bedauern," rief Helene lebhaft, „aber ich muß es dankend ablehnen. So gut wie meinen Mann schützt mich die Arbeit vor Langeweile und Vereinsamung während seiner Abwesenheit. Und dann, die Vergnügungen der Stadt sind mir nicht so sehr Bedürfniß geworden, daß eine anmuthige Umgebung, eine reiche Natur mir nicht mehr als genügenden Ersatz dafür böten."

„Ah! das hält nicht so lange an, als man glaubt!" sagte der Baron. „Es bleibt sich das Alles immer so gleich und man wird am Ende auch der reizvollsten Umgebung satt, wenn sie unverändert bleibt."

„Allerdings," sprach Gotthard mit leisem Anflug von Spott; „allerdings, wenn man die Gedanken an Versetzstücke, Coulissenverschiebungen, Versenk- und Steigapparate von der Oper mitbringt."

Der Baron biß sich auf die Lippen, ein leises Roth flog über die Stirn des leicht und rasch erregbaren Mannes. „Ihr Spott ist gegen den Cavalier der Residenz gerichtet, aber er trifft nicht den Walsingen, dessen Haus schon seit Jahrhunderten herrschend in diesem Landestheile steht, und dessen Söhne den Werth dieses Landes wohl kennen."

Gotthard antwortete mit einem Lächeln, das der Baron nicht bemerkte, da die Erwähnung seines „herrschenden Hauses" ihn genöthigt hatte, den Kopf etwas mehr als gewöhnlich in den Nacken zu werfen. Der Fabrikant war im vollen Sinne das, was man einen humanen Menschen nennt; er wußte Menschen und Menschliches zu schätzen und zu schonen. Wohl empfand er die Lächerlichkeit dieses Pochens auf eine Herrschaft, welche längst zum Schattenbilde geworden war, aber andererseits erfüllte es ihn mit Wehmuth, den Sohn eines gesunkenen Hauses zu sehen, der aus verblichenen Standarten und Trophäen sich einen prahlenden Baldachin zusammenstellte und lieber Sturm und Unwetter durch die Risse desselben auf sich herabströmen ließ, als daß er mit Aufgebung desselben den sichern Schutz eines gemeinen Daches suchte.

„Armer Bursche, sie haben dir dein Wappen eingeimpft, wie den Andern die Kuhblattern," dachte Gotthard, „und das hat sich dir im Blute zertheilt und schafft und treibt — noblesse oblige — und dir bleibt die schwere Verpflichtung auferlegt, mit beiden Händen dein wankendes Krönlein fest zu halten, während der Boden unter deinen Füßen weicht."

Helene sah das vieldeutige Lächeln ihres Gatten, sie fürchtete eine unbehagliche Wendung des Gesprächs, und mit weiblichem Takte griff sie die sich lockernden Fäden der Unterhaltung auf und leitete sie in eine Allen gleich bequeme Bahn.

„Sie werden mir erlauben, meinen Besuch zu wiederholen?" fragte der Baron verbindlich beim Abschied. — „Wir wollen gute Nachbarschaft halten," antwortete Helene freundlich.

„Wenigstens etwas," dachte der Baron auf dem Heimritt; „wenigstens doch Leute, die mich nicht gerade zwingen, zum Trappisten zu werden. Da ist doch etwas Welt, und die Frau ist merkwürdig schön, wenn gleich sie die Arbeit wie eine Verschanzung nach ächt spießbürgerlicher Weise um alle Wünsche und Illusionen zieht, damit ja Keiner über das Bollwerk von Kinderwiegen, Stricknadeln und Kochlöffeln hinüberlugе. Wenn aber einmal eine kleine Bresche sich bietet, dann drängt die ganze Schaar der so wohlanständig abgewehrten Wünsche hinein, und das bürgerliche Weib —"

„Zum Teufel, was ist das?" rief er, seine Meditationen unterbrechend und den Zügel des scheuenden Pferdes kürzer greifend, das mit einem jähen Satze zur Seite springend fast seinen Reiter in den Straßengraben geworfen hätte. „Was ist das? was treibt Sie hier?" fuhr er barsch die seltsame Gestalt an, welche vom Brunnen, neben welchem sie gekauert hatte, sich erhob.

Unter dem muschelförmig gestalteten Brunnenbecken, dasselbe tragend, lag ein mit allem traditionellen Graus ausgestatteter Drache, der mit aufgerissenem Rachen sich zurückbäumend nach dem über ihm sprudelnden Wasserstrahl zu schnappen schien. Auf dem zusammengerollten Schweife dieses Steinungethüms hatte das Weib gesessen, das sich jetzt erhoben und lang und dürr neben dem Edelmann stand. Es war ein faltiges, braunes Gesicht mit scharfen, fast geierartigen Zügen

und unheimlich flackernden Augen, das ihm entgegenstarrte und den jungen Mann wie unter einem Bann zum Stillstehen zwang.

Völlig ergrautes Haar, dessen struppige Fülle ein breiter Messingkamm zusammenhielt, stach eigenthümlich ab gegen das grellrothe Kattuntuch, welches das Weib wie eine Binde um die Stirne gebunden und dessen lange Zipfel ihr im Nacken flatterten. Ihr abgetragenes und zerrissenes Kleid war von städtischem Schnitt und Stoff, aber nach der Mode längst vergangener Jahre. Ein Hund, eben so schäbig und dürr als seine Herrin, lag ihr zur Seite.

„Auf falscher Fährte!“ schrie sie den Reiter an. „Auf falscher Fährte, Schatz! — Halsbrechend, halsbrechend!“ Sie stieß das in abgebrochenen Sätzen hervor und richtete dabei auf den Baron ihre schwarzen, unheimlich glühenden Augen voll tödtlichen Hasses; ihr Lachen klang so höhnisch, daß der Edelmann zornig die Reitpeitsche erhob, um die ihm näher Tretende abzutreiben.

„Verwünschte Hexe!“ knirschte er. „Was verlegst du mir immer den Weg? Fort! oder ich reite dich zusammen!“ — Geschickt entwand sich ihm das Weib, knurrend und geifernd erhob sich ihr räudiger Hund, wie zum Sprung bereit.

„Laß ihn gehen, Phylax, laß ihn gehen!“ krähte das Weib. „Laß ihn gehen! Es ist der schöne Franz, der schöne Franz von Walsingen! 's wird nicht mehr lang dauern, da liegt Walsingen auf dem Mist! Der schöne Franz weiß die Peitsche zu führen. Walsingen kann's gut gegen sein eigen Fleisch und Blut!“

Sie griff mit ihrer dürren braunen Hand nach dem Zügel des Pferdes; ein Faustschlag des Barons stieß die Halbwahnsinnige zurück. Eilend ritt er davon und hörte nicht ohne Grausen noch immer hinter sich das gelle Geschrei des Weibes: „Schöner Franz! schöner Franz! Walsingen auf den Mist!“ und dazu das heisere, wüthende Gebell des Hundes.

Da trat der Andres, von der Fabrik kommend, an die Thür der Hecke; er blieb verwundert stehen. „Ich thät' mich schämen, Beutlerin, so einen Skandal zu machen auf der offenen Straße,“ sprach er, mißbilligend den Kopf schüttelnd. „Geh' Sie heim und leg' Sie sich in's Bett; Sie hat heute wieder einmal ihren unrechten Tag.“

Das Weib strich die wirr sie umflatternden Haare zurück und band ihr Kopftuch fester. „Der jagt auf falscher Fährte!“ schrie sie und schüttelte ihre braune Knochenhand nach dem dahinsprengenden und verschwindenden Reiter.

„Hör' Sie, das geht Sie nichts an; Sie ist nicht aufgestellt, dem dort das Wild vor den Schuß zu treiben und andere Fährten zu weisen. Sei Sie froh, wenn Sie Ihres Wegs gehen kann, und molestire Sie die Leute nicht.“ So sprach der wackere Andres, indem er in den Garten trat, aus welchem ihm Gotthard entgegen kam. — Das Weib schrie hinter ihm her: „Er muß mich doch sehen, wenn ich mich ihm in den Weg stelle! Ich steh' Walsingen im Weg, sie können mich nicht beiseite schieben!“

„Was ist's, Andres?“ fragte Gotthard. Der Lärm auf der Straße hatte ihn herausgelockt.

„Nichts, Herr Direktor,“ antworte Andres; „nichts als ein altes halbnärrisches Kräuterweib, das dem Baron Walsingen gar oft den Weg verlegt mit ihrem Gekläffe. Ich glaub', sie hat noch ein Hühnchen zu rupfen mit des Barons Großvater oder Urgroßvater. 's muß schon lange her seyn, denn das Weibsbild ist steinalt.“

„Warum zieht der Baron nicht nach der Residenz, welche er so schmerzlich zu vermissen scheint?“ fragte am Abende dieses Tages Helene ihren Gatten.

„Mein Gott, liebes Kind,“ erwiderte Gotthard, „wenn dem Vogel die Flügel beschnitten sind, bleibt er auf dem Neste. Der Mann ist zu beklagen,“ fügte er hinzu. „Das alte Nest schwankt auf einem gar morschen und laublosen Ast. Der schwächste Windhauch wird hinreichen, um den abgestorbenen vollends zu brechen, und dann, auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen, wird der mit Traditionen und Illusionen aufgezogene junge Mann es vermögen, sich mit eigenen Mitteln wieder aufzuraffen, wie der Bürger, der Arbeiter es vermag, der von Anbeginn seiner Laufbahn sich nur zu dem berechtigt dünkt, was eigene Arbeit, Mühe und Talent ihm erringen? Ich weiß es nicht. Aber das sage ich dir, Weib, glückselig der Mensch, der im Elternhause schon die Schollen kennen gelernt hat, über welche der Pflug des Segens mühsam dahin zieht; glückselig gegen den, welcher seine Lebensbahn nur auf Teppichen und Parketen zu finden meint, und dann, wenn ihn das Schicksal an den Acker weist, den er bebauen soll um sein täglich Brod, klagend und hülflos zusammenbricht, weil er für unüberwindliche Berge hält, wo der Andere nur Schollen sieht.“

„Dann wird wohl nachbarlich der Arbeitgewohnte dem Neuling die Hand reichen zum ersten Schritt?“ sprach Helene, heiter das Gleichniß ihres Gatten ergänzend.

Gotthard zuckte die Achseln. „Der Griff der schwieligen Hand, selbst wenn sie rettet, scheint der zarten, geschonten doch immer zu derb.“

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Hannover, 1863.

„Der historische Roman ist die Geschichte selbst, ausgestattet mit fingirten Nebenpersonen, insbesondere weiblichen, um die innern Motive der historischen Vorgänge, ihren Ursprung aus den Gefühlen und Leidenschaften der Handelnden zu deutlicherer Anschauung zu bringen.“ — Wenn diese Definition, die wir vor kurzem irgendwo gefunden haben, richtig ist, so ist das Buch von Baudissin ein historischer Roman in ganz eminentem Sinn; denn es verhält sich in der That so, wie jener sagt, daß Alles in demselben, mit Ausnahme von Hans Pogwisch und seiner Geliebten, welche eben die vorhin gedachte romantische Staffage bilden, sich auf geschichtliche Thatsachen gründet. Ja die Erzählung des Romans ist oft durch lange Strecken eine historische Darstellung, die nur in einzelnen Capiteln wieder durch ein romantisches Intermezzo unterbrochen wird.

Das ist nun freilich nach unserer Ansicht keineswegs das Ideal des historischen Romans; im Gegentheil wird durch solche Behandlungsweise Poesie und Geschichte auf gleiche Weise beeinträchtigt, und der Verfasser hat es, so sehr auch alle seine Schilderungen auf historischen Thatsachen beruhen, in dieser Hinsicht nur seiner eigenen Behandlungsweise zuzuschreiben, wenn dänische Blätter nicht ohne einigen Schein des Rechts sein Werk „einen schlecht geschriebenen Räuberroman der niedrigsten Sorte“ nennen konnten, „an dem kein wahres Wort sey,“ oder wenn sogar deutsche Kritiker ihm Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen vorwerfen. Es ist wahr, die von ihm angeführten Thatsachen sind durchaus historisch, er übertreibt nicht im geringsten, am wenigsten da, wo er die empörenden Grausamkeiten berichtet, welche von der dänischen Nation an ihrer Königin und den übrigen Opfern ihres fanatischen Nationalhasses verübt wurden. Hievon sich zu überzeugen ist dem Leser die beste Gelegenheit geboten, wenn er sich die Mühe nehmen will, das historische Werk des Dänen Flamand über die Königin Caroline Mathilde und den Proceß Struensee, der kürzlich von dem schleswig-holsteinischen Oberstlieutenant a. D. von Jenssen-Tusch in's Deutsche übertragen wurde, und welches sämmtliche Aktenstücke dieses berüchtigten Processes zum erstenmal vollständig veröffentlicht, mit dem Roman des Grafen Baudissin zu vergleichen. Die Sache ist ärger und schamloser, als daß der Roman, ja selbst die nüchterne und aktenmäßige Geschichte sie in ihrer ganzen nackten Abscheulichkeit zu erzählen wagen könnten.

Trotz dieser historischen Richtigkeit der Thatsachen aber tritt der Verfasser der Geschichte auf eine bedenkliche Weise zu nahe, indem durch diese oberflächliche und rein äußerliche Verbindung von Roman und Geschichte die Charaktere nicht deutlicher und nach ihren innersten Motiven anschaulicher und durchsichtiger hervortreten, sondern im Gegentheil bei aller faktischen Wahrheit nur um so unwahrer und romanhafter werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses bei den edeln Charakteren in höherem Grad der Fall ist, als bei den verworfenen; eine Teufelsfratze läuft weniger Gefahr, bei einer grellen Behandlung verunstaltet und carrikirt zu werden, als ein Engel des Lichts. So finden wir auch hier, daß der hyänenartigen Juliane Marie oder dem abscheulichen Heuchler Guldberg weniger Unrecht geschieht, als der ohne Frage mit den herrlichsten Gaben des Leibes und der Seele geschmückten Königin Caroline Mathilde und dem eben so unzweifelhaft hoch über seiner Umgebung stehenden Struensee. Gewiß wäre es eine der dankbarsten poetischen Aufgaben gewesen, die Mischung von Unschuld und Schuld, und wenn die letztere auch weniger in positiver Verfehlung als in Unvorsichtigkeit und Schwäche besteht, bei diesen beiden Hauptcharakteren psychologisch zu untersuchen, abzuwägen und ihre tragische Katastrophe daraus in folgerichtiger Entwicklung abzuleiten. Statt dessen bekommen wir ein paar abstrakte Tugendhelden, zu deren sentimentalem Pathos wir den Kopf schütteln müssen, ohne uns für sie wahrhaft erwärmen und begeistern zu können. Struensee insbesondere, den auch seine besten Freunde, wie Falkenskjold, und die unbefangensten Geschichtschreiber (wir verweisen u. a. auf Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und auf das neueste Werk von Jenssen-Tusch) ganz anders darstellen, erscheint in einem Lichte, daß wir dem Verfasser kaum das Recht zu der Versicherung einräumen können, er habe die Charakteristik der einzelnen Personen nach den zuverlässigsten Quellen entworfen, welche aus jener Zeit auf uns übergegangen seyen. Hätte es ihm gefallen, auf den romantischen Theil, d. h. eben auf die psychologische Entwicklung mehr Sorgfalt zu verwenden, ihn tiefer zu fassen und zu einer befriedigenderen Lösung zu bringen, als durch die bloß äußerliche Zugabe von ein paar romanhaften Figuren, so würden dänische wie deutsche Kritiker auch seiner historischen Glaubwürdigkeit weniger anhaben können.

Aber — wir haben es keinen Augenblick vergessen, sondern sagen es absichtlich jetzt erst, nachdem wir uns mit unserem eigenen Gewissen und mit dem Verfasser in ästhetischer Hinsicht aufrichtig und ehrlich abgefunden haben —: alle übrigen Rücksichten sind bei ihm zurückgetreten und eben so müssen alle Bedenken von unserer Seite verstummen gegenüber der patriotischen Tendenz, welche das Buch

vor allem verfolgt. Man darf unbedenklich sagen: es ist weniger ein historischer Roman als eine historische Tendenzschrift, eine mit flammender Begeisterung vorgetragene Mahn- und Stachelrede, das deutsche Nationalgefühl gegen einen Feind aufzuregen, der es bisher nur seiner Unbedeutendheit und Schwäche zu verdanken hatte, daß er uns ungestraft in die Ferse stechen und so sein Gift nach und nach bis an den Mittelpunkt und Herzquell unseres nationalen Lebens bringen konnte. Ueber diese seine Absicht spricht sich der Verfasser in seiner an eine deutsche Frau gerichteten Zueignung selbst also aus: „Ich verfolgte beim Schreiben meines Werkes das Eine Ziel: die Unschuld Caroline Mathildens und die durch Juliane Marie hervorgerufene Propaganda gegen das Deutschthum nachzuweisen. Wer mit der Geschichte Dänemarks einigermaßen bekannt ist, wird nicht in Abrede stellen können, daß der Haß gegen die Deutschen unter Juliane Marie zum Glaubensbekenntniß der dänischen Nation gemacht, und von ihrem Enkel Christian VIII. und Urenkel Friedrich VII. zur Unterdrückung Schleswig-Holsteins benutzt wurde." Und an einem andern Ort: „Wenn ich Ihnen wiederhole, daß die Mißhandlung der Deutschen in dem unglücklichen Schleswig-Holstein eine Fortsetzung des von Juliane Marie begonnenen Nationalitätskampfes ist, und daß der Urenkel dieser entsetzlichen Frau, der jetzige König von Dänemark (Friedrich VII. lebte damals noch), den Enkel Caroline Mathildens (der Herzog von Augustenburg) mit derselben Grausamkeit verfolgt, mit welcher Juliane ihr Schlachtopfer vernichtete, so werden Sie in dem heroischen Widerstande Schleswig-Holsteins gegen die dänischen Maßregeln den Fingerzeig Gottes erkennen, der dem bösen Princip wohl für einen Augenblick nothgedrungen (?) den Sieg gestattet, schließlich aber den Schwachen und Unterdrückten mit Kraft und Vertrauen stärkt, damit er das Laster zu Boden werfe. Das unschuldig vergossene Blut Struensees und Brandts wird zum Himmel schreien, bis der letzte Sprosse Juliane Mariens vom dänischen Throne herabsteigt, bis der Same Caroline Mathildens die deutsche Nationalität gegen den frechen Hohn des dänischen Volks sicher stellt. Dänemarks Frauen entflammen ihre Männer und Brüder zum tödtlichen Kampfe gegen das Deutschthum: ein mahnendes Wort von Deutschlands Frauen an Deutschlands männliche Jugend würde das Gottesgericht beschleunigen, das einst über Dänemark einbrechen wird."

Als eine Tendenzschrift, zu diesem bestimmten Zwecke geschrieben, ist also das Buch anzusehen; und warum sollte es nicht diese Tendenz haben, sie ernst ausgesprochen an seiner Stirne tragen dürfen? Sonst wenn wir die Absicht merken, werden wir verstimmt; aber es gibt auch Lagen, wo eine ästhetische Objektivität und Parteilosigkeit uns noch weit mehr zum Aergerniß gereichte, wo man sich durch sie gegen wichtigere und heiligere Gesetze versündigen würde, als gegen die Regeln der poetischen und künstlerischen Composition; es gibt Zeiten, wo jedes andere Interesse hinter dem allgemeinen nationalen zurückstehen muß. Den nationalen Zorn, die Entrüstung, die edle Leidenschaft wach zu rufen, ist auch eine würdige Aufgabe der poetisch-belletristischen Literatur, würdiger als sie, wie es nur zu oft geschehen ist, einzuschläfern durch weichliches Geleier, durch eine Schöngeisterei ohne alle Mannhaftigkeit, ohne irgend welchen Ernst der Gesinnung überhaupt.

Graf Baudissin aber hatte vor vielen andern den Beruf, in dieser Weise das Wort zu nehmen. Sein Geschlecht hat sich von jeher eben so durch Betheiligung an der deutschen Literatur, wie durch Hingabe an die deutsch-nationale Sache ausgezeichnet. Wir wollen nur an jenen Baudissin erinnern, welchen im Jahr 1813 der König von Dänemark als Gesandten an Napoleon nach Dresden schicken wollte, um mit diesem sich über die energische Theilnahme Dänemarks an dem Kampf gegen Deutschland und die Sache der allgemeinen europäischen Unabhängigkeit überhaupt in's Benehmen zu setzen. Der Graf hielt auf seiner Reise an einem ihm befreundeten und gesinnungsverwandten Hause an und forderte den gerade anwesenden Hausarzt auf, ihm den Arm entzwei zu schlagen, lieber als daß er sich zum Werkzeug für diese Plane hergeben wollte. Hiezu kam es freilich nicht, da ihm die Freunde vorstellten, daß es seiner würdiger sey und nicht weniger Heroismus erfordere, wenn er dem König seinen Kopf zu Füßen lege mit der Erklärung, daß er sich zu solchen Missionen nicht brauchen lassen könne. Dieses that er wirklich und saß in Folge davon bis nach dem Sturze Napoleons und dem Friedensschlusse, welcher für Dänemark den Verlust Norwegens herbeiführte, auf der Festung. Wenn wir nicht irren, so war dieß derselbe Baudissin, welcher auch durch seine Shakespeare-Uebersetzungen und andere poetische Leistungen in Deutschland allgemein bekannt ist. Das ist der allgemeine Beruf, welchen unser Baudissin hatte, sich zum Dolmetscher des in seinem speciellen Vaterland durch Dänemark so lange unterdrückten, so gröblich beleidigten Nationalgefühls zu machen. Zur Schilderung der hier in Frage stehenden historischen Vorgänge aber war er noch besonders dadurch berufen, daß er auch von jenem Grafen Schimmelmann abstammt, welcher bei dem Versuch, die so unwürdig verfolgte und mißhandelte Caroline Mathilde wieder auf den Thron zu setzen, hauptsächlich betheiligt war und überhaupt die deutsche Bildung und Humanität in dem damaligen Dänemark auf's würdigste vertrat.

So war es dem Verfasser nahe gelegt, den Proceß oder vielmehr den Racheakt gegen Struensee und die Königin Mathilde, „das dänische Blutgerüste," wie es damals allgemein genannt wurde, als eine persönliche und Familienangelegenheit eben so wie als einen zwischen den beiden Nationalitäten, der dänischen und der deutschen, eingeleiteten und bis auf den heutigen Tag in der Schwebe befindlichen Proceß, eine Anklagesache auf Leben und Tod, aufzufassen und darzustellen. In der That handelte es sich bei jenem schauerlichen Drama nicht bloß um die Thronfolge in Dänemark, ob sie den Nachkommen Caroline Mathildens oder dem „Samen des Weibes," der entsetzlichen

Juliane Marie gebühre, sondern überhaupt darum, ob deutscher Geist und deutsche Bildung für alle Zeiten der Wuth der dänischen Oligarchie und Ochlokratie, einer verabscheuungswerthen aristokratischen Camarilla und eines noch roheren hauptstädtischen Pöbels preisgegeben seyn solle. Was die dynastische Streitfrage betrifft, so stellt der Verfasser die Schamlosigkeit, mit welcher im Jahr 1772 des Königs eigene Tochter, die Prinzessin Louise, als „uneheliches Kind" gebrandmarkt wurde, zusammen mit der Wuth, welche die dänische Pöbelhaftigkeit bis heute an dem Herzog von Augustenburg ausläßt. So führt er eine Carrikatur auf denselben vom Jahr 1861 an, wo der Herzog in Zuchthauskleidung mit Ketten an den Beinen erscheint, in der rechten Hand eine Fahne mit der Inschrift haltend: „Es bezahlt sich in Preußen, ein Schurke zu seyn." Auf einer Schandsäule neben dem Herzog stehen die Worte: „Dem Verräther, Herzog von Augustenburg, zum ewigen Spott und Schande." Und zu weiterer Erklärung liest man unter dem Bilde: „Se. Majestät, der neulich gekrönte König von Preußen, hat durch Ernennung des Herzogs von Augustenburg zum General der Cavallerie und durch Verleihung des Kronordens einen deutlichen Beweis seiner Grundsätze abgelegt. Abgesehen von der Galanterie gegen den König von Dänemark, welche in dieser Auszeichnung liegt, beweist dieselbe den Grad von Moral, den Höchstderselbe besitzt, und um consequent zu seyn, wird er alle diejenigen vor den Thron rufen müssen, welche in ihrem Vaterlande wegen Landesverraths, Betrugs u. s. w. gebrandmarkt wurden. Kein Preuße wird von jetzt an ehrlich seyn, weil es ihm nichts einbringt; er weiß im Gegentheil, daß Schurkenstreiche und Landesverrath mit Titeln und Orden belohnt werden in — ja natürlich nur in Preußen, und nur von König Wilhelm I. Ihr Preußen! wir rufen euch zu: Wohl bekomme es euch!"

Wir glaubten dieses anführen zu sollen zur Charakterisirung des in Kopenhagen von den untersten bis zu den höchsten Schichten herrschenden Tons und der moralischen Bildungsstufe, auf welcher dort der König in wahrhaft demokratischer Harmonie mit seinem ganzen Volke steht. Hat doch ein dänischer Patriot dem letztverstorbenen Monarchen ein porzellanenes Nachtgeschirr verehrt, auf dessen Grunde das Porträt desselben Herzogs von Augustenburg gemalt war, und Seine Majestät haben geruht, das Präsent nicht bloß huldvollst entgegen zu nehmen, sondern auch desselben sich täglich zu bedienen. Aber auch noch nach einer andern Seite scheint uns die Sache bedeutend genug zu seyn. Das nämlich ist der dänische Dank für die hohe Unparteilichkeit, mit welcher die preußische Regierung die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage, als eine noch nicht genug aufgehellte Sache, offen lassen zu wollen erklärt hat. Und nicht erst von heute, auch nicht von 1851 oder 1848 datirt sich das preußische Wohlwollen gegen die dänische Brutalität und Gewaltherrschaft. Nachdem die Kopenhagener Palastrevolution vom 17. Jan. 1772 gelungen war und als sich die Opfer derselben in der Gewalt ihrer blutdürstigen Feinde befanden, war es neben dem englischen Gesandten einzig der kaiserliche, welcher sich für dieselben zu verwenden geneigt zeigte; von Friedrich dem Großen aber lief die, dem Carlyle'schen Heroencultus unserer Tage vorgreifende Erklärung ein: die Königin Juliane Marie sey die einzige Person in Dänemark, vor welcher er Respekt habe, und nöthigenfalls sey er bereit, ihr mit ein paar von den Regimentern beizuspringen, welche im siebenjährigen Krieg unter den Augen des ganzen civilisirten Europa den glorreichen Kampf für „Freiheit und Recht" ausgefochten hätten. Welch schnöder Undank für so viel Freundschaft aus alter und neuer Zeit! „Wir rufen euch zu: Wohl bekomme es euch! ihr Preußen!" und euch Allen, die Ihr Respekt habt vor der brutalen Gewalt einer Juliane Marie und ihrer Nachfolger, und nicht das Recht, das dynastische ebenso wie das volksthümliche, über Alles setzt.

Aber nicht die dynastische Frage allein ist es, welche in dem Gegensatz der beiden Königinnen ihre nächste Wurzel hat, sondern noch höher steht die nationale, die in Struensee zu einer ersten, vorläufigen Entscheidung gebracht wurde und ihrer definitiven Beilegung bis heute noch harrt. Aus der Geschichte Christians VII. und seines Hofes lernt man die ganze dänische Wirthschaft am besten kennen. Da ist ein willenloser König in den Händen einer adeligen Camarilla, deren Glieder aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt sind, nicht Dänen und nicht Schleswig-Holsteiner allein, sondern auch Abenteurer aus andern deutschen Provinzen, aus Frankreich, aus der Schweiz; hinter ihnen aber stehen der „Holm", die Marine- und Werftarbeiter, die norwegische Garde, der ganze souveräne Pöbel der Hauptstadt, auf welchem in letzter Instanz der Schwerpunkt der ganzen Monarchie allein ruht. Denn dieses Dänemark, welches der heutigen Diplomatie als für das europäische Gleichgewicht so unentbehrlich gilt, war von jeher nichts als „ein geographischer Begriff" ohne ein allgemeines, vernünftiges Staatsinteresse. Die einzelnen Theile und Provinzen sind mit einander nicht organisch verbunden, sondern eine wird für den einseitigen Vortheil der andern ausgebeutet, das gehätschelte Norwegen ebenso gut wie das von jeher stiefmütterlich behandelte Holstein (denn als so selbstverständlich und unumstößlich wurde damals noch die Einheit und Unzertrennlichkeit der Herzogthümer vorausgesetzt, daß für beide immer und constant nur der Collectivname Holstein vorkommt). Darum wußte auch zur Zeit Struensees niemand in Dänemark, wie hoch sich die Staatseinnahmen und Ausgaben beliefen; die Schätzungen der Staatsmänner, die einander in so raschem Wechsel verdrängten, gingen bei einem doch keineswegs überreichen Budget um viele Millionen aus einander. Von dem ganzen Staatshaushalt aber und der in demselben zum Ausdruck kommenden Bildung gibt der Umstand den deutlichsten Begriff, daß Leute ohne alle wissenschaftliche Carrière und Kenntniß nicht nur die Titel von allen möglichen Staatsämtern, sondern vielfach die Aemter selbst bekommen konnten. Der Unfug mit den erkauften Titulaturen

dauert bis heute noch in dem demokratischen Dänemark fort; jeder Krämer kann noch immer sich Kriegs- oder Justizrath schelten lassen, und wenn er es auch nicht in Wirklichkeit ist, so läßt sich doch schon aus diesen Aeußerlichkeiten auf die ganze Beschaffenheit der dänischen Bureaukratie schließen, welche ja auch in den Herzogthümern die große Landplage war, über welche die unglücklichen Einwohner am meisten zu seufzen hatten.

Ueberall treffen die damaligen und die gegenwärtigen Zustände zusammen; die Scheel-Plessen und Blixen-Fineke, die adeligen Herren von heute, halb dänisch und halb deutsch, unter denen wir uns so schwer zurecht finden und von deren verschiedenem politischem Standpunkt wir nur wissen, daß der eine von Humanität und Billigkeit ebenso weit entfernt ist als der andere: sie erinnern uns an die Moltke und Holk u. s. w., die am Hofe Christians VII. einander so schnell und ohne allen vernünftigen Grund Platz machen mußten, wie bei einer ächten Serailregierung. Der König selbst, Christian VII., ist zwar von seinem letztverstorbenen Nachfolger dadurch verschieden, daß ihm alle körperliche und geistige Energie in weit höherem Grade abging, aber ganz trifft er mit ihm zusammen in seinen plebejischen Neigungen, dem pseudodemokratischen Wesen und darin, daß er ein ebenso willenloses Werkzeug in der Hand der Camarilla und des hauptstädtischen Pöbels war. Dieser letztere hatte damals allerdings noch nicht eine gesetzliche politische Bedeutung wie heute, aber bei der Unmöglichkeit eines wirklichen „Gesammtstaates", bei dem Mangel eines organischen Zusammenhangs unter den einzelnen Provinzen, von denen jede nur als Mittel, als Objekt dänischer Herrsch- und Habsucht angesehen wurde, blieb er doch naturgemäß als der einzige Selbstzweck des Ganzen übrig, dem daher auch auf alle mögliche Weise, von weltlicher wie von geistlicher Seite, gehuldigt wurde. Namentlich die geistliche Heuchelei und Gleißnerei ist ein hervorstechender Zug jener Zeit, welcher uns so vielfach an verwandte Erscheinungen der Gegenwart erinnert.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Die deutsche Flotte. — Die Shakespearefeier. — Theater. — Straßenpolizei.

Das Ereigniß des Tages (und mehr als Eines Tages) ist das glorreiche Seegefecht, welches ein Theil unserer Kriegsflotte bestanden hat. An sich war das Gefecht nicht bedeutend, aber seit Jahrhunderten ist es das erstemal, daß deutsche Kriegsschiffe zum Schutz der Heimathküsten ausgelaufen sind und sich mit fremden Kriegsschiffen gemessen haben. Unwillkürlich richtet sich der Blick in die vergangene Zeit, und mächtige Erinnerungen steigen vor uns auf, Erinnerungen an jene Zeit, wo die Schiffe der Hanse das Meer beherrschten und den Ruhm des deutschen Namens zu den entferntesten Gestaden trugen. Die Enkel dieser alten Seehelden sind nicht aus der Art geschlagen, das hat sich jetzt gezeigt; und hinweg über die trübe Gegenwart schweift der Blick vorwärts in die Zukunft; die Schatten der Vergangenheit nehmen vor unserem Geistesauge wieder Fleisch und Blut an, und aus unserer Handelsflotte, die bloß der englischen und amerikanischen nachsteht, die jedes andern Volks aber weit überragt, erhebt sich eine gewaltige deutsche Kriegsflotte, an deren Masten die Flagge des einigen Deutschlands stolz über das Meer flattert. — Ein Traum? Nun, alles Große muß sich erst im Traum spiegeln. Was ein ganzes Volk, was ein Volk von 50 Millionen träumt, ist kein eitler Traum, und unsre Geschichte bürgt für die Erfüllung.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die Presse Englands das „stammverwandte" Deutschland gassenbubenhaft mit Koth bewirft, jede Gemeinschaft mit uns zurückweist und überall Feinde gegen uns zu erwecken sucht, ist es als eine heitere Ironie des Schicksals zu betrachten, daß wir Deutsche mit den Engländern emsig darin wetteifern, den dreihundertsten Geburtstag ihres Shakespeare würdig zu feiern; ihres Shakespeare, der ebenso gut der unsere ist, wenn nicht in höherem Grade. Obgleich der Welt angehörend, gehört er doch wesentlich der germanischen Welt; für die romanische ist er ein Buch mit sieben Siegeln. In der germanischen Welt aber haben wir Deutsche, wie sehr sich John Bull sträuben mag, das geistige Regiment. Es gab eine Zeit, da wir auch das materielle Regiment hatten, und was war, kann wieder seyn; die Tage unserer nationalen Erniedrigung werden nicht ewig dauern.

Man hat häufig gesagt, Shakespeare werde in Deutschland mehr gelesen, mehr gespielt und mehr verstanden,

als in England. Das ist vollkommen richtig. Das specifisch Englische in Shakespeare ist verschwindend klein neben dem allgemein Germanischen, und neben dem rein Menschlichen, dem rein Künstlerischen, für das man in Deutschland ohne Zweifel viel empfänglicher ist. Der Hintergrund der national-geschichtlichen Dramen Shakespeares liegt der Masse des englischen Volks von heute gerade so fern, wie der des deutschen, während unsere ungleich harmonischere und ungleich tiefer ins Volk hineinreichende Bildung einer größeren Zahl von Individuen den Schlüssel des Verständnisses für das ewig Schöne und Große in Shakespeare gibt.

Was Shakespeares Fortleben auf der Bühne anbelangt, so finden wir in ganz England nur ein einziges Theater, Sadlers Wells in London, obendrein eines zweiten Rangs, das Shakespeare'sche Stücke mit einer gewissen Regelmäßigkeit vorführt. Unter den übrigen Londoner Theatern sind bloß zwei oder drei, die dann und wann dem „Schwan vom Avon" eine Saison widmen, und mitunter auch gute Geschäfte machen, wenn der Unternehmer, wie weiland Kean, eine besondere Virtuosität in der äußern Ausstattung entwickelt („a genius of upholstery" nannte ihn der leider früh verstorbene Douglas Jerrold), oder wenn es dem Genie eines Schauspielers, wie des nicht englischen Fechter gelingt, das an Sensations- und Intriguenstücke gewöhnte Publikum vorübergehend mit ächter, unverfälschter und ungeschminkter Kunst auszusöhnen. Von den englischen Provinzialtheatern ist Shakespeare so gut wie verdrängt, worüber seine Manen sich beiläufig nicht grämen werden, da diese Theater meist erbärmlich sind, und in keinem andern Land der Welt — Japan und China mit eingerechnet — ähnliche Verirrungen des Geschmacks möglich seyn dürften. Betrachten wir dagegen Deutschland, so finden wir keines unserer besseren Theater in Haupt- und Provinzialstädten, dessen Repertoire nicht mindestens ein halbes Dutzend Shakespeare'scher Dramen aufzuweisen hätte.

Schließlich in der Textkritik Shakespeares, in der ästhetischen Beleuchtung seiner Werke und in der literarhistorischen Würdigung seines Gesammtwirkens sind wir Deutsche wahrlich auch nicht hinter den Engländern zurückgeblieben.

Doch nun ein paar Notizen über die hiesigen Vorbereitungen zur Shakespearefeier. Wie die königlichen und die Privattheater den Tag begehen werden, darüber ist noch nichts festgesetzt; aber zwei einflußreiche Gesellschaften haben sich mit Ernst der Sache angenommen: der „Verein der Berliner Presse" (der die meisten an den hiesigen Blättern beschäftigten Literaten ohne Parteiunterschied umfaßt) und die „Gesellschaft zum Studium der neueren Sprachen," ein Verein, der sich in der wissenschaftlichen Welt einen guten Namen erworben hat und durch sein „Archiv" auch einem größeren Publikum bekannt ist. Letztere Gesellschaft — von den Planen des „Preßvereins" bin ich nicht unterrichtet — wird am 23. April im Concertsaale des Schauspielhauses eine öffentliche Gedächtnißfeier abhalten, zu der mehrere der angesehensten unserer Bühnenkünstler ihre Mitwirkung verheißen haben; und am Tag darauf soll im Vereinslokal ein Festessen mit obligaten Zweckreden u. s. w. stattfinden. Die Gesellschaft hat ferner beschlossen, zwei auf Shakespeare Bezug habende Preisaufgaben zu stellen, die eine mehr philologischer, die andere mehr ästhetischer und literar-historischer Natur. (Näheres mitzutheilen wäre indiscret; die Veröffentlichung ist ausdrücklich auf den Tag des Festes anberaumt.) Die betreffenden Abhandlungen müssen in Jahresfrist eingereicht und dürfen nach Belieben in deutscher, englischer oder französischer Sprache geschrieben seyn. Für die eine Aufgabe beträgt der Preis 500, für die andere 200 Thaler in Gold. Bei dieser Gelegenheit sey bemerkt, daß die „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen" überhaupt kein Opfer scheut, um die Wissenschaft auch materiell zu unterstützen; unter anderem zahlt sie Reisestipendien an Gelehrte, welche die Bibliotheken des Auslands zu durchforschen beabsichtigen.

Ehe ich mich einem andern Gegenstand zuwende, will ich noch der Thätigkeit Roths, eines ehemaligen Schauspielers, erwähnen, der hier seit einiger Zeit Vorlesungen über die Shakespeare'schen Dramen hält. Die Vorlesungen, welche für Arbeiter berechnet sind, erfreuen sich eines außerordentlichen Zuspruchs. Ich besuchte mehrere, und jedesmal war der Saal, der 1500 Menschen faßt, gedrängt voll. Die Methode Roths ist, erst eine Uebersicht und Beurtheilung des Stücks, welches er sich für den Abend gewählt hat, zu geben, wenn es ein historisches Drama ist, mit den nöthigen Erläuterungen, und dann die schönsten Stellen vorzulesen, sie durch einen kurzen Abriß der Handlung aneinander reihend und in Zusammenhang bringend. Der Anklang, den die Vorlesungen finden, liefert einen neuen Beweis dafür, wie sehr Shakespeares Schöpfungen dem deutschen Wesen entsprechen. Während meines fast dreizehnjährigen Aufenthalts in London ist dort nicht ein einziger Versuch dieser Art gemacht worden, und hätte man einen gemacht, so bezweifle ich, ob er gelungen wäre. Möge das Beispiel und der Erfolg Roths zur Nachahmung reizen.

Die ihrem Schluß zueilende Wintersaison der königlichen Schauspiele (Schauspielhaus und Oper) hat zu mancherlei Klagen Anlaß geliefert, und nicht ohne Grund. Während es für das Drama entschieden an künstlerischen Kräften fehlt, und in Folge dessen die Aufführung classischer Stücke durchschnittlich sehr mittelmäßig oder lückenhaft zu seyn pflegt, verfügt die Oper zwar auf dem Papier über bedeutende Kräfte, aber leider auch nur auf dem Papier, sintemalen bei einigen unserer hervorragendsten Sängerinnen und Sänger die „üble Gewohnheit" des Krankseyns zur andern Natur geworden ist. Herr von Hülsen mag ein recht guter Intendant seyn, allein er hat nicht Medicin studirt, und das ist ein großer Mangel. Das Publikum fängt übrigens an, ernstlich böse zu werden; und als neulich die sonst so beliebte Lucca nach längerem „Unwohlseyn" zum ersten mal wieder auftrat, gab es ihr eine kleine

Zischlektion. Die talentvolle, aber etwas verzogene Künstlerin brach in Thränen aus, und wird hoffentlich keiner zweiten „Warnung“ bedürfen. Schade nur, daß nicht alle unsere Sängerinnen und Sänger gleich empfindlich sind.

Endlich scheint sich Aussicht auf wenigstens theilweise Abstellung unserer Straßenmißstände zu eröffnen. Wie die Zeitungen melden, sind die städtischen Behörden behufs Uebernahme des Straßenreinigungswesens mit der Polizei in Unterhandlungen getreten, und steht ein günstiger Ausgang zu erwarten. Bisher wußte niemand, wer Koch und wer Kellner war. Die Verpflichtungen der Stadt und der Polizei waren nicht gehörig abgegrenzt; die Stadt verließ sich auf die Polizei, die Polizei auf die Stadt, und die nöthigen Arbeiten blieben ungethan, wie es in solchen Fällen stets geschieht. Daß das Publikum diese Anarchie, deren Folgen sich so peinlich fühlbar machen, so lammfromm dulden konnte, ist freilich immerhin eine charakteristische Erscheinung, bloß zu erklären aus der eigenthümlichen Natur des Berliners, der ein Uebel genug zu bekämpfen glaubt, wenn er „Witze“ darüber reißt. Führen die erwähnten Verhandlungen zum Ziel, so wird der Magistrat hoffentlich auch an die Beseitigung der „Rinnsteine“ denken, und nachdem er sich — nicht allzulang — bedacht, rüstig Hand an's Werk legen. Das muß man hier zu Land ausdrücklich beifügen, daß an etwas denken nur zu oft heißt, von etwas duseln. Die neuerdings oft gebrauchte Ausflucht, man müsse erst die praktische Lösung der Frage abwarten, ob der Abfall der großen Städte zu „canalisiren“ oder unmittelbar für den Acker- und Gartenbau zu verwenden sey, ist eben nichts anderes, als eine Ausflucht, hinter der sich die Philisterträgheit verbirgt. Durch Verpestung der Luft trägt man nichts bei zur Lösung dieser unstreitig hochwichtigen Frage; es sey denn, die Herren „Stadtväter“ — an denen von einer solchen Wirkung allerdings nichts zu verspüren ist — hätten insgeheim die Entdeckung gemacht, daß eine beleidigte Nase anspornend und befruchtend auf das Hirn wirkt. Oder sind sie Anhänger jenes altgriechischen Weisen, der im Schmutz seinen Zeus sah, und ist es ein Gefühl der Religiosität, welches sie verhindert, den Rinnsteinen, als den Altären ihres Kothgottes, zu nahe zu treten? Oder wäre gar ein wunderbar starker, durch die Prosa des Amts nicht zu bewältigender Hang zur Ideologie die Quelle, aus der die Unthätigkeit der Herren entspringt? Verachten sie das Gute aus Begeisterung für das Beste, das leider unerreichbar ist? und lassen sie nur deshalb die Straßenpfützen ungestört duften, weil das augenblicklich Nützliche nicht das ideal Vollkommene ist? Das würde mich an den Londoner Sonderling erinnern, der auf die Frage, warum er sich nie wasche, zur Antwort gab: „Ich kenne bloß Eine vernünftige Manier, sich zu waschen, und das ist ein Seebad. Wenn ich mich nicht im Ocean waschen kann, wasche ich mich lieber gar nicht.“ Haben unsere Stadtväter sich diesen Sonderling zum Vorbild genommen? Man sollte es fast glauben.

Ich habe schon von dem Kriegseifer unserer Straßenjugend gesprochen. Nachgerade ist er auf einen bedenklichen Punkt gestiegen. Er äußert sich in erbitterten, nach allen militärischen Regeln gelieferten Schlachten, bei denen ein Theil der Kämpfer die Dänen, der andere die Deutschen darstellt; und dieser Scheinkrieg wird seit mehreren Tagen mit solchem Ernst geführt, daß die Polizei bereits wiederholt einzuschreiten und verschiedene Kriegsgefangene, Dänen sowohl wie Deutsche, zu machen hatte.

Die Charwoche hat uns prachtvolles Wetter gebracht. Nur sind die Nächte ziemlich kalt, so daß es im Freien noch winterlich kahl aussieht. Das morgige Fest kündigt sich durch die Ostereier an, welche in fabelhaften Massen hinter den Fenstern der Zuckerbäcker und Gewürzkrämer zum Verkauf aufgespeichert sind, nicht die einfachen ehrlichen Hühnereier, mit Zwiebelschaalen oder Blauholz gefärbt, wie sie im übrigen Deutschland „der Hase legt,“ sondern Zucker- und Chocoladeeier, oft kunstvoll verziert und mit kostbarer Füllung nach französischer Mode.

Genf, März.

(Schluß.)

Calvin vor dem Richterstuhl der Geschichte.

So weit Galiffe. Das strenge Urtheil des ernsten Forschers dürfte ganz geeignet seyn, alle jene Apotheosen des Reformators zu vernichten, mit welchen calvinistische Schriftsteller stets so verschwenderisch umgegangen. Die Genfer haben von jeher verstanden, aus ihren Berühmtheiten Capital für sich selbst und das Ansehen ihrer Stadt im Auslande zu machen, und mit Calvin ist es ihnen, wie wir gesehen, am besten gelungen. Galiffe selbst täuscht sich, wie wir gleichfalls schon angedeutet, über die Wirkung der von ihm aus den zuverläßigsten Quellen gegebenen Aufklärungen keineswegs. Sagt er doch in seiner neuesten Schrift, nachdem er dargelegt hat, was unter dem Einflusse Calvins aus dem Genfer Justizwesen geworden war: „Trotz der vorhergehenden Schilderungen und aller früheren, von uns in demselben Sinne veröffentlichten Forschungen täuschen wir uns nicht über die Schwierigkeit, gewissen Personen, selbst wenn sie sich gezwungen sehen, die Authenticität dieser Thatsachen zuzulassen, die allgemeinere Verantwortlichkeit und den direkten Antheil, welche dem großen Reformator an einem so anormalen Zustand der Dinge zukommen, begreiflich zu machen." Dieß gilt allerdings von einer gewissen Partei in Genf in vollem Maße; allein im Ausland und vornehmlich in unserem kritischen Deutschland sollte man sich hüten, so auf Treu und Glauben hin aus ungeprüften Quellen zu schöpfen. Man sollte ferner nicht länger Forschungen unberücksichtigt lassen, deren Werth einer vollkommenen Revision der Genfer Reformationsgeschichte gleich zu achten ist.

Jene „kleine, aber mächtige" Partei war es denn auch, welche die dreihundertjährige Wiederkehr des Todestags Calvins im laufenden Jahr zu einer großen Demonstration in ihrem Sinn zu benutzen und von dem Volk selbst gewissermaßen sich eine Zustimmung zu ihren Absichten geben zu lassen gedachte. Allein die Macht der Wahrheit hat sich denn doch auch in dem neuen Zion Calvins selbst Bahn gebrochen; die Abneigung des Volks gegen jede derartige Celebration trat schon bei den ersten Versuchen so unzweideutig hervor, daß das Fest auf die engen Grenzen einer kirchlichen Feier, welche am Sonntag den 29. Mai gehalten werden soll, beschränkt bleiben wird. So wenigstens hat, wie ich jetzt noch bei Schluß dieser Zeilen erfahre, das Consistorium, die maßgebende Behörde, im Gegensatz zu der Vénérable Compagnie des Pasteurs entschieden. Was die frommen Kreise etwa noch weiter beschließen und ausführen werden, ist jedenfalls nicht mehr öffentliche, sondern Privatsache. Genf bleibt wenigstens vor der Gefahr bewahrt, den französischen Reformator feierlich zu seinem Nationalhelden geweiht zu sehen, nachdem die Geschichte ein so ernstes Urtheil über ihn gefällt. Ein Volksheros kann jedenfalls der Mann nicht seyn, der mit den gewaltsamsten Mitteln die eingeborene Nationalität mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, Sitten und Traditionen, den guten wie den weniger rühmlichen, vernichtet hat. Daneben mag die Frage immerhin offen bleiben, ob Genf ohne Calvin und die von ihm in seinem Sinn mit eiserner Strenge durchgeführte Reformation den achtbaren Platz sich errungen haben würde, welchen es seit drei Jahrhunderten in der Culturgeschichte der europäischen Menschheit einnimmt. Nur wolle man, wenn man an die Lösung dieser Frage sich wagen will, niemals vergessen, daß die lutherische Reformation schon vor Calvin in Genf unter schweizerischen Einflüssen feste Wurzeln gefaßt und zur staatlich anerkannten Thatsache geworden war. Sollte das humanistische Element der deutschen Reformation nicht reichere Früchte getragen haben, als der starre Zelotismus und abstrakte Dogmatismus des doctrinären Fanatikers aus Frankreich und seiner Anhänger, welche das kaum mit der germanischen Schweiz geschlossene Bündniß Genfs auf alle mögliche Weise zu lockern suchten? Solche hypothetische Conjecturen gehören freilich überhaupt nicht in das Gebiet strenger historischer Betrachtung, die es vor Allem nur mit den Thatsachen zu thun hat. Allein die allgemeinen Resultate sind auch nicht zu übersehen. Muß man eine nahe Stammverwandtschaft des savoyischen Volks mit der Urbevölkerung von Genf zugeben, und vergleicht man dann den heutigen in intellectueller und moralischer Hinsicht so sehr herabgekommenen Zustand des ersteren mit dem wenigstens geistig stets so regsamen Genf, so erscheint das Werk des französischen Reformators in etwas gemildertem Licht, wenn auch das historische Individuum Calvin unter dem Gesichtspunkt der Humanität nichts dabei gewinnt. Das Alles aber wird zu berücksichtigen seyn, wenn man nach allen Seiten hin gerecht und unparteiisch bleiben will.

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. 22. April 1864.

> Das müßte eine schlechte Kunst seyn, die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes gleich von demjenigen erfaßt werden könnte, der zuerst herantritt.
>
> Goethe.

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung.

Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena am 10. und 17. Februar 1864 von Kuno Fischer.

Um mir mit wenigen Worten den Weg zu meiner Aufgabe zu bahnen, so nehme ich es als eine bekannte und zugestandene Thatsache, daß die Dichtung, von der ich reden will, zu den bedeutsamsten unserer gesammten Literatur gehört, daß in keinem seiner Werke Lessings Persönlichkeit vollständiger und erkennbarer hervortritt als in diesem, daß endlich, um den Werth Lessings kurz zu bezeichnen, er der Reformator der deutschen Literatur wurde, als diese Literatur zum zweitenmal berufen war, die Höhe der Welt zu ersteigen.

Ich glaube nicht, daß jemand ist, der diese Sätze bestreitet. Und doch sind bei dieser allgemeinen Anerkennung die Urtheile im Einzelnen über den Werth unserer Dichtung bis heute sehr getheilt. Kaum wird eine andere unter den großen Dichtungen so viele Gegner zählen als diese. Die einen verwerfen den Nathan als Kunstwerk, als Drama; die andern, deren Zahl größer, verwerfen ihn um des religiösen Motivs willen, das ihm zu Grunde liegt. Beide Stimmen haben ihre Führer und die Stimmführer ihren Chor, der die vorgesprochenen Urtheile nachspricht und weitergibt. So ist es gekommen, daß diese Dichtung förmlich belagert ist mit einem Heer von Vorurtheilen, welche die meisten empfangen, noch ehe sie im Stande sind, den Gegenstand selbst zu durchdringen. In einem solchen Fall ist es am gerathensten, so wenig als möglich die Urtheile anderer, ob sie nun loben oder verwerfen, so unbefangen und tief als möglich die Sache selbst auf sich wirken zu lassen, um zu erfahren, was sie ist. Um eine solche Würdigung ist es mir in diesem Vortrage zu thun. Darum werde ich weniger von den Urtheilen über Nathan als von diesem selbst sprechen.

I.

Entstehung.

Das drittletzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hatte mit großen Dingen begonnen: neben Lessings Emilia Galotti die Erstlinge Goethes, der Werther und Götz; Lessing selbst in der Kraft des männlichen Alters, auf dem Gipfel seiner Kunst, von dem er nicht herabsteigen, sondern zeitig hinweggerafft werden sollte. Es scheint, als ob er nach der Emilia Galotti das Feld der Dichtung verlassen. Sein Amt in Wolfenbüttel, die Reise nach Italien, die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente und die damit

verbundenen Kämpfe beschäftigen nach andern Richtungen sein Interesse und seine Kraft. Wer den Beruf hat zu reformiren, der hat auch die Pflicht zu kämpfen. Diese Pflicht hat Lessing mit einer Kraft und einem Erfolge erfüllt, daß Goethe und Schiller in einem ihrer Xenien ihn als den Achilles der deutschen Literatur preisen konnten.

Ein Menschenalter ist Lessing literarisch wirksam gewesen, und jedes dieser drei Jahrzehnte ist durch Feldzüge ausgezeichnet, die er geführt und gewonnen hat, und die wie die Gewitter in der Natur und die fruchtbaren Kriege im Leben der Völker gewirkt haben: die Atmosphäre reinigend. Sie beginnen mit dem „Vademecum" und enden mit dem „Antigötze." Lessings erste Polemik ist das Vorpostengefecht gegen den Pfarrer von Laublingen, seine letzte ist der Krieg gegen den Hauptpastor von Hamburg; dort handelt es sich nur um eine schlechte Horazübersetzung, hier um das Buch der Bücher und die Cardinalfrage des Glaubens. Und zwischen beiden, dem Vademecum und dem Antigötze, die drei entscheidenden Feldzüge: die Literaturbriefe am Ende der fünfziger Jahre und in dem folgenden Jahrzehnt die Dramaturgie und die antiquarischen Briefe gegen den hallischen Klotz.

Lessings poetische Thaten stehen in einem sehr genauen Zusammenhang mit seinen kritischen. Auf die Literaturbriefe folgt die Minna von Barnhelm, auf die Dramaturgie Emilia Galotti, auf den Antigötze Nathan der Weise. Der Zusammenhang in allen drei Fällen liegt offen am Tage. Doch würde man in dem letzten nicht zutreffend urtheilen, wenn man den Nathan seiner ganzen Entstehung nach nur aus dem Antigötze erklären wollte, als ob er nur eine Fortsetzung dieses Streits, nur eine Digression gewesen wäre, welche der Dichter zu Gunsten seiner in Kampf begriffenen theologischen Richtung auf seine alte Kanzel, das Theater, gemacht habe.

Die Motive zu unserer Dichtung liegen tiefer. Sie werden durch jenen theologischen Streit nicht erzeugt, sondern nur geweckt und der letzte Antrieb zu ihrer Ausführung gegeben. In den Jahren von 1774—78 hatte Lessing aus einem hinterlassenen Werke des Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus einige Bruchstücke veröffentlicht, als ob sie aus den handschriftlichen Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek kämen. Er wollte absichtlich und versprochenerweise den wahren Verfasser nicht bloßstellen. So hießen die herausgegebenen Abschnitte die Wolfenbüttler Fragmente und der ungenannte Verfasser der Wolfenbüttler Fragmentist. Das Werk des Reimarus war, wie es sich selbst nannte, eine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, eine Vertheidigung der Vernunftreligion durch eine Widerlegung der geoffenbarten; es war ein Angriff gegen die biblische Religion beider Testamente, gegründet auf eine Kritik des gesammten Kanons. Die Bruchstücke, namentlich die letzten, welche die Geschichte und Person Jesu beurtheilten, entzündeten den Streit, der besonders von einem lutherischen Prediger in Hamburg, Melchior Götze, mit sehr heftigem Eifer begonnen und geführt wurde, weniger zur Widerlegung des Fragmentisten, die Lessing wünschte, denn er war keineswegs mit der Grundanschauung desselben einverstanden, als zur Verketzerung und Verdammung sowohl des Verfassers jener Schriften als ihres Herausgebers. In den Augen des Hamburger Hauptpastors waren die Fragmente, weil sie den Bibelglauben bekämpften, schlechterdings religionsverderblich und darum auch staatsgefährlich; er warf dem Herausgeber vor, daß er sich der Theilnahme an diesen Freveln schuldig gemacht, denn seine Gegensätze gegen den Ungenannten seyen nur scheinbar und machten die Sache nicht besser, sondern vielmehr schlimmer; er, der Herausgeber, sey der Hehler, der den Einbruch in die Heiligthümer des Glaubens begünstige.

Lessings Vertheidigung, zugleich eine Abwehr und eine tief eindringende Widerlegung, sind seine berühmten gegen Götze gerichteten Briefe, „der Antigötze," durch die Bedeutung und Fassung der Streitfrage, die Tragweite der Untersuchung, die persönlichen Kräfte, die Lessing in's Feld führte und die nur ihm zu Gebote standen, eine Streitschrift einzig in ihrer Art auf dem Gebiete der theologischen Literatur. Es handelte sich nicht bloß darum, die Freiheit der Forschung aus dem Rechte des Protestantismus gegen den lutherischen Eifer des Buchstabenglaubens zu vertheidigen, sondern zugleich die Unabhängigkeit der Religion, insbesondere der christlichen, von allem Buchstabenglauben aus ihrer Natur und Geschichte zu rechtfertigen; denn die Religion sey älter als die Schrift, das Christenthum älter als die Bibel, es habe vor dem Kanon bestanden und könne daher unmöglich von dem Buchstaben des letzteren abhängig gemacht werden. Es handelte sich darum, das Urbild der Religion am richtigen Orte zu suchen, um von hier aus das schriftliche Abbild desselben im richtigen Lichte zu sehen. Hier eröffnet sich eine Fülle von Fragen, die sich bei dieser Fassung der Sache nothwendig hervordrängen: über die Entstehung des Kanons, über den Geist des Urchristenthums, über das Wesen der Religion, — Fragen, welche seitdem nicht aufgehört haben, die Wissenschaft ernst und dauernd zu beschäftigen. Der Streit zwischen Lessing und Götze wird gehemmt. Schon im Juni 1778

treten öffentliche Gewalten dazwischen; nicht umsonst hatte Götze mit dem Reichshofrath gedroht. Das Consistorium von Braunschweig wünscht die Sache unterdrückt zu sehen, und das Ministerium des Landes nimmt Lessing die Censurfreiheit, confiscirt die Fragmente und verbietet die Fortsetzung des Streites.*

In dieser öffentlichen Bedrängniß, mit der häusliche Sorgen sehr drückender Art zusammengehen, erwacht in Lessing mit aller Stärke der Gedanke an seinen Nathan, den er schon vor Jahren begonnen. In der Nacht vom 10. zum 11. August 1778 faßt er den Entschluß, jetzt dieses Werk zu vollenden. Im Anfang November ist der in Prosa gemachte Entwurf in allen Theilen skizzirt; noch in demselben Monat beginnt die metrische Umbildung, wobei nicht bloß der äußere Umfang des Stücks weit über das Maß des Entwurfs ausgedehnt, sondern auch im Einzelnen erst die Charaktere durchgeführt und lebendig gemacht werden. Im März 1779 ist die Dichtung in ihrer jetzigen Gestalt vollendet. So erklärt sich der Zusammenhang zwischen dem Nathan und Antigötze sowohl zeitlich als sachlich. Wenn in dem Streit mit Götze die Frage hervortreten mußte: was ist das Wesen der Religion? was ist die Religion als die Voraussetzung alles Schriftglaubens? so will Lessing in seinem Nathan diese Frage dergestalt beantworten, daß er uns im Menschen die ersten und ursprünglichen Bedingungen der Religion in den lebendigsten und deutlichsten Formen darstellt, in Personen und Charakteren verkörpert, auf die er gleichsam mit dem Finger zeigend sagen kann: „das ist es, was ich meine!“ Es scheint, als ob auf jenen äußern Druck, den er in seinem Streit mit Götze erfährt, sich der Bibliothekar plötzlich wieder in den dramatischen Dichter verwandle: „ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, ungestört will predigen lassen.“ So hat die Polemik den Nathan, diesen Sohn seines eintretenden Alters, wie Lessing selbst diese Dichtung nennt, entbinden helfen, aber sie hat ihn nicht erzeugt. Und alle Freunde Lessings, die in diesem Zusammenhange ein polemisches oder satirisches Drama erwarteten, sahen sich in dieser Befürchtung glücklicherweise getäuscht.

In einer Zeit, wo ihm das Dichten schon schwer fiel, würde Lessing seinen Nathan kaum in wenigen Monaten vollendet haben, wenn nicht die Idee des Werks schon lange in ihm gelebt hätte. Auch die Emilia Galotti ist fünfzehn Jahre früher begonnen als ausgeführt. Wie Lessing seinem Bruder den Entschluß zum Nathan mittheilt, bemerkt er, es sey ein Schauspiel, das er vor vielen Jahren entworfen. Vielleicht geht der Entwurf zurück bis in die erste Periode seiner literarischen Thätigkeit, die Zeit in Wittenberg. Wenigstens begegnen wir unter den Gegenständen, die ihn hier beschäftigen, einem der Idee des Nathan verwandten Thema. Eine jener Rettungen nämlich, die Lessing damals schrieb und die seine Geistesart, auch die sittliche, in so bezeichnender Weise kundgeben, betrifft einen als Mathematiker berühmten italienischen Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts, Hieronymus Cardanus, der in einer Schrift „de subtilitate“ die vier Religionen der Welt, Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Islam, mit einander verglichen und gegen einander abgewogen hatte, in einem Gespräch, dessen Personen jede eine der vier Religionen repräsentirt und deren Sache gegen die andern vertheidigt. Man hatte dem Verfasser vorgeworfen, daß er in diesem Streit das Christenthum augenscheinlich vernachlässigt und in Schatten gestellt habe. Gegen diesen Vorwurf will Lessing ihn retten. Vielmehr treffe ihn mit größerem Recht der entgegengesetzte Vorwurf, daß er die jüdische und muhamedanische Religion sich bei weitem nicht gründlich genug habe vertheidigen lassen. Er hätte sie mit bessern Gründen ausrüsten können. Sollte Lessing ihre Sache führen, so würde er den Juden und Muhamedaner ganz anders haben reden lassen, und nun entwirft Lessing selbst in der Kürze ein Schema ihrer Vertheidigung. Dieser Einfall oder, wenn ich so sagen darf, diese Aufgabe hat etwas, das an unsere Dichtung erinnert. Die christliche, jüdische, muhamedanische Religion erscheinen in einem dialogischen Wetteifer, in dem sie persönlich ihre Sache führen und so führen sollen, daß auch die nicht christlichen Religionen zu ihrem Recht kommen. Warum hätte nicht schon damals der Gedanke in ihm auftauchen können, dieses Thema dramatisch zu behandeln? Von der dialogischen Form war es nicht weit zur dramatischen. Diese war seinem Talent geläufig und das religiöse Interesse war seinem Geist stets gegenwärtig, schon als ein Erbtheil der väterlichen Erziehung. So könnte es leicht seyn, daß der erste Gedanke zu der Dichtung des Nathan fünfundzwanzig Jahre früher ist als die letzte Ausführung. Freilich dürfte dieser Gedanke nicht mehr gewesen seyn als eine Anregung. Denn ich bin keineswegs der Ansicht, daß

* Ueber Reimarus' Gesammtwerk und dessen theologische Bedeutung vergl. D. Fr. Strauß' erschöpfende Schrift: Herm. Sam. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes (1862). Ueber das Verhältniß Lessings zu Reimarus und des Antigötze zum Nathan vergl. Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag von D. Fr. Strauß (1864).

in dem Lessingschen Drama dasselbe Thema behandelt werde, als in jenem Gespräch des Cardanus; hier werden die Religionen repräsentirt, was sie in unserer Dichtung nicht werden.

Zu dieser selbst bedurfte Lessing ein näheres und lebendigeres Motiv, das er aus jenem Gespräch des Cardanus nicht schöpfen konnte, sondern von einem älteren Italiener empfing. Es ist mir wahrscheinlich, daß er auch dieses Motiv früh gekannt hat.

Im Anfange der Wolfenbüttler Zeit war er bereits mit dem Werke beschäftigt, die Emilia Galotti trat dazwischen; gleich nach seiner Rückkehr aus Italien wollte er es vollenden, Amtsgeschäfte und die Herausgabe der Fragmente zogen ihn ab. Endlich in dem Streit mit Götze kam der Zeitpunkt, wo sich Lessing ganz gestimmt und ganz frei fühlte, das lange bedachte Werk zu vollenden. Diese Entstehung des Gedichts erklärt den hohen Grad seiner Reife. Lessing war mit den Gestalten seiner Dichtung innerlich lange vertraut, er hatte im Stillen mit ihnen gelebt und konnte sie jetzt leicht und sicher ausprägen. Seinem Nathan gegenüber konnte ihm zu Muthe seyn, wie Goethen, als er die Zueignung seines Faust schrieb: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem ernsten Blick gezeigt!"

II.

Motiv und Idee.

Lessing und Boccaccio.

Das Werk ist aus einer Idee hervorgegangen und will aus dieser in seinem ganzen Umfange erklärt seyn. Alle Charaktere des Stücks haben zu dieser Idee ein bestimmtes Verhältniß, sie haben genau so viel Licht, als sie diese Idee in sich darstellen, und so viel Schatten, als sie nicht davon durchdrungen werden. Unter diesem Gesichtspunkte werde ich hier die Charaktere betrachten.

In dem Stücke selbst ist diese Idee ausgesprochen in der sinnbildlichen Form einer Fabel: es ist die Erzählung Nathans von den drei Ringen, die Lessing mit künstlerischer Absicht auch in Rücksicht des äußeren Umfangs in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt hat. Er hat diese Fabel bekanntlich nicht erfunden, sondern aus der Novellensammlung des Boccaccio geschöpft; die ursprüngliche Quelle ist noch älter. Die dritte Geschichte des ersten Tages im Dekameron enthält das nächste Motiv zu unserer Dichtung. *

Es ist zum Verständniß eines poetischen Kunstwerks sehr lehrreich, wenn man es vergleichen kann mit dem Stoff, den der Dichter zu seinem Werke vorgefunden, denn die Differenz zwischen dem, was ihm gegeben war, und dem, was er daraus gemacht hat, gibt genau das Maß seiner Originalität. Vergleichen wir also in dieser Rücksicht Lessing mit Boccaccio.

Die Geschichte im Dekameron ist in der Kürze folgende. Saladins Schatz ist erschöpft, er braucht große Geldsummen und weiß nicht, woher sie nehmen. Da fällt ihm ein, daß in Alexandrien ein Jude Melchisedek lebt, eben so reich als geizig und wucherisch. Er läßt den Juden kommen und will ihn durch eine Frage verfänglicher Art in seine Gewalt bringen. Der Jude soll dem Sultan sagen, welches der drei Gesetze er für das wahre halte, das jüdische, christliche oder saracenische. Wie er auch antwortet, so scheint er in dem Netz gefangen, das ihm der Sultan legt. Sagt er, das jüdische Gesetz sey das allein wahre, so hat er an dem Glauben des Sultans gefrevelt, nennt er ein anderes, so hat er den eigenen Glauben verleugnet und keinen Grund mehr, ihn zu behalten. Der Jude besinnt sich schnell und antwortet mit der Fabel von den drei Ringen. Ein reicher Mann besitzt unter andern Schätzen ein großes Juwel, einen kostbaren Ring, den er vor allem hochhält und als den eigentlichen Familienschatz sorgfältig bewahrt. Wer diesen Ring besitzt, ist der Herr und Erbe des Hauses. So erbt der Ring von Geschlecht auf Geschlecht und kommt endlich in die Hand eines Mannes, der drei Söhne hat. Alle drei sind gleich gut und darum von ihrem Vater gleich geliebt. Jeder wünscht den Ring zu erben, jeder bittet den Vater darum, und um keinen vorzuziehen, läßt dieser zwei andere Ringe machen, die dem ersten vollkommen gleichen, so daß er selbst den ächten Ring nicht mehr zu unterscheiden weiß. Heimlich gibt er jedem seiner Söhne einen der Ringe. Nach dem Tode des Vaters meldet sich jeder zur Erbschaft, denn jeder hält sich für den Besitzer des ächten Ringes und jeder will der Herr des Hauses seyn. Es kömmt zum Streit. Aber niemand weiß den ächten Ring zu erkennen. So bleibt der Streit unentschieden. Jeder der Söhne beharrt dabei, sein Ring sey der ächte; jedes der drei Völker beharrt dabei, seine Religion sey die wahre, und die Frage ist bis heute nicht gelöst.

So weit die Erzählung Melchisedeks. Wir erkennen deutlich die Grundzüge zur Erzählung Nathans. Doch ist in einem Punkte eine sehr bedeutsame Differenz zwischen dem deutschen Dichter und dem italienischen. Bei dem letztern ist der Ring nichts weiter als ein Schatz, er berechtigt zu nichts anderem als zur

* Ueber die verschiedenen Formen dieser Fabel vor Boccaccio vergl. das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Uebersicht von Karl Hase (1858) S. 250 ff.

Erbschaft und zur Herrschaft des Hauses. Bei Lessing dagegen hat er außerdem noch eine höhere Bedeutung: „er hat die Wunderkraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm, wer in dieser Zuversicht ihn trägt."

Hier hat der Ring eine herzgewinnende, darum auch eine herzveredelnde Kraft, denn diese ist die Bedingung zu jener. Liebe erntet man nur, wenn man sie säet. Sollte es jetzt nicht möglich seyn, den ächten Ring zu erkennen und den Streit zu entscheiden? Wer die meiste Liebe empfängt, weil er die meiste gegeben, der besitzt unzweifelhaft den ächten Ring. Aber alle drei streiten. Jeder hält sich für den Begünstigten, die andern für Betrüger. Sie hassen sich gegenseitig. So lange dieser Streit dauert, der gehässige, unduldsame, selbstsüchtige, ist der Schatz der Liebe bei keinem, so lange bleibt der ächte Ring im Verborgenen, so lange sind die vorgehaltenen Ringe alle drei nicht ächt!

Und wie, wenn der ächte Ring sich äußert? wenn seine Kraft zu wirken beginnt? So ist Einer der Geliebteste, also muß er sich die Liebe erworben, die Herzen der andern bezwungen haben. Wird er es können, so lange er nur sich liebt, seinen eigenen Werth dünkelhaft überschätzt? Wird er es können, wenn er nicht sich selbst innerlich demüthigt, die eitle Selbstverblendung durchschaut, die dünkelhaften Scheinwerthe fallen läßt, durch Selbstverleugnung sein Herz läutert, so läutert, daß auch in dem verborgensten Winkel desselben keine heimliche Stimme mehr flüstert, indem er selbstgefällig auf den andern hinschielt: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser!" Und ist Einer der Geliebteste, so ist die Liebe und darum die Herzensläuterung auch bei den andern. Werden sie jetzt noch mit einander streiten? werden sie sich noch hassen? nicht vielmehr jeder in dem Grade, als er sich selbst zu verleugnen die Kraft hat, den andern lieben, seine Weise verstehen und darum dulden? Es gibt eine Duldung, welche die Welt täglich empfiehlt, welche die meisten auch wirklich üben und sich wohlgefällig als Tugend anrechnen. Ist sie eine Tugend — diese Duldung — so gehört sie wenigstens zu den Tugenden, vor welche die Götter den Schweiß nicht gesetzt haben! Denn sie ist das Leichteste der Welt. Man braucht zu dieser Duldung nur stumpf, nur gleichgültig zu seyn gegen den Glauben der Menschen. Ist dieser Glaube einmal in jenen Haufen geworfen, den man mit einem wohlthuenden Collectivum „das dumme Zeug" nennt, so ist es leicht, sich nicht darum zu kümmern, doppelt leicht, weil man zugleich seinem Verstande damit eine große Mühe erspart. Ich weiß nicht, ob diese sogenannte Toleranz besser ist als ihr Gegentheil, bequemer ist sie gewiß, und eben so gewiß ist sie die ächte Toleranz nicht. Diese duldet den Glauben und die Weise des andern nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Einsicht, aus ächter Menschenkenntniß, aus dem Interesse, welches Leibnitz sehr schön die Liebe genannt hat, welche der Weisheit conform ist.

Zu dieser Herzensläuterung erhebt sich der Mensch — um es mit Lessings Worten zu sagen — „wenn er der Kraft des Rings zu Hülfe kömmt mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott."

Und nun, wie steht es jetzt um die Sache? So lange der Streit dauert, ist er nicht zu entscheiden; denn mit dem Streit ist Dünkel und Haß, Selbstsucht und Hochmuth verbunden, und mit diesen Eigenschaften ist kein Ring der ächte. So lange also der Streit dauert, ist er nicht zu entscheiden, und sobald er entschieden werden kann, ist kein Streit mehr. Die Sache hat sich selbst gerichtet. Es ist nicht der Ring, auf den es ankömmt, sondern das Herz, die Lauterkeit der Gesinnung, die der Weisheit conforme Liebe; es ist die Selbstüberwindung, die darum weise ist, weil sie weise macht:

> Und wenn sich dann der Steine Kräfte
> Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
> So lad' ich über tausend tausend Jahre
> Sie wiederum vor diesen Stuhl, da wird
> Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
> Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
> Bescheidne Richter.

III.

Aufgabe und Inhalt der Handlung.

Diese Idee bestimmt die Aufgabe und das Thema des Stücks. Was in der Fabel erscheint wie am Ziele der Zeiten, die Wiedervereinigung der Menschheit, nachdem sie geläutert aus ihren Religionen hervorgegangen, will die Dichtung gleichsam vorwegnehmen und uns vergegenwärtigen in dem kleinen Umfange einer Familie, in welcher geläuterte Charaktere der drei einander feindlichen Religionen sich nach langer Trennung zusammenfinden. Es mußte also eine Geschichte erfunden werden, die eine solche Vereinigung von Jude, Christ und Muselmann herbeiführt. Diese Geschichte ist, wie sich Lessing ausdrückt, die interessante Episode, die er zu der Fabel von den drei Ringen ersonnen.

Die Größe der moralischen Kraft mißt sich durch

die Größe des Widerstandes, den sie findet und besiegt. In einer Zeit, wo die Welt vom Glaubenshaß lebt und Völkerkriege führt um des Glaubens willen, kann die ächte Duldung, die lautere, auf Selbstverleugnung gegründete Menschenliebe am ehesten, weil am schwersten, erprobt werden, und sie wird gerade in solchen Zeiten sich in einzelnen seltenen Charakteren erzeugen. Es trifft sich darum gut, daß den Schauplatz unserer Geschichte die Kreuzzüge bilden, und zwar in einem für den Zweck der Dichtung doppelt günstigen Zeitpunkt. Wenn die Glaubensleidenschaften mit ungewöhnlicher Heftigkeit angespannt worden, so ist es eine natürliche und nie ausbleibende Folge, daß sie erschlaffen und an die Stelle der erregtesten Intoleranz allmählig jene bequeme Toleranz tritt, welche die Glaubensverschiedenheiten anfängt zu neutralisiren. Auch dieser gegenüber hat sich die ächte Duldung zu erproben. Und die Zeit des vierten Kreuzzugs gibt schon einige bedeutsame Zeichen, daß mit den Glaubensleidenschaften auch die Glaubensinteressen abnehmen und die Unterschiede der Religionen in einigen Fällen kaum mehr ein entscheidendes Gewicht haben. Ein Templer geht zu Saladin über, ein christlicher König schlägt einen Muselmann, der ein Vetter des Sultans ist, zum Ritter, selbst eine Verschwägerung ist im Werke zwischen Saladin und Richard Löwenherz. Es ist die Zeit, in welcher auf der muhammedanischen und jüdischen Seite die Bildung so hoch steht, daß ihre Philosophen die Lehrer der christlichen Theologen in Rücksicht des Aristoteles werden können und die christliche Bildung sehr bald diesem Einflusse nachgibt und gehorcht.

Ueberhaupt bilden und erzeugen die Kreuzzüge eine große Krisis in der Glaubensverfassung der christlichen Welt. Sie wirken auf die religiösen Leidenschaften entzündend, abstumpfend, reinigend. Ihre Hauptwirkung steht mit ihrem Hauptmotiv in einem sehr bemerkbaren Widerstreit. Aus sinnlicher Glaubenssehnsucht sind sie hervorgegangen, und nachdem sie diese Sehnsucht gestillt, mußten sie in einer jener großen und fruchtbaren Enttäuschungen enden, die man nie zu theuer erkauft, weil sie uns innerlich bereichern. Der Gegensatz selbst zwischen der Sehnsucht jenes Zeitalters und ihrer Erfüllung läßt sich mit einem einfachen Worte erleuchten: was die Kreuzfahrer gesucht haben, um es zu erobern, war das Grab Christi, und was sie gefunden, erobert und wieder verloren haben, war — ein Grab! Sie haben von neuem die Entdeckung gemacht, daß das Grab leer ist, und so mußte sich durch die Erfahrung dieser Zeiten vonneuem in der christlichen Welt das Wort vom Samariterbrunnen erfüllen: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Man kann von dieser großen Tragödie sagen, daß sie den Glauben durch die Leidenschaften gereinigt habe und in diesem Sinn, um einen Ausdruck des Aristoteles zu gebrauchen, eine wirkliche Katharsis war.

Durch seine Quelle selbst fand sich Lessing hingewiesen auf die Zeit und Person Saladins, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, in den Jahren 1187—1193 Herr von Jerusalem war. Uebrigens ist das Stück in Betreff der Zeitverhältnisse keineswegs historisch und will es nicht seyn; die chronologischen Widersprüche, die darin vorkommen und die Lessing zu vermeiden gar nicht die Absicht hatte, erlauben nicht, das Jahr der Handlung genau zu bestimmen.*

Die Familiengeschichte, die Lessing zu der Fabel von den drei Ringen erfindet, spielt in dem Hause Saladins selbst. Ein jüngerer Bruder des Sultans, mit Namen Assad, hat vor Jahren seine Familie und seinen Glauben verlassen; aus Liebe zu einer Christin ist er selbst heimlich Christ geworden und hat in Deutschland, dem Vaterlande seiner Frau, unter dem Namen Wolf von Filneck einige Jahre gelebt. Das rauhe Klima vertreibt ihn und Beide kehren in das Morgenland zurück; Assad nimmt an den Kämpfen der christlichen Ritter Theil, vertheidigt mit ihnen Gaza und fällt bei Ascalon. Er hat in Deutschland einen Sohn zurückgelassen, den sein mütterlicher Oheim Conrad von Staufen, ein Tempelherr, erzieht, — und in Palästina eine Tochter, die er nach dem Tode seiner Frau einem seiner vertrautesten Freunde übergibt, eben damals, als er sich nach Gaza werfen mußte, und die nach dem Tode ihres Vaters diesem Freunde als Pflegekind zurückbleibt. Dieser Freund Assads, dieser Pflegevater Rechas ist der Jude Nathan in Jerusalem. So wachsen die Geschwister fern von einander auf, der Bruder in Deutschland bei einem Tempelherrn, die Schwester in Jerusalem bei einem Juden.

---

* Das Stück setzt voraus, daß der Waffenstillstand zwischen Saladin und Richard Löwenherz vor Kurzem abgelaufen ist, dann würde die Handlung gegen Ende des Jahres 1192 stattfinden; aber zu dieser Zeit war Philipp August von Frankreich nicht mehr in Palästina anwesend, was nach dem Briefe des Patriarchen der Fall seyn müßte. Dieses Datum paßt nur auf das vorhergehende Jahr. Auch muß Daja offenbar viel längere Zeit im Hause Nathans gelebt haben, als sich nach den Zeitangaben des Stücks berechnen läßt; nach diesen würde sie erst 1189 nach Palästina und wohl erst nach dem Tode ihres Mannes, der mit Kaiser Friedrich ertrinkt, also um die Mitte des Jahres 1190 in das Haus Nathans gekommen seyn.

Beide wissen nichts von einander, nichts von ihrer Abkunft. In der Person Assads kreuzen sich schon die drei Religionen; er ist Muselmann von Geburt und Christ geworden, er ist der Bruder Saladins, der Mann einer Christin, der Freund eines Juden. Die Geschwister zusammenzuführen und mit Saladin und Nathan zu einer Familie zu vereinigen, ist das Ziel, worauf Lessing die von ihm erfundene Geschichte anlegt. Er läßt den Bruder als Tempelherrn nach Palästina kommen, gegen Saladin kämpfen, gefangen und in dem Augenblick der Hinrichtung von dem Sultan begnadigt werden, weil diesen in den Gesichtszügen des Tempelherrn eine plötzlich entdeckte Aehnlichkeit mit dem verlorenen Bruder ergreift und rührt. Ein Zufall führt den Tempelherrn vorbei, als Nathans Haus in Feuer steht und Recha schon in der äußersten Gefahr schwebt zu verbrennen. Der Tempelherr rettet das Mädchen, aber allen Bitten, ihren Dank sich gefallen zu lassen, bleibt er verschlossen und hart weist er jedes Ansinnen dieser Art zurück. Seine Judenverachtung ist ebenso entschieden als seine Todesverachtung. Doch wie er endlich, von Nathan gewonnen, das Mädchen sieht, das er gerettet, so entzündet der erste Anblick in seinem Herzen eine unwiderstehliche Leidenschaft für Recha. Einen Augenblick könnte man fürchten, daß sich jetzt der Templer und die Jüdin in Scene setzen. Aber Nathan hat schon dieselbe Aehnlichkeit entdeckt, welche den Sultan betroffen gemacht hat; er ahnt den Zusammenhang, vorsichtig lehnt er die ungestüme Bewerbung des Tempelherrn ab, sorgfältig forscht er seiner Abkunft nach und es gelingt seiner Besonnenheit, den Knoten glücklich zu lösen.

Dieß ist in kurzen Zügen die Geschichte, die Lessing für seinen Zweck erfindet. Und diese Seite der Composition ist es, wo unleugbar unsere Dichtung leidet. Welcher Unterschied in dieser Rücksicht zwischen der Emilia Galotti und Nathan dem Weisen! Wie straff ist dort der dramatische Faden gespannt, wie sicher und unaufhaltsam verläuft der natürliche Fluß der Begebenheiten, wie ist jeder Zug wahrhaft dramatisch motivirt! Dagegen hier, wie lose und künstlich sind die einzelnen Fäden verknüpft, die sich in das Gewebe der Handlung verschlingen! Die Begebenheiten hängen mit den Charakteren nicht immer genau und unter einander oft nur episodisch zusammen.

Es gibt für den dramatischen Dichter kaum etwas, das weniger charakteristisch ist, als die Aehnlichkeit zweier Gesichter, die durch keine Art der Handlung, durch kein poetisches Mittel einleuchtend gemacht werden kann. Das wußte der Verfasser des Laokoon sehr wohl. Und doch benutzt er dieses Motiv in seinem Nathan zweimal, nicht als ein beiläufiges, sondern als ein wirksames und entscheidendes Moment. Ein Glück, daß der Tempelherr seinem Vater so ähnlich sieht! Ein Glück, daß der Sultan noch im letzten Augenblick diese Aehnlichkeit erkennt, sonst war der Tempelherr verloren und Recha wäre verbrannt! Ein Glück, daß Nathan bei Zeiten dieselbe Aehnlichkeit entdeckt, sonst hätte nicht bloß der Templer die Jüdin, sondern der Bruder die Schwester frischweg zum Weibe genommen! So hängt an den Gesichtszügen des Tempelherrn zuletzt die ganze Geschichte; so oberflächlich im buchstäblichen Sinne des Wortes dürfen dramatische Motive nicht seyn. Dieser Zusammenhang zwischen der Gesichtsbildung des Tempelherrn, der Begnadigung Saladins, der Rettung Rechas ist gewiß sehr geeignet, um hier eine Reihe natürlicher Begebenheiten im Lichte einer wunderbaren Fügung erscheinen zu lassen und darin die Wege der göttlichen Vorsehung zu bewundern; nur schade, daß die Kunst des dramatischen Dichters in der Verkettung der Begebenheiten, die sie bildet, nicht denselben Glauben beanspruchen darf, als die Vorsehung Gottes.

Wäre Lessings Nathan nichts als ein Familiendrama, wäre diese Familiengeschichte die Hauptsache der Dichtung, so wäre die Composition an mehr als einer Stelle verfehlt. Aber die Geschichte ist hier nur Mittel, welches Lessing im Dienste seiner Idee braucht, und das er behandelt, wie diese Idee es fordert, auf die Gefahr hin, daß selbst widersprechende Züge in der Geschichte zum Vorschein kommen. Ich will mich an einem Beispiele deutlich machen. Für die Idee des Stücks, für die Entwicklung der Charaktere, namentlich für die des Hauptcharakters sind unter andern Zügen diese beiden durchaus erforderlich: der Engelglaube Rechas und die Schroffheit, womit der Tempelherr die Jüdin zurückweist. Aber wie soll ich diese beiden Züge mit einander vereinigen? Ich lasse mir den Engelglauben Rechas gefallen, wenn der Tempelherr, der sie rettet, plötzlich erscheint und plötzlich verschwindet. Aber er kömmt wieder. Recha sieht ihn eine Zeitlang täglich unter den Palmen des Grabes, sie erfährt, wie schnöde er ihre Botin mehr als einmal behandelt, und nun möchte es schwer und mehr als Schwärmerei seyn, nach solchen Beweisen der Menschlichkeit den weißen Mantel noch für einen Fittich zu halten! Diese beiden Züge fließen nicht von selbst aus der Geschichte, sondern diese muß sie hinnehmen und sich gefallen lassen, weil die Idee sie fordert. Nathan wird Rechas Wunderglauben berichtigen und läutern. Das religiös erziehende Gespräch, das diese Läuterung bezweckt, ist für die Auseinandersetzung beider Charaktere

durchaus bedeutsam und für die Idee der Dichtung durchaus unentbehrlich. Und eben so unentbehrlich ist diesem Gespräch die Hinweisung auf Rechas eigene so wunderbar gefügte Rettung, die ihr Nathan mit dem Worte vorhält:

— — — — — — — eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkommst dem Feu'r, in Asien!
Das wär' kein Wunder, wundersücht'ges Volk?

Darum mußte jener Zusammenhang der Begebenheiten, in dem Rechas Rettung geschieht, so transparent seyn, daß die göttliche Vorsehung durchscheint; Lessing brauchte ein solches Wunder für den religiösen Zweck seiner Dichtung, um es in jenem Gespräch so wirksam zu verwerthen; aber ich glaube schwerlich, daß er es in seiner Dramaturgie empfohlen haben würde.

Sollte ich die Charaktere des Stücks lediglich nach der Handlung desselben beurtheilen, so würde ich es der Menschenkenntniß Nathans vorwerfen, daß er eine Daja in's Haus nimmt, und der Weltklugheit des Patriarchen, daß er den Klosterbruder zu seinem Spion braucht.

Nicht die Handlung, sondern die Idee ist im Nathan die Hauptsache. Nicht aus jener, sondern aus dieser wollen die Charaktere des Stücks erklärt seyn. Freilich soll im eigentlichen Drama die Handlung, oder wie Aristoteles gesagt hatte, der Mythus die Hauptsache ausmachen. Lessing war in diesem Punkte auch ganz einverstanden mit Aristoteles. Er kannte diesen Mangel seiner Dichtung sehr gut und bezeichnete deßhalb den Nathan auch nicht als eigentliches Drama, als Schauspiel, sondern als „ein dramatisches Gedicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Walstingen.

(Fortsetzung.)

IV.

Immer näher kam der Hochsommer heran, immer länger wurden diese prächtigen Tage voll Sonnenschein und Lichtglanz, immer wonniger diese Abende mit ihrer erquickenden Kühle, die balsamisch aus den Wäldern und von den gemähten Wiesen herströmte. An einem dieser Abende war es, daß Gotthard und Helene sich Arm in Arm auf der Landstraße ergingen. Der Tag war heiß gewesen, um so erquickender ward jetzt Dämmer und Frische.

„Wie lieblich, wie schön!“ rief die Frau und hielt den Arm und Schritt des Gatten an. Gotthard stand still, er sog mit Wonne den Duft des frischgemähten Heues und der Lindenblüthe ein, er ließ mit jenem behaglichen Ruhen der Seele am Feierabend die wechselden Bilder und Menschengruppen auf der Landstraße an sich vorübergleiten. Lange Schatten warfen die Mäher und Mäherinnen vor sich her, wie sie so mit Sensen und Rechen, Grasbündeln und Futterkörben von der Wiese kamen.

Da schwankte ein schwerbeladener Heuwagen hin, der langsam daneben wandelnde Knecht pfiff sein Leibstück auf einem Lindenblatt um die Wette mit Amsel und Grasmücke. Auf dem hohen, festeingeschnürten Heue wälzten sich ein paar Kinder, ihre jauchzenden Stimmen hallten durch das Thal wie die lustigste Musik, und dazu zirpten die Grillen, rauschten die Brunnen am Weg und klangen die Glocken der heimkehrenden Heerden. Dann kommt ein Hausirer des Wegs, oder ein Handwerksbursch, der noch vor Abend das Dorf erreichen will. Schon tönt die Feierabendglocke über das Dorf und kündet der leichtaufwirbelnde Rauch aus den Schloten die Nachtessenszeit.

Da kam noch ein verspäteter Trupp Mäher die Straße her, voran die Dirnen, dann in einer breiten Reihe lustige Knechte, die Jacken über die Sensen gehängt und die Daumen unter die bunten Hosenträger gesteckt.

„Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
D'rin kehren alle Fuhrleut' ein u. s. w.“

Das Lied hatte eine angenehme Weise und klang gut durch den Abend. Dann begannen sie ein anderes Lied, eines von jenen schwermüthigen, weichen Liedern von Scheiden und Meiden. Die getragenen Klänge schwebten durch das Thal wie reine Geister, Amsel und Grasmücke verstummten, selbst der Brunnen schien leiser zu rauschen und zu lauschen, und nur die Grillen zirpten fort und fort, und die metallenen Töne der Glocke wurden dem Liede zur rhythmischen Begleitung.

Da unterbrach die weichen Melodien plötzlich ein gellendes, gemeines Lachen. Sänger und Sängerinnen verstummten und ein Bursche, die Soldatenmütze schräg in die Stirn geschoben, sang nach der Weise eines bekannten Gassenhauers:

„Hexenurschel, Kaffeemühl,
Reit' auf'm Besenstiel!
Kommt dein Schatz zum Schornstein rein,
Wird's ein schwarzer Teufel seyn!
Hexenurschel! —"

Hexenurschel!" kreischten die Mägde und sprangen mit hellem Gelächter, eine die andere vor sich hertreibend, die Chaussee hinab. Die Bursche blieben auf der Landstraße stehen und antworteten mit johlendem, wiehernden Lachen den Schimpfworten, welche ihnen die den Feldweg hergekommene Beutlerin in reichem Maße entgegen belferte.

Das Weib war in ihrem gewöhnlichen, zigeunerhaften Aufzug, einen großen Bündel mit allerlei pharmaceutischen Kräutern trug sie unter dem Arm. Das war auch gegen die herkömmliche Sitte der Bäuerinnen, welche ihre Grasbündel auf dem Kopfe trugen und nicht so zusammengeknüpft am Arme hängen hatten, halb wie einen städtischen Strickbeutel. Die Beutlerin hatte eben in jedem Stück ihre besondere Weise, und die Besonderheit war von jeher ein Ding, das nur der Reiche sich gestatten darf, der Arme wird damit nur der Gegenstand des Hohnes und Spottes. Das gilt sonderlich vom Land und Landvolk, wo die Individualität sich nicht ungestraft in der Masse unterscheiden darf.

Der dürre Hund begleitete die Schimpfworte und Flüche der Alten mit seinem heiseren Gebell, ohne Muth und Kraft zu haben gegen die ihm wohlbekannten Quälgeister seiner Herrin vorzuspringen.

Die Dirnen waren jetzt ebenfalls stehen geblieben, freilich in sicherer Entfernung vom „bösen Blick" der Alten; sie stimmten jedesmal mit ein in das rohe Gelächter, welches jedem Schimpfworte des immer gereizter werdenden Weibes antwortete.

„Nun, Urschel, hast du deinem Schatz einen Maien geholt?" fragte einer der Bursche. — „Dich soll der Schwefel vom Himmel fressen, du meineidiger Dieb!" zeterte die Alte. — Der Bursche lachte, da rief plötzlich Einer hinter ihm: „Kegelkönig!" Der Bursche ward still und sah sich erschrocken um. — „Mach, daß wir fortkommen!" riefen die Dirnen sich zu. „Lisbeth, mir graust's; das thut kein gut!"

Sie waren Alle stille geworden auf das Wort, selbst der kläffende Hund. Die Beutlerin aber hatte es getroffen wie ein Peitschenhieb oder wie ein elektrischer Strahl. Sie war gegen die Bursche hergesprungen als hätte der Boden sie mit Federkraft emporgeschnellt, ihr Kräuterbündel fiel zu Boden, sie bückte sich nicht darnach, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den kecken Rufer an; es war der mit der Soldatenmütze.

Auf den Andern lastete eine schwere, schwüle Stille; um so mehr war der beurlaubte Dragoner jetzt verpflichtet, seinen Heldenmuth und seine Aufklärung zu beweisen.

„Nun, was ist's?" fragte er vortretend. Die Ursel gab keine Antwort, langsam bückte sie sich zu dem Haufen spitzer Chausseesteine nieder, welche von den ihrem gelösten Bündel entglittenen, mühsam gesammelten Camillen, Schafgarben und Tausendguldenkraut überstreut waren. Langsam nahm sie einen Stein auf, sie wiegte ihn in der Hand, und ehe der Bursch sich's versah, traf ihn die scharfe Kante an die Stirn, daß das Blut ihm warm über das Gesicht strömte.

Mit einem wüsten Schimpfwort hob dieser die Sense und der blinkende Stahl würde auf das Weib niedergefallen seyn, wenn nicht der eben hinzugetretene Gotthard den Arm des Wüthenden mit festem Griffe gepackt und wahrscheinlich ein Verbrechen verhindert hätte.

Helene war, von dem häßlichen Auftritt erschreckt, wieder in den Garten zurückgetreten; das ländliche, liebliche Idyll hatte ihr seine gemeine Kehrseite gezeigt. Ein dumpfes Gefühl des Unheimlichen und Wüsten fröstelte sie an, sie empfand eigentlich zum erstenmale, daß sie in eine ihr bis jetzt fremde Welt und fremde Kreise getreten war; sie konnte es sich nicht klar machen, was sie eigentlich so bedrückte. War es die Sorge um den Gatten? Sie kannte Gotthards energisches Auftreten und die Ueberlegenheit, welche ihm persönlicher Muth und Bildung gaben. Seine Gewohnheit des Umgangs mit der arbeitenden Klasse, die Leichtigkeit, mit der er ihre Ausdrucksweise und Anschauung sich aneignete, ohne den Höhergestellten zu verleugnen, sicherte ihm auch in kritischen Momenten das imponirende Uebergewicht.

„Andres," rief die Frau dem auf die Straße

eilenden Arbeiter zu, „sorgen Sie, daß die arme Frau in Sicherheit kommt. Um Gotteswillen! der wilde Kerl ringt mit meinem Mann!“

„Machen Sie sich keine Sorge, Frau Craft!“ sprach der Andres. „Mit dem Niklas wird der Herr Director schon fertig, der hat nur Courage im Wirthshaus und bei den Weibern. — Beutlerin, was muß Sie sich auch immer dem Volk in den Weg stellen? Der Niklas ist jetzt wild wie ein Truthahn; vor dem kann Sie sich hüten.“

Das Weib lachte grell auf und schüttelte ihre Hand drohend gegen den Burschen, der schimpfend und das Blut sich von der Stirne wischend den ihn in einiger Entfernung erwartenden Gefährten zuschritt.

Helene blickte über den Zaun nach ihrem Gatten; sie sah ihn ruhig Herrn von Walsingen entgegen schreiten, der lebhaft auf ihn zugeeilt war und nun mit ihm gegen das Haus kam. Beruhigt wandte sie sich gegen das Weib, welches erschöpft und vor Aufregung und Zorn wie im Fieberfroste sich schüttelnd dasaß.

„Ich bin eine arme Person, — ich thue Niemand was zu leid, — arm — arm — ich habe gar nichts!“ so keuchte sie in unterbrochenen Sätzen, während ihr scheues, irrendes Auge wie furchtsam und erschreckt von jedem kaum erfaßten Gegenstande zurückwich. „Gar nichts, ach! gar nichts!“ stöhnte sie, wieder in sich zusammenbrechend.

Helene ward erschüttert von dieser vor ihr kauernden Menschenruine, diesem hülflosen, irrsinnigen Gegenstande des rohen Spasses und der brutalen Mißhandlung; aber um so mehr noch ward sie es, als auf ihr Anerbieten, ihr in's Haus und in die Küche zu folgen, die Alte aufstand, und wie mit gewaltsamer Anstrengung nach geordneten Worten in den verdüsterten Kammern ihres Gedächtnisses suchend, sich zu der jungen Frau wandte.

„Ich dank' Ihnen, ich möcht' Ihr Gesinde nicht erschrecken; das Volk ist so dumm hier herum und heut ist Johannistag. — War das Ihr Mann, der für mich eintrat?“

Helene bejahte es.

„Daß er das für ein alt, verachtet Weibsbild gethan hat, das wird ihm Segen, ja Segen! — Nein, nein, Geld will ich heut keins!“ fuhr sie fort, das gebotene Almosen zurückweisend. „Ich muß so schon dankbar genug seyn.“

„Andres, Ihr begleitet wohl die arme Frau?“ sprach Helene zu dem wartenden Arbeiter.

„Gewiß, gewiß,“ sprach dieser.

„Ich brauch' Niemand, ich brauch' Niemand! Ich fürcht' Niemand und geh' Keinem aus dem Weg!“ rief die Alte heftig. „Wen ich hassen soll, das weiß ich, und wem ich danken kann, dem werd' ich's nicht vergessen. — Bist du auch da?“ schrie sie plötzlich dem eben hinzutretenden Baron entgegen, und der wilde Irrsinn flackerte wieder in zuckenden Blitzen über das verwitterte Angesicht.

Der Edelmann trat einen Schritt zurück; Ekel und Mißmuth lag in seiner Bewegung, im rasch vorüberstreifenden Blick, den er auf das Weib warf. — „Machen Sie sich wie Sanct Walpurgis zur Schützerin des Hexengesindels, verehrte Frau?“ fragte er höhnisch.

Helene wandte sich nach dem alten Weibe um, das nicht nur der Mund des gemeinen Mannes zur Hexe stempelte; sie war verschwunden.

„Ich bitte Sie, um Gotteswillen, wie können Sie um solcher Vagabundin willen in solche Aufregung gerathen?“ fuhr er fort, den traurigen Blick bemerkend, mit welchem Helene der Mißhandelten nachblickte.

„Erwarteten Sie,“ fragte sie, „daß wir an unserer Schwelle ein altes Weib den Mißhandlungen dieser Bursche preisgeben würden?“

„Sie nehmen es zu schwer,“ erwiderte der Baron lächelnd. „Wenn ich das Richteramt des Volkes je gutheißen würde, so wäre es in diesem Falle, und in der Hand eines jeden dieser Bursche ein tüchtiges Weidenreis, um diese Wegelagererin nach Gebühr zu stäupen, das wären mir die ächten gelösten Fasces dieser hohen Justiz.“

Helene ward unangenehm berührt von der fast grausamen Frivolität, mit welcher der Baron sprach. Unwillkürlich empfand sie den Trieb, auch in der niedrigsten und verkommensten ihres Geschlechtes dieses zu vertheidigen; aber das ernstere Wort schien ihr gegenüber dem Tone, welchen der Baron angeschlagen hatte, zu kostbar, und mit leichtem Spotte gab sie zurück: „Das zu ernst nehmen scheint auf Ihrer Seite zu seyn, Herr Baron; denn Sie ereifern sich gegen die arme Bettlerin wie gegen einen gefürchteten und demnach nicht so ganz unbedeutenden Feind.“

Der Baron biß sich in die Lippen, er war auf seinem eigenen Boden geschlagen, und zum ernsten Tone übergehend sprach er: „Aber wenn ich Sie vor dieser jedenfalls unheimlichen Person warne — —“

„So wird meine Frau sich nicht so leicht verhexen lassen,“ fiel der hinzugetretene Gotthard ihm munter in die Rede. „Ich habe wahrhaftig ein Stück Mittelalter da erlebt,“ fuhr er fort. „Einer der Bursche kam zurück und warnte mich mit dem gutmüthigsten, dummsten Gesicht von der Welt vor der Hexenursel: heut sey Johannisnacht und da müsse sie dem Teufel eine Seele schaffen. Mein Eintreten für das arme

Weibsbild scheint schon für die Einleitung zu solcher Seelenkaperei angesehen worden zu seyn; denn der Bursch versicherte mich ganz ernsthaft, Necken und Schlagen schade nichts, helfe man aber dem Teufel, so müsse man sich in Acht nehmen, daß er Einem nicht zum Dutzbruder werde. Ich gab dem Gesellen statt eines guten Rathes ein Trinkgeld und fürchte nun, daß ich ihn statt meiner für heute Abend zu des Teufels Dutzbruder gemacht habe, denn der Wein ist wohlfeil hier zu Lande."

Der Baron lachte. „Ja, wir haben noch weit mehr Romantik in unsern Thälern als Sie in Ihren Städten, wirkliche, leibhaftige Romantik mit allem Spuckapparat aus Klöstern und Ritterburgen."

„Und Wirthshäusern und Kegelbahnen," ergänzte Gotthard; „denn das Hauptschlagwort der heutigen Affaire war Kegelkönig."

„Ah!" sagte der Baron gedehnt und riß ungestüm an seinem blonden Schnurrbart.

„Was soll das Wort bedeuten?" fragte der Fabrikant.

„Unsinn! Unsinn!" entgegnete der Baron heftig; „Ausgeburten einer lügenhaften Phantasie!"

Er hieb mit seiner Reitgerte in das Springengebüsch zu seiner Seite, daß die Blätter stäubend umher flogen. Gotthard und Helene sahen sich betroffen an; dieses anscheinend so sinnlose Wort war dem Baron nicht unbekannt und es traf sichtbar auch ihn in unangenehmer Weise.

Eine unerquickliche Pause entstand; Helene suchte das Gespräch auf einen harmloseren Gegenstand überzuspielen, und auf den Röhrbrunnen zeigend sprach sie: „Da haben wir ein anderes, milderes Stück Romantik gerade in der Nähe, und es ist noch dazu einer Ihrer Vorfahren, Herr Baron, der uns dieses freundliche Zeichen einer milden Gesinnung zurückgelassen."

„Ich habe den Brunnen noch nicht näher betrachtet," sprach Gotthard, auf die Straße zurücktretend und die in den Steinwürfel gehauene Inschrift beim schwindenden Tageslichte mühsam entziffernd.

MDVII.

„Da ich uff eyner Walfart fand
Kein Troppen Wassers, nur eitel Sand,
Hab ich gelobt in der syrisch Sonnen,
Zu stiften daheim wol sieben Bronnen.
Dieß Brünnlein also, waz hier stet,
Hab ich geweiht Sct: Margaret,
Meiner Hausfrawen Patronin und heiligen Magd,
Die soll für uns bitten bei Tag und bei Nacht.
Ingleichen auch sey es geweihet Sct: Jürgen,
Der Teufel thuet und Drachen würgen."

† † †

Auf der andern Seite unter zwei aneinander gelehnten Wappenschilden standen, die Verse der Vorderseite erklärend, die Worte: „Ich Jürg Caspar meyns Geschlechts Ein Edler von Walfingen hab dieszen Brunn gestift von wegen großer Peyn, so ich gelitten hab Durstes halber in eyner syrisch Wüstenei, da ich mein Gelübd zu halten von wegen eynes Leibeserben an unsres Herrn Grab gewalfahrt bin. Und hat uns St. Margaret von Tarascon, so ein Gaskonier angeruffen hat, eyn Wasserbach fließen lassen, so uns vom Tod gerettet. Und hab ich zu deß gedenken eyn Brunn an die Straßen setzen lassen St. Grethen und St. Jürgen zu Ehren als meynen Patronen. Vor die sechs andern hab ich ein Stifftung gemacht den Patres Prämonstratensern in Dreifalten, vor meyn und meyner Hausfrawen Seelen und ewige Ruh. — Amen."

„Nun, das ist wirklich ein allerliebstes Stück Romantik!" rief Gotthard, von dem Fußgestelle des Brunnens herabspringend. „Der gute fromme Herr scheint mehr orientalische Luft in sich eingesogen zu haben, als er selbst dachte; denn dieses Stiften der Brunnen ist eine der schönsten Sitten der arabischen Nomaden; da sind die lebendigen Brunnen, die im Sande springen, die Rufer in der Wüste, da ist der Boden heilig, wo über den Brunnen die Palme schattet und die Caravane sich letzt nach den heißen glühenden Tagen des Samum. Das sind wahre Tempelstätten des Dankes und Preises." — „Je nun," sagte der Baron lachend, „meinem Herrn Ahn ward es gerade nicht schwer, hier sein Gelübde zu halten, wo die Wasserbäche von allen Bergen herabrieseln. Das scheinen ihm seine Herrn Seelsorger auch weislich vorgehalten und die mit seinem Gelübde angezapfte Goldquelle in ihr Kloster geleitet zu haben."

„Die Ruinen Dreifaltens sollen ja so prächtig und sehenswürdig seyn, nicht wahr?" fragte Helene. — „Möglich," versetzte der Baron. „Ich verstehe nicht viel davon, und Dreifalten ist mir besonders unheimlich. — Wissen Sie warum? — weil meine Vordern dort begraben liegen."

„Baron! Baron! mit solchen frevelhaften Auslassungen könnten Sie ein adeliges Stift zu Krämpfen bringen, oder ein Ordenscapitel in Harnisch," rief Gotthard; „denn Sie werden mich nicht so bald überzeugen, daß Sie ein so sentimental frommer Enkel sind, um all diesen verstäubten Rittern und Damen noch nachzuweinen."

„Ganz recht beurtheilt!" rief der Baron. Der Realismus ließ diesen Idealismus nicht zu; wenn ich ja mich zu singen versucht gefühlt hätte: „O meine Ahnen, edle Kämpen!" hätte ich gewiß nicht hinzu gesetzt: „Gebt eures Sinnes mir ein Theil!" ich hätte vielmehr einfach meinen Theil mir gefordert von dem Vielen, was sie in ihren Stiftungen an das Kloster vergabt."

Sein Ton klang bitter und scharf, als er hinzusetzte: „Die Reformation erst und dann die Franzosen haben das Kloster herrenlos gemacht, und seine Güter haben sich gelöst wie eine zersprengte Heerde, die dem ersten besten in die Hände fällt. Pfandbriefe und Darlehen, das war Alles schnödes, zermürbtes Pergament und kam unter den Hammer so gut wie die Güter, die er zertrümmerte. Ich darf keinen Hasen in dem Walde schießen, der von Gott und Rechtswegen doch mein gehört, noch einen Pfennig erheben von Gütern, an die mein Stallknecht mehr Recht hätte als ihre sogenannten Besitzer."

„Der Teufel hol's!" rief er mit krausgezogener Stirne und mit dem Fuße aufstampfend, ohne von der Anwesenheit einer Frau Notiz zu nehmen. Er riß einen blühenden Rosenzweig los und warf ihn über den Hag.

„Meine Rosen!" rief Helene. — „Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie!" rief der Baron, hastig mit der Hand über die Stirne fahrend. „Ich wurde heute peinlich daran erinnert, daß meine edlen Ahnen mich um mein Theil gebracht. — Bester Director, Sie müssen mir eine Stunde Gehör und guten Rath gönnen, deßwegen kam ich her."

Gotthard hatte die rasch sich steigernde Aufregung des Mannes wohl bemerkt, auch unter der Maske des scheinbar guten Humores. Die innere Bitterkeit war in allem, was er sprach und that, aufgeblitzt wie das Wetterleuchten, das den warmen, dämmerigen Abend durchzuckte. Die Verbissenheit und die gehässige Verachtung, mit welcher der junge Mann von der Beutlerin gesprochen hatte, war ihm auffallend; er konnte sich das alte, halb irrsinnige Weib nicht in Bezug zu dem jungen Edelmann denken; aber noch mehr betroffen ward er durch die unumwundene Erklärung desselben, daß er seinen Rath, möglicherweise seine Hülfe begehre.

„Es handelt sich um Geschäfte und Sie müssen mir verzeihen, wenn ich so indiskret bin, Ihren Abend für mich in Anspruch zu nehmen," hatte er gesagt und mit sichtbarem innerem Widerstreben hinzugefügt: „Ich bin in Bedrängniß, Sie sind ein erfahrener Mann, der selbst in Bedrängniß war. Ich vertraue mich Ihrem Edelsinn und" — er sah sich um; Helene hatte schweigend den Garten verlassen — „Ihrer Discretion."

„Rechnen Sie auf Beides," antwortete der Fabrikant.

(Fortsetzung folgt.)

Aeschylos und Sophokles.

(Fortsetzung.)

Mächtig und wunderbar berührt uns die von Aeschylos bestimmt ausgesprochene Ahnung, daß die Herrschaft des Zeus keine ewige seyn werde: es ist das Gefühl, daß im phantasiegestalteten Dienste der Olympier die ganze volle Wahrheit der Religion, die höchste Befriedigung und Versöhnung des Gemüthes noch nicht erreicht sey, eine solche aber der Menschheit bevorstehe. So rühmt auch das Hyndlalied in der Edda Odin als den herrlichsten der Asengötter und setzt dennoch hinzu:

Einst kommt ein Andrer mächtiger als Er,
Doch noch ihn zu nennen wag' ich nicht.

Und wenn die Seherin in Völospa die Götterdämmerung geweissagt hat, wo im Kampf aller entfesselten Weltmächte die Götter selber untergehen, aus dem Reinigungsfeuer des Weltbrandes aber ein neuer Himmel und eine neue Erde emporsteigen und mit den Göttern die seligen Helden wieder auferstehen, dann kommt der Starke von oben, der alles steuert, und ordnet ein heiliges Gesetz des Friedens. Wir denken an den Altar des unbekannten Gottes, an welchem Paulus in Athen die christliche Predigt anhob. Wir erinnern uns, daß Zeus der ursprüngliche ewige

Nationalgott der Hellenen war, daß dann die allmählig entstandenen vielen Götter um ihn als seine Verwandten, Kinder oder Ahnen geordnet wurden; wie die Natur und die Geschichte aus dem Chaos zum Kosmos, aus der Nacht zum Licht sich entwickeln, so ließ auch die Theogonie die geistigen Götter, die Ideale des gegenwärtigen Weltalters, erst als ein zweites und drittes Geschlecht aus den Naturmächten hervorgehen. Faßt man einmal die Stufen der Entwicklung der Gottesidee als eine Folge von Göttern, nicht bloß von Formen des Gottesgedankens, dann verdrängt Kronos den Uranos, Zeus den Kronos, und Zeus selber muß einem vollendeteren Ausdruck des Begriffes weichen. Die zweite jener Frauen war Metis, die selbstbewußte Weisheit. Zeus verschlang sie und gebar durch sie die Pallas Athene aus seinem Haupt. Sie ist nicht vernichtet, sie wohnt in seinem Herzen und verkündet ihm die Sprüche des Schicksals und die Unterscheidung des Guten und Bösen. Die Möglichkeit bleibt bestehen, daß ein Sohn von ihr, der himmlischen Weisheit, und vom Götterkönig Zeus ein neues Reich höherer Wahrheit, tieferen Friedens gründen wird. Ich verweise noch auf das, was im ersten Band der „Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung“ über das Prophetenthum der Hebräer und über die Menschwerdung Gottes bei den Indiern erörtert worden, und auf den Abschnitt „Christus in der Vorzeit“ in meinen religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk.

Dem Prometheus zunächst an idealem Gehalt steht die Oresteia, und hier haben sich glücklicher Weise die drei Dramen erhalten, und die Trilogie ist die reifste Frucht des äschyleischen Dichtergeistes, mit der Trilogie von Oedipus, die Sophokles schuf, der Doppelgipfel der hellenischen Tragödie, der Ilias und Odyssee im Epos wohl vergleichbar. Wir sehen hier streitende Rechte und Mächte unmittelbar einander gegenübertreten, auf Tod und Leben kämpfen, aber über dem Untergang schwebt nicht bloß die Idee der sittlichen Weltordnung, sondern auch eine Ausgleichung der Gegensätze wird innerlich und äußerlich vollzogen.

Um günstigen Fahrwind für das Heer zu erlangen, also um eines politischen Zweckes willen, hat Agamemnon die eigene Tochter geopfert, und dadurch die Gattin, die Mutter zur Vertreterin und Rächerin der verletzten Familie aufgerufen. Sie erschlägt den siegreich Heimkehrenden. Das ist die erste Tragödie. Der Mord fordert Vergeltung und Agamemnons Sohn rächt den Vater, indem er die Mutter tödtet. Das ist die zweite Tragödie. Das vergossene Blut der Mutter schreit um Rache, und die Erinnyen verfolgen den Orestes; aber er hat doch auch den Götterwillen vollstreckt, und der Lichtgott kämpft nun mit den Dämonen der Nacht, der oberste menschliche Gerichtshof legt gleich viel schwarze und weiße Steine in die Urne, aber die Göttin der Weisheit spricht das Wort ausgleichender Anerkennung, befreiender Gnade. Das ist das abschließende Versöhnungsdrama.

Auch hier wie im Prometheus ist alles bloß Aeußerliche und Zufällige getilgt, alles zum reinen Symbol des menschlichen Lebens und göttlichen Waltens geläutert, das Allgemeingültige im Geschichtlichen klar ausgesprochen, und dadurch die höchste Idealität gewonnen, diese aber selbst so glanzreich, so wundervoll zur Erscheinung gebracht, daß kein anderes Dichtwerk des Alterthums in erhabenerer Herrlichkeit strahlt. Nachdrücklich spricht es Aeschylos aus, daß nicht das Glück als solches aus seinem blühenden Schooße Unheil gebiert, sondern daß der Uebermuth zur Unthat ausschlägt und das Böse wieder das Böse hervorruft. Blut fordert Blut; wie falsches Erz, vom Gebrauche abgenutzt, mit der Zeit entlarvt wird, so wird auch die Schuld enthüllt und empfängt ihren Sold. Aber dem gerechten und gottesfürchtigen Lebenswandel ist die ewige Gerechtigkeit hold, und wo die Tugend ein Haus baut, erbt auf Enkel das Heil fort. So der Chor im Agamemnon.

Bei Homer hat Klytämnestra, nachdem Aegisth sie zum Ehebruch verführt, mit diesem vereint den heimkehrenden Gemahl Agamemnon erschlagen, wie einer den Stier hinstreckt an der Krippe; der herangewachsene Orestes aber hat den Vater gerächt, sein Reich wieder erobert und dadurch Ehre unter den Menschen erlangt. Das feiner entwickelte Gefühl aber heischte die Sühne für den Mord, wie sie denn im Apollocultus eingeführt ward, und erwog das Schreckliche, das immer im Muttermord liegt. Orest mußte es empfinden und sein verstörtes Gemüth konnte sich erst langsam beruhigen. So erfaßten die Tragiker die Sache. Und wenn Agamemnon der Mittelpunkt einer Tragödie werden sollte, so mußte eine Schuld von ihm zugleich das Verbrechen der Gattin motiviren. Das geschah durch das Opfer der Iphigenie. Diese ist ursprünglich Beiname der Artemis, später ihre Priesterin, ein ihr geweihtes, aber gerettetes Opfer, und so ward sie als Tochter Agamemnons bereits in's nachhomerische Epos aufgenommen. Und die Gräuel des Gatten- und Muttermordes mochte der Grieche sich nicht als unvorbereitetes Ereigniß denken; die Charaktere, die Frevel der Ahnen mußten schon ein Vorspiel gewesen seyn. Daß Tantalos seinen Sohn Pelops den Göttern zum Mahl geschlachtet, diese ihn aber wiederbelebt, war eine kleinasiatisch-semitische Sage, auf das Opfer des Erstge-

borenen bezüglich; dem Griechen galt das als Verbrechen, und wenn Atreus, Thyest, Agamemnon bei Homer friedlich einer dem andern das Scepter überlassen, so wurden die Brüder jetzt Feinde, Thyest verführt bereits die Schwägerin, und Atreus schlachtet zwei von dessen Söhnen dem Vater zum Mahle; der überlebende Bruder Aegisthos hält sich nun verpflichtet, Blutrache an Atreus' Sohn Agamemnon zu nehmen. Auf solche Art haben eben die Tragiker die Mythen zum Ausdruck sittlicher Ideen, zum Bild einer Verknüpfung von Schuld und Vergeltung gestaltet; wir sehen auch hier, wie das Aeußere des Mythos bildsam war, und werden noch bemerken, wie jeder der einzelnen Tragiker auf seine Weise motivirte und umbildete. Die Versöhnung Orests geschieht z. B. bei Euripides dadurch, daß er die Iphigenie sammt dem Götterbilde der Artemis in Taurien holt, und erst Goethe hat dieß innerlich entwickelt und vollendet.

Die Scene wird im Agamemnon damit eröffnet, daß der Wächter auf der Zinne Nachts sein schlafraubendes Spähen beklagt und hofft, daß endlich von Klippe zu Klippe der Fackelglanz von Troja bis nach Mikenä fortleuchtend die Einnahme Trojas verkünden möge. Da leuchtet der Brand hell auf, und der Wächter verkündet das Zeichen; aber seine Freude dämpft die Andeutung, daß nicht alles wohl stehe im Herrscherhause. Der Chor der Greise tritt auf und besingt den Aufbruch der Heere, das Opfer Iphigeniens, dem Weheruf das Gebet gesellend, daß das Gute siege, und mit diesem Refrain sein Lied durchwirkend. Klytämnestra meldet den Fall Trojas, was den Chor zu einem Gesang über die Strafgerichte der Gottheit, über die Frevelthat des Paris veranlaßt, der bald in's Allgemeine übergeht und gleich einem folgenden die Ideen des Dichters über das Schicksal überhaupt entwickelt. Dabei wird der heimlichen Unzufriedenheit des Volks über den auswärtigen Krieg gedacht, der so Viele für die Sache der Fürsten dahinrafft. Der Herold bringt die Bestätigung der Feuerzeichen, er feiert das Glück der Sieger, er dankt den Göttern für seine Rettung, aber spricht auch von dem Sturm, der die Schiffe auf der Heimfahrt zerstreut. Klytämnestra berühmt sich ihrer Reinheit, während das Volk doch ihren Ehebruch kennt, und sagt mit bitterer Ironie, daß die Gunst anderer Männer ihr so fremd sey wie des Schwertes Stoß; ähnlich wie sie später mit furchtbarem Hohn sagt, daß Iphigenia den Vater bei den Schatten willkommen heiße.

So wird der Contrast der äußeren prachtvollen Erscheinung und des Glückes mit der innern Zerrüttung und der bangen Ahnung in lebhaften Farben ausgeführt, die Einbildungskraft wird eben so mächtig erregt als die Betrachtung in ernstes Sinnen versenkt, und ein musikalischer Strom von Empfindungen in der Lyrik des Chors umfließt die epische Erzählung und die plastisch klaren Heldengestalten.

Nun erscheint Agamemnon selbst auf der Höhe des Glücks, Priamos Tochter Kassandra als Genossin mit sich führend auf dem Triumphwagen. Die Gattin begrüßt ihn mit feierlich preisender Anrede und läßt Purpurteppiche vor ihm ausbreiten, daß er wie ein Gott einherschreite. Sein weises Herz warnt ihn vor Ueberhebung, doch beredet ihn Klytämnestra, daß er den stolzen Pfad wandle. Sie ruft dann Kassandra, daß sie folge. Die jungfräuliche Seherin im Schmuck der Priesterbinde hat seither geschwiegen, jetzt aber bricht sie in abgerissene Jammerlaute aus, welche mit der Rede des Chors wechseln; sie wittert Blut, sie sieht die Schatten der geschlachteten Kinder, sie sieht die Gattin dem Gemahl im Bad ein Netz um's Haupt werfen, ihn erschlagen; das Opfer fällt und das Verhängniß schreitet schnell! Sie beklagt ihr eigenes Schmerzensloos, wehevoller als das der Nachtigall, und geht dann in den gleichmäßigen Rhythmus der Trimeter über, um alles deutlich darzulegen, und schon das Ende und die Strafe des neuen Mordes durch Orestes zu weissagen. Ruhmvollen Tod zu sterben, ist süß; Flucht kann ihr nicht frommen, ihre Vaterstadt ist ja verbrannt, die Ihrigen sind gefallen; so geht sie muthig in's Haus, wo sie sterben, aber nicht ungerächt sterben soll. Scheidend spricht sie:

„O dieses Menschenleben! Lächelt ihm das Glück,
So stürzt es leicht ein Schatten; ist es unbeglückt,
So tilgt ein Schwamm das Bild; wer denket sein?
Weit mehr als jenes scheinet dieß mir jammernswerth!"

Wohl hat W. von Humboldt recht: „Nichts im ganzen Alterthum reicht an die Erhabenheit dieser Scene, sie ist gleich rührend und erschütternd."

Man hört Agamemnons Weheruf; der Chor entschließt sich für ihn einzutreten. Da kommt Klytämnestra, rühmt sich ihrer Hinterlist und wirft die Maske ab, deren es nicht mehr bedarf: das Opfer blutet, alles ist vollbracht, Agamemnon hat den Becher des Fluchs, den er eingeschenkt, selber geleert; der die Rechte des Hauses durch die Hinopferung der Tochter gekränkt, der der Gattin die Buhle in's Haus gebracht, er liegt neben ihr im Staub, und sie hat dem Schwane gleich das Sterbelied gesungen. Auch Aegisthos rühmt sich der That, die er bluträcherisch mitvollbracht. Der Chor will ihn angreifen, da mahnt Klytämnestra, daß es des Leides nicht mehr bedürfe, daß sie vom Schicksal

hart genug getroffen seyen, und so rettet der Dichter, wie Shakespeare in seiner Lady Macbeth, auch in ihr die Menschlichkeit, wie sie denn auch in dem Trauergesang des Chors um Agamemnon mit dem Wunsch einfiel: es möge des vergeltenden Mordens ein Ende werden, dann wolle sie tragen, was immer komme.

Das ist zunächst die Vergeltung, die Aeschylus in den Grabesspenderinnen schildert. Diese bewegen sich um das Grabmal Agamemnons, und statt des Glanzes im ersten Stücke liegt hier eine trübe Melancholie schwer über der Scene ausgebreitet. Unheilvolle Traumgesichte lassen die Gattenmörderin nicht ruhen. Elektra, ihre Tochter, soll am Grabe des Vaters ein Opfer bringen, aber diese und der Chor rufen seinen Geist um Hülfe für die Kinder gegen die Mutter an, und Orestes, der Sohn tritt auf, welchem Apollo das Rächeramt zu üben aufgetragen hat. Er gibt sich für einen Fremden aus, der die Kunde vom Tode des Orestes bringt, und erschlägt zuerst den darob erfreuten Aegisthos, dann nach kurzer Wechselrede, doch heftigem Seelenkampfe auch die Mutter. Der Chor hat wiederholt die Hoffnung ausgesprochen, daß jetzt die Gerechtigkeit strafend eine Sühne der Gräuel bereite, daß Blut zum Heile fließen und ein Friedensgesang erschallen werde. Doch Orest ist im Gemüth zu furchtbar ergriffen, er fühlt das Widernatürliche seiner That, die Erinnyen steigen aus dem vergossenen Mutterblut vor seiner innern Anschauung empor, und verfolgt von ihnen eilt er hinweg zu dem Tempel Apollons, Entsündigung suchend.

Das Schlußdrama, die Eumeniden, führt wiederum die Götter selbst auf die Bühne, und die Brust des Menschen erscheint dabei als der Ort, wo die ewigen Mächte und Rechte selbst mit einander ringen. Apollon sühnte die Blutschuld, die Erinnyen entschlummerten vor seinem Tempel, das Heiligthum der Religion gab dem Orestes Frieden; aber wie er wieder in die Welt hinaustritt, da erweckt der Schatten Klytämnestras nochmals die Rachegeister, die der Lichtgott aus seinem Tempel verweist, die aber ihr Recht auf das Opfer geltend machen. Apollon schlägt die Göttin der Weisheit in Athen zur Schiedsrichterin vor, und zu ihrem Altar wendet sich betend Orestes, da er mit reinem Sinn ihr nahen dürfe, während die Erinnyen in schauerlich schönem Gesang sich als die unerbittlichen Bluträcherinnen, die schlummerlosen, unentrinnbaren Wächterinnen der Gesetze schildern. Und Athene beruft das Gewissen selbst zur Entscheidung, indem sie athenische Männer als Richter beeidigt und durch die Einsetzung dieser Geschworenen den Areopag stiftet. Apollon und die Erinnyen führen ihre Sache, doch ersterer betont zu unserer Verwunderung das Ausschlaggebende zu wenig; es lag mehr im Gefühl, als im klaren Bewußtseyn des Dichters, daß es auf die Gesinnung ankommt, mit welcher eine That vollbracht wird; indeß ist es im Charakter des Orestes und in der Darstellung der Handlung selbst hinlänglich veranschaulicht. Es ist ein Kampf berechtigter Principien, die Stimme der Natur und des Bluts gilt so gut wie die Ordnung des staatlichen Lebens; darum legen die Richter gleich viele Steine für Schuld und Unschuld in die Urne. Athene, als die Personification der göttlichen Weisheit und Gnade, spricht den Orestes frei. Wohl grollen die Erinnyen darüber, aber Athene verheißt ihnen göttliche Ehre im heiligen Hain nahe der Stadt; dort sollen sie Hüterinnen des Landes seyn, damit das Schädliche von den Fluren wie von den Menschen abgehalten werde, Gedeihen, Gesundheit und Segen walte, damit Bürgerkrieg und Mord der Stadt fern bleibe und das Volk in Liebe einträchtig lebe. „Denn gesiegt hat Zeus, der Beherrscher des Worts, und die Krone verbleibt stets uns in dem Kampfe der Tugend.“ Die Rachegöttinnen werden so zu Eumeniden, zu Wohlwollenden; und wohlwollend und gut ist ja auch immer die Stimme des Gewissens im Menschen, auch wenn sie durch Schmerz ihn straft und so das Recht wieder in ihm herstellt. Mit allseitiger Versöhnung schließt nach allen Schrecken das Werk bei Fackelglanz in des neubegründeten Gottesdienstes feierlicher Freude.

Für Aeschylos war diese Dichtung zugleich ein politisches Glaubensbekenntniß, eine patriotische That. Es galt den Kampf für den Areopag, dessen vormundschaftliches Ansehen Ephialtes und Perikles in der vollen Mündigkeit des Volkes untergehen ließen. Aeschylos trat für ihn in die Schranken. Athene setzt den Areopag zu Wach und Hut des Landes ein; ehrfurchtsvolle Scheu soll von dem Bösen abhalten; gleich fern von Tyrannei und Zügellosigkeit soll das Volk glücklich bestehen; nicht leicht bleibt gerecht, wen keine Scheu bindet. Darum soll der Areopag ein hehres und heilvolles Bollwerk seyn, deßgleichen keine andere Stadt besitzt, und das sie heilig halten soll. Auch der Chor singt davon, daß die Furcht häufig dem Menschen fromme und ihn auf der Bahn des Guten halte; wer aber sein Spiel treibe mit dem Recht, der zerschelle am Fels des Rechts. Aus dem Gleichmaß, aus der Gesundheit der Seele blüht die allerwünschte Glückseligkeit.

Athen krönte die Dichtung, und gern schreiben wir ihr mit Curtius einen Einfluß darauf zu, daß der Areopag als Blutgerichtshof mit religiöser Weihe fortbestand. Darauf legt wenigstens die Tragödie das

Hauptgewicht, und so wäre sie nicht so sehr Parteistimme, als der versöhnende Abschluß des Verfassungskampfes. Jedenfalls ist sie ein Spiegel der Zeitbewegung, und die Tendenz ist vollständig aufgegangen in die künstlerische Verklärung der Wirklichkeit. Der Dichter ging bald darauf nach Sicilien, wo er schon früher gleich Pindar eine ehrenvolle Aufnahme gefunden hatte, und starb darauf in Gela.

(Schluß des ersten Abschnittes.)

Nachruf an Maximilian II. von Bayern.

Du hast dem Erdendaseyn dich entschwungen,
Die Thränen fließen und die Klagen schallen,
Und nie hat einem Fürsten unter allen
So tief und rein der Liebe Preis geklungen.

Du bist dem Volk ein Segensgeist gewesen
Und hast zu ihm das treuste Herz getragen.
Soll ich der Welt von unsrer Treue sagen?
In unserm Leid ist ihre Schrift zu lesen.

Dem Anfang alles Guten und dem Ende:
Dem edeln, klaren, dauerfrohen Willen,
Der muthig ausführt, was erdacht im Stillen,
Ihm danken wir des Glücks, der Ehren Spende.

Dein heller Geist, er hat die Zeit verstanden.
Der hohe Sinn, der glücklich war, zu geben,
Das beste Herz gab den Gedanken Leben —
Und ihre Saat, sie blüht in deinen Landen!

Du hattest Macht, das Streben zu verneinen,
Du hattest Macht, des Volkes Gang zu hemmen,
Mit stolzer Wehr entgegen dich zu stemmen —
„Versöhnen will ich," ruft's in dir, „und einen!"

Des leiden Kampfes ist dein Volk entbunden,
Weil du zu wahrer Größe dich entbindest. —
Du hast die Selbstsucht niemals groß gefunden —
Gott wolle, daß du deines Gleichen findest!

„Nicht Wohlfahrt nur dem Volk! Es werde reifer!
Im Ehrenschmuck der Freiheit soll es glänzen!"
So dachtest du. Nun schmückt mit Ehrenkränzen
Das Volk dein Haupt in rührend schönem Eifer.

Den Brüdern allen wolltest du erwerben,
Was wir durch dich gewonnen zum Entfalten,
Das ganze Deutschland sollte sich gestalten —
Und dieser Strahl verklärte dich im Sterben!

Du weisest aufwärts zu des Geistes Zinnen
Und deine Bahn enthüllt dem Sohn die Sendung! —
Dem Erben Heil! In Fortgang und Vollendung
Den höchsten Preis, Er kann sich ihn gewinnen!

Melchior Meyr.

Literatur.

Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Hannover, 1863.

(Fortsetzung.)

In diese Corruption von oben und von unten her trat nun Struensee hinein und wollte in das Chaos Ordnung und Licht bringen durch die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie in der deutschen Bildung seiner Zeit sich reflektirten. Daß die meisten Einrichtungen, die er getroffen, die meisten der unzähligen Verordnungen, die er in rastlosem, sich selbst überstürzendem Eifer während der kurzen paar Jahre seiner Herrschaft erlassen, an sich ganz vortrefflich waren, ist unbestreitbar. Seine Feinde selbst legten hiefür das unverwerflichste Zeugniß ab, indem sie viele seiner wichtigsten Gesetze nicht mehr zurückzunehmen wagten, sie gar nicht mehr aufzuheben im Stande waren, wenn sie nicht das ganze Staatsleben in die bedenklichste Verwirrung stürzen wollten. Leider ging er dabei mit zu wenig staatsmännischer Einsicht zu Werk; nicht nur daß er viel zu rasch und gewaltsam verfuhr, er versäumte es auch, nach irgend einer Seite hin sich eine Stütze und festen Rückhalt zu sichern; den Adel beleidigte er ebenso wie den Pöbel, einen dritten Stand aber gab es in dem oligarchisch-demokratischen Dänemark so gut als gar nicht. Und die Hauptsache ist: Struensee, obgleich ein Mann von Intelligenz und erleuchteten Grundsätzen, war kein Charakter; es fehlte ihm vor allem persönliche Herzhaftigkeit und Energie, der physische Muth, der in einer Lage wie die seinige das unentbehrlichste Erforderniß gewesen wäre. Diese Schwäche ist es auch, die seinem Verhalten gegen die Königin einen durch nichts zu entschuldigenden oder zu beschönigenden Makel anheftet. Bekannt ist, daß er schon beim zweiten Verhör unter Thränen ein Geständniß von einem unerlaubten Umgang zwischen ihm und der Königin ablegte. Ob diesem Geständniß irgend welcher Werth beizulegen sey, ob dadurch über die Schuld oder Unschuld der Königin entschieden werde: daran hat man mit Recht von jeher gezweifelt. Für das wahrscheinlichste hat man gehalten, daß Struensee unter den Schrecken eines furchtbaren Kerkers, in welchen er so plötzlich aus der Sonnennähe des Throns sich herabgestürzt sah, gebrochen an Leib und Seele, jeden Strohhalm ergriff, um sein Leben zu retten, daß er sich durch darauf berechnete Andeutungen seiner hinterlistigen Inquisitoren zu der thörichten Hoffnung verleiten ließ: wenn er die Ehre der Königin preisgebe, so werde man, um allen Skandal zu vermeiden, den Proceß niederschlagen und er mit einer Landesverweisung davon kommen, der Königin aber ohnehin kein Haar gekrümmt werden. Mit gleicher Arglist wußte man der Königin selbst ein entsprechendes Geständniß zu entreißen, indem man ihr zuerst das Bekenntniß Struensees vor die Augen hielt und ihr zu verstehen gab, welche Strafe er damit, wenn es falsch wäre, verdient hätte, dann aber auch wieder durchblicken ließ, wie sehr sein Loos erleichtert werden würde, wenn sie sich entschließen könnte, seine Aussage durch ein Geständniß von ihrer Seite zu bestätigen.

Gewiß wäre es nur vom höchsten Interesse, die widerstreitenden Gefühle in der Seele dieser beiden Unglücklichen beobachten zu können, zu sehen, wie alle diese furchtbaren innern Conflikte zuletzt zu einem solchen äußern Resultate führten; es läßt sich kaum ein Gegenstand denken, der einer delicaten psychologischen Behandlung würdiger wäre. Hier aber läßt uns gerade unser Verfasser im Stich. Anstatt die innern seelischen Vorgänge zur Anschauung zu bringen, wozu freilich immer auch ein äußerer Apparat, Personen und Dialog erforderlich gewesen wären, läßt er die Sache rein äußerlich vor sich gehen, mit Theatercoups, deren Maschinerie grob und unbehülflich genug ist. So läßt er zu Struensee einen dänischen Lieutenant in den Kerker kommen, der ihm „das Ehrenwort eines dänischen Offiziers" gibt, daß Caroline Mathilde mit glühenden Eisen werde gefoltert werden, wenn er nicht gestehe, und ihm dasselbe Ehrenwort eines dänischen Offiziers verpfändet, daß er sich selbst und der Königin „die unangenehme Procedur ersparen könne," wenn er bekenne. Dazu hat dieser dänische Offizier bereits die Folterwerkzeuge mitgebracht und entblößt sie im rechten Augenblick, um seiner Ueberredungskunst mit einem argumentum ad hominem zu Hülfe zu kommen. „Ungeheuer in Menschengestalt!" — ruft Struensee aus — „mich schrecken nicht deine Henkersknechte; zerbrecht diesen Leib, aber laßt mich die Seele und meine Ehre retten. Kommende Geschlechter würden mich einen Feigling und Verräther schelten, wenn ich mich durch deine Drohungen schrecken ließe. — Aber Caroline Mathilde! Gnadenreicher Gott! Henkersknechte sollen den schönen Leib zerbrechen? u. s. w." So kommt der „große, ideale und edle Mann, der stets an die Tugend geglaubt, der in begeisterter Liebe zu seinen Nebenmenschen nur für sie gelebt und gewirkt hatte, er, der aus Liebe zu seinen Mitbürgern sich jeden Genuß des Lebens versagt und unablässig bemüht gewesen war, dem Volke die Sklavenketten abzunehmen" — er kommt zu dem Entschluß, Alles zu gestehen, was man von ihm haben will — „nicht aus Furcht vor Ihrer Folter, nicht um mein eigenes werthloses

Leben zu erhalten. Stände ich allein vor dem Richterstuhle Juliane Mariens, so würden alle Qualen, die Sie mir bereiten können, mich nicht vermögen, ein Wort auszusprechen, durch welches die Königin compromittirt würde. Ich nehme den allmächtigen Gott zum Zeugen, daß Caroline Mathilde unschuldig ist. Nicht um mein eigenes werthloses Leben zu erhalten, sondern einzig und allein, um die Königin zu retten, und in der festen Zuversicht, daß ich sie rette, bin ich bereit, Alles zu bejahen, was Sie von mir verlangen mögen." Hätte der Verfasser nur die gesperrt gedruckten Worte dadurch nicht auch noch besonders hervorgehoben! So läßt sich die Absicht mit Händen greifen und die ganze Scene, bei welcher zum Ueberfluß Ehren-Guldberg im Hintergrund steht, im entscheidenden Moment aus seinem dunkeln Winkel hervorschlüpft, die Brieftasche zum Protocolliren auf den Tisch legt (ohne daß Struensee dieses gewahr wurde?) und zum Schluß, nachdem das verhängnißvolle Blatt unterschrieben ist, ein heiseres Lachen ausstößt — diese ganze Scene erscheint uns ebenso unpoetisch wie unhistorisch, eine unglückliche Dramatisirung eines an sich tief ergreifenden innern Hergangs.

In ähnlicher Weise scheint uns die Scene mit der erschlichenen Unterschrift der Königin durch die dramatische Ausführung in ihrer ächt tragischen Wirkung nur abgeschwächt zu seyn. In der einfachen Form, wie wir sie in den Memoiren von Falkenskjold finden, erscheint sie uns ungleich ergreifender. Dort hält ihr Schack-Rathlew das Papier mit Struensees Unterschrift vor Augen. Glühend von Zorn und Scham weist sie es von sich, kann aber doch nicht umhin, einen prüfenden Blick auf den Namenszug zu werfen. Sie überzeugt sich von der Aechtheit der Unterschrift und ist darüber wie vom Donner gerührt. Diesen Augenblick benützt der verschmitzte Inquisitor, der allen ihren Bewegungen mit durchdringenden Blicken gefolgt ist, um ihr mit ehrfurchtsvoller Verbeugung näher zu treten und, wie wenn er von der verrätherischen Beschuldigung empört wäre, zu ihr zu sprechen: „Si l'aveu de Mr. Struensee n'est point vrai, Madame la Reine, alors il n'y a pas de mort assez cruelle pour ce monstre qui a encore osé vous compromettre à ce point.“ Hierauf, nach langem inneren Kampf, stößt die Königin, gleichsam halb unbewußt, die Frage hervor: „Mais, si j'avouais les mots de Struensee, pourrais-je sauver sa vie parlà?“ Und wie der Sperber, der auf die unschuldige Taube herabfährt, ist der Versucher mit der schnellen Antwort bei der Hand: „Sûrement, Madame, cela pourrait adoucir son sort de toute manière.“ Worauf die unglückliche Königin das vorher abgefaßte Document, welches die Bestätigung ihrer Schuld enthielt, unterzeichnet.

Noch weniger können wir uns mit den späteren Aeußerungen Caroline Mathildens befreunden, welche der Sache die Wendung geben sollen, als sey erst in den Kerkermauern das Bewußtseyn in ihr erwacht, „erst leise, dann klarer und bestimmter," daß sie Struensee nicht nur achte und ehre, sondern daß sie ihn liebe. Nie sey von seinen Lippen ein Wort gekommen, das sie hätte auf den Gedanken bringen können, daß er seine Augen zu der Gemahlin des Königs erhebe; aber mit ewig gleichbleibender Hochherzigkeit habe er gesucht, alle Bemühungen ihrer Feinde zu Schanden zu machen, Tag und Nacht habe er nur daran gedacht, wie er alle seine Nebenmenschen glücklich und zufrieden machen könne, und jetzt im Kerker, trotz der unmenschlichen Rohheit, mit der er behandelt werde, opfere er sich selbst, ja sogar seine Seele hin, um seiner Freundin die Qualen der Folter zu ersparen. „Es gibt kein Weib auf Erden," sagt sie zu dem Oberst Keith, „welches einem solchen Freunde gegenüber kalt und empfindungslos bleiben könnte; und weit davon entfernt, mich meiner Gefühle zu schämen, bin ich stolz darauf, zu gestehen, daß ich Struensee liebe. Ich habe ihn bewundert und beneidet, so lange er in seiner ganzen Größe vor mir erschien; jetzt, wo er grenzenlos elend ist und ich ihn bedauern statt beneiden muß, liebe ich ihn." Später sagt sie: „Seine unsterbliche Seele, den göttlichen Odem, der sein Herz belebt, nicht aber den Menschen, liebe ich. Nur engherzige und boshafte Menschen können mich verurtheilen; wer eines edeln Gefühls fähig ist, wird mich entschuldigen." — Ist ihre Liebe so rein, so von allem Irdischen abgelöst, wer wollte sie dann verurtheilen? wie kann ein edles Gefühl nur daran denken, daß es Entschuldigung brauche? Hier bricht das Unnatürliche, Gewaltsame dieses künstlich construirten, durchaus unwahren und abstrakten Verhältnisses unwillkürlich durch. Einige Sympathie, etwas weibliche Schwäche, nicht bloß für den sterbenden, sondern auch für den ihr im Leben, in den Tagen des Glücks und der Freude nahe stehenden Struensee hätte der Tugend der Königin weniger Eintrag gethan, sie hätte sich unsere Liebe und Sympathie dadurch besser erworben als durch dieses gespreizte sentimentale Märtyrerthum der Unschuld. Und zudem: das poetisch Schöne, das menschlich Wahre ist immer auch das historisch Richtige. Das schändliche Verfahren der dänischen Gewalthaber gegen die Königin und die übrigen Opfer des Staatsstreichs ist freilich immer verabscheuungswerth. Die Anklageschrift des Generalfiscals gegen Struensee, worin er mit gemeinen Possen und Zoten zu seinem furchtbaren Antrag kommt, bleibt ein ewiger Schandfleck für die dänische Nation, eine gegen sie selbst gerichtete, mit unauslöschlichen Zügen in die Tafeln der Geschichte eingegrabene Anklageschrift. Und der Proceß gegen Struensee, den „dummdreisten" deutschen „Barbiergesellen," welcher durch seine Landsleute Dinge in Dänemark habe einführen wollen, die man hier längst besser gewußt, der nicht einmal „die Sprache," d. i. die dänische, gelernt habe, ist unter allen Umständen ein Proceß der dänischen Gemeinheit und Perfidie gegen den deutschen Humanismus und die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Aber würde unsere Theilnahme nach der einen, unser sittlicher Zorn nach der andern Seite nicht in weit höherem Grad in Anspruch genommen, wenn es sich um die eine

Schuld, die eigentlich keine ist, so grausam büßende Unschuld, als wenn es sich um eine engelhafte Tugend handelt, die eigentlich keine mehr ist?

Noch einen andern Punkt müßten wir berühren, wo der so streng historisch verfahrende Verfasser die Lücken der Geschichte in einer Weise auszufüllen sucht, durch die er, wie die augenblickliche Lage der politischen Verhältnisse ist, nur seinem eigenen Zweck entgegen arbeitet. Wir meinen die Rolle, welche er England und dessen Vertreter, den Oberst Keith, in dieser Sache spielen läßt. Die Wahrheit ist, daß der englische Gesandte, so lange Struensees Herrschaft dauerte, sich von diesem und von dem Hof überhaupt entfernt hielt, und auch nach dem Sturz des Grafen sich wenig thätig zeigte. Erst als es sich darum handelte, daß auch der Königin der Proceß gemacht werden solle, wurde die Correspondenz zwischen dem Oberst Keith und dem Herzog von Suffolk, dem englischen Premier, lebhafter, und wurde die Liste der Schiffe nach Kopenhagen gesandt, welche demnächst zum Bombardement dieser Stadt erscheinen sollten. Als sich aber Juliane Marie auf dringendes Anrathen Guldbergs damit begnügte, ihre Gegnerin zu entthronen und durch den Scheidungsproceß ihre Ehre auf immer zu vernichten, glaubte sich auch König Georg III. alle weitere Mühe ersparen zu dürfen. Caroline Mathilde, so räsonnirten die Dänen, ist nicht mehr Königin von Dänemark, sondern wieder, was sie vorher war, englische Prinzessin; sie geht uns also nichts mehr an und England kann ihretwegen keine Ansprüche an uns machen. Die Engländer aber sahen es fast als einen Triumph an, daß man ihnen ihre Prinzessin unversehrt heimschlage, und anstatt einer Flotte, die ihre Ehre retten und sie gegen ihre heimtückischen Feinde schützen sollte, erschien ein Geschwader, um sie in die Verbannung nach Celle zu führen.

Das ist der Gewinn, den die unglückliche Königin von der englischen Vermittlung hatte. Wahrscheinlich dachte Graf Baudissin, als er sein Buch schrieb, von der englischen Ehrenhaftigkeit und Großmuth noch besser und glaubte von England für die Sache seines bedrängten und verrathenen Vaterlandes mehr erwarten zu dürfen, als er ohne Zweifel gegenwärtig von ihm hofft. Unter dem Einfluß dieser Wünsche und Hoffnungen läßt er England und dessen Vertreter eine Rolle spielen, wie wir sie in Romanen so oft treffen, als wären unsere Vetter jenseits des Canals die Ehrenhaftigkeit und Hochherzigkeit selbst. Namentlich die englische Poltronerie spukt überall in der Belletristik als die wahre Mannhaftigkeit und kurzangebundene Energie, so daß dieser Punkt schon als eine allgemeine Erscheinung nähere Beleuchtung verdient. So läßt unser Verfasser auch hier den Obersten Keith ganz in dem obligaten englischen Seeheldenstyl auftreten: „Patterson soll kommen!“ — „He, Patterson! Gehen Sie an den Hafen und lassen Sie sich an Bord der Fregatte Queen setzen. Sagen Sie dem Capitän Ashley, er solle sich bereit halten, auf den ersten Wink dieses Raubnest in Flammen aufgehen zu lassen. Kein Mann darf an's Land gehen, sagen Sie ihnen; am Hafen soll beständig ein Boot mit neun Matrosen bereit liegen, um mich an Bord zu bringen. In dem Augenblick, wo ich die Flagge vor meinem Hotel einziehe, soll er die Enternetze auswerfen und Alles in Bereitschaft setzen, damit er die Feuerschlünde eröffnen kann, sobald ich am Bord bin.“ — Das rasselt wie lauter Stahl und Eisen; man glaubt schon die Enterbeile klirren und die Feuerschlünde donnern zu hören. Und wenn dann hin und wieder ein Wort „von wahren Gentlemen,“ von Englands „hochherziger Chevalry“ und „wackerer Yeomanry“ fällt, so glaubt man sich in „König Karls Zeiten“ versetzt und dem Hörer oder Leser vergehen die Sinne ob diesem romantischen Heldenthum, welches in den Breitseiten von Ihrer Majestät Schiffen Queen oder Cerberus oder Royal George (der bloße Name wirkt wie ein magisches Sprüchlein) eine so handgreifliche Basis hat. Aber was ist das Ende vom Lied? Ihrer Majestät Schiffe schießen in der Regel nicht, wenn es eine gerechte Sache in ehrlichem Kampf zu beschützen gilt, sondern nur da, wo es etwas zu rauben gibt und die Brutalität gegen Schwache ein leichtes Spiel hat.

So geht es auch hier. Der englische Gesandte erklärt: „Wenn man Struensee wegen seines vorgeschobenen Verhältnisses zur Königin ein Haar krümmt, dann werde ich es wie eine persönliche Verletzung Ihrer Majestät betrachten und zu verhindern wissen — ich werde die Königin sowohl wie Struensee unter meinen Schutz nehmen.“ Das ist gesprochen wie ein Mann, wie ein rechter Engländer, ein Gentleman from cap to toe. Sofern von den gegen Struensee erhobenen Beschuldigungen die Königin persönlich mitbetroffen und auf's empfindlichste verletzt wurde, hatte England ein Recht, sich seiner anzunehmen, und die Dänen konnten sich nicht darauf berufen, daß die Justiz ihren unabhängigen Gang nehmen müsse. Aber Struensee wurde wegen seines vorgeschobenen Verhältnisses zur Königin barbarisch hingerichtet, die Königin wurde geschieden, ihre weibliche Ehre, ihre fürstliche Würde mit Füßen getreten, und Keith, der wie ein Befreier nach Kronenburg eilt, dem wachhabenden Offizier, der ihn nicht einlassen will, abermals droht: „Wenn Sie mich nicht einlassen, so beordere ich ein Kriegsschiff her, nehme Ihr Raubnest mit Sturm und lasse die ganze Besatzung über die Klinge springen. Ich will euch lehren, eine Dame anständig behandeln, die unter Englands Schutz steht!“ — der tapfere Oberst thut im Grund doch gar nichts, er bringt weder Struensee noch der Königin wirkliche Hülfe, sondern meint, es stehe alles gut, wenn er der Königin sagen kann: sie werde nicht mit Struensee confrontirt, dieser nicht in ihrer Gegenwart gefoltert werden, sondern das Gericht werde einfach die Ehescheidung aussprechen. „Ew. Majestät hören auf, dänische Königin zu seyn, und kehren als englische Fürstin in Ihr Vaterland zurück.“

Die großmüthigen Lords, welche in ihrem Spleen die Guineen und Pfunde zum Fenster hinaus werfen, sind allmählig aus den Romanen verschwunden; es wäre an

der Zeit, daß man auch aufhörte, von der sonstigen Hochherzigkeit und Mannhaftigkeit der Engländer so viel Aufhebens zu machen, zumal da wo es sich um historische Darstellung und einen dadurch zu erreichenden politischen Zweck handelt. — Caroline Mathilde wurde also nach Celle gebracht, weil — wie Keith es erläuterte — England Ihrer Majestät jetzt weniger lieb seyn müßte, als vor dem Tode Ihrer Frau Mutter. „Sie werden nach Hannover reisen, also unter britischem Scepter leben, und, so Gott will, glücklicher leben als in Dänemark." — Für die arme Königin war es wahrlich kein besonderes Glück, in Celle unter britischem Scepter zu leben, und mit Vorwissen und im Auftrag ihres königlichen Bruders von der eigenen Schwester ausspionirt zu werden. Allerdings kam ihr hier die englische Hochherzigkeit zu Hülfe, die eines englischen Privatmanns, Wraxall, welcher sich ihrem Dienst widmete mit jener Hingabe und dem keine Opfer und Anstrengungen scheuenden Eifer, welcher so manche Individuen der englischen Nation kennzeichnet, mit welchem sie aber eben so oft der brutalen Gewalt als der unterdrückten Unschuld dienen, und jener noch lieber als dieser, da physische Kraftentwicklung ihren nationalen Neigungen am meisten entspricht und äußerer Erfolg ihrer Einbildungskraft imponirt, die auch da, wo sie noch so romantisch zu seyn scheint, immer etwas von dem praktisch rechnenden Charakter des Krämervolks an sich hat. Wraxall hat in seinen Memoiren, die erst nach seinem Tod, in den dreißiger Jahren, veröffentlicht wurden, den Antheil beschrieben, welchen er an einem Versuch hatte, Caroline Mathilde wieder auf den dänischen Thron zu setzen. Er lernte die Verschworenen, an deren Spitze der Graf Schimmelmann stand, in Hamburg kennen, und reiste nun zwischen dieser Stadt und zwischen Celle und London hin und her, insbesondere um König Georg für den Plan zu gewinnen. Dieser zeigte sich aber wieder nichts weniger als hochherzig, sondern im Gegentheil höchst ärmlich und knauserig. Immer auf's neue schützte er die zwischen Dänemark und England bestehenden Traktate vor, die nicht verletzt werden dürfen, obgleich sie durch die seiner Schwester wiederfahrene unwürdige Behandlung von Dänemark so gewiß zerrissen waren als das Londoner Protokoll durch die widerrechtliche Vergewaltigung Schleswig-Holsteins. Das Höchste, zu was er sich endlich entschließen konnte, war die Erklärung, daß er die für das Unternehmen aufgewendeten Kosten decken wolle, wenn dasselbe geglückt sey, vorher aber wollte er keinen Pfennig dafür riskiren; eben so solle der englische Gesandte in Kopenhagen sich für die Verschwörung erklären, wenn sie ihren Zweck erreicht habe, während die Verschworenen mit Recht geltend machten, daß das offene Hervortreten Englands zu ihren Gunsten im Augenblick der That die sicherste Bürgschaft des Gelingens wäre. Gleichwohl waren sie entschlossen, auch unter diesen Bedingungen das Unternehmen zu wagen, als der plötzliche Tod der Königin allem ein Ende machte.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Charwoche. — Concerts spirituels. — Neue Opern.

Die Glocken sind verreist; sie sind zu Rom beim heiligen Vater, dem sie alljährlich um diese Zeit ihre Aufwartung machen — die katholischen nämlich, die andern würden nicht passiren. Da sie aber schweigen wie jene, so kommt's auf Eins heraus. Der Sinn dieser Legende ist mir nie klar geworden. — Woher kommt das Wort Glocke? In der niedern Latinität sagt man: „glocka," nach Ducange. Kommt der deutsche Ausdruck vom lateinischen, oder umgekehrt? Vermuthlich ist beides von dem griechischen Chalkos, Erz, herzuleiten. Bekanntlich wurden die ersten Glocken zu Nola in Campanien gegossen. Sturmglocke heißt im Französischen tocsin, vom spätlateinischen Zeitwort toccare und signum. Vor der Erfindung des groben Geschützes wurde die Sturmglocke in die Schlacht geführt und gab das Zeichen zum Angriffe. Zu den größten Glocken gehören die heilige Catharina zu Wien und der heilige Jakob von Compostella in Spanien; der George d'Amboise zu Rouen wiegt 40,000 Pfund; die größte Glocke befindet sich aber wohl in Pegu; sie hat 30 Fuß im Durchmesser.

Wir hatten einen allerliebsten Charfreitag. Eine frische, aufregende Luft, und darüber, gleichsam als eine goldene, wärmende Decke, die ersten Strahlen der Frühlingssonne. Auch besuchte man massenweise die Kirchen. Es war ein fröhliches Gewimmel, wie am Fastnachtdienstag. Man sah sich die heiligen Gräber an. Sie sind gegenwärtig im Ganzen sehr einfach, nur in Saint-Roch ist noch manches

von dem frommen Ungeschmack, womit man sie sonst auspuzte. In Saint-Roch sah ich auch einen Priester vor der Arche des Bundes sitzen; auf einem Tische vor ihm lag ein Crucifix; die Gläubigen zogen in langen Reihen daran vorüber, küßten die Wundmale des Gekreuzigten und legten ein doppeltes Soustück auf einen daneben stehenden Teller. Sonst kann man über allzu große Andacht in den Pariser Kirchen nicht klagen, zumal an jenem Tage. Es ist ein Drängen, ein Wogen hin und her; der Gesang, die Stimme des Predigers sind oft kaum vernehmbar. In Saint-Eustache wurde am Charfreitag Rossinis Stabat ausgeführt; in den übrigen Kirchen begnügte man sich mit dem gewöhnlichen Choral. Dagegen fanden im italienischen Theater zwei Concerts spirituels statt; auch hier wurde jenes Stabat ausgeführt, und außerdem das Stabat von Pergolese. Auch im Théâtre lyrique und im Conservatoire war Concert spirituel. In beiden wurden Stücke von Sebastian Bach executirt. Er kommt allmählig hier zum Vorschein, der alte sächsische Meister, aber über einen succès d'estime hat er es noch nicht gebracht. Im Concert populaire von Pasdeloup wurden unter anderem Chöre von Marcello, Bach und Händel gesungen. Pasdeloup wird die Saison glänzend schließen: am 3. April: Festival Beethoven; 500 Executirende; die neunte Symphonie und „die Ruinen von Athen." Vieuxtemps wird eigens zu dieser Feierlichkeit hierher kommen, um das Violinconcert von Beethoven zu spielen. Den 10. April: Festival Mendelssohn: das Oratorium Elias. Der Violinvirtuose Becker wird das Concert von Mendelssohn spielen.

Die lyrischen Theater haben zwei bedeutende Werke gebracht. In der komischen Oper macht Lara, von Maillart, viel Glück. Vor dreißig Jahren, als Lord Byron im vollen Glanze seines Ruhmes strahlte, beschäftigte man sich viel mit Lara, der stets räthselhaft geblieben, für den Dichter wohl nicht minder als für den Leser. Dem Publikum Räthsel aufgeben, ziemt sich auch für die größten Genies nicht, und mit Recht hat man Goethe getadelt, der in seiner Walpurgisnacht auf unbekannte Verhältnisse anspielt und den Leser zum Besten hat. Allgemein sieht man in Lara die Fortsetzung des Corsaren, und auf dieser Annahme beruht das Stück. Lara, der seit zehn Jahren das väterliche Schloß verlassen hat und die Welt durchstreift, kehrt zurück. Sein Vater ist unterdeß gestorben, und in Abwesenheit des rechtmäßigen Erben hat der König beschlossen, dessen Cousine Camilla de Flor solle in Besitz seiner Güter gesetzt werden, und der Name und die Ehrentitel des Abwesenden sollen an den von ihr gewählten Gatten übergehen. Im Augenblick, wo der Vorhang aufgeht, begehrt Gräfin Camilla eingelassen zu werden, was ihr durch den Hausverwalter Lambro verweigert wird, der immer noch auf seinen jungen Herrn wartet. Gleichzeitig erscheint ein junger Reisender in kriegerischer Tracht mit einem orientalisch gekleideten Pagen; dieser heißt Kaled. Beide gehen in's Schloß, und bald erscheint Lara, reich gekleidet, und macht der Gräfin die Honneurs. Ihr Anblick weckt in ihm zärtliche Erinnerungen; sie waren beide für einander bestimmt. Allein der Page Kaled, eine junge arabische Sklavin, Namens Gulnare, liebt ihren Herrn. Sie entdeckt seinem Nebenbuhler Ezzelin ein Geheimniß, das Lara vernichten muß. Bei einem Gastmahle klagt ihn Ezzelin an, seinen Namen und seine Güter gestohlen zu haben. — Das Stück schließt folgendermaßen. In Gegenwart Ezzelins, der Gräfin und der Vasallen erklärt Lara, der Name gebühre ihm nicht; sein wahrer Name sey Conrad, der Corsar. Und er zieht mit seinem Pagen Kaled in die weite Welt. Dem Zuschauer bleibt zuletzt ein widriges Gefühl: man ärgert sich über den Antheil, den man während dreier Akte an einem Betrüger genommen. Indessen ist das Stück spannend und die Situationen sind musikalisch, und mehr kann man nicht verlangen.

Die Musik ist durchaus befriedigend und theilweise vortrefflich. Dem Tonsetzer, der die heitern Lieder zu den Dragons de Villars geschrieben, hätte man diese Energie, diesen Schwung kaum zugetraut. A. Maillart wäre eher an seinem Platze in der großen Oper als im Theater auf dem Platze Boieldieu.

Lara hat keine Ouvertüre. Der erste Akt ist der schwächste. Im zweiten ist fast Alles zu loben. Die Arie Laras, das Ensemble im Walzertakte, Lambros Couplets: „Bientôt les cloches sonneront," wurden da capo verlangt. Das Publikum fing hier an warm zu werden: Da kam endlich das Lied des Pagen Kaled: „A l'ombre des verts platanes," und der Saal brach in ein langes, stürmisches, enthusiastisches Klatschen aus, und „bis, bis" wurde von allen Seiten gerufen. Für die Sängerin, Galli-Marié, wie für den Tonsetzer, war es ein großer Triumph. Im dritten Akte singt Kaled wieder eine allerliebste Arie: „Douce pensée." Die Partitur hat der Musikalienverleger Girod für 18,000 Franken gekauft.

Die zweite Neuigkeit im selben Theater ist „Mireille," Musik von Gounod. Die Oper hat große Schönheiten, und wenn sie nicht denselben Erfolg gehabt wie Lara, so ist der Grund lediglich im Textbuch zu suchen. Umgekehrt wie in Lara sind die beiden ersten Aufzüge die besten.

Der Inhalt des Stückes ist sehr einfach. Ein reiches Mädchen liebt einen armen Jungen. Der Vater will den Sohn eines Korbflechters nicht zum Eidam. Das Mädchen, Mireille, verläßt das elterliche Haus und wallfahrtet nach dem Grabe der drei Marien, der Schutzheiligen der Provence. Unterwegs wird sie von einem Sonnenstiche getroffen und stirbt unter den Augen ihres Geliebten Vincent. Das Drama beginnt mit der Ernte der Maulbeerblätter für die Seidenwürmer. Hier findet sich gleich ein allerliebster Mädchenchor; Gounod findet gar anmuthige Melodien für Frauenstimmen. Man wird sich des Chors der Sabäerinnen und Jüdinnen in der Königin von Saba wohl noch erinnern. Der zweite Akt führt in die Avenue der Stadt Arles; es wird getanzt, gesungen. Mireille und Vincent werden aufgefordert zu singen; sie wählen das Lied der Magali, eine provençalische Volkssage. Vincents

Vater erscheint mit dessen Schwester Vincenette; er hält bei Ramon um die Hand seiner Tochter Mireille für seinen Sohn an, die ihm dieser mit Härte verweigert; eine prächtige Scene, voll Feuer und Energie, die Gounod meisterhaft behandelt hat. Leider geht von hier an das Stück abwärts. Der dritte und vierte Akt bestehen aus zwei Solis und aus zwei Monologen. Der fünfte spielt in Les Saintes-Maries — il Santo im Provençalischen — einer kleinen Stadt auf der Insel la Camargue. Mireille kommt sterbend hier an. Der ganze Aufzug ist eine malerische Darstellung der kirchlichen Feierlichkeiten, die jedes Jahr am 25. Mai hier stattfinden; allein im Ganzen ist das dramatische Interesse nicht ausreichend für fünf Aufzüge. Obgleich aber natürlich die Musik darunter leiden muß, so bekundet sie dennoch im Tonsetzer ein großes, schönes Talent, das nur eines besseren Textes bedarf, um ein Meisterwerk zu schaffen. — Der Text ist von dem Fabrikanten Michel Carré dem provençalischen Gedichte von Mistral nachgebildet.

Einem kaiserlichen Dekrete zufolge erhalten die drei Straßen, welche das Gebäude der neuen Oper einschließen, die Namen: Halévy, Scribe und Auber. Die Straße, die sich hinter dem Théâtre lyrique hinzieht, zwischen der Avenue Victoria und dem Quai de Gèvres, wird den Namen Adam führen.

Newyork, März.

Ein Negerregiment. — Die Ausstellung der Sanitätscommission. — Die radicalen Deutschen.

Eine große Revolution, wie die, welche jetzt auf diesem Continent vor sich geht, hat gleichsam ihre Meilenzeiger, Ereignisse, die einem von einer Station zur andern die Umwälzung veranschaulichen, welche manchmal in einem Zeitraum von wenigen Monaten stattgefunden hat. Ein solcher Meilenzeiger der Revolution war es, als vor einigen Tagen ein Regiment farbiger Freiwilliger sein Lager auf einer der umliegenden Inseln verließ und durch Newyork nach dem Dampfschiff zog, um nach Neworleans befördert zu werden. In ruhigen Zeiten muß es demjenigen, welcher auf der Höhe der Zeit steht und mit philosophischem Seherblick die Zukunft auf Jahrzehnte durchdringt, zwar scheinen, als wenn die Massen sich mit beängstigender Langsamkeit, ja oft mit scheinbarem Widerstreben dem Ziele zu bewegten, welches sie, der unabänderlichen Logik der Ereignisse gemäß, früher oder später erreichen müssen. So hat es denn auch die Masse des Volkes und seine Leiter fast drei Jahre gekostet, um endlich nur bis zu einem gewissen Grade zur Erkenntniß der Mittel zu gelangen, durch welche allein die Nation siegreich aus der verhängnißvollen Krisis hervorgehen kann, die sie zu durchlaufen hat; nachdem sie aber diese Einsicht einmal erlangt hat, treibt der Strom sie unaufhaltsam dem großen Ziel, der gänzlichen Emancipation der Neger entgegen. Vor bald drei Jahren, als ein Verein aufgeklärter patriotischer Männer, durchdrungen von der Nothwendigkeit, die Farbigen zu bewaffnen, mit dem Plane umging, einige Negerregimenter selbst zu organisiren, wurde bei der Regierung angefragt, ob sie stillschweigend das Unternehmen dulden, die Augen zudrücken wollte, wenn diese Truppen etwa durch Pennsylvanien marschirten; aber unbedingt und kategorisch wurde das Gesuch abgelehnt. Man wollte den gehaßten und verachteten Schwarzen nichts zu danken haben, um sie nach wie vor nach Belieben knechten zu können. Als die Nothwendigkeit der Bewaffnung der Neger später von allen Patrioten erkannt und dringend verlangt wurde, da schrien die Conservativen Zeter, drohten mit Auflösung aller gesellschaftlichen Bande und pflanzten ihre Lieblingsvogelscheuche auf, daß nämlich die weißen Soldaten sofort die Waffen niederlegen würden, und die Freunde der Rebellion hier und in England heulten über die fürchterliche Barbarei des Gedankens, die Sklaven gegen ihre rechtmäßigen gütigen Herren zu bewaffnen. Noch sind nicht zwei Jahre vergangen, seit der Präsident und der Generalpostmeister Blair sehr ernstlich und eifrig mit der Verwirklichung des abgeschmackten, unausführbaren Planes umgingen, die gesammte farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten irgendwo in Centralamerika zu colonisiren, und erst acht Monate sind es, seit der Pöbel in Newyork die Neger gleich wilden Thieren durch die Straßen jagte, hängte, in Stücke zerriß, ihre Häuser in Brand steckte. Jetzt war es dasselbe Newyork, derselbe Broadway, wo das Volk zu beiden Seiten der Straße in gedrängten Reihen auf dem Trottoir stand, sich auf Balkonen, Dächern

und Wagen drängte und die Soldaten mit Hurrahs, Händeklatschen, Fahnen und wehenden Tüchern begrüßte. Dieses Regiment ist das zweite, welches im Staat Newyork errichtet wurde; einer der hiesigen patriotischen Vereine hatte sich die Organisirung desselben besonders angelegen seyn lassen, und vor dem Vereinsgebäude auf Union Square wurde dem Regiment seine Fahne überreicht. Dann ging es mit rauschender Musik Broadway hinunter, bis zu Canal-Street, und durch diese nach dem dort liegenden Dampfschiff Ericson. Die Soldaten nahmen sich vortrefflich aus, zeigten die beste Haltung und erregten allgemeine Bewunderung. Viele ungewöhnlich große, kräftige Gestalten machten sich bemerkbar, und der Anblick dieser Kinder des Südens mußte Vertrauen in ihre Kraft und Ausdauer, wie in ihre Tapferkeit einflößen. Die meisten waren ächte Neger, ein auffallender Anblick, da trotz alles Negerhasses und aller Theorien die Vermischung der Racen doch unaufhaltsam vor sich geht, und man im gewöhnlichen Leben zehn Mulatten auf einen wirklichen Neger sieht. Natürlich war die schwarze Bevölkerung von Newyork in Masse vertreten, die meisten im besten Sonntagsstaat und die dunkeln Gesichter vor Freude strahlend, sich in den Ihrigen so geehrt und anerkannt zu sehen, anstatt wie bisher mißhandelt, getreten oder höchstens als ein unabänderliches Uebel geduldet zu werden. Auf Broadway bildeten indessen die Weißen immer noch die große Mehrzahl; allein sobald der Zug sich nach Canal-Street wendete, in die viele der von den Farbigen bewohnten Straßen auslaufen, waren auf einmal alle Weißen wie verschwunden, und man hätte sich durch Zauber in eine Negerstadt versetzt glauben können. Jeder Augenblick vermehrte die Ströme schwarzer Menschen, die von allen Seiten herzuwogten, bis am Einschiffungsort der große freie Platz ein Meer von Menschen schien. Trotz des Gedränges herrschte indessen vollkommene Ordnung; auf allen Seiten zeigte sich Freundlichkeit und gute Laune und kein lautes rohes Wort, kein Streit störte das gute Einvernehmen. — Ein paar Kanonenschüsse werden auf dem Schiff zum Empfang der Soldaten abgefeuert; bald sind sie über die breite Landungsbrücke an Bord gelangt. Schon bewegen sich leise die Räder des Dampfschiffes; noch ein Lebewohl wird hin- und zurückgerufen, Tücher wehen: glückliche Reise, ihr treuen tapfern Bundesgenossen! Nach wenigen Augenblicken wendet der Dampfer seinen Lauf dem heißen Süden zu.

Das Ereigniß des Tages, außer den politischen Vorgängen und dem Krieg, ist die große Ausstellung, welche von der Sanitätscommission vorbereitet wird und in den letzten Tagen des März eröffnet werden soll. Bekanntlich lagen die Militärhospitäler, wie überhaupt das ganze Sanitätswesen, in unerhörtem Grade im Argen. Unwissende Barbiere, Hufschmiede und andere Leute, die bis dahin irgendwelches Handwerk getrieben hatten, wurden ohne Weiteres als Militärärzte und Wundärzte angestellt; die Gewissenlosigkeit, Betrügerei und Trägheit der übrigen Angestellten that das Ihrige, und die Folge war ein Zustand, der wohl schwerlich in irgend einem civilisirten Lande seines Gleichen findet, und zu Tausenden sanken die Opfer der Unwissenheit und Schlechtigkeit in's Grab. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle — so wenig glaublich es auch klingen mag —, daß in manchen Hospitälern nur zwei Arzneien vorräthig waren; Amputationen wurden mit dem höchsten Leichtsinn, ohne Noth, bei leichten Verwundungen — oft fast ohne vorgängige Untersuchung — vorgenommen, als wenn es sich um Haar- oder Nägelschneiden, höchstens um einen Zahn handelte. Dieser schreckliche Zustand rief die Sanitätscommission in's Leben, die sich aus vielen der angesehensten und geachtetsten Leute bildete, die Hospitäler unter ihre besondere Obhut nahm und überall helfend und unterstützend eintrat. Da über die Menschenfreundlichkeit des Zweckes und die Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung nur Eine Stimme herrschen konnte, und dieselbe durchaus nichts mit der Politik und ihren Spaltungen zu thun hat, konnte es nicht fehlen, daß sich von allen Seiten die wärmste Theilnahme kund gab, und aus allen Gegenden strömen reichliche Geldbeiträge herbei.

Die bevorstehende Ausstellung ist für denselben Zweck bestimmt und verspricht einen ungeheuern Erlös. Auch die andern größeren Städte des Landes werden ihre Ausstellungen haben, doch wird natürlich Newyork es allen andern über jeden Vergleich zuvorthun. Fabrikanten, Künstler, Kaufleute, Handwerker und Landwirthe haben die Ausstellung mit den Erzeugnissen ihres Fleißes, ihrer Erfindung und ihres Unternehmungsgeistes beschenkt, nichts von den vielen tausend Gegenständen des Nutzens und des Luxus zu sagen, welche von Frauen für diese Gelegenheit angefertigt worden sind. Um jedoch den Ertrag wo möglich noch zu vermehren, beabsichtigte die Commission das Interesse an dem Unternehmen durch eine Verlosung zu erhöhen. Der Gedanke war vortrefflich, und seine Verwirklichung würde sicher die Einnahme um viele Tausende vermehrt haben; allein kaum war der Plan ruchbar geworden, als fast die ganze orthodoxe Geistlichkeit sich einstimmig dagegen erhob, und von den Kanzeln und aus den Spalten der kirchlichen Organe ihr Anathem dagegen schleuderte. Der Hauptgrund, der angeführt wurde, war, daß eine Verlosung nichts anderes als eine Art Lotterie, jede Lotterie aber gottlos, verderblich, verbrecherisch und den Gesetzen des Landes zuwider sey. Solche Dummheit und Begriffsverwirrung in einem Stande, der eine fortwährende geistige Vormundschaft über alle andern beansprucht und in weiten Kreisen wirklich auch ausübt, ist in Wahrheit zum Erstaunen; denn es muß doch dem einfachsten Verstande einleuchten, daß eine Zahlenlotterie, in welche der arme Tagelöhner seine schwer erworbenen Pfennige in der Hoffnung auf einen unsichern, unwahrscheinlichen Gewinn setzt und verliert, nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat mit einer Verlosung von allerlei Luxusgegenständen, für welche der Wohlhabende, der einen Dollar Eintrittsgeld bezahlen mußte, ehe er nur in die Ausstel-

lungsräume gelangen konnte, entweder um den wohlthätigen Zweck zu befördern, oder um Damen und Kindern, die er begleitet, ein unschuldiges Vergnügen zu gewähren, ein paar Thaler mehr ausgegeben hätte, die jetzt vielleicht beim Conditor verzehrt oder für Spielzeug ausgegeben werden. Allein so mächtig ist der Einfluß der Geistlichkeit gerade auf die elegante Gesellschaft, welche die Kirchlichkeit und Frömmigkeit nur zum Schein, als eine Modesache, und darum gerade um so eifriger treibt, um so strenger beobachtet, so groß die Scheu, den Rechtgläubigen Anstoß zu geben, und so tief außerdem die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort, vor dem Buchstaben des Gesetzes, so wenig dasselbe sich auch oft auf den einzelnen Fall anwenden läßt, daß, um Anstoß zu vermeiden, die unschuldige Verlosung aufgegeben wurde, zum großen Verdruß der Unbefangenen, welche vergeblich die andere Partei aufforderten, irgend einen andern Plan anzugeben, der einen so reichlichen Ertrag verspräche.

In Brooklyn, wo die Ausstellung bereits stattgefunden hat, verfiel man freilich auf ein anderes Mittel, die Neugier des Publikums zu erregen und dadurch eine große Einnahme zu erlangen, die jedoch vielen weit anstößiger als die verketzerte Verlosung erscheinen dürfte. Neben den Ausstellungssälen befand sich dort eine Restauration, der gleich allen andern Departements eine Anzahl junger Damen vorstand, welche die Gäste selbst bedienten. Eine von diesen, die Tochter eines Geistlichen, kündigte an, daß sie in der Küche des Ausstellungslokals ihre Hochzeit feiern werde, und daß für drei Dollars Eintrittsgeld jedermann dabei gegenwärtig seyn könne. Die Sache schien unmöglich; man zweifelte, hielt das Ganze für einen Humbug und ging natürlich aus Neugier hin. Der Zudrang war ungeheuer, und richtig! Miß Louisa Hawley und Mr. John Smith wurden von dem Ehrwürdigen P. Thompson in aller Form getraut und empfingen dann die Glückwünsche von einigen tausend wildfremden Menschen. Diese Hochzeit war mehrere Tage der Gegenstand des Stadtgesprächs; man äußerte, daß eine junge Dame von Takt und Bildung bei dem bloßen Gedanken an eine solche Schaustellung — wäre es auch für den besten Zweck — zurückschrecken müßte; aber wie erstaunte man nicht erst, als sich später herausstellte, daß Braut, Bräutigam, Prediger und Angehörige nur Comödie gespielt, daß die wirkliche Hochzeit schon mehrere Tage zuvor stattgefunden hatte und nur zu Nutz und Frommen der Sanitätscommission und des Publikums wiederholt worden war! Das geht denn doch noch über Barnums Zwergenhochzeit.

Die deutsche politische Organisation gewinnt auf eine erfreuliche Weise an Ausbreitung und Einfluß. Seit dem Anfang dieses Jahres besitzt sie ihr eigenes Organ in englischer Sprache in einem hier wöchentlich erscheinenden Journal: „the German American," welches bestimmt ist den Vermittler zwischen den deutschen und den amerikanischen Radicalen zu machen, wie jetzt alle unbedingten Gegner der Sklaverei genannt werden. Die Hauptpunkte des von den Deutschen in ihrer voriges Jahr in Ohio veranstalteten Convention aufgestellten Programms sind: die Erhaltung der Union in ihrem ganzen Umfang, die unbedingte Unterdrückung der Rebellion, die gänzliche unwiderrufliche Abschaffung der Sklaverei im ganzen Lande und die Vertheilung der confiscirten Ländereien der Rebellen an die Soldaten des Unionsheeres und an die frei gewordenen Neger. Dieß sind im Wesentlichen dieselben Punkte, für deren Verwirklichung auch die radicale Partei der Amerikaner kämpft, und die Organe derselben haben die Deutschen auch bereits als mächtige und erwünschte Bundesgenossen und Freunde in dem bald beginnenden Wahlkampf für die Präsidentschaft anerkannt. Es versteht sich, daß beide alle ihre Bestrebungen darauf richten werden, den Mann zum Candidaten zu machen, welcher jenen im Programm niedergelegten Grundsätzen am treuesten nachzuleben verspricht, und so dürfte denn die leuchtendende Gestalt Fremonts wieder in den Vordergrund treten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. 29. April 1864.

De vos moindres billets la grace naturelle
Du style epistolaire est un charmant modèle.
Voltaire.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

Zweite Abtheilung.

(s. Nr. 15.)

Wien, den 17. August 1852.

Mein orientalisches Diorndl wird Ihnen gemeldet haben, daß der Eilwagen erst um 9 Uhr in Aussee, und wir somit erst um halb zwölf in Ischl angekommen sind, indessen fand ich bei Fliesenhof Alles bereit und befand mich wie ein Gott in Schwaben. Heute ist der Kaiser schon in aller Frühe angekommen, und morgen ist Hofball, zu dem ich wohl werde gerufen werden, wenn man meine Anwesenheit erfahren sollte. Augenzeugen berichten von Wien, daß seit dem Congreß nichts Aehnliches in Wien gesehen worden ist, als der Empfang des Kaisers. Das Wetter ist heute hier prächtig, und bleibt hoffentlich so, bis die Illumination vorüber ist,* zu der große Vorbereitungen gemacht sind.

Den 19. August.

Gestern Vormittag gelesen und geschrieben, dann zu Wallmoden zum Essen gegangen, Abends mit ihm nach Lauffen spazieren gefahren; den Abend mit der Lektüre von Görgeys Buch zugebracht, das einen schlagenden Beweis liefert, daß selbst amnestirte Revolutionärs nicht gehindert werden, ihre unverholene Meinung auszusprechen. Er geht zumal mit Windischgrätz so ungenirt um, als wenn Er österreichischer Feldmarschall und Windischgrätz der amnestirte arme Sünder wäre. Eine merkwürdige Erscheinung bleibt das Buch immer, und einen tieferen Blick in ungarische Revolutionswirthschaft kann man kaum auf anderem Wege erhalten. Für des Verfassers Charakter, der Edmund Zichy ruhig umbringen lassen konnte, offenbar um dadurch bei der Revolution festen Fuß zu gewinnen, kann man sich nicht enthusiasmiren; er wird keinen gescheidten Menschen dadurch täuschen, daß er behauptet, die Ungarn hätten nur ihre legale Constitution vertheidigen wollen. Erstens war die Constitution von 1848 nicht legal, sondern dem Kaiser abgezwungen, und zweitens ist dieser abgezwungenen Constitution nirgends entgegen getreten worden, vielmehr hat man sie unbegreiflicherweise unterstützt, selbst noch da, als der Hochverrath offenkundig am Tage lag.

Wien, den 9. Okt. 1852.

Gestern erhielt ich Ihre flüchtigen Zeilen aus Sagan, die mich wenigstens entnehmen lassen, daß Sie

* Zu des Kaisers Geburtstag am 18. August.

glücklich dort angekommen sind. — Mir geht es hier wie es jemanden zwischen Thür und Angel gehen kann. Ich soll aus meiner Wohnung heraus und in meine neue, die aussieht, als wenn der Feind darin gehaust hätte, kann ich nicht hinein. Hübsch wird sie allerdings werden, aber da es platterdings unmöglich ist hineinzuziehen, so werde ich übermorgen auf ein paar Tage nach Baden und Böslau gehen, bis ich in's Haus kann; jetzt ist nicht ein Loch vorhanden, das menschlicherweise zu bewohnen wäre. — Bei Buol habe ich meine Geschäfte begonnen und auch meine Rückstände für Braunschweig und Weimar aufgearbeitet. Ein Lustspiel von Benedix: „das Lügen," hat mich unterhalten. Heute tanzt Lucille Grahn; zur Notiz, damit Sie nicht sagen, daß ich Ihnen nichts vom Theater schreibe. Auch war ich vorgestern Abend im Karlstheater, um im: „Mädchen aus der Vorstadt" über Nestroy zu lachen, der die italienischen Sänger höchst komisch parodirt.

Wien, den 12. Okt. 1852.

Das ist ein entsetzliches Leben hier. Es regnet beständig, und in dieser Nässe und diesem Koth soll man umziehen und die Wohnung * in Stand setzen, die ein förmlicher Neubau ist, so unglaublich hat die französische Madame sie zugerichtet. Ich bin nur froh, daß Sie dabei nichts zu thun haben; bei Ihrer Ungeduld hätten Sie sich schon die Seele ausgeärgert, und hätten der B. schon zwanzig fulminante Billette geschrieben, versteht sich, ohne daß diese sich herabgelassen haben würde, auf ein einziges zu antworten.

Wien, den 17. Okt.

Hier ist ein sehr plötzlicher Todesfall eingetreten; der jüngere Moritz Dietrichstein ist im 52. Jahre in vier Tagen am Typhus gestorben. Sie können sich vorstellen, wie das in der ganzen Stadt Schrecken verbreitet hat; ich selbst hatte noch zwei Tage ehe er erkrankte, mit ihm im Casino gegessen. Ich bin der alten Eltern und des Fürsten wegen, der ihn liebte, in wahrer Bekümmerniß. Die arme Mutter verlor ihn an ihrem Namenstage, und der Vater, der 81 Jahre alt ist, wird nicht minder leiden.

Wien, den 19. Okt. 1852.

Wir haben hier ein Hundewetter, während mir B. eine ganze Reihe von Blumen nennt, die in Aussee noch blühen.

* Es war dieselbe, in der er gestorben ist.

Gestern war ich beim Kaiser und habe ihm mein Creditiv überreicht; er war sehr freundlich und allerliebst, in jeder Bemerkung voll Verstand und richtigem Urtheil; ich freue mich über ihn, so oft ich ihn sehe. Später war ich bei der Leiche von Moritz Dietrichstein. Ich war vielleicht der Traurigste beim Begräbniß, den alten Vater ausgenommen; ich habe da recht gesehen, was das heißt, aus der Welt gehen, und daß man eigentlich, die allernächsten Personen ausgenommen, nicht einem Menschen wichtig ist; ein Soldatentod ist schöner.

Den 20. Okt.

Gestern war ich im Karlstheater, wo Treumann, den ich noch nicht kannte, in drei kleinen Rollen spielte. Das ist ein ungemein drastischer Komiker, und zwar so, daß man immer glaubt, einen völlig fremden Menschen vor sich zu haben. Er ist allerdings mehr oder nur für niedrig komische Charaktere, in diesen aber von einer ganz andern Vis comica, als Beckmann.* Er braucht nur zu stehen, ohne einen Gest zu machen, und man muß lachen. Ich freue mich, wenn wir ihn zusammen sehen werden.

Die neuen Comfortables — elegante einspännige Brooms — beginnen ihre Wirksamkeit. Die Viertelstunde kostet 12 Kreuzer, ungefähr eine Fahrt; dadurch werden die Fiacres herunter müssen und man wird wieder wie einst zu ziemlich mäßigem Preis Wagen auf den Tag bekommen. So kommt nach und nach Alles zu Stande, wenn man nur Geduld hat und die Mühe nicht scheut; dieselbe Sache muß man wieder von Neuem besprechen und endlich geschieht sie; so Ihr Aufsatz über die Fiacres. Wenn wir beisammen wären, so müßten Sie jetzt einen zweiten bezüglich der Eisenbahnen-Comforts und der Speditionsprellereien schreiben, da Sie das besser als irgend jemand amüsant und graziös einzulenken wissen. Wenn ich aber nicht dabei bin, so machen Sie Böcke und unrichtige Behauptungen.

Wien, den 28. Okt. 1852.

Es war mir bis heute unmöglich zu schreiben; heute ist's auch unmöglich, geschieht aber doch.

Bis zum Feierabend sind mir bisher die Tage sämmtlich in Aerger und Arbeit vergangen, wenn mir letztere nämlich zum ersteren Zeit gelassen hat; denn die Zollvereinsgeschichten sind aufreibend für die Lebenskräfte eines annahenden Siebzigers.

* Sein Urtheil über diesen hat sich später ganz geändert; er lachte, wenn er ihn nur erblickte.

Am Freitage ging ich in's Kärnthnerthortheater, um den Gott und die Bajadere (Lucille Grahn) zu sehen. Der Gott war unter dem Hund, und die Musik noch viel darunter; nicht ein halber Gedanken darin. Was Lucille Grahn anlangt, so soll sie als Mensch und Staatsbürgerin Vorzüge haben, zur Bajadere aber taugt sie nicht mehr; — sie hat kein halb Loth Fleisch auf einem Körperstock von sechs Fuß Länge. Als Tänzerin gehört sie allerdings der guten alten Schule an und leistet Verwunderliches, Alles, was man bis 99 leisten kann; nur auf 100 kommt sie nicht, wo die Taglioni und die Elsler standen.

Am Sonnabend war ein großes Diner von sechzig Personen, ein Festessen zu Ehren Gallaits, durch Kunst- und Kunstvereinsfreunde arrangirt, Ugarte an der Spitze; Schauplatz bei Munsch, Anfang 7 Uhr, Entrée XII Gulden C.M.!!! Der Schauplatz war sehr elegant und gut beleuchtet und recht brillant servirt; die culinarischen Leistungen aber rather mittelmäßig und mit dem Riesenpreise verglichen eigentlich nichtsnutzig. Ugarte gegenüber, der das ganze Arrangement gemacht hatte, behauptete ich, es sey ein Diner für Jagdhunde, und wir foppten ihn, daß er gar nichts von der Küche verstehe, wobei er auf das Liebenswürdigste komisch war. Ugarte als Präsident hatte rechts Gallait, links O'Sullivan, den belgischen Gesandten, neben sich. Neben O'Sullivan saß Beroldingen, neben Gallait hatte man mich gesetzt, dann Franz Thun und Künstler und Kunstfreunde wie Arthaber u. s. w. Viele, zumal die Kunstzeloten, die nur eine Schule gelten lassen, hatten sich, wie gewöhnlich, nicht mit der niederländischen vermischen wollen und waren ausgeblieben. Gallait ist ein allerliebster Mensch, ein feines, geistreiches und äußerst schönes Gesicht, das den gewinnendsten Ausdruck hat und durchaus gentlemanlike. Dabei ist er von natürlicher Bescheidenheit, ohne just zu affektiren, als wisse er nicht, daß er ein berühmter Mann sey. Ugarte brachte einen ganz einfachen Toast in wenig Worten deutsch aus, den Gallait französisch in sehr hübschem Vortrage mit einer ganz geistreichen Rede erwiderte; dann sprachen noch mehrere, O'Sullivan, Arthaber gut. Zuletzt sagte ich — mit allgemeinem Beifall — gar nichts; denn Sie wissen, was ich von meiner Redegabe halte. Die Conversation mit meinem Nachbar aber hatte mich sehr angeregt und erfreut. Die hiesige Gallerie stellt er viel höher, als man sie gewöhnlich stellt, und meint, in einigen Meistern, wie Rubens, habe sie das Schönste, und in Allem Vortreffliches.

Um 10 Uhr war das Diner aus und gestern, Sonntag, hatte ich wieder ein Malerdiner, das mich sehr freute. Ich kam in's Casino, um dort zu essen, als mich Fürst Trubetzkoi, den Sie von Kissingen kennen, mir der liebste Nationalrusse, den ich je kennen gelernt habe, engagirte, mit ein paar Freunden mit ihm zu essen; sie waren ein französischer, recht artiger Hauptmann und der Maler Raffet. Als ich ihm vorgestellt wurde und er meinen Namen hörte, hat er fast Sprünge gemacht. Vor zwanzig Jahren hat er meine nächtliche Heerschau kennen gelernt und componirt, und das ist die einzige Poesie, die ihn noch immer fort wie im Anfang begeistert, sagt er, und an der er noch fortcomponirt. Raffet ist ein ganz anderer Mann wie Gallait, bei weitem nicht so aristokratisch und vornehm gemodelt, der Uebergang vom Frack zur Blouse; aber so treuherzig als der Andere fein, eben so lebhaft sprudelnd als der Andere ruhig und sanft; im Aeußern sehr an den Vater Adam erinnernd, dem er auch in der Richtung seines Talentes gleicht, auch im gleichen Alter; während Gallait viel jünger ist, und wie aus dem ältesten Fürstenhause entstammt erscheint, sieht Raffet bloß aus wie ein enfant de Paris, und ist im ersten Augenblicke mit Einem bekannt. Er hat mir wohl zwanzigmal die Hand geschüttelt und immer wiederholt, wie es ihn freue, mich kennen zu lernen. Dabei ist er ganz Oesterreicher und hat mit unsern Truppen in Toscana die Bresche von Livorno gestürmt, kennt alle unsere Offiziere aus Italien her und ist intim mit Alexander Pappenheim. Sie können sich vorstellen, wie mich das Alles captivirt hat und wie er mir gefallen hat, wiewohl er, mit Gallait verglichen, nicht ausreicht und ihm als Künstler weit untergeordnet erscheint. Er wird nie ein Meister werden, der Epoche macht, aber er ist bedeutend in seinem kleinen Genre; dabei ist er voll natürlichen Verstandes und äußerst amüsant.

Da mir Laube, der auch beim Gallait-Diner war, die Loge für das kleine Stück „Er ist nicht eifersüchtig" zur Disposition gestellt hatte, so ging ich in's Burgtheater. Das Stück macht Furore; ich fand es einen allerliebsten Spaß und die Situation so drastisch, daß Beckmann darin wirken muß. Eine Mademoiselle Schönhoff, die erst kürzlich engagirt wurde, war in ihrer Rolle vortrefflich. Sie soll sehr hübsch seyn, was ich aber, da mir die Loge zu weit weg war, nicht zu bestätigen vermag. Laube hat noch meine niedliche Wirth aus Schwerin, mit der übrigens die Schönhoff gleiche Schule hat, engagirt.

Wien, den 30. Okt. 1852.

Die Geschäfte sind erdrückend, und ich wundere mich nur, daß sie mich noch nicht erdrückt haben. Die

Zolleinigungsconferenzen haben ihren Anfang genommen, und obwohl ich dießmal nicht beisitze, da Braunschweig keinen Bevollmächtigten schickt, so gibt mir das nur noch mehr zu thun, denn ich muß statt eines solchen nun berichten! Hiezu, jetzt im Anfange zumal, eine Masse von Besuchen, die ich empfangen und zurückgeben muß!

C. frägt oft nach Ihnen, d. h. wenn ihm Ihr Namen einfällt, denn da er aus Zerstreutheit den seinigen nicht weiß, so ist das durchaus kein Wunder. Neulichst ließ er sich beim sächsischen Gesandten als Graf Wallmoden ansagen. Könneritz selbst nennt er unablässig Uechtritz, und Radetzky Frimont.

Ich habe einen zweiten Bedienten, aber unter der Firma Hausknecht, aufgenommen, J.'s Bruder. Er ist ein hochgeschossener Kerl, größer als J. und dieser gegen ihn eine glühende Rose; dabei dem J. ähnlich, aber die Züge alle größer, so daß er frappant aussieht wie der Pierrot in der Pantomime, höchst lächerlich; aber mir gefällt er, und da ich auch gehört habe, er sey liederlich, so hab' ich ihn genommen. Er war bis jetzt, wie Gil Blas, Bedienter bei einem Zahnbrecher, sehnte sich aber sehr nach meinem Dienst und versprach, sich über allen Ausdruck gut aufzuführen; was wollt' ich machen? ich nahm ihn. Und da er ganz gewiß eben so ehrlich und treu ist wie irgend einer seiner Collegen in Wien, und von guter Familie, die ich kenne, so hab' ich ihn eben genommen, und bin jetzt im Besitz zweier J.'s. Und wenn ich nicht nach Wunsch bedient werde, so werden Sie nicht räsonniren und mit mir zanken, denn es geht Sie nichts an. Ich werde schlecht bedient und ich bin es, der meine Leute aussucht, und zwar nie nach Attestaten, sondern immer nach den Lehren der Physiognomik. Dagegen mische ich mich nicht in die Weiber, die Sie für sich aufnehmen, da ich mich auf deren Physiognomik nicht verstehe, und daher auch immer in der Welt mit ihnen zu Schaden gekommen bin. Ist das nicht wahr?

Nun gehe ich wieder und diene dem Staat. Von Einem, den die Geschäfte nicht schnaufen lassen, ist heute genug für Sie geschehen. Morgen, wenn es der Staat erlaubt, das Weitere.

Wien, den 3. November 1852.

Vor ein paar Stunden erhielt ich Ihren lieben Brief. Also mein letzter ist ein Wischel gewesen? Der heutige ist ein noch viel kleineres Wischel, denn Zeit ist bei mir seit länger als acht Tagen eine ganz unbekannte Größe, und ich hätte keine, wenn der Tag auch länger dauerte. Dabei muß ich viel herum laufen, was mir schon gar zuwider ist, was ich aber doch thue — aus Geiz, weil mir die Fiacres zu theuer, die Cabs zu schlecht und die Comfortables noch nicht zu haben sind. — Ich habe von Strachwitz schon früher gehört, aber nie etwas von ihm gelesen. Die Ballade, die Sie mir schickten, ist ausgezeichnet und gehört zu den besten; * sie ist einfach und doch voll Kraft und Nerv; ich wünsche, daß er viele solche gemacht habe. Alle Kirchenlieder haben eine eigene, ergreifende Kraft in ihrer Einfachheit, so auch: „eine feste Burg." — Das würde mich sehr freuen, wenn A. T. den Minister N. heirathete; ein Minister ist „kein Butterbrod." ** Von der alten L. haben Sie mir schon oft erzählt, aber ich kann's noch einmal hören. Neues ist nichts vorgefallen. — Eine neue Oper vom russischen General Lewow „Undine" ist durchgefallen, ich war aber nicht darin. Das Casino so nahe zu haben, ist eine große Annehmlichkeit; sehr angenehme Gesellschaft, obwohl auch viel leeres Zeug, das man aber nicht nöthig hat zu der seinigen zu wählen; dann ein Lesezimmer, das mit allem versehen ist, was an Journalen, Reviews, Magazinen und Illustrationen heraus kommt; dabei eine Bibliothek von den neuesten, eben viel besprochenen Pamphlets und Werken des Tags, und zwar in allen Sprachen; dabei alles äußerst comfortabel eingerichtet, und zehn Bediente auf den Wink, die alles Verlangte herbeischaffen, und das Alles für jährlich 100 fl. Für viele Verhältnisse gibt es keine wohlfeilere Unterhaltung, als von Früh bis Abend im Casino zu sitzen, zu lesen, Billard zu spielen, zu conversiren, den Sommer hindurch immer Eiswasser zu trinken, während man zu Hause Licht und Holz erspart und auf kein Journal zu abonniren braucht, in einem glänzenden Palaste seine Tagwohnung hat, Allem, was Fremd ist, begegnet, und alles Neueste aus sicherster Quelle erfährt. Für das Familienleben hingegen ist es ein Verderb, zumal wenn die Leute bis zwei und drei Uhr in der Nacht beim Spiel sitzen; das ist die üble Seite. Eine wohlfeile Whistpartie ist nicht zu finden, denn die sogenannten kleinen Partien werden um 2 fl. gespielt, die große um 5 fl. C.M., der point short whist mit Wetten und allen Unformen, so daß man in den kleinen immer 50—60 fl., in den großen 5—600 fl. verlieren und gewinnen kann. Das ist natürlich nur für reiche Leute, auch sind die Spieler kaum der vierte

---

* s. Strachwitz Gedichte: 336, „der gefangene Admiral."

** Norddeutsche Redensart, wenn etwas aus dem gewöhnlichen Geleise geht: „Das ist kein Butterbrod," die ihn oft lachen machte.

Theil der Besucher. Gegen Hazardspiele sind zwar große Schranken gesetzt, sie werden aber doch nicht immer geachtet und oft umgangen, zwar nicht direkt, aber doch so, daß Ecartépartien sind, wo Tausende gewonnen und verloren werden.

Der alte Wrangel war gestern hier auf seiner Rückreise von Wosnosensk über Constantinopel und Triest und hat beim Kaiser gegessen. Er soll ein feines kluges Gesicht haben, doch nicht viel von sich gegeben haben, da er sich nur 24 Stunden hier aufgehalten hat; deßwegen hat er auch keine Truppen gesehen und kaum das neue Arsenal, das das achte Wunder der Welt werden wird. Mit Wrangel war ein Obrist Falkenstein und ein Rittmeister Brandenburg. — Ich rechne darauf, daß ich viel von Ihnen höre, denn Sie haben nichts zu thun und schreiben schnell wie der Wind, während ich gehetzt und geplagt bin, den ganzen Tag schmieren und nachdenken muß, und mir das Schreiben eine wahre Marter ist, und ich nicht damit vom Fleck komme.

Wien, den 7. Nov. 1852.

Ich habe gestern mit L. und T. en trois gegessen. Ich hatte Austern und Schellfische aus Berlin bekommen. Der Seefisch aus Triest ist viel theurer, als den ich mir über Berlin kommen lasse — und gar in den Gasthäusern. Das Wetter ist so schön, und ich bin so viel Visiten schuldig, daß ich mich entschlossen habe, zugleich einen Spaziergang zu machen. Ich suchte mir daher die entferntesten aus, und in der That wohnt Fürst Petrulla im letzten Hause am Prater. Als ich in's Freie kam, war aber eine solche Hitze, daß ich mit meinem Winterpaletot kaum gehen konnte und ich am Ende so müde und durchgeschwitzt war, daß ich am Karlstheater, trotzdem daß es Sonntag war, einen Cab nahm, und wiewohl ich mir aus Schaam den Hut vor's Gesicht hielt, ward ich doch vom Kaiser erkannt, der wenigstens die Ueberzeugung haben wird, daß ich nicht zu den elegantesten Mitgliedern des diplomatischen Corps gehöre. Es ist heute wie im Mai, und ich kann nicht ausstehen, wenn nicht jede Jahreszeit hat, was ihr gehört, und jetzt gehört sich Koth mit Schneegestöber und nicht 18° Wärme. Dessenungeachtet muß ich heute arbeiten, wenn auch nur am Schreibtisch, aber es wird mir doch verdammt schwer. — Der neue Bediente ist bereits im Hause — ganz Pierrot, so daß er nicht nöthig hätte, sich zu maskiren. — Von der Ankunft des Erbgroßherzogs habe ich noch keine bestimmte Nachricht, obgleich schon mein ganzer Schreibtisch voll Briefe und mein Zimmer voll Gepäck für ihn liegt.

Wien, den 9. Nov. 1852.

Ich bin von Arbeit und Unterhaltungen erschöpft, ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir das zu viel ist und wie ich mich darnach sehne, daß es anders wäre. — Die Br. erzählte mir, daß R. endlich nach einem Krankenlager, das gar nicht enden wollte, gestorben ist. Ihre Liebe zu ihrem Sohne war von jeher eine wahre Leidenschaft und zuletzt wahrhaft tragisch. Als sie schon fast im Sterben war, fing der Sohn einmal des Nachts heftig zu husten an; da fuhr sie im Bett in die Höhe und rief mit Heftigkeit voll Freude aus: „Du hast die Lungensucht — du wirst mir gleich nachfolgen, und ich werde nicht ohne dich seyn!“ — Wenn man die Frau überhaupt gekannt hat und Zeuge des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn war, so begreift man diese gänzlich rücksichtslose egoistische Liebe. Mich hat die Erzählung sehr erschüttert.

Gestern war ich in der Burg in „Zu Hause,“ von Bauernfeld, einem sehr nett gemachten Stück, geistreich und neu im Entwurf, und von witzigster Ausführung. — Nehmen Sie mir's nicht übel, von den Uhlanenuniformen verstehen Sie gar nichts, und die Fangschnüre, über die Sie sich aufhalten, haben immer bestanden, so lange es Uhlanen gibt, und sind schön gefunden worden, und nun werden sie von verläumderischen Zungen überladen, ohne Zweck und kindisch gefunden! — Mein Soldatenbüchel ist heut wieder nach Stuttgart zurück, nachdem ich bis 4 Uhr früh daran corrigirt habe. So geht es immer! Eine Nacht bin ich auf dem Ball, die andere am Schreibtische, bis die Sonne scheint. Heute ist Ball bei O'Sullivan, morgen Diner für die Zollconferenz, übermorgen Kammerball bei der Erzherzogin Sophie, zu dem ich geladen bin. Von Visitenmachen ist keine Rede, und nachdem ich mir die Zeit stehle, um Ihnen zu schreiben, ist Ihnen das noch nicht genug, und Sie behaupten, die Liebschaften ließen mir nicht Zeit dazu! — Was meine häusliche Einrichtung betrifft, so wird sie sich entscheiden, je nachdem ich Botschafter eines, zweier oder dreier Höfe werde.

(Fortsetzung folgt.)

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung.

Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena am 10. und 17. Februar 1864 von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

IV.

Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Charaktere.

Es ist richtig, daß die Charaktere im Nathan religiös motivirt sind und von dem idealen Mittelpunkt des Stücks, den wir kennen gelernt haben, ihr Licht empfangen. Indessen finde ich hier die über das Stück verbreiteten Vorstellungen nach zwei Richtungen im Unklaren.

Einmal heißt es, Lessing habe in den Personen seiner Dichtung die drei Religionen darstellen wollen, er habe im Patriarchen, der Daja, dem Tempelherrn und dem Klosterbruder das Christenthum, im Nathan das Judenthum, in Saladin, Sittah und Al-Hafi den Islam personificirt. Schon aus äußeren Gründen würde diese Rechnung nicht stimmen. Wo bleibt Recha? Und Al-Hafi mit seiner Vorliebe für die Parsen, mit seiner Sehnsucht nach den Lehrern am Ganges ist schwerlich ein reiner Typus des Islam. Noch weniger stimmt die Rechnung aus inneren Gründen, wie ich später im Einzelnen zeigen werde. Es ist nicht daran zu denken, daß uns Lessing Exemplare der drei Religionen vorführen wollte. Und damit fällt von selbst ein Vorwurf, den man ihm oft gemacht hat, jenem Vorwurfe ähnlich, wogegen er selbst Cardanus hatte retten wollen; daß er das Christenthum augenscheinlich vernachlässigt und herabgesetzt habe, denn der schlechteste Charakter des Stücks repräsentire die christliche, und der beste die jüdische Seite. So könnte die Dichtung erscheinen auf den ersten flüchtigen Blick, der nur auf der Oberfläche hingleitet. Und ebenso verfehlt ist die Ansicht, Lessing habe in seinem Nathan die aufgeklärten Religionsbegriffe, etwa die deistischen, gegen die orthodoxen vertheidigen und rechtfertigen wollen, so daß am Ende der Nathan nichts weiter ist, als in dramatischer Form, was das Werk des Reimarus in kritischer war, eine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Es handelt sich in diesem Gedicht überhaupt nicht um bestimmte Religionssätze, um theologische Lehrbegriffe. Recha sagt: „so viel tröstender war mir der Glaube, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt."

Das Thema, welches die Charaktere unserer Dichtung bewegt, liegt bei weitem tiefer. Es ist genau dasselbe, was Lessing in der Erzählung von den drei Ringen veranschaulichen wollte: der Unterschied des Aechten und Unächten in der Religion überhaupt. Der erste Grundzug der Religion ist die Selbstverleugnung, die uns von der Selbstsucht, von dem Drucke der Leidenschaften, darum auch von dem Drucke der Welt frei macht und unsern Verstand in demselben Grade läutert, als sie das Herz reinigt, deren reifste Frucht die auf wirkliche Menschenkenntniß gegründete Liebe ist. Hier ist der Zug, der das Aechte im Menschen vom Unächten scheidet, die Seele über die Scheinwerthe der Welt erhebt, die wahre und lautere Seelengröße bildet.

Bevor sich aber das Aechte völlig vom Unächten scheidet, bevor die Seelengröße fleckenlos in ihrer vollen Entfaltung erscheint: wie mannigfaltig zeigt sich in so vielen sittlichen Abstufungen das Aechte mit dem Unächten, das Wahre mit dem Falschen, die Selbstverleugnung mit den Scheinwerthen der Einbildung und Leidenschaften gemischt! Bald von dieser, bald von jener Seite fällt ein Schatten in das Licht der Seele und verdunkelt wieder und hemmt das lautere Streben. Hier ließe sich eine Reihe Charaktere der verschiedensten Art vorstellen, in denen sich das Aechte immer reiner und leuchtender aus dem Unächten hervorarbeitet bis zu dem Höhepunkt seiner wirklichen Reife. Vielleicht, daß wir unter diesem Gesichtspunkte die Charaktere unserer Dichtung besser erkennen, als wenn wir sie nach Religionen abtheilen.

V.

Der Patriarch.

In einer solchen Reihe von Charakteren wird offenbar auch das vollkommene Gegentheil des ächt Religiösen nicht fehlen dürfen, denn durch den Contrast

hebt sich das Rechte selbst deutlicher hervor, das Wahre erhellt zugleich sich und sein Gegentheil und wird selbst durch die Unwahrheit des letzteren erleuchtet. Einen Charakter braucht unsere Dichtung, der im Gegensatz zu allen übrigen nicht eine Spur des Rechten in sich trägt, der ein vollkommenes Abbild ist des unächt Religiösen und nichts weiter als ein solches nach der Natur getroffenes Abbild.

Statt der Selbstverleugnung die Selbstsucht in der ganzen Breite ihrer Begierden, nicht etwa im Gegensatz zum Glauben, sondern mit diesem verbunden, unter dem Scheine desselben: der Egoismus, dem der Glaube zum Werkzeug dient, der Glaubensegoismus mit seinem Dünkel und Hochmuth. Es gibt eine Form der schnödesten Selbstsucht, die den äußern Schein der Religion annimmt, mit dem vollen Bewußtseyn der Maske: das ist die religiöse Heuchelei, deren Typus der Tartüffe ist. Hier ist wenigstens der Egoismus über sich selbst nicht im Unklaren, die Religion erscheint hier in ihrer äußersten Verkehrung, herabgewürdigt zu einem bloßen Mittel menschlicher Selbstsucht, mit Bewußtseyn, mit raffinirter Absicht dazu herabgewürdigt. Aber es gibt eine Stufe, die noch unter dem Tartüffe ist: wenn sich der Egoist in allem Ernst für einen Mann Gottes hält und seine Zwecke für die gottwohlgefälligen, wenn der Glaube nicht Maske, sondern gleichsam der Panzer ist, in welchem der Egoismus wie in einer Festung wohnt, sicher, behaglich, kugelfest, selbst der Entlarvung unerreichbar, vor welcher der bewußte Heuchler immer auf der Hut und in der Angst ist. Der Egoismus ist der Kern, die Religion ist die Schaale; beide sind hier zusammengewachsen, und soll diese unnatürliche Verbindung noch Heuchelei genannt werden, so ist sie naive Heuchelei, ein Glaubenszustand, der die Selbsterkenntniß völlig verdunkelt und die schlimmste Art der Selbsttäuschung schützt und begünstigt. Leute von solcher Verfassung reden nicht bloß unwahr, sie sind unwahr, und das ist bei weitem das Schlimmste. Hier ist das unächt Religiöse ohne einen Funken des ächten.

Der Typus dieser Form ist der Patriarch im Lessing'schen Nathan. Im Innersten herzlos bis zur Unmenschlichkeit und gegen alle Empfindungen der Menschenliebe und Großmuth in einem Grade verhärtet, daß er vollkommen unfähig ist, sie zu verstehen oder gar von ihnen ergriffen zu werden. Er lebt unter dem großmüthigen Schutze Saladins, wenigstens so nimmt ihn der Dichter, er hat dem Sultan gegenüber die Miene der Unterwürfigkeit, aber heimlich sinnt er ihm Verrath und Meuchelmord. Er weiß, daß Saladin dem gefangenen Tempelherrn Leben und Freiheit geschenkt, aber nach des Patriarchen Absicht soll der Tempelherr eben diese Freiheit benützen, um an Saladin zum Spion und Mörder zu werden. Denn Bubenstück vor Menschen ist nicht auch Bubenstück vor Gott. Er hört von einem Christenkinde, das ein Jude aufgezogen, als ob es sein Kind wäre; das Kind war eine Waise, der Jude ist ihm der liebevollste Vater geworden; aber in dieser rührenden Begebenheit sieht der Patriarch nichts als einen Seelenraub, eine Verführung zur Apostasie, eine Rettung zum ewigen Verderben; es wäre in seinen Augen besser gewesen, der Jude hätte das Kind im Elend umkommen lassen. Taub gegen jeden rührenden Zug der Menschenliebe und Barmherzigkeit bleibt er bei seinem Spruch: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!"

Dabei regt sich in seiner Seele auch nicht von fern ein leises Gefühl der Menschlichkeit, das er etwa nothgedrungen dem strengen Gesetz seiner Kirche opfern müßte. Es wäre darin doch eine Art Selbstverleugnung. Nein, er fühlt nur seine Macht, seine Würde, die ihm wohl thut, und ebenso wohl thut es ihm zu verdammen. Er sagt und wiederholt seinen Verdammungsspruch ungerührt, wie ein Automat, den nur das Triebwerk der Kirche in Bewegung setzt, und als solcher möchte er erscheinen, als solcher erscheint er sich selbst: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zu viel thu', thu' ich ihm!"

Wäre er in der That dieses blinde Werkzeug, so möchte die blinde Unterwerfung noch ein Zeichen jener Selbstverleugnung seyn, welche die Kirche groß gemacht hat. Von dieser Selbstverleugnung ist nichts in ihm, weder von ihrer Demuth noch von ihrem Stolz. Seine persönlichen Interessen sind ihm die Hauptsache, für diese ist er fortwährend besorgt und im Stillen auf der Lauer mit jener unheimlichen, spionirenden Neugierde, die ein constanter Zug pfäffischer Herrschsucht ist, und sich überhaupt bei solchen Charakteren einfindet, welche die Sucht haben, zu profitiren. Wer vor Allem seinen Nutzen bedenkt, spähend, ob nicht irgendwo irgendwas für ihn abfällt, der kümmert sich um Alles, sucht seinen Profit bei jeder Gelegenheit, und verlegt sich darum nothwendig auf das Ausspüren der Dinge, damit er ja nichts versäume. Schon dieß allein macht im widerlichen Sinne des Worts neugierig. In der guten Stadt Jerusalem geschieht nichts, das diesem Patriarchen lange verborgen bleibt. Halb verwundert, halb ironisch sagt der Klosterbruder:

Ich hab' mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet

Von Dingen dieser Welt zu seyn herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden.

So hat er, wie sich der Klosterbruder sehr bezeichnend ausdrückt, die Veste „ausgegattert," wo der Vater Saladins die Schätze hütet; so möchte er um jeden Preis wissen, warum der Sultan den Tempelherrn begnadigt; und die Geschichte vom Christenkinde im Hause des Juden ist ihm ein Problem, dem er tiefer auf die Spur zu kommen suchen muß.

Er haßt den Sultan, dessen Herrschaft ihm natürlich so angenehm nicht ist, als die eines gläubigen Königs, und er sucht durch Verrath und Meuchelmord diese Herrschaft los zu werden. Das aber hindert ihn nicht, bei dem Sultan Schutz zu suchen gegen den Juden, der ein Christenkind in seinem, vielleicht in keinem Glauben erzogen. Er wird dem Sultan leicht begreiflich machen, wie nützlich das Glauben für den Staat, und wie gefährlich das Gegentheil ist. So gilt ihm selbst der Glaube als ein Mittel zur Macht, als ein Werkzeug der Herrschsucht, als ein williges; und er selbst ist zuletzt nichts als ein solcher williger Diener, der sich der Macht beugt, gleichviel welcher, die ihm gefährlich werden könnte, sich ihr beugt, wenn sie ihm auch noch so verhaßt ist.

Kaum hat er gehört, daß der Tempelherr zu Saladin gerufen ist, so ändert er den Ton. Und überaus charakteristisch ist, was Lessing ihn sagen läßt:

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur
Im besten bei ihm eingedenk zu seyn.

Man sieht, er würde kriechen, wenn der Sultan vor ihm stände.

Dieser Patriarch hat nicht die mindeste Anlage zu einem Märtyrer. Er wird sich wohl hüten, sich jemals preiszugeben. Auch seine Intoleranz und sein Fanatismus reichen nur so weit als seine Selbstsucht. Er fühlt sich höchst ehrwürdig und höchst behaglich in seinem Pomp, wie er daherkommt von einer Krankenkommunion; man sollte ihn erst sehen nach Hofe sich erheben. Und wie er selbst grundzufrieden ist mit seinem Daseyn, so ist dieser Zug der Selbstzufriedenheit in seinem Gesichte stehen geblieben als freundliches Grinsen. Er hat sich den Glauben wohl bekommen lassen, und wir brauchen zu seiner Charakteristik eigentlich nur die paar Worte: „der dicke, rothe, freundliche Prälat!"

Aber man suche solche Charaktere, wie der Patriarch einer ist, nicht bloß bei den Prälaten, wo die Auslese nicht klein seyn mag, sondern überall da, wo allgemeine Zwecke, es seyen religiöse oder politische, es seyen Zwecke des Ganzen oder einer Partei, von Einzelnen zu ihrem Vortheil ausgebeutet werden. Hier ist die Auswahl am größten. Und der Typus ist in den verschiedensten Formen immer derselbe. Wenn sie die Macht haben diese Leute, so kann man sicher seyn, der Jude wird verbrannt. Und so lange die Macht beim Saladin ist, den sie heimlich hassen, kann man sicher seyn, daß sie gleich bei der Hand seyn werden, zu sagen: „Ich bitte meiner nur im Besten bei ihm eingedenk zu seyn!"

VI.

Daja.

In dem Patriarchen ist der Glaubensdünkel und Glaubensegoismus bloß Dünkel und Egoismus, baar jeder Art der Frömmigkeit und Selbstverleugnung. Doch wäre es menschenunkundig zu meinen, daß der Glaubensdünkel, so beschränkt und unächt er ist, jeder bessern Form und Regung vollkommen unfähig sey. Die Menschen machen sich ihren Glauben nicht, sie empfangen ihn, und zwar empfangen sie ihn unter dem Eindruck des Besten und Edelsten, das ihnen zu Theil werden kann; die Ueberzeugung, den besten Glauben zu haben, ist darum eine unwillkürliche Mitgift der religiösen Erziehung. Auf diesem Wege entsteht leicht eine Glaubenseinbildung, die in befangenen und unerfahrenen Naturen bis zum Hochmuth und Dünkel steigt, und sich Andersgläubigen gegenüber gern in die Brust wirft. Die Religion wird wie ein Besitz angesehen, auf den man sich etwas einbildet, mit dem man Staat macht, wie mit einem weltlichen Dinge. Das ist ohne Zweifel eine sehr niedrige Art religiöser Bildung, aber sie ist, wenn man die menschliche Natur bedenkt, nicht durchaus falsch, sie ist nur stehen geblieben in den ersten, unmündigen Anfängen religiöser Entwicklung, wo dem Glauben der Verstand und die Einsicht fehlt; es ist die kindische, unmündige, ordinäre Form der Frömmigkeit, in ihrer Art ganz wahr und aufrichtig, sie weiß es wirklich nicht besser, und handelt, so gut sie es versteht. Was hier dem Herzen fehlt, ist weniger der gute Wille als jene Bildung, ohne welche auch der beste Wille unrichtig und verblendet handelt. Es ist die nicht der Weisheit, sondern dem Wahn conforme Liebe.

Ein Typus dieser sehr gewöhnlichen, und darum sehr verbreiteten Form des Glaubens ist in unserer Dichtung die Daja. Zwei Triebfedern sind es, die sie bestimmen: ihre Liebe zu Recha, für die sie Alles

zu thun bereit ist, sie würde deren Tod nicht überlebt haben, sie hängt an dem ihr anvertrauten Kinde mit aller Treue und Hingebung; zugleich hält sie fest an dem Glauben, den sie weniger erlebt als gelernt hat: daß nur in ihrer Religion die Menschen selig werden können. So wird ihre Liebe für Recha zur Angst um deren Seelenheil. Das Christenkind ist als Judenkind groß geworden, und wenn Daja sie nicht bei Zeiten rettet, so ist sie ewig verloren. Dieser Gedanke läßt ihr keine Ruhe und bekümmert die gute Person ganz ernstlich. Ihr Mann war ein Kreuzfahrer, der mit Barbarossa in's gelobte Land kam und mit dem Kaiser zugleich sein Leben verlor; jetzt ist sie Dienerin im Hause des Juden. Sie empfindet diesen ihren gegenwärtigen Stand wie ein Mißverhältniß, in dem sie lebt, und sie gefällt sich in dieser Empfindung.

„Meint Ihr etwa (bemerkt sie dem Tempelherrn),
Ich fühle meinen Werth als Christin nicht?
Auch mir ward's vor der Wiege nicht gesungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Palästina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn."

Jener alleinseligmachende Glaube, dessen sie sich rühmt, ist ihr angelernt und anerzogen mit den Sitten der Heimath, es ist der Glaube, in dem sie sich heimisch fühlt, weniger aus innerem Bedürfniß als aus überkommener Gewohnheit, und es ist von dem Dichter wohl angebracht, daß er die gute Frau Heimweh haben läßt. Sie ist der Kinderschule nie entwachsen. Und die Krone ihrer späteren Lebenserfahrungen reicht nicht höher als:

Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiser Friedrichs Heer.

Innere Erlebnisse, welche den Glauben auf die Probe stellen, ihn bestätigen oder läutern, hat sie keine gehabt, auch nicht die Fähigkeit zu solchen Erlebnissen. Welt- und Menschenerfahrung haben sie nicht veredelt. Der Sinn für das Aechte im Menschen ist ihr nicht aufgegangen. So ist ihr Glaube ohne alle Menschenkenntniß geblieben. Sie sieht nicht, welch ein Geschöpf diese Recha in der Hand dieses Juden geworden, sie sieht nur das Christenkind in der Hand eines Juden.

In einem solchen Gemüth kömmt die Selbstverleugnung nicht über die Schranken hinaus, welche Unverstand und Eitelkeit ihr setzen. Aus Liebe will sie Recha retten, und fühlt nicht, daß dieser die Trennung von Nathan das Herz bricht. Auch ist es für eine so gläubige Christin etwas verdächtig, daß sie Recha vor dem Juden bewahren will durch die Ehe mit dem Tempelherrn! Es gibt also einen Fall, in dem der Glaube dieser Daja so tolerant wird, daß er sich über christliche Ordensgelübde hinwegsetzt: wenn es gilt, ein Pärchen zu machen!

Und ich habe sie wirklich im Verdacht, daß ihre Selbstliebe noch immer ebenso groß ist als ihre selbstverleugnende Liebe zu Recha, daß ihre kleinen Interessen auch dabei ihre Rechnung finden. Was hat sie denn in dem Hause des Juden so lange gehalten und ihr ängstliches Gewissen immer wieder beschwichtigt und stumm gemacht? Nathan kennt die Daja besser als sie ihn. Wie sie von ihrem Gewissen redet, sagt Nathan:

Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen —
was in Babylon
Für einen schönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geschmack so reich! Ich bringe
Für Recha selbst kaum einen schönern mit.

Und wie sie ihr Gewissen nicht länger betäuben kann, fährt Nathan fort:

Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damaskus ich dir ausgesucht:
Verlanget mich zu sehen.

Ich bin überzeugt, sie werden ihr sehr gefallen, und das schöne Kleid wird ihrer Eitelkeit eben so wohl thun, als daß ihr lieber Ehgemahl ein edler Knecht war in Kaiser Friedrichs Heer.

Ihr wärmster Wunsch ist, Recha in ihren Glauben und ihr Vaterland nach Europa zurückzuführen. Aber auch hiebei ist ihr eigenes Interesse nicht vergessen. Das letzte Wort, das sie dem Tempelherrn zuruft, nachdem sie diesem das Familiengeheimniß Rechas verrathen, gibt einen Blick in ihre Seele: „wenn Ihr aber dann sie nach Europa führt, so laßt Ihr mich doch nicht zurück?"

So ist ihr Glaube wie ihre Liebe zur Hälfte Selbstliebe, und wenn wir sie mild beurtheilen, so nehmen wir sie, wie Recha sie der Sittah schildert:

Meine gute böse Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja, du kennst
Wohl diese gute böse Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir so viel Gutes, — so viel Böses
Erwiesen!

VII.

Der Tempelherr.

Der Glaubensdünkel nährt den Egoismus, weil er ihm wohlthut, und unter dieser Bedingung kann

die Selbstverleugnung nicht groß werden. Heben wir diese Schranke auf, welche das lautere Streben drückt und verkümmert, damit das uneigennützige Herz sich in seiner vollen Stärke entfalte. Setzen wir zunächst an die Stelle der Glaubenseitelkeit ihr Gegentheil: einen Charakter, der sich innerlich davon befreit hat, dem der Glaubensdünkel höchst ungereimt, höchst verwerflich erscheint, der die ganze Kraft eines uneigennützigen und großdenkenden Herzens und zugleich eine volle leidenschaftliche Verachtung dagegen erhebt. In dieser leidenschaftlichen Verachtung liegt die Gefahr. Den Glaubenswahn verachten, ist der Stolz, ihn nicht zu haben. Dieser Stolz ist auch eitel, auch unreif und menschenunkundig. Es ist der Stolz des Freigeistes, der sich empört über die Intoleranz und den Fanatismus der Menschen, und der in dieser Empörung sich selbst versteigt bis zur Intoleranz und zum Fanatismus. Der Widerspruch dieser sehr verbreiteten Geistesart liegt am Tage. Lessing kannte ihn wohl und war selbst davon ganz frei, er war, wie Herder vortrefflich gesagt hat, kein Freidenker, sondern ein Rechtdenker. Der hitzige Freigeist dünkt sich unendlich besser als die im Glaubensdünkel Befangenen, die er verachtet, und besonders darum verachtet, weil jeder von ihnen sich unendlich besser dünkt als der Andersgläubige. Mit diesem Gegensatz sind wir offenbar wenig gebessert. Und wo die Freigeisterei, aus einem reinen Triebe entstanden, diese Wendung nimmt, da ist die Schranke, an der die Kraft der Selbstverleugnung zu Schanden wird und in ein falsches Selbstgefühl umkehrt.

Ein wohlgetroffener und zugleich dramatisch belebter Typus dieser Geistesart ist der Tempelherr. Sein Stand hat ihm die Fesseln angelegt, die er mit Widerstreben trägt und zuletzt innerlich abwirft; die Glaubenskriege, in denen er lebt, haben ihn den Religionsfanatismus erfahren lassen; der Geist, der sich in seinem Orden zu verbreiten anfängt, begünstigt die Glaubensindifferenz, die er innerlich annimmt und leidenschaftlich ausbrechen läßt, wo er den Glaubenswahn trifft oder voraussetzt. Wo könnte dieser stärker seyn als bei dem Volk, das in seiner Glaubenseinbildung sich das auserwählte der Erde zu seyn dünkt? Daher seine leidenschaftliche Judenverachtung. Das Wort, das er ungerechter und unkundiger Weise auf Nathan gemünzt hat, paßt genau auf ihn selber: „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Doch sind diese Züge in der Individualität des Tempelherrn so wohl angelegt und gerechtfertigt, daß man sie nicht anders erwartet, kaum wünscht. Seine Erlebnisse haben ihn nur mit den Schattenseiten der Religionen bekannt gemacht, sie haben ihn nur bis zu dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen die religiöse „Menschenmäkelei" kommen, sie haben ihn nicht tiefer blicken lassen; er ist noch jung und nach Art der Jugend schnell entschlossen, das ganz zu verwerfen, dessen Ungerechtigkeit ihm von einer Seite her einleuchtet. Ein unverdorbenes, leidenschaftliches Herz, eben so schnell und entschieden in seiner Liebe wie in seinem Haß! Wie könnte es anders seyn?

Ein Jüngling, wie ein Mann (sagt Nathan). Ich mag ihn wohl,
Den guten, trotz'gen Blick! den drallen Gang!
Die Schale kann nur bitter seyn: der Kern
Ist's sicher nicht.

Der Patriarch und Daja sind ordinäre Typen, die man zu Dutzenden findet. Der Tempelherr ist eine seltene Natur. Er hat einen Zug, den er mit seinem Dichter theilt, und der, so einfach er ist, dem Menschenkenner höchst selten unter Menschen begegnet: er ist ganz wahr, er will nur scheinen, was er innerlich ist, und selbst seine Blendungen sind so offen und aufrichtig in ihrer Art, daß sie bald der bessern Einsicht weichen. Und wenn wir den Glaubenszwang bei Seite lassen, der übrigens die Templer wenig beengt hat, so paßt auch der weiße Mantel mit dem rothen Kreuz vortrefflich zu seiner Natur. Die großen menschlichen Züge, welche den Orden gewaltig gemacht haben, entsprechen ganz seinen persönlichen Neigungen: der Heldenmuth, die Todesverachtung, die Weltentsagung. Er ist in diesem Sinn ein ächter Tempelherr. Gleich seinen ersten Worten im Gespräch mit dem Klosterbruder ist dieser Charakter, dem die Entbehrung leicht wird, der sich in der Weltentsagung frisch fühlt, so eigenthümlich aufgeprägt, daß, so oft ich mir den Tempelherrn vorstelle, diese Worte mir einfallen:

Ja, guter Bruder, wer nur selbst was hätte!
Bei Gott! bei Gott! ich habe nichts. —

Und wie er das Pilgermahl ablehnt, das der Klosterbruder ihm anträgt:

Wozu?
Ich habe Fleisch zwar lange nicht gegessen;
Allein was thut's? Die Datteln sind ja reif.

Die frühe Weltentsagung macht ihn ernst, abgeschlossen, unzugänglich. Ein Jüngling, für den die Welt keine Reize, keine Güter hat! Eine solche Weltentfremdung bei einem so leidenschaftlichen Empfinden! Wie kann es da anders seyn, als daß er leidenschaftlich die Welt von sich stößt, sich gern der Einsamkeit hingibt, die Menschen meidet, reizbar ist gegen jede zudringliche Berührung, mitten im Vollgefühl der

Jugend von einem Lebensüberdruß und einer Neigung zur Schwermuth beschlichen wird? An einigen Stellen wird durch ein hingeworfenes Wort diese Stimmung erkennbar. Wie ihn der Klosterbruder vor den Datteln warnt, die melancholisches Geblüt machen, läßt er ihn abfallen mit der Bemerkung: „Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte?" — Und wie er Nathans Dankbarkeit loswerden will, sucht er seine That werthlos zu machen mit einer Wendung, die ich zwar keineswegs für das Motiv seiner Handlung, aber auch nicht für eine bloße Erfindung halte. Er sagt:

Mein Leben war mir ohnedem
In diesem Augenblicke lästig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen: für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.

So würde der Tempelherr nicht sprechen, wenn er noch nie das Leben als Last empfunden hätte. Es ist in diesem Jünglinge ein starker Hang zur Menschenverachtung, zu der Menschenverachtung, deren innerster Grund zurückgedrängte Liebe ist, die sich vor dem Unwerthe der Menschen verschließt.

Aus dieser Charakterstimmung des Tempelherrn erklären sich seine Handlungen. Es ist begreiflich, daß er die Daja, die wirklich zudringlich ist, schnöde behandelt, daß er Nathan, der es nicht ist, für zudringlich hält und seine Judenverachtung an ihm ausläßt, daß er gegen das Ansinnen des Patriarchen, der ihm ein feiges Bubenstück zumuthet, in Empörung aufbraust, daß ihn die Seelengröße Nathans, wie er sie erkennt, ganz überwältigt, daß bei dem Anblicke Rechas dieses glühende und gewaltsam verschlossene Herz plötzlich ergriffen wird und in der feurigsten Leidenschaft auflodert.

Die grundsätzliche Menschenverachtung ist nie gerecht, und es gibt ein sicheres Zeichen, daß sie falsch ist; denn sie ist allemal mit einem übertriebenen Selbstgefühl verbunden entweder als ihrer Ursache oder als ihrer Wirkung. Sie thut dem Selbstgefühl wohl, und der in der Menschenverachtung unwillkürlich empfundene Kitzel gehört zum Geschlechte des Egoismus. Eine solche jugendlich entschlossene Menschenverachtung, wie die des Tempelherrn, verfehlt das richtige Maß in zwei Punkten: sie hat zu viel Selbstgefühl und zu wenig Menschenkenntniß. Er denkt: sie sind alle Egoisten; sie sind es selbst da, wo sie es am wenigsten seyn sollten, in ihrer Religion, gerade hier sind sie es am meisten, und die schnödesten von allen sind die Juden, die von ihrer Religion selbst verpflichtet werden, Egoisten zu seyn; sie sind es, welche die Menschenmäkelei zuerst getrieben, zuerst das auserwählte Volk sich nannten, zuerst den Glaubensdünkel hatten, nur ihr Gott sey der rechte Gott. Und damit ist das Judenthum von dem Tempelherrn verworfen, so zu sagen en bloc, und mit dem Judenthum Alle, die diesen Namen führen. Der Tempelherr urtheilt, wie die Scholastik seines Zeitalters: die Gattungen sind die Dinge.

Daß Nathan, der ihn anredet, ein Jude ist, reicht hin, um ihm mit der betontesten Wegwerfung zu begegnen. Und wie nun der Tempelherr in dem Gespräche mit Nathan enttäuscht wird, wie ihn diese Enttäuschung innerlich trifft und ihm das Herz öffnet, ist für beide gleich ausdrucksvoll und charakteristisch. Diese Wendung ist einer der ergreifendsten Momente der Dichtung. Das Benehmen des Tempelherrn ist auf den glaubenseiteln, gewinnsüchtigen, mit einem Worte gemeinen Juden gemünzt, den er im Sinn hat. Denn in seinem Sinn ist Einer wie Alle. Er läßt ihn unbarmherzig eine Reihe von Demüthigungen empfinden bis zum verächtlichsten Hohn. Nathan kömmt, um ihm zu danken. Da er den Dank des Juden verschmäht, so bittet dieser den Tempelherrn, wenigstens seine Dienste zu brauchen, er sey ein reicher Mann. Aber der reiche Jude ist im Sinn des Tempelherrn ohne Weiteres auch der habsüchtige und niedrig geizige. Und diese bloße Vorstellung, die er sich macht, ist ihm genug, um den Juden, der vor ihm steht, mit der Verachtung zu behandeln, die dem Geizhalse gebührt. Vielleicht werde er ihn beim Wort nehmen, sich einen neuen Mantel von ihm — nicht schenken lassen, sondern borgen; doch brauche Nathan nicht zu erschrecken, es sey noch lange nicht so weit, noch habe er den neuen Mantel nicht nöthig, der alte habe nur eine schadhafte Stelle, den Brandfleck, den er bekommen, als der Tempelherr die Tochter des Juden durch's Feuer trug. Das ist eine unverdiente, fast boshaft ausgesuchte Erniedrigung, und wenn Nathan sie hinnimmt, so sollten wir meinen, er sey mit dem Tempelherrn quitt.

Nathan erwidert nichts auf die Kränkung. Nur von der Absicht erfüllt, ihm zu danken, demüthigt er sich selbst tief vor dem Tempelherrn. Er dankt dem Brandfleck, auf den er sich herabneigt, um ihn zu küssen; er bittet um Verzeihung, daß er mit einer Thräne den Mantel benetzt habe, er bittet um die Gunst, seiner Tochter den Mantel zu schicken, damit auch sie dem Brandfleck danken könne.

Auf die Demüthigung, die Nathan vom Tempelherrn erfährt, antwortet er mit einer noch größern

freiwilligen Demüthigung. In seiner Vorstellung sieht der Tempelherr den eigennützigen Juden, der schon über die entfernte Aussicht erschrickt, einen Mantel borgen zu sollen; — vor sich sieht er ein Bild der größten Selbstverleugnung. Das ist ein Eindruck, der seine Vorstellung kreuzt, ihn verwirrt und außer Fassung bringt, das ist eine Enttäuschung, die ihn beschämt und entwaffnet. Ein gemeiner Jude ist er nicht, doch immer einer aus dem Volk, das sich für auserwählt hält. Diese Scheidewand sieht der Tempelherr noch zwischen sich und Nathan.

Nathans Auge durchschaut den Tempelherrn, er erkennt in ihm den Edelmuth, der bis zur Selbstverleugnung geht, verdunkelt durch den Stolz, der sich leicht bis zur Selbstüberhebung steigert. In dieses Bild läßt er den Tempelherrn blicken. Er bekennt, daß er ihm die edelsten Beweggründe zutraut, und zugleich gibt er ihm zu verstehen, wie thöricht die Selbstüberhebung.

Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge;
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Diese Worte sind nicht ohne persönliche Beziehung. Die Menschenmäkelei, die Nathan rügt, die Hinweisung auf den unberechtigten Tugendstolz, der leise darin anklingende Vorwurf bringt den Tempelherrn auf sein Thema. Er antwortet mit dem offenen Vorwurf des Glaubensstolzes, dessen größte Schuld die Juden tragen; sie sind den Völkern damit vorangegangen, sie haben diesen Stolz auf Christen und Muselmänner vererbt, die unselige Saat ist aufgegangen in den Kreuzzügen, deren fromme Raserei der Tempelherr verabscheut. Sein ganzes Herz ergießt sich in die Worte:

Ihr stutzt,
Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat und wo die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen ... Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich gesagt,
Und laßt mich!

Auf dieses Wort läßt Nathan die Scheidewand fallen, und Beide erkennen sich in derselben Gesinnung einer geläuterten, vom Glaubensegoismus freien Menschheit.

Diese Läuterung ist im Tempelherrn noch lange nicht vollendet. Sie kämpft mit den Wallungen der Leidenschaft, die ihn jetzt verschlossen bis zur Härte, jetzt vertraulich bis zur Hingebung, bald wieder mißtrauisch bis zum Argwohn und argwöhnisch gegen den Freund bis zur Verfolgung machen. Aber seine edle Natur bricht durch, sie erkennt die Verirrung, womit die Leidenschaft sie verblendet hat, und findet wieder den Weg zu sich selbst. Er wird noch oft irren, aber der Irrthum wird ihn läutern. Und selbst über den Glaubensdünkel wird er menschenkundiger und milder urtheilen lernen. Am Ende ist es weniger der Glaube, der egoistisch macht, als der Egoismus, der den Glauben ansteckt und darum auch den Glaubensdünkel überlebt. Wenigstens eine Erfahrung dieser Art hat der Tempelherr an sich selbst machen können. Der menschliche Egoismus nährt sich von allen Leidenschaften, und wer ihn nur in der Gestalt des Glaubens besiegt hat, der ist nicht einmal sicher, ihn auch nur in dieser Gestalt besiegt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walsingen.

(Fortsetzung.)

V.

Dem Baron schien es äußerst peinlich zu seyn, über seine Verhältnisse, deren Offenkundigkeit ihm doch bekannt genug seyn mußte, sich auszulassen. Es wäre ihm noch schwerer gefallen, hätte er es gegen einen Standesgenossen thun müssen.

„Sind Ihnen die Verhältnisse der Herrschaft Walsingen bekannt?“ fragte er. — „Nur obenhin.“ — „Die Güter sind Majorate, Fideicommisse.“ — Der Andere nickte.

„Ich muß weit ausholen, um Ihnen eine Einsicht zu geben.“ — „Setzen wir uns,“ sprach der Fabrikant, auf die Laube deutend.

Der Baron begann wieder:

„Unser Stand hat schwere Heimsuchungen erlitten. Mehrere Jahrhunderte haben daran gearbeitet, unsern Besitz und unsere Rechte zu erschüttern, Reformation, Bauernkrieg und all das, was die Herren vom Schulstaub als nothwendige, reinigende und in ihren Folgen höchst ersprießliche Revolutionen bezeichnen. Das vergangene Jahrhundert that auch sein redlich Theil dazu, und die Franzosen, Gott verdamme sie!“

„Ja, die haben uns eine schlimmere Armee gesandt in ihren Moden und Sitten, als in ihren Soldaten,“ rief Gotthard, ihn unterbrechend. „Die Waffe hat die Waffe vertrieben, aber das andere Gezücht führt noch immer seinen heimtückischen Kampf gegen uns fort. Es hat Bürgerrecht bei uns erworben und wird aus unserem eigenen Fleische immer wiedergeboren. Wir können es nicht heimweisen an den Ort seiner Herkunft, wie loses Vagantenvolk, denn seine Herkunft ist vergessen worden über unserer guten und willigen Aufnahme.“

Der Baron antwortete nicht darauf und fuhr fort: „Mein Großvater, der am Hofe zu Versailles gelebt hatte und noch die letzten Flitter vom Schlepprock der Pompadour hatte blitzen sehen, der wollte sich hier so ein Duodezversailles aufrichten, daher das hiesige Schloß und Park. Das erschöpfte schon die Kassen, dann nahm uns die Revolution unsere linksrheinischen Güter, und die Humanität und Aufklärung, welche von ihr wie eine Brandfackel herüber geschleudert wurde in geheiligten Besitz, nahm uns die Abgaben, die wir von den Bauern, die auf unsern Ländern saßen, zu fordern berechtigt waren. Die Parcellirung des Klostergutes Dreifalten, an welchem wir gegründeten Antheil hatten, that nicht minder weh. — Que voulez-vous? Man wußte das Alles, man kannte seine Schäden, aber —“

„Noblesse oblige,“ sagte Gotthard, da der Andere stockte, aber es klang nicht spottend, eher traurig.

„Ja,“ antwortete der Baron, „und es liegt ein tiefer, großer Sinn in diesem so oft mißbeuteten, verfehmten Worte. Zu wie viel Großem und Edlem fühlte sich der Adel verpflichtet! Doch lassen wir das und revenons à nos moutons. — Die Bauwuth meines Großvaters, welcher er nicht nur an seinem Palais, sondern auch an Kirchen und Brücken Genüge that, hatte die Finanzen der bedeutenden Herrschaft in Unordnung gebracht, als mein Vater sie antrat.“

„Mein Vater war ein eleganter Lebemann, ein Diplomat im hohen Styl. Die Zeit der Wiener und Carlsbader Congresse kostete viel Geld. Es wurden Hypotheken auf die Güter aufgenommen und gerade zur schlimmsten Zeit, als der Bodenwerth am niedrigsten stand. In den zwanziger Jahren sah man sich genöthigt, die nicht zu dem Fideicommiß gehörigen Güter zu verkaufen oder besser zu verschleudern, eines nach dem andern. Die Verpflichtungen wuchsen und — noblesse oblige, mein Herr — Walsingen mußte ihnen gerecht werden.“

„Mein Vater lebte damals in Paris. Die Herzogin von Angoulême hatte ihn auf ihren Reisen kennen gelernt; er hatte sich den Bourbons attachirt. Man hielt den eleganten Wittwer für sehr reich, er war der Held der Salons, das Bijou der Damen, und sie kosteten ihn mehr Bijoux in einer Woche, als Walsingen in einem Vierteljahr abwarf. Es wurden immer neue Gelder aufgenommen, die Capitalien floßen nach Paris und die Zinsen dafür hatten die sich lichtenden Wälder der Herrschaft aufzubringen. Für die Verwaltung floß zwar immer noch genug aus der immer dürftiger rinnenden Einnahmsquelle, daß sie mit Kind und Kegel auf unsere Kosten dick und fett wurde.“

„Ich lebte hier, später mit einem Gouverneur auf Reisen. Der Sohn des Ambassadeurs von Walsingen durfte nicht reisen wie ein Bettelstudent. In Genua

traf mich die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Er war in London, wohin er Karl X. nach der Julirevolution gefolgt, im Duell geblieben. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Ich kam unter Vormundschaft; brauche ich Ihnen mehr zu sagen?"

Er brauchte allerdings nicht mehr zu sagen; es war nur einem Wunder fast gleich zu achten, daß die Herrschaft eine solche Wirthschaft überhaupt so lange ausgehalten hatte.

Gotthard blickte an der besternten und betitelten Reihe der Männer hinauf, welche das Gut ihrer Kinder verschleudert hatten für die Paläste, die sie unfertig, ohne Dach zurückgelassen, für die Malereien und Vergoldungen, womit sie ihre Prunksäle schmückten, für die Juwelen, die sie um den Nacken vornehmer Phrynen wanden, für die Perlen des Champagners, der in dem Glase tanzte, das ihrer trunkenen Hand in Scherben entglitt wie die Trümmer ihres väterlichen Erbes. Sie hatten Racepferde in die Rennbahn gejagt, aber der schnellste Renner war nicht im Stande, nur einen Theil des früheren Wohlstandes zu erjagen.

Es war die alte Geschichte eines heruntergekommenen Hauses; diese Geschichten haben eine erschreckende Familienähnlichkeit unter einander. Après moi le déluge, das tragen sie alle als Devise. Aber die Sündfluth kommt nicht angerauscht in stürzenden, stürmenden Wogen und endet das Ganze mit einem tragödienhaften, heroischen Schlußakt; sie kommt allmählig, langsam; sachte unterhöhlt sie die Grundvesten des Baus, dringt ein in jede Ritze und sickert fort im zermürbenden, angefressenen Gestein, bis der morsche Bau in sich haltlos und machtlos zusammen bricht.

Das Alles ging vor dem Auge Gotthards vorüber, wie er auf die verdunkelte Gestalt des Mannes blickte, der gebeugt neben ihm saß und in nervöser Hast das Geblätter der Laube abriß. — Was nun?

Der Baron saß schweigend da und warf die zusammengeballten Blätter, welche er abgerissen, auf den weißlich schimmernden Kiesweg vor der Laube. Es lag eine aufgeregte Hast in dieser Bewegung, als wolle er die Bürde von sich wegschleudern, welche ihn belastete. — Was nun? — Er war keinenfalls gekommen um bloß diese Geschichte zu erzählen. „Und?" — fragte Gotthard.

Der Baron fuhr auf. „Und natürlich, Sie werden nicht annehmen, daß ich, der ich in einer Umgebung voll Ueppigkeit zu leben gewohnt war, in meinem zwanzigsten Jahre zum scharfen, genauen Rechner und Verwalter geworden sey. Zwar" — er lachte bitter auf — „ich habe nur ein Sandkorn auf den Schuldenberg meiner Vordern gelegt; aber dieses Sandkorn fehlte just noch, um den Gipfel zu bilden. Ich wußte nicht, in welche Verbindlichkeiten ich mich eingelassen hatte — ich war zu jung — das Leben in der Residenz verführerisch. Erst heute ist mir ihre ganze entsetzliche Tragweite klar geworden."

Er war aufgesprungen, als er so weit gekommen war, und aus der Laube in den Garten hinausgetreten. Die Verirrungen seiner Vorgänger hatte er fließend, ruhig erzählen können, er hatte in kurzen Zügen ein klares Bild vor den Augen seines Zuhörers entrollt. Jetzt bei den eigenen Verirrungen brachte er nur stockende, andeutende Sätze hervor. Gotthard hatte die Fiebergluth seiner Hand brennend empfunden, als der junge Edelmann aufstehend die seine berührt hatte. Auch er stand auf, ruhig mit übereinander geschlagenen Armen blickte er auf den Erregten, der auf dem schmalen Gartenpfade mit hastigen Schritten auf und ab ging.

Das Wetterleuchten, welches zuerst nur in langen Pausen seinen fahlen Schein am südlichen Himmel hatte aufblitzen lassen, flammte jetzt, nur minutenlang unterbrochen, bald da, bald dort auf. Es war ein unheimliches Feuerwerk, das so lautlos durch die Nacht loderte, den Horizont mit einem zuckenden Feuergürtel umspannend. Ein kühler Windhauch strich, von den fernen Gewittern gesendet, durch den Garten. Die Pappeln neben dem Giebelhause neigten über demselben ihre Wipfel zusammen, als tauschten sie flüsternd Geheimnisse gegen einander. Aber aus den Fenstern des Hauses floß ein ruhiges, helles Licht in die Wetternacht hinaus und in den Garten, in dem die zwei Männer lautlos bei einander standen, der eine in der Angst vor den Folgen seines Leichtsinns, Rath suchend und doch die Gefahr nicht nennend, welche ihn bedrohte, ein Ertrinkender, der zu ohnmächtig, mit den Wellen zu kämpfen, krampfhaft nach einem Halt umher sucht und immer nur das zerrinnende Wasser faßt; der andere, der, ein rüstiger Schwimmer, sich durch die brausenden Wogen hindurch gearbeitet hatte, welche sein und seiner Familie Existenz in ihrem mörderischen Schooße zu begraben drohten. Er, der sich des Kampfes und der Mühen noch wohl erinnerte, die es ihm, dem Geübten, gekostet, sich heraus zu retten auf ein einigermaßen gefestetes Ufer, er sah mit Bedauern und rückblickender Wehmuth auf den Sinkenden vor ihm.

„Ich wollte Ihnen Details geben, ich bin aber heute zu aufgeregt, zu wenig Herr meiner selbst, um es zu können," begann der Edelmann auf's Neue, und sich plötzlich umwendend und dem Fabrikanten voll in's Gesicht sehend, legte er die Hand auf dessen verschränkte

Arme. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah; ich wußte, daß Sie das besitzen, was mir bis jetzt fehlt, was mich ergänzen könnte, Energie und Erfahrung. Sie kennen die Bedingungen, unter welchen mein Leben sich entfaltet und gestaltet hat, ich habe keinen Freund, keinen Rathgeber, welcher mir zur Seite stünde. Wollen Sie es mir seyn? wollen Sie mir leihen, was mir fehlt?"

„Ich will's — und so weit meine Kraft reicht, soll sie die Ihre seyn;" antwortete Gotthard und ergriff mit festem Drucke die Hand des jungen Mannes.

„Eine Weile standen sie so schweigend, dann griff der Baron nach seinem Hute, welcher an dem Gitter der Laube hing, und sagte: „Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, Sie so lange aufgehalten zu haben, bei Ihrer Frau."

„Wollen Sie nicht lieber bei mir eintreten und es selbst versuchen, ob sie die strenge Hausfrau versöhnen können?" fragte Gotthard, in den leichten Ton wieder einlenkend. — Der Baron schien unschlüssig, er wollte sich entfernen, da traf sein Auge das feste, ruhige Licht aus den Fenstern des Hauses. „Wenn Sie es gestatten, ja, so will ich mit eintreten," sprach er, „und ein freundliches Bild Ihres häuslichen Herdes mit mir nehmen unter mein ödes Dach."

VI.

Helene hatte mit Spannung ihren Gatten erwartet. Sein langes Ausbleiben ängstigte sie, die ringsum drohenden Wetter des gewitterreichen Jahres versetzten sie in eine gespannte Gereiztheit. Nicht daß sie vor dem Ausbruche solchen Naturschauspieles voll Pracht und Erhabenheit gezittert hätte, ihrem für Großartiges und Gewaltiges empfänglichen Gemüth konnte das kein Gegenstand der Furcht seyn. Sie war im Gegentheil eine mehr heroisch angelegte Natur, das Große, Ungewöhnliche fand in ihr einen stärkeren Nachhall als das nur Anmuthige oder gar schwächlich Interessante. Sie bebte nicht zurück vor den kräftigen Kundgebungen einer gesunden Lebenskraft, und in schwierigen Verhältnissen, sofern sie nur klar vor ihr lagen, zeigte sie einen bewunderswürdigen Grad von Muth und Kraft.

Aber selbst die muthigsten Weiber sind von ihrem empfindlichen, leicht reizbaren Nervengeflecht weit abhängiger als die Männer. Ihre Phantasie ist leichter angeregt und braucht weit weniger Zündstoff, um zur verzehrenden Flamme zu werden. Vor der gefürchteten oder nur eingebildeten Gefahr ist ihr Schrecken weit lähmender und sie wissen der wirklichen im Allgemeinen eine freiere Stirn zu bieten, als dem Drohgespenste, das ihre eigene Einbildung gewoben. Kleinigkeiten erschrecken auch die Muthigste und Geistvollste viel mehr als im ähnlichen Falle den Mann, und Frauen, welche in Bürgerkrieg und Aufruhr muthig und freudig ausgeharrt im bedrohten Hause, welche mit festem Fuß über die Trümmer ihres irdischen Besitzes geschritten, sie können in jeder Faser ihres Wesens erzittern, wenn der Postbote zur ungewohnten Stunde klopft, oder wenn eines der Ihren eine Viertelstunde über die gewohnte Zeit ausbleibt.

So war denn Helene wie von einer schweren Last erlöst, als sie im Gesicht des Eingetretenen keinen Grund zu Besorgnissen las. Der Thee ward endlich auf den schon lange bereit stehenden Tisch gebracht, und der Baron, nachdem er seine Störung nochmals entschuldigt, nahm Platz zwischen den beiden Gatten.

Franz von Walfingen war einer jener jungen Männer von Adel, welche von früh an im Elternhause, dann auf Reisen und am Hofe sich jenen Schliff erworben haben, welcher im Allgemeinen sehr freigebig als Bildung bezeichnet wird. Es fehlte ihm nicht weder an Geist noch an Gemüth, aber Beides war nicht durchgebildet, nicht geübt worden. Es mußte aber ein gesunder Kern in ihm seyn, daß er allen Ausschweifungen wilder Jugendjahre zum Trotz sich noch so viel erhalten hatte. Dem scharfblickenden Gotthard entging es nicht, daß das oft frivole Wesen des Mannes mehr eine Maske war, welche vorzunehmen er als Cavalier für ein Gebot des Anstandes hielt.

In gewissen Kreisen, Lebensaltern und Lagen pflegt man sich der Kundgebung reiner und edler Gefühle, welche sich im Herzen regen, mehr zu schämen, als der Auslassungen einer gemachten, aufgedrungenen Frivolität. Mancher Jüngling meint es seiner Stellung, seinem Geiste schuldig zu seyn, das mit höhnendem Spott zu beflecken, zu dem er seinem innersten Wesen nach lieber bewundernd aufschaute.

In solchen Kreisen bewegte sich Franz von Walfingen. Ihre Bekenntnisse und Maximen hatten schon manchen Stärkeren als ihn allem wahrhaft Edlen zu entfremden gewußt. Ihn retteten vorläufig seine zerrütteten Verhältnisse vor dem gänzlichen Untersinken in diesem sumpfigen Boden. Der Schule des Lebens und der leitenden Hand eines tüchtigen Freundes, einer liebenden Frau mußte es vorbehalten bleiben, dem überwucherten Schößling Raum zu machen, daß er sich zum fruchttragenden, schattenspendenden Baum entfalten und gedeihen könne.

Umsonst bemühte sich Helene, das nur träge sich hinschleppende Gespräch in rechten Gang zu bringen, es wollte ihr nicht gelingen. So flog denn mancher

Engel mit geräuschlosem Fittigschlag durch das Zimmer, wie das Volk so sinnig poetisch die oft so quälenden Pausen des Gesprächs bezeichnet. Dann hörte man draußen den Regen rauschen und klatschend an die Fensterscheiben anschlagen; die fernen Gewitter, welche um den Horizont gelodert, hatten sich endlich in mächtigen Regenströmen über das Thal ergossen.

Wieder war eine dieser Pausen eingetreten und der Faden des Gesprächs abgerissen. Helene hatte ihr Nähzeug aufgenommen, ihr Gatte blies den Rauch seiner Cigarre in schwebenden Ringen von sich, der Baron saß vorgebeugt am Tische und ließ seinen Theelöffel an der Tasse anklirren, als suche er den Takt zu einer langvergessenen Melodie in diesen leis angeschlagenen Tempis. Jeder Winkel des Zimmers war hell und behaglich, die Politur der Möbeln und die Spiegel warfen das sanfte Licht der Lampe zurück, selbst die grotesken Stucczierrathen der Decke, die altmodische breitstreifige Tapete, Alles schien wohnlich und heiter, und hinter dem halbvorgezogenen Umhang des Alcoven schlief der Säugling; seine ruhigen Athemzüge schwebten, nur dem Ohre der Mutter vernehmbar, leise durch den Frieden des Gemachs.

Da riß ein ungestümer Windstoß das Fenster auf, ein sturmgejagter Sprühregen rauschte in das Zimmer, weithin seine Tropfen verschleudernd.

Gotthard stand auf und schloß den Laden, der Baron fuhr auf aus seinem Brüten. „Ah, wie damals!“ rief er, und sich an Helene wendend fuhr er fort: „Glauben Sie an Gespenster, werthe Frau?“

„Ich?“ fragte diese erstaunt.

„Je nun, ich auch nicht. Gespenster — das Wort klingt gemein; es rappelt wie der Knochenmann um Mitternacht und duftet nach Spinnstubenöl und Kaffeesatz. Gespenster, nein, aber Revenants —“ Der Baron wiederholte das letzte Wort seiner Rede wie träumerisch vor sich hin: „Revenants!“

„Um Gotteswillen, Herr von Walsingen, haben Sie es darauf abgesehen, uns das Grausen zu lehren, wie den braven Karl im Mährchen, daß Sie uns heute Abend mit alten Gelübden, Hexen und Klosterruinen, Spinnstuben, Gespenstern und Revenants regaliren?“ rief Gotthard lachend.

„Nein, ernsthaft, ist Ihnen noch nie dergleichen begegnet?“ erwiderte der Baron; „noch nie, daß Ihre Gedanken urplötzlich und unwillkürlich in langvergessene Situationen sich zurückversetzen? und daß auch die äußern Umgebungen, die Zufälligkeiten sich plötzlich wunderbar so gestalten, wie sie schon einmal waren, wie sie gerade zu unserer Erinnerung stimmen? Das nenne ich Revenants.“

„Könnten wir das nicht umkehren,“ antwortete Gotthard, „und das plötzlich auftauchende Gedächtnißbild so erklären, daß es gerade durch die jenem schon einmal Erlebten ähnlichen Zustände hervorgerufen worden sey?“

„Wohl möglich,“ erwiderte Walsingen, „aber nicht passend für meinen Fall. Als ich hier saß, kam mir plötzlich ein langvergessenes Bild meiner Knabenzeit wieder vor Augen, der Tod jener Anverwandten, welche dieses Haus bewohnte, und in demselben Augenblick, als es vor meinem innern Auge erschien, riß der Wind, gerade wie damals, als ich eintrat, dieses Fenster auf, und der Schrecken, welchen ich damals empfand, schien mit dem kalten Regen mich wieder anzuwehen.“

„Das spricht für den damals schon sehr mangelhaften Verschluß der Fenster,“ sagte Gotthard lachend.

(Fortsetzung folgt.)

Waldelegie.

Den ich am Abend mit Lust noch gesehn, von der scheidenden Sonne
Goldenem Lichte durchstrahlt, leise vom Winde bewegt,
Einen gewaltigen Baum, die stolzeste Krone des Waldes,
Festgewurzelt im Grund, ragend mit kernigem Stamm,
Ihn, der den Stürmen getrotzt, so frei, so muthig wie keiner
Von den Söhnen des Bergs, trauend der Jugend und Kraft —
Find' ich, am Morgen den Wald durchstreifend, zerschmettert am Boden,
Nächtlich vom Blitze gerührt, tödtlich getroffen in's Mark.
Herrlicher! den sie vor Allen geliebt, die Brüder im Walde,

Furchtbar schreckte dein Fall, plötzlich die sicheren auf;
Trauernd stehen sie da, gesenkt die Häupter, die hohen;
Durch ihr zitternd Gezweig flüstert ein klagender Ton.
Sieh! auch die Sonne, sie trauert um dich mit matterem Scheine,
Den sie sonst kommend zuerst, scheidend zuletzt noch geküßt.
Liebt sie doch selbst, was ihr entgegen zum Himmel emporstrebt,
Auf in der freieren Luft, hin zu dem reineren Licht. —
Doch, was ist's, dran dort ihr Blick so zitternd vorbeistreift,
Dort wo der feurige Strahl sonder Erbarmen gesengt?
Ach! die Freundin ist es, die liebliche Rose: sie schlinget
Um den zerschmetterten Stamm fest noch den zärtlichen Arm.
Nicht ja wollte von ihm die treue sich trennen im Falle,
Ob er sie stürzend schier riß aus dem nährenden Grund!
Wie sie herüber von dort erst langsam, schüchtern sich wandte
Her zu dem stärkeren Freund, der sie zu schirmen verhieß,
Wie sie vertrauend sich dann ihm innig geschmiegt an die Seite,
Und mit verwandtem Gemüth höher zum Lichte sich wand:
Wonnig war es zu sehn und niemals ging ich vorüber,
Ohne dem traulichen Bund herzliche Wünsche zu weihn.
Weh! wie hat sich das Bild verwandelt, noch gestern so lieblich!
Wo sonst gern es geweilt, wendet mein Auge sich ab;
Wendet sich ab und kehret zurück und kann es nicht lassen,
Thränengetrübt nach dir, trauernde Rose, zu schaun. —
Sey der Verlassenen Schmerz euch heilig, verschonte Genossen,
Bietet ihr treulichen Schutz, wehret die Stürme von ihr!
Allerheiternde Sonne, o sende die freundlichsten Strahlen!
Hege sie, mütterlich Land! letze sie, himmlischer Thau!
Singt ihr im lieblichsten Ton, hellstimmige Vögel des Waldes,
Laßt, ihr zu preisen den Freund, laßt, sie zu trösten, nicht ab!

August Wintterlin.

Literatur.

Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Hannover, 1863.

(Schluß.)

Die Rolle des Engländers Wraxall nun trägt der Verfasser auf einen Schleswig-Holsteiner, den Junker Bogwisch, über, nach welchem auch die dritte Abtheilung seines Werkes betitelt ist. Die beiden ersten tragen die Namen von „Caroline Mathilde" und „Juliane Marie" an der Spitze, jede Abtheilung in zwei Bänden. Dieser dritte Theil ist naturgemäß der am meisten romanhafte. Hier lagen nicht, wie über den Hof Christians VII. und den Proceß gegen Struensee, aktenmäßige Aufzeichnungen vor. In gewissem Sinn ist aber doch auch hier Alles streng historisch und nur die Todesart der Königin macht eine Ausnahme hievon. Nach der gewöhnlichen, historisch beglaubigten Annahme starb sie plötzlich an den Masern, während Baudissin sie an einem von Juliane Marie ihr beigebrachten Gift hinsiechen läßt. Daß dieses Weib zu ihren übrigen Verbrechen auch dieses noch hinzugefügt habe, ist allerdings an sich nichts weniger als unwahrscheinlich; es aber zu einem historischen Factum zu machen, reichen die von dem Verfasser beigebrachten Zeugnisse doch kaum hin. Er lernte nämlich in Celle einen Herrn Mayer kennen, einen hochbetagten Greis, der einen der Pagen Caroline Mathildens noch sehr genau kannte und von ihm die folgende Erzählung hörte: Caroline Mathilde hatte zwei Pagen, Gustedt und Weyhe, die beständig in ihrer Nähe waren und ihr namentlich bei Tische aufwarteten. Eines Tages überreichte Gustedt der Königin eine Körbelsuppe, die von einem erst kürzlich engagirten französischen Koch bereitet war. Die Königin genoß nur einige Löffel voll und ließ den Pagen die Suppe zurücktragen. Der junge Mann aß im Nebenzimmer von der Suppe, wurde aber abgerufen und begab sich wieder in den Speisesaal. Nach ihm trat Weyhe an den Tisch, auf welchem die Suppe stand; er aß einige Löffel voll, ward aber zu seinem Glück auch abgerufen, ehe er die Schüssel geleert

hatte. Nach kurzer Zeit erkrankte Gustedt; er klagte über Schmerzen im Leibe, mußte sich häufig übergeben und starb nach zwei Tagen; auch Weyhe erkrankte unter denselben Symptomen, genas aber wieder. Ein Hund, dem man die Suppe vorsetzte, starb nach wenigen Stunden unter heftigen Convulsionen. Die Königin fühlte sich nach dem Genuß der Suppe unwohl, siechte langsam dahin und sprach wiederholt gegen ihre Umgebung die Ueberzeugung aus, daß sie Gift bekommen habe. Der französische Koch war gleich nach Servirung der Suppe verschwunden und ist nicht wieder gesehen worden.

Ueber die historische Glaubwürdigkeit dieser auf jeden Fall ziemlich romanhaft lautenden Erzählung wollen wir uns in keine weitere Untersuchung einlassen. Romanschriftsteller haben unzählige mal sich auf weit unzuverlässigere Conjecturen gestützt. Aehnlich verhält es sich mit Briefen von Caroline Mathilde, die in einem Bande gesammelt sind, welcher den Titel führt: „Briefe einer unglücklichen Königin. Boston 1777.“ Dieser Band wurde dem Verfasser auf der Schloßbibliothek in Celle gezeigt. Da der Castellan (was dafür zu sprechen scheint, daß er wenigstens diese Briefe für authentisch hielt) sich nicht dazu verstehen wollte, ihm das Buch für eine kurze Zeit zu überlassen, so forschte er in der Stadt umher, bis es ihm endlich gelang, in einer dortigen Buchhandlung ein defectes Exemplar aufzutreiben, aus welchem er nun einige Proben mittheilt. Mögen diese Briefe ächt seyn oder nicht (wahrscheinlich enthalten sie verschiedenartige Bestandtheile, authentische und unterschobene), sie drücken sehr schön die Stimmung aus, welche wir bei der „unglücklichen Königin“ in den verschiedenen Lagen ihres Lebens als vorherrschend annehmen dürfen, geben in ihrem unzweifelhaft ächten Theile einen hohen Begriff von ihren geistigen Eigenschaften und führen uns vortrefflich in das idyllische Stillleben ein, welches sie in Celle führte und gerne führte. Das an diesem Orte ihres Exils Geschriebene trägt ganz den Stempel der aufrichtigsten Ergebung und Versöhnung mit ihrem Schicksal, der Erhabenheit über allen nichtigen Schimmer des von ihr als so trügerisch erkannten Glanzes menschlicher Größe. Ein Brief ist es vor allen, der noch ganz besondere Erwähnung verdient, den die Königin auf ihrem Todtenbett an ihren Bruder geschrieben und in welchem sie im Angesichte des Todes, „mit zitternder Hand, auf welcher schon der Todesschweiß liegt,“ betheuert, daß sie unschuldig sey an dem, was man ihr Schuld gebe. Dieser Brief erschien bald nach dem Ableben der Königin in Londoner Blättern; man sah ihn bisher für unterschoben, aber die damalige öffentliche Meinung und Stimmung in England getreu wiedergebend an. Nun versichert uns der Verfasser — was wir ihm auf sein Wort werden glauben dürfen — daß das englisch geschriebene Original desselben sich im Besitz der königlichen Familie von Hannover befinde. Dadurch ist ein hochwichtiges, unverwerfliches Zeugniß für die Unschuld der Königin beigebracht. Unbefangene Historiker, auch wenn sie der unglücklichen Frau noch so geneigt und über die, auf jeden Fall ungerechte und unwürdige Behandlung, die ihr in Dänemark widerfahren, noch so entrüstet waren, glaubten doch einige Schuld von ihrer Seite annehmen zu müssen, die sie freilich bei der körperlichen und geistigen Erbärmlichkeit des Königs und bei der ganzen Lage, in welche sie sich an seinem Hofe versetzt sah, nur zu begreiflich und entschuldbar fanden. Durch diesen Brief verliert jede derartige Annahme ihren Grund; das Verhältniß Caroline Mathildens zu Struensee erscheint als ein durchaus schuldloses und reines. Dadurch halten wir unsere früheren Einwendungen gegen die Darstellung, welche der Verfasser demselben gibt und die er als durch diesen Brief gerechtfertigt ansehen könnte, freilich für keineswegs beseitigt.

Wir haben uns mit diesem Roman ungewöhnlich eingehend beschäftigt und ihn vom historischen wie vom ästhetischen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht, weil der in ihm behandelte Gegenstand mit der politischen Frage, welche gegenwärtig alle Gemüther so gewaltig in Anspruch nimmt, auf's Genaueste zusammenhängt. Caroline Mathilde und Juliane Marie stehen sich als die Vertreterinnen des deutschen und des dänischen Wesens, wir dürfen, wenn wir ihre Persönlichkeit in's Auge fassen, wohl sagen: des guten und des bösen Princips gegenüber; die Mißhandlung der Deutschen in dem unglücklichen Schleswig-Holstein ist nur eine Fortsetzung des von Juliane Marie begonnenen Nationalitätskampfs, der von ihr zu Beförderung ihrer verbrecherischen Absichten hervorgerufenen Propaganda gegen das Deutschthum. Alles also, was dazu dient, den Ursprung dieses Verhältnisses und die von Anfang an auf beiden Seiten vorhandene Schuld und Unschuld aufzudecken, muß auch dazu beitragen, das Gottesgericht zu beschleunigen, das, wie der Verfasser sich zu sagen für berechtigt hält, einst über Dänemark hereinbrechen wird.

Correspondenz-Nachrichten.

Von der Ostsee.

Eine Woche auf der Insel Usedom (von einem Süddeutschen).

Daß ich Usedom aufgesucht habe, hatte einen rein persönlichen Grund. Ich hatte einen dort wohnenden Freund nach Berlin bestellt. Da derselbe diese Reise nicht unternehmen konnte, habe ich mich entschlossen, ihn in seiner Heimath aufzusuchen.

Man reist jetzt von Berlin aus auf der Eisenbahn in fünf bis sechs Stunden nach Wolgast, von wo aus man auf einer Fähre nach der Insel hinübergeschafft wird. Die bedeutenderen pommerschen Städte, welche auf dem Wege berührt werden, sind Angermünde, wo sich die Stettiner und Stralsunder Bahnen scheiden, Prenzlau und Pasewalk. In letzterer Stadt hätte ich gar zu gern angehalten, da an dem Tage meiner Vorüberfahrt daselbst die Einweihung einer für 100,000 Thaler restaurirten Kirche stattfand. Man hat, wurde von einem der zahlreichen, zu dieser Einweihung reisenden Pastoren, in deren Mitte sich auch der Orgelbauer der neuen Orgel befand, berichtet, diese bedeutende Summe zur Restauration verwendet, weil der Kirchenfonds über die Maßen angeschwollen war und man dem überfließenden Gelde einen Ablauf gewähren mußte. Man finde, wurde weiter berichtet, in dieser Gegend Pommerns vielfach überreiche Kirchenfonds. Einzuregistriren dürfte hier noch seyn, daß die Zugführer auf dieser pommerschen Bahn anstatt des strengen „Fertig" das viel sanftere „Is jud" (ist gut) ertönen lassen.

In Anclam hatte der Schienenweg sein Ende; dort bestieg ich ein kleines Dampfboot. Die Wasserstraße der Peene war auf der ersten Strecke eine ganz schmale; bald aber erweiterte sich der Fluß bedeutend und wurde Angesichts des Städtchens Usedom meerartig; gegen die Stadt Wolgast wurde die Straße wieder schmal. Beim Betreten des Schiffes, um die Mittagsstunde, hatte die Sonne eben siegreich den Nebel durchbrochen und es war somit auf eine angenehme Fahrt zu rechnen; aber bald erhob sich ein Sturmesbrausen, dem ein Regenschauer um den andern folgte, so daß die Fahrt mit nichten eine angenehme wurde. Das kleine Boot, welches von Usedom heranfuhr, um ein paar Passagiere vom Dampfschiffe abzuholen — denn dieses legt bei dem von der Wasserstraße ziemlich abgelegenen Städtchen nicht an — wurde von den Wogen furchtbar herumgeworfen. Die Speisekarte des Dampfers bot nicht zu verachtende Speisen, wie geräucherten Aal und pommersche Gänsebrust. Die Getränke konnten einem Süddeutschen nicht einladend erscheinen. Im Hafen von Wolgast waren der Segel eine große Menge zu erschauen. Ein schöner Dreimaster lag an der Werft, um bald vom Stapel gelassen zu werden.

Von Wolgast wird man nach der Insel Usedom, welche einen Umfang von sieben Quadratmeilen hat — die benachbarte Insel Rügen hat deren zwölf — über den schmalen Wasserarm auf einer Fähre hinübergeschafft. Das Wirthshaus am jenseitigen Ufer mit ein paar andern Gebäuden bildet die zum Kirchspiel Crummin gehörende Parcelle „die Fähre."

Den einstündigen Weg von dieser Fähre nach dem kleinen Pfarrdorf Crummin, einem schönen Rittergutsitze mit stolzen Oekonomiegebäuden, dem Mittelpunkt einer Anzahl von Fischerdörfern, legte ich auf einem leichten Fuhrwerke zurück. Andere als leichte Fuhrwerke findet man auf der ganzen Insel nicht, denn nur solche taugen zu den sandigen Straßen der Insel, auf welchen schon nach kurzem Regenwetter tüchtige Wassergräben entstehen, und die zu gewissen Zeiten kaum zu passiren sind. Gegen Sonnenuntergang bezog ich mein Quartier im freundlichen Pfarrhof.

Am ersten Tage meines Aufenthalts in Crummin sollte ich Zeuge einer doppelten Todtenfeierlichkeit seyn. Schon in der Frühe ertönten die Glocken von dem schönen, neuen Kirchthurme des Ortes, und zwar wurden dieselben nicht bloß wenige Minuten, sondern wohl eine halbe Stunde angezogen. Nach einer kurzen Pause wiederholte sich das Geläute mit derselben Dauer, ihm folgte nach einer wieder nur kurzen Unterbrechung der dritte „Puls." Da zum Zeichen des Absterbens eines Gemeindegliedes drei solcher Pulse geläutet zu werden pflegen, und bei den Beerdigungen wiederum einige Pulse angezogen werden, so sind die Tage, wo mehrere Sterb- und Beerdigungsfälle zusammenkommen, in Crummin Tage, wo das Glockenläuten — trotz dem frommsten katholischen Ort — kein Ende nimmt. Merkwürdiger aber noch ist, daß es nicht der Küster oder sonst ein Bediensteter ist, welcher das Läuten besorgt, sondern daß dasselbe von den Leidtragenden selbst, den Verwandten oder Freunden, nach Umständen den Knechten der Verstorbenen vollzogen wird, daher denn nicht selten, wenn Neulinge oder Uebereifrige diese Pflicht zu erfüllen haben, der Takt verloren geht.

Das Pulsläuten ist übrigens nicht der einzige letzte Liebesdienst, der den Verstorbenen von den ihnen Näherstehenden erwiesen wird. Diese besorgen auch die Aushöhlung des Grabes, das Einsenken der Bahre (die von merkwürdiger Höhe zu seyn pflegt), die Verschüttung derselben und das Zurechtmachen des Grabhügels. Es stehen zu diesem Behuf eine Anzahl Schaufeln zu Gebot. Die Arbeit wird dadurch bedeutend erleichtert, daß der Boden reiner, feiner Sandboden ist. Aber nicht leicht ist die

Aufgabe des Pastors, der am Grabe stehen zu bleiben hat, bis die ganze Arbeit vollendet ist, wozu auch noch gehört, daß ein Stein von einem in der Nähe liegenden Steinhaufen herbeigeholt und an den Fuß des Grabes niedergelegt werde, zur Bezeichnung desselben, denn je nachdem ein Wind sich erhebt, ist der Hügel schon über Nacht weggeweht. Der Pastor hat sowohl in der Kirche, wohin der Sarg zunächst gebracht wird, um vor dem Altar aufgestellt zu werden, als auf dem anstoßenden Gottesacker zu sprechen, in der Kirche sogar zweimal, da nach der Beerdigung dahin zurückgekehrt wird. Des Küsters Aufgabe ist es, nach und nach in der Kirche, auf dem Gang nach dem Kirchhof, auf diesem, auf dem Rückwege nach der Kirche und dann noch einmal in der Kirche, einen Gesang von einer großen Anzahl Versen, und zwar, wenn sich keine Sangeskundigen einstellen, ganz Solo durchzusingen. Dem ergrauten Küster, einem goldenen Jubiläumsmanne, den ich diese Pflicht verrichten hörte, mag es wohl selbst gar zu monoton vorgekommen seyn, immerfort bloß zu singen: „Das Grab ist hier, hier steht mein Bett," wie der Anfang jeglichen Verses von diesem Gesange lautete, da er einmal zwischen zwei Strophen hinein für sich hin, aber für die Nahestehenden doch hörbar, die Bemerkung machte: „der Wind hat sich, scheint's, nach Osten gedreht." Von dem etwas erhöhten Platz des Kirchhofes aus hat man nämlich eine freie Aussicht auf die große Wasserfläche des Cruminer Wicks und die Strömungen desselben.

Am andern Tag war es mir vergönnt, den vor allen andern Ausflügen erwünschten Gang nach dem Meeresstrande mit seiner besonders großartigen und prachtvollen Dünenkette zu machen. Wahrhaftig, der Anblick dieses Strandes — bei dem Fischerdorfe und Badeorte Zinnowitz — lohnt auf's reichlichste die Mühen und Kosten einer langen Reise; auf der muschelbedeckten festen Sandfläche desselben lustzuwandeln, bietet einen unbeschreiblichen Reiz.

Ein ganz eigenthümliches Erlebniß aber war es, daß, wie ich einst im todten Meere am Strande hin ritt, da das Pferd das Wasser aufsuchte, ich nun in der Ostsee auf einem offenen Wagen fahren durfte. Mein Freund hatte seinen leichten Wagen, der mich nach Crummin gebracht hatte, anspannen lassen, um das nahezu zwei Stunden entfernte Zinnowitz schneller zu erreichen. Als wir nach einer einstündigen Fahrt am Strande angekommen waren, rückte der Kutscher, der die beschmutzten Räder des Wagens gerne und ohne Mühe gereinigt gesehen hätte, mit der Anfrage heraus, ob er nicht in's Wasser hineinfahren dürfe. Seine Anfrage wurde ihm um so bereitwilliger bejaht, als wir wußten, daß auch den Pferden dadurch ein Dienst geleistet würde. Es ist natürlich, daß man nur eine geringe Anzahl von Schritten und bloß bis zu einer Tiefe von etwa anderthalb Fuß in das Meer hineinfuhr, und zu bemerken ist, daß der Sandboden des Meeres am Strande hin vollkommen fest und glatt ist, so sehr, daß dieses Fahren im Meer einem Fahren auf einem geebneten Bretterboden gleichkam, auch daß bei dem hellen Wasser leicht auf den Grund zu sehen war. Die Strecke, welche wir auf diese Weise im Meere, dem Strande entlang, fuhren, betrug eine halbe Stunde. Da mir diese Meerfahrt nachgerade doch etwas unheimlich vorkam, wurde die Wasserstraße verlassen. Wir machten dann noch eine Strecke von einer guten halben Stunde zu Fuß, die niedlichsten der Müschelchen in die Taschen steckend und auch emsig, aber mit wenig Erfolg, nach Bernstein suchend. Verschiedene Wasserpflanzen fanden auch unsere Berücksichtigung.

Der Badeort Zinnowitz mit lauter bloß einstockigen Häusern steht in schneidendem Contrast zu dem andern Badeorte der Insel, dem viel aufgesuchten Heringsdorf, und wohl zu allen Seebädern Deutschlands. In Zinnowitz findet sich weder Bademusik, noch sonst etwas zur Unterhaltung dienendes. Die dortigen Badegäste sind auch nicht bloß auf die einfachste, übrigens saubere Wohnung, sondern auch auf eine sehr einfache Kost — hartes Roggenbrod und überweiche Semmeln, Milch-, Chocolade- und süße Biersuppen mit gedörrten Pflaumen, Schöpsenfleisch und ähnliches — angewiesen. Wer die Einfachheit und Zurückgezogenheit liebt und es versteht, sowohl durch geistige Beschäftigung als reinen Naturgenuß sich die Langeweile zu vertreiben, dem könnte daher kein Badeort so sehr empfohlen werden, als Zinnowitz. Nach der Badestätte zu führt eine einfache Allee. Ein nahegelegener Eichwald bietet manch reizendes Plätzchen. Von der Spitze desselben aus genießt man den schönsten Anblick des Meeres. Bei heller Witterung ist die Insel Rügen zu erschauen. Es wird behauptet, daß das Seebad bei Zinnowitz besonders Frauen, welche der Nervenstärkung bedürfen, zuträglich sey.

Die weiteren Tage meines Aufenthalts verflossen schnell. Bei verschiedenen Spaziergängen in der Umgebung Crummins nahm ich wahr, daß die Insel von nicht geringer Fruchtbarkeit ist. Das Gras ihrer Wiesen ist besonders würzhaft, weil dieselben, so oft der Nordwind stärker weht, von salzigem Meerwasser bespült werden, daher sich auch der Viehstand auf der Insel gut befindet. Eigenthümlich ist, daß die Kühe nicht im Stall, sondern auf der Waide gemolken werden. — Mehrfach habe ich Gelegenheit gehabt, Spazierfahrten zu Wasser auf dem Crumminer Wick zu machen. Die Jungen des Pfarrhofes eilten, auch bei ungünstiger Witterung, nach den Lehrstunden mit ihrem Hofmeister, einem Rügener, immer sofort dem Boot zu, um die Segel desselben aufzuspannen und in dem seeartigen Wasser herumzurudern.

Ein paar mal habe ich auch noch die Kirche und den Kirchhof besucht. Bei der Beerdigung eines Erwachsenen wurde ein bestellter „Ruhmeszettel" verlesen. Wir heißen das „Lebenslauf." Dem pommerschen Ausdruck gebührt gewiß der Vorzug der richtigeren Bezeichnung. Bei einer Taufe von drei Kindern fiel mir auf, daß dieselben sämmtlich in aufrechter Stellung zur Taufe gebracht wurden, so daß ich meinte, es seyen lauter Täuflinge, die schon ein paar Monate zählen; aber sie zählten nur ein paar Tage;

ein pommersches Inselkind habe, sagte man mir, etwas von russischer Natur.

Von Usedomer wahren Anekdoten, die mir zu Ohren gekommen, möge es gestattet seyn, hier zwei beizubringen. Als an einem Sonntag sich ein besonders festlicher Zug vom Pfarrhause nach der Kirche bewegte, da es die Einweihung der schönen neuerbauten Kirche galt, näherte sich ein mit Schweinehandel sich beschäftigendes Pfarrkind dem Pastor mit der Frage: „Herr Pastor, verkofen Sie kene Ferkeln?" — Es mag daraus zu ersehen seyn, wie ungezwungen sich die Usedomer Insulaner bewegen. — Die andere Geschichte ist eine im Winter auf dem Eise spielende Diebsgeschichte. In verschiedenen Dörfern Usedoms waren in einem Winter längere Zeit allnächtlich freche Diebstähle vorgekommen. Alle Nachforschungen der Gendarmen, dem Diebe auf die Spur zu kommen, waren vergeblich gewesen; denn der Dieb war ein unter Schloß und Riegel sitzender Gauner, den der Gefängnißwärter gegen entsprechende Repartition des Errungenen jeden Abend nach eingetretener Dunkelheit herausließ, um ihn vor Tagesanbruch wieder aufzunehmen. Diese nächtlichen Diebsexpeditionen des Gefangenen wurden über die gefrornen Gewässer auf Schlittschuhen ausgeführt. Als der Dieb nun eben doch einmal ertappt wurde, galt es, denselben auf dem Schub nach seiner Station zurückzuschaffen. Es wurden damit zwei Privatconducteure beauftragt. Diese hatten schwer zu thun. Denn während der Einzuliefernde auf seinen Schlittschuhen leicht über die Eisstraße wegfuhr, gleiteten sie häufig aus und fielen zu Boden. Da machte der Delinquent einen Vorschlag zur Güte, nämlich daß sich seine Geleitsmänner einen Schiebschlitten verschaffen möchten, indem er sich erbot, sie in demselben nach dem Städtchen zu schieben. Der Vorschlag wurde mit gebührendem Dank angenommen, und der Dieb lieferte richtig seine Conducteure und die Conducteure richtig den Dieb ein. Ist das nicht classisch?

Paris, April.

Der Bau der großen Oper. — Ampère †. — Flandrin †. — Le grand journal. — Der Jockeyclub. — Neue Moden.

Der neue Opernbau, den die rauhe Jahreszeit unterbrochen, hat wieder begonnen. Das Ganze ist mit einem Bretterverschlage umschlossen; von allen Seiten erheben sich Gerüste, so daß man keinen rechten Ueberblick hat. Mittelst acht colossaler Maschinen werden die Quadersteine in die Höhe gezogen, die auf Eisenbahnen an Ort und Stelle geschafft werden. Schon ist der Raum angedeutet, den die Bühne einnehmen wird. Sie ist 56 Meter (168 Schuh) breit bei einer Tiefe von 37 Meter (111 Schuh), und kann in dieser Richtung mittelst des Foyer der Ballete (Tanzschule) vergrößert werden, der daran stößt. Zu der Façade und der großen Eingangstreppe (escalier d'honneur) wird der seit einiger Zeit sehr in Aufnahme gekommene Marmor aus den Pyrenäen verwendet. Mit dem Mauerwerk wird man erst künftiges Jahr fertig. Die Ornamentation erfordert mindestens gleichfalls ein Jahr, und das neue Pariser Operntheater wird wohl nicht vor dem Jahre 1867 eröffnet werden können. Bereits ist man damit beschäftigt, für Robert, die Jüdin, Wilhelm Tell, die Hugenotten, Moses ꝛc. neue Decorationen zu malen.

Gewöhnlich wird Lully als der Gründer der Pariser Oper bezeichnet. Aber schon Carl IX. ertheilte einem Tonsetzer seiner Zeit, Namens Baïf, das Privilegium, französische Worte in Musik zu setzen; doch weiß man nicht, in welchem Lokal diese Académie de musique gehalten wurde. Letztere Benennung hat die hiesige Oper bis in die jüngsten Zeiten beibehalten; erst jetzt ist sie vom Theaterzettel verschwunden. Unter Lully befand sich der Opernsaal am westlichen Ende der Stadt, in der Straße Baugirard, nicht weit vom Luxembourg. Das Theater wurde eröffnet am 15. November 1672 mit „les Fêtes de l'Amour et de Bacchus." Nach Molières Tod wurde dessen Theater im Palais Royal Lully überlassen, und er blieb im Besitze bis zu seinem Tode, der den 7. Mai 1687 erfolgte. Es brannte zweimal ab. Nach dem ersten Brande wurde an derselben Stelle ein neuer Saal gebaut und am 26. Januar 1770 eröffnet. Nach dem zweiten Brande wurde der Truppe erlaubt, in den Tuilerien Bruchstücke aus Opern und Concertstücke zu spielen. Unter Ludwig XVI. wurde das Theater der Porte Saint-Martin — der neue Opernsaal — aufgeführt. Von Porte Saint-Martin wanderte die Oper in die Straße Richelieu 1794, die sie am 12. Februar 1820 nach der Ermordung des Herzogs von Berry wieder verließ. Das Theater wurde niedergerissen; an die Stelle desselben sollte eine Sühnungskapelle zu stehen kommen; allein als das Gebäude kaum bis zur Hälfte gediehen war, wurden die Arbeiten durch die Revolution von 1830 auf immer abgebrochen. Man sieht jetzt an diesem Platze einen lieblichen Square mit schönen Fontainen.

Frankreich hat kürzlich zwei Notabilitäten verloren, zwar nur Dii minorum gentium, aber immerhin bedeutende

Talente, deren Anzahl stets in dem Maße zunimmt, als die hervorragenden Größen seltener werden: wir meinen Ampère und Flandrin. — Ampère wurde im ersten Jahr des Jahrhunderts geboren, den 12. August. Sein Vater war einer der größten Mathematiker seiner Zeit; noch kürzlich ist eine der neuen Straßen nach ihm benannt worden. Der Sohn zeigte nicht die geringste Neigung für abstrakte Wissenschaften; dagegen zog ihn das Studium der Alten an, Geschichte, Poesie, was man hier zu Lande Literatur nennt. Nach zurückgelegtem Studium wurde er mit Chateaubriand bekannt, der ihn bei Madame Récamier einführte. Die Abbaye aux Bois, wo die schöne Frau wohnte, wurde eine Art Hotel de Rambouillet, ein Sammelplatz von Schöngeistern; hier herrschte der Verfasser des Geistes des Christenthums; neben ihm glänzten Ballanche, Lenormant und andere Schriftsteller, in deren Umgang der junge aufstrebende Mann sich bildete. Im Jahr 1830 finden wir ihn als Professor am Athénée von Marseille, drei Jahre später als Suppleant Fauriels, der über die Sprachen des südlichen Frankreichs las, und Villemains. Nachdem Andrieux mit Tod abgegangen, erhielt Ampère die Stelle eines Professors der Geschichte der französischen Literatur am Collége de France. Seine gesammelten Vorlesungen erschienen unter dem Titel: Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle, und Histoire de la littérature française en moyen âge. Da das väterliche Vermögen hinreichte, seine äußern Verhältnisse zu sichern, gab Ampère seine Professur auf und ging auf Reisen. Er besuchte die scandinavischen Länder, Nordamerika und Griechenland. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Rom zu. Ampère war einer der geschätztesten Mitarbeiter an der Revue des deux mondes. Außer den oben angegebenen Werken verdankt man ihm: Littérature et voyages, la Grèce, Rome et Dante, l'histoire romaine à Rome, César. Ampère besaß ebenso ausgebreitete als gründliche Kenntnisse; wenige französische Literatoren können sich in dieser Hinsicht mit ihm messen. Auch fehlte es seiner Darstellung nicht an Frische und Lebendigkeit, nur bewegte er sich in Regionen, wohin die Mehrheit der Leser, zumal der Pariser Leser, nicht leicht einem Autor folgt. Er war in den engeren literarischen Kreisen sehr geschätzt und zu bescheiden, um Neider zu haben.

Von Flandrin wissen wir bis jetzt nur, daß der junge Künstler 1832 sich den grand prix de Rome erwarb mit seinem Bild: „Theseus, der bei einem Gastmahl von seinem Vater erkannt wird." Unter den Gemälden, die er während seines Aufenthaltes in der Villa Medici fertigte, führen wir als die bedeutendsten an: Aeschylos und Jesus unter den Kleinen. Bei seiner Rückkehr nach Paris malte er: Saint-Louis (Ludwig IX.), Mater dolorosa, Napoléon législateur. Seinen Ruf begründete er aber zunächst durch Kirchenmalereien. Es gibt hier Künstler und Künstlerinnen genug, welche Jahr aus Jahr ein auf Bestellung der Regierung oder der Kirchenfabriken in der Hauptstadt und in den Departements Heiligenbilder fabriciren und sich hübsches Geld damit verdienen. Von religiösem Gefühl, von poetischer Begeisterung ist in dergleichen Fabrikaten keine Spur; wäre auch das Talent dazu irgendwo vorhanden, man würde es nicht anwenden; dazu wird zu viel Zeit erfordert, und ein Theil des Gewinnstes ginge verloren. Es ist demnach dem begabteren und gewissenhafteren Meister leicht, für ein Genie zu gelten, im Gegensatze zu den Stümpern, welche die Kunst als Handwerk treiben. Ich habe mir den vielgerühmten Fries in der Kirche Saint-Vincent de Paul oft genug angesehen. Es ist eine immense Procession: die heiligen Märtyrer, die heiligen Jungfrauen rc. ziehen vorüber in geschickt angeordneten Gruppen, die Figuren sind im edelsten Style gehalten; allein man bleibt kalt beim Beschauen dieser christlichen Panathenäen, wie des Meisters Bewunderer sie genannt; das Interesse wird nirgends gefesselt und zersplittert sich nach allen Richtungen. Weit höher stellen wir Flandrins Wandgemälde in der Kirche Saint-Germain des Prés. Hier ist Leben, poetischer Schwung. Als sein Meisterwerk wird die Abside der Kirche d'Ainay zu Lyon gerühmt, die ich nicht gesehen. Außerdem malte Flandrin die Johanneskapelle in der Kirche St. Severin zu Paris und die Kirche Saint-Paul zu Nimes. Wie sein Meister Ingres, war Flandrin ein trefflicher Portraitmaler. Viele werden sich seines Bildnisses des Kaisers Napoleon III. in der vorigen Ausstellung noch erinnern: unter den tausenden von Darstellungen des merkwürdigen Mannes charakterisirt ihn keine mit so richtigen und so prägnanten Zügen. „Niemand malte die honnetten Frauen mit keuscherem Pinsel," sagt Gautier mit Recht. Noch immer schwebt mir „das Mädchen mit der Nelke" vor Augen, voll glühenden Lebens, voll latenten Liebreizes, und doch so sittsam und so unschuldig drein schauend. Hippolyte Flandrin ist zu Rom an den Blattern gestorben.

Die neueste und jedenfalls „größte" Novität auf dem literarischen Markte ist „le grand journal:" 3 Fuß lang, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. Es erscheint jeden Sonntag. Das neue Blatt entspricht keinem andern Bedürfnisse als dem hier allgemein gefühlten der Concurrenz. Das petit journal hat es bereits bis auf einen Absatz von 118,000 Exemren gebracht; wohin wird es nicht ein „grand journal" bringen! Die Concurrenz ist eine wahre Manie der Pariser. Kaum macht ein Unternehmen Glück, so taucht irgendwo ein ähnliches auf; steckt man auch nicht viel dabei auf, so hat man wenigstens die Freude, dem Nächsten den Spaß zu verderben. Das petit journal kostet nur 1 Sou, und das große das Fünffache, und bringt großentheils nur das, was man die Woche hindurch schon im kleinen gelesen. Der Erfolg des neuen Unternehmens scheint daher sehr zweifelhaft. Der Inhalt der ersten Nummer besteht meistens aus Artikeln, die den in der Woche erschienenen Blättern entlehnt sind. Villemessant, der Director des Blattes, bringt aus eigenem Fond eine Erzählung: „Ein Grab für zwei Liebende." Der Held der Geschichte ist ein Schneider Namens Blanc. Die Firma

besteht noch im Palais Royal: Blanc, spécialité de gilets. Diese fatale Westenspecialität wollte mir beim Lesen der sonst interessanten Erzählung nicht aus dem Kopfe. Der Schneider hat sich in seine Mündel verliebt, die an der Schwindsucht stirbt, und darüber wird er verrückt. Zum ersten mal erfahren wir hier, daß am 24. Februar Blanc den Herzog von Chartres rettete, im Augenblick, wo ihn das Volk erdrosseln wollte; zwölf muthige und loyale Männer unterstützten den armen Wahnsinnigen bei dieser Heldenthat. — Das Feuilleton — 24 Spalten — wärmt die Geschichte des berüchtigten Collett auf, der bald als General, bald als Bischof die Leute prellte; als Bischof nahm er sogar eine Priesterordination vor; er starb im Bagno.

Nach dem Muster des Londoner „Army and Navy Club" soll hier ein Militärclub gegründet werden, als Sammelplatz sämmtlicher See- und Landoffiziere, die fortwährend hier ab- und zugehen. Es fehlte und fehlt ihnen noch an einem geselligen Vereinspunkte, und sie wissen weder wo sie diniren noch ihre Zeit zubringen sollen. Die Einrichtung dieses Clubs braucht nicht gerade so splendid zu seyn, wie die des Jockeyclub im neuen Lokale der Straße Halévy. Die Möbeln kosten 140,000 Franken, Kronleuchter, Lampen 36,611 Fr., Teppiche 34,400 Fr. Obgleich es sehr schwer hält, aufgenommen zu werden, so ist dennoch die Zahl der Mitglieder stets im Wachsen. Kürzlich hat sich der russische Gesandte, Baron Budberg, aufnehmen lassen. Der Club zählt gegenwärtig 679 Mitglieder. Für 1863 betrugen die Einnahmen 325,000 Fr., die Ausgaben 240,000 Fr., Ueberschuß 85,000 Fr. Der Jockeyclub besteht aus zwei Abtheilungen: Cercle und Société d'encouragement; die beiden Budgets betragen zusammen 1,100,000 Fr., davon 500,000 Fr. für die Preise der Wettrennen.

Die Zeit der Longchampfahrt ist noch immer epochemachend für die Moden. Ich will Ihnen über dieses wichtige Capitel mittheilen, was ich — ein Laye — darüber erfahren. Toilette einer Dame auf dem letzten Balle im Grand-Hôtel: Kleid, vert impérial, darüber eine Robe von englischen Spitzen, mit einem Ueberwurfe von grüner Gaze, besetzt mit Bienen, in Gold gestickt. Der Ueberwurf wurde auf der einen Seite mittelst Agraffen von Diamanten festgehalten. Coiffure: Lorbeerkranz aus Smaragden und Brillanten. Minder kostspielig und allgemeiner verbreitet ist der „kleine Pariser Paletot" von Raps, mit schwarzem Besatze. Verschiedene Sorten von Damenkleidern heißen: Robe impératrice, robe Princesse, robe Bayadère. Kann sich eine ehrbare Frau als Bayadere kleiden? Wodurch unterscheidet sich die robe princesse von der robe impératrice? Letztere: Grundfarbe Maisgelb, besäet mit Schmetterlingen und Lilassträußen; Robe princesse: weißer Taffent, mit kleinen perlgrauen Rosen besetzt; Rosenzweige, vom Mieder an immer größer werdend, verlieren sich in der Schleppe. Die robe Bayadère, mit schmalen Streifen, ist höchst einfach, und nicht so gefährlich, wie der Name. Und dann ist noch da: la robe folie — sie gehören sammt und sonders mehr oder weniger dieser Gattung an — la jupe Sultane. Ferner gibt es eine Casquette folie zum Reiten; ein Strohhut à la Henri III., geschmückt mit einer Straußfeder, gefüttert mit Tulle illusion. Und endlich der Malteserhut, le maltais: ein Dunst von weißer Tulle mit einem Malteser Kreuze aus paquerettes (Maßlieben); dazwischen einige Grasspitzen, einige Wassertropfen.

Berlin, April.

Der Umzug.

Hatte ich in meinen bisherigen Briefen mehr oder weniger politische Betrachtungen voranzustellen, weil die Politik eben in Berlin auf der Tagesordnung stand, so habe ich heute zwei durchaus unpolitischen Ereignissen den obersten Platz einzuräumen, zwei Ereignissen, die während der letzten acht Tage Berlin aus seiner residenzstädtischen Ruhe herausgerissen und in eine revolutionäre Aufregung gestürzt haben. Ich meine den vierteljährigen „Umzug" und den Ausschank des Bockbiers. Um dem Leser zunächst einen Begriff von der Ausdehnung und Wichtigkeit des erstgenannten Ereignisses zu geben, muß ich etwas ausholen.

Schon auf der Schule lernen wir, daß der germanischen Race ein unwiderstehlicher Wandertrieb eingepflanzt ist, der ihrer „Mission" in der Weltgeschichte zum Hauptträger dient. Die „Völkerwanderung" par excellence, die Odysseen der nordischen Seekönige, die Kreuzzüge, das Colonisationssystem Englands, das Westwärts Ho! der Amerikaner, sind die bekanntesten Schöpfungen dieses Wandertriebs, dem jedoch nach dem Gesetz der „Ausgleichung"

ein außerordentlicher Trieb zur „Gemüthlichkeit," ein außerordentliches Behagen an der idyllischen Ruhe und Gemüthlichkeit des Familienlebens als „Correktiv" gegenübersteht. Leider halten sich die beiden Triebe nicht immer gehörig die Wage. Bei uns Deutschen zum Beispiel hat der Wandertrieb seinen großartigen Charakter verloren; aus der Völkerwanderung ist die Auswanderung geworden, und wenn unsere Bürger der Heimath den Rücken kehren, so geschieht es nicht, wie bei unsern Vorfahren, um fremde Länder zu erobern und Deutschlands Ruhm und Macht auszubreiten, sondern um ein Plätzchen zu erbetteln am Herd fremder Völker, um bei ihnen eine Zufluchtsstätte zu finden vor heimischem Weh, um das deutsche Elend in die Ferne zu tragen, damit es ja allen Nationen der Erde sichtbar werde. Allein desto gewaltiger hat sich dagegen der Trieb nach Ruhe bei uns entwickelt, und während der Wandertrieb, von der Auswanderung abgesehen, sich eigentlich nur noch in unserem Mangel an Vaterlandsliebe verräth, ist aus dem Ruhetrieb jener ungeheure Baum empor gewachsen, unter dessen Schatten wir seit zwei Jahrhunderten die trägen Glieder recken, der Baum des Philisterthums. Bloß Einen Fleck gibt es in dem weiten Deutschland, wo der alte Wandertrieb ungeschwächt fortlebt und nach wie vor seine Kraft bethätigt. Dieser Fleck ist Berlin, und diese Bethätigung des alten germanischen Wandertriebs ist der vierteljährige „Umzug." Ungeachtet der Beimischung wendischen Bluts sind die Berliner hierin ächte Deutsche, bessere Deutsche, als die ungemischten Deutschen. Frei von philisterhaft sentimentaler Anhänglichkeit an die vier Wände, in denen sie geboren sind, stürmen sie, gleich dem rastlosen, quecksilberigen Amerikaner von Ort zu Ort; und gehen ihre Wanderungen nicht nach demselben colossalen Maßstab vor sich, so ist das einzig und allein dem zufälligen Umstand zuzuschreiben, daß Berlin kleiner ist, als die Vereinigten Staaten. Denn von Berlin kann der Berliner sich nicht trennen; Berlin ist seine Welt, die ihn in ihrem Zauberkreis gebannt hält. Aber Berlin ist groß, und was für den Amerikaner die verschiedenen Staaten und deren Grafschaften, das sind für den Berliner die verschiedenen Stadtquartiere mit ihren palastartigen Kasernenhäusern, von denen jedes die Einwohnerschaft eines Landstädtchens zu beherbergen vermöchte. Wie der Amerikaner, sobald er seine Farm bequem eingerichtet hat, sich nicht mehr glücklich fühlt, und nach Westen ziehen muß, um sich eine neue Hütte zu bauen, so wird dem Berliner seine Wohnung verhaßt, sobald er sich darin eingewohnt hat, und er zieht aus, um in einem entlegenen Stadtquartier in einem neuen Kasernenhaus seine Zelte aufzuschlagen. Dank der wohllöblichen Polizei, die Alles zu regeln bemüht ist, und Dank den Hauswirthen, die ihre Mitbürger durch drakonische Miethcontrakte gebunden haben, sind die guten Berliner auf je Eine Wanderung im Jahr beschränkt, und dürfen sie diese Wanderung nur am Schluß des Quartals vornehmen. Aber diese Eine Wanderung führen sie auch gewissenhaft aus, und so kommt es, daß am Schlusse jedes Quartals genau der vierte Theil der Berliner — die Hauseigenthümer und deren Stellvertreter, die an die Scholle gefesselt sind, natürlich abgerechnet — dem eingeborenen Trieb folgt und einen gegenseitigen Wohnungsaustausch in's Werk setzt. Die Polizei bewilligt dafür drei Tage; das heißt, vor Ablauf dieser drei Tage braucht der Miether sein Logis nicht zu verlassen. Doch das Publikum hält sich nicht an die Frist; schon acht Tage vorher sind die Straßen der Stadt mit Möbelwagen bedeckt, und es dauert Wochen lang, ehe die Revolution vollendet ist, so daß die Pausen zwischen den periodischen Völkerwanderungen auf kaum zwei Monate zusammenschrumpfen. Jetzt sind wir noch in voller Arbeit. Aber wahrhaftig, ich wollte, es wäre vorüber. In meinem Hause reichen alle Miethcontrakte, außer dem meinigen, unglücklicherweise von Frühjahr zu Frühjahr, und seit vierzehn Tagen habe ich keine ruhige Minute. Dieses Pochen, Hämmern, Möbelrücken, das Getrampel der Dienstleute und Lastträger — es ist zum Tollwerden. Und noch sind die alten Bewohner nicht sämmtlich fort, und wie lange wird es dann noch währen, bis die neuen Ankömmlinge den letzten Nagel in die Wand neben mir geklopft haben! — Weg von dem fatalen Thema! Mit dem Berliner Häuserwesen, das voriges Jahr einen Straßenkampf hervorrief, werde ich mich ein andermal beschäftigen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. **6. Mai 1864.**

— Ille profecto
Reddere personae scit conventia cuique.
Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem, et vivas hinc ducere voces.

Horat.

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung.

Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena am 10. und 17. Februar 1864 von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Klosterbruder.

Die Selbstverleugnung des Tempelherrn ist befangen in den Schranken einer leidenschaftlichen Welt- und Menschenverachtung; er wirft sich innerlich dem selbstsüchtigen Glaubensstolz entgegen, den er in den Religionen der Welt herrschen sieht; hier motivirt sich seine Menschenverachtung, diese motivirt seinen Stolz, dieser die Selbstüberhebung, die ihn unwillkürlich befällt und mit seiner Selbstverleugnung streitet.

Nehmen wir der Selbstverleugnung diese Schranke, unter der sie leidet, die sie drückt und verdunkelt; setzen wir an die Stelle der Selbstüberhebung deren äußerstes Gegentheil, die Selbstverkleinerung, die am liebsten ganz in's Unscheinbare sich verlieren möchte: einen Charakter der demüthigsten Art, einen der Geringen, die sich selbst nicht klein, nicht gering genug seyn können, die am liebsten fern von den Menschen in der verborgensten Einsamkeit leben, die unter den Menschen am liebsten nur dienend und gehorchend seyn wollen. Wir haben in unserer Dichtung den unentbehrlichen Typus dieser Art im Klosterbruder.

Er hat auch in den Kreuzzügen gedient, nicht als Ritter, sondern als Reitknecht, und vor achtzehn Jahren das Kind Assads, seines Herrn, als dieser sich nach Gaza werfen mußte, dem Juden Nathan überbracht. Zu sanft für den Glaubenshaß und zu friedliebend für das wilde Kriegstreiben, ist der Reitknecht ein Eremit geworden, er hat in einem einsamen Gotteshäuschen bei Jericho gelebt, bis ihn arabische Räuber von dem stillen Plätzchen vertrieben. Jetzt ist er Laienbruder im Kloster von Jerusalem und wartet, bis eine Einsiedelei auf Thabor frei wird, die ihm der Patriarch versprochen. Unterdessen muß er thun, was der Patriarch ihm befiehlt. „Ich verlange des Tags wohl hundert mal auf Thabor, denn der Patriarch braucht mich zu allerlei, wovor ich großen Ekel habe!" Was auch soll er diesem Patriarchen nicht Alles thun: den Tempelherrn aushorchen, den Juden mit dem Christenkinde ausspähen, allerhand Kundschafterei treiben, die der Patriarch für seine Zwecke braucht! Er wird ein Werkzeug der schlimmsten Neugierde, ein Spion werden, wenn er sich brauchen läßt. Gehorsam und dienstwillig ist unser Bonafides gewiß, aber nicht so blind und nicht so einfältig, als der Patriarch ihn wähnt. Er ist menschenkundig genug, um den Patriarchen voll-

kommen zu durchschauen, zu lauter, um den schlechten Zwecken desselben zu dienen, zu fein, um so fein und so klug zu seyn, als jener ihn haben möchte. Es gelingt ihm nichts, was der geistliche Herr ihm aufträgt, weil ihm nichts davon gelingen will.

Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein seyn, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in Alles stecken, mag
Mein Händchen nicht in Allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich, um mich für Andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?

Der Klosterbruder hat die Welt gerade genug kennen gelernt, um zu wissen, was pfäffische Herrschsucht heißt. Wenn er vom Patriarchen sagt: es muß ihm sauer werden, in Dingen dieser Welt so unterrichtet zu seyn, so trifft er mit diesem feinen Worte Beides, den selbstsüchtig weltlichen Sinn des Prälaten und dessen frommes Gethue. Er kennt die pfäffische Herrschsucht weit besser, als der Tempelherr, der sich so heftig dagegen ereifert. Diesen hindert die leidenschaftlichste Abneigung nicht, den Patriarchen aufzusuchen, um sich gegen Nathan von ihm berathen zu lassen. „Ihr den Patriarchen?“ sagt der Klosterbruder, „ein Ritter einen Pfaffen?“ Und wie der Tempelherr gleichsam entschuldigend antwortet: „Ja — die Sach' ist ziemlich pfäffisch,“ so gibt ihm der Klosterbruder einen exemplarischen Wink, der zeigt, wie tief er in das Pfaffenthum geblickt hat:

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache sey auch noch
So ritterlich.

Bei dem Klosterbruder ist die größte Ehrlichkeit zugleich die größte Klugheit. Er will nicht, daß ihm die Aufträge des Patriarchen gelingen, und das beste Mittel, sie zu kreuzen, ist, daß er sie auf das ehrlichste ausrichtet. Der Patriarch trägt ihm auf, den Tempelherrn auszuhorchen, ihm auf den Zahn zu fühlen. Der Klosterbruder sagt es dem Tempelherrn gerade heraus, mit der unschuldigsten Miene, unter dem Scheine der Einfalt. Er will den Tempelherrn stutzig machen, und dazu ist diese Offenheit das unfehlbarste Mittel. „Ich soll mich bloß nach Euch erkunden, auf den Zahn Euch fühlen.“ Deutlicher kann er ihm nicht sagen, daß er mit einem bedenklichen Auftrage kömmt. Und wie er den letztern ausrichtet, so hört man aus jedem Worte heraus, wie wenig sein Sinn zu seinen Worten paßt. Daß er ja nicht als das gleichgesinnte Werkzeug des Patriarchen erscheine, vielmehr als das widerwillige, kann er nicht oft genug mitten in seinem Auftrage wiederholen: — „sagt der Patriarch —.“ Er legt Alles darauf an, den Tempelherrn dem Plane, für den er ihn gewinnen soll, abwendig zu machen. Und wie dieser selbst das Ansinnen mit Empörung verwirft, nimmt der Klosterbruder mit erleichtertem Herzen Abschied. „Ich geh' und geh' vergnügter, als ich kam.“

Gleich in den ersten Worten, die er mit dem Tempelherrn wechselt, erkennen wir den Mann, der ein reines Gefühl hat für ächten Menschenwerth. Der Tempelherr glaubt, der Klosterbruder gehe ihm nach um eines Almosens willen, und wie er bedauert, ihm nichts geben zu können, weil er selbst nichts habe, so antwortet dieser:

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tausendfach,
Was Ihr gern geben wolltet! Denn der Wille,
Und nicht die Gabe macht den Geber.

Ihm gilt in der Religion Hingebung, Mitleid, Barmherzigkeit, Liebe als Hauptsache. In diesem Sinn ist der Klosterbruder ein ächter Christ. In der Unterredung mit Nathan, den er vor dem spionirenden Patriarchen warnt, offenbart sich sein innerstes Gemüth. Der Jude hätte sich des Christenkindes erbarmt, die Waise liebevoll aufgezogen, und sollte dafür dem unbarmherzigen Glaubensrichter verfallen? Das will dem einfach menschlichen und wahrhaft frommen Sinn des Klosterbruders nicht einleuchten.

Der Patriarch und der Klosterbruder — einer der höchsten unter den Würdenträgern der Kirche und einer der niedrigsten unter den Laien! Es handelt sich um das Schicksal eines Kindes! Wie urtheilen sie Beide entgegengesetzt! Der Prälat will das Kind lieber im Elend umkommen als von einem Juden gerettet sehen. Dagegen der Laienbruder mit seinem rührenden Ausspruch: „Kinder brauchen Liebe.“ Beide führen den Namen des Christenthums. Wer von beiden hat das Gleichniß vom barmherzigen Samariter und die Worte: „Lasset die Kinder zu mir kommen!“ wirklich beherzigt? Das Vorbild des Patriarchen in dem christlichen Gleichniß ist nicht der Samariter, sondern der Levit.

Der Klosterbruder und der Tempelherr — Beide dem Glaubensfanatismus innerlich fremd und abgeneigt, der Eine ein Bild der demüthigen, der Andere ein Bild der stolzen Weltentsagung! Um wie viel

erleuchteter aber ist der Klosterbruder durch seine einfache und reine Frömmigkeit, als der Tempelherr durch seine leidenschaftliche und stolze Freigeisterei! Dieser verachtet den jüdischen Glaubensstolz und kommt dabei dem christlichen Judenhaß so nahe, daß er beim Patriarchen Rath sucht gegen Nathan. Der Tempelherr sieht in dem Juden nur das Judenthum, den Religionswahn, den er verabscheut; der Klosterbruder sieht in dem christlichen Judenhaß nur den Haß, der so wenig stimmt mit der Religion der Liebe:

Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Der Klosterbruder und Nathan, der Christ und der Jude — Beide darin einig, daß Selbstverleugnung und Liebe des Glaubens und der Frömmigkeit innerster Kern sind! Wie Nathan ihm erzählt, in welchem Augenblick er das Christenkind empfangen, wie eben damals sein Weib und seine sieben Söhne von den Christen erschlagen waren, wie er das Kind genommen, geküßt, Gott dafür gedankt habe: „auf Sieben doch nun schon Eines wieder!" da ruft der Klosterbruder:

Nathan! Nathan!
Ihr seyd ein Christ! — Bei Gott, Ihr seyd ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!

Und Nathan erwiedert:

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!

Indessen, so rein und ächt die Frömmigkeit des Klosterbruders ist, doch hat sie etwas Gedrücktes. Er ist auf der Flucht vor der Welt, er fürchtet ihre Berührung. Seine Sehnsucht geht nach der Einsiedlerhütte auf dem Thabor, wo er dem menschlichen Treiben und Welthändeln entrückt ist. „Ich verlange des Tags wohl hundertmal auf Thabor!" Ihm ist nur wohl, wenn er mit keinerlei Dingen und Geschäften der Welt zu thun hat. Sorgfältig geht er Allem aus dem Wege, womit die Welt ihn beunruhigen könnte. Er hätte so leicht verhindern können, daß der Tempelherr den Patriarchen um Rath fragt. Der Tempelherr will ihm selbst die Sache anvertrauen, er ist schon im Begriff, sein Herz dem Klosterbruder auszuschütten, da fällt ihm dieser ängstlich in die Rede:

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen; und ich habe ja
Mich Einer Sorge nur gelobt.

Die Welt ist ihm unheimlich, das Handeln ängstet ihn, er fühlt sich unsicher in dem menschlichen Treiben, das selbst die beste That so leicht in schlimme Folgen verkehrt. Das Gute ist hier mit dem Bösen so fein und eng in einander gewebt, daß sich beide kaum scheiden lassen und, um das Böse nicht zu thun, man selbst vor dem Guten sich in Acht nehmen müsse.

Denn seht, ich denke so (sagt er zu Nathan): Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt: so thu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Aber wo wäre in der Welt ein Gutes ohne diese gefährliche Nachbarschaft? Da wird freilich der Klosterbruder am besten thun, sich mit der Welt gar nicht einzulassen, das praktische Leben zu fliehen und beschaulich auf dem Thabor in menschenloser Einsamkeit zu leben. Das ist die Weltentsagung, welche die Welt nicht überwindet. Und hier ist der Mangel, an dem der ehrliche Bonafides leidet.

IX.

Der Derwisch.

So schwer ist es, in der Weltentsagung das Richtige zu treffen. In dem Tempelherrn stößt sie sich an dem Stolz, der ihr zu Grunde liegt, an der Leidenschaft, womit sie ergriffen wird; in dem Klosterbruder an der Demuth, aus der sie hervorgeht, und die in ihrer Flucht vor der Welt zum Kleinmuth herabsinkt. Den Tempelherrn macht die Weltentsagung schwermüthig, den Klosterbruder macht sie kraftlos; so erscheint sie in beiden gebunden und unfrei.

Es gibt eine Weltentsagung, die nicht von solchen Schranken gedrückt ist, eine vollkommen unerkünstelte, unerzwungene, naive, in der die Seele ihr volles Kraftgefühl und das Wohlseyn der Freiheit empfindet. In dieser Form wird sie nur im Orient geboren. Ihr glücklicher Typus in unserer Dichtung ist der Derwisch Al-Hafi.

Da ist nichts in der Welt, das diesen Derwisch fesselt, keine Leidenschaft, die ihn bestrickt, kein Gut, das ihn lockt, kein Herr, von dem er abhängt. Er besitzt und begehrt nichts, er hat die Armuth eines Bettlers und die Unabhängigkeit eines Königs. Ein freies, von keinem Glaubensdünkel beengtes Herz, ein

freier, von keiner Eitelkeit der Welt verblendeter Sinn! Was hat diesen Derwisch vermocht, sein beschauliches Leben zu verlassen und ein Mann bei Hofe zu werden, Desterdar des Sultans, — er, der Bettler, Saladins Schatzmeister? Etwa die Habsucht, die dabei gewinnen möchte? Diese unterste Leidenschaft ist dem Derwisch fremd, wie dem Klosterbruder und dem Tempelherrn; sie bleibe in unserer Dichtung dem Patriarchen und in der Welt jenen niedern Seelen, deren Zahl Legio ist, die der hochdenkende Plato auf die letzte Stufe seiner Menschenordnung gestellt hat: den Chrematistikern. Da gibt es viele, die sich zu unserem Patriarchen verhalten, wie dieser zu dem Juden mit dem Christenkinde: „mich schaudert!" — und die unter dem Scheine entgegengesetzter Tugenden innerlich eben so schlecht sind. Oder hat der Sultan in dem Derwisch vielleicht einen verborgenen Finanzminister entdeckt, wie er ihn brauchen könnte, der sich auf die Kunst des Sparens versteht? Nein! Er hat im Derwisch nur den Derwisch gewollt, der die Tugend besitzt, nichts haben zu wollen und nichts zu behalten, er hat den Bettler gewollt, der für die Armuth am besten werde zu sorgen wissen, der seiner königlichen Freigebigkeit die vollen Segel gönnt.

Ein Bettler wisse nur, wie Bettlern
Zu Muthe sey; ein Bettler habe nur
Gelernt, mit guter Weise Bettlern geben.
„Dein Vorfahr," sprach er, „war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab;
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wiedergeben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!"

Oekonomische und politische Beweggründe waren es nicht, aus denen Saladin den Derwisch zum Schatzmeister gemacht hat, es waren rein menschliche; und gerade deßhalb hat sich der Derwisch zum Schatzmeister dieses Sultans machen lassen. Ein solcher Sultan und ein solcher Desterdar! Wenn in diesem Bunde nicht die Idee der Wohlthätigkeit zur Ausführung kömmt, ganz und unverkümmert, so wird sie die Welt nie in ihrer Vollkommenheit sehen.

Al-Hafi geht den Bund mit Saladin ein, das Ideal der Wohlthätigkeit in seiner Seele: der uneigennützigste Derwisch mit dem freigebigsten Herrscher! Aber Al-Hafi ist ein zu scharfblickender und unverblendeter Geist, um sich durch ein Ideal täuschen zu lassen. Er macht sehr bald die Erfahrung, daß, um einen Staatsschatz zu verwalten, sich andere Bedingungen vereinigen müssen, als bloß die Freigebigkeit des Königs und die Menschenliebe des Schatzmeisters, daß die besten Eigenschaften des Herzens sehr schlechte Factoren sind, wenn es sich um das Gesammtwohl handelt, daß sich das menschenfreundliche Ideal in Thorheit und Widersinn verkehrt, wenn man mit Geben und Wohlthun den Staatsschatz vergeudet. Was man Allen abplagt, wird an Einzelne verschwendet. Man muß Alle bedrücken, um Einzelnen wohlzuthun. Man muß aussaugen, um sich aussaugen zu lassen. So wird der wohlthätige und freigebige König, bei Licht betrachtet, eine Plage der Menschen, um zuletzt eine Beute Habgieriger zu werden. „Es taugt nun freilich nichts, wenn Fürsten Geier unter Aesern sind, doch sind sie Aeser unter Geiern, taugt's noch zehnmal weniger!"

Der Derwisch sieht den Widerspruch klar ein, die Thorheit, zu der ihn Saladin verführt hat.

Ei was! — es wär' nicht Geckerei,
Bei Hunderttausenden die Menschen drücken,
Ausmergeln, plündern, martern, würgen, und
Ein Menschenfreund an Einzeln' scheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde,
Die sonder Auswahl über Bös' und Gute,
Und Flur und Wüstenei in Sonnenschein
Und Regen sich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchsten immer volle Hand
Zu haben!

Diese Einsicht macht ihn unwirsch und unzufrieden mit sich selbst. „Ich Geck, ich eines Gecken Geck!" Er muß die Thorheit verdammen, der Sache den rechten Namen geben, seine Selbsttäuschung gut machen durch das offenste Bekenntniß; er ist zu wahrheitsliebend, um sich blenden zu lassen, um die erkannte Blendung zu schonen. Und doch ist in Saladins Freigebigkeit ein großes Herz, dem sich Al-Hafi verwandt fühlt; er kann nicht anders als an der Geckerei, wie er es nennt, die gute Seite dennoch auszuspüren, und daß er es thut, daß er die Thorheit, die er verwerfen muß, im Stillen noch liebt, verdrießt ihn von neuem:

Laßt meiner Geckerei
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerei, an solchen Geckereien
Die gute Seite dennoch auszuspüren,

Um Antheil dieser guten Seite wegen
An dieser Geckerei zu nehmen!

So sind in unserem Derwisch Kopf und Herz jetzt in offenem Zwiespalt; sie waren, ehe er Defterdar wurde, in vollem Einklang. Er sehnt sich nach dem Derwisch zurück, der nichts als Derwisch war. Bald hängt das Ehrenkleid, das Saladin ihm gab, in Jerusalem am Nagel und —

Und
„Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß,
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete."

Er paßt nicht an den Hof. Selbst das einzige Vergnügen, das er leidenschaftlich liebt, das Schachspiel, wird ihm verleidet. Saladin verliert an Sittah ungeheure Summen; das möchte noch gehen, denn Sittah spart sie, und die verlornen Schachpartien des Sultans sind an diesem Hofe die einzige heimlich getriebene Finanzwirthschaft, die noch aushilft. Aber alles heimliche Treiben ist nicht nach der Art des Derwisch, und er findet sich nur nothgedrungen in die List und das Verheimlichen der guten Sache. Aber Sittah gewinnt nicht bloß das Geld zum Schein, sondern auch die Partie auf dem Schachbrett. Der Derwisch findet sie beim Spiel, Saladin hat die Partie noch nicht verloren, er braucht den König nur an den Bauer zu rücken, so bekommt der Thurm Feld und die Partie wird gewonnen; er zeigt es dem Sultan, und dieser wirft gleichgültig das Spiel über den Haufen. Al Hafi soll Geld schaffen, er soll bei Nathan, seinem Freunde, borgen, d. h. er soll, wie er die Sache sieht, den Freund ausplündern helfen.

Alles Schein! Freigebigkeit und Wohlthun und Schachspiel! Sittah gewinnt, Saladin verliert zum Schein. Das soll ein Anderer ertragen, als der Derwisch, der den Scheinwerthen der Welt so gründlich feind ist. Verstimmt und ärgerlich ist er schon, er ist sich schon entfremdet, er wird noch ein Menschenfeind werden, wenn er nicht bei Zeiten in sein freies Element zurückkehrt. Und mit eins ist er auf und davon. Nur von Nathan nimmt er Abschied. Am liebsten nähme er ihn mit sich in die philosophische Einsamkeit.

Es gibt Worte, die den Menschen aussprechen, so wahr und eigenthümlich kommen sie aus dem Innersten der Seele. Und wenn ich mit einem seiner Worte diesen Derwisch bezeichnen sollte, mit einem Worte, das ganz er selbst ist, und das ihn mir so lebendig vorstellt, als ob ich ihn hörte, so ist es der Ausdruck seiner Sehnsucht, wie er von Nathan Abschied nimmt: „Am Ganges, am Ganges nur gibt's Menschen!"

Ja, Nathan hat Recht, wenn er ihm nachruft:

Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

Doch hat auch in dem Derwisch die Weltentsagung noch etwas, das sie lähmt und bei allem Kraft- und Freiheitsgefühl unpraktisch macht. In einer gewissen Rücksicht müssen wir auch diesen Typus der Weltentsagung noch neben den Klosterbruder und den Tempelherrn stellen.

Die Probe ächter Selbstverleugnung ist die Weltüberwindung, nicht die Weltentfremdung. Sich der Welt entfremden heißt im Grunde die Selbstverleugnung sich leicht machen, und das ist zuletzt ein Mangel an Selbstverleugnung. Und darin, so verschieden sie sind, vergleichen sich diese drei Charaktere, der Tempelherr, der Klosterbruder und der Derwisch: daß sie die Probe der ächten Weltentsagung nicht bestehen, daß ihre Selbstverleugnung in der Weltentfremdung befangen bleibt, daß sie die dem Menschenleben abgewendete Einsamkeit begierig aufsuchen. Der Tempelherr fühlt sich gern melancholisch; „mach' mir die Palmen nicht verhaßt, worunter ich so gern sonst wandle!" sagt er zur Daja. Der Klosterbruder verlangt des Tags wohl hundertmal auf Thabor. Und der Derwisch ruft voller Sehnsucht: „Am Ganges, am Ganges nur gibt's Menschen!"

Hier ist die Weltentsagung noch auf der Flucht vor der Welt. Und in dieser Richtung verhält sich die Menschenliebe gerade umgekehrt, als in der Körperwelt die Anziehung, die mit der Entfernung abnimmt. Diese Menschenliebe wächst mit der Entfernung. Sie wird erst frei in der Wüste; mitten unter Menschen, wo doch ihr eigentliches Feld seyn sollte, wird sie verstimmt, so verstimmt, daß sie leicht in ihr Gegentheil umschlagen könnte. Das ist, was der menschenkundige Nathan bei seinem Freunde fürchtet:

Al-Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu seyn verlernen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 11. Nov. 1852.

Unsere Burg ist heute voll Gäste. Der Thronfolger nebst Gemahlin, der Kronprinz von Württemberg und Olga, der Prinz von Hessen — Alles das kommt heute mit einem Eilzug. Mein Erbgroßherzog und Frau werden gleichfalls dieser Tage erwartet, ich weiß aber kein Wort, wann sie eigentlich eintreffen, und bin in der unangenehmen Lage, nicht Fix noch Gar denjenigen sagen zu können, denen ich sie schon vor zwei Monaten annoncirte. Die Einladung des Kaisers hab' ich selbst telegraphirt und briefpostlich in alle Weltgegenden berichtet, ohne daß ich heute noch weiß, ob sie die Einladung in die Burg annehmen oder nicht.

Soll ich Sie bedauern über den Unfall, der Ihnen die dame aux camellias in die Hände spielte? Recht geschieht es Ihnen, warum lesen Sie solchen Dr—? Und Marie lesen Sie Monte Christo vor! Gibt's denn schon gar nichts Schlechteres mehr in der Saganer Bibliothek? Dagegen sind die Gedichte von Strachwitz sämmtlich sehr schön — und der Mann ist gänzlich unbekannt geblieben, und die radikalen Dichterschlingel werden ausposaunt!

Den 14. Nov. 1852.

Von 9 bis 5 Uhr schmieren, das ist genug, dann ist aber meine Geduld auch so erschöpft, daß ich nicht um fünf Gulden eine Zeile schreibe. Man soll ja nicht glauben, daß ein kleiner Staat mehr die Arbeit nicht vermehrt. Kommt Nassau noch dazu, so weiß ich nicht, wie L. und ich die Arbeit bestreiten sollen — doch wird nicht immer Zollconferenz seyn. Viel lieber bald ein offener Kampf. Ich mache mir nichts daraus, den ganzen Tag zu arbeiten, aber Abends brauche ich Ihre Conversation. Es hilft aber nichts, zu lamentiren, die böse Zeit muß durchgemacht werden; glücklicherweise ist es keine Ewigkeit, nur darf ich nicht früher darauf gehen, was ich ja auch nicht zu thun hoffe. Heute gießt es, was es gießen kann, und eben heut sind die allerhöchsten Gäste Seiner Majestät des Kaisers nach allen Richtungen unterwegs; nun, die werden nicht naß werden.

Sie meinen, ich sey guten Humors, es müsse daher wohl die Politik keinen Grund zur Unzufriedenheit bieten. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich in den letzten acht Tagen in diesem Gebiete wieder Abgründe von Falschheit, Schlechtigkeit, von vorsätzlichen Lügen und Verleumdungen entdeckt habe, die ich nur in den mystères de Paris für möglich hielt. Man glaubt's nicht. Am Ende wird man diese Dinge gewohnt, und sie afficiren das Herz nicht mehr, was für das Herz selbst keine Verbesserung ist, aber die Gesundheit im Allgemeinen fördert; auch bin ich erträglich wohl. — Eben kam Rettich und Ihr Streichelkuchen, für den ich tausendmal danke; ich habe ihn gleich aufgemacht und Julie Rettich ein Stück geschickt; — sie sind eine Perfection.

Den 19. Nov. 1852.

Ich machte gestern einen Gang auf der Bastei, obgleich Siroccoluft war und man keinen Paletot verträgt; dann ging ich zum Fürsten Metternich, wo ich sehr lange nicht war und doch immer gern hingehe, weil ich ihm zugethan und dankbar bin für seine unabänderliche Freundlichkeit. Ich esse heute bei R. en petit comité, — es ist der Namenstag seiner Frau, den sie zwar als Protestantin kein Recht hat zu feiern, aber wenn er ihr eine brillantene Broche an diesem Tage schenkt, so nimmt sie sie doch. — Die **, die am Morgen 1000 Gulden von ihrem Mann geschenkt bekommen hat, hat noch am selben Morgen 300 Gulden davon für ein Kleid ausgegeben; man muß diesen Uebermuth des Leichtsinns sehen, der oft ganz harmlos ausgeübt wird, um zu wissen, was bei solchen reichen Leuten hier in Oesterreich das Geld bedeutet, und wie wenig daher die bedeuten, die keines haben.

Wien, den 24. Nov. 1852.

Ich bin recht miserabel! Ich habe eine solche Grippe, daß ich aussehe wie ein geschwollener „Ots" — wie Paulinchen K. sagt — nicht athmen kann, nicht sehe, und dazu A. erwarte; drei Briefe von K. erhalten, keinen gelesen, wegen gänzlichen geistigen Unvermögens.

Den 26.

Ich bin in so fern besser, daß ich manchmal einen Athemzug thun kann, aber doch Tag und Nacht fortwährend stark huste, was auf eine Tonne, wie ich bin, immer den Effekt eines Erdbebens macht.

Meine Amtsgeschäfte gehen jetzt eben wieder sehr lebhaft, und bis nicht die Zollconferenzen geschlossen sind, wird an kein Respiro zu denken seyn. Was ganz freundschaftlich, mit größter Leichtigkeit und zehnmal besserem Geschick und Erfolg schon vor Jahr und Tag hätte geschehen können, wird doch geschehen; man wird sich verständigen — man thut es schon, aber statt mit guter Manier, gentlemanlike, sucht man nun halb unwillig die Wege auf, die man schon seit Jahren hätte aufsuchen müssen, und auf denen man mit Freuden begrüßt worden wäre. Den Vortheil der Position hat Oesterreich, und nicht durch sein Bemühen, sondern durch die Haltung Preußens. Ginge dabei nicht so viel Gift in's Blut, so wäre Alles gut; aber so lange der Hochmuth nicht abgelegt wird, kann es nie zu einem freundschaftlichen Einverständniß kommen. Besser aber gestaltet sich das Verhältniß allerdings, und jedermann ist verpflichtet, zu thun, was er kann, um es zu befestigen.

Die Maccabäer finden nur extreme Beurtheiler; wo die Wahrheit liegt, weiß ich nicht. — Wallmoden und H. sehen gut aus; wie ich aussehe, ist mir schon gänzlich indifferent, wenn ich nur nicht voll Schmerzen wäre; dabei schäme ich mich, daß ich keine Geduld habe, oder — ich habe eigentlich Geduld und fluche nur etwas dabei, daß ich Alles allein abmachen muß, ist das nicht zum Fluchen?

Den 28. Nov. 1852.

Bulletin: Noch immer infam seyend, ein ganz eingenommener Kopf, und Nase und Luftröhre hermetisch verschlossen. Von 3 Uhr früh schon im Lehnstuhl wegen Schlaflosigkeit gesessen und dann einige Erleichterung gespürt habend; am Tage bei leichter gewordenen Zuständen mich besser befindend, aber noch nicht, wie ich hoffte, ausgehen könnend. Ich muß nun schon die ganze Geschichte durchmachen, trotz Kügelchen und warmen und kalten Gesöffs, das ich in Abundanz trinke.

Den 2. Dec. 1852.

Erst heute hebe ich meine Klausur auf und melde mich — nicht gesund, aber ausgangsfähig, und beginne meine Curse mit einem kühnen Unternehmen, indem ich nämlich B., der, wie Sie durch ihn wissen, angekommen ist, zu L. in den vierten Stock führe. Wir machten einen Spaziergang über die Bastei, da es mildes Wetter war, flanirten dann durch die Stadt, die ich B. zeigte, und in der er sich so auskannte, als hätte er schon Gott weiß wie lange darin gewohnt.

Wenn ich zu dirigiren hätte, so ließe ich M. — nun werdet ihr Alle Zeter schreien! — so ließe ich M., wiederhole ich nochmals, magnetisch behandeln. Es gibt wenige Fälle, wo der Magnetismus als Heilmittel vorgeschrieben ist; gibt es aber einen solchen Fall, so ist es sicher der in Frage stehende, wo solche Kuren Wunder thun bei Uebeln, die nicht auf der Hand liegen und die die Natur in tiefe Schleier gehüllt hat, wie die unzähligen Ramificationen der Nervenleiden und Krämpfe. Die Frage ist nur, ob ein guter Magnetiseur zu finden ist, der kein Charlatan und ein ehrlicher, braver Mann, kein gesinnungsloser Lügner ist. — Meine Einrichtung im Salon ist noch immer nicht fertig; P. hat den guten Gedanken gehabt, mir zwei sehr niedliche Sächelchen ächt chinesischer Lackarbeit zu schicken, von einem Schiff, das von China nach Triest direkt gekommen ist. Das wäre schon Alles recht, wenn nur meine Rechnungen erst bezahlt wären! — Von Bauernfeld ist ein neues Stück: „Krisen“ gegeben worden, was sehr gelobt wird und außerordentlich gespielt werden soll. Sonntag ist das große Toisonfest, zu dem ich B. eine Karte habe holen lassen; er wird es somit sehen und eine Masse bekannter Namen aus allen Kategorien finden.

Den 8. Dec. 1852.

Sie wollen also keinen Magnetismus? Lassen Sie's bleiben! Ich aber sage Ihnen, daß ich mich morgen magnetisiren lasse, wenn ich nur gleich einen ordentlichen Magnetiseur fände, der gehörig somnambul machte. — Ich habe mich Freitag wieder gesund gemeldet und meinen endlosen Visitenkurs mit Graf Buol angefangen — bei Buol aber war foulo — (Reim von Lamartine), blieb aber nur eine halbe Stunde. — Vom furchtbaren Bergunglück in Aussee wissen Sie; ich habe in alle Zeitungen Aufrufe einrücken lassen, und heute am ersten Tage ihres Erscheinens sind allein bei mir 76 fl. eingenommen. Ich rechne, daß bei 2000 fl. durch mich zusammenkommen werden. — Ich bin sehr froh, daß Bruck wieder officiell gebraucht wird. — Beiliegend ein Brief von der lieben Frau von Knebel — ist das nicht eine herzige Frau? Sie sehen, daß sie „mir“ noch hochschätzt, ungeachtet ich sie sechs bis sieben Jahre nicht gesehen habe. — Apropos, wo

wohnt Ihre hübsche Handschuhmacherin? Ich gedenke ihr meine Kundschaft zuzuwenden. — Ich bin, was meine Kasse betrifft, auf dem Hund, und werde wohl auch vor nächstem Herbst nicht auf die Katz kommen. — Jetzt kommen die Neujahrsrechnungen wie die Heuschrecken, da heißt es seinen Kopf anstrengen.

Den 13. Dec. 1852.

Heute um vier Uhr kommen endlich die Weimarer Herrschaften, und ich muß ihnen in Uniform auf den Bahnhof entgegen gehen, wo sie die Hofequipagen und ein dem Großherzog beigegebener Obristlieutenant erwarten. Seit gestern habe ich von Früh bis Abends Laufereien, in's Lamm, wo ich die Wohnung für sie bestellen muß, und hunderterlei Commissionen, die ich zu machen habe. Dann hab' ich allen Erzherzogen und Erzherzoginnen die Ankunft anzuzeigen, und eine Stunde einzuholen, wann sie die Weimarer Herrschaften empfangen wollen. — Genug, es ist ein Wirrwarr ohne Ende, da bis vorgestern die Ankunft noch auf gestern, und dann erst auf heute bestimmt wurde, was mithin alle gemachten Anstalten wieder geändert hat. — Meine Sammlung für die Ausseer geht einen guten Gang; ich habe bereits über 650 fl. eingenommen, und noch ist vom Casino, wo ein Bogen aufliegt, nichts angekommen, — und Fürstin Lori Schwarzenberg hat auch einen Beitrag versprochen, und die gibt dick! — Fr. zur Helle hat mir einen Besuch gemacht und mir 50 fl. gebracht und mich eingeladen, heute ihren fünfzigsten Geburtstag mit Rettichs und Laube's bei ihr zuzubringen. Leider kann ich nicht und muß in den Bahnhof, sonst hätte ich mich gefreut, die beiden Familien wieder zu sehen.

Da alle meine Bemühungen für B. vergebens waren, sehen Sie, daß es nicht so leicht ist, etwas durchzusetzen, und daß es ganz etwas anders ist, einen Minister zu kennen, als Aemter von ihm für die Leute zu erhalten; wenn eine Möglichkeit des Gelingens in Aussicht steht, so ist mir noch nie die Mühe zu groß gewesen.

Ich esse nicht ein Loth mehr, als ich in Aussee gegessen habe, und auch nicht fetter; fettes Fleisch hab' ich von jeher gegessen, und bin es gewohnt, auch verträgt es mein Magen. Daß ich trotz meiner namenlosen Hetzerei Ihnen heute so viel schreibe, ist die Rache für Ihren unverdienten Zank; überhaupt sollen Sie glauben, daß wenn die Dinge nicht gleich geschehen, wenn Sie sich's denken, sie doch geschehen, wenn es recht ist. — Jetzt heißt es in die Schabracke und auf den Bahnhof!

Den 16. Dec. 1852.

Vor ein paar Stunden sind meine Herrschaften weg und schon sitze ich und gebe Ihnen Rapport. Die prinzlichen Herrschaften sind gute, liebe Leut' — die Großherzogin klug, angenehm, er die Höflichkeit selbst, weiß auch viel, und hat mir namentlich verbindlich gesagt: Weimar müsse immer trachten, den Ruf zu bewahren, literarische Celebritäten an sich zu ziehen, und deßwegen sey ihm die Wahl des Großherzogs, seines Vaters, angenehm gewesen. Ich habe gestern mit ihm beim Kaiser gegessen, über den in meinem heutigen Briefe noch ein besonderes Capitel folgt.

Von dem neuen Unglück in Aussee werden Sie gehört haben; wieder vier Menschenleben, unter diesen der hübsche Bub' von Gatterer — kurz Jammer zum Herzzerspringen; aber mein Werk hat Gott gesegnet. Ich habe bereits über 1000 fl. (worunter die Erzherzogin Sophie mit 100 fl.), und werde noch mehr erhalten — aber das ist Alles nichts gegen unsern himmlischen jungen Kaiser. Gestern und vorgestern hat er viel mit andern Leuten zu sprechen gehabt, und daher mit mir nicht gesprochen. Als ich aber draußen war, nahm mich Grünne beim Arm und sagte mir: „Der Kaiser läßt Ihnen sagen, er habe Ihren Ausseern ein Geschenk von 3000 fl. angewiesen.“ Ist das nicht prachtvoll? Jeden Tag wächst er in meiner Bewunderung; er handelt nie anders als wie ein geistig und sittlich ganz exceptionell begabtes Wesen. Hier haben Sie einen Ausfluß seines guten Herzens! Seine Reise nach Berlin aber ist die geniale Conception eines Staatsmanns; da ist kein Einfluß irgend einer Art thätig gewesen. Er hat sich auch nicht von der Sorge befangen lassen, sich und seiner Autorität etwas zu vergeben, wenn er selbst geht, und das letzte Mittel zum Heile Deutschlands versucht; und wird er in Berlin zurückgewiesen, was indeß schwerlich der Fall seyn dürfte, so hat er gehandelt, wie nur der ritterlichste Monarch handeln kann, und kann dann ruhig seyn; Deutschland und Europa werden das endlich richtig anerkennen. Die Angelegenheiten in Ungarn haben in neuester Zeit auch wieder eine Masse Widersacher bekehrt, und man fängt an einzusehen, daß die Fortschritte unleugbar sind; auch ist das Projekt, einen Altconservativen zum Alter ego einzusetzen, jetzt in nichts zerstäubt. — Der alte Nugent sagte vor ein paar Tagen: „Warum sollte ein Alter dorthin, wenn der Kaiser ein Ego ist?“ — In Italien wird bis jetzt noch am offensivsten Opposition getrieben. Unser Freund, der Asino di primo castello aus Venedig, ist hier und sagte mir, daß nur die Drohbriefe und Meuchel-

morde der Revolutionspartei und die Emigration in London die Leute in Angst hielten, weil die geringste loyale Demarche von ihnen gerächt würde.

Den 17.

Eben erhalt' ich Ihren lieben Brief; das ist doch ein hübsch anständiges Briefel ohne Schelte. Sie dürfen nicht glauben, daß Sie exakter im Antworten sind, als ich; Sie haben mir z. B. noch immer nicht gesagt, wo die Handschuhmacherin wohnt. Schicken Sie mir keine Quargeln * mehr; sie stinken so furchtbar, daß die Eisenbahn sie schwerlich aufnehmen wird; wollen Sie mir aber Delikatessen schicken, so lassen Sie es wieder Streichelkuchen seyn, die man hier nicht bekommt. — Heute ist ein Diner bei mir, ohne ausländische Weine — aber Austern und Turbot, von meiner letzten Berliner Sendung, ein Rehragout mit Knödeln, Fasan gebraten — Punktum; Fasanen und Reh hab' ich geschenkt bekommen.

Den 20. Dec. 1852.

Meine Sammlung geht fabelhaft; außer den 3000 fl., welche der Kaiser gegeben hat, sind bei mir direkt schon über 1200 fl. eingekommen, und ich rechne, daß doch noch 300 fl. eingehen werden. — Die Reise des Kaisers nach Berlin wird durch ganz Deutschland mit Acclamation begrüßt. In Berlin soll das Publikum in seiner Gesammtheit sich sehr artig bewiesen haben; die Kreuzzeitung hat hingegen den schlechten Geschmack gehabt, Artikel voll versteckten Gifts und Galle zu schreiben, während der Kaiser als Gast in Berlin ist. Die Sachsenzeitung hat sie dafür nach Gebühr gemustert, aber diese Sekte voll Anmaßung hat auch nicht eine Ahnung von dem, was ein vornehmer Staat unter solchen Umständen für eine Stellung zu nehmen hat. Indessen sind sie hoffentlich nur eine kleine, und nicht mehr mächtige Partei im Lande. Ich hoffe, der Besuch des Kaisers wird im Ganzen gute Folgen haben, selbst wenn man preußischer Seits die von Oesterreich gemachten Anträge auch jetzt zurück wiese, was indeß doch keine rechte Wahrscheinlichkeit hat; gewiß aber ist, daß eine wirkliche, aufrichtige und dauernde Freundschaft zwischen beiden Staaten nicht möglich ist, so lange eine Klasse Menschen in Preußen existirt, welche so verrucht denkt, als die Kreuzzeitung es ausdrückt. Was die Folge davon seyn wird, läßt sich nicht voraussagen, aber gewiß wird es keine glückliche für Preußen seyn.

Gestern war ich in Flotows neuer Oper; ich glaube sie heißt „Jesida" und ist für hier geschrieben. Es ist ungefähr mein Tasso auf Camoens angewendet; er auch verfolgt und krank, von einem Mädchen gehegt und geliebt, das mit ihm durch alles Elend zieht. Ich finde die Oper allerliebst, obwohl Martha und Stradella mehr aus einem Gusse sind, auch wohl noch melodienreicher. Das Publikum hat ihn häufig gerufen, und er ist gekommen, was ich in seiner Stelle nicht gethan hätte. Die Journale aber finden eine Menge zu kritteln.

Ich habe heute ein paar Fasanen auf die Eisenbahn gegeben, damit Sie selbe am Weihnachtstage essen, wo sie eben deliciös abgelegen seyn werden, ohne im geringsten zu viel fumée zu haben. — Die Prinzessin Wasa heirathet entschieden den Prinzen von Sachsen.

Den 23. Dec. 1852.

Geschäfte und Schreibereien nehmen nicht ab, und Visiten und sonstige Störungen nehmen zu! Sollte ich Ihnen alle kleine Commissionen, die ich zu besorgen habe, specificiren, so würden Sie sagen: „solche Misèren!" aber diese Misèren füllen ein ganzes Register; dennoch stahl ich mir eine Stunde ab, um in die Ausstellung zu gehen. Ich habe vier Gegenstände besonders zu erwähnen: die Büste vom Kaiser von Halbig ist, wie alle seine Arbeiten, sprechend ähnlich und geistreich aufgefaßt; es ist ohne Zweifel dasjenige Abbild des Kaisers, das das Original auf's treuste wiedergibt. Ich werde mir einen Abguß davon kommen lassen. Zweitens Tureks Bild der künftigen Kaiserin — delicios! alle Frische und Kindlichkeit, und dabei einen äußerst lebhaften, geistreichen Ausdruck. Stirn, Augen, Kopfform, Alles bedeutend; Mund reizend, selten schön, idealisch; nur das Näschen, das indeß nicht häßlich ist, macht, daß die Kaiserbraut nicht eine absolute Schönheit ist; sie ist aber amplement hübsch, und noch interessanter als hübsch. Könnte ich ihr noch ein Jahr Ferien verschaffen, so thät' ich's gern. Sechzehn Jahre, die das Christkind heute alt ist, ist eben doch gar zu jung. Das dritte Bild ist ein Seestück von Gudin in heller Sonnenbeleuchtung mit merkwürdiger Lebendigkeit des Wassers; man sieht die Wellen gehen und hört sie rauschen. Das vierte endlich ist ein herrliches Bild vom Maler Ender, das, wie ich glaube, seine Frau vorstellt; ich habe wenig schöner gemalte und harmonischer wirkende Portraits gesehen. Ein Portrait von . . . . . ist ein wahres geschmackloses Scheusal; das ist ein Talent, das eigene und fremde Ueberschätzung und die Wuth, originell und genial zu seyn, bis zum Absurden getrieben haben.

* Schlesische Käse.

Den 25.

Gestern machte ich eine Fahrt in das Atelier des Bildhauers Gasser. Das Monument Wielands, für Weimar bestimmt, mag an und für sich eine recht schöne plastische Ausführung seyn; wenn ich aber bisher im Glauben war, der alte Wieland habe nicht 10 Loth Fleisch auf dem Leibe gehabt, so begreife ich nicht, wie er zu den kolossalen Dimensionen an Waden, Schenkeln ꝛc. kommt, die strotzend hervortreten, als hätte man einen Gardisten aus Friedrich Wilhelms Garderegiment vor sich.

Maysenbug aus Berlin ist gegenwärtig hier, um für Baden mit dem Nuntius zu unterhandeln; der Nuntius hat aber, so lange die Dinge dort stehen, wie sie stehen, die bons offices abgelehnt. Ich fürchte, es wird mir am Ende nicht besser gehen; indeß will ich wenigstens Alles thun, was an mir liegt, ein Einverständniß herbei zu führen, wenn erst die Dinge auf den frühern Standpunkt gebracht werden, denn sonst ist jede Mühe vergebens.

Den 27. Dec. 1852.

Kl.'s Auswahl für mein Weihnachtsgeschenk an M. billige ich vollkommen; sie ist eben ein praktisches liebes Ding, die ohne zu denken das Rechte trifft; nur wenn sie viel studirt, macht sie einen Kletzen (weiß man in Sagan nicht, was das ist, so werden Sie — als berühmte österreichischen Dialekt Redende!! sie darüber aufklären). — Die Reise des Kaisers freut mich in vieler Hinsicht, obgleich, wie ich höre, eben keine wesentlichen Resultate zu Stande gekommen sind und die Scission Deutschlands auf dem materiellen Felde noch immer herandroht. Gewiß aber ist, daß die beiden Armeen einen ächten Treubund geschlossen haben, und das ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ueber den Empfang kann man nur erfreut seyn; alle Stimmen kommen darin überein, daß in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt. Ob das Resultat der Reise, wie Sie wünschen, ein neues Opernhaus ist, steht dahin. Mir ist das gänzlich gleichgültig, ich begnüge mich mit dem alten; was mich freut, ist, daß der Kaiser Kunstwerke dort bestellt hat. Hätte er nur für die Gallerie ein Bild aus Ingvelde machen lassen!

Noch brennt es in Aussee im Berge fort. Ich habe nun schon 4200 fl. und hoffe auch 5000 zu bekommen; damit ist den Leuten ziemlich durchgreifend geholfen. — Ich werde dieß Jahr noch einmal an Sie schreiben; man muß Sie so lieb haben wie ich, um bei meinem gottvergessenen Geschmiere in Geschäften noch eine Feder in die Hand zu nehmen. Ich versichere Sie, daß ich durch die dreiundsechzig Jahre meines Lebens Dinte und Feder nicht so in Aversion gehabt habe als eben jetzt — Sie aber sollen nicht darunter leiden.

Den 30. Dec. 1852.

Ich rechne darauf, daß dieser Brief am ersten ankommt und meinen Liebesgruß für Mutter und ihr Nest bringt. Wie wollte ich es dem Himmel danken, wenn er mich noch ein paar Jahre in Ruhe und innerem und äußerem Frieden mit Euch leben ließe und ich meiner gebesserten Lage noch einmal froh werden könnte, was jetzt leider nur noch zu den Wünschen und Hoffnungen gehört! Nun, wie der Himmel will! Es bleibt im Guten wie im Schlimmen kein anderer Trost und kein anderes Hoffen. Ich umarme Euch Alle innigst.

Den 2. Jan. 1853.

Ich bin gestern in einem großen Trouble gewesen, eigentlich schon vorgestern, an Gratulationen, Kartenschickereien, Ausschreibereien ꝛc. und den Sylvesterabend bei Fürst Cl., in einer mir doch mehr oder weniger fremden Gesellschaft, obgleich es recht nett war. Gestern war ich bei einem Diner bei Fürst Adolph Schwarzenberg, das mich gefreut hat. Es war außer der Familie niemand dort, als R., K., Prokesch und ich, die vier Menschen, die wohl am meisten am Fürsten Felix gehangen sind. Es ist überhaupt hübsch, daß der Fürst mich seit seines Bruders Tode nicht mehr zu den Routs, sondern zu intimeren Zirkeln ladet. — Ich bin ganz desperat, daß Sie gar nicht zugeben wollen, daß ich Ihnen fleißig schreibe. Sie haben aber gar keinen Begriff, was ich zu thun habe und wie ich hundertmal gestört werde. Sie wollen mir aber nie glauben, und das ist infam! Auch möcht' ich wissen, wie Sie es verantworten wollen, daß ich schlechte Handschuh theuer kaufen soll, wenn ich wohlfeilere gut haben kann. Auch eine Infamie! und so läuft eine an der andern fort. Im Ernst bin ich um gute Handschuh in großer Verlegenheit; bei der Feyer kostet das Dutzend 16 fl., und da sind gewöhnlich die Halbscheid schlecht. — Kuchen soll ich erhalten haben? Ja Kuchen! Nichts hab' ich bekommen. — Jetzt fangen zu meiner Marter die Einladungen hier an, und ich bin desperat, wenn ich wo anders hingehen soll als in einen kleinen Kreis von guten Freunden; dennoch muß ich. Noch lieber ist es mir, ein paar gute Freunde bei mir zu haben. So

hatte ich gestern wieder ein recht nettes kleines Diner. Wir hatten Mockturtlesuppe, Seefisch mit Kartoffeln, einen Indian au gros sel mit Nudeln und einen Rehbraten. Klingt das nicht sehr vornehm und theuer? Meine Küche würde hier kein Mensch mit einer gewöhnlichen Köchin um's Doppelte von dem bestreiten, was sie mir kostet; Joseph aber entwickelt ein solches Talent und Sparsamkeit zugleich, daß ich in ihm ein wahres Terno gemacht habe.

Was E. über den Kaiser aus Berlin schreibt, bestätigt mir das schon Gesagte; auf die Zollangelegenheiten hat bis jetzt dieser Besuch so gut wie gar keine Wirkung gehabt. Bruck hat mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nachdem er bis jetzt der einzige Nachgebende war, und die Summe der möglichen Nachgiebigkeit erschöpft ist, so wird eben jetzt zu einer Entscheidung geschritten werden müssen, die uns vielleicht nur die Unmöglichkeit beweist, zu einem billigen Verständniß zu gelangen. Vielleicht wird man indeß in Berlin noch im letzten Augenblick anderer Ansicht. So viel ist jedenfalls gewonnen, daß die Controversen anständig geführt werden, die Unterhändler eine honette Haltung und bessern Ton haben, als es früher der Fall war, und die Kreuzzeitung nicht ganz mehr so insolent ist wie sonst, was man der Weser-, Breslauer- und Kölner-Zeitung nicht nachsagen kann.

Den 7. Januar 1853.

Von nun an regelmäßig Mittwoch und Sonntag, wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden ist; gegen Unmöglichkeiten kämpfen die Götter selbst vergebens. Ich will wieder die alte Gewohnheit zurückführen und Tagebuch schreiben; wenn ich es nicht schon gethan habe, so geschah es, weil ich zu wenig guten Humors dazu war, und ich mich um Sie und M. gekränkt habe. Gestern hatte ich nur die Rettichs und Papich eingeladen, die so herzlichen Antheil an Ihnen und M. nehmen; wir waren sonst ganz allein, aber es war sehr nett: gute Wurzelsuppe mit bochirten Eiern, gespickte Kalbsnuß mit Paradiesäpfelsauce, Fischpastete und Fasen, Assiette von geschmorten Schnecken mit allerlei. Die Rettich ißt um keinen Preis eine Schnecke; da sie es aber nicht wußte, schmeckten sie ihr prächtig. Natürlich mächtiges Gelächter.

Abends ging ich zu Fiquelmont, wo eine Menge Leute waren, auch der neu ernannte Ministerpräsident in Frankfurt — Prokesch. Die entente cordiale mit Bismarck wird ein schweres Stück Arbeit seyn. In Berlin gehen die Sachen, wie sie gegangen sind, d. h. es kommt eben nichts in der Zolleinigung zu Stande. Ich habe das preußische Gegenprojekt, das man Bruck übergeben hat, nicht gelesen, höre aber, es sey ein „Hohn"; so nannte es mir ein sehr gemäßigter Geschäftsmann. Bruck wollte schon abreisen, nachdem auf eine Masse Concessionen von seiner Seite nicht Eine preußische erfolgt war. Der Kaiser selbst scheint fest entschlossen, ohne Preußen mit dem übrigen Deutschland die Darmstädter Coalition abzuschließen. Sonst ist man indeß in Berlin höflich.

Heute kam Arthaber zu mir und brachte mir einen Brief des badischen Hofmalers Dietz aus München, der mir schreibt, daß er ein großes Oelbild: „die nächtliche Heerschau," nach Paris zur Ausstellung schicke, das er schon vor ein paar Jahren angefangen und Arthaber schon bei ihm untermalt gesehen hat; es soll etwas Bedeutendes seyn. Er schreibt mir wegen der Uebersetzung, die im fils de l'homme steht und die er zu haben wünscht. Wie wäre es, wenn Sie dieselbe ein wenig retouchiren wollten, daß sie den Franzosen nicht ganz wie Prosa vorkäme, ohne doch den Charakter des Gedichts verwischt zu sehen?* — Von Fürst Felix erscheint ein sehr gutes Bild im Lloyd, das mir Papich gegeben hat, eh es im Familienbuch ausgegeben wird. — Sie scheinen gar nicht zu verstehen, welches Leben voll Entbehrungen ich führe, ganz gegen alle meine hergebrachten Gewohnheiten; eigentlich nur thue, was ich nicht gern thue, und unterlasse, was ich gern thäte, dorthin gehe, wo ich es mir gern schenken möchte, und dort nicht seyn kann, wo ich gern wäre. Was soll man mit einem solch zerrissenen Leben anfangen?

Montag ist Satanella, wozu eine Menge Vorbereitungen gemacht werden; in der Burg spielt Fräulein Fuhr aus Berlin, die schön seyn soll. — Haben Sie die Artikel in der Allgemeinen Zeitung gelesen, die die Nichtswürdigkeiten der Weserzeitung widerlegen bezüglich der Stellung von Sardinien und Oesterreich? Das übertrifft noch Alles, was je dagewesen ist. Doch zum Schlusse keine solchen Zerrbilder, sondern ein freundliches, freundliches, süßes Wiedersehen nach so langer Trübsal und Trennung!

---

* Sie ist von Zedlitz selbst gemacht und sehr gut, was z. B. der Vers beweist:

Petit chapeau il porte,
Habit sans ornement,
Et à son côté gauche
Petite épée lui pend.

Den 12. Januar 1853.

Heute ist der Namenstag meiner verstorbenen Frau, und ich denke ihrer mit Wehmuth und Trauer. Wie viel ist seit ihrem Tode an mir vorüber gegangen, die allerunglaublichsten Ereignisse, aber immer hat ihr letzter Segen über mir geschwebt, und so gebe Gott, daß er bis zum letzten Hauche über mir schwebe!

Gestern war ich in Satanella — allerliebst! Gerade ein Ballet — phantastisch genug — und nur solche liebe ich; ernste Tragödien und Staatsaktionen tanzen zu sehen ist mir ein Greuel. Nur schade, daß der Gegenstand der Satanella schon unter gar zu viel Gestalten verbraucht worden ist. Die Taglioni (jun.) ist keine große Tänzerin, kann aber noch eine werden, und ist jedenfalls eine höchst liebliche und graziöse. Die mise en scène, vom Berliner Maschinisten dirigirt, ist vortrefflich. Die die Oper in Berlin sahen, sagen, daß alle diese Dinge dort noch mehr hervortreten, da das Theater ohne Vergleich eleganter sey; nur fehlt es dort an einem guten corps de ballet, das, was die hübschen Gestalten betrifft, jetzt hier besonders in Flor steht. Es wäre sehr dienlich, wenn die Berliner auch ihre Lampenanzünder hieher schickten, denn die Beleuchtung unserer Theater ist schon eine horreur, man erkennt Niemand. Der Kaiser war auch im Ballet, ist aber im zweiten Akt gegangen. — Apropos, heute hab' ich einen Brief von ** bekommen, voll Vergnügen über die erneuerte Lektüre des Soldatenbüchleins. Warum sind die Complimente, die mir die großen Herren machen, nicht lauter Ringe und Dosen! Bin ich nicht ein schmutziger Kerl? Aber was soll der Mensch thun, wenn er Geld braucht?

Den 13. Januar 1853.

Ihre Briefe scheinen mir nicht gar so exakt einzulaufen, wie man nach Ihren strengen Grundsätzen erwarten sollte; heute ist schon wieder Freitag und keiner da; ich aber, der ich ein gutes Lamm bin, denke mir: er wird morgen kommen, und mache keinen Spektakel deßhalb; kommt er aber morgen nicht, dann geht's los!

Ich war gestern bei Langenau auf dem Gouvernement, um Nachrichten über einen Braunschweiger einzuziehen, den mir Kempten hat einkasteln lassen, und von dem ich wissen will, warum er sitzt, damit man dort nicht sagt, ich thue nichts für mein Geld und kümmere mich nicht um die braunschweigischen Unterthanen. Dann hab' ich mit L. einträchtig gegessen, noch immer von meinem Reh, das ich für 7 fl. gekauft habe, und wovon ich noch vier Braten habe. Joseph machte mir eine Sauce, die Vatels würdig gewesen wäre.

Ich hatte einen langen Besuch von Fiquelmont, der mich sehr freute. Er ist einer der vortrefflichsten und geistreichsten Menschen, die mir je vorgekommen sind. Er ist durch und durch von dem höchsten Adel der Gesinnungen und von den höchsten Gaben des Geistes, voll Ideen, Urtheil und Verstand; dabei noch in ganzer Frische und von den hohen Jahren nicht gebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walsingen.

(Fortsetzung.)

Der Edelmann war in einer eigenthümlichen, ihm sonst nicht eigenen, schwermüthig elegischen Stimmung. „Es ist mir kein Gegenstand des Scherzes," sprach er, „diese Erinnerung ist eine der schreckhaftesten meiner Jugend, vielleicht meines Lebens. — Sie haben von Ihrer Vorgängerin, dem Fräulein Chloe von Walsingen nie gehört?"

„Nur wenig." Helene wollte nicht sagen, daß alle Weiber, welche ihr Butter und Gemüse brachten, jedesmal scheu sich umblickend und sich bekreuzend ihr die hundertfach variirten Geschichten von der juwelengeschmückten alten Dame erzählten.

„Das wäre eine prächtige Romanfigur gewesen diese alte Schäferin, diese außer Scene gesetzte erste Liebhaberin des kurfürstlichen Hof- und Spektakelstücks. Stellen Sie sich eine verwitterte kleine Gestalt vor,

welche alles vergessen hat, nur nicht die Erinnerung, daß sie einst schöner und jünger gewesen; ein Gesicht, das sie, um die Runzeln zu ebnen, mit Schminke füllt, und um der Schminke die täuschendste Naturwahrheit zu geben, blaue Adern darunter malt. Sie soll in ihrer Jugend einen wunderbaren Teint gehabt haben, damals, als sie den Huldigungen eines Prinzen eben kein noli me tangere entgegensetzte. — Kennen Sie das così fan tutte?" unterbrach der Baron sich selbst mit der Frage an Gotthard.

„Ich habe in den Kreisen, welche Sie mit „Alle" bezeichnen, keine Studien gemacht," erwiderte der Fabrikant ruhig. Helene hatte es überhört, sie war zu dem erwachten Kinde getreten, um es wieder einzuschläfern, und wie sie jetzt wieder zurücktrat in das helle Licht der Lampe und ihre Arbeit aufnehmend den schönen Kopf herabbeugte, ruhte das Auge ihres Gatten mit Entzücken auf dieser klaren, reinen Stirne seines Weibes, und mit dankbarem Gefühl erkannte er es, daß der Genius der Weiblichkeit ihm anders und edler erschienen war.

„Das war Ihre Tante?" fragte Helene. — „Nicht doch," antwortete der Baron, „sie war die Tochter meines Urgroßonkels, eines wilden, leidenschaftlichen Nimrods, zu welchem dieses Pastellgemälde einer Tochter Gott weiß wie gepaßt haben mag. Schon ihr Name, Chloe, war ein Nachhall der langvergessenen Schäferzeit und Schäferstunden; ihre Kleidung war es noch mehr. Wie schon gesagt, pflegte sie mit weiß, roth und blau sich einen jugendlichen Teint anzumalen, und da ihre Augen mit der Zeit immer blöder wurden, so mußten die Farben immer lebhafter werden, um ihr sichtbar zu seyn. Das gab denn die gräulichste Marmorirung, welche man sich denken kann; dazu die steife Frisur mit der bebänderten Haube, das lange, tiefausgeschnittene Mieder, die Filethandschuhe an den dürren Händen. Die ganze Person war eine Karrikatur ihrer eigenen Jugend."

„So war sie denn schon bei ihren Lebzeiten ein Gegenstand der Sage geworden; allerhand Wunderbarlichkeiten dichtete man der sonst gutmüthigen, alten Person an, und ich kann sagen, daß meine Familie nicht die letzte war, welche hier an Mährchen glaubte. Man fabelte von großem Besitz, von kostbaren Juwelen der Schäferin; aber als sie todt war, löste sich alles in Rauch und Schaum. Mein Vater glaubte kostbaren Schmuck hier zu finden; es war damals eine Sängerin bei der italienischen Oper, für welche dergleichen wohl passend gewesen wäre, aber —"

„Der Schmuck konnte entwendet worden seyn," schaltete Gotthard ein. — „Kaum glaublich," erwiderte der Baron. „Ich erinnere mich noch ganz genau des Tages, an welchem die heulende Zofe der alten Dame ins Schloß gestürzt kam und den Tod ihrer Herrin meldete. Mein Vater, der sich zufälliger- und wunderbarerweise einmal hier befand, eilte sogleich hieher. Eine Erbschaft kam ihm gelegen, und ich folgte ihm aus verzeihlicher Neugier. — Die Dame Chloe war schon lange gichtbrüchig und kontrakt, das hinderte sie aber nicht am Schönseyn. Sie saß in ihrem Fauteuil noch immer graziös wie je, die Schminkrosen ihrer Wangen blühten immer lustiger und lebhafter, immer noch drehte sie in der filetbekleideten Hand das Perlmutterdöschen, von Zeit zu Zeit mit gespitzten Fingern sich seines Inhalts bedienend. Dem folgte jedesmal ein kokettes, verschämt thuendes Kichern, dann erzählte sie von den Tagen ihrer Jugend, von den Festen, den Schäferspielen und Hirschjagden. Ihre Erinnerungen waren kaleidoskopartig unter einander geschüttelt; Fürsten und Feldherrn, Levers und Schlachten, das Alles ließ sie bunt durcheinander laufen, um endlich auf die eigene Schönheit und die eigenen Siege zu kommen. „Mon cousin, man kann Alter und Tod besiegen," sagte sie einmal zu mir. Nun war der Tod aber doch Sieger geblieben."

„Hier in diesem Zimmer fand ihre Dienerin sie bewußtlos am Boden, ihr Krückstock lag einige Schritte davon und sie selbst in ihrem Blute, das aus einer Wunde an der Schläfe floß. Im Fallen war sie gegen die scharfe Ecke einer Kommode gestürzt. Wenige Augenblicke darauf war sie verschieden. Keine Spur einer Gewaltthat war irgendwo zu sehen, Alles war fest verschlossen gewesen, nur als wir eintraten, riß der Wind dieses Fenster auf und sausend, wie eben jetzt, flog der Regen uns entgegen. Das wirkte schon erschreckend genug auf eine ängstlich gespannte Knabenseele, es klang mir wie ein schneidendes Gelächter, wie Todtengeheul."

„Mein Vater schloß das Fenster und ich stand wie erstarrt vor dieser im Lehnstuhl zusammengebrochenen Leiche. Das von der Stirn rieselnde Blut hatte die Schminke theilweise abgeflößt von der erstorbenen, lederfarbenen Haut — es war eine fürchterliche Maske! Und dazu den Ausdruck von Grauen und versteinertem Schreck in diesen verglasten Augen — es war entsetzlich!"

Der Baron schwieg. — „Wehe dem Leben, welchem der Tod nicht die Verklärung bringt!" sprach Gotthard ernst. — Helene athmete tief auf. „Dieses Bild erklärt mir die gespenstischen Sagen dieses Hauses," sprach sie. „Aber die guten Geister unseres Herdes sollen alle diese trüben Nebelgeburten verscheuchen. Und sehen Sie, die Geisterstunde ist schon vorbei, das Ungewitter ist vorüber, und wenn ich nicht sehr irre,

Herr Baron, so liegt im Osten schon ein blasser Streif, — Morgenroth!"

VII.

Mißmuthig kam Gotthard nach Hause, der Einblick in die Verhältnisse des Barons beschäftigte ihn peinlicher, als er erwartet hatte.

Es handelte sich hier nicht um kaufmännisches Wesen, welches, wenn auch in der tiefsten Verwahrlosung oder dem gründlichsten Ruin, doch immer noch eine gewisse Ordnung und Uebersichtlichkeit bietet. Die Verhältnisse Walsingens waren so grenzenlos zerfallen und zerstückt, daß es schon eine ganz namhafte Arbeit war, nur alle diese Verbindlichkeiten und Lasten kennen zu lernen, welche auf dem verschuldeten Anwesen hafteten. — Obschon der Baron seine Lage für nichts weniger als glänzend gehalten hatte, war er selbst doch am meisten erstaunt über die Zusammenstellung der Schuldenmasse, welche Gotthard ihm darlegte. — Die Zerrüttung war zu tief und langdauernd gewesen, als daß an ein Wiederaufrichten je gedacht werden konnte.

Nicht nur war das Majoratsgut mit schweren Schulden überlastet, sondern der junge Baron hatte auch während der Zeit seines Residenzlebens den Ertrag seiner Ernten auf Jahre hinaus an einen nicht im besten Rufe stehenden jüdischen Händler verkauft. An und für sich war die dafür empfangene Summe beträchtlich gewesen, wenn auch weitaus nicht entsprechend weder den Bedürfnissen des jungen Herrn, noch den dafür verkauften Werthen. So mußten die schon erschöpften Waldungen das Uebrige decken. Es wurde auf des jungen Edelmanns Befehl wild und toll in den Wäldern geschlagen. Das gab Processe ohne Ende mit den Hypothekar- und Pfandgläubigern. Dazu gestaltete sich das Leben in der Residenz immer üppiger, und je lauter die Gerüchte von seinen schlechten Verhältnissen wurden, um so mehr suchte der Baron sie durch tolle Verschwendung todtzuschweigen. Es wurde ihm immer schwieriger, seinen Kredit aufrecht zu erhalten, und doch fand er immer wieder offene Kassen, freilich zu hohen Wucherpreisen.

Seit einem halben Jahre nun war seine Stellung unhaltbar geworden und er hatte sich auf sein Gut zurückgezogen, fast geflüchtet vor seinen Gläubigern, immer noch die matte Hoffnung aufrecht haltend, mit dem Betrieb des Gutes sich halten zu können. Er war verlobt gewesen mit einer schönen, jungen Dame in der Residenz, er hatte sie wirklich lieb gehabt und sie hatte ihm in den zärtlichsten Billets wohl hundertmal dasselbe versichert. Aber als seine Verhältnisse, ihm selbst überraschend, schlechter und schlechter wurden, da fand Gräfin Mathilde, daß ihre Charaktere in Wahrheit nicht zusammen stimmten und sie sich weit stärker zu einem alten gichtkranken Viscount hingezogen fühlte, dessen Revenüen vollkommen zweifellos waren. „So sind sie alle!" dachte der junge Mann, und die Wehmuth, mit der er dem Drange der Umstände gemäß von Mathildens Seite zurücktrat, war Wermuth geworden, als sie, die gefeierte Lady Ranfield, über den Canal zog.

Gotthards Verstimmung bedrückte Helenen weniger, als es sonst der Fall gewesen wäre. Ihre einzige Schwester war zum Besuche gekommen und die Gegenwart der anmuthigen Louise, ihre frische Heiterkeit ließ die Verstimmung im häuslichen Kreise nicht aufkommen.

Gotthard war einer der Männer, welche kühn von sich sagen dürfen, daß sie immer Wort gehalten. Er hatte dem Baron seine Hülfe versprochen, er hatte sie ihm nicht aufgedrängt, aber da sie gesucht wurde, so wollte er sie leisten mit seiner ganzen Manneskraft.

Der Baron war seitdem nicht wieder im kleinen Hause am Drachenbrunnen gewesen. Einerseits nahmen die Rechnungen und die Durchsicht alter Documente seine Zeit sehr in Anspruch, andererseits aber empfand er eine peinliche Scheu, eine mit seiner sonstigen Sicherheit contrastirende Verlegenheit, Helenen jetzt wieder gegenüber zu treten, wo seine Verhältnisse ihr klar geworden seyn mußten.

Er war der Frau des Fabrikanten bei aller ausgesuchten Höflichkeit und Zuvorkommenheit doch immer mit dem Gefühle des gesellschaftlich Höhergestellten begegnet; er hatte sich in der Familie Gotthards zwar äußerst bequem, aber doch mit den schmeichelnden Empfindungen eines incognito lebenden Prinzen zurechtgefunden.

So oft er von seinen Pferden, seinen Jagden, seiner Einrichtung gesprochen, und durchscheinen lassen, daß nur eine gewisse Bequemlichkeit ihn vom standesmäßigen Leben zurückhalte, hatte der schonende Takt der Frau dieß Alles mit der äußersten Milde und Zartheit aufgenommen. Sie hatte der ländlichen Einfachheit das Wort geredet und sich den Anschein gegeben, als glaube sie nur an eine Laune, wo sie die unabweisliche Nothwendigkeit nur zu wohl kannte. Das hatte ihm den Glauben gegeben, Helene sehe ihn noch im vollen alten Glanze seines Stammes, und er drapirte sich vor ihr mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit in den verbleichten Wappenmantel, dessen Zerschlissenheit nicht zu sehen sie sich den Anschein gab. Das that ihm wohl, denn es war ihm nothwendig. Den Hof, die Gesellschaft hatte er entbehren müssen;

diesen letzten Schimmer sich geraubt zu sehen, that ihm unendlich weh. Ueber die alte Kokette, die geschminkte Schäferin hatte er lachen können; er ahnte nicht, wie ähnlich in seiner Art er ihr war: sie meinte den verschwundenen Jugendreiz bannen zu können, er den Nimbus der Herrschaft. Nur in der äußersten Bedrängniß hatte er sich Gotthard vertraut, nur in der heftigsten Aufregung hatte er von seiner Besitzlosigkeit, wenn auch im Tone des Scherzes, zu Helenen reden können.

Mit knirschendem Unmuth hatten er und seine Standesgenossen es oft unter einander besprochen, daß der Adel an und für sich in ihrem plebejisch regierten Ländchen keine Leiter mehr zum Steigen in der Gesellschaft sey. — Sie hatten wohl Geschichte gelernt, das heißt Namen und Daten, aber die wahrste, nützlichste Lehre hatten sie nicht daraus gewonnen, daß jede Zeit andere Anforderungen macht und andere Nothwendigkeiten kennt.

Der Adel, der heerführende Adel war eine Nothwendigkeit gewesen in einer Zeit allgemeiner Verwilderung und auf tieferer Stufe der Cultur. In der Verworrenheit des frühen Mittelalters hatte er eine feste, organisch gegliederte Genossenschaft gebildet und in seine Reihen hatte sich das Bessere und Edlere geflüchtet. Kriegerisch und ritterlich, mäßig gebildet, entsprach er den Anforderungen seiner Zeit und gab ihr den Ausdruck. Die Zeit aber hatte diese edle Genossenschaft mit gewaltigem Flügelschlage überholt. Die neue Kriegsführung begehrte nicht mehr in der alten Weise den persönlichen Muth des Einzelnen, und die Wissenschaft hatte ihren riesenhaften Aufschwung genommen weit hinaus über die Stammbäume und die Burgen der Ritter.

Das Staatsleben war möglich geworden ohne sie. Die Begabteren erkannten dieß und suchten den Anforderungen der Neuzeit, welche als Wahlspruch „Arbeit!“ auf ihr Schild geschrieben, gerecht zu werden; sie erkannten, daß das, was jetzt „edles Ritterthum“ heißt, die von ihnen geforderte Arbeit der vergangenen Jahrhunderte gewesen. Aber die große Mehrzahl zog sich grollend zurück von den Anforderungen der Zeit, welche nur die Rechte des Talents, in immer beschränkterem Maße die Rechte der Geburt erkannte. Man gab sich Mühe, die Zeit zu ignoriren, und man mußte es zum eigenen Schaden erfahren, daß keine Mühe übler angewendet sey, als diese.

Der Ambassadeur von Walsingen zwar hatte sich so ziemlich in die Zeit gefunden; das heißt, er begehrte von ihr nichts, als möglichst viele Genüsse. Das hatte sie ihm geboten, und es war ihm nie eingefallen, daß sie in Erz geschriebene Thaten von ihm begehre. Für die Zukunft seines Hauses zu sorgen, lag ebenfalls außer seinem Gesichtskreise. Wenn er überhaupt jemals an den Sohn einer kurzen, gleichgültigen Ehe dachte, so schüttelte er den Gedanken eben so leicht ab, wie die Prise Spaniol von seinem gefältelten Busenstreif. „Ah bah, Walsingen ist ein guter Name!“

Es war allerdings ein guter Name, aber ein Name mag noch so volltönend seyn, für sich allein ist er eine knappe Erbschaft. Nur der Name war dem jungen Edelmann geblieben, und der Name war ihm ein Haupthinderniß geworden, sich in die Reihen der Arbeitenden zu stellen, abgesehen davon, daß seine Erziehung ihn nie darauf hingewiesen hatte. So stand er denn jetzt mit den Erinnerungen seines Hauses hülf- und rathlos da, und um sich durch eine Geldheirath zu retten, dazu war Franz von Walsingen zu stolz und zu jung.

„Da hast du dir noch eine tüchtige Bürde aufgeladen mit dem Ordnen dieser Angelegenheiten,“ sprach Helene zu ihrem Manne, welcher zu ihr und Louisen getreten war. „Ich müßte für dich fürchten, wenn ich nicht wüßte, daß Arbeit dein eigentliches Lebenselement ist, deine Schultern eine tüchtige Last tragen und deine Arme sie wegstauen können.“

Gotthard blätterte in den Papieren, welche er in der Hand hielt. „Ich unternehme es,“ sprach er, „aber ich wünschte, ich hätte eine bessere Perspektive vor mir, als sich mir zeigt; ich werde die Sache durchführen, so weit ich kann, aber ich fürchte —“

„Was fürchtest du?“ unterbrach ihn Louise lebhaft, den schönen dunkeln Kopf rasch erhebend. „Fürchtest du für den jungen Mann, der frei ist wie der Vogel in der Luft, fürchtest du für ihn nur, weil er sein Vermögen verloren?“

„Nur sein Vermögen?“ lächelte Gotthard. „Ist das so wenig, du Braunauge?“

Die junge Schöne schüttelte die Fülle ihrer braunen Locken zurück. Mit frischem, hellem Blick antwortete sie: „Ja, sehr wenig. Damals, als du um das deine rangest, da hattest du Weib und Kind und du ließest dich nicht beklagen und bedauern, du hast gearbeitet. Kann der Baron das nicht?“ Sie legte ihre Hände gefaltet über ihre Arbeit. „Er muß es können!“ rief sie.

Gotthard lächelte. „Du meinst?“

„Du weißt nicht, welchen Gast du unter deinem Dache in Louisen hast,“ sagte Helene scherzend. „Eine reisige Kämpferin für das Recht und die Pflicht der Arbeit!“

„Wohl!“ rief Gotthard und bot den Frauen die

Hände. „Daß du, mein Weib, es warst und bist, eine Reisige in den Reihen der Arbeit, das hab' ich wohl erfahren in guten und in bösen Tagen. Und du, Louise, halt' fest an deinem Glauben, daß Mann oder Weib arbeiten soll und muß, daß nicht der vornehme, prahlerische Müßiggang, daß nur die Arbeit adelt. Das ist der Stoff, daraus Männer und Helden geboren werden. Nur ein arbeitendes Volk hat das Recht, ein herrschendes zu werden. Aus den Bauhütten und den Werkstätten gehen die Gedanken hervor, die die Welt bewegen, und von der Pflugschar sprühen die Funken, die als Leuchten durch ihr Jahrhundert flammen."

„Man redet und schreibt eben viel über den Beruf der Frauen, was sie thun sollen, um die Mütter, die Erzieherinnen der Nation zu werden, was sie thun können, um in überspannter Emancipation Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Die einfachste Lösung ist, und eure Losung sey: steht fest auf dem Platze, den die Vorsehung euch angewiesen, ihr deutschen Frauen! Geht euren Söhnen voran im freudigen Muthe der Arbeit und laßt die deutsche Hausfrau nicht untergehen in der Dame! Von allen Uebeln, die uns im Laufe der Zeiten überkommen, hat mich keines schmerzlicher berührt als diese vornehmthuerische Gespreiztheit der Frauen unseres Mittelstandes, weil keines tiefer einschneidet in das Leben der Familie und mithin in das Leben der Nation."

„Es ist unmöglich, daß eine Frau die Mutter eines bedeutenden Mannes werde, deren ganzes Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet ist, wie sie durch möglichste Entfaltung von Toilette und Nichtsthun vornehmer erscheinen möge als ihre Nachbarin, und der über dem Ideal der Dame das hohe Bild des salomonischen Weibes verloren gegangen. Das Recht der Arbeit — recht so, Louise! Wer leben will, **arbeite!**"

Louise griff nach einem wappenverzierten Album, das auf dem Tische lag. Der Baron hatte es Helenen gelegentlich gegeben, als Gastgeschenk wie er sagte. Auf der ersten Seite befand sich in bunten Farben gemalt das Wappen der Walsingen. Die blauen Devisenbänder flatterten darüber statt der Federn aus der Krone des aufgeschlagenen Helmes.

„Meinen Feinden eyn Trutz,
Mir selber ein Schutz!"

las das Mädchen. „Zeig' ihm seine Devise, Schwager," sprach sie. „Und zeig' ihm den Ort, wo seine Feinde sind. Freilich wird der Weg zu ihrer Bekämpfung abseits vom Turnierhofe liegen. Aber ist er seines Wahlspruches werth, so wird er sich selber ein Schutz werden, und will er's nicht, so wär' er deiner Sorge nicht werth!"

Gotthard rief lachend: „Ich glaube, sein bester Freund könnte dem Baron nichts besseres wünschen, als eine Streitgenossin wie du."

Die Schöne beugte erröthend den braunen Lockenkopf wieder auf ihre Arbeit, und Helene rief lachend: „Nun, du Tapfere, willst du die Waffen strecken?" — „Ich führe sie jetzt auf anderem Gebiete," antwortete das Mädchen und hielt die Nadel empor.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ein Sohn der Zeit, von Ludwig Seeger. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, 1863.

Nach der ausführlichen Besprechung, die wir dem „Liederbuch" gewidmet haben (s. Nr. 13), können wir auf des kürzlich verstorbenen Seegers „Sohn der Zeit" hier nur andeutend eingehen, womit wir jedoch nicht sagen wollen, daß dieser Band gegen den früheren an Interesse zurückstehe. Im Gegentheil, der frische, oppositionelle, kampfathmende Ton dieser Lieder dürfte geeignet seyn, einen schnelleren Eingang bei dem großen Publikum zu finden, während uns andererseits das vielseitigere und intimere „Liederbuch" eine bessere Gelegenheit zu eingehender Charakteristik des Dichters selbst darbot.

Das Hauptinteresse des „Sohnes der Zeit" ist in der That ein polemisches, aber nicht in beschränkt politischem Sinne, nicht eine billige Pointenpoesie, auf die Zielscheibe

der Tagesstimmung gerichtet, sondern in dem tief revolutionären Sinne eines radikalen humanistischen Kampfes gegen allseitige Selbstsucht und Bornirtheit, so der Standes-, Fach- und Parteiinteressen, wie der Individuen. Bittere und sarkastische Lehren gibt es hier für die Fürsten, die Gewalthaber und Aristokraten, die Diplomaten und den „Zehrstand," und die „Radikalkur" bringt es selbst zu der Consequenz: „Denkt ihr nicht, statt hin und wieder in ein Wespennest zu stechen, die Baracken, wo viel tausend hängen, lieber abzubrechen?" — aber, man muß es gestehen, übler noch ergeht es dem Volke selbst, dem Philister, den Zünften, dem Publikum in Gedichten wie: „Das Löwenvolk," „Was ist das Volk?" „Nein, dieses Geschlecht," „Das Publikum," oder gar in dem eben so einschneidenden wie prächtig humoristischen „Herr und Hund." Doch zeigt sich dann wieder so vielfach das tiefste Herz für Deutschland („An C. v. R."), das zähe innigste Festhalten am Vaterland, am Volk und an seiner providentiellen Aufgabe, daß wir in alledem den Zorn des liebevollen Herzens empfinden müssen, und mit der Selbsthingabe des Dichters nur ausrufen mögen:

„Den steinigsten Boden weit und breit,
Den müssen wir Deutsche hacken."

Bei diesem Kampfe wider die Engherzigkeit und geistige Verrottung sind natürlich auch die „Himmelspächter," die „Dunkelmänner," die „Münchlein" u. s. w. unvergessen, „die an den Wässern des ewigen Lebens mahlen behaglich ihr tägliches Brod," und man wird dabei wohl an genaue Bekanntschaft des Dichters mit solchem Treiben gemahnt, oder glaubt mitunter, wie bei dem Tone der „Dithyrambe," den Mann vor sich zu sehen, der, wie man sagt, seine kirchliche Investitur durch einen Zufall, wie er auf dem Lande eben vorkommen kann, in polnischem Rock, mit Sporen und Reitgerte, empfangen haben soll. Aber in all dieser Polemik, die voll jugendfrischer, quellender Poesie sich erhebt, und im zweiten Buche, seit 1848, nur noch frischer, drohender und siegesgewisser auftritt, erkennt man vollkommen, daß sie nicht aus der Kleinlichkeit eines verbissenen und beschränkten oder von den erduldeten Leiden verbitterten Gemüths hervorgegangen, sondern auf dem tieferen gesunden Grunde eines gründlichen Wahrheitsstrebens und einer soliden Kraftentwickelung — die den Kern des Bewußtseyns der Mannheit bilden — emporgewachsen ist. Diesen Geist bezeugen vielfache Stimmungsgedichte, wie „Neuer Wein und neuer Geist," oder „Es werde Licht", bezeugt die gesunde Erdenliebe, wie sie in „Mir geht es wie dem Doctor Faust," oder die Begeisterung für wahre, ruhige Manneskraft bis in den Kuß hinein, wie sie in „Mein Hans" sich ausspricht. Und darum stehen auch in diesem Bändchen solche Gedichte an ihrem Platz, wie „Du armer Mann" oder „Elternfreuden," denen, obwohl sie eigens nur im rein Menschlichen zu weilen scheinen, doch, eben aus dem Herzen, liebend und unwillkürlich die polemische Ader hervorspringt. Letztere Gedichte möchte ich zu den schönsten der Sammlung rechnen, und ebenso den Ausdruck reiner Naturstimmung, das Weltgefühl der Kraft, das sich in dem kleinen folgenden ausspricht:

O Erde, reicher Freudenborn,
Der ewig sprudelt uns zu gut —
Durch Gluth und Frost, durch Lieb' und Zorn
Machst du mich stark und wohlgemuth.

Es rauscht im weiten Weltendom
Der Quell, den meine Seele trinkt;
Ich walle ruhig, wie ein Strom,
Der in den Arm dem Meere sinkt.

Der Humor, dessen schon bei dem „Liederbuch" mit Vorliebe gedacht wurde, durchzieht hier polemisch vielfach die Tendenzgedichte, wie „Stimmen aus der Tiefe," „Nächtlicher Krieg," oder „Das Becker'sche Rheinlied" u. s. w.; am heitersten aber macht er sich geltend in jenen witzigen Pasquillen und Epigrammen, die schon bei dem ersten Erscheinen dieser Sammlung allgemeines Aufsehen erregten: „Das schwarze Postkabinet," „Ungleichheit der Stände," „Preßordonnanzen," „Differenz," „Hottentottensitte" u. s. w.

An fast nichtssagenden Gedichten, wie „Mord und Rache," oder an Wendungen, wie „Wisch' aus die Augen," oder an Reimen wie „Wüste — Küste" fehlt es auch hier nicht: dafür entdecken wir in den stets leicht fließenden Versen auch hübsche volksthümliche Wendungen, wie „Uns Armen ist wind und wehe," und finden auch hier wiederum ein ausgezeichnet componibles Lied: „Das Trommelliedchen." Einen wahren Schmuck in beiden besprochenen Productionen Seegers bilden die anziehenden, vielfach zerstreuten Motto's der einzelnen Lieder, meist dem unerschöpflichen Geistesquell Altmeisters Goethe entnommen. — Die äußere Ausstattung des Buches ist lobenswerth, der Druck correct.

D.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Mois de Marie. — Académie des jeux floreaux. — Autographen. — Longchamps. — Dufaure. — Festival Beethoven. — Schottische Perlen.

Am ersten Mai findet auf dem Brocken das jährliche Walpurgisfestival statt und in den Kirchen beginnt der Marienmonat. Zwei sehr heterogene Solennitäten. An allen Kirchthüren ist das Programm der letzteren angeschlagen; lange Affichen mit der Ueberschrift: Mois de Marie. Da findet man ein Verzeichniß der Musikstücke, die aufgeführt werden, der Künstler, die sich hören lassen, und des Kanzelredners, der die Abendpredigt hält. Die Fabrik sieht sehr darauf, daß sie volle Häuser habe. Die Miethe für die Stühle und sonstige Geldsammlungen werfen erkleckliche Summen ab. Eine Reclame in einem hiesigen Blatte kündigt an, die Baronin de Caters und Monsieur de St. Julien werden die musikalischen Produktionen in St. Germain l'Auxerrois leiten und sich als Solisten hören lassen. Die Chöre werden sechzig Stimmen zählen; jeden Montag ist großes Concert: rendez-vous de prière et d'harmonie. Der Zweck heiligt die Mittel. Die Kirchen werden gute Einnahmen haben, aber der liebe Gott wird wenig dabei gewinnen. Er tritt ohnedieß bei diesen „Rendezvous des Gebetes und der Harmonie" sehr in den Hintergrund. Man hat nur Augen für Marie; ihr wird ein besonderer Altar errichtet am Eingange des Chors; in Notre-Dame steht die Schutzpatronin von Paris aus massivem Silber, ein Geschenk Karls X., inmitten eines durchaus weißen Blumenflors, und umstrahlt von unzähligen Wachskerzen und Wachsfackeln.

Am 3. Mai feiert die Académie des jeux floreaux zu Toulouse ihre jährliche Preisvertheilung. Dann wird das Kapitol mit Laub und Blumenkränzen geschmückt; unter Trompetenschall tritt das Collége du gai sçavoir, den Moderateur an der Spitze, in die Galerie des illustres. Die Sitzung beginnt nach altem Herkommen mit einer Lobrede auf Clemence Isaure, die Stifterin dieser Blumenspiele. Bestimmte Nachweisungen über diese Dame scheinen zu fehlen. Ein Gelehrter, der einer andern Akademie angehört, behauptet — wohl aus Neid — sie habe nie gelebt. Die Preise bestehen in goldenen und silbernen Blumen, die an die Verfasser der besten unter den eingesendeten Gedichten vertheilt werden: Primeln, Veilchen, Nelken, Lilien ꝛc. Dieses Jahr hat den ersten Preis ein Pariser Dichter davon getragen, Dallière, Bibliothekar an der Sorbonne. Das poetische Talent eines Unterpräfecten ist mit zwei Blumen belohnt worden. Die Pariser machen sich über das sinnige Fest lustig, und haben sehr unrecht. Viele später berühmt gewordene Poeten wurden zuerst durch die Toulouser Akademie bekannt, unter andern V. Hugo, A. Soumet und Viennet, der dieses Jahr zu der höchsten Ehrenstelle derselben erhoben wird. Viennet gehört zwar heutzutage zu den Verrückten; er glaubt noch an die Tragödie und das epische Gedicht; aber er hat auch pikante und geistreiche Fabeln geschrieben, und zwar die besten, die seit Lafontaine erschienen sind.

Im Saale Sylvestre wird eine kostbare Autographensammlung versteigert, unter andern ein Schreiben der bekannten Opernsängerin Sophie Arnould an den Kriegsminister, die Absetzung ihres Sohnes betreffend, welcher Generaladjutant bei der Nordarmee während der Revolution war: „Warum wird mein Sohn so hart behandelt? weil er ein uneheliches Kind des Herrn Lauragais ist? Mein Sohn ist mein Sohn, und seit 500 Jahren sind wir in unserer Familie wahre Sans-Culottes."

Ferner eine Bittschrift des Marquis De Sade, welcher sich beklagt, daß er sein ganzes literarisches Eigenthum (Justine und Juliette, die beiden abscheulichsten Bücher, die je in irgend einer Sprache geschrieben worden) verloren; er sucht um eine Anstellung als Bibliothekar ꝛc. nach und schließt: „Die Wirkungen meiner Dankbarkeit werden dann ohne Zweifel den Herd aller Tugenden, welche dem Republikaner ziemen, wieder anfachen." — Und endlich ein Handbillet Guizots an Barbé-Marbois, dem er einen sehr geistreichen Mann empfiehlt, der eine Geschichte der französischen Revolution schreibe, und von ihm manches über den 18. Fructidor zu erfahren wünsche. Und dieser sehr geistreiche Mann war Thiers.

An die Stelle der Spazierfahrt ist jetzt das Wettrennen von Longchamps getreten. Die Damentoiletten waren wie das Wetter: hier der Frühling, dort der Winter, hier Damen in hellen Taffetkleidern, dort in Sammtmänteln mit Spitzen. Selbst das Pelzwerk war noch nicht gänzlich verschwunden. Fürstin Metternich war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen weißen Hut mit Lilasfedern. — Die Saison geht zu Ende, und die Concerte nehmen allmählig ab, worüber sich niemand beschwert. Im Theater „école lyrique, rue de Latour d'Auvergne," war kürzlich eine Vorstellung zum Besten des englischen Hülfsvereins. Die Vorstellung war dadurch besonders merkwürdig, daß die englischen Damen dabei im Ballcostüm erschienen, wie dieß in England üblich ist. Hier zu Lande findet man das lächerlich. Lord Cowley war zugegen. Die Schauspieler gehörten den höheren Klassen an. Die weiblichen Rollen wurden durch Künstlerinnen dargestellt. Eine Engländerin würde sich nie dazu verstehen, die Bühne zu betreten: shocking! Herzog Morny hat neulich bei der Prinzessin Mathilde ein neues dramatisches Sprüchwort

aufführen lassen: „Kein Rauch ohne Feuer,“ unter dem Pseudonym Saint-Rémy. Die lundis dansants haben in den Tuilerien wieder angefangen. Der schwarze Frack ist bei Seite gelegt; man trägt habits à l'incroyable, wie unter dem Directorium. „Es gibt nichts Neues, als was vergessen ist,“ sagte mit Recht eine Modehändlerin zur Kaiserin Josephine. Wenn Sie's interessirt zu wissen, wie die Kaiserin Eugenie auf dem letzten Ball gekleidet war, so kann ich es Ihnen sagen: ein Unterkleid von Rosaseide, darüber ein Kleid von weißer Tulle, am Mieder mit Maiblumen besetzt, einen Kranz von Maiblumen in den Haaren, um den Hals eine dreifache Schnur weißer Perlen. In diesem Kostüm hätte sie als Genius des Frühlings auftreten können. Und weil wir einmal bei Hofe sind, so geht es in Einem hin, wenn ich die Toilette der Prinzessin Mathilde beschreibe: weißes Unterkleid, darüber ein Kleid von weißer Tulle, mit einem losen (flottante) Gürtel von weißem Taffet; Collier von weißen Perlen; als Coiffure ein goldnes Bandeau mit einem Amathyst und Brillanten.

In der Académie française, wo endlich Meister Dufaure aufgenommen wurde, halten wir uns nicht lange auf. Im Gerichtsstyle heißen die Advokaten hier Meister, und wir führen den neuen Akademiker absichtlich unter diesem Titel an, weil er doch am Ende nichts anderes ist, und eben deßwegen werden wir uns nicht lange mit ihm beschäftigen. Als er zum erstenmale in der Kammer sprach, soll Royer-Collard in seiner sententiösen Weise geäußert haben: „Voilà un jeune homme qui ira vite et loin, mais jamais haut.“ Dufaure hat nicht eine Zeile drucken lassen; seinem Vorgänger Pasquier verdankt man doch wenigstens ein Vaudeville, das er unter dem Directorium schrieb und das den Titel führte: „Grimeu ou le portrait à faire.“ Dufaure hat für gut gefunden, dieses Werkes seines Vorgängers nicht zu erwähnen. Pasquier hatte fast unter allen Regierungen, die Ludwigs XVI. mit einbegriffen, gedient; man hat ihm nachgerechnet, daß er achtzehn Eide geleistet. Unter der Republik aber wollte er keinen Staatsdienst annehmen, weil — sagte der Charivari — die Republik keinen Eid verlangte. Als Polizeipräfect unter dem ersten Kaiserreich ließ er sich von dem General Mallet verhaften, dessen Complot beinahe zwei Jahre früher als der Pariser Friede der Napoleonischen Herrschaft ein Ende gemacht hätte.

Noch erwähnen wir im Vorübergehen des Festivals Beethoven, das am vorigen Sonntag im Cirque Napoléon statt gefunden. Es ist schon vieles über die neunte Symphonie geschrieben worden. Wird sie in Deutschland überall verstanden? Hier ist man endlich mit dem Kolosse fertig geworden, wenn man dem „Menestrel“ glauben kann, der versichert, sie werde bis in die feinsten Details vollkommen begriffen. „Die göttlichen Melodien, die adorabeln Harmonien werden mit einer wahren Wuth (frénétiquement) applaudirt. Alles ist klar, ergreifend, sympathisch in dieser musikalischen Epopöe; ihre Wirkung übersteigt die aller andern Beethoven'schen Symphonien.“ Wir gestehen für unsere Person offenherzig, daß wir's so weit noch nicht gebracht haben. Am Schlusse des Festivals wurde Pasdeloup gerufen. Nächsten Sonntag findet das Festival Mendelssohn statt.

Der April hat einen Januskopf; meistens zeigt er uns sein reactionäres Gesicht, griesgrämig, runzlicht, das in den Winter schaut und uns Schnee und Regen und einen eisigen Wind in das unsrige bläst; zu Zeiten, und nur damit wir den Unterschied fühlen, kehrt er uns das andere zu, das Fortschrittsgesicht, sonnig und freudig und mit Veilchen und Hyacinthen gekrönt. Der April quält wie eine Kokette. Den Vortheil hat man wenigstens von der anhaltenden Kälte, daß man noch immer Austern essen kann, die bekanntlich bei warmem Wetter leicht verderben. Als ich nun dieser Tage ein Dutzend beim Frühstück verzehrte, sagte mir der Wirth: „Schauen Sie sich die Schalen genau an; neulich fand Einer meiner Gäste eine Perle, die ihm der Bijoutier nebenan mit 15 Franken bezahlte.“ Da fiel mir ein Aufsatz ein, den neulich die Patrie veröffentlicht hat, und worin versichert wird, daß man in den Flüssen Schottlands Perlenmuscheln finde. Schon im zwölften Jahrhundert waren die schottischen Perlen sehr gesucht, wie Tytler in seiner Geschichte Schottlands berichtet. Im Jahre 1355 verbietet ein sogenanntes Statut der Pariser Goldschmiede, die schottischen Perlen mit orientalischen zugleich zu fassen. Eine schöne, reine schottische Perle kostete 1705 noch 15—20 Reichsthaler, die größeren sogar 100 Reichsthaler. Die Perlenfischereien Schottlands waren allmählig in Vergessenheit gerathen, als vor vier Jahren ein in Edinburg ansässiger Ausländer, Namens Moritz Unger, auf den Einfall kam, die für perlenreich geltenden Gegenden zu bereisen. Er fand deren in verschiedenen Gegenden und kaufte auf, so viel er auftreiben konnte. Im folgenden Jahre fiel die Ernte noch ergiebiger aus. Unter den Leuten, die sich mit der Fischerei beschäftigten, verdienten manche die Woche 200—250 Fr., obgleich die Waare ihnen schlecht genug bezahlt wurde. Seitdem ist der Werth der schottischen Perlen bedeutend gestiegen; sie kosten durchschnittlich 100—400 Fr. Die Königin Victoria besitzt eine, welche sie mit 1000 Fr. bezahlt hat. Die Kaiserin Eugenie und die Herzogin von Hamilton haben einige sehr feine kaufen lassen. Unger besitzt eine Schnur schottischer Perlen, für die er nicht weniger als 8750 Franken verlangt.

Berlin, April.

(Schluß.)

Bockbier. — Shakespearefeier. — Witterung.

Nun zu dem zweiten Ereigniß der Woche, zum „Ausschank des Bockbiers," der am Ostersonntag, vom reizendsten Frühlingswetter begünstigt, auf dem Kreuzberg — in der Sprache der Biertrinker dem „heiligen Berg" — begann. In der frühesten Morgenstunde hob die Wallfahrt an. Tausende wogten hinauf: zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen; allein nicht Alle kehrten zum Mittag- oder Abendessen nach Hause zurück. Das Bockbier ist stark, und die Berliner Polizei hat kein Mitleid mit denen, die von ihm übermannt worden sind, und deren Zahl war Legio. Wurden doch an jenem Tage, bloß in Einer Brauerei, über 25,000 Seidel dieses verlockenden, aber tückischen Gerstensaftes ausgetrunken. Im Allgemeinen sind die Berliner dem Laster der Völlerei nicht ergeben. Nur äußerst selten begegnet man einem Betrunkenen. Damit will ich freilich nicht gesagt haben, daß man hier wenig trinke; aber das gewöhnliche „bayerische Bier," das Gottlob den Schnaps so ziemlich verdrängt hat, ist sehr leicht. Kurz, obgleich der Berliner keineswegs wenig trinkt, und auf das Trinken keineswegs wenig Zeit verwendet, berauscht er sich doch nicht leicht und ist also relativ mäßig. Allein, classisch gebildet, hat er sich in dieser Hinsicht die Römer zum Muster genommen, und will gleich ihnen seine Saturnalien haben. Die Tage der Bockbiersaison sind die Saturnalien der Berliner. Sich vom „Bock stoßen zu lassen," ist nicht nur keine Schande, es ist eine Pflicht, und in jener Zeit der Anarchie darf der gesetzteste Familienvater, unbeschadet seiner Würde, die ausgelassensten Streiche begehen, „Hüte auftreiben," sich mit seinen Freunden und schließlich mit den Schutzmännern prügeln; mit Einem Wort: Alles ist erlaubt, was der gesellschaftliche Codex sonst streng verbietet. Ob das recht ist, will ich nicht untersuchen; ich habe keine Lust, den Moralisten zu spielen. Genug, es ist so, und beobachtete das schöne Geschlecht nicht eine diskrete Neutralität, so könnte man sich in der Bockbiersaison nach London versetzt glauben. — Heuer ist der Spaß übrigens durch das Wetter sehr gestört worden. Am Ostermontag ging es noch an; aber seitdem regnet oder schneit es unaufhörlich, so daß eine Wallfahrt nach dem heiligen Berg keine Kleinigkeit ist, geschweige denn der Rückweg. — Unter demjenigen Theil des Publikums, welcher von den beiden „Ereignissen" nicht gänzlich in Anspruch genommen ist, haben die jüngsten Nachrichten vom Kriegsschauplatz einen peinlichen Eindruck hervorgebracht. Das Mißlingen der Versuche, die Düppeler Schanzen zu überrumpeln oder im Rücken zu fassen, hat die Befürchtung genährt, das gute deutsche Recht werde abermals auf dem Altar der Diplomatie geopfert werden. Gebe der Himmel, daß dieß sich nicht erfüllen möge!

Während die übrigen Theater, namentlich auch das Schauspielhaus noch immer zurückhielten, hat die regsame Direktion unseres Victoriatheaters bereits ihr Programm für die Shakespearefeier veröffentlicht. Die Vorstellung am Gedenktage wird mit einem Festspiel von Friedrich Halm beginnen. Es ist betitelt: „Ein Abend in Tithoffield" und soll „durch lebendige Illustrationen und Scenen aus Shakespeare's Dramen ein Spiegel des unsterblichen Genius seyn." Hierauf folgt eine „neue Bühneneinrichtung" von: Was Ihr wollt, durch G. zu Putlitz, der die Aufführung selbst leiten und von dem Hoftheater zu Schwerin einige der besten Künstlerinnen und Künstler mitbringen wird. Den Schluß bildet Holtei's Shakespeare in der Heimath. Hoffen wir, daß die andern Berliner Theater sich nicht überflügeln lassen, damit der 23. April hier keine Bühne finde, die dem Begründer des modernen Dramas nicht ihre Huldigung zollt.

Beiläufig wird auch hier in mehreren Blättern der, wenn ich nicht irre, zuerst in Dresden angeregte Plan verfochten, auf den Geburtstag Shakespeare's einen Congreß der deutschen Theaterdichter und Componisten zu berufen, welcher die Tantièmenfrage in die Hand nehmen und eine befriedigende Lösung anbahnen soll. Ohne Zweifel wäre das Gelingen sehr wünschenswerth, aber warum man gerade den Geburtstag Shakespeare's für einen solchen Congreß wählen will, leuchtet uns ebenso wenig ein, als wir es für wahrscheinlich halten, daß die Bürger der poetischen und musikalischen Republik, um die es sich handelt, jetzt auf einmal binnen wenigen Wochen jene bei ihnen so eigenthümlich stark entwickelte Centrifugalkraft unterjochen, welche seit gleich viel Jahrzehnten jedem Einigungsversuch auf diesem Gebiete mit solch unwiderstehlicher Uebermacht entgegengetreten ist. Doch wir leben in einer Zeit der Ueberraschungen und müssen selbst auf Wunder vorbereitet seyn.

Ich hätte fast zu erwähnen vergessen, daß die meisten hiesigen Arbeiter- und Urwählervereine („Bezirksvereine") den Geburtstag des englischen Dichterriesen entsprechend feiern werden, ein neuer und höchst erfreulicher Beweis, wie tief die Bildung in das deutsche Volk hineingedrungen ist, und wie es sich in seiner Gesammtheit — nicht bloß in der Person einiger hervorragenden Geister — die Kunstschätze des Auslands angeeignet hat. Der Verein der Buchdruckergehülfen, dessen Programm mir vorliegt, wird nach einem Vortrag über Shakespeare den „Kaufmann von

Venedig" aufführen; ein anderer Arbeiterverein will sich an Hamlet wagen u. s. f. Zu bedauern ist, daß in mehreren Städten Deutschlands, z. B. in Frankfurt a. M. die politische Leidenschaft dem Fest Abbruch zu thun droht. Was hat aber die Pöbelhaftigkeit der heutigen englischen Presse mit Shakespeare zu schaffen? Und wäre es nicht die empfindlichste Rache, wenn wir seinem Genius eine allgemeinere Verehrung bezeigten, als den heutigen Engländern möglich zu seyn scheint?

Das abscheuliche Wetter wirkt sehr nachtheilig auf den öffentlichen Gesundheitszustand, und herrschte hier die chinesische Sitte, den Doktoren ein bestimmtes Honorar auszusetzen, das aber bloß für die Zeit, wo die Kunden — von Patienten ist unter diesem System selbstverständlich keine Rede — gesund sind, ausgezahlt wird, so hätten die Berliner Aerzte jetzt schlimme Tage, und sie würden die Köpfe hängen lassen, statt daß ihre Gesichter das innigste Behagen widerspiegeln. Beiläufig hat jene chinesische Sitte viel für sich; sie verdient in der That bei uns eingeführt zu werden. Da Herr von Hülsen das Studium der Theatermedicin seinen Amtsstudien noch nicht beigefügt hat, wie ich ihm jüngst wohlmeinend anrieth, übt die Witterung natürlich einen ganz besonders schlimmen Einfluß auf das ganz besonders empfängliche Theaterpersonal aus, oder genauer ausgedrückt, auf das Personal der königlichen Schauspiele; denn das der Privattheater zeichnet sich nicht durch diese auffallende Empfänglichkeit für Krankheitsstoffe aus, und erfreut sich sogar einer ungewöhnlich guten Durchschnittsgesundheit. Was nun diesen geheimnißvollen sanitätlichen Unterschied zwischen den königlichen und den Privattheatern verursachen möge, — genug, das Phänomen ist hinlänglich festgestellt, und im gegenwärtigen Augenblick sind Schauspiel- und Opernhaus zwei große Lazarethe, und ohne die hier eintreffenden Gäste hätte man die beiden Kunsttempel längst schließen müssen. Das Publikum, das so grausam ist, den Mitgliedern der königlichen Schauspiele ihre Gebrechen als Verbrechen anzurechnen, hat nachgerade alle Selbstbeherrschung verloren, und da es die Kranken nicht erreichen kann, schnellt es die Pfeile seines Zorns gegen die Gesunden, die auf diese Weise für eigene und fremde Sünden zu büßen haben. Nicht einmal der Gäste schont es in seiner blinden Wuth, und neulich wurde z. B. Hr. Grill aus München trotz seiner braven Leistung in der Rolle des Masaniello ausgezischt, bloß weil an jenem Abend nicht weniger als drei der angekündigten Berliner Sänger wegen plötzlicher Erkrankung ausgeblieben waren. Hoffentlich kommt das Publikum bald auf vernünftigere Grundsätze der Rechtspflege; die fremden Bühnenkünstler haben schwerlich Freude am Märtyrerthum, und dürften Spree-Athen sonst völlig vermeiden. Und was sollte dann aus uns werden? Jedenfalls wiederhole ich meinen Rath: Hr. von Hülsen muß Theatermedicin studiren; namentlich empfehle ich ihm (außer Molière's „Malade imaginaire," der für Aerzte überhaupt das trefflichste Material enthält) die medicinischen Schriften des Mittelalters, in denen das Gold bekanntermaßen eine sehr wichtige Rolle spielt. Eine praktische Anwendung dieses Metalls — davon bin ich überzeugt — würde den Theaterkrankheiten unfehlbar vorbeugen. Unter praktischer Anwendung ist aber zu verstehen, daß man weder zu viel, noch zu wenig, und das rechte Quantum zur rechten Zeit giebt.

Nachschrift. Soeben komme ich von einer kleinen Schlittenfahrt nach dem Kreuzberg zurück, zu der mich ein Freund Curiositätshalber eingeladen hatte. Der Schnee liegt ein paar Zoll hoch, und da es ziemlich stark friert, bildet er eine recht gute Bahn. Es ist das die erste Schlittenpartie, die ich im Monat April gemacht habe. Wenn es so fortgeht, wird man übermorgen Schlittschuh laufen können.

Berlin, April.

Schinkelfest. — Katalog des Schinkel-Museums. — Festrede. — Preisvertheilung. — Verwirklichung des Künstlerhauses. — Vortrag von Prof. Eggers. — Der Kunstverein. — Neue Abgüsse im Museum. — Museumsbauten.

Wir haben im verflossenen Monat, würdigem, auch mehr als zwanzig Jahre geübtem Brauche folgend, das schöne Schinkelfest wieder gefeiert. Sitte und Edelsinn eines Volkes sprechen am deutlichsten und besten aus der Pflege und der Ehre, die es dem Gedächtniß seiner großen Todten bezeigt, und man kann rühmend von dem Geschlechte unserer Tage sagen, daß von Jahr zu Jahr die Bedeutung Schinkels innerlich wächst und nach außen sich weiter verbreitet. Schinkel ist ein Genius, wie in Jahrhunderten nur Einer ersteht, ein Genius, in dessen Wiege jeder Gott seine Gaben des Schönen gelegt. In Schinkels Geist vermählten sich deutsches Wesen und classische Form,

Faust und Helena zu innigstem Vereine, und ließen eine Frucht sprossen und gedeihen, welche in die Reihe der Thaten Goethe's und Schillers, Glucks und Mozarts trat und sich auf das engste an die eines Thorwaldsen, eines Cornelius anschloß. Was diese Männer auf ihren Gebieten waren und sind, das war Schinkel auf dem seinigen; aber sein Genius war so allseitig, war so wenig nur und ausschließlich auf das Bauen gerichtet, war so in allen Künsten gottbegabt, daß die Geschichte außer dem Namen des Michelangelo kaum einen zweiten neben den seinigen setzen kann. Wie erfreulich ist es nun, daß gerade hier an der Stätte seines nächsten Wirkens sein Wesen immer mehr verstanden, sein Angedenken immer mehr gefeiert wird! Den jüngeren Kunstgenossen ist der Name Schinkels ein hoher und unantastbarer, wie nur irgend einer in der ganzen Kunstgeschichte, wenn auch ältere Personen hierin zuweilen ihren Wunderlichkeiten die Zügel schießen lassen und sich nicht scheuen, den großen Mann mit dem Maßstabe ihrer eigenen Beschränktheit zu messen. Wir haben Beispiele hiervon erlebt (vergl. Morgenblatt 1863, Nr. 17.).

An den Gestorbenen knüpfte die Festrede an, welche Professor F. Adler, ein kenntnißreicher und begabter Künstler, hielt, nachdem zuvor der Geheime Oberbaurath Stüler einige amtliche Mittheilungen gemacht und zugleich angezeigt hatte, daß der Schwiegersohn Schinkels, der Freiherr von Wolzogen, welcher bereits in so anerkennungswerther Weise drei Bände Briefe, Berichte u. s. w. von Schinkel herausgegeben, jetzt als vierten Band einen ausführlichen, 3664 Nummern umfassenden Katalog des Schinkel-Museums als Festgabe veröffentlicht habe. — Die Festrede nun hob hervor, daß das Mal des Verstorbenen das erste und älteste Zeichen der Sitte bei allen Völkern sey, daß im Grabdenkmal der Keim für die ganze schöne Baukunst liege. Das Grab hängt eng mit der Religion zusammen, und zu allen Zeiten sind Gräber Wallfahrtsorte geworden, zu allen Zeiten wurden große Männer in heiligen Räumen und Bezirken bestattet, wofür sich in jeder Hinsicht unzählige Beispiele seit dem grauesten Alterthum bis heute beibringen ließen. Mit dem Grabmal ist das Ehrendenkmal auf's nächste verwandt, und die Menge der Entwürfe, die Schinkel für beide Gattungen gemacht hat, ist sehr bedeutend, indem sie einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren, seit 1799 bis kurz vor seinem Tode hin, umfaßt. In dieser großen Reihe nehmen zwei Kreise vornehmlich die höchste Aufmerksamkeit in Anspruch, neben denen die übrigen Zeichnungen und Entwürfe, so geistvoll sie sind, dennoch zurücktreten, da ihre gegenständliche Bedeutung sich jenen erheblich unterordnet: es sind die Arbeiten zur Verherrlichung der Freiheitskriege und die zum Denkmale Friedrichs des Großen.

Unter dem Getöse der Waffen hatte Gneisenau aus dem Lager in Frankreich mit Schinkel über Kunstsachen verhandelt, und der Künstler, der damals Landschaftsmaler war, verfolgte die gewaltigen Ereignisse mit der vollen Begeisterung eines ganzen deutschen Mannes. Er entwarf so, vom eigenen Geiste getrieben, ein Volksdenkmal, welches Hermann als Sinnbild deutscher Kraft im Siegeslaufe zu Roß über der Leiche eines Römers mit dem gebrochenen Adler zeigt, und das hoch auf einem Berge, in natürlichen Fels gehauen, die Männer aus allen Gauen des Vaterlandes zu nationaler Festfeier vereinigen sollte. Die Idee ist gewiß poetisch und passend. — Für das Denkmal, welches in Berlin „der König dem Volke" errichtete, machte Schinkel mehrere Entwürfe, unter andern einen in Form eines großen Prachtbaus, der überaus schön ist und der später unter Rauchs Leitung im Kleinen modellirt wurde; an seiner Statt ist die bekannte, immerhin noch sehr bedeutende große Spitzsäule auf dem Kreuzberge ausgeführt worden. Eines seiner edelsten Werke aus diesem Kreise ist das Grabmal Scharnhorsts; doch müssen wir auf dieses wie auf die übrigen Arbeiten für die Helden jener Zeit hier einzugehen verzichten.

Ebenso möge die kurze Andeutung genügen, daß Schinkel für das Friedrichs-Denkmal sieben Entwürfe gemacht hat, die sämmtlich den König in verschiedenen Formen als Landesheros darstellen. Sie erregten ihrer Zeit großes Aufsehen und vielen Widerspruch, dem in der gelehrten Welt schon 1835 Gervinus Ausdruck gab; allein dieß ist unzweifelhaft, daß sie genial und schön sind, und daß gerade sie Schinkels classischen Geist auf die reinste Weise wiederspiegeln. Ich sage nicht, daß ihre Ausführung an der Stelle von Rauchs Werk wünschenswerth gewesen wäre, aber dem Losungswort des Tages gegenüber, dem jedes Idealgewand Entsetzen einflößt, kann man nicht genug auf das innerste Wesen der Plastik hinweisen, welches durchaus ideal ist und nur in das Realistische hineinspielen, nie aber realistisch werden kann, ohne sich selbst aufzugeben. Deßhalb wollte es Rietschel auch nie zugeben, wenn man ihn realistisch nannte; denn er zog nicht den plastischen Idealismus in die Kniehosen und den Frack hinab, sondern er erhob als Meister seiner Kunst das widerstrebende Zeitkostüm in die ideale Sphäre hinauf. Bei solchen Bedingungen der Plastik sollte man immerhin in seinem Eifer gegen ideale Gewandung etwas maßvoller seyn.

Die letzte Arbeit im Denkmälerfache war der Entwurf für den Grabesschmuck eines von Schinkels Lehrern, und eben dieser Entwurf ist später nach des großen Mannes Hinscheiden ausgeführt worden, um sein eigenes Grab zu zieren. Es ist eine Stele von den edelsten Maaßen, gekrönt mit einem herrlichen Akroterion, die das Profilbild Schinkels trägt nebst den goldenen Worten des Dichters:

„Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt,
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein."

Der Festrede folgte ein fröhliches Mahl, begleitet von Spruch und Gesang. Ein wohlbesetztes Quartett führte

in vortrefflicher Weise Geibels schönes Festlied auf Schinkel aus, das da beginnt:

„Wenn beim Wein die Herzen klopfen
Und das Fest zum Liede drängt,
Ziemt sich's, daß die ersten Tropfen
Man den großen Todten sprengt" u. s. w.

Noch eine andere Bedeutung als die, den Zoll der Dankbarkeit und Bewunderung dem Genius darzubringen, hat aber seit einiger Zeit das Schinkelfest durch die Vertheilung zweier Preise gewonnen, die der Staat zu wissenschaftlichen Reisen für junge Architekten alljährlich aussetzt. Zwei Aufgaben, eine aus dem Gebiete des Wasserbaus, die andere aus dem des Schönbaus, werden vom Architektenverein gestellt, und dieser übt auch das Preisrichteramt, dessen Urtheil der Staat von vornherein annimmt. Die Betheiligung ist immer eine sehr rege, da die besseren der Entwürfe, auch wenn sie nicht gekrönt werden, dennoch als Prüfungsarbeiten für Baumeister gelten, so daß die Furcht eines nutzlosen Zeitverlustes nicht wohl zurückhalten kann. Die Preise bestehen je in fünfhundert Thalern Gold. Die dießmaligen Entwürfe bezogen sich auf die Idee des Künstlerhauses (siehe Morgenblatt 1864. Nro. 8). Doch wurde diese erweitert gefaßt, indem man eine Verbindung der Architekten und des edleren Kunsthandwerks mit den Bildhauern und Malern im Sinne hatte, so daß sich ein großartiges „Vereinshaus" ergab, dessen gesellige Bestimmung gegen die der Bildung und Förderung zurücktrat. Obwohl natürlich der Preisentwurf, eine Arbeit des Bauführers Conrad Busse, nur auf dem Papiere bleibt, hat er dennoch auch eine unmittelbare praktische Bedeutung gehabt, indem das ihm zu Grunde liegende Programm den Unternehmern des Künstlerhauses eine sehr nutzbringende Anregung gegeben hat.

Man hat es erkannt, welch mißliche Sache es innerlich und äußerlich um ein Künstlercasino ist, wie wir es im bezeichneten Artikel dieser Blätter besprochen haben, und hat den Architektenverein zunächst eingeladen, sich am Unternehmen umfassend zu betheiligen, worauf dieser, natürlich unter der Bedingung, bei dem zweifelhaften Stande der ganzen Angelegenheit nicht endgültig gebunden zu seyn, bereitwillig einging, so daß die beste Hoffnung vorhanden ist, die Künste werden sich dereinst in dem neuen Hause zu schönem Vereine die schwesterliche Hand reichen. Aber noch ein bedeutender Schritt ist geschehen. Die von mir, als das einzig Richtige, in dem genannten Aufsatz angedeutete Aktienzeichnung ist inzwischen von den Unternehmern in Gang gebracht worden, so daß Professor Steffeck am Schinkelfeste den Genossen der Feier mittheilen konnte, es seyen in den letzten Tagen bereits 12000 Thaler gezeichnet worden; er lud auch unmittelbar zu Unterschriften ein und eine Umreichung von Listen während der Tafel ergab auch noch die bedeutende Summe von nahezu 6000 Thalern, so daß mit diesen nicht unerheblichen Kapitalien die Verwirklichung des Künstlerhauses sicher gestellt ist. Zudem, heißt es, hätten sich die Behörden bereit erklärt, einen passenden Bauplatz unentgeltlich herzugeben, was bei der Höhe der Bodenpreise in Berlin als eine sehr werthvolle Unterstützung angesehen werden muß. Hoffen wir also das Beste, nachdem die bisherige Betreibung dieser Unternehmung als eine verfehlte erkannt worden ist.

Ich erwähne noch, daß am Tage vor Schinkels Geburtstag Professor Eggers im „wissenschaftlichen Verein" vor einem größeren gemischten Publikum einen sehr gelungenen und beifällig aufgenommenen Vortrag über den unerreichten Meister hielt, dessen Bedeutung als universellen Künstlergenius, wie als seltenen edeln Menschen er besonders hervorzuheben wußte. Doch nun genug von Schinkel.

Der Kunstverein setzt seine gewohnte regelmäßige Thätigkeit in erfreulicher Weise fort. Er hat nicht nur ein Dutzend ausgezeichneter Gemälde zu dauerndem Eigenthum als Grundstock einer Gallerie nach und nach erworben, sondern stellt auch ununterbrochen in seinem Saale die ihm zugehenden Bilder aus, unter denen stets eine größere Anzahl von nicht geringem Talente Zeugniß ablegt; doch kann ich mich hier wohl nicht auf Einzelheiten einlassen, und will nur hervorheben, daß der Verein sein neuestes Jahresblatt jetzt vertheilt hat, welches in einem sehr gelungenen Stiche von G. Seidel nach Klöbers herrlichem Gemälde „Amor die Psyche erweckend" besteht. Für diese ausgezeichnete Grabstichelarbeit hat der Verein 4000 Thaler verwendet und zudem das Originalgemälde für seine Sammlung erworben. Neben demselben, dessen Namen als „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate" wohl zu beachten ist, sind seit einigen Jahren hier noch andere Vereine aufgetaucht, die auch Kunstzwecke in ähnlicher Art verfolgen wollen, zum Theil aber auf seltsame Abwege gerathen, wie denn einer derselben beispielsweise für den Jahresbeitrag von 10 oder 12 Thalern sich verpflichtet, jedem Mitglied ein Oelbild zu liefern.

Zur nicht geringen Freude der Kunstfreunde sind nun auch die Gypsabgüsse aufgestellt, welche vom Professor Bötticher auf seiner beinahe vor zwei Jahren unternommenen wissenschaftlichen Reise nach Athen für das hiesige Museum erworben worden. Die Zusammensetzung und Zurichtung der einzelnen Stücke war zum Theil mit großen Schwierigkeiten verbunden, so daß die 107 Nummern nicht früher hergestellt werden konnten. Nun haben sie großentheils im athenischen Saale, wo die Werke vom Parthenon und die Aegineten sich befinden, ihren Standort gefunden, wenn auch das Hauptwerk unter ihnen sich mit einer Stelle im griechischen Hofe hat begnügen müssen. Dieß ist das hochberühmte Löwenthor von Mykene, dessen ersten Abguß wir jetzt zu besitzen das seltene Glück haben. Ein bedeutend kleineres, dem Löwenrelief ähnliches, jedoch vollrund gearbeitetes Bildwerk stellt zwei gegeneinander mit den Köpfen und Vorderfüßen sich stemmende Böcke dar,

ist aber sonst ganz in der alterthümlichen Dreieckform gehalten, und diente wahrscheinlich, sowie das Löwenrelief, als Füllung des sogenannten Entlastungsdreiecks in den urpelasgischen oder kyklopischen Bauwerken. Die beiden Böcke mögen die Veranlassung zu einem hier verbreiteten Irrthum, der auch durch die Zeitungen ging, gegeben haben, daß nämlich die bisherigen Zeichnungen des Löwenthors falsch, ja daß die beiden Thiere überhaupt keine Löwen seyen. Dem ist jedoch nicht so; die beiden Löwen oder richtiger Löwinnen sind unverkennbar, obwohl ihnen die Köpfe fehlen, und man kann die besseren der bisherigen Zeichnungen des Löwenthors mit gutem Gewissen als richtig gelten lassen. Wenn freilich nicht schon Pausanias erwähnte, daß es Löwen seyen, so könnte man geneigt seyn, sie für Tiger oder ähnliche Thiere des Katzengeschlechts zu halten.

Außer dieser Erwerbung ersten Ranges sind eine Reihe kleinerer Bildwerke aus Athen für den Archäologen wegen der höchst interessanten und mannigfachen Athenedarstellungen von besonderem Werthe, und zahlreiche Architekturtheile, namentlich mehrere ausgezeichnete Bekrönungen von Grabsteinen haben wegen ihrer vorzüglichen Schönheit und klassischen Reinheit des Ornaments große Bedeutung für den Architekten. Obgleich ich noch manches aus dieser seltenen oder richtiger einzigen Sammlung — denn es sind fast ausnahmelos erste Gypsabgüsse — anführen könnte, muß ich doch hier darauf verzichten, und begnüge mich, auf zwei Denkmäler noch hinzuweisen, die ein weiteres Interesse in Anspruch nehmen. Es sind zwei Sessel aus dem von Strack aufgegrabenen Dionysostheater zu Athen. Auf dem einen ist in Capitalbuchstaben zu lesen: *ΣΤΡΑΤΗΓΟΥ*, auf dem andern: *ΙΕΡΕΩΣ ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΕΛΕΥΘΕΡΕΩΣ*. Jener, dem Feldherrn bestimmte ist einfach und prunklos, dieser dagegen reich und monumental ausgeführt; er kündigt außer der Inschrift durch kleine, sehr zierliche Reliefdarstellungen seine Bestimmung an, der Sitz für den „Priester des Freiheit gewährenden Dionysos" zu seyn, dessen Fest, die großen Dionysien, bekanntlich zu Athen in ungefesselter Ausgelassenheit gefeiert wurde. Man setzt die Entstehung dieser Werke in die Zeit des Kaisers Hadrian.

Die Wandmalereien im Museum nahen sich nun endlich ihrem Schluß, und auch unser „Nationalmuseum" tritt an einen entscheidenden Wendepunkt, da nicht nur der auf Staatskosten für dasselbe erworbene Lessing'sche „Huß vor dem Scheiterhaufen" demnächst seine Aufstellung finden wird, sondern da man auch ernstlich an die endliche Verwirklichung des alten Planes, ein eigenes Gebäude für diese Sammlungen zu errichten, denkt. Doch davon ein andermal.

Trinklied.

Text und Uebersetzung.

Si vis cantare Disce potare. Pro omni tono Sume de bono, Nec de mensura Sit tibi cura! Vis veritatem, Sinceritatem? In vino veritas Atque sinceritas. Quidquid latebit Vino patebit.	Die Kunst zu singen Lehrt Gläserklingen. Vom Besten wähle, Das stimmt die Kehle; Das Maß zu wahren, Die Sorge laß fahren. Du liebst die Wahrheit Und lautre Klarheit? Im Wein ist Wahrheit Und lautre Klarheit. Was tief verschlossen war, Macht er uns offenbar.
Alter Mönch.	Karl Simrock.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. 13. Mai 1864.

— A good piece!
It tutors nature; artificial strife
Lives in these touches, livelier than life.
Shakespeare.

— Auch ist es nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine gibt — das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne den Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.

Lessing.

Portraitstudien.

Von L. H.

„So, liebe Lotte, heißt's auch hier,
Ich sende da mein Bildniß dir!
Magst wohl die lange Nase sehn,
Der Augen Blick, der Locken Wehn;
Es ist ungefähr das garst'ge Gesicht,
Aber meine Liebe siehst du nicht!"

So schrieb Goethe am 31. August 1774 auf ein Stammbuchblatt für sein „herzelieb Lottegen," indem er ihr zugleich sein Bildniß, „das garst'ge Gesicht," wie sie ihn einst scherzend genannt, mitschickte. Was ist das wohl für ein Bildniß gewesen? Ein wirkliches ächtes Portrait gewiß nicht; denn „meine Liebe, die siehst du nicht," schreibt Goethe selbst, der damals diese Liebe, die Mutter des Werther, mit Recht als die wesentlichste Seite seines Wesens betonte. In einem ächten Portrait hätte Lotte Goethe's Liebe an jedem Auge erkennen, sie ihm an der „langen Nase" sogar ansehen müssen. Ein Portrait soll eben mehr seyn, als die Etymologie des Wortes besagt; es ist nicht bloß der Träger der Züge, der Abklatsch der Mienen, es ist die künstlerische Reproduktion der ganzen Individualität. Novalis Worte: „Poesie ist Schöpfung, die göttliche schafft Naturen, die menschliche Dichtungen, abbildliche Nachschaffungen vorgeschaffener Urbilder," gilt auch von den bildenden Künsten, von der Kunst überhaupt, welche die Ideen zur Erscheinung bringen, die Erscheinung im Idealbilde verklären soll.

War's also kein Portrait, was Lotten das garstige Gesicht in's Gedächtniß rufen sollte, was sonst war dem Stammbuchblatt wohl beigefügt? Zwei Menschenalter später hätte wohl Niemand gezweifelt, daß es ein Daguerreotyp, eine Photographie gewesen, daß Goethe ihr einen Beitrag für ihr Visitenkarten-Bilderalbum geliefert; denn da paßt ja die Beschreibung Wort für Wort: jeden Zug, die kleinste Runzel, jedes Härchen malt die Sonne auf die Jodsilberplatte oder das Collodiumhäutchen, und doch — nicht Kunst ist's, nur Handwerk, etwas von der Chemie des Mephistopheles.

„Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band."

Und leider, das „geistige Band" fehlt fast bei allen diesen Photographien, und zwar desto mehr, je besser sie sind; denn die Vervollkommnung des Handwerks schließt hier die Möglichkeit der Kunst, sey es auch

nur die dürftige Kunst des Retoucheurs, immer mehr aus. Aber 1774 gab es noch keine photographischen Ateliers, und Goethe's Bildniß war denn auch nur eine einfache Silhouette, aus welcher Lotte freilich „der Augen Blick“ und „der Locken Wehn“ fast eben so wenig, als Goethe's Liebe erkannt haben wird, denn vom Auge ist nichts zu sehen, und die wehenden Locken gleichen frappant einem kleinen Haarbeutel. Welchen Werth hat nun ein solcher Schattenriß? nicht für den Liebenden, denn dieser glaubt im „Schatten des Schattens“ die Geliebte selbst zu besitzen, sondern für den Künstler? Was ist ihm Hecuba?

Eine Antwort hierauf gibt Schinkel in den Fresken der Vorhalle des alten Museums in Berlin, in denen eine Gruppe die „Erfindung der Malerei“ darstellt, das erste Maleratelier, welches die Sage nach Sikyon verlegt. Ein Jüngling zeichnet an einen Felsen den Schattenriß der vor ihm sitzenden Geliebten, während deren Schwester ihr die Stellung angibt — eine Silhouette im Lapidarstyl. In einer den gleichen Gegenstand behandelnden Skizze von Carstens hält Amor die Fackel, deren Schein den Schatten an die Wand wirft, und in ähnlicher Weise schreibt eine antike Sage das älteste Hautrelief der Tochter des Töpfers Dibulades in Korinth zu, welche vor einer Trennung von ihrem Bräutigam dessen Schattenriß an die Wand gezeichnet und die Linien mit weichem Thon ausgefüllt haben soll.

Allein die Silhouette hat für die Künstler nicht nur diese historische Bedeutung, daß sie zur Erfindung des Portraitirens geführt, sondern auch für jedes einzelne Portrait ist sie in sofern wichtig, als sie die Form gibt, in welche der Künstler den geistigen Gehalt hineingießen soll; als Studien können die Silhouetten dienen, und namentlich auch die vielgelobten und vielgeschmähten Photographien, die Zug für Zug mit fast unangenehmer Treue wiedergeben. Aus der Photographie eines Dichters und dem Studium seiner Werke muß ein Maler ein gutes Portrait des Mannes, den er nie gesehen, schaffen können; und in der That wird von vielen berühmten Portraits und Portraitstatuen erzählt, daß der Maler das lebende Original nie gekannt. Bei der Modellirung der Herderstatue soll Rietschel nur die Todtenmaske benützt haben; doch las er vorher Herders sämmtliche Werke von Anfang bis Ende.

Warum vermag aber eine Silhouette oder Photographie, ebenso wie die Todtenmaske, ein wirkliches Portrait niemals zu ersetzen? Gewiß nicht deßhalb, weil jene die unbedingteste Aehnlichkeit, das vollständigste Spiegelbild der Züge gewähren. Jener Musketier, welcher für seinen Schatz so gemalt zu werden wünschte, daß er der Ueberraschung wegen nicht auf den ersten Blick erkannt werden möge, verlangte eben kein Portrait. Im Gegentheil stellt man auch an ein Portrait als erste Anforderung, daß es getroffen, daß es ähnlich seyn soll, so ähnlich, wie jenes berühmte Portrait des Papstes Paul III. von Tizian, welches, als es der Künstler zum Trocknen an's Fenster gestellt hatte, vom Volk ehrerbietig gegrüßt wurde, weil dasselbe den heiligen Vater selbst zu sehen glaubte.

Diese erste Bedingung der Aehnlichkeit ist aber durchaus nicht das charakteristische Kennzeichen eines guten Portraits. Für ein solches ist die Hauptbedingung die Wiedergabe der geistigen Persönlichkeit, die Reproduction der Individualität. Das ist der Sinn jener Sage der Griechen: Apelles habe Portraits von solcher Vollendung gemalt, daß es den Wahrsagern möglich gewesen, aus den Linien der Stirn die Zukunft der dargestellten Personen zu prophezeien. Um ein solches Portrait schaffen zu können, muß der Maler freilich auch ein großer Psycholog, oder vielmehr er muß eben ein Künstler seyn, dessen genialer Blick intuitiv die ganze Persönlichkeit des vor ihm Sitzenden erfaßt und, vielleicht unbewußt, in charakteristischer Eigenthümlichkeit wiederzugeben versteht.

Die Eigenbildnisse der Künstler gleichen darum den Autobiographien der Dichter. Nur ein Goethe konnte „Wahrheit und Dichtung“ schreiben, sein eigenes Leben zu einem Kunstwerk gestalten, während die meisten Autobiographien nur als langweilige Annalen, Panegyriken des Eigenlobs, höchstens als amüsante Memoiren erscheinen. So sind auch Eigenbildnisse von Dilettanten meist unbewußte und unbeabsichtigte Caricaturen; in der Gallerie Pitti bildet dagegen die Sammlung von Eigenbildnissen großer Maler eine Ruhmeshalle der Kunst.

Für den Portraitmaler ist die Wiedergabe der geistigen Individualität, die Reproduction der Totalität der dargestellten Persönlichkeit in so hohem Grade die Hauptsache, daß man zu dem Paradoxon gekommen, es gebe gute Portraits, die durchaus nicht ähnlich seyen. Sieht man ein Bild von van Dyk, so fühlt Jeder: das ist ein ächtes Portrait, das ist ein ganzer Mensch, der da vor uns steht! Wäre nun dieses Bild nicht ähnlich gewesen, ein gutes Portrait bleibt es immer, nur freilich nicht von dem, der gerade dazu gesessen. Wie es nach Riehl bei einer charakteristischen Anekdote fast gleichgültig ist, ob wirklich einst die Geschichte sich gerade so ereignet, denn sie trage so vollständig das Gepräge der Wahrheit, daß sie, wenn sie noch nicht geschehen sey, jedenfalls nächstens geschehen

müsse, so läßt sich von einem solchen Portrait behaupten, daß, wenn noch Niemand so ausgesehen habe, nächstens Einer kommen müsse, der das Urbild dazu sey.

An sich ist es nun keineswegs undenkbar, also unmöglich, daß ein Daguerreotyp, eine Photographie ein gutes Portrait seyn könne; es gibt Augenblicke, wo einmal wirklich das Gesicht der Spiegel der Seele ist, wo die Züge so durchgeistet sind, daß es das beste Portrait seyn würde, wenn es gelänge, diesen Silberblick des Lebens im Bilde zu bannen. Aber freilich, in solchen Augenblicken ist ein Marheinecke'sches Objectiv wohl selten in der Nähe, und wenn man zum Photographiren sich hinsetzt, oder vielmehr hingesetzt, hingestellt oder gerückt wird, dann pflegen solche Augenblicke nicht zu kommen. Darum gilt als Regel: Silhouette, Daguerreotyp, Photographie sind dem wahren Portrait gegenüber nur Studien, die Steinklumpen, die des Künstlers Hand erst gestalten und mit Leben erfüllen muß. Sie sind zwar Wahrheit, aber ohne Dichtung, während jedes ächte Portrait einen geistigen, einen poetischen Hauch trägt; über ihm ruht „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

Wie jene, die nur die Form geben ohne den geistigen Inhalt, am besten charakterisirt werden durch die Todtenmaske, welche den leichenhaften Zügen ein lemurenhaftes Scheinleben zu leihen versucht, so liegt für das ächte Portrait das beste Symbol in dem Bilde Leon Cogniets: Tintoretto, der seine todte Tochter malt. Verhüllt mit einer leichten Decke, von welcher das schwarze Crucifix sich abhebt, liegt die Leiche des jungen Mädchens auf dem Todtenbette. Noch ist in den starren Zügen der Schmerz des Todeskampfes sichtbar. Finster und streng, den Gram gewaltsam niederkämpfend, sitzt die hohe Gestalt des greisen Vaters an der Staffelei vor dem Bett; geisterhaft wirft eine flackernde Lampe ihren Schein über das Antlitz der Todten, während der kalte Strahl des anbrechenden Morgens zum Fenster hereindämmert. Auf der Staffelei aber steht das Bild, in dem die Todte zum Leben wieder erweckt worden; die Starrheit des Todeskampfes ist zum milden Schmerz verklärt; der seelenlose Leichnam trägt nur die Züge, der Vater beseelt sie wieder, und neugeschaffen ersteht die geliebte Tochter zu ewigem Leben.

Ein ächtes Portrait — gilt von ihm nicht jene schöne Sage der Griechen? Das Bild der nur in der Seele getragenen Geliebten hatte Pygmalion geformt; die Gluth seiner Küsse erwärmt den kalten Stein, lebendigen Odem haucht er ihm ein, und — ein Gegenbild der durch das Uebermaß des Schmerzes versteinten Niobe — sinkt die durch die Liebe des Künstlers beseelte Geliebte in seine Arme.

Ein solchen Anforderungen entsprechendes Portrait ist ein wirkliches Kunstwerk, hoch erhaben über dem Heer der in Ahnensälen und Familienzimmern prunkenden Bildnisse, die in ihrem künstlerischen Werth den Photographien gleichstehen, und sich meist nur durch die mangelnde Aehnlichkeit von ihnen unterscheiden. Warum wird aber der Portraitmalerei, die so doch besonders hoffähig ist, in der Rangordnung der Künste in der Regel ein so niedriger Platz angewiesen, warum ihr namentlich die Historienmalerei weit vorangestellt? Nicht deßhalb, weil sie nur einfach Menschen darstellt, während diese Götter, Heilige und Heroen zum Vorwurf nimmt; denn „dem Menschen ist das Beste doch der Mensch," und der Werth des dargestellten Gegenstandes bestimmt nicht absolut den Werth des darstellenden Kunstwerks. Ein Stier von Paul Potter, ein Widder von Verboeckhoven hat oft mehr künstlerischen Werth, als die Portraits von manchem Dutzend „Pastorn und Rathsherrn lobesan." Freilich ist es andererseits ein Irrthum des neueren Naturalismus, den Gegenstand der Darstellung für gleichgültig zu halten, und nur auf die Technik, die Mache, das Gewicht zu legen; eine Anschauung, die über die Stoffmalerei, über Sammt und Atlas nicht hinauskommt.

Die Stellung der Portraitmalerei ergibt sich vielmehr aus dem Begriff der Kunst überhaupt, aus ihrer Aufgabe, die Idee im Individuellen zur Erscheinung zu bringen. Je mehr, je unmittelbarer eine Kunstgattung diese Aufgabe zu lösen geeignet ist, desto höher steht sie in der Rangordnung der Künste. Bei der Blumen- und Früchtemalerei, dem Stillleben ist es nur die Harmonie der Farbentöne, der Rhythmus der Linienführung, welche der Darstellung eine künstlerische Bedeutung zu verleihen vermögen. In der Landschaft, in Marine- und Architekturstücken kann durch die edle Formgebung in den stylisirten Landschaften, durch die ganze Haltung und den Ton der Darstellung in den Stimmungsbildern sich eine bestimmte Idee schon deutlicher manifestiren. Das Thierstück leitet, namentlich wenn, ähnlich wie bei der Thierfabel in der Poesie, ein Hereinziehen menschlicher Empfindungen in die Thierwelt stattfindet, zu der Genremalerei über, wie denn die Kaulbach'schen Illustrationen zum Reineke Fuchs zu den vollendetsten Genrebildern gehören. Das Genre aber, welches in das volle Menschenleben hineingreift, es da packt, wo es interessant wird, steht um so höher, je mehr die genrehafte Situation gleichgültiger Menschen als Typus eines ideellen Vorgangs der

Menschheit überhaupt, als die individuelle Darstellung der Idee angesehen werden kann.

Und das eben erhebt die Historienmalerei über die ganze Cabinetsmalerei, daß in derselben nicht auf Umwegen, nicht „durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort,“ sondern unmittelbar die Erscheinung der Idee im Individuellen zur Anschauung gebracht werden soll. In diesem Bestreben, nicht in dem historischen Costüm und der Nomenclatur der dargestellten Personen liegt das Charakteristische der Historienmalerei; Geschichte, nicht Anekdoten soll der Historiker erzählen, soll der Historienmaler darstellen. Namentlich von der religiösen Malerei gilt das alte Sprüchwort: „cucullus non facit monachum,“ der Nimbus macht nicht den Heiligen; was sind so viele „heilige Familien“ anders, als Genrebilder? Das Familienhafte versteht der Maler allenfalls darzustellen, das Heilige muß dann der conventionelle Reif um den gleichgültigen Kopf ersetzen. Wo dagegen eine welthistorisch bedeutende That, ein Schritt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit den Gegenstand eines wirklichen Kunstwerks bildet, oder wo von der andachtsvoll begeisterten Künstlerseele das Ideal ihres Glaubens, ihres religiösen Empfindens zur Darstellung gebracht wird, da erscheint das höchste Ziel der Historienmalerei, ja der Kunst der Malerei überhaupt erreicht.

Die Portraitmalerei nimmt nun eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen der Cabinets- und Historienmalerei ein. Ein Portrait kann sich einem Genrebild, einem Historienbild so weit nähern, daß der Unterschied fast ganz verschwindet in dem unmerklichen Uebergang der einen Kunstgattung in die andere. Wie der „Gott in der Geschichte“ auch die Geschicke des einzelnen Menschenlebens leitet; wie die Weltgeschichte, die Entwicklung der Menschheit in der Geschichte des Individuums ihr Spiegelbild findet, neben und in dem Makrokosmos der Mikrokosmos waltet und wirkt, so steht neben dem Historienbild das Portrait, das Historienbild des Mikrokosmos, das Bild der Weltgeschichte, die ihr Centrum und ihre bewegende Kraft im Individuum hat. Und ist dieses in seiner geistigen Totalität dargestellte Individuum eine historische Persönlichkeit, die nicht nur ihr eigenes Leben, sondern die Geschichte ihrer Zeit thatkräftig gestaltet hat mit schöpferischem Geiste, dann kann ein Portrait derselben geradezu ein Historienbild werden.

Rafaels Leo X., Tizians Kaiser Carl V., van Dycks Carl I. von England sind kaum noch als Portraits, sie sind als „Historienbilder“ zu bezeichnen. Doch ist auch hier nicht der Gegenstand der Darstellung allein maßgebend, sondern die künstlerische Auffassung desselben; nicht alle Portraits historischer Personen sind Historienbilder, und dieselben können sich vielmehr sogar dem Genre nähern, wenn sie nicht die Totalität der Persönlichkeit in ihrer Innerlichkeit, in ihrer eigenthümlichen Individualität darstellen, sondern nur den Ausdruck einer äußerlich zufälligen Situation derselben geben.

Andererseits können Portraits, von deren Originalen man jetzt nichts mehr zu erkunden vermag, historisch gehalten seyn, sobald sie eine so kraftvoll eigenthümliche Persönlichkeit künstlerisch zur Anschauung bringen, daß man sich der Ueberzeugung nicht verschließen kann, es habe dieses Individuum nicht nur sein eigenes Leben aus eigener Kraft gestaltet, sondern in die Geschicke Aller, die mit ihm in Berührung gekommen, machtvoll eingegriffen, und es sey nur dem Neide der Götter zuzuschreiben, daß der Klio Griffel seinen Namen nicht aufgezeichnet hat.

Dagegen suchen die Maler oft absichtlich die Portraits, namentlich bei Naturen, die nicht mit dem zahlen, was sie sind, zu Genrebildern zu gestalten, um einen geistigen Inhalt für ihr Kunstwerk zu gewinnen. Freilich genügt dabei eine Flasche oder ein Weinglas noch nicht zu dem Genrebild eines weinkundigen Brander oder Siebel, ein zerpflücktes Gänseblümchen zu einem liebenden Gretchen, ein Haufen Bücher, so groß wie der, mit welchem der fünfjährige Lessing durchaus gemalt seyn wollte, zu einem Gelehrten. Selbst durch die Zusammenstellung verschiedener Portraitfiguren in einer bestimmten Situation, bei irgend einer Handlung wird, wenn diese Handlung nur eine Nebenbeschäftigung ist, die Situation nur als Hülfsmittel zum Arrangement dient, kein Genrebild, sondern nur ein Conversationsstück geschaffen; gerade wie eine Zusammenstellung verschiedener Portraits historischer Personen in einer zufälligen Beschäftigung, in äußerlicher Gruppirung ohne ideellen Mittelpunkt, kein Historienbild, sondern nur, wie die Parade- und Huldigungsbilder, und viele Schlachtgemälde, eine Haupt- und Staatsaction ergibt.

Es ist interessant, diese Uebergänge der Portraitmalerei in das Genre und die Historienmalerei an einzelnen Beispielen näher zu verfolgen, um so interessanter, als darin oftmals die Entstehung eines Bildes in der Seele des Künstlers, die geistige Vorgeschichte desselben zur Erscheinung kommt. So läßt sich z. B. an den zahlreichen Eigenbildnissen der Künstler die allmälige Annäherung des Portraits an das Genre in allen ihren Stadien, bis zu der vollständigen Verschmelzung beider, in den sogenannten Atelier- und Frühstücksbildern verfolgen.

Betrachten wir zunächst einige reine Portraits, in denen die Künstler, ohne jeden Anflug genrehafter Darstellung, ihre geistige Persönlichkeit wiederzugeben versucht haben. In der Gallerie Leuchtenberg hingen nacheinander die Eigenbildnisse des Masaccio und Procaccini. Welcher Contrast zwischen dem Vorläufer und den Epigonen, zwischen denen die Blüthezeit der italienischen Malerei liegt! Masaccios Charakterkopf zeigt neben der Strenge, Einfalt und Größe der alten Zeit zugleich jene lebhafte, aber gediegene Charakteristik, durch welche er, die neue Richtung in edelster Weise anbahnend, der Gründer der modernen toscanischen Schule wurde. Und nun daneben Camillo Procaccini, der mit seinem Vater Ercole und seinem Bruder Giulio der bald nach Michelangelos Tode eingerissenen Verwilderung, dem rohen Manierismus der Nachahmer durch ein strenges Studium der Meisterwerke des Correggio Einhalt zu thun versuchte, freilich mit minderem Erfolge als die Caracci, vor denen er aus Bologna sich nach Mailand zurückzog. Das ist der Kritiker mit dem scharfen Blick; die gerunzelte Stirn, der zusammengepreßte Mund geben Kunde von der harten Arbeit und von dem Mißmuth des Epigonenthums, von dem Mißmuth über seine Kunstgenossen, seine Zeit und über sich selbst.

Oder schaut man in der Münchner Pinakothek das von braunen, wohlgepflegten Ringellocken umwallte ernste Gesicht des Albrecht Dürer, aus dem die großen Augen so treuherzig und klug den Beschauer anblicken — ist das nicht das Nürnberger Bürgerskind, der drittälteste von achtzehn Geschwistern, der erst vier Jahre auf die Wanderschaft gehen und dann ein Meisterstück machen mußte, ehe er in die Zunft der Maler aufgenommen wurde? Die stille Demuth, mit welcher er, der doch von den Kunstgenossen in den Niederlanden und Italien, von Rafael selbst so hoch gepriesen wurde, in eisernem Fleiße thätig war, die ganze sittliche Tüchtigkeit des ehrenfesten Künstlers spricht aus jedem Zuge. Welch sentimentale Schwachseligkeit, welch süßliche Schwärmerei dagegen zeigen die Züge des Eigenbildnisses der Angelica Kaufmann im Museum zu Berlin! Dieses vorgeneigte, weinlaubgeschmückte Köpfchen mit dem blonden Lockenhaar, die malerische Unordnung der schleierartigen Gewandung, das halb niedergeschlagene sinnende, schmachtende Auge, sie verkünden die Zeitgenossin des Werther, sie sprechen von jener Naivetät, die es möglich machte, daß die Künstlerin in London, statt des Grafen Horn, dessen Bedienten heirathete, und froh seyn mußte, diesen Gatten, der schon Frau und Kinder hatte, mit einem Opfer von 300 Pf. Sterling wieder los zu werden.

Einen Anflug von genreartiger Behandlung zeigt dagegen schon das in demselben Museum befindliche Portrait Rembrandts; eines der besten von den 25 Eigenbildnissen, welche von Rembrandt existiren. Daß er so oft sich selbst und alle Glieder seiner Familie gemalt, zeigt schon, daß es ihm wohl kaum nur um ein eigentliches Portrait, um die Reproduction seiner geistigen Persönlichkeit zu thun war; es sollte vielmehr ihm sein eigenes Gesicht meist nur dazu dienen, die dämmernden lichtdurchglühten Reize seines Helldunkels zu zeigen, jenes Clairobscur, welches Guido Reni bei dem Anblick eines Rembrandt'schen Bildes zu der Frage veranlaßte: „Mischt denn dieser Maler Blut unter seine Farben?“ In Helldunkel ist denn auch dieses Bild des 26jährigen Künstlers gemalt; bei der von oben eindringenden Beleuchtung wirft das Barett einen breiten Schatten über Stirn und Augen, welche mit scharfem Blick die grünbräunlichen Schattentöne kühn durchdringen. Das volle Kinn, der kräftige Nacken, die Lockenfülle, der kleine Mund mit dem kecken Bärtchen charakterisiren wohl den derben, realistisch kräftigen, niederländischen Künstler, der elegante Anzug, der Harnisch und das Federbarett geben ihm aber einen fremdartigen phantastischen Anstrich, einen genreartigen Anflug.

Aehnliches gilt auch von dem in der Dresdener Gallerie befindlichen Eigenbildnisse Salvator Rosa's, namentlich wenn man es mit dem Portrait im Berliner Museum vergleicht. Salvator Rosa, der berühmteste der italienischen Naturalisten, der in seiner Jugend sich als Bänkelsänger, Gaukler und Bettelmusikant, angeblich sogar als Genosse einer Räuberbande umhergetrieben hatte, der in seinem Mannesalter den Mittelpunkt der elegantesten und geistreichsten Cirkel von Rom und Florenz bildete, war in gleicher Weise als Dichter, Improvisator, Musiker, Architekt, Landschafts-, Portrait- und Historienmaler ausgezeichnet. Von seiner Kunst sind die beiden Eigenbildnisse in Berlin und Dresden ein sprechendes Zeugniß. Das Berliner Bild zeigt den Künstler im leichten schwarzen Gewande, in der rechten Hand eine broncene Statuette haltend; das lange dichte schwarze Haar umflattert im Fluge den geistreichen Kopf, das dunkelbraune wohlwollende Auge leuchtet seelenvoll, um den Mund schwebt eines seiner genialen Aperçu's. Das andere, aus einer späteren Zeit stammende Eigenbildniß in Dresden stellt den Künstler in einer seiner Lieblingsrollen aus der im Liebhabertheater des Casino di San Marco in Florenz aufgeführten Comödien dar, als einen Sonderling, der seine Wohnung zu einer Menagerie umgestaltet; und so hält denn Salvator im rechten Arm ein Nest mit kleinen Vögeln, während ihm auf der

Schulter ein Affe sitzt, dessen stupides Gesicht als seltsamer Contrast eine entfernte groteske Aehnlichkeit mit den geistvollen Zügen des Malers zeigt, wodurch das Bild, im Vergleich mit dem Berliner Portrait, einen genreartigen Anstrich gewinnt.

Noch weit mehr ist dieß der Fall mit dem in der Dresdener Gallerie befindlichen Eigenbildniß von Gerhart Dow, der aus seinem eigenen Portrait eines jener feinen Cabinetsstücke gestaltet, die ihn als Meister der Kleinmalerei charakterisiren. Wie er bei seinen Bildern die Figuren gern in nischenartige Fensteröffnungen mit kunstvoll drapirten Vorhängen placirte, so auch hier sich selbst; wie die meisten seiner Werke den vollen Frieden und die gesättigte Ruhe der Häuslichkeit darstellen, so spricht auch aus seinen eigenen Zügen das unendliche Behagen der heimischen Existenz. Im bequemen Hauskleid steht der Meister am geöffneten Fenster, dessen Unterbau ein Relief spielender Kinder mit einem Ziegenbock trägt; die geliebte Geige, die er meisterlich spielte, hält er im Arm; aus seinen offenen freundlichen Zügen spricht die Zufriedenheit des glücklichen Ehemanns, des wohlhabenden, geehrten Künstlers: „zufrieden ist er, und es ist ihm auch wohl dabei!" Auch dieses Bild zeigt jene unendlich feine Ausführung, die es erklärt, wenn Dow, der oft unter der Loupe arbeitete, einst erklärte, er habe an einer Hand fünf Tage, an einem Besenstiel drei Tage gemalt; und dennoch ist sie nicht peinlich und kleinlich, sondern nur vom höchsten Reiz der Vollendung.

Dieses Bild, welches den Maler in einer bestimmten Thätigkeit, als Geigenspieler, darstellt, und durch den Hintergrund, das Atelier mit Staffelei und Bildern, seine Beschäftigung als Maler andeutet, lenkt zu einer andern Gruppe von Eigenbildnissen hinüber, welche dadurch, daß sie das Letztere noch stärker betonen, sich noch weit mehr dem Genre nähern: zu den — namentlich bei den Niederländern häufigen — Atelierbildern. In der Dresdener Gallerie ist z. B. ein solches Atelierbild des durch den „Geldton" seines warmen satten Colorits berühmten Lübecker Kindes Adrian von Ostade, der „gute Ostade" genannt zur Unterscheidung von seinem minder bedeutenden Bruder Isaak. Er hat sich malend gemalt in seinem Atelier in Antwerpen, welches, erhellt von einem einzigen Fenster, mehr einer großen scheunenartigen Rumpelkammer, als einem Künstleratelier gleicht. Pferdeschädel, Vogelkäfige, leere Rahmen an den Wänden, Papiere, Oeltöpfe, Gypsabgüsse, Gliederpuppen auf dem Boden; im Hintergrunde ein Farbenreiber, vorn in nicht zu gewählter Toilette der Maler vor der Staffelei in einem bequemen Sessel, neben ihm auf einem dreibeinigen Tischchen allerlei Malerutensilien. Die ganze Haltung, die Umgebung und auch die Züge des Malers deuten auf einen Meister des niedern Genre, welcher die Zustände des gemeinen Lebens in ihrer Ungebundenheit auffaßt und mit geistreich keckem Pinselstrich behandelt.

Wie ganz anders das in der Nähe hängende Atelierbild eines Meisters des höheren Genre, des Schülers Gerhard Dows, des Franz von Mieris! Sein hohes, vorne mit schön geschwungenen Kreuzgewölben versehenes geräumiges Atelier ist wohl geordnet; eine Landkarte an der Wand, ein Globus auf dem Boden, vorne ein reich drappirter Tisch, auf demselben die Broncestatue des Discuswerfers von Lorenzo Ghisberti, daneben ein Cello. Der Künstler ist von dem Sessel vor der Staffelei, auf welcher ein fast vollendetes Bild steht, aufgestanden und hat den Platz einem Kunstfreund eingeräumt, der eifrig das Bild, die van der Werff'sche Episode aus der Belagerung von Leyden darstellend, studirt. Der Maler, Pinsel und Palette in der Hand, das Sammtbarett auf dem Lockenhaar, wendet dem Beschauer voll das Gesicht entgegen, dessen Züge einen gutmüthigen Leichtsinn, eine gewisse Sinnlichkeit nicht verkennen lassen; sie deuten auf das etwas zu lustige Kneipenleben des Künstlers, der einst in der Betrunkenheit in eine Schleuse fiel und nur mit Mühe von einem Schuhflicker gerettet wurde, den er dann mit einem seiner besten Bilder belohnte; sie erklären es, daß Mieris schließlich im Schuldgefängniß starb.

(Fortsetzung folgt.)

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung.

Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena am 10. und 17. Februar 1864 von Kuno Fischer.

(Fortsetzung.)

X.

Saladin und Sittah.

Wir wollen die Selbstverleugnung und die Weltentsagung nicht in einem Winkel der Welt, nicht in menschenscheuer Flucht, sey es nach dem Thabor oder nach dem Ganges, sondern auf der Höhe der Welt sehen, unter ihr das menschliche Treiben. Dann erst können wir dem Ausspruche Nathans ganz beistimmen: „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“ Diese königliche Form der Selbstverleugnung hat ihren Typus in dem herrlichen Saladin.

Noch bevor die Dichtung ihn selbst vor unsere Augen führt, bringt sie uns den Sultan nahe durch einige Züge, die sie ihm vorausschickt und die uns die rein menschliche Natur in Saladin fühlbar machen. Er hat dem Tempelherrn das Leben geschenkt, weil ihn die Aehnlichkeit mit dem längst verlorenen Bruder gerührt hat. So lebendig ist in seiner Seele das Bild des Bruders geblieben, so treu hat er das Andenken an seinen Assad bewahrt; so stark ist in Saladin die brüderliche Empfindung, daß sie gewaltiger ist, als der Haß gegen seine ärgsten Feinde. Und dieses liebevolle Herz ist weit, — zärtlich und hingebend für die Seinigen, aufopfernd und wohlthätig für Alle. „Sein Haus ist groß, denn jeder Bettler ist von seinem Hause.“

Welches liebenswürdige Genrebild, wie er mit seiner Schwester Schach spielt, in traulichem Geplauder, mit dem Spiele kaum beschäftigt, ihr jeden Vortheil lassend, halb aus Zerstreuung, halb aus Gefallen, von ihr besiegt zu werden, aus dem Wunsch, an sie zu verlieren! Solche Verluste sind ihm willkommen. Mit vollen Händen geben, ist seine Lust. Die Schätze bedarf er nur, weil seine Freigebigkeit sie braucht. Wenn die Ebbe eintritt, so kommt die Sorge, die ihn wenig drückt.

Was fehlt?
Was sonst, als was ich kaum zu nennen würdige?
Was, wenn ich's habe, mir so überflüssig,
Und hab' ich's nicht, so unentbehrlich scheint.

Nur eine Sorge quält ihn ernstlich, nur sie allein bringt ihn aus der Fassung, nicht die Ebbe im Schatz, nicht der Krieg vor den Thoren:

Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht:
Ich war auf Libanon bei unserm Vater;
Er unterliegt den Sorgen noch.

Dieses den zärtlichen Neigungen so offene Herz mag im Stillen auch seine Schicksale und Verluste erduldet haben; es hat sich männlich gefaßt und schnell wieder aufgerichtet. Es waren nur seine Verluste. Mit einem leichten Wort streift er darüber hin. Wie Sittah ihm die Königin lassen will, die sie nehmen kann, sagt Saladin: „Nein, nein, nimm nur die Königin, ich war mit diesem Steine nie recht glücklich. — Fort damit! — Das thut mir nichts!“

In Saladin erscheint die Selbstverleugnung in ihrer Größe, durch keine Schranken beengt und gedrückt. Auf der Höhe der Macht ist er bedürfnißlos und einfach. Seine Selbstverleugnung ist gewaltig, die ganz ungekünstelte und ungezwungene Selbstbeherrschung, in der sich seine Seele mächtig und frei fühlt. Von hier kommt ihm die Kraft, Menschen zu beherrschen. Für jeden Zug in Saladin hat Lessing ein Wort gefunden, das ihn ganz und unnachahmlich ausspricht. Dieser Ausdruck seiner glücklichen, allen Gütern der Welt überlegenen Unabhängigkeit soll wirklich sein Wahlspruch gewesen seyn:

Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wann kann's an dem mir fehlen?

In dieser großen Seele ist nichts klein, nichts eng und schwächlich. In jedem Zuge athmet eine freie Natur, die befreiend wohlthut und nicht getrübt wird durch einen Schatten dünkelhafter Selbstsucht. Sein Sinn ist offen und empfänglich für alles menschlich Große. Das Edle, wo es sich regt, wird von ihm willig und freudig willkommen geheißen als etwas ihm Verwandtes: im Derwisch die ächte Uneigennützigkeit, in Nathan die tiefblickende Weisheit, in Richard Löwenherz die ritterliche Heldengröße. Da ist keine Scheidewand zwischen dem König und dem Bettler, zwischen

dem Muselmann und dem Juden, zwischen dem ritterlichen Sultan und dem ritterlichen Christenkönige. „Wenn du deinen Richard nur leben kannst!“ sagt Sittah. Und Saladin:

Wenn unserm Bruder Melek
Dann Richards Schwester wär' zu Theil geworden:
Ha! welch ein Haus zusammen! Ha, der ersten,
Der besten Häuser in der Welt das beste! —
Du hörst, ich bin, mich selbst zu loben, auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth.
Das hätte Menschen geben sollen! das!

Und derselbe Mann, der so warm für den christlichen König empfindet, kann zum Derwisch sagen: „Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt, wie ich!“

Ein solcher, für das ächt Menschliche, wo es sich zeigt, tief empfänglicher Sinn erhebt sich leicht über die Vorurtheile und Befangenheiten der Menschen. Diese Schranken sind nicht für ihn. Er durchschaut die Menschen, darum braucht er sie nicht zu fürchten, noch zu meiden. Er gönnt jedem seine Weise. Lebensvoll, wie er selbst ist, will er Leben um sich verbreiten und nähren. Die Fülle des Lebens, die Mannigfaltigkeit seiner Formen ist ihm nicht drückend, sondern erquicklich. Er hat das Talent ächter Toleranz, neidloser Duldung. Das Gute in allen Formen pflegen und entwickeln, ist ihm Bedürfniß und Beruf. Ein wahrhaft fürstliches Wort, das er dem Tempelherrn sagt, ein Wort, in dem ich mir am liebsten diesen Sultan vergegenwärtige:

Bliebst du wohl bei mir?
Um mich? Als Christ, als Muselmann: gleichviel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk,
Im Tulban oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Und treffend ist, was der Tempelherr ihm entgegnet:

Sonst wärst du auch wohl schwerlich, der du bist:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Den Titel, den ihm seine fürstliche Würde giebt, möchte er nicht bloß zum Schein führen; er möchte seyn, was er heißt: „Verbesserer der Welt und des Gesetzes.“

Um diesen Sultan ganz zu verstehen, müssen wir ihn belauschen in seinem Gespräch mit Nathan, wie dieser ihm die Geschichte erzählt von den drei Ringen. Auch den poetischen Zug in dem morgenländischen Fürsten möchte ich nicht übersehen, der sich so naiv ausspricht: „Ich bin stets ein Freund gewesen von Geschichten, gut erzählt.“ Es ist in unserem Saladin etwas von Harun Al Raschid. — Aus eigenem Antriebe würde der großdenkende Saladin, der unter den mannigfaltigen Lebensformen auch die Glaubensformen gern gewähren läßt, schwerlich auf den Einfall gekommen seyn, an Nathan die etwas peinliche Frage zu richten, welcher Glaube der beste sey? Eine solche Frage liegt nicht in seiner Art, am wenigsten, daß er sie wie ein Netz auswirft, um den Juden zu fangen, daß er sie als Mittel braucht zu einer Zwangsanleihe. Es ist sehr fein von Lessing angelegt, daß er nicht Saladin, sondern Sittah dieses Spiel ausdenken läßt. Sie möchte dem Bruder aus der Geldnoth helfen. Da fällt ihr Nathan ein, der Freund Al-Hafis, der Jude, dessen Reichthum sie kennt, dessen Tugend und Weisheit man ihr gerühmt hat. Al-Hafi macht sie irre, er möchte sie überreden, daß Nathan so geizig als reich sey, und für diesen Fall hat Sittah die verfängliche Frage erdacht. Saladin's brüderliche Liebe läßt sich die Rolle gefallen, die seine Natur mit Widerstreben annimmt. Er thut es Sittah zu Liebe. Als eine Falle wird er die Frage nicht brauchen, er nimmt sie von ihrer ungewöhnlichen, menschlich bedeutenden Seite als einen großen Gegenstand, der ihn interessirt. In den Kriegen, die er führt, gilt die Religion als eine Frage der Macht. In dem Gespräche mit Nathan, in der Frage, die er ihm vorlegt, will er sie gelten lassen nur von Seiten ihres Werths. Eine solche auf die Sache selbst gerichtete Frage scheint ihm eines Herrschers nicht unwürdig.

Er ist gespannt, wie Nathan sie lösen wird. In dieser Spannung hört er die Erzählung von den Ringen. Der Ring von unschätzbarem Werth bedeutet die Religion. Nur eine kann die wahre seyn. So scheint es dem Sultan. So lange die Geschichte nur von einem Ringe weiß, ist dem Sultan Alles einleuchtend. Aber die drei Ringe in der Hand der drei Söhne, die der Vater gleich geliebt, diese drei Ringe, die nicht zu unterscheiden seyen — diese Wendung auf die drei Religionen macht ihn betroffen. Der ächte Ring sey nicht mehr erweislich, fast so unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube. Diese Lösung will ihm nicht gefallen, sie ist so gut als keine.

Dem Sultan in der italienischen Novelle war es nicht um die Sache, bloß um die Vexirfrage zu thun, die den Juden in die Falle bringen soll. Er ist begierig, wie sich der Jude aus der Schlinge ziehen wird. Darum genügt diesem Sultan diese geschickte und fein erdachte Wendung.

Nicht so der Saladin unserer Dichtung, dem es

auf die Sache ankommt, der auf die Lösung brennt, auf die Entscheidung der großen menschlichen Frage. Das Gleichniß löst ihm die Frage nicht. Er sieht den Punkt, wo Sinn und Bild einander widerstreiten. Die Ringe seyen nicht zu unterscheiden? Die Religionen sind es, sie sind verschieden bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank. Doch in einem Punkt sind sie gleich. Jede Religion glaubt sich die ächte. Dieser Glaube ruht in der Natur des menschlichen Gemüths auf sehr tiefen Grundlagen. Mit einem einzigen Worte zeigt Nathan dem Sultan diese natürliche Glaubensquelle, welche in allen Religionen dieselbe ist: „wie kann ich meinen Vätern weniger als du den deinen glauben?" Die Glaubenstreue hängt auf das innigste zusammen mit der Familienliebe, der Altar mit dem Herd. Dieses Wort greift in die Seele Saladins, der selbst so zärtlich die Seinigen liebt. Sein Glaube ist der Glaube seiner Väter. „Bei dem Lebendigen!" sagt er zu sich selbst, „der Mann hat recht, ich muß verstummen!"

Die Glaubenstreue, hartnäckig und ausschließend auf jeder Seite, bringt die Religionen in Streit, bringt die Söhne mit ihren Ringen in Zwietracht und zuletzt vor den Richter. Das ist die Lage der Welt, in der Saladin lebt, selbst als ein Kämpfer für den Glauben der Seinigen. Hier ist der Punkt, wo er Nathan mit seiner Erzählung erwartet. Jetzt handelt es sich um die wirkliche Lösung. Ungeduldig, in der gespanntesten Erwartung, fällt er ihm in die Rede.

Und nun der Richter? Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Er hört, was seine erweiterte Gemüthsart schnell und freudig begreift. Der Streit der Religionen entbindet alle die Leidenschaften, welche das Aechte in der Religion vollkommen verdunkeln. So lange die Söhne ihren Glauben von gegenseitigem Haß nähren, sind ihre Ringe alle drei nicht ächt. „Der ächte Ring vermuthlich ging verloren." — „Herrlich! Herrlich!" ruft Saladin.

Und wie nun der bescheidene Richter statt seines Spruches seinen Rath giebt: jeder möge seinen Ring den ächten glauben, möge die Kraft des Steins in seinem Ring beweisen, durch seine Liebe die Liebe der Andern erwecken, dann werde der Tag der Versöhnung kommen und mit ihm der weisere Richter, der nicht mehr nöthig hat, ein Richter zu seyn, — so wird es dem Sultan Licht und es dringt in seine Seele wie die Stimme Gottes. Er kann nur ausrufen: „Gott! Gott!"

In diesem Worte fühlt sich Nathan ganz verstanden. Jetzt wendet er sich unmittelbar an den Sultan:

Saladin!
Wenn du dich fühltest, dieser weisere
Versprochne Mann zu seyn —

Und hier zeigt sich die reine Wirkung seiner Erzählung in Saladins Seele. Er ist nicht berauscht von dieser Aussicht auf das große Ziel der Zeiten, von der Aufgabe, die ihn herausfordert; er ist überwältigt, ergriffen, daß ihm das Wort versagt, er sieht nur, wie weit er und seine Zeit von dem Ziele entfernt sind, er fühlt diesem Ziele gegenüber nur seine Nichtigkeit:

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott! — — — Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. Geh! Geh! Aber sey mein Freund!

Diese Scene zwischen Saladin und Nathan ist ein Vorbild geworden, das dramatische Dichter zur Nachahmung gereizt hat, dieses Motiv, welches den Weltbeherrscher und den Weltweisen einander unmittelbar gegenüberstellt. Die größte Nachbildung dieser Art ist die berühmte Scene zwischen Philipp und Posa in dem Schiller'schen Carlos, zwischen dem Weltdespoten und dem Weltbürger. Ich gebe der Scene im Nathan den Vorzug. Je weiter die beiden Charaktere ihrer Natur nach auseinander liegen, um so gemachter und imaginärer wird ihre Berührung. Lessing erreicht mit den einfachsten Mitteln stufenweise die größte Wirkung, und wenn sich zuletzt die Geistesverwandtschaft zwischen Nathan und Saladin enthüllt und als Freundschaft befestigt, so kommt doch nur zum Vorschein, was in der Grundstimmung beider Charaktere angelegt ist. Darum ist die Wirkung des Ganzen so ächt und unwiderstehlich. Wie vortrefflich, wie meisterhaft hat Lessing dieses Gespräch eingeleitet! Der Sultan, der zuerst die Frage wie aus dem Stegreif hinwirft, mit der Laune des Herrschers, mit einem fürstlichen Dilettantismus, der diese schwerste und umfassendste aller Fragen nicht bloß ohne Weiteres beantwortet haben will, sondern auch in aller Kürze, so schnell als möglich: „So rede doch! Sprich! — oder willst du einen Augenblick, dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. — Denk nach! Geschwind denk nach!" jeder Zug — ein Sultan! Und nun von der Bedeutung der Frage ergriffen, wird er immer tiefer in die Sache hineingezogen, je weiter Nathan in seiner Erzählung fort-

schreitet, bis ihm zuletzt der Sultan ganz verschwindet und er ausruft: „ich Staub! ich Nichts!"

Diese Scene hat eine seltsame Probe bestanden. Als den 26. März 1842 Lessings Nathan in einer griechischen Uebersetzung zu Constantinopel vor Griechen und Türken aufgeführt wurde, wunderten sich zuerst die Türken, daß der Jude mit dem Sultan so freimüthig umgehe, und zuletzt brachen sie in Jubel aus über die Erzählung von den drei Ringen.

Noch ein Wort über Sittah, die neben Saladin, für den sie lebt, in ihrer weiblichen Art so eigenthümlich hervortritt und von dem Dichter so sprechende Züge empfangen hat, daß wir diesen Charakter gern etwas näher beleuchten.

In Saladin ist alles großartig. Sittah liebt ihn, wie nur eine Schwester einen solchen Bruder lieben kann; sie hat ihre Seele nach diesem Vorbilde gerichtet, und der verwandte Geisteszug ist in der Schwester unverkennbar. Doch hat ihn die Natur nach weiblichem Maaße etwas verkleinert. Und gerade dadurch wird Sittah nicht bloß eine Wiederholung, sondern eine Ergänzung Saladins. In seiner großen Weise zu denken und zu empfinden übersieht Saladin leicht das Kleine, das ihm im Wege steht, das ihm zu armselig scheint, um es zu beachten. Und eben im Kleinen ist Sittah scharfblickender, menschenkundiger, klüger. Die Täuschungen und Verlegenheiten bleiben für Saladin nicht aus. Sittah läßt sich weniger täuschen. Ihre Vorsorge, ihr Urtheil, ihr Rath kommen dem Bruder hülfreich entgegen und zuvor. So führt sie im Kleinen eine Art Herrschaft über Saladin, welche dieser so gern erträgt, so gern einräumt. Sie tauschen beide ihre Schwächen aus, und das giebt dem geschwisterlichen Verkehr, der nicht inniger seyn kann, den liebenswürdigen, herzlich-humoristischen Ton. Die Verbrüderung mit Richard Löwenherz war ein Lieblingsgedanke Saladins; Sittah hat des schönen Traumes gleich gelacht, sie kennt die Christen besser und ihren Glaubensstolz, sie sieht die Dinge schärfer als Saladin, zugleich empfindet sie kleiner, sie ist erbittert gegen jenen Glaubensstolz, was Saladin nicht ist, der diesen Stolz unter die vielen „Armseligkeiten" rechnet, die er übersieht.

Mit Saladins Freigebigkeit schließt Sittahs Sparsamkeit einen heimlichen, dem Bruder selbst verborgenen Bund. Und wie sie spart, ist sehr bezeichnend. Sie spart, was sie dem Bruder im Spiele abnimmt, und das weibliche Talent zu sparen scheint bei ihr verbunden mit der weiblichen Neigung zu gewinnen. Mit dem Spiele selbst nimmt sie es eben nicht sehr genau, die Zerstreutheit Saladins kommt ihr zu statten, und am Ende läßt sie sich gern gefallen, daß Saladin seine Partie vor der Zeit für verloren hält; so gewinnt sie mit einem kleinen Betruge, in der besten Absicht der Welt, damit Geld in die Sparkasse fließe.

Sittahs Charakter ist bei weitem so einfach nicht, als der Saladins. Eine Menge weiblicher Züge, die sich kaum bemerkbar machen, spielen in ihre Motive hinein; sie handelt so, daß sie unter einem Hauptinteresse der edelsten Art einige kleine Nebeninteressen mitbefriedigt. In dieser Klugheit besteht ihre List. Und es gehört zu ihrer Befriedigung, mit einiger List zu handeln. Wir haben schon eine Probe davon kennen gelernt. Der Geldverlegenheit Saladins muß abgeholfen werden. Das ist im Augenblick ihr Hauptzweck. Er würde am leichtesten erreicht werden durch eine Anleihe bei Nathan. Zugleich interessirt es Sittah, bei dieser Gelegenheit den Mann kennen zu lernen, von dem sie so viel gehört hat. Sie weiß bereits, daß er so eben von weiten Reisen zurückgekehrt ist. Ich glaube, beiläufig gesagt, sie ist etwas neugierig. Aber wie Al-Hafi ihn darstellt, scheint der Jude in Geldsachen schwierig zu seyn. Sittah macht schnell ihren Plan, der auf beide Seiten paßt: auf den weisen Nathan ebenso gut als auf den geizigen. Sie ersinnt jene Frage, die Saladin ihm vorlegen soll, als eine Falle für den geizigen, als eine Aufgabe für den weisen Juden. Und wie nun Nathan selbst erscheint, möchte sie am liebsten im Nebenzimmer horchen. Wo ihr Interesse erregt ist, erwacht ihre Neugierde.

Bei dem Gespräch zwischen Saladin und dem Tempelherrn bleibt sie zugegen, unter ihrem Schleier verborgen. Sie will selbst die Züge des Tempelherrn mit dem Bilde Assads vergleichen. So erfährt sie, was der Tempelherr dem Sultan anvertraut, die Geschichte Rechas und die Leidenschaft, welche den Ritter verzehrt. Dieser hat Wohlgefallen gefunden in den Augen Sittahs; sie will seine Leidenschaft begünstigen, und damit Nathan nicht ein Recht geltend mache, das er nicht hat, will sie Recha selbst in ihren Schutz nehmen. Saladin soll das Mädchen holen lassen, damit sie dem unrechtmäßigen Vater entzogen werde. Bloß deßhalb? Sittah hat dabei noch ein anderes Interesse, ein ächt weibliches, das ganz zu ihr paßt: sie möchte das Mädchen sehen, das der Tempelherr liebt. Sie gesteht es auch offen.

Die liebe Neubegier
Treibt mich allein dir diesen Rath zu geben.
Denn von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern, so bald wie möglich, wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Und Saladin kann seiner Sittah nichts abschlagen. „Nun so schick' und lass' sie holen!“ An diesem Zuge erkenne ich Sittah. Wäre sie jünger, so könnte der Tempelherr ihr gefährlich werden, denn er gehört zu den „gewissen Männern.“ Jetzt will sie nur das Mädchen kennen lernen, das er liebt, um sie ihm zu geben, damit er nicht vor Liebe stirbt. Und hier entdecke ich in unserer Sittah noch ein liebenswürdiges Talent, das dem Tempelherrn zu gute kommen möge: sie wird eine vortreffliche Tante seyn!

Unter dem Eindrucke Saladins, der uns die Seele erweitert, haben wir kaum bemerkt, daß diese großartige Natur auch ihre Mängel hat, ich meine nicht jene allgemeine Mängel, welche die menschlichen Schranken überhaupt mit sich bringen, sondern solche, die in dieser eigenthümlichen Charakterart liegen, die eine Mitgift dieser Größe sind, einen natürlichen Bestandtheil derselben bilden; ohne welche Saladins Persönlichkeit nicht den Zauber hätte, der uns erquickt. Indessen wollen wir uns auch von Saladin nicht blenden lassen.

Er hat sich die Herrschergröße errungen, die für sein Naturell paßt. Schicksal und Anlage sind im Saladin in vollem Einklang, er darf seinen Neigungen freien Lauf lassen, er folgt ihnen, ohne viel zu grübeln, seine natürliche Erhabenheit nimmt von selbst die Richtung ins Große. Die Wurzel seines Charakters ist zuletzt dieser natürliche Adel seiner Gesinnung. Von hier geht seine Selbstverleugnung aus; tiefer entspringt sie nicht. Was seinen natürlichen Neigungen widerstreitet, dazu würde sich dieser Saladin kaum entschließen können; an dieser Macht endet, wie mir scheint, seine Selbstverleugnung. Die Freigebigkeit ist seine Neigung, seine Leidenschaft. Diese Leidenschaft zu hemmen, würde er sich überwinden müssen; die Sparsamkeit, ich meine die weise, würde hier eine Probe ernstlicher Selbstverleugnung seyn; ich glaube nicht, daß er diese Probe besteht.

Die menschlichen Leidenschaften sind maßlos, auch die edelsten. Es ist das richtige Maß, das wir bei Saladin vermissen. Aus Neigung ist er freigebig ins Maßlose, aus Neigung ist er duldsam: er ist es, weil er nicht anders kann, weil es in beiden Fällen seiner Natur widerstreiten würde, das Gegentheil zu seyn.

In seiner Freigebigkeit hat er keine Gründe und will keine haben. Im Gegentheil, er will einen Schatzmeister, der giebt, ohne nach der Ursache des Mangels zu fragen. Nach dieser Ursache die Gabe abwägen, nennt Saladin „filzig.“

In seiner Duldsamkeit ist er sich der Gründe nicht bewußt. Es scheint zum erstenmal in seinem Gespräch mit Nathan, daß er die Frage aufwirft nach dem innern Werth der Religionen. Wenn er zu Nathan sagt: „Laß mich die Gründe wissen, die deine Wahl gelenkt, damit ich sie zu meinen mache,“ — so ist er im Ernst dieser Gründe bedürftig, und zugleich zeigt diese Frage, daß er von den Grundlagen und der Natur des menschlichen Glaubens die unreifste Vorstellung hat. Als ob der Glaube ein Ding wäre, das man erst begutachten, dann wählen könnte! Und wenn Nathan in seiner Erzählung aus der Tiefe der Religion die ächte Duldung rechtfertigt, so würde diese große Wahrheit den Sultan kaum so tief erschüttern, wenn sie ihm nicht ganz neu wäre.

Was diesem Saladin fehlt und nach seinem ganzen Charaktertypus fehlen muß, ist die Tiefe der Einsicht, die Besonnenheit, welche die Neigungen bestimmt, die Sophrosyne, wie es die Alten nannten, die Weisheit, deren Mangel auch in der edelsten Natur eine Unreife ist, unter der die Früchte leiden.

Eine Natur, die auf Neigungen beruht, sie seyen noch so großartig, ist nie so sicher, daß sie nicht in Augenblicken sich selbst entfremdet werden könnte. Und wenn ich hörte, daß dieser Sultan auch seine despotischen Anwandlungen hat, seine gewaltthätigen Ausbrüche, wo ihn die Leidenschaft bemeistert und bis zur Ungerechtigkeit fortreißt, so würde ich auf Grund dieses Charakters, wie ich ihn hier kennen gelernt, nicht widersprechen. Hat doch den gefangenen Tempelherrn vor der Rache Saladins nichts geschützt, als die Aehnlichkeit mit Saladins Bruder. Und er selbst sagt von sich:

Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht so recht zu passen scheinen mögen.

XI.

Nathan und Recha.

Diese eine Bedingung fehlt noch, um die Selbstverleugnung und Menschenliebe auf sicherem Grunde zu haben: daß sie nicht auf beweglichen Neigungen, sondern auf ächter Weisheit und Menschenkenntniß beruht, die sich selbst nicht untreu werden kann. Dann erst ist die Selbstverleugnung eine wirkliche Tugend, durch ihre Menschenkenntniß geschützt gegen die Weltentfremdung, durch ihre Weisheit gegen jede Verblendung der Leidenschaft, gegen jedes Unmaß der Neigung, gegen jede Entartung in Thorheit. Wir erheben uns damit auf die Höhe der Dichtung. Der Charakter

steht vor uns, auf den die andern wie in einer Stufenleiter hinweisen. Was in der Aufopferungsfähigkeit des Tempelherrn und in seiner Freiheit vom Glaubensdünkel, was in der Demuth des Klosterbruders, in der Uneigennützigkeit und Weltentsagung des Derwisch, in der Freigebigkeit und Großheit Saladins Rechtes enthalten ist, alle diese Züge vereinigen sich in Nathan unter der Herrschaft der Einsicht und Weisheit.

Nur mit einem Charakter unserer Dichtung hat Nathan nichts gemein, mit dem Patriarchen. Selbst die glaubenseitle Daja, die auf den Juden herabsieht, muß ihn bewundern: „Wer zweifelt, Nathan, daß Ihr nicht die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seyd!“ Die Andern alle werden unwiderstehlich von ihm angezogen und fühlen sich jeder in seiner Weise ihm verwandt. „Wir müssen Freunde seyn,“ sagt der Tempelherr. „Sey mein Freund!“ bittet der Sultan. „Ihr seyd ein Christ, bei Gott! Ihr seyd ein Christ!“ ruft der Klosterbruder. Ihn allein möchte Al-Hafi mit an den Ganges nehmen. Seine Freundschaft für Nathan ist so groß, daß der grundehrliche Derwisch, um ihn vor der Anleihe zu schützen, sogar diese Freundschaft vor Saladin und Sittah verleugnet, Ausflüchte macht und zweideutig von Nathan redet. Doch läßt er aus der Maske des Geizes, womit er ihn schützen will, den reinen Menschenfreund hervorblicken, den er gar nicht verhehlen kann, so erfüllt ist er von diesem edlen Bilde.

Da seht nun gleich den Juden wieder,
Den ganz gemeinen Juden! Glaubt mir's doch!
Er ist auf's Geben euch so eiferfüchtig,
So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das in
Der Welt gesagt wird, zög' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er keinem,
Damit er stets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. Zwar bin ich seit
Geraumer Zeit ein wenig über'n Fuß
Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er ist zu Allem gut: bloß dazu nicht;
Bloß dazu wahrlich nicht.

Dieser Nathan besitzt die Kunst des ächten Ringes, die Herzen zu gewinnen. Er kennt die Menschen, er weiß sie auszufinden, er durchschaut ihre Befangenheiten, ihre Vorurtheile und Schranken. Und weil er sie versteht, darum kann er sie dulden. Jede Befangenheit ist ein Mangel an Läuterung. Dieser Mangel ist ein Bedürfniß, geläutert zu werden. Ein solches Bedürfniß ist eine Fähigkeit; und diese Fähigkeit darf man lieben. Die Menschen läutern heißt sie erziehen. Wie wäre eine solche Erziehung möglich, wenn sie nicht jeden in seiner Weise zu nehmen, seinen Mangel in Bedürfniß und Fähigkeit zu verwandeln wüßte? Was wäre Erziehung ohne Duldung und Liebe? Lessing selbst hat die Religion als Erziehung des Menschengeschlechtes aufgefaßt und aus diesem tiefsinnigen Gedanken — dem letzten, den er uns hinterlassen — die geschichtliche Nothwendigkeit verschiedener Offenbarungs- und Glaubensformen erklärt.

Ein Charaktertypus der Religion in diesem Sinn ist sein Nathan. In ihm verkörpert sich diese erziehende Einsicht, die mit der Duldung und Liebe nothwendig Hand in Hand geht; in ihm ist die Duldung nicht bloß Sache der Neigung und des Gefallens, sondern innerster Wille, Charakter, hohe sittliche Bildung. Eine solche Bildung ist die Frucht einer vollendeten und reichen Welt- und Lebenserfahrung, sie ist deren reifste Frucht. In jedem Wort und jeder Geberde Nathans soll mir dieser Ausdruck vollkommenster Reife, wodurch das ehrwürdige Alter zugleich unbeschreiblich liebenswürdig wird, entgegenkommen. Seine Urtheile sind aus dem Vollen der Erfahrung geschöpft, seine Sentenzen sind erlebte Wahrheiten, die aus dem Herzen kommen, einfach, natürlich, sicher. Wenn es eine Weisheit giebt, die herzlicher Art ist, so ist es die Weisheit Nathans. Diesen Grundton der Herzlichkeit, der gar nichts von der Empfindsamkeit hat, will ich in jedem seiner Worte hören. Am besten beschreibe ich den Ton, den ich herzlich nenne, durch die Wirkung, die er macht: es ist der Ton, dem man glaubt, der in unserem Gemüth unwillkürlich seinen Wiederklang findet.

(Schluß folgt.)

Die Walfingen.

(Fortsetzung.)

VIII.

„Wie gesagt, ich sehe kein anderes Mittel, lieber Freund, es bleibt nichts anderes übrig,“ sprach der Fabrikant ernst, indem er die Masse der beschriebenen Papiere von sich schob. „Sie müssen einen mannhaften Entschluß fassen.“ — „Das nennen Sie mannhaft?“ rief der Angeredete. „Ich nenne es feig!“

Gotthard zuckte die Achseln. „Ich halte Ihrer Aufregung vieles zu gute, was ich sonst in seine gebührenden Schranken weisen würde,“ sprach er.

Der Baron ging mit flammendem Gesicht im Zimmer auf und ab. In der einen Ecke stand eine vollständige Rüstung, ein blanker Panzer, darüber ein Helm mit schwarz und blauen Federn, das Schild mit des Hauses Wahlspruch war daran gelehnt, darüber hingen ein paar mächtige Büffelhandschuhe, ein Schwert mit gewaltigem Korb lehnte daneben, darüber eine Lanze mit einem schlaff herabhängenden Fähnlein.

Der Baron schritt mit hastigen Schritten über den knackenden Fußboden, die Waffenstücke klirrten leise an einander und das Fähnlein machte im Luftzug eine mühsam flatternde Bewegung, seinen Staub auf die Rüstung schüttelnd.

Der junge Edelmann griff nach dem Schwerte, seine schmale Hand konnte den mächtigen Griff kaum umfassen, die andere Hand stützte er auf den Schild, über ihm wallten die Federn des Helmes und das Fähnlein der Lanze; die grauen Staubwölkchen sah er nicht, die aus den Federn stäubten, aus ihrer jahrelangen Ruhe von seinem heftigen Fußtritt aufgescheucht. Er stand da wie ein Sanct Georg.

„Begreifen Sie, was Sie mir zumuthen?“ rief er. Der Fabrikant hatte gerade wieder eine Feder eingetaucht, vor ihm lag ein Papier mit einer langen Zahlenliste; auf des Barons Zuruf blickte er über Dinte und Feder hinweg nach dem jungen Ritter. Ein ironisches Lächeln flog über seine Züge, er sprützte die Feder aus und lehnte sich im Stuhle zurück. Sein kühler Blick sagte dem jungen Mann, daß diese heraldische und heroische Stellung ihm nicht imponire.

„Ich weiß immer, was ich sage und thue,“ sprach er. „Im Uebrigen ist es Ihre Angelegenheit, in der Sie sich selbst rathen mögen.“

Der junge Mann lehnte das Schwert wieder in den Winkel, seine Hand ließ den Schild los und mit zusammengepreßten Händen trat er vor Gotthard. — „Und wußten Sie das wirklich in seiner ganzen Schwere, als Sie mir riethen, den Besitz meiner Ahnen zu verlassen?“ fragte er.

„Ich wußte, daß es Ihnen nicht leicht werden würde; aber nicht Sie verlassen Ihr Erbe, es hat Sie bereits verlassen.“

„Doch das, was zu erhalten ist, will ich erhalten, das gebietet mir Ehre und Pflicht!“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte der Fabrikant. „Sie sollen erhalten, was zu erhalten ist; wie ich es meine, habe ich Ihnen bereits gesagt, wie Sie es meinen, muß ich noch erfahren.“ Die Stimme des Fabrikanten klang scharf, als er das „wie Sie es meinen“ betonte.

„Nun,“ begann der Baron stockend, „neue Anleihen wären nicht unmöglich — und dann —“ Gotthard lachte bitter. „Und dann?“ wiederholte er. „Und was dann? Auf was glauben Sie überhaupt, daß eine Anleihe erfolgen soll, etwa auf Helm und Schild da in der Ecke?“

„Spotten Sie nicht!“ rief der Edelmann. „Helfen Sie mir aus der grenzenlosen Verwirrung!“

„Da gibt es kein ander Mittel, als das: „Aergert dich dein Auge, so reiß es aus!“

„Kein Anderes!“ wiederholte der Andere dumpf. „Sagen Sie es mir noch einmal, was Sie rathen, meine Gedanken sind schmerzhaft unter einander gewirrt, ich kann sie nicht lösen und sichten.“

„Sie müssen bei den Kammern um Aufhebung Ihres Majorates einkommen,“ begann der Fabrikant. „Man wird nach dem jetzt herrschenden System Ihnen deßhalb keine Schwierigkeiten machen, da man das Hemmende und Störende solcher bewegungslosen Gütermassen schon längst erkannt hat. Sie haben keine Agnaten?“

„Ich bin der letzte meines Stammes,“ antwortete der Baron, indem er das Gesicht in beide Hände sinken ließ.

„Das Gut ist zwar furchtbar ausgesogen,“ fuhr Gotthard fort; „doch wird nach den jetzigen Güterpreisen bei einem Verkaufe immer noch so viel erzielt werden, daß —“

„Daß was?" unterbrach ihn der Baron. „Daß ich ein Bauerngut pachten kann? Ich bin kein Landwirth, oder daß ich mir eine Uniform und höchstens ein Lieutenantspatent dafür kaufen kann?" Er sprang wieder auf und lief mit hastigen Schritten und Geberden durch das Zimmer. „Oder was sonst? — was sonst?"

Er griff wieder nach dem Schwerte und stieß es in flammendem Zorne gegen den Boden. „Soll ich die rostige Klinge zur Kartoffelhacke machen? O Gott! o Gott!"

Er warf das Schwert von sich, daß die Scheiben klirrten; ein gellendes, widerliches Gelächter klang höhnend nach. „Schöner Franz! schöner Franz!"

Der Baron erblaßte. „Du Todtenunke!" stöhnte er. — Gotthard blickte durch's Fenster; die Beutlerin mit ihrem dürren Hunde stand davor, ihre hexenhafte Gestalt zu ihrer ganzen Länge aufgestreckt. Als sie den Mann erblickte, sank sie wieder in sich zusammen. „Ich bin ein arm, arm Weibsbild!" murmelte sie in sich hinein. Gotthard winkte ihr zu gehen und schloß das Fenster.

Der Baron war blaß und erschöpft, die hellen Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. „Das ist meines Hauses Gespenst!" sprach er und dann wiederholte er, wie zu sich selbst redend, die qualvolle Frage: „Was dann?"

„Dann neues Leben, neuer Muth!" rief Gotthard. „Ich will Ihnen eine Episode aus Yoriks empfindsamer Reise erzählen, oder sollte Ihnen die Erzählung vom bretonischen Edelmann bekannt seyn?"

Der Baron verneinte, und Gotthard erzählte nun jenen anmuthigen, tief empfundenen Bericht des empfindsamen Reisenden, jene Erzählung vom bretonischen Edlen, der es mit dem Degen versucht, aber sich den Weg durch's Leben nicht hatte bahnen können, wie er den Ständen zu Rennes seinen Degen zur Bewahrung übergab, Handel trieb in Martinique und dann nach zwanzig erfolgreichen Jahren wieder kam, seinen Degen zu fordern, seinen Degen, der blank geblieben war während dieser Jahre des Schaffens und Wirkens im fremden Lande, blanker, als er wohl geblieben wäre in den Rüstkammern eines zerfallenden Hauses.

Der Baron hatte nur halb hingehört. „Sie schlagen mir den Handel vor?" fragte er etwas höhnisch.

Gotthard zog die Stirne in Falten. „Das war meine Meinung nicht," antwortete er; „wenigstens nicht speciell. Ich wollte Sie nur an die Wirksamkeit des Lebens verweisen und die Möglichkeit Ihnen vor Augen führen, daß Arbeit sich wohl mit dem Adel verträgt. Blicken Sie nach England! Die jüngeren Söhne gehen auf in der Masse des Volkes und der Arbeit, und nichtsdestoweniger sind sie wieder fähig, die Pairskrone zu tragen, wenn Tod und Erbschaft sie ihnen zuweist. Sie fragen: was dann? die einzige Antwort darauf ist: Arbeit!"

Der Baron schritt noch immer unruhig im Zimmer auf und ab, er nahm bald Dieß, bald Jenes zur Hand, um es wieder hinzulegen, sein ganzes Wesen war in fieberhafter Erregung. „Ich werde mich doch noch einmal an die höchste Stelle wenden," sprach er mit mühsam erzwungener Ruhe. „Der Staat kann nicht wollen, daß seine ältesten Geschlechter, welche ihrer Zeit zu seiner Größe beigetragen, aufhören sollen zu existiren."

Gotthard blickte auf, Staunen und Mitleid über diese sonderbaren Ansichten von den Pflichten des Staates malten sich in seinem Gesicht. Der Freiherr sah es. „Sie denken, der Staat habe sein Geld nöthig für Eisenbahnen und dergleichen?" fragte er scharf.

„Allerdings," antwortete der Fabrikant ruhig.

Dem Baron mochte es selbst einleuchten; er antwortete nur durch ein dumpfes Stöhnen, und die Hände vor das Gesicht geschlagen warf er sich in einen der tiefen Sessel, welche in der Fensterbrüstung standen.

Gotthard stand auf. „Werden Sie ruhig, lieber Freund," sprach er ernst. „Ich bin weit entfernt, meinen Rath als den einzig richtigen hinstellen zu wollen. Suchen Sie weiteren Rath und den besseren nehmen Sie an. Wir bleiben deßhalb gute Freunde nach wie vor. Aber jetzt vor Allem werden Sie ruhig, und damit klarer."

Der Baron saß noch immer in dem Lehnstuhl am Fenster; er hatte es nicht gehört, daß Gotthard weggegangen war. Er wollte denken, klar seine Lage überdenken, den etwaigen Hülfsquellen nachspüren und forschen. Es ging nicht, summend und schwirrend jagten die Gedanken durch sein Hirn, alles mögliche Alberne fiel ihm ein, er dachte an Personen, an Situationen, welche zu der seinen in gar keinem Zusammenhang standen; es war wie ein Fiebertraum.

„So kann es nicht fortgehen! Ich werde wahnsinnig!" rief er und riß ungestüm das Fenster auf; er stützte den Kopf in die Hand und blickte trübe hinaus in die trübe, ergrauende Landschaft.

Gelb, verwelkt war der Laubwald, der auf den Höhen sich hinzog, gelb und welk das Kraut der Rüben und Kartoffeln, die noch auf den Feldern standen. Es war kein erquicklicher Anblick, und der Rest, der vom ehemaligen Schloßgarten noch übrig war, wie herbstlich, wie verwildert!

Da und dort standen noch ehemals kunstgerecht

geschnittene Vasen und Urnen von Taxus; die jungen Schosse hatten die einstige Gestalt in's Abenteuerliche verzerrt; wie Gespenster standen sie jetzt da im wild wuchernden Garten. Mit trüben Augen überblickte der junge Mann seinen Besitz. War es denn sein Besitz? war er es je gewesen? — Ein bleierner, schwerer Himmel hing über der Landschaft, bleiern und schwer lag es auf seiner Brust.

„Das gibt einen argen Sturmwind!“ sprach da plötzlich eine Stimme unter seinem Fenster. Der Baron fuhr auf. „Sturm? — Ah, Ihr seyd's, Bernbacher?“ sprach er weiter. „Bringt Ihr was Neues?“

„Nicht eben viel Rares,“ erwiderte der Mann. „Ich hab' gemeint, Sie sehen nach dem Himmel, Herr Baron. Da sieht's bös aus. Gott sey Dank, daß das Meiste zu Hause ist. Das gibt ein Sturmwetter, denken Sie an mich.“

Franz von Walsingen folgte mechanisch der ausgestreckten Hand des Bauern; sein Auge blieb an dem fahlgelben Streifen im Nordwesten, von dem sich zackig die Wolkenwand schied, hängen. „Wohl möglich,“ sprach er gleichmüthig; „aber was führt Euch zu mir, Bernbacher?“

Der Bauer räusperte sich und sah sich unbehaglich um. „Es ist mir überkommen, daß ich Ungelegenheiten davon hätte, wenn ich die Pachtung wieder aufnähme,“ sprach er.

Der Baron verstand ihn wohl. „Kommt morgen früh wieder zu mir, Bernbacher, heut bin ich zu müde.“

„Es wird doch nicht seyn!“ sprach der Mann zögernd.

„Morgen, morgen!“ rief der Baron.

Der Bernbacher ging kopfschüttelnd davon. Er hatte die dem Baron übrig gebliebenen Güter in Pacht, und heute hatte man ihn wissen lassen, daß andere Ansprüche da seyen, daß nicht der Baron mehr über seine Güter verfügen könne. Eine gute Strecke vom Schlosse blieb der Bauer stehen; bald sah er nach dem kolossalen Bau, bald nach dem gezackten, schwefelgelben Streifen am Himmel. „Da sieht's bös aus!“ sprach er vor sich hin, kaum selbst wissend, was er meinte.

„Sturm! Sturm!“ rief Franz von Walsingen laut und preßte den schmerzenden Kopf in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Am Abend vor dem Düppeler Sturm.

Am Abend vor dem Düppler Sturm —
Der Mond umwob mit fahlem Schein
Broackers weißen Zwillingsthurm,
Der aus der Ferne ragt' allein.
Die Nachtluft zog mit eis'gem Hauch
Heran, ein heimlich schneidend Erz,
Daß mir im tiefsten Busen auch
Erkältet innen ward das Herz.

Am Abend war es vor der Schlacht —
Mich führt' der müden Rosse Zug
Vom Lager heimwärts durch die Nacht,
Mir blieb zum Sinnen Zeit genug.
Da trat mir vor die Seele sacht
Die alte Mähr' von jenem Thurm,
Indeß den Fittig senkt' die Nacht,
Die schwere Nacht vor Düppels Sturm.

Die Ostsee schlingt ihr Azurband
In Sonnenlicht und Mondenglanz
Gar prächtig um den laub'gen Strand
Der dänischen Mark des deutschen Lands.
Vor Zeiten trug die Woge klar
Von Fühnens nachbarlichem Bord
Ein jugendfrohes Gattenpaar
Heran zum gastlich deutschen Port.

Ihn aber trieb ein heil'ger Drang
Zu Gottfrieds Fahnen mächtig fort,
Und als er scheidend sie umschlang,
Da sprach er liebreich dieses Wort:
„Das Haus, das ich geweiht dem Herrn,
Ihm fehlt die letzte Zier allein;
So laß mir diese schon von fern
Ein Zeichen neuen Glückes seyn!

Bescheert, wenn ich von dannen fuhr,
Uns Gott ein holdes Mägdlein hier,
Bau' eine schlanke Spitze nur,
Denn Demuth ist des Weibes Zier.
Doch wenn in diesem theuern Pfand
Er meinem Stamm den Erben schenkt;
Laß ragen weit den Thurm in's Land,
Derweil der Mann auf Hohes denkt."

Er zog in's ferne Kriegsgebraus,
Ihn führt' ein günst'ger Stern zurück,
Und als er lenkt' zum Wald hinaus,
Erkannt' er sein unsäglich Glück.
Denn hoch und hehr im reinen Blau,
Licht wie der lichte Sonnenschein,
Hub sich des Doppelthurmes Bau —
Die helle Freudenschrift aus Stein.

Wie er sein Weib in sel'ger Lust,
Wie er die Söhne stolz umfängt,
Ermessen kann es jede Brust,
Ob kaum die Sage deß gedenkt!

Doch dessen denkt sie fort und fort,
Daß jenes werthe Knabenpaar
Dereinst des Landes Schirm und Hort,
Axel und Esbern Snare war.

So wiegte mich der ferne Sang
Von altem wunderbaren Glück,
Da schreckte dumpfer Donnerklang
Mich in die Gegenwart zurück.
Jetzt ist der Strand in Blut getaucht,
Wo friedlich jene Wiege stand,
Und dort die rothe Säule haucht
Die Gluth empor aus Alsens Brand.

Doch sieh! mein Reiseziel zu Nacht,
Das weiße Schloß von Gravenstein! —
Die diese Früh' zu Waisen macht,
Es möge Gott ihr Tröster seyn!
Und wem der zweite Morgen nicht
Den schweren Schlaf zu lösen kam,
Er spende dem ein sel'ger Licht,
Als das, wovon er Abschied nahm!

Gravenstein. N. Warrens.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Neubauten. — Luftschifferei. — Musik.

Mit dem Frühjahr haben die öffentlichen Bauten wieder begonnen. Die Promenaden der ehemaligen äußeren Boulevards wurden vollendet: eine Strecke von 5 Lieues, mit vier Alleen, mit einer vierfachen Reihe von Gasleuchten auf Candelabern von Gußeisen, mit Bänken zum Ausruhen und einigen vierzig Plätzen; etwas Aehnliches findet man wohl nirgends mehr. Der Palast des Handelsgerichts, dem Palais de justice gegenüber, in der Cité, wird eines der prachtvollsten Gebäude von Paris. Es ist im Renaissancestyl und erinnert an den alten Palast in Brescia. Die Façade nach dem Boulevard Sebastopol ist fertig. Die vier Säulen, womit die Seite am Quai Desaix decorirt wird, sind gleichfalls vollendet; sie werden nächstens aufgerichtet und jede wird eine Bildsäule tragen. Die Kuppel, welche das Gebäude krönt, ist, vom Boden an gerechnet, 45 Meter (135 Fuß) hoch, einen Meter höher als die Vendômesäule.

Der achte Pavillon der Centralhallen schreitet rasch vorwärts; ebenso der rechte Flügel des Conservatoire des arts et métiers. Außerdem läßt die Stadt Paris drei Communalschulen, drei Mairien und sechs Kirchen bauen, nämlich die Mairie des vierten, siebenten und eilften Arrondissements. Die sechs, im Bau begriffenen Kirchen sind: La Trinité, Straße Clichy; St. Augustin, Boulevard la Madeleine; St. François Xavier, Boulevard des Invalides; St. Pierre, Montrouge; Notre-Dame de la Croix, in Ménilmontant; St. Ambroise, Boulevard du Prince Eugène. Notre-Dame de Clignancourt, obgleich schon vor drei Monaten eingeweiht, ist noch nicht fertig. Die Kirche Saint Alexandre wird von Privaten gebaut. Eine siebente Kirche wird mit Nächstem in Auteuil die Stelle der gegenwärtigen einnehmen, da letztere zu der Zahl der Einwohner in keinem Verhältniß steht.

Das Gebäude, in dem sich das kaiserliche Archiv

findet, rue des vieilles Haudriettes, ist vergrößert worden. Die kaiserliche Druckerei soll in ein geräumigeres Lokal verlegt werden. Diese großartige Anstalt enthält gegenwärtig 88 gewöhnliche Druckpressen (presses à bras), 18 Dampfpressen, eine hydraulische Presse und 20 lithographische Pressen; sie beschäftigt tausend Arbeiter täglich.

Nach einem dritten und, gleich den beiden ersten, vergeblichen Versuch hat Godard seiner Luftreise entsagt, weil sie, wie sich nun herausgestellt, unmöglich ist. Seine kolossale Montgolfière, die er l'aigle genannt, hat eine Höhe von 36 Metern (108 Fuß) bei einem Durchmesser von 29 Metern 50 Centimetern. Um dieses Ungeheuer herzustellen, brauchte er 1920 Stück Tafft, die zusammen 4000 Meter maßen. Der ungeheure Raum im Innern sollte mit warmer Luft gefüllt werden. Die Füllung ging so langsam von statten, daß die oberen Schichten wieder kalt wurden, während die warme Luft von unten aufstieg. Und ein Glück war's, daß es so kam; denn wenn die riesige Masse — der Tafft war nicht einmal gefirnißt — im geringsten naß geworden wäre, vom Regen oder Nebel, so mußte sie fallen und die Reisenden wären auf eine jämmerliche Weise um's Leben gekommen. Wie konnte dem erfahrenen Luftschiffer ein so wahnsinniges Unternehmen in den Kopf kommen! Nichts war schuld daran, als die Reise des Géant: die Lorbeeren Nadars ließen ihn nicht schlafen. Die leidige Concurrenz!

Es ist hier der Ort, eines kürzlich verstorbenen Luftschiffers zu erwähnen, der ein vielseitig unterrichteter und gebildeter Mann war. Er hieß Dupuis-Delcourt und war 1802 geboren. Er hatte Montgolfier gekannt und Charles, der zuerst das Wasserstoffgas einführte, und unsern Landsmann Degen, dessen Flugmaschine so glänzend Fiasco machte. Degen hatte versprochen, vom Marsfelde nach dem gegenüber liegenden Trocadero zu fliegen; Tags zuvor, bei der Probe, war er glücklich vom Trocadero nach dem Marsfelde gelangt, und gerade deßwegen mußte der Versuch am andern Tage mißlingen, weil er contrairen Wind hatte. Das hatte der arme Mann nicht überlegt. Dupuis-Delcourt hatte selbst einige 50 Luftreisen gemacht. Ludwig XVIII. übergab ihm eigenhändig eine Vorstecknadel mit Brillanten, 2000 Franken werth, nach dem Aufsteigen einer aus fünf Aërostaten bestehenden Flottille. Unter Ludwig Philipp war es stets Delcourt, der bei den öffentlichen Festen den Luftballon aufsteigen ließ. Er war, wie bereits bemerkt, ein kenntnißreicher Mann; im Athenée royal hielt er fünf Jahre lang Vorlesungen über Chemie. Er hat die aërostatische und meteorologische Gesellschaft gestiftet, und bei allen Kenntnissen endete auch er mit einem dummen Streiche: er hatte einen Ballon aus Kupfer gebaut, wobei er sein Vermögen zusetzte. Einige hundert Franken fehlten ihm, um die „accessoires" zu kaufen; aus Verzweiflung zertrümmerte er sein Werk und verkaufte die Trümmer; er erlöste 350 Franken daraus. Man hat von ihm einige zwanzig Bücher oder Broschüren, unter andern: Manuel de l'Aërostier; Traité complet, historique et pratique des aërostats. Außerdem hatte er ein aërostatisches Museum angelegt, das aus ungefähr 1500 Gegenständen bestand, 50 verschiedenen Modellen, 160 Rissen, 250 Büchern, Broschüren, Berichten rc., 50 Medaillen u. s. w.

Adelina Patti ist wieder fortgeflogen, zum großen Leidwesen der Pariser, welche die kleine Zauberin völlig behext hat. Es ist natürliche Magie bei ihr, Kunst ohne Künstelei, schelmische Naivetät und unschuldige Koketterie; Alles dieß und selbst ihre Schönheit ist aber nur die Blüthe der Jugend und wird mit dieser verfliegen. Dann bleibt die Patti noch immer eine Sängerin ersten Ranges, aber mit der Hexerei ist's aus. Ihr Benefiz fand am Freitage statt: Bruchstücke aus Don Pasquale, aus la Traviata, Don Giovanni rc. Dergleichen Programme sind nicht viel besser als die musikalischen Quodlibets bei einer Table d'hôte. Das Drama geht dabei verloren und es bleibt nichts als das nüchterne Virtuosenthum. Der Saal war wie sich von selbst versteht, zum Erdrücken voll, und die Bouquets — und was für Bouquets! — flogen massenweise nach jedem Stücke auf die Bühne.

Das Festival Mendelssohn hat minder angesprochen als das Beethoven'sche. Die großartige Ouvertüre zur Athalie ist dieser Tragödie würdig, welche die Franzosen für ihr dramatisches Meisterwerk halten; sie wurde ehrenvoll aufgenommen. Ein Chor: Le départ, gefiel außerordentlich; aber der Elias ließ kalt. Wie oft sagte ich, die Franzosen seyen Stümper im Kirchenstyle! Die Herren sind consequent; Eines folgt aus dem Andern. Am Sonntag wird durch die ganze Stadt hin gehämmert, gesägt, gemauert; die meisten arbeiten aus Erwerbsucht, viele auch aus Langeweile; wo sollen sie mit den Stunden hin, wo London betet? London aber schwärmt für den Elias, für den Paulus, für den Sommernachtstraum, für den ganzen Mendelssohn.

Die Concerte Pasdeloups gehen zu Ende; das letzte findet nächsten Sonntag statt. Dagegen haben schon concerts populaires im Cirque de l'Impératrice (champs élysées) begonnen, unter Leitung eines Herrn Deloffre. Am Sonntag war das erste. Es wurde sogar die Symphonie in C moll — ut mineur — aufgeführt, von 2—4 Uhr. Ein mißliches Unternehmen; gegenwärtig ist es zu kalt, und späterhin, im Juni, wer kann da um 2 Uhr Nachmittags über den glühenden Asphalt der Place de la Concorde gehen?

Dresden, April.

Oeffentliche Zustände. — Festspiel zu Gunsten der kriegsbedrängten Schleswiger.

Unser Turnvater, Minister Beust, packt eben seine Koffer, um die „bodenlose" Londoner Conferenz zu verstärken, und Mr. Murray, der hiesige Gesandte der aufgeblasenen Dame Britannia sieht ihm mit dem Wunsche zu, daß dem spitzigen sächsischen Stylisten von dem alten Knaben Palmerston für so manche eclatante Abfertigung Mr. Murrays auf gut Englisch der Kopf gewaschen werden möge.

Es ist eine eigene Lage, in der sich Sachsen befindet. Unsere Kammern haben die schleswig-holsteinische Sache mit aller Energie zu der ihrigen gemacht. Unser erster Minister ist so weit gegangen, mit den Häuptern der schleswig-holsteinischen Monstredeputation auf den Herzog von Schleswig-Holstein anzustoßen. Unser König studirte die Rechtsfrage des Gegenstandes mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten; ein riesiger Tisch in seinem Arbeitszimmer seufzt seit vielen Monden unter der Last der für und wider die Sache erschienenen Streitschriften. Unsere Truppen haben die Dänen aus Holstein hinaus complimentirt. Und doch stehen wir nicht an der Spitze der Bewegung, flößen vielleicht nicht einmal allzugroßes Vertrauen ein.

Um das zu begreifen, muß man wissen, daß Sachsen seit den Maitagen von 1849 ein kleinlautes, verstimmtes Land geworden war. Zwischen den oktroyirten Kammern und dem Volke bestand Jahre lang kein Zusammenhang. Männer wie Harkort sind noch heute von ihrem Protest gegen die Rechtsbeständigkeit der Kammern nicht abzubringen gewesen. Das Wahlgesetz ist in hohem Grade unpopulär; die Verhandlungen der Kammern gehen oder gingen wenigstens jahrelang ohne irgend welche Betheiligung der öffentlichen Meinung vorüber. Man hatte sich gewöhnt, die Leute reden und Steuern bewilligen zu lassen; eine wirkliche Linke, eine nennenswerthe Opposition gab es nicht; so ziemlich Alles, was die Regierung that oder ließ, ward gut befunden; das Volk hatte sich gewöhnt, seine Vertreter als Staatsdiener anzusehen, und da im Ganzen human regiert wurde, so befand man sich, wie die Sprache der Wochenstuben lautet, den Umständen nach wohl. An Aufstehen, Ausgehen und tüchtigen Appetit war allerdings nicht zu denken.

Das Alles ist nun im Grunde nicht anders geworden. Das Wahlgesetz ist fast unverändert dasselbe geblieben; die Kammern haben wenig frisches Blut zugeführt erhalten dasselbe Ministerium sitzt noch heute im Sattel und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, unsern Enkeln noch in die Wiege gucken. Verändert hat sich nur das Gebahren der maßgebenden Persönlichkeiten, nicht diese Persönlichkeiten selbst. Das ist nun freilich nichts Geringes. Bis noch vor wenigen Jahren schmachteten in Sachsens Kerkern politische Gefangene, ich glaube die letzten deutschen Staatsangehörigen, die um der Reichsverfassung willen ins Elend gerathen waren; denn im übrigen Deutschland hatte man ja längst solche Opfer einer bewegten Zeit ihrer bürgerlichen Thätigkeit zurückgegeben. Politische Gefangene gibt es in Sachsen heute zum Glück nicht mehr. Nicht minder hat man solchen Verbannten, welche reuig bittend darum einkamen, die Rückkehr gestattet; denn noch jetzt, nach fünfzehn Jahren, ist die Amnestie in Sachsen keine allgemeine. Endlich haben ohnlängst die bisher von der Regierung grundsätzlich als Stadträthe nicht bestätigten Gesinnungsgenossen des Nationalvereins vor den anders gewordenen Augen dieser selben Regierung Gnade gefunden. In Summa: man ist liberal geworden, ohne Liberalen den Platz geräumt zu haben.

An dem letzteren Mangel kränkeln unsere öffentlichen Verhältnisse denn auch wohl vor Allem. Herr v. Beust ist ohne Zweifel ein schwer zu ersetzender Arbeiter, aber sein Liberalismus ist das car tel est mon plaisir der französischen Könige. Es ist ein Anderes, ob die öffentliche Meinung es dahin bringt, daß Männer ihres Vertrauens an die Spitze der Geschäfte gelangen, oder aber ob sich ihre früheren Widersacher bekehren und mit den nämlichen Zügeln nur anders fahren. Jetzt ist der Liberalismus die mit Regierungsstempel versehene Vignette des sächsischen Glaubensbekenntnisses. Aber dieser Regierungsstempel nimmt ihm seinen eigentlichsten Werth. Wir haben nicht die rechte Freude an dem, was wir sind, denn wir sind es eben nur auf höhere Erlaubniß.

Nun hat seit dem Kriege eine mächtige schleswig-holsteinische Fahne die grämlich blickende Saxonia vollends in einer Weise drapirt, daß wir selber zu Zeiten an uns irre werden möchten. König, Minister, Kammern, Volk, Alles unter demselben Hut mit der großen dreifarbigen Cokarde! Die süddeutsche Zeitung und das Dresdener Journal Hand in Hand! Man wäre versucht, alle alten Unterschiede für überwunden zu halten.

Daß sie es nicht sind, kann freilich gar leicht zu Tage kommen. Fast hätte gerade die schleswig-holsteinische Frage in diesen Wochen einen derartigen Zwiespalt heller als wünschenswerth zu Tage treten lassen. Und hiermit lenke ich auf das künstlerische Gebiet über, an welchem Ihre Leser ohnehin mit Recht mehr Interesse haben als an Herrn v. Beust und seinem neuen Vollblutbraunen.

Seit fast einem Monat spukte nämlich in allen Schichten der Residenz das Gerücht, die höchsten Kreise wollten ihr Interesse für Schleswig-Holstein durch eine großartige Festvorstellung bekunden. Warum? hörte man fragen;

die erste Kammer hat ja schon gesprochen. Um Geld zu sammeln, lautete die Antwort. Es stehen Summen von 500, ja von 1000 Thalern als Schenkungen patriotischer Bürger auf den Spendelisten des Dresdener Vereins für die Schleswig-Holsteiner. Aber die hohe Aristokratie hat sich kaum erheblich betheiligt. Zeigen wir den Leuten, daß wir nicht auf wohlfeilere Art für Patrioten gelten wollen als die Bürgerlichen; spielen wir Komödie, stellen wir uns für Geld als lebende Bilder, bringen wir ein paar tausend Thaler zusammen; sagen wir B, da wir einmal A gesagt haben.

Die Neugier unserer Bürgerlichen spitzte das Ohr. Es verlautete, daß ein Dichter gewonnen worden sey, dessen loyale Muse bereits die Königin von Neapel verherrlicht habe; daß Professoren der hiesigen Akademie sich bereit erklärt hätten, Zeichnungen zu entwerfen, nach welchen jene patriotischen Damen und Herren sich bestimmten Attituden hingeben könnten. Man horchte hoch auf, als die Zeitungen von der aristokratischen Festvorstellung in Berlin berichteten, und zweifelte nicht, daß sich ein mäßiger Privatsaal finden werde, in welchem, wenn nicht wie in Berlin zu einem Friedrichsd'or, so doch zu drei oder zwei Thalern für den Sessel, eine erkleckliche Ernte zu erzielen seyn würde.

In diesem Stadium der Vorbereitungen scheint die Sache dann aber auf Hindernisse gestoßen zu seyn. War das Interesse für Schleswig-Holstein inzwischen einmal wieder erkaltet? Dergleichen wechselt ja in den höheren Regionen rascher als in den untern; windiger Wellenschlag auf der Oberfläche, im Gegensatz zu den stetigen Strömungen der Tiefe. Oder hatte die ganze Idee ihren Ursprung nicht eigentlich dort gehabt, wo sie zur Ausführung gelangen sollte, und konnte sie deßhalb in der ihr fremden Atmosphäre nicht zur Entfaltung gelangen? Ich bin nicht im Stande, den Schleier zu lüften. Genug, daß der schöne Traum von der reichen Beisteuer in nichts zerfloß.

Gewisse Vorarbeiten mögen indessen doch zu weit gediehen gewesen seyn, um nicht zu einer anderweitigen Wiederaufnahme des Vorhabens zu verlocken. Und so hat denn wiederum der Bürgerstand die Sache in die Hand genommen, und am 19. und 21. April ist in Dresden richtig zu Gunsten der kriegsbedrängten Schleswiger Theater gespielt und sind Bilder gestellt worden. Hier haben Sie das Programm: „Barbarossa, Festspiel von R. Waldmüller; Rothkäppchen von Tieck, in der Wahl'schen Bearbeitung; das hohe Lied vom deutschen Weibe, von Hauptmann v. Meerheimb." Zu dem letzteren haben die Professoren Gonne und Erhardt die Bilder entworfen und gestellt. Barbarossa schließt mit einem großen figurenreichen Bilde, das Direktor Schnorr von Carolsfeld eigens zu diesem Festspiele componirte und das, wie ich höre, zu Gunsten des guten Zweckes vervielfältigt werden wird. Es stellt Germania dar, wie sie, mit der Krone Barbarossas geschmückt, zwei jugendliche Gestalten, Schleswig und Holstein, mit Schild und Schwert beschirmt. Die Aufnahme des ganzen Unternehmens war eine überaus günstige, so zwar, daß die Anmeldungen weit über das Maß des vorhandenen Raums hinausreichten. Der Hof betheiligte sich theils persönlich, theils durch Geldspenden.

Von den mitwirkenden Damen kann ich nur Fräulein Evelyn Loßnitzer nennen, da dieses viel versprechende Talent bereits durch ihre Leistungen als Concertsängerin der Oeffentlichkeit angehört. Sie hatte die Rolle der Germania im Festspiel Barbarossa übernommen und trug wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei. Früher oder später dürfte sie im großen Drama Aufsehen machen.

Berlin, April.

Canal zwischen Ost- und Nordsee. — Shakespearefeier. — Richtespruch. — Der Parlamentspalast. — Reformen in den Verkehrsmitteln. — Düppel genommen!

Aus der Feder des ehemaligen brasilianischen Generalconsuls Sturz, der sich um die deutsche Auswanderung so große Verdienste erworben, und für die Entwicklung der deutschen Seetüchtigkeit so unermüdlich gewirkt hat, wird dieser Tage eine Broschüre erscheinen, welche jedem patriotischen Deutschen auf das wärmste zu empfehlen ist. Sie handelt von der Nothwendigkeit, die Ost- und die Nordsee durch einen, vom lübischen Meerbusen nach der Elbmündung gelegten Canal zu verbinden, der von den tiefstgehenden Seeschiffen befahren werden kann, und zugleich einen nie zu sperrenden Doppelhafen für die künftige deutsche Kriegsflotte abgeben soll. Die Wichtigkeit des Unternehmens leuchtet ein, und Sturz übertreibt sicherlich nicht, wenn er von der Ausführung des nationalen Werkes eine neue Epoche in der Geschichte unseres Vaterlandes datirt. Die preußische Regierung hat dem Projekt bereits ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und einen Ingenieur nach Holstein geschickt; allein die Befürchtung drängt sich auf, daß sie dabei mehr die preußischen Sonderinteressen, als das allgemeine deutsche Interesse im Auge hat, und es ist

deßhalb in doppeltem Maße die Pflicht des deutschen Volks, den patriotischen Vorschlag mit Ernst zu prüfen und, findet es ihn gut, patriotisch handelnd zu unterstützen.

Endlich hat die Intendantur der königlichen Theater ihr Programm für die Shakespearefeier veröffentlicht. Im Schauspielhause soll dem Cultus des „großen Barden" eine ganze Woche gewidmet werden; nachdem an den vorhergehenden Abenden „König Lear," „Viel Lärmen um Nichts," „Kaufmann von Venedig" und „die bezähmte Widerspenstige" aufgeführt worden, findet am 23. April eine Festvorstellung des „Julius Cäsar" mit angemessenem Prolog statt, und folgt Tags darauf als würdiges Nachspiel „Romeo und Julie." Im Opernhaus wird am Geburtstage Shakespeare's „der Sommernachtstraum" mit Prolog aufgeführt. Das heißt, alles das geschieht, wenn nichts in die Quere kommt; und es kann gar viel in die Quere kommen. Unsere Schauspieler sind zwar nicht so empfänglich für Husten und Schnupfen, wie unsere Opernkünstlerinnen und Künstler, aber auch mit ihnen ist schwer rechnen, wie Herr von Hülsen schon oft zu seinem Schaden erfahren hat. Doch hoffen wir das Beste. Etwas wird zum Mindesten geschehen, und als gute Deutsche sind wir bescheiden. An der Wahl der Stücke wäre Dieses und Jenes auszusetzen; man könnte zum Exempel fragen, warum Hamlet durch seine „Abwesenheit glänzt;" aber zum Theil wird das durch den fatalen Umstand entschuldigt, daß zwei der ersten Sterne, Frau Jachmann-Wagner und Herr Döring, in Folge eines Urlaubs zeitweilig vom hiesigen Bühnenhimmel verschwunden sind, während ein dritter Stern ersten Rangs, der brave Dessoir, durch eine (nicht in den Bereich der Theatermedicin gehörige) Erkältung verfinstert wird. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist die Shakespearefeier am Montag (25. April), und wird, nach einem passenden Festspiel,* die „gezähmte Widerspenstige" zur Aufführung kommen.

Da ich gerade von den Huldigungen spreche, die man gegenwärtig dem „Schwan vom Avon" darzubringen beflissen ist, will ich es nicht unterlassen, eines sehr nachahmenswerthen Unternehmens zu gedenken, über welches mir von London aus geschrieben wird. Eine dortige Buchhändlerfirma beabsichtigt nämlich, am Geburtstag des großen Dichters eine Halfpennyausgabe seiner (einzelnen) Dramen zu veröffentlichen. Ein Stück Shakespeares für 1½ Kreuzer! „Indeed a miracle of cheapness!" Alle Dramen zusammen, mit den kleineren Gedichten, werden gebunden ungefähr einen Gulden in unserem Geld kosten.

Vor einigen Tagen war ich zufällig Zeuge eines schönen Fests, des „Richtefestes" bei Aufrichtung des Dachstuhls auf dem soeben vollendeten neuen Anatomiegebäude der Berliner Thierarzneischule. Nach altem Gebrauch erhob sich auf dem Neubau, der mit deutschen und preußischen Fahnen geschmückt war, ein bändergeziertes Tannenbäumchen, und umringt von den sonntäglich geputzten Arbeitern, sagte einer der Gesellen den „Richtespruch" in Knittelreimen, den ich hier im Auszug folgen lasse, da er etwas ächt Volksthümliches hat, und darum den einen oder andern Leser wohl interessiren wird:

„Es ist eine gute und uralte Sitte,
Daß der Bau des Palastes wie der Hütte,
Wenn der Zimmermann unter Dach ihn gebracht,
Mit einem Kranz wird geziert und bedacht.
Denn überstanden sind dann die Gefahren,
Denen Maurer und Zimmerleut' ausgesetzt waren.
Gott stehe auch mit Vatertreu
Dem Baue fernerhin noch bei.
Er segne immer dieses Haus
Und die hier gehen ein und aus.
In diesen Räumen wird gelehrt,
Zum Heil der Menschheit stets bewährt,
Was Wissenschaft und Kunst ersann,
Die schon mit Aeskulap begann.
O möge noch in fernen Zeiten,
Stets Nutzen draus die Nachwelt ziehn,
Die weise Lehre sich verbreiten
Aus unsrer lieben Stadt Berlin!"

Nach den pflichtschuldigen Lebehoch auf die königliche Familie und auf die „gesammte Obrigkeit" schwang sich der Dichter in die Regionen der Politik auf und machte seinem Patriotismus Luft:

„Gott schütze unsre Kriegesmacht,
Die kühn vor Düppel harrt der Schlacht,
Und führe siegreich sie zurück
Zu unsrem und zu Deutschlands Glück!"

Diese Verse wurden mit ganz besonderem Jubel aufgenommen. Den Schluß bildeten die üblichen Lebehoch auf die Baumeister und die Arbeiter:

„Ihm, der den Plan und Riß entwarf,
In welchem das, was zum Bedarf
Und zur Zweckmäßigkeit gehört,
Die Kunst und den Geschmack nicht stört,
Vielmehr, wie jeder Mann ermißt,
Auf's Innigste verbunden ist;
Den Meistern, die mit Fleiß und Acht
Das Baugesetz getreu bewacht,
Sey ebenfalls aus Dankbarkeit
Ein volles Lebehoch geweiht!
Und Jedem, welcher immerdar
Bei diesem Baue thätig war,
Wie allen, die uns werkverwandt
Im Polier- und Gesellenstand,
Ruf ich aus vollem Herzen jetzt
Ein Lebehoch zu guter Letzt!"

---

* Das Halm'sche Festspiel, das im Viktoriatheater gegeben werden soll, führt den Titel: Ein Abend in Titchfield, nicht Tithiosfield, wie die Berliner Blätter oder richtiger die Setzer es buchstabirt hatten, und ich ihnen in meinem letzten Brief nachschrieb. Der Name klang mir falsch, aber da es in allen Blättern, die ich zu Gesicht bekam, so stand, glaubte ich, der Dichter des Festspiels habe den Irrthum begangen.

Den Schluß machte natürlich ein homerischer Schmaus, der aber, wohl mit kluger Rücksicht auf die möglichen Folgen, zu ebener Erde abgehalten wurde.

Nun sage man noch, die preußische Regierung sey dem Parlamentarismus gram. Wie die ministeriellen Blätter melden, soll der lang projektirte Bau eines großartigen Parlamentspalasts sofort in Angriff genommen werden. Die erwählte Stätte ist der Platz in der Leipziger Straße, auf dem jetzt die berühmte Porzellanfabrik steht. Letztere wird nach Charlottenburg verlegt, wo sich bereits eine Zweiganstalt befindet. Gegen die Lokalität des neuen Parlamentspalasts — im Mittelpunkt der Stadt — läßt sich nichts einwenden, und wir wollen bloß wünschen, daß sich der preußische Parlamentarismus dort zu eben solcher Blüthe entfalten möge, wie die Berliner Porzellanmanufaktur.

Nächstens werden wir hier Pferdeeisenbahnen bekommen. Ein Hamburger Ingenieur hat die betreffende Concession vom Ministerium erhalten, und die erste Bahn, welche Berlin mit Charlottenburg verbinden soll, wird vermuthlich schon im Juli fertig seyn. Bewährt sich das Unternehmen — und nach den Erfahrungen von New-York und andern amerikanischen, wie auch europäischen Städten ist kaum am Erfolg zu zweifeln — so werden noch im Lauf des Jahrs verschiedene weitere Linien zwischen der eigentlichen Stadt und den abgelegeneren Vorstädten eingerichtet. Auch die Spree gedenkt man jetzt für den Personentransport zu benutzen. Es hat sich eine Dampfschifffahrtsgesellschaft gebildet, welche sechs kleine Schraubendampfer zwischen Berlin und Köpenick „rennen" lassen will. Drei sind bereits fertig und werden, wenn die Wandanschläge an den Säulen nicht lügen, von nächster Woche an den trägen Strom durchfurchen, der an solch aufregende Beschäftigung nicht gewöhnt ist. Man hatte schon früher einmal versucht, eine Dampferlinie auf der Spree herzustellen, allein die Fahrzeuge gingen zu tief und mußten anderweitig verwendet werden. Die neuen Schiffe aber „Flußomnibusse," wie man sie nennt, haben aber sehr flache Kiele, und werden auch beim seichtesten Wasserstand fahren können. Wenigstens versichern es die Anschläge. Was die Personenverkehrsmittel in der Stadt selbst betrifft, so sind wir reichlich damit versehen. Wir haben im Verhältniß zur Einwohnerzahl weit mehr Omnibusse und Droschken als London, und die Fahrpreise sind außerordentlich niedrig. Kostet doch z. B. die Omnibusfahrt vom Kreuzberg bis vor das Oranienburger Thor — eine Strecke von fünf Viertelstunden — bloß einen Silbergroschen, was überhaupt der übliche Preis ist. Im Ganzen sind unsere Omnibusse zweckmäßig und bequem eingerichtet. Nur ist die äußere Ausstattung häufig etwas zu spartanisch einfach; und ferner läßt die Bespannung der Wagen und die Geschicklichkeit der Wagenlenker Manches zu wünschen übrig. Je zweifelhafter aber die Geschicklichkeit der letzteren, desto mehr über jeden Zweifel erhaben ist ihre Kühnheit. Sie haben eine stolze Freude an halsbrechenden Wettfahrten; und der Umstand, daß dieselben meist in irgend einer Katastrophe endigen, erhöht den Reiz des klassischen Vergnügens. Leider ist die Polizei von Spree-Athen keine Freundin der altgriechischen Spiele, und hat in einer unpoetischen Anwandlung den Beschluß gefaßt, das Omnibuswesen im Allgemeinen und die kühnen Rossebändiger insbesondere unter ihre Vormundschaft zu nehmen, und den prosaischen Bedürfnissen der Neuzeit anzupassen. Wie verlautet, soll hiefür jeder Omnibus, jedes Omnibuspferd und jeder Omnibuskutscher einem strengen Examen unterworfen werden. Ja, einem Examen, wie es sich in dem modernen „Intelligenzstaate" gehört, der keine andere Intelligenz kennt, oder doch anerkennt, als die Staatsintelligenz. Völlig abgesehen von den voraussichtlichen Wirkungen auf die Wagen und Pferde, — von letzteren dürften nicht Wenige zu einem gewissen Herrn zu wandern haben, der sie durch die einzige Radikalkur von ihren Erdenleiden erlöst, und von jenen dürften verschiedene mit solcher Heftigkeit „durchfallen," daß sie dem Brennholzhändler überliefert werden müssen — abgesehen von den Wirkungen auf Wagen und Pferde, ist von dem Examen für viele der Rossebändiger das Schlimmste zu befürchten. Keiner, der nicht die harmonischste Verbindung von Geschicklichkeit und Kühnheit nachweisen kann, wird die Klippe umsegeln, und denjenigen, welchen es gelingt, wird die Polizei ein künstlich geschlungenes Netz von „Fahrordnungen" um den Leib schnüren, das jedes Gelüste, die Wagenkämpfe der korinthischen Landenge auf die Straßen der Residenzstadt Berlin zu übertragen, im Keime ersticken wird. Sic transit gloria mundi.

Um die Bockbiersaison sind wir heuer richtig geprellt. Der „heilige Berg" ist zwar nicht mehr mit Schnee bedeckt, aber ein schneidend kalter Nordostwind treibt dem durstigen Pilger Staubwolken entgegen, welche auch den Verwegensten in die Stadt zurückscheuchen. An das einfache Mittel der Straßenbegießung denkt ja Niemand, wohl weil es so einfach ist.

Zwei Tage später.

Das Shakespeare-Programm der königlichen Schauspiele ist wirklich noch in der eilften Stunde abgeändert worden, und, o Wunder! das kunstliebende Publikum hat dabei gewonnen. Hamlet wird doch aufgeführt, und zwar schon heute Abend, wo die Festvorstellungen beginnen. Dessoir, der über Erwarten schnell von seinem Unwohlseyn genesen, spielt die Titelrolle. Es ist dieß beiläufig, wie ein „Gelehrter" der „Nationalzeitung" heute ausrechnet, die 231ste Vorstellung des Hamlet im hiesigen Schauspielhause. Nach dem nämlichen Gewährsmann haben daselbst die übrigen in den Festcyklus aufgenommenen Stücke je die folgende Zahl von Aufführungen erlebt: Viel Lärmen um Nichts 96; Kaufmann von Venedig 144; Gezähmte Widerspenstige 47; Julius Cäsar 19; Sommernachtstraum 70 und Romeo und Julie 147. Es wäre interessant, wenn man auch von andern deutschen Theatern eine solche Statistik hätte und eine Vergleichung mit England anstellen könnte.

Nachschrift.

Düppel genommen! Vor einigen Stunden blitzte der Telegraph die Siegespost her, und wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich durch die Stadt. Vor dem Schloß wurde das erste Telegramm den zur Parade versammelten Truppen vom König in Person vorgelesen; Tausende von Maueranschlägen unterrichteten das bürgerliche Publikum, und denen, welche in ihre Wohnung gefesselt waren, trug der Donner der Kanonen die frohe Botschaft zu. Noch sind die Einzelnheiten nicht bekannt. Genug, die dänische Zwingburg ist gefallen. Von dem Jubel, der hier herrscht, können Sie sich keinen Begriff machen. — Keinen Begriff? Ich habe mich schlecht ausgedrückt. Sie können sich den Jubel vorstellen; denn der deutsche Sieg muß überall in Deutschland den gleichen Jubel hervorrufen. Der deutsche Sieg! Mag die Sonne des gemeinsamen Vaterlandes auch noch stark von partikularistisch-diplomatischem Dunst umnebelt seyn — sie wird ihn aufzehren, und das Blut, welches im Sundewitt, dem „Blutloch," geflossen ist, es ist geflossen für deutsche Ehre und für deutsches Recht, und wie man im Mittelalter den Mörtel mit Blut mischte, damit er auf ewig dem Zahn der Zeit trotze, so wird das Blut unserer heldenmüthigen Soldaten in Schleswig den Kitt der deutschen Einheit festigen helfen.

Genf, April.

Der Proceß Delafield vor den Geschwornen.

Die heurige Frühlingssitzung unseres Geschwornengerichts hat einen Fall zu behandeln gehabt, der bereits in seinen Vorstadien die gesammte schweizerische Presse beschäftigt und auch in den meisten Blättern des Auslandes, besonders Italiens, ein Echo gefunden hat. Der Proceß Delafield war allerdings interessant genug. Ein irrender Ritter, über dessen Abkunft ein mysteriöses Dunkel ruht, und von dessen frühester Jugend man nur so viel mit einiger Sicherheit weiß, daß seine Wiege unter den Palmen der Antillen Schatten gegen die glühende Sonne der Tropen fand; Kreuz- und Querfahrten durch viele der europäischen Hauptstädte; bunte Abenteuer, die oft durch einige Streiflichter der gerichtlichen Untersuchung hell beleuchtet werden, dann wieder in völliger Dämmerung verschwinden; Entführung eines schönen jungen Mädchens; ein gutmüthiger, sehr reicher alter Herr, der die Rolle des reichen Onkels in den Komödien übernehmen und sich arg an der Nase herumführen lassen muß; in einer stillen, blumenduftenden Villa am Genfersee eine romantische Idylle, die nur die prosaische Seite hat, daß sie mit Entweichung, Hinterlassung großer Schulden und Skandal aller Art endigt; Verhaftung der Flüchtigen im schönen Land, „wo die Citronen blühen;" Weigerung der in ihrem frischgebackenen Selbstbewußtseyn so stolzen italienischen Behörden, den Abenteurer auszuliefern; im Hintergrund internationale Verwicklungen, Parlamentsreden, Haupt- und Staatsactionen in optima forma: — das sind gewiß Momente genug, welche den ganzen Fall sowohl zum Sujet eines Lustspiels nach dem heutigen französischen Geschmack, als zu der Geschichtsklitterung eines jener Schelmenromane der spanischen Literatur des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts qualificiren würden.

Das besondere Interesse aber, welches sich hier in Genf an diesem Falle kundgab, hat noch einen andern, lokalen Grund. Diese gute Stadt ist ja seit einer Reihe von Jahren so oft von Abenteurern und Schwindlern aller Art ausgebeutet worden, die sich gewöhnlich, nachdem sie die Leichtgläubigkeit ihrer Opfer bald mit größerer, bald mit geringerer Geschicklichkeit und Erfolg zu täuschen gewußt hatten, mit so guter Art aus dem Staube machten, daß die Geprellten ihnen nichts anhaben konnten, oder oft noch froh waren, ihre Verluste zu verbergen, eingedenk des Spruchs: „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen." Das einst als so vorsichtig gerühmte Genf ein Eldorado der Schwindler zweier Welttheile! Eine ganz sonderbare Erscheinung, ein neuer Beweis, wie sich in unserer Zeit so manches alte Verhältniß umkehrt und Schäden zu Tage treten, welche eine weniger bewegte Vergangenheit nachsichtsvoller bedeckt hielt. Es gab früher eine sprichwörtliche Redensart, welche von den Genfern behauptete, sie seyen die klügsten Spekulanten; wenn man einen Genfer aus dem dritten Stock eines Hauses sich durch's Fenster auf die Straße stürzen sehe, so möge man ihm unbedenklich nachfolgen: es sey nicht nur keine Gefahr dabei, im Gegentheil, es falle immer noch ein hübscher Profit bei diesem so gewagt scheinenden Sprunge ab. Aber dieser alte Ruhm schien neuerdings mehr und mehr in die Brüche gehen und ein anderer Spruch sich erwahren zu wollen, der da sagt: „allzu klug macht närrisch." Es verging in der letzten Periode selten

ein Jahr, wo nicht irgend ein Industrieritter en gros, wenn er nur die Manieren der vornehmen Welt sich anzueignen, mit einem hochklingenden Namen zu prunken und recht keck aufzutreten wußte, mit Hinterlassung großer Schulden und oft selbst in der „guten Gesellschaft“ angeknüpften Verbindungen nach einer kürzeren oder längeren Zeit flotten Lebens von hier spurlos verschwand. Mundus vult decipi, ergo decipiatur, gilt in Genf mehr, als irgend sonstwo; das hatten die „Landstörzer“ bald weg und richteten nach diesem Grundsatz ihre Politik ein. Es wäre interessant, einmal die Schwindler, die alle hier ihr Wesen trieben, zu classificiren. Da gab es aristokratische Lumpen, die auf vornehme Abkunft pochen konnten; literarische Schelme, die eine Autographensammlung aller möglichen Berühmtheiten, mit denen sie in Verbindung gestanden haben wollten, statt eines Passes stets in der Tasche führten; Nationalitätenschwindler, die nur jetzt gerade ohne Mittel waren, weil ihre Güter von Oesterreich oder Rußland oder irgend einer andern tyrannischen Regierung sequestrirt waren; und so fort bis zum durchgebrannten Commis Voyageur herunter, der an den schönen Ufern des Leman als „Baron“ wieder auftauchte, neue Schulden machte und dann, in „seines Nichts durchbohrendem Gefühl,“ weiter in's Blaue reiste, ehe für ihn der ernste Moment noch wirklich eingetreten war, wie für jenen Mainzer Schneidergesellen, der sich auf einen Ball der vornehmen Badewelt in Wiesbaden eingeschlichen hatte und als er entdeckt wurde, sich durch den Ausruf: „man werfe mir 'naus, ich bin ja nur ein Schneidergesell!“ zu retten suchte.

Bei so zahllosen Schwindlern ist denn natürlich auch die Zahl der Geprellten in Genf keine geringe geblieben. Alle diese empfanden eine gewisse Befriedigung, nun endlich einmal einen Fall zum Eclat kommen zu sehen, wo sie nicht selbst mitbetheiligt waren und wo sie ihre Leidensgefährten so ganz con amore im Gefühl der Sicherheit betrachten konnten. Natürlich mischte sich in diesen Trost eine gewisse Schadenfreude, doch war das ganze Heer der Geprellten andererseits wieder mehr oder weniger durch ein gemeinsames Rachegefühl gegen den endlich einmal Abgefaßten verbunden. Er stellte gewissermaßen die Personifikation aller der unbestraft begangenen Schwindeleien vor; in seiner Verurtheilung fand jedes der übrigen verschwiegenen Opfer eine Art Genugthuung. Alle diese Umstände mögen den großen Zudrang des Publikums zum Gerichtssaal vom 8. bis 11. April erklären, an welchen Tagen die Verhandlung des Delafield'schen Processes stattfand. Wir versuchen bei dem unverkennbaren allgemeinen psychologischen, sittlichen und juristischen Interesse des Falls hier ein kurzes Résumé zu geben, und halten uns dabei zunächst an die Anklageakte, die sich von vornherein wie der Entwurf zu einer Novelle liest.

Im Herbst 1862 hatte ein junger Mann, der sich Charles Delafield nannte, ein Zimmer in einer der zahlreichen Fremdenpensionen bezogen, welche sich um diese Zeit für den Winter gewöhnlich von neuem zu füllen beginnen. Der junge Mann, von distinguirtem Aeußeren, war von einer jungen schönen Dame begleitet, die er für seine Frau ausgab. Kurz nachher suchte und fand Delafield die Bekanntschaft eines sehr reichen älteren Herrn aus Genf, des Obersten Cougnard. Diesen bat er eines Tags um ein vertrauliches Gehör, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen und seine menschenfreundliche Hülfe in einer sehr zarten Angelegenheit zu erbitten. Der Fremde erzählte nun dem arglosen Obersten, er sey der Sohn sehr reicher und vornehmer Eltern aus Haity, und sprach mit großer Ueberredungskunst und malerischer Darstellungsgabe von den Millionen seines Vaters, dessen weitläufigen Plantagen und zahllosen Sklaven, wie von seinen eigenen höchst anziehenden Erlebnissen in den verschiedenen Hauptstädten Europas und den ausgezeichneten Verbindungen, die er dort überall angeknüpft habe. Das romantische Interesse aber wuchs, als endlich Delafield gestand, er habe in Brüssel die Bekanntschaft einer schönen Dame aus der sehr reichen Familie Bass gemacht; sie sehen und wahnsinnig lieben, sey bei ihm das Werk eines und desselben Augenblicks gewesen, auch seyen diese Gefühle durch die zärtlichste Gegenliebe erwiedert. Aber der Heirath stellten sich die entschiedensten, hauptsächlich von dem Vater der jungen Dame erhobenen Schwierigkeiten entgegen. Dem Paare blieb endlich nichts übrig, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, als die Flucht zu ergreifen. Delafield entführte seine Geliebte, und so seyen sie nach Genf, in dieses Arkadien aller Hochzeitsreisenden der Welt, gekommen. Auf diesem Punkt angelangt, ging dann Delafield als ächter Menschenkenner auf die ernstere Frage seiner Legitimation, und zwar zunächst seiner finanziellen, die ja heutiges Tages die Hauptsache ist, über. Er erklärte, dem Bankhause Pilet-Will in Paris einen Wechsel im Betrage von 2000 Pfd. Sterling, der auf einen Herrn Hannot, einen der ersten Negocianten Brüssels gezogen und von diesem acceptirt sey, zur Einkassirung übergeben zu haben, welche am 24. December erfolgen werde. Delafield ließ weiter einfließen, daß diese Summe seine halbjährige Rente ausmache. Hierauf ging er zu dem eigentlichen Zweck aller dieser Prämissen über, wobei er sich auf die „bekannte Humanität“ seines neuen Freundes berief. Dieser Zweck bestand nun zunächst darin, Hrn. Cougnard um dessen Vermittlung zwischen ihm und den Eltern seiner Braut zu ersuchen, um eine Versöhnung und schließliche Heirathseinwilligung zu erlangen, an deren Zustandekommen Delafield um so weniger zweifelte, als seine zukünftige Schwiegermutter, Madame Bass in Brüssel, schon ganz gewonnen sey. Nur seyen neue Intriguen zu befürchten und daher bei einer anzuknüpfenden Correspondenz gewisse Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Dieser Briefwechsel werde am einfachsten und sichersten durch seinen Geschäftsfreund Hannot in Brüssel vermittelt werden. Weiter bat Delafield seinen neuen Genfer Freund, bis zum Eintreffen der erwähnten Rente seinen Bankier machen zu wollen. Fräulein

Baës sey an Luxus und Ueberfluß gewöhnt. Delafield könne seine Geliebte nicht Entbehrungen aussetzen, die weder mit ihrer Erziehung, noch mit seinem eigenen Stande sich vertragen. Die eindringliche Beredsamkeit Delafields, der poetische Reiz, der sich über das ganze Abenteuer verbreitete, bezauberten unsern sonst so nüchternen Obersten; er zeigte sich bereit, die Wünsche des so interessanten Fremden zu erfüllen, vorausgesetzt, daß das bezeichnete Pariser Bankhaus günstige Auskunft liefere. Diese erfolgte bald, die Herren Pilet und Will bestätigten die Existenz des Wechsels und erklärten, über denselben zu geeigneter Zeit Rechnung tragen zu wollen. Nun war Cougnard gewonnen und Charles Delafield für einige Zeit in Genf ein „gemachter Mann." Der Kredit des angesehenen Obersten öffnete seinem Clienten alle Kaufläden und verschaffte ihm Zutritt in verschiedenen Häusern. Auch wurde jetzt der beschränkte Raum einer Fremdenpension ein unpassendes Lokal für so vornehme Gäste; diese bezogen, wieder durch ihres großmüthigen Beschützers Vermittlung, eine prachtvolle „Campagne" in der Vorstadt Pâquis, und man mußte gestehen, das elegante Paar bewegte sich in dieser glänzenden und reichen Umgebung wie Leute, die in solchen Verhältnissen groß gezogen sind. Delafield benutzte den ihm eröffneten Credit für sich und seine Geliebte in ausgiebigster Weise, so z. B. lieferte ein Modewaarenhändler für 10,000 Fr., eine Bijouteriehandlung für 7000 Fr. und ein Schneider für 4000 Fr. Waaren in wenigen Wochen. Allein was ist das Alles für einen Mann von 100,000 Fr. Renten, der überdieß noch ein ungeheures Vermögen zu erwarten hat? Dennoch warnte Hr. Cougnard vor allzu splendiden Ausgaben, allein Delafield wußte lächelnd seinen Beschützer zu beschwichtigen, und einigen etwas besorgten Kaufleuten erklärte er rund heraus, der gute „Papa Cougnard" habe sich um seine Ausgaben nichts zu bekümmern, das gehe ihn, Delafield, allein an; er wisse sehr wohl, was er thue. Indessen war der brave Oberst mit Madame Baës in Brüssel auf dem angegebenen Wege in Correspondenz getreten, und die erhaltenen Briefe dieser Frau bestätigten vollkommen Delafields Aussagen. Madame Baës wußte ihren zukünftigen Schwiegersohn nicht genug zu rühmen, an dem sie nichts als einen gewissen Hang zur Verschwendung zu tadeln fand; zugleich floß sie über von Dank gegen den großmüthigen Beschützer ihrer geliebten Tochter.

Endlich, gegen Ende November 1862, waren die Dinge so weit gediehen, daß Cougnard zu einem Familienrath nach Brüssel eingeladen wurde, wo die Heirathsangelegenheit zu einem definitiven Abschluß gebracht werden sollte; der Oberst war wirklich nach der belgischen Hauptstadt abgereist. Der Augenblick der Katastrophe war gekommen. Am 29. Nov. verschwand Delafield mit seiner Geliebten; mit ihnen waren all die zahlreichen in Genf angeschafften Waaren und Werthgegenstände gleichfalls verschwunden. Auch fand man die Thür eines Schranks in der von Delafield bewohnten Villa, welchen sich der Eigenthümer zu eigener Benutzung vorbehalten hatte, geöffnet; doch fehlte nichts an den dort aufbewahrten Gegenständen, Pendulen, Toilettensachen und dergleichen. Cougnard kehrte von Brüssel völlig enttäuscht zurück; wohl gab es eine Familie Baës, die Eltern des entführten jungen Mädchens; allein an diese war nie ein Brief Cougnards gelangt, sie hatten nie einen an diesen geschrieben. Der Schrecken mehrte sich, als von den Herren Pilet und Will aus Paris die Nachricht einlief, daß der Wechsel von 2000 Pfd. Sterling protestirt sey. Man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß man es mit einem abgefeimten Industrieritter zu thun gehabt hatte. Der Telegraph spielte nach allen Weltgegenden, die Eisenbahnen trugen mehrere der Geprellten nach verschiedenen Richtungen. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man erfuhr, daß das flüchtige Paar sich in Neapel niedergelassen habe.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. 20. Mai 1864.

Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Rückert.

Barbarossa.

Festspiel von R. Waldmüller.

Aufgeführt am 19. und 21. April in Dresden zum Besten der kriegsbedrängten Schleswiger.

Felsige Gegend. Den Hintergrund bildet eine waldbewachsene Felsenwand, an welcher in guirlandenartiger Blätterschrift der Name Kyffhäuser zu lesen ist. Germania, mit Lorbeer im Haar, Eisenketten am Gürtel, entblößtem Schwert und gelockertem Ruthenbündel tritt auf. Sie blickt spähend umher.

Germania.

Ich such', und finde nicht ... Dem Lärm der Waffen
Auf einen kurzen Augenblick entflohen,
Mit sieggekröntem Haupt und doch des Lorbeers
Nicht froh — denn fern noch liegt des Sieges Preis —
So suche ich und finde nicht! — Sie singen,
Sie sagen, daß er lebe, daß er nur
Des Weckerufes warte. — Kaiser, Hort!
Wo weilst du? Wache auf! Berathe mich!

(Sie schaut sich um, entdeckt die Buchstaben an der Felswand und tritt näher an dieselbe heran.)

War's möglich? — Hier? — Des Epheus dunkle Ranke,
Ergriffen von des Ortes hehrer Weihe,
Verlernt das Schweigen? — die Natur, beseelt
Vom unsichtbaren Hauche seiner Nähe,
Thut ihre lebensfrischen Lippen auf
Und flüstert „hier!" Wohlan denn, fels'ger Schrein,
Nach dem so Ungezählte sehnend schauen,
Verlern' auch du die trotz'ge Härte, öffne
Den starren Busen! (Sie pocht mit dem Schwerte.)
Kaiser Barbarossa!
Wach auf! Es drängt die Zeit. Wach auf! wach auf!

(Der Felsen öffnet sich. Man sieht den Kaiser mit durch den Tisch gewachsenem röthlich greisem Barte schlafend auf einem steinernen Stuhl sitzen. Auf tieferen Stufen links die über ihrer Spindel eingeschlafene Sage. Rechts, ebenfalls eingenickt, Eulenspiegel.)

Germania (nachdem sie überwältigt zurückgetreten ist).

Er ist's! — er lebt! — Wie einer Tanne Wurzeln
Den Stein, so hat sein Bart den Tisch durchbohrt.
Nicht Leichnam sitzt der Kaiser dort, — er schläft.
— Mir bebt das Herz. Die Zeit der Riesen steht
In ihrer wucht'gen Kraft mir vor den Augen
Und überwältigt Seele mir und Wort.

(Eulenspiegel hat sich die Augen gerieben und ist während der letzten Worte von den Stufen herabgekommen. Die Sage beginnt sich zu bewegen.)

Eulenspiegel.

Das war ein dumpfer, ungesunder Schlaf!
Zu dreien in der engen Felsenklause,
Und alles fest vermauert! (Er blickt sich um.)
Jungfer Sage!
Was sucht Sie lang' erst nach dem Schuh! Heraus!
Einmal auf Schlafstatt dort und nimmer wieder!

Sage (welche in's Freie tritt.)

Wer weckte mich? wo bin ich?

Eulenspiegel.

Wo die Mücken
Und Wespen wieder stechen — Gott sey Dank!
Mein Tag' bin ich vom Hofgelüst genesen.

Germania.

Die Sage und der Schalk!

(Der Berg schließt sich.)

Sage (zum Eulenspiegel.)

Ich ließ dich ein.
Du suchtest Einsamkeit, gleich mir; in Träumen
Von alter Herrlichkeit und altem Glanz
Vergessen wolltest du des Weltlaufs Trübe,
Und zu des großen Kaisers Füßen sitzend —

Eulenspiegel

Mein Hofgelüst!

Sage.

Der bessern Zeiten harren.

Eulenspiegel.

Mein Hofgelüst! Ich bitt' dich, pred'ge nicht!
Kein schlimmrer Hypochonder als der Schalk.
Wenn das mich nicht entschuldigte, fürwahr!
Ich schämte, kaum erwacht, mich in den Boden.
Wie eine Kröt' im Stein, mit Spinngeweben
Mein Narrenspiegel übersponnen — pfui!
Und alles das, derweil die Sonne lachte,
Lachte — verstehst du? lachte, mir zum Tort,
Den ihr mit euren Schwäbelein —

Sage.

Entweihe
Die große Stunde nicht durch deinen Spott!
Wer weckte uns? wer rief des Kaisers Namen?

Germania (vortretend).

Mein Ruf erweckte euch! Willkommen Zeichen!
Kaum wendet zu dem Hort des Herrlichsten
Germania den zagen Schritt, und siehe,
Du, Hüterin des Ruhms vergangner Tage,
Und du, mein launig blickender Gesell,
Deß muntrer Scherz so lange schon uns fehlte,
Wie Frühlingsblumen seyd ihr plötzlich da,
Und bürgt der Zeit für ihr Verjüngungshoffen.
Wag' ich's und weck' auch ihn?

(Sie blickt sich nach der Felswand um.)

Eulenspiegel.

Verzeih die Frage
Zuvor: ist irgendwo im Reich ein Fleckchen,
Wo man vergnüglich Volk beisammen find't?
Du glaubst nicht, wie mir's hier schon wieder eng wird.

Sage.

Ob du es wagen sollst? Und ist's denn Wagniß,
Der Herold sein so lang ersehnter Kunde?
Der einzigen, für die sein Ohr nicht taub?
Du bringst sie — warum kamst du sonst? Wohlan denn,
Weck' ihn, den Kaiser, weck' ihn, weil ihr einig!

Germania (senkt das Haupt).

Sage.

Du schweigst?

Eulenspiegel.

Da thut sie recht! Die alte Leier
Und immerdar dieselbe! Kaiser Karl,
Als in Hispanien er die Uhren stellte,
Ritt schon dasselbe Steckenpferd. — Ei, Leutchen,
Was ist's denn, was den Jahrmarkt spassig macht?
Daß Einer, wie der Pfarrer in der Kirche,
Die andern alle überschreit? — Gefehlt!
Das Durcheinander ist's, das Allerlei,
Das bunte Hütt und Ho auf allen Seiten,
Und darum sag' ich: mit Verlaub, ihr Damen,
Zum Henker mit dem Einheits-Einmaleins!

Germania.

Dein Spiegel, Schalk, ist unbarmherzig treu.
So stand es einst, so steht es noch. Umschlungen
Von einem geist'gen Einheitsbande zwar
Empfinden Ost und West sich, Süd und Norden,
Ein Herzschlag, eine Seele, ein Gemüth —

Sage.

Und doch?

Germania.

Und doch ist dieser Riesenkörper
In aller seiner Majestät dem Greise
Vergleichbar, dessen Bart die Jugend zupft!

Eulenspiegel.

Aha! Ein Räuschchen, wie er's sonst schon pflegte!

Sage.

Wie soll ich dich verstehen? Wenn der Greis
Mit solchem Schwerte seine Necker straft,
Und blut'ge Spuren künden, daß er's that,
Wer wagt ihm dann die Ehrfurcht zu versagen?

Germania.

Mit seinem Stecken trifft der Blinde auch
Das Hündlein wohl, das längst ihn angebellt,
Und scheucht es auf die Seite — aber hurtig
Ist's wieder da; es merkt des Andern Schwäche:
Der Arm ist stark, doch fehlt dem Arm das Haupt.

Eulenspiegel.

Ich denk', an Häuptern just war sonst kein Mangel.

Sage.

Spötter!

Germania.

Nicht Spötter! Unsrer Zweige Fülle,
Der Schosse vielgestalt'ge Sonderheiten,
Das Ast an Ast des eichenart'gen Laubdachs —
Wer spottet seiner? Um der Pappel willen,

Die einer Nadel gleich im Aether steht,
Einförmig, ohne freies Linienspiel,
Wie mit des Gärtners Scheere zugeschnitten?
In unsrer reichen Mannigfaltigkeit
Liegt das Geheimniß unsres Weltberufes.

(Eulenspiegel kehrt bedenklich seine leeren Taschen um; die Sage schweigt.)

Germania (zu Eulenspiegel).

Und dennoch willst du sagen: Ja! und dennoch
Der Greis, an dessen Bart die Jugend zupft!

Eulenspiegel.

Und zu dem einen Greis suchst du den zweiten?
Nicht übel!

Germania.

Einen Wipfel such' ich, Freund,
Nicht fremder Pfropfung, nein, dem Kern entsprossen,
Wie das Geäste um ihn, einen Wipfel,
Zu dem hinauf ich blicken kann, wenn Donner
Und Blitz heranziehn und die andern Aeste,
Je nach der Wetterseite ihres Stands,
Bald hier-, bald dorthin schwanken; einen Wipfel,
Werth, daß um eines Hauptes Länge er
Die andern Häupter schirmend überrage —
Den such' ich! In der Fülle noch versteckt,
Entzieht er meinem Auge sich. Der drinnen
Soll mir ihn nennen. Ein Jahrtausend fast
Sah er verrinnen. Sehergleich vereinsamt,
Fern vom betäubenden Geräusch des Tags,
Durch seiner Lieb' und Treue heilig Feuer,
Gleichsam auf Urlaub Gottes, noch bei uns, —
So sitzt er drinnen, dein- und meinem Blick
Ein Schlafender, in Wahrheit aber, denk' ich,
Ein Schauender, vor dessen geist'gem Auge
Die Zukunft wie ein klarer Herbsttag liegt.

(Sie wendet sich nach hinten, wie im Begriff, an den Berg zu pochen.)

Eulenspiegel.

Ein Herbsttag? Meinetwegen! Herbern Tag
Zum wenigsten erharrt der drinnen schwerlich
Als diesen! Liebe Zeit! So lange hätt' er
Geduldig dort als fix und fertiger Kaiser
Im besten Staat gesessen, um am Ende
Nur noch zum Wahlmann gut zu seyn!

Sage (vor sich hin redend).

Vergangnes,
Nicht was das lebende Geschlecht bewegt,
Erfüllt die Brust der Sage, — mühsam folg' ich
Dem Sinne ihres Worts.

Eulenspiegel.

Auf alle Fälle
Versorg' ich mir den Ofen. (Zu Germania.) Mit Verlaub!
Wenn nun der Wipfel ausgefunden ward,
Und ihm zu Lieb' die andern Zweig' und Aeste
Sich stutzen lassen müssen, — braucht's zum Sammeln
Des Reisigs da noch erst des Armenscheins?

Germania (welche sich wieder nähert).

In seiner Veste sitzt er dort und harrt.
Doch wessen harrt er? Daß noch einmal er
Die Zügel fassen müsse? daß noch einmal
Sein Volk ihn rufe, um, von ihm geführt,
Die welschen Städt' und Fluren zu verwüsten?
Daß seinen Pflug der Landmann und sein Haus
Der fleiß'ge Bürger lasse, um — ihm nach —
Noch einmal mit dem Kreuz hinaus zu ziehn,
Um Christi Grab mit Bruderblut zu tränken? —

(Zu dem Felsen gewendet.)

In Ehrfurcht küss' ich deinen Bart! Für immer
Ist dein Gedächtniß heilig mir. Mit Kraft
Und Ruhm hast du das Schwert geführt; dein Name,
Im Herzen deines Volkes aufgehoben,
Ist schon durch diese Himmelsgunst gefeit; —
Doch vorwärts rollt das Rad der Zeit, nicht rückwärts.

Eulenspiegel (bei Seite).

Mit Unterschied!

Sage (zu Germania).

Sein Umschwung, morgenfrisch,
Doch nüchtern auch, wie Morgens früh der Geist,
Weht mich aus deinen Worten an. — (Zur Felswand.)
Mein Kaiser,
Was säumst du immer denn noch hier? Die Welt
Ist ihrer alten Träume müde worden.

Germania.

Nicht so! Mit Inbrunst, mehr als je zuvor,
Blickt sie zu ihnen auf, mit Inbrunst pocht' ich
An diesen Fels, mit Inbrunst fleh' ich jetzt —

(Sie wendet sich zu der Felswand.)

Sage.

Halt' inne!

Germania.

Diese Ketten, die ich sprengte,
Ich hebe sie empor — ihr Rasseln wecke
Ihn auf. Du fragtest, was ich bringe? Hier!
In diesem Ziele waren Alle einig!

Sage.

Es kann nicht seyn!

Germania.

Nicht Einer fehlt.

Sage.

Du irrst.
Es kann nicht sein!

Germania.

Es ist!

Sage.

Es ist? — So wäre

Er ja erwacht. Die Prophezeihung sagt:
Wenn jemals sie zu einer einzgen That
In voller Eintracht sich zusammen finden. —

Germania (begeistert einfallend).

Dann will ich mitten unter ihnen stehn,
Und segnend sie mit meiner Krone schmücken.

Sage.

In voller Eintracht!

(Germania will reden, senkt aber die Wimpern und schweigt.)

Eulenspiegel.

Dacht' ich's doch! Der Hut
War wiederum zu klein. Es blieb wer draußen.

Sage.

In voller Eintracht! — Um des Berges Stirne
Rollt's schon seit Monden dumpf wie Schlachtendonner,
Und durch die Klüft' und Spalten flammt's wie Blitz.
Unruhig ward des Kaisers Schlaf. Im Traume
War mir's, so oft es wetterte, als hört' ich
Ihn, wie ich's nie zuvor vernommen, Rufe
Ausstoßen — fürchterlich unwirschen Klangs —

Germania.

Nicht Freudentöne auch?

Eulenspiegel.

Mir knurrt's im Magen.

(Er setzt sich seitab und holt eine vertrocknete Brodrinde aus der Tasche.)

Sage.

Auch Freudentöne, ja! Es war, als nahe
Der langersehnte Tag der großen Botschaft,
Als höre er sie schon im Geist und bebe
Bei jedem Aufenthalt vor Ungeduld.
Doch alles zog vorüber, wieder krächzen
Die Raben um den Berg und fester wieder
Als je umfängt des Kaisers Stirn der Schlaf.

Germania (nach einer Pause stummen Niederblickens).

Ich weiß genug. Was ich ihm melden wollte,
Die halb vollbrachte That, — als Hellgesicht
Erblickt' er sie im Traume schon und Alles,
Was sie begleitete, erlebt' er mit.

Sage.

Die halbvollbrachte That? — Und also täuschte
Mein Ahnen doch mich nicht? Die Einheit fehlte!
Denn dieses Volk, an ernster Kraft so reich,
— Wenn einig, welcher That wär's nicht gewachsen?

Germania.

Eins war der Geist, der zu ihr hintrieb, Einheit,
Erhebend heil'ge Eintracht — einer Kuppel
Vergleichbar, welche plötzlich hundert Säulen
Aus ihrem Einzeldaseyn ruft, indem sie
Die Tragkraft Aller Einem Zwecke weiht —
Erhebend heil'ge Eintracht schlang ihr Band
Um dieses Ruthenbündel, — staunend sahen's
Die Völker rings — und schwiegen, weil sie's sah'n.

Sage.

Und jetzt?

Germania.

Blick' hin! (Sie zeigt das Bündel.)

Sage.

Gelockert ist's! —

Germania.

Vom Blute
Des Feindes tropft dieß Schwert, entrissen hab' ich
Dem Schnöden endlich, endlich, die er lange
Zu meiner Schmach vor aller Augen magdgleich —
Nein, Sklaven gleich in seinem Hause hielt.

Sage.

Wen?

Germania.

Meiner Kinder zwei, an meinem Busen
Gesäugt, in meiner, deiner Sprache Klängen
Zum Himmel betend, Deutsche! — Aber nein,
Nicht soll ich nennen sie, dem Kaiser drinnen
Nicht bringen darf ich sie, daß er sie segne!
Von Neuem fremdem Dienst, o nein nicht fremdem,
Was sag' ich? nur zu wohlbekanntem Dienst,
Dem Dienst desselben Zwergtyrannen, der sie
So lange ruchlos schon mißbrauchte, soll ich
Von Neuem ihre lieben, treuen Seelen
Preis geben! (Zu der Felswand gewendet.)
Barbarossa, Barbarossa!
Wach auf! Wo ist der Retter mein, der Held!

Sage (auf Germanias Schwert deutend).

Da ist er! Wer das Schwert in Händen hält,
Gebrauch's mit eignem Arm. Dem wird der Kaiser —
Du selber hast mich ja berichtigt — dem
Wird er die Krone auf die Locken drücken,
Der Eins sein Volk gemacht durch eine That.

Germania

(Steht in heftiger Bewegung, dann wendet sie sich zum Gehen).

Sage.

Wohin?

Germania.

Wohin die Pflicht ruft!

Sage.

In die Schlacht?

Germania.

Das Recht mir zu erkämpfen, fest an's Herz
Zu schließen, die mein eigen sind! Leb wohl!

(Sie eilt ab, in der Ferne beginnt leiser Donner, dazwischen schwache Blitze.)

Sage (ihr nachblickend, nach einer Pause).

Sie geht . . . Es leuchtet ihrer Tritte Spur,
Als brenne unter ihrem Fuß der Boden,

Die Erde bebt — der Blitze fahler Schein
Durchzuckt das schwarz sich thürmende Gewölk
Und aus der Ferne grollt des Donners Stimme.
Such' ich den unterirdisch düstern Pfad,
Der mich schon einmal in den Berg geführt?
Nicht Zeit noch war's, die Sage aufzuwecken.

(Sie blickt sich um.)

Du schaust verändert, Freund!

Eulenspiegel.

Das thun die Blitze!

Sage.

Du hörtest, wie es draußen steht?

Eulenspiegel.

Ein Mückchen
Ist mir ins Ohr geflogen.

Sage.

Starker Wille
Und schwache That!

Eulenspiegel (ablenkend).

Mir deucht', ich fühle Tropfen.

Sage.

Das Herz gesund und brav und ächt wie immer,
Gelähmt der Arm, weil unklar der Entschluß —

Eulenspiegel (aufspringend).

Da soll doch gleich die Pestilenz ... Ich bitt' dich,
Spar' deine Kost für nervenstärkre Nasen!
Koriander schnupf man einmal, doch nicht mehr.

Sage.

Was meinst du?

Eulenspiegel.

Daß weit lieber noch am Eispol
Ich Bärenmütter kreisen sehen will,
Als hier am Wochenbett der Zeit verschrumpfen.
Herr Gott in Frankreich! Wüßt' ich nur wohin!

Sage.

Gemach! Ich höre Schwerterklirren!

Eulenspiegel.

Möglich!
's wird irgendwo Manöver seyn!

Sage.

Vom Hufschlag
Erdröhnt das Feld!

Eulenspiegel.

So ist ein Protokoll
In Leibesnoth. Die Herrn Doktoren fliegen.

Sage.

Es jauchzt das Volk!

Eulenspiegel.

Der liebe Tropf!

Sage.

Wohin?

Eulenspiegel.

Wohin? I nun, nach Mölln im Holstenlande!
Da hat man einst, der Dinge Ende ahnend,
Dem Eulenspiegel eine Gruft gebaut.
Ich lasse mich begraben.

Sage.

Mit der Hoffnung ...

Eulenspiegel.

Warum nicht? Wenn sie anders noch bei Schick.

Sage.

Die Hoffnung und das Lachen. (Sich umblickend.) Aber Schalk!
Durchtriebner, Unverwüstlicher! Da spielt er
Den Lebenssatten, und derweil erglüht
Die Wange ihm vor Uebermuth!

Eulenspiegel.

Vor Unmuth!
Vor barem Unmuth! Eben fällt mir's bei.

Sage.

Vor Uebermuth!

Eulenspiegel.

Was hilft mir selbst mein Grab?
Ich muß ja wieder auferstehen! Hoffnung
Und Narrheit gelten hier ja für unsterblich!

Sage.

Und sind es, Dank dem Himmel!

Eulenspiegel (sich umstimmend.)

Meinetwegen! (er holt seinen Blasebalg hervor.)
Dann aber — komm mein alter Freund! — Wo brennts?
Ich bin dabei, ich blase in die Kohlen!

Sage.

So ist es recht! Verbitterung zerfrißt
Das Herz wie Rost den Stahl. Gerechte Sache
Und unverdrossner Muth, die halten Stand.

(Leise Musikbegleitung.)

Schon weht's von neuem wie Gesundheitsodem —
Es braust, es wogt, die zagen Herzen fangen
Noch einmal Feuer. Mit dem Schwert des Rechts
Hoch über ihrem zornerglühten Haupte,
So bricht Germania sich Bahn! An's Herz,
An's flammende, reißt sie das Kinderpaar,
Und nun erst, wie die Mutterlöwin stark,
Unnahbar, ihre Feinde mit dem Blick
Erbleichen, zittern machend, nun erst tritt,
Des höchsten Preises werth, sie vor den Kaiser.
— Und jetzt erwacht der Kaiser. — Seine Krone
Hebt er vom Silberhaar; nach ihren Locken,
Den kampfdurchwühlten, tastet seine Hand ....
Er lächelt .... Die so lang getragne Bürde
Wiegt in der einen er, die andre prüft,
Mit festem Druck gewicht'gen Segen spendend,
Die Tragkraft ihres edlen Haupts. Sie steht,

Sie wankt nicht. Ihre Lieblinge im Arm,
Empfängt Germania des Sieges Krone,
Und Barbarossas Sendung ist erfüllt.

(Wolken verschleierten inzwischen die Felswand. Als sie sich theilen, erblickt man Germania mit der Krone auf dem gelösten Haar, Schwert und Schild über zwei jugendlichen Gestalten schirmend haltend; tiefer unten allegorische Gestalten.*

* Hierzu die großartige Zeichnung des Direktor Schnorr von Carolsfeld, welche in diesem Augenblick auf photographischem Wege zum Besten Schleswigs vervielfältigt wird.

Eulenspiegel (zum Publikum, nachdem das lebende Bild verschwunden und die Musik verklungen ist).

Die gute Jungfer Sage! Rührung schließt
Dem Schalk die Lippen. Welch ein schönes Bild!
Wie deutungsreich, und doch wie zahm und mild!
Erbaut euch dran und denket, mit Vergunst,
Es ward schon mancherlei aus blauem Dunst.

(Wenn sich das Bild zum zweiten mal enthüllt, fällt das Orchester mit der schleswig-holsteinischen Nationalhymne ein.)

Lessings Nathan der Weise.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung.

Zwei Vorträge, gehalten in der Rose zu Jena am 10. und 17. Februar 1864 von Kuno Fischer.

(Schluß.)

Aeußere Welterfahrungen können uns witzigen und klug machen; sie allein können mit allem Reichthum eine solche sittliche Weisheit nicht erziehen; sie ist das Werk der Selbstläuterung, unser eigenstes, innerstes Werk, an dem das Glück keinen Theil hat. Hier berühre ich in Nathan die Wurzel seines Charakters. Zu dem, was er ist, hat er sich selbst erzogen; er hat den Kampf der Selbstverleugnung bestanden und ihre schwersten Proben liegen hinter ihm. Er ist aus den Prüfungen des Lebens geläutert hervorgegangen, und nach dem, was er in sich erfahren und erduldet hat, darf man über diesen Charakter sicher seyn: ihm kann die Welt nichts mehr anhaben. Die Christen haben ihm sein Weib und seine sieben hoffnungsvollen Söhne getödtet; seine Rache war, daß er sich eines Christenkindes erbarmte. Er hat nie von dieser That gesprochen. Euch allein

Erzähl' ich sie (sagt er zum Klosterbruder). Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie, weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann. —
Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen. — Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen und geweint.
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen.
Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind
In Euren Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet, was ich Euch, hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur; ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Hier können wir diesen Charakter durchschauen. Seine Selbstverleugnung ist sein Wille, der in der schwersten Versuchung nicht unterlegen hat. Nach dieser Versuchung gibt es keine zweite. Dieser Wille fällt nicht in glücklichem Einklange mit der Neigung zusammen, er ist nicht natürliche Erhabenheit, wie die Selbstverleugnung Saladins, sondern moralische. In Nathan hat die Selbstverleugnung alles Unächte abge-

streift, sie strauchelt weder über den Stolz noch über die Furcht; sie verirrt sich weder in die Weltverachtung noch in die Weltentfremdung. Wem der Glaubenshaß so nahe gelegt war, wer ihn so dicht an seinem Herzen empfunden, der wird selbst den Glaubenshaß in andern nicht hochmüthig verdammen, sondern mild beurtheilen: sie haben die Versuchung nicht oder noch nicht bestanden. Wer so mit sich und seinen Leidenschaften gerungen hat, dem sind die menschlichen Leidenschaften verständlich, um so verständlicher, je weniger sie ihn noch befangen. Eine solche Selbstverleugnung ist darum die lauterste Quelle der Menschenkenntniß und der Menschenliebe in dem großen Sinn und Umfang der christlichen Tugend. Auf die Bekenntnisse Nathans durfte der Klosterbruder sagen: „Nathan, Ihr seyd ein Christ, bei Gott, Ihr seyd ein Christ! ein besserer Christ war nie!"

Warum hat ihn Lessing dennoch zum Juden gemacht?

Das ist die Frage, die man immer wieder aufgeworfen und sehr häufig dem Dichter als Tadel vorgerückt hat. Der Patriarch — ein Christ, und Nathan — ein Jude! So sehr habe Lessing auf Kosten des Christenthums das Judenthum hervorheben, so tief jenes durch dieses erniedrigen und beschämen wollen. Im Patriarchen habe Lessing seinem Haß gegen das Christenthum, im Nathan seiner Vorliebe für das Judenthum Genüge gethan. Beim Patriarchen habe er offenbar an seinen Feind, den Pastor Göze, beim Nathan an seinen Freund, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn gedacht. Und so erkläre sich zuletzt die Wahl dieser Charaktere aus persönlichen Stimmungen und Leidenschaften des Dichters, der nach alle dem gegen das Christenthum ähnlich gesinnt war, als in seiner Dichtung der Tempelherr gegen das Judenthum. So schief müssen die Urtheile ausfallen, wenn man von einer so schiefen Idee ausgeht, daß im Nathan die drei Religionen personificirt sind. Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob der ein Repräsentant des Judenthums ist? Und doch ein Jude! Ich würde es Lessing zu einem großen poetischen Fehler anrechnen, wenn er keiner wäre.

Warum ist Nathan ein Jude? Diese Frage richtig zu beantworten, braucht man weder Lessings Freundschaft mit Mendelssohn noch die judenfreundliche Richtung, die mit der Aufklärung jener Zeit verbunden war; man braucht bloß den Charakter zu verstehen, den uns die Dichtung vorführt: einen Charakter, in welchem die Duldung aus der Selbstverleugnung hervorgeht, in dem sie eigenste, innerste That, im wirklichen Sinne des Worts Tugend ist. Sie tritt als solche um so deutlicher hervor, je weniger sie von Natur und Schicksal und allen den äußeren Mächten, von denen der Mensch abhängt, begünstigt worden. Es ist leicht tolerant seyn, wenn ich nie einen Grund zum Gegentheil habe! Die Tugend ist nicht leicht, sie will erkämpft und errungen seyn. Sie ist um so ächter, je schwerer der Kampf ist. Soll sich die Duldung im vollsten Sinne des Worts als Tugend zeigen, so will ich sie aus diesem schwersten Kampfe hervorgehen sehen, aus dem Kampfe mit Mächten, die ihr den größten Widerstand leisten; ich will sehen, daß sie die Probe besteht.

Und nun nehme ich eine Religion, die von Natur unduldsam und stolz ist; der Stolz ist nie hartnäckiger, als wenn er unterdrückt wird; ich nehme von allen Religionen der Welt diejenige, welche zugleich die stolzeste und die unterdrückteste ist, und jetzt zweifle ich, ob aus diesen Bedingungen noch Duldung hervorgehen kann? Ich denke mir einen Menschen, dem seine Religion erlaubt, sich für auserwählt von Gott zu halten, — den die Welt verdammt, sich von den Menschen verworfen und verachtet zu sehen: wenn seine Seele diesem zwiefachen Drucke erliegt, so muß sie sich nach dem natürlichen Lauf der menschlichen Leidenschaften ganz in Haß und Rache verzehren; es wird sich hier ein Rachedurst entzünden, der dämonisch und in niedrigen Naturen so bestialisch wüthet, daß er das Pfund Fleisch vom Herzen des Feindes losreißt, sey es auch nur, „um Fische mit zu ködern." Auf diesem Wege kommt es zu einem Shylock. Und wenn eine große Seele diese Leidenschaften, die in ihrer niedrigsten und häßlichsten Ungestalt einen Shylock bilden, überwältigt; wenn sie ihrem Glauben, der zugleich der stolzeste und der unterdrückteste ist, die Duldung abringt, so kommt es zu einem Nathan. Diese Duldung hat den schwersten Kampf bestanden. Was wäre auch die Duldung, wenn sie nicht geduldet und gelitten hätte? Hier sehe ich, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann. Mit dieser Duldung wird er freilich nicht mehr diesen Glauben repräsentiren. Aber die Duldung wäre leicht, sie wäre nicht, was sie ist, wenn er diesen Glauben gering schätzte, wenn er innerlich nichts mit ihm gemein hätte. Er fühlt ihn immer noch als den seinigen, als den Glauben seines Volks und seiner Väter, mit dem er durch tausend unlösbare Bande verknüpft ist. Er repräsentirt das Judenthum nicht, aber er ist ein Jude und bleibt einer. Nicht weil das Judenthum die Religion der Duldung, sondern weil es das Gegentheil ist, darum ist Nathan ein Jude. Wer möchte diesen

Nathan, wenn er ihn richtig versteht, noch anders wollen? Ihn bezeichnet der bewundernde Ausruf des Tempelherrn:

Welch' ein Jude —
Und der so ganz nur Jude scheinen will! *

Die Selbstverleugnung will ich vor mir sehen unter Bedingungen, die sie auf's Aeußerste erschweren und darum erproben; die Selbstsucht dagegen unter Bedingungen, die sie begünstigen. Soll ein Charakter dargestellt werden, in welchem der Glaube bloß als Werkzeug der Selbstsucht erscheint, so ist jede Religion als solche zu gut, um durch einen Charakter dieser Art repräsentirt zu werden. Er repräsentirt nicht eine Art der Religion, sondern eine Art des Egoismus, der sich hinter den Glauben verschanzt. Solche Charaktere halten es nur mit dem, was herrscht. Der Glaube, bei welchem die äußere Macht ist, dieser Glaube ist der ihrige. Und so wird sich der Typus einer solchen Selbstsucht am ehesten finden in einer Religion, welche das größte Ansehen hat, bekleidet ist mit der imposantesten Macht, selbst eine Klasse zur Herrschaft privilegirt und hier die Bedingungen ausbildet, welche leicht den selbstsüchtigen Sinn anlocken und begünstigen. In einer Religion, welche herrscht, in welcher die Priester herrschen, unter diesen selbst finden sich leicht die Bedingungen, welche die Selbstsucht nicht etwa erzeugen, sondern welche diese ergreift und sich dienstbar macht. Wir werden deßhalb nicht meinen, daß eine solche Religion bloß Priesterherrschaft, daß eine solche Priesterherrschaft nichts sey als Egoismus. Wir wissen zu gut, daß die Herrschaft in der Welt ein sehr bewegliches Ding ist, daß die Selbstsucht diesem Zuge folgt jetzt in dieser Richtung, jetzt in der entgegengesetzten, daß derselbe Egoismus in denselben Menschen sich heute hierarchisch geberdet und morgen schon eben so dreist unter dem Beifall der herrschenden Tagesmeinung die Rolle des äußersten Gegentheils annimmt. Wir haben solche Beispiele der charakterlosesten Art erlebt und wir sind weit davon entfernt, für diese Sorte von Patriarchen, die sich nicht bloß bei einer Partei finden, irgend eine Glaubensform verantwortlich zu machen.

Es ist mir darum sehr klar, warum Lessing den herzlosen Glaubensegoisten zum Patriarchen und Nathan zum Juden gemacht hat. So forderten es die Charaktere, die er darstellen wollte. Daß er dabei manche ihrer Züge nach dem Leben gezeichnet, namentlich in dem Patriarchen einige Verwandtschaft mit dem Hamburger Hauptpastor entdeckt hat, kommt dem dramatischen Dichter zu gute, und er ist deßhalb keineswegs aus der Rolle gefallen.

Doch kehren wir zu Nathan zurück. Was er begriffen und geübt hat, wird er in dem Kinde erziehen, das ihm die sieben hoffnungsvollen Söhne ersetzen soll. Die Frucht dieser Erziehung ist Recha. Sie ist, was Nathan aus ihr gebildet, wozu ihre empfängliche und reine Seele sich unter seiner Hand entwickelt hat. Die weise und richtige Erziehung macht unsere zweite Natur aus der Anlage der ersten, sie will nicht abrichten, sondern entwickeln, sie will das Aechte in der menschlichen Seele von allem Unächten, womit es vermischt ist, befreien und veredelt zum Vorschein bringen. So hat Nathan diese Recha erzogen. In ihr erscheint die Selbstverleugnung, die in der Liebe aufgeht, als ihre zweite, unzerstörbare Natur, als eine Natur, nicht als eine im schweren Kampf errungene Tugend. Was Nathan aus den ungünstigsten Bedingungen in sich selbst hervorbringt, das entwickelt sich unter den günstigsten Bedingungen in der Seele Rechas. Nathans Tugend entspringt aus der größten Selbstüberwindung, aus dem Siege über die glaubensstolze und unterdrückte Religion, die ihn erzogen, über den natürlichen Rachedurst, den leidensvolle Schicksale in ihm entflammt haben. Rechas Tugend folgt von Anbeginn der Stimme des zärtlichsten und liebreichsten Vaters, der alles thut, um mit weiser und sorgsamer Hand diese Blüthe zu pflegen. Sie wird

* Sehr fein bemerkt Strauß in dem angeführten Vortrage (S. 51) bei dieser Stelle: „Dieß ist auch ein Wink für den Schauspieler, freilich nicht, in Nathans Sprache den jüdischen Dialekt anklingen zu lassen, wie dieß mit grober Verkennung des Unterschieds zwischen dem idealen Schauspiel und der Komödie schon geschehen ist; aber eine gewisse Schlauheit, die Menschen herumzuholen, ein sich Schmiegen und Kleinmachen, um seine Zwecke, die freilich bei ihm die reinsten und höchsten sind, zu erreichen, auch in seiner Ausdrucksweise neben der dialektischen Schärfe eine Neigung zu Bild und Gleichniß, sind ächt orientalisch-jüdische (letzteres allerdings auch wieder persönlich Lessing'sche) Züge, die der im Nathan dargestellten Idee zu einer sehr bestimmt ausgeprägten Verkörperung verhelfen. Erinnerte uns oben die Erzählung von den drei Ringen an die Geschichte mit den drei Kästchen im Kaufmann von Venedig, so wird man kaum umhin können, bei dem Juden des Lessing'schen Stücks an den des Shakespeare'schen, freilich als das reine Widerspiel von jenem, zu denken. Wie in Shylock der Jude den Menschen nahezu aufgezehrt hat, so ist bei Nathan der Jude bis auf wenige formelle Spuren im Menschen aufgegangen.

nicht als Jüdin, sondern als die Tochter Nathans erzogen. Sie kennt Nathan nur als ihren Vater, sie kennt die Welt nur in ihm. Ihm ist sie ganz ergeben, in seiner Hand fühlt sich ihre Seele ganz heimisch und allen Vorstellungen fremd, die sie von Nathan abziehen, für einen andern Glauben, für eine andere Heimath gewinnen möchten. Jedem Worte Nathans öffnet sich Rechas Herz unwillkürlich; unwillkürlich verschließt es sich den Vorstellungen Dajas.

Wenn mein Vater dich so hörte!
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was that er dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu mischen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir sagen,
Ich selber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte
Mich so betäubt, so schwindelnd!

Nathans väterliche Liebe für Recha läßt sich erkennen aus der Gegenliebe, die sie sich erzeugt, aus Rechas kindlicher Liebe zu ihm. Sie *lebt* in ihrem Vater. In ihm hat sie ihre Welt, ihren Glauben, ihre Heimath; sie empfindet ihn wie ihren *Genius*. Mit ihm vereinigt fühlt sie sich heimisch, geborgen, glücklich; von ihm getrennt, ist sie wachend und träumend mit ihm beschäftigt, ihre Einbildungskraft folgt dem Entfernten auf seinen Reisen, ihre Seele zittert bei den Gefahren, die ihm drohen, der Gedanke an Nathan steigert ihr Empfindungsvermögen, sie ahnt seine Nähe, sie fühlt seine Rückkehr schon voraus und ihre Seele eilt, den Körper zurücklassend, ihm entgegen.

Diesen Morgen lag
Sie lange mit verschlossenem Aug' und war
Wie todt. Schnell fuhr sie auf und rief: „Horch! horch!
Da kommen die Kameele meines Vaters!
Horch! seine sanfte Stimme selbst!"

In der Wiedervereinigung mit ihm hat Recha nur einen Wunsch: „Ach mein Vater! laßt, laßt eure Recha doch nie wiederum allein!"

Wir können schon hier in die Gemüthsverfassung und Grundstimmung Rechas deutlich hineinblicken. Der Zug der Hingebung und Selbstverleugnung ist in ihr so naturmächtig, daß er bis zum Verluste des Selbstgefühls fortgeht, daß sie sich ganz in ihre Sehnsucht verliert, in ihre Empfindungen mit dem innersten Selbst aufgeht, mit allen Kräften einer jugendlich aufblühenden Phantasie an dem Gegenstande ihrer Sehnsucht hängt, nur für diesen Gegenstand lebt, der in ihrer losgebundenen Einbildungskraft sich über alles andere erhebt. Eine solche bis zum Verluste des Selbstgefühls gesteigerte Hingebung ist schon excentrisch. In einer solchen Gemüthsverfassung hört das nüchterne Beurtheilen der Dinge auf und weicht jenem gesteigerten Phantasiren, welches die Richtung der *Schwärmerei* nimmt.

Und nun denke man sich diese Recha plötzlich bedroht von der Gefahr des Feuertodes, aus dieser Gefahr plötzlich gerettet durch einen Fremdling, in einem Augenblick, wo alle menschliche Hülfe umsonst scheint: sie geht auf in die Empfindung einer unbegrenzten Dankbarkeit, dieses Gefühl bemächtigt sich ihrer frommen zur Schwärmerei geneigten Einbildungskraft, ihre Lebensrettung erscheint ihr als ein *Wunder*, das Gott an ihr gethan, nicht durch Menschenhand, sondern auf wunderbare Weise, durch einen *Engel*, den er zu ihrem Schutze gesendet. So steigert sich in ihrer Phantasie der Tempelherr zu einer Engelserscheinung, in der Gott sich ihr gnädig bewiesen. Und ihr heißester Wunsch ist, diese Erscheinung möchte ihr noch einmal wiederkehren, um ihren Dank zu erhören.

Man muß sich in die Seele Rechas hinein denken können, um an dieser Stelle ihren Engelglauben richtig zu deuten. Solchen reinen Naturen thut es wohl, *dankbar* zu seyn, mit einer dem Gefühle nachgiebigen Phantasie ihre Dankbarkeit in's Unbegrenzte zu steigern, die empfangene Wohlthat über die gewöhnlichen Bedingungen, unter denen Wohlthaten gegeben und empfangen werden, hoch zu erheben. Es liegt in der Natur ächter Dankbarkeit, daß sie sich den Wohlthäter veredelt, sie empfindet eine Genugthuung darin, daß sie ihren Gegenstand erhöht, in der reinsten und höchsten Form vorstellt, die Wohlthat aus den edelsten und seltensten Quellen herleitet. Diese Vorstellung selbst ist eine Wirkung und ein Beweis der dankbaren Gesinnung und darum dem dankbaren Gemüthe so wohlthuend. Aus dieser Quelle stammt schon in den Kindern der Glaube an's Christkind. Die Kritik der Wohlthat wird leicht die Vorrede des Undanks. Keiner unter den menschlichen Empfindungen steht es so wohl, unkritisch zu seyn, als der Dankbarkeit.

Rechas Engelglaube, rein menschlich beurtheilt, ist die *Schwärmerei ihrer Dankbarkeit*. Mit diesem Triebe mischt sich in ihrer Seele kein anderer. Wenn sie diesen Drang befriedigt, so wird ihre Seele ruhig werden. In dieser Seele, kindlich wie sie empfindet,

ist es darum unmöglich, daß sich aus dem Glauben an den Engel eine Leidenschaft für den Tempelherrn entwickelt. Wäre dieß möglich, so würde in jenem Glauben schon ein Zug dieser Leidenschaft verborgen seyn, und die Dankbarkeit wäre nicht mehr die einzige Quelle; dann wäre ihr Engelglaube komisch, eine Schwärmerei, die mit der Heirath aufhört; jetzt ist er rührend. Daja, welche Recha nicht versteht, sieht in ihrem Engelglauben eine Leidenschaft für den Tempelherrn aufkeimen und möchte jene Schwärmerei gern in diese Richtung lenken, mit der ihre eigenen Wünsche zusammen gehen; aber sie verrechnet sich ganz in der Natur Rechas. Diese selbst fühlt voraus, daß ihre Sehnsucht gestillt seyn wird, wenn sie ihrem Lebensretter gedankt hat. Die Dankbarkeit wird bleiben, die leidenschaftliche Sehnsucht wird aufhören. Sie fühlt es voraus und erfährt es.

Und wenn er nun
Gekommen dieser Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünsche wärmster, innigster
Erfüllet ist: was dann? — was dann?
Was wird dann
In meiner Brust an dessen Stelle treten,
Die schon verlernt, ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen? — Nichts?
Ach, ich erschrecke!

Und wie sie ihn gesehen, gesprochen, ist sie selbst befremdet, „wie auf einen solchen Sturm in ihrem Herzen so eine Stille plötzlich folgen können."

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben; wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt;
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt. —
Nun werd' ich auch die Palmen wieder sehn:
Nicht ihn bloß untern Palmen.

Rechas Schwärmerei ist der aufrichtige Ausdruck ihrer Selbstverleugnung und Hingebung, und doch zugleich ein Phantasiegenuß, der die Selbstverleugnung entkräftet, weil er ihr die Probe erspart. In ihrem Engelglauben ist die Dankbarkeit das innerste Motiv; aber gerade in diesem Glauben wird die Dankbarkeit, was sie am wenigsten seyn möchte, wirkungslos und ohnmächtig. Bewähren und erproben kann sich die Selbstverleugnung, wie die Dankbarkeit, nur in der Menschenliebe. Hier liegt die Gefahr nahe, daß sich der Engelglaube auf Kosten der Menschenliebe hervorhebt. Die Opfer der Phantasieandacht, welche der Engelglaube fordert, sind leicht. Die Opfer des Wohlthuns, welche die Menschenliebe fordert, sind schwer. Es liegt die Gefahr nahe, daß man sich mit einem leichten Opfer, welches so gut ist als keines, die schweren, welche allein die wirklichen Opfer sind, erläßt. Es liegt die Gefahr nah, daß zuletzt dieser Engelglaube dem eitlen Menschensinn unbewußt schmeichelt, dem die Rettung durch einen Engel vornehmer scheint, als die durch einen Menschen gewöhnlicher Art.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eisen will mit einer silbern' Zange
Gern aus der Gluth gehoben seyn, um selbst
Ein Topf von Silber sich zu dünken.

Bei einem solchen Glauben würde die Selbstverleugnung sich völlig entwerthen.

Diese inneren Widersprüche sind natürlich der Seele Rechas verborgen. Sie verliert sich in ihre Empfindungen; sie vergißt sich selbst, und gerade darum fehlt ihr die Selbstprüfung, die jene Widersprüche entdeckt und einsieht. Hier bedarf sie Nathans Führung und seinen erziehenden Einfluß, dem sich ihr Gemüth willig öffnet.

Und wie sicher versteht es Nathan, den Engelglauben Rechas von der Schwärmerei zu heilen, in seinem ächten Kern zu ergreifen und in die richtige Bahn zu lenken! Wie menschenkundig, wie schonend und liebevoll geht er zuerst auf die Vorstellungen Rechas ein, um sie zuletzt mit aller Strenge zu richten! Mit einer väterlichen Schmeichelei, die seine ganze Zärtlichkeit für Recha ausdrückt, nimmt er zuerst die Engelserscheinung auf: „Recha wär' es werth, und würd' an ihm nichts Schön'res sehn als er an ihr."

Er läßt ihr gern den Engel und läßt ihr gern das Wunder, doch könnte dieser Engel auch ein Mensch und dieses Wunder auch eine Begebenheit im natürlichen Zusammenhang der Dinge gewesen seyn.

Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, ächten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.

Und war dieser Engel ein wirklicher Tempelherr, den Saladin um einer Aehnlichkeit willen begnadigt hatte, so ist die Begebenheit, so natürlich sie sich erklärt, doch eine außerordentliche Fügung —

Ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten
Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe
Der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott —
Gern an den schwächsten Fäden lenkt.

Um einer Aehnlichkeit willen schenkt Saladin dem Tempelherrn das Leben. Und dadurch wird Rechas Leben gerettet.

Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr
Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feu'r in Asien!
Das wär' kein Wunder, wundersücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Recha verstummt. Vor ihren Augen selbst zeigt sich das Wunder um so größer, je weniger es durch einen Engel geschehen. Ihr selbst muß jetzt die Rettung durch den Tempelherrn wunderbarer erscheinen, als die durch den Engel. Und nachdem auf diese Weise Nathan ihren Engelglauben zuerst durch den Wunderglauben widerlegt hat, widerlegt er ihn jetzt durch sein eigenes Motiv in Rechas Seele, durch ihre Dankbarkeit, die den Retter zur Engelserscheinung gesteigert. Was kann die ächte Dankbarkeit anderes darbringen wollen, als Opfer, wirkliche Opfer? Diese Opfer sind ihre Proben. Diese Proben erspart ihr der Engelglaube. Sie erspart sie sich selbst mit dem Engel, dem sie die Rettung schuldig seyn will, denn ihm ist sie nichts schuldig, das wirkliche Opfer kostet. „Allein ein Mensch! Es liegt etwas so Ergreifendes, so unwiderstehlich-Ueberzeugendes, für Recha so niederschlagend und beschämend Erhebendes in diesem einfachen Worte Nathans: „allein ein Mensch!“ Mit jedem Worte greift Nathan in ihre Seele, und er selbst hat das Gefühl, daß er aus ihrer Seele redet:

Nicht wahr? dem Wesen, das
Dich rettete, — es sey ein Engel oder
Ein Mensch, — dem möchtet ihr, und du besonders
Gern wieder viele große Dienste thun?
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienste,
Für große Dienste könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken, zu ihm seufzen, beten,
Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen,
Könnt an dem Tage seiner Feier fasten,
Almosen spenden — alles nichts! — Denn mich
Deucht immer, daß ihr selbst und euer Nächster
Hiebei weit mehr gewinnt als er. Er wird
Nicht fett durch euer Fasten, wird nicht reich
Durch eure Spenden, wird nicht herrlicher
Durch eu'r Entzücken, wird nicht mächtiger
Durch eu'r Vertrau'n. Nicht wahr? Allein ein Mensch!

Welches weit reichere Feld opferfreudiger Thätigkeit eröffnet sich jetzt dem dankbaren Willen, wenn statt des Engels ihm ein Mensch gegeben ist, ein hülfsbedürftiges, leidendes Wesen, dem gegenüber die Dankbarkeit sich als Mitleid, Hülfe, Wohlthun, Aufopferung bethätigen kann! Jetzt erst kommt die Dankbarkeit zu ihrem wahren Selbstgefühl. Jetzt erkennt Recha den Irrthum ihrer Schwärmerei: während sie vom Engel träumt und in dieser Vorstellung sich wohlthut, läßt sie vielleicht den Menschen verderben! Sie erschrickt vor sich selbst. Und jetzt zeigt ihr Nathan den Weg, den eine dankbare Phantasie nimmt. Je mehr sie schwärmt, je höher über alle menschliche Bedingungen hinaus sie sich den Wohlthäter träumt, je weniger hülfsbedürftig er ihr erscheint, um so kraftloser wird die Dankbarkeit selbst. Sie wird um so inniger und stärker, je deutlicher und theilnehmender sie sich im Wohlthäter zugleich die leidende Menschennatur vorstellt. Das ist die Phantasie einer wahrhaft dankbaren Seele, die alle Geister des Mitleids und der Sympathie in uns aufruft. Ein wirklicher Tempelherr hat Recha gerettet, einigemal noch nach der That hat sie ihn unter den Palmen des Grabes gesehen, dann ist er verschwunden, vielleicht erkrankt.

Er ist
Ein Franke, dieses Klimas ungewohnt;
Ist jung; der harten Arbeit seines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt. —
Nun liegt er da! hat weder Freund noch Geld,
Sich Freunde zu besolden; —
Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuspruch,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da! —
— Er, der für eine, die er nie
Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch —
In's Feu'r sich stürzte —
Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter sehen mocht', um ihm den Dank
Zu sparen — — Weiter
Auch nicht zu sehn verlangt', es wäre denn,
Daß er zum zweitenmal es retten sollte —
Denn g'nug, es ist ein Mensch —
Der, der hat sterbend sich zu laben, nichts
Als das Bewußtseyn dieser That!

Und wie vor diesem Bilde Recha mit ihrer Engelschwärmerei vernichtet zusammensinkt, so richtet sie Nathan mit den Worten auf: „Recha! Recha! Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche!“

Er hat sie geläutert und dem richtigen Gefühl die richtige Bahn gebrochen.

Geh! — Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten

Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Diese Unterredung Nathans mit Recha ist ein erziehend-belehrendes Gespräch, ein Beispiel, wie er sie erzieht, wie er sie läutert. Im Laufe dieses Gesprächs, wie weit hat sich Recha von ihrer ersten Vorstellung entfernt! Als Nathan zuerst zu ihr sagt:

Doch hätt' auch nur
Ein Mensch — ein Mensch, wie die Natur sie täglich
Gewährt, dir diesen Dienst erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel seyn. Er müßt' und würde —

widerstrebt Recha mit allem Eifer, ihres Glaubens kindlich gewiß:

Nicht so ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher!

Und dagegen ihr letztes Wort. Jetzt wünscht sie selbst, es möchte ein Mensch seyn. Jetzt bittet sie um den Menschen, eben so kindlich, als sie vorher des Engels gewiß war.

Ah,
Mein Vater, laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreist nur seyn?

Aus diesem Gespräch erkennen wir klar, in welcher Glaubensüberzeugung Nathan lebt. Für ihn gibt es nur eine sichere Probe des rechten Glaubens: die Selbstverleugnung, die aufrichtig gewollte, die wirklich bewährte. Für diese Selbstverleugnung gibt es nur eine sichere Probe, die Aufopferung in der Liebe, die freudige und vollkommen uneigennützige, was Nathan „gut handeln" nennt. Zu diesem Ziel müssen alle Gemüthskräfte zusammenwirken und streben, um die Herzensläuterung zu erzeugen. So läßt sich der rechte Glaube, wie weit er im Menschen gediehen ist, nur beweisen durch die Herzensläuterung und nur erkennen durch die Herzenskündigung. Es gibt kein anderes Kennzeichen. Der Mensch kann den rechten Glauben, die religiöse Wahrheit nicht haben wie einen äußeren Besitz, wie einen Stein der Weisen; denn unter diesem äußeren Besitz kann er unlauter bleiben; er kann diese religiöse Wahrheit nur seyn im Kern seines Wesens. Hier gilt das Wort: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Mit dieser Einsicht in die menschliche Natur, in deren innerstem Wesen allein der Glaube seine Früchte trägt, ist Nathan der Frage fern geblieben: was gelten die Glaubensformen an sich, abgesehen von den Menschen, in denen sie leben? Dieß hieße in seinem Sinn, die Glaubensformen richten wollen, abgesehen von dem einzigen Kennzeichen, das ihren Werth erkennbar macht. Eine solche Frage kann man nur aufwerfen, wenn man nicht Kenner ist. Eine solche Frage kann man nur entscheiden, wenn man das Unächte für ächt nimmt. So unächt wird die Entscheidung seyn, eine bloße Glaubensmäkelei, die der Denkart Nathans fremd ist.

Und eben diese Frage, die er selbst sich nie vorgelegt hat, kommt ihm plötzlich und unerwartet aus dem Munde Saladins:

Sage mir doch einmal,
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Für Nathan ist diese Frage überraschend. In seiner Betrachtungsweise liegt sie nicht und kann in ihr nicht liegen. Sie kann eine Falle seyn, die dem Juden gelegt ist, sie kann aufrichtig gemeint und aus einem ächten Wahrheitsbedürfniß des Sultans hervorgegangen seyn. Es hilft nichts, daß Nathan zuerst mit dem Worte zurücktritt: „Sultan, ich bin ein Jud'." Saladin dringt auf eine entscheidende Antwort. Nathan wird behutsam gehen; er wird die Falle vermeiden und dem Sultan die Wahrheit sagen. Das Selbstgespräch, in dem sich Nathan auf die Antwort vorbereitet, ist ein Muster seiner Art. Ein solches Selbstgespräch konnte nur Lessing schreiben.

Welcher Contrast zwischen dem, was Nathan von Saladin erwartet, und dem, was er empfängt, zwischen der Anleihe und dieser Frage! Er ist auf Geld gefaßt und Saladin will Wahrheit. Und doch ist der Contrast so groß nicht, als er scheint. Er will die Wahrheit, als ob sie Geld wäre.

Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward!
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein?

Hier sieht Nathan den Sultan mit seiner Frage unter sich. So verhält sich zur Wahrheit nicht die Liebe, sondern die Habsucht, die bloß zugreifen und an sich reißen möchte. Mit einer feinen Wendung sagt Nathan zu sich selbst: „Wer ist denn hier der Jude? ich oder er?"

Wie wird er antworten? Er darf den Glauben

seines Volks nicht verleugnen und zugleich die andern Religionen nicht verwerfen. Es wäre unklug dem Sultan gegenüber und zugleich in Nathans eigenem Sinne falsch.

So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht,
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? —

Hier hält er inne und nach einer kurzen Pause fährt er so fort:

Das war's! Das kann
Mich retten. — Nicht die Kinder bloß, speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Was ist während dieser Pause im Innern Nathans vorgegangen? Der Gedankenstrich, den Lessing an dieser Stelle macht, verbirgt eine ganze Reihe von Gedanken, die nur in ihrem letzten Ergebniß zum Vorschein kommen: „das war's! das kann mich retten!" — Er hat also die Antwort gefunden auf jene Frage, die er sich selbst im Sinne des Sultans einwirft: „denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen, warum kein Muselmann?"

Lessings Interpunctionen sind so beredt, so gedankenvoll, so bedeutsam; jedes Komma, jedes Semikolon redet bei ihm mit. Es gibt Schriftsteller, die Gedankenstriche machen, wenn ihnen die Gedanken ausgehen, darum gibt es in ihren Schriften so viel solcher Striche; bei Lessing kommen die Gedankenstriche, wenn zu viel Gedanken in einen Moment zusammenströmen; bei ihm bezeichnen sie das beredteste Schweigen.

Stockjude ist Nathan nicht und will er nicht seyn. Und doch ist und bleibt er ein Jude. Warum ist er einer? Vielleicht erhebt sich diese Frage in dieser Einfachheit jetzt zum erstenmal vor seiner Seele. Und die Antwort ist klar, die einzig ächte und wahre Antwort: es ist der Glaube seines Volks und seiner Väter, ihm eingeboren durch seine Herkunft, mit seiner ganzen Lebensgeschichte auf's innigste verwebt, ein Theil von ihm selbst. Er hat diesen Glauben nicht gewählt, sondern *ererbt*, er hat dieses Erbtheil empfangen unter den ersten und tiefsten Eindrücken; alle Liebe und Treue für die Seinigen ist mit diesem Erbtheil untrennbar verbunden. Sollte er diesen Glauben, diese Glaubenssitte aufgeben, ihm würde zu Muth seyn, als sollte er seinen Vater abschwören. So ist es mit jeder eingelebten Glaubensform.

Denn gründen alle sich nicht auf *Geschichte*,
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch derer, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben?

Alle diese Gedanken tauchen in seiner Seele schon auf in jenem Augenblick des Monologs, wo er bei der Frage einhält: „denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen, warum kein Muselmann?"

Und mit dem Gedanken kommt ihm wie eine Eingebung das wohlbekannte Bild. Der jüdische Glaube, in dem er sich heimisch fühlt, ist ihm ein werthvolles, theures Erbtheil. Es ist der *Ring*, den er von seinem Vater hat. Er gönnt jedem den seinigen. Die Glaubensformen der Völker sind wie die Ringe der Fabel. Der ächte Ring ist das durch Selbstverleugnung und Liebe geläuterte Herz. Ihn entscheidet allein die Herzenskündigung; sie bleibe dem *weiseren* Richter am Ziele der Zeiten. Er wird dem Sultan die Antwort des *bescheidenen* Richters geben, der sich der Lösung bewußt ist, aber sie nicht vorwegnimmt, nur den Weg zeigt, der sie vorbereitet.

Ein Augenblick ernster Selbstbesinnung hat diesen Gedanken in Nathan zur Reife gebracht. In jenem Moment des Selbstgesprächs, den Lessing stumm ausdrückt mit dem Gedankenstrich, entspringt im Stillen der Gedanke zu der Erzählung von den drei Ringen. Jetzt seiner Sache sicher, vollendet Nathan sein Selbstgespräch mit dem siegesgewissen Ausruf:

Das war's! das kann
Mich retten! Nicht die Kinder bloß speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Wir sind an der Stelle, von der wir ausgingen: an der Fabel von den drei Ringen, worin wir die Idee fanden, die uns die Aufgabe und die Charaktere unserer Dichtung erleuchten sollte. Nachdem wir im Lichte dieser Idee die Charaktere betrachtet und gleichsam durchwandert haben bis zu der Höhe, auf der sich ihre Stufenreihe vollendet, steht die Idee des Ganzen in ihrer einfachen Form wieder vor uns. Die Charaktere sind uns durchsichtig, jene Idee ist uns durch die Charaktere lebendig geworden.

Ich möchte sie so erklärt haben, daß ich von dem Werke Lessings einen Eindruck befestigt in Ihnen zurück lasse: mit Recht heißt diese Dichtung Nathan der Weise, denn sie ist im ächten und tiefen Sinn des Worts ein Buch voller Weisheit, dem Lessing einen Ausspruch aus dem Munde eines der tiefsinnigsten unter den alten Philosophen wohl zum Motto geben durfte: „Tretet ein, auch hier sind Götter!"

Portraitstudien.

(Schluß.)

Wenn aus den erwähnten Bildern das Bestreben der Künstler, ihre Persönlichkeit darzustellen, und sich in ihrer charakteristischen Thätigkeit — als Maler — zur Anschauung zu bringen, hervorleuchtet, so läßt sich dieß von einem in der Gallerie Czernin in Wien befindlichen Atelierbild eines andern Niederländers, des Pieter de Hooghe, kaum noch ersehen. Denn der Künstler hat es vorgezogen, seine breite untersetzte Figur dem Publikum von der Kehrseite zu zeigen. Dem Beschauer den Rücken zuwendend sitzt er vor der Staffelei, an welcher er ein Bild der Ruhmesgöttin malt; als Modell dient ihm seine Frau, welche mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupt, einem Buche in der einen und die Posaunen der Fama in der andern Hand, mit apathischer Ruhe, wie es nur eine Holländerin vermag, am Fenster steht. Dieses Gemälde, welches durch das gesperrte Licht und die ganze Haltung den Ausdruck einer unbeschreiblichen Ruhe gewinnt, streift, obschon es die Figuren des Künstlers und seiner Frau enthält, kaum noch an die Portraitmalerei an, ist vielmehr schon ein vollständiges Genrebild.

Noch weit entschiedener gilt dieß von andern Atelierbildern, bei denen das ganze Gewicht auf die dargestellte Handlung gelegt wird. Da ist z. B. das Maleratelier des aus einer an manieristischen Künstlern reichen Familie stammenden französischen Hofmalers Charles André Vanloo, welcher auf seinen Reisen im Orient einst eine Odaliske portraitirt hatte, und diese Episode zum Vorwurf eines, jetzt in der Gallerie Leuchtenberg befindlichen Atelierbildes gestaltet. In einem mit Gemälden reich ausgeschmückten Zimmer sitzt in bequemer Haustracht vor der Staffelei der Künstler, das hübsche aber etwas weichliche Gesicht dem Beschauer voll zugewendet. Links vor ihm, nur im Profil sichtbar, sitzt die Odaliske, deren Portrait en face von der Staffelei entgegenblickt; neben ihr auf einem Sessel der Pascha im Vollgefühl seiner Würde und seines Besitzes; im Vordergrund ein türkischer Kunstfreund, der sich mit dem Maler zu unterhalten scheint, hinter demselben zwei Schüler, die das Werk mit neugieriger Verwunderung betrachten.

Noch genreartiger ist ein Atelierbild in der Gallerie des Belvedere in Wien, von Joseph Danhauser, jenem gemüthlichen Oestreicher, der einst seine Recensenten als eine Meute kläffender Hunde portraitirte. Dieses Bild stellt eine Scene aus der Lehrzeit des Künstlers dar: der junge Danhauser hat in dem mit Gypsbüsten und Studien geschmückten Schüleratelier des Meisters Krafft so eben ein Portrait von van Dyck, einen Mann mit einem Ringkragen, copirt, als er Besuch von seinen beiden Brüdern, Karl und Anton, erhält, von denen der eine in der Kritik der Studien des Bruders den zu kleinen Mund des Portraits dadurch zu verbessern sucht, daß er mit dem Finger durch das Bild fährt, was den mitgebrachten Hund zu heftigem Bellen veranlaßt. Dieses Bellen hat den in der Nebenstube arbeitenden Meister, den Maler Krafft, hereingerufen. Wie Schild und Speer den Malstock und die Palette haltend, die Schlafmütze helmartig emporgezogen, tritt er ein, um den angestellten Unfug zu beaugenscheinigen. Betroffen kratzt der „Pepi" sich hinter dem Ohr, während sein Mitschüler, die Karrikatur eines bekannten Wiener Landschafters, dem Meister mit devoten Verbeugungen entgegentritt, um zu versichern, daß nicht er den Skandal verursacht habe.

Endlich möge hier noch zweier Malerateliers französischer Künstler Erwähnung geschehen, weil bei diesen, zu den Atelierbildern im eigentlichen Sinne nicht mehr gehörigen historischen Genrebildern die Eigenbildnisse der Maler in ähnlicher Weise, wie sich dieß bei so vielen Historienbildern verfolgen läßt, rein äußerlich angebracht sind. Beide, Granet und Lepoitevin, malten

Anekdoten aus dem Leben früherer Künstler, substituirten den letzteren aber ihre eigenen Figuren. Granet stellt in einem in der Gallerie Leuchtenberg befindlichen Bilde eine Episode aus dem Leben des Lyoneser Malers Giacomo Stella dar, welcher im Jahr 1620, als er nach Rom kam, wegen des Verdachts politischer Umtriebe kurze Zeit gefangen gesetzt wurde, und während der Gefangenschaft an der Mauer des Kerkers ein noch bis Ende des 18. Jahrhunderts sichtbares Bild der Madonna mit dem Jesuskinde malte. Der Künstler, Granets eigenes Ebenbild, steht mit Ketten an den Füßen auf einem Tische und zeichnet an eine Pfeilerwand des hohen gewölbten Gefängnisses das Madonnenbild; halb andächtig, halb neugierig umdrängen ihn vier seiner Mitgefangenen; ein fünfter hat die Karten weggeworfen und ist auf die Kniee gefallen; der dicke behäbige Schließer steht an der Wand gegenüber, aufmerksam dem Maler zuschauend; nur die Figur im Vordergrunde liegt abgewendet da, ein schwergefesselter verstockter Verbrecher, der vor sich hinstarrt auf das ihm zugestellte Todesurtheil.

Das andere Bild von Lepoitevin behandelt eine Scene aus dem Leben Adrian Brouwers, jenes genial lüderlichen Niederländers, der der Zucht seines strengen und geizigen Lehrers Hals entlief, sich in wüstem Wirthshausleben umhertrieb, in das Gefängniß gerieth und endlich in einem öffentlichen Hospitale starb. Nach der Flucht aus dem Atelier des Hals kam Brouwer zu dem lustigen Gastwirth Heinrich von Soomern, dem er gegen freie Zeche einen Wirthshausschild malte, und bei dem er dann sein Atelier aufschlug. Dieses Atelier hat Lepoitevin gemalt. Der Künstler hat die Staffelei mit dem riesigen halb fertigen Schild, auf dem Wein- und Biergläser und ein angeschnittener Schinken prangen, an den Hals des Herdes gelehnt, an dem ein alter Mann mit einer Thonpfeife sitzt. Brouwer selbst läßt sich eben von dem Wirth ein Modell liefern, nämlich ein Glas Wein einschenken. Auf dem Boden steht ein Malkasten, den sich ein kleiner Bauernjunge mit naiver Verwunderung betrachtet. Dieses Bild, aus dem sich die kräftige Gestalt des düsterblickenden lüderlichen Künstlers hervorhebt, bildet, insofern der Maler nicht sowohl zeichnend als zechend dargestellt, das Atelier in das Wirthshaus verlegt ist, den Uebergang zu einer andern Art genreartiger Selbstportraits, zu den Frühstücksbildern.

Zwei Cabinetsstücke solcher Frühstücksbilder enthält die Dresdener Gallerie, von Metzu und Rembrandt. Das ist ein lustiger jovialer Holländer, der Meister Metzu, so lustig, daß seine hübsche blonde Frau ihn schier etwas bedenklich ansieht, und ihm durch die Blume zu verstehen geben möchte, es sey wohl nun genug, und das Spitzglas, das der lustig lachende Künstler in der erhobenen Hand hält, sey wohl schon zu oft gefüllt. Sie sind selbander in die Schenke gegangen, wo die Frau einige Süßigkeiten auslöffelt, während der Mann eine Kanne Wein leert, und die Wirthin im Hintergrunde ankreidet, was Beide verzehren und — wenigstens vorläufig — nicht bezahlen.

Ein solch hübsches und lustiges Paar ist auch Rembrandt mit seiner Frau, nur ist letztere noch hübscher und das Frühstück noch besser; es scheint, der erwerbsüchtige Rembrandt hat seiner „Zantge" zu Ehren einmal etwas aufgehen lassen. Auf dem Tisch prangt ein Fasan, dem zum Schmuck noch ein Pfauenschweif angesetzt worden; ein hohes, halb geleertes Kelchglas hält der lustig lachende Künstler in der erhobenen Hand, als brächte er es einem eben eintretenden Freunde zu, nach dem sich die, unbefangen auf des Künstlers Knieen sitzende hübsche Frau eben umdreht. Sieht man es der Zantge wohl an, daß sie Viehmagd gewesen in Rembrandts väterlicher Mühle? Sie hat sich leicht gefunden in die Rolle der Gemahlin des reichen und hochgeehrten Künstlers; sie trägt die schweren Stoffe und goldenen Ketten, als sey sie darin geboren. Der Künstler hat das schwarze Sammtbarett mit den weißen Federn etwas tief in die Stirn gerückt, so daß ihm der über die Augen fallende Schatten wiederum Gelegenheit zur Anbringung einer Partie im Clairobscur bietet, gegen welche die helle Klarheit des Gesichtchens seiner Frau angenehm absticht. Das ist der kräftige, realistisch derbe Holländer, der, seine hübsche Frau auf dem Knie, und einen vollen Humpen in der Hand, das Ziel seines idealistischen Strebens erreicht hat, der sich auch einst rühmte, daß er nie in Italien, — der allgemeinen Kunstschule — gewesen sey, worauf freilich van Dyck ihm trocken erwiederte: „Man merkt's auch!"

Diesen Frühstücksbildern schließen sich die Familienbilder an, genreartige Zusammenstellungen von Eigenbildnissen der Künstler und ihrer Angehörigen, von denen hier eines der bekanntesten, „Teniers und seine Familie" im Berliner Museum, genannt werden möge. David Teniers, der jüngere, der bekannteste der niederländischen Genremaler, malte sehr rasch, oft sogar flüchtig, um den zahlreichen Bestellungen zu genügen; und wenn er früher einmal einer Wette wegen einen Dudelsackpfeifer während eines Frühstücks gemalt hatte, so entstanden in seinen späteren Jahren ziemlich regelmäßig solch kleine Bravourstückchen der Schnellmalerei, die sogenannten après-diners; wie er denn selbst sagte, seine Bilder würden eine Wand von zwei

Meilen Länge füllen. Desto höher werden seine sorgfältig ausgeführten größeren Bilder geschätzt, zu deren besten das genannte Familienbild gehört. Auf der Terrasse seines geliebten, nach eigenen Planen erbauten Schlosses zu den drei Thürmen, von welchen man nur eine reichverzierte Thür sieht, gegenüber dem durch einen Kanal von dem Schlosse getrennten Dorfe Berk, sitzt der Künstler mit Frau und Sohn bei einem kleinen Familienconcert, dem anscheinend unbemerkt der im Mantel und Federhut an dem Thürpfosten lehnende Parlamentsrath du Fresne, der Vater von Teniers zweiter Frau, zuhört. Der Künstler, eine lebensfrohe kräftige Gestalt in den besten Jahren, mit heiterem gemüthvollem Gesichtsausdruck, sitzt auf einem niedern Sessel und spielt, frisch aus dem Bild herausblickend, das Cello; der aufwärts gedrehte Schnurrbart, die Stulpstiefeln mit Sporen geben ihm, dem Freunde Don Juan d'Austrias, ein ritterlich Ansehen. Neben ihm sitzt, in dunkelblaue Seide gekleidet, seine erste Frau Anna, die Tochter des Sammt-Breughel, eine hübsche Blondine mit Anlage zum Embonpoint. Sie hat ebenso wie ihr hinter ihr stehender, gutmüthig, aber nicht gerade geistreich aussehender zwölfjähriger Knabe, ein Notenbuch in der Hand, singt aber nicht, sondern blickt auf einen Pagen, der ein Glas Wein präsentirt, während am Boden ein elegantes Kühlgefäß mit Weinflaschen steht, von jener Form, wie man sie jetzt nur noch in Destillirläden findet. Der Frieden eines milden Sommertags ruht über diesem Bilde, das den oft bewunderten „Silberton" Teniers zeigt, der im Gegensatz zu Ostades „Goldton" bei Anwendung zarter Mitteltöne ein etwas kaltes helles Tageslicht über die Scene ergießt.

Noch berühmter ist ein in Madrid befindliches Familienbild des Don Diego Velasquez de Silva, welcher, gleich seinem Freund Rubens, nicht bloß Maler, sondern auch Staatsmann und Gesandter war. Dieses Bild, welches den Künstler und dessen sämmtliche Angehörigen darstellt, und unter dem Namen: „die Familie" als sein ausgezeichnetstes Werk gilt, ist auch noch dadurch merkwürdig, daß ein König an demselben geholfen. Als Philipp IV., zu dessen Hofmarschall Velasquez schon ernannt war, das Bild sah, erklärte er, es fehle doch noch etwas daran, tauchte einen Pinsel in Farbe und malte dem Eigenbildniß des Don Diego selbst den Orden von St. Jago auf die Brust.

Noch mannigfaltiger als zwischen Portrait und Genre sind die Beziehungen zwischen Portrait- und Historienmalerei, noch häufiger die Berührungspunkte, noch auffallender oft die Uebergänge. Bei Erörterung dieses Verhältnisses ist zu unterscheiden, ob von den in Historienbildern dargestellten historischen Personen Portraits vorhanden sind, oder ob der Künstler ganz auf seine Phantasie angewiesen ist. Ersterer Fall wird bei den Bildern der Profanhistorie sehr häufig vorkommen, um so häufiger, je näher das dargestellte Factum unserer Zeit liegt, bei der religiösen Malerei dagegen nur sehr selten, da nur von wenigen Heiligen, und zwar von den jüngsten, wie z. B. vom h. Borromäus, authentische Bildnisse vorhanden, und die letzten Jahrhunderte überhaupt nicht sehr fruchtbar an Heiligen gewesen sind.

Wo nun derartige Portraits der darzustellenden Personen sich vorfinden, darf der Historienmaler dieselben nicht ignoriren und willkürlich durch Gebilde seiner Phantasie ersetzen. Es ist ein Fehler, wenn z. B. Luther auf Martersteigs Reichstag zu Worms dem nächsten besten ähnlicher sieht als dem aus Lucas Cranachs Portrait wohlbekannten Bilde des Reformators; der Mönch ist darin eben nicht Luther, der doch dargestellt, dessen Persönlichkeit in künstlerischer Gestaltung zur Anschauung gebracht werden soll. Diese Aufgabe des Künstlers bedingt auch die Richtigkeit des historischen Costüms, ein Grundsatz, dem erst der neuere Realismus durchgreifende Geltung verschafft hat. Und freilich, wenn die Griechen der Athalie und Phädra auf der Pariser Bühne mit Allongeperrücken und Galanteriedegen auftraten, dann kann man sich nicht wundern, wenn die Feldherren und Könige nur als römische Imperatoren, mit nackten Armen und Beinen, in der Toga oder dem römischen Panzer auf den Monumenten erscheinen, oder wenn die alten Niederländer den Schauplatz der Leidensgeschichte mit derselben Naivetät nach Antwerpen verlegen, wie Paolo Veronese die Hochzeit von Cana nach Venedig.

Darf nun der Historienmaler die Portraits der darzustellenden Personen nicht ignoriren, so wird er aber doch auch nur in den seltensten Fällen, ja wohl nie, das vorhandene Portrait einfach copiren können. Abgesehen davon, daß schon das Alter meist nicht stimmen und der Künstler genöthigt seyn wird, die Züge um eine Reihe von Jahren sich verjüngen oder älteln zu lassen, so muß er den Ausdruck des darzustellenden historischen Moments in die Züge des Portraits legen; die Ruhe der Portraitfigur soll zur Leidenschaft, zum Zorn, zur Verzweiflung, zum Jubel oder zur stillen Trauer umgewandelt werden; der Künstler muß sich in die geistige Tiefe jener Persönlichkeit so versenken, daß er weiß, wie diese Züge ausgesehen haben, wenn sie vom Sturm der Leidenschaft bewegt, vom Jubel der Freude verklärt waren. Mit Einem

Wort, die Portraits haben für das Historienbild dieselbe Bedeutung, welche die Photographie, die Silhouette für das Portrait haben, die Bedeutung der Studie. Sie sind nur erst die Form, in welche der geistige Inhalt des Historienbildes in einem Gusse einströmen muß.

Es wird deßhalb die Aufgabe des Historienmalers auf der einen Seite erleichtert, auf der andern Seite aber eben so sehr erschwert, wenn es ihm gelingt, von den Personen seines Historienbildes Portraits zu erhalten. Die Züge derselben braucht er dann nicht mehr zu erfinnen, aber er muß sie gestalten und vollständig erfüllen mit den Gedanken seines Werks, mit dem Geist des dargestellten historischen Moments, sonst bleibt das Gemälde nur eine Haupt- und Staatsaction, wie Terborgs Congreß des westphälischen Friedens, wie die Parade- und Huldigungsbilder. Betrachtet man dagegen z. B. Bièfve's „Compromiß der Edlen der Niederlande," da erscheinen die Portraitfiguren eines Egmont, Oranien, Horn, Brederode 2c. nicht als Statisten, sondern als Heldenspieler in dem großen Drama der Weltgeschichte, durchdrungen vom Geiste derselben. Oder in Kaulbachs Carton zur „Reformation," wie sind da die zahlreichen Portraitfiguren in bedeutungsvolle Gruppen geordnet, zu einem lebendigen Ganzen verbunden! Gerade Kaulbach ist — mag er auch in den Fresken an der neuen Pinakothek in München unleugbar einen Mißgriff gethan haben — besonders genial in dieser Verwendung von Portraitfiguren. Dieß zeigt sich selbst in dem berühmten Kinderfriese, welcher grau in grau als humoristische Parodie der Weltgeschichte sich über den großen Bildern im Treppenhause des neuen Museums in Berlin hinzieht. Wie prächtig sind da die komisch-ernsten Kindergestalten eines Goethe und Humboldt, mit welchem Humor sind die Portraitbüsten eines Plato und Aristoteles umgewandelt in das disputirende Kinderpaar, wobei der breitstirnige heftige Plato mit Pathos seine Sätze demonstrirt, während der scharfe Aristoteles mit dem über die Stirn herabfallenden krausen Haar so klar die Distinctionen seiner Gegengründe an den Fingern herzählt!

Sind dagegen von den Personen eines Historienbildes Portraits nicht vorhanden, so ist der Maler zwar der Nothwendigkeit der Benützung von solchen überhoben, die Möglichkeit derselben ist aber an sich nicht ausgeschlossen, und diese Möglichkeit wird sehr häufig von den Künstlern benützt. Allerdings können dieselben die Züge der Personen ihrer Historienbilder aus eigener Phantasie schöpferisch gestalten, und gewissermaßen nur das Portrait einer in ihrer Seele lebenden Idealfigur abconterfeien, und bei den höchsten Leistungen der Kunst wird dieß sogar in der Regel der Fall seyn. Dennoch kann man bei vielen anerkannten Meisterwerken das Gegentheil mit Bestimmtheit nachweisen, die Person aufspüren, die zu der Figur des Historienbildes gesessen; und es läßt sich stufenweise dieser Uebergang vom Portrait zum Historienbild verfolgen.

Der Historienmaler sucht sich wohl einen für sein Bild so ungefähr passenden Kopf; er malt von der Person, in deren Zügen er etwas von dem erkennt, was er bedarf, ein Portrait; er gestaltet aber sofort dieses Portrait zum Studienkopf dadurch, daß er den Zügen nicht den Ausdruck der geistigen Persönlichkeit des Gemalten, sondern den Geist der Figur seines Historienbildes zu verleihen sucht; und diesen Studienkopf verwendet er dann, oder verarbeitet er vielmehr zu seinem Bilde. So trägt die Madonna della Sedia die Züge der jungen Winzersfrau von Albano; so erinnert die Sixtina an die Fornarina. Aber es sind keine Portraits, sondern wirkliche Madonnen, aus den Zügen jener Frauen gestaltet durch die geniale Schöpferkraft eines Rafael. In gleicher Weise macht Rubens seine zweite Frau, die schöne Helena Formann, zum Mittelpunkt der aufschwebenden Gruppe der Seligen in seinem jüngsten Gericht; wenn man aber mit dieser Darstellung Helena's zahlreiche Portraits vergleicht, erkennt man bei aller Aehnlichkeit eben in dem Unterschied den großen Meister. Und wenn Leonardo da Vinci in seinem berühmten Abendmahl im Kloster S. Maria delle Grazie in Mailand den Abt des Klosters, der ihm von dem bedungenen kärglichen Honorar noch Abzüge zu machen versuchte, als Judas Ischariot mit dem Beutel portraitirt haben soll, so mochte sich Jener dadurch gekränkt und beleidigt fühlen; der Künstler hat doch Recht gethan, denn dieses Gesicht, diese Figur ist eben ein Judas und nicht jener Abt.

Dieser interessante Uebergang des Portraits in das Historienbild läßt sich in zwei Beispielen, welche uns zwei Künstlertöchter darbieten, ziemlich genau verfolgen. Die eine, von der wohl mehr Portraits, jedenfalls mehr meisterhaft gemalte Portraits existiren, als von irgend einer andern Frau, ist Violante, die Tochter Giacopo Palma des Aelteren, des „liebenswürdigsten Meisters der venetianischen Schule." Diese Violante, welche wegen ihrer großen schönen Augen, ihrer klaren Hautfarbe, ihres langen, welligen, goldblonden Haars und ihrer junonischen Fülle als vollkommene Schönheit gerühmt wurde, portraitirte nicht nur ihr Vater zum öftern, sondern auch von dem damals schon bejahrten Altmeister Tizian, dessen Herz ihre Schönheit gerührt

1

haben soll, existiren einige mit der vollsten Gluth jugendlicher Begeisterung gemalte Portraits Violantes. — Sie verheirathete sich mit einem Schüler Tizians, dem schönen und talentvollen Paris Bordone, und auch dieser portraitirte seine Braut und Frau mehrfach in der meisterhaftesten Weise. Alle drei aber, Palma, Tizian und Bordone verwendeten diese Portraits der Violante wiederholt bei ihren Historienbildern, und aus den Köpfen der h. Barbara in S. Maria Formosa zu Venedig, der h. Catharina und h. Ursula in Wien, aus den mythologischen Bildern Bordones lachen uns die Züge der Violante entgegen. — Dieß ist unverkennbar, wenn man z. B. ihr in Wien befindliches, von der Hand ihres Vaters gemaltes Portrait mit der h. Catharina auf einem Palmaschen Votivgemälde in der Gallerie Leuchtenberg vergleicht. Das sind dieselben Züge, dasselbe aufgelöste goldblonde Haar, dieselbe volle Gestalt; und während diese h. Catharina sich mit der Linken auf die Insignien ihres Martyrerthums, auf ein Stachelrad stützt, welches zersprungen seyn soll, als es die Heilige berührte, hält sie, wohl nicht ohne Anspielung auf den Namen des Modells, eine Palme in der Rechten.

Ein anderes Beispiel bietet Tizians Tochter Lavinia, oder, wie sie von andern genannt wird, Cornelia. Betrachtet man ihr Portrait, das bekannte Meisterwerk der Berliner Gallerie: die blühende, kräftige Gestalt, fest dahin schreitend in ihrem schweren, goldgelb glänzenden, reich gemusterten Gewande, trägt, den Oberkörper leicht zurückgebeugt, hoch vor sich auf den erhobenen Händen eine silberne Schüssel mit Früchten und Blumen, indem sie den Kopf halb über die Schulter wendet. Ihr leicht gekräuseltes goldblondes Haar ist mit einer Diademspange und einer Perlenschnur geschmückt, der kleine Mund mit den vollen Lippen leicht geöffnet, über dem braunen Auge wölbt sich die fein geschwungene Braue. Das tief ausgeschnittene Gewand zeigt den vollen Nacken, dessen warmes Colorit durch das leicht herabhängende Tuch noch gehoben wird. Um Taille und Arm schließt das Gewand fest an und prägt die Formen in ihrer runden Fülle plastisch aus. Der Hintergrund, von dem sich die Gestalt lebendig abhebt, eröffnet zur Rechten die Aussicht auf eine weite Landschaft durch ein hohes, mit einer dunkelrothen Draperie halb verhangenes Fenster. — Von diesem Portrait der Lavinia hat Tizian mehrere Wiederholungen gefertigt, von denen die eine in einer englischen Gallerie „la casette du Titien“ genannt wird, weil Lavinia auf der silbernen Schale statt der Früchte ein mit Steinen geschmücktes Kästchen trägt. Allein aus diesem Portrait hat Tizian auch, indem er dasselbe gleichsam als Studie benützte, ein in Madrid befindliches Historienbild geschaffen. Es ist fast dieselbe Gestalt, dieselbe Haltung, dieselbe Gewandung, nur sind die Arme entblößt, das Gewand von carmoisinrother Seide, leichter und prächtiger, das Vortragen der Schüssel kühner, der Schleier mehr im Fluge, die Stellung fast herausfordernd, die ganze Bewegung leidenschaftlicher. Von Leidenschaft spricht auch das schwimmende Auge, leiser Hohn zuckt um den schönen Mund und auf der Schüssel ruht statt der Früchte und Blumen — das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers. Nicht Lavinia, Tizians Tochter, die Tochter der Herodias ist es, die schöne Tänzerin Salome, die auf der Schüssel das Haupt des Johannes der Mutter bringt. Das Bild der Salome in Madrid ist nachweislich von jüngerem Datum als das der Lavinia in Berlin; allein dieses Nachweises bedarf es nicht; das ganze Verhältniß beider Bilder zeigt deutlich, daß Tizian zuerst seine Tochter als wirklich ächtes Portrait gemalt und dieses dann, dasselbe als Studie benützend, zu dem Historienbilde der Salome umgeschaffen hat.

Daß in ähnlicher Weise die Künstler auch ihre Eigenbildnisse als Studien zu ihren Historienbildern benützen, ist ein häufig vorkommender Fall, was öfters, und wohl nicht immer mit Unrecht, als ein Zeichen von Künstlereitelkeit angesehen worden ist. Allein es läßt sich gegen diese Grille so lange nichts mit Grund einwenden, als die Maler ihre Eigenbildnisse, der leitenden Idee des Ganzen unterordnend, in das Bild vollständig einfügen, und nicht als heterogene Portraitfiguren aus demselben hervortreten lassen. So erregt es kein Bedenken, wenn Rafael in der „Schule von Athen“ unter der den Pythagoras umgebenden Gruppe von Schülern den Herzog von Urbino und sich selbst, unter den Mathematikern den Baumeister Bramante aufgeführt, oder wenn Tizian auf dem durch eine Feuersbrunst vernichteten Bilde von Friedrich Barbarossa, welcher dem Papst Alexander den Fuß küßt, die Figuren des Ariosto, des Cardinals Bembo und seine eigene unter das Gefolge des Papstes eingereiht hat. Eben so kann es nicht für ungerechtfertigt erklärt werden, wenn Moritz v. Schwind auf dem Freskobild des Sängerkriegs auf der Wartburg dem Gottfried von Straßburg die Gestalt von Franz Lißzt gegeben und sich selbst, so wie Cornelius und Kaulbach unter den Zuhörern dargestellt hat, oder wenn auf dem erwähnten Carton der Reformation der Farbenreiber, der zu Albrecht Dürer auf das Gerüst empor steigt, Kaulbachs eigene Züge trägt. Denn bei allen diesen Bildern würde niemand, der diese Züge nicht kennt, auf den Gedanken kommen, daß er eine Portraitfigur vor sich sieht, weil

dieselbe in die Gesammtdarstellung als integrirender Theil harmonisch eingefügt ist.

Dagegen ist es schon bedenklich, wenn Paolo Veronese in einer seiner zahlreichen „Mahlzeiten," in der in Paris befindlichen „Hochzeit zu Cana," die Gäste mit einem Quartett unterhalten läßt, welches Tizian, Palma, Giorgione und Paolo Veronese selbst aufspielen, weil diese, in ihr damaliges Costüm gekleideten Künstler zu der Hauptdarstellung der Hochzeit, welche freilich überhaupt, statt zu Cana, zu Venedig gefeiert zu werden scheint, nicht recht passen wollen. Als ein vollständiger logischer und ästhetischer Mißgriff aber muß es bezeichnet werden, wenn der „Bauern-Breughel," um das Portrait eines ihm befreundeten Franciskaners anzubringen, bei der Darstellung des Ganges nach Golgatha diesen Mönch dem Heiland die letzten Tröstungen der christlichen Religion spenden läßt, oder wenn Lucas Cranach auf einem im Museum zu Braunschweig befindlichen Bilde dem in härenem Gewand in der Wüste predigenden Johannes dem Täufer die charakteristischen Züge des Melanchthon gibt, als seine Zuhörer aber die Prinzen der sächsischen und hessischen Fürstenhäuser und sich selbst, lauter Portraitfiguren im auffallendsten Zeitcostüm, um ihn sich schaaren läßt. Dieß ist ein Mißgriff, denn die Portraitfiguren fallen gleichsam aus dem Historienbilde heraus; sie ordnen sich nicht der Hauptdarstellung unter, sondern stören dieselbe; es ist ein unvermitteltes Nebeneinander von Portrait und Historie, welches der Absicht des Malers und der Idee des Bildes widerspricht.

Es gibt aber freilich, wie zum Schluß erwähnt werden möge, eine Gattung von Bildern, bei denen ein derartiges unvermitteltes Nebeneinander von Portrait und Historie von dem Maler ausdrücklich beabsichtigt wird und in der Idee des Bildes selbst liegt, die sogenannten Votivgemälde, Darstellungen religiösen Inhalts, auf denen zugleich die Portraits der Stifter oder Besteller des Bildes anzubringen sind. Derartige Votivgemälde waren im Mittelalter sehr häufig, kommen jedoch auch noch in der Neuzeit vor, wie z. B. das vom Cardinal v. Geißel gestiftete Glasfenster im Hochchor des Kölner Doms, wie der Carton von Cornelius: Friedrich Wilhelm IV. und sein Haus in Erwartung des jüngsten Gerichts. Bei diesen Votivgemälden stehen zuweilen die Portraitfiguren in gar keiner Beziehung zu dem Inhalt des Historienbildes, sondern ganz unvermittelt neben den Personen des letzteren. In diesen selteneren Fällen sind dann in der Regel die Portraitfiguren der Stifter in viel kleinerem Maßstabe ausgeführt, als die Figuren der Heiligen, so daß sie sich von diesen schon durch ihre geringere Größe abtrennen und als mehr nebensächlich darstellen. Manchmal sind sie aber auch nicht einmal durch das Größenverhältniß von den Figuren des Heiligenbildes unterschieden, und dieses gänzlich unvermittelte Nebeneinander macht dann einen eigenthümlichen Eindruck. So z. B. in dem Votivgemälde des Bergamasken Moroni in der Gallerie Leuchtenberg: die heilige Jungfrau, sitzend, hält mit der Linken dem auf ihren Knieen stehenden Christuskind eine Taube hin, nach der letzteres greift; hinter ihr steht der h. Joseph, vor ihr der kleine Johannes; im Vordergrunde aber unmittelbar zu Füßen der heiligen Familie kniet der Stifter des Bildes, ihm gegenüber seine behäbige Frau, und theilnahmlos, wie die zwischen ihnen befindliche Katze, starren sich Beide an.

Weit häufiger stehen jedoch bei den Votivgemälden die Portraitfiguren der Stifter in irgend einer, freilich oft rein äußerlichen Beziehung zu den Figuren des Heiligenbildes, wie z. B. in dem obenerwähnten Bilde von Palma dem Aelteren. Hier kniet im pelzverbrämten Mantel mit gefalteten Händen der Stifter des Bildes vor dem Christuskind, dessen Schutz ihn die Madonna mit der ausgestreckten Linken empfiehlt. Dasselbe Motiv behandeln zwei berühmte Votivgemälde von Tizian, von denen das eine die h. Dreifaltigkeit darstellt, welcher von der allegorisch personificirten Kirche die Familie Kaiser Karls V. empfohlen wird, ein Bild, welches dem Künstler die Erhebung zum Reichsgrafen eintrug, während das andere eine heilige Familie enthält, welcher sich mit gefalteten Händen um Schutz flehend Lucretia Borgia, halb geschoben von ihrem Gemahl, dem Herzog von Ferrara, nähert. Aehnlich ist auch ein, durch seine unendlich feine Ausführung ausgezeichnetes Votivbild von Hans Hemling: Johannes der Täufer weist den vor ihm mit gefalteten Händen knieenden Stifter auf Christus hin, welcher ebenfalls mit betend erhobenen Händen in einer malerischen, felsigen Gegend auf der andern Seite des Flusses dem Beschauer entgegengeht.

Noch inniger sind die Beziehungen zwischen den Figuren des Stifters und den Personen des Heiligenbilds auf zwei Votivgemälden von Murillo. Auf dem einen, unter dem Namen des „Schutzengels" aufgeführten Bilde (in der Gallerie Leuchtenberg) schaut der Schutzengel, mit dem Pilgerstab in der Linken, auf den uns als Brustbild zu seinen Füßen sichtbaren Stifter, einen Carthäuser Mönch, hernieder, den er ermahnt, die bischöfliche Würde anzunehmen, indem er ihn mit der Rechten auf den Krummstab und die Mitra hinweist. Das andere Gemälde ist die Madonna del Pane, in der Gallerie Esterhazy in Wien: die auf

Wolken sitzende, von Cherubim umgebene Madonna hält vor sich das Christuskind; daneben steht ein Engel mit einem Korb voll Broden, welche von dem Jesuskinde an die drei Stifter des Bildes, drei uns als Halbfiguren sichtbare Franziskaner, welche als Missionäre nach Indien zu gehen sich anschicken, vertheilt werden. Der vordere dieser Prediger der Wilden hält in der Linken die Bibel, während er mit der Rechten das ihm von dem Christuskinde dargereichte Brod zu empfangen im Begriff steht; neben ihm ein Pilger mit dem Stabe und ein dritter aufwärts blickender Missionär. Die Darreichung des Brodes hat hier wohl die doppelte Bedeutung, daß es zunächst überhaupt das himmlische Brod darstellt, welches von dem Heiland den Gläubigen gereicht wird, sodann aber auch darauf hinweist, daß Christus der Seinigen nicht vergißt, und sie auch in der Ferne mit des Leibes Nahrung und Nothdurft versehen wird.

In einer fast mystischen Weise sind diese Beziehungen zwischen den Personen des Heiligenbildes und den Stiftern vertieft in der berühmten „Madonna" von Hans Holbein dem Jüngern, in der Gallerie zu Dresden, welche deßhalb auch zu verschiedenen Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Dieses durch die klare Harmonie und die Wärme der Farbengebung, durch den verklärten Ernst der edlen Auffassung ausgezeichnete Bild ist von Holbein während seines Aufenthalts in Basel gemalt auf Bestellung des dortigen Bürgermeisters Jacob Meyer, „zur Feier der Genesung eines erkrankten Söhnchens desselben." Die h. Jungfrau, im schlichten blauen Gewande, eine demantgeschmückte Krone auf dem gelösten blonden Haar, scheint aus einer Nische herauszutreten; sie ist eng umgeben von dem auf einem Teppich knieenden Familienkreise des Stifters. Zu ihrer Rechten kniet der Bürgermeister Jacob Meyer selbst, im Amtstalar, eine prächtig charakterisirte Figur, neben ihm sein größerer Sohn, der ein kleines, nacktes, in voller Kraft der Gesundheit dastehendes Knäblein umfaßt, zur Linken die Frau Bürgermeisterin Anna Schreckenbertin, neben ihr ihre Schwester Maria, eine Klosterjungfrau, und ihre schon früher verstorbene Tochter. Das Kind aber, welches die Madonna auf dem Arme hält, und welches sich bleich, elend und krank an sie anschmiegt — ist es das Christuskind, oder das kranke Bürgermeisters-Söhnchen? Eine Frage, die sich nur aus innerlichen Gründen entscheiden läßt, da Holbein weder bei der Madonna, noch bei dem Christuskind den Nimbus angebracht hat. Einige sagen nun, die Madonna habe das ihrem Schutz empfohlene kranke Bürgermeisterskind auf den Arm genommen, dasselbe werde durch die Berührung der h. Jungfrau geheilt und gekräftigt, und zum Zeichen dieser wunderbaren Rettung stehe das genesene Kind wieder in voller Gesundheit neben Vater und Bruder zu ihren Füßen. Andere behaupten, die Madonna habe allerdings das kranke Meyer'sche Kind, Heilung spendend, emporgehoben; um dieß thun zu können, habe sie aber erst das blühend kräftige Christuskind auf den Teppich zu ihren Füßen setzen müssen, wo es mit segnend ausgestreckter Hand dastehe. Das Richtige trifft wohl eine dritte Meinung: Das zu den Füßen der Madonna stehende Kind ist der durch letztere wunderbar geheilte Knabe des Bürgermeisters, der nun auf dem Votivbilde den üblichen Platz neben Vater und Bruder, gegenüber den weiblichen Gliedern der Familie einnimmt; auf dem Arm der Madonna aber kann nur das Christuskind selbst ruhen, und wenn dasselbe krank und elend aussieht, so hat dieß den tieferen Sinn, daß das Christuskind die Krankheit des Bürgermeister-Söhnchens sichtbar auf sich genommen und dadurch dessen Genesung bewirkt hat. Es ist der verkörperte Ausdruck des Gedankens im Kap. 53 Vers 4 des Jesaias: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen!"

L. H.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Faust in italienischer Sprache. — Theater. — Todesfälle. — Die Kunstausstellung. — Die japanische Gesandtschaft.

Hätte es Goethe erlebt, daß der Faust — wenn auch nur ein Akt — in italienischer Sprache zu Paris gesungen worden, es hätte ihn sicher gefreut; aber der reizbare Herr Geheimerath wäre eben so sicher des Teufels geworden, hätte er Mongini als Mephisto gesehen. Damit man ihn ja als solchen auf den ersten Blick erkennen solle, hatte er sich auf sein schwarzes Gewand rothe Lappen nähen lassen, welche Flammen vorstellten; Schuhe und Barett

waren gleichfalls mit solchen feurigen Zungen besetzt, und obendrein trug er schwarze Handschuhe mit rothen Klauen daran. So mag wohl Satanas im italienischen Puppenspiele aussehen. Die Rolle des Gretchen hatte die Patti in vier Tagen gelernt und diese wundervolle Schöpfung Goethe's, die sie schwerlich je spielen sah, mit richtigem Verständniß aufgefaßt. In ganz Paris gibt es wohl keine Schauspielerin, welche die keusche Liebe des frommen Kindes so zart und so naiv wiedergegeben hätte, eine Italienerin gewiß nicht. Von dem ganzen Faust — diesem Universalgedichte, das Himmel und Hölle, Diesseits und Jenseits, die Natur und die Geisterwelt umfaßt, und von allen Dingen handelt et de quibusdam aliis — haben die Franzosen wohl nur das Gretchen verstanden. Faust und Mephisto interessiren sie bloß in Bezug auf diese; alles Uebrige erscheint ihnen überflüssig, unbedeutend, langweilig. Ihre Anschauung und ganze exclusiv heidnische Bildung ist so sehr von der deutschen verschieden, daß wir deßhalb mit ihnen nicht weiter rechten wollen. Mit Jean Paul — diesem durch und durch deutschen Dichter, den die Mode wohl bei Seite gelegt, den aber eine stets sich erneuernde Palingenesie immer wieder verjüngen wird — geht's ihnen ebenso. — Während dieser außerordentlichen Vorstellung im italienischen Theater ließ es sich ein junger russischer Gentleman beigehen, in Zwischenräumen über zwanzig Bouquets auf die Bühne zu werfen, so oft die Patti in Scene war, und an jedem Bouquet war ein Bijou, ein Armband, eine Perlenschnur u. s. w. befestigt. Die kostbaren Blumensträuße wurden sorgfältig aufgehoben und die Pretiosen dem jungen Herrn zurückgesendet mit dem Bedeuten, dergleichen Liberalitäten seyen hier nicht Mode.

Um sofort mit dem Theater fertig zu werden, erwähne ich hier noch einer närrischen Operette: „der Flötenspieler." Wer erinnert sich nicht aus der Schule her, daß Duilius der erste römische Held war, der eine Seeschlacht gewann, und daß er dafür unter Anderem vom Senate das Vorrecht erhielt, bei jedem Schritt und Tritt von einem Flötenspieler begleitet zu werden? Der Held des Stückes ist eben dieser Duilius. Der Musikus wird ihm auf den Vorschlag eines Senators beigegeben, in dessen Frau der siegreiche Consul verliebt ist. So oft dieser die Dame besucht, wird der Senator durch das Flötenspiel davon benachrichtigt: allerdings ein drolliger Einfall. Nach einem zweiten Siege verlangt Duilius, daß man ihn von dem lästigen Begleiter befreie. Die Operette ist von Moineaux, dem Verfasser der „beiden Blinden."

Hierher gehört eine unter dem Titel: „Sept ans à l'opéra" kürzlich erschienene Schrift. Der Verfasser ist ein Herr Rénée des Arbres, seiner Zeit Secretär des Herrn Alphonse Royer, der bekanntlich sieben Jahre hindurch Direktor der großen Oper war. Unter den vielen pikanten Anekdoten, die in bunter Reihe auf einander folgen, wählen wir folgende, die sich auf die seitdem unter dem Namen Madame Gueymard bekannt gewordene Sängerin bezieht. Sie debütirte als Mademoiselle Lauters im Trovatore. Vor ihrem Auftreten hatte sie sich an einen Tapezierer, Namens Duval, gewendet, um sich mit ihm über ein vollständiges Ameublement zu verständigen. Sie verlangte Möbeln von Palissander und Tapeten von Reps. Der Tapezierer, der über das Resultat ihres Debüts im Zweifel war, wollte bloß von Mahagoniholz und Tapeten von Perse hören. Nach dem ersten Akte eilte Meister Duval zu Mamselle Lauters und flüsterte ihr in's Ohr: „Palissander und Reps — Sie sollen beides haben." — „Nur Geduld!" lautete die Antwort. Nach dem zweiten Akte hieß es: „Rosenholz und Damast." — „Nur Geduld!" erwiderte die Debütantin. Als der Vorhang fiel, rief ihr der begeisterte Tapezierer zu: „Meubles de Boule, brocart antique!"

Verschiedene mehr oder minder bedeutende literarische oder künstlerische Notabilitäten sind nach einander gestorben: ein Herr Brainne, früher Professor der Geschichte am Lyceum, später Journalist; er schrieb in La Presse und in der Opinion nationale. Dubufe, der Vater, ein seiner Zeit sehr beliebter Portraitmaler; er hatte sein 74stes Jahr erreicht. Jules Lecomte, welcher den Courrier de Paris in der Indépendance belge gründete. Später wurde er Redacteur des Monde illustré; er war ein gewandter Feuilletonist und blieb stets auf dem Niveau einer interessanten Mittelmäßigkeit. Man hat mehrere geschätzte Schriften von ihm: le luxe — la charité à Paris; auch schrieb er einige unbedeutende Theaterstücke. Der berühmte Landschafts- und Thiermaler Troyon, der schon seit längerer Zeit an einer Rückenmarksdörre siechte, ist wahnsinnig geworden. Constant Troyon wurde 1813 zu Sèvres geboren. Zuerst wurde er in der Porzellanfabrik beschäftigt, wo er Blumen und sonstige Ornamente malte. Später bildete er sich unter einem wenig bekannten Meister Namens Riocreux aus. Im Jahre 1833 schickte er in den Salon drei Bilder ein, die sich auf seine Heimath bezogen: la maison Colas, à Sèvres; la fête de Sèvres; Parc de St. Cloud. Dann kamen: Environs d'Amsterdam; Vallée de Chevreuse u. s. w. Le marché aux animaux erschien erst 1850. Troyon ist vor Allem Colorist; seine Landschaften sind voll Feuer und Leben. Seine Hunde sind besonders geschätzt; kein Maler hat sie so wahr und zugleich so poetisch dargestellt. Troyon pflegte zu sagen: „Der Hund sitzt (pose) dem Portraitmaler besser, als der Mensch: er bleibt natürlich; er weiß nicht, daß man ihn abconterfeit." Der geniale Künstler hatte Tags zuvor ein Bild für 8000 Franken verkauft, als ihn der Wahnsinn überwältigte. Kaum war er aufgestanden, so eilte er in sein Atelier, nahm den Pinsel und beschmierte das Kunstwerk von oben bis unten; man fand für gerathen, ihn in eine Maison de Santé bringen zu lassen, um die übrigen Bilder zu retten.

Heute, 1. Mai, ist der Salon eröffnet worden. Sonntags ist der Eintritt unentgeldlich; man kann sich die Menschenmenge denken, die in den großen Räumen des Industriepalastes hin- und herwogte. Die Jury hat sich dieses Jahr sehr gnädig finden lassen. Von den 4228

Kunstwerken, die eingeschickt worden, haben die Herren vom Areopag nur 695 abgewiesen, welche obendrein, nach dem Willen des Kaisers, in einem besondern Lokal ausgestellt sind. Ich verspüre nicht die mindeste Lust, dieselben in der Nähe zu genießen. Die Zahl der ausgestellten Oelgemälde beträgt 1387, von 925 Künstlern. Ferner wurden angenommen 399 Aquarell- und Pastellgemälde; nur 170 Skulpturen, und darunter wenig Bedeutendes; 122 Kupferstiche von 80 Künstlern; 30 Lithographien rc. Dazu kommen noch die sogenannten Admis mixtes, nämlich Künstler, von denen die Jury nur eines der zwei eingesendeten Werke zugelassen hat. Von 226 Bildern wurden nur 113 angenommen; ebenso von 36 Skulpturen nur 18 u. s. f. In Allem sind demnach 4228 Kunstgegenstände von 2782 Künstlern im Industriepalast zur Freude oder zum Aerger der Beschauenden und der Künstler auf das Forum der Publicität gebracht worden. — Unter den deutschen Künstlern nennen wir in alphabetischer Ordnung: Achenbach (Andreas): Quai zu Ostende während der Fluth; Achenbach (Oswald): eine Messe in der römischen Campagna, Landschaft, das Denkmal der Cäcilia Metella; Bornschlegel aus Sierk: Dame mit einem Papagay, Genrebild; Buterweck aus Tarnowitz in Preußen, Historienmaler: Acis und Galathea; Breitbach aus Berlin: das Benedicite, gefallenes Reh; Brendel (Berlin): Schafe; Budde (Wahrendorf): Maria mit dem Jesukinde; Burnitz (Frankfurt): zwei Landschaften; Eschke: Abenddämmerung zu Ostende; Flamm (Cöln): der Palast der Königin Johanna zu Neapel; Grund (Wien): Gretchen im Kerker; Hageistein: Portrait Georgs I., Königs von Griechenland (hängt im Salon carré); Ittembach (Königswinter): Madonna. — Das nächstemal werden wir diesen Katalog fortsetzen.

Wir haben hier wieder eine Gesandtschaft aus Japan; sie ist gekommen, um die Handelsverträge wieder aufzulösen, welche die vorige mit der französischen Regierung abgeschlossen. Man sieht sich kaum nach ihnen um, wenn sie über die Straße gehen. Die schiefen Augen, die hervorstehenden Backenknochen und der Haarknauf oben auf dem Occiput haben den Reiz der Neuheit verloren, den einzigen, den sie für uns haben können. Schreien wir aber nicht zu laut! Ein europäisches Gesicht mit dem weißen Teint und den horizontalen Augen ist vermuthlich für einen Japanesen etwas sehr Häßliches. Anläßlich der Anwesenheit dieser Ambassade erzählt man sich, die Dampfyacht, welche die Königin Victoria dem König von Siam zum Geschenke gesendet, habe Anfangs im Lande kein geringes Erstaunen erregt. Kaum ein halbes Jahr später erschien schon im dortigen Hafen eine dieser ganz ähnliche Yacht, mit einer Dampfmaschine von derselben Stärke, welche von Siamesen war gebaut worden. Sie hatten jedes einzelne zum Fahrzeug gehörige Stück selbst gefertigt. Eben so, kurz nachdem eine Partie Taschenuhren in Siam eingeführt worden, fabricirten die dortigen Bijoutiers sehr präcise Chronometer.

Aus dem Shakespearefest ist nichts geworden. V. Hugo und seine Anhänger wollten da wieder mit ihrer leidigen Politik hineinpfuschen. Man hat mit Recht bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die Franzosen zuerst das Gedächtniß des Geburtsjahres Molière's feiern sollten.

London, April.

Die Shakspearefeier.

Die Shakespearefeier in London ist vorüber und der historischen Gallerie der während der letzten Jahre dem Cultus des Genius geweihten Feste, der Händel-, der Burns- und der Schillerfeier, schließt ein neuer großer Name sich an. Was man auch über ihren unmittelbaren äußern Erfolg denken möge, einer rechtfertigenden Erklärung bedarf diese dreihundertjährige Feier nicht. Sie ist an sich ein frischer, ehrender Beweis der fortgeschrittenen geistigen Bildung, eine Offenbarung des charakteristischen Strebens unserer Epoche, den Antagonismus der Völker und der Parteien in dem Gemeingefühl humaner Interessen auszusöhnen, den intellektuellen Heroen der Menschheit an festlichen Erinnerungstagen öffentliche, allgemeine Huldigungen darzubringen. Von früheren Generationen hören wir, daß sie vor Allem dem lärmenden Erfolge kriegerischen Heldenthums opferten. Dem Zeitalter der Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen, der internationalen Bazars und Culturtempel war die Ausbildung dieser höchsten Form weltlicher Volksfeste vorbehalten, die dem still bildenden Wirken des Genius gelten; und als solche sind sie unter allen Umständen der Aufmerksamkeit aller derer würdig, welche der Entwicklung der zeitgenössischen Ereignisse ein allgemein menschliches Interesse widmen.

William Shakspeare — ein Name, der jedem gebildeten Ohre heimisch klingt. Wir Deutschen vor Allem glauben den Dichter als den unsern zu kennen und zu besitzen; ja, so mächtig ist dieses Gefühl in uns, daß die teutonischen Enthusiasten nicht fehlen, welche noch heute behaupten, erst wir hätten den seinen Landsleuten unbekannten Helden des Geistes wahrhaft entdeckt und der Welt verkündigt. Wenn der englische Nationalstolz eine solche Ansicht verwirft, so darf uns dieß nicht wundern. Auch gibt es Thatsachen, deren Bedeutung jene deutschen Enthusiasten nicht übersehen sollten. Schon seine Zeitgenossen erkannten den Dichter an, schon Ben Jonson verherrlichte ihn als einen Genius des ersten Ranges:

who was not of an age, but for all time.

Ein halbes Jahrhundert später erklärte Dryden Shakspeare für „denjenigen unter allen Dichtern, der den größten, umfassendsten Geist gehabt habe, einen Mann, der keines Lernens bedurfte, um das Buch der Natur zu lesen, der in sich hineinschaute und sie da fand.“ Und wieder ein Jahrhundert später, im Jahre 1769, veranstaltete David Garrick, der große Schauspieler, ein von Tausenden seiner Verehrer aus allen Theilen Englands besuchtes, musikalisch-dramatisches Erinnerungsfest in des Dichters Geburtsort Stratford-upon-Avon, welches drei Tage lang dauerte. Erst mehrere Jahrzehnte nach diesem Feste erschien die Goethe'sche Kritik des Hamlet und noch später der Beginn der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung. Doch es ist nutzlos, diese ächt deutschen Streitigkeiten über das Prioritätsrecht der Anerkennung eines großen Genius zu erneuern. Denn Shakspeare ist nicht allein, wie Ben Jonson sagte, für alle Zeiten, sondern für alle Völker, uns allen ist er in Fleisch und Blut übergegangen. Ob Engländer oder Deutsche, wir citiren seine Weisheit, lachen über seinen Witz, fühlen uns erschüttert durch sein Pathos, wiederhallen sein großes Spiel der Leidenschaften mit allen Saiten unsrer Seele. Königlicher ist noch kein Herrscher gewesen, als Shakspeare ihn darstellte, Staatsmänner mögen noch immer von seinen Regierungsmaximen lernen, Philosophen finden, daß sein anschauender Geist ihnen auf den Pfaden der Wissenschaft prophetisch voranschritt. Die Geheimnisse aller Stimmungen, die uns erregen, der Ehrgeiz, der uns erfüllt, jedes Mysterium des Herzens, das ganze Menschenleben mit seinen pathetischen Schmerzen, seinen kurzen Freuden und dauernden Ideen, alle sind in seinen wunderbaren Zeilen aufbewahrt und alle dämmerten über der Welt, als am 23. April vor dreihundert Jahren der Knabe William Shakspeare in jenem kleinen Hause einer Seitenstraße von Stratford geboren wurde.

Die Vorbereitungen zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakspeares in England begannen während der letzten Monate des verflossenen Jahres und wurden seitdem mit mehr oder weniger Eifer durch eine Anzahl von Comités in Stratford, London und andern Hauptstädten, in der Presse und in der Gesellschaft discutirt. Allein merkwürdig genug schien es von vornherein, als walte über diesen Berathungen ein Unstern, feindliche Gewalten, welche dem Gelingen der Demonstration als einer nationalen Feier hemmend entgegenstanden. Wir reden nicht von einzelnen puritanischen Stimmen des Widerspruchs, die jede Feier Shakspeares als solche verwarfen, weil Shakspeare, obgleich ein Mann von großem Talent, dieses doch in einer falschen Richtung angewandt habe, Stimmen, die, man muß es gestehen, ohne Wirkung verhallten und überhaupt nur als antiquarische Curiositäten Erwähnung verdienen.

Aber so vollkommen alle Vertreter der englischen Intelligenz in der Anerkennung des unvergleichlichen Genius des Dichters, in dem Wunsche, denselben auf würdige Art zu ehren, übereinstimmten, so lebhaft war gleich Anfangs der Conflikt der Ansichten über die angemessensten Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Wenn einige die Errichtung eines großen Shakspearemonuments proponirten, zu dem die vortrefflichsten englischen Künstler zusammenwirken sollten, so schlugen andere die Sammlung von Fonds zum Bau eines Theaters vor, dessen Bühne der Aufführung Shakspeare'scher Dramen ausschließlich gewidmet seyn solle; noch andere endlich befürworteten die Gründung einer Shakspeareschule, im Zusammenhang mit dem schon bestehenden Dramatic College, zum Zweck der Erziehung der Kinder englischer Schauspieler. Die Debatten über diese Plane führten zu einem so leidenschaftlichen Ausdruck der Meinungsverschiedenheit, daß in dem Londoner Hauptcomité eine unheilbare Spaltung entstand und eine Anzahl einflußreicher Mitglieder sich der ferneren Theilnahme an den Arbeiten des Comités durch öffentlichen Protest entzog. Eine noch peinlichere Sensation erregte das Benehmen eines der angesehensten Londoner Schauspieler, Mr. Phelps, der sich durch die ihm zugedachte Rolle in den dramatischen Festlichkeiten der Shakspearefeier zurückgesetzt glaubte und, da man seinen Einwendungen kein Gehör lieh, alle und jede Betheiligung versagte. Die Empfindung war allgemein, daß durch diese Vorgänge die Hoffnung auf das Zustandekommen einer wahrhaft nationalen Feier im voraus zerstört sey. Man hielt an der Idee fest, allein man fühlte sich im voraus verstimmt durch das Bewußtseyn des Mißverhältnisses der in Bewegung gesetzten Kräfte zu dem ursprünglichen Zwecke. Zu diesen störenden Elementen gesellte sich unmittelbar darauf der Mißton des schleswig-holsteinschen Krieges, mit seinem Nachklang von Demüthigungen für die englische Politik, und endlich, als bedürfe es noch eines außerordentlichen Hemmnisses, am Vorabend des Festes die Ankunft Garibaldis, dessen Empfang alle Gedanken, alle Begeisterung, deren die Nation für den Moment fähig war, in seinen stürmischen Wogen zu verschlingen drohte. Wäre Garibaldi geblieben, so hätte jene Begeisterung sich vielleicht zwanglos auf die Feier Shakspeares übertragen. Seine so plötzliche mysteriöse Abreise aber vollendete die Verwirrung der Gemüther, und in dem frischen Gefühl des Unwillens über die diplomatische Intrigue, der man, mit Recht oder mit Unrecht, Garibaldis Abschied zuschrieb, ging das englische Volk mit halber Seele an die Feier Shakspeares, welche nun, statt mit reinem, kräftig erwärmenden Strahle zu leuchten, in eine Reihe vereinzelter Kundgebungen zersplittert wurde.

(Schluß folgt.)

Genf, April.

(Schluß.)

Der Proceß Delafield vor den Geschwornen.

In Neapel erfolgte Delafields Verhaftung; aber seine Auslieferung nach der Schweiz stieß auf große Schwierigkeiten; der gewandte, einnehmende Abenteurer hatte sich bereits mächtige Freunde zu erwerben gewußt. Die Advokaten Mamiani und Brofferio, wie der Commendatore Mancini verwendeten sich für ihn, eben so mehrere Mitglieder des Parlaments, wo die Sache zur Sprache kam. Der Geschäftsbericht des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements für 1863 kommt verschiedentlich auf die diplomatischen Verhandlungen zwischen der Schweiz und Italien über diesen Fall zurück. Die Auslieferung erfolgte erst, nachdem sich das schweizerische Gesuch auf die Anklage der Fälschung und des Diebstahlsversuchs mit Einbruch stützen konnte; allein mehrere seiner italienischen Freunde schienen Delafield bis zum letzten Augenblick treu geblieben zu seyn.

Die Untersuchung ergab nun zunächst, daß jener Negociant Hannot in Brüssel ein ganz obscures, von der kleinen Misère des Lebens bedrängtes Individuum sey, welches seine Unterschrift auf jenem Wechsel von 2000 Pfund Sterling nur in der Hoffnung, eine Dienerstelle bei Delafield zu finden, hergegeben hatte. Die Anklage nimmt an, daß auch bei der Besorgung der Briefe zwischen dem Obersten Cougnard und der Madame Baës dieser Hannot von Delafield benutzt wurde, und zwar in der Art, daß er die unter dem Namen der letztgenannten Frau existirenden und wahrscheinlich von Delafield selbst geschriebenen Briefe an Cougnard nach Genf zurück expedirte. Die Untersuchung ergab ferner, daß Delafield unter verschiedenen Namen in mehreren Städten Europas, namentlich in Rotterdam und Dresden, ganz ähnliche Schwindeleien begangen hatte. Namentlich war die Heirathskomödie bereits in letztgenannter Stadt unter den gleichen Verhältnissen wie in Genf aufgeführt worden. Dort hatte ein Herr P. die unglückliche Rolle des Obersten Cougnard aufführen müssen.

Das Verhalten und die Selbstvertheidigung Delafields vor den Geschworenen entsprach ganz der Haltung eines Mannes, der nur durch verzweifelte Keckheit eine schlechte Sache, wenn nicht zu gewinnen, so doch zum Theil noch zu retten hofft. Der Angeklagte leugnete mit der größten Beharrlichkeit alle ihm zur Last gelegten Vergehen. Er behauptet mit unerschütterlicher Festigkeit, der Sohn einer vornehmen Familie in Haity zu seyn, und erklärt, er würde längst alle seine Verbindlichkeiten gegen seine Gläubiger erfüllt haben, wenn diese nicht durch ihre voreilige Angst und ihre unverantwortlichen polizeilichen Schritte selbst ihn daran verhindert hätten. Eine Fälschung jener Briefe stellt er gleichfalls in Abrede, und beschwert sich bitter, daß man die Madame Baës und jenen Hannot nicht zum Verhör und der Schlußverhandlung habe nach Genf kommen lassen. Eines öftern Namenswechsels habe er sich bedienen müssen, um den unausgesetzten Verfolgungen des Vaters seiner Geliebten zu entgehen. Schon das Zeugenverhör und die Reden des Generalprokurators hatte Delafield häufig durch beißende Bemerkungen und leidenschaftliche Ausrufungen unterbrochen; oft erschien es, als ob er seine Richter zur Ordnung rufen wollte. Seine Vertheidigungsrede selbst war ein buntes Chaos pathetischer Phrasen, juristischer Ausführungen und Citationen selbst aus der schönen Literatur. Der Mann hat ohne allen Zweifel Bildung, wenn auch eine ungeordnete und jedes sittlichen Halts entbehrende. Oft nimmt seine Rede einen leidenschaftlichen Schwung und erinnert an die Sonnengluth der Tropen. Die große Entschiedenheit, mit der er auftrat, verfehlte bei den Massen der Zuhörer, wie gewöhnlich, ihres Eindrucks nicht; es gab einen Moment, wo sehr viele Leute in Genf an Delafields Freisprechung glaubten, besonders da die Schwächen und Mängel der Anklage im Punkt des Beweises nicht verborgen bleiben konnten. So schwankten die Spannung und die Meinungen während vier voller Tage. Der Ausspruch der Geschworenen lautete endlich dahin, daß Delafield von der Anklage des Diebstahlsversuchs mit Einbruch in jenen Schrank der von ihm bewohnten Villa freizusprechen, dagegen der Fälschung und der Benutzung gefälschter Schriften schuldig sey. Der Gerichtshof verurtheilte dann den Angeklagten zu fünf Jahren Gefängniß. Dieser kündigte sofort Appellation an. So endigte dieser für die Genfer Sittengeschichte interessante Proceß; wir werden sehen, ob auch das Drama selbst damit geschlossen ist.

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. 27. Mai 1864.

> Des Sophokles Tragödien sind eine Blüthe des attischen Geistes, die er nur gerade an der Grenzscheide zweier an Gesinnung und Denkweise sehr verschiedener Zeitalter treiben konnte. — Diese Tragödien erscheinen uns als Seelengemälde, als poetische Entwicklungen der inneren Natur des menschlichen Geistes, welche dieser seiner Natur nach anerkennen muß. Unter allen Dichtern des Alterthums ist Sophokles am tiefsten in das Innere des Menschen hinabgestiegen.
>
> Otfried Müller.

Aeschylos und Sophokles.

(s. Nr. 17.)

3. Sophokles.

Sophokles tritt zu Aeschylos heran, wie Raphael zu Michel Angelo: der überwältigenden Macht des Tiefsinns und der Erhabenheit, der dämonischen Größe der Charaktere gesellt sich die durchgebildete Harmonie des edlen Gemüths und der von ihr bedingte Adel der Form, ein Schönheitssinn, der sich vornehmlich in dem Aufbau des Ganzen, in der Composition bewährt, ein Wohlklang, in welchem Alles zusammen stimmt. Nie ist die Mitte in der Verbindung von Würde und Anmuth, in dem rechten Maße, das die Gegensätze ausgeglichen in sich enthält, bewundernswerther und vollendeter erschienen als in der Stellung des Sophokles zwischen Aeschylos und Euripides. Zwischen Aeschylos, dem Marathonstreiter, der die altehrwürdige Ueberlieferung hoch hält und den Willen des Einzelnen dem des Ganzen beugt, und zwischen Euripides, der als ein Zögling der sophistischen Bildung die Subjectivität des persönlichen Geistes auf den Thron erhebt und das Ganze dem Reize des Einzelnen nachsetzt, steht er, der melodische Mund der Perikleischen Zeit, der durch die Schule der Gymnastik und Musik zur Klarheit und Freiheit des Gedankens voranschreitet und mit dem Gemeingefühl des Volks die Persönlichkeit in Einklang erhält, welche dasselbe leitet, indem sie von ihm getragen wird. Ein schöner fünfzehnjähriger Jüngling führte er den Reigen der Sänger, die den Sieg von Salamis feierten. Als er zwölf Jahre später (468) zum erstenmal mit Aeschylos um den Preis der Tragödie rang, da war es ein Kampf von kulturgeschichtlicher Bedeutung, und wie Kimon mit seinen Feldherrn aus dem thrakischen Feldzuge kommend ihn für den aufstrebenden Genius entschied, so ist dieser auch nie von Euripides überwunden, nie zweien der Mitbewerber nachgesetzt worden. Als Freund des Perikles begleitete er eine Führerstelle im samischen Krieg. Bis in's hohe Alter von 90 Jahren erhielt sich dem Musenliebling die Freude am Schönen und die schöpferische Geisteskraft. In religiöser Gesinnung wußte er die sittliche Tiefe des Volksglaubens zu erschließen, ohne die Bildlichkeit des Mythos zu zersetzen, und als sein Wahlspruch mag diese Strophe eines Chorgesangs im König Oedipus gelten:

Es sey das Loos meines Lebens,
Fromme Reinigkeit in Wort und Werke mir
Stets zu bewahren, treu den ew'gen Rechten,

Die aus den Höhn steigen herab, im Aetherlicht geboren,
Sie, die kein irdisch Wesen, kein Mensch zeugte,
Olympos ist ihr Vater. Niemals
Werden sie in Vergessen hinschlummern,
Denn ein Gott lebt mächtig in ihnen, nie alternd.

Adolph Schöll hat darüber wohl endgültigen „gründlichen Unterricht“ ertheilt, daß die Dichter in Athen stets mit einer Trilogie als einem Ganzen um den Preis kämpften, und da wäre es wahrlich doch kein Fortschritt gewesen, wenn Sophokles drei Stücke ohne Zusammenhang und innere Beziehung einander hätte folgen lassen; aber das Mißverständniß des Suidas, „daß er es aufgebracht, Drama gegen Drama in den Wettstreit zu bringen,“ beruht auf dem Grunde, daß er weit mehr jedes Einzeldrama zu einem in sich gerundeten Ganzen machte, eine Handlung, welche die Vorgänger in drei Theile zerlegt hätten, einheitlich concentrirte und dadurch zugleich größeren Reichthum für das einzelne Werk gewann. Waren die Stücke aber dann nicht auch begebenheitlich verkettet, wie in der uns erhaltenen Trilogie, so verknüpfte sie bei Sophokles und bei Euripides ein gemeinsamer Grundgedanke, so waren sie mannigfaltige Lösungen eines und desselben Problems. Die Peripetie, jener Umschwung, den der Held sich für sein Geschick bereitet, der Wendepunkt oder der Glückswechsel, der für ein Geschlecht eintritt, liegt nicht etwa nur in einem mittleren Drama, zu dem das erste sich wie die Exposition, das dritte wie der Schluß verhält, sondern Sophokles erzielt sie für jede Tragödie, von jeder soll gelten dürfen, was er den Menelaos in einem Fragmente sagen läßt:

So dreht im Umschwung mit der Gottheit starkem Rad
Sich stets mein Leben, so verändert's die Gestalt,
Dem Antlitz gleich des Mondes, das zwei Nächte sich
In Einer Form und Bildung nie behaupten mag,
Schwach erst und dunkel und von neuem Licht sodann
Zur Schönheit wachsend, voll und voller anzuschaun,
Und wenn's in seiner höchsten Herrlichkeit erschien,
Hinschwindet wieder und zum Nichts heruntersinkt.

Sophokles wird der Meister des verflochtenen Dramas, indem er unterschiedene Charaktere in einer Collision von Pflichten oder als die Vertreter streitender Rechte und Principien auftreten und daraus sich einen Kampf entwickeln, die Gegensätze sich an einander zerschlagen und dadurch das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit ihres organischen Bandes, ihrer Harmonie sich als Lösung entbinden oder die Versöhnung im Wollen und Erkennen des geläuterten Gemüths sich vollziehen läßt. Auf diese Weise entwickelt sich die Handlung durch die Wechselwirkung der Persönlichkeiten und durch die Wechselrede; jede greift bestimmend in die andere ein und erfährt deren Einfluß, und das ist das ächt Dramatische. Folgerichtig gab daher Sophokles dem Dialog den größten Raum und beschränkte die epische Erzählung auf Botenberichte, die Lyrik auf seltene Ergüsse bewegten Gefühls und auf betrachtende Chorgesänge in den Pausen der Handlung. Statt der Zeichnung der Charaktere, die in einfacher Großartigkeit gleich bleibend ihr Wesen darlegen und ihr Schicksal bereiten, erhalten wir jetzt das Gemälde der Seele, wie sie die Einflüsse der Außenwelt erfährt und dadurch in einen Wechsel von Stimmungen versetzt wird, wie sie durch ihre Beziehung zu andern in besondere Lagen kommt und in diesen nach ihrer Eigenthümlichkeit sich entfaltet, und der Dichter motivirt alles Begebenheitliche aus dem Gemüth und Willen, das Aeußere auf das Innere, die That auf die Gesinnung gründend. Wir dürfen mit Ottfried Müller sagen, daß Sophokles unter allen Dichtern des Alterthums am tiefsten in das Innere des Menschen hinabgestiegen. Die Handlung vollzieht sich zunächst in der Brust, und wir lernen die Natur des Geistes und ihre Gesetze kennen. Das Reinmenschliche in seiner Allgemeingültigkeit ist für Sophokles die Hauptsache; er trachtet nicht nach dem Absonderlichen, seine Gestalten bewahren ein gattungsmäßiges Gepräge, er idealisirt sie dadurch, daß er den Charaktereigenschaften das bloß Zufällige abstreift und sie ihrem Wesen gemäß folgerichtig vollendet; darauf bezieht sich sein Wort, daß er die Menschen bilde, wie sie seyn sollten, Euripides, wie sie gewöhnlich in der Wirklichkeit wären. Aber wenn er in seinen Gestalten irgend eine Gemüthsrichtung mit voller Energie darstellt, so erhebt er sie über alle Abstraction und gibt ihr den Ausdruck des vollen Lebens dadurch, daß er ihr zugleich eine contrastirende Farbe und ergänzende Züge leiht. Antigone vertritt das Princip der Liebe streng und fest, ja mit Herbigkeit; die männliche Elektra, die zum Muttermorde treibt, schmilzt in Klagen um den Bruder dahin; Aias, der ob seiner Kriegerehre so furchtbar, ja sinnverblindet zürnende Held, erscheint voll Innigkeit für Weib, Kind und Genossen, voll warmen Naturgefühls, und des Oedipus trotziges Selbstvertrauen schlägt um in ein vernichtendes Entsetzen über sich selbst. In dieser Doppelseitigkeit spiegeln die Charaktere selber die Einheit im Unterschiede, die Harmonie des Ganzen, die Symmetrie des Baus. Sie sind nicht so individuell, so reich ausgestattet wie bei Shakespeare oder Goethe, sie sind in der Poesie den plastischen Bildwerken des Polyklet oder Skopas verwandt und ebenbürtig.

Auch im Ausdruck endlich hält Sophokles das Ungemeine und Prunkhafte eben so fern als das Triviale, indem er die Sprache der gebildeten Gesellschaft in wohllautenden Rhythmen veredelt und mehr nach sinnvoll anmuthiger Bezeichnung des Gedankens als nach dunkler oder phantastischer Bildlichkeit strebt. Er reiht die Sätze nicht äußerlich aneinander, sondern weiß die Abhängigkeitsverhältnisse in der Verbindung fein zu bezeichnen, wie Platon. Seine Chöre sind herrliche Denkmale lyrischer Kunst, er ist groß im Flusse zusammenhängender Beredtsamkeit, vornehmlich groß aber im Gespräch, wo die Verse oder Verspaare Schlag auf Schlag einander antworten. Solger bemerkt hierüber: „Bei Aeschylos werfen sich die Personen gewöhnlich die ganze Last ihrer Starrheit oder ungeheure Ausbrüche ihrer Leidenschaft entgegen; bei Euripides spielen sie manchmal ohne Maß mit Sophismen und nichtigen Ausflüchten; bei Sophokles sind sie auf den innigsten Zusammenhang der Sache gerichtet, den sie in sinnschwerer Kürze hinwerfen, und wirken gern so, daß sie in der Seele des hartnäckigen Gegners einen Stachel geheimen Zweifels zurücklassen. So möcht' ich diese Reden bei Aeschylos mit geschleuderten Felsstücken, bei Euripides mit geschickt hin und her gespielten Bällen, bei Sophokles mit scharfen und klug gezielten Pfeilen vergleichen.“

So ist eben bei Sophokles alles sachentsprechend und jeder besondere Zug steht im Einklang mit dem Ganzen, ist durch dieses beherrscht und auf das Maß der schönen Form gebracht. Daher entspringt die Süßigkeit, welche die Alten an ihm rühmten, wenn sie ihn die attische Biene nannten. Ein Bild für seine Poesie hat Schlegel bei ihm selbst gefunden, den heiligen Hain der dunkeln Schicksalsgöttinnen, aber mit der Lieblichkeit eines südlichen Frühlings überkleidet, worin Lorbeer, Oelbäume und Weinreben grünen und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen.

Beginnen wir mit dem Meisterwerke, das er in der Reife der Kraft gedichtet und wahrscheinlich unmittelbar vor seinem Tode nochmals überarbeitet hat, mit der Trilogie aus der Sage von Theben. Da namentlich der König Oedipus selbst neuerdings noch als eine Schicksalstragödie im verwerflichen Sinne des Worts betrachtet wird, eine Darstellung des rohen, vernunftlosen Fatalismus, so erwähne ich zunächst, daß Sophokles zuerst den Laios in der Uebertretung göttlicher Gebote heirathen läßt, und daß er den Mythos weiter führt in seiner Motivirung; als ihm und der Jokaste dennoch ein Sohn geboren wird, durch welchen ihnen das gerechte Strafgericht für ihre Schuld angedroht ist, da wollen sie solches unmöglich machen durch Aussetzung, durch Kindesmord: trifft ihr Loos sie unverdient? Oedipus wird gerettet, vom König Korinths aufgezogen, sieht seine Abkunft von diesem bezweifelt und wendet sich an das Orakel, das ihm über seine Frage keinen bestimmten Aufschluß, sondern die Warnung gibt: er solle sich hüten, den Vater zu tödten und die Mutter zu heirathen. Eigenwillig glaubt er dieß zu meiden, wenn er nicht wieder nach Korinth zurückkehrt, und troß des Zweifels über seinen Vater und troß der Warnung erschlägt er in raschem Zorn einen Unbekannten und heirathet eine Königin, die beide nach ihren Jahren seine Eltern seyn können. Aus dem Drachen des Phikischen Berges haben die Tragiker einen Sphinx gemacht, und Sophokles fügt mit sinnvollster Erfindung hinzu, daß das Wunderthier Räthsel aufgab, den verschlang, der sie nicht löste, sich aber in den Abgrund stürzte, als Oedipus sagte: die Auflösung sey der Mensch. „Der die tiefsten Räthsel löste,“ ist sich selber eins geblieben. Aber unschuldig ist er nicht: wohl will er das Gute, wohl denkt er, das Verbrechen zu meiden, aber in blindem Selbstvertrauen, dem eigenen Sinne folgend, heftig, unbesonnen. Seine Unthaten sind allerdings nicht beabsichtigt, darum konnte der Dichter sie nicht aus seinem Willen ableiten und darum sind sie ein bereits Gewordenes, als die Tragödie beginnt, und diese zeigt nun, wie sie dem Thäter zum Bewußtseyn kommen, und die Natur desselben zeigt hier dieselbe Untrennbarkeit von sittlichem Wahrheitsdrange und selbstgerechter Verblendung in einem Seelenkampfe erschütterndster Art. Gleiche Meisterschaft bewährt sich im Bau des Dramas, in der Art, wie es allmählig Licht wird, wie Schlag auf Schlag die Gottheit Recht behält, wo der Mensch meint, sich über ihr Wort hinwegsetzen zu können. Schiller hat bereits das Werk eine tragische Analysis genannt; alles sey schon da und werde nur herausgewickelt; aber zugleich bestimmt sich in der Art, wie dieß geschieht, der Charakter sein Schicksal.

Hülfeflehend lagern sich Greise und Kinder vor dem Palast des Königs, auch jetzt in der Noth der Seuche soll er wieder ein Retter werden; und schon hat er nach Delphi gesandt, um den Grund der Drangsal zu erfahren. Die Antwort kommt: der Mord des Laios sey unbeachtet, ungesühnt. Oedipus droht und flucht dem Mörder, sofern er nicht alsbald das Land verlasse, in so selbstgerechter Weise, wie nur der es dürfte, der von aller Schuld frei, vor allem Bösen sicher ist, nicht wer sich mit dem Blut eines Unbekannten befleckt weiß. Als der zur Aufklärung der Lage berufene Teiresias zuerst eine Auskunft verweigert, dann aber den Oedipus das Land verlassen heißt, da kehrt

dieser sich im Zorn gegen Seher und Seherkunst, da will er nicht wissen, wie tief er gefallen, und versteht die Worte nicht, die ihn selbst als den Mörder bezeichnen, sondern zeiht den Schwager Kreon einer herrschsüchtigen Verschwörung mit Teiresias. Den Hader mit Kreon will Jokaste schlichten: auf Göttersprüche sey nicht zu bauen, auch Laios habe ja durch Sohnes Hand fallen sollen, aber das Kind sey in's öde Gebirg geworfen und der König von Räubern auf einem Dreiweg erschlagen worden. Aber die Rede, welche beschwichtigen soll, fällt wie ein Funke in das entzündliche Gemüth des Oedipus, denn zu jener Zeit hat er auf einem Dreiweg in Phokis einen Unbekannten getödtet. Doch soll der Hirt vom Felde kommen, der damals mit Laios war, und waren's Räuber, dann, sagt Oedipus, war es nicht der Einzelne, der ihn erschlagen. Ein Bote von Korinth kommt und meldet des dortigen Königs Tod, den Oedipus zur Nachfolge einladend. Und wie er, wie Jokaste nun freudig aufgeathmet, da er den Vater nicht mehr ermorden könne, das Prophetenwort also werthlos sey, da entlockt er im Wechselgespräche mit dem Boten diesem die Kunde, daß er nicht des Polybos Sohn, sondern ein im Thebanischen Gebirge ausgesetztes Kind gewesen, was jener hereingerufene Hirt auf Oedipus Drängen bestätigt, denn das Kind ward diesem selbst von Laios gegeben; dann erkennt derselbe zugleich in Oedipus den Mörder des Laios. Das Wirrsal aber kann Oedipus nicht ansehen, daß er, der den Vater erschlagen, Sohn und Gatte, Vater und Bruder zugleich ist; Jokaste hat sich erhängt und neben ihrer Leiche blendet er sich. Was er vermeiden wollte, hat er gethan, gerade weil er die sich überhebende Zuversicht hatte, daß sein Wollen genüge. Er richtet sich selbst und verlangt, daß man ihn einsam im Gebirge wohnen lasse, als einen Ausgestoßenen; damit erkennt er die sittliche Weltordnung an, und darin liegt die Versöhnung.

Den Tod des Oedipus stellt Sophokles im Anschluß an die Sage seiner eigenen Heimath dar, indem er den Dulder, der seine Schuld durch sein Leiden gebüßt, im Hain der Erinnyen zu Kolonos bei Athen Ruhe finden läßt, indem die Schicksalsmächte selber ihn aufnehmen, ihm Frieden gewähren. Da er, ohne es zu wollen, so Furchtbares vollbracht, da er so schwer gebüßt, soll nun ein gerechter Gott ihn erheben, sagt der Chor; denn neben Zeus ist auf dem Thron für alle Schuld gesetzt die Gnade. Athen, das den Ausgestoßenen aufnimmt, gewinnt durch sein Grab eine Stätte des Heils, und wird zugleich als der Wohnsitz gerechter milder Menschlichkeit verherrlicht. Oedipus, der ein Werkzeug war in der Hand des Schicksals, um die Sünden der Eltern zu strafen, wird auf wunderbare Weise der Erde entrückt. Das Leid ist Führung, auch das Schwere und Schlimme wird dem, der es recht zu tragen weiß, zum Segen. Mit der Sehnsucht nach der Ruhe des Todes, die durch die Tragödie weht, wird die Klage laut über den Schmerz und das Ungenügende des irdischen Daseyns, wie wir sie trotz aller Freudigkeit der Hellenen, trotz ihrer Befriedigung in der Gegenwart, im öffentlichen Leben, gerade bei den tiefsten Geistern, bei Homer, bei Pindar und Aeschylos, bei Heraklit, Parmenides und Platon vernehmen. Der in den Gärten des Midas gefangene Silenos, befragt um den Werth des Lebens, hatte nach uralter Ueberlieferung die düstere Antwort gegeben: das Beste sey, nicht geboren zu werden, das heilsamste nach diesem, sobald als möglich zu sterben. In der Drangsal des Kriegs, im Verfall der Sitte, kurz vor dem Sturz der Vaterstadt und ihrer Freiheit nahm der hochbetagte Sophokles das in ein Chorlied auf.

Wer ein reiches und volles Loos
Seiner Tage begehrt und nicht
Sich bescheidet mit rechtem Maß,
Ist ein Blinder! Ich will es ihm
Deuten in meinem Gesang mit Klarheit.
Denn manch finsteres Wetter thürmt
Um das altergebleichte Haupt
Unheilschwanger sich auf. Es schöpft
Niemand lautere Freude, wer
Zu heiß das Leben liebt; er kennt
Nicht den letzten Tröster. Endlich
Steigt aus Hades Nacht das Schicksal,
Ohne Brautlied, Tanz und Leier
Naht der Tod uns,
Heiland aller Trübsal.

Nicht geboren zu seyn, o Mensch,
Ist das höchste, das größte Wort;
Doch wofern du das Licht erblickt,
Acht' es als Bestes, dahin zu gehn
Wieder, von wannen du kamst, auf's schnellste.
Denn so lange die Jugend währt,
Leichten, thörichten Sinnes voll,
Wer entirrte dem Ungemach?
Stürmt nicht jeglicher Jammer drin?
Mord, Hader, Blutvergießen, Kampf,
Haß und Neid! Und endlich wartet
Schmachbeladen, mürrisch, einsam
Krank und schwach das Alter unser,
Das der Uebel
Uebel all umlagern.

Oedipus, von der Tochter Antigone geführt, findet das Ziel seiner Wanderung im Hain der Eumeniden.

Entsetzt erblickt ihn dort der Chor, Greise von Kolonos; es ist zweifelhaft, ob er bleiben dürfe, bis ihn Theseus schutzverheißend aufnimmt. Aber während er der Ruhe des Todes entgegen harrt, will das Leben ihn wieder in seinen Strudel reißen. Die Söhne, die ihn seinem Schicksal überlassen, ja in's Elend hinausgestoßen, haben sich selber über die Herrschaft entzweit, der vertriebene Polyneikes rüstet einen Heerzug gegen Theben, und von dort kommt Kreon, um sich des Oedipus zu bemächtigen, da ein Götterausspruch an ihn, den Schwergestraften, den Sieg knüpft. Oedipus weigert sich zu folgen, Kreon raubt ihm die Töchter, und will eben Hand an ihn legen, als Theseus kommt, ihn schirmt, die Entführten wieder erobert. Auch Polyneikes erscheint, nicht in Reue und Kindesliebe, sondern voll Selbstsucht, gegen die Vaterstadt und den Bruder sich den Vater zu verbünden. Oedipus weist ihn ab, die Lieblosigkeit der Kinder mit dem Fluche belegend, daß sie ihnen bald zum gegenseitigen Verderben werde. So dürfen wir allerdings keinen christlichen Dulder in ihm erblicken wollen, der Böses mit Gutem vergilt, aber auch keinen mordgrimmigen Rabenvater. Er bleibt seinem anfänglichen Charakter treu, Vergeltung heischend für jede an ihm begangene Schuld. Antigone vertritt das höhere Prinzip; sie mahnt den Vater, den Bruder zur Liebe, zum Frieden, aber auch Polyneikes will sich dadurch nicht retten lassen. Den Oedipus ruft ein unterirdischer Donner, hellsehend führt er selber den Heldenkönig Theseus allein zu der Stätte, wo er entrückt wird, schmerzlos, wunderbar. Die Klage der Töchter beschwichtigt der Chor, weil Oedipus vom Leid erlöst ein seliges Ende gefunden. Zur Sühne genügt auch für Tausende wohl Eine Seele, wenn sie reinen Herzens naht: dieses Wort in Bezug auf Antigone, und das Versprechen, das sie dem Bruder gibt, ihn zu bestatten, ihr Aufbruch nach Theben, ob sich der Bruderkampf verhindern lasse, knüpft die Tragödie an die folgende an.

Eteokles und Polyneikes sind einer durch des andern Speer gefallen; diesem, der die Vaterstadt mit feindlichem Heere bedroht, wird durch den neuen König Kreon die Todtenehre, der Friede des Grabs versagt. **Antigone** fordert von ihrer Schwester Ismene, daß sie ihn dennoch mit ihr beerdige, Ismene fügt sich aber dem Machtgebote des Staats, und Antigone sagt sich von ihr los und beschließt allein die That zu vollbringen. Der Chor feiert die siegreiche Rettung der Stadt, und Kreon setzt ihm auseinander, wie nothwendig, um die öffentliche Ordnung zu sichern, die Strafe über den Angriff gegen das Vaterland verhängt und dieß Gesetz aufrecht erhalten werden müsse. Antigone aber sieht in Polyneikes nicht den Feind, sondern nur den Bruder, und sagt:

Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.

Sie sieht sich auf den Punkt gestellt, wo sie sich entscheiden muß, ob sie Gott mehr gehorchen will oder den Menschen, sie handelt nach ihrem Gewissen und bekennt sich offen zu ihrer That. Sie nimmt sie allein auf sich und weist die Schwester zurück, die nun ihr Loos theilen möchte. Nicht bittend oder klagend, sondern auf ihre sittliche Ueberzeugung sich stützend tritt sie Kreon gegenüber:

Für so erhaben hielt ich deine Verkündigung nicht,
Daß höher als des Himmels ungeschriebene
Unwandelbare Rechte sey ihr Menschenwort;
Denn heut und gestern leben nicht, nein ewig sie
In Kraft, und Niemand hat gesehn, von wann sie sind.
Und diese sollten nicht dereinst um eine Furcht
Vor Menschendünken im Gericht der Götter mich
Verdammen. Daß ich sterbe, wußt' ich längst fürwahr,
Auch ohne dein Ausrufen; wenn nun früher mich
Der Tod hinwegnimmt, heiß ich das für mich Gewinn.

Kreon befiehlt die Einmauerung Antigones, um sein Gebot in Ansehen zu erhalten, auch als sein eigener Sohn für Antigone, seine Braut, bittet, und ihn daran erinnert, daß er begnadigen könne, daß man auf die Gesinnung achten müsse, mit der sie gehandelt, und daß die Stimme des Volks um ihrer Liebestreue willen sich für sie erkläre. Und so vergeht Kreon sich an dem Heiligthum des Gewissens und der Familie, indem er starrsinnig auf seinem Eigenwillen beharrt und die äußere Ordnung rücksichtslos vertritt. Aeußerlich bleibt er bestehen, er bleibt König und am Leben, aber innerlich wird er gebrochen und durch den Verlust seiner Familie bestraft, indem der Sohn der Geliebten, die Mutter dem Sohn in den Tod nachfolgt. Ihm gilt das Wort des Chors:

Das Erste, o Mensch, zu dem Baue des Glücks
Ist weise zu seyn. Vor den Göttern vergiß
Die Ehrfurcht nie. Der Vermessene büßt
Durch gewaltigen Schlag das vermessene Wort,
Und der Büßende lernt
Im Alter besonnene Weisheit.

Antigone hat sich mit edlem Trotze gegen die weltliche Satzung vergangen. Der Chor singt ihr zu:

Die Pflicht der Lieb' ist fromme Pflicht,
Doch auch des Machtbegabten Macht
Geziemet zu mißachten nicht;
Des eignen Herzens Trieb verdarb dich.

Wehmüthig scheidet sie von dem Leben, ehe ihr das Brautlied und die Hochzeitfreude wird, der Ehe

Segnung und der Kinderpflege Glück; aber sie fühlt sich erhoben in dem Gedanken, daß sie Heiliges heilig gehalten, eine fromme Missethäterin. Sie stellt ihre Sache den Göttern anheim. Wird sie von ihnen schuldig befunden, will leidend sie bekennen, daß sie gefehlt; sind aber ihre Gegner schuldig, so möge denen nichts Härteres widerfahren, als sie ihr thun. Indem die in Widerstreit mit einander gesetzten Momente der Idee sich zerstören, gewinnen wir das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit der Harmonie der Rechte des Herzens, der Stimme des Gewissens mit der öffentlichen Ordnung und dem Staatsgesetz. Und über Leid und Untergang erhebt und beseligt auch uns wie die Antigone der sittlich freie Geist, der lieber das irdische Leben opfert als seinem ewigen Prinzip untreu wird und dadurch seine den Tod überwindende Macht beweist. Das griechische Alterthum hat nichts Herrlicheres als die Antigone des Sophokles, weder was die Tiefe und Klarheit religiös sittlicher Erkenntniß noch was die dramatische Kunstvollendung angeht. Wohl durfte der Dichter, der dieß Werk schuf, den Chor Preisgesänge anstimmen lassen über die Herrlichkeit des Menschen und über die allsiegreiche Macht der Liebe.

Denselben Stoff, welchen Aeschylos in den Grabesspenderinnen behandelt, die Vergeltung, die Orest als Rächer des Vaters an Klytämnestra und Aegysthos vollzieht, hat auch Sophokles in der Elektra dargestellt und das Ganze vornehmlich im Spiegel ihrer jungfräulichen Heldenseele gezeigt, wie sie dem Chor und der nachgiebigeren Schwester Chrysothemis gegenüber ihren unauslöschlichen Schmerz über den ungesühnten Tod des Vaters, über das verbrecherische Leben der Mutter ausspricht und in ihrem Haß und Zorn durch den Druck, den sie erduldet, nur bestärkt wird; wie dann auch sie durch die listige Kunde vom Tode des Orestes getäuscht, von der Hand des Bruders selber die Urne mit dessen vermeintlicher Asche empfängt, aus der jammerreichsten Gemüthserschütterung aber auf einmal durch die Wiedererkennung des Lebenden zur vollsten Freude entzückt wird, und nun ruhigen Muthes das Strafgericht ihn vollziehen heißt. Der Dichter hat es dabei nicht verborgen, wie Elektra die Pein maßloser Empfindungen leidet, wie der erbarmungslose Haß, mit welchem sie der eigenen Mutter Tag und Nacht das Herzblut aussaugt, auch ihr selber am Herzen nagt. Daß der Schauder der Natur vor dem Muttermord ihr und dem Bruder erspart bleibt, ist ein Rückschritt in sittlicher Beziehung, und läßt uns vermuthen, daß ein folgendes Drama auch Kummer und Seelenverwirrung ihnen nicht erspart und dann nach neuen Kämpfen ihnen den Frieden gegeben haben wird.

Da im Aias der Streit und die Entscheidung um die Waffen des Achilleus nicht näher erwähnt, sondern als ganz bekannt vorausgesetzt wird, so glaube ich, daß dieß ihm als erstes Drama voranging; auch das Ende ist keine rechte Ausgleichung und weist auf eine gründlichere Lösung der Conflikte unter den Heerführern hin. Seine Kraft ist es, die den Helden zu einem hochsinnigen Trotze führt, welcher der Mahnung und des Beistandes der Götter überhoben zu seyn vermeint, und den ersten Preis nicht dem überlegenen Geiste des Odysseus vergönnt, sondern für die eigene Leibesstärke begehrt; als derselbe ihm versagt wird, ist es bereits eine maßlose Wuth der Rache, wenn er darum den Mitbewerber wie die Richter zu ermorden beschließt, und es ist nur folgerichtig, daß die Göttin der Weisheit diese wahnsinnige Selbstverblendung darin erscheinen läßt, daß er die Heerden statt der Heerführer würgt. Die Schmach, die er damit sich selber angethan, kann der Adel seiner Natur nicht ertragen, er hält Gericht über sich selbst, indem er sich in sein Schwert stürzt. „Denn rühmlich leben oder rühmlich untergehen, geziemt den Edlen.“ Durch den Tod hat er die Schuld gesühnt, darum wird ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil. Es ist Odysseus, welcher klug und menschlich gesinnt für ihn eintritt. Sagte er doch schon in der ersten Scene:

Mich jammert sein,
Des Schwerbedrängten, ob er mir auch feindlich grollt,
Daß ihn die grauvoll herbe Noth gebunden hält.
Denn mehr auf ihn nicht schau ich, als auf mein Geschick;
Denn alle, die wir leben, sind nichts anders doch
Als Scheingestalten, als ein flüchtig Schattenbild.

Worauf die Göttin:

Auf solches achtend rede denn niemals ein Wort
Des Uebermuthes wider uns Unsterbliche,
Noch blähe dich voll Dünkel, wenn du mehr an Kraft,
An hohem Reichthum mehr gewannst als Andere.
Denn mit dem Tage sinkt hinab und steigt empor
Der Menschen Werk und Wesen; doch dem Frommen sind
Die Götter hold, den Bösen aber hassen sie.

Der Redekampf um Aias Bestattung in der zweiten Hälfte schmeckt etwas nach der späteren attischen Redekunst und dem Vergnügen an Proceßverhandlungen; in der ersten Hälfte ist das Gewaltige und Erschütternde mit dem mild Rührenden wunderbar verwebt; Tekmessas Abschiedsworte an Aias sind ein Nachklang der homerischen Andromache. Dem Sohne wünscht Aias, daß er dem Vater ähnlich, aber glücklicher werde. Jetzt führt der Knabe noch das stachellose Leben, das unbewußte; umspielt vom Lenzhauch, der Mutter Wonne,

soll er den Traum der Jugend träumen, bis die Zeit kommt, daß er den Widersachern beweise, wer er sey. Und wenn er die Erinnyen auf die schuldvollen Häupter seiner Feinde herabbeschwört, gedenkt Aias der Quellen und Gefilde der Heimath, die ihn aufgenährt; er grüßt das Licht, die Sonne zum letztenmale mit der Bitte, daß sie seinen Tod den fernen Eltern verkündige.

Im **Philoktet** ist Odysseus der gewissenloseste Listenerfinder und der Sohn des Achilleus neben ihm der ehrlich offene Jüngling. Philoktet, der seither der Einsamkeit und dem Schmerz seiner Wunde überlassen war, soll zum Heer vor Troja geholt werden, weil zur Eroberung der Stadt er und sein Bogen nöthig sind. Statt ihm die Wahrheit zu sagen, wird er mit Trug umgarnt, so daß er am Ende auch die Wahrheit nicht glaubt, der er gern folgen würde; die List scheint gelungen, als der Dulder nach einem heftigen Anfall seiner Krankheit entschlummernd den Bogen in Neoptolemos Hand legt; aber dieser achtet, der Mahnung seines Gewissens folgend, das Gerechte höher als das Kluge, und händigt nicht bloß den Bogen an Philoktet wieder ein, sondern will auch das zum Schein gegebene Wort halten. In dieser durch Menschenwitz angezettelten Verwicklung kann nur ein Gott aufklärende Hülfe bringen, und so erscheint Herakles und bestätigt die Wahrheit, daß Philoktet den Paris treffen, Heilung und Ruhm vor Troja finden soll, daß schweren Kampf duldend und durchkämpfend der Sieger den Himmel erbe. Schöll erinnert daran, wie gegen Ende des peloponnesischen Kriegs, als die Sittlichkeit aus der Politik gewichen war, der Dichter dem Volk die schmerzliche Erfahrung darlegen konnte, daß Treulosigkeit und Unwahrheit, mit je mehr Klugheit und Gaben sie verbunden sind, um so unlösbarer die Bande der Gesellschaft verwirren, die Vernunft des Handelns aufheben. Aber für Athen geschah kein Wunder, wie es Sophokles vielleicht von einer Rückkehr des abermals verstoßenen Alkibiades hoffte. Im Drama hat der Dichter mit großer Kunst psychologischer Entwicklung den Wendepunkt in das Gemüth Neoptolems gelegt, wie dieses sich in seiner Treue wieder findet; sowohl des Odysseus Listigkeit als Philoktets, des Leidenden, menschenfeindlicher Sinn müssen gebrochen werden, damit die sittliche Weltordnung sich behaupte, nicht durch Lug vollstreckt, nicht durch Trotz vereitelt werde. Das vielbesprochene körperliche Leiden Philoktets ist sehr weise so behandelt, daß es das geringere neben dem geistigen scheint, und daß im Kampf mit ihm die Stärke der Seele sich bewährt.

Die **Trachinierinnen**, die wir füglich entweder Deianira oder Herakles Tod nennen mögen, zeigen mir einen Uebergang zur Euripideischen Weise, und zwar nicht so sehr durch den Prolog, der unnöthig und aus Stellen des Stücks von anderer Hand zusammengeflickt ist, wie Ast längst nachgewiesen hat, als durch den loseren Bau, durch eine Vorausnahme von Ideen und Empfindungen späterer Zeit in einer individuelleren Charakteristik, aber ohne recht befriedigende Durchführung. Daß Leidenschaft und Kurzsichtigkeit herbeiführen, was sie verhüten möchten, daß ihr Werk in das Gegentheil ihrer Absicht umschlägt, ist hellenisch, aber Leid aus Liebe ist ein Thema der romantischen Poesie, zunächst des mittelalterlichen Epos. Herakles hat einst den Centauren Nessos getödtet, als dieser ihm die jugendliche Gemahlin Deianira antastete, und der Sterbende hat ihr tückisch gerathen, das vom Pfeil vergiftete Blut zu sammeln und daraus einen Liebeszauber zu bereiten. Herakles ist lange von der Heimath entfernt, Deianiras sehnsuchtsvolles Bangen um ihn eröffnet das Drama. Es kommt die Kunde, daß er siegreich heimkehrt, und unter der Kampfbeute wird die reizende Iole hereingeführt, seine neue Geliebte, um deretwillen er Oechalias Mauern zertrümmert hat. Deianira zürnt dem Gemahl nicht, denn die Macht des Liebesgottes über die Herzen ist ihr selber kund, und darum verdenkt sie es der Iole noch weniger, wenn diese für Herakles erglüht. Aber sie salbt jetzt ein Gewand mit jenem Zaubermittel und sendet es dem Herakles; sobald es aus ihren Händen ist, ergreift sie die Sorge, ob der Centaur sich nicht habe rächen wollen, und nun hören wir aus dem Munde ihres Sohnes Hyllos, wie das Kleid sich dem Leibe des Herakles fest wie Stein angeschlossen habe und ihn mit entsetzlichem Brennen verzehre. Sie tödtet sich auf ihrem Hochzeitbette. Herakles wird mit seinen Schmerzen herangetragen; er will sich an dem Weibe rächen, von dessen Tücke er sich gemordet wähnt, bis der Sohn ihn aufklärt. Er erkennt, daß Ruhe und Freude, die ihm von jetzt an verheißen seyen, auf seinen Tod deuteten, und heißt den Sohn, ihm den Scheiterhaufen auf dem Oeta schichten. Daß er selber durch den Bruch der Ehe seine Leiden verschuldet, wird aber nirgends betont, und völlig unser Gefühl verletzend, verlangt er, sein Haus bestellend, daß sein Sohn Hyllos die Iole zum Weibe nehme, die doch in des Vaters Armen geruht. Die Läuterung im verzehrenden Feuer, durch die er zur Verklärung empor steigt, wird eben so wenig dargestellt. Doch den Sinn der Sophokleischen Tragödie überhaupt spricht das Schlußwort des Chores aus:

„Viel Müh' und Beschwer und Entsetzen und Leid, doch in all' dem Zeus und allein Zeus!"

M. Carriere.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 19.)

Wien, 15. Januar 1853.

Gestern war ein immenser Rout mit Souper bei Louis Pereira, und zwar hatte er einen Brunnen mit mehr als lebensgroßen Figuren in Gyps, von ihm selbst componirt und modellirt, ausgestellt. Es ist in der That etwas Stupendes, und man muß ihn arbeiten sehen, um es für möglich zu halten, daß jemand, der voriges Jahr noch gar nicht daran dachte, etwas der Art zu versuchen, nach Jahr und Tag etwas ähnliches hervorzubringen im Stande ist. Die Figuren sind großentheils meisterlich zusammengestellt, wenn es auch möglich ist, daß sie nicht von ihm erfunden und nach andern Modellen gemacht sind. — Mein Gedicht an Rückert ist im Familienbuche gedruckt worden. Ihre Idee, etwas über Strachwitz zu schreiben, ist nicht übel; ich wüßte auch niemanden, der Ihnen darin den Rang ablaufen könnte, wenn nicht etwa Betty Paoli, wenn ihr wieder eine Biographie so meisterhaft gerathen sollte wie die von ihr über Stieglitz im Lloyd.

Die eigene Erfahrung wird Sie leicht und bald belehren, ob man in Oesterreich Grund hat über Preußen, oder in Preußen über Oesterreich zu klagen. Der Zustand aber ist pitoyabel genug, daß kein Theil Ursache hat, sich daran zu erfreuen. Das Haupt der ganzen Clique ist Bunsen und Radowitz und was an ihnen hängt. Durch diese wird mit dem englischen Hofe intriguirt; die Kreuzzeitung gehört wieder zu einer andern Sekte unter der Maske der alten Rummelpuffs, aber von bodenloser Bosheit, die darunter verborgen wird. Die Dinge lassen sich nicht alle erzählen. — — Die Courssteigerung des Papiergeldes ist nur geschehen, weil der Besuch in Berlin den österreichischen Credit gehoben hat! Da ist doch der Erzvater der Lüge und der Verleumdung nur ein Stümper gegen diese Boutique.

Den 17. Januar.

Gestern war ein magnifiker Ball bei Fürst Schwarzenberg; mir fast lieber wie die Liechtensteinschen. Durch den Umstand, daß man rings um den ganzen Saal mittelst einer Gallerie mit den Nebensalons communiciren kann, ist nie ein übertriebenes Gedränge, und dennoch waren gestern so viel Menschen da, daß in zwei Salons getanzt wurde. Die Soupers sollen auch wundervoll arrangirt seyn, ich bin aber noch nie bis zu einem geblieben. Der junge Kaiser wurde durch eine telegraphische Depesche aus Botzen, daß Erzherzog Rainer der Schlag getroffen habe, abgehalten zu kommen. Der heutige Ball Westmorelands ist wegen dieser Depesche abgesagt; ich bin froh, daß eine Frohne weniger im Fasching ist.

Mich freut's, daß Sie den Unterschied zwischen Nord und Süd spüren; Sie werden nun nicht immer glauben, ich übertreibe. Deßhalb behaupte ich gar nicht, daß alles Gute hier und alles Schlechte dort ist — aber gewisse Dinge geschehen hier nicht. — An König Max werde ich demnächst schreiben. Vielleicht haben Sie recht mit meinen Gedichten, manchmal glaub' ich selbst, daß es so seyn könne. Möglicher Nachruhm in hundert Jahren wäre viel werth, aber eine sichere, gewisse Brillantdose mit wirklichen Solitären — pas mal! — Im Theater gastiren Fräulein Fuhr und Fräulein Bürde; ich habe von beiden nichts gesehen und gehört, als was B. P. von ihnen sagt, die im Lloyd das Theaterreferat mit einer Entschiedenheit führt, die sie, wie ich fürchte, nächstens in garstige Händel verwickeln wird; und da solche Dinge nicht bei dem literarischen Gegenstande zu bleiben pflegen, werden wir eine Menge skandalosen Klatsch erleben, was mir leid thun würde, da sie eine Person von viel Talent und auch im Umgang von Interesse ist.

Den 20. Jan. 1853.

Gestern Diner bei Bach. Die Gäste waren der neue Bischof von Linz, ein noch nicht alter Mann von freundlichem und klugem Aeußern und gewinnendem Benehmen, Prokesch ꝛc. Jetzt begreife ich, warum ich auf dem Ball des Fürsten Schwarzenberg so wenig erbaut von einem Gespräche war, das ich mit dem Minister *** hatte. Ich hatte ihn in Verdacht, er habe ein Räuschchen, so wenig gingen seine Antworten auf die Sache, die ich besprach. Der arme *** „ist die längste Zeit Abt hier gewesen;“ das Ministerium ist nach dem gestrigen Zeitungsartikel aufgelöst und seine Elemente sind der früheren Eintheilung wieder zugefallen; die Saline untersteht dem Minister Baumgartner, der jedenfalls

mehr Verstand im kleinen Finger hat, als sämmtliche ** im Kopf haben. Ich habe mit Baumgartner sehr wenig persönliche Berührungen gehabt, und kenne ihn nur aus seinen Leistungen; diesen zufolge kann man aber seinen Werth als Staatsbeamter nicht hoch genug stellen. Es dürfte ein gelehrterer, klarerer, durchdringenderer Fachmann kaum in irgend einem europäischen Ministerium, London nicht ausgenommen, gefunden werden. Aristokratisch ist er natürlich durchaus nicht, aber noch viel weniger ordinär; er ist unscheinbar in seinem Aeußern, aber niemand, der ihn spricht, zweifelt einen Augenblick an seiner Befähigung. Ich fürchte nur, daß er zu viel übernehmen muß, und daß die collegialische Administration gar zu viel wieder in die alten bureaukratischen Gleise tritt, und die Individualitäten, statt selbstständig hervorzutreten, noch mehr in der Maschine verschwinden werden.

Den 21sten.

Gestern war eines jener fatalen großen Diners, die Gott im Zorn erschaffen hat, die kein Ende nehmen, und von denen man an Leib und Seele verstimmt aufsteht, obgleich Herr und Frau vom Hause die höflichsten und artigsten Leute der Welt sind. Abends ging ich in's Burgtheater und sah ein paar Akte von Peter und Paul. In diesem Stücke machte ich die Bekanntschaft von einer wunderschönen Schauspielerin, Mademoiselle Berg. Das muß man Laube nachsagen, garstige engagirt er nicht. Noch eins hab' ich vergessen, um das ich Sie schon lange bitten wollte: lassen Sie mir doch einige Flaschen von dem Kopenhagener Liqueur kommen, und ein paar Stück von der Görlitzer Seife; auch Soja weiß ich nicht von der Qualität der Kopenhagener aufzufinden.

Den 22sten.

Gestern habe ich bei mir Diner gehabt. T. H. S. und Grillparzer; ich habe mich sehr gefreut, ihn zu sehen, obwohl er alt geworden ist. Indeß geht es ihm leiblich, doch geht er sehr wenig aus, und als ich ihn frug, warum, sagte er: „Ich war immer kein Freund vom Ausgehen, und jetzt gewöhne ich mich nach und nach unter der Erde zu leben, damit ich's lerne." Unser kleiner Tisch war sehr heiter: Austern, Kräutersuppe, Turbot, Rindfleisch, Rehbraten. Mit meinem Reh geht's wie mit dem Geschlechte der Derindur: „Das Geschick will damit zu Ende eilen."

Der Engländer H. ist ein hiesiger Sprachmeister, der für das Chronicle correspondirt und Infamien geschrieben hat und den Kempten einkasteln ließ. Darin hatte er vollkommen recht; aber wie das so geht, die Polizei oder die Gendarmen nahmen den Kerl und steckten ihn über Nacht mit allem andern arretirten Gesindel zusammen; er wurde zwar gleich nach dem ersten Verhör auf freien Fuß gestellt, nur seine Papiere unter Siegel gelegt; aber er schlug Lärm und die Radikalen in England, die den armen Westmoreland auf alle Weise stürzen und einen von ihrer Partei hieher bringen möchten, vermuthlich Stratfort Canning, benützten die Gelegenheit und schrieen Zeter, daß Westmoreland Walzer und Messen componire, aber seine Landsleute nicht schütze. Mein Braunschweiger ist auch wegen amerikanischer Correspondenzen in Untersuchung, ich glaube aber, er wird nächstens aus Mangel an Beweisen frei werden. Es ist ein Elend, jeder Tag gibt den Beweis, daß alles voll revolutionärer Umtriebe der gefährlichsten Art steckt; natürlich kann es so nicht anders seyn, als daß man manchmal einen Unschuldigen in Untersuchung zieht. Oft aber werden die Leute als unschuldig entlassen, und kaum sind sie draußen, so kommen die schlagenden Beweise, daß sie doch Lumpe waren. In diesem Augenblick werden wir schon eine Escadre bei Cattaro zusammengezogen haben, und unsere Vorposten schon an der Grenze von Monte Negro sich mit den Türken herumschlagen; Wühlereien, an denen gleichfalls die Engländer schuld sind, von denen heut zu Tage alle Perfidien in Europa herkommen. Die alten ehrenhaften, wie Wellington, sterben aus und die heutigen Männer sind Worchester-Männer, oder nur meist wieder von diesen geduldet, bis sie ihnen Platz machen; old England ist gewesen.

Den 23. Januar 1853.

Gestern kleines Nachdiner. Warum hab' ich aber endlich am Ziel meines Lebens das Geheimniß entdeckt, hier in Wien sehr gut und wohlfeil zu essen, wenn ihr nicht miteßt! Nur wenn ihr Alle mitessen möchtet, würde es mir vollkommen Freude machen. — Fürst Karl Schwarzenberg * ist gestern von Siebenbürgen hier eingetroffen; er ist noch immer bildschön. Fiquelmont ist ein wahrer Weiser des Alterthums! In seinem Buche, das ich jetzt lese, sind Stellen so voll Wahrheit und Ursprünglichkeit, daß man sie vor sich eingerahmt haben sollte, um sich bei jedem Schritt daran zu erinnern. Ich habe nie einen Mann gekannt, den man mit so viel Recht, wie ihn, einen diplomatischen und politischen Philosophen nennen könnte und sollte. Auch seine Tochter gewinnt sehr, wenn man sie näher kennt;

* Zweiter Sohn des Feldmarschalls.

sie hat mehr Bildung, als die meisten ihres Gleichen, aber beim ersten Anblick, trotz ihrer Schönheit, nichts zugängliches. Und nun lebt wohl ihr Alle — die Hahn-Hahn sagt irgendwo in ihren Büchern: wenn ich liebe, so will ich tüchtig geliebt seyn; ich auch! Nehmt's euch zu Herzen.

Den 25.

Gestern zu Hause gegessen mit L., der mir nach Tisch, während ich patience machte, ein Bändchen persischer Gedichte von Mirza Schaffy,* von Bodenstedt übersetzt, vorlas. Wundervoll! Ein vollkommen auf der Höhe der Heineschen Genialität stehender Dichter, doch von eben so gutem Tone, als Heine oft von schlechtem ist. Wüßt' ich nicht, daß Heine keine orientalische Sprache versteht, den Mirza Schaffy also nicht im Urtext lesen konnte, ich würde schwören, er sey sein Vorbild gewesen; es wäre denn, daß Bodenstedt die Aehnlichkeit in die Uebersetzung gelegt habe. Ich habe schon lange keinen solchen Hochgenuß gehabt. — Abends mußte ich in einem Malefizwetter ohne gleichen zu einem Rout bei Lady Westmoreland, wo aber auch gar nichts geschah, als daß Einer dem Andern auf den Fuß trat. — Was fallen Ihnen alles für Gedanken ein! Man wird mich nach Berlin schicken, um den Tod des Erzherzogs Rainer anzuzeigen! Man wird niemand schicken, und wenn man schickt, würde ich nicht der Bote seyn. Wer soll mich denn schicken? B., der sich kaum um mich kümmert, wenn er mich sieht? Ich hätte besser gethan, vor einigen dreißig Jahren mit ihm als mit der L. zu kokettiren; aber so geht es in der Welt, man kommt immer an den Unrechten.

Thun Sie Joseph nicht unrecht! Jedes Auge Fett muß er von der Suppe und von der Sauce abschöpfen, und es wird ihm das strengste Interdikt gegen Fett und gegen Gewürz beigebracht, das nur als Ausnahme in wenigen speciellen Fällen wirken darf. — Ich habe ja gar keinen Einfluß auf die Leute in Amt und Macht, nicht auf Bach und nicht auf Baumgartner, den ich kaum kenne. Da ich indeß gestern zufällig bei Westmoreland längere Zeit neben ihm zu stehen kam und wir eine Unterredung anknüpften, erzählte ich ihm die Geschichte R's, und er versprach mir, sich genau um ihn zu erkundigen. Ich sagte ihm unumwunden: „Sie haben die Verpflichtung, eine zwanzigjährige Intrigue und ein zwanzigjähriges Unrecht zu untersuchen und gut zu machen.“ Solche Dinge habe ich aber auch bis jetzt bei jeder Gelegenheit gethan und sie haben nicht das geringste genützt. Ke. hatte mir fest versprochen, für Sch. zu votiren, damit er aus der Bezirksförsterstelle zweiter Klasse kommt, und es war nichts zu machen.

Gestern ein Diner bei Eskeles, der P. W. zu Ehren, die mit ihrem sehr braven und ausgezeichneten Mann sehr glücklich ist. Muth, Ehrlichkeit, natürlichen Verstand und eine tüchtige praktische Einsicht, die sie zu Allem brauchbar macht, was ihnen aufgetragen wird, findet man bei allen Adjutanten des Kaisers; eigentlich geniale Leute sind nicht unter ihnen, so viel ich sie kenne. W. soll in seiner Specialität hervorgeragt haben und ist zu den meisten Commissionen über diese Waffe gebraucht worden, ob er aber Hegel und Humboldt sehr studirt hat, bezweifle ich. Haugwitz, Wallmoden, Hartig waren bei Tisch. — Nun zum Schluß etwas Mirza Schaffy.

Wer nicht vermag seine Lieder zu schöpfen
Aus der eigenen Brust und der wirklichen Welt,
Der gehört selbst zu den hirnlosen Köpfen,
Denen sein hirnlos Lied gefällt.

Gute Witze wollen erdacht seyn,
Gute Lieder wollen gemacht seyn.

Der Rose süßer Duft genügt, man braucht sie nicht zu brechen —
Und wer sich mit dem Duft begnügt, den wird der Dorn nicht stechen.

Den 27.

Die Unterhandlungen in Berlin sollen doch, wie man jetzt wieder spricht, zu einem halbwegen Einvernehmen führen; mir gefällt aber das, was ich davon höre, gar nicht, und ich fürchte sehr, daß nachdem wir die Sache so brillant in die Höhe gebracht haben, wir wieder nachgeben werden. Auch mit den französischen Verhältnissen bin ich nicht zufrieden und ich habe die Ueberzeugung in mir, daß, wenn Fürst Felix noch lebte, beide Ereignisse glorreich für uns durchgegangen wären. Ich bin überzeugt, daß man viel zu viel nachgegeben hat. Die Heirath Louis Napoleons macht ungeheuren Lärm; ich finde sie ganz passend für ihn, und es ist eine Schande, daß in Wien Journalartikel erlaubt werden, die nur gemacht sind, uns in drei Monaten in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, den niemand will und in dem wir die Schläge bekommen werden. Das Alles macht mich äußerst verdrießlich! Sie wissen, wie solche Sachen auf mich wirken.

---

* Er hielt, wie man sieht, das Buch für persisches Original.

Den 28sten.

Gestern mit L. zweispännig gegessen; dann ging ich hinauf zu Allion; ich wollte zwar nicht ausgehen, da ich aber erfuhr, daß heute der Geburtstag der Fürstin Metternich ist, und daß d'Allion hinausfuhr, so bestimmte mich das, mit ihm zu fahren, und wir brachten eine recht angenehme Stunde zu, die mir interessant war durch reife, vortreffliche Vanille, die Graf Hardegg in seinem Orchideenhause schon zweimal hintereinander in bester Qualität zur Reife bringt, und die er uns zeigte. Geruch, Glanz, Farbe, Bruch, nichts unterscheidet sie von der besten, die wir aus Westindien bekommen, und im Kochen soll sie sich eben so bewähren.

Zu .... zu gehen bürden Sie mir nicht auf! Sie wissen, wenn ich den besten Willen dazu hätte, wie ich ihn nicht habe, so bin ich der Mann nicht, der für solche Dinge taugt. Sie werden das begreifen, wenn Sie bedenken, daß ich die Tablesd'hote nicht leiden kann, weil mir mit fremden Menschen in Verkehr zu kommen zuwider ist, und neben solchen brauche ich doch nur zu sitzen und riskire höchstens, daß sie mir mein Lieblingsstück in der Schüssel voraus nehmen, während solche Bekanntschaften, wie Sie sie mir zumuthen, später frequentirt seyn wollen, oder man macht sich Gegner, die man sonst nicht hätte. Hätten Sie einen Begriff von meinem körperlichen Zustande, der mir das Ausgehen zu einer wahren Last, das Stiegensteigen zu einer Marter macht, und nicht zu einer eingebildeten, auch nicht aus Faulheit, wie Sie glauben, sondern aus meinem Alter anklebender immer mehr zunehmender Brustbeklemmung und Athemlosigkeit, Sie würden es viel natürlicher finden. Das wird die einigen Jahre, die mir noch zu leben bleiben, nicht ab-, sondern zunehmen; deßhalb wird sich doch manches in mir frisch und lebendig erhalten, z. B. meine Passion für Sie, die es Zeit wäre, daß Sie sie mir endlich erwiederten. Sie machen mich aber in allen Briefen herunter — das ist abscheulich — und dann werden Sie erst gut. Ich will aber gleich von Anfang gehätschelt und gar nicht gescholten werden. — Wie mir der dänische Käse geschmeckt hat? Mir schlecht, meinen Gästen vortrefflich. War es Rennthierkäse? oder alter Stilton mit Madeira? Genug, was der Pansch auch gewesen sey, er hat großen Beifall gefunden, und es ist kein Stäubchen mehr von ihm vorhanden. Soja und Liqueurs kommen mir ganz recht.

Den 29sten.

Gestern hab' ich wieder einmal bei meinem alten Fürsten Dietrichstein gegessen und mich recht an ihm erfreut. Abends war ich zu Hause und las Bodenstedts Gedichte, die, wie mir scheint, keine Uebersetzungen seyn dürften. Wenn ich Hammer sehe, werde ich ihn fragen. Schließlich entwarf ich mit Joseph einen Operationsplan für ein Diner. Heute Vormittag war ein Bruder von ... bei mir, ein recht hübscher, gebildeter, d. h. unterrichteter Mann in allen technischen Wissenschaften, der sich in London und Paris ausgebildet hat und zur Stunde in Paris wohnt und eine Französin geheirathet hat. Es ist drollig anzusehen, wie durch diesen Firniß von Geschliffenheit und Weltroutine die steierische Ursprünglichkeit überall hervorbricht, was ihm aber gar nicht zum Nachtheil gereicht, ihm vielmehr einen Ausdruck von Treuherzigkeit gibt, der ihm vortheilhaft ist. — Von der Taglioni höre ich, daß sie nächstes Jahr bei ihrem Besuch mit dem „Waldfräulein" debutiren wird. Die nächste Woche werden Sie nur sehr kurze Briefe erhalten, denn ich habe in den nächsten Tagen Schreibereien, Conferenzen und wieder hierauf bezügliche Schreibereien ohne Ende; unter solchen Umständen kann man keine billets doux von zehn Seiten schreiben, wie ich fortwährend thue. Soll der künftige Sommer wieder ebenso zerstückt werden wie der letzte, so weiß ich nicht, wie ich mich daran gewöhnen soll.

Den 2. Februar 1853.

Ich habe Ihnen schon in meinem letzten Briefe angekündigt, daß der heutige Brief kurz seyn wird, da ich dieser Tage nicht zum Schreiben in Privatsachen kommen konnte. Am Montag war ich mit Thierry und den beiden Bussecks in der Staatsdruckerei. Da steht einem der Verstand still, und wenn man bedenkt, daß das eigentlich das Werk eines einzigen Menschen, des ehemaligen Buchdruckers, jetzt Regierungsraths Auer, ist, so bedauert man nur, daß man nicht der Kaiser ist und ihm beim Herausgeben ein Commandeurkreuz geben kann, das niemand in der ganzen Monarchie sich rühmen kann, besser verdient zu haben, als er. Stellen Sie sich vor, daß hier nicht von einer vortrefflichen Buchdruckerei die Rede ist, sondern von allen möglichen Zweigen dieser Kunst, wie sie Namen haben, und wie sie auf typographischem Wege zu erreichen sind. So z. B. der Farbendruck nach der Natur, wo die Pflanze sich selbst abdruckt mit jedem Aederchen oder zufälligen Fleckchen, in der ganzen Farbenpracht des Originals; Landkartendruck, wie er noch nie existirt hat; alles was Galvanoplastik, Photographie beitragen können, die Gegenstände naturgemäß auf das Papier zu bringen, wird in der größten Vollendung betrieben. Während keine Druckerei mehr als dreiundvierzig

Alphabete besitzt, besitzt diese hunderteinigedreißig; während die chinesischen Druckzeichen noch immer mehrere tausend betragen, die zum Druck eines chinesischen Buches gebraucht werden, hat Auer sie auf eben so viel hundert reducirt, und druckt damit chinesisch wie deutsch. Die Nachbildungen aller der Dinge, die auf diese Weise erreicht werden, lassen sich nicht aufzählen: Fossilien, Blumen, Bilder, Kameen — bei hundert verschiedene Sachen. Natürlich hat dieß in London das größte Aufsehen gemacht, und Didot, der Präsident der Preisrichter dieser Abtheilung war, erklärte, er müsse zu seinem Leidwesen gestehen, daß die Pariser, Londoner und die Druckereien zu Calcutta keineswegs auf diesem Grade der Entwicklung stehen, aber die Wahrheitsliebe zwinge ihn auszusprechen, daß hier etwas geleistet sey, was sich in der Welt zum zweitenmal nicht wieder finde. Somit erhielt die österreichische Exposition der Staatsdruckerei alle vorhandenen Ausstellungsmedaillen, und dann noch eine größte, die nur für solche Unica bestimmt war.

Sie können denken, wie mein österreichisches Herz in Wonne schwamm, und obgleich ich durch sieben Stunden immer wieder vom Erdgeschoß in den fünften Stock steigen mußte und beständig auf den Beinen war, so daß ich in einem Zustand von solcher Erschöpfung nach Hause kam, daß ich einer Ohnmacht nahe war und mich lange Zeit übel befand, so habe ich doch gern diese in der That übergroße Anstrengung ertragen. Und stellen Sie sich vor: dieses Werk und dieser Mann werden verfolgt, und haben gegen Intriguen der allerunglaublichsten Art zu kämpfen, und das Werk ist nahe daran einzugehen, und man hat bisher den Kaiser nicht nur nicht bewogen, es zu besichtigen, sondern ihm immer vorgewinselt, es sey eine viel zu kostbare Liebhaberei, welche die Finanzen zu sehr angreife, und ihm die Wichtigkeit der ganzen Anstalt complet verschwiegen. Grünne ist es gewesen, der in ganz letzter Zeit die Sache in Schutz genommen und jeden Eingriff bisher verhindert hat. Während man über Finanzvergeudung in der Staatsdruckerei schreit, schlägt man seit Jahren Auer immer ab, die Erzeugnisse der Staatsdruckerei zu verwerthen, wobei, wie man behauptet, hunderttausende eingehen würden. So hängt sich der Dämon der Dummheit, des Neides, der Niederträchtigkeit an alles Hohe und reißt es wieder in die Tiefe, wenn übermenschliche Kräfte oft dazu gehört haben, es zu erschaffen. Sie können denken, daß von nun an mir nichts näher am Herzen liegt, als zu intriguiren, daß der Kaiser hinkommt und es sieht, und das wird gewiß geschehen, ich ruhe nicht eher.

Abends habe ich mir noch einmal Satanella angesehen und gefunden, daß die Taglioni satanisch schön gewachsen ist. — Mit Preußen geht es wie mit den Fieberkranken — in diesem Augenblick geht es wieder etwas einverständlicher. Jetzt ist der Nassauische Zollbevollmächtigte, ein junger kerngesunder Mann, wie ein Kürassier, plötzlich am Typhus gestorben, und niemand ist hier, der sich um ihn bekümmert hat. Vielleicht gibt das den Nassauern einen Ruck und sie sehen, daß sie doch jemand brauchen.

Den 3. Febr.

Wie geht es Ihnen und Marie? Das möchte ich alle Tage wissen, wenn ich die Augen aufmache. Hier ist trotz der Trauer bei Hofe das Leben gar nicht auszuhalten; alle Tage sind Bälle ohne Ende, und ich weiß nicht, wie es die machen, die außer auf die Privatbälle auch noch auf öffentliche gehen. Ich aß gestern bei Fr. — Apropos, eine kränkere, durch Jahre lang mehr gemarterte, von Gott und der Welt aufgegebene Frau hat es nicht gegeben als Fl. Fr. Diese ist magnetisch geheilt worden, ist jetzt so wohl wie jede andere, denkt an keinen Magnetismus mehr und ist deßhalb so wenig überspannt, so durch und durch natürlich und praktisch in allem, was sie thut, kurz so wenig impressionirt von der Kur, daß keine Seele daran denken kann, sie habe je im Leben etwas anderes zur Medicin gehabt als Knödel; ja, ich kann sagen, ich kenne keine ruhigere und gleichmüthigere Frau. — Heute hatte ich schon wieder eine Menge zu arbeiten, und jetzt — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Walfingen.

(Fortsetzung von Nr. 20.)

IX.

Walfingen war ein altes Geschlecht. Sie waren mit den hohenstaufischen Kaisern in Welschland gewesen und bei den Fahrten zum heiligen Kreuz. Sie hatten Schenkungen gemacht an Klöster und Stifter und dann, wie es damals adelig und ritterlich war, das Ausgelegte sich wieder geholt auf den Heerstraßen und von den zu Markt ziehenden Krämern. — Nach dem Bauernkrieg hatten sie wie kleine Dynasten und Fürsten in der Landschaft geherrscht und gehaust.

Jedes Zeitalter hatte seine Spuren zurückgelassen am Wohnsitz der Walfingen. Da war erstlich der große Thurm, wie man ihn nannte; der mochte wohl die kreuzfahrenden Walfingen an sich haben vorbei ziehen sehen, ein rohes, plumpes Gebäu; das stündlich dem Einsturz zu drohen schien. Der untere Theil war fest wie Felsen, aber der obere mit dem Zinnenwerk hing schlimm über, und um seines Hauses stolzestes Wahrzeichen nicht zu verlieren, hatte der Großvater des Barons mit starken Pfählen den überhängenden Theil stützen lassen; über die Balken war seitdem auch schon mancher Regen gerauscht und mancher Winter gegangen, sie sahen aus, als wären sie verkohlt, so schwarz und rissig.

Das war der letzte Rest der alten Burg. Daneben stand das Herrenhaus aus der Zeit der Bauernkriege, schier anzusehen wie ein Gefängniß mit seinen kahlen, schmucklosen Mauern, mit den schmalen vergitterten Fenstern in dem dicken Gemäuer, finster und mißtrauisch. Der einzige Zierrath war das Wappen über dem Portal mit seinen zähnefletschenden Löwen und vier gräuliche Drachen von Blech an den Ecken des hohen Schieferdachs. Man mußte gestehen, daß die Anmuth hier nicht Baumeisterin gewesen und der Aberglaube des Volks, welches in den finstern Bau eine Menge Spukgeschichten verlegte, wenigstens den Ort nicht unpassend gewählt hatte.

Den schroffsten Gegensatz zu diesem schwerfälligen Gebäu mit dem hohen Erdgeschoß und dem hohen Schieferdach bildete der Bau, der sich von der andern Seite an den großen Thurm schloß, seine Front dem Thaleingang statt dem Dorfe zuwendend. — Das Haus mit den blechernen Drachen und den Gitterfenster hatte den Bedürfnissen und Ansprüchen der Enkel nicht mehr genügt; es war zu Dienstwohnungen und Fruchtspeichern benützt worden, so lange noch ein zahlreiches Gesinde von den immer vollen Kammern sich nähren konnte, und daß sie immer voll seyen, dafür sorgten schon Zehntvögte und Amtleute, nebenbei auch für ihre eigenen Speicher und Seckel, wie das Brauch war.

Es war damals ein lustiges Wohnen zu Walfingen und ein stolzes Wesen, als das neue Herrenhaus gebaut wurde neben dem großen Thurm. Ein Franzose hatte den Plan gezeichnet; es sollte „une maison seigneurale" werden, groß und prächtig, mit Gallerien und Prunksälen, mit Bildwerk und Säulenschmuck. Mächtig ward denn auch begonnen; das erste Geschoß wuchs fabelhaft geschwind aus dem Boden, das prächtige Portal mit den korinthischen Säulen und der herrlichen Freitreppe stand da wie durch Zauber hervorgerufen. Das sollte ein Bau werden wie in tausend und einer Nacht. Aus Italien kamen die marmornen Säulenköpfe und Gesimse, die Stuccatoren und Wandmaler, aus Frankreich die Möbeln, die Tapeten und Goldleisten. Es sollte rasch gehen, so rasch als möglich. Aber auf einmal ging es langsamer, immer langsamer, nothdürftig ward das zweite Geschoß fertig, dann stand die Arbeit still. Sey es, daß der Baron die Lust am Bauen verloren hatte, oder ließen die Gelder nach, der Wunderbau ward nicht fertig. Man setzte ein schlechtes Dach darauf, zur Nothdurft, da man immer noch weiter zu bauen beabsichtigte; aber das einmal unterbrochene ward nicht wieder aufgenommen, und so stand nach kaum einem Jahrhundert der unvollendete Prachtbau zum größten Theil ruinenhaft da.

Nur der kleinste Theil war bewohnbar und wohnlich. Der Vater des Barons hatte nicht Lust getragen, diese Räume zu bewohnen oder auszubauen, der bessere Theil der Möbeln und Gemälde wanderte in sein Hotel in der Residenz und ward mit diesem verkauft. So blieben dem jungen Edelmann nur wenige Zimmer in wohnlichem Zustande. Was von eleganterer Möblirung dagewesen, war, wie gesagt, entfernt worden und dem jungen Erben blieben zum Schmucke seines Hauswesens außer den nothwendigsten Geräthstücken nur noch die Ahnenbilder und Rüstungen zurück. Diese mittelalterlichen Trophäen waren nicht nach dem Geschmack des Gesandten gewesen; er hatte sich heimischer gefühlt in Boudoirs als in Rittersälen,

und so war seinem Sohne wenigstens dieses übrig blieben.

Das war Walfingen. Sagen wir noch, daß es auf einer vorspringenden mäßigen Anhöhe lag, rings frei von Wald und Busch, so hat der Leser ein ungefähres Bild von diesem Hause, an welchem so viele Geschlechter und Zeitalter gebaut.

Der junge Freiherr hatte sich erschöpft auf das Bett geworfen, er hatte das Nachtessen abgelehnt, das seine erschrockene Haushälterin ihm mehrmals anbot, er begehrte Ruhe, nur Ruhe. So lag er, halb ausgekleidet, in der dämmerigen Stube. Bilder seiner Kindheit, seiner vereinsamten Kindheit, seiner wilden Jünglingszeit zogen in buntem Wechsel an seiner Seele vorüber. — Er dachte an seine ehemalige Braut, und knirschend warf er sich auf die andere Seite; er dachte an die Bälle bei Hof, an Wettrennen und Theater, an seine alten Kameraden bei Wein und Spiel. Und wie es so geht, wenn man von Erinnerungen halb willenlos sich umgaukeln läßt, so tauchte unter den wechselnden Bildern ihm plötzlich ein schöner brauner Mädchenkopf mit klaren, leuchtenden Augen auf. Er hatte einmal mit diesem Mädchen getanzt auf einem Bürgerballe, mit ihr gesprochen und ein paar Wochen an sie gedacht. — „Aber, guter Gott, was sollen mir jetzt Gedanken an ein Mädchen — an Bälle?“ — Er warf sich ungestüm auf dem Bette herum, die Luft im Zimmer war drückend schwül, sein ganzes Wesen war peinlich erregt; Unbehagen nach außen und innen.

Endlich besiegte die Natur die überreizten Nerven, er entschlief. Aber die wirren Bilder setzten im Traume ihr Spiel fort. Es war dem jungen Manne, als schwämme er wieder auf der See zwischen Marseille und Corsica. Sie hatten damals einen Sturm gehabt, er hörte den Wind pfeifen durch das Takelwerk, die Masten ächzten und die See brüllte wie eine Horde wilder Thiere. Jetzt wieder war er bei einem Uebungslager. Das Rottenfeuer knatterte — nein, es war die Geburt des Erbprinzen, hundert und ein Kanonenschuß, Glockengeläute, Vivat hoch! — Nein, nein — die Erde thut sich auf, ein Pulverthurm fliegt in die Luft. Das war ein Knall!

Er fuhr auf. Was ist's? Liegt er noch in seiner dunkeln Koje und schwimmt auf dem Mittelmeer durch die rasende Sturmnacht den Felsen von Corsica zu? — Was ist los? — Ein Gebrüll und Gerase draußen, als ginge es zum jüngsten Tag. Noch liegt ihm der Schlaf in den Gliedern und Gedanken; er kann sich nicht recht besinnen, ob er im Traum lebt oder in der Wirklichkeit.

Draußen aber saust der Herbststurm über das Land wie die wilde Jagd, durch die herbstlichen Wälder geht es pfeifend und knatternd, wie der Wald von Dunsinane stürmt er gegen das Schloß mit emporgeschleuderten Aesten und Zweigen, mit ganzen Wolken wirbelnden Laubes. Kreischend drehen die blechernen Drachen ihre verbogenen Leiber, Schieferstücke und Drachen stürzen rasselnd und klappernd in den Hof. Jetzt ist's still, einen Moment lang, nur die Ziegeln hört man fallen und unten im Dorf einen nachpolternden Schornstein. Da — mit vollen Backen setzt der Sturm wieder ein, die schwarzen, morschen Stützen des großen Thurmes biegen sich wie Rohr, noch einmal — — Das war ein Knall! Tausend Donner brüllen ihm nach, und ein wilder Wehschrei kreischt dazwischen, wie ein letzter Hülferuf. Das Herrenhaus wankt, ein Krachen läuft vom Dach zum Erdgeschoß — noch eines und wieder — dann poltern Steine. Jetzt wird's stiller, nur der Sand rieselt an den Wänden. Auch der Sturm hat sich erschöpft; es windet nur leise.

Der Edelmann war zu sich gekommen, und eine kalte Ruhe über ihn; er suchte nach Feuerzeug im Dunkel um ihn; da klopfte es an seine Thür; weinend und jammernd rief ihm die Haushälterin zu, ob er noch lebe?

Er öffnete: „Ruhig, Jungfer, wir werden noch mit dem Leben davon kommen. Der große Thurm, scheint's, ist eingestürzt?“ „Ja, barmherziger Gott! Ja, und wenn Euer Gnaden sich nicht schnell davon machen, so stürzt über Euer Gnaden auch das Dach zusammen!“ Das Gebälk im Dache des Herrenhauses krachte bedenklich, und im Zimmer des Barons selbst war ein Theil der reichen Stuckarbeit herabgestürzt. Das sah er bei dem Scheine des Lichtes, das die Hausjungfer in zitternden Händen hielt. Jetzt kam auch sein Reitknecht und noch einige Leute. „Herr Baron, kommen Sie um Gottes willen schnell in das alte Haus herüber! Ein Theil des Thurmes hängt noch über und kann jeden Augenblick stürzen. Das ist eine Nacht!“

„Ist Niemand beschädigt worden?“ fragte der Baron. „Es war mir, als ob ich einen Wehschrei hörte.“ — „Nicht daß ich wüßte,“ antwortete der Knecht, der mit der Laterne voranging.

Der Baron trat hinaus in den Hof; der Sturm hatte fast aufgehört, aber noch jagten die Wolken pfeilschnell am Himmel hin, das Gewölk hatte der Sturmwind zerrissen und ein heller Vollmond beleuchtete jetzt seine Zerstörungen. Es hatten sich Leute aus dem Dorfe eingefunden, Männer und Weiber; in Gruppen standen sie umher, bald nach dem überhängenden Thurme, bald nach dem Edelmann blickend.

Die südliche Hälfte des Thurmes war eingestürzt, vornüber in den Schloßgarten, nur ein kleiner Theil hatte im Fallen das Herrenhaus gestreift und eine Ecke des Daches eingedrückt; die größere Gefahr stand noch bevor. Die Stützen lagen zerbrochen, von der Gewalt des Windes weithin in den Hof geschleudert, ein beträchtliches Stück Mauerwerk war vorgerutscht und hing jetzt schwankend und drohend über dem Herrenhause. Es mußte stürzen, der Schrei eines Kindes konnte hinreichen, diese schwankende Mauermasse zum Falle zu bringen. Die Leute im Hofe standen schweigend, sie wagten kaum zu athmen.

Franz von Walfingen stand mit untergeschlagenen Armen da, er sah die dräuende Masse über seinem Hause hängen, er sah sie wanken, stürzen — das Prachtpalais war zertrümmert.

„Das Siegel drauf!" lachte er. „Und jetzt ist's fertig!" sprach er dumpf vor sich hin. Er sah den Staub aufwirbeln vom gebrochenen Bau, wie eine Rauchsäule von einer Brandstätte. „Vorüber!" sprach er und bedeckte mit der Hand seine Augen. — Da legte eine Hand sich auf seinen Arm und Gotthards volle Stimme tönte in sein verdüstertes Innere: „Zerbrach dein Haus, bau' dir ein neues, Freund!"

X.

Franz von Walfingen hatte recht gehört, als er nach dem Sturze des Thurmes einen Wehschrei zu vernehmen glaubte. Schwer verwundet hatte man die Beutlerin neben den Ruinen im Schloßgarten liegend gefunden. Nur mit Mühe war es Gotthard und dem Baron gelungen, sie vor den Mißhandlungen des Volkes zu schützen. Das sey die Hexe, schrie das Volk, die als Rabe dem Sturme vorgeflogen. Was habe sie sonst in der Nacht oben am Schlosse zu thun?

Man brachte das alte Weib, das aus einer tiefen Stirnwunde blutete, nach ihrer Hütte. Lange lag sie in tiefer Ohnmacht, dann begehrte sie, man solle Frau Craft zu ihr rufen.

Merkwürdig genug schienen in der Nähe des Todes die verdüsterten Kammern ihres Verständnisses sich aufzuhellen und zu lichten. Sie sprach zusammenhängender und verständlicher, als man es sich je von ihr erinnerte. Sie dankte für die Hülfeleistungen Gotthards, des Barons erwähnte sie nicht. Nur einmal rief sie in wildem Triumphe: „Und wenn sein Fall auch mein Tod ist, so hab' ich's doch erlebt!"

Helene, welche seit dem Abenteuer an der Landstraße die Alte fortwährend unterstützt hatte, zeigte sich auch jetzt bereit, zu gehen. Sie nahm alte Leinwand und Wein mit und trat in ihrer Schwester Louise Begleitung den Weg zur Hütte an.

Das Häuschen, in welchem die Verunglückte lebte, lag abseits vom Dorf am Berge. So elend und verkommen es auch aussah, wäre es doch ein Vorwurf für eine Landschaftsstudie gewesen, dieses verwitterte Lehmhäuschen mit dem moosigen Strohdach, das sich in den Bergspalt geduckt hatte, überragt von einer vorspringenden Felsplatte, welche, lustig überwuchert von Brombeer- und Ginsterbüschen, von Steinnelken und Epheu, ihre vom Herbst gebräunten Ranken auf das moderige Strohdach herabsenkte. Ein verwahrlostes, struppiges Gärtchen mit heruntergetretenem Zaun umgab von zwei Seiten die Hütte.

Als Helene und Louise durch das Dorf schritten, war das Gerücht, daß sie zur Hexenurschel gingen, ihnen voran schon von Haus zu Haus geflattert. Die Weiber öffneten die Fenster und sahen den Frauen kopfschüttelnd nach, die Kinder liefen mit ihnen, um die große Begebenheit mit Augen zu sehen, daß die „Stadtfrauen" wirklich zu der Hexenurschel hineingingen.

Wahrhaftig, sie thaten's. — Die Kinder blieben noch eine Weile auf der Straße stehen und starrten das Haus an, ein paar der Kühnsten drangen selbst bis in das Gärtchen vor und erschreckten den schönen schwarzen Kater der Beutlerin, der auf einem sonnebeschienenen Bündel Reisig mit blinzelnden Augen der Ruhe gepflegt; mit einem Satze sprang das erschreckte Thier in die Höhe, als unter den Tritten der vorsichtig heranschleichenden Kinder das Reisig knackte und rauschte. Erst standen die Kinder wie versteinert, als plötzlich auf dem Reisig, fauchend und knurrend mit gebogenem Rücken, die schwarze Katze stand, dann löste Angst und Schrecken sich in gellenden Schreien, und eines das andere vor sich hertreibend, liefen sie zu den wartenden Gefährten auf die Straße zurück.

Aus dem Schlote der Hütte stieg ein dünner Rauch, der langsam an der Felswand emporwirbelte; die erregte Phantasie der Dorfkinder auf der Straße sah da allerhand wilde, abenteuerliche Gestalten, Teufelchen und Drachen, und als jetzt gar eine Dohle mit krächzendem Schrei von der Felsplatte aufflog und die Rauchwirbel mit den schwarzen Flügeln zertheilend sich auf dem Rande des Strohdaches niederließ, da war das Maß des Grausens voll. Wie vom Winde weggeblasen stoben die Kinder dem Dorfe zu; sie hatten Zeichen und Wunder gesehen.

Helene und Louise waren durch die armselige Küche, in welcher eine alte, von der Gemeinde gesandte Weibsperson lärmend hanthierte, in die niedrige Stube getreten; eine feuchte Moderluft wehte sie erstickend an.

Das Haus war wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt, damit der Ersparniß halber dieser die Rückwand bilde. Wohl war diese Seite mit Brettern verschlagen, aber das beständig vom Felsen herabsickernde Wasser hatte sie zermürbt und aufgeschwellt wie Zunder. In allen Ecken lagen und hingen Bündel von Kräutern, ein Arm voll frischen Calmus lag auf dem Tische und am Fußende des Bettes hing ein zusammengeschlungenes Taschentuch voll der starkriechenden Wurzel des Baldrian. Der Geruch war betäubend. Helene lief gegen das Fenster und öffnete es. Dann zog sie den Bettvorhang zurück. Mit verbundenem Kopf, aber mit weit offenen Augen lag das Weib auf den blutgetränkten Kissen.

„Ich hab's gewußt, daß Sie kommen," sprach sie, „aber wer ist noch dabei?" „Es ist meine Schwester," antwortete Helene. „Wir wollen Euch Erleichterung verschaffen, Beutlerin, so weit es geht."

Die Alte schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein, ich will nichts, als allein mit Ihnen reden — ganz allein. Sie haben mir Gutes gethan, das hab' ich nicht vergessen, geben Sie mir Ihre Hand und setzen Sie sich hieher — so! — Schickt die dort hinaus, ich will niemand mehr sehen aus dem Dorfe."

Die Pflegerin entfernte sich und Louise reichte der Kranken vom mitgebrachten Wein. „Das thut gut!" rief diese. „Hab' keinen mehr getrunken, seit ich mit den Oesterreichern in Italien war und Tirol. Damals, ja, das war ein lustig Leben im Marketenderzelt!"

Sie richtete sich auf dem Ellbogen auf. „Setzen Sie sich hieher, Frau, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Laßt mich, ich muß!" rief sie wild, als Helene dem wehren wollte und sie zur Ruhe ermahnte. „Die Ruhe kommt jetzt bald, die ewige, die dunkle Ruhe! Heut' Nacht, als mir der große Thurm auf die Glieder stürzte, als er mir den Fuß brach und das tiefe Loch da in die Stirn schlug, da ist's wieder klar geworden in meinem Hirn und ich hab' gejauchzt und frohlockt, daß ich das hab' erleben dürfen, daß das verfluchte Haus der Walfingen zusammenbricht wie ein irdener Scherben — und ich bin doch eine Tochter dieses Hauses! — Ich bin nicht wahnsinnig! Was sehen Sie mich mit so traurigen Augen an? Ich rede nicht im Fieber. Da war Einer von Walfingen, der hat eine Wallfahrt gemacht nach dem heiligen Land, auf daß Gott ihm einen Erben schenke, und wie unser Herrgott es nicht gethan hat, da sollt ihm der Teufel helfen, und der hat ihm eine Höllenbrut gesandt, einen Drachen aus dem Schwefelpfuhl. Draußen am Drachenbrunnen liegt er, ich habe meinen Fuß auf seinen Leib gesetzt und da habe ich gespürt, wie der Stein zuckte. — Das ist der Franz von Walfingen!"

Schaudernd stand Louise auf und setzte sich an das offene Fenster. Helene aber rief: „Beutlerin, legt Euern Kopf wieder auf das Kissen! Ihr redet irre!" — „Nein, ich rede nicht irre!" rief das Weib. Hört mich!"

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, April.

Die große Ausstellung.

Die große Ausstellung der Sanitätscommission ist seit dem 4. April eröffnet und bildet in dem Newyorker Treiben den Mittelpunkt, dem alle andern Interessen sich für den Augenblick unterzuordnen scheinen. Noch niemals hat hier irgend ein wohlthätiger Zweck alle Stände, alle politischen Schattirungen, alle die verschiedenen Nationalitäten, welche zusammen die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ausmachen, zu solch gemeinsamer Thätigkeit vereinigt, und selten sind überhaupt aus einem kleinen, bescheidenen Anfang in so kurzer Zeit so ungeheure Erfolge erwachsen. Wie aus dem Bericht des Präsidenten der Commission hervorgeht, sind derselben seit dem Anfang des Kriegs sieben Millionen Dollars Werth an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und andern nothwendigen Vorräthen zum Besten kranker und verwundeter Soldaten zur Verfügung gestellt worden, und nicht weniger als eine Million Dollars an baarem Gelde ist eingegangen, ohne den Ertrag der bereits abgehaltenen Ausstellungen zu rechnen, welche verwendet wurden, vierundzwanzig Herbergen für zurückkehrende Soldaten zu errichten, in denen sich gegenwärtig

an 2300 Mann befinden, diesen überhaupt beizustehen, sie vor Betrügern zu schützen, und Agenten zu halten, welche die Armeen begleiten, in den Hospitälern hülfreich sind und selbst das Schlachtfeld besuchen, und sobald der Sturm des Kampfes vorüber, der Donner der Kanonen verhallt ist, den Verwundeten beizustehen, den Sterbenden wenigstens den Trost ihres Mitgefühls und Zuspruchs zu gewähren. Die Verzweigungen dieser menschenfreundlichen Verbindung erstrecken sich gegenwärtig durch das ganze Heer, von Texas bis zum Potomak, von Charleston bis Kansas, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß unter allen den wohlthätigen Vereinen, deren es hier so viele gibt, noch nie ein anderer solchen Anklang gefunden und im Stande gewesen, seine Thätigkeit in solchem Maße auszubreiten. Mit den Hülfsmitteln wuchsen jedoch auch die Ansprüche, und im verflossenen Winter verfiel man zuerst auf den Gedanken, durch Ausstellungen in den großen Städten die Mittel zu erlangen, dem wachsenden Bedürfniß zu genügen. Mit dem den Amerikanern eigenen praktischen Talent schritt man sogleich zur Ausführung; doch so groß war der Anklang, so überreich die Beiträge, welche von allen Seiten einliefen, daß die ursprünglichen Einrichtungen und Anschläge sich bald unzureichend erwiesen und schnell zu dem jetzigen Umfang anwuchsen. Die Stadt hatte der Commission ein großes Gebäude, den ehemaligen Palastgarten, in der vierzehnten Straße, zwischen der sechsten und siebenten Avenüe zur Verfügung gestellt; aber bald reichte dieses nicht mehr hin, die anstoßenden Gebäude wurden in Anspruch genommen, endlich baute man vorn und hinten an, und als auf diese Weise ein Flächenraum von über 100,000 Quadratfuß gewonnen war, der sich auf keine Weise mehr vergrößern ließ, wurde ein zweites großes Gebäude auf Union Square errichtet, welches in wenigen Tagen wie ein Pilz in die Höhe schoß.

Am 4. April waren endlich die Vorbereitungen beendigt und die Eröffnungsfeierlichkeiten fingen zunächst mit einer großen Parade an. Zwischen zehn und eilftausend Mann waren versammelt, ein für Newyork bis dahin unerhörtes Schauspiel, das wohl zehnmal so viele Zuschauer herbeigelockt haben mochte, welche schon vom frühen Morgen an in den Straßen umherwogten. Allgemein wurde der Tag als ein Feiertag beobachtet; alle Schulen hatten Ferien, Banken, öffentliche Anstalten und Geschäftslokale waren um Mittag geschlossen und die Gerichtshöfe hielten keine Sitzungen. Das Wetter, welches die ganze vorhergehende Woche ausgesucht schlecht und stürmisch gewesen war, hatte sich aufgeklärt und ein zwar etwas frostiger, aber sonnenheller Frühlingstag trug das seinige bei, das festliche Ansehen der Stadt zu erhöhen. Am Abend fand unter ungeheurem Zudrang die Eröffnung der Ausstellung durch Musik, Chöre und Reden statt, von denen in dem großen Raum begreiflich die allermeisten Zuhörer kein Wort verstehen konnten und mit allen andern, die nicht anwesend gewesen waren, erst am folgenden Morgen aus den Zeitungen erfuhren, was sie eigentlich gehört hatten. An diesem Tage war trotz des hohen Eintrittspreises — ein Dollar die Person — das Gedränge so übermäßig, daß es unmöglich war, mehr als einen flüchtigen Ueberblick zu gewinnen, und Tausende nach stundenlangem Umherdrängen nicht im Stande gewesen waren, in die besonders anziehenden innern Abtheilungen einzudringen. Erst nachdem die ersten zwei Tage vorüber waren, konnte man sich, wenn auch noch nicht mit Gemächlichkeit, doch wenigstens mit der Zuversicht ergehen, durch Geduld und Beharrlichkeit endlich in jene innern Heiligthümer zu gelangen, die fortwährend von einem dichten Knäuel von Menschen belagert werden.

Wenn wir in die Haupthalle eintreten, so ist das erste, das uns angenehm überraschend in die Augen fällt, der Reichthum an Laub- und Blumengewinden, welche zwischen den Säulen hinlaufen und in Festons herunterhängen, sowie die Masse von Fahnen und Bannern, die an den Pfeilern und der Decke so geschmackvoll vertheilt und drapirt sind, daß sich in dem großen Raum auch nicht eine leere Stelle störend bemerklich macht. In der Mitte erhebt sich ein Tempel, mit Moos bekleidet, reich mit Blumen, Immergrün und großen Spiegeln geschmückt, welche die glänzende Umgebung und die bunte Menge tausendfältig wiedergeben. Im Innern dieses Tempels und auf der Brüstung, die ihn umgibt, prangen die schönsten Blumen theils in Töpfen, theils in strahlenden duftigen Bouquets in Körben und Vasen. Auch viele der Tische und Buden sind reich mit Blumen geschmückt; es ist als wenn alles, was Frühlingssonne und Ofenhitze in den Treibhäusern zur Blüthe bringen konnte, sich hier zusammengefunden hätte.

Der große mittlere Raum wird von offenen Ständen eingenommen, und in den Nischen zwischen den Pfeilern sind schimmernde Buden errichtet, die innen und außen zeltartig mit den Nationalfarben drapirt und mit Fahnen geschmückt sind. Andere besonders reich versehene Abtheilungen nehmen größere und kleinere Zimmer ein, die mit ihren weiß, roth und blau gestreiften Decorationen ebenfalls prächtigen Zelten ähnlich sehen. Alle diese Buden und Stände stehen unter der Aufsicht von Damen, die den Verkauf besorgen, und in Wahrheit größere Anziehungskraft üben als die tausend reizenden Luxusgegenstände, welche sie anbieten. Ein ganzer Garten von schönen Frauen und Mädchen ist hier versammelt, meist schlanke Gestalten und aristokratisch edle und fein geformte Gesichter, denen die modische, jedoch an den Rococostyl erinnernde Frisur überaus wohl steht. Die Masse der ausgestellten Gegenstände aller Art ist so ungeheuer, daß jeder Versuch einer Herzählung so ermüdend als fruchtlos seyn würde, und noch schwieriger möchte es seyn, irgend einen Zweig aufzufinden, der hier nicht vertreten wäre, von den einfachsten Haushaltsgeräthen und Vorräthen bis zu den kostbaren Pianos von Steinway, den werthvollsten Statuen und Verzierungen von Bronce und den reichsten Schmucksachen. Da ist ein ganzes Zimmer voll Bücher, 15,000 Dollars

werth, unter denen sich mehrere prachtvolle Kupferwerke befinden, ein anderes mit Nähmaschinen, dort eines, die „lingerie," in dem alle Arten feines Weißzeug, von den einfachen Linonunterärmeln und Leinenkragen bis zu den reichen Points und Valenciennes in allen Abstufungen vorräthig sind. Da ist ein prachtvolles Zelt, fast ein Haus in dem großen Palast, wo die Gaben des Newyorker Feuerdepartements ausgestellt sind, und gegenüber ist der Staat Newjersey in einer ganzen Reihe von Buden repräsentirt. Dort befindet sich auch das „Cockloft Sommerhaus," die Nachbildung eines Pavillons, den Washington Irving in seinem „Salmagundi" beschreibt. In demselben befinden sich Oelbilder und Kupferstiche, Scenen aus Irvings Werken darstellend, verschiedene Ausgaben derselben und viele Andenken an Irving. Niemand wird bestreiten, daß Irving ein höchst ehrenwerther Charakter und ein angenehmer, unterhaltender Schriftsteller war, allein auf Genius, Originalität der Gedanken und des Styles konnte er keinen Anspruch machen und erhob sich überhaupt nicht über eine angenehme Mittelmäßigkeit; uns Deutschen, die wir mit Verehrung und Bewunderung zu unsern eigenen Heroen und Halbgöttern emporsehen, kann daher diese amerikanische Irvingvergötterung nur geringes Interesse einflößen. Eben so wenig können wir uns trotz der kunstvollen Arbeit für einen Adler begeistern, der aus dem Haar des Präsidenten, der Cabinetsmitglieder und mehrerer Senatoren verfertigt ist und auf einer Kuppel oder Halbkugel aus dem Haar der Frauen hervorragender öffentlicher Charaktere steht. — In einem besondern Raum arbeiten und brausen die Dampfmaschinen; daneben sehen wir schön ausgeführte Schiffsmodelle. An einem Stand sind für 10,000 Dollars Gegenstände aus Gummi elasticum zu finden, und überall vertheilt, auf allen Seiten tausendweise alle Arten von Spielsachen, Kinderkleidern und allen erdenklichen Arbeiten, Stickereien, Häkeleien, und was es sonst Dinge gibt, die von Damen zum Vergnügen gemacht werden. In einem andern Flügel befindet sich eine elegante Restauration, in der alle Arten von Erfrischungen und Früchten zum Verweilen anlocken. An einer Ecke ist ein Stand für normännische Kuchen, der von einigen ausgesucht schönen jungen Mädchen in dem koketten Kostüm der Normandie, kurzen Röcken, Mieder und hohen steifen Hauben, bedient wird.

Außer allen diesen Abtheilungen, die sich zuerst dem Blick des Besuchers darbieten, gibt es noch besondere Schätze, die in abgesonderten Räumen, gleichsam in innern Heiligthümern verwahrt werden, in die man erst gelangt, nachdem man sich den Einlaß durch eine Extrakarte erkauft hat. Da ist vor Allem die Gemäldegallerie, die eigentliche Krone der Ausstellung, in der man jene andern hunderttausend Kostbarkeiten und die ganze Welt überhaupt leicht und gern vergißt, um ganz in den Herrlichkeiten der Kunst unterzutauchen. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich erst, welchen Schatz an Gemälden Newyork besitzt, die leider für gewöhnlich hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Die Prachtwerke europäischer und amerikanischer Künstler, welche zu verschiedenen Zeiten hier ausgestellt waren und von Kunstliebhabern angekauft wurden, sind von den Besitzern für die Ausstellung hergeliehen worden, außer vielen andern, welche die Künstler selbst geschenkt haben. Hier finden wir „Washingtons Uebergang über den Delaware" von Leutze, seinen „Aufbruch von dem Ball des Cardinals," Churchs Niagara und seine Darstellung der Anden, eine prachtvolle Ansicht der Felsengebirge von Bierstädt, Hübners „schlesische Weber," Winterhalters „Florinda," Müllers „Scene in der Conciergerie während der Schreckensherrschaft," prachtvolle Seestücke von Achenbach, Napoleon von Paul de la Roche, Bilder von Camphausen, Dubufe, Jordan, Frère, Meissonier, le Poitevin, Verböckhoven, Hasenclever, Gignoux und noch manchen verdienstvollen amerikanischen Künstlern. Es ist eine Sammlung von Kleinoden der Kunst, in die sich nur sehr wenig Mittelmäßiges und Schlechtes eingeschlichen hat. — Da ist eine andere Abtheilung: the curiosity shop, worin alles aufgehäuft ist, was sonst nirgends recht hinpassen wollte, und doch entweder durch Alter, Bizarrerie, Seltenheit oder ungewöhnliche Häßlichkeit bemerkenswerth ist. Man findet dort altmodische Möbeln, Anzüge, alte Bücher und Kupferstiche, Münzen, Porcellan, Schmuck, musikalische Instrumente, Muscheln und ausgestopfte Vögel, lauter Dinge, die man jedoch in Europa in Museen und Curiositätensammlungen schon vielfach gesehen hat, mit Ausnahme einiger Ueberreste der Expedition des unglücklichen Sir John Franklin, die im Jahr 1859 von der Expedition unter Capitän M'Clintock auf Prinz Williams-Land unter dem 69sten Grad nördlicher Breite gefunden wurden und ein trauriges Interesse erregen. — Noch eine andere Abtheilung enthält Waffen und Trophäen, wo der Besucher Fahnen, Waffen und andere Andenken an den Unabhängigkeitskrieg, den Krieg von 1812 und den gegenwärtigen Kampf findet; Kanonen, Fahnen und Gewehre, die den Engländern abgenommen worden, Andenken an Washington, ein Fernglas Lafayettes und die Kanonen und andere Trophäen, die im Feldzug gegen die Mexicaner erbeutet worden, welche jedoch als Andenken eines Kriegs, der ohne den geringsten Anlaß und allem Völkerrecht zum Trotz, nur von der damals herrschenden Sklavereimacht zur Ausbreitung der Sklaverei unternommen — so sehr sich auch die Nationaleitelkeit damit brüsten mag — eher Denkmale der Schmach und der Barbarei, als rühmliche Siegestrophäen sind. Befriedigender sind die Fahnen, Säbel, Bajonette und Messer, welche in dem jetzigen Krieg den Rebellen abgenommen wurden. Auch den Schädel eines Unionssoldaten sieht man, der von den Rebellen als Trinkgefäß benutzt wurde, eine schlagende Illustration der Barbarei und der Entartung der Südländer. — Ferner befinden sich hier manche schön gearbeitete Waffen, Geschenke der Verfertiger, darunter ein glänzendes Schwert, welches als Ehrengeschenk für den General bestimmt ist, der die meisten Stimmen erhalten wird. Für einen Dollar kann jeder Besucher seine Stimme abgeben, und die Anhänger M'Clellans strengen sich auf's

äußerste an, die Majorität für ihren Napoleon der Niederlagen zu erlangen.

Eine anziehende Abtheilung ist unstreitig der indianische Wigwam, wo neunzehn Indianer, fünfzehn Männer und vier Frauen ihre Tänze und Gesänge zum Besten geben. Diese Indianer, vom Stamme der Irequaws, leben in der Nähe von Syracus, im westlichen Theil des Staats New-York. Sie sind mehr als halb civilisirt und erboten sich freundlich, als sie von der Ausstellung hörten, das Ihrige durch Darstellungen ihrer Gebräuche beizutragen. Die Wände des Raums, in dem sie ihre Vorstellungen geben, sind entsprechend mit Büffel- und andern Fellen bedeckt, an denen indianische Waffen, Schilde, Kleidungsstücke, Sättel und andere Geräthschaften hängen. Im Hintergrund ist eine kleine Bühne, auf der ein ächter Wigwam von Baumstämmen und Häuten errichtet ist. Die Leute, welche für gewöhnlich europäische Tracht angenommen haben, erscheinen bei dieser Gelegenheit im vollen indianischen Costüm, mit Federn und Perlen aufgeputzt; nur die Beine, Arme und der Oberkörper sind, den civilisirten Begriffen von Anstand zu Liebe, mit Tricots bedeckt, die indessen die schönen, kräftigen Körperformen in vollem Maße sehen lassen. Ihre Gesichtsbildung ist nicht unangenehm, die Stirn höher als bei den ganz uncivilisirten Indianerstämmen, und der Ausdruck gutmüthig und freundlich. Alle Männer hatten sich das Gesicht bemalt, einige ganz roth, andere hatten nur zwei große rothe Kleckse auf den Backen und einer hatte sich auf der rechten Seite roth, auf der linken blau gefärbt. Viele hatten außerdem schwarze Flecken und Streifen auf den Backen und über dem Mund, als wollten sie damit den mangelnden Schnurrbart ersetzen, den die Natur dem unvermischten Indianer versagt hat. Zwei von der Gesellschaft trugen auch große Ringe in der Nase, an denen rothe Federbüschel befestigt waren. Ihre Tänze und Gesänge sind primitiv genug und zeigen keine Spur irgend eines fremden Einflusses. Der Anführer tritt auf, schlägt ein kleines trommelartiges Instrument und singt dazu eine sehr eintönige Tanzmelodie, worauf die übrigen hervorspringen, einstimmen und ihren Tanz aufführen. In dem einen stehen sie sich gegenüber und wechseln die Plätze, wie in der Quadrille; in einem andern sitzt der Anführer in der Mitte, während die übrigen einen Kreis um ihn bilden. Oft wird der Gesang durch einen kurzen gellenden Schrei plötzlich unterbrochen. Nur ein Tanz wurde von den Männern und Frauen gemeinschaftlich aufgeführt; einen andern tanzten die Frauen allein, wobei die Männer in der Mitte saßen und mit Gesang, Fußstampfen, Trommeln und Klapperbüchsen das Orchester bildeten; die Frauen tanzten in engen Kreisen um sie herum, wobei sie sich wiederholt mit den Fäusten abwechselnd an Brust und Stirne schlugen, wie ich vermuthe, die indianische Weise, ihren Herren und Gebietern die Cour zu machen, die darin vielleicht irgend einen uns nicht begreiflichen Reiz entdecken. Am ausdrucksvollsten und charakteristischsten war jedoch der Kriegstanz, in dem die rothen Menschen mit lautem Geschrei umhersprangen, den Oberkörper hin und her warfen, ihre Aexte und Keulen schwangen und dabei wirklich eine Art wilder Grazie entwickelten.

Das Gebäude auf Union Square ist vorzüglich für Kinder bestimmt. Da ist eine Schlittenbahn, ein Ballsaal, wo Puppen tanzen und Schlittschuh laufen, und allerhand Unterhaltungen und Darstellungen für Kinder finden statt, die jedoch nicht minder von Erwachsenen besucht werden. Ein anderer Anziehungspunkt ist hier „die Knickerbocker Küche," das heißt eine Küche in der Art, wie die alten holländischen Ansiedler sie hatten, welche vor Zeiten New-york bewohnten, als es noch Neuamsterdam hieß. Da ist der große holländische Herd, die kleinen alterthümlichen Fenster mit geblümten Vorhängen, und die alten, mit Messing beschlagenen Möbeln jener Zeit. Viele Familien, Nachkommen der alten Knickerbocker, haben Gegenstände, die sich noch in ihren Häusern vorfanden, bereitwillig hergeliehen, und außer altem Silberzeug und Porcellan findet man noch manches Familienportrait von Mynheer und Myfrouw im Costüm ihrer Zeit. Am Kamin steht ein ungeheures Spinnrad, an dem eine Dame häufig spinnt, ein hier zu Lande jetzt fast unerhörter Anblick. Auch ein großer Korb buntgefärbter Ostereier steht zu Verkauf, die viele Liebhaber finden. An den Wänden sind holländische Sprüche zu lesen und in Töpfen und Gläsern prangen Hyacinthen und Tulpen. Die Damen, welcher dieser Küche vorstehen, tragen das altmodische holländische Costüm, und die Aufwärter sind sämmtlich Neger, ebenfalls in Uebereinstimmung mit dem Gebrauch jener alten Colonisten. Diese Küche ist fortwährend überfüllt von Besuchern, welche hier ihr zweites Frühstück oder ein déjeuner dînatoire verzehren und dabei von den Anstrengungen des Umherwanderns und Sehens ausruhen. — In diesem Gebäude ist ebenfalls das Blumendepartement durch seine Schönheit auffallend, und es übertrifft nach meiner Meinung unbedingt das in dem Hauptgebäude. Ein Springbrunnen fällt in vielen Strahlen in ein Bassin, in dem blühende Callas und andere Wasserpflanzen stehen, und dieses ist von andern Blumen wie mit einem reichen duftigen Kranz umgeben. Der ganze Raum athmet Frische und Wohlgeruch.

Der Ertrag der Ausstellung durch Verkauf, Eintrittskarten und Geschenke hat sich in neun Tagen, laut Bericht, auf die ungeheure Summe von 824,431 Dollars belaufen. Wo solche Summen freiwillig für einen einzigen Zweck hergegeben werden können, muß man in der That Vertrauen zu der Fähigkeit eines Landes gewinnen, eine große Umwälzung und einen mehrjährigen Krieg glücklich und ohne Verarmung zu überwinden.

London, April.

(Schluß.)

Die Shakespearefeier.

Von den vereinzelten Kundgebungen bleibt uns nur das Interessanteste zu berichten. Und zum Beweise der Popularität Shakespeares sowohl als der durch die jüngsten Ereignisse hervorgerufenen Mißstimmung stellen wir voran die Demonstration der arbeitenden Klassen von London. Shakespeare ist in diesen Kreisen so wenig ein Fremdling, als Schiller in den entsprechenden Kreisen in Deutschland. Theils theatralische Vorstellungen, theils billige Ausgaben von Shakespeares Werken haben die große Masse intelligenter Handwerker und Fabrikarbeiter mit dem Dichter vertraut gemacht. Der Plan zu seiner Feier war ausschließlich von den unter diesen Klassen bestehenden Associationen, Freimaurerlogen und andern Gesellschaften ausgegangen. Man hatte verabredet, in feierlicher Procession nach Primrose Hill, einem an der nordwestlichen Grenze von London gelegenen Hügel des Regents Park zu ziehen, und das Pflanzen einer Eiche am Fuße des Hügels sollte den Mittelpunkt des Festes bilden. Da Primrose Hill, als Theil von Regents Park, Eigenthum der Krone ist, so war die Erlaubniß der Regierung erforderlich. Man hatte diese nach einigem Sträuben erlangt und auch die zu pflanzende Eiche aus den Baumpflanzungen des Parks zum Geschenk erhalten. Zu einer frühen Stunde am Nachmittage des 23sten versammelten sich also die Mitglieder der Procession von allen Seiten an dem verabredeten Rendezvous in Russell Square. Musikbanden zogen voraus, Banner mit Inschriften Shakespeare'scher Dramen und Verse flatterten in bunten Farben über der weithin wogenden Masse; komische Zusammenstellungen mitunter, an denen Shakespeares für alle schroffen Contraste des Lebens so empfänglicher Sinn sich ergötzt haben würde. Hier paradiren zwei junge robuste Bursche, mit schwielenvollen Händen, als die „Gentlemen of Verona;“ dort escortirt Timon of Athens Heinrich IV., der eine Pfeife raucht; dort wieder künden einige Mädchen aus einer der Arbeiterunionen sich als die Merry wives of Windsor an; König Johann marschirt Arm in Arm mit König Lear, während nicht weit davon ein zur Seite seiner Frau dahinschreitender Bannerträger die Inschrift „Love's labour lost“ zur Schau trägt. In den Straßen, welche die Procession durchzieht, drängt sich viel Volk zusammen; aber manche von diesen Zuschauern scheinen nicht zu wissen, um was es sich eigentlich handelt, denn oft wiederholt sich die Frage: ob Garibaldi schon da sey? So erreicht die Procession den Hügel. Der Tag war warm und sonnenlos hell und heiter und der Anblick, den die Umgebung von Primrose Hill in diesem Momente darbot, wahrhaft großartig. Ein wogendes Menschenmeer, Tausende, Zehntausende, belebten auf- und abfluthend den Gipfel, die Abhänge, den ganzen umgebenden Rasengrund, Verehrer des Dichters, die sich versammelt hatten, um dem Pflanzen seiner Eiche beizuwohnen und die nun das Erscheinen der Procession mit donnernd wiederhallenden Cheers begrüßten. Die Stelle am Fuße des Hügels, wo der Baum stehen sollte, war vorher abgemerkt, der Baum selbst schon dort aufgestellt. Die Führer der Procession schaaren sich im Kreise umher und zugleich tritt hervor Mr. Phelps, dem man, trotz des oben berührten Ausbruchs gekränkter Eitelkeit, in Anerkennung seiner unläugbaren Verdienste um die Aufführung Shakespeare'scher Stücke, das Pflanzen der Shakespeareeiche anvertraut hat. Neue donnernde Cheers bewillkommnen ihn und nach einer Anrede des Comitépräsidenten pflanzt er die Eiche im Namen der arbeitenden Klassen von England, mit dem Wunsche, daß sie Jahrhunderte lang wachsen möge:

> An oak whose boughs are mossed with age,
> And high top bald with dry antiquity.

Hierauf schreitet vorwärts eine bei der Deputation anwesende Dame, um die Eiche mit Wasser aus dem Flusse Avon zu taufen als „Shakespeares Eiche.“ Das Verlesen einer von der Dichterin Elisa Cook für den Tag gedichteten Ode folgt, dann eine andere Weiherede und zum Schluß der jubelnde Umzug der gesammten Procession und des versammelten Volkes um die der Dichtkunst geweihte Eiche.

Bis so weit war nicht bloß Alles ohne die geringste Störung und Unordnung vor sich gegangen, die Versammlung und die Ceremonie unter dem blauen Frühlingshimmel hatte (jeder empfand dieß) in den Hauptmomenten etwas Großartiges und Feierliches. Aber diese Masse Volkes war noch von andern Ideen erfüllt. Sie hatte sich nicht mit dem ausschließlichen Zweck versammelt, Shakespeare zu ehren. Es war bekannt, daß der Shakespearefeier ein Indignation meeting über Garibaldis Abreise folgen solle, die man einem diplomatischen Winke der Regierung zur Last legte. Das Ende des Umzuges gab daher das Signal für den Beginn dieses andern Meetings. Das damit beauftragte Comité bestieg eine Plattform auf dem Gipfel von Primrose Hill, die Masse des Volkes drängte jener Stelle zu. Doch kaum hatte der Präsident seine Rede begonnen, als eine Compagnie Polizei an der Plattform

erschien und den Fortgang der Verhandlungen untersagte. Der Redner erkundigte sich, was geschehen werde, wenn er fortfahre, worauf der Polizeiinspektor erwiderte, in diesem Falle werde er Gewalt anwenden. Gegen diesen Eingriff in das Versammlungsrecht protestirend und die Fortsetzung des Meetings an einem andern Orte ankündigend, verließ das Comité seinen Platz und das Volk, seinen Unwillen gegen die Haltung der Polizei durch ein mißtöniges Concert von Pfeifen und Grunzen kundgebend, zerstreute sich nach allen Richtungen. Wir bemerken nur noch, daß die Polizei formell im Rechte war, da jedes im Park, auf dem Grund und Boden der Krone, gehaltene Meeting einer besondern Erlaubniß der Regierung bedarf und diese Erlaubniß weder nachgesucht noch ertheilt war. Allein ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Anwendung jenes Rechtes gerade in diesem Falle im höchsten Grade unpolitisch war, weil nichts geeigneter seyn konnte, den Verdacht des Volkes hinsichtlich der Garibaldi betreffenden Intrigue zu bestärken.

So endete die Demonstration der arbeitenden Klassen auf Primrose Hill. Viel früher, in der That am frühesten von allen Festgenossen, hatten schon die angesehensten Schauspieler Londons das Andenken des Tages gefeiert. Der 22. April war kaum zu Ende gegangen, die Mitternachtsglocke verkündete eben den ersten Anbruch des Tages, der vor dreihundert Jahren den Dichter in die Welt einführte, als schon jene Verehrer Shakespeares bei einem Festmahl in Freemasons Tavern versammelt waren und mit Reden, Gläserklingen und musikalischem Vortrag Shakespeare'scher Lieder den Ruhm des Dichters erschallen ließen. Für den Abend waren Aufführungen Shakespeare'scher Dramen in den meisten Londoner Theatern in Aussicht gestellt: in Drurylane Heinrich IV.; in Haymarket der „Dreikönigstag," in Princeß's eine Auswahl aus „Wie ihr wollt," dem „Kaufmann von Venedig" und der „Komödie der Irrungen," im Olympic „der Widerspenstigen Zähmung," in Marylebone „Romeo und Julie" rc., so daß den Königen der Bretter im Großen und Ganzen Lauheit oder Fahrlässigkeit nicht vorzuwerfen war. Eine andere Shakespearefeier sollte in jenem wunderbaren Culturtempel, dem Krystallpalast in Sydenham, stattfinden. In seinen zauberischen Hallen hatte einst die Schiller-, die Burns- und Händelfeier einen großartigen Mittelpunkt gefunden und schon vor längerer Zeit waren von den Direktoren Veranstaltungen getroffen, auch Shakespeares dreihundertjährigen Geburtstag festlich zu begehen. Man annoncirte ein Shakespeareconcert, die Aufstellung einer nach den wirklichen Dimensionen ausgeführten Copie des Shakespearehauses in Stratford, die Eröffnung eines Shakespearehofes und die Enthüllung eines Shakespearemonuments auf der Hauptterrasse des Parks. So war denn an mannigfacher Unterhaltung kein Mangel und mehrere tausend Besucher eilten nach Sydenham, und was sie sahen und hörten, war in seiner unmittelbaren Erscheinung keineswegs ohne Interesse und Bedeutung. Um von dem ganz aus Shakespearemusik bestehenden Concerte, von den mit Versen Shakespeares gezierten Flaggen, von den allerorten zur Schau gestellten Bildern des Dichters zu schweigen, so versetzte schon die malerisch treue Darstellung des Shakespearehauses, das hier, wie in Stratford selbst, jedem Pilger zum Durchwandern offen stand, lebhaft in die Atmosphäre von Shakespeares Zeit und Heimath; der Shakespearehof bot eine Anzahl von Gegenständen, welche diesen Eindruck erneuerten und befestigten: einen alten Lehnstuhl aus Ann Hathaways Hütte, einen andern aus dem Hause Shakespeares, eine Copie der Büste des Dichters in der Kanzel der Kirche seiner Vaterstadt, Abgüsse der Inschriften von seinem Grabe und dem seiner Frau, das Portrait Shakespeares von Van Jansen, verschiedene frühe Ausgaben seiner Werke u. s. w. Auch das Monument, eine sitzende Statue des Dichters, mit Colossalfiguren der Tragödie und Comödie zu beiden Seiten und Basreliefdarstellungen Shakespeare'scher Scenen an dem Postament (eines der letzten Werke des kürzlich verstorbenen talentvollen Bildhauers Thomas) war der Gelegenheit nicht unwürdig, ebensowenig als die ihm gegebene Stelle, am obern Ende des breiten Weges, dessen beide Seiten Statuen Sophokles, Dantes, Petrarchas und Schillers schmücken, über den hinaus eine entzückende sonnenhelle Frühlingslandschaft sich meilenweit den Blicken öffnete. Und doch schien das Gefühl allgemein, daß das beste, die Begeisterung fehlte. Die Enthüllung der Statue geschah während des Concerts einer auf der Terrasse stationirten Militärbande, ohne Reden, ohne jede feierliche Bewegung; man durchwanderte den Palast, man betrachtete die aufgestellten Reliquien, wie man an gewöhnlichen Tagen die andern Sehenswürdigkeiten, den pompejanischen Hof oder die Alhambra betrachtet und durchwandert. Kurz, der Einfluß jener feindlichen Elemente, deren wir oben gedachten, schien auch hier die Einheit des Festes zu stören.

Andere Festlichkeiten fanden theils in verschiedenen Londoner Musikhallen, theils in den Lokalen literarischer Gesellschaften statt. Allein das Gefühl der Enttäuschung über eine im Grunde mißlungene Feier bewies sich fast überall als dasselbe. Die von Ausländern für Shakespeare gezeigte Sympathie, so bemerkte Mr. Mayton (der Vorsitzende einer dieser Reunionen und selbst ein bekannter dramatischer Dichter), indem er einen Toast auf Victor Hugo ausbrachte, contrastire seltsam mit der von den Engländern bewiesenen Apathie. Victor Hugos Theilnahme sey eine Thatsache, worauf man das „leitende" Journal Englands (die Times) hinweisen sollte. Seiner Ansicht nach habe dieses Journal Shakespeare verrathen und seinen Spott über edle Männer ausgegossen. Auch die Regierung sey stumm und unthätig geblieben, einen Mann zu ehren, dessen Genie ihn zum Könige aller Menschen mache.

Mit größerem Erfolg, unter lebhafterer Theilnahme aller Gesellschaftsklassen und mit mehr als einem bloßen Anfluge festlicher Begeisterung scheint die Shakespearefeier in Stratford vor sich gegangen zu seyn, deren Programm eine Zeit von fast acht Tagen, mehrere Festmahle und

Concerte und die Aufführung einer Reihe Shakespeare'scher Tragödien und Komödien durch die besten englischen Schauspieler umfaßte. Ob indeß diese Feier die auf sie gebauten praktischen Erwartungen erfüllen wird, ist noch zweifelhaft. Die Errichtung des Pavillon, eines für die Shakespearefeier besonders aufgeführten, Festhalle und Theater umfassenden Gebäudes, hat, so heißt es, beträchtliche Summen verschlungen, und obgleich die Preise hoch, die Besucher zahlreich, die Dienste der Schauspieler unentgeltlich waren, scheint doch an einem eventuellen Ueberschusse noch viel zu fehlen. Man hat einen solchen Ueberschuß als Beitrag zu der Errichtung eines Shakespearemonuments bestimmt, aber welcher Art dieses Monument seyn soll, darüber, wie gesagt, schwanken die Ansichten hin und her. Die besseren Vertreter der öffentlichen Meinung stimmen für die Aufführung eines Shakespearetheaters, oder einer Shakespeareschule, und ohne Frage würde die Realisirung eines dieser Plane das Andenken des Dichters in würdigerem Sinne erneuern, als die Errichtung eines Denkmals von Erz und Marmor. Außerdem thut eine solche Erneuerung der englischen Bühne wahrhaft noth. Denn traurig ist, troß des dreihundertjährigen Geburtsfestes des „Barden von Avon," der gegenwärtige Zustand des Theaters in England. Die dramatische Produktionskraft scheint so gut wie erloschen, fremde Sensationsstücke, in englische Kostüme verkleidet, monopolisiren das öffentliche Interesse, und wenn Shakespeare dessenungeachtet einer größeren Masse des Volkes bekannt ist als je in früheren Zeiten, so hat die Literatur einen größeren Antheil daran, als die darstellende Kunst. Man erinnert sich bei der Betrachtung dieser Zustände unwillkürlich der geharnischten Distichen Schillers, welche das Verschwinden „der hohen Kraft des Herakles" von den Brettern beklagen. Bereitet daher der Darstellung dieser unsterblichen Kraft eine neue Stätte, eine würdige dauernde Heimath! Erst dann werden die Mißtöne, welche heute am Gedenktage ihres ersten Erscheinens störten, vergessen werden und ein frischer Sinn für neue dem Genius geweihte Feste in den Herzen des Volkes erwachen.

Berlin, Mai.

Die Shakespearefeier. — Tante Voß. — Der Helmerding. — Theaterunwesen.

Düppel und Shakespeare, Shakespeare und Düppel — in diesen beiden Namen drängt sich für Berlin und vielleicht noch für andere Orte die Geschichte der letzten Woche zusammen. Und ein tröstliches Zeichen ist es, daß neben dem frischen Lorbeer des Kriegsruhms der alte, aber unvergängliche Lorbeerkranz des „Dichterfürsten" nicht vergessen worden ist. Von dem Jubel, mit welchem die Nachricht von der Erstürmung der dänischen Zwingfeste hier aufgenommen wurde, habe ich schon geschrieben. Freilich am Boden des Friedensbechers fehlt nicht die bittere Hefe. Die „Berliner Jungens" sind verwegene, kecke Bursche, die mit der Gefahr, wie mit Allem, ihr Spiel zu treiben lieben; und gar mancher von ihnen hat sein Herzblut auf den Düppeler Schanzen vergossen. Seit dem Eintreffen der großen Siegespost vergeht kein Tag, an dem der Telegraph nicht Dutzende von Todesbotschaften aus dem Sundewitt herblitzte; kein Tag, an dem der Hamburger Bahnzug nicht einen Trauerwagen voll Leichen herbrächte. Und in den Zeitungen, wie hat sich nicht die Rubrik der Todesanzeigen erweitert und wie geläufig sind uns nicht die mit beredter Einfachheit wiederkehrenden Worte geworden: „Er fand den Tod bei Erstürmung der Düppeler Schanzen!" oder: „Er ist den beim Sturm empfangenen Wunden erlegen!" Der Sieg hat viel Blut und viel Thränen gekostet. Unser eisernes Jahrhundert will es nun einmal, daß das Recht nur durch die Gewalt zur Geltung komme, daß das Recht kein Recht sey, wenn es nicht Faustrecht ist. Ehre den Tapfern, deren Blut geflossen ist, Mitgefühl denen, welche die Tapfern beweinen; aber Blut und Thränen sind der unvermeidliche Kaufpreis unserer nationalen Wiedergeburt; und werden wir um die Frucht nicht betrogen, so ist der Preis, den wir bezahlt haben, nicht zu hoch.

Der Geburtstag Shakespeares wurde auf allen hiesigen Bühnen und von allen hiesigen Vereinen in gelungenster Weise gefeiert. Zu einem Bericht über die verschiedenen Festlichkeiten mangelt mir der Raum; die Einzelnheiten haben für den Leser auch kein Interesse. Die Bedeutung liegt in der Allgemeinheit der Feier. Vergleichen wir das jämmerliche Fiasko der englischen Shakespearefeier mit dem, was hier und im übrigen Deutschland geschehen ist, so erscheint es sicherlich nicht mehr als Uebertreibung, wenn man behauptet, daß man in Deutschland den „Vater des modernen Dramas" besser zu schätzen weiß als in England. Dort die Garibaldikomödie, hier die Shakespearefeier — der deutsche Michel hat sich an John Bull herrlich gerächt.

Als Curiosum und Mißklang muß ich hier anführen, daß die „Vossische Zeitung," bekannter unter dem Namen „Tante Voß," in einen geharnischten Artikel über die Haltung des Auslands in der Schleswig-Holsteinischen

Frage folgendes Verdammungsurtheil über die deutsche Shakespearefeier einschachtelt: „Die an die schlimmste Entsittlichung anstreifende Untugend der Deutschen, für alles Ausländische bei der ersten besten Gelegenheit in sinnlose Schwärmerei zu gerathen — von dieser Sinnlosigkeit zeugt zum Theil selbst die so eben stattgefundene Shakespearefeier — hat uns schon unendlich geschadet.“ Ohne den fatalen Zwischensatz eine ganz vortreffliche Phrase — ich meine der Gesinnung nach, denn mit Bezug auf den Styl dürfen wir bei „Tante Voß,“ die neulich gewissen unpatriotischen Herrn das bedenkliche Wort: „despotische Sklaven!“ an den Kopf warf, nicht allzu streng seyn. Ohne den fatalen Zwischensatz eine ganz vortreffliche Phrase; wie wahr der Vorwurf, wie bitter die Wahrheit! Schade nur, daß „Tante Voß“ diese Wahrheit nicht früher begriffen hat. Sie hätte sich dann nicht Jahre lang mit ihren fortschrittlichen Schwestern vor dem todten Götzenbild des englischen Parlamentarismus und vor lebendigen Götzen wie Cavour und Garibaldi, oder gar Bonaparte in dem Staub gewälzt und durch Ausübung dieser „an die schlimmste Entsittlichung anstreifenden Untugend“ nicht ein Schauspiel geben helfen, welches das „Ausland“ unstreitig zu jener „Haltung“ aufmunterte, die jetzt der „Tante Voß“ einen solchen Anfall von sittlicher Entrüstung verursacht hat. Ein bischen Nationalstolz und Selbstgefühl zur rechten Zeit, und das „Ausland“ wäre uns nicht so unverschämt gegenüber getreten. Es ist eine alte Erfahrung, daß nur derjenige Ohrfeigen empfängt, welcher geneigt scheint, sie in die Tasche zu stecken. Nun, better late than never. Wir freuen uns über die Bekehrung der Tante Voß, obgleich sie nicht erst nach empfangener Ohrfeige hätte kommen sollen, und wollen bloß wünschen, die patriotische Mannhaftigkeit möge auch verhalten. Aber um des Himmels willen, was hat die „Shakespearefeier“ mit der an die schlimmste Entsittlichung anstreifenden „Untugend“ zu thun? Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem „Schwan von Avon“ und den ungrammatikalischen Depeschen des Grafen Russell? „Sinnlose Schwärmerei“ ist natürlich eine „Untugend,“ und zwar macht es dabei nicht den geringsten Unterschied, ob der Gegenstand der sinnlosen Schwärmerei ein „ausländischer“ oder ein einheimischer ist. Allein dem Genie huldigen, ist doch wohl weder „sinnlos“ noch eine „Schwärmerei,“ sondern einfach die Pflicht jedes gebildeten Menschen; und da das Genie sich über die Schranken der Nationalität erhebt, einen wesentlich allgemein menschlichen Charakter hat, so will es uns bedünken, als könne die Huldigung, welche ihm dargebracht wird, eben so wenig eine nationale wie eine antinationale seyn. Wir bitten also Tante Voß, das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Zeigen wir uns dem Auslande gegenüber nationalstolz, wo es gilt, die nationalen Interessen, die nationale Ehre zu wahren, aber verzichten wir darum nicht auf unsere „Mission,“ ein kosmopolitisches Volk zu seyn und uns die Geistesschöpfungen aller fremden Culturvölker anzueignen. Beides muß Hand in Hand gehen. Was Kosmopolitismus ohne Nationalität ist, sehen wir an unserem politischen Jammer; was Nationalität ohne Kosmopolitismus, das sehen wir an der unharmonischen, einseitigen Entwicklung anderer Völker, die uns in staatlicher Hinsicht vorausgeeilt sind. Das Eine muß das Andere ergänzen. Werden wir national neben unserem Kosmopolitismus, so sind wir das erste Volk der Erde. Und inzwischen wollen wir, mit Verlaub der „Tante“ Voß, fortfahren, unsern Shakespeare stets bei „erster bester Gelegenheit“ zu lesen und uns an seinem Mannesgeist zu stärken. Solche „Stärkung“ thut uns Noth und dürfte selbst den „nationalen“ Daubitz und das „nationale“ Hoff'sche Annoncenbier übertreffen. Oder stimmt Tante Voß etwa mit jenem weiland sehr berühmten Politiker überein, der mir einst in einer langen Rede auseinandersetzte, das Lesen mache den Menschen dumm, und „die Noth der schweren Zeit“ sammt der „schweren Noth der Zeit“ u. s. w. (das Verslein mit den bekannten Verschiebungen war schon damals erfunden, lange bevor jemand an die Jeremiasse der preußischen Fortschrittspartei dachte), also die Noth der schweren Zeit in allen ihren Variationen rühre vom Lesen her; mit Einem Wort, das Lesen sey die Wurzel alles Uebels. Der fragliche Politiker — fraglich in doppeltem Sinn — glich nicht den Predigern, von denen Heine singt, die öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken; nein, er brachte die Praxis in den schönsten Einklang mit der Theorie und führte die geistige Mäßigkeit oder eigentliche Enthaltsamkeit mit so eiserner Consequenz durch, daß er auch unter den ärgsten Versuchungen, auch in dem heimlichsten Eckchen seines Kämmerleins kein Buch zur Hand nahm. Der brave Mann! Ach! er ist jetzt vergessen und es gibt da Leute, welche meinen, er wäre noch heute ein berühmter Politiker, wenn er seinen Wahlspruch nicht so treu befolgt und dann und wann ein bischen geistiger Nahrung in sein Hirn eingeschmuggelt hätte. Der „Tante Voß“ aber, die, gleich den andern Berliner Blättern, Tag für Tag Riesenreclamen der Hrn. Daubitz und Hoff bringt, legen wir zum Schluß in aller Form die Frage vor, was einem „patriotischen“ Deutschen nützlicher ist: die geistige Nahrung, welche der „Ausländer“ Shakespeare, oder die geistigen Getränke, welche die Inländer Daubitz und Hoff bieten?

Seit einigen Wochen erscheint hier ein theatralisches Witzblatt, der „Helmerding,“ so benannt nach einem unserer beliebtesten lebenden Komiker. Es ist äußerlich genau so eingerichtet, wie der Kladderadatsch, den es auch sonst in jeder Weise nachahmt, und zwar nicht ohne Erfolg, was man beiläufig als ein Compliment für den „Helmerding,“ oder als das Gegentheil eines Compliments für den „Kladderadatsch“ betrachten mag. Ein paar recht gute „Hiebe“ sind in dem Lied: „Die deutschen Italiener in England,“ das mit den Versen schließt:

„Die Stimmbegabten aus Berlin
Sind dort (in London) gewiß famos;
In London aber abgeschrie'n,
Geht's Heiserseyn hier los.

Wir hören statt der Nachtigall
Die Nebelkrähen dann.
Doch schaffen wir für diesen Fall
Uns Luccapfeifchen an.

Was die Luccapfeifchen bedeuten, das habe ich früher auseinandergesetzt. Doch das neue Blatt hat sich neben dem „Witzerrißen" noch ein anderes Ziel gesteckt, und das ist der Grund, weßhalb ich seiner überhaupt erwähne. Es macht nämlich Miene, den Augiasstall der hiesigen Theaterkritik und Theaterreclame ausräumen zu wollen. Nun, zur Reinigung von Augiasställen bedarf es eines Herkules, und „Helmerding" ist entschieden kein Herkules. Aber fehlt ihm auch die Kraft, so fehlt es ihm doch nicht an Muth, wie aus dem Umstande erhellt, daß er in der letzten Nummer einen unserer renommirtesten Kunstkritiker — freilich ohne den Namen zu nennen, aber doch so, daß Jedermann sofort sieht, wer gemeint ist — offen der Bestechlichkeit anklagt und einen flagranten Fall mit sehr genauen Einzelnheiten erzählt. Der Angegriffene hat sich bis jetzt nicht gerührt. Ob darin ein stillschweigendes Eingeständniß der Schuld liegt, oder nicht, das lasse ich dahin gestellt seyn. Ich kenne die „Gelehrten" des „Helmerding" nicht, ich weiß nicht, von welchen Motiven sie geleitet sind, ich billige durchaus nicht die Art und Weise, wie sie zu Werke gehen; allein so viel steht fest, das Verhältniß zwischen den Bühnenkünstlern und der Theaterkritik ist hier, wie anderwärts, ein äußerst unbefriedigendes, und im Interesse beider Theile, das heißt der tüchtigen und ehrlichen Leute auf beiden Seiten, wäre es endlich einmal an der Zeit, daß gemeinschaftliche Schritte zur Hebung des Uebels gethan würden. Ich sage gemeinschaftliche Schritte, denn soll dem Unwesen, von welchem hier die Rede ist, gründlich gesteuert, soll die Theaterkritik zu Ehren gebracht und der Bühnenkünstler und noch in weit höherem Grade die Bühnenkünstlerin von dem journalistischen Zehnten befreit werden, so ist ein solches Zusammenwirken schon deßhalb dringend nothwendig, weil ohne dasselbe die volle Wahrheit unmöglich ermittelt und eine kräftige Polizei gegen die Wegelagerer nicht geübt werden kann. Die Aufgabe ist keine leichte, aber wenn sie mit den gehörigen moralischen und geistigen Kräften unternommen wird, läßt sich am Gelingen nicht zweifeln. Ich werde auf die Sache zurückkommen, und hoffe bald von einem praktischen Schritt in dieser Richtung melden zu können.

Ein anderer hierher gehöriger Uebelstand, der dringend der Abhülfe bedarf, ist das Theateragentenwesen, oder besser Unwesen. Es bestehen in Berlin drei oder vier solcher Agenturen, und mit jeder derselben ist eine „Theaterzeitung" verbunden, die jeder Schauspieler halten muß, wenn er nicht „heruntergerissen" werden will. In andern Städten bestehen ähnliche Verhältnisse, und da der Bühnenkünstler aus einleuchtenden Gründen auch vor dem auswärtigen Publikum in einem günstigen Licht zu erscheinen wünscht, ist er beinahe gezwungen, sich alle diese Blätter anzuschaffen, die überdieß meist unverschämt theuer sind. Ein befreundeter Sänger sagte mir neulich, er habe 27 derartige Blätter zu halten, was ihn Jahr aus Jahr ein ungefähr 120 Thlr. koste. Auf meine Frage, wie er sich einem solchen Erpressungssystem unterwerfen könne? erwiederte er: „Die Masse des Publikums ist künstlerisch ungebildet, und so lange es kein wirklich tüchtiges und als tüchtig allgemein anerkanntes Organ der Theaterkritik gibt, werden diese industriellen Sudelblätter die öffentliche Meinung beeinflussen und haben wir keine andere Wahl, als uns entweder geduldig zu fügen, oder unserem Vortheil in's Gesicht zu schlagen." Den Commentar kann der Leser sich selbst machen.

Unsere Theater, insbesondere die vorstädtischen, haben es sehr wohl begriffen, daß die Bühne „der Spiegel des Lebens, der Zeitgeschichte" seyn soll. Wenn man unsere Theaterzettel durchliest, glaubt man in der That das Inhaltsverzeichniß einer Zeitung vor sich zu haben. Ich will ein paar Proben geben: 1) Meysels Theater, Heute und die folgenden Tage: „die Erstürmung der Düppeler Schanzen," Nachspiel zu: „Die Preußen in Schleswig." Vorher: „Garibaldi in England," Posse mit Gesang. (Die Posse ist beiläufig ausgezeichnet, ein besserer Stoff läßt sich aber auch nicht denken). — 2) Gallenbachs Vaudevilletheater: „Victoria, oder Düppel ist unser!" Genrebild (!) mit Gesang aus der neuesten Gegenwart, von einem Reservesoldaten." 3) Affentheater: „Die Schlacht von Missunde." (O der Entweihung! das „herrliche Kriegsheer" von Affen dargestellt! Uebrigens befinden sich die Affen nicht ganz auf der Höhe der „neuesten Gegenwart," sonst hätten sie sich schon der Düppeler Schanzen bemächtigt). Diese Auszüge aus den letzten Theaterzetteln, die mir gerade vorliegen, werden genügen. Ja, unsere Bühnen sind „Spiegel des Lebens, der Zeitgeschichte." Nur ist zu bedauern, daß die Spiegel oft von unreinem und ungeschliffenem Glas sind, so daß die Ereignisse darin eine matte Farbe annehmen und obendrein verzerrt werden. Die Erstürmung der Düppeler Schanzen als „Genrebild!" Es ist wirklich zu arg.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. 3. Juni 1864.

— Tibi praesenti largimur honores,
Jurandasque tuum per numen ponimus aras,
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes.

Horat:

Shakespeares Geburt.

Ein Festspiel von Michael Bernays.

(Aufgeführt in Köln am 22. und 23. April 1864.)

Personen.

Die Göttin Poesie. — Der Genius der Lyrik. — Die Göttin des Dramas. — Ariel. — Der Ernst. — Der Scherz. — John Shakespeare. — Hathaway, Arden, seine Nachbarn. — Elfen. — Genien.

Scene: Stratford am Avon, am 23. April 1564.

(Shakespeares Geburtshaus in ländlicher Umgebung.)

Ariel tritt auf, begleitet von Elfen.

Ariel.

Haltet an den Wolkenwagen,
Der vom sel'gen Inselreich
Schwebend euch hierhergetragen
Auf der Lüfte Schwingen!

Elfen.

Gleich!

Ariel.

Seht nur, seht dieß Häuschen hier!
Hier ist unser Ziel zu schauen!

Erste Elfe.

Ariel neckt uns, glaubt es mir!

Zweite Elfe.

Ja, wir dürfen ihm nicht trauen.

Ariel.

Und warum, du keckes Kind?

Erste Elfe.

Weil wir nicht am Ziele sind.
Sprach zu uns die Herrin nicht
Heut mit ernstem Angesicht:
„Hin zu einem Hause schwebt,
Drin ein König wird geboren!"
Hast denn ganz den Sinn verloren,
Glaubst, daß hier ein König lebt?
Hurtig, hurtig, nur von hinnen!
Wo sich kühn zum Himmel hebt
Ein Palast mit goldnen Zinnen,
Dort wohl finden wir das Ziel.

Ariel.

Thöricht Völkchen, schwatzt ihr viel!
Nicht allein in hohen Hallen
Könnt ihr mächt'ge Herrscher sehn;
Wißt nur, auch aus niederm Haus
Kann ein König auferstehn,
Und sein Herrscherwort mag schallen
Weit in alle Welt hinaus.

Erste Elfe.

Nun, uns kann es schon gefallen;
Haben wir denn Will und Wahl,
Luft'ge Kinder, wie wir sind?

Was die Herrin anbefahl,
Wir vollführen's gar geschwind,
Sind gehorsamlich bereit
Allerorten, jederzeit,
Mit Verstand und Emsigkeit.

Ariel.

Sieh, wie artig, wie gescheidt!
Ja, wir Elfen sind fürwahr
Unsrer Herrin immerdar
Unverdrossne Dienerschaar,
Ob wir durch die Lüfte fliegen,
Spielend uns auf Wolken wiegen,
Schnell von Stern zu Sternen hüpfen,
Oder gar behende schlüpfen
Durch der Erde dunkle Gründe,
Ob in grause Wasserschlünde
Kecken Muths wir niedertauchen.
In des Nordens eis'gem Sitze,
Wild umbraust von Sturmeshauchen,
Und in Südens Gluthenhitze,
Wo aus dunkelschwülen Lüften
Niederfahren zack'ge Blitze
Und die Feuerberge rauchen,
Auf den Höhen, in den Klüften
Hat sie uns mit Herrscherhand
Fest in ihren Dienst gebannt,
Und mit schelmisch neck'schen Mienen,
Nimmer müde, immer flink,
Harren wir auf ihren Wink;
Denn wer möchte ihr nicht dienen,
Ihr, der Göttin Poesie!

Erste Elfe.

Aber sag', bis heut noch nie
Hat sie dich hierher entsandt
In dieß trübe Inselland.
Wir allein in luft'gen Schaaren
Sind hier hin und her gefahren.
Dürften wir wohl schüchtern fragen,
Was sie dir hat aufgetragen?

Ariel.

Liebe Neugier, will's dir sagen.

So lautet unsrer Herrin mild Geheiß:
Mit eurer Lieder weihevollen Klängen
Andächtig grüßt dieß prunklos schlichte Haus!
Denn drinnen im bescheidnen Stübchen ruht
Ein Kindlein, unsrer Herrin holder Liebling,
In dieser Frühlingsnacht der Welt geboren.
Schon schwebt, von Menschenaugen ungesehn,
Um dieses Kindes gottgeliebtes Haupt
Die helle Glorie künft'ger Wunderthaten.
Wohlauf, laßt eure Stimmlein sanft erklingen,
Daß auf des Frühlingswindes weichen Schwingen
Zu seinem Ohr die Elfengrüße dringen!

Gesang der Elfen.

In der linden Frühlingsnacht
Sey dir Gruß und Heil gebracht,
Sel'ges Glück erblühe dir!
Fühl es, fühl es, lieblich Kind,
Daß dir nah die Elfen sind;
Deiner Wiege bringen wir
Gruß und Heil, Gruß und Heil.

Ariel.

Horch, Männerstimmen! Tretet sacht beiseit!
Kein Menschenaug' darf unsre Weihe stören,
Kein Menschenohr die Elfenlieder hören.
Bald naht sich unsrer Göttin Herrlichkeit!
Sacht beiseit! Sacht beiseit!

(Ariel sammt den Elfen verschwindet.)

John Shakespeare mit seinen Nachbarn Hathaway und Arden tritt aus dem Hause.

Hathaway.

Nun laßt euch nochmals unsre frohen Wünsche
Von Herzen wohlgefallen, Nachbar Shakespeare.

Arden.

Der Junge, der euch heut geboren worden,
Aufwachsen mög' er, eures Namens Ehre,
Zu eures Hauses Schmuck.

Shakespeare.

Dank, liebe Nachbarn!
Und Amen sag' ich, Amen! Werd' es so!
Mir regt in Freuden sich das Herz. Ihr wißt,
Wie lang ich solchen Sprößling mir ersehnt.
Nun will ich ihn auch rüstig auferziehn,
Wenn Gott der Herr nicht seinen Segen weigert.
Ein ganzer Mann soll mir der William werden,
Ein Mann, wie unser England jetzt sie braucht.

Hathaway.

Ja, ja, es kommt 'ne große Zeit heran!
Wer merkt das nicht, der helle Augen hat?

Arden.

Das Kindlein, das anjetzt noch in der Wiegen,
Wird mächt'ge Dinge sich begeben sehn.

Shakespeare.

Recht, recht! Des Aufgangs einer neuen Zeit
Harrt unser Land; jedoch nicht neu allein,
Auch schön und groß und herrlich! Nicht fortan
Wird England mit des Bürgerkrieges Schwert
Die fruchtbar grünen Auen blutig färben;
Wir sehn den Frieden im geschmückten Kleid
Hold grüßend über unsre Fluren wandeln;
Und unsre jungfräuliche Königin,

Auf deren glorreich Haupt des Himmels Segen
In milden Strömen mag hernieder rinnen —

Hathaway.

Das beten wir auch Tag und Nacht fürwahr!
Wenn nur der Spanier nicht —

Shakespeare.

Der Spanier! Was!
Mag doch der Erbfeind prahlend seine Flotten
Uns zum Verderben rüsten, dieses England
Nimmt's auf mit einer ganzen Welt! — Ihr Freunde,
Hört — aber lächelt nicht ob meinen Worten —
Mir kommt's so vor, wenn ich in diesen Tagen
Die schöne Frühlingswelt mir überschaue,
Wie alles blühend aus dem Boden aufschießt,
Vom warmen Lenzeshauch hervorgelockt,
Und jede Blüthe, volle Frucht versprechend,
Hervor sich drängt an's heitre Himmelslicht:
So treibt und sprießt es frühlingsmächtig auch
In unserm England; schnell entfalten sich
Die Keime großer Thaten; Jugendkraft
Strömt durch das Herz des Volks. Wer hofft da nicht,
Daß solchem Lenz ein reicher Sommer folgt!

Hathaway.

Und diese prächtig reiche Sommerszeit
Wird euer William schauen; was ihr hofft,
Das hofft in England jedes treue Herz.
Nun, Glück und Segen, Freund, gehabt euch wohl!

(Hathaway und Arden ab.)

Shakespeare.

Er wird sie schau'n, die Zeit; doch müßig nicht,
In thatenlosem freud'gen Staunen, nein,
Durch kräft'ge That soll er sich werth erweisen,
Sohn dieses Lands und dieser Zeit zu seyn!

(Leise Musik, wie aus der Ferne erklingend.)

Und nun, zurück in's Haus! — Allein, was hör ich?
Ein Regen und Bewegen, seltsamlich,
Durchzieht die Luft, und wundersamer Klang
Ertönet fernher leise durch die Nacht.
Sind es die Elfen wohl, die neck'scher Weise
Muthwillig um des Kindes Wiege schwärmen?
Beschütz' uns Gott vor ihrem Zauberwesen!

(Ab in's Haus.)

Ariel

(mit den Elfen rasch hervortretend).

Ganz recht, du würd'ger Herr! Die Elfen sind's,
Bösartig aber ist ihr Zauber nicht. —
Den Alten mußt' ich durch Musik verscheuchen,
Sonst war's geschehn um unsre Festlichkeit,
Und unsre holde Herrin zürnte mir.
Was wünschten doch die Männer? Auferblühen
Soll dieses Kind zu seines Vaters Ehre,
Als seines Volkes würd'ger Sohn? — Ihr blöden,
Kurzsicht'gen Sterblichen! Ich weiß es besser:
Der Menschheit Freude soll dieß Kindlein werden,
Der Menschheit Stolz, von jedem Volk gepriesen!

(Der Genius der Lyrik, die Göttin des Dramas treten auf mit einem Chor von Genien.)

Doch sieh, wir sind nicht mehr allein: da naht sich
Der ganze Hofstaat unsrer edlen Herrin,
Des Liedes zarter, leichtbeschwingter Geist,
Und hier die Gottheit, die im Werk der Kunst
Dem Menschen strengen Sinns den Spiegel vorhält,
Drin er sein Thun und sein Geschick erschaut;
Da muß auch schon ganz nah die Herrin seyn.

Göttin des Dramas.

Ganz nah, mein guter Ariel! Schon erregt
Ist rings die Luft von ihres Wagens Fluge,
Und unserm Blick, dem sie sich lang entzogen,
Wird sie in hehrer Pracht und Lieblichkeit
Alsbald erscheinen. Niemand kam ihr nah
Zu traulichem Gespräch in diesen Tagen;
Langsamen Schritts, tiefsinnend, ging sie schweigend;
Ernst war ihr Blick, doch lieblich war ihr Lächeln.
Sie mied der ewig blüthenreichen Gärten
Geschmückte Schlängelpfade, wo sie sonst
Mit uns an heitern Spielen sich ergötzte;
Wir blieben ferne stehn, ihr Weg verlor sich
In der Gebüsche tiefe Dunkelheit.

Ariel.

Worüber sie im ernsten Geist gesonnen,
Zum Heil dem Menschenvolk, mir ist's bewußt.

(Der Ernst und der Scherz steigen an den beiden Seiten des Prosceniums aus dem Boden herauf.)

Doch wie! Der Boden thut sich auf — es tauchen
Gestalten draus hervor — sind die wohl gar
Auf unterirdschen Pfaden hergedrungen?
Ist's möglich! Ja, der Ernst, der grimmige Herr,
Und Scherz, der kecke Bursch! Ein feindlich Paar,
Das mit einander ewig schmollt und grollt,
Und doch nicht von einander lassen kann;
Wo einer ist, will auch der andre seyn,
Und keiner gönnt dem andern doch den Platz.
Uns hat schon oft mißstimmger Zank der Beiden
Der Feste Lust gestört; doch unsre Göttin
Hegt milde Nachsicht für ihr dreistes Treiben. —
Wie sie mit scharfem Blick einander messen!
Das wird ein Zürnen geben! Schon beginnt's!

Ernst.

Du hier?

Scherz.

Du hier? Was suchst du?

Ernst.

Nichts! Und du?

Scherz.

Nichts. Doch was kümmert's dich?

Ernst.

Das frag' ich auch:
Was kümmert's dich?

(Kleine Pause; sie sehen einander mit zornigen Blicken an.)

Mußt du an meine Fersen
Dich stets vorwitzig hängen? Unbemerkt
Von allen Dienern unsrer edlen Herrin,
Klomm ich beschwerlich durch der Erde Kluft,
Und wählte klüglich unbequeme Pfade,
Auf daß ich dir entging' und du nicht folgtest.

Scherz.

Ha, ha, du glaubst, ich sah dich nicht? Gefehlt!
Mit leichten, keckeu Sprüngen bin ich hurtig,
Du unbeholfner Herr, dir nachgehuscht.
Fast wollten mich die düstern Pfade schrecken,
Die durch der Erd' Abgründe du gebahnt;
Doch kühnlich faßt' ich meinen Muth zusammen,
Und bin zugleich mit dir an's Ziel gelangt.
Wähnst du, ich weiß nicht, was dich hergejagt?
Den Dichter, der an dieser Stätte heute,
Ein Schützling unsrer Herrin, ward geboren,
Der ragen soll ob allen andern Dichtern,
Herrschsüchtig willst du ihn dir ganz erobern,
Durch ihn dein düstres Reich auf Erden mehren?
Doch das mißlingt dir, glaub's! Denn ich bin da,
Und will's dir wehren!

Ernst.

Du mir wehren? Du?
Mein ist er, ganz will ich ihn mir erringen,
Es soll mein Geist auf seinem Haupte ruhn.

Scherz.

Mit frischer Lust will ich ihn ganz durchdringen,
Anmuth und Heiterkeit sey all sein Thun!

Ernst.

Mit schalem Spaß wagst du dich vorzudrängen?

Scherz.

Und du läßt stets den Kopf so trübe hängen?

Ernst.

Trüb ist die Welt und ihr geziemt der Ernst.

Scherz.

Die Welt ist hell, wenn du dich nur entfernst.

Ernst.

Wer tief das Leben kennt, verachtet dich.

Scherz.

Langweilig wär's, zu leben ohne mich.

Ernst.

Du, Naseweis, wirst mich noch mehr erbittern.

Scherz.

Und ich, du Griesgram, soll vor dir wohl zittern?

Ariel.

Genug der herben Wechselrede! Schweigt!
Senkt eure Knie und eure Häupter neigt!
Empfindet ihr der Herrin Nähe nicht?
Schon glänzt die Luft vom überird'schen Licht,
Das spielend schimmert um ihr Angesicht. —
Willst du in Götterherrlichkeit erscheinen?
Vernimm den Gruß, den frohen Gruß der Deinen!
Beseligt Land, auf dessen Boden huldvoll
Herniedersteigt die Göttin Poesie!

(Alle neigen sich; eine sanfte Musik ertönt und eine plötzliche Helle verbreitet sich; es erscheint auf einem Wolkenwagen die Göttin Poesie.)

Poesie.

Geweihte Stätte, sey gegrüßt! Schon lang
Hat liebevoll mein Geist um dich geschwebt.
Doch warum drängt sich meinen Blicken hier
Des Sommers Fülle schwellend nicht entgegen?
Hat hier der Winter noch Gewalt? Noch schlingen
Sich keine Blumen um des Dichters Wiege.
Ist hier Natur so karg? — Auf mein Geheiß
Soll ringsum sommerliche Pracht erblühn,
Frühzeitig soll die Erde, neu verjüngt,
Der Blumen Lieblichkeit an's Licht entsenden,
Die Luft, die um des Kindleins Wange spielt,
Soll mit gelinden Schmeichelhauchen wehn,
Und freudig soll Natur ihr Antlitz schmücken,
Des Dichters Ankunft feiernd! —

(Blumen sprießen aus dem Boden hervor, Blumengewinde umgeben das Haus.)

Seyd ihr treulich
Gefolgt dem Rufe, der euch herbeschieden?
Seyd ihr versammelt vor der Herrin Blick
Am Ort, den ich, vorschauenden Geistes, längst
Zur feierlichen Weihe mir erkoren?

Ariel.

Vor dir versammelt sind wir, frohen Sinns,
Weil wieder uns dein Blick erstrahlt, und Freude
Hell schimmernd leuchtet dir vom Angesicht.

Poesie.

Und muß nicht helle Freude mich umleuchten?
Denn hier ersteht der Dichter, dem ich sehnlich
Durch langer Zeiten Lauf entgegenharrte,
Für den ich treulich sorgend aufgehäuft
Der Schätze unversiegbar reiche Fülle,
Der Zeiten großer Sohn, des Ruhmes Erbe!
In Hellas Auen, auf des Südens Fluren,
Wo weich die Luft weht und der Himmel glänzt,
Erkor ich mir bisher die Lieblinge:
Doch jetzt in andern Regionen, wo
Die Menschen schwerer athmen und der Himmel

Umdüstert auf die trüben Lande drückt,
Und wo ein mannhaft rüstiges Geschlecht
In üpp'ger Kraft erwächst, da will ich mir
Die Herrschaft neu begründen. Denn vernehmt!
Es bricht ein neuer Weltentag herein,
Ein neues Weltreich ist im Aufgang! Er
Soll, unerschüttert von der Zeiten Sturm,
Hochragend stehn an dieses Reiches Schwelle,
Der Menschheit dunkle Räthsel weise deutend;
Denn seinem ruh'gen Blick enthüllet sich
Der Zukunft und Vergangenheit Geheimniß.
Was schon im Tode schwand, wird ihm lebendig,
Und was noch nicht geboren ist, erschaut er;
Der heil'gen Satzung treu, erkennt er klar
Der Gottheit Walten in der Menschen Schicksal.
Einsam, Gewalt'ger, stehst du da! Wer gleicht dir?
Dir beugt der Größte sich, der nach dir kommt,
Der aufersteht einst aus verwandtem Volk,
Dein Bruder, dein Genoß; von deiner Macht
Ergriffen, wird er in Begeistrungsgluth
Den Völkern deine Herrlichkeit verkünden.
Heil dir, Geliebter! Mächtig wogt's in mir,
Und in erhabner Freude jauchzt mein Herz:
Denn im prophet'schen Geiste seh ich dich
Mit Siegerschritten durch die Zeiten wandeln.

Ariel.

Vergönnst du, Herrin, daß auch wir dem Dichter
Bescheidne Spende reichen?

Poesie.

Wohl vergönn' ich's;
Sagt an, was ihr dem Liebling bieten wollt.

Genius der Lyrik.

Mit süßer Stimme will ich ihn begaben,
Auf seine Lippen holde Weisen legen,
Bald zärtlich mild, bald mächtig und erhaben,
Die jeden Sinn mit Zaubers Kraft bewegen. —
Wenn Sehnsucht sanft in deinen Liedern klagt,
Soll jedes Herz vergehn in sel'gem Schmachten,
Wenn kühn dein Lied den Flug zum Himmel wagt,
Soll jeder Sinn ihm nachzueilen trachten.
Von Lieb und Haß, Verachtung, Zärtlichkeit,
Von allem gibt dein Lied die treue Kunde,
Du adelst jede Lust, verklärst das Leid,
Und Weisheit thront auf deinem Dichtermunde.
In deines Liedes wunderreichen Tönen
Soll Wahrheit sich mit holder Anmuth krönen.

Poesie.

Gar reicher Gunst hältst du den Dichter werth;
Dir dankt's die Herrin. Aber du, o Muse,
Die, streng gesinnt, im engen Bretterraum
Des mannigfalt'gen Menschentreibens Bild
Aufstellt vor'm Aug' des Menschen, willst auch du
Ihm deine Huld erweisen?

Göttin des Dramas.

Ja, ich will's.
Er sey von mir geschmückt mit reich'rer Gabe!
Von allen Sterblichen, die ich erhoben,
Sey Er der Mächtigste, der Allbeherrscher!
Und will er einziehn in mein Haus, dann sollen
Ihm weit sich aufthun alle Pforten, denn
Ein König soll er seyn in meinem Hause,
Das bei dem Schreiten seines Geists erbebt.
Eröffnen will ich ihm den weiten Schauplatz,
Drauf sich der Völker Schuld und Unglück zeigt;
Der Menschheit schreckensvolle Tiefen deck' ich
Vor seinen Blicken auf: er schau' hinab!
Und was geheim ruht in der Seele Grund,
Aussprechen soll es sein geweihter Mund.

Ariel.

Ich netz' ihm Aug' und Ohr mit Zauberthau,
Dann hört und sieht er alles. Der Natur
Geheimes Weben wird ihm offenbar,
Und er erkennt der Elemente Kraft.
Ihm soll am süßesten die Rose duften,
Die Nachtigall am zärtlichsten ihm singen,
Das Mondenlicht am lieblichsten erglänzen,
Im Ton der irdischen Musik vernehm' er
Den Wiederhall vom Sphärenklang der Himmel.
Ich will zum Dienst mich ganz dem Meister weihn,
Er winkt — und Ariel wird ihm nahe seyn.

Ernst (rasch vortretend).

Ich aber —

Scherz.

Ich —

Ernst.

Du schweig! Mich wird die Herrin
Vernehmen ernsten Sinns.

Scherz.

Mich wird sie hören;
Zur Freude heut ist ihr der Sinn gestimmt.

Poesie.

Will selbst in dieser großen Weihestunde
Der bittern Zwietracht Geist von euch nicht weichen?
Was regt euch auf zum Streit? Ich hör' euch Beide.

Ernst.

Den Dichter, der mit allgewalt'gem Geist
Der Menschen wandelbaren Sinn beherrscht,
Ihn, des Gemüthes mächtigen Beweger,
O Göttin, gib ihn ganz in meine Pflege!
Denn schwer und dunkel sind der Zukunft Zeiten:
Der Menschheit Innerstes wird aufgewühlt,
Qualvoll in unerhörtem Kampfe ringen

Die wild erregten Völker; Throne sinken,
Gesetz und Recht zerbricht; Verzweiflung folgt
Dem schrankenlosen Thun; des Menschen Geist
Kämpft ruhlos mit sich selbst; die heil'ge Satzung,
Die er zerstört mit trotzig keckem Wagniß,
Will er aus seinem Innern neu erzeugen;
Die Erde wankt, die Zeit ist aus den Fugen.
Muß eine solche Welt der Dichter nicht
Mit schreckend ernstem Mahnungswort belehren,
Der Menschen Sinn erschütternd, Mannesmuth
In ihre Seelen hauchend? — Drum, o Herrin,
Vergönn's, daß ich mit meiner Zucht ihn stähle!

Scherz.

Drum eben, weil so trüb der Zeiten Antlitz,
Soll aus des Dichters Blicken Heiterkeit
Gleich warmem Sonnenstrahl belebend glänzen.
Er soll bei schwerer, bittrer Kampfesarbeit
Den armen Sterblichen Erquickung spenden.
Wenn kecke Lust der Erdenwelt entflohn,
Soll in des Dichters heitrer Zauberwelt
Sie kühn, in losgebundnem Fluge, schwärmen,
Fortreißend jeden Sinn zu süßem Taumel,
Daß er, des düstern ird'schen Seyns vergessend,
Mit leichtem Schwung zu heitern Lüften strebt.
Drum, Herrin, sey er mein! — Ich will ihn lehren
Der neck'schen Laune süßes Spiel, ihm soll,
Wohin er blickt, nur Lieblichkeit begegnen.
Berauscht, beseligt von der Erde Wonnen,
Soll er die Welt mit frischer Lust beleben,
Und alles holdeste, das ich ersonnen,
Soll lächelnd er in seine Lieder weben!

Poesie.

Wie thöricht will ein Jeglicher von euch
Den Dichter nur für sich allein gewinnen!
Wißt, er gehöret keinem an: euch Beide
Geb' ich in seinen Dienst; seyd ihm gehorsam!
Ihm ward die Macht verliehn, in holder Eintracht
Zu fesseln, was im Kampf sich widerstrebt.
Sein Schöpferwort ertönt, und sieh, es zeigt sich
Lust und Entsetzen, Wehmuth, Heiterkeit,
Des Abgrunds Grauen, Schauer des Entzückens,
Des Tages Licht, der Sternenglanz der Nächte,
Bezauberung der übermächt'gen Liebe,
Der Hölle Bosheit und des Himmels Gnade,
Der wilden Leidenschaften Raserei,
Und süße Scham und Sittsamkeit und Demuth,
Ruchlose Frechheit und der Kindheit Unschuld,
Der Witz des Narren und des Weisen Thorheit.
Eins ist die Welt vor seinem Blick; so eint sich
Auch Scherz und Ernst, und heitre Bilder schimmern
Hellfarbig auf des Lebens dunklem Grunde.
Du tändle nur im freien Spiel, und du
Bewahre deines Geistes strenge Zucht!
Verbrüdert seyd ihr doch, der Hader schwindet,
Vor meinem Thron sollt ihr euch heut versöhnen:
Der Dichter eint euch durch das Band des Schönen!

Ernst.

So muß ich denn den alten Groll besiegen,
Die Herrin will's — sey du mir beigesellt!

Scherz.

Gar traulich weiß ich dir mich anzuschmiegen,
Wir gehn gemeinsam durch des Dichters Welt.

Poesie

(den Lorbeerkranz vom Haupte nehmend und ihn mit der Rechten empor haltend).

So hab' ich dich gekrönet und geweiht,
Und dir den prächt'gen Herrscherthron erhöht;
So herrsche nun in unbezwungner Kraft!
Laß die Gewitter brausen dir zu Füßen,
Denn lichte Heitre überglänzt dein Haupt;
Vor deinem Aug' zertheilet sich der Vorhang,
Mit dem Natur verhüllt der Dinge Wesen.
Du schaust Natur und Menschheit, und es kennt
Dein Wunderreich, o Mächt'ger, keine Schranken,
Dein Thron steht fest, ob alle Throne wanken!

(Zu John Shakespeare und den Bürgern, die mit Geberden des Erstaunens herzutreten.)

Hat euch die heil'ge Weihe hergelockt?
O flieht nicht furchtsam! Holde Geister seht ihr,
Die, Gutes sinnend, diesem Hause nahten,
Und wunderbaren Segen ihm verheißen.
Noch ahnt ihr nicht, daß einst aus diesem Haus
Ein Glanz hervorbricht, der die Welt durchleuchtet.
Doch euer aufgeschlossnes Auge schaue
Schon heute die Gestalten, deren Bilder
Bunt wechselnd um des Dichters Wiege schweben.
Wißt! die Gestalten schmücken lange schon
Das Innre meines Heiligthums, und harren
Des Dichters, der sie mit gewagter Hand
Erfaßt, und, leuchtend in dem Schmuck der Kunst,
Hernieder vor der Menschen Blick sie führt.
Auf denn! Erscheint! — Ich aber wende mich
Empor zur Heimath, wo ich selig herrsche;
Doch meines Geistes Hauch umweht die Stätte,
Wo ich den edeln Liebling mir erkor.
Blüh' auf in Herrlichkeit!
Wenn kühn Begeistrung dir im Blicke flammt,
Dann fühl' es, daß du meinem Reich entstammt!
Laß meiner Flügel Rauschen dich umtönen,
Sie tragen dich zu mir in's Land des Schönen!

(Während die Poesie langsam emporschwebt, verschwindet das Haus und es zeigen sich, in große Gruppen geordnet, die Hauptgestalten aus Shakespeares Werken.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 4. Februar 1853.

So weit schrieb ich gestern, als ich unterbrochen wurde, und jetzt — weiß ich nicht mehr, was ich weiter schreiben wollte. Gestern hatte ich ein Diner. Die Fasanen hatten volle vier Wochen bei mir gehangen und hatten auch nicht eine Spur von Wildeln. — Ich gratulire Ihnen zum Geburtstag, damit, wenn er kommt, ich es nicht vergessen habe und Sie nicht sagen können, ich hätte nicht gratulirt. Die Geschichte ist, daß ich nicht weiß, ist Ihr Geburtstag den 6. Februar oder den 6. April; ich weiß es aber von gar keiner Seele auf Erden mit Gewißheit, und von mir braucht's auch niemand zu wissen; es gibt aber dumme Leute, die darauf halten, und da die alte Mama auch dazu gehören könnte, so verwahre ich mich lieber bei Zeiten.

Mir ist die Person von Louis Napoleon gänzlich indifferent; ich zweifle sogar nicht, daß er viel „Erschießliches" begangen hat, wie er aber einmal ist, so muß man ihn nehmen, und muß ihn mit seinem eigenen Worte und seinen eigenen Versprechungen fest halten, und ihm keine, auch nur entfernte Ursache geben sich derselben zu entledigen. Thut man anders und reizt ihn direkt oder indirekt, so ist man dumm und verdient, was danach kommt. Bricht er ohne Veranlassung sein Wort, so muß man Krieg mit ihm führen, aber dann steht man auf ganz anderem Boden. So habe ich meine Arbeit von heute gethan, und Ihren Brief von rückwärts an beantwortet.

Den 5ten.

Gestern nichts Merkwürdiges. Früh in Geschäften bei Grünne gewesen und auch meine Angelegenheit wegen der Staatsdruckerei angebracht, dann ein paar Besuche von Clienten gehabt, die recommandirt seyn wollen und Anstellungen suchen; dann hab' ich es mir bequem gemacht und habe die Vagabunden * anfangen zu lesen, die mir nicht übel gefallen, und mich dabei sehr aus meiner Jugend anheimeln. Holtei kann den Schlesier nicht verleugnen. Ich habe fast den ganzen ersten Theil zu Ende gelesen und mich dabei recht gut unterhalten.

* Von Holtei.

Den 6ten.

Gestern Abend Toilette gemacht, um zu Lacour auf den Ball zu gehen, wo ein solches Gedränge war, daß ich gar nicht in den Tanzsaal vorgedrungen bin. Der Ball war übrigens außerordentlich brillant, und das Haus illuminirt, und Louis Napoleon somit das erstemal diplomatisch für die Societät repräsentirt. Donnerstag ist schon wieder ein Diner bei Lacour, zu dem die hier anwesenden Minister — und also auch ich in meiner Weimarischen Qualität — geladen sind.

Kl.'s Briefe freuen mich immer sehr; ich sehe so gern in das Innere ihres netten reinlichen Haushaltes, in ihre Kochtöpfe und ihre geselligen Relationen. Schreiben Sie Kl., sie soll mir eine genaue Beschreibung zukommen lassen, wie man in Berlin den kalten Ananaspunsch macht, unbestritten das beste, was mir aus Berlin noch zugekommen ist; auch fragen Sie sie um den Unterschied in der Qualität zwischen russischem und anderem Caviar. Und nun ein Schauer von Grüßen.

Den 8ten.

Der Ball bei Schwarzenberg magnifik; der Kaiser war dabei gegenwärtig; ich sah ihn mit der kleinen Sandor, * einem lebhaften und aufgeweckten kleinen Persönchen, tanzen, die ihn sehr zu amüsiren schien, denn er lachte herzhaft. Ich blieb bis nach zwölf Uhr, aber nicht zum Souper. — H. T. schickt mir eben einen Pack sehr schöner Trüffeln in die Haushaltung. — In Mailand ist zur selben Stunde ein Krawall losgegangen; der Kaiser erhielt die telegraphische Nachricht noch auf dem Balle, was ich zufällig sehen konnte; er tanzte aber nach einer kurzen Unterredung mit Grünne ruhig fort.

Hier ist ein kleines armseliges Männchen, ein Architekt, der durch Unglück und Krankheit und Mangel an Beschäftigung, trotz sehr schöner Arbeiten und besten Zeugnissen, so herunter gekommen, daß er aussah, wie der Apotheker in Romeo und Julie. Nachdem er lange nicht bei mir war, kam er vor ein paar Tagen gerade aus dem Spital, und hatte zur Reconvalescenz

* Jetzige Fürstin Metternich.

einstweilen von Brod gelebt und Obst, das anstichig wird, und das die Kreisler daher sehr wohlfeil weggeben. Das kleine Männle dauerte mich in der Seele, und ich sagte ihm, er solle manchmal zu mir zum Essen kommen. Joseph, der ihm zu essen gab, sagte mir, es habe ihm prächtig geschmeckt. Da fiel mir ein, dem Fürsten Dietrichstein ein paar Worte wegen ihm zu schreiben, und siehe da, kaum hat er den Brief, schickt er mir 100 fl. für's Männle. Ich freue mich rasend, wenn er wieder zum Essen kommt und ich ihn auf einmal so reich machen kann; aber ein so edles Herz wie mein alter Fürst lebt nicht.

Nun zu Ihrem Brief, da Sie behaupten, daß ich nie auf Ihre Fragen antworte. Der Brief enthält 27 Zeilen Schelte, was ich mit Stillschweigen übergehen will aus Mitleid, weil Sie mir gleich im Anfang sagen, daß Sie krank waren, und da ward ich weich. Von der Kaiserin Eugenie behauptet jemand, der sie gesehen hat, sie sähe der W. ähnlich; ich hoffe, daß sie kein so zusammengeschobener Pudel ist — nur Gesicht und Kolorit lass' ich mir gefallen.

Den 9ten.

Gott sey gedankt, der Fasching ist aus: gestern ist er mit Sang und Klang bei Liechtenstein zu Grabe getragen worden. Seine Feste sind unbestritten von eigenthümlicher Pracht, und Parvenus sind nicht im Stande, wenn sie noch so reich sind, ähnliche zu veranstalten. Hier sieht die ganze solide Vornehmheit von Ahn auf Enkel heraus aus diesem Glanz, der nicht umgehängt, sondern organisch mitgewachsen ist. Der Kaiser hat wieder viel getanzt und schien sich recht gut zu unterhalten; im Uebrigen begnüge ich mich, nur von fern zuzusehen, und dränge mich nie in das Innere der Tanzsäle. Der Krawall in Mailand ist zwar ein gänzlich isolirter, aber um so keckerer und nichtswürdigerer Versuch von den C. in London angezettelt und doch nicht so ganz unbedeutend; es sind eben doch sieben Soldaten todt geblieben und mehrere verwundet, meist mit Dolchstichen, und man hatte zwei Stunden zu thun, um die Ruhe wieder herzustellen. F. G., Militärgouverneur von Mailand, wird desperat seyn, nicht auf seinem Posten gewesen zu seyn, obgleich er durch seinen Urlaub hieher vollkommen dazu berechtigt war.

Hammer hat mir bestätigt, was ich vermuthete, daß Mirza Schaffy eine fictive Person und Bodenstedt der Verfasser dieser Gedichte sey; dann aber ist Bodenstedt ein Dichter hohen Ranges, wenn er auch sonst nichts geschrieben hätte, als dieses kleine Bändchen. — Ich mag den Gedanken nicht denken, noch lange von Ihnen Allen getrennt zu seyn, und ein Absecher nach Sagan ist mit so viel Umständen verbunden, die ich nur, wenn alle Hoffnung, Sie hier zu sehen, verschwindet, unberücksichtigt lassen würde. Daß ich nach Aussee gehe, nimmt mir niemand übel, daß ich aber nach Sagan gehe, ohne Braunschweig und Weimar zu berühren, ist fast nicht möglich, und eine solche Reise mit der Saganer zu verbinden, ist für meine Finanzen durchaus eine Unmöglichkeit. So bitte ich Gott, er soll Euch zu mir schicken, da ich nicht zu Euch kann.

Den 10ten.

Die Mailänder Unruhen sind ein neuer Beweis, daß alle versöhnlichen Mittel zu gar nichts führen, und eben in der Welt ein Krieg auf's Messer zwischen der Revolution und der übrigen Welt besteht, der ausgekämpft werden muß, was immer das Ende des Kampfes sey. Wie total blind diejenigen sind, die constitutionellen Regierungen — und nun erst solchen constitutionellen Phantasmagorien, wie man sie in Preußen durchfechten möchte — die Mittel zutrauen, ein geordnetes Staatsleben, ja nur das persönliche Leben damit zu garantiren, beweist sich zunächst in Turin, der Musterregierung, wie sie im englischen Parlament alle Augenblicke genannt wurde, wo vor einer Woche ihr bester General, Marmora, auf offener Straße von der eigenen Truppe insultirt und ausgepfiffen worden ist. Im Militär existirt noch kein ähnliches Beispiel irgendwo. In Mailand sind leider drei Offiziere und zwölf Gemeine mit Dolchstichen umgekommen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden auf der Straße unvermuthet die am Faschingstag spazieren gehenden einzelnen Soldaten überfallen und niedergestochen, und dann versuchte man die Hauptwache zu stürmen. Ueber 80 Menschen sind mit den Waffen in der Hand gefangen worden, vom Militär sind über 40 verwundet. Details sind noch nicht hier. Der Kaiser ist sehr ergriffen von diesem Ereigniß. Die Stadt Mailand hat sich vollkommen ruhig betragen und es hat das Ansehen, als habe sie keine Lust zu revolutioniren; sie haben von allen Seiten Ergebenheitsadressen eingesendet und auch im übrigen Italien ist keine Unruhe ausgebrochen.

Mein altes Männerle hab' ich heute von seinem Reichthum unterrichtet; es war wahrhaft rührend.

Den 11ten.

Gestern Diner bei Lacour — mit Minister Bach, Baumgartner und dem diplomatischen Corps; sehr elegant und gut. Herr und Madame Lacour werden sich

immer mehr hier einleben, da man sie gut leiden kann — und jetzt nun gar, da sie ein großes Haus machen, was überall viel zur Sache thut. — Mit der Nassau'schen Sache scheint es definitiv nichts zu werden.

Den 12ten.

Gestern um zwei Uhr ging ich in's Lamm, wo eine wundervolle Kollektion von fast hundert Bildern moderner Künstler aus der Brüsseler Schule zu sehen war. Das ist nicht zu leugnen, diese Leute malen wie kein anderer. Sie haben Farbe, Machwerk, Composition, Gegenstand, Bravour, Verstand, Geschmack, und nur der weit ausgreifende und tiefer liegende, aber doch in's Gebiet der Kunstphilosophie gehörende Gedanke mag die Münchner Schule in ihren höchsten Repräsentanten höher stellen. Wenn man diese etwa bei Schnorr anfangen lassen wollte, so müßte man Alles, was bis zu diesem hinangeht, den Belgiern in viel größerer Verbreitung zugestehen; was von Schnorr aufwärts geht zu Kaulbach, Cornelius, das wird von den Belgiern nicht erreicht. Unter dieser Sammlung ist ein Tasso von De Keyser von großer Schönheit. Nie ist die Schwebe zwischen Narrheit und Poesie im Ausdruck glücklicher aufgefaßt worden; die göttlichste Stirn und das Auge voll sichtbarer Poesie, aber der Mund und die andern Züge lassen schon deutlich sehen, daß der Wahnsinn auch bald diese Region erreichen wird. Und gemacht ist das Bild, der Kopf, die Hände, wie der allerschönste Vandyck. Die beiden Salomonischen Frauen von Wapper, ehe sie das Urtheil vernehmen, die schlimme, die das Kind an sich reißt, und die gute, die es wehren möchte — prachtvoll, vorzüglich die böse mit schönen, aber steinharten Zügen, und die gute mit einem minder schönen Gesicht, aber ideal modellirtem Körper. Einige Bilder von Lys: das Innere des Frauenraums der Prager Synagoge, aber die Costüms orientalisch mit einem prachtvollen Lichteffekt auf die innere Mauer des Chors durch ein Halbmondfenster, von dem hinunter man den Männerraum, der dunkel gehalten ist, nur durch einen Reflex des Oberlichts wahrnimmt. Verboekhoven vom ersten Rang: ein immenser Neufundländer, einen Knochen zwischen den Beinen und von diesem weg auf ein paar Vögelchen sehend; vor ihm steht ein winziges Schoßhündchen, das nach dem Knochen lüstern schielt, sich aber vor dem großen Hunde fürchtet. Ich rechne darauf, noch öfter hinzugehen.

Den 13ten.

Es ist ein Elend! seit eilf Uhr sitz' ich hier, um Ihnen zu schreiben; jetzt ist es halb vier und eben erst habe ich ein Viertelstündchen Ruhe. Bei mir geht es in der That zu wie in einem Gewürzgewölbe: der einzige Unterschied ist, daß die Menschen mir nichts bringen für das, was sie von mir verlangen oder zu suchen kommen, und, wenn nichts anderes, mir wenigstens die Zeit wegnehmen. Wie traurig macht es mich, wenn ich an Ihre Sorgen und Ihr Herzeleid denke! Ich suche dann umsonst nach einem Spaß und finde keinen, und denke doch, daß es Marie angenehm ist, wenn Sie ihr meine Briefe vorlesen und sie, wenn auch nur vorübergehend, durch dieselben aufgeheitert oder zerstreut wird.

Gestern vor Tisch kam der Direktor Auer aus der Staatsdruckerei und brachte mir ein sehr interessantes Album mit allen Leistungen der Anstalt, und erzählte mir mit vieler Freude, daß ihm der Verkauf der dort gearbeiteten Druckerzeugnisse bewilligt ist. Zugleich habe ich mein altes Männchen angebracht: Auer nimmt ihn mit Vergnügen, und an Beschäftigung für ihn fehlt es nicht. Somit ist Old Männiken versorgt und kann nächstens heirathen, wenn er sich erst einige Wochen auf besseres Futter gesetzt hat. — Abends las ich noch die „Staatskrankheit“ von Dr. Franz, ein höchst geistreiches aber unpraktisches Buch. Was die Staatskrankheit sey und wie sie gekommen, ist mit größter Meisterschaft des Talents entwickelt, wie man sie aber heilen soll, weiß Dr. Franz eben so wenig wie alle andern, und seine Recepte sind nicht selten nahezu albern. Die Nachrichten von Mailand sind in so fern scheußlich, daß eine solche Emeute ohne alle Aussichten auf Erfolg nur in der Absicht unternommen werden konnte, die Gemüther nicht zur Ruhe kommen zu lassen und den Meuchelmord als feststehendes Princip anzuwenden und damit im Großen zu operiren.

Den 14ten.

Ich werde immer gestört, wenn ich Ihnen schreiben will; eben waren wieder zwei Tänzerinnen bei mir, die ich nach Braunschweig zu expediren beauftragt bin und die mir mehr Reisegeld abschmeicheln wollten, als ich ihnen zu geben beauftragt bin.

Immer ist M's Krankheit der Gegenstand, der mich am meisten beschäftigt. Läugnen läßt sich nun einmal nicht, daß für complicirte Nervenleiden, deren verborgener Grund nicht klar zu durchschauen ist, die magnetischen Kuren mitunter wirken. Es ist aber der animalische Magnetismus nicht allein anwendbar, der Magnetstein thut oft nicht mindere Wirkung. So ist hier ein Arzt, der die hartnäckigsten Augenübel mit Bestreichung des Magnetsteins bei Leuten, die dem Erblinden nahe sind, heilt. So ist Graf D. W., den Sie

vermuthlich noch in seiner Schönheit gekannt haben, in der Behandlung, und man hofft ihm das eine Auge zu erhalten; aber auch in unzähligen andern Fällen wirkt der Magnetstein, wenn auch allerdings der animalische Magnetismus eine tief gehendere, aber gewiß nicht immer und nicht ohne Auswahl anzuwendende Kraft besitzt.

Es ist schwer, auf weite Entfernungen Scherze zu machen; die Menschen nehmen die Dinge ernsthaft auf, die doch nur im Spaß gemeint sind. Sie hätten sonst nicht die lange Abhandlung über die Geburtstagsfrage geschrieben, sondern höchstens geantwortet: „Es ist ganz gleichgültig, welchen Tag ich geboren bin: Sie haben die Verpflichtung, mich jeden Tag gleich zu verehren, und das werden Sie thun — damit Punktum!" dann hätt' ich geantwortet: „das thu' ich ehrlich und redlich." — Sie haben recht, Politik verstehen Sie nicht, Sie leben zu sehr von Illusionen, und selbst das Jahr 1848 hat Sie nicht von der maßlosen Scheußlichkeit der Menschen überzeugt. Sie reden noch immer von Irrthümern und glauben an Besserung durch sanfte Mittel. Ich weiß, daß wir einen Kampf für die Existenz der Gesellschaft kämpfen, und bin weit davon, bestimmen zu wollen, wem der Sieg bleiben wird, bin aber verpflichtet, in diesem Kampfe bis zum letzten Athemzuge auszuhalten. Hätte man der Allgemeinen Zeitung je behauptet, man würde mit dem Dolch gegen die unbewehrte Brust vorgehen, und ihr dabei Menschen genannt, denen sie Gutes zutraute, so hätte sie schwerlich geglaubt, daß man bei Sinnen sey; und doch ist es so. Und nicht Einer ausnahmsweise predigt diese Grundsätze; eine ganze Armee von Meuchelmördern ist von diesen Condottieris der Blutsäufer durch ganz Europa vertheilt.

Wie mein Athem 38 war und wie er jetzt ist, das weiß ich besser. Da hab' ich mich vor Gebirgen und Abgründen nicht gescheut, und bin auf die Gems gegangen. Jetzt könnten zehn Gemsen auf mich warten; wenn sie nicht zu mir kommen, ich suche sie nicht auf. — Ich lege den Nekrolog von Stieglitz bei. — Ob ich Aufträge von meinem Potentaten vergesse! Vor vier Wochen trug mir der ** auf, zur H. v. W. zu gehen, die mich obendrein sehr gern hat, und ihn bei ihr zu entschuldigen, daß er ihr bei seinem Hierseyn keinen Besuch gemacht hat. Nicht einen Schritt war ich dort, und jetzt ist es zu spät, und ich habe geschrieben, daß sie äußerst gerührt war. So gehe ich mit den Leuten um, die mich bezahlen — und was zahlt mir Mama, für die ich mich Tag und Nacht sorge?

Wenn hundertmal die Gedichte nur combinirt sind, so hab' ich doch verdammt Respekt vor Bodenstedt, wenn er das im Stande war.

Den 15ten.

Eben hab' ich meinen Gehalt bekommen und meine Rechnungen bezahlt und sehe, daß ich wieder vollkommen Proletarier bis nächsten Monat bin; zum Glück hat dieser nur 28 Tage. So steht's mit dem Minister zweier Großmächte! — Ich war gestern bei Fürstin M. S. und sprach ihr sogleich wegen M.'s Behandlung durch Magnetismus. Sie meint, daß sie sehr wenig Vertrauen auf Magnetismus habe, wenn man nicht von gänzlich indifferenten Personen oder von solchen, die man durch und durch kennt, magnetisirt wird. Sie ist äußerst interessant über diese Dinge zu sprechen, da sie selbst neun Jahre in ganz ähnlichen Umständen krank war. Sie meint, wir sollen die Hoffnung nicht sinken lassen; sie sey endlich durch kaltes Wasser geheilt worden, das nicht mit Vehemenz angewendet wurde, sondern was ihr Arzt sie nach seiner Beurtheilung hat brauchen lassen. Sie fürchtet, daß die vehementen Mittel die Nerven mehr aufregen als beschwichtigen werden. Wie ich kann, werde ich mit dem Arzt selbst sprechen, den auch Fürst Felix sehr schätzte, und der ihm leider sein Ende lange vorausgesagt hat, wenn er sich den Geschäften nicht entzöge; er hat ihm geantwortet: „was liegt an meinem Leben!"

Den 18ten.

Ich freue mich, daß mir in dieser Zeit Gelegenheit geboten ist, dem Minister Baumgartner näher zu treten. Ich saß bei einem Diner, das gestern bei Lord Westmoreland statt hatte, neben ihm, und konnte ihm die ganze Ungerechtigkeit darstellen, mit der R. bis jetzt behandelt worden ist. Er versprach mir mit Bestimmtheit die Sache auf's Genaueste zu untersuchen, und wenn ein Unrecht geschehen sey, so werde und müsse es gut gemacht werden. — Nach dem Diner fuhr ich in's Ballet, wo die gebesserten Weiber — die alte böse Sieben — getanzt wurden.

Den 19ten.

So weit hatte ich gestern geschrieben, als S. zu mir hereinstürzte und mir erzählte, daß eben ein Attentat auf unsern Kaiser geschehen sey und er eine Wunde im Nacken habe, die aber Gott sey Dank für den Augenblick keine Gefahr zu haben scheine. Sie können sich denken, in welchem Zustande ich war. Ich lief natürlich gleich zu Graf Buol, wo nach und nach das ganze

diplomatische Corps zusammen kam; dann ging ich in die Burg, mich aufzuschreiben, dann expedirte ich Telegramme nach Weimar und Braunschweig. Die Regierung hatte das telegraphische Bureau gleich in Beschlag genommen, es war ein ungeheurer Zudrang und man konnte nichts anderes thun, als seine Depeschen dort lassen und es dem Zufall überlassen, wann sie daran kommen. Sie werden, ehe dieser Brief ankommt, das Factum schon aus den Zeitungen wissen. Ich fuhr um vier Uhr zum Fürsten Dietrichstein hinaus zum Essen; ich traf ihn ganz ergriffen und aufgeregt und er aß fast keinen Bissen. Den Abend brachte ich mit Wallmoden, S. und E. bei der Herzogin zu. S. wollte Abends abreisen, aber man hatte alle Linien gesperrt und ließ niemand passiren. Der Mörder des Kaisers heißt Läbeny und ist ein Schneidergeselle aus Csaskvár, etwa 23 Jahre alt. Er wollte dem Kaiser das Messer in den Nacken stoßen, aber O'Donnell, der mit ihm war, fuhr unwillkürlich mit dem Arm in die Höhe, und so ging der Stoß schief an dem Hinterkopf hinauf und verlor die Kraft. Der Kaiser zog den Säbel, als er Leute herbeistürzen sah, die er im ersten Augenblick auch für Meuterer hielt, die aber ihm zu Hülfe kamen, oder vielmehr O'Donnell, der sich auf den Mörder geworfen hatte und auf der Erde mit ihm rang. Das Volk war in einer solchen Wuth, daß der Kaiser selbst sie abhalten mußte, den Kerl vor seinen Augen todtzuschlagen. Der Missethäter war und blieb von der größten Frechheit und schrie immerfort: Vivat Kossuth! Das Volk war aber prächtig und ganz wie ehemals; nur sieht oder sah man seit ein paar Tagen die Malefizgesichter von 1848, und wenige Minuten vor dem Attentat machte der Kaiser noch zu O'Donnell, als solche vorübergingen, eine Bemerkung darüber. „So hat man es meinen armen Soldaten in Mailand gemacht," sagte er dann mehreremal zu Bach und andern. Gr. war in einem bejammernswerthen Zustande, er war bleich wie der Tod und zitterte am ganzen Körper, und dicke Thränen liefen ihm aus den Augen, als er aus dem Verbandzimmer des Kaisers kam, d. h. aus dem Portierzimmer des Palais des E. H. Albrecht, wo der Kaiser, der sein Schnupftuch auf die Wunde hielt, im ersten Augenblicke von der Kärnthnerthorbastei, wo der Anfall geschah, eintrat und ihm der erste Verband angelegt wurde. Um sechs Uhr Abends war Te Deum und die ganze Stadt und die Vorstädte waren im Augenblicke illuminirt, obgleich kein Mensch Vorbereitungen zu machen Zeit hatte. Ich selbst habe mich den ganzen Tag wie im Fieber befunden und Gott im Innersten meiner Seele gedankt, daß Er dieses theure Leben verschont hat. Ich habe eine wahre Leidenschaft für diesen herrlichen jungen Kaiser, wie man sie nur für eine Geliebte haben könnte, ce dont il ne se doute pas.' Er ist eben in der That vortrefflich, voll Charakter, Festigkeit, Anstand, Maß, Takt und Herzensgüte, ohne, wofür ich gleichfalls dem Himmel danke, auch nur eine Spur von Sentimentalität zu haben, was bei einem Oberhaupte eines großen Staates unglaublich viel Unheil herbeiführt. Ich will einen gerechten Herrn, und das ist der Kaiser durch und durch, aber ja keinen sentimentalen und keinen Schöngeist; dazu läßt die Regierung eines großen Landes keine Zeit. Ludwig von Bayern, der alte Großherzog von Weimar in ihren verhältnißmäßig kleinen Staaten, die durften es seyn. Aber die Kaiser von Rußland, Oesterreich, Frankreich müssen allen Eindrücken der Phantasie entsagen, und zumal paßt die Poesie für sie gar nicht; deßhalb dürfen sie immer die Poeten schätzen und schützen, wenn sie nämlich nicht mit der Revolution kokettiren, sonst sollen sie sie vor allen andern hängen lassen.

Den 20sten.

Gestern aßen Klein, Hennikstein und Obrist Koudelka bei mir. Letzterer konnte mir nicht genug sagen, welcher Ingrimm in seinem, einem ungarischen Regimente über das Attentat gewesen sey. Die Kur des Kaisers geht indessen gut von statten, dennoch scheint das Gehirn stark erschüttert gewesen zu seyn, daher es ihm auch vor den Augen flimmert. Und nun in Berlin ein ähnlicher, wenn auch glücklicherweise nicht zur Ausführung gekommener Versuch!

Den 21sten.

Die Untersuchungen mit dem Mörder scheinen keine weiteren Resultate zu geben; er ist ein ganz gemeiner, liederlicher, unter den Mitgesellen selbst verrufener Mensch, der, wie er sagt, den Mord nur versucht hat, damit in Ungarn keine Gendarmerie und Polizei den Leuten befehlen solle. Er war anfangs sehr übermüthig, soll aber jetzt herabgestimmt seyn. Der Kaiser, der ziemlich viel übler war, als das Bulletin es meldete, und eine heftige Gehirnerschütterung erlitten hat, ist nichtsdestoweniger heute besser. Gefahr ist keine, auch eigentlich nie gewesen. Bei mir ist in diesem Augenblicke nichts so gestellt, daß ich mich darüber freuen könnte, aber wenn nicht Hauptschläge kommen, so soll mein Haupt aufrecht bleiben. Die Geschichte mit dem Kaiser, glücklich wie sie war, hat mich durch und durch derontirt; wäre sie

unglücklich ausgefallen, ich glaube, ich wäre verrückt geworden.

Den 22sten.

Gestern Abend fuhr ich zum Fürsten Metternich, der mir einige Briefe vorlas, die er an den König von Belgien und an Lord Aberdeen über das Attentat schrieb, und die vortrefflich sind und gewiß sehr nützen werden.

Ira Aldridge hab' ich noch nicht gesehen; ich kann mir indeß nach der Beschreibung denken, daß die Darstellung im Einzelnen eigenthümlich, im Ganzen indeß doch viel Coulissenreißerei sey. — Der Kaiser ist noch immer zu Bett, der Erschütterung wegen, die der Stoß ihm verursacht hat; aber die Wunde ist im Heilen. Ich handle jetzt mit dem Ministerium, um meine Zollfreiheit zu vindiciren; dann brauch' ich wenigstens meine Consumtion und meinen Seefisch nicht zu verzollen. Ich wollte, es schenkte mir jemand einen Smyrnaer Teppich, ich würde ihn dann zum Consul einer meiner Mächte machen. — Wenn mein Brief confus ist, so wundern Sie sich nicht: was ich in diesen letzten Tagen angegriffen, gehetzt, unterbrochen und überlaufen worden bin, läßt sich nicht beschreiben, und war für meinen armen Kopf zu viel, der ohnehin in ruhiger Zeit und im normalen Zustande nicht mehr um einen Pfenning Gedächtniß hat.

Den 23sten.

Gott sey Dank, die Besserung des Kaisers geht in erwünschter Weise fort. Im Publikum ist die Mißstimmung gegen die Engländer, die eben eine Schillingssammlung für die Revolutionskassen von Mazzini und Kossuth in allen Zeitungen ankündigen, auffallend. Denn niemand hat auch nur den geringsten Zweifel, daß diese Serie von Schandthaten ganz allein aus der Mördergrube hervorgeht, die zu London unter dem Schutz der Gesetze operirt. Daß Sie und Ihre Töchter und Ihr ganzes Haus den Anfall auf den Kaiser mit Entsetzen hören würden, konnte ich mir vorstellen; glücklicherweise geht die Kur erwünscht von statten, wiewohl heute die Nacht doch nicht ganz ruhig war und sich Congestionen nach dem Kopfe eingestellt hatten.

Der Tag, wo wir wieder einmal zusammen seyn werden mit unserer gesunden M. wird eine große Wonne seyn, und uns für viel Kummer und Sorgen entschädigen. Heute schellt es alle Viertelstunden. Visite von B.; er grüßt und erzählt von zwei Frauen ganz in M's Zustande: — beide schlagen jetzt Purzelbäume in Folge von Wasserbehandlung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walfingen.

(Schluß.)

Die Alte hob an: „Der, von dem ich sprach, das war der schöne junge Franz, dem die Edeljungfrauen nachliefen, wie die Buben dem Pfeifer. Damals hat hier ein freier Bauer gelebt, der Damian Beutler, der war Bürgermeister zu Walfingen und ein reicher, freier Mann auf seinem Besitz, und ein Weib hatte er, schön wie Milch und Blut. Die gefiel dem schönen Franz, und der meinte, jede Rose sey nur für seinen Hut und jeder Apfel müßt' ihm in die Hand fallen, er brauche sie nur darnach auszustrecken. Mit dem Geißelstecken wies ihm der Beutler den Weg aus seinem Garten. Das wurmte den Junker und er zerrte und riß an dem Mann, wo er nur konnte. Sein Vieh trieb er ihm von der Weide und sein Gesinde ließ er stäupen wegen Geringem."

„Damals war eine böse Zeit und der Adel plagte die Bauern mit Frohnen, daß es zum Himmel schrie. Da stand der Bauer auf in hellen Haufen am Neckar und Main, und der Bauer brach die Burgen und tagte in Heilbronn. Der Damian Beutler war auch dabei im hellen Haufen vom Odenwald. — Das war ein Sommer! da haben die Bauernsensen Menschengebein gemäht; das war ein Sommer, wie die Johannisfeuer von den Burgen loderten! Als aber der Adel mit Macht einsprengte und die Städte Fanggarne spannen, da kam ein böser Winter darauf. Der wilde

Truchseß schoß wie ein Höllenbrand durch das Land, und der schöne Franz war immer bei ihm."

„Da haben sie in einer Novembernacht den Damian Beutler eingebracht mit noch acht von den Rädelsführern. Da lacht der Walfingen und sagt: „Alle Neune! wie beim Kegelspiel! Habt ihr gekegelt die Zeit, sollt ihr auch aufsetzen!" Und sie haben die Männer eingegraben bis an den Hals, nach Kegelordnung, und haben mit Kanonenkugeln darnach gekegelt, die Herren und der Truchseß — nach den lebendigen Köpfen mit eisernen Kugeln — und den Beutler hat der schöne Franz zum Kegelkönig gemacht. Ach!"

Das Weib schrie auf und preßte die Hand gegen die blutende Stirn, in welcher es hämmerte und schlug, als prallten die eisernen Kugeln dagegen. — Bleich und athemlos lehnte Helene in ihrem Stuhle, das Grausen einer wüsten Zeit, die wilden, blutigen Traditionen, welche davon im Volke noch lebten, fielen ihr gleich glühenden Tropfen in die Seele. Louise war aufgesprungen, es ward ihr zu grausig und eng im dumpfen Raume. „Um Gotteswillen, Helene!" rief sie, „komm mit heraus in die Sonne!" Helene wandte sich um, da aber griff die Alte nach ihrer Hand. „Bleibt da, Frau! bleibt da!" Helene blieb.

„Ich bin bald fertig!" begann die Alte wieder. „Kegelkönig haben sie mein Geschlecht geschimpft und thun's noch heute; keiner weiß mehr warum, aber ich weiß es und hab's nicht vergessen. Wie der schöne Franz wieder heim kam, ging er zu des Beutlers Weib auf die Mühle. „Hab' ich mit dem Mann gekegelt, will ich auch tanzen mit der Frau!" sagte er, aber die Frau riß sich los, und eh' sie aus dem Fenster in den Mühlbach sprang, verfluchte sie des Walfingen Geschlecht und den Letzten müsse sein eigen Haus erschlagen."

„Der Junker nahm des Beutlers Gut, da wurden seine Kinder Betlleut'. Meine Mutter hat helfen Wild treiben, da die großen Jagden noch waren im Dreifaltener Forst. Da hat ein Herr von Walfingen sie gesehen, und wie sie über's Jahr mit einem Kind im Arm ihm wieder in den Weg trat, da hat er die Peitsche über ihr geschwungen. Geschah ihr Recht! was hat sie's vergessen, daß Walfingen ihr Fluch sey!"

„Der Baron hatte noch eine Tochter: das war meine Schwester. Chloe hat sie geheißen und ist in Seide und Sammet bei Hof stolzirt, dieweil ich auf dem Marketenderkarren mit den fliehenden Heeren zog. Wissen Sie, was das ist, eine Flucht? Ich hab's gesehen — ich!"

„Beutlerin, denkt nicht an die erlebten Gräuel und blutigen Bilder," sagte Helena. „Schließt milder und sanfter ab mit dem Leben! Ich will mit Euch beten! Zu was hilft es, all das Schreckliche wieder hervor zu zerren aus dem jahrelangen Grabe? Laßt das Weh und Mühsal Eures Lebens hinter Euch und richtet Euer Auge vorwärts und aufwärts dahin, wo keine Thränen und keine rinnenden Blutstropfen mehr sind!"

Die Alte drehte sich ungeduldig auf ihren Kissen herum; der Verband an der Stirne hatte sich verschoben und das Blut rann in schmalen, dunkeln Streifen über das faltige Gesicht. „Lassen Sie mich ausreden, ich bin noch nicht fertig," sprach sie mit heiserer Stimme und schob die Hand der Frau zurück, welche den Verband ordnen wollte. „Ich will nicht mehr leben, ich hab's satt, satt bis zum Ekel, aber ich will fertig seyn."

„Die Chloe lebte schon lang da draußen in dem Hause am Drachenbrunnen, wo des schönen Franz Seele in den steinernen Lindwurm gebannt ist, da ich heim kam aus der Fremde mit müden, zerbrochenen Gliedern. Sie war meines Vaters Tochter und hatte viel Geld und Gut in kostbaren Juwelen. Da ging ich zu ihr und bat, daß sie sich meiner annehme als Schwester, denn ich war elend und krank, und arbeiten bei den Bauern im Feld, das hatt' ich nicht gelernt und konnt's nicht."

„Mit einem erbärmlichen Almosen wollt' sie mich abfinden; ich aber warf es ihr vor die Füße und schwur mir und der Seele des Damian Beutler, schwur es mir zu da draußen am Drachenbrunnen, daß ich es den Walfingen gedenken wollte in Haß und Schädigung, so viel ich könnte."

„Die Chloe behängte sich fast täglich mit ihren Juwelen und bewunderte sich selber im Spiegel, weil sonst niemand es mehr that. Da sie aber mißtrauisch war und immer fürchtete, die Kostbarkeiten könnten ihr gestohlen werden, schickte sie jedesmal ihre Magd fort, und diese mußte hinter ihr Haus und Garten verschließen und verriegeln. — Das hab' ich gewußt, ich hab' aber auch gewußt, wie ich mich in's Haus schleichen konnte, und hab' mich versteckt gehalten in der Holzkammer eine Nacht und einen Tag lang, bis die Magd fortging und ich alle Riegel und Schlösser klirren hörte. Da bin ich leise an die Thür geschlichen und hab' durch den Spalt die Chloe gesehen, wie sie hustend und keuchend sich an eine Commode schleppte, wie sie an einem geheimen Fach schob und ein Kästchen heraus nahm, das sie stöhnend vor den Spiegeltisch schleppte. Ich sah, wie sie es aufmachte und eine gleißende, schimmernde Kette herausnahm, in beiden Händen gespannt hielt und sie eben um ihren Hals

legen wollte; da stieß ich die Thüre auf und stand vor ihr."

„Die Chloe ließ zitternd die Kette fallen und fragte mich, was ich wolle? — In der Holzkammer eine Nacht und einen Tag hatt' ich gekrümmt unter dem Holz gesessen und der Hunger und der Haß fraßen an mir wie die Wölfe. „Theilen will ich mit dir, wie Schwestern sollen!" rief ich und sprang gegen sie vor; da warf sich die Alte mit dem Leibe über ihren Schmuck wie eine Gluckhenne über ihre Brut; mich aber hatte die Wuth gepackt, und ich riß sie auf und nahm das Kästchen und die Kette an mich und gab ihr einen Stoß, daß sie in den Sessel zurücktaumelte."

„Wie ich nun zum Fenster hinausspringen will auf die Treppe, sah ich, daß die Chloe sich aufgerafft hat und taumelnd mir nach will, und wie ich das Fenster wieder zuziehe, hör' ich sie einen Schrei ausstoßen, der mir durch Mark und Bein geht, und ich seh' sie vorüber fallen und mit der Stirn an den vergoldeten Fuß ihres Spiegeltisches schlagen. — Da lief ich durch den Garten wie ein Dieb, und beim Brunnen kroch ich durch den Zaun, und ohne daß mich ein Mensch gesehen, kam ich hieher. — Wie hat Seine Excellenz nach dem Juwelenschrein gesucht! ha! ha! — Aber nicht da, nicht da!"

Ein heftiger, pfeifender Husten unterbrach die Bekenntnisse des alten Weibes, aber immer wieder deutete sie auf ihren Strohsack und rief: „Nicht da! nicht da!"

Helene wußte sich kaum zu helfen; sie empfand ein Grausen vor dem wilden Weibe, das vor ihr lag, sie hätte sich fliehend vor diesen Gräueln verhüllen mögen, und doch fesselte wieder das Mitleid mit der hülflosen, verdüsterten Seele sie an das freundlose Sterbebett.

Die Beutlerin kam wieder zu sich: „Sie sollen es haben, Frau, Sie sollen all' das Geschmeid haben, wenn Sie mir einen Schwur thun, daß kein Walsingen je einen Schimmer davon sieht. Sie sind gut gegen mich gewesen und sollen dafür in Gold und Karfunkel gehen!"

„Beutlerin, Ihr habt nicht mehr lange Zeit zur Reue und Umkehr!" rief Helene. „Aber Ihr habt noch Zeit!" — „Schwören Sie! schwören Sie!" keuchte das Weib mit angstverzerrten Zügen. „Kein Walsingen!" — „Nein, Beutlerin! ich werde mein Möglichstes thun, um das Gut, das Ihr sündigerweise an Euch genommen, wieder dem rechtmäßigen Besitzer zuzustellen." — „Nein! nein!" schrie das Weib und zerrte in blinder Wuth den Verband von der Stirne. „Wollt Ihr meine Rache zu Schanden machen?" — „Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich will vergelten!" rief Helene. „Was that Euch der späte Enkel zu Leid?" — „Er ist seines Hauses Kind, des Hauses, das das meine zertreten!"

Wieder unterbrach sie der Husten, das Blut rann aus der aufgerissenen Wunde, und erschöpft von dem langen Sprechen, sank das Weib zurück. Der Todesengel rauschte über ihr mit dunklem Fittig. — Louise war wieder eingetreten, sie bemühte sich mit ihrer Schwester um die Sterbende. Der Husten ließ nach und immer schwächer ging der Athem.

„Beutlerin, könnt Ihr mich hören?" fragte Helene. Die Alte nickte. Da ergriff die Frau die welken, blutbefleckten Hände des alten Weibes, und sie in den ihrigen zusammenfaltend begann sie mit lauter Stimme das Gebet des Herrn zu sprechen. Louise war an der Seite des Bettes niedergekniet. „Und vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" — „Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" murmelte das Weib nach und schloß die Augen.

XI.

„Mein Haus ist mir über dem Kopfe zusammengestürzt," sprach Franz von Walsingen zu dem Fabrikanten. „Ich habe dieser letzten Mahnung noch bedurft, um frei zu werden, um mich los zu machen vom Alten, Versinkenden, um im neuen Boden den alten Stamm frisch wurzeln zu lassen. Muß ich die dürre Krone auch abwerfen, wie ein weiser Gärtner, so werden die niedrigeren Schossen um so lustiger grünen. Diese Nacht der Zerstörung hat mir einen Morgen des Werdens gebracht.

Gotthard bot dem Baron die Hand. „Glück auf!" rief er. — „Aber nun wollen wir Ernst machen," sprach der Freiherr. „Ich sehne mich aus diesem Chaos der Bedrängnisse und erschlaffenden Thatlosigkeit hinaus in eine frische Thätigkeit. — Wie wäre es, wenn Sie mich einstweilen zu Ihrem Gehülfen in der Fabrik machten? — Das Maschinenwesen ist mir nicht so fremd, wie Sie wohl glauben; freilich kann ich mehr nur von Interesse als von Kenntnissen reden."

„Wie gerne ich es thäte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen," antwortete der Andere. „Aber es haben sich eben jetzt eigenthümliche Umstände und Verhältnisse ergeben." — „Wie so?" — „Sie wissen, die Fabrik ist Pupillengut. Nun soll nach einem Beschlusse der Obervormundschaft das Vermögen der Minderjährigen, um möglichen mißlichen Eventualitäten vorzubeugen, in Grundstücken angelegt und die Fabrik verkauft werden. Man ist mir nun von Seiten der

Vormünder wesentlich entgegengekommen und hat mir so billige Bedingungen geboten, daß ich nicht abgeneigt wäre, die Fabrik zu übernehmen, wenn meine Mittel und Kräfte dazu ausreichten. Denn im jetzigen beschränkten Maße möchte ich sie nicht fortführen, das ganze Wesen erfordert einen bedeutenderen Umfang, um siegreich gegen die andern Werke in Concurrenz zu treten. Mit einem mir ganz fremden Menschen aber mich zu verbinden, widerstrebt mir im höchsten Grade; ich habe darin zu widerwärtige Erfahrungen gemacht."

Der junge Edelmann hatte mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte zugehört; jetzt hob er es, und mit festem Auge in das Angesicht Gotthards blickend, fragte er: „Würden Sie es wagen, sich mit einer festen Willens- und Arbeitskraft zu verbinden, selbst wenn diese Verbindung Ihnen nur geringe Geldmittel bieten könnte? Wollen Sie es mit mir unternehmen? — Antworten Sie noch nicht, Freund, überlegen und prüfen Sie, ob der mögliche Ueberschuß, welcher mir nach Verkauf des Majorats und der Befriedigung meiner Gläubiger bleibt, Ihnen genügen würde."

Gotthard erwidert: „Wie groß oder wie klein das Capital auch sey, über welches Sie verfügen, Sie bieten mir jetzt das Größte, die volle Summe eines Mannes, eines Mannes, den die Widerwärtigkeiten den eigenen Werth haben erkennen lassen. Wir wollen unsere Kraft vereinigen, um uns den Weg durch's Leben zu bahnen. Ob sich hier uns schon die Pforte aufthun soll, das bedarf des Prüfens und der Ueberlegung." Er bot dem jungen Edelmanne nochmals die Hand: „Schlagen Sie ein, Freund! wir wollen es versuchen!"

Da rauschte neben den Männern das dürre Geblätter des Rebganges, ein flüchtiger Schritt huschte über den Kiesweg, die Ranken theilten sich vor einer schlanken, anmuthigen Gestalt, ein schönes, glühendes Antlitz blickte zu den Männern empor.

„Louise?" rief Gotthard. Der Baron trat einen Schritt zurück, wie erschrocken; sein Auge begegnete den glänzenden Augensternen vor ihm und sog wie durstig ihr Leuchten ein. — Einen Augenblick, einen kurzen und doch so langen Augenblick hielten die Blicke sich fest wie in einander geschlungene Hände, dann senkte das Mädchen die Wimper, ein tiefes brennendes Roth stieg vom gesenkten Nacken empor zu der geneigten Stirne, lief über die heißen Wangen und wetteiferte mit der frischen Röthe der Lippen, auf welchen das Wort erstorben war. Aber rasch sich wieder fassend, wandte sie sich gegen Gotthard.

„Warum so erregt Louise?" fragte dieser. — „Helene sendet mich," entgegnete das Mädchen hastig. „Sie bedarf deiner am Todtenbette der Beutlerin; wir haben eine schwere Stunde da gehabt. Ich bitte dich, suche rasch Helenen auf, sie ist allein mit der Todten und hat dir Merkwürdiges zu berichten."

„Also die Alte ist todt?" sagte Gotthard. „Nun dann, denke ich, kann ein Anderer als meine Frau die Leichenwache dort versehen. Ich werde bald wieder zurück seyn, lieber Freund, wenn Sie sich bis dahin gedulden wollen."

Der junge Edelmann winkte ihm schweigend zu, während jener den Garten verließ, und dann gegen Louise sich wendend, die mit einer stummen Verbeugung sich entfernen wollte, fragte er: „Habe ich nicht das Glück, von Ihnen gekannt zu seyn, mein Fräulein? Sie erinnern sich meiner nicht mehr?" — „O doch," erwiderte das Mädchen — „vom Neujahrsball in X. — Ich erinnere mich dessen noch recht gut." Der junge Mann ergriff ihre niederhängende Hand, und einen leisen Kuß darauf pressend, sprach er: „Ich danke!"

Das Mädchen erröthete noch tiefer; ein leises Beben flog bei seiner Berührung durch ihren schlanken Leib, sie dachte an das welke Cotillonsträußchen, das bei ihren Bändern lag; das hatte der Baron ihr damals gegeben. Sie hatte seinen Namen, den man ihr genannt, sogleich wieder vergessen. Aber was that das? Er hatte ihr so wohl gefallen, als er sie zum Tanze aufgefordert, seine Unterhaltung war so belebt gewesen und sie hatte weit länger an ihn gedacht, als ihr Verstand gutheißen wollte. Ihre Freundinnen hatten sie damals und noch eine gute Weile nachher mit dem „fremden Prinzen" geneckt. — Sie sah den Saal mit den Hunderten von Lichtern, die sich vielfarbig in den schwankenden Glasbehängen der Kronleuchter brachen, wieder vor sich; sie hörte die rauschenden Tanzweisen und sah ihr eigenes Bild mit dem weißen Rosenkranze im Haar in den Spiegeln vorübergleiten; sie sah, wie er, dessen Blicke jetzt auf ihrem gesenkten Scheitel ruhten, zu ihr trat, wie er ihr das Sträußchen bot und sie es in den Gürtel steckte. Es war eine rothe Rose mit Vergißmeinnicht. Die Blumen waren welk geworden seitdem; sie meinte ihr Knittern und Rascheln zu hören, wie schon so oft, wenn ihre suchende Hand sie berührte, und es war ihr, als müsse der Baron es ihr ansehen, daß das Sträußchen, wenn auch welk und dürr, noch existirte; es war ihr, als ob tausend Stimmen um sie es ihm entgegen schrien: „Sie hat an dich gedacht, die Närrin, in tausend Träumen bei Tag und bei Nacht!" Sie war verrathen in ihrer Schwäche, die muthige Louise. Das Klopfen ihres

Herzens, die brennende Röthe, die wispernden Stimmen, die vor ihrem Ohre sausten, machten sie schwindeln.

Da fühlte sie wieder ihre Hand erfaßt; der Baron zog dieselbe sanft unter seinen Arm. „Erlauben Sie, mein Fräulein!" sagte er, „Sie sind so erhitzt, Sie könnten sich im feuchten Rebengange erkälten."

Gott sey Dank, er hatte nichts gemerkt! Das junge Mädchen athmete wieder auf, und so schritten sie Arm in Arm dem Hause zu. Keines sprach, das Mädchen aus Furcht, sich zu verrathen, und der junge Mann, weil er das rechte Wort nicht finden konnte. Immer langsamer wurden die Schritte des schweigenden Paares, wie sie dem Giebelhause sich näherten. Die Sonne warf einen schrägen Strahl über den Weg und ließ seitab eine vom Herbste geschonte Rose roth schimmern wie ein durchleuchtetes Juwel. Sie blickten beide auf die sonnebeschienene Blume, und wie beider Augen darauf zusammentrafen, so begegneten sich beider Gedanken.

Franz von Walsingen brach die Blume, und sie Louise bietend, sprach er: „Heute fehlt noch etwas zum Strauße, aber ich bitte, fügen Sie es in Gedanken hinzu: ‚Vergißmeinnicht! — Vergißmeinnicht!" wiederholte er und seine Stimme zitterte. „Vergißmeinnicht!" Seine vorgebeugte Stirne berührte ihr Haar, sein Odem mischte sich mit dem ihrigen.

„Nie!" wollte Louise denken, aber sie dachte es nicht bloß, der Gedanke ward zum gesprochenen Worte. „Nie!" Wie gerne hätte sie das verrätherische Wort wieder zurückgerufen; es war unmöglich. Da flammte die Röthe der Scham noch glühender über ihr Gesicht, das sie in den vorgehaltenen Händen verbarg.

„Nie! Louise, nie!" rief der junge Mann, das Mädchen umschlingend. „Sag' das noch einmal, noch ein einziges mal, Mädchen! Hast du an mich gedacht in Liebe?"

Er nahm ihre Hände vom Gesicht. Scheu blickten die großen, thränenumflorten Augen zu ihm auf, aber der Blick, der dem seinen begegnete, ward fester und klarer. „Ja!" rief sie und das Ja klang so freudig wie ein Lerchenton im Frühling, es klang so zuversichtlich wie ein heiliger Schwur und ein Gelöbniß.

Franz von Walsingen faßte ihre beiden Hände in die seinen. „Mädchen!" rief er, „was ich dir bieten kann, ist nicht Titel und Reichthum, aber es ist das volle, warme Herz eines geprüften Mannes. Ehe das Haus meines Geschlechts über mir zusammen brach im Toben des Sturms, der dagegen raste, stieg dein Bild mir auf wie die Verheißung zukünftigen Glücks. Ich habe an Louise Freiberg gedacht, aber nicht geahnt, daß ich sie hier treffen, finden sollte! Jetzt aber frage ich dich, Mädchen: bin ich, der arme Franz von Walsingen, der mittellose Mann, der das Seine erwerben will im Kampf mit der Arbeit, bin ich dir genug?"

„Genug!" erwiderte sie leise und wußte kaum, was sie sagte; er aber rief: „Sey stolz, Louise! Wir sind die ersten unseres Geschlechts, die Ahnen eines neu aufsteigenden Hauses!"

„Glück zu! Glück zu, Geschwister!" rief da Gotthards Stimme, und Helene trat ihnen entgegen mit Augen, die so hell leuchteten wie die Diamantenschnüre in ihren Händen.

„Das ist der erste Stein zum neuen Hause!" rief sie, dem Edelmanne die Geschmeide bietend, „Sie finden heute ein Juwel um's andere!"

„Ja, mein Juwel!" rief Franz und schloß Louise in die Arme. „Jetzt habe ich nicht mehr nöthig, Ihren Mann um Ihren Besitz und sein Glück zu beneiden! Aber was wollen Sie mit diesem Schmuck?"

„Revenant!" erwiederte Helene lächelnd und erzählte die Geschichte von den gestohlenen und wiedergefundenen Juwelen.

„Alte Hexe!" rief der Baron. „Sie hatte, wie es scheint, doch einen guten Theil Walsingenblutes in den Adern; in ihrem Haß war Race. Sie war das Schreckbild meiner Kindheit, und ihre wilden Verwünschungen erregten mich selbst noch als Mann. Es war etwas Gewaltiges in diesem Weibe, in der wilden Art, wie sie jede ihr von uns gebotene Unterstützung abwies. Ihr Haß war so fanatisch und der Glauben an die Kraft dieses Hasses so groß, daß sie jedenfalls demselben das Unheil unseres Hauses zuschrieb. Doch sie ruhe in Frieden, das wilde, unglückselige Weib! Mir ist sie noch zur Wohlthäterin geworden, wenn auch wider ihren Willen. Diese Diamanten wären damals mit fortgeschwommen im wilden Strudel; jetzt sind sie mir zur rechten Zeit gekommen. — Freund Gotthard, wir wollen sie in Werkzeuge verwandeln, und die Fabrik betreiben wir gemeinsam. Schlag ein, Bruder!"

Gotthard ergriff die dargebotene Hand, und auf die Juwelen deutend sprach er: „So sind die Wege und Wandlungen! Die Hinterlassenschaft des Leichtsinns und der Hoffart — die Rachsucht mußte sie dir bewahren bis zur rechten Stunde. So ward der böse Willen zur guten That!"

„Mir," sagte Helene, „mir klang der grausige Fluch erkältend in's Herz, der Fluch: über dem letzten Walsingen müsse sein Haus zusammenbrechen." — „Ueber dem letzten!" rief Franz von Walsingen. — „Ist der Fluch nicht eingetroffen? Ueber das morsche Gebein des alten Weibes, des wilden Sprossen vom alten Stamm, über ihre alten Geschichten, über das Letzte

von damals sind die Trümmer gestürzt. Ich bin nicht der Letzte, ich will der Erste meines Stammes seyn! Und du Louise?"

„Dein will ich seyn!" rief das Mädchen.

„Meinen Feinden eyn Trutz,
Mir selber eyn Schutz!"

„Du nennst meines Hauses alten, guten Wahlspruch!" sprach der junge Mann. „Wie aber soll der neue heißen?"

„Walfingen und Craft!" rief Gotthard. — „Wohl!" rief der andere, „Walfingen und Craft! Wir werden die Kraft brauchen, mein Mädchen!"

„Und wir wollen sie brauchen!" rief diese entgegen. „Der neue Wahlspruch soll gelten neben dem alten."

Helene stand auf der Freitreppe, sie blickte hinüber über den Garten, wie damals, als sie eingezogen im trüben Wetter mit trüben Gedanken und umwölkten Hoffnungen. Heute war es anders. Vom rothen Golde der untergehenden Sonne war der Garten überstrahlt, vor ihr stand ein glückliches Paar, der Knabe auf ihrem Arme streckte seine kleine Hand dem purpurnen Glanze entgegen, neben ihr stand ihr Gatte und aus dankbarem jubelvollem Herzen rief sie zum leuchtenden Himmel empor das Wort, das dieser gesprochen, als sie über dieses Hauses Schwelle getreten: „Gott mit uns!" E. Diethoff.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Meyerbeer †. — Kunstausstellung.

Am Montag 2. Mai hatte Rossini erfahren, daß Meyerbeer in der Nacht einen heftigen Anfall gehabt. In aller Eile ging er von Passy nach der Wohnung seines Freundes und Rivalen, Rue Montaigne Nr. 2: „Wie befindet sich Meyerbeer?" fragte er den Concierge. — „Er ist todt," lautete die Antwort. Rossini wird bleich und fällt auf einen Stuhl; er blieb eine zeitlang fast besinnungslos. Als er wieder zu sich gekommen, bat er, jemand von der Familie des Verstorbenen zu rufen. Die jüngste Tochter eilt, den großen Maestro zu empfangen; dieser stürzt in ihre Arme und bricht in lautes Weinen aus. Man glaube nicht, daß dieß eine Comödie war. Rossini spielt den Skeptiker; aber der Mann, der das Stabat geschrieben und das Gebet im Moses, hat ein tiefes religiöses Gefühl; er fürchtet das Gespötte der Pariser und verbirgt unter einem Anschein von frivoler Indifferenz ein Herz, das der innigsten Freundschaft fähig ist. Dießmal wurde er vom Schmerze überfallen. Beide Componisten hatten seit fünfzig Jahren im besten Vernehmen mit einander gestanden, welches leicht begreifliche Anwandlungen von Eifersucht nur auf kurze Zeit trübten, und Rossinis Thränen müssen um so aufrichtiger erscheinen, da ich bei der Nachricht von Meyerbeers Tode Leute habe weinen sehen, die ihn nicht persönlich kannten, die nie seine Stimme gehört und ihn nur aus der Ferne bewundert. Ich habe hier viele große Künstler sterben sehen, aber keiner wurde so allgemein und so tief bedauert. Die ganze vorige Woche hindurch war Meyerbeer der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und wo ich hinhorchte, da vernahm ich den Ausdruck begeisterter Bewunderung und der Trauer um den Schöpfer der Hugenotten. Heute sind die Blätter angefüllt mit Notizen über Giacomo Meyerbeer. Lesen Sie den folgenden Anfang des Feuilletons im Journal la Nation: „Am Tage, wo ich den Sarg habe abgehen sehen, der ihn forträgt, vermag ich nicht mit völliger Geistesfreiheit von dem großen Manne zu reden, den wir beweinen. Von diesem großen Verluste durchdrungen, kann ich weder den Blick noch den Gedanken von dieser Gestalt abwenden, die ich seit meiner Kindheit aus der Ferne bewundert." In diesem Tone sind sämmtliche nekrologische Notizen abgefaßt, die ich seit acht Tagen gelesen. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik seiner Werke; aber mir dünkt, daß es die Leser in der Heimath interessiren mag, zu hören, wie die Franzosen ihn beurtheilen. „Welche Schlachtfelder sind der fünfte Aufzug des Robert," sagt der oben angeführte Feuilletonist De Gasperini, „der vierte Akt der Hugenotten und der dritte des Propheten! Mit welcher Kunst, mit welcher Macht leitet der große Meister diese furchtbare Strategie! Man verlange nicht von ihm den traditionellen Zuschnitt des lyrischen Dramas, die veralteten Formen der Arie! Dem Drama opfert er Alles, die sichern Effekte, den Ruhm der Sänger, die partiellen Erfolge." In Deutschland hingegen gibt man ihm Effekthascherei schuld. Wir sind übrigens mit Gasperini durchaus nicht einverstanden,

wenn er den Satz aufstellt, Meyerbeer habe sich den — antimusikalischen — Ideen Wagners genähert. Ob sich in der Afrikanerin eine letzte Manier wird nachweisen lassen, die bereits im Propheten und in Dinora im Keime vorhanden seyn soll, wird sich zeigen. Roqueplan im Constitutionnel sieht in Meyerbeer einen originellen Eklectiker: „Er hat die kräftige Harmonie eines Seb. Bach, den großartigen Schwung Händels, und im Schildern der Leidenschaften eine Gewalt, die kein Componist besaß. Der vierte Akt der Hugenotten ist mit Flammen geschrieben.“

Doch genug. Es hat jedes Ding zwei Seiten, und selbst die Sonne hat ihre Flecken. Man hat an dem Verstorbenen übertriebene Sparsamkeit gerügt. Bei seinen großen Einkünften wohnte er in der Miethe und fuhr im Fiaker. Gegen vertraute Freunde hat er sich darüber ausgesprochen. Er wollte hier bloß als Künstler auftreten und vermied absichtlich, seine Kunstgenossen durch großen Aufwand zu demüthigen, hatte er doch ihnen gegenüber bereits die Ueberlegenheit des Talents. Von allen Seiten wurde sein Geldbeutel in Anspruch genommen. Keine berechtigte Bitte wies er zurück; nur den Unwürdigen versagte er seine Unterstützung, und diese rächten sich durch Verleumdung und boshafte Kritik. Eines Tags erschien bei ihm ein — längst verstorbener — deutscher Zeitungskorrespondent und zeigte ihm zwei Aufsätze. Der eine war zu seinem Lobe, dafür verlangte der Ehrenmann hundert Franken; in dem andern wurde er, wie man sagt, herunter gerissen, und diesen drohte der Journalist an sein Blatt zu senden, falls der Meister das Honorar für den ersten Bericht verweigern würde. Meyerbeer zahlte die hundert Franken und behielt beide Aufsätze. Baron Taylor sagt in der Rede, die er an seinem Sarge hielt: „Nie hat ihn ein Unglücklicher angesprochen, ohne daß ihm Meyerbeer eine hülfreiche Hand gereicht. Wir waren die Vertrauten seiner großmüthigen Handlungen, und niemand kannte besser als wir die Güte seines Herzens, und weiß besser als wir, daß ein Theil seines Vermögens dazu verwendet wurde, die Künstler aller Länder, aller Communionen zu unterstützen.“ Ueber Meyerbeers Leichenfeier sind so viele und so ausführliche Berichte erschienen, daß wir füglich darauf hinweisen können. Es war eines der großartigsten Todtenfeste, denen wir hier beigewohnt.

Wir kehren nunmehr in die Kunstausstellung zurück, wo wir zur Abwechslung die Sculpturen in Augenschein nehmen. Unter den Matadoren fehlen mehrere, deren Talent die Regierung in Anspruch genommen für öffentliche Monumente, auf dem Boulevard des Prinzen Eugen, an der Säule des Vendômeplatzes, im hôtel de ville, im théâtre français etc. Eine Victoire française von Crauk wird von den Franzosen sehr gepriesen. Die Siegesgöttin mit mächtigen Flügeln hält in der Linken die französische Fahne, welche die Rechte mit dem Lorbeerkranze krönt. Der Kopf ist schön, jedoch ohne individuellen Charakter, die Stellung theatralisch: ein lärmendes Spectakelstück. Crauk ist aus Valenciennes im Norddepartement: dem Namen nach hielt ich ihn anfänglich für einen Deutschen. Zwei Gypsfiguren: Minerva und Merkur, von Brian, beurkunden ein nicht gewöhnliches Talent, sind aber leider nicht fertig geworden. Der Tod hat den 59jährigen Künstler bei der Arbeit überrascht; und dieß hat wohl die Künstlerjury bewogen, ihm die große Ehrenmedaille von 4000 Fr. zu bewilligen; ein Trost und eine ehrenvolle Unterstützung für die Familie des Verstorbenen. Im Ganzen scheint es zweckwidrig, daß die Künstler selbst Einem unter ihnen diese exceptionelle Belohnung zuerkennen. Die Eigenliebe wird sich stets dagegen sträuben, die Ueberlegenheit eines Kunstgenossen freiwillig auf eine so eclatante Weise einzugestehen. Ist nicht gerade ein talentvoller Todter zur Hand, so wird in Zukunft keine Ehrenmedaille bewilligt werden, wie solches hinsichtlich der Maler dieses Jahr der Fall ist. Der genialste unter den jüngeren Bildhauern ist unstreitig Carpeaux, dessen Gruppe: Ugolino und seine Kinder, im vorjährigen Salon so großes Aufsehen machte. Heuer hat er ein Seitenstück zu seinem Fischerknaben mit der Muschel ausgestellt: „Ein junges Mädchen mit der Muschel.“ Die Gestalt ist zu jung, dürftig, eckig, reizlos. Besser ist die Büste der Palumbella, eine Erinnerung aus dem Sabinerland; tiefes Gefühl, reiche Draperie, aber zu weichlich, zu verschwimmend und wie von einem Nebel umflossen. Falguières Statue von Bronze: „Ein Sieger im Hahnenkampfe,“ hat man mir sehr gerühmt; ich habe sie nicht gesehen. Man bezeichnet den jungen Künstler — ein Laureat von 1859 — bereits als einen Nachfolger Durets. Eigentlich sind es zwei Sieger: der Hahn erstlich, und dann der Jüngling, der diesen trägt. Clesinger ist ein Romantiker in der Sculptur; er hat ein leidenschaftliches Talent, dem es an Maß fehlt. Dabei ist er keck, zuversichtlich, unternehmend und unermüdlich. Keines seiner Werke befriedigt durchaus, aber was er schafft, hat Leben und regt an. Dieses Jahr hat er den Salon mit vier großen Statuen bedacht: Napoleon I. und Franz I., zwei Reiterstatuen, die zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellt sind; zwei kämpfende Stiere und eine Bildsäule Cäsars: eine Decorationsfigur, schwach in der Zeichnung, überreich verziert und ohne innere Größe. Die Gruppe der kämpfenden Stiere ist vortrefflich; voll Energie, und wenn sie rückwärts angeschaut nicht ganz verständlich ist, so behauptet sie dennoch eine ehrenvolle Stellung unter den Bildwerken, die heuer ausgestellt sind.

Wir werden nächstens auf diese zurückkommen, und nehmen jetzt das Verzeichniß der Künstler, welche die deutsche Kunst im Salon vertreten, wieder auf: Kretschmer, aus Anklam, zwei Bilder: das Frühstück im Stalle, das Kartenhaus; Kuwassey (Triest), Rückkehr von der Jagd in Tirol, eine ausgezeichnete Landschaft; Leyendecker (Dernau), eine Magdalena, ein Porträt; Müller (Darmstadt), heilige Elisabeth; Müller, Victor (Frankfurt), Waldnymphe; Frau O'Connel (geb. zu Berlin), Portrait A. Dumas d. S.; Portmann (Düsseldorf), Gewitter im Walde, Ansicht des Montblanc; Riedel (Prag), römische Campagne; Risse

(Cöln), Bergpredigt; Rollmann (Soest), im bayerischen Gebirge; Schlesinger (Frankfurt), Fest der Madonna, eine Studie (tête d'étude); Schreyer (Frankfurt), Kosackenpferde, Araber auf der Jagd. Letztere sehr bedeutend, wie auch Schlesingers Arbeiten; wir kommen darauf zurück.

Es bleibt uns kaum der nöthige Raum, um noch etwas aus der Musik- und Theaterwelt mitzutheilen. Am Freitag, wo die irdischen Ueberreste Meyerbeers nach dem Nordbahnhofe abgeführt wurden, fand in der großen Oper eine Vorstellung der Hugenotten statt. Nach dem vierten Akte ging der Vorhang in die Höhe; das Orchester spielte den großen Marsch aus dem Propheten; die Büste des Meisters wurde von den Künstlern gekrönt. Im Saale brach ein Beifallssturm los. In Toulouse, nach der Introduction zu Robert, flog ein prachtvoller Immortellen- und Lorbeerkranz, mit einem schwarzen Flor umwunden, auf die Bühne; er wurde auf die Partitur dieser Oper niedergelegt.

Dresden, April.

Der Shakespeareverein.

In den letzten Wochen sind von Dresden aus Einladungsschreiben zur Betheiligung an einem Verein ergangen, der sich die Hebung der deutschen Bühne zur Aufgabe stellt. Unter den Stiftern dieses Vereins befinden sich Graf Wolfgang Baudissin, der Freund und Genosse Tiecks, Wilhelm Wolfsohn, R. Waldmüller, Carl Banck, Feodor Wehl, Kapellmeister Julius Rietz und andere Namen wohlbekannten Klanges. Ueber Zweck und Mittel des Unternehmens spricht sich das Einladungsschreiben wie folgt aus: „Der Verein erstrebt Hebung der deutschen Bühne mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, also neben Herstellung eines gediegenen Repertoires vor Allem auch Förderung der Interessen und Rechte der deutschen dramatischen Autoren und Tonsetzer. Der Verein will die Theaterdirectionen, von denen einige bereits die Tantièmen eingeführt haben und andere dazu geneigt sind, zu einer gemeinsamen Annahme dieser nothwendigen Einrichtung zu bestimmen suchen. Sobald dieß in möglichster Ausdehnung erreicht ist, wird eine besondere Section des Vereins die umfängliche geschäftliche Führung dieser Seite der Vereinsthätigkeit in die Hand zu nehmen haben, etwa nach Vorgang der Autoren in Paris. Der gesetzliche Schutz dafür ist durch Herstellung eines allgemeinen deutschen, überhaupt alle Interessen der Bühne in das Auge fassenden Theatergesetzes zu erstreben, und wird man sich zu diesem Behufe mit Vorstellungen und Gesuchen an die deutschen Regierungen wenden. Der Verein will ferner der käuflichen Kritik entgegen treten und die gute in ihrer Wirksamkeit unterstützen; er will in Verbindung mit den Bühnendirectionen das Virtuosenthum in seinen Ausschreitungen bekämpfen, allen Ungehörigkeiten in Darstellungen klassischer Werke entgegenwirken u. s. f."

Aus den Statuten fügen wir noch Folgendes hinzu: „§. 2. Mitglieder des Vereins können dramatische Schriftsteller, Tonsetzer, Dramaturgen, Mitglieder und Vorstände der Bühnen seyn; dem Ermessen des Vorstandes (s. §. 5) bleibt es überlassen, in einzelnen Fällen sich anmeldende Mitglieder abfällig zu bescheiden. §. 3. Im Uebrigen können durch den Vorstand auch andere Personen, als die §. 2 gedachten Kategorien, falls sie Interesse für die Zwecke des Vereins haben, auf Anmeldung als Mitglieder des Vereins aufgenommen werden. §. 4. Die Mitgliedschaft wird durch dem Vorstande zu gebende Erklärung des Beitritts und Zahlung eines Jahresbeitrages von zwei Thalern erworben. §. 5. Der die Geschäfte des Vereins leitende und ihn nach außen vertretende Vorstand des Vereins besteht aus neun Mitgliedern, von denen wenigstens fünf am Stammsitze des Vereins, Dresden, ihren Wohnort haben müssen. Zwei Drittheile dieses Vorstandes müssen aus den §. 2 gedachten Kategorien gewählt werden. Der Vorstand wird durch einfache Stimmenmehrheit der in der Generalversammlung (s. §. 7) anwesenden Vereinsmitglieder auf drei Jahre gewählt. Wiederwahl der Ausscheidenden ist gestattet. §. 6. Die am Stammsitze des Vereins (s. §. 5) nicht wohnenden Mitglieder gründen Filiale mit Separatvorständen, welche letztere mit dem §. 5 gedachten Hauptvorstande behufs Verwirklichung der Vereinszwecke zu correspondiren haben. §. 7. Alle Jahre findet eine Generalversammlung aller Vereinsmitglieder statt, die vom Hauptvorstande auszuschreiben und jedes Jahr an einem andern Orte abzuhalten ist."

Man wird sich erinnern, daß Versuche ähnlicher Art öfter und zu verschiedenen Zeiten empfohlen worden sind, ohne daß es doch bis zur förmlichen Gründung eines Vereins gekommen ist. Als vor einigen Jahren die Intendanten der größeren deutschen Bühnen in Dresden tagten, regten sie ein Zusammentreten der bei der Theaterfrage interessirten deutschen Schriftsteller an. Sie sollten ihre eigenen Interessen präcisiren und zur Geltung bringen, namentlich behülflich seyn, daß dem aussaugerischen Treiben der Theateragenturen gesteuert werde, und also die vielen

unberufenen Mittelspersonen beseitigen helfen, die sowohl den Intendanzen wie den dramatischen Dichtern das Leben verkümmern.

Damals blieb diese Aufforderung merkwürdigerweise ohne Erfolg. Nicht einmal um die Tantièmen als Regel zu befürworten, fanden sich die Nächstbetheiligten zusammen. Das Unwesen der Agenturen hatte, so scheint es, jeden selbstständigen Befreiungsversuch der schaffenden Persönlichkeiten im Keime vergiftet. Man verhielt sich völlig indifferent und die Folge war, daß die allein gelassenen Intendanten auch ihrerseits kaum etwas Belangreiches zu Stande brachten.

Es heißt daher wie im Bühnenspiele: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!" Was jetzt versucht wird, hätte längst versucht werden sollen. Aber besser spät, als gar nicht. Und also möge dem Unternehmen eine allseitige Förderung zu Theil werden.

Was den Namen betrifft, so ist er ohne Zweifel nicht zum Glücklichsten gewählt. „Wahrung und Bereicherung eines gediegenen, vorzugsweise deutschen Repertoires" ist ohne Zweifel nicht eigentlich unter dem Schlachtrufe eines ausländischen Autors denkbar. Ein Lessingverein, sollte man meinen, spräche schon in seinem Namen deutlicher aus, welche Ziele er anstrebte. Früher oder später wird man sich denn auch wohl gemüßigt sehen, eine solche Umtaufung vorzunehmen. Sind wir recht berichtet, so haben sich die Stifter selbst nur deßhalb den Namen des großen Jubilars nicht entgehen lassen wollen, weil eine äußere Veranlassung solchen Unternehmungen in den Augen Vieler erst die eigentliche Berechtigung gibt. Ohnehin war die Stiftung einer Shakespearegesellschaft, wie sie in Weimar in Scene gesetzt worden ist, wahrscheinlich ein weiterer Grund zum Aufstecken dieser nämlichen Fahne. Die Frage: wie feiern wir den Shakespearetag am würdigsten? ließ sich in den hier vorzugsweise in Betracht kommenden Kreisen auf zweierlei Weise beantworten. Die eine Antwort hat Weimar, die andere hat Dresden gegeben. Weimar will alle Kräfte sammeln, um den Shakespearecultus in Deutschland noch mehr zum allgemeinen Glaubensbekenntniß zu machen. Dresden dagegen will die Erinnerung an den großen brittischen Dichter als einen Mahnruf an's deutsche Volk betrachten, an seine Dichter, an seine Bühnenleiter, an seine Dramaturgen, an seine Kunstfreunde: Helfet mit, daß unsere heimische Bühne der Manen Shakespeares würdig werde.

Ueber den Werth des Shakespearecultus können die Meinungen getheilt seyn, und sie sind es; über den Werth einer deutschen Bühne an sich und also über das Wünschenswerthe ihrer Hebung und Veredlung gibt es keine Meinungsverschiedenheiten.

Diesen Gegensatz des Shakespearevereins und der Shakespearegesellschaft muß man festhalten, um die Zeitgemäßheit des ersteren richtig zu würdigen. Der Stifter der Shakespearegesellschaft hat möglicherweise selbst ein verwandtes Ziel im Auge gehabt und demselben am besten näher zu kommen geglaubt, indem er der heimischen Produktion den Handschuh hinwarf. Wenigstens hat er verdienstvoll genug in früheren Jahren auf eine Vereinigung der dramatischen Autoren hingearbeitet, und es liegt nicht an ihm, daß sie bis heute nicht zu Stande kam.

Pflicht der Freunde des Theaters und der Fachkundigen wird es nun seyn, das Für und Wider dieses Versuchs in der Presse von allen Seiten zu beleuchten. Die Schwierigkeiten sind nicht gering, aber das hier zum Beackern angewiesene Feld ist noch wenig umgebrochen worden, und es ruft diese Frage eine Menge Federn in den Kampf, die sich nicht ausgeschrieben haben. Wer bisher nur aus seiner Theaterloge den Gegenstand studirt und leise privatim seufzend in die Klage über den Verfall unserer Bühnenzustände eingestimmt hat, setze sich jetzt einmal an den Schreibtisch und trage durch die Presse sein Schärflein bei, damit Wandel geschafft werde. Denn hierbei sind wir Alle betheiligt.

Aus der Normandie, Mai.

Brummel. — Shakespeare und Victor Hugo. — Geschichte der englischen Literatur von Taine. — Landung der Franzosen in England und in Egypten. — Leibnitz.

Mit den Engländern wird man hier nicht fertig. Nach den Lebendigen kommen die Todten, und diese, wie man weiß, reiten schnell. Wenn man den schattigen und blumigen, wohlgepflegten protestantischen Kirchhof besucht, welcher dicht über der Stadt Caen auf einer der dem Meere zugekehrten Anhöhen liegt, so findet man die beiden nebenbuhlerischen Nationen friedlich bei einander und hier und da einen Deutschen dazwischen gestreut. Der bekannteste

Name unter allen diesen Todten aber klingt wunderlich, er heißt: *Brummel*. In dieser bescheidenen, wenig fashionablen Ecke liegt Brummel begraben, Brummel, der Stutzer unter der Regentschaft Georgs IV., das wandelnde Modejournal Londons, der Freund und Feind des englischen Heliogabal und Gegenstand des Neides für einen Lord Byron. Auch die Mode hat ihre Helden, tragische und komische: Brummel war beides. Ein Mann, der dreißig gestärkte weiße Cravatten anprobirt, bis er eine findet, deren Fältchen ihm passen, ein Mann, der seine Schuster und Schneider durch eine einzige Bestellung, die er macht oder zurückweist, zum Reichthum oder zum Bankerott bringt, ein Mann, der wettet, er werde den Regenten von Großbritannien, Irland und Hannover die Schelle ziehen heißen, welche dieser wirklich zieht, um ihn auf eine höfliche Art zur Thür hinauswerfen zu lassen, ein solcher Mann sollte bei Moses and Son in einem Kleiderschrank von Cedernholz, unter Puderstaub und einem Monument aus Mandelseife, mit einem Handschuhkästchen als Urne darüber, begraben liegen, und dennoch deckt ihn nur so gemeine Erde wie die anderer Sterblicher, welche nie Glanzstiefeln und Busenkrausen getragen haben. Selbst aus der Mode gekommen, für die Welt nicht mehr werth als ein abgelegter Seidenhut, mit Ausnahme seiner Gläubiger, welche ihn immer noch sehr kostbar fanden, zog sich der Achill des Toilettenspiegels, wie so viele andere, fashionable und nicht fashionable Engländer, über den Kanal in das französische Privatleben zurück und verstarb geräuschlos in der guten Stadt Caen. Sein Grab umgibt ein eisernes Geländer; in der Mitte steht, in einer Sandsteinfassung, eine bogenförmige graue Marmorplatte und trägt die folgende anspruchslose Inschrift: In Memory of George Brummel Esq. who departed this life on the 29 March 1840, aged 62 years.

Dieses Monument ließen zwei Freunde setzen, welche seither, vor etwa vier Jahren, wiederkamen, das Grab neu herrichten und bepflanzen ließen und Moos mitnahmen. Ein Fliederstrauch steht hinter dem Stein, ein Rosenstöckchen davor, sonst viele Erdbeerenpflanzen im saftigen Gras. Die Freunde versprachen bald wiederzukommen und das Geländer anstreichen zu lassen; so sagte der Todtengräber, und Todtengräber pflegen nicht zu lügen, auch werden sie selten belogen.

Also Brummel hatte Freunde, und Freunde bis über das Grab hinaus, welche Rosen und Flieder pflanzen lassen und Geländer anstreichen. Für einen Stutzer ist das ermuthigend; möge Keiner von ihnen an seinem kostspieligen Handwerk verzweifeln!

Als wir da von Todten zu reden begannen, fiel uns bei der gegenwärtigen Jahreszeit sogleich *Shakespeare* ein, Shakespeare, der Jubilar, den *Victor Hugo* zum Vorwand genommen, um von dem benachbarten Jersey herüber einen so grellen — ein Romantiker würde sagen, einen so scharlachrothen — Trompetenstoß in die Welt zu schicken. Der gesunde Menschenverstand, welcher bei dem Haupte der romantischen Schule, dem Freunde des Häßlichen und der Contraste, nie im Uebermaß vorhanden war, scheint den Verfasser der *Elenden* nunmehr ganz verlassen zu haben. Mit ungeheurem Pathos schleudert er volltönende Sätze in die Welt, in welchen das Wahre nicht neu und das Neue nicht wahr ist, und der Inhalt des Werks entspricht dem Marktgeschrei seiner Buchhändleranzeige, welche sagt: „Der Dichter Englands durch den Dichter Frankreichs erläutert, das ist die Neuigkeit, welche wir dem Publikum bieten. — Bei Gelegenheit Shakespeares hat Victor Hugo alle die verwickelten Fragen der Kunst und der Civilisation berührt. Was auch die Größe seines Titels sey, das Buch selbst geht noch darüber hinaus. Es ist kein rein literarisches Werk, sondern die mannichfaltigsten Gegenstände der Geschichte, der Philosophie und Kunst werden darin in einer meisterhaften Weise behandelt. Es ist ideal und menschlich und dadurch schließt es sich den Empfindungen der Gegenwart, den schwebenden Fragen und den lebendigen Interessen an. Es wird das literarische Manifest des neunzehnten Jahrhunderts seyn. Dieses Buch wird die philosophische und sociale Erschütterung, welche die *Miserables* bewirkten, fortsetzen. Ein ungeheurer Erfolg ist ihm gewiß." Und dann folgt die Reihe großer, mehr oder weniger historischer Männer als: Homer, Hiob, Aeschylus, Jesaias, Ezechiel, Lucrez, Juvenal, Tacitus, Sanct Paul, Sanct Johannes, Dante, Rabelais, Cervantes, Shakespeare, aus deren Bewunderung und Nachahmung uns armen, aller andern Theorien beraubten Menschenkindern die neue Religion erwachsen soll, nach welcher wir, zu unserem eigenen Erstaunen, eine so große Sehnsucht empfinden. „Nachbarin, Euer Fläschchen!" und dieses um so mehr, als der Verfasser des Faust aus jener Reihe der für die blöde Menschheit denkenden Genien ausgeschlossen bleibt zur Strafe für seine olympische Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und vielleicht auch dafür, daß er jetzt in Frankreich Mode ist, wie nicht leicht Einer vor ihm.

Nach dem Allen mag man es kaum bedauern, daß die unter einer so kopflosen Leitung unternommene Pariser Shakespearefeier, aus Gründen politischen Grolles, in's Wasser fiel. Ueber England wird jetzt ohnehin genug in Frankreich gefabelt, und die Anglomanie steigt, außer in der Politik, immer mehr. Dieß bezeugt z. B. die dreibändige *Geschichte der englischen Literatur* von *Taine*. Dieser soi-disant Philosoph und soi-disant Literarhistoriker hat in jener Zusammenstellung seiner, gelegentlich für die Revue des deux Mondes unternommenen Artikel einen Mischmasch von unverdauten Herder'schen Ideen über menschliche Civilisation, von gänzlich verworrenen ästhetischen Begriffen und von sehr gelungenen historischen und Reisebildern gegeben, welcher viel mehr und viel weniger leistet, als man von einer anständigen Literaturgeschichte erwarten darf. Nach Taine ist die Poesie, wie jedes andere menschliche Produkt, das relative Resultat

der Umgebung des Menschen. Wie die Farbe der Haare und der Haut, so hängt ein Gedicht von dem Klima und der Nahrung ab — der Mensch ist, was er ißt. Darum können z. B. Völker romanischen Ursprungs nur lateinische, Germanen können nur germanische Ideen haben und verarbeiten. Warum unter solchen Umständen Taine seinen Landsleuten englische Ideen vorlegt, welche diese doch nicht begreifen können, weil sie sich nicht von Beefsteaks und schwerem Bier nähren, das wird nicht erklärt. Vielmehr ist der Verfasser, seiner eigenen Theorie gerade entgegen, von der welthistorischen Bedeutung Shakespeares und Goethes fest überzeugt, erlaubt denselben das allgemein Menschliche festzuhalten und gestattet den Kimmeriern und andern nordischen Barbaren, sich noch heute an einem so wunderlichen Gesellen wie dem Ionier Homer zu ergötzen. Diese Verwirrung aller Begriffe dehnt sich dann über das ganze Werk und seine drei dicken Bände aus, welche von vielem schwatzen, wovon sie schweigen sollten, und vieles verschweigen, woron zu reden wäre, wie sich denn z. B. der alte Sackville in einem Werke, das mit dem Beowulf anfängt und mit Byron endet, gar nicht ausfindig machen läßt. Der sich immer mehr verbreitende Aberglaube, wonach Culturgeschichte und Literaturgeschichte eine und dieselbe Sache und nicht die letztere nur ein Zweig der ersteren ist, hat hier seine Spitze erreicht. Da wird aus der Politik in die Aesthetik, aus der Religion in die Industrie, aus der Biographie in die Reisebeschreibung gesprungen, bis man zuletzt, trotz der Wichtigkeit des Klimas und der Race, nicht mehr weiß, bei welchem Volke und unter welchem Breitegrade man sich befindet. Für eine Culturgeschichte zu knapp, für eine Literaturgeschichte zu weit, platzt das Band an allen Stellen und läßt die einzelnen Revueartikel herausfallen. In der Schule hatten wir die Gewohnheit angenommen, die alten Völker aus ihren Schriftstellern kennen zu lernen; nach Taine aber sind wir gehalten, das Volk und seine Geschichte, insbesondere aber seine Nahrungsmittel zu studiren, um etwas von seiner Poesie zu begreifen. Bei Taine blickt der Dichter nicht hinauf und voraus, wie bei Victor Hugo, der ihn ja gänzlich mit den Propheten verwechselt, sondern zurück und hinunter, er gehört der Vergangenheit und dem Staube des Bodens an, aus welchem er geworden ist. Darum müssen wir diesen Staub so genau kennen, darum den Kohlendunst und den Themsenebel der Hauptstadt einathmen, darum den Schnapstrinker in Sanct Giles und den Dandy in Pall Mall aufsuchen, darum links die Feuer der Hochöfen und rechts die fetten Ochsen auf den fetten Wiesen zählen, darum durch die Docks spazieren und eine Statistik der in London anlaufenden Schiffe vornehmen, darum endlich in jedem der vorhergehenden Jahrhunderte, mit mehr oder weniger Glück, ein entsprechendes Sittenbild zu entwerfen suchen. Taine weiß nicht, daß nur die schlechte Literatur, die platten Erzeugnisse des Tages, auf dem Boden ruhen, den er so sorgsam bebaut, während der Dichter darüber hinaus und in's Allgemeine geht, sey er Romantiker: durch die Phantasie, sey er Classiker: durch die Regelmäßigkeit. Er weiß auch nicht, daß eine Literaturgeschichte mit den poetischen Ideen und den sie darstellenden Menschen und Büchern schon gerade genug zu thun hat und die Kenntniß des allgemeinen Welt- und des besondern Volkszustandes, in welchem jene sich bewegen, bei dem Leser voraussetzen muß. Denn wer diese nicht mitbringt, der wird überhaupt keine Literaturgeschichte lesen, oder wenn er sie läse, nichts davon verstehen, und wenn man ihn auch noch so sehr, à la Taine, mit historischen, politischen, religiösen, geographischen, pittoresken, industriellen, statistischen und sonstigen Excursen plagte, ihm ein ganzes Wachsfigurenkabinet der handelnden Personen und eine Musterkarte sämmtlicher Speisen und Getränke des betreffenden Volkes daneben legte.

Taine sollte sich mehr an Reisebeschreibungen halten, welche ihm trefflich gelingen, oder an rein gelehrte Sachen, denn er hat große Kenntnisse: der ganze Mensch ist ja in der Normalschule verfertigt worden. Seine Geschichte der englischen Literatur aber ist nur eine Mystifikation, wie man sie sich zuweilen in Frankreich gefallen läßt, aber freilich nur, um in drei Tagen nicht mehr daran zu denken.

Flüchten wir uns in die wirkliche Geschichte, so haben die normannischen Archäologen wieder merkwürdige Einzelheiten ausgescharrt über eine der projektirten französischen Landungen in England, jene nämlich, welche im Jahr 1386, in Begleitung einer ganzen, zum voraus erbauten hölzernen Stadt, Platz greifen sollte. Der kleine See- und zum Theil auch Landkrieg, welcher im Mittelalter zwischen England und Frankreich kaum aufhörte, stand damals in vollster Blüthe, und man bestahl, beraubte, tödtete sich wechselseitig zu Schiff und zu Roß, so viel als man nur konnte. Da beschloß der französische Hof, unter dem ohnmächtigen und noch ganz jungen Karl VI., diesen Reibereien durch eine Eroberung Englands ein Ende zu machen. Nach vergeblichen Vorbereitungen im Jahr 1385 wurden 1386 auf vier Punkten der Bretagne, Flanderns, der Normandie und Picardie Flotten und Heere gesammelt, von welchen die bei Harfleur und l'Ecluse die bedeutendsten waren. „Warum," läßt der Geschichtsprofessor L. Puiseux, Verfasser der betreffenden archäologischen Abhandlung, den Herzog von Burgund, Philipp den Kühnen, sagen, „warum sollten wir nicht nach England gehen, um Land und Leute anzusehen? Wir werden den Weg dahin so gut finden, als die Engländer den zu uns gefunden haben." Und Clisson: „In ihrem Lande sind sie noch einmal so leicht zu bekämpfen als außerhalb."

Die hauptsächlichen Vorbereitungen geschahen in dem Hafen von Ecluse in Flandern. Hunderttausend Mann aus allen Theilen von Frankreich wurden dort zusammengebracht, eben so alle Schiffe des Königreichs, zu welchen man, von den preußischen Küsten bis nach Sevilla, mit großen Kosten alles zusammen lieh, was man nur haben konnte. Wer sich am besten bezahlen ließ, und zwar im voraus, das waren die Holländer. „Wenn ihr unsern

Dienst wollt," sagten sie nach Froissart, „so müßt ihr uns rund bezahlen; sonst sind wir nicht zu haben." Und der Verfasser setzt hinzu: „Diese Seeleute verkauften sich bald den Franzosen, bald den Engländern, bald beiden zugleich: sie waren die Schweizer des Oceans." Nach einigen betrug die Zahl der Schiffe 900, nach andern aber 1387, ohne die in den andern Häfen zu rechnen. Aber das Alles lief nur auf Prunk und Pomp hinaus, und die französischen Großen wetteiferten in der prachtvollen Ausrüstung ihrer Fahrzeuge, „als ob Gold und Silber aus den Wolken regneten oder aus dem Meer geschöpft werden könnten." Der Sire de la Tremoille gab über hunderttausend Franken nur für Malereien aus; das Schiff des Herzogs von Burgund war ganz in Gold und Azur gemalt, hatte fünf große Banner, vier Flaggen und dreitausend Standarten. Auch strömte die ganze schöne Welt von damals auf den Strand, um das Wunder anzustaunen.

Die Hauptsache aber war die bewegliche hölzerne Stadt, welche, theils zu Wohnungen der großen Herrn, theils als Angriffs- und Vertheidigungsmittel, zum Theil in der Bretagne, zumeist aber in der Nähe von Trouville in der Normandie erbaut, mitreisen sollte. Nach Froissart hatte sie „Plätze, Straßen und Märkte, eine Durchschnittsbreite von 3000 Fuß und war von einem 20 Fuß hohen Holzwall mit 750 Thürmen umgeben." Auf 72 Schiffen wurde sie aus verschiedenen französischen Häfen zusammengeschafft und sollte auf ihnen über den Kanal gehen. Sie kostete den Staat über hundert Millionen und veranlaßte unerschwingliche Steuerlasten. Dennoch brachten diese Vorbereitungen in Frankreich nur eitle Hoffnungen, vergebliche Furcht in England hervor.

Die französische Armada kam nie zum Auslaufen. Den Sommer hindurch wartete man auf den mit Festen in Saint Denis beschäftigten König, und als dieser endlich kam, wartete er bis in den Herbst auf seinen Oheim, den Herzog von Berri, welcher, aus Eifersucht gegen den Herzog von Burgund, nicht erscheinen wollte. Unterdessen hatten die Truppen ihre Vorräthe verzehrt, und da auch der Sold fehlte, so begannen sie auf Kosten der Umgegend zu leben. Die Herbststürme machten die Schiffe stranden; andere wurden von den Engländern verbrannt oder erbeutet. Unter andern führten dieselben große Vorräthe an Munition, zweitausend Fässer Wein und einen Theil der hölzernen Stadt weg, deren Thürme und Wälle in London mit großem Triumph auf- und zur Schau gestellt wurden. Dieß war das Ende aller dieser großen Anstalten.

Von einem andern Landungsprojekt hat ein anderer normannischer Gelehrter, Foucher de Careil, Kunde gegeben. Seit Jahren mit Herausgabe von Leibnitzens sämmtlichen Werken beschäftigt, hat derselbe kürzlich eine Broschüre über das Projekt einer Expedition nach Egypten veröffentlicht, welches der deutsche Philosoph dem französischen Autokraten des siebzehnten Jahrhunderts vorlegte. Sechsundzwanzig Jahre alt und zu Paris mit mathematischen Studien beschäftigt, faßte Leibnitz im Jahr 1672 jene merkwürdige Denkschrift ab, welche hundert und zwanzig Jahre später zu praktischer Ausführung kommen sollte durch einen Mann, der ihre Existenz nicht ahnte. Das hauptsächliche, wenn vielleicht auch nur scheinbare Argument des Philosophen ist freilich kein politisches, sondern von religiöser Natur. Nach ihm handelt es sich um die Ausbreitung des Christenthums im Orient. „Frankreich," sagt er, „ist von der Vorsehung dazu bestimmt, die Leiterin der christlichen Armeen im Osten zu seyn und ihnen Männer wie Gottfried und Balduin zu geben, so wie auch, gleich dem heiligen Ludwig, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugehen, seine Seeräubernester zu zerstören und selbst Egypten, eines der bestgelegenen Länder der Welt, anzugreifen. Andere mögen sich durch Gewinnsucht in die Ferne treiben lassen, Frankreich aber soll seine Herrschaft ausdehnen, die Civilisation und die Idee der Humanität bis in's Innerste der Barbarenländer tragen und die christliche Religion bis an die äußersten Grenzen der Welt verbreiten."

Man kann leicht bemerken, daß unter dem Pomp dieser Sprache der Wunsch, die Waffen des mächtigen Königs von der Ostgrenze seines Reichs abzulenken, verborgen liegt. Auch Ludwig XIV. mag dieß errathen haben. Zwar achtete er auf das Projekt des Philosophen, annotirte den Eingang des Manuscripts, welches sich auf der Bibliothek zu Hannover befindet, und ließ Leibnitz sogar im April 1672 zu einer Audienz nach Saint Germain kommen; allein er dachte bald wieder an Näherliegendes und begab sich zum großen Heere, welches im Begriff stand, in die Niederlande einzufallen. An das egyptische Projekt erinnert, antwortete er in dessen eigenem Tone, „seit Ludwig dem Heiligen seyen die heiligen Kriege aus der Mode gekommen" — ein treffendes Epigramm auf den in schönen lateinischen Versen abgefaßten Epilog der Denkschrift, in welchem jener Fürst seinem unheiligen Enkel erscheint, um ihn zu einem neuen Kreuzzuge zu ermahnen.

A. B.

Hamburg, Mai.

Stimmung der Bevölkerung.

In so unruhigen und ereignißreichen Zeiten, wie die vergangenen Monate sie uns brachten, hält es schwer, seinen Neigungen zu folgen. Man wird säumig, ohne daß man es will und merkt; jeder neue Tag legt uns mit neuen Lasten auch neue Verbindlichkeiten auf, und der kriegerische Lärm auf Markt und Straße läßt keine ruhige Sammlung, wie sie dem Individuum doch so nöthig ist, aufkommen. Jetzt hat uns Alle, die wir dem Schauplatze der Ereignisse so nahe leben, die Gewohnheit schon etwas abgestumpft. Das Außerordentliche ist uns das Alltägliche geworden, und wie wir bereits Resultate, wenn auch vorerst noch ziemlich gestaltlose dem Chaos sich entwinden sehen, gewinnen wir nach und nach wieder mehr Gewalt über uns selbst, und auch das Nächste erhält neben den großen Weltereignissen, die vielleicht dem alternden Europa neue Jugendfrische einimpfen, für uns wieder einigen Werth.

Es wird Ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Bevölkerung unserer Republik in dem wenig beneidenswerthen Rufe steht, das eigene Interesse der nationalen Ehre und dem wahren Patriotismus bisweilen vorzuziehen. Geläugnet kann und soll nicht werden, daß es der Indifferenten und Lauen bei uns vielleicht mehr als in andern großen und volkreichen Städten Deutschlands gibt. Das Vorhandensein solcher Menschen, die ihre patriotischen Gefühle nach dem „ubi bene, ibi patria" bemessen, erklärt sich durch unsere geographische Lage, durch unsern Weltverkehr und durch den Hauptnerv unseres Lebens, der diesen Weltverkehr erst zu einem ersprießlichen macht. Gedeihen kann derselbe nur im Frieden, und wenn Hamburgs Bürger mit allen Nationen, mögen sie sonst von Deutschland denken, was sie wollen, auf freundschaftlichem Fuße stehen. Mit dem Entfalten der Kriegsflagge fällt Mehlthau lähmend auf den großen Welthandelsverkehr, und das verstimmt sogleich alle Jünger Merkurs mehr oder weniger, mögen sie im Uebrigen auch die besten und warmblütigsten Leute seyn. Freude also konnte im Allgemeinen bei uns unmöglich herrschen, als es doch endlich einmal wieder an des Reiches uraltem Grenzstrome zum Schlagen kam für Deutschlands Ehre und für Deutschlands Recht. Lau aber und theilnahmlos blieb der Kern unserer Bevölkerung, dem man Sinn für Wahrheit und Recht durchaus nicht absprechen kann, einen kleinen Bruchtheil ausgenommen, im entscheidenden Augenblicke wahrhaftig nicht. Die schleswig-holsteinische Frage ist hier so populär, wie in Hannover, Dresden oder München, nur liegt es nicht in der Natur des kühler gearteten Norddeutschen, mehr zu reden als zu wirken. Es hat zwar auch hier nicht an mancherlei Versammlungen gefehlt, in denen die große nationale Angelegenheit vielfach und von sehr verschiedenen Standpunkten aus discutirt ward; es wurden sehr kräftige Resolutionen gefaßt und sonstige Kundgebungen laut; nur ward man rascher damit fertig und kam nicht immer von Neuem wieder darauf zurück, um das Publikum nicht zu ermüden. Desto rühriger griffen die einzelnen Comités das, was zunächst am meisten Noth that, an, nämlich die Unterstützung aller Bedürftigen. Es bildeten sich schon vor dem Ausbruch des Krieges Vereine, die im Wesentlichen alle das Gleiche erstrebten. Man traf Vorbereitungen zur Pflege der Verwundeten und Kranken; man sammelte Geld, um alle erforderlichen Lazarethbedürfnisse frühzeitig in möglichst großer Menge anschaffen zu können. Und kaum war der Kampf ausgebrochen, da gedachte man auch schon derer, welche durch die kriegerischen Ereignisse an Hab und Gut geschädigt worden waren, und an die hinterlassenen Wittwen und Waisen der Tapfern, die für eine heilige Sache ihr Leben auf dem Schlachtfelde aushauchten.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. 10. Juni 1864.

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli.
Juvenal:

Transatlantische Plaudereien.

1. Eine fashionable Hochzeit.

Diese Blätter und ich sind Freunde seit langen Jahren; als ich daher nach Amerika abreiste, nahm ich mir unter andern Dingen vor, Ihnen alle möglichen interessanten Artikel zu senden. Dieser Gedanke mahnt mich seit zwei Jahren mit peinlicher Beharrlichkeit, und wenn Sie mich fragen, warum ich der Mahnung nicht Folge geleistet, so müßte ich Ihnen als Antwort ein Buch über amerikanisches Leben und Treiben schreiben, wozu ich aber nicht die Muße habe. Ich schrieb Ihnen nicht, weil das amerikanische Leben und Weben, besonders in der jetzigen Zeit, keine Muße aufkommen läßt. Da nun aber vielleicht noch Jahre vergehen können, ehe die Muße sich in diesem Gedankengedränge Ellbogenraum macht, so will ich nicht länger darauf warten, sondern lieber frischweg anfangen, meine Schuld zu bezahlen, wenn auch thalerweise.

Der bloße Gedanke an einen behäbigen, runden und glatt geleckten Aufsatz, wie ihn ein deutscher Schriftsteller im lieben Vaterlande, in Schlafrock, Pantoffeln und mit der langen Pfeife, für ein so respectables Blatt schreibt, treibt mir den Angstschweiß aus. Dergleichen in dieser galoppirenden Welt zu schreiben, wäre mir absolut unmöglich. Ich sitze beständig wie auf Kohlen, oder als ob ich auf einen Eisenbahnzug wartete; mir ist's immer, als müsse irgend ein erstaunliches Ereigniß in die Thür treten und mir den Gedankenknäuel verwirren, oder den Faden abschneiden.

Ich nenne das, was ich Ihnen von nun an in mehr oder weniger regelmäßiger Folge zu schicken beabsichtige, „Plaudereien,“ um gleich von vornherein den Standpunkt festzustellen, von welchem meine Mittheilungen zu betrachten sind. Mein einziger Zweck ist zu unterhalten und zugleich Kenntniß amerikanischer Sitten, Menschen und Zustände durch Ihre Blätter zu verbreiten. Was ich schreibe, ist die Frucht eigener Beobachtung, und da Sie mir einiges Talent dafür zutrauen, so hoffe ich, Sie werden wegen des Inhalts die Form übersehen.

Ich kann keinen besseren Anhaltspunkt finden, als eine Hochzeit. Rings um die Braut will ich meine Gedanken gruppiren und überall, wo ich einen Haken finde, einen andern Gedanken anhängen. Die Braut ist Käthe Chase, die Tochter unseres Finanzministers, und der Bräutigam der ehemalige Gouverneur von Rhode Island, Oberst Sprague, jetzt Senator der Vereinigten Staaten.

Käthe Chase ist die amerikanische Dame, welche mir am besten gefällt; sie ist hier der allgemeine Liebling. Ich bedaure, daß ich so gleichgültig gegen Gesellschaften geworden bin; ohne das würde ich mehr zu erzählen haben. In meinem Pult liegen noch einige Dutzend nicht abgegebene Empfehlungsbriefe, und zwar an Leute wie Montgommery Blair, den Präsidentenmacher, General Fremont u. s. w. An Secretär Chase, unsern Finanzminister, hatte ich keinen Brief; allein was mir meine Freunde von ihm und seiner Tochter erzählten, machte mich sehr begierig, dort eingeführt zu werden. Zufälle verzögerten diesen Besuch und ein zufälliges Geschäft führte ihn herbei. Gräfin P. gab mir einige Zeilen an Fräulein Albrecht, die Gesellschafterin von Fräulein Chase, da die letztere verreist und, wie die Gräfin meinte, noch nicht zurückgekehrt war. Als ich meine Karte in das Zimmer gesandt hatte, kam eine junge Dame heraus, die ich für Fräulein Albrecht hielt; es war jedoch Fräulein Chase, die mir mit der größten Liebenswürdigkeit über die kleine, durch das Quiproquo erzeugte Verlegenheit hinweg half. Sie reichte mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Wir haben so viele gemeinschaftliche Freunde, daß wir uns nicht als Fremde betrachten können." War das nicht hübsch, liebenswürdig und gewandt? — Mir schien es doppelt so, da ich in den lieben, schönen Augen las, daß die Worte nicht nur von der Zunge, sondern vom Herzen kamen. Seitdem ging ich öfters des Abends hin.

Käthe Chase ist mittlerer Größe, sieht aber aus, als ob sie groß wäre, da sie äußerst schlank, ja etwas mager ist, welcher Umstand indessen nicht auffällt, da das Gesicht nicht mager und die Büste sehr voll ist. Ihr Gesicht ist ein längliches Oval und ihre Züge sind nicht regelmäßig; die Nase ist ein Stutznäschen und die Entfernung bis zum Ende des Kinns etwas zu lang; allein die Augen — deren Farbe ich vor Glanz nie erkennen konnte — sind groß und bezaubernd, wie auch der Ausdruck des lieblichen Mundes. Der Kopf ist edel geformt und das hellbraune Haar einfach und geschmackvoll geordnet und in Uebereinstimmung mit ihrer Toilette. Ihre Haltung ist zierlich und ihr Benehmen in Gesellschaft unbefangen, herzlich und mit einer gewissen Würde verbunden. Sie zieht Männergesellschaft der Damengesellschaft unbedingt vor und kehrt sich wenig daran, was die Leute darüber denken, die natürlich nicht verfehlen, allerlei zu sagen, wie das bei Damen, die einen Rang in der Gesellschaft einnehmen, stets der Fall ist. Käthe Chase liebt ein vernünftiges Gespräch und neulich hörte ich sie ganz geistreiche Gedanken in einem philosophischen Gespräch mit einem liebenswürdigen jungen Secretär des Präsidenten entwickeln. Die Mutter ist lange todt und Fräulein Chase hat, sagt man, einen bedeutenden Einfluß auf ihren Vater, der den Rath seiner klugen Tochter dem mancher seiner Räthe vorzieht, und deren Empfehlung daher von hohem Werth ist.

Fräulein Chase stellte mich bei meinem ersten Besuch ihrem Vater vor. Wenn Sie eine nordamerikanische Eindollarnote bei der Hand haben, so sehen Sie dieselbe an: auf ihr ist das sehr wohlgetroffene Portrait des „Vaters der Greenbacks," wie ihn die Presse hin und wieder titulirt. Herr Salmon P. Chase ist ein stattlicher, ziemlich großer Mann mit breiter, kahler Stirn und einem klar und reinlich aussehenden bartlosen Gesicht von angenehmem Ausdruck. Seine beiden Töchter — die jüngste ist noch in der Pension — sehen ihm ähnlich. Secretär Chase spricht nicht laut, sondern leise und ruhig verbindlich und seine Erscheinung macht einen sehr angenehmen, würdigen Eindruck. Obwohl er den äußersten linken Flügel der ehemaligen Republikaner führt und fanatische Abolitionisten, in deren Augen politischer Wahnsinn flackert, sich unter seine Fahne schaaren, so sieht man doch in Chases Auge keine Spur von Fanatismus; sein Abolitionismus hat mehr eine politische als philanthropische Färbung und er benutzt ihn als Locomotive, mit welcher er in das weiße Haus fahren will. Er sieht aus wie ein Mann von Bedeutung.

Der Finanzminister wohnt in einem mäßig großen Eckhause, welches in den beiden obern Stockwerken fünf Fenster Front hat. Rechts von dem Eingange, zu welchem einige Steinstufen hinauf führen, stehen Cypressen und andere Büsche. Die Hausthür ist stets offen; allein die hinter einem kleinen Vorplatz liegende, mit buntem und mattem Glase versehene Thür ist verschlossen. Links von dem Vorplatz, in welchen man durch diese Glasthür tritt, liegt das Privatarbeitszimmer des Ministers und diesem gegenüber die beiden Parlors, deren Verbindungsflügelthür ausgehoben ist, so daß beide Zimmer eines ausmachen. Diese Parlors sind die Empfangs- und Gesellschaftszimmer und mit bequemer, wohnlicher Eleganz eingerichtet. Da ist nirgends besondere Pracht, und dem ganzen Arrangement sieht man es an, daß es von einem Geist comme il faut getroffen worden, und daß es ein weiblicher war, worin man noch mehr durch die vielen Blumen bestätigt wird, welche stets in den Zimmern frisch und geschmackvoll geordnet zu finden sind. Ich bemerkte einst auf dem Tisch einen Strauß von wilden Wald- und Feldblumen, welche vielen andern amerikanischen Damen

in der Stellung von Miß Chase zu sammeln nicht einfallen würde.

Die Heirath zwischen Fräulein Chase und Gouverneur Sprague war ein Lieblingsplan des Ministers und schon vor zwei Jahren war die Rede von dessen Ausführung; allein Herr Sprague schien es vorzuziehen, noch länger den im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Cavalier zu spielen, wo man manches hübsche Ruheplätzchen findet, wenn man jung, dabei Gouverneur eines Staates und Besitzer von einigen Millionen Dollars ist, die der würdige Vater — theilweise auch der Sohn — durch fleißiges und geschicktes Baumwollenspinnen erworben haben. Miß Chase schien auch keine große Eile zu haben; alle Männer, die in ihres Vaters Haus kamen, verehrten sie, und hübsche Generalmajors und Capitäns warteten ihr auf zu Fuß und zu Pferde; was konnte sie besseres wünschen? Der vorsichtige Vater, der sich als Finanzminister keine Millionen erworben, hatte jedoch darüber andere Ideen; kurz, im November erhielt ich eine Einladung zur Hochzeit.

Auf der Einladungskarte des Secretärs Chase hieß es „Mr. Salmon P. Chase zu Hause zwischen 9 und 12 Uhr am 12. November Abends." Die Trauung fand im Hause statt, aber da ich erst gegen zehn Uhr hinging, so versäumte ich die Ceremonie, die mich überhaupt nicht besonders interessirte. Die Gesellschaft war nicht in einem Saal oder in einer Reihe von Zimmern versammelt. Solche Säle und Zimmerreihen hat man in diesem Lande in Privathäusern nicht. Das ganze Haus vom Parterre bis zum dritten Stock war mit Gästen angefüllt; sie standen, saßen oder gingen in den Zimmern, auf den Gängen und auf den Treppen, was keine Unbequemlichkeit bot, da Alles mit Teppichen belegt und das ganze Haus wohl geheizt war.

Die Gesellschaft bestand aus etwa sechshundert Personen und war für einen Fremden von dem höchsten Interesse, da hier alle politischen Brühmtheiten zu finden waren. Das Gedränge war ziemlich groß, wenn auch nicht gerade sehr lästig, und es hatte Schwierigkeit, sich überall in der Gesellschaft umzusehen und zu den Personen zu gelangen, die man sprechen wollte. Die Zahl der Herren war bedeutend größer, als die der Damen, und das war wirklich gut, denn dreihundert Crinolinen hätten im Hause nicht Platz gehabt.

Als ich kam, ging Präsident Lincoln weg. Ich vermuthe, er ging nicht meinetwegen, denn wir sind gute Freunde und haben uns schon mehrmals die Hände geschüttelt und freundlichst handyoudubt, sondern weil er meinte der Höflichkeit Genüge geleistet zu haben. Es ist eine Kühle zwischen Lincoln und Chase eingetreten, die sehr erklärlich ist. Lincoln will für die nächsten vier Jahre wieder zum Präsidenten erwählt werden und Chase hofft ihn daran zu verhindern, da er selbst die Stelle im weißen Hause einnehmen will. Madame Lincoln konnte sich nicht überwinden, der Etikette dieses Opfer zu bringen; sie war nicht anwesend.

Der Präsident ist sehr genau und gut, wenn auch etwas carrikirt von Russell beschrieben worden, und ich kann diese Mühe sparen. Als er sich mit seinen langen Armen durch das vornehme und elegante Gewühl hindurchruderte, überragte er Alle wie Saul die Israeliten. Ein europäischer Hofmann, frisch von seinem Hof auf dieses Hochzeitsfest versetzt, würde zur Salzsäule geworden seyn, wenn man ihm gesagt hätte, daß die lange Peter Schlemihlgestalt mit dem magern, gelben, großnasigen und großmundigen Gesicht, der kein Mensch mit größerer Bereitwilligkeit Platz machte, als es bei dem unbedeutendsten der Gäste der Fall gewesen wäre, der große Vater Abraham, der mächtige Herrscher der größten Republik der Erde sey. Ländlich, sittlich; ich denke, die Sitte hier ist vernünftig.

Den alten Seward, den Staatsminister, sah ich gar nicht, obwohl er bei der Ceremonie anwesend gewesen, aber bald verschwunden war. Seward und Chase sind Gegner, und da Seward keine Chancen zu haben glaubt, selbst Präsident zu werden, so legt er seinen Einfluß in Lincolns Wagschale, um nur Chase von dem weißen Hause abzuhalten. Sein Sohn, Friedrich Seward, der Assistent Staatsminister, war jedoch noch da. Es ist das ein zart gebauter, etwas kränklich aussehender Mann mit ziemlich hoher Stirn und angenehmen dunkeln Augen. Er ist stets freundlich und liebenswürdig, und war es besonders gegen mich, so daß ich eine specielle Zuneigung zu ihm gefaßt habe.

Auch der Kriegsminister Stanton war anwesend, verlor sich jedoch zum Glück bald. Ich habe diesen Mann schon früher einmal gezeichnet und mag mich nicht wiederholen. Er ist für mich die widerlichste Erscheinung hier in Amerika, und sein Aeußeres entspricht seinem brutalen, anmaßenden Wesen. Er versteht vom Krieg gar nichts und von der Freiheit in einer Republik noch weniger. Gesetze gelten ihm nichts, sobald ihre Verletzung ihm für die Erreichung seiner oft tyrannischen Absichten zweckmäßig scheint. Dieser brutale Plebejer ist jedoch ein sehr guter Geschäftsmann; er schadet aber Lincoln unendlich beim Volke, und wenn derselbe nicht wieder erwählt wird, mag er sich bei Stanton bedanken. Der Kriegsminister geht selbst auf den Markt und kauft seine Bedürfnisse ein, wie das

die hier Sitte mit sich bringt; ja er nimmt nicht einmal einen Schwarzen mit, sondern schleppt selbst den schweren Korb nach Hause; ich thue dasselbe, bin aber nicht Kriegsminister. Graf P. und ich treffen uns häufig auf dem Markt, jeder mit seinem Korb, und wir tauschen kulinarische Curse aus.

Die andere militärische Hauptnull unserer großen Republik war auch auf der Hochzeit; ich meine unsern sogenannten Commandeur en Chef, Generalmajor Halleck. Dieser Mann hat aus vielen guten militärischen Büchern sehr mittelmäßige zusammen gestoppelt, und das hat ihm den Ruf eines guten Generals verschafft. Er commandirte früher im Westen und zeichnete sich durch nichts aus, als durch seine Proklamationen; im Feld hat dieser talentlose Mensch nicht das Allergeringste gethan. Zur Schlacht bei Pittsburg Landing kam er zu spät und vor Corinth ließ er sich wochenlang bei der Nase umher führen, bis der Feind seine Absichten ausgeführt hatte und die Stellung räumte. Er und der renommirende Faselhans Pope fütterten beständig die Regierung und das Volk mit den frechsten Lügen, die von Memphis hieher telegraphirt wurden. Eines dieser Telegramme meldete die Gefangennahme von 20,000 Mann, was eine reine, unverfälschte Lüge war. Wie eigentlich Halleck dazu kam, nach M'Clellan Oberbefehlshaber der Armee zu werden, darüber schwebt ein Dunkel, welches nur Halleck, Stanton und Lincoln aufhellen können. Halleck ist für seine Stellung durchaus unfähig und dabei so feige, daß er vor jeder Verantwortlichkeit zurück schreckt. Die Schlacht bei Fredricksburg hätte Halleck verhindern können, wenn er seine Schuldigkeit als Obercommandeur in der Armee gethan, und nebenbei etwas verstanden hätte. Er ist ein Fremdenhasser, und die Deutschen werden unter ihm und Stanton unterdrückt und auf die allerschmählichste und verächtlichste Weise behandelt. Diese beiden Männer haben, so weit es militärische Angelegenheiten betrifft, den Präsidenten förmlich unter dem Pantoffel. Will Lincoln etwas vom Kriegsminister, so läßt er ihn nicht kommen, sondern geht zu ihm. Die Impertinenz, mit welcher Stanton den Präsidenten behandelt, soll erstaunlich seyn, und er genirt sich nicht selbst in Gegenwart von Beamten. Lincoln, obwohl ein Jurist, hat eine verderbliche Liebhaberei dafür, den Feldherrn zu spielen. Manche seiner Ideen sind jedoch ganz gesund und gut, und hätte man denselben gefolgt, es würde nicht so viel Dummes ausgeführt worden seyn, als der Fall war, indem man sie durch Stantons und Hallecks, seines militärischen Orakels, weise Rathschläge verballhornte.

Ich habe Halleck selten gesehen; er verkriecht sich so viel wie möglich vor dem Volk und thut gut daran. Hier konnte ich ihn betrachten, denn er stand im vollsten Licht, einige Schritte vor dem süßen Winkel im Vorplatz, wo einer von des Hochzeitsvaters Dienern hinter einer ungeheuern Bowle mit geschwungenem Löffel sein Amt verwaltete. Halleck sah aus, als stünde er Wache bei der Bowle. Er war im vollen militärischen Galla und seine ganze Erscheinung war so unmilitärisch, wie es nur möglich ist. Mein alter Hauptmann Toll hätte Krämpfe bekommen, wenn er ihn gesehen hätte mit dem schlaffen, glattrasirten Gesicht und den blöden Altweiberaugen. Und ein Schwert hatte er an der Seite — Rolands Schwert oder König Arthus Excalibar waren Zahnstocher dagegen! Das unschuldige Eisen reichte dem General beinahe bis unter den Arm und die ganze Figur erschien mir unendlich tragikomisch. General Halleck verkrümmelte sich bald mit Stanton und die Atmosphäre wurde angenehm.

Die Zimmer waren geschmackvoll, ohne alle Prätensionen decorirt; ihre Hauptzierde bildete ein Ueberfluß der herrlichsten Blumen, welche dem Hause einen festlichen Anstrich gaben, wobei man sich nicht fremd, sondern vollkommen heimisch fühlte.

Im ersten Parlor stieß ich auf Mr. Chase; er war sehr guter Laune und wie immer ein liebenswürdiger Wirth. Ich „schuhk Händs" mit ihm, sagte ein paar passende Worte und lächelte und complimentirte mich in den hintern Parlor hinein, wohin mich Töne einer hübschen Tanzmusik lockten, welche aus einem daran stoßenden Zimmer kamen. In dem hintern Parlor fand ich viele Bekannte und mehrere der Gesandten. Der —sche stand gerade ziemlich allein und unter den Batterien der Augen der ganzen officiellen Welt. Ein malitiöser Gedanke durchfuhr meinen Kopf und ich führte ihn aus. Ich ging auf den Gesandten zu, machte mein Compliment und zwang ihn zu einem herzlichen Händeschütteln. Er ergrünte, wie Münchhausen, und verduftete nach krampfhaftem Lächeln. Der jüngere Seward, welcher nicht weit davon stand und die Scene beobachtete, biß sich auf die Lippen, um sein Lachen zu unterdrücken.

Der kleine Gesandte repräsentirt nun schon seit undenklich langen Jahren einen europäischen Staat, mit dessen Regierung und Oberhaupt ich äußerst gespannt bin; es haben freilich unangenehme Vorgänge stattgefunden, welche zu offenem Krieg zwischen uns führten. Der Gegenstand ist zu delikat, als daß ich ihn weiter verfolgen sollte.

So viel Blößen auch der Mann der Kritik bieten mag, Eines muß man ihm rühmend nachsagen, er hat seinen Landsleuten hier sehr viel genützt und ihnen stets mit großer

Gefälligkeit beigestanden, selbst wenn sie nicht seinem „engeren Vaterlande" angehörten. Von seiner Regierung sind ihm ein paar junge Edelleute anempfohlen, welche gezwungen wurden, ihr Vaterland auf einige Zeit zu verlassen, weil sie so viel Schulden machten, daß sie sich zu Hause nicht länger halten konnten. Der Gesandte betrachtet diese jungen Leute gewissermaßen als seine Schüler und nimmt eine Schulmeistermiene an, welche denselben nicht behagt. Er mischt sich in ihre Privatverhältnisse und erlaubt sich Eigenmächtigkeiten, als ob er im gesegneten Vaterlande Minister wäre. Dieser Staatshämorrhoidarius ist so an seinen Beamtentrab gewöhnt, daß er, wenn seine Frau mit ihm über häusliche Arrangements reden will, sie ersucht, es ihm schriftlich einzureichen. Man sagt, er stehe bei seinem Hofe nicht in Gunst, und erwartet einen andern Repräsentanten jener Macht.

In einer europäischen Gesellschaft kennt man die hohen Beamten an der mehr oder minder großen Menge von Orden, die sie auf der Brust tragen; hier trägt niemand Orden, außer bei officiellen Feierlichkeiten, bei denen die Gesandten in Uniform erscheinen und dann mit strahlenden Verdienstzeichen bedeckt sind. Bei dieser Hochzeit sah jede Brust wie die freier Männer aus; nur ein noch junger, blonder Gesandte konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen schwarzen Frack mit dem heimathlichen Stern zu schmücken. Nur wir Fremde verstanden die richtige Bedeutung desselben; für die Amerikaner hätte ein Cotillonorden dieselbe Wirkung gehabt.

Das zum Tanzen bestimmte Zimmer war von mäßiger Größe und es konnten nur einige wenige Paare tanzen. Unter den tanzenden Herrn bemerkte ich Generalmajor Stahel und die Privatsekretäre des Präsidenten, und unter den Damen zeichneten sich die Tochter des brasilianischen Gesandten, Fräulein Lisboa, und die Tochter des Generals Mc Dowell aus, ein dem Vater ähnlich sehendes, hübsch gerundetes, frisches junges Ding in netter Toilette. General Mc Dowell ist ein intimer Freund des Finanzministers und es schien nicht ohne Absicht, daß der unglückliche General einige Minuten neben Herrn Chase stand, mit dem Arm um dessen Nacken und die Hand auf seiner Schulter.

Die Secretäre des Präsidenten sind sehr angenehme Leute. Der erste von ihnen ist ein Deutscher, Nicolai; der zweite, Hay, ist ein noch sehr junger, liebenswürdiger Mann, der vor einigen Tagen zum Assistenz-Generaladjutanten mit Majorsrang ernannt wurde. Doch von diesen Herrn ein andermal, eben so von General Mc Dowell, mit dem ich zuweilen in Gesellschaft zusammen traf.

Generalmajor Stahel war von Harrisburg in Pennsylvanien herüber gekommen, um der Hochzeit seiner Freundin Käthe Chase beizuwohnen. Stahel ist befreundet mit mir und es freut mich, daß ich nichts Schlechtes von ihm weiß, daher nicht nöthig habe, mich zu drehen und zu wenden, um es zu verschweigen. Von seiner früheren Geschichte weiß niemand hier Genaues. Einige sagen, sein Name Stahel sey ein angenommener; er sey ein ungarischer Graf, andere behaupten, er sey Buchhändlergehülfe in Pesth gewesen und während der ungarischen Revolution im Stabe von Görgey. Er selbst hat weder das Eine noch das Andere behauptet und die Leute reden lassen, was sie wollen. Nach der europäischen Vergangenheit fragen hier Andere nur, wenn man sie geltend machen will; europäische Sünden wäscht das Meer während der Ueberfahrt ab, und man erlaubt es jedem, sich einen neuen Ruf und Namen zu gründen. Man erzählt, daß es Stahel — so heißt er nun einmal — anfangs hier sehr schlecht gegangen und er genöthigt gewesen sey, zu sehr untergeordneten Gewerben zur Erhaltung seines Lebens seine Zuflucht zu nehmen. Das macht hier keine Schande. Heute kann man in einem Barroom die Austern öffnen — was sonst meistens Neger thun — morgen kann man mit Cigarren handeln oder Droschkenkutscher seyn, oder Mauleseltreiber, wie General Hooker, ohne dadurch seinen Anspruch auf den Titel Gentleman zu verlieren, wenn man sich nur als ein solcher zu benehmen versteht. Stahel besitzt das große und wichtige Talent des Schweigens; er hat sich zum Generalmajor hinauf geschwiegen, denn weder seine Beredtsamkeit noch außerordentliche Heldenthaten haben ihn dazu gemacht. Er hat auch mir nichts über seine Vergangenheit erzählt und sie kümmert mich auch wenig; ich habe Stahel lieb, wie er jetzt ist. In Newyork wurde er mit General Blenker bekannt, lebte eine Zeitlang auf dessen Farm und unternahm mit ihm ein mit dem Buchhandel zusammenhängendes Unternehmen, dem der Krieg ein Ende machte.

Als Blenker sein Regiment errichtete, wurde Stahel sein Oberstlieutenant, und als Blenker General wurde, erhielt er als Oberst dessen Regiment. Als Blenker das Commando einer Division erhielt — so stark wie jetzt zwei Armeecorps — wurde Stahel Brigadier und bald wirklicher Brigadegeneral. Blenker war unvorsichtig und sprach viel und leise und wurde bei Seite geschoben; Stahel war vorsichtig und schwieg, blieb und wurde Generalmajor. Er wurde es, weil unter keinen andern Bedingungen die Ernennung Schurz's zum Generalmajor vom Senat bestätigt worden wäre.

General Stahel ist ein Mann von etwa achtund-

dreißig bis vierzig Jahren. Er ist von mittlerer Größe, zierlich und schlank gewachsen, und hat einen Kopf, dessen Form und Ausdruck slavischen Ursprung verräth. Die dunkeln Haare sind gelockt, der Teint gelb, die Augen braun, die Nase ein ganz klein wenig aufgestülpt und der Mund hübsch und wollüstig. Letzteres hat mir eine Dame gesagt. Stahel ist nie laut, aber meistens ruhig heiter und oft neckisch; ein schelmischer Humor spielt häufig in seinen Augen. Er spricht deutsch mit leichtem Accent und schreibt es beinahe so gut, als er es schön schreibt. Er ist kein Petit Maître, allein elegant einfach, und in all seinen Bewegungen und Verrichtungen sieht man, daß er ein Gentleman ist; er benimmt sich überall nicht nur angemessen, sondern fein. Sein Handeln entspricht seinem äußern Benehmen; ich habe noch nie einen gemeinen Gedanken von ihm aussprechen hören, noch hat er jemals etwas gethan, was eines Gentleman nicht würdig wäre. Stahel ist ein sehr großer Liebling der Damen, bei denen ihn seine Discretion noch besonders empfiehlt. Sein Schweigen und die Damen haben ihn zu seinem gegenwärtigen Rang erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die künstlerische Anordnung von Raphaels Sixtinischer Madonna.

Kunstwissenschaftliche Studien führten mich beim Aufsuchen und Erläutern von Beispielen zu gewissen Principien auch zu Raphaels Sixtinischer Madonna, und waren die Veranlassung, dieses berühmte Werk auch einmal anders als vom genießenden oder hergebracht kritischen Standpunkt zu betrachten. Ich fand hiebei zu meiner höchsten Befriedigung eine ungeahnte Harmonie in der Anordnung des Bildes und den Proportionalverhältnissen, und möchte das Gefundene zunächst hier entwickeln, um dann einige Andeutungen allgemeinen Inhalts folgen zu lassen.

Weder in Passavants Werk über Raphael und seine Werke, noch in Schäfers Dresdner Galeriebuche, noch in Quandts, Rumohrs u. a. Schriften findet sich eine Hinweisung auf die eben so einfache wie großartige Anordnung unseres Bildes, während überall und zum Theil in begeisterten Worten die hinreißende Schönheit desselben geschildert und die historischen Daten gegeben werden. Mir scheint es der Mühe werth, auch einmal in die Anlage als solche etwas näher einzugehen und nach den Gesetzen zu spähen, die hiebei bewußt oder unbewußt zur Anwendung gekommen sind. Ich sage ausdrücklich: bewußt oder unbewußt, da ich weit entfernt bin, behaupten zu wollen, Raphael habe sich ein geometrisches Schema nach diesen Gesetzen angelegt und nun seine Figuren hineingezeichnet; vielmehr bin ich geneigt anzunehmen, daß er diese Gesetze unbewußt angewendet hat, und hiedurch nur auf's Neue glänzend bethätigt, daß der wahre Genius die Gesetze seiner Kunst lebendig in sich trägt. Doch wenden wir uns vorerst zu unserer Untersuchung.

Drei verschiedene, ursprünglich rein mathematische Motive wirken hier zur Entfaltung höchster künstlerischer Freiheit zusammen: die Symmetrie, die Pyramidalform und der goldene Schnitt. Was mit jenen beiden gemeint sey, liegt zum Theil im Worte und ist so allgemein bekannt, daß das Verständniß keine nähere Begriffserklärung fordert; dagegen ist es nothwendig, bei letzterem mit wenigen Erläuterungen zu verweilen.

Mit dem Namen des goldenen Schnittes, der Sectio aurea der Alten und des Mittelalters, bezeichnet man dasjenige Theilungsverhältniß, durch welches ein gegebenes Ganze a so in zwei Theile getheilt wird, daß der größere Theil b die mittlere Proportionale zwischen dem Ganzen und dem kleineren Theil $(a-b)$ ist, d. h. daß sich das Ganze zum größeren Theil verhält, wie dieser zum kleineren. Als Formel lautet dieß $a:b=b:(a-b)$. Durch eine einfache Construktion kann man jede Linie so theilen, durch eine analoge Rechnung eben so jede Zahl. Nehme man, um dieses Verhältniß zu veranschaulichen, die Zahl 1000 als Ganzes an, so findet man, daß nach der Theilung des goldenen Schnittes der größere Theil 618, der kleinere 382, bei Vernachlässigung kleiner Bruchtheile, ist, daß also sich verhält $1000:618=618:382$. Diese Theilung läßt sich bis in's Unendliche fortsetzen. Man kann 618 als Ganzes und 382 als größeren Theil annehmen; man erhält dann durch einfache Subtraktion, nämlich 618 minus 382, den kleineren Theil = 236. Setzt man dieß noch einige mal fort, so gelangt man zu der Proportion $8{,}13:5{,}02=5{,}02:3{,}10$.

Beachtet man nun in Rücksicht auf sinnliche Wahr-

nehmung die sämmtlich sehr kleinen Brüche bei diesen Zahlen nicht, so ergibt sich, daß sich verhält 8 : 5=5 : 3. Man sieht, daß die beiden Summen 8 + 3 und 5 + 5 um $^1/_{11}$, die beiden Produkte 8 × 3 und 5 × 5 um $^1/_{25}$ differiren, und kann sich leicht überzeugen, daß diese Differenzen für unsere Sinnesorgane meistens vollständig oder nahezu verschwinden, so daß man sich durch die Zahlen 8, 5 und 3 ein Bild von dem Theilungsverhältniß des goldenen Schnittes machen kann.

In der ganzen Natur ist dieses Verhältniß von entscheidender Bedeutung; es ist aber das Verdienst des Dr. Zeising, zuerst auf die Würdigung desselben in ästhetischer Beziehung hingewiesen zu haben. Er that dieß in seinem Buche: „Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers. Leipzig 1854," und veröffentlichte seine weiteren Forschungen dann in der Schrift: „Das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen. Leipzig 1856." In diesen beiden Werken findet man die ausführlichen Entwicklungen und mehrfache Beispiele dafür, daß bei classischen Bauten das Verhältniß des goldenen Schnittes die Eintheilung wesentlich bestimmt. In der plastischen oder malerischen Bildung von Figuren ist dasselbe nothwendig schon durch die bloße Naturnachahmung vorhanden, indem in der menschlichen Gestalt die hauptsächlichsten Theile zu einander in dieser Proportion stehen. Aber auch in Bezug auf die Anordnung der plastischen und malerischen Kunstwerke behauptet der goldene Schnitt eine hervorragende Bedeutung, wie sich beispielsweise an einem der größten Kunstwerke aller Zeiten, dem Gemälde der Sixtinischen Madonna von Raphael, deutlich zeigen wird.

Theilt man das Bild in der Längenrichtung in zwei gleiche Hälften, was hier durch die Linie a b geschieht, so erhält man in dieser Halbirungslinie alle wesentlichen Theilpunkte des goldenen Schnitts. Zieht man aber eine zweite, der ersten parallele Linie, welche das Gesicht der Madonna als Längenaxe schneidet und die hier mit J K bezeichnet wird, so erhält man eine Linie von nicht minderer Bedeutung. Diese beiden Linien sind von so hervorragender Zusammenwirkung, daß schon in dieser Combination eine ungewöhnliche

Harmonie liegt, und sie gehören so innig zu einander, daß sie gleichsam nur wie zwei verschiedene Aeußerungen einer und derselben Axe erscheinen. Ja sie fordern gewissermaßen, obwohl jedes Ding immer nur eine Axe haben kann, lebhaft dazu auf, jede für sich und in der Zusammenwirkung mit der andern als eine Axe anzusehen, und so möchte ich mir erlauben, die Halbirungslinie a b die geometrische Axe, die zweite Linie J K aber die ästhetische Axe zu nennen.

Die durch die einfache Ziehung dieser Linien bestimmte Symmetrie springt in die Augen; weniger auffallend ist aber die große Correctheit hinsichtlich der Anwendung der Pyramidalform. Zieht man nämlich eine Linie, welche, von dem äußersten Punkte des Kopfes des heiligen Sixtus ausgehend, den Kopf der Madonna nur eben berührt, so schneidet dieselbe nur ein wenig loses Haar von dem Kopf des Christkindes ab und berührt ebenfalls diesen. Der Schneidepunkt dieser von L beginnenden Linie mit J K heiße P. Zieht man nun weiter von P eine zweite Linie, welche den Kopf der Barbara ähnlich berührt und die P M heiße, so berührt diese ebenfalls den Kopf der Madonna und schneidet nur etwas von dem leichten fliegenden Gewande ab. Diese beiden Linien L P und M P sind gleich lang.

Verfährt man unten bei der Engelgruppe in derselben Weise, so findet man, daß die Linie N P′ die Flügelspitze und den Kopf des einen Engels, die Linie P′ O dieselben Theile des andern berührt. Von großer Wesentlichkeit ist aber, daß die Spitzen dieser beiden Pyramidalformen, oder, wenn man die Figuren durch Ziehung der Grundlinien vervollständigt, dieser Dreiecke, nämlich P und P′ genau in der von mir ästhetische Axe genannten Linie J K liegen. Durch diese symmetrische, pyramidalförmige Gruppirung ist zwar die wesentliche Grundlage für die Gesammtanordnung gegeben; allein diese ist noch nicht vollkommen bezeichnet und namentlich fehlt noch jede Maßbestimmung für die Hauptfiguren. Diese letztere und natürlich somit auch die Maßbestimmungen für die Nebenfiguren gibt die Theilung durch den goldenen Schnitt.

Nimmt man die mit dem Namen der geometrischen Axe bezeichnete Linie a b als Ganzes an, so ist c der Theilpunkt, und es verhält sich somit ab : bc = bc : ac. In c liegt fast genau der Mittelpunkt der in der Verkürzung gesehenen Fußsohle des Christuskindes. Den größeren Abschnitt dieses Verhältnisses bc nun als Ganzes angenommen, so fällt sein Theilpunkt nach d und es verhält sich bc : cd = cd : bd. In d liegt fast genau die Fußspitze der Madonna. Wird ferner ac als Ganzes angenommen, so ist ε der Theilpunkt und es verhält sich demnach ac : aε = cε : aε. Der Theilpunkt ε trifft mit dem linken Augenwinkel der Madonna zusammen. Ist nun aber aε das Ganze, so ist f der Theilpunkt und es verhält sich aε : af = af = fε; f ist aber zugleich der Durchschnittspunkt der einen Pyramidallinie P M mit der geometrischen Axe a b und bezeichnet die Grenze des Kopfes der Madonna. Endlich ist der Theilpunkt für den Abschnitt bd im g, so daß sich bd : dg = dg : bg verhält. In g liegt aber die Schulter des größeren Engels.

Es zeigt sich ferner und geht aus diesen verschiedenen Proportionen hervor, daß ac = cd, cε = bd, aε = dg und af = bg ist, daß also der erste Theilpunkt des goldenen Schnitts den Abstand der Fußspitze der Madonna von dem obern Bildrande halbirt, daß der Abstand des Kopfes der Madonna von diesem obern Bildrande eben so groß ist wie der der Schulter des Engels von dem untern, daß der Abstand des Auges der Madonna vom oberen Rande dem Abstande ihrer Fußspitze von der Schulter des Engels gleich ist, daß die Summe dieser beiden Abstände aber dem Abstande derselben Fußspitze vom untern Rande und der Entfernung des Augenwinkels der Madonna von der Fußsohle des Kindes gleich ist.

Hiemit sind alle wesentlichen Punkte für die Anordnung und Maßbestimmung der Hauptfigur gegeben; denn es ist klar, daß durch Bezeichnung der Fußspitze, der Kopfhöhe und des Auges eine Figur in soweit vollständig bestimmt ist, als die weitere Ausführung der Zeichnung den allgemeinen Gesetzen der Proportionalität und Schönheit unterliegt. Dadurch, daß auch der Fußpunkt des Kindes festgestellt ist, ergibt sich durchaus die Maßbestimmung desselben und sein Verhältniß zur ganzen Figur der Madonna.

In Bezug auf die beiden Nebenfiguren zeigt sich, daß die Entfernung der Halsgruben beider von der Fußspitze der Madonna eine gleiche ist, und zwar gerade eben so groß, wie der Abstand dieser Fußspitze von der Sohle des Kindes. Der Theilpunkt d ist von c eben so weit entfernt wie von Q und R, die Abstände Qd und Rd sind demnach ebenfalls Abschnitte aus den nach dem goldenen Schnitt ausgeführten Proportionaltheilungen der geometrischen Axe.

Aber noch mehr: legt man durch den ersten Theilpunkt c dieser Axe eine Horizontale, so trifft diese die äußerste Nasenspitze des Sixtus in S und die Schläfe der Barbara in T, und ist in dieser Entfernung ST wiederum dem Proportionalabschnitte cd gleich. Endlich berührt die Horizontale, welche man durch den Halbirungspunkt des innerhalb der Madonnenfigur liegenden Theiles der geometrischen Axe in H (so daß also f H = Hd ist) zieht, die Kinne dieser Heiligen

in ihren untersten Punkten U und V. Uebrigens ist augenfällig, daß die Stellung jeder der beiden Figuren ebenfalls dem Pyramidalumriß folgt.

Was das Breitenverhältniß des Bildes betrifft, so liegt der Theilpunkt des goldenen Schnittes nicht, wie dieses sich sonst häufig zeigt, in dem Halbirungspunkt der schmalen Seiten, sondern er fällt von rechts aus gemessen in die Mitte beider Axen, so daß der Abstand der Mitte zwischen den beiden Axen von dem rechtsseitigen Bildrande dem ersten kleinen Abschnitt der goldenen Schnittheilung, nämlich ac gleich ist. Dieses Längenmaß kehrt also auch hier wieder, so daß die Abstände ac, cd, Qd, Rd, ST sämmtlich einander durchaus gleich sind, und wiederholt sich sogar noch einmal in der Pyramidallinie NP', welche dieselbe Länge hat.

Es ließen sich in unserem Bilde noch einige Beziehungen ähnlicher Art auffinden, doch halte ich durch das Gesagte im Wesentlichen die Sache genügend festgestellt. Die rein architektonische Symmetrie ist durch die sinnvolle Seitwärtsrückung der Hauptfigur nach links in ihren Härten beseitigt, dagegen eine vollkommene Symmetrie der Masse festgehalten, so daß ein durchaus edles Gleichgewicht im Bilde herrscht. Die Pyramidalform ist streng beobachtet, sowohl im Ganzen der beiden Gruppen wie in den beiden großen Nebenfiguren für sich. Die symmetrische Haltung dieser beiden Figuren, besonders in den Köpfen, ist um so überraschender, als der eine derselben im Profil, der andere fast ganz von vorn gesehen wird. Jener, der des heiligen Papstes Sixtus ist nach oben gerichtet und schaut zur Madonna auf, indem er mit der rechten Hand nach außen auf die zu denkende Christenheit weist. Seine Haltung ist bewegter und deutet die Vermittlung zwischen der ruhelosen Menschheit und dem Göttlichen an. In ihm ist, wie man in der Aesthetik wohl sagt, die aufsteigende Linie bezeichnet. In der Barbara erkennen wir umgekehrt die absteigende Linie, und ihre ruhige Haltung mit dem nach unten gewendeten Blick und dem seelenvollen Antlitz bestätigen dieß. Die Köpfe der Heiligen stimmen in ihrem symmetrischen Verhältniß vollkommen, wie dieß an den sechs oben bezeichneten Punkten ersichtlich ist. Allerdings ist die verschiedene Haltung der beiden Köpfe von allergrößter Bedeutung, da nur so die sonst unvermeidliche Härte vermieden werden konnte; denn denkt man sich in dieser Anordnung beide Köpfe im Profil, so würde man das Urtheil der Steifheit gar nicht zurückhalten können; es offenbart sich somit der tiefste und feinste künstlerische Sinn in diesen Beziehungen.

Auch die herunter hängende Mantelschleppe und die Papstmütze des heiligen Sixtus sind zwar nicht im absoluten Gleichgewicht der Masse mit der der andern Seite, doch, glaube, ich ist diese Abweichung um so wohlthätiger, als die Beziehung des Sixtus zu der Erde und Menschheit hiedurch auf das allerdeutlichste ausgesprochen wird. Dagegen ist das Gleichgewicht der Masse in der Madonna selbst sehr schön veranschaulicht, indem auf der einen Seite das Kind sitzt, auf der andern der Schleier sanft weht. Es entsteht hiedurch der wohlgefälligste Umriß.

Das Verhältniß des goldenen Schnittes wirkt nun lebendig über in die symmetrische und pyramidalförmige Grundlage, indem es die Maßbestimmungen festsetzt. Ist die Höhe des Bildes gegeben, so folgen daraus alle wesentlichen Punkte, zunächst c und d, wo die beiden Fußspitzen sich befinden, dann die Breite des Bildes und die Abweichung der Hauptfigur aus der geometrischen Mitte, also die ästhetische Axe. Es folgen dann die Punkte e, f und g zur weitern Festsetzung der Längentheilung, und es schließen sich die Punkte Q, R, S und T nebst U und V für das Breitenverhältniß an.

Daß nunmehr, nachdem diese Punkte angeordnet sind, die beiden Pyramidallinien der obern Gruppe LP und MP unmittelbar sich ergeben, ist klar, und es findet somit die innigste Beziehung zwischen dem Umriß der Gruppe und der Spitze derselben P einerseits und den Theilungen des goldenen Schnittes andererseits statt. Für die untere Gruppe ist der Abstand von P von dem obern Bildrande bestimmend, indem derjenige von P' vom untern Bildrande fast genau die doppelte Länge von jenem mißt, und die Pyramidallinie NP' wie bemerkt, dem oft wiederkehrenden Maße des Abschnittes cd entspricht, so daß auch hier die unmittelbarste Wechselwirkung des symmetrischen und pyramidalen Motivs mit dem des goldenen Schnittes wiederkehrt.

Es wird gewiß unbedingt zugegeben werden müssen, daß in diesen Maßverhältnissen und Bestimmungen eine hohe Uebereinstimmung ruht, und daß man bei dem zweifellosen ästhetischen Werthe des goldenen Schnittes hier sehr wohl von einer seltenen Harmonie in den rein mathematischen Verhältnissen sprechen kann, ohne sich in pythagoräische Zahlenmystik oder romantische Schwärmerei zu verirren. Trotzdem ist es klar, daß mathematische Theilungen und Figuren nicht schön genannt werden können, und daß die geometrische Anordnung eines Bildes der freien Bewegung und malerischen Auffassung entgegensteht. Betrachtet man nun aber die wesentlichen Bestimmungen der Anordnung in der Sixtinischen Madonna, so wird man erstaunen über

die wunderbare Vereinigung der geometrischen Grundlage mit ächt malerischer Freiheit. So sehr ist die geringste Spur der Härte und Steifheit, welche die hier entwickelten Maßbestimmungen hinterlassen könnten, in die vollendetste künstlerische Harmonie aufgelöst, daß beim Beschauen des Bildes jeder Gedanke an ein mathematisches Grundschema fern bleibt.

Es ist nun übrigens wohl kein Gegenstand einer Streitfrage, ob Raphael dieses Grundschema auf seine Leinwand gezeichnet und dann die Figuren nach den vorher festgestellten Linien und Punkten ausgeführt. Vielmehr würde das Gegentheil aus innern und äußern Gründen mit völliger Sicherheit darzuthun seyn; ja es ließe sich wohl behaupten, daß dem großen Meister der goldene Schnitt in dem hier besprochenen Sinne fremd gewesen. Die hohe Bedeutung der Symmetrie und Pyramidalform war ihm bewußte Kenntniß und bildete schon seit Jahrhunderten einen Gegenstand künstlerischer Erziehung, so daß er sie mit voller theoretischer Kenntniß anwendete, wie dieß viele seiner Werke beweisen, wo größere Pyramidalgruppen sich in kleinere und immer kleinere auflösen, und endlich auch die einzelnen Figuren diesem Umriß folgen, wie in der Schule von Athen, oder wo, wie in der Galathea, die symmetrische Anordnung der Amoretten zu einem der geometrischen Strenge entgegengesetzten heitern Motiv verwendet ist.

In allen diesen Werken aber beruht das Bedeutende nicht auf einem vorher trocken entworfenen mathematischen Schema, sondern auf der Größe des malerischen Gefühls, und dieses malerische Gefühl ist es auch, welches in unserem Bilde die edelsten Maße und Verhältnisse so sicher getroffen hat. Wenn die künstlerische Begabung, wie einige Aesthetiker meinen, eine unbewußte Wissenschaft ist — und sie ist dieß, wenn man darunter die dem Verstande unbewußte, aus der Tiefe des Gemüths entspringende und nur vom Gefühl in seiner Nothwendigkeit empfundene Schöpfung der Poesie versteht — so muß auch Raphael, in unbewußter Wissenschaft seinem Genius folgend, die unendliche Harmonie dieser Maße und Verhältnisse empfunden haben, obwohl er selbst ihre geometrische Uebereinstimmung nicht erkannt hat. Das Spiel des Zufalls in dieser seltenen Uebereinstimmung zu finden, könnte nur denen beikommen, denen mathematische Genauigkeit etwas eben so Unverständliches ist wie künstlerische Schönheit.

Es ist klar, daß, wie am Eingang bemerkt wurde, der große Genius die Gesetze seiner Kunst **lebendig** in sich trägt und sie unbewußt ausübt. Ihm sind sie nichts äußerlich Angelerntes, sondern ein aus der Tiefe seines Wesens unmittelbar Hervorquellendes. In ihm offenbart sich ein Theil des Schöpfungsgeistes der Natur, deren Maße und Verhältnisse denselben Gesetzen unterliegen. Der große Genius ahmt so die Natur nach, nicht indem er ihre Formen auf äußerlich erlernte Weise in leblosem Material wiederholt, sondern indem er lebendig schaffend nach denselben Gesetzen bildet. So bethätigt er das reinste Maß und bindet seine Freiheit stets an die ihm lebendig inwohnenden allgemeinen und ewigen Gesetze, die ihm kein Zwang sind, da er keine Willkür kannte. Dem kleinen Talent und dem beschränkten Geiste erscheint jedes Gesetz als eine beengende Grenze, während der Weiterblickende in demselben nur die Erfüllung des in ihm unbewußt lebenden Dranges erblickt. Daß Raphael so strenge Gesetze befolgte und doch so unerreicht Schönes schuf, erhebt nur um so mehr seinen Genius und sein Werk. Auf ihn findet in vollem Maße Schillers Wort vom Sänger seine treffendste Anwendung:

> Er saß in der Götter urältestem Rath
> Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Was er dort an den tiefsten Quellen der Natur erlauscht, wunderbar bringt der Dichter es in Worte, der Künstler in sichtbare Formen, und später erst erkennt die Vernunft die Gesetze, nach denen das Schöne gebildet ist, wie es denn heißt:

> Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
> Die alternde Vernunft erfand,
> Lag im Symbol des Schönen und des Großen
> Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

Wer an sich, wenn auch in bescheidenem Maße, die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit poetischen Empfindens nicht erkannt hat, der glaube wenigstens unserem großen Dichter, daß aus der suchenden und berechnenden Vernunft keine großen Dichtungen und Kunstwerke entstehen, daß sie aus der Tiefe des Gemüths wie mit Zauberschlag erwachsen und unbewußt nach ewigen Gesetzen in Vollkommenheit und Lauterkeit gebildet werden.

> Was schöne Seelen schön empfunden,
> Muß trefflich und vollkommen seyn.

So gebe man denn auch dem großen Meister von Urbino den Ruhm, daß sein Genius das Schöne auch trefflich und vollkommen geschaffen, und daß unsere seit seiner Zeit um mehr als drei Jahrhunderte gealterte Vernunft beginnt die im Symbole des Schönen und Großen ruhenden allgemeinen Gesetze zu finden und zu verstehen.

Es bleibt uns noch die Frage zu beantworten übrig, welche praktischen Vortheile für die fernere Kunstübung aus der Erkenntniß dieser Gesetze sich ableiten lassen? Es sind dieß im Wesentlichen zwei, die ich versuchen will in möglichster Kürze anzudeuten.

In erster Reihe ist es die von neuem glänzend bestätigte Erfahrung, daß Gesetz und Freiheit auch in der Kunst nicht feindliche Gegensätze, sondern gegenseitige Lebensbedingungen sind. Nur wo wahrhafte Freiheit herrscht, können vernunftgemäße Gesetze bestehen, und nur wo solche Gesetze mit Uebereinstimmung des eigenen Willens befolgt werden, ist Freiheit; es kann also ein Entfesseln von den allgemeinen Gesetzen des Schönen nur zu willkürlicher und gefährlicher Ausschweifung in der Kunst führen, eben so wie ein knechtisches Befolgen derselben ohne freie Uebereinstimmung des Willens nur sklavisch unselbstständige und rohe Werke hervorbringen kann. Nur wer freiwillig unter das vernünftige Gesetz sich beugt, ist im Stande, das Ebenmaß des Schönen zu finden und dauernd zu erhalten.

Zweitens geht ein unmittelbarer Nutzen aus unsern Betrachtungen hervor, zu dessen Erlangung ich mir folgenden Weg als den geeigneten denke. Bei dem Entwurfe von Bauplanen und der Erfindung von plastischen Gruppen liegt die Anwendung an sich ungleich näher als in der Malerei, weßhalb ich mich auf die letztere beschränke. Wir nehmen an, der Künstler habe, seiner Phantasie folgend, mit der Kenntniß und Geschicklichkeit, die er besitzt, einen Entwurf zu Papier gebracht, die Theilung des Ganzen also und die Anordnung der einzelnen Gruppen und Figuren der Hauptsache nach vollendet. Jetzt nun wird er in der Lage seyn, eine Probe zu machen und durch Messungen zu untersuchen, ob in den wesentlichen Abständen seines Entwurfs die nothwendige Harmonie herrscht. Findet er diese, so mag er getrost an die Ausführung seines Bildes in dem Bewußtseyn gehen, daß sein Gefühl ihn richtig und sicher geleitet hat; findet er sie nicht, so wird er wohl thun, seinen Entwurf zu überarbeiten. Diese Ueberarbeitung kann nur darin bestehen, daß er die Umrisse der Gruppen wohlgefälliger gestaltet und die Anordnung der Gruppen und Figuren nach den Theilpunkten des goldenen Schnitts regelt. Er wird also bemüht seyn müssen, die wesentlichen Punkte seines Entwurfs, die gleichsam der Schlüssel der Gesammtanordnung sind, mit Theilpunkten des goldenen Schnitts oder solchen Punkten, die auf die Proportionaltheilung des goldenen Schnitts zurückzuführen sind, zusammenzulegen, also in seinem Entwurfe Verrückungen der Figuren und Gruppen nach rechts, links, oben oder unten vorzunehmen. Nach Ausführung dieser Ueberarbeitung wird er finden, daß der verbesserte Entwurf ungleich harmonischer und in seiner Anordnung wohlthuender ist.

Diese Vortheile für den ausübenden Künstler konnten hier nur ganz skizzenhaft angedeutet werden, obwohl es eine der interessantesten Aufgaben wäre, diese Untersuchungen weiter auszudehnen und namentlich schon mit der ersten Anlage des Entwurfs in Verbindung zu setzen. Ich muß mir jedoch an dieser Stelle ein weiteres Eingehen in diese Seite unseres Gegenstands versagen.

Riegel.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 24. Februar 1853.

Gestern um eilf Uhr Abends kam der Weimarsche Oberstjägermeister mit einem Schreiben des Großherzogs an den Kaiser hier an. Seit heute früh zehn Uhr schlepp' ich ihn Trepp auf Trepp ab bei allen Würdenträgern herum. Gestern war ein trübseliger Tag: schon das Morgenbulletin des Kaisers war geeignet, stutzen zu machen; als ich aber nach Tische in die Burg schickte, lauteten die Nachrichten noch viel schlechter, und alle Menschen, die ich, als ich ausging, begegnete, hatten decomponirte, erschrockene Gesichter. Der Kaiser hatte nämlich in Folge der erlittenen Kopferschütterung zeitweises Flimmern vor den Augen und einen Druck auf dem Kopfe. Diese Symptome, zu denen ein leichtes Fieber trat, nahmen plötzlich überhand; die Aerzte

waren sehr herabgestimmt. Von der Angst, die in wenig Stunden alle Welt erfüllte, machen Sie sich keinen Begriff, zumal man erzählte, daß die Aerzte schon viel früher sehr besorgt gewesen seyen, die Bulletins aber, um nicht zu alarmiren, davon geschwiegen hätten. Abends war ich im Casino, wo jeder Eintretende ungefähr das Gleiche gehört hatte. Endlich um zwölf Uhr trat O'Donnell ein und erzählte, daß der Kaiser etwas besser sey, aber noch immer Eisumschläge bekommen habe. So ging denn Jeder mit der Angst im Herzen nach Hause, und ich kann wohl sagen, daß ich auf der Folter lag. Heute Morgen schickte ich gleich, mich erkundigen, und erfuhr, es sey die Nacht ziemlich ruhig gewesen und die Erscheinungen milder. Als ich zu Mittag noch einmal nachfragen ließ, erfuhr ich, daß die Besserung fortschreite, man aber erst in drei Tagen ganz ohne Besorgniß seyn könne. Nun, Gott wird das Aeußerste nicht eintreten lassen bei einem Haupte, das er unter Millionen erwählt hat, um die Welt zu segnen. Uebrigens tauchen überall die Symptome von 1848 auf, finden aber glücklicherweise nicht denselben Boden. Wissen Sie, was die ...... gemacht haben? Die Canaillen! Als nach dem Te Deum auf dem Markte das: „Gott erhalte" gesungen wurde, haben die Bestien zu pfeifen angefangen und haben gerufen: „Eljen Kossuth."

Den 25sten.

Gott sey gepriesen, es geht dem Kaiser wieder besser, und die bedenklichen Symptome, die sich vorgestern Nacht zur Gefahr gesteigert hatten, sind seit gestern fortwährend im Abnehmen. Gestern war das Hochwürdige in allen Kirchen ausgestellt, und erst um eilf Uhr Abends schrieb die Hofdame Bellegarde ein beruhigendes Billet an die Gräfin Ficquelmont.

Den 26sten.

Heute früh um sechs Uhr ist der Meuchelmörder gehenkt worden; die Behörden sind alle zusammengetreten und haben beschlossen, dem Belagerungszustande zu Folge den Proceß in flagranti zu behandeln, ehe der Kaiser in der Lage wäre, davon Kenntniß zu nehmen und sich zu alteriren, ob er ihn begnadigen sollte oder nicht. Eine Begnadigung in diesem Augenblick, wo der Mord mit gehobenem Dolche durch die Welt geht, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, und dennoch würde der Kaiser einen schweren Kampf in seinem Innern gehabt haben, den man ihm ersparen wollte und mußte, wenn man ihn nicht in Gefahr eines noch gefährlicheren Recidivs setzen wollte. Der Kaiser war viel gefährlicher, als man ihn geglaubt hat, und die Aerzte wollen ihn erst nach dem neunten Tag, das ist morgen Mittag außer Gefahr erklären; er darf noch gar nichts genießen als dünne Hühnersuppe und Gefrornes. Gewiß ist, daß die Conferenz, die man Dienstag in seiner Gegenwart unvorsichtigerweise abhielt, weil man Anfangs die Sache zu leicht behandelte, die Gefahr herbei geführt hat. Die Wunde ist unbedeutend, aber die Erschütterung des Gehirns muß heftig gewesen seyn, weil der Kaiser selbst später erzählte, er habe im ersten Augenblick geglaubt, man habe auf ihn geschossen. Daß ich unter diesen Umständen nur den Einen Gedanken fassen kann, finden Sie natürlich, das weiß ich.

Ich aß gestern beim alten Fürsten Dietrichstein schlecht wie immer, aber wie immer erfreut, den prächtigen alten Herrn wieder zu sehen. Abends fuhr ich zur Fürstin Sch.; ich fand ihre Schwester B. L. bei ihr, die man häßlich findet, wenn man sie unaufmerksam betrachtet, und schön, wenn man es genau thut und mit ihr spricht. Sie hat das melancholische sanfte Aussehen einer Hindu, der sie auch in der dunkeln Haut gleicht. Gewiß aber ist, daß die Schw....schen Kinder eine edle Brut sind, zumal die Frauen, eine bedeutender als die andere. — Eben geht eine Militärleiche mit Musik vorüber, und vor meinen Fenstern steht eine Equipage, und die ganze Zeit haben die Pferde ihre Ohren förmlich nach dem Takt bewegt. Ob denn Pferde für musikalische Eindrücke empfänglich sind?

Den 27sten.

Heute erst sind die Nachrichten vom Kaiser ganz beruhigend. Da die politischen Fragen sich günstig gestalten, die Zollfrage erledigt ist, und eben auch die Meldung eingetroffen ist, daß die Pforte die Forderungen, die Leiningen zu stellen beauftragt war, völlig zugestanden hat, mithin die Truppen wohl alle wieder Halt machen werden, so wird der Kaiser wenigstens durch nichts innerlich aufgeregt werden.

B. H. aß bei mir. Das Diner hatte verteufelt viel Fiore. Joseph ist ein Kochgenie; was er kocht, macht er, wenn er acht gibt, wie ein französischer Koch; und daß er treu und ehrlich ist, beweisen seine Küchenrechnungen, die bei all diesen wiederholten kleinen Diners nicht über 100 fl. den Monat betragen.

Den 28sten.

Eure Briefe habe ich heute alle beim Frühstück auf dem Tisch liegen gehabt, und zugleich das Aviso

der Schachtel, die eben von der Mauth abgeholt wird. Ich will nicht an meine Geschäfte gehen, ohne vorher ein paar Worte mit Jedem zu plaudern. Zuerst Sie: Dank für die lieben Worte und die lieben Gaben. Das Gilet wird fleißig getragen werden und kommt mir für die kühle Witterung sehr willkommen. Daß die Fasanen Ihnen mauthlos zugekommen sind, ist eine Gentillesse des Zollvorstandes zu Sagan für Ihre schönen Augen, die mir nicht zu Theil wird; denn für Kuchen, unter der Rubrik „zubereitete Speisen," muß ich für den Centner 20 fl. bezahlen. Aber diese Steuerlast muß Sie nicht abschrecken, mir welchen zu schicken, ich trage sie gern und schreibe Ihnen dieß nur zu Ihrer Orientirung. Ein ganzer Centner rohes Gemüse kostet nur 8 fl., ein Centner westphälischer Schinken 2 fl. 30 kr., ein ganzer Hirsch oder das größte Wildschwein nur 1 fl. — aber Compottes, eingemachte, conservirte Speisen, kalte Straßburger Pasteten 20 fl. per Centner. Wenn jetzt der neue Tarif, der mit Preußen abgeschlossen wird, publicirt ist, werd' ich Ihnen denselben gedruckt schicken. — Gestern war großer Trouble aller Art; großes Diner bei d'Allion u. s. w.

Eben kommen die Kuchen und das prächtige Gilet an; die Kuchen duften auf's Lieblichste, und da die Mauth für die ganze Sendung nur 1 fl. gekostet hat, so ist nichts vorhanden, was gegen Wiederholung der Auflage spräche. Jetzt bin ich 64 Jahr. Das ist ein großes Elend, da ist man schon kein Mensch mehr und gehört nur noch der Sage an. Jetzt wäre es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu setzen, und hätte ich nur ein klein wenig mehr, als ich ohne die ausländischen Gehalte habe, ich thät' es augenblicklich und verließe Wien und meine Wohnung, die ein Ideal von Bequemlichkeit für mich ist, und allerliebst eingerichtet, ohne mich mehr danach umzuschauen.

Den 1. März 1853.

Der Kaiser ist, Gott sey gedankt, in voller Besserung. Er ist gewiß sehr erfreut durch den guten Erfolg, den seine energischen Demonstrationen, von ihm selbst angeordnet, gehabt haben. Ueberhaupt gehen die politischen Sachen nicht schlecht, und die Frage, ob man doch nicht am Ende der wühlerischen Bewegung in Europa Herr werden sollte, scheint mir kaum mehr zweifelhaft. — Der alte Graf Senfft ist todt. Er ist vermuthlich an der schlechten Kost der Jesuiten gestorben, die er nicht gewohnt war. Er war ein ganz vortrefflicher, wahrhaft tugendhafter und milder Charakter, voll Verstand, und doch in seinen Religionsbegriffen gänzlich verknöchert.

Den 2ten.

Ich bin bis zur Stunde ganz Minister gewesen und in einer beständigen Hetze. Gestern war großes Diner bei Graf Buol — 24 Personen; unter diesen beschränke ich mich als interessante Leute den Fürsten Leiningen, der ein sehr lieber Mann und guter Oesterreicher ist, zu nennen; den General Leiningen, der gestern eben aus Konstantinopel zurückkam, ein äußerst hübscher Mann, mit aristokratischem Schliff, energisch bei allen Gelegenheiten, ganz österreichische Militärhaltung und nichts vom Rheinländer, auch nicht in der Sprache. Als ich zu Hause kam, las ich in Radowitz's Schriften. Gibt je ein Buch Zeugniß von einem unpraktischen Geiste — ich will mich nicht härter ausdrücken — so ist es das Buch dieses äußerst gelehrten und geistreichen Mannes. Diese Leute, denen nie ein Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Gedanken kommt, und die, als die Revolution schon mit allen Fluthen über sie herrauschte, immer fort besten Muthes fortzimmerten, haben sich doch bei all ihrer unbezweifelten Gelehrsamkeit als wahre ächte deutsche Enthusiasten gezeigt, die mit der Nase immer in den Wolken gehen, während sie über jeden Stein zu ihren Füßen stolpern. Es ist mir eine wahre Betrübniß gewesen, daß wir den Anfang meines 64sten Jahres nicht haben zusammenfeiern können; ich halte zwar sonst nichts auf Geburtstage, da aber 64 Jahre doch „kein Butterbrod" sind, hätte ich ihn doch gern mit Euch festlich begangen.

Den 3. März 1853.

Gestern Graf Rechberg besucht, der eben vom Typhus genesen ist. — Die Kochkunst muß in Schwerin seit meiner Entfernung von dort bedeutende Fortschritte gemacht haben, denn etwas Besseres als die Quarkkuchen gibt es nicht. — Kubeka, Obrist bei Preußen Infanterie, ist ein uralter Bekannter von mir, einer der besten und witzigsten Menschen; er ist 42 Jahr alt und wird in den nächsten Tagen General werden. — Der Kaiser ist viel besser und wird hoffentlich bald als genesen erklärt werden; er bringt schon mehrere Stunden des Tags in seinem Kabinet zu und hat schon einige Personen gesehen: Leiningen und den gestern aus Petersburg angekommenen General Liewen. — Heute ist erträgliches Wetter und man kann zu Fuß ausgehen, was immer zwei Gulden des Tags werth ist, die man verfährt, man mag es einrichten wie man will.

Den 4ten.

Gestern Diner zu dreien bei der F. M.: sie, der Kardinal und ich. Der Kardinal ist einmal zu schön

für einen Kardinal; er war äußerst angenehm, von einer schlichten Einfachheit und Natürlichkeit, die sehr wohl thut. F. M. lud mich ein, sie in die Semiramis zu begleiten, die ich noch nicht gesehen hatte. Die Sängerinnen ersten Rangs sind noch nicht hier; jetzt suppliren zwei Personen, die durchaus nicht schlecht singen, aber unerlaubt häßlich sind. Oliva Venturi hat eine nicht starke, aber klangvolle Stimme, kann auch singen, distonirt nie, hat aber kein Entrainement und läßt kalt; hat aber einen breiten Teller statt Gesicht. Arsace, Mad. Bertrand, eine Französin, singt ebenfalls correkt, ist aber von einer solchen Scheußlichkeit von Gestalt und Gesicht, daß man sie nicht ansehen kann. Sie hat eine Nase, ganz wie L., den Kopf zusammengedrückt und ist breiter wie lang. Das Ganze nicht ausgezeichnet, aber untadelhaft.

Den 5ten.

Gestern Abend fiel auf einmal ein furchtbarer Schnee. Neues gibt es heute nichts besonderes, worüber ich mich immer freue. Zur Erinnerung an die glückliche Rettung des Kaisers soll eine gothische Kirche gebaut werden. Der nächste Bruder des Kaisers hat den Impuls dazu gegeben. In 36 Stunden waren bereits 135,000 Gulden zusammen gekommen, und eine halbe Million wird ohne Zweifel aufgebracht werden; da kann schon etwas geleistet werden, zumal da es nicht darauf ankommt, wenn sie noch einmal so viel kostet. Geld aber wird hier für Wohlthätigkeitszwecke gegeben, daß es wirklich stupend ist. Natürlich wird auch hierüber räsonnirt; nicht über das Denkmal selbst, sondern über die Art und Weise. Einer will dieß, der andere jenes, einer will sie auf dem, der andere auf dem andern Platz.

Heute erhielt ich einen Brief von A.; sie klagt sehr über körperliche Leiden, dann klagt sie auch, daß die erzbigotten und hyperkatholischen * * ihre Kirchengänge controliren und sie verketzern, daß sie nicht genug in die Kirche gehe, was ihr Körper entschieden nicht vertrage. Ich schrieb ihr, sie solle die Leute schnattern lassen und zu Hause beten, nicht aber sich in der kalten Kirche Krämpfe holen.

Der Handelstraktat ist nicht ganz so schwärmerisch zu betrachten, als Sie es thun; es sind Anfänge, aber weiter noch nichts; Erleichterungen in einzelnen Fällen, in Rohartikeln und Halbfabrikaten.

Den 8ten.

Die englischen Dinge geben die Hände voll zu thun, um die Journale zurecht zu setzen. Es läßt sich gar nicht glauben, mit welcher Rage sie für Kossuth und Mazzini Partei nehmen und wie sie alle Thatsachen entstellen, um uns verhaßt zu machen und sich rein zu waschen. Nie hat eine Seele das Asylrecht bestritten, nie ist verlangt worden, es aufzugeben, nie hat man die Auslieferung Kossuths und Mazzinis verlangt; alles, was man beansprucht, ist, daß man sie in England hindert, gegen uns zu conspiriren und Meuchelmörder zu organisiren. — Der Kaiser geht schon aus, d. h. in's Paradiesgartel, und ist schon zweimal, jedesmal zwei Stunden, in der Luft gewesen. Es geht ihm, Gott sey gepriesen, gut. Für die neue Kirche sind in Wien allein 300,000 Gulden zusammengekommen. Da werden Künstler aller Art beschäftigt werden. — Wenn Sie meine Briefe heiter finden, so glauben Sie deßhalb an keine Heiterkeit in meinem Herzen; wohin ich blicke, ist nirgends ein Grund zu innerer Zufriedenheit, aber der Humor bestrebt sich mit Gewalt, meine Betrübniß niederzuhalten. Ich sehe, daß mein ganzes Leben ein anderes geworden ist und daß ich gegen meinen Willen in ein Fahrwasser gerathen bin, in das ich nicht wollte. Ich wollte meine letzten Jahre nicht im Getreibe der Welt und fern von denen, die ich liebe, zubringen, und wie soll das nun anders werden? Ich werde nie mehr als ein paar Sommermonate mit euch zubringen können, auch im besten Falle nicht. Und nun M's Krankheit! Jeder Brief bringt Nachrichten von einem neuen Sturm. Wo soll das hinaus? Wüßte mir nur jemand etwas Tröstliches zu sagen und könnt' ich hoffen, daß zur guten Jahrszeit ein Transport möglich ist!

Der Aufstand war dießmal eben so organisirt wie 1848, nur sind die Unternehmungen gleich von Anfang an gescheitert, sonst stände jetzt schon wieder die Welt in Flammen; nur gegen den Meuchelmord kann niemand sich gesichert halten, denn wenn Sie morgen erdolcht werden, so nennt die Times Ihren Mörder „den Unglücklichen“ und um Sie kräht kein Hahn.

Den 9ten.

Den Abend bei Ficquelmont beschlossen. Die Conversation ist unglaublich interessant, denn einen so geschichtlichen Kopf und politisch organisirten Verstand wie Ficquelmont findet man selten, und da er die Dinge seit vierzig Jahren fast ohne Ausnahme als handelnde Person mitgemacht hat, erfährt man die interessantesten Umstände. Ich schreibe hier folgende Geschichte nach. Fürst Windischgrätz war mit dem Kaiser Nicolaus in der Krimm, und ein dortiger muselmännischer reicher Pascha bat den Kaiser um die Gnade, ihn bewirthen zu dürfen; der Kaiser nahm es an und der Pascha

war so entzückt über diese Ehre, daß er den Kaiser bat, seinen Harem zu besichtigen. Der Kaiser stutzte etwas; Fürst Windischgrätz sagte ihm, er glaube Se. Majestät solle die Einladung nicht ablehnen, da sie selten an einen Christen auf Erden und vermuthlich auch an ihn nicht ein zweites mal ergehen werde. „Eh bien allons," sagte der Kaiser, und er, Prinz Friedrich von Preußen, sein Adjutant Bonin und Fürst Windischgrätz folgten dem Hausherrn in zwei recht hübsche, auf orientalische Art eingerichtete Säle, wo sie 27 verschleierte Frauen fanden, die ganz erschrocken waren, fremde Männer zu sehen. Auf einen Wink des Hausherrn wurden aber alle Schleier zurückgeschlagen, und unter ganz gewöhnlichen Gesichtern fanden sich drei außerordentlich schöne. Der Kaiser grüßte, ging ein paar mal auf und ab und dann wieder mit dem Pascha hinaus, aber Prinz Friedrich, Bonin und Windischgrätz blieben noch zurück, und Bonin fing schnell an die schönste zu skizziren. Als sie das endlich bemerkte, ging sie auf ihn zu, sah sich das Bild an und war so erfreut darüber, daß sie ihm aus Entzücken einen Kuß gab. So geht es im Harem zu! Türkinnen aber sind unmoralische Weiber, und bei uns ist so etwas nie geschehen!

Den 11ten.

Morgen früh geh' ich an den Hof. Der Kaiser geht zum erstenmal aus, nach St. Stephan in's Te Deum, und wir erwarten ihn beim Ausgang und bei der Rückkunft.

Den 12ten.

Heute ist der fünfjährige Jahrestag der Revolution von 1848. Wir sind noch lange nicht aus der Revolution heraus, wer aber Zeuge war von der Fahrt des Kaisers nach St. Stephan, der wird und kann an der Zukunft Oesterreichs nicht verzweifeln. Es war ein furchtbares Hallo, es war aber noch etwas Besseres: es flossen Ströme von Thränen auf den Straßen, und nicht nur aus dem Auge der Frauen. Das ist ein besseres Symptom der wieder rückkehrenden Genesung. Dagegen macht mir eben ein aus Pesth kommender guter Freund eine höchst traurige Beschreibung der dortigen Zustände. Von diesem gänzlichen Verfall der Moral und Sittlichkeit, zumal bei den Weibern, soll man sich gar keinen Begriff machen. Lesen Sie ja den heutigen leading article im Lloyd von Warrens; ein wahres Prachtstück; gleich auf der andern Seite ist ein politischer von mir.

In der Burg hatte sich ohne Einladung die ganze hoffähige Gesellschaft eingefunden, und als der Kaiser aus seinem Zimmer trat, fand er ein paar hundert Comtessen, die mit ganz dünnen Stimmen Vivat riefen, so daß er lächelnd dieser Vogelhecke dankte. An der Belaria standen über hundert Generale, ihn zu empfangen; kaum der Allerälteste war zu Hause geblieben, und Wallmoden gehört unter die jungen Springer. Das Militär, das bei uns nie Vivat rufen darf, brach nichts desto weniger in ein Freudengeschrei aus, als es ihn sah, und in der Kirche war es nicht anders, Alles schrie und wehte mit den Schnupftüchern, eine ganz unerhörte Sache. Stratfort Redcliffe, der wüthendste Feind Oesterreichs, sollte gestern auf seiner Reise hier durchkommen. Wär' es nur geschehen, so wär' es ein wahrer Triumph für uns gewesen. — Bruck ist hier noch immer sehr gut empfangen worden, noch aber ist nichts mit Bestimmtheit über seine künftige Wirksamkeit bekannt. Ich wollte, er käme hieher, zumal da man sagt, Kübeck gehe es sehr schlecht mit seiner Gesundheit. Für seine Fähigkeiten sind Anstellungen an allen Ecken zu finden, z. B. in Konstantinopel, wo niemand besser hinpaßt als er; aber im Mittelpunkt wäre er besser und für den Kaiser ein vortrefflicher Rathgeber.

Den 14ten.

Der gestrige Tag ist ohne Aufzeichnung für Sie vorüber gegangen. Ich habe den Abend vorher bei Laube sehr angenehm zugebracht, dann aber eine so schlechte Nacht gehabt, und bin so unwohl aufgestanden, daß ich ruhig in meinem Lehnstuhl sitzen blieb, ohne irgend etwas vornehmen zu können. Die Soirée bei Laube war sehr hübsch. Wenn Schauspieler angenehm sind, dann sind sie es im Superlativ, aber oft sind sie auch das Gegentheil. Die L. ist eine Frau von Geist, und ihr ältester erwachsener Sohn hat etwas Tüchtiges in seinem Aussehen. Es waren dort noch Rettichs, die Haitzinger, Louise Neumann, Beckmann und Baron Werthern. Die Geschichte dauerte bis halb zwei Uhr und war ganz nett. Gestern wurde ich von der Erzherzogin Sophie zu einem Thee geladen, der mir äußerst interessant gewesen ist; es war nämlich niemand dort als die Erzherzogin, der Kaiser, die Hofdame B., Fürst L., Graf Rechberg und ich. Der Kaiser sieht erstaunlich gut aus, und ist von den Nachwehen der Verwundung ganz geheilt. Er wird indeß älter und die Züge verlieren den Charakter der ersten Jugend mehr und mehr. Er war äußerst freundlich, obgleich er eigentlich mehr zuhört, als selbst spricht.

Den 15ten.

Will ich an Sie schreiben, so muß ich es jetzt thun, und trotz dem wundervollen Frühlingswetter darauf verzichten, einen Spaziergang zu machen. Dabei die buntesten Besuche: Graf C. Z.; die Mutter der Debutantin, von der ich Ihnen, glaub' ich, schon neulich schrieb, eine alte Person mit ihrer nicht üblen Tochter, die Schauspielerin ist. Heute kam ich nicht davon, ohne Haare zu lassen, d. h. ich mußte, ob ich wollte oder nicht, die Tochter deklamiren hören. Ich mußte trotz allem Aerger über die Scene lachen, bei der meine gar nicht freundlichen Abweisungen gar nichts verfingen, ich mußte eben hören. Nach ihr kam eine eben so verrückte, aber viel langweiligere Comödiantin, und verlangte Empfehlungsbriefe von mir für Bekannte an Hübner nach Paris. Als die weg war, kam ein junger Herr, Hans Guido von Bülow aus Weimar, wo er die Lisztmusik studirt hat, der hier Concerte geben will; kein übles Bürschchen und weit bescheidener, als sonst solche junge Herren sind. Ich schreibe Ihnen dieses Alles, damit Sie sehen, daß meine Briefe an Sie nicht so leicht geschrieben, sondern wahre Errungenschaften sind, die zu erlangen es Schweiß und Mühe kostet.

Gestern war der Kaiser zum erstenmal im Theater in der Burg; der Jubel soll endlos gewesen seyn. Alles war ohne vorhergegangene Ansage en parure, die Herren mit weißen Halsbinden, die Damen in größter Eleganz, und das ganze Volk erhob sich und sang die Volkshymne. Mir war recht leid, daß ich keinen Platz finden konnte. Heute Nacht sind zwei bedeutende Leute am Schlage gestorben: um fünf Uhr Morgens der hiesige Erzbischof Milde — ein Achtziger, ein vortrefflicher Mann, fromm, sanft, menschenfreundlich und äußerst billig in allen Dingen, daher den Fanatikern auch nicht genug Zelot; dabei die vortrefflichste patriotische Gesinnung. Um sieben Uhr Morgens traf der Schlag den General Haynau, der gestern noch vollkommen frisch und gesund war, hier im Hotel Munsch in seiner Wohnung. Er war ein militärisches Genie und sein Verlust ist ein bedeutender. Vor dem Feind hätte er noch sehr große Dienste leisten können, aber für eine administrative Stellung irgend einer Art war er durchaus unbrauchbar, denn es läßt sich nicht leugnen, daß er ein partieller Narr war.

So geht kein Tag vorüber ohne ein wichtiges Ereigniß. Die nächste Aufgabe wird seyn, in Sardinien und in der Schweiz Ordnung zu machen; denn ohne daß dieß geschieht, wird es nicht möglich, länger in Italien zu bestehen und es ruhig zu behaupten. Ein dritter Feldzug gegen Turin ist gar nichts Unmögliches.

Den 16ten.

Ich bin heute sehr mißlaunig; mein Bedienter Karl, der wirklich bis jetzt eine Perle von Bedienten ist — zu Allem zu brauchen und immer zu Hause — muß morgen zur Rekrutenstellung, und ich bin sehr in Sorge, daß ich ihn verliere, obgleich er in der That kränklich ist und einen Blähhals hat.

Den 17ten.

Gestern war ich zum Diner bei Lerchenfeld, mit einigen hiesigen Diplomaten, Fürst Leiningen und Minister Bruck, neben dem ich saß. Er meinte, in Berlin sey offenbar ein Umschwung in der Meinung zu Gunsten Oesterreichs vorgegangen und ein besseres Einverständniß bereits eingetreten und noch besser zu erwarten. Ich wünsche, daß er recht hat und sich nicht in Berlin hat ein X für ein U machen lassen; denn die Eitelkeit, wenn man ihr mit Verstand zusetzt, ist eine große Potenz bei der Beurtheilung menschlicher Dinge. Abends ging ich in's Kärnthnerthor, um dem ersten Besuch des Kaisers dort beizuwohnen; er wurde mit Vivats ohne Ende und Volkshymne empfangen; es kam auch vom Herzen. Der Kaiser sieht aber doch noch angegriffen aus.

Mein Bedienter ist mir wieder geschenkt. Das Assentamt hat ihn wieder ausgespieen, als zur Zeit untauglich; er ist es aber, wie ich glaube, für immer, denn sein Blähhals wird nicht dünner, seine Brust nicht breiter und seine schlechten Beine keine geraden, schöngewachsenen werden.

Den 18ten.

Gestern war das Leichenbegängniß des Erzbischofs und Haynaus am hellen Tage. Es war ein abscheuliches Wetter. Das Begräbniß Haynaus ging von der Getreidekaserne aus, also sehr weit in der Vorstadt; alle Erzherzoge begleiteten es. Ich meines Theils blieb zu Hause, da ich gar keine Neugier hatte und dergleichen überhaupt schon oft gesehen habe. Den Abend war ich zu vier bei U. mit Rochow zusammen. Rochow ist ein äußerst gescheuter Mann und gehört der Partei Manteuffel an und ist nicht für eine antiösterreichische preußische Politik aus Grundsatz und aus Interesse. Er ist voll Zufriedenheit über den Handelsvertrag und hält ihn für die beste Errungenschaft, die beide Theile machen konnten. Ich frug dabei immer: „warum nicht früher, warum nicht vor zwei Jahren?“

Den 20ten.

Gestern war ein großes Diner beim schwedischen Gesandten, das gewiß zehn Gulden per Kopf gekostet hat, und über das doch die ganze Welt schimpft; denn keinem Menschen in Wien ist gedient, wenn man im Gasthofe Diners gibt, die immer doch nur schlecht oder im besten Falle mittelmäßige Table d'hote-Kost sind; wenn jemand im Gasthaus wohnt, verlangt es auch niemand. Mir thut es immer leid, wenn die Menschen aus Unkenntniß der Dinge beim besten Willen und großen Geldausgaben nicht die geringste Anerkennung für ihre Opfer finden. Abends war ich bei Ficquelmonts gebeten, wo E. ihrem Vater ein französisches Proverbe vorspielte, das sie neulich bei der Fürstin N. aufführten, das ihr Vater aber, weil er krank war, nicht gesehen hat. Es war recht sehr hübsch; die Franzosen sind in solchen Dingen gar nicht zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Pfingsten. — Meyerbeer. — Salomon Rothschild. — Herzog Morny als Poet. — Meyerbeers musikalischer Nachlaß.

Pfingsten — das Volk sagt richtiger Pingsten, wie es denn überhaupt die ursprünglichen Traditionen der Sprache treuer bewahrt — brachte uns einen sanft blauen Himmel, hin und wieder leise umflort, eine milde Wärme, Lilas und Rosen, Glockengeläute und Kirchenmusik, die aber selbst in St. Roch nicht die beste ist. Kirchenmalerei und Kirchenmusik stehen hier auf derselben Stufe und aus demselben Grunde. Das Oratorium gilt für langweilig; das religiöse Gefühl kann nur da geweckt werden, wo es vorhanden ist. Sah ich doch gestern, am Pfingstsonntag, Maurer, Steinsäger und Steinhauer in voller Arbeit. Pasdeloup hat es im Cirque Napoleon mit Mendelssohns Elias versucht; er wird wohl das Experiment nicht wiederholen. Das Pfingstfest erinnert an das Erscheinen des heiligen Geistes in Gestalt feuriger Zungen, die über den Häuptern der betenden Apostel schwebten und ihnen die Gabe der Sprachen mittheilten; heutzutage müssen sich die Missionäre mit der Grammatik und dem Lexikon behelfen. Dieses Erscheinen der feurigen Zungen könnte auch symbolisch gedeutet werden; allein ein Pariser Correspondent hat sich glücklicherweise mit so heikeln Dingen nicht zu befassen. Die Lilas oder Syringen, deren ich eben erwähnte, sollen aus Persien kommen, der Name selbst ist persisch. Ein Abgesandter Kaiser Ferdinands I. soll sie zuerst nach Deutschland gebracht haben. Warum heißt aber die reizende Blume bei uns „spanischer Flieder?" Und warum gedeiht die Staude weit besser im Norden, wo sie zu Bäumen emporschießt, die eine Höhe von fünfzehn bis achtzehn Schuh erreichen und der strengsten Kälte widerstehen?

Es ist noch immer von Meyerbeer die Rede, die Verehrung für den verstorbenen Meister grenzt hier an Fanatismus. Man hat es mit einiger Bitterkeit gerügt, daß bei dem Leichenzuge keine Hofequipage zu sehen war. Bekanntlich ließ nach der ersten Vorstellung der Dinorah der Kaiser den Meister in seine Loge rufen und wünschte ihm Glück zu seinem neuen Werke. Bei dieser Gelegenheit meinte die Kaiserin, er habe jetzt keinen Grund mehr, die Afrikanerin dem Publikum vorzuenthalten; allein Meyerbeer ging nicht darauf ein und die Bitte der hohen Frau, welche für einen indirekten Befehl gelten konnte, scheiterte an dem unerschütterlichen Willen des Componisten. Es wäre möglich, daß der Hof sein Mißvergnügen darüber an den Tag legen wollte, indem er sich bei dem Leichenzug nicht vertreten ließ. Jetzt heißt es, der Kaiser wolle, daß der Raum vor dem Eingang des neuen Operngebäudes den Namen Place Meyerbeer führen solle, ein Gerücht, das sich bis jetzt nicht bestätigt hat. Meyerbeers Testament wird wahrscheinlich heute, Montag, eröffnet und das Schicksal der Afrikanerin entschieden werden. Alle Gerüchte, welche bis dahin ausgestreut wurden, entbehren jeder Begründung. Was allerdings einige Besorgniß erregt, ist der Umstand, daß der Tonsetzer noch in der letzten Zeit manches zugefügt, manches umgearbeitet hat, so daß mehrere Versionen einer und derselben Nummer vorhanden seyn könnten. Muthmaßlich wollte er die Wirkung bei der Probe abwarten, um sich für diese oder jene zu entscheiden. Bei seiner Aengstlichkeit wäre es möglich, daß er sich in diesem Punkte auf niemand verlassen hat, und

daß sein letzter Wille sich gegen die Aufführung seines letzten Werkes ausspricht. In diesem Falle würde er allerdings eine Entschädigungssumme für die Wittwe Scribe ausgeworfen haben; hat er aber wirklich die Pariser um die Afrikanerin gebracht, dann ist's mit ihm vorbei; sie würden es ihm nimmer verzeihen. Unter den Reden, die im Nordbahnhof gehalten wurden, verdient die Olliviers, Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, besondere Erwähnung. Sie schließt mit folgenden Worten: „Freuen wir uns — wenn ein solches Wort bei einer solchen Feier zulässig ist — daß es der Sohn des harmoniereichen Deutschlands ist, der seit so langer Zeit Frankreich durch seine „accents souverains“ entzückt. Dieß ist ein Grund mehr zu einem sympathischen Einverständnisse zwischen beiden Ländern. Möge ein festes und dauerndes Band sich knüpfen zwischen der Heimath Beethovens und Mozarts, und der Heimath Herolds, Halevys und Aubers!“

Die Hand des Herrn ruht schwer auf Israel. Vorgestern hat Baron Rothschild seinen dritten Sohn Salomon verloren. Kurz vor seinem Tode befand sich der junge, noch nicht dreißig Jahre zählende Mann noch ganz wohl. Es ist hart, so jung aus dem Leben zu scheiden, das ihm alle Genüsse darbot, die der Reichthum gewährt. Salomon Rothschild hatte sich erst vor zwei Jahren mit einer jungen Dame aus der Familie Rothschild in Frankfurt vermählt. Die Blätter wußten damals nicht genug von der prachtvollen Hochzeit zu erzählen, zu welcher der Oberrabbiner von Paris eigens nach Frankfurt war berufen worden. Der Verstorbene hinterläßt eine zwanzigjährige Wittwe und ein Kind, das kaum sieben Monate alt ist. Morgen findet die Beisetzung in der Familiengruft auf dem Kirchhof Père Lachaise statt. Die Gruft ist ein Monument in einfachem, ernstem Style, das kein anderes Wappen hat, als ein monumentales R.

Der Herzog Morny ist nicht allein ein unterrichteter Staatsmann, und leitet die neuerdings wieder so stürmisch gewordenen Sitzungen des gesetzgebenden Körpers mit Takt und Umsicht und einer seltenen Geistesgegenwart; er ist zugleich ein leidenschaftlicher Freund der Kunst und Literatur. Seine Gemäldegalerie gehört zu den reichsten Privatsammlungen von Paris; auch ist Herzog Morny Dichter und hat sich mit Glück in einem eigenen dramatischen Genre versucht, das sich allmählig in den höheren Kreisen ausgebildet. Es sind Kleinigkeiten, welche die Mitte halten zwischen dem Sprichwort und dem eigentlichen Lustspiel; eine Reihe rasch auf einander folgender Scenen, die sich um eine Nadelspitze drehen und viel Behendigkeit und schlagenden Witz im Dialog erfordern; Salonspiècen, die sich zu der wahren Comödie verhalten, ungefähr wie die Malereien auf Fächern und Bonbonnièren zu einem Bilde von Ingres oder Delacroix. Sein letztes Stück oder Stückchen: „les finesses du mari,“ wurde dieser Tage in einer Soirée aufgeführt, welche Morny in den prächtigen Salons seines Hotels zum Besten der Gesellschaft Galin-Paris-Chevé gab. Diese Gesellschaft hat sich gebildet, um die Methode, die sich beim Unterricht in der Musik der Ziffern statt der gewöhnlichen Noten bedient, in Aufnahme zu bringen. Die Darsteller gehörten dem Théâtre français an; Madame Victoria Lafontaine zeichnete sich besonders aus. Unter den Zuhörern befand sich die Fürstin Metternich, die bei keinem Feste fehlen darf; sie ist in den höheren Kreisen äußerst beliebt und gibt gewissermaßen den Ton an; ferner Prinzessin Murat, Prinzessin Anna, Gräfin Pourtalès, Prinzessin Ghika. Die schöne Herzogin von Morny hatte ihre blonden Haare mit einem Diadem geschmückt, das auf 600,000 Franken geschätzt wird. Als Verfasser des Stückes wurde ein Herr Saint-Remy genannt; ein transparentes Pseudonym. Die Vorstellung war für die Benefizianten sehr einträglich; die Eintrittskarte kostete 20 Franken.

So eben fällt mir eine Broschüre in die Hände: „Notice sur Meyerbeer, von Arthur Pougin.“ Darin finde ich zu meiner Freude ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher ungedruckter Werke, die sich in den nachgelassenen Papieren des Meisters vorgefunden, nämlich: Almanzor, das Brandenburger Thor, die Afrikanerin, Opern; Chöre und Zwischenspiele für das Orchester zu den Eumeniden des Aeschylus; Zwischenakt, in C dur, für zwei Violinen, Alt, Flöten, Oboen, Clarinetten, Fagot, Contrebaß (wird als vorzüglich gepriesen); zwanzig Lieder aus Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten; achtzehn Canzonetti von Metastasio; verschiedene Lieder zu einem Theaterstück der Frau Birch-Pfeiffer; zwölf Psalmen, mit zwei Chören, Stabat Mater, Te Deum, Miserere; Variation für das Piano, nach einem Originalmarsch; Symphonie für Piano und Violine, mit Orchesterbegleitung.

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Verhältniß zum dänischen Krieg. — Die Kriegsflotte. — Gewerbefreiheit.

Ueber die Wirksamkeit der Vereine, welche — alle zum Behufe der Unterstützung theils der kämpfende Heere, theils der Bewohner Schleswigs, welche zunächst von den Drangsalen des Kriegs heimgesucht wurden — sich bildeten, gibt es in Schleswig-Holstein selbst nur Eine Stimme. Der Wohlthätigkeitssinn unserer Mitbürger und die große Opferwilligkeit derselben zeigte sich hier im schönsten Lichte. So hat das „Comité zur Pflege Verwundeter und Kranker," an dessen Spitze großentheils einflußreiche Börsenherren stehen, außer ganzen Fudern von Wein, Victualien rc., welche den Lazarethcommissionen übermittelt wurden, an baarem Gelde gewiß schon über 100,000 Mark gesammelt. Der schleswig-holsteinische Verein ließ es sich besonders angelegen seyn, die durch den Krieg beschädigten Schleswiger zu unterstützen. In einem andern Kreise, der mehr im Stillen wirkt, vergißt man den Herzog Friedrich VIII. nicht und bringt Summen für die Anleihe auf. Und während mildthätige Herzen und mit Glücksgütern reich gesegnete Familien namhafte Summen für die Hinterbliebenen der gefallenen Oesterreicher und Preußen zeichneten, trat ein Verein von Frauen zusammen, der bis jetzt in höchst segensreicher Weise thätig war und die mit Verwundeten nur zu sehr überfüllten Lazarethe mit allem Nöthigen auf das reichlichste versah und noch versieht. Gegenwärtig mag dieser Verein zwischen 800 und 900 Mitglieder zählen. Alle ihm beitretenden Frauen und Jungfrauen zahlen außer einem beliebigen Eintrittsgeld einen Monatsbeitrag oder betheiligen sich durch Arbeiten in dem zu solchem Behufe besonders gemietheten Lokale, in welchem alle für den Frauenverein an Wäsche, Leinenzeug, Binden rc. bestimmten Gaben zusammenfließen. Im April veranstaltete dieser Verein einen mit Verloosung verbundenen Bazar, welcher glänzende Resultate lieferte, indem durch Verkauf der eingelieferten Gegenstände nach Abzug aller Kosten eine Baarsumme von über 33,000 Mark Cour. als Reinertrag in die Vereinskasse floß, welche Summe je nach Bedürfniß für Schleswig-Holstein verwendet wird.

Der glänzende Sieg, welchen die preußischen Waffen bei Düppel am 18. vorigen Monats über die Dänen errungen, hat der Sympathie für Schleswig-Holstein auch bei uns neue Nahrung gegeben. Dem Deutschen ist es nicht zu verargen, wenn er auch nach der Verjagung der Dänen aus dem Dannewerk und selbst nach den blutigen Kämpfen bei Oeversee und Veile noch immer die ganze Action mit mißtrauischem Auge betrachtete. Die Unklarheit der politischen Situation im Allgemeinen, der völlige Mangel eines bestimmten Programms, welches das kriegerische Vorgehen der beiden deutschen Großmächte zu regeln und zu erklären geeignet gewesen wäre, rechtfertigten vollkommen die Mißstimmung, die sich trotz des Kanonendonners am Alsensunde nicht verlieren wollte. Nach dem Falle Düppels aber, welchem so schnell die Reise des Königs von Preußen nach dem Kriegsschauplatze folgte, beginnt das Publikum wenigstens an ein ernstes Wollen auch bei den Cabinetten zu glauben. Niemand hält einen abermaligen schimpflichen Rückzug nach solchen Siegen und Opfern für möglich, und weil eben jeder Einzelne die feste Ueberzeugung in sich trägt, daß die nächste Zukunft Deutschlands von den Ereignissen abhängen werde, die aus sich selbst ihre Nahrung schöpfen, sieht man dem Nächsten mit mehr Ruhe und Zuversicht entgegen, als vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten. Gebe Gott, daß diese Zuversicht nicht abermals sich in trostlose Täuschung auflöst! Unser Gesammtvaterland möchte dann unaufhaltsam der schlimmsten Krisis entgegen gehen, deren Ausgang kein Sterblicher voraus bestimmen könnte.

Je ernster sich die Kriegführung gestaltete und je weitere Dimensionen die Operationen der Verbündeten annahmen, desto schmerzlicher empfand unser republikanisches Gemeinwesen die leider noch immer bestehende Wehrlosigkeit zur See. Es kann nichts fruchten, daß man sich die Ursachen klar zu machen sucht, welche diese Wehrlosigkeit, trotz der traurigen Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849, hervorgerufen haben. Wir sind aber wehr- und schutzlos gerade auf dem Elemente, das uns vorzugsweise von jeher zur Quelle des Wohlstands geworden. Dieses einfache, leider nicht zu bestreitende Faktum verklagt mehr als alles andere unsere bisherige politische Vergangenheit, so wie die Stellung Deutschlands als Macht zu den übrigen europäischen Mächten. Die Geschichte lehrt uns, daß Dänemark in der Wahl seiner Mittel nicht ekel ist, wenn sie nur zum Ziele führen. Es hat der Welt unmittelbar nach dem Ausbruche des Kriegs abermals einen Beleg dazu gegeben durch die Kaperei deutscher Handelsschiffe, ohne im Geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß der deutsche Bund ja gar nicht im Kriege mit ihm lebt. Von Rechts wegen hätte sich dieses perfiden Verfahrens wegen der Bund ohne weiteres an dem Kriege gegen das stets treulose Dänemark betheiligen sollen. Da das nun nicht geschehen ist, so müssen die von der dänischen Seeräuberei zunächst belästigten und gefährdeten deutschen Küstenstaaten sich nach Kräften selbst zu schützen und ihrer Haut zu wehren suchen. Es freut uns, hier versichern zu können, daß unsere Bürgerstadt zuerst ernstlich daran gedacht hat, leider nur zu lange Versäumtes

endlich nachzuholen, Hamburg ist als Staat zu klein, um in aller Geschwindigkeit eine Kriegsflotte auf's Meer setzen und mit allem dazu Erforderlichen ausrüsten zu können. Es besitzt aber glücklicherweise zweierlei, ohne das sich eine Flotte überhaupt nicht schaffen läßt — Geld und seetüchtige Mannschaften. Von der Mehrzahl der Bevölkerung unseres kleinen, aber sehr wichtigen Handelsstaates ward deßhalb der Bürgerschluß, welcher sich nach längerem Zögern zuletzt doch dem Antrage des Senates, 2,000,000 Mark Banco zum Küstenschutz zu bewilligen, zustimmig erklärte, mit Beifall aufgenommen. Daß dieser Antrag eine heftige Opposition in der Bürgerschaft hervorrief, erklärt sich aus unserer Stellung zum Bunde. Diese Stellung verpflichtet Hamburg zur Haltung eines verhältnißmäßig sehr kostspieligen Contingents von Landtruppen, das zu beschaffen uns bei der in unserer Bevölkerung nun einmal entschieden vorhandenen Abneigung gegen allen Gamaschendienst schwer genug fällt. Die Gegner des Senatsantrages waren daher in ihrem Rechte, wenn sie dem Staate größere Lasten nicht auf's Ungewisse hin aufbürden wollten. Erwägt man aber die augenblickliche Lage, so halten wir es immerhin für gut, daß jene zwei Millionen bewilligt wurden, trotzdem wir nicht wissen, ob überhaupt und in welcher Weise wir etwa späterhin von der Verpflichtung, Landtruppen zur Bundesarmee zu stellen, entbunden werden dürften. Die bewilligte Summe soll nun verwendet werden zunächst zur Ausrüstung einer Anzahl Kanonenboote, wie sie zunächst zum Schutze der Küsten in den Küstengewässern am zweckmäßigsten sind. Man wird diese Kriegsfahrzeuge mit schweren gezogenen Hinterladungsgeschützen, die sich bei der Belagerung von Düppel so praktisch erwiesen haben, bewaffnen und, was zum Theil bereits geschehen ist, an geeigneten Punkten starke Schanzen an der See- wie Stromküste erbauen, die ebenfalls mit gezogenen Gußstahlkanonen schweren Kalibers aus der berühmten Krupp'schen Fabrik in vertheidigungsfähigen Zustand gesetzt werden sollen. Eine Anzahl solcher Geschütze lagern schon seit Ostern hier, doch weiß ich nicht, ob sie an den Ort ihrer Bestimmung weiter geschafft worden sind. Vielleicht beabsichtigt man erst die zu ihrer Bedienung erforderliche Mannschaft gehörig einzuüben, was gegenwärtig geschieht, ehe man zur Armirung der betreffenden Schanzen und Strandbatterien schreitet. Zur späteren Bemannung der zu erbauenden Kriegsschiffe würden sich leicht junge Leute in Menge finden, die sich's zur Ehre rechnen, auf Fahrzeugen zu dienen, deren Bestimmung es ist, die Handelsschiffe ihrer Vaterstadt gegen seeräuberische Angriffe unseres widerhaarigen, steifnackigen und immer unzuverlässigen Nachbars zu schützen. Hoffentlich feiert die alte seemächtige Hansa mit dem ersten Hamburgischen Dampfkanonenboote, das in See sticht, ein vielversprechendes, frohes Auferstehungsfest. Eine Vereinbarung mit den übrigen Küstenstaaten, insbesondere mit Bremen, das Hamburgs Beispiele sicherlich baldigst folgen wird, mit Hannover und Oldenburg wird sich schon anbahnen lassen, wenn nur erst ein paar Kriegsfahrzeuge vor Elbe und Weser kreuzen. Wollte man mit dem Bau der Schiffe warten, bis die Vereinbarung ein fait accompli geworden wäre, dann, fürchten wir, hätte es gehen können, wie mit dem viel besprochenen und oft genug dringend befürworteten Küstenschutze. Man würde vor lauter Besprechungen, Verhandlungen und unnützem Hin- und Herschreiben nie und nimmer zum Handeln gekommen seyn. Die goldenen Regeln: „Selbst ist der Mann" und „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!" sollte in Zeiten der Gefahr jeder Staat wohl beherzigen, und rasch entschlossen, ohne nach links noch rechts ängstlich sich umzuschauen, zur Richtschnur seines Handelns machen.

Inmitten dieser politischen Aufregung, die selbstverständlich alle Kreise der Bevölkerung unseres Freistaates ergriff, ward eine Frage entschieden, deren Tragweite sich augenblicklich noch nicht berechnen läßt. Seit Jahr und Tag stritt man sich in und außerhalb der Bürgerschaft darum, ob es besser sey, in Beziehung auf die gewerblichen Verhältnisse am Herkömmlichen festzuhalten, oder ob man auch hierin den Anforderungen zu genügen habe, welche die fortgeschrittene Zeit an die Allgemeinheit mache. Es gibt wohl kaum in deutschen Landen Verhältnisse, welche sich in Bezug auf gewerbliche Angelegenheiten nur annähernd mit den unsrigen vergleichen lassen. Allgemein verlangt das Publikum nach freiem Verkehr, beantragt Abschaffung mittelalterlicher Zustände und freiere, ja freieste Bewegung in allen gewerblichen Verhältnissen. Auch diese Angelegenheit ward durch Rath- und Bürgerschluß in den letzten Wochen entschieden. Die sogenannten Realgerechtsame verschiedener Gewerke, wie Bäcker, Schlachter 2c. sollen nunmehr abgelöst und eine ziemlich weit gehende Gewerbefreiheit eingeführt werden. Damit war im Allgemeinen die Gesammtheit der Bevölkerung vollkommen einverstanden. Es trat jedoch ein Zwischenfall dabei ein, dessen Tragweite sich zur Zeit noch nicht ganz genau überblicken lassen dürfte. Die betreffenden Gesetzesvorlagen stehen nämlich in einem Zusammenhange, welcher einem Theil der Bürgerschaft bedenklich erschien. Der Senat erklärte sich für Aufhebung der bisherigen Einrichtungen, mithin für Einführung der Gewerbefreiheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß alsdann auch das von ihm in Vorschlag gebrachte Gesetz bezüglich Erwerbung des Bürgerrechts 2c. genehmigt werde.

An dieser Gesetzesvorlage stießen sich viele, weil dasselbe Bestimmungen enthält, die, falls die Mehrzahl der Bevölkerung nicht sehr dabei auf ihrer Hut ist, leicht dazu führen könnten, daß die Theilnahme der Bürger an der Regierung unseres Freistaates illusorisch werden könnte. Es ist nämlich nach diesem Gesetz niemand, der unter 3000 Mark Cour. jährlicher Einnahme besteuert wird, gebunden, das Bürgerrecht zu erwerben, während nur die mit genannter Summe Besteuerten Anspruch haben auf eine Wahl in die Bürgerschaft. Trotz der Gefährlichkeit dieses Antrags für die Bürgerfreiheit im Allgemeinen erklärte sich die Majorität der Bürgerschaft doch schließlich für denselben,

und wir haben nun abzuwarten, ob der Geist unserer Bevölkerung auch diejenigen, welche direkt nicht die Verpflichtung haben, Bürger zu werden, treiben wird, von dem Recht, das ihnen erst alle bürgerlichen Rechte verleiht, Gebrauch zu machen. Die Einführung der betreffenden Gesetze ist bis jetzt noch nicht erfolgt.

Seit wenigen Tagen hat unser zoologischer Garten eine Anlage, welche es mit jeder ähnlichen in deutschen Staaten aufnehmen kann, durch Eröffnung des Aquarienhauses die bedeutendste Anziehungskraft für Freunde der Naturwissenschaften erhalten. Dieses Aquarienhaus, das mit großen Kosten erbaut wurde, ist zur Zeit jedenfalls das glänzendste auf dem europäischen Continent, und lockt trotz des sehr hohen Eintrittspreises von einem Thaler preuß. Cour. zahlreiche Besucher an. Sobald die stark andrängende Menge sich etwas verliert, werden wir sowohl über diese unserer Stadt zur Ehre gereichenden neuen Einrichtung, wie über die Kunstausstellung, welche am 12. April eröffnet worden, einiges Nähere anzuführen uns erlauben.

Genf, Mai.

Frühlingslust. — Alexander Calame.

Endlich ist der Lenz gekommen, spät zwar und nach harten Kämpfen mit den nachwinterlichen Unbilden, die am Genfersee oft schroffer auftreten als anderswo; aber nun ist der Mai auch erschienen in seiner ganzen Farbenpracht und jugendlich strahlenden Herrlichkeit, wieder einmal ein ächter Wonnemonat, wie wir ihn schon lange nicht mehr in diesen Gegenden erlebten. Mit einem Zauberschlage scheint der Frühling das ganze Füllhorn seiner holdesten Gaben über die Thäler ausgegossen zu haben. Auch auf den Bergen ist der Schnee rasch geschmolzen, und wenn die burgundischen Unholdinnen und celtischen Feen, der Sitte ihrer germanischen Stammmütter und Schwestern folgend, ihr Mainachtfest auf den Gipfeln des Voiron oder Salève feiern wollten, so hätten sie schon einen mit zarten duftenden Kräutern überfäeten Tanzboden gefunden. Die näheren Umgebungen Genfs sind in ein wahres Blüthenmeer versenkt, und in den herrlichen Parks, die sich in meilenweiter Ausdehnung um unsere Stadt lagern, steigt das Concert eines ganzen Heeres von Nachtigallen aus dem jungen Laube zum Sternenhimmel empor, wenn die Sonne hinter dem Jura zur Rüste gegangen ist. Es ist ein schwellendes Drängen, ein hastiges Treiben in der Natur, als wollte sie das lang Versäumte nachholen; „überall regt sich Bildung und Streben," überall keimt und entfaltet sich über Nacht neue Gestaltung und neue glänzende Farbe. Dieß ist die Zeit, wo unsere vornehme Welt sich rüstet, ihre kalten Steinpaläste in der haute-ville zu verlassen und hinauszuziehen in ihre von Blumenduft und Baumesrauschen umflossenen Villen, in das Licht und die Sonnenwärme des Frühlings. Wer ihnen nachziehen könnte! Wie leicht würde es unser einem werden, „der Kirchen ehrwürdige Nacht," den calvinistischen Moderduft, den theologischen Bücherstaub, die ganze kühle Frömmigkeit, die mit so vielen jener Herren in die blühende Natur als unzertrennliche Begleiter mit hinausziehen, ein für allemal hinter sich zu lassen und im frischesten Genusse der unmittelbarsten Gottesoffenbarung zu schwelgen!

Aber die Pflicht fesselt uns an die Studirstube und den Schreibtisch, und die Leser erwarten etwas ganz anderes von uns, als einen Frühlingshymnus. So mögen sie uns denn entschuldigen, wenn der Mund überfließen wollte von dem, wessen das Herz voll war. Wir kehren sogleich zur gewohnten Ordnung zurück und freuen uns nur, daß unser heutiger Gegenstand uns nicht gar zu weit abführt von der Natur: wir haben von ihrem geistigen Gegenbild zu sprechen, von der Kunst, und speciell von der Landschaftsmalerei, wozu uns die seit einigen Wochen eröffnete eidgenössische Ausstellung Gelegenheit bietet. Aber zuvor haben wir ein Todtenopfer zu bringen den Manen eines der größten Künstler, die den Ruhm Genfs jemals in Europa verbreitet haben; ein Gedächtnißwort haben wir zu sagen über Alexander Calame, eines der Häupter der Genfer Schule, dessen Seherblick sich vor wenigen Monaten für immer geschlossen hat. Das letzte Urtheil über diesen Maler ist noch nicht gesprochen und dürfte vielleicht auch noch lange auf sich warten lassen; eben so wenig gibt es bis jetzt eine irgendwie befriedigende Biographie des großen Künstlers. Das Nachfolgende kann kaum als die Skizze einer solchen angesehen werden und macht keinen andern Anspruch, als einige aus möglichst unverdächtigen Quellen geschöpfte Anhaltspunkte und subjective Ansichten zu liefern, die allerdings von dem Grundsatz unparteiischster Objectivität auszugehen bemüht sind.

Calame war jedenfalls als Künstler wie als Mensch eine der bedeutendsten Erscheinungen des heutigen Genf. Allein unseres Erachtens haben ihn Viele in seiner ersteren

Eigenschaft, angezogen und gewonnen durch den Reiz des fast ausschließlich von ihm behandelten Gegenstands, der großartigen Alpennatur und der darin erlangten Meisterschaft, oft auf Kosten seiner unmittelbaren Vorgänger und Mitstrebenden zu hoch gestellt; andererseits leiden auch die Urtheile über ihn in seiner allgemeinen menschlichen Wesenheit an Einseitigkeit. Manche, die an Calame den Maßstab des deutschen Künstlergenius, wie er sich auch menschlich zu geben pflegt, legen wollten, haben sich durch die kalte Abgemessenheit, durch die nüchterne Haltung der äußeren Erscheinung dieses Mannes zurückgestoßen gefühlt und nur die stark ausgeprägten selbstischen Eigenschaften dieses Charakters betont. Andere, wie z. B. ein Artikel der „Nation Suisse," und, wenn ich nicht irre, auch einige deutsche Blätter, indem sie nur die äußeren Thatsachen der Lebensgeschichte Calames in's Auge faßten, haben ihn hauptsächlich zum „Sohn des Volks," der einzig durch seine Genialität sich empor gearbeitet, und somit gewissermaßen zu einem glänzenden Vertreter des Proletariats stempeln wollen, eine Repräsentation, an welche Calame sicherlich selbst am wenigsten dachte.

Calame war, das ist nicht zu leugnen, eine typische Erscheinung; allein sein bestimmter Charakter liegt hauptsächlich darin, daß sich in seiner ganzen Laufbahn wie in seinen künstlerischen Eigenschaften die nationalen Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, der französischen Schweizer, bis in's Einzelne wieder erkennen lassen. Fleiß und Ausdauer überwog bei ihm ursprüngliche Genialität, Berechnung, Geschmack und äußere Eleganz die Tiefe des Gemüths und die Poesie der Weltanschauung. Freilich haben auch diese bis zu einem gewissen Grade nicht gefehlt; sonst wäre Calame nicht der große Künstler geworden, den wir in ihm bewundern. Allein das sublimste Talent, scharf berechnender Verstand, unendliche Handfertigkeit, technische Vollendung sind und bleiben die Hauptsache bei seinen Schöpfungen, die, großartig für alle Zeiten, in dieser Richtung als Muster bleiben, aber nicht das non plus ultra der Kunst sind, wie viele haben behaupten wollen.

Calames Herkunft qualificirt ihn allerdings zum ächten „fils du peuple." Der Vater war ein Steinhauer aus dem Canton Neuenburg, der in den Nachbarcantonen seiner Heimath Arbeit und Brod suchte. Ihm wurde den 28. Mai 1810 in Vevey ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Alexander erhielt. Die landschaftlichen Umgebungen, auf welche zuerst die Augen des Kindes fielen, waren wohl ganz geeignet, den schlummernden Genius zu wecken und allmählig jenen Seherblick groß zu ziehen, der den Künstler schafft. Die Rebengelände von Lavaux, die friedlichen Dörfer und Villen, von Kastanien- und Obstbäumen beschattet, hier und da eine alte Burg auf grünem Hügel, dahinter die waldigen, steil zur Dent de Jaman emporsteigenden Bergwände, weithin nach Westen sich ausdehnend die blaue Fläche des Sees, von weiß besegelten Schiffen durchzogen, südlich die wilden Felsen von Meillerie, die zackigen Alpengipfel Savoyens und ostwärts über Burg Chillon hinaus die wildromantische Aussicht in's Walliser Rhonethal: das ist ein Panorama, an dem sich wohl Schönheitssinn früh erzeugen und immer mächtiger entwickeln kann. Die äußern Verhältnisse der Familie Calame waren dürftig; zu allem Unglück starb auch der Vater frühzeitig. Nach einer Tradition, deren Richtigkeit ich nicht verbürgen kann, wäre er in Ausübung seines Handwerks bei einem in Varembé, nahe bei Genf, auszuführenden Bau durch einen herabstürzenden Stein um's Leben gekommen. Eben so weiß ich nicht, ob schon damals der junge Calame mit seiner Mutter in Genf war; doch wird mit Bestimmtheit erzählt, daß sich verschiedene Genfer Menschenfreunde, unter andern der reiche Bankier Diodati, der Verwaisten angenommen hätten. Alexander schrieb eine schöne Handschrift, sicher ist, daß dieser Umstand den genannten Bankier veranlaßte, den Knaben als Lehrling auf seinem Bureau anzunehmen. In Genf hat schon mancher junge Schweizer oder Savoyarde, wenn er anstellig war und sich für die Geschäfte eignete, sein Glück gemacht, und ist ganz natürlich, daß Alexander mehr auf diese Stadt, als auf seine specielle Heimath seine Hoffnung setzte. Und für die geschäftliche Laufbahn hat fast jeder französische Schweizer einen angeborenen praktischen Sinn; auch dem jungen Alexander fehlte er nicht und hat ihn auch später, als er ein berühmter Maler geworden war, niemals verlassen. Doch mächtiger als die geschäftliche Neigung regte sich in dem Knaben die eigentliche angeborene Bestimmung zum Künstler. Noch viel schöner, als er schrieb, zeichnete er. Er war Autodidakt, er zeichnete, er colorirte in jeder freien Stunde. Durch Diodatis und anderer Beschützer Vermittlung konnte Alexander dann eine Zeichenschule besuchen; er fing schon an, wie es heißt, kleine Handzeichnungen an Genfer Kunsthändler zu verkaufen, die einen guten Nutzen daraus zogen. Ueber Calames Talente konnte kein Zweifel mehr herrschen; er war zum Maler geboren, das war auch seinen Beschützern klar geworden. Sie wußten ihm, neunzehn Jahre alt, einen unentgeltlichen Platz als Schüler in Didays Künstlerwerkstätte zu verschaffen, dessen Ruf als Landschaftsmaler schon begründet war.

Die Hoffnungen, welche man auf den jungen Mann gesetzt, gingen in kurzer Zeit in glänzende Erfüllung. Die Genfer Kritik ermuthigte sein Streben durch vollgemessene Anerkennung, und R. Töpffer, der Verfasser der Voyages en Zigzag, der damals in Genf eine mächtige literarische und journalistische Stimme besaß, unterließ nicht, auf die viel versprechenden Bilder aufmerksam zu machen, welche Calame 1837 und 1838 auf die Genfer Ausstellungen sandte. Aus letzterem Jahr datirt das berühmte Bild: „Sturm auf der Handeck," welches von der Genfer Bildergalerie, dem Musée Rath, erworben wurde, wo es noch heute zu den werthvollsten Stücken gehört, aber, auffallend genug, auch das einzige Calamesche Bild geblieben ist, welches jene Sammlung besitzt.

Alexander Calame verheirathete sich um jene Zeit mit einer jungen Dame, die, in glücklicher Ergänzung der

Talente ihres Gatten, vorzüglich musikalisch gebildet war. Musik und Malerei, wenn auch nur in dilettantischer Uebung, gehören in Genf mehr als irgendsonstwo zu den Haupterfordernissen einer guten Erziehung und einer Stellung in der gebildeten Gesellschaft, so daß auch in dieser Hinsicht das Calamesche Ehepaar eine ächt nationale Erscheinung darbot. In anderer Beziehung stimmten die Charaktere der Gatten nicht weniger vortrefflich, namentlich auch in ihrer praktischen Lebensrichtung. Jedenfalls war die Ehe eine sehr glückliche, und noch in einem seiner letzten Briefe spricht Calame mit der zärtlichsten Liebe von seiner Lebensgefährtin, deren Schmerz bei seinem vorhergesehenen Tode er als seine größte Sorge beklagt. Doch soll, wie erzählt wird, die äußere Lage des jungen Ehepaars in der ersten Zeit keineswegs eine behagliche gewesen seyn. Calames Erwerb war troß seines beginnenden Ruhms in Genf selbst noch ziemlich gering; man nennt noch heute die dürftige Wohnung, welche der Künstler damals in der Rue de la Machine auf der sogenannten „Insel," einem winkligen, baufälligen Stadttheil zwischen zwei Rhonearmen, mit seiner jungen Gattin bewohnte.

Aber der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo Calames europäischer Ruf und damit zugleich der reiche Lohn für sein Künstlerstreben gesichert werden sollten. Calame hatte 1840 drei Bilder auf die Londoner Ausstellung gesandt; sie machten das entschiedenste Glück bei der Kritik und dem Publikum. Die englischen Alpenreisenden fanden in ihnen die großartige Hochgebirgsnatur wieder, welche auf das britische Inselvolk einen so unüberwindlichen Reiz ausübt. Times und andere Blätter geriethen in förmliche Ekstase; Calames Ruhm war in England für alle Zeit begründet. Zwei Jahre später sandte der Künstler sein berühmtes Bild „Umgebungen des Vierwaldstätter Sees" auf die Pariser Ausstellung, wo auch Diday sein herrliches Gemälde „der Brienzer See," gegenwärtig Eigenthum des Musée Rath, ausgestellt hatte. Beide Künstler wurden mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt. Das Pariser Publikum, bisher größtentheils an die französische und italienische Landschaft gewöhnt, wußte nicht recht, wie es sich zu dem neuen Genre stellen sollte. Die Kritik zeigte sich wenig günstig, sie erblickte in der neuen Richtung eine abermalige Auflehnung des romantischen Princips gegen das classische, was für viele Kunstrichter genug war, ihnen einen gelinden Horror einzuflößen. Nur der damals berühmte Kritiker Delécluze, der stets den Muth einer Meinung für sich hatte, ergriff Partei zu Gunsten Calames und sagte von dessen Bild in einem Blatt u. a.: „Der Urheber dieses Bildes hat die wilde Unordnung in der Natur vollkommen wiedergegeben, deren so trüber (triste) Anblick dennoch der Großartigkeit nicht ermangelt. Diese Masse von Bäumen, welche der feuchte Sturm gefällt hat, eine gewisse Kälte, welche der Luft einen bestimmten Ton gibt, alle diese Nebenumstände sind von Calame mit großer Vollkommenheit aufgefaßt, der sich überdieß als sehr geschickter Maler in dieser Composition gezeigt hat."

Freilich, die weichen Farbentöne und schwellenden Formen des Südens durfte das französische Publikum bei dem schweizerischen Alpenmaler nicht suchen. Delécluze hatte das Eis gebrochen, sein Urtheil hat dafür auf Calame stets einen großen Einfluß ausgeübt. Andere Kritiker dagegen erklärten rund heraus, daß die Alpengipfel für die Kunst noch unzugänglicher seyen als für die Anstrengungen der Touristen. Der beste Beleg der eigenen Einseitigkeit! Diese scheint in Frankreich schließlich doch den Sieg davon getragen zu haben, was, wie unser Gewährsmann hinzufügt, Calame sehr betrübte; der Künstler sandte nur noch selten seine Bilder auf die französischen Ausstellungen. Sein wachsender Ruhm im übrigen Europa gewährte aber reiche Entschädigung im moralischen wie materiellen Sinn.

Wenn der Berichterstatter in der „Eidgenössischen Zeitung" und in der „Nation Suisse" (vom 26. und 27. März) recht unterrichtet ist, begab sich Calame 1845 zuerst nach Italien, wo er lange in Rom und Neapel verweilte. Er brachte von dort verschiedene Bilder zurück, welche alle Vorzüge des Calameschen Pinsels zwar auch in sich vereinigen, zugleich aber doch zeigten, daß der Süden nicht die Quelle war, wo der Künstler seine Anregungen und Gegenstände schöpfen konnte. Sein Biograph im „Journal de Genève" sagt: „Er verstand Italien wenig. Sein Bild „die Ruinen von Pästum," so bedeutend es auch seyn mag, ist mehr ein Traum, eine Anstrengung (effort) seiner Einbildungskraft, als die verschönerte, aber treue Wiedergabe der Natur, welche er sich sonst zur Aufgabe zu stellen gewohnt war. Die großen wellenförmigen, zurückweichenden Linien, die fernen Horizonte, die dem südlichen Himmel eigenthümlichen Tinten übten wenig Reiz auf seinen Geist." — „Die Alpen," fügt unser Gewährsmann sehr treffend hinzu, „waren das Vaterland seines Talentes, wie das seines Herzens."

Wir haben so eben angedeutet, wie die französische Kritik, die ja fast immer unter der Herrschaft des conventionellen Geschmacks steht, sich gegen die Zulassung des neuen Alpensujets in der Kunst sträubte. Calame vertheidigte seinen Gegenstand nicht nur mit dem Pinsel in seinen Bildern, deren jedes einen abermaligen Sieg der neuen Idee bekundete, sondern gelegentlich auch mit der Feder. Ein schon vor Jahren über diesen Gegenstand veröffentlichter Brief des Künstlers enthält folgende interessante Stelle: „Die gewöhnlich vertikale Gestaltung der schweizerischen Gebirge ist kein ernsthafter Einwand gegen die Darstellung von Alpenscenen durch die Malerei. Die classischen Künstler Poussin, le Guaspre, Salvator Rosa haben Meisterwerke geliefert mit steilabfallenden Felsenformen, oft eben so rauh und wild, wie unsere Alpen. Calabrien, die Abruzzen, die römische Campagna bieten zerrissene und abwechselnde Ansichten, welche diese großen Meister dargestellt haben, ohne daß man jemals daran gedacht hätte, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, die Conturen nicht abgerundet, den Grundriß der Felsen nicht geöffnet und zurückweichende Horizonte geschaffen zu haben. Eine

gute Anzahl von Meisterwerken verschiedener Schulen sind auf einen kleinen Raum des Vordergrunds beschränkt, sey es durch Bäume oder Erdmassen, Hügel, Ruinen oder Felsen, und zeigen nirgends diese weite Fernsicht, welche man mit Unrecht der Schweiz abspricht. Es kommt dieß daher, weil selbst in den durch vertikale Abhänge am meisten beschränkten Gemälden der Himmel eine wichtige Rolle spielt, so klein auch der Raum sey, den er einnimmt, und weil im Allgemeinen die schweizerischen Maler diesen wichtigen Theil der ganzen Landschaft vernachlässigen. Der Himmel ist in der Schweiz so wenig wie in Italien beschränkt; er wird bei uns selbst noch bereichert durch schneeige Felsenhörner von einer erhabenen Majestät und einem schlagenden Lichte, das mit den Wolken wetteifert, die Tiefe der Scene zu vermehren, und somit ein weites Feld der Einbildungskraft zu eröffnen. Diese kann, eben so wohl gegenüber der Natur, wie vor dem Bilde des begeisterten Künstlers, sich verlieren in den gewundenen Krümmungen eines Wildbachs, der in der dunkeln Ferne tiefer Felsschlünde verschwindet; sie kann sich erheben mit den luftigen Gipfeln, die mehr dem Himmel als der Erde anzugehören scheinen, und kann wieder verfolgen die unbestimmten Umrisse einer leichten Nebelwolke, die, an der Seite der Berge hängend, im Azur sich verliert, um das Gesammtbild zu einem harmonischen Ganzen zu erheben. Jede Alpenscene vermag, eben so wohl wie das Meer und die zurückweichendsten Fernsichten eines ebenen Landes, die Idee des Unendlichen anzudeuten. Es liegt also nicht an der Gestaltung der Alpen, worin man die Ursache des geringen Reizes, der Kälte, die man an den meisten Darstellungen derselben findet, zu suchen hat; auch nicht in der ihren eigenthümlichen Farbe, die, wie in jedem andern Lande, ihren Glanz und ihre Harmonie hat. Man muß den Grund vielmehr in dem geringen Ernst und der geringen Beharrlichkeit suchen, die man auf ihr Studium verwendet, in der vorgefaßten Meinung und den Schulsystemen, die sich leichter einer Natur anschließen, wo sie ihre Anwendung finden, als dieser, welche jede Voreingenommenheit, jedes System zurückweist, und vor welcher ein Maler, der in der Ebene ein großer Meister ist, wie ein Kind dasteht, wenn er sich ihr nicht mit der ernsten Aufmerksamkeit naht, die sie in Anspruch nimmt. — Man muß diese Natur also zuerst verstehen und lieben, dann sie mit Beharrlichkeit studiren, wenn man nicht in die Uebertreibung sowohl hinsichtlich der Form wie der Farbe verfallen will. Alles, was groß, edel, poetisch ist, wird von wahrhaft ausgezeichneten Künstlern verstanden, für welche die Schwierigkeiten des Unternehmens nur ein neues Reizmittel abgeben."

Es liegt in diesen Worten gewissermaßen Calames Künstlerprogramm; ihm ist er treu geblieben und ihm hat er seine großen Erfolge zu verdanken gehabt. Er hatte die Alpennatur bis in ihre tiefsten Geheimnisse studirt, er kannte das Hochgebirg, seine Felsenwildnisse, seine Gletscher, seine sturmgepeitschten Tannen, seine niedergeschmetterten Fichten, seine kalten Tinten, sein Morgen- und Abendlicht, wie keiner vor ihm. Die Alpenwelt hatte den ganzen Reichthum ihrer unerschöpflichen Reize ihrem Freunde enthüllt, und dieser wußte mit ihren Gaben die größten Wirkungen zu erzielen, indem das sorgfältigste Studium seinen Geschmack geläutert und seine technische Fertigkeit bis zur höchsten Vollendung entwickelt hatte.

Da aber liegen auch die Schranken von Calames Bedeutung als Künstler: er hat die Grenzen der leblosen Alpennatur nicht überschritten. Das Menschenleben in seinen tausendfachen Gestaltungen, in seinen gemüthlichen Aeußerungen und tiefen Leidenschaften, wie das Volksleben in seiner buntmannichfaltigen Erscheinung innerhalb dieser Gebirgswelt, blieb ihm verschlossen; selbst das Thierleben der Alpen war ihm fremd. Calame verstand sich wenig auf das Figurenzeichnen, auf seinen Bildern ist die Staffage vernachlässigt, sehr oft ganz vermieden. Die erste ästhetische Anforderung an die Landschaftsmalerei wird immer bleiben, daß sie das Naturleben in seiner Totalität erfaßt, die charakteristische Weise bestimmter Gegenden und einen Reflex menschlicher Gefühle ausspricht. „Ihren rechten Triumph aber feiert sie," sagt M. Carriere, „wenn beides zumal gelingt, wenn das Bild zugleich wie ein Gedicht wirkt und doch mit objectiver Naturwahrheit ausgestattet ist, wenn es die Seele des Künstlers so gut wie die der Landschaft selber enthüllt."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. 17. Juni 1864.

> Je mehr man sich in Shakespeares Genius vertieft hat und vertieft, desto mehr ist man inne geworden, daß nur eine das Kunstwerk begreifende Kritik dieses Genius würdig sey und zu seinem Verständniß und zu seiner Würdigung führen könne. Man hat angefangen einzusehen, wie jede kleinliche oder gar schulmeisternde Kritik des großen Dichters eben so unwürdig sey, als von seinem Verständniß abführe. — Je mehr man darnach strebt und ringt, sich Shakespeares Größe zum Bewußtseyn zu bringen, desto dankbarer und fruchtbarer erscheint diese Thätigkeit, da durch sie die innere schöpferische Wirksamkeit des Dichters aufgeschlossen wird.
>
> Rötscher.

Shakespeare und Hamlet.

Das deutsche Volk und sein Recht stehen gegenwärtig in einem traurigen Kampfe mit einem andern, ihm nicht unverwandten Volke, in dessen Charakter, neben vielen Tugenden, der Hang sich tief eingewurzelt hat, in Sachen des eigenen Nationalvortheils Recht Unrecht und Unrecht Recht zu nennen. Insofern könnte es fraglich scheinen, ob es passend sey, auch in deutschen Landen die Erinnerung an einen Dichter mitzufeiern, der jenem Volke angehört, statt dieß vielmehr zu vertagen, auf andere gegen Deutschland vielleicht einst gerechtere Zeiten. Wenn wir dessen ungeachtet Shakespeare eine Feier widmen, so fehlt es keineswegs an Gründen, welche hiezu berechtigen.

Einen Engländer, nämlich den Engländer Shakespeare, können wir immer feiern. Er ist nicht bloß Engländer, er ist eben so sehr ein Vertreter jenes an die Erneuerung des classischen Alterthums sich anschließenden Aufschwungs des europäischen Geistes überhaupt, der im sechzehnten Jahrhundert statt hatte und in demselben ein Blühen der schönen Künste durch ganz Europa hervorrief, wie es seitdem nicht wiederkehrte; er ist insbesondere für uns Deutsche nicht ein Fremder geblieben, er ist auf unsern Bühnen eingebürgert, er ist neben Goethe und Schiller unser Hausbuch geworden, er war diesen unsern Dichtern ein starker Stamm, an welchem sie in den Zeiten einer hohl und leer gewordenen Weltcultur sich selber aufrankten, aus welchem sie Kraft zogen für ihr ganzes Leben; und wenn wir auf seine Gesinnung sehen, so ist er am allerwenigsten derjenige Dichter, der sich dazu hergibt, was unwahr und unrecht ist im großen Weltgetriebe, in den falschen Schimmer vorgeblicher Reinheit und Lauterkeit zu kleiden. Um nun aber aus der reichen Fülle des Stoffs zu ehrender Erinnerung, welchen Shakespeare darbietet, etwas Bestimmtes herauszugreifen, sey dasjenige Werk von ihm gewählt, welches auch über ihn selbst am meisten zu reden gibt, die Hamlettragödie, die uns zudem schon darum am nächsten liegt, weil er durch sie am meisten Fuß in Deutschland gefaßt und Einfluß auf deutsche Dichtung gewonnen hat. Die neuere öffentliche Kritik ist zwar in Betreff Hamlets zu Ergebnissen gekommen, welche mit der ihm früher gewidmeten unbedingten Bewunderung sich nicht in Einstimmung befinden; aber geschlossen sind die Verhandlungen noch nicht; es ist immer noch möglich, daß bei fortgesetzter Betrachtung dieser tiefsinnigen Dichtung eine Ansicht über sie hervorgeht, welche ihren Werth wiederum auf die höchste

Stufe stellt, und jedenfalls ist sie so reich und so inhaltvoll, daß sie stets die Hauptquelle bleibt, aus welcher wir über Charakter und Wesen des Shakespeare'schen Geistes selbst Belehrung zu schöpfen im Stande sind. Eine Ehrenrettung Hamlets sey es demgemäß, womit wir beginnen, und woran sich das Weitere über den Dichter und sein Werk anknüpfe.

Es ist eine ihrer Zeit bekannt gewordene Thatsache, daß in zwei deutschen Ländern, welche unter der Gewalt des dänischen Scepters standen, der dänische Prinz Hamlet eine ganze Reihe von Jahren von der Bühne verbannt war, ohne Zweifel, weil man ihn weder mit den Worten noch ohne die Worte: „Dänemark ist ein Gefängniß," aufgeführt sehen wollte. Mit einem so kurzen Proceß machenden Verfahren läßt sich zwar die in Deutschland neuerdings an ihm geübte Kritik nicht in Parallele stellen; aber sie urtheilt doch so über ihn, daß der Prinz von Dänemark, wenn sie Recht hätte, schließlich nichts anderes verdienen würde, als von den Theatern aller Länder für immer zu verschwinden. Schon in England fand man, daß es dem Werke, namentlich in Vergleich mit Macbeth, an Handlung fehle; in Deutschland hat man diesen Tadel noch dahin erweitert, daß insbesondere ein greller Abstich da sey zwischen den grandiosen Anfangsscenen der Geistererscheinung und dem späteren thatlosen, zu halb komischen Schauspiel- und Fechterstücken herabfallenden, keine Spur von innerlich nothwendigem Fortschritt mehr zeigenden Gange der Handlung. Zu dieser Ausstellung ist sodann in neuerer Zeit von Seiten der namhaftesten deutschen Shakespeareerklärer eine kritische Auslegung hinzu gekommen, welche dem Werke des Dichters zwar keineswegs zu nahe treten will, wohl aber den Hauptcharakter desselben so tief herabdrückt, daß die Begeisterung unerklärlich wird, mit welcher frühere Zeitalter gerade dieses Gedicht ergriffen, und welche ebenso wir selbst wohl ohne Ausnahme empfanden, als es uns in unserer Jugend zum ersten mal vor Augen trat.

Auch in dieser Auslegung spielt der Begriff des Handelns die Hauptrolle; nur ist es nicht der ästhetisch dramatische Begriff von Handlung, sondern das Handeln im praktisch politischen Sinne, von welchem diese Erklärer ausgehen. Man hält es für seine Pflicht, dem deutschen Volke, weil es auf dem Felde der politischen That noch nicht so weit gekommen ist, wie mehrere seiner Nachbarnationen, bei jeder Gelegenheit seine Thatlosigkeit vorzuhalten. Zu einer solchen Gelegenheit nun schien nichts sich besser darzubieten, als Prinz Hamlet. Ist er ja doch eine Persönlichkeit, welche nicht zum Handeln kommt, sondern in Unmuth über die Welt sich verzehrt und ihr Zurückweichen vor der That büßt durch ihren eigenen Untergang; es scheint wirklich so, ein geeigneterer Text, als dieser, zu einer dem Deutschen in's Gewissen redenden Schilderung des Unsegens der Thatlosigkeit, könne nirgendwo gefunden werden. Allein dem Prinzen Hamlet freilich konnte es dabei nur sehr schlecht ergehen. Im Unmuth über deutsche Thatlosigkeit sah man in Hamlet, der einmal ihr Gegenbild seyn sollte, nichts als die Thatlosigkeit in der ganzen verwerflichen Schwäche und Verkehrtheit, in welcher man sie bei den eigenen Landsleuten zu sehen und bekämpfen zu müssen glaubte; Alles, was man gegen deutsche Thatlosigkeit auf dem Herzen hatte, mußte auf Hamlets Haupt kommen; die Absicht des Dichters sollte keine andere gewesen seyn, als die, die Thatlosigkeit in einem recht bedauerlichen Beispiel an den Pranger zu stellen.

Zuerst vor allen hatte der berühmte Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur in seinem Werk über Shakespeare diese Bahn eingeschlagen, indem er sagte, Hamlet sey, wie der Deutsche, ein Idealist, der sich alle Schätze des Wissens und der Bildung zu eigen gemacht habe, der aber der wirklichen Welt nicht gewachsen sey, weil es ihm an dem entschlossen geradeaus gehenden Muth der That und an der männlichen Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Pflicht fehle, der vielmehr zuerst über die Gebrechen der Welt elegisch traure, und sodann, als er sich dem Handeln in der Welt doch nicht ganz entziehen könne, an ihren Härten sich verbittere und verekele bis zu wirklicher Benachtheiligung seines ursprünglich edel angelegten Wesens, wie die deutsche Generation der Bewegungsjahre; ja er sey ein Charakter, der in Folge seiner Schwäche und Saumseligkeit förmlich gewissenlos werde, die krummen Wege arglistiger Verstellung gehe, mit kaltem Blut seine Jugendfreunde opfere und so zuletzt an Heimtücke und Hinterlist selbst auf den Standpunkt komme, welchen sein Oheim einnimmt, dessen Unthaten zu rächen er berufen war. Neuerlich nun erklärt ein zweiter Ausleger, F. Kreyßig, in seinen durch energische Frische sehr anziehenden Vorlesungen über Shakespeare geradezu, Hamlet sey ganz und gar nichts als ein vom Pesthauch moderner Weltcultur angesteckter geistreicher Schwächling der Eitelkeit und der Willensträgheit: er sey der träge Schwächling, der sich verrückt stellt, um nicht handeln zu müssen, der sich Zweifel erheuchelt an seines Vaters Erscheinung, um der Pflicht der Rache sich zu entziehen, und sich statt dessen darin behagt, mit seinem Weltschmerz zu spielen; er sey der eitle Schwächling, der mit dem ächten Hochmuth des Geistesaristokraten sich in seiner Ueberlegenheit

über die armen Hofleute selbstgefällig bespiegelt und in sophistisch selbstsüchtiger Verdrehung der einfachsten sittlichen Grundvorstellungen sich nichts daraus macht, daß in Folge seines geistreich intriguanten Gehens auf krummen Wegen Alles um ihn her elendiglich in's Verderben sinkt. So schreibt die deutsche Kritik und legt ohne Zweifel befriedigt die Feder weg; hat sie es doch ganz anders gemacht, als der traurige Dänenprinz, sie hat eine That gethan, sie hat feierlich gesprochen gegen Thatlosigkeit.

Sehen wir dem Sachverhalt ruhig in's Auge, so werden wir weder das Stück so handlungsarm, noch die Hauptgestalt desselben so ärmlich thatlos finden, wie die Kritik es glaubt. Die erste Behauptung, das Stück habe zu wenig Handlung, ist in gewissem Sinne wohl zuzugeben, aber nicht bis zu dem Grade, wie man gewöhnlich meint. In der That, das Stück hat auch so Handlung genug; ja es hat weit mehr Handlung, als es hätte, wenn Hamlet mehr handelte. In der altdänischen Sage, auf welche Shakespeares Werk gebaut ist, kommt Hamlet jenen kritischen Forderungen auf's Beste nach: sein Vater ist schon längere Zeit durch den Oheim getödtet; als Hamlet herangewachsen ist, tauchen mehr und mehr im Stillen Stimmen auf, welche begehren, daß dem frevelnden Usurpator, dessen Unthat keineswegs unbekannt ist, sein Recht geschehe; Hamlet, um das Schicksal seines Vaters nicht zu theilen, stellt sich wie Brutus blödsinnig, er wird aber dessen ungeachtet von dem argwöhnischen Oheim nach England geschickt, um getödtet zu werden, kommt jedoch durch die bekannte List glücklich zurück, verbrennt bei einem Gelage, nachdem er Alles betrunken gemacht, den königlichen Palast und die Großen des Hofes und tödtet den König selbst in seinem Bette. Da fehlt es allerdings nicht an dem, was man so Handlung nennt; aber wie einfach, wie ohne alle Verwicklung, und zugleich eine wie plumpe Haupt- und Staatsaktion ist diese Handlung!

Ganz anders bei Shakespeare. Bei ihm entwickelt sich aus dem Wahnsinn, den Hamlet simulirt, um unter der Maske desselben auf die verborgene Unthat des Oheims mit Anspielungen und Stichen losgehen zu können, welche das Geheimniß endlich an's Licht bringen sollen, ein so lebendiges Spiel und Widerspiel von Handlungen auf beiden Seiten, daß es seinem Werke gewiß nicht an bewegtem und wohl zusammenhängendem dramatischem Gange fehlt. Alles kommt in Unruhe; Alles will herausbringen, warum der Prinz so plötzlich sich verändert hat, Polonius und die Hofleute machen sich an ihn und werden hinter ihn geschickt, selbst Ophelia wird in gleicher Absicht aufgeboten, und in welche Pein und Geschäftigkeit wird vor Allem der König selbst versetzt! welche Qualen des Gewissens muß er erdulden! wie eifrig muß er auf Maßregeln gegen Hamlet sinnen! Er hat es bald heraus, daß es mit Hamlets grimmer Melancholie eine für ihn sehr gefährliche Sache ist, er fühlt von jedem Wort sich bitterlich getroffen, das von geheimen Fehlern und Verbrechen spricht; er muß es in dem von seinem Neffen veranstalteten Schauspiele selbst mitansehen, daß dieser seinen Frevel weiß oder doch richtig ahnt, er will zum Himmel beten um Straflosigkeit, aber er vermag es nicht, er kommt in die brennendste Verlegenheit durch den von ihm verschuldeten Tod des Polonius, er greift daher zu der verzweifelten Auskunft, seinen gefährlichen Neffen in England morden zu lassen (was ihm schließlich nur zu eigenem Verderben ausschlagen würde); auch das mißlingt ihm, und es bleibt ihm somit nichts übrig, als den Mord durch Gift, den er am Vater verübt, mittelst eines sehr gewagten Spieles am Sohne zu wiederholen. Nehmen wir noch hinzu, daß in Folge der Tödtung des Polonius die liebliche Blume Ophelia trostlos untergeht, und daß dieses doppelte Unglück hinwiederum den Laertes zur Uebernahme des Mordanschlags gegen Hamlet reizt, so ist es in der That nicht abzusehen, wie und warum es dem Ganzen an der lebendigsten, kunstvollsten, ja nur selten in gleichem Reichthum angelegten Verschlingung dramatischer Motive fehlen soll, und diese reiche Handlung des Stücks ist eben dadurch bedingt, daß der Held nicht den einfach geraden Weg zur Rache geht, sondern nur auf Umwegen an sie herankommt, die ihn allerdings vom Ziele so weit abführen, daß er es schließlich gar nicht mehr mit eigenem Willen, sondern nur gezwungen durch äußerste Tücke und nur auf Kosten seines eigenen Lebens erreicht. Eben so: was ist wohl tragischer, der kluge Hamlet der Sage, der den Hofleuten Wein servirt, das Schloß verbrennt, den König im Bett zu Tode sticht, oder der Hamlet des Dichters, der, weil er eine feinere Natur ist als die Leute um ihn her, nur mit schwerem Herzen und innerem Widerwillen und daher freilich ohne die gehörige Rührigkeit und Rüstigkeit und mit allzu vorsichtiger Sorge, daß das Unrecht wirklich an den Tag gebracht werde, ehe die Strafe eintrete, an das blutige Werk der Rache geht, dadurch den Argwohn seines Gegners herausfordert und so sich selber mit ihm opfern muß? Hierum, um eine ernsttragische Gestaltung eines wohl alterthümlich großartigen, aber auch elementarisch rohen, ja läppischen Stoffs, handelte es sich dem Dichter, nicht aber um die jedermänniglich wohlbekannte Moral, daß Thatlosigkeit auch bei großen Geistesgaben vom Uebel sey.

Was nun aber Hamlet selbst betrifft, so verhält es sich auch mit ihm nicht so schlimm, wie die neuere Auslegung glaubt. Weder wissen am Schluß des Stücks die Ueberlebenden davon etwas, daß elende Thatlosigkeit ein großes Unheil angerichtet habe, sondern sie sprechen von „blutig ungeheuren Thaten, von Schickungen des Zufalls, von Wechselmorden aus Hinterlist und unbedachtem Zwang, von wohlberechneten Planen, die zurückgefallen auf des Erfinders Haupt," noch ist es mit den Gesetzen der Logik vereinbar, daß im Sinne des Dichters Hamlet ein elender Schwächling seyn soll, Hamlet, der sein Liebling ist, Hamlet, dem er urkundlich seine eigene Mißbilligung der Mängel und Gebrechen der Welt, seinen eigenen innigsten Widerwillen gegen alle Hohlheit und Gleißnerei des gewöhnlichen Weltwesens, seine eigenen Anschauungen über Wahrhaftigkeit in Leben und Kunst in den Mund legt, den er eben so von denen, welche ihn kennen, preisen läßt als des Staates Hoffnung, als ächt königlichen Jüngling, der die Zunge des Gelehrten und die Bildung des ächten Weltmanns mit der Tapferkeit des Kriegers verband. Hamlet muß gut seyn trotz alles Mißgeschicks, das ihn beim Handeln verfolgt; das ist das Gewisseste von Allem, was über ihn gesagt werden kann. Er ist gut, aber er ist unglücklich auf dem Felde der That; denn er ist einerseits nicht zum Handeln geboren, sofern er mehr eine denkende, weltbetrachtende, Werth und Unwerth der Dinge erwägende und mehr eine fühlende und empfindende, als eine handelnde Natur, kurz sofern er mehr ein geistiger als ein praktischer Mensch ist, und er ist andererseits doch auch nicht der bloße Theoretiker und Empfinder, zu welchem man ihn stempeln will, um aus ihm ein warnendes Gegenbild deutscher Intellektualität und Sentimentalität zu machen; er ist gar nicht der Denker, der unbewegt die Welt an sich vorübergehen läßt, gar nicht der Gemüthsmensch, der vor den Härten der Wirklichkeit in die Einsamkeit eines lautlos zahmen Grams sich zurückzieht, sondern er ist, wie es einem zum thätigen Leben berufenen Prinzen und dem Sohne eines tapferen, thateneifrigen Vaters geziemt, insofern doch auch eine active Natur, als es ihm schlechthin unmöglich ist, sein Denken und sein Fühlen für sich zu behalten, wie etwa ein ruhiger Privatmann, der keine Geltung hat und will in der Welt. Er verschweigt nicht stoisch, was er glaubt und empfindet, sondern er will und muß es mittheilen, er verschließt Kummer und Grimm nicht in sich, sondern er will, daß andere davon wissen, er offenbart ihn in Rede, Geberde und Haltung auf schneidende und stechende Weise; er ist im Innersten seines fühlenden Herzens wohlmeinend und mild gegen Alle, aber seinen Tadel, seine Verachtung verbirgt er nicht, sondern spricht sie aus mit einer bis zur Härte gehenden Schärfe, welche verwundend in's Innerste trifft; er zwingt die Leute, zu sehen und zu hören, was sie für ihn sind, er tränkt ihnen mit verzweifelter Geistesüberlegenheit ein, was er von ihnen hält und nicht hält; er ist eine lehrhafte kritische Natur, ein Redner und Sprecher voll von Leben, von scharfer ätzender Kraft, voll von Lust und Trieb, in die Welt ein-, ganz besonders aber die Welt anzugreifen.

Diese Naturanlage nun macht ihn unglücklich im Handeln; aber sie macht ihn nicht sittlich verächtlich. Die Erregbarkeit und Stärke seines Gefühls, die Schärfe seines kritischen Sinns führen ihn freilich dazu, die Dinge um ihn her zu schwer zu nehmen, in die Reflexion auf die Nachtseiten des menschlichen Lebens sich zu lang und tief zu vergraben und so dem zu Allem entschlossenen Thronräuber gegenüber nicht schnell genug zu handeln, ja in der ersten Zeit zuvörderst gar nicht zu handeln, sondern noch fortwährend über des Vaters Verlust zu trauern und über die Schlechtigkeit der Welt zu grollen; aber schlechthin thatlos ist er darum nicht, wie sein späteres Handeln es zeigt, und er ist sich dieses melancholischen Hanges selbst als eines Fehlers bewußt, den er bekämpfen müsse und wirklich bekämpft, obwohl er nicht schon zu Anfang Herr über ihn wird, sondern nur allmählig sich gegen ihn aufrafft. Seine Natur ist nicht für ein Handeln, wie es hier stattfinden sollte, gemacht, aber sein Charakter ist so, daß er diesen Mangel der Natur erkennt und zu bessern sucht. Die Lebendigkeit seines reizbaren Gefühls, der weite Blick seines allseitig gebildeten Geistes machen es ihm freilich schwer, auf Eine Handlung sich so beharrlich zu concentriren, als es in vielen Fällen und so auch in dem seinigen gut wäre; er sinnt und empfindet stets zu viel, als daß Ein Gedanke, Eine That ihn ganz ausfüllen und dahinnehmen könnte, er ist als Denker zu universell, zu erhaben über einzelne Dinge und Verhältnisse. Aber auch das ist tragische Natureinseitigkeit, nicht Charakterfehler; als Charakter weiß er auch von diesem Fehler wohl und bekämpft ihn ernstlich; eben weil er sich bewußt ist, wie schwer es ihm fällt, sich zu sammeln, thut er nach der Erscheinung des Geistes diese bei einem andern als er komisch sich ausnehmenden pathetischen Gelübde, Alles zu vergessen, was mit dem Rachewerk in keiner Beziehung stehe, und wirft er wirklich mit grausamer Härte gegen sich und gegen seine Nächsten alles weg, was ihn sonst erfreute und beschäftigte.

Aehnlich, obwohl wieder anders, verhält es sich mit derjenigen Seite seines Wesens, die wir oben als die active bezeichnet haben, mit seinem unzähmbaren

Drange alles, was ihn innerlich bewegt, auch nach außen kundzuthun. Da er seine Gedanken nicht verbergen, den Mund nicht halten kann, so ist er nicht dazu gemacht, mit der Welt in Frieden zu leben; er ist geneigt zu Trübsinn, aber er fühlt in sich eben so sehr den Trieb, nichts ungerügt zu lassen, was ihm tadelnswerth erscheint; überall, wo ihm etwas Widriges oder Verächtliches begegnet, wird er den Kopf schütteln, die Stirn runzeln, die Pfeile seiner Satire versenden; da er den Werth und den Unwerth der Dinge so scharf aufspürt, so wird er stets etwas in der Welt finden zu Angriff und Bekämpfung und wird somit leichter als irgend jemand in praktische Verwicklungen gerathen. Allein er wird in denselben schwerlich praktisch verfahren, er wird als geistiger Mensch überall zu der Waffe des Worts greifen, er wird diese ideale Waffe vielleicht länger führen, als es klug ist, er wird sie auch da noch führen, wo der Kampf ein reeller wird, er wird unterliegen, weil er die Waffen des Geistes nicht schnell genug mit denen des Eisens und Blutes vertauschen wird. Ganz so geht es hier. Er operirt gegen seinen Gegner geistig, er sucht ihn durch herausfordernde Anspielungen auf seine That zu beunruhigen und hiedurch sein Geheimniß ihm abzuringen; dadurch zwingt er ihn zur Nothwehr und rennt arglos in das ihm gestellte Netz, weil er nicht bald genug daran dachte, daß der geistige Kampf so schnell aufhören und der Weg der Gewalt eingeschlagen werden werde.

Also nicht thatlos ist er in erster Linie, sondern „unpraktisch;“ nicht ein moralischer Schwächling ist er, sondern eine tragische Natur, zum Handeln nicht geboren und doch auch wieder geboren, nur nicht in der rechten Weise, geistig und daher mehr Gefühls- und Gedanken- als Willensmensch, geistig und dabei doch aggressiv, aggressiv und dafür doch zu geistig. In Folge seiner geistigen Natur ist er zudem zu einem innern sittlichen Kampfe mit dieser seiner Anlage genöthigt und durch diesen Kampf der wünschenswerthen Unbefangenheit und Frische des Vorwärtsgehens beraubt; und auch dieß ist übel für ihn, daß er als Mann des Geistes allzufern ist von Ehrgeiz und Stolz, von Sucht nach Macht und Genuß, von Geschmack an Intriguen und Ränken, d. h. von all den Gesinnungen, welche einen andern in seiner Lage sehr schnell zur Rache vorwärts geschoben hätten. Wie er gesitteter ist als seine Landsleute, weil Geistesbildung sein Ziel ist, so ist er durch diese Richtung seines Wesens zu uneigennützig, zu edel, zu wahrhaftig, um an dem unlautern Getriebe weltlicher Leidenschaften sich zu betheiligen, und zu innerlich, um den Trieb nach Glanz und Ruhm durch große Thaten in sich zu spüren, und so gehen ihm Hauptreize zum Handeln ab, ohne daß darum schon sein Charakter tadelhaft wäre. Im Januar unseres Jahres bewies ein Däne Shakespeares Landsleuten ihre Verpflichtung, Dänemark nicht hülflos zu lassen, damit, daß der große englische Dichter seinen „Mustermann“ nirgends andersher als aus Dänemark geholt habe. Dieser Däne hatte mit dem Obersatze seines Beweises so unrecht nicht; ja es wird sich zeigen, daß Shakespeare seinen Hamlet sogar aus Deutschland etwas holen ließ, um aus ihm in allen Stücken das Muster eines edel und fein gebildeten und dabei nicht etwa leeren oder unmännlichen Königsohns zu machen.

Doch wir lassen Hamlet jetzt für eine Weile bei Seite und legen uns, um auch des Dichters selbst zu gedenken, die Frage vor, wie er wohl dazu gekommen sey, dieses Drama zu dichten und gerade in dieses Werk seine eigensten und innersten Ueberzeugungen über Welt und Menschenleben niederzulegen. Fragen wir: warum hat er die, wenn auch gräßlich, so doch glücklich endigende Haupt- und Staatsaktion der Sage in eine tiefernste Tragödie verwandelt? warum hat er sie umgeformt zu einem Drama, in welchem der Hauptheld wenig handelt und die ganze deßungeachtet entstehende Handlung hauptsächlich geistiger Art ist, indem sie vorzugsweise in Reden und Gegenreden der Personen sich bewegt, und vorzugsweise die Gemüthszustände der Personen es sind, was zur Anschauung gebracht wird? warum hat er zur Hauptperson einen Helden des Geistes gemacht, der nicht der rechte Mann für das bewegte Weltgetriebe des Stückes ist und in demselben tragisch untergeht, trotzdem daß er sein und Aller Liebling ist?

Dieß Alles ist tief begründet im innersten Wesen unseres Dichters selbst, und wirft hinwiederum das klarste Licht auf dasselbe. Fassen wir seine dichterische Laufbahn von Anfang an in's Auge, so sehen wir Folgendes. Er tritt etwa in der Mitte seiner zwanziger Jahre erstmals nicht mehr bloß als Schauspieler, sondern als Theaterdichter auf. Und zwar, wie sich erwarten läßt, zunächst noch ziemlich im Geiste seiner Epoche. Er verfaßt auf der einen Seite, in die Fußstapfen älterer Vorgänger tretend, sogenannte Historien aus der englischen Geschichte, er schildert in den drei Dramen Heinrich VI. den Kampf zwischen rother und weißer Rose bis zum Siege des Hauses York. Hier ist ihm eben die „Historie,“ die geschichtlich überlieferte Handlung noch Hauptsache. Auf der andern Seite aber wendet er sich bereits auch dem eigentlichen, dem poetischen Drama zu, und zwar zunächst gleichfalls im Geist und Geschmack der Zeit, wie er ihn vorfand.

Dieser Geist und Geschmack der Zeit verlangte auch da vor Allem Handlung; man verlangte reiche und wechselvolle Begebenheiten, man verlangte spannende, ergreifende, die höhern und niedern Sinne des Menschen recht fassende und packende Situationen, man sah gern ungewöhnliche, die Einbildungskraft über die Prosa des Alltagslebens erhebende, wunderbare, phantastische, abenteuerliche Motive und Schicksale; man erwartete unterhaltende und ergötzliche Ereignisse, denen es an tüchtigem Reiz zum Lachen nicht fehlte. Wir können kurz sagen: man forderte von dem dramatischen Dichter eine eben so kräftig sinnliche als poetisch romantische Fülle von Handlung, und zwar dieselbe zugleich gewürzt durch reich sprudelnden Humor und Witz, der die Bewegung des Ganzen stets möglichst lebendig erhalten sollte. Ob bei diesen schaulustigen Forderungen höhere Rücksichten, wie psychologische Wahrheit der Charaktere und Befriedigung des sittlichen Gefühls durch moralische Wahrheit, mitbeobachtet wurden, kam noch weniger zur Frage. Auch unser Dichter ging auf all das ein.

Er bot seinem Publikum in Titus Andronikus ein so derbes, rohes, unnatürlich blutiges, gräßlich häßliches Bild theils entarteter, theils harter und rauher Menschheit, wie es nur irgend verlangt werden konnte, eine Rachehandlung, die an Scheußlichkeit und an Unglaublichkeit kaum ihresgleichen hat. Er brachte deßgleichen in seiner „Comödie der Irrungen,“ einem Lustspiel nach antik italischem Vorbild, das kindlich neckische Spiel nicht aufhören wollender Verwechslungen und Täuschungen auf die Bühne; er griff eben so hinein in die Poetik und Novellistik der neuromanischen Völker, und formte aus Stoffen, die er hier fand, jene frohsinnigen Stücke, welche Irrungen, Abenteuer, Freuden und freudig ausgehende Leiden mehr oder weniger romantischer Liebesneigungen schildern, die Edeln von Verona, die Zähmung der Keiferin, die verlorene Liebesmühe, den Sommernachtstraum. Allein in allen diesen Lustspielen macht sich bereits ein eigenthümlicher Zug bemerklich, ein Zug des Ernstes, der gar nicht bloß Scherz und Unterhaltung für die Phantasie, sondern noch etwas Anderes geben will, nämlich Wahrheit für den Geist, Wahrheit über Menschenleben, Menschenglück, menschliches Wollen und Thun, über Tugend und Untugend, über Werth und Unwerth menschlicher Leidenschaften und Bestrebungen, menschlicher Meinungen und Vorurtheile. Deßgleichen zeigt sich mehr und mehr das Streben des Dichters, seine Personen nicht bloß als Figuren, mit welchen wie auf einem Schachbrett ein Spiel aufgeführt wird, nicht bloß als Marionetten, welche durch die Handlung hin und her geschoben werden, sondern als Charaktere zu behandeln, welche die menschliche Natur nach irgend einer Seite hin in sprechender oder bedeutender Ausprägung darstellen; auch nach dieser Seite tritt er auf als Dichter, welcher Wahrheit geben, nicht aber ein bloßes Scherzspiel bieten will.

Ja in einem dieser Stücke, im Sommernachtstraum, erklärt er selbst so deutlich als nur möglich, daß es ihm vor Allem auf Wahrheit ankomme; gerade hier hat er mit dem prachtvollsten Reichthum und Humor der Erfindung dem reinen Phantasiespiel noch einmal das vollste Recht eingeräumt; gerade hier hatte er eine Reihe sehr unterhaltender, aber innerlich bedeutungsloser Neckereien in nächtiger Spukwelt gegeben, die sich alsbald in nichts auflösen; allein um so entschiedener läßt er seinen Herzog Theseus im letzten Akte jene berühmten Worte aussprechen, in welchen er diese Poesie der Feenpossen und Feenfabeleien zwar bezeichnet als einen „schönen“ Wahnsinn, der Gebilde von unbekannten Dingen formt und ihnen Gestalt und Namen gibt, aber doch als „Wahnsinn,“ der jeder andern Verrücktheit vergleichbar sey, und daß damit der Dichter seine eigene Meinung sagt, das bezeugt zum Schluß der Epilog: „Wollt ihr dieses schwache, eitle Ding, das nichts euch bot als Traum, nicht ganz verschmäh'n, so sollt ihr bald was Beff'res seh'n.“ In der That sehen wir den Dichter immer ernster und entschiedener auf Dasjenige hinarbeiten, was seiner Größe den Stempel der absoluten, der in Ewigkeit gültigen Vollendung aufprägen sollte, auf W a h r h e i t.

Was er bis jetzt theils mit seinen Zeitgenossen gemein, theils durch eigene Begabung bereits weit über sie hinaus zu erringen begonnen hatte, der Reichthum der Handlung, das Ergreifende und Spannende der Situation, die Großartigkeit und Feierlichkeit in Wort und Bild, die schlagend mächtige Kraft, die Kunst, sowohl Furchtbares und Schreckliches als Heiterkeit, Laune, sylbenstechenden Witz, pointen- und gleichnißreichen Humor, unendliche Anmuth und Süßigkeit mit vollen Händen auszutheilen, deßgleichen die Fertigkeit in Behandlung romantischer Stoffe — dieß Alles bleibt und bildet sich stets höher aus; der Dichter ist namentlich weise oder glücklich genug, die Romantik, dieses kostbare Erbstück des Mittelalters, nicht preiszugeben, sondern das Element des Mährchenhaften, des Phantastischen, des Wunderbaren fortwährend in seine Werke zu verweben. Allein obenan steht ihm überall die Wahrheit; seine Meinung ist, das Schauspiel sey ein Abbild der Welt, und es könne daher nicht bloßes Scheinwesen ohne Gehalt und Sinn, nicht bloßer Tand und Lügenschaum die Aufgabe des Schauspieldichters

seyn. Die Charaktere werden immer wahrer, d. h. treffender, tiefer, metallreicher, entwickelter, mannigfaltiger, folgerechter; die Begebenheiten hören mehr und mehr auf bloßes Phantasiespiel, bloß unterhaltende Handlung zu seyn, sie werden dargestellt in ihrem innern nothwendigen Zusammenhang mit Individualität, Wille und Empfindung des Menschen. Wo Sagen und Novellen Handlung bieten, da schafft der Dichter die Charaktere hinzu, aus welchen erst eine solche Handlung naturgemäß hervorgehen kann, und gibt so derselben erst menschlich psychologische Wahrheit; und wie er diese herstellt, so auch die moralische Wahrheit, d. h. den rechten Zusammenhang der Begebenheiten mit der Gesinnung, mit Würdigkeit und Unwürdigkeit, mit Schuld und Unschuld der handelnden Personen. Nicht minder endlich erhebt sich der Dichter zu voller Lebenswahrheit dadurch, daß er die Art und Weise, wie das Thun und Leiden auf die Seele des Menschen wirkt, oder daß er die der Handlung entspringenden Empfindungen und Gemüthszustände mit immer größerer Meisterschaft, als ob er jedem Menschen in's Herz sähe, zu schildern beginnt; so z. B. im Kaufmann von Venedig, in Romeo und Julia, in Ende gut Alles gut, in den beiden Richard, in Heinrich IV. und Heinrich V.

(Schluß folgt.)

Transatlantische Plaudereien.

(Fortsetzung.)

Stahel erhielt das Commando der Cavallerie im Distrikt Washington; seine Maßregeln zur Sicherung der Stadt waren sehr zweckmäßig und seine Leute hatten ihn außerordentlich lieb. Er gerieth in Differenzen mit dem bei Chancellorville geschlagenen Hooker und verlor endlich das Commando der Cavallerie, da er in Folge einer neuen Eintheilung unter einem General hätte stehen müssen, der jüngerer General war als er. Seitdem hat er eine Stellung in Harrisburg, dem Sitz der Regierung von Pennsylvanien.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nur bei einigen Personen länger verweilen. Mich verlangt natürlich darnach, die Braut zu sehen und ihr meinen Glückwunsch abzustatten. Ich hörte, daß sie im obern Stock sey, durchschritt den Vorplatz, um hinauf zu gehen, und rannte gegen den Registrator des Schatzamtes, L. E. Chittenden, der seine Frau am Arm hatte. Herrn Chittendens Namen kann man unter jeder Banknote der Vereinigten Staaten sehen. Seine Stellung im Finanzministerium ist eine sehr hohe, wie schon daraus erkenntlich, daß ihn Chase, als er neulich für längere Zeit nach Ohio reiste, zu seinem Stellvertreter ernannte, da der Assistent-Secretary Harrington zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Europa bereist.

Chittenden ist ein großer Mann von etwa fünfunddreißig Jahren mit angenehmem Gesicht und nachdenklichen, etwas ermüdet aussehenden Zügen. Er ist aus dem Staate Vermont, wo er Senator war und andere bedeutende öffentliche Aemter bekleidete. Er war Bankier und ist ein sehr geschickter Finanzmann; Chase hält außerordentlich viel von ihm. Chittendens politischer Einfluß — er ist natürlich Republikaner — ist schon wegen seiner socialen Stellung in Vermont bedeutend, wird es aber noch mehr durch sein treffliches Rednertalent. Gegen seine Untergebenen ist Chittenden gemessen und kalt; allein das ist nicht seine Natur, denn er ist gegen seine Freunde und Bekannte sehr liebenswürdig und eben so mittheilend, als er im Dienst zurückhaltend ist. Er interessirt sich für Naturwissenschaft und ist Mitglied eines hier bestehenden naturhistorischen Clubs; sein specielles Fach ist die Ornithologie.

Ich wurde mit ihm bald nach meiner Ankunft in Washington bekannt. Er hatte die Geduld, ein von mir in englischer Sprache geschriebenes Buch im Manuscript durchzulesen, in welchem politische und militärische Ansichten entwickelt wurden, die ihm eine günstige Meinung von mir einflößten. Ich besuchte ihn häufig in seinem Bureau und wir besprachen, die Karte vor uns, die militärischen Ereignisse des Tags. Der Zufall fügte es, daß meine Andeutungen und militärischen Auseinandersetzungen sich in der Folge als durchaus richtig bestätigten, und daß dadurch seine Meinung von

meinen Fähigkeiten eine noch günstigere wurde. Als ich ihn bat, mich bei dem damaligen Kriegsminister, Cameron, einzuführen, erhielt ich von Chittenden den liebenswürdigsten und schmeichelhaftesten Empfehlungsbrief, den ich je gelesen habe. Es ist natürlich, daß ich nicht unempfindlich gegen solche Freundlichkeit und dafür dankbar bin. Da ich nie diese Freundlichkeit mißbrauchte und Chittenden durch Anliegen belästigte, so ist das Verhältniß zwischen uns seit zwei Jahren dasselbe geblieben. Der Registrator — oder Register, wie er im Englischen heißt — ist ein sehr angenehmer Repräsentant eines Yankees. Ueberhaupt hat sich in dieser Zeit meine Ansicht über die Yankees — die ich aus englischen und zum Theil auch aus deutschen Schriftstellern erworben — durch eigene Erfahrung und Beobachtung bedeutend zum Vortheil der Amerikaner verändert, an deren Eigenthümlichkeiten man sich bald gewöhnt.

Chittendens Gemahlin ist eine anspruchslose, gebildete, liebenswürdige und hübsche Dame. Sie war sehr geschmackvoll und elegant gekleidet; allein was sie trug, kann ich den Leserinnen leider nicht melden, eben so wenig von den Toiletten der übrigen Damen Bericht abstatten. Ehrlich gestanden, es war unmöglich, dieselben recht zu betrachten, da man nie weit genug von ihnen stehen konnte, um einen Gesammtblick zu haben, und wenn man entfernt war, zu viele Personen dazwischen standen. Es genüge zu bemerken, daß im Allgemeinen die Moden von Paris und London zwei Jahre nach deren dortigem Erscheinen hier auftreten, obwohl einzelne Ausnahmen vorkommen. Die Damen sind sehr putzsüchtig und ruiniren dadurch nicht selten ihre Männer, besonders bei den jetzigen enormen Preisen.

Nicht weit von Chittenden stieß ich auf Dr. Solger, einen Deutschen, der sich hier allgemein eines sehr guten Rufs erfreut und als Schriftsteller und Redner vortheilhaft bekannt ist. Chittenden, welcher Verdienst und Geschicklichkeit schätzt, ohne zu fragen, ob der Mann deutschen Ursprungs oder ächter Yankee sey, hat Solger eine sehr geachtete Stellung im Schatzamt verschafft, indem er ihn zu seinem Stellvertreter — Deputy Register — annahm. Ich habe wohl später einmal Veranlassung, von Dr. Solger mehr zu sagen.

Auch bei Senator Wilson von Massachussets drückte ich mich mit einem kühlen Gruß vorbei. Er und Stanton verschmähten es, im Frack zu erscheinen. Wilson war gekleidet, wie ich ihn immer gesehen habe, obwohl ich nicht zweifle, daß er mehrere Röcke und auch mehrere Paar Stiefeln besitzt. In seiner Stelle hätte ich bei dieser Veranlassung ein Paar Patentstiefeln angezogen. Bei mir war das etwas anderes; ich hatte keine, die nicht geplatzt waren, und nicht eben siebzehn Dollars übrig — was sagen Sie dazu? vierzig Gulden für ein Paar Glanzlederstiefeln, die bei Ihnen zehn Gulden kosten! — um neue zu kaufen; allein Wilson hätte sie sich in seinen Mußestunden selber machen können. Der berühmte Senator ist nämlich von Natur ein Schuster. Ich bemerke dieß nicht, weil ich etwa das Schusterhandwerk für ein geringes halte, oder den Senator dadurch herabsetzen will; im Gegentheil, es ist höchst verdienstlich, daß ein Mann seines Standes sich zu einer der bedeutendsten Stellungen in dieser großen Republik emporgeschwungen hat. Er steht auf dem äußersten Flügel der Abolitionisten und ist an der Spitze des Militärcomités des Senates. Wo Wilson Militärwissenschaften studirt hat, weiß der Himmel; allein das ist hier auch nicht nöthig, man beurtheilt hier Alles nach dem „gesunden Menschenverstand," den man in Massachussets mit Löffeln gegessen hat. Ich bilde mir auch ein, gesunden Menschenverstand zu haben, allein derselbe verbietet mir, Herrn Wilson um eine Stelle als Schuhmachermeister zu bitten, und hätte ihn verhindern sollen, Generalen Kriegskunst lehren zu wollen. Freilich ist Wilson Milizoberst, oder jetzt gar General, allein ich habe in Bruchsal auch Pantoffeln machen gelernt.

So oft ich Wilson sehe, möchte ich ihm zurufen: „Schuster, bleib bei deinen Leisten!" und unterlasse es bloß, weil an jedem Schuster — wenn er sich auch Stiefelfabrikant nennt — immer noch etwas grobes Pech kleben bleibt und der Senator sehr kräftige Arme und ein sehr energisches Gesicht hat. Obwohl Abolitionist, und ich glaube auch Temperenzler und Pfuscher in Strategie, so ist er doch ein tüchtiger, obwohl grobschlächtiger Mann, der im Senat eine gewichtige Stimme und das Zeug hat, sie geltend zu machen. Der äußern Erscheinung nach ist Wilson Schuster. Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich das näher erklären.

Als Dr. Heller noch in Leipzig fremde Weine und Austern schluckte und drolliger erzählte, als er je schreiben konnte, theilte er das ganze Menschengeschlecht in Schneider und Schuster ein, und wir alle, besonders ich, waren von der Richtigkeit dieser Eintheilung so überzeugt, daß noch heute beim Anblick eines Menschen mein erster unwillkürlicher Gedanke: Schneider oder Schuster, ist. Es läßt sich nicht leicht definiren, was den Schneider und den Schuster macht; man fühlt es mehr, wenn man nur die Menschen mit der Voraussetzung betrachtet, daß sie entweder Schuster oder Schneider seyn müssen, und zu errathen sucht, welches von beiden sie sind. Beispiele machen das am klarsten.

Louis Napoleon ist ein entschiedener Schuster — gebe Gott, daß es ihm nicht einfällt, aus deutschem Leder französische Stiefeln zu machen! — und die Kaiserin Eugenie ist Schneider. Berthold Auerbach ist Schuster; Professor Wuttke ist Schneider; Heinrich Laube ist Schuster; der König von Preußen ist Schuster; der Herzog von Coburg Schneider; Mistreß Lincoln ist Schuster; der Präsident selbst ist ein Mammuth-Schneider; Herr Chase und Herr Stanton sind Schuster; die beiden Sewards sind Schneider; Mistreß Sprague ist Schneider; General Hooker ist Schuster; Carl Schurz ist Schneider, General M'Clellan Schuster, General Fremont Schneider, General Burnside Schuster, General Sigel Schneider u. s. w.

Schon mit einem Fuß auf der Treppe fühlte ich mich von hinten festgehalten; es war ein Secretär des Präsidenten, Herr Stoddard, der mich an die riesige Punschbowle lockte, um die Gesundheit der Braut zu trinken. Mit zarter Rücksicht für den Appetit und die Gefühle der Gäste war diese Bowle in einem ziemlich dunkeln Winkel placirt, wo man nicht gewahr werden konnte, ob jemand einmal oder ein Dutzend mal diese Gesundheit trank.

In den obern Gängen war das Gedränge auch ziemlich groß, denn hier waren die Büffets. Braut und Bräutigam kamen aus einem derselben und gingen einige Schritt vor mir vorbei, um in das Parlor im untern Stock zu gehen. Die liebenswürdige Braut erspähte mein aufrichtig glückwünschendes Gesicht und kam auf mich zu, um mir die Hand zu reichen, was mir Veranlassung gab, meinen Glückwunsch anzubringen.

Ich hoffe Mistreß, Sprague liest diese Blätter nicht, denn ich fürchte, was ich von ihrer Toilette sage, gefällt ihr nicht, obwohl ich der Meinung bin, daß es eher als eine Schmeichelei ausgelegt werden könnte. Jedes Mädchen pflegt im Brautschmuck hübsch, oder doch hübscher als gewöhnlich auszusehen; allein bei Mistreß Sprague war das nicht der Fall. Ich sehe sie am liebsten im Reitkleid oder im gewöhnlichen Abendanzug. Wer für sie ein weißes Sammtkleid wählte, vergaß, daß dasselbe bei Licht grau und schmutzig aussieht. Der schwere Spitzenschleier war zwar sehr schön, aber zu schwer, und das Brillantendiadem, welches sie trug, schmeckte mehr nach dem Baumwollenprinzen Sprague, als nach der Blumenkönigin Kate Chase. Ein Myrthenkranz oder Orangenblüthen hätte ich lieber auf dem schönen Kopfe gesehen, und glänzende Augen den glänzenden Steinen vorgezogen. Die schöne Braut sah fatiguirt aus und die Diamanten funkelten mehr als ihre Augen, was sonst nicht der Fall ist.

Oberst Sprague, mit dem ich erst bei einer spätern Gelegenheit bekannt wurde, ist ein angenehmer, recht hübscher junger Mann, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von einfachem, ungenirtem Wesen und den Damen gegenüber ein sehr galanter Mann. Ehestandswetterpropheten, deren es ja so viele Unberufene gibt, prophezeien Ehestürme und Donnerwetter, und es sind sogar Wetten gemacht worden, daß nach spätestens zwei Jahren eine Scheidung erfolgt seyn werde. Ich glaube kein Wort davon, und solche boshafte Prophezeiungen verdanken ihren Ursprung den neidischen Müttern heirathsfähiger Töchter, die auf den jungen und reichen Senator selbst speculirt hatten.

Zwei Zimmer waren zum Speisen eingerichtet. In dem einen waren substantiellere Dinge, wie Fleisch- und Austernspeisen, Gänseleber- und andere Pasteten; im andern der große Brautkuchen, Confekt, süße Speisen und dergleichen, Wein von allen Sorten im Ueberfluß und der trefflichste Champagner in beiden Zimmern, die Diener, schwarze und weiße, unermüdlich und aufmerksam.

Die Hochzeitgeschenke habe ich nicht gesehen und auch nichts davon gelesen, da die Herrn von der Presse nicht eingeladen waren, wie das hier sonst bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Die Hochzeit sollte ohne Ostentation, mehr wie ein Familienfest gefeiert und nicht wie eine Staatsaffaire behandelt werden, was sehr zweckmäßig und taktvoll war.

Die junge Frau empfing am andern Tage und reiste erst am zweiten mit ihrem Manne nach dem Norden ab, wo sie bis zum Zusammentritt des Congresses blieb.

2. Die Saison in Washington.

Am ersten Montag des Monats December versammelt sich stets der Congreß. Dieser besteht bekanntlich aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten, die beide im Capitol gleichzeitig ihre Sitzungen halten. In diese Versammlungen und in das Capitol gehe ich mit dem Leser ein andermal und skizzire für ihn die Väter der großen Republik, die als Pionier an der Spitze der Civilisationscolonne einher schreitet und den Wald der Vorurtheile mit der nüchternen und praktischen Axt des kühlen Menschenverstandes lichtet, wobei natürlich auch mancher ehrwürdige Druidenbaum und manche christliche Glaubenspflanze umgehauen und manche kindliche Mährchenblume zertreten wird. „Go a head, go a head, and do'nt care for such German sentimentalities!"

Wie viel Senatoren und Repräsentanten im Congreß versammelt sind, kann ich zwar leicht erfahren,

wenn ich mir von irgend woher das Verzeichniß verschaffe; allein dazu müßte ich ausgehen, und I calculate, daß mich dieser Gang mehr kosten würde, als mir die kahle Zahl einbringen kann, die am Ende auch den Lesern ganz gleichgültig ist. Da jetzt die Congreßmitglieder der secedirten und in bewaffneter Rebellion begriffenen südlichen Staaten fehlen, sie sind nicht allein weit weniger Väter des Staats in Washington als in früheren Jahren, sondern sie sind auch ganz andern Schlages. Der Südländer, welcher zum Senator oder Repräsentanten erwählt wird, nimmt natürlich in seiner Heimath einen gewissen hohen gesellschaftlichen Rang ein, den er nur durch Reichthum erlangen kann. Reichthum erlangt man aber im Süden nur durch den Ertrag der Ländereien, welche von zahlreichen Sklaven bearbeitet werden. Die südlichen Congreßmänner sind meistens Sklavenbesitzer und daher Aristokraten. Ich sage absichtlich „daher," denn ähnliche Ursachen erzeugen überall ähnliche Wirkungen. Die Leibeigenschaft in Europa gebar die Aristokratie, hier that es die Negersklaverei. Andere für sich arbeiten lassen ist vornehm; selbst arbeiten ist gemein. Die Chinesinnen schnüren sich ihre Füße nur deßhalb ein, um sich zum Gehen unfähig zu machen, da es weit vornehmer ist, sich tragen zu lassen, als sich selbst zu tragen; so lassen sich auch aus demselben Grunde die chinesischen Dandies die Fingernägel zu krallenartiger Länge wachsen, weil dieß jede Handarbeit unmöglich macht. Geld haben ist aristokratisch; Geld verdienen ist plebejisch.

Schon als diese Republik geboren wurde, lebten die Bürger der südlichen Staaten von der Arbeit ihrer Sklaven, die des Nordens von der eigenen, und es war daher natürlich, daß der südliche Bürger auf den nördlichen ungefähr mit denselben Gefühlen herabsah, mit denen der deutsche Baron vor etwa fünfzig Jahren rückwärts einen Schuster, Schneider, Bankier oder Seifensieder betrachtete, oder wie der englische Lord dergleichen Leute noch heutzutage ansieht, selbst wenn er dem Zeitgeist und Menschenverstande die Concession machen muß, diese selbstverdienenden Plebejer an der Grenze seines Gesellschaftscirkels zu dulden.

Wenn nun schon am Anfang der Republik die beiden die höhere Gesellschaft im Süden und im Norden darstellenden Linien divergirten, so muß dieß nach Verfluß fast eines Jahrhunderts noch ungleich mehr der Fall, das heißt, die gegenwärtigen Endpunkte der Gesellschaftslinien müssen bedeutend weiter von einander entfernt worden seyn. Natürlich, im Norden nahmen Handel und Verkehr von Jahr zu Jahr zu, die Gelegenheit zum Verdienen ebenfalls, und damit die Gier zu verdienen. Nun ist es aber eine bekannte Erfahrung, daß das ewige Umherrollen von Geldgedanken den Geist eben so verunreinigt, wie Geldzählen die Finger beschmutzt. Ich könnte das ungläubigen Bankiers und Kleiderjuden an ihrem eigenen Beispiel beweisen, wenn sie mir die Photographie ihres Innern zuschicken wollten, habe jetzt aber keine Lust, diese Behauptung näher zu motiviren.

Der Geldmensch wird barbarisch praktisch; Alles, was kein Geld bringt, belächelt er verächtlich und vernachlässigt deßhalb die Cultur von Allem, was ihm bloß als Zierrath erscheint. Die Folge davon ist, daß er die äußern gesellschaftlichen Formen, welche den Umgang angenehm machen, eben so gering schätzt, wie die Formen der Gedanken. Das Produkt ist nur allzu oft ein unästhetisches, den gebildeten Geist abstoßendes Individuum, dessen Denkweise empört, und dessen äußere Manieren und gesellschaftliche Gewohnheiten Widerwillen erzeugen.

Herr Bankier Hirschmeier, ich sehe Sie glühen vor Entrüstung, und Ihre Diamantnadel — sie kostet Sie zweitausend Gulden, ich weiß es — tanzt auf Ihrem Batisthemd, und nur Ihre hohe Bildung und Ihr gesellschaftlicher Takt hält Sie ab, mir ungestüm in die Rede zu fallen. Sagen Sie nichts, Herr Hirschmeier: ich weiß, daß Sie die Kunst protegiren und daß Ihre palastähnliche Wohnung voll schöner Gemälde und Statuen ist, daß Ihre Lydia Beethoven spielt, daß Sie und sie für Richard Wagner schwärmen, trotz dem, daß er nicht von unsere Leut; ich weiß, daß Sie Kant, Schelling, Hegel, Feuerbach und Arthur Schoppenhauer studirt haben, daß Sie Schweinefleisch essen trotz der Trichinen und Mosis, bloß der Bildung wegen — kurz ich weiß, im vollen Ernst gesprochen, daß Sie ein sehr gebildeter, feiner und guter Mann sind, trotzdem daß Geldgedanken durch Ihren Kopf rollen und Sie sich den größten Theil des Tages um Metalliques und Curs Augsburg bekümmern müssen. Lassen Sie mich ausreden.

Ich weiß sehr wohl, daß Handel und Gewerbe die Wiege der Cultur sind, die Träger der Civilisation, und daß der Beweis davon auf jedem Blatte der Geschichte zu finden ist; Sidon, Tyrus, Carthago, Venedig, die Niederlande, England und Frankfurt am Main und Babylon. Ich weiß, wohin der Handel endlich führt, eben so wie ich weiß, daß die wild umherliegenden, mehr oder weniger behauenen Marmorblöcke einst zu einem prachtvollen harmonischen Gebäude zusammengefügt zu werden bestimmt sind. Sie, Herr Hirschmeier, sind bereits ein korinthisches Kapitäl am Tempel des Jupiter Mammon; aber unsere neu englischen Baumwollenspinner und Stockfischhändler sind

zum größern Theil noch sehr ungehobelte Blöcke, denn der Thurm von Babel, welchen die Yankees als Civilisationsland- und Seemarke für die Völker der Erde zu errichten beabsichtigen, ist noch kaum über das Fundament empor gestiegen.

Besehen wir nun die südliche Seite der Medaille. Arbeitslosigkeit hat im Südländer alle Fehler und auch alle Tugenden unserer europäischen Geburtsaristokratie entwickelt. Die Sklavenarbeit verschaffte ihm Reichthum, besonders seit der Verbrauch der Baumwolle so allgemein und ungeheuer wurde. Die Arbeit, die er zu verrichten hatte, bestand nur im Anordnen und Befehlen, und auch das wurde einer geringeren Klasse der Weißen überlassen; er hatte seinen Geist nur damit zu beschäftigen, wie der leicht erlangte Reichthum am besten zur Erhöhung des Lebensgenusses anzuwenden sey. Während der Yankee sich selbst den rohen, aber festen Lebensstab im Schweiß seines Angesichts zurecht hieb, ließ der Südländer die Neger schwitzen und amusirte sich mit der leichten Arbeit, diesen Lebensstab zu poliren und zu verzieren. Jeder that das natürlich nach seiner Weise, versuchte aber stets, dem Vornehmeren nachzuahmen, wie im Norden der Aermere dem Reicheren. Während der Papierhändler Millionen herumwälzt und der große Kaufmann seine Schiffe nach allen Weltgegenden ausschickt, wälzt der kleine Mann seinen Dollar, und wer keine Schiffe ausschicken kann, läuft oder fährt schachernd im Lande umher. Während der große Plantagenbesitzer, der tausend Sklaven für sich arbeiten läßt, seine Zeit im süßen Nichtsthun hinbringt und sich mit allen Lebensgenüssen umgibt, welche er durch seine Besuche Europas kennen und schätzen lernt, zu welchen er Zeit und Geld hat, ahmen ihm die kleinen Besitzer, die nur drei bis sechs Sklaven halten, wenigstens im vornehmen Faulenzen nach und in solchen Genüssen, wie sie dieselben zu Hause kennen lernen und haben können. Sie trinken, spielen, raufen und liebeln wie unsere kleinen Edelleute in der guten alten Zeit, bleiben eben so unwissend wie diese, gewöhnen sich aber durch das Befehlen ein aristokratisches Wesen an, das ihnen einen besondern Anstrich gibt. Sie sind stolz, weil sie Herren sind, und kommen sich als Faulenzer vornehm vor gegen den selbst arbeitenden Yankee, der seinen Schuhputzer als seines Gleichen betrachtet — in der Theorie wenigstens.

Ich bin weit entfernt, dieser südlichen Sumpfpflanze, so gefällig ihre Formen auch äußerlich erscheinen mögen, vor dem nördlichen Kohlkopf den Vorzug zu geben; denn die Blüthe des ersteren enthält ein subtiles Gift, das die Menschheit entnervt, während der Kohlkopf gesundes Futter ist; allein jedenfalls ist die edel geformte, schön blühende und wohlriechende südliche Blume in einem Salon angenehmer als der nördliche Kohlkopf.

Washington zählt zu den südlichen Staaten, denn im Distrikt herrschte die Sklaverei, bis sie Abraham Lincoln in demselben aufhob. Maryland und Virginien, welche den kleinen Distrikt umschließen, sind ebenfalls Sklavenstaaten, und es war natürlich, daß ein bedeutender Theil der vornehmeren Bevölkerung von Washington aus Sklavenbesitzern bestand, welche sich einen großen Theil des Jahres in dieser Stadt in ihren Häusern aufhielten. Dazu kam noch, daß bis zum Regierungsantritt Lincolns die Präsidenten, Minister und Beamten fast immer dem Süden angehörten, und sie sind es, welche in Washington, der Bundeshauptstadt, den größten Theil der Gesellschaft ausmachten. Vor dem Kriege herrschte also das südliche Element in Washington bedeutend vor und gab der Gesellschaft die Färbung. Die Revolution hat das alles verändert. Eine Menge der schönsten Gebäude sind von ihren Eigenthümern verlassen, die sich entweder offen der südlichen Partei angeschlossen, oder sich nach Europa begeben haben, um nur nicht mit den barbarischen Gewalthabern in Berührung zu kommen. So muß es, denke ich mir, in Memphis gewesen seyn nach der Eroberung Egyptens durch die Hyksos.

Wo ein Aas ist, sammeln sich die Geier. Die etwa neuntausend Millionen Gulden, welche Herr Chase in etwa dritthalb Jahren den Einwohnern der treugebliebenen Staaten abgeborgt hat, sind ein mächtiger, unwiderstehlicher Magnet, und die Yankeegeier von Neu-England und die deutschen Habennasen von Newyork schwärmen in den breiten Straßen Washingtons; man reibt sich an ihnen überall in den Theatern und in den Hallen der großen Hotels, und ich weiß wirklich nicht, was unangenehmer ist, ob der reckelhafte, tabakkauende und nach Schnaps stinkende Schacheryankee, oder der zudringliche und geschwätzige deutsche Schacherjude von Newyork, dessen natürliche Unverschämtheit und obscöne Frechheit durch amerikanische Freiheit in's Unerträgliche potencirt ist.

Der Präsident ist ein Nordländer, eben so die Minister und all die Tausende von Beamten, welche im Schatzamt, in den Ministerien, bei der Post und in den Militärdepartements angestellt sind. Sie sind aus allen Staaten hier zusammengewürfelt, denn die Stellen in den verschiedenen Ministerien werden nicht nach der Fähigkeit der sich darum Bewerbenden besetzt, sondern nach dem mehr oder weniger großen Einfluß, den sie bei der Wahl zum Präsidenten in die Wagschale gelegt haben. Talent ist ganz Nebensache, und

wer danach fragt, erregt Verwunderung. Ein Yankee bildet sich ein, zu Allem Talent zu haben, und wird sich keinen Augenblick besinnen, eine Stelle als Finanzminister oder Minister des Auswärtigen u. s. w. anzunehmen, so bald es ihm nur klar ist, daß er so und so viel dabei realisiren kann. Der Platz ist der beste, welcher die beste Gelegenheit zum Geldmachen bietet, was man bei uns stehlen nennt. Den Staat nicht zu bestehlen, gilt für eine Albernheit; ist man denn nicht zur Belohnung dafür, daß man die Führer der Partei in das Heumagazin hat führen helfen, an die Krippe gebunden worden? Wegen des unbedeutenden Gehaltes allein gibt kein Richter oder Advokat seine Stellung und Praxis auf, verläßt seine Heimath und seine Familie, um vier Jahre in dem theuern und nichts weniger als angenehmen Washington zu wohnen. Man will Geld machen, und wenn das eben nicht geht, Einfluß gewinnen, um vermittelst desselben für die Folge Geld zu machen. Die Herrlichkeit dauert nur vier Jahre und man muß Geld machen, so lange die Präsidentensonne scheint.

Unter der gegenwärtigen Regierung ist der Diebstahl am Vermögen des Staates ärger und frecher betrieben worden als jemals unter einem andern Präsidenten. Die Schuld liegt nicht am Präsidenten, oder an den Mitgliedern seines Cabinets — gegen kein einziges ist bis jetzt eine Anklage erhoben worden — sondern an besondern Umständen. Bis vor vier Jahren regierten meist Südländer, und Südländer waren es hauptsächlich, welche die vortheilhaften Stellen einnahmen. Jetzt endlich kam die Reihe der Abfütterung an der Staatskrippe an die Leute des Nordens, an eine Partei, welche mit großer Gier seit Langem auf solch ein Ereigniß gewartet hatte. Dieser Wechsel erfolgte für die Stellenjäger im glücklichsten Augenblick, kurz vor Ausbruch eines Krieges, der ungeheure Summen erforderte, von denen natürlich mehr für die Diebe abfiel, als von den früheren verhältnißmäßig unbedeutenden Einnahmen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß von den neuntausend Millionen Gulden, welche Chase von der Nation für den Staat geborgt, wenigstens dreitausend Millionen sich in unberechtigte Hände verirrt haben. Wie hier gestohlen und gewirthschaftet wird, davon hat man in Deutschland keinen Begriff. Ich werde später einmal Gelegenheit finden auf diesen Gegenstand zurückzukommen, besonders wenn ich den Leser in das Finanzministerium führe; jetzt würde mich eine solche Diversion zu weit von meinem gegenwärtigen Thema abführen.

Einstweilen bitte ich, sich nicht an dem groben Wort stehlen zu stoßen. Es ist eine böse Gewohnheit von mir, die Dinge immer beim rechten Namen zu nennen, was man aber hier gar nicht gern sieht; es ist so unhöflich und klingt so unmoralisch — stehlen! Wir Alle wissen, daß die Damen X. Y. Z. — ich könnte übrigens bei A. anfangen — hier in Washington sich „die Cour machen lassen," und daß sie mit aller Naivetät kostbare Geschenke von ihren Verehrern nicht nur annehmen, sondern verlangen; allein würde ich nicht eine tödtliche Sünde begehen, wenn ich diese Damen gleich mit dem gröbsten Ausdruck stempeln wollte? Und doch bleibt eigentlich ein Zahnstocher immer ein Zahnstocher, wenn ich ihn auch curedents nenne.

Diese Washingtoner Damen verlangen ein besonderes Kapitel; für jetzt nur wenige Worte.

Washington ist berüchtigt als der sittenloseste Ort in den Vereinigten Staaten; allein ich kann nur sagen, daß, wenn dieß wirklich der Fall ist, die Sittenlosigkeit mit großem Decorum betrieben wird. Sie mag mehr Fleisch und Blut und principiell geworden seyn, als in den großen Städten Deutschlands und in London; allein äußerlich merkt man hier jedenfalls weniger davon. Das kommt großentheils daher, daß die amerikanischen Liebhaber discreter und die Washingtoner Damen weniger klatschsüchtig sind als bei uns. Die Männer sind discret, weil Indiscretion durchaus unpraktisch und gegen das eigene Interesse ist; die Damen klatschen nicht über Andere, damit man nicht über sie klatscht. Die Cour lassen sich Alle gern machen, und es wäre sehr schlechte Politik, sich eine Annehmlichkeit dadurch zu verderben, daß man den Verdacht von Ehemännern und Brüdern rege macht; was unangenehme Pulververschwendung zur Folge zu haben pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 21. März 1853.

Vom alten Haynau, den man in der Welt für einen Blutsäufer ausgeschrieen hat, und den zumal unsere Freunde, die Engländer, auf das Schändlichste aufgeputzt haben, hört man jetzt, nach seinem Tode, schon die gemüthlichsten Geschichten. Sein Kammerdiener, ein Italiener, wurde über seinen Tod befragt, da er allein gegenwärtig war; er sagte, er habe ihn gerufen und sich an mehreren Stellen von ihm frottiren lassen, weil er im Rücken und in der Brust Krämpfe habe; dann mußte er ihm ein Glas Wasser bringen. Wie er es ihm brachte, konnte er schon das Glas nicht mehr halten, sondern machte ein paar ganz leichte und ruhige Bewegungen mit der Hand und war todt. „E morto come un angelo," sagte der Italiener mit Thränen in den Augen. Als der Kaiser aus der Stephanskirche kam und die ganze Generalität ihn auf der Bellaria empfing, ging er, als er Haynau erblickte, auf ihn zu und gab ihm die Hand. Das hat ihn so ergriffen, daß er sie mit Heftigkeit erfaßte und küßte und mit Thränen bedeckte. Bei Ficquelmont war er ein paar Tage vorher und sagte: „Niemand verabscheut den Krieg so wie ich und hält ihn für ein größeres Uebel; muß er aber geführt werden, so ist es eine Grausamkeit, ihn matt zu führen, denn dann dauert er um so länger, und was grausam scheint, wird eigentliche Milde. Ich habe bei Brescia ein paar hundert Mann mitrailliren lassen, und es war aus und keine Maus hat sich mehr in Italien gerührt, und bei Venedig haben wir in Jahr und Tag 20,000 Menschen durch Kämpfe und Krankheiten geopfert." Dann sagte er: „Die Hauptverräther, die mit den Waffen in der Hand gefangenen desertirten österreichischen Generale und Obristen mußten hingerichtet werden; ich habe sie hinrichten lassen, sonst hätte der Kaiser es müssen thun lassen, und den mußte man so viel als möglich aus dem Spiele lassen." Das sind nicht die Gesinnungen eines Wütherichs. Heß, der die beiden Campagnen in Italien mit ihm gemacht hat, sagt: nie habe er einen gehorsameren General unter sich gehabt. Er war von einer wahrhaft rührenden Anhänglichkeit an den alten Radetzky; wenn er sich in etwas nicht fügen wollte, durfte Heß ihm nur sagen: „Haynau, dem Marschall darfst du keinen Verdruß machen, er ist alt und man muß ihn schonen," und aus war's — und er schrieb drei bis vier Briefe hinter einander an ihn oder Schönhals, aus Besorgniß, der alte Marschall könnte aufgebracht seyn.

Dagegen war er voll Tollheiten, wenn er gereizt wurde, und voll Seltsamkeiten im gewöhnlichen Leben. So bei seiner Abberufung. Er meldete, er wolle einen Bischof hängen lassen; man befahl ihm, denselben unter Bedeckung nach Wien zu schicken und die Akten seines Processes dazu. Da er alter ego und Begnadigungs- wie Verdammungsrecht an ihn delegirt war, so war er wüthend darüber, suchte aus allen die zwanzig gravirtesten Verbrecher, wie z. B. den Bluthund J. aus und ließ sie augenblicklich frei. Natürlich mußte man ihn abberufen. Als er vor Szegedin ankam und seine Operationen begann, die nach fünf Tagen mit der Einnahme von Temesvar den Krieg endigten, sagte er zu Fürst Liechtenstein: „Jetzt hab' ich einen Kurier an Rothschild nach Wien expedirt und ihm aufgetragen, für meine Rechnung für eine Million Staatspapiere zu kaufen. Ihr sollt sehen, wie ich jetzt den Curs in die Höhe treiben werde." Das ist doch auch nie dagewesen, an der Spitze einer Armee zugleich à la hausse auf der Börse zu spielen. Mit Einem Wort, er hat ungeheuer viel vom alten Blücher, der nur noch mehr Humor gehabt als Haynau (und nicht in einem Bürgerkriege diente), sonst aber ganz derselbe — Spieler am grünen Tisch und auf dem Schlachtfelde, rücksichtslos und doch auch wieder nicht ohne Gefühl, dieselbe Energie, dieselbe ungehemmte Thätigkeit. Von Paskiewic, den er immer Paschkowitz nannte und nie ohne einen H.... zu seinem Namen zu setzen, sprach er in Gegenwart der russischen Offiziere auf eine Weise, daß Schlick und Liechtenstein und alle unsere ausgezeichnetsten Generale außer sich waren und sich immer nur bemühten, die Sache als einen Spaß oder als Taktlosigkeit darzustellen. Auch Rüdiger konnte er nicht leiden: „Der Kerl war seit ewigen Zeiten mit dem H....tet Paschkowitz wie Hund und Katze; nur jetzt, weil er sieht, daß es auf mich losgeht, halten die H....tet zusammen." So sprach er ungenirt, und nur den General Berg und Paniutin liebte er zärtlich.

Alle diese Dinge machten den Gegenstand der Conversation bei Ficquelmont gestern Abend aus. Auch dem Kaiser sind die Thränen in die Augen bei der

Nachricht von seinem Tode getreten, und er hat gesagt: „Ich weiß, daß ich an ihm einen mir unter allen Umständen anhänglichen und treuen Diener verliere, der mich liebte, wiewohl ich ihn strafen mußte.“ Er liebte den Kaiser und hätte jeden Augenblick sein Blut für ihn gegeben.

Den 23ten.

Was sagen Sie zu der Geschichte in Turin, wo der Haushofmeister des englischen Gesandten fingirte Verschreibungen von den Mailänder sequestrirten Emigranten aufkaufte, und als dieselben vorgelegt werden, erweist sich, daß statt 1852 im November 1853, aus Versehen, in der Eile und im bösen Gewissen geschrieben, mithin vordatirt worden ist. Das thut der Hausstand des englischen Gesandten, was thun dann die andern Wühler? Zum Glück wurde der Akt bei der österreichischen Gesandtschaft vidimirt und Abschrift genommen; das Vordatiren ist daher nicht abzuleugnen. Das sind ächte H . . . . — und nicht Haynaus Paschkowitz.

Den 29sten.

Gestern mit L. allein gegessen: Kräutersuppe, die Joseph Ihnen zu Ehren täglich kocht, und die ich Ihnen zu Ehren täglich esse. Unsere Kirche in Aussee hat wiederum einen großen Schritt zur Wirklichkeit gemacht, und ist wenigstens um ein Jahr ihrem Daseyn näher gerückt. Franz Thun, Sektionschef in seines Bruders Ministerium, zunächst für Kunstsachen, war bei mir, um mich zu fragen, was mir in der Sache angenehm seyn möchte, daß das Ministerium des Cultus thue — denn die eigentliche Entscheidung, die Geldfrage, hängt von Baumgartner ab; — er sagte mir, daß der eingereichte Bauplan eine ganz hübsche Composition sey, nur mehr englisch gothisch, als eigentlich gothisch; auch sind 43,000 fl. angetragen. Ob sie resolvirt werden, ist eine andere Frage. Ich bat ihn, mir die Plane zu schicken, die ich durchsehen will, und dann meine Bemerkungen beifügen. Nie ist noch in Oesterreich solch ein Kirchenbauplan vom Staat aus zu einer Dorfkirche entworfen worden. Ich werde mich nun auch mit Baumgartner besprechen, sobald ich Gelegenheit finde, denn der arme Mann ist sehr leidend, und die Aerzte sagen, daß es gerade am entscheidenden Punkte mit ihm sey, ob es ihm nicht wie Fürst Felix oder wie Stadion gehen werde; er hat sich überarbeitet und darf nur in den Rathssitzungen erscheinen, aber nicht selbst arbeiten. Unser Kaiser ist ganz gesund und geht wieder auf die Bastei wie früher; er war mit Stratford Redcliff magnifique, wie ich durch Fürst Paul Esterhazy erfahren habe; überhaupt stehen unsere Sachen sehr gut, und England hat entschieden uns gegenüber Fiasco gemacht, und schon jetzt wird dort die Nothwendigkeit erkannt, sich wieder gut zu stellen, nur weiß man noch nicht wie, und fürchtet sich mehr vor der Revolution im eigenen Lande als vor einem auswärtigen Zerwürfniß, das aber nach und nach zu einer vollständigen Isolirung Englands führen würde. Daß wir mit Preußen wieder auf gutem Fuß sind, freut mich, und meine Schuld ist es nicht, daß wir's nicht immer waren; ich bin sogar der Meinung, daß Oesterreich jede nur mögliche Courtoisie für Preußen haben muß, damit ihm das Gefühl nicht weh thut, daß Oesterreichs Weltstellung, durch die Verhältnisse und durch die geographische Lage gegeben, die preußische, künstlich angelegte, nothwendig überflügelt.

Den 30sten.

Abends fuhr ich zum Fürsten Metternich und dann zu Ficquelmont; beide Salons waren voll Leute, und man hat recht, zu Männern zu gehen, die immer Dinge aus dem vergangenen Leben zu erzählen wissen, die unzähligen Vorfällen erst die eigentliche Beleuchtung verleihen und sie begreiflich machen. Die Zeitgeschichte studirt man in solchem Umgange ohne Vergleich besser, als in allen Universitätsvorlesungen. — Papich war bei mir und hat mich ein ganz allerliebstes Billet von Rückert lesen lassen; es scheint, daß ihn das Gedicht im Lloyd sehr gefreut hat; für mich ist das Briefchen viel zu lobpreisend. Wenn ich aber Rückert als den ganz durch und durch natürlichen und wahren Charakter denke, für den ihn die ganze Welt kennt, so darf ich doch glauben, daß es ernst gemeint ist, und daher freue ich mich viel mehr darüber, als hätte es wer immer sonst geschrieben.

Ich bin in high spirits, weil ich sehr zufrieden mit dem Gang unserer Politik bin, und hoffe, daß wir bald die Vergangenheit mit ihren letzten Nachwehen hinter uns haben werden. Heute ist ein sehr guter Artikel in Nr. 56 der Allgemeinen Zeitung. Ich bin sehr froh, wenn wir mit Preußen gut stehen, wenn es nur dauert; aber lesen Sie die Kölner Zeitung, und selbst die Breslauer und Berliner; es ist in der That schwer mit solchen Leuten zu harmoniren, wenn man auch den besten Willen dazu hat.

Den 31. März.

Seit den guten Aussichten, die ich aus Ihrem Briefe für M.'s Besserung zu entnehmen wage, bin ich

ganz guter Dinge und greife die Arbeit wieder mit besserem Muthe an. Heute hat mir Franz Thun die Plane bezüglich der Ausseer Kirche zur Einsicht geschickt. Das Projekt ist im Ganzen mit Freuden aufzunehmen, obgleich eine Art von gothischem Zwischenbau den alten Thurm von der Kirche trennen soll, der mir die Harmonie, vielleicht auch nur die Symmetrie stört; Ihnen wird es gefallen, denn es ist ziemlich exotisch. — N. soll nur noch Wochen leben können. M. hat, so ein leichtsinniger Ehemann er auch ist, doch seine Frau sehr lieb; das soll manchmal sehr gut mit einander bestehen können, wie viele Leute behaupten. — Dieser Tratsch ist Ihren Töchtern dedicirt, die Mama aber nimmt auch Theil daran.

Den 1. April.

Gestern war ein Diner bei Graf Arnim, wo man classisch ißt; ich aber leiste jetzt sehr wenig am Essen. — Der junge Revertera * war heute bei mir; er kommt von München fort nach Stuttgart als Secretär; er ist ein äußerst hübscher und angenehmer junger Mensch. — Was Alles an mir zehrt und meine Hülfe in Anspruch nimmt, davon machen Sie sich keinen Begriff.

Den 2. April.

Heute ist meiner Frau Geburtstag. Ich mache mir Vorwürfe, daß der Tod das Andenken der Menschen, selbst der geliebtesten, so in die Ferne rückt, und doch ist es eine weise Einrichtung. Jede andere Trennung kann aufhören, diese nicht! Und was sollte aus dem Menschen werden, wenn er den Einwirkungen der Zeit nicht nachgäbe? Aber Vorwürfe mache ich mir doch, daß ich so gelassen darüber sprechen kann.

Den 4. April.

Wenn Alles geht wie es soll, so bringt dieser Brief meine Wünsche zu rechter Zeit nach Sagan; Gott möge Sie uns erhalten und es Ihnen gut gehen lassen — diese Bagatelle kann er uns schon zu Gefallen thun. Sie haben zwar prätendirt, ich solle Ihnen gar nichts zum Geburtstage schenken, ich thu's aber doch nicht, und schicke Ihnen — so gut wie nichts. — Buol hat den Alexander Newsky bekommen und Arnim und Lacour das Großkreuz des Leopold erhalten. Ich bin zufrieden mit dem Zustande der Dinge; ich hoffe wir kommen in kurzer Zeit zum Desarmiren und somit zum Gleichgewicht unserer Finanzen, und stehen wie wir sollen — friedlich und geachtet. Doch nun genug, ich habe alle Hände voll zu thun und L. schnurrt, wenn ich nicht diktire.

Den 6. April.

Heute ist großer Freudentag, und der Himmel segnet ihn, denn es ist ein Prachtwetter; ein Brief ist auch da, und die Nachrichten von M. nicht ganz schlecht, und so bin ich guter Dinge. Die Preußen sollten mir einen Orden geben für den Nutzen, den ich ihrem Handel gebracht habe. Diesen Herbst ließ sich noch keine Katze Seefische aus Berlin kommen, jetzt ist ein großer Handel damit hieher; aber ich bin nicht interessirt und hinlänglich zufrieden, wenn ich mich nicht ärgern darf. Was ich in Aussee machen lasse, wird nicht bekannt gemacht, weder durch Wort noch Zeichen. Genug, die Welt wird staunen! — Soja und den deliciösen Liqueur aus Kopenhagen bringe ich in Erinnerung.

Den 7. April.

Das ist der sechste Brief, den ich diese Woche an Sie schreibe; das wird aber Alles nicht gewürdigt und anerkannt. Indeß der Tag der Rache wird süß seyn. Gestern an Ihrem Geburtstage war bei mir diner paré, wie natürlich; Alles war in einem Zustand der heitersten Freude und wir haben Champagner getrunken, daß es geraucht hat, und erfreuten uns, daß — Sie wieder ein Jahr älter geworden sind. — Mama, ich habe noch Commissionen: — ich bin heruntergerissen wie ein Bettelmann und habe keine Strümpfe. Lassen Sie mir welche besorgen, erinnern Sie sich aber, daß ich auf einem großen Fuß lebe und namentlich meine Waden äußerst wohlgeformt sind. Noch eine Commission: B. erzählt mir von bläulichen Eisenschlacken zu Gartenverzierungen; bitte, lassen Sie gleich einen Centner davon auf der Eisenbahn für mich abgehen.

Den 8ten.

B. ging zum Sperl, um sich die Chinesen anzusehen; er wollte, ich sollte mit ihm gehen, aber ich liebe derlei Ungeziefer nicht; wenn schöne Circassierinnen sich sehen ließen, ging' ich jeden Tag ein paar mal, aber kleine, gelbe, klumpfüßige Chinesinnen verlange ich nur lakirt oder auf porzellanenen Vasen, in natura aber nicht, am allerwenigsten will ich Geld ausgeben für diese Specksteinmannerln. — Ich wünschte so sehr,

* Jetziger Civilcommissär in Schleswig.

B. in's Burgtheater zu führen; das ist aber jetzt kaum möglich geworden, so daß man bald wird ein Handbillet vom Kaiser haben müssen, um einen Sperrsitz zu bekommen. Wenn der Don Juan von den Italienern gegeben wird, hoffe ich mit ihm hinein zu gehen.

Den 14ten.

Zur Abwechslung schneit es hier ein wenig, im Gebirge fürchterlich. In allen Häusern sieht man jetzt das einfältige, verdammte Tischrücken produciren, was mich über alle Berge treiben könnte. Die Fürstin Metternich hat mir einen chinesischen Papagei geschenkt, es ist aber ungarische Arbeit aus einer neu errichteten Fabrik. Die arme Frau sieht täglich schlechter aus und ich fürchte, daß sie nicht mehr lange leben wird. Alle französischen Journale sind so voll Enthusiasmus für die schöne Fürstin Clary, daß kaum Raum für ein paar politische Artikel übrig bleibt. Sie macht eine sehr nette Beschreibung von einem Ball bei Louis Napoleon, den sie mit dem Kaiser eröffnet hat. — Die Dinge in der Welt lassen noch immer keine dauernde Ruhe zu; Sardinien hat seinen Gesandten von unserem Hofe abberufen und wir eben so den unsrigen von Turin. Das mag zwar nur damit enden, daß man, des Schmollens müde, wieder einen andern schicken wird, indessen gehen solche Dinge nicht vorüber, ohne ein Nest von üblen Folgen in finanzieller Beziehung für uns auszubrüten.

Den 17ten.

Die Confusion, in der ich lebe, wird immer ärger und wächst mir so über den Kopf, daß ich nicht mehr weiß, ob ich noch einen habe. Ich ging zu Bach in die Loge, um das Ende eines Ballets zu sehen; auch hatt' ich mit ihm zu sprechen und glaube für Andere allerlei Angenehmes ausgewirkt zu haben, nur für mich selbst bring' ich nichts zu Wege. In der Verwaltung sind allerlei Versetzungen vorgefallen, die zunächst meine Diners auseinander sprengen: Lackenbacher ist Hofrath geworden und geht als solcher nach Italien mit Graf Rechberg, der hingesendet wird, um dem alten Feldmarschall an der Seite zu stehen. Ich glaube, Rechberg ist eine gute Wahl, wiewohl er das Land nicht kennt, Lackenbacher aber ein ganz außerordentlicher Beistand. Metzburg kommt nach Temesvár als erster Statthaltereirath nächst Coronini. So bleibt nur noch mein dicker Lewinsky von den drei Gästen übrig, die vorzugsweise mein Mittagsmahl theilten.

Schönen Dank für die Sämereien; sie sollen gleich angebaut werden, denn Gemüse sind jetzt, nebst Ihnen, meine einzige Leidenschaft. — Mama, ich **will** die Chinesen nicht sehen! Es sind schieche, garstige Geschöpfe mit kleinen Augen und allerhand sonstigen Grausigkeiten; soll ich mich aber durchaus um die schönen Geschlechter bekümmern (wie die Kreuzzeitung „die Mannschaften" anstatt die Mannschaft braucht), so will ich mich erkundigen, wo schönere zu sehen sind. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ungeduldig es mich macht, so lange ohne Ihnen — oder, wenn's Ihnen lieber ist, ohne Sie — seyn zu müssen; wenn man über 64 Jahre alt ist, so ist das doppelt schändlich. — Neulichst war im Ballet eine frappante Dekoration von der Engelsburg; ich habe ordentlich das Haus unseres Wurstkaufmanns herausgefunden; es war die lebhafteste Erinnerung an unser italienisches Zusammenseyn; ich sah Sie ordentlich Kastanien aus meiner Papierdüte essen, drei bis vier Pfund — wie Sie täglich zu thun pflegten.

Den 20ten.

N. N. war eben bei uns und kündigte mir an, daß man ihn verfolge, indem man ihn von Wien versetze; ich meine aber, daß man jemanden doch nicht übel mitspielt, wenn man ihn von 1800 Gulden auf 3000 setzt; niemand ist eben mit seinem Schicksal zufrieden. — Gestern aß ich beim Nuntius Cardinal Viala — großes, recht schlechtes Diner, aber angenehme Conversation.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Wechsel der Stimmung. — Shakespearefeier. — Preisaufgaben. — Bühnenwesen. — Berliner Auswanderung.

Die Ereignisse folgen sich heutzutage so rasch, daß sie keine Zeit haben, sich dem Geist dauernd einzuprägen, und die anscheinend tiefsten Eindrücke schnell durch andere verwischt werden. Es entsteht so eine gewisse Verwirrung in den Begriffen und eine gewisse Abspannung, ähnlich wie es der Fall zu seyn pflegt, wenn man eine Gemäldegallerie voller Meisterwerke durchwandert. Wer denkt jetzt noch an Düppel? Wer betrachtet noch die dänischen Kanonen auf dem Schloßplatz, die vor drei Wochen unter solchem Jubel hergebracht wurden? Wir haben ja Waffenruhe, oder Waffenstillstand, oder wie man das Ding sonst nennen mag. Ein hiesiger Spekulant, der sich auf Eisenbahnaktien und Wechselgeschäfte besser versteht, als auf die Menschennatur, wollte neulich einen Massenausflug nach den blutgetränkten Düppeler Schanzen veranstalten; er traf seine Vorbereitungen im großartigsten Styl, veröffentlichte die lockendsten Einladungen an das Publikum; aber siehe da, am festgesetzten Tage stellte sich auch nicht ein einziger Gast ein, und um für sein Geld wenigstens etwas zu haben, mußte unser Spekulant den „Massenausflug" allein unternehmen. Nicht wahr, wir sind ein go ahead people? Was kümmert uns heute Düppel? Es gehört der Vergangenheit an. Fünf Wochen, fünf Jahre, fünf Jahrhunderte — das ist einerlei. Wir sind fast so weit wie die alten Indier, denen ein Jahr oft gleichbedeutend war mit einer Million von Jahren. Mit dem Vergangenen befassen wir uns nicht mehr, wir leben nur in der Gegenwart und schlagen der Zukunft sorglos ein Schnippchen. Zum Glück ist das übrigens bloß die Zwischenakt-Stimmung. Erhebt sich der Vorhang wieder, so werden wir uns auch wieder begeistern, wenn nämlich der nächste Aufzug nicht zu schlecht ausfällt. Freilich, der Geschmack ist verschieden. Die Einen werden ein saures Gesicht schneiden, wo die Andern enthusiastisch in die Hände klatschen. So gibt es zum Exempel in Preußen eine ziemliche Anzahl von Leuten, die sich gar sehr über ein kleines Taschenspielerstück mit Schleswig-Holstein freuen würden. Zwei Diamanten mehr in der preußischen Krone — es sähe allerdings recht hübsch aus und die „preußische Spitze" gewänne ohne Zweifel an Glanz; doch es gibt in Preußen auch Leute, die anders denken, und ihre Zahl ist Gott sey Dank noch größer, Leute, welche meinen, es sey endlich einmal an der Zeit, daß der arme deutsche Aschenputtel als Königsbraut geschmückt werde, und welche ihm die zwei schönen Diamanten in's Haar flechten möchten. Wird das Taschenspielerstück gelingen? oder wird Aschenputtel zu Ehren kommen?

Die Shakespearefeier ist hier noch nicht zu Ende; die Festvorstellungen im Schauspielhaus haben einen so außerordentlichen Anklang gefunden, daß die königliche Theaterverwaltung es für angemessen erachtet hat, dieselben bis zum Schluß der Saison fortzusetzen. Und aus England ertönen inzwischen fortwährend laute Jeremiaden über das finanzielle und künstlerische Fiasko der „nationalen" Gedächtnißfeier des „nationalen Barden." Look here upon this picture and on this! Ob John Bull seine Blamage fühlt? Ich glaube kaum. Die Engländer haben sich zu lange selbst beräuchert, und sind von fremden Völkern, besonders von uns braven Deutschen, zu lange beräuchert worden, um sich nicht, wie für die frommste und mächtigste, so auch für die gebildetste Nation auf Erden, mit Einem Wort für die Musternation zu halten. Bei dieser Gelegenheit fällt mir die Bemerkung einer deutschen Zeitung ein, Shakespeare müsse doch wohl in England nach Verdienst geschätzt werden, „denn von seinen Werken gäbe es dort so viele Ausgaben." Daß in den letzten Jahrzehnten in England sehr viele Ausgaben der Werke Shakespeares erschienen und verkauft worden sind, ist vollkommen richtig; aber die meisten dieser Ausgaben sind sehr theuer und bloß für die reichsten Klassen, also für einen höchst beschränkten Leser- oder genauer ausgedrückt Käuferkreis berechnet. Wer in England war, weiß, welch himmelweiter Unterschied bei den reichen Bücherfreunden zwischen dem Kaufen und Lesen besteht.

Da es möglicherweise für den einen oder andern Leser von Interesse seyn dürfte, will ich hier die Preisaufgaben mittheilen, welche die hiesige „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen" bei der Feier des Shakespearefestes gestellt hat. Erste Aufgabe: Shakespeares Einfluß auf die Fortentwicklung der englischen Sprache. Es wird dabei erwartet: 1) Eine Darlegung des Entwicklungsstands der poetischen Sprache Englands in der Shakespeare unmittelbar vorangehenden Literaturperiode; 2) der Nachweis ihrer Fortentwicklung in den Dichtungen Shakespeares; 3) die Darlegung des Verhältnisses, in welchem die Eigenthümlichkeit der Sprachbehandlung Shakespeares zu der seiner Zeitgenossen steht, und 4) der Nachweis des Shakespeareschen Einflusses auf die poetische Sprache Englands.

Zweite Aufgabe: Geschichte der Kritik des Shakespeareschen Dramas bei den deutschen und bei den romanischen Völkern.

Der Preis ist, wie schon früher angedeutet, für die

erste Aufgabe 500 Thaler in Gold, für die zweite 200 Thaler. Die Aufgaben können, wie ebenfalls schon erwähnt, in deutscher, französischer oder englischer Sprache bearbeitet werden, und sind bis zum 1. Juli 1865 an den Vorsitzenden der Gesellschaft, Professor Herrig, einzuliefern. Die Verfasser haben ihren Namen in einem mit dem Motto der Arbeit versehenen, verschlossenen Briefe beizufügen. Am Stiftungsfest der Gesellschaft, 26. Oktober 1865, soll die Entscheidung des zu ernennenden Richtercollegiums veröffentlicht werden.

Unsere heimischen Opernsängerinnen und Sänger haben jetzt größtentheils Ferien und genießen der besten Gesundheit, wie aus der Thatsache erhellt, daß sie sich in London oder anderwärts mit großer Rührigkeit Lorbeeren und Gold sammeln. Mittlerweile sind andere Sterne an unserem Firmament aufgegangen, darunter der prachtvolle Wanderstern Niemann, der im „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wahrhaft Furore macht, und die Berliner Kritik, so zugeknüpft sie gegen „fremde“ Künstler ist, im Sturm erobert hat.

Ich erwähnte in meinem letzten Brief des Theateragenten-Unwesens und des schamlosen Aussaugungssystems der Theaterzeitungen. Statt zu übertreiben, hatte ich das Uebel weit unterschätzt. Wie ich nachträglich ermittelt habe, gibt es allein hier in Berlin nicht weniger als dreizehn Theateragenten und nicht weniger als zweiundzwanzig Theaterzeitungen. Bedenkt man, daß im übrigen Deutschland noch mindestens doppelt so viel Theateragenten und Theaterzeitungen vegetiren, und daß diese Agenten und Zeitungen ausschließlich auf Kosten der Bühnenkünstler leben, und zwar vorwiegend derer, welche noch keinen bekannten Namen haben, und folglich relativ schlechte Honorare beziehen, so wird man sich eine Vorstellung davon bilden können, wie schwer die Zwangssteuer ist, welche der Masse der Künstler durch dieses schändliche System auferlegt wird. In der That es ist nothwendig, mit Nachdruck einzuschreiten. Doch, wie gesagt, eine gründliche Abhülfe läßt sich nur dann erwarten, wenn sich tüchtige Kräfte aus der Künstler- und Schriftstellerwelt zu dem Werk vereinigen. Die Idee ist neuerdings hier angeregt worden, und wir wollen bloß hoffen, daß die Sache nicht wieder einschläft.

Von dem Wandertrieb der Berliner und ihren periodischen Wanderungen innerhalb der Stadt habe ich früher gesprochen. Jetzt beginnt die Völkerwanderung aus der Stadt, die jährliche Wanderung auf das Land und in die „Sommerwohnungen.“ Wenn diese Wanderung weniger allgemein ist, als die andere, so liegt das einfach darin, daß sie mehr Geld und namentlich mehr freie Zeit erfordert. Da es aber auch hier zu Land „respektabel“ ist, einen Ueberfluß an Geld und an Zeit zu haben, so muß jeder, der auf „Respektabilität“ Anspruch macht, jetzt „auf die Wanderschaft“ gehen. Ein Berliner Freund, welcher im Begriff steht, seiner Respektabilitätspflicht nachzukommen, setzte mir dieß vorhin beim Abschied auseinander, und beunruhigte mich förmlich durch den Ernst, mit dem er mir sagte: „Sie dürfen nicht hier bleiben, Ihr Schneider würde Ihnen den Credit kündigen. Wollen Sie aber durchaus bleiben, so gehen Sie wenigstens bloß Abends aus, damit niemand Sie erkennt.“ Das ist eine schöne Lage, in der ich mich da befinde. Was soll ich thun? Meine Beschäftigung fesselt mich an die Hauptstadt des Intelligenzstaats. Bloß Abends ausgehen und meine Briefe aus irgend einem thüringischen Nest datiren? Aber das verstieße gegen die Gesundheit und gegen die Moral. Dem Schicksal kühn die Stirne bieten und mich, eine „catilinarische“ Dunkelexistenz verschmähend, nach wie vor bei hellem Tageslicht auf der Straße zeigen? Aber dann ist es ja, wie mir mein Berliner Freund bewiesen hat, um meine Respektabilität, ja um meinen Credit geschehen. Wie soll ich den Hörnern dieses Dilemmas entrinnen? wie Gesundheit und Moral retten, ohne Respektabilität und Credit zu opfern?

Die Mörder Gregys sind entdeckt und in den Händen der Justiz. Noch ruht ein Schleier über dem Verbrechen, es ist noch nicht völlig erwiesen, ob ein eigentlicher Mord oder nur ein Todtschlag vorliegt, und ich enthalte mich deßhalb, hier die in den Blättern erzählten Einzelnheiten mitzutheilen, die meist nicht genügend festgestellt sind. So viel ist aber schon zu erkennen, daß die Untersuchung ein schauerliches, für unsere Sittengeschichte charakteristisches und dem Psychologen reichen Stoff bietendes Nachtgemälde aufrollen wird.

Koburg, Mai.

Die Veste Koburg.

An dem freundlichen, heitern Gotha, der ehrwürdigen, kunstreichen Wartburg und den schönen, anziehenden Umgebungen Eisenachs brauste der eilende Zug vorüber. Ich mußte mir versagen, diese einladenden Orte von Neuem zu besuchen, obwohl die hier wiederholt verlebten angenehmen Tage mich dringend zu einem Halt aufforderten. Zu Fuß und mit der Post hatte ich früher zu verschiedenen Zeiten den Weg von Eisenach aus in der Richtung nach Meiningen und Koburg kennen gelernt, und so wollte ich denn auch die seit einigen Jahren eröffnete Werrabahn befahren. Im großen Bogen wendet sie sich zunächst von Eisenach ab, und auf starken Steigungen und Krümmungen hebt sie sich allmählig, um endlich durch einen langen Tunnel die Höhe des Thüringer Waldes zu überwinden und auf der südlichen Seite langsam in das Thal der Werra hinabzufallen. Ueberall bieten sich auf dieser kurzen Bergstrecke die frischesten Waldbilder dar, und die Aussichten in muntere, grünende Thäler wechseln mit Blicken auf entfernte Berge oder flaches Land. Dann aber breitet sich das Werrathal, mit den üppigen Wiesengründen malerisch zwischen den Vorbergen der Rhön und des Thüringer Waldes sich hinziehend, lieblich vor unsern Augen aus, und hier Schloß Altenstein mit dem reizenden Liebenstein, dort der stolze Landsberg und das anmuthige stille Meiningen winken einladend herüber; aber unerbittlich treibt der Zug dahin, neue Bilder vorführend, von denen wir uns eben so schnell und ungern trennen müssen. Bis hinter Hildburghausen und Eisfeldt steigt die Bahn immer dem Laufe der Werra entgegen, nun aber muß sie die Wasserscheide dieses Flusses und der Itz überschreiten, um sich in's Flußgebiet des Mains zu senken. Schon von ferne leuchtet, wenn wir die Itz erreicht haben, auf Augenblicke eine stattliche Burg auf hohem Felsen durch die Waldberge hervor, und nicht lange, so befinden wir uns ihr gegenüber in demselben Thalkessel, den sie beherrscht: es ist die Veste Koburg, eine hohe Warte mit großen Erinnerungen, mitten in's Herz Deutschlands gestellt, und zu ihren Füßen breitet sich freundlich das vielgenannte, gerühmte und geschmähte Koburg selbst aus.

Der Abhang des Berges, auf dem die Veste etwa 500 Fuß über der Stadt liegt, ist nach dieser zu durch englische Gartenanlagen verschönert, die ungemein sauber gehalten werden, die aber noch ungleich ansprechender erscheinen würden, wenn die großen Rasenflächen häufiger durch freies Gebüsch, oder auch wohl durch einzeln stehende Bäume oder Pflanzen unterbrochen wären. Zwischen alten Wällen, durch gewölbte Thore tritt man dann nach etwa halbstündigem Steigen in die Burg ein, und erkennt sogleich, daß die längliche Plattform durch die daselbst befindlichen Baulichkeiten in zwei hinter einander liegende, ziemlich quadratische Höfe getheilt wird, von denen der vordere gut gehalten ist, während es im hintern, wo bis vor Kurzem die Zuchthäusler des Landes Koburg eingesperrt waren, noch unrüstig aussieht, dort noch Mauerwerk eingerissen und hier anderes aufgebaut wird. Der beide Höfe trennende Bau und dessen nach dem vordern Hofe sich ausdehnender Seitenflügel enthalten die Sammlungen und Merkwürdigkeiten, während zugleich die Austritte und die hier sich unmittelbar anschließenden Burgwälle die reichste Aussicht öffnen.

Und in der That ist diese so groß und herrlich als irgend eine andere im nördlichen und mittleren Deutschland. Rings im weiten Kreise Berge und Gebirge in ihren Zügen, und im Vorgrunde ein üppiges, fruchtbares Land, in Wellenform von den Abhängen der Berge herüber zur Veste sich ausdehnend. Feld und Wald wechseln mit einander ab und freundliche Dörfer lagern sich in den Thalöffnungen, während näher und ferner auf den Kuppen manch stattliches Schloß erscheint, und unmittelbar unter uns liegt ruhig und friedlich mit seinen saubern Häusern Koburg selbst. Wenn das Auge so von Süden her, wo die Thürme des Schlosses Banz und der Wallfahrtskirche von Vierzehn-Heiligen den Lauf des Mains bezeichnen, sich in der Richtung nach Westen herumwendet und in der Ferne auf den blauen Zügen der hohen Rhön ruht, oder im Vordergrunde auf der Heldberger Festung und dem Kallenberge verweilt, und dann weiter von Nordwesten her den langen Rücken des Thüringer Waldes entlang streift, die Spitzen des Fichtelgebirgs erreicht und so allmählig wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück kehrt, so regt sich wohl manchem Besucher das Herz in der Brust, und halb mit Wehmuth, halb mit Freude genießt er des entzückenden Bildes; denn dem Deutschen wohnt der Hang inne, das Angeschaute in sich zu verweben und je nach der Begabung in poetischer Stimmung sich auf's Innigste anzueignen; aber zugleich jetzt, in unserer Zeit, wo Alles auf den Staat, alle Gedanken auf Politik und das dereinstige deutsche Reich mit Gewalt hinzielen, schleicht sich die schmerzliche Bitterkeit des trauernden Patrioten in diese menschlich schönen Empfindungen, und die kleinliche Enge der Wirklichkeit greift so unmittelbar in unser Eigenstes ein.

Doch vorüber mit diesem unerquicklichen Anklange! Betreten wir nun die Säle der Veste selbst. Der Aufgang zu denselben wird durch eine außen frei angebrachte Treppe vermittelt, über welche ein bedachter, nach der Seite offener Gang sich hinzieht, dessen Rückwand Fresken trägt, die den Einzug des Herzogs Johann Casimir mit seiner Braut in die Veste darstellen. Diese, wie auch noch einige

Malereien im Innern, namentlich das Bild im untern Treppenhause, welches den Einbruch des Bären in den herzoglichen Speisesaal darstellt, sind von Schneider in Koburg gemacht, und obwohl sie manche glückliche Auffassung und zum Theil ergötzlichen Humor zeigen, ermangeln sie dennoch des rechten poetischen Hauches und leiden besonders an einer matten, erdigen Farbengebung. Von dem Treppenhause, welches man unmittelbar von der äußeren Galerie betritt, gelangt man in beiden Stockwerken zunächst in einen großen Saal, der im untern die ganze Ausdehnung des zwischen beiden Höfen liegenden Baues — des sogenannten Fürstenbaus — füllt, im obern aber noch Raum für kleinere Zimmer übrig läßt. Der große untere Saal, der den Namen „Rüstsaal" führt und bei 41 Fuß Breite in der Länge 86 Fuß mißt, enthält nun eine große Menge kostbarer Rüstgeräthe und Waffen, deren zum Theil kunstreiche Arbeit nicht minder interessirt, als ihr Geschick, das vielfach auf berühmte Männer der deutschen Geschichte zurückweist; so namentlich eine ausgezeichnete Turnierrüstung des Weimarschen Helden Herzogs Bernhard und das Panzerhemd des unglücklichen Thomas Münzer. Von allen Waffengattungen, den schwerfälligsten Lanzen und Schwertern bis zu den feinsten spanischen Degen von Toledo und den italienischen Dolchen von Ferrara sind schöne Exemplare hier, und auch eine große Anzahl Richtschwerter erinnern an „die gute alte Zeit." Mit einem derselben sind hundert und eine Enthauptungen vollbracht, mit einem andern ist der sächsische Prinzenräuber Kunz von Kauffungen hingerichtet; andere weisen an ihren breiten Klingen Sprüchlein auf, wie etwa: „wenn ich das Schwert thu aufheben — so wünsch' ich dem armen Sünder das ewige Leben," oder: „die Herren steuern dem Unheil — ich exequire ihr Urtheil." Der Saal über diesem „Rüstsaal" ist der große „Gewehrsaal," in welchem meine Aufmerksamkeit zwei ausgezeichnete, mit Holzschnitzerei im italienischen Geschmacke verzierte Schenkspinden vornehmlich auf sich zogen; aber auch mehrere an den Wänden aufgehängte Oelbilder von Feldherrn des dreißigjährigen Kriegs sind beachtenswerth, vor Allen das Gustav Adolphs, welches aus älterer Zeit herstammt, während die übrigen erst neuerdings von Schneider gemalt wurden. Schieß- und Jagdwaffen bilden den eigentlichen Inhalt dieses Saals und sind von den rohesten Constructionen bis zum Jagdgewehr unserer Zeit vertreten. Vielfach sind die Schäfte von kostbarem Holz, mit edlen Metallen oder Elfenbein und Perlmutter ausgelegt, wie man solche schätzbare Stücke in fürstlichen Waffensammlungen zu finden pflegt. Früher befand sich auch hier, gewiß als ein theures Kleinod, die Büchse Andreas Hofers; aber der Herzog hat dieselbe nach Inspruck zu den übrigen Reliquien des Tiroler Volkskrieges in das dortige Landesmuseum geschenkt.

Aus dem Gewehrsaale gelangen wir in drei kleinere Zimmer, von denen das eine, wegen der an der Decke befindlichen, aus Holz geschnitzten 365 verschiedenen Rosetten, das „Rosenzimmer," das andere das „Marien- oder Betzimmer," das dritte aber das „Reformatorenzimmer" heißt. Das erstgenannte war früher die Zechstube für die Herren auf der Veste, und alte Chroniken berichten, daß die edle Kunst, den Humpen zu leeren, hier mit vielem Fleiß und Behagen geübt und daß es hier oft lustig und munter hergegangen sey. Von der alten Einrichtung ist der Ofen noch da, und er zeigt auf seinen Kachelflächen kleine Hochbilder, die meistentheils tanzende und singende Paare, aber auch einige Scenen darstellen, die beweisen, daß die alten Zecher an einem derben Witze ein rechtes Wohlgefallen gehabt haben. Viele künstliche Gläser stehen in der Mitte des Zimmers in mehreren Stockwerken auf einem Tische, leider vor Staub und Unbill gar nicht geschützt und daher schon durch die häufigen Reinigungen immer neuer Gefahr des Zerbrechens ausgesetzt. Solche Gegenstände verwahrt man sonst stets in Glasschränken. Im „Marienzimmer" sieht man alte gute Holzschnitzereien aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit Darstellungen aus dem Leben der Maria, leider auch mit denselben modernen Inschriften in gebundener Rede, die weder zum Verständniß der Bilder beitragen, noch an sich Werth haben. Das „Reformatorenzimmer" birgt eine Anzahl von Oelbildnissen der Vorkämpfer in dem großen Streit wider das Papstthum, so wie auch die Copie eines in der Moritzkirche zu Koburg befindlichen Oelgemäldes, „die Uebergabe der Augsburgischen Confession." Eigentlich ist es der Augenblick, in welchem nach geschehener Uebergabe die protestantischen Stände den Schwur auf die Confession leisten, welcher zur Darstellung gekommen ist, und das Bild gibt in der That eine Anschauung, wie es auf einem solchen alten Reichstage hergegangen ist.

Zur andern Seite des Treppenhauses im obern Stock liegt ein mit einer ganz vorzüglichen, reich in Holz gearbeiteten Decke versehenes, an den Wänden mit geschnitzten oder eingelegten Holzbildern, die ausschließlich Jagdstücke zeigen, geschmücktes Zimmer, die „Hornstube" genannt. Unter derselben, eine Treppe tiefer, umfängt uns wiederum eines jener kleinen bescheidenen Stübchen, in denen eine alterthümliche Bettstelle, ein hölzerner Stuhl und ein eben solcher Tisch als Reliquien des unsterblichen Luther aufbewahrt werden; denn sowohl in Wittenberg im Augustinerkloster, als auch auf der Wartburg und in Erfurt finden wir fast die nämliche Einrichtung und Anordnung der „Lutherstube" wie hier. Ueberall, wo der große Mann geweilt, hat man sich bemüht, die Spuren seines Aufenthalts vor der zerstörenden Kraft der Zeit zu retten und den späteren Geschlechtern diese Stätten als geweihte zu überliefern. Besonders wohl erhalten ist diese auf Koburgs Veste, wo Luther im Jahr 1530, da die Reichsacht noch auf ihm ruhte, unter dem Schutze Kurfürsts Johann des Beständigen von Sachsen, vom April bis zum Oktober wohnte, während zu Augsburg die protestantische Bekenntnißschrift übergeben wurde. Seine Freunde wendeten sich vom Reichstage her oft an ihn, um seinen Rath zu erholen, seinen Willen zu erfahren, ihm Nachricht vom Gange der Verhandlungen zu geben, und die ihm von diesen

Geschäften bleibende Mußezeit wandte dann Luther zur Fortsetzung seiner Bibelübersetzung an, auch soll er das schönste seiner Kernlieder: „Ain veste Burgk ist vnser Gott," zu dieser Zeit gedichtet haben. Welche Fülle großer Erinnerungen birgt das Thüringer Land aus alter und neuer Zeit! Aber die Glanzsterne derselben bleiben immerdar Luther und die hohen Dichterfreunde Schiller und Goethe. Wo diese Männer gewandelt, wo der stille Kreis ihres häuslichen Lebens war, aus dem die gewaltigen Geistesthaten entsproßten, da ist für uns Nachgeborene jeder Zoll Landes classischer Boden.

In dem Flügel, der von diesem Mittelbau sich an der Seite des vordern der Höfe hinzieht und mit einer kleinen Kirche, in der auch Luther gepredigt hat, abschließt, ist eine Sammlung alter Kriegsfeuerwaffen zunächst noch bemerkenswerth. Carthaunen und schwere Musketen aus dem Bauern- und dem dreißigjährigen Kriege ruhen nun hier von ihrer einst blutigen Arbeit und befriedigen die Neugierde der Reisenden. Einige ansehnliche Stücke fallen durch ihre Bauart auf, die der unserer Zündnadelgewehre außerordentlich ähnlich ist, indem die Patrone in dieselbe bewegliche Kammer von hinten eingelegt, der Verschluß aber in ähnlicher, wenn auch roherer Weise bewirkt wird, wie bei den von hinten zu ladenden Gußstahlkanonen. Man muß berücksichtigen, daß dieß Luntenschlösser sind, daß man also nach Einführung besserer Zündvorrichtungen von dieser Construktion abgehen mußte und erst wieder zu ihr zurückgreifen konnte, nachdem der geeignete Zündstoff gefunden war. Die beliebte Redensart: „Alles schon da gewesen," zu welcher die allerdings überraschende Bauart dieser Carthaunen auffordert, paßt also hier nicht oder nur wenig, da zwischen Lunte und Zündnadel doch immerhin ein Fortschritt liegt, dessen Entwicklung zwei Jahrhunderte erforderte. — Endlich ist noch eine Aufstellung von drei alterthümlichen Wagen zu erwähnen. In denselben holten der Herzog Johann Casimir von Koburg und der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige von Sachsen ihre Frauen ein, und man muß diesen Brautwagen das Zeugniß geben, daß sie für ihre Zeit nicht minder die Gafflust des Publikums erregt haben werden, als heutzutage die sogenannten Krönungswagen, obwohl die letzteren im Vergleich zu den Mitteln und der Kunstrichtung der Gegenwart entschieden viel geschmackloser sind als jene. Ich unterlasse es, das Bild eines solchen Wagens, wie er im prunkvollen Hochzeitzuge mit dem fürstlichen Paare erschien, zu versuchen; wem die Trachten des sechzehnten Jahrhunderts nicht fremd sind, der wird sich leicht eine solche Feier vorstellen können, wer aber weniger damit vertraut ist, würde durch meine Beschreibung, die nur andeutend seyn könnte, wenig erbaut werden.

Noch ein Heiligthum, zu dem viele gläubige Herzen wallfahrten, schließen die Mauern der alten Veste Koburg ein. Aber da ist kein Priester, der Absolution ertheilen könnte, kein wunderthätiges Gnadenbild, dessen Berührung Heilung bringt, und dennoch geht von dort eine wunderbare Stärkung aus. Ein stummes Bild in Holz spricht dort beredte Worte und kündet dem einen herrliche Thaten deutscher Tapferkeit, dem andern erzählt es frohlockend von Jahren deutscher Schmach und den dritten ruft es auf zu blutiger Rache und zum Streit für eine bessere Zukunft. Am 5. April 1849 sprengten die Deutschen bei Eckernförde das dänische Linienschiff Christian VIII. in die Luft. Wer aber möchte frohen Herzens von dem sprechen, was diesem Siege folgte? Und so will auch ich hier davon schweigen und lieber von dem Troste reden, den die Trophäen des Tages von Eckernförde auf Koburgs Veste uns zusprechen. Da steht er, aus dem Schiffsschnabel herauswachsend, mit Krone, Reichsapfel und Scepter, jener Christian, der sonst dem stolzen Schiffe voranschwebte und ihm den Namen lieh; Flagge und Wimpel des Schiffes und der Gefion hängen neben ihm von der Wand herab, der Säbel des Commandanten und die Waffen von Schiffssoldaten umgeben ihn, und er kann sich, von ihnen geschützt, unter seinem königlichen Banner zurückträumen in die Fluthen der Ostsee, und wenn er erwacht und seine Gefangenschaft erkennt, vor Zorn sprühen, der übermüthige Dänenkönig. Aber da steht in der andern Ecke eine schwarz umflorte Fahne. Blau, roth und weiß sind ihre Farben und aus einem fröhlichen Feste haben trauernde Genossen sie als ein Zeichen ihrer Schmerzen, ihrer Hoffnungen hieher gebracht und sind dann schweigend zurückgezogen zu ihrer fernen Heimath. Schwer bedrängte Söhne Schleswig-Holsteins, des mißhandelten, haben ihr trauerndes Landeszeichen dem Bilde Christians VIII. gegenüber aufgestellt.

Nehmen wir nun Abschied von der stattlichen, hochgethürmten Veste und grüßen noch einmal die lachenden Gefilde, die grünenden Berge rings umher. Wie schön ist das deutsche Vaterland und wie reich sind seine Gauen! Herabgelangt finden wir uns zunächst auf dem Schloßplatze, dessen Mitte ein Standbild Herzog Ernsts I. von Schwanthaler schmückt, das mit zu den schwächsten Arbeiten dieses Meisters zählt, und durch die classisch stylisirte Inschrift: „Seinem Vater ... errichtet von seinem Sohne ..." übel berüchtigt ist. Hinter demselben erhebt sich der stattliche Flügelbau des Schlosses, gegenüber das sehr geschmackvolle Schauspielhaus, und an der offenen Seite schließen sich die Anlagen zur Veste hinauf an, während entgegengesetzt sich die Stadt ausdehnt. So schön die Lage derselben ist und so vielfach sie sich durch die Eisenbahn hebt, so verdankt sie doch fast Alles der Neigung ihrer Fürsten und theilt alle Schattenseiten kleiner deutscher Residenzen mit ihres Gleichen. Die Vorgänge am Hofe werden mit Vorliebe und vielem Klatsch behandelt, und das alte Sprüchwort, daß der Prophet in seinem Lande weniger gelte, als außerhalb, findet auch hier seine reichliche Bestätigung. Doch lebt, und dieß muß ich besonders zu Ehren der Koburger hervorheben, im Allgemeinen in diesem kleinen Lande ein höchst erfreuliches Verständniß ihres Verhältnisses und ihrer politischen Stellung zu Deutschland, eine vernünftige Anschauung in religiöser Beziehung und Trieb

zu Fleiß und Thätigkeit, wodurch ein sehr scharfer Unterschied gegen den Nachbarort Bamberg gezeichnet wird. Zahlreiche Neubauten, so auch eine städtische, höchst ansehnliche Töchterschule, tragen mehr und mehr dazu bei, den städtischen Charakter Koburgs zu befördern.

Zwischen dem, eine halbe Meile von Koburg auf vorspringender Bergkuppe inmitten der anmuthigsten Gartenanlagen liegenden herzoglichen Sommerschlosse „Kallenberg" und der Stadt ist das Dorf Neuses, wo Friedrich Rückert die Tage seines Alters verlebt. Im weinumrankten, einfachen, aber freundlichen Hause ist die Wohnung des Dichters, der sich vom Geräusche der Welt hier heraus gerettet hat in die ländliche Stille. Er kann es, denn ein reiches Leben liegt hinter ihm und die Hauptaufgaben seines Daseyns sind glänzend gelöst; wer aber die Höhe des Lebens noch nicht erstiegen, oder wer auf ihr steht, wie könnte er in unserer Zeit sich in die Dorfeseinsamkeit zurückziehen? Für Rückert, dessen Schaffen seinen Namen mit unverlöschlichen Zügen in das Buch der Geschichte eingeschrieben, mag die beschauliche Einsamkeit in Neuses das höchste Glück seines Alters seyn, und ich habe es nicht gewagt, dieselbe durch einen Besuch zu unterbrechen, denn neugierige Zudringlichkeit, auf welche gefeierte Dichter und Künstler in der Regel einen solchen zurückführen, ist mir so widerwärtig, daß ich mich nicht einmal dem Schein derselben aussetzen mochte, wenn gleich ich lange schwankte, ob ich es wagen sollte, dem größten jetzt lebenden Dichter Deutschlands mich zu nahen und ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. So sagte ich denn Koburg ein herzliches Lebewohl auf Wiedersehen, und wünschte ihm und seiner Veste zahlreiche Besucher, die ein empfängliches Gemüth für deutsche Berge und deren Schönheiten, einen offenen Sinn für deutsche Geschichte an diesen erinnerungsreichen und anmuthigen Ort mitbringen.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Alexander Calame. — Die eidgenössische Kunstausstellung und die schweizerische Landschaftsmalerei.

Die höchste realistische Naturwahrheit in möglichst technischer Vollendung erreicht — diese eine Bedingung jener ästhetischen Anforderung vollkommen erfüllt zu haben, wird Calames höchster Ruhm bleiben. Dagegen tritt bei ihm an die Stelle der tiefinnersten Seelenenthüllung sicherlich mehr die Reflexion und die sich auf die ausgiebigsten Mittel des gründlichsten Studiums stützende Berechnung. „Das Gefühl für landschaftliche Schönheit gehört der romantischen Welt an," sagt M. Carriere weiter, und constatirt damit eine historische und psychologische Thatsache. Calame war aber, trotz seines romantischen Gegenstandes, seinem eigensten Wesen nach so wenig ein Romantiker, als seine übrigen französisch-schweizerischen, und besonders Neuenburger Landsleute es zu seyn pflegen. Allein er kannte die Gesetze der Romantik und wußte mit ihnen bis zu einem gewissen Grade zu wirken; das erklärt, nächst seiner technischen Meisterschaft, die großen Erfolge seiner Bilder besonders auch in Deutschland.

Calame war ein Mann von unermüdlichster Thätigkeit, von einer Schaffenslust und einem Arbeitsdrang, der die Kräfte seines von Haus aus schwächlichen Körpers bei weitem überstieg. Jeden Sommer unterzog sich der Künstler, oft in Begleitung seiner zahlreichen Schüler, oft allein, den schwierigsten und anstrengendsten Gebirgsreisen, um in den Hochalpen seine Studien zu machen, die der nächste Winter künstlerisch verwerthen sollte. Er setzte sich mit der bewunderungswürdigsten Ausdauer der glühenden Sonnenhitze, der Eisluft des Gletschers, wie dem wilden Toben des Gewittersturms im Hochgebirg aus, um einen außerordentlichen Beleuchtungsmoment zu erhaschen, oder eine jener Wetterschauerscenen seiner Phantasie einzuprägen, womit er auf vielen seiner Bilder so erhabene Wirkungen zu erreichen wußte. Die letzte Alpenreise unternahm Calame im Sommer 1862 nach Rosenlaui, um dort Studien zu einem großen Gemälde vom Wetterhorn zu machen, womit er seine Künstlerlaufbahn zu krönen gedachte. Das Bild ist im Zustande des ersten Entwurfs geblieben, aber auch so sind die großartigen Intentionen des Künstlers zu erkennen; in rein technischer Beziehung ist das Stück gerade in dieser Unvollendung für den praktischen Künstler außerordentlich lehrreich.

Die materiellen und moralischen Erfolge seines Strebens hat Calame noch in reichem Maße und so, wie es einer Natur wie der seinigen möglich war, genossen. Der Künstler ist ein sehr reicher Mann geworden. Der arme Handwerkersohn besaß ein prächtiges Haus auf dem Grand-Quai, der bekanntlich zu den schönsten der neuen Stadttheile Genfs gehört; auch eine „Campagne," d. h. eine

Villa in der Nähe der Stadt zum Genuß der Sommerfrische, ohne welche ein ächter Genfer sein irdisches Glück niemals für vollkommen halten würde, fehlte nicht. Sonderbarerweise war bei letzterer wenig Rücksicht auf großartige und mannichfaltige Aussicht genommen; man sieht von dort auf die einförmigen, langgestreckten Höhenzüge des Jura. Neben diesen liegenden Gründen hinterläßt Calame ein so bedeutendes Kapitalvermögen, wie es Künstler nur sehr selten erwerben. Aber all dieser Reichthum vermochte unsern Maler nicht, die allereinfachste Lebensweise zu verlassen; nicht ein Zug deutet auf jene genialen Liebhabereien und Launen hin, welche wir den geistigen Heroen in Kunst, Literatur und Wissenschaft nachzusehen gewohnt sind. Da war Alles bürgerliche Ordnung und Regelmäßigkeit; nichts Ueberflüssiges, nichts zur Erheiterung der Phantasie, nichts zu frohem, behaglichem Lebensgenusse. Calame beschränkte sich auf einen sehr engen Freundeskreis und war sonst, außerhalb des „Geschäfts," wenig zugänglich. Vornehme und reiche Fremde pilgerten zu seinem Atelier und wurden dort natürlich bereitwillig aufgenommen. Darauf beschränkte sich aber auch hauptsächlich des Künstlers Verkehr mit der Außenwelt. Man nennt in Genf nicht Einen geselligen Cirkel, den Calame häufiger besucht hätte. Gemüthliche Zusammenkünfte der Künstler, Literaten und Gelehrten beim Glase Wein sind überhaupt hier weit weniger üblich als im lieben Deutschland, selbst der Cercle des artistes ist mehr ein Club nach englisch-französischem Styl, obwohl wenigstens dort der Humor eines Diday und anderer Maler und die geistige Anregung einiger Schriftsteller häufig eine frischere Geselligkeit hervorzuzaubern wissen, als sie sonst irgendwo in Genf zu finden ist. Aber für Calame genügte das Haus und wenige gleichgesinnte Freunde; selbst mit seinen Schülern stand er außer dem Lehrerverhältniß selten in einem näheren Verkehr.

Die Auszeichnungen, welche ihm seine Kunst eintrug, waren zahlreich; er war mit dem Kreuz der Ehrenlegion, mit einem belgischen, holländischen, russischen und württembergischen Orden decorirt und hatte zahllose goldene Preismedaillen bei den verschiedensten Ausstellungen erhalten. Calame legte einen hohen Werth auf alle diese Beweise äußerer Anerkennung, eine Erscheinung, die sich bei vielen seiner Landsleute wiederholt. Gegen die Kritik zeigte sich unser Künstler sehr empfindlich; auch diese Erscheinung ist bei den Sommitäten in Kunst und Literatur der französischen Schweiz ziemlich häufig. Und doch ist die Kritik meistentheils so zahm und sanftmüthig; aber die Reclame blüht in der Presse um so üppiger. Calame stellte seit Jahr und Tag in Genf nicht mehr aus; man sagt, daß eine vorwitzige kritische Stimme, die sich dem Herkommen nicht gefügt hatte, auf den Künstler einen unangenehmen Eindruck gemacht habe. Ich weiß nicht, ob's sich so verhält; sicher ist, daß das Genfer Publikum schon seit längerer Zeit darauf beschränkt blieb, das Bild im Musée Rath als einziges Produkt des großen schweizerischen Malers, zu welchem die Kunstliebhaber aus aller Welt in diese Stadt pilgerten, zu bewundern.

Calame soll in politischen Dingen sehr conservativ, im Genfer Sinn, gewesen seyn. In religiöser Beziehung gehörte er der Richtung an, die in der „guten Gesellschaft" in Genf noch immer mehr oder weniger conventionell, in gewissen Kreisen sogar de rigueur ist, der orthodox-calvinistischen: sie stimmte mit seinem ganzen Wesen, mit der ganzen ausgeprägten Richtung seines Charakters. Daß die Genfer Frommen ihn zu den Ihrigen zählten, beweist unter anderem der Eifer, womit die hiesige Semaine religieuse, ein Organ dieser Partei, einen der letzten Briefe Calames mittheilte, in welchem er sich über seine Vorbereitungen zum Jenseits in allerdings rührenden, noch mit trügerischen Lebenshoffnungen kämpfenden Ausdrücken ausspricht. Die Semaine religieuse macht gern Parade mit solchen, dem innersten, unantastbarsten Wesen des Menschen angehörenden Aeußerungen. Sie dürfen in einer Biographie nicht fehlen, allein in einer Zeitung, in dieser abgerissenen, zusammenhanglosen Form, als bloßes „Zeugniß für den Glauben," machen sie auf uns immer den Eindruck fast einer Entweihung.

Die übermäßigen Anstrengungen hatten endlich Calames Kräfte völlig erschöpft; ein Brustleiden war zu vollkommener Entwicklung gekommen. Im Herbst 1863 begab sich der Leidende nach Mentone bei Nizza, in der Hoffnung, Heilung zu finden. Der stürmische Beginn des Frühlings verschlimmerte leider das Uebel; am 17. März 1864 schlossen sich diese Augen für immer, in denen die Natur der Alpenwelt oft eine so herrliche Verklärung gefunden hatte.

Es wird die Aufgabe eines Biographen Calames seyn, eine Zusammenstellung seiner Werke und Nachweise über deren Entstehung, so wie ihr Verbleiben zu liefern; bis jetzt lassen die Angaben hierüber leider sehr viel zu wünschen übrig. Hier einige Notizen, welche ich zum Theil der Gefälligkeit eines Schülers des Künstlers verdanke, zum Theil hiesigen Blättern entlehne, ohne jedoch die Richtigkeit derjenigen der letzteren Kategorie verbürgen zu können. Das Baseler Museum besitzt einen „Sonnenuntergang am Wetterhorn" und ein „Schreckhorn;" ein Herr Fischer-Passavant daselbst einen „Vierwaldstätter See;" das Musée Arland in Lausanne einen „Brienzer See;" die Bildergalerie der Töchterschule zu Neuenburg einen „Monte Rosa;" das Berliner Museum einen „Wasserfall an der Handeck" und einen „Reichenbach." Auch die Petersburger Galerie (l'Hermitage), das städtische Museum in Leipzig und das Städelsche Institut in Frankfurt besitzen große Bilder Calames. Unter den gekrönten Häuptern, in deren Privatsammlungen sich Gemälde des großen Genfer Künstlers befinden, nennt man den König von Württemberg. Für König Ludwig Philipp hatte Calame 1841 ein „Val d'Anzasca" geliefert; das herrliche Bild wurde 1848 bei der Zerstörung des Schlosses von Neuilly verbrannt, nur eine Skizze befindet sich noch in den Händen

des Herrn Revilliod-Faesch, eines der ältesten Freunde Calames in Genf. Eine große Menge Calamescher Oelbilder ist besonders nach Deutschland und Rußland in den Privatbesitz übergegangen; in Genf nennt man u. a. die Herren Delarive, Decandolle und Revilliod als Besitzer mehrerer seiner schönsten Stücke. Noch befinden sich mehrere ausgezeichnete Sachen in den Händen der Familie des Künstlers, so „die vier Jahreszeiten," eine Folge von vier Gemälden, wo der Frühling durch eine Ebene im Süden, der Sommer durch eine Ebene im Norden, der Herbst und Winter durch Gebirgslandschaften dargestellt sind. Ganz besonders endlich ist Calames Ruhm durch seine zahlreichen Handzeichnungen, Aquarellen, Radirungen und Lithographien popularisirt worden, welche letztern in verschiedenen Sammlungen vereinigt sind und den größten Einfluß auf die Kunst und Manier des Landschaftszeichnens in den weitesten Kreisen gewonnen haben.

Calame hinterläßt zahlreiche Schüler. Wir nennen davon aus Deutschland u. a. Dunze aus Bremen, jetzt in Düsseldorf, Bakof aus Hamburg (verstorben), Klose aus Karlsruhe; aus der deutschen Schweiz Fried. v. Zimmermann aus dem Thurgau, R. Zünd von Luzern; aus Genf Castan, Duval, George u. s. f. Auch aus Rußland, Frankreich und Italien wären noch verschiedene hinzuzufügen. Doch wenige haben sich streng an die Manier des Meisters gehalten, obwohl dieser einer mannichfaltigen Entfaltung des Talents und dem Suchen nach neuen Gegenständen, Formen und Auffassungen gern den guten Rath der Beschränkung auf ein bestimmtes, eng begrenztes Gebiet entgegen zu halten pflegte, wenn er es auch andererseits nicht liebte, wenn manche Schüler (wie z. B. Lordet aus Lyon) allzu genau in seine Fußstapfen traten.

Der große Künstler ist dahingeschieden, allein der Einfluß seines Geistes wird noch lange nachwirken und sich vielleicht erst dann recht fruchtbar erweisen, wenn die Genfer Schule sich einmal völlig von der einseitigen Richtung emancipirt hat, in welche sie in neuerer Zeit wohl öfters zu verfallen drohte. Calame hat in technischer Rücksicht das höchste Muster aufgestellt, wie die Alpenlandschaft gemalt werden muß; es gilt jetzt vor allem, diese Landschaft zu bevölkern mit den bunten, so scharf ausgeprägten Gestalten des schweizerischen Volkslebens; es gilt, die todte Natur in unmittelbare Beziehung zu setzen mit dem Thun und Treiben, dem Wirken und Schaffen, Genießen und Leiden der Menschenwelt.

Wir wenden uns jetzt von dem großen Todten zu den Lebendigen und laden den Leser ein, uns auf einem Spaziergang durch die eidgenössische Kunstausstellung zu begleiten, welche wir in den letzten Wochen hier in Genf besaßen. Sie ist, das müssen wir freilich zum voraus bemerken, quantitativ und qualitativ weniger bedeutend, als frühere, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten; vielleicht mag dieß seinen Grund zum Theil darin haben, daß sie dießmal ihren Turnus in Genf beginnt, während sie ihn sonst hier zu beschließen pflegte. Der Katalog weist 315 Nummern von 139 ausstellenden Künstlern auf, wozu in der letzten Zeit noch einige Nachzügler kamen. Etwa 70 der Aussteller kommen auf Genf, 25 auf die deutsche Schweiz, der Rest auf die übrigen Cantone der französischen Schweiz, Deutschland (etwa 20), Frankreich und Italien. Unter den aus Deutschland gekommenen Bildern sind viele von schweizerischen Künstlern in München und Düsseldorf, wie denn diese beiden Malerakademien den entschiedensten Einfluß auf die Kunst der deutschen Schweiz ausüben, während die französische Schweiz sich mehr der französischen und Genfer Schule anschließt, obwohl in neuerer Zeit auch mehrere tüchtige junge Kräfte Genfs ihre Ausbildung in Düsseldorf gesucht haben, was ihrer universelleren wie technischen Entwicklung nicht wenig genützt hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. 24. Juni 1864.

Nicht nach den Kinderjahren, sondern nach der Jünglingszeit würden wir uns am sehnlichsten umkehren, wenn wir aus dieser so unschuldig wie aus jenen herkämen. Sie ist unser Lebensfesttag, wo alle Gassen voll Klang und Putz sind und um alle Häuser goldene Tapeten hängen, und wo Daseyn, Kunst und Tugend uns noch als sanfte Göttinnen mit Liebkosungen locken, die uns im Alter als strenge Götter mit Geboten rufen. — Und in dieser Zeit wohnt die Freundschaft noch im heiter offenen griechischen Tempel, nicht wie später in einer engen gothischen Kapelle.

Jean Paul.

Eine Reise nach der Heimath.

1.

Es war am Pfingstsonnabend, als einige Freunde aus einer großen Stadt dem Thore entgegen schritten, um die Nachmittagsstunden im Freien zu verbringen.

„Vertagen wir heut Gelehrsamkeit und Politik," sagte der eine und öffnete sich den Rock. „Das Wetter ist schön, der Frühling lockt. Vergönnen wir es uns einmal, den goldenen Baum des Lebens grünen zu sehen, einmal den Blick in den blauen Himmel zu richten, ohne bei jedem Wandervogel an die mahnenden Kraniche der Politik zu denken."

„Schon recht," erwiederte ein kleiner, blasser Mann, der sich vor dem Frühlingszugwinde zu schützen suchte. „Ich möchte mir jedoch den Vorschlag erlauben, vorerst unser gestriges Gespräch über das Problem: „was da wäre, wenn die Welt nicht wäre," zu Ende zu führen."

Man lachte und ein junger Doctor ergriff das Wort: „Wir müßten dann anfangen, im Forschen nach dem, was da wäre, wenn die Welt nicht wäre, die Welt und in ihr den heutigen Frühlingstag zu verneinen, und würden so freilich von dem Wunsche abstehen müssen, uns der Poesie und Symbolik der Natur, die da ist, hinzugeben."

„Unser Freund," sagte ein alter Herr, den Philosophen entschuldigend, „hält an dem Entschlusse fest, täglich ein bestimmtes Gespräch aufzunehmen; und es gälte darnach, für heute das passende zu finden, das nicht störend, sondern fördernd auf unsern Naturgenuß einwirkt."

„So wollen wir die Quellen zusammenstellen, die uns den Frühling beschreiben, und Kritik üben," rieth der Kleine. — „Oder," antwortete jener Schalk, „auch einmal die Quellen der eigenen Brust fließen lassen ohne das Salz der Kritik! Der Maitag, sollte ich meinen, fordert dazu auf."

„Meine Herrn," unterbrach sie der Erste, der die Unterhaltung angeregt hatte. „Die Jugend ist der Frühling des Lebens. Lassen Sie uns an die Tage unserer Kindheit zurückdenken, lassen Sie uns einander erzählen, wie, wann und wo uns einst durch die Natur das Wunder der Existenz aufgegangen und wir uns zum ersten mal bewußt wurden ihrer Schönheit und Größe."

Es schien dieß Allen ein glücklicher Einfall und sie beschlossen, sich aller Geschäftsangelegenheiten und Sorgen zu entschlagen und den Spaziergang heitern Reminiscenzen zu widmen.

Aus den verschiedensten Provinzen in die große Stadt zusammengeworfen, hatten sie trotz mehrjähriger Bekanntschaft noch nicht Gelegenheit gefunden, sich Auszüge aus ihrer Vergangenheit mitzutheilen. Was Mangel an Zeit, oder vielleicht auch eine heilige Scheu, nicht unzeitig an theuern Erinnerungen zu rühren, bisher verhindert hatten, das sollte nun heute nachgeholt werden, und in der That, die Stunde war günstig gewählt.

Von den Thürmen der Stadt tönte den Wandernden das Geläute der Glocken nach, welche das Pfingstfest verkündigten. Die Obstbäume streuten leise ihre weißen Blüthenblätter über den Weg und in die Gräser, und aus den Büschen mischte sich der Nachtigallen Ruf mit Glockengetöse und Lerchenliedern. Die Luft war weich und warm und brütete segnend über den Fluren und lockte Schwärme summender Insekten und duftendes, saftiges Grün an Hecken, Wegen, Gräben und Büschen hervor: die Dinge alle hatten ihr Frühlingsfesttagskleid angelegt, das uns dann am durchsichtigsten wird, wenn wir uns auf jene Jugendtage besinnen, da die erste Sehnsucht uns schöpferisch durchdrang, und die erste Freundschaft und Liebe uns wie mit einem Salutschusse in das eigentliche Wesen der Dinge einführte.

Uns ist hier noch nicht daran gelegen, Näheres über die Gespräche der Freunde zu hören. Wir lassen sie ziehen durch grünende Saaten, am Wiesenrain und Bach, der sie in den maigeschmückten Wald geleitet, und wollen am Thore warten auf ihre Wiederkehr.

Nicht all zu lange dauert es, und wir sehen von der Stadt her eine zweite kleine Gesellschaft sich uns nahen. Dießmal ist es aber ein Schwarm Knaben, die in einer Miethkutsche eng zusammengedrängt die Ferienreise antreten und mit ganz andern Augen in den schönen Frühlingstag hineinstaunen. In ihren Seelen läuteten alle Sturm- und Feuerglocken Allarm und sie empfanden sich in der Ursprünglichkeit und Frische der Jugend, die der Natur selbst am nächsten kommt und ihr die Gesetze der Schönheit und das Walten ihrer Poesie ablauscht. Der Kinderfesttag lag vor ihnen, die feierliche Stimmung schoß ihnen durch alle Adern, und die Gegensätze überall und die Uebergänge aus dem Dunkeln in's Helle, aus dem Engen in's Weite, dem Kühlen zum Warmen gaben ihnen mehr zu fühlen, zu schaffen und zu deuten, als manchem Gelehrten Sonne und Sterne. Sie fanden die Schätze, nach deren Besitz der Mensch in heiliger Sehnsucht die Weiten des Universums durchmißt, um alle Ecken, an allen Grenzmarken und Kreuzwegen, und jeder Wechsel, jeder Wandel eröffnete ihnen neue Wunder des Lebens. Rasselte der Wagen, der sie hinaustrug, den einförmigen Chausséegesang, so accompagnirten denselben, aus den Staubwolken heraustönend, die heimlichen Melodien ihrer Einbildung, und Sonnengluthen brüteten auf den Eiern ihrer Träume bei Wachtelschlag und Aehrenrauschen. Nahm sie der Wald auf, nachdem lange die sonnige Landschaft sie umgeben hatte, so war es ein Geheimniß; öffnete er sich, so lag jenseits schon wieder eine neue Welt voller Räthsel. Aechzten die Räder durch den Sand des breiten, aufgewühlten Landweges, so hingen sie mit den trauernden Birken an der Straße die Flügel ihres Frohsinns, klagten mit dem Heimchen und fühlten den Durst der trockenen Halme auf der Heide. Senkte sich der Weg und athmete die Luft das Feuchte des wasserhaltigen Lehmbodens, dann phantasirte der Morgenthau ihrer Empfindungen ihnen tausend seltene Blumen in die Fruchtbarkeit der Wiesen, Felder und Büsche, und mit weitgeöffneten Armen hätten sie herniederschweben mögen und sich in die Nebelhüllen betten, die Schilf und Weiden umflossen.

Und wenn nun endlich das Vaterhaus grüßte unter den alten, schattenden Linden, und die treuen, geliebten Menschen schon wartend und winkend an der Thür sichtbar waren, dann fühlten sie sich in ihrem Glücke, als stünden sie am Ausgangspunkte des Universums, und es war ihnen, wie den Völkern in der Wiege, denen sich das ganze Sonnensystem um ihre Erde drehte.

Und wir? Auch uns treibt die Wanderlust in die Ferne und wir durchstreifen die Erde, um das Paradies zu entdecken, in welchem Befriedigung einziehen soll in unser Herz. Von der Alpen glühenden Firnen steigen wir hinab an die Gestade des Meeres; doch auch die Welle rauscht die Sehnsucht wach in unserer Brust. Sie trägt uns geduldig zu neuen Ufern unter Palmen und glühende Sonnenstrahlen. — Ist hier die Heimath? — —

Doch da nahen schon die Freunde, von ihrem Spaziergange zurückkehrend. Wir wollen hören, vielleicht geben sie uns die Antwort darauf. Eine eigenthümliche Veränderung ist mit ihnen vorgegangen. Der eine schreitet zerstreut am Rande des Weges und köpft mit seinem Stocke die Blüthenschafte, die der wuchernde Frühling hoch über die Gefährten hinausgetrieben. Ein anderer schaut in Gedanken verloren in das Abendroth, das über nebelnde, im Segen des Frühlingsthaus duftende Wiesen herniederflammt. Die letzten zwei endlich führen sich am Arme und der eine sagt: „Ich werde heut den lyrischen Ton nicht mehr los, der mir aus der Jugend nachklingt.“

„Wir suchten," spricht der andere, „einmal wieder wie die Lerche unser Nest am Wiesenrain; aber ich fürchte, wir fanden das Gras gemäht und unser Nest zerstört."

„Gleichviel, die Erinnerung bleibt uns, und in ihr verklären wir durch läuternde Gedanken das damals traumhaft Empfundene. Wir wollen dankbar seyn, daß uns Zeiten gegönnt sind, in denen wir die Ideale der Jugend begreifen lernen, und wollen weiter schließen, daß uns neue Stufenfolgen zu einem Standpunkt führen, auf welchem uns die peinigenden Fragen des Menschendaseyns gelöst werden."

Die Freunde trennten sich am Thore und jeder trat allein seinen Heimweg an. Wir folgen nur dem einen von ihnen und geleiten ihn in seine Wohnung. Schon dunkelten die Straßen in den langen Schatten der Gebäude und aus Giebel- und Dachfenstern blitzten die abendlichen Strahlen. Die jüngst zurückgekehrten Schwalben kreisten um die Thürme, die wie angeglüht in die Lüfte starrten. Der gesättigte, zur Rüste schreitende Tag stimmte harmonisch zum Gemüthe des Heimkehrenden, welcher in seiner Seele allerlei liebliche Bilder aus der Vergangenheit bewegte. Die elektrische, befruchtende Schwere der Atmosphäre goß eine sanfte Ermüdung durch seine Glieder; alle Accorde seines Herzens, selbst die accentuirtesten, waren Wohllaute, und er erfuhr eine fortwährende Tonlösung, Zerschmelzung an sich.

So erreichte er das Haus, welches er bewohnte. Als er in sein Zimmer trat, fand er die Akten und Bücher noch in derselben Unordnung auf dem Schreibtische verstreut, wie er sie bei der letzten Arbeit gebraucht hatte. Er beseitigte sie und säuberte den Tisch. Dann öffnete er das Fenster, um Staub und Rauch hinaus- und Frühlingsluft hereinzulassen. Vom Gesimse an der Wand langte er seine Studierlampe herab und zündete sie an; dieselbe sollte ihm an seinem Schreibtisch leuchten, wo wir ihn bald kramen sehen in einer selten von ihm geöffneten Schublade. Dort schien er emsig zu suchen unter vergelbten Papieren, Briefen und allerlei Manuscripten, und fand endlich ein altes Tagebuch aus seiner Jugendzeit. Er zog es hervor, blätterte darin und vertiefte sich zuletzt in folgende Erinnerungen.

*

G. in Oberschlesien, den 24. Febr. ....

Es war mir vom Schicksal vergönnt, einen Freund zu gewinnen, wie mein Sinn sich ihn eben als Ideal malte. Richard B. war nur ein Jahr älter als ich, überflügelte mich aber bei weitem in der Lebenspraxis. Sein ernstes, fast abstoßendes Wesen gewann ihm wenig Liebe. Oft saß er allein auf der Schulbank, finster um sich blickend, oder in seine Bücher vertieft, wenn rund herum sich muntere Gruppen bildeten, um unter Scherz und Plaudern die Zeit auszufüllen, in der kein Lehrer zugegen war. Man hatte es aufgegeben, ihn für sich zu gewinnen.

Er war streng, fast hart im Elternhause erzogen worden; dazu kam eine nicht unbedeutende Anlage zur Energie, ein starkes Selbstbewußtseyn, das sich freilich oft komisch und am unrechten Orte äußerte. Er pflegte an sich eine Art von Selbstüberwindung zu üben, mit der er sich die härtesten Prüfungen setzte und bestand, und seine Pflichten mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit erfüllte. Dieß hatte ihm eine Art von Widerspruchsgeist aufgeprägt, an dem er Vergnügen fand. Alles, was er behauptete, stellte er auf den Kopf, bewies das pure Gegentheil von dem, was andere aussprachen; je ärger das Paradoxon, um so mehr Vergnügen für ihn.

Man mag sich wundern, daß seine Mitschüler das ungestraft litten und nicht Händel mit ihm suchten. Den „Ritter," so war sein Beiname, zeichnete eine ungewöhnliche Körperkraft aus, mit der er im Stande war, aus allem Streit siegreich hervorzugehen; darum mied man ihn. Auch war er nur zu sehr geneigt, mit Andern anzubinden, und man ließ den Ritter lieber ungestört sitzen, als daß man in Gefahr gerieth, ein Muster blauer Flecke davon zu tragen, und es setzte deren immer; das stand fest, höchstens das Wieviel war in Frage zu stellen.

Als ich später in die Klasse versetzt wurde, in der er sich befand, hatte ich Gelegenheit, ihn näher in Augenschein zu nehmen, und war nicht wenig überrascht, in jenem Raufer einen stattlicheren „Ritter"-Jüngling zu finden, als ich je vorher und nachher gesehen. Seine ungewöhnlich große, kräftige Gestalt hatte mir von jeher imponirt. Dazu kam ein sehr wohlgeformtes Haupt, eine klare Stirn, ein dunkles Auge mit wunderbar geistigem Ausdruck. Vor Allem aber war es der Mund, der mir mehr und mehr darthat, daß eine Stärke des Gefühls im Ritter schlummere, die unverbraucht, wie sie war, demjenigen, auf den sie sich ergösse, unberechenbare Tiefen eröffnen müsse. Er pflegte diesen Mund in allen Momenten, wo in seiner Geistesthätigkeit der Wille vorherrschte, krampfhaft zusammenzuziehen; gelang es aber dem Zufall, ihm ein Lächeln abzuzwingen, so lagerte sich über sein Antlitz eine Milde, eine Harmonie und Schönheit, die sich in meine Seele einnistete, und von der ich annahm, sie sey der eigentliche Ausdruck des Ritters, der Urtypus seiner Natur, zu dem er zurückkehren müsse, sobald er

sich auf einem Boden befinde, der seiner Entwicklung, seinem Fühlen und Denken gemäß sey.

Ich hatte bisher noch nicht Gelegenheit gefunden, mich ihm zu nahen. Nun ereignete es sich aber einmal, daß ich mich in eine Balgerei eingelassen, die meine Kräfte überstieg und von der ich voraussah, daß ich schändlich würde unterliegen müssen. Noch einmal ließen mir meine Angreifer Luft: ich entwischte, setzte über einige Bänke und ließ mich ganz gelassen neben dem Ritter nieder: „Ritter, nun schütze mich!"

Der Ritter stand auf und drohte. Keiner wagte es, mir zu nahen. In demselben Augenblick trat der Lehrer ein, ich verschwand unter den Bänken, kroch bis an meinen Platz und tauchte da empor.

— — Es war Mittwoch; gegen Abend fanden sich die Schüler allesammt auf dem großen Turnplatze ein, der mir der classische Boden für unzählige süße Erinnerungen geworden ist. Der Ritter stand, gegen ein Turngeräth gelehnt, mit untergeschlagenen Armen und schaute keck um sich. Er war Vorturner und wartete, daß eine Riege sich um ihn sammle; es kam niemand. Da trat ich an ihn heran und sprach: „Ritter, ich will auch turnen lernen; lehre mich's!" — „So komm, Carl!"

Es fing nun für mich und bald auch für ihn eine Zeit der reinsten Freude an, des sich seiner selbst bewußt werden durch die Ergänzung des andern. Das überschwellende Sehnen der jugendlichen Brust hatte das erste Objekt gefunden, auf das es seinen Reichthum projiciren konnte, und ergoß die Fluthen des Gefühls mit unaufhaltsamer Kraft und Innigkeit auf den Freund, der das Symbol der ganzen Schöpfung darstellte.

Ob nun er oder ich der ergänzende oder schaffende Theil war, immer erwuchs uns aus dem Zusammenseyn das höchste Wohlseyn. Wenn ich ihm auf unsern Spaziergängen durch Flur und Wald, Thal und Berg die Natur deutete, wie ich sie hatte auf mich wirken lassen, so hörte er still und andächtig zu wie ein Kind. Gern aber sah er's, wenn mein Verlangen nach Gestein stand, das an schroffer Felswand hing, nach Blüthen, die im Gipfel der Bäume sich wiegten, nach Blumen, die im Wasser unerreichbar weit vom Ufer ihr stilles Pflanzendaseyn feierten: so konnte er sie mir doch schaffen und meinte dann stets, diejenigen wären die schönsten und seltensten, deren Erreichung Anstrengung und Gefahr gekostet hatte. Stießen wir auf einen Fluß, so mußte hinüber geschwommen werden, wenn auch einige hundert Schritte davon die Brücke winkte. Drohte mir unerfahrenem Schwimmer irgend welche Gefahr, so schwang ich mich auf den Rücken des Freundes und ließ mich wie von einem Flußgotte über Untiefen, durch schlingende Wasserpflanzen und brausende Strömungen tragen.

War es draußen unter Gottes freiem Himmel ein inniges, köstliches Beisammenseyn und sich Erfassen, so dünkten uns unsere bescheidenen Studirstübchen Laboratorien, in denen wir die Produkte unseres Geistes filtrirten, das Essentielle bewahrten und das Ungehörige, Stoffliche der Natur zurückgaben, woher es entnommen.

Nie hatte einer nicht Zeit für den andern. Je näher der Eingangsthür er mich, den Eintretenden, erreichen und empfangen konnte, desto mehr merkte man ihm die Zufriedenheit an, mich auch in einer gewissen Form, die das Gefühl vorschreibt, nicht vernachlässigt, sondern immer gleich werth und hoch gehalten zu haben. Durch Worte suchte er dazu keine Erklärung; er hätte die rechten nicht gefunden, und alles Halbe war ihm zuwider. Um so inniger bewies er seine Liebe durch den Ausdruck, den er seinem Verhalten gab, der aber eine Schärfe und Consequenz des Charakters verrieth, die für sich schon im Stande war, das höchste Vertrauen einzuflößen.

Ob wir nun studirend uns gegenübersaßen, oder im traulichen Beisammenseyn die Dunkelstunde feierten, oder im Raume nebenan Theil nahmen an den fröhlichen Spielen der übrigen Pensionäre — denn seine Scheu vor Menschen hatte er verloren, seine Ungeschicklichkeit in Umgangsformen beseitigt — stets fühlten wir den innigsten geistigen Rapport, der uns zu einander zog und mit unbeschreiblicher Jugendglückseligkeit erfüllte.

So war er mir, ich ihm Alles, was wir zum Daseyn brauchten. Es blieb für das Wünschen gar kein Rest mehr. Das Leben mit einander und mit der Natur nahm uns so vollkommen in Anspruch, daß wir's nicht nöthig hatten, uns ein Reich der Ideale zu erträumen. Alle romantische Färbung in meinem Gemüthe erlitt einen Stillstand; ich dünkte mich auf classischem Boden. Ich fühlte damals kaum das Bedürfniß, mich in Bücher oder in die Schätze der Kunst zu vertiefen und daraus Nahrung für Geist und Phantasie zu schöpfen. Was mir begegnete, wußte ich mit Maß zu würdigen; was wir beide aber fühlten, dachten, sprachen, schien uns so schön und gut, daß es in sich schloß, was sonst zu unserer Ergänzung nöthig gewesen wäre. Wir hatten uns auf eine kurze Frist den Himmel herabgezogen, — auf eine kurze Frist. — —

*

Der Lesende, den wir nun schon unter dem Namen Carl kennen, hielt an. Er saß in Gedanken

vertieft, und süße, liebliche Bilder aus der Jugend zogen an seiner Seele vorüber. Es bildete sich ihm zu Häupten gleichsam ein Gedankenschemen, der in nächster Zeit Gestalt und Inhalt annehmen sollte. Er meinte diesen fast in der Atmosphäre des Zimmers zu spüren, wie man die Wolken sieht, in denen der Blitz aufzuckt, oder wie wir als Kinder die Luft zu erblicken glauben, wenn ein Sonnenstrahl durch das Fenster dringt und die tausend Stäubchen erkennbar macht, die von ihr getragen werden.

Endlich sah er auf. Das Licht hatte durch das geöffnete Fenster Motten und Mücken angelockt, die die flackernde Lampe umschwärmten und leise summten. Die Gardinen hob ein nächtlicher Frühlingsluftzug weit in das Zimmer hinein und von den Straßen tönte wirres, dumpfes Geräusch.

Er weilte sinnend, das Haupt auf den Arm gestützt, bis sein Blick wieder auf das Tagebuch fiel; darauf setzte er sich noch einmal zurecht und las die Episode aus seiner Jugend zu Ende, wie folgt:

*

Kaum waren einige Jahre seit unserer ersten Bekanntschaft verflossen — noch hatten wir unsere Gymnasialstudien nicht beendet — als mein Vater plötzlich einen Ruf nach Ostpreußen erhielt und in kurzem die Heimath zu verlassen beabsichtigte.

Noch einmal durchflog ich das Paradies meiner Kindheit, gewann die Höhe, auf der sich mein Auge zum letztenmal das Bild in die Seele grub, das mir zu Füßen lag, zum letztenmal der heimathliche Luftstrom meine Stirn kühlte.

Ein Gang stand mir noch bevor: der letzte zu Richard. Ich trat ein. Der Ritter erhob sich und führte mich an seinen Tisch: „Setze dich dort, mir gegenüber.“ Ich that's. So verharrten wir eine Weile; endlich langte er nach einem Kreidestücke — er hatte immer ein solches bei der Hand, seine geometrischen Figuren zu zeichnen — und malte mit Einem Ansatze einen regelrechten Kreis auf den Tisch.

„Sieh her, Carl,“ hob er ruhig an: „so bin ich fertig mit dem, was uns der Wirklichkeit nach bevorsteht; du verstehst mich, ich meine unsere Trennung. Alles, was möglich ist, an Glückseligkeit im Verkehr mit einem Freunde zu gewinnen, habe ich mit dir und an deinem Herzen genossen. Wozu jetzt Worte, Wünsche, Hoffnungen? Haben wir unsere Zeit nicht edel genützt? Unsere Zeit ist vorbei! Gut also. Ich falte sie zusammen und bewahre sie als Heiligthum für alle Zukunft, so weit sie mir zu denken vergönnt, für die Ewigkeit des Gedankens, wofür sie mir ein Beweis scheint. Aeußerlich ist unsere Trennung nothwendig. Sie mag vor sich gehen! Ich bin fertig. Nun sprich du und mache es kurz!“

„Nicht doch!“ rief ich. „Wenn deine Natur einen schnellen Abschluß fordert, so verlange nicht ein Gleiches von mir. Ich will ja nicht den Schmerz zergliedern, der wie eine Last auf unsern Herzen liegt, aber noch einmal mich auszusprechen, noch einmal von dir zu hören, was du in deiner Seele bewegst, ist mir heiliges Bedürfniß.“

„Merkst du denn nicht, Freund,“ sprach Richard, „daß jedes Wort eine Wunde ist, die wir uns schlagen, daß wir durch jede Wunde unsere Kraft schwächen und so den schweren Kampf nimmermehr auskämpfen werden?“ — „So schweige ich heut und theile dir brieflich mit, was ich zu sagen habe.“

„Gott verhüte, daß jemals auf diese Weise ein Umgang zwischen uns stattfinde!“ — Ich erschrack. — „Daß ich die Kreislinie geschlossen,“ fuhr Richard schmerzlich bewegt fort, „so daß kein Anfang und kein Ende sichtbar, das bezeichnet, daß unser Verkehr nunmehr beendet, daß kein Zuzug mehr von außen in das Heiligthum, das jetzt schon der Vergangenheit angehört, dringen kann und darf.“

„Warum denn?“ rief ich. „Warum willst du uns eine Quelle des reinsten Genusses entbehren lassen? warum entsagen, wo Schätze erobert werden können? Hast du es denn noch nie erfahren, wie erst im brieflichen Verkehr, durch das klare Wort der Gedanke zum Abschluß gefördert wird, den das Gefühl im Beieinanderseyn verzehrt hat?“

„Und denkst du auch an das Ende solchen Briefwechsels?“ erwiederte er. „Monate, Jahre vielleicht mag's so gehen. Da drängen sich neue Verbindungen, neue Interessen heran, füllen das ganze Daseyn, wachsen an zu unlösbaren Verhältnissen, und abgeschwächt, ermattet, ton- und farblos wankt und schleppt sich das Veraltete am Stabe des Princips, der Convenienz hin und her und harrt sehnsuchtsvoll, daß es in Tod und Vergessenheit erlöst werde. Pfui über solches Ende!“

„Richard, du verlangst Uebermenschliches! Nicht wie es nach langen Jahren seyn könnte, beschäftigt mich jetzt, sondern wie mir die nächsten Stunden und Wochen zu Muthe seyn wird, in denen ich die trostloseste Oede fühlen werde, weil du mir fehlst. Und vergönnte der Briefwechsel uns nur, Trennungsschmerzen zu mildern, warum wollten wir diese Linderung von uns weisen?“

„Ich will,“ sprach Richard mit gehobener Stimme, „für ein ganzes Leben mir ungetrübt, rein und voll die Erinnerung bewahren, wie ich zum erstenmal von meinem eigenen Ich erlöst wurde. Ich will das Heiligthum meiner Freundschaft und Liebe nicht zerrissen

sehen durch Zeit und Raum. Ich will das Schicksal bezwingen durch die Kraft des Gedankens, die mir in unvergänglichen Farben mein Jugendglück malen soll."

Richards Auge verklärte sich und nahm einen schwärmenden, prophetischen Ausdruck an: „Wir sehen uns wohl wieder, wenn des Lebens Kämpfe und Schmerzen uns zu Männern gereift haben werden. Aber nie, Carl, nie werden wir das reicher fühlen, als jetzt, da uns zum erstenmal das Wunder der Existenz aufgegangen. Mit Andacht und Rührung werden wir zurückschauen auf die Tage, da tausend Mysterien sich uns offenbarten und wir symbolisch Erklärung suchten für all die Geheimnisse der Geisterwelt und Natur."

Richard trat an mich heran, zog mich an sich und bat mit weicher Stimme: „Laß mich also gewähren, theuerster Freund! Nichts Schwächliches, nichts Untüchtiges verunziere unser schönes Verhältniß! Wir durchliefen heiter und sorglos wie zwei Kinder Hand in Hand einen schönen, vielleicht den schönsten Theil unserer Jugend; warum erschrecken wir, daß unsere Wege sich trennen? Nun, gehe du dorthin — ich bleibe hier, so macht sich's schon!"

Ich schickte mich an, seinen Worten zu folgen; da aber trat noch einmal der ganze Schmerz vor meine Seele, der mich mit der Vorstellung erfaßte, daß es fortan keinerlei Verbindung zwischen uns mehr geben sollte, und ich kehrte rasch um und warf mich dem Freunde in die Arme. „Jede Minute dachte und fühlte ich dich, Alles, was mich bewegte, brachte ich dir, damit dir nichts verborgen, nichts unklar sey an mir; jede Freude jubelte ich dir entgegen, jeden Schmerz trug ich bei dir zur Ruh. Und fortan sollte ich gar nichts mehr mit dir zu schaffen haben? Wenn auch du die Heimath verläßst und hier dein Name, dein Andenken verklingt, wer sagt mir, wo du lebst und wirkst, ob die Zukunft dir Glück, Segen oder Unheil — den Tod gebracht hat? Das kann nicht seyn! Du willst mich nur ängstigen, Richard! Aber ich leide schon unter dieser Vorstellung: nimm sie mir — ich bitte dich!"

Richard erhob sich. „Carl, es ist genug! Die Welt unseres Glücks fällt dem Untergang anheim, die Nacht dunkelt heran und keine Macht der Erde bringt den Tag uns wieder. Verhülle nicht durch Wolken das Abendroth, das früh genug in der Abschiedsstunde uns auf die dunkle Nacht vorbereitet und die lange, lange Trennung verkündet."

„Zertheile die Wolken, die sich um mich lagern! Schreibe mir! So verspricht uns der nächtliche Himmel ein tausendfältiges Sternenlicht."

„Erblicke," erwiederte er, „in jedem Einzelnen das Symbol einer der guten Thaten, der freundlichen Worte, die du mir gegeben, und groß und schön, wie des Schöpfers Freude an seiner Welt, erfüllt, überdauert die Erinnerung an die Gedankenwelten, die wir uns bauten, die winzige Reihe der Erdentage, die das Schicksal uns neidisch zuzählt. — Mehr aber verlange nicht von der Zukunft! — Und nun, du guter, theurer Mensch, geh — geh! Gott segne, Gott schütze dich! Ach, daß ich's nicht mehr kann!"

Ich eilte hinaus. Draußen bog ich an seinem Fenster vorbei: er saß noch am Tische und hatte beide Hände vor die Augen gedrückt. — „Lebe wohl!" Ich eilte davon. — —

*

„Bis hieher!" sprach Carl und schlug das Tagebuch zu. Es schien plötzlich in ihm ein Entschluß zu reifen. Er ging heftig im Zimmer auf und ab und konnte seiner Gemüthserschütterung kaum Meister bleiben. Da fuhr ein Lichtblitz durch die Stube; in dem Hause ihm gegenüber wurde ein Fenster geöffnet, auf dessen Scheiben der aufgehende Mond flammte, und himmlische Töne ergossen sich durch die Frühlingsnacht; eine Frauenstimme sang: „Ich komme vom Gebirge her, es dampft das Thal, es braust das Meer." Sehnsüchtig bewegt hörte er das schöne Lied zu Ende; dann eilte er an die Thür und klingelte; seine alte Aufwärterin trat ein und fragte nach seinen Befehlen.

„Bringt mir meine Reisetasche, Alte. Ihr müßt mir sogleich packen helfen; werdet heut ein wenig spät zu Bett kommen. Ich reise morgen in aller Frühe von Euch fort, ich reise nach meiner Heimath." — Die Alte machte sich geschäftig davon und hoffte später das Nähere über den plötzlichen Entschluß zu hören, worauf sie nicht wenig neugierig war.

Carl hatte seit jener Trennung sein Vaterhaus nicht wiedergesehen, auch in den ersten Jahren nur hie und da von Andern über seinen Freund Richard Nachrichten empfangen. Weiterhin drängten sich neue Interessen hervor, und es kam, wie Richard prophezeit. Die schönen Jugenderinnerungen traten aus dem Gedächtnisse immer weiter zurück und verpuppten sich zuletzt in den äußersten Winkeln des Herzens. Als später durch die Eisenbahnen der Verkehr erleichtert wurde und Carl Freiheit gewann, zu reisen, hatte er Zeit und Geld verwendet, unbekannte Gegenden des großen Vaterlandes zu besuchen und am ersten der Heimath vergessen, wenn sich lockende Reiseaussichten boten. Die heutige Anregung aber traf günstig zusammen mit äußern Verhältnissen; er hatte Zeit und Geld bereit gehalten, während Pfingsten einen Ausflug zu machen, und es stellte sich ihm nichts hindernd in den Weg;

den plötzlich so lebhaft aufgetretenen Wunsch zu verwirklichen.

Wenn die Seele müde wird von dem vielfältigen Echo, das sie von all den Schallwellen der Begebenheiten geben soll, die täglich und stündlich an sie appelliren, verklingen jene wohlgestimmteren Saiten, und wir verlernen, den vollen, harmonischen Ton wach zu rufen, der uns in besseren Stunden beglückte und hinweghob über des Lebens kleinliche und traurige Eindrücke.

Da eröffnet uns der unerschöpfliche Reichthum des Lebens noch ein anderes Gebiet, das tröstend und belebend vor uns liegt, wenn die Schwingen der Phantasie durch die schwere Lebensluft nicht mehr zu bringen vermögen. Es ist die Welt des Traumes. Dort erneuen sich verblichene Farben in rosig frischem Lichte und ein verlorenes Paradies wird wiedererobert. Bewimpelt und beflaggt fliegt das Schifflein, das eben noch auf öder Sandbank gebannt war, über die glatte Welle und steuert nach bekannten, theuren Gestaden, auf denen längst verklungene Sagen zur Wirklichkeit erstehen.

Carl legte sich nieder, und so in ruhender Lage überkam ihn sein Wohlseyn mit doppelter Innigkeit. Noch im Wachen schwand ihm alle körperliche Schwere, und liebliche Bilder geleiteten ihn sanft und schmeichelnd hinaus in das Reich der Träume.

(Schluß folgt.)

Shakespeare und Hamlet.

(Schluß.)

Sehen wir eben so die Beschaffenheit der in diesen Werken auftretenden Motive und Charaktere näher an, so finden wir auch hier, daß der Gedanke der Wahrheit der Leitstern ist, auf welchen der Dichter immer wieder zusteuert. Blicken wir auf die Handlungen, so ist ein mit ganz besonderer Vorliebe auftretendes Motiv dieß, daß die Wahrheit enthüllt wird, daß die Wahrheit siegt trotz aller Mühe und Kunst, welche die Menschen verwenden mögen, um sie zu leugnen, zu verbergen, zu verdrehen, oder auf unwahren Wegen der List, der Heimlichkeit, der Tücke zu ihren Zielen zu gelangen. Wie Richard III. mit aller erfinderisch entschlossenen Arglist sich nur sein eigenes Grab gräbt und nicht minder in seinem verhärteten Herzen schließlich die Wahrheit durchbricht mit allen Schrecken der Gewissensangst, wie Heinrich IV. zeitlebens darunter leiden muß, daß er seinem König Richard II. die Treue gebrochen hat, so kommt im Kaufmann von Venedig, gegenüber einer unentwirrbar scheinenden schrecklichen Verwicklung, welche den äußern Schein buchstäblichen Rechtes für sich hatte, das wahre Recht und mit ihm die Befreiung eines Edeln aus den Händen eines boshaft listigen Feindes zu siegreicher Verwirklichung; ähnlich siegt in Ende gut Alles gut das gekränkte Recht, und zwar so, daß dießmal allerdings es selbst heimliche Wege geht, weil alle andern verschlossen sind. Blicken wir eben so auf die geschilderten Menschen, so finden wir: auch hier bringt der Dichter hauptsächlich Charaktere auf die Bühne, an welchen der Gegensatz zwischen Wahrheit und Lüge, oder zwischen Wahrheit und Schein sprechend zur Anschauung kommt. Wir sehen in tragischem Gebiet den schrecklichen Meister der Heimlichkeit und Täuschung, Richard III., den selbstgerecht heuchlerisch tückischen Shylock; wir sehen auf dem Felde der Komik den Prahler Hans Falstaff, diesen ungeheuren berstenden Widerspruch zwischen Anspruch und Verdienst, den verwandten Wortthelden Parolles; wir sehen im Kaufmann von Venedig als Hauptmotiv auftreten den Contrast zwischen Menschen, die von äußerem Glanz und Schein sich blenden lassen, und so sich selbst um das wahre Kleinod, das sie suchten, bringen, und solchen, die durch äußere Unscheinbarkeit unbeirrt den Preis gewinnen; wir sehen den Dichter auch sonst mit unerhörter Freiheit, zu unserem Verwundern unbehelligt von Censurverboten, Injurienklagen, Herausforderungen, zur schonungslosesten Satire gegen das gemachte, gezierte, traurig eitle und lächerlich hohle Wesen einer sogenannten feinen Modebildung vorgehen, und dieses Thema mehr und mehr zu einem der Hauptzielpunkte seiner Menschenschilderung machen;

wir sehen andererseits in dem Prinzen und König Heinrich V. den Gegensatz zwischen Schein und Wahrheit auch zum Erfreulichen gewendet, indem hier der jugendliche Leichtsinn nur das schnell wieder abgestreifte Kleid ist, in welches eine kräftige Natur in den Tagen des Müssiggangs sich hüllt, um, nachdem die Zeit zu ernstem Thun gekommen, desto nachdrücklicher den gediegenen innern Kern hervorzukehren.

Und fragen wir endlich noch, von welchen Grundsätzen aus der Dichter in dieser Zeit die Welt und die Menschheit überhaupt sich angesehen habe, so finden wir ihn auch hier, im Punkte allgemein ethischer Betrachtung der Dinge, keineswegs oberflächlich und leicht, sondern vielmehr ernstlich bemüht, zur Wahrheit wirklich vorzudringen und sie unverhüllt zu geben. Ein Denker, ein Philosoph vom Fache, der über das Wesen und die Bestimmung des Menschen, über die letzten Ursachen und Zwecke alles Daseyns und Geschehens Spekulationen anstellt, ist unser Dichter allerdings nicht; er ist im Gegentheil sehr mißtrauisch gegen Menschenweisheit, welche das durchschnittliche Maß des Wissens spitzfindig zu überschreiten sich vermißt; er ehrt und preist zwar, wie nur irgend ein Dichter der Neuzeit, die Wissenschaft, er schildert mit Abscheu in Heinrich VI. jenen Rebellen Hans Cade, der die Leute hinrichten ließ, welche lesen und schreiben konnten, Latein verstanden, Schulen errichteten; er läßt in erschütternder Weise einen dieser Beförderer der Bildung vor seinem Gang zum Tode sich vertheidigen mit den Worten: „Wann hab' ich was von eurer Hand erpreßt zum Schutz für König, Land und euch? Gelehrten Männern gab ich große Summen, weil ich sah, es sey Unwissenheit der Fluch von Gott und Wissenschaft der Fittig, womit wir in den Himmel uns erheben.“ Er verherrlicht eben so den Cardinal Wolsey als einen „hochgelahrten, reif und tüchtig, beredt und überzeugend, zwar im Nehmen unersättlich, aber auch im Geben königlich, deß zeugen ewig des Wissens Schulen, die er schuf, von denen Oxford blüht, so glänzend, so trefflich in der Kunst, so stät im Wachsen, daß in Christenlanden nie ihr Werth vergehen wird.“ Allein dieser Hochachtung vor dem Wissen unbeschadet konnte ihm doch die Pedanterei und Selbstüberhebung nicht entgehen, die in seinen Tagen vielfach um so leichter mit der Gelehrsamkeit sich verband, je mehr man seit dem Wiedererwachen der classischen Studien ungebildeteren Zeiten und ungelehrteren Menschen gegenüber sich in den Schätzen schulmäßig erlernter Weisheit wohl gefiel; unter den Dingen, um deren willen er sich den Tod wünschen könnte, nennt er in einem seiner Sonette nicht bloß Verkennung des Verdienstes, Leiden und Schmach der Tugend, Herrschaft des Schlechten und Niederträchtigen, sondern auch Unterdrückung der Kunst und Wissenschaft durch pedantische Autorität und Bevormundung des Verstandes durch Unverstand, der sich das Ansehen der Weisheit gibt. Um so mehr aber hält er sich daran, der Wahrheit unbethört durch Menschenwitz in's Auge zu sehen, ihr in keinem Punkte zu vergeben, ungeschminkt Alles zu beleuchten, zu preisen, was zu preisen, zu tadeln, was zu tadeln, zu beklagen, was zu beklagen ist.

Dasjenige, was ihm vor Allem feststeht, trotz aller Galle des Mißmuths, den so vieles im Gebahren der Menschheit ihm erregt, ist dieß, daß es nichts Herrlicheres gibt in der Schöpfung, als den Menschen, daß nichts dem Menschen gleicht an Fähigkeiten, an Kräften zum Erhabensten und Größten, an Verstand und Einsicht, an Edelmuth und Güte, an Anmuth, Lieblichkeit und Hoheit auch im Aeußern der Erscheinung. Allein eben so klar ist es ihm, daß es nicht minder verkehrt wäre, die Herrlichkeit menschlicher Dinge zu überschätzen, als es undankbar wäre, sie zu verkennen; es ist ihm gewiß, daß alle Schönheit des Menschendaseyns doch behaftet ist mit der ganzen vollen Endlichkeit, welche dem Vergänglichen anklebt; vereint sich im Menschen alles Große und Liebliche, so trägt er dafür auch die Last geistiger und natürlicher Schwachheit, den Fluch der Begier und Leidenschaft, die den Geist in die Fesseln der Lüste und des Strebens nach gehaltlosen Scheingütern und Scheingenüssen zwingt und Mutter alles Unheils ist, und darum ist diese schöne Welt überall eine Welt der Schlechtigkeit, der Falschheit, der Ungerechtigkeit und Bosheit, eine Welt des Unglücks und des Wahns; ist das Leben voll von Schöne, so vermag dagegen auch nichts der Gewalt der Zeit und dem Keim des Vergehens, der wie ein Wurm an allen Blüthen nagt, Stand zu halten.

Diese tragische Weltanschauung lag dem Dichter um so näher, je schwerer es ihm selber lange fiel, das Mißverhältniß zwischen Verdienst und Achtung, zwischen angeborener Geisteskraft und äußerer Geltung ruhig zu ertragen, das vermöge der Anschauungsweise der Zeit auf ihm als Mitglied eines Standes lastete, welchen weder die Sitte noch das Gesetz als andern Ständen ebenbürtig erkennen wollten. Dazu, das Recht des Individuums gegen das Unrecht bestehender Verhältnisse in Anspruch zu nehmen, war es für besonnene Geister noch zu früh im sechzehnten Jahrhundert; die Weltanschauung des Dichters behielt daher auch aus diesem Grunde einen düstern Ernst, der ihm in Dramen und Sonetten eine Reihe der herbsten Ergießungen über Menschenthun und Menschengeschick abgenöthigt hat. Aber er war im vollkommenen Rechte, diese ernste

Anschauung zu der Grundlage zu machen, von der er überall aus-, zu der er überall zurückging; blieb auch ein Schatten des Mangels an wirklich versöhnter Auffassung der Dinge über Allem schweben, was er gedichtet, so stand er doch mit seiner Freude an dem Herrlichen in der Welt, mit seinem scharfen Blick in ihre Schwächen, mit seinem ernsten Antheilnehmen an ihrer Hinfälligkeit so ganz mitten drinn in der Wahrheit, wie kein anderer Dichter vor und nach ihm.

Nur bei ihm finden wir vollkommen beisammen die volle Hingabe der dichterischen Begeisterung an dasjenige, was wahrhaft schön, groß, edel, liebenswerth in der Welt ist, die volle Schärfe des sittlichen Urtheils über wirklichen Werth und Unwerth aller Dinge und aller Bestrebungen, das reine, wahre Mitgefühl des menschlich empfindenden Herzens mit aller Trübe und Herbigkeit, die dem Sterblichen zu tragen beschieden ist. Nie hat er die Menschheit niedrig, gemein, schlecht, schwächlich dargestellt, außer wo es ihm ausdrücklich darum zu thun ist, abschreckende Beispiele des Unwerths entarteter Menschheit zu schildern; selbst die Schlimmen und Bösen zeigen wo möglich noch Spuren der unverfälschten Züge des göttlichen Urbildes, und namentlich ist es der Augenblick ihres Falls und Untergangs, wo der Dichter nicht ermangelt, das Edle der Menschennatur noch einmal an ihnen hervorblicken zu lassen, wie die Sonne, die vor ihrem Abschied noch durch dunkle Wolken bricht. Statt die Menschheit zu erniedrigen, bietet er seine Kunst überall dazu auf, sie dem Beschauer vorzuführen in aller herzerquickenden Schönheit des Geistes, des Gemüths und des äußern Erscheinens; daher namentlich die herrliche Reihe jener so gesunden, so reinen, so kräftigen, so gediegen zarten Frauencharaktere, die in seinen Werken an uns vorüber wandeln. Aber eben so wenig ist bei ihm andererseits von einer leeren Idealisirung der Menschheit die Rede, da er ja den Menschen, wie er ist, somit den Menschen auch in seinen Mängeln und Verkehrtheiten und mit allen aus diesen hervorgehenden Uebereilungen und Unthaten bis zum Aeußersten des Verbrechens und Frevels zu zeichnen für die Aufgabe seiner Kunst hält, welche einmal nichts anderes ist als Kunst der Menschenschilderung. Nie hat er Schwäche, Elendigkeit, Schlechtigkeit als interessant oder gar als edel und trefflich dargestellt, und keineswegs ist er gemeint, schöne und gute Gaben der Natur ungetrennt zu denken von einem Antheil an der allgemeinen Schwachheit Aller; er malt keine gemachten Vollkommenheitsideale, er sieht, daß in jedem ein Keim auch zu Thorheit und Verfehlung schlummert, er sieht, daß jeder eine Nachtseite seiner Natur hat, die vielleicht hervorbrechen und dem Lichte den Sieg bestreiten wird; er weiß, daß Schwächen und Härten auch mit den edelsten Eigenschaften sich verbinden können, er erkennt, wie an Vorsicht Feigheit, an Bedächtigkeit Trägheit, an Ernst Melancholie, an Freigebigkeit Verschwendung, an Sanftheit Schlaffheit, an Weichheit Unbeständigkeit, an Lebendigkeit des Geistes Unbesonnenheit, an Festigkeit Hartnäckigkeit oder verletzende Unbeugsamkeit so nur um Haaresbreite nahe angrenzen, daß es für jeden allzu leicht ist, die Linie des Rechten zu verfehlen. „Zwei Herrscher liegen stets in Kampf im menschlichen Gemüth, verderbter Will' und Güte; was nur auf Erden lebt, da ist auch nichts so schlecht, daß es der Erde nicht besondern Nutzen brächt'; doch ist auch nichts so gut, das, diesem Ziel entwendet, abtrünnig seiner Art, sich nicht durch Mißbrauch schändet; in Laster wandelt sich selbst Tugend, wie Ausführung auch wohl dem Laster Würde gibt."

Man darf es sagen: dem Dichter fehlt die Aussicht auf ein gesichertes Durchdringen des geistigen Princips in der Welt; wie er die socialen Mißstände mit Mißmuth trägt, da ihm die Idee des Siegs der Freiheit und des Rechts über entgegenstehende conventionelle Zustände noch nicht aufgegangen ist, so liegt der Gedanke, daß das Gute über das Schlechte siege im Laufe der Zeit, noch außerhalb seines Gesichtskreises; er bleibt im Gegensatze stehen, statt bestimmt eine Versöhnung in's Auge zu fassen. Es ist wahr, dieß ist noch nicht da, erst bei Goethe und Schiller geht die Sonne der Versöhnung auf im Reich der Poesie. Aber Shakespeare steht dessen ungeachtet in der Wahrheit; die Endlichkeit menschlichen Willens und Strebens, menschlichen Wohles und Glücks ist das Allergewisseste und Allerthatsächlichste; die Gegensätze sind da und weichen nur allmählig, und geradezu ausgeschlossen ist die Versöhnung in Shakespeares Weltanschauung keineswegs, sie liegt nur eben noch nicht in seinem Gesichtskreise, wie nicht in dem seiner ganzen Zeit, ja er sucht sie bereits, wenn er am Schlusse seiner tragischen Lebensgemälde so gerne einen Ausblick auf hellere und freundlichere Zeiten eröffnet. Ein hoffnungslos mißmuthiger, ein lieblos verbitterter Pessimismus ist seine Sache nicht; auch bei ihm „formt eine Gottheit die Zwecke der Menschen," und besser war für ihn als den Dichter der Wahrheit jedenfalls eine Neigung zum Düstern hin, als ein fader Optimismus, der die Ecken und Schärfen der Dinge abstumpft und so nie dazu gelangt, sie in ihrer wirklichen Eigenthümlichkeit zu sehen und sie nach ihrem wirklichen Werthe zu messen. Der Tragiker, der er ist und vorzugsweise ist, wäre er nicht geworden ohne das Vorherrschen der tragischen Stimmung im Innersten seines Geistes.

Wenn nun unser Dichter dieser Herold ernster Wahrheit wirklich war, so ist es nur sehr natürlich, daß er auch einmal dazu schritt, seine Gedanken und Gefühle über die Welt unmittelbar und in ihrem ganzen Umfang der Menschheit vor Augen zu stellen. Eine Gelegenheit hiezu hat ihm die Hamletsage geboten, und daß er von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht hat, ist vollkommen sachgemäß gewesen.

Wir haben die altdänische Erzählung von Hamlets Rache eine plumpe Haupt- und Staatsaction genannt; aber diese Rache ist keineswegs das Ganze. Vielmehr wird Hamlet im weiteren Verlaufe seiner Lebensgeschichte doch noch ein wesentlich tragischer Held. Er hat sein Vaterland von der Vergewaltigung durch den Thronräuber glorreich befreit, er hat mit Ruhm auswärtige Feinde besiegt, aber zuletzt ereilt ihn die Ungunst des Geschicks; er fällt im Kriege gegen die Uebermacht des feindseligen Oberkönigs der dänischen Lande, der ihm sein so wohlverdientes Fürstenthum Jütland rauben will, er fällt, weil er den ehrenvollen Kampf selbst mit einem überlegenen Gegner einer feigen Unterwerfung vorzieht. Und noch mehr als ein tragischer Held ist er: er ist auch eine hervorragende geistige Natur. Zunächst ist der Hamlet der Sage allerdings ein guter Däne, unendlich zäh und unendlich verschlagen; aber er ist eine Gestalt, in welcher mit dem historisch Sagenhaften höhere mythische Elemente verwoben sind, er ist eine Personifikation ungewöhnlich, ja übermenschlich feinen Geistesblicks, deren nähere Beziehungen den Bearbeitern der Thorsage, mit welcher die seine zusammenhängt, zu überlassen sind; er geht unter der Hülle des Blödsinns mit einer Geistesklarheit und Voraussicht ohne Gleichen seinen Weg, er redet Weisheit zu Aller Erstaunen, er offenbart geheime Dinge, die kein Mensch ahnte, und er hält zudem darauf, in aller um sich genommenen Verstellung niemals die Wahrheit zu verletzen; er maskirt sich, er ist äußerst versteckt und klug, aber er heuchelt, lügt und trügt nicht, und darum ist er auch berufen und würdig, das Werk der Rache zu vollziehen; kurz, er ist eine dämonische Natur voll Seherblick und Wahrheit, aber frühem tragischem Untergange durch übermächtige feindliche Gewalten verfallen.

Von da war der Weg zu unserem Drama in der That nicht weit. Wir wissen noch nicht, welche besondern Anläße den Dichter zur Hamletsage führten; aber so viel leuchtet ein, es ging an ihr ihm der Gedanke auf, die Tragik menschlichen Wollens und Könnens in ihrer ganzen traurigen Größe zur Anschauung zu bringen. Das Grundthema des Ganzen ist zwar ein ähnliches, wie in so vielen andern Shakespeareschen Werken, das Ans-Lichtkommen und Gerichtetwerden verborgener Frevelthat; aber dieses Grundthema erscheint nun dießmal in tiefsinniger Weise so gestaltet, daß das Werk zugleich wesentlich eine Darstellung der Unmacht menschlicher Kraft nach allen Seiten und in ihrer ganzen schmerzlichen Furchtbarkeit wurde, wie dieß die Schlußworte Horatios selber sagen. Es ist ein Werk, so traurig, wie keines. Alles bricht zusammen; eine so ziemlich das ganze Menschengeschlecht repräsentirende Stufenreihe von Individualitäten steigt vor uns auf, aber nur um wieder zu verschwinden, nachdem ihre Kraft an der für sie zu schweren Macht der Wirklichkeit zerrieben und zerschmettert ist. Zu oberst der Leiter der Mörder, der Alles so fein angelegt und versteckt hatte; all seine Menschenlist hilft ihm nichts, obwohl er nicht einmal einen sehr gefährlichen Gegner findet; sein Frevel bringt zum Tageslicht, nicht einen Augenblick kann er die Früchte desselben ruhig genießen, er muß die brennendsten Gewissensfoltern erdulden, seine Kniffe und Künste gegen Hamlet ziehen ihn selbst mit in's Verderben. Gerade so geht es, obwohl im Einzelnen mit den mannigfaltigsten Unterschieden, der Königin, den Hofbeamten und Hofleuten, dem Laertes; sie fallen alle zu Boden trotz und mittelst aller ihrer Heimlichkeit, Klugheit, Vorsicht und Eingebildetheit; schuldlos bleibt das Kind Ophelia, allein auch ihre Kraft bricht zusammen, da um die Vereinsamte her Alles reißt und aus den Fugen geht.

Auf der obersten Sprosse der Leiter sehen wir aber noch einen andern, wir sehen neben dem Mörder den Rächer; auch ihm ergeht es nicht anders, er packt zwar endlich den Mörder an der Kehle, aber nur, nachdem dieser bereits ihn gefaßt und zum Abgrund hinabgezogen hat. Denn auch ihm fehlt es an der Kraft, nämlich an der Kraft zur Vollbringung seiner Pflicht, wie es jenen Andern an der Kraft fehlte zur Durchführung ihrer Plane und Wünsche; er hat nicht bloß mit seinem sichtbaren Gegner zu kämpfen, sondern er hat einen zweiten übeln Feind im eigenen Innern, im eigenen Kopfe und Herzen. Sein Sinnen und Trachten geht nämlich ganz anders wohin, er hat in sich keinen Punkt der Berührung mit all diesen Leidenschaften und Künsten eines rohen und verderbten Weltlebens, er hat nichts zu thun mit dem hier im Schwange gehenden Jagen nach wüstem Genuß und hohlem Sultan- und Despotenspielen, nichts mit der hier regierenden Unmenschlichkeit und Tücke des Egoismus, nichts mit den hier herrschenden elenden Kleinlichkeiten selbstsüchtig knechtischer Pfiffigkeit; er lebt nicht in dieser Welt und ist daher auch nicht dazu gemacht, in sie mit innerer Betheiligung und mit Geschicklichkeit einzugreifen. Ihm

ist von Jugend an, ihm ist in der Ferne, am Sitze der Musen, und zwar nicht dort, wohin Laertes zieht, sondern in Wittenberg, dem Ort ernster Bildung und Wissenschaft, eine höhere Welt aufgegangen, die Welt des Geistes; er hat Anschauung und Begriff gewonnen von einem gesitteten und gebildeten Menschenleben, wo nicht sinnliche Begier und gehaltlose Ziererei, sondern Zucht, Ehre, Wohlanständigkeit, Achtung des Menschen vor dem Menschen, Sinn für das Edle und Schöne herrscht; er hat sich in diese, seinem rohen Volke noch unbekannte Welt des Geistes hineingelebt mit innigster Begeisterung, da er selbst durch die feinere Anlage seines Wesens bereits für sie vorausbestimmt war; er hat denken und urtheilen, er hat fühlen und empfinden gelernt.

Da kommt ihm nun die Kunde: der treffliche Vater ist todt, sein Zerrbild, der Oheim, ist Nachfolger, und er ist nicht bloß Nachfolger, sondern er ist in unanständig schneller, in gefühllos roher und undankbarer Eile von der Königin zum Gatten angenommen. Das ist ein schrecklicher Riß in die schönere Anschauung der Dinge, die ihm aufgeblüht, in die edlere Ansicht vom Menschen, die er erfaßt, in die feinere Art des Fühlens, zu der sein Wesen sich entfaltet hat; sein jugendliches und daher auf dem Standpunkt der Idee stehendes Herz begreift nicht, daß so etwas seyn kann, er kann nur die wüsteste Sinnenbegier (I, 2. III, 1. 4.) als Ursache davon ansehen, wie er auch sonst von dem barbarisch sinnlichen Treiben zu Hause sich abgestoßen findet (I, 4.); er sieht daher den Thron Dänemarks schmachvoll geschändet und kann an seine allernächsten Angehörigen nur noch mit Abscheu denken; sein ganzer schöner Traum ist ihm in schmutzig widriger Weise zerstört, das Feuer seines Geistes geräth darob in grimme Wuth; und, was noch tiefer auf ihn wirkt, er hält es für heilige Sohnespflicht, nicht gleichgültig, nicht ruhig, nicht irgend froh zu seyn, sondern nur mit innigstem Schmerz des Vaters zu gedenken und diesen Schmerz nicht etwa zu bekämpfen oder zu sänftigen, sondern an ihm festzuhalten, in ihn sich zu vertiefen und zu vergraben, damit von seiner Seite dem Vater die Ehre erwiesen, die Liebe bewahrt werde, welche König und Königin so schnöde ihm versagen.

So ist es denn ganz begründet, daß eine Verdüsterung und eine Erhitzung in ihm Platz greift, welche ihn zwar des Verstandesgebrauchs nicht beraubt, aber doch wirklich eine schon krankhafte Verstörung in ihn bringt; verrückt ist er freilich nicht, die spätere Verrücktheit ist Maske, aber gesund ist er auch nicht, sondern verstört, und zwar äußert sich diese Verstörung darin, daß er Alles in trübem Lichte sieht, oder in Melancholie, eben so darin, daß er in nicht normaler Weise reizbar und daher auch unfähig zur vollen Selbstbeherrschung ist, wie er dieß selber von sich sagt (V, 2.).

Was nun zunächst hauptsächlich hervortritt, ist die Melancholie, der Ekel vor dem Leben, vor der Menschheit; er möchte, wenn es recht wäre, aus dieser Welt gehen, die noch vor Kurzem in ihrer reinen Schönheit vor ihm stand, und die ihm nun mit einemmal so schal und verächtlich, so hassenswerth und stinkend geworden ist. Da, wie er diesem Trübsinn nachhängt, stört der schamlos rohe Jubel der blutbefleckten Krönungsfeste den wie sein Sohn sanften und milden (und darum von Kreyßig gleichfalls unmännlich, schwachmüthig befundenen) Geist des gemordeten Königs aus seinem Grabe; zuerst vergiftet, sodann vergessen und nun gehöhnt zu werden, das ist allzu ruchlos, das darf nicht seyn, dieser Zustand darf nicht fortdauern, der Mörder darf den geschändeten Thron nicht länger inne haben, den verbrecherischen Ehebund nicht länger genießen. Er ruft den Sohn auf zur Rache, nicht zwar gerade zu blutiger Sühne, sondern bestimmt nur dazu, daß er nicht dulde, daß der Thronräuber fortfrevelt und im Besitz seiner Macht verbleibt. Zuerst nun nimmt Hamlet mit ungeheurer Freude (in der Schwurscene), bei welcher seine Aufgeregtheit sich nicht verbirgt, diese Forderung des Geistes auf, die ihm bestätigt, was sein eigenes Herz längst ahnte; seine Aktivität, sein Drang, dem Schlechten in der Welt zu Leibe zu gehen, wird wach; er entwirft auf der Stelle einen Plan der Operation, darin bestehend, den Schein närrischer Verrücktheit um sich zu nehmen. Die Narrenmaske gewährt ihm nach dem Brauch der Zeit eine durchaus gefahrlose Redefreiheit, und somit Gelegenheit zu unausgesetzten Hinweisungen auf das Verbrechen, zu fortwährenden Stichen und Anspielungen, welche dasselbe allmählig an's Licht ziehen müssen; als Narr kann er, voraussichtlich ohne sich selbst und seine Sache zu gefährden, dem König zusetzen, ihn beunruhigen, auch etwa andere darauf aufmerksam machen, daß es irgendwo nicht richtig ist im Königshause; so wird an dem Geheimniß mehr und mehr gerüttelt werden, der Gegner wird seine erheuchelte Unbefangenheit allmählig nicht mehr behaupten können, weiteres wird mit der Zeit sich ergeben, und schon die stete Beunruhigung des Thronräubers durch dunkle und scharfe Worte ist ein Akt der Strafe und Rache.

Allein dieser Plan des Prinzen ist, wie die Dinge stehen, ein unpraktischer, ein von vorn herein verfehlter Plan. Er ist vor Allem schon psychologisch verfehlt; denn die wirklich vorhandene Verstörung in Hamlets Geiste findet durch das angenommene närrische Gebahren

neue Nahrung; sie scheint zwar zurückzutreten vor der humoristischen Ironie, mit welcher Hamlet die Narrenrolle spielen muß und wirklich spielt, aber innerlich wird er dadurch keineswegs ruhiger und keineswegs froher; die nach allen Seiten ausschlagende Scheinlustigkeit, die er annimmt, verstärkt seine innere Aufgeregtheit, und sie treibt ihn auf der andern Seite dazu, es mit dem Gram, der ihm Pflicht ist, noch ernster zu nehmen, wie zur Sühne des spaßhaften Wesens, das er treibt; er hält es noch mehr als zuvor für Pflicht, aller Freude der Welt abzusagen, und ergreift wie mit wüthender Gier nach Selbstpeinigung die Gelegenheit, diese seine Gemüthsverfassung der armen Ophelia recht grausam zu zeigen, nachdem sie das Verhältniß zu ihm abgebrochen hat; auch die unnatürliche Stellung zur Welt, in die er durch sein närrisches Gebahren sich gesetzt hat, die plötzliche Verrückung aller bisherigen Verhältnisse zu seiner Umgebung und das Läppische der Rolle, die er spielt, kann nur ungünstig auf seinen Seelenzustand wirken; das Gefühl, daß der betretene Weg nicht sicher und jedenfalls nicht schnell zum Ziele führt, kann gleichfalls nicht ausbleiben; er ist unzufrieden mit sich selbst, daß er nicht vorwärts macht. Kurz, es kommt Alles zusammen, um das Uebel noch ärger zu machen, als es war; er sieht Alles noch viel schwärzer an als zuvor, er mißdeutet hart und herb das Benehmen der Ophelia, ja er fühlt sich so durch und durch unbehaglich und ist daher so verstimmt gegen Alles, daß in seinem grübelnden Denkergeiste sogar der (im Sinne Shakespeares gar nicht verwerfliche) Gedanke auftaucht, ob nicht die Erscheinung seines Vaters vielleicht nur ein Blendwerk aus dem Reich des Bösen, das so viel Gewalt über den Menschen hat, gewesen sey.

Somit muß denn Hamlet, wenn das Rachewerk zur Vollziehung kommen soll, von außen her vorwärts geschoben werden. Zum erstenmal geschieht dieß durch die Schauspieler. Ihr Auftreten gibt ihm, da er die Kunst liebt, wieder Schwung, Aufheiterung und damit Muth etwas zu thun, neues Erwachen seines Pflichtbewußtseyns; eine bessere Gelegenheit als das Schauspiel kann es nicht geben, um das Gewissen des Königs, falls es wirklich schuldbeladen ist, zu beunruhigen, und dadurch einen Beweis der Schuld zu erhalten. Die List gelingt; Hamlet ist jetzt endlich ganz überzeugt von der wirklichen Schuldhaftigkeit des Königs; der Gang der Dinge fügt es jedoch, daß er zunächst zur Königin gerufen wird, und hier erfüllt er nun zum erstenmal etwas von der ihm obliegenden Rächerpflicht; er läßt die Maske fallen und redet der Mutter in's Gewissen, er führt ihr die Frevelhaftigkeit ihres Ehebundes so zu Gemüthe, daß nach dieser Seite hin die Ehre des Vaters dessen Forderung gemäß hergestellt, seinem Andenken genug gethan, eine sittliche Sühne erreicht ist. Allein nach der andern Seite hin hat Hamlet sein Spiel bereits so gut als ganz verloren; es erweist sich, daß sein Plan auch vom Gesichtspunkt der Klugheit aus unpraktisch gewesen ist, weil er nämlich zu künstlich, zu sehr intellektueller oder geistiger Art war. Schon die fortwährenden Anspielungen, welche Hamlet unter der Maske der Narrheit ausgehen ließ, haben dem König gezeigt, daß er etwas ahne oder wisse; das Schauspiel hat ihm dieß nun ganz gewiß gemacht; die Ermordung des Polonius legt ihm vollends handgreiflich dar, was ihm selber zugedacht ist; er ist somit jetzt genöthigt und entschlossen, das Aeußerste zu thun. Hamlet soll auf der Stelle nach England fort, um dort getödtet zu werden.

Hier erhebt sich allerdings die Frage, ob Hamlet seiner Pflicht nicht zuwider handelt, ob er nicht dem gerechten Tadel der „Thatlosigkeit“ unterliegt durch sein Eingehen auf die Reise, durch welche er sich ja von dem Posten entfernt, der ihm angewiesen ist; allein es ist doch nicht so klar, wie er denn nun gegen den König unmittelbar vorgehen soll, dessen Verbrechen immer noch nicht thatsächlich nachzuweisen ist. Hamlet ist daher berechtigt, den rechten Augenblick zur Rache als noch nicht gekommen zu betrachten, sondern Weiteres abzuwarten; er begnügt sich damit, daß er „einen Cherub sieht, der die Absicht des Königs mit der Reise sieht,“ er beschränkt sich vor der Hand darauf, diese Absicht zu vereiteln und, was ferner geschehen soll, dem Gange des Geschicks anheimzustellen. Die Vereitlung des Mordplans gelingt, der Fehler des Weichens von dem Posten ist durch Hamlets Rückkehr wieder gut gemacht, und jetzt sollte man freilich erwarten, daß Hamlet unverzüglich darauf sinnen werde, den Mordbefehl seines Oheims, welchen er in Händen hat, zu seiner Entlarvung endlich zu benützen. Dieß jedoch geschieht nicht; er läßt sich, statt Alles hieran allein zu setzen, in das Gefecht mit Laertes ein, das ihn vernichtet. Hier ist er wirklich nicht rasch und nicht entschieden genug, sondern folgt mit der Resignation eines müde gehetzten Menschen dem Gange der Umstände, trotzdem daß schlimme Ahnungen in ihm aufsteigen. Allein diese Abmattung kommt nicht bloß auf seine Rechnung, sondern eben so sehr auf die des Gegners und des ganzen Gewirres und Getreibes der Verhältnisse. Daß er in Laertes einen Giftmörder ahne, kann man nicht verlangen; im Gegentheil, er wird zu dem Gefecht, das sonst freilich jetzt nicht am Orte wäre, auch wieder durch die ganz ehrenhaften Triebfedern bestimmt, daß er dem Sohne

des Polonius eine Genugthuung nicht weigern und „weibischen" Beängstigungen nicht Folge leisten will.

Wie er einem seine Thatkraft lähmenden Trübsinn verfiel, weil er als Mensch von Gemüth und Herz nicht in diese Welt roher Leidenschaften paßte, wie er den zu künstlichen Plan moralischer Einwirkung auf das Gewissen seines Gegners entwarf, weil er als Mann von Geist lieber geistige Waffen führt als andere, so unterliegt er schließlich listiger Bosheit, weil er vermöge seiner wahrhaften Natur nicht überall argwöhnisch genug ist, weil er zu ehrenhaft ist gegen seinen tückischen Freund, weil er zu stolz ist gegen Unglücksvorzeichen, und weil er durch das unruhige, wechselvolle, sich immer stärker verwickelnde Treiben dieser ganzen unheilvollen Sache im Innersten ermüdet, angegriffen, zu heiligem Ernst gestimmt, nicht mehr allein handeln, sondern der „Vorsehung" sich in die Hand geben will und hiebei ein etwaiges „frühzeitiges Verlassen" des Lebens, das er schon vorher nicht genug liebte, leichter nimmt, als es gut war für ihn selbst und sein Rachewerk.

In einer nach allen Seiten hin vortrefflicheren Weise, als es in diesem Drama geschehen ist, konnte sicherlich das tragische Geschick, daß auch das „Edle," ja gerade das Edle in Gefahr ist, im Zusammenstoße mit der Welt unterzugehen, unmöglich veranschaulicht werden; denn eben die edeln Eigenschaften Hamlets, seine zu rein und stark fühlende Natur und sein Trachten, auf dem Wege sittlich geistiger Enthüllung des Unrechts vorzugehen, versenken ihn in Gemüthsverdüsterung und Resignation und führen ihn auf Wege, denen es an Weltklugheit fehlt. Er ist der ideal gesinnte Mensch, der in die unideale schlechte Welt nicht taugt, gegen ihre Macht keine Kraft hat und hieran zu Grunde geht. Die Versöhnung fehlt auch hier; das ganze Drama ist ein in erbarmungslos nackter Wahrheit hingestelltes Beispiel der tragischen Endlichkeit menschlichen Geschicks. Eine Beruhigung liegt zwar darin, daß auch der Verbrecher untergeht, aber nur eben diese Beruhigung, daß der Frevel nicht straflos bleibt; eine Aussicht auf Besseres öffnet sich nirgends; das Gute hat das Böse, aber auch das Böse das Gute besiegt; dabei bleibt der Dichter stehen, ohne sich stören zu lassen in der objektiven Haltung, mit welcher er überall die den menschlichen Dingen anhaftende Endlichkeit betrachtet. Um so mehr aber gewann sein Werk unendlichen Vortheil durch die Art und Weise, in welcher Hamlets Charakter sich gestaltet hatte.

Ein Charakter wie dieser, so geistig, so tieffühlend, so voll Scharfblicks und Urtheils, von so gediegenem Seelenadel, so schlagfertig in Rede und Wort, gab auch dem Drama so viel geistige Tiefe, so viel geistiges Metall, eine solche Fülle der Empfindung und Betrachtung, einen solchen Schwung sinnvollen Gedankenreichthums, daß es aufhörte, bloßes Drama zu seyn; es ward erhoben auf die höhere Stufe eines Kunstwerks, in welchem der Geist die Schranken der besondern Kunstgattung durchbricht und sie zu einer bloßen Form herabsetzt, die seiner eigensten und umfassendsten Selbstoffenbarung dienen soll. Mochte immerhin der Fortschritt der Handlung durch die Reden des Helden vielfach aufgehalten werden, mochten immerhin die übrigen Personen scheinbar unverhältnißmäßig in Schatten treten hinter dem Manne des Geistes und den Reflexionen, welche er ausspricht; diese Reflexionen waren großartig und bedeutungsvoll genug, um ein anderes als das gewöhnliche Drama, ein Drama des Geistes, zu rechtfertigen.

Eben so aber wie sein Werk, zog auch der Dichter unendlichen Vortheil aus dem Charakter seines Helden. Ein Held von so specifisch geistiger Natur, von so weitgreifendem Verstand, von so ernster Gemüthsverfassung und in so ernster Lage eignete sich so ungesucht als nur irgend möglich dazu, Dollmetscher des Dichters selbst zu seyn; er bot sich von selber dar zu einem Organ, welchem der Dichter den ganzen Reichthum seiner eigenen, tiefsinnig ernsten Anschauungen über die Dinge dieser Welt in den Mund legen durfte. Auch sein Hamlet ward, wie der Hamlet der Sage, nur in weit höherer Weise, ein Redner der Weisheit und Wahrheit, welcher goldene Sprüche verkündigt über Alles, über Gutes und Böses, über die Herrlichkeit des Menschen, wie über seine Schwachheit, über die Schönheit der Schöpfung, wie über die Fülle der Uebel, welche den Schatten der Trauer über das Leben breiten, über den einzigen Werth der Wahrhaftigkeit, der Treue, der Ehrbarkeit, des Edelsinns, wie über den Fluch der allverbreiteten Hohlheit, Lüge und Verderbniß; sogar dazu ist das Drama vortrefflich angelegt, den Helden des Geistes über die Kunst, über Poesie und Schauspiel, über ihren wahren Zweck und über die aus demselben sich ergebenden Gesetze der künstlerischen Darstellung im Sinne des Dichters sich vernehmen zu lassen.

Nicht nur der Geist überhaupt, sondern auch der Geist des Dichters tritt über die Schranken der äußern Form in siegreichem Triumph hinaus; die Fülle von Weisheit und Wahrheit, welche er in Werken beschränkteren Inhalts nur bruchstückweise geben kann, bricht hier gesammelt und in vollen Massen hervor; alle sonst nur zerstreut sichtbar werdenden Strahlen des königlichen Geistes Shakespeares vereinigen sich auf dem Haupte

seines Prinzen Hamlet und blitzen von ihm hinaus in die Welt mit Alles erleuchtender, Alles niederwerfender Ueberlegenheit. Ob die sterbliche Hülle des Helden am Schlusse zu Boden sinkt, ist jetzt gleich; sein Geist hat genug gethan durch die Kraft und Tiefe, mit welcher er der Welt in's Gewissen geredet; der Dichter selber aber kann ruhig seinen Weg zu neuen Gestaltungen seiner unerschöpflichen Phantasie fortsetzen, da er in diesem Werke sein innerstes Selbst erschöpfend ausgesprochen und dafür gesorgt hat, daß auch sein Geist in der Fülle seiner Alles flammenhell durchleuchtenden Wahrheitskraft offenbar dastehe in der Fülle der Zeiten.

Tübingen, 28. April 1864.

Köstlin.

Transatlantische Plaudereien.

(Fortsetzung.)

Hier ist man übrigens strenger — wenn überhaupt von Strenge die Rede seyn kann — gegen verheirathete Frauen als gegen Mädchen, und denkt, wie jener Pater in seinem Eifer sagte: „Ich will lieber mit zehn Mädchen zu thun haben, als mit Einer verheiratheten Frau." Die Mädchen haben hier mehr Freiheiten als irgendwo. Schon in früher Jugend, mit dem zehnten oder zwölften Jahr, haben sie ihren „Beau" — das ist der amerikanische Ausdruck für Liebhaber — oder auch mehrere. Junge Mädchen nehmen Besuche von Herrn an, welche die Eltern gar nicht kennen und von deren Anwesenheit sie gar keine Notiz nehmen. Scandalöse Geschichten sind übrigens äußerst selten.

Die Amerikanerinnen, Frauen und Mädchen, besonders hier in Washington, sind zum großen Theil reizend; ich habe selten in einer Stadt so viele schöne Mädchen gesehen, doch soll Baltimore darin Washington noch übertreffen. Dabei kleiden sich die hiesigen Damen im Durchschnitt sehr elegant, und wenn auch nicht geschmackvoll, doch kleidsam. Die meisten Damen sind gebildeter als die Männer, denn sie gehen weit länger in die Schule und man kann Mädchen von achtzehn oder zwanzig Jahren mit ihren Bücherpaketen täglich auf dem Wege dahin begegnen. Im Umgang sind sie ungezwungen und natürlich lebendig; freches Benehmen ist äußerst selten. Ihre Unterhaltung ist oft sehr angenehm, wenn auch im Durchschnitt ziemlich trivial; jedenfalls amusirt man sich bei weitem besser mit hiesigen Damen, als mit den meisten deutschen oder englischen, die an zu vielen Kleinigkeiten kleben und sich sperren und zieren.

Sentimentale Amerikanerinnen habe ich hier in Washington nicht kennen gelernt; sie sind es nicht einmal in der Liebe. Die deutsche Species dieser Krankheit kennt man hier nicht, weiß aber das Ende „der hohen Intuition," über welches sich Mephisto lustig macht, zu würdigen. Amerikanerinnen sind äußerst praktisch und Plato hätte bei ihnen mit seiner Auffassung der Liebe entschieden Fiasko gemacht. Eine schöne junge Frau, die ich ziemlich genau kenne, sprach mit mir über eine gemeinschaftliche Freundin und wollte gern wissen, in welchem Verhältniß ich zu ihr stände. Anstatt sich lange zu drehen und zu wenden und auf den Busch zu klopfen, fragte sie mich gerade heraus: „Are you intimate with her?" und das mit weit offenen Augen und ohne eine Spur zum Erröthen.

Um „intimate" mit einer Frau zu seyn, braucht man sich nicht wahnsinnig zu lieben; im Gegentheil, das würde das größte Hinderniß seyn, denn vor solchen Ausbrüchen der Leidenschaft, in denen sich Männer in Italien oder Deutschland gefallen, würde sich, weil es unbequem und gefährlich ist, eine Amerikanerin entsetzen und einen solchen Wahnwitzigen „drop like a hot potato" (fallen lassen wie eine heiße Kartoffel). „I like you very well," das ist vollkommen genügend. Wird ein Liebhaber unbequem, so wird das mit kühlen Worten angekündigt und man kommt überein, sich künftighin als Bekannte zu betrachten. Aus leicht einzusehenden Gründen sind übrigens meine Kenntnisse auf diesem Terrain beschränkt.

In einem Lande, wo der Dollar eine solche Rolle spielt, hat er natürlich auch viel mit der Liebe zu thun; das heißt, eine Dame schätzt den Grad der Liebe, die sie einem Manne einflößt, gern nach der Willigkeit des Anbeters, sich zu ihren Gunsten von diesen Dollars zu

trennen. Geschenke sind in dieser Stadt die überzeugendsten Beweise der Liebe, und wer im Stande ist, seine Dame mit Bouquets, Confect, Theaterbillets und dergleichen zu bestürmen, hat Aussicht auf Erfolg. Als ich noch nicht lange hier war, erzählte mir eine Dame von einem schönen Blutpferde, welches sie geschenkt erhalten habe. Ich fragte nach dem Namen des Gebers und war sehr erstaunt, als sie ihre dabeisitzende Freundin nach diesem Namen fragte. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß die Dame ein so kostbares Geschenk von einem Fremden annehme, war sie sehr erstaunt und fragte ihre Freundin, ob sie ein solches Geschenk zurückgewiesen haben würde? Diese antwortete: „Nein, gewiß nicht," setzte aber hinzu: „mit Einwilligung meines Mannes." Geld läßt man sich jedoch gewöhnlich nicht schenken; im Falle der Noth borgt man es sich und vergißt das Wiederbezahlen.

In ihrer Toilette sind die Damen sehr verschwenderisch, und eine Amerikanerin zur Frau zu haben, ist ein sehr kostspieliges Glück. Die Männer, besonders in der jetzigen Zeit, wo ihrer so viele fast spielend Geld verdienen, sind in dieser Hinsicht sehr großmüthig. Neulich kam eine hausbacken gekleidete und auch so aussehende Frau in den Laden eines der ersten Juweliere Newyorks und verlangte Diamanten zu sehen. Man zeigte ihr verschiedene, allein sie waren nicht nach ihrem Geschmack, selbst solche nicht für fünf und zehntausend Dollars. Endlich legte ihr der Juwelier ein Halsband vor, welches das theuerste sey, das er habe; es koste zwanzigtausend Dollars. Die Frau trat vor den Spiegel, probirte es an, langte dann ein Taschenbuch hervor und aus demselben zwanzigtausend Dollars in Noten, mit denen sie den Schmuck bezahlte. Dem Kaufmann kam die Sache verdächtig vor und er schickte ihr einen in der Nähe befindlichen Detective (geheimen Polizisten) nach. Dieser folgte ihr in ein Speisehaus, wo sie für einen Vierteldollar zu Mittag aß, und endlich in ein sehr gewöhnlich aussehendes Haus. Der in der Nähe stehende Polizist grüßte die Frau und von ihm erfuhr der Detective, daß jener sie wohl kenne, sie sey die Frau eines Herrn X, eines Contractors. Manche dieser Contractoren machen so gute Geschäfte, daß sie wirklich nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollen, wenn ihnen ihre und anderer Leute Frauen nicht mit ihrem Rath beistehen.

Diese und ähnliche Leute, welche durch den Krieg reich geworden sind, oder noch reicher werden wollen, treiben sich hier fortwährend umher und jagen die Preise von Lebensmitteln und Wohnungen bis in's Fabelhafte hinauf. Da sie leicht verdientes Geld in Ueberfluß haben, so zahlen sie für das, wonach ihnen gelüstet, was immer verlangt wird. Ich kenne solche Menschen, die für ein einziges möblirtes Zimmer hundert Dollars (220 fl.) monatlich bezahlen. Diese Leute müssen sich hier aufhalten, um ihre Plane bei den verschiedenen Ministerien durchzusetzen und in der Nähe der Senatoren und Congreßmänner zu seyn, welche ihnen dazu behülflich seyn sollen. Diese letzteren sind häufig mit Frauen und Kindern hier, welche sie mit ihrem Gehalt von zweitausend, respektive dreitausend Dollars in Washington nicht auf dem Fuße erhalten können, der mit ihrer Stellung im Verhältnisse steht. Ein Senator hat denselben Rang wie ein Mitglied des Cabinets. Was da an der Einnahme fehlt, wird von jenen Herrn von ihren Clienten verdient, von denen sie sich für ihre Bemühungen tüchtige Sporteln bezahlen lassen. Vor Kurzem sprach ich eine Dame, die hier war, um für ihren Mann eine mäßige außergewöhnliche Begünstigung zu erlangen. Sie theilte mir mit, sie erwarte einen Senator und sey besorgt, ob die fünfhundert Dollars, die sie ihm bieten könne, genug seyn würden. Die Dame reiste unverrichteter Sache ab, mehr weiß ich nicht; ich weiß aber, daß einflußreichen Personen für dergleichen Dienstleistungen zwanzigtausend Dollars geboten wurden.

Wie zur Zeit der Kirchenversammlung in Constanz, so wimmelt es gegenwärtig auch hier von „fahrenden Frauen" von allen Graden, die zu allen Tageszeiten bei schönem Wetter die Pennsylvania-Avenue mit seidenbrokatenen Schleppen fegen, oder zu Pferde die Straße unsicher machen. Die feinere Klasse dieser Dollarjägerinnen treibt in den großen Hotels ihr Wesen, wo man sie duldet, so lange sie das Decorum nicht verletzen, oder ein Senator oder sonstiger einflußreicher Mann sie unter seinen Schutz nimmt.

Es gehört bedeutende Kenntniß dazu, diese leichten Damen von den ordentlichen und respektablen zu unterscheiden, denn der dreiste Blick, mit denen euch eine Amerikanerin ansieht, läßt den grünen Fremden sämmtliche hübsche Frauen und Mädchen, die ihm begegnen, als leichte Waare taxiren. Diese Bemerkung machte ich nicht allein, ich hörte sie häufig wiederholen. Die Damen der Theater sind so ziemlich — ich kenne wenigstens keine Ausnahme — Priesterinnen der freien Liebe und gewöhnlich im Sold der Spieler, welche es sich nicht nehmen lassen, die schönsten Maitressen und Pferde zu halten. Washington hat drei Theater, die auf Anständigkeit Anspruch machen: Grovers, Foods und Washingtontheater. Davon ein andermal.

In London, Berlin und andern europäischen Hauptstädten sieht man die „fahrenden Frauen" überall an öffentlichen Orten; hier ebenfalls, nur daß man sie

nicht so leicht erkennen kann; aber gerade, wenn man sie kennt, geniren sie nicht viel. Offiziere hohen Ranges sieht man nicht selten öffentlich mit solch leichter Waare in einer Loge erscheinen; man ist hier sehr tolerant. Sich dagegen eine bestimmte Maitresse zu halten, ist in der Gesellschaft sehr verpönt; die ganze Damenwelt fühlt sich dadurch verletzt und zurückgesetzt, besonders wenn der Sünder hübsch und reich ist. Spieler von Profession können so etwas thun, denn so reich sie auch seyn mögen, sie sind ohnehin von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Unter den dollarjagenden Schönen sind sehr viele farbige Mädchen, von der Kohlschwarzen bis zur Octorone. Unter den gelben Mädchen, die oft die schönsten rothen Wangen und herrliche Augen haben, gibt es oft entzückende Geschöpfe. Kenner ziehen sie allen andern Frauen vor.

Eine Dame meiner Bekanntschaft sagte einst zu mir von einer andern sehr schönen jungen Frau, die sie nicht leiden konnte, in großem Zorn: „Sie ist ja so dumm, daß sie nicht einmal benutzen kann, was ihr der liebe Gott gegeben hat!“ Den Vorwurf kann man den Amerikanerinnen Washingtons und sonst nicht machen; sie sind sich des ihnen von der Natur gegebenen Kapitals sehr wohl bewußt und verstehen es umzutreiben.

Die Damen sind hier allmächtig; ein Liebling der Damen erreicht hier Alles. Verstand, Witz, Gelehrsamkeit, Talent — dabei kann man hier verhungern, wenn man damit nicht die Kunst verbindet, die Gunst der Frauen zu gewinnen. Diese erlangt man hier am leichtesten durch ein gefälliges Aussehen, gesellschaftliche Gewandtheit, ungeheure Unverschämtheit und grenzenlose Frechheit im Schmeicheln. Unter dem Feuer der scharlachensten Abgeschmacktheiten dieser Art halten hier die Damen still wie ein Cacadu, dem man am Kopf kraut.

Leute, die von Europa herüber kommen, um hier Fortüne zu machen, haben es jetzt etwas schwerer, als vor dem Kriege, der so viele leichte Fliegen aus den höheren Ständen hierher gelockt hat. Prinzen, Grafen und Barone haben sich hier so aufgeführt, daß der Nimbus von diesen Titeln abgestreift ist; allein bei den Damen hat er doch noch immer einen guten Klang und leichtsinnige Schuldenmacher, Schwindler und Windhunde aller Art, die gewöhnlich einen genialen Anflug haben und dabei mit den oben erwähnten Eigenschaften versehen sind, können noch immer ihr Glück machen, wenn sie meinem Rath folgen. Gelernt zu haben brauchen sie nicht viel; etwas Französisch ist zweckmäßig, da hier so viele fremde Gesandte sind; Musik und Tanzen sind sehr wünschenswerth, und wenn sie Englisch nur radebrechen, ist das eher ein Vortheil. Mit Empfehlungen brauchen sich die Herrn Barone nicht zu versehen, das heißt nicht mit Empfehlungen von Ministern, Prinzen oder gar amerikanischen Gesandten. Solche Empfehlungsbriefe haben gar keine Bedeutung, wenn sie auch an den Präsidenten, an Seward oder sonst einen Minister gerichtet sind. Verschaffen Sie sich aber einen Brief an eine Dame der hiesigen Gesellschaft, oder an die Gemahlin ihres Gesandten, oder an die „Freundin“ eines Ministers oder Senators, so nützt ein einziger Brief dieser Art mehr als eine ganze Schiffsladung anderer. Merken Sie sich das, Herr Baron Windbeutel!

Vor etwa anderthalb Jahren kam ein junger Mann hierher, der sich Graf von Schweinitz-Krain nannte und Adjutant des Erzherzogs Maximilian seyn wollte. Er hatte von diesem Prinzen einen Empfehlungsbrief an den österreichischen Gesandten, Herrn Hülsemann, und einen andern von einem General X, worin dieser den Gesandten bittet, dem jungen, etwas leichten Cavalier gütigst auf seine Rechnung gegen zweitausend Dollars auszuzahlen, ihm aber auf einmal ja nicht mehr als fünfhundert Dollars monatlich zu geben.

Ich hatte schon von diesem Grafen Schweinitz reden hören, der hier in einem deutschen Hotel abgestiegen war und großen Aufwand machte. Das war ein ewiges Fahren und Reiten und Champagnertrinken vom frühen Morgen an. Der Graf war überall mit außerordentlicher Zuvorkommenheit aufgenommen worden, und um sich zu revanchiren, lud er die Gesandten und andere hochstehende Personen zu einem Diner ein. Die meisten der Geladenen erschienen und Carl Schurz, damals noch nicht lange aus Spanien zurückgekehrt, brachte die Gesundheit des gräflichen Gastgebers aus. Einige Diplomatinnen waren närrisch in den Grafen verliebt, und das dritte Wort, das ich eine Zeitlang hier hörte, war: „Kennen Sie Graf Schweinitz?“

Als ich eines Tages zu Schurz kam, fand ich bei ihm auf dem Sopha einen jungen Mann, der mir, es gelinde auszudrücken, sehr seltsam erschien. Schurz schien sehr erstaunt, daß ich den Herrn nicht kenne, und stellte mir ihn als den viel besprochenen Grafen Schweinitz vor. Ein Irrthum schien da nicht obwalten zu können, denn der Graf war vom österreichischen Gesandten ja selbst überall eingeführt worden; allein der Graf machte mir in Kleidung, Haltung, Benehmen und Sprache den Eindruck, als könne er nicht zur höheren Wiener Gesellschaft gehören. Er schwatzte entsetzlich viel ungewaschenes Zeug und ich konnte nicht begreifen, wie Schurz das so ernsthaft mit anhören konnte. Der Graf schien instinktartig zu fühlen, daß

er keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht hatte; er war gegen mich etwas verlegen und ging mir später aus dem Wege.

Herr von Hülsemann, der ehemalige österreichische Gesandte, ist ein vorsichtiger Mann. Er verfehlte nicht, sich in Wien beim Grafen Rechberg nach diesem Grafen Schweinitz und dem General X. zu erkundigen, auf dessen Brief hin er dem Grafen bald gegen zweitausend Dollars bezahlt hatte und der im Gasthof und an andern Orten wohl noch eben so viel Schulden gemacht hatte. Die Antwort des Grafen Rechberg traf ein. Herrn v. Hülsemanns Gesicht wurde eine Elle lang, denn ein General X. existirte gar nicht — darüber hätte den Herrn Gesandten der Militärschematismus belehren können, den er besaß — Erzherzog Max hatte nie einen Adjutanten dieses Namens gehabt, und der einzige Repräsentant desselben war ein Fähnrich, der wegen Betrügereien mehrere Jahre gesessen hatte, endlich begnadigt worden war und nach Amerika gegangen seyn sollte.

Herr v. Hülsemann wischte sich den Angstschweiß vom Gesicht und rannte ohne Hut zu seinem Freund und Rathgeber, dem preußischen Gesandten, Baron Gerolt. Während die beiden Herrn den Casus überlegen, bringt ein Bedienter eine Karte, auf der „Graf Schweinitz-Krain" steht, und der Graf folgt dem Diener so schnell auf dem Fuß, daß der österreichische Talleyrand kaum Zeit hat, in ein Nebenzimmer zu entfliehen. Der kleine preußische Gesandte richtet sich majestätisch auf, macht mit der Hand eine gebietende Bewegung und sagt: „Verlassen Sie sogleich mein Haus!" — „Wie, was, — ich, Graf Schweinitz-Krain?" — „Verlassen Sie mein Haus!" Der Graf verduftete, ging in seinen Gasthof, borgte sich vom Gastwirth unter einem Vorwand dessen goldene Uhr mit schwerer Kette und verschwand aus Washington. Als die entsetzten Wirthe des Newyorkhotels die Koffer des Schwindlers untersuchten, fanden sie darin einen rührenden Brief seiner alten Mutter und sein eigenes Bild in der Züchtlingskleidung. Die Beschämung vieler Herren hier war unerträglich, und um die Sache nicht noch ärger zu machen, ließ man den Grafen durchschlüpfen. Wo er jetzt sein Talent entwickelt, mag der Himmel wissen. Seitdem fielen die Grafen hier bedeutend im Cours.

Wollte ich mich auf die Geschichte aller adeligen Schwindler, die hier ihr Wesen trieben, einlassen, käme ich nie mit meinem Artikel zu Ende; die Bursche entgehen mir aber nicht und der Leser entgeht ihnen nicht. Preußen liefert davon ein gutes Contingent; allein Oesterreich liefert die verschlagensten dieser Spitzbuben.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter. Von Jul. Hartmann. Stuttgart. 1863.

Einer theuren Mutter gewidmet und, irren wir nicht ganz, mit dem Gedanken an eine besonders günstige Leserin geschrieben — was bedarf es für dieses Büchlein bei der Frauenwelt noch weiterer Empfehlung? Und doch ist das nicht Alles, was wir zu seinem Lobe zu sagen haben. Der Verfasser gesteht in der Vorrede mit liebenswürdiger Offenheit, daß er nicht zu den eigentlichen Gelehrten gehört und darum auch nicht für diese schreiben kann. Er will nur, was die Meister der deutschen Alterthumsforschung über die Frauen der deutschen Vorzeit in ihren strengen Fachschriften niedergelegt haben, zum Gemeingut machen, und zwar eben zum Gemeingut der deutschen Frauen. Er möchte, wie er sagt, besonders unsere Frauen und Mädchen auf einem bis jetzt wenig beachteten Weg für das gewinnen, wovon er hier nur ein Bruchstück gebe, für unsere vaterländische Culturgeschichte. Er hofft, daß es doch da und dort manche von den zahllosen Gedichten und Geschichten zur Geschichte selbst ziehen werde, sich zu laben an ihrem Reichthum inneren Lebens, an ihrer Wahrheit und Gerechtigkeit, mit der sie günstiger als Theorie und Poesie gerade den deutschen Frauen ihre wahre Stellung und ihren Beruf anweise.

Der Verfasser wird sicher nicht verlangen, daß seine Leserinnen ihre „Gedichte und Geschichten" ganz aus der Hand legen sollen; aber daß es dem Theil der Frauenwelt, welchem einmal Lesen und Viellesen zum Bedürfniß geworden ist, nichts schaden kann, wenn sie aus gereimten und ungereimten Romanen, diesen Treibhäusern der Empfindung, auch zuweilen heraustreten in den kühlen, ernsten Wald der wirklichen Geschichte, wer will das leugnen?

Nur wird für sie die Culturgeschichte nicht bloß den Steg bilden, welcher sie zur eigentlichen Geschichte hinüber leitet, sondern denjenigen Theil des ganzen historischen Gebiets, auf welchem sie sich immer am liebsten aufhalten werden.

Was unsere Frauen oft von der Geschichte zurückhalten mag, ist der fatale Umstand, daß die Herren Geschichtschreiber nicht immer zu den besondern Verehrern ihres Geschlechts gehören; diese werden sich mit dem historischen Gewissen für das entschuldigen, was sie im Einzelnen und Ganzen der schwächeren Hälfte der Menschheit Schlimmes nachgesagt haben. Aber die Frauen wissen wohl, was es für eine Bewandtniß hat mit dem historischen Gewissen. Wer an den lebenden Frauen Alles schlecht sehen will, der findet auch Alles schlecht an ihnen; doch wer viel Gutes an ihnen sucht, dem begegnet auch viel Gutes. Darum nehmen sie es dem Verfasser gewiß nicht übel, daß er seinen Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum so gemacht hat, wie jede Frau ihren eigenen Spiegel haben will. Er braucht keineswegs zu verschönern; eine Freundin versicherte mich, daß das überhaupt kein Spiegel thue; aber wenn er häßlicher macht, wird er billig zusammengeschlagen.

Zur Begründung der schönen Worte des Tacitus, daß unsere Vorfahren in den Gemüthern der Frauen etwas Heiliges, Prophetisches gesehen haben, werden zuerst die Frauengestalten der deutschen Mythologie eingeführt; auch dieß ein Schacht der Wissenschaft, dessen köstliche Schätze, in die rechte Form umgegossen, manches Frauenauge anziehen mögen. Es konnte hier nicht ganz verhohlen bleiben, daß auch die dunkleren Seiten des Frauengemüths in der Mythologie und älteren Poesie unseres Volkes ihre oft fast grausenhafte Wiederspiegelung gefunden haben; aber gleich der nächste Abschnitt, von den alten deutschen Frauennamen, führt wieder in eine freundlichere Gegend. Welche Jette, Nette oder, um der neuesten Mode gerecht zu werden, welche Betty, Carry, Goffy oder Harry unter den Leserinnen des Büchleins würde sich nicht gern einen Namen aus den Folgenden für den ihrigen eintauschen: Liba die lebendige, Swinde die schnelle, Sconea die schöne, Berchta, Berta die leuchtende, Heidr die heitere, Adala die edle, Balda die kühne, Blitha die treffliche, Fruoma die fromme u. s. w. Vielleicht erinnert sich an dieser Stelle auch manche Leserin des deutschen Namenbüchleins von dem allzufrüh verstorbenen Historiker Otto Abel, den ein ungewöhnlich liebenswürdiger Sinn und ein Herz von seltener Reinheit zum Liebling aller Frauen gemacht hatten, denen er in seiner Heimath und in fremdem Lande begegnet war.

Zwei Hauptabschnitte sind der Frauenbildung im deutschen Mittelalter gewidmet. Der erste eröffnet einen Blick in das stille Leben der Klöster; der andere führt an die Höfe der Kaiser und auf die Burgen ihrer großen Vasallen. Dort wird den deutschen Frauenstiften ein Lob gesichert, das ihnen keine noch so berechtigte Opposition gegen modern katholische Romantik je wird rauben können; sie haben ihr redlich Theil dazu beigetragen, in ein Volk, das nicht zu allen Zeiten ein leicht zu bebauender und dankbarer Culturboden war, den edeln Samen höherer Bildung zu legen. Hier begegnen uns Gestalten, wie die sächsischen Kaiserinnen Mathilde, Adelheid, Theophano, vorleuchtende Muster feiner Bildung und edler Zucht für jedes Haus in ihren Reichen; hier die schöne Schwabenherzogin Hadewig auf Hohentwiel, deren Bild mit dem ihres jungen Lehrers Ekkehard J. V. Scheffel mit so viel Geist und Humor, aber leider noch immer nicht mit dem verdienten Erfolge bei der lesenden Frauenwelt erneuert hat.

In einem Anhange werden einige Briefe und Gedichte von hervorragenden Frauen und Jungfrauen des Mittelalters mitgetheilt, welche zur Ergänzung der Charakterbilder willkommen seyn werden.

Wenn wir mit dem Verfasser über einige Punkte rechten wollten, so wären es deren vornehmlich zwei. Es liegt in der Natur unserer mittelalterlichen Quellen, daß das Kloster- und Hofleben offener vor unsern Blicken liegt, als das des bürgerlichen und gar des bäuerlichen Hauses. Aber es fallen denn doch da und dort in denselben auch einige Streiflichter auf das Frauenloos in diesen Schichten. Es ist gegen den Geist unserer Zeit, an ihnen vorüber zu gehen. Vielleicht wäre damit auch der zweite Anstoß vermieden worden, den uns wenigstens das ganze Werkchen in der Erinnerung zurückgelassen hat. — Unsere Frauen — die Frauen aller Zeit sind nur zu sehr geneigt, die Vergangenheit in einem romantisch verklärten, aber, sagen wir es offen, unwahren Lichte zu sehen. Darum muß, wer sie von den Gedichten und Geschichten zur Geschichte selbst führen will, ihnen auch eine der schönsten Früchte der Geschichte nicht vorenthalten, die Erkenntniß, daß die goldene Zeit nicht hinter uns, sondern vor uns liegt. Gerade das zartere Geschlecht hat keine Ursache, sich über die neue Zeit zu beklagen; die gelehrten Nonnen freilich haben an Bedeutung verloren; edle Kaiserinnen ragen nicht mehr so über ihrer Zeit hervor, wie im Mittelalter, aber die weit größere Mehrzahl der Frauen haben an Bildung und Stellung gegen jede Zeit vor uns nicht verloren, sondern viel, sehr viel gewonnen.

A. W.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Der Frühling. — Reboul, Fiorentino †. — Die Caisse de secours der Schauspieler. —

Die Rosen verschmachten in der Sonne und frieren an einem und demselben Tag. Auf den eiskalten Morgen folgt ein glühender Mittag, der sich allmählig abkühlt bis zum „weißen Froste," wie die Franzosen sagen. Der holde Mai hat bedeutend an Husten und Unterleibsschmerzen gelitten und seinem Nachfolger wird es, fürcht' ich, nicht besser ergehen. Neulich — ich weiß nicht mehr wo — stand die Sonne bleich und krank am westlichen Horizont, die Strahlenkrone war ihr abgefallen, über die verhältnißmäßig ungeheure Scheibe zogen sich feuerrothe und schwarze Streifen; das „Lied der Haine" verstummte und die Menschen schauten bange nach der Tageskönigin, die in's Meer versank, ohne ihren früheren Glanz wieder zu erlangen. Auch am Himmel gehen Dinge vor, wovon unsere Philosophie sich nichts träumen läßt. Dergleichen grausige Erscheinungen erinnern unwillkürlich an Herschels Prophezeiung: einst werden die Planeten, die um die Sonne kreisen, verwittern und an Umfang und Dichtigkeit mehr und mehr verlieren, und ihre Bahnen werden sich mehr und mehr verengen und die strahlenden Wandelsterne werden nach einander in den Krater der Sonne fallen und diese, wie ein großer Leichenwagen von Welten, einsam und trauernd im Raume schweben. Freilich werden bis dahin noch einige Jahre hingehen, und bekanntlich treffen die Weissagungen der Sternkundigen nicht immer ein.

Das Frühjahr war wirklich mörderisch. In Nimes starb kürzlich, 67 Jahre alt, Reboul, der Bäcker-Dichter. Die ganze Stadt geleitete die Ueberreste ihres berühmten Mitbürgers zur letzten Ruhestätte. Alle Läden waren geschlossen und alle Werkstätten feierten. An der Spitze des Leichenzugs ging der Präfekt, die Zipfel des Sargtuchs trugen der Maire der Stadt Nimes und der erste Präsident des Appellhofs. Nach dem Präfekten kamen die Appellationsräthe, die Richter am ersten Instanzgerichte, die Präfekturräthe, der Municipalrath u. s. w. In der Kirche Saint Paul hielt der Abbé de la Cabrière die Leichenrede, am Grabe hielt der Maire eine zweite Rede, Roumieux las ein Gedicht in provençalischer Mundart vor. Reboul, obgleich dem niedern Bürgerstande angehörend, war kein Volksdichter, er dichtete in französischer Sprache; sein Vorbild war Lamartine. Seine Poesien erschienen zum erstenmal 1835 und erlebten fünf Auflagen. Im Jahr 1839 machte er seine erste Reise nach Paris, wo er von V. Hugo und A. Dumas freundschaftlich begrüßt wurde. Lamartine richtete einige schöne Strophen an den Jünger seiner Muse. Man hat ferner von Reboul: le dernier jour, Gedicht in zwölf Gesängen, und les traditionelles, eine zweite Sammlung von Gedichten. Der geniale Bäckermeister war so vernünftig, in aller Demuth bis an's Ende an seinem Backofen auszuharren, wie Jasmin noch heutzutage frisirt und rasirt. Es wird so weit kommen, daß wer dichten will, nebenbei ein Handwerk treiben muß: der genialste Poet muß heutzutage verhungern, wenn er nicht für's Theater schreibt. Im Jahr 1848 wurde Reboul vom Gardbepartement zum Volksrepräsentanten in die Nationalversammlung gewählt. Gelegentlich bemerke ich hier, daß die Poeten, die der provençalischen Mundart treu geblieben, sich Félibres nennen, und gestehe, daß ich nicht weiß warum. Mistral, der Verfasser der Mireis, ist ein Félibre.

Ferner ist hier der bekannte Feuilletonist Fiorentino gestorben. Pietro Angelo Fiorentino wurde 1806 zu Neapel geboren. Im Jahr 1836 kam er nach Paris, wo er an mehreren Journalen und Zeitschriften Theil nahm. Unter der Präsidentschaft des Prinzen Louis Napoleon gelangte er zu einer glänzenden Stellung in der Tagespresse; er referirte über Musik im Moniteur unter dem Namen de Rovray, und schrieb Theaterkritiken im Feuilleton des Constitutionnel. Als la France gegründet wurde, ging Fiorentino zu diesem Journale über. Auch war er Oberredakteur des Entr'acte. Theater- und besonders Opernkritiken schreiben muß ein einträgliches Geschäft seyn. Fiorentino hinterläßt ein Vermögen von 600 bis 700,000 Franken, und davon hat er 200,000 seiner Gefährtin Nelly vermacht, und seinem acht Monate alten Söhnchen 100,000; das übrige erhalten seine Brüder. Seine Wohnung war prachtvoll eingerichtet. Der 58jährige Feuilletonist ist in Folge eines zurückgetretenen Podagras gestorben. Außer seinen mit Talent redigirten Theaterberichten verdankt man ihm eine Uebersetzung des Dante, mit Illustrationen von Gustav Doré.

Werden die Theaterkritiker reich, so können die Schauspieler nicht klagen. Die Caisse de secours des Schauspielervereins besitzt ein Kapital von zwei Millionen Franken, wie sich aus dem Berichte ergibt, der kürzlich in einer

Generalversammlung verlesen wurde. In diesem Berichte wurde des Vorschlags gedacht, die so früh verstorbene Rose Chéri — die Mamselle Mars des Gymnase — zum ständigen Mitgliede des Vereins zu wählen, als wäre sie noch am Leben; der Vorschlag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Eines sogenannten Pierrots — Paul Legrand — wurde lobend gedacht; er rettete zwei Damen, deren Kleider in Brand gerathen waren, eine Sängerin des Alcazar in Marseille und eine Actrice des kleinen Theaters in den Champs élysées. Einer der Vicepräsidenten des Vereins ist Samson, der bekannte Komiker des Théâtre français, nunmehr pensionirt. In Anerkennung des Eifers, womit er sich der Interessen des Vereins angenommen, haben 1500 Schauspieler jeder 50 Centimes zusammengeschossen, und mit den 750 Franken, die auf diese Weise erzielt wurden, ließ das Comité eine goldene Medaille schlagen, mit der Inschrift: A Samson l'association des artistes dramatiques reconnaissants. Samson dankte in einer witzigen Ansprache, worin er unter anderem sagte: „Man hat mich des Stolzes beschuldigt; ich gebe es zu, der Tadel ist begründet; meine Profession war's, die mir diesen Stolz eingab. Oefters bemerkte ich, daß man den Comödianten rücksichtslos (manque d'égards) behandelt; meine Haltung war ein anticipirter Protest." Er erinnerte an ein Fest, zu welchem Piron geladen war. Niemand wollte zuerst in den Speisesaal treten. „Herr Marquis," sprach der Hausherr zu einem Gaste, „gehen Sie voran." Der Marquis deutete auf Piron. — „Der Herr," erwiederte der Wirth wegwerfend, „ist ein Dichter!" — „Da jedermanns Name genannt wird," sagte Piron mit Würde, „so nehme ich meinen Rang in Anspruch," und trat zuerst in den Saal. Vor hundert Jahren excommunicirte man die Comödianten; noch vor fünfzig Jahren hätte keiner ein Mädchen von guter Familie zur Frau bekommen, heutzutage werden sie geachtet. Bei einem Hülfskassenfond von zwei Millionen gibt es keine Bettler mehr unter ihnen; mehrere Schauspieler haben gute Partien gemacht; dieß gilt aber keineswegs von den Cabotins; so nennt man die wandernden Künstler (Cabotage, Küstenfahrt), die noch oft genug sich kümmerlich durchschlagen müssen.

Um nicht geradezu aus dem Theater in die Kirche zu gehen, nehmen wir einen Umweg über die Place de l'Europe, wo die unglückliche Montgolfière: „l'aigle," am Sonntag aufsteigen sollte. Die Füllung begann um sechs Uhr; um halb acht war man noch weit vom Ziele. Das Publikum wurde ungeduldig; man schrie, man pfiff, man wollte auf den Luftballon losstürzen, und hätte ihm den Garaus gemacht, wenn nicht zur rechten Zeit bewaffnete Mannschaft erschienen wäre. Nachdem einige Verhaftungen vorgenommen worden, ging die Menge ruhig aus einander. Die Einnahme wurde in Beschlag genommen. Das ist schon das drittemal, daß Godards Luftreise verunglückt; zu einem vierten Versuche wird ihm wohl die Erlaubniß verweigert werden.

Jetzt können wir uns füglich nach Notredame begeben. Die Restaurationen, die Jahre lang gedauert, sind vollendet, und die Kirche wurde am Dienstag den 31. Mai geweiht, und zwar zum erstenmal, weil man seit fünfzehnhundert Jahren fortwährend im Bauen begriffen war. Die Ceremonie fing um sieben Uhr Morgens an. Monsigneur Darboy war Hauptofficiant; ihm assistirten der Bischof von Troyes und der Bischof von Montpellier. Die Ceremonie dauerte bis eilf Uhr; die am Hauptaltar erforderte allein eine Stunde. Dem Hochamte wohnten zwanzig Bischöfe bei. Später wurden die Reliquien gezeigt; die Dornenkrone, mit sehr langen Stacheln, Holz vom wahren Kreuze Christi, zwei Nägel, womit Christus an's Kreuz geschlagen worden. Der noch immer bedeutende Schatz von Notredame wird nicht mehr gezeigt, seit er bestohlen wurde, schon vor mehreren Jahren. Was sind aber all diese Herrlichkeiten gegen die Einweihung der neuen Kirche Notredame de la Garde zu Marseille, Sonntag den 5. Juni! Zwei Cardinäle — vier Cardinäle, ich hatte mich verrechnet, 35 Bischöfe und Erzbischöfe; ferner werden infulirte Aebte und eine Menge Prälaten aus allen Gegenden der Christenheit nach Marseille kommen. Auf goldenem Throne wird la bonne mère herumgetragen werden. Die Tragbahre ist ein Meisterstück von Holzschneiderei und mit einer Unzahl Rubinen, Malachiten, Türkisen und Smaragden geschmückt. An solchen Tagen besonders spricht der Marseiller mit Geringschätzung von der Hauptstadt. Notredame de Paris ist zwar von Silber, aber ohne Geschmeide! Solche Feste thun Wunder, und daß Notredame de la Garde neu aufgebaut worden, gewinnt dem Kaiser und der Kaiserin mehr Sympathien im Süden als ein halbes Dutzend gewonnene Schlachten.

Ich komme auf die Rosen zurück, womit der Bericht beginnt. Die Rosenfelder von Puteaux haben mir die Journale verleidet. Sie kündigen an — für Parfümeurs und Conditoren — daß nächstens die Versteigerung der dießjährigen Ernte stattfinden wird: lauter reine, ächte Waare, ohne Beisatz von Gartenrosen. Gott sey Dank, daß die Gartenrose den Krallen der Industrie entgeht! Vor diesem, zur Zeit, wo Romainville eine von Ludwig XIV. gegründete Baronie war, feierte man in diesem Orte, der jetzt zu Paris gehört, das Fest der „genannten Rose" (la rose nommée). Fünfmal des Jahres an den höchsten Feiertagen, Ostern ausgenommen, hatte das tugendhafteste Mädchen das Recht, in einem Grundstücke der Gemeinde einen Rosenstock zu pflanzen; dann kam der Pfarrer mit Kreuz und Fahne und segnete die Blume, und legte ihr den Namen des Mädchens bei. Où diable la poésie va-t-elle se nicher? Der genannten Rosen gab es in Romainville eine Legion; sie hießen: Hyacinthe, Louise, Elise, Magdalene, Mathilde, Johanna, Ursula, Clara rc. Alle heiligen Frauen des Kalenders blühten da in Gestalt sorgsam gepflegter Rosenstöcke. Es wurde darüber ein Register geführt. Im Jahr 1675 besaß Romainville 5000 Rosenstöcke; die Ernte wurde aber nicht an die Salbenhändler verschachert.

Nachträglich bemerke ich, daß Fiorentino seine literarische Laufbahn in Neapel begann. Im Jahr 1832 gründete er das Journal Omnibus, und im folgenden Jahr il Vesuvio. Auch gab er einen Band Gedichte heraus. Er schrieb ferner ein Drama: „la Fornarina,“ das zu Neapel und Turin aufgeführt wurde. Später ließ er zu Neapel ein Drama, „der Arzt von Parma,“ aufführen.

Newyork, Mai.

Der Krieg. — Die große Ausstellung.

So lang der Krieg dauert, hat wohl kaum eine solche fast athemlose Spannung geherrscht als während der letzten Tage. Man wußte, daß es endlich nach langer Unthätigkeit zwischen der Potomacarmee unter dem neuen Oberbefehlshaber Grant und dem Rebellenheere zum Zusammenstoß gekommen war, daß in Virginien eine furchtbare Schlacht tobte, die entweder der Rebellion den Todesstreich zu versetzen versprach, oder im Fall einer Niederlage alle Aussichten auf Beendigung des Krieges wieder in ungewisse Ferne rücken mußte. Die ganze Stadt bot ein Bild der Erwartung und Aufregung dar. Vor den Zeitungsbureaus drängten sich die Neugierigen, um die angeschlagenen Bülletins zu lesen. Ein Extrablatt folgte dem andern, um sogleich von ungeduldigen Käufern vergriffen zu werden, ohne doch mehr als bloße Gerüchte zu bringen, die zwar hoffnungsvoll lauteten, aber doch noch allen möglichen Befürchtungen Raum ließen. An öffentlichen Plätzen, in Kaffeehäusern, auf Eisenbahnen und Dampffähren sah man überall Zeitungsleser, die im Eifer, mit dem sie sich in die Nachrichten vom Kriegsschauplatz vertieften, die übrige Welt zu vergessen schienen. Andere lasen sie laut einem begierigen Kreis von Hörern vor, und wo eine Gruppe sich unterhielt, war nur von dem Einen Gegenstand die Rede. Rebellenfreunde ärgerten sich und versteckten ihre Befürchtungen unter Zweifeln an den eingehenden günstigen Gerüchten, erklärten sie für „Humbug,“ wiederholten die alte Geschichte von der Unüberwindlichkeit des Südens, und prophezeiten eine schreckliche Niederlage. Die Hoffnungen des Volkes auf den großen Sieg in Virginien, von welchem die endliche Entscheidung so wesentlich abhängt, sind seit jetzt fast drei Jahren so oft erregt und so bitter getäuscht worden, daß ein abermaliges Fehlschlagen einen unendlich niederschlagenden, fast vernichtenden Eindruck hätte hervorbringen müssen, und als endlich nach drei bangen Tagen beglaubigte Nachrichten einliefen, welche zwar noch nicht den fertigen Sieg, aber doch den günstigen Fortgang des Kampfes verkündeten, äußerte sich die Befriedigung mehr in einem tiefen Aufathmen, gleich dem eines Menschen, welcher der höchsten Gefahr entronnen ist, als in lautem stürmischem Jubel. Seitdem sind wieder mehrere Tage verflossen, und wieder herrscht dieselbe ängstliche Spannung, dieselbe zweifelnde Hoffnung, daß der letzte Akt des großen geschichtlichen Dramas begonnen habe.

Es ist als wenn Newyork von einem langen Feiertag wieder zur Werkeltagsthätigkeit zurückgekehrt wäre. Die große Ausstellung, seit Monaten der Gegenstand so vieler Anstrengungen und Bemühungen, so vieler Hingebung, ja sogar Aufopferung, hat gleich den Blüthen des Frühlings ihre Saison gehabt und gehört nur noch der Vergangenheit an. In den drei Wochen ihrer Dauer blieben der Zudrang und das Interesse unvermindert, und würden sich wohl auch noch acht bis vierzehn Tage länger erhalten haben; aber schon Rücksicht auf die Damen, welche ohnehin länger, als zuerst festgesetzt war, täglich ihre Zeit der Ausstellung gewidmet hatten, und außerdem das Herannahen des ersten Mai, des allgemeinen Umziehtages, und des widerwärtigsten Tages im Kalender, der immer eine förmliche Umwälzung aller Verhältnisse bewirkt, machten es nöthig, die Ausstellung zu schließen. Während der zwei letzten Tage war der Eintrittspreis auf 25 Cents herabgesetzt, um die Ausstellung auch den untern Classen zugänglich zu machen, und während der ganzen letzten Woche wurden die Zöglinge der öffentlichen Schulen früh von neun bis eilf Uhr, ehe die Räume andern Besuchern geöffnet waren, umsonst durchgeführt. Es war ein gar vergnüglicher Anblick, jeden Morgen alle die Kinder zu sehen, wie sie geputzt, manche Schulen mit dreifarbigen Schärpen und Fahnen, von Lehrern und Polizeibeamten geleitet, in Zügen, die oft über tausend zählten, je zwei und zwei, Arm in Arm durch die Straßen wanderten und sich in der Nähe des Ausstellungsgebäudes aufstellten. Jeden Tag wurden die Schulen eines andern Stadtbezirkes zugelassen, und in wenigen Tagen beliefen sich diese jugendlichen

Besucher auf viele Tausende. So weit die Berichte über die Ausstellung reichen, stellt sich eine Einnahme von mehr als einer Million Dollars heraus, als Ertrag theils der Einlaßkarten, theils der Geschenke, der verkauften Gegenstände, so wie der Restauration. Von vielen Seiten wurde eine wahrhaft staunenswerthe Freigebigkeit an den Tag gelegt, sowohl im Schenken werthvoller Gegenstände, wie im Kaufen derselben, obgleich die meisten Sachen doppelt, oft drei- und vierfach so hoch angesetzt waren, als man sie sonst überall kaufen könnte. Unter andern Dingen wurde ein gestrickter Shawl von shetländischer Wolle von einer Dame für tausend Dollars gekauft und sogleich wieder der Ausstellung geschenkt, um noch einmal für denselben Preis verkauft zu werden. Trotzdem ist man der Meinung, daß der Gewinn noch größer gewesen wäre, wenn man die Gegenstände nur zu den gewöhnlichen Preisen angesetzt hätte, da viele Leute, deren Verhältnisse keine Extraausgaben erlauben, und die doch gern zu dem guten Zweck beigetragen hätten, dort ihre nothwendigen Einkäufe gemacht haben würden, während sie sich jetzt an die gewöhnlichen Quellen wandten und die vielen unverkauften Gegenstände im Gebäude auf Union Square im Aufstreich verkauft und zum großen Theil an die Leute verschleudert und weggeworfen wurden, die sich im Gedränge am rücksichtslosesten mit den Ellbogen Raum zu machen wußten, während andere, die vielleicht mehr geboten hätten, aber den Lärm und das Gedränge scheuten, mit Gewalt im Hintergrund gehalten wurden. — Die Unterschriften für den glänzenden Degen, welcher dem General bestimmt war, für den die meisten Stimmen sich erklären würden, zeigten schließlich eine bedeutende Mehrheit für General Grant, auf dem hauptsächlich die Hoffnungen für den gegenwärtigen Feldzug ruhen. Die Anhänger M'Clellans wüthen und rasen öffentlich und privatim über dieses Resultat, da sie die unerhörtesten Anstrengungen gemacht hatten, ihrem hohlen Abgott diese Ehrenbezeigung zuzuwenden. Die eigene Frau des eiteln, ehrsüchtigen Mannes scheute sich so wenig, ihren Heißhunger nach dieser Auszeichnung öffentlich an den Tag zu legen, daß sie einen Stand dicht neben dem Platz eingenommen hatte, wo Papiere zur Unterschrift auflagen, und dort das ihrige that, um durch süße Blicke und Reden die Aufmerksamkeit der Besucher zu erregen und ihnen ihren Dollar und ihre Unterschrift aus der Tasche zu locken. An einem der letzten Tage der Ausstellung erschien endlich auch Grants Frau, welche sich bis dahin nicht bemerklich gemacht hatte, und gab mit gescheidter Ueberlegung ihre Stimme für M'Clellan, als eine wohlverdiente Lehre für jene schamlose Bettelei. Uebrigens ist das Ergebniß dieser Degenconcurrenz bemerkenswerth, da Newyork im ganzen Land die Stadt ist, welche die meisten Verräther, die meisten Freunde der rebellischen Sklavenhalter, und deßhalb auch die meisten Anhänger M'Clellans zählt, des Generals, in dessen Händen die Rebellen nach ihrem eigenen Geständniß ihre Sache am besten aufgehoben wußten, so daß seine Niederlage, so unwichtig auch an sich selbst, unwiderleglich zeigt, wie tief der papierene Ruf gesunken ist, den demokratische Politiker und Zeitungsschreiber ihm aufgebaut hatten. Die Wuth, welche sie jetzt in ihren Organen auslassen, ist komisch genug, und um so heftiger, da sie ja selbst durch ihre eigenen Geldbeiträge mitgeholfen haben, den Degen für Grant zu beschaffen.

(Schluß folgt.)

Genf, Mai.

(Schluß.)

Die eidgenössische Kunstausstellung und die schweizerische Landschaftsmalerei.

Die Landschaft nimmt natürlich auch auf dieser Ausstellung wieder den Vorrang ein, und speciell die Alpenlandschaft. Wir haben oben gesagt, was wir als die nächste Aufgabe dieses Genre betrachten. Die Genfer Schule sollte in dieser Richtung wieder auf A. W. Töpffer zurückgreifen, diesen tiefen Kenner des schweizerischen und savoyischen Volkslebens, der uns in seinen Bildern, den Zierden so vieler Genfer Privatgallerien, die mannich-

faltigsten Volksgruppen, oft förmliche gemalte Dorfgeschichten hinterlassen hat. In Didays weichem, genialem Gemüth lebt etwas von dieser Idee; er hat sich in den seltensten Fällen mit der todten Natur allein begnügt, vielmehr die Staffage auf das sorgfältigste behandelt. Seine pflügenden Bauern, rudernden Schiffer, seine Holzhauer, seine blonden Schweizerinnen und leicht geschürzten Savoyardenmädchen, seine weidenden Schafe und grasenden Kühe gehören nicht zu den geringsten Zierden seiner Landschaften. Auch auf dieser Ausstellung hat der Altmeister in drei verschiedenen Bildern die unendliche Mannichfaltigkeit und Unerschöpflichkeit seines künstlerischen Genius, seine tief poetische Naturauffassung und seine technische Sicherheit bekundet. Da ist zuerst das „Annivierskthal in Wallis," eine wilde Alpengegend, wie sie Diday besonders früher, Calame die Bahn brechend, häufiger gemalt hat; durch eine düstere Schlucht, von grotesk geformten Felsen gebildet, stürzt sich ein milchweiß schäumender Wildbach im Vordergrund, vom Sturm gebrochene Tannen liegen chaotisch durcheinander, ein Raubvogel schwebt über der Tiefe. Man glaubt sein heiseres Geschrei zu vernehmen, sonst liegt die Stille des Hochgebirgs über der Landschaft, die sich im Hintergrund in den wolkenumhüllten Alpen verliert; die schattenvolle Beleuchtung erhöht die düstere Wirkung, die der Künstler in diese Einöde zu legen gewußt hat. In dem zweiten Bilde, „die Burg Hère am See von Annecy," ist Diday in das Thal hinabgestiegen; das romantische alte Schloß ragt aus dichten Waldesschatten hervor, darüber hinaus erblickt man den blauen See und das ferne duftige Gebirg: Goldener Abendschein lagert sich über die Gegend, die im Vordergrunde durch einige Gruppen savoyischer Landleute, pflügende Bauern, Ziegenhirten mit ihren Ziegen, belebt wird. Das dritte Bild, „aus der Umgegend von Regnier" (Dorf in Savoyen, bekannt durch ein benachbartes druidisches Denkmal), zeigt einen noch sanfteren idyllischen Charakter; es ist eine ächt ländliche Gegend, Felder, Büsche und Bäume, zu denen die Schäfergruppe im Vordergrund als nothwendige Staffage gehört. In der Composition liegt eine an A. W. Töpffer erinnernde Intention, allein das schmelzende Colorit ist ächt Didayisch. So hat denn der Künstler in seinen Beiträgen drei verschiedene Richtungen der Landschaft meisterlich zu repräsentiren gewußt; er hat die erhabene Majestät der Alpenwelt, die Romantik und die Idylle gleich glücklich behandelt. Diday ist der Mann, der in dem unerschöpflich poetischen Born seines Innern stets neue Anregung findet, der gleich unerschöpflichen Fülle dieser herrlichen schweizerischen und savoyischen Natur die mannichfaltigsten Seiten und Motive abzulauschen. Möge Diday noch lange wirken und sein Einfluß immer weitere Ausdehnung gewinnen, dann hat es um die Alpenlandschaft keine Noth!

Auch von Calames hervorragendsten Schülern zählt die Ausstellung einige vortreffliche Sachen. Da ist von G. Castan ein „Waldinneres" im herbstlichen Charakter; die Eigenthümlichkeit des savoyisch-burgundischen Waldes, schlanke Bäume, viel Lichtung, ist mit großer Naturwahrheit wiedergegeben, das braungelbe Colorit der Realität treu abgelauscht. — Von Fr. Zimmermann nennen wir hauptsächlich ein größeres Stück: „Am Fuß des Salève," wobei sorgfältiges Studium, gute Zeichnung und Styl hauptsächlich hervorzuheben sind; weidende Kühe, kauernde savoyische Hirten im Vordergrund, weiter hinaus schweift der Blick über die Gegend von Genf, im Hintergrund dehnt sich, etwas kahl, die lang gezogene Linie der Jurakette. Der Gegenstand hat seine Schwierigkeiten; die Gegend zeigt von diesem Standpunkt aus wenig romantische Reize; um so mehr gereicht es dem Künstler zum Lobe, wenn er dennoch ein gutes Bild zu liefern gewußt hat. Die eigenthümlich kalte Luft, diese durchsichtig klare Beleuchtung der Alpengegenden weiß Zimmermann vortrefflich wiederzugeben; für die Staffage zeigt er größere Neigung als sein Meister; möge er dieses Talent immer sorgfältiger pflegen. — Von R. Zünd, einem Schüler Calames aus Luzern, sind zwei interessante Bilder geliefert: „Sonnenuntergang bei Luzern" und „der Vierwaldstätter See;" das letztere stellt eine von wilden Felsen umgebene Bucht des Sees zur Zeit eines herannahenden Föhns oder Gewittersturms dar; die schwarzen Wolken, die dumpfe Luft, die gährende Tiefe, die falben Lichter zeugen von durchaus origineller Auffassung. — In den Bildern P. Georges läßt sich die Schule nicht verkennen; das kalte Licht erinnert wieder stark an Calame.

In G. Loppé lernen wir einen ganz eigenthümlichen Künstler kennen; er hat besonders durch zwei Winterlandschaften aus der Nähe des Sees von Annecy unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Loppé ist bedeutender Colorist; er hat die Farben des Winters im Tieflande der Alpengegenden, unter diesem schon südlicheren Breitengrade, der nur durch die letzte Gebirgsmauer von Italien getrennt wird, mit treuem Künstlerauge gesehen und wiedergegeben. Tiefgrüner Tannenwald, frisch gefallener Schnee, der alsbald wieder aufthauen wird, an den knorrigen Hainbuchen noch die gelben Blätter des letzten Herbstes, das ist ganz der Charakter einer Winterlandschaft dieser Gegend; ganz vorzüglich aber wird dieser dargestellt durch jene nebelqualmenden Wolken, die eben noch ein tüchtiges Schneegestöber herabsandten, um sich im nächsten Augenblick in Dunst aufzulösen: man sehnt sich förmlich nach der kalten Klarheit des nordischen Winters zurück. — Ch. Guigon hat zwei Landschaftsbilder aus der Gegend von Vex geliefert, auf denen namentlich die sorgfältige Behandlung der Bäume und der Vegetation überhaupt anzieht. Dieser Künstler bringt in die Schweizer Landschaft ein eigenthümlich fremdartiges, an den Süden erinnerndes Licht. Woher dieß kommt, ist mir klar geworden, als ich kürzlich im Eynardschen Athenäum zwei ältere Bilder Guigons, „der Dogenpalast" und die „Kirche della Salute zu Venedig," sah, zwei herrliche Stücke: das goldene, warme Licht Italiens hat den Künstler in seiner Jugend mächtig ergriffen; er hat die Begeisterung in seine Heimath zurückgetragen und kann sich von ihrem Zauberbann nicht wieder frei machen.

Der vorzüglichste Thiermaler, den Genf besitzt, ist Charles Humbert; er hat es durch seine Bilder auf gegenwärtiger Ausstellung abermals bewiesen. Seine Thiergruppen athmen das treueste Naturleben und die Landschaft ist mit gleich großer Meisterschaft behandelt. Humbert zeigt, wie das Thierstück mit der Alpenlandschaft zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden ist: gerade in dieser Hinsicht können die Jüngeren viel von ihm lernen. So ist seine „Wiesenfläche an der Rhonemündung bei Villeneuve" gleich bedeutend als Thierstück wie als Landschaft; die hohen, wolkenumhangenen Häupter der walliser Alpen schließen den Hintergrund, während das wohlthuendste Licht auf die weidenden Kühe im Vordergrund fällt. Gleich vortrefflich sind die beiden andern Stücke, „ein Gebirgspfad" und „die Landstraße." Auf ersterem zieht ein savoyisches Bauernweib, ein rothes Tuch malerisch um den Kopf geschlungen, einen jungen störrigen Stier und eine Ziege über den rauhen Gebirgssteig hinter sich her, während ein heranziehendes Unwetter zur Eile mahnt. Das zweite Bild zeigt ein altes Postwagenungethüm, wie man es in diesen Gebirgsländern noch findet, zwischen eine wild auseinander springende Schafheerde hineinfahrend; der Staub des Hochsommers wirbelt auf, der ängstlich schreiende Hirtenknabe versucht vergeblich seine Schützlinge zusammenzuhalten. In diesem Bilde wie in dem vorigen hat den Künstler ein frischer Humor geleitet.

Unter den aus der deutschen Schweiz gekommenen Landschaftsbildern möchten wir noch Nic. Pfyffers von Luzern „Wasserfall im Schächenthal" und „Pilatus," und Ant. Butlers von Luzern als „biblische Landschaft" bezeichnetes Gemälde nennen; das letztere stellt eine Erntescene dar, die Figuren in alttestamentlichem Costüm.

Da wir es hier hauptsächlich mit der schweizerischen Kunst zu thun haben, so müssen wir leider die Bilder deutscher Maler übergehen, obgleich gerade von dieser Seite manches vortreffliche Stück geliefert wurde, wenn auch in weit geringerer Anzahl als auf früheren Ausstellungen. Doch können wir wenigstens das bedeutendste Landschaftsbild nicht unerwähnt lassen, Aug. Beckers in Düsseldorf „Abend in den Berner Alpen." Es ist den Dimensionen nach das größte der ganzen Ausstellung und in jeder Hinsicht ein wahrhaft großartiges Bild. Der Effekt des scheidenden Sonnenlichts auf dem Schnee und den nahen Gletschern im Hintergrund wirkt wahrhaft zauberisch; Felsgestein und Baumgruppen im Vordergrund liegen schon im abendlichen Schatten; sturmgeknickte Tannen bedecken den Boden, eine lasttragende Bäuerin durchschreitet die einsame Gegend. Bei entschiedenem Realismus spricht sich eine tief poetische Conception in dem Bilde aus, welches hier in Genf ungetheilten Beifall erntete.

Das Genre ist zahlreich auf der Ausstellung vertreten. Manches hübsche Bild wäre zu nennen, doch wenig wahrhaft Bedeutendes; zu diesem zählen wir die „Marktfahrt" von W. Pfeiffer in München. — Ueber den „Hof eines Kapuzinerklosters" von J. Muheim in Altdorf breitet sich eine schöne poetische Stimmung aus, und A. Kunkler, ein junger, in Düsseldorf gebildeter Genfer, hat in seinem „Don Quixote und Sancho Pansa" ein kleines Bild von vielem Humor geliefert. — Die Historienmalerei lieferte nur Ein nennenswerthes Stück, „Jesus heilt die Kranken," von Em. Bourcart. Dagegen drängt sich das ganze kunstliebende Genf gegenwärtig zu den Sälen des Eynardschen Athenäums, um dort ein ächt nationales Stück Hornungs zu bewundern. Doch davon ein andermal.

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 1. Juli 1864.

Du genre humain cet ennemi coupable
Est tentateur de sa profession:
Il prend les gens en sa possession,
De tout péché ce père formidable,
Rival de Dieu. —

Voltaire.

Der Teufel als Sittenmaler und Moralprediger.

Gewiß wäre es eine der dankbarsten Aufgaben, wenn jemand auch nur eine einfache, so zu sagen statistische Zusammenstellung des im Volke der Gegenwart noch wurzelnden Kreises von Bildern und Anschauungen über das Gebahren und die Thätigkeit des Teufels ausführen wollte. Es wäre ein brauchbarer Baustein zu einer andern Aufgabe von der größten culturgeschichtlichen Bedeutung, zu einer genetischen Geschichte des Teufels in der Vorstellung der christlichen Welt, speciell in dem christlichen deutschen Volke. Was unsere Alterthumskundigen auf der einen Seite, auf der andern unsere Theologen bisher dafür geleistet, erstreckt sich eigentlich nur auf einzelne Fingerzeige. So hat auch hier, wie überall, wo er seinen Mosesstab anschlug, Jacob Grimm zuerst unter der orientalisch-antiken Umhüllung der populären Teufelsgestalt die urgermanische Natur von Göttern und Riesen entdeckt und andere haben diesen Lichtblitz benützt, um eine Unzahl sonst dumpfer und dunkler Sagen und Mährchen des Volks zu beleuchten und zu verstehen. Das dreiundzwanzigste Kapitel der deutschen Mythologie, obwohl es schon 1844 in seine gegenwärtige Gestalt gebracht wurde, wird noch auf lange hin die Rüstkammer bleiben, aus welcher sich die Forschung die Waffen der Methode, die Grundsätze der Kritik für die Bestandtheile des deutschen Teufels holt. „Der Teufel ist jüdisch, christlich, heidnisch, abgöttisch, elbisch, riesenhaft, gespenstig, alles zusammen.“ Das ist das unumstößliche Ergebniß dieser bahnbrechenden Forschungen, dem nichts zu- und nichts abgethan werden kann. Es kommt nur darauf an, jedem einzelnen Elemente sein gebührendes Recht in dem großen physiologischen Proceß, den die Gestalt des Teufels durch Jahrtausende durchgemacht hat, zuzuweisen, und dazu wäre eben die Erfüllung des Wunsches, den wir in der ersten Zeile geäußert haben, vom größten Belange. Ein Beitrag dazu ist neuerlich gegeben worden: wir besitzen jetzt eine recht fleißige Zusammenstellung der Functionen, die dem Teufel im deutschen Sprüchwort zugetheilt werden. Jedermann erinnert sich sofort, wie oft er selbst, oder, wenn er zu gebildet oder zu scrupulös dazu ist, andere die schwarze Gestalt des Feindes Gottes und der Menschen im Munde führen; wie dieß keineswegs nur dann geschieht, wenn der Teufel, so zu sagen, als wirklicher Teufel gemeint ist. Im Gegentheil, die Mehrzahl derartiger volksthümlicher Redeweisen setzt eine Art von humoristisch-gemüthlichem Verhältniß zwischen dem Menschen und ihm voraus. Mag derjenige, der am heutigen Tage

von einem armen Teufel, einem guten dummen Teufel spricht, eben nur den abstracten Sinn des Bildes und nicht mehr das Bild selbst verstehen, vor Jahrhunderten, als sich das Volk das Wort schuf, muß dem Worte auch das Bild lebendig gewesen seyn, und noch jetzt wirkt seine Kraft unbewußt auf die Stimmung und Empfindung eines jeden, der es auch nur als Phrase braucht.

Aber unter all den verschiedenen Aemtern und Functionen, mit denen der Volksmund den Teufel betraut, wüßten wir keines, das ihm sonderbarer stünde, als der Beruf eines ernsthaften Sittenpredigers, eines im Grunde wohlmeinenden Kritikers der Welt und des Menschentreibens. Es ist auch unseres Wissens im Sprüchwort selbst, in diesem laconischen Niederschlag der systematischen Weltanschauung oder Philosophie des Volks, nirgends ausgeprägt, wohl aber in einem in jeder Hinsicht höchst interessanten literarischen Produkt, was ganz vor kurzem aus der Jahrhunderte langen Nacht der Vergessenheit wieder aufgetaucht ist. Keine Frage, daß es kaum ein wunderlicheres Problem gibt, als das, was hier die volksthümliche Vorstellungsweise einer längst versunkenen Zeit dem denkenden Sinn des heutigen Forschers stellt, so daß es wohl der Mühe werth ist, dabei zu verweilen.

Zuerst aber der Thatbestand. Unter dem Titel: „Des Teufels Netz," ist ein Reimwerk von großem Umfang — fast 14,000 Verse — anscheinend aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, der Zeit der großen Concilien und Hussitenkämpfe, ganz vor kurzem gedruckt worden, dessen satirisch-didaktische Tendenz mit der so vieler Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger stimmt. Es unterscheidet sich aber darin von ihnen, daß der Teufel in eigener Person als der Kritiker und respective Lehrer der Menschen auftritt. Ehe wir die Bedeutung dieser Situation würdigen, bemerken wir nur noch, daß schon das vorige Jahrhundert den jetzt neu gemachten Fund gemacht, aber so wenig benutzt hatte, daß er eben wieder ganz von neuem gemacht werden mußte. Der treffliche Jurist und Alterthumskenner Heumann in Altorf hat das Werk in Händen gehabt und benützt, freilich zu andern Zwecken, als sie der heutige Stand der culturgeschichtlichen Wissenschaft an die Hand gibt. Ihm war es zunächst um Antiquitäten des Rechts zu thun, aber auch so hat er, wie eine Reihe anderer gelehrter Juristen, Schilter, Scherz, Oberlin, Wachter, Haltaus, der späteren deutschen Alterthumskunde trefflich vorgearbeitet, und es darf wohl unsere so rasch vergessende Zeit auch hier daran erinnert werden, was sie auf diesem enger umhegten wissenschaftlichen Felde der Arbeit von Männern schuldet, die heute selbst von den Fachgenossen häufig mit einer Art von wohlwollender Herablassung genannt zu werden pflegen und der Masse des gebildeten Publikums unbekannte Größen worden sind.

Andere Zeiten sind gekommen, in denen die Poesie des Mittelalters eben so Mode wurde, wie sie in der Zopfzeit in Verruf stand. Aber es war eben nur die Poesie, welche gelten sollte, und auch sie nur in so weit als sie dem romantischen Bilde entsprach, das sich die Phantasie vom Mittelalter geschaffen hatte. Dahinein paßte die nüchterne Didaktik z. B. an sich schon nicht, auch wenn sie in den glattesten Versen vorgetragen wurde, noch viel weniger, wenn die Verse holperten und die Sprache die süße Flüssigkeit der Zeit Hartmanns von der Aue mit den groben und rauhen Tönen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts vertauscht hatte. So ist es denn dem Teufels Netze ergangen, wie andern einstmals viel gerühmten Büchern gleicher Art, wie Vintlee's Blume der Tugend, wie des biedern Hug von Trimberg Sammler und Renner. Erst als sich der Vorrath der von dem Geschmacke des Augenblicks bevorzugten Werke erschöpfte, mußte man nothgedrungen die einmal angeregte Arbeitsthätigkeit auch auf solche vernachlässigte Produkte wenden. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man unsere so fleißigen und genau geschulten Herausgeber mittelalterlicher Literaturwerke immer mit Entschuldigungen beginnen hört, daß sie es über sich genommen, gerade dieß an sich so werthlose Opus zum Gegenstand langjähriger Bemühungen zu machen. Dem liegt immer noch eine eigentlich ungültige Voraussetzung zu Grunde, als verlohnte es sich nur die Früchte der Vorzeit zu kosten, welche dem Gaumen der Gegenwart wohlschmeckend sind. So mag es denn auch gekommen seyn, daß der treffliche, unvergeßliche Joseph von Laßberg, einer der wenigen wirklichen Adeligen, die auch darin den Beruf und die Pflicht des Adels erkennen, in vaterländischer Wissenschaft den andern voranzugehen, zwar Besitzer einer Abschrift von unseres Teufels Netze gewesen ist, aber doch niemals das geringste Interesse für die Hebung des hier verborgenen Schatzes bekundet hat.

Es ist nach einigen vorläufigen Mahnungen erst einem jüngeren Gelehrten, dem gegenwärtigen fürstenbergischen Bibliothekar in Donaueschingen, Dr. Barack, vorbehalten geblieben, eine ganze Publikation des so gedeihlich wirkenden literarischen Vereins mit der Herausgabe dieses Werkes zu füllen. Gewiß war es vorher bis auf den Namen selbst den meisten Männern vom Fache unbekannt; aber eben so gewiß wird es an der Stelle, wo es sich jetzt befindet, der Masse des gebildeten Publikums unbekannt bleiben, zumal da der Herausgeber fast nichts dazu gethan hat, die ungenieß-

bare und dornenvolle Hülse, in der wahrlich ein recht guter Kern steckt, zu beseitigen. Gerade deßhalb mag dieser Ort geeignet seyn, die Aufmerksamkeit unserer lesenden Welt, wenn auch nur flüchtig dahin zu lenken, wo denn doch bei einem und dem andern, sey es durch die Wahlverwandtschaft des Stoffes, sey es durch die allgemein gültige Bedeutung des Inhalts, sey es endlich auch nur durch die ganz eigene Naivetät der Form, sich das Verlangen näherer Kenntnißnahme entwickeln dürfte.

Der Titel: „des Teufels Netz" vertuscht eigentlich einen gemüthlichen landschaftlichen Zug. Der unbekannte Verfasser nannte sein Werk „des Teufels Segi." Wer am Bodensee zu Hause ist, weiß, was eine Segi oder Segin ist. Es ist die größte Art von Netzen, gewöhnlich mehr als hundert Ellen lang, die natürlich auch nicht im täglichen Gebrauche ist, sondern nur im Frühjahr und Herbst in die Tiefe des Sees gesenkt wird, um die großen Fische zu fangen, welche den kleinen Netzen zu entgehen wissen. Aber vor der Segi schützt weder Größe noch erlernte Schlauheit. Sie errafft alles, gerade so wie der Teufel nicht bloß die kleinen und geistigarmen zu fangen versteht, sondern auch die großen und schlauen. Seiner Segi entgeht kein Fisch, und darum paßt es trefflich, daß sein Netz eine Segi und nicht ein simples Netz ist. Freilich würde mancher nicht gewußt haben, was eine Segi ist, doch wäre die Belehrung nicht schwer zu finden gewesen und man hätte dann neben der Hinweisung auf den landschaftlichen Rahmen des Werkes, den grünen Ufern des Bodensees, auch noch ein recht frisches und eindringliches Bild gehabt.

Daß der Teufel ein Netz — großes oder kleines, wollen wir annehmen, bleibt sich gleich — auswerfe, um die armen Seelen zu fangen, bedarf nicht einmal einer Nebeneinanderstellung mit dem menschenfischenden, ältesten und größten der Apostel. Das Bild liegt so nahe, und ist vom frühesten Mittelalter an so oft als bloße Phrase verwendet worden, daß weder die Phantasie noch der Verstand des unbekannten Verfassers unseres Reimwerkes sich besonders anzustrengen nöthig hatte, um darauf zu verfallen. Ihm gebührt zunächst nur das Verdienst, es aus der trivialen und nüchternen Allgemeinheit in eine bestimmte und charakteristische Besonderheit umgesetzt zu haben. Die Segi des Teufels ist denn doch etwas ganz anderes als das simple Netz des Teufels. Aber es gebührt ihm noch ein weiteres Verdienst. Wenn ein Zuschauer den Teufel seine Segi auswerfen sieht, so wird er wohl zu seinem Leidwesen bemerken können, wie schwer und übervoll sie jedesmal aus der Tiefe auftaucht; er wird auch allenfalls das bunte Gewimmel der großen und kleinen Fische darin zappeln sehen und den einen und den andern deutlich erkennen. Aber warum gerade dieser Fischpatriarch hier und daneben jenes winzige Fäntchen neben einander von einer Masche sich haben verstricken lassen müssen, das sieht er nicht und weiß es nicht. Die armen Gefangenen wissen es selbst nicht, und wenn sie es wüßten, und wenn sie nicht stumme Fische wären, würden sie sich doch schämen, es zu sagen. Nur der Fischer selbst weiß, welchen Köder er für den einen und für den andern eingelegt, wie er das Netz gestellt und gedreht, gedehnt und gezogen hat; er kennt die schwachen Seiten, die Bornirtheit, die übermüthige Tollkühnheit, die rathlose Ungeschicklichkeit seiner Opfer. Aber er wird es nicht jedem, oder vielmehr niemand verrathen, denn er will sein Privilegium ungestört behaupten. Da ist es denn ein trefflicher Gedanke, daß dem Teufel wider seinen Willen der Mund geöffnet wird.

Er hat nämlich schon lange Aergerniß genommen an einem frommen Einsiedel, der von seiner Zelle am Ufer des großen Sees hinaus in die weite Gotteswelt immer nur das Lob der Größe, Güte und Herrlichkeit des Schöpfers und seiner allerbarmenden Gnade verkündet, Dadurch sind dem Teufel gar manche Seelen entgangen, die er sicher zu fangen gedachte. Da naht er sich denn eines Weihnachtsabends dem frommen Manne, um ihn selbst zu berücken, aber, und darin eben ist er wieder der dumme Teufel, als den ihn auch der dümmste der dummen Menschen verspottet, er bedenkt nicht, daß gerade in dieser Stunde der Einsiedel am besten gerüstet ist. Der empfängt ihn mit so kräftigem Gebete und Beschwörung, daß er gerne niemals wieder kommen wollte, wenn er nur erst fort wäre. Aber der kräftige Zauber des heiligen Mannes — das feurige und ernste Gebet zu den himmlischen Mächten, zwingt ihn zu bleiben. Es werden keine Dienste von ihm gefordert, wie wohl andere Geisterbanner die gefangenen Unholde zu solchen gezwungen haben. Der Einsiedel ist über alle Wünsche und Bedürftigkeit hinaus: ihn verlangt nur zu wissen, wie es der Teufel anstelle, daß er überall und immer, und nun gerade auch in dieser hochheiligen Zeit so viel Menschenseelen berücke und verderbe. Da muß ihm denn der Teufel, so sehr er sich windet und dreht, die Geheimnisse seiner Segi offenbaren, ihm sagen, wie er sie mit seinen sieben treuen Knechten, den sieben Todsünden in die Tiefe des Lebensstromes senkt, wo die vielen Fische schwimmen. Jeder der sieben Knechte, die Junker Hoffart, Haß und Neid, Geiz, Gefräßigkeit, Zorn, Unkeuschheit und Trägheit, thut auf's beste seine Schuldigkeit und mehr als das. Aber wenn ihre Erfahrenheit und ihre Kraft

nicht ausreicht, das Netz zu heben und zu stellen, so sind noch drei andere Altgesellen da, man könnte sie auch Altmeister heißen: Beschließ das Herz, heißt der eine, Beschließ den Mund, der andere, Beschließ den Seckel, der dritte, also, aus der Allegorie in die nüchterne Prosa übertragen, Verstocktheit des Herzens, Gleichgültigkeit gegen die Gnadenmittel der Kirche, denn der beschlossene Mund ist es, der die neue Todsünde begeht, eine andere wissentliche Sünde dem Beichtvater zu verhehlen, und endlich Zähigkeit im weltlichen Gute. Damit wird alles gefangen, was den eigentlichen groben Sünden entgangen ist. Diesen entrinnen manche, weil sie gar so grob und täppisch sind, jenen schwerlich einer, weil er sie gar nicht sieht oder sehen will.

Freilich ist das alles nur Allegorie, und insofern, da wir heutzutage jede Allegorie für altfränkisch oder geschmacklos zu halten beinahe geneigt sind, nicht mehr schmackhaft für uns. Und doch thut sie hier ihre tüchtige Wirkung. Man darf nur nicht daran anstoßen, daß auch hier, wie so oft, der Gedanke besser ist als die Ausführung. Die groben und holpernden Verse lassen sich nicht glatt und elegant machen, aber was schadet es? es steckt nicht bloß ein sehr brauchbarer Kern darin, sie nehmen sich auch in dem Munde des Teufels ganz gut aus. Ihm stünde es doch wohl nicht an, sich in feiner und zierlicher Gewandtheit, wie ein gelehrter Schreiber, vorzuführen. Es ist genug, wenn man ihn versteht, und daß man ihn verstehe, dafür sorgt er, indem er spricht, wie das Volk spricht. Im Vergleich mit andern damals beliebten Einkleidungen didaktischer Werke für's Volk, sey es nun in Prosa oder in Versen, entweder der Form des Gesprächs zwischen Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, Herr und Knecht, oder der direkten Apostrophe des Sprechers an die zuhörende und nothwendigerweise bald gelangweilte Gemeinde, ist das Bild des auf Fischfang mit seinen Knechten ausziehenden Teufels von drastischer Wirkung, und daß er selbst seine Künste und Kniffe offenbaren muß, steigert die Spannung des Lesers noch mehr und gibt dem Ganzen ein Relief der Untrüglichkeit und Sicherheit, das auf andere Art nicht erzielt werden konnte. Aber noch mehr als das. Wenn der Teufel selbst sein Handwerk verrathen muß, ist es natürlich, daß er seine armen Opfer, die Menschen, nicht schont. Er sagt alles Böse von ihnen, was er weiß, und sagt es so böse als möglich.

Wenn die satirische Didaktik wirksam seyn soll, so muß sie scharf, so muß sie malitiös seyn. Ist sie das nicht, so wird sie langweilig und wirkungslos. Dieß ist das Gebrechen unzähliger wohlgemeinter Sittenpredigten alter und neuer Zeit, insbesondere aber der allermeisten poetischen Strafergüsse des Mittelalters. Es mag wohl eine nicht geringe Meinung von dem sichern Instinkt der Hand, die des Teufels Netz gestrickt hat, geben, daß sie durch ein so einfaches Mittel, die Einführung des Teufels als Sittenmaler seiner Zeit, einerseits sich befähigte, die schärfste und erbarmungsloseste Zeichnung auszuführen, die nur überhaupt gedacht werden kann, andererseits doch den widerlichen Eindruck einer menschenfeindlichen Verbitterung und malitiösen Schadenfreude zu paralysiren. Denn, wie gesagt, es ist ja immer der Teufel, der spricht, ihm ziemt jeder Grad von Verbitterung und Malice, und es heißt hier wirklich: je toller, desto besser, oder vielmehr desto richtiger. Ein Mensch darf vom andern nicht so schonungslos reden, das sagt jedem das natürliche Gefühl, denn es sind schließlich doch alle im gleichen Spital krank, und welchen Eindruck soll es machen, wenn ein Siecher den andern höhnt? Das ist die große Klippe, an der alle Satire scheitert, wenn sie auf ein reines und einfaches Gemüth wirkt. Sie erscheint an sich, sobald sie wirklich gut, d. h. eben herb und boshaft ist, als etwas unmenschliches, was nur dem verderbten Sinn wohl thut, aber nur deßhalb, weil sich der Mensch im Hören oder Lesen gegen die Ueberhebung des Menschen im Sprechen oder Schreiben auflehnt. Hört man dem Teufel zu, so fällt jeder Grund der Verstimmung weg: er kann sich nicht entwürdigen, er braucht sich nicht zu schämen, etwas zu thun, was einem reinen Menschenherzen widerlich ist.

Der Teufel hat auch keine Censur zu fürchten. Er kann über jeden, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, reden was er will. Nur ist es mit der Rede- oder Schreibefreiheit jener Zeit ein eigenes Ding und verlohnte sich wohl, so gut man sorgfältige Untersuchungen über die Preßfreiheit im alten Rom angestellt hat, auch einmal gründlich untersucht zu werden. Eine öffentliche Censuranstalt gab es damals im deutschen Reich weder von Seite der Kirche noch des Staats, obwohl beide gelegentlich scharf genug gegen mißliebige Bücher einschritten. Die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hat nicht bloß manchen Ketzer, die damals alle einstweilen unter der Rubrik Hussiten begriffen wurden, brennen sehen: es sind auch viele Bücher den Flammen geopfert worden. Doch ist es immer der kirchlich oder religiös bedenkliche Inhalt, der die Verfolgung provocirt. Wenn aber eine Satire die ganzen Weltzustände umfassen will, wie es das Netz des Teufels thut, wenn sie demgemäß eben so die Kirche, die ja auch zu der Welt der Sichtbarkeit gehört, wie den Staat scharf angreifen muß, weil die Personen, die die eine wie den andern vertreten, durch-

weg nichtswürdig erfunden werden, so ist die Grenzlinie zwischen der Kritik der Personen und der Sache wenigstens in den Augen der verletzten Personen selbst sehr leicht verwischt. Zwar ist es ein frommer, in jeder Art correcter Einsiedel, der als der eigentliche Held oder Veranlasser des ganzen kritischen Gerichts über die Welt eintritt, aber dieser Deckmantel würde allein nicht geholfen haben. Denn auch die Ketzer liebten und verstanden dergleichen Beschönigungsmittel bei ihren unstatthaften Angriffen anzuwenden und doch halfen sie ihnen nichts. Aber hier, wo der Teufel alle Verantwortung auf sich nimmt, muß die Anklage verstummen. Niemand kann daran Anstoß nehmen, daß er das Concilium — als die oberste Gewalt in der Christenheit, höher als der Papst — den Papst und die Cardinäle, den Kaiser, die Könige und Kurfürsten, Herzoge und Fürsten, alle auf gleiche Art mit der schärfsten Lauge des Spottes, des Tadels, ja direkter, grober, wenigstens für unsere Empfindung grober Anschuldigungen überschüttet. Daß der Teufel solche heilige Institutionen nicht besonders liebt, verzeiht man ihm; daß er die Schattenseiten derselben ganz und genau kennt, traut man ihm zu; warum sollte er nun nicht alles, was er weiß, so barsch und malitiös wie er kann, von sich geben? Ohnedem konnte ja auch weder der Arm der geistlichen noch der weltlichen Justiz den Lästerer erreichen. Uebrigens ist auch hier, wie in so vielen didaktisch-satirischen Erzeugnissen des Mittelalters, wirklich kein Gedanke an eine principielle Opposition oder an revolutionäre Tendenzen. Daß solche damals und zu jeder andern Periode der „guten alten Zeit“ vorhanden waren, bedarf keiner Erwähnung. Damals gerade zeigten die Hussiten in bisher noch unübertroffener Drastik, wie das Mittelalter den Begriff Revolution in Kirche, Staat und Gesellschaft in die Wirklichkeit umsetzen konnte. Aber dem Gemüthe, das in des Teufels Netz eine so scharfe Verurtheilung aller Stände und Personen durchzuführen nicht scheute, lag es doch ferne, diese Stände selbst, die ganze sichtbare Weltordnung darauf anzusehen, ob sie die rechte und von Gott geordnete sey, ob der Grundfehler, der alle in des Teufels Netz treibt, nicht vielmehr in den Institutionen als in den Personen liege. Kirche und Staat sind ihm, so wie sie sind, ein heiliges und unantastbares. Petrus, der Apostel, hat die Kirche gegründet; die Päpste sind seine Nachfolger und sollen es für immer bleiben. Aber sie sollen es ihrem heiligen Vorgänger auch gleich thun an den Tugenden der Demuth, des Glaubens, der Herzensreinheit, der Weltentsagung. Da sie das nicht wollen, so muß der Teufel freilich einen nach dem andern von ihnen mit seinem Netze erhaschen.

Wie das Papstthum, so wird auch der Beruf der Cardinäle, Bischöfe, Prälaten, Officialen, Chorherrn, Pfarrer, Vicarien, Lectoren, Aebte, Aebtissinnen und Nonnen, Bettelorden, Waldbrüder, d. h. Einsiedler und Einsiedlerinnen, Beghinen ꝛc., kurz der ganze Schematismus der geistlichen Ritterschaft des Mittelalters sehr bestimmt getrennt von den zufälligen Personen. Gegen die schärfste Kritik dieser läßt sich vom Standpunkt des ganz unerschütterten Glaubens nichts einwenden, obwohl, wie tausend Thatsachen beweisen, die Kirche im Bewußtseyn ihrer eigenen Schuld sich auch dagegen mit den beliebten Waffen des Ketzerprocesses und seinen furchtbaren Strafmitteln zu vertheidigen pflegte. Sie konnte sich darauf berufen, daß alle wirkliche Ketzerei, d. h. aller wirkliche Abfall von der Lehre und Verfassung der Kirche, stets von solcher Kritik der Personen und der durch sie veranlaßten Zustände begonnen habe oder sich hinter sie verstecke.

Aber für das Gewissen des Kritikers und für den Maßstab des Urtheils, den die Nachwelt an ihn zu legen hat, behält der bemerkte Unterschied seinen vollen Werth. Der Teufel spricht hier, wenn auch noch so herb und hart, doch aus der Seele eines gläubigen Mannes, eines solchen, der auch nicht die geringste Gliederung des großen Baus der Kirche gefährdet wissen wollte, der eben so wohl im Papstthum wie im Waldbruderleben der Zeit eine für ewig gültige göttliche Ordnung sah. Hatte das eine St. Petrus zu seinem Urheber, so war das andere von dem größten Propheten des alten Bundes, Elias, gegründet. Waldbrüder und Waldschwestern, Einsiedler und Einsiedlerinnen, Clausner und Clausnerinnen, Begharden und Beghinen liefern auch, und das ist ein bemerkenswerther Zug, das geringste Contingent in das Netz des Teufels, wie dieser selbst beklagt.

Ob man daraus schließen darf, daß der sonst namenlose Sittenschilderer einer dieser unter sich so nahe verwandten Berufsarten angehört habe, lassen wir dahingestellt. Es wäre interessant, wenn ein der Welt pflichtmäßig ganz abgestorbenes Auge mit so durchdringender Schärfe bis in die dunkelsten Winkel des Welttreibens zu sehen, wenn es von seiner einsamen Höhle im wilden Walde oder auf öder Bergeshöhe den Schneider auf seiner Bühne, den Tischler an seiner Hobelbank, den Metzger in seiner Fleischkammer so sicher zu belauern und abzufassen vermocht hätte. Es setzte ein langes Leben mitten im Getümmel der Welt voraus, das endlich draußen in der Einöde seinen Schluß und seinen Frieden gefunden hätte. Aber dann wäre das Herz auch mit andern Dingen beschäftigt, denn wo Kritik ist, muß auch das Herz dabei seyn, der Verstand

allein schärft das Auge nicht genug. Sollte nicht vielmehr jene Vorliebe für das abgezogene Leben, für das Anachoretenthum im alten, ächten Sinne, wenn auch in der neuen Gestalt der damaligen Zeit, überhaupt als ein charakteristischer Zug des Volks gelten dürfen? Man täusche sich nicht darüber; unser deutsches Volk hat bis in die Reformationszeit hinein diese Vorliebe immer kund gegeben, auch als das stolze Gebäude der Kirche schon krachend zusammenbrach. Es gehört in das noch unerschöpfte Kapitel des innern religiösen Lebens im Volke selbst, von dem unsere Kirchengeschichte so wenig zu berichten weiß.

(Schluß folgt.)

Eine Reise nach der Heimath.

(Schluß.)

2.

Kaum graute der erste Pfingsttag, als Carl, die düstern, beengenden Häuserreihen der Stadt hinter sich lassend, auf der Bahn in den Frühlingsmorgen hinausfuhr, seiner Heimath entgegen. Die Sonne zog stolz herauf und die Natur schwamm im jungen Lichte. Noch tropften die Bäume, rauschten die Bäche, glitzerten die Wiesen von den Gewitterschauern der Nacht und auf den Landstraßen standen Wasserlachen; geputzte, hochaufgeschürzte Kirchgängerinnen suchten die Stege, die der Tag trocken gebleicht, und wallfahrteten, durch die Landschaft zerstreut, den Thürmen entgegen, deren Kreuze im Sonnengold flammten. Schon summte das Glockengetöse aus allen Städten und Dörfern, die im Blüthenkranz der Bäume ruhten, und mischte sich mit der Orgel feierlichen Klängen. Und so ging es weiter, immer in den Maitag hinein, der vom Frühroth bis zum Abend dem Reisenden wie die feierliche Morgenstunde des erblühenden Jahres erschien. Die Mittagsschwüle, welche athemlos auf der Landschaft brütete, hatte ihm etwas Spannendes, Erwartungsvolles, als solle jeden Augenblick was Besonderes passiren. Der Zug führte in raschem Fluge durch neue, fremde Gegenden. Alle Dinge gewannen unter seinen Augen die Bedeutung und Weihe, die ihnen ursprünglich eigen ist, und die Poesie, die sich oft neben der Alltäglichkeit langweilt, guckte ihm heut entgegen aus jedem duftenden Fliederbusche, dessen Schatten an den sonnigen Wänden der Landhäuser spielten, aus jedem Abhange, der grün umlaubt und tausendfältig mit Frühlingsblumen besäet, die Flußufer begleitete, aus jedem Hain, jeder Hütte, jedem Weiher am Wege. Sein Sinn war empfänglich geworden, heiter, befriedigt. Wer mit ihm fuhr, war gern gesehen, und weil er jedem freundlich und mittheilsam begegnete, fand er sich stets in angenehmer Gesellschaft.

Als aber Hügel, Häuser und Bäume längere Schatten zu werfen anfingen, die Nachtigall erste vereinzelte Töne aus nahen Wipfeln dem dahinbrausenden Zuge nachwarf, als Schaaren von Spaziergängern durch die Thore der Städte dem Freien entgegen strebten, um sich am Nachmittagsglanze der Frühlingssonne zu erlaben, da nahte er sich den Grenzen seiner heimathlichen Provinz. Aus blauer Ferne dunkelten Berge, und ihm war, als sendete sie von allen Höhen grüßende Boten. Die alte vereinsamte Heerstraße, die sich in großen Windungen hin und her warf, und wiederholt vom siegenden Geleise der Eisenbahn geschnitten wurde, gemahnte mit ihren geköpften Pappelreihen und dem vergrasten Planum unsern Reisenden unaufhörlich an die Wanderpoesie der Jugend, der im sehnsüchtigen Drange nach der Ferne jedes schmetternde Posthorn, jeder hochbeladene Frachtwagen und wandernde Handwerksbursch Archenoahstauben waren.

Der Abend dämmerte heran. Vor bescheidenen Hütten und blanken Gutshäusern, vor Müllerwohnungen und Meiereien saßen feiernd die Landleute, spielende Kinder vor sich. Bald schimmerten die ersten Lichter aus den Fenstern, und Bäume und Büsche, beschwert vom jungen, üppigen Laube, ballten sich wie zum Schlummer in dunkelnde Massen.

Da fuhr der Reisende in die letzte Station ein, von der aus ihn die Post in die Berge, nach dem Vaterhause führen sollte, das er mit Anbruch des nächsten Tages zu erreichen hoffte. Der Bahnhof lag an

der Stadt, in welcher Carl mit Richard die Schuljahre durchgemacht, und von wo aus die Freunde häufig zu Fuß die gemeinsame Heimath aufgesucht hatten. Wo mag er weilen? fragte er sich, als er durch die bekannten Straßen ging, und tiefe Rührung ergriff ihn. Jeder Schritt beschwor ein verlorenes Paradies kindlicher Seligkeit, Hoffnungen, Wünsche herauf. Theure Gestalten tauchten auf vor seiner Seele und suchend glitt der Blick durch Pforten und Fenster, geliebte Züge zu erspähen. Vergebens! Die Zeiten waren nicht mehr. Der Geist, der einst hier waltete und Alles in den Schimmer des Jugendglücks kleidete, war entflohen und kehrte nicht wieder.

Die Post trug ihn bald darauf auf wohlbekannten Wegen in den dunkelnden Abend hinaus. Der Himmel umzog sich, die Luft war schwül. Der steinige Boden, der die Nähe der Berge ankündigte, tönte ihm unter den Füßen, und er begrüßte an der Straße das erste zu Tage liegende Gestein. Sich weit zum Fenster des Postwagens hinauslehnend, ließ er sich vom heimathlichen Luftstrom umkosen, und suchte mit prüfendem Auge aus der einbrechenden Finsterniß herauszuspähen, was ihm die letzte Dämmerung noch zu unterscheiden vergönnte. Aber die Nacht verfinsterte sich und die Gegenstände an der Landstraße schwammen zuletzt in groteske, untrennbare Massen zusammen, die die Phantasie aufregten und die das Auge nicht entwirren konnte. Der fortschreitende Lampenschein des Wagens jedoch übergoß jeden Obstbaum der Straße mit einem kurzen Lichtrefler, und wie sie in ihrem Blüthenschnee erschienen, und sogleich wieder in die Finsterniß zurücktauchten, dünkten sie ihm freundliche Boten, die Spalier bildeten und vorüberblitzend sich hinter ihm aufreihten, um ihm den Weg nach der Heimath zu verkürzen. Am Horizont stiegen Feuersäulen empor und Flammen und angeglühter Rauch zeichneten sich wild und malerisch in den schwülen Himmel. Es waren die stets unterhaltenen Feuer der Hochöfen, mit denen der erzreiche Landstrich übersäet ist.

So erreichte die Post gegen Mitternacht die erste Station, eine kleine Landstadt. Die dunkeln Häuser ruhten und in ihnen die Menschen, die im Halbschlummer vielleicht den Klang des Posthorns hörten und von dem bekannten Gruße sich in freundliche Träume wiegen ließen. Vor den matt erhellten Schenken, aus denen das Licht in die feuchte, unsichere Frühligsluft hinausschlug, standen an eine Barrière gebunden die Gespanne der Landleute, mit Krippen vor sich. Schlaftrunkene Gestalten wankten hin und her, bald im Dunkel verschwindend, bald deutlich erkennbar im Strahlenfächer der Fenster und Thüren. Ein Frachtfuhrmann war eben angelangt; noch dampften die kolossalen Zugthiere und bei jeder Bewegung klingelten die Messingplatten ihres Sielenzeuges durcheinander. Von dem Markte her taktirte eine Pumpe, deren Schwengel die späten Gäste handhabten. Sonst störte kein Ton die nächtliche Ruhe der Straßen. Da schlug die alte Thurmuhr, die Pferde zogen an, der Wagen rollte über das Steinpflaster, und fort ging's, zum andern Thore hinaus, dem ersehnten Ziele entgegen.

Noch ein Haltepunkt mußte überwunden werden, an den sich eine, aus dem Süden kommende Bahn schloß. Von da hoffte Carl endlich ohne weitern Verzug seine Heimath zu erreichen.

Mitternacht war vorüber. Schon schien es dem Reisenden, als zöge sich die Luft zu der Frische und Kühle zusammen, die den ersten Morgen verkündigt; aber noch warf er sich unruhig im Wagen hin und her. Die vielfache Aufregung des Tages hatte zwar die Körperkräfte erschöpft; aber sein angespannter Seelenzustand litt keinen Schlaf. Ein halbes Wachen, halbes Träumen bannte ihn. Besonders aber war es Richard, der immer wieder vor seiner Seele stand und mit welchem er in einen geistigen Rapport trat, als wären die Jahre der Trennung nur eine lange, unruhige Nacht gewesen.

Endlich befestigte sich sein Schlummer mehr und mehr; die vorüberziehenden Obstbäume und züngelnden Flammen schmolzen zusammen zu lieblichen Frauengesichtern und ernsten Männergestalten aus seiner Jugend; das Rasseln des Wagens löste sich ihm in heimathliche Töne und Melodien auf und die Bewegung des Wagens vorwärts fühlte er wie ein Zurücksinken in die Blumenbetten der Kindheit.

Doch lassen wir von hier ab den Mann erzählend für uns eintreten. Es erfüllte sich an ihm in den nächsten Stunden einer der schönsten Momente seines Lebens, und wir wollen diesen von ihm selbst beschrieben hören in der ganzen Unmittelbarkeit seiner Wirkungen. Er berichtet nun wie folgt.

*

Ich war endlich im Postwagen eingeschlafen. Die Nebelbilder, die durch eine mährchenhafte, phantastische Ouvertüre den Traum jener Nacht einleiteten, zogen sich zusammen, klärten sich und setzten uns Freunde — Richard und mich — auf einem wohlbekannten Waldpfad der heimathlichen Fluren ab. Wir strebten unserer Vaterstadt entgegen. Noch war es Nacht; in den Schluchten und Gründen glänzte letzter Märzschnee.

„Wir haben uns recht lange nicht gesehen," sprach Richard. „Wohl uns, daß der Frühling naht, man ist dann wohl mehr bei einander."

Ich fühlte es wie einen Vorwurf. — „Ich verspreche, öfter zu dir zu kommen, als bisher. Weiß ich's doch selbst nicht, warum ich fortblieb." Kühle Morgenwinde schauerten durch die Waldbäume. Ein Reh trat aus dem Walddunkel, hob das kluge Köpfchen und zog vorüber.

„Noch eine Windung macht der Weg," sagte Richard, „und wir gewinnen das Freie. Das Sternenlicht erblaßt, der Tag graut; wir werden dem Morgenroth entgegen wandern."

„Ich erkenne die Gegend nicht wieder, Richard. Wo ist die Kapelle hin, die hier am Kreuzwege stand? Und weiterhin, hinter Baumreihen und Gestrüpp, blinkt dort nicht ein altes Schloß? Ich höre Cascaden springen, Taxushecken kreuzen sich und glänzende Marmorbilder ruhen im Dämmerschein!" — „Dich täuschen der Birken weiße Stämme."

Wir bogen um die Waldecke; rechts und links drang das ungewisse Licht tiefer hinein in die Einsamkeit und zauberte phantastische Gemälde in die Wildniß. Schwere Tropfen lasteten auf dem Laube und fielen rauschend in trockenes Schilf und Rohr am Wege. Nebelstreifen zogen hin und her und sanken müde zur Erde, wie die erschöpften Fittiche der Nacht. Vor uns lichtete sich das Gehölz, das erste Frühroth dämmerte im Osten und goldene Thore wölbten sich von Stamm zu Stamm.

„Die Morgenluft ist kühl und feucht; nimm meinen Mantel, Carl!" — „Ich danke dir, ich bedarf keines Schutzes. Die Wärme innerer Bewegung und eine süße Spannung hält alle Kälte fern. Sage doch, wie lange ist's her, daß wir der Heimath entgegen wanderten?"

„Weißt du es nicht mehr? Zu Weihnachten in den Ferien." — „Begreife ich doch nicht, wie lang das Vierteljahr war, was sich Alles bis Ostern zugetragen hat! — Warte einmal: habe ich nicht in der Zeit eine große Reise machen müssen?" — „Genug, daß wir wieder bei einander sind; sieh nur, wie unser Morgen tagt!"

Wir nahten uns dem Rande des Waldes. Zur Rechten vereinzelte Kiefern auf Heideland. Das Morgenlicht umröthete die hohen Stämme, sich weit hinein ergießend in die tief dunkelgrünen, leise rauschenden Kronen. Ein Meer des befruchtend Feuchten schimmerte silbern über die Heide, und in einem der Glanzthore, die zwei uralte Bäume in den tagenden Horizont zeichneten, stand ein Jägersmann und sang ein Morgenlied. Zur Linken dunkelte ein Moorgrund; Krüppelfichten klammerten sich an Torfstubben und aus schwarzen Lachen warf der Wasservogel heisere, gellende Töne in das Jägerlied.

Vor uns senkte sich der Weg den heimathlichen Fluren entgegen. Aber von Nebelwogen verschlungen ruhte das geliebte Land wie auf dem Boden eines Meeres, und nur die Kronen hoher Bäume schwammen und ballten sich, gleich dräuenden Ungethümen, über den schweren, feuchten Dünsten.

„Welch erhabener Anblick!" sprach Richard. „Welche Mittel sind in's Werk gesetzt, solch einen Erdentag zu vollbringen! Wer möchte mit schlimmen Gedanken das Herz antasten und beflecken wollen, das durch solch ein Schauspiel die Weihe der Wiedergeburt erfahren! Ist's denn möglich, daß der Mensch mit bösen Thaten das Sonnenlicht zu trüben wagt, das er so unaussprechlich großartig sich verkünden sieht?"

„Ach, wer es verstünde, die Weihe großer, schöner Zeiten mit in's Leben zu nehmen und ihren reinen Genuß wach zu rufen, wenn der Muth erlahmt und die Kraft ermattet! Sieh nur, dieselben Wolken, die dort im rosigen Schimmer am Himmel schwimmen, erblassen zu grauen Luftgebilden, wenn der Tag anbricht."

„Nicht doch! Wie diese Nacht zum Tage erblüht, so keimt in uns der Gedanke zur großen That. Wenn die Idee des Großen, die sich uns zuerst in tausend süßen Wundern der Existenz offenbart, zur Wahrheit, zur That werden soll, werden wir klagen, daß der Empfängniß Wonneschauer uns verloren gehen? Wenn der Strahl der Sonne die Morgenröthe überwindet und vernichtet, wollen wir trauern, daß das Licht siegt? Die Natur empfängt Aurora; sie schauert unter ihren sanften Küssen und wir sind Zeugen der namenlosesten Liebespoesie. Der Tag zeigt uns die Natur als würdige Gattin des Lichts; sie reichen sich die Hände und schaffen und wirken."

Krähen, erst eine und noch eine tauchten aus den Nebeln hervor, schossen scheu über unsere Köpfe hinweg und flogen dem Walde zu, aus dessen morgendlicher Stille das Echo ihres Krächzens hallte. — Hoch oben, dort, wo schon Strahlenglanz das Firmament durchschoß, zogen silberne Schwäne der Sonne entgegen und verkündeten den nahen Frühling.

„Laß uns eilen, Carl! Jenseits der Nebel winkt uns der Rand der Hochebene; von dort laß uns den Sonnenaufgang begrüßen und, im Strom seines Lichtes gebadet, zum ersten mal wieder das theure Vaterhaus!"

Die schweren Dunstgebilde wichen auseinander, wo wir sie erreichten, und Bäume und Büsche hüllten sich in leichte, luftige Schleier. Hier flohen sie wie Schatten, neue tauchten dort hervor, und ehe wir es uns versahen,

schritten wir durch das Nebelmeer, das uns am Waldesrande empfangen.

„So schnell schwindet der Himmel und unbemerkt ergreifen uns irdische Mächte. Als uns auf Bergeshöhe die reine Luft umfloß, lag zu unsern Füßen wie ein großes, dräuendes Meer, was jetzt kaum sichtbar unter unsern Händen zerstäubt. Nimmt uns das Uebel erst schmeichelnd in Besitz, vergessen wir seine Gefahren.“

„Vergiß nicht, Carl, über Nebeln, über Wolken thront der Himmel. Wo eigene Kräfte nichts mehr schaffen, durchdringt und vernichtet göttliches Licht das Uebel. Schon zucken röthliche Streifen um uns, der Morgenwind zerreißt die Nebelwogen und trägt mit leichten Flügeln den siegenden Tag bis tief hinein in des Feindes Herz. Neue Dunstballen stürmen heran und füllen die Lücken; aber die Pfeile des Lichts schießen gewaltig daher und des Gegners Kräfte sind erschöpft. Hier sinkt er matt und sterbend zu Boden; dort flieht er, sich bergend in feuchte Schluchten.“

„Ein Stück Schöpfungsgeschichte sehe ich sich erfüllen. Schon schwimmen Inseln in dem Chaos der sinkenden Nebel, liebliche Eilande, wo aus Meiereien der Hahnenschrei grüßt und Rauchwolken zum Himmel steigen; dort tauchen die Häupter reich blühender Erlenbüsche empor, sich hinziehend in phantastischen Windungen. Zu ihren Füßen höre ich es murmelnd rauschen und ahne durch Wiesengründe den Bach. Von den Höhen aber winkt, umarmt vom Frühroth, in Thau gebadet, der Waldbäume silbernes Grün und starrt in den Morgen hinaus.“

Da war es mir im Traume, als würde ich durch etwas aufgehalten. Stimmen und Geräusch tönten an mein Ohr. Ein kühlender Luftzug traf mich und ich empfand, wie wenn eine Gestalt auf mich zukäme und sich dicht an meiner Seite niederließe. Bisher war ich im Postwagen allein gewesen. Einen Augenblick kam mir das Bewußtseyn, daß es wohl die vorletzte Station sey, an der wir angelangt, und vor meinen Augen nebelte es, wie erstes Morgenroth über eine dämmernde Frühlingslandschaft und mein Ohr glaubte unsicher und fern Lerchengeschwirr zu vernehmen. Doch schon wiegte mich wieder die Bewegung des Wagens in festeren Schlaf und ich versank von neuem in meine Träumereien.

Aber welch ein Bild war nun vor mir aufgerollt! Aus der noch winterlichen Landschaft war der volle Frühling geworden. Ich fühlte mich mit Richard sanft emporgehoben, über die Erde hinschwebend. Wir hielten uns fest umschlungen und schauten entzückt hinab in weite, liebliche Fluren.

„Richard, um Birken und Erlen legen sich weiche, grüne Schleier und an den Bergeshängen sprießen rosige Blüthen aus Busch und Baum.“ — „Der Winter liegt weit hinter uns! Vor uns ist Frühling!“

„Hörst du die Nachtigall? — Dort ziehen Störche.“ — „Warum erstaunst du? Wir eilen ja nach der Heimath, nach den Gefilden ewigen Frühlings!“

Eine waldige Höhe, von deren Abhängen sich in grünen Wogen uralter Bäume junges Frühlingslaub dem Thale entgegen goß, strebte zu uns empor und zog uns nieder. Schon rauschten um uns der Wipfel süße Melodien und heimliche Waldeinsamkeit dunkelte heran. Doch bald entwirrte sich der Zweige und Blätter lieblich wildes Durcheinander und die bemoosten, ehrwürdigen Stämme ruhten majestätisch, entblößt der Zierde, als würdige Träger der lichten, geschmückten Hallen, die sie über sich gewölbt. Mit knorrigen Wurzeln griffen sie in den Boden ein, den tausend sanft schimmernde Frühlingsblumen bunt stickten.

Hier wollte ich weilen, aber Richard zog mich weiter. „Noch sind wir nicht am Ziele; doch höre ich schon das Morgengeläut der heimathlichen Glocken. Laß uns hinaustreten, dort, wo der Wald plötzlich abbricht und in Luft und Licht die Erde schwindet. Dahin zieht es mich, da ahne ich die Heimath!“

Wir beflügelten die Schritte. Wundervolle, seltene Blumenglocken dufteten und neigten sich im schneeigen Weiß zur Erde nieder. Im Vorübergehen suchte ich sie zu erhaschen; aber ich streifte nur den Thau und die Blüthen richteten sich auf. Wir drangen durch niedriges Gebüsch; das junge Grün sperrte den Weg und schüttelte reichliche Fülle des Naß über uns hin; es rauschte ringsum von Tropfenfall; erleichtert schwankten die Aeste empor und ruhten. Blitzende Diamanten regneten nieder und die Waldblumen empfingen dankbar den flüssigen Schmuck. — Voll Erwartung und Ungeduld strebten wir vorwärts, bogen Strauch auf Strauch seitwärts und ließen grüne Spuren im Silberglanz der Zweige.

Da auf einmal brach der Wald ab, die Erde schwand und uns zu Füßen gähnte ein steiler Abgrund. Der Rand der Hochebene war erreicht: uns gegenüber kämpfte die Sonne durch Dunststreifen und blitzte unten im Thale aus den Fensterscheiben der Kirche und der Häuser, aus den Wassern des Flusses, der durch Niederungsboden weithin zwei goldene Arme aufrollte, die bald zusammengeknüpft, bald auseinander flatternd wie Schleifen mit fliegenden Bändern auf dem grünen Wiesenteppich ausgebreitet lagen.

Da standen wir nun, von Sonnenlicht, von Morgenluft und Frühlingsduft umflossen, und staunten in das Paradies unserer Kindheit. In schmelzenden Nebeln

dampfte das Thal, und über feuchten Wiesen, über sonnigen Höhen schwebte die Lerche und sang. Von Berg zu Berg hallte das Echo der Eisenhämmer, begleitend den lauten Pulsschlag unserer Herzen.

„Sey mir gegrüßt, Heimath, Vaterhaus!“ rief Richard. „Wie du dort ruhst an des Waldes Rand, verborgen im Laub der Bäume — wer ahnte nicht in dir sogleich des Forstmanns Wohnsitz? Aus dem Waldreviere tönen Büchsenschüsse; du bist es, Vater, geliebter Vater! Deiner Grüße Echo tönt aus waldigen Schluchten bis zu mir herauf und erfüllt mich mit unaussprechlicher Sehnsucht.“

„Und du,“ rief ich, „altehrwürdiger Dom, vom ersten Grün umschmiegt, umflossen vom vielarmigen Strome, dich grüße ich als meine Heimath! Der Orgeltöne Klang verhallt, tiefe Stille umlagert dich. Ich weiß aber, in deinen Hallen richtet der Vater zur Frühandacht gottbegeisterte Worte an die Gemeinde. Der Sohn hört dich nicht, aber er kennt dich; die Gedanken begegnen sich und das Herz betet mit dir.“

Weiße Blüthenblätter lösten sich vom Gesträuch des Abhangs und flatterten, wie Boten unserer Sehnsucht, hinunter in die Tiefe.

„Wir ziehen mit ihnen!“ rief Richard und umfaßte mich. — „Hier führt kein Weg! Laß mich! Wir fallen!“ — „Carl, Undankbarer, vertraust du mir nicht mehr?“ — „Schwindelnd tief droht der Abgrund; ich fürchte mich!“

Da war es mir, als hörte ich zweimal meinen Namen rufen, als würde ich emporgehoben über die Tiefe — ich schrie auf, erwachte. — Wo war ich? Die heimischen Räume des Elternhauses sind es nicht! So ist es meine Studirstube in der großen Stadt? Auch nicht! Was ist das Alles um mich? Aus tiefem, tiefem Traume fuhr ich empor. Mir war's, als eilte jemand von mir fort. Ich rieb die Augen. Da glänzte ein Lichtblitz über mich hin, mich blendend und ermunternd — und ich wandte mich nach dem Fenster des Postwagens.

O Gott! Die Heimath lag mir wirklich zu Füßen, vom ersten Sonnengold umstrahlt. Von der Berge Wipfel rundum winkten süße Erinnerungen vergangener Tage, und aus Flur und Wald rauschten mir des Jugendglücks einstige Verkündigungen entgegen. Der frische Ost führte mir das nächtliche Naß zu aus Busch und Baum und kühlte die von Schlaf und Träumen erhitzte Stirn. Der Postwagen hatte den Hemmschuh angelegt und glitt langsam die Höhe hinab der Vaterstadt entgegen, die im zitternden Glanze des Morgenlichtes dampfte. Ich streckte die Arme aus und sog in langen Zügen die heimathliche Luft ein.

Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und hörte neben mir von einer vollen, weichen Stimme meinen Namen nennen. Und ich erkannte die Stimme, noch ehe ich mich umgewendet, und bebend, mit geschlossenen Augen und erstickten Grußesworten lag ich an Richards Brust und ruhte, ruhte wie einst, da das schwere Leben noch wie ein versiegeltes Buch vor mir lag und kein Wunsch mich weiter trieb, als an das Herz dieses Freundes.

So fuhren wir in die Vaterstadt ein; doch erst als am Heiligenbilde unter den zwei alten Linden der Postillon blies und der Wagen am Steinpflaster aufsederte, machten wir uns von einander los und wechselten Worte. Hatte doch keiner die Minuten des ersten Wiedersehens unterbrechen wollen, die der Himmel uns gegönnt; jetzt aber konnten wir unser Entzücken nicht länger zurückhalten, sondern hießen uns mit den zärtlichsten Namen willkommen und fragten ungestüm und hastig nach den Ursachen des glücklichen Zusammentreffens.

„Ein lieblicher Traum mußte es mir verrathen, daß du mir nahe warst, theuerster Freund. Welch köstliche Zeit steht uns bevor: erneutes Jugendglück, holde Freundschaft aus Kindertagen!“

„Ich überraschte dich im Schlafe, du treuer, geliebter Mensch! Als der Tag graute und ich dich erkannte, da war es mir, als brächen alle zurückhaltenden Dämme und Schleusen meiner Gefühle, — der erlöste Strom brauste daher. Ich las auf deinem Gesichte, daß wir uns noch gehörten, daß unsere Seelen sich wie damals umfaßt hielten, als ich dich unter schweren Kämpfen von meinem Herzen lassen mußte. Dem Himmel sey Dank für diese und jede Stunde eines Lebens, das so hohes, unaussprechliches Glück bringt!“

*

Wir schließen hier unsern Reisebericht und bitten den Leser, die beiden Freunde nach Ermessen und Gutdünken durch die hundert glänzenden Ehrenpforten begleiten zu wollen, welche ihnen in der Vaterstadt Freundschaft und Erinnerung aus der Jugend auf Tritt und Schritt erbaut hatten. Konnte ein König herrlicher empfangen werden? Jeder Mensch hat sein Reich, und ihm gehört, was er sich durch des Herzens Wärme und des Gedankens Reichthum anzueignen versteht.

Auch hier lebten Tausende, nannten sich Tausende Besitzer jener Häuser, Gärten, Wälder, Höhen und Thäler; aber den Freunden allein gehörte die Heimath! Sie Alle mußten ihnen von Allem das Beste steuern, die Beziehung zu Geist und Herz, ohne die Jegliches inhaltsleer und todt seyn würde.

Und wie ihnen einst die Dinge zu Offenbarungen des Höchsten heranwuchsen, jeder Schritt sie in ein neues Gottesreich trug und die Tage des Glücks nicht enden wollten, so blühte ihnen in der Erinnerung zum zweitenmal das Paradies der Kindheit auf. Die Verkündigungen der Jugend schienen erfüllt; an der Seite des theuren Freundes stillten sich alle Wogen des Gefühls und die Stätten der Heimath wurden ihnen geweihte Plätze, heilige Orakel, in deren Baumrauschen sie die Sprüche des Lebens wieder vernahmen, die einst Erfüllung, Befriedigung, Segen geweissagt hatten.

A. v. Hippel.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 25.)

Wien, den 22. April 1853.

Heute find' ich endlich Zeit, um meine Correspondenz mit Ihnen wieder in's gewohnte Gleis zu leiten, nachdem sie zuletzt etwas aus den Schienen gekommen war. Ich habe gleich die sommerliche Witterung benutzt, um in Döbling Arthabers Blumenausstellung und Bildersammlung zu besuchen, zwei Dinge, die zu dem Schönsten gehören, das man in dieser Art sehen kann. Man weiß nicht, welcher der beiden Augenweiden man den Vorzug geben soll, nicht des eigentlichen Werthes, sondern der geschmackvollen Anordnung wegen. Denn natürlich ist die Bildersammlung das bleibendere, wie auch das ungleich kostbarere der beiden Ausstellungen. Ich überlasse es B. Ihnen Näheres und Genaueres mitzutheilen, der mit wahrem Bieneneifer Alles durchstöbert und überall Honig einführt, während ich die Dinge vergesse, während ich sie noch ansehe, und zu nichts gut bin.

Vorgestern und gestern hatte ich nicht Zeit, auf einige Anfragen Ihres letzten Briefes zu antworten. C......i war der Zuwachs an Gesellschaft bei Bach, dem ich Platz machte, weil mich sein affektirter Naturcharakter im Leben wie in der Poesie langweilt. Nur wenn man nicht versteht, was dieses Wort in beiden Richtungen zu bedeuten hat, kann man Geschmack an ihm finden. Das Billet von Rückert habe ich entweder zu oberflächlich gelesen, oder, was mir wahrscheinlicher ist, Sie thun dem Schreiber unrecht, und haben ihn auch mißverstanden. Auf mich hat das Billet einen ganz angenehmen Eindruck gemacht, den es gewiß nicht gemacht hätte, wenn es so empfindungslos und pomadig gewesen wäre, wie es Ihnen vorkommt. Ich schicke Ihnen hier zum Ersatz einen Brief von M. aus Weimar, der Ihnen ganz gewiß besser gefallen wird. Ich muß nur bemerken, daß ich Rückert ganz fremd bin, während M. ein Jugendfreund von mir ist, von dem ich seit achtzehn Jahren das erste Lebenszeichen erhalte. M. ist einer der dichterisch besaitetsten Menschen, die ich kenne, ohne ein großer Dichter zu seyn. Er ist oft schwülstig und ohne tiefere Naturlaute in dem, was er selbst macht, auch in seinem Urtheil über andere in diesen Irrthümern befangen, aber ich kenne gar niemanden, der eine so leidenschaftliche Liebe zur Poesie hat. Als Mensch ist er einer der vortrefflichsten, die ich kenne, und im Umgang äußerst angenehm und geistvoll.

Ob L. je deutsch lernen wird, geschweige denn eine andere Sprache? Das Unglück ist, daß sein Vater, der in der Leichtigkeit sich auszudrücken wirklich gleich nach den Taubstummen rangirt, auch die Nothwendigkeit nicht begriffen hat, daß sein Sohn irgend eine Sprache lerne. — Daß die Familie Z. Geld in die Familie Zedlitz bringt, ist sehr erfreulich; ich wünschte nur, daß es der österreichischen Linie zu Gute komme, die ich repräsentire; wenn ich aber schon nichts davon haben soll, so mögen es in Gottes Namen meine preußischen Vettern haben.

Den 26sten.

Die Nachrichten von Ihnen und Marie machen mich zu Allem untauglich, sonst hätte ich gestern einen herrlichen Genuß gehabt. Es war ein großes Concert bei der Fürstin Schönburg, wo alle große und schöne Welt von Wien war. Der Gesang war von größter

Vortrefflichkeit; es kamen Musikstücke der heterogensten Art vor, aber jedes einzelne vollkommen vorgetragen, unter anderem die große Arie aus Robert von der Medori; ein deutsches Lied von der Mareg, schlecht gewählt; ein Duett aus Don Pasquale von Scalesi und der Medori, und noch ein großes Terzett von Verdi. Alles war im Vergnügen aufgelöst, und obgleich ich es eben so genossen habe, war mir doch das Herz so schwer, daß ich kaum die Thränen zurück halten konnte. — Ich habe jetzt einen Wust Arbeit, die ich kaum zu Ende bringen kann. B. wird Ihnen erzählen, ob ich hier ein Faullenzerleben führe oder ob es mir sauer wird.

An eine Gehaltsvermehrung ist nicht zu denken; seyen Sie froh für mich, wenn ich behalte, was ich habe. Im gegenwärtigen Augenblick ist selbst dieß zu viel; wenn ich meinen Gehalt auch nach meiner Ueberzeugung vollkommen verdiene, und vielleicht mehr verdiene — und wenn ich auch das Bewußtseyn habe, ein Masse Gutes gewirkt zu haben, mehr als man glaubt und ahnt — so verdiene ich doch meinen Gehalt nicht auf hergebrachtem Wege, und auf keinem andern hat man ein Recht, Vermehrung zu verlangen. Aber ein Orden gebührt mir, wenn irgend jemanden in Oesterreich; aber niemand denkt im Traume daran, mir einen zu geben, und ich selbst bin nicht so begierig danach, daß es mich schmerzte; ich wundere mich nur darüber, daß ich keinen habe.

Den 3. Mai.

Die Praterfahrt am 1. Mai war so zahlreich, daß B., der, als es dunkel wurde, noch ausging, auf der Jägerzeile 550 Wagen zählte; es müssen über 2000 gewesen seyn. — Ich ging gestern um zwei Uhr zu einer sehr schönen Parade, der ersten, die der Kaiser seit seiner Verwundung abgehalten hat; das Wetter ist seit drei Tagen zauberhaft schön Die Truppen sahen, da es gar nicht staubte, prachtvoll aus, der Kaiser zum Verlieben. Man muß ihn sehen bei der Belaria mit der graziösesten Leichtigkeit vom Pferde springen, halb absitzen, halb voltigiren, und seine Suite grüßen und in's Portal treten, um diese leichte, zierliche und immer passende Körperbewegung zu bewundern. Abends war ich in der falschen Prima Donna und habe ein paar mal recht gelacht, und das ist Alles, was mir noth thut.

Abends acht Uhr. Ich komme eben vom Diner beim türkischen Gesandten, das eben so gut und ordentlich servirt war wie irgend eines, das ein christlicher Diplomat gegeben hat; auch eingerichtet ist der Türk äußerst elegant, nur, vermuthe ich, wird es ihm nicht bequem vorkommen, da er wahrscheinlich gewohnt ist, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Uebrigens war die größte Toleranz vorhanden, denn es war der Cardinal Nuntius und der Archimandrit der Armenier dort; in der türkischen Gesandtschaft selbst sind ein paar Türken, ein armenischer und ein österreichischer Fanariot, und ein jüdischer Botschaftsarzt, der ein Wiener ist. Diese Toleranz sollte man bei uns nachahmen, man wird aber nicht.

Den 6ten.

Gestern war ich zuerst zum Diner bei der Mutter Pereira auf Graf Hahn eingeladen und ging somit des Diners bei Haugwitz mit der Herzogin von Sagan verlustig; Hahn blieb auch aus, da er mit seiner Schwester Ida zur Kaiserin Mutter zum Diner geladen war. Sie soll, so erzählt man, ein Kloster zum guten Hirten für Büßerinnen stiften wollen — vielleicht verschafft ihr L. A. einen guten Hirten. Diese soll jetzt viel mit Hirten zu thun haben; das Gedicht an den Kaiser im Jargon war von ihr. Nach dem Theater holte mich Thalberg ab und wir fuhren zusammen zu Metternich, wo etwa vierzig bis fünfzig Personen, meist zufällig, zusammen kamen und Thalberg spielen mußte. Ich hatte ihn seit Jahren nicht gehört, aber ich war wieder überzeugter als je, daß er der erste Klavierspieler seiner Zeit ist, und Alles zusammen genommen kommt ihm kein Zweiter gleich. Ich habe Lißzt nie mit dieser Vollendung spielen sehen, wenn auch mit ungemeiner Gewalt; noch heute steht meine einmal für beide gemachte Distinction, wo ich sie mit Byron und Goethe vergleiche.

Den 7ten.

Gestern war ich beim Erzherzog Ludwig,* nachdem ich mich den ganzen Winter mit dieser schuldigen Respektserweisung herumgezogen hatte; er war, wie immer, sehr liebenswürdig und freundlich und recht heiter. Man muß die Familie immer mehr verehren, je mehr man sie kennt; es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, es sey eigentlich das tugendhafteste Herrscherhaus in Europa. Dabei sind es keine Asceten, sondern für alle fröhliche Dinge empfänglich. — Vom Kaiser ist wieder ein ganz eigener feiner Zug des Herzens, daß er dem König von Belgien, der, wie es heißt, am 11ten eintrifft, sogleich seinen Neffen Mensdorf und seinen Vetter Leiningen, den einen aus Krakau, den andern

* Bruder des Kaisers Franz.

aus Padua telegraphisch nach Oderberg entgegen geschickt hat, solche Dinge zeugen von einer richtigen Verfassung des eigenen Herzens. O'Sullivan, der belgische Gesandte, war ganz gerührt davon, obwohl er sonst nicht von der empfindsamen Sorte ist. Es ist aber eine Freude zu sehen, wie jeder Tag eine neue Blüthe an diesem jungen Baume treibt, den Gott nur einst unter der Last seiner Früchte, aber von keinem Sturme brechen lassen möge. Eine Anekdote kann ich eigentlich nicht schreiben, die ihm auf der Auerhahnjagd passirt ist, wiewohl der Kaiser selbst sie erzählte. Ein steierischer Bauer ging hinter Reichenau als Führer mit, hinter dem Kaiser, dem er durch den Schnee half. Als sie einen Hahn trafen, sprang ihn der Kaiser an, aber nicht vorsichtig genug; er flog auf und als der Kaiser schoß, fehlte er ihn. Darüber war der Bauer ganz verstimmt, und als der Kaiser ihm sagte: „Ich werd' ihn heute schon noch schießen!" murmelte der Bauer: „Ja sch..ßen!" Diese Geschichte bitte ich nicht zu erzählen, denn es gehört ein österreichisches Herz dazu, um heraus zu fühlen, welche Liebe in diesem groben Worte des rohen Aelplers verborgen liegt, der sich für den Kaiser um seines kleinen Jagdunglücks willen ärgert; ich bin überzeugt, derselbe Bauer würde sich zehnmal für den Kaiser haben todtschlagen lassen.

Gestern war ich beim Erzherzog Wilhelm, der auch schon einmal in Aussee war, dem aufzuwarten ich schon bis zur Unschicklichkeit verschoben hatte, aus Unlust, Uniform anzuziehen und vier immense Treppen zu steigen; ich war recht erfreut, ihn so tüchtig und wohl aussehend zu finden.

Den 10ten.

Gestern sagte mir Bach auf dem Heimwege aus der italienischen Oper, daß er den Auftrag vom Kaiser habe, mich zu ersuchen, neue Worte zu der alten Volkshymne zu machen. Nun ist, wie es sich von selbst versteht, dieser Auftrag nicht abzulehnen; dann freut es mich, daß der Kaiser an mich gedacht hat, und ich glaube auch, daß er zu dieser Arbeit kaum jemand besseren hätte finden können, sofern dazu mehr Takt als Talent gehört; aber die Arbeit selbst ist eine unendlich mühselige, da auf das alte Thema nur Variationen gemacht werden sollen. Ein Lied wie meine Soldatenhymnen werd' ich nicht zusammenbringen, und ein schlechtes möcht' ich nicht gemacht haben; es ist eine Sache, bei der man zehn Chancen hat zu scheitern gegen Eine, glücklich in den Hafen zu kommen. Die Sache geht mir seit gestern sehr im Kopfe herum.

Den 12ten.

Ich conferirte gestern mit Bach die längste Zeit über die Volkshymne. Seine Bemerkung, daß mein Gedicht mehr den Charakter der Reflexion, als der lyrischen Ansprache des Volks an den Kaiser enthalte, ist nicht zu widerlegen, obgleich er das Gedicht sonst sehr gut fand. Ich habe es daher noch einmal zurückgenommen, um es umzuarbeiten, was vielleicht noch heute Nacht geschieht. — Heute wartete das diplomatische Corps dem Könige von Belgien auf; seine Tournure ist noch ganz jugendlich; dem Gesicht, das immer noch schöne Züge hat, sieht man die sechzig Jahre doch an. In seiner Art, Cercle zu machen, hat er etwas von Louis Philipp. Der Herzog von Brabant ist sehr groß, hat ein hübsches Gesicht, das von einer sehr großen Nase nicht entstellt wird. — Abends las ich in Vehse, der eine ..... à la Hormayer ist und dem man die schlechte Intention auf den ersten Blick abmerkt; doch ist er in Angabe der Quellen ziemlich gewissenhaft, hat es sich aber zur Aufgabe gemacht, die Kehrseite allein aufzusuchen. Da die braunschweigisch-englische Hofgeschichte bis in unsere Zeit hinein reicht, so kommen schon manche Personen unserer Bekanntschaft vor. — Der Kaiser hat dem König von Belgien so eben ein Regiment gegeben (Piret), die Steirer haben somit einen vornehmen Inhaber bekommen. Abends war ich beim Fürsten Metternich, der seinen achtzigsten Geburtstag feierte; es war ein so furchtbarer Rout, daß ich froh war, als ich wieder zur Thür hinaus war;

Den 16. Mai.

Die Feste, die dem Könige von Belgien zugedacht waren, mußten des Wetters wegen alle abgesagt werden, so gestern ein Diner im Prater im kleinen Garten des Kaisers, und heute das déjeuné dansant in den Glashäusern, das immer sehr elegant seyn soll; da ich zu keinem der beiden Feste geladen worden bin — das Diner ist nur für die Familie, das déjeuné für die Tänzer — so macht es mir keinen Unterschied. Die Hymne folgt hier in der neuen Gestalt; ich freue mich, daß sie Ihnen gefallen hat; um so gewisser bin ich, daß sie Ihnen in der Umarbeitung noch viel besser gefallen wird, denn sie hat entschieden an kräftiger Bewegung gewonnen. Was Bach dazu sagen wird, und ob man sie überhaupt wählt, weiß ich nicht.

Oestreich, über dessen Fluren
Sichtbar Gottes Hand geschwebt,
Wo in lichten Himmelsspuren
Rings sein sel'ger Hauch gewebt,

Sende zu des Ew'gen Throne
Deinen jubelnden Gesang:
Heil ruh' auf Franz Josephs Krone,
Herrsch' Er glücklich, herrsch' Er lang!

Freudig kannst du dich erheben,
Freudig stolz, du altes Reich,
Denn es hat dir Gott gegeben
Einen Herrn, dem Wen'ge gleich.
Mögen hoch die Siegesfahnen
Wallen, die sein Arm bewegt,
Sey der Ruhm all seiner Ahnen
Einzig auf sein Haupt gelegt!

Mög' Er leben, mög' er blühen,
Mög' ein Engel bei ihm stehn,
Unsichtbar bei seinen Mühen
Schützend ihm zur Seite gehn:
Denn auf ihm ruht unser Hoffen,
Unser Glück und Stolz ist Er;
Mög' er stehn unübertroffen
Stark und mild, und hoch und hehr!

Mög' Er freuen sich der Seinen
Und die Stämme nah und fern,
Die zu Einem Volk sich einen,
Liebend folgen seinem Stern!
Denn was hoch und herrlich glänzet,
Was die Welt Erhabnes schafft,
Was die Stirn' der Völker kränzet,
Wird nur durch vereinte Kraft. *

Den 18ten.

Gestern war die Verlobung der jüngsten Palatinstochter mit dem Herzog von Brabant; sie sechzehn, er achtzehn Jahre alt, beide hübsche junge Leute, beide viel Geist und sie dazu eine gute Dosis Phantasie, wie man sagt. Heute ist Ball bei B., schrecklich! morgen bei dem englischen Botschafter, noch schrecklicher! Morgen kommt der König von Preußen, übermorgen Carroussel, Vorstellungen, Manövers! Das Alles ist zum Verzweifeln: Aussi möcht' i!

Den 19ten.

Vor Allem, wie geht es mit Ihren Augen? Die machen mir jetzt die meisten Sorgen, nebst Marie. — Wären erst diese zwei Steine mir vom Herzen, so ließe sich Alles andere ertragen, wenn man es nicht ändern kann; und vieles ändert am Ende doch die Zeit oft schnell, was man für unmöglich zu ändern hält. Auch ich nehme manches, das mich sonst in Wuth gebracht hätte, jetzt ziemlich gleichgültig hin. Ich sehe z. B., daß meine Anhänglichkeit an Fürst Felix mich seinem Nachfolger nicht empfohlen hat, und daß man allerhand hervorsucht, mir meine Arbeiten zu verleiden; ich thue aber, als merkte ich nichts, und ändere gar nichts an meinem Benehmen. Ich thue nur eben nicht, was man von mir verlangt, d. h. ich subordinire mich nicht Leuten, die mir nichts zu gebieten haben, und arbeite selbstständig fort, wie ich es seither seit sechzehn Jahren gethan habe, obwohl man mir zumuthet, von solchen Leuten das mot d'ordre einzuholen, die ich durchaus nicht geeignet halte, es mir zu geben. Ich schreibe dieß nur, um nebenbei zu bemerken, daß man sich durch die gewöhnlichen Aergernisse des Tages nicht aus dem Humor bringen lassen soll, und sie als den Polykrates-Ring zu betrachten hat, dessen Verlust die größeren abwendet. Gestern war Ball bei Graf Buol; der Kaiser hat dort die ganze Nacht getanzt, obwohl er die Nacht vorher auf der Auerhahnjagd gewesen ist, und er erst zu Mittag zurückkehrte.

Den 20sten.

Pour l'acquit de ma conscience hab' ich mich gestern auf den Bahnhof begeben und dort die Ankunft des Königs von Preußen abgewartet. Die Witterung war gut, die Anstalten vortrefflich, ganz Wien auf den Beinen, und der Empfang so artig, wie es nur immer erwartet werden konnte. Die ganze kaiserliche Familie hatte sich zum Willkomm eingefunden, und Friedrich Wilhelm in der himmelblauen Husarenuniform seines Regiments hielt, neben dem Kaiser in einer offenen Kalesche sitzend, seinen Einzug. Der König nahm sich gar nicht übel in der Uniform aus, was bei seiner Korpulenz nicht zu erwarten war. Abends war théâtre paré, in dem ich aber nicht war, weil man in Gallauniform erscheinen mußte. Auch dort wurde er außerordentlich gut empfangen und soll überhaupt sehr zufrieden mit seinem Empfang seyn, was er durch vielfache skakehands mit denjenigen, die ihm vorgestellt worden, an den Tag legt. Während Bälle und Theater die Leute anziehen, sitzt der Herzog von Brabant bei der kleinen Erzherzogin, qui ne demande pas mieux; der Prinz soll übrigens ein sehr freundlicher und netter Herr seyn. — Ich schreibe, als wenn ich ganz guter Dinge wäre, bin es aber nicht

* Es wurde eine andere Volkshymne gewählt, wogegen nichts einzuwenden, denn die Zedlitzsche ist ein Gedicht und kein Volkslied; aber auch die gewählte ist nicht durchgedrungen, kein Mensch kann sie in ganz Oesterreich auswendig. Sie ist jetzt ein Lied ohne Worte für die Kapellen geworden.

und kann es nicht seyn, bis ich Gutes von Ihnen höre; erst dann wird mir nichts mehr abgehen, bis dahin aber Alles, und ich habe keine Freude an irgend etwas.

Den 23ten.

Gestern schlossen die Festivitäten mit dem Dejeuné in den Glashäusern und endlich Abends mit einem magnifiken Zapfenstreich in einer Vollkommenheit, wie ich nie Militärmusik gehört habe. Heute früh ist der König fort, zufrieden mit dem Eindruck, den er empfangen und den er gemacht hat. Nun noch Dienstag ein Ball bei Westmoreland zu Ehren von Queen Victoria, und Alles kehrt wieder in's gewohnte Gleis zurück.

Endlich heute ein Brief, und was für ein lieber! Der wäre wohl werth gewesen, daß er fest gesiegelt worden wäre; ich habe ihn mit einem Postsiegel nebenan zugesiegelt erhalten; dagegen brachte der Brief lauter gute Nachrichten — Gehaltserhöhung und all die kleinen Gaben, die die Herzogin aus Nizza mitgebracht hat und deren Rückkunft ohne bedeutende Erschütterung für unsere Kranke erfolgt ist. De petits cadeaux entretiennent l'amitié; leider ist mir dieß Vergnügen nicht gestattet und ich muß froh seyn, wenn ich meine Schulden abbezahle, worauf ich erst im Juli 1854 rechnen kann.

Den 25ten.

Da die Gäste weg sind, wird hoffentlich eine Zeit der Ruhe eintreten, denn mir ist das beständige auf den Beinen seyn, um Curalien zu machen, die denen eben so lästig sind, die sie empfangen, als denen, die sie machen, ein Greuel. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen in diesen Stunden unruhiger Bewegung schon den Tod der armen Santine gemeldet habe.* Ich habe von jeher eine Vorliebe für sie gehabt, und weiß, daß viel mehr gute Eigenschaften in ihr steckten, als Viele ihr zugestehen wollten; sie war voll Verstand und von eigenthümlicher Geistesrichtung, und nicht von den trivialen Frauen, die sehen, was Alle sehen; sie wußte den Dingen oft eine tiefere Bedeutung abzugewinnen, hatte viel feinen Witz und einen sehr angenehmen Umgang.

Vorgestern Abend spielte Thalberg bei Fürst Metternich; es war ein ungeheurer Genuß für mich. Gestern war der Ball für die Königin Victoria, in Uniform und in einer Hitze, von der sich schon kein Mensch einen Begriff macht. — Was aus der Volkshymne wird, weiß ich nicht; ich frug gestern B. und sah aus seiner verhäderten Antwort, daß er vermuthlich noch kein Auge darauf geworfen hat, noch weniger auf den Brief, in dem ich ihm die Ausseer Geschichte wegen der so brutal von den Behörden abgeschlagenen Auszeichnungen* ans Herz legte? Es ist eine üble Sache, wenn man so in das Getriebe der Dinge hinein sieht. Jeder hat seine eigenen Interessen und die der andern sind ihm Nebendinge. So bleiben eine Menge Sachen unerledigt, weil man nicht Lust und Gelegenheit hat, immer wieder darauf zurück zu kommen. Es gibt aber sehr wenige Menschen in großen Aemtern, die eine lebendige Energie und einen Feuereifer für das haben, was sie für gut erkennen, um augenblicklich und kräftig einzugreifen. Fürst Felix war solch ein Mann, den der unbedingteste Patriotismus beseelte. X. hat gewiß patriotische Interessen, ist ein Talent vom ersten Range, aber ihm fehlt eben die Eigenschaft, deren ich erwähne, der gerade, durchgreifende Geist, den die Intriguen nicht kümmern und der selbst zu keinen seine Zuflucht nimmt. Seine besten Bekannten halten ihn für falsch, ich nicht; ich glaube bloß, es fehlt ihm an Offenheit in den Beziehungen zu andern. Darunter verstehe ich nicht die Plauderhaftigkeit eines Staarmatzes, aus dem man jeden Gedanken und Entschluß vor der Zeit herauslocken kann. Ich muß jetzt die Volkshymne dahin gestellt seyn lassen, die Sache der Ausseer will ich indeß nicht aufgeben.

Wenn der Herzog von Braunschweig kommt, kann ich erst Plane für meinen Sommer machen; ich möchte sobald wie immer möglich nach Aussee und dann nach Sagan.

Ich habe Gallaits Bild gesehen. Daß die Wirkung eine ungeheure, erschütternde ist, läßt sich nicht leugnen, aber die Composition ist auch eine hochpoetisch aufgefaßte und gedachte, denn bei aller furchtbaren Naturwahrheit und dem Schauer des Gegenstandes befällt niemanden ein Eindruck von Grausen. Die zwei eben abgeschlagenen Köpfe, die Bärte blutstarrend, die weißen Leinen voll Blutspuren, liegen auf einer Bahre neben einander auf einem linnenbedeckten Polster; die Leichen sind mit einem gemeinschaftlichen schwarzen Bahrtuche zugedeckt, in dessen Mitte ein weißes Kreuz sichtbar ist. Daß die Köpfe abgeschlagen sind, ist nur dadurch bemerkbar, daß der Kopf Egmonts nicht gerade auf den Hals paßt, sondern etwas vorfällt und zugleich auf

* Gattin des damaligen Obristen, jetzigen Feldmarschall-lieutenants Baron Henikstein.

* Zedlitz wünschte die heldenmüthigen Anstrengungen, die bei dem Bergbrand gemacht worden waren, durch Ehrenzeichen belohnt zu sehen.

eine Seite gebeugt ist; man sieht, er ist nur an den Körper gelegt. Die Hand ist, von dem Bahrtuch unbedeckt, gleichfalls seitwärts niederhängend; gemalt, wie ich es in meinem Leben nicht gemalt, aber oft bei eben Gestorbenen gesehen habe, die noch nicht das wächserne Ansehen haben. Es läßt sich nicht beschreiben, welche Bravour in dieser Ausführung ist. Die Trage mit den Leichen ist an den Altar so gestellt, daß die Gesichter in das Schiff der Kirche sehen. Neben der Bahre ist seit- und vorwärts eine prachtvolle Gruppe von etwa sechs bis sieben Personen, unter denen eine prächtige Soldatengestalt ganz in Eisenharnisch; daneben der Scharfrichter, ein noch junges Lumpengesicht, schmutzig und doch geputzt mit einer verschlossenen rothen Kappe, und auf den Fingern eine Menge Ringe, und die Kleider mit allerhand Schmelz oder unächtem Goldschmuck behangen; wunderbar gemacht! Die andern Figuren machen eine Gruppe ansehnlicher, scharlach- und sammtgekleideter Männer, unter ihnen derselbe Mönch sich hinaus schleichend, der Egmont auf dem andern Bilde zum Tode bereitet hat, als könnte er den Anblick nicht mehr ertragen. Hinter den Köpfen von Egmont und Horn zündet ein Mönch auf den Altar steigend die Lichter auf demselben an, als ob gar nichts in der Kirche vorgehen sollte als die gewöhnliche Frühmesse, und ganz unberührt von Allem, was um ihn herum vorgeht. — Genug, es ist ein Wunderbild, und machen können die Niederländer wie niemand. Wenn Kunstphilosophie das Höchste ist, dann stehen die Deutschen heute auf der ersten Stelle; ist aber Kunsterscheinung das Ziel, nach dem die Maler ringen sollen, dann sind unbedingt die Niederländer die vollendetsten. Freitag hatte ich ein Fastendiner bei mir; das Hauptstück, die böhmischen Karpfen, sind mißrathen, obgleich es buchstäblich nach Zenkers Kochbuch gemacht wurde; aber das jetzige bittere Bier macht die Speise unmöglich für die Gegenwart und gibt ihr einen infamen Nebengeschmack.

(Fortsetzung folgt.)

An eine Künstlerin.

Die Veilchen sprechen: *

So ist es wirklich wahr? — wir haben's lang,
Bescheiden wie wir sind, nicht glauben wollen;
Jetzt hat es uns ein Dichtermund verkündigt,
Und Dichtern glauben ist uns Blumen Pflicht —
So ist es wahr? Aus allen Blumenkindern,
Die sich dem Schooß der Erde leis entwinden
Und sich des goldnen Frühlingslichtes freun,
Erkorst du huldvoll uns zur Lieblingszierde?
Gern ruht dein Aug' auf unsrer stillen Farbe,
Gern streift dein Finger unser schüchtern Blatt,
Als deines Gürtels Schmuck sind wir geduldet.
Nun, duft'ge Rose, birg dein volles Antlitz,
Du, hohe Lilie, magst beschämt dich neigen,
All ihr unzähl'gen Blumenschaaren, huldigt
Demüthig unserm Reiz und unsrer Macht!
Uns liebt das zauberreichste Menschenkind,
Von ihr geliebt sind wir die schönste Blume! —
Doch sieh! wie stolz wir reden! Haben wir,
Von deiner Huld erhoben, edle Herrin,
Demüth'gen Veilchensinn nicht ganz verlernt?
Und sollten doch mit still bescheidner Bitte,
Mit leisem Flehenswort das Herz dir rühren.
Denn, wiss' es nur, der Dichter, der uns sendet,
Deß Wort schon oft zu deinem Preis erklungen,
Gesenkten Hauptes, kummervollen Herzens
Geht er einher und achtet nicht des Lenzes,
Der tausendfach jetzt seine Pracht entfaltet.
Der Blüthen Weiß, das helle Grün der Zweige,
Des Himmels jugendfrischer Glanz, die Berge,
Umschwebt vom leichten Frühlingsduft, — das Alles

* Obiges Gedicht ward im Geleit einiger Veilchen einer hochberühmten Künstlerin übersandt, welcher der Verfasser ein nicht allzu schweres Vergehen abzubitten hatte. Ihm war es nicht unbekannt, daß die Künstlerin oft eine Vorliebe für Veilchen geäußert hatte, und so glaubte er wohl zu thun, wenn er durch diese Lieblingsblume seine Bitte vortragen ließ.

Erfreut ihm nicht den Blick, sein Ohr verschließt sich
Dem Lied der wonnetrunknen Nachtigall,
Ihm muß mit Schwarz die Frühlingswelt sich decken,
Und jeder Jubellaut muß ihm verstummen,
An Eins nur muß er denken: daß du zürnst.
Doch schilt uns nicht vorwitzig, wenn wir fragen:
Sag, zürnst du wirklich noch? O dann, so laß,
Laß unser Blumenwort an's Herz dir dringen,
Und zur Vergebung neige deinen Sinn,
Daß neu dem Freunde sich die Welt belebe!
Gar manches Wort noch aus betrübter Seele
Sprach er zu uns, doch besser, wir verschweigen's,
Sonst rührte dich zu tief des Freundes Reue.
Nicht wahr, nun ist dein Zorn verweht? Denn uns
Versagst du nichts, uns stolz-bescheidnen Veilchen.
Nun soll zum Dank dich unser Duft umschmeicheln;
Mit jedem Lenz, wenn mild der Sonne Strahl
Uns aus der Erde kühlen Tiefen lockt,
Soll unsre Schaar zu deinem Ruhm erblühn,
Wer uns erblickt, soll deiner still gedenken.
Und deiner denkt man gern; die Menschen sagen,
Du seyst mit mächt'gem Zauber ausgerüstet,
Und eine Krone ruh' auf deinem Haupte,
Du seyst der Anmuth holde Königin.
Das ist zu hoch für unsre Blumenköpfchen,
So große Worte können wir nicht fassen;
Wir glaubten nur, im Kreis der Menschenkinder
Seyst du der Blumen lieblichste. — Doch wie
So gar geschwätzig macht uns deine Huld!
Zeit ist's, daß unsre Blumenlippen schweigen,
Und schweigend legen wir uns an dein Herz.

Im Frühling 1863.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Neubauten. — Bayerisches Bier. — Der zoologische Garten. — Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein in Altona. — Das Seetreffen bei Helgoland. — Theater.

Obwohl Zoll und Accise, diese beiden, unserer handeltreibenden Welt überaus mißliebig gewordenen Abgaben noch nicht definitiv abgeschafft worden sind, beginnt man doch an einigen Punkten zwischen der eigentlichen Stadt und dem vorstädtischen Anbau die seit Aufhebung der Thorsperre unnütz gewordenen Thorsäulen nebst Anhang zu beseitigen. So sind in neuester Zeit Ferdinands- und Steinthor, die Hauptzugänge aus der innern Stadt nach der volkreichen Vorstadt St. Georg, abgetragen worden, wodurch die breiten, schönen Wallanlagen mit ihren reichen Baumgruppen und anmuthigen Spaziergängen nur gewonnen haben. Zwischen beiden nunmehr verschwundenen Thoren wurde schon im vorigen Jahr der tiefe Stadtgraben in der Weise zugeschüttet, daß jetzt von der Promenade des Glockengießerwalles auf breitem Damme ein ganz neuer Verkehrsweg über den Stadtgraben direkt in die genannte Vorstadt hinüber läuft, dem man zum Andenken an den zu früh verstorbenen Freiherrn von Merck den Namen „Merckstraße" beigelegt hat. Wie zu beiden Seiten dieser Straße lange Häuserreihen erbaut worden sind, so wird in deren nächster Nähe auf einer fast ganz ausgeebneten Höhe der Wallanlagen sich künftig das imposante Gebäude der neuen Kunsthalle erheben, welche bestimmt ist, die Schätze unserer städtischen Gallerie in sich aufzunehmen. Nahe dabei dürfte dann auch, neuerem Beschlusse zufolge, das Schillerstandbild zu stehen kommen, zu welchem hoffentlich im November dieses Jahrs der Grundstein gelegt werden wird.

So lange der Streit über Aufheben oder Beibehalten von Zoll- und Acciselinien dauert, hört man auch über das geringe Wachsen unserer Stadt Klage führen, das in keinem rechten Verhältniß mit der Wichtigkeit sowohl ihrer merkantilen Lage wie ihres bedeutungsvollen Weltverkehrs stehen soll. Wir bescheiden uns nun zwar gern und maßen uns keineswegs ein Urtheil darüber an, ob mit dem Wegfall von Zoll und Accise sofort gleichsam neues Leben in alle Glieder der Stadt fahren und sie zu gewaltigem Wachsthum nach allen Seiten hin bringen würde. Uns will nur nicht einleuchten, daß Hamburg als Stadt sich zu langsam vergrößern soll. Dieser Behauptung widerspricht wenigstens das vergangene Jahrzehnt thatsächlich. Während dieses Zeitraums bedeckte sich fast die ganze Uhlenhorst im Nordosten der Stadt mit Straßen, deren gärtenumhegte Häuser fast ohne Ausnahme als die prachtvollsten Villen erscheinen. Der Verkehr dieses unbedingt schönsten vorstädtischen Anbaus mit dem Mittelpunkt der alten Stadt wird zu Lande durch Omnibusse, zu Wasser auf Binnen- und Außenalster durch, wenn ich nicht irre, eilf schlanke, elegante und schnell die blauen Wogen durchpflügende Dampfboote vermittelt. Nicht weniger stark durch die Anlage großartiger Fabriken, Speicher und ebenfalls ganzer Straßen, die sammt und sonders bewohnt sind, ist die

Stadt in das noch immer nicht vollkommen entwässerte Terrain des Hammerbrook hineingewachsen. In der Vorstadt St. Pauli aber und auf dem Landgebiet vor dem Dammthor, der idyllisch lieblichsten Umgebung der Stadt, sind so zahlreiche Bauten entstanden und neue bereits wieder in Angriff genommen, daß man füglich über dieses schnelle Wachsthum sich verwundern muß. Man darf dabei zu erwähnen nicht vergessen, daß die Mehrzahl aller neu erbauten Häuser in hohem Grade den Anforderungen der stark verwöhnten Zeit vollkommen entsprechen, daß sie also glänzend, ja luxuriös eingerichtet sind, mithin auch sehr hohe Miethpreise bedingen. Und dennoch sind diese palastartigen Wohnungen kaum nothdürftig ausgetrocknet, so werden sie auch schon bezogen, und zwar in der Regel für Sommer und Winter, oder es finden sich Liebhaber, welche sie den Erbauern für höchst respektable Preise abkaufen.

Ein noch schnelleres Wachsen in's freie Land hinein mag für manchen vortheilhaft seyn und könnte wohl auch als Zeichen einer sich rasch mehrenden Bevölkerung, wie eines größeren Verkehrs dienen; ob aber die Mehrheit Gewinn davon haben würde, dürfte doch sehr fraglich seyn. Bis jetzt hat sich die Spekulation der Bauunternehmer, so weit sich dieß beurtheilen läßt, noch nicht verrechnet, obwohl bei weitem die Mehrzahl aller neu erbauten Häuser nur von Wohlhabenden bezogen oder käuflich erworben werden können. Es will uns aber nicht einleuchten, daß das Bedürfniß, kostspielige Wohnungen zu beziehen, gleichen Schritt halten würde mit vermehrter Baulust. Die seitherige schnelle Bevölkerung der neu angelegten Straßen vor den Thoren findet seine Erklärung in dem Mangel an Raum für Comptoirs und Lager in den eng zusammengedrängten Straßen der innern Stadt und in dem sehr vernünftigen Wunsche, frische Luft zwischen Gärten und Wiesen einzuathmen. Ist diesem Bedürfniß genügt, so dürfte später mancher schöne Neubau länger als bisher unbewohnt bleiben.

Vor Jahr und Tag trat eine Anzahl angesehener Männer, deren Namen an der Börse schwer in's Gewicht fallen, zusammen, um auf Aktien eine Gesellschaft zu gründen, die eine Bierbrauerei nach bayerischem Muster in großem Style anzulegen beschloß. Was solche Matadore der Börse wollen, geschieht in der Regel, da der nervus rerum ihnen stets zu Gebote steht. Das Unternehmen kam also sehr bald zu Stande. Das sehr bedeutende Capital wurde durch Aktien zusammengebracht, ein passendes Stück Land unter annehmbaren Bedingungen vom Staate auf St. Pauli erworben, und die neue Bierbrauerei wuchs wie durch Zauberkräfte schnell aus der Erde empor. In diesem Augenblick ist dieses kolossale, in geschmackvollem Styl aus rothen Backsteinen aufgeführte Gebäude die Zierde von St. Pauli. Es liegt unfern der Elbe auf dem hohen Nordrande des Ufers, welcher sich weiter nördlich dem sogenannten Spielbudenplatze anschließt. Die Tummelplätze der Matrosen aus allen Zonen, die stark frequentirten Tanzsalons, von denen sich interessante Geschichten erzählen ließen, befinden sich in nächster Nähe. Das Gebäude mit seinem der Elbe zugekehrten thurmähnlichen, aber breiten Mittelbau, an den sich die übrigen Baulichkeiten nebst den langen Flügeln anschließen, steht einem Schlosse ähnlicher als einer Brauerei. Nur der mächtige Schornstein mit seinem nachtdunkeln Steinkohlenqualm kennzeichnet es als ein der modernen Industrie dienendes Gebäude. König Gambrinus — es läßt sich nicht mehr verheimlichen — hat mit seinem schäumenden Gerstensafte Gott Bacchus entschieden den Rang abgelaufen. Deßhalb dürfte der neuen, auf Aktien gegründeten Bierbrauerei ein sehr günstiges Prognostikon zu stellen seyn, besonders wenn sie gleich zu Anfang ein gesundes und reines Hopfenbier liefert. Was schon seit Jahren hierorts und wohl auch an sehr vielen andern Orten in unserem Norden als sogenanntes bayerisches Bier verkauft wird, enthält zum Theil gewiß Ingredienzien, unter denen sich wohl nur sehr vereinzelt ein aromatisch duftendes Büschel ächten Hopfens vorfinden dürfte. Allein die Welt hat Durst, und die Mehrzahl der Dürstenden vertilgt alles Nasse, wenn es nur goldfarben glänzt und unter dem zinnernen Deckel der verlockende milchweiße Schaum dem etwas zweifelhaften Getränke nicht fehlt.

Es ist Ihnen bekannt, daß unsere Stadt seit Jahr und Tag sich eines zoologischen Gartens zu erfreuen hat. Die Anlage und ziemlich schnelle Herstellung desselben — ganz ist er freilich auch heute noch nicht vollendet — haben wir großentheils der Energie des bereits erwähnten Freiherrn von Merck zu verdanken, welcher bis zu seinem Tode Präses des Verwaltungsraths der zoologischen Gesellschaft war. Vermuthlich kommt das Denkmal, welches man dem um Hamburg so verdienten Manne zu errichten gedenkt, in diese Gartenanlage zu stehen.

In Bezug auf räumliche Ausdehnung dürften die meisten andern zoologischen Gärten Deutschlands den unsrigen übertreffen. Das Territorium der Republik ist nicht so groß, daß sie verschwenderisch mit demselben umgehen kann. Jeder Fuß breit Erde ist Goldes werth und wird auch wirklich mit Gold aufgewogen, und je mehr sich die Stadt über die Grenzen der Thore hinaus erweitert, desto kostspieliger wird die Scholle. Zudem mußte bei der Anlage gerade dieses Gartens darauf Rücksicht genommen werden, daß er dem Kern der Stadt nicht zu weit entrückt würde. Der schließlich gewählte und der Gesellschaft vom Staate auf eine bedeutende Anzahl von Jahren überlassene Platz entsprach den Anforderungen, die man zu machen hatte, und daß man den gegebenen Raum auf das Zweckmäßigste zu benutzen verstand, das beweisen die Anlagen und Baulichkeiten, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf demselben erstanden sind. Der ursprünglich wüste Raum, der wenig mehr als eine sterile Weide war, hat sich in einen blühenden Park verwandelt, dem landschaftliche Reize mannigfacher Art, grüne Höhen und Thalsenkungen, Teiche, malerisch angelegte Holzbrücken, lauschige Boskets, felsiges Geklipp, bergiges Terrain, künstliche Ruinen, Grotten und selbst ein brausender Wassersturz nicht fehlen. An seltenen

Thieren nimmt er es wohl mit jedem andern ähnlichen Garten wenigstens in Deutschland auf. Einzelne, äußerst schwer zu bekommende Thierarten hat er nur mit den gleichen Anlagen in London oder Paris gemein. Einzig dagegen dürfte das erst neuerdings fertig gewordene, grandiose Aquarienhaus seyn, das sowohl was dessen Anlage wie die Bevölkerung der Bassins betrifft, einen wunderbaren, wahrhaft fesselnden, feenhaften Eindruck macht. Auf eine Beschreibung des in diesen Aquarien befindlichen Thiergewimmels muß ich hier verzichten, um nicht zu weitläufig zu werden. Vielleicht gestatten Sie, daß ich in einem besondern Artikel, der sich ganz allein mit diesem Gegenstande beschäftigen soll, später ausführlich darauf zurückkomme. Es gehört dazu ein wiederholter Besuch und ein längeres Verweilen in dieser, der Natur gleichsam entwendeten Geheimwelt des Thierlebens; denn nur dann hat der Beschauende Genuß von dem, was ihm hier geboten wird, wenn er das seltsame Treiben dieses stummen Thiergewimmels bei hellem Tage, wie in abendlicher Dämmerung still beobachtend belauschen kann.

Der Besuch des zoologischen Gartens ward anfänglich weniger bemittelten Familien durch den etwas hohen Eintrittspreis verleidet. Diesem Uebelstande half aber der Verwaltungsrath sehr bald ab, indem er den Garten jedermann durch Herabsetzung des Preises an gewissen Sonn- und Feiertagen zugänglich machte. Das Publikum benützt denn auch in der Regel dieses humane Entgegenkommen der zoologischen Gesellschaft, um sich einige Stunden an dem Spiel und Scherz der vielen Thiere zu ergötzen, die es in ihren Gewohnheiten zu beobachten sich volle Muße gönnen kann. Am vergangenen zweiten Pfingstfeiertage, wo der Garten für billiges Entrée geöffnet war, stieg die Zahl der Besucher auf mehr als 16,000, wobei die Gesellschaft ungeachtet des niedrigen Preises ein glänzendes Geschäft machte.

Bei der Lage unserer Stadt zwischen zwei Meeren, in einem Küstenlande, wo das schlechte Wetter die Regel, beständige, schöne Witterung die Ausnahme bildet, ist das Pfingstfest, wenn es in den Mai fällt, selten ein „liebliches" zu nennen. Dießmal jedoch sah der Himmel gnädig, wenn auch nicht tiefblau, auf uns herab. Wir hatten klares, warmes Sommerwetter, das nur der gar zu lebhafte Ostwind und der viele Staub etwas beeinträchtigten. Das Publikum indeß ließ sich dadurch nicht abhalten, altem Herkommen gemäß die schönen Feiertage im Freien zu genießen. Zu allen Thoren hinaus wallfahrteten Tausende über Tausende, und sehr viele von ihnen führte erst die tiefe Nacht, darunter eine Menge des nichtheiligen Geistes voll, in ihre dumpfen Wohnungen wieder zurück. Weniger Vergnügungssüchtigen brachte der erste Pfingsttag eine Ueberraschung, die niemand geahnt hatte, und die gerade deßhalb dazu angethan war, der Bevölkerung in Bezug auf ihren Patriotismus den Puls zu fühlen. Der Kronprinz von Preußen, vom Kriegsschauplatz im Norden hieher kommend, um seine Gemahlin wieder zu sehen und, wie es anfänglich hieß, sie auch nach Schleswig zu geleiten, verweilte ein paar Tage in unsern Mauern. Vielleicht gerade deßhalb, weil der Besuch der Kronprinzessin in Schleswig-Holstein aus politischen Rücksichten unterblieb, lud sich der ritterliche Herr, welcher berufen ist, dereinst den preußischen Thron zu besteigen, seinen langjährigen Freund, Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, hieher ein. Man kann das auch eine Demonstration nennen, die nicht ohne alle Bedeutung seyn dürfte. Die hohen Herrschaften ritten mit einander aus und gingen Arm in Arm am Jungfernstieg spazieren. Kaum aber war es in Altona bekannt geworden, daß der Herzog in Hamburg sey, als man den Fürsten bat, die größte Stadt der beiden Herzogthümer durch seinen Besuch zu beehren. Dieser Einladung gab der Herzog Folge. Unter ungeheuerm Volksjubel hielt Friedrich VIII. am ersten Pfingstfeiertage Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr seinen Einzug in Altona. So schnell es sich in aller Kürze hatte thun lassen, waren die Stadt und besonders die Straßen, welche der Herzog in einem einfachen Wagen durchfuhr, festlich geschmückt. Unmittelbar nach dem Einzuge des Fürsten defilirten die Gewerke ꝛc. mit zahllosen Fahnen, begleitet von vielen Musikchören, vor der Wohnung desselben. Später war Festdiner, wobei interessante Trinksprüche ausgebracht wurden, und Abends strahlte die Stadt im Brillantfeuer der schönsten Illumination. Tags darauf unterhielt sich der Herzog in offener Audienz mit Personen der verschiedensten Stände, die ihn zu sprechen und etwaige Mittheilungen zu machen wünschten. Alle waren entzückt von dessen Geradheit und Leutseligkeit, Eigenschaften, welche ihm das Herz aller Schleswig-Holsteiner für immer gewinnen müssen. Zu Anfang Juni gedenkt der Herzog Norder-Dithmarschen zu besuchen, wohin er durch eine besondere Deputation eingeladen ist.

Das blutige Seetreffen bei Helgoland wenige Tage vor dem Eintritt der Waffenruhe hat bei uns jede Brust höher schlagen gemacht. Man glaubt darin — und wir wollen annehmen, mit gutem Grunde — den festen Willen Deutschlands zu erblicken, sich auch zur See fernerhin nicht mehr straflos höhnen zu lassen. Der angebliche Sieg der Dänen ist keiner, wie das längst, trotz gegentheiliger Behauptungen der perfiden englischen Presse, dargethan wurde. Ohne das auf der Fregatte „Schwarzenberg" entstandene Feuer, das der Bemannung so große Verluste zuzog, würde es den dänischen Schiffen aller Wahrscheinlichkeit nach sehr übel ergangen seyn. Der Tapferkeit der kämpfenden Mannschaft läßt bei uns jedermann volle Gerechtigkeit widerfahren, und da man vorerst etwas Besseres nicht thun kann, so sucht man die Leiden der Verwundeten und den Kummer derer, welche ihre Ernährer verloren haben, einstweilen durch reiche Geldspenden einigermaßen zu lindern. Der Staat warf sofort zur Unterstützung derselben 10,000 Mark Banco aus, ein Comité hiesiger Rheder trat zu gleichem Zwecke unmittelbar nachher zusammen, und schon Ende

voriger Woche war eine höchst stattliche Summe für diese bedürftigen Unglücklichen gezeichnet.

Innerhalb der nächsten acht Tage werden unsere beiden städtischen Theater geschlossen. Um dem Publikum vor dem Beginn der zwei-, respective dreimonatlichen Ferien noch einige Extragenüsse auf dramatischem Gebiete zu verschaffen, ließ die Direktion des Stadttheaters erst die Wiener Tänzerin Claudine Couqui gastiren und gibt jetzt einer Anzahl Künstler ersten Rangs vom Dresdener Hoftheater Gelegenheit, den hiesigen Freunden des recitirenden Schauspiels einige classische Stücke in einer Darstellung vorzuführen, an die man wenigstens im Stadttheater schon lange nicht mehr gewöhnt ist. Auf der Thaliabühne besteht dagegen ein vortreffliches Zusammenspiel, und Stücke, welche dieser Bühne zu geben gestattet sind, werden daselbst in der Regel ausgezeichnet dargestellt. Augenblicklich gastirt auf der Thaliabühne ein früheres Mitglied derselben, Frl. Wolter vom Hofburgtheater in Wien. Die Künstlerin erfreut sich großen Zulaufs und allgemeinster Anerkennung. Zum Besten des Comités, das es sich angelegen seyn läßt, für die Pflege der Verwundeten und Kranken in den verschiedenen Lazarethen Sorge zu tragen, trat Frl. Wolter kürzlich als Maria Stuart auf genannter Bühne auf. In Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes ließ es die Behörde geschehen, daß eine Tragödie über die Bretter der Thalia gehen durfte, was bisher noch niemals vorgekommen ist. Die nächste Zukunft wird indeß wohl auch hierin, wie in so vielen andern Dingen, endlich einmal Wandel schaffen.

Berlin, Juni.

Der Nord- und Ostseekanal. — Stimmung gegen England. — Handel mit Düppeler Reliquien.

Die Flugschrift des Herrn Sturz, auf die ich vor einigen Wochen aufmerksam machte, ist jetzt unter dem Titel: „Der Nord- und Ostseekanal durch Holstein, Deutschlands Doppelpforte zu seinen Meeren und zum Weltmeere," im Buchhandel erschienen, und entspricht im vollsten Maße den gehegten Erwartungen. Kein Patriot sollte das treffliche, durch Reichthum der Gedanken, glühende Vaterlandsliebe und schwunghafte Sprache ausgezeichnete Büchelchen ungelesen lassen. Sturz weist nach, wie der Bau eines, für die größten Seeschiffe fahrbaren Kanals zwischen Nord- und Ostsee eine dringende Nothwendigkeit ist, wenn anders Deutschland nicht seine Zukunft opfern will. „Ohne Seemacht keine Achtung gebietende Stellung gegen das Ausland! Ohne eine von Dänemark (und den ausländischen Staaten, deren Einfluß dieses Land noch lange unterworfen seyn wird) unabhängige Verbindung zwischen Ost- und Nordsee keine Seemacht! Wie zu Land unsere Kräfte zersplittert sind, so auch zu Wasser. Unsere Meere sind getheilt; unsere Ostküste ist abgesperrt von unserem eigenen Meere, jenem Meere, das selbst der Engländer in Erinnerung an unsere ehemalige Seetüchtigkeit noch heute das deutsche Meer nennt (the German Ocean), uns beschämend, die wir sogar diesen Namen vergessen haben!" Bloß indem wir Nord- und Ostsee durch einen Seeschiffkanal vereinigen, können wir unserem Vaterland die Einheit zur See geben, die ihm eben so unerläßlich, wie die Einheit zu Land. „Nur das durch den Kanal ermöglichte Zusammenwirken des nordöstlichen und des nordwestlichen Deutschlands — und hierin liegt die unberechenbare politische Wichtigkeit dieses Baus, liegt seine nationale Nothwendigkeit, liegt die hohe politisch nationale Bedeutung, welche ihn vor jedem andern Unternehmen dieser Art auszeichnet — nur die durch den Kanal hergestellte Einheit unserer Küste kann unserem deutschen Vaterland die leider verlorene Macht zur See wiedergeben." Wie Sturz zeigt, wird der Kanal, wenn entsprechend eingerichtet, einen Kriegshafen, oder besser einen Doppelkriegshafen bilden, wie keine andere Nation ihn besitzt, einen Hafen, der unserer künftigen Flotte die Herrschaft über zwei Meere zu gleicher Zeit verleiht, und der bei zweckmäßiger Küstenbefestigung von keiner Seemacht der Welt blokirt werden kann. Die Linie, welche Sturz vorschlägt, geht vom lübischen Busen nach dem Ausfluß der Stör an der untern Elbe; sie bietet den Vortheil, daß die den Kanal benutzenden Schiffe fast keinen Umweg zu machen brauchten, ein Vortheil, den diese Linie vor jeder weiter nördlich gezogenen voraus hat. Uebrigens haben wir es hier bloß mit einem Vorschlag zu thun. Die Sachverständigen mögen untersuchen, ob er wirklich der praktischste ist. Jedenfalls ist der Kanal ein unabweisbares Bedürfniß, und da er den Interessen des gesammten Vaterlandes dienen soll, muß er auch Eigenthum der gesammten Nation seyn, nicht unter der Controle irgend eines einzelnen Staates stehen, der ihn zu Sonderzwecken gegen das große Vaterland ausbeuten könnte.

Abgesehen von der politischen Tragweite des Unternehmens, würde dasselbe für die Entwicklung unseres Handels von den segensreichsten, kaum zu überschauenden Folgen

seyn. „Die deutsche Küste, welche für den Riesenleib unseres Vaterlandes zu klein ist, wird um die volle Länge des Kanals vergrößert, die Hafenoberfläche Norddeutschlands mehr als verzehnfacht, und aller Seehandel und Seeverkehr verhältnißmäßig erweitert." Und nicht allein unser deutscher Seehandel würde erweitert. „Der Handelsverkehr Skandinaviens und Rußlands mit England, Frankreich und den atlantischen Gestaden wird naturgemäß durch den deutschen Kanal gehen, der in viel höherem Grade als der von Suez ein weltenverbindender seyn wird." Hoffen wir daher mit Sturz, daß der „Riesenbau" kein eitler Traum bleibt, und „daß unser Kanal mit der neuen Thatenwelt, deren Pforte er dem deutschen Volk eröffnen wird, unser Vaterland zu einem einigen, ganzen, „auf ewig ungetheilten" Reiche mache, Dänemark dagegen, das bisher den Kerkermeister von Deutschlands edelsten Kräften spielen durfte, in die seiner politischen und merkantilen Bedeutung gebührende Stellung zurückdränge — so zwar, daß die frühere Feindschaft dieses Landes unsern Enkeln gleich einem Mährchen erscheinen muß. — Zur Erreichung dieses Ziels müssen aber alle Mittel angesammelt, muß alle Thatkraft angespannt werden." Gewiß, es wird geschehen. Oder sind wir etwa einer solchen Anspannung der Kräfte nicht mehr fähig? Ist es wahr, was das Ausland uns höhnend vorwirft, daß wir eine Nation von „Metaphysikern" sind, die im „wolkigen Olymp der Philosophie" herumtaumeln, und auf die schöne Gotteserde verzichtet haben?

Hier, wie so ziemlich überall in Deutschland, ist die frühere Bewunderung für England einer tiefen Erbitterung gewichen, die leider geneigt ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man sollte doch bedenken, daß die englischen Zeitungen und die englischen Parlamentsmitglieder, deren Fischweibergeschimpfe uns seit Monaten in den Ohren gellt, nur einen winzigen Theil des englischen Volks, freilich den einflußreichsten, vertreten, und daß alle Versuche jener Kläffer, die Volksmassen gegen Deutschland aufzuhetzen, völlig erfolglos geblieben sind. Sämmtliche unabhängige Organe der englischen Mittel- und Arbeiterklassen, z. B. der Star und Reynolds Newspaper (welches letztere 300,000 Abonnenten hat, doppelt so viel als die Times mit ihren Billingsgate-Colleginnen zusammengenommen) haben sich in dem deutsch-dänischen Streit entschieden auf Seite Deutschlands gestellt. Das ist eine Thatsache, die wir in die Wagschale legen müssen. Die hier wohnenden Engländer äußern sich meist mit lebhafter Entrüstung über das pöbelhafte Gebahren des officiellen und officiösen England, und einer von ihnen hat sich dieser Tage veranlaßt gefunden, gegen die Behauptung eines anonymen Korrespondenten der Times, in Berlin laufe jetzt jeder Engländer Gefahr, persönlich beleidigt zu werden, öffentlich zu protestiren und sie für eine niederträchtige Lüge zu erklären, was sie auch ist. Wir Deutsche haben denn doch zu viel Bildung, um uns an den harmlosen Bürgern eines Staats zu vergreifen, der irgendwie unsern Zorn erregt hat. Wir gleichen nicht den civilisirten Engländern, die bis zum Jahr 1851, also noch 36 Jahre nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich, jeden Franzosen, der ihnen in ihrer Hauptstadt London auf der Straße begegnete, einen „bloody damned Frenchman" zu nennen, und unter Umständen sogar thätlich zu insultiren pflegten — eine englische Nationalsitte, welche Ihr Korrespondent aus eigener Anschauung, ja, da man ihn manchmal für einen Franzosen hielt, aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Trotz der jetzt herrschenden und sicher nicht unbegründeten Erbitterung gegen England (die beiläufig zu dem abgeschmackten Vorschlag geführt hat, keine englischen Waaren mehr zu kaufen) sind wir in diesem Augenblick darauf bedacht, eine gute englische Einrichtung nachzuahmen, nämlich unsere öffentlichen Plätze, die gegenwärtig trostlose Stein- und Sandwüsten sind, in bäume- und blumenbepflanzte Squares zu verwandeln. Der hiesige „Verschönerungsverein" hat die Sache angeregt und unser tüchtiger Oberbürgermeister Seidel arbeitet eifrig an der Verwirklichung dieses Plans. Die Kosten sind nur gering und sollen durch die Einkünfte der Markthallen gedeckt werden, von deren Nothwendigkeit man sich endlich überzeugt zu haben scheint.

Vor einigen Tagen traf Fräulein Lucca, welche eigentlich die Engländer noch zwei Monate lang hätte bezaubern sollen, plötzlich hier ein, hielt sich aber nicht auf, sondern reiste sofort nach dem Bade Reichenhall ab. Sie hat ihr Engagement mit Hrn. Gye in London gebrochen, weil sie durch die Intriguen eines Claqueurs, dem sie die geforderte Bestechungssumme verweigert hatte, wiederholt ausgepfiffen worden war. So erzählen ihre Freunde.

Als der Berg nicht zu Muhammed kommen wollte, ging Muhammed bekanntlich zu dem Berg, und das war sehr klug. Unsere Spekulanten machen es umgekehrt und handeln ebenfalls klug. Ich erzählte neulich, daß die Berliner sich geweigert haben, zu den Düppeler Schanzen zu gehen. Wohlan, unsere Spekulanten, die sich mächtiger dünken, wie Muhammed, sagten: „Wenn die Berliner nicht zu den Düppeler Schanzen kommen wollen, müssen die Düppeler Schanzen zu den Berlinern kommen." Und siehe da, die Düppeler Schanzen sind richtig zu uns gekommen, natürlich nicht die ganzen Schanzen, was liegt uns an der Erde, aus der sie gemacht sind, oder glücklicherweise gemacht waren? — Erde ist Erde, ob Sand aus der Hasenheide oder Lehm aus dem Sundewitt. Das, worauf es ankommt, was den Schanzen ihr Interesse gegeben hat, sind die bösen Kugeln, groß und klein, bleierne und eiserne, die von ihnen herunter unsern „Jungens" entgegen pfiffen und so Manchen für immer von allen Erdenleiden curirt haben. Die Kugeln, das sind für uns die Düppeler Schanzen, und die finnreichen Spekulanten haben das begriffen. Sie haben die Kugeln auf dem Schlachtfelde aufgelesen und in ungeheuern Ladungen nach Berlin schaffen lassen, wo sie von den guten Bürgern und Bürgerinnen nicht bloß angestaunt, sondern

auch mit wunderbarem Eifer gekauft werden. Eine einfache, aber immerhin sehr perfid aussehende Spitzkugel kostet einen Silbergroschen, eine Kartätsche 2½ Sgr., ein Bombensplitter je nach der Größe 2½ — 15 Sgr. und mehr. Für einen „besonders schönen" wurden mir gestern anderthalb Thaler abgefordert. Er war aber auch so breit wie zwei Hände und gut zwei Zoll dick und hatte, dem Verkäufer zufolge, ein halbes Dutzend Soldaten getödtet und verstümmelt. Ich kaufte den Splitter nicht, gab aber dem Besitzer den Rath, er solle den Preis um's zehnfache erhöhen, wenn er anders beweisen könne, daß das Stückchen Eisen wirklich so viel Unheil angerichtet. Für diejenigen, welche das Angenehme gern mit dem Nützlichen vereinigen, hat man die Kugeln und Bombensplitter zu allerhand Geräthschaften verarbeitet, zu Briefbeschwerern, Tabakskasten u. s. f. und alle solche Geräthschaften finden reißenden Absatz.

Aber noch eine anderweitige Verwendung gibt es für diese „Reliquien vom Kriegsschauplatz": auf den Gräbern der Gefallenen. Ich sah vorhin bei einem Bildhauer in der Friedrichsstraße mindestens ein Dutzend so verzierter Leichensteine, darunter das Denkmal des braven Klincke: eine weiße Marmorplatte, mit der Inschrift: „Er starb den Heldentod am 18. April 1864. Düppel." Oben auf der Platte ist eine vierpfündige Kugel befestigt, die man neben dem zerfetzten Leichnam des deutschen Winkelried fand.

Straßburg, Juni.

Populäre Vorlesungen.

Die populären Vorlesungen, die seit einigen Monaten in der Sorbonne und im Saale der „rue de la Paix" zu Paris mit bedeutender Theilnahme des Publikums gehalten wurden, sind seit letztem April auch auf der östlichen Grenzscheide Frankreichs im Gange. Straßburg wollte sich bei dieser Gelegenheit seines alten Rufes nicht begeben; die literarische Gesellschaft reichte deßhalb beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts ihr Gesuch ein, dem auch bereitwilligst, nach vorgelegtem Programm, entsprochen wurde.

Die confessionellen, socialen und politischen Verhältnisse sind in Straßburg der Art, daß ein so einfach scheinender Plan, vor einer gebildeten, gemischten Versammlung über Literatur, Philosophie, Geschichte oder Kunst Vorträge zu halten, hier mit ganz eigenen Schwierigkeiten verbunden und durch vielfache Rücksichten beschränkt und gehemmt wird. Figaros Monolog, in der berüchtigten „folle journée," ließe sich, mutatis mutandis, ganz bequem auf das hiesige Terrain anwenden: es ist erlaubt von allem und jedem zu sprechen und zu schreiben; nur sind die Ausnahmen von dieser liberalen Fundamentalregel so zahlreich, daß am Ende von dem immensen Bezirke, worin sich die intellektuelle Thätigkeit bewegt, nur ein winziger Fleck Landes übrig bleibt; und auf diesem Fetzen ist noch manche Vorsicht nothwendig, um nicht da oder dort vor den Kopf zu stoßen, zu beleidigen, zu kränken, und statt Lorbeeren Beulen nach Hause zu tragen.

Zur Beurtheilung des ausgeführten Programms war diese vorläufige Bemerkung nothwendig; sie wirft ein Streiflicht auf die gewählten Gegenstände, die wir, vorerst ohne weitern Commentar, ihrem chronologischen Verlaufe nach anführen.

Den 23. April, am Jahrestag der Shakespearefeier, Professor Bergmann, Dekan der faculté des lettres, über Shakespeare. — Den 30. April, Professor Waddington: über die platonische Liebe. — Den 4. Mai, Professor Schnitzler über Katharina die Zweite und ihren Hof. — Den 11. Mai, Professor Gransard: über Sophokles. — Den 18. Mai, Professor Campaux über die Stellung der Frauen im fünfzehnten Jahrhundert, nach den Andeutungen der französischen Zeitdichter, und besonders nach dem allegorischen Gedichte von Martin Franc. — Den 25. Mai, Oberarchivar L. Spach über Lenz und sein Verhältniß zu Goethe. — Den 4. Juni, Herr Goguel, ehemaliger Direktor einer Erziehungsanstalt, über das delphische Orakel. — Eine, von Professor Maurial auf den 8. Juni angekündigte Vorlesung über einen philosophischen Gegenstand unterblieb, weil sich der Betheiligte vom Kampfplatz zurückzog.

Kein eigentlich moderner, zeitgemäßer Stoff findet sich unter den angezeigten; die Vorlesenden oder Vortragenden enthielten sich, in stillschweigender Uebereinkunft, jeder Anspielung, die nach irgend einer Seite Aergerniß geben konnte. In diesen, durch selbstverständliche Vorsicht gesteckten Schranken bewegten sie sich nun nicht ohne Anstand und Würde. Eine für die Stadt und die Jahreszeit nicht unbedeutende Zuhörermenge — Frauen und Männer aus den höheren und mittleren Ständen — füllte einen Saal der Präfektur, der zu dem speciellen Zwecke hergegeben und zugerichtet ward. Schon die Wahl des Lokals deutet auf eine indirekte Vormundschaft der Behörde, die sich zwar bescheiden hinter die Gardine barg, aber doch als unsichtbar sichtbar wirkende Macht durch die öftere Anwesenheit des obersten Administrators des Departements sich offenbarte. Es ließe sich indeß nicht wohl ein liebenswürdigerer Hausherr auffinden, als der gegenwärtige Präfekt, Herr Migneret, der mit seiner Familie gewöhnlich den Rednern den verdienten Beifall zollte.

Es war ein eigener Zufall, daß die ältere griechische Literatur und Geschichte unter sieben Nummern drei auf der Liste einnahm. Hängt es mit der entlegenen Zeit und dem fernen Land zusammen, oder mit den Lieblingsstudien der Professoren? Das letztere, dächte ich. Professor Gransard sprach mit einer so ungemeinen Zungenfertigkeit über den König Oedipus, daß man dem noch jugendlichen Manne gar wohl anhörte, er habe sich auf Kathedern und in Privatmuseen viel und oft mit dem alten Tragiker befaßt. Die vorgeschriebene Zeit ließ ihn nicht einmal zu einer allgemeinen ästhetischen oder historischen Charakteristik des griechischen Dichters kommen; aber den Inhalt der von ihm gewählten Tragödie erörterte er, für eine ungelehrte Versammlung, zwar ohne höheren Schwung, indessen auf ungemein klare, faßliche und spannende Weise. — Waddington, Professor am protestantischen Seminar und bekannter philosophischer Schriftsteller, hatte unzweifelhaft durch das Aushängeschild seines Aufsatzes manchen Zuhörer und manche Zuhörerin angezogen und in Irrthum geführt; man hatte wohl eine delikate, spitzfindige Analyse des ätherischen Minnegefühls erwartet, aber keine eloquente Auseinandersetzung der platonischen Theorien über das „Schöne und Gute." Und doch, obgleich der Vortragende sich großentheils auf die Darlegung einiger hierauf bezüglichen Dialogen des Schülers des Sokrates beschränkte, erntete er stürmischen Beifall. Die französische Sprache hat nun einmal neben manchem Vorzug noch das eigene, daß sie den Schriftsteller oder den Redner, der sich ihrer bedient, zur Klarheit drängt, wenn er nicht absurd erscheinen will. Die Hegelschen höchst abstrusen Theorien, die Cousins Kopf bearbeitet und durch seinen salbungsvollen Mund wiedergegeben, erregten vor bald vierzig Jahren unter der Pariser Jugend sechs Monate lang einen schwärmerischen Enthusiasmus. Hätte Waddington Zeit und Muße gehabt, vor seinem gallogermanischen Straßburger Kreise die philosophischen Systeme Griechenlands zu entwickeln, es wäre ihm gelungen — vielleicht nicht in demselben Grade wie seinem verehrten Lehrer — aber gewiß auf eine höchst befriedigende Weise, seine Zuhörer für antike Philosophie zu begeistern. Empfänglichkeit für bessere Eindrücke fehlt selten in einem gewählten Kreise; aber den reizbaren Fleck richtig zu treffen, ist das Werk des verständigen Meisters. — Goguel hat sich mit Studien über griechische Geschichte und Literatur aus dem Perikleischen Zeitalter befaßt; er ist ein ernster Mann, der dem Inhalt mehr als der Form gerecht wird. Sein correkt gehaltener, etwas lang gedehnter Vortrag über das delphische Orakel wurde kühl aufgenommen, wird sich aber bei der Lektüre als sehr gediegen ausweisen. — Campaux ist als französischer jüngerer Dichter aus Lamartines und Victor Hugos Schule nicht unrühmlich genannt. Seine Vorlesung über Martin Franc war geistreich und in einzelnen Theilen sehr anziehend; nur konnte seine durch temporäres Uebelbefinden geschwächte Stimme nicht in alle Theile des Saales dringen; die feineren Ansichten gingen leider verloren. — Professor Bergmann, als vergleichender Sprachforscher und durch seine Werke über isländische Literatur seit längeren Jahren bekannt, hatte an Shakespeares Jahrestag die Reihe der „lectures publiques" durch einen Ueberblick über des großen Dichters Leben und Wirken eröffnet. Es war, sollte ich denken, die Quintessenz seiner mehrmaligen Vorlesungen über den allgemein gefeierten Genius.

Der einzige Vortrag, der sich direkt auf deutsche Literatur und elsässische Zustände bezog, wurde mit sichtbarer Theilnahme auch von dem ächtfranzösischen Theile des Publikums aufgenommen. Für die meisten Zuhörer mochte wohl der Name Lenz eine unbekannte Größe seyn; aber durch einen von L. Spach streng durchgeführten Parallelismus mit dem jugendlichen Goethe, und durch das Gemälde des literarischen Straßburgs vor bald hundert Jahren, wurde Lenz auch dem Stockfranzosen in das Gedächtniß geprägt, und die dramatisirte Geschichte seines leidenschaftlichen Auftretens in Sesenheim, seiner mysteriösen Ausweisung aus Weimar, seiner Flucht nach Emmendingen, seines Wahnsinns im Steinthal bei Oberlin fand geneigte Ohren und Herzen. — Schnitzler, der gewiegte Statistiker und Historiograph des Czarenreiches hielt, am Vorabend seiner Reise nach Petersburg, eine Vorlesung über das weltbekannte Treiben am sittenlosen Hofe der großen Herrscherin Katharina; er verhüllte wohlweislich vor einem weiblichen Publikum die allzu grellen Bilder, die sich dem Referenten aus jener berüchtigten Zeit von selbst aufdringen mußten, und beschränkte sich auf das Mittheilbare, worunter doch manche weniger bekannte Züge des Lebens in der Hermitage hervortraten.

Der unerwartet schnelle Schluß des etwas spät begonnenen Cursus läßt uns hoffen, daß mit künftigem Herbst oder Winter die literarische Gesellschaft durch einen erneuten Cyklus von — Vorstellungen ihre Vitalität bethätigen wird. Dieses Ausdrucks bedienten wir uns absichtlich, denn in solchen Vorführungen liegt, man mag sich stellen wie man will, doch immer etwas Theatralisches. Waddington nannte die Sache beim rechten Namen, indem er von „nobles distractions" sprach, und in dem zweistündigen extemporirten Vortrage über Lenz ging Spach noch einen Schritt weiter; er führte mehrere seiner Personen einigemal dialogisch vor, was von den Zuhörern eher mit Dank und Beifall als kritisch aufgenommen wurde.

***

Newyork, Mai.

(Schluß.)

Frauenverein gegen Kleiderluxus. — Kunstausstellung.

Unter vielen der angesehensten Frauen in Washington, größtentheils Frauen von Senatoren und Repräsentanten, hat sich ein Verein unter dem Namen „the ladies national Covenant" zu dem Zweck gebildet, dem steigenden Kleiderluxus ein Ziel zu setzen, welcher in Wahrheit in einer Zeit, wo der Finanzzustand des Landes zu so ernstlichen Besorgnissen Anlaß gibt, keineswegs berechtigt erscheint. Alle jene Luxusgegenstände werden bekanntlich vom Auslande eingeführt und müssen dort in Gold bezahlt werden, wodurch das Land mehr und mehr von dem kostbaren, hier noch immer höher steigenden Metall entblößt wird. Von der ungeheuren Einfuhr kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß in einer einzigen Woche Luxusartikel, besonders Kleiderstoffe, Spitzen und ähnliche Gegenstände, zum Werth von fünf Millionen Dollars eingeführt wurden. Alle, welche den „Covenant" unterzeichnen, verpflichten sich für drei Jahre, oder während der Dauer des Kriegs, keine eingeführten Waaren zu kaufen, welche möglicherweise auch im Lande verfertigt werden können, und sich überhaupt aller entbehrlichen Luxusgegenstände zu enthalten. Es ist eine Bewegung auf dem richtigen Wege, die erfolgreich zu seyn verspricht, da sie von Frauen ausgeht, die durch ihre gesellschaftliche Stellung Einfluß und Ansehen genug besitzen, um der angestrebten Reform allgemeinen Eingang zu verschaffen; und hat einmal die höhere Gesellschaft, das heißt diejenigen, deren Stellung und Reichthum sich einige Generationen zurück datirt, für die neue Bewegung Partei ergriffen, so muß die neugebackene, die Shoddy-Aristokratie nothgedrungen nachfolgen. Zum Verständniß muß ich hier einschalten, daß „Shoddy-Aristokratie" ein neuer Ausdruck ist, um jene zahlreiche Classe der Spekulanten, Lieferanten und Contractoren zu bezeichnen, die den Krieg benutzt haben, um sich zu bereichern, und nun nicht wissen, was sie alles anfangen sollen, um es den Millionären von altem Schrot und Korn wo möglich noch zuvor zu thun.

Seit Jahren schon hat man Versuche gemacht, eine Reform in der Kleidung der Frauen einzuführen, die aber früher fehlschlagen mußten, weil einerseits das Land sich anscheinend im blühendsten Zustand befand und darum kein besonderer Anlaß zur Sparsamkeit auf Kosten der Eleganz und des Geschmacks vorhanden war, andererseits, und hauptsächlich, weil die Anregung damals entweder von Frauen ausging, die — sey es mit Recht oder Unrecht — dermaßen als excentrische Originale verschrieen waren, daß ihre Namen allein schon hinreichend waren, jedes Unternehmen zu tödten, oder von solchen, die ganz im Dunkeln standen, so daß ihr Thun und Treiben unter allen Umständen unbeachtet bleiben mußte, und die oft nicht einmal Mittel gehabt hätten, den Luxus zu entfalten, gegen den sie eiferten. Außerdem war das Bestreben, die gesammte Frauenwelt ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht in kurze Röcke und Pantalons zu kleiden, doch auch gar zu gesucht und barock, die Tracht selbst für die Mehrzahl zu unkleidsam, um jemals Anklang zu finden.

Die neununddreißigste jährliche Ausstellung des Kunstvereins ist jetzt eröffnet; doch steht sie in Zahl der Bilder wie im Werth weit hinter früheren zurück. Unter 369 Bildern verlohnt kaum die Hälfte des Ansehens und nur sehr wenige lassen irgend welchen Eindruck zurück. Das ist indessen nicht als ein Zeichen von Rückschritt zu betrachten, sondern rührt nur daher, daß gerade die ersten Künstler ihre fertigen Bilder der Sanitätscommission für die Ausstellung geschenkt haben, so daß kaum einige wenige in dem langen Namensverzeichniß des Catalogs mit einem einzelnen Bild aufzufinden sind, und man es eigentlich nur mit Mittelmäßigem zu thun hat. Doch findet man dort ein paar wohlgelungene Landschaften und einige artige Genrebilder. Dieser Zweig, welcher früher ganz im Argen lag, wird seit einigen Jahren mehr und mehr mit günstigem Erfolg gepflegt, Dank der Anregung, welche durch die ausgezeichneten Werke deutscher, französischer und niederländischer Künstler gegeben wurde, die häufig hier ausgestellt waren. Die amerikanischen Maler zeigen entschiedenes Geschick, sich dieses Fach anzueignen, und wissen die Wirklichkeit zu erfassen und wiederzugeben; manchmal zwar ohne gehörige Auswahl, da nicht Alle bedenken, daß nicht Alles, was wahr und natürlich ist, darum auch schön und anziehend seyn müsse. Sie gerathen daher häufig auf Irrwege, beschränken sich entweder, die Wirklichkeit in Alltagsscenen abzupinseln, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, irgend eine poetische oder humoristische Idee damit zu verknüpfen, oder sie vergreifen sich auch an geradezu abstoßenden und widerwärtigen Gegenständen. Da findet man zum Beispiel einen Arzt, der, mit dem Messer in der Hand, vor der Leiche einer schönen Frau steht, die auf dem Secirtisch ausgestreckt liegt. Das Bild ist gut ausgeführt, aber wer in aller Welt kann an einem solchen Gegenstand Gefallen finden, oder möchte ein derartiges Bild im Zimmer haben? Auch die Landschaftsmaler fallen oft in seltsame Irrthümer und copiren irgend ein einförmiges Stück Land, Sumpf, Sand oder Heide, ohne zu bedenken, daß ein Anblick, der in der Wirklichkeit so geringen Reiz besitzt, durch die Nachahmung um nichts anziehender wird. Was ist wohl an einem großen Stück gemalter Leinwand zu sehen, das nur eine ebene, einförmige Wiese zeigt, auf der hier und da ein paar vereinzelte Bäume und Sträucher vertheilt sind?

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 8. Juli 1864.

> Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
> Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.
>
> Schiller.

Shakespeares Königsdramen,

beim Shakespeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelstedt.

„Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze."

Dieses Wort durfte Schiller mit Stolz bei der Wiedereröffnung des Theaters in Weimar aussprechen, als er dieselbe durch die erste Aufführung seines Wallenstein verherrlichte. Er gab damit das Muster, wie der Kunst durch große historische Stoffe ein neuer Aufschwung möglich zu machen ist.

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."

Der jetzige Leiter des Weimar'schen Theaters darf sich daher mit Recht rühmen, im Geiste beider großen Meister, Shakespeares und Schillers, gehandelt zu haben, wenn er die Jubelfeier des ersteren in dem Hause, das durch die Erinnerung an letzteren und Goethe eine classische Würde gewonnen hat, durch die Neubelebung des großen historisch-dramatischen Riesenwerks seiner Jugendkraft, der Dramenreihe von den Königen der Häuser Lancaster und York, die kein jetzt Lebender hat im Zusammenhange aufführen sehen, zu feiern beschloß. Denn sie können uns in der That ein großes Muster auf dem Wege neuer dramatischer Kunstblüthe werden. Wohl übertreibt Dingelstedt, wenn er sie ein Gestirn nennt,

„Das einst ein Licht- und Richtpunkt werden kann
Im Meer der Kunst dem irren Schiffersmann."

Denn zum Richtpunkt wünscht man sich kein Sternbild von solcher Breite. Diese ist aber gerade das auszeichnende der Historien von den Kriegen der englischen Könige. Sie zeigen am deutlichsten, daß, wie Gervinus mit Recht hervorgehoben hat, das neuere Drama nicht nur zur Seite, sondern auch an die Stelle des Epos tritt. Sie geben keinen concentrirten Typus der dramatischen Kunstform. Ein herrlicher Anblick ist aber unstreitig das große Weltgemälde im engen Rahmen der Bühne. Wir haben es mit Dank genossen und wir können in der Betrachtung auch viel daraus lernen, wovon ein neuer, frischer Strom schaffender Kräfte Nutzen ziehen mag.

Gervinus sagt in Uebereinstimmung mit der eben citirten allgemeinen Bemerkung speciell von den Königsdramen, daß in ihnen eine neue besondere Gattung des Drama neben die festen Formen der Tradödie und Comödie gestellt sey. Man kann dieß unbedenklich zugeben, ohne von der Erklärung, die er davon gibt, befriedigt zu seyn. Er entwickelt sie rein aus dem stofflichen Unterschiede des großen historischen Gegenstandes von dem rein menschlichen Interesse privater Zustände und

Schicksale. Die historische Breite der streitenden Mächte soll die Begründung der Verwicklungen und leitenden Ideen in denselben in der Seele des Helden, die wir menschlich verstehen, zurückdrängen, so daß dadurch ein allgemeineres Wesen, die Weltgeschichte als das Weltgericht, zur abstracten Hauptperson wird. In Handlungen und Charakteren soll darum das Persönliche gegen das Allgemeine zurücktreten.

Dieß trifft unstreitig zu bei den historisch politischen Stücken, deren Stoff eine tief bedeutende Wendung der Geschichte darstellt, deren Helden als Träger allgemeiner Principien unsere Theilnahme fordern, wie in Shakespeares Julius Cäsar, in Schillers Tell. Es schließt auch da eine vollkommen streng dramatische, persönlich zusammengefaßte Einheit der Handlung gar nicht aus. Es paßt aber nicht auf Stoffe und Zeiten, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die großen national-politischen Entwicklungen still stehen und die rohe Naturkraft herrschender einzelner Helden im Kampfe liegt. Denn in solchen Kämpfen sind die Interessen und Charaktere eben so rein menschlich wie in den Unruhen des Privatlebens, und die staatlichen Kräfte geben ihnen nur das größere Material zu gewaltigeren Thaten und Leiden.

Ein solcher Stoff war es, den Schiller im Wallenstein aus dem Chaos des dreißigjährigen Kriegs gezogen hat. Die großen Principienkämpfe, die denselben entzündet hatten, waren abgespannt, und so konnte ein Held eine Rolle spielen, der sich aus ihnen nichts machte und nur seine Person über die schwächeren und über jedes alte Recht emporzuarbeiten suchte. Er gibt in den Vorspielen den Beweis, wie ein solcher großer Stoff zur epischen Ausbreitung einladen kann, aber die Tragödie „Wallensteins Tod“ ist im Grunde eine Composition vollkommen classischer Zusammenziehung auf ein rein menschlich persönliches Streben und Leiden nach allen Regeln des Aristoteles. Die Zeit der Rosenkriege in England ist, wie Dahlmann in der Einleitung zu seiner Revolutionsgeschichte treffend zeigt, eben so eine Unterbrechung der national-politischen Entwicklung, ein Intermezzo von Raufereien gewaltiger Machthaber, nicht um große allgemeine Interessen, sondern um rein persönliche Rechte und mit rein persönlichen Mitteln. Es kommt nichts dabei heraus, als daß der Starke den Schwachen besiegt, und zuletzt der Gute den Bösen. Dem Lande erwächst aus diesem Unfug nichts, als in dem günstigsten Falle, wenn ein resoluter Sieger eine Zeit lang die Gegner zur Ruhe bringt, entweder eine glänzende Eroberungspolitik ohne innere Gewähr der Dauer im Erfolg (unter Heinrich V.), oder eine entsetzliche Despotie im Innern (Richard III.). Weiter hat auch Shakespeare nichts daraus gemacht. Die Breite, die der historische Stoff dem Werke gibt, besteht also nur darin, daß die ganze Reihe der Stücke sich dem Inhalt nach aneinander reiht; die Verwicklungen und Charaktere sind einfach persönlich interessirend. Die leitende Idee, daß der Befähigtere den Berechtigteren überflügelt, das Unrecht aber zuletzt doch immer unterliegt, ist rein moralischer Art.

Wenn es nun gleichwohl wahr bleibt, daß die Reihe der Dramen von den englischen Königen sich weder der tragischen noch der komischen Kunstform streng anschließt, sondern neben und zwischen ihnen stehend ein Interesse erregt, welches mehr dem objectiv epischen Wohlgefallen an der dargestellten Geschichte nahe kommt, so muß dieß einen andern, rein formalen Grund haben. Der Stylunterschied von Tragödie und Comödie ist, kurz gesagt, dieser: die Tragödie zeigt uns, was aus dem Menschen werden kann, die Comödie zeigt uns, wie ein Mensch sich gleich bleibt. Von dem, was den Menschen umstürmt und ihn aus seiner ruhigen Bahn reißt, werden wir mit Furcht und Mitleid erfüllt, indem wir erkennen, wie auch wir vom Schicksal umgewandelt werden könnten und wohin es mit einem unseres Gleichen dadurch gekommen ist. Bei der Unverwüstlichkeit des Kernes einer eigenartigen Natur werden wir beruhigt in dem Gedanken, daß auch wir selbst weder von selbst noch von andern dem Grunde unseres Wesens entfremdet werden können. Soll die Furcht nahe rücken, so müssen ernste Verwicklungen einen Menschen betreffen und aus seiner Bahn reißen, der unter andern Umständen ein ruhig glückliches Leben hätte führen können. Soll das Mitleid uns fesseln, so muß nichts außerordentlich Großes den eigenthümlichen Charakter hindern, sich bei jedem Anlaß gehen zu lassen und unwillkürlich sich immer als denselben zu zeigen, und uns, hierauf ohne große Unruhe wegen der Folgen ihn dabei zu beobachten. Also die ernsten Verwicklungen in der Tragödie widerfahren aus dem Drange der Umstände einem, in dessen Natur gar kein Grund ist, daß sie ihm widerfahren müssen. In der Comödie geschieht nichts, was nicht im Charakter seinen Grund hat, und überhaupt nichts so Spannendes, daß es uns von ihm abzöge.

Diese Trennung ist in Shakespeares Königsdramen nicht. Was geschieht, ist groß, ernst, aufregend. Wir sehen es aber meist mit Nothwendigkeit aus den Charakteren entspringen. Jedem, der auftritt, sehen wir gleich an, wer er ist und wohin es mit ihm kommen muß. Ein König wie Heinrich VI. kann sich als König nicht halten, umgeben von solchen Großen, wie sie ihn umdrängen. Wie es zu einer Verwicklung kommt, die

ihn stürzt, ist einerlei. Daß sie ihn stürzen muß, das versteht sich von selbst. Ein anderer an seiner Stelle wäre ihr dagegen gar nicht ausgesetzt. Es kann uns also nicht stark rühren, tragisch für ihn einnehmen, sie kommen zu sehen. Wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen. Auf der andern Seite ist uns doch nicht wohl genug zu Muthe im Drang des blutigen Verhängnisses, welches das Loos dieses Menschen heraufbeschwört, um mit Heiterkeit seine sonderbare Schwachheit, die einem, der auf dem Throne sitzt, so komisch steht, zu belächeln.

Die Wirkung der Comödie und Tragödie ist also gleich wenig da. Damit ist nicht gesagt, daß keine Wirkung da ist. Es ist ein erhebendes Schauspiel für tüchtige Naturen, zu sehen, daß

„Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt,"

und mehr als das, daß die größte Stärke, die zuletzt auf dem Platze bleibt, nur die frische Freudigkeit in Verbindung mit der sittlichen Reinheit des Willens ist. Das hebt das Vertrauen im Leben und im Kampfe für eine jede gute Sache. Solch ein Schauspiel gibt uns die Geschichte und auch der Künstler, sey er ein Geschichtschreiber oder ein Dramatiker, der die Geschichte von diesem Standpunkt aus behandelt und dem Menschen sagt: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Freilich aber die tiefsten ästhetischen Wirkungen der classischen Kunstgattungen der Bühne können dabei nur nebenbei aufkommen. Nicht mit tiefem Mitleid, sondern mit einer gewissen Gelassenheit sehen wir zu, wie der fällt, der fallen muß, und auch die Züge der eigenthümlichen Charaktere schwinden uns im Getümmel vorbei. Nur zuweilen läßt uns ein großes Leiden, das über einen so hereinbricht, daß nun jeder an seiner Stelle demselben eben so erliegen müßte, vergessen, daß nur er es ist, der hinein rennen konnte, und erinnert uns jetzt nur theilnehmend den Menschen in ihm zu erblicken; oder, wenn das Getümmel der Begebenheiten einmal ruht, kann uns die Beobachtung eines, der ein Kerl ist auf seine eigene Art, ergötzen. Dann wird aus der Geschichte annähernd Tragödie oder Comödie. Es fehlt auch nichts weniger als die Fülle der mitleidswerthen Begebenheiten, so wie auch der lächerlichen Personen in diesen Stücken. Sie sind mit reichem Vorrath beider geladen, reicher als viele Tragödien und Comödien. Nur ist nicht, wie in diesen, Alles so darauf berechnet, Jedes für sich den Beschauer ganz für sich einnehmen zu lassen.

Warum ist wohl Gervinus darauf nicht gekommen? Wenn er die Begründung der ernsten Verwicklungen in den Charakteren als die den Historien eigenthümliche Abweichung von den Gesetzen der Tragödie und Comödie hätte erkennen wollen, so würde seine Shakespeareerklärung fast kein Stück von Shakespeare als ein reines Beispiel beider Kunstformen darstellen, wenigstens nicht der Tragödie, denn er erläutert sie alle nur aus den Charakteren. An sie und ihre vergleichende Schilderung knüpft er alles andere, Verwicklungen und leitende Ideen als daraus fließend an. Diese Auffassungsweise ist allerdings bei Shakespeare ziemlich nahe gelegt. Alle seine Charaktere, auch die der tragischen Helden, sind individueller gezeichnet, als bei andern Dichtern, und darum erfordern sie ein studirteres Eingehen in ein fremdes Geistes- und Gemüthsleben auf Seiten des Zuschauers, wenn er das, was den Helden geschieht, wie wenn es ihm selbst begegnen könnte oder begegnete, empfinden soll. Es würde ihm aber nie gelingen, wenn gerade das, was ihn rühren soll, auf der Charaktereigenthümlichkeit ruhte.

Das thut er denn auch in den classisch-tragischen Stücken nicht. Macbeth und Brutus, Julia und Othello sind durchaus keine Charaktere, daß Conflicte der Art, wie wir solche verhängnißvoll über sie hereinbrechen sehen, gerade ihnen sehr leicht hätten begegnen können oder müssen, so wenig wie Oedipus und Medea, wie Karl Moor und Wallenstein. Es ist vielmehr alles Gewicht darauf gelegt, zu zeigen, daß der Drang der Umstände, dem sie in Schuld und Verhängniß erliegen, fast jede starke Natur hätte eben so fortreißen müssen. Deßhalb ist es eine Künstelei, die den Zweck des richtigen Verständnisses ganz verfehlt, in ihren Charakteren den Grund zu suchen, auf den die Wirkung der ganzen Werke gebaut ist. In den Historien dagegen ist es eine ganz richtige, eine ganz dankbare und dankenswerthe Aufgabe, zu zeigen, wie in den jeder Person beigelegten Anlagen die Erklärung des oft ziemlich unvorbereitet Geschehenden zu suchen ist, und was diese Erklärung bei so großen Geschicken, wie sich uns hier darstellen, Unbefriedigendes behalten könnte, wird durch den Gedanken ergänzt, daß wir historische Facta vor uns haben. Bleiben uns die Menschen als solche fremder, weil sie uns durch ihr Gebahren mehr in Staunen versetzen als den Trieb, in ihrer Stelle eben so zu denken und zu handeln, empfinden lassen, so tritt uns dagegen die Nemesis der Geschichte ergreifend nahe. Wir sehen mit der Lebendigkeit der Bühne die großen Bilder erneuert, die das Epos mit mehr Ruhe vor die Seele früherer Geschlechter zu führen hinreichte und die wir jetzt sonst nur in dem Studium der Geschichte zu suchen pflegen. Wie aber aus der Wirklichkeit

die Kunst entspringt, so entkeimen auch diesem Jugendwerke des großen Dichters die Ansätze der vollkommen tragischen und comischen Effekte. Um sie zu erkennen, müssen wir auch hier schon Ansätze zu regelrechterer Composition aufsuchen.

Dingelstedt hat etwas nachgeholfen, das große Werk in eine handlichere, bühnengerechte Form zu bringen. Dieß war zum Theil unstreitig unerläßlich. Die schnelle Folge vieler kleinen Scenen und die Häufung mancher historischen Einzelnheiten, die für uns nicht das Interesse haben, wie für Shakespeares Zeitgenossen, machten manche Abkürzung und Zusammenziehung statthaft, ja nothwendig. Nicht ganz das Gleiche kann man von den Zusätzen sagen, mit denen er ebenfalls hie und da nicht sparsam gewesen ist. Schon Lessing hat von Shakespeare gesagt: „Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihn zu stellen!“ Mag die einheitliche Composition der ganzen Stücke in diesen Jugendarbeiten noch nicht den fertigen Meister zeigen, die kernige Manier im Einzelnen ist schon ganz vollendet in denselben. Sie ist für uns zuweilen fast zu gedrungen, um leicht genossen zu werden, zumal da auch die treffliche Uebersetzung von Schlegel durch Zusammenpressung der Worte im Vortrag oft ungemein schwer gedrungen wird. Wenn man aber in den Ton dieser Knappheit eingestampft ist, wird jede dünnflüssigere Stelle sofort leer dagegen abklingen. Auch ein Satz von Cicero würde mitten im Tacitus als eine zu breite Wortfülle auffallen. Das Theater zu Weimar spielt, wie man uns erzählt hat, den Macbeth nach der ausstudirten Arbeit, die Tieck hat anfertigen lassen, statt nach der classischen Nachdichtung Schillers, nur darum, weil der große Dichter sich einige kleine Freiheiten mit dem erlaubt hat, dem er doch, wenn irgend jemand in der Welt, ebenbürtig ist. Jeder andere sollte also doppelt vorsichtig seyn, Shakespeare verbessern zu wollen, vor Allem aber ihm Zusätze einzuschieben. Wenn man freilich eine Scene streicht, muß man den Inhalt anderswo anbringen; aber nur ja nicht mehr als das und so kurz als möglich.

Diese Grenze hat Dingelstedt nicht ganz bescheiden eingehalten. Seine Kürzungen und Ergänzungen der Scenen und Reden sind nicht immer auch Vereinfachungen, sondern Einschiebungen von merklich fremdartigem und oft ganz modernem Beigeschmack in Inhalt und Ausdruck. Bei den weniger kunstvoll durchcomponirten Stücken, die nur Reproductionen der Geschichte in dem eigenen, von Comödie und Tragödie gleich weit entfernten Style sind, welcher vorhin charakterisirt wurde, möchte das noch hingehen. Es ist ihm aber zuweilen gerade da eingefallen verändern zu wollen, wo sich die Behandlung des Stoffes bereits zu vollkommener hochtragischer oder rein heiterer Wirkung abklärt, und er hat dieselbe dadurch ziemlich rücksichtslos unterbrochen, wie dieß an einigen Stellen im Einzelnen ausführlicher nachzuweisen seyn wird. Hie und da hat es auch wohl einmal den Anschein, als hätte er durch etwas drastischere Hervorhebung von einzelnen ergreifenden Momenten, die im Originale mehr beiläufig vorübergehen, den Schauspielern eine erwünschte Gelegenheit geben wollen, sich zu zeigen; besonders wenn es zum Schlusse von Scenen vorkommt, kann man sich dieses Nebengedankens nicht erwehren. Es mag wohl auch einmal eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, wenn so gewaltige Anstrengungen von einem so kleinen Personal gefordert werden, wie in dieser Festwoche von dem in Weimar. Es zeigte aber auch, trotz der nicht großen Zahl, eine ansehnliche Auswahl tüchtiger Kräfte. Es sey erlaubt, sie noch kurz aufzuzählen.

Obenan steht Herr Grans, der hinter einander Richard II., den Prinzen und nachmals König Heinrich V. und Heinrich VI. spielte, also wesentlich in allen Stücken, mit Ausnahme des letzten, die Hauptrolle. Seine feine, etwas kränkliche, aber durchaus edle Gestalt und Gesichtsbildung mit einer einfach maßvollen Bewegung und einer weichen, duraus nicht mächtigen Stimme paßte vortrefflich zu der ersten und letzten Rolle, den beiden von Natur edeln, aber durch Schwachheit unglücklichen Fürsten, und er führte dieselben glänzend durch, indem er ihre krankhafte Natur mit zuweilen zugekniffenen Augen sich stets charakteristisch zeigen und doch im Schmerz zu voller Würde erheben ließ. Der kräftige Prinz Heinz stand ihm nicht ganz so natürlich zu Gesicht.

Das gerade Gegentheil ist Herr Lehfeld. Groß und stark von Gestalt, Gesicht und Stimme, macht er davon einen maßlosen Gebrauch. Sein Gang ist ein beständiges Freiturnen, sein Mienenspiel ein Getümmel von Convulsionen, seine Declamation ein Gebell. Nicht die einfachste Bemerkung kann er einfach ruhig von sich geben. Jede Scene muß er benutzen, sich hochgespreizt hervorzudrängen. Einen Richard III. kann er allenfalls spielen, aber keinen Menschen. — Ein fein gemessenes und dann in einzelnen Momenten aufsprühendes Spiel entwickelte der Sänger Herr Milde. Als derber Held erschien Herr Wünzer, hoch und stramm von Beinen, eine ansehnliche Figur. Herr Schmidt als ruhigere, aber ebenfalls einfach kräftige Männergestalt, füllte auch manche Stelle gut aus. Dagegen machte Herr Dahn seine schönen elastischen Glieder zu einer

frühreifen Copie der halsbrechenden Mimik Lehfelds. Dieser gemischten Gesellschaft von Helden reihen sich die beiden mehr comischen Charaktere Herr Dessoir und Oberländer trefflich an.

Unter den Damen ragt Frau Hettstedt nicht durch ihre äußere Erscheinung, aber durch ihr ausgebildetes Spiel hervor, und beweist dadurch, daß dieses jene in hohem Grade entbehrlich machen kann. Durch emporgereckte Haltung konnte sie sich den Anschein einer imponirenden Gestalt geben, durch weite Oeffnung der Lippen ohne Entfernung der Zähne von einander eine Furchtbarkeit der Sprache, die bis hart an die Grenze des ästhetisch erlaubten geht; wie eine Hexe, ohne große Reize, doch bezaubernd, füllte sie ihren Platz aus. Fräulein Knauff dagegen, eine hohe schlanke Figur, imponirt mehr von selbst, wenn sie auch nicht viel hinzubringt als eine leidlich gebildete, volltönende Deklamation. Ihre großen Augen sprechen von selbst. Eine angenehm einnehmende weibliche Erscheinung, sich selbst in den verschiedensten Rollen ziemlich gleich, ist Fräulein Bußler. Ihre einfach geschnittenen Züge mit einem nur feinen Mienenspiel, ihre edle Figur mit nie überstürzter Bewegung erscheinen stets graciös und wirkte im Abschied von Richard II. eben so tief ergreifend wie in der Werbung Heinrichs V., heiter reizend, stets bescheiden lieblich.

Man sieht aus dieser Liste, daß es keine sehr gehäufte, aber mit wenigen Ausnahmen doch nicht unglückliche Mischung von Kräften ist, die hier zusammenwirkten. Es gehört aber noch etwas mehr dazu, um große Werke so darzustellen, daß sie als ein großes in sich geschlossenes Schauspiel erscheinen, und das ist die Oberleitung, welche jedem seine Stelle anweist, die Anordnung der Scenen. Wir haben gegen Dingelstedts Bearbeitung der Stücke Manches einzuwenden; aber Alles, was die scenische Anordnung betrifft, hat er mit ungemeinem Geschmack und Verständniß vollbracht, und da das eine vom andern nicht zu trennen ist, so wird man auch einzelne Versehen in der Verstücklung oder Ergänzung mancher Scenen aus der Rücksicht auf die Darstellung gern entschuldigen. Unstreitig ist es der größte Fortschritt, den unsere Bühne und unser Drama machen können, wenn sie mehr als bisher miteinander Hand in Hand gehen. Aus der unmittelbaren Bühnendichterei ist die Größe Shakespeares wie die der alten Tragiker erwachsen. Ist auch Dingelstedts vorliegende poetische Arbeit noch keine reife Frucht des Vortheils, der dem Drama als solchem zufließt, so ist doch die Leistung der Bühne, die sein Eingreifen zu Stande gebracht hat, bereits ein glänzender Beweis, was ein auf das Technische eingehender Dichter hier praktisch leisten kann. Mögen ihm gute Traditionen der alten großen Zeit Weimars zum Theil noch glücklich den Boden vorbereitet haben, so ist doch ein solches Gesammtspiel heutzutage wohl etwas Einziges. Im edlen Wetteifer aller Spieler drängte sich doch fast keiner störend vor. Der Souffleur war ungemein zurückgedrängt. Alle Statistenaufführungen waren frei von Ueberladung und Unbeholfenheit, die äußere Ausstattung geschmackvoll glänzend.

Durchlaufen wir nun kurz die Reihe der einzelnen Stücke, wie sie uns vorgeführt worden, ihrer historischen Folge nach, so tritt uns in der ersten Hälfte, der vom Dichter später verfaßten, die größere Annäherung an tragische und comische Vollendung entgegen; besonders beides gleich in den ersten beiden Stücken. Gervinus führt als Beleg zu dem Satze, der im Allgemeinen bereits als richtig anerkannt ist, daß nur an einzelnen Stellen ein einheitliches tragisches Interesse sich aus der Handlung ergibt, vorherrschend aber eine mehr planlose Zusammenfügung des historischen Stoffes sey, Richard II. als Hauptbeispiel dieses Zuges an. Dieß ist kaum zu begreifen, wenn man das Stück gelesen, und das Gegentheil nicht zu bezweifeln, wenn man es gesehen hat. Wenn irgend eines der Königsdramen eine classische Tragödie ist, die für sich allein ein tief menschliches Mitleid erregen kann, so ist es gerade Richard II. Zwar auch hier ist die Grundlage der Composition, aus der die Verwicklung abgeleitet wird, der Gegensatz von zwei Charakteren, deren einer nothwendig erliegen, der andere siegen muß. Der erstere aber ist uns durch eine edle Naturanlage, die nur durch unglückliche Verhältnisse verdorben scheint, so nahe gerückt, daß wir nicht umhin können mit ihm zu empfinden, und um ihn und was ihn betrifft, ist die ganze Gliederung des Stückes mit classischer Einfachheit gruppirt. Nur am Anfang und am Ende tritt Einiges, was ihm gegenüber als Nebensache erscheint, etwas mehr hervor, als es dem Zwecke der einfachen Tragödie an sich entsprechend wäre, und dient mehr nur zur Vorbereitung auch der folgenden Stücke und zur Fortleitung der Handlung in diese.

Richard II., der Sohn Eduards, des schwarzen Prinzen, des früh verstorbenen Kriegshelden, jung, schön, liebenswürdig, fein gebildet, verwöhnt von Schmeichlern zu Launen und Spielereien, ist nicht der Mann, in einer rohen Zeit trotzige Barone zu beherrschen. Im Glücke leichtsinnig und haltlos, ist er dem Unglück feinfühlend, jedoch widerstandsunfähig bloßgestellt; aber nachdem es ihn getroffen hat, wird er innerlich veredelt. Wir sehen an ihm vollkommen die Wirkung des großen Schicksals, „welches den Menschen erhebt, wenn

es den Menschen zermalmt.“ Grans machte dieß vortrefflich anschaulich, indem er sich aus der Anfangs etwas blasirten hohlen Maske der Majestät allmählig zu vollkommen edlem Gefühlsausdruck entfaltete.

Das Gegenbild des schwachen, reizbaren Königs ist sein starker, ruhiger Vetter, Heinrich Bolingbroke, der ihn besiegt und verdrängt. Er tritt den Erfordernissen einer rauhen Zeit mit gleicher Härte und ruhiger consequenter Energie entgegen. Er spielt nicht mit fernen Träumen; aber was sich bietet, faßt er schnell und fest. Wenn je ein Schauspieler eine Rolle nicht verstanden und verständlich gemacht hat, so Lehfeld diese. Statt des besonnenen Mannes, der seinen hoffnungsvollen Stolz wohl zu bergen weiß unter dem unscheinbaren Deckmantel der Bescheidenheit, als „ein geschmeidiger Windhund,“ wie ihn Percy später in der Erinnerung an diese Zeit nennt, zeigte er ein non plus ultra von Bramarbas, mit stets rollenden Augen, den Ellenbogen des untergeschlagenen Armes gerade aus vorgestreckt, jedes Wort brüllend. Die scheinbare Unterwürfigkeit gegen den unterliegenden Richard wurde, wie er sie gab, zu einer so plumpen Verhöhnung, daß die feine Ablehnung derselben von dem, der sich nicht täuschen läßt, höchst überflüssig erschien.

Das Stück beginnt mit einem Conflikt, in dem der König zuerst nur in der Rolle eines über den Parteien stehenden Obmannes, in dieser aber ziemlich schwankend auftritt. Er ist zu zartfühlend, um die seiner Zeit ganz geläufige Entscheidung des Streites zwischen zwei Großen, die einander hart anklagen, durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes zwischen ihnen mit ansehen zu wollen. Er kann sie auch nicht versöhnen und auch nicht eine klare Aburtheilung des einen gegen den andern zu Stande bringen. So läßt er sie beide verbannen und befriedigt niemand. Wenn man nun aber nebenbei erfährt, daß er selbst viel näher bei der Sache betheiligt ist, als es zuerst den Anschein hat, daß sein Vetter an seinem Freunde ein Unrecht rächen wollte, das eigentlich ihm, dem Könige, zur Last fällt, so wird der Eindruck seiner schwächlichen Persönlichkeit schon hier von dem der mißlichen Lage, in der er sich befindet, überwogen. An dem unglücklichen Auswege, zu dem er gelangt, den Feind zu reizen und den Freund fallen zu lassen, weil er weder das volle Recht walten lassen, noch das Unrecht gewaltsam consequent durchsetzen kann und mag, haben die edeln Seiten seiner Natur nicht minder Antheil als seine Schwächen, und seine Verlegenheit wird Gegenstand reiner Theilnahme. Daß aber daneben hier noch das kühne Auftreten Heinrichs und das harte Loos seiner Verbannung ein eben so selbstständiges Interesse in Anspruch nimmt, ist Vorspiel auch der späteren Stücke.

Wenn so im ersten Akte das Interesse noch getheilt, die Hauptperson noch nicht mit Entschiedenheit bevorzugt war, so verstrickt sich im zweiten Richard so entschieden mehr, und Heinrich erhält dagegen eine so einfach vortheilhafte Lage, daß die ganze Schwere der Verwicklung auf ersteren fällt. Er, der thatenlose Herrscher, will sich endlich einmal zu einer That, zu einem Krieg in Irland aufraffen, während ihm sein Oheim sterbend den Fluch seiner bisherigen, leichtsinnig verschwenderischen Regierung auf die Seele lädt. Es rührt ihn wenig, und kaum ist der Unglücksprophet todt, so ergreift der König die Gelegenheit, sich zum Kriege Geld zu verschaffen, indem er des Oheims Erbe an sich reißt und damit in das Recht seines verbannten Vetters mit frevelhafter Kühnheit eingreift. Nun ist dieser gerechtfertigt, eines gerechten Vorwandes und allgemeiner Theilnahme sicher, wenn er plötzlich vor der Zeit zurückkehrt und sich gegen den König auflehnt. Wenn wir aber noch schwankend wären, ob wir uns mehr darüber freuen, oder den König bedauern sollen, so gibt dessen treue Gattin den Ausschlag, welche entsetzt die Nachricht der nahen Gefahr vernimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Plaudereien.

(s. Nr. 26.)

Die Amerikaner sind im Allgemeinen sehr tolerant selbst gegen solche Ritter der Industrie. In Sparta war ja der Diebstahl auch ein Verdienst und wurde nur bestraft, wenn man auf der That ertappt wurde. Hier bewundert man, scheint es, ebenfalls die bei der Bestehlung des Staatsschatzes entwickelte „Smartness," und man hört äußerst selten, daß dergleichen Staatskünstler zur Rechenschaft gezogen, und noch seltner, daß sie bestraft werden. Wird einmal ein Dieb auf der That ertappt, so zuckt man mit einem leichten Lachen die Achsel und fertigt den Fall mit einem mitleidigen „poor fellow!" ab. Ob diese Nachsicht gegen „smarte" Leute ein von den Vätern ererbter Zug ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten; allein unmöglich wäre es nicht, da Betrüger aller Art, Schwindler, Bankerottirer, Diebe u. s. w. einen nicht unbedeutenden Theil der Einwanderer bildeten, die zu unserer Großväter und Väter Zeiten vor dem Arm der Gerechtigkeit in Europa mit eben solchem Eifer flohen, als in späteren Zeiten ihre Kinder und Enkel vor dem Arm der Ungerechtigkeit.

Die Spuren der Abstammung sind übrigens in andern Dingen selbst bei den Amerikanern der bessern Klasse noch unverkennbar. Auch die ehrlichen Einwanderer, welche einst Arbeitstrieb oder Noth nach Amerika gebracht, gehörten fast sämmtlich der untersten Volksklasse an, welche Europas „übertünchte Höflichkeit" nicht kannten. Die Leute fanden zum Beispiel den Gebrauch der Taschentücher höchst unnütz und benutzten zum Schneutzen der Nase die bekannten fünffingrigen Jagdschnupftücher. Diese ebenso praktische als ökonomische Mode kann man noch heute täglich bei fein gekleideten Herrn wenigstens auf der Straße beobachten. Diese Herrn tragen freilich ein Taschentuch bei sich und gebrauchen es auch, allein nur zum Abwischen, nachdem das Gros der Operation vollbracht ist. Bei Licht besehen, ist das eine sehr rationelle Mode. Man spukt ja auch nicht in das Taschentuch, wenigstens nicht auf der Straße, und mir scheint diese amerikanische Art des Nasereinigens noch vernünftiger als die der Chinesen, welche die zu diesem Zweck verwendeten Seidenläppchen jedesmal wegwerfen, während wir den dazu gebrauchten großen Lappen unappetitlicher Weise in die Tasche stecken. Doch sapienti sat; der Leser wird diese Abschweifung verzeihen; homo sum, nihil humani — Doch ich will die Sünde durch Latein nicht noch erschweren.

Gemeine Leute in Europa, besonders Wassermenschen aller Art, kauen Tabak. Hier ist diese Gewohnheit ganz allgemein und fast noch allgemeiner als das Rauchen. Wenn man noch nicht in die Mysterien der amerikanischen Genüsse eingeweiht ist und die Männer betrachtet, glaubt man Zahnschmerzen seyen epidemisch, da man so Viele mit einer dicken Backe umherlaufen sieht. Diese Gewohnheit des Tabakkauens ist auch der Grund, weßhalb die schönen Amerikanerinnen keine große Liebhaberinnen vom Küssen sind. Küßt man eine der reizenden jungen Amerikanerinnen in civilisirter europäischer Liebesraserei — habe ich mir von jungen Leuten erzählen lassen — so wundert sie sich sehr, schüttelt das Köpfchen über diese importirte Neuigkeit und verzieht das Gesicht. Das ist sehr natürlich, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer und der Dame, die einmal in ihrem Leben bei solcher Veranlassung ein ausgekautes Priemchen in den Mund bekommen hat, ist es nicht zu verdenken, wenn sie schaudert. Habe ich doch geschaudert, als ich einst in die Paletottasche griff und ein solches ausgekautes Bällchen faßte, welches mir ein im Theater neben mir sitzender Oberst aus Versehen hineingespuckt hatte.

Diese Mode des Kauens ist gräßlich, nicht bloß für Frauen, obgleich diese am meisten darunter zu leiden haben. Ueberall auf den Trottoirs findet man solche abscheulich aussehende Ueberbleibsel, und die Damen, die dort gehen, müssen sich sehr vorsehen, daß sie ihre Kleider vor denselben retten, oder daß sie nicht — natürlich aus Versehen — von einem Vorübergehenden mit einem braunen Strahl überschüttet werden. Der Platz, wo ein Tabakkauer eine Stunde gesessen hat — zum Beispiel im Theater — sieht über alle Beschreibung ekelhaft aus. Das Kauen des Tabaks erzeugt sehr viel Speichel, der natürlich auf den Fußboden entleert wird. Muß man einen solchen Platz überschreiten, so hat man sich in Acht zu nehmen, daß man nicht ausglitscht. Gewöhnlich ist der Platz, wo ein Amerikaner im Theater gesessen hat, noch mit Schaalen von allerlei Nüssen, besonders Peanuts (Erbsennüsse) bedeckt, an denen viele Leute hier fortwährend knobbern und die überall feil geboten werden.

Eine andere Yankee-Gewohnheit sieht man hier

seltener, das Holzschnitzen. Nicht etwa daß die Männer sich immer bemühten, Figuren oder irgend etwas zu schnitzen, womit sich ein Gedanken verbinden ließe; nein, sie schnitzeln nur, um zu schnitzeln, und nehmen sich manchmal, wenn sie Sonntags spaziren gehn, ein appetitliches Stück Tannenholz mit, von dem sie mit ihrem scharfen Messer selbst im Gehen große Spähne herunterschneiden. Die Mädchen im Norden haben immer Bindfaden in den Händen, mit denen sie alle möglichen Evolutionen vornehmen. In den Theatern werden diese Yankee-Peculiarities mit vielem Humor, besonders von den beiden Ehepaaren Florence und Barney-Williams dargestellt. Sogar die Mädchen kauen hier, freilich keinen Tabak, sondern ein eigens zu diesem Zweck besonders für Schulmädchen angefertigtes Zeug, welches wie Wallrath aussieht. Das Rauchen ist hier unter den Damen nicht eingeführt, doch thun es im Westen viele, besonders ältere Frauen, wie man es ja auch in Irland sieht. Die alten Negerinnen rauchen fast alle. Das Kauen von Schnupftabak ist im fernen Westen, zum Beispiel in Arkansas, zu Hause; es ist eine ekelhafte Gewohnheit unter den dortigen Frauen. Zu diesem Ende nimmt die Dame ein drei Zoll langes Stöckchen und kaut das eine Ende so, daß es sich wie ein kleiner Besen spreizt. Dieses feuchte Ende wird in Schnupftabak getaucht und damit das Zahnfleisch bestrichen. Dann behält man das Stöckchen saugend im Munde und läßt das eine Ende am Mundwinkel herausgucken.

In großen Städten, wo die Bildung schon vorgeschritten ist, treten all diese ekelhaften Gewohnheiten natürlich nicht so grell auf; der gebildete Mann von guter Erziehung, der Tabak kaut, thut dies mit einiger Rücksicht und benutzt wenigstens die großen Spucknäpfe, die in allen Hallen der Hotels und der öffentlichen Gebäude zu diesem Zweck aufgestellt sind, oder entleert seinen Ueberfluß in das Kaminfeuer. Eine noch nicht erwähnte Eigenthümlichkeit findet man jedoch bei den besterzogenen Amerikanern. Es scheint denselben nämlich fast unmöglich, wenn sie ausruhend dasitzen, die Füße auf dem Boden zu lassen; sie legen sie auf den Tisch, das Fenstersims, oder doch wenigstens auf einen andern Stuhl. Selbst im Congreß kann man Herren sehn, die ihre Beine auf dem vor ihnen stehenden Pult haben. Sie sagen, daß man so besser ausruhe, und sie haben nicht Unrecht.

Washington ist ein Ort, wo Amerikaner aus allen Staaten zusammenkommen, und wer hier beobachtet, lernt daher mehr von dem Volk im Allgemeinen kennen, als wer in der Hauptstadt irgend eines Staates wohnt. Wenn ich nun die Amerikaner der untern und Mittelklasse betrachte, so finde ich sie im Allgemeinen sehr unwissend und sehr roh, allein nichts weniger als dumm; dabei sind sie gutmüthig, brav, genügsam, ausdauernd und rechtlich, obwohl „smart,“ wobei allerdings diejenigen, die aus großen Städten, besonders an der Ostküste kommen, eine unangenehme Ausnahme machen und sich durch Gemeinheit, Frechheit und Spitzbüberei auszeichnen. Dem Trunk sind nur zu viele Amerikaner ergeben und ein betrunkner Amerikaner ist noch hundert mal gemeiner als ein betrunkener Engländer. Jedes Wort in ihrem Munde ist durch einen Fluch oder Eid verstärkt. Man hört gar nichts Anderes als „damned, by Jesus Christ (Dschesus Kreist) oder son of a bitch.“ Ein bekümmelter preußischer Gotts-Himmel-Donnerwetter-Corporal ist ein zarter Schäfer im Vergleich mit einer solchen amerikanischen Tabak kauenden und nach Whisky stinkenden Bestie. Selbst unter Leuten der höhern Klassen ist der Trunk sehr gewöhnlich; betrunkene Senatoren und Congreßmitglieder gehören keineswegs zu den Seltenheiten; ich habe sie zum wenigsten in öffentlichen Localen betrunken die abgeschmacktesten Dinge treiben sehen. Einen Senator sah ich einst in einer Schenkstube einen irischen Gig tanzen.

Die gebildetere, besser erzogene Klasse von Männern ist jedoch hier in Washington recht zahlreich vertreten, und diese haben stets auf mich einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht. Die Leute sind ungenirt, aber artig, höflich und oft sehr liebenswürdig. Sie sind in Allem, was sie thun, discret und überhaupt nicht zur Medisance geneigt. Sie sprechen nicht gern schlecht von Andern, sind nicht geschwätzig und zappelig wie so viele unserer Landsleute, sondern meist schweigsam (wenn nüchtern), besonnen und praktisch. Sie sind gefällig und dienstfertig, und ein amerikanischer Freund ist mir lieber als ein Dutzend deutscher Freunde hier in Amerika. Kommt man zu einem Amerikaner so sagt er: „Well, what can I do for you?“ Kommt man zu einem Deutschen, so reibt er sich die Hände, grüßt und kratzfußt und fragt: „Nun, mein Lieber, was bringen Sie mir Gutes?“ Das ist sehr charakteristisch.

In manchen Dingen fühlen die Amerikaner die Ueberlegenheit der Fremden, obwohl ihre grenzenlose Nationaleitelkeit das nie eingesteht; in andern Dingen wieder werden die Fremden bedeutend von den Amerikanern übertroffen. Aus der Nationaleitelkeit der Einheimischen, die mit der Ruhmredigkeit der Fremden sich reibt, entsteht oft eine gegenseitige Gereiztheit, die natürlich beiderseitig zu scharfen und ungerechten Urtheilen führt. In Allem, was Wissenschaft, Kunst und Lebensgenuß anbetrifft, sind die Amerikaner — durchschnittlich

genommen — noch Kinder im Vergleich mit den Europäern, was sie natürlich nicht einräumen; allein in praktischer Lebensphilosophie sind sie ihnen meist voraus. Mag auch der Charakter selbst derjenigen, die wir gebildete Leute nennen müssen, nicht so fein und sorgfältig ausgemeißelt seyn, als bei einem gut gezogenen Europäer, so ist er dafür kernig und gesund, von naturwüchsiger Schönheit, selbst in seinen Auswüchsen und Fehlern.

Einen Vergleich zwischen den Deutschen in Amerika und den Amerikanern, wenigstens wie ich sie kennen gelernt, fällt für unsere Landsleute keineswegs vortheilhaft aus. Die Amerikaner sind freilich bei einem solchen Vergleich außerordentlich bevorzugt, denn sie führen ihre besten, ausgebildetsten Männer vor, und wir, was Deutschland aus irgend welchem Grunde ausgestoßen. In früheren Zeiten, etwa zu Ende des letzten und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, war das Wort „dutch" — was eigentlich holländisch heißt, aber meist für Deutsche gebraucht wird — gewissermaßen ein verächtlicher Ausdruck, der knauserige Gemeinheit und bäuerische Plumpheit ausdrückte. Natürlich, bevor die politischen Verfolgungen in den dreißiger Jahren gebildete Leute nach Nordamerika führten, wanderten meist nur die ärmsten schwäbischen, hessischen, niedersächsischen Bauern aus, die in der That kein besonders zierliches, obwohl in mancher Hinsicht vortreffliches Geschlecht sind. Erst nach dem Frankfurter Krawall und dem Hambacher Fest im Jahr 1833 kamen gebildete Deutsche hierher, und von diesen findet man viele in bedeutenden Aemtern und Würden. Die Jahre 1848 und 1849 erzeugten aber eine wahre Völkerwanderung in Europa und es wimmelte von deutschen Demokraten von allen Sorten und allen Graden. Wer die Revolution zu jener Zeit mitgemacht hat, weiß den Werth dieser Leute zu schätzen. Ich habe einmal irgendwo gesagt: „Nicht alle Demokraten sind Lumpen, aber alle Lumpen sind Demokraten," und das hat mir die ganze letztere Klasse der Deutschen hier zu Feinden gemacht; allein ich kann mir nicht helfen, ich muß den Ausspruch wiederholen und noch beisetzen, daß die Klasse der Lumpen die bei weitem überwiegende ist.

Die Einwanderung von 1848 und 1849 hat trotzdem auf die socialen Zustände der Republik einen entschiedenen, und ich kann wohl sagen segensreichen Einfluß gehabt. Der Amerikaner ist von Natur viel zu praktisch und zu verständig, als daß er sich die Lumpereien der deutschen Lumpen aneignen sollte; er gebraucht sie wie Nüsse, das heißt er benutzt den Kern und wirft die Schale weg. Etwas deutschen Civilisationskern, der auch bei der ärgsten Verkommenheit nicht verholzen konnte, hat aber selbst jeder deutsche Lump aus dem Vaterland mit hergebracht.

Die deutsche Nation scheint die Aufgabe des Salzes für die Bewohner der Erde zu haben. Wie das Salz fade und selbst ungenießbare Speisen genießbar macht, so wirkt eine mäßig proportionirte Beimischung von Deutschen auf jede Bevölkerung eines Landes segensreich, wie es sich leicht an Beispielen, von jedem Punkte des Erdballs entnommen, darthun ließe. Zu viel Salz macht aber die Speisen ungenießbar, und zu viel Deutsche, einem Volke beigemischt, versalzen dem Weltbürger das Leben unter demselben.

Die Deutschen von 1848 und 1849, die herüber gekommen, bildeten sich nun aber wieder ein, das Salz der Deutschen zu seyn, und wer unter sie geräth, der wird vor Staunen zur Salzsäule. Es ist gut, daß ich die Deutschen in Deutschland und nicht nur in Amerika kennen gelernt. Diesen Vortheil aber haben die Amerikaner nicht, und wenn sie nicht übermäßig gut von den Deutschen denken, so kann man es ihnen um so weniger übel nehmen, als diese mit der beleidigenden Arroganz des Besserwissens andere Fehler verbinden, welche der Amerikaner vorzüglich haßt. Zu diesen gehören besonders der deutsche Neid, Klatschsucht, Taktlosigkeit und Zanksucht. Unter den deutschen Fortschrittslöwen und Weltverbesserern befinden sich eine Menge von Leuten, welche sich Schriftsteller nennen, wenn sie in den europäischen Schulen orthographisch schreiben und im Jahr 1848 und 1849 und später hier über politische Gegenstände salbadern gelernt haben. Wer von ihnen Mitarbeiter oder gar Herausgeber eines Winkelblättchens in Wutzenhausen, oder einem andern Nest in Schlesien oder Hinterpommern war, tritt hier als Autorität auf und redigirt irgendwo dort hinten im Westen eine einen halben Acker große Zeitung und hält sich für einen großen Mann. Ueber die Zustände der deutschen Presse in Amerika ein andermal.

Für jetzt habe ich nur einige Worte über das deutsche Element in Washington zu sagen. Dieses hat sich seit dem Kriege bedeutend verändert; dieser hat eine Menge Deutsche von Newyork, Baltimore und Philadelphia hierher gelenkt, die alle dem Handelsstande angehören und von denen wenigstens zwei Drittel Abrahams Samen entsprossen sind.

Hier in Washington lebten früher etwa sechzehntausend Deutsche; ihre Zahl soll aber jetzt um die Hälfte größer seyn. Hervorragend reiche oder angesehene Leute gibt es unter ihnen nicht, allein es gibt auch keine arme. Ueberhaupt hat Washington eine Eigenthümlichkeit, welche jedem Deutschen und Engländer auffallen muß: die Abwesenheit von zwei Dingen, ohne welche

sich eine europäische Stadt gar nicht denken läßt — Washington hat weder Bettler noch Sperlinge.

Ein europamüder Deutscher vermißte die letzteren so sehr, daß er melancholisch wurde. „In einem Lande, wo es nicht einmal Spatzen gibt, kann ich nicht leben," sagte er und reiste wieder nach Deutschland. — „Ach Gott," seufzte er dort, „in einem Land, wo die Polizei Einem in die Suppenschüssel guckt, kann ich nicht leben," und er reiste wieder nach Amerika. Dasselbe Spiel wurde mehrmals wiederholt; Spatzenabwesenheit stieß ihn hier, Polizeiallgegenwart stieß ihn dort ab; wo er endlich zur Ruhe kam, weiß ich nicht. Man gibt sich jetzt viel Mühe, die Sperlinge hier in Amerika einzuführen, denn man hat ihren großen Nutzen erkannt; die Bettler werden schon von selbst kommen, wenn der Krieg das Land ruinirt hat.

In den verschiedenen Departements sind eine Menge Deutsche angestellt, und hauptsächlich nehmen sie solche Stellen ein, wo positives Wissen verlangt wird und bloße amerikanische „Smartneß" nicht ausreicht. In den topographischen Bureaus, bei der Küstenvermessung, in den Ingenieurabtheilungen u. s. w. findet man hauptsächlich Deutsche. Die Apotheker haben fast alle einen deutschen Gehülfen, und viele Deutsche haben selbst Apotheken. Unter den Schuhmachern und Schneidern ist das Deutschthum am stärksten vertreten, wenn ihre Zahl unter den Schenkwirthen und Kellnern nicht noch größer ist. Bierwirth zu seyn scheint dem Süddeutschen ein natürlicher Beruf, und die deutschen Bierwirthe hier werden dick und fett, reich, und damit, wie es deutschen Bauern zukommt, dünkelhaft und grob. Unter den hiesigen gibt es ganz ausgezeichnete Flegel. Tabak- und Cigarrenverkäufer sind auch meistens Deutsche. Ich kenne hier einen gewöhnlichen Cigarrenmacher aus Bremen, der jetzt zwei große Läden auf der Avenue hat.

Der Amerikaner versteht das Kneipen nicht; er nimmt stehend seinen Schluck — takes a drink — oder mehrere, wird betrunken und ein höchst ungemüthliches Ungeheuer à la Caliban. Die Deutschen können aber eine gemüthliche Kneipe nicht entbehren, und jeder deutsche Bierwirth hat ein Zimmer so eingerichtet, wie es Deutsche zu Hause gern haben. Die Gesellschaft, mit der ich meist den Abend zubringe, hat schon allerlei Plätze probirt; wir waren beim Springmann, beim Klemann und sitzen nun beim Ackmann. Der Springmann hat ein unbequemes Lokal und in den beiden letzten Jahren zwei Häuser in Philadelphia verdient; er ist daher grob und unangenehm geworden. Der Klemann leidet an denselben Fehlern, und beim dicken Wetzel konnten wir nicht lange bleiben, weil der Wanst immer allein reden und hauptsächlich mittrinken wollte. Im Newyorkhotel ging die Wirthschaft zurück, weil der Wirth jeden Tag betrunken war, und so sind wir denn endlich beim Ackmann, einem Bremer, der zwar sauer wie Essig aussieht und auch ist, aber außer der Bar noch ein gemeinschaftliches und ein Honoratiorenzimmer hat, in welchem letzteren ein runder Tisch steht, um den die Plätze gerade von unserer Gesellschaft ausgefüllt werden.

Wir rauchen, trinken Lagerbier, Philadelphia Ale, Aepfelwein und Whisky oder Brandy, Punsch, ganz wie bei uns, und lachen, scherzen und erzählen ganz so, wie bei uns im Casino von Witzenhausen oder Katzenellenbogen. Ueber Politik sprechen wir nicht, und wenn sich Fanatiker in unsern Kreis drängen, so finden wir bald Mittel sie los zu werden, oder räumen das Feld, wenn das nicht möglich seyn sollte.

Die Zahl der Fanatiker ist hier unter den Deutschen nicht sehr groß, obwohl es in Washington viele Deutsche gibt, die aus Ueberzeugung unbedingte Abolitionisten sind, und eben so viele, die sich um des lieben Futters willen der Partei anschließen. Es sind unter ihnen ein Paar Bursche, die ihrer schlechten Streiche wegen eigentlich im Zuchthaus, Andere, die ihres närrischen Gefasels wegen im Tollhause sein sollten; diese Leute schimpfen, verleumden und lügen nach Herzenslust, und man macht drei Kreuze, wenn man ihnen begegnet, bis der nächste politische Wechsel sie in den Papierkorb wirft. Sie raisonniren und schwadroniren in Wirthshäusern, die von ordentlichen Leuten geflohen werden, ganz so wie zur Zeit der Revolution in Deutschland die ungewaschenen und ungekämmten Guillotine-Helden.

Die deutsche Mittelklasse lebt hier ziemlich für sich und richtet sich ihre Vergnügungen nach deutscher Art ein. Die Amerikaner derselben Klasse passen da nicht recht hinein, denn da sie statt Bier mehr Branntwein trinken, so werden sie leichter betrunken und die Ausbrüche ihrer Heiterkeit und die Aeußerungen ihrer Fröhlichkeit sind zu ungeschlacht und enden nicht selten in Streitigkeiten, bei denen Revolver, Messer und Bleischlingen eine unangenehme Rolle spielen.

Im vorigen Sommer gaben deutsche Gastwirthe in Gärten bei ihren Localen an bestimmten Wochentagen Abends Concerte, die zahlreich besucht wurden, selbst von Damen, wie hier jedes weibliche Wesen von der Köchin bis zur Frau des Präsidenten genannt wird. Auch Amerikaner fanden Vergnügen an diesen Unterhaltungen, bei denen es meistens recht anständig zugeht, und ließen es sich amerikanische „Rowdies" (Lärmmacher, Krakehler) einfallen, das Vergnügen zu stören, so wurden sie beim ersten Goddam hinausgeworfen.

In einem großen Saal waren auch im Winter Concerte, oder deutsche theatralische Vorstellungen, denen die deutschen Bürger mit ihren Familien, an kleinen Tischen sitzend und Bier trinkend, zuhörten. Diese anständigen, wohlfeilen, wenn auch nicht besonders eleganten Unterhaltungen fanden unter den anständigen Amerikanern viel Beifall und wurden selbst in öffentlichen Blättern mit großem Lobe erwähnt. Der Chef der Polizei war fast jeden Abend dort, nicht in officieller Eigenschaft, sondern um sich an der Musik zu erfreuen.

Bälle können die Amerikaner in ihren Häusern nicht halten, dazu sind die Zimmer nicht groß genug; allein die Gastwirthe veranstalten dergleichen in den Hotels für ihre Gäste, welche ihre Freunde dazu einladen. Solche Bälle heißen „Hops“ — von hop, springen.

In diesen Sälen der großen Hotels ist übrigens eigentlich jeden Abend Gesellschaft; denn hier kommen die Frauen und Töchter der im Hotel wohnenden Familien nach dem Diner zusammen, wobei, wie in England, die Amerikanerinnen stets in bester Toilette erscheinen.

Angesehene Familien haben ihre bestimmten Empfangstage, an dem bei höheren Beamten jede anständige Person erscheinen kann, bei andern nur die näheren Bekannten des Hauses. Die Damen die solche receptions halten, empfangen gewöhnlich von 2 bis 4 Uhr. Mrs. Sprague, die Tochter des Finanzministers, verbindet mit denselben jetzt matinées dansantes, wozu aber nicht besonders eingeladen wird.

Gegenwärtig sind die „fairs“ (Jahrmärkte) an der Tagesordnung, welche in allen großen Städten der Republik zum Besten der verwundeten Soldaten gehalten werden und wozu alle Klassen reichlich beisteuern. Hier in Washington wurde beabsichtigt, nur eine große „Fair“ zu halten, allein die Anhänger der Sanitary Commission und der Christian Commission geriethen bei den Vorbereitungen in Zwist und beschlossen sich zu trennen und jede eine besondere Fair zu halten. Für die der Sanitary Commission wurde auf einem freien Platz eine sehr große Bretterbude gebaut, bei deren Ausschmückung Unionsfahnen und buntes ausgeschnittenes Papier die Hauptrolle spielten. An dieser Fair betheiligten sich die ersten Damen der Stadt wenig; sie wurde nur mäßig besucht und hat, glaub' ich, nicht besonders glänzende Geschäfte gemacht.

Die Fair der Christian Commission wurde am 22. Februar, Washingtons Geburtstag, eröffnet, gerade als die andere mit einem Balle schloß. Der Minister des Innern hatte zu diesem Zwecke einen Flügel des Patent-Office eingeräumt.

Der Eröffnung ließ die Gesellschaft drei Vorstellungen vorhergehen, die nicht im Patent-Office, sondern in Willards Hall zum Besten der Fair gegeben wurden. Der Grund dieses Arrangements war, daß sich gerade nur einige Tage ein Herr aus Boston hier aufhielt, welchem ganz besondere Geschicklichkeit im Anordnen von lebenden Bildern und pantomimischen Darstellungen zugeschrieben wurde, die von Damen und Herren aus der hiesigen Gesellschaft gegeben werden sollten.

Wie einer der Hauptleiter der Fair dazu kam, mir künstlerischen Geschmack zuzutrauen, weiß ich nicht; genug, ich wurde aufgefordert, dabei mit Rath und That mitzuwirken, und eingeladen, einer Conferenz beizuwohnen. Ich hatte mich wenig um die ganze Angelegenheit bekümmert und erfuhr erst später, daß die Deutschen sich von der Mitwirkung an dieser Fair ausgeschlossen hatten, da sie sich, und wie es scheint nicht mit Unrecht, von den Vorstehern beleidigt glaubten. Diese hatten nämlich in öffentlichen Blättern die Theilnehmer an dem Unternehmen aufgezählt und jedem amerikanischen Namen, dem es zukam, das Honorable vorgesetzt und jedem anständigen Manne das übliche Esquire angehängt. Die Namen der Deutschen waren jedoch so gesucht unceremoniös behandelt, daß man bei ihnen sogar das Mr. (Master) wegließ, was allerdings ein gröbliches Versehen, wenn nicht Schlimmeres war.

Die weibliche Leiterin der drei beabsichtigten Vorstellungen war die Frau eines Congreßmitgliedes. Bei ihr fand ich eines Morgens die Schatzmeisterin der Fair und den Tausendkünstler von Boston.

Wir Deutsche sind gewohnt, dergleichen Dinge mit künstlerischem Ernst und Gewissenhaftigkeit zu betreiben, und eine dem großen Publikum vorzuführende Vorstellung dieser Art erfordert wochenlange Vorbereitungen. Hier faßt man die Dinge nicht so schwerfällig und gewissenhaft auf, sondern hat nur den Hauptzweck im Auge, Geld zu machen, und der Weg, auf welchem man denselben erreicht, ist der allein richtige. Ich sah denn auch in der ersten Stunde, daß mein Rath bei Vorstellungen, wie man sie beabsichtigte, ganz und gar überflüssig sey, und beschloß mich mit guter Laune in die barbarisch praktischen Anordnungen zu fügen und persönlich mein Bestes zum Gelingen beizutragen. Von meinen obwohl mit Höflichkeit angehörten Vorschlägen wurde auch kein einziger angenommen; das Programm war fix und fertig und der Bostoner Tausendkünstler und die Congreßdame waren entschlossen, Alles genau nach ihrem Kopf einzurichten und die Sache

zu machen, wie sie dieselbe schon an andern Orten gemacht hatten.

An einem Abend wurde im Hause der Dame zur Probe eine Statue gestellt, wozu sich die hübsche Tochter eines Senators hergab, die sich gutmüthig das Gesicht mit Mehl anstreichen, die Haare mit Watte bedecken und ihre Person durch weiße Leintücher drapiren ließ. Eines Morgens wurden die Mitwirkenden nach Willards-Hall beschieden, wo die Bühne eben errichtet wurde, welche schon an demselben Abend zur Vorstellung benutzt werden sollte, von der übrigens noch niemand einen rechten Begriff hatte.

Das Programm der Darstellungen wurde niedergeschrieben und in großer Eile am hellen Tage eine flüchtige Probe gehalten. Dann zerstreuten sich alle Mitwirkenden, um für ihre Anzüge zu sorgen, und versprachen um sieben Uhr Abends sich einzufinden. Die Billets, das Stück zu einem halben Dollar, waren schon am Morgen verkauft; denn jedermann war begierig, die ersten und schönsten Damen der Stadt auf der Bühne zu sehen.

Wir brauchten für die Vorstellung verschiedene Engel; ich hatte versprochen ein Paar zu besorgen und zu dem Zweck zwei kleine Gräfinnen Pourtalès mitgebracht. Man konnte keinen klassischeren Engel sehen als die vierzehnjährige Lily und keinen deutscheren, lieblicheren Engel als die zwölfjährige Bertha; allein der Bostoner Tausendkünstler und die selbst rabenaugige und rabenhaarige Mitdirectrice bildeten sich steif und fest ein, daß ein Engel ohne flachsblonde Locken eine Blasphemie sey. Blonde Haare dieser Art sind indessen in Amerika, wenigstens in Washington, eben so selten wie blaue Augen. Braune Augen, besonders aber brennend schwarze, die durch dreifaches Hirschleder bohren, sind hier sehr gewöhnlich; sanfte schwarze Sammtaugen sind bei weitem seltener.

Bekannte Gemälde nachzuahmen fiel den Leuten hier gar nicht ein; denn erstlich gibt es hier keine Gemälde und zweitens würde das viel zu viel Mühe gemacht haben. Die erste für den Abend bestimmte Darstellung, halb Bild, halb Pantomime, war aus Tenissons „Tagtraum." Ein König mit seiner Königin und seinem Hof ist verzaubert, das heißt, jeder ist in der Stellung, die er im Augenblick gehabt, plötzlich erstarrt. Auf einem Ruhebett liegt schlafend die schönste Prinzessin. Ein „Feenprinz" kommt herein, wundert sich, sieht die schlafende Schönheit, wundert sich noch mehr, geräth in Feuer und küßt in seiner höchst begreiflichen Ekstase die Prinzessin. Damit ist der Zauber gelöst; die Prinzessin öffnet weit ihre strahlenden Augen und alle andern erwachen nach hundertjähriger Erstarrung höchst erstaunt. Ich hatte als verzauberter Hofcavalier einer bezaubernden Hofdame, der röthlich blonden, blauaugigen schönen Tochter eines Congreßmitgliedes, hundert Jahre lang entzückt in die Augen zu sehen, und dafür zu sorgen, daß dieß in einem prächtigen Anzug geschah. Für die Anzüge zu sorgen war für uns Männer keine kleine Aufgabe, denn Maskengarderoben gibt es in dieser Hauptstadt der Vereinigten Staaten noch nicht, und die Choristenanzüge, die aus Grovers Theater geliehen worden waren, versprachen bei der Beleuchtung von Hydrogasoxygen äußerst schäbig auszusehen. Ein Herr, der den Blaubart spielen sollte, rannte in Verzweiflung umher und consultirte jedermann über die Herstellung eines blauen Bartes. Ich rieth ihm, einen Flachsbart himmelblau färben zu lassen, was denn auch zur Zufriedenheit bewerkstelligt wurde.

Durch den Mann der schlafenden Schönheit, einen die Kunst und die Künstlerinnen beschützenden Oberst, wurde Herr Ford bewogen, ebenfalls einige Anzüge zu leihen, und ich eilte in dessen neues Theater. Ich lief über die Bühne, wo eben eine Probe gehalten wurde, und stieg dann eine Treppe hinan, die mich in ein großes Zimmer führte, wo der Garderobier waltete. Wie wohl ward mich, als ich die süßen heimathlichen Töne der Sprache von Oc hörte! Der Garderobier war ein kleiner kraushaariger Kerl, äußerst bekümmelt schon am frühen Morgen, und er und seine lattendürre, in einen Kattunlappen gewickelte nüchternere Hälfte versicherten mich im reinsten Spreeaccent, daß alle juten Anziege auf einer Mission in Baltimore und Alexandrien und nur zwei präsentable vorhanden seyen. Ich packte den einen sogleich ein; sein Pendant wurde für den entzaubernden Prinzen bestimmt, und ich war herzlich froh, die Sorge vom Herzen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Teufel als Sittenmaler und Moralprediger.

(Schluß.)

Keine Zeit war reicher an volksthümlichen Wundern, Erscheinungen, bäuerlichen Propheten und Sittenpredigern. Alles was in der Kirche vornehm war, sank von Tag zu Tag mehr in der Achtung der Menschen, aber nicht, weil sie zu aufgeklärt oder zu kalt wurden, wie es im achtzehnten Jahrhundert geschehen ist, sondern weil die Kirche für das warme, glaubensbedürftige Herz des Volks zu aufgeklärt und zu kalt wurde. Wo man noch einen Hauch ächter, warmer Frömmigkeit wahrnahm, da drängte sich die Andacht und die Hingebung des Volks geradezu fanatisch hinzu, desselben Volks, das fünfzig Jahre, ja dreißig, oder gar zehn Jahre später alles zusammen, was der alten Kirche angehörte, den Papst und seine Cardinäle so gut wie die Beghinen und Klausnerinnen als Erfindungen des höllischen Feindes verabscheuen lernte. Hätte in dieser Zeit der Teufel die Rolle eines Strafpredigers gehabt, so würde er ganz anders haben sprechen müssen. Er würde gesagt haben: „Seht, ich habe das Papstthum gegründet und die Christenheit damit betrogen, ich habe den Menschen vorgespiegelt, daß sie durch gute Werke, Fasten, Beten, einsames Leben die ewige Seligkeit erwerben könnten, und damit fange ich sie haufenweise, nicht bloß die, welche es selbst thun und sich damit ihrer Verdienste getrösten, sondern auch die, welche glauben, daß es Verdienst deren sey, die es thun." Der Teufel des fünfzehnten Jahrhunderts klagt, daß ihm von solchen Fischen so wenige in's Netz kommen; der des sechzehnten würde frohlocken, daß sie nicht bloß alle selbst gefangen werden, sondern auch der beste Köder für die andern Fische sind. Und doch ist es im Grunde dieselbe Stimmung des Volksgemüths, hier wie dort, und der Schlüssel zu dem räthselhaften Widerspruch zweier an einander stoßender Generationen ist nicht schwer zu finden.

Das Volk wollte eine Religion oder eine Kirche sehen und in ihr leben und weben, die nicht bloß Dogmen und Ceremonien, sondern vielmehr den warmen Hauch der Frömmigkeit, des Glaubens und der innerlichen Heiligung fühlen ließ. Dem Volke kam es nicht darauf an, wie und worin es diese innere Wärme sich bethätigen und Gestalt gewinnen sah. Es lag ihm am nächsten, weil es eben das Volk und nun gar das Volk des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit seiner kräftigen Sinnlichkeit, seiner derben Gesundheit, seinem kernigen Gefühle war, wenn es schon am Kleide, an Haar und Bart, an den Runzeln des Antlitzes, den Schwielen der Hände und den nackten Füßen das Bild der wahren Herzensfrömmigkeit gleichsam holzschnittmäßig verkörpert sah; aber es ließ es sich auch gefallen, als ihm gesagt wurde, daß dieß alles noch nicht hinreiche, um die unendliche Sündhaftigkeit des Menschen zu bezwingen, daß dieß alles nur eine Maske seyn könne, hinter der sich Stolz und Haß und Neid und andere noch gemeinere Laster verbergen könnten.

Wer der Kunst dieser Zeit seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, weiß die Erzeugnisse des fünfzehnten Jahrhunderts an einem durchgehenden Zuge leicht von ihren Vorgängern abzuscheiden. Dieß ist der auf einmal durchbrechende Trieb, die bunte Fülle der Welt so bunt, oder wo möglich noch bunter als sie ist, darzustellen. Nenne man es Realismus oder Naturalismus, es beurkundet einen großen Umschwung im Empfinden und Sehen, wenn statt der altgewohnten Typen der Engel und Heiligen auf einmal Physiognomien und Gestalten aus dem Leben selbst auf den Tafeln der Altäre erscheinen, wenn diese Gestalten selbst nicht mehr auf goldenem Hintergrunde wie in einer transscendenten Sphäre schweben, sondern auf und in der Mitte von Berg und Thal, Wald und Feld, Burgen und Städten stehen, gehen und sitzen. Das hat nicht ein genialer Meister erfunden, dazu wäre selbst ein Johann van Eyck doch nicht gewaltig genug gewesen, sondern es ist der Geist der Zeit, der ihn seine Charakterköpfe zeichnen hieß, wo seine Vorgänger fromme Schemen hingesetzt hatten. Derselbe Realismus treibt sein Wesen überall, wohin sich der Blick wendet.

So auch hier in der Predigt des Teufels. Auch hier ist es die minutiöseste Malerei von Charakterköpfen und Gestalten, auf die es abgesehen ist. Die Hand ist freilich oft ungeschickt, die den Pinsel führt, und die Züge gerathen oft viel breiter, die Schatten viel schwärzer, als sie sollten. Aber es ist doch gewagt und in erstaunlichem Umfang gewagt. Es sind nicht große Kategorien der menschlichen Thätigkeit und der gesellschaftlichen Gruppirung, die uns der Sittenmaler vorführt, wie es seine Vorgänger, die lehrhaften Volks-

männer des vierzehnten Jahrhunderts, Prediger von der Kanzel herab oder in der einsamen Zelle des Klosters und der Studirstube, gethan haben. Das Leben wird hier so specialisirt, daß sich eine wirkliche Statistik aller damals vorkommenden Berufsarten, aller menschlichen Beschäftigungen, aller Mittel und Wege der Arbeit und des Lebenserwerbes allein daraus entwerfen ließe. So tritt nicht bloß der Handwerksmann in abstracto auf, sondern der Schmied, der Schneider, der Bäcker, der Metzger, der Maurer, der Zimmermann, und wieder nicht bloß der Schmied in abstracto, sondern der Hufschmied, der Sensenschmied, der Kupferschmied, der Goldschmied, nicht bloß die Heilkundigen in abstracto, sondern in concreto Aerzte und Apotheker, Wundärzte und Bader sammt Aderlassern, Pfuschern und Pfuscherinnen. Es ist als wenn eine jener Darstellungen des jüngsten Gerichts, auf deren unendlichem Menschengewimmel, so zu sagen, ein Berufsgesicht neben dem andern, eine Berufsgestalt neben der andern sich drängt, wieder lebendig würde. Und alles, was geschildert wird, ist auch wirklich gesehen, so daß einem heutigen Betrachter, dem schon bei dem bloßen Vorüberziehen dieser Schaar schwindelt, bei dem Gedanken, daß ein Menschenauge das alles müsse gefaßt haben, die Sinne schier vergehen wollen.

Wären es noch erfreuliche Bilder, so ließe es sich eher begreifen, so aber sind es ja lauter Carricaturen, wenn auch keine verzerrten. Es ist eben der Schmutz, die Dummheit, die Verkehrtheit, der böse Wille, die Schwäche, der Eigennutz, der Uebermuth, und wie die andern großen und kleinen Teufelchen heißen, von denen das arme Menschenvolk gehetzt wird, die in immer neuen und doch immer im Grunde gleichförmigen Attituden sich produciren, mögen sie an Kaisern und Königen, an Päpsten und Cardinälen, oder an Schuhflickern und Wagenknechten, an Rebleuten und Jäterinnen zur Erscheinung kommen. Es könnte dem Zuschauer grausen, wenn er diesen endlosen Faschingszug von lauter Mißgestalten, und noch dazu lauter solchen, deren Porträtähnlichkeit unbestreitbar ist, vorüberziehen sieht, wüßte er nicht, daß es der Teufel ist, der ihn führt. Noch einmal, es ist die einzige Art, wodurch die an sich jeden gesunden Gaumen bald genug anwidernde Kost genießbar bleibt, und wenn auch die Technik und Anordnung des Einzelnen sehr leicht genommen ist, so bleibt doch immer der Grundgedanke der ganzen Composition meisterhaft.

Im Einzelnen macht es sich freilich der Teufel oder vielmehr der Verfasser bequem: die Darstellung schreitet vor in Gestalt eines Wechselgesprächs zwischen dem Einsiedel und dem Teufel. Diesem ist einmal sehr gegen seinen Willen die Zunge gelöst und er muß jeder Frage Antwort stehen, die der fromme Mann an ihn stellt, was dieser redlich, ja erschöpfend benützt. Er fragt ihn nach allen Pfiffen und Vortheilen seines Metiers, nach dem Köder, mit dem er die Fische fängt, und dann nach den einzelnen Gattungen dieser Fische, d. h. nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten und den besondern Versuchungen und Gefahren, denen ihr Seelenheil ausgesetzt ist. Einer nach dem andern wird von dem Einsiedel nach der Rangordnung, wie sie damals galt, aufgezählt, vom Concil und Papst und Kaiser an bis herab zu den Schalksnarren, Lottersängern und Bettlern. Einer nach dem andern wird von dem Teufel so zu sagen physiologisch oder anatomisch gezeichnet und die eigentliche Schoßsünde eines jeden charakterisirt. So geht die endlose Reihe von Fragen und ausführlichsten Antworten fast bis zum Schlusse fort, um nun dort durch ein neues Motiv etwas belebter unterbrochen zu werden. Darin also ist keine große Kunst zu suchen, so wenig wie in der Gruppirung jener unermeßlichen jüngsten Gerichte, die uns unwillkürlich in einer gewissen innern Verbindung mit diesem Reimwerk zu stehen scheinen.

Alles Interesse zieht sich auf die einzelnen Charakterköpfe und Gestalten, und da ist allerdings der Stoff so reich, daß es schwer ist, auch nur das allerbedeutendste hervorzuheben. Je nachdem es dem heutigen Leser mehr um ein tiefgehendes Studium der ganzen damaligen Sittengeschichte oder mehr um curiose und ergötzliche Einzelheiten zu thun ist, wird er seine Rechnung bald hier, bald dort besser finden. Uns will es bedünken, als sey aus dem Bereich der Figuren des öffentlichen Lebens und der höheren Berufsklassen die Schilderung der Legisten, der geistlichen Richter und Prokuratoren von wahrhaft schneidender Kraft. Der ganze Zorn des Volks über das Gebahren dieser Leute, die unter allen am meisten dazu beigetragen haben, Papstthum und Clerisei und die gesammte Kirche verhaßt zu machen, offenbart sich in dieser Schilderung, worin sich der Teufel mit sichtbarem Behagen ergeht.

Da ist zuerst der Official, der das Gericht in Ehren hegen sollte, aber alles nach Gunst gehen läßt. Wer ihm schenkt, dem läßt er nichts geschehen, er habe recht oder unrecht. Da werden Tagfahrten angesetzt und der arme einfältige Client muß hin und her laufen. Zu Hause hat er Weib und Kind, er aber muß vor Gericht und sie hungern. Diese klagen es freilich dem allmächtigen Gott, der Official aber lacht nur darüber. Dann muß noch ein Prokurator genommen werden; der schreibt dann eine Schrift nach der andern, daß

dem Armen die Schienbeine wund gerieben werden. Er selbst weiß und versteht nichts davon, er steht da stumm und dumm, mit offenem Mund und Augen. Der Prokurator aber spricht: „ich habe alles treulich geschrieben, du sollst aber auch nichts unterlassen, damit es dir nach Wunsche gehe. Du mußt noch zwei Gulden bringen, dann haben wir die Sache fest.“ Fragt dann der arme Mann: „Ach Herr, könnt Ihr mir sagen, was hat der Richter jetzt gesagt?“ da heißt es: „er hat deinen Proceß jetzt referirt und spricht, du habest eine gute Sache.“ Da steht denn der Arme wie verzaubert. Sollte es ihm auch Mantel und Rock kosten, er will seine Sache durchführen.

Er glaubt, der Prokurator wolle sich über ihn erbarmen und ihm treulich beistehen. Der liest ihm die Schriften auf Latein vor und spricht zu ihm: „So, jetzt kehre heim bis auf den nächsten Freitag; da wird deine Klage entschieden.“ Kommt dann der arme Mann, so heißt es: „Du hast den Gerichtstag versäumt, ich kann dir nicht helfen und will meinen Lohn haben.“ Da steht der Arme erschrocken und kann weder Hand noch Fuß regen, wie ein Gliedermann. Er ruft ihn in Gottes Namen an, er solle doch nicht ablassen, er wolle ihm gewiß genug geben. Der Prokurator wehrt sich erst, zuletzt aber spricht er: „Du mußt noch einen Juristen haben, der dir die Sache wieder aufnehmen helfe, ohne den geht es nicht.“ Jetzt erst wird der Arme geäfft. Der Prokurator recht rupft ihm die Federn, der Jurist streift ihm Haut und Haar ab.

Der fängt die Sache erst recht an. O der arme Mann, daß der solchen Leuten in die Hand gefallen ist! Er muß ihm vier Gulden auf den Proceß geben, das macht seinen Seckel schwach. Aber er darf keine Widerrede wagen. Sein Seckel wird so abgeschabt, daß er wollte, der Proceß wäre verloren. „O,“ spricht der Arme, „daß ich leben muß! ich verderbe und meine kleinen Kinder. Sie machen einen mit sehenden Augen blind. Ach, Herr, helft mir um Gottes Willen, erfüllt an mir die zehn Gebote, denn ich bin ja ein so armer Mann! All mein Heil liegt an dem Proceß.“ Ja, da will der Jurist nachsehen, was die heilige Schrift spricht und was St. Ivo, der Jurist, redet. — Von keinem Proceß wollen sie ablassen; dieweil noch ein Pfennig da ist, so finden sie immer noch einen Pfiff, daß er von dem Armen muß. Fehlt es aber einem allmählich an der Habe und sehen sie, daß so nichts zu gewinnen ist, da wird eine neue Tücke aufgebracht und die Sache nach Mainz oder Rom geschleppt. Da faßt man ihn dann erst recht scharf in den Zaum und lehrt ihn traben und galoppiren. Da weiß denn der arme Mann keinen Bescheid und steht wieder wie stumm und dumm. Da hört er: „Willst du jetzt von deiner Sache lassen oder willst du sie weiter treiben. Dann wirst du dich anders daran halten müssen.“ „O,“ spricht der, „gnädiger Herr, der Weg ist mir gar zu weit. Aber ich bin ein schlichter Mann, ich lasse nicht gerne mehr davon. Ich hab' zu viel auf die Sache gewandt, ich will das andere auch daran setzen.“ Da hetzt ihn der Jurist erst recht und fängt wieder seine Rede an: „Du bist recht hinter die Sache gekommen, das sah ich wohl aus deiner Rede. Ich will dir auch weiter helfen und rathen, vielleicht geräth es uns doch noch. Ich will dir einen Rath geben, und setze dir mein Leben dafür zum Pfande: schicke mich dorthin mit ganzer Vollmacht, so seh ich, wie die Sache lauft, und laß dir kein Unrecht geschehen, das schwöre ich dir zu, und gib mir ordentliche Zehrung. Haben wir dann das Heil von Gott, daß wir den Proceß gewinnen, dann will ich dir zeigen, daß dein Schade gebüßt werden soll, so lange dein Widerpart noch etwas besitzt auf Erden. Hab nur guten Muth, kostet es auch eine Grafschaft, es soll dir alles wiederkommen; drum laß deinen Kummer.“

Da wird nun Haus und Hof verkauft, damit der Herr Advokat reiten könne und nicht zu Fuß zu laufen brauche. Der reitet gar gemächlich hin, alle Tage nur vier Stunden weit; das ist ihm gesund und seinem Pferde, aber dem Armen bekommt es übel, der muß ihm alle Tage einen Gulden Zehrung geben. So geht es immer zu, durch immer neue Schlupfwinkel und Irrgärten des geistlichen Rechtes, bis zuletzt gar kein Geld mehr da ist und der Advokat spricht: „Mein, Treu, du willst deine Sache versäumen.“ Da geht denn auch die Sache krumm. Der Arme schimpft und flucht auf alle Juristen, aber der geistliche Prokurator, wenn der sieht, daß wirklich gar nichts zu finden ist, thut den Armen noch schließlich in den Bann, wenn er ihm seine Sporteln nicht zahlt, und läßt ihn weder hinein noch heraus. „Wahrlich,“ so recapitulirt der Teufel, „ist das nicht ein grundfalscher Bursche? Der soll und muß mit mir in die Hölle.“

Wir meinen, dieses Nachtstück lege von ziemlich greller, aber durchaus wahrer Pinselführung genügendes Zeugniß ab. Daß uns nicht wohl dabei wird, ist gewiß, aber dem Schildernden war es auch nicht wohl dabei, denn es ist recht aus dem Herzen heraus geflossen und offenbart, wie schon bemerkt, drastischer als irgend etwas anderes den gerechten Grimm des Volks über die zu einer gemeinen Betrugsanstalt herabgesunkene geistliche Justiz und damit über die Kirche insgesammt, die diese Anstalt nicht bloß duldete,

sondern nach Kräften noch erweiterte, und immer mehr dafür Sorge trug, sie auf's Volk zu hetzen. — Erquicklicher, weil durchweg vom besten Humor und derbster, volksthümlicher Ironie durchwebt, sind die Bilder, die uns der Teufel von dem bürgerlichen Leben zeichnet, wo Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit ihren kleinen und großen Vortheilchen und Kunststückchen sich produciren.

Der Ergötzlichkeit halber mag der Teufel einmal mit seinen eigensten Worten uns von den Schneidern erzählen, die zu seinen besten Kunden gehören. Vers und Reim sind, wie schon bemerkt, rauh, derb, ja holpericht genug; warum sollte sich ein Versuch der Annäherung desselben an das heutige Verständniß bemühen, gerade diese Charakterzüge zu verwischen? Es wäre zwar leicht, glattere Verse zu machen, aber dem Teufel des fünfzehnten Jahrhunderts würden sie nicht wohl zu Munde stehen:

Schneidert einer ein ganz Gewand,
So stiehlt er eine halbe Elle zur Hand.
Wo er Mantel und Rock soll machen,
Da sorgt er wohl für seine Sachen,
Oder Hosen, oder Kappen,
Da stiehlt er stets einen Lappen.
Er kanns niemals lassen rein,
Er muß stehlen, sey's auch klein.
Sicher ist's eines Schneiders Kleid,
Wo einer bunte Farben treit,
Denn hier und dort wird gezückt,
Und alles das zusammgestückt,
Und draus gemacht ein neu Gewand
Von Schneiders Laster und seiner Schand,
Denn das sieht flugs jedermann,
Was gestohlen ist daran. —
Wer dreißig Jahr ist Meister oder Gesell,
Den hängt man billich ohn' Urtel,
Denn der hat mit dem Faden so viel erworben,
Daß es ihm ziemt am Strick gestorben.
Es sey groß oder klein,
So lassen sie nichts rein.
Man kann ihnen nicht wehren,
Doch stehlen sie Bletzen und Gehren,
Daß man es kaum inne wird,
Denn darnach steht ihre Begierd',
Unterzeug, Baumwoll' und Faden.
Keiner kommt ohne Schaden
Aus eines Kunden Hause,
Ohne Stehlen und ohne Mausen.
Das nehm' man nur an ihnen wahr:
Sie sind allweg bleich und mißfarb.
Das ist nicht von allzuviel Sitzen:
Nein, sie sorgen allweg und schwitzen,
Ob man ihrer Büberei werde innen,
Daß sie denn nicht könnten entrinnen,
Sondern am Stricke müßten erwürgen.

Wie immer, lautet aber auch hier der tröstliche Schluß: „Doch findet man auch hier noch manchen Biedermann, der solches bei Leibe nicht thut, den muß ich von dem Netze lassen." Das ist in verschiedenen Wendungen der stereotype Refrain und der Teufel zeigt sich hier wirklich von einer gutmüthigen Seite. Er verschmäht den Fang nicht, der sich ihm bietet: im Gegentheil, er treibt sein Handwerk so geschickt, wie er nur kann, aber er hat doch eigentlich Mitleid mit seinen armen Opfern und ist nicht unzufrieden, wenn ihrer nicht gar zu viel werden oder ihm eines einmal entgeht. Der ächte Teufel der kirchlichen Vorstellung konnte nicht so sprechen, außer in heimtückischem Sinne oder aus seiner unendlichen Lügenhaftigkeit heraus.

Aber dem volksmäßigen deutschen Teufel steht diese Rede und diese Gesinnung wohl an. Jene kalte, schneidende Erbarmungslosigkeit und abstracte Bösartigkeit des orientalischen Satans ist ihm fremd, wie sie dem deutschen Volksgemüth immer fremd und unbegreiflich bleiben mußte, zu seiner Ehre sey es gesagt. Der deutsche Teufel ist und bleibt immer eine menschliche Gestalt, der Schalk, wie er als geniale Reproduction der Lieblingsvorstellung des deutschen Volksgeistes in Mephisto für alle Zeiten wieder auferstanden ist, oder ein grober, brutaler Lümmel, wie ihn die Volkssage so tausendfach auftreten läßt. Immer aber hat er noch ein Körnchen menschliches Gemüth in sich. Es ist zuletzt immer der listige Alp, der verschlagene Zwerg, oder der schwerfällige und bösartige Riese, der aus der Umhüllung der schwarzen Haut, aus den Hörnern und Bocksfüßen hervorsieht. Zwerge und Riesen sind zwar Feinde des Menschen, eben weil sie Zwerge und Riesen sind, aber es giebt doch auch Situationen, in denen sie sich freundlich zu ihm nahen. Der christliche Teufel kann und darf das freilich nicht: der Mensch, der eine solche Nähe dulden wollte, würde ja eine Todsünde begehen. Aber doch läßt es sich das Volk nicht nehmen, den Teufel nicht für so ganz schwarz zu halten, als man ihn malt. Und so ist es auch hier, um den Schluß mit dem Anfang zusammenzufügen, nicht bloß eine Laune oder eine Fiktion des Mannes, der das Netz des Teufels erfand, wenn er ihn als Sittenprediger auftreten ließ. Die Ehre der Erfindung soll ihm nicht streitig gemacht werden, aber es ist ganz aus dem Geiste des Volkes heraus erfunden und dem Volke ohne weiteres verständlich.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

La Pommerais. — Ein Pariser Genrebild. — Wettrennen. — Medardus. — Erdbeeren als Heilmittel. — Die japanesischen Gesandten.

La Pommerais ist hingerichtet, und seitdem sich an dem mächtigen Gebäude, das sich mit seiner hohen, düstern Mauer fast ohne Fenster wie ein Grabmal erhebt, ohnweit des Kirchhofes Père la Chaise, die Pforte zum letztenmal geöffnet, durch welche der Delinquent zum Schaffote schreitet, sind bereits viele Tage verflossen, und dennoch spukt diese grausige Figur noch immer in den Blättern und im Gespräche. Der Abscheu, den dieser Giftmischer eingeflößt, hat ihn überlebt; sein Blut hat die öffentliche Meinung nicht versöhnt. Es werden jetzt Stimmen laut, die behaupten, er habe seine Kunst schon seit Jahren getrieben, nicht nur seine Schwiegermutter, sondern auch den Mann seiner Geliebten habe er auf diese Weise auf die Seite geschafft. Es läßt sich allerdings vermuthen, daß er nur durch das Gelingen ähnlicher Versuche zu dem kühnen Projekte aufgemuntert wurde, das ihm den Hals kostete. Im Innern des Menschen waltet die Nemesis und man braucht sie nicht auswärts zu suchen. Dupin, der Generalprokurator am Cassationshofe, fand sich veranlaßt, selbst das Wort zu führen, um das Gebäude von Paradoxen und Sophismen, das Meister Lachaud zum Schutze seines Clienten aufgeführt, mit dem Wetterstrahle seine Eloquenz niederzuschmettern. „Er ist von Adel, ein Gelehrter, ein Arzt, lauter gravirende Umstände; die Geschworenen haben ihre Pflicht gethan, indem sie das Schuldig über ihn aussprachen, ohne mildernde Umstände.“ Wie man nach diesem Requisitoir noch das Gerücht ausstreuen konnte, der Kaiser habe den Verbrecher begnadigt, ist unbegreiflich. Besonders merkwürdig in einer andern Beziehung ist der Schluß von Dupins Rede. Wir erfahren hier, daß die Lebensversicherungsanstalten gesetzwidrig sind, weil, nach dem römischen Rechte, die Bedingungen des Vertrags „sont pleines du plus dangereux avenir.“ Wird diese Kundgebung von Seiten des berühmten Rechtsgelehrten Folgen haben, oder wird sie unbeachtet vorübergehen? Hoffen wir das letztere, denn sonst hätten die Versicherten nichts eiligeres zu thun, als ihre eingeschossenen Kapitalien an sich zu ziehen, und die Gesellschaften müßten liquidiren.

Um solche finstere Vorstellungen zu verscheuchen, wollen wir der Tragödie ein ächtes Pariser Genrebild folgen lassen. Ein Mr. Jacquet lud in einer Anwandlung von Galanterie zwei Damen vom Demimonde zum Souper im Café Anglais. Er war nach dem neuesten Modejournal gekleidet, seine Begleiterinnen trugen blitzende Bracelets; es war freilich Chrysopal, aber bei Licht sieht man nicht immer richtig. Der junge Herr ließ auftragen, was die Garçons ihm anpriesen; die feinsten Weine floßen in Strömen, die Comptoirdame hatte kaum Zeit zu notiren, der Wirth schmunzelte, bis der fatale Moment kam, den die Franzosen le quart d'heure de Rabelais nennen. Mr. Jacquet suchte in seiner prachtvollen Weste; er fand bloß einen Zahnstocher; das Portemonnaie war abhanden gekommen. Die Addition belief sich auf 99 Fr. Der Wirth ließ Jacquet vor das Zuchtpolizeigericht laden, das ihn zu drei Tagen Gefängniß verurtheilte. Jacquet appellirt und wird vom Appellhofe gleichfalls verurtheilt. Jacquet legt Berufung an das Cassationsgericht ein; das Urtheil wird cassirt, der Proceß wird an das Gericht in Orleans gewiesen, welches Jacquet freispricht. Somit war der Wirth um 99 Fr. geprellt, hatte die Kosten von vier Processen ausgelegt und muß seinen Schuldner frei ausgehen lassen. Das Gericht zu Orleans entschied: die Handlung des Jacquet verdiene zwar strenge Rüge, doch gehen ihr alle Bedingungen ab, welche den Begriff der Escroquerie bilden. Dieser richterliche Spruch hat einen panischen Schrecken unter den Restaurateurs verbreitet; wem können sie in Zukunft trauen in dieser perfiden Weltstadt, wo „rien ne ressemble plus à un honnête homme qu'un coquin?“

Sind Sie ein Sportsman? schwerlich; meine Wenigkeit ist es auch nicht, aber es wird schon noch kommen. Das Wettrennen ist eine Monomanie geworden, die als ansteckende Krankheit grassirt. Schon weiß ich, was man turf nennt, und was ein handicap ist und performant und ein entraineur, und könnte Ihnen sagen, wie schwer der Jockey wiegen darf bei Vollblutpferden, bei Stuten und Fohlen. La fille de l'air und Vermouth sind die Celebritäten des Tages: beide haben die englischen Renner besiegt. Vive la France! Vive l'Empereur! Man sieht die Bildnisse der Sieger an den Schaufenstern der Bilderhändler neben den Pianisten und Sängern. Das Journal le Sport beschreibt sie der Länge und Breite nach, und gibt genau die Verhältnisse ihrer Glieder an, vom Kopf bis zum Schweif. Anläßlich dieser merkwürdigen Ereignisse auf dem französischen Turf ist eine Notiz über die Stammhalter — bald hätte ich gesagt Ahnen — der drei berühmtesten Pferdefamilien in England veröffentlicht worden, die manches Interessante enthält. Diese drei einst

weltberühmten Heroen des Turfs hießen: King Herod, geboren 1758; unter seinen Voreltern wird der Großtürk genannt, den der Herzog von Berwick unter Jakob II. nach England brachte. Von Herod stammen 397 Renner ab. Der zweite, Eclipse, erblickte das Licht der Welt den 5. April 1764, während einer Sonnenfinsterniß, erschien zum erstenmale zu Epsom 1769, wo er eine Strecke von 6440 Meter, über 1½ Lieues, in 6 Minuten zurücklegte. Nie konnte ein Pferd nur bis auf 150 Fuß gleichen Schritt mit ihm halten. Seine Ueberlegenheit brachte die Sportsmen zur Verzweiflung, so daß sie ihm zuletzt mit dem Tode drohten. Nach anderthalb Jahren mußte der Besitzer dem Wettrennen entsagen; während dieser Zeit hatte das edle Thier ihm über 600,000 Fr. eingetragen. Eclipse zeugte 334 Pferde, womit die Besitzer über vier Millionen gewannen. Lord Grosvenor bot dem Besitzer des Eclipse, Kapitän Okelly, 300,000 Fr. dafür, die dieser ausschlug. Eclipse starb im 23sten Jahre; bei der Section fand sich, daß sein Herz zwölf Pfund wog; die Knochen hatten die Härte des Stahls. Endlich Matchin wurde geboren 1758, zeugte 354 Renner und starb 33 Jahre alt. Die Franzosen hoffen, daß Vermouth und La fille de l'air eine nicht minder glänzende Nachkommenschaft hinterlassen werden. Nach dem glänzenden Siege Vermouths wurden Schickler für the Nabob, den Vater des Siegers, 100,000 Fr. angeboten und ausgeschlagen.

Zu Medardus hat es geregnet, und seitdem regnet es regelmäßig, wenigstens einige Stunden des Tages. England hat seinen besondern Medardus; er heißt der heilige Swithsin, und war Bischof von Winchester. Er starb 1062 und wurde auf dem Gottesacker seiner Kirche begraben. Als er heilig gesprochen war, trug man die Reliquien in die Gruft der Kirche, und dabei regnete es den ganzen Tag und noch vierzig Tage nachher. Seitdem ist Swithsin der Schrecken der Volksklassen in England. Zum Glück ist der Regen warm, die Sonne scheint dazwischen, und Alles gedeiht trefflich. Die Hallen wissen nicht, wohin mit den Kirschen und Erdbeeren, welche aus nah und fern uns die Eisenbahnen senden; aus der einzigen Stadt Angoulême kamen neulich 10,000 Kilogr. (20,000 Pfund) Kirschen hier an. Die Erdbeeren kommen allmählig auch als Heilmittel hier sehr in Aufnahme; der fortgesetzte Genuß dieser herrlichen Frucht soll erstaunliche Veränderungen im menschlichen Organismus hervorbringen. Der Bericht, den ein hiesiger Apotheker, Sanquet, der Société des sciences physiques erstattet hat, behauptet, der Genuß der Erdbeeren befreie von der Gicht. Linné hat die Heilkraft der Erdbeeren an sich selbst erprobt. Im Sommer 1750 war er mit dem Podagra behaftet, das ihm die heftigsten Schmerzen verursachte und ihn an seinen Arbeiten hinderte; da wurden ihm Erdbeeren gebracht, von denen er eine bedeutende Quantität zu sich nahm. Hierauf schlief er ruhig die ganze Nacht, konnte am andern Morgen aufstehen und seinen Studien obliegen, wie zuvor. Die folgenden Jahre stellte sich die Krankheit wieder ein; der Anfall wurde aber immer gelinder, und das Uebel verschwand endlich ganz. Van Swieten sagt, Tobsüchtige (maniaques) seyen durch den Gebrauch der Erdbeerenkur von ihrem Uebel befreit worden. Endlich führen Hoffmann, Schulze, Galibert Fälle an, wo Schwindsüchtige durch den Genuß dieser Frucht ihre Gesundheit wieder erlangten. — Als Beispiel der kräftigen Vegetation, die sich bei dem fortgesetzten Regen entwickelt, führe ich einen Rosenstock im botanischen Garten des Luxembourg an; er hat eine Höhe von sechs Fuß erreicht, hat achtzehn Fuß im Umkreise und trägt an 10,000 Knospen und Blumen.

Die japanesischen Gesandten werden uns in einigen Tagen verlassen. Nächstens besuchen sie das Telegraphenbureau im Ministerium des Innern. Man hat Maßregeln getroffen, damit sie von dort aus mit mehreren Städten Frankreichs in ihrer Muttersprache correspondiren können. Dieser Tage haben sie bei Madame Leon Roche, der Gemahlin des französischen Gesandten in Jeddo, einen Besuch abgestattet. Der erste Gesandte drückte, mit ächt französischer Galanterie, gegen diese Dame das Bedauern seines Hofes aus, daß sie ihrem Gemahle nicht habe nach der Residenz Jeddo folgen können. Unter den gebotenen Erfrischungen mundete ihnen vorzüglich der Champagner. Sie haben sich überhaupt mit den französischen Sitten sehr leicht befreundet und sich nach der neuesten Pariser Mode Kleider machen lassen. Der Aufenthalt in der heitern Weltstadt sagt ihnen sehr zu und sie verlassen Paris sehr ungern. Ihre Rückreise geht über London, das Haag, Bern, Petersburg, Berlin, Lissabon und Washington; von letzterer Stadt reisen sie direkt nach Jeddo.

Am 6. Juli feierte das Théâtre français das 258ste Jahresgedächtniß der Geburt des „großen“ Corneille, wie ihn die Franzosen nennen. Bei dieser Gelegenheit wurde eine seine weniger bekannten Tragödien, Heraclius, aufgeführt, nebst Fourniers „Corneille à la butte des moulins,“ ein Gelegenheitsstück, das sich auf dem Repertoire erhalten hat.

München, Juni.

Politische Hoffnungen und Wendungen. — Zeit- und Gelegenheitspoesie. — Romane und Novellen. — Wissenschaftliche Arbeiten. — Nationaldenkmal. — Königsbilder. — Kaulbachs Goethegalerie und Prellers Odysseelandschaften. — Kupferstich. — Zeichnungen und Gemälde.

Wenn es zu Anfang des Winters den Anschein hatte, als wolle sich München zu seiner Bedeutung für Wissenschaft und Kunst auch noch den Rang einer Metropole für deutsche Politik erringen, und hiezu unstreitig nicht bloß durch seine Machtverhältnisse unter den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, sondern auch durch die großherzige Gesinnung seines Königs und die begeisterte Stimmung seiner Bevölkerung berufen war, so liegen jetzt um die Zeit der Sommersonnenwende in Folge des allzu correcten und decenten Standpunktes, den die eigentlichen Regierungspraktiker innezuhalten für gut befanden, und noch mehr in Folge des schweren Verlustes, den Bayern und mit ihm ganz Deutschland zu beklagen hatte, jene Aussichten eben so weit hinter uns wie der Winter, und wenn Ihnen ein Correspondent über das hiesige Leben und Weben zu berichten wünscht, wird er sich vorzugsweise auf Thatsachen von literarischem und künstlerischem Interesse beschränken müssen.

Ganz ohne Einfluß sind allerdings die politischen Erregungen und Bewegungen auch auf die Thätigkeit der Musen nicht geblieben; namentlich machte sich in der lyrischen Poesie zur Zeit, als die Wogen der Wünsche und Hoffnungen am höchsten gingen, ein entschieden kriegerischer Geist geltend. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht die verschiedenen Zeitungen und Tageblätter irgend einen Erguß der Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins, einen Aufruf zu raschem und thatkräftigem Handeln oder ein Spottlied auf die Zögernden und Zagenden gebracht hätten; außerdem erschienen auch selbstständige Sammlungen und Brochüren, und wenn es natürlich war, daß in diesem kriegerischen Chor vorzugsweise die Stimmen unserer nambaften Dichter, wie Geibel, Bodenstedt, Lingg, Frh. v. Schack, Grose, O. v. Redwitz u. s. w. dominirten, so erzwangen sich daneben doch auch manche jüngere Kräfte durch Gesinnung oder Talent Gehör; so u. A. Friedrich Hermann Frey, der, wie er schon früher bei festlichen Gelegenheiten als angehender deutscher Tyrtäus aufgetreten, z. B. das fünfzigjährige Jubiläum der Schlacht bei Leipzig durch eine „den Manen der in den Freiheitskämpfen Gefallenen" geweihte epische Dichtung (im Verlag von Fleischmann erschienen) gefeiert hatte, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit und Ausdauer auch der neuesten patriotischen Bewegung seine poetischen Kräfte widmete und hiebei eine immer erfreulichere Klärung und Kräftigung seines anfangs mit dem Wollen nicht stets im Einklang befindlichen Talents bekundete. Bezüglich Geibels wird es den Verehrern seiner Poesie von Interesse seyn zu hören, daß er für viele seiner neuesten Dichtungen politischen und ethischen Inhalts statt des Reims die Form antiker Oden gewählt und mit gleicher Meisterschaft gehandhabt hat. Lingg hat neben mannigfachen lyrischen Gaben auch eine neue dramatische Dichtung vollendet, welche die Geschichte des Catilina behandelt. Sie ist bereits im Druck erschienen.

Nicht minder theilnehmend zeigte sich die hiesige Poesie dem das ganze Land in tiefe Trauer versetzenden Hinscheiden des allgeliebten Königs Max gegenüber. Allbekannte und namenlose, einheimische und fremde, berufene und unberufene Dichter fühlten sich gleicherweise getrieben, am Grabe des Verewigten irgend eine größere oder kleinere Elegie niederzulegen, und den meisten fühlte man es an, daß sie dabei nicht bloß dem Gebote der Sitte, sondern dem innersten Herzensbedürfniß gefolgt waren. Naturgemäß schloßen sich diesen Ergüssen des Schmerzes auch Regungen der Hoffnung an, und wie das „le roi est mort!" erfuhr auch das „vive le roi!" seine poetische Verherrlichung, die an der zwar noch unerprobten, aber auch ungefälschten, lauteren und sittenreinen Natur des jugendlichen Königs und der offenen, freien, Gemüth und Thatkraft versprechenden Haltung seines Aeußern wohlbegründete Anknüpfungspunkte fand.

Eine weitere Gelegenheit zu einer außergewöhnlichen Entfaltung ihrer Schwingen erhielt die hiesige Poesie im Shakespeare-Jubiläum. Auch dem Könige der Dichter versagte die Mehrzahl der Münchner Poeten — trotz der augenblicklichen Verstimmung gegen England — ihre besondere Huldigung nicht; außerdem ward er auch durch einige mehr esoterische, als exoterische Feste gefeiert; so namentlich von der Gesellschaft der „Zwanglosen," wobei besonders Ernst Förster, Melchior Meyr und Lichtenstein seine poetische Apotheose vertraten, während Carriere in einem Vortrage überzeugend nachwies, daß in Shakespeare's Poesie vorzugsweise das germanische Element des englischen Volkscharakters und überhaupt die kennzeichnenden Eigenschaften germanischer Cultur und Weltanschauung vertreten seyen, und daß er daher auch von Anbeginn unter den Nationen germanischen Stammes weit gründlicher und enthusiastischer erfaßt sey, als von den Völkern von vorherrschend celtischer oder romanischer Abkunft.

Neben diesen Productionen der Zeit- und Gelegenheitspoesie hat sich die poetische Thätigkeit der hiesigen

Dichter mit ganz entschiedener Vorliebe auf dem Gebiet der Roman- und Novellenliteratur bewegt. Durch eine fast ans Wunderbare gränzende Fruchtbarkeit zeichnet sich in dieser Beziehung Hermann Schmid aus, der durch seine altbayerischen Dorfgeschichten und historischen Romane schnell zu einem beliebten Erzähler geworden ist. Nach den größeren Romanen „Mein Eden" und „Der Kanzler von Tyrol" hat er im Laufe des Winters unter dem Titel: „Almenrausch und Edelweiß" eine selbstständig erschienene „Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge" veröffentlicht; außerdem ist er seit Neujahr unausgesetzt als Redacteur und Mitarbeiter an einer novellistischen, von ihm gegründeten Zeitschrift: „Der Heimgarten" thätig, und bei alledem gewinnt er noch Zeit, für andere Organe größere und kleinere Arbeiten zu liefern, so insbesondere für Otto Janke's „deutsche Romanzeitung," welche noch in ihrem ersten Jahrgange zwei mehrbändige Erzählungen: „Im Morgenroth" und „Friedel und Oswald" von ihm bringen wird.

Außer ihm betheiligten sich als Mitarbeiter an eben dieser Romanzeitung unter den hiesigen Autoren noch Paul Heyse, Bodenstedt und Zeising. Der Erstere hat für dieselbe bereits eine Novelle: „Der Weinhüter von Meran" geliefert, welcher die Nachwehen weltlicher Sünden schildert, welche zuweilen unter dem Deckmantel geistlicher Heiligkeit begangen werden. Bodenstedt hat derselben einen dreibändigen Roman: „Deutsche Wandlungen" zugesagt, Zeising arbeitet gegenwärtig für sie an einem zweibändigen Roman, welcher den Titel „Kunst und Gunst" führen und die Conflicte des ächten Künstlers mit den dem Faiseur, Schmeichler und Weltmann günstigeren Lebensverhältnissen behandeln wird. Inzwischen hat Zeising mit dem Erscheinen seines bereits in Ihrem Blatt näher besprochenen Zeitromans „Hausse und Baisse" eine zumeist im bayerischen Hochlande spielende Novelle „Joppe und Crinoline" vollendet, welche zunächst im Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland" abgedruckt ist und eben jetzt bereits (nach Verständigung mit dieser) in der „Rheinischen Zeitung" eine Reproduction erfährt.

Auch Melchior Meyr ist seit der Veröffentlichung seiner „Novellen" und seiner „Emilia" sehr fleißig gewesen. Außer einem Schauspiel: „Die beste Politik," hat er zwei neue Novellen geschrieben, eine kürzere „Zwei Freier" und eine längere: „Ewige Liebe," welche sich mit dem ernsten Thema der Unsterblichkeitsfrage beschäftigt. Von Julius Grosse ist vor Kurzem der dritte Band seiner „gesammelten Novellen" erschienen. Er enthält u. A. ein sehr interessantes Culturbild aus dem Reformationszeitalter, welches den Weltuntergangspropheten Stiefel zum Haupthelden hat. Außerdem hat er theils durch sein Blatt, theils in befreundeten Kreisen Proben aus zwei epischen Dichtungen mitgetheilt, von denen die eine im Hochgebirge spielt und den Titel „Gundel vom Königssee" führt, während die andere einen orientalischen Stoff aus den Zeiten Harun Al Raschids behandelt. Von Franz Trautmann wird eine humoristische Nachbildung der „Göttlichen Komödie" mit Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse in Aussicht gestellt.

Auf dem wissenschaftlichen Gebiet von allgemeinem Interesse haben in neuerer Zeit besonders Liebigs Aufsätze gegen Baco in der „Allgemeinen Zeitung" Sensation gemacht. Wird hier mit eben so vieler Berechtigung als Schärfe für die Naturwissenschaften die Erfahrung als die allein stichhaltige Wissensquelle in Anspruch genommen, so fordert dagegen Huber in seiner Schrift über die „Idee der Unsterblichkeit" mit nicht geringerer Berechtigung für die Philosophie und insbesondere für die Erörterung metaphysischer und religiöser Fragen die volle Freiheit des reinen, sich lediglich auf seine eigenen Gesetze stützenden Denkens und gesteht das Recht der Entscheidung allein der in den ethischen und ästhetischen, logischen und religiösen Grundbegriffen sich offenbarenden Vernunft zu. Auf einem noch mehr positiv-kirchlichen und theologischen Standpunkte steht eine kürzlich hier erschienene Schrift: „Renan und das Wunder," ein Beitrag zur christlichen Apologetik von M. Deutinger. Nicht Alles, was darin verfochten wird, ist von der Art, daß es von der freien Wissenschaft, unter deren Panier der Verfasser kämpft, acceptirt werden könnte; im Ganzen aber macht doch das Buch einen guten Eindruck, viele von den Vorstellungen des Materialismus, Empirismus und Skepticismus werden mit schlagenden Gründen als unhaltbare Vorurtheile aufgedeckt und mit nicht geringer dialektischer Gewandtheit weiß der Autor einige von den allgemein anerkannten Principien der Naturwissenschaft gegen den Unglauben der Naturwissenschaften ins Feld zu schicken. — Carriere arbeitet fleißig an seinem größeren Werke: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung," weiter. Der zweite Band, welcher „Hellas und Rom" umfassen wird, naht sich seiner Vollendung, so daß er wahrscheinlich noch vor Ablauf dieses Jahres wird erscheinen können. Als das erste Werk, welches die Geschichte der Kunst und Poesie im classischen Alterthum im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung der Religion, Sprache und Wissenschaft, namentlich der Philosophie behandelt und sich dabei mit geistiger Durchdringung auf die zuverlässigsten neuen Forschungen stützt, wird es sicherlich vom Belehrung suchenden Publikum ebenso willkommen geheißen werden, wie der sich mit dem orientalischen Alterthum beschäftigende erste Band. Auch Ernst Förster ist unermüdlich an der Weiterführung seiner großen deutschen Kunstgeschichte thätig und fährt daneben in der Veröffentlichung seiner „Vermischten Schriften" und populären kunstwissenschaftlichen und kunsthistorischen Arbeiten fort. Gleichzeitig ist er beschäftigt, allgemein interessante Erfahrungen aus seinem bewegten Leben zu charakteristischen Zeit- und Sittenbildern zu verarbeiten, von denen ein Reiseerlebniß in Tirol aus den Zeiten der Demagogenriecherei bereits erschienen ist.

Nicht in demselben Maaße productiv hat sich seit der vorjährigen Kunstausstellung die hiesige Kunst bewiesen; wenigstens befindet sich unter dem, was durch die Aus-

stellungen des Kunstvereins zur Oeffentlichkeit gelangt ist, nicht allzuviel, was durch Neuheit oder Bedeutung das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nähme. Auch für ihre Thätigkeit hat sich der Thronwechsel in mehrfacher Beziehung als maßgebend erwiesen. Die von ganz Bayern mit Begeisterung erfaßte Idee, dem hingeschiedenen Könige ein möglichst großartiges Nationaldenkmal zu errichten, hat selbstverständlich besonders anregend auf die Kunst gewirkt und schon mehrere Künstler zur Erfindung von Entwürfen begeistert. Uns sind davon bis jetzt zwei bekannt geworden, einer von dem schon mehrmals durch Preise gekrönten Architekten Ludwig Lange, der andere von dem durch seine sinnvollen Compositionen berühmten Maler Eugen Neureuther. In beiden documentirt sich das Bestreben, etwas zu liefern, was entschieden über den hergebrachten Charakter der hier schon in übergroßer Anzahl befindlichen Monumente hinausgeht. Lange bringt daher eine auf reich verziertem Piedestal sich erhebende Hochsäule mit dem Standbild des Königs in Vorschlag; Neureuther dagegen will das eigentliche, gleichfalls reich decorirte Monument mit einem prächtigen Brunnen, von wasserspeienden Schwänen und geschmackvollen Blumenanlagen umgeben, in Verbindung bringen. Nach den Zeichnungen zu urtheilen, würde das erstere einfacher, das zweite reicher und malerischer, aber auch beträchtlich kostspieliger seyn. Jedenfalls verdienen beide Entwürfe berücksichtigt zu werden. An eine Entscheidung für das eine oder andere ist natürlich vor der Hand noch gar nicht zu denken, zumal selbst darüber noch große Meinungsverschiedenheit herrscht, ob überhaupt das Denkmal ausschließlich ein Werk der Kunst oder daneben auch irgend eine wohlthätige Stiftung seyn müsse. — In noch ausgedehnterem Umfange hat sich die Kunst und Kunstindustrie mit der künstlerischen Reproduction des jungen Königs beschäftigt. Die Plastik und die Malerei, die Photographie und die Lithographie haben sich gleich sehr beeifert, dem bayerischen Volke seinen jugendlichen Monarchen in möglichst getreuen und lebendigen Büsten, Statuetten, Bildnissen ꝛc. vor Augen zu stellen. Unter den plastischen Arbeiten dieser Art verdient vor allen die sehr ähnliche, charakteristische und zugleich artistisch trefflich ausgeführte Büste von Zumbusch, unter den Bildnissen in Oel das von Fr. Dürk und das von Mohr, und unter den Vervielfältigungen die Photographie von Albert und eine danach gefertigte Lithographie hervorgehoben zu werden.

Unter den freien, für weite Kreise bestimmten Kunstschöpfungen nahmen vor allen die neuesten Blätter der Kaulbach'schen Goethegallerie („Alexis und Dora,“ „Friederike von Sesenheim,“ „Heideröslein“ und „Goethe in Weimar“) aus dem photographischen Atelier von Albert und die von derselben photographischen Anstalt hergestellten Vervielfältigungen der berühmten Preller'schen Odysseelandschaften das allgemeine Interesse in Anspruch. Ueber die Compositionen als solche sagen wir hier nichts; es sind anerkanntermaßen Arbeiten, in denen sich Werk und Meister gegenseitig loben. Wir machen daher hier nur auf die ausgezeichnete Reproduction, welche sie durch die fort und fort in Vervollkommnung begriffene, ächt künstlerische Technik Alberts erfahren haben, aufmerksam und betonen dieß mit besonderem Nachdruck bezüglich der Preller'schen Landschaften, weil das Erscheinen derselben im Kunsthandel eben jetzt erst beginnt, und weil wir wissen, wie groß die Anzahl der Kunstfreunde ist, welche diese von classischem Geist durchhauchten Compositionen verehren und längst gewünscht haben werden, sich mehr als bloße Erinnerungseindrücke von denselben verschaffen zu können.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, auch eines so eben erschienenen trefflichen Kupferstichs von Merz zu gedenken, durch welchen ein vorzügliches historisches Gemälde von Boßhardt dem kunstliebenden Publikum zugänglich gemacht wird. Boßhardt ist ein Schweizer und ist schon seit Jahren damit beschäftigt, denkwürdige Akte seiner vaterländischen Geschichte durch Oelgemälde zu verherrlichen, wobei er in glücklicher Weise den Gesetzen des historischen Styls und den realistischen Anforderungen der Neuzeit gleich gerecht zu werden weiß. Das jetzt durch Merz vervielfältigte Bild gehört unstreitig zu seinen besten und wirksamsten Compositionen. Es vergegenwärtigt uns einen Vorgang aus den schweizerischen Reformationskriegen, indem es uns zeigt, wie der Bürgermeister Wengi von Solothurn vor die gegen die Reformirten gerichtete Kanone tritt und durch diesen Heldenmuth den Fanatismus beider Parteien beschwört. Die Zeichnung der Figuren, die Anlage der Gruppen, die Haltung des Hintergrundes — Alles ist ungemein lebendig und malerisch, und der Kupferstich gibt die Vorzüge des Originals mit derjenigen Meisterschaft wieder, die man von den Arbeiten Merz's gewohnt ist. Bemerkt zu werden verdient noch, daß Merz hier seine Virtuosität zum erstenmal auch in derjenigen Kupferstichmanier bewährt hat, welche sich nicht mit bloßen Andeutungen von Licht und Schatten begnügt, sondern so vollkommen wie möglich die Farbeneffekte wiederzugeben sucht. Dem Colorit und der Form ist hier in gleichem Grade Gerechtigkeit widerfahren.

Als ungewöhnlich anmuthige und von poetischem Hauch durchdrungene Compositionen, welche ebenfalls zur Vervielfältigung bestimmt zu seyn scheinen, sind die in schwarzer Kreide ausgeführten „Illustrationen deutscher Volks- und Lieblingslieder“ von Pixis zu nennen. Der Künstler offenbart darin eine seltene Fülle und Sinnigkeit der Phantasie, und weiß außer den Figuren namentlich auch den landschaftlichen Hintergrund und Vorgrund stets sehr reich und charakteristisch auszustatten. Zuweilen thut er darin fast zu viel und wendet mehr Mittel an, als der Einfachheit des Gedichts entsprechend ist; inzwischen ist er selbst bemüht, sich in dieser Beziehung immer mehr zügeln und das Einfache immer einfacher darzustellen. Seine jüngste Illustration zu Uhlands „gefährlicher Nachbarschaft“ gehört in diesem Betracht zu den vorzüglichsten der bisher von ihm gelieferten Blätter. — Von beachtenswerthem

Talent für Erfindung und wirksame Composition auf dem Gebiet der Genremalerei zeugte auch eine Anzahl von fünf Blättern, welche unter dem Titel: „Je näher am Ziel, je näher am Grab," einen förmlichen „Zeitroman" darstellten. Der Künstler, M. Adamo, behandelt darin die verschiedenen Stadien im Lebenslauf eines ruinirten Pächters, der sich durch allerhand Künste zum Minister emporschwindelt und auf dem Gipfel seines Glücks in die fatale Lage geräth, sich selbst erschießen zu müssen. Die Zeichnung des Künstlers zeugt von scharfer Beobachtung und humoristischer Auffassung; aber der Correctheit leistet sie nicht überall Genüge.

Auf dem Felde der Oelmalerei dominirt schon seit lange die Landschaftsmalerei. Unter den zahllosen Arbeiten dieser Art gibt es nicht wenige, die durch Vorzüglichkeit der Auffassung und Technik einen bedeutenden Eindruck machen würden, wenn es eben nicht zu viel des Guten gäbe. Sich auszuzeichnen wird von Jahr zu Jahr schwerer, und daher erklärt es sich, daß man, um dieß dennoch zu erreichen, selbst auf unnatürliche Mittel sinnt, z. B. neue Bilder so zu malen, daß sie von vornherein wie alte, berühmte aussehen. Einzelne haben darin Bewunderungswürdiges geleistet und von ihnen ließ man es sich gern gefallen, ohne zu fragen, wie ihre Bilder dereinst im Alter aussehen würden. Jetzt, wo diese Manier förmlich Mode zu werden beginnt, muß man dagegen Protest erheben. — Im Genre herrscht augenblicklich Ebbe. Zu dem besten, was wir in jüngster Zeit gesehen haben, gehören einige Bilder von Seitz, Dürk, Carl Fries und Raupp. Mehr Frische der Produktion zeigt sich auf dem Gebiet der Thiermalerei. Jutz's „Hühnerhof" und Benno Adams „Eselstall" verdienen als Zeugnisse einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe und Laune eine ehrenvolle Hervorhebung. — Was im Fach der Historienmalerei geschieht, entzieht sich mehr oder minder der Oeffentlichkeit. Unter dem, was uns davon zu Gesicht gekommen, ist uns als eine der in der Anlage großartigsten Compositionen die Darstellung der Länderverthellungsscene im „König Lear" von Heckel erschienen. Der Künstler bekundet darin — besonders bei der Zeichnung und Gruppirung schöner Frauengestalten — einen kühnen Wurf, wie man ihn heutzutage nicht eben häufig findet. Ueber die Ausführung in Farben läßt sich bis jetzt noch kein endgültiges Urtheil fällen.

—s—

Aus dem Canton Bern, Juni.

Eine Alpenwanderung zu Winterszeit.

Wer aus der engen Schlucht, die die Lütschine durchfließt, von Zweilütschinen herabkommend, heraustritt in den lieblichen Thalboden von Interlaken, dem stellt sich in breiten, ungegliederten Massen ein langer, waldiger Gebirgszug dar, dessen Besteigung vermöge seiner äußerst günstigen Lage dem Naturfreund eine der herrlichsten Rundsichten darbietet, die in dem schweizerischen Alpengebirge sich finden. Dieses Gebirge ist freilich etwas schwer ersteigbar. Es trägt auf der westwärts abfallenden Seite den Namen Harder.

An einem schönen Januarmorgen dieses Jahres unternahm der Schreiber dieser Zeilen eine kleine Wanderung nach dem steilen, jedoch von Schnee entblößten Gehängen dieses Berges. Nachdem er schon mehrmals zur Sommerszeit die gepriesenen Gegenden des Berner Oberlandes durchwandert und dabei Geist und Herz erfrischt hatte, gelüstete es ihn, die bekannten Berge und Seen auch einmal mit ihrem winterlichen Kleide angethan zu betrachten.

Bei Tagesanbruch verließ ich das gewerbsame Interlaken und verfolgte die Straße nach Brienz, von dem Seewinde, der vom Brienzer See her das Land durchzog, etwas frisch angeweht. Dem Fuße des Harders folgend, gelangte ich, von der menschenähnlichen Felsenconfiguration des Hardermannlis mit starrem Blicke begleitet, nach dem Dorfe Goldswyl. Dieses Hardermannli ist ein ungeheurer Felsen am Harder, dessen oberer Theil ein rohes, mürrisch aussehendes Mannsgesicht darstellt, dessen unterer in ein verstümmeltes Bein auszulaufen scheint und Anlaß zu vielen schauerlichen Volkssagen geworden ist. Noch ein halbes Stündchen weiter an dem düstern Goldswyler See vorbei, und das Steigen fängt an. Ich versah mich bei dem Wirthe zu Ringgenberg mit einem starken Alpenstocke, dessen Stift nicht von allzugroßer Länge, aber ganz von Stahl war, was mich in Erreichung meines Zieles nicht wenig förderte. Der Harder nimmt etwas weiter oben, d. h. in seiner weitern nordöstlichen Erstreckung den Namen des Rieder- und Brienzergrates an, von den gleichnamigen, an dessen Fuße gelegenen Dörfern. Obschon nun der ganze, aus Spatangenkalk bestehende Gebirgszug in seiner ganzen Erstreckung, vom Brünigpaß bis Interlaken in der Entfernung gesehen, wenig, ja fast gar keine Gliederung zeigt, außer etwa in den verschiedenen Formen der wenig über das Niveau des Grates sich erhebenden Bergspitzen, so bietet er doch, aus der Nähe besehen, sehr unregelmäßig gewellte, zerschrundete, durch Lawinenzüge, Felsstürze &c. sehr zerrissene Gehänge dar, die dem Wanderer auf den schlechten Pfaden nicht wenige Schwierigkeiten verursachen. Bald wurde der Weg durch Nässe, weiter nach oben durch Hervorstehen des anstehenden Felsens schlüpfrig, und es bedurfte eines kräftigen Anstemmens mit dem Stocke, um auf dem

schmalen Pfade nicht auszugleiten. Bei vorkommenden Schnee- und Eispartien gewann ich denselben die obere Seite ab, um sicherer zu gehen, der Weg wurde aber nach und nach so steil, daß die Reise nicht ohne einige unwillkürliche Rutschpartien ablief, die jedoch ohne Unfall vorüber gingen.

Oberhalb eines Wäldchens, in dem ein Sturm viele Stämme umgeworfen hatte, an einer der freiesten Stellen des Weges machte ich Halt. Es gibt Landschaften, die, aus der richtigen Entfernung betrachtet, einen wundervollen Reiz auf das Auge ausüben; erblickt man sie aus noch größerer Weite, so büßen sie schon ein Bedeutendes an Schönheit ein, da man nun ihre einzelnen Theile zu wenig unterscheiden kann. Einen solchen richtigen perspektivischen Standpunkt glaubte ich nun in demjenigen Orte, wo ich Halt machte, etwa in halber Höhe des Berges, in Bezug auf die nähere, unter mir liegende Gegend gefunden zu haben.

Es war Vormittags zehn Uhr. Die Sonne goß ihre Strahlen reichlich aus über die Landschaft, und die blaue Fläche des Brienzer Sees erglänzte in nie geahnter Intensität. In einiger Entfernung vom rechten Ufer desselben schwamm eine ungeheure Eisscholle, die sich oben aus den Buchten bei Brienz losgerissen haben mußte, und nun langsam dem Auslaufe des Sees zuschwamm. Die graue Farbe des Eises contrastirte seltsam mit der blauen des Sees. Die tiefblaue Farbe des Brienzer Sees ist theils Wirkung der ihn umgebenden steilen und bewaldeten Bergzüge, theils aber auch der großen Tiefe, die an mehreren Orten unter das Niveau des Meeres hinabreicht. Bei Oberried, also ungefähr in der Mitte seiner Längenausdehnung, hat er eine Tiefe von 2100 Fuß.

Ein liebliches Bild boten die zwei am Morgen durchwanderten Dörfchen. In anmuthigen Windungen zieht sich die Straße durch Ackerland nach Goldswyl hinauf, wo der kegelförmige Kirchthurmhügel mit dem verfallenen Kirchengebäude meine Blicke anzog. Die weithin sichtbare Ruine bezeugt noch, daß Kirchthürme auf dem Lande im Mittelalter meist in einem edleren Style gebaut wurden, als unsere utilitarische Zeit es zuläßt; unter den Kirchthürmen des protestantischen Cantons Bern, die seit hundert Jahren gebaut wurden, können die allerwenigsten Anspruch auf Geschmack machen. Dieser wegen schöner Aussicht berühmte Hügel hat einen Rivalen an dem weniger bekannten „Burghubel," hart am Brienzer See, der fast eben so hoch ist. Zwischen beiden, unten an der Aare, liegen die Goldswyler Steinbrüche, zur Liasformation gehörig, in denen sich nur selten Versteinerungen vorfinden. Wegen Abwesenheit von Leitmuscheln hat man sie auch andern Formationen zuschreiben wollen. Die dort gebrochenen Platten sind von blauer Farbe und von großer Haltbarkeit; es finden sich darin häufig faustgroße Ansammlungen von Erdöl.

Auf dem nahen Goldswyler See, dessen gefrorene Fläche die düstere Umgebung desselben reflektirt, entrollte sich einst ein Stück Berner Geschichte, und zwar ein Beispiel mittelalterlicher Lynchjustiz. Der letzte Freiherr vom nahen Ringgenberg ward auf demselben, als er mit Fischfang beschäftigt war, vom aufrührerischen Volke gefangen und um seiner Bedrückung willen nach Obwalden geführt, wo er Urfehde schwor, das Land nie mehr zu betreten. Von meinem Standpunkte aus konnte ich tief in das dunkle Viereck seines ehemaligen Schloßraums hinunter sehen, während ich, etwas weiter oben, noch deutlich die Mauern des alten Stammschlosses entdeckte.

Ich setzte meinen Weg fort und sah die Centralkette der Berner Alpen sich allmählig über die vorliegenden Kalkketten, die eine mittlere Höhe von 7000 Fuß erreichen, erheben. Plötzlich wurde das Ansteigen so steil, daß der Stock nicht mehr genügte, sondern ich mich auf dem gefrorenen, schneelosen Boden an Grasbüscheln, jungen Tannen, Haselstauden und Steinen festhalten und heraufziehen mußte. Von Weg war keine Rede mehr. Der Harder ist in seiner ganzen Erstreckung in der Nähe des Kammes, oder, wie die Schweizer sagen, des Grates, so steil, daß schon häufig Menschen und Vieh zu Tode gefallen sind. Indeß winkte mir das nahe Ziel. Noch ein paar verzweifelte Anstrengungen, und ich war oben.

Welch merkwürdiges Schauspiel bot sich mir dar! Die Gegend vor mir, d. h. das Habkernthal, war noch tief in das winterliche Schneekleid gehüllt, während das Thal hinter mir, so wie der eben erstiegene Bergabhang fast kein Flöckchen Schnee mehr trug. Der Kamm des Berges selbst aber war mit einer vier Fuß hohen, durch die Sonne schon erweichten Schicht Schnees bedeckt, in welche ich bei jedem Tritt bis an die Brust einsank. Ich mußte einige Schritte zurück, und mit Mühe gelang es endlich, auf der abschüssigen Halde einen Ruheplatz aufzufinden, wo ich wie ein Türke zusammengekauert meine mitgebrachten Vorräthe in Anspruch nahm. Zu meinen Füßen entdeckte ich schon einige blühende Pflanzen, die der warme Sonnenstrahl der letzten Tage hervorgelockt, den Günsel mit niedrigem Stengel und die himmelblaue Gentiane.

Soll ich nun die Rundsicht schildern, die sich von diesem erhabenen Standpunkt, etwa 3500 Fuß über dem Brienzer See, der selbst eine Höhe von 1736 Fuß über dem Meere hat, darbietet, so fiel mir vor allem der große Contrast zwischen Nord und Süd in die Augen. Die finstern, horizontal geschichteten Kalklager des Hohgants thronten im Norden feierlich über dem näheren beschneiten Habkernthale, dessen hausgroße Fündlingssteine in neuerer Zeit sowohl durch ihre Färbung, als durch ihre ungeheure Größe und Räthselhaftigkeit des Herkommens und ihrer jetzigen Lagerstätte die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen haben. Die malerisch zerstreuten schwarzen Hütten zwischen den dunkeln Bachrunsen und schreckhaften Lawinenzügen boten in dem durch zwei größere Bäche gegabelten Thale einen eigenthümlichen Anblick. Im Westen und Osten beschränkten mir die kühnen Formen des Gebirgskamms, auf dem ich stand, und der in seiner obersten

Höhe der Nummulitenformation auf eine Erstreckung von zwei Stunden angehört, den Blick ins Weite.

Die Südseite des Cykloramas erschloß mir alsdann sowohl die schreckhaft schönen als auch die milderen Seiten der innern Alpenwelt. Am Ostende des Brienzer Sees, der von hier aus in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar ist, erhebt sich das Brünighaupt, die Hasliberge und die Berge an der Unterwaldner Gränze, alle von einer mittleren Höhe von 5000 Fuß. Von den im Winter nur tropfenweise sich ergießenden, aber ungeheure Eiszapfen bildenden Giesbachfällen schwingt sich in malerischen Formen das Axalphorn empor und culminirt südwestlich in dem vielbesuchten, steil abgerissenen Faulhorngipfel, welcher seinerseits wieder die westlich gelegenen Felder des Sägisthalgrates beherrscht, deren vordere Abfälle, die Schränni genannt, mit ihren schmalen beschneiten Felsrändern scharf gegen die dem Winde und der Sonne ausgesetzten und daher schneelosen Zwischenräume abstechen.

Zwischen dieser Felswand und der Gruppe der Schwalmeren, die nördlich vom Thuner See begränzt wird, erhebt sich der mit ewigem Schnee bedeckte Kranz der Centralalpen, vom Wetterhorn bis zum Breithorn sichtbar. Nur die größere Schneefülle, mit der sie jetzt bedeckt sind, unterscheidet sie von ihrem sommerlichen Aussehen und läßt die Felspartien weniger hervortreten. In ihrer Mitte thront als Königin die Jungfrau, und zu ihrer Rechten steht als Hüter der altersgraue Mönch da, als granitene Marksteine der Bernischen Landschaft. Die zunächst folgenden Vorberge, die in den Schwalmeren culminiren (8400 Fuß), entsenden ein von hier aus ganz zu übersehendes Alpenthälchen nach Nordost, das weidereiche Saxetenthal, dessen wenige Einwohner sich im Hintergrunde des Thales angesiedelt haben. Das zerstörende Wasser, welches das Thal durchzieht, frißt sich häufig in den Boden ein und verursacht kleine Erdrutsche, die im Profil gesehen schwarzen Linien gleichen und dem Thale ein eigenthümliches Aussehen geben. Im Westen schließt die Gebirgskette des Niesens (mittlere Höhe 7500 Fuß), die sich in den blauen Fluthen des Thuner Sees wiederspiegelt, den Rahmen des Gemäldes, und in fernen schwachen Umrissen läßt sich noch die einförmige Kette des Jura im Nordwesten entdecken.

Die Winterlandschaften der schweizerischen Alpenwelt sind noch viel zu wenig bekannt, um allerseits ihre gehörige Würdigung gefunden zu haben. Es ist fürwahr ein überraschender Anblick, die beschneiten Flühe, Bachrunsen und Schluchten, die man sonst bloß im Mittelpunkte der Hochalpen zu suchen gewohnt war, unmittelbar ins Thal gerückt zu sehen. Es fehlt jetzt allerdings das belebende Grün der Weiden, das mit den felsdurchklüfteten Bergpartien einen so schönen Contrast bildet, dafür tritt aber an den Felsen eine jede, auch die kleinste Gliederung und Abstufung im Glanze der Sonne durch ein helles Schneeband hervor und hebt sich gegen den grauen Felsgrund ungemein scharf ab. Dieser Jahreszeit fehlt auch der Donner der Lawinen, die bei eintretender Sommerwärme und Thauwetter die Thäler mit mächtigem Rollen erfüllen; dafür hüllt sich aber die Natur in jenes feierliche Schweigen, in jene tiefe Ruhe, die für den geplagten und geschäftigen Menschen, der sich auf kurze Zeit dem Gewühle des Verkehrs hat entziehen können, immer etwas Wohlthuendes hat. Je nach der Tageszeit verändert sich auch die Färbung der Luft, und wenn sich die Sonne dem Untergang zuneigt und ihre Strahlen eine größere Schicht von atmosphärischen Dünsten durchdringen müssen, bevor sie die Erde erreichen, da sind auch die blau schimmernden Tinten ferner Berge von überraschender Wirkung, und wenn sie ins Violette hinüberspielen, so geben sie den berühmten Luftschattirungen italienischer Landschaften nichts nach. Namentlich die Riesenkette sah ich später mehrmals in dieser zauberhaften Lichtwirkung, besonders nach dem Untergange der Sonne.

Doch der Vordergrund zog immer wieder meine freudeberauschten Blicke auf sich. Die aus dem Lauterbrunnen- und Grindelwaldthal herausdringende Lütschine schlängelt sich in anmuthigen Mäandersprüngen durch den sorgfältig angebauten Thalgrund, vereinigt sich mit dem wilden Saxetenbach und fällt, nachdem sie sich unter drei Brücken hat durchschmiegen müssen, in den See, den sie fortwährend durch eine Menge Geschiebe zu versanden strebt. Die Aecker des Thalbodens bilden eine äußerst buntscheckige, schachbrettartige Musterkarte, die, mit Höfen, Dörfern, Baumgruppen und mittelalterlichen Ruinen ausgestattet und von dem Silberband des Aarstroms durchzogen, durch ihre Mannigfaltigkeit nicht den geringsten Theil der Annehmlichkeiten dieser schönen Gegend bilden. Langsam sehe ich ein Schiff seine Furchen durch die Wellen des Sees ziehen; es fährt nach der Mündung desselben in die Aare, nach Interlaken hinab, dessen stattliche Gasthofreihe gerade noch neben den steilen, waldigen Gehängen des Harders sichtbar ist. Doch ein letzter Blick der scheidenden Sonne, der die Gebirge und die Thäler vergoldet, und die zunehmende Kühle mahnen mich gebieterisch an die Rückkehr.

Das Herabsteigen war aber nichts Leichtes. Bald half mir der Stock nichts mehr; der nasse Boden war gegen Abend etwas gefroren und ließ häufiges Ausglitschen befürchten. Ich ließ mich also an den steilsten Stellen auf allen Vieren hinunter, das Gesicht gegen den Boden gekehrt und mit den Händen mich überall, wo ich konnte, anklammernd. Bald erreichte ich so die Spur eines Pfades und weiter unten den gebahnten Alpenweg, den ich zum Hinaufsteigen benutzt hatte, und gelangte so, mit einem neuen schönen, unvergeßlichen Alpenbilde bereichert, wieder nach Hause.

A. G.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 15. Juli 1864.

Theseus. — The best in this kind are but shadows, and the worst are no worse, if imagination amend them.
Hippolyta. — It must be your imagination then, and not theirs.
Theseus — If we imagine no worse of them, than they of themselves, thy may pass for excellent.

Shakespeare.

Transatlantische Plaudereien.

(Schluß.)

Bei Tisch saß ich neben dem Kapellmeister des Musikcorps, welches dem Commando zur Vertheidigung von Washington zugetheilt ist. Er und seine Künstler waren bereits auf dem Bahnhof, um nach einer andern Gegend zu fahren, als eine telegraphische Depesche vom Hauptquartier Alle zurückbeorderte und ihnen befahl, sich den Leitern der „Fair" zur Disposition zu stellen. Die Musik war aber bereits verpackt und fort, und der unglücklichste aller Kapellmeister war froh, als er — etwa eine Stunde vor Beginn der Vorstellung — von mir ungefähr hörte, was aufgeführt werden solle, um seine Musik darnach anzupassen. Der Kapellmeister war natürlich ein Deutscher, wie alle gute Musiker hier, und raufte sich, wenigstens im Geist, die Haare über die Barbarei der praktischen Amerikaner.

Die Vorstellung sollte um halb acht beginnen, und wir waren ersucht worden, um halb sieben Uhr auf der Bühne zu seyn. Als ich mit militärischer Pünktlichkeit erschien, war noch kein Mensch da, und ich hatte das Vergnügen, die Gaslichter anzuzünden, und Zeit, die Bühne und die sonstigen Einrichtungen zu betrachten. Ich detaillire meine Beschreibung, damit meine umständlichen Landsleute sich daran ein Muster nehmen können.

„Willards Hall" ist ein Gebäude, welches zu Willards Hotel gehört und mit diesem durch einen Gang verbunden ist. Am einen schmalen Ende führt eine Treppe zu einem Chor, wo gewöhnlich die Musik und die Zuschauer bei Bällen ihren Platz finden. Am andern Ende war auf Holzböcken die Bühne errichtet, welche etwa acht Schritte breit und sechs tief war. Die Räume rechts und links waren durch eine hohe Bretterwand vom Saale geschieden. In der Mitte über der Bühne prangte ein irgend woher geliehener vergoldeter Schild mit dem Wappen der Republik und rechts und links dienten zwei colossale Unionsflaggen theils als Verzierung, theils als Bekleidung der hölzernen Wirklichkeit. Die mit blauem Flor überspannte Bühne selbst sah aus wie ein großer „Portschinelle Kaste," wie sie in Frankfurt sagen, und war ganz ausgeschlagen mit schwarzem, unangenehm glänzenden Calico, der kürzlich dazu gedient hatte, den Schmerz der öffentlichen Gebäude über den Tod eines früheren Ministers oder Präsidenten auszudrücken. Die langen Streifen, welche früher die Marmorsäulen trauernd umwickelt hatten, waren nur mit Stecknadeln zusammengesteckt. Auf dem Boden lag ein abscheulicher, bunt gemusterter, alle künstlerische Wirkung todtschreiender Filzteppich. Ein

mit dem Bühnenende des Saals in Verbindung stehendes Zimmer des Hotels diente als Ankleidezimmer für die Damen. Für die Herren war der übrige Raum an der andern Seite der Bühne bestimmt, dessen Fußboden bald durch Tabaksbrühe und ausgesaugte Priemchen ungangbar und ekelhaft gemacht wurde. Mit Mühe verschaffte ich für dieses Loch einen Spiegel aus dem Hotel und kleidete mich in großer Eile an, so daß ich fertig war, ehe das Gros der Mitwirkenden kam. Es waren Beamte, Offiziere und andere anständige junge Leute, welche sich jedoch über die unanständige Lumperei der ganzen Veranstaltung nicht zu wundern schienen, eben so wenig wie über die schreiende Barbarei in der Anordnung der Bilder selbst. Sie hatten nichts Besseres gesehen, waren amerikanisches Behelfen gewohnt und ahnten nicht, daß Herren ihres Ranges in Europa bei solcher Gelegenheit ganz andere Ansprüche machen würden. Gleich nach sieben Uhr war der Saal so gedrängt voll von den ersten Männern und Frauen Washingtons, daß an der Kasse vergeblich zwanzig Dollars für zwei Billets geboten wurden.

Die schlafende Schönheit, ein reizendes Weibchen in prachtvollem Anzug und bedeckt mit Schmuck wie ein Heiligenschrein, übte sich im Schlafen und graciösem Erwachen; ich bewunderte aufrichtigst meine in einem prächtigen Phantasieanzug wirklich bezaubernd aussehende Hofdame, und der Prinz ging ungeduldig hin und her. Das Publikum gab ebenfalls Zeichen der Ungeduld von sich, denn die Zeit des Anfangs war schon um eine halbe Stunde überschritten und wir konnten nicht anfangen, denn es fehlte uns die Hauptsache. Der Hydrogasoxygen-Lichtmacher, ließ eben so auf sich warten, wie der, welcher den Deutschen ein Licht aufstecken soll, und der „Manager" — der Tausendkünstler aus Boston — hatte sich vor den Vorhang zu drücken und die Ursache der Verzögerung anzukündigen und deßhalb um Entschuldigung zu bitten.

Endlich war Alles in Ordnung. Der etwas schäbig aussehende König saß auf seinem Thron, neben ihm seine Königin, und neben dem Thron, rechts und links, zwei noch weit schäbiger costümirte Barone, wovon der eine glücklicherweise durch meine schöne Hofdame verdeckt wurde, die mit mir ganz vorn am Rand der Bühne stand. Uns beiden gegenüber lag, auf dem Sopha hingegossen, die reizende junge Prinzessin, beleuchtet vom strahlendsten Lichte. Hinter ihr stand als verzierende Statue ein schönes Mädchen, und in einer Ecke Lily Pourtales, gleichfalls als Statue, mit einem weißen, mit weißen Blumen gefüllten Korb auf dem Kopfe. Der Vorhang fing schon an in die Höhe zu gehen, als Mistreß Thomas Davis, die weibliche Direktorin, den Statuen, die ihr specielles Steckenpferd waren, die letzte Hand voll Mehl in's Gesicht warf.

Der Prinz wunderte sich angemessen und wir Alle erwachten sehr anständig, aber ich fürchte, nicht ganz zu gleicher Zeit, da der Prinz von Boston nicht die Courage hatte, die schlafende Schönheit auf den Mund zu küssen, sondern sich damit begnügte, mit seinen Lippen ihre Hand zu berühren, was den Zauber schwächte. Das Publikum zeigte sich merkwürdig genügsam, es applaudirte so laut, als es sich immer mit dem Anstand vertrug, und dieses erste Bild mußte dreimal wiederholt werden.

Diese freundliche Genügsamkeit und Nachsicht des Publikums wirkte sehr ermuthigend auf uns und überzeugte den Bostoner noch mehr, daß Alles ganz vortrefflich sey, was er angeordnet, und meine sanften Vorstellungen und schüchternen Vorschläge, das folgende Bild, „Judith und Holofernes," nicht ganz so abgeschmackt darzustellen, wurden mit Yankeeüberlegenheit kaum angehört und unbeachtet gelassen. Ein Capitän machte den Holofernes. Auf einen langen Brettertisch wurde ein weißes Leintuch gelegt, darauf ein weißes Kopfkissen, mit „Willards Hotel" in der Ecke, und darüber gedeckt ein anderes weißes Leintuch. Der Capitän hatte nur Rock und Weste ausgezogen, und Holofernes war fertig. Daß man hinter dem Leintuch das Bretterkreuz sah, welches den Tisch zusammenhielt, genirte nicht im geringsten. Die Judith wurde durch die Frau eines Künstlers, die in Europa gewesen war und lange in Italien gelebt hatte, in Costüm und Handlung ganz meisterhaft dargestellt, und bei ihr genirte der amerikanische Infanteriesäbel, den sie schwang, nicht im geringsten. — In der zweiten Abtheilung dieses Bildes erschien Judith mit dem Kopf des Holofernes in der Hand, was sehr geschickt gemacht war. Der Kopf war der wirkliche Kopf des hinter dem Bett knieenden Hauptmanns, um dessen Hals in der Höhe des Bettes ein Leintuch zusammen gelegt war, auf dem man die Blutstropfen durch aufgenähte Stücke rothen Flanell dargestellt hatte. Dieses Bild sah sehr gut aus.

Das Byrd-Monument in Philadelphia, wovon wir eine Photographie hatten, war recht gelungen dargestellt und gefiel sehr. Am Fuße eines Marmorkreuzes ruhen drei Kinder von verschiedenem Alter und hinter ihnen, mit der Posaune in der Hand, steht ein Engel, die Hoffnung auf Auferstehung andeutend. Das war Mrs. Davis' Triumph; sie verschwendete daran auch wenigstens zwei Metzen Mehl und viele Kreide. Meine Hofdame agirte dießmal als Engel; ihre Flügel — ausgeschnitten von Calico und mit Koble gemalt — hatte ich in der richtigen Stellung an die schwarze

Hinterwand festgesteckt, was sich sehr natürlich ausnahm.

In dem „Schutzengel" machte Lily Pourtales den Engel, hatte aber eine andere Sorte von Flügeln, da sie frei stand. Es war nämlich von starkem Draht eine Art von länglichem Herzen gebogen worden, welches man mit weißem Zeug überspannt hatte. In die obere, ziemlich tief eingeschnittene Biegung steckt der Engel den Hals; die Federn sind mit Kohle angegeben und das Ganze repräsentirt Engelsflügel in der Ruhe sehr wohl.

Blaubart wurde sehr spaßhaft dargestellt. Die letzte Frau des Ungeheuers, ein hübsches, sehr gewandtes Mädchen, verstand in dem Grade zu übertreiben, welcher für das Kindermährchen paßte, und spielte ihre Rolle ganz trefflich. Sechs junge Damen, wozu man hauptsächlich die mit den längsten Haaren ausgesucht hatte, hingen an diesen Haaren neben einander an der hintern Wand, oder vielmehr man sah nur ihre Köpfe hängen, was durch einen doppelten Vorhang im Hintergrunde gar nicht ungeschickt arrangirt war. Der Thurm, auf den die Schwester steigt, mit dem Taschentuch Hülfe herbeizuwinken, war sehr naiv durch einen gewöhnlichen Rohrstuhl dargestellt, und daß die junge Dame, die eine Zuckerhutmütze aufhatte, welche so hoch wie der Thurm (Stuhl) war, eine Brille trug, verdarb nichts am Humor der Sache.

Blaubarts letzte Frau stellte später die Jungfrau von Orleans vor, was jedoch nichts Merkwürdiges darbot, außer daß unser deutscher Kapellmeister dazu die Marseillaise aufspielen ließ, was jedoch keinem Amerikaner auffiel.

Durch den guten Erfolg am ersten Abend ermuthigt, erhöhte das Comité den Eintrittspreis auf das Doppelte. Die Speculation war gut; der Saal war am zweiten Abend ebenso gedrängt voll wie am ersten. Wir hatten wieder am Morgen eine kurze Probe; einige Darstellungen wurden wiederholt, darunter das Byrdenkmal und „the red ear" — was die rothe Aehre und auch das rothe Ohr heißt. Landleute sind nämlich beim „husking" beschäftigt, das heißt beim Ausschälen des Korns (türkischen Weizens), wobei es in manchen Gegenden von dem Burschen, der eine rothe Aehre findet, als ein Recht beansprucht wird, seine Nachbarin zu küssen. Das Finden der rothen Aehre wurde im einen Bilde und das Finden des rothen Ohrs im zweiten sehr praktisch durch eine Ohrfeige dargestellt, welche das Mädchen im Begriff war, dem kecken Burschen zu geben.

„Der letzte Traum von Ruhm" war ein Bild betitelt, welches Mrs. Davis ausgedacht hatte, um einige lebende Figuren in goldenen Rahmen vorzuführen, denn sonst hatte es weder Sinn noch Verstand. Drei goldene Rahmen, mit schönen lebenden Frauen als Bilder darin, schienen an der hintern Wand zu hängen. Ich als Maler lag, die Palette in der Hand, sterbend in einem Sessel und sah mit dem letzten Blick auf mein Meisterwerk. Eine Staffelei — aber ohne Bild — stand neben mir; der Bostoner Tausendkünstler sagte, man müsse annehmen, daß ich eben die letzten Pinselstriche an einem der (bereits an der Wand hängenden) Bilder gethan habe. Das Bild gefiel sehr, so abgeschmackt es war, und mußte mehrmals wiederholt werden.

Alle sogenannten patriotischen oder vielmehr politischen Bilder wollten nicht ziehen. Eine Reihe von Darstellungen war betitelt: „Die Proklamation des Präsidenten, oder noch dreimal hunderttausend Mann." Natürlich waren alle jungen Männer — auf der Bühne nämlich — sehr bereitwillig, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen, um sich unter unwissenden, politischen Generalen für die Emancipation der schwarzen Brüder todtschlagen zu lassen, und die Weiber und Töchter sahen mit wahrem Entzücken ihre Väter und Männer die Muskete schultern. Außerhalb der Bühne mußte man aber zur Ziehung schreiten, weil sich, selbst für ein Handgeld von sage nahe an ein tausend Dollars, nicht genug Freiwillige finden wollten.

Wenig Beifall wurde laut, als auf der Bühne besiegte Conföderirte, in Uniformen gekleidet, die man auf dem Schlachtfeld gesammelt, von Unionssoldaten, die ihnen das Bajonnet auf die Brust setzten, Pardon erbaten. Der Witz, daß ein Unionsofficier einer auf einem Faß vor ihm liegenden Copperheadschlange — diejenigen, welche mit den Rebellen sympathisiren, werden von den Unionisten Copperheads genannt — den Huldigungseid abnimmt, welchen man die Bewohner der aufständischen Staaten schwören läßt, wurde nur schwach belacht. Die bessere Klasse der Washingtoner hat zu viele Verwandte und Freunde unter den Südländern, als daß sie, wenn auch der Union anhänglich, Freude an solchen Scherzen finden sollten.

Weit herzlicheres Gelächter erregte dafür ein Wachsfigurenkabinet, wobei der Bostoner Schwerenöther als alte Dame auf recht spaßhafte Weise die Erklärungen gab. Da war eine Riesin, eine auf einem Fasse stehende junge Dame, die ein paar Fenstervorhänge als Kleid arrangirt anhatte, eine Zwergin, Blaubart, Lord Byron, ein berühmter amerikanischer Räuber, eine unschuldige Jungfrau an den Haaren haltend und das Messer schwingend. Lily Pourtales, ihr Haar bis auf die Kniee herabhängend, fungirte als Meerjungfer, und damit man ihre Eigenschaft erkannte, guckte als Fisch-

schwanz unter ihrem Kleid das Ende eines wirklichen Kabliau hervor. Als die Figuren aufgezogen wurden, geriethen sie in Bewegung. Blaubart bewegte seinen Arm mit dem Schlüssel auf und nieder; eine Wahnsinnige machte immer wieder dieselbe tolle Gebärde; der Räuber mörderte fortwährend die knieende Unschuld, die Meerjungfer kämmte und kämmte ihr Haar u. s. w.

Der Präsident und seine Frau hatten versprochen, der Vorstellung beizuwohnen, waren aber abgehalten worden; allein in der letzten erschien Madame Lincoln. Die Vorstellung wurde eröffnet mit einem Bilde, welches als „Kleinode aus orientalischen Erzählungen“ bezeichnet war. Die ganze Bühne war mit mehr oder weniger schönen, mehr oder weniger prachtvoll und mehr oder weniger orientalisch gekleideten Mädchen angefüllt, die in gefälliger Gruppirung saßen oder standen, wobei sich natürlich die häßlichsten in den Vordergrund drängten. Der schreiende Filzteppich wurde durch den Brokat und Atlas der reichen Kleider und außerdem noch durch einige Decken mit orientalischem Muster verhüllt und das Bild war ein sehr hübsches.

Ich mußte wieder als Maler sterben und hatte von unserem weiblichen Commandanten die Ordre erhalten, den Pygmalion zu spielen und mich in meine Statue der Galathea zu verlieben. Die „schlafende Schönheit“ habe ja einen türkischen oder griechischen Anzug, der dazu passen werde. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten und remonstrirte gelinde gegen einen Pygmalion in türkischer Kleidung. Die Dame entsetzte sich, als ich von antikem Costüm und nackten Armen und Beinen sprach; sie wollte durchaus nichts Nacktes, auch sollte ich meine lebendig gewordene Galathea nicht an's Herz drücken. Tricots, besonders, fleischfarbene, waren in ganz Washington nicht zu haben und mit den Tänzerinnen der Varieties und Canterbury Hall war ich leider nicht auf so vertrautem Fuß, um ihnen ein solches Kleidungsstück abborgen zu können. Ich hörte aber, die schlafende Schönheit habe ein paar vom Theater zur Disposition, und ich hatte die Keckheit, darum zu bitten. Die kleine Schönheit brachte mir die Unaussprechlichen im Superlativ eigenhändig und sagte, mit halb abgewandtem Blick, sie wisse nicht, ob die „Dinger“ recht seyen, sie verstehe nicht viel von dergleichen. Es waren, beiläufig gesagt, Damentricots, und wenn ich sie anhatte, konnte ich wegen der Kürze nur mit Mühe gehen und mit noch größerer Mühe niederknien und Jupiter anflehen. Eine erträgliche Tunica wurde im Theater aufgetrieben; ein paar eigenthümliche Gummischuhe mußten als antike Pantoffeln dienen. Ich strebte aber nach einer schönen Toga oder Mantel und meine Gemahlin war nicht zu Hause, um mir ein Leintuch in eine solche zu metamorphosiren. Ich erinnerte mich eines weißen beduinenartigen Mantels, den ich irgendwo in meinem Hause gesehen, durchkramte Kisten und Kasten, verwirrte mich in Krägen- und Spitzenlabyrinthe, gerieth in Angstschweiß, weil ich fürchtete, überrascht zu werden, fand aber nicht, was ich suchte, und mußte zufrieden seyn mit einem dunkelblauen Mantel ohne Aermel, der sich togaartig überwerfen ließ. Napoleon exercirte sich vor seiner Krönung ebenfalls ein, und so kann ich denn auch gestehen, daß ich den Togafaltenwurf übte und in meinem Kämmerlein zu Jupiter Probe betete.

Eine amerikanische Dame muthet euch allenfalls ganz kühl zu, wenn ihr weiße Hosen und Glacéhandschuhe anhabt, auf die Bäume zu steigen und Vogelnester zu suchen, oder ihren Koffer auf die Eisenbahn zu tragen oder sonst welche Lastträgerarbeit zu verrichten, und unser weiblicher Commandant en Chef gehörte in dieser Hinsicht zu den am wenigsten blöden; sie commandirte rechts und links und ich konnte nicht umhin, sie an die Spitze der Potomacarmee zu wünschen. Ein paarmal hatte ich mich veranlaßt gesehen, sie zu ersuchen, sie möchte für zwei oder drei Diener und einen Wagen sorgen, welche all die Aufträge, die sie gab, ausführen könnten, und den Bostoner Tausendkünstler hatte ich mehrmals in seinen Anordnungen, wenn sie zu absurd waren, durchkreuzt und war bei den gebietenden Gewalten in Ungnade gefallen. Die natürliche und erste Folge war, daß Pygmalion, der auf dem Zettel als dritte Darstellung genannt war, beinahe bis an das Ende der ganzen Geschichte verlegt wurde, so daß ich als höchst unzufriedener Grieche mich stundenlang in dem engen Raum herumzudrücken und alle mögliche Mühe hatte, meinen blauen Mantel gegen die Mehlwolken zu sichern, welche zwei sich ankleidende marmorne Gladiatoren einhüllten, die übrigens die abgeschmackteste Carricatur waren, die ich im Leben gesehen habe. Unserem weiblichen General hatte ich auf das Sorgfältigste aus dem Wege zu gehen, denn sie war förmlich fanatisch im Anstreichen. Bei der ersten Vorstellung sahen die Engel bei dem hellen Lichte alle wie himmlische Müllerbursche aus und in der letzten lag ich bereits als verscheidender Pinsel im Sessel und schmachtete meine heilige Cäcilie an; das helle Licht leuchtete schon und der Vorhangmann spukte sich in die Hände, als unsere Mehlfurie mit ihrer Schüssel heranstürzte und der armen Heiligen noch eine Hand voll Mehl ins Gesicht warf. Ich sprang entsetzt auf und stellte mit meinem Taschentuch eiligst die natürlichen Rosen meines Meisterwerkes wieder her.

Endlich wurde „Pichmehlion" angekündigt; — so spricht man hier den Namen aus, und zur Notiz für englisch lernende Leserinnen will ich zugleich beiläufig mittheilen, was ich selbst erst von unserem weiblichen Obergeneral gelernt, daß Psyche „Seiche" ausgesprochen wird. Anstatt aber die Scene zu arrangiren, wie es in der Morgenprobe angeordnet war, sagte unser weiblicher Chef, wir haben genug Statuen gehabt, es solle nur eine einzige auf einem mit Leinwand bedeckten Kasten stehen und ich davor hinknieen, das sey genug. Etwas ärgerlich entgegnete ich, ich werde thun, was ich für gut halte, und der Vorhang rollte in die Höhe. Ich kam herein, seufzte meine Statue an, drückte nach Kräften Liebe und Verzweiflung über die marmorne Unempfindlichkeit aus, hatte eine heidnische Offenbarung und betete äußerst dringend zu dem alten Roué Jupiter, war sehr erstaunt, entsetzt, entzückt, als meine Statue mit großer Schwierigkeit die Augen öffnete und lächelte — sie hatte bei dem Proceß ein halbes Pfund Mehl mit den Augenlidern zu heben, — und als sie gar Miene machte, in meine Arme zu kommen, hielt ich es für zweckmäßig, dieser Katastrophe, meinem Mantel zu Liebe, durch eine Art von Ohnmacht auszuweichen. Der Beifall war sehr mäßig und das Bild wurde nicht noch einmal verlangt. Ich war gedemüthigt und verdrießlich, und daher mochte es wohl kommen, daß die Jahrmarktscherze des Bostoner Tausendkünstlers mir erschrecklich fade erschienen und daß ich über die Peal-Familie — eine Verspottung der puritanischen Steifheit und Förmlichkeit, die ganz hübsch, aber zu lang war — nicht einmal lachen konnte.

Die ganze Geschichte war aber doch ein großer Erfolg; die Amerikaner waren entzückt und die Kasse der „Fair" um etwa ein tausend Dollars reicher.

Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Gelegenheit die Amerikaner weit lieber gewann, als früher der Fall gewesen war. Die Männer waren verständig, heiter und gutmüthig, sehr zuvorkommend und höflich; kurz, sie benahmen sich so angemessen und hübsch wie möglich. Von den mitwirkenden Damen muß man dasselbe sagen. Sie waren einfach, natürlich, sehr munter und durchaus anspruchslos. Jede trug bei, so viel sie konnte, das Unternehmen gelingen zu machen, und nicht eine einzige weigerte sich, irgend eine untergeordnete oder häßliche Rolle anzunehmen. Die Damen, die sämmtlich den ersten Ständen angehörten, fügten sich mit dem besten Humor in alle Anordnungen und Unbequemlichkeiten. Ich hatte mir immer so viel von amerikanischer Pruderie erzählen lassen; allein bei dieser Gelegenheit, wo man sich doch so schnell und unter erschwerenden Umständen ankleiden mußte, habe ich auch nicht die Spur von Pruderie bemerkt, — im Gegentheil.

Daß ich mich am Abend nach der Vorstellung vor meiner schöneren Hälfte fürchtete, wird jeder Ehemann begreifen; ich that also sehr bärbeißig und wir stellten das österreichische Wappen dar. Am Morgen beim Thee kam's aber zum Ausbruch. Die Gattin hatte „Chamäleon" verstanden und war sehr erstaunt, ihren Alten als Pygmalion zu sehen und noch dazu in ihrem schweren blauen Mantel. — Dummheit, nicht einen der rothen leichten Mäntel zu nehmen, den hier alle eleganten jungen Damen haben! Ich alter Kerl sollte mich schämen, mit meinem Sperlingshals einen Pygmalion zu spielen, während so viele junge schöne Männer da gewesen seyen. Ich habe wie ein Nachtwächter ausgesehen und verdiene privatim und gedruckt ausgelacht zu werden, was mir auch sicher geschehen werde. Ich könne mich nicht entschließen alt zu werden, sey ein eitler — u. s. w. Wie ein begossener Pudel schlich ich frühzeitig aus dem Hause und begegnete dem Blaubart, der mich fragte, ob ich schon das Morning Chronicle gelesen habe. Ich kaufte das Blatt und las darin eine Kritik unserer gestrigen Vorstellung. Die Bilder wurden meistens ziemlich gelobt, allein das beste von allen sey Pygmalion gewesen, sowohl in Arrangement als Ausführung; besonders gepriesen wurde „die classische Einfachheit und keusche Darstellungsweise" u. s. w. Später hörte ich auch, daß Madame Lincoln Pygmalion am besten gefallen habe.

Als ich nach Hause kam, reichte ich meiner Minerva das Zeitungsblatt und sagte: „Da lies, wie man mich lächerlich macht!" — „Das dacht' ich," war die rasche Antwort. Als sie gelesen, lachte sie unmäßig und sagte: „Du fällst wie eine Katze immer auf die Beine. Dank den Göttern für diesesmal und versuche sie nicht wieder!" „Amen," sagte ich.

Am bestimmten Tage wurde die wirkliche „Fair" im Gebäude des Patentoffice eröffnet. Das Patentoffice ist ein prachtvolles Gebäude von weißem Marmor, in welchem das Ministerium des Innern und des Ackerbaus ihre Bureaus haben und die Modelle aller patentirten Erfindungen aufbewahrt werden. Das Gebäude liegt einem andern prachtvollen Marmorgebäude, der Post, gerade gegenüber und eine hohe Treppe führt unter die Säulenhalle vor dem Haupteingang. Einen noch nicht vollendeten ungeheuren Saal, dessen Fußboden jedoch bereits mit schwarzen und weißen Marmortafeln belegt ist, hatte der Minister des Innern

für das Unternehmen eingeräumt und die Architekten der Regierung hatten ihn eingerichtet und ausgeschmückt.

An dem dem Eingang gegenüberliegenden Ende des Saals ist eine Bühne errichtet, deren hintere Wand durch Waffen geschmackvoll verziert ist. Sie wurde von den Rednern benutzt, welche bei der Eröffnung sprachen, nämlich vom „Register“ des Schatzamts, dem Ehrenwerthen L. E. Chittenden, und Herrn B. B. French, Präsidenten der Fair. Die Räume rechts und links von der Bühne enthalten Restaurationen, die mit allen möglichen Fahnen geschmückt sind. Die österreichische dient als Vorhang zum Eingang der Restauration rechts und beschattet zugleich den Kassirer; ihr gegenüber verdeckt die preußische Fahne mit ihrem verhungerten Adler und schwarzen Kreuz die Küche. Ich habe den leisen Verdacht, daß dieß eine boshafte Anspielung auf deutsche Völlerei ist. Die gegenüberliegende Wand mit dem Eingang ist durch Waffen verziert und durch Fahnen; über der Thüre hängt ein gar nicht schlechtes Oelgemälde, den Tod des Generals Lyon darstellend.

Längs den langen Wänden sind recht geschmackvoll Läden eingerichtet, die reichlich mit geschenkten Dingen aller Art versehen sind. Hier findet man Alles, was auf einem Jahrmarkt zu finden ist. Hier kann man sich elektrisiren, dort wägen lassen; hier ist ein Glücksrad, dort sind Stereoskope zu sehen. Im Centrum des Saales ist ein Tempel der Flora und daneben ein anderer Tempel errichtet, in welchem eine Landschaft mit einem auf einem Felsen liegenden Fort recht hübsch plastisch dargestellt ist. Man sieht da teichartige Vertiefungen, in welche man für zehn Cents seine Angel auswerfen kann, um ein Päckchen zu fischen, worin, in viele Papiere gewickelt, allerlei Kleinigkeiten zu finden sind. Zu den Seiten der beiden Tempel, nach der Bühne und dem Eingang zu, sind mit Guirlanden überbaute Läden, in welchen allerlei schöne und kostbare Dinge feil geboten werden, und zwar von den ersten Damen der Stadt, welche die Verkäuferinnen machen. Eisbuden, eine Limonadequelle mit einer schönen Nymphe u. s. w. fehlen natürlich nicht.

Der kostbarste dieser Läden ist der, in welchem die Gemahlin unseres Bürgermeisters oder Mayors, Mrs. Wallach, waltet. In ihm funkelt es von Silbergeschirr, schönen Kleidern, Spitzen, Shawls und andern kostbaren Dingen. Der reiche Ausschnittwaarenhändler Stewart von Newyork hat zu der Fair sehr kostbare Geschenke beigesteuert, darunter einen indischen Shawl, der mit tausend Dollars angesetzt ist. An Gemälden fehlt es auch nicht und eine Heilige, ein Originalgemälde von einer amerikanischen Dame, ist sehr gut. Reliquien von Washington, „dem Vater der Republik,“ und von verschiedenen Schlachtfeldern sind ebenfalls feil; kostbare Stickereien, Albums u. s. w. sind reichlich vorhanden. Einer der anziehendsten Punkte ist der Floratempel, in welchem Gräfin Elise Pourtales und Mrs. French mit einem Strauß schöner junger Damen täglich die schönsten Blumenboukets, Körbe, Vögel und Goldfische verkaufen. Musik spielt den ganzen Abend.

Ein Billet für die ganze Dauer der Fair kostet einen Dollar, ein einzelnes einen Vierteldollar. Die Fair ist von Mittags zwölf Uhr bis Nachts eilf Uhr geöffnet und ist allabendlich so gedrängt voll von geputzten Menschen, daß man beinahe erstickt, obwohl der Saal ungeheuer hoch ist.

Um in den Saal zu gelangen, muß man durch die Modellsäle, deren breite Marmorgänge Raum genug für diejenigen bieten, welchen das bunte Gewühl vor den Meßbuden zu viel wird. Aus einer mit einem Vorhang versehenen Abtheilung, welche dicht am Eingang zur Fair liegt, schallt monotoner Gesang. Wir treten für fünfzehn Cents in eine Neu-England-Küche, wie sie indessen jetzt nur noch selten zu finden ist. Hier sitzen die alten Frauen und spinnen, während die jungen Weiber mit andern häuslichen Arbeiten beschäftigt sind und ein seltsam gekleidetes weibliches Hausinventarium, die kurze Pfeife im Munde, das Kaminfeuer schürt. Eine ehrwürdige Alte singt aus dem Psalmbuch. Uns bietet die Küche nichts besonders Merkwürdiges, denn wir sehen dergleichen noch heute auf dem Lande in Westphalen und andern Gegenden Deutschlands.

Am Abend wird nicht übermäßig viel gekauft; die reichen Leute, welche Einkäufe zu machen beabsichtigen, kramen am Nachmittag. Werthvolle Dinge, auch theure Blumensträuße und Blumenkörbe, werden verloost; das Loos kostet, je nach den Gegenständen, von zwei Dollars bis herunter zu zehn Cents. Junge Damen mit Listen in den Händen drängen sich durch das Gewühl, um Bekannte und Unbekannte zum Abnehmen von Loosen zu veranlassen, was eigentlich nicht gestattet ist, da es die Besucher verscheucht, allein trotz allem nicht ganz abgestellt werden kann. Ehe man sich umsieht, haben Einem diese hübschen Hexen ein paar Dollars aus der Tasche gezaubert.

Ich habe auch eine Federzeichnung, Landschaft nach Schirmer, beigesteuert, die mit dreißig Dollars angesetzt ist und verloost wird. Sie kostet einen hiesigen Bankier, der wettete, die Zeichnung sey ein Stich, das

feinste Diner für zwölf Personen, welches in Washington zu haben ist. Meine bekannte Eitelkeit hätte es nicht über das Herz bringen können, dieß zu verschweigen.

Die Fair sollte vier Wochen dauern; allein sie macht so gute Geschäfte, daß ihre Dauer verlängert werden wird. Convalescente Soldaten haben mit ihren Arbeiten ebenfalls eine Bude gefüllt, worunter manche hübsche und viele seltsame Dinge sind.

Von dem Theater werde ich, wie gesagt, ein andermal reden, und von den verschiedenen receptions und Gesellschaften ist nicht viel zu sagen, was die Leser interessiren könnte, da sie die Persönlichkeiten nicht kennen. Die Gesellschaften selbst sind sich alle gleich, wie ein Ei dem andern; es sind ja auch meist dieselben Personen in ihnen anzutreffen. Eine neuere Erscheinung in denselben ist Graf Georgi, der österreichische Gesandte, welcher Herrn Hülsemann abgelöst hat. Jedermann ist mit diesem Wechsel zufrieden; denn Graf Georgi ist ein liebenswürdiger Junggeselle, der sich hier bereits viele Freunde erworben hat und sich sehr freundlich der österreichischen Offiziere annimmt, die im Dienst der Vereinigten Staaten hier in Washington stehen.

Kleinere Gesellschaften sind manchmal ganz angenehm; allein uns Europäern werden sie dadurch verleidet, daß selten eine allgemeinere Unterhaltung in Gang kommt. Gewöhnlich sitzen die Leute paarweise beisammen und unterhalten sich; ein Fremder kann sich todtgähnen. An Vorlesungen mancherlei Art fehlt es nicht in dieser Saison. Professor Agassiz war vor einigen Monaten hier und hielt drei Vorlesungen über die Gletscher im „Smithsonian" — eine treffliche Anstalt, die wir später besuchen wollen — welche vom Institut honorirt wurden und für das Publikum unentgeltlich waren. Der Vorlesungssaal war gedrängt voll, trotz Schnee und Wind, und selten mag Agassiz vor einem aufmerksameren und dankbareren Publikum gesprochen haben. Dasselbe bestand nicht allein aus den ersten Männern und Frauen Washingtons, sondern auch aus geringeren Bürgern, aus Arbeitern und Soldaten.

Agassiz ist ein hübscher Mann von einnehmendem Wesen; seine Aussprache des Englischen ist recht gut, und sein freier Vortrag — er liest nicht ab und steht frei auf der Bühne — ist äußerst klar und interessant. Er weiß jedoch den Reichthum seines Materials nicht in die kurze, ihm zugemessene Zeit zu condensiren, und am Ende der dritten Vorlesung war er uns die versprochene Lösung mancher wichtigen Frage schuldig geblieben. Er ist gegenwärtig wieder hier, und ich freue mich auf seine Vorlesungen.

Der große Karl Heinzen beglückte uns auch mit seiner Gegenwart und hielt den Teutschen eine teutliche teutsche Vorlesung in seinem Holzhacker- oder Flegelstyl. Sein Thema war ein äußerst wohlfeiles und bequemes: „Die Menschheit als Verbrecherin." Sie begann mit Hängen, Köpfen, Standrecht, Casematten u. s. w., und die Leute, die ihr beiwohnten, erzählten mir, sie hätten nie anspruchsvolleren Blödsinn gehört. Ich war an jenem Abend zum Staatsminister Seward eingeladen, und kam so um den hohen Genuß, dieses Meisterwerk der Beredsamkeit zu hören, welches übrigens im „Pionier" — von dem wohl ein halbes Dutzend Blätter sich nach Europa verirren mögen — abgedruckt ist. Sobald Heinzen eine gute englische Uebersetzung erhalten wird — der große Mann scheint demnach in beinahe zwanzig Jahren noch nicht Englisch gelernt zu haben — soll das Produkt auch den englisch redenden Verbrechern dieses Continents bekannt gemacht werden. Ich habe nur den Anfang gelesen. Heinzen gibt jetzt seine sämmtlichen Werke heraus, auf Subscription nämlich. Bitte, verehrte Leser, schicken Sie eiligst frankirte Geldbriefe an Karl Heinzen nach Boston, damit seine welterlösenden Werke zur Welt kommen können.

Secretär Chase wurde von unserem „berühmten Landsmann" mit einem Besuch beehrt; allein Heinzen war mit dem Vater der Grünrücken — so nennt man die hiesigen grünen Banknoten — nicht zufrieden; der republikanische Tabak, den Chase raucht, war ihm noch nicht stark genug; Fremont ist Heinzens Mann.

Die Brüder Davenport geben jetzt Vorstellungen in Willards Hall, die sehr merkwürdig seyn sollen. Der Zettel klingt verrückt genug und ist sehr geeignet, die Neugierde zu erregen, hat mich aber doch noch nicht verführen können. Die Davenports sind nämlich berühmte Mediums, die in ganz besonders vertrautem Verkehr mit den Geistern stehen. Die Leute lassen sich von irgend welchem Zuschauer auf das festeste binden; dann verschwindet das Licht auf einige Secunden, und wenn es wieder erscheint, liegen die Stricke und Bande an der Erde und zeigen keine Spur des Mehls, welches man den Brüdern in die Hände gegeben und das sie beim Erscheinen des Lichtes noch darin haben. Geister machen scheußliche Musik auf allerlei hingelegten Instrumenten und umherfliegende Violinen fahren gelegentlich Zweiflern und Spöttern gegen die Köpfe. Einer der letzteren strich plötzlich ein Streichhölzchen an; man sah die Brüder vorgebeugt mit freien Händen;

allein im Nu saßen sie auch wieder da, die Hände auf den Rücken gebunden, wie zuvor. Die Brüder geben auch Privatvorstellungen, bei denen wunderbare, wenigstens unerklärliche Dinge vorkommen. Auf dem Zettel wird versprochen zu zeigen, wie Jakob mit dem Engel rang, wie Petrus befreit wurde und dergleichen.

Mein Garn ist dießmal länger geworden, als ich dachte, und ich will endlich schließen.

Shakespeares Königsdramen,

beim Shakespeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelstedt.

(Fortsetzung.)

Der dritte Akt Richards II. ist ein dritter Akt einer Tragödie, wie er nur verlangt werden kann. Der König, vom Aufstand der Seinigen überfallen, erscheint groß, edel und rührend im Leiden. Zuerst voll von Zuversicht auf seine unantastbare Majestät, dann vollkommen sich ergebend in den unabwendbaren Verlust seiner Hoheit, unfähig, zum Zwecke einer halben Erhaltung und Rettung einen geschickten Compromiß zu versuchen, gibt er sich ganz dem Gefühle hin, die Größe, die er würdig in ihrem vollen Glanze zu bewahren unfähig war, verlieren zu müssen. So wird sein Unterliegen zu einem Akt klar bewußter kritischer Entscheidung zwischen Triumph und Vernichtung mit classischer Einfachheit zusammengedrängt. In einer Burg von dem stolzen Vetter, der sein Recht fordert, bedroht, versucht er sich noch mit dem herzustellen, was er noch halb kann, ohne sich zu entwürdigen, mit der Nachgiebigkeit in der Sache, in der er offenbar im Unrecht war, mit der Aufhebung des Bannes und der Lehensberaubung des Vetters, und reinigt sich so gleichsam innerlich von der Schuld, bevor er ihre Folgen zu leiden hat. Er fühlt aber auch schon, daß er diese damit nicht abschneiden wird. Sollte die Herstellung mit dieser Sühne noch erreichbar gewesen seyn, so müßte sich jetzt der begnadigte Vetter dankbar unterthänig ihm zu Füßen werfen. Er kommt aber nicht, sondern schickt in anhaltender Kampfbereitschaft nur abermals seinen Unterhändler. Als der König ihn kommen sieht, wird ihm klar, was ihm bevorsteht:

„Was muß der König nun? Sich unterwerfen?"

Er läßt es sich aber nicht gleich bestätigen, sondern verweilt noch in einer Betrachtung, worin er sich selbst klar macht, wie nun seine ganze Größe sich in Staub senkt. Er kann noch selbst darüber reflektiren, weil es halb noch nicht wie wirklich ist, kommt aber dabei fast an die Grenze des Irreredens, wie es auch der kalt beobachtende Bote nachher bezeichnet. Endlich muß er aber, wie Sophokles Oedipus, daran, sich das, was er im Grunde schon klar genug weiß, ausdrücklich sagen zu lassen. Man ersucht ihn herab zu kommen zu seinem Vetter. „Herab," das ist die Entscheidung. Nun faßt der entscheidende Schrecken die Seele des Helden an. Er geht vernichtet ab. Resignirt tritt er dann wieder auf und kann sich keine Illusion neuer Hoffnung mehr machen, als ihm der stolze Vetter heuchlerisch das Knie beugt. Er lehnt es ab und fügt sich freiwillig und ohne viel pathetische Umstände zum Gehorchen.

Diese herrliche Scene hat Dingelstedt, nach meinem Urtheil, sonderbar verunstaltet. Er fand es passender, die lange Rede des Königs, in der er sich die Consequenzen seiner Demüthigung unter den Befehl des Gegners klar macht, bevor er sich das „herab" selbst aussprechen läßt, hinter das Herabkommen selbst zu verlegen, vielleicht weil er meinte, der Schauspieler könne eine solche Tirade unten auf der Bühne bequemer ausdeclamiren, als oben auf dem Thurmgestell. Leider macht sie dann gar keinen Eindruck; sie wird nur zu einem Geschwätz nach der Entscheidung, wozu einer, der sein Schicksal soeben besiegelt hat, gewiß nicht aufgelegt ist. Vollkommen unverständlich wird aber nun vollends das Benehmen Heinrichs, der dem Unglücklichen geradezu dicht vor der Nase steif stehen bleibt und erst, wenn dieser ausgepredigt hat, plötzlich Anstalt macht, sich vor ihm niederzuwerfen. Hier hätte es des Ungestüms Lehfelds nicht bedurft, um den Eindruck falscher Demuth unkenntlich zu machen, dessen Trüglichkeit aufzudecken Richard für nöthig halten kann.

Hier ist ein sehr feiner Zug der Dichtung zerstört. Denn Heinrichs gekünstelte Unterwürfigkeit müßte hier gleichsam Wahrheit werden, indem er, wenn er noch ein Mensch ist, sich wie wir vor der Majestät des Schmerzes in dem gebeugten König neigte. Den Schluß des Aktes macht der Schmerz der Königin.

Im vierten kommt nun mit objektiver Klarheit die unvermeidliche Verdrängung des schwachen Herrschers durch den starken zu Stande. Man sieht diesen handeln, jenen in verzweifelnden Betrachtungen gleichsam selbst seine Majestät zerknittern. Zugleich erfährt man jetzt erst vollkommen deutlich seine ursprüngliche Schuld, die den ersten Streit veranlaßt hat. Mit Unrecht ist dieß weggelassen worden. In demselben Akte erfolgt auch noch die rührendste Scene, in der sein Elend am tiefsten rein menschlich weich empfunden wird, der Abschied des Königs von der Königin. Wir sehen den König und seine treue Gemahlin zum erstenmal beisammen, wenn es zugleich für sie auch das letzte ist. Stände das Stück als einzelne Tragödie für sich da, so wäre dieß schon nothwendig ein Theil des Schlußaktes.

In diesem folgt statt dessen für den Haupthelden nur noch seine letzte Versöhnung mit seinem Schicksal in stiller Beschauung und seine Ermordung. Daneben aber nimmt Heinrich mit der Schuld, die hieraus für ihn erwächst, und mit seinem sonst ganz königlich imponirenden Auftreten in Strenge und Milde ohne das Schwanken zwischen beiden, das Richard gestürzt hat, wieder ein selbstständigeres Interesse in Anspruch, und so knüpft das Stück an die folgenden vorbereitend an.

Sehen wir aber hievon ab, so hinterläßt es aus seinen Haupt- und Mittelparthien einen in sich geschlossenen großen Haupteindruck tragischen Mitleids, und wenn wohl anzunehmen ist, daß die Aufführung aller Historien eine vereinzelte Merkwürdigkeit bleiben wird, so wird Richard II. als eine Tragödie für sich allein, vielleicht mit etwas Kürzung am Anfang und Ende, eine dauernde Wirkung auf der Bühne behalten können, zumal wenn Richard stets so gut und Heinrich vernünftiger gespielt wird.

Der erste Theil von Heinrich IV. kommt dem regelrechten Bau einer Comödie ebenso nahe, als Richard II. dem der Tragödie. Denn wenn auch ernste Verwicklungen darin fortlaufen, so ist doch die ganze Composition um die Darstellung eines Charakters gruppirt, der nicht in eine große Verwicklung kommt, sondern sich nur bei verschiedenen Gelegenheiten von den verschiedenen Seiten seiner gemischten Natur offenbart. Sie ist eine sehr glücklich gemischte. Der junge Prinz Heinrich, der Sohn und Erbe Bolingbrokes, ist heiter, lebenslustig, leichtsinnig wie Richard II., aber zugleich doch auch tüchtig zu energischem Auftreten im Ernst des Lebens wie sein Vater. Dieser war durch übermüthige Barone als der kräftigere Führer an die Stelle des schwachen Königs gesetzt. Nun er sich als solcher fühlen will, möchten sie ihn wieder los seyn, und bereuen, den schwachen liebenswürdigen Richard verlassen zu haben. Wie er sich mit ihnen herumschlägt, das ist der Faden, an dem das Stück mit dem ernsten Inhalt des andern zusammenhängt.

Das rührt den jungen Prinzen vor der Hand wenig; aber wir sehen in ihm in der Stille die frischere Natur sich vorbereiten, welche die Herrschgewalt des Vaters ohne seine abstoßende Härte dereinst mit mehr Glück zu entfalten geeignet seyn wird. So lange er dazu noch keinen Beruf hat, lebt er naiv als ein heiterer Bummler in den Tag hinein und wird für nichts mehr gehalten. Der künftige Held steckt aber eben so gut schon in ihm und er braucht gar kein anderer Mensch zu werden, noch weniger zu heucheln, um bald in der Kneipe an schlechten Späßen Gefallen zu finden und tolle Streiche ausführen zu helfen, bald bei seinem Vater das volle Verständniß seiner künftigen ernsten Aufgabe zu offenbaren und in der Schlacht als siegreicher Held zu fechten.

Als aus einander gerissene Hälften eines solchen ganzen Kerls sind Percy und Falstaff nebst Anhängen ihm zur Seite gestellt. Heinrich Percy, der Heißsporn des Nordens, das enfant terrible des Thatendurstes, der hochtrabende Polterer, der den tändelnden, tollen Prinzen verächtlich zu übersehen meint, während dieser sich wieder seinerseits über ihn in seinem gespreizten Draufgehen lustig macht, der trotzige Ritter, der den König stürzen will, weil er ihn geärgert hat, muß sich im Uebermaß des Selbstvertrauens überstürzen und untergehen. Ein wenig menschlicher verständlich gemacht, würde er unser Mitleid vollkommen in Anspruch nehmen, und vorübergehend ist dazu wirklich Gelegenheit, und so gleichsam eine grobe Skizze tragischer Arbeit als contrastirender Schatten in das sonst heitere Gemälde aufgenommen. Ja, ein Schatten von Tragödie. Der Kern davon, welcher gleichsam die Stelle der großen Krisis in einer wirklichen Tragödie als vorahnende Abspiegelung vertritt, ist die ergreifende Scene, in der Käthe Percy, das treue Weib, ihm erzählt, wie er in der Nacht im Traume sich abgearbeitet habe. Sie hat da in seinem Gesicht eine gewaltige Erregung gesehen: „wie wenn ein Mensch den Athem an sich hält." Ein Laokoon in Worten. Dingelstedt hat diese Verse gestrichen. Wir haben mehr daran verloren, als an dem Traum von Percys Verderben gewonnen, den

er uns auf seine eigene Rechnung die betrübte Wittwe im folgenden Stücke zum Besten geben läßt. Doch dieß soll schnell vorübergehen. Percy geht gar nicht darauf ein. Der Schrecken seines wirklichen Endes im letzten Akt wird möglichst der Freude des Sieges untergeordnet und von Falstaff mit dummen Späßen übertäubt. Verletzt uns dieß an sich, so ordnet es sich doch dem Eindruck unter, wie der Prinz, der als gleich empfänglich jetzt für den Fall des großen Feindes, wie sonst für die Albernheiten des Jugendfreundes, dazwischen steht, die schroffen Gegensätze in sich vereinigt.

Der dicke Hans Falstaff ist die träge Masse der launischen Zerstreuung, die auch die kräftige Natur des Prinzen behaglich umhüllt hatte, aber in ernster Stunde sein besseres selbst nicht herabziehen kann. Der Falstaff Dessoirs war nobler als der Dörings in Berlin, dem er sonst im Allgemeinen nachgebildet seyn soll, und er dürfte ohne Schaden noch etwas mehr nach dieser Seite von der vulgären Auffassung entfernt werden. Denn er muß doch eine nicht bloß gemeine, sondern joviale Figur von gutem Ton seyn, nur etwas übermäßig aus den Schranken der Sitte ausschweifend, auch nicht ohne eine gewisse edelmännische Bravour, nur der festen Grundlage des Muthes, einer sittlichen Aufopferungsfähigkeit, baar, ein heruntergekommener Junker, der sich doch noch ein Air zu geben weiß. Heinz muß wirklich Gefallen an ihm haben finden können; sonst wird sein jugendlich ausgelassenes Treiben mit ihm zu einer gar zu absichtlichen Maske, und so schien es auch in Grans' Spiel ein wenig.

Wir haben in Richard II. eine Tragödie und im ersten Theil von Heinrich IV. eine Comödie erkannt, von denen erstere ebenso sehr als ein classisches Bühnenstück eingebürgert zu werden verdiente, als letztere es bereits ist. Der zweite Theil von Heinrich IV. dagegen ist ein buntes Gemisch unvermittelter tragischer und comischer Elemente, gleichsam der zusammengeworfene Nachtrag zu den beiden vorigen Stücken. Große Eindrücke beider Arten wechseln ohne Zusammenhang ab. Die Einheit, die ihnen im ersten Theil der Antheil der einen Person, die uns am meisten interessirte, des Prinzen, an beiden gab, ist auch verloren. Er tritt sehr zurück, und wenn er auftritt, schwankt er in katzenjämmerlicher Abspannung zwischen abgeschmacktem Nachspielen seiner jugendlichen Ausgelassenheit und keimendem Majestätsgefühl. Die beiden Veteranen vom Sturze Richards, der hochmüthige Northumberland, der jenen gestürzt und Heinrich an die Stelle gesetzt, ihn dann verlassen und nun in seinem kühnen Sohne Percy seine Stütze selbst verloren hat, und der nun gealterte König selbst, der sich in dem gewaltsam erlangten Besitze nicht wohl fühlt, reuevoll im Kreuzzuge Sühne suchen will und sich in der Charakterlosigkeit seines Sohnes gestraft glaubt, erregen in ihrer Lebensmüdigkeit Theilnahme, aber keine Spannung mehr. An ihrer Stelle führen untergeordnete Helfer die Rebellion mit den kleinlichen Künsten der Aufwiegelung und der Ueberlistung zu Ende. Die gute Laune Falstaffs geht daneben ihre eigenen Wege weiter und läuft in beschmausende Ausbeutung der dummen Philister, denen er noch imponiren kann, und im Sumpfe der gemeinsten Liederlichkeit mit widriger Breite aus. Jeder ist sich selbst überlassen, der sterbende Herrscher wie der vollends verkommende Bummler, und auch der Mann der Zukunft, der heitere und zugleich ernste Prinz kann die beiden Seiten seiner Natur schließlich nicht mehr zusammenhalten, sondern muß, um die Erbschaft seines Vaters anzutreten, die Erinnerung an seine Trinkgenossenschaft ungroßmüthig verleugnen. Wir haben viele Anregungen, aber keine einheitliche Befriedigung und schnappen am Ende nach Luft, wie wenn wir aus einer Bildergallerie kommen, wo wir das Widersprechendste nach einander gesehen haben.

In Heinrich V. bleibt nun aber die glückliche Heldennatur übrig und bewährt sich, wie zu erwarten war, in einem zum Ruhm der Nation glänzend durchgeführten äußern Krieg. Der junge edle, kriegerische König belebt die muthigen, kalt der Gefahr trotzenden Soldaten. Die Epigonen Falstaffs, die noch mit unterlaufen, treten dagegen zurück, eben so wie die lächerlich prahlerisch stolzirenden Franzosen. So erhalten wir ein heiteres Bild von comisch ansprechender, noch mehr aber rein epischer Farbe. Diesem Stücke hat Dingelstedt am übelsten mitgespielt. Daß er bedeutend kürzen mußte, wird ihm Jeder zugeben; denn der rein historische Stoff, die Folge der Kriegsbegebenheiten kann uns nicht mehr, wie die Engländer zu Shakespeares Zeit, für die Dauer ansprechen. Sehr verfehlt ist wohl aber der Versuch, durch Einfügung fremder Elemente nachzuhelfen, theils zugesetzter Späße, besonders aber auch tragischer Anklänge, die gar nicht hieher gehören.

Im ersten Akte wird, treu dem Original und mit entsprechender Weglassung von Nebensachen, die Vorbereitung zum Kriege gezeigt. Der zweite und dritte, in welchen derselbe mit mancherlei einzelnen Erfolgen in Gang kommt, sind in Einen zusammengezogen. Aber nicht genug damit, ist nun auch hier ein Eindruck eingeschoben, der die andern unzweifelhaft zurückdrängen muß; denn der Ernst einer tragischen Erschütterung überwiegt natürlich jede Heiterkeit. Mitten aus dem

Getümmel der hochmuthstrunkenen Franzosen läßt er den alten kranken König Karl, statt leise ihre Ueberhebung warnend zu zügeln, als eine für sich tiefe Theilnahme fordernde Jammergestalt hervorragen, läßt ihn vom Gefühle der Schaam wegen der von dem verachteten England erlittenen Niederlagen bis zum Wahnsinn geschüttelt werden und sich dann in hoffnungsvoller Begeisterung wieder aufraffen. Die Scene war an sich sehr wirksam, und Milde spielte sie mit großer Kraft und Feinheit. Wir wurden plötzlich hochtragisch gestimmt. Was soll das aber hier? Wollte Dingelstedt vielleicht aus politischer Unparteilichkeit auch zur Abwechslung einmal unsere Theilnahme für die Franzosen in Anspruch nehmen und zeigen, daß ein bekümmerter König und Vater, der seinen Sohn durch Leichtsinn verderben sieht, was er zu erhalten besorgt war, sich aus Heinrich IV. auch über das Meer verpflanzen läßt? Wenn er sich stark genug fühlt und Lust dazu hat, in dieser Art Shakespeare in nicht englischen Stoffen nachzuahmen, so mag er es thun und uns Frankreichs Schicksal im Drange schwerer Zeit vorführen, wie Schiller seine Erhebung aus demselben in der Jungfrau von Orleans. Hier gehört das aber so wenig her, als wenn er den ersten Theil von Heinrich VI., statt ihn aus Rücksicht auf das beliebte Werk Schillers wegzulassen, mit Scenen aus diesem hätte aufstutzen wollen. Es erregt unsere Theilnahme für die Partei, deren Niederlage uns nur belustigen soll, und stört also die Stimmung, die durch das ganze Stück hindurchgehen soll.

Aus dem vierten Akte hat Dingelstedt zwei gemacht, einen, in dem sich die Schlacht vorbereitet, einen, in dem sie geschlagen wird. Wahrscheinlich war es nur so möglich, beides, die Dämmerung des Morgens im Lager mit den verlöschenden Wachtfeuern, und die Knalleffekte der Gefechte selbst mit einer brennenden Stadt im Hintergrunde, so zu allgemeinster Bewunderung in Scene zu setzen. Doch Shakespeare würde darauf sicher weniger gegeben haben, als auf den einheitlichen Eindruck, den es macht, wenn dem Uebermuth der Franzosen und der frommen Sammlung Heinrichs und der Seinen die Entscheidung auf dem Fuße folgt. Statt dessen nimmt im einen Akte das unnöthig wiederholte Beten und die beständige Erwartung eines bevorstehenden ernsten Ereignisses kein Ende. Der Vorhang fällt, ohne daß etwas geschehen ist, und die bloße Schlacht wird nachher für sich allein ein reines Spektakelstück.

Im letzten Akte kam endlich, wie im ersten, die einfache Anlage des Stückes wieder zu ihrem Rechte in dem glücklichen Friedensschlusse. Der unglückliche Karl erschien wieder ganz ruhig und seine Tochter als glückliche Braut.

Der erste Theil von Heinrich VI. wurde weggelassen. Das ging auch recht gut, nicht nur, weil er das unbedeutendste Jugendwerk des Dichters, oder vielmehr wahrscheinlich nur ein von ihm ein wenig für die Bühne überarbeitetes Stück ist; er kann auch im stofflichen Zusammenhang der ganzen Reihe der Historien ohne Schaden ausfallen. Die Handlung der vier ersten schließt mit dem Sieg Heinrichs V. befriedigend ab. Es beginnt in den folgenden, die vor jenen entstanden sind, unter der vormundschaftlichen Regierung für den als Kind gekrönten Heinrich VI. eine neue Reihe von Conflikten, die sich im ersten Theile allmählig ansammeln und erst in den folgenden in drängender Verwicklung ausbrechen. Mit diesen kann man also allenfalls gleich beginnen.

Gervinus hat deßhalb nicht Unrecht, die ganze Reihe, hinter Heinrich V. einschneidend, in zwei Hälften zu theilen. Nur ist es wenig bedeutend, dieselben als Tetralogien zu bezeichnen. Es ist eben nichts wahr daran, als daß jede vier Stücke umfaßt. Von einer geschlossenen Gliederung, wodurch diese vier zu einer Einheit höherer Art, wie die Akte im einzelnen Stücke vereinigt wären, woran man bei der Erinnerung an die antiken Trilogien denken mußte, ist keine Rede. Wir haben in den vier ersten Stücken erst eine Tragödie, dann eine Comödie, dann ein Gemisch von Elementen beider und endlich ein dramatisches Bild von heiter epischem Charakter erkannt. Diese verschiedenen Stücke bedingen sich in ihrem Eindrucke gar nicht, oder nur durch Contrast, und fassen sich ästhetisch nicht zusammen, sondern nur stofflich historisch, und so ist es mit den folgenden ebenfalls, nur daß sie dem ganzen Charakter nach einander nicht stark entgegengesetzt sind. Folgten sie einander als verschiedene Stufen einer gemeinsamen künstlerischen Wirkung, so dürfte keines fehlen; so aber darf es. Gervinus spricht auch von einer Analogie in beiden Tetralogien. Ich kann dieselbe nur in zwei einzelnen Stücken finden. Der Sturz eines schwachen Königs durch einen kräftigen Prätendenten ist im ersten Stück der ersten und im zweiten der zweiten Reihe, das nun in der Aufführung auch das erste war, ähnlich, aber doch ungleich dargestellt.

Der zweite Theil von Heinrich VI. ist das reinste Beispiel der in der Einleitung definirten Mischform zwischen Tragödie und Comödie, die Shakespeares Historien darstellen: ernster Stoff und Verlauf der

Geschichte, wie in der Tragödie, aber Entwicklung desselben nicht aus der Verwicklung der Umstände, sondern aus den Anlagen der Charaktere, wie in der Comödie, und in Folge dessen bedeutende Spannung, aber kein tiefes Mitleid. Ein schwacher König, der nichts kann als beten, muß ein Werkzeug streitender Höflinge werden, und der gewandteste und besonnenste derselben, der zugleich ein altes Erbrecht auf die Krone hat, muß ihn leicht verdrängen. Um das leicht begreifliche Begebniß dreht sich der Verlauf des Stückes. Er ist auf der Höhe, als York, der Prätendent, durch die Schwäche Heinrichs, des Königs, Herr der Lage wird. Die einzelnen Schritte bis dahin und von da weiter sind aber nicht ein kunstvoll verschlungenes Gewebe von Schicksalswendungen, von denen wir den einen gestürzt, den andern gehoben sehen, so daß es uns mit ihm anzugreifen scheint, sondern nur eine locker verbundene Reihe von Anlässen, bei denen der eine seine Schwäche, der andere seine Feinheit so ungezwungen und unverkennbar offenbart, wie es eben nur ihnen gegeben ist; und in ihrer Eigenheit, bei der es unter den verschiedensten Anlässen so kommen muß, hat das Ganze seine Einheit. Das Interesse bleibt deßhalb auch fast gleich zwischen beiden getheilt, aber für beide ziemlich entfernt. Wir werden nicht von lebhafter Freude über den Erfolg der besonnenen Schlauheit des einen und nicht von tiefem Mitleid beim unvermeidlichen Untergange des andern ergriffen, sondern eher von einer gewissen überlegenen Kälte, die mehr mit dem grausamen Humor des Schicksals als mit den Menschen, die davon betroffen werden, gleichgestimmt ist, und bewundern die Consequenz desselben bei scheinbarer Zufälligkeit.

Schon in Richard II. haben wir etwas Aehnliches gesehen. Auch da lag die Grundursache des Verlaufs, den die Geschichte am Ende nehmen muß, im Gegensatze der Charaktere Richards und Heinrich Bolingbrokes, des schwanken Rohres auf dem Throne und des zum Herrschen geborenen Nachwuchses, der ihn überragen muß. Auch da war das Interesse Anfangs zwischen ihnen getheilt und für das, was beide Anfangs drückt, bestand gleich wenig ein eigentlich tiefes Mitleid. Indessen ist doch dort die Lage des Königs von vorn herein und namentlich im Verlauf zu einer unentfliehbar verwickelten gemacht, in der wir ihn mit menschlicher Theilnahme sich winden und am Ende erliegen sehen. So hat Shakespeare sich in diesem späteren und ganz selbstständigen Stücke mit reiferem Kunstsinn der tragischen Form so genähert, daß die von ihr bedingte Wirkung vollkommen eintreten kann. In Heinrich VI. dagegen, wo er noch mehr nur die Geschichte oder vielmehr sogar nur ein früheres Stück bearbeitet, bleibt das mehr ruhig objective Wohlgefallen an der inneren Nothwendigkeit des Geschehenden, die aus den Charakteren fließt, vorherrschend und der Verlauf der Geschichte ist nur äußerlich in ein zusammenhängendes Ganzes abgerundet. In einfach großen Bildern wickelt sich die Reihe von zufälligen Anlässen vor uns ab, bei denen der Starke den Schwachen nach und nach beseitigt. Was ihnen an nothwendiger Verbindung fehlt, ersetzt die grandiose Erscheinung der Machtgröße, deren wahrer Besitz den Herren wechselt. Deßhalb hatte auch in diesem Stücke die Anordnung der Scenen ihr günstigstes Feld und Dingelstedt feierte hier seinen eigenthümlichsten Triumph, trotz mancher kleiner Anstöße, die auch hier mit unterliefen. Er hatte eine Reihe reicher, pomphafter Tableaus daraus gemacht, in denen man die Personen hervortreten und verschwinden sah.

Das Stück beginnt, wie im Original, mit der feierlichen Vorstellung der Verlobten des Königs, Margaretha von Anjou vor seinem Thron durch Suffolk, der für ihn um sie geworben hat. Die Großen der Krone, besonders der Protector, Herzog Gloster, sind entrüstet über die Einbußen Englands in Frankreich, womit diese Verlobung erkauft ist, die doch keinen Vortheil bringt. Der König muß es sich deutlich zu verstehen geben lassen und nimmt es geduldig hin. Man sieht also gleich, wie die Sachen stehen. Dingelstedt hat etwas nachgeholfen, daß man auch die Andern in Ermangelung des vorhergegangenen Stückes, in dem sie sich bei Shakespeare bereits gezeigt haben, kennen lernt und zugleich sieht, wie anders die neue Königin auftritt als ihr Gemahl, indem sie gleich über jeden für sich eine überlegene Glosse macht. Es ist nicht sehr natürlich, aber doch recht orientirend. In der Folge wird man noch mehr schnell und deutlich mit dem Gewebe der Factionen bekannt, indem erst nach dem Abgange des Königspaares der Protector sich bei den andern Luft macht, dann, wenn auch er weg ist, der Cardinal mit dem Rest über ihn die Köpfe zusammensteckt, dann diese über ihn u. s. w., bis zuletzt York allein übrig bleibt und wüthet, daß Andere das Reich verwüsten, das ihm gebührt. Man sieht in dieser Scene Shakespeare als den Meister der klaren Darstellung eines verworrenen Stoffs: Krieg aller gegen alle in der unscheinbaren Form des Hofklatsches, worin einer, der die andern am besten berechnet und beobachtet, Sieger bleiben muß. Natürlich hat der Bearbeiter hier die Personenfülle etwas beschnitten. Nun folgt die Vorbereitung, die den ersten, der im Augenblick noch factisch die Macht hat, den Protector Gloster zum Sturze führen muß. Der Hochmuth und die faulen Umtriebe seiner Frau, die sich von Gaunern in Zauberschwindel

verwickeln läßt und ihre Gelüsten nach der Krone bloßgibt, sind passend in Eine Scene gedrängt. Sodann das Schalten und Walten der neuen Königin und ihres Günstlings, die den Protector verdrängen wollen und den ersten wirksamen Streich gegen ihn führen, indem sie die Anstiftungen seiner Frau enthüllen.

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 27.)

Wien, den 30. Mai 1853.

Ich habe eigentlich nicht das Geringste zu berichten, was des Schreibens werth wäre; ich weiß nicht, soll ich froh darüber seyn. Drei Stunden Vorträge gehört, ohne nur ein einziges Wort zu verstehen. Nun bin ich mit allem Tratsch fertig, den ich aufzutreiben weiß, und nun zu Ihrem Briefe.

Mir wird immer Angst, daß wenn ich Ihnen etwas Heiteres schreibe, um Sie und Marie zu zerstreuen, meine Scherze gerade in einen Augenblick hineinfallen, wo sie eher unangenehm sind, als wohl thun. Meine Reise nach Sagan kann nur zwischen dem 20. Juli und 20. August stattfinden. Die Reise in einer andern Zeit vorzunehmen, würde mich in einen Wust von Bedenken verwickeln, die ich gar nicht zu lösen vermöchte. Dann aber ist der Kaiser schon von Ischl weg.

Den 31sten.

Aus Brüssel sind mehrere Personen von Rang hier, die Alle nicht genug von dem Enthusiasmus erzählen können, den die Heirath des Herzogs von Brabant mit einer Erzherzogin hervorgebracht hat; die Niederlande sollen in einem wahren Freudentaumel seyn, eine Urenkelin von Maria Theresia zur Stammmutter der neuen Königsfamilie zu erhalten, wie es denn überhaupt merkwürdig ist, daß Maria Theresia gerade in den Niederlanden die volksthümlichste Erinnerung hinterlassen hat und eine poetische Figur geblieben ist. Dieser Freudenrausch in Belgien macht aber in Paris nicht gleichen Effekt. Louis Napoleon soll nicht in demselben Grade davon erbaut seyn, so daß die überaus freundliche Aufnahme, die er dem Herzog von Genua beschenkt, mehr als Höflichkeit des Wirthes gegen den Gast scheint und ein Paroli ist, das der belgischen Heirath wegen gebogen wird. Ich wünsche, daß man sich rücksichtsvoll nach allen Seiten benimmt, um den Frieden zu bewahren; daher wäre es mir ganz lieb, wenn der Eindruck durch irgend eine Artigkeit unsererseits für Paris wieder geschwächt würde; es könnte leicht geschehen, denn Louis Napoleon ist für jede ihm bewiesene Deferenz dankbar.

Mama, es ist schwer, sich über die Preußen nicht zu ärgern! Wir haben den König mit voller Artigkeit und Rücksicht empfangen, der Kaiser und das Volk wollten accentuiren, daß man einen Werth auf die erneute Freundschaft legt; nun aber schlagen die preußischen Blätter schon wieder den Ton an, als ob wir ihnen amende honorable hätten machen wollen, und nicht genug Demonstrationen zu finden gewußt hätten, um die Politik „des Avilissements Preußens“ als abgethan zu bezeichnen, und man habe eine solche Wichtigkeit auf den Besuch gelegt, daß der Curs trotz der ungünstigen Nachrichten aus der Türkei in die Höhe gegangen sey! Prahle du und der Teufel! Indessen, so lange es nicht zu arg wird, wollen wir es unberührt lassen.

Den 1. Juni.

Gestern hörte ich den Don Juan als letzte Vorstellung der Italiener. Ich fand die Oper zum Theil schlechter, zum Theil besser in Bezug auf das Verständniß der Aufgabe dargestellt, als von den Deutschen. Man sieht daraus den diametralen Gegensatz zwischen der entschieden südlichen Fabel nebst Charakteren, und der deutschen Tiefe in der Composition. Die Einen erreichen die Gluth nicht, die Andern nicht die Tiefe,

die trotz der Fabel und der Charaktere eben macht, daß es Poesie wird. Manches war von höchster Vollkommenheit. Die Welschthümler sind nicht einverstanden, wenn behauptet wird, daß die Oper auf deutschen Bühnen besser gegeben wird, als von den Italienern, und finden, daß deutsche Musik überhaupt gar kein Recht habe, aus dem Concertsaal auf die Bühne zu steigen.

Meine Sehnsucht aus Wien hinaus in die Luft der Berge nimmt mit jedem Tage zu, und die Hoffnung, sie zu befriedigen, trifft auf neue Hemmnisse. Diese Sehnsucht ist ein physisches Uebelbefinden, wie ich es in Rom gehabt habe. Ich meinte, bis 10ten würde ich gehen können; nun schickt heut Lerchenfeld zu mir und läßt mir sagen, König Max käme gegen den 9ten und rechnete darauf, mich hier zu finden; da bleibt mir nun nichts anderes übrig, als die Reise um acht Tage aufzuschieben, die mir aber unglaublich hart ankommen. Meine Gesundheit braucht bald eine Lufterfrischung, ich fühle es! Meine Unbeweglichkeit wird immer empfindlicher, mein Athem hört ganz auf, und das alte Lied von Bewegung reicht nicht aus, denn wenn ich Bewegung bis zur Ermüdung mache, werde ich jedesmal leidend; ich brauche Gebirgsluft, das ist, was mir nöthig ist.

Den 6. Juni.

Gestern war Rout bei Graf Buol, aber schon so leer, daß ich nicht glaube, daß sie lange fortgesetzt werden dürften. Jetzt höre ich, daß der König von Bayern erst zwischen dem 11ten und 13ten kommen wird; das macht natürlich, daß ich gar nicht im Stande bin, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen, wann ich abfahre. — Erzherzog Albrecht ist auf seiner Visitationsreise in Ungarn an den Masern erkrankt und liegt in Szatmar; Erzherzogin Hildegarde ist gleich heute zu ihm. Der Kaiser war in diesen letzten Tagen in der Schneebergsgegend auf der Jagd im größten Incognito, und ging, um sich im Lande umzusehen, auf einige Eisenwerke und auch nach Mariazell, wo ihn endlich, als er aufbrach, ein Postknecht erkannte und Lärm schlug.

Nun zu Ihrem Brief; ich bin schon immer bei den ersten Zeilen in unruhiger Besorgniß, und wenn ich nicht das Aergste finde, so glaube ich einen Augenblick, die Nachrichten seyen nicht so schlecht, bis ich im Verlauf sehe, daß sie doch eigentlich noch immer herzlich schlecht sind. Und Sie, armes, liebes Herz, wie müssen Sie gehetzt und erschüttert werden! — Wie sollte mir denn der Aufenthalt in Sagan nicht gefallen? Die Fläche würde mir unter schattigen Bäumen äußerst angenehm seyn, zumal wenn ich nicht genöthigt bin, Menschen zu frequentiren. — Gestern hatte ich Lust, eine Visite bei F. Metternich zu machen, aber der Fiaker verlangte vier Gulden, die ich besser fand zu behalten und zu Hause zu bleiben. Abends las ich den dritten Band von Vehse, ein Buch, das man trotz der bösen Absichtlichkeit doch nicht aus der Hand legen kann. — Ihr Brief brachte mir so gar wenig Tröstliches! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Augenübel alterirt; Alles könnten Sie leichter tragen, als sich im Lesen und Schreiben gehemmt zu sehen. Wenn Ihnen aber scheint, daß Niemand das rechte Verständniß von der Masse von Leiden hat, die Sie tragen müssen, so haben Sie unrecht: ich habe es vollständig, nur helfen kann ich leider nicht. Sie sagen: „Sie werden einen Theil der Lindenblüthe hier noch mit genießen, wenn Sie nicht zu spät kommen." Ja, ich werde zu der Lindenblüthe zu spät kommen, denn die Zeit meines Besuches wird leider erst zwischen den 25. Juli und 25. August fallen.

Gestern aß ich mit L. F. bei Fürstin Schönburg. Wir hatten zu fünf Personen ein sehr angenehmes kleines Diner, und schwelgten im Garten in wunderbar schöner Luft. Es sind wahrhaft liebe gute Menschen, hinter denen kein Falsch ist; sie sind voll Theilnahme für Sie. Der Bruder ist jetzt mit noch nicht 40 Jahren Erzbischof von Olmütz geworden, mit einem enormen Einkommen. Dann war ich bei Fürst Metternich, wo ich unter einer Menge Leute eine etwas passirte schöne Frau, die Marquise Caraman aus Paris, recht angenehm fand.

Den 10ten.

Gestern machte ich einen Spaziergang auf die Bastei in herrlicher Luft und betäubendem Akazienblüthengeruch. Als ich nach Hause ging, wollt' ich bei Patzel Gefrornes essen, um mich abzukühlen. Patzel ist der Nebenbuhler Dehnes und gehört der correcten, conservativen Seite an, während Dehne ein Revolutionär ist; aber ich fand bei Dehne einen Artikel, der Ihnen das Wasser in den Mund ziehen wird: er hat eine Maigranita — ein zu Granit gefrorener Maitrank — worin Waldmeister eine Hauptrolle spielt. Ich fand ihn so gut, daß ich die Politik vergessend nach Hause ging. Ich begegnete noch unterwegs Kübeck und seiner Frau, die ich lange nicht gesehen habe und die sehr lieb und freundlich mit mir waren. Abends spät las ich noch in Vehse. Vehse ist eine Canaille, und, nach seinem Buche zu schließen, eine recht boshafte; das

aber einmal zugegeben, kann man nicht interessanteren Skandal feil bieten, als es in diesem Werke geschieht.

Den 11ten.

Gestern hat es in einem fort gewittert und der Regen fiel in Fluthen vom Himmel. Während dieser Zeit wurde das Leichenbegängniß des alten St. Z. gehalten, der zum Glück für seine Tochter nicht vor dem 1. Mai gestorben ist, an welchem Tage die Aviticität in Ungarn gesetzlich aufgehört hat, widrigenfalls bei weitem der größte Theil des Vermögens den ferneren Z.'s zugefallen wäre. — Ich erhielt einen Brief von Kl., die meine Schinkenaufträge geistreich ausgeführt hat, nur hat sie sie, wie mir scheint, als Frachtgut gesendet. Eilfracht! das ist die richtige Weise, Alles an mich zu spediren. — Ich habe den gestrigen Abend bei der P. zugebracht und dort die famöse Magnetiseuse gesehen, eine ganz angenehm aussehende Person von etwa 30 Jahren. — Die nächste Woche wird Wien ganz leer machen. — Sie haben mir noch immer nichts über die dänischen Liqueure geschrieben. — Im Kärthner Thortheater wurde eine Zeitlang nicht gespielt, indem man sein Inneres einer Reinlichkeitstoilette unterwarf und einen neuen Kronleuchter spendirte, denn der alte glich in der That einer alten Stalllaterne in einem Gasthause für Fuhrleute. In der Burg gastiren fort und fort Fremde mit mehr oder minderem Erfolg; außer der Bayer-Bürk scheint aber nichts vom ersten Rang dabei zu seyn. — B. schreibt mir, daß in Aussee die neuen Obstbäume zum erstenmal zu tragen versprechen, wenn nicht, wie gewöhnlich, wieder Alles gestohlen wird; ich freue mich sehr darauf, obgleich mein Genuß, wenn Ihr nicht dort seyd, sehr schwindet. B. schreibt, die Vegetation sey dort ungewöhnlich. Wenn Johann des Morgens Spargel sticht, so sind des Abends schon wieder vierzig bis fünfzig zu sehen. Für wen wächst das Alles? wer sollte sie genießen? Wann wird es uns einmal wieder so gut werden, so recht heimlich und durch keine inneren und äußeren Leiden gestört, uns wieder einmal daran freuen zu können, daß uns Allen der Himmel ein so hübsches Plätzchen gegeben hat, und daß wir es so niedlich aufgeputzt haben! — Der König von Bayern ist da. Das Kärnthner Thor ist fertig. Es tritt ein fast ganz neues Sängerpersonal auf. Beck, ein neuer Tenor, Steger, und eine neue Sängerin, Namens Tietjens, was sehr nordisch klingt; einmal werd' ich mir die Geschichte noch ansehen.

Den 19. Juni 1853.

Sie bekommen heute nur noch ein paar Zeilen, um Ihnen zu melden, daß ich wohl bin, und daß ich übermorgen abreise. Ich fühle ein physisches Bedürfniß nach frischer Luft und nach der Art Bewegung, die mir wohl thut, d. h. dem beständigen Hin- und Hergehen im Freien, ohne ermüdende Spaziergänge zu machen, die mich Athem kosten, den ich nicht habe. * Ich gedenke Mittwoch in Aussee zu seyn, und so sehr ich mich sonst freue, so ist es doch ein trostloser Gedanke, daß Sie nicht dort sind.

Eine Sache, die mich sehr freut, ist, daß Grillparzer vom König von Bayern einen Orden bekommen hat, und ich kann Ihnen schon vertrauen, daß ich vielleicht dazu beigetragen habe, denn ich habe Wendtland und Lerchenfeld beide direkt aufgefordert, dem Könige Grillparzers Werth auch von allen andern als der poetischen Seite klar zu machen, wenn er ihn, wie zu vermuthen ist, nicht gehörig kennt. Ich weiß wohl, daß eigentlich wenig oder nichts daran liegt, ob er einen Orden mehr oder weniger hat (nachdem ihm der Kaiser ohnehin den Leopoldorden gegeben), aber da er sich im Ganzen in Deutschland so unwürdig vernachlässigt sieht, so wird er doch dadurch überzeugt werden, daß es noch Leute gibt, die anders von ihm denken.

Der neue Bariton Beck wird einstimmig gelobt, und auch Stegers Tenor soll ganz herrlich seyn, von erster Schönheit — sonst soll er aber ganz bemm seyn, und auch von erster Ungeschicklichkeit. Er macht indeß Furore, und so kann man mit Ander, Erl und noch einigen von den Alten behaupten, daß keine deutsche Oper besser ist. Im Winter werd' ich sie wohl cultiviren.

Bruck a. d. Muhr, den 22. Juni 1853.

Ich bin heute endlich auf meinem Wege nach Aussee, in einem Wetter, das einem ordentlich das Herz aufthut, wenn man aus dem Stadtgefängniß auf einmal in die wundervolle, grüne Natur kommt, die nach diesen täglichen Gewitterregen wirklich grüner ist als je. Wenn mir aber das Herz aufgeht, denke ich immer zuerst an Sie, und so benutze ich auch den ersten Augenblick respiro, um Ihnen noch von hier zu schreiben.

Meine Fahrt bis Gloggnitz war nicht sehr ergötzlich; über den Sömmering hatte ich einen kranken

---

* Diese Abneigung gegen regelmäßige Bewegung war bei ihm unüberwindlich.

Geistlichen gegenüber, der alle Augenblicke halten lassen mußte, und der so leidend aussah, daß ich glaubte, ich würde ihn zum Tode bereiten müssen und er den Geist mitten auf dem Sömmering aufgeben. Ich brachte ihn aber doch glücklich bis Mürzzuschlag. Uebrigens war er etwas unangenehm, so daß meine Rührung und mein Mitleid nicht so groß waren, als es sonst gewesen wäre. In Mürzzuschlag fand ich den alten Grafen Heinrich Hardegg, meinen besondern Gönner, mit dem ich bis hieher fuhr. Er erzählte mir, daß unser alter Wallmoden gestern Abend in Nußdorf übernachtet habe, um am andern Tage mit dem Dampfboote weiter zu gehen; statt dessen kam des Nachts die telegraphische Nachricht, daß man bei Krems des hohen Wassers wegen die Brücke nicht passiren könne. Hardegg, der an den Achtzigen gleichfalls General der Cavallerie ist, nennt seinen Kameraden nie anders als den alten Wallmoden, was Radetzky, der sieben bis acht Jahre älter war als er, auch that.

Von Politik spreche ich Ihnen nicht. Alle Constellationen sind nichtswürdig, und kann man auch den Russen durchaus nicht Recht geben, so muß man dennoch zugeben, daß eben nur geschieht, was zu erwarten war, nachdem die englischen Intriguen die Türkei zu ihrer Werkstatt ersehen hatten. Daß Kaiser Nicolaus das nicht leiden werde, ließ sich sattsam voraus wissen. Wir wären ohne die Engländer jetzt in der Lage, ein entscheidendes Wort zu sprechen; wir können es aber wegen ihnen nicht. England und die Revolution haben Alles gethan und thun es bis diese Stunde (wo in England Kossuths Raketenlieferant seinen Proceß gewonnen hat), um uns zu Grunde zu richten. Die russische Hülfe hat nicht durch Thaten, aber durch ihr bloßes Erscheinen dagegen ein Veto eingelegt. Der Macht, die uns hülfreich gewesen ist, und ohne die keine eigene Tapferkeit uns hätte retten können, dieser Macht sind wir Dank schuldig. Wer mir das Leben gerettet hat, dem kann ich mich nicht feindlich entgegen stellen! In diese Lage haben England und seine Satelliten uns gebracht. Wir sind, wenn heute die Sache zum Kriege führt, in viel gefährlicherer Lage als die Russen, denen weder England noch Frankreich etwas anhaben können. Die Kreuzzeitung, das Wochenblatt, die Kölner Zeitung sind schändlicher als schändlich gegen Oesterreich. Man kann freilich über diese armselige Bagage lachen, aber unverschämt bleibt das Pack doch auf eine merkwürdige Weise. — Alles das wird einmal seine Rechnung bezahlt bekommen und seine Dummheit und Prahlhansigkeit bitter bereuen, wenn es zu spät ist. Indeß ist das für uns ein schlechter Trost und macht unsere Lage nicht besser. Wir werden kaum ohne Krieg heraus kommen, und ist's der glücklichste, und erobern wir noch so viel Land, so ist doch der Friede zur Consolidirung unserer Verhältnisse weit nöthiger. Wir werden natürlich Alles thun, um den Krieg zu vermeiden, wir werden vermitteln, so viel wir können, und die Türken, die übrigens in den Grund hinein nichts nutz sind (die an unsern Grenzen ihre christlichen Rajas jetzt mehr pfählen lassen als je, was aber Lord Straffort Radcliff vollkommen ignorirt) nach Möglichkeit in ihrer Existenz zu sichern trachten. Wenn es aber nicht gelingt, und wenn einmal Attaque geblasen wird, dann sind wir so gut genöthigt mitzureiten, wie alle übrigen, und zwar dann mit — und nicht gegen die Russen. Indeß auch dann wird für das Wochenblatt noch nicht die Zeit zu einem neuen deutschen Kaiser herangerückt seyn. Radowitz und Bethmann-Holweg stammen nicht vom alten Königsmacher Warwick.

Nun zu etwas Interessanterem: Kl.'s Schinken sind endlich angekommen. Mein warnender Genius hat mir zugeflüstert, daß dieses lange Intervall zwischen Abgang und Ankunft mit Unheil schwanger ist. Eben wie ich nach Baden in den Fiaker steigen will, kommt der Postbote und bringt 36 Pfund Schinken, aber auch eine Spesenrechnung von 19 fl. 40 kr. C.M. Ich bin fast unter den Tisch gesunken. Natürlich sind, statt unmittelbar die Schinken an das Expeditionsbureau zu Oberberg zu adressiren, dieselben an den Spediteur J. M. S. in Breslau geschickt worden, und dieser hat die kolossale Unverschämtheit, für ein Colli von 36 Pfund 11 fl. Nachnahme vorhinein in Rechnung zu bringen. Ich schicke die Rechnung mit, vielleicht kann doch E. nachfragen, wie das möglich ist. Ich bin wahrhaftig nicht knickerig, aber man kommt sich gar so dumm vor, wenn man sich so einfältig prellen lassen muß. Ich habe hier in Bruck eben eine ähnliche Geschichte mit dem hiesigen Spediteur, der gleichfalls solche Künste versteht.

Morgen werd' ich unaufhörlich an Sie denken und betrübt seyn, daß ich ohne Sie in unser liebes Aussee komme. F. wird als Burgfräulein fungiren, und obwohl ich sie verehre, dürfen die Postpferde wegen ihr nicht geschwinder gehen. Die Eisenbahn von Prag nach Wien soll, wie ich höre, polizeiwidrig schlecht seyn, so daß jeden Tag ein Kind vor der Zeit in den Waggons geboren wird.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün. Stuttgart, 1864.

Ein allerliebstes Büchlein, das weit mehr gibt, als der Titel verspricht. Den Kern und die Mitte des Buchs bilden dreiundzwanzig Balladen von Robin Hood; die Einleitung aber verbreitet sich in einer Abhandlung über die Geschichte und den Charakter des Helden, über sein muthmaßliches Verhältniß zur Geschichte seiner Zeit und über die Verehrung, die er seit sechs Jahrhunderten in Festen und Volksspielen, in Balladen und Sagen genießt. Ein kurzer Anhang endlich gibt erläuternde Anmerkungen zu den Balladen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Wenn wir die Reihen jener ächten Volkshelden mustern, deren Andenken sich in Lied und Sage, in Festen und Gebräuchen der verschiedensten Völker lebendig zu erhalten wußte, so werden wir kaum Einen finden, dessen Volksthümlichkeit und Beliebtheit an Höhe und Dauer jene überträfe, deren sich der Name Robin Hood bei dem Volke Englands noch bis zum heutigen Tage erfreut. Als Zeugniß für diese mag es gelten, daß die Geschichte und die Thaten Robin Hoods und seiner Genossen den Stoff zu mannigfaltigen dramatischen Vorstellungen und zu zahlreichen, in wohlfeilen Ausgaben verbreiteten Volksromanen und Prosaerzählungen, so wie zu vielfachen Anspielungen gegeben haben, welche sich in englischen Dichtern und Prosaikern, namentlich in Shakespeares Werken, zahlreich vorfinden. In neuerer Zeit haben zwei ausgezeichnete Schriftsteller Englands, Walter Scott in seinem Roman „Ivanhoe“ und James in seiner Erzählung „Forest days,“ es nicht verschmäht, ihre Dichtungen mit Episoden aus dem Leben Robin Hoods zu schmücken; zu geschweigen eines späteren ähnlichen Versuches in Peacocks „Maid Marian.“ In unsern Tagen (1860) ward eine Oper von Macfarrens „Robin Hood“ als werdendes Kassenstück für „Her Majesty's“ Theater von der Londoner Presse mit vollen Posaunenstößen gepriesen, ein Erfolg, an welchem der Held des Librettos seinen nicht unerheblichen Antheil haben mag. Ihm verdanken verschiedene ältere und neuere Sprüchwörter ihren Ursprung; bei Robin Hood oder einem seiner Genossen zu schwören, scheint Landesbrauch gewesen zu seyn. Seine Lieder wurden bei feierlichen Gelegenheiten gesungen und sein Dienst bisweilen dem Worte Gottes vorgezogen. Der erste Mai ist der Robin Hoods day, und feierliche Spiele, Schützen- und Maifeste, zur Ehre seines Gedächtnisses eingeführt, wurden bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts regelmäßig abgehalten, und zwar nicht von den untern Volksklassen allein, sondern von Königen, Prinzen und ernsthaften Magistratspersonen, sowohl in England als in Schottland; Feste, nach den Anschauungen der früheren Jahrhunderte so innig verflochten mit der bürgerlichen und religiösen Freiheit des Volkes, daß die Regierung sie zu unterdrücken nicht wagen durfte.“ — Anastasius Grün erzählt noch von Felsen, Hügelreihen, Buchten, die seinen Namen tragen, ferner, daß wohl noch ein Dutzend Gäßchen, Höfe und öffentliche Plätze in London sich nach ihm nennen. Die tiefgewurzelte und weitverbreitete Volksthümlichkeit Robin Hoods nicht allein in England, sondern auch in Irland, und insbesondere in Schottland, welches eine eigenthümlich national gefärbte Reihe von Robin-Hoods-Liedern aufzuweisen hat — worin hat sie ihren Grund? wie konnte sich die Volksphantasie in dem Grade für einen Mann begeistern, der nach der Ueberlieferung eine Art Räuber und Wildschütze, ein geächteter und außerhalb des allgemeinen Gesetzes stehender Mann (outlaw), ein aus der Gesellschaft Ausgestoßener und mit dem Makel des Freibeuterthums Gebrandmarkter gewesen?

Robin Hood war geboren, nach J. Ritsons 1795 erschienener Biographie, in Locksley in der Grafschaft Nottingham unter der Regierung König Heinrichs II. ums Jahr 1160. Ein ungezügeltes Jugendleben soll sein Erbe verzehrt, ihm manche Geldbuße und Schulden halber die Acht zugezogen haben, so daß er nicht minder aus Noth, denn aus eigener Wahl eine Zufluchtsstätte in jenen Büschen und Wäldern suchte, mit denen zu jener Zeit unabsehbare Strecken Englands, besonders in den nördlichen Gegenden bedeckt waren. Hier fand er bereits oder versammelte er später um sich eine Anzahl von Leuten ähnlichen Schlags und Geschicks, welche ihm als Haupt und Führer willige Folge leisteten. Auch soll ihm seine Geliebte Marian in seine Zufluchtstätte gefolgt seyn. Die Schaar wuchs mit der Zeit auf beiläufig hundert Schützen und übertraf im Schießen mit dem Langbogen alle andern Schützen im Lande.

In dieser Gesellschaft herrschte Robin Hood eine Reihe von Jahren in den Wäldern wie ein unabhängiger Fürst, in fast ununterbrochenem Kriege mit dem Könige von England und dessen Unterthanen, mit einziger Ausnahme der Armen und Hülflosen, der Verfolgten und Unterdrückten oder sonst seines Schutzes Bedürftigen. Wenn er an dem einen Orte von überlegenen Kräften bedroht ward, flüchtete er zu einem andern, immer Trotz bietend der Macht dessen, was „Gesetz und Regierung“ hieß. Ein Aufrührer oder Hochverräther war er darum nicht: ein Geächteter jener Tage war ebenso beraubt jedes oberherrlichen Schutzes, als er gegen Niemand durch den Eid der Treue gebunden war: „seine Hand war gegen Jedermann und Jedermanns Hand gegen ihn.“ Die königlichen Forste lieferten unserem Helden und seinen Gefährten durch's ganze Jahr Ueberfluß

an Wild und Feuerung; den Rest ihrer Lebensbedürfnisse deckte der Handel mit benachbarten Ortschaften; mitunter nahm aber der Held mit seinen Genossen auch zum Raube seine Zuflucht. Bei solchen Gewaltthaten hat er sich nur die Habe der Reichen angeeignet, nie hat er außer in ehrlichem Kampfe einen Menschen getödtet. Er sagt von sich selbst S. 160:

„Nie that ich Leides einem Mann,
Der treu und ehrlich lebt;
Mich reizt nur der, deß schnöd' Begehr
Nach fremdem Gute strebt."

„Ich that kein Leid dem Ackersmann,
Der pflügt auf seinem Grund,
Noch dem, der hier das Waldrevier
Durchstreift mit Falk und Hund."

„Erzfeind bin ich der Geistlichkeit,
Die übermächtig heut.
Solch fauler Bauch und schelmischer Gauch,
Ein Fang ist's, der mich freut."

Ein Ausschreiben, das auf seinen Kopf einen namhaften Preis setzte, blieb erfolglos. Endlich, als die Gebrechen des Alters auch auf ihm zu lasten begannen und er von einem Krankheitsanfall durch einen Aderlaß Erleichterung hoffte, wandte er sich zu diesem Behufe an seine Verwandte, die Priorin von Kirkleys in Yorkshire, da Frauen, insbesondere Nonnen jener Zeit mit chirurgischen Verrichtungen vertrauter waren, als heutzutage.

Sie reicht die Hand ihm lilienweiß
Und führt ihn in's Gemach;
Sie ließ ihm Blut, so lang hervor
Ein rother Tropfen brach.

Sie sah ihn an mit mildem Blick:
„Er ist mein Vetter gut!"
Da regt sich mitleidvoll die Hand,
Zu stillen ihm das Blut.

Sie sah ihn an mit strengem Blick:
„Der Priester Feind ist er!"
Da sank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Sie ließ mit offner Ader ihn
Und schloß die Zelle dann,
Daß all den langen Tag sein Blut
Bis nächsten Mittag rann.

Da fiel sein Blick auf's Fenster frei,
Das ladet ihn zur Flucht;
Er ist zu schwach zu Sprung und Schwung,
Drum läßt er's unversucht.

Da fiel sein Blick auf's treue Horn,
Das hing zu seinen Knieen;
Er setzt's zum Mund und läßt in's Rund
Drei schwache Stöße ziehn.

Das hört alsbald der kleine John
Wohl unter'm Waldesdach:
„Dem Meister droht wohl Todesnoth,
Er bläst so schwer und schwach."

Klein John lief gegen Kirkley schnell,
So schnell er kann, herbei,
In Kirkleyhall sprengt er mit Hast
Zwei Schlösser oder drei.

Und als er stand vor Robin Hood,
Auf's Knie fällt der Genoß.
„„Gewährt, o Meister," sprach Klein John,
„Mir eine Gnade bloß.""

„Und welche Gnade?" frug Robin.
„O nenne dein Begehr!"
„„Verbrennen laß mich Kirkleyhall
Und all sein Nonnenheer!""

„Nicht doch, nicht doch!" sprach Robin Hood,
„Die Bitt' versag' ich dir;
Nie that ich Leides einer Frau,
Und Keinem, der mit ihr."

„Nie that ich Leides einer Maid,
Und thu's auch nicht zum Schluß;
Doch gib den Bogen mir zur Hand
Und einen Pfeil zum Schuß."

„Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
Sollt graben ihr mein Grab;
Legt unter's Haupt, legt mir zum Fuß
Ein Rasenstück hinab."

„Legt meinen Bogen mir zur Seit',
Der wie Musik mir klang,
Und macht den Rand aus Gras und Sand,
Macht's breit genug und lang;"

„Macht schlicht und schlecht das Bett zurecht
Dem Schläfer, der da ruht;
Dann spricht noch spät, wer vorübergeht:
Hier liegt kühn Robin Hood!"

Solches geschah nach Ritson am 18. November 1247 im 87sten Jahre seines Alters und im 31sten Jahre der Regierung König Heinrichs III. Nach Robin Hoods Tode zerstreute sich seine Schaar.

Hood ist also kein Räuber gewöhnlichen Schlages, kein nobler Verbrecher, kein begabter Taugenichts. Etwas

Sittengefährliches und Verführerisches liegt nicht von Weitem in diesen Balladen, und wenn junge Leute durch Räubergeschichten selbst zu Raub und Mord hie und da nach ihrem eigenen Geständniß verleitet worden seyn wollen, so ist Robin Hood viel zu naiv und originell, viel zu sehr, wie aus den oben mitgetheilten Proben erhellt, durch so manche Züge mit dem allgemein und ächt Menschlichen verwandt, als daß sich so etwas von diesen Balladen befürchten ließe. In Schillers Räubern fragt Carl Moor den Kosinsky: „Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt — man sollte dergleichen unvorsichtige Canaillen auf die Galeere schmieden — die deine kindische Phantasie erhitzte und dich mit der tollen Sucht zum großen Mann ansteckte? Kitzelt dich nach Namen und Ehre? willst du Unsterblichkeit mit Mordbrennereien erkaufen?“ Aber Moors Frage an Kosinsky hat nach ihrem ganzen Zusammenhang nur dann einen Sinn, wenn man Karl die Möglichkeit voraussetzen läßt, der neue Ankömmling sey von Haus aus ein unpraktischer, schwachköpfiger, unreifer Mensch, den eine Räubergeschichte, eine romantische Träumerei zur Bande geführt. Robin Hood ist in England ein jedem Knaben bekannter Held, ohne daß deßwegen die Geschichten und Balladen von diesem Räuber für gefährlich gälten. Da ist ferner nichts vom Mord- und Blutgeruch, von der Armensünderbank und der Missethäterangst, von peinlichem Verhör und öffentlicher Hinrichtung „dem Malefikanten selbst zur wohlverdienten Straf und Andern zum abschreckenden Exempel“ — nein, hier weht der frische Hauch der Poesie, hier athmen wir Waldesduft, Robin Hood ist der König der Wälder, und wenn er in sein Horn stößt, so sammeln sich wie durch Zaubergewalt seine Getreuen um ihr Haupt, und der Klang dieses Hornes und die frische Macht seiner Rede hallt lang in unserer Seele nach. Ein Mann, der so sehr der Liebling eines ganzen Volks geworden ist, wie Robin Hood, ein Räuber, der wie ein Heiliger verehrt wird, muß eine ganz besondere Erscheinung gewesen seyn; er kann seine Volksthümlichkeit nicht bloß seiner List und Gewandtheit, oder seiner Güte gegen Arme und Nothleidende verdanken, Züge, durch welche gewöhnlich der Dichter versucht, uns mit dem blutigen Handwerk des Räubers möglichst auszusöhnen; in einem Volksheiligen sieht das Volk sich selbst nach einer seiner Haupteigenschaften verkörpert. Robin Hood ist Patron des Schützenwesens; er war selbst Wildschütz und wußte, wie kein Anderer, den Bogen zu handhaben. Darin liegt offenbar etwas Poetisches; der freie Urstand der Natur kehrt hier wieder. Englands größter Dichter ist nach der Volkssage selbst in seiner Jugend ein Freund des edlen Waidwerks gewesen und hat diese noble Passion nicht gerade auf die gesetzlichste Weise befriedigt, ohne daß seine Landsleute an diesem Zug Anstoß nehmen.

Den Hauptgrund von Hoods Volksthümlichkeit findet aber A. Grün darin, daß er das von den normannischen Eroberern zurückgedrängte und unterdrückte Angelsachsenthum in seiner Person vertritt. „Der Name Hood ist sächsisch und die ältesten und daher beachtenswerthesten Balladen reihen seine Vorfahren unter die Yeomanry, das ist die Klasse der freien Landleute, ein. Später, als das Andenken an die durch die Eroberung bewirkte Umwälzung sich abschwächte, verfielen die Dorfpoeten darauf, ihren Liebling mit dem Aufputz der Größe und des Reichthums auszustaffiren; sie machten aus ihm einen Grafen oder doch mindestens den Enkel eines Grafen, so schon in der ersten Ballade der Sammlung: R. Hoods Geburt. Diese Annahme jedoch entbehrt jeder historischen Grundlage. Robin Hood gehörte zu den Männern, die lieber Räuber als Sklaven seyn wollten und die in ihren Wäldern den strengen Jagdgesetzen der Normannen trotzten. Der volksthümliche Widerstand gegen das Normannenthum dauerte unter der Form des Freibeuterthums noch lange fort und die Begriffe: „freier Mann“ und „Gegner des Gesetzes,“ blieben noch lange unzertrennlich. Als jedoch der angelsächsische Volksstamm sich später durch Gewohnheit in Verhältnisse einlebte, welche er früher in Verzweiflung ertragen hatte, verlor jenes Freibeuterthum allmählich seine patriotische Weihe und sank zu seiner natürlichen Bedeutung eines entehrenden Handwerks zurück; doch blieb in den untern Volksschichten immer noch eine große Hinneigung zur Verletzung der Jagdgesetze und eine ausgesprochene Sympathie für jene zurück, die, sey es aus Noth, sey es aus Uebermuth, diese Verordnungen der Eroberer mißachteten. Das Treiben abenteuernder Wilddiebe und das Waldleben überhaupt wird mit Liebe in einer Menge neuerer Lieder gefeiert; sie alle preisen die Unabhängigkeit, deren man sich im „grünenden Walde“ erfreut, wo man keinen andern Feind hat, „als den Winter und das Unwetter,“ wo man „fröhlich ist, so lange der Tag währt, und leichten Sinnes, wie das Blatt auf dem Baume.“

Diese ganze Auseinandersetzung, bei welcher A. Grün hauptsächlich A. Thierry folgt, leuchtet vollkommen ein. Das Räuberwesen steht zum Staat in einem eigenthümlichen Verhältniß. Geschichtlich betrachtet ist der Staat gegen den Communismus des Räuberwesens gegründet; bei dieser Gründung selbst aber spielt List und Gewalt meistens eine größere Rolle, als Recht und Gesetz. Der erste Regent, hat ein geistreicher Mann gesagt, war ein glücklicher Soldat. Was Wunder nun, wenn in unruhigen Zeiten der Räuber dem Herrscher des Noth- und Polizeistaates seine Verwandtschaft mit ihm auf unangenehme Art in Erinnerung bringt? So berühren sich die Extreme. Diese Verwandtschaft gilt natürlich vor Allem vom Eroberer, und Heinrich II., der auszog, um Robin Hood zu jagen, war ein edler und ritterlicher Herr; aber in dem Feind, den er bekämpfte, in dem Gegenkönig, der seinen Thron in den Wäldern aufgeschlagen hatte, lebte doch kein Anderer fort, als der Angelsachse Harald. Ein verwandter Fall, auf den der Sonnenwirth in Hermann Kurz's Roman zu seinen Gunsten hinweist, findet sich im Alten Testament. Hier lesen wir 1. Sam. 22, 2: „Und es versammelten sich zu David allerlei Männer, die in Noth und

Schuld und betrübtes Herzens waren; und er war ihr Oberster, daß bei vierhundert Mann bei ihm waren." Hieher gehört namentlich Davids Abenteuer mit Nabal und Abigail, eine Geschichte, die in ähnlicher Weise, wie schon Goethe aufgefallen ist, wiederkehrt in Hebels „Statthalter von Schopfheim." Doch wäre auch möglich, daß Hebels Gedicht auf einer wirklichen, vor Jahrhunderten vorgefallenen Begebenheit beruht. So findet sich ja auch in der vorliegenden Sammlung die Ballade: „Robin Hoods goldner Lohn," welche die größte Aehnlichkeit hat mit Hebels Erzählung: „der schlaue Husar." Robin Hood zwingt zwei Mönche, die ihm unter dem Vorwand, sie haben keinen Pfennig bei sich, eine kleine Gabe verweigert hatten, mit ihm niederzufallen und zu Gott um Geld zu flehen. Nach einem Gebet von einer Stunde fordert sie Robin auf, in ihren Taschen nachzusehen, und auf ihre Betheurung, ihre Taschen seyen leer, sucht er selbst nach, findet fünfhundert Stücke baar und theilt diese mit ihnen. Aehnlicher Art ist die List, welche der Husar gegen den unfreundlichen Bauern, der hundert Gulden im Sack hat, anwendet, indem er mit ihm vor der Bildsäule des heiligen Alphonsus niederfällt und diesen um eine Geldbescheerung bittet. Nur hat Hebel, vielleicht absichtlich, den Schluß der Erzählung weggelassen, nämlich daß der betrogene Bauer den Husaren bei Friedrich dem Großen verklagte, daß aber dieser König über das Stückchen seines Soldaten sich herzlich freute und auf die Klage zurückschrieb: „Der Husar soll das Geld behalten, aber künftig nicht mehr zu einem Heiligen um Geld beten." — „Es winken sich die Geister aller Zeiten," und so auch die Geister der List und Verschlagenheit der kühnen Räuber und lustigen Freibeuter.

Die Robin-Hoods-Balladen sind „der merkwürdigste Theil der englischen Volksliteratur, und man kann an ihnen allein schon die Blüthe und den Untergang des englischen Volksgesanges verfolgen." Diese Balladen, welche zuerst 1795 von Ritson und 1847 von J. M. Gutch gesammelt wurden, mögen, wie A. Cunningham sagt, in ihrer ungekünstelten Anschaulichkeit manchem vielleicht roh erscheinen. „Sie sind aber reich an Handlung und rein menschlichem Charakter; sie spiegeln die Sitten und Gefühle ferner Zeiten wieder; sie zeichnen manches, was der Maler nicht ausführte und der Geschichtschreiber übersah; ohne verletzende Bitterkeit spricht aus ihnen die Empfindlichkeit gegen Unbill und Unrecht im öffentlichen wie im Privatleben; ja sie schwingen sich bisweilen in die höheren Regionen der Phantasie empor und liefern Gemälde im ächten Geist der Romantik. Ein unwiderstehlicher Drang zum Kampfe, der ihnen nur Spiel scheint; Verachtung gegen Alles, was hinterlistig und feig, Liebe für Alles, was frei, mannhaft und warmherzig ist; Haß gegen alle Unterdrücker, seyen es Priester oder Laien, und Hinneigung zu allen jenen, welche die wahre Lustigkeit in Wort und That lieben — das sind die Eigenschaften, durch welche die Robin-Hoods-Balladen sich auszeichnen. Der persönliche Charakter, so gut wie die Geschichte des kühnen Geächteten ist jedem Verse aufgeprägt." Bei aller gewissenhaft beobachteten Treue gegen Geist und Wort der Originale hat A. Grün doch in der Zusammenstellung der Einzeltheile des Gemäldes ein gewisses Maß von Freiheit sich erlaubt, und mit vollem Recht, im Unterschied von den Herausgebern des englischen Urtextes, nicht die philologische, sondern die historische Chronologie maßgebend seyn lassen.

In der That, hier haben wir ächte Volksballaden, die aus dem Vaterland der Ballade stammen (Ballade nicht vom italienischen ballata, Tanzlied, in Corsika = Todtenklage, sondern vom wallisischen gwaelawd (sprich: wal-ad) = Lied in der Volkssprache). Man vergleiche einmal, um sich den Unterschied zwischen Romanze und Ballade recht klar zu machen, diese Balladen in ihrem raschen dramatischen Gang, in ihrem stoßweisen Vorrücken und ihren kurzen, schlagfertigen Jamben und Anapästen mit der feierlichen Grandezza und der ruhigen Umständlichkeit der mit dem langsam abgemessenen Schritte des Trochäus auftretenden Romanzen vom Liebling des spanischen Volks, vom Cid Campeador.

Und so ist denn in diesem liebenswürdigen Büchlein erfüllt, was sein Herausgeber am Schlusse der Einleitung als Wunsch ausspricht. Es zieht ein Ton durch diese Blätter, als ob von ferne der nie ganz erfolglose Waldhornruf Robin Hoods erklänge und den Leser freundlich einlüde zu einem Gange in die erfrischenden Schatten, zu einem Stündchen Aufenthalt „im lustigen grünen Wald."

G. Hauff.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Todte Saison. — Theaterübelstände. — Deutsche Sänger in London. — Berliner Wettrennen. — Reform des Fuhrwesens. — Plan zur Auswanderung nach Palästina. — Daubitz.

Wir sind jetzt mitten in der „sauren Gurkenzeit," oder, wie der feinere Berliner zu sagen liebt, der „todten Saison." Die „Welt" und die „Halbwelt" haben die Stadt verlassen, und die armen Zurückgebliebenen (vielleicht wäre es richtiger zu schreiben, die zurückgebliebenen Armen) müssen sich behelfen, so gut es eben gehen will. Zum Glück ist es nicht so schlimm, wie die Leute der „Welt" mit der „Halbwelt" sich einbilden. Dank häufigen Regengüssen haben wir weniger als sonst vom Staube zu leiden, und da wir ein vergnügungslustiges Völkchen sind, und uns die Ruthe der Respektabilität nicht auf den Rücken gebunden haben (ich spreche von uns Zurückgebliebenen, die weder zur „Welt" noch zur „Halbwelt" gehören), so führen wir ein ganz erträgliches Leben. Haben wir doch Biergärten in Hülle und Fülle, und lustige Sommertheater, und Concerte im Freien à $1^1/_2$ Silbergroschen per Person, ja sogar als neueste Neuerung Groschen eis, das den berühmten Londoner Penny-Ices der Herren Gatti nichts nachgibt, und uns obendrein in eigenen Wägelchen auf der Straße nachgefahren wird, so daß wir uns nicht die Mühe zu nehmen brauchen, den kostbaren Artikel in einer Conditorei aufzusuchen. Was können wir mehr verlangen? Ich für meinen Theil bin völlig zufrieden, und gehe ungenirt am hellen Tag aus, entschlossen, meinem Schneider, wenn er mir begegnen und mich mit respektabler Verachtung ansehen sollte, ein unrespektables Schnippchen zu schlagen.

Es freut mich, mittheilen zu können, daß ein hiesiges Blatt, und zwar der von Dr. Maron (dessen Buch über die Japanesische Expedition Ihnen bekannt seyn wird), trefflich redigirte „Beobachter," einen ernsthaften Feldzug gegen das Theateragenten- und Theaterzeitungsunwesen begonnen hat. Ein in der letzten Sonntagsnummer enthaltener Aufsatz gibt in scharfer, aber ruhig gemäßigter Sprache eine Schilderung des herrschenden Ausbeutungssystems. Es wird gezeigt, wie das Interesse der Agenten dem Interesse der Künstler zuwiderläuft, wie z. B. das Interesse des Agenten es erheischt, daß die Schauspieler keine dauernden Stellen bekommen, oder doch nicht lange in einer und derselben Stelle bleiben, weil dieß die Commissionsgebühren schmälern würde. „Es ist aber," sagt der Beobachter, „ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß die Menschen, wenn ein Interessenconflict eintritt, ihren eigenen Interessen den Vorrang zu geben pflegen." Vom größten Nachtheil für die Schauspieler ist ferner der erbitterte Concurrenzkrieg zwischen den Agenten, deren Zahl bei weitem den Bedarf übersteigt. „In diesem Concurrenzkrieg gelangt nur zu oft das Sprüchwort: „Schlägst du meinen Juden, so schlag ich deinen Juden," zur praktischen Anwendung, und zwar so, daß die unglücklichen Schauspieler die Rolle der Juden zu spielen haben." Ueberdieß ist die unverhältnißmäßig große Zahl der Agenturen schon an sich in sofern ein Uebel, als die Betriebskosten außerordentlich vermehrt werden. Eine Stellenvermittlung ist nothwendig; aber „eine Arbeit, welche bei zweckmäßiger Organisation mit Leichtigkeit von ein paar tüchtigen Männern zu versehen wäre, nimmt unter dem jetzigen System einige Dutzend Personen in Anspruch; und die Mehrkosten, welche aus dieser ungeordneten, anarchischen Geschäftsführung erwachsen, fallen natürlich auf die Schultern der Künstler."

Der „Beobachter" kommt dann auf die Theaterzeitungen zu reden, welche meist das Eigenthum und Organ von Agenten, in allen Fällen aber direkte oder indirekte Erpressungsanstalten sind. „Der Abonnementspreis ist durchschnittlich ein sehr hoher, und da die Schauspieler sich zum Abonnement verpflichtet, oder besser gesagt, moralisch gezwungen glauben, werfen diese Blätter einen hübschen Profit ab." Ein Künstler, dessen Ruf nicht begründet ist, kann sich der Brandschatzung nicht entziehen, denn die Theaterdirektionen werden — in Ermanglung unparteiischer Organe — bei Engagements wesentlich durch diese Zeitungen bestimmt, so daß es für den Bühnenkünstler von der äußersten materiellen Wichtigkeit ist, mit diesen Blättern auf gutem Fuß zu stehen.

Nach einem Blick auf die nach allen Seiten hin unbefriedigenden Theaterzustände der Gegenwart, insbesondere mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler, wird der Vorschlag gemacht, die Künstler sollten sich auf dem Weg der Association vereinigen und selber eine Centralagentur nebst einem Centralpreßorgan gründen. An die Centralagentur, die in mancher Beziehung dem Londoner Gouvernanteninstitut (Governess' Institution) gleichen würde, hätte jedes Mitglied einen bestimmten regelmäßigen Beitrag zu bezahlen. Dafür besorgt die Anstalt, ohne Extraremuneration, die nöthige Stellenvermittlung und bestreitet die Kosten des Bühnenblatts, welches die gemeinsamen Interessen des Schauspielerstands zu vertreten hat. Mit dieser Centralagentur wäre auch eine Krankenkasse und ein Pensionsfonds zu verbinden. „Die

Leitung des Ganzen müßte in den Händen eines von den Mitgliedern zu wählenden Ausschusses seyn, der einen Geschäftsführer, Kassier und Sekretär (je nach Bedarf mehrere) und den Hauptredakteur des Centralorgans ernennt — Beamte, die natürlich entsprechend zu besolden sind.

Dieß der Vorschlag des „Beobachters." Wenn auch die Einrichtung einer Krankenkasse und eines Pensionsfonds — so wünschenswerth sie jedenfalls ist — auf mancherlei praktische Schwierigkeiten stoßen dürfte, so steht der Gründung der projektirten Centralagentur nicht das mindeste Hinderniß entgegen. Die Anlagekosten wären sehr gering, und das Institut, wie die damit verbundene Zeitung, würde sich bald bezahlt machen. Zur Verwirklichung des Plans ist bloß erforderlich, daß die Schauspieler sich von dem alten Schlendrian losreißen und selber an's Werk gehen. Die gebratenen Tauben fliegen in unserer prosaischen Zeit Niemand in den Mund. Wer Hülfe will, muß sich selbst helfen.

Nun zu einer andern „Theaterfrage." Die Kämpfe, welche die Direktion unserer königlichen Schauspiele mit den Billethändlern führt, werden keinem Leser unbekannt seyn. Seit Jahren rollt Sisyphus-Hülsen den Stein bergauf, ohne ihn auf den Gipfel bringen zu können. Und das ist nicht zu verwundern, da sich die Herren Billethändler, wie sich neulich zum unbeschreiblichen Erstaunen des Publikums herausstellte, unter dem Schutz und Schirm der hohen und mächtigen Polizei befinden, die das saubere Geschäft in aller Regel concessionirt hat. Während der letzten Wochen, wo Niemann hier seine Gastspiele gab, erreichte das Uebel einen solchen Grad — unter sechs bis acht Thalern war kein (eigentlich bloß 1 Thlr. kostendes) Parketbillet zu haben — daß Herr von Hülsen sich zu einem abermaligen Versuch entschlossen hat. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß der jetzige officielle Preis der Billete ein zu niedriger ist, will er vom Beginn der nächsten Saison an eine Preiserhöhung eintreten lassen. Auf diese Weise hofft er zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen: die Einnahmen der königlichen Schauspiele vermehren und dem Publikum zugleich billigere Preise sichern, als es jetzt thatsächlich bezahlen muß. Leider kann ich die Hoffnungen des Herrn von Hülsen nicht theilen. Die Einnahmen der unter seiner Leitung stehenden Theater werden unstreitig einen entsprechenden Zuwachs erhalten, jedoch der Billethandel wird nicht unterdrückt werden. Wenn keine besonders anziehende Vorstellung ist, wird er schlummern, allein das ist auch gegenwärtig der Fall; wenn aber irgend ein großer Künstler auf dem Theaterzettel prangt, wird das Publikum nach wie vor geneigt seyn, über den gesetzlichen Preis zu kaufen, und dann ist auch der Billethandel wieder da, Hr. von Hülsen müßte denn für jede einzelne Vorstellung einen besondern, je nach der Anziehungskraft derselben berechneten Tarif festsetzen, was schwerlich zu empfehlen seyn dürfte, und unseres Wissens auch nicht in seiner Absicht liegt. Geschieht das aber nicht, so verfehlt die Maßregel ihren Zweck. Hr. von Hülsen sollte wirklich einmal eine kleine Reise nach London machen und sich erkundigen, wie z. B. der Manager des Princeß-Theater des Billetschwindels Herr geworden ist.

Unsere Berliner Sängerinnen und Sänger haben dieses Jahr offenbar kein Glück in London. Fräulein Lucca wurde von Gye vom Coventgarden-Theater so abgehetzt, daß sie die Flucht ergreifen mußte, und in Folge der Aufregung und Ueberanstrengung gefährlich erkrankt ist. (Gestern war sogar das Gerücht verbreitet, sie sey todt. Es hat sich aber zum Glück nicht bestätigt). Nicht viel besser erging es unserem braven Fricke mit Herrn Mapleson von Her Majesty's. Er kam zur verabredeten Zeit, d. h. sobald Herr von Hülsen es ihm erlaubte, nach London; trotzdem wollte Mapleson, der ihn ein paar Tage früher erwartet zu haben behauptete, wegen angeblichen Contraktbruchs einen Theil des ausbedungenen Gehalts abzwacken. Fricke ließ sich das nicht gefallen und zerriß den Contrakt. Er singt jetzt bloß in Privatconcerten, wobei er sich pekuniär weit besser steht. Die einzige Berliner Opernberühmtheit, welche mit den Londoner Managern keine Unannehmlichkeiten gehabt hat, ist Frau Harriers-Wippern, die auf den Brettern von Her Majesty's ebenso reichliche, als wohlverdiente Lorbeeren erntet.

Während unsere Presse einen erbitterten Federkrieg gegen England führt, und während die patriotischsten unserer patriotischen Bürger den Ankauf englischer Waaren für einen Verrath am Vaterland erklären, feiert das treulose Albion seit einigen Tagen vor unserer Nase, auf dem Sandfeld hinter dem classischen Kreuzberg, eine Reihe von Triumphen, welche jede patriotische Seele tief bekümmern müssen. Auf jenem Sandfeld werden nämlich die Berliner Wettrennen abgehalten. Ich sage Berliner Wettrennen; die Bezeichnung ist aber falsch, obgleich das Ding allgemein so genannt wird. Es sollte heißen: englische Wettrennen bei Berlin; denn Alles ist englisch an diesen Wettrennen; die Pferde sind englische Pferde, oder haben wenigstens englische Namen — Formidable, the Cure, Blackdrop, Snowdrop, Little Thistlefly, the Flying Dutchman u. s. w. Die Regeln, nach denen verfahren wird, sind englische Regeln; die Kunstausdrücke sind sämmtlich dem Englischen entnommen, und nicht einmal übersetzt, was doch so leicht wäre; wir hören da von Handicaps, Steeplechase, Stakes, Sweepstakes und so weiter. Ja, die Herren Berichterstatter, welche für die Gelegenheit in Reporters umgewandelt sind, haben sogar das deutsche Wort für die Gangart der Pferde vergessen und sprechen von dem „Pace" der Renner. Daß wir auch englisch wetten, versteht sich von selbst. Kurz wir sind völlig englisirt, und John Bull kann sich im Hinblick auf diesen moralischen Sieg leicht über die moralische Entrüstung hinwegsetzen, die er in der Brust unserer Patrioten erregt hat. Es fällt uns nicht ein, die „Einrichtung" der Wettrennen verdammen zu wollen. Sie hat ohne Zweifel ihr Gutes, und warum sollen wir etwas Gutes nicht bei uns einbürgern? Aber einbürgern und nachäffen ist zweierlei.

Unsere Polizei arbeitet unermüdlich daran, das öffentliche Fuhrwesen zu reguliren und zu einer Vollkommenheit zu erheben, wie sie der Hauptstadt des Intelligenzstaats entspricht. Sie strebt nicht bloß darnach, unsre Omnibusse und Droschken dem Ideal der Schönheit und Bequemlichkeit zuzuführen, die Droschken- und Omnibuspferde, sowie die Droschken- und Omnibuskutscher moralisch und physisch zu veredeln; nein, die Fürsorge unserer wohllöblichen, Alles — das Größte und Kleinste — mit Adlerblick überschauenden Polizei erstreckt sich selbst über die Peitschen der Droschken- und Omnibuskutscher, die hinfüro — ich meine die Peitschen — gleich den mecklenburgischen Civilisationsstöckchen von einer bestimmten mit der minutiösesten Genauigkeit vorgeschriebenen Länge und Dicke seyn müssen. Wahrhaftig, wenn unser öffentliches Fuhrwesen unter solch weisem Regiment nicht gedeiht, nicht ein Muster wird für die übrige Welt, dann ist die gerühmte Allmacht der Intelligenz, ist die Intelligenz des Intelligenzstaats nur eine hohle Phrase. Und das wäre doch eine schreckliche Enttäuschung.

Der Berliner Sand ist bekanntlich fruchtbar an Ideen, freilich Berliner Ideen. Die neueste Sandidee ist ein kolossaler Plan zur Colonisation von Palästina. Mehrere hervorragende jüdische Bankiers und Kaufleute haben einen Ausschuß gebildet, der die Idee ins Werk setzen und eine mosaische Auswanderung nach dem gelobten Land organisiren soll. Gelingt der Plan und kehren die Enkel Abrahams unserer Stadt den Rücken, so würden sämmtliche Zeitungen Berlins mit nach Palästina zu wandern haben und wir wären ohne Presse. Es wäre schrecklich. Herr von Bismarck, der seinen „Kladderadatsch" nicht entbehren kann, wird hoffentlich das Unheil von uns abwenden.

Eine Berliner Celebrität, deren Ruhm aber weit über Berlin hinausstrahlt, ist uns dieser Tage plötzlich entrissen worden, nicht durch die Hand des Todes, sondern durch die eines Schutzmanns: der Reklamenriese Daubitz, der Zwillingsbruder im Geist des unsterblichen Hoff. Man munkelt von Bestechung eines Beamten; der Mann soll übrigens unschuldig seyn. Und warum nicht? Humbug und Ehrlichkeit sind heutzutage ja keine Gegensätze mehr. Möge der Stern des Kräuterliqueurs, Castor Daubitz, bald wieder unverdunkelt neben dem Stern des Malzextrakts, Pollux Hoff, funkeln! In seinem Glanz konnte sich manches gesinnungstüchtige „Organ der öffentlichen Meinung" und „Aufklärung," das sonst elendiglich absterben würde.

Der Keller, in welchem Gregy ermordet wurde, ist jetzt an einen Blumenhändler vermiethet. Derselbe hat dreifache Miethe zu bezahlen, macht aber nichtsdestoweniger ausgezeichnete Geschäfte. Die Kunden drängen sich hin, den Duft einer Blume einzuathmen, die den Duft von Menschenblut eingesogen hat; es ist so schauerlich poetisch, und wir leben im Zeitalter des Sensationscultus. Wir haben andere Nerven, als unsere patriarchalischen Vorfahren, die jenen Cultus ihren Kuchenmägden zu überlassen pflegten.

Carlsbad, Juni.

Badeleben.

Das altberühmte, im fichtenbewachsenen Felsenthale der schnell dahin rauschenden Tepel so malerisch gelegene Carlsbad gehört zu den bekanntesten und besuchtesten Bädern unseres Welttheiles. Zu vielen Tausenden strömen aus den fernsten Ländern Europas jährlich die Fremden hier zusammen, um an der kochenden, schäumenden Quelle des „Sprudels" Heilung von wahren, oft genug auch von eingebildeten Leiden zu suchen und häufig auch zu finden. Carlsbad ist kein Mode- oder Luxusbad, sein Ruf als bestes Heilmittel gegen gewisse Uebel, besonders Leberleiden, steht so unerschütterlich fest, daß es im stolzen Gefühl seines Ansehens jegliches Lockmittel verschmäht. Von Carlsbad gehen beim Beginn der sogenannten Badesaison keine anlockenden Annoncen in die Zeitungen Deutschlands, Englands und Frankreichs aus, man verschmäht es, den Ruf der hiesigen Quellen laut auszuposaunen zu lassen, da man vollkommen überzeugt ist, daß es kaum einen Arzt in Europa geben wird, der nicht den Carlsbader Sprudel kennt und nicht schon Patienten dahin geschickt hat. Auch das traurige Hülfsmittel der öffentlichen Spielhöllen, welche so viele rheinische Bäder zur Schande Deutschlands verpesten, und Baden-Baden, Wiesbaden und vor allem Homburg zum Sammelplatz aller Abenteurer und schlechten Weiber aus Paris machen, fehlt hier ganz, wie überhaupt

In allen böhmischen Bädern. Französische Spielpächter haben vergebens wiederholt Millionen Franken Pacht geboten, wenn sie in Carlsbad eine öffentliche Spielbank errichten dürften. So finden vornehme Abenteurer, freche Weiber, kurz all das äußerlich elegante, innerlich aber desto verworfenere Gesindel, welches sich in manchen Bädern umhertreibt, hier keinen ergiebigen Boden, und sie verschonen das Bad, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit ihrem Besuche. Auf die ungezwungene, angenehme Geselligkeit äußert die Abwesenheit dieser Elemente den günstigsten Einfluß. Wir kennen viele der bedeutendsten Badeorte Frankreichs und Deutschlands aus eigener Anschauung, wir wüßten aber keinen, wo eine so einfache, angenehme Geselligkeit und ein so ungezwungener Verkehr der Badegäste unter einander herrscht, als in Carlsbad. Da die hiesigen angreifenden Brunnen, und besonders der Sprudel eine sehr einfache Diät verlangen, wenn sie nicht nachtheilig wirken sollen, so fällt auch aller Tafelluxus fast ganz weg. Die wenigsten Badegäste trinken Wein, und der reichste Bankier, der vornehmste Fürst, wie der kleine Beamte, der sich hundert Gulden für die seiner kranken Leber so nothwendige Badereise zusammengespart, leben äußerlich fast auf gleich einfachem Fuße. Die meisten Spaziergänge hier sind Waldpfade in den mit sorgfältig geschonten Forsten bewachsenen Berge; für lohnende Spazierfahrten sind aber wenige Wege vorhanden, und so bringen selbst die reichsten Badegäste selten ihre Equipagen mit, daher man elegante Wagen oder kostbare Pferde fast gar nicht sieht. Alles geht hier bescheiden zu Fuß, und die vielen Spaziergänge in den schattigen Wäldern und auf den Bergen bewirken wieder eine Einfachheit der Toiletten, die anderswo von Jahr zu Jahr immer mehr schwindet. Die vornehmsten Männer gehen hier den ganzen Tag im bequemen weiten Paletot und dem weichen Filzhut, und hohe steife Hüte, schwarze Fräcke oder gar Ordensbänder gehören zu den größten Seltenheiten. Selbst die Damen suchen hier mehr durch Einfachheit als durch die Pracht ihrer Toilette zu glänzen, und wenn man eine besonders bunt und auffällig in den neuesten Modefarben gekleidete Dame erblickt, kann man sicher seyn, daß es eine Russin ist, oder eine Wiener Fleischhackersfrau, oder die Gemahlin eines Berliner Juden; hat sie aber dabei hübsche Füße und ein gewandtes, pikantes, kokettes Auftreten, so gehört sie dem Pariser Demimonde an und hat sich auf einige Tage hieher verirrt.

So gibt es trotz der sehr aristokratischen Gesellschaft aus ganz Europa, die sich alljährlich hier versammelt, kein bekanntes Bad, das in Allem und Jedem so wenig Pracht und Luxus zeigt, und wo der nothwendig in der Welt herrschende Unterschied des Ranges und Reichthums im äußern Verkehr so wenig hervortritt. Vor dem Kaffeehause „zum Elephanten,“ auf der „alten Wiese,“ dem Sammelplatz der norddeutschen und österreichischen Aristokratie, wo die durch ihr gewandtes, taktvolles Benehmen und ihren vortrefflichen Kaffee weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmte Madame Müller waltet, sitzen auf einfachen Holzbänken vor einfachen Tischen oft Dutzende der bekanntesten Diplomaten, Generale, preußische Grafen und österreichische Fürsten, der gewöhnlichen Excellenzen, deren Zahl Legion ist, gar nicht zu gedenken, in der einfachsten Kleidung, bunt und zwanglos durch einander, alle mit gleichem Behagen den würzigen Trank schlürfend und unbefangen mit einander plaudernd. Daß sich sonst die Gesellschaft nach Rang, politischer Parteifarbe und nach der Heimath in zahllose größere und kleinere, engere und weitere Kreise trennt, ist in einem Bade, das jährlich von etwa 14,000 Kurgästen aus den verschiedensten Theilen Europas besucht wird, ganz natürlich. Einige Kaffeehäuser und Restaurationen werden besonders von den Polen oder den Russen, andere von den Schweden und Dänen (dieses Jahr sind diese Länder sehr spärlich vertreten), noch andere von den Oesterreichern und sonstigen Süddeutschen besucht; „in der Eintracht“ pflegen Gelehrte und Schriftsteller, auch wohl oppositionelle Kammermitglieder Morgens ihren Kaffee, Abends ihre „Sprudel- oder Gerstelsuppe“ einzunehmen, während das äußerlich ungemein bescheiden aussehende Kaffeehaus „zum Elephanten“ fast stillschweigend als Hauptversammlungsort der Geburts- und Rangaristokratie angesehen wird, ohne jedoch dieß durch irgend welchen äußern Luxus einem unkundigen Blick zu verrathen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. **22. Juli 1864.**

— Nun sind die Zeiten
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Welten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versehen
Uns Geistesflug und Dampf.

Annette von Droste-Hülshof.

Aesthetik einer Gebirgslandschaft.

Als ich, um meine kleinen Wanderungen in den Bergen und Thälern des schönen Harzwaldes zu beginnen, an einem sehr trüben und neblichten Julimorgen vor einem der hohen Gebirgsthore, welche sich aus der norddeutschen Ebene erheben und die Haupteingänge zum Innern jener Berglandschaft darstellen, in der freundlichen Wirthsstube hinter meinem Lesetische saß und betrübt, ja fast muthlos auf die mit Wolken ganz verhangene Bergpforte und auf die vom Regen und windigen Wetter beinahe zerstörte Scene hinblickte, — da öffnete sich rasch die Thür des Zimmers, und mit dem Ausrufe: „O wunderschön!" „wunderschön!" trat schnell ein alter Herr mit ergrauten Haaren herein, der einer ebenso hochbejahrten würdigen Matrone die Hand reichte und sie, indem er ihr den nassen Mantel abnahm und den triefenden Regenschirm bei Seite stellte, zum Sopha führte.

„Ach ja! herrlich! herrlich! wunderschön!" erwiederte sie ihm mit freundlichem und wohlgefälligem Lächeln, obgleich sie dabei augenscheinlich zitterte und fröstelte. Und beide ergingen sich dann, indem sie auch mich eifrig in ihr Gespräch zogen, in lebhaften Lobeserhebungen dessen, was sie so eben auf ihrem feuchten und kühlen Morgenspaziergange erlebt und geschaut hätten.

Sie erzählten mir, sie seyen am Abend zuvor aus einer großen Stadt der norddeutschen Ebene, die sie mir nannten, hier am Rande des Gebirges angelangt, und haben der Versuchung nicht widerstehen können, trotz des grämlichen Wetters noch vor dem Kaffee einen kleinen Blick hinter die Coulissen zu thun, und schon das Bißchen, was ihnen der Nebel zu sehen gestattet, entzückend, herrlich, w u n d e r s c h ö n gefunden.

Ich schämte mich damals, diesem liebenswürdigen und obwohl durchnäßten, doch enthusiastischen Ehepaare gegenüber meines eigenen Mißmuths und ging nun selber durch Regen und Wind ins Gebirge hinein, wofür mich auch bald eine Aufhellung des grauen Himmels und eine Reihenfolge schöner Reisetage belohnte.

Wohin ich kam, fand ich die Thäler gefüllt mit Wanderern, die nicht weniger erregt und befriedigt schienen als meine beiden gemüthlichen Alten, und überall sah ich mich in munterer, reiselustiger und für die Natur der Berge und Thäler schwärmender Gesellschaft.

Truppweise, Männer und Frauen, trabten sie die rauhen Pfade ins Thal hinab, oder klommen mühselig und doch geduldig, schweißtriefend und doch unter lustigen Gesprächen an den Abhängen zu den belaubten

Gipfeln hinauf. Laut bezeugten sie ihr Entzücken, und ihr Gesang und frohlockender Beifall scholl in den Wald hinaus.

An einigen Hauptpunkten des Gebirges waren die Versammlungen so groß wie auf den Marktplätzen unserer Städte, und die meisten hatten Haupt und Brust mit Eichenlaubkränzen und Blumen, ja oft in ganz phantastischer und grotesker Weise mit Blüthenzweigen und großen schwankenden Farrenkrautblättern geschmückt. Theils hatten sie diese Kinder der Flora selber irgendwo gesammelt, theils aber saßen in den Winkeln und Verstecken der Thäler kleine Kranzbinderinnen, welche, wie auf dem Lido von Venedig, jenen Naturschmuck anboten und an die Vorübergehenden vertheilten.

Da alle Leute in ihrer freudigen Stimmung so gar nichts Feindseliges oder Abstoßendes offenbarten, vielmehr sich offenen Sinnes und zutraulich begegneten, — da sie jeden, den sie trafen, vornehm oder gering, gleichsam als ihren Genossen und Schicksalsgefährten zu betrachten schienen, so wurde man leicht in Gespräche, in Bekanntschaften und fast freundschaftliche Berührungen gebracht, wenn es auch nur für das halbe Stündchen war, welches man nöthig hatte, um sich mitsammen eines schönen Anblicks zu freuen, oder um irgend eine seltene Blume aufspüren zu helfen.

Einmal fand ich mich, ich weiß nicht recht wie, mit einem Trupp von fünfzig solcher mit Farrenkraut bekränzten Personen verwickelt und verbündet, und wanderte mit ihnen einen halben Tag lang desselbigen Weges. Sie sagten mir, sie seyen Handwerker aus Wittenberg, sie haben in ihrer alten finstern Stadt schon oft so viel von den Schönheiten der Berge und Thäler gehört, aber jetzt zum ersten male in ihrem bereits ziemlich vorgeschrittenen Leben seyen sie wirklich selbst hinausgekommen. Erst die neue Eisenbahn habe ihnen die Gelegenheit dazu verschafft, und auch jetzt haben sie nur die Frist eines einzigen freien Tages, und könnten bloß einen kleinen Streifzug ins Gebirge ausführen. — Sie thaten es, wie ich wahrnahm, mit der schönsten Laune, und versicherten mich, das Andenken an diesen Jubeltag werde wohl noch lange bei ihnen vorhalten müssen.

Wie diese aus Wittenberg, so gab es weiterhin andere Partien aus Braunschweig, aus Hannover, aus Hamburg und aus mehreren andern Städten und Ländern des nördlichen Deutschlands. Und wenn es einmal in einem Thale anfing urplötzlich wie aus Kübeln zu regnen und man sich dann zum Schutz unter einen Felsen stellte, so hörte man bald um sich her sämmtliche Dialekte des deutschen Reiches zischeln, und zuweilen noch einige fremdartige Sprachen dazu. Denn der Regen hatte alle in der Nachbarschaft verstreuten Wanderer wie verschiedenartiges Gerölle fortgeschwemmt und sie in derselben Grotte in den buntesten Reisekostümen zusammengeführt.

In der That, seit Goethe die Auferstehung der deutschen Stadtbürger aus ihren Mauern und engen Gassen und ihr lustiges Tummeln und Treiben in den Gärten und Dörfern vor dem Thore bewunderte und in seinem Faust beschrieb, haben sich in Folge unserer erleichterten Verkehrsmittel, welche die Pforten der Welt in allen Richtungen so weit aufgethan haben, nicht nur die Kreise der Geschäfte und Arbeiten unserer städtischen Bevölkerungen, sondern auch die Gebiete ihrer Freuden, ihrer Lustreisen und ihres Naturgenusses außerordentlich ausgedehnt. Immer weiter greifen diese Kreise in die schönen Gebirgslandschaften hinaus, je billiger man die Preise des Dampfschiff- und Eisenbahntransportes stellt, und es werden jährlich mehr Volksklassen in diese heilsame Bewegung hineingezogen. Immer häufiger sieht man Leute, die früher kaum daran dachten, die nächste Nähe ihres Heimathsortes zu verlassen, in entlegene Paradiese hinauspilgern, sich in dem Freudentempel der Natur ergehen und Geist und Phantasie am erregenden Anblick ungewohnter Scenen erfrischen.

Als ich in Treseburg, einem kleinen reizenden auf einer Wiese in der Mitte eines hohen Bergkranzes gebetteten Dorfe des Bodethales, anlangte, bedauerte man, daß ich mich nicht ein wenig früher eingefunden. So eben seyen 500 Jünglinge, Turner aus dem Lüneburgschen, die diesen Ort besucht hatten, mit Sang und Klang, in einer muntern Procession weiter ins Gebirge hineingezogen. Am vorigen Sonntage, so sagte man mir im selben Dörfchen, habe die Eisenbahn nicht weniger als 1300 Gäste aus Magdeburg zu diesem lieblichen Erdfleck geführt und am nächsten Feiertage, so setzte man hinzu, erwarte man aus Berlin eine noch größere Anzahl, für welche bereits Quartier bestellt sey. Ein großer und in aller Welt berühmter Eisenfabrikant habe nämlich jedem seiner Arbeiter ein Freibillet für die Berlin-Thaler Bahnstrecke geschenkt, um sie auf zwei Tage hinauszulassen zu Lust und Freiheit in den Bergen und Thälern.

Gleiches begegnete mir und ähnliche Dinge erzählte man mir bei meiner Weiterreise auch auf andern Stationen. Als ich den Rabensberg, eine hohe Kuppe am Südrande des Harzes, erreichte, fand ich die daselbst wohnenden Leute damit beschäftigt, ihren Berg auf's beste herauszuputzen. Sie hatten dazu Hülfe aus den benachbarten Thälern requirirt, und schmückten das Haus mit langen Laubgewinden, richteten Bänke und Tische auf dem freien Platze vor dem Hotel mit der

Aussicht, und reinigten auch die alte Kanone, die daselbst in einem Gebüsche für das Bergecho postirt war. Es geschehe, sagten sie mir, für die Pastoren und Kirchenvorsteher aus dem Eichsfeld und aus der goldenen Aue und aus vielen Dörfern und Städten der Landschaften, die ich da vor mir liegen sähe. Diese ernsthaften Herren wollten hier auf der luftigen Höhe einen großen Kirchenconvent veranstalten. Ehemals hatten sie solche Zusammenkünfte in ihren kleinen dumpfigen Städten abgehalten. Seit einigen Jahren aber haben sie es schöner gefunden, irgend einen der nicht zu weit entlegenen Harzberge als Sammelplatz zu bestimmen, den Ernst der Geschäfte mit frohem Naturgenusse zu mischen und dabei, von der reinen Bergluft begeistert, dem lieben Gott und der Menschheit vielleicht um so fröhlicher zu dienen.

Auch die zuweilen weitverzweigten Familien der kleinen Fürsten- und Herzogthümer umher, so berichtete man mir wieder anderswo, halten jetzt oft ihre jährlichen Familiencongresse auf der Victorshöhe, oder unter den malerischen Ruinen des Schlosses Hohenstein, oder auf einer andern hochgelegenen Station. Es sey dieß bei einigen Familien fast schon zur Gewohnheit geworden. Wenn sie eine Berathung beabsichtigen, so correspondiren sie mit einander, verabreden eine Zeit, wählen einen der genannten schönen Punkte und treffen sich dann da aus Süden und Norden, um ihr Wiedersehen mit einer Naturfeier in den Bergen und Thälern zu verbinden.

Die Musensöhne der benachbarten alma mater Göttingen sind freilich schon seit sehr lange Freunde und Besucher des Harzes gewesen. Auch ist auf ihm bereits einmal in alten Zeiten eine Gesellschaft sehr junger Naturfreunde, kühner und besonders bevorzugter Gymnasiasten aus Halberstadt erschienen, über deren damals sehr ungewöhnliche Gebirgsreise man vor hundert Jahren ein eigenes Buch gedruckt hat. Wie unvergleichlich lebhaft und allgemein ist nun in der Neuzeit auch die Betheiligung der fröhlichen Jugend an den Naturfreuden und Schwärmereien in den Bergen geworden! Manche in den norddeutschen Ebenen blühende Schulen senden jetzt ihre Zöglinge zu bestimmten Zeiten des Jahres so regelmäßig wie die Hirten ihre Lämmer zu den Höhen und Bergwiesen. Die Wegweiser und Gebirgsführer des Harzes haben ihre Kundschaften unter diesen Schulen. Der eine pflegt diese, der andere jene zu geleiten. Sie wissen genau, wann Herr Blochmann in Dresden, der Vorsteher einer weltberühmten Bildungsanstalt seine Ferien gibt, seine deutschen, russischen, amerikanischen Zöglinge in's Freie entläßt und mit ihnen seine „große Harztour" macht; sie wissen, wann die Jenenser oder die Schüler von Schulpforte kommen.

Bei mehreren Lehrinstituten haben die weisen Scholarchen eine jährlich wiederkehrende Bergreise ihrer Schüler eben so in den Schulplan aufgenommen, wie andere Lektionen, und sie haben dafür ihren festgesetzten Termin, wo sie ihre Zöglinge, mit Steinhämmern und Pflanzenbüchsen behangen, in's Gebirge führen. Natürlich sind fast alle diese jungen Leute Schriftsteller und Maler, führen Abends im Nachtquartier fleißig Buch und Rechnung über ihre Erlebnisse und Abenteuer in den Bergen, und verfertigen zahllose Reise- und Gebirgsbeschreibungen, die nachher als ihre Jugendprodukte in den Familienarchiven aufbewahrt werden.

Die Umwälzungen in unserem Chaussée- und Wegebau, die allgemeine Beschleunigung der Bewegung, in Folge deren ehemals weit entlegene Berge uns gleichsam ganz nahe vor Thor und Thür gebracht sind, haben aber in Verbindung mit der überall zunehmenden Freude an der Natur, ihrem Genusse und ihrer Erkenntniß nicht nur die Truppe der flüchtigen Reisenden und Besucher vermehrt; sie haben auch noch andere bemerkenswerthe Veränderungen in unserer Lebensweise herbeigeführt.

„Gar manche wohlhabende Familie der großen Städte Norddeutschlands," sagt Professor Bernhardt Cotta in seinem bekannten Werke über den geologischen Bau des deutschen Bodens, „wählen einen der Harzgebirgsorte zu ihrem Sommeraufenthalt. Sie ziehen jetzt so regelmäßig Jahr aus Jahr ein zu den wald- und kräuterreichen Höhen, wie es sonst nur die Sennhirten thaten. In Thale, in Blankenburg, in Wernigerode und in andern hübschen Bergorten haben sie ihre Villen und Vorwerke gebaut, und man findet am Rande des Harzes vierzig oder fünfzig Meilen weit vom Winterlager, Berliner, Hamburger, auch Bremer Suburbanums, die nun fast mit derselben Bequemlichkeit und mit weit größerer Genugthuung benutzt werden, als ehemals die in den Vorstädten."

Andere, die sich bescheidener einrichten müssen, haben sich wenigstens einige Verbindungen und Freunde in diesem oder jenem kleinen Harzorte verschafft, bei denen sie sich während der Sommerferien einnisten, um Bergluft zu athmen und Thäler zu schauen, und vielen sind diese Sommerferien in den Bergen ihre Hauptfreudenzeit während des Jahres, deren sie mit Lust schon im trüben Winter gedenken.

In Folge dessen sind manche vielbesuchte Gebirgsorte des Harzes von ihren Bewohnern, armen Köhlern, Berg- und Waldleuten, äußerst gefällig herausgeputzt, und sehen nun freundlichen und eleganten Badeorten

ähnlich. Sogar die einsamen Prediger- und Försterwohnungen, die am Rande des Brockenfeldes verstreut liegen, haben dergleichen für den Zweck des Naturgenusses angeknüpfte Connexionen in Rostock und Mecklenburg oder sonstwo am Ufer des baltischen Meeres und erwarten von daher zu gewissen Zeiten diese oder jene ihnen bekannte Familie, die ihre Invaliden zu ihnen führt, um sie in der Gebirgsatmosphäre an Geist und Herz erstarken zu lassen.

Wie in einer Gemäldegalerie die verschiedenen Genres, Schulen und auch die einzelnen Stücke ihre besondern Bewunderer haben, so hat auch im Gebirge bald diese, bald jene Höhe oder Scene ihre eigenen Liebhaber gefunden. Auf dem Gipfel einer sehr schönen Bergspitze mit einer reizenden Aussicht erzählte man mir, daß dort ein gewisser alter Herr aus dem Norden, den man mir nannte, schon seit langer Zeit jedes Jahr erscheine, sich daselbst auf einige Tage niederlasse, an der Aussicht erfreue, und dann befriedigt heimreise, bis zum nächsten Jahre, wo er wiederkehre. Mehr oder weniger hat jeder ausgezeichnete Punkt solche treue Freunde und Liebhaber, die an ihn gewöhnt sind und ihn über alles andere erheben.

Ein so allgemeines und reges, und ein noch viel bunteres Leben und Treiben, als ich es hier in der Kürze habe schildern können, hat die in der Neuzeit in allen Gemüthern so merkwürdig wach gewordene Freude an der Natur und namentlich an ihren Schöpfungen in den Bergen in's Leben gerufen, an diesen wilden Bergen, von denen noch vor kaum hundertfünfzig Jahren ein berühmter Harzschriftsteller, der Freiherr von Rohr, sagte, sie kommen dem Fremden so garstig, rauh und furchtbar vor, daß alle Reisende ihnen gern aus dem Wege gingen. Und ich brauche nicht zu sagen, daß sich dasselbe heitere Bild, wie im Harz, in ähnlicher Weise auch in unsern andern schönen deutschen Berglandschaften wiederholt, im Riesengebirge, im Thüringer- und im Schwarzwalde, und in unsern herrlichen Alpen.

Aller Orten in diesen und andern Gebirgsgegenden hat man in der Neuzeit am Fuße der Höhen und in den Thälern Sommerschlößchen gebaut, überall hat man auf den Spitzen der Vorgebirge Rotunden, Bellavistas und geschmackvolle Tempel errichtet, jeden Rastplatz durch eine Hütte gemüthlich und wohnlich gemacht, um den Bedürfnissen dieses so allgemein gewordenen Naturcultus zu begegnen.

Ein Netz von reizenden Philosophengängen und Bergpfaden, die jeder zu einem sehenswerthen Ziele führen, und die so schattig und still weder den Peripatetikern in Athen, noch Voltaire in seinem einsiedlerischen Ferney geboten wurden, hat sich um jeden schönen Bergort herum gesponnen. Ja man hat sogar Chausséen und andere große Werke nicht etwa für wichtige commercielle oder kriegerische Zwecke, sondern bloß für die reisenden und in der Gebirgsromantik schwärmenden Naturfreunde angelegt. Viele unserer neuerdings geschaffenen schönen, großen, breiten Bergstraßen kann man kaum mehr als Heer- oder Handelsbahnen bezeichnen. Man muß von ihnen sagen, daß sie Lust- und Freudenwege sind; denn der Saumroßtreiber, der Kaufmann, der militärische Transport verschwinden auf ihnen inmitten der Carawanen der sogenannten Touristen als fast unbeachtete Elemente.

In den Alpen wetteifern sogar diese Touristen an Kühnheit mit den Jägern und den Schatzgräbern. Sie erklimmen die schwierigsten Bergspitzen, wagen Leib und Leben, nicht etwa eines großen wissenschaftlichen Zweckes, einer Entdeckung halber, oder um Gold- und Silbergruben aufzuspüren, sondern aus reinem Naturdrange, des Romantischen und Pittoresken wegen, bloß um neue Aussichten zu gewinnen und um ein ästhetisches Interesse und ihre Schaulust zu befriedigen. Von dieser Lust gespornt, überwinden sie fast so große Schwierigkeiten wie ehemals ein alter spanischer Conquistador bei der Entdeckung eines neuen Landes. Der wissenschaftlich forschende Saussure erwarb sich zwar das Verdienst der ersten Ersteigung des savoyischen Montblanc, ein kühner Gemsjäger das der ersten Betretung der schweizerischen Jungfrau. Aber den eben so muthvollen Touristen und Naturfreunden, unter andern den Mitgliedern des berühmten, in England eigens für diesen Zweck gestifteten Clubs, verdanken wir heutiges Tages die Erklimmung und Erforschung einer ganzen Reihe bisher gänzlich unbekannter Berghörner.

Da dem allen nach Gebirgsreisen bei uns so zu sagen zur täglichen oder doch jährlichen Gewohnheit geworden sind, da sie, wie gesagt, in unsern Schulen prinzipmäßig betrieben werden, da sie eine Angelegenheit bilden, die jetzt so viele tausend Gemüther beschäftigt, so lohnt es sich wohl der Mühe, dem Gegenstande einiges Nachdenken zu widmen, und auf die Frage, was es denn sey, was alle jene Leute in den Thälern und Bergen mit so großem Enthusiasmus erfüllt, eine einigermaßen genügende Antwort zu finden, und zwar um so mehr, da man wohl bemerken kann, daß Viele unter denen, die jetzt jährlich zu Hunderten, ja zu Tausenden, jung und alt, Männer und Weiber, bekränzt und jubelnd, mit Sang und Klang in den Bergen ein und ausziehen, sich dabei einer Lust

überlassen, deren Quelle und deren Bedeutung sich klar zu machen sie nicht einmal versucht haben.

Namentlich aber müssen wir Norddeutschen uns zur Anstellung einer Betrachtung dieser Art — ich meine, wenn ich es mit Einem Worte sagen soll, zu einer ästhetischen Analyse der Gebirgslandschaft und unseres Behagens an ihr — aufgefordert fühlen, da wir ja in einer so großen nur in ganz weiten Abständen von Gebirgen umkränzten Ebene wohnen, wie sie sonst im mittleren und westlichen Europa nicht wieder vorkommt.

Und so mag ich denn diese Untersuchung zu allernächst mit der Bemerkung beginnen, oder, wenn man will, fortsetzen — denn im Grunde genommen befinden wir uns schon längst mitten in der Arbeit — wie in den Ebenen der Boden, der große Schauplatz unserer Augenweide, weit und endlos ausgestreckt ist, nach den Gesetzen der bleiernen Schwere. Die geraden und die winklichen Linien herrschen auf ihm vor. Gäa stellt sich in der Ebene so zu sagen todt und matt mit hingesunkenen Gliedern dar. In den Bergen und Thälern dagegen lebt sie gleichsam auf und scheint zu Thaten zu erwachen. Der Erdboden erhebt sich aus dem Schlafe, gewinnt Bewegung und Form. Er wird wie ein wogendes und schäumendes Meer. Die Gestalten, die er annimmt, sind ungemein mannigfaltig, und jede derselben ist in ihrer Art anregend, und hat ihren mehr oder weniger bestimmt ausgesprochenen ästhetischen Werth und Charakter.

Wie anmuthig und gefällig sind die leisen Anschwellungen, die sanften, abgerundeten Gelände mit allmählig in einander übergehenden Linien und Schwingungen, die sich gemächlich ins Thal herniederlassen, wie ein ins Nest sinkender Vogel. Wie aufregend und imposant bäumen sich die schroffen Felsen empor, in denen das Herz der Erde gleichsam aufgeschlossen und tragisch zerrissen erscheint. Unwillkürlich setzt sich bei dem Anblick unser Geist in Thätigkeit und forscht nach den Ursachen dieser Senkungen und Hebungen, dieser Aufreißungen und dieses Ruins. Er glaubt dabei nicht bloß das Geschaffene, sondern die Wirksamkeit der Naturkräfte selber vor sich zu sehen. Die Phantasie führt ihn in die Werkstätte der Titanen, wie sie pflügten und schmiedeten, wie sie meißelten und bauten, und den Ossa auf den Pelion thürmten.

Pilgert man in der Tiefe der Thäler durch die Reihe der so bunt durch einander geworfenen Höhen dahin, so begegnet man auf Schritt und Tritt dem überraschendsten Wechsel. Da ziehen sich die Brüstungen und Bastionen der Berge wie die Coulissen einer Schaubühne vor einander her und greifen mit ihren mächtigen Vorsprüngen in einander über. Was diese Coulissen hinter sich verdecken mögen, was sie, wenn wir an jener Ecke ankommen, offenbaren werden, diese Fragen halten uns in beständiger Spannung. Da ist die Erwartung immer rege, die Hoffnung stets auf dem Flügel, und eine Ueberraschung harrt unser bei jeder Wendung des Weges. Denn da die Terrainbildungen so bunt gestaltet und geschliffen sind, so scheinen sie ihre Figur bei jedem Schritt, den wir thun, bei jedem neuen Standpunkte, den wir gewinnen, zu verändern. Sie machen gleichsam, indem wir fortschreiten, beständige Verwandlungen durch.

Sind diesem nach die Bodenlinien und ihre Figuren selbst schon an und für sich sehr verschiedenartiger Natur, so wird nun durch sie auch allen Dingen, die weiter auf den Erdboden aufgesetzt sind und ihm anhängen, eine ganz andere ästhetische Bedeutung zu Theil, als die ist, welche sie in der Ebene besitzen. Obgleich diese Anhängsel und Zierathen des nackten Erdbodens, — ich meine die Blumen und Kräuter, die Büsche und Bäume, die Werke der Menschen, die Häuser, die Städte und Dörfer und am Ende die Menschen und übrigen lebendigen Geschöpfe selbst — in den Ebenen dieselben sind, wie im Gebirge, so machen sie doch hier in Folge der mannigfaltigen Positionen, in die sie durch die schwankende Unterlage gebracht werden, einen ganz andern Effekt und gewinnen einen viel höheren malerischen Werth.

(Schluß folgt.)

Shakespeares Königsdramen,

beim Shakespeare-Jubiläum in Weimar zur Aufführung gebracht durch Dingelstedt.

(Schluß.)

Den zweiten Akt fängt Dingelstedt mit einer aus dem ersten Theile herübergenommenen Scene an. Es ist die Wahl der Rosen. Sie erklärt das Aufkommen des Abzeichens, nach welchem später die Streiter für die beiden Linien des Königshauses sich unterscheiden, die rothe Rose für die noch herrschende Lancaster, die weiße für York. Der Einfachheit wegen gibt er ihnen nun sofort diese Bedeutung, die sie in Wahrheit und bei Shakespeare erst allmählig erhalten haben. Ganz gut für unser Verständniß, nur nicht ganz geschickt angebracht; denn wenn hier schon ein Theil des Adels so offen für den als wahren König Partei nimmt, der noch ruhig am Hofe des andern dient, so ist das an sich schon sonderbar, und doppelt sonderbar ist es nun, wenn York hinterher seinen bereits erklärten Verfechtern erst im tiefsten Geheimniß die ersten Andeutungen über seine Ansprüche macht. Während er so seine Partei vorbereitet, bringen die andern nach Ansehen strebenden Großen, der Cardinal und Suffolk, den Protektor zu Falle: erst seine Frau im feierlichen Gericht über ihre Schwarzkunst (Dingelstedt gab eine Balgerei mit dem Pöbel auf ihrem Bußgange hiezu, welchen Fräulein Knauff mit viel Affekt ausführte); dann ihn selbst heimlich durch die Vorstellung, daß kein Protektor mehr von Nöthen, nachdem der König zu Jahren gekommen. Im dritten Akte geht es noch weiter. Er wird peinlich verklagt. Der König fühlt sich seiner treuesten Stütze beraubt, und gibt es dennoch zu. Er dauert aus, aber mehr im verächtlichen als im rührenden Sinne. York dagegen läßt sich scheinbar nur mit Widerstreben gegen Gloster brauchen; in einem großen Monologe aber, der bezeichnend mit dem großen Worte „Jetzt oder nie" anhebt, macht er sich klar, wie nun einer über den andern stürzen, er selbst aber oben bleiben muß. Er soll mit einer Armee nach Irland; desto besser, um hernach mit derselben zurückzukehren und zu ernten, was die andern anrichten. Der Cardinal und Suffolk lassen den Herzog Gloster ermorden. Die Anhänger Yorks bringen es zu Tage, und da der König nun endlich einmal nicht anders kann, als die Schuldigen verdrängen, so fällt er nun in die Hände der Sieger, die mit seinem nachherigen Verdränger bereits einig sind.

„Der eine steigt, der andere fällt; das ist der Lauf der Welt." Damit ist der dritte Akt ein Höhe- und Wendepunkt der Geschichte; aber kaum tritt uns der erliegende König menschlich näher als der schlaue Sieger, und wenn es einen Augenblick nahe daran ist, daß wir uns ihm nahe fühlen, ist es nur, weil die Rohheit und gelassene Hinterlist des andern doch noch abstoßender ist als seine ganz unmännliche Rathlosigkeit. Als Nachspiel stirbt der Cardinal in der Verzweiflung plötzlicher Reue. Dieses Entsetzen war ein Gegenstand, den Lehfeld vortrefflich darstellen konnte. Am Ende ließ Dingelstedt den König ein Vater unser vorschlagen. Alle fallen auf die Kniee, der Vorhang fällt, das Publikum klatscht.

Es folgen im vierten Akte die Zwischenfälle des Volksaufstandes, an dessen Spitze Cade, der vorgebliche Mortimer (Vorgänger Yorks im Erbanspruch an die Krone), einherzieht, die lächerlichste Fratze einer communistisch revolutionären Bewegung, die auch der größte Verehrer Shakespeares nicht sehr bewundern kann. Alles dieß, wie auch der Untergang des gestürzten Höflings Suffolk, dessen Todesnachricht die Königin schmerzlich erschüttert, muß nur dem neuen, langsam, aber sicher herannahenden Herrscher den Weg bereiten, und sein Sieg ist entschieden, als der gewaltige Warwick, dessen Amt es von da an ist, die Könige abwechselnd zu heben und zu stürzen, offen für ihn auftritt. Dieß macht Dingelstedt noch im vierten Akte fertig. Für den fünften bliebe demnach nur die Entscheidungsschlacht bei St. Albans, in welcher Warwick und York den König zurückschlagen. Dingelstedt nimmt nun aber noch den Anfang des dritten Theils hinzu, das Zusammentreffen beider Parteien im Parlamentshause zu London, wo York den Thron besteigt, nachher aber mit Heinrich den Vergleich schließt, daß dieser bis zu seinem Lebensende König bleiben soll, wenn er dagegen ihn und sein Haus als Erben anerkenne. Dieß gibt freilich großartigere Schlußtableaus als die Schlacht. Ob es aber auch dem Sinne nach einen richtigeren Abschluß gibt, ist die Frage. Ein Friedensschluß, sollte man allerdings denken, ist ein noch besiegelteres Ende, als die gewonnene Schlacht. Wenn aber dieser Friede ein so fauler Friede ist, wie man hier sogleich sieht,

daß die energischen Leute auf beiden Seiten, besonders die Königin für ihren Sohn, den sein Vater für den Frieden um jeden Preis unnatürlich enterbt, sofort entschlossen dagegen protestiren, so ist es in keiner Weise ein abschließendes Endresultat der vorhergegangenen Kämpfe, sondern der offenbare Keim und Ausgangspunkt von neuen. Deßhalb schließt Shakespeare offenbar einzig richtig dieses Stück, in welchem Alles darauf hinausgeht, daß Heinrich gestürzt werden und York triumphiren muß, mit dessen Sieg, und beginnt mit der halben Benutzung desselben ein neues Stück.

So schließt sich also der zweite Theil von Heinrich VI. durch eine richtig durchgeführte Einheit der Handlung von Anfang bis zu Ende richtig ab. Während in den andern Stücken Tragisches und Comisches bald vorherrschen, bald gemischt sind, ist hier weder das eine noch das andere nach seinen eigenen Stylgesetzen behandelt und zur Wirkung gebracht, und doch eine Kunstregel eigener Art zwischen beiden richtig durchgeführt. Das große Bild vom Zerfall einer haltlosen Regierung ist vor uns abgewickelt. Dieß hat uns kaum vorübergehend in eine lebendige Theilnahme versetzen können, weil nicht das Spiel von glücklichen und unglücklichen Umständen Menschen, die wir wie unseres Gleichen ansehen konnten, straucheln und fallen ließ. Der Grund des Erfolges, der Nerv der Composition war die Anlage ihrer, uns fast gleich sehr fremd entgegentretenden Charaktere. Diese interessirten uns aber auch nicht rein als solche, sondern als die Quelle so verhängnißvoller Begebenheiten. Jedes Interesse an den Menschen trat zurück gegen die Bewunderung der großen, unerbittlichen Consequenz, mit der sie ihrer Bestimmung zugeführt wurden. Der erste Theil von Heinrich IV. ist längst in den Schatz der gangbaren classischen Comödien aufgenommen; durch Richard II. kann der der classischen Tragödien glücklich bereichert werden. Wenn die hier von Shakespeare ausgebildete Mittelform beider, wie man auch über ihren absoluten ästhetischen Werth denken mag, doch als jedenfalls merkwürdige Erscheinung auf dem Theater bleibend erhalten werden soll, so ist jedenfalls der zweite Theil von Heinrich VI. das geeignetste Muster derselben und kann die Bearbeitung Dingelstedts mit einigen Verbesserungen sehr wohl bei wiederholten Vorstellungen desselben zu Grunde gelegt werden.

Desto kürzer kann ich mich über den dritten Theil fassen. Es gibt wohl kaum ein Stück in der Welt, in welchem eine größere Fülle von tragischem Stoffe zusammengehäuft wäre; aber zu einer einheitlichen Wirkung ausgewachsen ist er nicht. Es stecken eine Menge Tragödien als Rudimente darin, aber es ist keine. Die Entsetzen des Bürgerkrieges, in dem der Sohn den Vater tödtet und der Vater den Sohn, die Weltentsagung des Königs, dem das Scepter aus der ermattenden Hand fällt; der heroische und trotzdem vergebliche Kampf des Mannweibes an seiner Stelle; der grauenvolle Untergang des Mannes, der im vorigen Stücke mit so kalter Berechnung zum Siege gelangt war und sich nun die Frucht desselben so ungeschickt wieder hat entgehen lassen; die schwankende Herrschaft seines Sohnes, der sich durch Liebelei der starken Hülfe des Mannes beraubt, der ihn gehoben hat und durch eine vortheilhafte Heirath eben noch mehr befestigen will; der Untergang dieses gewaltigen Warwick selbst, der noch einmal den schwachen König, den er erst gestürzt hat, herzustellen strebt; die letzte Rache der Söhne Yorks am Sohne Heinrichs und ihm selbst — das Alles stumpft uns in schneller Folge gegen das Entsetzen ab. Dingelstedt hat es hie und da etwas rührender zu machen gesucht. Er leiht der classischen Megäre Margaretha weiche Reminiscenzen an ihren verlorenen Günstling Suffolk und eine Rührscene statt der puren Rachewuth des Originals an der Leiche ihres Sohnes. Er hat damit sicher nichts verbessert.

Richard III. endlich ist längst allgemein auf der Bühne bekannt und als classisches Werk tragischer Kunst von aller Welt anerkannt. Ich muß darin aller Welt widersprechen, sowohl aus theoretischen Gründen als aus dem unwillkürlichen Eindrucke der Vorstellung, gegen die an und für sich nicht viel einzuwenden war; auch gegen Lehfeld nicht. Ich kann mich hier natürlich nicht mit aller Welt über meine abweichende Ansicht von diesem Stück auseinandersetzen, sondern greife nur die größte Autorität heraus, welche ich bekennen muß gegen mich zu haben. Schiller hat bekanntlich Richard III. in den stärksten Ausdrücken gerühmt als eine Tragödie, deren reine große Nemesis dem Riesengange des Schicksals bei den Alten ganz zur Seite zu stellen sey. Ich kann ihm nichts besseres entgegenhalten als seine eigene Auseinandersetzung über die Eigenschaften der tragischen Person, welche Vorbedingungen für das tragische Mitleid sind.

„Die Möglichkeit des Mitleids beruht auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig, wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto größer unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines andern in ihm nachempfinden sollen, alle inneren Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äußere

Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns die gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn."

Wer kann dieß wohl bei Richard III.? In der Katastrophe Heinrichs VI. haben wir ihn kennen gelernt. Wenn er unter seinen Brüdern der hitzigste ist, den Vater zu rächen, kann er uns fast gefallen; wenn er dem Erbfolgestreit nicht kürzer ein Ende machen kann, als indem er mit Ermordung aller Träger der Gegenansprüche aufräumt, kann er uns imponiren. Wenn er aber damit fertig ist, hält er einen Monolog, worin er sich kurz und bündig als den darstellt, der keinem Menschen gleicht, also das gerade Gegentheil von dem ist, was Schiller in der eben angeführten klaren Auseinandersetzung, ebenso wie Aristoteles, als Grundbedingung eines tragischen Helden fordern muß. Und dem entsprechend zeigt er sich in dem Stücke, worin er die Hauptrolle spielt, durchweg. Im Beginn kündigt er an, daß er gewillt ist, ein Bösewicht zu werden, und er führt diesen Vorsatz mit ausnehmender Leistung durch. Lessing sagt gegen Corneille und seine unsinnigen Bravaden des Lasters: „Der größte Bösewicht weiß sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht sich selbst zu überreden, daß das Laster, welches er begeht, kein so großes Laster sey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es ist wider alle Natur, daß er sich des Lasters als Lasters rühmt; und der Dichter ist äußerst zu tadeln, der aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu sagen, uns das menschliche Herz so verkennen läßt, als ob seine Grundneigung auf das Böse, als auf das Böse, gehen könnte. Dergleichen uns geschilderte Charaktere, dergleichen schaudernde Tiraden sind indeß bei keinem Dichter häufiger als bei Corneille, und es könnte leicht seyn, daß sich zum Theil sein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es ist wahr, alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig seyn sollte und wirklich auch keines fähig ist: das Laster. Den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen, denn nichts ist groß, was nicht wahr ist."

Shakespeare, der sonst die Wahrheit selbst ist, hat hier offenbar denselben Fehler gemacht, groß seyn zu wollen durch diesen unwahren Heroismus des Lasters, gerade wie Schiller im Franz Moor. Diese Aehnlichkeit erklärt freilich nicht Schillers Billigung des Richard; denn Franz Moor lag lange hinter ihm, als er diese schrieb. Vor ihm aber lag die Vollendung des Wallenstein und zu keiner Zeit hat er ängstlicher bei sich nach der dramatischen Technik gerungen. Hierin finden wir vielleicht die Erklärung, weßhalb ihm damals ein Stück so imponiren konnte, welches in der That sehr groß ist in der virtuosen Technik, womit es das, was es vorführen will, zur möglichst wirksamen Erscheinung bringt. Das Publikum also, welches mit Kennerblick die Virtuosität anstaunt, wird stets in diesem Stück den Dichter und einen Schauspieler bewundern, der uns mit entsetzlicher Lebendigkeit das Unwahre wirklich macht. Die wahre Größe, den wahren Fortschritt aber, wozu unsere Bühne gelangt ist, als sie Shakespeare anstatt der Franzosen schätzen und genießen lernte, hat Schiller mit den Worten ausgedrückt: „Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held." Da nun Richard durchaus nur unmenschlich handelt und fühlt, muß er jeden reinen Sinn, dem es um den Haupteindruck des großen Kunstwerks und nicht nur um die Mittel zu thun ist, abstoßen.

Muß er? wird man mich fragen; wenn er es nun nicht thut? Nun, bei mir hat er es gethan, und wenn man dabei vorgefaßte Meinung anklagen will, so berufe ich mich auf ein naiveres Publikum, ob es dem nicht ebenso geht. Neben mir z. B. saß ein Fräulein, das der ganzen Reihe der Vorstellungen aufmerksam gefolgt war und in dessen großen Augen keine Apathie und Blasirtheit zu liegen schien. Ich fragte sie plötzlich, ob sie an dem Könige wohl Antheil nehmen könne. „An welchem? An dem? Nein!" fuhr sie fast schaudernd zurück, und sie hatte schon vorher manchmal leise gesagt: „Gräßlich! gräßlich!" Ja, das Gräßliche ist hier das allein Wirksame, welches Aristoteles und Lessing mit Recht aus der Tragödie verbannen.

Ich habe den letzteren angeführt, wie er gegen Corneille schreibt. So muß ich doch auch sagen, daß er auch von Shakespeares Richard III. nicht ganz schweigt. Er erwähnt ihn bei Gelegenheit der Behandlung desselben Stoffs durch Weiße. Es scheint, als solle Shakespeares Stück, welches im Eingange zu der Abhandlung über das von Weiße beiläufig erwähnt wird, diesem als Muster entgegenstehen, wo Alles gut ist, was dort verfehlt. Ausdrücklich gesagt ist es nicht, daß der Vergleich so ausfallen müsse. Wenn es aber Lessings Meinung gewesen wäre, so könnte ich ihn, wie vorhin Schiller, und noch viel gründlicher aus sich selbst widerlegen. Denn Alles, was er gegen Weißens Richard III. ausführt, paßt von Wort zu Wort auch auf Shakespeares Richard. Ich meine, Lessing hat auch wohl selbst gewußt, was er schrieb, und hat nur damals nichts direct gegen Shakespeare sagen wollen, weil er ihn eben im Ganzen, als noch viel zu wenig

allgemein anerkannt, mit Recht immer nur mehr hervorheben wollte.

Ich könnte dieses ganze Thema nicht besser erschöpfen, als wenn ich die ganze Ausführung Lessings über die, jeder höchsten Anforderung an die Kunst widersprechende Wirkung des Entsetzlichen als solchen hersetzte; doch dazu ist hier nicht der Ort. Ich will nur Eines anführen. Lessing fragt sich, ob dieser blutdürstige Teufel nicht Schrecken in vollem Maße erwecke? „Wohl erweckt er Schrecken, wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsätzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard III. mein gutes Theil empfinden lassen. Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspieles, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menschen in eine Maschine, ehe sie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.“

Man braucht, um zu sehen, wie anders die Sache uns dadurch näher gebracht seyn kann, nicht auf die Alten zurückzugehen, sondern z. B. nur Shakespeares Macbeth zu vergleichen, der im Stoffe viel Aehnliches mit Richard III. hat. Das Gräßliche, welches das Gefühl abstoßen muß, besteht nicht in der Menge des Schrecklichen, was geschieht, an sich. Was Macbeth thut, ist ebenso abscheulich, ja vielleicht noch abscheulicher, weil es nicht so wie bei Richard nur als Facit einer ganzen Zeit von Blut und Schrecken erscheint. Er sticht einen edeln glücklich regierenden Fürsten einfach todt, um selbst zu herrschen, und die Greuel, die nachfolgen, sind ebenso grundlos. Wie ganz anders aber ist es uns bei ihm begreiflich gemacht durch die entsetzliche, höllische Verführung, die durch Orakel und ihre beginnende Erfüllung den edlen Helden ehrgeiztrunken macht, den wir vergeblich gegen die Versuchung ankämpfen sehen! Wie schaudert er vor dem zurück, was sich ihm wie mit magischer Unwiderstehlichkeit aufdrängt! wie schaudern wir mit ihm, während uns Richards raffinirte Bosheit ein Räthsel bleibt! Macbeth ist ein Stück, in dem Shakespeare nicht nur der Größe, worin er immer unvergleichlich ist, sondern auch der Reinheit des tragischen Eindrucks nach den Griechen und unserem Schiller gleich steht. Das Wohlgefallen an Richard III. überlassen wir am besten dem derben Geschmacke seiner Landsleute. Aus der Reihe der Stücke, durch die Shakespeare ein vollkommener Tragiker für alle Zeiten und Völker geworden ist, müssen wir ihn streichen.

Blicken wir aber vom Ende der Reihe der Königsdramen auf ihren Anfang zurück, so müssen wir sagen: von dem letzten Stücke zum ersten, von Richard III. zu Richard II., der später entstanden ist als jener, ist ein ungeheurer Fortschritt zur Ueberwindung auch des widerstrebendsten Stoffes in classischer Form. Blicken wir dagegen nur stofflich zurück und fassen Richard III. als das Ende aller Begebenheiten der großen vorhergegangenen Stücke, von denen uns, wenn wir sie alle in einem großen Totaleindrucke zusammen oder durcheinander klingen lassen, der Kopf dröhnt, so ist er allerdings der richtige Abschluß dafür. Nach einem solchen Chaos von Faustrecht folgt am Ende ein letztes Aufräumen des Mords und macht einer neuen Zeit freie Bahn.

Diese Art von Abschluß zu einer Einheit, in der immer das eine Stück nur als Fortsetzung des vorigen sein volles Verständniß hat und nur bei einer solchen zusammenhängenden Darstellung, wie wir sie hier gesehen haben, vollkommen findet, ist jedenfalls ein großes Vorbild dafür, wie die Kunst der Bühne durch fortlaufende Behandlung historischer und besonders nationaler Stoffe einen reichen Boden und einen politischen Werth gewinnen kann. Auch die Composition der Kunstwerke als solcher muß dabei gewinnen. Denn die weitläufigen Bedingungen einer großen historischen Begebenheit erfordern eine Exposition, die im Eingang eines einzelnen Stückes selten hinreichend untergebracht werden kann, und daher entweder als bekannt vorausgesetzt oder in Vorspielen ausgebreitet werden muß, wie Schiller beim Wallenstein gethan hat. In einer großen Reihe von Stücken, wie die Shakespeares, wirkt jedes für das folgende zugleich als exponirendes Vorspiel. Man muß sich aber nicht einbilden, daß damit an sich eine im engeren Sinne ästhetische Verbindung beider oder vieler gegeben sey. Die Reminiscenzen oder die allgemeinen Gedanken, die sich von dem einen zum andern fortsetzen, gehören, wie die Personen, die unter veränderten Umständen wieder auftreten, nur zum Stoffe. Die Wirkung kann in jedem einzelnen Stücke für sich eine nach der Composition desselben selbstständige, ernste oder heitere seyn und muß es, wenn es ein wahres Kunstwerk seyn soll. Wie dieß bei zusammenhängenden historischen Stücken erreicht seyn kann und nicht, zeigen Shakespeares Königsdramen in allen Abstufungen. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß

außerdem auch eine wahre ästhetische Gliederung mehrerer Stücke zu einer Einheit höherer Ordnung, wie in den Trilogien der Griechen, bei stofflich verbundenen historischen Stücken bewerkstelligt seyn könnte, aber schwerlich in einer so langen Reihe wie diese, und in dieser ist es offenbar nicht der Fall.

Was wir ferner in Shakespeares Historien nicht finden und was dem historischen Drama nicht nur eine tiefere politische Bedeutung geben, sondern auch die rein kunstmäßige Gestaltung desselben nicht hemmen, sondern vielmehr heben würde, ist die Behandlung und richtige Würdigung solcher Stoffe, die keine nur rein persönlichen und gewaltsamen Umwälzungen zeigen, sondern tiefer gegründete naturgemäße Staatenentwicklungen. Das Belehrendere solcher wahrhaft großen Zeiten erhellt von selbst. Zu zeigen ist nur, daß dabei auch die kunstmäßige Behandlung der rein menschlichen Freuden und Leiden, die dabei entstehen, so wie der Charaktere, die sich darin offenbaren, mehr begünstigt ist als bei der Vorführung unruhiger Zeiten, in denen die Charaktere selbst Alles machen.

Wenn der einzelne Mensch, als selbstständiger Veranlasser von großen Völkerschicksalen, gegen die Macht großer Zeitideen und Völkerinteressen mehr zurücktritt, tritt dadurch das eigene Interesse, welches er durch seine Erfolge oder Niederlagen, so wie durch seine Charaktereigenthümlichkeiten erregen kann, nicht gleichfalls zurück. Im Gegentheil, alles dieß kann uns dann um so mehr an sich interessiren. Die Erfolge oder Schicksale, die einem Menschen zu Theil werden, der nicht nur auf eigene Rechnung, sondern als Träger einer großen Strömung seine Hand im Spiele der Geschichte hat, berühren ihn, wenn er von Begeisterung für seine Sache erfüllt ist, noch mächtiger, als wenn sie ihn allein angingen. Er mißt sich in dem, was er zur Herbeiführung beigetragen hat, eine um so größere Verantwortung bei. Wir aber geben ihm weniger Schuld, wenn er sich verrechnet hat und unterliegt; denn auch der stärkste und beste kann sich in der Zeit und den sie beherrschenden Mächten täuschen und ihrem gewaltigen Drange nicht widerstehen. Er kann unsere Achtung gewinnen durch die Energie des Widerstandes und unsere Theilnahme durch die Fruchtlosigkeit desselben. Wir können ihn fallen sehen ohne Entrüstung gegen das Schicksal, wenn er fallen mußte, um dem Wachsen größerer Ideen, als die er vertritt, Platz zu machen, und doch erhebt uns die Aufopferung, mit der er den seinigen treu gefallen ist. Selbst die rein sittlichen Tugenden und Vergehungen, zu denen er im Kampfe großer Zeitenstürme sich erhebt und fortgerissen wird, aus denen sich sein persönliches Schicksal in dem allgemeinen noch speciell motivirt, werden uns begreiflicher, wenn die Erregung eines allgemeinen Zuges der Geister, und nicht nur die besondere gute oder schlechte Anlage oder Neigung des Herzens sie hervorgerufen hat. Auf der andern Seite kann das comische Interesse an einzelnen Menschen mitten im Sturme großer Gährungen des Völkerlebens vollkommen harmlos ergötzen, wenn wir sehen, daß ihre Besonderheiten nicht im Stande sind, den großen Zug der Geschichte verhängnißvoll zu stören.

Um solche Schöpfungen hervorzubringen, gehört aber selbst eine Zeit dazu, welche ein Stück Geschichte lebt, das nicht nur als eine Reihe zufälliger Leistungen genialer Kraftmenschen von einem Publikum mit beschränktem Unterthanenverstande aus der Ferne angestaunt wird, sondern als nothwendige und unwiderstehliche Consequenz lebensfrischer Zeitströmungen von einem seiner selbst bewußten Volke in Herz und Hand getragen wird. Eine solche Zeit war die Shakespeares noch kaum, und er selbst war jedenfalls von dem Geiste derselben noch nicht ergriffen. Er hatte, so viel man auch aus einzelnen Anspielungen hervorzuzerren bemüht seyn mag, keinen tiefen Sinn für die Umwälzung, die der in England so künstlich gepflanzte Protestantismus herbeiführen mußte, wenn er erst den Geist der Völker umgewandelt hatte, und kein Herz für die Rechte des Volks und Parlaments, die so bald die Epigonen seiner unbändigen Königsgeschlechter in Schatten stellen sollten. Schiller hatte mehr Sinn für dergleichen, aber noch weniger eine Zeit und ein Volk von selbstbewußter, energischer Willenskraft um sich. Wir aber gehen einer Zeit entgegen, welche den Boden für eine neue Entfaltung der von ihnen geschaffenen Kunstrichtung mit Keimen reicher Fruchtbarkeit ausstattet. Blicken wir deßhalb auf Shakespeares Größe zurück, so ermahnt uns Schiller dazu:

„Und blicket froher in die Gegenwart,
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.“

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Aussee, den 5. Juli 1853.

Gestern kam Ihr Brief an. Ich freue mich, wenn die Hitze M. zwingt, sich Nachts kalt waschen zu lassen, da sie hier keine Veranlassung dazu haben würde, denn der Schnee liegt noch bis auf den halben Loser, und außer zwei sehr heißen Tagen habe ich noch nichts von Wärme gespürt und lasse mir täglich einen Plutzer (Krug) mit warmem Wasser in mein Bett legen, und friere wie ein Hund. Nichts desto weniger habe ich bis jetzt Coquetterien von Hexenschuß und Kreuzschmerzen mit kalten Waschungen abgehalten. Daß ich nächsten Monat bei Ihnen bin, ist, wenn nicht die Welt einfällt, eine ausgemachte Sache, aber ich verbitte mir jeden gewaltsamen Angriff auf meine Leibes- und Seelengewohnheiten. Ich lese schon in Ihren Briefen von einer Menge Planen in Wäldern und Feldern und Parks und Schlössern; aus dem Allen wird nichts! Was glauben Sie denn von mir? Wissen Sie nicht, daß ich Asthma habe? d. h. gar keinen Athem, mithin gar nicht gehen kann, und daß ich nur im Freien verweile, aber nicht mich darin bewege, und eben so wenig geneigt bin, mich von Ihnen in Sagan auf dem dürren Sande als hier auf den steinigen Bergen hetzen zu lassen. Auch nach Berlin wird nicht gegangen, so sehr ich Kl. liebe und so gern ich sie sehen möchte. Sonst bin ich mit Allem zufrieden. Daß die Schlesier bis jetzt noch nicht wissen, was ein Bett ist, und noch immer unter qualmenden Federn schlafen, macht ihrer Bildungsfähigkeit wenig Ehre, und ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß Sie mir durch M. S. aus der Noth haben helfen lassen. Ich hätte sonst gleich wieder abfahren müssen und das erste Nachtquartier aufschlagen, wo man auf Roßhaar und Matratzen ruht. Auch die Dimension der schlesischen Betten ist mir bekannt: „vier Bretter und zwei Brettchen,“ und ich sah sie noch jüngst in einer englischen Carricatur: die Beine sahen bis über das Knie über das Bett heraus und der Kopf bis zu den Schultern. Doch es wird schon die gehörige Lage gefunden werden.

Kl.'s Bericht über die Neuberin hat, wie Sie sich leicht denken können, unser größtes Interesse erregt. Daß die Aufführung, wie es scheint, mit der Wiener hätte rivalisiren können, hätte ich nicht geglaubt, und wie ich die Krelinger und die Rettich kenne, glaube ich es in Bezug auf diese noch nicht. Das Verständniß des Stücks liegt aber jedenfalls den Berlinern näher, die mit den Beziehungen desselben genauer bekannt sind, als die Wiener. Die literarische Clique der Recensenten, ausgelaugte hölzerne Kerls, wie Häring, Rellstab und der große Jude, werden schwerlich für das Stück seyn, weil sie es schon früher für schlecht erklärt haben; auch die V. Z. wird es detestiren, und besonders ihre Partei. Das Alles aber macht nichts. Eine andere Partei wird es loben, und das Publikum wird sich darin unterhalten, und die gescheidten, unparteiischen Leute werden es vortrefflich finden.

Die Erzherzogin Sophie wird in Ischl am 16ten mit der Königin von Preußen erwartet. B. grüßt; Joseph ist ganz Koch, Kathi Küchenmagd; der Fischmeister hat eine alte Geis geheirathet, mein orientalisches Dirndl strahlt von Schönheit und ist dieses Jahr erst in ihre volle Blüthe getreten. Es herrscht die strengste Sittlichkeit im Hause, das weder X. noch Y. betreten.

Den 9. Juli.

Die Zeit läuft so ungeheuer, daß man ihr kaum nach kann; kaum daß ich angefangen habe mich hier wieder zurecht zu finden, ist es nur noch einige Tage zu meiner Abreise. Ich gedenke den 20sten hier weg zu gehen, ein paar Tage in Ischl zu bleiben, um der Erzherzogin Sophie aufzuwarten, und dann über Gmunden und Linz nach Wien zu gehen, und ungefähr am letzten oder ersten August bei Ihnen einzutreffen.

Nun ein Wort über die Neuberin. Ich kenne zu lange die Schriftsteller, Schauspieler und Recensenten, um nicht überzeugt zu seyn, daß es in Berlin eben so seyn werde, wie in Wien; indeß ist nichts zu thun, um die Sache zu ändern. Das Stück hat keinen Affront zu Berlin erlitten, vielmehr ist es vom Publikum gerade so günstig aufgenommen worden, wie in Wien. Was es verdient, hat es nicht erhalten, denn es hätte sollen Furore machen; dagegen kann man nur die Zeit operiren lassen. Und nun zu etwas Angenehmem, meiner Ankunft in Sagan. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich mich darauf freue, obwohl ich

weiß, daß wir viel streiten werden. Sie werden mich überall herum schleppen wollen, und ich werde nirgends hingehen wollen; in den Garten werde ich aber doch mit Ihnen gehen, und mich mit Ihnen in den Schatten setzen und plaudern, wenn nämlich keine Hitze ist, denn Hitze ist mein Greuel und die Sonne verachte ich.

Nun noch eine angenehme Hoffnung für mich. Die Stände in Wiesbaden haben für die Besetzung der drei eingezogenen Gesandtschaftsposten von Berlin, Wien und dem Haag jährlich 6000 fl. votirt. An der Sache ist nicht zu zweifeln, es handelt sich nur darum, ob ich den Posten bekomme. Aber ich möchte fast glauben, daß meine Ernennung in wenigen Wochen statt finden wird, was für die Zukunft allerdings bedeutend gut wäre.

Den 10ten.

Heute Vormittag, als ich eben beim Schreibtisch saß, kam Fürst Taxis mit Frau und Töchtern mich zu besuchen. Zum Glück fanden sie mich schon empfangsmäßig gekleidet; sie ließen sich nicht zu Tische halten, und hätten doch meine Küche nicht unvorbereitet gefunden, da ich den Gendarmerieobristen Haas und noch ein paar Herren erwartete; meine ungarischen Trüffeln fungirten beim Diner. Sorgen Sie nicht, daß ich in Sagan auf irgend etwas Anderes Anspruch mache, als auf excellente Butter, an der ich mir vorgenommen habe mich gründlich nach langer Entbehrung zu laben. Sie werden gut thun, sich mit einem gewissen Gutsbesitzer der Nachbarschaft in Intriguen einzulassen, da B. behauptet, man bekomme von ihm das beste von Butter, was Schlesien zu liefern vermag. Ich habe mit einer Fleischspeise genug, und weiß, daß Schöps und Kalb dort besser sind als hier; folglich bin ich gänzlich unbekümmert, daß ich Noth leide. Haben Sie denn schon eine Wohnung mit einem Bett für mich und einen Sarg für Joseph gefunden, der sich wundern wird, wie bequem, und namentlich wie kühl man in Schlesien im Sommer liegt? — Mailath ist gegenwärtig in München. So wenig ich Anstand nehmen würde, M. durch ihn magnetisiren zu lassen, so läßt sich doch gegen Ihre Abneigung nichts einwenden; übrigens ist er zu wenig Herr seines Aufenthalts, die Gläubiger hetzen ihn beständig hin und her.

Den 14. Juli 1853.

Die Zeit rennt so, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, nicht sowohl wegen der Zeit, denn die möchte rennen, aber das Geld rennt mit und läßt sich gar nicht einholen. Meine Ankunft bei Ihnen bleibt immer für den 1. August festgesetzt, aber meine andern Pläne erleiden bedeutende Modifikationen. Der Großherzog von Weimar ist, wie Sie wissen, gestorben und sein Sohn hat die Regierung angetreten; da ist nun nicht zu umgehen, mich persönlich zum Regierungsantritte glückwünschend vorzustellen. Ich kann aber unmöglich nach Weimar gehen, ohne zuvor einen Respektsbesuch in Braunschweig gemacht zu haben, und dieser wird in die Zwischenzeit meines Saganer Aufenthalts fallen. Meine Kasse ist nicht für solche Ausflüge eingerichtet, und es sind keinerlei Anzeigen bemerkbar, die auf eine baldige Vermehrung schließen lassen, Vedremo!

Hier war nach einem Abgrund von Höllenwetter endlich vor einigen Tagen eine Aenderung zum Guten bemerkbar, und seit drei Tagen ist wahres Götterwetter, von unbeschreiblich milder, klarer und reiner Luft, die schönste Sommerwärme ohne drückende Hitze. In meinem Garten aber geht es desto schlechter; nichts wächst und gedeiht. Gott weiß, was er mit seiner Natur macht, aber er macht etwas, irgend ein remue ménage, was Mama alle Tage macht, wo es besser wäre, sie ließe es beim Alten.

Haben Sie von dieser infamen Meuchelmordgeschichte in Smyrna gehört? Die Mordthat der Banditen ist infam, aber noch viel infamer ist, daß bei dem Leichenbegängniß des jungen Hackelberg (eines Sohnes des Generals) alle Schiffe im Hafen Trauerflaggen aufzogen, nur die englischen und nordamerikanischen zogen die ihrigen nicht auf und stellten sich auf diese Weise auf die Seite der Banditen und gaben dem Meuchelmord ihre moralische Unterstützung; die Hunde!

Den 19ten.

Meine Reise ist festgesetzt; nur werde ich in Wien noch zuvor Audienz beim Kaiser nehmen und abmachen, was ich noch abzumachen habe. Noch nie hat mir mein Aufenthalt hier so wenig Freude gemacht; die Witterung war zum Theil fürchterlich, und mein Garten war nie in so schlechtem Zustande; nichts wächst von der Stelle und alle Blumen und Gewächse sehen aus, als ob sie für Liliputer angebaut wären; zu alledem kam gestern ein Gewitter mit Hagel wie türkische Haselnüsse, der vollends Alles zusammenschlug. Alles das macht mich grämlich und verleidet mir die Lust. Ich gebe Jahr aus Jahr ein Geld aus, und lasse mich keine Mühe verdrießen; was hätte ich mit diesen Anstrengungen anderwärts für Erfolge! — K. N. brachte mir neulichst seine Schwester für einige Tage hieher; ich bin seitdem vollkommen unglücklich, denn ich kann es

entschieden nicht über mich gewinnen, ihr ohne Entsetzen in's Gesicht zu sehen. Ich glaube nicht, daß menschliche Häßlichkeit ohne Krankheit weiter getrieben werden kann. Nebstbei ist sie auch beschränkt und daher nicht ohne Ansprüche, das Ganze ist demnach greuelhaft. Ich muß mir alle Gewalt anthun, um nur die gewöhnlichste Freundlichkeit für sie zu haben. Sonst ist sie ein gutes Thier, und beide Geschwister adoriren mich.

Linz, den 24. Juli 1853.

Liebe Mama, was steht hier oben geschrieben? Sie sehen, daß ich schon auf dem Marsch bin und nächstens vorrücken werde. B. wird Ihnen geschrieben haben, daß die Nassauer in sich gegangen sind. Diese Sache zu Ende zu bringen, werde ich in Wien bemüht seyn, mit Graf Buol darüber zu sprechen, und mir sogleich eine Audienz beim Kaiser erbitten; ist diese erlangt, so reise ich und mache das Uebrige unterwegs, und kommt die Sache zu Stande, so gehe ich auch noch nach Wiesbaden. Alles Nähere hierüber in Sagan.

Mama, Sie machen mich schon jetzt in einem fort aus, ich will aber verzogen und nicht gescholten werden, und Sie müssen nicht aller Augenblicke etwas an mir und meinen Unternehmungen tadeln. Ich schreibe Ihnen einige Zeilen von hier, denn in Wien hab' ich viel zu thun, was nöthiger ist als schreiben.

Wien, den 27. Juli 1853.

Sie werden doch hoffentlich finden, daß ich, wie Döbler noch ein Sträußchen, überall noch ein Briefchen für Sie in petto habe. Ich habe eigentlich unglaublich viel an Sie zu schreiben, und weiß doch, wenn es dazu kommt, nicht was; denn wenn ich auf der Reise bin, so geht mein Kopf wie eine Windmühle und jagt die Gedanken. — P. Zedlitz ist schon als Cadet ein ausgezeichneter Reiter, und alle Berichte an den Inhaber fließen von seinem Lobe über; das freut mich ungeheuer, denn er ist Blut vom Blut meiner Väter und trägt meinen Namen.* Die ..... Colonie, die ich im Vorbeifahren wieder sah, hat eine sträfliche Scheu vor dem Wasser, und ich bin gesonnen, jedem eine Handbürste und ein Pfund Saganer Seife von meiner Reise mitzubringen. Uebrigens kann man von ihnen wie der spanische Dichter von dem Mohren sagen: „Er hatte eine schwarze Haut, aber eine weiße Seele." Auf dem Schiff war recht angenehme Gesellschaft; eine Menge recht artiger Offiziere, eine sehr hübsche, einschichtige Frau, der die Offiziere anhaltend den Hof machten, wobei sie eine sehr gute Haltung behielt, trotzdem, daß ihre körperliche Anmuth vollen Effekt machte. Sieben englische junge Ladies, wie die Orgelpfeifen, mit langen, weißen schottischen Zähnen, zwischen fünfundzwanzig und fünfzehn, wie junge Reiher aus einem Neste, ganz gleichen Hutkaleschen und dicken blauen Schleierwülsten, die offen wenigstens auf die Strumpfbänder gereicht hätten; ein ächt englischer Anblick. Ich kam noch zeitig genug an, um auf dem Casino essen zu können, und fand zu Hause meinen Schreibtisch mit Briefen bedeckt. Ueber das Wann meiner Abreise kann ich erst bestimmen, wenn ich Audienz beim Kaiser gehabt habe. Die dumme Salzkammergutsverschwörung hat hier schon ein endloses Geklatsche gemacht, und man kann recht daraus ersehen, wie wenig dazu gehört, aus der Mücke einen Elephanten zu machen. Da ich direkt vom Schlachtfelde komme, wird man mich vermuthlich darüber ausfragen und ich bin ganz darauf vorbereitet, ihnen die Wahrheit zu sagen.

Ihre Commissionen werden alle besorgt werden; aber was sind Sie für eine Person, wenn man von Ihnen verlangt, daß Sie etwas leisten sollen! Haben Sie mir das Ellenmaß von M.'s Kleid geschickt? Joseph freut sich sehr, Menschen und Länder kennen zu lernen, und möchte sehr gern eine Schmuggelspekulation mit der Reise verbinden; ich hab' ihm aber schon erklärt, daß daraus durchaus nichts wird.

Den 28sten.

Erst Sonntag zwischen sieben bis acht Uhr Abends werde ich erfahren, wann ich Audienz bekomme. Ich habe wegen der Nassauischen Angelegenheit einen Brief von Prokesch bekommen, der mir einen definitiven von Fürst Wittgenstein in Aussicht stellt. Die Hitze ist afrikanisch; ich habe es abgelehnt, Pepita zu sehen; ich höre, sie ist schwarz und mager, das ist nicht mein Geschmack. — Auf baldiges Wiedersehn! Wie das Wort lieblich klingt! — Den 1. August Sonnabend hab' ich Graf Buol wieder an meine Audienz erinnert, aber noch hab' ich vom Kaiser keinen Befehl.

Den 3. August.

Heut ist der dritte und ich weiß von meiner Audienz noch kein Wort, aber was soll ich machen? Ich

* Er ist als Oberlieutenant im selben Regiment, Erzherzog Ferdinand Maximilian Uhlanen, im Jahre 1861 in Meran brustkrank gestorben.

kann den Kaiser nicht zwingen Wüßte er, wie sehr ich mich wegsehne, er gäbe sie mir gleich!

Den 4. August.

Es ist nicht mehr zum Aushalten! Ich habe hier gar nichts zu thun und muß Hitze, Langeweile, Ueberdruß ertragen, muß Geld ausgeben und sitzen bleiben, ohne zu wissen, wie lange, von einem Tag zum andern. Jetzt ist die Anwesenheit der Königin von Preußen wahrscheinlich schuld an der Verzögerung, da der Hof täglich Parthien macht und der Kaiser, der diese Tante sehr liebt, immer gegenwärtig ist. Gestern war ich aus Verzweiflung im Theater, wo „Vert-Vert" gegeben wurde, ein Ballet voll Unsinn, wie alle, aber mit vieler Eleganz in Scene gesetzt.

Den 5ten.

Nichts in der Situation geändert, ich bin wüthend. Schreiben mag ich auch nicht.

Den 6ten.

Noch keine Audienz! Einstweilen langweile ich mich, wie noch nie im Leben, denn ich will nichts thun, weil mich Alles ärgert. Hier schicke ich Ihnen einen Autograph von Bach, woraus Sie ersehen, daß ich den Pepitabeinen doch nicht entgehen kann, obgleich ich überzeugt bin, daß sie keinen Effekt auf mich machen werden. Eben kommt die Audienzansage für den Montag. Am 9ten gehe ich.

Dresden, den 1. September 1853.

Ich bin nach einer recht langweiligen Reise, die sich nur die letzte Station vor Dresden etwas interessanter machte, gestern glücklich hier angekommen. Ich mußte mehr Aufenthalt machen, als ich eigentlich gefahren bin, und die Gesellschaft war langweilig. Nur ein paar Meilen von Dresden setzte sich eine junge, ausnehmend schön und vornehm aussehende Dame in den Wagen mit einer Kammerfrau, die, als ihre Gebieterin eine Bekannte zu Hoyenwerda traf und einen Augenblick ausstieg, der Reisegesellschaft zum besten gab, ihre Dame sey Hofdame bei der verwittweten Großherzogin von Weimar. Auf diese Annonce hin hielt ich es für passend, mich, als sie wieder in den Wagen stieg, selbst vorzustellen, und so verging diese letzte Stunde der Fahrt recht angenehm im Gespräche über die Weimarer Verhältnisse.

Ich warf hier ein paar Karten im corps diplomatique ab u. s. w. Jetzt Abends um zehn schreib' ich Ihnen. Gott gebe, daß ich Sie und M., die ich immer lieb habe, bei meiner Wiederkunft wohl finde. Was bis zu dieser Genesung durchzumachen ist, das ich in seiner ganzen Schwere begreife, tragen Sie wie bisher mit Geduld, wo möglich mit noch größerer, in sofern als jede Spitze, wenn man sie abbricht, eine Narbe zurückläßt. Gott wird es Ihnen hoch anrechnen, wenn Sie sich dieser Selbstüberwindung befleißen, und vorzüglich Ihre Geistesüberlegenheit dort nicht hervortreten lassen, wo man sie nicht gern sieht. Heben Sie das Alles für mich auf, ich weiß besser Bescheid damit, und werden Sie recht unbedeutend, dann werden Sie den Leuten angenehm werden.

Wiesbaden, den 8. September 1853.

Das ist ein entsetzliches Leben. Erstens habe ich, seitdem ich auf der Reise bin, noch keine Zeile von Ihnen, und dann bin ich in einer solchen Hetze, daß ich gar nicht zur Besinnung komme. Ich steige kaum irgendwo aus und denke mir: hier werd' ich ausruhen, so muß ich schon wieder weiter, und werde buchstäblich nur von einem Eilwagen in den andern geworfen; so etwas aber ist nicht mehr für meine alten Knochen. Unter solchen Umständen kann ich auch nicht ordentlich schreiben, und so muß ich auch heute nur die Hauptsachen berichten.

Meine Rechnungen waren sämmtlich ohne den Wirth gemacht: nirgends finde ich Fürsten und Minister zu Hause, und so muß ich überall zugeben. Der Herzog von Nassau kommt erst heute und ich kam gestern; also auch ein Tag „versaubeutelt," wie wir Dichter sagen. Vormittags fuhr ich nach Biberich und fand dort in der Oberhofmeisterin die Wittwe meines alten Freundes Baronin Thingen, die ich mich wahrhaft freute, wieder zu sehen. Leider werden mich die fünfzehn Jahre, die wir uns nicht gesehen haben, mehr geändert haben als sie, die damals noch sehr jung war.

Den 9ten.

Endlich ein Briefel vom 7ten; wo der andere ist, wissen die Götter! Indeß bin ich froh, daß der da ist, trotz aller Ungerechtigkeit, von der er voll ist. Das ist der fünfte Brief, den ich schreibe, und in meinen Wischeln steht mehr als in Ihren normalen Briefen, die sich gegen meine Schrift verhalten, wie der 24er Fuß zu preußisch Courant, 7 fl. auf 4 Thlr.! — Nun zu meinen Angelegenheiten. Der Herzog hat mich empfangen,

daß es mich auf's Tiefste gerührt hat, nicht wie einen Diener, sondern wie einen alten Freund, den man liebt und schätzt und den man sich wieder zu sehen freut. Der Herzogin stellte er mich vor: „Mein alter Freund Zedlitz, den ich, wie du weißt, sehr liebe." Bei Tische saß ich neben ihm. Die Herzogin ist eine sehr hübsche und sympathische Frau, die überall einen sehr angenehmen Eindruck machen würde. Sie haben ein allerliebstes Büberl von sechzehn Monaten, das herzigste Schneckerl, das man sich denken kann. Um sechs Uhr ritt das Paar spazieren, und die Herzogin sagte mir beim Abschied: „Wir sehen Sie doch morgen wieder beim Essen?" Ich bleibe morgen noch hier und mache einen Besuch bei der verwittweten Herzogin und übermorgen gehe ich in Einer Tour nach Weimar. Ich rede dem Herzog sehr zu, in's Lager von Olmütz zu gehen. Von meinen drei Herren behandelt mich keiner so als Freund wie er. Es ist eine besondere Liebenswürdigkeit an ihm, daß er nicht anders scheinen will, wie er ist, und daß sich keine Spur von Ostentation an ihm findet. Fürst Wittgenstein ist ein sehr gemüthlicher alter „Reichsunmittelbarer" von altem Schrot und Korn. Nichts habe ich von dem Tode der Prinzessin Amalie von Wasa gewußt. Auch mich würde ihr Hinscheiden sehr betrübt haben, wenn ich nicht diesen leichten Tod für ein besseres Loos für sie hielte, als ein freudenloses, getrübtes Leben. Sie wissen, wie ich sie verehrt habe. Ich sehne mich sehr nach Sagan und habe Noth, dort auszuruhen und meine matten Glieder zu stärken, die dermaßen unter dem Druck meiner Jahre leiden, daß meine Beine mich kaum mehr tragen und meine Kniee unter mir zusammenknicken, als wenn ich gerädert wäre.

Weimar, den 12. Sept. 1853.

Ich bin hier. Gestern war ich in einem beständigen Hin- und Herfahren begriffen, denn ich mußte nach Ettersburg zu Tische und wurde mit Hofequipage abgeholt; nachdem ich von meinem Souverän Audienz bekommen hatte, ward ich der anwesenden verwittweten Königin von Holland und der Großfürstin Großherzogin vorgestellt; die regierende Großherzogin war leider krank und konnte mich nicht empfangen. Die Großfürstin steht hier in ungemeiner Verehrung von Jung und Alt, und zwar mit vollem Recht. Sie ist eine alte Frau und sehr taub, aber man erkennt im Augenblick ihre Superiorität. Sie hatte schon mein ganzes Herz gewonnen, als sie sich mit dem größten Interesse nach Grillparzer erkundigte und vollkommen Bescheid von ihm und überhaupt über die Literatur wußte. Hier in Weimar gilt die Literatur noch immer etwas, und die Leute lesen viel. Abends war ich zur Großfürstin nach Belvedere geladen; nachdem ich daher eine Stunde von Ettersburg herein gefahren war, fuhr ich wieder eine Stunde nach Belvedere hinaus, wo Thee und ein paar Schüsseln recht elegant servirt wurden, und die Conversation durch die Großfürstin ganz allerliebst gehalten wurde, mit eben so viel Geist als Natürlichkeit, so daß man nicht umhin kann, zu gestehen, daß die Weimaraner mit ausgezeichneten Fürstinnen fast durch ein ganzes Jahrhundert gesegnet sind, denen sie großentheils den Ruf der Bildung und die ausgezeichneten Leute, die sich dort angesiedelt haben, verdanken. Morgen gehe ich über Halle, Magdeburg und Köthen nach Braunschweig, wo ich acht Uhr Abends anzukommen hoffe.

Braunschweig, den 16. Sept.

Ich bin gestern glücklich hier angekommen, nachdem ich in Halle und Magdeburg länger warten mußte, als mir lieb war. Von Halle aus fuhr ich mit einem recht netten Ehepaar, der Mann eine Schönheit und die Frau nicht gerade hübsch, aber sympathisch und gebildet. Es waren Braunschweiger, die eine Erholungsreise in die Schweiz gemacht hatten. Ich machte mich so liebenswürdig, wie ich es immer mit hübschen Frauen zu seyn trachte, und hoffe, daß der gute Eindruck gegenseitig war; wir nahmen einen ganz herzlichen Abschied mit Händeschütteln von einander. Da der Mann indeß so schön war wie Reischach zu seiner Zeit, so wird der von mir gemachte Eindruck nicht tiefer gegangen seyn, als es seiner Ruhe angemessen ist.

Der Ort Braunschweig macht einen sehr hübschen Eindruck. Ich machte erst meine Visite beim Minister Schleinitz u. s. w., dann fuhr ich zum Oberhofmarschall; der Herzog war eben nach Hause gekommen, und als er hörte, ich sey da, ließ er mich gleich rufen und sprach ungefähr eine halbe Stunde klug und verständig, wie er ist, mit mir und lud mich auf morgen zu Tisch. Gr., sein Adjutant kam dann zu mir, um mich in die Hofloge in's Theater abzuholen — die „Puritaner." — Nach dem Theater ging ich nach Hause, ließ mir Wein und Selterserwasser geben, und schreibe an Sie. In diesen Tagen geht die Leiche der Prinzessin Amélie hier durch. Mich dauert sie sehr, und der Prinz Wasa noch mehr. Ich gehöre zu den wenigen Personen, die sie nach ihrem ganzen Werthe geschätzt und geliebt haben, und die sie tief betrauern. — Alles Herzliche an Ihre Töchter, und sie sollen mich ordentlich lieb haben, wie's recht ist.

Braunschweig, den 18. Sept. 1853.

Endlich geht es wieder „Mamawärts" und ich bin froh, daß meine ermüdende Umschau zu Ende ist: „Einmal den Berg Vesuvium erstiegen, und nie wieder," wie es im Stammbuche des Eremiten steht. Ich habe gestern ein Diner beim Herzog gehabt, der recht artig für mich war, und habe heute eines beim Minister Schleinitz, der ein kluger Mann ist. Ich bin angenehm überrascht zu sehen, wie der junge Kaiser hier in Ehren gehalten wird; ich habe kein Haus betreten, wo nicht sein Bild hing, und überhaupt ist, was nicht roth ist, für Oesterreich sehr freundlich gesinnt, zumal die Truppen, was natürlich ist, denn es sind eine Menge Braunschweiger bei uns in Diensten, was bei einem so kleinen Lande von großem Einfluß ist. Schleinitz hat auch einen Sohn bei Bayern Dragoner. Die Einrichtung des Schlosses und überhaupt alles herzoglichen Eigenthums ist auserlesen, so wie, nebstbei bemerkt, die Küche in Braunschweig die beste unter den Küchen meiner Souveräne ist; der Herzog versteht es, wie es scheint, selbst.

Leipnick, den 27. Sept. 1853.

Ich kam gestern um Mitternacht hier an, nachdem ich alle möglichen Hindernisse wie in einer steeple chase überwunden hatte. Larifaris Courierzug! Bis Ratibor ging ein gewöhnlicher Zug, und dann wieder, wie in Ratibor, fünf Stunden in Oderberg, und unterwegs, weil ein Courier angesagt war, wieder eine Stunde, um uns nicht mit seinen Wagen zu kreuzen; der Courier war C.'s Freund, Graf Münster. Einen Theil des Weges fuhr ich mit einer sehr netten Dame, eine von den schönen Großmüttern, einer Gräfin St. Ich kannte ihre ganze Familie genau, und wir trennten uns als intime Bekannte. Es dauerte bis halb zwei, ehe ich zu Bette kam, und um sieben saß ich schon wieder im Wagen, um in einem Eiswinde in's Lager zu fahren; es zerschnitt einem förmlich das Gesicht wie um Weihnachten. Das Manöver war sehr schön, wenn man aber nicht zu Pferde ist, kann man ihm nicht folgen und hat nicht den rechten Genuß davon. Das Gefolge des Kaisers war prachtvoll; ich fand natürlich eine Menge Bekannte. Ich wollte, ich hätte Abends noch den Zapfenstreich abwarten können, da ich aber ohnehin Kopfweh von dem abscheulichen Winde hatte, so war es gerathen, Abends nach Hause zu gehen. Morgen, wenn das Wetter gut ist, gehe ich noch einmal in's Lager, wenn nicht, bin ich schon um eilf Vormittags in Wien, wo ich auf jeden Fall am 29sten seyn muß, wegen dem Hauszins, der dort auf die Stunde bezahlt werden muß.

Wien, den 29. Sept. 1853.

Ich bin gestern spät hier eingetroffen, da die Eisenbahnzüge durch die vielen Extrazüge in großer Confusion waren. Ich habe die ganze Reise Notizen für M.'s künftigen Transport gesammelt. In Breslau müssen Sie sie von einem Bahnhof zum andern tragen lassen, denn das Pflaster ist aller Orten, Wien ausgenommen, so infam, daß ich bei jedem Stoß bis an das Wagendach geflogen bin; das kann eine Kranke nicht durchmachen. — Die Manövers sind sehr gut ausgefallen, und zumal die 85 Escadrons Cavallerie haben prächtig ausgesehen und sich sehr gut producirt. Die beiden Kaiser sind bereits von Olmütz weg, unserer trifft am 1sten wieder hier ein.

Den 30. Sept.

Ich arbeite wie ein Lastträger, um alle meine Rückstände aufzuräumen. Ich saß in Sagan bei Tisch neben der B. und lobte das prachtvolle Aussehen eines Apfels im Obstkorbe, ohne ihn zu nehmen, und als ich in Wien angekommen, gibt ihn mir Joseph in einem mit kleinen Nadeln zusammengesteckten Papier, worauf stand: „Wer ist der Schelm?" Solche kleine Gentillessen machen die B. so liebenswürdig, und in allem spricht sich ihre Gutmüthigkeit aus.

(Schluß der zweiten Abtheilung.)

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernst Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

Das Titelblatt des oben genannten Romans wird manche Leser in eine zweifelnde Stimmung versetzen. Die „Neuen Nibelungen" klingen verheißungsvoll genug; aber schon der unmittelbar nachklingende „Zeitroman" stimmt den Ton herab, während der Anblick der „Vier Bände" auf viele auch von denen, für welche der „Zeitroman" kein abschreckendes Aushängeschild ist, eine entmuthigende Wirkung nicht verfehlen kann. Wir bekennen, daß wir selbst nicht vermochten, uns einer solchen Stimmung zu entziehen. Allein von dem Nibelungenecho gelockt, überwanden wir unsere Abneigung, betraten den Mährchenwald, in dessen Mitte die Erzählung anhebt, und fühlten uns weiter und weiter fortgezogen, so daß wir endlich nicht allein durch das vierbändige Labyrinth unsern Weg fanden, sondern der Entwicklung mit steigendem Interesse bis zum Ende der Katastrophe folgten. Wir entsinnen uns nicht, dem Namen des Verfassers schon früher auf dem Felde der Literatur begegnet zu seyn; auch fehlt es in der That nicht an Zügen, die seinen Roman als ein Erstlingswerk kennzeichnen. Aber es ist eines jener wenigen Erstlingswerke, die sofort zu bedeutenden Erwartungen berechtigen, in deren Fehlern selbst sich ein kräftiges Talent offenbart. Wir rechnen zu diesen Fehlern besonders eine gewisse burschikose Ungebundenheit des Tons, die dem Autor so natürlich zu seyn scheint, daß sie sich selbst in manchen der pathetischen, heroischen Parthien nicht verläugnet. So oft burschikose Persönlichkeiten redend eingeführt werden, mag man eine entsprechende Redeweise als charakteristisch gelten lassen, ebenso wie die dialektische Unterscheidung von Hoch- und Plattdeutsch, als Ausdruck des Bildungsunterschieds der höhern und niedern Volksklassen, nicht ohne ihre Berechtigung ist. Wenn aber der Erzähler des Romans als Erzähler in diesen Ton fällt; wenn, um ein Beispiel zu erwähnen, bei Entfernung der handelnden Personen häufig Phrasen wie die folgende wiederkehren: „Es war nun Zeit, daß wir uns auf die Beine machten," oder in der Schilderung einer verliebten Scene der Held erklärt: er habe sich von den unerwarteten Liebesbezeigungen seiner Dame „wie verbiestert" gefühlt; oder gar an der Stelle, wo die Heldin, eine hohe walkyrenhafte Schönheit, zum zweitenmale bedeutungsvoll auftritt, mit dem Satze geschildert wird: „War der Backfisch schon schön gewesen, so war die Jungfrau hinreißend und bezaubernd" — so verdient jener Ton als Auswuchs muthwilligen Uebermuths entschiedenen Tadel. Ein anderer damit zusammenhängender Fehler ist die unverkennbare Hinneigung des Autors zu einer Heinrich Heine'schen Manier der Darstellung, vor der man die Schriftsteller unserer Zeit nicht genug warnen kann. Bei Heine war diese Manier originell und besaß, als classischer Ausdruck des Uebergangs aus der Nebelwelt der Romantik in die moderne Welt der Wirklichkeit, ein historisches und künstlerisches Interesse. Gegenwärtig, wo jene Uebergangsepoche hinter uns liegt, ist die Auffrischung ihrer Manier um so mehr zurückzuweisen, als dieselbe schon in den letzten Produktionen ihres Erfinders zur Carricatur ausgeartet war. Den Gefahren, denen sie aussetzt: einer phantastisch-brillanten Detailmalerei auf der einen und skizzenhaft unvollständiger Ausführung auf der andern Seite, ist auch der Verfasser der „Neuen Nibelungen" nicht entgangen. Manche Theile der Erzählung, manche spannende dramatische Episode, manche Charakterentwicklung der handelnden Personen trägt den Stempel künstlerischer Vollendung, während andere skizzenhaft nachlässig hingeworfen und nur lose und ungenügend zu einem Ganzen verbunden sind.

Allein wenn diese Fehler Tadel verdienen, so werden sie durch Tugenden anderer Art mehr als aufgewogen. Ein reines Gefühl für Poesie und Natur, ein glücklicher Humor, ein männlich kräftiger, human gebildeter Sinn, eine edle patriotische Begeisterung durchdringen das ganze Gewebe des Romans und erfüllen ihn mit einem lebendig pulsirenden Interesse, das weder der Sensations-, noch der reine Tendenzroman in der Seele des Lesers zu erwecken vermögen. Wir stehen auf dem Boden der Gegenwart und der Wirklichkeit. Der historische Hintergrund der zeitgenössischen Geschichte der letzten zwanzig Jahre, vor Allem die schleswig-holsteinische Bewegung, geben der Handlung zugleich eine breite Grundlage und charakteristische Färbung, eine Vereinigung epischer Fülle mit drastisch wirksamem Leben. Ohne uns zu allen Ansichten des Verfassers zu bekennen, halten wir doch eben diese patriotische Begeisterung, welche im besten Sinne des Wortes die Seele seines Romanes ist, des höchsten Lobes werth und ziehen sein Werk von diesem Gesichtspunkte aus entschieden z. B. dem Freitag'schen „Soll und Haben" vor, dessen Gedankensphäre, trotz aller Kunst der Schilderung, eine spießbürgerlich beschränkte ist und eben durch die Absichtlichkeit, womit das so nahe liegende politische Element ferngehalten wird, ein ernsteres sittliches Interesse unbefriedigt läßt.

Die „Neuen Nibelungen" zerfallen in sechs Bücher,

mit den Ueberschriften: 1) das Mährchen, 2) das Thierepos, 3) die Metamorphose, 4) das Epos, 5) der Roman, 6) die Tragödie. Es tönt durch diese Zusammenstellung wie ein fernes Echo der alten Nibelungen und wie ein fernes Echo durchtönt den ganzen Roman die stolze Erinnerung an die Heldenzeit unserer Vorfahren, von deren Thaten jene alten Mähren „singen und sagen." Der Titel des Romans aber entspringt dem Namen einer Studentenverbindung, deren Mitglieder sich vereinigen in dem Streben nach einer freien Neugestaltung Deutschlands und dem Wahlspruche huldigen, für das Vaterland zu leben und zu sterben. Von der Jugend des Gründers dieser Verbindung, des Helden des Romans, erzählt das erste Buch. Er heißt Hermann Wieland und ist der Sohn eines armen Webers und Schulmeisters in dem Gebirgsdorfe Krainhagen im Fürstenthum Lütkeburg. Als kräftiges Naturkind wächst er hier in den romantischen Bergen und Wäldern seiner Heimath auf, Kopf und Herz voll von der Schönheit der umgebenden Natur, von den Mährchenwundern, deren Erzählung er Abends am Heerde eines alten Großvaters zuhört, die er staunend in alten Büchern liest. Da seine Eltern frühe sterben, adoptirt ihn der brave alte Dorfpfarrer Nörting. Aber der Knabe ist auch jetzt unwillig zum Lernen, träumt nur von Feen und Rittern und verzauberten Prinzessinnen und durchschweift Tage lang mit seinen Krainhager Spielgenossen das waldige Bergrevier, in der geheimen Sehnsucht, jenen Geschöpfen seiner Einbildungskraft persönlich zu begegnen, Heldenthaten zu vollbringen, als rettender Ritter die schönen verzauberten Prinzessinnen und Feen zu erlösen. Sehr geschickt und poetisch wirksam wird dieser poetische Jugendsinn des Helden mit einem localen Volksmythus verknüpft, der zugleich auf die socialen Zustände des biderben, aber abergläubischen Bergvölkchens ein charakteristisches Licht wirft. In dem wildesten Dickicht des Waldes nämlich liegt ein dunkler, geheimnißvoller Teich und in dem Wasser dieses Teiches hat vor nicht langer Zeit ein unglückliches Mädchen aus dem Dorfe, dem der geldstolze Vater die Ehe mit ihrem armen Liebhaber verweigerte, in einem Anfall von Verzweiflung die Frucht ihrer verbotenen Liebe ertränkt, um bald darauf selbst in Wahnsinn zu sterben. Zur Sühne ihrer Missethat nun, so geht das Gerücht im Volke, war die Kindesmörderin verdammt zum Ausschöpfen des dunkeln Teiches, und sie sollte ihn ausschöpfen mit einem bodenlosen Eimer, und in finstern Nächten hörte man am Teiche ihr Wehklagen und das Winseln des ertränkten Kindes und mehr als einer hatte durch das Gebüsch die blasse schattenhafte Gestalt der Mutter gesehen, wie sie, über das Ufer des Teiches hingebeugt, klagend das dunkle Wasser mit ihrem bodenlosen Eimer ausschöpfte. Hermann Wieland hört diese Geschichte eines Abends von dem alten Großvater, und von tiefem Mitleid ergriffen, beschließt er, die unglückliche Verdammte aus ihrer irdischen Höllenqual zu erlösen. Er verbindet sich zu diesem Zwecke mit seinen Freunden, und da nichts ihm verhängnißvoller dünkt und mehr schmerzt, als der hoffnungslose danaidische Eimer, so sucht er Abends spät mit seinen Genossen auf allen Bauerhöfen nach Eimern, schlägt denselben die Böden aus und eilt den nächsten Morgen früh mit seinen, wie er glaubt, helfenden Talismanen in den Wald hinaus, dem dunkeln Teiche zu. Dieser Gang in den Wald, die Erwartung, das Zagen, das Hoffen der kühnen Ritter, der Traum des Helden, der unterwegs ermüdet einschläft, endlich den Teich erreicht und die Eimerböden an der Stelle, wo man die Kindesmörderin gesehen haben will, deponirt, gehören zu den gelungensten Parthien des ersten Buches. Alles ist Mährchen, Wunder, Geheimniß, und auch der Schluß der Expedition, an deren Ende die Ritter sich verirren und durch die Pfeifen, Klappern und Halloruse ihrer besorgten Dorfgenossen anfangs wie durch das Nahen der wilden Jagd geschreckt, dann aber aus ihrer Bedrängniß gerettet und jubelnd zurückgeführt werden, ist mit dem besten Effekt dargestellt.

Diese Episode bildet aber zugleich den Höhepunkt des Wald- und Mährchenlebens des Helden. Er kommt nicht lange nachher zum Markt in die Hauptstadt des Landes, sieht dort die Gymnasiasten, deren bunte Mützen seinen Ehrgeiz entflammen; hört, daß sein Pflegevater ihn, wenn er fleißig lernt, der Prinzessin Amalie, einer gelehrten alten, unverheiratheten Dame, die talentvolle unbemittelte junge Landeskinder auf ihre Kosten erziehen und studiren läßt, vorstellen wolle, und wirft nun seine ganze Energie auf die bisher vernachlässigten Studien. Seine Fortschritte sind so rasch, daß er bald das ersehnte Ziel erreicht. Er wird Gymnasiast und erwirbt sich durch Muth, Kraft und jenes freie offene Wesen, welches der Jugend imponirt, in Kurzem eine angesehene Stellung unter seinen Mitschülern. Unter diesen ist Ulrich von Rollensee, Sohn eines Oberforstmeisters, der das nicht weit entlegene Bergschloß Arburg bewohnt. Eines Pfingstmorgens unternehmen die Gymnasiasten eine Turnfahrt in die Berge und werden auf der Arburg durch Ulrichs Vater bewirthet. Bei dieser Gelegenheit macht Hermann die Bekanntschaft des schönen Burgfräuleins Gerhardine von Rollensee. Die Begegnung ist kurz, obgleich nicht bedeutungslos. Dennoch erfährt man nicht ohne Ueberraschung in einem unmittelbar folgenden Abschnitt, daß zärtliche Liebe die beiden jungen Seelen verbindet. Eine lange, in extravagant Heine'schem Styl gehaltene, philosophisch phantastische Discussion über das Wesen der Liebe leitet eine Mondscheinscene in der Nähe der Arburg ein, und die Liebenden begegnen sich im Walde und schwören sich ewige Treue; doch die schönen Tage ihres Glückes sind kurz. Gerhardinens Eltern entdecken mit Schrecken das zärtliche Verhältniß, und Gerhardine wird zu Verwandten ihres Vaters, eines geborenen Schleswigers, der durch eine Reihe seltsamer Wechselfälle in's Land gekommen und seinen ursprünglichen Namen Rollevsen mit dem aristokratischeren Rollensee vertauscht hat, nach Kopenhagen entfernt. Hermann ist untröstlich, ergießt sich in Heine'scher Verzweiflungslyrik, begräbt aber

endlich, ebenfalls à la Heine, seine Liebe in einem großen Grabe in der Lüneburger Heide und kehrt nach einer längeren Reise geheilt in seine Heimath zurück. Seine Lehrjahre auf dem Gymnasium gehen ihrem Ende zu und am Schluß des ersten Buches wird er als Student der Medicin zur Universität entlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

Die Glaubenseinheit. — Flir. — H. v. Gilm.

Difficile est, satiram non scribere! möchte ich leider auch jetzt meinem Berichte über unsere Zustände vorsetzen. Es gab Leute, welche glaubten, der Brand des glaubenseinheitlichen Fanatismus werde allmählig in sich verglimmen; wer die Zähigkeit des Clerus in allen Dingen, welche sein Interesse berühren, kennt, mußte zu diesem Wahn lächeln. Auf dem Landtag ging freilich die Hetze nicht los, obwohl die Regierung jene berüchtigten, protestantenfeindlichen Anträge der Bischöfe nicht erledigt hatte; es riß aber endlich den Liberalen, welche bisher die treuesten Stützen des Ministerium Schmerling waren, die Geduld, und sie brachten eine sehr scharfe Interpellation ein, worin sie die Entscheidung jener mittelalterlichen Angelegenheit forderten. Der Statthalter konnte keine Antwort geben, und so drängt alles dem alten Pessimismus zu. Die Folgen des Zauderns sind auch nicht ausgeblieben. Die Ultramontanen wühlen in jedem Thale; „in allen Seelsorgskirchen wurde am Herz Jesufeste für das herrliche Gut der Glaubenseinheit gebetet, und aus Furcht wegen der liberalen Interpellation bezüglich der Glaubenseinheit eine Interpellation an den himmlischen Vater gerichtet." Dabei hatte es aber nicht sein Bewenden; trotz der dringenden Feldarbeit und des Mangels an Händen wurden große Processionen in Scene gesetzt, die weniger im Unterland als im Oberinnthal, wo nach Richles Ausdruck die Intelligenz noch nicht hindurchgedrungen ist, gelangen. Wüthende Predigten sollten das Volk für das theure Gut des Clerus entflammen, gegen die Liberalen wurde gedonnert, in einem Laufzettel, der im Bezirk Prutz von Gemeinde zu Gemeinde ging, sogar gesagt: „Unsere Gegner in der Glaubensfrage, und sohin die Feinde des Vaterlandes im vollsten Sinne des Wortes drängen die hohen und höchsten Behörden zur endlichen Entscheidung in dieser so hochwichtigen Lebensfrage." — Die Liberalen können diese Verleumdung verachten, sie haben dem Land Tirol nirgends Schande gemacht; ob demselben die berüchtigten Anträge der Bischöfe und so manche Predigten und Landtagsreden zur Ehre gereichen, lassen wir vorläufig dahin gestellt. Wir können es aber bei dieser Lage der Dinge nicht umgehen, auf die schmählichen Processe hinzuweisen, durch welche der Ultramontanismus auf's schlimmste bloßgestellt wird. Im kleinen Bisthum Brixen sind in kurzer Zeit nicht weniger als drei Priester wegen Unzucht verurtheilt worden, das gleiche Schicksal traf einen Jesuiten im kurzen Rock zu Bezau und so eben wurde ein Mönch aus gleichem Grunde flüchtig. Dabei kann man leicht berechnen, wie viele Fälle gar nicht zur Kunde der Gerichte kommen. Und dann verfährt man gegen die Protestanten, als ob von ihnen Gefahr für die Sittlichkeit Tirols drohte, und zerschlägt an öffentlichen Plätzen Statuen, während man in Kirchen vor Bildern betet, die weder Hosen noch Röcke tragen. Dabei wüthet man gegen die freie Presse, in so fern sie sich nicht ad majorem Dei gloriam verdingt, und proscribirt liberale Blätter. Der Pfarrer von Going schrieb bezüglich der Gartenlaube an den Gemeindevorsteher: „Ich bitte Sie, helfen Sie mir dieses teuflische Blatt ausrotten; es geht um so leichter, da jetzt die Verfasser durch's Verbot einen Schaden von 100,000 Thalern haben." Wir würden von all diesen bösen Dingen nicht sprechen, wäre nicht andererseits die Heuchelei so groß. Und der Erfolg dieser Umtriebe? — Er ist nicht so bedeutend, als es den Anschein hat. Die Bauern laufen freilich mit den Processionen, zum Stutzen werden sie aber, trotz aller Andeutungen der Hochwürdigen, nicht greifen, und die Regierung darf, wenn sie endlich das Recht als Recht auch für Tirol erklärt, kein Jahr 1809 besorgen. Es ist, einzelne Tollköpfe abgerechnet, trotz des besten Willens nicht gelungen, das Volk zu fanatisiren, und wird auch nicht gelingen, davon sind wir

überzeugt. So sind wir allerdings gezwungen, eine Episode aus dem Mittelalter durchzuleben; allein das ist sehr lehrreich, wir erfahren dabei, was die Leute möchten, wenn sie könnten.

Die Enthüllungen in Flirs Briefen aus Rom haben unter den Ultramontanen gewaltiges Entsetzen hervorgebracht; bereits ist die zweite Auflage derselben erschienen und ein Bändchen Nachträge angekündigt. Auch Flirs Briefe aus früherer Zeit werden erscheinen, eben so eine Reihe Abhandlungen über Hamlet, welche, früher im „Phönix" gedruckt, Beifall fanden und insbesondere von Friedrich Hebbel günstig beurtheilt wurden. In Flirs Nachlasse wurde eine Tragödie gefunden; da er sie selbst für seine beste Arbeit hielt, wird sie wohl im Druck erscheinen. So rückt Flir, nachdem sich über ihn bereits die Erde geschlossen, unvermuthet in das Licht; die Cultur- und Literaturgeschichte wird wohl von ihm eben so sehr Notiz zu nehmen haben, wie von Johann Senn und Johann Schuler, wenn sie auch nur — Tiroler waren und keiner Coterie jenseits des Mains angehörten.

Dasselbe gilt von Hermann von Gilm, der jüngst zu Linz am 31. Mai als Statthaltereisecretär verschied. Seine Gedichte sind ein Stück österreichischer Zeitgeschichte; einige zeichnen sich durch große Schönheit aus, manche sind freilich im Inhalt unklar und verworren, in der Form nicht genug durchgeknetet. Geboren am 1. November 1812 zu Insbruck, studirte er hier die Rechte und wurde durch Johann Senn, den er freilich an Tiefe des Gedankens nicht erreicht, aber an Glanz der Bilder übertrifft, angeregt. Er gehörte der liberalen Richtung an; die Gedichte, welche er gegen die Jesuiten schleuderte, zündeten überall und erweckten ihm, obwohl sie nur handschriftlich im Umlauf waren, viele Feinde unter der schwarzen Garde und ihrem Anhang. Wir wissen nicht, ob sein Nachlaß im Druck erscheint, wir verweisen daher auf die „Frühlieder von Adolf Pichler," in denen Mehreres von ihm unter der Chiffre *m erschien; auf Steubs „drei Sommer in Tirol," wo sein Lied: „Warum so spät erst, Georgine?" mitgetheilt ist, und geben nachträglich Einiges aus seinem Cyclus: „Gedichte eines Verschollenen."

Die Vertreibung der Zillerthaler.

Ich stand wohl auch an goldner Sessel Lehne,
Und sog den Duft aus parfümirten Locken,
Die weichsten Hände drückt' ich bei der Chaine,
Und ließ von weichen Kleidern mich umflocken.

Mich machten all' die Frauenaugen eitel,
Die lieblich winkten, näher herzutreten:
Der Lorbeer grünte schon auf meinem Scheitel,
Und süße Lippen küßten den Poeten.

Da schallte her das Halloh wilder Treiber
Vom fernen Thal; — ein Hauch ward zum Verräther,
Ich sah der Männer Wuth, den Schmerz der Weiber
Und ihren letzten Blick zum Haus der Väter.

Der grüne Buchwald stöhnte vor Entsetzen,
Die Berge standen starr vor der Mißhandlung,
Ich riß der Liebe feuchten Kranz zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung.

Johannes auf der Brücke.

Hell scheint der Mond; auf dem Geländer
Der Brücke steht der heilige Johannes;
Das sanfte Licht durchschimmert die Gewänder
Und wärmt das Marmorantlitz dieses Mannes.

Die harten Lippen, die so lang geschwiegen,
Sie fangen an zu reifen und zu schwellen;
Schon seh' ich Seufzer auf dem Munde liegen
Und Thränen aus den weißen Augen quellen.

Wohl daurst du mich; ich kenne deine Rolle:
Den ganzen Tag ein heilig Antlitz zeigen,
Ob auch das Herz zerfressen ist vom Grolle,
Mit einer holden Engelsdemuth schweigen.

Gib mir die Hand, du bist mein Kamerade!
Auch ich bin nicht, was ich den Menschen scheine,
Wenn nächtlich ich am blühenden Gestade
Des schönen Inns um diese Berge weine.

Straßburg, Juli.

Jung, Matter †.

Im Laufe der neun letzten Monate wurde das protestantische Seminarium in dem Personal seiner Professoren schwer heimgesucht; und es ist dieser Umstand für das benachbarte Deutschland nicht unerheblich. Diese gelehrte Corporation liefert wohl zur wissenschaftlichen Verbindung zwischen beiden Rheinufern einige Hauptbestandtheile. — Im Laufe des Oktobers 1863 starb Professor Jung, der als Stadtbibliothekar im Gedächtniß jedes Durchreisenden oder längere Forschung betreibenden Gelehrten in segensreichem Andenken bleiben wird. Jung hatte sich aus der Familie eines einfachen Schiffmanns zu den akademischen Würden emporgearbeitet, war mit encyklopädischen Kenntnissen ausgestattet und der treue Rathgeber jedes gewissenhaft Lernenden. Als Mitglied der elsaßischen archäologischen Gesellschaft lieferte er besonders für Epigraphik und römische Alterthumskunde bedeutende Beiträge, und, obgleich siebzigjährig, machte er noch mit jugendlichem Eifer Ausflüge in die Vogesen und in die Rheinebene, wo nur eine Ausbeute zu hoffen war. Die Erbschaft Schöpflins und Oberlins, die ihm als Bibliothekar zugekommen, legte er bloß mit dem letzten Athemzug in andere Hände nieder.

Vor einigen Monaten wurde Fritz, Professor der Exegese und bewährter pädagogischer Schriftsteller, nach langwieriger Krankheit zu Grabe getragen; und vor wenig Tagen gab man, auf demselben ernsten Wege, dem auch in weiteren Kreisen bekannten Professor Matter das Geleite. — Matter hatte sich, wie Jung, aus höchst primitiven Verhältnissen emporgeschwungen; er war der Sohn eines unterelsaßischen Ackermannes. Dem Schreiber dieser Zeilen bleibt es noch ein unaufgelöstes Räthsel, wie es dem Bauernsohn gelungen, lang bevor er nach Paris übersiedelte, sich in französische Sitten und Sprache einzuleben. Matter hatte sich ursprünglich für die Theologie bestimmt, war aber in das Lehrfach übergegangen und zog durch gekrönte Preisschriften (die Geschichte der alexandrinischen Schule, 1818, und die Geschichte des Gnosticismus, 1828) die Augen der gelehrten Pariser Kreise auf sich, kam mit Guizot in Verbindung und wurde durch ihn zum Generalstudieninspektor befördert (1833). Bei vorrückendem Alter kehrte er aus Paris in die einfachere Stellung eines Professors am protestantischen Seminar zurück (1846), und lebte von nun an ausschließlich seinem schriftstellerischen Berufe. Seine Ansichten über Deutschland veröffentlichte er, nach einer Rundreise, in einem zweibändigen Werke (Etat social, politique et littéraire de l'Allemagne 1846—1847), das unstreitig, seitdem Frau von Staël ihr blendendes, epochemachendes: „de l'Allemagne" zu Tage gefördert, in der Reihe der französischen Schriften über die Gesammtverhältnisse Deutschlands obenan steht.

Die Veröffentlichung fiel in die verhängnißvolle Epoche kurz vor der Februarrevolution; die Wogen gingen zu hoch; die einfache, litterarische Produktion blieb im größeren Publikum unbeachtet; im Zeitraum von wenig Monaten veränderte und verschob sich auch in Deutschland die Sachlage dergestalt, daß im Jahr 1848 das zehn Monate früher Geschriebene schon veraltet schien. Auch an Matter bewährte sich das verhängnißvolle Wort: habent sua fata libelli In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich der rüstige Kirchenhistoriker mit dem Studium der Mystik und der Thaumaturgie. Seine Werke über St. Martin, der einige Zeit in Straßburg lebte, und über Swedenborg sind wohl das Bedeutendste, das aus seiner Feder geflossen. Ich möchte nicht darauf schwören, daß er nicht selbst ein wenig zum Swedenborgianer geworden. Dem letzteren Werke wurde die Ehre des „Index" zu Theil. Der Tod übereilte den dreiundsiebzigjährigen, während er an einem Aufsatze über die Mystiker von Fenelon bis auf St. Martin arbeitete. Er war, begreiflicherweise, durch sein Studium der exaltirten Alexandriner und der verrücktesten Gnostiker auf die Fährte gerathen, die ihn dem Fenelon, dem Freunde der Madame Guyon, dann dem St. Martin, dem Freunde der Frau Bonklin von Bonklinsau, und zuletzt dem Freunde und Vertrauten der überirdischen Engel, dem Swedenborg, in die Arme führen mußte. Wir alle stehen an dem Abgrunde, der uns von dem Schattenlande trennt, und werfen spähende Blicke hinüber — doch „kein Steg will dahin führen" — und das beste bleibt immer, solche Studien als ein Spielwerk des Geistes und nicht allzu ernsthaft zu nehmen. Ich weiß nicht, wie weit oder wie lange Matter noch auf solchem Wege fortgewandelt wäre; es ließ sich aber bestimmt voraussehen, daß er entweder umkehren oder dem engherzigsten Pietismus in die Arme fallen mußte.

Der Kampf zwischen der strenggläubigen und der liberaleren Richtung in der protestantischen Kirche wurde in den letzten Monaten hier auf eine höchst leidenschaftliche Art durchgefochten. Neben oder vielmehr über dem protestantischen Seminar besteht hier, wie Sie wohl wissen, seit einigen dreißig Jahren eine theologische Fakultät; es ist beinah ein überflüssiger Auswuchs; denn bis jetzt bekleideten die Professoren der theologischen Abtheilung des Seminars auch die Stellen der höheren akademischen Lehranstalt, welche direkt vom Minister des öffentlichen Unterrichtswesens abhängt. Durch einen der oben angeführten Todesfälle und durch Permutation war der Katheder der

„éloquence sacrée“ erledigt. Die öffentliche Stimme, wenigstens die bedeutende Mehrzahl, bezeichnete für diesen Posten einen französischen, eminenten Kanzelredner, der, als solcher, seit mehreren Jahren zahlreiche Zuhörer aus den höheren Ständen um sich versammelt. Aber Colani ist nicht nur als Prediger berühmt; die „Revue théologique,“ die er mit Professor Reuß heraus gibt, hat seinen Namen in der theologischen Welt verbreitet. Nur verfolgt er die freie, wissenschaftliche Richtung, und ist somit der intoleranten, orthodoxen Partei, die im Pariser Consistorium die Oberhand hat, ein Dorn im Auge; er wird als heidnischer Philosoph mit Renan in denselben Kehricht geworfen und man hintertrieb seine Ernennung, die von dem in Straßburg residirenden Direktorium vorgeschlagen war, auf eine höchst unchristliche Weise. Bis in die Tuilerien hinein spielte die Mine, die den Ruf des geachteten Mannes untergraben und ihn in die Lüfte sprengen sollte. Wieder konnte man in den Angstschrei ausbrechen: Tant de fiel entre-t-il dans l'âme des dévots!

Nur wurde dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Auch die Gegenpartei rief ihre officiellen und nicht officiellen Helfer in's Feld; an höchstem Orte, behauptet man, wurde Colanis Candidatur in das gehörige Licht gesetzt. Die Ernennung überraschte und blendete die Gegner wie ein Blitz aus unbewölkter Höhe. Es ist unstreitig ein Gewinn für die protestantische Kirche und das Lehramt in Straßburg, daß Colani nicht durch eine minder berechtigte Persönlichkeit verdrängt wurde; aber dem in Reih und Glied wie Ein Mann auftretenden Katholicismus gegenüber sind solche Spaltungen im Schooß der lutherischen und reformirten Kirche ein unerquickliches Schauspiel. Die Ultramontanen reiben sich dabei vergnügt die Hände und rufen wie der Pharisäer: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie dieser Einer!“

Ich glaubte Ihnen diese bedeutenden Symptome der hiesigen religiösen Zustände nicht vorenthalten zu dürfen; nur wagte ich dabei nur einige Andeutungen; die geheimen Triebfedern, die solches Räderwerk in Bewegung setzen, eignen sich noch nicht für die größere Oeffentlichkeit.

Carlsbad, Juni.

(Schluß.)

Badeleben. — Die Festwoche.

Bei der allgemeinen Promenade, dann bei den Concerten der vortrefflichen Bademusik, welche den alten Ruf Böhmens, das musikalischste Land in Europa zu seyn, vollkommen rechtfertigt, fällt aber jeder Unterschied gänzlich weg. In der langen Queue, die während der Sommermonate Morgens von sechs bis acht Uhr sich gewöhnlich vor dem brodelnden „Sprudel“ oder dem Mühl- oder Marktbrunnen sich bildet, geht die böhmische Bürgersfrau aus der Nachbarschaft vor der stolzen ungarischen Fürstin; der polnische Flüchtling wandelt ruhig neben dem russischen General, der ihn vielleicht vor wenigen Wochen erst durch seine Kosacken auf's Eifrigste verfolgen, und hätte er ihn erwischt, unzweifelhaft hängen ließ, und der demokratische Süddeutsche hat den Vortritt vor dem Mitgliede des preußischen Herrenhauses, das nie eine andere Zeitung als die Kreuzzeitung auch nur einen Augenblick in die Hand nehmen wird. Allen aber füllen die kleinen freundlichen Brunnenmädchen in ihren blauweißen Jacken die dargereichten Porcellanbecher gleich dienstfertig mit dem heißen Wasser, und alle, sonst in ihrem Wünschen, Hoffen, Lieben und Hassen so unendlich verschiedenen Menschen hegen in diesen Stunden während des Trinkens am Brunnen nur den Einen gemeinsamen Gedanken, daß ihnen der Gebrauch der Quelle gut bekommen, die Galle abführen und das Blut reinigen möge. Es gewährt wirklich oft einen interessanten und dem Menschenbeobachter sehr ergiebigen Anblick, wie diese Tausende Morgens an den drei Quellen, die vorzugsweise getrunken werden, mit ihren Trinkbechern in der Hand umherwogen. Keine Nation, kein Rang, kein Stand, keine Wissenschaft, keine politische Partei ist hier unvertreten.

Der Weltruf Carlsbads und die Gewißheit, daß die Brunnengäste doch kommen müssen, bewirken auch, daß die Bewohner des Ortes sich eben nicht sehr anstrengen, um dem Luxus unserer Zeit viel Rechnung zu tragen. Trotz der vornehmen und reichen Besucher ist z. B. kein Kurhaus, kein großartiger Saal, ja selbst kein elegantes Wirthshaus vorhanden, das in Baden-Baden nur annähernd zur zweiten Klasse gerechnet werden dürfte, kein Lesesaal, kurz nichts der Art. Die Wohnungen sind besonders in den Monaten Juni und Juli, der Hauptkurzeit, sehr theuer, und 100 bis 150 Gulden wöchentlich für ein Quartier von sechs bis acht Zimmern in guter Lage sind gewöhnliche Preise. Ueberhaupt ist das Leben seit den letzten sechs bis

acht Jahren hier ziemlich theuer geworden und die frühere Wohlfeilheit Carlsbads gehört jetzt zu den Mährchen. Das Ueberfordern versteht man hier sehr gut und handeln muß man fast um Alles, wenn man nicht übertheuert seyn will, obgleich die Unverschämtheit, die in manchen rheinischen Bädern herrscht, noch nicht erreicht ist. Im Uebrigen sind alle Hausbesitzer gegen ihre Miether sehr höflich; sie sind reinlich, dienstwillig und ehrlich, und hat man erst einmal den Preis fest bedungen, so gehören fernere Prellereien zu den Seltenheiten. Die Bevölkerung ist durchweg deutsch, man hört fast nie ein böhmisches Wort und von dem heftigen Streite, der jetzt in Böhmen zwischen den Zchechen und Deutschen herrscht, merkt man in Carlsbad sicherlich nicht das Mindeste. Auch die ganze Landbevölkerung auf fünf Meilen in der Runde ist durchweg deutsch und erst gegen Pilsen zu beginnt auf den Dörfern die böhmische Sprache. Es sind sehr fleißige, wohlhabende Leute, die sich durch Arbeitsamkeit, Ordnung und besonders auch durch Reinlichkeit vortheilhaft von den Zchechen unterscheiden. Auf den ersten Blick kann man beim Eintritt in ein böhmisches Dorf erkennen, ob solches von Zchechen oder von Deutschen bewohnt wird.

Die landschaftliche Umgebung von Carlsbad ist hübsch, durchaus aber nicht großartig, und Teplitz behauptet unter den böhmischen Bädern hierin entschieden den Vorzug. Das Thal, in dem der Ort liegt, ist sehr enge und wird von beiden Seiten von Hügeln, die großentheils sehr schön bewaldet sind, umschlossen, so daß man nirgends eine freie Aussicht hat. Die sehr seichte Tepel, die unmittelbar außerhalb Carlsbad sich in die ungleich bedeutendere Eger ergießt, durchfließt den Ort seiner ganzen Länge nach und theilt ihn in zwei so ziemlich gleich schmale und lange Hälften. Besonders großartige Gebäude sind im ganzen Städtchen nicht vorhanden, nur auf der einen Höhe oberhalb der Stadt hat ein mecklenburgischer Gutsbesitzer, Baron von Lützow, sich eine sehr glänzende Villa erbauen lassen, welche weithin sichtbar ist und der ganzen Umgegend zur besondern Zierde gereicht. Da durch die Badetaxe der Kurgäste alljährlich an 50,000 Gulden zusammenkommen und Carlsbad schon einige hundert Jahre ein sehr besuchter Badeort ist, hat man allmählig der ganzen Umgegend, fast auf eine Meile weit in der Runde, ein parkartiges Aussehen verschafft. Man hat in den Wäldern Nadel- und Laubhölzer auf wohl berechnete Weise durcheinander gepflanzt, so daß die verschiedenen Laubschattirungen sich dem Auge möglichst wohlgefällig darstellen, einzelne, besonders große und durch ihr Alter oder ihren Wuchs merkwürdige Eichen, wie z. B. die schon von Körner besungenen Bäume in Dalwitz, sind den Gutsbesitzern abgekauft worden unter der Bedingung, daß sie auf den Feldern stehen bleiben; sehr bequem angelegte, sorgfältig unterhaltene Pfade schlängeln sich stundenweit auf alle Höhen und durch die Wälder, Felder und Wiesen; auf den hervorragendsten Kuppen sind Tempel, Schweizerhäuser oder wenigstens Ruhebänke angebracht, und wo es passend war, hat man durch die Wälder Durchsichten ausgehauen. So hat der eifrige Spaziergänger — und viele Bewegung im Freien gehört zu den Hauptbedingungen der Kur — eine reiche Auswahl der mannigfachsten Spaziergänge und kann fast täglich damit abwechseln.

Herrscht nun hier alle Jahre im Juni und Juli ein sehr bewegtes Badeleben und wogen Tausende von Gästen durch einander, so wurde die heurige Johanniszeit ganz besonders glänzend durch die dreitägige Zusammenkunft der Monarchen von Preußen und Oesterreich, die ein zahlreiches Gefolge von höheren Diplomaten, Offizieren und Hofbeamten mitbrachten zum Zeichen, daß es nicht bloß auf einen freundschaftlichen Besuch abgesehen war, sondern auf wichtige politische Berathungen.

Der König von Preußen, der alljährlich die hiesigen Quellen besucht, langte mit zahlreichem Gefolge zuerst hier an. Er ist eine große, sehr stattliche Erscheinung, mit wohlwollendem, trotz des weißen Backen- und Schnurrbartes, noch frisch aussehendem Gesicht. Daß er von Kindheit auf daran gewöhnt ist, Uniform zu tragen, sieht man dem Könige des Soldatenstaates auf den ersten Blick an. Der schwarze Civilrock, den er hier immer trägt, hat einen gewissen militärischen Schnitt, sein schwarzer hoher Hut sitzt so gerade wie eine Pickelhaube auf dem Kopfe, und außer Damen gegenüber grüßt der König auch nur militärisch durch bloßes Handanlegen an den Schirm. Nähere Bekannte liebt er durch Salutiren mit seinem Spazierstock, als wäre es ein Degen, zu grüßen. Der König geht viel und gerne, bloß von einem Adjutanten begleitet, umher, mischt sich in das größte Gewoge der Kurgäste und liebt es sehr, wenn man möglichst wenig Notiz von ihm nimmt.

Am Tage nach der Ankunft des Königs von Preußen hatten die Badegäste ein Schauspiel, das im vorigen Jahre, wo Oesterreich und Preußen sich so gespannt gegenüberstanden, wohl Niemand vorausgesehen hätte. Graf Rechberg langte mit Herrn von Bismarck in derselben Extrapostchaise hier an. Beide hatten in Schwarzenberg, der letzten sächsischen Eisenbahnstation, zusammen eine Postchaise genommen und hatten so den sieben Meilen betragenden Weg mit einander zurückgelegt. Schon in der äußern Erscheinung bilden die beiden Herren einen grellen Gegensatz. Herr von Bismarck ist eine hohe, schlanke Gestalt, von gerader Haltung und militärischem Auftreten, der man, wie dieß bei so vielen Preußen der Fall ist, die Dienstzeit im Heere ansieht, wie er es denn auch sehr liebt, sich in seiner Uniform als Landwehroffizier zu zeigen. In seinem Gesichte liegt Geistes- und Willenskraft, das große blaugraue Auge hat viel Schärfe und die hohe Stirne zeugt von Gedankenreichthum. Nur ein gewisser hochmüthiger und dabei frivoler Zug um den Mund und eine zu sichtbar hervortretende Selbstschätzung beeinträchtigen den vortheilhaften Eindruck, den seine ganze äußere Erscheinung sonst auf jeden Unbefangenen machen würde. Uebrigens hat Herr von Bismarck in den letzten zehn Jahren bedeutend gealtert, Kopfhaar und Schnurrbart fangen an sich weiß zu färben,

zahlreiche Furchen bedecken die Stirne und das Gesicht beginnt jenen matten Ausdruck anzunehmen, den man bei Männern, welche sich geistig sehr anstrengen und dabei viel Sorgen und Verdruß haben, so häufig findet.

Als das gerade Gegentheil erscheint Graf Rechberg. Er ist ein kleiner, feiner, geschmeidiger Mann, dem man ansieht, daß er sich stets auf den Parkets der Höfe am wohlsten gefühlt hat. Ein paar dunkle, ungemein kluge und lebendige Augen blitzen aus seinem fein geschnittenen Gesichte und zeugen von der geistigen Bedeutung ihres Besitzers. Als kürzlich beide Minister Arm in Arm auf der Promenade wandelten, wobei Graf Rechberg neben dem lang ausschreitenden Bismarck einhertrippeln mußte, sagte Einer: „Da geht der Riese Goliath mit dem kleinen David."

Unter den Schwärmen von mittleren Diplomaten aller Art, deren Menge jetzt zahllos hier ist, und die überall umherspioniren, um wahre und falsche Neuigkeiten an ihre Höfe zu berichten, regt noch der Vertreter des Kaisers der Franzosen, der Duc de Grammont, körperlich wie geistig hervor. Er ist ein hoher, schlanker Mann mit lebendigem, ächt französischem Gesicht, in welchem ein paar dunkle feurige Augen blitzen, und muß in der Jugend ein sehr schöner Mann gewesen seyn. Als er kürzlich mit Bismarck spazieren ging, blickten selbst Leute, die nicht wußten, daß sie hier die Vertreter Preußens und Frankreichs vor sich hatten, dem stattlichen Paare lange nach.

Alle hier weilenden höchsten und hohen Persönlichkeiten traten aber für den Augenblick sehr in den Hintergrund, als am 22. Juni der Kaiser von Oesterreich in seine getreue Stadt Carlsbad einfuhr. Als junger Erzherzog war Kaiser Franz Joseph einmal hier gewesen, seit er die Krone trägt, hatte er aber den berühmtesten Badeort seines Reiches noch nicht betreten, weßhalb dieser um so mehr Grund hatte, ihn auf's Festlichste zu empfangen. Schon am Tage zuvor schmückte sich die ganze Stadt mit Kränzen und Guirlanden und von jedem Dache wehten lange Fahnen in der glücklicherweise heitern Luft. Die meisten Fahnen zeigten die österreichischen, viele auch die böhmischen Farben (roth und weiß), doch sah man auch, dem Könige von Preußen zu Ehren, viele schwarz-weiße Fahnen. Die hohen Häuser und die sich theils im Thal, theils auf der Höhe in Schlangenlinien hinziehenden engen Straßen trugen viel dazu bei, den malerischen Anblick der reich geschmückten Stadt zu erhöhen. Als eigenthümliches Wahrzeichen Carlsbads hatte man durch Sperrung der Abzugsröhren die mächtige Quelle des Sprudels gezwungen, ihre weiß schäumenden Wasser in einer an zwanzig Fuß hohen Fontaine in die Luft zu schleudern. Am Eingang der Stadt war eine riesige grüne Ehrenpforte erbaut, an der weißgekleidete Mädchen dem einfahrenden Kaiser Blumen streuten, während die Bürgerschaft Spalier in der Straße bildete. Sehr eigenthümlich erschienen die Bergknappen des Joachimsthaler Bergreviers in ihrer düstern Tracht, ein brennendes Grubenlicht in der Hand. Von lautem Jubel der wogenden Volksmenge, welche mindestens durch 10,000 Landleute der Umgegend vermehrt war, begrüßt, fuhr der Kaiser, aus seinem offenen Wagen nach allen Seiten freundlichst grüßend, durch die Stadt. Im Flur des Gasthauses „zum goldenen Schild," in dessen Gartenpavillon auch der König von Preußen wohnt, empfing dieser in österreichischer Uniform den Kaiser. Beide Monarchen umarmten sich auf das Herzlichste und verkehrten überhaupt während der drei Tage auf's freundschaftlichste und ungezwungenste mit einander. Man sah sie häufig zusammen Spaziergänge machen. Während die hier versammelten Minister und Gesandten von Oesterreich, Frankreich, Rußland und Preußen die wichtigsten Berathungen hielten, vergnügte sich das Badepublikum mit dem Beschauen der vielen interessanten Persönlichkeiten und dem Anhören und Wiedererzählen der zahllosen Anekdoten und Gerüchte, die verbreitet wurden.

Den Glanzpunkt der Festlichkeiten bildete die allgemeine Illumination der Stadt am 23. Juni, die großartigste, die Carlsbad je gesehen. Alle Häuser waren vollständig beleuchtet und die Lage vieler Gebäude hoch auf den mit Fichten bewachsenen Hügeln trug zum pittoresken Anblick der in einem Lichtmeere schwimmenden Stadt ungemein viel bei. Gleich feurigen Guirlanden wanden sich in wohlgefälligen Biegungen die erleuchteten Straßen an den dunkeln Bergen herum. Die hoch über der Stadt liegende Villa des Herrn von Lützow, glich, mit Tausenden von Lampen bedeckt, in der That einem Feenschlosse und ein aus Lampen zusammengesetzter, an fünfzig Fuß hoher Doppeladler auf der Felsenkuppe der „Friedrichs-Wilhelmshöhe," der in der Luft zu schweben schien, war eine wahrhaft prächtige Erscheinung.

Am andern Tage fuhr Franz Joseph wieder ab und die Festwoche in Carlsbad hatte ein Ende. Sie bildete einen in jeder Hinsicht interessanten Zeitabschnitt und wird allen hiesigen Badegästen stets in angenehmer Erinnerung bleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 29. Juli 1864.

Gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei
Und Tücke, die sein Schicksal untergraben.
So ist er oft um meine Gunst besorgt,
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es sicher,
Nicht seine Feinde sind.

Goethe.

Goethe und Fichte.

Wohl selten, vielleicht nie hatte ein bedeutender Mann sich des Glückes zu erfreuen, von dem eigenen Sohne in seinem Leben und Wirken so warm, eindringlich und wahr geschildert und gewürdigt zu werden, wie es Fichte zu Theil geworden. Sein Leben nebst literarischem Briefwechsel von seinem Sohne, Immanuel Hermann Fichte, ist eines der werthvollsten und gediegensten Werke, welche die Geschichte unserer neuern deutschen Philosophie an's Licht gestellt hat. Gründlichkeit, Einsicht und Reife des Urtheils haben sich hier mit Klarheit und Innigkeit der Darstellung zu einem des Geschilderten würdigen Lebensbilde vereinigt, das durch die Hand, welche es entworfen, einen noch größeren Reiz für uns erhält. Und auch ein Enkel hat sich als Vermittler der großen Gedanken Fichtes dem weiteren Leserkreise dargestellt.

Mußten wir im Allgemeinen die große Wahrheit rühmen, die sich in dem verehrungsvollen Lebensbilde des Sohnes ausprägt, so dürfen wir es um so ungescheuter aussprechen, daß in der Darstellung der Entlassung Fichtes von seiner Jenaer Professur, und insonderheit in der Auffassung von Goethes Betheiligung an dieser Angelegenheit, die Vorliebe für den Vater den Sohn irre geführt hat, da hier nicht allein sein Urtheil ganz einseitig erscheint, sondern er manches übergangen hat, was zu einer vollständigen Darlegung der Verhältnisse unumgänglich nöthig sich erweist. Nichts kann verfehlter seyn als die Behauptung, Fichte habe sich als den politischen Gegner Goethes, dieser sich als den seinigen betrachten müssen, und dieses Verhältniß habe zur damaligen Zeit fast noch mehr wie jetzt gegenseitiges Vertrauen und volle zusammenwirkende Anerkennung ausgeschlossen. Goethe erkannte jede Ueberzeugung als solche an, und so störten die freien Gesinnungen Fichtes sein Verhältniß zu diesem nicht; nur wenn diese ihn zu dem Versuche geleitet hätten, das Bestehende anzugreifen und zu bekämpfen, den Umsturz des Staates sich zum Ziele zu setzen, nur dann würde er sich verpflichtet gefühlt haben, ihn als seinen Feind zu betrachten, ihm auf jede Weise entgegenzutreten. Aber Fichte war davon weit entfernt, und niemand in der Weimarischen Regierung hielt ihn eines solchen Versuches fähig, obgleich der Sohn das Gegentheil ohne Beweis aufstellt; denn wenn Fichte selbst behauptet, man habe seine Briefe erbrochen, so hat er sich wohl getäuscht. Auch in Berlin meinte er, man breche seine eigenen Briefe auf, woran auch Schelling glaubte; als letzterer aber ihm ein Couvert zum Beweise

schickte, wie unverschämt man in Berlin Briefe aufbreche, mußte Fichte gestehen, daß er selbst das Couvert noch einmal aufgerissen habe und das Berliner Postcomptoir unschuldig sey. Fichte war in seiner leidenschaftlichen Aufregung zu maßlosem Verdachte nur zu geneigt. Von seiner Verbindung mit Reichardt wußte Goethe wohl gar nichts, und wäre dieses auch gewesen, wirkliche Versuche zum Umsturz traute er auch diesem nicht zu, mit dem er selbst so lange in brieflichem Verkehr blieb, bis er Schiller auf die herbste Weise angriff.

Daß Goethe ein bitterer Feind des französischen Umsturzes gewesen, wird niemand leugnen wollen, aber er haßte die verstockten Aristokraten, welche die Grundursache alles Unglücks waren, nicht weniger als die herrsch- und raubgierigen Demokraten. Daß er jenes weltgeschichtliche Ereigniß niedrig und nur von der burlesken Seite aufgefaßt und behandelt habe, das sollen nach Fichtes Lebensbeschreiber „der Bürgergeneral" und „die Aufgeregten" beweisen, wo die eingeschränkt gehässige Ansicht des Gegenstandes sogar die poetische Auffassung bis zur Geschmacklosigkeit herabdrücke. Diese beiden dramatischen Scherze beziehen sich aber gar nicht auf den Ausbruch der Revolution, deren geschichtliche Nothwendigkeit Goethe durchaus nicht verkannte, sondern auf die Versuche selbstsüchtiger, gewissenloser Menschen, in Deutschland selbst unter dem trügerischen Banner der Freiheit und Gleichheit ähnliche Verwirrungen anzurichten. Und waren nicht Herder und Knebel in der ersten Zeit leidenschaftliche Anhänger der französischen Revolution, ohne daß Goethe deßhalb mit ihnen gebrochen hätte? Freilich meinte der treffliche Batsch, daß seine freisinnige Anschauung ihm Goethe abwendig gemacht habe, aber er ward seines Irrthums bald inne, da Goethe wieder eben so vertraut sich wissenschaftlich mit ihm unterhielt wie früher. Es wäre noch das erste feststehende Beispiel beizubringen, daß Goethe wegen abweichender politischer oder religiöser Ansichten, ohne daß diese widerwärtig sich ihm aufgedrungen oder zu thätiger Ausführung gekommen, eine Verbindung aufgegeben habe. Daß dieß auch Fichte gegenüber nicht der Fall gewesen, wird sich aus der folgenden Darlegung ergeben, wobei wir auf Goethes Aeußerungen in den „Annalen" keine Rücksicht nehmen, da andere urkundliche Belege vorhanden sind und die „Annalen" überhaupt in Folge ihrer späten Abfassung unzuverlässig erscheinen.

Als Voigt, der Curator der Universität Jena, auf Hufelands Empfehlung Fichte an die Stelle von Reinhold nach Jena berief, waren bereits dessen „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" erschienen, freilich ohne seinen Namen, der aber bald genug bekannt ward. Er hatte hier aus dem Begriffe und dem Zwecke des Staates die Forderung der Veränderlichkeit seiner Verfassung hergeleitet, und aus der Befugniß jedes einzelnen, aus dem Staatsvertrage auszuscheiden, die Rechtmäßigkeit der Revolution bewiesen. Trotz des Rufes eines Demokraten, in welchen Fichte gekommen, wagte es Voigt, ihn zu berufen, indem er hoffte, dieser werde klug genug seyn, seine „demokratische Phantasie oder Phantasterei" zu mäßigen. Auch unterließ er nicht, dieß Fichte selbst brieflich zu verstehen zu geben. „Was Voigt über die Professorenpolitik schreibt," bemerkte Böttiger in Bezug hierauf gegen Fichte, „ist ja die Politik eines jeden vernünftigen Staatsbürgers. Wahr ist es, daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufsehen erregen wird und in den nächsten Kreisen schon wirklich erregt. Allein Sie lesen ja nicht über Schlözers Metapolitik, und den esoterischen Schülern können Sie noch mehr, als der gute Schlözer sich je in den Sinn kommen ließ, anvertrauen. Wo Schnaubert Dinge wie in seiner neuesten Disputation: „De principe legibus suis obligato," mit Beifall seines Fürsten schreiben kann, da muß man auch alles sagen können." Voigt wird Fichte nicht verhohlen haben, wie der Rückschritt jetzt allgemein in allen deutschen Cabinetten herrsche, und jede zu freie politische Aeußerung diese gegen Jena aufregen werde.

Fichte hatte Böttiger ersucht, ihm einen Verleger für sein Antrittsprogramm „über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie" und seinen bogenweise auszugebenden Grundriß zu verschaffen. Darauf erwiederte Böttiger: „Bertuch wird mit Vergnügen den Verlag Ihres Programms übernehmen. Aber schicken müssen Sie mir das Manuscript so früh als möglich. Eine solche Posaune kann nicht früh genug geblasen werden! Die Materie, die Sie hierzu gewählt haben, ist äußerst zweckmäßig. Auch zu Ihrem bogenweise auszugebenden Lehrbuche wird Bertuch sehr gern Verleger seyn wollen. — Ihre ganze Idee hatte vorzüglich auch Goethes Beifall, der bei der ganzen Deliberation gegenwärtig war, und sich überhaupt als Ihren wahren Freund schon lange bewiesen hat." Also durchaus keine Sorge wegen seines Demokratismus, sondern die regste Theilnahme von Goethes Seite, der freilich später in den „Annalen" sagt, Fichte habe in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt gehabt, und seine Berufung als eine Kühnheit, ja Verwegenheit bezeichnet. Als Frau von Kalb sich bei Goethe nach Fichtes Ankunft erkundigte, erwiederte dieser, er sey noch nicht gekommen, sie solle

aber sogleich sein Programm erhalten, sobald es ausgedruckt sey. „Aus seinen Briefen scheint es, er habe vor in ein sonderbares Horn zu stoßen." Den Ankommenden empfing Goethe höchst freundschaftlich, wie Fichte selbst seiner Gattin berichtet. Daß er sich sehr in Acht nehmen müsse, sah er selbst wohl ein. Viele, nicht bloß Studenten, hätten große Lust, schreibt er, sich hinter ihn zu stecken und ihn zu allerlei Dingen zu verleiten, um unter seinem Schutze deßgleichen oder Aergeres zu treiben. Er hatte Voigt zugesagt, sich ganz an Hufeland zu halten. „Benützen Sie dieß Zutrauen," bittet Voigt diesen, „und berathen ihn, damit er nirgends Prise gibt, besonders helfen Sie, daß er die Politik als eine danklose Spekulation bei Seite läßt." In Jena vernahm Fichte, daß Goethe und Wieland gut von ihm gesprochen. Wie sehr Vorsicht Noth thue, ergab sich bald; denn schon nach drei Wochen erzählte ein Hofrath aus Jena den Geheimräthen zu Weimar, Fichte habe öffentlich gelehrt, in zwanzig bis dreißig Jahren gebe es nirgends mehr Könige oder Fürsten, ein leeres Gerede, das aber doch Voigt und Goethe etwas beunruhigte.

Als Fichte bald darauf nach Weimar kam, besuchte er Goethe, dem er auf seinen Wunsch einen Begriff von der neuen Wissenschaftslehre gab, auch ihm die Bogen seines Lehrbuchs einzeln zuzusenden versprach. Von einem Rückhalte Goethes, einem Vorurtheile gegen den Demokraten keine Spur. Voigt schreibt an Hufeland: „Es sind mir einige recht angenehme Stunden gewesen, die ich bei Goethe mit Fichte zugebracht habe. Ich hoffe, er soll mit uns zufrieden seyn, so wie ich ganz gewiß mir viel Gutes verspreche." Damals gelobte er Goethe von neuem, alles zu meiden, was Anstoß erregen könne. Gleich darauf dankt dieser Fichte für die übersendeten Bogen, worin er die Hoffnung erfüllt sehe, welche die Einladungsschrift ihn habe fassen lassen. Er finde hier nichts, was er nicht verstünde oder zu verstehen glaubte, nichts, was sich nicht an seine gewohnte Denkweise willig anschlöße. Durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu seyn scheine, werde er dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen und sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Er selbst aber werde ihm den größten Dank schuldig seyn, wenn er ihn endlich mit den Philosophen versöhne, die er nie habe entbehren und mit denen er sich nie habe vereinigen können. Die Fortsetzung erwarte er mit Verlangen, um manches bei sich zu berichtigen und zu befestigen, und sobald Fichte freier von dringender Arbeit sey, denke er über verschiedene Gegenstände mit ihm zu sprechen, deren Bearbeitung er so lange aussetzen wolle. Auch erklärt er sich bereit, an der von Fichte und seinen Freunden beabsichtigten Zeitschrift theilzunehmen. Gegen Frau von Kalb äußert er wenige Tage später: „Fichtes Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es conversirt sich auch mit ihm sehr gut, und da er uns verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir andern nicht aufmerksam genug seyn."

Mit Fichtes Vorgänger Reinhold hatte Goethe nie zu einem ihn fördernden Gespräche gelangen können, woher ihm Fichte um so schätzenswerther scheinen mußte. Die einzigen philosophisch gebildeten Freunde, womit er in persönlicher Verbindung gestanden, waren Jacobi und Herder, aber auch diese waren nur von einer Seite in die Philosophie hereingekommen, hatten sie nicht zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe gemacht. Aus Spinoza und Kant hatte sich Goethe das angeeignet, was ihm gemäß war; bei Fichte hoffte er auf eine weitere Aufklärung seiner Begriffe über Natur und Geist, und er rechnete auf ihn besonders bei der Ausführung seiner Farbenlehre. Als er im Juli nach Jena kam, besuchte er unzweifelhaft Fichte, der bald darauf gegen W. von Humboldt äußerte, Goethe habe ihm sein System so bündig und klar dargelegt, daß er es selber nicht klarer hätte darstellen können. Sein Gefühl leite ihn ganz richtig, weßhalb er ihn für die Spekulation zu gewinnen hoffte. Ein inniger zutrauliches Verhältniß ist kaum zu denken; wo zeigt sich hier der geringste Rückhalt gegen den Demokraten? Aber freilich konnte Goethe den weiteren Schritten von Fichtes Spekulation nicht folgen. Schon am 8. September schreibt er an Jacobi, er wünsche sehr, gelegentlich seine Gedanken über Gehalt und Form von Fichtes Lehrbuch zu hören, das er als eine sonderbare Produktion bezeichnet; er selbst sey zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denkart geübt, und könne also nur mit Mühe und von ferne folgen. So hatte sich also die Hoffnung auf eine wirkliche Erleuchtung seiner Begriffe durch Fichte nicht verwirklicht, ohne daß irgend eine Abneigung gegen seinen Demokratismus daran Schuld gewesen, wovon auch bis dahin bei Fichte keine Einwirkung sich gezeigt, da er ganz der Gründung seiner Wissenschaftslehre sich hingegeben hatte. Schiller schreibt am 28. Oktober an Goethe: „Nach den mündlichen Aeußerungen Fichtes (denn in seinem Buche war davon noch nicht die Rede) ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt. Sonach hätte er seine Gottheit

wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten." So waren also die beiden engverbundenen Dichterfreunde keineswegs für Fichtes neue Lehre gewonnen.

Als kurz vorher verlautete, es solle eine zweite Auflage von Fichtes Schrift über die französische Revolution erscheinen, wurde nicht bloß Voigt, sondern auch Goethe darüber verstimmt und besorgt. Goethe äußerte vertraulich gegen Voigt, das stimme nicht zu dem, was Fichte bei seiner ersten Unterredung mit ihm verheißen habe. „Ich sorge nach meinen Nachrichten aus Dresden, Gotha ꝛc.," schreibt Voigt an Hufeland, „daß man die Sache auf eine sonderbare Art zur Sprache bringen werde, wenn einer unserer Jenaischen Lehrer so etwas heraus gibt. Nun glaube ich gar wohl, daß Fichte dabei sehr furchtlos und gleichgültig seyn würde, aber wir andern können es nicht seyn, die wir gern ungeneckt leben und auch Jena nicht verschreien lassen wollen." Trotz aller Mahnungen ließ sich Fichte zur Unterdrückung dieser zweiten Ausgabe nicht bestimmen, über die er schon mit dem Verleger abgeschlossen hatte, ohne zu bedenken, daß man diese Veranlassung ergreifen werde, die Cabinette gegen ihn als Demokraten aufzuhetzen, wodurch die Weimarische Regierung in eine üble Lage versetzt werden könnte.

Gleich darauf reizte er die geistliche Behörde dadurch gegen sich auf, daß er am Sonntag zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes Vorlesungen hielt; nur die Zeit des akademischen Gottesdienstes hatte er gemieden, indem er den ihm gegebenen Rath, die Stunde des Gottesdienstes nicht zu wählen, nur in beschränktem Sinne befolgte. Wie wohlwollend man auch in Weimar gegen ihn gesinnt war, wo man die Anklage der beabsichtigten Untergrabung des öffentlichen Gottesdienstes entschieden zurückwies, man sah sich bei aller Anerkennung doch genöthigt, ihm das Lesen am Sonntage zu verbieten. Doch war diese Angelegenheit noch nicht erledigt, als die gut gemeinten Bestrebungen Fichtes, die verderblichen Ordensverbindungen wegzuschaffen, ihn in noch unangenehmere Verwicklungen brachten. Er selbst gibt freilich der Säumniß der Regierung, den Entsagungseid der Ordensbrüder anzunehmen, allein die Schuld an der dadurch hervorgerufenen Aufregung und den ärgerlichen Auftritten, die ihr folgten; aber im Grunde hatte er sich durch die Unkenntniß der leidenschaftlichen Vorliebe, womit meist die leeren Köpfe und die rohen Seelen unter den Studirenden an diesem Spielwerk hängen, verleiten lassen. Er hätte sich sagen sollen, daß gerade diese jeder Belehrung unzugänglich sind und sich erbittert gegen denjenigen wenden, der hieran zu rühren, die Thorheit als solche zu bezeichnen sich beigehen läßt. [illegible]vei Orden waren freilich dahin gebracht worden, daß die Mitglieder den Entsagungseid leisteten, aber der dritte zog sich zurück und ließ seinen Groll gegen Fichte in jenen Thätlichkeiten aus, womit studentische Rohheit sich rächen zu dürfen glaubt.

Goethe befand sich gerade zu Jena, als dieser Unfug gegen Fichte spielte. Sein Verhältniß zu diesem ward nicht erst in Folge jener Ereignisse gelockert, sondern weil seine Lehre ihm nicht faßbar war und seiner Anschauung widerstrebte. Als Mitarbeiter an den Horen blieb er mit Schiller und Goethe verbunden, die seinen Mangel an Lebensklugheit nur bedauern konnten.

Zu Fichtes Unglück erhob sich der leidenschaftliche Grimm gegen ihn noch einmal, als die ganze Sache längst vergessen schien, die Vorlesungen schon geschlossen waren. Hatte er ja seine Vorträge, worin er die Studirenden auch über die Ordensverbindungen zu belehren gedachte, schon vor dem eigentlichen Schlusse des Halbjahres abgebrochen, da er die Ueberzeugung gewonnen, daß diese nicht mehr die gewünschte Theilnahme fanden. Da der Senat ihm schon früher die Hülfe, die er von ihm verlangt hatte, nicht geben zu können erklärt, sondern ihn auf den Herzog verwiesen hatte, so eilte Fichte gleich am folgenden Morgen nach Weimar, wo er dem Herzog erklärte, daß er unter diesen Verhältnissen nicht mehr in Jena leben könne, und sich die Erlaubniß ausbat, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, die ihm gern gewährt wurde.

Goethe wird nicht weniger wie Schiller diesen Schritt mißbilligt haben, wodurch Fichte der rohen Brutalität das Feld räumte. Von seinem ländlichen Aufenthalte aus besuchte er im Sommer Weimar, wo er bei Herder, Voigt und Goethe vorsprach. Letzterer war, wie Fichte seiner Gattin berichtet, die Artigkeit, die Freundschaft selbst, und er bezeigte ihm ungemeine Achtung. Der Besuch war indessen von Fichtes Seite nur ein förmlicher; auf ein näheres Verhältniß zu Goethe hatte er ganz verzichtet; freilich mochte auch dieser von einem solchen im Grunde wenig erwarten, ja bei Fichtes Mangel an Weltklugheit sich davor scheuen. Kurz vorher war es zwischen Fichte und Schiller wegen eines von diesem zurückgewiesenen Beitrags zu den Horen zu Erklärungen gekommen, wobei Fichte sich auf Goethes Urtheil berief. Schiller wollte darauf erwiedern, Goethe wäre am wenigsten die für ihn günstige Instanz. Dieser sey viel zu fremd im philosophischen Gebiete, weßhalb er nicht gerecht gegen ihn seyn könne, und Fichtes ästhetische Uebertretungen würden ihn sehr verletzen; wenn er ihn selbst nicht für fähig halte, über den Geschmack und Ton seiner Abhandlung zu urtheilen, so möge er wissen, daß Goethe ihn in diesen Punkten zum Richter in seinen eigenen Sachen

anerkenne und ihm seine Handschriften zu diesem Zwecke vorlege. Goethe war es wohl, der die Absendung dieses Briefes hinderte. Als Goethe ein paar Monate später einen Aufsatz des unterdessen gestorbenen, von Fichte selbst nach Jena gezogenen Weißhuhn gelesen hatte, worin dieser Sätze und Gegensätze zu Grundlage eines neuen Systems der Philosophie aufstellte, meinte Goethe, diese Art zu philosophiren liege ihm näher als die Fichte'sche. Das Verhältniß war ganz gelöst, da Fichte sich zurückhielt und Goethe keinen rechten Anknüpfungspunkt fand.

Ende Februar 1797 machte Schiller Goethe auf Fichtes im „philosophischen Journal" eben begonnenen „Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre" aufmerksam, den er mit vielem Interesse gelesen habe. Daß er bei der spekulativen Tendenz des Kreises, worin er lebe, wenigstens im ganzen an dieser neuen Darstellung Antheil nehmen müsse, meldet Goethe an Knebel; er ging sie mit Schiller Abends durch, wie er am 18. März an Meyer meldet. Auf Fichtes Naturrecht, dessen erster theoretischer Theil 1796, der zweite praktische 1797 erschien, nahm Goethe keine Rücksicht. Erst im März 1798 schreibt er an Schiller, Fichte habe ihm den zweiten Theil geschickt. „Ich habe aus der Mitte heraus einiges gelesen, und finde vieles auf eine beifallswürdige Art deducirt, doch scheinen mir praktischem Skeptiker bei manchen Stellen die empirischen Einflüsse noch stark einzuwirken. — Ich mag mich stellen wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität." Er hatte unterdessen noch Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" gelesen, welche in ihm das Gefühl erregt, daß man wohl thue, im philosophischen Naturzustande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen würden, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen seyn möchte. Der transcendentale Idealist glaube ganz oben zu stehen und streite mit den andern Vorstellungsarten, die doch auch berechtigt seyen. Möge der Idealist sich gegen die Dinge an sich wehren, wie er wolle, er stoße doch, ehe er sich's versehe, an die Dinge außer ihm an. Wenn die eine Partei von außen hinein den Geist nicht erreichen könne, so werde die andere von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen. Die Scene im zweiten Theile des „Faust," worin der Baccalaureus als überspannter Idealist auftritt und ein Fichte nachgesagtes Wort, man müsse alle Dreißigjährigen todtschlagen, in derbster Weise ausspricht, gehört schon ein paar Jahre früher, 1795 oder 1796, wie auch die Rede des Idealisten in „Oberons und Titanias goldene Hochzeit" nicht später als 1797 fällt.

Ob Fichte Goethe auch seine Sittenlehre, die im Jahre 1798 erschien, zugesandt habe, wissen wir ebensowenig als uns von einer Antwort Goethes auf die Uebersendung des zweiten Bandes des Naturrechtes etwas bekannt ist. Am 28. August desselben Jahres meldet Schiller: „Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehen hätte. Fichte war bei uns und bezeigte sich äußerst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich den Spröden nicht spielen, und ich werde suchen, dieß Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten." Goethe erwiederte: „Nutzen Sie das neue Verhältniß zu Fichten für sich, so viel als möglich, und lassen es auch ihm heilsam werden. An eine engere Verbindung mit ihm ist nicht zu denken, aber es ist immer sehr interessant, ihn in der Nähe zu haben."

So zeigt sich also bis hieher, wo wir an der Schwelle jenes Streites stehen, der Fichte von Jena entfernte, nicht die geringste Spur von einer Abneigung Goethes und Schillers gegen ihn wegen seines Demokratismus oder gar wegen seiner Verbindung mit dem Schiller verhaßten Reichardt. Goethes und Schillers Geistesrichtung war von der Fichtes zu sehr verschieden, als daß sie sich hätten vereinigen können, und Fichtes Mangel an Weltklugheit und Mäßigung ließ ein erfreuliches Lebensverhältniß um so weniger hoffen, als seine wissenschaftliche Ueberzeugung auf die Gestaltung seines Lebens den wesentlichsten Einfluß übte. Keine engherzigen Rücksichten schieden Goethe und Fichte; Goethe ließ den Philosophen nicht fallen, weil er als Demokrat sein politischer Gegner war, sondern er hatte sich gleich in der ersten Zeit überzeugt, daß Fichte die von ihm erwartete Erleuchtung ihm nicht bringen werde, wie hoch er auch sonst seine geistige Begabung schätzen mochte. Wie wohl er ihm wollte, deutet sein Wunsch an, Schillers Verbindung mit Fichte möge auch diesem heilsam werden. Bei der Angelegenheit aber, welche Fichtes Entlassung zur Folge hatte, ward Goethe durch die Sache selbst gezwungen, sich gegen ihn zu erklären, wie sehr er auch bedauerte, einen so beliebten Lehrer von Jena scheiden zu sehen.

Fichtes und Niethammers „philosophisches Journal" hatte am Anfang des Jahres 1798 zwei Aufsätze von Forberg und Fichte gebracht, welche in dem ohne Namen des Verfassers erschienenen, mit G..... unterzeichneten „Schreiben eines Vaters an seinen in Jena

studirenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus" als atheistisch bezeichnet wurden. Der Zweck dieser Schrift, als deren Verfasser man den verdienten Theologen Gabler in Altdorf anzugeben sich bemühte, war kein anderer, als die Regierungen gegen Fichte aufzuregen. Schon am 19. November verordnete das kursächsische Ministerium die Beschlagnahme jenes so lange unangefochten gebliebenen Heftes wegen der in den beiden Abhandlungen enthaltenen atheistischen Aeußerungen, die es genauer bezeichnete, und theilte dieses den Landesuniversitäten mit. Gegen die hier erhobene Beschuldigung des Atheismus glaubte sich Fichte öffentlich vertheidigen und auf die Quelle hinweisen zu müssen, woraus diese böswillige Verleumdung fließe. Er that dieß in seiner „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus." Hätte er sich rein an die Sache gehalten und wissenschaftlich dargethan, daß diese ganze Beschuldigung auf Mißverständniß beruhe, so würde dieser Schritt um so erfolgreicher gewesen seyn, je ruhiger der Ton der Vertheidigung. Aber Fichte übergoß das kursächsische Ministerium mit Hohn, ohne zu bedenken, daß er dadurch einen Kampf auf Tod und Leben hervorrufen werde, der nur mit dem für Weimar höchst nachtheiligen Verbote der Universität Jena oder mit seiner eigenen Entfernung enden konnte. Und sich selbst hatte er nicht allein als einen von der Partei des Rückschritts erbittert Verfolgten dargestellt, sondern er hatte auch, indem er von dem ihm drohenden Scheiterhaufen sprach, den Schein lächerlicher Uebertreibung auf sich gezogen, da im damaligen Deutschland eine solche Strafe eben so wenig zu fürchten stand, als jetzt der Giftbecher des Sokrates, den übertreibende Rednerei wohl für die Wahrheit leeren zu wollen prahlt.

Von dieser Schrift sandte er am 18. Januar 1799 zwei Exemplare an den eben in Weimar weilenden, die Aufführung der Piccolomini vorbereitenden Schiller mit folgender Zuschrift: „Sie sind einer der ersten, mein sehr verehrter Freund, von denen ich wünsche, daß Ihnen diese Schrift gefallen möge, und an welche ich bei der Abfassung derselben oft gedacht habe. Ein anderer ist der Herr Geheime Regierungsrath (vielmehr Geheimerath) von Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, diese Schrift an keinen Geheimenrath und überhaupt an keinen Menschen, der auf die Entscheidung des Rechtshandels, in den man nun einen philosophischen Disput verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht läßt Goethe von Ihnen sich eine Unterscheidung gefallen, die ich nicht machen durfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben."

Den folgenden Tag theilte Fichte seine Schrift auch dem Herzog mit. „Als Ew. Herzoglichen Durchlaucht Diener in meiner Angelegenheit Gewalt zu befürchten statt Recht, wäre unverständig, und unedel, Gunst statt Recht zu begehren," schrieb er bei dieser Veranlassung. „Vor meinen Fürsten werde ich im Wege der ordentlichen Gerichte gestellt werden, und es wird ohne Zweifel erfolgen, was Rechtens ist. Aber Ew. Durchlaucht sind zu sicher, durch die Absonderung des Fürsten vom Menschen nur noch zu gewinnen, als daß ich Bedenken tragen sollte, Höchstdenenselben zu sagen, daß mir an Ihrem persönlichen Urtheile viel gelegen ist, und daß ich hoffe, dasselbe wieder herzustellen, wenn Ew. Durchlaucht in diese Schrift zu blicken und etwa von S. 88 sie zu lesen geruhen möchten. Ich ersterbe ich tiefster Ehrfurcht."

Schon am 18. December hatte sich der Kurfürst an den Herzog von Weimar mit der angelegentlichsten Bitte gewendet, den Verfasser und Herausgeber jener beiden Aufsätze zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich bestrafen zu lassen, „auch überhaupt nachdrucksamste Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf Dero Universität, auch Gymnasien und Schulen kräftiger Einhalt gethan werde, und Wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden mögen, Unsern Landeskindern die Besuchung sothaner Lehranstalten zu untersagen und ihnen die unverkennbaren Vortheile so mancher besonders auf der Universität Jena vorhandenen Unterrichts- und Uebungsmittel Unserem Wunsch entgegen zu entziehen." In Folge dieser Zuschrift hatte Karl August am 27. December den Senat aufgefordert, Fichte und seinen Mitherausgeber Niethammer mit ihrer Verantwortung zu vernehmen und von dem Erfolg Bericht zu erstatten, um so mehr, als man zu besorgen Ursache habe, der Inhalt jener Aufsätze möge auch ein Gegenstand ihrer Vorlesungen seyn. Daß Fichte wirklich von jenem Schreiben des Kurfürsten an den Herzog von Weimar unterrichtet war, ergibt sich aus dem gedruckten Briefe vom 18. Januar, womit er seine „Appellation" an Schiller und die bedeutendsten deutschen Theologen und Philosophen sandte. Die Regierung durfte wohl erwarten, daß er, um Kursachsen, dessen Verbot der Universität Jena zu befürchten stand, nicht zu reizen, seine Schrift unterdrückt oder vorläufig zurückgehalten, oder wenn dieß unmöglich gewesen wäre, wenigstens dem Herzoge mitgetheilt hätte, daß er vor der Kunde von jener Anklage beim Herzog seine „Appellation" geschrieben und in Druck gegeben, sie auch nicht habe zurücknehmen können. Aber statt dessen that er beim Herzog, als ob er von der Anklage und der in Folge derselben verfügten Vernehmung nichts wisse; wenigstens erwähnte

er der schon erfolgten Anklage nicht. Und wozu sandte er seine „Appellation“ an den Herzog, dem die letzte Entscheidung gehörte, und der auf dem gesetzmäßigen Wege seine Vertheidigung erhalten mußte, während er die Geheimenräthe aus „guten Gründen überging, aus Gründen, die doch wohl auf den Herzog gleich anwendbar waren?

Wie man in Weimar diese unzeitige Appellation aufnahm, wie insonderheit der Herzog, Voigt und Goethe darüber dachten, sollte Fichte aus Schillers Erwiederung vom 26. entnehmen. „Es ist gar keine Frage,“ schreibt dieser, „daß Sie sich in dieser Schrift von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben, und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich der Mund dadurch verstopft seyn. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Consequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie die hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge habe ich es mehreremal gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dieß letzte nur seine Privatmeinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf die letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren. Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden Nur mit der Weimarischen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publikum konnte nicht stattfinden, als höchstens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rücksicht auf die Beschwerde, welche Kursachsen gegen Sie in Weimar erhoben und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten.“

(Schluß folgt.)

Aesthetik einer Gebirgslandschaft.

(Schluß.)

Wie das Terrain selbst, so liegt auch das ganze darauf gewirkte Gemälde der Landschaft in den Ebenen darnieder. Seine Züge sind breit und weit aus einander gezogen. Die Kornfelder, die Wiesen, die Wälder sind unübersehbar, die Dörfer, ihre Häuser, ihre Heerden nicht gruppirt, sondern wie Regimenter eines an das andere gereiht. Es ist wie ein Bild, dem man für unser Auge nicht die rechte Lage gegeben hat, und das wir nicht zu überschauen vermögen. Ueberall dagegen, wo, wie er es in den Bergen gethan, Neptun mit seinem Dreizack auch nur ein wenig in der Erdrinde gerührt hat, da fügen sich alsbald diese Dinge zu pittoresken Gruppen und Scenen zusammen. Es ist wie eine richtig arrangirte Bildergallerie, in der jedes Stück so aufgestellt ist, daß man es bequem anschauen kann, und in der jede Statue so zu sagen ihr angemessenes Piedestal bekommen hat.

Die Bäume und Gebüsche der Wälder erhalten in den Gebirgen für ihre Wurzeln die verschiedenartigste Unterlage, auf der sie, um ihre Existenz zu gewinnen, die mannigfaltigsten Hindernisse zu überwinden haben. Sie klammern sich mit starken Armen fest an die Felsen und nehmen dabei sehr ausdrucksvolle Attituden an. Hier treten sie kühn auf einen Gipfel hinaus, dort verstecken sie sich in einer dunkeln Schlucht, wo sie ungezählte Jahre lang ein stilles vegetatives Leben führen. Wie seine eigene Stellung, so scheint dabei auch jeder seine individuelle Lebensgeschichte zu haben. Nicht wie die Bäume in der Ebene gleich Soldaten auf der Parade, sondern gleichsam wie Krieger in der Schlacht stürmen sie an den schroffen Abhängen hinauf. Einer klettert und ragt über den andern hinaus und von den Bergzinnen herab schwanken und rauschen im Winde ihre dort aufgepflanzten und weithin geschauten grünen Blätterfahnen.

Die Werke der Menschen mischen sich mit den

Schöpfungen der Natur in den gefälligsten Contrasten. Es sind Contraste, die man in der Ebene kaum recht gewahrt, da dort fast überall der Mensch gesiegt und sich mit seinem Anbau übermäßig breit gemacht hat. Weil in der Gebirgslandschaft die Gelegenheiten, die der Boden darbietet, in kurzen Abständen wechseln, so erscheinen die Gärten, die Wiesen, die Ackerfelder alle in gefälliger Beschränkung, und sie rahmen sich gegenseitig ein zu hübschen, kleinen, faßlichen und genießbaren Bildern.

Der Wald umarmt die Wiese oder das Kornfeld, oder diese machen umgekehrt ein Stückchen Wald zu einer Insel oder Oase. Hie und da liegen sie auf den kleinen Plateaus, wie freundliche Ruheplätze für unsere Füße und Augen, inmitten der allerseits ansteigenden Höhen. Da, wo am Rande der Abhänge der Wald und der Ackerboden wechseln, in bunt geschlängelten Linien sich trennen, erblickt man die unabänderlichen Gränzen, welche die Natur den Anstrengungen des Menschen gesteckt hat. Dem Erdreich scheint in jenen Linien der alte Wahlspruch der Landleute: „Wo der Pflug kann gehen, soll kein Wald mehr stehen," mit großen Schriftzügen eingegraben.

Die Dörfer und Städte und die Elemente, aus denen sie bestehen, ihre einzelnen Gebäude, machen es wie die Bäume im Walde. Ein Bergdorf schüttet seine Häuser über die Stufen des Thales hin, und sie fallen in den wechselreichsten Gruppen auseinander. Zuweilen, wo der Boden besonders pittoresk gestaltet war, hat jedes seine eigenen Veranstaltungen treffen müssen, um sich sein Terrain zu schaffen. Die Städte lehnen sich an den Fuß des Gebirges. Ihre Straßen und Häuser haben sich noch ein wenig an den Abhang hinaufgedrängt, hie und da in den Schluchten versteckt. Die Stirn des Hügels krönt die Akropolis, oder das Schloß des angestammten Fürsten. Aber über ihr noch ragen die dunkeln unerobertlichen Berggipfel empor, in deren Schutz die ganze Ansiedlung freundlich ruht.

Ja auch nur ein einsames Kirchlein, oder auch nur eine vereinzelte Hütte, eine Köhler- oder Hirtenwohnung, wie außerordentlich gewinnt auch sie in ästhetischer und malerischer Hinsicht, wenn man sie aus der Ebene auf eine Bergterrasse versetzt! Selbst nur ein stilles Lichtlein, ein erleuchtetes Fenster, wie ganz anders spricht es zu uns, fast wie ein Stern vom Himmel, wenn wir es in der Nacht von der Spitze einer fernen Anhöhe ins Thal hinab blinken und winken sehen!

Und um zu gewahren, mit welchem malerischen Reichthum der Scenerie auch die lebendigen Geschöpfe selbst in den Bergen auftreten, mag man beispielsweise etwa nur die Gruppirung einer am Felsenabhange zur Mittagszeit gelagerten Ziegenheerde, wie man deren überall in den Bergen findet, beobachten. Da hat jedes Thier sein ihm gehöriges Lager, seine Felsennische für sich. Sie präsentiren sich in den verschiedensten, durch die Bodenform bedingten Situationen, und so zieht sich die Heerde von Stufe zu Stufe bis zu ihrem Hirten hinab, der unten am Bache sitzt und sich der labenden Kühlung der Fluthen erfreut.

Auch diese Bäche und Fluthen inspirirt das Gebirge mit einem ganz neuen Geiste. In den Ebenen schleichen sie in den Gräben und Kanälen und in den breiten flachen Flußbetten träge fort. Wie Gäa selbst, so schlafen auch ihre Najaden an ihrem Busen. Das muntere Treiben, welches sie in den Bergen und Thälern beginnen, dient diesen zu einer ihrer vornehmsten Zierden, und befähigt sie überallhin Leben und Frische zu verstreuen.

Während sie dort ganz stumm sind, werden sie im Gebirge äußerst geschwätzig und lispeln und murmeln aller Orten auf ihren langen Wegen dahin. Sie spielen in ungetrübter Klarheit über die Felsen hinweg, fast immer beflügelten Schrittes, als würden die Bergnixen von den Waldgöttern gejagt und verfolgt. Meist eilen sie Welle auf Welle auf dem abschüssigen Boden weiter, zuweilen zersplittern sie in blinkendem Wasserstaub und Schaum an dem harten Gestein. Dann und wann gelangen sie zu einer jähen Wand; da lösen sie sich von der Erde und springen hellen Auges muthvoll in kühnen Sätzen ins Thal hinab, indem sie dabei ihre feuchten Schleier und glänzenden Gewänder weit in die Luft hinausflattern lassen. Man glaubt sie gänzlich zerflattert und aufgelöst, aber siehe! unten in dem Becken des Kessels, den sie sich gegraben haben, da liegen sie schon bald wieder gesammelt, lachend und mit gesunden Gliedern sogleich zu neuem tollen Spiele sich aufraffend.

Hie und da im Hintergrunde eines Thales stürzen zuweilen mehrere solcher Wasserfäden zusammen und bleiben hier lange bei einander in dem Bassin eines kleinen Sees, den sie der Landschaft einfügen wie ein klares Auge, den Bergen und Wäldern zur Selbstbespiegelung, welche die Scene umher verdoppelt.

Wie im Elemente des Wassers, so ersteht auch im Reiche der Luft ein verdoppeltes und erhöhtes Leben. In den Bergen haust die Geliebte des Narcissus, die redselige Nymphe Echo. Für sie finden sich daselbst die geeignetsten Sprechwinkel, eben solche gleich Hohlspiegeln gestaltete Wände, wie die Theorie der Akustik sie für den Widerhall haben will, von beliebiger Construktion. Fast überall geben Wald und Felsen Antwort

und wiederholen in lustiger und launiger Weise die Rufe und Gesänge der Gebirgsbewohner.

An vielen Orten — und diese Orte sind so bekannt und berühmt wie die malerischen Flußkataraken — ist die Zusammenstellung der Wände der Art, daß sie den Schall sich gegenseitig wie im Ballspiel zuwerfen und ihn bis in weite Ferne hüpfend und rollend hinaus senden. Selbst dem Donner des Himmels wird dadurch in den Gebirgen eine stärkere und länger anhaltende Resonnanz gegeben.

Aber auch ohne diese Resonnanz des Echos üben daselbst alle Töne, sey es das Glöcklein der Kirche im Thale, sey es das Geläute der Rinder auf dem Rücken eines Grats, sey es ein Jägerhorn über unserem Haupte auf dem Scheitel eines Felsen — bloß in Folge der Verschiedenheit ihrer Ausgangspunkte — auf unser Ohr einen eben so eigenthümlichen Zauber, wie auf unser Auge jene vom Gipfel herab schimmernden Flämmchen und Lichter. Ja schon das Geklapper einer Mühle oder auch der dumpfe Schlag eines Eisenhammers, den wir unter uns aus einem waldigen Thale hervorpochen hören, reden eine andere Sprache zu uns, als in der prosaischen Ebene.

Das Spiel, welches Sonnenlicht und Farben mit den Bergen treiben, ist ebenfalls die Quelle einer beständigen und äußerst unterhaltenden Augenweide für den Wanderer, und es führt Anschauungen herbei, die man zu den wunderbarsten, obgleich nicht von jedem beachteten Phänomenen rechnen darf.

Schon die einfachen Gegensätze von Schatten und Licht sind in der Berglandschaft weit größer und kräftiger, als in der Ebene. In jedem Thale hat man zu jeder Tageszeit eine helle Lichthälfte zur Linken und eine dunkle Schattenseite zur Rechten. Es gibt tiefe Einschnitte und Abgründe, die fast immer mit Schatten gesättigt sind, in die nur dann und wann ein Strahl dringt. Zu Zeiten hat man den hellen Sonnenschein auf der Heerstraße, blickt man aber in den dichten Wald zur Seite, so entdeckt man in ihm alle Gegenstände wie von einem dämmernden Schimmer umflort. Da glaubt man Nacht und Tag in naher Berührung zu sehen.

Nur ganz vorne im nächsten Vordergrunde zeigt sich da Alles in scharfen Umrissen, jedes Objekt in seiner ihm eigenthümlichen Farbe, grün die Bäume, grau die Steine, roth die Häuserdächer. Kaum tritt die Felswand ein wenig zurück, so wird ein Luftschleier vor ihr sichtbar. Sie selber verändert die Farbe und überzieht sich mit einem zarten bläulichen Dufte. Weicht sie noch weiter zurück, so verdunkelt sich bei günstigen Zuständen der Atmosphäre das helle Blau zu einem stärkeren Tone, und endlich zu einem ganz tiefen und schönen Indigo oder Ultramarin, das dem Auge fast noch wohlthuender schmeichelt als das Blau des Himmels. In dieses tiefe, saftige Blau sind dann alle Gegenstände des Gebirges getaucht, die grünen Bäume, die grauen Gesteine und die rothen Häuser und Hütten, die nur ein wenig mit den ihnen eigenen Farben hindurchscheinen.

Uebersieht man von einem hohen Standpunkte aus mehrere Höhenreihen hinter und neben einander, so weiß unser Auge die Größe ihrer Abstände an den Variationen und Abstufungen des Blau, das bei den entlegensten wieder mehr und mehr in graue oder weißlich schimmernde Tinten verschwimmt, zu bemessen, und diese Abstufungen sind viel feiner und zugleich dabei doch schärfer geschieden, als der geschickteste Pinsel sie darzustellen vermöchte.

Schon diese *gewöhnlichen* Wechsel und Phänomene bei den alltäglichen Farbenzuständen in der Gebirgswelt sind ungemein gefällig. Welcher Aufruhr aber entsteht erst unter ihnen, wenn das Licht der Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange unter einem ungewöhnlichen Winkel herein fällt, wenn ihr strahlender Globus sich aus dem goldenen Thore der rosigen Morgenröthe erhebt, oder wenn er Abschied nehmend in das Gluthmeer am Abendhimmel versinkt. Dann mischt sich das Blau der Felsen und Berge mit den helleren und glänzenderen Tinten Roth und Gelb. Es entstehen daraus zahllose Nebentöne von Lila, Violet, Purpur und von andern Farben, die noch gar keine technischen Namen haben. Manchmal stehen die Gipfel in voller Gluth, und diese feurige Gluth kühlt sich darauf wieder ab wie erkaltendes Eisen zu bräunlichen, braunen und endlich ganz matten Färbungen.

Dabei findet oft (oder vielmehr ganz gewöhnlich) die Täuschung statt, daß nicht etwa nur die Luftschicht vor ihnen, sondern die Massen der Gebirge selbst wie transparent erscheinen. Man glaubt gleichsam diese schweren eckigen, plumpen Stoffe, aus denen sie bestehen, sich verflüchtigen, verduften und sich verklären zu sehen. Luft und Licht, Nähe und Entfernung bringen alle diese mannigfaltigen Illusionen, Anschauungen und Zustände hervor.

Wie die Oberfläche der Erde selbst, und Alles was an ihr klebt, durch die in den Gebirgen stattfindende Bodenschaukelung eine höhere poetische und ästhetische Bedeutung erhält, so gewinnen auch alle Ereignisse *am Himmel*, alle Veränderungen des überall eine so große Rolle spielenden sogenannten Wetters ein erhöhtes Interesse.

In der Ebene zieht Jupiter Pluvius in seinem Wolkenwagen hoch über den Köpfen der Bewohner dahin. Er schüttet seinen Regen, Schnee oder Hagel auf sie herab, ohne ihnen dabei einen Blick auf die interessante Maschinerie dieses Wagens zu gestatten. Die Phänomene am Firmament und auf der Erde bewegen sich in weiten Distanzen über und nebeneinander weg, als hätten sie nichts mit einander zu thun. Werden wir Flachlandbewohner, wie es leider so oft geschieht, in eine dichte Nebelüberschwemmung eingetaucht, so ist aus ihr weder nach links noch nach rechts, weder nach oben, noch nach unten ein Ausweg zu finden. Oder kommt statt des Nebels einmal ein glänzender Tag über die Fläche, so beklagt man ihn fast wie einen in der Wüste verirrten Fremdling. Er findet da nichts, was er beleuchten, verschönern und vergolden könnte. Vergebens sehnt sich die Seele hinauf in den blauen Aether. Sie findet nirgends Stufen zu ihrer Erhebung vorgerichtet. Auch die Gewitter und die andern großartigen Ereignisse am Himmel ziehen im Flachlande, als wären sie kein Ebenbild ohne besonders malerische und imponirende Effekte vorüber.

Wie ganz anders ist auch dieß Alles wieder in den Thälern und Bergen! Dort treten Himmel und Erde in nahe Berührung. Jener hängt auf diese gleichsam mit seinem ganzen Apparate herab. Jede Veränderung in der Atmosphäre wird dort auch als ein interessanter Vorgang gewahrt und aus der Nähe mit angeschaut. Auch dieses alles ist dort viel wechselreicher und effektvoller.

Sogar das sogenannte schlechte Wetter hat dort zuweilen seine großen Reize. Die Wolken dienen den Bergen zur Verbrämung. Sie sitzen auf den Gipfeln wie Pelzmützen auf dem Haupte eines Greises. Sie hängen sich an die Bergspitzen wie Flaggen an einem Thurm. Mitunter, wenn viele solcher Wolkenflaggen ausgesteckt sind, sieht es aus, als ob alle Bergpyramiden rauchten, wie die Schornsteine einer Stadt. Sie breiten ihre Fittige über die Thäler aus wie riesige Vögel. Sie wölben sich in bauschigen Bögen über die Eingänge der Gebirgsthore.

Sind es nur vereinzelte kleine Wolkenlappen, so ziehen diese wohl zerstreut in den geräumigen Thaleinschnitten umher, wie verirrte Schafe, schwingen sich wie Luftballons, von der Sonne vergoldet, an den Abhängen hinauf und hinab, so daß es den Anschein hat, als hätte die Erde einen der Himmlischen zu ihrem Gefangenen gemacht.

Senken sie sich, wie es zuweilen geschieht, in Masse ganz tief herunter, so füllen sie die Thäler wie ein ausgetretenes Meer, aus dem die Berge wie Inseln fröhlich und sonnig emporragen. Man klimmt über einige der großen Bergstufen empor und hat bald das ganze Meer unter sich, das die Thalgründe und die Ebene wie eine milchweiße Fluth bedeckt.

Wundervoll ist es dann, der allmähligen Entschleierung der Natur, dem Spiel der Wolken, den unzähligen Phasen ihrer lockern Gestaltungen und den launenhaften Bewegungen derselben, die aber alle in so zauberischer Stille vor sich gehen, zuzuschauen.

Zuweilen macht sich diese Entschleierung ganz langsam. Die Nebelmasse, die dir gegenüber lag, verdünnt sich und zergeht allmählig, bis du anfängst hinter ihr hohe und undeutliche Gestalten zu gewahren. Es will sich da etwas abklären und gebären; du erkennst noch nicht genau, was es ist. Es ist, als wenn Thäler und Berge ihre Morgentoilette vor deinen Augen machten. Wenn wieder ein Schleier fällt, nimmst du allgemach die Umrisse bestimmter wahr. Siegend bricht die Sonne in den Wald. Es tritt dir endlich eine schön gestaltete Bergfigur, mit Bäumen und Waldung geschmückt, deren Nähe du nicht ahntest, aus dem Nebel entgegen. Noch umgibt den Berg ein ganz zarter, feiner Broden, dessen schließliche und völlige Verdampfung du fast bedauerst, wenn nun das fertige Gebilde klar und fest vor dir steht.

Mitunter dagegen geht es ganz rasch. Ein plötzlicher Wind hat in den Duft und Dunst hineingeblasen, mit einem Hauche Alles hinweggeräumt. Es eröffnet sich in dem Wolkengemäuer ein weites Loch, und du siehst durch dasselbe, — als wäre es ein Zauberbild — eine liebliche sonnige Landschaft mit ihren Städtchen, ihren Gärten und einem Abschnitt ihres Flusses, in Gewölk eingerahmt. Du glaubst, wie aus einem Fenster des Himmels, ein Stück der lieben Erde wieder zu erblicken, die du verloren hattest.

Während den Flachlandbewohner die böse Witterung, wenn er an seinen Kalender nicht glaubt, überkommt, er weiß selber nicht wie, sind dafür im Gebirge, wo man sich gleichsam mitten in der Wetterwerkstätte der Natur befindet, so viele Barometer aufgestellt, als es Bergpfeiler gibt. Von ihren Scheiteln aus verfolgt man das ganze Himmelsregiment. Man schaut gleichsam wie ein Wahrsager in die Zukunft hinaus. Weit in der Ferne sieht man das Unwetter finster und imposant heranziehen. Die Hälfte des großen Kreises zu deinen Füßen hat es schon erobert, während über der andern Hälfte noch der lieblichste Sonnenschein lächelt. Du siehst, wie die grollenden Mächte, die auf den Fittigen des Sturmes einherbrausen, ein Thal nach dem andern verhüllen und verschlingen. Drohend und donnernd und mit heftigen Ergüssen

kommen sie näher herbei gefahren. Sie stoßen mit der Stirne an das felsige Piedestal deines hohen Sitzes. Erschreckt willst du entfliehen; aber siehe, du kannst es erleben, daß die Massen sich klüften und theilen, und statt dich zu belästigen in wildem Schlachtgetümmel unter dir wegziehen. Du stehst auf deinem gesicherten und unverletzten Throne, wie ein unbetheiligter Zuschauer, und dünkst dich fast wie ein Berggeist, der die Blitze und die Ergüsse der irdischen Lufthülle, und die Leiden und Schrecken der Menschheit tief unter sich hat, selber aber, gleich den Göttern Griechenlands auf ihrem stets heitern Olymp, sich sonnigen Daseyns erfreut.

Solche und viele den angedeuteten ähnliche Scenen und Täuschungen, Anschauungen und Erlebnisse, wie sie in den Bergen und Thälern häufig vorkommen, sind es, was uns ihren Anblick so anziehend und das Verweilen und die Wanderung in ihnen so unterhaltend und so erhebend macht. Zwar ist die Natur mehr oder weniger bedeutungsvoll überall, in der Ebene, in der Wüste, auf dem Meere. Aber im Gebirge, wo sie so mannigfaltige Symbole auf einem kleinen Raume concentrirt hat, ist sie dieß doch ganz vorzugsweise. Unsere Seele sieht sich da selbst und ihr Leben, ihre Schicksale, Leiden und Freuden in äußerst ergreifenden und sehr deutlich redenden Bildern abgespiegelt.

Man könnte eine Gebirgslandschaft gewissermaßen eine reiche Sammlung von in Stein, Holz und Erde verwandelten, sich vor uns offenbarenden Seelenstimmungen nennen, eine handgreifliche Darlegung unserer freudigen und schmerzlichen Empfindungen unserer Affekte, Phantasien und Träume.

Die schroffen Wände, die dräuenden Felsstirnen, die schaurigen Schluchten, die finstern Abgründe werden uns da zu einer Versinnbildlichung der menschlichen Leidenschaften. Ihr Anblick interessirt uns fast auf dieselbe Weise wie eine dramatische Vorstellung auf der Bühne. In den freundlichen Thalmulden, den anmuthig gerundeten Hügeln, den sanften Berggeländen sehen wir die sanften Stimmungen auf das graziöseste objektivirt, und der Bergpfad, der uns durch das ganze Labyrinth wie ein Ariadnefaden hindurchleitet, erscheint uns wie unser eigener Lebensweg. Wir gerathen mit ihm in Engpässe hinein, aus denen kein Ausgang zu führen scheint. Doch lösen sich diese Hindernisse beim Weiterschreiten zu Thoren auf; wir sind gerettet und eilen freier athmend in das liebliche Thal hinaus, das sich dahinter wieder öffnet.

Die Bäume, die sich an das Gestein klammern, sind uns in diesem Sinne nicht mehr bloß malerische, das Auge beschäftigende und die Sinne reizende Gegenstände, sondern gleichsam lebendige Acteurs. Die Höhen endlich, die wir mit so vieler Lust erklimmen, um Aussicht, Aussicht — das allgemeine Geschrei aller Bergreisenden, der beständige Lockruf, mit dem man uns auf jeden Kulm hinauf bringt — zu genießen, erscheinen uns wie Leitersprossen zum Himmel. Unsere Seele triumphirt auf den Gipfeln, da sie sich über so viel irdischen Dingen erhaben sieht.

Wer die Gebirgslandschaft und unsere Freude an ihr in dieser Weise auffaßt, dem ist dann die todte Natur eben nicht todt, sondern vielmehr Alles, wie jenen beiden von mir erwähnten liebenswürdigen Alten aus einer norddeutschen Stadt, herrlich! und wunderschön, und voll von reicher Bedeutung. Er dankt dem Schöpfer für das herrliche Geschenk der Gebirgswelt, und ihm, wie allen Kindern dieser für die Natur schwärmenden Neuzeit, bei denen sich ein sechster Sinn, der Natursinn, und eine besondere Species desselben, der Höhensinn, so merkwürdig ausgebildet hat, wäre der Gedanke, daß die Erde vielleicht einmal ohne alle Berge und Thäler gewesen seyn könnte, ganz unerträglich, während unsere in ihre Städtemauern eingeschlossenen und für solche Dinge ganz gleichgültigen Vorfahren, von denen der von mir genannte Freiherr von Rohr sagt, daß sie den rauhen und gefährlichen Klippen auf ihren Reisen gern aus dem Wege gingen, sich darum eben nicht viel gekümmert haben würden.

Leute-Freundschaft,

eine Studie von Bogumil Goltz.

Als Grundsatz muß im gesellschaftlichen Verkehr die Wahrheit gelten, daß ein aufrichtig freundschaftliches und dauernd genugthuendes Verhältniß nur zwischen Personen von denselben Grundanschauungen, Glaubensbekenntnissen und Neigungen, von einer ungefähr gleichen Bildungsstufe und nicht allzu verschiedener natürlichen Begabung möglich ist. Schon eine große Verschiedenheit der Glücksgüter und Rangstufen pflegt in der Regel der Freundschaft hinderlich zu seyn. Der minder begüterte und niedriger gestellte Freund geräth unvermeidlich in den Nachtheil, daß er nicht Alles das erwiedern kann, was er annehmen muß, falls er das freundschaftliche Verhältniß nicht von vorn herein durch Peinlichkeit und Mißtrauen unmöglich machen soll. Auf der andern Seite wird durch die gezwungene Unbefangenheit und den bloßen Schein einer Gönnerrolle das freie Bewußtseyn, welches die Grundlage alles sittlichen Verkehrs bleiben muß, unmöglich gemacht. Ganz besonders mißlich ist die Freundschaft, die ein privatisirender Schriftsteller oder Künstler auf Grund seiner Talente mit reichen oder hochstehenden Personen eingeht, welche durch Genies ihren Gesellschaften oder ihrem kleinen Hofstaat ein Relief geben und sich die Zeit vertreiben wollen. Ein vacirendes Genie pflegt bei solchen Gönnern das andere zu verdrängen; und wenn auch das nicht geschieht, so ist der unbedeutendste Verstoß, den sich der Schützling etwa zu Schulden kommen läßt, für vornehme, für geld- oder adelstolze Personen Grund genug, um die Gönnerschaft ganz plötzlich zurückzuziehen und in einen Hochmuth umzuwandeln, der das in Ungunst gefallene Subjekt die Ueberlegenheit des Ranges und der Glücksgüter empfinden läßt.

Herzliche Leute aus der bürgerlichen Sphäre und Blutsverwandte repariren gelegentlich ein Mißverständniß; aber mit feinen und vornehmen Herrschaften ist man tausend Meilen aus einander, sobald die leiseste Inconvenienz eingetreten ist; verschuldet oder nicht, bleibt sich gleich. Bildung, Genie, Gefühlsverfeinerung, erhöhtes Selbstbewußtseyn, Rang und Reichthum sind charmante Qualitäten, sie bewähren sich aber nicht in allen Verhältnissen und Eventualitäten als liebenswürdig und human. Unser Herrgott bleibt eben darin ein gerechter Geist, daß er nicht alles Gute und Beste auf gewisse Menschen, Verhältnisse und Lebensarten gehäuft, daß er vielmehr auch den ungebildeten, genielosen und gröber organisirten Leuten solche Vortheile vorbehalten hat, um welche sich die sogenannten Günstlinge des Glücks und die Gebildeten zeitlebens vergeblich abschmachten und bemühen. Freundschaft unter armen, unwissenden, verlassenen Menschen kann sehr natürlich eine Erlösung von Gemeinheit, Einsamkeit und Verzweiflung seyn, während Freundschaft unter allzu feinen, kritischen und vornehmen Leuten in eine raffinirte Thierquälerei, und eben darum in Heuchelei, in Haß und Selbstverachtung auszuarten pflegt.

Die Menschen sind in der Regel nur so lange liebenswürdig, bildsam, fügsam, ideal und freundschaftlich gesinnt, als sie eben nichts geworden sind, als sie keine Meisterschaft, keine Aemter, Güter und Ehren erreicht haben. Wenn das geschehen ist, absorbirt die Amtswürde, die Amtssorge, die Rechthaberei, das Standesvorurtheil jede Hingebung und jede Idealität. Auch der Idealismus der Gelehrten, der Künstler und Gebildeten wird von ihrer idealen Praxis und Ambition in der Regel aufgezehrt, daß verzweifelt wenig Begeisterung für die Freundschaft übrig bleiben kann. Mit Leuten wiederum, die nichts haben, nichts heißen und nichts geworden sind, hat niemand eine Satisfaktion. Die Freundschaft vollends unter solchen Menschen, die etwas in der Welt bedeuten und vor sich gebracht haben, ist nur eine Verpflichtung zum Respekt, eine reciproke Beräucherung und Illumination.

Freundschaft und Liebe gelten der Persönlichkeit allein, und nur ihr, also dem idealen und natürlichen Charakter, dem liebenswürdigen Naturell, nicht aber den bürgerlichen Aemtern, Ehren und Gütern, die ein Anhängsel der Person geworden sind.

Junge Menschen, die ein volles Herz haben, aber noch nichts von alle dem wissen, können oder vorstellen und besitzen, was die Welt honorirt, die saugen sich an ein zweites Herz fest, aber den Notabilitäten fehlt zu diesem Proceß Kraft und Impuls.

Freundschaft ist nur den Menschen, aber nicht den Halbgöttern und Helden verliehen, die eine Welt mit dem Geiste oder mit dem Schwerte beherrschen. Zur Freundschaft gehört das Genie des Herzens; die volle Wucht des Charakters ist nicht ihr Boden, denn der dramatische Geist sucht sich eine Welt voll Widerstand für seine Willens- und Thatkraft, aber nicht den Seelentausch mit einem einzelnen Menschen. Der

gewaltige Charakter verträgt auf die Dauer kaum die Hingebung eines Weibes, geschweige die eines Mannes.

Freundschaft, die einen tiefen Inhalt haben, ein Mysterium in sich schließen soll, darf schwerlich auf eine Harmonie von Mittelmäßigkeiten, Beschränktheiten und Unmachten gegründet werden. Freundschaft zwischen Männern kann nicht in bloßen Herzensharmonien ihr Daseyn hinwuchern; aber aus lauter Geist, aus lauter Verstand und Tugenden wächst die Himmelsblüthe der Menschensympathie auch nicht hervor. Zu ihr gehört Seelenleben und Verstand zugleich: Verstand, zum gegenseitigen Verständniß, Seele, um einen unerschöpflichen Inhalt für das Verständniß zu haben, und ein frisches Herz, unter welchem wir die Energie der individuellen Seele und ihre Mitleidenschaft verstehen, die in der entschiedenen Liebe für ein verwandtes Wesen Gravitation gewinnt.

Allzugescheidt, allzuverdienstlich und berühmt darf der Mensch nicht seyn, welcher sich einem Menschen hingeben soll; denn wer um seiner Talente und Verdienste willen sich die Bewunderung der Welt erworben hat, kann keine Sehnsucht haben und keine Genugthuung darin finden, daß ihm ein Herz zu eigen gehöre. Zur Freundschaft gehört ein Menschenkind, welches mehr Divination als executiven Verstand, mehr passiven als produktiven Genius, mehr Liebe als Kraft, mehr Verdienst als ruhmgekrönte Anerkennung besitzt.

Große Kraft und Selbstständigkeit, große Tiefe steht nothwendig allein. Die Genies schließen sich in der Regel gegenseitig aus, weil sie eine Welt für sich bilden. Freundschaft gehört der unreifen Jugend und dem mürbe gewordenen Alter. — Gegen diese Wahrheit beweisen die Freundschaften unserer großen Dichter und Denker nichts; denn große Kunst- oder Literaturgenies sind selten große Charaktere oder gar Propheten und Helden. In was für Täuschungen oder Wahrheiten, Unmachten oder Potenzen gewisse berühmt gewordene Freundschaften bestanden haben, wissen wir nicht. Die uns bekannt gewordenen Symptome der Dichterfreundschaft in der classischen Periode Weimars sind zweideutig genug. Ich glaube davon wenig und nichts.

Genies, welche als Künstler, Gelehrte, Reformatoren oder Helden über die Weltbühne gehen, sind in der Regel zu sehr von Leidenschaften, Produktionen und Kämpfen aufgezehrt, um noch eine concentrirte keusche Kraft des Herzens für ein zweites Herz aufzubringen. Desto lustiger blühen Liebe und Freundschaft auf einer brach liegenden Seele, die nicht durch Wissenschaften oder Künste, durch tausend Zweifel und Zerwürfnisse um die überflüssige Lebenskraft, um die Poesie der Seele, um Glaube und Liebe gebracht ist.

Man kann sich mancherlei Täuschungen hingeben, und wenn man ein gutherziger, naiver Mensch ist, auch einbilden, daß die Leute nicht so trivial, so selbstsüchtig, so neidisch, so lästersüchtig und langweilig sind. — Nein, wenn die guten Christen selbst satt, gut gelaunt und auf dem Trockenen sind, so gönnen sie ihrem sehr guten, sehr bescheidenen, sehr dienstfertigen und unschädlichen Nebenmenschen auch seinen Antheil am Leben, d. h. eine bescheidene Existenz und zwar eine solche, durch welche die ihrige nicht verdunkelt oder irgendwie beeinträchtigt wird; und wenn dieser subaltern gestellte Nebenmensch auch noch subalterne Gedanken, Empfindungen und Leidenschaften besitzt, so hat er die schönste Aussicht, im Urtheil der Welt, für ein brauchbares und leidliches Subjekt zu passiren, und wenn ihm durch Erbschaft oder Handelsglück Geld zu Hülfe kommt, so kann er an sich selbst erfahren, wie ein unbedeutendes Subjekt zu einer gesuchten und distinguirten Person avancirt. Ist er aber mit dem Instinkt des Genies begabt, dann erfährt er an allen Orten, daß die Kraft der Liebe, des Glaubens und der Erkenntniß den Menschen, der sie besitzt, von der Liebe und dem Vertrauen der Nebenmenschen ausschließt; daß der Genius zu einem Einsiedlerleben, zu einem Leben ohne Freundschaft, ohne Liebe, ohne Gedankenaustausch verdammt ist, daß nur die Mittelmäßigkeit des Kopfes, des Herzens, der Phantasie, des Charakters Zutrauen und Freundschaft erwirbt, daß die Masse alles andere leichter begreift und lieber an sich kommen läßt, als ein Genie. Daß die Genies aber sich unter einander sehr leicht spinnefeind werden, lehren nicht nur die Briefwechsel, sondern auch die alten Malerbiographien.

„Die Freundschaften der meisten Jünglinge sind äußerlich, selbst da, wo sie das Produkt einer tieferen Empfindung sind. Angeborener und von der Cultur genährter Stolz wirkt schon gegen jede unmittelbare Aeußerung des Gefühls, und da, wo dasselbe wirklich hervorbrechen will, wird ein spöttelnder Scherz darüber gekleistert, damit doch ja die kalte, besonnene Bildung ihre Genugthuung erhalte; denn so viel gestehen selbst von den natürlich Empfindenden die meisten zu, daß eine Ueberwältigung des Gefühls ein Drangeben der männlichen Würde sey. In dieser Hinsicht wirkt die Bildung (oder was wir so Bildung nennen, gute Erziehung, feine Lebensart) dem Gemüth entgegen, und es gehört schon ein gut Theil, oder vielmehr eine ganze, durchaus kräftige Natur dazu, um dieser Macht zu trotzen und sein besseres Selbst nicht zu verleugnen,

der kalten Eitelkeit zu Liebe. So kommen denn die wenigsten Freundschaften schön, als unmittelbarer Ausdruck des Gemüths zur Erscheinung." (Roquette.)

Es gibt viel Lamentirens über den Mangel an Aufrichtigkeit, selbst unter Freunden; die Thatsache ist leider richtig, aber der Grund nicht unbefangen erkannt. Lüge, Verstellung und Treulosigkeit ist keine Wurzel in den Leuten, sondern ein Gelegenheits- und Hülfslaster, eine Nothwendigkeit im Verkehr von Individuen, die sich weder achten noch trauen. So schlecht und herzlos sind wir doch nicht, daß wir nicht Freundschaft genießen und Treue halten möchten, sobald wir uns nur den geeigneten Charakteren gegenüber sehen. Das Bedürfniß, die gegenseitige Täuschung bringt jene Alltagsfreundschaften zu Stande, die schon von vorn herein weder ehrlich, noch uninteressirt oder auf natürlicher Wahlverwandtschaft gegründet sind. Was ist also hinterdrein viel über Treulosigkeit zu bellamiren, wenn die Zeit das separirt, was nur wie Oel und Wasser mechanisch gemengt und durcheinander gerührt worden war? Scheiden sich die Verbindungen, welche die Stoffe natürlichermaßen miteinander eingehen, warum nicht die Menschencharaktere, welche durch die Weltverhältnisse widernatürlichermaßen ein Amalgam eingegangen sind?

Im ehrlichsten Falle unterliegt der menschliche Charakter einer Metamorphose, die sich in dem Maße geltend macht, als der Geist mit Sinnlichkeit versetzt und noch nicht bei der Lebensstufe angelangt ist, wo ein überschüssiger, d. h. ein vernünftiger Geist, die elementare Wetterwendigkeit beherrscht. Jugendliebe und Jugendfreundschaft werden in einer Zeit geschlossen, wo der Mensch nur den Trieb nach Vereinigung, aber nicht die Unähnlichkeiten deutlich fühlt. Wenn nun später der entwickelte Verstand scheidet, was die Phantasie, das trunkene Herz und der naive Geschlechtstrieb zusammengefügt, so darf da kein Theil über Treulosigkeit schreien. In späteren Lebensjahren liegen den aufgelösten Verhältnissen freilich Verschuldungen zum Grunde.

Wir haben oft schon im Beginn eines Verhältnisses das elende Gefühl des Comödienspiels, der gegenseitigen Täuschung und Heuchelei. Was soll aus Freundschaften und Ehen werden, die auch nur Ein unlauteres Element in sich schließen? Ein wenig Sauerteig, ein Tropfen Gift versäuert und zersetzt ja einen Organismus, der gesund erschaffen ist; wie will denn ein Machwerk, ein Verhältniß mit widernatürlichen und unlautern Motiven bestehen!

Lüge und Heuchelei ist viel weniger eine Wurzel der Menschennatur, als ein Produkt des Eigennutzes, der Eitelkeit, der Phantasterei, der Charakter- und Herzensschwäche, der innern Confusion. Mögen aber die Sinneswandlungen gründen, worin sie wollen, so sind sie doch einmal da.

Selbst an unsern wirklichen Freunden machen wir in alten Tagen die Erfahrung, daß sie gleichgültig, materiell oder trivial werden; auch die Freundschaft bekommt dickes Blut, verliert die Bildkraft und wird feit. Wohl uns dann, wenn ein Keim der Liebe und Achtung für uns vom gütigen Himmel in einen neuen Boden, in ein frisches Menschenherz gesenkt wird.

Alle übertriebenen Geschichten und Begeisterungen nehmen ein klägliches Ende; ganz besonders ist dieß aber mit forcirten Freundschaften der Fall. — Es kann nicht anders seyn, den gemachten Illuminationen folgen die Ausnüchterungen. Wir halten es unmöglich im Rausche aus, der unmäßige Nervenverbrauch rächt sich durch eine Blasirtheit, welcher die gesunde Lebensschwellung fehlt.

Im ersten Stadium einer Bekanntschaft kehren beide Theile ihre liebenswürdigen und interessanten Seiten heraus. Einer streichelt den Andern. Mit der Vertraulichkeit schwindet aber die Förmlichkeit, welche so manche natürliche Gebrechen und Unarten zudecken mußte. Man sieht sich im Negligé wie die Eheleute; der bräutliche Idealismus sagt uns Lebewohl.

Man kommt auch mit den Genüssen auf's Ende, die man für unerschöpflich hielt; man erfährt, daß es für den nüchternen Verstand, für die gesättigte Begierde und Eitelkeit, für die ermüdete Phantasie keine Mysterien gibt. Man beginnt sich also zu langweilen, zu prüfen, zu zergliedern und sich in dem Maße gering zu schätzen, als man sich ursprünglich vergötterte.

Freundschaft mit eiteln Phantasten und Enthusiasten ist ein garstiges Ding von Anfang bis zum Ende. Diese Naturen müssen einen Rausch und Kitzel haben, wenn sie sich amüsirt finden sollen. Zu dem Ende illuminiren sie sich mit unsern Tugenden oder Talenten, und dichten uns auch solche an, die wir nicht besitzen. Sie lieben solchergestalt viel mehr ihr eigenes Phantasiebild als unsere mittelmäßige Person. Will der Enthusiasmus nicht recht verfangen, so wird die Schmeichelei zu Hülfe genommen. Wehe uns, wenn wir sie annehmen, und wehe uns, wenn wir sie zurückweisen! Im ersten Falle werden wir als eitle Narren verurtheilt, andernfalls dafür gehaßt und gestraft, daß wir ein falsches Manöver durchschauten. In allen Fällen nüchtert der Enthusiast von seinem Rausche aus und rächt sich dann für das Gefühl seiner eigenen Falschheit und Narrheit durch eine Erkaltung, die durch ihre Plötzlichkeit und Uebertreibung eben so

absurd ausfällt, als die frühere phantastische Hingebung und Zärtlichkeit.

Die Feindschaften, welche aus äußeren Veranlassungen, aus Uebertreibungen, aus zu stark gesüßten Freundschaften und Selbstschwelgereien mit ihrem darauf folgenden Ekel hervorgehen, werden vergessen, wenn die Partner nicht gar zu bösherzig sind. Wir verzeihen den Leuten, die uns belogen, um unser Geld gebracht, ja an unserer Ehre geschädigt haben; aber schlechte Menschen vergeben und vergessen es nie, wenn wir sie selbst ehrlos, schuftig oder lächerlich gesehen, wenn wir Zeugen ihrer Demüthigung gewesen; ob wir sie herbeigeführt oder nicht, ändert dabei nichts. Endlich lehrt die Naturgeschichte, daß einem Naturgesetze zufolge sich die ungleichen Organisationen entweder abstoßen oder anziehen.

Weiber hassen sich im Gefühl ihrer Schwäche, und weil sie sich gegenseitig durchschauen, unversöhnlicher als Männer; eine Geschlechtsliebe aber, die sich in Haß verkehrt, kann auch in Deutschland wahrhaft diabolisch seyn. Wie die feindlichen Pole der Naturprocesse sich noch in der Culturgeschichte geltend machen, lehrt der Glaubens- und Racenhaß alle Tage auf eine Weise, die den Weltfrieden zu einer Chimäre macht.

Im Egoismus und in allen natürlichen Feindschaften liegt eine unendlich tiefere Naturökonomie und Weltnothwendigkeit, als irgend ein Professor der Ethik und Theologie begreift. Die Menschenwelt kann eben so wenig ohne Egoismus und Feindseligkeit, als ohne Sympathie, Verleugnung und Liebe bestehen.

Alles verzeihen uns die Leute, nur nicht, daß wir weiter fortschreiten, während sie stehen bleiben; daß wir etwas geworden sind durch Arbeit und Verdienst, während sie selbst nichts waren, nichts sind und nichts seyn werden als Dutzendseelen oder abgeschmackte Originale ohne Genie. — In diesem Sinne sagt schon Goethe: „Da ich irrte, hatte ich viele Genossen."

Mit der Wahrheit, mit der Erkenntniß der Tugend, dem äußeren Glück steht man allein. Das ist also das Entsetzliche am Baum der Erkenntniß, daß er uns unsere Freunde und Blutsverwandte entführt; Kinder entfremden sich sogar den Eltern, aber die Mütter nie den Kindern! Das ist der große Styl der Natur und ihr absolutes Gesetz.

Um recht eindringlich zu erfahren, wie verläßig, nobel und herzensrein die Freunde sind, muß man ein Autor oder Künstler seyn. Wenn unser Werk mit Beifall aufgenommen wird, so schweigen die lieben Freunde unsern kleinen oder großen Ruhm ganz harmlos todt; falls wir uns aber von der Kritik ästhetisch beraspelt, abgeprügelt oder in effigie geköpft sehen, so geht durch den Kreis unserer verehrlichen Bekannten eine stillvergnügte, wispernde Geschäftigkeit, deren Hauptträger und Producenten aus unsern freundlichsten Freunden bestehen. Handgreiflich sind die Symptome ihrer Perfidität, ihrer Schadenfreude, und eventuell ihrer Mißgunst keineswegs; aber wir brauchen nicht zu den Somnambulen zu gehören, um die schönen Seelen und ihre tiefsten Sympathien zu verstehen. Sie bringen eine Schandkritik mit scheinbarer Empörtheit zur Sprache; ihre Satisfaktion besteht aber darin, daß unser Schimpf unter die Leute kommt.

Es geschieht wohl, daß wir in unsern losgelassenen Humoren ein bischen verunglücken; wenn das aber einem gescheidten Menschenkinde begegnet, so ist nichts überflüssiger hintennach als ein kluger Schulmeister oder schulmeisternder Freund, „der uns den Spiegel zeigt." Wenn uns dann und wann etwas Närrisches passirt, so geschieht es nicht, weil wir's nicht besser wußten, sondern weil eben auch der gescheidteste und beste Mensch nicht in allen Augenblicken und in allen Formen gescheidt und tugendhaft ist. Wenn dann unsere sogenannten Freunde Leute sind, die uns von Herzen dulden und respektiren, so werden sie lieber unsere verschämten Gewissensbisse zu ignoriren oder in einem herzlichen Humor zu vertuschen suchen, als daß sie sich auf unsere Unkosten mit ihrer absonderlichen Weisheit etwas zu gute thun. Der Bauer schlägt auf dieselbe Stelle zweimal, honette Leute begnügen sich dagegen mit einem leisen und spaßhaften Wink.

Delikatesse ist die Grundbedingung aller sittlichen Verhältnisse. Liebe und Freundschaft haben darin ihr Element, ihnen ist aber das didaktische und hofmeisternde Wesen oder die Methode eben so widernatürlich als der Poesie. Es kommt zwar nichts Gescheidtes heraus, wenn Freunde und Verlobte einander illuminiren, aber Kritik und Nüchternheit bilden auch nicht den Boden, in welchem Liebe und Glückseligkeit gedeihen. Brautleute sollen sich nicht kritisiren, sondern gegenseitig illuminirt seyn.

Freundschaft kann aufrichtig und ohne Falsch nur unter den Guten bestehen. Die Bösen mißtrauen und verachten einander nothwendig, und auch die Halbnarren und Halbguten leiden sich auf die Dauer nicht. Harmonie der Seelen kann doch nicht in verstimmten oder todten Seelen seyn, und die Geister allein machen harmonischen Falls nur eine herzlose, unmelodische, stille Musik.

Die Freundschaft will Seele und Leib, gleich wie die Musik ein Instrument, auf dem sie gespielt wird.

Wenn ich des Freundes Antlitz sehe, muß die Freude von dem meinigen strahlen, eine Freude, die mir von der sichtbaren Harmonie seiner Züge durch die Seele klingt. Seine Augen müssen gute, liebe Augen seyn, aus denen ein „Strom von Gutmüthigkeit“ quillt, wie aus den Augen von Yoriks Mönch.

Geistreiche Leute und Denker, die nichts weiter als eben gedankenreich, als scharf und tiefsinnig sind, die alle Gefühle und Ahnungen reflektiren und ohne Residuum resorbiren, die für alle Bruchtheilchen einen General-Nenner und für alle elementaren Flüssigkeiten eine Form parat haben — was soll denen die Freundschaft? Sie haben ja kein überströmendes Herz, sie haben ja Bildung, Charakter und Vernunft!

Wer von einer Freundschaft Genuß haben will, mag Acht haben, daß er sich nicht mit Personen vertieft, welche der Ehrgeiz oder die leere Phantasterei zu allerlei Projekten antreibt. Solche Leute beuten die Freundschaft für ihre großen und kleinen Unternehmungen aus; ihre Unruhe und Hast theilt sich den Umgebungen mit und schließt jedes Wohlbehagen aus. Wer für eine Person Freundschaft fühlen soll, dessen Seele darf nicht von anhaltenden Sorgen, Befürchtungen und Experimenten verzehrt seyn.

Ein italienisches Sonett auf Platens Grab.

Durch die liebenswürdige Aufmerksamkeit des um Einführung deutscher Wissenschaft hochverdienten Universitätsprofessors Antonio Tari kam uns das nachstehende Gedicht unter die Augen, das, so viel wir wissen, in Deutschland bis jetzt noch unbekannt ist. Dasselbe hat zum Verfasser Emanuel Giaraca, Professor in Syrakus, der im Jahr 1861 in Neapel ein Bändchen seiner graziösen Poesien herausgegeben hat.

Al conte
Augusto Platen-Hallermünde,
poeta bavarese.

Questo insigne, amico a G. Leopardi, morì in Siracosa nel 1836, pe' terrori del Cholera, e fu sepolto nella romantica villetta del Cavaliere Mario Landolina Nava, ospite degli stranieri.

An den Grafen
August Platen-Hallermünde,
den bayerischen Dichter.

Dieser berühmte Mann, ein Freund Leopardis, starb 1836 in Syrakus an der Cholera und wurde begraben in der romantischen Villa des Cavaliers Mario Landolina Nava, des Gastfreundes der Fremden.

Se mi concede il ciel che in pace io giaccia
Sotto questo terren, lunghi dal mio
Gelato suol natio, dove sul labbro
Ogni sospir piu fervido s'agghiaccia.

Platen, trad. di G. Leopardi.

E tu, cui dall' immite aere natio,
Dall' aspre rupi e dagli eterni algori
Nel bello italo suol trasse il desio
D'aure piu dolci e d'armonie migliori,

Dormi in questa urna che l'amor d'un pio
Inghirlandava di perenni allori!
Qui l'ardente tuo voto il ciel compio
Ch'era il dormir tra' molli itali fiori.

Dormi in pace, o poeta: a noi straniera
De' pregiati tuoi carmi è l'armonia,
Ornamento gentil de la Baviera.

Pur come un figliuol la patria mia
Ti amó, ti pianse; e ben mostró che vera
Cittadina del mondo è Poësia.

Du, den sein Land, das bergumschlossen wilde,
Wo nie des Nordes rauhe Töne schweigen,
Voll holder Sehnsucht trieb hinabzusteigen
In's schöne Reich der Süßigkeit und Milde,

Du ruhest hier, und wie mit einem Schilde
Umwölbte dich der Freund mit Lorbeerzweigen,
Und also ward dein Lieblingsloos dir eigen:
Zu schlafen einst in diesem Duftgefilde.

Schlaf ruhig, Dichter! Zwar in unsern Landen
Sangst du dein Lied in unverstand'nem Tone,
Du, dem die Deutschen so viel Kränze wanden:

Doch hat mein Volk gleich einem theuern Sohne
Geliebt dich und beweint und wohl gestanden:
Des Dichters Vaterland ist jede Zone.

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernst Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

(Fortsetzung.)

Das zweite Buch, „Thierepos," gibt eine lebendige Schilderung des flotten Studentenlebens in Saalstadt. Begierig, die langersehnte akademische Freiheit aus dem vollen zu genießen, lassen nämlich Hermann und ein ihn begleitender Landsmann sich sofort in ein Corps aufnehmen, innerhalb dessen das alte studentische Unwesen, wie wir bald darauf erfahren, die Form eines vollständig organisirten Thierstaats, mit König Nobel an der Spitze, angenommen hat. Duelle, Commerse, Gelage, Processionen blenden eine Zeitlang die neu eingetretenen Füchse; allein bald stellt sich ein Gefühl der Leere ein. Es ergeht ihnen wie den Reisenden im Orient, die mit Ungeduld der Königin des Morgenlandes, dem berühmten Stambul entgegensehen, das ihnen mit seinem Minaretenwald aus dem Duft der Ferne wie eine Mährchenstadt aus „Tausend und Eine Nacht" entgegenlacht, und die sich arg enttäuscht finden, wenn sie in die engen schmutzigen Gassen der berühmten Weltstadt eintreten. In Hermanns Seele reift diese Enttäuschung den Entschluß zu einer gründlichen Umgestaltung des Studentenlebens, und inmitten des trüben Pomps mittelalterlicher Jugendbarbarei baut sich ein Plan zur Erreichung dieses Zweckes, gegründet auf seine Kenntniß der deutschen Geschichte, und begeisterte Phantasien von der Wiedergeburt des Vaterlandes steigen langsam in seiner Seele auf. Zuerst überrascht er seine Mitbrüder in Cerevis durch den Vortrag eines geharnischten Liedes: „die Ritter vom Geist," dessen volle patriotische Klänge fremdartig ergreifend in den an andere Töne gewöhnten Räumen der Corpskneipe widerhallen und dem kühnen Sänger manche ernstere Geister unter den Commilitonen näher bringen. Etwas später erscheint er bei einem Commers als Capuziner verkleidet und hält den zechenden Genossen eine satirische Strafrede im Styl des Capuziners in Wallensteins Lager, welche der deutschen studirenden Jugend zu ernstlicher Beherzigung anzuempfehlen ist. So verfließt das erste Studienjahr und an seinem Ende kehren die Füchse aus dem Thierstaate zurück in den Stand menschlicher Burschen.

Mit dieser Thatsache beginnt das dritte Buch, „die Metamorphose." Ein Ferienbesuch Hermanns bei Herrn von Ammerstein, einem seiner Commilitonen, einer dämonisch angelegten, politisch begabten Natur, bestärkt ihn in seinen schon früher genährten Ideen. Ammersteins Vater ist ein Gutsbesitzer am Rheine und dort, in der herrlichen blühenden Natur, an den Ufern des schönsten deutschen Stromes, in der freieren Atmosphäre des südlichen Lebens, faßt das Gefühl der alten Größe und des heutigen Verfalls Deutschlands unsern Helden mit vorher kaum geahnter Gewalt; nun erst treten die alten Heroen seiner Mährchenzeit, Sigfrid und die andern Helden der Nibelungen an ihrer Spitze, ihm menschlich nahe. Tiefe Schwermuth erfaßt ihn, indem er des verlorenen Hortes deutscher Ehre und Macht gedenkt, und voll patriotischer Ideen kehrt er nach Saalstadt zurück, um sofort Hand an's Werk zu legen und, soweit ihm vergönnt ist, die Auferstehung Deutschlands zur Einheit und Freiheit mit vorzubereiten. Sein Plan ist die Begründung einer auf dem Prinzip politischer Bildung und Thätigkeit zu erbauenden allgemeinen Studentenschaft. Unmittelbar nach seiner Rückkehr beruft er einen „Seniorenconvent" der verschiedenen ihm bekannten Corps und setzt vor demselben seine Ideen in begeisterter Rede auseinander. Allein er findet wenig Anklang. Am eifrigsten opponirt ihm der Pommer Herr von Strautz, das Urbild des feudalen Junkers und Corpsburschen. Die Discussion erhitzt sich zum Streite, der Streit endlich culminirt in der Herausforderung des Pommern durch Hermann zu einem Duell mit Pistolen. Da man einen verhängnißvollen Ausgang fürchtet, und fernere unglückliche Folgen für die Ueberlebenden vermeiden will, so wird verabredet, daß jeder der Combattanten einen Brief zurückläßt, worin er seine Absicht kundgibt, sein Leben durch Selbstmord zu enden. Das Duell findet statt und der Pommer fällt tödtlich getroffen durch den ersten Schuß seines Gegners. Die Scene, welche dieser Katastrophe folgt, steht voran unter den ergreifendsten, trefflichst geschilderten des Romans. Hermann steht, während Secundanten und Aerzte auf den Sterbenden zustürzen, eine Weile betäubt. Dann, wie aus einem Traume erwachend, kniet er an der Seite des Todten nieder. Mit milder und fester Stimme beklagt er seinen Fall, doch es soll nicht an der Sühne fehlen. Denn hier, an der Seite des blutenden Leichnams, des Vertreters der Vergangenheit, gelobt er, sein Blut und Leben einer besseren Zukunft zu weihen, zu leben und zu sterben für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Alle Umstehenden, von dem feierlich begeisterten Ernst des Augenblicks unwiderstehlich mit fortgerissen, wiederholen wie aus Einem Munde den Schwur Hermanns: für das Vaterland zu leben und zu sterben. Ein allgemeiner Convent der Verbindung wird in den nächsten Tagen berufen, die Feudalpartei wird überstimmt, die Majorität des Corps vereinigt sich mit den gleichgesinnten Mitgliedern der Burschenschaft und kurz

darauf, fast gleichzeitig mit dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution, constituirt diese neue Gesellschaft sich als den Bund der „Neuen Nibelungen," mit Hermann als ihrem ersterwählten Präsidenten und Führer.

Außer Hermann, dem schon genannten Ammerstein und dem Erzähler des Romans (der sich beiläufig erst im vierten Bande durch den Namen Stern als von dem Autor verschieden zu erkennen gibt) stehen an der Spitze des Bundes die ehemaligen Burschenschafter Volland, Friese und Hagen und die Corpsburschen Reinhardt, Rollersen, Tülzow und Braun. Nur die letztgenannten Persönlichkeiten treten im weiteren Verlaufe des Romans als individuell charakteristische Figuren auf; von Volland und Friese werden wir nichts als ihr heroisches Ende zu erwähnen haben. Allein die nächste Aufgabe ist nun, neue Bundesgenossen zu werben, und schon rüsten sich die Helden der Nibelungen zu diesem Zwecke, als die Kunde vom Märzaufstand in der preußischen Hauptstadt sie erreicht und alle dem Rufe ihres Führers nach Berlin folgen. Die Darstellung des Kampfes jener Nacht des achtzehnten März, an dem sie Theil nehmen, ist unserer Meinung nach das poetisch Gelungenste, was in dieser Sphäre geleistet werden kann. Für die Entwicklung des Romans ist von Wichtigkeit das Wiedererscheinen Ulrichs von Rollensee, des früheren Schulkameraden Hermanns und Sterns, der als preußischer Gardelieutenant eine von den Nibelungen vertheidigte Barrikade mit stürmender Hand erobert. Ein alter Thierarzt, Namens Reimer, fällt unter seinen Streichen. Ammerstein springt hinzu, den Fall des Alten zu rächen, wird jedoch aufgehalten durch die geisterhafte Erscheinung der Tochter des Gefallenen, Leonore Reimer, deren Geschichte, obgleich sie erst später als Episode erzählt wird, wir zum besseren Verständniß der folgenden Begebenheiten hier in der Kürze einschalten. — Ulrich von Rollensee hat sie, eine poetisch begabte, sensitive Natur, glänzend und eigenartig ebensosehr durch ihren Geist als ihre Schönheit, mittelst einer falschen Heirathsceremonie getäuscht, die ihm Vertrauende entehrt, sie dann verlassen und ihren Bruder, Ammersteins Freund, der die Unschuld der Schwester an dem Verführer zu rächen eilt, im Duell getödtet. Schon halb geistesverwirrt, gebiert sie ein todtes Kind und verläßt ihr Schmerzenslager als Wahnsinnige, erfüllt von der fixen Idee, daß sie gestorben, aber aus dem Reiche des Todes ins Leben zurückgekehrt sey, um den treulosen Geliebten als rächendes Gewissen durch's Leben zu begleiten und zu verfolgen. So erscheint sie an seiner Seite in jener Märznacht und so finden wir sie später in Dänemark und auf der Arburg wieder. Ihre Gestalt ist, abgesehen von gelegentlichen Unwahrscheinlichkeiten des Details, poetisch gedacht und geschickt gezeichnet. — Indeß erschallt schon von einer andern Richtung ein Kampfruf an das kleine Nibelungenheer. Der Freiheitskampf ist auch in Schleswig-Holstein ausgebrochen und ein Brief des Bundesmitgliedes Reinhardt, eines Schleswigers, der sich später als Verwandter der Rollensees enthüllt, setzt die Nibelungen nach Schleswig-Holstein zu in Bewegung. Ammerstein und andere brechen sofort auf. Hermann und Stern reisen zunächst zur Beschaffung der nothwendigen Ausrüstung in ihre Lütkeburgische Heimath.

Sie treffen in Lütkeburg eben zu der Zeit ein, wo auch das Volk dieses Großstaats seine Revolution macht, und die mit vielem Humor, obschon stellenweise zu umständlich ausgeführte Beschreibung dieses Sturms im Wasserglase bildet den Schluß des Buches der „Metamorphose." Das vierte, „das Epos" betitelte Buch, das umfangreichste und inhaltvollste, beginnt mit einem poetischen Gruße an Schleswig-Holstein und der Fahrt Hermanns und Sterns nach dem Kriegsschauplatze. Das Treiben der Freischaaren, denen sie unterwegs begegnen, der bunte Wirrwarr in Rendsburg, dem allgemeinen Rendezvous der aus allen deutschen Gauen herbeieilenden Volkskämpfer, bietet wieder Gelegenheit zu einer Reihe von lebensvollen humoristischen Schilderungen, die dem Autor besonders leicht und glücklich aus der Feder fließen und mit Abzug der schon gerügten burschikosen Auswüchse alles Lob verdienen. Nicht minder gelungen ist die Schilderung der Zustände in Schleswig, die Schilderung der Kämpfe, an denen das allmählig sich wieder zusammenfindende Nibelungenheer theilnimmt.

Im Laufe eines Gefechtes tritt eine andere bedeutungsvolle Charakterfigur auf, ein dänischer Offizier, Veit von Benzow, in dem wir etwas später einen Verwandten Reinhardts, Rollersens und Rollensees in Lütkeburg entdecken. Anscheinend von Mitleid bewegt, bietet er dem verwundeten Ammerstein seine Feldflasche, zieht dieselbe aber höhnisch von den Dank stammelnden Lippen des halb Verschmachteten zurück und versetzt ihm mit den Worten: „Stirb, deutscher Hund!" eine neue Wunde. Ammerstein indeß entkommt dem Gemetzel und schwört dem ehrlosen Unmenschen blutige Rache. Eine zweite, und zwar eine der bestgezeichneten Gestalten des Romans, mit der wir ebenfalls hier zuerst bekannt werden, ist die Schwester jenes Veit von Benzow, Helene, eine junge, schöne, intrigante, geistreiche, herzlose Coquette, mit deren Hülfe Reinhardt, ihr Vetter, von einem dänischen Gefangenenschiff entkommt und auf deren Bekanntschaft bei einem bevorstehenden Besuch in Sundewitt er seine Freunde durch die Erzählung seiner Flucht vorbereitet. Diese letzteren haben sich inzwischen dem Aldofferschen Freischaarencorps angeschlossen und sind tapfer kämpfend bis nach Jütland hinauf gedrungen. In Kolding begegnen sie dem dort stationirten Ulrich von Rollensee und der phantastischen Gestalt Leonore Reimers, die als rächender Engel dem treulosen Verführer weiter und weiter gefolgt ist. Ammerstein, ihr alter Beschützer und Freund, fordert ihn auf Leben und Tod; allein Rollensee, in einem andern Duell verwundet, wird in aller Eile zu besserer Verpflegung nach Flensburg transportirt und verschwindet wieder aus unserem Gesichtskreise. In Folge des Vordringens der regulären deutschen Truppen werden indeß die Freischaaren immer mehr bei Seite gedrängt, so daß die Nibelungen, gekränkt durch die ihnen

widerfahrene schnöde Behandlung, mit dem Reste ihres Corps nach Süden zurückziehen. Es kommt nun zu dem eben erwähnten Rendezvous, auf einem im Sundewitt gelegenen Gute Reinhardts, und mit Helene, „dem Fröken von Benzow," „der Blitzhase," erscheint zugleich, zur höchsten Ueberraschung der Freunde, Gerhardine von Rollensee, Hermanns Geliebte von der Arburg. Die Benzows waren die Verwandten, zu denen sie damals, nach Entdeckung ihres Liebesgeheimnisses, entfernt wurde. Kein Zeichen des Andenkens ist seitdem zwischen den Liebenden gewechselt, aber schon der erste Moment des Wiedersehens zeigt, daß ihre Liebe nicht erloschen ist. Es ist eben um die Zeit der ersten Belagerung Düppels. Der von dorther dröhnende Kanonendonner schallt nach Reinhardts Landsitz hinüber und erregt von Neuem die Kampfbegier der Nibelungen. Sie eilen hinaus und nehmen an einem hitzigen Gefechte Theil — Hermann wird schwer verwundet. Man trägt ihn Abends zurück nach Reinhardts Gute, und bei dem Anblick seiner wie entseelt ausgestreckten Gestalt bricht der Strom der lange gewaltsam gebändigten Leidenschaft mächtig und großartig aus Gerhardinens Seele hervor. Alles andere vergessend, stürzt sie an seiner Seite nieder, seine Hände und sein Gesicht mit glühenden Küssen und Thränen bedeckend. Für sich allein verlangt sie die Pflege des Verwundeten, und stillschweigend ehrt man ihre Rechte; denn von diesem Augenblick an handelt und erscheint sie, ohne daß ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen ist, als Hermanns Verlobte. Die Genesung des Helden geht langsam von statten; auch wird sein Leben mehr als einmal durch die Nachstellungen der Dänen bedroht. Allein die auftauchenden Gefahren werden eine nach der andern durch List, Ausdauer und Kühnheit abgewehrt. Er kann endlich sein Lager wieder verlassen, und ein heiteres, idyllisches Leben im Freien, im Walde und den Feldern an der Meeresküste des Sundewitt beginnt. Obendrein fehlt es nicht an einem andern mitgenießenden Liebespaar, denn Reinhardt ist in den Netzen der schönen Sirene von Benzow, der „Blitzhase," gefangen. Aber ach! die störenden, verhängnißvollen Mächte sind nicht mehr fern. Es kommt zum Besuch von Alsen her der rothhaarige, falsche, griesgrämige Däne Veit von Benzow, dessen erstes Auftreten schon wie ein Mehlthau die Blüthen heiterer Geselligkeit in dem befreundeten, liebenden Kreise in ihrer Entfaltung stört. Bald erkennen wir in ihm den grimmigen Nebenbuhler Hermanns, und auch der Nibelunge Rollevsen, der bis dahin, um Hermanns willen, eine geheime Neigung für Gerhardine bekämpft hat, wird durch Benzow zu tiefer, ingrimmiger Feindschaft gegen ihn umgestimmt. Als Gerhardine Benzows wiederholte Annäherungen stolz zurückweist, schickt dieser ihrer adelstolzen Mutter auf der Arburg einen anonymen Warnbrief, voll von freundschaftlichem Bedauern über die Abwege, auf welche ihre Tochter gerathen, da sie ihre Familie entehre durch die Pflege verwundeter Freischärler. Dieser Brief thut die erwünschte Wirkung: die Mutter befiehlt Gerhardinens sofortige Rückkehr. Gerhardine gehorcht; allein völlig im Klaren über den Urheber des mütterlichen Befehls, verweigert sie die Begleitung Benzows, wählt vielmehr zu ihren Begleitern Rollevsen und ihre Cousine Helene. Reinhardt hat inzwischen in dem Dänen Benzow jenen Offizier wieder erkannt, der in dem Gefechte bei Bau ihm und Ammerstein (der letztere ist auf einer Reise in Frankfurt abwesend) mit der oben beschriebenen Unmenschlichkeit begegnet, und die ohnehin schon gereizte Stimmung führt zu heftigen dänisch-deutschen Discussionen, diese zu einer Forderung auf Pistolen zwischen Benzow und Reinhardt. Das Duell soll früh Morgens am Strande des Sundewitt stattfinden. Aber die Freunde sind zeitig am Platze und entdecken in dem von Alsen herankommenden Boot nicht Benzow und seine Secundanten, sondern eine Compagnie „tapperer Landsoldaten," offenbar bestimmt, die deutschen Freischärler aufzuheben. Entrüstet über die Elendigkeit dieses Verraths, beschließen die Freunde, die Anstifter zu bestrafen. Rollevsens Vater soll Benzow eine Weile hinhalten, indeß Reinhardt von dem nahen Glücksburg eine Compagnie schleswig-holsteinischer Jäger herbeiholt. Dieß geschieht. Nur kommt Reinhardt zu spät zurück; denn die Dänen sind, nachdem sie den alten Rollevsen als Gefangenen mit fortgeschleppt, sofort wieder nach Alsen aufgebrochen, nichts zurücklassend, als den zerstückten Leichnam des treuen Hundes, der sich der Gefangennehmung seines Herrn widersetzte.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Stimmung. — Der zünftige Politiker und der zünftige Mediciner. — Amtliche Gesundheitsberichte. — Die Brutusse. — Perambulators.

Wiederum eine Drehung des Kaleidoskops: Kampf und Sieg an der Stelle des Waffenstillstands und der Conferenz. Daß die Conferenz „ohne Basis und ohne Programm“ ins Wasser fallen würde, hatten wir jedoch erwartet, und der neue Scenenwechsel hat uns darum nicht überrascht. Wir sind hier in Bezug auf den Krieg nachgerade ziemlich gleichgültig geworden. Nicht einmal die Einnahme der Insel Alsen vermochte uns aus unserem Nil-admirari-Phlegma aufzurütteln. Und das hat seine guten Gründe. Düppel war eine harte Nuß, die nicht aufgeknackt werden konnte, ohne daß Mancher sich die Zähne ausbiß; aber Alsen war schon aufgeknackt, als man die Hand darnach ausstreckte; und wir wundern uns höchstens, daß man die Hand nicht früher ausstreckte. Ueberhaupt legen wir dem Krieg jetzt keine sonderliche Wichtigkeit mehr bei. Das kleine Dänemark zu überwinden, ist keine schwierige Aufgabe für das große Deutschland, zumal die Hauptarbeit bereits vollbracht ist. Eine desto schwierigere Aufgabe ist die Wahrung der Interessen Deutschlands im Norden, und diese Aufgabe — das sehen wir Alle ein — wird nicht durch Schlachten gelöst. Statt nach dem Kriegsschauplatz blicken wir deshalb nach den Cabineten, in die Kammern und auf den Marktplatz und beobachten, freilich mit sehr weit auseinandergehenden Wünschen, das verwickelte Spiel der Diplomatie, suchen im chaotischen Durcheinander der Volksstimmen die Volksstimme zu erkennen. Allerdings, handeln wäre besser, als beobachten und horchen. Doch wir Berliner sind ja auch Deutsche.

Professor Virchow, der es müde geworden zu seyn scheint, über die „Noth der schweren Zeit“ (mit allen Variationen) zu jammern, hat dieser Tage einmal etwas Praktisches in Angriff genommen, und merkwürdigerweise nicht auf dem Gebiete der Politik, sondern der Medicin. Es liegt eine feine Ironie des Schicksals darin, daß der berühmte Gelehrte, der als politischer Dilettant so heftig gegen den Ausdruck: zünftige Politiker, eiferte, seinen ersten praktischen Anlauf als „zünftiger“ Mediciner machen mußte. Das Sprüchwort: Schuster bleib bei deinem Leisten, hat doch manches für sich, und Herr von Bismarck sprach in seinem vielgeschmähten Satz von den „zünftigen Politikern“ eine tiefe Wahrheit aus. Nur dürfen wir den Ausdruck „zünftig“ nicht zu zünftig auffassen. Eine abgeschlossene Zunft sollen die Politiker nicht bilden — das meinte auch Bismarck nicht; im Gegentheil, jeder Mensch soll ein Politiker seyn, aber es ist ein Unterschied zwischen Politik und Kannegießerei, und wie der Schuhmacher sein Handwerk gelernt haben muß, so auch der Politiker. Der Kannegießer braucht natürlich nichts von Politik gelernt zu haben; nein, er darf sogar nichts gelernt haben, sonst wäre er kein Kannegießer. Um zu wissen, daß Einen der Schuh drückt, dazu hat man nicht nöthig, einen Schuh machen zu können; um zu wissen, wo Einen der Schuh drückt, muß man sich schon auf die Schuhmacherei etwas verstehen, und die wenigsten Menschen kommen bekanntermaßen dahinter, wo eigentlich der Schuh sie drückt. Wenn es sich nun aber gar darum handelt, einen Schuh zu bekommen, der uns nicht drückt, dann müssen wir einen richtigen Schuhmacher haben, oder doch einen Mann, der das Handwerk richtig gelernt hat. Mit der Politik ist es genau dasselbe. Der Kannegießer weiß, daß der politische Schuh drückt. Um zu wissen, wo der politische Schuh drückt, muß man schon von der Politik etwas verstehen. Aber politische Schuhe machen, die nicht drücken, die uns gut sitzen und unsere fortschrittlichen Füße in der Bewegung nicht hemmen, das kann nur der gelernte, der praktische, oder, wie Herr von Bismarck es nannte, der „zünftige“ Politiker. Ach, hätten unsere unzünftigen Politiker, Herrn von Virchow mit eingerechnet, ein klein Bischen „Zunftverstand“ gehabt, der Schuh würde sie und uns Alle jetzt nicht so arg zwicken! Schlechte Leute und gute Musikanten machen bessere Musik, als gute Leute und schlechte Musikanten; und die schlechten Leute und guten Politiker heben in unserer bösen Welt die guten Leute und schlechten Politiker regelmäßig aus dem Sattel. Darum wollen wir Alle gute Politiker werden, so daß die ehrsame Zunft der Politiker jeden Staatsbürger in sich begreift und dadurch aufhört eine Zunft zu seyn. Bis wir so weit sind, wird das kleine Häuflein der zünftigen Politiker, welche Herr von Bismarck im Auge hatte, die Welt führen: gerade führen, krumm führen, vorwärts führen, rückwärts führen, an der Nase führen, ganz wie es ihnen beliebt. — Doch ich wollte von dem praktischen Anlauf des Herrn Virchow reden. In einer der letzten Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung stellte dieser gute Mediciner und schlechte, zum mindesten zweifelhafte, Politiker den in sein Fach einschlagenden, folglich „zünftigen“ Antrag, „die Communalärzte zur Erstattung regelmäßiger Berichte über ihre ärztlichen Erfahrungen zu veranlassen.“ Die Berichte sollen monatlich erscheinen und am Schluß des Jahres zu einem erschöpfenden, allgemeinen Bericht verarbeitet werden. Zweckdienlicher wäre es ohne Frage, wenn die Berichte, wie in London, wöchentlich erschienen, doch monatlich

Berichte sind besser, als gar keine. Es versteht sich von selbst, um praktischen Nutzen zu haben, müssen die Berichte auch praktisch abgefaßt und dem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Letzteres ist ein wesentliches Erforderniß. Wären die Berichte ausschließlich für Aerzte und Statistiker bestimmt, so würden sie zwar unstreitig der Wissenschaft reichliches Material liefern, allein der Hauptzweck wäre verfehlt: dem Laien Einsicht in die Gesundheitsgesetze zu verschaffen, ihm die Quellen der Krankheiten zu enthüllen und zu zeigen, von welchen Bedingungen das körperliche Wohlbefinden des Individuums und der Gemeinde abhängt. Ich trenne das Individuum von der Gemeinde, weil der Einzelne sich nicht immer den bedingenden Einflüssen seiner Umgebung entziehen kann. Was den Inhalt der Berichte betrifft, die durchaus populär, Jedem verständlich geschrieben seyn müssen, so ist mit todten Ziffern natürlich nicht gedient. Die Zahlen müssen belebt werden. Die einzelne Zahl sagt nichts; sie wird erst durch die Zusammenstellung mit andern Zahlen beredt, die zum Vergleichen und folglich zum Denken zwingen. Die einfache Thatsache, daß in einem gewissen Zeitraum so und so viel Menschen erkrankt, gestorben sind, ist nicht im geringsten belehrend. Wird aber daneben gesagt, wie viel Menschen mehr oder weniger in dem gleichen Zeitraum unmittelbar vorher erkrankt, gestorben sind, wie sich die Zahl der Krankheits- und Todesfälle zur Durchschnittszahl verhält, dann beleben sich die todten Ziffern, sie kommen in Bewegung und sprechen zu uns. Wir erkennen, daß wir nicht die Sklaven eines eisernen Fatums sind, welches für einen bestimmten Zeitraum eine bestimmte Zahl von Menschen zum Kranksein, zum Tod verurtheilt hat. Und mit dieser Erkenntniß ist schon viel gewonnen. Doch nicht genug. Es gilt noch, die natürlichen und künstlichen Ursachen zu entdecken, aus denen die Schwankungen des Gesundheitszustandes hervorgehen. Kein Mittel ist aber geeigneter, dem Volk diese Ursachen klar zu machen, als derartige Berichte. Dieselben sollten deßhalb außer den nöthigen statistischen Zahlen passende Notizen über die Witterungsverhältnisse geben und, wie es in London geschieht, die örtlichen und individuellen Gründe der Erkrankungen constatiren, wo sich solche Gründe nachweisen lassen. Den Wirkungen der Witterungsverhältnisse können wir uns allerdings nicht ganz entziehen, aber doch zum Theil. Wenn wir z. B. aus dem Bericht ersehen, daß feuchtes Wetter oder Ostwind Leuten von unserem Alter gefährlich ist, so werden wir zu einer Vorsicht ermahnt, die uns vielleicht das Leben rettet. Dagegen die künstlichen Krankheitsursachen sind stets unter unserer Controle. Mit allgemeinen Regeln und Vorschriften wird da nichts ausgerichtet. Die Lehre muß sich an das Beispiel knüpfen und unermüdlich wiederholt werden. Wiederholung ist der Tod der Phrase, aber die mächtigste Waffe der Wahrheit.

In Berlin gibt es eine zahlreiche Klasse von Spießbürgern, die jeden Angriff auf die pestilenzialischen Rinnsteine und auf sonstige Abscheulichkeiten für einen Angriff auf die Gemeindefreiheit erklären, denen Gestank und Gemeindefreiheit identisch sind. Der literarische Vorkämpfer dieser Klasse, von der auch an andern Orten Exemplare vorhanden seyn dürften, hat sich das klassische Pseudonym Junius Brutus beigelegt, und bricht in den Spalten der „Spener'schen Zeitung" Lanze um Lanze für den alten Schlendrian. Doch ein Tropfen höhlt zuletzt den härtesten Stein aus; selbst durch den Schädel eines Junius Brutus sickert zuletzt die Wahrheit. Wenn unser Brutus Monat für Monat in einem amtlichen Aktenstück liest, daß die Häuser, in welchen die Masern, das Nervenfieber und andere Fieber solche Verwüstungen anrichten, schlecht ventilirt sind und eine gifthauchende Müllgrube haben (wo der Abfall hingeworfen wird), schlimmerer Dinge nicht zu erwähnen; daß die Straßen, in denen eine besonders hohe Sterblichkeit herrscht, sich durch besonders übelriechende Rinnsteine und Schlammpfützen auszeichnen — denn das kommt in der Hauptstadt des Intelligenzstaats vor — da mag Brutus sich noch so häufig vorgeredet haben, der Gestank sey eine Bürgschaft der Freiheit und überhaupt alles Guten; sein Glaube wird nach und nach wankend, der Wurm des Zweifels benagt ihn. So oft unser Brutus die Düfte in seinem Haus riecht, so oft er die Schlammpfütze vor der Thüre erblickt, steigt der Gedanke an Masern, Nervenfieber und andere Fieber vor ihm auf; er fängt an zu begreifen, daß ein fataler Zusammenhang zwischen Gestank und Krankheit besteht, und schließlich des Widerstands müde streicht er be- und wehmüthig vor der Wahrheit die Flagge. „Auch du Brutus!" Junius Brutus ist bekehrt, und statt in der „Spener'schen Zeitung" Jeden anzuschwärzen, der eine empfindliche Nase hat und Gemeindereformen im Interesse der öffentlichen Gesundheit wünscht, wird er sich kühn den verwegenen Neuerern zugesellen, und Schulter an Schulter mit ihnen gegen seine ehemaligen Götzen zu Felde ziehen. Ach, ich weiß, leicht ist es nicht, diese Brutusse zu bekehren. Es erfordert viel, viel Zeit, viel, viel Mühe. Aber das steht fest, die amtlichen Gesundheitsberichte, wenn zweckmäßig verfaßt, würden das Bekehrungswerk trefflich fördern, und ich will daher hoffen, daß der Plan des Herrn Virchow von den noch unbekehrten Brutussen nicht in der Geburt erstickt werde.

Wie mächtig die Brutusse sind, das hat unser Oberbürgermeister Seydel zu seinem Schaden erfahren. Mit was für prächtigen Entwürfen trat er in sein Amt ein! Ein kleiner Joseph II., wollte er Irrthum, Dummheit, Spießbürgerei, Mißbräuche aus dem Gemeindwesen wegfegen, Berlin zu der schönsten und gesundesten Stadt der Welt, die Berliner zu freien, kräftigen, sich selbst regierenden Gemeindebürgern machen. Nun, dem kleinen Joseph ist es ergangen, wie weiland dem großen. Bei jedem Schritt stieß er an die Wand der Vorurtheile, fuhren ihm die Köter in die Waden, schrieen die Brutusse Zeter. Eine Zeit lang versuchte er mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, ohne sich um die keifenden Brutusse und die bissigen Köter zu bekümmern; allein vor einigen Tagen riß

ihm doch die Geduld, er ließ sich zu einem übereilten Streich fortreißen, er setzte einen Gemeindebeamten ab, nachdem er wegen einiger Papiere, deren Herausgabe derselbe verweigerte, eine Haussuchung bei ihm angeordnet hatte, und jetzt haben ihn die Brutusse in ihrer Gewalt. Entweder muß er sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben, oder er muß seinen Platz räumen, denn ein offener Krieg wäre hoffnungslos. Diese Krise in unserem jungen Gemeindeleben ist wirklich beklagenswerth.

Inzwischen werden wir hier stets großstädtischer, „kommen dem Londoner Ideal immer näher," nur leider nicht in den wichtigen und richtigen Punkten. Das Räuspern und Spuken wird eben leichter abgeguckt, als das Genie, der Geist. Während wir auf dem Feld des Gemeindelebens gar traurig hinter dem Muster zurückbleiben, haben wir die Pferderennen eingeführt, einen „Tattersall" gegründet, und sind gegenwärtig damit beschäftigt, die „wandelnden Straßenannoncen" bei uns einzubürgern. Vorgestern sah ich eine ganze Procession der letzteren unter den Linden; die Straßenbuben groß und klein erlaubten sich aber so handgreifliche Witze über die Neuerung, daß ihr eine sehr dornenreiche Zukunft zu prophezeien ist. Auch die Perambulators, jene Marterwerkzeuge für die Kinder, welche hineingepackt, und für die Erwachsenen, denen sie auf dem Trottoir über die Füße gerollt werden, fängt man an aus London hieher zu schaffen, und zwar kauft man, wie es scheint, die Exemplare auf, welche dort vor dem Sturm der öffentlichen Entrüstung in die Trödlerladen geflüchtet werden mußten. In London darf sich nämlich seit Jahren kein Perambulator mehr auf der Straße zeigen, nicht als ob die Polizei es verboten hätte, sondern weil das Publikum diesen unseligen Maschinen Tod und Verderben geschworen hat. Und nun bringt man sie nach Berlin!

Die königlichen Theater sind jetzt geschlossen; aber in den Privattheatern wird trotz der Abwesenheit der „Welt" fortgespielt, und es fehlt uns also nicht an Bühnenunterhaltung. Für die Opernliebhaber ist sogar der Quantität nach besser gesorgt, als in Zeiten der Saison. Statt Einer Oper haben sie drei — freilich Ferienopern. — Herr Fricke, von dessen Abenteuern in London ich Ihnen schrieb, hat sich schließlich doch mit Mapleson ausgesöhnt und ist in Her Majestys mit vielem Beifall aufgetreten.

Unsere beiden Reklamenriesen haben neuerdings entschiedenes Unglück. Daß und wie der Stern des Kräuterliqueurs Daubitz verdunkelt wurde, wissen Sie. Noch schlimmer ist es dem Malzertrakt Hoff ergangen. Er hat einen furchtbaren Nebenbuhler gefunden, in der Person seines ehemaligen Braumeisters, der die berühmte Waare genau zur Hälfte des Normalpreises ausbietet. Mit des Schicksals Mächten ist kein ewger Bund zu flechten.

Genf, Juni.

Der St. Medardustag. — Schnee im Juni. — Rückblick auf das Calvinjubiläum. — Zur Kritik der Lebensgeschichte des Reformators.

„Man soll den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben" — und den schönsten Lenz am Genfer See nicht vor dem St. Medardustage. Das wird mir wieder recht lebhaft in's Gedächtniß gerufen, wenn ich heute meinen letzten Brief vom Mai in diesen Blättern finde und mit der dort gepriesenen Frühlingspracht das Weltuntergangswetter vergleiche, welches wir im zweiten Viertel des laufenden Monats im schweizerischen Alpenlande zu überstehen hatten. Pancratius und Servatius, die wunderlichen Heiligen, waren glücklich vorübergegangen; das kalte Wetter in der zweiten Hälfte des Mai hatte in der Schweiz wenig Schaden angerichtet und nur einige höher gelegene Gegenden am Genfer See waren strichweise von leichten Nachtfrösten heimgesucht. So schienen denn alle Klippen glücklich umschifft, der sichere Hafen eines schönen Sommers in Aussicht zu stehen. Noch aber war der Medardustag, die auf die Charybdis des Pancratius folgende Scylla unserer Landleute, zu überwinden, und die klugen savoyischen Bauern schüttelten bedenklich die Köpfe und erinnerten an die alte Wetterregel:

S'il pleut le jour de St. Médard,
Le tiers des biens est au hasard,

wenn die Städter allzusehr den prachtvollen Stand der Felder, Wiesen und Weinberge priesen und sich schon im voraus auf billige Preise der Lebensmittel freuten. Der gefürchtete Heilige kündigte denn auch sein Herannahen schon am 7. Juni durch ein tosendes Hagelwetter an, welches von West nach Ost, vom Genfer See bis an den Bodensee über die Schweiz verheerend dahinfuhr. Hier in Genf hatten die Schloßen die Größe von Haselnüssen, allein schon wenige Stunden weiter fand man Hagelkörner bis zu der Größe eines Hühnereies. Am furchtbarsten wüthete das Wetter in den Cantonen Waadt und Neuenburg längs

des Jura, wo besonders die Weinberge sehr gelitten haben. Der Medardustag selbst brachte dann eisigen Regen, der auch noch die beiden folgenden Tage anhielt. Eine tröstende Clausel, welche die Bauernweisheit jenem Spruch angehängt hat, lautet zwar:

A moins que la St. Barnabé
Ne vienne lui couper le pied.

Allein der besagte Tag, der 11. Juni, blieb so zweideutig wie ein Ausspruch des delphischen Orakels. Jedenfalls war es ein eigener Anblick, als wir am Morgen, nachdem sich die Wolken ein wenig verzogen, einen großen Theil schon der benachbarten savoyischen Gebirge, wie z. B. den etwa 5000 Fuß hohen Môle, wieder in den winterlichen Schneemantel gehüllt sahen. Auch die folgenden Tage brachten noch Schnee in Menge in den Alpen. Grindelwald war wieder in den Winter zurückgeworfen; im Ormontsthal im Waadtland lag der Schnee anderthalb Fuß hoch und in vielen Gegenden mußte das Vieh aus den höheren Regionen wieder in die Thäler zurück getrieben werden, da z. B. namentlich im Berner Oberland noch sehr wenig zur Unterbringung der Kühe für solche Fälle gethan ist. Auch Ueberschwemmungen haben großen Schaden angerichtet. So stand das Berner Seeland, die Gegend nördlich vom Murtener bis zum Neuenburger See, fast ganz unter Wasser, und bei Bern selbst war die Aar ausgetreten. Auch die Rhone hatte einen ungewöhnlich hohen Wasserstand erreicht, so daß sie in einigen Gegenden ihres Thallaufs in Frankreich über die Ufer trat und Felder und Wiesen verwüstete. Erst mit dem 18. Juni scheint diese eigenthümliche Witterungsperiode, die einem vollkommenen Rückfall in den April zu vergleichen war, überwunden und nun endlich der wirkliche Sommer heranzunahen. Es ist das auch für die bereits zahlreich eintreffenden Fremden sehr zu wünschen, denen namentlich in den Alpenthälern, in Interlaken und Chamouny, der starke Schneefall einen panischen Schrecken einflößte, so daß Wirthe und Pensionsgeber ihre ganze vielgewandte Beredtsamkeit aufbieten mußten, zu trösten und zu beschwichtigen. Seit einigen Tagen hat der Touristenzug bedeutend zugenommen, und wenn es sich bestätigt, daß der russische Hof nach dem Gebrauch der Bäder von Kissingen einen längeren Aufenthalt zu Ouchy bei Lausanne nehmen wird, so sehen wir, trotz der trüben politischen Aussichten, einer äußerst glänzenden Saison am Genfer See entgegen.

Vom Ende vorigen Monats haben wir noch einige Worte über das Calvinfest nachzutragen. Das Ende des Festes kennen unsere Leser freilich bereits aus den Zeitungen; es ging aus wie das Hornberger Schießen, um mit dem Sprichwort zu reden, und wer es mit der Wahrheit, der Freiheit und dem Licht ernst meint, der kann in Anbetracht der Umstände nicht unzufrieden seyn mit diesem Ausgang. Unsere überfrommen Kreise, das große wohlorganisirte Heer der „Stillen im Lande," die ganze gottselige Sippschaft, die den lieben Gott auf der Zunge, eine kühle Rechenmaschine im Kopfe, Dünkel, Eitelkeit und alle möglichen schnöden Gelüste im Herzen und den Pariser Börsencurs in der Tasche trägt, sie alle hatten so große, klug eingefädelte, weit hergeholte Anstalten gemacht, um mit jenem Fest sich wieder einmal ganz in den Vordergrund zu drängen, daß das schließlich davongetragene Fiasco und die süßsauern Mienen jener Trübfischer fast einen comischen Eindruck machen. Das Fiasco aber ist in optima forma vorhanden, die Idee eines Nationalfestes, wie sie zuerst in jenen Kreisen gehegt wurde, ist gänzlich zu Wasser geworden. Wie hätte auch dem Gedächtniß eines Mannes, dessen ganzes Streben so zu sagen auf eine völlige Vernichtung der alten Genfer Nationalität und Volksthümlichkeit hinauslief, eine allgemeine Volkshuldigung dargebracht werden können? Alle Blätter erhoben sich gegen den Gedanken, selbst das Journal de Genève, welches sonst gelegentlich gern etwas in Frömmelei „macht," fehlte nicht in dem Chorus. Die Wissenschaft hatte einen Sieg über die Parteitradition erkämpft; man sah in Calvin nicht mehr allein den Reformator, man sah auch den Menschen und Politiker, den ehrgeizigen, herrschsüchtigen Charakter in ihm, dessen Namen auf so vielen Blättern der Genfer Geschichte mit Blut, Feuer und Schwert eingezeichnet ist. Die eine Thatsache steht unwiderruflich fest: der Calvinenthusiasmus ist in Genf vorüber, der Volksgeist wird von einer frischeren, freieren Strömung getragen, als in der dumpfen Atmosphäre calvinistischer Ascese und der sie begleitenden innern Unwahrheit und Heuchelei gedeihen konnte. Freilich — und ich bin gewiß der letzte, der dieß übersehen wollte — an der Stelle der frommen Schminke von ehedem ist jetzt häufig in manchen Kreisen und Volksschichten der nackte Materialismus nur allzu offen hervorgetreten, aber es ist wenigstens Wahrheit in dieser Erscheinung, und nicht die heuchlerische, augenverdrehende Lüge. Von Genf als der „Stadt Calvins" kann nur noch im historischen Sinn die Rede seyn; die Stadt Fazys mag es vielleicht in gewissem Sinn noch heute genannt werden. Aber die Zeit muß kommen, wo die extremen Gegensätze sich beide aufgehoben haben werden und auf ihren Trümmern ein wahrhaft gesundes Volksleben erwachsen kann.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die Gestalt Calvins noch einmal unmittelbar in den Kampf hineingezogen werden mußte; eine Parteifärbung trugen fast alle Schriften, welche aus Anlaß des Festes erschienen. Jetzt, wo die Agitation vorüber und der ernste Streit wie das Gezänk schweigen, tritt die ruhige wissenschaftliche Betrachtung wieder in ihre vollen Rechte, und da zeigt es sich denn gar bald, daß gerade auf dem Gebiet der Genfer Reformationsgeschichte noch sehr viel zu thun übrig bleiben wird. Die Lobredner Calvins haben den wissenschaftlichen Standpunkt ganz verrückt; jeder ernste Beitrag, ihn wiederherzustellen, gewinnt an Werth. Wie Calvins Thätigkeit und Einfluß in Genf von jeher absichtlich bemäntelt worden sind, so zeigt auch das frühere Leben des Reformators noch manche dunkle Stellen. Die meisten Schrift-

steller, welche über Calvin schrieben, sind gewöhnlich mit Sorglosigkeit darüber hinweggegangen und haben selten ihre Quellen genauer geprüft, selbst wenn diese mit andern unwiderruflich feststehenden Thatsachen sich in offenbarstem Widerspruch befanden.

Zwei solcher Irrthümer hat neuerdings Professor Alb. Rilliet in einer kleinen Schrift (Lettre à M. J. H. Merle d'Aubigné sur deux points obscurs de la vie de Calvin, Genève 1864) beleuchtet und widerlegt. In seiner Histoire de la Réformation au temps de Calvin nimmt Merle d'Aubigné an, daß Calvin, nachdem er seine Institutio christianae religionis verfaßt, eine französische Dedication seines Werkes, datirt vom 1. August 1535, an Franz I. gerichtet, und daß er diesen Widmungsbrief unmittelbar ins Lateinische übersetzt habe, indem er das Datum vom 23. August beifügte. Calvin hätte also diese beiden Briefe vor dem Werke selbst veröffentlicht, welches erst im März 1536 erschien. Rilliet dagegen beweist, daß in der That nur eine lateinische, aus Basel vom 23. August datirte und gleichzeitig mit der Institution gedruckte Dedication existirt. Hieraus ergiebt sich eine weitere für die Lebensgeschichte des Reformators wichtige Thatsache. Nach Merle d'Aubigné reiste dieser von Basel nach Italien kurz nach dem 23. August 1535, nachdem er vielleicht die Correctur der Probebogen der Institution vollendet hatte. Rilliet zeigt dagegen, daß das Buch zwischen jenem letzteren Datum und dem Monat März 1536 gedruckt wurde, und statt der mehr oder weniger scharfsinnigen Annahmen, zu welchen Julius Bonnet und die gelehrten Herausgeber der Werke Calvins,* Reuß, Baum und Cunitz, Professoren am protestantischen Seminar in Straßburg, ihre Zuflucht nehmen, um diesen Aufschub zu erklären, liefert Rilliet die genügendsten Erklärungen über die damaligen Gebräuche des Buchhandels und die Arbeiten der Verleger der Institution. Weiter schließt dann der Genfer Gelehrte, daß Calvin, statt in der zweiten Hälfte des Jahres 1535 nach Italien zu reisen, den Winter 1535 auf 1536 ruhig in Basel verblieb, mit der Correctur seines Werkes beschäftigt, und erst gegen Ende März des letzteren Jahres nach Italien abreiste. Nach Basel um die Mitte Mai zurückgekehrt, unternimmt er seine letzte Reise nach Noyon, ordnet seine Angelegenheiten und langt, durch die Kriegsverhältnisse zu einem großen Umwege genöthigt, Anfang Juli in Genf an. Was wird nun aber aus dieser ganzen dramatischen Reise Calvins von Ferrara nach Modena, Scandiano, Saluzzo und Pignerol und aus seinen Predigten im Aostathal im Monat Februar 1536? Man kann darüber nicht mehr im Zweifel seyn: alle diese an das Romantische streifenden Abenteuer des Reformators sind reine Erfindungen, die sich nur auf völlig werthlose Quellen stützen und eine gewissenhaft strenge Kritik nicht aushalten. Wer diese angebliche Apostelfahrt Calvins mit allen ihren bis auf die neueste Zeit von calvinistischen Schriftstellern beliebten Ausschmückungen kennen lernen will, der findet sie u. a. auch in P. Pressels Werk „Johann Calvin, ein evangelisches Lebensbild" in dem Abschnitt weitläufig erzählt, der die Ueberschrift führt „Missionsfahrten: Italien."

Bisher hatte die Kritik auf dem Gebiete der Genfer Reformationsgeschichte stets eine scharf ausgeprägte anticalvinistische Färbung getragen. Der Standpunkt der beiden Galiffe, als sie es unternahmen, den großen historischen Augiasstall von allem traditionellen Wust zu reinigen, war derjenige der Polemik nicht nur gegen die im Schwange gehenden Irrthümer, sondern auch gegen die Person des Reformators und gegen den Calvinismus in allen seinen Consequenzen. Die Schriften des jüngeren der beiden genannten Gelehrten lesen sich häufig wie Philippiken gegen einen noch lebenden, im vollen Mißbrauch seiner Gewalt noch heute handelnden Tyrannen. Diese Erscheinung erklärt sich leicht; galt es doch in der That, einen falschen Heiligen von einem Altar zu stürzen, auf welchen ihn eine Partei erhoben und bis zur neuesten Zeit mit Weihrauchopfern zu feiern gewußt hatte. Die Kritik in dieser Richtung zu ignoriren, ja sie als Ketzerei zu verdammen, galt in jenen Kreisen in Genf noch bis vor kurzem für guten Ton. Auch heute ist in dieser Beziehung die Situation noch keineswegs durchgreifend geändert; doch die Wahrheit hat angefangen sich Bahn zu brechen. Die eben erwähnte kleine Schrift Rilliets ist eine Concession, welche ein calvinistischer Gelehrter der Kritik macht; das wissenschaftliche Prinzip der ernsten Prüfung findet nun auch in jenem Lager bongré malgré Eingang. Es ist das ein großer moralischer Sieg, dessen heilsame Folgen nicht ausbleiben können. Man hatte bisher alle Ursache, ein geschichtliches Buch aus jenen Kreisen von vornherein mit Mißtrauen aufzunehmen; dieses wird erst schwinden können, wenn man sich überzeugt hat, daß die parteiische Voreingenommenheit zu Gunsten Calvins, seiner Person, seines Dogmas und seiner Institutionen dem wissenschaftlichen Ernst das Feld geräumt hat. Es ist daher Werth darauf zu legen, daß sich A. Rilliets Namen unter denjenigen Genfer Gelehrten befindet, welche ein anderes großes literarisches Unternehmen befürworten, das gleichzeitig mit der Calvinfeier angekündigt wurde und jedenfalls höchst wichtige Beiträge zur innern und äußern Geschichte der Reformation unter den Völkern französisch-romanischen Stammes zu liefern verspricht.

* Welche gegenwärtig bei Schwetschke und Sohn in Braunschweig erscheinen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. 5. August 1864.

— Yon island carrions
Ill-favour'dly become the morning field:
And their executors, the knavish crows,
Fly o'er them all, impatient for their hour.
Shakespeare.

Skizzen vom Kriegsschauplatz

von C. Mevert.

Kurze Leidensgeschichte eines angehenden Correspondenten.

„Wie viel Uhr ist es? — Wie viel Uhr ist es? Donnerwetter, Doctor, können Sie nicht hören? Wie viel Uhr ist es?"

Der also sprach, war der Correspondent Mör, welcher vergangenen Abend frisch von Hamburg angekommen war, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben und mit den Raben und Wölfen Odins vom Fleisch der Erschlagenen zu nähren.

Also wie viel Uhr es sey, wollte er wissen. Da ich aber zur selben Zeit, als er die Frage stellte, noch sanft in Morpheus Armen ruhte, aus denen mich erst die superlative Energie, mit welcher er die Frage wiederholte, erweckte, so konnte er mir's nicht übel nehmen, wenn ich erst gähnte und mich streckte und dann mit einem: „das will ich Ihnen ganz genau sagen, das weiß ich nicht," die halbgeöffneten Augen wieder schloß und mich auf die andere Seite legte.

Aber damit war er nicht zufrieden gestellt. — „Entschuldigen Sie mich, Doctor," sagte er und schüttelte mich an der Schulter; „ich glaube, es ist schon spät und hohe Zeit, daß wir aufstehen, wenn wir nach Alsen wollen. Und Sie wissen, ich habe Verpflichtungen. Sagen Sie mir wenigstens, wie viel Uhr es ist."

„Aber, Liebster, Bester, sehen Sie doch nach Ihrer Uhr!" — „Meine Uhr," erwiderte er, „kann ich nicht finden. Entweder habe ich sie verloren oder bei meiner Eile, noch etwas vom Kampfe auf Alsen zu sehen, in Hamburg zurückgelassen." — „Nun, so erlaube ich Ihnen, nach meiner Uhr zu sehen." — „Das habe ich mir bereits selbst erlaubt. Die steht aber leider still." — „Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Oder glauben Sie, die Natur habe mir im Magen oder sonst wo eine Einrichtung angebracht, nach der ich die Zeit bemessen könnte?"

Verzweifelnd ging er einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich endlich mit einem resignirten Seufzer auf's Bett. Als ich eben wieder einschlafen wollte, sprang er abermals auf. „Ich halt's nicht aus, Doctor! Wir kommen zu spät und sehen nichts mehr! Ich will einmal im Hause recognosciren, ob ich nicht irgendwo eine Uhr finde." — „Thun Sie das!"

Er zog seine Stiefeln an, setzte seinen Hut auf und schlug sein Plaid wie einen Mantel über sein adamitisches Nachtcostüm. Ich wollte mich wach halten, um bei seiner Zurückkunft nicht zum drittenmal geweckt zu werden, aber der unwiderstehliche Morgenschlaf hatte mir die Augen bereits wieder zugedrückt, als ich plötzlich

ein lautes Geräusch auf dem Gange hörte. Eilige Schritte näherten sich, die Thür wurde aufgerissen und hereinstürzte Mör im besagten adamitischen Kostüm, denn das Plaid war den Schultern entfallen und schleppte in seiner ganzen Länge hintennach. Mit wunderbarer Schnelligkeit zog er es herein, aber noch war er nicht halb damit fertig, so ließen sich polternde Schritte auf der Treppe und bald ein drohendes „Aha“ auf dem Gange vernehmen. Mör schlug die Thür zu, warf sich wie ein Blitz ins Bett und fing an aus Leibeskräften zu schnarchen. Kaum war er damit im Gange, so öffnete sich die Thür abermals und herein trat mit Spieß und Horn ein Nachtwächter.

Voll Erstaunen ob dieser Vorgänge hatte ich mich im Bett aufgerichtet und daher das Vergnügen, das Interesse, welches der Nachtwächter für meinen Freund gefaßt zu haben schien, auf mich übertragen zu sehen. Der Alte war in großer Aufregung, gesticulirte und schimpfte. Das rührte mich nun schon in sofern weniger, als ich es nicht verstand, da die homerische Schmährede in dem angelsächsisch-friesisch-dänischen Patois Nordschleswigs abgefaßt war. Ich begnügte mich daher, ihn anzulächeln und mich wieder hinzulegen. Damit war er aber nicht einverstanden, sondern schien handgreiflich werden und mich aus dem Bett ziehen zu wollen.

Um der Sache mit Einem Wurf ein Ende zu machen, langte ich nach meiner Börse, zog einen Bankthaler hervor und überreichte ihn dem zürnenden Achilleus. Wenn ein Jude flucht: „Ich will hier auf der Stelle untergehn,“ so hebt er die Mütze ein wenig und geht einen Schritt vorwärts. So hält er sein Gewissen rein. Ein Beamter erreicht denselben Zweck, wenn er die linke Hand nicht wissen läßt, was die rechte thut. So auch hier. Als ich dem Alten den Thaler hinreichte, streckte er die rechte Hand aus, wandte aber den Kopf nach der linken Seite und fuhr auch fort, den Strom seiner Rede ungeschwächt fließen zu lassen. Aber der Ton seiner Stimme wurde friedfertiger und seine Schritte wandten sich mählig der Thür zu. Ich lächelte ihn abermals freundlich an, machte eine verabschiedende Handbewegung und ließ mich wieder in die Kissen sinken.

Nun fuhr Mör wie ein Kobold aus dem Bett, tanzte in seinen Stiefeln eine Polka und erzählte, er habe auf seiner Recognoscirungstour verschiedene Zimmer geöffnet, verschiedene Leute in verschiedenen Lagen gesehen, aber nirgends eine Uhr entdecken können. Da sey ihm eingefallen, daß er vergangenen Abend nicht weit von unserem Wirthshaus eine Kirche gesehen. Diese Kirche, habe er weiter gedacht, könne eine Uhr besitzen. Er habe deßhalb die Hausthür geöffnet und sey auf die menschenleere Straße gegangen. Kaum aber habe er sich überzeugt, daß der Zeiger erst auf Drei stehe, so sey ein Nachtwächter in die Straße gebogen und habe ihn mit seinem großen Kuhhorn angeblasen. Hiervon, sowie von dem Gedanken an sein mangelhaftes Kostüm erschreckt, habe er die Flucht ergriffen, damit aber weiter nichts erreicht, als den Wächter der Nacht, der in ihm wahrscheinlich einen Dieb oder sonstigen Missethäter gewittert, zur Verfolgung zu reizen.

Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß dieß alles, mit Ausnahme des Thalers, den er mir zurückerstatten solle, ein höchst komisches Ereigniß sey, womit er als Belletrist sein Glück machen könne, schloß die Augen und schlief ein.

Um sechs Uhr erwachte ich wieder, stand auf und machte meine Morgentoilette. Mör schnarchte noch lustig drauf los und schien von seiner großen Eile so gründlich curirt, daß ich Mühe hatte, ihn aus dem Bett zu bringen. Als mir dieß endlich gelang, fingen seine Leiden wieder an. Als er sich gewaschen hatte, fand er kein Handtuch. Es war nur eines da und das hatte ich benutzt. Dafür ließ ich es aber an gutem Rath und Trost nicht fehlen; ich machte Mör darauf aufmerksam, daß in Kriegszeiten ein guter Correspondent sich allenfalls mit seinem Taschentuche das Gesicht trockne. Sonst thäte es auch der Wind, oder die Sonne. Mör war ein gelehriger Correspondent. Er trocknete sich Gesicht und Hände mit seinem Taschentuch und nannte dieß das zweite komische Abenteuer des Morgens. Ich widersprach nicht, und ein Herz und eine Seele gingen wir zum Kaffee hinunter.

Der Kaffee war schlecht und die heißen, national Flensburger Semmeln waren noch schlechter und Mör wollte den Kaffee nicht trinken und die Semmel nicht essen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß Alsen von den Dänen rein ausgefressen sey und es schwer halten werde, dort etwas zu bekommen.

„Dann nehmen wir uns Proviant mit,“ meinte er. Ich war's zufrieden und wir gingen zu einem Schlachter und kauften uns ein Stück geräucherten Rindfleisches, das wog fünf Pfund, und eine Wurst, die wog zwei. So weit war's gut, aber guter Rath wurde theuer, als nach Abschluß des Handels die Transportfrage sich ganz von selbst aufwarf.

„Doctor, bezahlen will ich's, aber tragen müssen Sie's,“ sagte Mör. „Bezahlen mögen Sie's, aber tragen müssen Sie's auch, denn eine Haselnuß würde meiner Reisetasche Gelegenheit zum Platzen geben. Dafür werde ich aber um so bereitwilliger beim Verzehren helfen,“ sagte ich.

„Aber meine Tasche ist so voll, daß kein Stecknadelknopf mehr hineingeht," versicherte Mör. Dann, meinte ich, wird es das Vernünftigste seyn, daß wir unsern Proviant gleich auf der Stelle verzehren. „Fünf Pfund Fleisch und zwei Pfund Wurst?" fragte Mör verwundert. — „Wenn man in den Krieg geht, so muß man sich einen großen Magen mitnehmen," antwortete ich altklug und erfahren. — „Da wollen wir lieber nach dem Sattler gehen und uns eine neue Tasche kaufen," lautete Mörs Auskunft.

Ich hatte nichts dagegen, und wir gingen zum Sattler. Zwei Thaler genügten, uns das Eigenthumsrecht an eine Tasche von schwarzem Wachstuch zu erwerben. Mit dieser gingen wir zurück zum Schlachter und holten unsern Proviant ab; und als wir diesen noch durch einige Pfund Brod vermehrt und dem Ganzen den Namen „eiserner Bestand" gegeben hatten, zogen wir vergnügt zum Thore hinaus.

Die Morgensonne war heiß und Hunderte von Wagen, die zum Fuhrpark im Sundewitt gehörten und von Flensburg Proviant zu holen kamen, hüllten uns in eine endlose Staubwolke.

„Aber mein Gott, Doctor, wir haben ja nichts zu trinken! Wir verschmachten ja, ehe wir eine Stunde hinter uns haben," rief Mör plötzlich. — „Mit dem Trinken werden wir uns wohl behelfen müssen, bis wir nach Alsen kommen," tröstete ich. — „Und in Alsen? Wer gibt uns da etwas? Ich glaubte, die Dänen hätten alles aufgezehrt." — „In ihren Feldflaschen werden sie wohl noch einige Reste übrig gelassen haben." — „In ihren Feldflaschen? Wie sollen wir an ihre Feldflaschen kommen?" — „Die Todten auf dem Schlachtfelde werden uns nicht wehren, unsern Durst aus ihren Flaschen zu löschen."

Mör bekreuzigte sich. „Nein," meinte er, „da wollen wir lieber nach Flensburg zurückkehren und uns etwas zu Trinken kaufen." — „Ich meinerseits danke. Aber gehen Sie in Gottes Namen. Ich werde mich derweil hier in's Gras legen und den Eisernen (Bestand) hüten."

Mör war's zufrieden und ging nach Flensburg. Nach einer Stunde kam er wieder mit einer nagelneuen Feldflasche, ganz mit steinaltem Rum gefüllt. Nachdem wir uns mit diesem an einer vorbeirinnenden Quelle ein Glas kalten Grog gemacht und uns so für die Weiterreise gerüstet hatten, hängten wir unsere schweren Taschen wieder um und schritten rüstig fürbaß.

Das dauerte jedoch nicht länger als eine kleine halbe Stunde; da stand Mör still und deklamirte mit tragischem Pathos:

Ach, wenn doch jemand käme
Und uns mit sich nähme!

Und als ich ihn näher betrachtete, sah er sehr blaß und angegriffen aus, und sein Kopf hatte eine Stellung zu seinem Körper angenommen, wie ich sie an den Grafen Egmont und Horn auf einem berühmten Bilde auf der letzten Londoner Ausstellung wahrgenommen hatte, wo nämlich die abgeschlagenen Köpfe wieder vor den Rumpf gesetzt, aber schlecht angepaßt waren. Das Angegriffenseyn konnte ich mir leicht erklären, denn der Correspondent Mör ist ein sehr langer und dünner Correspondent, in den man allenfalls einen Knoten schlagen könnte, ohne dadurch eine wesentliche Verkürzung in seiner Körperlänge zu erzielen. Aber wie sein Kopf zu dieser malerischen, jedoch bei einem ungeköpften Menschen regelwidrigen Stellung gekommen war, konnte ich mir schlechterdings nicht erklären, bis ich bei näherer Besichtigung wahrnahm, daß er das Tragband der auf dem Rücken getragenen neuen Tasche mit dem eisernen Bestande erst unter den Armen durch und dann hinten um den Hals geschlungen hatte, so daß das Band die Schultern zurück-, Hals und Kopf aber vordrängte. Diesem Uebelstande war bald, aber nicht ohne ein neues Unglück abgeholfen. Beim Abnehmen löste sich das schlecht genähte Tragband am einen Ende von der Tasche, so daß Herr Mör diese hinfür unterem Arm tragen mußte.

„O, wenn doch jemand käme, der uns mit sich nähme!" stöhnte Mör nach einer Viertelstunde wieder. „Ich kann wahrhaftig nicht mehr, Doctor. Lassen Sie uns hier über die Hecke steigen und dort unter der Baumgruppe etwas frühstücken." Ich hatte nicht das Geringste dawider, und wir stiegen über die Hecke und machten uns an unsern eisernen Bestand.

Derweil fing es an zu regnen, und als wir mitten im Frühstücken waren, ging es Trabtrab, Trabtrab auf der Heerstraße, und ein Zug preußischer rother Husaren kam daher gesprengt, setzte über den Knick und war im nächsten Augenblick bei uns unter den Bäumen. Sie waren im Lagernegligé und machten sich und ihren Pferden wahrscheinlich bloß ein wenig Bewegung. Einer nach dem andern setzten sie über den Knick und bildeten bald einen neugierig uns betrachtenden Kreis, in welchem wir wie zwei Jahrmarktsaffen, die das schaulustige Publikum reichlich mit Nüssen und Aepfeln versorgt hat, saßen und kauten und mit großen Augen zu unsern Bewunderern emporblickten.

Um uns aus dieser etwas peinlichen Situation zu befreien, ergriff ich Mörs Flasche, setzte sie an den

Mund und sagte: „Auf Ihr Wohl, meine Herrn Husaren!“ Nachdem ich getrunken, stand ich auf und reichte die Flasche dem Nächsten. Dieser nickte freundlich, trank, sagte Brr! und gab die Flasche mit einem „Prost“ seinem Nachbar. Die Flasche machte die Runde, und als sie zurück kam, war sie leer.

„Des Rumes wären wir ledig, Gott sey der Wurst nun gnädig!“ sagte Mör leise zu mir. Aber seine Besorgniß verwirklichte sich nicht. Der Regenschauer war vorüber, die Husaren grüßten mit zwei Fingern an der Mütze und machten sich einer nach dem andern wieder auf die Straße.

Hierin folgten wir ihnen bald, und das Glück wollte, daß, als Mör sein „Ach, wenn doch jemand käme, der uns mit sich nähme!“ wieder hören ließ, ein Marketenderwagen hinter uns angehumpelt kam. Der Markentender war ein humaner Mann und bereit, uns für einen einzigen Thaler die Flasche wieder zu füllen, für zwei andere aber uns selbst nach Sonderburg mitzunehmen. Ich rieth von dem letzteren ab, da ich gewiß war, daß wir noch andere und billigere Fahrgelegenheiten, woran es auf dem Kriegsschauplatz selten fehlt, finden würden. Aber Mör versicherte, er könnte keine fünf Schritte mehr gehen, und meinte, es hieße den Himmel versuchen, wollten wir ein so augenscheinlich von der Vorsehung benutztes Werkzeug (ich glaube, er meinte den Marketender) in unserem Unverstande zurückweisen. Ich fügte mich also, der Handel wurde abgeschlossen und wir stiegen auf.

Kaum hatte der lebensmüde Gaul uns einige hundert Schritte weiter gebracht, so kamen wir an eine Anhöhe, und der Marketender ersuchte uns höflich, abzusteigen, da sein Gaul bergauf schon ohne uns übergenung zu schleppen habe. Wir waren keine Thierquäler und stiegen ab. Als wir nun langsam dem keuchenden Thiere voraufschritten, kam ein mit zwei blanken Pferden bespannter und mit zwei bequemen Sitzen versehener Bauerwagen hinter uns angerollt. Ich fragte den Bauern, ob er nach Sonderburg wolle? „Ja.“ — Ob er uns mitnehmen wolle? — „Ja.“ — Was er dafür haben wolle? — „Etwas zu trinken.“ — „Topp,“ sagte ich, „wir fahren mit!“ — „Halt!“ rief der Marketender, „Sie fahren mit mir!“ — „Ihr Pferd kann uns ja nicht ziehen.“ — „Wer sagt das?“ — „Sie haben es eben selbst gesagt.“ — „War bloß eine erlaubte Nothlüge, weil ich das Pferd schonen wollte, dem es allerdings schwerer wird, den Berg hinauf zu kommen, als Ihnen. Wenn Sie aber wollen, so steigen Sie nur gleich wieder auf.“ — „Hier haben Sie einen Thaler und damit geben Sie sich zufrieden!“ — „Nein, ich bestehe auf unserem Handel. Geben Sie mir zwei, dann können Sie fahren, mit wem Sie wollen.“

Ich würde ihm die beiden Thaler gegeben haben, aber der Bauer hatte schon genug von der Geschichte, hieb auf die Pferde und fuhr davon. Wehmüthig sahen wir ihm nach und gelobten, bei der nächsten Gelegenheit uns um den unverschämten Marketender gar nicht zu kümmern, sondern ruhig nach Sonderburg zu fahren.

Wagen holten uns noch mehrere ein; aber im Vorbeijagen hörten oder verstanden uns die Fuhrleute nicht, und wir blieben auf unserem Marketenderwagen sitzen. Endlich kam wieder eine Anhöhe, wir stiegen dem armen Thiere zu lieb ab und wurden für unsere Barmherzigkeit sogleich durch einen Wagen belohnt, der uns einholte und uns auch mitnehmen wollte, aber von dem Marketender, der anfing zu fluchen und zu schimpfen und zur größeren Sicherheit unsere Sachen in eine seiner Kisten packte, abermals daran verhindert wurde. Wir mußten uns in unser Schicksal fügen und mit der Versicherung des Marketenders, daß wenn sein Wagen nicht breche, oder sein Pferd nicht stürze, wir heute sicherlich noch nach Alsen kommen würden, zufrieden geben.

Langsam klapperten wir dahin auf der staubigen Straße, die Sonne brannte aus dem wolkenlosen Himmel herab und erinnerte uns oft an unsere neue, frischgefüllte Flasche, wenn dieses der Marketender nicht that, der zur Flasche eine schnelle Zuneigung gefaßt hatte und gar nicht blöde war, im Namen allgemeiner Kameradschaft, die auf dem Kriegsschauplatz herrschen müsse, zu fordern, wenn wir sie ihm nicht selbst reichten.

Für unsere kleinen Leiden wurden wir jedoch hinreichend durch die schöne Natur entschädigt, die wir Muße vollauf hatten zu betrachten. Zur Linken breitete sich das reizende Sundewitt mit seinen waldgekrönten Höhen und saatengesegneten Niederungen aus. Ein leichter Wind wogte über die schon im Aehrenschmuck glitzernden Roggenfelder. „Sieh, Freir reitet auf seinem goldborstigen Eber durch die Felder!“ sagte der poetische Mör; und in der That sahen die wogenden Kornfelder in der Ferne aus wie dahinjagende Schweineheerden, und wenn die Mythe von Freir und seinem goldborstigen Eber einem solchen Aehrenfelde ihre Entstehung verdankt, so müssen wir die Sinnigkeit unserer Vorfahren bewundern, wenn uns auch die Poesie des Vergleichs heutzutage ein wenig problematisch erscheinen mag. Zu unserer Rechten hatten wir hin und wieder die bezauberndsten Fernblicke auf den Flensburger Meerbusen, nach der Küste von Angeln, nach Holms und Glücksburg hinüber. Alte Erinnerungen tauchten auf.

und in meiner Phantasie fing die Scene an sich zu beleben.

Hinter Gravenstein wurde die Gegend noch interessanter. Hier fangen die Schlachtfelder von 1848, 1849 und 1864 an, und manches Kreuz stand da am Wege, welches Kunde gab von den dort gefallenen und begrabenen Söhnen zweier sich um das Erbe streitenden Brudervölker.

„Was für lange Reihen rother Häuser sind das, die sich dort dem Strande entlang ziehen?" fragte Mör. — „Das sind die Ziegeleien von Eckensund," antwortete ich. — „Wahrhaftig?" fragte Mör. „Da sind wir ja auf dem Schauplatze Ihrer „Neuen Nibelungen." „Das sind wir," antwortete ich bescheiden. — „Das ist mir aber interessant," meinte Mör, „da müssen Sie mich umherführen, wenn wir von Alsen zurückkommen." — „Gern!" war meine höfliche Antwort.

„Aber, Doctor, sagen Sie, die gräßliche Scene mit dem todten Bierkönig, ist die auch wahr?" — „Alles ist wahr!" gab ich shakespearisch zur Antwort. — „Und die „Herrngaardsskytern," die von einem Schneider ins Meer gejagt wurden?" fragte Mör weiter. — „Alles ist wahr," wiederholte ich.

„Wäre es nicht gut, wir schickten einige solcher Schreckschneider nach den dänischen Inseln, vielleicht liefe die ganze Nation ins Wasser, und es würde Frieden in der Welt?" — „Und was würde aus Ihnen und Ihren Correspondenzen vom Kriegsschauplatz werden?" — „Ja, das ist auch wahr! Nun, dann warten wir noch ein Weilchen mit den Schneidern."

Als wir nach Düppel kamen und es den steilen Düppelberg hinanging, stiegen wir ab, um einen Abstecher nach den berühmten dänischen Schanzen zu machen. Leider war von diesen und den Laufgräben nichts weiter zu sehen, als der Ort, an dem sie sich befunden hatten, der durch das mangelnde Korn bezeichnet wurde, das sonst in üppiger Fülle wuchs und die Spuren des Kampfs größtentheils verdeckt hatte. Nur hin und wieder zeigte sich eine kahle Stelle, wo die Erde aufgewühlt war, ein Zeichen, daß hier eine Kugel eingeschlagen hatte.

Als wir nach dem Wagen, der auf der Höhe des Düppelberges auf uns wartete, zurückkehrten, sahen wir den Marketender in dem Kasten, der unsere Sachen enthielt, kramen und dazu eifrig kauen.

„Doctor, je crois que cet homme a mangé de notre Eisernen," sagte Mör auf französisch, damit es der Marketender nicht verstehen sollte. — „Nous verrons," erwiderte ich, trat zum Wagen und forderte den Marketender auf, uns unsere Sachen zu geben, da wir die paar Schritte bis nach Sonderburg zu Fuß zurücklegen wollten. Er hatte allerlei dawider, mußte sich aber endlich bequemen, unsern Wunsch zu erfüllen. Eine Besichtigung des Eisernen brachte denn auch sofort die Spuren eines fremden Angriffs zu Tage.

„Haben Sie gefüttert, während wir abwesend waren?" fragte ich den etwas verblüfften Marketender. — „Nein." — „Haben Sie das Pferd ausgespannt und frei umhergehen lassen?" — „Nein." — „Kommt der Fall, daß Pferde Wurst und Rauchfleisch fressen, bei den Marketendern zuweilen vor?" — „Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß jemand während unserer Abwesenheit bei unserem Proviant gewesen ist, und da außer Ihnen und dem Pferde wohl Niemand daran konnte, so vermuthete ich, das Pferd .... aber nein, Ihr fettiger Mund und Ihre Hände tragen zu deutliche Spuren, als daß ich das Pferd beschuldigen sollte. Lassen Sie einmal sehen! Sie tragen ja wohl die Nummer des Regiments, bei dem Sie als Marketender fungiren, auf der weißen Binde am Arm. — So, schon gut, wir sprechen uns wieder! Vorläufig aber behalten wir die beiden Thaler zurück. Auf Wiedersehen in Sonderburg!"

Nun gab es ein Lamentiren und Beschwören, ihn nicht in Ungelegenheit zu bringen, aber wir würdigten ihn keiner Antwort, nahmen unsere Sachen und schritten den Berg hinab nach Sonderburg.

Es war bereits eine Pontonbrücke geschlagen, auf der wir ungehindert an das Alsener Ufer kamen. Hier zeigte sich unsern Blicken eine großartige Scene der Verwüstung. Ganze Straßen von Sonderburg lagen in Trümmern. Manche Häuser waren bis auf den Grund rasirt. Auch als wir höher in die Stadt hinaufkamen, war da fast kein Haus, welches nicht Kugelspuren zeigte. Am auffallendsten war die durchgängige Zertrümmerung der Fenster, die wir auch an den sonst unbeschädigten Häusern wahrnahmen. Dieß rührte von den demoralisirten dänischen Truppen her, die, als sie es in Sonderburg nicht mehr aushalten konnten, durch die Straßen gingen, die Fenster einschlugen oder einschoßen, die Häuser plünderten und theilweise auch in Brand steckten.

Wir hielten uns in Sonderburg nicht lange auf, weil wir das Schlachtfeld sehen wollten, wo eben noch die letzten Todten, welche zu sehen Mör eine ganz besondere Lust verspürte, eingesammelt und begraben wurden.

Wir gingen zuerst am Strande entlang, einem endlosen Laufgraben folgend, der die lange Kette von Batterien, die sich von Sonderburg den ganzen Alssund entlang zogen, verband. Da hier jedoch nichts

als die zurückgelassenen Kanonen nebst Munition, aber keine Todte zu sehen waren, so drängte Mör, das Schlachtfeld aufzusuchen, ehe es dunkel werde. Wir erkundigten uns also nach der Gegend, wo das Hauptgefecht stattgefunden hatte, und wurden nach Kjär gewiesen.

Auf dem Wege dahin, den wir größtentheils querfeldein nahmen, stießen wir bald auf Spuren des Kampfs: lange, parallellaufende, frischgetretene Pfade durch das Korn, hin und wieder ein zurückgelassener Schuh, eine verlorene Mütze, auch ein ausgeleerter Tornister, neben dem einige dänische Liebesbriefe umhergestreut lagen. Bei näherer Untersuchung zeigte sich auch ein dunkler Fleck in dem zerwühlten Boden und das helle Grün der zertretenen Kornhalme hatte sich mit Roth gemischt. Armer Tappere, der hier sein junges Leben ausgehaucht hatte! Und arme Pige (Mädchen), die du mit ängstlichem Blick die dünnen Reihen der heimkehrenden Krieger durchfliegen und deinen Wilhelm vergebens suchen wirst! Deine Briefe aber sollen kein Spiel der Winde werden und vielleicht rohen Menschen zur Belustigung dienen. Wir wollen sie mitnehmen und in Ehren halten.

(Schluß folgt.)

Goethe und Fichte.

(Schluß.)

Letzteres hatte die „Appellation" freilich gar nicht bezweckt, sie hatte sich bloß auf das Verbot und den Vorwurf des Atheismus beschränkt, aber sie hatte doch eine ihn, Fichte, umspinnende Verfolgung behauptet, welche zu den gewaltthätigsten Mitteln greifen würde, ohne irgend des Schutzes der Regierung zu gedenken, welche ihn zu halten und sein Recht zu wahren Kraft und Willen hatte. „Was meine besondere Meinung betrifft," fährt Schiller fort, „so hätte ich allerdings gewünscht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besondern Schrift ruhig und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das sächsische Consistorium abgelegt hätten. Dagegen hätte ich, wenn ja etwas gegen die Confiskation Ihres Journals gesagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewiesen, daß das Verbot ihrer Schrift, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, noch immer unstatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen alle, auch die Philosophen von der Gegenpartei, beigetreten seyn, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Mensch sich wehren muß, gespielt worden."

Goethe war hiemit ganz einverstanden; er bedauerte den unklugen und unnöthigen Schritt, wodurch der Regierung die Beilegung der Sache erschwert werde, und daß die ausgesprochene Furcht vor dem Scheiterhaufen ihn bei allen ruhig Denkenden lächerlich mache. „Fichte brandert es schon," scherzte er bei Wieland; „darum schreit er vom Scheiterhaufen." Auch galt wohl besonders Fichte seine Klage über diejenigen, welche Weimars Gemeinvortheil verriethen, da Fichte, indem er Denkfreiheit auf das leidenschaftlichste forderte und Kursachsen wegen seiner Unterdrückung derselben verhöhnte, das Wohl der Universität ganz hintansetzte, deren Besuch Kursachsen leicht verbieten konnte.

Vergebens hatte Schiller Fichte zu beruhigen und ihn vor leidenschaftlicher Hitze zu warnen gesucht. Seine beim Senate eingegebene Verantwortungsschrift war noch schärfer als die „Appellation" gehalten; statt sich auf die Frage zu beschränken, ob die verklagten Aeußerungen wirklich atheistisch seyen, ließ er sich auf manches ein, was zur Sache nicht gehörte, suchte als Grund der Verfolgung politischen Haß und als Veranlassung eine niederträchtige Schmähschrift nachzuweisen, bestritt, daß es unter jeder Bedingung unerlaubt sey, besonders in philosophischen Werken wahrhaft irreligiöse Lehren vorzutragen, und er schloß mit der entschiedenen Forderung, ihn entweder von der Anklage des Atheismus ehrenvoll freizusprechen oder, wenn man seine richtig verstandenen Lehren als atheistisch verdamme, ihn seines Amtes zu entsetzen. Goethe fand eine solche Vertheidigung mit Recht abgeschmackt, da sie die Sache

absichtlich auf die Spitze stellte, und der Regierung, die ihn halten wollte, nur Verlegenheit bereitete. Daß man von Seiten dieser unter der Hand mit Fichte verhandelt habe, beruht auf irriger Annahme des Lebensbeschreibers; am wenigsten darf man aus den Worten: „Mündlich das Weitere!" am Ende von Schillers Brief den Schluß ziehen, dieser habe, als er mit Goethe am 6. Februar nach Weimar zurückkehrte, mit Fichte seiner Angelegenheit wegen gesprochen. Auf die Haltung seiner Vertheidigungsschrift weiteren Einfluß zu üben, konnte keinem einfallen, da, wie die Geheimräthe und der Herzog die Sache ansahen, ihm Schiller bereits mitgetheilt hatte. Wohl mochte man in Weimar sich sagen, daß ein Verweis Fichte zum Aeußersten treiben, und er lieber seine Stelle niederlegen, als sich einen solchen gefallen lassen werde, und es wäre möglich, daß Goethe, der es für Pflicht der Regierung hielt, sich dadurch von dem, was ihr nothwendig scheine, nicht zurückschrecken zu lassen, bei dieser Gelegenheit mit Hindeutung auf Schelling geäußert: „Ein Stern geht unter, der andere erhebt sich;" — auf die letzte Entscheidung wirkte er nicht ein, sondern diese erfolgte unerwartet rasch während seiner Anwesenheit zu Jena und ward durch einen neuen verhängnißvollen Schritt von Fichtes Seite herbeigeführt.

Fichte fühlte sich durch den Gedanken, man könnte die Sache mit einem Verweise abmachen wollen, so leidenschaftlich aufgeregt, daß er nicht unterlassen konnte, der Regierung einen deutlichen Wink zu geben, daß sie dieß ja nicht wagen möge, da sie hierdurch ihrer Universität die gefährlichste Wunde schlagen würde. Goethe war am Mittag des 21. wieder nach Jena gekommen. Den folgenden Tag schrieb Fichte an Voigt einen seine Stellung vollkommen verkennenden Brief. „Ich habe, verehrungswürdiger Herr Geheimrath, in der bekannten Angelegenheit keinem Manne am Platze extra acta mich mittheilen wollen," beginnt er. „Jetzt sind unsere Verantwortungsschriften eingelaufen, und es ist daran, mein Schicksal, und vielleicht das Schicksal einer berühmten Universität zu entscheiden. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich es denn doch für Pflicht, ein Wort dazwischen zu reden, ehe beides entschieden wird. Ich wende mich an Ew. Hochwohlgeboren als an denjenigen, der mich hieher gerufen und der eine Zeit lang die Güte gehabt, meine Angelegenheiten für einen Theil der seinigen zu halten. Ich überlasse es gänzlich Ihrer eigenen Weisheit, inwiefern Sie von dem, was ich Ihnen sagen werde, weiteren Gebrauch machen, oder lediglich Ihre eigenen Rathschläge und Maßregeln dadurch bestimmen lassen wollen."

Nachdem er des ungeheuern Mißverständnisses der Anklage gedacht, und daß nur diejenigen, welche die eigentliche Tendenz seines Systems kennen, über die Sache zu urtheilen im Stande seyen, droht er: „Die Frage, warum man einen Professor der Philosophie, der weit entfernt ist, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht, und den Generalsuperintendenten dieses Herzogthums (Herder), dessen öffentlich gedruckte Philosopheme in der That dem Atheismus so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht, diese Frage, die ich aus Diskretion nicht gethan habe, wird nächstens ein anderer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es sicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut." Als ob man freiwillig Fichte zur Verantwortung gezogen habe, nicht in Folge einer Klage, welche man zum Vortheile der Universität nicht unbeantwortet lassen konnte. Gegen Herder war ja noch kein Kläger aufgetreten.

Was er unter „dem Schritte vorwärts" verstehe, ergibt sich aus der Einleitung zur zweiten Drohung. „Jetzt nehme ich mir die Freiheit," fährt er fort, „eine Stelle in meiner Verantwortungsschrift zu commentiren. „Man wird mir," sage ich in derselben, „wohl auch keinen gerichtlichen Verweis geben; man wird gegen meine Ehre, die mir lieber ist als mein Leben, nichts thätlich unternehmen." Das habe ich gesagt, weil ich zu dem Entschlusse leiten möchte, es nicht zu thun, nicht aber, als ob ich wüßte oder so sicher darauf rechnen könnte, daß man es nicht thun würde. Persönliche Beziehungen auf mich, die sich ergeben haben sollen (er meinte politische Verdächtigungen, die aber wohl nur in seiner Einbildung oder auf leeren Zuträgereien beruhten), neuerlich entstandene Beziehungen auf die ganze Universität und, was mehr ist, die Beziehungen auf Kursachsen dürften wohl, um dem letzteren eine Art Genugthuung zu geben, auf den Entschluß leiten, mir durch den akademischen Senat eine derbe Weisung zukommen zu lassen und zu rechnen, daß ich, wenn auch nicht in gleichem Grade dafür interessirt, den Verfasser vom „Grabmal des Leonidas" kein Dementi bekommen zu lassen, dennoch diesen Verweis ruhig hinnehmen werde. Ich muß erklären, verehrtester Herr Geheimrath, daß darauf nicht zu rechnen ist; das darf ich nicht, das kann ich nicht. Ich darf nicht. Mein Benehmen in dieser ganzen Sache von Anfang an bis hieher ist meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht nur tadellos, sondern preiswürdig, und es ist verächtlich, das Preiswürdige, es sey an andern oder an uns selbst, öffentlich schelten zu lassen, ohne, in wie weit es an uns liegt, den Tadel desselben abzuwehren. Ich kann nicht. Ich bin gerade durch meine Feinde

schon lange, und jetzt mehr als je, in eine Lage getrieben, die die strengste Unbescholtenheit zur Bedingung meiner Existenz macht. Freund und Feind erwartet diese von mir und muthet sie mir zu. Ich kann, ohne alles zu verlieren, etwas Unanständiges eben so wenig öffentlich erdulden als thun. Jener Verweis würde in kurzer Zeit in allen Zeitungen abgedruckt erscheinen und mit lautem Hohngelächter und Schadenfreude von meinen Feinden aufgenommen werden. Jeder rechtliche Mensch würde fühlen, daß es mir die Ehre verböte, Regierungen, die mich eines solchen Verweises für werth geachtet hätten, länger unterworfen zu seyn, und die allgemeine Verachtung würde mich treffen, wenn ich es bliebe. Es würde mir nichts übrig seyn, als den Verweis durch Abgebung meiner Dimission zu beantworten, und diesen Brief, den ich mir gegenwärtig die Ehre gebe Ew. &c. zu schreiben, der allgemeinsten Publicität zu übergeben."

Endlich glaubt er sich noch verbunden, eine dritte, eigentlich vierte Drohung hinzuzufügen. „Mehrere gleichgesinnte Freunde, welche man für bedeutend für die Akademie anerkannt hat und welche in der Verletzung meiner Lehrfreiheit die ihrige als mitverletzt ansehen würden, sind auch über die Ansicht, die ich Ew. &c. so eben vorgelegt, mit mir einig; sie haben mir ihr Wort gegeben, mich, falls ich auf die angegebene Weise gezwungen würde, diese Akademie zu verlassen, zu begleiten und meine ferneren Unternehmungen zu theilen; sie haben mich berechtigt, Ihnen dieses bekannt zu machen. Es ist von einem neuen Institute die Rede; unser Plan ist fertig, und wir können dort denselben Wirkungskreis zu finden hoffen, welcher uns allein hier anzuziehen vermochte, und die Achtung, welche man auf diesen Fall uns hier versagt haben würde."

Diese letztere, auf einen genau entworfenen Plan hindeutende Drohung beruhte auf dem allerschwächsten Grunde. Freilich hatte man Fichte früher die Hoffnung auf Neugründung der Universität Mainz gemacht, wohin man ihn und seine Freunde gern ziehen würde; aber die Universität war mittlerweile wieder in der alten Weise eröffnet worden, und es war kaum noch eine Aussicht, daß der frühere Plan durchgehen werde, weßhalb die Berufung auf diese jetzt ganz in der Luft schwebende Anstalt, die ihm und seinen Freunden einen erwünschten Wirkungskreis eröffnen würde, eine bloße Rednerei war. Mochte er auch mit einzelnen seiner Freunde früher von den Mainzer Aussichten gesprochen und diese ihm dorthin zu folgen zugesagt haben, davon, daß sie, falls er seine Entlassung nehmen müsse, dasselbe thun würden, war keine Rede gewesen. Freilich behauptet Fichte entschieden, Paulus habe für den angedeuteten Fall zugesagt, gleichfalls seine Entlassung zu nehmen, aber Paulus stellt dieß in Abrede; er habe nur erklärt, nicht in Jena zu bleiben, wenn die Lehr- oder Ueberzeugungsfreiheit verletzt würde. Paulus, damals Prorector, war, da er eben gerüchtsweise vernommen, man wolle Fichte durch den Senat einen Verweis zukommen lassen, selbst zu diesem geeilt, der ihm seinen Entwurf zum Briefe vorlegte, worüber sie weiter verhandelten. Ohne ihn, meint Fichte, würde er den entworfenen Brief wohl haben liegen lassen. Als Fichte Tags darauf den veränderten Brief Paulus mittheilte, äußerte dieser den Wunsch, durch die Fassung des Satzes: „es würde mir nichts übrig bleiben," auf den Ausweg eines nicht öffentlich compromittirenden Verweises hinzulenken. Aber Fichte änderte die Stelle nicht, ja er fügte noch die Drohung der Veröffentlichung des Briefes hinzu. Dennoch gab sich Paulus dazu her, den Brief nach Weimar an Voigt zu bringen und, wie Fichte selbst und Paulus berichten, diesem den Ausweg des Privatverweises bestimmt anzugeben, dagegen alle Folgen eines öffentlichen noch einmal lebhaft vorzulegen. Wie seltsam aber war es, daß in dem ausführlichen Privatschreiben nur die stärksten Drohungen ausgesprochen wurden, falls die Regierung einen öffentlichen Verweis ihm zugehen lassen werde, wogegen die Annahme eines Privatverweises gar nicht erwähnt, ja vielmehr dadurch ausgeschlossen ward, daß er sein ganzes Benehmen in dieser Sache für preiswürdig erklärte, also jeden Verweis für unberechtigt erkannte! Wenn Fichte selbst später behauptete, durch starke Bezeichnung des entgegengesetzten öffentlichen und gerichtlichen Verweises den Ausweg des Privatverweises angegeben zu haben, so wird dieß kaum jemand finden. Und wäre dieses auch, welche Zumuthung, daß Voigt diesen Hauptpunkt zwischen den Zeilen lesen solle, während die Drohungen mit bitterster Schärfe und Selbstgefälligkeit ausgesprochen waren! Auf solche Weise sich vorschreiben lassen, was man thun dürfe, unter derben Drohungen vor einem möglichen Schritte sich warnen lassen, das darf eine Regierung nicht dulden, will sie nicht der Spielball der Laune ihrer Untergebenen werden.

Der Brief war eine reine Abgeschmacktheit, die Fichtes Mangel an Weltklugheit auf das deutlichste beweist. Schillers und Goethes Klagen über Fichtes Absurdität, seine Unklugheit, seine Schiefheiten werden durch ihn gründlich bestätigt. Aber auch Paulus benahm sich ungeschickt, als er sich zum Träger eines solchen Drohbriefes und zum Befürworter so wunderlicher Bedingungen hergab. Was die Sache selbst betraf, so hatte Weimar unzweifelhaft bereits den andern

Höfen einen Verweis der Unvorsichtigkeit als einfachste Lösung in Vorschlag gebracht; und wäre dieß auch nicht gewesen, so konnte man mit einem Privatverweis sich nicht begnügen, den man geheim halten, nicht einmal Kursachsen mittheilen durfte, das durch irgend ein Zugeständniß zu befriedigen der Vortheil der Universität dringend forderte. So blieb also kein Ausweg, als den Verweis durch den Senat Fichte zukommen zu lassen. Daß aber ein Mann von solcher starren Strenge, wie Fichte, seine Drohungen wahr machen werde, mußte man voraussetzen, und so schien es der Regierung der einfachste Weg, der Sache ein Ende zu machen, wenn sie gleich die gedrohte Entlassung annahm, statt sich diese in den derbsten Ausdrücken von dem aufgeregten Manne aussprechen zu lassen, der nur auf die Denkfreiheit und seine Ehre, nicht auf den Vortheil der Universität bedacht war, von welcher die bedrängte Regierung das drohende Verbot abzuwenden suchen mußte.

Aber war dieß nicht ein Mißbrauch eines Privatbriefes, daß Voigt das an ihn gerichtete Schreiben dem Herzog mittheilte und dieser sich darauf bezog? Ein reiner Privatbrief war das Schreiben keineswegs. Fichte hatte Voigt freigegeben, nach seiner eigenen Weisheit davon „weiteren Gebrauch zu machen," ja er hatte gedroht, selbst den Brief zu veröffentlichen. Bei einer solchen Rücksichtslosigkeit wäre jede Rücksicht von Seiten der Regierung bedauerliche Schwäche gewesen, sie mußte die Drohungen einfach annehmen. Und so ward denn auch am 29. März die Entscheidung ausgefertigt. Die von Kursachsen bezeichneten Sätze wurden als seltsam und anstößig nach dem gemeinen Wortverstande erklärt, ihre Verbreitung als sehr unvorsichtig erkannt, und der Senat beauftragt, den Herausgebern ihre Unbedachtsamkeit zu verweisen und ihnen eine bessere Aufmerksamkeit auf die herauszugebenden Aufsätze zu empfehlen, wozu die Regierung um so mehr berechtigt war, als die Professoren als solche volle Censurfreiheit hatten. In einer Nachschrift wurde mit Bezugnahme auf den Brief an Voigt die Entlassung Fichtes als nothwendige Folge angenommen, und zugleich bemerkt, daß der Herzog denjenigen, die Fichte, wie er behaupte, zu folgen gedächten, die Entlassung vorzuenthalten nicht gemeint sey.

Goethe befand sich noch in Jena, als dieser Erlaß beim Prorektor Paulus anlangte. Letzterer kam sogleich mit der traurigen Kunde zu Fichte und beredete diesen zu einem neuen Brief an Voigt, worin er sonderbarerweise erklärte, der ihm ertheilte Verweis sey kein solcher, wie er ihn im Sinne gehabt, da er seine Lehrfreiheit nicht verletze, daher er auch nicht gezwungen sey, deßhalb seine Entlassung zu nehmen. Dieser authentischen Erklärung seines früheren Briefes möge Voigt dieselbe Verbreitung geben wie diesem, besonders ihn dem Herzog vorlegen. Aber Fichte hatte jeden Verweis in dieser Sache, der ihm öffentlich zu Theil werde, als eine Beleidigung seiner Ehre erkannt, und so war diese Behauptung nur eine Ausflucht, zu welcher ihn das Verlangen trieb, die Entlassung rückgängig zu machen. Paulus eilte mit diesem Briefe wieder nach Weimar, wo Voigt ihm sogleich bemerkte, die Sache sey nicht rückgängig zu machen, da man die Entlassung bereits nach Dresden gemeldet und auch den übrigen sächsischen Höfen davon Anzeige habe zukommen lassen.

Dieser zweite Brief erscheint als eine neue Unklugheit, da an eine Abänderung des gefaßten Beschlusses unmöglich zu denken war, wäre auch der Rückzug nicht so ungeschickt gewesen. Die Regierung befand sich ganz in ihrem Rechte; sie hatte sich eines freilich höchst bedeutenden Mannes, eines beliebten Lehrers entledigt, der durch sein rücksichtsloses Handeln ihr nur immer neue Verlegenheiten bereitet haben würde, da er für ihre bedrängte Lage und den Vortheil der Universität kein Auge hatte. Nur durch seine ungeschickten Drohungen, sein unzeitiges Dreinreden hatte Fichte seine Entlassung sich zugezogen. Hätte er die Entscheidung ruhig erwartet, und als ihm der Verweis zukam, diesen einfach durch seinen Abschied abgelehnt, so würde man sein Benehmen als Ausfluß eines selbstständigen, auf seine Ehre haltenden Charakters haben ehren müssen. Er selbst war später über die Sache nicht ganz mit sich einig. In einem Briefe an seine Gattin vom August des Jahrs sagt er, es reue ihn keineswegs, daß er keinen Verweis gewollt und mit dem Abschiede gedroht, wobei er sich nicht zu erinnern scheint, daß er doch einen Privatverweis sich auch damals hatte gefallen lassen wollen; er billige ganz seinen ersten Brief, mißbillige bloß den zweiten, den ihm Paulus abgepreßt habe. Dagegen spricht er gegen Reinhold ein paar Monate früher seine Reue aus, gesteht freimüthig seinen Fehler, daß er durch den ersten Brief der Regierung einen Schein des Rechtes geboten habe. „Hätte ich ihnen doch nicht diesen Schein durch ein unglückliches Herausgehen aus meinem Charakter in die Hände gegeben!"

Es ist schmerzlich, auf solche Fehltritte eines der ersten Geister unseres Volkes eingehen zu müssen, aber hier war es unumgänglich nöthig, der beschönigenden Darstellung des Lebensbeschreibers gegenüber, die Goethes Verhalten und Urtheil in ein falsches Licht rückt. Nach der gegebenen Darstellung wird man Goethes fünf Monate nach Fichtes Entlassung gethane Aeußerung an

seinen Schwager Schlosser recht zu würdigen vermögen. „Was Fichte betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, desto mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation so ungemein weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn auch (nur) von der einen Seite gebilligt, von der andern Seite nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement solche Sprache erlaubte."

Die Würde der Regierung erforderte diesen Schritt, auf den übrigens, wofür auch die eben angeführte Aeußerung sprechen dürfte, Goethe keinen entschiedenen Einfluß hatte. Wer Karl Augusts kräftiges, oft leidenschaftlich durchgreifendes Wesen kennt, der wird auch kaum zweifeln können, daß die rasche Entscheidung nicht sowohl Voigts als sein Werk war. Wenn Voigt später alles that, um die Entlassung Fichtes bei den Studenten und in weitern Kreisen in ihr rechtes Licht zu setzen, so geschah dieß zum Vortheil der Universität und zur Rechtfertigung der Regierung, und man würde es ihm auch nicht zu hoch anrechnen dürfen, sollte er hierin zu weit gegangen seyn. Daß aber die Weimarische Regierung oder der Herzog selbst den Fürsten von Rudolstadt bestimmt habe, Fichte den von diesem gewünschten freien Aufenthalt in seinem Lande zu verweigern, beruht auf bloßer Einbildung Fichtes. Der Herzog würde nichts dagegen gehabt haben, wenn Fichte in seinem Lande geblieben wäre; mochte es ihm auch unangenehm gewesen seyn, durch Fichtes Zurückziehen nach dem Rudolstädtischen den Schein auf sich zu ziehen, daß er in seinem Lande nicht hätte bleiben dürfen, einen Wink deßhalb dem Fürsten zu geben, konnte ihm nicht einfallen. Dagegen mochte es letzterem unlieb seyn, sich als Beschützer des von Jena entlassenen Professors darzustellen, dessen Lehren man des Atheismus beschuldigt hatte; er fürchtete am Ende seine Geistlichkeit und wohl gar die Stimme des Volks. Schiller fand eine solche Zumuthung unklug; sie zeige, wie incorrigibel Fichte in seinen Schiefheiten sey. Wie könne er dem Fürsten zumuthen, sich umsonst und um nichts bei allen anders denkenden Höfen zu compromittiren! Und welche armselige Erleichterung verschaffe ihm wohl ein freies Quartier dort, wo er gar nicht an seinem Orte sey! Denn man hatte ihm berichtet, um ein solches sey er eingekommen. Fichtes Brief an den Fürsten, dessen Fassung vielleicht auf die Ablehnung nicht ohne Einfluß blieb, liegt uns nicht vor. Er selbst sagt uns, daß der Geheimerath zu Rudolstadt seine Bitte rund abgeschlagen.

Goethe schätzte Fichte als trefflichen Kopf; aber er bedauerte seinen Mangel an Weltklugheit und Mäßigung. Nichts lag ihm ferner, als ihn seiner freien Gesinnungen wegen zu hassen, vielmehr blieb er ihm persönlich immer freundlich gewogen. Im September meldet Fichtes Gattin nach Berlin von Jena aus: „Goethe ist jetzt hier und hat sich bei Schlegel sehr freundlich nach dir, deinen jetzigen Arbeiten und Befinden erkundigt." Fichte legte diese Freundlichkeit falsch aus, wenn er darin ein Schuldbekenntniß Goethes sah, indem er irrig annahm, wie man ihm gesagt, dieser habe einen Haupteinfluß bei seiner Entlassung geübt. „Was du mir von Goethe schreibst, ist etwas," erwiedert er. „Es ist begreiflich, daß Leute, wie Goethe, nachdem nur die erste Hitze bei ihnen verraucht ist, sich des Auftritts mit mir, der ihnen, wie sie wohl wissen, auch noch ganz anders gedeutet wird, als sie meinen, schämen, ihn ungeschehen wünschen, begreifen, daß der Universität ein nicht wohl zu ersetzender Schaden zugefügt worden u. dgl. — Es ist leicht, in der Hitze einen falschen Schritt durchzusetzen, aber sehr schwer, ihn bei kaltem Blute wieder gut zu machen. Wünschen thäte ich freilich meine Restitution, wenn es mit meiner vollen Ehre geschehen könnte; aber es ist kaum nur daran zu denken. Jedoch ich hoffe, es soll uns nicht Noth thun." — Der Herzog hatte bereits ein Gesuch der Studirenden um Wiederanstellung Fichtes entschieden abgelehnt, und kein Zuspruch würde ihn je zu einem solchen Schritte bewogen haben, wozu aber auch weder Goethe noch Voigt rathen konnten.

In der ersten Hälfte des Decembers kam Fichte nach Jena, um im nächsten Monat mit seiner Familie nach Berlin überzusiedeln. Schiller schreibt am 7. von Weimar aus an Goethe: „Fichte ist, wie ich höre, nun in Jena angelangt; ich bin neugierig, ob mit Ihrem Fuhrwerk." Goethe, der zwei Tage darauf nach Weimar zurückkehrte, sah ihn nicht, ebensowenig Schiller, der nun in Weimar wohnte. Und doch hatte Fichte ein paar Monate vorher seiner Gattin geschrieben, sobald er nach Jena komme, werde er seine jetzige Ansicht der Sache unverholen äußern, daß die Weimarische Regierung in ihrer Art ganz recht gehabt habe, wie er in der seinigen; es habe zwischen ihnen als Parteien

so kommen müssen; er werde sogleich Voigt, Goethe und Schiller besuchen und ihnen dieß sagen. Der Herzog lehnte im Januar ein zweites Bittgesuch von Studirenden um Fichtes Berufung kurz ab. Fichtes Aufenthalt verzögerte sich über Erwarten. Ehe er aber nach Berlin zurückkehrte, meldete er bei Goethe sich zum Abschiedsbesuche an, mit einer Förmlichkeit, welche diesem gar wunderlich vorkam. „Beiliegenden Brief erhalte ich von Fichten," schreibt Goethe den 12. März 1800 an Voigt; „wahrscheinlich ist ein ähnlicher bei Ihnen eingelaufen. Daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Fratzenhaftes in seinem Betragen ankleben muß! Ich denke ihm heute zu antworten, daß es mir ganz angenehm seyn soll, ihn bei seiner Anherkunft zu sehen. Uebrigens halte ich es für unverfänglich, daß man ihm den Titel als Professor gebe, doch habe ich mir vorher Ihr gefälliges Sentiment in dieser Sache erbitten wollen, damit man bis zum Schluß hierin einstimmig handle." Fichte muß freundlich von Goethe geschieden seyn. Als er im Juli eine Zeitschrift, „Jahrbücher der Kunst und Wissenschaft," bei Unger zu Berlin in Verbindung mit Schelling u. a. herauszugeben beabsichtigte, lud der Verleger auch Goethe und Schiller dazu ein, die aber ablehnten; dagegen hoffte Fichte am 15. November nach einem so eben empfangenen Briefe beide zu der mit Schelling bei Cotta herauszugebenden Zeitschrift zu gewinnen. „Die Ausführung lassen Sie nur mir," schreibt er an Schelling. Goethe verkehrte damals zu Jena viel mit den dortigen Philosophen, mit Niethammer, Schelling und Fr. Schlegel. Von Schelling bat er sich Fichtes vernichtende Kritik von Bardilis Logik aus, für welche sich Reinhold entschieden hatte, um sich über die Sache aufzuklären.

Am 9. Juni 1803 wandte sich Fichte an Schiller mit der Bitte, ob nicht etwa die herzogliche Kammer die auf seinem Hause zu Jena noch zu seinen Gunsten haftende Hypothek übernehmen möchte. „Könnten Sie etwa den Direktor der Kammer, Herrn Geheimerath Schmidt, der meiner Frau Onkel ist, durch seine eigene Geneigtheit oder durch Geheimerath Goethe oder Voigt zu diesem Geschäft bewegen?" Goethe nahm sich der Sache an und sandte an Zelter einen darauf bezüglichen Brief des Advokaten Salzmann. Zu seinem großen Aerger mußte Fichte in Berlin gleich darauf das Auspochen von Goethes natürlicher Tochter erleben. So sehr er auch Goethes „Iphigenia," „Tasso" und „Hermann und Dorothea" stets geliebt und verehrt habe, schreibt er an Schiller, so halte er doch dieses Werk für das größte dermalige Meisterstück des Meisters, worauf er sich weiter über das Wesen und die Vorzüge der „natürlichen Tochter" ausspricht. Goethe dankte ihm am 29. August durch Zelter für den sehr schönen und liebenswürdigen Brief, den er über sein Stück an Schiller geschrieben, und läßt ihm sagen, daß sie seine Angelegenheit bestens beherzigten; aber leider ruhe auf allem, was Advokatenhände berührten, so leicht ein Fluch. Am 23. September meldet Goethe an Schiller: „Möchten Sie wohl beikommendes Blatt an Fichte abgehen lassen? Leider steht die ganze Sache nicht erfreulich. Fichte steht bei seinem großen Verstande noch im Wahn, als könnte man vor Gericht auf seine eigene Weise Recht behalten, da es doch daselbst hauptsächlich auf gewisse Formen ankommt. Auch ist, wie Sie aus dem Blättchen sehen werden, Salzmann, der von Grund aus nichts taugt, abzuschaffen." Fichte wurde auch von Goethe zur Theilnahme an der neuen Literaturzeitung aufgefordert, wozu er sich gern bereit erklärte.

Als Schiller mit seiner Familie im Mai 1804 Berlin besuchte, fand er bei Fichte und seiner Gattin die freundlichste Theilnahme. Bei der Nachricht, daß Schiller für die preußische Königsstadt gewonnen sey, erbot sich Frau Fichte, ihnen eine gute Wohnung zu besorgen. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Der Tod Schillers betrübte Fichte und dessen Gattin, die unterdessen nach Erlangen gegangen waren, auf das erschütterndste. „Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten," äußert er an Wolzogen. Seine Gattin sprach der Wittwe ihre herzlichste Theilnahme aus; sie möge zu Fichte das völlige Zutrauen wie zu einem Bruder haben, wenn er in literarischer Hinsicht ihr dienen könne. „Man sagt im Publikum," bemerkt sie, „daß Goethe gefährlich erkrankt sey. Wolle Gott, daß dieß ein falsches Gerücht sey, und daß er nicht auch uns entrissen werde! Wir grüßen ihn herzlich." Auch später theilte Frau von Schiller Fichtes Gattin manches über Goethe mit, woran diese herzlichen Antheil nahm. Im Sommer 1806 erkundigte sich Goethe bei Zelter nach der Weise und dem Erfolge der von Fichte zu Berlin gehaltenen Vorlesungen. Fichte sandte ihm später ein Exemplar derselben.

Ob Goethe und Fichte sich in der Folge noch einmal sahen, wissen wir nicht, aber beide beobachteten freundlich aus der Ferne ihr tüchtiges, aus dem reichen Quell tiefster Begabung und edelster Seele fließendes Wirken. Fichte sollte in Berlin in der traurigsten Zeit Deutschlands sich als heldenhafter, ächt deutscher Charakter bewähren und die Schiefheiten, durch welche er in Jena sich so manche Unannehmlichkeiten bereitet, auf das schönste durch kräftiges, entschiedenes Handeln

und den Flammeneifer führen, womit er die Brust des niedergedrückten, aber nicht erdrückten deutschen Volkes hob und begeisterte. Goethe wird mit freudiger Anerkennung dem so edel gereiften, charakterfesten Manne gefolgt seyn und seinen unerwartet frühen, durch das herrschende Lazarethfieber herbeigeführten Tod herzlich bedauert haben. Drei Jahre später gedenkt er gelegentlich „der glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte," den er als einen „kräftigen, entschiedenen Mann" bezeichnet. Und wenn er auch später in den „Annalen" seiner leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit gedenken mußte und dabei sich manchmal herb äußerte, wobei er die Thatsachen nicht immer ganz richtig darstellte, so gesteht er doch auch damals, wo die Erinnerung an jene Zeiten schon erblichen war: „Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen."

H. Düntzer.

Shakespeare-Musik.

I.

Compositionen zu Shakespeares phantastischen und supernaturalistischen Dichtungen.

Wir bedürfen keines tiefen Studiums, nur einer flüchtigen Umschau auf dem Gebiet der Poesie, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß nie ein profaner Schriftsteller — um den üblichen Ausdruck zu gebrauchen — so befruchtend auf jedes schöpferische Talent in jedem Zweige der Kunst eingewirkt hat, wie Englands großer dramatischer Dichter. Es kann uns deßhalb nicht in den Sinn kommen, in diesen Zeilen eine erschöpfende Abhandlung über die zu Shakespeares Dichtungen componirte Musik geben zu wollen; die Aufgabe wäre in diesem Raume jedenfalls nicht zu lösen. Wir fassen nur einige Notizen und Gedanken zusammen, die wir im Laufe der letzten Jahre aufgespeichert, und begnügen uns, ein Thema flüchtig zu berühren, dessen ausführliche Untersuchung und Besprechung die Arbeit von Jahren erfordern würde.

Das erste Stück in der englischen mir zur Hand liegenden Shakespeareausgabe ist die letzte Arbeit des Autors, „der Sturm," und damit sehen wir uns sogleich mitten in die Gruppe seiner Dichtungen versetzt, die wir als die supernaturalistische bezeichnen: das mährchenhafte Traumdrama, das Zaubersingspiel und die aus Hexensprüchen, Ehrgeiz und Verbrechen gewebte Tragödie.

Es gehört zu den sehr verbreiteten Ansichten, daß gerade das Uebernatürliche für die Musik ein geeigneter Vorwurf sey. Die erste Oper, welche über die Bühne ging, war die Armidasage, mit ihrem Kampf zwischen Sensualismus und Spiritualismus, d. h. zwischen Heidenthum und Christenthum, mit ihrem heidnischen Zauberwesen und dem christlichen Gottesglauben, der mächtiger ist, als alle Zauberei. Und die Geschichte Armidas und ihrer Zaubergärten ist jedenfalls dasjenige Opernsüjet, welches sich am meisten wiederholt hat. Die List und Niederlage der schönen Hexe hat bis jetzt einige fünfzig Componisten gefunden — unter diesen Lulli, Händel, Gluck, Haydn und Rossini — und zum großen Theil mag diese häufige Wiederholung ihren Grund in der Anziehungskraft finden, welche das Mährchenhafte auf die Phantasie der Menschen unbestreitbar ausübt.

Aehnlich verhält es sich mit Shakespeares „Sturm." Miranda und Ferdinand stehen dabei nur in zweiter Linie, Prospero, Ariel und Caliban in der ersten. Die Anziehungskraft des Stückes liegt ohne Zweifel in dem übernatürlichen Element desselben, in dem Phantastischen und Wunderbaren, womit der Dichter es so verschwenderisch ausgestattet hat. Dennoch stößt die Musik gerade hier auf die Grenzen, die sie nicht zu überschreiten vermag. Ariel kann nur nach einem gewissen conventionellen Muster gedacht und behandelt werden, und die Naturtöne, das Sausen des Sturmes, das Brausen der Wellen, das Rauschen der Blätter, der Wiederhall in den Bergen, lassen sich eben nur in derselben Sprache wiedergeben; mit Einem Worte das, was so viele Componisten anlockte, scheint auf der andern Seite geeignet, von jedem Versuche abzuschrecken.

Anfangs begnügte man sich allerdings, die lyrischen Partien des Stückes, namentlich die Ariels, in Musik zu setzen und sie bei der Aufführung singen zu lassen. Auch ist es wahrscheinlicher, daß man zuerst schon vorhandene Melodien benutzte und sie dem Texte anpaßte — wie man jetzt noch im französischen Vaudeville thut — als daß sie irgend für das Drama geschrieben wurden; denn die Theatermusik lag zu der Zeit, von der wir sprachen, noch sehr im Argen, ja es gab damals nicht einmal ein Orchester, das diesen Namen wirklich verdient hätte.

Im Jahre 1673 componirte der erste englische Meister, in dessen Werken sich einige Genieblitze finden, Matthew Locke, eine Musik zum „Sturm," die für die damalige Zeit nicht ohne Verdienst ist, der man indessen niemals eine Bedeutung beimessen konnte, wie z. B. der Macbethmusik, die man diesem Componisten verdankt. Die erste Sturmmusik von wirklichem Werthe ist die von Henry Purcell (geb. 1658, gest. 1695), einem Componisten, dessen melodiöse Weisen das englische Ohr noch heute entzücken. Dennoch läßt sich auch in dieser Musik eine gewisse Dürre und Steifheit nicht verkennen, die man sonst in keiner Schöpfung Purcells bemerkt. Daß ihm der Ausdruck für das Phantastische durchaus nicht abging, ja daß er darin seiner Zeit weit voraus war, beweist seine reizende Cantate: the delirious Lady, nach einem Texte von Dryden. Es erscheint freilich sonderbar, daß ein Dichter wie Dryden in mancher Beziehung anregender auf die schöpferische Kraft des Componisten gewirkt haben sollte, als Shakespeare; aber man darf dieser eigenthümlichen Erscheinung gegenüber nicht vergessen, daß dieß die Periode war, in welcher England seinem größten Dichter eine Geringschätzung bewies, die sich noch bis zur Zeit Händels bemerklich machte. Der letztgenannte große Meister kannte, wie seine Compositionen beweisen, die englische Poesie durch und durch, daß er aber trotzdem niemals eine Zeile von Shakespeare componirt hat, ist eine Thatsache, die als sprechendes Zeichen der Zeit volle Beachtung verdient. Sein Schüler und Gehülfe, Johann Christopher Smith (eigentlich Schmidt), besaß einen feineren Sinn. Er schrieb für den „Sturm" sowohl, wie für den „Sommernachtstraum" Musik, oder besser gesagt, stellte eine solche dafür zusammen. Die zu dem ersteren Stücke ist freilich längst vergessen und verschollen, was uns indessen um so weniger Wunder nehmen kann, da bald darauf einer der besten Shakespearecomponisten, Thomas Augustin Arne (geb. 1710, gest. 1778) den „Sturm" zum Theil mit Musik versah.

Arnes Compositionen zum „Sturm" und zu Shakespeares „Wie es Euch gefällt" stehen unter allen musikalischen Produktionen, welche England im Laufe des letzten Jahrhunderts hervorbrachte, als hervorragende Erscheinungen da. Man wird sich der Frische und Grazie dieser Musik namentlich dann voll bewußt, wenn man sie mit der schon mehr die italienischen Muster verrathenden Oper „Artaxerxes" von demselben Componisten zusammenhält. Es findet sich dort nicht Eine Piece, die sich mit Ariels: „Wo die Bien', saug' ich mich ein," jenem Liede vergleichen ließe, das seinen hinreißenden Zauber bewahren wird, so lange es noch Stimmen zum Singen und Ohren zum Hören gibt.

Mit der Partie des Caliban — einem Ungeheuer, das jeden Musiker in Verlegenheit setzen muß — war Arne weniger glücklich. Er besaß, soweit wir ihn nach seinen noch vorhandenen Werken zu beurtheilen vermögen, weniger Talent für das Wilde, Rauhe, Leidenschaftliche, als für das Liebliche, Anmuthige. Er würde z. B. mit Gays von Händel componirtem „Poliphemus" nichts zu machen gewußt haben. — Die Partien der Juno und Ceres im „Sturm" sind uns, wenn Arne sie überhaupt componirt hat, nicht erhalten. Diese Episode, welche wiederholt — unter andern von den englischen Tonkünstlern Henry Linley und Smart — in Musik gesetzt wurde, hat dennoch erst in neuerer Zeit einen würdigen Meister gefunden, und zwar in einem der beiden jüngsten englischen Componisten, die es gewagt haben, ihren Namen mit dem Namen Shakespeare zusammenzustellen, in A. Sullivan, auf den wir später zurückkommen.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts, als in Deutschland die Oper anfing ein neues, reiches Leben zu entfalten, begannen auch hier die romantischen Stücke Shakespeares Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen. Die Componisten aller Länder mußten schließlich dieser griechischen Könige und Königinnen, dieser Götter und Göttinnen herzlich müde seyn, deren Leiden, Freuden und Abenteuer sie in Tönen auszudrücken versucht hatten; namentlich seit Gluck mit seinen fünf unvergleichlichen Opern beinahe jeden Fortschritt auf dem Gebiet der classischen musikalischen Tragödie unmöglich machte.

Shakespeares „Sturm" fiel in Deutschland zunächst leider in ungeschickte, schwache Hände. Johann Heinrich Rolle, ein sehr fruchtbarer und nicht unbeliebter Tonsetzer der vormozartischen Zeit, machte das Stück zum Sujet einer seiner Opern. Später componirte Winter, ein Mann, der sich als Tonkünstler eines weiter verbreiteten Rufes erfreute, und dessen Name bis heute nicht ganz vergessen ist, den „Sturm." Leider besaß dieser Componist nicht einen Funken von

Talent für einen derartigen Stoff. Seine südamerikanische Oper: „das unterbrochene Opferfest,“ welche dessenohngeachtet ihren Weg über die deutschen Bühnen gemacht hat, besitzt z. B. so gar keine Spur von Lokalfarbe, daß man die Scene ohne die geringste Schwierigkeit nach der Mark Brandenburg oder nach Holland verlegen könnte. Winter ist unter den achtungswerthen, aber langweiligen Componisten jedenfalls einer der langweiligsten, und natürlich konnte der „Sturm“ dieses Mannes seinen Platz nur in dem Verzeichnisse seiner Werke finden. Die Oper fiel in München, wo sie zur Aufführung gebracht wurde, gänzlich durch. Für die magische Zauberwelt Shakespeares fehlte Winter aller Sinn.

Wie sehr sich Mendelssohn-Bartholdy von dem Gegenstande angezogen fühlte, ist genugsam bekannt. Im Verein mit Immermann, der den Text arrangirte, beschäftigte er sich Jahre lang mit der Idee, aber die Schwierigkeit des Sujets, sowie die Unkenntniß Immermanns von der nothwendigen musikalischen Gestaltung eines Opernbuches, veranlaßte ihn dennoch davon abzustehen. Ein Londoner Theaterunternehmer kündigte allerdings später mit Gewißheit einen „Sturm“ von Mendelssohn an, ja ging sogar so weit, die Portraits der Sänger und Sängerinnen in den Hauptscenen zu veröffentlichen, das Alles aber mit keinem andern Rechte, als daß der Componist ihm versprochen, ein Textbuch anzusehen, welches der ebenso geschickte wie gewissenlose Scribe nach Shakespeares „Sturm“ zusammengestellt hatte. Zwei weniger harmonirende Geister, als Mendelssohn und Scribe, hätten sich wohl kaum zu einer gemeinsamen Kunstschöpfung vereinigen können. Zur Charakteristik des Textbuches mag es genügen anzuführen, daß Scribe um das ihm zu zahme Stück zu würzen, die abscheuliche Verfolgung Mirandas durch Caliban auf der Bühne zur Anschauung brachte. Das Buch wurde natürlich von Mendelssohn mit Protest zurückgewiesen und der Componist starb, ohne seinen musikalischen Lieblingsplan zur Ausführung gebracht zu haben.

Halévys „Tempesta“ — nach Scribes Text — wurde in London aufgeführt und von Henriette Sontag und Lablache gesungen, ohne indessen großen Beifall zu finden. Es liegt eine nicht zu verwischende französische Färbung auf dem Ganzen, welche wenig ansprach. Dazu kommt der letzte, vollkommen überflüssige Akt, den man in Paris, als man dort einen Versuch mit der Oper machte, ganz einfach wegließ. Dennoch ist die Musik zum Theil nicht ohne Eleganz, und Lablache, der Unübertreffliche, entfaltete in der Rolle des Caliban den ganzen Reichthum seiner Kunst. Die wilde Kraft, die sich in jeder seiner Bewegungen, in Blick und Ton ausdrückte, ohne doch jemals die Grenze des Aesthetischen zu überschreiten, die Feinheit und taktvolle Mäßigung, mit welcher er die Schwierigkeiten und Klippen der Partie zu umgehen wußte, machten seinen Caliban zu einer der unvergeßlichsten Kunstleistungen, die wir je auf der Bühne bewundert haben.

Außer den genannten haben wir noch einige Sturm-Compositionen neueren Datums zu erwähnen und unter diesen zunächst eine geistvolle, aber leider etwas zu lang ausgesponnene Ouvertüre von Benedict, die bei Gelegenheit der Wiederaufnahme des Stückes (mit Musikbegleitung von derselben Hand) auf der Hofbühne zu München geschrieben wurde. Zweitens haben wir eine Phantasie für Orchester und Chor anzuführen, componirt von dem excentrischen Shakespearejünger Hector Berlioz, die wegen der Wunderlichkeit der Idee, des gänzlichen Mangels an Melodie und der gekünstelten Instrumentaleffekte ohne Zweifel zu den Shakespearecuriositäten zu zählen ist.

Auch Taubert in Berlin schrieb Musik zum „Sturm,“ welcher nach Dingelstedts scenischer Einrichtung mit der genannten Musik 1856 in München gegeben wurde. Als besonders gelungen wird in dem, sonst mittelmäßigen Taubertschen Tonwerke die Jagd der Geister auf Caliban bezeichnet.

Als die neueste und vielleicht zugleich bedeutendste Sturmmusik wird uns aber die von dem schon erwähnten jungen englischen Componisten H. Sullivan genannt. Wenigstens hat dieselbe in den musikalischen Kreisen Londons eine Sensation hervorgerufen, wie kaum je eine andere englische Composition unter ähnlichen schwierigen Umständen. Wäre der junge Musiker älter gewesen, so hätte er vielleicht nicht gewagt, sich mit Purcell und Arne zu messen. Mit einem neuen Sturm, einem neuen Ariel aufzutreten, war bei der Verehrung, welche jene beiden alten Meister in England noch immer genießen, keineswegs leicht, und dennoch scheint, nach dem Urtheile englischer Autoritäten, der kühne Wurf gelungen. Sullivans Musik soll frisch, kräftig und lebendig seyn, und namentlich in den zarten, phantastischen Partien ein tüchtig geschultes Talent und einen feinen, durchgebildeten Geschmack verrathen. Besonders wird die Musik für Juno und Ceres — mit Einschluß eines graziösen Entr'acts zum vierten Aufzuge — und das Präludium zum fünften Akt, wo Prospero den Zauber löst, als vorzüglich bezeichnet. Sullivans Talent für die Instrumentalmusik ist, nach allem, was wir hören, glänzender als das irgend eines seiner Landsleute der Vergangenheit und Gegenwart.

Er hat in Deutschland tüchtige Studien gemacht und besitzt eine volle Empfindung für die Poesie seines Vaterlandes. Das Zaubermährchen, welches lange Jahre einen so mächtigen Reiz auf die Phantasie des größten Shakespearecomponisten Mendelssohn-Bartholdy ausübte, scheint in dessen Schüler einen musikalischen Illustrator gefunden zu haben, der seines Meisters würdig ist.

Die beste Shakespearemusik, welche existirt, ist ohne alle Frage die zum „Sommernachtstraum" von Mendelssohn-Bartholdy. Daß ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling — denn das war Mendelssohn, als die Musik von Beethoven und Weber bereits im vollen Glanze ihres ewigen Ruhmes strahlte — ein Tonstück wie die Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" zu schaffen vermochte, ohne daß sich der leiseste Einfluß der beiden eben genannten Meister nachweisen läßt, das gehört in der That zu den Wundern, die nur das Genie vollbringt. Wenn es wahr ist, daß Mendelssohn bis zu seinem letzten Lebenstage in gewisser Beziehung ein Kind blieb, so ist es nicht weniger wahr, daß er von frühester Jugend auf ein Mann war — ein Mann von starker, mächtiger Individualität, welcher Alles seinem Verstande, seiner künstlerischen Empfindung, seinen Studien, seinem Genius verdankte, aber beinahe nichts seinen mustergültigen Vorgängern.

Zur Wahl des „Sommernachtstraums" für die Composition wurde Mendelssohn, außer durch seine Begeisterung für Shakespeares Poesie und seinen offenen Sinn für Humor, hauptsächlich durch das vorherrschende supernaturalistische Element des Stückes bestimmt. Oberon und Titania sprachen ihn mehr an, als Romeo und Julia. Seine Ouvertüren gleichen — mit Ausnahme der zu Ruy Blas — eher malerischen belebten Landschaften, als Gemälden menschlicher Gemüthsaffekte, wie wir sie z. B. in den Ouvertüren zu Beethovens Leonore, zu Coriolan und Egmont vor uns haben. Es ist ein ungeahnter Reichthum neuer Ideen in der Ouvertüre zum „Sommernachtstraum," eine klare Charakteristik dreier deutlich unterschiedenen Gruppen: der Elfen, der Rüpel und der edeln Liebenden, die mit unvergleichlicher Kunst und Sauberkeit ausgeführt sind. Man könnte sich denken, das Werk wäre aus Einem Gusse entstanden, so wie es ist, ohne Arbeit, ohne Verbesserung, ohne Veränderung. Alles ist originell und neu, und dennoch ohne jede Affektation, ohne Excentricität. Kein Wunder, daß es erschien wie eine neue Offenbarung der Kunst, die ihrem genialen jugendlichen Schöpfer mit Einem Schlage seinen Platz mitten unter den bedeutendsten Tondichtern Europas sicherte.

Das Werk sollte indessen ein Dutzend oder mehr Jahre im Pulte des Componisten liegen, bis endlich der letztverstorbene König von Preußen, der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV., befahl, den „Sommernachtstraum" mit Mendelssohns Ouvertüre auf seiner Bühne aufzuführen, und zugleich dem Componisten den Auftrag ertheilte, die übrige nöthige Musik noch hinzu zu dichten.

Nichts war ergötzlicher, als Mendelssohn von der Freude erzählen zu hören, die er bei diesem Auftrage empfand, und von dem Triumph, der für ihn daraus hervorging. * Es ist jedenfalls Stoff genug in der Ouvertüre, um einen großen Theil des Materials für die scenische Musik zu liefern. Dennoch that Mendelssohn eben so viel oder mehr neue Gedanken hinzu, als er in der Ouvertüre bereits ausgegeben hatte, und das Neue paßte vortrefflich zu Geist und Ton des Alten. Die Ausführung der Introduktion zum zweiten Aufzuge, des Rondos, des Gesanges der Elfen: „Bunte Schlangen, zweigezüngt," mit seinem wiegenden Refrain und des Nocturnos, während die Liebenden im Walde schlafen, genügt, um zu beweisen, daß die erste Inspiration durch Zeit und Erfahrung nicht an Frische und Farbe verloren hatte. Als Ganzes gehört diese Musik, die Mendelssohn aus dem leisen Flüstern der Elfen, dem Wehen und Rauschen der warmen, duftigen Mondnacht, dem ganzen Zauber der Liebe, zugleich mit dem plumpen Dreinschlagen der Rüpel, dem Schwirren und Wirren des tollen Puckgetreibes zu einer unbeschreiblich reizenden, originellen, zauberhaften Harmonie zu gestalten wußte, zu den beiden besten Werken des Meisters, denn es steht in seiner Art eben so hoch, wie sein „Elias" unter den Oratorien.

Ludwig Tieck, dessen Shakespearevorlesungen sich einer europäischen Berühmtheit erfreuten, hatte die schwierige Einrichtung des Stückes — welches Shakespeare bekanntlich zum Vermählungsfeste seines Freundes Southampton geschrieben — für die Bühne übernommen. Sie fiel vortrefflich aus, aber bei seinem Bestreben, die altenglische Bühne möglichst genau nachzuahmen und die Aufführung so weit als thunlich den Intentionen des Dichters anzupassen, kam der Verfasser

* Die erste Vorstellung fand auf der Bühne des königlichen Schlosses in Potsdam, vor einem vom Könige geladenen Publikum statt. Alles, was Berlin an Berühmtheiten auf jedem Gebiet der Kunst und Wissenschaft aufzuweisen hatte, war anwesend. Wir nennen aus der Menge nur Humboldt, Böckh, Raumer, Ranke, Kugler, Mundt, Willibald Alexis, Rellstab, Varnhagen, Bettina, die Crelinger, die Paalzow u. s. w.

des „Phantasus“ doch auch auf ziemlich wunderliche Ideen. So z. B. ließ er die Athenienser in spanischem Costüm erscheinen, weil es zu Shakespeares Zeiten so Mode war. Mendelssohn krähte vor Lachen, wenn er das erzählte. Trotz seiner Sonderbarkeit hat sich indessen — wie wir beiläufig erwähnen — dieser Gebrauch auf vielen deutschen Bühnen erhalten, wie z. B. in Dresden, wo man zwar Tiecks Namen vom Theaterzettel gestrichen und viele seiner besten Einrichtungen entfernt, die Athenienser in spanischem Costüm aber getreulich beibehalten hat.

Die einzelnen Piecen aus dem „Sommernachtstraum“ aufzuführen, welche von andern Tonkünstlern mit mehr oder weniger Glück in Musik gesetzt sind, würde eine sehr schwere Aufgabe seyn. Die Compositionen Henry Rowley Bishops, eines Tonsetzers, der in England einer großen Berühmtheit genießt, * gelten für die besten. Seine Canzone: „Ich schwör es dir bei Amors stärkstem Bogen,“ ist z. B. sehr beliebt. Eduard Horn, ein in England geborener und beliebter Musiker deutschen Ursprunges, setzte das: „Ich weiß 'nen Hügel, wo man Quendel pflückt,“ sehr hübsch in Musik, und der englische Componist William Shield zeigte sein vorzügliches Verständniß für Shakespeares Poesie in dem Liede: „Ein Angelstern ist Euer Auge.“

Das dritte von Shakespeares supernaturalistischen Stücken, welches sich zur Musik nicht nur eignet, sondern eine solche geradezu verlangt, ist die große Hexentragödie „Macbeth.“ Sie ist in der That in jeder möglichen Form componirt worden, und namentlich scheint sie auf die Tondichter des Continents eine große Anziehungskraft ausgeübt zu haben.

In England betrachtet man noch jetzt die alte Macbethmusik von Locke mit einer Art abergläubischer Verehrung. Es gibt wenige Dinge, an die man so blind geglaubt, die man so über Gebühr gepriesen hat, wie diese Musik. Selbst in neuerer Zeit, wo man die Bearbeitungen von Dryden, Cibber und andern zu Gunsten des Shakespeareschen Urtextes von der Bühne verwies, ist doch niemand kühn genug gewesen, diese alte Macbethversion anzutasten, und ich laufe Gefahr, den Unwillen der englischen Nation auf mich zu ziehen, wenn ich bei aller Verehrung für den Genius jenes alten Meisters, es wage, die Musik zum Theil kahl, monoton und dem Geiste des Stückes durchaus nicht entsprechend zu finden. Die Composition ist nicht ohne Werth, nicht ohne Größe und Schönheit, aber nicht Ein Accord, nicht Eine Modulation deutet z. B. an, daß die Hexen böse Geister sind, die Haß, Mord und Verderben säen. Ihre weissagenden Zaubersprüche erinnern in ihrer großartigen Einfachheit vielmehr an die Hexe von Endor in Händels „Saul.“

Die deutschen Componisten, ohne Zweifel angeregt durch Schillers Uebersetzung, vielfach vielleicht auch inspirirt durch die Leistungen der großen Sophie Schröder, deren Lady Macbeth Allen, die sie in dieser Rolle gesehen, unvergeßlich bleiben wird, machten vielfache Versuche, eine Macbethmusik zu schaffen. Spohr componirte eine Ouvertüre, welche indessen keineswegs zu seinen besten Produktionen gehört. Dann versuchten sich Eberwein, André in Offenbach, Holly, Reichhardt, Mederitsch, genannt Gallus (ein längst vergessener Componist), Rastrelli und andere an der Aufgabe, das Stück musikalisch zu illustriren, ohne indessen etwas Hervorragendes zu leisten. — Taubert componirte eine Oper „Macbeth“ nach einem Textbuche von Th. Eggers, welche im Jahr 1857 in Berlin zur Aufführung kam, sich jedoch keines durchschlagenden Erfolges zu erfreuen hatte, obgleich Johanna Wagner die Lady meisterhaft sang.

Außerdem besitzen wir zwei Macbethopern, welche besondere Erwähnung verdienen, die eine von Chélard, die andere von Verdi. — Chélard, obgleich nicht zu den französischen Tondichtern ersten Ranges gehörend, hat mit seinem Macbeth, zu welchem der eben so unglückliche wie talentvolle Rouget de Lisle, der Verfasser der Marseillaise, den Text lieferte, dennoch keinen schlechten Wurf gethan. Die Oper, welche in Paris keine Heimath fand, trug dem Componisten in Deutschland Ruhm und die Stelle eines Kapellmeisters ein. In London, wo das Werk unter der eigenen Leitung des Componisten im Jahre 1832 zur Aufführung kam, wurde es durch Beethovens „Fidelio“ in Schatten gestellt, der damals zum erstenmale in England über die Bühne ging und in welchem Deutschlands größte dramatische Sängerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, das englische Publikum zur Begeisterung hinriß. Dennoch fehlt es Chélards Oper nicht an Stellen von wirklich musikalischer Bedeutung und effektvollen Contrasten. Namentlich erscheinen uns der Gesang der Hexen, die glänzenden Chöre beim Empfange Duncans und die unheimliche Nachtscene als gelungene Partien. Die Lady Macbeth der Schröder-Devrient wird in England noch heute als eine der größten Bühnenereignisse des letzten halben Jahrhunderts bezeichnet. — Chélard hat nie wieder eine Musik geliefert, die mit der zum Macbeth zu vergleichen und mit ähnlichem Erfolg gekrönt gewesen wäre. Er war bald vergessen und starb einige Jahre später in Weimar, als ein wenig beliebter, wenig gekannter Mann.

* geb. 1782, gest. 1855.

Die italienische Oper „Macbeth“ ist, obwohl von einem berühmteren Manne, von Signor Verdi componirt, dennoch ungleich schwächer und geistloser als die Chélards. Verdi, der durch seinen Geschmack wie durch sein Talent vorzugsweise auf das Melodrama hingewiesen ist, dessen Grenzen er nicht überschreiten sollte, liefert mit seinem Macbeth einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, daß seine Landsleute für supernaturalistische Stoffe nicht das mindeste Verständniß besitzen. Die Erscheinung des Ninus in Rossinis „Semiramide“ können wir kaum als Gegenbeweis gelten lassen. Verdis Hexen sind Wahrsagerinnen vom Carneval, verkleidete, schnurrige alte Weiber, kurz Alles, nur nicht die schrecklichen Prophetinnen der schottischen Haide. Das Lied der Lady beim Bankett ließe sich mit sehr geringer Mühe in das lustige Trinklied einer Cameliadame vom Genre der „Traviata“ verwandeln. Auch der letzte Monolog der Heldin (deren Partie, beiläufig gesagt, für eine sehr wenig dazu passende Darstellerin, aber für die größte Stimme in Italien, für die Barbieri-Nini, gesetzt ist) läßt sich mit der Traumscene Chélards durchaus nicht vergleichen. Dennoch hat Verdis Lady Macbeth, wie die Chélards, das Glück gehabt, von einer der bedeutendsten dramatischen Sängerin unserer Zeit, der Garcia-Viardot dargestellt zu werden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die Neuen Nibelungen. Zeitroman, von Ernst Mevert. Vier Bände. Hamburg, 1864.

(Schluß.)

Hiemit schließt das Buch des „Epos.“ Das fünfte Buch, „der Roman,“ führt uns zurück nach Lütkeburg. Der Waffenstillstand von Malmö hat die Freischaaren vollends aus Schleswig-Holstein vertrieben. Die Freunde sind daher nach Saalstadt gegangen, um ihre abgebrochenen Studien aufzunehmen, und wir finden Hermann als frischgebackenen Doktor der Medicin in Lütkeburg wieder. Aus einem Gespräch Sterns und Hermanns erfahren wir zunächst eine Reihe höchst amusanter Details über den Verlauf der Lütkeburgischen Revolution, wie denn überhaupt der gegen die deutsche Kleinstaaterei gerichtete satirische Theil der „Neuen Nibelungen“ rühmend hervorzuheben ist. Eine Einladung nach Krainhagen, zu der dort stattfindenden Hochzeit des handfesten Schmides Fritz Ise, eines früheren Spielgenossen unseres Helden, führt uns dann wieder in die Nähe der Arburg. Und auch die Insaßen der Burg erscheinen bei dem mit heiterem Humor beschriebenen ländlichen Feste. Es erscheint der alte Oberforstmeister von Rollensee mit seiner Tochter Gerhardine und seiner Nichte Helene von Benzow, und das erste Wiedersehn der Liebenden weissagt helle Tage für ihre Zukunft. Während der Lütkeburger Revolutionszeit hat nämlich Hermann dem Oberforstmeister keinen geringen Dienst geleistet, indem er die zur Zerstörung der Arburg herangerückten Bauern von Gewaltthätigkeiten abhielt, und der alte Rollensee hat ihm diesen Dienst nicht vergessen. Er empfängt ihn auf's zuvorkommendste und consultirt ihn sofort wegen eines Krankheitsfalles, zu dessen Behandlung er eines geschickten und diskreten Arztes bedarf. Denn der alte Thurm der Arburg beherbergt zwei Wahnsinnige: die unglückliche Leonore Reimer und den nicht minder unglücklichen Rollevsen. Die erstere ist ihrem Verführer aus Schleswig hierher gefolgt und, nachdem ihre traurige Geschichte den Eltern bekannt geworden, von dem alten Rollensee theils aus Mitleid, theils aus Furcht, das Vorgefallene möge bekannt werden, sammt ihrer sie begleitenden Mutter auf der Arburg zurückbehalten worden. Auch Rollevsens Geist ist durch seine hoffnungslose Neigung zu Gerhardine zerrüttet und zwei trübe Familiengeheimnisse lasten auf der Seele des biedern alten Rollensee. Nachdem er Hermanns Ansichten über die zweckgemäße Behandlung von Wahnsinnigen gehört, ladet er ihn auf die Arburg ein und engagirt ihn kurz darauf als Arzt seiner Familie. So sehen sich denn die Liebenden fast täglich und geben sich insgeheim den schönsten Hoffnungen hin. Hermann wird durch Rollensees Vermittlung in den höheren Lütkeburger Kreisen eingeführt, dem Fürsten selbst vorgestellt. Die Kur der Wahnsinnigen nimmt einen guten Fortgang. Allein mit dem Nahen des

Winters zieht die Rollensee'sche Familie in die Stadt. Ihr Benehmen gegen Hermann wird kälter, zurückweisender. Bald sieht er Gerhardinen nur noch in Gesellschaft und alle seine so leidenschaftlich genährten Hoffnungen scheinen an dem Widerstande der Rollensees gegen eine Verbindung, in der sie eine Mesalliance erkennen, scheitern zu sollen. Gereizt, verstört theilt er seinem Freunde Stern diese Wendung der Dinge mit, zugleich mit Gewaltthaten drohend, falls man ihn zum äußersten treibe. Stern, durch Hermanns aufgeregtes Wesen erschreckt, räth ihm, für's erste die Vermittlung Ammersteins nachzusuchen, von dessen Freundschaft man sowohl wegen seiner adeligen Abkunft als seines gewandten, weltmännischen Wesens einen günstigen Einfluß auf die Rollensees hoffen dürfe. Ammerstein kommt und bringt sofort den besten Eindruck hervor. Auch Reinhardt erscheint zum Besuch in Lütkeburg und sämmtliche anwesende Nibelungen werden zu einem um Weihnachten stattfindenden großen Hofball eingeladen. In den an den Ballsaal stoßenden zur Promenade bestimmten Gemächern findet nun im Laufe des Abends eine Reihe der aufregendsten Scenen statt. Wir begegnen Reinhardt und Helenen, welche letztere, von einem Hauch alter Liebe bewegt, Reinhardt beschwört, sie zu retten vor den Nachstellungen des Erbprinzen (eines gewissenlosen Wüstlings, von dessen Heldenthaten der Leser schon früher unterrichtet ist), aber da Reinhardt ihre Liebe durch die Anerbietung einer einfachen ländlichen Existenz im Sundewitt auf die Probe stellt und sich getäuscht findet, ihr adel- und weltstolzes Herz endlich an den fürstlichen Wüstling verschenkt. Wir begegnen dem Dänen Veit von Benzow (gleichfalls schon vorher durch das Stadtgemunkel erwähnt als würdiger Genosse der Ausschweifungen des Erbprinzen), der hier noch einen letzten Sturm auf Gerhardinens Herz wagt, allein zuerst durch Hermann, dann durch Reinhardt und Ammerstein in eben dem Augenblicke unterbrochen wird, wo er dem ihn verächtlich zurückweisenden Mädchen unversöhnliche Rache schwört. Ammerstein erkennt ihn mit einer Art wilder Freude als jenen dänischen Unmenschen aus dem Gefechte bei Bau; Reinhardt erinnert ihn an das so schmählich unterbrochene Duell im Sundewitt und Hermann ist nur zu bereit, ihm als Bräutigam Gerhardinens Satisfaktion zu geben. So sind denn viele neue Fäden für seltsame Verwicklungen geschlungen. Aber Tags darauf ist Veit Benzow verschwunden, Niemand weiß wohin. Nur ein Streifschuß, von welchem Ammerstein bei einer bald nachher stattfindenden fürstlichen Eberjagd auf höchst verdächtige Weise verwundet wird, deutet an, daß der heimtückische Geselle nicht fern ist. Auch der Fürst, der an Ammerstein großen Gefallen hat und sich in seiner Nähe befindet, wird durch einen vorbeieilenden Eber verwundet. Am Schluß der Jagd versammelt die Gesellschaft sich zum Mahl auf der Arburg. Das plötzliche unerklärte Erscheinen zweier nachtwandelnden Gestalten, Leonorens und Rollevsens, unterbricht dieses Mahl auf unheimlich phantastische Weise und beschließt das fünfte Buch.

Das sechste und letzte Buch, „das Trauerspiel," zeigt uns die Lage der Dinge bedeutungsvoll verändert. Wir erfahren, daß der alte Fürst, in Folge theils der Wirkung jenes Unfalls auf der Eberjagd, theils wegen des Umschwungs der zeitgenössischen Ereignisse, die Regierung niedergelegt und den Erbprinzen zum Prinz-Regenten ernannt hat; daß der letztere den Bruder seiner Maitresse, Veit von Benzow, als Minister berufen, daß eine grasse Reaktion eingeleitet, Hermann, wegen eines Artikels in den „Vaterländischen Blättern," zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, Ammerstein und Reinhardt aber, als Ausländer und Umherstreicher, aus den fürstlich Lütkeburgischen Territorien verbannt seyen. Helene wohnt vorläufig noch auf der Arburg; allein das Verhältniß zwischen ihr und Gerhardinen ist, aus naheliegenden Gründen, ein gespanntes, eben so wie die Beziehungen zwischen dem neuen Minister und dem Oberforstmeister, der das gewaltsame Verfahren des ersteren mißbilligt. Zwischen Hermann und Gerhardinen wird durch die Vermittlung der Freunde beider eine geheime Correspondenz unterhalten; doch ist Gerhardinens Lage eine traurige. Wiederholt erneuerte Aufforderungen seitens Helenens, der Bewerbung des verhaßten Dänen nicht länger zu widerstehen, verstimmen sie; halbversteckte Andeutungen wegen der bevorstehenden Ungnade ihrer Familie, falls sie sich nicht füge, erfüllen sie mit Unruhe und Angst. In Anbetracht dieser Lage der Dinge beschließen die Nibelungen die Ausführung eines doppelten Planes, dessen Gelingen den verhängnißvoll geschürzten Knoten zu lösen verheißt: Hermann soll aus dem Gefängniß befreit werden, Gerhardine von der Arburg fliehen. Auf Ammersteins Schloß am Rheine steht beiden Liebenden ein Asyl offen, wo der Segen des Priesters sie auf immer vereinigen soll. Nach vielen schweren Kämpfen willigt Gerhardine in diesen Plan. Die Verabredungen werden getroffen; aber Gerhardinens ungewohntes Wesen erregt den Argwohn des Fräuleins von Benzow. Sie bewacht sie, fängt einen Brief, der die letzten Anweisungen zur Flucht enthält, auf und theilt denselben ihrem Bruder mit. Ein Wagen soll Abends spät Gerhardinen an der Mühle in Krainhagen erwarten. Benzow, die Anwendung offener Gewalt scheuend, beredet sich mit dem halb wahnsinnigen Rollevsen, der noch immer von seiner Leidenschaft für Gerhardinen nicht geheilt ist. Rollevsen soll etwas vor der verabredeten Zeit mit Benzows Wagen an dem Rendezvous eintreffen und Gerhardinen entführen, wenn er Widerstand findet, nöthigenfalls Gewalt anwenden. Alle Nibelungen haben sich indeß in Lütkeburg eingefunden, die Befreiung Hermanns ist gelungen und die verhängnißvolle Stunde naht heran. Die Schilderung der Flucht Gerhardinens von der Arburg an einem dunkeln stürmischen Abend gehört zu den vortrefflichsten des Romans. Sie erreicht zu Fuß die Mühle, sieht den Wagen vorfahren und steigt, da der Kutscher von Verrath flüstert und zur Eile treibt, hastig ein. Ein paar Minuten später erscheinen die Nibelungen. Sie hören, was geschehen, spannen in rasender

Eile die Pferde vom Wagen und setzen den Verräthern nach. Das Donnern des Fuhrwerks, eine Stimme, die verzweiflungsvoll aus der Ferne Hermanns Namen ruft, zeigt ihnen die Richtung des Weges. Sie kommen näher und näher, haben fast schon den Wagen erreicht, da fällt ein Schuß, dann noch einer, die Pferde rennen gegen die Bäume an der Straße, der Wagen stürzt um. Als die Nibelungen ihn erreichen, sehen sie unter seinen Trümmern zwei Leichen am Boden ausgestreckt: Gerhardine und Rollevsen. In demselben Augenblick erschallt in der Nähe Hufschlag und einer von den Krainhager Burschen, der die Nibelungen begleitet, erkennt in einer Lichtung des Waldes Veit von Benzow. Mit den Worten: „Der Däne, der Minister!" eilt er, dem Pferde in die Zügel zu fallen, stürzt aber, durch einen Pistolenschuß Benzows getroffen, todt nieder. Der letztere, des Gelingens seines Planes versichert, flieht in den Wald, Reinhardt und Ammerstein ihm nach. Die Leichen aber werden auf die Arburg geschafft und Hermann, niedergeschmettert durch den entsetzlichen Schicksalsschlag, hält während der Nacht lautlos und thränenlos die Todtenwache an Gerhardinens Leiche; nur Leonore leistet ihm Gesellschaft und auch sie wird im Laufe der Nacht durch ein stilles Erlöschen von ihren langen Leiden erlöst, so daß das Licht der Morgensonne Hermann bei zwei Leichen als Wächter findet. Benzow entkommt seinen Verfolgern; aber Ammerstein und sein Begleiter, nachdem sie ihn in seinem Hotel in Lütkeburg vergeblich gesucht, ziehen die Sturmglocke und erzählen dem sich sammelnden Volk in glühender Rede, was geschehen. Die Masse stürmt vor das Schloß und fordert die Auslieferung des Dänen. Es wird ihnen verkündet, daß Benzow sammt dem Erbprinzen geflohen, daß der alte Fürst bereit sey, die Regierung wieder zu übernehmen — eine Ankündigung, die nebst dem bald folgenden Einrücken mehrerer Bataillone preußischer Truppen die Aufregung beschwichtigt. Auch die Krainhager Bauern haben inzwischen Revolution gemacht. Den Tod ihres ermordeten Genossen zu rächen, stürmen sie auf die Arburg und zerschlagen, da sie das „Fröken von Benzow" vergeblich suchen, die Zimmer, die sie bewohnt, bis sie das Gemach erreichen, wo Hermann seine Leichenwacht hält. Vor diesem Anblick falten sie die Hände und kehren in ihr Dorf zurück.

Der letzte Abschnitt versetzt uns in die Revolution nach Baden. Die Nibelungen haben sich den Schaaren der Volkskämpfer angeschlossen; Hermann vor allen andern stürmt in das wildeste Gefecht voran, offenbar den Tod suchend. Er findet ihn bei dem Sturm auf eine preußische Batterie, durch die Hand Ulrich von Rollensees, der wiederum dem rächenden Schwerte Ammersteins erliegt. Auf einer der kleinen Rheininseln, im Angesicht des Straßburger Münsters, bestatten die Nibelungen ihren Führer. Dann noch ein Glockenläuten aus den Bergen von Krainhagen, das den Tod von Hermanns altem Pflegevater verkündet, und die Tragödie und der Roman sind zu Ende.

Wir haben in dem Vorstehenden die Hauptumrisse der Handlung der „Neuen Nibelungen" gegeben, und so skizzenhaft dieselben der Natur der Sache nach seyn mußten, glauben wir doch genug gethan zu haben, um unsere rühmende Hinweisung auf den Roman zu rechtfertigen. Da wir Eingangs unsern Tadel im Allgemeinen ausgesprochen, kehren wir hier nicht zur Rüge gewisser Details zurück, über deren befriedigende oder unbefriedigende Ausführung sich streiten ließe. Ein Talent, das sich in einem solchen Erstlingswerke offenbart, verdient jedenfalls alle Anerkennung. Wir Deutsche sind nur zu reich an lyrischen Ergüssen, zu arm an epischen Werken von dauerndem Werthe. Unsere Romanliteratur hält mit der der Engländer und Franzosen eben so wenig einen Vergleich aus, als wir jene Völker an einheitlicher Bildung unserer Nationalität und Gesellschaft erreicht haben. Erst wenn der Roman sich des reichen Stoffes unserer vaterländischen politisch-socialen Bewegungen bemächtigt, werden wir auch auf diesem Gebiete Vortreffliches leisten. Der Verfasser der „Neuen Nibelungen" hat mit kühnem und glücklichem Griff einen solchen Stoff aus den Wogen der Zeit herausgehoben, und wir schließen mit der Hoffnung, ihm bald wieder in einem Werke zu begegnen, das an Lebensfrische diesem gleicht, aber in selbstständiger Reinheit des Styls und Kraft der Darstellung eine höhere Entwicklungsstufe seines Talents verkörpert.

F. A.

Correspondenz-Nachrichten.

Von der Elbe, Juli.

Das Attentat auf Sylt und ein ächter Sproß des Friesenstammes.

Unter den Inseln der Westsee, wie die Seefahrer denjenigen Theil der Helgolander Bucht nennen, welcher die Küsten Dithmarschens und Schleswigs bis zur Mündung der Königsau bespült, ist Sylt die nördlichste, durch ihre großartigen Dünenbildungen interessanteste, und was ihre Bewohner betrifft, der Gesinnung nach die deutscheste. Dänemark kann es heute noch nicht dieser Insel vergessen, daß sie einen der muthvollsten Söhne Schleswig-Holsteins, Jens Uwe Lornsee, den ersten Märtyrer für das Recht seines engeren Vaterlandes, geboren hat. Seit jenen Tagen blicken die Dänen mit bösem Auge auf Sylt und überhaupt auf die ganze Inselgruppe der Westsee. Die Bewohner derselben sind zähe, entschlossene, unbeugsame Nordfriesen, so zäh, tapfer und unbeugsam, wie sie es schon waren zur Zeit Waldemar Atterdags. Von ihrer deutschen Gesinnung haben sie seit 1848 zu wiederholten malen Zeugniß abgelegt, nie aber lauter und entschiedener als seit dem Ausbruch des neuen Kampfes mit Dänemark, der — wir wünschen und hoffen es — mit der gänzlichen Trennung der Elbherzogthümer von Dänemark enden wird. Sollte die Diplomatie dennoch anders über Schleswig-Holstein verfügen wollen, so würde dieß nur die Einpflanzung eines neuen Keimes zu noch weit blutigerem Kriege oder die Preisgebung einer der deutschesten Marken unseres Gesammtvaterlandes an einen unversöhnlichen, nach Rache lechzenden Feind seyn. So unbedeutend die Insel Sylt als Land ist und so wenig man früher in Deutschland sich um diesen von der Nordsee umbrandeten, nicht besonders fruchtbaren Erdbrocken gekümmert hat, so wichtig ist sie doch ihrer Lage wegen und durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung für das Festland Schleswig. In diesem Augenblicke wiederhallt ihr Name in fast allen Organen der europäischen Presse. Die Insel beginnt trotz ihrer Kleinheit eine Rolle in der Geschichte der Gegenwart zu spielen, und es ist noch sehr die Frage, ob das, was vor Kurzem durch fanatische Dänen auf Sylt geschehen ist, nicht schwer in die Wagschaale fallen wird, welche das Schicksal hält.

Die Dänen haben, eingedenk ihrer seeräuberischen Vergangenheit, eine Anzahl der angesehensten, einflußreichsten und besten Männer — wir nennen sie die besten, weil sie als Friesen, d. h. als Deutsche ächtesten Stammes nicht dänisch seyn und werden wollen — gewaltsam ihren Familien entrissen und fortgeschleppt, um sie höchst wahrscheinlich des Hochverrathes anzuklagen und sie als Hochverräther, wenn irgend thunlich, von parteiischen dänischen Richtern verurtheilen zu lassen. Von einem glücklich der Verhaftung Entronnenen, dem ich seit langen Jahren persönlich befreundet bin, erhalte ich über die Vorgänge auf Sylt und den verhängnißvollen fünfzehnten Juni so interessante Details, daß ich nicht unterlassen kann, dieselben zu öffentlicher Kenntniß in weiteren Kreisen zu bringen. Ich thue dieß um so lieber, als sich gerade bei diesem Vorfalle die kluge Energie und rasche Entschlossenheit des friesischen Charakters glänzend bewährt hat.

Bekanntlich fand sich unter den zahlreichen Deputationen, welche nach Kiel reisten, um dem Herzoge zu huldigen, auch eine von Sylt ein. Es war den wackern Männern schwer geworden, das Festland zu erreichen. Sie mußten, um ihren Plan ausführen zu können, Gesundheit und Leben auf's Spiel setzen, und durch das brüchige, bereits ins Treiben gerathene Eis der Binnensee zu Fuß nach der Küste Schleswigs hinüber wandern. Das Wagstück gelang. Wohlbehalten kamen sie auf dem Festlande an, wohlbehalten kehrten sie auch wieder zurück auf die geliebte Heimathinsel. Bald darauf erschien der Commandant der Zollkreuzerflottille, Capitän-Lieutenant Hammer, der für gewöhnlich in Wyck auf Föhr residirt, mit ein paar Kanonenjollen vor Sylt, landete mit einer Hand voll Marinesoldaten und verlangte von den Syltern, sie sollten durch Unterzeichnung einer besondern Schrift die Huldigung widerrufen und König Christian IX. den Eid der Treue schwören. Die entschlossenen Sylter, Männer, die wohl wußten, was sie wollten, wiesen dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück; es kam zu ziemlich lebhaften Auftritten, durchaus aber zu keinem Exceß. Erst als Capitän Hammer Gewalt zu brauchen drohte und seinen Mannschaften befahl, auf die sich weigernden Sylter anzuschlagen, wäre beinahe Blut geflossen. Daß es nicht dazu kam, verdankt die Insel der Furchtlosigkeit des bereits dem Greisenalter nahen Capitän Th. Decker aus Westerland. Dieser Wackere trat dem Dänen entschlossen entgegen mit den Worten: „Lassen Sie immerhin schießen! Die erste Leiche bin ich, die zweite sind Sie!" Das fruchtete und nun wendete sich das Blatt. Der Däne mit seinen Leuten wollte, da er sich nicht gar zu sicher fühlen mochte, abziehen. Dessen jedoch weigerten sich die Friesen. Man ließ ihn erst gehen, nachdem er einen Revers unterzeichnet hatte, worin er versprach, Sylt und die Sylter nicht wieder mit seinem Besuche zu belästigen.

Was von dänischer Treue zu halten ist, lehrt die Geschichte. Jenes Versprechen betrachtete der augenblicklich Gefährdete als einen Nothbehelf, um sich einer fatalen Situation zu entziehen. Der Commandeur der Zollkreuzer-

Flottille war gleich wieder mit seinen Kanonenjollen zwischen den Inseln, störte den Verkehr, hielt die Posten an, erlaubte sich einzelne Briefe wegzunehmen, und was dergleichen Wikingerunfug mehr war. Ueberhaupt schaltete er, als sey die Westsee sein ganz alleiniges Eigenthum und er selbst wenigstens Admiral derselben. Hätten die deutschen Mächte, was leider unterblieben ist, vor Beginn der Waffenruhe die Inseln der Westsee mit Truppen besetzt, dann hätte das Attentat auf Sylt niemals ausgeführt werden können. Weßhalb die Verbündeten auf der Küste des Festlandes stehen blieben, obwohl schon alle Vorbereitungen zur Ueberführung eines ausreichenden Truppenkörpers, insbesondere nach Sylt, getroffen waren, bedarf zur Zeit noch der Aufklärung.

Die Sylter hatten sich inzwischen in Ruhe wiegen lassen. Selbst daß man die später entführten Männer, von denen mehrere in Berlin gewesen waren, um bei Herrn von Bismarck Verwahrung gegen eine Theilung Schleswigs einzulegen, auf der Ueberfahrt anhielt und ihre Namen notirte, erregte auffallenderweise keinen Verdacht in ihnen. Freilich war Capitän Hammer seit jenem ersten Besuche nicht direkt auf Sylt erschienen, nur eine Anzahl „Tappere" hatte er an's Land gesetzt, die sich in den verschiedenen Ortschaften einquartierten.

Da geschah der nächtliche Ueberfall, so plötzlich und in solcher Heimlichkeit, daß diejenigen, welchen er zunächst galt, auch wenn sie jetzt gewarnt worden wären, doch schwerlich ihren Verfolgern hätten entrinnen können. Gegen zwei Uhr beim ersten Schimmer der Morgendämmerung wateten die Schergen Hammers durch das Schlickwasser der Watten vor Munkmarsch, einem kleinen Orte, etwa eine Viertelstunde Weges von Keitum entfernt. Die Bewohner der Insel lagen in tiefem Schlafe, und geräuschlos führte der Herrscher in der Westsee seine Schaar nach dem großen Kirchdorfe, das er ganz umstellen ließ, damit niemand entrinnen könne. Dann stellte er vor die Häuser derjenigen Männer, die als eifrige deutsche Patrioten bekannt und deßhalb den Dänen von jeher verhaßt gewesen sind, Doppelposten auf und schritt nunmehr zur Ausführung seiner gefahrlosen Heldenthat. In seine Hände fielen in Keitum die beiden Brüder W. und C. Bleicken, von denen ich ersteren wenige Tage früher noch zu sprechen das Vergnügen hatte; ein ganzer Mann vom Kopf zur Zehe, fest, willensstark, voll Leben und Feuer, Deutschland ergeben mit jeder Faser seines Herzens. Auch des pensionirten Küsters C. P. Hansen, des verdienten Chronisten der Insel, bemächtigten sich anfangs die Dänen, gaben ihn aber nach längerem Verhör wieder frei. Der vierte in Keitum Geraubte war Dr. med. Jenner, dem schwerlich ein anderes Vergehen nachzuweisen ist, als daß er eben nicht dänisch seyn will, und daß ihm die Sylter als Arzt mehr Vertrauen schenken, als seinem ebendaselbst prakticirenden dänischen Collegen. Gleiches Schicksal mit den Syltern theilten noch Capitän Prott aus Westerland, so wie die Herren Siemonsen, Hein aus Archsum und ein dritter, dessen Name mir entfallen ist. Die Bestürzung in Keitum, über welches sofort der Belagerungszustand (während der Waffenruhe auf einer völlig friedlichen Insel, deren ganze Bevölkerung nicht Eine Waffe in die Hand genommen hatte!) verhängt wurde, war groß. Jeder gedachte der entfernter Wohnenden, die keine Ahnung von den Vorgängen inmitten des Hauptortes der Insel haben konnten, und die doch gewarnt werden mußten, sollte das Unglück nicht größere Dimensionen annehmen. Boten aber waren nicht zu entsenden; denn der schlaue Leiter des ganzen Unternehmens hatte seinen Leuten Befehl ertheilt, jedermann in das Dorf hinein, niemand aber hinaus zu lassen. So war denn jeder Einzelne, selbst das Kind, ein Gefangener innerhalb des Häusercomplexes von Keitum.

In dieser höchsten Noth faßte eine muthige junge Frau, Inken,* — ich verschweige mit Absicht ihren Geschlechtsnamen — den Entschluß, die Freunde, von denen sie glaubte, daß man auf sie zu fahnden gedenke, zu warnen, möge es kosten, was es wolle. Der Commandant der Dänen hatte alle Hände voll zu thun. Er mußte für Suspendirung der Amtsthätigkeit der Civilbehörden sorgen, und die aus ihren Häusern entführten Keitumer scharf verhören. Ihn also, den Gefährlichsten von Allen, hatte die resolute Frau nicht zu fürchten. Wenn es ihr gelang, mit den dänischen Wachtposten fertig zu werden, die jeden Weg zum Dorfe sperrten, so konnte sie auch die Freunde in den benachbarten Orten warnen. Eine List half ihr glücklich den schnell entworfenen Plan ausführen.

Es ist auf Sylt wie auf allen friesischen Inseln Gebrauch, die Schafe, deren die Einwohner eine beträchtliche Anzahl besitzen, während der guten Jahreszeit Tag und Nacht im Freien zu lassen, damit sie auf geeigneten Stellen ruhig grasen können. Um diese nützlichen Thiere am Verlaufen zu hindern, pflöckt man sie an langen Ketten fest, die ihnen gestatten, das im Bereich der Kette vorhandene Gras abzuweiden. Diese Einrichtung macht ein öfteres Wechseln des Weideplatzes nöthig, zu welchem Zwecke die Mehrzahl der Sylter Frauen und Mädchen, denen dieses Geschäft obliegt, jeden Morgen früh sich auf's Feld begeben. Man nennt dieses Wechseln der Weideplätze im Plattdeutschen „Umtüdern," d. h. Umpflöcken. — Inken legte ihre dunkle Sylter Alltagstracht an und schürzte sich in landesüblicher Weise hoch auf, um damit den Wachtposten der Dänen gleich anzukündigen, daß sie auf dem Felde zu thun habe. Dann theilte sie ihr Vorhaben einer Freundin mit, die sogleich darauf einging, und beide traten den zum Felde führenden Weg an. Wie zu erwarten stand, wurden sie von den Wachen angehalten und befragt, was sie außerhalb des Dorfes zu schaffen hätten? Inken deutete auf die in der Ferne blöckend an ihren Ketten reißenden Schafe und antwortete: „Die Schafe umtüdern. Es ist höchste Zeit. An ihrem Blöcken könnt ihr hören, daß sie nichts mehr zu fressen haben." Das schien den jütischen Grützköpfen doch einzuleuchten. Die beiden Frauen durften

passiren, und die aus der Ferne sie beobachtenden Wachen sahen, daß sie sich wirklich mit den Schafen zu schaffen machten und sie in gewohnter Weise umpflöckten. Es gibt aber der Schafe viele auf Sylt. Jeder Hauseigenthümer besitzt deren mehrere, und da die Felder der einzelnen Eigenthümer, mehr aber noch die Wiesen und Weiden dergestalt durch einander laufen, daß fast nur die Feldarbeiter genau anzugeben wissen, wem diese oder jene Feldmark gehört, so weiden die Schafe auch verschiedener Hausbesitzer sehr durch einander. Inken und ihre Gefährtin hatten also viele Thiere umzupflöcken, die freilich nicht alle ihnen zu eigen gehörten. Dabei entfernte sich Inken, immer ostwärts gehend, von dem Wege, auf welchem sie Keitum verlassen hatte, bis sie von den Wachen nicht mehr gesehen werden konnte, während ihre Begleiterin sich in der Nähe hielt und hier das Geschäft des Umpflöckens der Thiere besorgte. Erst als die Freundin Inkens diese geborgen, d. h. auf freiem Wege nach Archsum und Morsum wußte, wo gefährdete Patrioten wohnten, kehrte sie zurück nach Keitum. Von den Wachen befragt, wo die andere Frau geblieben sey, gab sie harmlos zur Antwort, dieselbe sey auf einem andern Wege in's Dorf zurückgegangen, was den Dänen sehr wahrscheinlich vorkommen mochte. Inken eilte nun ostwärts, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, warnte, wo sie es für nöthig erachtete, und drängte zu eiligster Flucht, zu der sie selbst sich ebenfalls entschloß. Am Strande von Morsum fand sich ein williger Mann, der es wagte, durch die Binnensee nach dem Festlande zu steuern. Wir wissen, daß die Ueberfahrt glückte und die muthige Friesin wohlbehalten in der Wiedinghharde landete.

Auf gleichem Wege flüchtete sich Capitän Decker aus Westerland, dessen ich schon erwähnt habe. Es muß auffallen, daß die Dänen gerade diesen Mann unbehelligt ließen, da sie über seine Gesinnung nicht in Zweifel seyn konnten, und sein Wirken ihnen sicherlich eben so bekannt war, wie das der übrigen. Sollte Hammer das Alter des wackern Friesen respektirt haben? Es ist kaum anzunehmen, da dieser kleine Störtebecker neuesten Datums von sentimentalen Regungen sich nicht bestimmen läßt. Eher dürfte ihn die Furcht, auf energischen Widerstand zu stoßen, dessen er sich allerdings versehen durfte, abgehalten haben, sogleich auch nach diesem ehrwürdigen Greise die räuberischen Hände auszustrecken. Th. Decker entrinnen zu lassen, lag sicher nicht im Plane des Dänen. Ihn zu beobachten, war ja leicht, ihn einzuschläfern und ganz sicher zu machen, nicht unmöglich; denn der eben erst auf seine Heimathinsel zurückgekehrte alte Mann wünschte sich nach Monate langer Abwesenheit unter erprobten Freunden und liebenden Verwandten ausruhen zu können. Um durch sein Erscheinen kein Aufsehen zu erregen, hielt sich Decker zwei Tage still in seinem Hause, jede Stunde gewärtig, aufgehoben und weggeschleppt zu werden. Am 18. Juni erst entschloß er sich zur Flucht, ohne daß selbst seine nächsten Verwandten von seinem Vorhaben unterrichtet wurden. Auf seinen Stock gestützt, wie jedes Kind der Insel ihn kannte, und ohne alles Gepäck, wanderte er in seinem Alltagsrocke nach Keitum, besuchte daselbst einen dänischen Controleur, um Zoll zu bezahlen, und trat dann in den nahe gelegenen Gasthof. Aus diesem gelang es ihm, sich unbemerkt von dänischen Aufpassern zu entfernen, die Küste zu erreichen und hier das rettende Boot eines ihm bekannten zuverlässigen Schiffers zu besteigen, das ihn glücklich an das schleswigsche Festland trug. Die Zahl der flüchtigen Insulaner, welche, so lange die Dänen noch Gebieter in der Westsee sind, an eine Rückkehr zu den Ihrigen nicht denken können, ist bedeutend, hoffentlich aber auch die Zeit nicht mehr fern, wo der Deutsche frohlockend und offen am Festlande wie auf den Inseln sich als Deutscher bekennen darf, ohne den Zorn und die Rache des unversöhnlichen Dänen fürchten zu müssen.

E. W.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Briefwechsel der Reformatoren. — Zwei Bildnisse Calvins. — Reformationsgeschichtliche Bilder.

Das Buch, von dem wir sprachen, ist die „Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, recueillie par A. L. Herminjard," welche bei H. Georg in Genf erscheint. Das Werk ist auf einen stattlichen Umfang, acht bis zehn Großoctavbände zu je 500 Seiten, berechnet, wird aber auch eine Vollständigkeit anstreben, wie sie bei ähnlichen Sammlungen nur selten erreicht ist. Der Herausgeber selbst hat bereits 4000 Briefe gesammelt, unter denen sehr viele bisher noch nicht gedruckt sind. Nicht nur die hervorragendsten Gestalten, wie Calvin, Farel, Viret,

Th. Beza, sollen berücksichtigt werden, sondern überhaupt alle jene Männer, welche an dem Reformationswerk in der Periode von 1512—1565 einen thätigen Antheil nahmen; sowohl ihre Privatcorrespondenz, wie alle wichtigen offiziellen Aktenstücke werden hier ihre Stelle finden. Jedes einzelne Stück soll der leichteren Uebersicht wegen mit kurzen Summarien versehen und mit historischen und biographischen Noten begleitet werden, welche auch den weniger Eingeweihten mit allen bezüglichen Persönlichkeiten, Ereignissen und Verhältnissen nach den besten Quellen bekannt machen. Der Herausgeber hofft überdieß, während des Erscheinens seines Werkes durch die Theilnahme des gelehrten Publikums, an welches er sich wendet, seine Sammlung noch vervollständigen zu können.

Wie die Literatur, so hatte auch die Kunst ihre Beiträge zur Calvinfeier geliefert. Manche ältere Erscheinungen gewannen neues Interesse, und gerade an solchen fehlte es nicht. Lithographie und Photographie trugen zu ihrer Verbreitung bei. Kleine Photographien in dem bekannten Visitenkartenformat brachten das Bildniß Calvins nach den beiden auf der Genfer Bibliothek aufbewahrten Darstellungen. Die eine, ein Oelgemälde, zeigt im Profil jenes schmale, hagere Gesicht, mit vergeistigten, ascetischen Zügen, wie es den meisten modernen Portraits Calvins zu Grunde gelegt ist. Der Ausdruck ist streng und kalt, aber ein inneres Feuer scheint aus dem lebhaften Auge zu sprühen. Es ist ein abstractes Denkergesicht mit docirenden Mienen, aber die Leidenschaftlichkeit der romanisch-gallischen Race ist zugleich darin ausgesprochen. Hätte dieser Mann zur Zeit der Revolution gelebt, er hätte mit abstract-philosophischen Gründen die Nothwendigkeit der Guillotine demonstriren können; im sechzehnten Jahrhundert lehrte er die Prädestination und bewies, daß der christliche Staat die Ehre Gottes auch mit Feuer und Schwert zu schützen und den beleidigten Gott mit Blut zu „rächen“ habe. — Das andere Bildniß findet sich auf einem geschnittenen Stein. Hier erscheinen diese Züge, obwohl in ihrem Grundtypus bei aller Verschiedenheit nicht gerade durchaus abweichend, jedenfalls aller Idealität baar, in abschreckend häßlicher Realität. Die schmale, gefurchte Stirn ist etwas eingedrückt, die Nase springt scharf hervor, die fleischlosen Backenknochen geben den Zügen einen abstoßenden Charakter, um die Mundwinkel spielt ein ganzes Heer böser Leidenschaften, Haß, Jähzorn, Dünkel, tyrannische Gelüste, und der zottige Ziegenbart drückt dem Ganzen fast den Stempel des Dämonischen auf. Man möchte für diese Züge kaum den Ausdruck „confiscirt“ zu stark finden. Welche dieser beiden Darstellungen dem Original am nächsten kam, darüber fehlt jeder Nachweis. Dem ascetisch-theokratischen Ideal der Genfer Calvinisten par excellence wird das Oelbild am besten entsprechen; der kaltherzige, herrschsüchtige, grausame, argwöhnische, um seine Mittel nie verlegene Charakter, wie Galiffe den Reformator geschildert hat, findet in dem Bild des geschnittenen Steins hauptsächlich seinen Ausdruck. Eine endgültige Entscheidung über die Authenticität des einen oder andern Bildes wird nie getroffen werden können. Bemerkt mag noch werden, daß keine der beiden Darstellungen eine haltbare Aehnlichkeit mit dem Bild in Reusners Icones (Ausgabe von 1593) zeigt, obwohl diese Sammlung sonst bekanntlich manches gute Conterfei von Berühmtheiten des sechzehnten Jahrhunderts enthält.

Die Genfer Historienmalerei, troz der gewiß nicht armen vaterländischen Geschichte wenig produktiv und überhaupt noch ziemlich jung, hat vorwiegend ihre Gegenstände aus der Reformationsgeschichte gewählt. Die allgemeine Bildungsrichtung, Stimmung und Vorliebe der höheren und wohlhabenden Stände der kleinen Republik mochte diesen Weg der Kunst bisher vorzeichnen, obwohl die Periode vor 1535 gewiß ebenso reich an malerischen und dankbaren Gegenständen ist.

Eines der bekanntesten Bilder der reformationsgeschichtlichen Art ist Lugardons „Erster Besuch Farels bei Calvin,“ schon seit Jahren durch eine gute Lithographie vielfach verbreitet. Der Gegenstand ist aus Calvins Schriften selbst bekannt. Als der Reformator 1536 auf seiner Reise von Noyon nach Basel in Genf angelangt war, in welch letzterer Stadt er nur zu übernachten gedachte, begab sich Farel, der, ein gewaltiger „Pionier“ der Kirchenverbesserung, bis dahin als Leiter der Bewegung in Genf gewirkt hatte, allein den Mangel organisatorischer Talente an sich selbst wohl kennen gelernt haben mochte, in die Herberge, wo der berühmte Verfasser der „Institution“ sein Quartier genommen hatte, um diesen zum Bleiben in Genf zu bewegen. Calvin, bei wichtigen Entscheidungen immer unschlüssig und zaghaft, zögerte auch hier, schützte seine Jugend — er war 27 Jahre alt — und die Liebe zu ruhigen wissenschaftlichen Studien vor und suchte abzulehnen. Da brach der heftige Farel in einen stürmischen Zorn aus. „Er hob,“ so erzählt Calvin, „die Hand zum Fluchen und Beschwören im Namen Gottes auf: Du redest von deinen Studien und deiner Ruhe; nun wohl, ich erkläre dir im Namen des lebendigen Gottes, daß wenn du in so großer Noth der Kirche deine Hülfe uns versagst und dich selber mehr suchst als Christum, daß dann Gott deine Studien und deine Ruhe verfluchen wird!“ Calvin gab dem stürmischen Andringen nach; dieser Entschluß wurde entscheidend nicht nur für seine eigene Zukunft, sondern auch verhängnißvoll für die Geschicke Genfs: in gewissem Sinn ist der Moment selbst ein welthistorischer. Das Bild Lugardons ist nicht ohne Verdienst, doch hätte die Idee, will uns scheinen, noch einen höheren Ausdruck finden können.

Die interessantesten Darstellungen aus der Genfer Reformationsgeschichte verdanken wir Hornung, dem fruchtbarsten und originellsten unter den Genfer Historienmalern überhaupt. Hornung ist eine durchaus ursprüngliche, nationale Natur, die auf's innigste mit der Heimath verwachsen ist. Er ist, was wir zugleich bemerken wollen Autodidakt. Als Genremaler hat er sich hauptsächlich durch seine Savoyardenknaben berühmt gemacht, die er mit

unübertrefflicher Naturwahrheit und vielem Humor in den mannigfaltigsten Situationen und Beschäftigungen darzustellen weiß. Seine kleinen savoyischen Schlotfeger und andere ähnliche Bilder, in welchen dieser ächte nationale Typus, diese Genügsamkeit und Sorglosigkeit, so zu sagen ein Lazzaronithum aus den savoyischen Bergen, in höchster, heiterster Vollendung durchgeführt sind, haben in Frankreich mit Recht großen Beifall gefunden und sind durch die Lithographie in den weitesten Kreisen verbreitet. Hornung hat das savoyische Land nach allen Richtungen durchstreift, er kennt seinen Charakter, die Sitten, Sagen und Volkslieder seiner Bewohner, wie wenig andere. Nicht minder hat er sich von dem Inhalt der vaterländischen Geschichte durchdringen lassen, der Geist des sechzehnten Jahrhunderts hat sich ihm offenbart, da er verwandte Seiten in dem Gemüthe des Künstlers fand. So gehören denn auch die Darstellungen Hornungs aus dem Genfer und französischen Reformationszeitalter zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Bekannt und durch eine schöne Lithographie, wie durch gelungene Photographien vielfach verbreitet ist sein Bild: „der letzte Besuch des Genfer Raths bei dem kranken Calvin," gegenwärtig im Besitz der hiesigen Bildergalerie. Das Sujet ist aus Th. Bezas Leben des Reformators entlehnt. Calvin, schon lange leidend und den Rest seiner physischen Kräfte, trotz des rastlosen Kampfes seines willensstarken, zähen Geistes gegen die unabänderlichen Gesetze der Natur, immer mehr dahinschwinden fühlend, hatte die Absicht zu erkennen gegeben, noch einmal im Stadthaus selbst eine Ermahnung an den Rath zu richten. Diese Versammlung dagegen, um dem Kranken die übermäßige Anstrengung zu ersparen, begab sich in corpore, von den vier Syndicis geführt, am 27. April 1564 an das Krankenlager des Reformators. Calvin erhebt sich mühsam auf seinem Ruhebett und hält, wenn auch mit schwacher Stimme — oft schien ihm der Athem während seiner Krankheit zu vergehen — noch einmal eine jener feurigen Reden, mit welchen er so oft die Vertreter der Republik hinzureißen gewußt hat; er gesteht zu, daß ihn sein Eifer wohl häufig zu weit geführt habe, aber er ermahnt auch die Leiter des Staats, ferner zur Ehre Gottes auf dem betretenen Wege zu verharren. Erschüttert stehen und sitzen die Rathsmitglieder umher, einige zerfließen in Thränen, alle richten andächtig und ernst die Blicke auf den Mann, der wenigstens auch im Tod seinem ganzen Leben, was es nun Gutes oder Schlimmes in sich geschlossen haben mochte, treu blieb. Nachdem Calvin geendigt, reichte er allen die Hand, „und alle fühlten sich um so mehr bewegt, weil sie ihn in seinem Amt als den Mund des Herrn betrachteten und in ihrer Liebe als ihren eigenen Vater, denn er hatte mehrere unter ihnen von Kindheit an gekannt und unterrichtet." Diesen Moment stellt Hornungs Gemälde dar. Es ist von ergreifender Wirkung, und es ist dem Künstler gelungen, durch Festhalten der ächt menschlichen Beziehungen in dieser Scene uns über jene finsteren Erinnerungen zu erheben, die von der Stellung Calvins, als geistlichen Oberhaupts des Staats und Herren aller Gewissen der Bewohner von Genf, geschichtlich sich kaum trennen lassen. So weiß die ächte Kunst ihre verklärende, versöhnende Wirkung auf alle Erscheinungen des Menschenlebens und der Geschichte auszudehnen und einen schönen Sieg zu feiern, wenn sie die schroffsten Gegensätze, ohne unwahr zu werden, ausgleicht, damit das rein Menschliche zur Erscheinung gelange.

Das zweite hier zu nennende Bild Hornungs befindet sich gegenwärtig auf der permanenten Kunstausstellung im Eynardschen Athenäum. Es ist im Catalog aufgeführt als „les adieux de Farel et de Calvin," zwar von geringerem Umfange als das vorige, aber von nicht minder ansprechender Wirkung. Auch hier ist der Gegenstand wieder aus Th. Bezas Leben des Reformators genommen. Als der schon achtzigjährige Farel, damals Prediger in Neuenburg, von der schweren Krankheit des so viel jüngeren Freundes und Gehülfen Kunde erhielt, schrieb er an Calvin, er werde zu ihm kommen, ihn noch einmal zu sehen. Calvin suchte den Greis davon abzuhalten; allein der „bonhomme" Farel trat dennoch die beschwerliche Reise an, und traf Anfang Mais 1564 bei dem Freunde ein, den er, zwar todtkrank und sich mühsam aufrechthaltend, dennoch im Lehnstuhl vor seinem Pult, von Büchern umgeben, findet. Die Wirkung des Gegensatzes zwischen den beiden Gestalten, dem noch immer kräftigen Greis, dessen derbes, bärtiges Gesicht noch immer den feurigen Charakter, den etwas kapuzinerhaften Volksredner erkennen läßt, und dem geisterbleichen, schon zur leibhaftigen Abstraktion dahingeschwundenen Reformator, ist schlagend; das Bild erhält gerade dadurch ein unmittelbares Leben, eine unabweisliche Wahrheit und Realität.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 12. August 1864.

— Si variei sensus animalia cogunt,
Muta tamen quom sint, varias emittere voces,
Quanto mortaleis magis aequum est!

Lucret:

Ueber das Charakteristische in der menschlichen Stimme.

Der Mensch ist charakteristisch und symbolisch von Kopf bis zu Fuß. Im Ausdrucke seines Angesichts, in der Bildung und dem Habitus seines ganzen Körpers, in seinem Mienen- und Geberdenspiel, in seinem Gange, seinen Manieren, seinen Bewegungen, ja in den Zügen seiner Handschrift, kurz in allen Aeußerungen seines Wesens verräth sich dem Auge ein Stück seines Innern, seiner Sinnesart, seiner Gefühls- und Denkweise. Wie sollte sich dieß vor allen Dingen nicht auch dem Ohr in der Stimme offenbaren?

Die menschliche Stimme tönt (hauptsächlich in Folge der weithin durch einen großen Theil unseres Organismus gehenden Verzweigung der Stimmnerven) so recht aus der Tiefe der Brust, dem Sitze unserer Seele hervor.

„Es strömen ihre Wellen
Aus nie entdeckten Quellen."

Sie leidet und verkümmert wie das Herz in einem engen Brustkasten; in einem weiten bildet sie sich schöner, größer und voller aus, wie auch das Herz selbst. Eine Menge unserer edelsten Organe, der Bau und die Beschaffenheit der Lunge, des Luftkanals oder der Kehle, des ganzen Respirationsapparats, ferner der Zunge, der Mundhöhle, auch der Zähne und Lippen, und am Ende die Eigenthümlichkeit und Spannung des ganzen Nerven- und Muskelsystems, sind von bedeutendem Einfluß auf sie und ihre Modulation.

Durch die Stimme theilt sich die Seele vorzugsweise unmittelbar und eindringlich mit. Ein Laut der Stimme, ein Ausruf ist die dem Menschen natürlichste Aeußerung seiner Gefühle und Affekte, seiner schmerzlichen oder freudigen Erregungen. Sie vermittelt den Austausch der Gedanken und durch den Gesang ist sie das Organ der höchsten Begeisterung und der zartesten Empfindungen. Wenn sie ertönt, so ist es, als hätte nicht bloß der Leib, sondern der Geist selber gesprochen.

In der That, es wäre ganz wunderlich, wenn die Stimme, die dem eben Gesagten nach so vielfach ein Erzeugniß unseres ganzen physischen wie psychischen Wesens ist, die so beständig den Herzensregungen, Ideen, Leidenschaften und Affekten als Canal oder Instrument dient, nicht eine bleibende Färbung von diesen fortwährend durch sie abfließenden Seelenäußerungen annähme, wenn sie nicht den Herrn, dem sie dient, — den Geist — abspiegelte, wenn sie nicht (auch ganz abgesehen von den articulirten Worten, oder den Noten und Gesangtönen, die man ihr gleichsam wie Waaren

mit an Bord gegeben) ihre eigene ausdrucksvolle Physiognomie hätte.

In welch innigem Zusammenhang die Stimme mit dem Wesen und Charakter alles Lebendigen steht, lehrt uns schon ein Blick auf die Natur außer uns, und auf das, was wir in ihr vorgehen sehen oder hören. — Dort kann man zunächst die Bemerkung machen, daß überhaupt nur die höher organisirten Geschöpfe, die meisten Säugethiere und Vögel, mit einer Stimme begabt sind. Nicht nur die Gewächse, auch fast alle niedrigen Thiere, die Fische, die Amphibien, die Insekten, deren Summen und Zirpen wie Blättergesäusel nur „Geräusch," aber keine Stimme ist, sind stumm. Schon dieß beweist, wie viel die Stimme mit dem Geiste und dem Seelenleben zu thun hat. Bei der Beobachtung der Stimme jedes einzelnen der stimmbegabten Geschöpfe werden wir die Beschaffenheit derselben meist mit seiner Natur, mit seinem Charakter, mit der Gestalt und Symbolik seiner ganzen Körperbildung in hohem Grade in Harmonie finden. Diese Untersuchung kann hier nicht angestellt, noch weniger erschöpft werden. Aber schon einige Beispiele werden genügen, um das Gesagte zu beweisen.

Das Brüllen des Löwen, das dem Donner ähnelt, ist ein höchst imponirender Ausdruck der Kraft und des muthvollen Sinnes dieses Königs der Thiere. Die Idee eines Löwen, dessen Stimme zart wie die der Nachtigall tönte, scheint so widersinnig und so komisch, daß sie Shakespeare einmal benutzt hat, um die Zuhörer in seinem Sommernachtstraum lachen zu machen. Unter allen Thieren ist nur der Löwe mit diesem großartig rollenden Kehltone begabt, wie auch nur er allein die Majestät der ganzen Erscheinung und die kühne Sinnesart besitzt, die ihn bei allen Völkern zum Symbol der Stärke und Herrschaft gemacht hat.

Das Brummen des Bären scheint nicht weniger charakteristisch. Es ist tief und rauh, wie Farbe und Haare seines Pelzes. Es gleicht dem Klange der Baßgeige, wie denn der plumpe und derbe Petz selber in Gang und Figur die wandelnde Baßgeige des Waldes vorzustellen scheint. Es ist, obwohl wild und schreckhaft, doch nicht so imponirend, wie das Gebrüll des Löwen, wie denn auch wieder der Bär selbst, obwohl ein wilder Gesell, eben nichts Imponirendes und Feuriges, dagegen viel Phlegma und brummige Insichgekehrtheit besitzt.

Das fistulirende Miauen unserer kleinen Katzen, die Schärfe und Spitzigkeit ihrer Falsettstimme, das Abschweifende und Gewundene derselben gibt dem Ohr dieselbe Vorstellung von dem gewandten, schmiegsamen und nicht eben als treuherzig gepriesenen Charakter dieser Thiere, der sich dem Auge durch ihren rundlichen Körper und ihre feinen, leisen, lauernden und schleichenden Bewegungen und Umrisse ausspricht. — Welch auffallender Contrast, dieses halbunterdrückte Miauen und das helle offene Bellen und Kläffen unserer treuen Hauswächter, der Hunde, deren Stimme bei Erregung ihres Eifers, oder wenn sie winseln und klagen, oder wenn sie uns schmeicheln und liebkosen, der mannigfaltigsten Modulationen und zuweilen des rührendsten Ausdrucks fähig ist, sowie denn auch ihr Gemüth sehr verschiedene Abstufungen der Güte zeigt, und sich der Entwicklung und Erziehung im höchsten Grade zugänglich erweist.

Das einfache und einförmige, volltönende, langgezogene und leidenschaftslose Blöcken der Rinder, welches wir unter Umständen nicht ungern vernehmen, entspricht in gleicher Weise dem behäbigen, phlegmatischen, man möchte sagen biedern Charakter unserer friedlichen Wiederkäuer. Man könnte kaum ein anderes Geschöpf finden, zu dem dieses derbe Blöcken und Brüllen so gut paßte, wie zu den breiten Mäulern, dem langsamen Wesen unserer Ochsen. Und findet man ausnahmsweise einmal etwas Aehnliches bei einem andern, nicht so grotesken Thiere, wie z. B. beim sogenannten Brüllfrosche oder auch beim Brüllaffen, so erstaunt man über diese wunderliche Laune der Natur, die allerdings nie ganz bei der Regel bleibt und mitunter ausnahmsweise Widersprechendes verbindet.

Das schmetternde Wiehern des Rosses bildet zu dem Blöcken des Rindes einen ebenso frappanten Gegensatz, wie das Miauen der Katze zu dem Gekläff des Hundes, und der Vergleich der Charaktere ergibt eine dazu passende Parallele. Jenes helle, trompetenartige, freudige Gewieher scheint ein nicht minder unzweifelhafter Ausdruck der Munterkeit und des Thatendranges der edlen Rosse, als sich in der eben geschilderten Sprache der Rinder deren gemüthliches Phlegma ausspricht.

Auch in der Vogelwelt können wir uns die den gefiederten Geschöpfen eigenen Stimmen und Töne kaum anders ausgetheilt denken, als wie sie es sind, und vermöchten sie mit keinen andern Vögeln in Verbindung zu setzen, als mit denen, welchen die Natur sie verliehen. Der feine, gefällige Gesang der kleinen Singvögel, ihr Zwitschern und Pfeifen ist ein sehr bestimmter Ausdruck ihrer behenden Zierlichkeit. Es ist für sie so bezeichnend, daß ein Taubstummer sich solche feine, hohe, zwitschernde und sanftflötende Töne gewiß nicht anders, als unter dem Bilde eines flatternden Vogels vorstellen kann, sowie umgekehrt ein Blinder sich unwillkürlich nach dem Laute dieser Töne die Figur der kleinen Sänger ausmalen wird. Gezwitscher, und

z. B. ein Adler, — Geflöte, und eine Eule wird ihm ein nicht vereinbarer Widerspruch dünken.

Das triumphirende durchdringende Krähen unserer Hähne, das ein wenig an das Wiehern der Pferde erinnert, harmonirt wiederum, wie dieses, mit dem kampflustigen und selbstbewußten Wesen des eingebildeten, auf dem Hühnerhofe dominirenden Vogels und steht wie sein muthiger Sinn in auffallendem Contrast mit dem wirthschaftlichen durch die Nase tönenden Geplapper und Gekaker der Hausfrau Henne, bildet aber freilich einen noch frappanteren Gegensatz zu dem dummen und überlauten Geschnatter der einfältigen Gänse und der vorlauten Enten.

Das unheimliche Geheul der scheuen, mörderischen und melancholischen Nachtvögel, der Uhus und aller Eulen ist aller Orten so bezeichnend gefunden worden, daß fast alle Völker die Benennung dieser Vogelgattung von ihrem charakteristischen Geschrei entnommen haben, als wenn darin ihr ganzes Wesen am besten ausgesprochen wäre.

Wie fast bei allen Thieren, wenn sie von Affekten und Leidenschaften bewegt werden, die Stimme sich auf wunderbare und charakteristische Weise wandeln, steigern, schärfen, oder sonst sehr mannigfaltig modificiren kann, das wird denen nicht entgangen seyn, die Gelegenheit gehabt oder genommen haben, einen Tiger im Zorn, ein Pferd im Kampfe, einen Hirsch zur Zeit der Brunst, ein spielendes Bärenjunge in seinem Neste, ein Mäusestimmchen im Käfig, einen Hund im Sterben, einen Schwan bei seinem letzten Seufzer, eine Nachtigall beim Nesterbau, oder andere Vögel bei ihren Lock- und Angstrufen zu belauschen und zu beobachten. Bei solchen und andern Veranlassungen klingen zuweilen Töne aus der Thierwelt hervor, die höchst ergreifend, äußerst rührend sind, mächtig in Ohr und Herz dringen, und die es uns deutlich genug zum Bewußtseyn bringen, in welch hohem Grade die Stimme überall in der ganzen lebendigen Natur eine Verrätherin der Seelenzustände ist.

Gehen wir nun von den Thieren zum Menschen über, so offenbart sich auch bei ihm das Charakteristische der Stimme auf die mannigfaltigste Weise, und zwar zuerst im Unterschiede der beiden Geschlechter, alsdann bei den verschiedenen Altersstufen. Etwas spiegelt sich auch vom Wesen jedes Individuums eben so deutlich in der Physiognomie seiner Stimme, wie in der seines Antlitzes und seines ganzen übrigen Habitus ab. Und endlich haben auch die Familien, Classen und Stände der Menschen, und zuletzt die Völker und Racen ihr eigenthümliches und bezeichnendes Stimmorgan.

Unter diesen Rubriken möchte ich das Wenige, was ich über diesen Gegenstand hier vorzubringen gedenke, einigermaßen übersichtlich zusammenordnen.

Daß die Stimme für das innere Wesen sehr bezeichnend sey, bewährt sich zunächst vor allen Dingen auffallend im Unterschiede der beiden Geschlechter. Dem rauheren, kräftigeren Manne ist, wie den durch Stärke und Muth hervorragenden Typen in der Thierwelt, auch das rauhere, vollere, tiefer tönende Stimmorgan zu Theil geworden. Den milden, sanften, anmuthigen Frauen dagegen hat die Natur, wie den zierlichen Singvögeln, ein zartes, feines, flötendes, gefälliges Organ gegeben.

Die Stimme der Frau ist in Harmonie mit ihrem Wesen schwächer, lieblicher, biegsamer, geschmeidiger, weicher, schmeichlerischer als die des Mannes. Sie ist gleich dem Silber und Golde der feinsten Ausspinnung und der anmuthigsten Verzierungen fähig. Doch hat sie auf der andern Seite, im Großen und Ganzen genommen, im Vergleich zu der des Mannes etwas mehr Eintöniges. Die Stimmen aller Frauen, so verschieden sie sind, gleichen sich weit mehr unter einander, wie denn auch unter den Gemüths- und Charakteranlagen derselben keine so stark contrastirenden Verschiedenheiten bestehen, wie unter denen der Männer. Der Mann leistet in den meisten Dingen das Aeußerste, im Bösen wie im Guten. Er wird ganz roh und brutal, und er erhebt sich zur höchsten Poesie, Weisheit und Vergeistigung. Zwischen beiden Extremen liegen eine Menge von Stufen, und auf jeder entwickeln die Männer eine weit stärker ausgesprochene Individualität, einen viel selbstständigeren und eigeneren Charakter. Die Frauen besitzen die Eigenschaften, durch welche sie ausgezeichnet sind, nicht in so abweichenden Mischungen. Sie erscheinen wie schöne Blumen von derselben Gattung und nur von verschiedenen Spielarten. Die Männer sind in ihren Eigenheiten so verschieden wie die Bäume. Man könnte das Wesen jener auch einer anmuthigen Hügellandschaft mit rundlichen Contouren vergleichen, während diese ein Hochgebirge vorstellen, in welchem alle denkbaren Zufälligkeiten und Gestaltungen des Terrains vorkommen.

Daß dem so sey, zeigt sich unter andern besonders auffallend, wenn man die Nationen, ihre Typen und Charaktere unter einander vergleicht. Die charakteristischen nationalen Verschiedenheiten treten bei den Männern weit frappanter hervor, als bei den Weibern. Auch die Stände, Classeneintheilungen und Rangstufen und ihre Unterscheidungsmerkmale werden weit mehr durch die Männer als durch die Weiber bestimmt und aufrecht erhalten. Ein heldenmüthiger Ritter und ein

kümmerlicher Pfahlbürger des Mittelalters sind viel weiter von einander verschieden, als eine schöne Königin und eine schöne Schäferin derselben Zeit. Die Geschäfte, die Pflichten, die Neigungen und Stellungen der naturgemäß überall vielfach abhängigen Frauen sind in allen Classen und Rangstufen viel gleichartiger. Schon dieß, die größere Beschränktheit ihres Wirkens, bringt sie mehr auf dasselbe Niveau. Die Freiheit und Selbstständigkeit befördert beim Mann die Mannigfaltigkeit seiner Entwicklung. Da das Herz der Frauen durch zarte Empfindungen, durch Sanftmuth, Wohlwollen, Frömmigkeit und Hingebung und ihr Aeußeres durch Grazie und Anmuth ausgezeichnet ist, so wirkt auch dieß einem sehr ausgeprägten Charakterausdruck entgegen. Ihr Wesen ist gleichsam aus lauter feinen Farbentönen gewebt, ohne die schroffen Gegensätze, die sich in der Seele und in der Physiognomie des energischen Mannes offenbaren. Das Schöne und Idealische schließt überall in gewissem Grade das Charakteristische aus.

Die Physiognomik hat es daher auch immer vorzugsweise mit den Männern zu thun, von denen sie ihre Beispiele entlehnt und an denen sie ihre Wahrheiten demonstrirt. Die sogenannten Charakterköpfe der Maler sind fast alle aus der Männerwelt, und nach den Männern macht der Künstler seine Hauptstudien. Die Züge der Männer sind aufrichtiger, faßlicher, handgreiflicher, darstellbarer. Die zarter angelegten Frauen sind schwerer zu erkennen, zu analysiren und zu classificiren.

Daher ist auch die Geistesanlage wie die Körperbildung der Frau viel früher fertig, als die des langsam reifenden Mannes. Schnell entfaltet sich die Schönheit und das Antlitz der Jungfrau. Die Physiognomie des Mannes geht durch eine viel längere Stufenleiter von Phasen. Als Knabe hat er oft den Reiz und die weiche Grazie des Mädchens; als bärtiger Mann nimmt sein Gesicht ein ganz verschiedenes Gepräge an. Er hält sich lange, bis in sein fünfzigstes Jahr und länger, auf der Höhe seiner Kraft und seines physiognomischen Ausdrucks. Selbst als Greis noch mit silbernen Locken kann er imposant seyn.

In Uebereinstimmung mit diesem Allen nun ist auch die S t i m m e der Männer umfangreicher und mannigfaltiger als die der Weiber. Sie zeigt weit mehr Nuancen und Varietäten als diese; sie hat eine längere Skala. Die Frauenstimmen sind verschieden wie Glockentöne, die Männerstimmen wie die der Instrumente eines Orchesters. Daher wird es auch den Männern zuweilen nicht schwer, die Frauenstimme nachzuahmen, während es den Frauen fast unmöglich ist, in den Ton der Männer zu verfallen. Die Alten konnten deßhalb auch auf ihrem Theater die Frauenrollen allenfalls durch Männer geben lassen. Umgekehrt alle Rollen durch Frauen zu besetzen, wäre ihnen durchaus unmöglich gewesen. Es zeigt sich dieß Alles auch auffallend in dem so vollen, reichen Männerchorgesang, dem gegenüber der weibliche Chorgesang, in Bezug auf Effekt und mannigfache Verwendung, die Segel streichen muß.

Solches zeigt sich aber, wie bei der Gesangstimme, so auch bei der Sprechstimme. Die Eigenthümlichkeiten des Accents und des Tons der verschiedenen Dialekte und Sprachen treten bei den Männern weit bestimmter und schroffer hervor, als bei den Frauen, und eben so die Eigenthümlichkeiten der Stimmen der Individuen. Man denke nur wieder an die Bühne, wo den Männern so weit mannigfaltigere Charakterrollen und Charakterstimmen zufallen als den Frauen. Das Schaurige und Schreckhafte der Geisterstimme, das Erhabene und Imposante des Heldenorgans, das Comische und Kreischende des Policinelltons und so vieles andere wird Alles dem Manne zu Theil. Namentlich zum Comischen und Burlesken ist das liebliche Frauenorgan sehr wenig geeignet. Weibliche Bajazzos hat es nirgends gegeben. Auch überall da, wo es bloß auf außerordentliche Entwicklung von K r a f t ankommt, muß die weibliche Stimme naturgemäß der männlichen weichen, z. B. wenn die Alpenbewohner mit einem lauten freudigen „Juchzer" das Echo der Felsen und Thäler wecken, oder wenn ein Stentor vor Troja mit einer Stimme, die, wie Homer sagt, der von fünfzig Männern gleichkommt, die Griechen zum Kampfe anfeuern soll.

Der Parallelismus zwischen Stimmorgan und Gemüthsanlage der beiden Geschlechter, im Ganzen genommen, offenbart sich auch innerhalb der Grenzen jedes einzelnen Geschlechtes wieder. Es gibt Männer, welche die männliche Baßstimme besonders voll, kräftig und tieftönend besitzen, und s e h r o f t ist dieß ein Beweis einer besonders stark in ihnen ausgebildeten Männlichkeit überhaupt. Andere Männer dagegen sind mit einem zarttönenden, schwächlichen und mehr weiblichen Organe begabt. In der Regel wird man dieß bei ihnen als einen Beweis dafür betrachten können, daß auch ihre Gemüthsanlage der weiblichen sich zuneigt.

Eben so finden sich umgekehrt Frauen, denen der seelenvolle, empfindungsreiche Ausdruck und Klang des Frauenorgans in besonders vollem Maße eigen ist, während andere bei aller Zierlichkeit und Grazie ihrer

äußern Erscheinung uns zuweilen durch eine etwas rauhe, harte, tiefe, gebrochene und der männlichen ein wenig ähnliche Stimme überraschen. Die Frauen mit einem solchen männlichen Organe wird man in der Regel dem allgemein waltenden Naturgesetze gemäß kecker, entschlossener, und dabei etwas weniger empfindsam und weich finden, als die mit der gewöhnlichen flötenden, melodischen und einnehmenden Frauenstimme.

Freilich macht die Natur auch hier nicht selten Ausnahmen und gefällt sich, obgleich sie für gewöhnlich ihre Regel befolgt, darin, dann und wann ein anscheinend contrastirendes Aeußere und Innere zusammen zu knüpfen. Namentlich hat es zuweilen Männer gegeben, die trotz des heldenmüthigen Anscheins in ihrem Aeußern durchaus nicht heroischer gewesen sind als ein Falstaff, und ein feinstimmiger, knabenhafter David hat nicht selten einen bärtigen Goliath trotz seiner Bärenstimme an Energie und Mannhaftigkeit weit übertroffen. Auch in der Thierwelt gibt es ja neben dem brüllenden Löwen Brüllaffen. Man darf natürlich von der Physiognomik, oder der Kunst, aus dem Aeußeren das Innere zu deuten, nicht verlangen, daß sie so apodiktische Aussprüche thue wie die Mathematik. Trotz der unsicheren Umrisse aber, die sie zieht, und trotz der vielen Ausnahmen, die sie zulassen muß, steckt doch ein Kern unläugbarer Wahrheit darin.

Wie bei den beiden Geschlechtern, so zeigt sich auch auf den verschiedenen Stufen des Lebensalters eine gewisse Uebereinstimmung in der Art und Weise, wie sie das Organ beeinflussen, mit der, wie sie das gesammte Wesen und den Gemüthscharakter des Menschen bedingen und gestalten.

Die Säuglinge wimmern, lallen und winseln fast wie die Kleinen der übrigen Geschöpfe, mit denen sie anfänglich in Bezug auf die Entwicklung ihres Geistes und Gemüths fast auf gleicher Stufe stehen. Auch die schon aus der Wiege hervorgetretenen Kinder haben — darin noch etwas den lärmigen Thieren gleich — durchweg noch lange kleine durchdringende Trompetenstimmen. — „Schreit doch nicht so!" ist eine der Ermahnungen, zu welchen sich Eltern und Lehrer bei Kindern besonders häufig veranlaßt sehen. Diese helle, laute, schreiende Stimme und Sprechweise der Kinder entspricht der Lebhaftigkeit ihrer Affekte. Sie reden nicht in Folge von Ueberlegung, sondern immer in Folge von sie plötzlich und heftig ergreifenden Impulsen. Erst mit fortschreitendem Alter wird das Organ runder, minder scharf, zugleich charakter- und ausdrucksvoller, so wie ihr ganzes übriges Wesen sich mehr ausbildet, beruhigt und abrundet.

Knaben und Mädchen zeigen in dem ersten Lebensviertel, wie in ihren Neigungen und Seelenanlagen, so auch in der Physiognomie ihres Stimmorgans keine so große Verschiedenheit wie später. Erst mit der bestimmten Entwicklung der Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, erst wenn es heißt: „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe," da treten auch die geschlechtlichen Verschiedenheiten ihres Stimmorgans hervor. So lange der Charakter der Knaben noch nicht recht fest steht, so lange ist auch ihre Stimme schwankend, und sie schweift aus kindischen Tönen in männliche hinüber. Erst beim ganz ausgebildeten jungen Manne wird auch die Stimme ganz sicher, volltönend und kräftig.

Auch bei der heranwachsenden Jungfrau geht mit der Reife ihres Geistes eine charakteristische Verwandlung in der Stimme vor, wenn gleich keine so große, wie beim Jünglinge. Sie nimmt merklich an Fülle, Metall, Stärke und Rundung, und auch etwas an Tiefe zu. Auch läßt sich dann wieder die Jungfrau von der Matrone an einer Modifikation ihrer Stimme unterscheiden.

Im Ganzen, so kann man sagen, ist während des ersten Lebensviertels die menschliche Stimme von Jahr zu Jahr so verschieden, daß sich darnach das Alter fast eben so genau bestimmen läßt, wie nach der Länge des Körpers und andern Merkmalen. Ist der Mensch auf der Höhe seiner psychischen und physischen Entwicklung angelangt, so verändert sich die Physiognomie seiner Stimme vielleicht nicht mehr so schnell, wie die des Antlitzes und des übrigen Organismus, so daß es alsdann leichter ist nach diesem, als nach dem Klange seines Organs das Alter eines Menschen zu schätzen. Daß aber doch auch im dreißigsten, vierzigsten, fünfzigsten Lebensjahre, wo wir alle Eigenthümlichkeiten unserer körperlichen Physiognomie, wie unseres Charakters am festesten ausgeprägt haben, solche Wandlungen und Abstufungen der Stimme wirklich existiren, beweist der Umstand, daß darauf eingeübte Blinde das Lebensalter eines mit ihnen redenden Menschen bloß nach dem Tone seiner Stimme ziemlich richtig abzuschätzen wissen.

Im hohen Greisenalter vermischen sich wieder mehr oder weniger sowohl die psychischen und physiognomischen Unterschiede der Geschlechter, als die des individuellen Charakters, die sich im Laufe des Lebens festgesetzt hatten, so wie in andern Beziehungen, so namentlich auch in Bezug auf die Stimme. Die Züge aller Menschen, der Männer und der Frauen, der Sanguiniker und der Phlegmatiker, der Gerechten und Ungerechten haben in ihrem neunzigsten Jahre mehr mit einander gemein, als in ihrem vierzigsten. Ihr

Charakteristisches stumpft sich ab, und sie scheinen dann fast wie in der Wiege, wieder alle nach einem und demselben Typus geformt. Selbst der Thor, sogar der Verbrecher bekommen im hohen Alter einen Anstrich von Ehrwürdigkeit. Die Frau büßt etwas von ihrer Zartheit und Anmuth, der Mann von seinem kräftigen und markigen Ausdruck ein. Wie jene ein wenig männlicher, dieser etwas schwächlicher aussieht und ist, so verliert auch die Stimme der Frau ihr klangvolles Metall und das Melodische, die des Mannes dagegen wird unsicherer, schwächer und verliert ihren dröhnenden, vollen, männlichen Ton. Und eben so verwischen sich im allerhöchsten Alter auch alle andern charakteristischen Unterschiede der Stimme, ihre Schärfe, ihre Wärme, ihre Anmuth und Kraft und ihr ganzes, im mittleren Lebensalter so eigenthümliches und vielsagendes Gepräge.

Im Zusammenhang mit diesen Einflüssen des Lebensalters auf die Stimme stehen denn auch diejenigen Einwirkungen, welche vorübergehende Schwäche und Krankheit auf sie haben. Abgesehen davon, daß die Stimme ihre eigenen an ihr selbst haftenden Leiden hat, wird sie vorzugsweise von den Krankheiten des ganzen Organismus oder irgend eines Theils desselben betroffen. Der vollkommene Zustand unserer Gesundheit offenbart sich außer im Antlitze (Wangen, Lippen und Augen) nirgends deutlicher als in der hellen Frische und Energie unserer Stimme. So wie der Körper leidet, an welchem Uebel es auch immer sey, so drückt es sich alsbald im Klange und Tone der Stimme ganz besonders wahrnehmbar aus. Bei fast jeder Krankheit, auch wenn sie sonst nichts an uns ändert, wenn sie vielleicht noch nicht einmal den muntern Ausdruck des Gesichts afficirt, nach welchem wir, um uns von dem Wohlbefinden unserer Freunde zu überzeugen, doch so gewöhnlich blicken, wird die Stimme schlaff, lahm, matt und verhüllt, erhält einen klagenden oder hohlen Ton. Wie Jemand sich befinde, merken wir schnell an der Weise, wie seine Rede tönt. Die wechselnde Physiognomie der Stimme dient uns daher zum Barometer und zum klaren Spiegelbild für den Wechsel im Gesammtbefinden eines Freundes, und wir freuen uns sogleich bei einem Reconvalescenten, wenn wir gewahren, daß seine Stimme an Energie und Volltönigkeit zugenommen habe. Die Aerzte haben eine Menge bestimmt charakterisirter Tonarten der Stimme, Heiserkeiten und anderer Affektionen des Organs beobachtet, welche ihnen als Anzeichen zahlreicher ebenso bestimmt charakterisirter Uebel dienen.

Wie nun die beiden Geschlechter, wie die verschiedenen Altersstufen und die zahllosen Arten von Körperschwächen und Gebrechen ihre charakteristische und im Allgemeinen bestimmt ausgeprägte Stimmphysiognomie besitzen, so ist denn auch bei jedem Individuum je nach der Persönlichkeit eines Jeden seine Stimme ganz ebenso charakteristisch gebildet, wie seine Gesichtszüge und seine Gemüthsanlagen, und auch darin sind, wunderbar genug, die feinen und doch von der Natur ganz scharf gezeichneten Nüancen so zahllos wie die Menschen selbst. So viele Millionen Seelen auch schon gleich dem Sand am Meere über diesen Globus verstreut worden, so ist doch jedem sein eigenes persönliches Gesicht und seine eigene individuelle Stimme zu Theil geworden. Auch ihrer übrigen Persönlichkeit kommt in gewissem Grad ein eigenthümlicher Ausdruck zu; allein derselbe ist unsern Sinnen nicht im entferntesten so deutlich wahrnehmbar, bei weitem nicht so auffallend wie in dem Angesicht und in der Stimme.

Man erkennt dieß sogleich, wenn man selbst aus einem großen Haufen die bekannten Stimmen seiner Freunde, auch ohne sie zu sehen, auf der Stelle heraushört. Ja die Physiognomie der Stimme scheint zuweilen noch bestimmter, schärfer und individueller ausgeprägt, als die der Gesichtszüge. Zwillinge, die sich in ihrer äußern Erscheinung oft so vollkommen gleichen, wie ein Ei dem andern, sind dann doch am Ende noch in ihrem Organ verschieden, und wenn sonst an nichts, so kann man sie an ihrem Sprachton unterscheiden. Auch hat es sich oft ereignet, daß man längst vergessene Menschen, wenn man ihnen wieder begegnete, nicht an ihren Gesichtszügen, sofort aber an ihrer Stimme wiedererkannte.

Fragt man nach der charakteristischen Bedeutung oder Symbolik der individuellen Stimmen der Menschen, so kann man zunächst bemerken, daß es darin etwas Festes und Bleibendes, und daneben auch etwas Wandelbares gibt. Wie nämlich in unserem Angesichte gewisse unveränderliche Umrisse und Grundlinien, die Gesichtsbildungen und die Gesichtszüge vorhanden sind, so haben wir auch in unserer Stimme einen gewissen uns angebornen Grundton, den wir selten ganz ablegen und verleugnen können. Wie aber unser Angesicht, mag es schön seyn oder nicht, mag es von der Natur diese oder jene Form und Zeichnung besitzen, bei unsern in Aktion gesetzten Affekten und Seelenregungen durch das Mienen- und Geberdenspiel, entweder absichtlich oder unabsichtlich, einen sehr veränderten Ausdruck gewinnt, so kann auch unsere Stimme, wie immer sie auch von Haus aus tönen mag, durch Einwirkung unserer Affekte, durch Kunst und Erziehung ebenfalls in mannigfaltiger Weise in ihrem Ausdruck

modificirt werden. Man könnte dieß das Mienenspiel der Stimme nennen. Und man muß daher überall, wo von der Beurtheilung der Physiognomie der Stimme der Individuen die Rede ist, das, was ihnen in dieser Beziehung angeboren ist, von dem, was sie aus ihren Stimmen machen, unterscheiden.

J. G. Kohl.

(Schluß folgt.)

Skizzen vom Kriegsschauplatz

von E. Mevert.

Kurze Leidensgeschichte eines angehenden Correspondenten.

(Schluß.)

Als wir in die Nähe von Kjär kamen, wurde das Schlachtfeld bunter. Ganze Reihen von Holzschuhen standen hinter den Knicken und in den Gräben, ein Zeichen, daß die Dänen ihr Heil in der Flucht gesucht hatten. Hinter andern Hecken lag Zoll bei Zoll das blaue Papier von aufgebissenen Patronen; ein Zeichen, daß sie sich eine Zeitlang dahinter gehalten und gewehrt hatten.

„Aber, Doctor, wo sind denn die Todten? Wir hörten doch, daß von den Preußen allein an 150 gefallen sind," fragte der blutdürstige Mör. — „Da kommt ein Bauer, den wollen wir fragen."

Der Bauer, der ein sehr geläufiges Deutsch sprach, berichtete uns, die Todten seyen bereits eingesammelt; wenn wir aber querfeldein gingen und den Spuren im Korn folgten, so würden wir gewiß noch einige finden. Er selbst habe vor ein paar Stunden noch Einen in einer Koppel bei Kjär gesehen. — Wir gingen also querfeldein und folgten den langen Spuren durch das Korn.

Schon wurde es dunkel und wir begannen an der Befriedigung unserer hyänenartigen Begier nach Leichen zu zweifeln, als Mör einen ungenirten Schreckensschrei ausstieß. Ich brach mir durch das hohe Korn Bahn zu ihm und sah ihn blaß und vor Entsetzen sprachlos einen gefallenen Dänen anstarren. Der Anblick war allerdings darnach angethan, einem nervenschwachen Jüngling wie Mör den Blutlauf ein wenig in Unordnung zu bringen. Der Todte lag auf dem Rücken und hatte das bleiche Gesicht gräßlich verzerrt. Aus den verdrehten Augen stierte der Tod in seiner ganzen Schrecklichkeit. Die Linke war krampfhaft gegen den Leib gedrückt, das schwarze Blut war zwischen den Fingern erstarrt. Die Rechte krallte sich um ausgeraufte Kornhalme, womit sie die blutende Wunde vielleicht hatte stopfen wollen. Der Arme mußte viel gelitten haben, ehe ihn der Tod von seinen Qualen erlöste, was bei Unterleibswunden, die man leicht an den verzerrten Zügen der Leichen erkennt, meistens der Fall ist. Daß noch ein Lebensfunken im Körper sey, daran war nicht zu denken, da er bereits zwei Tage hier gelegen haben mußte. Wir ließen ihn daher unberührt liegen, um irgendwo Anzeige von unserem Funde zu machen.

Dieß thaten wir erst den nächsten Tag in Sonderburg. Ob unsere Anzeige von Erfolg war, weiß ich nicht anzugeben. Laßt die Todten ihre Todten bestatten! Wir Lebendigen hatten zu viel mit uns selbst zu schaffen, als daß wir uns um todte Dänen hätten weiter bekümmern sollen. Vielleicht liegt er noch im Korn und sein sonne- und regengebleichtes Gerippe jagt einem ahnungslosen Schnitter bei der nächsten Ernte vielleicht einen ähnlichen Schrecken ein, wie dem Correspondenten Mör, den der Vorfall so angriff, daß er sich einen Augenblick niedersetzen und seinen Nerven durch einen Schluck Rum wieder Spannkraft geben mußte. Vom weiteren Leichensuchen wollte er nichts hören, und so machten wir uns unverzüglich auf den Weg nach Sonderburg, denn die Quartierfrage wurde für uns nachgerade am wichtigsten.

In Sonderburg ging es noch bunt zu. Die Straßen waren voll von Soldaten der verschiedensten Waffengattungen. Sie waren lustig und guter Dinge, und dazu hatten sie Grund, wurde ihnen doch alles geliefert, was sie gebrauchten, und ihr Nachtlager vom Quartiermeister angewiesen. Aber um uns kümmerte

sich niemand. Unsere Frage nach einem Nachtquartier wußte niemand zu beantworten. Wir gingen in die verschiedenen Hotels, deren kahle Zimmer aber von der Erde bis unter das Dach von Soldaten angefüllt waren. Die Bewohner, seit Monaten geflohen, waren noch nicht zurückgekehrt, und an Essen und Trinken war ebensowenig zu denken, wie an Obdach für die Nacht. Für das Erstere ließ uns unser eiserner Bestand unbesorgt seyn, das letztere aber machte uns um so mehr Kummer.

„Warum quartieren Sie sich nicht selbst in einem der halbzerstörten Häuser ein, von denen viele unbesetzt sind, weil sie für die Soldaten zu schlecht befunden wurden?“ So fragte ein Husarenofficier, den wir in unserer Unschuld und Bedrängniß um guten Rath angegangen hatten.

Obgleich wir im ersten Augenblick den ungeschliffenen Junker im Stillen verwünschten, so kamen wir doch nach und nach zur Einsicht, daß der Mann einen praktischen Blick hatte, und fingen an die zerschossenen Häuser zu durchstöbern. Die Scenen der Verwüstung, die uns hiebei zu Gesichte kamen, waren unglaublich. Den wunderbarsten Anblick aber gewährte ein Haus, dessen oberes Stockwerk in dem untern eingeschachtelt lag, so daß das größtentheils ziegellose Dach aus den zur Seite gewichenen Mauern desselben emporragte und seine dunkeln Sparren in den gerötheten Abendhimmel melancholisch emporstreckte.

Endlich fanden wir in einem Erdgeschoß ein Zimmer, das verhältnißmäßig gut erhalten war. Ich sage verhältnißmäßig, denn die Decke war geborsten, man scheute sich, sie anzusehen; zwei sich gegenüberstehende Wände zeigten ein eben nicht kleines Loch; die Tapeten hingen in langen Fetzen von den Wänden, und der Fußboden war mit Stein- und Möbeltrümmern bedeckt. Wir räumten diese in eine Ecke fort, breiteten unsere Plaids aus und nahmen unsern Eisernen in Angriff, der uns nach den überstandenen Strapazen vortrefflich mundete.

Nach beendigtem Mahl legten wir unsere Reisetaschen unter den Kopf, deckten uns mit dem Plaid zu und versuchten zu schlafen. Schon fingen die Bilder, die vor meinem Geiste vorüberzogen, an sich zu verwirren und die Hand des Schlafes legte sich leise auf meine Schläfe, da nieste Mör laut auf. Ich fuhr empor und sah einen Schwarm von Ratten aus der Thür galoppiren, die der Duft unsers eisernen Bestandes wahrscheinlich herbeigelockt hatte.

„Doctor, ich halte es hier nicht aus!“ schrie Mör und sprang auf. „Man riskirt hier ja bei lebendigem Leibe gefressen zu werden.“ — „Mit dem Gefressenwerden hat es für unsere Person schon gute Wege; aber ich rathe Ihnen, sich den Eisernen statt der Reisetasche unter den Kopf zu legen.“ — „Damit das Ungeziefer gleich aus der leeren Tasche sich in meinen Kopf weiter fressen kann!“

„Die armen Thiere! Wer weiß, wie lange sie schon in dieser ausgestorbenen Stadt gefastet haben!“ — „Um so mehr Grund, nicht hier zu bleiben. Zudem zieht es hier ganz infam. Ich glaube, ich habe mich schon auf den Tod erkältet; hörten Sie nicht, wie ich nieste?“ „Freilich hörte ich es; aber die Erkältung werden Sie sich wohl draußen in dem thaufeuchten Korn geholt haben.“ — „Nein, ich schwöre es, hier! Fühlen Sie den Zug nicht, sehen Sie nicht, daß zwei Fensterscheiben fehlen und die Thür kaum noch in den Angeln hält?“

Das war allerdings richtig und ich gab Mör nach. Wir bündelten unsere Sachen also auf und traten wieder auf die Straße hinaus. Hier war es unterdessen stiller geworden. Nur hin und wieder schlüpfte eine dunkle Gestalt an uns vorüber und verlor sich zwischen den Trümmern der Häuser.

„Doctor, sehen Sie da,“ flüsterte Mör: „ist das nicht ein Tapperer, der sich dort so schnellfüßig und sockenleise um die Ecke stiehlt? Der Kerl sah gerade so aus, wie der Todte im Kornfelde.“ — „Kann seyn,“ erwiederte ich, „daß sich hier noch einige versprengte dänische Soldaten aufhalten. (Das war, wie wir später erfuhren, wirklich der Fall; Dutzende von Dänen kamen, von Hunger getrieben, nach einigen Tagen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und stellten sich den Preußen freiwillig als Gefangene.) Die werden uns aber schon ungeschoren lassen.“ — „So?“ meinte Mör, „und wenn uns ein solcher Bluthund nun in dem einsamen Hause schlafend gefunden hätte?“

„Wer da?“ unterbrach ihn eine rauhe Stimme und ein Bajonnet blitzte auf seiner Brust. — „Gut Freund, meine Herren!“ antwortete ich der Patrouille. „Sie kommen eben recht, wir haben noch kein Quartier, vielleicht können Sie uns eines anweisen.“

„Ja wohl, auf der Wache ist noch Platz. Vorwärts marsch!“ ließ sich der Botokude vernehmen. — „Schon gut, so kommen wir doch wenigstens unter Dach und Fach,“ tröstete ich. — Aber Mör wollte sich nicht trösten lassen. Der Gedanke, arretirt zu werden, war ihm schrecklich.

„Ich verbürge mich für die Herren!“ ließ sich da plötzlich eine bekannte Stimme vernehmen. „Ich bin Marketender beim 65sten. Hier meine Binde!“ Es war unser Marketender, der uns wie ein rettender Engel erschien. Mör griff sogleich in die Tasche und

drückte ihm die beiden bewußten Thaler in die Hand. Ich griff in meine Tasche und gab den Soldaten eine Handvoll Cigarren. Im nächsten Augenblick waren wir wieder flott.

„Wenn Sie mir noch einen Thaler geben, so verschaffe ich Ihnen ein Nachtlager, so gut es hier in Sonderburg zu haben ist. Ich logire selbst da. Und kosten thut's obendrein nichts."

Wir versprachen das Verlangte, und der Marketender führte uns nach einer kleinen Fuhrmannsherberge direkt in die Küche. Hier saß eine bunte Gesellschaft um den lodernden Herd, auf dem ein großer Kaffeekessel brodelte. Der Wirth war nämlich heute mit Sack und Pack, mit Vieh und Volk wieder eingezogen und machte reißende Geschäfte mit Kaffee, die Tasse fünf Hamburger Schillinge, und Butterbrod, die Schnitte ebenfalls fünf Hamburger Schillinge. Wir waren nicht langsam, unsere Börse zu ziehen und zehn Hamburger Schillinge in Kaffee und Butterbrod anzulegen, und ich entsinne mich nicht, je in meinem Leben ein so köstliches Abendbrod für zehn Schillinge genossen zu haben.

Nun aber wollten uns die Augen zufallen, und wir baten den Marketender, uns unsere Schlafzimmer anzuweisen. Er zündete bereitwillig eine Hornlaterne an, führte uns über den Hof in einen Kuhstall, hing die Laterne an einen Holznagel an der Wand und wünschte uns eine „wohlschlafende" Nacht.

„Aber, Marketender, sind Sie des Teufels?" schrie Mör, als ihm die Sprache wiederkam, der ihn Erstaunen und Entsetzen beraubt hatten. — „Wo so?" fragte der Marketender, verwundert in der Thür stehen bleibend. — „Wir sollen doch hier nicht auf diesem blanken Stroh, hinter den Schwänzen dieser fünf Kühe schlafen?" — „Schlafen oder nicht schlafen," war die gleichgültige Antwort des Marketenders, „ein besseres Nachtlager finden Sie in ganz Sonderburg nicht." Damit ging er und ließ uns und die fünf brummenden Kühe allein.

Wir mußten uns wohl oder übel in unser Schicksal fügen. Stroh war frisch und in Menge da, die Temperatur war warm, wenn auch nicht angenehm, und so nestelten wir uns resignirt in das Stroh und legten unser müdes Haupt abermals auf die Reisetasche. Aber ein böses Schicksal wollte uns heute Abend nicht zur Ruhe kommen lassen. Eben hatte der erste leise Schlaf unsere Sinne betäubt, so fuhren wir wieder empor; denn es öffnete sich die Thür und vier, in der Dunkelheit kaum zu unterscheidende Gestalten traten laut redend zu uns herein. Die Sprache, die sie redeten, war jedoch gesundes Plattdeutsch, und so ließen wir unsern Körper bald wieder ins Stroh sinken.

Einer der vier neuangekommenen Herren, ein Omnibuskutscher aus Tondern, lieh seiner Wuth gegen die Dänen besonders kräftige Ausdrücke. Die Dänen hatten ihm nämlich bei ihrem Rückzuge einen Omnibus und zwei Wagen mit fortgenommen, die er nun zu reklamiren gekommen war. Den Omnibus hatte er schon wieder, was aber das Schicksal der Wagen gewesen war, kann ich nicht angeben, denn als die Geschichte bis zu diesen gediehen war, schlief ich ein.

Als ich erwachte, schimmerte der Tag bereits durch die Spalten der großen Thür. Ich richtete mich auf, um nach der Uhr zu sehen; denn um vier Uhr diesen Morgen, hatten wir vergangenen Abend gehört, sollte die Brücke über den Alssund abgebrochen werden. Es war halb vier und daher Zeit, uns nach der Brücke aufzumachen, wenn wir mit den Pionieren, die nach Norden sollten, mit hinüber wollten.

Ich weckte Mör, der sich schwer aus Morpheus Armen losriß und große Lust hatte, weiter zu schlafen und die Pioniere mit der Brücke zum Teufel gehen zu lassen. Als ich ihn endlich doch im Hofe landete, wollte er sich erst waschen. Ich wies ihn nach einer Pumpe und erbot mich, ihm so viel Wasser über den Kopf zu pumpen, als er zu seiner Reinigung für nöthig erachte. Aber es fing ihn an zu frösteln, er gab das Waschen ganz auf, und wir gingen im Laufschritt nach der Brücke hinab, denn es war wirklich empfindlich kalt und unser Magen leer.

An der Brücke hieß es: „Halt! Es wird niemand hinübergelassen!" — „Warum nicht?" — „Das geht mich nichts an! Befehl!" — „Aber um vier Uhr wird sie abgebrochen." — „Geht mich auch nichts an. Uebrigens wird sie nicht abgebrochen, es ist Contreordre gekommen." — „Nun, Mör, dann wird es das Beste seyn, wir kehren erst zu unserer Herberge zurück und kaufen uns für zehn Schillinge Kaffee und Butterbrod. Später bleibt's auch noch Tag."

Mör hatte nicht das Geringste dawider, und wir gingen zurück und trieben die „smukke Koffeepige" aus dem Bett. Nach etwa einer Stunde dampfte der heiße Kaffee vor uns, nach dessen Genuß wir uns wieder Menschen fühlten. Ja, Mör wurde so übermüthig, daß er darauf bestand, nach Ullebüll zu gehen, wo noch einige fünfzig Todte in der Kirche liegen sollten. Ich meinerseits hatte nichts einzuwenden, und so schritten wir gen Ullebüll.

Als wir dort bei der Kirche ankamen, stand ein Posten vor der Thür: „Halt! Wird niemand hineingelassen!" — „Wollen Sie nicht eine Cigarre rauchen?"

— „Wird nicht geraucht auf Posten." — „So rauchen Sie sie nachher!" — „Darf nichts annehmen auf Posten."

Den Weg hatten wir vergebens gemacht. Als wir noch standen und das frischgegrabene, lange und tiefe Grab betrachteten, in welches die fünfzig Todten in der Kirche verscharrt werden sollten, näherten sich drei Herren der Kirchthür und erfuhren dasselbe Schicksal wie wir. „Aber wir suchen einen Freund, der gefallen ist, und den wir mit nach Hamburg nehmen wollen." — „Dann müssen Sie sich an den Lieutenant wenden. In jenem Hause finden Sie ihn." Die drei gingen und kamen bald mit einem Soldaten zurück, der die Thür öffnete und uns mit eintreten ließ.

Da lagen sie in langen Reihen um den Altar und im Schiff der Kirche bis an das entgegengesetzte Ende, einige in Särgen, die meisten aber noch auf dem kahlen Steinboden. Wir hoben die Deckel von den Särgen. Darin lagen sie, wie sie gefallen waren, in ihre Mäntel gehüllt, das Gesicht von ihrer Mütze zugedeckt. Wir nahmen die Mützen ab und sahen jedem prüfend ins Antlitz. Der Gesuchte war nicht darunter.

Während die drei Hamburger in die Sakristei gingen, wo auch noch Preußen liegen sollten, kletterte ich über die Rücklehne der Bänke, um die Dänen, die meistens im Schiff lagen, zu sehen. Die Gesichter der Todten zeigten die verschiedensten Ausdrücke. Die einen waren verzerrt: Bilder des Entsetzens, der Todesangst, des Schmerzes; die andern lagen und lächelten, als ob sie schliefen und ein liebes Traumbild sähen; noch andere sahen aus wie nichts, wie Sachen, wie schlechte, nie vom Leben erwärmte Steinbilder, die zerbrochen oder ungeschickt in die Kleider gesteckt waren. Am Ende der Kirche aber lag ein Däne, dessen Gesicht ich beinahe wünschte nicht gesehen zu haben. Er hatte beide Hände geballt und aufwärts gestreckt. Sein Gesicht und seine stieren Augen blickten ebenfalls nach oben, und das Ganze sah aus, als ob der weit geöffnete Mund im Augenblick des Todes einen gräßlichen Fluch zum Himmel geschrieen hätte und in dieser Stellung erstarrt wäre.

Mir wurde bei diesem Anblicke doch ein wenig unheimlich zu Muthe, der Blutgeruch und Verwesungsdunst, den ich bisher weniger beachtet hatte, wollte mir den Athem versetzen, und so schnell ich konnte, schritt ich über die Bänke zurück, um ins Freie zu gelangen.

Als ich vor der Sakristei vorbeikam, sah ich, daß die drei Hamburger eine Leiche emporgerichtet hatten und eben daran waren, ihr einige Locken abzuschneiden. Später las ich in den „Hamburger Nachrichten," der Sergeant C. sey von der Hamburger Turnerschaft, deren Mitglied er gewesen, feierlich und mit großen Ehren begraben worden. Es wird derselbe gewesen seyn, dem die Hamburger eben die Locke abschnitten, als ich vor der Sakristei vorüberging. Ich kümmerte mich damals nicht weiter darum, sondern eilte aus der Thür ins Freie.

Hier sah ich Mör auf den Steinstufen sitzen und den Kopf stützen. Ihm war übel. Ich nahm seine Flasche, that einen Zug und reichte sie ihm. Aber er wollte nicht trinken; er habe es schon versucht, aber der Rum habe ihm gerade übel gemacht. Ich nahm ihn beim Arm und führte ihn fort. Auf dem Wege nach Sonderburg sprachen wir kaum ein Wort. Von seiner Lust, Leichen zu sehen, war Mör gründlich curirt; er vermied es sogar, davon zu sprechen.

In Sonderburg fingen wir uns einen Unterofficier, dem wir seine verübten Heldenthaten abfragten, ihm dann seine Tapferkeit in Ermangelung eines Ordens mit ein paar Cigarren belohnten und schließlich ganz zufälligerweise seine Beihülfe zu unserem Uebergang nach dem Sundewitt in Anspruch nahmen. Er war sogleich dazu bereit, wunderte sich aber selbst, daß wir trotz seiner hohen Protection abermals an der Brücke zurückgewiesen wurden. Er war jedoch nicht der Mann, sich durch eine solche Bagatelle in seinem Vorhaben aufhalten zu lassen.

„Peter und Lüdemann!" rief er ein paar herumlungernde Soldaten an. „Dort liegt ein Kahn, führt diese beiden Herren an's andere Ufer!" Die Angeredeten machten sich sogleich in das Boot und setzten uns ohne alles Ungemach über.

Wir hatten uns vorgenommen, wo möglich heute noch Hadersleben zu erreichen, um, falls die Alliirten nach Fühnen übersetzen sollten, so viel wie möglich in der Nähe und Augenzeugen des Uebergangs und der Schlacht zu seyn.

Wir verwirklichten unsere Absicht. Auf verschiedenen Bauerwagen, die zum Fuhrpark der Preußen gehörten, erreichten wir 10½ Uhr Abends Hadersleben, und wurden für unsere Strapazen durch eine köstliche Portion rother Grütze mit Milch und ein weiches Bett belohnt. In Hadersleben gefiel es uns sehr und wir blieben ein paar Tage. Da hier aber nichts Besonderes zu erleben war, so drängte Mör, nach Kolding weiter zu reisen, was wir denn auch eines schönen Tages thaten, ohne irgend welchen Abenteuern zu begegnen.

In Kolding aber fing unsere Noth wieder an. Wir gingen in ein Gasthaus und fragten, ob wir Quartier bekommen könnten. „Nai," antwortete der gelbhaarige Wirth. — „Können wir etwas zu essen bekommen?" — „Nai!" klang das gelbhaarige Echo. Wir

gingen wieder hinaus und machten uns auf den Weg nach den Ruinen des Koldinger Schlosses. Dort wollten wir uns mit unserem eisernen Bestande trösten, was wir denn auch in einer Nische der großartigen Ruine thaten und melancholische Betrachtungen dazu anstellten.

Nun hatte sich Mör in Haderöleben Empfehlungskarten nach Dalby und Stenderup geben lassen. Ich sah auf meine Karte und fand, daß Dalby nicht weiter als eine Stunde von Kolding entfernt seyn könne. Ich schlug Mör also vor, nach Dalby aufzubrechen und dort Nachtquartier zu suchen. Die Idee leuchtete ihm ein, wir schritten gen Dalby und fanden gastliche Aufnahme. In Gesellschaft der freundlichen Wirthin und einiger preußischen Officiere, die hier im Quartier lagen, gefielen wir uns ganz ausnehmend, und es wurde uns schwer, schon am nächsten Morgen beim Frühstück unser Bedauern auszudrücken, daß wir sogleich aufbrechen und unsere Reise nach Kolding fortsetzen müßten.

„Aber meine Herren,“ redete uns einer der Officiere an, „wissen Sie auch, daß Sie hier innerhalb der Vorposten sich befinden? Ich muß Sie um Ihren Militärpaß bitten.“ — „Militärpaß? Einen Civilpaß haben wir. Von Militärpaß hat man uns nichts gesagt.“ — „Dann thut es mir leid, Sie hier behalten zu müssen.“

„Na, das ist eine schöne Geschichte!“ lachte ich. „Aber, seyen Sie einmal liebenswürdig, Herr Hauptmann, und drücken Sie ein Auge zu! Bis Kolding ist nur eine kleine Stunde, und dann sind wir im Rayon der Oesterreicher.“ — „Ich kann nur insoweit ein Auge zudrücken, daß ich Sie frei nach Bjert gehen und Ihr Schicksal in die Hand des Majors von U. legen lasse.“ — „Sehr großmüthig!“ — „Nein, Pflicht!“

Wir machten uns auf den Weg nach Bjert. Als wir nach Dalby-Mühle kamen, theilte sich der Weg und führte rechts nach Bjert und links nach Kolding.

„Hören Sie, Mör, lassen Sie uns einmal rechts und links verwechseln und nach Kolding gehen. Ich glaube, das war auch die stillschweigende Erlaubniß des Hauptmanns, als er uns ohne militärische Begleitung abziehen ließ.“

„Um des Himmels willen nicht! Der könnte uns im Gegentheil stillschweigend einen Soldaten nachschicken und uns wieder einfangen lassen, falls wir uns nicht auf dem richtigen Wege befänden. Ich gehe nach Bjert. Der Major v. U. wird uns schon einen Paß geben.“

„Ich lasse es nicht darauf ankommen und gehe nach Kolding. In dem Hotel, in dem wir gestern einkehrten, warte ich auf Sie oder hinterlasse einen Zettel, der Ihnen meinen Aufenthalt ankündigt. Glückliche Reise!“

Mör ging nach Bjert und ich nach Kolding, und zwar ungehindert. Hier schrieb ich Briefe, als ich sie aber zur Post bringen wollte, erfuhr ich, daß in Kolding nur von Militärs Briefe angenommen würden, andere Menschenkinder mußten die ihren nach Christiansfeld bringen. Was war zu thun? Ich faßte mich in Geduld und machte mich auf den Weg nach Christiansfeld.

Als ich die Hälfte desselben zurückgelegt hatte, sah ich einen Wagen aus einem Neben- in den Hauptweg biegen. Darauf saßen zwei Husaren mit geladenen Karabinern und mitten zwischen ihnen saß Mör. Ich schlug ein lautes Gelächter auf, aber er war dem Weinen nahe, als er mir im Vorbeifahren zurief, er werde mit militärischer Escorte bis an die holsteinische Grenze gebracht und werde sich in Rendsburg ohne Aufenthalt nach Hamburg einschiffen.

Armer Mör, deine Laufbahn als Correspondent war glänzend, aber kurz! Die vier Correspondenzen, die du geschrieben, mußt du in einen Goldrahmen setzen lassen zum ewigen Angedenken für Kinder und Kindeskinder.

Shakespeare-Musik.

(Schluß.)

II.

Tragödien der Leidenschaften.

In derjenigen Gruppe der Shakespeareschen Dramen, die wir mit dem Titel „Tragödien der Leidenschaften“ bezeichnen, ist keine so oft, so immer wiederkehrend in die Form der Oper gebracht worden, wie „Romeo und Julia,“ obgleich es kaum ein Stück gibt, dessen Aufführung gerade in dieser Form mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist. So ist, um nur Eine

derselben anzudeuten, gerade in diesem Drama für die Darsteller der beiden Hauptrollen Jugend und Schönheit beinahe unerläßlich. Signor Mario war im Laufe des letzten halben Jahrhunderts unter den männlichen Romeosängern so ziemlich der einzig mögliche. Der unschöne Rubini, der in seiner sorglosen Unbefangenheit nie den leisesten Versuch machte, außer einem großen Sänger auch noch dramatischer Darsteller zu seyn, der kräftige, aber äußerlich kaum weniger wunderliche Duprez konnten durch keinen Lampen- und Theaterzauber in der Balkonscene auch nur erträglich gemacht werden. Diesen Schwierigkeiten gegenüber, die in der Oper weniger leicht zu überwinden sind, als im gesprochenen Drama, entschloß man sich, aus dem Romeo eine Frauenrolle zu machen. Natürlich konnte das nicht geschehen, ohne die musikalische Struktur des Ganzen zu zerstören und den Bühneneffekt abzuschwächen, und nur der Genius der beiden größten und einzig zu nennenden Darstellerinnen des liebeglühenden Jünglings aus Verona war im Stande der Aufgabe zu genügen; nur eine Pasta und Schröder-Devrient vermochten die Rolle des Romeo zu einer Kunstschöpfung ersten Ranges zu erheben.

Derselbe Uebelstand machte sich in Bezug auf die Rolle der Julietta bemerklich. In neun Fällen unter zehn war die Sängerin, welche die Partie der Julia künstlerisch zu bewältigen vermochte, über die erste Jugendblüthe hinaus und also persönlich keine geeignete Repräsentantin für Shakespeares jugendlich poetische Mädchengestalt.

Indessen scheinen sich diese und andere Bedenken jenen Geistern nicht aufgedrängt zu haben, welche, Namen für Ideen haltend, sich Shakespeares zartester Poesie und seiner erhabensten Gedanken bemächtigten, um sie zu Nutz und Frommen eines Liebesduetts oder einer Todtengruftmusik zu verwenden, und so ist es am Ende kein Wunder, daß wir unter all den Romeo-Opern nicht Eine zu nennen haben, die sich durch ihren eigenen Werth als Kunstwerk auf der Bühne gehalten hätte, oder werth gewesen wäre, sich zu halten. Wie wir vernehmen, bemüht sich gegenwärtig Gounod, das Problem zu lösen.

Einen der ersten Versuche, Romeo und Julia in Musik zu setzen, machte Georg Benda (geb. 1721, gest. 1795), ein sehr tüchtiger Musiker, welcher anfänglich in Berlin als Kammervirtuose in der Kapelle Friedrichs des Großen angestellt war, später als Kapellmeister in Gotha lebte und mehrere andere, damals mit großem Beifall aufgenommene Opern componirt hat. Leider ist uns, so viel wir wissen, von der Musik Bendas nichts erhalten. — Später versuchte Johann Gottfried Schwanberg (geb. 1740, gest. 1804), Hofkapellmeister des Herzogs von Braunschweig und Schüler Latillas und Saratellis, sein Talent in einer Oper: „Romeo e Giulia,“ welche in Braunschweig zur Aufführung gebracht wurde. — Auch Freiherr Siegmund von Rumling (geb. 1747, gest. 1825), Hofmusikintendant zu München, componirte die Geschichte des Veronesischen Liebespaares und ließ seine Musik unter andern in Paris zu Gehör bringen. — Daniel Steibelt componirte eine Oper: „Roméo et Julietta“ nach einem Textbuche vom Vicomte Ségur. Sie kam 1793 in Paris auf dem Theater Feydeau mit einem eminenten Erfolg zur Aufführung, den man zum Theil der berühmten Madame Scio (Julietta) verdankte, einer Sängerin, die sich bald darauf an der für ihre Stimme ungünstig liegenden Partie der Medea, in Cherubinis gleichnamiger Oper, todt sang. Daß Steibelts Musik so gänzlich vergessen und verschollen ist, glauben wir im Interesse der Kunst bedauern zu müssen. Sie ist reich an Anmuth und Empfindung, wenn es ihr auch an Tiefe und Kraft gebricht. — Eine andere französische Version des Shakespeareschen Stückes wurde von d'Alayrac (geb. 1735, gest. 1809) componirt. Von den sechzig Opern, welche dieser unermüdliche und seiner Zeit sehr beliebte Tonsetzer schrieb, sind gegenwärtig noch einige bekannt, von seiner Shakespearemusik aber ist nicht Eine Note mehr vorhanden.

Außer den genannten bleiben uns noch fünf italienische Componisten zu erwähnen, welche ihr Talent am Romeo versuchten. Wir nennen zuerst Marescalchi, dessen Oper im Jahr 1789 in Rom in Scene ging; ferner Pietro Carlo Guglielmi, einen Tonsetzer ohne hervorragendes Verdienst, welcher zu Ende des letzten Jahrhunderts florirte; dann Nicolo Vaccai, ersten Lehrer der Composition am Conservatorium zu Mailand (geb. 1791); ferner Nicolo Antonio Zingarelli (geb. 1752, gest. 1837), einen sehr fruchtbaren und nicht unglücklichen Componisten, und endlich den bekannteren und berühmteren Bellini.

Die Romeocompositionen aller dieser Tonkünstler sind schwach und ungenügend. Als die Pasta den Romeo sang („versuchte,“ wie sie sich in bescheidener Weise ausdrückte), nahm sie aus jeder, was ihr gefiel, um es zu einem Ganzen zu verschmelzen. Man muß freilich die Künstlerin gekannt, sie in der Gluth ihrer Leidenschaft, in der Gewalt ihres Schmerzes gesehen, muß die noch immer wunderbare Macht ihrer damals schon im Abnehmen begriffenen Stimme empfunden haben, um das zu verstehen. Giuditta Pasta hatte mit vollendetem Takt und Geschmack aus den verschiedenen Compositionen gerade diejenigen Partien auszuwählen gewußt,

welche ihrer Auffassung sowohl, wie ihrer Individualität am meisten entsprachen, und hatte aus diesen Bruchstücken eine Rolle zusamengestellt, in welcher ihr künstlerischer Genius sich glänzend offenbarte.

Ihr gleich an tragischer Kraft und tiefem poetischen und künstlerischen Verständniß stand Wilhelmine Schröder-Devrient, die einzige deutsche Sängerin, welche Bellinis schwächlichen Romeo in Shakespeares Geist darzustellen vermochte. „Sie singt Mozart und spielt Shakespeare," schrieb ein bekannter Kunstkritiker, und Heinrich Laube sang:

„William Shakespeare ist ihr Vater,
William Shakespeare sandte sie —
Auf den Lippen, auf den Wimpern
Trägt sie seine Poesie," *

nachdem er diesen blonden, ewig unvergeßlichen Romeo gesehen hatte.

Zwei sonst sehr bedeutende Sängerinnen: Giuditta Grisi (der erste Romeo in Bellinis Oper) und ihre jüngere Schwester, Giulia Grisi, waren, mit den beiden vorher genannten Künstlerinnen verglichen, ungenügende Darstellerinnen des Shakespeareschen Heldenjünglings. Eben so verdient die Julia der berühmten Persiani vergessen zu werden, wie sie es in der That ist.

Auch in Frankreich, wo sich Shakespeares Liebestragödie der Gunst des Publikums erfreut, seit Miß Smithson und Charles Kemble in den Titelrollen die Pariser zu Thränen rührten, hat sich ein Componist zu Romeo und Julia gefunden, und zwar in dem eben so geistvollen wie eigenthümlichen, bizarren und unmusikalischen Musiker Hector Berlioz. Er hat die Tragödie zu einer Art Symphonie à Programme verarbeitet, und ich glaube nicht, daß wirkliche Begeisterung sich je in eine wunderlichere Form gekleidet hat, wie in diesem Falle, wo der Componist versucht, die alte Fehde zwischen den edeln Häusern Capulet und Montague, die Maskerade, nach welcher Rosalinde nicht mehr geliebt wird, Balkonscene, Schlaftrunk und Tod in Tönen darzustellen. Es ist bezeichnend für dieses Tongemälde, daß der Componist, um in die sentimentale Liebesgeschichte nur etwas symphonische Abwechslung und einige abstechende Farben zu bringen, sich genöthigt sah, Königin Mab nicht als Erzählung Mercutios, sondern als Glied und Theil des Stückes zu behandeln. Wir verdanken diesem Einfall ein seltsam instrumentirtes Scherzo mit eigenthümlichen Harfeneffekten.

* Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient von Claire von Glümer.

Dennoch hat das wunderliche und vor allem unmusikalische Tonstück zahlreiche Verehrer gefunden. Seine Länge und Unverständlichkeit, die Menge der Instrumente, die zur Aufführung gehören — wir erwähnen nur, daß bei gewöhnlich besetztem Orchester dreizehn Harfen dazu nöthig sind — die ungeheuern technischen Schwierigkeiten, welche die Composition bietet, das Alles waren ebenso viele Reize für unmusikalische Leute. Daß hinter dieser Masse von Noten und Instrumenten etwas stecken könnte, was auf's Haar aussieht wie Unsinn, begriff man nicht. Man nahm für Schönheit, Pracht und Reichthum der Instrumentation, was in der That nichts war als Gedankenarmuth und Mangel an musikalischer Correctheit. Die Romeo- und Julia-Musik von Berlioz, der es an den nothwendigsten Eigenschaften zu einem wirklichen Kunstwerke, an Schönheit, Inhalt und innerem Zusammenhang fehlt, wird niemals als etwas Bedeutendes gelten können, sondern lediglich als ein Versuch, der nur für den Kreis der persönlichen Anhänger des Componisten von Bedeutung ist.

Günstiger fielen die Versuche aus, Shakespeares zweite große Tragödie der Leidenschaften, den „Othello" als Oper zu behandeln.

Die Othellomusik Rossinis gehört zu den besten Schöpfungen dieses Meisters. In den beiden ersten Akten tritt uns eine blühende Fülle — beinahe Ueberfülle — der Töne und Farben entgegen, sowohl beim ersten Auftreten des Mohren, wie in der Scene, wo Desdemonas Geheimniß verrathen wird, im Gartenduett, einem Tonstück von mächtiger Wirkung in der Sorge der Heldin über das Schicksal des Geliebten und in ihrem Schmerz, als der Vater sie verstößt, einer Scene, die uns an Paul Veronese erinnert, welcher selbst bei der Darstellung haarsträubenden Martyrthums weder Goldbrokat und Juwelen, noch schwere Sammtgardinen spart.

Der dritte Akt der Oper ist von gänzlich verschiedenem Charakter und wohl werth, daß wir ihm einige Zeilen widmen. Was Mendelssohn für den „Sommernachtstraum" gethan, das that Rossini für den dritten Akt des „Othello." Ihn noch einmal zu componiren halten wir schlechterdings für unmöglich. Man hat Rossini, und nicht mit Unrecht, eine zu große Mißachtung der Leidenschaft und der ernsten, tragischen Situation vorgeworfen, eine zu große Bevorzugung des Heitern, nur sinnlich Schönen in der Musik. Dieser dritte Akt des Othello aber ist bei aller verschwenderischen Entfaltung musikalischer Schönheit und dabei äußersten Einfachheit, dennoch der vollendete Ausdruck der Leidenschaft und Verzweiflung, und als solcher steht

er unter allen Compositionen des Meisters ebenso einzig da, wie in seiner Art der zweite Akt seines „Wilhelm Tell." — Desdemonas trübe Gedanken, ihre düstern Ahnungen, der Gesang des Gondoliers, der melancholisch durch das Fenster hereinschallt — ihr eigenes Lied, das Lied von der Weide — ihr letztes verzweiflungsvolles Erwachen im Angesicht des Todes, dieß Alles fügt sich zu einem musikalischen Kunstwerke von unvergänglichem Werthe.

Und wie ist dieser dritte Akt von den großen Sängerinnen unseres Jahrhunderts gesungen worden! Von der Pasta, der Malibran (das Portrait der Malibran, welches sie als Desdemona an der Harfe darstellt, ist das beste, das man von dieser ebenso bedeutenden wie liebenswürdigen Künstlerin besitzt), von der Schröder-Devrient, die als Desdemona nicht nur in Deutschland, sondern auch in Paris neben der Malibran reiche Lorbeeren errang;* von der Viardot und von Giulia Grisi, die troß ihres eminenten Talentes nicht verschmähte, sich ihre großen Vorgängerinnen in dieser Rolle zum Muster zu nehmen. Leider kann gegenwärtig die Oper nur noch an wenigen Bühnen gegeben werden, weil in unserer an Stimmen so armen Zeit nur wenige Sänger zu finden sind, welche im Stande wären, den Part des Othello zu singen.

Unwillkürlich fragt man sich gegenüber dieser gelungenen Probe der italienischen tragischen Oper, was Rossini geleistet haben würde, wenn er, dem Genius Shakespeares weiter folgend, die reizendste aller Frauen des antiken Zeitalters, „die Schlange des alten Nil," zur Heldin einer Oper gemacht hätte. Es scheint indessen, als gehöre die Cleopatra zu den musikalischen Unmöglichkeiten. Wenigstens hat man bis jetzt mit der zauberreichen Königin von Egypten nur sehr schüchterne Versuche in der Oper gemacht.

Den ersten Versuch unternahm, so viel wir wissen, Mattheson in Hamburg, dessen „Cleopatra" 1704 am dortigen Stadttheater zum erstenmale in Scene ging. Der Componist, welcher als erster Sänger angestellt war, spielte und sang selbst den Antonius, während sein Freund Händel dirigirte. Merkwürdig ist diese Aufführung nur durch einen Vorfall, der für Händel sehr übel hätte ablaufen können. Nachdem nämlich Mattheson seinen Part beendigt hatte, wollte er, wie er gewöhnlich that, die Direktion im Orchester übernehmen, Händel aber erklärte, nicht vom Platze zu weichen, und es entstand ein Zank, in Folge dessen Händel und Mattheson nach Beendigung der Oper auf offenem Markte die Degen gegen einander zogen. Glücklicherweise traf Matthesons Klinge bei einem Stoße gegen Händels Brust auf einen großen Metallknopf und zersprang. Durch Vermittlung angesehener Freunde kam endlich eine Versöhnung zwischen den beiden leidenschaftlichen Künstlern zu Stande.

Später unternahm es der Tondichter Friedrich des Großen, Carl Heinrich Graun, eine Oper „Cleopatra" zu componiren, und der letzte Versuch wurde, so viel wir wissen, von dem Compositeur der „Schweizerfamilie," von Joseph Weigl gemacht, dessen angenehmes, aber durchaus nicht großartiges Talent freilich zur Bewältigung dieses Stoffes nicht hinreichte. Ebensowenig Glück hatte der berühmte italienische, mehr für das sanfte, melancholische Fach begabte Componist Paisiello mit der Wahl dieses Stoffs. Heutigen Tages würde es einfach an einer Sängerin der Cleopatra fehlen, denn die drei Künstlerinnen unseres Jahrhunderts, welche diese Partie nicht nur hätten singen, sondern auch spielen und zugleich repräsentiren können, Pasta, Malibran und Schröder-Devrient, sind todt.

Wenn aber die Cleopatra die schwierigste Frauenfigur Shakespeares ist, so ist „Hamlet," der Dänenprinz, der schwierigste Held. Er ist ebenso schwierig in seiner Melancholie wie Faust, ebenso schwierig in der Unentschiedenheit eines schwachen Geistes wie Don Quixote, zwei Typen, die ich als Beispiele musikalischer Capricen anführe, denn beide sind häufig Gegenstand musikalischer Illustrationen geworden.

In England ist die Tragödie „Hamlet" nie componirt, wir müßten denn einige alte Ouvertüren, zu welchen sie den Namen gab, als Hamletmusik bezeichnen wollen. — Unter den Italienern finden wir nur Einen Componisten, Gasparini aus Venedig, Corellis Lieblingsschüler, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Oper „Amleto" schrieb. Die Musik ist verloren gegangen, aber der damalige Stand der Kunst in Italien — Gasparini componirte von 1703 bis 1726 — berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die Tragödie von Kronberg in dieser Composition wenigstens aller Lokalfarbe entbehrt haben muß.

In Deutschland ist, so viel uns bekannt, der Stoff niemals als Oper bearbeitet worden, was um so auffallender ist, da die allgemeine Aufmerksamkeit durch die große Zahl geistreicher Shakespearebewunderer, die wir besitzen, vorzugsweise auf dieses Stück gelenkt wurde. Nur zwei ziemlich vergessene Männer, Johann David Holland, Musikdirektor an der Katharinenkirche zu Hamburg, und Franz Andreas Holly in Breslau, schrieben Zwischenaktmusiken zum Hamlet.

* Als Curiosum erwähnen wir, daß, als Wilhelmine Schröder-Devrient im Jahre 1831 in Paris die Desdemona sang, Maria Malibran als Othello auftrat.

Auch der berühmtere und bekanntere Abt Vogler, der Lehrer Webers und Meyerbeers, componirte eine solche. Sie wurde in Speyer gedruckt, scheint aber das Schicksal der übrigen Hamletmusiken zu theilen, d. h. völlig verschwunden zu seyn. Nur in der einen oder andern Notensammlung ließe sich vielleicht ein vergessenes, vergilbtes Exemplar auftreiben. Hamlet wäre eine Aufgabe für Voglers begabteren Schüler, Carl Maria von Weber gewesen; aber freilich war damals die Künstlerin noch nicht erschienen, die wir nie singen hörten, ohne an Shakespeares Ophelia zu denken, wir meinen die „schwedische Nachtigall," Jenny Lind. — Claire von Glümer erzählt in ihrem kürzlich erschienenen sehr interessanten Buche: „Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient," daß diese große Sängerin in früher Jugend als Schauspielerin aufgetreten und in der Rolle der Ophelia Beweise eines dramatischen Talentes gegeben, das sich späterhin so glänzend entwickeln sollte.

Die größte und gewaltigste von Shakespeares Tragödien, „König Lear," scheint die Componisten entschieden abgestoßen zu haben. Verdi componirte zwar einen König Lear für Lablache, aber die Oper kam nicht zur Aufführung. Von einem weiteren Versuche ist uns nichts bekannt.

III.

Lustspiele, Gefühlsdramen und Lieder.

Shakespeares Comödien haben im Allgemeinen auf die Musiker weniger Anziehungskraft ausgeübt, als seine phantastischen Stücke und Tragödien. Es ist ziemlich schwer, gute Lustspiele oder Lustspielstoffe zu finden, die sich für Musik eignen, und die Zahl der rein komischen Opern ist eine sehr kleine; aber die Componisten scheinen auch in der Wahl ihrer Stoffe mit einer gewissen Caprice zu verfahren. So hat sich z. B. bis jetzt nicht Ein Auge auf „der Widerspenstigen Zähmung" gerichtet, so klar die Charaktere auch gezeichnet sind, so fesselnd die Handlung ist, während man mit „Verlorne Liebesmüh" mehr denn Einen Versuch gemacht hat; ja in neuerer Zeit unternahm man es sogar in Paris, das Lustspiel der Musik zu „Cosi fan tutte" von Mozart anzupassen, wodurch nicht wenige Schönheiten dieses Werkes zerstört wurden.

Der meisten Gunst Seitens der Musiker hatten sich unter Shakespeares Comödien ohne Zweifel „die lustigen Weiber von Windsor" zu erfreuen. Der kräftige Grundton des Stückes, die günstige Disposition zur Verschmelzung von Spiel und Gesang, ohne zu große Ansprüche an Jugend und Schönheit der Darstellerinnen, die heitere Lösung der Intrigue in der derben, breit ausgelegten Zauberscene unter Hernes Eiche, die Liebesgeschichte Annas und ihrer Freier, das Alles sind freilich ebenso viele Anregungen für den Componisten.

Der erste Tondichter, welcher sich an das Stück wagte, war Salieri in Wien, ein Mann, auf dessen Namen das Gerücht, das ihn als den Urheber von Mozarts frühem Tode bezeichnete, einen düstern Schatten warf. Mozart selbst glaubte bekanntlich in seinen letzten Lebenstagen, daß er von Salieri, seinem Feinde und Neider, vergiftet sey, obgleich nicht die mindeste äußere Veranlassung zu diesem Verdacht gegeben wer und sich auch vielleicht im Charakter Salieris kein Grund dafür fand. — Als Musiker gehörte Salieri zu der Gruppe der Italiener, zu welcher Cherubini, Spontini und Muzio Clementi gerechnet werden. Seine Compositionen zeichnen sich weniger durch Tiefe und Eigenthümlichkeit, als durch Glätte der Form und Melodienreichthum aus. Als sein bestes Werk wird die Musik zu Beaumarchais „Tarare" bezeichnet. Sein „Fallstaff," den er in Wien zu einem italienischen Texte schrieb, ist nur durch eine Arie, „la stessa stessissima," bekannt geworden, die Beethoven als Thema zu Variationen benützte.

Mehr Glück hatte Nicolai, ein als Musiker weit unter Salieri stehender deutscher Tonkünstler, mit den „lustigen Weibern von Windsor." Seine Composition gehört zu den besten deutschen komischen Opernmusiken der neueren Zeit, wenn sie nicht die allerbeste ist. Ohne das Gepräge der Originalität, welches z. B. Weber jedem Takte seiner Melodien aufdrückte, ist Nicolais Musik frisch, geistvoll, nirgends matt, nirgends gekünstelt, aber durchdrungen von einem liebenswürdigen Humor, welcher in der deutschen Musik nur allzuselten anklingt. Die Stimmen sind gefällig behandelt, die Instrumentation ist geschickt, geschmackvoll und durchaus nicht überladen. Besonderes Lob verdient das Präludium zu der Nachtscene unter Hernes Eiche, eines der schönsten Tongemälde, die wir überhaupt kennen. Nicolai versprach nach dieser Probe seines Talentes der deutschen komischen Oper, die gegenwärtig sehr schwach bestellt ist, eine vorzügliche Stütze zu werden, indessen setzte der Tod seinem Wirken bald nach der Aufführung der „lustigen Weiber" ein Ziel. Er starb am 11. Mai 1849 als königlicher Kapellmeister in Berlin.

In England wurden „die lustigen Weiber von Windsor" von Balfe componirt, und ihm, unter allen Componisten, war die meiste Aussicht auf Erfolg geboten, denn kein anderer hatte das Glück, Sänger für seine Oper zu finden, wie er. Sein Falstaff wurde

von Lablache gespielt und gesungen, Fenton von Rubini, Frau Fluth von der Grisi, Meister Page von Tamburini. — Daß sich Balfe seine Aufgabe so leicht als möglich machte, versteht sich, seiner Natur nach, ganz von selbst. Zuweilen glücklicher Melodist, welcher der menschlichen Stimme nichts zumuthet, was nicht sangbar wäre, begnügt er sich gewöhnlich mit einigen gelungenen flüchtigen Strichen und ansprechenden Effekten. Seine Produktionen sind meist unvollendet in der Idee, wie in der Ausführung; aber keine seiner Opern — deren Zahl sich wenigstens auf ein halbes hundert beläuft — ist nachlässiger gearbeitet, als „die lustigen Weiber." Diese leichtsinnige Art, mit seiner Kunst umzugehen, ist einem Manne schwer zu vergeben, der im Stande war, ein so reizendes komisches Tonstück zu componiren, wie das Trio für Frau Fluth, Frau Page und Anna, in welchem der von neueren italienischen Meistern bis zur Unerträglichkeit mißbrauchte Effekt des unisono (Rossini begann damit in seiner „diebischen Elster") in der glücklichsten, drolligsten Weise benutzt ist. Außerdem ist freilich nicht Eine Note von Balfes „Falstaff" werth, der Nachwelt überliefert zu werden.

„Die Comödie der Irrungen" ist von einem italienischen Componisten, dessen Namen ich nicht anzugeben weiß, opernartig behandelt worden. Obgleich wir aber von dem Werke nichts wissen als den Titel „Gli Equivoci," so scheint uns doch die Aufgabe völlig hoffnungslos. Die Gleichartigkeit der Charaktere und Persönlichkeiten, welche die komische Verwirrung veranlassen, muß, wenn der Stoff nicht ganz willkürlich behandelt wird, nothwendig zu einer unerquicklichen Monotonie und Confusion in der Musik führen.

Capriciöser noch haben sich die Musiker in Bezug auf die letzte Gruppe der Shakespeareschen Dichtungen gezeigt. Hermione und Leontes, Florizel und Perdita sind niemals zu Figuren einer Oper benutzt worden, obgleich es kaum einen Stoff gibt, der sich mehr für die Composition eignet, als das „Wintermährchen." Wäre Mendelssohn am Leben geblieben, er hätte sich diesen Stoff zu einer Tondichtung schwerlich entgehen lassen. Neuerlich hat zwar Fr. von Flotow eine Musik zu dem Stücke geschrieben, die auch bei der Aufführung des Dramas auf deutschen Bühnen ausgeführt wird, indessen zeigte sich das Talent dieses angenehmen, aber durchaus nicht originellen Componisten der Aufgabe nicht gewachsen.

Auf die Gefahr hin, von unserem eigentlichen Thema ein wenig abzuschweifen, möchten wir an dieser Stelle erwähnen, daß das Libretto zu der besten Oper Carl Maria von Webers nichts ist, als eine allerdings sehr ungeschickte Bearbeitung von Shakespeares „Cymbeline," die sich Helmine von Chézy zu Schulden kommen ließ. Der Text zur „Euryanthe" ist unter allen confusen und geschmacklosen Operntexten jedenfalls einer der geschmacklosesten, und der heitere Wiener, welcher der Verfasserin nicht einmal dankbar war für die Rücksicht auf seine Moral, die sie das Veilchen auf der Brust Euryanthes unterdrücken ließ, verschmähte nicht, die Oper zum Gegenstande seines Witzes zu machen und sie die „Ennuyante" zu nennen. Dessen ungeachtet ist sie Webers beste Musik, und einige ziemlich leicht anzubringende Veränderungen im Libretto würden sie fraglos zu der größten deutschen Shakespeareoper machen. Die Künstlerin, für welche Weber den Part der Imogen-Euryanthe componirte (denn Euryanthe ist nichts als die von Helmine von Chézy verballhornte Imogen), war in ihrer und der Blüthezeit der Weberschen Oper eine der reizendsten Erscheinungen der deutschen Bühne — es war Henriette Sontag.

Auch „Wie es Euch gefällt," ein Stück, das George Sand für die französische Bühne arrangirt hat — zu welchem Zwecke sie kühn und keck eine ganz neue Katastrophe hinzu dichtete — hat bis jetzt außer Arne und Bishop, welche einzelne Partien in Musik setzten, keinen Componisten gefunden, obgleich gerade in diesem köstlichen Stücke Motive und Contraste vorkommen, die sich dem Musiker ganz von selbst empfehlen.

Dagegen fiel es vor Kurzem jenem merkwürdigen Manne, Hector Berlioz, ein, eine Shakespeareoper zu schreiben, wie er eine Shakespearesinfonie geschrieben, und seine Wahl fiel, wie sich erwarten ließ, gerade auf eines der Dramen, die sich am wenigsten für die Composition eignen, auf „Viel Lärmen um nichts." — Man könnte hundert Gründe nennen, warum sich gerade der Witz nicht zur Darstellung durch die Musik eignet, indessen wollen wir zum Beweis nur ein Beispiel aus den höchsten Regionen der Kunst, „die Hochzeit des Figaro," anführen. Wie wenig ist das Arom von Beaumarchais brillantem Dialog im Stande gewesen, die vorwiegend sentimentale Musik Mozarts zu durchdringen! Und im Figaro gibt es für die vier Hauptcharaktere doch noch immer Motive, wie sie sich in „Viel Lärmen um nichts" kaum vorfinden. Der Zungenkampf zwischen Benedict und Beatrice z. B. kann nicht in Musik gesetzt werden, nimmt man ihn aber weg, so bleibt von der Scene eben nichts übrig als ein spazierengehender Herr und eine Dame. Aber ganz abgesehen von alle dem ist Berlioz's Oper ein schwaches, zusammengekünsteltes Werk, dem man, um ihm einen komischen Anstrich zu geben, Figuren im Style fadester, italienischer Bouffonerie eingeflickt hat,

ein klägliches Surrogat für die ergötzlichen Gestalten Schlehweins und Holzapfels. Die Musik ist größtentheils in der unklaren und ungenießbaren Manier des Componisten geschrieben, die wir schon charakterisirt haben, aber sie enthält ein Duett von ungewöhnlicher Schönheit, für Hero und ihre Zofe. Dasselbe ist einer Nachtscene einverleibt, welche man der Oper beigefügt hat. Es ist ein unlösbarer Widerspruch in der Geschichte der inconsequentesten Kunst — denn das ist die Musik in der That — daß ein Mensch, dessen Ideen so schwächlich und unklar, dessen Formen so wirr und gehaltlos sind, doch zuweilen einer solchen Offenbarung reiner, edler, einfacher Schönheit und Klarheit fähig ist, wie wir sie in dem bezeichneten Duett vor uns haben. Der Geist jener Mondscheinscene, wo Lorenzo und Jessica in Versen zu einander sprechen, deren Wohlklang alle Musik übertrifft, scheint auf dieser reizenden Composition zu ruhen. Wir haben kein zweites Tonstück von gleichem Werthe aus derselben Feder.

Damit wäre denn das Verzeichniß der Opern, die aus Shakespeares Werken hervorgingen, und der bedeutendsten zu seinen Theaterstücken geschriebenen Tondichtungen geschlossen, aber wir haben damit kaum die Hälfte der Musik angeführt, zu welcher sein Genius den Anstoß gegeben. Es blieben uns noch eine Unzahl Lieder, Duette, Trios, Chöre rc. zu erwähnen, die den dramatischen Dichtungen Shakespeares entnommen sind, und zum Theil bei der Aufführung der betreffenden Stücke, namentlich in England, gespielt werden. Die specielle Aufzählung derselben liegt allerdings außer dem Bereiche der Möglichkeit und wir begnügen uns deßhalb nur einige der hervorragendsten anzuführen.

Zu den Kleinodien unter der enormen Masse derartiger Musikstücke gehört Haydns Canzonet: „She never told her love," vielleicht eine der ausdrucksvollsten unter seinen ausdrucksvollen Compositionen, ein Produkt des Einflusses, welchen der englische Ernst auf den leichtlebigen, leichtherzigen, empfänglichen Künstler gewann. Jedenfalls wird Niemand wagen, die Verse nach ihm noch einmal zu componiren.

Ebenso verhält es sich mit dem von dem Meister des Liedes, Franz Schubert, componirten: „Wer ist Sylvia?" aus den „beiden Veronesern" und dem „Hark, hark, the lark" („Horch, Lerch' am Himmelsthor singt hell") aus „Cymbeline," zu welchem eine Engländerin einen zweiten Vers gedichtet hat. Letzteres namentlich gehört zu den schönsten bekannten Shakespeareliedern und hat auch in England Cookes angenehme, aber oberflächliche Musik zu denselben Worten gänzlich verdrängt.

Auch Arne müssen wir noch einmal, und zwar als den Compositeur eines der besten englischen Lieder erwähnen; wir meinen das „Blow, blow thou Winters Wind" („Stürm', stürm', du Winterwind") aus „Wie es Euch gefällt." — Die frische Luft des Ardenner Waldes scheint durch dieses Lied zu wehen; dennoch wird es von Niemand mehr gesungen, vielleicht nur, weil Niemand es mehr singen kann. Jedenfalls ist es von Arnes Shakespearemelodien die beste.

Den schon gelegentlich erwähnten Compositionen Bishops müssen wir zum Schlusse ebenfalls noch einige Worte widmen. Bishop besaß — so gewöhnlich und oberflächlich, aus fremden Werken zusammengestoppelt auch viele seiner Tonstücke sind — dennoch ein wirkliches Verständniß für den größten Dichter seiner Nation. Mehrere seiner Shakespearelieder, z. B. das „Bid me discours," sind von unvergänglicher Schönheit und Niemand hat sie besser gesungen, als eine deutsche Sängerin, Henriette Sontag. — Viele von den Shakespeareduetten Bishops, sowie einige seiner Lieder werden in England, wie schon erwähnt, bei der Aufführung der Stücke, zu denen sie gehören, eingelegt, so z. B. „As it fell upon a day;" — „On a day" u. s. w.

Mit dem Namen Bishops schließen wir unsern Artikel über die Shakespearemusik, indem wir wiederholen, was wir zu Anfang gesagt, daß dieses Verzeichniß kein vollständiges seyn soll und will. Wir hätten allein einige zwanzig Ouvertüren und Hunderte von ernsten und heitern Compositionen zu Shakespeares Liedern und Gesängen aufzuzählen gehabt; aber schon in dem, was wir angeführt, liegt der Beweis für die Größe und Mannigfaltigkeit der Anregung, die aus den Werken des großen Britten für die Musik hervorgegangen.

S. Augustin.

Literatur.

Dingelstedts Studien und Copien nach Shakespeare.

Der gewandte Bühnenbearbeiter Shakespeares, welcher neulich beim Jubiläum des großen Briten sein umfangreichstes Werk, die Königsdramen, in Weimar zur Aufführung gebracht hat, erscheint hier auch mit einer gedruckten Probe von der Art, wie er sich erlaubt, die großen Meisterstücke bühnengerecht zu machen. Es sind seine Bearbeitungen des Macbeth und des Sturms, begleitet von rechtfertigenden Bemerkungen. Wie er es anders machen zu sollen meint, als die Vorgänger, dieß zu verfolgen, wird da am interessantesten seyn, wo er mit dem größten derselben wetteifert, mit Schiller, der zuerst, auch für das Theater in Weimar, den Macbeth in eine, wie er meinte, brauchbare deutsche Form gebracht hat.

Dingelstedt verwahrt sich eifrig gegen den nahe liegenden Vorwurf des Mangels an Pietät gegen den großen Meister der deutschen Tragödie, wenn er die Bearbeitung der englischen glaubt besser machen zu können. Er ist auch lange nicht der Erste, welcher in Schillers freier Bearbeitung zu viele Eigenthümlichkeiten vom Styl des Originals vermißt, um mit ihr zufrieden seyn zu können. Viele Recensenten, Schleiermacher an der Spitze, haben ihre Ungenauigkeiten hervorgehoben, und die späteren Uebersetzer, Tieck an der Spitze, waren eifrig bestrebt, mit mehr Treue alles Einzelne wiederzugeben. Dingelstedt schließt sich diesen an, ohne jedoch auch den Vorzug zu übersehen, den Schillers wärmere Sprache hat, und bemüht sich, bei gleicher Originaltreue wie seine nächsten Vorgänger, die Härten derselben zu vermeiden. Was dabei heraus kommt, illustrirt er selbst in den Anmerkungen durch eine Zusammenstellung eines Stücks aus den früheren und seiner eigenen Bearbeitung. Wir wollen dieß nicht wiederholen. Man kann sich wohl denken, wie die Vergleichung ausfallen muß. Der Mann, welcher im Theater lebt und webt, hält natürlich eine geschmackvolle Mitte zwischen dem hoch pathetischen Redeflusse Schillers und der Wortkünstelei der Herren, welche jedes Wort durch ein gleiches wiedergeben wollen; er kommt aber auch weder zu der vollen Freiheit des deutschen Dichters noch zu der kernigen Originalität der romantischen Archäologie. Es kann nur die Frage seyn, von welchem von beiden er sich weniger hätte entfernt halten sollen. Wir sagen unbedenklich: vom wahren Dichter. Ich meine, Uebersetzungen sind nicht für die Menschen, welche die Originale lesen können, sondern für die der fremden Sprachen Unkundigen, welche doch auch noch mehr classische Werke kennen lernen wollen, als je in einer einzigen verfaßt worden sind. Wenn diese aber von der Uebersetzung einen Eindruck wie von einem classischen Kunstwerke haben sollen, muß sie so frei seyn, als wäre sie ein Original, und diese freie deutsche Sprache hat keine Shakespeareübersetzung wie Schillers Macbeth.

Abgesehen aber vom Ausdruck der deutschen Rede, die eine wirklich deutsche ist, hat Schiller auch größere Ungenauigkeiten sich erlaubt, hat einen Zotendiscurs, der der Schreckensscene bei der Entdeckung des gemordeten Königs vorher geht, durch ein frommes Morgenlied und die nebelhaften Spukgestalten der Hexen durch etwas antik geklärte Schicksalsschwestern ersetzt; er hat die Mordgeschichte nicht selbst auf die Bühne gebracht, welche den Rächer gegen den Helden in Bewegung setzen soll. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Veränderungen ist so viel gestritten, daß es überflüssig wäre, darauf im Einzelnen zurückzukommen; aber die allgemeinere Begründung verdient erwähnt zu werden, welche Dingelstedt dagegen vorbringt. Er sagt unter anderem, es habe Schiller das Verständniß gefehlt für die humoristischen Sprünge vom Tragischen in das Komische. Das ist sehr wahr; aber es ist auch sehr gut. Das gehörte dazu, daß er der große Lieblingsdichter und insbesondere der erste große Tragiker der deutschen Nation wurde, welche keinen Geschmack daran findet, wenn der größte Ernst durch die größten Albernheiten unterbrochen wird. Ein feingebildeter Kenner fremder Sitten und Neigungen mag davon abstrahiren und sich auch einmal den grobnervigen Gaumen der überseeischen Saxons anempfinden können. Wir aber danken unserem Classiker, daß er uns das große Werk des fremden durch Beseitigung der für uns darin anstößigen Härten zu einem deutsch genießbaren umgeschaffen.

Nachdem wir uns so über die Ungenauigkeiten, mit denen Dingelstedt sich nicht zufrieden gibt, leicht hinaus gesetzt haben, wollen wir ihm doch auch eine vorhalten, welche zwar auf den ersten Blick sehr geringfügig scheint, für den Leser wenigstens, da sie nur die Ueberschriften betrifft: die Ueberschrift des zweiten Aktes nämlich mit den Scenen, die ihm zugetheilt werden. Dingelstedt schlägt zu demselben einen großen Theil des ersten, von da an, wo Lady Macbeth mit dem Briefe ihres Mannes auftritt, welcher ihr das Orakel der Hexen anzeigt, und ihr damit auch gleich den Mordplan eingibt. Der Leser wird es kaum merken; er geht darüber weg. Der Zuschauer im Theater aber sieht den Vorhang fallen, bevor er es, wenn er Shakespeares Stück kennt, erwartet. Er wird fragen: warum? Die Antwort ist pantomimisch gegeben, indem der neugesetzten Ueberschrift ein Holzschnitt beigefügt ist, der die Decoration erläutert. Der Decorateur soll seine große Vorarbeit zu den Mordscenen gleich gemacht haben, wenn der Schauplatz des Stückes der des nachherigen

Mordes wird. Auch seine Vorbereitung soll in diesem Rahmen stehen. Vielleicht aber heißt dieß doch dem Bearbeiter einen gar zu äußerlichen Antrieb unterlegen; vielleicht hat er auch gedacht, die Scenen von der Aufnahme des königlichen Gastes unter dem Dach des Freundes und seine Ermordung durch diesen in der ersten Nacht schlössen sich der Zeit nach mit mehr Natürlichkeit an einander, als die ersteren an die vorhergegangenen Kriegsthaten. Näher besehen ist aber dieses Motiv nicht tiefer gegründet. Es kommt beides zusammen darauf hinaus, die alten classischen Einheiten des Orts und der Zeit wenigstens in jedem Akte mehr festzuhalten, als Shakespeare gethan hat.

Die Eintheilung der Tragödie in Akte, und zwar in fünf Akte, ist nicht nur zur Bequemlichkeit des Decorateurs, auch nicht zur Erleichterung des Vergessens von Zeiten, die zwischen mehreren Scenen liegen, erfunden. Die Alten hatten sie trotz der Einheit von Ort und Zeit, die durch das ganze Stück ging. Sie brauchten keinen Vorhang fallen zu lassen; aber sie ließen den Chor einfallen und den Drang der Handlung so lange ruhen. Shakespeare hatte sie ebenfalls, trotz der Sprünge, die er mit Zeit und Ort in jedem einzelnen Akte macht. Auch er brauchte an gewissen Stellen eine ruhige Pause. Der tiefere Grund dieses uralten Bedürfnisses liegt in der Composition der tragischen Handlung nach großen, von einander wesentlich verschiedenen Abstufungen der Erregung, welche uns durch sie mitgetheilt werden soll. Aus Anfang, Mitte und Ende, aus Steigen, Höhepunkt und Sinken der Verwickelung werden mindestens drei Haupttheile, und da die großen entscheidenden Momente des Lebens stets durch Zeiten und Thaten, die mehr mit selbstverständlicher Folge vom einen zum andern überleiten, getrennt sind, so treten auch zwei solche zwischen die drei Hauptknotenpunkte des tragischen Spiels, und so kommen die fünf Akte heraus.

Von diesen hat namentlich der erste in jeder gut gebauten Tragödie ein sehr einfach bestimmtes Ziel zu erreichen. Er hat den Helden so weit zu bringen, daß wir ihn zum tragischen Helden werden sehen. Er „führt ins Leben ihn hinein," er „läßt den Armen schuldig werden." Eine entscheidende freie Entschließung führt ihn in sein nachher unentfliehbares Verhängniß. Sobald sie fertig ist, hat der erste Akt seine Schuldigkeit gethan und dann braucht auch das Gefühl eine große Pause; denn der Mensch, der einen entscheidenden Entschluß gefaßt hat, verfällt in einen Nachlaß des erregten Selbstbewußtseyns und taucht aus demselben nachher allmählig wieder auf als einer, der nun mit saurer Mühe die Consequenz eines hinreißenden Augenblickes handelnd und leidend ziehen muß. Dieser Uebergang bedingt eine tiefe Pause auch des Interesses, welches der Zuschauer an ihm nimmt.

Von einem solchen richtigen Abschlusse des ersten Aktes ist der in Shakespeares Macbeth ein classisches Muster. Nachdem die Worte gesprochen sind, welche Schiller so markig einschlagend wiedergibt:

„Weib! ich bin entschlossen,
Und alle meine Sehnen spannen sich
Zu dieser That des Schreckens an,"

ist das ganze dämonische Spiel der Versuchung, das den ersten Akt gewaltig durchwogt, den edeln Helden erst mit Entsetzen erfaßt, dann gegen die letzte Kraft des Gewissens in ihm durch das Drängen der alsbald noch glühender vom Rausch der Ehrsucht für ihn erfaßten Gattin zur Unwiderstehlichkeit gesteigert wird, abgemacht. Nach diesem krampfhaften Ruck des Willens muß eine dumpfe Erschöpfung folgen, welche die Zeit ausfüllt, bis die Erfüllung des Vorsatzes neue Anstrengung fordert. Diese ist dann aber selbst kein kühner Willensakt, in welchem der Mensch sein Schicksal entscheidet, sondern eine Folge des vorhergegangenen, indem er sich nur automatisch nach dem Anstoße desselben fortbewegt. Der Geist ist gleichsam, wie der Körper von ihm, so von dem einmal gefaßten Entschlusse jetzt ganz wie ein willenloses Werkzeug abhängig. Gerade dieß ist im Macbeth unübertrefflich dargestellt. Wenn wir im ersten Akte die volle Frische der Leidenschaft, die ihn treibt, und der Treue, die ihn zurückhält, gewaltsam ringen sehen, bis die letztere endlich plötzlich unterliegt, so finden wir ihn im zweiten in einem dumpfen unklaren Zustande unaufhaltsam fortstürzend wieder. Nie ist sein Geist unthätiger als in dem Augenblicke, da die Hände die Schreckensthat vollbringen. Vor und nachher, in den Visionen des Gedankendolchs und der Stimmen, welche rufen: „Macbeth mordet den Schlaf," umwogt ihn das Grauen des Abscheus vor sich selbst. Von Zweifeln des Willens ist aber keine Rede mehr. Seine Freiheit ist gelähmt, wie die Glieder im Traume. Wie wir nicht vom Bette aufkommen, wenn der Alp uns drückt, kann er nicht von der That ab, wie sich auch sein besseres Selbst in Todesangst dagegen sträubt. Zwischen jener klaren, übermäßig geweckten Erregung, die mit dem „Ich bin entschlossen!" abschließt, und diesem Zustande der innerlich passiven Ausführung liegt eine Pause, in der er sich ganz vergißt, wie beim Einschlafen. In dieser müssen wir ihn auch vergessen, und dieß geschieht dadurch, daß der Vorhang fällt.

Dieß hat Dingelstedt nicht beachtet. Die letzten Worte der Scene, nach welcher er den Vorhang fallen läßt, scheinen zwar auch schon einen fertigen Entschluß anzudeuten. Wenn es aber der Zuschauer dafür nehmen wollte, würde er im zweiten Akte merken, daß er sich geirrt hat. Bei dem Aktschlusse Shakespeares sind wir sicher, was nun kommen muß, und der zweite bestätigt es in schrecklicher Wirklichkeit. So etwas konnte Schiller nicht verfehlen, und dieß betrifft nicht eine Eigenheit des großen Briten, sondern ein Gesetz der tragischen Kunst aller Zeiten.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Rendsburg. — Die Canalisationsfrage. — Die Polizei.

Die letzten Nachrichten vom „Kriegsschauplatz“ haben hier eine ungeheure Sensation hervorgebracht. Unter „Nachrichten vom Kriegsschauplatz“ verstehe ich natürlich nicht Nachrichten über den Krieg mit Dänemark. Mit den Dänen haben wir ja Waffenstillstand; sie haben um Frieden gebeten und sind wohl kaum in der Verfassung, den Krieg fortführen zu können. Der Kriegsschauplatz, der jetzt unsere Blicke fesselt, liegt weiter südwärts auf deutschem Bundesgebiet, und die Truppen, welche einander feindlich gegenüberstehen, sind Deutsche gegen Deutsche. Also Bürgerkrieg. Ein furchtbares Wort das. Aber ist es nicht das einzig richtige Wort? Muß erst Blut geflossen seyn, ehe man von Krieg sprechen kann? War nicht der eine Theil bereit, Bruderblut zu vergießen? Ist die Schuld dieses einen Theils deßhalb eine geringere, weil der andere Theil den Bruderkampf vermieden und der Gewalt nicht Gewalt entgegengesetzt hat? Keine Täuschungen, kein frommer Selbstbetrug! Es ist Bürgerkrieg, und auch das Blutvergießen wird nicht ausbleiben, es sey denn, daß der angreifende Theil umkehre, oder der angegriffene Theil sich widerstandslos vergewaltigen lasse. Schwerere Wolken haben nie über Deutschland gehangen. Die dumpfe Stimmung, welche hier herrscht, zeigt, daß man den Ernst der Tage begreift. Es fehlt freilich nicht an solchen, die sich vergnügt die Hände reiben, weil sie glauben, der Augenblick sey nun gekommen, ihren Traum von der „preußischen Spitze“ zu verwirklichen; allein so weit ich aus eigener Beobachtung urtheilen kann, ist das nur eine kleine, wenn schon nicht einflußlose Minderheit. Die große Mehrheit — davon bin ich überzeugt, und die Aufnahme der Nachrichten aus Rendsburg scheint es über jeden Zweifel zu erheben — die große Mehrheit verdammt die jüngste „Aktion“ des Herrn von Bismarck, weil sie fühlt, daß das Wohl des preußischen Volks innig und unlösbar verwachsen ist mit dem Wohl des gesammten Vaterlandes.

Ich schrieb neulich von dem bedauerlichen Conflikt zwischen unserem reformatorischen Oberbürgermeister und den bürgerlichen Behörden, die dem Grundsatz des: Nur immer langsam voran! huldigen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird denn doch einem Bruch vorgebeugt werden. Die Einsichtsvolleren unter den Bürgern wünschen lebhaft eine Aussöhnung, und indem man von beiden Seiten Etwas nachgiebt, wird man vermuthlich eine „Friedensbasis“ finden. Eine Beilegung des Streits ist um so mehr im Interesse der Stadt, als verschiedene wichtige Verbesserungspläne jetzt an der Schwelle der Ausführung angelangt sind, die sonst auf die lange Bank geschoben werden müßten. Unter andern ist endlich Hoffnung auf die Lösung, ich meine die praktische Lösung der Canalisationsfrage vorhanden; auf Antrag der städtischen Behörden hat der Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten dieser Tage einen Ausschuß ernannt, der mehrere der bedeutendsten aus- und inländischen Städte, in denen die Canalisirung bereits existirt, bereisen und auf Grund der so gesammelten Erfahrungen einen definitiven Vorschlag für Berlin ausarbeiten soll. Das ist wenigstens ein Anfang. Ferner beschäftigt man sich nachgerade ernstlich mit der Neupflasterung der Stadt, oder genauer ausgedrückt, mit der Pflasterung. Denn die eckigen, spitzen, regellos neben einander in die Erde geworfenen Steine, die unsere Straßen zu Folteranstalten machen, kann man nur mit einem überkühnen Euphemismus „Pflaster“ nennen. Es würde mich beiläufig nicht wundern, wenn unsere Schuster, denen der Status quo zur Prosperität verholfen hat, gegen die revolutionäre Neuerung protestirten.

Querköpfige Leute, die sich zu der Intelligenz eines Intelligenzstaats nicht emporzuschwingen vermögen, pflegen unserer Polizei den Vorwurf zu machen, sie mische sich ein wenig zu viel in die Angelegenheiten derjenigen Intelligenzstaatsbürger, die nicht zu ihr selber, oder zu dem Zwillingsinstitut der Armee gehören, mit Einem Wort, sie stecke ihre Nase in Dinge, in die es besser sey, die Nase nicht zu stecken. Der Vorwurf ist schwer, aber völlig unbegründet. Unsere Polizei einmischungslustig! unberufen sich vor- und eindrängend! Wer das im Ernst sagt, muß wahrlich ein Querkopf seyn, oder an Hallucinationen leiden. Ist es unberufenes Einmischen und Eindrängen, wenn unsere Polizei die zerlumpten Kinder, welche Schwefelhölzchen oder Apfelsinen auf der Straße feilbieten, mit schicksalsstarker Faust beim Schopfe faßt und nach „Numero Sicher“ abführt? Gott behüte; unsere Polizei zeigt bloß, daß sie die liebe Nationalökonomie aus dem Grunde versteht. Diese zerlumpten Kinder (Lumpen — ich meine nicht menschliche Lumpen, sondern Kleiderlumpen, oder Lumpenkleider — gehören überhaupt nicht auf die Straßen einer intelligenzstaatlichen Stadt, geschweige denn der Hauptstadt des Intelligenzstaats) — diese zerlumpten Kinder treiben, wie männiglich, d. h. polizeilich bekannt ist, unter dem kaufmännischen Deckmantel das schnöde Bettelhandwerk, und nach allen Regeln der Nationalökonomie muß die Bettelei ausgerottet werden; was aus den Kindern nachher wird, das geht die Nationalökonomie ebensowenig etwas

an, als die wohllöbliche Polizei. Also nationalökonomischer Eifer, nicht Hartherzigkeit, ihr unvolkswirthschaftlichen Kläffer! „Unberufenes Einmischen und Eindrängen!“ Was! Unsere Polizei hat eine solche Abneigung gegen „unberufenes Einmischen und Eindrängen,“ ist von einer solchen Begeisterung für das „Selfgovernment,“ für das „laissez faire, laissez aller,“ für die „Freiheit des Individuums“ erfüllt, daß sie in dieser Beziehung sogar den Herren Engländern als Muster empfohlen werden kann. Lieber Leser, du schüttelst ungläubig den Kopf? Eine Thatsache wird dir deine Zweifel austreiben, eine einfache Thatsache, die für keinen Berliner ein Geheimniß ist.

Vorausgesetzt, daß man gewisse kleine Förmlichkeiten erfüllt — Förmlichkeiten, wie ein gebildetes Gemeinwesen sie erheischt — darf in Berlin jedermann jede Waare verkaufen; ob sie gut ist oder schlecht, gesundheitsschädlich oder nicht — es ist einerlei; die Polizei hat zu große Achtung vor dem „Princip der persönlichen Freiheit,“ um sich als Vorsehung „zwischen den Käufer und Verkäufer zu stellen.“ John Bull, der so gern mit seiner persönlichen Freiheit prahlt, sollte bei unserer Polizei in die Schule gehen. Er steckt z. B. bis über die Ohren noch in dem Wahn, die Behörden müßten dafür sorgen, daß das Publikum kein Fleisch von krankem Vieh zu essen bekomme. Patriarchalisch-reaktionäre Begriffe, die dem Princip der persönlichen Freiheit nicht minder zuwiderlaufen, als der Nationalökonomie! Und auch hier im Intelligenzstaat gibt es leider noch Menschen, die in ähnlichen Vorurtheilen befangen sind. Einen traurigen Beleg liefert das vor kurzem erstattete Gutachten der Commission, welche im Frühling dieses Jahrs von der „medicinischen Gesellschaft Berlins“ niedergesetzt wurde, „um eine öffentliche Meinungsäußerung über die Trichinenkrankheit und öffentliche Schlachthäuser abzugeben.“ Die Commission fordert eine strenge Beaufsichtigung des Fleischhandels und befürwortet öffentliche Schlachthäuser, weil dieselben die Beaufsichtigung erleichtern. Kann man sich ein flagranteres Attentat gegen die Freiheit denken? Es ist wahr, die Commission sucht ihr reaktionäres Streben mit dem Mäntelchen der „Gemeinnützigkeit“ zu umhüllen, durch sogenannte „sanitätliche Rücksichten“ zu beschönigen. Sie sagt uns in ihrem Bericht: „In Berlin wird mindestens eben so viel krankes als gesundes Vieh verzehrt, und unter dem kranken Vieh, von dem die große Mehrzahl an der Lungenseuche leidet, ist manches Stück, bei dem die Säfte sich schon vollständig zersetzt haben. Das elendeste, ekelhafteste Vieh kommt nicht lebendig in die Stadt, sondern in Stücken zerlegt. Auf den nächsten Dörfern um Berlin wohnen Fleischer — sie werden oft mit dem nicht ganz unpassenden Namen „Schinderfleischer“ bezeichnet — die förmlich Jagd auf erkranktes Vieh machen, womit sie den Markt beschicken.“ Genug. Diese unappetitlichen Einzelnheiten sind allerdings geeignet, ungebildeten Leuten Schreck einzujagen und sie von dem Pfad der Freiheit abzulenken, aber zum Glück ist unsere Polizei zu fest von dem Bewußtseyn ihrer Unfehlbarkeit umpanzert, als daß sie sich könnte irre machen lassen. Die Einschüchterungskünste werden an ihr abprallen, und den Berliner Fleischern wird ihr gutes Recht, die Berliner Bürger in Gemäßheit mit den Principien der Handels- und der persönlichen Freiheit zu vergiften, nicht geschmälert werden. Und nun behaupte noch jemand, unsere Polizei stehe nicht auf der Höhe der Zeit und schwärme nicht für liberale Ideen auf dem Gebiete der Politik und der Nationalökonomie.

Man hat hier den Gedanken angeregt, eine „Handels- und Industrieschule für das weibliche Geschlecht“ zu gründen. An der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens, wenn zweckmäßig durchgeführt, ist nicht zu zweifeln. Aber die Frage ist eine äußerst verwickelte, und ich beschränke mich daher für heute, wo es mir an Zeit zu einer eingehenderen Besprechung mangelt, auf diese einfache Notiz.

Hamburg, Juli.

Die Verbindungseisenbahn. — Neubauten. — Amerikanische Dampffeuerspritze. — Handelsmarine. — Herzog Friedrich-Stiftung. — Theater.

Nach ewig langen Verhandlungen hat man sich endlich über die Richtung geeinigt, welche die Eisenbahn nehmen soll, deren Herstellung die Verbindung des Berlin-Hamburger mit dem Altona-Kieler Bahnhofe bezweckt. Die so lange und mit so vieler Heftigkeit angefochtene Walllinie hat schließlich ihrer Zweckmäßigkeit wegen und wohl auch mit deßhalb, weil sie die am wenigsten kostspielige ist, den Sieg über die andere in Vorschlag gebrachte davon getragen. Einige Umgestaltungen am Wall und in dessen Anlagen, deren Beibehaltung das Publikum mit Recht wünscht, werden bei der Anlage allerdings nicht zu vermeiden seyn. Indeß bin ich überzeugt, daß man eigentliche Zerstörungen

nicht vornehmen wird, und daß, ist nur die Bahn erst fertig, vielleicht sogar eine wenigstens theilweise Verschönerung damit erzielt werden dürfte. Zunächst wird durch die Anlage der Verbindungsbahn die Parthie um Binnen- und Außenalster einen andern Rahmen erhalten, da die an der Nordwestseite des Alsterbassins hinlaufende Straße, der Neue Jungfernstieg, über den Wallgraben bis zum Alsterglacis an der Außenalster verlängert werden soll. Andere Terrainumgestaltungen werden sich am Ferdinandsthore und außerhalb des Dammthores nöthig machen, wo der neue Bahnkörper am zoologischen Garten entlang laufen und sogar ein kleines Stück von demselben abschneiden wird.

Ihrer Vollendung nähert sich nach und nach die vom Hammerbrook aus durch Holstein direkt nach Lübeck zu führende Eisenbahn, obwohl dieselbe in nächster Nähe des Berliner Thores, wo sie in einen Tunnel mündet, noch ziemlich wüst aussieht. Von der Herstellung beider Schienenwege verspricht sich die Handelswelt viel. Ohne Zweifel wird man des rascheren Verkehres wegen die direkte Bahn zwischen hier und Lübeck der über Büchen unter allen Umständen vorziehen, nur wäre sehr zu wünschen, daß es nach deren Vollendung gelänge, zwischen unserer Handelsrepublik und Hannover eine Einigung herbeizuführen, aus welcher das wichtigste Bauwerk für unsern Weltverkehr zu Lande — die Brücke über beide Elbarme — als Resultat hervorginge. Leider sind das Wünsche, die wahrscheinlich noch geraume Zeit als „fromme" gebucht bleiben werden. Vorerst wenigstens, wo es in Folge des Krieges so mancherlei Anderes anzubahnen gibt, wo man Schanzen errichten, Kanonen kaufen und Kriegsschiffe bauen muß, um sich wenigstens einigermaßen seiner eigenen Haut wehren zu können, ist an dergleichen weitaussehende und überaus kostspielige Unternehmungen nicht zu denken.

Zu den verschiedenen imposanten Neubauten, auf die ich schon neulich hinwies, kommt jetzt noch die Errichtung eines Glockenthurmes an der Kirche in der volkreichen Vorstadt St. Pauli. An Thürmen ist Hamburg nicht überreich, obwohl diejenigen der alten Kirchen mit zu den gewaltigsten in deutschen Landen gehören und viele Meilen weit sichtbar sind. Die Kirche von St. Pauli liegt auf dem hohen Elbuferrande, am sogenannten Pinnas, und ein hier aufgeführter ansehnlicher Thurm würde sich vom breiten Elbstrome aus gar nicht übel ausnehmen. Leider wird der zu errichtende Thurm nur die sehr mäßige Höhe von 167 Fuß erreichen, mithin unter den vielen hohen Häusern, die ihn umgeben, nicht sehr imposant erscheinen. Die eigentliche Thurmpyramide, ein Octogon bildend, soll 60 Fuß Höhe haben, aus Holz gezimmert und mit Kupfer belegt werden. Man hofft, da alles Nöthige vorbereitet ist, den in Angriff genommenen Bau so zu beschleunigen, daß der fertige Thurm schon im Spätherbst dieses Jahres mit drei neuen Glocken, im Gewicht von 600, 1200 und 1880 Pfund, wird versehen werden können.

Auf der großen internationalen landwirthschaftlichen Ausstellung im Juli vorigen Jahres legten unter andern interessanten Maschinen neuester Construktion auch ein paar Dampffeuerspritzen Proben ihrer Leistungsfähigkeit ab. Nach dem Urtheile Sachverständiger fielen diese Proben sehr befriedigend aus, und verschiedene größere Städte nahmen Akt von dem Gesehenen. Bei uns sind Feuersbrünste etwas ziemlich Gewöhnliches. Zwar erreichen sie selten eine gefährliche Ausdehnung, da man seit dem großen Brande im Jahre 1842 Stadt und Vorstädte, neuerdings sogar zum Theil das Landgebiet, durch die gewaltige Wasserkunst auf Rothenburgsort reichlich mit Wasser versehen hat, so daß bei jedem ausbrechenden Feuer, falls es nicht gar zu schnell um sich greift oder unvorhergesehene Störungen in den Leitungsröhren vorkommen sollten, eigentlicher Mangel an Wasser nicht eintreten kann. Schwieriger dagegen ist es, den löschenden Strahl immer auch dem Heerde des Feuers nahe genug zu bringen, da es der hohen und dabei schwer zugänglichen Häuser gar zu viele gibt. Da nun sind Dampfspritzen, lassen sie sich leicht fortbewegen und erfordert ihre Instandsetzung nicht lange Zeit, gerade am Platze. Kürzlich unternahmen zwei solcher Maschinen, eine amerikanische und eine hier gebaute in der Vorstadt St. Georg einen Wettkampf im Spritzen, der für beide ungewöhnliche Resultate lieferte. Der Strahl — und ein Strahl von mächtiger Stärke — ward von beiden Spritzen mittelst Dampfkraft senkrecht 130—140 Fuß hoch geschleudert; auch ließen sich mehrere Schläuche zugleich in genügender Weise durch die Spritzen speisen. Im Allgemeinen entwickelte die amerikanische Maschine eine etwas größere Kraft als die hier gebaute, während die deutsche nicht so viel Lärm machte, als jene. Um die amerikanische Spritze in Thätigkeit zu setzen, bedurfte es der geringen Zeit von nur acht Minuten. Ihre Arbeitskraft betrug, je nachdem man sie steigerte, zwischen zehn und fünfzehn Pferdekraft. Auch die hier construirte Dampfspritze brauchte wenig mehr Zeit, um arbeiten zu können, und arbeitete nicht weniger gut. Dem Vernehmen nach soll die amerikanische Maschine inclusive des dazu gehörigen Schlauchwagens auf etwas über 12,000 Mark Banco zu stehen kommen.

Ueber das Wachsen unserer Handelsmarine, die von Jahr zu Jahr stattlichere Dimensionen annimmt, wird das Publikum regelmäßig durch sehr genau geführte Tabellen unterrichtet, deren Herausgabe das handelsstatistische Bureau besorgt. Aus diesen Tabellen ergibt sich, daß Hamburg am Schlusse des vergangenen Jahres eine Handelsflotte von 536 Segeln gegen 506 im Jahre 1862 besaß, während es vor einem Decennium nur 408 Segel zählte. Diese Flotte bestand aus 70 Fregatten oder Vollschiffen, 21 Barkschiffen, 132 Briggs, 31 Schoonerbriggs, 45 Schoonern, 6 Galeassen, 11 Gallioten, 7 Kuffs und 22 Dampfschiffen. Die größten Schiffe — zwanzig an der Zahl — hatten eine Tragfähigkeit von über 400 Commerzlasten. Im Ganzen betrug der Tonnengehalt der hamburgischen Marine am Ende vorigen Jahres 79,922 Commerzlast gegen 69,374 im Jahre 1862. Das gegenwärtige Jahr wird für unsere Rhederei schwerlich gleich günstige Resultate liefern,

da der Krieg gar zu bedeutende Geschäftsstörungen verursacht. Unser Seeverkehr hat sich in der ersten Hälfte dieses Jahres empfindlich vermindert und dürfte nach der Wiederaufnahme des Krieges sich auch in den nächsten Monaten nicht heben. Erst wenn der Streit mit Dänemark geschlichtet und für Deutschland zu einem Ende geführt seyn wird, wie unsere nationale Ehre dieß anstreben muß mit Aufbietung der Kräfte des ganzen deutschen Volkes, erst dann werden Seeverkehr und Rhederei wieder einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Hoffentlich sind wir dann auch bereits im Besitz einer respektablen Flotte, die unsere nationalen Interessen im Auslande schützt, und brauchen, was leider nur zu lange unser trauriges Loos war, nicht mehr von der Gnade fremder Schutzherren zu leben.

Zur Unterstützung der vom Kriege so schwer leidenden Schleswiger haben die verschiedenen hiesigen Vereine schon seit Beginn des Kampfes sehr viel gethan. Nach Eintritt der Waffenruhe, wo die Thätigkeit derselben sich bequemer übersehen, auch die verfügbaren Mittel und deren Verwendung sich besser abschätzen ließ, ward durch gemeinsames Handeln des schleswig-holsteinischen und des hiesigen Frauenvereins eine Wohlthätigkeitsanstalt in's Leben gerufen, die schon jetzt nach vierwöchentlichem Wirken unsäglich viel Noth gelindert hat. Es ist dieß die Herzog Friedrich-Stiftung, welche zur Zeit über ein Capital von gewiß 150,000 Mark Cour. zu verfügen hat. Zweck dieser Stiftung ist, nothleidende Schleswiger, welche durch den Krieg in Bedrängniß geriethen und noch gerathen dürften, durch baare Geldvorschüsse zu unterstützen. Die gewöhnlich zu gewährende Unterstützungssumme soll die Höhe von 1000 Mark in der Regel nicht überschreiten, doch sind in dringenden Fällen und unter besondern Umständen Ausnahmen gestattet, welche die Zahlung einer höheren Unterstützungssumme dem Vorstande sogar zur Pflicht machen. Herzog Friedrich VIII. ist zum Protector dieser neuen Stiftung ernannt worden, deren Hauptsitz Hamburg bleibt. Filiale hat dieselbe zur Zeit in Schleswig, Flensburg, Apenrade und Hadersleben.

Im Sommer, wo unsere beiden städtischen Theater Ferien machen, halten die Vorstadt- und Tivolitheater, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt, ihre goldene Ernte. Die Bevölkerung unserer Freistadt ist trotz der ihr angeborenen Neigung zu möglichst schnellem und reichem Erwerbe doch auch sehr vergnügungssüchtig, und läßt, sobald die Erholungsstunde für sie schlägt, gern etwas drauf gehen. Kargheit liegt überhaupt nicht im Charakter der niederdeutschen Republikaner. Sie wirthschaften am liebsten aus dem vollen Beutel, und sie können es größtentheils, weil die glückliche Lage der Welthandelsstadt ihnen die irdischen Güter reichlich genug zuführt. Es gibt deßhalb keinen nur leidlich heitern Abend, an welchem nicht Tausende nach den Vergnügungs- und Belustigungsorten strömten, wo Auge, Ohr und Gaumen zu gleichen Theilen Genuß gespendet wird. Einige dieser Vorstadttheater wollen Kunstanstalten seyn, und wenn sie auch nicht gerade Vorzügliches leisten, so muß man doch zugeben, daß die darstellenden Mitglieder derselben sich nach besten Kräften abmühen, um das sich einfindende Publikum zufrieden zu stellen. Es fehlt nicht an entschiedenen Talenten unter diesen Jüngern und Jüngerinnen Thalias, und manche Persönlichkeit würde, in eine strenge, bildende Schule genommen, gewiß Tüchtiges leisten. Gewöhnlich aber wird nur für die Masse aus dem Groben gearbeitet, um möglichst gute Einnahmen zu erzielen, und dabei leidet freilich die Kunst als solche nur zu oft Schiffbruch. In einem dieser Theater auf St. Pauli gibt man gegenwärtig fast allabendlich ein possenhaftes, auf die politischen Zustände anspielendes Stück, das von dem zahlreichen Publikum höchlich bejubelt wird. Ganz besonderes Glück macht darin die Figur des Hannemann Sören Sörensen, welcher als „Tapperer“ auftritt und nach der Melodie des bekannten dänischen Nationalliedes „der tappere Landsoldat“ mit unnachahmlicher Melancholie das Spottgedicht auf die Zertrümmerung des berüchtigten Löwendenkmals auf dem Flensburger Kirchhofe singt: „Die Löwe han is död.“ Diesen Gesang hören und ernsthaft bleiben ist eben so unmöglich, als sich waschen wollen, ohne sich naß zu machen.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Hornung und seine Werke.

Beiläufig sey noch bemerkt, daß dieselbe Ausstellung gerade gegenwärtig noch ein zweites Hornung'sches Bild enthält: eine „Bibelvorlesung Th. Bezas vor Johanna von Albret, Königin von Navarra, und ihrem Sohn“ (dem späteren Heinrich IV.) Auch hier wieder zeigt Hornung, wie sehr er auch in kleinen Scenen die ächten Bedingungen der Kunst, die größte Mannigfaltigkeit bei vollster Einheit der Idee, festzuhalten weiß. Während die fürstliche Mutter versunken ist in andächtigem Zuhören, sieht der zur Seite stehende junge Prinz, der später so ritterliche König, hinüber auf ein großes Schlachtenbild, welches in die Tapete gewebt ist und seine jugendliche Phantasie weit hinwegführt von den gelehrten Erklärungen des großen Theologen, der ihn für diese Unachtsamkeit mit einem strengen Blick straft. So treten die einzelnen Personen der Gruppe in die unmittelbarsten, lebendigsten Beziehungen zu einander.

Eine der bedeutendsten Schöpfungen des Hornungschen Pinsels aber war im vorigen Monat im Athenäum ausgestellt: „Fromments Predigt auf dem Molard,“ wieder ein Gegenstand aus der Genfer Reformationsgeschichte, und zwar aus ihrer frühesten Periode. Das Ereigniß wird in der von Antoine Froment selbst verfaßten Chronik, von der wir jetzt, nachdem sie bis dahin nur im Manuscript auf der Genfer Bibliothek vorhanden gewesen war, eine sorgfältige, von Gustav Revilliod veranstaltete und von der J. G. Fickschen Officin glänzend ausgestattete Ausgabe (Genf, 1854) besitzen, weitläufig erzählt. Fromment, wie Farel aus dem Dauphiné gebürtig, wurde von diesem ersten evangelischen Sendboten, als er 1532 vorübergehend aus Genf verbannt war, veranlaßt, sich nach jener Stadt zu begeben, um das unterbrochene Reformationswerk wieder fortzusetzen. Fromment übernahm die Mission, langte am 3. November 1532 in Genf an und kündigte sich durch Anschlagszettel als Lehrer an, der in Zeit von einem Monat jedermann, Männer und Frauen, Groß und Klein, lesen und schreiben lehren wolle; wer in einem Monat diese Fertigkeiten nicht erworben habe, der brauche nichts zu zahlen. Etwas Windmacherei müssen wir einem Franzosen, und wäre es auch ein Theologe, immer zu gute halten; und hier handelte es sich ja gar um einen frommen Betrug. Als angebliches Unterrichtslokal hatte Fromment einen Saal am Molard gemiethet, zu welchem der Zudrang des Volks, angelockt durch die vielversprechende Ankündigung, bald sehr groß wurde. Dort hielt nun der jugendliche Reformator (er zählte nur 22 Jahre) seine Lehrvorträge, die sich größtentheils mit der Bibelauslegung und einer scharfen Kritik des Papstthums beschäftigten. Bald faßte der Saal kaum noch die Menge, und am Neujahrstag 1533 hatte sich der ganze Platz, der damals, wie jetzt, zum Marktplatz diente, mit einer dichtgedrängten Volksmasse gefüllt, welche stürmisch den jungen Geistlichen zu hören verlangte, und diesen endlich auf die Bank eines Fischweibes zu steigen nöthigte, um von dort das Wort Gottes zu verkündigen. Mit hoher Begeisterung sprach Fromment zur andächtigen Menge; er hat uns in seiner Chronik die Predigt mitgetheilt, zu deren Text er den Spruch Matth. 7, 15 und 16 gewählt hatte: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Als Fromment im vollsten Feuereifer die Grundsätze der neuen Lehre entwickelte, erschien plötzlich Petermann Falquet, der Großweibel (grand Soultier) der Stadt, um ihm im Namen der Obrigkeit zu gebieten, seine Rede sofort einzustellen. Aber der gottbegeisterte Jüngling antwortete dem Beamten: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, nun befiehlt mir Gott, sein Wort zu predigen und du verbietest es mir,“ und fuhr fort, hinreißende Worte an die Menge zu richten. Endlich erschien ein geachteter Bürger, Claude Bernard, einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, und beschwor Fromment, für jetzt seine Predigt einzustellen, um Blutvergießen zu verhüten, denn die Priester und viele Bewaffnete seyen im Anzuge, um einzuschreiten. Man entfernte Fromment schleunigst und suchte ihn mehrere Tage lang bei einigen Freunden in der Stadt zu verbergen, dann mußte aber auch er Genf für einige Zeit verlassen. Wir haben hier den Vorfall in seinem gedrängten Zusammenhang erzählt, er bildet jedenfalls eine interessante Episode der ersten Periode der Einführung der Reformation in Genf.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 19. August 1864.

Spät kehrt' ich zur Heimath zurücke,
Ein Müder nach irrem Lauf;
Es gieng am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf.

Chamisso.

Späte Heimkehr.

Erzählung.

Der Bahnzug rollte in gerader Linie auf die alte Stadt zu. Wer sich etwas aus dem Coupéfenster neigte, sah die hohen Thürme schon am Horizont aus dem sommerlichen Abendduft heraufragen. Graue, gewaltige Gestalten, wie die Neuzeit sie nicht mehr baut, tauchten sie verschwommen aus dem einfarbigen Dächergewirr in die Höhe; nur die goldenen Kugeln unter dem Kreuz blitzten und funkelten schon bis hieher im Sonnenlicht.

Der alte Herr zog den silberweißen Kopf aus dem Fenster zurück, schloß dasselbe gegen den feinen, eindringenden Staub und setzte sich in seine Ecke. „Früher brauchte man mit gutem Fuhrwerk noch anderthalb Stunden von hier bis an's Außenthor," sagte er, mit dem seidenen Taschentuche sich den Staub aus den hellen, noch jugendlebendigen Augen reibend, „jetzt —"

„Werden wir kaum zehn Minuten bedürfen," ergänzte der Angeredete, ein wohlhabend aussehender Herr gegen die Fünfziger, der dem Alten gegenüber saß und schon früher ein Gespräch mit demselben angeknüpft hatte. Der letztere schien, seitdem er hinausgeblickt, eigenen Gedanken nachzuhängen. Er sah eine Weile schweigsam vor sich hin, dann mochte er sich erinnern, daß er dem Mann gegenüber eine Antwort schuldig sey und sagte kopfnickend: „Ja wohl, es drängt sich Alles zusammen, und Raum und Zeit haben sich sehr geändert, seitdem ich zum letztenmal hier war. Nur die Menschen, die am wandelbarsten von Allem scheinen, bleiben sich im Grunde am meisten gleich."

Der Andere zog ein wenig selbstbewußt die Stirn zusammen. „Ich glaube, daß Sie im Innern der Stadt nur geringe Veränderung antreffen werden," sagte er, „während die bessere Classe der Bevölkerung mit der Zeit fortgeschritten und allerdings eine bedeutende Wandlung durchgemacht hat. Vor fünfzig Jahren mag das Spottwort, daß wir um ein paar Jahrhunderte zurückgeblieben seyen, in einigen Beziehungen nicht Unrecht gehabt haben; heute, wo wir in den Mittelpunkt des Verkehrs gerückt sind, wird wohl kein Verständiger desselben auch nur im Scherze mehr erwähnen."

Er hatte es mit einem Anflug von Heftigkeit gesprochen, der nur ein feiner Zug, der um den Mund des alten Herrn glitt, antwortete. „Es wird mich freuen, die Stadt unverändert zu finden," erwiederte dieser freundlich. „Sollte ich auch noch Menschen antreffen, die ich gekannt, so werden sie darin jedenfalls auch verändert seyn, daß sie sehr alt geworden, wie ich. Es sind dreiundfünfzig Jahre, seitdem ich —"

Er unterbrach sich, denn die Locomotive stieß in diesem Augenblick einen schrillen, langgedehnten Schrei aus, und die Wagen, die bisher an goldgelben, wallenden Kornfeldern vorübergeflogen waren, rollten langsamer zwischen grüne, dicht mit schattigen Bäumen bepflanzte Hügel hinein. Der Alte öffnete das Fenster und blickte aufmerksam hinaus.

„Es sind die ehemaligen Festungswälle, aus denen die schönsten Promenaden hergestellt sind," erläuterte sein Begleiter. „Das allein ist schon ein immenser Fortschritt. Die Wälle und Thore beengten Handel und Wandel, und man hat keine Kosten gescheut, sie fortzuschaffen."

„Es war sonnig darin und im März blühten die ersten Veilchen auf ihnen," sagte der Alte leise vor sich hin, indem er auf die wohlgepflegten, regelrechten Anlagen hinausblickte. Der Andere verzog den Mund ein wenig und bemerkte: „Mit Veilchen macht man keine Geschäfte," aber der alte Herr gab nicht Acht darauf.

Ganz andere Dinge zogen seine Aufmerksamkeit an. Nun kam der Zug, sich immer mehr verlangsamend, aus dem grünen Glacis hervor, und jenseits des steinwurfsbreiten Flusses, über den sich hin und wieder hochgewölbte altmodische Holzbrücken spannten, kam die Stadt zum Vorschein. Weiß und hellgelb getünchte Häuser mit treppenartig gezackten Giebeln; eines fast genau wie das andere. Darauf lag der volle Abendsonnenschein und spiegelte in den schmalen Fensterscheiben und fiel blendend von der hellen Wand zurück.

Den Andern kümmerte das wenig, er schnallte langsam seine Reiseeffekten zusammen; aber der alte Herr vergaß ganz, daß er nicht allein und dicht am Ziel sey, und sah unverwandt hinaus. Ab und zu öffnete sich zwischen den Häusern, an denen sie, noch immer diesseits des Flusses, vorüberfuhren, eine Straße und zog sich mit breiter Ausmündung ein wenig bergauf in die Stadt, so daß man weit hineinsehen konnte. Dann bog der Alte den Kopf, so weit es möglich, vor, und schaute hinab. Der Zug ging jetzt auf ein anderes Geleis über und hart an vorspringenden Pfosten und Geländer vorbei. Der Mann aber verharrte unverrückt in seiner Stellung, so daß sein Begleiter ihm die Hand auf die Schulter legte, und ihn auf die Gefahr, der er sich aussetze, aufmerksam machte. Der Alte zog verwirrt den Kopf zurück und sah ihn an. Es war als ob sein Gesicht sich allmählig mehr und mehr verändert hätte; die hellen, freundlichen Augen blickten dem Fremden in's Gesicht, aber wie durch dasselbe hindurch in eine unendliche Weite hinüber. Dabei begann es glänzend in ihren Winkeln zu zittern; er strich unwillkürlich mit der Hand darüber hin, dann setzte er sich in die Ecke zurück, nahm das seidene Tuch und legte schweigend das Gesicht darauf.

Sein Begleiter sah ihn ebenfalls stumm und verwundert an. Es lag nichts Abstoßendes in seinen freien und Verstand ausdrückenden Zügen; aber es lag vielleicht etwas zu viel von letzterem darin, und gab ihrem Ausdruck eine gewisse Härte. Man sah, daß er sich in der Lage, in die er zufällig versetzt war, nicht zu benehmen wußte und sie noch weniger überhaupt zu begreifen schien. So that er, als ob er nichts bemerke; der Zug fuhr jetzt in die dämmernde Vorhalle ein, noch ein Pfiff, er hielt am Perron und der Condukteur öffnete den Wagenschlag.

Er erhob sich und sagte höflich: „Wenn Sie längere Zeit bei uns bleiben und mir das Vergnügen machen wollen, mich aufzusuchen, werde ich sehr erfreut seyn. Mein Name ist Martin Brunner, meine Firma jedem Kinde bekannt."

Der alte Herr sah in Gedanken verloren auf, besann sich aber schnell bei dem Anblick seiner Umgebung. „Ich danke, Herr Brunner," erwiederte er freundlich. „Ihr Anerbieten ist sehr gütig, und um so mehr von Werth für mich, da ich in Bezug auf Lebende hier wahrscheinlich völlig fremd seyn werde. Ich heiße Sterneck, bin ebenfalls Kaufmann, habe aber mein Geschäft aufgegeben, und komme aus den Vereinigten Staaten zurück. Mithin auf Wiedersehen."

Brunner lüftete seinen Hut und ging den Perron hinab. „Ein wunderlicher Kauz!" murmelte er vor sich hin, „in Bezug auf Lebende! Als ob man Bezug zu Todten haben könnte!" Wie er sich noch einmal umsah, stieg der Alte aus dem Wagen und folgte ihm nach. Er fragte hier und dort; bald kam er mit Trägern zurück, die große Reisekoffer und Kisten auf Handwägen luden. Der Alte stand dabei und gab sorgsam auf jedes Stück Acht.

„Wohin, Herr?" fragte Einer von den Trägern die Mütze abziehend. — „In die weiße Rose," antwortete der Alte, der an ihm vorbei auf die von der Abendsonne bestrahlten Dächer und Thürme sah. Der Träger blickte ihn kopfschüttelnd an, dann sprach er mit seinen Gefährten; aber diese schüttelten ebenfalls die Köpfe.

„Was ist's?" fragte Sterneck, wie der Erste wieder an ihn herantrat. — „Ich hab' mich wohl verhört, Herr," fragte dieser. „Sie sagten, wohin?" — „In die weiße Rose, am Markt, dem Rathhause gegenüber."

Der Träger nickte jetzt mit dem Kopf. „Ja wohl, Sie meinen das rothe Roß, Herr; ich verstehe schon. Nach dem rothen Roß, Jakob!"

Der Alte sah sie träumerisch an, wie sie die Effekten aufpackten und damit fortzogen. „Nun denn, ins rothe Roß," lächelte er kopfnickend; ich hätt' mir's vorher sagen können und habe doch gar nicht an die Möglichkeit gedacht. Weiße Rose — rothes Roß — wird wohl auch noch einmal wieder weiße Rose heißen."

„Fiaker?" schrie jetzt dicht neben ihm ein Kutscher, der die Unterredung mit den Trägern gehört hatte und daraus auf die Stadtunkenntniß des Fremden schloß.

„Nein, ich gehe," erwiederte der alte Herr und der logische Kutscher sah ihm ebenfalls verwundert nach; wie er um sich schauend auf die große Steinbrücke, die über den Fluß führte, zuschritt. Er war hochgewachsen und ging trotz seinem Alter, das wohl die Siebzig erreicht haben mochte, völlig aufrecht. Dabei war etwas Zierliches und doch Würdiges in seinen Bewegungen, daß die Begegnenden sich unwillkürlich umblickten und ihm nachschauten. Man sah es Allem an, seiner Kleidung, obwohl sie vom feinsten Stoff war, seinen Zügen, seinem mit goldenem Knopf verzierten Rohr; am deutlichsten seinem sorgfältig gekräuselten Jabot und den Manchettenspitzen, die sich nachläßig am dünnen Handgelenk umschlugen: er war aus der alten Zeit.

Aber niemand kannte, niemand grüßte ihn und es fiel Keinem, der den letzten Satz bei sich dachte, ein, die alte Zeit könne hier dereinst einmal die junge Zeit gewesen seyn. Der alte Herr dagegen sah jedem, der an ihm vorüberging, aufmerksam ins Gesicht. Ab und zu stand er still und schien in seinem Gedächtniß zu suchen; doch dann, wenn er wieder aufblickend die Augen traf, die sich neugierig ihm gerade ins Gesicht hefteten, schüttelte er wehmüthig lächelnd den Kopf. Nun ging es über die Brücke, da trat auf einmal hinter einem gewaltigen Kirchendach die Sonne hervor und schien ihm unerwartet gerade in die Augen. Zugleich begann vom Marienthurm das Abendglockenspiel; erst mit leisen, verhallenden Schwingungen, dann stärker und stärker, und alle Glocken auf den hohen Thürmen ringsumher fielen feierlich ein.

Im alten Mährchen geht ein Jüngling, fast noch ein Knabe, am Sommernachmittag aus dem Thor seiner Vaterstadt. Die Luft ist drückend schwül und sein Herz ist bedrückt und schwer; er weiß nicht wohin er zieht, nur hinter sich zurück lassen möchte er etwas, das seine Augen verdunkelt und träumerisch wandert er am Wegesrand auf den bekannten Wald zu, in dem er so oft als sorgloses Kind gespielt. Schattig umfangen ihn die Bäume und er geht auf schmalem Pfad, den er oft gegangen, in das Dickicht hinein.

Nur allmählig wird es ihm, als hätte sich hie und da etwas verändert. Blumen wachsen um ihn auf, die er nie gesehn, und wie er sich umwendet, scheint der Weg hinter ihm verschwunden und er weiß nicht, woher er gekommen. Doch über sich durch das Gezweig sieht er die Sonne hoch am Himmel stehen und er schreitet achtlos weiter; Gelächter und lustige Lieder tönen ihm von fern entgegen, darauf schreitet er zu. Dann kommt er an eine Lichtung, rundum von hohen schweigsamen Stämmen umrahmt; wunderbar buntgefiederte Vögel wiegen sich in den Kronen und auf dem grünen Rasen darunter tummeln sich Männer und Frauen und Mädchen lachend durcheinander. Seltsam sind sie gekleidet, wie er es hie und da in alten, vergilbten Büchern gesehen, und etwas Seltsames liegt in Allem, was sie thun und wie sie es treiben. Doch ehe er darüber nachgedacht, haben sie ihn umtanzt und er muß mit ihnen tanzen und lachen und sie schenken ihm kühlenden Trunk ein aus hohen silbernen Kannen. Den schlürft er hastig aus wunderlich geschnörkeltem goldenen Becher und fühlt, wie mit jedem Tropfen der Kummer, der ihn hinaus in den Wald getrieben, ferner und ferner hinter ihm zurücksinkt. Zuletzt ist es nur noch wie ein ganz leise verhallendes Echo, das unendlich weit und kaum verstanden aus dem Herzen heraufklingt.

Niemand achtet mehr auf ihn und allmählig sinkt die Sonne sich tiefer und tiefer, und er schleicht verstohlen wieder aus der rastlos lärmenden Gesellschaft in den Wald hinein. Eh er's gedacht, hat er den Ausgang gefunden; vor ihm im Abendsonnenlicht liegt die Stadt und er schreitet den Weg zurück, durch das alte Thor auf die Straße. Nur befremdet's ihn, daß der graue Thorwächter nicht auf der Bank unter dem Eingang sitzt; nur begegnen ihm auch hier auffallend viel Menschen in ungewöhnlicher Tracht, die er alle nicht kennt und verwundert anschaut. Und alle schauen ihn wieder verwundert an, wie er die bekannten Straßen hinaufwandert. Da plötzlich fangen die Glocken über ihm an zu summen und wie er sich auf der Brücke zufällig hinabbeugt über den Wasserspiegel — —

Es überschauerte plötzlich den Alten, der, vom scharfen Sonnenstrahl geblendet, das Antlitz über das Brückengeländer geneigt hatte und in die ruhig spiegelnde Wasserfläche hinabsah. — — — „Da starrte ihm ein welkes Greisengesicht entgegen," murmelte er dumpf vor sich hin und nickte mit dem weißen Kopf auf den stillen, fast bewegungslosen Fluß herab. „Und als er an sein Haus kam, da kannte ihn niemand und sie wiesen ihn von der Thür und sagten, er sey lang gestorben und todt."

„Sie sagten, es seyen Mährchen, als ich es las,"

fuhr er, über das Wasser gebeugt, fort, „und ich war ein Knabe und glaubte es selbst; aber du weißst es besser und hast es verstanden und nickst mir zu, daß es Wahrheit ist."

Er hatte den Hut abgenommen und das schöne, weiße Haar zitterte im Lufthauch um seine Schläfen, daß es war, als ob das Bild drunten leise, bejahend den Kopf bewege. Das Glockenspiel verhallte allmählig nachsummend über den Dächern; Vorübergehende blieben neugierig stehen und betrachteten den Alten. Er setzte jetzt den Hut wieder auf und grüßte noch einmal über das Geländer hinab.

„Ich will klüger seyn als du und gleich ins rothe Roß gehen," sagte er lächelnd und ging mit sicherem Schritt die Brücke entlang in die erste Straße hinein. Seine Augen richteten sich jetzt in die Höhe nach den Erkern und Giebeln; manchmal hielt er inne und nickte, ohne daß ein menschliches Wesen an den Fenstern zu sehen war, freundlich hinauf. Hier war größeres Gedränge und die Leute gingen eiliger, so daß Wenige auf ihn Acht gaben. Links und rechts bog er ab durch einsame Querstraßen mit holprichtem Pflaster und nach altmodischer Weise die Rinne in der Mitte. „Er hat Recht," sagte er vor sich hin, „es ist fast Alles mit im Walde gewesen, selbst die Steine, und sie reden, wo Menschen schweigen. Mit verbundenen Augen wollte ich jeden Fleck an ihnen erkennen. Und da ist's!"

Er hatte es gesagt, noch ehe es der Fall war, doch schon beim nächsten Schritte that die Straße sich auf und der alte Hauptmarkt mit dem bethürmten und buntbeschildeten Rathhause lag vor ihm. Darüber blickten, gigantisch in die blaue Abendluft hinaufragend, die Thürme der Marienkirche nieder. Rechts von ihnen, dem Rathhause gegenüber, prangte über hohem, altem Einfahrtsthor auf gewaltigem Schilde ein rothes Roß, das fast in Lebensgröße lustig auf einer grünen Wiese umhersprang. Der Alte betrachtete das Bild, auf dem hie und da im Grün sich bedenkliche Flecken bemerklich machten.

„Das Roß hat auch schon bald abgeweidet," sagte er lächelnd für sich. Unter der Einfahrt standen mit dem Wirthe redend die Kofferträger und zeigten jetzt auf ihn hin; der Wirth nahm das Käppchen vom Kopf und trat heran. Er mußte die letzten Worte gehört und auf sich bezogen haben, denn er erwiederte gutlaunig: „Das hat's, Herr; bald vierzig Jahre. Aber 's ist ein gutes Thier und soll darum zum Frühjahr auch frisches Futter bekommen."

„Ist Herr Lütge schon so lange todt?" sagte der alte Herr. „Mir ist als sähe ich ihn noch; er trug einen mächtigen Schnurrbart, das stand ihm komisch zu, dem gutmüthigen Gesicht."

Der Wirth sah ihn fragend an. „Sie meinen den Vorgänger meines Vaters, den alten Bruckmann?" sagte er. — „Bruckmann?" wiederholte der Alte nachsinnend; „nein, ich meine den Besitzer Ihres Hauses, als es noch „zur weißen Rose" hieß.

Der Angeredete drehte ein wenig verlegen das Käppchen in der Hand. „Da ist Ihnen wohl etwas Anderes in der Erinnerung," sagte er lächelnd, „vielleicht ein Gasthaus drüben am Neumarkt. Dieses hieß seit undenklichen Zeiten „Zur Sonne" und mein Vater machte das „rothe Roß" daraus, weil mein Großvater in seiner Heimath unter der Firma Gastgeber gewesen. Darf ich Sie bitten, diese Treppe."

Sie waren während des Gesprächs unter den Thorweg getreten und der Wirth stieg trotz seinem Umfang dem Fremden behend voran, die breite, bequeme Treppe hinauf. Dieser folgte langsamer, öfter, doch wie es schien, nicht aus Ermüdung innehaltend und sich umblickend. „Seit undenklichen Zeiten," sagte er leise. „Die Menschen sind nicht mit im Walde gewesen; er hat wieder Recht."

Der Wirth öffnete auf dem ersten Treppenabsatz ein hohes, dunkles Zimmer mit schwerfälliger, alterthümlicher Ausstattung. „Sie befehlen ein oder mehrere Zimmer?" fragte er. — „Ich danke, eines vor der Hand," entgegnete der Alte. „Sind für mich passende Privatwohnungen leicht zu bekommen?"

„O gewiß," antwortete der Gefragte; „die Häuser sind größtentheils schwach bewohnt und" — „Vielleicht in der Burgthorstraße?" fiel der Alte etwas zögernd ein. Es war als ob er noch mehr fragen wollte, aber er brach ab und setzte hinzu: „Ich liebe sehr die freie Aussicht und die schönen Gärten hinter dem Hause, die man dort hat."

Der Wirth machte eine zustimmende Bewegung. „Nur," sagte er, „sind die Gärten in den letzten zwanzig Jahren sehr zusammengegangen und zu Fabrikanlagen benutzt und" — er sann einen Augenblick nach — „in der Burgthorstraße ist, glaube ich, nur ein einziger unverändert geblieben. Dagegen auf der Westseite der Stadt —"

Der alte Herr hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit, fast athemlos dem Gutachten des Wirthes zugehört. Er unterbrach ihn jetzt hastig, ohne von den letzten Worten Notiz zu nehmen: „Nur Einer? und wem gehört der Garten?" „Herrn Brunner, Firma Martin Brunner und Compagnie," erwiederte der Wirth. „Ein reiches, sehr altes Haus —"

Der Alte wandte sich ab, setzte sich auf einen

Stuhl und legte das Gesicht in die Hand. Einen Augenblick war es, als ob seinen Körper die Kraft und die feste, aufrechte Haltung zu verlassen drohte, so daß der Wirth besorgt näher an ihn herantrat. Aber er richtete sich gleich wieder ruhig auf und sagte mit gleichgültiger, nur unmerklich zitternder Stimme: „Ja, ich kenne ihn; also der wohnt dort in der Straße?"

Er war dabei an's Fenster getreten und blickte gedankenlos über den Markt weg auf die vergoldeten Thurmspitzen und Zinnen des alten Rathhauses. Hinter ihm trat der Oberkellner mit dem Fremdenbuch ein und bat ihn um seinen Namen. Der Alte sah ihn einen Augenblick zerstreut an, dann griff er nach der dargehaltenen Feder und setzte sie an. Er schrieb mit rascher Hand „Hermann" auf das Blatt und begann ein „W." dahinter; aber plötzlich besann er sich, hielt inne, änderte es in „St" um und schrieb „Sterneck, Kaufmann aus Philadelphia" dahinter. Er sah bei dem letzten Worte auf und fragte: „Giebt es in der Stadt vielleicht noch irgend Jemanden, Namens Waldburg?"

Der Besitzer des rothen Rosses schüttelte den Kopf: „Mir nicht bekannt, habe den Namen nie gehört. Holen Sie das Adreßbuch, Johann."

Doch der Alte winkte ihm; „lassen Sie!" sagte er leise. Er gab sich keine Mühe, das Traurige in seiner Stimme zu verstellen; auch der Wirth empfand, daß er überflüssig geworden und empfahl sich, nachdem er noch ein paar Worte mit den Trägern gewechselt und gefragt, ob Herr Sterneck vielleicht vor der Hand noch etwas zu befehlen habe, mit einer höflichen Verbeugung.

Der alte Herr hatte die Frage nicht gehört und schien sein Verschwinden kaum zu bemerken. Erst als die Träger das letzte Gepäckstück hereingesetzt und mit einem halblauten „Guten Abend" die hohe Thür knarrend hinter sich geschlossen, fuhr er mit dem Kopf in die Höhe und blickte sich um. Er hatte Hut, Stock und leichten Oberrock abgelegt, als er ins Zimmer getreten; nun stand er auf, zog den Letzteren wieder an und rüstete sich zum Ausgehen. Aber er hatte kaum die Hälfte des Weges bis zur Thür zurückgelegt, so fühlte er, daß die Kniee unter ihm zu brechen anfingen; mühsam stützte er sich auf den Tisch und wankte an's Fenster zurück. Dort setzte er sich in den alten Lehnsessel, legte beide Hände müde auf den schweren Goldknauf seines Stockes und blickte auf den Markt hinaus.

Es war schon zu spät, als daß die Sonne noch über die völlige Häuserumrahmung bis auf den Platz herunterfallen konnte; nur auf den Dächern lag sie noch hie und da in einsam goldigem Glanz. Der Alte folgte ihr mit den Augen, wie sie langsam höher und höher bis an den First hinaufzog; der tiefsinnige Zug, der sein Gesicht in der letzten halben Stunde mehr und mehr überflogen, schwand allmählig wieder und es wurde wie im Beginn ruhiger und gefaßter.

„Es ist die Sonne Homers, und sie leuchtet der Jetztzeit, wie sie meiner Jugend geleuchtet," sagte er endlich; „sie ist geblieben und ich muß mit ihr zufrieden seyn. Das andere, auf das ich gehofft, ist hin, und wer darf darüber klagen, wenn er ein halb Jahrhundert im gespenstischen Treiben dessen verlebt hat, was sie die „neue Welt" nennen?"

„Was war's denn auch, worauf ich gehofft? Holz und Stein und andere Blumen an gleicher Stätte. Blumen sind wie Menschen, und für beide und Alles bin ich verschollen, vergessen, gestorben und begraben."

Er wiegte leise mit dem Kopfe hin und her. Auch von den Thürmen war nach und nach der Sonnenstrahl gewichen und die Gestalten drunten auf dem Markt begannen im Dämmerlicht zu verschwimmen. Wie er so, auf den Stock gestützt, im Zwielicht dasaß, wurde sein Gesicht immer träumerischer. Man sah, daß die Gegenwart um ihn völlig verschwunden war und daß seine Augen in lang vergangene Tage hinüberblickten. Manchmal öffneten sich seine Lippen und flüsterten unverständliche Worte; endlich ohne daß er es wußte, sprachen sie leise, aber deutlich:

Die Zukunft, die einst wir erträumt, mein Kind,
Mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar,
Die ist nun gekommen, erfüllt — es sind
Gekommen, gegangen die Jahre geschwind;
Die Träume, sie sind nun wahr.

Wie hab' ich geweint mir die Augen blind,
Als mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar
In Frühlingstagen warm und lind
Aus unseren Träumen sie dich, mein Kind
Gelegt auf die Todtenbahr!

Er saß wieder eine Weile schweigend; plötzlich schlug dicht neben ihm die Uhr vom Marienthurm und er sah auf. Es mußte ihm jetzt zum Bewußtseyn kommen, was die Lippen ohne sein Wissen gesprochen, denn er nickte ernst mit dem weißen Kopfe und fuhr lauter, noch einmal den Anfang wiederholend, fort:

Die Zukunft, die einst wir erträumt, mein Kind,
Mit leichtem Sinn, mit lockigem Haar,
Die ist nun gekommen, erfüllt geschwind —
Ich wiege mein einsam Haupt im Wind,
Die Träume, sie sind nun wahr.

Dann stand er auf. „Das Grab ist auch eine Wahrheit,“ setzte er hinzu, „wir wollen es zusammen aufsuchen.“

Er ging nun mit festen Schritten durch's Zimmer und die Treppe hinunter. Der Wirth stand, wieder sein Käppchen lüftend und nach dem Begehr fragend, unter dem Thor. „Ich will noch einen Spaziergang machen und komme bald zurück; dann möchte ich zu Abend essen,“ sagte der Alte im Vorübergehen. Der Wirth fragte noch, was Herr Sterneck befehle; aber dieser war schon eine Strecke fort und hörte nicht mehr, so daß er nur noch verwundert: „Ein curioser, rüstiger alter Herr!“ hinterdrein murmelte.

Dieser ging nun über den Markt, unter dem düstern Schwibbogen des Rathhauses durch, dann die breite Straße entlang. Aus den Schauläden glänzten schon die Lichter; wohin sie aber nicht fielen, war es dunkel, denn die neuen Gaslaternen wurden nach altväterlicher Sitte eben so wenig als die früheren Oellampen angezündet, sobald der speciell beglaubigte Kalender der alten Stadt möglichen Mondschein registrirte, und dieß war heute der Fall. Allein obgleich der Himmel wolkenlos und heiter über ihr lag, war kaum eine Wirkung des Mondes zu bemerken, da derselbe erst mit verschwindend schmächtigem Abschnitt am Horizonte auftauchte, an dem er sich länger als gewöhnlich zu halten schien, gleichsam als schäme er sich, in seiner Winzigkeit sich aller Augen bloßzustellen.

Trotzdem schritt der alte Herr unbeirrt durch das geräuschvolle Treiben der zahlreich heimkehrenden Spaziergänger dahin. Bald kam er auf eine zweite, marktähnliche Erweiterung und bog um eine, im letzten Tagesschimmer gewaltig aufragende Kirchenwand in eine Nebenstraße ein. Hier war es dunkler als in den andern; die hohen Giebelhäuser standen sich schweigsam und lichtlos gegenüber, und trotz der frühen Abendstunde waren fast alle Thüren schon geschlossen und nirgends Leben bemerkbar. Auch auf der Straße gingen hier wenige, da der allgemeine Zug, der aus dem Freien zurück kam, eine andere Richtung innehielt, und die Begegnenden schritten schnell in geschäftsmäßigem Gang und bekümmerten sich nicht um die Schönheit und Ruhe der milden Sommernacht.

Der alte Herr war im Anfang ebenfalls für seine Jahre ziemlich eilig geschritten; jetzt wurde sein Gang langsamer und seine Miene nachdenklicher. Die Häuser, an denen er entlang wanderte, boten einem Fremden fast das gleiche Ansehen, so weit in dem kargen Licht überhaupt etwas zu unterscheiden war. Breite, mehr thor- als thürartige, hochgewölbte Eingänge, die auf den ersten Anblick zeigten, daß sie wenigstens früher nicht für menschliche Communication allein benutzt worden; rechts und links von denselben ein einziges, aber fast die Breite eines gewöhnlichen um das Doppelte übertreffendes Fenster, um diese Stunde bereits mit schweren, von Innen verriegelten Vorsetzläden geschlossen. Darüber, etwas vorgebaut, hin und wieder auch wohl mit einem noch weiter vorspringenden Erker in der Mitte versehen, lag das erste Stockwerk in gewöhnlicher Weise. Am Oberrande des zweiten begann der stufenartig sich verjüngende Giebel, der alle oberen Räumlichkeiten der hohen Gebäude gleichmäßig von beiden Seiten zusammenengte, bis in der Spitze nur ein einziges, meistens rundes Fenster gerade über der Eingangsthür das Ganze abschloß.

Sie schienen in der That in der Dunkelheit ein in Reihe und Glied versteinertes Regiment aus grauer Riesenzeit zu seyn, so gleichmäßig war der Eindruck, den sie in Bezug auf Größe, Farbe und Bauart machten. Nichts desto weniger mußten jedes von ihnen dem Alten besondere Merkmale bieten, denn er nickte im Vorüberkommen jeder Thür vertraulich zu und murmelte leise einen Namen vor sich hin.

Sein Schritt wurde immer ungewisser und zurückhaltender; endlich blieb er vor einem der Häuser ganz stehen. Er legte einen Augenblick die Hand auf's Herz und holte tief Athem; dann übersah er schweigsamen Blickes das Ganze vom Grunde bis zum Giebel hinauf.

Das Haus war wie alle andern geschlossen und unterschied sich nur durch den Besitz eines der vorhin erwähnten Erker von den Nachbargebäuden. Dennoch mußte es für den jetzigen Betrachter Eigenthümlichkeiten besitzen, die sich andern Augen entzogen; denn er trat dicht an die Mauer heran und tastete mit den Händen darüber hin. Ab und zu nickte er hastig mit dem Kopf, endlich legte er ihn gegen die Seitenwandung des Eingangs und sagte leise: „Hermine,“ vor sich hin.

Es ging niemand vorüber, dem es auffällig hätte erscheinen können, wie lange er so stand. Rundum war es still und leer; nur, wie es schien, aus der Ferne hinter dem Hause herüber tönte das leise, einförmige Rauschen des irgend wo mit stärkerem Gefälle treibenden Flusses.

Als der Alte wieder aufsah, war der kleine Mondabschnitt heraufgekommen, und warf durch die Giebellücke der gegenüberstehenden Häuser einen ungewissen Schimmer auf das Gebäude. Er war schon zurückgetreten, als ihm plötzlich ein Gedanke kommen mochte. Er trat nochmals hinan und suchte im bleichen Licht etwas an der Thür und der Seitenwand. Aber er fand nichts als das gleichförmige Holzgetäfel überall.

„Wie früher, Alles wie früher — nur die Namen drinnen —" Er brach seufzend ab, trat vom Trottoir auf die Straße und überflog noch einmal das Ganze. Alle Fenster waren dunkel. „Sie werden auch hinten leben," murmelte er. „Sie — wer sie?" Er schüttelte den Kopf, „die nicht mit im Walde waren. Wer, ist gleich."

Nun ging er langsam weiter; wie er sich noch einmal umwendete, war es ihm, als ob ein Lichtschimmer im Hintergrunde des ersten Stocks aufglänzte. Er stand ungewiß still, denn derselbe erlosch sogleich wieder; aber nun hörte er deutlich das Erkerfenster aufklinken, und sah einen jugendlichen Kopf sich nach dem gestirnten Himmel hinausneigen. Er war aber zu fern, um Genaueres von den Zügen unterscheiden zu können, und ging langsam den Weg zurück. Aber er hatte kaum einige Schritte gemacht, als der Kopf im Fenster hastig zusammenfuhr; zugleich glaubte der Alte aus dem Innern des Hauses eine verhallende Stimme zu vernehmen, die „Hermine!" rief.

„Ja, Mama," antwortete eine helle, rückwärts gewendete Mädchenstimme. Es lag etwas Eiliges, Vorsorgliches in dem Ton; im selben Augenblick blitzte das Licht im Hintergrunde wieder auf. Dann klirrte das Erkerfenster heftig zu, ein leichter, lockiger Schatten flog über den erleuchteten Plafond und Alles war lautlos-dunkel wie zuvor.

Der alte Herr stand und strich sich besinnend mit der Hand über die Stirn. „Man sagt, es bedeute Tod, wenn dem Alter die verschollene Jugend vor Gesicht und Gehör zurückkommt," sagte er, „und es mag nicht ohne Grund seyn, wenn unsere letzten Begleiter, die eigenen Sinne von uns abfallen und uns belügen. Die Todten winken, daß wir folgen sollen — Hermine!"

Er wiederholte das letzte Wort mehreremal vor sich hin, während er die Burgthorstraße auf demselben Weg, den er gekommen, zurückwanderte. Wie er am rothen Roß eintraf, fühlte er sich ermüdet; er wollte die Treppe in sein Zimmer hinaufsteigen, allein ihm fehlte die Kraft dazu, und er setzte sich auf die unterste Stufe und lehnte den Kopf an's Geländer. So traf ihn ein Kellner, der mit Licht über den Flur ging und rief erschrocken dem Wirth. Der Alte war eingeschlafen und lag leise athmend wie todt da. Als die beiden ihn emporrichteten, wachte er auf, blickte sie freundlich an und sagte: „Hermine." Das antwortete er auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden; endlich gelang es, ihn, indem er sich auf die Schultern der beiden stützte, in sein Zimmer hinaufzubringen. Dort setzte er sich auf einen Stuhl, gab dem Wirthe dankbar die Hand und bat, ihn allein zu lassen. Der Wirth zögerte und sprach dann einige Worte leise mit dem Kellner, aber der Alte hörte scharf und winkte ihm ab.

„Es bedarf des Wachens nicht und noch weniger eines Arztes," sagte er bestimmt und besonnen, „ich bin nur weit, sehr weit gegangen, und das hat mich müde gemacht; müder freilich, als ein junger Mann von achtzehn Jahren werden sollte," setzte er lächelnd und mit den großen Augen in's Leere hineinblickend hinzu, „aber fünfzig Jahre im Walde machen matt."

Wirth und Kellner sahen sich bei den letzten Worten wieder fragend an; allein obgleich sie irr und verworren klangen, lag so viel Ruhe und Festigkeit im Ton, mit dem der Alte ihnen „gute Nacht" und am andern Morgen früh geweckt zu werden wünschte, daß beide schließlich seinem Befehle nachkamen und das Zimmer verließen. Sie horchten noch eine Weile an der Thür und hörten, wie der Alte ruhig zu Bett ging. Dann sahen sie auch das Licht desselben durch das Schlüsselloch erlöschen und stiegen unter leisem Gespräch die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Charakteristische in der menschlichen Stimme.

(Schluß.)

Nach dem Anblicke des Angesichts gibt es fast nichts, was uns bei den verschiedenen Individuen, denen wir begegnen, so sehr anzuziehen oder abzustoßen vermöchte, als das ihnen von der Natur verliehene Organ. Manche, die uns bis dahin gleichgültig ließen, gewinnen alsbald unsere Zuneigung, wenn wir ihre seelen-

volle Stimme vernehmen, und Andere, deren äußeres Wesen uns anzog, verlieren etwas von unserer Sympathie, sobald sie den Mund aufthun. Es ist, als wenn wir in den Tönen, die das Instrument von sich gibt, erst recht seinen innern Bau und Werth und den Geist, der in ihm wohnt, erkennen. Der Sprachton eines Menschen scheint der Form und den Geberden seines Angesichts erst die rechte Deutung zu geben. Dieses verhält sich zu jenem gleichsam wie der gedruckte Text eines Buches zu den mündlichen Erläuterungen eines geistreichen Kenners, weßhalb denn auch Sokrates zu einem jungen Mann, den man ihm vorstellte, sagte: „Sprich mein Lieber, damit ich dich schaue! Sokrates dachte dabei nicht bloß an die Worte und Gedanken, die der Jüngling äußern würde, sondern ohne Zweifel vor allen Dingen auch an den Klang, den Grundton seines Organs.

In gewissem Grade ist sogar der Inhalt der Gedanken und Empfindungen, die wir äußern, Nebensache. Der innige warme, oder aber der kalte und theilnahmlose Ton, mit dem wir sie vorbringen, die durch das Ganze als Grundfarbe sich hinziehende Bruststimme ist es hauptsächlich, was den auf ihr gleichsam schwimmenden oder auf ihr so zu sagen gestickten Ideen und Aeußerungen erst ihr rechtes Verständniß, ihre Bedeutung, ihr Gewicht und ihren Effekt gibt. Und die Franzosen haben daher in dieser Beziehung ihr berühmtes Sprichwort in Schwung gebracht, daß es der Ton sey, der die Musik mache: „Que c'est le ton, qui fait la musique.“

Ein angenehm und volltönendes, klangreiches und klares, warmes und edles Organ läßt uns eine wohlwollende, gesunde, warm fühlende noble und biedere Seele vermuthen. Man möchte da sagen: „Mens sana, et vox sana, in corpore sano.“ Es gibt unter den Menschen wahre Engelsstimmen, von denen man behaupten möchte, daß sie unmöglich täuschen könnten. Liebe und Freundschaft haben daher zu den Herzen der Menschen eben so oft durch die schöne, bezaubernde Stimme, die ihnen als der Hauptbeweis einer schönen Seele, als ein prophetischer Ton gleichsam aus der Tiefe der Brust hervorzugehen schien, Eingang gefunden, als durch die reizende Form. Auf der andern Seite gibt es so flache, platte und indifferente Organe, daß sie mehr alles andere ein Anzeichen eines flachen, platten und indifferenten Herzens zu seyn, und daß sie allen Adel und alle Tiefe des Gemüths zu verneinen scheinen. Die Ueberzeugung wenigstens steht bei ihrer Wahrnehmung sogleich in uns fest, daß es aus der Brust eines Sokrates, eines Plato oder eines Achilles oder Alexanders so nicht hervortönen könnte.

Auch vermag uns nichts so in Furcht zu setzen und im Innersten der Seele zu erschrecken, als die Menschenstimme. Selbst der dirus vultus tyranni ist lahm und effektlos, wenn nicht der grollende Donner der Stimme hinzukommt. Das wüthende Kriegsgeheul der Indianer ist weit entsetzlicher und ergreifender als ihre verzerrten stummen Mienen. Das schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn, in seinem Angesicht, aber vor allen Dingen in seiner leidenschaftlich erregten Stimme. Ein Weheruf, ein Todesröcheln, eine hohle und gespenstische Grabesstimme, dieß Alles ist noch von viel grausigerer Wirkung, als die diesen Dingen entsprechenden Geberden und alle dem Auge wahrnehmbaren Erscheinungen. Daher sind auch die, welche andere zum Tode zu führen hatten, oft mehr darauf bedacht gewesen, das ohr- und herzzerschneidende Seufzen, Stöhnen, Aechzen und das Wehegeschrei als den schmerzlichen Gesichtsausdruck ihrer Opfer den Zuschauern durch Trommeln, Musik oder dergleichen zu verbergen, und haben dabei ähnlich verfahren wie nach der griechischen Mythe die Kureten, die mit ihren Schildern an der Wiege des Säuglings Jupiter Geräusch machten, um das Winseln und Jammern des Kleinen zu übertäuben, wie sich denn auch viele Menschen bei einem schrecklichen Vorfall vor allen Dingen die Ohren verstopfen, während ihre Augen schon leichter etwas Furchtbares ertragen, unter andern auch gleichmüthiger den Blitz sehen als den Donner hören.

Wo das Gesicht uns täuscht, da dient uns die Stimme nicht selten als Compaß. Ja in der Regel ist dieser Compaß zuverlässiger. Obwohl geschickte Schauspieler darin Außerordentliches geleistet haben und obwohl auch wir Anderen im gemeinen Leben gar mancherlei Tonarten anzustimmen wissen, so ist es doch jedenfalls schwerer, den Grundton der Stimme zu beherrschen, zu verhüllen, oder willkürlich zu modificiren, als die Gesichtsmienen und Geberden. Ein warmer, liebevoller Ton der Stimme läßt sich noch weniger leicht erkünsteln, als ein freundliches, wohlwollendes Antlitz. Die Züge des letztern haben wir wie eine ziemlich gut eingerichtete Theaterdekoration weit mehr an den Schnüren einer Anzahl unserem Willen unterworfener Muskeln, an denen Augen, Mund, Lippen, Wangen, Kinn und Stirne hängen. Bei der Bildung der Stimme sprechen eine Menge innerer Processe und Erregungen mit, die gar nicht unter der Controle und dem Einflusse unseres Willens stehen. Wenn Einer längst seine Thränen getrocknet und sein betrübtes Gesicht Anstands halber bereits wieder in die gewöhnlichen Falten des Alltagsausdrucks gelegt hat, verräth doch

noch der heisere, hohle, melancholische und bebende Klang der Stimme den Schmerz, von dem sein Inneres erschüttert ist, und wir erkennen bei den Trauernden die Wahrhaftigkeit und Innigkeit ihrer Empfindung vorzugsweise an einer solchen rührenden Färbung ihrer Stimme, die sie sich künstlich und absichtlich kaum geben können.

Bei einer plötzlichen Aufwallung wird Mancher im Mienenspiel, welches er beherrscht, noch nichts davon ausdrücken, während ein veränderter Anschlag seiner krampfhaft bewegten Stimme — wenn ihm etwas, wie der gemeine Mann sich auszudrücken pflegt, auf die Leber gefallen ist — uns schnell das nahende Ungewitter verkündet.

Oft wagen die Augen, die Zunge und die Lippen noch nicht zu sprechen, während der ganz unwillkürlich milde und liebevolle Ton der Stimme, der unmittelbar aus der Brust kommt, der im Schmelztiegel des Herzens erweicht worden, dem Aufmerksamen unsere Zuneigung sogleich offenbart. So bleibt auch wohl ein gescholtenes Kind, dem wir mit Heftigkeit versichern, daß wir böse sind, bei unsern finstern und grollenden Mienen doch ziemlich getrost, weil es uns nicht so gut gelingen will, auch der Stimme den ächten inneren Klang des Zornes zu geben, wie dem Gesichte den äußeren Schein und Anstrich davon, und das Kind denkt wohl für sich: „Ich höre schon, Vater meint es so schlimm nicht." Die Menschen mögen zu uns sagen was sie wollen, und mögen dabei aussehen wie sie wollen; das ist Nebensache. Der durch die Rede hinhauchende Grundton ihrer Stimme ist das, woran wir uns halten. War dieser ein lieblicher und wohlwollender, so gehen wir getröstet von dannen. War er mißtönend, ungemüthlich oder kühl, so war alle Süßigkeit der Worte und Mienen ohne Arznei. C'est le ton, qui fait la musique.

Selbst die geschicktesten Schauspieler, die durch die Drapirung ihrer Mienen und mit Hülfe anderer Künste ihr Gesicht wohl so verändern, daß wir sie nicht wieder erkennen, vermögen es doch kaum, den Grundton ihrer Stimme völlig zu verläugnen. Welche Rolle auch ein Emil Devrient übernehmen, wie er sich dabei auch äußerlich umwandeln und verhüllen mag, sobald er, sey es als Hamlet, sey es als komischer Engländer den Mund aufthut, so wissen wir sogleich, daß wir Emil Devrient hören. Auf dieser Schwierigkeit, die Stimme zu verstellen, beruht unter andern auch ein lustiges Kinderspiel, bei dem die Mitspielenden nur ein Wort z. B. „Piep" aussprechen müssen. Selbst dieses kleine Wort kann kaum jemand anders sagen, als wie er es seiner Eigenthümlichkeit nach sagen muß, und von den mit ihm vertrauten Bekannten wird er fast jedesmal dabei ertappt. Nur den wunderbaren Bauchrednern, so scheint es, gelingt es allerdings zuweilen vollständig, die ihnen angeborene Stimme zu verhehlen.

So schwierig es diesem allen nach ist, die Stimme zu beherrschen und sie anders tönen zu lassen, als unsere natürlichen Anlagen und die Affekte, die uns beherrschen, es bedingen, so hindert dieß doch nicht, daß wir Menschen aus sehr verschiedenen Tonarten, die uns von Haus aus nicht natürlich sind, zu reden wenigstens den Versuch machen.

Manche haben sich durch Erziehung und Gewöhnung und in Folge ihres Strebens nach Höflichkeit und Artigkeit einen gewissen süßlichen flötenden Sprechton künstlich zu eigen gemacht, auf dem sie gleichsam spielen, wie auf einem Instrumente, wie dieß Shakespeare z. B. von seinem glatten Hofmann Polonius sagt. Bei solchen ereignet es sich dann zuweilen, daß sie bei heftigem Affekte plötzlich das Instrument bei Seite legen und ganz andere Laute anschlagen, die uns dann wohl als angemessene Naturlaute klingen, und uns unserem Freund näher ins Auge blicken lassen. Bei Vielen ist jene süßliche hohe Tonart nicht angenommen, sie kommt ganz natürlich aus ihrem gefälligen freundlichen und sanftgestimmten Wesen hervor.

Andere haben sich wieder eine mehr oder weniger weinerliche Stimme angeeignet. Sie wollen sentimental, theilnehmend und mitleidsvoll erscheinen, und tragen fast alles, was sie zu sagen haben, selbst gleichgültige und gewöhnliche Dinge mit einer gewissen rührenden und erhöhten Stimme vor. Bei manchen ist diese Stimme wie das ihr entsprechen sollende Gefühl mehr oder weniger fingirt. Bei andern ist es ihr sentimentales und gefühlvolles Herz, das sich naturgemäß und wahr darin ausspricht.

Viele umgekehrt lieben den Bramarbas zu spielen, und statt, wie die Weinerlichen, Höflichen und Sentimentalen, die Stimme in die höhern Regionen zu versetzen, bleiben sie mit derselben beständig, so zu sagen, auf dem Grunde, geben ihr eine größere Rauhheit, Tiefe und Mannhaftigkeit, als nöthig ist, und wer das anhört, meint, es drohe bei ihnen stets ein kleines Unwetter im Hintergrunde. Bei Einigen, die gerade keine natürlichen Helden sind, ist dergleichen rein angenommen, angekünstelt und angewöhnt. Bei Andern ist es ihre phlegmatische oder auch ihre sehr ruhige Natur, die sich wie in ihren unveränderlichen und durch ein lebhaftes Mienenspiel wenig bewegten Gesichtszügen, ebenso auch durch eine beständig einförmige und dumpftönende oder affektlose Stimme zu erkennen gibt. Solche ruhige oder phlegmatische Gemüther äußern sogar ihren

Enthusiasmus oder ihre Heiterkeit, so zu sagen in einer brummigen, grollenden, rauhen Weise, während wohl die Stimme des Sanguinikers dabei wie ein Eichhorn einen Baum die ganze Tonleiter vom Gipfel bis zur Wurzel durchhüpft.

Der Seelenruhe, der Gutmüthigkeit und dem Gleichmuth entspricht deßhalb ganz das Wesen der tiefen Töne, da sie sich nur langsam hervorbringen lassen, und aus lauter lang gezogenen Schwingungen bestehen. Die hohen Stimmtöne schwingen schneller, man kann mit ihnen rascher sprechen und wechseln, daher wir auch bei heftigen Affekten, wo unseren Gefühlen und Erregungen plötzlich und rasch Luft gemacht werden soll, gemeiniglich in den Diskant übergehen, während wir bei eintretender Beruhigung wieder in den tiefen, andante schwingenden Ton zurückfallen. Wenn Jemand beständig in einem hohen und schreienden Stimmtone redet, so wird dieß daher oft ein Zeichen seines lebhaften Temperaments seyn, oder auch seines Strebens sich hervorzuthun. Wie in den Gesangchören und Orchestern, so fallen auch im Gespräche und im Umgang und Leben den Sopran-, Diskant- und Tenorstimmen die Hauptrollen zu, den Bässen nur die Begleitung. Ein tiefer und dabei etwas gedämpfter Sprechton ist meistens ein Ausdruck der Bescheidenheit, während laute, gellende, kreischende, oder schallende Trompetenstimmen gemeiniglich die der Bescheidenheit entgegengesetzte Geistesdisposition anzeigen.

Das Verbleiben bei derselben Tonart der Stimme wird gewöhnlich als ein Zeichen eines festen, gleichmäßigen und wahren Charakters genommen werden können. Bei dem edlen und tüchtigen Manne wird selbst im Zorn oder im höchsten Affekte die Stimme noch wohlgefällig, edel, sonor und sittlich moderirt erscheinen, während sie bei leidenschaftlichen oder gemeinen Charakteren oder gar bei den völlig undisciplinirten und grundsatzlosen rohen Völkern dann wohl in eine zügellose, fast thierische Wildheit ausartet. Bei gewaltigen Aufregungen zeigt sich solches besonders frappant; aber auch das bloße gelegentliche Ueberschnappen der Stimme, das Herausfallen aus dem Ton im alltäglichen Umgang ist oft das Zeichen eines wankelmüthigen unfesten, unzuverlässigen Sinnes. Wenn Jemand bei einem Vortrage, Berichte, oder im Gespräche plötzlich, sey es auch nur für einen Augenblick in eine Tonart übergeht, die mit der von ihm angeschlagenen stark contrastirt, z. B. aus dem sentimentalen oder gefühlvollen, in den gleichgültigen, aus dem sanften oder begütigenden in den zornigen, oder aus dem bittenden Ton in den despotischen und befehlenden, so kann uns dieser eine Mißton in der angestimmten Musik oft auf der Stelle aufmerksam machen, als Warnung und als Verräther einer versteckten Gesinnung erscheinen.

Man mag von diesem Herausfallen aus dem Ton, von diesem Verwerfen der Stimme ungefähr dasselbe gelten lassen, was unser großer Kant vom Verwerfen des Blicks bemerkt, indem er sagt: „Wenn jemand (z. B. ein Schulknabe oder ein Verbrecher, der sonst nicht schielt) bei seinem Berichte sich plötzlich auf die Nasenspitze sieht, und somit schielt, so ist das, was er erzählt, jederzeit nicht wahr.“ — Durch solches Verwerfen des Blicks oder Ueberschnappen des Stimmtons hat sich bei Verhören dem aufmerksamen Richter oder Lehrer schon mancher Schuldige enthüllt. Allerdings ist auch dabei die Auslegekunst schwierig. Die Zeichen für das Ohr wie für das Auge (sogar das gewöhnlich als so entscheidend angenommene Erröthen) sind keineswegs untrüglich. — Kant setzt daher auch seiner oben angeführten Bemerkung über das Verwerfen des Blicks gleich warnend hinzu, „daß man ja nicht den gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin zählen dürfe, der der treueste Mensch von der Welt seyn könne.“ Es gibt ebenso doppelstimmige Menschen, die häufig aus dem Ton fallen, oder mit der Stimme wechseln, nicht weil sie wankelmüthig oder unwahr sind, sondern bloß in Folge einer Unvollkommenheit ihrer Stimmorgane. Manche Männer z. B. scheinen nie so recht zu einer vollständigen Consolidirung ihres männlichen tiefen Tons gekommen zu seyn, und ihr ganzes Leben hindurch, wie in ihren ersten Jünglingsjahren mit ihrer Stimme aus dem Baß in die Fistel, aus dem männlichen in den weiblichen, oder aus einem ruhigen in einen gesteigerten oder gellenden Ton zu verfallen oder überzuschlagen. Man will auch bemerkt haben, daß die, welche auf einem Ohre taub sind, zu einem Ueberschlagen oder einer Ungleichmäßigkeit in der Stimme neigen. Solche mögen natürlich wie die von Haus aus Schielenden die zuverlässigsten und einfachsten Seelen von der Welt seyn.

Wer sich und Andere beobachtet hat, der wird wohl am Ende sogar gefunden haben, daß wir alle fast beständig in mehr oder weniger verschiedenen Sprechweisen und Tonarten reden, und daß wir je nach Umständen gar mannigfaltige Stimmen anschlagen. Wenn wir als Richter in Amt und Würden sitzen, wenn wir als Offiziere commandiren, wenn wir mit Niedrigeren oder auch mit Höherstehenden reden, so ist in allen diesen Fällen nicht nur was wir sagen, und wie wir unsere Ausdrücke und Phrasen formuliren, sondern auch der Klang und Grundton unserer Stimme ganz anders, als wenn wir mit unseren Freunden und Lieben sprechen.

Man könnte fast sagen, wir haben dabei oft, ohne es uns selber bewußt zu seyn, so viele Stimmregister, wie eine Orgel, und ziehen von ihnen bald dieses bald jenes an. Der Soldat rapportirt seinem Hauptmann in einem Tone, der außerordentlich verschieden ist von dem, in welchem er mit seinen Kameraden scherzt und plaudert. Der Dorfschulmeister scheint ebenso sein ganz apartes Organ für seine Strafpredigten zu haben, wie auch seine Schüler für das Aufsagen ihrer auswendig gelernten Lieder, die in der Schulstube ganz anders klingen, als wenn sie sie draußen im Freien für sich hertrillern. Die armen leibeigenen Bauern in Polen, Liefland und Kurland und auch in andern Gegenden haben, wenn sie mit ihren gestrengen Grundherren reden, eine ganz besonders klägliche, weinerliche, wimmernde, hochtönende und verschüchterte Stimme, die sie sogleich umstimmen, wenn sie sich zu ihres Gleichen wenden.

So haben wir auch alle im Leben mit Diesem einen mehr oder weniger freien, vertraulichen, zärtlichen, gemüthlichen oder liebevollen, mit Jenem einen mehr oder weniger ehrerbietigen, gedämpften oder kühlen Ton der Stimme. Ja man könnte fast aus dem Klange der Stimme, den wir im Gespräch mit diesem oder jenem anschlagen, sogleich heraus hören, ob der Angeredete unser intimer Freund, oder ein uns völlig Fremder ist, oder in welchem Grade der Vertraulichkeit und in welchem Freundschaftsverhältniß wir zu ihm stehen. Mit unseren Busenfreunden reden wir z. B. meist nur in einem ganz niedrigen murmelnden Ton, fast als wenn wir uns mit uns selbst unterhielten. Bei fremden Gästen, besonders wenn sie höher oder uns doch ferner stehen, greifen wir alsbald eine Quinte oder Terze höher.

Fein gebildete und gewandte Hofleute haben die Register, die ihrem Organe zu Gebote stehen, sehr fein und mannigfaltig ausgebildet und wissen damit je nach Umständen so umsichtig zu wirthschaften und abzuwechseln, wie ein Apotheker mit seinen Medikamenten; wogegen man bei rohen, einfachen, bäuerischen Leuten bemerken kann, daß sie Alles ohne Veränderung der Stimme in demselben gesenkten und gedämpften Tone von sich geben, mag es seyn, daß sie uns etwas Trauriges oder etwas Lustiges mitzutheilen haben, oder daß sie uns einen trockenen Bescheid geben, oder uns etwas Artiges und Schmeichelhaftes sagen wollen.

Bei denjenigen Menschen, die viel durch die Stimme wirken, wie bei Rednern, Schauspielern, Predigern, setzt sich wohl eine gewisse Physiognomie der Stimme der Art fest, daß sie dieselbe nicht nur da, wo sie ihr Amt verwalten, wahrnehmen lassen, sondern auch auf die Conversation des Alltagslebens übertragen.

Den Schauspielern bleibt leicht von der Bühne her nicht nur in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Denk- und Sprechweise, sondern auch in ihrem Sprechton, im Klang ihrer Stimme, ein gewisser hochgefärbter und pathetischer Klang eigen, der dann im gewöhnlichen Leben, wo er nicht an seinem Platze ist, zuweilen hohl und unnatürlich erscheint. Die Redner von Profession tragen ebenfalls mitunter einen gewissen oratorischen, feierlichen Ton in ihre alltäglichen Gespräche über, die einer solchen Feierlichkeit nicht immer bedürfen. Die stets lispelnden und flüsternden Hofleute erkennt man auch größtentheils außerhalb ihrer Hofzirkel an ihrem sammtenen und holdseligen Organ. Die Soldaten, Matrosen, Fuhrleute, Kutscher oder andere, die gegen Stürme und Unwetter zu sprechen und zu kämpfen haben, verrathen sich eben so gut durch ihre rauh gewordene, zuweilen außerordentlich verwitterte Stimme, wie durch ihre gleichfalls verwitterten faltigen und narbigen Gesichtszüge. Man vernimmt unter ihnen zuweilen so schnarrende, klappernde, borstige Sprachtöne, daß sich in ihnen eine ganze Geschichte von Regen, Wind, schlechtem Wetter und von Anstrengungen und Leiden aller Art zu concentriren scheint.

Bei genauer Beobachtung könnte man am Ende wohl für jeden Stand, jede Klasse, und jede Beschäftigung ihr eigenes bestimmtes Organ herauslauschen, z. B. für die Schneider ein anderes als für die Schmiede, für die Schafhirten ein anderes als für die Ochsentreiber, oder auch für die Weintrinker ein anderes als für die Biertrinker, welchen letzteren man ja eine sprüchwörtlich gewordene „Bierstimme" zuschreibt.

Merkwürdig ist es, und dieß mag ich noch zum Schluß dieses Abschnitts unserer Betrachtung hinzufügen, daß der Charakter der Singstimme der Menschen von der Physiognomie ihrer Sprechstimme so oft nicht wenig verschieden zu seyn scheint, und daß man nicht immer einen Schluß von der einen auf die andere machen darf. Es gibt Personen mit einem äußerst angenehmen, vollklingenden, melodischen Sprechorgane, die dennoch, und obgleich es ihnen auch an der nöthigen Feinheit des Gehörs nicht fehlt, keine auch nur erträgliche Sänger geworden sind. Umgekehrt begegnet man ausgezeichneten Sängern, Bassisten, Tenoristen, die mit ihrem gefühlvollen, schwungreichen Gesang uns entzücken und rühren, dagegen, wenn sie zur Rede übergehen, durch ihr Sprechorgan uns durchaus nicht in gleich angenehmer Weise berühren. Aus diesem, welches für den Umgang und das tägliche Leben geschaffen ist, zieht man viel sicherere Schlüsse auf den Charakter als aus jenem, welches uns für schöne Empfindungen gegeben ist, denen wir uns im Momente

der Begeisterung und des Enthusiasmus überlassen, und bei denen wir mit Hülfe der Phantasie, so zu sagen, außer uns gerathen, bei denen wir gleichsam Feiertagskleider anziehen, und nicht mehr die gewöhnlichen charakteristischen Alltagsmenschen bleiben; daher auch Sokrates den jungen Mann, dessen Seele er durch die Stimme erkennen wollte, nicht zum Singen, sondern bloß zum Sprechen aufforderte.

Wie unter den verschiedenen Classen, Charakteren, Ständen und Beschäftigungen der Menschen, so haben sich denn, wie schon angedeutet, endlich auch unter den durch gemeinsame Abstammung Verbundenen gewisse charakteristische Organe festgesetzt. Die Physiognomie der menschlichen Stimme ist in gewissem Grade eben so erblich, wie die des Antlitzes und überhaupt die ganze übrige Eigenthümlichkeit des Körpers und Geistes.

Diese Erblichkeit der Stimme hat man im gemeinen Leben zu gewahren häufig Gelegenheit. Es zeigt sich da zunächst, daß es Familienorgane gibt. In manchen Familien haben nicht nur alle Geschwister, Kinder, Enkel, Väter, Großväter dieselbe Art zu empfinden, zu denken und sich auszudrücken, sondern auch dieselben Eigenheiten, Mängel oder Vorzüge des Organs. So individuell verschieden sie auch reden, so hört man doch einen gewissen Grundton der Familie deutlich durchklingen.

Hierauf beruht (zum Theil wenigstens, andern Theils freilich wohl auch auf klimatischen Einflüssen) die Erscheinung, daß auch die großen Gruppen, in welche die Menschen nach Racen und Völkerstämmen zerfallen, nicht nur abweichende Sprachen und Dialekte, sondern auch einen eben so charakteristischen Unterschied im Klang und Grundton, mit dem sie ihre Sprachen und Dialekte reden, besondere charakteristische Sprachtöne und Stimmorgane besitzen. Das, was die Franzosen „timbre“ nennen, ist bei allen Nationen und ihren Stämmen und Zweigen auffallend verschieden.

Die Russen z. B. haben einen gewissen rauhen, lauten, vollklingenden Timbre, der vom Sprachtone mehrerer von ihnen unterjochten Völker, z. B. der matt, platt und fast weibisch hochredenden Letten, abweicht, und der sie sogleich, wo sie erscheinen, als die Gebieter, als die herrschende Race, in ihrem von hundert Völkern bewohnten Lande kennzeichnet.

Deßgleichen haben auch die Franzosen, die Spanier, die Italiener, die Engländer eben wie ihre besondere Nationalphysiognomie so auch ihren volksthümlichen Timbre. Und wer sie ein wenig beobachtet hat, vermag, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, sogleich mittelst des von diesem fremdartigen Ton betroffenen Ohrs über ihre Nationalität zu entscheiden. Ich kannte einen jungen Mann, der nicht ein Wort Russisch verstand, und doch, da er ein feines Gehör, und ein gewandtes Schauspielertalent besaß, im Stande war, den oben beschriebenen Sprachton der Russen so treffend nachzuahmen, daß man glauben mußte, es werde in einiger Entfernung Russisch gesprochen.

Diese Nüancen im Sprachton der Racen und Völker sind, sage ich, theilweise eine natürliche Folge der Verschiedenheit ihrer Leibesconstitution. Wie bei allen Nationen der ganze Körperbau, die Muskelspannung, die Nervenstimmung sehr verschieden sind, so werden natürlich auch ihre Sprechorgane, ihre Brust, ihre Stimmritze, ihre Mundhöhle, Lippen, Zunge und Zähne eigenthümlich ausgebildet seyn, und daher wie verschieden gebaute Instrumente eigenthümlich klingen und tönen müssen. Sie können daher dergleichen auch so wenig ablegen oder verändern, wie ihren innern Organismus. Wohl vielen ist es wie dem Philosophen Theophrast, einem Eingeborenen der Insel Lesbos, gegangen, der in Athen, wo er über ein halbes Jahrhundert im reinen attischen Dialekt im Schreiben und Sprechen sich geübt hatte, dennoch in seinem neunzigsten Jahre noch den Verdruß hatte, von einem attischen Marktweibe, von dem er etwas einkaufte, sogleich am Timbre seiner Sprache, an seinem Accent, seiner Stimme als ein Fremdling erkannt zu werden. Häufig sind die Beispiele in der Geschichte, daß, wenn es bei politischen Parteiungen und Verfolgungen darauf ankam, den Fremden von dem Eingeborenen zu unterscheiden, man zum Mittel griff, den Sprechton und den Accent zu prüfen, da die Züge des Gesichts und alle andere charakteristischen Merkmale der Nationalität nicht so untrüglich erschienen als dieses.

Viel merkwürdiger aber ist es noch, daß die Stimmen der Völker nicht nur überhaupt verschieden, sondern, daß sie dabei auch für den Geist und das charakteristische Wesen der Völker bezeichnend sind. Die Dänen und Schweden sprechen zwei sehr verwandte Sprachen mit einem ganz verschiedenen Timbre, jene mit einem schlanken, platten, metalllosen Ton, diese aus voller Brust, mit klangreicher, fast musikalischer Stimme. Die verschiedenen Nationalcharaktere der sanguinischen, ritterlichen, poetischen Bergbewohner Schwedens und der viel weniger edelgesinnt bloß intelligenten, gewandten und gewitzten Dänen, geben sich schon darin nicht undeutlich zu erkennen.

Die Engländer und die Nordamerikaner reden beide die englische Sprache, aber beide mit einem ganz verschiedenen charakteristischen Sprachton. Die Engländer haben im übrigen mehr Klang und Farbe; der der

Nordamerikaner ist dagegen weit eintöniger, flacher, abgeschliffener, und so zu sagen verwitterter und vergriffener, mit einem gewissen nachlässigen Nebenlaute durch die Nase, den die Engländer „Nasal twang" nennen. Dieser Timbre oder Nasal twang der amerikanischen Sprechstimme ist den Engländern so auffällig und meist auch so unangenehm, wie die nationalen Charaktereigenthümlichkeiten der Yankees selber, die sich ihrem Ohre darin zu offenbaren scheinen.

In Italien ist die Bocca Romana, der volllautende Sprachton und die sonore imposante Stimme der Bewohner Roms berühmt, und bewundert. Es mag darin vielleicht noch ein Nachhall des alten kräftigen männlichen Römergeistes zu finden seyn.

In Deutschland hat das Organ der Berliner und der Bewohner der sandigen Mark Brandenburg eben so gut wie ihr Charakter etwas Spitziges, Scharfes, Trockenes. Wie sehr contrastirt damit die grobe, derbe Stimme des Westphälingers oder auch des Anwohners der Donau, und ebenso das ihr entsprechende, gemüthvolle und naive Wesen des Oberbayern oder Oesterreichers! Und in welch starkem Gegensatze zu beiden steht wieder der bewegliche, hohe und weiche Laut aus dem Munde der regsamen und geschmeidigen Sachsen!

Solche Dinge lassen sich allerdings leichter heraus fühlen und heraus lauschen, als trotz ihres auffallenden und unverkennbaren Hervortretens mit Worten beschreiben und darstellen. Wer über Gegenstände des Ohrs einer Zuhörerschaft etwas vorträgt, der mag sich, wenn er Gelegenheit dazu hat, mit einem geschickten Schauspieler verbinden, der den Vortrag mit frappanten Beispielen und Belegen illustrirt und dadurch die aufgestellten Behauptungen erst recht verständlich und eindringlich macht. Dem Schriftsteller steht eine solche Hülfe nicht zu Gebot; er muß sich allein hinauswagen auf das schwierige, schlüpfrige Terrain, auf dem man fast nur Seifenblasen oder Schmetterlinge (zuweilen bloße Nachtfalter) zu haschen scheint, die zwar mitunter, so lange sie in der Luft schweben, ihre sehr bestimmten und sehr anziehenden Formen zeigen, die aber beim Einfangen und Einpöckeln in der Salzlauge der Sprache nur allzuviel leiden. Zudem fällt mir bei, wie wenig oft nur eine geringfügige Erkältung dazu gehört, um all die gerühmten Nüancen des Stimmorgans der Menschen, der Geschlechter, der Altersstufen, der Individuen, der Stände, der Racen und Völker vollkommen zu maskiren und zu verwischen, daß fast alle Heiseren, sie mögen Engländer oder Türken, Phlegmatiker oder Sanguiniker, Hofleute oder Bauern seyn, auf gleiche Weise rauh, unerfreulich und unmelodisch sprechen, daß nur ein wenig Nervenschwäche hinreicht, um sogar völlige Aphonie (Stimmlosigkeit) eintreten zu lassen und die gesammte Physiognomie des bewunderten menschlichen Organs mit Einem Hauche wegzublasen und das darauf gebaute physiognomische System wie ein Kartenhaus zusammenzuwerfen. Und so mag es bei dem, was hier über ein so zartes und zerstörbares, ja oft sogar zweifelhaftes Symbol des menschlichen Geistes vorgebracht worden, sein Bewenden haben.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.*

(s. Nr. 80.)

Wien, den 3. Oktober 1853. — Wir haben alle Hände voll zu thun, und heute muß ich noch meinen speciellen Dank für die gute Aufnahme an meinem Hofe beifügen. Außer meinen Geschäftsgängen bin ich noch wenig ausgewesen, abgerechnet das Casino, was mir sehr zur Hand liegt, wo ich meine Leute zum Discurs und Journale nach Auswahl zum lesen finde, und wohin ich in jedem Costüm gehen kann. Seit meiner Rückkunft habe ich einen starken Husten, und meine Brust ist mehr als gewöhnlich angegriffen, das macht mir aber keine besondern Skrupel, denn in meinen Jahren kann man viel husten, ohne daß es ernste Folgen hat, aber es setzt mich doch in meinem Befinden zurück. Es ist keine Spur von Cholera hier, auch

* Wir gedachten im Abdruck dieser Briefe eine längere Pause eintreten zu lassen; wir erhalten aber so viele Beweise der Theilnahme, welche diese Reliquien des liebenswürdigen Dichters finden, daß wir wohl dem Wunsche vieler Leser entsprechen, wenn wir vorläufig die Mittheilung nicht lange unterbrechen.

Die Redaktion.

im Lager nicht; gestern sagte mir noch Clam, es herrsche ein so merkwürdiger Gesundheitszustand, daß bei seinem Armeecorps in einer Brigade sechs Kranke in einem Regiment, und im andern kein Einziger ist.

Den 4. — Gestern kamen hier schlechte Nachrichten aus Konstantinopel an. Wenn der Krieg doch am Ende ausbricht, so kann er für Oesterreich sehr nachtheilige Combinationen haben und überhaupt der Welt ein anderes Ansehen geben. Da ist in keinem Falle dabei zu gewinnen, sondern nur zu verlieren. Der Himmel möge es fügen, daß man noch aus dieser Confusion herauskommt, ohne daß die Welt in Brand geräth. Wir brauchen Frieden, wenn das angefangene Werk fortgehen und gedeihen soll.

Den 5. — Ich war gestern beim Fürsten Dietrichstein, um ihm zum Namenstage zu gratuliren und fand ihn von Sohn und Enkelinnen und deren Männern umgeben; zum Essen wollte ich nicht bleiben, ich hatte Freitag dort gegessen, und zweimal die Woche ist mehr, als ich zu Stande bringen kann, abgesehen von aller Liebe und Verehrung. Abends ging ich in die Oper Favorite, die ich eben in Braunschweig gehört hatte, ich wollte aber Stöger und die Wagner hören, die mir beide unbekannte Größen waren. Stöger hat eine Prachtstimme, kann auch singen, spricht aber deutsch, daß man Krämpfe bekommt, was aber seine Leistung im Ganzen betrifft, so dürfte er wohl, zumal was das Material anlangt, der erste deutsche Tenor seyn, höchstens steht Ander neben ihm. Was die Wagner anlangt, so konnte sie kein eigentliches Furore machen, der Beifall war nicht entfernt bis zum Enthusiasmus gesteigert; mir aber gefällt sie sehr, obwohl sie keine große Sängerin ist, ist sie doch eine ganz dramatische, die, wenn sie getragen singt, rein intonirt und einen schönen Klang in der Stimme hat. Dann gefällt sie mir sehr als Erscheinung; sie ist sehr groß und schlank und hat starke, aber schöne Züge, magnifike blaue Augen, einen vollen hübschen Mund, etwas große, aber prächtige Zähne, und der ganze Ausdruck etwas schmachtend. Andrian, der Autor von Oesterreichs Zukunft, der neben mir saß, war derselben Meinung, ich glaube aber, daß wir beide mehr von ihr angezogen waren, als das Publikum, das nicht recht warm werden wollte. Die Neuberin, sagt mir R., sey im Laufe des Sommers wieder mit vielem Beifall und bei nicht schlecht gefülltem Hause gegeben worden; er sagt, daß das Stück eine entschieden gute Meinung im Publikum habe, die sich jedesmal auf's neue ausspricht. Man sagt, daß der hier anwesende Prinz von Preußen sich im besten Sinne für uns äußere; aus den preußischen Zeitungen läßt sich kein solches Urtheil fällen und am Ende weiß man nicht, wem man Glauben schenken soll. Ich abhorrire nur ein Volk, das die Quelle alles Uebels ist, und das sind die Engländer. Philipp Zedlitz ist Offizier geworden und wird sehr gelobt.

Den 6. Oktober. — Die Nachrichten aus der Türkei lauten sehr kriegerisch, wenn man ihnen aber ganz nahe auf den Leib rückt, so sind sie doch nicht so entschieden, als man glaubt, und nur ein neuer Zug auf dem Schachbrett. Am meisten muß es auffallen, daß man sich in Konstantinopel beeilt, Krieg zu erklären, während man in Olmütz die freundlichste und versöhnlichste Stimmung ausspricht; daß die ungarische Intrigue nicht ruhen wird, glaube ich, wenn nur nicht am Ende die Rechnung ohne den Wirth gemacht ist, und das Ganze nur auf eine sichere Ueberwinterung der Flotte abgesehen ist, im Frühjahr geht dann vielleicht diese auf der einen, und die Russen aus den Fürstenthümern auf der andern Seite nach Hause; aber da man für Zwischenfälle nie stehen kann, so kann auch hier jeder Augenblick die Karten ändern. — Den 7ten einen langen Besuch bei Auer in der Staatsdruckerei gemacht, Abends im Casino bis Mitternacht geplaudert. Ich finde begreiflich, wie man in gesetzten Jahren seine ganze Unterhaltung auf den Club reducirt, prächtige Säle, alle geistigen Mittel, alle Zeitungen, das neueste, was geschieht, aus erster Hand. Gestern ist der Kaiser schon wieder von Warschau zurück und kaum wird das Wichtigste gethan seyn, so wird er nach Possenhofen zur Braut gehen. Die Meilen, die der Kaiser und seine nächste Umgebung macht, belaufen sich gewiß in die Tausend im Jahre, denn solch eine Fahrt nach Warschau ist ihm wie eine in den Prater.

Hat Ihnen das Bild Freude gemacht? Es ist die in Stahl gestochene Photographie, die Sie besitzen, und gehört dem Buchhändler Pfautsch, der Dichter oder solches Zeug zeitschriftlich erscheinen läßt, und da er mit Allen fertig ist, nun auch auf mich verfallen ist. Da ich nur geschehen zu lassen hatte, und keinen aktiven Theil zu nehmen bemüßigt war, so ließ ich's geschehen. — Die Freuden der großen Welt sind es nicht, die mich nach Sagan ziehen würden, ich höre sie eben so gern beschreiben als ich sie sehe, und das thun Sie nett und hübsch, daß aber Andere Vergnügen daran haben, finde ich natürlich und recht, zumal junge Leute; im Alter sterben die Freuden der Jugend ab und man muß ganz andere entbehren als Salonfreuden reicher Leute. Was kann man thun? Man muß doch zufrieden seyn. Was haben Sie denn der B. vorzulesen, was ich über sie schreibe? Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich würde ihr noch ganz andere Fleuretten haben sagen lassen; sie ist eben eine Person, und das

sind so wenige; die andern sind bloß Menschen, wenn's hoch kommt, und in der Regel nur Leute. Wenn Kl. nur verstünde, ein wenig zu kokettiren; d. h. sie thut es schon, nur nicht mit dem Rechten; was nützt es ihr, wenn sie mit mir kokettirt! Ich bin nicht dafür, und liebe es nicht! Aber nicht alle Männer sind wie ich.

Den 8. Oktober. — Die politischen Dinge stellen sich immer trüber, und niemand kann sagen, welches Gesicht die Welt haben wird, wenn wirklich der Krieg ausbricht, noch wann und wo er wieder aufhören wird. Wenn man aber sieht, welche bodenlose Perfidie die Dinge beherrscht, und wie auch nicht eine Sylbe von dem wahr ist, was an allen Ecken als wahr ausgeschrien wird, so faßt einen ein tiefer Ekel vor der Welt, in der man lebt. Eine solche cynische Frechheit in Aufstellung von Motiven und Thatsachen, die nie bestanden haben, die Schamlosigkeit, mit der man eingesteht, daß es so ist, und daß es ganz gleichgültig sey, wenn es nur die erwartete Wirkung im Volke macht, das Alles ist nie dagewesen. Warum kann ich nicht die paar Jahre, die mir vielleicht noch zu leben bleiben, ruhig in Aussee sitzen, ohne zu hören und zu sehen, was außerhalb der Pötschen und Mitterndorff geschieht! Nun, wie's Gott will!

Abends hatte ich einen langen Besuch von Wocher und Prokesch, der mich sehr erfreute. Ich wollte, Sie fänden letzteren noch hier, und hätten Gelegenheit viel mit ihm zu conversiren. Man erfährt von ihm merkwürdige Dinge, sowohl zur Pragmatik der Geschichte, als zur Charakteristik der Personen, durch die sich die Ereignisse erklären.

Den 10. — Gestern war man wieder politisch etwas beruhigter, aber in ein paar Stunden kann wieder ein anderer Wind blasen. Indeß geht unser junger Kaiser heute nach Possenhofen, was ich ihm von ganzem Herzen gönne; der arme junge Herr braucht es wahrlich, einmal seine Gedanken auf einem blumigeren Felde ergehen zu lassen, als das ist, auf dem er täglich am Joche zieht. Was ich in letzter Zeit wieder über seine Haltung in den russisch-türkischen Wirren gehört habe, ist bewundernswerth; was seinen Handlungen den großen Werth gibt, ist die vollkommene Wahrheit und Einfachheit, die überall hervorleuchtet und alle Intrigue niederschlägt.

Den 23. Oktober. — Ich erhalte eben Ihren Brief mit der Nachricht, daß der Transport unmöglich ist! Somit sind denn wohl für diesen Winter keine neuen Versuche zu machen, und von einer Reise hieher ist nicht mehr die Rede. Ich hatte mich gefreut, daß M., wie einst die Großfürstin Helene, in der Hängematte im kaiserlichen Prachtwagen reisen sollte — und nun ist das Alles wieder nichts; indeß wollen wir auch später die Artigkeit des Nordbahndirektors in Anspruch nehmen. — Heute esse ich die von Ihnen mir geschickten Kramsvögel auf Intention der lieben Geberin.

Den 27. Oktober. — Gestern, nachdem ich eine Audienz beim Kaiser gehabt habe, ging ich zu Lord Westmoreland zum Essen, was Sie, da es die Welt sehr interessirt, wer beim englischen Botschafter gegessen hat — im Fremdenblatt lesen können. Die Wirthe sind vortreffliche, artige Leute, obwohl Engländer, die der Teufel holen soll.

Den 28. — Abends wollte ich gestern C. besuchen, fiel aber gerade in ein Familienfest-Gelegenheitsstück u. s. w. Mußte es eben aushalten!

Den 29. — Gestern früh hab' ich Mama Hauben gekauft, die heute abgehen; wenn sie aber garstig sind, so ist niemand schuld daran als Mama selbst, die mich zwingt, Sachen zu besorgen, die ich nicht verstehe. Da sie sehr einfach sind, so werden sie Ihnen wenigstens keine großen Kosten machen. Neues ist nichts mit Gewißheit zu melden, als daß, laut gestern um zehn Uhr angekommenen telegraphischen Depeschen an Lord Westmoreland und Graf Buol, der Ausbruch der Feindseligkeiten türkischer Seits auf so lange sistirt ist, bis Nachrichten von Konstantinopel nach London und zurück kommen können, worüber 20—24 Tage vergehen möchten. Das ist allein wahr, alles Andere sind Zeitungsenten. Abends war ich im Casino. Unter den Casinogästen ist ein Graf Bethlehem, von dem ich wohl wünschte, daß Sie ihn kennten. Das ist ein äußerst unterrichteter Mann, dabei von dem angenehmsten Umgang; eine Bildung in der Literatur, wie sie nur selten jemand hat, und ein Urtheil voll Originalität und Schärfe, das immer den Nagel auf den Kopf trifft. Für Sie hat er noch als besondere Anempfehlung, daß er ein großer Theaterfreund ist — Alles in Allem ist er wohl der ausgezeichnetste Gast im Casino, wiewohl es auch sonst interessante Menschen dort gibt. Mensdorff, unser Gesandter in Petersburg, geht nicht mehr dorthin zurück, sondern will eine Brigade in der Armee haben; Valentin Esterhazy hat auch keine rechte Lust, muß aber. Degenfeld bekommt das Armeecorps von Nobili, und kommt nach Italien. — Mit der Fürstin X., von der Sie mir schreiben, bin ich einmal in einem Coupé gefahren. Sie beträgt sich, als spielte sie die Rolle einer Prinzessin, und nicht als ob sie eine wäre; das thun unsere nicht — und das ist auch hübsch an der B., daß sie eine ist und nicht wie eine thut — und eben so unsere liebste, vortrefflichste J. — Sie haben keinen politischen Blick und sind voll Vorurtheile, und das Höchste, zu dem Sie sich zu schwingen vermögen,

ist der Franzosen- und der Russenhaß; wollen Sie jemanden hassen, so hassen Sie die Engländer, und das thun Sie nicht, weil Ihnen einmal L. St. die Cour gemacht hat. Ihre alte Französin wird mir den Kaiser Nikolaus nicht kennen lehren; ob er Hochmuth hat? Freilich hat er Hochmuth, aber sein Hochmuth hält die Welt zusammen, die sonst schon längst aus Rand und Band wäre. Solche Charaktere bedürfen heutzutage die Großstaaten. Aber es ist ein Unterschied zwischen stolzen Leuten und eitlen Intriguanten; die Einen weichen nicht von dem Platze, der ihnen gebührt, die Andern wollen einen Platz einnehmen, der ihnen nicht gebührt; die Einen leiten große Politik, die Andern machen kleine, erbärmliche. — Wenn Herr von L. die Neuberin in Dresden nicht aufführen will, so ist er ein —. Schicken Sie mir Kramsvögel so lange sie noch dauern.

Den 2. November. — Ich hätte heute so gern Nachrichten gehabt, und zwar gute, denn die politischen lauten so schlecht, daß ich sie mir gern durch andere aus dem Kopf schlagen möchte. Alles deutet dahin, daß der Krieg schwerlich auf die Türken beschränkt bleiben wird; und die Dinge, die in Piemont vorgehen, die Ernennung von Casatti Litta und Boromeo zu Senatoren in Turin, die Abberufung des für uns gut gesinnten und ehrlichen Lacour aus Konstantinopel, und vor allem die plötzliche Bildung zweier Lager von 50,000 Mann in Lyon und Toulon im Augenblicke, wo wir desarmiren, — das Alles sind Dinge, die einen nahen Krieg nur zu sehr in Aussicht stellen. Noch Etwas. Der Erzherzog Maximilian, des Kaisers nächster Bruder, ist ein für Poesie und Literatur empfänglicher junger Herr, und schreibt selbst — vielleicht gut, vielleicht nicht, ich weiß es nicht, denn ich habe noch nichts von ihm gelesen. Er hat ein ziemlich langes Werk liegen, seine Reisen zur See, und möchte sie drucken lassen. Einer seiner Lehrer, der sein Vertrauen hat, war heute bei mir, um mich zu bitten, dem Erzherzog jemand anzurathen, dem er sein Werk zur Durchsicht übergeben könne. Ich habe ihm gesagt, daß wenn er mir carte blanche geben wolle, so wolle ich ihm die geeignete Person dazu finden; und diese Person sind Sie. Wollen Sie es thun, so werde ich darauf bestehen, daß Sie vorläufig einzelne Parthien mit Ihren Ausstellungen und Anmerkungen einschicken, dann können Sie sehen, ob Sie die ganze Arbeit fortführen wollen. Ich werde das Manuscript nächstens bekommen und Ihnen schicken. Ich bin von der verfluchten politischen Combination so nervös, daß mich Alles agitirt, und ich Alles schwarz sehe, so auch, daß kein Brief da ist.

Den 3. November. — Noch immer kein Brief! was soll das bedeuten? Ich würde denken: nichts, wenn ich nicht Ihre Pünktlichkeit kennte, und nicht von diesen Hetzereien des Schicksals mürbe geworden wäre. Uebrigens sollte man sich nicht so leicht mißstimmen lassen, wenn man die Nachrichten nicht vom Gericht legitimirt hat; die von den beiden französischen Lagern, die mich so in Aufregung gebracht hatte, ist rein erlogen.

Endlich kommt Ihr Brief, daß Ihnen die Abreise von F. B. leid thut, begreife ich; sie ist eben eine liebenswürdige Person, wäre sie auch sonst nichts anders, indeß ist man nicht gründlich liebenswürdig ohne andere Eigenschaften dahinter. Sie hätten einen Blick für Menschen? Nichts haben Sie — und Sie irren sich in dem Kaiser Nikolaus ganz und gar.

Den 8. November. — Die Manuscripte, von denen ich Ihnen sprach, sind mir überbracht worden — ein ziemliches Volumen; ich habe noch nicht dazu kommen können, einen Blick hineinzuwerfen, werde es aber demnächst thun. Scherenbergs Gedichte besitze ich; sie sind kräftig und auch sonst nicht übel. Doch fehlt ihnen hin und wieder guter Geschmack; ich stelle Strachwitz weit darüber. Der Kaiserbraut Büste von Halbig habe ich noch nicht gesehen; die Lithographie von Hanfstengel mit dem Kranze soll, wie mir Augenzeugen sagen, nicht sehr ähnlich und die Prinzessin viel hübscher seyn; ein Oelbild von Türk soll hingegen sehr gut seyn. Wenn die Leute reich sind, haben sie auch noch Glück dazu: L. Brevilliers hat einen sehr hübschen alten Gauermann; auf derselben Wand fehlte ihm ein Gegenstück; vor ein paar Tagen gewinnt er eine Landschaft von Wachsmann aus München, nicht nur von haargleichen Dimensionen, sondern auch einem haargleichen goldenen Rahmen. Eben geht der junge Revertera von mir weg; er ist in der That von einer merkwürdigen Schönheit. Statt eines Briefes von Ihnen erhalte ich sechs Pfund ungarische Trüffeln à 3 fl. das Pfund, die trotz italienischen riechen. Die Trüffeln sind mir zwar sehr angenehm, aber das Briefel wäre mir doch lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die deutsche Literatur unter den Neapolitanern. 1863—64.

I.

Wer darzustellen unternimmt, wie sich das heutige gelehrte und gebildete Neapel zu der deutschen Literatur verhält, den drängt es, mit dem Erfreulichsten anzuheben, mit der in den letzten Jahren erschienenen Faust-Uebersetzung: „Fausto, tragedia di Goethe tradotta in versi da Federico Persico. Napoli 1861." — Persico ist ein hiesiger junger Universitätsprofessor, der durch eine narkotische, fast phlegmatische Beimischung seines italienischen Temperaments in hohem Grade befähigt ist zu deutschen Uebersetzungen; ganz abgesehen von den gründlichen Hegel'schen Studien, denen er, gleich den meisten seiner Genossen, schon seit lange her obliegt. Sein „Faust" ist im Ganzen recht gelungen und ein wahrer Riesenfortschritt gegen die 1835 zu Mailand erschienene prosaische Faustübersetzung des Giovanni Scalvini. Freilich der specifisch deutsche Theil der Tragödie geht auch hier verloren, und man kann da wieder recht die alten Nationalunterschiede studiren. Was im Deutschen nur derb klingt, ist im Italienischen schon eine Gemeinheit, was im Deutschen naiv lautet, gehört im Italienischen schon fast in das Ressort des Bordells. So sind die Leipziger Studentenwitze im Italienischen ganz unerträglich schaal, und aus unserem Gretchen ist da eine Signora Margarita geworden, über die man sich in guter Gesellschaft doch wohl nur in Gedankenpunkten ausdrücken kann.

Gleich das reizend schnippische: „Bin weder Fräulein" u. s. w. heißt im Italienischen hier:

> Non son signorina,
> Ne mi son bella, e per girmene a casa
> Non ho mestier di guida . . .

wie brutal abweisend klingt das, trotz des aus dem neapolitanischen Dialekt eingeschobenen, reizenden „mi!" Dagegen ist die Ballade: „König in Thule" mit wahrhaft glücklichem rhythmischem Instinkt wiedergegeben:

> Fuori in Thule un re che fede
> Tenne sempre de suoi dì,
> Cui la bella un nappo diede
> Tutto d'oro e si morì . . .

Ebenso „meine Ruh' ist hin:"

> Mia pace è ita
> Qui un peso io trovo,
> Non ho più pace,
> Pace non trovo.

Und ganz vortrefflich das „O neige!"

> Deh inchina,
> Del duol Reina
> Pietoso il guardo alla mia triste sorte."

Dieses Feingefühl für den Rhythmus kann man wohl Persico persönlich zu Gute schreiben. Er ist Dichter, und, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, ein recht wackerer. Was wir nunmehr Löbliches von der neuen Faustübersetzung berichten wollen, ist wohl auf Rechnung der italienischen Sprache überhaupt zu setzen: wir meinen die Uebersetzung des spiritualistischen Theils der Tragödie.

Hier ist der Italiener entschieden im Vortheil: denn für die politische Debatte zwar mag das alte italienische Sprachschleppkleid gar unbequem seyn — die Gallierin hat es schon längst aufgeschürzt — in hochpoetischem und religiösem Ausdruck aber reicht wohl kaum eine neueuropäische an die italienische Sprache hinan, die trotz allen An- und Eindrangs neuerer Dialekte immer wieder an dem archäistischen Schatz ihrer goldenen Vergangenheit festhaltend ihren so zu sagen hieratischen Charakter trotz aller Profanationsversuche zu bewahren gewußt hat.

„Die Sonne tönt nach alter Weise:"

> Nell antico tenore
> Risuona il Sol fra l'emula armonia
> Delle sfere sorelle" . . .

Wie würdig klingt erst die Grandezza des Alten der Tage selbst in jenen etwas verworrenen Schlußversen des Prologs: „Doch ihr, die ächten Göttersöhne"

> Or via, del cielo
> Veraci figli, v'allegrate al fonte
> Di bellezze immortali; l'universo
> Ch' eterno opra e vive, entro soavi
> Nodi d'amor vi stringa, e in qual vaneggia
> Così dal fin non perituri affetti
> Spirate sì, che in sua virtù s'afffermi."

Dieselbe Stelle klingt noch melodischer und doch treuer übersetzt in der neuesten Faustübersetzung von Anselmo Guerrieri (Mailand 1862):

> La virtù che ob eterno opra e vive
> Coi santi nodi del amor vi cinga,
> E il durevol pensier le fuggitive
> Parvenze incarni e a viver le costringa."

Ueber alle Vergleichung erhaben ist natürlich der Mephisto dieser Italiener, die gleich allen ihren Brüdern und Vettern schon lange in der Intimität jenes Herren sind, der neuerdings wieder vergebens auf der Lüneburger Haide heraufbeschwört werden sollte, nachdem Goethe ihn so vortrefflich aus der Phantasie unseres Volks sich hatte selbst hinausironisiren lassen. Nehmen wir gleich den Schluß des Monologs: „Von Zeit zu Zeit“ u. s. w.

Di quando in quando quel Vecchion rivedo
Volontieri e mi guardo
Rompulo seco. E per mi fe e bello
In un sere di tanta rilevanza
Conversar si alla buona
Col diavol in persona.

Wie köstlich ist dieß satyrische „Vechion“ statt des „questo Antico“ des Scalvini! Doch wir möchten den italienischen Mephisto von Anfang bis zu Ende ausschreiben, um zu zeigen, wie ächt italienisch schon der Goethe'sche Mephisto selber war. Man sagt wohl, Merk habe zu dem Portrait gesessen; mag seyn, für einen kleinen Zug daran, den des kalten Verstandes. Aber die Feinheit des Kupplers, die Kammerdienerfrechheit des Vertrauten, die Galanterie des Cavaliers, die perfide Spottsucht des Abbé u. s. w., sind das nicht alles ächt italienische Eigenschaften, zu denen Macchiavell, Casanova, Cagliostro und Leporello viel besser Modell stehen, als der arme Darmstädter Merk? In Goethe selbst ja steckte etwas vom Italiener, so gut wie in seiner Landsmännin Bettina; so nimmt sich auch Faust selbst im Italienischen gar prächtig aus; ganz abgesehen davon, daß uns aus vielen dieser Faustverse die italienische Heimathluft entgegenweht. Einige sprachliche Treulosigkeiten hat sich wohl Persico gegen den deutschen Text erlaubt, z. B.: „Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.“

. . Affè m'avete
Fatto sudar come bisogna . .

Viel richtiger bei Guerrieri:

„M'ha dato a sudar allegramente . . .“

Aus den spanischen Stiefeln der Logik — bei Guerrieri ganz richtig stivale di Spagna — hat Persico Bleigamaschen gemacht, „calzari di piombo.“ Ein eigenes Kreuz machte allen Uebersetzern jene Stelle der „Zueignung:“ „Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.“ Hier macht schon Scalvini einen guardo „turbato;“ Persico umschreibt es „tra i miei dolori“ und Guerrieri verlegt die Trübheit in die Schatten selbst, „mestamente apparsi.“ Ein verzeihlicher Irrthum! Wie konnten die guten Leute auch wissen, daß jenes „trübe“ für „jugendlich befangen“ eine eben solche Sprachmarotte des jungen Dichters war, wie später das „rein“ in den Schriften des alten Herrn! Was sollen wir erst von einer Uebersetzung der „Walpurgisnacht“ erwarten, womit diese armen Italiener sich abgequält! Ein Glück nur für sie und — uns, daß sie bis jetzt wenigstens zurückwichen vor einer Uebersetzung des „zweiten Theils!“

II.

Diese Ufer (Neapel) sind immer der Sitz einer freiern Denkart gewesen.

Herder.

Es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß die deutsche Wissenschaft an keinem Orte der Welt — Paris und London kaum ausgenommen — so begeisterte Liebhaber hat, so gewissenhafte Kenner, so aufnahmsfähige, geistverwandte Schüler, wie gerade hier, in diesem „griechisch-christlichen“ Neapel, hier, wo unser genialster Kaiser die Universität gestiftet, wo Winckelmann gedacht, Goethe gedichtet und Platen gelitten hat, hier, an diesen Ufern, über die unser Humanitarius segnend jenes frohe Wort gesprochen.

Wie hier die Cleriker bei Döllinger „schwören,“ die Tieferen unter den „Aufgeklärten“ bei Strauß, so die Historiker bei Mommsen, die Naturwissenschaftsmänner bei Humboldt und Liebig und dem jetzigen Turiner Professor Moleschott. Und nun erst die Philosophen! Es ist wahrhaft rührend und herzerfreuend, zu sehen, wie diese „schmalen“ schönen Griechenstirnen sich dem strengen Dienste Hegels beugen, wie sie die Platonische Phantasieblüthe ihres Gedankens und ihrer Sprache jener männlichen Pallas der Vernunft zum Opfer bringen!

Von den drei Hegelianern der hiesigen Universität liest Spaventa eben über Psychologie, Vera über Philosophie der Geschichte und Tari über Aesthetik. Spaventa, der die größte Zahl von Zuhörern hat, ließ vor einiger Zeit eine „Einleitung in die Kant'sche Philosophie“ erscheinen, die, wenn sie auch für den deutschen Leser im Ganzen nichts neues vorbringt, doch klar gedacht und präcis geschrieben ist; er, wie seine Collegen, behaupten freilich der deutschen Philosophie gegenüber ein gewisses Amendement, das durch die jetzigen politischen Verhältnisse leider nur zu sehr beeinflußt ist.

Veras „Prolusioni alla storia della filosofia, und alla filosofia della storia“ Parigi 1863, zwei akademische Einleitungsreden, sind so tief und schön, daß es für jeden deutschen Studenten der Mühe lohnte, Italienisch zu lernen, nur um diese Reden genießen zu können; wir wenigstens erinnern uns lange nichts gelesen zu haben, worin, fern von aller Platonischen Manier, doch ein so rein Platonischer Geist wohnte.

„Die Wissenschaft — heißt es Seite 7 — die jene (die Scholastiker, d. i. der Clerus) wollen und beschützen, ist nicht die reine und wahre Wissenschaft, sondern die sogenannte populäre, nützliche, positive; so daß, wenn Einer auftritt und lehrt, daß über diesen populären und nützlichen und positiven oder dergleichen mehr benamsten Wissenschaften eine Wissenschaft ist, wovon jene nur Theile

sind, und Bruchstücke und Schatten, und daß diese Wissenschaft, weil sie aller Wissenschaften Wissenschaft, und strenge genommen die einzige wahre Wissenschaft ist, nicht weil sie nützt, angebaut und gepflegt werden darf, sondern vor allem, ja einzig und allein ihrer selbst wegen, nur weil sie Wissenschaft ist, wenn Einer, sage ich, ein solches Princip lehrt und befolgt, so heißt es: er schwärmt, oder ist ein Mann der Vergangenheit und unkundig der Bedürfnisse und Fortschritte unseres Zeitalters; oder, wenn man sich weniger höflich ausdrücken will, lächelt man über ihn und nennt ihn einen Poeten. Nun gestehe ich, daß ich in solche Schwärmerei verliebt bin, und daß es mein ganzer und einziger Ehrgeiz ist, dieser Sekte von Schwärmerei anzugehören, und dieselbe, so viel an mir ist, zu vermehren und auszubreiten."

Und wie bedeutend klingt bei der jetzigen Lage Italiens das folgende: „Wenn man das Utilitätsprincip in die Religion bringt, so wird das höchste Wesen nur geliebt, weil und wo und in so weit es nützlich ist, und sich zum Sklaven hergibt für unsere Bedürfnisse und Interessen und Capricen; ein Princip, das, wie man wohl sieht, die Wurzel der Religion selber zerstört."

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Das kritisch-literarische Institut. — Eine Schrift über Streitwagen. — Polizei. — Vergnügungen.

Unter dem vielversprechenden Titel: „Das kritisch-literarische Institut für Deutschland" ist hier ein neues literarisches Unternehmen ins Leben getreten, das dem Prospectus zufolge eine Reformation unseres gesammten Schriftsteller- und Verlegerwesens anstrebt. „Die prekäre Stellung der deutschen Schriftsteller, sagt der Prospektus, hat ihren Grund, wie man mit Recht annimmt, zunächst in der schlechten Honorirung ihrer Werke von Seiten der Verleger. Die deutschen Verleger aber können nicht besser honoriren, weil sie schlechten Absatz haben. Schlechten Absatz haben sie, weil der Deutsche — selbst in den höheren Ständen — wenig liest und, wenn er liest, sich an Leihbibliotheken hält. Hieran tragen aber die Verleger vorzugsweise selbst die Schuld, indem sie die Preise der Bücher so ansetzen, daß sie auf Massenabsatz gar nicht reflektiren können. Die hohen Preise erzeugen denn auch statt Vortheil Makulatur, und so kommen weder Schriftsteller und Verleger zu Geld, noch das Publikum zu durchgreifender Bildung. Diesen Uebelständen nun will und wird (wenigstens was Schriftsteller und Publikum betrifft), das kritisch-literarische Institut kräftig entgegenwirken." Dieß das Ziel. Kein Zweifel, in dem Prospectus ist manches Richtige enthalten. Die Stellung der deutschen Schriftsteller ist eine prekäre; die Organisation des deutschen Verlagsbuchhandels läßt Vieles zu wünschen übrig; die hohen Preise der Bücher sind häufig ein Uebelstand, und es fehlt in Deutschland nicht an Leuten, denen es gut wäre, wenn sie etwas mehr läsen. Aber auf der andern Seite steht fest, daß der deutsche Verlagsbuchhandel wesentlich nach denselben Regeln verfährt, wie der englische und französische; daß es auch in Deutschland eine Menge billiger Bücher und Zeitschriften gibt, und daß die Zahl der Bücherleser in Deutschland weit größer ist als in England und Frankreich. Und dennoch ist die Stellung der deutschen Schriftsteller durchschnittlich eine prekärere als die der französischen und englischen. Der Grund kann also nur theilweise in der mangelhaften Organisation des Verlagsbuchhandels und in dem zu geringen Absatz der Bücher liegen. Einen Theil der Schuld und zwar den Hauptheil, trägt offenbar die deutsche Schriftstellerei selbst. Mag seyn, daß die Consumtion — um volkswirthschaftlich zu reden — von Büchern eine zu geringe — die guter Bücher ist es gewiß — jedenfalls ist die Produktion zu groß. Mit Einem Wort, auf dem literarischen Gebiete herrscht Ueberproduktion. Auf keinem Gebiet ist die Concurrenz so ungeheuer, so fessellos. In Deutschland nähren sich mehr Menschen von der Feder, als in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen, oder wollen sich wenigstens davon nähren. In Deutschland erscheinen jährlich mehr Bücher, als in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen, und mehr Zeitschriften, als in der ganzen übrigen Welt, wenn wir die Vereinigten Staaten von Nordamerika abrechnen. Ist es da zum Verwundern, daß die Nachfrage hinter dem Angebot zurückbleibt? Es wird eben zu viel producirt. Und warum in Deutschland mehr als anderswo? Die Ursachen sind nicht schwer zu entdecken. Unser Schul- und Universitätssystem erzeugt eine unverhältnißmäßig große Zahl von wohl oder übel klassisch gebildeten Männern, die nur zum Theil in dem

Staatsdienst Platz finden, und unsere Industrie ist noch zu jung, unser öffentliches Leben noch zu wenig entwickelt, um denen, die nicht in den Staatsdienst eintreten können oder wollen, in den meisten Fällen ein genügendes oder wünschenswerthes Unterkommen zu gewähren. Aus diesen Männern recrutirt sich die deutsche Schriftstellerarmee. Das Handgeld ist erbärmlich, aber dafür wird auch Jeder angenommen. Um ein Geschäft anzufangen, braucht man Kapital; um ein Handwerk zu treiben, muß man es vorher erlernt haben; um Schriftsteller zu werden, braucht man weder Kapital, noch muß man die Schriftstellerei vorher mühsam erlernt haben, die allgemeinen Kenntnisse reichen aus, wie man sie in der Schule, auf der Universität, beim Zeitungslesen sich erwirbt. Das Sprüchwort: Aller Anfang ist schwer, gilt von der Schriftstellerei nicht. Der Anfang ist leicht. Es ist leichter in die Schriftstellerei hinein-, als wieder herauszukommen. Einmal in der Rennbahn, und der Kampf um die Existenz beginnt, der furchtbare „struggle for life." Der Talentlose, wenn er kein Glück hat, und der Unpraktische werden niedergeworfen; der Praktische und der Talentvolle, wenn er Glück hat, schwingen sich empor. Aber wie gering ist die Zahl der Letzteren, verglichen mit denen, welche entweder völlig zu Grunde gehen, oder sich in ein dunkles Eckchen zurückziehen, wo sie ein kümmerliches Daseyn fristen. Genug, wir wollen ja kein Gemälde des deutschen Schriftstellerlebens liefern. Durch Anstalten, wie die neuerdings beabsichtigte Versorgungskasse für Journalisten, überhaupt durch Anwendung des Associationsprinzips unter den Schriftstellern lassen sich die vorhandenen Mißstände sicherlich bedeutend mildern; aber die Thatsache bleibt, daß der literarische Arbeitsmarkt in Deutschland überfüllt ist und daß eine gründliche Besserung in der Lage der deutschen Schriftsteller nicht eintreten kann, so lange das jetzige Mißverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen Produktion und Consumtion besteht.

Sehen wir nun zu, wie das „kritisch-literarische Institut für Deutschland" dem Uebel begegnen will. Nach dem Prospectus ruht die ganze Schuld auf den Verlagsbuchhändlern, welche die Preise der Bücher so hoch ansetzen, daß das Publikum vor dem Kaufen zurück schreckt. Es ist demnach bloß nöthig, die Bücher billiger zu machen. Nichts einfacher; aber wie dieß bewirken? Hören wir. „Das Institut liefert seinen Abonnenten oder Mitgliedern zum Preise von einem Thaler alljährlich drei Werke, wovon das erste Originalerzählungen, das zweite Originalarbeiten aus allen Gebieten des Wissens nebst einer erschöpfenden kritischen Inhaltsangabe aller das Jahr hindurch erscheinenden und auf Originalität Anspruch machenden Literaturprodukte, das dritte endlich lyrische, dramatische und didaktische Originaldichtungen enthält. Die Werke werden in Zwischenräumen von durchschnittlich vier Monaten ausgegeben und der Betrag mit zehn Silbergroschen bei Ablieferung jedes der drei Werke erhoben. Einzeln werden die Werke nicht abgegeben." Parturiunt montes u. s. f.

Also das Uebel soll dadurch geheilt werden, daß das „Institut" billige „Bücher" veröffentlicht; und das mächtige Trompetengeschmetter hatte keinen andern Zweck, als ein neues literarisches Unternehmen einzuführen, ein Unternehmen, das obendrein nichts bietet, was wir in ähnlicher Form nicht bereits im Ueberfluß hätten. Oder geben uns die unzähligen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften, die Romanzeitungen ꝛc., mit denen unser Vaterland gesegnet ist, nicht ebenfalls — und zwar meist zu sehr billigem Preis — „Originalerzählungen," „Originalarbeiten aus allen Gebieten des Wissens," Recensionen, „lyrische und didaktische Originaldichtungen?" Kurz Alles, was das „Institut" bietet, mit einziger Ausnahme der „dramatischen" Dichtungen. Und die wohlfeilen Dramen, welche unter der Aegide des „Instituts" erscheinen, werden doch wohl nicht so zauberkräftig seyn, die Hölle des deutschen Schriftstellerlebens in ein Paradies zu verwandeln. Doch sey dem nun, wie ihm wolle, wir wünschen dem „Institut," trotz seines hochklingenden Titels, alles Gedeihen. Sollte dieser unser Wunsch sich aber nicht erfüllen, so rathen wir dem Gründer, nach London zu gehen. Es gibt dort mehrere Verlagsbuchhändler, die sich eigens Schriftsteller für die Anfertigung von Titeln halten, und für einen guten, blendenden, ohrenkitzelnden Titel mitunter recht hübsche Preise bezahlen. Der Erfinder der Firma: „kritisch-literarisches Institut für Deutschland" würde auf diesem Feld unzweifelhaft Großes leisten.

Ein hier wohnhafter alter Militär hat eine Schrift veröffentlicht, in der er die Wiedereinführung der alten Streitwagen empfiehlt. Er meint, sie würden sich bei der modernen Kampfweise trefflich bewähren, und bringt hundert Gründe dafür vor. Die Kriegswissenschaft scheint sich in einem Kreis zu bewegen — einem circle vicieux im wahrsten Sinn des Worts — und zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren, zur See die römischen Schnabelschiffe, zu Land die germanischen Streitwagen.

Unsere Polizei dehnt ihren civilisirenden Einfluß immer weiter aus. Nachdem es ihr endlich gelungen, die Droschken und Omnibusse, die Droschken- und Omnibuspferde, die Droschken- und Omnibuskutscher, und die Droschken- und Omnibuskutscherpeitschen den Forderungen der Intelligenzstaatscultur anzupassen, hat sie jetzt die Dienstleute, die Nachfolger der classischen Eckensteher, unter ihre Zuchtruthe genommen, und ist eifrigst beflissen, ihnen gute Manieren, gute Moral und guten militärischen Anstand beizubringen. Leider wissen die Herren Dienstleute diese humanistischen Bestrebungen nicht nach Verdienst zu würdigen, und viele von ihnen haben in stolzem Unabhängigkeitsgefühl bereits ihre Demission eingereicht. Die Intelligenz ist nicht Jedermanns Sache.

Das heurige Wettrennen hat unsern Gastwirthen eine so reichliche Ernte abgeworfen, daß dieselben mit dem Gedanken umgehen, im Herbst ein zweites Rennen zu veranstalten. Nun sage man noch, daß wir Berliner hinter

den Londonern zurückstehen, die doch bloß Ein Wettrennen im Jahr haben!

Nächstens erwartet man hier Blondin, den ächten. Schade nur, daß es ein halbes Dutzend „ächter" Blondins gibt. Freilich, da sie alle den Hals brechen können worauf es doch ankommt, so ist es ziemlich gleichgültig, ob der angekündigte „Blondin" auch wirklich der ganz ächte ist.

Aus Mitteldeutschland, August.

Die deutsche Bühne.

Ueber nichts wird mehr gesprochen und geschrieben als über Theaterdinge, und doch hat sich bis zu dieser Stunde keine feste Meinung über das, was die Bühne uns seyn kann und soll, gebildet.

Schon was unter dem Worte: „Verfall der Bühne" verstanden wird, ist etwas nahezu Unbestimmbares. Jeder denkt sich etwas anderes dabei; jeder zuckt die Achseln über die längst ausgemachte, aber, wie man sich herausredet, allerdings nicht in zwei Worten zu erklärende Sache; jeder ist überzeugt, daß etwas zur endlichen Abhülfe geschehen müsse, und jeder überläßt diese Abhülfe Andern.

Sucht man den Klagen über unsere Bühnenzustände näher auf die Spur zu kommen, so hört man etwa folgende Aeußerungen:

1) Das Spiel betreffend: Es gibt kein Zusammenspiel mehr. Die Kunst des Recitirens und Declamirens ist abhanden gekommen und wir haben nur noch gewandte Manieristen. Das Virtuosenthum trägt Scepter und Krone.

2) Die Dichter betreffend: Von dreihundert Dramen, welche jährlich bei den Theatern eingehen, sind kaum dreißig bühnengerecht; die Produktion verwässert immer mehr.

3) Die Kritik betreffend: sie ist, mit einigen ehrenwerthen Ausnahmen, in Händen von Ungebildeten, Bestechlichen, persönlich Bestimmbaren.

4) Das Publikum betreffend: bei Ballet, Opern und Possen ist ihm jede Stunde recht; gibt man classische Dichtungen, so bedauert es, eben schon anderswo engagirt zu seyn.

5) Die Bühnenvorstände betreffend: an den Hofbühnen allerhöchste Rücksichten, aber keine hohen Ziele; an den Stadttheatern Bankerott oder bloße Geschäftsspekulation.

So ungefähr lauten die gewöhnlichen Ausstellungen. Hört man nun bei den einzelnen Betheiligten um, so sagen uns die Darsteller: Wir hängen vom Beifall des Publikums ab, in unsern riesigen Theaterräumen müssen wir daher, um zu wirken, mit gewaltsamen Mitteln durchgreifen; wir hängen ferner von der Tageskritik ab: bei ihren unbescheidenen Ansprüchen an uns, müssen wir mithin auf die große Menge im Zuschauerraume spielen, um durch laute Zeugenschaft für unsern Erfolg uns gegen die Presse und ihre Malicen sicher zu stellen; wir hängen endlich von den Mängeln und Eigenthümlichkeiten mitspielender Collegen ab, da wir heute hier, morgen dort gastiren, so sind wir demgemäß nur dessen, was wir selber können, sicher, müssen uns daher an Paraderollen halten und das Zusammenspiel Aller der virtuosen Durchführung unseres Einzelparts unterordnen.

Die Dichter hinwieder betheuern, daß die meisten eingereichten Stücke ungelesen zurückkommen, und daß schon irgendwo ein Stück mit Glück gegeben seyn müsse, um von den Intendanten oder Direktionen nur überhaupt berücksichtigt zu werden. Sie beschweren sich ferner, daß ihr Zusammenhang mit der Bühne ein unbillig mühsamer und schwieriger sey, und daß, während das Theaterpersonal doch allabendlich die Zuschauerlogen mit füllen hilft, ihnen, den Dichtern, nur in ganz seltenen Fällen freier Eintritt bewilligt werde. Sie machen ferner geltend, daß ein Honorar von durchschnittlich hundert Thalern, wie es jetzt an den größeren Hofbühnen für eine fünfaktige Tragödie ein für alle mal bewilligt zu werden pflege — Stadttheater zahlen häufig nur zehn bis fünfzehn Thaler — eine gewissenhafte Arbeit nicht genügend bezahlt, und daß wenige von ihnen in der Lage seyen, für die bloße Ehre der Kunst zu leben und zu schaffen. Sie klagen endlich, daß die französische Uebersetzungslitteratur den Werth eines deutschen Originalstückes von Jahr zu Jahr mehr schmälere, so daß es zu einem völligen Aufgeben dieses ungleichen Wettstreites kommen müsse. *

---

* In England ist, wie nicht allgemein genug bekannt, die dramatische Produktion in der That unter ähnlich ungünstigen Verhältnissen erstorben. „Warum neue Stücke schreiben?" äußerte sich Selby, „we cannot collect the money." Die dramatische Literatur genießt in England, den Bühnen gegenüber, keinen Schutz; die Aufhebung des Theatermonopols hat sich überdieß als ein verfehltes Mittel zur Hebung der englischen Bühne ausgewiesen. Es ist denn auch längst nicht mehr guter Ton in's Theater zu gehen,

So weit die Darsteller und die Dichter. Wenn wir die Kritik über ihre eigenen Leistungen befragen wollten, so würden wir ohne Zweifel uns die Gegenfrage zuziehen, ob wir denn sie, in ihrem Sperrsitz, auf Rosen gebettet wähnen? Drei Stunden im Theater verbrüten, ist eine minder paradiesische Zeitausfüllung, als das bezahlende Publikum und der akademische Gründling im Parterre sich's ohne Zweifel träumen lassen. Schlüpfen wir über dieses dornige Thema mit der Anerkennung fort, daß immer und zu jeder Zeit wenigstens einzelne unermüdliche, unbestechliche Kunstkritiker das Beispiel gegeben haben, wie man selbst in einer undankbaren Aufgabe und in sehr mißlicher Genossenschaft das Gute anstrebt. Was auf der andern Seite gesündigt wird, ist eine hinlänglich bekannte Sache.

Die Bühnenvorstände endlich bestreiten, daß man überhaupt von einem Verfall reden dürfe, oder sie lassen ihn wenigstens nicht in Betreff ihres eigenen Kunstinstituts gelten, oder endlich sie fragen uns nach einem Mittel, dem Verfall entgegen zu arbeiten, wenn er je doch einmal zugegeben werden solle, und erklären sich herzlich gern bereit, das Mittel anzuwenden. Etwa kleinere Theaterräume wie zu Schröders Zeit? Ja, aber wo dann die Oper geben? Wo das Ballet? Und wird man, seit Mozart, seit Beethoven, seit Gluck und Weber Opern geschrieben haben, wird man diese Kunstform denn, um der Sprech- und Spielstücke willen, wieder absterben lassen wollen? Schwerlich! Also zwei Theater, ein großes Opernhaus und ein kleines Schauspielhaus. Aber das sind doppelte Kosten: doppelte Miethen, doppelte Decorationen, doppelte Beleuchtung ꝛc. Schon jetzt bedarf das Theater der Zuschüsse. Wie soll es den noch höher gesteigerten Aufwand erschwingen? Und dann, heißt es weiter, fragen Sie nur, wie sich dieß und das Stück, das Ihnen auf unserer großen Hofbühne gefallen hat, wie sich's in Nürnberg, in Zwickau, in Magdeburg ausnimmt. Das Publikum der Residenzen und großen Städte hat sich einmal gewöhnt, Stücke wie Egmont, wie Coriolan, wie Fiesko auf großen Bühnen zu sehen. Wird sich's wieder in den engeren Rahmen zurückzwängen lassen? Kaum!

Wo die Größe der Stadt bereits eine Sonderung der Opern- und Sprachspielbühne mit sich gebracht hat, lautet die Frage anders. Ihr wollt, heißt es da, dem Verfall der Theater wehren. Gut; überblicken wir einmal die Mittel. Die Oper bezahlt sich oder wir wollen annehmen, daß sie's thue; ebenso das Ballet; denn selbst wenn eure rigorose Aesthetik Eins und das Andere in die Acht erklären würde, es käme schon von irgend einer Seite Zuschuß; todt zu machen ist weder die eine noch das andere. Oper und Ballet bestehen also fort, mögen als unverbesserliche Sünder treiben, was sie wollen. Welche Mittel habt ihr jetzt, um dem Sprachspiele aufzuhelfen? — Etwa freie Concurrenz? Man experimentirt damit jetzt in Frankreich und scheint vergessen zu haben, daß der Versuch von 1791 die französische dramatische Kunst fast zu Grunde gerichtet hätte. Man hat in England das Nämliche gethan und wohin ist die englische Bühne gelangt? Nicht einmal ihren Shakespeare vermag sie wieder volksthümlich zu machen. Wie die auf's Theater angewandte Gewerbefreiheit den Yankees bekommt, davon mag euch Barnums Tagebuch erzählen. Und das ist so natürlich wie die Folgen der Maikäferfreiheit. Welcher Director wird denn nicht erst Abends nach dem Kassenschluß seine ästhetische Bilanz ziehen? Welcher Director wird Miß Sara Sampson oder Minna von Barnhelm vor leeren Bänken spielen, wenn sein Nachbar mit Pohls Goldonkel sich die Taschen und Kästen füllt? Welcher Director wird den Wilhelm Tell im engen Rahmen schön recitirt und geistvoll gezeichnet vorführen mögen, wenn die schaulustige Menge an ihm vorüber und in die Reiterbude zieht, wo man allabendlich den Landvogt mit einer gezogenen Kanone vom Pferde herunter schießt? Die freie Concurrenz, auf die Theater angewendet, heißt nichts anders als das Freigeben der größtmöglichen Reizmittel. Was folgt daraus? Daß wenn die deutsche Bühne wirklich im Verfall seyn sollte, sie es trotz des Monopols ist und nicht wegen des Monopols. Suchen wir also nach andern Mitteln. Ich nehme an, Oper und Ballet sind ausgesondert. Bleibt die große Zauberposse. Dulden wir sie oder weisen wir sie der großen Bühne zu? Eigentlich kann sie derselben ohnehin kaum entbehren. Also fort mit ihr! Sie bezahlt sich zwar am besten, aber wir wollen auf Bildung des Geschmacks hinarbeiten. Jetzt also haben wir den Tempel für uns allein. Er ist klein. Ich weiß nicht, was Immermann dazu sagen würde, denn unter den Hauptgebrechen unseres heutigen Theaters betont er ja ausdrücklich das Ueberwuchern des Mimischen auf Kosten des Recitirenden. Wie wird aber erst in unserem kleinen Tempel das Mimische überwuchern! Wo jeder Gesichtsausdruck beobachtet werden kann, wird das Mienenspiel doch unmöglich sich mehr unterordnen als dort, wo man nur mit dem Opernglase etwas erkennt. Nicht denkbar! Aber zugegeben, daß unsere Darsteller wie die Götter spielen, daß wir dabei auf unser Geld kommen, daß wir unser Publikum, unsere Kritiker, ja selbst unsere Dichter zufrieden stellen, was ist das Ergebniß aller unserer Exclusivität? Daß wir unter uns gewesen sind. — Schöner Erfolg! Das Losungswort des Jahrhunderts ist die Bildungsverallgemeinerung, ist das Heranziehen des Volks zu den Genüssen der Leute von gutem Geschmack, ist das Aufthun unserer Bilderpalläste, unserer Lehranstalten, und die gepriesene „Erziehungsanstalt des Volkes," die Bühne, sollte sich absperren? Oder sperre ich mich etwa nicht ab, wenn ich aus der großen Arena, aus dem Operntheater, das für Alle Raum hatte, in den kleinen Kunsttempel umziehe,

---

und Talfourt hielt es, bei Herausgabe seiner dramatischen Arbeiten ausdrücklich für geboten, dieselben mit der Bemerkung zu entschuldigen: er habe über diesen leichten Spiele nichts Ernstes versäumt. NB. es handelte sich um Tragödien; man lese in diesem Betreff die Vorrede zu der neunten Auflage seiner „Tragedies;" sie datirt von 1848.

wo nur die kleine Heerde der Kunstkenner Platz findet? Entziehe ich dem Volke nicht die Gelegenheit, Gediegenes im Dramatischen kennen zu lernen? Verweise ich's nicht auf die schlechte Kost, mit welcher doch wenigstens ihm früher das Gute in den Kauf gegeben wurde?

So etwa raisonniren diejenigen, welche Vertrauen zu dem Bestehenden haben und jedenfalls das bekannte Erträgliche nicht gegen das Unbekannte vertauschen mögen.

Wir haben diese Meinungen und Ansichten zusammengestellt, da vor ganz Kurzem ein Verein zur Hebung der deutschen Bühne in's Leben getreten ist, und also die Frage, ob eine Abhülfe der bestehenden Mißstände möglich oder nicht, in diesem Augenblicke auf der Tagesordnung steht. Der Verein hat das Jubeljahr Shakespeares zu seinem Ausgangspunkte genommen und sich deßhalb Shakespeare-Verein genannt, als Gegensatz, wie es scheint, zu der Weimarer Shakespearegesellschaft, welche einzig den Cultus dieses Dichters auf ihre Fahne geschrieben hat. Ohne dem löblichen Streben der Shakespearegesellschaft und ihrer vorwiegend philologischen Aufgabe zu nahe zu treten, darf man die allgemeinere Theilnahme wohl dem Shakespearvereine prophezeihen, und die oben vorausgeschickten Gesichtspunkte haben die Gründe dafür vielleicht schon hinreichend deutlich gemacht.

Ueber Ziel und Mittel hat der Verein ein Rundschreiben veröffentlicht, das allgemein bekannt geworden ist.* Es ist kein Verein dramatischer Dichter, obschon auch solche mit dabei betheiligt sind. Die Tantièmefrage ist deßhalb nicht der Schwerpunkt der Vereinsaufgabe, und wenn eine würdigere Stellung der Producirenden, wo es sich um die Kunst handelt, auch immer wesentlich mit in Betracht kommen wird, so kann man dem Verein doch die Berücksichtigung aller übrigen hier einschlagenden Fragen zumuthen. Deren sind aber nicht wenige. Sie sämmtlich hier auch nur zu berühren, würde weit über die Grenzen dieser Anregung hinaus führen. Da es indessen darauf ankommt, durch eine möglichst mannigfache Beleuchtung diesem Gegenstande zu einer allseitigen Würdigung zu verhelfen, und ihn, wenn er denn einmal als des allgemeinen Interesses würdig erkannt ist, vor falschen Kurmethoden zu behüten, so wollen wir wenigstens festzustellen versuchen, auf was es bei der Sache ankommt.

Die Kunstseite der Frage über die Hebung der deutschen Bühne zerfällt in zwei Theile: es kommt einmal die producirende Kunst in Betracht, zum andern die reproducirende, also die Dichter auf der einen, die Schauspieler auf der andern Seite.

* Im Dresdener Briefe Nro. 23 d. J. haben wir einen Auszug aus den Statuten des Vereins gegeben.
Anm. der Red.

(Schluß folgt.)

Genf, Juni.

(Schluß.)

Ausstellung Calame'scher Bilder.

Hornung hat nun für sein in großem Maßstabe ausgeführtes Bild den Moment gewählt, wo unter der auf dem Molard versammelten Menge der Großweibel dem jugendlich schönen Prediger gegenüber erscheint, in welch letzterem uns der Künstler eine ächt apostolische Gestalt geschaffen hat, wie denn die ganze Scene an die Urzeiten des Christenthums in ideellem Sinn erinnert, während der Charakter der Zeit und des Orts meisterhaft festgehalten ist. Das ist der alte Molard, dieser Platz, der durch alle Jahrhunderte eine so große Rolle in der Genfer Geschichte gespielt hat, in seiner ursprünglichen Gestalt. Die Giebeldächer, überwölbten Vorhallen und finsteren Wände der hohen Häuser sind zwar heute zum größten Theil verschwunden; noch aber steht jener von zwei Thürmchen flankirte Thordurchgang, durch welchen der Blick auf die blaue Fläche des Sees fällt. Unter der dicht gedrängten Masse des Volks hat der Künstler viele Gestalten und Physiognomien scharf zu individualisiren gewußt, Haltung, Gewand, Gesichtsausdruck repräsentiren die verschiedensten Stände und Charaktere der Zeit. Da sehen wir eine kahlköpfige, lanzknechtsartige Kriegergestalt, den gezückten Dolch in der Hand, dicht zu den Füßen des Reformators; sie mag als ächter Vertreter jener vielgenannten Genossenschaft der Enfants de Genève gelten, die stets bereit waren, eine erlittene Beleidigung blutig zu rächen, und beim Becher so wenig zu fehlen, wie bei einem Strauß

mit den bischöflichen Häschern oder den savoyischen Löffelrittern. Da sehen wir herrliche Frauengestalten mit süßverlockenden oder andächtigen Blicken: sind es büßende Magdalenen oder fromme Patriciertöchter? Noch wenige Jahre vorher glänzten die Genfer Damen bei den ritterlichen Festen und Banketten, welche zu Ehren des Herzogs von Savoyen von der Stadt veranstaltet wurden; jetzt war ihnen das Licht der neuen Lehre aufgegangen. Dort der betende, in Andacht versunkene Mönch ist hingerissen von der neuen Heilsidee, die, aus dem Munde des gläubigen Jünglings vorgetragen, Ruhe und Frieden in das zweifelnde Herz des Klosterbruders zurückführt. Ueberall aber treffen wir ächte Nationalphysiognomien; wir können ihnen noch heute in den Straßen Genfs begegnen, und der ganz specifische Lokalcharakter tritt auch in jenem dicken Fuhrmann hervor, der im Hintergrunde auf seinem Weinkarren sitzend, ein ächter lemanischer Bacchuspriester, den Sermon mit anhört. So hat Hornung in diesem Stück, der Idee wie Durchführung nach, ein wahres Meisterwerk geliefert, welches die lange Künstlerlaufbahn dieses Malers würdig krönt. Wir hatten die Hoffnung, das Bild auch in den weitesten Kreisen Deutschlands bekannt werden zu sehen, da die Leipziger Illustrirte Zeitung es mitzutheilen gedachte; leider aber stellt das außerordentlich lebhafte Colorit einer Photographirung fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Doch wird das genannte Blatt wohl demnächst ein anderes der Hornungschen Bilder bringen und damit einen der genialsten Genfer Maler auch in Deutschland einführen.

In demselben Athenäum befinden sich gegenwärtig zwölf Calamesche Landschaften, welche von den hiesigen Besitzern derselben ausgestellt wurden, ein sehr dankenswerthes Unternehmen, welches dem Publikum Gelegenheit gibt, einmal eine zahlreichere Sammlung von Bildern des großen Genfer Meisters vereinigt zu sehen, als dieß je bei Lebzeiten desselben der Fall war. Wir notiren zur Vervollständigung unserer neulichen Skizze der künstlerischen Thätigkeit Calames hauptsächlich drei größere Alpenbilder. Zuerst einen Monte Rosa in Morgenbeleuchtung (August de la Rive gehörig). Auf den Schneebergen im Hintergrunde ruhen die ersten Strahlen der Frühsonne; sie gleiten über die Felsen des Mittelgrundes herüber auf eine Alpe im Vordergrund, die mit goldgrünem, thaufrischem Gras bedeckt ist, hie und da sind erratische Blöcke darüber hingestreut. An einem derselben lehnt ein Hirt, die warmen Sonnenstrahlen scheinen ihn eben erst aus dem Schlummer geweckt zu haben. Ganz in der Nähe blickt die klare Fläche eines Gebirgssees aus einem felsenumragten Grunde heraus. Heitere, nirgends getrübte Bläue bedeckt den ganzen Himmel, das junge Licht hat eben erst die Schatten der Nacht besiegt. — Das zweite Bild (gleichfalls Herrn de la Rive gehörig) zeigt den großen Eiger im Berner Oberland. Goldenes Licht lagert über der Landschaft; ein glänzender Nebelduft hüllt den Hauptgebirgsstock ein, seine Contouren erscheinen wie in magischen Umrissen hingehaucht. Im Vordergrund klafft eine grausige Felsschlucht, auf zackigem Stein hat sich ein Adler niedergelassen, nach Beute in den Abgrund hinab spähend. Eine täuschende Naturwahrheit, eine unendliche Poesie ist über das Bild ausgegossen; eine ächte Erinnerung an das Berner Oberland, wie sie die Seele des Naturfreundes für immer festhält, wenn ihn ein günstiges Geschick eine solche Beleuchtung in jener Gebirgsgegend schauen ließ. — Das dritte Bild (einem Fräulein de Morsier gehörig) unterscheidet sich hauptsächlich durch sein blaues Licht, seine gedämpften Farben von den beiden vorigen. Es stellt das Wetterhorn dar, ein Gegenstand, zu welchem der Künstler häufig zurückkehrte. Kalte Wolken ziehen am Horizont dahin, die bläulich dunkeln Seitenwände des Hauptgebirgsstocks scheinen sich in endlose Tiefen hinabzusenken. Eine Ziege auf einem Felsen des Vordergrundes dient als Staffage dieser Felsenwildniß, wie es denn überhaupt als ein Verdienst der drei genannten Bilder erscheint, daß die Staffage, wenn auch in untergeordneter Weise, berücksichtigt und das organische Leben in diese großartigen Darstellungen der Gebirgsnatur mithinein gezogen worden ist. In der so durchaus verschiedenen Beleuchtung der drei Stücke kann man die außerordentliche Mannigfaltigkeit Calames in den technischen Mitteln gründlich studiren und kennen lernen. Wie ich höre, sollen diese Ausstellungen Calamescher, in Genf befindlicher Bilder fortgesetzt werden, die Besitzer würden sich dadurch das Publikum nur in hohem Grad verpflichten und eine Schuld des großen Todten an dasselbe abtragen.

W. L.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. 26. August 1864.

Nicht genug, daß des Dichters Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen, es muß diese vornehmlich haben. — Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form, wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung ungefähr auch hervorbringen würde?

Lessing.

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Von innen herausschaffend bildet der Trieb des Lebens seine Organe und wird in ihnen nach außen wirksam. Von außen herein aber müssen wir sie zergliedern, um in ihrem Bau die Wirkung von dem zu erkennen, was wir nicht unmittelbar anzuschauen vermögen.

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.“

In dieser bescheidenen Lage, nichts als die todten Theile in der Hand zu haben, deren lebendiger Zusammenhang gelöst ist, ehe er sie berühren darf, befindet sich der Anatom, der den Körper nicht eher in seine Theile zerlegen darf, als wenn das Spiel der Kräfte in ihm erloschen ist. Trotzdem, oder vielleicht gerade deßhalb gewinnt er der Erkenntniß derselben die sicherste empirische Basis, wenn er sich stets bewußt bleibt, daß die Einheit der Organisation, deren Reste er in Händen hat, bereits aufgehoben ist, daß sie also eine lebendige Bedeutung nicht in und an sich selbst haben, sondern nur sofern sie noch erkennen lassen, wie sie dem in dem Ganzen, das sie bilden, enthalten gewesenen Leben haben dienen können. Er kommt so schließlich doch immer auf die Wirkung der geistigen Belebtheit als das letzte Ziel seiner Erkenntniß und ist nicht der Gefahr der Träumerei ausgesetzt, in welche der verfällt, welcher sich einbildet, das Wirken der Lebenskraft selbst unmittelbar betrachten zu können. Durch diese feste Basirung auf die Kenntniß der vereinzelten todten Theile, statt directen Eingehens auf die lebendige Einheit des Ganzen, auf die es in letzter Instanz eigentlich allein abgesehen ist, wird die Naturwissenschaft von den Organismen vor den Phantasien der Naturphilosophie leicht und sicher geschützt.

Ein gleicher Vortheil ergibt sich für die Betrachtung der kunstvollen Organismen, die der menschliche Geist hervorbringt in Religion und Kunst, wenn man auch hier von dem innersten Leben derselben mit Bewußtseyn absieht und die einzelnen übrig bleibenden Theile darauf ansieht, wie sie demselben gedient haben. Diese Unterscheidung ist um so nöthiger und nützlicher, wenn die Theile selbst geistiger Art sind und also leicht selbst für das eigentliche Leben und Wesen des Ganzen genommen werden können, wenn man dieses nicht vorher gehörig abgesondert hat.

An einem so zusammengesetzten Organismus wie die Tragödie ist, imponiren verschiedene Theile bei einer oberflächlichen Betrachtung als alleinige Hauptsache. Der eine hält die deutliche Vorstellung bedeutender Charaktere, der andere die Vergegenwärtigung einer interessanten Begebenheit, der dritte die Entfaltung allgemeiner Ideen für den wesentlichen Zweck und Inhalt. Die belebende Einheit der Gliederung eines Kunstwerkes ist aber immer nur die Hervorbringung einer bestimmten Stimmung im Gemüthe des Anschauenden, bei der Tragödie die Erregung eines reinen Mitgefühls. Wie aber diese erfolgt, ist am leichtesten zu erkennen, wenn wir jene einzelnen mitwirkenden Theile, die dargestellten Charaktere, Begebenheiten und Ideen einzeln darauf ansehen, wie sie dazu beizutragen geschickt sind. Eine solche anatomische Zergliederung der Tragödie soll hier im Umriß gegeben werden.

Die Anatomie gibt das Bild eines gesetzmäßigen Typus der Organisation, wie er sich bei allen Individuen einer bestimmten Art von Organismen wiederfindet. Dabei liegt natürlich die Zergliederung einzelner Individuen zu Grunde und man geht in der Regel auch von dieser bei der Darstellung des Typus aus, indem man an der Verbindung der Theile in einem Körper die Gesetze derselben für alle derselben Art zu erkennen sucht. Man kommt so am bequemsten gleich zu einer lebendigen Anschauung. Man erhält diese aber nicht frei von den kleinen besondern Eigenthümlichkeiten des besondern zur Zergliederung benutzten Individuums, und man erhält überhaupt ein mit der Fülle von Einzelnheiten der Form der Theile überladenes Bild, aus dem schwer ein einfach faßlicher Typus heraustritt. Sicherer gelangt man zu diesem, wenn man ein aus vielen einzelnen Individuen gleicher Art abstrahirtes Bild als allgemeines Schema voranstellt, und dieß dann nur durch Zergliederung eines einzelnen nachträglich zu bestätigen sucht. Dieß wird um so mehr bei solchen Bildungen anwendbar seyn, wo der kleinen Abweichungen von einer jeden allgemeinen Regel, der individuellen Züge in jedem einzelnen Falle so viel ist, wie bei Werken des menschlichen Geistes, der nie mit der Festigkeit von Naturgesetzen seine Typen wiederholt und sie dennoch im Allgemeinen immer wieder erkennen läßt. Deßhalb suchen wir von jedem Haupttheil der Tragödie zuerst eine aus allen classischen Beispielen hergeleitete Grundvorstellung zu gewinnen und sie dann besonders an einem vorzüglich gesetzmäßig gebauten Stücke durch Zergliederung nachzuweisen. Hierzu soll als hervorragendes Musterwerk der deutschen Tragödie der Wallenstein von Schiller gewählt seyn.

I.

Das erste, was zu einem Stücke gehört, sind die Personen, die darin auftreten. Wenn aber die Tragödie darauf abzielt, Mitleid zu erregen, so ist zuerst eine Person nöthig, der das begegnet, was unser Mitleid fordert, und dieses ist die Hauptperson des Stückes. Zur Herbeiführung und Vergegenwärtigung dessen, was ihr begegnet, dienen die Nebenpersonen.

Die Charaktere der Hauptpersonen in der Tragödie zeigen im Ganzen viel Uebereinstimmendes. Ein Mensch kann überhaupt auf zweierlei Art durch Bild oder Wort dargestellt werden, verschärft oder verallgemeinert, d. h. die eigenthümlichen Züge, wodurch er sich von dem Bilde unterscheidet, welches wir von einem normalen Menschen im Allgemeinen haben, können stark hervorgehoben seyn oder neben den allgemein menschlichen zurücktreten. Das letztere ist die Regel bei den Hauptpersonen guter Tragödien; und es muß so seyn, wenn viele Menschen im Stande seyn sollen, das, was jenen begegnet, mitzuempfinden. Denn wenn Jedem gleich etwas auffiele, worin der Held, der vor ihm erscheint, anders denkt und empfindet als er und die meisten andern seines Gleichen, so würde er sich schwer ganz an seine Stelle versetzen können und das muß er, um Mitleid mit ihm zu haben. Schiller sagt sehr richtig: „Wenn wir es nicht fühlen, daß wir bei gleichen Umständen ebenso würden gelitten und ebenso gehandelt haben, so wird unser Mitleid niemals erwachen.“

Im Charakter der meisten Menschen sind die verschiedensten Anlagen und Neigungen gemischt und die Eigenthümlichkeit einzelner Charaktere beruht nur auf dem Ueberwiegen der einen oder anderen. Soll deßhalb ein Charakter in seiner Eigenthümlichkeit dargestellt werden, wie dieß in der Comödie geschieht, so wird eine Seite desselben als alle andern beherrschend und unterdrückend dargestellt werden. Die tragischen Helden dagegen geben die widersprechendsten Fähigkeiten zum Guten oder Bösen, zur Freude oder Trauer zugleich zu erkennen. Nur der Drang der Umstände, der auf sie einwirkt, bringt diese oder jene mehr zum augenblicklichen Ueberwiegen. Ehe es aber dazu kommt, haben wir schon zu erkennen Gelegenheit gehabt, wie diese Fähigkeit von Haus aus durchaus nicht so überwiegend angelegt war. So ist z. B. mit Recht von Bodenstedt hervorgehoben worden, daß Othello sehr mit Unrecht sprichwörtlich ein Ausbund von Eifersucht ist. Vielmehr zeigt er in seiner schwärmerischen Liebe zu Desdemona von vorn herein das argloseste Vertrauen, so daß es nur dem teuflischen Intriguenspiel des Jago

und dem unglücklichsten Zusammentreffen kleiner, zweideutiger Zufälligkeiten gelingen kann, ihn durch die grundlosesten Zweifel an ihrer Treue in's Verderben zu stürzen. Eben darum aber ist dieß gerade so furchtbar ergreifend.

Im Thun und Leiden kann der Mensch den Einwirkungen fremder Mächte auf ihn einen unbeugsamen Willen entgegensetzen, oder sich widerstandslos von ihnen beherrschen lassen. Keines von beiden sehen wir an den Personen, deren Schicksal am reinsten und mächtigsten ergreifend auf uns wirkt. Jedes von beiden würde diesen Eindruck hindern. Um zu verhängnißvollen Thaten hingerissen zu werden, durch die wir einen Menschen sich selbst unglücklich machen sehen, muß er den Anreizungen dazu offen seyn, weil wir es sonst unbegreiflich finden, oder als frevelhafte Spielerei ansehen würden. Ein dämonischer Zug der inneren Neigung zum Unrechten, wie er in jedem schlummert, ist bei den tragischen Hauptpersonen deutlich erkennbar. Derselbe Mensch muß aber, ehe er diesem Zuge folgt, auch die Fähigkeit und Uebung des Zurückschreckens vor dem Unrecht zeigen, wenn er uns nicht mehr ein Gegenstand der Geringschätzung als der Theilnahme werden soll. So schwankend im Kampf zwischen der Lust zum Verbrechen und dem Abscheu davor erscheint Macbeth, und so wird er von vorn herein von seiner Frau geschildert:

„Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Groß seyn, doch dein Gewissen auch bewahren,
Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
Gewinn; doch widersteht dir's falsch zu spielen."

Dieselbe Verbindung von Empfänglichkeit und Widerstandsfähigkeit, wie sie sich hier der Anreizung zum verderblichen Handeln gegenüber offenbart, muß auch im Ertragen des Leidens vorausgesetzt werden, wenn es einen tiefen Eindruck machen soll. Der Mensch, den es betrifft, muß nicht ohne Gefühl, aber auch nicht ohne Fassung seyn. In dem Kampfe beider erkennen wir, wenn endlich das Leiden überwiegt, die Größe desselben. Jeder Mensch hat mehr oder weniger Anlage zu beidem, oder glaubt sie doch zu haben, und verlangt sie also auch an dem zu sehen, für den er sich lebhaft interessiren soll.

Wenn demnach die Hauptpersonen der Tragödie keine einseitig ausgezeichneten Charaktere sind und seyn können, sondern in gewöhnlicher Weise gemischte Naturen, so ist doch ein Unterschied zwischen ihnen und den gemeinen Durchschnittsmenschen, die Größe. Alle Anlagen zu äußerer Erregung, zu innerer Bethätigung sind bei ihnen vertreten, aber alle stärker. Sie zeigen das gesteigerte Maß der Aktion aller Kräfte, sie erscheinen daher als Helden, befugt und befähigt gewaltiger und freier Alles, was in ihnen arbeitet, mit stolzer Freiheit geltend zu machen, Menschen mit klarem Geist und warmem Herzen, Menschen, wie man sie sich wünschen kann. Daher die Liebe und die Hoffnungen, mit denen der alte Moor an seinem Karl gehängt hat, die er so herzzerreißend von dem rohen Franz sich muß vorhalten lassen. „Der feurige Geist, der ihn für jeden Reiz von Größe und Schönheit so empfindlich macht, diese Offenheit, die seine Seele auf dem Auge spiegelt, diese Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem Leiden in weinende Sympathie dahinschmelzt, dieser männliche Muth," das Alles sollte ihn „zu einem Helden, zu einem großen, großen Manne machen."

Das Alles sind Züge nicht eines eigenthümlichen, aber eines bedeutenden Menschen, für den die kleinlichen Schranken der Aengstlichkeit, der Verstellung, der Lauheit nicht existiren. Angeborene Freiheit, Wahrheit und innere Wärme des Geistes sind allen tragischen Hauptpersonen zukommende, für sie gewinnende Charakterzüge. Das Alles hindert nicht die Versetzung jedes Menschen, der überhaupt ein Kunstwerk genießen kann, in die Stelle des Helden. Denn jeder bildet sich leicht und gern ein, daß diese Eigenschaften auch in ihm nur schlummern und sich zeigen würden, wenn er auch in die zu ihrer Entfaltung nöthige außerordentliche Lage käme. In der That zeigt sich dann auch bei dem Vorgestellten erst nach und nach die vollkommene Erhebung über das gewöhnliche Maß durch das ungewöhnliche Schicksal, durch die Kämpfe, die in ihm sich bewegt haben. Er steigt auf eine Stufe der Freiheit und stolzen Sicherheit seiner selbst, auf der ihm der gewöhnliche Mensch, der in ruhiger Uebereinstimmung mit sich selbst fortlebt, nicht mehr ebenbürtig ist. Daher zeigen die tragischen Helden, besonders gegen das Ende, kein feines Ehrgefühl. Sie werden nicht von dem berührt, was den gewöhnlichen Menschen beleidigt. Als die letzten Römer in Shakespeares Cäsar zum letztenmal mit ihren Gegnern reden, braust Cassius auf bei den Schimpfreden derselben, Brutus beantwortet sie ruhig, ja fast freundlich, und erscheint gerade darin als der größere, den die Schmerzen um die zu Grabe gehende Freiheit weit über kleine persönliche Reizbarkeiten erhoben haben.

Von solchen Helden kann man es fassen, daß sie sich rücksichtsloser als andere von ihren starken Empfindungen, wenn dieselben einmal deutlich durchgedrungen sind, zum Kampfe mit überlegenen Mächten, seyen es physische oder moralische, hinreißen lassen,

dann aber auch die ganze Wucht des Schicksals zu tragen im Stande sind. Dadurch wird die Theilnahme an dem, was sie thun und leiden, ein so reines und erhebendes Gefühl, weil wir mit dem Eingehen in ihre Persönlichkeit einen größeren Maßstab der Menschheit in uns selbst finden. Wir können dann denken wie der Tempelherr in Lessings Nathan: „Ich will mit Männern lieber fallen als mit Kindern stehen."

In dieser hervorragenden Stellung des Helden, in dessen großem Thun und Leiden wir ganz aufgehen sollen, kann sich in der Regel nur Eine Person in jeder Tragödie befinden. Denn je mehr wir uns an ihre Stelle denken, um so mehr müssen wir den Eindruck aller andern sie umgebenden Menschen an ihrer Stelle auch auf uns wirken lassen, alle andern also uns gegenüber denken. An ihnen darf uns also auch immer mehr unterscheidende Charaktereigenthümlichkeit auffallen. Dieß gilt aber nicht von allen Nebenpersonen gleich sehr. Die einen stehen dem Helden so nahe, daß sie fast gleich mit diesem handeln und empfinden, daß wir also auch mit ihnen uns gleich fühlen können, ohne dem Antheil an dem Haupthelden entfremdet zu seyn; die andern stehen ihm feindlich gegenüber, müssen also auch uns stets fremd bleiben und von außen auf uns einwirken.

Unter den Personen, die dem Helden zur Seite stehen, können wir wieder zwei Gruppen unterscheiden, solche die mehr empfindlich als er, sein Leiden ganz, und ohne Fähigkeit es abzuwehren, mit ihm durchmachen, und solche, die mehr entschlossen als er, auf sein Thun einen entscheidenden Einfluß üben. Während in ihm Abhängigkeit und Selbstbestimmung sich mischen, erscheint in diesen beiden neben ihm beides gesondert.

Die Personen, welche den Haupthelden als nächste Theilnehmer an dem, was ihnen begegnet, zur Seite stehen, brauchen keinen Antheil an dem dämonischen Zug des unbändigen Willens zu offenbaren, wodurch jene ihr Schicksal herbeiführen, sondern nur lebendige Empfänglichkeit für die Wirkung. In dieser Reihe stehen daher die reinsten und zartesten Gestalten des ganzen tragischen Spiels. Es gehören dahin die Personen, welche mit den Haupthelden durch die nächsten menschlichen Bande vereinigt sind, und dadurch von allem, was ihnen begegnet, mitbetroffen werden, Verwandte, Freunde und besonders treue Liebende, wie Portia, die Gemahlin des Brutus, im Julius Cäsar, wie Egmonts Clärchen und Leonore, die Frau des Fiesco. Sie beobachten die feinsten Aeußerungen der gewaltigen Erschütterungen, von denen die Brust des Helden bewegt wird, wenn sie noch kein anderes Auge bemerken würde, und zeigen sie uns. So in König Heinrich IV. Lady Mortimer, die Gemahlin Heinrich Percys, die ihren Heißsporn bei Nacht belauert, wie er im Traume sich kämpfend abarbeitet, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt und sein Gesicht aussieht, wie das eines Mannes, der im heftigsten Rennen plötzlich den Athem anhält. Wenn wir uns den Eindruck vergegenwärtigen, den das Leiden der Hauptperson auf diese ihnen zunächst Stehenden macht, so kann unsere Theilnahme für sie selbst nur gesteigert werden.

Diese Uebereinstimmung des Verhältnisses, in welches sich unser Gefühl zu den gemeinsam Betroffenen setzt, kann so weit gehen, daß sie abwechselnd in verschiedenen Theilen des Stückes als Hauptperson erscheinen. So beschäftigt uns in Euripides Iphigenie in Aulis zuerst nur Agamemnon, der sich mit Widerstreben entschließt, seine Tochter zu opfern, nachher mehr diese selbst. In der Regel ist aber doch Eine Hauptperson ununterbrochen Hauptträger des Interesses. Namentlich treten, wenn ein zerstörtes Liebesglück den Mittelpunkt einer Geschichte bildet, beide Betheiligte fast gleich sehr in den Vordergrund; aber gerade die Liebe selbst wird man doch vorzugsweise mit dem einen Theil für den andern empfinden. Der erste ist dann die Hauptperson und als solche ein gemischter Charakter. Dem gegenüber kann der andere Theil, welcher uns mehr nur als Gegenstand der Empfindung des ersten gegenübertritt, schon etwas eigenthümlicher charakterisirt und dadurch im engeren Sinne liebenswürdiger erscheinen, weil sich ja gerade an die Eigenthümlichkeiten des Charakters die Neigung anheftet. So ist Clavigo der tragische Hauptcharakter, gemischt aus rücksichtsloser Selbstüberhebung und feiner Empfänglichkeit für die reinste Neigung und den Schmerz über die Verflüchtigung derselben, Maria dagegen ganz einseitig nur nach der letzteren Seite ihm gleich und dadurch mit ihm unglücklich.

Auf der andern Seite sind den aus offenem Gefühl und unnahbarer Energie gleich gemischten Hauptpersonen auch solche nebengeordnet, welche nur die letztere rein darstellen, nicht sowohl mit ihnen empfinden, als ihr Thun bestimmen. In ihnen entwickelt sich mit harter Consequenz die verhängnißvolle Energie der Leidenschaft. Mit überlegener Klarheit und Bestimmtheit drängen sie zur Geltendmachung derselben ohne alle Scheu vor weicheren menschlichen Regungen, für die sie wenig Sinn und Verstand zeigen. Sie stehen der Hauptperson dadurch im Ganzen ebenso nahe wie jene, unserem Gefühle aber keineswegs. Wir bewundern in ihnen die Kraft des Willens, aber wir können nicht mit ihnen empfinden. Sie stellen uns

die Seite des Haupthelden dar, durch deren Ueberhandnehmen er zu Grunde geht, ohne die, welche uns dieß als Folge einer traurigen Verwicklung bedauern läßt. Brutus leidet bei dem Plane zur Ermordung Cäsars an einer tiefschmerzlichen Unsicherheit. In Cassius ist der Gedanke ohne alle Bedenken wirksam. Ebenso bietet auch hiefür Clavigo ein vortreffliches Beispiel in der eckigen Figur des Carlos. Mit einer Entschiedenheit und Sicherheit, die einer besseren Sache würdig wären, will er das Glück seines Freundes durch kaltes Abstreifen der Neigung zu Maria von einer, wie ihm scheint, hemmenden Fessel befreien. Der Gedanke der Treue ist ihm fremd und kann ihm nicht imponiren, weil er bei Clavigo, wieder erwacht, doch nicht eine der seinigen ebenbürtige Festigkeit erlangt. Das böse Princip, das in dem Haupthelden mit dem besseren herzergreifend ringt, tritt uns in ihm selbstständig gegenüber, und mit Schaudern sehen wir es den Sieg erringen. Mephistopheles ist die bewußt abstrakte Carricatur davon.

Noch fremder und kälter sind uns die Personen gegenüber gestellt, die mit dem Haupthelden nichts gemein haben, ihm feindlich entgegen arbeiten. Sie sind uns nur von der Seite dargestellt, von der sie ihm erscheinen, als gefühllose Gegner, und können auch, weil wir uns gar nicht in ihre Lage versetzen sollen, von einer einseitigen Eigenthümlichkeit gekennzeichnet seyn; ihr Handeln wird uns zwar klar, aber nicht so natürlich erscheinen, daß wir den Drang dazu theilen könnten. Darum braucht es aber keineswegs immer an sich ganz unberechtigt zu seyn, wie das uns menschlich näher gerückte der Hauptperson es ist, und besonders in den sie treibenden Nachhelfern sich deutlich zu erkennen gibt. Dieß macht gerade die Theilnahme an den Unglücklichen, die wir in begreiflicher Aufregung verhängnißvoll fortgerissen sehen, zu einem so reinen Gefühl, daß wir ihren Gegnern Recht geben müssen, und doch mit dem Herzen nicht lebhaft auf ihre Seite treten, jene gleichgültig fallen sehen können. In der Durchführung dieses Gegensatzes ist Euripides unübertroffen. In seinen großartigen Stücken sind die Helden oder vielmehr Heldinnen Barbaren, und als solche unterdrückt und zugleich gewaltsam widerstrebend leiden und thun sie Entsetzliches. Medea, von Jason treulos verlassen, würgt ihre Kinder, Hekuba den Mörder ihres Sohnes. Ihnen gegenüber stehen die Griechen als die nach der Auffassung des Dichters und seiner Zuschauer in Athen berechtigteren Gegner; Odysseus und Menelaos, die Führer gegen Troja, handeln consequent überlegen gegen die barbarische Rohheit. Selbst der treulose Jason, der seine erste, aus dem Lande der Barbaren von der berühmten Abenteuerfahrt mitgebrachte Gattin und Mutter seiner Kinder verstößt, um durch eine neue Verbindung mit einer griechischen Königstochter eine festere Stellung zu gewinnen, weicht von der Anschauungsweise der Zuschauer, wie sie Euripides voraussetzt, nicht weit ab. Auch sie werden denken, die Fremde sey für die rückhaltlose Hingebung, mit der sie ihm nach Griechenland gefolgt ist, schon belohnt genug dadurch, daß sie in der Heimath der höheren Gesittung aufgenommen und bekannt geworden sey. Trotzdem mußte, wie uns, so auch schon den stolzesten Athener ihre trostlose Lage und die rohe, aber wahrhaft menschliche Aufbäumung ihrer Natur menschlich rühren, und die Kälte, mit der Jason ihr gegenüber tritt, im Vergleich damit ganz kalt lassen, selbst wenn er Barbaren gegenüber eben so unmenschlich handeln zu dürfen glaubte.

Hinter den großen Gestalten allen, Haupthelden der Tragödie mit Genossen und Gegnern, stehen endlich in näherer oder entfernterer Beziehung zu beiden die vollkommen untergeordneten Nebenfiguren, die in der alten Tragödie als Chor zusammengefaßt waren. Sie drücken die Stimmung bescheidener Zuschauer gegenüber den großen Thaten und Leiden der gewaltigen Helden aus. Sie können wie die Zuschauer die Leidenschaft der Helden mitfühlen, ohne sie doch zu theilen.

Blicken wir nun auf Schillers Wallenstein, so scheint gleich die Hauptperson kein sehr sprechendes Beispiel von dem unbestimmten Charakter zu geben, den wir als allgemeinen Typus eines tragischen Helden voraus gesetzt haben, von jener allseitig ausgebildeten, mit sich selbst oft streitenden Mischung verschiedener Anlagen. Die Geschichte gibt ein viel einfacheres, schroff eigenthümliches Bild von Wallenstein, und Schiller unterläßt nicht, uns gleich im Prolog daran zu erinnern, ihn uns als einen „verwegenen Charakter" vorzustellen:

„Der ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel."

Doch ganz entgegengesetzt diesem rohen, abstoßenden Eindrucke, der in der Geschichte von Parteileidenschaften gesteigert oder bemäntelt fortlebt, faßt der Dichter seine künstlerische Aufgabe ihm und uns gegenüber:

„Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerste führt sie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück.
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang."

Der Mensch als solcher, als ein uns allen gleich empfindendes Wesen, soll uns, aus dem verwegenen Charakter

herausgeschält, noch als Gegenstand der Theilnahme gezeigt werden.

Wie der Dichter dieß bewirkt hat, legt er selbst noch deutlicher in dem Abriß dar, den er vom Charakter des Helden in den Briefen an Körner gibt. Er hat den Grundzug des Ehrgeizes in ihm nicht verwischt, aber durch andere aufgewogen, mit denen er sich unter glücklicheren Umständen zur reinsten und glänzendsten Heldengröße hätte mischen können. „Herrschsucht füllt seine Seele nicht aus — er war empfänglich für Freundschaft — war geneigt zum Vertrauen — und eben diese liebenswürdige Inconsequenz stürzte ihn." Liebenswürdige Inconsequenz, also das Gegentheil einer festen Charaktereigenthümlichkeit, das ist der Grundzug und die disponirende Eigenschaft für den tragischen Helden. Zwar in der vollen tragischen Verwicklung hat ein verhängnißvoller Zug alle andern Fähigkeiten Wallensteins überwachsen, so daß der vorher wärmste Anhänger zu ihm sagen kann:

„Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu schließen,
Folgst du des Herzens wildem Trieb allein."

Früher aber hat sich in dieser reinen Seele das Bild seines großen Herrschtalents ganz anders gespiegelt, hat derselbe Max ihn als die edelste, des seltensten Vertrauens werthe Natur gefeiert, und noch als er schon weiß, zu welchem Schrecklichen sie verirrt ist, ruft er sein besseres Selbst in ihm an:

„Sieh, deine reinen edeln Züge wissen
Noch nichts von dieser unglücksel'gen That,
Nur deine Einbildung befleckte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner Hoheit blickenden Gestalt."

Dieß soll auch keine Täuschung seyn, denn auch nachdem der Entschluß zu dem Verbrechen gefaßt ist, das die wilde Herrschsucht zu wagen antrieb, ist sich Wallenstein selbst noch aller besseren sittlichen Motive klar bewußt, die ihn hätten davon abhalten müssen, und ist mit stetem inneren Widerstreben in das Netz der Versuchung gegangen, in das er sich arglos spielend verstrickt hat. Freilich sind auch sonst schon alle rein menschlichen Züge in ihm durch den beständigen Reiz zum alleinigen Ringen nach Ansehen und Einfluß, der in seiner ganzen Laufbahn gelegen hat, ziemlich verdunkelt und verzerrt, aber doch nicht ganz unkenntlich gemacht. Die Liebe des Vaters zu seiner Tochter ist freilich nur eine ziemlich äußerliche, wenig tief menschlich eingehende, wenn sie nur darauf ausgeht, eine Krone auf ihrem Haupte sehen zu wollen, und die Wünsche und Neigungen in ihrem eigenen Herzen spöttisch gering schätzt; aber als ihr zertretenes Glück ihm zu Füßen liegt, erwacht doch ein innigeres, verwandteres Verständniß dafür in ihm als in der übrigen theilnehmenden Familie. Sein blindes Vertrauen zu einzelnen Personen hat sich freilich zu einer Thorheit ausgebildet; aber es ist eine Thorheit, die eine fast kindlich unverdorbene Seele erscheinen läßt.

Wenn aber alle diese Züge sich bei Wallenstein in der That nicht so frei und offen enthüllen, wie man es sehen möchte, ehe sie verhüllt werden, so bedurfte er mehr als andere große tragische Helden der Ergänzung durch eine Nebenfigur der Art, wie sie die edlere Seite einer heroisch gemischten Natur abspiegelt ohne den Zusatz der dämonisch entgegen arbeitenden bösen Neigung seines Innern. Eine solche idealische, rührend ansprechende Seitenfigur ist darum hier so ausgebildet, wie in keiner andern classischen Tragödie, eben so glatt ausgesondert und scharf dem ganzen Helden zur Seite gestellt, wie das Gegentheil, der nur dämonische Theil neben Faust in Mephistopheles. Schiller selbst sagt von Wallenstein: „Um uns für ihn zu gewinnen, war Max schlechterdings nöthig." Wallenstein selbst kommt sich durch den Tod des jungen Freundes kurz vor seinem eigenen schon wie verstümmelt vor und blickt auf ihn wie auf sein besseres Selbst zurück: „Denn er stand neben mir wie meine Jugend." Trotz dieser idealischen Färbung, mit der Max als einzige rein erfundene Figur in der Reihe der historischen Kameraden von grob realistischen Physiognomien auftritt, ist er doch nicht zu einer unwahren Erscheinung verflüchtigt, sondern als begeisterter reiner Verehrer des fertigen Helden ganz lebendig. Ja seine Entstehung im Geiste des Dichters entbehrt gar nicht aller historischen Grundlage. Die meisten Hauptleute der Wallensteinschen Armee waren, würdig der Horden, welche sie führten, zusammengelaufene Abenteurer, denen an der Sache, für die sie kämpften, wenig oder nichts gelegen war. Eine rühmliche Ausnahme machte Pappenheim, ein Landeskind und eifriger Katholik, der mit Interesse für die kaiserliche Sache im Reiche sich schlug, zugleich aber auch ein ganzer Soldat und schwärmerischer Anhänger des Friedländers. Es liegt sehr nahe, daß man sich denkt, wie dieser sich zu einer schmerzlichen Wahl, einem Kampfe zwischen der Pflicht gegen den Kaiser und der Anhänglichkeit an Wallenstein hätte gedrängt sehen müssen, wenn er den Verrath des letzteren noch mit erlebt hätte. Gewiß nicht ohne Beziehung hierauf hat ihm Schiller aus der fingirten eigenen Wahl seines Regiments den jugendlichen Nachfolger geben, und diesen dann nachher auch ganz wie

ihn enden lassen, indem er mit den kühnen Reitern vergeblich tapfer voranstürmt.

Eine ganz andere Art von Ergänzung ist ihm dagegen in der Gräfin Terzky gegeben. Bei ihr zeigt sich die andere Seite seines Wesens, die Leidenschaft, die nur in der vollen Bethätigung seiner Fähigkeit zum Steigen über die Häupter der Menge eine nie zu erfüllende Befriedigung sucht, zu voller Consequenz gesteigert, mit der sie ihn verhängnißvoll fortreißt.

Ein ganz ähnlicher Repräsentant der Consequenz des rücksichtslosen Handelns ist auf der Seite der Gegenpartei Buttler. Die Hauptperson derselben aber, Octavio Piccolomini, ist im Grunde ein ruhig gemäßigter braver Mann, der nicht mehr und nicht weniger thut, als seine vorgeschriebene Schuldigkeit. Kann auch selbst in seinem Sohne der Verdacht aufsteigen, daß er mit Vorsatz den Sturz Wallensteins habe betreiben helfen, um in Folge desselben selbst zu steigen, so ist derselbe doch durch nichts deutlich begründet, und Schiller bezeugt auch, daß er ihn durchaus nicht habe verabscheuwürdig darstellen wollen. Wir müssen ihm fast eben so vollkommene Berechtigung seines Handelns zuerkennen, wie seinem Sohne; aber dennoch gewinnt er nicht den warmen Antheil von uns, wie jener, und der Held, den sie beide stürzen helfen. Denn er thut seine Schuldigkeit mit Ruhe. Zwar sollten wir uns darüber nicht beunruhigen. Wenn wir aber das rührende Zutrauen sehen, mit dem sich Wallenstein, wenn auch in noch so schlechter Sache auf ihn verläßt und eben dadurch von ihm übervortheilt wird, muß er auch uns ein Gegenstand der Abneigung seyn, wenn wir ihm auch nichts vorzuwerfen haben.

Alle andern Nebenpersonen ordnen sich diesen Hauptrepräsentanten leicht neben. Am meisten ohne eine nach einer Seite hin neigende Eigenheit ausgezeichnet steht als theilnehmender Zuschauer am Ende des Stückes der bescheidene Jugendfreund des gewaltigen Helden. Gordon ist das volle Gegentheil jeder Art von Heroismus. Er drückt als Chor den Sinn des Zuschauers aus, wenn er zu dem ganz willenstarken und gefühllosen Buttler sagt:

„O Gott! Was seyn muß, seh' ich klar, wie Ihr,
Doch anders schlägt das Herz in meiner Brust."

(Fortsetzung folgt.)

Späte Heimkehr.

(Fortsetzung.)

Es war früh am andern Morgen, als der alte Herr erwachte. Wie er die Augen aufschlug, sah er sich einen Moment ungewiß um; dann streifte er die Bettvorhänge zurück und sah fröhlich durch das Fenster auf das Rathhaus hinüber.

„Mir hat so oft geträumt, daß es so sey," sagte er, während er sich rüstig erhob, „daß man zuletzt die Wirklichkeit für Traum hält." Er blickte nun hastig auf seine Uhr, aber sie zeigte kaum die achte Stunde. So ließ er sich Zeit und kleidete sich sorgfältig an. Erst wie er sich überzeugt hatte, daß Alles auf's Genaueste saß, schellte er und ließ sich Frühstück bringen.

Der Wirth kam mit dem Kellner und erkundigte sich nach dem werthen Befinden seines Gastes. Er las indeß die Antwort schon in dem heitern Gesicht des Alten, das mit den freundlichen Augen heut ganz anders in den Tag hinausblickte als gestern. Nur eine gewisse erwartungsvolle Unruhe, jedoch mit ganz vom früheren verschiedenem Ausdruck lag auch jetzt noch darin. Er blickte während der Unterredung mit dem Wirth, die sich um Stadtbegebenheiten aus älterer und neuer Zeit bewegte, häufig auf die Uhr und zog ungeduldig die weißen Brauen zusammen. Endlich kam die Sonne über den Dächern der Markthäuser herauf und glitt schräg über den Fußboden bis an seine Füße hinan. Da nahm er Hut und Stock und schritt mit dem Bemerken, daß Geschäfte ihn aufzubrechen nöthigten, die Treppe hinunter.

Indeß schien er sich, wie er ins Freie gekommen, doch nicht sehr zu beeilen. Er stand oft schwankend, ob er hier oder dorthin abbiegen sollte, und man sah, daß er, um die Zeit zu verkürzen, planlos die Stadt durchwanderte. Alles jedoch, woran er vorüberkam, erregte sein Interesse. Musternden Blicks ging er den

Hafen entlang; dann ließ er sich in einem Nachen über den Fluß setzen und schritt auf den hohen Anlagen, die er gestern bei seiner Ankunft auf der Eisenbahn gekreuzt, fast rund um die Stadt. Seine Augen glänzten froh, wenn er ab und zu lächelnd in die Ferne, einem grauen Dach oder schiefgeneigten Thurm zu, hinübernickte. Dabei vergaß er ganz, auf seine Uhr zu sehen, und erst die hohe Sonne mahnte ihn daran. Er that es; dann schritt er eilig weiter, in eine hohe, schattige Allee hinein, an deren Ende man durch ein altes Thor, wie durch ein Doppelteleskop in die Straße hinausschaute. Es war dieselbe, in der er am Abend zuvor gewesen; nur kam er von der andern Seite, und das Haus, vor dem er gestern inne gehalten, lag näher hieher zu.

So hatte er es bald erreicht; es schien von außen heut Morgen fast ebenso einsam, auch in der sonnigheißen Straße schlichen nur wenig Fußgänger im knappen Schatten der gegenüberliegenden Giebel daher. Nur die Thür des Hauses stand weit offen und wie er über die Schwelle trat, sah er im Hintergrunde des mächtigen Steinflurs ein Dutzend Arbeiter mit Auf- und Abladen großer Waarenballen beschäftigt. Dazwischen scholl lärmend das Zuhämmern und Aufbrechen von Kisten; doch seltsamer Weise drang das Getöse kaum auf die stille Straße hinaus, sondern verklang wiederhallend an den Wänden des ungeheuren Vorplatzes. Dicke Taue hingen aus dem ersten Stockwerk auf denselben herab und gingen langsam mit Säcken an den massiven eisernen Haken auf und nieder.

Der alte Herr war unter dem Eingang stehen geblieben und blickte starr darüber hin. Ein Ausdruck unendlicher Freude und Bewegung lag in seinen Augen, aber sie ruhten nicht auf der bunten, thätigen Gruppe, sondern weit hinter ihr auf den grünen Lindenästen, die durch die offene Hinterthür des Flurs hereinwinkten. Zwischen ihnen durch, in weiter Perspektive sah man über Rasenplätze und Blumenbeete in üppiges, sonnebeglänztes Gebüsch hinab. Und dort hinab irrten die Augen des Alten wie ein Traum; er dachte nichts, er sah nur den weiten, sonnigen Garten, den die Schornsteine der Industrie nicht verdrängt, den er verloren gegeben wie alles Andere, und ihn gerade hatten sie verschont — ihn allein.

Er hätte sich vielleicht dessen weiter erinnert, was der Wirth ihm gestern gesagt; doch jetzt trat Einer von den Arbeitern an ihn heran, der ihn dem Anschein nach unschlüssig dastehen sah, und fragte nach seinem Begehren. Der Alte fuhr aus seinem Sinnen auf: „Sind hier im Hause Zimmer zu vermiethen?“ fragte er rasch.

Der Arbeiter mochte etwas Anderes erwartet haben und zuckte nachlässig die Achsel. „Geht mich nichts an, müssen oben fragen,“ antwortete er kurz und ging an seine Arbeit zurück.

„Ja so, was geht's ihn an?“ wiederholte der Alte lächelnd. „Was hätt's mich angegangen?“ Er stieg nun die breite, etwas dunkle Treppe in den ersten Stock hinan. Auf der obersten Stufe begegnete ihm eine hübschgekleidete flinke Hausmagd mit einem Strohkorb am Arm, der er seine Frage wiederholte.

„Ich weiß nicht; ich glaube es ist davon gesprochen worden,“ erwiederte sie freundlich, indem sie den Korb auf einen Flurtisch setzte; „einen Augenblick, ich will die Herrschaft fragen.“

Sie verschwand in einer hohen, geschnitzten Flügelthür, die der Alte kopfnickend betrachtete. Drinnen hörte er noch eine Thür knarren: „Wie sieht der Herr aus, Anna?“ fragte eine Stimme aus dem hinteren Zimmer. Dann ward es eine Weile still und der Alte stand in Gedanken versunken auf das Treppengeländer gebeugt und sah dem regen Treiben auf dem untern Vorplatz zu. Er fuhr plötzlich auf, denn eine helle Mädchenstimme, die er schon gehört zu haben glaubte, rief durch die geöffnete Hofthür von unten herauf: „Anna, wo bleibst du mit dem Korb?“ Nur konnte er sich nicht besinnen, wann er die Stimme gehört hatte, ob kürzlich oder vor unendlich langer Zeit, und er beugte sich noch weiter über das Geländer, um bis an den Platz hinunterzublicken, wo die Rufende stehen mußte; aber im selben Augenblick öffnete sich die Flügelthür wieder, das Hausmädchen trat heraus und sagte, dieselbe offen haltend: „Die Herrschaft läßt den Herrn bitten, einzutreten.“ Sie schloß die Thür wieder hinter dem Alten zu und er hörte noch, wie sie eilig die Treppe hinabhüpfte.

Das Zimmer, in welchem er jetzt stand, war leer, die gegenüber befindliche Thür indeß nur angelehnt, und er ging rasch auf dieselbe zu. In der Mitte jedoch blieb er plötzlich stehen; es überkam ihn wieder wie am Abend vorher, als er zuerst das Haus erreicht, denn er legte fast zaghaft die Hand auf's Herz und blickte stumm an den Wänden umher. So gewahrte er nicht, daß die angelehnte Thür sich ganz geöffnet hatte und eine stattliche, ungefähr fünfzigjährige Frau, die indeß noch immer Spuren von ungewöhnlicher Schönheit zeigte, auf der Schwelle stand und ihn mit etwas verwunderten Blicken betrachtete. Sie hatte eine von ihm unbemerkte, einladende Handbewegung gemacht; endlich sagte sie mit ziemlich nachdrücklicher Betonung, in der sich unverholenes Erstaunen aussprach: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, mein Herr!“

Der Alte drehte sich hastig um und entschuldigte sich. Er sagte, er komme aus Amerika, und die ungewöhnliche, alterthümliche Bauart falle ihm auf und errege ihm hohes Interesse. Er hatte seinen Namen genannt und eine achtungsvolle, der Höflichkeit der alten Zeit entsprechende Verbeugung gemacht, die das augenblickliche Mißfallen über sein Benehmen, das sich in den Zügen der Frau ausgesprochen, verlöscht zu haben schien. Sie wiederholte ihre Einladung in das anstoßende Zimmer zu treten, indem sie voranging und zu ihm umgewendet sagte: „Wir haben allerdings über unbewohnte Zimmer im zweiten Stock zu verfügen, Herr Sterneck, für die ein ruhiger Miethsmann meiner Mutter, der das Haus gehört, erwünscht wäre. Aber sie liegen nach hinten, auf den Garten hinaus.“

Freudige Ueberraschung flog über das Gesicht des Angeredeten. „Werden die Zimmer nicht mehr von den jungen Leuten bewohnt?“ stieß er rasch heraus. Er hatte es zu unwillkürlich gesprochen, und die Verwunderung der Frau über seine Kenntniß ihrer Hausordnung bemerkend, wollte er etwas hinzufügen. Aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen; er fühlte wie ein Schauer seinen Körper durchlief, der sein Gesicht mit Todtenbläße überzog. Seine Kraft war dahin; er starrte noch einen Augenblick ausdruckslos auf die alte, hohe Gestalt, die sich drüben am Fenster aus dem Lehnsessel emporgehoben hatte, und setzte sich ohne Besinnung auf einen Stuhl, während Hut und Stock seiner Hand entglitten und geräuschvoll auf den Boden rollten.

„Wer ist da, Henriette?“ rief rasch die Gestalt im Hintergrunde, die der alte Herr bis dahin nicht bemerkt und die ebensowenig von seiner Anwesenheit Notiz genommen hatte. Sie hatte vielleicht Aehnlichkeit mit der Hausfrau; nur floß ihr volles Haar schneeweiß, gerade so weiß wie das des alten Herrn, um ihre alten Schläfe, und in dem hageren Gesichte lag weit mehr Strenges, ja Herbes als in dem besonnen würdevollen der jüngeren Frau. Ihre Augen blickten ins Leere hinaus; man sah es jetzt deutlich, wo ihre Züge sich gewaltsam anspannten, den Raum bis an die Thür mit der fast erloschenen Sehkraft zu durchdringen. Sie hatte theilnahmlos am Fenster gesessen und mechanisch ihr Gewebe mit den Händen fortgeflochten. Nur wie der Alte zu sprechen begonnen, war es ihr aus der Hand gesunken; sie fuhr hastig über die Stirn und richtete sich aus dem Sessel in die Höhe. Aber es war nur ein Augenblick; wie sie keine Antwort auf ihre Frage erhielt, setzte sie sich wieder; auf ihren Zügen kehrte der herbe Ausdruck zurück, der vorhin auf ihnen gelegen, und die mageren Finger setzten ihre Arbeit gleichgültig fort.

Von dem Allem bemerkte indeß die, welche sie Henriette genannt, nichts. Diese hatte den Fremden bei seiner auffallenden Antwort erstaunt angeblickt und schon den Mund zur Frage geöffnet, als sie ihn plötzlich umsinken und den weißen Kopf leichenbleich an die Stuhllehne zurückfallen sah. Ihr ganzes Wesen machte den Eindruck der Sicherheit und Entschiedenheit; aber das Unerwartete dieses Zufalls schien sie aus der Fassung zu bringen, denn sie blickte sprach- und regungslos auf den Alten hin.

Draußen auf der andern Seite des Zimmers ertönte jetzt eine heftige Stimme: „Und ich sage Ihnen, Ernst, wenn sich der Fall noch einmal zuträgt, so können Sie gehen. Dazu besolde ich Sie nicht. Was für dummes Zeug Sie in Ihren Freistunden treiben, ist mir gleichgültig; aber im Comptoir will ich keine Allotria. Merken Sie sich's, ich sage es Ihnen zum letztenmal.“

Eine andere leisere Stimme schien zaghaft etwas darauf zu erwiedern, aber sie wurde durch das Aufreißen der gegenüberliegenden Thür unterbrochen und der erste Sprecher trat mit lauten Schritten ein. Sein Gesicht war nicht aufgeregt wie man es nach den heftig gesprochenen Worten erwartet hätte; er ging mit einem ruhigen: „Guten Morgen, Frau Mutter,“ auf die alte Dame im Lehnsessel zu, das diese gemessen erwiederte. Erst jetzt wendete er sich um und gewahrte den Alten, der bei dem lauten Gespräch von seinem Stuhle aufgefahren war und ungewiß um sich schauend vor der noch immer bestürzten Hausfrau dastand.

Der zuletzt Eingetretene richtete einen Moment nachdenkend seine Augen auf ihn, dann ging er schnell auf ihn zu. „Ei, Herr Sterneck,“ sagte er, ihm höflich die Hand bietend, welcher der Alte stumm die seinige überließ, „es ist hübsch, daß Sie uns so bald das Vergnügen verschaffen. Sie bleiben doch bei uns heute Mittag?“

Der alte Herr sah ihn starr an; endlich besann er sich und bewegte fast unmerklich die Lippen. „Herr Brunner?“ sagte er; doch dieser fiel ihm ins Wort: „Sie haben sich meiner Frau, wie ich sehe, bereits selbst vorgestellt. Darf ich Sie auch meiner Schwiegermutter präsentiren: Frau Dahlgren — Herr Sterneck aus Philadelphia, der Herr, von dem ich Ihnen als meinem Reisegefährten erzählt.“

Die alte Dame am Fenster erhob sich mit steifer Würde, während der Vorgestellte auf sie zuschritt und ihren Gruß mit einer tiefen Verbeugung erwiederte. Er hatte die Lippen geöffnet, aber es kam kein Laut aus ihnen hervor; statt dessen neigte er sie schnell auf die Hand der Alten herab, die er ehrerbietig gefaßt

hatte. Es glitt ein Zug triumphirender Befriedigung über das strenge Rococogesicht. Sie hatte nicht gefühlt, daß die Lippen gezittert, wie sie, fast länger als der alterthümliche Gruß erheischte, die welke Hand berührt, aber sie blickte mit stolzem Anstand auf das danebenstehende jüngere Geschlecht, das sich der respektvollen Sitte der Väter mehr und mehr entfremdet. Dann erwiederte sie mit sicherer Verneigung die Achtungsbezeugung des Fremden und sagte mit fester Stimme: „Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Herr Sterneck, Sie häufig in meinem Hause zu empfangen. Es ist traurig, daß unsere Zeit jenseits des Oceans Vertreter des guten Brauches und der Achtung vor dem Hergebrachten suchen muß; doch um so mehr weiß ich Ihren Werth zu schätzen. Sie sind mir willkommen."

Brunner zuckte hinter ihrem Rücken leicht die Achsel, während der Alte stumm in das verrunzelte Gesicht der Sprecherin blickte, die sich würdevoll wieder in ihrem Sessel niedergelassen, nachdem sie mit einer unnachahmlichen Handbewegung ihn eingeladen, in dem gegenüberstehenden Platz zu nehmen. Ein wehmüthiger, fast schmerzlicher Zug lag um seine Mundwinkel; peinliche Stille herrschte in dem Zimmer. Die Frau vom Hause brach endlich mit angenommen gleichgültiger Stimme das allgemeine Schweigen: „Herr Sterneck sprach, wie du eintratst, gerade mit mir über unsere miethfreie Wohnung, als, ich weiß nicht, ein plötzlicher Unfall —"

„Ich war etwas zu rasch und weit in der Hitze gegangen," versetzte der Alte schnell, „und bedaure, wenn ich Sie durch meinen augenblicklichen Schwindel erschreckt habe. Es bedeutet nichts, wie Sie sehen."

„Sie haben sich also entschlossen, länger bei uns zu bleiben?" sagte Brunner. „Es freut mich um so mehr, wenn wir so nachbarlich zusammen wohnen, und ich hoffe dann, wie meine Schwiegermutter Ihnen bereits ausgedrückt, Sie oft hier unten zu sehen."

Er hatte das letzte mit nachdrücklicher Betonung gesprochen, aber die alte Dame gab kein Zeichen, daß sie es beachtete. So fuhr er mit etwas veränderter Stimme fort:

„Sie werden dann Gelegenheit haben, die Wahrheit dessen, wovon wir gestern gesprochen, daß die Stadt sich nicht, wohl aber die Menschen in vielen Beziehungen und zwar zu ihrem Vortheil verändert —"

Ein sonderbares Schluchzen unterbrach ihn. Es kam wie ein erstickter Angstschrei aus der alten Brust vor ihm hervor und der Alte sagte: „Ja, Sie haben Recht," aber seine Augen hafteten unbeweglich auf dem alten, hohen Gemälde im vergoldeten Rahmen, das sie plötzlich, im Zimmer umherblickend getroffen. Es war ein schönes, wunderliebliches Mädchenantlitz, fast ein Kindergesicht noch, mit goldblonden flatternden Locken um die glatte, sorglose Stirn. Es schaute mit hellen, blauen Augen den Alten an, als ob es aus dem Rahmen hervor und ihm entgegen und ihm in die Arme fliegen wollte — — und dabei rief es, ganz deutlich hörte er es: „Ich komme gleich, gleich! —" und die leichten, fröhlichen Tritte, die wohlbekannten, oft erharrten Tritte kamen näher. — Hastig wandte er die Augen auf die alte Dame zurück, die theilnahmlos, aber kerzengrad im Lehnsessel dasaß und ins Leere hinausstarrte. Und schluchzend legte er das Gesicht in die Hände und hastige, glänzende Thränen drangen zwischen den zitternden Fingern hervor.

„Er wird manchmal plötzlich kindisch, ich hab' es gestern schon bemerkt," raunte Brunner seiner Frau zu; „wenn man sich nicht daran kehrt, kommt er von selbst zur Raison. Gestern als wir —"

Aber die Thür flog weit auf und wie ein Sonnenmeer brach es mit tausend Strahlen zugleich ins Zimmer herein. Durch die Thüre sah man über eine zierliche Veranda auf die grüne Gartentiefe hinab; darüber stand die wolkenlose Mittagssonne und wie auf ihrem Glanz getragen einem weißen Falter gleich flog eine leichte Mädchengestalt herein. Fast schien es noch ein Kind, so rosig lag der erste Maienduft der Jugend auf Wange und Stirn. Goldblondes Haar flatterte über sie hin und verdeckte beim Eintreten die blauen Augen.

„Mama," rief sie, „was hat Phili —" Sie schüttelte das Haar von der Stirn, daß es fast ebenso glänzend, wie die Strahlen, die es rings umkränzten, aufblitzte; dann stockte sie plötzlich beim Anblick des Alten, der, die Hände wie nach einer Erscheinung gegen sie ausgestreckt, regungslos dastand.

„Hermine, es schickt sich nicht für ein Mädchen aus guter Familie, sich so ungestüm zu bewegen!" sagte die alte Dame mit strengem Ausdruck und noch weniger, wie ich dir oft gesagt, so vertraulich mit den jungen Geschäftsbediensteten und von ihnen zu reden. Außerdem weißt du, daß dieser Name —"

Das Mädchen war plötzlich, wie es schien, aus Aerger, in der Gegenwart eines Fremden derartige Zurechtweisung zu erhalten, hochroth geworden. Sie unterbrach die Sprechende mit einer schnellen Bewegung und antwortete hastig: „Er heißt aber Philibert, Großmama, und es ist Unrecht, einen so schönen Namen in das abscheuliche Ernst umzuändern, und als ich ihm auf der Gartentreppe begegnete, standen ihm wieder die Thränen in den Augen, wie so oft in der letzten Zeit und —" sie wendete sich gegen ihre Mutter — „sag' mir, Mama —"

„Hermine!“ hatte Frau Dahlgren mehrmals gesagt, ohne daß diese sich unterbrechen ließ. Der Unwille im Gesicht der alten Dame steigerte sich mehr und mehr; dennoch lag äußerliche Ruhe in ihrem Ton, als sie endlich zu Wort gelangt fortfuhr: „Meine Enkelin, Herr Sterneck. Man sagt — und Leute, die es wissen können — sie besitze große Aehnlichkeit mit mir, als ich in dem Alter gewesen. In Aeußerlichkeiten mag dieß begründet seyn, hinsichtlich des Betragens und der guten Sitte jedoch unterschied sich die Jugend jener Zeit von der heutigen außerordentlich. Freilich bedarf es der Anleitung dazu, wie meine Mutter sie mir“ —

Das Knarren der Thürangel unterbrach die alte Dame. Das Mädchen, welches Sterneck zuerst empfangen, trat ein und meldete, daß die Suppe aufgetragen sey. Der Alte blickte noch immer abwechselnd bald auf das junge Mädchen, das mit abgewendetem Gesicht zum Fenster hinausschaute, bald auf die Alte, in deren Antlitz sich während ihrer gemessenen Worte keine Miene verzog. Ab und zu glitt er mit der Hand über die Stirn, als suche er etwas von den Augen fortzustreifen; es lag, wenn er die Hand zurückzog, eine immer mehr gesteigerte Verwunderung und Angst darin.

Brunner reichte jetzt seiner Frau den Arm und ersuchte seinen Gast ihm in's Eßzimmer zu folgen. Sie schritten durch einen langen Corridor, der Hausherr und die Hausfrau vorauf. Die alte Dame hatte ihre welke, doch immer noch sorgfältig weiß erhaltene Hand mit vollendeter Förmlichkeit leise auf Herrn Sternecks Arm gelegt und folgte in steifer Haltung hinterdrein.

„Es ist Eines von dem Wenigen, das mein Schwiegersohn aus der alten Zeit bewahrt hat, daß wir die Mittagsmahlzeit um zwölf Uhr einnehmen,“ sagte sie während des Gehens. „Es wäre hier vielleicht passend gewesen, mit der veränderten Zeit fortzuschreiten, da heutzutage das tägliche Leben überall einer andern Eintheilung unterworfen worden. Doch gerade daran hält er mit einer oft von mir getadelten Hartnäckigkeit fest. Eine so veraltete und dem Geist der Zeit widersprechende Gewohnheit muß Ihnen einen eigenthümlichen Eindruck machen und nicht den günstigsten Begriff von uns geben.“

Dem Alten mußte das Sprechen schwer fallen; er machte nur hin und wieder eine zustimmende oder ablehnende Bewegung mit dem Kopf, ohne indeß seine Begleiterin, die es kaum wahrnahm, dadurch in ihren Bemerkungen zu stören.

Sie betraten das Eßzimmer, einen kühlluftigen, alterthümlichen Saal, dessen Wände indeß mit modernen Tapeten, die Geschichte Pauls und Virginiens darstellend, bedeckt waren. Der elegant, mit schwerem Silberzeug für acht Personen gedeckte Eichentisch stand in der Mitte, an seinem oberen Ende nahmen der Gast und Frau Dahlgren Platz. Dann traten mit stummer Verbeugung durch eine Seitenthür ein älterer Mann und zwei junge Leute ein, die als der Buchhalter des Geschäftes und die Gehülfen im Comptoir vorgestellt wurden. Sterneck betrachtete sie aufmerksam, vorzüglich den Einen der letzteren, in dessen Zügen eine seltsame Mischung von Frohsinn und Niedergeschlagenheit gemengt schien. Doch sah er höchstens ein paar Secunden lang die jugendhellen, sprechenden Augen, wie sie hastig beim Eintreten durchs Zimmer flogen und einen Moment, von den andern unbemerkt, in denen Herminens hafteten; denn nachher saß der Jüngling eben so unbeweglich mit gesenktem Blick wie seine Gefährten, ja er schien fast noch ängstlicher als sie zu vermeiden, denselben zu erheben. Niemand sprach mit ihnen; abwechselnd führten der Hausherr und die alte Dame das Wort. Stumm, gleich den übrigen, saß der Gast da, er berührte die Schüsseln kaum, die ihm geboten wurden. Aber fast unverwandt ruhte sein Auge auf dem blondlockigen Mädchenkopf ihm gegenüber, der ihm anfänglich ein wenig schüchtern und unruhvoll auswich, überraschend schnell aber zutraulich in das schöne, greise Antlitz blickte. Und mehr und mehr begann es wundersam in den alten Augen zu glänzen, als blickten sie in einen Zauberspiegel hinein, aus dem sie so hell, so jugend- und hoffnungsfreudig zurückleuchteten, wie die achtzehnjährigen Knabenaugen, deren flüchtigen Strahl sie vorhin erhascht.

Nicht lange, so hatten alle im alten Hause das Gefühl, daß es regsamer darin zugehe, seitdem Herr Sterneck die beiden auf den Garten hinausblickenden Zimmer des zweiten Stocks bewohnte. Er hatte sich dieselben hübsch eingerichtet, und es machte nicht den Eindruck, als wäre es nur für einen flüchtigen Aufenthalt geschehen. In den ersten Wochen war er Mittags und Abends in's rothe Roß gegangen; dann bei näherer Bekanntschaft hatte ein Wort das andere gegeben, und er nahm jetzt auch am Familientische Theil und lebte ganz im Hause. Schnell war er bei allen gleichmäßig beliebt geworden, und das Seltsamste war, daß fast jeder ihn am besten zu kennen und sein eigenstes Wesen am gründlichsten erfaßt zu haben glaubte.

Brunner wunderte sich einmal über das andere, mit welch sicherer Kenntniß der Alte die Handelsverhältnisse nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf seinen neuen Wohnort zu beurtheilen wußte, als ob er sein Lebenlang selbst als Kaufherr darin gewaltet hätte. Gar manches Neue erschloß sich ihm aus

den Rathschlägen desselben, so daß er gar nicht mehr begriff, wie er ihn anfänglich für etwas schwachsinnig habe halten können, und bald unternahm er kein wichtiges Geschäft mehr, ohne sich zuvor mit seinem Hausbewohner eingehend darüber zu besprechen. Nicht minder that dieß Frau Brunner, die sich ebenfalls oftmals über dieß und das Raths bei ihm erholte und bei allen Vorkommnissen ein bedeutendes Gewicht auf seine Meinung zu legen anfing.

Auch der junge Mann, der eigentlich Philibert hieß, im ganzen Hause aber nur nach seinem zweiten Namen Ernst genannt wurde, hing sehr an ihm. Der Alte hatte eine reichhaltige Bibliothek classischer Schriftsteller in seinen Zimmern untergebracht und dem Jüngling zuvorkommend verstattet, dieselbe in seinen Mußestunden zu benützen, wovon dieser eifrig, oft bis tief in die Nacht hinein Gebrauch machte. Brunner sah es zwar Anfangs nicht gern, da, wie er meinte, dieß die Neigung des jungen Menschen zu phantastischen Dingen nur noch mehr befördere; allein er befand sich bald dergestalt unter dem überlegenen Einfluß des Alten, daß er nicht zu widersprechen wagte und auch nichts Begründetes vorzubringen wußte, wenn der vielfach gebildete Mann ihm freundlich, aber unbeirrt, das Bedürfniß der Jugend, sich aus der trockenen Geschäftswelt in das ernstheitere Reich der Ideale zu flüchten, aus einander setzte. Er meinte dann nur, ihn habe keiner dahin geleitet und er sey einzig mit Zahlen großgesäugt worden. Da der Alte jedoch ebenfalls beides zu vereinigen gewußt hatte, und doch — wie Brunner sich im Stillen gestehen mußte — von den Zahlen wenigstens eben so viel verstand, als er selbst, so sah er es nur mit stummem Kopfschütteln an, wenn er den Jüngling bald im Garten auf einer Rasenbank, bald in einer Zimmerecke eifrig über einen älteren oder modernen Dichter gebeugt antraf. Mußte er sich doch zugleich sagen, daß er, seitdem dieses Wesen begonnen, den jungen Mann seltener als sonst über Achtlosigkeit in den Geschäftsstunden ertappte, und er glaubte nicht zu irren, wenn er dieß ebenfalls den Rathschlägen des Alten, der als guter Geist im Hause waltete, beimaß.

Wenn auf diese Weise aus den verschiedensten Gründen alle dem alten Mann gleichmäßig ihr Wohlwollen zuwendeten, so war es dagegen unverkennbar, auf wen dieser am meisten seine Aufmerksamkeit richtete. So freundlich er jedem gegenüber war, so glitt doch die rechte Fröhlichkeit erst dann über seine Züge, wenn die Thür hastig aufflog, und das jüngste, rosigste Gesicht des Hauses auf ihn zueilte und ihm die feine, schmächtige Hand lachend zum Gruß bot. Wie eine Fee mit dem Zauberstabe verscheuchte sie dann die trüben Wolken, die sich doch manchmal auf der Stirn des Alten ansammelten, wenn er lange auf dem Stuhl in der Fensternische neben der Großmutter gesessen und ihren monotonen Reden über die Mängel und die Taktlosigkeit der Neuzeit zugehört hatte.

Zwischen den beiden Alten allein hatte sich kein näheres Verhältniß gebildet, mindestens bewahrte sie ihm, wie jedem gegenüber, dasselbe altmodische Ceremoniel und die steife Würde des ersten Tags. Ja, wenn im Hause jemand in Ton und Bewegung studirt oder kokett genannt werden durfte, so war es die alte, siebzigjährige Dame, und kaum ging ein Tag vorüber, daß sie nicht in hofmeisterlicher Weise an der Enkelin bald dieß, bald das zu rügen und auszusetzen gehabt hätte. Nur war es auffallend, daß der Alte seinen Liebling nie gegen sie vertheidigte, sondern während einer derartigen Predigt die Augen unverwandt auf die Redende gerichtet hielt, als präge er jeden Zug ihres Mienenspiels seinem Gedächtniß ein. Erst wenn sie ihren Tadel beendet, stand er wohl auf, trat auf die Gescholtene, die mit gerötheten Wangen dasaß, zu, küßte sie zärtlich auf die Stirn und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinauf in sein Zimmer. Es war das der alten Dame eben so unangenehm, wie Brunner die Bibliothek; aber der Alte ließ nicht davon, und es kam bald dahin, daß Hermine, so lange er anwesend war, in Gegenwart ihrer Großmutter unangefochten thun und lassen konnte, was sie wollte. So liebten, achteten, fürchteten sie ihn alle — es war ein Herr aus der alten Zeit.

Am liebsten jedoch befand er sich drunten in dem hinter dem Hause gelegenen, fast parkartigen Garten, der an seinem andern Ende durch den die Stadt beinahe völlig umkreisenden Fluß begrenzt wurde. Nach dem Rande des letzteren zu dachte sich der Boden etwas ab und war von stätiger Feuchtigkeit durchdrungen, so daß die Gewächse auf ihm zu ungewöhnlicher Höhe und Dichtigkeit empor gediehen. Man konnte es fast eine Wildniß nennen, so üppig schossen Gartenblumen, deren Samen vom Wind hieher getragen worden, zwischen hochstaudigem Unkraut und verwildertem Gebüsch auf. Dazwischen kletterten Schlingpflanzen durch die Zweige und umklammerten Alles mit zackigem Geranke. Der Hausherr sowohl als seine Frau kamen selten dorthin. Ersterer betrat höchstens die zierlich gehaltenen Kieswege in der Nähe des Hauses; Frau Brunner ging wohl darüber hinaus, allein nur bis an die Grenze, wo der hinter jenem ersten Theil gelegene Nutzgarten endete und das tiefere Terrain begann.

Dieses mochte auch kaum in einer vortheilbringenden Weise zu benützen seyn; denn bei heftigen Regen-

güssen ereignete es sich leicht, daß der Fluß sein gewöhnliches Ufer überstieg und ein bedeutendes Stück dieses verwilderten Vorlandes überschwemmte. Nur im Herbst ward der Platz von den Arbeitern besucht, denen Brunner den Ertrag der hier und dort verstreut stehenden Obstbäume geschenkt hatte, der einzigen Culturerzeugnisse, welche hochstämmig der winterlichen Unbill des Wassers Trotz zu bieten und sie ungefährdet zu überdauern vermochten. Sie mußten erprobt darin seyn, denn es waren manch alte knorrige Gestalten darunter, denen man ansah, daß sie wohl bald ein Jahrhundert ihre Ausdauer im Kampfe gegen den regelmäßig wiederkehrenden Feind bewiesen hatten. Die Blumen dagegen schwanden jeden Herbst und machten einer unbehaglich aussehenden Schlammdecke Platz. Jeden Frühling jedoch kamen sie auf's Neue hervor und schoßen dichtgedrängt in ungezügelter Kraft empor. Dann drängte sich Blüthe an Blüthe verschiedenster Art und Farbe, und ein heimlicher, sinnebetäubender Duft lag über der einsamen, sonnigen Tiefe.

So war sie jetzt im Mittsommer. Nur die Schmetterlinge kamen und wiegten ihre goldschillernden Flügel auf dem dichten Blumenmeer oder die Hummeln bohrten sich in die großen Fingerhutglocken und erfüllten mit schläfrigem Gesumme die Luft. Sie wußten, daß sie nicht gestört würden und an die einzige Gestalt, die sie sich ab und zu in ihrem Gebiet bewegen sahen, gewöhnten sie sich bald. Es war der Alte, der sich dort im tiefsten Versteck ein sonniges Rasenplätzchen eingerichtet, nach dem er an schönen Tagen regelmäßig in der Morgenfrühe mit einem Buch unter dem Arm hinunterwanderte, um etwa gegen die zehnte Stunde, wenn die wolkenlose Sommersonne zu mächtig wurde, in sein Zimmer oder in die vordere, kühle Veranda zurückzukehren.

Das Einhalten der einmal gewöhnten Stunde war vielleicht das Einzige, worin der sonst so vorurtheilsfreie Alte ein wenig pedantisch erschien. Fast konnte sich das Hauswesen nach ihm richten, wenn er mit seinem Buch langsam wieder über die Kiespfade auf das Haus zukam; so genau, wie auch in allem Anderen, was er vornahm, hielt er die einmal dazu angesetzte Zeit inne.

Mit dem Buch, das ihn immer begleitete, hatte es aber eine eigene Bewandtniß. Wenigstens behauptete Einer von den Hausknechten, der einmal zufällig, um etwas im Fluß zu reinigen, um die Morgenstunde dorthin gerathen war, es habe, so lange er, unbemerkt von dem Alten, in der Nähe gewesen, unberührt auf der Rasenbank gelegen, während jener, den weißen Kopf an einen Stamm gelehnt, wohl eine halbe Stunde unbeweglich daneben gesessen und mit weitgeöffneten Augen nach dem blauen Himmel hinaufgeschaut.

Zwar war ihm dieß kaum zu verdenken. Ueber den breiten, zwischen grünen Ufern sanft hingleitenden Fluß blickte man in die weite Ebene hinaus, deren Rand von dunkelblauen Wäldern umrahmt war, vor denen hie und da graue Thürme aufragten, wie von einem Kranz mit rothen, winkenden Dächern umgeben. Manchmal glitt ein Nachen den Fluß hinab oder ruderte mühsamer stromauf; sonst lag ein stiller, elegischer Ton weithin über die Gegend gebreitet, in den nur selten ein lauterer Klang des städtischen Treibens aus der Ferne herüberdrang. Dagegen ragten fast greifbar nah die Thürme des Doms und der Marienkirche mit ihrem altersgrauen Zierrath hoch über der blühenden Wildniß herauf. Ihre goldenen Kugeln blitzten im Sonnenlicht einsam in das Blau des Himmels hinein und der Alte mochte wohl, wenn er so dasaß, und zu ihnen emporblickte, denken, wie sie das ebenso vor manchem Jahrhundert gethan.

Auch vor einem halben Jahrhundert, und wie er damals auf derselben Stätte gesessen und mit träumerischen Knabenaugen zu ihnen aufgeschaut. Gab es damals in dem alten Hause, das mit der grauen Giebelrückseite von fern durch die Büsche herüberwinkte, auch einen Herrn Brunner und eine Frau mit dem kalt besonnenen Gesicht wie die jetzige Hausfrau?

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 12. Nov. 1853. — Was fällt Ihnen denn ein, daß Sie mir acht Seiten Religionscontroversen schreiben, ein Thema, das ich nicht ausstehen kann, und das eine Passion von Ihnen ist! Ich will darüber nicht discutiren, viel weniger disputiren. Wenn die Sachen so sind, so thut's mir leid, ich kann sie aber nicht ändern; ich mache sie nicht so, und kann sie nicht anders machen; es sind noch so unzählige andere Interessen in der Welt, daß man nicht nöthig hat, sich darum auch noch herumzuzanken. Mir leuchtet dabei nur ein, daß man heutzutage keine gemischten Ehen zulassen soll, des lieben Friedens wegen, denn wenn der Teufel des religiösen Unfriedens schon in Sie gefahren ist, so muß er bei Andern gar nicht auszuhalten seyn. In der Ehe hat es andere Gegenstände genug zum häuslichen Zwiste, da ginge einem noch ab, daß der religiöse auch noch dazu käme. Uebrigens war mir das, was Sie mir über des neuen Bischofs von Breslau Persönlichkeit gesagt haben, interessant, und Sie haben gewiß richtig gesehen und geurtheilt. — Die Kriegsnachrichten sind so unzuverlässig, daß sich kaum unter zehn telegraphischen Berichten einer als wahr erweist. Was die Zeitungen über die Angelegenheiten der Türken sagen, ist ohne Ausnahme erlogen. Ich fürchte nur, daß man Frankreich in die Kriegsstimmung hinein hetzt, was eine sehr traurige, endlose Geschichte wäre, die die halbe Welt zu Grunde richten würde. — Prinz Georg von Preußen war hier und hat gut gefallen; er soll unterrichtet und bescheiden seyn. Aus Karls letztem Briefe ersehe ich, daß er sich sehr zu den Frommen neigt. Mir recht — denn wenn jemand wirklich innerlich fromm ist, so hat er sicher vor allen andern hundert Procent voraus. Bloße Angewöhnung thut es nicht, die Disposition kann man sich nicht geben; sie muß vorhanden seyn oder gewonnen werden.

Den 13. — Das Manuscript schicke ich, nachdem ich mit dem Erzherzoge Max, der jetzt hier ist, conferirt habe, oder mit ihm habe conferiren lassen. Nächstens soll hier Alexander und Darius von Uechtritz gegeben werden.

Den 15. November. — Gestern war ich Abends beim Fürsten Metternich, Alles in Erwartung der nahen Hochzeit der Tochter sehr zufrieden, der alte Fürst verwunderlich frisch, trotz totaler Taubheit, aber die arme Fürstin um so erbarmenswerther; sie ist wieder bedeutend geschwollener als sie war, aber das Gesicht, obgleich es das Gepräge großen Leidens trägt, hat doch noch die vollen Spuren der alten Schönheit. Die Seelenstärke aber, mit der die arme Frau diese furchtbare Heimsuchung trägt, ist über alles Lob erhaben. — Im Kärnthnerthore hat eine neue Sängerin, la Grua, sehr gefallen; die Herren, die aus den Hugenotten in das Casino kamen, waren ganz enthusiasmirt von Stöger, was bei deutschen Opern im Casino selten der Fall ist. — Der Erzherzog wünscht wegen des Manuscripts mit mir zu sprechen, und ich erwarte das Aviso; ich habe einige Blätter gelesen, die mir sehr hübsch vorkommen.

Den 19. November. — Ich habe Schulenburgs Kammerdiener, der nach Sagan geht, das Manuscript vom Erzherzoge mitgegeben. — Montag war ich Abends im Ballet, und ließ mich von der Taglioni als Satanella bezaubern, die gewachsen ist wie die capitolinische Venus', römischen Andenkens. Gestern hatte mich Fürstin M. S. zu Tisch eingeladen; sie ließ eine Kochprobe kochen, und hielt mich für einen competenten Richter, was ich gar nicht bin, denn ich esse vom Fleisch nur das Faserige und nie ein schieres Stück; trotz dieser Ketzereien passire ich für einen Kenner und sitze zu Gericht als Wahrspruchmann. Die Jury sprach: „mittelmäßig.“ Das Diner war indeß allerliebst durch die drei ausgezeichneten Frauen, die es würzten. Abends ging ich in Robert den Teufel und sah die la Grua als Alice und die Wildauer als Prinzessin. Erstere ist ein „schön Mensch,“ wie die Herzogin Elisabeth von Orleans von ihrer Nichte schrieb, singt gut und spielt gut — sie ist eine Erste vom zweiten Rang. Die Prinzessin habe ich kaum besser geben sehen. — Ich glaube wohl, daß .... Ihnen alles Mögliche zu Leide thut — aber wozu haben Sie Verstand, wenn Sie nicht Bären zahm machen können, Sie können es auch, wenn Sie nur wollen; das ist auch gar nicht gegen das Gewissen, denn wozu hatte denn der Himmel die Intrigue erschaffen, als daß die Frommen sich ihrer bedienen gegen die Gottlosen?

Den 24. November. — Ich war über eine Stunde beim Erzherzog Max, und fand ihn äußerst nett; sein Gesicht wird anziehend, wenn er spricht. Er ist voll Enthusiasmus für Alles, hat Anlagen, die er gar nicht überschätzt, und ist einfach in seinem Wesen.

Seine Absicht ist hundert Exemplare von seiner Reise drucken zu lassen, wenn bei strenger Auswahl einzelne Abschnitte seines Tagebuchs sich dazu qualificiren. Diese auszuwählen und druckfähig zu machen überläßt er der Person meiner Wahl. „Wegstreichen — so viel sie will — Alles — aber dazu machen, was nicht mir gehört — nichts," das sind seine Worte. Er will, daß die Sache, die Gedanken, Gefühle und Anschauungen seine eigenen bleiben, und nur das Gewand nach Gutdünken gegeben werde; er sagt mir, erst der letzte Band, den er noch unter den Händen habe, scheine ihm interessant und gelungen. Lesen Sie demnach die Sachen durch, und finden Sie einen netten Abschnitt, so überarbeiten Sie ihn nach den hier von mir gegebenen Andeutungen, und schicken Sie ihn mir dann; ich will dann sein Urtheil über die Probe einholen. Seine Gedichte, worunter eines an mich und eines an Grillparzer, läßt er gar nicht drucken, aber die Erinnerungen seines Lebens, meint er, hätten für seine Angehörigen doch Interesse.

Den 25. — Gestern beim Diner bei Breda fand ich unter Andern den Oberst Rühling, der die Wiener Freiwilligen in Italien commandirt hat und das Theresienkreuz erhielt. Es ist ein ganz prächtiger großer Mann mit einem ausdrucksvollen Soldatengesicht. Er erhielt in der Schlacht von Novara drei Schüsse, den ersten durch den Schenkel; als er sich eben im Sattel erhob und sich gegen das Bataillon zu wandte, fuhr ihm die Kugel zwischen den Beinen durch, trotzdem führte er sein Bataillon zum Sturm; als er aber den zweiten Schuß durch den Leib bekam und er zusammenstürzte, hoben ihn die Leute auf, wobei ihm das Blut immer dick durch Hals und Wunden quoll, und trugen ihn unter furchtbaren Schmerzen längs der Linie weg, die im vollen Feuer stand, da fuhr ihm eine dritte Kugel in die Ferse des andern Fußes; er konnte während der ganzen Zeit der Cur meist nur kauern. Er, der Oberst Kielmannsegge und Oberstlieutenant Seuffert waren die drei schwerstblessirten Offiziere der Armee, und der Feldmarschall ließ sie nach Pavia auf Bettwagen transportiren. Die beiden andern, deren Wunden für viel weniger gefährlich gehalten wurden, starben.

Den 28. November. — Wegen des Manuscripts versteht es sich von selbst, daß Sprachungelenkigkeiten verbessert werden müssen, wenn sie vorkommen sollten; auch Verschiebungen sind Ihnen erlaubt, um die Abschnitte natürlich zu gruppiren. Der Erzherzog weiß noch nicht, wem ich die Sache übergeben habe. — Sie wissen nicht, was Hospott ist? Sehen Sie im Kochbuche nach: es ist eine Mischung von allerlei Gemüsen, wie „Maceboine" eine von allerlei Obst ist. Daß ich meine Menus bei den kleinen Diners französisch mache, ist ja eben der Spaß der Geschichte und W.'s Wonne, der die köstlichsten Späße darüber macht; Joseph habe ich darüber ertappt, daß er heimlich französische Stunden nimmt.

Ich fürchte, wir werden in einen Krieg verwickelt werden, wo wir es am wenigsten wünschen, und des Kaisers persönliche Gesinnung wird ebensowenig Anerkennung finden, wie es Oesterreich in Sardinien gefunden hat, dem es willig im Congreß Novara überließ, das zur Lombardei gehört, und Alles dazu beitrug, Sardinien Genua zu verschaffen. — Was meine Saganer Reise betrifft, so ist es sicher, daß ich am 1. Januar hier seyn muß, denn ich kann mich nicht von den Neujahrsceremonien dispensiren; auch weiß ich nicht, wie es sich mit den Nassauischen kirchlichen Wirren machen wird, da die Geschichte der Citirung des Bischofs von Limburg vor die Assisen in einem Civilprocesse großen Lärm macht. Die Maßregel — Nota bene ich bin gegen die bischöflichen Anmaßungen — ist eine ungeschickte. Man versucht, anstatt ganz einfach fest bei den ausgesprochenen Gesetzen stehen zu bleiben, eine Art Hassenpflugschen Proceß, wegen eigenmächtiger Verwendung unbedeutender Summen. In dieser Angelegenheit gibt es gleichfalls Besprechungen, die ich nicht umgehen noch verschieben darf; daher kann ich erst nach Neujahr, und nur auf acht Tage reisen.

Den 5. December. — Laube hat B. gesagt, daß er den Stern von Sevilla austheilt. Ich muß gestehen, daß es mir zu jeder andern Zeit lieber gewesen wäre, als gerade jetzt, wo sie es gar nicht besetzen können und nur zweite Leute dazu haben. Ich muß Ihnen doch schreiben, daß mich der König Max zum Mitgliede seines neuen Maximiliansordens ernannt hat, der an einem dunkelblauen Band mit weißer Lisière um den Hals getragen wird, und aus einem gleichfalls blauen Kreuze mit Strahlen besteht. — Eben habe ich in der Vorstadt einen Schild angesehen, den die Armee dem Grafen O'Donnell verehrt, eine prachtvolle Arbeit, ein wahres Kunstwerk. Abends ging ich zu H. und blieb mit der Familie bis eilf Uhr bei ihm; wir sprachen viel über Berlin. Er ist ganz bezaubert vom König, der anderthalb Stunden bei ihm war, aber so überaus angenehm, liebenswürdig und gutmüthig, daß Er und seine Frau sich noch jetzt ganz entzückt dieses Besuches erinnern. Seine Erzählungen hinterließen mir den Eindruck als sey Bonin das bedeutendste Talent, und als habe Wrangel den großen Vortheil der Routine für sich.

Den 8. December. — Wenn ich ein paar Stunden nach dem Frühstück in Geschäften geschmiert habe,

schreibe ich zur Erholung einen Privatbrief, dann lese ich eine Zeitung, dann geht's wieder an's Schreiben oder Diktiren, bis um fünf Uhr, wo es Essenszeit ist. Nach dem Essen kann ich nicht arbeiten; ich mache nach Tische ein paar Patiencen, um nicht gleich einzuschlafen, dann kommt das Abendblatt vom Lloyd und die österreichische Correspondenz, und wenn die gelesen sind, bin ich auch regelmäßig eingedußelt bis sieben Uhr, dann lese ich oder gehe aus, um zehn Uhr gewöhnlich ins Casino, wo ich bis eins oder zwei plaudere oder einer Parthie zusehe.

Daß Sie mit dem deutschen Schauspiel in Berlin nicht zufrieden waren, thut mir leid für Sie, mir ist dasselbe total gleichgültig — ich habe den Freuden der Welt entsagt, und so auch dem Theater — denn die wenigen Ausnahmen zählen nicht. Ueber die Balletindecenz theile ich gleichfalls Ihre Ansicht — Marie Taglioni gehört nicht in diese Klasse. — Die Herstellung des Friedens zwischen mir und N. N. würde kaum weniger Schwierigkeiten haben als die orientalische Frage, und ich glaube, daß der zwischen den Türken und Russen leichter abzuschließen seyn wird. — Den 10ten. Gestern war Fr. z. H. bei mir, Sie hat eine Verehrung für mich, die ins Weite geht. Sie kam, um mich persönlich einzuladen, Dienstag, an ihrem Geburtstage, bei ihr zu essen, da ich voriges Jahr, wo sie mich auch einlud, nicht kommen konnte. Da ich nicht engagirt war, konnte ihrem Wunsche willfahrt werden. So einen Glauben hab' ich in Israel nicht gefunden. Es werden charmante Leute dort seyn — Laubes, Rettichs, Betty Paoli, bei welcher Gelegenheit ich wohl von Laube erfahren werde, wie er meinen Stern besetzt hat. Es sind jetzt schon Soiréen ohne Ende, die mir furchtbar sind, dennoch muß ich überall, wenigstens einmal hingehen. — Den 11ten. Das gestrige Diner bei Fürst L. war sehr angenehm, und des Hauses Stimmung eine besonders heitere durch die eben angekommene Nachricht der von den Russen gewonnenen Seeschlacht bei Sinope. — In Ihrem letzten Briefel mit der Rückkunft aus Berlin war wieder zu viel Religion; ich muß jetzt so viel davon hören, daß ich selbst jede Stunde Pastor werden könnte, und das Thema mir ganz überlästig geworden ist. Wenn ich sage Religion, so verstehe ich Controversen.

Den 12. December. — Unsere politischen Conjuncturen sind nichts weniger als tröstlich. Der Krieg ist, wenn die Russen nach vierzehn Tagen nicht aus den Fürstenthümern gehen, erklärt. Da das nicht geschehen wird, wenigstens nicht so peremptorisch, so werden wir bald von Feindseligkeiten reden hören, und was ist zu thun, wenn Franzosen und Engländer sich zugleich über den Continent hermachen? Genug, die Welt ist voll Schlechtigkeit, und ich weiß nicht ob außer Ihnen noch zwölf ehrliche Leute darin sind. Nie hat mich so nach einem ruhigen Leben verlangt, als jetzt, und nie sind weniger Aussichten dazu gewesen. Das Leben ist hier im gegenwärtigen Augenblick unter den Diplomaten wie auf der Börse; wo sich zwei begegnen, will einer etwas vom andern wissen, und jeder zieht seine Conjecturen für sich. Da ich die meinigen nun an drei Höfe mitzutheilen habe, gibt es mir viel zu thun. — Lassen Sie sich doch nicht die Geschichte aufbinden, die unglückliche Familie Teichert sey an Pilzen gestorben! An der Cholera ist sie gestorben; übrigens esse ich Pilze mit großer Mäßigung, lasse meinem Appetit danach nie die Zügel schießen — und thue es überhaupt nur selten. — Gestern hatte ich Hirsch in Wildsauce mit Knödeln und rothen Kohl mit grillirten Schweinsohren. Sie sehen der Mäßigkeitsverein kann seine Freude an mir haben. Es ist hundskalt und die Kälte greift mich alten Mann empfindlich an. Gestern eine Menge Visiten gemacht, aber Gott sey Dank alle blind. Wallmoden, den ich später neckte und ihm sagte, er sey nie zu treffen, und seine Leute versicherten, er käme nie vor vier Uhr Morgens zu Hause, war zu nett dabei, und außer sich, daß man ihn so verleumden könne. — Den 13. Gestern erhielt ich einen Brief vom alten Fürsten Dietrichstein, der mich bat, heute um zwei Uhr zu ihm zu kommen, um mit Wallmoden und Fiquelmont als dritter sein Testament als Zeuge zu unterschreiben, was denn auch geschehen ist. Zu meiner Freude und meinem Troste sah der Testator so vortrefflich aus, daß sich mit Zuversicht sagen läßt, mein Name werde noch lange nicht officiell vor den Gerichten erscheinen. Ueberhaupt war es eine wahre Freude, diese drei alten Herrn beisammen zu sehen, die Alle drei intime Jugendfreunde sind, und alle so wohl und frisch aussehen, selbst Wallmoden nach seiner Art, und so ganz geistesfrisch sind. Graf Fiquelmont hab' ich nie so fruchtbar an Ideen und so gedankenreich gefunden, als eben in dieser Zeit. Es ist ein großer Unterschied zwischen ihnen und Fürst Metternich, dem man das Alter an Geist und Körper ansieht, freilich trägt dazu auch seine Taubheit viel bei.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die deutsche Literatur unter den Neapolitanern. 1863—64.

(Schluß.)

Und Seite 21: „Wenn ich höre, daß eine Nation sich erhebt, frage ich mich, wodurch sie gefallen, und wenn ich die verschiedenen Ursachen ihres Verfalls prüfe, finde ich: die Hauptursache und die alle Nebenursachen in ihrem Gefolge nach sich zieht, ist: der Verfall des Gedankens. Denn ich sehe nicht, wie ein Volk, das denkt und zu denken weiß, verfallen kann ... Wie also ein Volk nur fallen kann, wenn sein Gedanke fällt, so kann es auch nur sich erheben, wenn sein Gedanke sich erhebt; die Philosophie, das Ideal ist es, das den innern Menschen verjüngt, ohne den der äußere Mensch sich nicht verjüngen kann." — Ferner heißt es Seite 96: „Ohne die Wiedergeburt des Gedankens scheint mir ein Volk nur galvanisirt werden zu können, aber nicht erneuert." Und Seite 68: „Was Vico ahnte (intravide), hat Hegel geschaut. Darum habe ich gesagt und wiederhole und will es unermüdlich wiederholen, unsere und unserer Zeit Aufgabe ist: Hegel zu verstehen und, wenn wir ihn verstehen, ihn zu erklären, seine Gedanken anzuwenden, seine Lücken auszufüllen und zu ergänzen; er hat ein System gegründet, das, strenge genommen, das erste und einzige ist, das der Menschengeist zu Stande gebracht."

Doch wir müßten die ganze Broschüre übersetzen, wollten auch wir unserer „göttlichen Schwärmerei" Genüge thun! Möchten diese paar Tropfen einer vielleicht mangelhaften Uebersetzung recht viele unserer jungen philosophischen Landsleute lüstern machen, in Veras Buch sich den Nektar ächter Philosophie von griechisch-italienischer Sprachgrazie kredenzen zu lassen!

* * *

Der Aesthetiker Tari hat im letzten Jahre die Philosophie mit zwei Schriften bereichert: „Estetica ideale. Nap. 1863" und „Di una rimodernata istruzione." In der Vorrede zur „Estetica ideale" sagt der Verfasser: „In dieser Wissenschaft streiten jetzt die Neuhegelianer und Herbartianer; jene, die das Schöne in logische Formeln zu bannen suchen, widerlegt der einfache gesunde Menschenverstand, der in jedem wahrhaft künstlerischen Werk die Originalität eines Ursprünglichen erkennt, das, allem Mechanismus zum Trotze, nur kraft geheimnißvoller Wechselwirkung in genialen Anschauungen des Geistes sich vermenschlicht. Die Herbartianer widerlegt die Unzulässigkeit (l'inamissibilita) der Verneinung des Wissens im Wissen; da doch in der Wissenschaft begreifen nichts anderes ist, als immer und unabwendbar (inalteratamente) construiren ꝛc. Zwischen diesen beiden Schulen will der Verfasser vermitteln: die feste Ueberzeugung, daß der Gedanke innerlich begrenzt, das heißt von sich gegeben sey und folglich die Absolutheit des Erkennens nichts mehr besagt, als eine menschliche Symbolik des Unnennbaren, nöthigten ihn, zu gleicher Zeit von der Natur die ästhetische Priorität (primalita) zu statuiren und auf dialektische Weise das daraus folgende ideale Leben im Geiste zu verfolgen. In wie weit seine guten Absichten dem Verfasser gelingen werden, muß die Zukunft lehren. Vorliegendes Buch ist nur der Theil eines größeren Werks. Uns hat besonders der Abschnitt über „das Komische" des Interessanten und Lehrreichen gar mancherlei geboten, obgleich hier der Verfasser uns „schläfrigen Deutschen" (lenti tedesci) eine gewisse Stumpfheit (obtusita) für das Komische vindicirt, gegen die Duckmäuserei unserer Bildung (la civile musoneria) eine Lanze bricht für den italienischen Hanswurst, und selbst Alfieri als „schwarzgalligen Poeten" anschwärzt. Auch scheint vielleicht hinsichtlich des Stoffs manchem des Guten etwas allzuviel, der nicht bestochen ist durch die Bekanntschaft des äußerst liebenswürdigen Verfassers.

Die Brochüre „di rimodernata istruzione" ist ein Memoire, worin der Verfasser auf, warum weiß man nicht, etwas zaghaft verblümte Weise die Secularisation des Unterrichts verlangt. „Damit einmal das unerquickliche Schauspiel ende, das jetzt der Philosoph hat, zu sehen, wie ein Volksgewissen, sein selbst unbewußt (ignaro di se) sich abmüht, indem es zwischen Hypothesen und unsicheren Versuchen einherschwankt zur Lösung der brennenden Frage der politischen Wiedergeburt." Er tadelt an den alten Erziehern „die Zweideutigkeit des Charakters, die asthmatische Engherzigkeit des Horizonts, die Unfähigkeit der altersschwachen Kräfte einer wurmstichigen und sinkenden Cultur irgend eine edelmüthige Neuerung in die Hand zu nehmen. — „Seit zwei Jahrhunderten fabricirt man hier das Opiat eines Unterrichts, der statt menschlich zu seyn, unmenschlich rhetorisch-grammatisch ist, tödtlich für die Erregung jeder männlichen Bewegung und nur passend für das Leben von Faulenzern und Sklaven; darum: Volkserziehung! Freiheit des Unterrichts! Bildung des Adels!" — Die Worte, die der Verfasser über den Krebs der italienischen Gelehrsamkeit, den Dilettantismus, sagt, sind wahrhaft beherzigungswerth; mit männlichen Worten wird das Studium der Geschichte empfohlen, und sogar — für Italiener doch wohl etwas sonderbar — das Turnen; „denn jetzt haben die Italiener weniger den Philosophen nöthig,

als den Soldaten.“ — „Man soll der italienischen Jugend den Dante in die Hand geben, den Shakespeare (?). Das Ziel der heutigen Bestrebungen ist: eine Religion, welche die schismatischen Streitigkeiten in einer weniger abstracten Dogmatik vereinigt; ein Staat, der den Streit mit den Privaten aufgibt und sich frei auf die Volksvernunft stützt.“ — „Das römische Priesterthum, befleckt mit Streit und Skandal, warf sich wollüstiger Weltlichkeit in die Arme, und möchte, im Widerspruch mit sich selbst, Friede mit den Feinden der Ascese.“ — „Wenn man nicht mehr für eine Brüderschaft lernt, für eine gelehrte ebensowenig, wie für jede andere, wenn der Bürger als Weiser thätig ist, und der Weise als Exeget des Geists der Zeit, wird das Leben wahrhaft das hebräische Wort darstellen, „welches das Volk buchstabiren, der Weise aber lesen und erklären soll.“ Hegel.

Wir haben allen Grund, uns solch großer und männlicher Worte aus dem Munde eines Italieners zu erfreuen.

III.

Für den hiesigen Lehrstuhl der deutschen Literatur hatte man bekanntlich Georg Herwegh in Aussicht genommen; der Sturz des damaligen Ministeriums und des Dichters Unkenntniß der italienischen Sprache waren Schuld, daß dieser Plan sich zerschlug. Jetzt ist hier Privatdocent der deutschen Sprache Vittorio Imbriani, der Sohn des jetzigen Universitätsdirektors. Vittorio Imbriani war mehrere Jahre in Berlin und brachte von dort nebst gründlichen Kenntnissen eine ebenso gründliche Verachtung des Deutschen mit nach Hause. Als gegen eine Privatansicht wird wohl Niemand etwas hiegegen haben; ob aber gerade die Verachtung eine passende Muse ist für einen, der eine Sprache lehren oder lernen soll, möchte wohl eine andere Frage seyn.

So ist denn auch Imbrianis „Einleitung in die deutsche Literatur“ nichts weiter, als eine Verherrlichung der italienischen. Er sagt darin: „Jetzt ist die Deutschthümelei in Italien Mode; ein unzählbarer Schwarm oberflächlicher Gelehrter betäubt uns mit seinem Lobgesang auf die Wunder der deutschen Kunst, die sie doch nicht, oder doch nur schlecht verstehen; einige, vielleicht zum Ersatz für die unwiederbringlich verlorene politische Suprematie, vindicirten gern den Deutschen, ich weiß nicht was für eine Art von Suprematie über den italienischen Gedanken“ (als ob der bekannte Platen'sche „Gedankenmonarch“ jemals wo anders als in Rom gesessen hätte!) — In offenbarem Widerspruch mit dieser Bizarrerie äußert Imbriani sogleich eine andere: die Italiener sollten deutsch lernen, denn man könne den Boccaccio nicht verstehen, ohne — die Nibelungen! — Seite 11 wird allen deutschen Literaturfreunden die kostbare Neuigkeit mitgetheilt: „Nachdem Goethe und so viele andere (?) ihre „Fauste“ geschrieben, publicirt man in Deutschland jedes Jahr ein halb Dutzend neuer.“ Und weiter: „Im Schooße der fremden Literaturen reifen langsam die Ideale, an die wir die letzte Hand legen; sie gleichen jenen armen Vögeln, die sich abtödten, um fremde Eier auszubrüten; oder Sklaven, die sich in den Ocean stürzen, um Perlen zu holen, die auf anderer Leute Stirne glänzen sollen.“

Man sieht, von der Berliner Ungenirtheit hat Imbriani reichlich profitirt, ebenso von dem bekannten Berliner Witz, und kraft dessen nennt er z. B. Petrarcas Laura eine „weibliche Ausgabe Gottes.“

Doch nach so viel Ernstem und Erfreulichem, das wir besprochen, wollen wir nicht länger Raum und Zeit vergeuden an Kindereien und Narrentheidingen, dem nothwendigen Gefolge jeder hypergeistreichen Intelligenz, jedes falschen Patriotismus. Selbst an der Spitze einer deutschen Broschüre, die unsere Literatur mit der italienischen vermitteln will, lasen wir ja vor noch nicht gar langer Zeit den wenigstens recht ungeschickten Satz: „Kein Volk kann auf die Geschichte seiner geistigen Entwicklung mit solcher Befriedigung zurückschauen, wie das deutsche.“ Wenn so bescheidene Deutsche reden, was ist erst von großsprecherischen Italienern zu erwarten!

Der Vollständigkeit wegen schließen wir hier vorläufig mit der Bemerkung, daß im letzten Jahrgang der „Rivista napolitana“ eine kurze Biographie B. Auerbachs steht und die Uebersetzung zweier Novellen von Paul Heyse. Die Uebersetzung von Platens „Geschichten des Königreichs Neapel,“ dieß neue Buch von Tomaso Gar, dem hiesigen Universitätsbibliothekar, war kürzlich in der Allgemeinen Zeitung angezeigt.

Neapel. Juni.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mitteldeutschland, August.

(Schluß.)

Die deutsche Bühne.

Was die dramatischen Dichter betrifft, so scheint es billig, sie, wie dieß in Frankreich der Fall ist, durch Einführung einer Tantième an dem Erfolg eines Stücks anders als durch einmalige in Bausch- und Bogen-Honorirung zu betheiligen. Wie bekannt, haben einige Bühnen, unter ihnen das Berliner Hoftheater und das Wiener Burgtheater, sich schon seit einigen Jahren zu diesem Grundsatze bekannt. Einige kleinere Bühnen, wie z. B. die Wallner'sche, zahlen ebenfalls Tantièmen. Im Ganzen wird indessen höchstens einmal Honorar bezahlt, denn die Mehrzahl honorirt natürlich nur mit der „Ehre des Theaterzettels," und zwar bestimmen noch überdieß jenes einmalige Honorar in der Regel nicht beide Parteien, nicht Dichter und Theaterdirektor, sondern der letztere bestimmt es allein, mithin nach Belieben. Dieses Verhältniß läßt sich nun nicht anders als auf dem Wege der Güte ändern. Als vor fünf Jahren die Intendanten in Dresden tagten und an die dramatischen Dichter die Einladung ergehen ließen, zur Wahrnehmung ihrer Interessen einen Verein zu begründen, war ein solcher nicht zu Stande zu bringen. Es würde ohne Zweifel heute kaum anders gehen. Diejenigen dramatischen Autoren, welche Kassenstücke schreiben, bedürfen eines solchen Vereins nicht. Die andern, wenn sie sich auf der Goldwage der Aesthetik auch nicht zu leicht wissen, werden doch durch das Bewußtseyn zurückgehalten, daß die geschäftsmäßige Betreibung und Wahrnehmung ihrer Interessen sich nicht wohl mit einem vorwiegenden Kunststreben verträgt, und gerechtfertigt oder nicht — über dieses ihr Bedenken kommen sie zu keiner Thätigkeit für die Interessen ihres Standes. Endlich hat der so lange schon rechtlose Zustand der dramatischen Muse diese, so scheint es, in allerlei persönliche Beziehungen verwickelt, die manchem Producirenden erwünschter und ersprießlicher erscheinen mögen, als ein, dem Einflußreichen wie dem Mindermächtigen zu Statten kommendes Gesetz. Genug — ohne daß man sagen dürfte, sie wollen es nicht besser haben — aus der Mitte der Dichter selbst ist in dieser Richtung bisher nichts Gedeihliches zu Tage gefördert worden, und wie viel auch Einzelne unter ihnen auf derartige Vereinigungsziele hingestrebt haben mögen, die Berufensten sind bis jetzt säumig gewesen. Diese für seine Zwecke zu gewinnen und ihre Verbindungen und Kenntnisse so zu verwerthen, daß die Tantièmeforderung nunmehr allgemein durchgesetzt werde, mag sich der Shakespeareverein angelegen seyn lassen.

Erwähnen wir noch des häufig gegen die Tantième erhobenen Einwands, daß sie ja doch nur den Kassenstücken zu Gute kommen würde, und daß diese einer fördernden Begünstigung denn doch wohl am wenigsten zu empfehlen seyn möchten. Ob das Schlechte oder Mittelmäßige, möchten wir darauf antworten, bei der Tantième noch besser steht als das Gediegene, das kommt in der That wenig in Betracht, wenn nur auch dem Gediegenen endlich zu seinem Rechte verholfen wird. Mögen die Theater das Schlechte nur theurer bezahlen; um so weniger werden sie es bringen. Es besteht übrigens, wenn wir nicht irren beim Burgtheater, der Gebrauch, daß der Autor wählen kann, ob Tantième oder einmaliges Honorar, wo es dann Zufall oder sonstige Zwischenfälle wohl einmal fügen, daß der Autor sich beim Annehmen des einmaligen Honorars besser als bei der Tantième gestanden hätte. Da es nicht würdig erscheinen kann, den vielen Glücks- oder Unglücksmöglichkeiten, denen ein dramatischer Autor ausgesetzt ist, noch ein derartiges Lotteriespiel hinzuzufügen, so würde sich der Grundsatz empfehlen, die Tantième erst dann eintreten zu lassen, wenn das Stück eine gewisse Reihe von Vorstellungen erlebt oder einen bestimmten Gewinn dem Theater eingebracht hat, das Honorar dagegen, davon unabhängig, für die erste oder die ihr bis zum Eintreten des Tantièmeanspruchs folgenden Vorstellungen zu zahlen. So wäre das Interesse der Direktion und nicht minder dasjenige des Dichters nach Billigkeit gewahrt.

Wir können hier übergehen, daß viele Direktionen sich kein Gewissen daraus machen, bei Besetzung eines Stücks den Autor in keiner Weise zu Rathe zu ziehen; daß sie ihn oft Jahre lang, ja in den meisten Fällen ganz und gar ohne eine Anzeige über die erfolgte Aufführung seines Stücks lassen, und Aehnliches mehr. Derlei Verstöße sind bei einigem Zusammenhalten leicht abzustellen. Dem ganzen Stande, wenn er sich als solcher vertreten läßt, würden schwerlich solche Unziemlichkeiten geboten werden.

Dieß wären einige der äußern Verbesserungen, auf welche der Shakespeareverein zu Gunsten der dramatischen Autoren hinzuarbeiten hätte. Daß aus ihrem eigenen Schooße bisher nur unmächtige Versuche in verwandter Richtung hervorgegangen sind, erklärt sich, wie schon angedeutet, im Gegensatze zu der glänzenden Stellung der französischen Autoren, sehr einfach durch den ungleich gesicherteren Absatz dieser letzteren. Die Bühnen der ganzen Welt verbrauchen französische Lustspiele. In Paris nehmen diese Herren ihre Interessen denn auch bekanntlich selbstständig

in Acht. La Société des auteurs dramatiques controllirt alle Bühnen Frankreichs, vereinbart mit jeder die jedesmaligen Tantièmeprocente, cassirt dieselben ein, führt, wenn es seyn muß, Processe, und steht den Bühnen somit als geschlossene Macht gegenüber. Etwas ähnliches wäre natürlich auch in Deutschland das Sachgemäßeste. Es ist bis jetzt unmöglich, da deutsche Bühnen zur Noth ohne alle heimischen Originalwerke ausreichen. Gewinnt dagegen ein Verein, wie der hier besprochene, Einfluß und Geltung, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß sich unter seinem Schutze etwas annähernd Aehnliches gestalte.

Was die innere Hebung der dramatischen Produktion betrifft, so würde der Verein — so scheint es auf den ersten Blick — sich nicht wohl der Prüfung und Förderung solcher Arbeiten entziehen dürfen, welche entweder zu ungewöhnlichen Hoffnungen berechtigen oder ihm bereits als empfehlenswerthe Bereicherung des Bühnenrepertoires erscheinen. Diese Seite seiner Aufgabe ist indessen so schwierig und zugleich so dornenvoll, daß jeder Schritt in solcher Richtung besser zu spät, als zu früh geschieht, und daß wir's ihm nicht verdenken würden, wenn er vor der Hand sich maßvoll in den Grenzen seiner bloß äußern Reformen hält. Jeder nicht durch ihn empfohlene Autor würde ihm grollen, und da er sich durch seine Empfehlung zur Zeit doch immer nur ein sehr kleines Häuflein verbinden könnte, so machte er sich ohne Zweifel weit zahlreichere Feinde und erschwerte sich dadurch weit mehr seine Zwecke, als er von dieser Seite Nutzen zu stiften im Stande wäre.

Wir kommen zu den reproducirenden Künstlern. Von den vielen Reformatoren, welche schon zu anderer Zeit in dieser Richtung laut geworden sind, wollen wir hier nur zweien das Wort gönnen, weil beide tief in's Fleisch schneiden. Sie zeigen einigermaßen, vor welchem Berg von Schwierigkeiten man steht.

Die Vorschläge des ersten dieser Kunstverbesserer stammen vom Jahr 1801, * sind damals anonym erschienen, haben zu ihrer Zeit nicht verfehlt, Sensation zu machen, und können noch heute als Ergebnisse eines ernsten und sachkundigen Nachdenkens ihre Geltung beanspruchen. Hienach soll vor Allem der Grundsatz wieder zur Geltung gelangen, daß wohl die Theater feststehen, aber nicht die Truppen derselben. D a s W a n d e r n i s t d i e e i n z i g e L e b e n s w e i s e, w e l c h e d e r S c h a u s p i e l k u n s t g e d e i h l i c h i s t. Diese revolutionäre Doctrin stellt das ganze Gebäude unserer gegenwärtigen Bühnenverhältnisse auf den Kopf. Man wird daher billig fragen: „Sollen unsere Schauspieler wieder zu sogenannten Meerschweinchen werden.“ Als Antwort lassen wir weiter unten die Vorschläge des andern Reformators folgen, da er sich in gleichem Sinne, aber unter näherer Bezeichnung der Mittel, ausspricht. Zu Gunsten jenes Wanderns wird von dem zuerst citirten Befürworter desselben als Wesentlichstes geltend gemacht, daß ein wechselndes Verhältniß zwischen Truppe und Publikum den Ehrgeiz und die Rührigkeit der einen, das Interesse des andern rege erhalte; daß sich kein Schlendrian festsetze; daß der wandernde Schauspieler das Nämliche oft spielen könne, ohne sich daran zu übersättigen; daß er, um auch sonst frisch zu bleiben, einer steten Berührung mit Menschen andern Standes bedürfe, wie sie vor Allem nur auf Reisen zu finden sey; daß er ferner, um den Kopf frei zu haben und ganz seiner Kunst zu leben, gleich dem ächten Militär, kein rechtes Daheim kennen dürfe, am wenigsten ein Festwachsen an der Scholle, wie es dem Bürgerthum anstehe; daß endlich sein lustiges Vagiren eben einer jener geheimnißvollen Reize sey, um dessen willen sich der im stetigen Lebensberuf Eingepferchte zu ihm hingezogen fühlt.

Aber wo bleibt die mühsam dem Schauspielerstande beigebrachte Disciplin? wird man fragen. Löst sich nicht Alles wieder in Liederlichkeit und Vagabundenthum auf? — Keineswegs! lautet die Antwort. So wenig fürchte man die Lockerung der Bühnenzustände auf Grund des Wanderns, daß man im Gegentheil noch die Contracte in humanerer Weise abfassen und sich mehr, als auf einen drakonischen Paragraphen, auf den sittlichen Kern auch im Schauspieler stützen möge. Um diese seine edleren Seiten zu entwickeln, erziehe man ihn aber vor Allem wirklich zum Cultus seiner Kunst und scheue vor keinem Mittel zurück, das ihn allen übrigen Göttern abwendig macht. Indem man ihm die Versuchung entzieht, Hauseigenthümer oder wohl gar Rittergutsbesitzer zu werden, sich überhaupt an einem Orte völlig niederzulassen und sich einem andern Luxus, als dem der Garderobe, in die Arme zu werfen, unterbindet man schon die ihm höchst schädliche Ader der Gewinnsucht. Man gehe ihm dazu noch mit einem Beispiel weitherziger Art voraus. Er wird altern, heißt es; wenn er mit billigen Gagen fürlieb nimmt, wer sorgt da für ihn im Alter? — Nun wohl, hier zeige man dem Schauspieler, daß man ebensowenig mit dem Gelde geizt, wie man ihn selber als Geldmenschen will. Unsere Pensionsgesetze schreiben bestimmte Dienstjahre vor. Wer dem Berliner oder dem Dresdener Hoftheater eine gewisse Reihe von Jahren treu gedient hat, ist pensionsfähig. Aber der Künstler gehört doch nicht dieser oder jener Residenz, er gehört doch vor Allem dem Vaterlande; nicht diesem oder jenem Institut braucht er also gedient zu haben, er soll d e r K u n s t gedient haben. Mithin frage man nicht, um ihn zu pensioniren, wie lange er an dem Einen Orte gespielt hat; man frage, wie lange er überhaupt der Kunst gedient und pensionire ihn auf Grund dieser ehrenwerthen Berufung. So ehrt man die Kunst in ihm, so zeigt man ihm, in einer großen Fassung seiner Aufgabe, wie man ihn selber will.

Hier, hören wir einwenden, redet entweder ein unpraktischer Idealist oder ein Mann, der ohne den Wirth zu rechnen gewohnt ist. Wohl eher ein Idealist, glauben

* Deutsches Theater, wie es war, ist, seyn sollte und als Hoftheater seyn könnte. Deutschland, 1801.

wir antworten zu dürfen; auch sicher ein unpraktischer, insofern ein vor 60 Jahren mit großer Klarheit und Beredtsamkeit aufgestelltes Ideal noch heute nicht zur Praxis geworden ist. Hören wir ihn seine Ansichten weiter entwickeln. Er will also den Schauspieler vor Allem dem einzigen Dienst der Kunst gewonnen wissen. Was steht dem heutzutage im Wege? Zuerst die schon berührte Geldfrage, dann die Zufälligkeiten der Schule und mit ihnen das Vordrängen gewisser Virtuositäten; mit diesen und jenen Hand in Hand wieder das Unterordnen des Ganzen unter den Einzelvirtuosen, des ganzen Gedichts unter die einzelne Rolle, endlich die schädliche Einwirkung einer oberflächlichen, nur zu oft käuflichen Kritik, eines lärmenden, meistens kenntnißarmen Applauses und ähnlicher scheinbarer Merkmale des Erfolgs, die im Grunde keine sind.

Abgeschafft also sey das Klatschen und Hervorrufen; man hat es in früheren Zeiten nicht gekannt, vermeidet es noch, wo immer man die Darsteller besonders ehren will (z. B. setzen wir hinzu, in der Pariser Opéra italien) und wird auch ohne einen derartigen Lärm, wenn die Sitte ihn einmal wieder verbannt haben sollte, durch die ganze Haltung des Auditoriums deutlich genug ausdrücken können, in welcher Weise man sich einer Wirkung bewußt geworden ist. Der Schauspieler selbst fühlt die Stimmung seines Publikums an unzählig vielen kleinen Symptomen und vermißt das Klatschen nur da, wo diese rohere Beifallsäußerung einmal die übliche Massensprache geworden ist, und auch dort nur, so lange sie eben als solche gepflogen wird.

Abgeschafft seyen ferner, sagt der Reformer, die hohen Virtuosenhonorare. Zu diesem Zwecke sollen die großen Theater einen Bund schließen, welcher vor Allem für die Mittel zu einer Bildungs- und Prüfungsschule zu sorgen hat. Hier empfangen junge Talente die Vorkenntnisse ihres Berufs. Haben sie eine gewisse Reife erlangt, so werden sie einer Truppe, d. h. einer Bundestruppe zugetheilt und mit dieser an den verschiedenen Bühnen des Bundes je nach Bedürfniß verwendet. — Man erräth hier, worauf der Reformer hinaus will: er verlangt ein Centrum, von wo aus in stetem Wechsel eine Menge Bühnen versorgt werden, eine große Quelle, deren sprudelnde Röhren über das ganze Land vertheilt sind. Von einem solchen Mittelpunkt aus ließe sich allerdings denn auch die Pensionsfrage in dem angedeuteten Sinne mit Einfachheit lösen. Kühner schon klingt die daran sich knüpfende Idee, daß alle Darsteller, von ihrer Graduirung zum „Künstler" an gerechnet, — und von Erreichung dieser Würde an ständen sie auf der Höhe ihres Berufs — auf das nämliche Gehalt Anspruch haben sollen. Ist dieß möglich? ist dieß auch nur wünschenswerth? wird man fragen. Wir können das Für und Wider hier nicht abwägen. Es setzt ein solches Gleichheitsverhältniß Entschädigungen mehr geistiger Art voraus, für welche allerdings die Empfänglichkeit im hohen Grade geweckt seyn müßte. Lassen wir ihn hier nur noch erläutern, was er mit dem Künstlergrade meint. „Wer auf den Künstlernamen Anspruch machen will, muß jede Rolle, die seinen Jahren, seiner Figur, seiner Gesichtsbildung, seinem Organe entspricht, im Geiste des Dichters ausführen können."

Durch jene Gehaltgleichheit nun, heißt es weiter, würde der Rollenneid um ein Erkleckliches verringert werden. In allen Contracten steht der Artikel wegen des „Alternirens," aber nirgends wird er befolgt. Ist er wichtig, warum setzt man ihn nicht durch? ist er unwichtig, warum läßt man ihn fortbestehen? Er ist in der That wichtig, und länger als ein Jahr sollte daher der Besitz einer Rolle nirgends dauern. Von da an gälte es so viel wie irgend möglich zu alterniren.

Es wären hier eine Menge ähnlicher Details einzuschalten, u. A. namentlich die Beschränkung der Spieltage, da nach der Ansicht jenes Reformers das tägliche Spielen zu oberflächlichem Lernen führe, das Publikum dadurch abgestumpft werde und sich auch für das Repertoire eine gewisse Liederlichkeit dadurch mit Nothwendigkeit ergebe. Wir können uns indessen, so weit die reproducirende Kunst in Betracht kommt, auf das Gesagte beschränken und aus den Vorschlägen des zweiten Reformers hier nur noch dasjenige hinzufügen, was die Idee der Centralisirung anschaulicher macht. Hiernach sollen denn Gruppen gebildet werden, deren beispielsweise Zwei näher bezeichnet werden. Der Centralpunkt der einen Gruppe (wozu Leipzig, Weimar, Braunschweig zählen könnten), wäre Dresden; derjenige der andern Gruppe (Stuttgart, Carlsruhe, Baden, Mannheim, Frankfurt) könnte München seyn, und in ähnlicher Weise einigten sich die Städte ganz Deutschlands zu gemeinsamer Pflege ihres Theaterlebens. Diese Mittelpunkte bildeten die Pflanzschulen; dort wäre der Sitz der obersten Leitung; von dort aus würden die Gesellschaften in einer gewissen Reihenfolge den betheiligten Stationen zugewiesen; dorthin kämen sie zurück. „Ein Publikum," sagt der Urheber dieses Vorschlags, „welches im Laufe eines Jahrs vier Gesellschaften zu sehen bekäme (Schauspiel, komische Oper, große Oper, Ballet, Posse und Pantomime) würde gewiß sich zahlreicher einfinden, theilnehmender sich bezeigen und einen bedeutenderen Theil der Kosten tragen, als jetzt.

Auch diese zweiten Vorschläge sind ziemlich alten Datums. Sie finden sich in der Deutschen Vierteljahrsschrift vom Jahr 1842, Nro. 17. Sie stimmen mit der Ansicht des Ersteitirten überein, daß zum Leben des Mimen Wandern gehöre, daß lebenslängliche Anstellungen die Künstler einschläfern und herunter bringen, daß durch die vielen Spieltage das Greifen nach flacher Uebersetzungsliteratur unabweislich werde.

Wir haben diese Ansichten nicht vorgeführt, um ihnen unbedingte Geltung zuzuerkennen, wohl aber um den ziemlich dunkeln Gegenstand der Theaterreform einmal heller zu beleuchten. Der Shakespeareverein wird nicht umhin können, Verbesserungsanträge dieser Art vor sein Forum

zu ziehen, und Aufgabe der Presse ist es, ihm solche zuzuführen. Dabei wird er allerdings mit den gegebenen Machtverhältnissen zu rechnen haben. Wer im Besitze ist, der ist häufig auch im Recht. In dieser angenehmen Lage befinden sich die Intendanzen der Hoftheater. Es ist nicht wohl denkbar, daß man, wo der Verfall der deutschen Bühne das Thema bildet, sie von aller Schuld frei sprechen kann, sobald man der Frage ernstlich auf den Leib rückt. Andererseits haben sie unbestreitbare Verdienste, die man willig anerkennen wird. Es kommt also darauf an, ihr Interesse für eine Hebung der Bühne in solcher Weise zu gewinnen, daß sie sich dem allgemeinen Zweck vor Allem durch ein richtiges Erfassen ihrer eigenen delikaten Aufgabe förderlich erweisen. Worin besteht diese? Der Hofmann wird ihren Schwerpunkt nach der Seite der irdischen Majestät suchen, der Dramaturg nach der Seite der himmlischen, um derenwillen sein Institut sich zu Zeiten als Kunsttempel angesehen wissen will. Beide können Recht haben, je nachdem das betreffende Theater ein Ausfluß fürstlicher Munificenz ist oder nur noch dem Namen nach auf den Landesvater, als den Schöpfer und Erhalter alles Großen im Staate, zurückweist. Daß eine solche Doppelauffassung möglich ist, gibt der Stellung der betreffenden Persönlichkeiten ihre innere Schwierigkeit, zumal die beiden Kategorien sich nur in seltenen Fällen klar von einander sondern lassen. Ein Theater, das z. B. einen lokalen Theil des fürstlichen Wohnsitzes bildet, kann kaum je aus diesem gastlichen Abhängigkeitsverhältnisse heraus gelangen, selbst wenn der Fürst sich mit constitutionellen Formen umgeben hat und sein früheres Eigenthum dadurch dem Staate zugefallen ist, das Schloß also nicht mehr sein Privatbesitz ist und das Theater dieses Schlosses ihm nicht mehr gehört. Eine Scheinabhängigkeit wird fortdauern und das Schicklichkeitsgefühl wird sehr häufig einer ästhetischen Forderung den Finger auf den Mund legen.

Um diese unklaren Beziehungen noch unklarer zu machen, kommt der Umstand hinzu, daß die Civillisten zum Theil mit Rücksicht auf die Lasten festgestellt sind, welche das Theater dem Fürsten auferlegt, zum Theil aber auch wieder nicht. Wo es geschah, da trug man, so scheint es, Bedenken, das Residenztheater geradezu auf Kosten des ganzen Landes auszustatten, und glaubte auch wohl der Krone und ihrem Glanze zu nützen, indem man mittelst der Civilliste bestreiten ließ, was das Theater an jährlichem Zuschuß erheischte. Wo es nicht geschah, wo also dieser fürstliche Zuschuß freiwilliger Beitrag ist, fehlt es in manchen Fällen dem Lande an Mitteln oder der Gesammtbevölkerung doch an höherem Blick, um einer eigenen, allgemeinen Besteuerung zu Gunsten des Residenztheaters sich geneigt zu zeigen. Es gibt also Hoftheater, die in der That dem Landesfürsten ihre Erhaltung verdanken; es gibt andere, wo dieß nur dem Scheine nach der Fall ist; es gibt endlich solche, welche unter anderer Leitung möglicher Weise ohne allen Zuschuß fertig würden.

Das Uebel der Duodezstaaterei bringt Fälle der erstern Art naturgemäß mit sich. Es kommt vor, daß ein Land arm, daß sein Fürst dagegen im Besitze großen Privatvermögens ist; er hält sich also ein Theater, nimmt für die nicht von seinem Hof beanspruchten Plätze Eintrittsgeld und deckt die Mehrkosten jährlich aus eigenen Mitteln. Bei einer solchen Sachlage ist natürlich kein höheres Prinzip zu Grunde zu legen. — Anders steht es, wo das Land groß und demgemäß im Stande ist, sein erstes Residenztheater auf eigene, d. h. auf Staatskosten zu unterhalten. Hier scheint der Grundsatz Platz greifen zu müssen, daß der Staat selbst die Verwaltung des betreffenden Instituts übernimmt. Daneben steht nur noch die völlige Concurrenzfreiheit, wie sie vielleicht diejenigen, welche die Staatsbahnen bekämpfen, auch für die Theater zweckmäßig halten werden. Das Für und Wider haben wir bereits flüchtig berührt. Die Akten über diese Frage sind noch nicht geschlossen. Man kann übrigens die Gewerbefreiheit im Allgemeinen gut heißen und doch der Kunst dieselbe Hut und Ausnahmspflege zuerkennen, mit welcher man die Bäume schützt, in deren kühlen Schatten ein Quell entspringt, oder mit welcher man den Brunnen selber vor trübenden Einflüssen bewahrt. Wo ein klarer Trunk für Alle, die des Weges ziehen, in seiner Lauterkeit erhalten werden soll, wird die Freiheit, ihn zu beschmutzen, billiger Beschränkung unterliegen.

Es gäbe vielleicht ein Drittes: Staatszuschuß, aber nicht Staatsleitung. Wie aus dem Schooße von Kunstvereinen schon manche Institute für bildende Kunst hervorgegangen sind, die in weiten Kreisen Bedeutendes geleistet haben, so ließe sich eine Vereinsthätigkeit denken, welche das Theater als Sache der Nation zum Gegenstande ihrer Sorge macht, und, über das ganze Land netzartig verbreitet, diejenigen Elemente in sich darstellt, welche die unmittelbare bureaukratische Leitung überflüssig machen könnten.

Sey aber auch der Weg, um die Hoftheater dem engherzigen Einfluß der Etiquettenatmosphäre zu entziehen, welcher er wolle, der Verein zur Hebung der deutschen Bühne kann bei diesem Thema nicht füglich seine Hebel ansetzen. Ehe eine derartige Umgestaltung sich auch nur in der Theorie durcharbeitet, gibt es noch viel für den Verein zu thun, das sich nur im engen Zusammenhang mit den größeren Theatern und ihren Leitern durchsetzen lassen wird, und es hieße das Messer ohne den Griff wollen, wenn man anders vorginge. Die Aufgabe des Vereins wird sich für's erste darauf beschränken, eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern an sich zu ziehen, die Theaterreformfrage in der Presse mit Nachdruck anzuregen, das wissenschaftliche Material über die in Betracht kommenden Gesetze zusammenzutragen und Fachmänner für die Bearbeitung dieses wie des statistischen Materials zu gewinnen. Dazu bedarf der Verein allerdings pekuniärer Mittel. Der billige Jahresbeitrag reicht zu solchem Zwecke nicht aus, er bietet, wenn sich nicht eine sehr große Menge von Mitgliedern zusammenfindet, dem Verein kaum die Möglichkeit,

sich ein Organ in der Presse zu schaffen, ohne dessen Hülfe er doch schwerlich rasch genug zu seinen ersten sichtbaren Erfolgen gelangen dürfte. Wünschen wir daher, daß sich ihm Mäcenate gesellen, die als Theaterfreunde, für ihre eigenen Freuden sorgen, wenn sie durch Schenkungen dem Verein zu Macht und Ansehen verhelfen.

Aus Spanien, August.

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Man hat diesseits des Rheins zur Stunde auch nicht eine bloße Vorstellung von dem, was sich gegenwärtig auf der pyrenäischen Halbinsel vollzieht, deren die europäische Industrie sich dergestalt bemächtigt, daß in wenigen Jahren schier fabelhaft eine gänzliche Umwandlung alles bisher Vorhandenen erfolgen muß; man hat bei uns nicht einmal eine Ahnung von dem, was mich auffordert, diese meine freilich selbst nur skizzenhaften Andeutungen „das neue Spanien" zu überschreiben. Und so erfuhr denn auch ich erst in Paris durch den letztausgegebenen „Indicateur" sämmtlicher Dampfvehikel des Welttheils, und zwar zu meinem angenehmen, nicht minder als naivem Staunen, daß mit Ausnahme einer bloß zwölfstündigen Diligencefahrt man bereits auf Schienenwegen aus der französischen Hauptstadt in die spanische gelangen könne.

Man kann sich in der Straße Clichy im Transportlokal des Bahnhofs von Orleans einschreiben lassen, oder auf dem Boulevard am Fuße des neuerrichteten „Grand Hôtel," des Riesenhauses, mit seinem glasgedeckten Hofe, seinen Terrassen, Cafés, Salons — ein kleines Baden für sich — im Bürcau direkter Beförderung von hier bis Madrid. Letzteres gewährt keinen Vortheil, nur vermehrten Zwang. Man hat dabei nicht einmal die Freiheit ähnlicher internationaler Einrichtungen, man kann nicht einen beliebigen Tag, sogar nicht eine beliebige Stunde der Reise wählen, oder dieselbe nach Gefallen unterbrechen. Bei genauer Prüfung erweist es sich als das dienlichste, einfach Morgens im Fiaker vom Hotel d'Espagne in der Rue Tronchet, welches sich als Absteigquartier empfiehlt, an die Gare d'Orleans zu fahren, durch das doch immer noch unverwüstlich schöne Paris, zum letztenmal vorüber am Louvre, St. Jacques, Notredame ꝛc.; und jenseits der Brücke am Früchte- und Weinhafen, an der Stadt von lauter Weinbuden, und am Jardin des Plantes. Das Paris jenseits der Cité, über dem Wasser, ist schon vollständig Provinz.

Als bequem erwähne ich den hiesigen Brauch, nach welchem vor der Casse des Bahnhofs ein Unteroffizier von der Wache sich angewiesen findet, bei Einlösung der Billete behülflich zu seyn und die Zahlungen zu vermitteln, wodurch eine gegen alle Seiten nicht zu verschmähende Controle gebildet wird. Die Bahn von Orleans weicht Anfangs nur wenig von der nach Lyon führenden ab, auf welcher ich noch vor kurzem nach Fontainebleau gefahren war. Jetzt, in den ersten Augusttagen, stieß der Blick schon überall auf Stoppeln, und „les meules" — zu verstreuten, runden Hütten aufgespeicherte Frucht — zwischen den in Frankreich so häufigen „peupliers de Hollande, gaben der Gegend ihren besondern Charakter. Landhäuser schimmerten einladend aus dem Grün, und bald zeigte Epinay (sur Orge) sein braunes, schier mittelalterliches Schloß. Im raschen Wechsel der Bilder tritt eine graue Ruine, „la tour de Morili," in Scene, und die Fläche von Marolles lösen Wälder ab, sogar mit Felsen, etwas an Fontainebleau mahnend.

Ein Pariser, in den behäbigen sogenannten besten Jahren, der zu Ablon eingestiegen war, woselbst er Freunde auf ihrer Villa besucht hatte, und nun nach der seinigen, unfern von Blois, zurückkehrte, machte mich aufmerksam auf ein stattliches Schloß, Chamarande, das Eigenthum Persignys, welches aber unbewohnt stand wegen des weitverbreiteten Aergernisses der obschwebenden „cause de séparation," dessen Schuld man der Gemahlin des Ministers zuschreibt. Das Elend der die Hauptstadt brandmarkenden Sittenlosigkeit wird von allen Seiten in den schwärzesten Farben gemalt. Sogar Franzosen, welche sehr conservativ und monarchisch gesinnt sind, fand ich tief empört über die Verderbniß des genußsüchtigen verschwenderischen Hofhalts des Kaiserthums, dessen nächste Umgebung mehr oder weniger aus Abenteurern, Spielern, Schwindlern jeder Art besteht, während zu Napoleons Verzweiflung der alte vornehme Adel, wirklich vornehm durch Gewohnheit und Gesinnung, in stolzer Abgeschlossenheit auf den Gütern verharrt und niemals in Paris erscheint.

Hinter dem geschichtlichen Städtchen Etampes öffneten sich die Ebenen der Beausse, „le Grenier de la France," wie mein Begleiter sie nannte, unabsehbare Stoppelfelder und darauf die bereits erwähnten Getreidehütten. Kommt noch zu den Meules eine arbeitende Windmühle, so hat man bereits ein eigenthümliches Bild. Wenn hier die Ernte mißräth, dann ist es ein Unglück für Frankreich; die letzte indessen verdient als eine gute bezeichnet zu werden, nach dem Ausspruche des Reisegefährten. Derselbe besitzt auf seiner Campagne selbst Reben und versprach sich

einen ganz außerordentlichen Wein, indem man der Lese bereits zum 15. September entgegen sah, statt am 1. Oktober. Selten, versicherte der Pariser, daß in diesen Gegenden die Rebe nicht vom Frost leidet; es geschah diesen Frühling nicht und das hat den Stock so gefördert. In Angerville besitzt Berryer, den jüngst Marseille zum Deputirten gewählt, eine Campagne. Jenseits des Waldes von Cercottes findet sich die Rebe auf freiem Felde angebaut.

Schon taucht die herrliche Cathedrale von Orleans empor mit allen ihren Erinnerungen. Ich habe nicht die von der Königin Blanche und von Gabriele d'Estrées bewohnten Häuser gesehen, den Dom aber umkreist, seine von der Sonne — schon der Sonne des Südens — übergossenen Zwillingsthürme, die Doppelkrone; und seinen Pfeil, schlank und fein, der wie ein Kind auf seinem Rücken sitzt. Beaugency zeigt ebenfalls einen ernsten Tempel, sammt kolossalen Resten einer Burg. Alles schwimmt in einer so weichen, zarten Luft, welche den malerischen Reiz erhöht. Auf der Station von Mar steigt man aus, wenn man, wie ich so gern gethan hätte, das wundersame Schloß Chambord besucht. Die Vorzüge des edeln Thals der Loire wissen namentlich auch die Briten wohl zu schätzen; sie zogen, je mehr man sich ihm näherte, in unsern Waggons aus und ein. Wie Schwalben den Lenz, verkündigten uns langgestreckte Söhne und Töchter Albions die Merkwürdigkeit eines so ausgezeichneten Theils von Frankreich. Rechnen wir noch hinzu, daß man von diesen Gegenden, besonders von Tours, behauptet, man höre hier die beste und reinste Sprache, so darf man sich nicht wundern, wenn hier englische Familien zahlreich sich zu längerem Aufenthalte einfinden.

Schon blinkt uns der silberne Glockenthurm von Menard entgegen, dessen fürstlichen Park die Eisenbahn durchschneidet. Seitdem diese andere Art von wilder Jagd denselben durchbraust, bewohnt der belgische Fürst Chimay dieses sein Schloß nicht mehr. Von Saint Denys aus, das durch seine Mineralbäder bekannt ist und sich mit seinem y von der berühmten Abtei bei Paris unterscheidet, gewahrt man über den Wipfeln fern die phantastischen Zinnen von Schloß Chambord, leider für mich in diesem Augenblick nicht viel anders als bereits ein „château en Espagne.“ Jetzt kommt die Cathedrale von Blois, dann ein ganzes Architekturbild, das Schloß von Blois, mit seinen Arkaden uns zugewendet, die eben so dunkelfarbige kleine Kirche der Sainte Trinité, in einiger Entfernung den Dom überragend. Man zeigt im Schlosse noch das Gemach, in welchem Guise ermordet wurde. Früher zeigte man auch im Cabinet der Katharina von Medicis den Schrank, die Schubladen, in welchen sie ihre Gifte verwahrte. Mein Gefährte, die verkörperte Tradition eines alten liebenswürdigen Franzosen, hatte dieß selbst gesehen. Er verließ mich hier, ungern verlor ich ihn, ungern schied er, nicht ohne mich nach Paris einzuladen, wo er Winters in der Chaussée d'Antin wohnt.

Noch im Wegfahren bietet Blois ein überraschendes Bild: das stolze Schloß, hochthronend, die Kirchen, die Stadt, und zu ihren Füßen die Loire, die wunderblaue Loire. Da schlängelt sie sich hin, vom weißen Blois umkränzt, und bald von den waldigen Ufern. Amboise, die Burg mit ihren Ringmauern, dem Kirchlein, dem waldigen Hintergrunde, ist höchst romantisch — ein Traum der Vergangenheit. Heerden weiden auf der Flur, und durch die stille Luft schwebt melodisch tiefes Glockenläuten. Nachdem noch das Schloß von Chenoson mit seiner Leibwache von Thürmen aufgetaucht war, langten wir an im stattlichen Tours. Hier stieg ein Ehepaar zu mir ein, und bald ist mir, wie wenn ich mit Freunden reiste. „Monsieur et Madame Pigeon“ — der Name ist der Mensch — leben in der dortigen Umgebung und reisen in das Bad nach Barèges. Wir fahren wie durch den großartigsten Park im Abendschein. Die guten Leute freuten sich, gleich Kindern, über alles was sich zeigte. Besondern Reiz gewährte ein vielthürmiges Waldschloß auf der Höhe, im vordersten Plane, wie hingemalt, verstreute Rinder auf der Weide. Die Loire ist reich an Burgen, wie der Rhein, nur alle aufrecht, keine Ruinen, und bewohnt von der noch blühenden Aristokratie.

Sobald man den köstlichen Strom verläßt, entwickelt sich ein weniger fruchtbares Terrain. Das alte Poitiers sahen wir nur bei Nacht, blickten aber in Perspektiven von glänzend erhellten Straßen. Die auf das Höchste empfängliche Madame Pigeon, so daß sie ein ambulanter Reiseeindruck genannt werden könnte, die sich schon durch ihr unermüdliches Bewundern als Einwohnerin der Provinz kennzeichnete, rief, den Kopf hinausstreckend, im naivsten Staunen über die Größe des Bahnhofs einmal über das andere: „Mais c'est immense, Monsieur Pigeon, immense!“ Eben so in Angouleme, durch dessen langgestreckten Hügel man im Tunnel fährt. Man hat während der kargen Frist beim häufigen Umtauschen von Waggons und Trains, beim athemlosen Durchmessen und Umkreisen der allerdings sehr ausgedehnten französischen Bahnhöfe nur zu sehr Gelegenheit, sich von ihren Proportionen zu überzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 2. September 1864.

> — Er stand neben mir wie meine Jugend,
> Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
> Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
> Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
>
> Schiller.

Späte Heimkehr.

(Fortsetzung.)

Brunner hieß vor einem halben Jahrhundert der Hausherr nicht; aber er war da. Deutlich sah ihn der Alte vor den geschlossenen Augen, über die er nachsinnend die Hand gelegt, wie er calculirend mit dem verständigen Zahlengesicht auf dem hohen Lederstuhl drüben im Comptoir saß und die grauen, grinsenden Augen über die knirschenden Federn der Gehülfen hinfliegen ließ. Es durchfröstelte den Alten bei dem Blick, und er sah sich selbst, wie er unter dem dickleibigen Contobuch rasch ein Blättchen verbarg, auf das er verstohlen mit flüchtiger Hand abgebrochene Reihen hingeschrieben, aber es war dem forschenden Blick des Herrn nicht entgangen.

„Was treiben Sie wieder, Hermann?" sagte eine scharfe, trockene Stimme, und der bewegliche Lederstuhl knarrte, und eine derbe, knochige Hand streckte sich ärgerlich nach dem Buch aus, unter dem das zierliche Blättchen lag. Aber blitzgeschwind hatten die näheren Hände es bereits gefaßt und es zwischen den Lippen in Sicherheit gebracht, daß nur ein zornglühender Blick ihm zu folgen vermochte, der noch lange auf den stumm niedergeschlagenen Augen des eifrig fortarbeitenden ruhte.

Der Alte nickte mit dem Kopf. „Dann endlich schlug die Stunde," sagte er leise vor sich hin, „und ich floh hieher, glücklich in der kurzen Freiheit, und ihr lächeltet mir mit eurem goldenen Schein Trost und Ruhe in's Herz während des Wartens, ihr Alten." Er winkte stumm mit den Augen den glänzenden Kugeln zu, die im Mittagsonnenschein über ihm vom wolkenlosen Himmel sich abhoben.

Wohl zum erstenmal war er, in lang vergangene Zeit verloren, weit über seine Stunde drunten sitzen geblieben, und die Sonne stand hoch im Zenith und übergoß mit blendenden Strahlen die lautlose Niederung. Es war so heiß, daß selbst die Falter träg mit zugeklappten Flügeln auf den Dolden saßen; nur hie und da schwirrte ein grüner Goldkäfer schläfrig zwischen ihnen durch.

Die Augen des Alten ruhten darauf, aber seine Gedanken waren nicht dabei; sie waren noch immer in der fernen, fernen Zeit. Aber jenes calculirende Zahlengesicht fing jetzt an zu verblassen und andere Gestalten tauchten hinter ihm auf und trieben vorbei. Dann kam die letzte, und er hörte ihre Füße leise über dem Sande knistern, bevor er sie erblickte. Langsam kam sie einher, die Wange in die Hand gelegt, den breitrandigen Strohhut wider den heißen Sonnenschein

auf dem goldblonden Haar. Aber sie ging einen andern Weg hinab und sah ihn nicht. Nur manchmal wandte sie sich um und blickte zurück, als ob sie etwas erwarte.

„Komm, Hermine, komm! Ich bin ja schon hier!" flüsterte der Greis. Unbeweglich schaute er hinüber, und ein traumhaft lächelnder Zug lag über dem alten Gesicht.

Doch noch lebendiger ward es um ihn, denn noch andere Bilder stiegen aus seiner Seele auf. Er sah jetzt, wie die leichte Mädchengestalt halb freudig, halb erschrocken zusammenfuhr; zugleich vernahm er einen andern, festeren Schritt aus der Ferne. Dann war erstere gleich einem Schmetterling in dem blühenden Gewirr verschwunden; nur ihr goldenes Haar schwamm sonnbestrahlt unter den breiten Blättern, und dazwischen leuchteten ihre Augen wie blaue Cyanen hervor. Nun sah der Alte den Jüngling, der allmählig herangekommen, suchend umherblicken. — Er fuhr mit der magern Hand über die Stirn und murmelte vor sich hin: „Hatte ich denn braunes Haar vor fünfzig Jahren?" aber er verwandte kein Auge von dem Bilde, das er sich heraufbeschworen.

Der Jüngling wandte sich jetzt plötzlich, denn ein leiser, lachender Ton kam dicht neben ihm aus dem Gebüsch. Er blickte eifriger hin und sah, wie sich die Blätter und Blumenstiele heimlich bewegten. Der Jüngling that einen Schritt vorwärts und streckte zögernd die Hand aus nach den goldenen Aehren, die in so seltsamem Verstecke emporwuchsen. Sie regten sich nicht und wichen nicht zurück, wie seine Hand sich auf sie legte, nur die Cyanen leuchteten noch heller und sahen unbeweglich auf das zaghaft kühne Antlitz, das sich näher und näher zu ihnen hinabneigte. Dann brachen die Ranken knisternd zusammen, denn auch die Kniee des Jünglings hatten sich geneigt; seine Hände aber lagen beide in den goldenen Aehren begraben, die sich leise an seiner Brust wiegten, wie wenn der Sommerhauch über das gelbe Kornfeld geht.

Der Alte fuhr mit der Hand an die Augen, aus denen eine helle Thräne herabzitterte; aber zugleich vernahm er ein Geräusch im Gezweig, und wie er wieder aufblickte, sah er schon weit hinauf im Garten ein helles Kleid zwischen dem Gebüsch verschwinden. Dazu kam ein verhallender Ruf wie „Hermine" oben vom Hause herüber, dem näher zu ihm eine etwas zitternde Stimme antwortete.

Der Alte saß noch eine Zeitlang, das Gesicht in beide Hände gelegt; dann stand er auf. Seine Augen glänzten heller und freudiger denn je, als er mit festen Schritten den Garten hinaufwanderte. Etwa in der Mitte desselben begegnete ihm Philibert, der auf andern Wegen langsam vom Fluß auf das Haus zuging und bei dem Anblick Herrn Sternecks etwas verlegen inne zu halten schien. Aber dieser schritt freundlich grüßend auf ihn zu und begann unbefangen eine Unterredung über ein Buch, das er dem Jüngling am Abend zuvor zur Lektüre empfohlen. Dabei legte er seinen Arm in den des jungen Mannes und ging auf ihn gestützt langsam zur Veranda hinauf, in der die übrigen Bewohner des Hauses ihrer bereits mit dem Mittagessen harrten, das sie an schönen Tagen wohl im Freien einzunehmen pflegten.

„Es ist das erstemal, daß ich Sie von Ihrer Morgengewohnheit abgehen sehe, Herr Sterneck," rief der Hausherr, der an das Geländer der Veranda gelehnt, etwas ungeduldig ihm entgegen gesehen.

„Ich habe sie keineswegs aufgegeben," erwiederte der Angeredete lächelnd, indem er zugleich seine stäte, äußerst förmliche Verbeugung vor Frau Dahlgren machte, welche diese in gleicher Weise entgegnete; „aber die Sonne drunten thut dem Alter und der Jugend wohl, wir bedauern nur, daß wir uns durch sie haben verleiten lassen, uns zu verspäten, wie ich sehe."

Die Hausfrau machte eine höflich abwehrende Bemerkung, daß man noch gar nicht gewartet habe. Sie habe Hermine nur auf den Wunsch ihrer Mutter gerufen, welche es nicht für vortheilhaft halte, daß junge Mädchen sich der Mittagshitze allzusehr aussetzten. Die alte Dame schien darauf gewartet zu haben, denn sie fuhr, als die Sprechende geendet, sogleich fort: „In meiner Jugend achtete man noch auf sich und man hätte es mir nicht erst zu sagen gebraucht. Freilich —"

Aber Herr Sterneck schien heute Morgen gegen alle seine Gewohnheiten zu handeln; denn zum erstenmal unterbrach er die ihn verwundert anblickende alte Dame und versetzte oder ergänzte vielmehr: „Freilich hat sich seitdem Manches sehr geändert, gnädige Frau; aber ich glaube im Grunde weniger die Menschen unserer Zeit, als die Gefühle derjenigen, die vor fünfzig Jahren lebten. Wer solcher Scene sich erfreuen kann, der mag es thun; die trüben Tage kommen bald, kommen vielleicht lang genug, wo man an ihrer kargen Erinnerung sich wärmen muß, bis auch die schwindet und Alles kalt und leer und frostig wird drinnen und draußen."

Er hatte das in ungewöhnlich erregter Weise, fast heftig gesprochen, so daß Herr und Frau Brunner ihn sowohl deßhalb als wegen der Unverständlichkeit des Beweggrundes derselben erstaunt anblickten. Nur Hermine hatte sich abgewandt und schaute erröthend in die Ferne hinaus, während die alte Dame die Augen starr wie ins Leere auf den Redenden gerichtet hielt.

„Was ist dir, Mutter?“ fragte Frau Brunner, denn eine unheimliche Angst lag in dem welken Gesicht der Alten. Sie antwortete „Nichts;“ aber sie tappte hastig nach dem vor ihr stehenden Glase und führte es mit zitternder Hand an die Lippen. Sie empfand jedoch, daß sie es nicht bis an den Mund zu bringen vermochte, ohne das Wasser zu verschütten, und sie setzte es auf den Tisch zurück und unruhig zogen die alten Augen den Augen des Mädchens nach in die blaue Ferne hinüber, über Raum und Zeit, über Minuten und über ein halbes Jahrhundert.

Allmälig war der erste Sommer vergangen, der eine so langsam tiefgreifende Veränderung im Brunnerschen Familienkreise veranlaßt, und es war im ganzen Hause wohl Keiner, der sie ungeschehen wünschte, ja nicht geradezu als Glück betrachtete, vielleicht die alte Dame ausgenommen, die im Anfang am meisten über die Ankunft des Fremden erfreut gewesen war. Sie legte sich selbst wohl kaum genaue Rechenschaft darüber ab; nur konnte sie nicht umhin zu empfinden, daß ihre Autorität in den täglichen Vorkommnissen des Hauses seit der Anwesenheit Herrn Sternecks bedeutend gelitten, da die Anschauungen des letzteren darin mehr mit denen ihres Schwiegersohnes und seiner Frau harmoniren oder diese sich leichter der freundlichen Ruhe des Alten als den heftigen Anforderungen der Mutter fügen mochten. So beschränkte sie sich allmälig darauf, ihre Stimme nur bei wichtigeren Ereignissen abzugeben, in welchen, da die Hauptstärke des Geschäftes auf dem Vermögen der Alten beruhte, nicht leicht eine ihrer Ansicht widerstrebende Entscheidung getroffen werden konnte. So herrschte eine Eintracht im Hause, wie die Bewohner sie kaum jemals gekannt. Zufriedene Gesichter Tag ein Tag aus; ja wenn man auf die jüngsten Insassen des alten Gebäudes blickte, konnte man sich gar keine freudigere, glückstrahlendere Gesichter denken.

So war es auch, wenn man in das Gesicht des Alten sah, vorzüglich sobald es auf jenen beiden jungen Gesichtern ruhte. Unzerstörbare Heiterkeit lag jetzt darauf bei Allem, was er that. Was er that, unterlag indeß noch immer derselben planmäßigen Genauigkeit wie früher. Nur konnte er jetzt die Natur, oder die Erinnerung — beides schien ihm zu Einem Gegenstand verwoben zu seyn — nicht mehr drunten an seiner Lieblingsstelle im Garten genießen, da der von häufigem Herbstregen angeschwellte Fluß bereits sein Bett zu übertreten anfing. Statt dessen machte er jetzt mit beginnender Dämmerung, das Wetter mochte seyn wie es wollte, regelmäßig seinen Spaziergang rund um die alte Stadt, den er in einer Stunde beendete, um dann bis zum gemeinschaftlichen Thee sich behaglich auf seinem Zimmer am knisternden Ofen an seinen Lieblingsbüchern zu erfreuen.

So kam er auch eines Abends an einem der letzten Novembertage zurück. Er hatte heute seinen Spaziergang etwas abgekürzt, weil ihm der scharfe Wind draußen vor den Thoren den mit Schnee untermischten Regen gar zu schneidend ins Gesicht trieb. Dabei mußte er mit seinem Schirm kämpfen, so daß ihn der Weg mehr als gewöhnlich anstrengte und er sich freute, als er das Haus erreicht hatte. Er fühlte sich sehr ermüdet, als er die erste Treppe hinaufgestiegen, und lehnte sich deßhalb auf das Geländer des Vorplatzes, um einige Augenblicke zu ruhen. Es war dieselbe Stelle, auf der er damals zuerst gewartet, als das Mädchen ihn der Hausfrau meldete. Daran dachte er, und wie dann plötzlich die helle Stimme von unten herauf ertönt hatte. Er hatte sich unbewußt wieder in die Richtung hinüber gebogen, und nun war es ihm auf einmal, als hörte er ein leises Schluchzen vom dunkeln Flur herauf. Es bewegte sich darüber hin, und er sah undeutlich eine leichte Gestalt, die er für Hermine hielt. Er rief ihren Namen und die Gestalt hielt einen Moment inne; dann aber eilte sie, ohne Antwort zu geben, hastiger in den finsteren Hintergrund hinein.

Der Alte blickte noch eine Weile hinab, endlich schüttelte er den Kopf und setzte seinen Weg fort; er glaubte sich getäuscht zu haben. Wie er die Mitte der zweiten Treppe erreichte, öffnete sich die Thür hinter ihm, neben der er gestanden, und er vernahm aus dem zweiten Zimmer laute, heftige Worte. Dazwischen sprach, wie vertheidigend, eine andere, leisere Stimme. Der Alte lauschte einige Augenblicke; aber die erste Thür ward schnell wieder geschlossen und er hörte nichts mehr. Nachdenklich stieg er in sein Zimmer hinauf, rückte sich den Lehnstuhl an's Fenster und blickte über den Garten in die dämmernde Gegend hinaus.

Es mochten mannigfache Gedanken seyn, die ihn beschäftigten, während es dunkler und dunkler um ihn wurde, denn er schrack fast zusammen, als plötzlich die Klingel, die zum Abendessen hinabrief, von unten ertönte. Es war tiefe Nacht auf seinem Zimmer geworden; er zündete Licht an, blickte auf die Uhr, ob er sich nicht irre und ging ins Familienzimmer hinunter.

Es war still darin als er eintrat, nur die große Theemaschine summte auf dem Tisch neben der Hausfrau, die mit nachdenklicher Miene an der Seite Brunners saß und sich mit den Zurichtungen der Abendmahlzeit beschäftigte. Ihr gegenüber saß die alte Dame kerzengrad mit strengem Gesichtsausdruck im Lehnstuhl.

Sie begrüßten den Eintretenden kurz und wechselten einige gewöhnliche Worte. Hermine, an deren Seite er sich setzte, behielt die Augen auf den Tisch niedergeschlagen und antwortete kaum auf seine Fragen. Eine drückende Stille lag über der kleinen Gesellschaft, die der Alte vergeblich durch sein heiteres Wesen und außergewöhnliche Gesprächigkeit zu heben suchte. Er erhielt höchstens einsylbige, von der Höflichkeit unumgänglich geforderte Antworten; nur als er so unbefangen wie möglich fragte, weßhalb Ernst heute nicht bei Tisch erschienen sey, erwiederte Brunner kurz, derselbe sey unwohl und seine Kränklichkeit werde ihn wohl nöthigen, das Haus ganz zu verlassen.

Es lag eine nachdrückliche Bestimmtheit in den Worten, die weitere Nachfrage abschneiden zu wollen schien; zugleich stand Hermine auf und ging ins Nebenzimmer. Als sie die Thür geschlossen hatte, glaubte der Alte denselben leisen, unterdrückten Ton zu vernehmen, den er vorhin im Dunkeln auf dem Flur gehört; aber niemand that, als ob er es beachte. Der Hausherr knüpfte ein nachlässiges Gespräch an, das mühsam weiter geführt wurde und endlich wieder in das vorherige Schweigen abbrach.

Nun stand der Alte auf und wünschte gute Nacht, was alle freundlich erwiederten. Brunner machte eine Bewegung, als ob er ihm folgen wollte; aber er setzte sich unentschlossen wieder und der Alte ging hinaus und auf sein Zimmer. Hier ging er noch eine Weile auf und ab; endlich rückte er sich seinen Lehnsessel wieder vom Fenster an den Tisch, auf dem er seine Lampe angezündet, nahm ein Buch und las. Doch schien es nur im Anfang seine Gedanken zu fesseln; bald schlug er die Blätter seltener um, dann schob er das Buch ganz von sich und legte den Kopf mit geschlossenen Augen zurück.

Es war schon über die Zeit, wo er zu Bett zu gehen pflegte, und Alles im weiten Hause still und regungslos. Nur der Wind, der sich mehr und mehr verstärkt hatte, peitschte den Regen klirrend gegen die Fenster und wirbelte in pfeifenden Stößen um Dach und Kanten. Darauf mochte der Alte hören, denn von Zeit zu Zeit öffnete er die Augen und schien aufmerksam zu lauschen. Dann lehnte er den Kopf wieder zurück und sein Athemzug ging gleichmäßig, als ob er schliefe, durch's Gemach.

Aber er schlief nicht. Man vernahm deutlich durch das Gebrause des Windes das Glockenspiel vom Marienthurm; dann schlug es dumpf Mitternacht hinterdrein, doch zugleich war es dem Alten, als hörte er ein leises Krachen im Hause. Es mußte über ihm herkommen, als ob jemand vorsichtig eine Thür schlöße; dann kamen, selbst dem scharf aufhorchenden Ohr des Lauschenden kaum vernehmlich, leise Fußtritte aus dem dritten Stockwerk herab. Der Alte schlich ebenso geräuschlos an die Thür seines Zimmers und horchte auf die näher kommenden Schritte. Es mußte jemand seyn, der im Dunkel ging, denn man hörte, daß er sich vorsichtig am Geländer forttastete, bis er auf den Vorplatz gelangte. Hier hielt der Tritt einen Augenblick an. Der Gehende mußte dicht an dem Zimmer vorüber, wenn er die weiter hinabführende Treppe erreichen wollte. Es war, als ob er zögere, so lange regte sich nichts; endlich setzte er sich geräuschlos wie zuvor wieder in Bewegung. Aber im selben Augenblick öffnete der Alte leise die Thür und ein breiter Lampenschimmer fiel über den Vorplatz auf die erschreckt zusammenfahrende Gestalt eines jungen Mannes, der, in einen Mantel gehüllt, mit einer Reisetasche in der Hand wie geblendet, sprachlos vor der plötzlichen Erscheinung des Alten dastand.

Es hätte der geflüsterten Ermahnung des letzteren, kein Geräusch zu machen, nicht bedurft; der Jüngling folgte willenlos der Hand, welche die seine gefaßt und ihn sanft in's Zimmer hereinzog. Fast lag etwas wie Feierlichkeit im Wesen des Alten, als er den Schlüssel in der Thür umgedreht hatte und langsam wieder auf den ungewiß in der Mitte des Gemaches harrenden Jüngling zuging. Er faßte abermals die Hand desselben und drückte ihn auf einen Stuhl nieder; dann setzte er sich ihm gegenüber und sagte freundlich: „Wohin wollten Sie so spät, lieber Philibert?"

Der Angeredete hatte lang genug Zeit gehabt, sich auf eine Antwort für diese wahrscheinlichste Frage zu besinnen. Er öffnete jetzt auch den Mund und versuchte zu sprechen. Aber er brachte kein Wort hervor, nur ein Strom von Thränen schoß aus seinen Augen und er legte die Hände über seinem Gesicht zusammen und schwieg.

Der Alte blickte ihn väterlich mitleidig an. „Wenn Sie es mir nicht sagen wollen, so will ich es für Sie thun, Philibert," fuhr er nach einer Pause freundlich fort, „Sie wollten von uns, weit vielleicht —"

„Weit, weit fort, auf ewig!" schluchzte der junge Mann jetzt gewaltsam. Er war vom Stuhl niedergeglitten und hatte das Gesicht auf die Kniee des Alten gelegt.

„Sie wollten nicht auf ewig fort," entgegnete dieser ruhig. „Sie wollten nur so lange fort, bis Sie sich ein Vermögen erworben, um heimkehren und vor den Vater hintreten zu können und zu sagen: Wollen Sie mir Hermine noch verweigern?"

Der Jüngling hob überrascht den Kopf. Eine

dunkle Röthe hatte sich über sein blasses Gesicht gelagert, aber seine Augen irrten verwundert zu dem Sprecher empor. „Woher wissen Sie?" stotterte er.

Unendliche Wehmuth lag in den alten Augen, die liebevoll in die jungen hinabblickten. „Man weiß manches, wenn man alt geworden, mein Kind," sagte er lächelnd. „Stehen Sie auf, und wenn Sie mir nicht sagen wollen, was Sie beabsichtigten und ohne mich gethan hätten, so will ich es Ihnen erzählen."

Der junge Mann gehorchte und setzte sich auf den Stuhl zurück. Dann fuhr der Alte fort: „Dieses Haus ist älter als Sie, mein Kind; auch dieses Zimmer, in dem wir sitzen, und wenn es zu reden vermöchte, es könnte Ihnen manches berichten, manches aus Tagen, die Sie, die vielleicht Ihre Mutter nicht gesehen, da könnte es Ihnen von Tagen erzählen, wo seine Wände noch ärmlicher und kahler waren, als heute, und wo es doch einen ganzen Himmel von Glück umschloß. In den Augen seines Bewohners sah es ihn liegen und hörte ihn in seiner Stimme und in dem Namen, den er Abends laut noch einmal sprechen mußte, ehe er entschlief, und der Morgens zuerst von seinen Lippen kam, vielleicht auch gar manchmal, ihm selbst unbewußt, im Traum. Er steht auch noch hier, der Name, und ist glücklich allen forschenden Verbessereraugen entronnen. Man sollte nicht glauben, daß ein hastiger Bleistiftszug ein halb Jahrhundert und ein Menschenherz überdauert."

Der Alte brach mit einem Seufzer ab und deutete auf eine matte Schrift neben sich am Holzgetäfel der Wand. Philibert beugte sich hinüber und suchte in der dämmernden Beleuchtung. Dann las er verwundert laut: „Hermine" und blickte den Alten fragend an.

„Hermine," wiederholte dieser; „auch die Trägerin des Namens ist Ihnen nicht fremd. Doch ich will Ihnen nicht erzählen, was, in allen Zeiten ewig gleich, Sie besser und lebendiger wissen, als ich. Aber es kam ein Tag, ein Wintertag wie heute, dem eine stürmische Nacht wie diese folgte. Da hatte ein schweres Gewitter sich entladen, das sich in Sommertagen langsam zusammengezogen, und der Himmel lag mit Wolken bedeckt, und ein anderes Bild sahen da die alten Wände. Das war ein Jüngling wie Sie, und er saß wie Sie, in den Mantel gehüllt, mit der Reisetasche neben sich auf Ihrem Platze dort, und horchte hinab durchs nächtliche Haus, bis das letzte Leben darin verstummt war und nur der Sturm um den Giebel heulte und pfiff, und nur sein eigenes Herz durch die Stille klopfte und bebte. Dann stand er auf und wankte auf den Vorplatz und tastete sich die Treppe hinunter. Drunten aber öffnete sich keine Thür, wie er vorüberkam, und hielt ihn zurück, denn er war hinausgejagt wie ein Hund, und er wollte nur unbemerkt von ihr davon, um nicht im Abschied sich und ihr das Herz zu brechen, bis er mit Reichthümern beladen zurückkäme aus der neuen Welt —"

Der Jüngling schluchzte heftig, so daß der Alte, der mehr und mehr wie mit sich selbst vor sich hin redete, sich erinnernd aufsah. Er blickte ihn zärtlich an: „Nicht wahr, Sie wollten auch dorthin, in das Land, wo das Gold, das Glück der Erde blüht?" sagte er mit bitterschmerzlichem Ton.

„Er hat mich ja auch wie einen Hund fortgejagt — sie alle —" flüsterte Philibert stockend, „und ich wußte und weiß ja nicht wohin; nur weil ich Sie so viel und oft von Amerika sprechen hörte und ich dachte —"

„Und dachtest, was ich dachte, mein Knabe, und wärst betrogen, wie ich es ward," unterbrach ihn der Alte feierlich. „Und wärst in den Wald gerathen und verirrt wie ich, hättest vielleicht gerungen und deine Kraft erschöpft wie ich, um im Augenblick, da du am Ziel zu seyn wähntest, hohnlachend zu Boden geworfen zu werden durch ein einzig Wort, das man dir aus der alten Welt hinübergerufen wie mir. Und dann hätte spöttisch die Welle der Tage dich weiter getragen, und hätte dir mit bitterem Hohn in die Arme geworfen, was du früher vergeblich erstrebt und erhofft, und mit jeder Gabe hättest du dich ärmer und öder und elender gefühlt, bis dein Herz kalt geworden und dein braunes Haar weiß wie das meine."

Der Alte hatte sich aufgerichtet und die Hand auf die Schulter des Jünglings gelegt, der, vom ungewöhnlich bewegten Wesen desselben überschauert, fast sein eigenes Leid vergessen hatte, und ruhig dasaß, während ein Zittern durch die alte Hand in seinen Körper rann.

Einen Augenblick hatte jener inne gehalten, dann fuhr er mit bebender Stimme fort: „Und dann wärst du zurück gekommen, selbst ein Todter in das Haus der Todten, und wie gespenstische Schatten irrtet ihr lautlos an einander vorüber, und nur wenn die Erinnerung flüchtig auch die Lippen genetzt, starrtet ihr mit athemlosen Seufzern zurück über ein ödes, verfehltes, verlorenes Leben."

„Nein, nein," und er umschloß den Kopf des verstummten jungen Mannes heftig mit den Armen und küßte ihn auf die Stirn, während große Thränen aus den greisen Wimpern auf die jugendfrischen Wangen herabrollten; „dazu wenigstens soll mein Leben genützt haben, und ich wußte es ja längst, wußte es vom ersten Tage, da ich kam, und wußte auch, daß dieser Tag und diese Nacht kommen würde, denn Alles

schwindet und wandelt sich, nur auf den Trümmern des Alten bleiben die Menschen ewig gleich."

„Und nun geh hinauf auf dein Zimmer, mein Kind, lege dich zur Ruh und schlafe, verschlafe Alles wie einen bunten, schreckensvollen Traum. Aber zuvor — nein, nicht mir — danke dem Schicksal, dem Gott der Liebe und des Glückes danke, der unerforschlich über dem Einen lächelnd seine Hand hält und unerbittlich vom Andern sich abzieht. Auch ich will ihm danken, daß er mir noch am Abend den Abglanz jener Sonne verliehen, die er dereinst mir schon in der Morgenfrühe genommen. Schlaf wohl, mein Knabe, schlaf lang, und was dich ängstigt, lege sorglos und frohgemuth in meine Hand."

Er hatte den Jüngling bis an die Thür geführt; dann schloß er ihn noch einmal zärtlich in die Arme und strich ihm mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Rest des Zweifels, die letzte Bängniß, die noch darauf gelagert, wegglätten. Dann leuchtete er dem mit stummem Händedruck behutsam die Treppe wieder Hinaufschreitenden vom Vorplatz nach, winkte ihm noch einmal zu und kehrte, geräuschlos die Thür schließend, in sein Zimmer zurück. Er blickte auf die Uhr; die erste Tagesstunde war bereits vorüber. Trotzdem hatte der Alte noch keine Ruh. Er holte bald dieses, bald jenes Papier aus seinen Schubfächern hervor und legte sie zusammen, bis er ein beträchtliches Päckchen angehäuft hatte, das er sorgsam in einen weißen Bogen einschlug und wieder verschloß. Dann zog er ein kleines, vergilbtes Büchlein aus der Lade, in dem auf altmodischem Pergament hin und wieder halbverlöschte Schriftzüge standen. Darin blätterte er im Lehnstuhl sitzend, bis die Lampe allmählig trüber und trüber wurde und zu knistern anfing. Dann halb lesend, halb aus dem Gedächtniß recitirend, wie es schien, murmelte er noch: „ja, —" „Ich weiß es noch, ich war ein Knabe —" und er nickte mit dem Kopf und lehnte ihn zurück, und die Augen fielen ihm langsam zu. Und dann schlug es drei Uhr vom Marienthurm; Sturm und Regen hatte aufgehört und das Glockenspiel kam lieblich durch die klare Nacht herüber und auf dem Tisch vor dem Alten erlosch knisternd das letzte Licht im Brunnerschen Hause.

Trotzdem fanden die frühesten Strahlen der freilich schon späten Novembersonne den Alten bereits wieder rege und munter. Dazu lag nichts Uebermachtes in seinem Gesicht, obgleich er die ganze Nacht in dem Lehnstuhl zugebracht. Im Gegentheil hatte er wohl kaum, seitdem er wieder droben sein altes Zimmer betreten, frischer und lebendiger in den Tag hineingeschaut als an diesem Morgen, wo er am Fenster stand und mit glänzenden Augen über die weite Gegend hinblickte. Drunten am Fluß auf der Ebene hinter dem Garten wogten und ballten sich noch die weißen Nebel, aber sie trieben langsam stromab. Ab und zu zerriß schon der Schleier und wie durch Vorhangslücken blitzten plötzliche sonnbestrahlte Kirchthürme und rothe Dächer fern vom Waldrande herauf. Sie verschwanden wieder, doch allmählig kürzer und unvollständiger. Immer durchsichtiger wurde der graue Schleier, der sich langsam mit goldenen Strahlen zu durchweben schien. Endlich lag Alles in lachendem, wolkenlosem Herbstsonnenschein, die letzte nächtliche Wolkenflocke war am blauen Horizont zerronnen und der Alte griff fröhlich nach Hut und Stock und wanderte mit dem Päckchen, das er in der Nacht zusammengelegt hatte, unter dem Arm, die Treppe hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein.

(Fortsetzung.)

II.

Wenn die Hauptperson der Tragödie es ist, für die unsere Theilnahme durch das Spiel erregt werden soll, so wird diese Wirkung selbst hervorgebracht durch den Verlauf der dargestellten Begebenheit, in welche die Personen verwickelt sind. Er ist es, was uns unmittelbar in Erregung setzt. Aber die Lebendigkeit dieser Wirkung hängt nicht ab von der Größe eines erschütternden Ereignisses an sich, sondern von der wohlge-

ordneten Folge der erschütternden Momente, von denen einer den andern nothwendig hervorruft und hervorhebt Deßhalb hat schon Aristoteles die Anordnung der Geschichte im Stück als die eigentliche Hauptsache bezeichnet, und Schiller rühmt, daß er damit recht den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wie der Hauptheld vor den übrigen, unser Auge auf sich ziehend, hervorragt, so vor den erschütternden Lagen, in die er versetzt wird, ein großer Hauptmoment, in dem der größte Eindruck auf ihn wirkt und sein Schicksal entscheidend bezeichnet. Ein solcher Eindruck ist gegeben, wenn ein Wendepunkt in seiner Lage eintritt, oder ihm selbst zuerst klar wird, durch den er im Uebergang zwischen zwei entgegengesetzten Stimmungen gezwungen ist, einen Augenblick anzuhalten und sein ganzes Schicksal plötzlich auf sich zu nehmen.

Wir wissen, wenn dieser Moment eintritt, daß die Zustände zwischen denen, wo ein Uebergang stattfindet, nicht nur vorübergehend einmal wechseln, sondern der eine zuvor das ganze geistige Leben des Helden beherrscht hat, der andere ihn nachher für unabsehbare Zeit beherrschen wird, und also eine nicht wieder rückgängig zu machende Veränderung mit ihm vorgeht, die uns mit ihm tief erschüttert. Die entgegengesetztesten Stimmungen des ganzen inneren Lebens sind ein freudig gehobenes Streben und ein schmerzlich niederdrückendes Leiden. Beide sind im gewöhnlichen Leben beständig abwechselnd im Menschen lebendig, und wenn sie sich nicht klar von einander abheben, ermüdet sich in ihm die Fähigkeit zu binden und weicht einer allgemeinen Abspannung. Wenn dagegen das eine das andere deutlich ausschließt, ist der innere Zustand ein in sich klar und rein ausgesprochener. Der plötzliche Uebergang zwischen beiden bringt aber einen inneren Umschlag der ganzen geistigen Thätigkeit hervor, in dem sich ihre ganze Kraft mit Erhabenheit offenbart. Die Kunst zeigt uns die Helden nach einander in beiden scharf entgegengesetzten inneren Zuständen in Streben und Leiden als rein verständliche Stimmung; dazwischen aber auf dem Uebergang angehalten und in kritische Spannung versetzt.

Der Uebergang kann ein doppelter seyn: ein leidender Zustand kann durch eine glückliche Krisis, in der sich die Kraft des Willens aufrafft, in ein muthiges Streben übergeführt werden, oder ein solches kann zuerst vorhanden gewesen seyn und durch eine unglückliche Krisis gelähmt werden, worauf ein leidender Zustand an die Stelle tritt. Beides kommt in Tragödien vor, wenn wir den Begriff dieser Kunstform in dem alten weiten Sinne nehmen; denn dann gehören dazu auch die Schauspiele, die einen glücklichen Ausgang haben. Doch bleiben sie immer eine weniger ausgebildete Nebenform der Tragödie. Dieß hat einen äußeren und einen inneren Grund. Der äußere liegt darin, daß das Hervorbrechen eines frischen wirksamen Strebens aus lange bestandener Muthlosigkeit als ein rein innerlicher Vorgang nicht leicht äußerlich vergegenwärtigt werden kann. Haben wir uns bis zu dem entscheidenden Momente an die Stelle des Helden versetzt, und soll uns der darauf einsetzende Umschlag mit ihm ergreifen, so muß es uns nun vorkommen, als würde nun auch in uns der strebende Wille lebendig. Tritt dieß nun bei dem, der uns vor Augen gestellt ist, nicht gerade in demselben Augenblicke ein, in welchem wir die Nöthigung dazu empfinden, so muß es uns überraschen und in der Illusion der Versetzung in seine Stelle stören. Es kann uns dann auch gefallen, aber es rückt uns dann nicht so nahe, als wenn es uns selbst begegnet wäre. Es kann zwar ein wichtiger äußerer Umstand ziemlich plötzlich die Nöthigung zum Hervorbrechen des Willens motiviren; es ist aber doch damit immer noch nicht ganz unmittelbar gegeben und der Uebergang bleibt immer ein schwer äußerlich aufdrängbarer Vorgang.

Mit dieser äußeren Schwierigkeit der Darstellung einer glücklichen Wendung hängt der innere Grund ihrer geringeren Wirksamkeit in der Kunst zusammen. Die Ueberwindung eines Druckes, der das freie Spiel des Muthes niedergehalten hat, ist, so plötzlich sie auch hervortreten mag, doch im Grunde eine mehr allmälig sich vorbereitende Entwicklung und setzt als solche auch immer einen einigermaßen ruhig in sich gegründeten Charakter voraus. Daher sind die Hauptpersonen solcher Stücke mit glücklichem Ausgang immer etwas ähnlicher den episch ruhigeren Nebenpersonen, als den leidenschaftlich erregten Haupthelden der Tragödie im engeren Sinne. Es wird durch sie und für sie mehr nur eine zur Nachfolge anregende Anerkennung oder Bewunderung als ein eigentlich tief ergreifendes Mitgefühl bei dem Zuschauer erweckt.

Wird dagegen ein Uebergang aus hoffnungsvollem Streben in erliegendes Leiden vorgestellt, so ist der Eintritt einer solchen Krisis viel leichter äußerlich mit klarer Nothwendigkeit herbeizuführen. Sie kann ja, wenn die Seele des Helden eben noch hoffnungsvoll gehoben gewesen ist, plötzlich durch einen äußeren Eindruck, der ihm die Erfolglosigkeit seines Strebens klar vor Augen stellt, herbeigeführt werden. Wenn wir uns dann vorher ganz in seine Lage versetzt hatten, werden wir nun auch den Umschlag derselben sofort mit ihm empfinden. Es wird dazu keiner weitläufigen Aeußerung desselben bedürfen. Die Sache versteht sich von selbst.

Sofern uns aber doch auch ein Ausdruck entgegentreten muß, der uns von der fortdauernden Gleichheit dessen, was der Held empfindet, mit dem, was wir an seiner Stelle glauben empfinden zu müssen, überzeugt, so ist auch dieser ein sehr einfach verständlich zu machender. In der starren Anhaltung des Athems, in der er auf der Höhe eines stummen Seufzers ganz ruhig wird, und kein Zeichen fortgehender Erregung mehr und noch keins von Herabsinken gibt, fühlen wir mit ihm die unentfliehbare Nähe des Schicksals, das ihn ereilt hat. Der Pulsschlag seines Lebens steht still; aber die Kraft, die in ihm gearbeitet hat und noch nicht abgespannt ist, hält seine Seele noch unbeweglich aufrecht, wie Niobe zu Marmor wird, als sie ihre Kinder von den Pfeilen des rächenden Gottes fallen sieht, den stieren Blick zum unerbittlichen Himmel erhoben.

Der entscheidende Moment wird deßhalb auch nicht durch besonders bedeutende Worte der dramatischen Dichtung, sondern vielmehr durch eine tiefe Pause bezeichnet. Hebbel hat in einer wenig bekannten Tragödie, in der Maria Magdalena, versucht, bezeichnende Worte an die Stelle zu setzen. Ob sie im Spiel die starre Pause ersetzen können, ist fraglich; aber sie drücken die Stimmung richtig aus. Die Unglückliche, der plötzlich klar wird, wie glücklich sie hätte seyn können, und wie sie es selbst durch einen großen Fehltritt auf immer sich abgeschnitten hat, sagt: „Mir ist, als wär' ich auf einmal tausend Jahr alt geworden, und nun stünde die Zeit über mir still. Ich komm' nicht zurück und auch nicht vorwärts.“ Wird es uns nun in einem solchen erhabenen Ruhepunkte der Handlung vollkommen gegenwärtig, wie in ihm die ganze Wucht des unendlichen Schmerzes auf der Seele des Leidenden ruht, so daß sie sich nicht mehr dagegen heben kann, aber auch noch nicht unter ihr niedersinkt, so erscheint uns die menschliche Natur im Helden und in uns selbst mit ihm in ihrer vollen Größe, weil sie trägt, was ihr ganzes Daseyn vernichten zu müssen scheint. Dieß ist der Kern der Wirkung jeder großen Tragödie im engeren Sinne. Er tritt in der Mitte des ganzes Stückes ein, also bei der gewöhnlichen Eintheilung des ganzen Verlaufes in fünf Akte im dritten. Ist kein solcher Mittelpunkt der ganzen Entladung des Schicksals deutlich gegeben, so hat die ganze Composition keine Einheit. Ist er aber deutlich hervorgehoben, so faßt sich hier der Eindruck des Schicksals zusammen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

Zu diesem Mittelpunkte beziehen sich als Vorbereitung und Auflösung der kritischen Spannung des Gefühls in ihm die beiden vorhergehenden und nachfolgenden Theile des ganzen Stücks. Bleiben wir vorerst bei dem nächsten stehen, was diesem Mittelpunkt im dritten Akte selbst beigeordnet ist, so sind es hauptsächlich theils kleinere ähnliche, auch schon kritisch einsetzende Eindrücke, theils solche, die ihnen als Einleitung und Abschluß zur Seite stehen. Mehrere Eindrücke können den Helden treffen, die seine Hoffnung erschütternd zum Stillstand bringen; aber einer ist dann doch immer der endgültig entscheidende, der seinen Widerstand vollkommen lähmt. Es kann auch dasselbe entscheidende Ereigniß, das die vernichtende Wendung seines Glückes herbeiführt, zweimal vorgestellt seyn, erstens indem es geschieht, zweitens, indem es ihm bekannt wird, und also erst zur Wirkung auf sein Gefühl kommt. Letzteres ist dann der Hauptmoment; die furchtbare Wirkung desselben auf den Helden wird aber vom Zuschauer schon vorher empfunden, oder zugleich auch von einer dem Helden sehr nahe stehenden Nebenperson.

In Romeo und Julie ist die entscheidende Begebenheit, welche die Glücklichen für immer trennen muß, die Ermordung Tybalts, des Vetters der Neuvermählten. durch ihren Gatten. Romeo empfindet dieß gleich nach der That kurz, aber bestimmt, und ruft aus: „Ich Narr des Glücks!“ dann stürzt er weg, und ausführlicher wird uns erst die ganze Größe des von nun an besiegelten Unglücks der Liebenden klar vor Augen gestellt, als Julie den Mord und zugleich die für sie weit schrecklichere Folge desselben, Romeos Verbannung erfährt. Nachträglich wird uns dann auch dieser noch in seinem vollen, aber schon etwas austobenden Schmerz gezeigt. Er wird dadurch mehr Nebenperson; denn die ganze Klarheit des größten Schmerzes im ersten Einsetzen theilen wir nur mit Julie. Das doppelte Auftreten dessen, der ihr in diesem furchtbaren Momente fern ist, verhält sich dazu wie Vor- und Nachspiel. — Außerdem gruppiren sich aber im dritten Akte um die Krisis noch zwei Nebeneindrücke, als Einleitung ein letztes Auflodern freudig hoffnungsvoller Stimmung, als Nachspiel tumultuarischere Schrecken. So geht in Maria Stuart der entscheidenden Scene, in der der Streit der Königinnen unlöslich wird, im Monolog der Maria der rührende Ausdruck des Gefühls der neuen Freiheit im Garten voraus, und es folgen die wilden Ausbrüche der Leidenschaft des tollen Mortimer nach dem Mordversuch auf Elisabeth.

In größerer Ausdehnung entfalten sich aber die einfacheren Stimmungen, zwischen denen die Krisis des dritten Aktes den Uebergang bildet, im Anfang und am Ende des Stückes. Im ersten Akte sehen wir, wie der Held zu dem leidenschaftlichen Streben fortgerissen wird, in dem er seine Befriedigung sucht, aber schließlich nicht finden soll; im fünften Akt löst sich die

ängstliche Spannung der Vernichtung seines Glücks in den reinen Schmerz des völligen Untergangs auf. Im ersten Akt beginnt nach den nöthigsten Darlegungen der Vorgeschichte die tragische Aufregung des Helden mit einem schmerzlichen Eindruck, der das Gleichmaß seiner Seele stört und die leidenschaftliche Auflehnung gegen das Schicksal in ihm weckt. In dieser Aufregung wird es uns begreiflich, daß er zu verhängnißvollen Schritten sich fortreißen läßt und in ihnen Befriedigung sucht; dadurch wird der Knoten des Verhängnisses geschürzt, in welches er nachher unauflöslich verstrickt werden soll.

So wird im ersten Akt der Räuber Karl Moor durch die Nachricht, daß sein Vater ihn verstößt, zur Hingabe an die verbrecherischen Plane seiner Genossen fortgerissen; zuvor ist er, von Reue über sein bisheriges ausgelassenes Leben getrieben, auf dem Wege gewesen, dem edleren Zuge seines Herzens zu folgen und in die Arme des Vaters und der Liebe zurückzukehren. Nun ist ihm dieß plötzlich abgeschnitten, und verzweifelnd wirft sich die ganze Energie seines Muthes auf die Befriedigung der Wuth gegen die Menschheit, die ihn verstoßen hat. Das Gegentheil dieser Aufraffung der ganzen Kraft des Helden zu seinem eigenen Verderben ist die Vollendung desselben im fünften Akt. Eben so vollkommen, wie dort jedes andere Gefühl vor der entfesselten Energie des Willens schwieg, ist hier im Gefühl der Vernichtung jede Willenskraft erloschen. Das unabänderliche Schicksal vollzieht sich mit Nothwendigkeit, ohne daß der Held noch etwas dafür oder dagegen thun kann, und der Antheil, den wir in diesem widerstandslosen Erliegen an ihm nehmen, wirkt auf uns als eine abschließende Beruhigung im Vergleich mit der ängstlichen Spannung, von der wir im dritten Akt ergriffen wurden, wenn sein Glück sich zu wenden anfing.

Die bisher einander gegenüber gestellten Stücke des Verlaufes, Anfang, Mitte und Ende, Einleitung, Krisis und Auflösung der tragischen Begebenheit gehen aber nicht unmittelbar in einander über, und es treten deßhalb noch zwei Akte dazwischen, der zweite und vierte, welche den Uebergang vom ersten kühnen Anlauf des Helden zum Stillstand seiner Hoffnung und von diesem zur endlichen Vernichtung bilden.

In diesen Akten tritt die Aufregung, in die wir mit ihm selbst versetzt werden, etwas mehr zurück; er tritt entweder gar nicht auf, oder doch nur so, wie es nöthig ist, um die Handlung mit Nothwendigkeit von der früheren zur folgenden Stufe weiter zu führen. Was er thut, ist nicht Folge einer neuen leidenschaftlichen Erregung, sondern nur die einfache Fortsetzung des bereits begonnenen; im zweiten Akte die Durchführung des im ersten gefaßten Entschlusses, wie die Ermordung Duncans durch Macbeth, im vierten Uebergang zu Schritten, welche nach der ersten Entscheidung im dritten unvermeidlich sind. Was er empfindet, ist nicht mehr die erste große Aufregung kühner Thatenlust am Anfange und noch nicht die reine Ergebung in das Unvermeidliche am Ende. Die Gesammtstimmung des Helden in diesen Akten gleicht also mehr als das große Pathos der drei andern dem verworrenen Gemisch von Thun und Leiden im gewöhnlichen Leben.

Außerdem treten nun aber hier die feindlichen Mächte mehr in den Vordergrund, deren Wirken nöthig ist, um aus dem, was der Held gethan hat, das was er leiden muß, herbeizuführen. Wenn wir in den drei andern Akten ganz in die Stimmung des Helden versetzt waren, um das, was er thut und leidet, mit ihm zu theilen, werden wir hier in eine etwas ruhigere Entfernung gerückt, um die Nothwendigkeit einzusehen, daß es nicht anders seyn kann. Indessen wird doch die tragische Stimmung im Ganzen forterhalten dadurch, daß die Nebenpersonen die großen Erschütterungen des Haupthelden vor und nach empfinden, oder auch selbst von Schrecken betroffen werden, die mit jenen zusammenhängen. Selbst für Personen der Gegenpartei kann bei einem sehr reichen tragischen Stoff in diesen Zwischenpartien vorübergehend eine volle tragische Theilnahme gefordert werden, so neben Macbeth im zweiten Akte für die Söhne des gemordeten Königs, im vierten für Macduff, der die Nachricht der Ermordung der Seinigen durch Macbeth mit stummem Schmerz empfängt und sie nachher an ihm rächen soll.

Auch für die Nachweisung eines so klar geordneten Verlaufs der Handlung, wie er hier als allgemeine, aus der großen Mehrzahl classischer Beispiele entnommene Regel hingestellt ist, erscheint nun Schillers Wallenstein auf den ersten Blick nicht als das geeignetste Musterstück, da er aus drei Theilen besteht, von denen nur der letzte, wie schon die Ueberschrift sagt, als vollständig regelmäßiges Trauerspiel in fünf Akten gelten soll und kann. Man hat sich viel Mühe gegeben, auch in den vorhergehenden einen eigenen Plan von dramatischer Verwicklung zu erkennen oder alle drei als eine große tragische Composition zusammenzufassen, in der sich, nur weiter ausgebreitet, ein ähnlicher Verlauf, wie sonst in einfachen Stücken, sollte durchführen lassen. Umsonst. Nicht nur das Lager ist, wie es im Prolog deutlich ausgesprochen ist, nur ein Vorspiel, sondern auch die Piccolomini. Nur ein einziger großer Conflikt ist in der ganzen Dichtung: der übermüthige große Feldherr kann und will dem Kaiser,

seinem Herrn, nicht mehr gehorchen, spinnt Verrath, untergräbt aber damit zugleich den sonst so festen Grund, auf dem seine eigene Größe ruht, wird von seiner Armee verlassen und fällt. Dieser Conflikt ist in den Vorspielen nur vorbereitet, nicht eingeleitet. Noch in der letzten Scene der Piccolomini ist deutlich die Möglichkeit ausgesprochen, daß die ganze drohende Verwicklung sich noch in nichts auflösen kann, wenn auch die Stimmungen und Gegensätze schon sehr gespannt sind.

Wie diese ganze große Vorbereitung des eigentlich tragischen Spiels aus den ersten Ansätzen desselben herausgewachsen ist, erkennt man recht klar, wenn man die Reihe der Briefe Schillers über die Entstehung des Werkes vergleicht. Der ursprünglich erste Akt der Handlung schwillt in Folge der weitläufigen historischen Exposition, deren er des Stoffes wegen bedarf, so daß er sich zu mehreren ausdehnt und also die Schürzung des tragischen Knotens immer tiefer in die späteren verschoben wird, bis endlich mit der Aussonderung eines ersten Stückes Raum gewonnen wird. Nun kommt der Anfang der Handlung, die entscheidende Besiegelung des Verraths anfänglich in das erste Stück und die Einheit der ganzen Handlung droht zerrissen zu werden. Das Schwellen dauert aber noch fort. Es tritt nun erst recht ein, was Schiller in dürren Worten eingesteht, daß ihn hier ein epischer Geist angewandelt habe. Alle dramatischen zur Handlung und Collisionen drängenden Scenen im Vorspiele sind nur vorgreifende Ansätze zu dem, was in der Tragödie oft ganz ähnlich wieder aufgenommen und erst entscheidend wird, wie Wallensteins immer noch nicht ganz definitive Anstalten zum Verrath, und Octavios ebenso nur eventuelle Gegenanstalten. Dafür werden wir aber hier erst mehr mit Ruhe mit den Umständen und Personen bekannt gemacht, die in der Tragödie in verhängnißvollen Conflikt kommen sollen. Besonders die edelsten Gestalten, die unser Gefühl in der wenig ansprechenden Action des Verraths und der Verurtheilung eines rebellischen Generals und durch ihre Liebe zu ihm für ihn selbst erwärmen sollen, werden uns hier im voraus noch in der reinen Sicherheit ihres edeln Bewußtseyns gezeigt, über die erst allmälig der Schatten bevorstehender Kämpfe geworfen wird. Der Kürassier kann noch als braver Soldat für den gewaltigen Kriegsherrn schwärmen. Max Piccolomini kann noch den seligen Traum der Liebe träumen und in der heiligen Stille der Kirche vor dem Bilde der Mutter Gottes die reinste Andacht finden. So kommt der eigentliche Anfang der verhängnißvollen Verwickelung am Ende wieder in das Hauptstück, das demnach vollkommen Anfang, Mitte und Schluß hat, also auch allein von der Bühne als Ganzes wirkt.

Der erste Akt bezeichnet rasch die Stimmung mit der kurzen Scene, in der Wallenstein sich, mit Seni nach den Sternen sehend zu einer bevorstehenden großen Entschließung begeistern läßt:

„Nicht Zeit ist's mehr zu sinnen und zu träumen,
Denn Jupiter, der Glänzende, regiert."

Dann folgt sogleich die dringende Veranlassung einer aufregenden Verwickelung, die zu baldigem Handeln treiben muß, mit der Nachricht von der Gefangennehmung des Sesina, der schon lange im Namen Wallensteins mit den Feinden seines Kaisers insgeheim unterhandelt hat. Es ist für ihn ein großer Schrecken, so plötzlich das, was er eingeleitet hat, ohne sich selbst recht klar zu machen, ob er es im Ernste will, als unleugbar geschehen zu erblicken. Hier greift auch kurz und bündig das Ergebniß der beiden ersten Stücke in Gestalt von zwei Stücken Papier direkt mit in die Situation ein. Es ist die den Generalen abgenommene Erklärung für Wallenstein, der nur die Unterschrift des, wie er glaubt, zuverlässigsten Anhängers, Max, fehlt, und die dem kaiserlichen Befehle entgegenstrebende Bittschrift der Soldaten an ihren Feldherrn. Zugleich ist nun ein neuer Unterhändler da, mit dem Ernst gemacht oder endlich kurz abgebrochen werden muß.

Mit dringender Aufforderung zum Entschluß tritt so die Lage des Augenblicks an den Helden heran. Er hatte bisher das Bewußtseyn, sich noch frei entschließen zu können. Jetzt ist dieß offenbar schon wenigstens sehr schwer:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht."

Die vorläufige Unterhandlung mit dem Schweden erregt in ihm nur neues Widerstreben gegen die Untreue, zu der er sich entschließen soll. Er will es lieber doch nicht thun. Da tritt die Schwester an ihn heran, die seine edle Scheu vor dem Verrath übertäubt mit der Berufung auf das Gefühl der Uebermacht über die schwachen Naturen, die nur den getretenen Weg der Ordnung einhalten können. Sie hält ihm vor, daß ihm keine Wahl bleibt als sich demüthig zurückzuziehen — und das kann er nicht — oder das Eingeleitete durchzuführen. Dann ruft sie seine blinde Zuversicht auf die Gunst des Schicksals wach:

„Die Zeichen stehen sieghaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herunter
Und rufen: Es ist an der Zeit!“

Er kann nicht widerstehen und entschließt sich.

Ganz anders erscheint er im zweiten Akte. Die stürmische Aufwallung ist vorüber. Es gilt nun, die Mittel zur That in Bewegung zu setzen, die treuen Anhänger für sich zu fanatisiren. Da tritt ihm in Max die Stimme des Gewissens entgegen; sie rührt ihn mächtig, aber zu spät. Der Jüngling reißt sich blutend von dem noch immer verehrten väterlichen Freunde los. Hier droht die Lage schon sehr entscheidend kritisch zu werden, wird aber kurz abgebrochen, indem Max schnell wegrennt. Wallenstein sieht ihm „betroffen“ nach. Eine so verworrene Empfindung könnte in keinem der drei stark erregten Akte vorkommen; hier ist sie am Platze. Aus dieser versunkenen Schwüle richtet er sich dann im Streit mit seinen gefühllosen Helfershelfern an der schwärmerischen Verkündigung seines unbedingten persönlichen Zutrauens zu Octavio wieder auf. Als schneidender Contrast folgen hierauf die Scenen, in welchen eben dieser vermeinte Freund ihm die Anhänger einzeln abgewinnt.

Nun sieht man schon, wo es hinaus will. Nun beginnt der dritte Akt mit allen seinen Schrecken. Den ersten Ton der Angst schlagen die Frauen an. Thekla erfährt, was ihr bevorsteht. Dann tritt der Held selbst auf. In feierlich gehobenem Gefühl, die erste Entscheidung erwartend, will er mit den Seinigen heiter seyn. Da bricht das Ungewitter los; die Nachrichten vom Entweichen der verschiedenen Regimenter, dann der erste entscheidend schwere Schlag von Täuschung der sichersten Zuversicht, die Gewißheit, daß Octavio Piccolomini ihn hintergangen. Dieß läßt ihn schon einen Augenblick in beginnender Verzweiflung anhalten. Aber es wirft ihn noch nicht nieder. Die neuen Schreckensnachrichten von Prag wecken ihn vielmehr zu erneutem Muth des Handelns. Der Gedanke des Bösen, das er begonnen hat, verschwindet vor dem der Nothwendigkeit.

„Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.“ Im Gedanken an die gewaltige Laufbahn, die er vor aller Welt durchmessen hat, richtet sich sein stolzes Selbstbewußtseyn auf.

„Noch fühl' ich mich denselben, der ich war.
Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
Und Friedland wird sein Lager um sich füllen.
Führt eure Tausende mir kühn entgegen,
Gewohnt wohl sind sie, unter mir zu siegen,
Nicht gegen mich. Wenn Haupt und Glied sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnte.“

Jetzt gilt es, die noch schwankenden Pappenheimer zu gewinnen. Er regt sie mächtig an und erscheint so hier noch einmal in der ganzen Größe des von seinen Soldaten vergötterten, in ihnen lebenden und wirkenden Feldherrn. Nun tritt aber der zweite falsche Freund, der an Octavios Stelle getreten ist, Buttler ein und verscheucht sie durch offene Hervorkehrung des völligen Abfalles vom Kaiser. Dann kommen die Frauen wieder dazwischen und Max, der aber nur Abschied nehmen will. Mit letzter Energie des Vertrauens auf die alte Gewalt seiner großen Persönlichkeit und seiner Liebe für den jungen Freund sucht er diesen noch zu halten. Alles umsonst. Endlich folgt die offene Lösung der Soldaten vom Gehorsam gegen ihn. Nun tritt die letzte Entscheidung heran. Er will sie wie immer durch sein Auftreten bezaubern.

„Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer und schnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder.“

Sie geben aber nichts auf seinen Anblick. Damit ist Alles verloren, keine Wirkung der einst unüberwindlichen Kraft mehr in Aussicht. Jetzt stieß ihn sein Schicksal erstarrend an. Wir sehen ihn in diesem Augenblicke nicht; aber wir wissen, daß es so seyn muß, und gleich nachher tritt er wieder auf, ein gebrochener Mann, der nun Alles willenlos geschehen läßt, was geschehen muß. Unterdessen hat Max von Thekla Abschied genommen und seine verzweifelte Losreißung von Allem, was ihm theuer ist, gibt die stürmischen Schlußaccorde des Hauptaktes.

Im vierten Akte zieht sich Wallenstein, mühsam noch ein wenig wieder aufgerichtet, mit Anstalten zu einer neuen Kriegslaufbahn und neuen phantastischen Hoffnungen auf eine große Umwälzung herum. Neben ihm aber arbeitet jetzt Buttler in tödtlicher Nähe auf die Vollendung seines Schicksals hin. Der ruhige Gordon sieht ein, daß es nicht zu hemmen ist, wenn er es auch tief beklagt. Zugleich empfinden wir die letzte reine Rührung vor der Auflösung in der Nachricht vom Heldentode des treuen Max, von der Thekla vernichtet wird, Wallenstein zunächst nur um ihretwillen mit ergriffen zu seyn scheint.

Im fünften Akte aber wird ihm selbst die ganze Trostlosigkeit seiner Lage klar, nun aber nicht, wie bei dem ersten Schrecken über die verlorene Gewalt als Erstarrung, sondern als rein sich auflösendes Schmerzgefühl, das in den Klagen um Max mildergreifend klingt:

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen."

Er muß sich aber noch entscheidender mit Allem abschließend aussprechen, und dieß geschieht gegenüber dem kurzsichtig wohlwollenden Gordon, der noch von Wiederherstellung träumt. Die Reue bricht hier kaum verhohlen durch, und durch die vagen Illusionen neuer Lebenshoffnung, die ihn als unklare Visionen noch umschweben, erscheint nur deutlicher gehoben zugleich das Bedürfniß, mit dem Schicksal, das dann auch gleich darauf seinen Qualen ein Ende macht, abschließend zur Ruhe zu kommen.

„Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen —
Kann seyn, ich hätte mich bedacht — kann seyn
Auch nicht — doch was nun schonen noch? Zu ernsthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn seinen Lauf!"

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 17. Dec. 1853. — Liebe Mama, ich möchte Ihren Töchtern eine Kleinigkeit zu Weihnachten geben, damit mein Name auch auf dem Tische liegt; kaufen Sie irgend eine Kleinigkeit für Marie; Kl. schicke ich ein Kistchen Stearinkerzen, da sie mit Recht behauptet, daß die Wiener Kerzen alle andern übertreffen. E. P. hat mir eine Statuette der Kaiserin (der künftigen) zur Anempfehlung geschickt; sie schreibt sie sey sehr schön, Ruff hat sie gemacht; noch ist sie nicht hier. — Axel schreibt passionirte österreichische Briefe, das thun alle Fremden, die in unserer Armee dienen, also muß doch etwas daran seyn. Schrieb Ihnen Gustel anders? Wenn Sie können, so gehen Sie an ein Kapitel der erzherzoglichen Briefe. Streichen Sie was Sie wollen, nur nichts zusetzen, er will durchaus nichts Fremdes; er sagte über seine Gedichte: „Zedlitz hat sie mir nicht sehr gelobt, und nach der Art, wie er mir das Eine umgearbeitet hat, sehe ich schon, daß meine nichts taugen." Die Gedichte sind aber auch nicht mit der Prosa zu vergleichen, die mir sehr durch ihre Lebendigkeit und Innerlichkeit gefiel. Von Kolb habe ich ein sehr liebes, herzliches Blättchen mit innigstem Antheil und Grüßen für Sie und M.; er ist und bleibt eine edle Natur, wenn wir auch in manchen Augenblicken nicht übereinstimmender Ansicht waren. Die halbe Stunde, die ich noch für Sie hatte, wurde mir von Franz Thun geraubt, aber in einer Sache, die Sie mitfreut. Er kam, mir zu sagen, daß die Ausseer Kirchenbaugeschichte als beendet zu betrachten sey, und zwar in der Art, daß noch die letzte Aeußerung erwartet wird, ein Gutachten von Gmunden über die Kosten eines Steinbaues ohne Verputz, aus gebrochenen und einseitig behauenen Marmorsteinen, da Thun darauf hinarbeite, für alle monumentale Bauten gehauene Steine anzuwenden und keine Ziegel. Ich werde gleich an Plentzner schreiben, um ihn zu hetzen. Die Plane mit noch zugefügten Verbesserungen sind auch bereits von der Finanzstelle genehmigt. Also auch diese Sache bleibt nicht frommer Wunsch, sondern wird lebende That. — Ich habe entsetzlich viel zu schreiben, und bekomme dazu noch täglich Massen von Briefen, die mich nichts angehen, mich nicht interessiren, und die, um nicht für einen Flegel zu gelten, ich doch beantworten muß; dabei sind Routs ohne Ende, es ist eine wahre Calamität.

Den 20. December. — Ich war Abends bei Fürst Metternich und fand die Familie allein. Die Fürstin sprach sich mit entschiedenem Mißfallen über R.'s S. aus; sie nannte ihn einen katholischen Comödianten, dem die Eitelkeit aus allen Poren heraussieht, und der den Katholicismus nur zum Effektmachen gebrauchen wolle, der aber nichts von einem ascetischen Poeten habe. Sie sprach sich überhaupt sehr energisch gegen religiöse Coketterie aus, was sie übrigens häufig thut. Wehren Sie sich nicht so sehr dagegen, daß ich Ihnen etwas zu Weihnachten schicke; es geschieht ohnedieß

nicht, da sich meine extraordinären Ausgaben dieses Jahr wieder unglaublich häufen; mir sind eben wieder 200 fl. in den Brunnen gefallen, die ich nothwendig verschenken mußte. Ich denke bald eine Instruktion von Nassau über die Kirchensachen zu erhalten, dann werde ich mir eine Unterredung vom Cardinal erbitten, dem darüber referiren, und mich unmittelbar darauf in den Waggon setzen, um zu Euch zu fahren; wenn's möglich ist. — Mama, ich lese eritis sicut Deus nicht, und wenn's Pio nono — oder Dr. Luther selbst geschrieben hätten; hab' ich Zeit zu lesen, so lese ich den Eckensteher Nante. — Wo ich den Christabend zubringen werde, weiß ich noch nicht, obwohl es mir an Einladungen nicht fehlt.

Wie es scheint, geht man ernsthaft daran, Frieden zu machen; gewiß ist, daß die englische Politik einen solennen Fiasco gemacht hat, und daß ihnen in diesem Augenblick daran liegt, aus dem Hohlwege heraus zu kommen, in den sie sich mit ihren Kriegsintriguen verfahren haben. Sie haben nie daran gedacht einen Krieg zu führen, haben aber mit Zuversicht darauf gerechnet, der Continent würde ihn für sie führen, der ist aber so gescheidt gewesen, es nicht zu thun. Ich bin den Russen dankbar, und deßwegen freut mich ihr Erfolg, und dabei hat unser Kaiser mit seinem natürlichen Instinkt vollkommen gezeigt, daß deßhalb die Bäume doch nicht in den Himmel wachsen können. Gestern Abend war er schon in Prag auf dem Weg zu seiner Braut, er geht über Nürnberg, weil er es noch nicht kennt, hätte aber mehr Genuß im Sommer davon gehabt. — Hier wird jetzt viel musicirt, Mendelssohn in erster Reihe. Wenn Ihre Schwester und Ihr Schwager Flotow zum Besuch kommen, wären sie gewiß sehr willkommen, aber sein Zustand scheint mir allerdings gefährlich; indeß der alte Feldmarschall Wimpfen hatte mit siebzig Jahren einen Schlaganfall, jetzt ist er über neunzig und lebt noch. Aus Sympathie für Sie und Marie habe ich mir gleichfalls einen tüchtigen Katarrh angeschafft, und habe die ganze Nacht gehustet. Ihr Kieler Brief macht auch auf mich einen trüben Eindruck, da mir die Personen durch Sie alle näher gerückt sind. Was ihnen widerfahren ist, politisch, ist noch allen Doctrinären widerfahren; die Revolutionen nehmen sie in Beschlag und steigen auf ihren Rücken, dann sieht man die nicht mehr, die tragen, sondern nur noch die, die getragen werden. Die Geschichte in Holstein ist freilich auf's traurigste ausgegangen. Ja wenn! — aber das wenn ist nirgends vorhanden, wenn es auch eine Zeitlang den Schein hat. Herrschen dürfen nur einzelne Berufene; nicht Alle herrschen gut, nicht Alle sind ihrer Aufgabe gewachsen, aber die schlechtesten der Einzelnherrscher richten nicht so viel Schaden an, als die herrschenden Massen und losgelassenen Majoritäten. Es gibt Zeiträume und Zustände wie in Amerika und England, die eine Zeitlang einen andern Weg gestatten. Es ist leicht Finanzminister seyn, wo man Gold findet; aber selbst Amerika wäre wohl noch in einer ganz andern Blüthe, wenn heute ein Washington darin als Monarch herrschte, als die immer schlechten unbedeutenden wandernden Präsidenten und Lümmel, wie ihre Gesandten in Europa fast sammt und sonders sind. Ich bin immer mehr von der Nothwendigkeit der reinen Monarchie durchdrungen; eine Tyrannei, eine absolutistische Willkürregierung kann heutzutage höchstens nur augenblicklich aus einem Staate werden, dagegen schützt die Bildung und der materielle und geistige Zusammenhang aller Länder. Wo die Bildung aber noch ganz mangelt, da kann nur durch die Einheit regiert werden, und zwar durch eine kräftige Hand, die gefühlt wird. Solche Staaten gibt es indessen kaum mehr, und selbst Rußland ist nur theilweise unter dieser Kategorie.

Den 28. December. — Sie erwarten Briefe von mir in einer Zeit, wo ich wirklich nicht weiß, ob ich noch ein Mensch bin! Wem soll ich schreiben? Arbeiten, Menschen aller Kaliber und Einladungen nehmen mich von Früh bis in die Nacht in Anspruch. Der badische Gesandte in Berlin, Meysenbug, ist hieher geschickt worden, um von Seite Badens mit dem Nuntius zu unterhandeln, und ich bin angewiesen, mich mit Meysenbug in's Einvernehmen zu setzen, habe aber keine Weisung, mich direkt seinen Schritten anzuschließen, und mache meine eigenen Schritte. Dabei fordere ich Instruktionen für bestimmte Fälle und erhalte nur allgemeine mit der Verheißung, die andern würden unmittelbar nachkommen — und sie kommen nicht. Dabei vergeht die Zeit für die Geschäfte und die beste für mich. Ließe man mich ganz ohne Briefe, so brauchte ich nicht fortwährend zu correspondiren, was doch zu nichts dient, als daß ich eigentlich nicht vom Flecke komme. Meysenbug geht nun weg und soll wieder kommen, was mir inzwischen zugeschoben werden soll, weiß ich nicht. Dazu kommt, daß mich die Kälte fürchterlich leiden macht; ich bin ein ganz ausgebranntes caput mortuum, und nicht mehr ein Tropfen Spiritus ist in mir. Sonst war ich nie so wohl als im Winter, in mir selbst war die angenehmste Wärme; jetzt werden mir die Finger steif, wenn ich im geheizten Zimmer sitze und schreibe, und wenn ich zu Hause bin, komme ich aus den Gummischuhen gar nicht heraus. Was für ein erbärmlicher Geselle ist man mit 64 Jahren. Die Zeit der Weihnacht und des Neujahrs macht

hier Alles confus; das Neujahr ist für unser Einen entsetzlich: das Geld, das es kostet, und die Plage, die man durchmachen muß. In Sagan muß es jetzt erstaunt nett seyn, und Ihr Brief macht mir den Mund wässerig, dort zu seyn. Der Christbaum muß allerliebst gewesen seyn; so reich die Geschenke waren, so zierlich wurden sie dargebracht. Ihre dazu gemachten Reime sind ganz allerliebst, so etwas machen Sie graciöser als große Dichter.

Den 29. December. — Es schneit seit 48 Stunden was es schneien kann, und die Geschäfte fallen nicht weniger dicht als der Schnee. „Wie soll da Eins zum Andern kommen!" Da ich gestern Austern aus Trient von Parente bekommen habe und morgen nicht zu Hause esse, so hab' ich mir heute wieder ein kleines Tischchen zusammengeladen, Grillparzer, meinen alten treuen Dr. Gruber, und — pour la bonne bouche — Bethlehem. Er hat mir fest versprochen, diesen Sommer einen langen Besuch in Aussee zu machen, und Sie werden außer sich vor Vergnügen über seine Bekanntschaft seyn, und Ihr Mann auch; da sind doch wieder einmal eigenthümliche Ideen und die genialsten Combinationen. Ich kenne Niemanden, der die Affinitäten der Dinge im Wissen und im Leben so aufzufinden und zu gruppiren weiß wie Er. Zu Allem andern hat er noch ein ungemeines Gedächtniß, ohne welches man nie zu etwas gelangt. — Joseph bedeckt sich fortwährend mit Ruhm und ist ein entschiedenes Kochtalent. Könnte er nur drei Monate bei einem französischen Koch ordentlich lernen, so wäre er besser, als die meisten, die ich kenne. Dabei sehr ökonomisch — nur im Aufputz seiner Küche ist er unersättlich; es thäte Noth, man ließe ihm die Küche tapezieren und den Heerd von Alabaster setzen.

Sie nennen mich einen Pedanten, weil ich an bestimmten Tagen schreibe und nichts auf zufällige Veranlassungen halte, aber mir fällt eben ein, daß Sie ein noch viel größerer Pedant sind, und würden mich förmlich perhorresciren, wenn ich nicht zum Neujahrstage einen Gratulationsbrief schickte; also geht dieser Brief heute ab, und ist ein Gratulationsbrief. Was er für Wünsche enthält, läßt sich gar nicht mit Worten sagen. Was wird das Nächste bringen? Lassen wir den Vorhang ungelüpft, lieben wir uns untereinander und lassen wir Gott sorgen für uns Alle. Alles in uns, und was wir haben und besitzen, verbürgt uns Glück, Alles außer uns, die Welt und was sie ausmacht, ist greulich, und das Laster ist nie so sehr der allgemeine Typus des Menschengeschlechts gewesen wie jetzt. Erhalten wir unsere Gesinnung — unsere Fehler wird uns der Himmel verzeihen. Also gute Mama, lassen Sie uns die Alten bleiben, grüßen Sie unsere Lieben; das nächste Jahr einen längeren Brief.

Wien, den 1. Januar 1854. — Sie sind das erste aller lebenden Wesen, an das ich im Jahr 1854 schreibe, obwohl ich den Brief wie gewöhnlich erst am Mittwoch abgehen lasse. Ordnung muß auch im neuen Jahre seyn. O Mama! heute mit dem ersten Stundenschlage habe ich recht wehmüthig an Sie gedacht. Um 7 Uhr mußte ich mich in Uniform stecken und dem Oberhofmeister aufwarten, der die Gratulationen für den Kaiser empfängt, der heute beim Kaiser Ferdinand in Prag speist. Nachdem ich meine Paradeschabrake wieder abgeworfen hatte, ging ich zur Herzogin J., wo ich bis 11 Uhr blieb. In der Scheidestunde des Jahres war ich ganz allein, hätte auch nicht unter Leute gehen mögen. Daß Wallmoden neulich, als er sich setzen wollte, rücklings niedergefallen ist, hab' ich wohl schon geschrieben, doch geht er schon wieder herum. Die gesellschaftlichen Hetzereien gehen schon wieder los, und morgen fangen die Montage bei Bourqueney an. Meine fatalen Negociationen werden statt klarer immer verwickelter, und meine Lage mitten inne ist keine angenehme. — Den 3. Jan. Gestern war Rout beim französischen Gesandten, wo ich hin mußte, obgleich ich schon nicht wohl war und heftige Kreuzschmerzen hatte, heute haben sich diese noch vermehrt; so oft ich mich noch gerührt habe, hat es mir einen heftigen Ruck gegeben. E. F. schreibt mir ganz überschwenglich dankbar, daß ich mich K.'s annehmen will, nachdem sie wohl wisse, wie sehr ich mich über ihn zu beklagen gehabt habe; das hat sie so gerührt, daß ich nicht gut dafür stehe, daß sie mich nicht heirathen will, zu welchem Geschäft ich gerade jetzt in der rechten Verfassung bin. — Den 4ten. Gestern hab' ich mein Zimmer nicht verlassen und werde auch heute nicht ausgehen. — Den 8ten. Die Weltbegebenheiten sehen so trübe als nur möglich aus. Der allgemeine Krieg scheint fast unvermeidlich, und die Folgen werden seyn, daß die Theurung und das Elend auf einen furchtbaren Grad steigen, die Papiere auf allen Plätzen der Welt fallen, die andern so gut wie die österreichischen. Hier aber ist die Sache sehr viel härter und lebensgefährlicher; am meisten leiden die Menschen mit firem Einkommen.

Den 9. Januar. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie geplagt ich bin; so ist es in meiner Kanzlei gar noch nicht zugegangen und ich bin eigentlich desperat. Wäre dabei eine lichte Aussicht auf die Zukunft, so ließe ich es mir gefallen, so aber ist jeden Tag die Constellation übler. Zu meiner höchst unangenehmen Nassauer religiösen Geschichte kommt die fast gänzliche Hoffnungslosigkeit, den Frieden zu erhalten, und bei

einer solchen allgemeinen Conflagration neutral bleiben zu wollen, gehört zu den entschiedensten Utopien. Dabei fallen die Papiere täglich und die Theurung steigt auf eine fast lächerliche Weise und vermehrt natürlich die allgemeine Unzufriedenheit, die freilich keinen Ausbruch wagt, so lange die Truppen im Lande sind, die aber, wie diese den Rücken kehren, bald wieder die alte Melodie singen wird. Kurz, die Zeit ist furchtbar. Unter diesen Umständen kann ich, so fertig ich jede Minute dazu wäre, doch unmöglich von hier weg. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht Anfragen von einer oder der andern Regierung bekomme, auf die ich selbst antworten muß, nicht mein Stellvertreter. Bricht aber der Krieg aus, so wäre mein Aufenthalt in Aussee auch in Frage gestellt. Alles dieß macht mich unglücklich; — und nichts davon wäre eingetreten, wenn die Stellung zwischen Preußen und Oesterreich wäre, wie sie seyn sollte, dann könnte man das große Wort reden, und ein Veto einlegen, das Alle respectiren würden. Das haben die großen Lichter zu verantworten, die in Gotha und Erfurt alle Kräfte angestrengt haben, um Oesterreich aus Deutschland heraus zu manövriren, und da es nicht gelang, wenigstens einen unheilbaren Bruch herbei zu führen, der leider noch besteht. Auch jetzt, scheint mir, arbeitet Jeder für sich, aber niemand gemeinschaftlich. Deßwegen werde ich nie in die Panegyrik des Phantasten einstimmen, die man jetzt allgemein aufspielt. Er mag ein guter edler Mensch gewesen seyn, als Staatsmann aber hat er keine Spur von gesunder, praktischer Politik gehabt, und ist aus dem Nebeln und Schwebeln nie herausgekommen, und hat Oesterreich und Deutschland — ja seinem specifischen Vaterlande Preußen einen nie gut zu machenden Schaden gethan. Heute hat man die Folge davon in der Hand. Das ist meine Meinung über Radowitz. Die Unterhaltungssüchtigen kehren sich natürlich an alle diese Dinge nicht, alle Tage sind Routs — mir ist das furchtbar. Ich vermeide sie, so viel ich kann, kann es aber nicht immer. Um Einen herum sterben die Bekannten, werden bestohlen — wie Klein gestern, aus dessen Kasse man 3500 fl. durch Einbruch entwendet hat — oder es geschieht sonst ein Unglück und da soll man seinen guten Humor behalten. — Den 11ten. Gestern Abends war ich bei Mayendorff, den ich sehr liebe; er ist einer der geistreichsten und angenehmsten Menschen, mit denen man verkehren kann. Er streift in manchen Fächern bis an die Fachgelehrten, ohne den gewöhnlichen Ballast dieser mitzubringen, auch halte ich ihn für einen ganz ehrlichen und zuverläßigen Mann, was man nicht von Allen in seiner Stellung rühmen kann. Eben erhalte ich Ihre Probe der Correctur, ich werde sie gleich an den Erzherzog befördern lassen, fahren Sie nur einstweilen keck damit fort. — Ich freue mich schon sehr auf Kl.'s Kindel, was dießmal hoffentlich ein ganz kugelrundes Speckmauserl seyn wird. Gott gebe uns nur Frieden, und ich hoffe, wir bringen einen ganz idealischen Sommer in Aussee zu nach den vielen schweren Prüfungen, die uns Allen auferlegt worden sind. Aber bleibt kein Friede, so sind die Aussichten wenig besser — nur in sofern, daß Sie wieder zu Hause sind. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht irgend eine Auskunft in Bezug auf die Kriegsangelegenheiten von mir verlangt wird, um irgend einen Leitfaden für die kleinen Höfe zu gewinnen, da, Dank sey es den preußischen Bemühungen, der Bundestag ein gänzlich todter Körper ist. Nassau kommt auch dort in erster Reihe in Verlegenheit, um so mehr, da, wie man hört, über die Stellung der übrigen deutschen Staaten bei Ausbruch eines Krieges schon zu Stuttgart und Hannover Anfragen gemacht worden sind, in denen man annimmt, daß Bayern unbedingt mit Oesterreich gehen werde, den Franzosen aber sehr daran liegt, ehe sie im Orient weiter gehen, zuvor zu wissen, wie es in Deutschland, zumal nahe an ihrer Grenze aussieht. Der König von Württemberg soll aber sehr gut und passend geantwortet haben. Vor 1848 würde der deutsche Bund mit einer einzigen Stimme geantwortet haben, jetzt hat er, Dank sey den Bemühungen Dahlmanns, Radowitz ꝛc., deren wieder 32. Wie lange diese Krise dauern wird, weiß ich nicht. Gott ist gut, so ist sie vielleicht bald vorüber; meine Seele lechzt, wie der Hirsch nach Wasser, nach einem Augenblicke der Erholung.

Den 17. Januar. — Noch immer dieselbe quälende Ungewißheit über unsere nächste Zukunft, noch sind die Würfel über Krieg und Frieden nicht geworfen. Seit vier Tagen erwartet man hier das russische Ultimatum, und wenn es gekommen seyn wird, wird man um nichts besser daran seyn. Die Franzosen drängen uns nach Kräften zum Kriege, und was Bourquenay hier treibt, um sich Partei zu verschaffen, übersteigt jeden Anstand. Der alte Lord Westmoreland vermag nichts, und seine sehr gescheidte und sehr ausgezeichnete Frau weint sich die Augen aus über den Zustand ihres Landes. Ich werde erst nächste Woche eine Verhandlung mit dem Cardinal haben, nachdem ich erst wieder Instruktionen von Nassau erwarte. — Der Fasching geht seinen Gang, es ist merkwürdig, welche Menge hübscher Gesichter jetzt in der ersten Gesellschaft sind; ich glaube es gibt keine zweite Hauptstadt, die Wien darin überträfe. Ich ging auf den Ball zu Graf Buol, um den neuen, in Conden-

hovens Stelle getretenen Gesandten des Maltheserordens, Graf Morzin, aufzuführen. Gestern aßen Wallmoden, d'Allion und ein paar andere bei mir, nach der Suppe Spickgans und welscher Salat aus Saganer Aal, Schinken mit Spinat, dann Fasan mit Kastanienpurée, dann kalte Pastete und Rehrücken. Außer Wallmoden waren bloß Kenner beim Essen, die alle fanden, daß Joseph im großen Style kocht; woher er es lernt, weiß der Teufel; genug, er macht's. Mir macht Ihr wiederkehrendes Augenleiden viel Kummer. Es freut mich, daß Sie dennoch des Erzherzogs Manuscript nicht vernachläßigen. Ich habe seine Gedichte fast fertig durchgesehen; sie sind in der Form fehlerhaft, wie auch im Reim, aber oft recht originell gedacht, und manche orientalische Lokalbeschreibung von so frischer und eigenthümlicher Farbe, daß sie Freiligrath als Anfänger gemacht haben könnte. — Sie finden, daß ich politisch schwarz sehe — es ist eben schwarz. — Den 21. Jan. Donnerstag Abend hatte ich eine Soirée bei Warrens. Randhartinger und Fräulein Schwarz von der Oper sangen, und Vieuxtemps spielte auf das wunderbarste Violine; es war sehr hübsch. Die Statuetten der Kaiserin von Ruff sind angelangt; ich finde sie sehr hübsch gemacht, kann aber über die Aehnlichkeit nichts sagen, da ich das Original nicht kenne. — Gestern ist ein neues Stück von Hebbel in der Burg gegeben worden: Magelone, sonst Genoveva, von dem das Publikum behauptet, es sey nicht zum Ansehen, aber die Camaraderie der Poesie der Zukunft hat den Autor dennoch gerufen, und die Majorität hat es geschehen lassen; so sagt man mir. — Ich habe ein paar Abende hinter einander mit den Gedichten des Erzherzogs zugebracht. Der junge Herr hat Poesie genug im Leibe, kann sie aber noch nicht los werden, gedacht und gefühlt sind sie äußerst poetisch, und man kann den Gedanken nur loben, wenn man auch die Form verwirft. Ich habe ihm geschrieben, und werde morgen die ganze Expedition, auch Ihr Fragment nach Triest abschicken, und seine Meinung darüber abhören. Eben war die — — wegen ihres Sohnes bei mir, dem ich zu einer Anstellung verhelfen soll. Die Alte ist mir sehr zuwider, aber da thut sie mir doch leid, wenn ich sehe, wie sie aus Liebe für ihr Junges von Pontius zu Pilatus läuft, alle Leute anlügt, und mir zumal alle Augenblicke neue Empfehlungen für ihn bringt.

Den 22. Januar. — Gestern Abend war ich bei Louis Pereira, dessen Kunstfertigkeit wirklich Staunen erregt, er componirt mit Griffel und Pinsel gleich leicht. Ich fand dort den Fürsten der Wallachei, einen artigen, gewandten Mann von ganz guten Formen. — Ich glaube Ihnen gern, daß Ihre holsteinischen Freunde so sind, wie Sie sie beschreiben, aber für mich, der sie nie sah, gar nicht kennt und sie auch schwerlich je kennen lernen wird, können sie unmöglich das Interesse haben, wie für Sie, daher haben Sie unrecht, mich zu schelten, denn ich nehme schon Antheil an ihnen, schon an Ihren Beschreibungen; endlich stehen deren politische Ansichten und meine zu weit auseinander. Ich liebe vorzüglich Oesterreich, und man kann auch nur zu meiner Liebe gelangen, wenn man dieß auch thut; aber Ihre nordischen Freunde sind nicht aufgelegt, Affinitäten mit uns zu suchen. Uebrigens sind Reventlows gewiß so ausgezeichnete Menschen, wie Sie's sagen, und ich freue mich sehr für Sie, wenn Sie eine oder die andere Familie Ihres früheren Umgangs wieder sehen, zumal jetzt freut mich jede Aufheiterung, die Ihnen zu Gute kommt.

Aus Linz hab' ich einen Brief bekommen; die Menschen sind völlig verrückt mit ihrem Tischrücken. „Daß Marie besser ist," schreibt mir Z., „wußten wir schon lange durch unser Orakel!!" Ich schrieb ihm, daß ich nicht einen Kreuzer für seine Orakel gebe und sie für Narrenpossen halte. Sie aber schwören darauf Stein und Bein. Die Leute werden bei ihrer Dummheit auch noch toll werden. — Ich habe dieses Jahr ungemein ausgreifende Ideen zur Verschönerung des Gartenzauns in Aussee, werde aber wohl viel zu spät hinkommen, um sie auszuführen. Sie haben gar keinen Begriff von der Sehnsucht, die ich habe, wieder einmal einen angenehmen Sommer mit Ihnen und der gesunden Marie dort zuzubringen, und mit Kl. und dem neuen Kindel. Gebe nur der Himmel — der politische — daß man wieder einmal ein Jahr respiro hätte und seines Lebens froh werden könnte! Aber die Canaille aller Länder gibt das nicht zu, und sorgt, daß das Elend perpetuell bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Oberitalien, Juli.

Wanderung über den Simplon.

Vor einer Reihe von Jahren war ich in Italien gewesen. Die „Sehnsucht nach Italien" war in dem jungen Manne nicht erst durch Mignons Lied erweckt. Sie war lebendig geworden schon in dem Knaben, als er die ersten Klänge der melodischen Sprache vernahm; sie wurde gesteigert im Jünglinge, als die classischen Studien ihn heimisch machten auf dem classischen Boden; sie ließ den Mann nicht ruhen, bis er endlich die hesperischen Lüfte athmete und die „Goldorangen" selbst pflückte. Die erste Sehnsucht war gestillt.

Es verflossen Jahre. Das deutsche Vaterland wurde durchwandert nach Nord und Süd, nach Ost und West, Frankreich wurde durchzogen und die Schweiz, Holland und Belgien, Dänemark und Schweden, die Nordsee wurde befahren und die Ostsee, die Donau und der Rheinstrom, der Königssee und der Genfer See. Das Leben wurde ernster, die jugendliche Unbefangenheit ging bei dem Einzelnen verloren wie bei der Gesammtheit, die rauhe Wirklichkeit der Dinge hatte manche Hoffnung zerstört, manch herben Schmerz bereitet; der Mann war reifer geworden, ruhiger, aber nicht kälter, nicht unempfindlicher, nicht unempfänglicher für das Schöne, wie für Alles, das der Hauch der Poesie umgibt. Die „Sehnsucht nach Italien" erwachte wiederum.

In Sitten (Sion) endet die Eisenbahn. So prächtig der Ort gelegen und zu längerem Aufenthalt einladend ist, es drängte uns weiter. Wir nahmen Plätze auf der großen Post. Wir hatten noch nicht viel Zeit gehabt, unsere neuen Reisegefährten zu mustern. Als sich der Wagen in Bewegung setzen wollte, rief eine weibliche Stimme aus der Mitte des Wagens heraus einem der Umstehenden auf der Straße zu: „Addio, padrone!" Es war wieder der erste italienische Ton aus italienischem Munde. Er entzückte mich, er wirkte elektrisirend auf meine Begleiterinnen, die Gattin und die Freundin. Die Frau, aus deren Munde dieser klangreiche Abschiedsgruß gekommen, gehörte den mittleren Ständen an, hatte den Höhepunkt des Lebens wohl schon überschritten, trug aber lebendige Spuren früherer Schönheit, die in ihrem lebhaften, dunkeln, ausdrucksvollen Auge sich eine unzerstörbare Feste aufgeschlagen hatte. Sie sprach nur italienisch, und da ihre ganze Erscheinung etwas ungemein Anziehendes und zur Unterhaltung Einladendes hatte, so wurden auch von meiner weiblichen Begleitung die ersten, zunächst schüchternen Versuche gemacht, die bisherigen rein theoretischen italienischen Studien praktisch zu verwerthen, wobei lebendige weibliche Gesticulation und die schnelle und scharfe Fassungskraft der Italienerin ihre besten Dienste thaten.

Die Reisegesellschaft war aber auch im Uebrigen so merkwürdig zusammengesetzt, wie es nicht häufig vorkommen mag. Mir gegenüber saß eine Französin aus Marseille, die ebenso auf die Kenntniß der französischen Sprache beschränkt war, wie unsere Italienerin auf die italienische. Der Ehegatte der Französin, ein geborener Schweizer aus dem Canton Tessin, sprach eigentlich nur romanisch, radebrechte aber doch wenigstens etwas Französisch in schlechtem südfranzösischen Patois und etwas Italienisch.

Ehe ich in den Wagen stieg, wandte ich mich noch an eine andere schon im Wagen sitzende Dame mit der Frage, ob der leere Platz neben ihr noch unbesetzt sey. Statt aller Antwort sah sie mich fragend an. Sie hatte offenbar meine deutschen Worte nicht verstanden. Ich wiederholte dieselbe Frage französisch, ihre Antwort aber erfolgte ganz in derselben Weise wie vorher. Jetzt richte ich die Frage italienisch an sie. Sie wird unruhig und verlegen. Nun mache ich meinen letzten Versuch und rede sie Englisch an; da leuchtet ihr Auge auf, und hastig und freudig ruft sie mir zu, es seyen ja noch zwei Plätze neben mir leer, den einen werde ihr Mann einnehmen, der augenblicklich wieder erscheinen müsse, der andere aber sey disponibel. Sie kam mir und sich selber wohl wie plötzlich von einem Banne erlöst vor, als sie endlich nach den verschiedenen fehlgeschlagenen Unterhaltungsversuchen Klänge ihrer Muttersprache vernahm, die das Schloß von ihrem Munde lösten. Ihr Gatte trat auch sofort herzu, und auch er sprach nichts als englisch und sah mich als eine Art rettenden Engel an, da er sich mit der Umgebung nicht hatte verständigen können.

So waren in dieser kleinen Gesellschaft so viele Nationen, Sprachen, Staaten vertreten und es schmeichelte meiner menschlichen Eitelkeit nicht wenig, daß ich hierhin und dorthin dolmetschend die Unterhaltung in meiner Gewalt hatte und sie vermittelte.

Diese Unterhaltung mit den Menschen, so angenehm und interessant sie auch war, durfte doch die Unterhaltung mit der Natur nicht aufheben.

Der Weg von Sitten über den Simplon geht bis Brieg immer im Rhonethale entlang. Es ist schon überall classischer Boden; der Freund des Alterthums wird bereits in eine gehobene Stimmung versetzt. Hier findet er die Sitze der alten Seduni wieder, die in ihren himmelan-

strebenden Bergen dem die Weltherrschaft anstrebenden Cäsar zu trotzen wagten, und die eine Erinnerung an sich bis heute noch im Namen der Stadt Sitten zurückgelassen haben. Hier gewinnt er eine lebendige Anschauung von der Schwierigkeit des Kampfes, den der geniale Eroberer zu bestehen hatte gegen die Gewalt der elementaren Kräfte, wie gegen die ungebändigten Helvetier. Die Rhone ist auf dieser ganzen Strecke ihres Oberlaufes meist seicht, trägt noch in ihrem milchgrauen Gletscherwasser das Gepräge der ersten ungefährlichen Jugend, und man begreift wohl, daß die Behauptung Cäsars, es seyen die Helvetier bei ihrem Auswanderungsversuche an einigen Stellen ohne Brücken zu Fuße über die Rhone gegangen, auf diese Gegenden sich beziehen muß. Aber wie die Jugend aufbrausend ist und in leidenschaftlicher Erregung ins Maßlose und Schrankenlose sich verliert und dann allein meint Recht zu haben, das Recht des Andern nicht achtet und den Widerstrebenden im Zweikampfe selbst vernichtet, so braust auch die jugendliche Rhone in Frühlingsaufwallungen auf und vernichtet mit unwiderstehlicher Gewalt das Recht des Menschen, auf geebnetem Pfade neben ihr einher zu wandern und ihrer selbst wie ihrer Umgebung sich zu freuen. Wir sahen noch die furchtbaren Verheerungen, die das jetzt so unschuldige Wasser wenige Wochen zuvor auf der festen Kunststraße, ja in den anstoßenden Felswänden hervorgebracht hatte.

Die gewaltigen Felswände sind ernst und kalt und bieten bei weitem nicht die reiche Mannigfaltigkeit in Farbe und Form, wie die Riesenwände im Rheinthal, Reußthal, Aarthal und andern Alpenthälern. Die Verwüstungen durch Bergstürze und wilde Wasser kehren zu oft wieder und machen manche Strecke, wie zwischen Sieders und Leuk, geradezu unheimlich. Ist doch auch diese wilde Gegend am Pfyner Wald wirklich längere Zeit der Sitz gefährlichen Raubgesindels gewesen. Unsere allerdings an freundlichere, mildere Naturbilder gewöhnte Marseillerin fühlte sich unbehaglich inmitten dieser gigantischen, ernsten Massen; bei dem Pfyner Wald schauderte sie zusammen.

Bei Brieg verläßt die Straße das Rhonethal. Unmittelbar hinter der Stadt beginnt die eigentliche Simplonstraße. Schon beim Posthause zu Brieg fängt die Steigung an, so daß der Wagen nur im langsamen Schritt sich bewegt fast fünf Stunden lang bis zu der Paßhöhe. Je mehr man dieser sich nähert, um so prächtigere Blicke bieten die zahlreichen Windungen der festgebauten Chaussee auf die immer mehr hervortretenden Alpen des Berner Oberlandes.

Von der Station Berisal aus hatte ich den Postwagen verlassen und wanderte zu Fuß, oft so weite Strecken dem Wagen voran, daß mir Zeit blieb, schnell einige Skizzen von den Alpenprofilen in meinem Taschenbuche zu entwerfen. Besonders imposant ist der Anblick zwischen dem fünften und sechsten Schutzhause. Wenn von Interlaken aus die 12,827 Fuß hohe Jungfrau Alles beherrscht, so ist von der eben erwähnten Stelle, etwa eine kleine halbe Stunde unter der Simplonpaßhöhe aus gesehen, das auf 12,951 Fuß sich erhebende Aletschhorn der Alles dominirende Riese, der der Jungfrau wie Apoll der Diana schützend zur Seite steht und sie vor des Südens ermattendem Hauche und somit allerdings auch vor dem vom Simplon her schauenden Auge deckt. Der Himmel war klar und rein, der Anblick prachtvoll, an hehrer Majestät keinem andern in der Schweiz nachstehend.

Die Paßhöhe selbst ist übrigens nicht, wie man oft annimmt, der höchste Bergesgipfel des Simplon. Sie ist vielmehr, wie die Furka, der St. Gotthardt und andere Alpenübergänge, eine sogenannte Einsattelung zwischen zwei hoch sich erhebenden Alpenriesen, dem Monte Leone im Osten und dem Fletschhorn im Westen. Während man von Brieg aus fast 4000 Fuß ununterbrochen hat steigen müssen, um die 6218 Fuß hohe Paßhöhe zu erreichen, erhebt sich der Monte Leone bis zu 10,974 Fuß, das Fletschhorn aber sogar bis auf 12,391 Fuß, so daß man also auf den Simplon einen Berg von fast gleicher Höhe setzen müßte, um den Gipfel des Aletschhorns zu erreichen.

Die chaussirten Alpenübergänge sind ein Werk unseres Jahrhunderts; die Simplonstraße ist von allen die erste, sie ist daher auch die historisch bedeutendste, wenn gleich sie in Betreff der absoluten Höhe sowohl wie in Betreff der Ueberwindung der natürlichen Hindernisse durch manche andere, wie Splügen, St. Gotthardt, Stilfser Joch u. a. übertroffen worden ist. Der Gedanke zu diesem Riesenunternehmen entsprang dem Riesengeiste des Jahrhunderts. Nachdem er damit die Bahn gebrochen und die Möglichkeit gezeigt, selbst die trotzige, unbändige Alpennatur zu bezwingen und höheren Interessen dienstbar zu machen, versuchte man nunmehr auch auf andern Punkten gleich colossale Unternehmungen. Mit dem ersten Jahre unseres Jahrhunderts wurde auf den Befehl des ersten Consuls die erste Alpenstraße begonnen, im Jahre 1806 waren die Schrecken des Simplon gebrochen, die Kanonen konnten ohne Beschwerde darüber hinfahren.

Die Straße erforderte einen Kostenaufwand von achtzehn Millionen Franken, also etwa fünf Millionen Thalern. Man zählt auf der ganzen Strecke der Straße 611 Brücken, die angelegt werden mußten, darunter einige, die zu den kühnsten Brückenbauten Europas gehören. Dazu mußte der Weg an so gefahrvollen Stellen vorüber geführt werden, zwischen Abgründen und schroffen Felswänden hindurch, daß acht große tunnelartig gewölbte, zum Theil massiv gebaute, zum Theil durch den Felsen hindurch gehauene Gallerien nöthig wurden, um Schutz vor den Lawinen und herabstürzenden Felsblöcken zu gewähren. Außer diesen Gallerien sind aber noch zwanzig Schutzhäuser an gefährlichen, dem Schneesturz besonders ausgesetzten Stellen angebracht, um eine Zuflucht zu gewähren, wenn Unwetter den Wanderer überrascht.

Jenseits der Paßhöhe, vielleicht eine Viertelstunde davon, bot mir das berühmte Hospiz eine wohlthuende

Erinnerung an meine erste vor Jahren unternommene Wanderung über den Simplon. Damals war es der Abschied von Italien, jetzt die Begrüßung. Es hatte den ermüdeten Fußwanderer aufgenommen und ihn leiblich erquickt. Besonders wohlthuend war aber die reine Menschlichkeit gewesen, die hier waltete, die kein Ansehen der Person, keinen Unterschied kannte des Standes oder der Religion, die in Samaritaner, also ächt christlicher Weise nur dem Menschen helfen wollte, wo der Mensch der Hülfe bedurfte, leiblich zunächst, doch auch Trost spendend der Seele, wo sie nach Trost verlangte.

Das Hospiz bewirthet bekanntlich und beköstigt jeden Reisenden, ohne dafür etwas zu verlangen. Doch wird nicht leicht ein Reisender, der nicht wirklich selbst der Unterstützung bedürftig wäre, es unterlassen, seine Dankbarkeit für diese sonst aus der Welt ziemlich verschwundene Gastfreundschaft dadurch zu erkennen zu geben, daß er in die Büchse der Kapelle eine Gabe legt, die einer Gasthofsrechnung ungefähr entspricht. Die wirklichen Unterstützungen aber, die ohne solches Entgelt gegeben werden, sollen sich in manchen Jahren schon bis auf 12,000 belaufen haben.

Zwei Stunden jenseits des Hospizes erreicht man das Dorf Simpeln. Wir trafen um Mittagszeit ein. Der Tag war wunderschön, hell und klar; wir waren fast 2000 Fuß tiefer als die Paßhöhe; dennoch war es so empfindlich kalt, daß die im Gasthofe zur Post bei unserem Eintritt schon aufgetragene warme Suppe sehr behaglich war. Die ganze Anlage des Dorfes, der Bau der Häuser, der Schmutz in der Straße, so groß, daß man aus dem unmittelbar vor dem Gasthause stehenden Postwagen nur mit Voltigirkünsten trockenen Fußes in das Haus gelangen konnte, die Beköstigung, die Sprache der Bewohner, Alles bewies, daß wir auf der Grenze waren. Daß aber auch italienische Sitten und Gewohnheiten hier schon ihren Anfang nehmen, sollte uns dadurch sofort bewiesen werden, daß der Kellner bei der Bezahlung sich sein Trinkgeld in sehr ungenirter Weise ausbat.

Von Simpeln aus geht die Straße noch etwa eine halbe Stunde in gerader Richtung wie bisher nach Süden in rascher Senkung. Die Vegetation, die auf der Paßhöhe fast nur noch die Alpenrose gezeigt hatte, gewinnt schnell wieder Leben und Fülle, die Felsmassen fangen wieder an trotzig neben dem Wege her sich zu erheben, bis sie bald ihm ganz entgegen treten und einen offenen Kampf herauf beschwören. Ist es doch, als hätte es hier gegolten, mit Anspannung aller Kräfte dem Eindringen des rauhen Nordens in den weichen, üppigen Süden Italiens zu wehren. In unmittelbarer Richtung nach Süden oder nach Westen hin ist es unmöglich, den Weg fortzusetzen, so gilt es nun, nach Osten zu durchzubrechen. Der Kampf ist eröffnet, der Sieg muß erfochten werden. Italien stemmt sich entgegen und wehrt sich lange gegen die germanischen Völker; sie werfen aber dennoch zuletzt jeden Widerstand nieder und brechen durch. Und wie kurz vor dem Triumphe die Kraft der Kämpfenden auf das Höchste gespannt wird, der Angriff sein höchstes Feuer gewinnt, der Widerstand Alles zusammenfaßt, was ihm an Stärke noch geblieben ist, so concentrirt sich auch hier fast an der Grenze zwischen der markigen, ernsten, eisigen Alpenwelt und dem lieblichen Hesperien aller Gegensatz zu einem gewaltsamen Kampfe.

Der Weg kann nicht weiter an einer Felswand entlang geführt werden, eine gewaltige Felsmasse lagert sich davor und ruft jeder friedlichen Weiterführung der Straße ein gebieterisches Halt zu. Soll darum der ganze Plan aufgegeben werden, soll das großartige Werk, dessen Idee die Welt schon in Staunen gesetzt hat, als ein unvollendetes Bruchstück derselben den ersten Beweis geben, daß der bis dahin von Menschen Unbesiegte doch besiegbar ist, von roher Natur besiegt? Der erste Consul, nun Kaiser, gibt so leichten Kaufs seine großen Ziele nicht auf, Kampf ist ja sein Lebenselement, Widerstand will er ja finden; ohne starken Widerstand könnte ja die Fülle seiner Kraft nicht zur vollen Geltung kommen. Der Widerstand muß gebrochen, der Fels muß durchbrochen werden. Ein Tunnel von 216 Fuß Länge wird durch das harte Gestein gesprengt. Das ist die Gallerie von Algabi.

Aber da, wo die Pforte sich wieder öffnet, beginnt erst das eigentlich großartige Schauspiel. Eine Schlucht öffnet sich, die Schlucht von Gondo, eine der wildesten Naturscenen, die die Alpen bieten. Die via mala bei Thusis wird oft genannt als der Inbegriff des Grausigen und Schaurigen der Alpennatur. Auf dem nördlichen Abhange gelegen, ist sie leichter zu erreichen und wird auf Spazierfahrten besucht. Nicht so mit der Schlucht von Gondo. Von keinem größeren Orte aus kann sie mit Bequemlichkeit auf einer Spazierfahrt erreicht werden, man muß dahin reisen, und diese Reise ist nie eine leichte und bequeme, für den Fußwanderer ist sie eine mühevolle. Das mag es erklären, daß die Schlucht von Gondo nicht so oft genannt wird als die via mala. An wildem, schauerlichem Charakter ist diese aber noch gewaltiger als jene. Zu beiden Seiten des Weges heben sich steil die dunkeln Felsenmassen empor und erheben sich fast senkrecht beängstigend zu schwindelnder Höhe. Der Bergstrom, die Diveria, stürmt und schäumt in der Tiefe hinab und tost und braust in wilder Wuth dahin über schroffe Zinken und Klippen, für Auge und Ohr ein wunderbares Werk der Natur, ein Kampf der Giganten unter wilder donnernder Schlachtmusik.

Aber plötzlich schließt sich wieder die Schlucht; die Felswände erheben sich zu beiden Seiten immer drohender und furchtbarer, bis sie sich zu einer undurchdringlichen Mauer vereinigen. Soll hier der Muth sinken, die starke Hand erlahmen, die bis hierher den Weg durch die feindliche Natur gebahnt hat? Es wird von Neuem hineingesprengt in den Felsen, aber der Felsen scheint unbesiegbar, denn längst hatte man die ganze Länge der Gallerie von Algabi hineingebohrt, man hatte dreimal so lang die Höhlung fortgeführt und noch war der Fels nicht durchbrochen. Fast 700 Fuß lang mußte man das harte Gestein durchsprengen. Das ist die Gallerie von Gondo.

Zweimal gelang es, nach der Seite hin große Fenster durchzubrechen, die Luft und Licht eindringen lassen in diesen düstern, furchtbaren Gang. In dem einen dieser Fenster sind die Worte eingemeißelt, die uns die Zeit des Baues und den Urheber der Idee verkünden: Aere Italo MDCCCV Nap. Imp.

Hart an dem Ausgange des Durchbruchs hat sich ein neuer mächtiger Bergstrom, der Alpienbach oder Frissinone, in wildem tosenden Herabsturz Bahn gebrochen, um von hier aus ebenso schäumend und brausend in den grausigen Abgrund zu stürzen, ein grandioser Wasserfall, der mit seinen weiß aufschäumenden Fluthen um so lebendiger wirkt, als er gegen das schwarze Schiefergestein der himmelanstrebenden Felswände contrastirt. Auch hier noch erheben sich diese Riesenfelsen fast senkrecht bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß, zum Theil sogar so überhängend, daß noch jenseits der Gallerie der Weg unter dem Gestein so hat weggeführt werden müssen, daß dasselbe nischenartig ausgehauen über der Straße weghängt.

Nun ist aber auch der Kampf beendet mit dem harten, spröden Element; der Weg ist gebahnt, die Straße senkt sich schnell bergab, die Grenze wird in Minuten erreicht. Die Natur ändert sich wie mit einem Zauberschlage, die Vegetation wird eine südländische, das nordische Nadelholz weicht der ächten Kastanie, die Luft ist eine weiche, warme: wir sind in Italien.

(Schluß folgt.)

Berlin, August.

Verlorene Illusionen. — Der Berliner Rolph Krake. — Nr. 12 der Schlesischen Straße. — Moralische Miasmen. — Jerusalem und Preußen. — Englischer Weiberverkauf.

Gott sey Dank, die bösen Gewitterwolken haben sich verzogen, und der Frieden mit Dänemark fällt nicht zusammen mit Bürgerkrieg in Deutschland. Für den Augenblick ist der Schlag abgewendet; und „für den Augenblick" heißt hier hoffentlich für immer. Denn so mächtig ist doch wohl die öffentliche Meinung in unserem Vaterland geworden, daß sie, einmal auf ihrer Hut, einen solchen Schlag verhüten kann. Aber wir wollen nicht zu zuversichtlich seyn. — Die Gefahr, der wir mit knapper Noth entgangen sind, lastet noch auf den Gemüthern, und die „Befreiung" der Elbherzogthümer hat daher auch in Berlin nicht den Jubel hervorgebracht, der unter andern Umständen sicher nicht ausgeblieben wäre. Auch nicht Ein Haus wurde bei Ankunft der „frohen Botschaft" illuminirt, obgleich man hier sonst mit derartigen Kundgebungen gar rasch bei der Hand zu seyn pflegt. Vom deutschen Volk kann man nicht sagen, daß es nichts gelernt und nichts vergessen habe. Es hat Illusionen verloren. Und an sich ist das ein Gewinn, die bittere Frucht des Unglücks. Wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, so ist der Weg zum Nichterfolg mit Illusionen gepflastert. Wäre nur die Schule, in der wir unsere Illusionen abstreifen, keine so harte!

Die Düppeler Siegestrophäen, die bisher vor dem Schloß aufgestellt waren, sind dieser Tage in das Zeughaus geschafft worden, und die übrigen, einstweilen noch im Lustgarten prangenden Trophäen werden in kurzem dem gleichen Schicksal verfallen. Aber die Berliner haben dafür gesorgt, daß es auch nach deren Entfernung nicht an einem öffentlichen und greifbaren Andenken an den Dänenkrieg fehlt; sie haben sich einen „Rolph Krake" angeschafft, nicht ein eisernes Panzerschiff, wie das furchtbar aussehende und im Grund doch ziemlich harmlose dänische Vorbild, sondern — die Feder sträubt sich es niederzuschreiben — sondern einen Ochsenwagen. Ja, einen Ochsenwagen. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, und die Berliner verstehen sich ganz besonders gut auf diesen Schritt, viel besser als auf den „Fortschritt." Mit unserem „Rolph Krake" verhält es sich so. Ungefähr um die Zeit, wo die Nachricht von der Wegnahme der Insel Alsen eintraf, kam an den hiesigen Bahnhöfen ein neues Fuhrwerk zum Transport solcher Stiere in Gebrauch, von denen vorauszusehen war, daß sie sich nicht gutwillig auf die Schlachtbank führen lassen würden. Durch seine ungeheure Größe fiel es unsern Bummlern sofort auf, und da es nebenbei auch außerordentlich häßlich und plump ist, und sich nur schneckenhaft langsam vom Fleck bewegen kann, so fanden sie sich lebhaft an das dänische Seeungethüm erinnert, und tauften das Berliner Landungethüm: „Rolph Krake." Der tragikomische Name ist nun unverlöschlich eingegraben in den Volksgeist, und wenn unsere Enkel und Urenkel in späten Jahrhunderten den Ochsenwagen, oder dessen Nachfolger durch die Straßen rasseln hören, werden sie ihrer heldenmüthigen Väter gedenken, denen das dänische Seeungethüm, statt Grauens, bloß einen schlechten Witz einflößte. Doch Scherz bei Seite. Ein historisches Monument ist der Ochsenwagen „Rolph Krake" immerhin, und wäre es nur, weil er den Beweis liefert,

daß die Berliner, trotz alles officiösen und officiellen Aufpuffens; den militärischen Theil (ich unterstreiche das Wort militärisch), daß sie den militärischen Theil des Dänenkriegs nicht sehr ernst genommen haben. Und das spricht meiner Ansicht nach für die Berliner.

Anfangs der verflossenen Woche enthielten die meisten unserer Zeitungen folgende Notiz: „In der Schlesischen Straße sind während der letzten vierzehn Tage in Einem Haus, in Nr. 12, etliche zwanzig Personen am Typhus erkrankt. Die Straße ist nicht gepflastert, und gerade vor dem Haus, wo der Typhus wüthet, befindet sich ein mit faulenden Pflanzen- und Thierstoffen angefüllter Sumpf, in dem man die Krankheitsquelle erkennen will. Nach Andern wäre die Krankheit in der Wäsche eingeführt worden.“ So schrieb der Penny-a-liner. Ob „die Wäsche“ oder der Sumpf verantwortlich, läuft so ziemlich auf Eins und dasselbe hinaus; denn auch angenommen, der Typhus habe in der Wäsche gesteckt, so hätte er in dem Unglückshaus nicht solche Verwüstungen anrichten können, wenn ihm die Miasmen des pesthauchenden Sumpfs nicht zuvorkommend den Weg gebahnt hätten. Ich schrieb neulich einmal, es gebe in unserer glänzenden Haupt- und Residenzstadt noch Straßen, die ungepflastert und mit Koth und Sümpfen bedeckt seyen. Ich wette, der Leser glaubte es nicht, oder dachte wenigstens, ich habe übertrieben. Da haben wir nun ein Beispiel. Und leider ist es nicht das schlimmste, insofern sich in diesem Fall etwas zur Entschuldigung sagen läßt. Die Schlesische Straße ist nämlich das Opfer eines sogenannten „Competenzconflikts.“ Stadt und Fiskus streiten mit einander, wer sie zu pflastern, zu beleuchten, in civilisirten Zustand zu setzen hat. Die Stadt ist hartnäckig und der Fiskus ist hartnäckig. Man weiß, mit welchem Fanatismus der Preuße auf seinem „Recht“ besteht, wenn es sich bloß um's Processiren handelt; wenn es mehr gilt, dann freilich nicht immer. Genug, Stadt und Fiskus bestehen auf „ihrem Recht.“ Die Stadt hat jährlich eine halbe Million Thaler Ueberschuß, und auch dem Fiskus fehlt es nicht an Geld, trotz des bekannten „budgetlosen Zustands.“ Man sollte nun denken, die streitenden Parteien hätten auf die natürliche Idee verfallen müssen, die nöthigen Arbeiten gemeinschaftlich vornehmen zu lassen, und die Kosten einstweilen gemeinschaftlich auszulegen, bis der Proceß entschieden ist. Doch weit gefehlt. Der Vorschlag wurde gemacht, aber von der Stadt und dem Fiskus mit gleicher Entrüstung zurückgewiesen; und während so der „fette Proceß“ lustig vorangeht, füllen sich die Häuser immer mehr mit Menschen, füllt sich die Straße immer mehr mit Schmutz und — in „Numero Zwölf“ liegen jetzt „etliche zwanzig“ Personen am Typhus darnieder, oder lagen darnieder, denn ein Theil ist mittlerweile gestorben — freilich in die Lücken werden wohl wieder frische Kranke, als Todesrekruten eingetreten seyn. — Aber, wie schon angedeutet, die Schlesische Straße ist nicht das schlimmste Beispiel, weil eben der „Competenzconflikt“ wenigstens den Schatten eines Rechtfertigungsgrunds darbietet. Wir haben Dutzende von neuen Straßen, die ähnlich verwahrlost sind, ohne daß dieser Schatten der Rechtfertigung vorhanden wäre.

Doch zurück zu „Numero Zwölf.“ Kaum hatte der Penny-a-liner die Alarmtrommel gerührt, so rafften die Behörden sich aus ihrer Unthätigkeit auf und ordneten eine „ärztliche Untersuchung“ an. Das Resultat ist: Der Penny-a-liner hat nicht zu schwarz gesehen. Im Gegentheil, es ist noch schlimmer, als er den Sachverhalt dargestellt hatte. Das ganze Haus ist ein Fieberneſt, oder, wie der medicinische Ausdruck lautet, „ein beschränkter Fieberherd.“ Daß die Sumpfmiasmen „die nächste Ursache dieser lokalen, man möchte sagen häuslichen Epidemie“ sind, wollen die Herrn Aerzte nicht „direkt behaupten,“ sie stellen es jedoch auch nicht in Abrede. Englische Aerzte, die vielleicht nicht ganz so gelehrt sind, wie die deutschen, aber sich jedenfalls besser auf das Verhüten der Krankheiten verstehen, hätten ihren Bericht nicht so verclausulirt. Wie zu erwarten war, flüchtet die Trägheit der Behörden sich nun hinter die Zweifel der Aerzte; die Presse blickt mit vornehmer Verachtung auf die Angelegenheit herab — nur Ein politisches Blatt die „Reform“ hat sie eines Leitartikels werth gehalten — die Sümpfe in der Schlesischen Straße und in andern Straßen hauchen nach wie vor Tod und Verderben aus, und „Numero Zwölf“ wird allem Vermuthen nach erst dann aufhören, „ein beschränkter Fieberherd“ zu seyn, wenn der unbeschränkt herrschende Typhus sämmtliche Einwohner weggerafft hat.

Vor ungefähr zehn Jahren ereignete sich hier beiläufig etwas Aehnliches. In der fashionabeln Karlsstraße kam plötzlich das merkwürdige Phänomen vor, daß der Hofbrunnen eines neuen eleganten Hauses nicht bloß Wasser, sondern auch Feuer spendete. Die Entdeckung wurde zufällig gemacht. Ein Kind hielt ein brennendes Schwefelholz an den Wasserstrahl, und siehe da, derselbe entzündete sich — eine bläuliche Flamme züngelte rings um. Man zerbrach sich den Kopf über das „Wunder.“ Neugierige strömten herbei. Die einen dachten, die Gasröhre müsse schadhaft geworden seyn, andere riethen auf einen großen Zersetzungsproceß, der in dem Infusorienlager, das sich unter der Karlsstraße befinden soll, vor sich gehe. Eine Zeitung meinte, woher auch die Gase rühren möchten, es sey im Interesse der Hausbewohner nöthig, den Ausströmungen ein Ziel zu setzen. Der Rath wurde vernachlässigt. Ein paar Tage darauf brach die Cholera in dem Hause aus und wüthete furchtbar. Fast alle Bewohner erlagen der Seuche, darunter das frühere Mitglied des Frankfurter Parlaments, Major Teichert, nebst seiner ganzen Familie. Das Publikum klagte die Behörden an, die ihre Pflicht versäumt hätten; die Zeitungen hüllten die Anklage in möglichst milde Worte — aber es war damals die Zeit Hinckeldeys; die Behörden duldeten keine „Kritik.“ Ein Polizeimachtspruch zwang die Presse zum Schweigen, und als schon Gras über den Todten gewachsen war, erfuhr man, daß die Gasröhren allerdings beschädigt gewesen

waren, und daß die nachträgliche ärztliche Untersuchung allerdings in dieser Beschädigung die Quelle des Unheils erkannt habe.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.

Doch zu einem andern Thema, das aber mit dem eben behandelten innig zusammenhängt. Es gibt zweierlei Miasmen, außer den physischen auch moralische. Wie jene den Körper vergiften, so diese die Seele. Und an beiden Gattungen haben wir hier einen Ueberfluß. Die moralischen Miasmen steigen besonders üppig aus mehreren unserer sogenannten „Volkstheater" auf, die ihrem Publikum nichts auftischen, als ein widerliches Gebräu von Zoten, Zweideutigkeiten und politischen Anspielungen. In Bezug auf die letzteren übt die Theatercensur eine strenge Wachsamkeit aus; sie sorgt dafür, daß ihnen die Spitze hübsch umgebogen wird. Allein den Zoten und Zweideutigkeiten gegenüber beweist die Polizei eine ebenso große Toleranz, wie gegen die Sumpfe auf unsern Straßen. Im „Callenbach'schen Theater" wird jetzt zum Exempel seit Wochen eine Farce aufgeführt, betitelt „die Buchsenbürger." Es soll eine Satire auf die „Mecklenburgischen Zustände" seyn, ist aber in Wirklichkeit nur eine Satire auf die Sittlichkeit und den Anstand. Das Stück ist so schmutzig, daß sich die Schauspieler des Bremer Stadttheaters geweigert haben, darin aufzutreten. Hier in der Hauptstadt des Civilisationsstaats wird es allabendlich aufgeführt — stets in Gegenwart eines Polizeibeamten, der als Wächter der öffentlichen Moral beizuwohnen hat. Und da sage man noch, die preußische Polizei sey nicht „liberal," es werde in Preußen „zu viel regiert."

Die „Ostpreußische Zeitung" erzählt eine komische Geschichte. Bei Königsberg wohnt ein Gutsbesitzer X., der seinem „Hof" den allerdings nicht gewöhnlichen Namen Jerusalem beigelegt hat. Dieser Tage erhielt Herr X. einen an ihn adressirten, mit Briefmarken und Poststempeln aus aller Herren Ländern bedeckten Brief, der zwei volle Jahre gebraucht hatte, um einen Weg von sechs Stunden zu vollenden. Der Schreiber hatte nämlich einfach adressirt: Herrn Gutsbesitzer X. in Jerusalem; der Postbeamte, dem der Brief übergeben wurde, kannte nur Ein Jerusalem, und das war, wie er in der Religionsstunde gelernt hatte, in Palästina. Ergo wurde der Brief nach dem Heiligen Land geschickt, wo man ihn gemüthlich in eine Ecke warf, bis sich nach Verlauf von anderthalb Jahren ein besonders aufgewecktes Individuum in der Jerusalemer Post vorfand, das ihn öffnete und zurücksandte, aber, da es in der Geographie nicht wohl bewandert war, über Constantinopel. Dort entstand wieder ein Aufenthalt; kurz es dauerte zwei ganze Jahre, ehe der Brief in die Hände des erstaunten Gutsbesitzers X. gelangte, der übrigens über die Sache lachen konnte, weil ihm aus dem eigenthümlichen Kreuzzug kein Schaden erwachsen war.

In deutschen Blättern lese ich, als Beleg „englischer Rohheit," am 21. Juli dieses Jahrs habe ein Irländer in Armagh (Irland) auf offenem Markt seine Frau für 1 Pfund Sterling verkauft. Sie habe „der Sitte gemäß" einen Strick um den Hals gehabt u. s. w. Im Interesse des Skandal liebenden und gegenwärtig über John Bull sehr erbosten Publikums bedaure ich, aus „bester Quelle" versichern zu müssen, daß das hübsche Geschichtchen bloß den Einen Fehler hat, nicht wahr zu seyn. Es beruht auf einem Mißverständniß. Von einem Trunkenbold, dessen Frau mit einem andern Mann zusammenlebte, verbreitete sich in Armagh neulich das Gerücht, er habe sie diesem für 1 Pfund Sterling förmlich „abgetreten;" darob große Aufregung im Städtchen, und schließlich Lynchjustiz gegen den „Weiberverkäufer," der von dem Volk fast in Stücke wäre gerissen worden. Das Gerücht hat sich bestätigt, und dem Burschen ist also nicht ganz Unrecht geschehen. Der Titel des betreffenden englischen Zeitungsparagraphen: Sale of a wife by her husband — eine Frau von ihrem Mann verkauft — hat ohne Zweifel die deutschen Correspondenten irre geleitet. Man sieht, es war ein bürgerliches, wenn auch etwas unregelmäßiges „Geschäft," nicht eine jener fabelhaften Weiberauktionen, die nach den französischen Journalisten im „barbarischen" und „perfiden Albion" an der Tagesordnung seyn sollen, von denen man aber in Paris mehr weiß, als in England.

Aus Spanien, August.

(Fortsetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Aurora, nach kurzer Hochsommernacht, fast wie das von gestern stehen gebliebene Abendroth, beleuchtete uns Bordeaux, das gleich einer Fata Morgana vor uns aufstieg, seine Garonne mit ihren Segelschiffen auf dem lichtblauen Wasser, welches wie ein anderer Himmel aussah, die weißen Häusermassen, die schöne rebenbewachsene Höhe mit ragenden Pinienwipfeln. Das alles, nur so im Fluge erblickt, däuchte mir etwa einem Fragment von Constantinopel nicht unähnlich. Die beinahe sarazenisch bunte Holzbrücke, auf welcher man über den reichen Strom fährt, konnte den Eindruck nur vervollständigen. Hinter der prächtigen Hauptstadt der Gironde beginnen nur zu bald die ausgedehnten Heiden, die Landes, welche aber auch ihre Eigenthümlichkeit haben. Wir trafen dieselben geschmückt, nein, bedeckt, mit einem Teppiche blühender Heiden, ganz purpurn. Ich habe noch nie dergleichen gesehen; die amaranthfarbenen Auen, unter dem zartblauen Himmel hingebreitet, hatten etwas Feenhaftes. Es ist ein wirklich großer Gedanke des gegenwärtigen Kaisers, diese Steppen urbar zu machen, und bereits ist viel dafür geschehen. Ueberall hat man junge Waldungen angepflanzt, da und dort Meiereien gebaut, deren neue Ziegeldächer uns von allen Seiten entgegen lachen, die niedlichsten „chalets,“ Schweizerhütten, als Eisenbahnstationen errichtet. Wie sollte es das deutsche Herz nicht berühren, eine derselben, und zwar eine besonders stattliche, „Solferino“ genannt zu sehen? Bei Montreux steht sogar ein kleines Palais, vermuthlich für Behörden. Aus allem erkennt man wohl, daß der Herrscher die Landes unter seine besondere Obhut genommen hat.

Unterdessen hatten wir noch mehr Gesellschaft bekommen, ein wackeres älteres Ehepaar aus Tarbes, und ein jüngeres aus Madrid, das nebst Freundin den Vergnügungsflug unternahm und zur See, über Bilbao, wieder zurückkehren wollte; der Mann war Silberarbeiter. Die ersten Spanier! Um es nur zu gestehen, ich fühlte mich etwas deprimirt. Es schwebte um sie eine unzweifelhafte Atmosphäre von Knoblauch und ihr Anzug schien mehr als nachlässig, vermuthlich weil sie, als ächte Kinder der Sonne, reisten wie sie gingen und standen, ohne alles andere Gepäck als Wurst, Wein und Brod, wovon auch mir angeboten wurde mit der üblichen Form: „Le guste á Vmd?“ Die Freundin der Frau mußte entschieden morischer Abstammung seyn, nach ihren Zügen zu urtheilen. Sie nickte und lächelte mir hinter ihrem Fächer gnädig zu, wie eine Königin, oder besser, wie der Zwerg einer Königin, denn es war ganz der Typus jener berühmten Hofzwerge des Velasquez, die ich später im Museum des Prado kennen lernen sollte. Die Nation gilt überhaupt dafür, was ich auch erst nachträglich erfuhr, daß sie sich aus leicht verständlichen Ursachen in der Fremde zuvorkommender erweist als daheim. Somit fand ich keinen Ersatz für den eben erfolgten Abschied von Monsieur und Madame Pigeon. Statt ihrer steigen zwei Priester in ihren schwarzen Soutanen ein zu den fächernden Spaniern. Jetzt sind wir ja ganz en famille. Zum Ueberflusse dampft noch eine Lokomotive an uns vorbei, welche den Namen: „le pape Clement“ trägt. Sogar auf den Schienen bemerkt man Staub in dieser Lüneburger Heide Frankreichs. Das Vibriren der arbeitenden telegraphischen Drähte bewirkt ein Geräusch, dem von Vogelschwärmen ähnlich. Zum erstenmal sah ich hier Frauen Wächterstelle vertreten. Mit soldatischem Anstand, wirklich heroenhaft, fast bis zum Theatralischen, wozu der Franzose ohnehin neigt, stehen sie da auf ihrem Posten, diese Amazonen der Eisenbahn, in vollster Disciplin, regungslos, ohne mit der Wimper zu zucken, so daß ich sie Anfangs für Holzfiguren hielt und mich allen Ernstes fragte, ob man sich wohl gar durch eine neue Erfindung jetzt für solche Funktion der Automaten bediene. Wenn wir auch an den Kassen, z. B. in Straßburg, Frauen beschäftigt finden, so können wir es als ein Abstreifen von Vorurtheil begrüßen, womit Frankreich uns voran geht, wenn es sich bestrebt, den Spielraum weiblicher Arbeitskräfte verhältnißmäßig zu erweitern.

Zwischen Nadelwaldungen und Maisfeldern jagt man vorüber an ärmlichen Hütten, bei denen regelmäßig auf den Hecken Wäsche zum Trocknen lag. Mehr und mehr erhebt sich die Kiefer zu stolzen Hainen, und wie nun hinter diesen Wäldern der Adour, dem sich die vom Passe von Roncesvalles herabfließende Nive vereinigt, aufblitzte bis in das Meer hinaus, da wurde einem das Herz groß. Da ist einmal wieder alles beisammen, Meer, Segel und Alpen; denn in der Ferne ragen duftig die Pyrenäen, prophetenhafte Gestalten. So macht denn Bayonne einen großartigen und doch auch wieder traulichen Eindruck, weil alles hier klein bei einander ist, wenn man die außerhalb der Wälle gelegene Vorstadt St. Esprit abrechnet, und weil die Menschen, diese Basken, bald finster, bald auch freundlich treuherzig, ein ganz interessantes Völkchen sind, bei dem man sich wohl heimisch finden könnte, wenn das Getreibe der See- und sonstigen Pyrenäenbädern

zujagenden Fremden nicht wäre. Eigentlich ist Bayonne schon eine spanische Stadt, mehr spanisch als französisch. Man sieht Frauen mit ernsten edeln Gesichtern und wunderschönen schwarzen Augen.

Auch mich drängte es an die Küste, und bald nach der gegen Mittag erfolgten Ankunft in Bayonne saß ich in einem der zierlichen, nicht mit Unrecht „les favorites“ genannten Omnibusse, welche von früh bis spät alle zehn Minuten, gegen Erlegung eines halben Franken, nach dem vielbesprochenen Biarritz fahren. Vorbei an dem alten Castell, dessen Festungswerke noch von Vauban herrühren, und an der herrlichen Cathedrale aus dem dreizehnten Jahrhundert, deren Strebepfeiler, fast wie Schwingen sich entfaltend, an den Veitsdom auf dem Hradschin erinnern; die wirklich prächtige Chaussée entlang, ein Ideal von Chaussée, wie im Feenreich, der man es wohl anmerkt, daß Kaiser und Kaiserin darauf kutschiren. Und welch eine Umgebung! Hier die geisterhaften Berge, dort das blaue, silberschäumende Meer, der weiße Molo, Villa Eugenie, deren Stufen, wie das Schloß einer Meerfee, die See küßt; endlich Biarritz selbst, phantastisch, Spanien und Paris, Volk und Fashion, abgeschmackt und göttlich, ein großer Jahrmarkt. In den wunderlichsten Verkleidungen stolziren sie auch außer dem Bade umher, und ich begriff jetzt erst, warum in den elegantesten Quartieren von Paris so häufig vor den Magazinen sich angeschrieben findet: „Costumes pour les bains de mer.“ Ein förmlicher Maskenball auf oder vielmehr unter den Wellen. Wie sie sich da am Arme hineinzerren, hineinschleppen, und das Meer über sich spielen lassen, diese Menschen, dieser Gesellschaftspöbel aller Länder! Der Wassercorso erstreckt sich bis an die Villa der Kaiserin, daß sie heraustreten kann über die Stufen und selbst theilnehmen. So sehr sie das Meer verderben konnten, haben sie es gethan. Und wie herrlich ist dieses Meer! Der gewaltige Wellenschlag der Nordsee, und dann doch wieder das Charakteristische der Pyrenäen, das Südliche. Einen besonders schönen Ueberblick genießt man von dem Punkte, den sie Atalaya * nennen im Patois des Landes. Von hier sah man aus der Vogelperspektive auf den gerade in vollem Flor befindlichen Mummenschanz der Saisongäste im neuen Hafen herab, zwischen vier und fünf Uhr Abends, eine für die Seebäder beliebte Stunde. Am „vieux port,“ zu dem ich mich durch hügelige Gassen wandte, wird der Unsinn noch im Kleinen und gleichsam schüchtern getrieben; doch mangeln auch hier nicht drastische Gruppen, wenn man sich die Mühe nehmen will, dicht bis an den Strand hinunter zu steigen. „Quel monstre!“ schreit die Pariserin mit Pathos, entsetzt über eine Krabbe oder ein anderes Seethier, das zappelnd auf der Erde liegt, von der Fluth zurückgelassen. Empfehlenswerth ist das „Hôtel du vieux port,“ oder populärer, der Traiteur „Joseph,“ wo man viel wohlfeiler und gemüthlicher speist, als in den Restaurationen und Gasthöfen des modischeren Stadttheils. Wir treffen schon ein südliches Leben vor den Häusern und in deren Gärtchen. Später hat mich, freilich beinahe in schon ganz außereuropäischem Gegensatze, Gibraltar durch die buntgemischte Bevölkerung seiner steilen Felsenstraßen an die des Pyrenäenbads erinnert, mit ihrer ebenfalls aus allen Weltgegenden zusammengewürfelten Staffage. Hier siehst du Löwen und Löwinnen aus St. Petersburg, England, Frankreich, neben den malerischen Gestalten der Basken. Zwischen den eleganten Equipagen von Paris und London springen Esel umher und werden große schwarze Ziegen gemolken. Unter den eingewanderten Magazinen macht sich der „Bazar turc“ geltend und „100,001 Paletots.“ Nun keucht auch noch ein orientalisch gekleideter Schnellläufer durch das Gedränge. Am Brunnen schöpfen die Mägde Wasser in Krügen von schier antiker Form.

* Atalaya, ein maurisches Wort, heißt in Andalusien ein Wachtthürmchen, ein Minaret an Moscheen.

Nach der Rückfahrt eilte ich noch im Halbdunkel zu der Cathedrale von Bayonne. Die alte französische Höflichkeit, welche man heutzutage in der Hauptstadt des Kaiserreichs vermißt, erkannte ich darin, daß eine Dame mir die Pforte öffnete, mich vorher eintreten zu lassen in die weiten Hallen, wo viele Andächtige knieten zu nächtlichem Gottesdienste. Das edle Denkmal machte bei dem zitternden Scheine der Ampeln und Lichter einen tiefen Eindruck. Ich wollte es aber auch noch im Glanze der Morgensonne bewundern, der die alten Fenstergemälde vergoldete. Im Innern, welche Fülle von Spitzbogen, Rosetten, jeder Bogen wieder anders! Von außen überblickt man die Architektur am besten auf der Seite der einzig schönen Kreuzgänge. Leider restaurirt man gegenwärtig an ihnen. Napoleon, fürchte ich, ist darüber gekommen. Auf den Stufen des Doms saßen rechts und links zwei Parzen des Gebirgs mit ihrem Rocken und spannen, und zu ihren Füßen ringsum auf dem Markte gruppirte sich das originelle Volk zwischen den Erzeugnissen des Landes. Besonders fielen die fetten Hühner auf, unter den Früchten die zu Brühen so beliebten „Tomates,“ welche wir Liebesäpfel nennen. Mit einem Umwege durch die stattlichen Hauptstraßen und über den Platz Grammont erreichte ich mein treffliches „Hôtel du commerce,“ wo die Bonne mir schon in der Frühe schäumende Ziegenmilch gebracht, und wo ich wie auf einem Präsentirteller alles beisammen hatte, Biarritz-Omnibus, spanische Diligencias, alles, was das Herz wünscht.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. 9. September 1864.

Yet are thy skies as blue, thy crags as wild:
Sweet are thy groves, and verdant are thy fields,
Thine olive ripe as when Minerva smiled,
And still his honied wealth Hymettus yields,
Apollo still thy long, long summer gilds,
Still in his beam Mendeli's marbles glare.
Art, Glory, Freedom fail, but Nature still is fair.

Byron.

Ein Blick in das heutige Athen. *

Es bedarf keines so besondern Ereignisses, wie vor Kurzem die Thronbesteigung des jungen Königs Georgios war, um unsere hervorragende Theilnahme immer neu und wieder jener winzigen Halbinsel zuzuwenden, welche das Balkansystem als äußerstes Glied in das ägäische Meer hinein dem Orient entgegenschiebt, dem Königreiche Griechenland. War doch diese Halbinsel, ein Ländchen wenig größer, als die preußische Rheinprovinz, der Schauplatz der Geschichte eines Volkes, welches wir mit mehr Recht noch, als das römische, das classische nennen, dessen Bildung eine Schule, ja ein immanenter Theil aller modernen, zumal unserer deutschen geworden ist, und in welche hinabzusteigen eben deßhalb allen denen unerläßlich bleibt, welche auf der Höhe der modernen und ganz besonders unserer deutschen Bildung stehen wollen.

Aber es ist nicht allein ein Schauplatz, welcher durch großartige Erinnerungen nach rückwärts weist in eine gewaltige Vergangenheit, sondern welcher eben so sehr durch seine Aussichten nach vorwärts weist in eine bedeutsame Zukunft, und weil diese wiederum schon jetzt in unsern Tagen sich vorbereitet, so sehen wir auf ihn hin nicht allein mit den Blicken eines antiquarischen Interesses, auch nicht allein mit den Blicken einer neugierigen Erwartung, sondern mit den Blicken derjenigen lebendigen Theilnahme, welche das warme Mitleben mit der Gegenwart, der lebendige Antheil an ihren Aufgaben und ihrer Arbeit, das Mitfühlen ihres Pulsschlages in uns erzeugt.

Es ist, als ob die Geschichte, nachdem ihre Strömung auf ihrem großen Zuge von Osten nach Westen an den Gestaden Amerikas sich gebrochen, ihre Bahn von Neuem durchmesse in rückläufiger Bewegung. Die nordische Kraft des Germanenthums verjüngt die stagnirende Bildung der südlichen Halbinseln, und das gesammte Europa schickt sich an, der asiatischen Mutter und dem Orient überhaupt in reicherem Maße wieder zu erstatten, was es ihnen verdankt. Die Cultur will die alte Heimath, den Orient wiedererobern. Was die Züge Alexanders für das Alterthum, was die Kreuzzüge für das Mittelalter, was die Eroberung Amerikas für die Neuzeit, das ist für die neueste Geschichte und die Gegenwart der Zug der Völker nach dem Orient. Von allen Seiten her beginnt die geistige Macht des Occidents den asiatischen Riesen einzuschließen. Die Bewegungen an der Westküste Amerikas, der rührige

* Nach einem im Jahr 1863 gehaltenen Vortrag.

Eifer, sich in den Besitz der großen Inselbrücke hinüber nach dem andern Riesencontinent zu setzen, das Vordringen der Russen dort vom Norden und Osten her, die Erschließung Japans, die Revolution in China, der jüngste Krieg in Indien, die Krisis in Persien, der Krimfeldzug, die Reformen in der Türkei, der Suezkanal, ja selbst die Entdeckungsexpeditionen der Afrikareisenden — Alles das sind nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache, nur verschiedene Angriffspunkte zu dem Einen großen Kampf der Unterwerfung und Civilisirung des Ostens. Von Constantinopel bis Indien ist es nur eine fortlaufende Kette von Positionen in dem Feldzugsplan, den die Mächte des Occidents — so verschieden in ihren Mitteln, so feindlich in ihren Absichten, aber in diesem Punkt geeinigt durch den Einfluß desselben Zuges der Geschichte — gegen den Orient entworfen haben.

In richtiger Erfassung der orientalischen Frage arbeitet der Coloß des Ostens an der Vollstreckung des Testaments Peters des Großen, läßt Frankreich keinen auch noch so geringen Vortheil ungenützt vorbei, erobert in Algier und Hinterindien, mischt sich in Maroccos, wie in Egyptens Angelegenheiten, hofmeistert den Griechenkönig, wie den Türkensultan, läßt den Suezkanal nicht ruhen, oder wirft sich auch wohl zum Protektor des heiligen Grabes auf. Es war mit Anderem auch die Ahnung der großen Zukunft, welche der wiedergeborene Orient bringen soll, die zum Ruf nach Einheit in Italien drängte; ja selbst das apathische Spanien fuhr träumend in die Höhe, sich wenigstens auf dem Nachbargebiet orientalischen Bodens, der afrikanischen Westspitze festzusetzen. England endlich erkennt in der orientalischen Frage eine Lebensfrage seiner bedrohten Hegemonie und überwacht eifersüchtig jeden Versuch, welcher die Neutralität des Verkehrs auf dem mittelländischen Meere gefährden könnte.

In jener Kette von Angriffspositionen liegt nun auch Athen; jenen Geburtswehen, in welchen seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts der Orient liegt, verdankt das Königreich Griechenland seine Entstehung. Ist aber, wofern nicht alles trügt, für die nächste Zukunft die Westseite Asiens und das die Brücke beider Continente bildende türkische Reich zum Hauptangriffspunkt auserkoren, so rückt die Lage allein schon auch das Königreich Griechenland mitten in das Kriegstheater und in eine bedeutsame Theilnahme an den sich vorbereitenden großen Ereignissen hinein, und machte eben seine Lage ohne Gleichen in einer Zeit, in welcher das Mittelmeer eigentliche Heerstraße und Mittelpunkt der Geschichte war, — im Alterthum — Griechenland zur Herrscherin in diesem Meere und zur Trägerin einer großen Geschichtsepoche, so wird auch jetzt, wo von neuem der Schwerpunkt der Geschichte sich nach diesen Strichen zu neigen scheint, die Lage allein sich mächtig erweisen, um diese Küsten und Inseln, gleichviel unter welcher Form, zu einem hervorragenden Schauplatz einer künftigen Geschichte zu machen.

Dieser Gesichtspunkt ist nothwendig, um Alles, was sich über Athen und die Neugriechen sagen läßt, in das rechte Licht zu rücken, und wäre es auch nur, um den vorläufigen Abstand zwischen der Wirklichkeit und den Zukunftsträumen des Volkes um so greller zu beleuchten. Denn daß die Erbschaft der Türkei, daß die alte Herrlichkeit des byzantinischen Reiches unter einem Constantin dem Großen mit Constantinopel als Hauptstadt des Ostens und der griechischen Kirche ihnen sicher sey, davon träumt heutzutage auch der gemeinste Hellene.

Es ist meine Absicht, den Leser im Folgenden nach Athen selbst zu führen, ihn zu einer Wanderung durch die Stadt einzuladen und der Schilderung der Stadt selbst einige Bemerkungen über Charakter, Wesen und Art der Neugriechen einzureihen.

Zwei Wege sind es, auf welchen man von Deutschland aus nach Athen zu gelangen pflegt. Der eine führt an Mesolongi und Patras vorbei durch den Golf von Corinth nach dem Hafenörtchen Lutraki. Von hier werden die Reisenden auf Wagen nach dem Hafenplatz des andern Meeres, Kalamaki, befördert, hart neben dem sogenannten Diholkos entlang, jener Schienenbahn, auf der im Alterthum Lasten und ganze Fahrzeuge mit ihnen von Meer zu Meer gezogen wurden. Dort stehen andere Dampfboote bereit, welche zwischen Salamis und Aegina hindurch gerade auf den Piraeus lossteuern. Oder man fährt auf der großen Hauptlinie Triest-Constantinopel bis zur Insel Syra, jetzt Hauptknotenpunkt aller derjenigen Linien, welche das östliche Becken des Mittelmeeres nach allen Richtungen hin durchkreuzen und von dem aus auch eine Zweigbahn so zu sagen nach Athen führt.

Uns, die wir von Constantinopel kamen, war dadurch diese zweite Linie vorgeschrieben. An einem Sonntagmorgen verließ das Schiff den Hafen der Inselstadt Hermupolis, welche durch die eben erwähnte Gunst der Lage schnell die blühendste und stattlichste Stadt des kleinen Königreichs nächst Athen geworden ist. Lange noch behält man den „lichten“ Kegel von Delos (δῆλος licht, klar) in Sicht, der Syra gerade gegenüber steil aus dem Meeresspiegel wie festgebannt aufsteigt, und so die Sage erläutert, welche diese Insel auf dem Meere herumirren ließ, bis die Gebete der gleichfalls einherirrenden Latona sie zum Stehen brachten, damit

sie die Geburtsstätte des Apollo und der Artemis werde. Ist sie entschwunden, so sind inzwischen schon längst andere Gipfel und Züge aufgetaucht, zauberhaft schöne Bildungen, so lange sie von Licht und Meeresduft umflossen in weiter Ferne liegen, kahle und öde Steinmassen, sobald man sich ihnen nähert, aber stets von dem plastischsten Schwung der großartigsten Linien. Und wenn dann immer neue Kuppen nach allen Seiten hin emporsteigen, dann leiten sie das Auge die Straßen entlang, welche parallel neben einander hinstreichend von allen Halbinselgliedern des Continents aus hinüber nach Asien führen, lassen Griechenland und Asiens Westrand als Eines zusammenschauen und führen der Phantasie wunderbare Bilder vor von großen Wanderschaaren, die in immer neuen Zügen vom Festland sich ablösend, von Insel zu Insel rudernd, die Straße nach Asien sich suchten, zur Zeit der dorischen Wanderung, oder Bilder des lebendigsten Verkehrs zur Zeit der hellenischen Blüthe, da das ganze Meer nur Ein belebter Markt war und alle Inseln herum nur eben so viele Verkaufsstätten an ihm, oder auch Zukunftsbilder, wenn dieses Marktgetümmel wiederkehren wird, und von Neuem geschäftige Schaaren auf diesen Straßen einher hinüber und herüber ziehen werden über die natürliche Brücke beider Erdtheile.

Zwischen Keos und Kythnos hindurch, die kolossale, langgestreckte Gebirgswand Euböas zur Rechten, geht es nun gerade auf das Vorgebirge Sunium los, den äußersten und ersten Punkt attischer Erde. Die rundliche Masse des Lauriongebirges, dessen Kuppen so reiche Silberschätze bargen, fast niedrig und unbedeutend neben der schroffen Wand Euböas, lagert sich weit hinaus der Inselreihe entgegen, welche nun in herrlichem Bogen sich bis nach der Südwestspitze Kleinasiens fortsetzt. Dann fährt man hart unter dem äußersten niedrigen Vorsprung hinweg, auf welchem in wundervoller Lage nach Osten und Süden schauend die Trümmer des Athenetempels sich erheben, der allen Nahenden sofort anzeigte, welcher Göttin Eigenthum das Land sey, und dessen weiße blendende Marmorsäulen noch jetzt dem Schiffer von weitem ein Richtpunkt sind, nach dem er das ganze Vorgebirge das Säulenvorgebirge (Cap Colonna) nennt. Nun bleibt das Schiff immer dicht an der kahlen, wellenförmig sich auf- und abhebenden Küste. Die graue Masse des Hymettus taucht auf, Aegina rückt näher, das langgestreckte Salamis tritt hervor; nun ist man am Cap Zoster, bis zu welchem einst die Trümmer der stolzen Armada des Xerxes nach der Schlacht bei Salamis trieben, nur noch eine kurze Biegung — da liegt sie vor uns, die sonnenbeglänzte Ebene von Athen! Welch ein Anblick! Und wußtest du nichts von einem Athen und nichts von seiner Geschichte und hättest nur ein Verständniß für das geheimnißvolle Ineinanderweben von Land und Volk, und sähest diese Landschaft, sie selbst würde allein durch die Sprache ihrer Bildungen und Formen laut zu dir reden: Ich bin heiliger Boden; ich schuf, ich schaffe mir eine Geschichte!

Mitten in das Bergland, das rings herum ein Meer von Gipfeln, Kuppen, Höhen ausgießt, streckt sich, kastenförmig hineingeschoben, in Gestalt eines kolossalen Rechtecks lang und schmal die Ebene aus, südwärts von der lichtblauen Fluth, an drei Seiten von den geraden Linien fast lothrecht aufeinander gerichteter Bergzüge eingefaßt, deren jeder doch wieder eine auf eine andere Weise charakteristische Bildung hat. Im Norden quervor die in den kühnsten Formen nahe an 4000 Fuß hoch aufsteigende gewaltige Masse des Pentelicon, unten massig gelagert, mit dunkeln Waldungen bedeckt, dann vielgipflig und vielzackig, steil sich hebend mit seinen großen Marmorbrüchen, die wie gewaltige Schneestreifen herunterlaufend den noch auf dem Meere befindlichen schon entgegenleuchten. Dann an der Ostseite die sanft geschwungenen Linien des gewölbten Hymettus, der an seinem Fuße noch heute mit jener Fülle würziger Kräuter bedeckt ist, die ihn im Alterthum und noch jetzt so honigberühmt machten, in seinen bis zu 3000 Fuß sich erhebenden Gipfeln aber das nackte Gestein zeigt, das von Licht getränkt und von der Sonne durchglüht je nach dem Wechsel der Tageszeiten stets wechselnde Farben zeigt durch alle Schattirungen des Purpur hindurch vom brennenden Roth, das an das Alpenglühen erinnert, bis zu den dunkelsten Tönen des Violett. Endlich an der Westseite die felsigen Ausläufer des gewaltigen Parnes, das Aigaleosgebirge, bei weitem niedriger als der Pentelicon und Hymettus, aber noch immer zu 1500 Fuß aufsteigend und in mild wechselnden Formen und Linien lang hin zum Meere streichend, von dessen südlichster Spitze, Salamis gerade gegenüber, einst Xerxes vom goldenen Throne herab der Vernichtung seiner Flotte zuschaute. Starren die Massen des Pentelicon und Hymettus unwegsam und pfadlos wie Mauern dem Blick entgegen, die nur umgangen, nicht überschritten werden zu können scheinen, so sind hier der Durchgang gewährenden Senkungen mehrere und schon von weitem gewahrt das Auge die beiden Hauptvertiefungen, durch welche die Straßen nach Eleusis und Theben führen.

So einer Feste gleich durch Gebirgsmauern geschützt, ist Attika doch nicht derartig bis zur Isolirung abgesperrt, wie etwa das „hohle" Thal von Sparta, sondern, wie es auf die See hinausweist, mit dem

beglückenden, völkerbindenden Verkehr, den eine maritime Lage zu erzeugen pflegt, so öffnet es sich auch dem Binnenlande zu hinreichend, um auch dorthin seine Arme zu strecken. Land- und Seemacht zugleich, in der Mitte zwischen Nordgriechenland und dem Peloponnes, nach beiden zugleich gekehrt, geschützt und doch zu freier Bewegung geöffnet, wie keine zweite Landschaft in ganz Griechenland, war Attica allein schon durch seine Lage dazu bestimmt, Trägerin des ersten aller hellenischen Stämme, Mittelpunkt der gesammten hellenischen Welt überhaupt zu werden.

Nicht minder charakteristisch ist aber auch die weitere Ausfüllung dieses Gebirgsrahmens. Er umschließt keine unterschiedslose Fläche; sondern von der Querwand des Pentelicon gleichsam losgelöst und mitten durch die ganze Ebene der Länge nach streichend, aber nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern in einzelnen Absätzen und Ansätzen, wie Glieder einer Kette von Zeit zu Zeit auseinander folgend, erhebt sich in der Fläche eine Reihe felsiger Höhen. Im Norden der Ebene sind sie unscheinbar und unbedeutend; im Süden laufen sie vielfach gespalten in weitem Bogen in das Meer hinaus und bilden jene zahlreichen Häfen, vor allem den tief sich hineinziehenden Piräus, deren Athen sich rühmen konnte, und schützen sie zugleich doch auch als natürliche Acropolen. In der Mitte endlich, gleich weit vom leuchtenden Meeresspiegel, wie von den starrenden Wänden des Pentelicon entfernt, sammeln sie sich im Kreise um den majestätisch hingestreckten Fels, um dessenwillen die übrigen nur da zu seyn scheinen, der als König inmitten aller thront, um die Acropolis. Und nun gehen zur Rechten und Linken dieser natürlichen Wasserscheide die Adern des Ilissus und Kephissus herunter, zu unbedeutend, um aus solcher Ferne selbst schon dem Auge sichtbar zu seyn, aber kenntlich an den langen, dichten, üppigen Oelbaumwaldungen, welche wie in alter Zeit, so noch jetzt die Gewässer beider Flüßchen begleitend und gerade durch sie erzeugt, sich meerabwärts ziehen.

Dazu als Gegenhälfte und Abschluß des Panoramas der Blick ringsum auf die malerischen Höhen von Salamis und Aegina im nächsten Vorgrund, auf die tiefblaue Fluth überall herum, auf die umsäumenden Gebirgsketten des Isthmus und Peloponnes endlich am fernen Horizont bis hin zu der deutlich heraustretenden, helmartig gestalteten Acropolis von Corinth; und weiter über dem Allen ausgegossen der aus Licht und Luft gewebte, alles durchfluthende und durchglühende, jenen Strichen eigenthümliche wunderbare Duft, durchsichtig genug, um auch die feinsten Linien- und Flächenverhältnisse selbst auf große Entfernungen hin in voller Schärfe und plastischer Wahrheit heraustreten zu lassen, und dennoch als weiches Medium alles wiederum mildernd, alle Farbentöne überleitend zu Einer Harmonie, — wahrlich, da meint man in der Natur schon ein Abbild und eine Erklärung der stillen, einfachen und doch wunderbar tiefen Größe zu haben, welche der hellenischen Welt in Geschichte und Bildung, in Kunst und Religion, in allen ihren Erzeugnissen so eigenthümlich ist.

Indessen gestattete die Wirklichkeit ein längeres Versenken in diese überraschende Fülle landschaftlicher Schönheiten noch nicht. Rasch war das Schiff an der Rhede des alten Hafens Phaleron vorbei und die vorgestreckte Halbinsel Munychia umkreisend, von welcher herab das vermeintliche Grab des Themistokles als erstes Wahrzeichen den Fremden begrüßt, an den Eingang des Piräus gelangt. Er ist so schmal, daß kaum zwei große Dampfer ihn gleichzeitig zu passiren vermögen, und daß er im Alterthum bequem durch große Ketten gesperrt werden konnte. Noch sieht man rechts und links die Postamente der Löwenkolosse, welche diese Ketten in ihren Rachen trugen und welche jetzt bekanntlich als Siegesbeute der Venetianer den Eingang des Arsenals in Venedig schmücken. Der Hafen selbst, der sofort hinter seinem Ausgang sich zu einem sehr geräumigen, fast viereckigen Bassin erweitert, und wie in alter Zeit, noch jetzt von Magazinen, Waarenlagern, Arsenalen, Werften aller Art und dahinter von den Häuserreihen eines ganz ansehnlichen Stadttheils eingefaßt ist, bot ein sehr belebtes Bild dar. Der Sonntag hatte der zahllosen Menge von Fahrzeugen jeder Gattung und Größe, deren dichte Reihen den äußern Rand des Bassins umgeben, den reichsten Flaggen- und Wimpelschmuck verliehen, und wie alle Ufer ringsum von Gruppen feiernder Menschen in ihren malerischen Trachten besetzt waren, so tummelten sich auch auf dem inneren freien Raum des Hafens selbst unzählige Barken und Boote; überall Gesang und Musik, bayerische Melodien, bayerische Uniformen und bayerische Landesfarben, die wunderlichste Mischung fremdartigsten Wesens mit heimischer Alltäglichkeit.

Kaum hatte das Schiff die Anker herabgelassen, so hatte sich schon ein Schwarm von Barken es umlagernd an ihm festgesetzt und ein Troß allzudienstfertiger Gesellen balgte sich auf dem Deck selbst um die Habseligkeiten der Passagiere. Als man aber auch hier zu einem sonst im Orient oft probat befundenen Mittel griff und durch einige energisch entgegengeschleuderte deutsche Kernworte sich die Dränger vom Leibe zu halten suchte, da scholl es entgegen: „Gut, ick deutsch versteh!“ und eine riesige Negergestalt

entführte die Siebensachen und die Besitzer mit als wohl oder übel Gefangene. Gerade auf die Nordseite des Bassins zu öffnet sich ein freier, freundlicher Platz; in seiner Mitte erhebt sich auf marmorner Säule das eherne Brustbild des Themistokles mit der Inschrift: „Dem Themistokles, dem Gründer des Piräus, die dankbaren Athener.“ Da, an dieser Säule, in deren Inschrift eine ganze Tragödie und Komödie dazu liegt, wenn man des tragischen Geschickes des großen Heroen und der komischen Eitelkeit des Zwerggeschlechtes der heutigen Griechen gedenkt, die da meinen, schon zu Riesen zu werden, wenn sie sich nur überall auf den Gipfel des Ruhmes der alten Hellenen zu stellen versuchen, — an dieser Säule also ist der Droschken- und Wagenhalteplatz, und wie sehr es auch gegen die Neigung seyn mag, Angesichts einer solchen Umgebung im halbverschlossenen Kasten seinen ersten Einzug in Athen zu halten, es bleibt kaum ein anderes Mittel, als sich um des Gepäckes willen als Nebenfracht behandeln zu lassen.

Der Weg vom Piräus bis in die Stadt, eine schöne Chaussée, aber damals (1857) zugleich auch die einzige vollendete im Königreich Griechenland, beträgt zwei Stunden, und obwohl an einigen auf dem Wege liegenden Kafikneipen angehalten wird, damit der Wagenführer auf Kosten der Reisenden zur langen Fahrt sich stärken könne, so legt man ihn doch in kaum einer Stunde zurück. Das Griechenvolk ist noch heutigen Tages ein wagen- und rossefrohes und es ist eine Lust zu sehen, wie so ein Wagenlenker in seiner malerischen Tracht, mehr stehend, als sitzend, seine Rosse zum Wettlauf mit der Reihe der übrigen antreibt.

Erst hat man die schimmernde Bucht des Phaleron zur Rechten, dann den langen Streifen des Olivenwaldes zur Linken, oder es geht auch einmal mitten durch ihn hindurch. Vergebens lugt man nach den Trümmern der gewaltigen langen Mauern aus, welche — das Werk des großen Themistokles — den Hafen mit der Stadt zu einem Ganzen verbanden; sie liegen in den Feldern rechts und links von der Chaussée versteckt und meist tief unter dem Niveau des heutigen hoch aufgeschlammten Bodens. Aber auch alles andere entzieht sich bald den spähenden Blicken; denn unvermittelt und ohne Uebergang bricht im Süden mit dem letzten scheidenden Sonnenstrahl sogleich auch die Nacht herein. Nun nähert man sich den Lichtern der Stadt. Da treten rechts auf der zur Seite der Straße liegenden Höhe ernst und feierlich die Umrisse eines gewaltigen Tempels aus dem Dunkel heraus. Es ist der Theseustempel, den Cimon, des großen Miltiades größerer Sohn, erbaute. Dahinter liegt in schweigender Größe die lang hingelagerte Masse des Acropolisfelsen — und sofort auch fährt man in die hell erleuchtete stattliche Hauptstraße ein, durch welche ein fröhliches Getümmel sonntäglich feiernder Menschen auf- und abwogt. Dann noch eine fast noch glänzendere Seitenstraße und man hält vor dem Hotel d'Angleterre; deutsche Kellner springen heraus und wenn die Thüren sich geschlossen, kann man meinen, es sey alles bisherige ein Traum und man befinde sich in irgend einem Berliner oder Leipziger Hotel. So hart berührt und stößt sich hier auf engem Raum Antikes und Modernes, das Erhabenste und Alltäglichste.

Daher hält man es auch nicht lange in diesen geleckten Allerweltswänden aus, die auf attischer Erde, der Acropolis gegenüber, als Hohn und Ironie erscheinen und deren Wohlthat man erst schätzen lernt, wenn man durch den Peloponnes oder auch sonst durch das Königreich ziehend, Tagelang als einzigen Comfort der sogenannten Gasthäuser die nackten Dielen ohne Stroh gekostet hat; man stürmt hinaus in die Straßen, um die höchsten Momente des Reisegenusses, die ersten Stunden des Sehens und Beobachtens voll und rein zu genießen.

Der fesselnden Bilder aber gab es wahrlich genug. Welch ein Genuß allein ist es schon, sich unter das Volk zu mischen, es zu beobachten, verstehen zu lernen! Welch herrliche Gestalten, welcher vollendete Wuchs, welche Haltung voll Adel und Grazie zugleich, auch in den niedrigsten Hellenen! Wie frei und sicher, wie voll Würde und Anstand treten sie auf, als schritten sie auf dem Parket eines Hofes einher! Und nun die ausdrucksvollen Züge, in denen man alle die Typen leibhaftig und lebendig wieder zu erkennen glaubt, welche die antike Sculptur uns aufbewahrt hat, bald den Kopf des verschlagenen Odysseus, oder die kraftvoll trotzigen Züge des Ajax, oder die edlen, offenen des Achilles, oder das würdige Greisenantlitz des Nestor. Und nicht weniger gilt das von den Frauen. Es sind fast durchweg junonische Gestalten und kein Profil auch kehrt so häufig wieder, wie dasjenige der ludovisischen Juno. Man meint nun erst die antike Plastik so recht zu verstehen, wo das Aeußere selbst der spätgeborenen, mit fremdem Blut versetzten Epigonengeschlechter noch so an die alte classische Schönheit anklingt.

Dazu die malerische Tracht vor allem der Männer mit ihrer sauber gehaltenen, schneeigen Fustanella, dem kurzen Rock, der sich in unzähligen, dichten Falten um die Hüften legt, mit der gold- oder silbergestickten rothen Jacke, aus welcher das feine, weiße Hemd mit langen griechischen Aermeln schmuck hervortritt, mit der schienenartigen in sandalenähnliche Schuhe

auslaufenden Beinbekleidung, mit dem buntgewirkten als Gürtel gefällig um den Leib geschlungenen Shawl, in welchem Pistolen und der kurze Säbel selten, Messer und Dolche fast nie fehlen, endlich mit dem rothen Fez, den sie schmuckreicher und gefälliger zu tragen verstehen, als die Türken.

Die Tracht der Frauen ist weniger charakteristisch, aber die lang herabwallenden Gewänder, das goldgestickte, rothe Käppchen auf dem auch sonst irgendwie geschmückten Haar, vor Allem die Abwesenheit mancher modernster Zuthaten der Frauentoilette machen auch ihre Erscheinungen natürlicher und würdiger.

Von diesen Gestalten nun sind die Straßen belebt, die im Süden mehr bedeuten, als bei uns, zumal an kühlen Sommerabenden und vollends an einem Sonntage. Alle Thüren und Fenster sind geöffnet und so die erleuchteten unteren Räume des Hauses mit hinein in die Oeffentlichkeit gezogen. Da wandern sie auf und ab, scherzend und lachend, oder umstehen in dichten Gruppen andächtig lauschend einen Mährchenerzähler oder einen der Volksdichter, welche den alten Rhapsoden vergleichbar noch heute zu finden sind; dort spielen sie im Lichtschimmer des Hauses am Boden hingelagert das Bretspiel, wie einst die Freier vor dem Pallast des Odysseus; hier führt eine Gruppe von Männern oder von Frauen, an bunten Tüchern, die sie an den Zipfeln erfassen, sich auseinander und ineinanderschlingend, den Nationaltanz, die Romaika, auf, und wieder meint man, ein Bild aus dem Alterthum vor sich zu haben; oder auch ein Paar reisiger Jünglinge zeigt sich, welche den einen Arm um einander gelegt auf stolzen Rossen unter jubelndem Zuruf der fröhlichen Menge durch die sich öffnenden Reihen sprengen, etwa wie die Gruppe von Castor und Pollux in antiken Zeichnungen auf Vasen oder sonst sich findet, oder endlich — und das sind zwei Drittheile der ganzen Menge — man ist in leidenschaftlich bewegten Gruppen auf den Gassen oder in den offenen Sälen der zahlreichen Cafés die Zeitungsblätter in der Hand in politischer Discussion begriffen.

Sechzehn rein politische Zeitschriften erschienen schon damals, im Jahre 1857, in der Stadt von etwa 22000 Einwohnern, und als siebenzehnte wurde gerade das Erscheinen eines Intelligenzblattes angekündigt, um einem dringend gefühlten Bedürfniß abzuhelfen. Und das nicht nur einem angeblichen, sondern einem thatsächlichen; denn jene sechzehn Blätter enthielten nur Leitartikel — mindestens deren immer zwei bis drei — und politische Nachrichten und nie eine Annonce. Sie waren auch nöthig, damit jede der zahlreichen Parteien ihr Organ habe. Das scheint etwas rein Modernes zu seyn; aber wenn Aristoteles den Menschen als ein ζῶον πολιτικόν (ein politisches Thier) definirt, so mag er die politisirenden Altathener vor Augen gehabt haben. Wie großartig würdig erscheint dieser Zug im Zeitalter des Perikles, der sich zur Aufgabe machte, alle, auch die geringsten der freien Athener zu gemessenem Antheil am politischen Leben und politischer Bildung zu erziehen, wie widerwärtig in den späteren Zeiten des Verfalls! Und wenn da Demosthenes mit bittern, schneidenden Worten den Athenern vorhält, daß sie nichts zu thun wüßten, als in allen Kneipen, Barbierstuben, auf den Gassen und Plätzen herumstehend zu fragen: „was gibt es Neues?“ oder wenn Aristophanes ihnen den witzigen Spottnamen gibt der κεχηνότες, d. h. der gänsehaft den Hals emporreckenden, den Schnabel aufsperrenden, schnatternden Gaffer, so malen sie damit auch heutige Zustände und Bilder aus der Gegenwart. Das Treiben des alten Hellenenvolkes in guter Zeit, wie es an den sonnigen Gestaden seines leuchtenden Meeres stets geschäftig und müßig zugleich in jener unbefangenen Heitere sich einherbewegte, die von Luft und Himmel in die Herzen des Volkes hineingestiegen zu seyn schien und nun auch wiederum in Wort und Gesten sich abdrückte, und jenes Hellenenvolkes späterer Zeitalter, da es allein am Ruhme der Großthaten seiner Ahnen sich zu sonnen wußte und raisonnirte und renommirte, da wo jene handelten — sie beide zusammen treten hier in Einem Rahmen uns entgegen, gleich sofort bei der ersten Ankunft, wie bei aller weiteren Begegnung.

(Schluß folgt.)

Grundriß zur Anatomie der Tragödie mit Anwendung auf Schillers Wallenstein.

(Schluß.)

III.

Wenn die menschlichen Träger eines großen Schicksalszuges es sind, für die, und die Begebenheiten, in denen er sich äußert, durch die unser Mitleid erregt wird, so gehört, um dasselbe bedeutend wirken zu lassen, als drittes Stück die Anregung großer allgemein interessirender Ideen dazu, um sowohl den Personen, in denen sie arbeiten, als den Begebenheiten, in denen sie siegend oder erliegend zur Erscheinung kommen, die Würde eines großen, auf allgemeine Beachtung Anspruch machenden Gegenstandes zu verleihen:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen."

Zwar ausdrückliche Entbindung großer und tief durchdachter Ansichten hat im Drama nur ausnahmsweise eine Stelle. Auch die Motivirung für die Entscheidung des Willens oder die Erregung des Gefühls für heroische Gestalten darf unmittelbar in der Regel nicht aus sehr allgemeinen Erwägungen hervorgehen, ist vielmehr unmittelbar schlagender und lebendig ergreifender, wenn sie aus den nächsten dringendsten Anlässen der Situation entspringt. Im Hintergrunde müssen aber doch höher treibende geistige Mächte als tiefere Grundursachen des Strebens und Leidens, das uns mit fortreißen soll, erkennbar seyn, wenn wir uns von ihm nicht als einer Wirkung bloßer Launen des Schicksals abwenden sollen. Es kann uns zwar stark erschüttern, einen Menschen in verhängnißvolle Thaten und Lagen verstrickt zu sehen, auch ohne daß wir eine höhere Bedeutung derselben erkennen. Das ist aber nicht das reine Mitleid, das die Tragödie erregen soll, weil es ein ästhetischer Genuß ist. Denn dieß fordert, daß wir für das einzelne Geschehende eine allgemeine Nöthigung einsehen, und diese liegt nur in dem mächtigen Wirken großer Ideen, für die ein Mensch sein Alles einsetzen kann. Sie müssen wie ein rother Faden durch den Sinn der Personen und die Entwicklung der Begebenheit gehen, wenn das richtige Zusammenwirken beider zur Einheit eines großen Eindrucks nicht als ein nur ganz äußerliches Zusammentreffen erscheinen soll.

Wenn so die allgemeinen Ideen wie ein geistiges Element in dem körperlicheren der Charaktere und Thatsachen innerlich arbeiten, so lag ihnen gegenüber die Versuchung am nächsten, sie als die Seele des Ganzen, als geistigen Hauptinhalt der Tragödie anzusehen, und so ist denn die Analyse vieler modernen Literatoren immer nur darauf ausgegangen, in jeder einen großen Grundgedanken als letzten Zweck des Ganzen aufzusuchen. Mit großem Unrecht; denn die Darlegung eines solchen erfordert keine so großen Anstalten, wie die tragische Muse sie macht. Nur die tiefste Gemüthsbewegung ist ihr Selbstzweck. Zu ihr verhält sich die Anregung großer Gedanken eben so gut wie die Vorführung menschlicher Gestalten und dessen, was ihnen entgegen tritt, nur als Mittel und Stoff zur Herstellung des reichgegliederten Apparats, in dem sie äußerlich wirksam lebt und webt. Es wäre auch der unerschöpflichsten aller Künste ein ziemlich enges Feld angewiesen, wenn die Verkörperung großer Ideen ihre Hauptaufgabe seyn sollte. Denn diese kehren, wenn wir genau zusehen, wie die Hauptcharakter-Typen ziemlich gleichförmig in allen Tragödien immer von Neuem wieder.

Wie unter den Personen, so können wir auch unter den in ihnen und in dem Treiben des ganzen Stückes lebenden Ideen zweierlei Verhältniß zu den Eindrücken, die unser Mitleid erregen sollen, unterscheiden: die einen geben ihm seine Nahrung, indem sie den Helden und die ihm zur Seite stehenden Personen zur Leidenschaft entzünden, und dann in ihm zerstört und mit ihm zerstört werden; die andern kommen bei ihm nicht zur lebendigen Geltung, werden aber ihm gegenüber durch die ihm entgegen stehenden Personen zur Geltung gebracht und dringen durch. Durch jene wird unsere Versetzung in die Lage des Helden vermittelt, durch diese wird uns die Unvermeidlichkeit derselben klar. Jene entzünden auch uns mit ihm, diese müssen wir trotz ihm anerkennen. Jene nähren unser Mitgefühl, diese hindern es, in widerstrebende Entrüstung gegen die Gerechtigkeit des Schicksals überzugehen. Jene müssen also subjektiv ergreifender, diese objektiv wirksamer und in der Natur der Sache, um die es sich handelt, begründeter seyn.

Alles, was den tragischen Helden verhängnißvoll handeln und demgemäß leiden läßt, kommt im Grunde darauf hinaus, daß er ein unbedingt großes Gefühl von der Bedeutung seiner Person hat. Alles, was sich auf sie bezieht, worin sie zu voller, ihrem innern

Triebe entsprechender Geltung kommt, ist ihm unbedingt berechtigt. Die Idee der Autonomie des Mikrokosmus, der inneren Nothwendigkeit, sein eigenstes individuelles Leben ganz auszugestalten, ist das Lebenselement des Tragischen. Ihm gegenüber steht die unerbittliche Consequenz der höheren Berechtigung einer ewigen Ordnung. Freiheit und Nothwendigkeit sind die großen Gegensätze, deren ungelöster Zwiespalt das erhabene Schauspiel des Schicksals beherrscht. Die Selbstbestimmung des Individuums wird von der Anderer gekreuzt, und über alle siegt das allgemeine ewige Recht. Diese große Wahrheit in der Tragödie nicht bestätigt zu finden, würde uns den Genuß ihrer Eindrücke unerträglich machen.

Die Geltendmachung des eigenen heroischen Willens gegen größere Mächte kann aber nach der Natur der Stoffe, die die Tragödien behandeln, ein zwiefaches Gebiet der Aeußerung haben: entweder es sind rein persönliche Angelegenheiten, und dann auch rein moralische Motive und Gesetze, die geltend gemacht und bekämpft werden, oder es sind große historische Bewegungen, die sich der Held als Träger angeeignet hat, die mit ihm im Kampfe stehen und fallen.

Jede große Persönlichkeit, und besonders jede so allseitig ausgebildete, wie sie ein tragischer Held haben muß, mit ihren Fähigkeiten zu allen Seiten menschlicher Empfindung und Willensbethätigung ist eine im Kleinen so ganze Welt, daß die Idee eine sehr natürliche ist, sie müsse auch die ganzen Bedingungen und Gesetze für ihre Entfaltung in sich tragen. Sie thut es auch im ursprünglich reinen Zustande, wie ihn der glückliche Genius unwandelbar bewahrt. Ihr gilt das große Wort des Dichters:

„Jenes Gesetz, das mit eherner Hand den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz."

Wie natürlich also ist es und wie erhebend, das Vollgefühl dieses unbedingten Rechts der Selbstbestimmung in einer großen Seele noch seine volle Herrschaft behaupten zu sehen! Seine Erhaltung inmitten der beengenden festen Schranken einer vielgliedrigen Cultur, oder einer positiven Moral und Gesetzlichkeit, ist das Ideal aller starken Seelen; alle ringen nach Freiheit, aber nicht nach jenem abstrakten demokratischen Ideal der allgemeinen Freiheit, sondern nach dem sehr aristokratisch exclusiven der vollen Geltendmachung des Einzelnen, die jedem Gesetz entgegengesetzt ist.

Diese Entgegensetzung ist es, für die jeder Held der großen Tragödie sich selbst einsetzt. „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gemacht; aber die Freiheit brütet Colosse und Extremitäten aus." Nachdem Karl Moor dieses Princip ausgesprochen, hat er nicht mehr weit zu der praktischen Anwendung desselben: „Räuber und Mörder! Mit diesem Worte ist das Gesetz unter meine Füße gerollt." Der große Mann als solcher hat nach niemand zu fragen. Clavigo wird von Carlos unterrichtet, daß außerordentliche Menschen auch darin außerordentlich seyn müssen, daß sie kleine Rücksichten aus den Augen setzen, eine Pflicht einem Zwecke unterordnen dürfen; „thut das der Gesetzgeber in seinem Staate, der Schöpfer in seiner Schöpfung, warum sollen wir es nicht thun, ihnen gleich zu werden?"

Gott gleich seyn wollen, ist schon im Paradies die erste Quelle alles Uebels. Die griechische Mythologie und die Moral der griechischen Tragödie macht die Ueberhebung des Menschen, der sich mit den Göttern vergleicht, zur verhängnißvollsten Verschuldung. Niobe vergleicht ihr Glück mit dem der Götter, Phaëton will den Sonnenwagen lenken, in Oedipus lebt nur Ein Princip, sich selbst allein zu vertrauen. Die Moral des Christenthums läßt ein solches Gefühl nicht aufkommen. Deßhalb erklärt Lessing mit Recht eine rein christliche Tragödie, d. h. in der „der Christ als Christ interessirt," für ein Unding, weil die leitende Idee desselben, die Demuth, „mit dem ganzen Geschäfte der Tragödie streitet," und Schiller verhöhnt das „Christlich-moralische" im Drama als das volle Gegentheil der großen tragischen Motive. Der Charakter der germanischen Völker aber begünstigt im Gegensatz dazu das jeder höheren Macht trotzende Selbstgefühl. Die jeder Autorität spottende Freiheit des Gewissens und der Ueberzeugung, jenes „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" Luthers vor Kaiser und Reich, der Trotz des Protestantismus sind nationale Charakterzüge, die in unserer Cultur dem beruhigenden Einflusse des Christenthums das Gleichgewicht halten, um tragische Conflikte nicht aussterben zu lassen. In den Helden der Zeiten des Faustrechts, in Shakespeares Krieg der beiden Rosen, in jenem Richard III., dem unübertroffenen Meister der Emancipation von jeder zarten Rücksicht, sind sie zur Carricatur geworden, vor der sich unser Gefühl ganz verschließt; aber der Grundzug der Neigung, als höchstes und allein unmittelbar berechtigtes Gesetz und Ziel des Lebens das persönliche Bedürfniß, den Instinkt des Individuums aufzustellen, von seinen Forderungen um's Leben nicht abgehen zu dürfen, ist keinem Menschen, und ist besonders keinem Deutschen fremd. Davon hängt in unserer Geschichte Glück und Unglück ab. Das macht uns in der Kunst vor allen Völkern für das Tragische empfänglich, so daß schon

unser Epos so gewaltig von tragischen Ideen durchgohren ist, wie bei andern Völkern kaum das Drama, und die Tragödie bei uns unzweifelhaft die größte Empfänglichkeit vorfindet.

Was dem Helden entgegen tritt, sind zum Theil nur ähnliche Ueberhebungen anderer Menschen. Wären sie es aber allein, oder auch nur vorzüglich, so wäre die Motivirung des Schicksals doch zufällig. Es muß eine höhere Entscheidung desselben geben. Wie deßhalb aus der Reihe der um ihn gruppirten Gestalten die seinige, so tritt aus dem Gewühl der Mächte, gegen die er ankämpft, ein höheres allgemeines Princip hervor, dessen Sieg uns schrecklich seyn kann, wenn derselbe das stolze Selbstbewußtseyn, von dem wir uns mit gehoben fühlten, niederwirft, im Grunde aber doch gebilligt werden muß.

Die unentfliehbare Nemesis, die ewige Gerechtigkeit, die tödtliche Consequenz der Verkettung von Schuld und Verhängniß muß uns aus dem, was unser Mitleid in der Tragödie erregt, entgegenleuchten, wenn es ein reines seyn, wenn es nicht mit Erbitterung und Unzufriedenheit über das Geschehende versetzt seyn soll. Die wirkliche Berechtigung der Freiheit des Einzelnen beruht nur in der Harmonie seines inneren Gesetzes mit den ewigen allgemeinen. Hat er diese verloren, so hat er nicht mehr den unerschütterlichen Halt in sich, der jedem Streite mit der Welt gewachsen ist. Seine Ganzheit des Willens und Empfindens ist nur noch eine Täuschung und muß sich als solche im Conflikte mit den ewigen Gesetzen, von denen sie sich abgelöst hat, herausstellen. Je mehr wir uns in die Idee der Freiheit des Individuums von jeder Schranke mit dem Helden verstürzt hatten, um so ferner ist uns der Gedanke des absoluten Rechts gerückt. Neu und überwältigend tritt er uns in dem Verhängniß entgegen, und zu der Theilnahme an den Folgen, die es für den Helden hat, gesellt sich die Furcht vor einem gleichen Streit unseres Willens mit einem höheren, da wir uns ihm im Geiste mit entgegen gesetzt gefühlt hatten. Der Held selbst erkennt und wir mit ihm, daß er sein Alles an die Unfehlbarkeit seiner individuellen Eingebung gesetzt hat, und nun, da sie doch fehlgeleitet hat, sein Alles verlieren muß.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar unerbittlich ein."

Wenn dieser Gegensatz des eigenen unbändigen Willens und des ewig Rechten in den Verhältnissen des persönlichen Lebens, in Liebe und Haß, in Treue und Verrath, unter Gatten und Brüdern, mit Heirath und Todtschlag durchgeführt wird, sind es im Einzelnen nur die mehr oder minder verwickelten, aber im Grunde stets unzweideutigen Gesetze der allgemeinen Moral, die ihn entscheiden. Bei großen historischen Stoffen aber kommen religiöse oder politische Motive und Ideen ins Spiel, deren Geltendmachung an sich weder recht noch unrecht ist und doch zu den größten tragischen Verhängnissen führt. Die Entscheidung liegt dann in der größeren oder geringeren inneren Kraft und Berechtigung des nationalen oder Parteiinteresses, für und gegen welches der Held im Streite begriffen ist. Seine Schuld ist dann noch menschlich begreiflicher, weil sie nicht auf bewußter Empörung gegen das höhere Gesetz der historischen Nemesis, sondern auf einem Mißverstehen derselben beruhen kann. Ganz ausschließlich wird dieß zwar nie in Tragödien durchgeführt; denn immer würde das Fehlen jeder wahren Schuld das Schicksal moralisch unerträglich machen. Immer kommen im Laufe der Verwickelung rein moralische Conflikte hinzu, so daß der einzelne Mensch, wie in einer jeden andern Tragödie, einer einfachen Verkettung von Schuld und Verhängniß verfällt. Daß aber zugleich mit ihm die Sache, für die er gekämpft hat, fällt, ist Folge der inneren Haltlosigkeit, die von vorn herein ihren Sieg unmöglich gemacht hätte, und jenes persönliche Schicksal erscheint nur als die Abspiegelung dieses historischen.

Die politischen Ideen, die mit einer tragisch erregenden Folge von Begebenheiten, sich in einer großen Krisis zusammenfassend, steigen und sinken, können solche seyn, die eine bedeutende Rolle im Leben einer Zeit und Nation zu spielen gehabt haben, aber nicht länger zu dauern im Stande sind. Die Vertreter, die sich für ihre Erhaltung opfern, haben alle Theilnahme für sich, welche die Pietät für ein althergebrachtes Recht, die Heilighaltung des bestehenden fordert; aber sie müssen fallen ohne Hoffnung, aufzustehen, weil das innerlich kraftlos Gewordene nur noch mit unnatürlichen Mitteln äußerlich ferner zusammengehalten werden kann. So fallen in Shakespeares Julius Cäsar die letzten Römer im vergeblichen Bestreben, die Freiheit eines Volkes, welches derselben nicht mehr fähig ist, mit Gewalt zu halten. Es schmerzt uns mit ihnen das Verhängniß, das die Erhaltung eines so ruhmreichen Staatsgebäudes unmöglich macht. Wir betrachten mit Abneigung die glücklichere Thätigkeit der Gegner, die auf den Trümmern der Republik die neue monarchische Ordnung gründet. Aber wir müssen ihre Berechtigung anerkennen, da sie aus dem Bedürfnisse der gealterten Nation entsprungen ist, welche der Stütze

des Despotismus bedarf, um noch länger einen Staat ausmachen zu können.

Umgekehrt können aber auch solche Ideen zu verhängnißvollen Conflikten antreiben, die nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft angehören. Die Vertreter, die sich daran wagen, sie schneller, als es in dem ruhigen Laufe der Entwicklung liegt, zu verwirklichen, haben wenig Sinn für die altehrwürdigen Traditionen der Geschichte, denen auch das Neue organisch entkeimen muß, aber die hoffnungsvolle Begeisterung für ein neues Leben, das, auch wenn sie fallen, über ihren Gräbern zur Blüthe kommen muß. So steht und fällt in Schillers Don Carlos Posa für ein politisches Ideal, von dem er sich zuletzt sagen muß, daß sein Jahrhundert für dasselbe nicht reif ist.

Indem eine solche Einsicht in die Verfehltheit eines Strebens, in dem ein unglücklicher Held zu Grunde geht, sich mit der innigen Theilnahme an der Wirkung derselben auf die Zerstörung seiner ganzen Lebenshoffnung verbindet, und eines das andere nicht im Geringsten ausschließt, gestaltet sich die Reinigung des Mitleids in den historisch-politischen Tragödien specieller zu der Ausschließung jener verkehrten Anwendung persönlicher Sympathien auf die Beurtheilung historischer Nothwendigkeiten, die als Gefühlspolitik bezeichnet wird. Das Mitleid müßte in Entsetzen übergehen, wenn es uns zu dem Wunsche fortriße, um des Helden willen die historische Gerechtigkeit im Großen auf den Kopf gestellt zu sehen. Es besteht dagegen in voller Reinheit neben der Einsicht, daß er und seine Sache fallen muß.

Schillers Wallenstein wird häufig als ein großes Vorbild der Behandlung historisch-politischer Stoffe in Tragödien angesehen. Er gehört aber dazu nur in sehr äußerlichem Sinne. Unser Interesse für ihn wird allerdings von vornherein in lebendigere Erregung gesetzt durch den historisch bekannten, nationalen Boden, aus dem seine wunderbare Gestalt sich emporhebt. Im Verlaufe aber ist es doch nur das Spiel eines heroischen Selbstgefühls im Allgemeinen, gegenüber einer Welt von kleinen Menschen, was uns in Erregung setzt. Die historisch-politischen Bestrebungen, die dabei mit zur Sprache kommen, spielen keine hervorragende Rolle bei der Erregung, in die wir mit ihm versetzt werden. Sie gehören mehr nur zum Kostüm, das zur deutlicheren Versinnlichung des Spiels dient. Denn natürlich wird ein Held, der in der politischen Geschichte eine Rolle spielt, und dem es nicht an allem Verstande gebricht, auch seine Handlungen, so persönlich die Motive derselben im Grunde seyn mögen, doch mit größeren Zwecken und Absichten für das Wohl und Wehe seiner Zeit und seiner Nation in Verbindung zu setzen suchen. Wallenstein ist auch in diesem Falle und versuchte es auch, aber in so ungeschickter Weise, daß es dieß gewiß nicht ist, was uns für ihn interessirt, weil es seinen Untergang weder äußerlich bedingt, noch innerlich empfindlich für ihn werden läßt. Was er auf dem Wege der Verständigung mit dem Feinde zu erreichen hofft, ist eine selbstständige böhmische Krone; dann redet er wieder von reichsfürstlicher Schirmung Deutschlands den Schweden gegenüber. Es wurde zu Schillers Zeit weder an böhmische Nationalität noch an deutsche Politik viel gedacht. Wenn er aber daran dachte, hat er gewiß nicht gemeint, das Arbeiten für beide sey so vereinbar, daß ein Mensch sich für diese Mischung ernsthaft begeistern und hingeben könne. Ebenso nimmt Wallenstein zu den kirchlichen Gegensätzen, in deren Kampf er einwirkt, eine ganz schwankende Stellung ein. Er ist früher selbst erst katholisch geworden und wirft sich nun zum Vertheidiger der unterdrückten Protestanten auf. Ganz ihm gleich in völliger Unklarheit und Gleichgültigkeit den Fragen der Zeit gegenüber ist die Armee, an deren Spitze er steht und fällt. Es steht und fällt also mit ihm kein Prinzip, kein großes historisch-politisches Streben.

Es ist nur die Eine große allgemein menschliche Leidenschaft des Strebens nach großer persönlicher Herrschaft, die in ihm übersprudelt, also gerade wie sein Charakter von vorn herein kein sehr willfähriger Stoff, für den wir uns lebhaft erwärmen könnten. Aber auch ihn hat uns Schiller in menschlich verständliche Nähe gerückt durch den Gegensatz der schwachen, zusammengekünstelten Hof- und Günstlingswirthschaft, durch deren Verachtung sein Selbstgefühl über alle Schranken wächst, durch den Rausch des Glückes, das ihn aus der Menschen Reihen herausgehoben, und durch das schöne Verhältniß zu den kriegerischen Schaaren, die ihm blindlings zu folgen durch den Zauber seiner dämonisch waltenden Natur gezwungen sind. Ist es auch keine gemeinsame patriotische Begeisterung, sondern nur der gemeine esprit de corps, was unter ihm seine Armee zu einem großen Ganzen verbindet, so verstehen wir doch, wie auch daran sich tief sittliche Kräfte, der persönlichen Neigung, des Vertrauens anknüpfen können, deren Abreißen edle menschliche Herzen mit zerreißen muß. Wenn er sich getrauen kann, zu Max zu sagen:

„Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser.
Mir angehören, mir gehorchen, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz,"

wenn sich seine königliche Hoffnung darin gipfelt, auf dem blühenden Haupte seiner Tochter eine Krone zu

sehen, und er nun an diesen beiden gerade die grimmigste Täuschung erleben und sie mit sich ins Verderben reißen muß, so vergessen wir ganz das Rohe in der von höheren Ideen ganz entblößten Herrschbegierde und fühlen nur den Schmerz dessen, dem ihre Befriedigung zerstört wird.

Eben so ist nun auf der andern Seite das ruhig Bestehende, gegen das der Held vergeblich anstürmt, und dessen tiefere Berechtigung wir einsehen müssen, um sein Unglück nothwendig zu finden, so sehr es uns um seinetwillen leid thut, nicht die politische Größe, an der er sich vergreift, sondern die sittliche Idee, gegen die er fehlt, nicht der Bestand der österreichischen Monarchie, sondern die heilige Treue, die den Diener an seinen Herrn bindet. Schillers politische Ueberzeugung, die er deutlich erklärt hat, war die noch heute vielfach vorkommende und vielfach bestrittene, daß eine friedliche Ordnung in Europa erst nach der Auflösung der habsburgischen Herrschaft in ihre natürlichen Elemente möglich seyn werde. Hätte es sich also um Geltendmachung historischer Principien gehandelt, so hätte er Wallensteins Planen beistimmen müssen. Davon handelt es sich aber hier gar nicht. Wallenstein selbst muß es in der letzten Zweifelsqual vor dem Entschluß zum Verrath deutlich aussprechen, daß jede Feindschaft der Parteien schweigt vor dem Abscheu gegen den gemeinen Feind, der das Heiligthum der Treue verletzt, die einzige Sicherheit, auf die jeder sich muß verlassen können. Darum erliegt er dann auch nicht der überlegenen Macht, der innern Kraft des Staates, an dessen Bau er rütteln will, sondern der Unsicherheit desselben Glaubens an Treue, den er betrogen hat, derselben Verachtung jedes sittlichen Bedenkens gegenüber der Rachsucht des gekränkten persönlichen Selbstgefühls, von der er sich hat hinreißen lassen. Seine siegreichen Feinde sind nicht der Kaiser und sein Rath, sondern Octavio und Buttler, der dieß deutlich erklärt in dem Monolog, welcher den herannahenden Untergang des Helden ankündigt:

„Nimm dich in Acht — dich treibt der böse Geist
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!"

Die Nemesis seines Schicksals führt sich rein und einfach darauf zurück, daß er den festen Boden sittlicher Bestimmtheit verlassen hat, in dem die ganze Größe und Sicherheit des eigenen heroischen Willens für ihn wurzelt. Damit hört seine Freiheit auf, eine wahre, in sich fest gegründete zu seyn. Hiemit, und hiemit allein beginnt sein Unrecht:

„Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst. Es gibt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch."

Die Gräfin Terzky muß dieses große Wort gerade da aussprechen, wo sie durch verdrehte Anwendung desselben den Schwankenden vollends verführt, sich selbst gründlich untreu zu werden. Seine ganze Größe ist hervorgegangen aus der blinden Hingebung für seinen Kaiser. Für ihn ist er mit Feuer und Schwert durch Deutschlands Kreise gezogen. Die Anhänglichkeit, der das erlaubt seyn konnte, ist sein Lebenselement. Er kann sie im Grunde eben so wenig los werden als seine Frau und Max, und so zerreißt das letzte Band des Lebens und des Glückes beim letzten Entkleiden mit der Kette, die ihm der Kaiser als erste Gunst umgehängt hat.

Eben dieser innige Zusammenhang der Verirrung und des Verhängnisses, in denen der Held äußerlich zu Grunde geht, gibt uns aber auf der andern Seite die Ahnung der Nothwendigkeit, daß auch der innerlich noch fortlebenden besseren Seite seines Wesens eine befriedigende Erfüllung bestimmt seyn seyn muß. Mit diesem Gefühle verweist uns Schiller über die Schranken des Wirklichen hinaus, in dem Nachruf zu seiner großen Dichtung, der durch die Geisterstimme Theklas verkündigt, daß der Held dort, frei von Sünden, von dem blutigen Mord nicht mehr erreicht wird:

„Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah;
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, glaubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel."

Diese Ideen führen uns freilich schon aus der Tragödie heraus in ein Gebiet, wo die Einheit der individuellen Freiheit und der ewigen Gesetze in voller Harmonie hergestellt ist, aus deren zerrissener Dissonanz allein das erhabene Schauspiel des Tragischen entstehen konnte.

Sind wir so von den Bestandtheilen der Tragödie zu einer Nachwirkung der von ihr erregten Eindrücke gekommen, die sich nur in dem Geiste, der sie aufgenommen hat, in Zusammenhang mit ihnen fortgesetzt, so ist es schließlich wohl am Platze, bei diesem selbst, dem empfindenden Subjekte noch einen Augenblick stehen zu bleiben; denn eine bestimmte Empfänglichkeit für die Mittel, mit denen die Tragödie arbeitet, ist doch am Ende das Hauptorgan zur Erreichung ihrer Wirkung.

Den Personen gegenüber muß der Zuschauer im Stande seyn, sich an ihre, besonders der Hauptperson Stelle zu versetzen. Er muß daher wie sie kein

einseitig ausgebildeter Charakter seyn, sondern den verschiedensten Neigungen im Wollen und Empfinden zugänglich. Eine sehr ruhige, energisch zusammengefaßte Persönlichkeit wird nicht verstehen, wie ein großer Mann sich von Affekten kann hinreißen lassen; eine zu feinfühlende Seele dagegen wird seine stolze Gegenwehr gegen das Schicksal nicht zu fassen im Stande seyn. Sehr eigenthümlich gebildete Charaktere werden nur mit ihres Gleichen sympathisiren, nur da reines Mitleid empfinden, wo eine ähnliche Natur betroffen ist.

Dem Verlaufe der Handlung gegenüber muß der Zuschauer im Stande seyn, ihren zwingenden Gang schnell aufzufassen, von den Eindrücken, die die Helden betreffen, die nothwendig erfolgende Handlung sogleich zu erwarten. Ein gewisser Grad von Erregbarkeit und schneller Entschlossenheit gehört zur rechten Auffassung einer tragischen Verwicklung. Für ein zu geduldiges Abwarten hat sie nur die Wirkung des Staunens über eine außerordentliche Folge von Ereignissen, wozu eine Erzählung auch genügen würde. Den großen Ideen, die in der Brust heroischer Menschen arbeiten, oder sie überwältigen, muß der Zuschauer auch schon offen seyn, wenn sie ihm in ihrer ganzen Größe aus der Handlung heraus entgegentreten sollen.

Was aber dem Zuschauer von vorn herein durchaus noch nicht geläufig zu seyn braucht, ist der innere Conflikt, der in unglücklichen Verwicklungen aus jenen Anlagen zum starken Streben und Leiden hervorgeht. Im Gegentheil, wer selbst in tragischen Verwicklungen steckt, wird sie schwer außer sich mit ästhetischem Wohlgefallen anschauen. Das reine Mitleid fordert die Fähigkeit zum Leiden, aber zugleich das Gefühl der Sicherheit eines tiefen und unveräußerlichen Friedens im eigenen Herzen, zu dem es neu gehoben und erweitert zurückkehren kann, nachdem es sich dem Eindrucke eines fremden Leidens wie eines eigenen vorübergehend mit ganzer Lebendigkeit hingegeben. Ist doch auch im Leben diese Verbindung warmer Empfindlichkeit und heiterer Zuversichtlichkeit die beste Vorbereitung, einem großen Verhängniß entgegen zu gehen. So sehen wir auch an den Personen im Wallenstein, die selbst die Verwicklung nicht mit herbeiführen, ihr aber als nächst Betheiligte mit entgegen gehen, vor dem Ausbruch derselben eine lebhafte Empfänglichkeit für jeden großen Eindruck, verbunden mit einer innern Heiterkeit, zu der wir sie uns, nach der in jener Geisterstimme Theklas deutlich ausgesprochenen Absicht Schillers, auch schließlich durch den kurzen Kampf des Todes wieder eingehend denken sollen. Thekla kann in der Mitte des Vorspiels, kurz bevor vor ihren Augen das drohende Wetterleuchten des Schicksals als deutliche Schreckensahnung aufflammt, jenem Gefühl ruhiger Sammlung die schönen Worte geben:

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück."

Späte Heimkehr.

(Fortsetzung.)

Es kam gewiß nicht vor, daß dem Alten zu irgend einer Tageszeit ein zum Hause Gehöriger begegnete, ohne daß er demselben freundlich zunickte; aber es mußte eine besondere Fröhlichkeit in der Art liegen, wie er jedem der Arbeiter heute auf dem Flur seinen „guten Morgen" zurief; sie mußten selbst ein heiteres Gesicht mitmachen, grüßten respektvoller als sonst und hielten inne und sahen ihm verwundert nach; noch mehr das Hausmädchen, dem er am untersten Treppenabsatz begegnete, da dasselbe Manches von der Familienverstimmung des vorhergehenden Abends bemerkt hatte und das lächelnde Gesicht des Alten nicht damit in Einklang zu bringen wußte.

„Ja, der Herr ist schon im Comptoir," antwortete sie auf die Frage desselben und blickte ihm ebenfalls erstaunt nach, wie er über den Flur schritt und an den Glasscheiben der Comptoirthür stehen blieb, um einen Blick hineinzuwerfen. Brunner saß mit ernstem Gesicht rechnend auf dem Lederstuhl. Er blickte gedankenvoll mit gefalteter Stirn auf, gerade auf die Thür zu; aber er gewahrte in seinem Nachsinnen den Alten nicht. Erst als dieser sich bewegte und ihm

durch die Scheiben einen Morgengruß mit der Hand zuwinkte, bemerkte er denselben, stand auf und kam an die Thür. Auch ihm mußte die heitere Miene des Alten auffallen, denn es lag ein Zug der Verwunderung, den man durch das Fenster wahrnehmen konnte, in seinem Gesicht, als er öffnete.

„Ich will nicht stören, lieber Herr," sagte Sterneck; „wollte Ihnen nur, da ich vorbeiging, einen guten Morgen wünschen. Haben Sie gut geschlafen?"

Der Angeredete dankte kurz mit etwas befremdetem Tone. „Wohin gehen Sie denn so früh, Herr Sterneck?" fragte er, wie es schien, mehr um ein Wort zu erwiedern, als aus Interesse an der Antwort.

„Habe nur einen kleinen Gang zu machen," versetzte der Alte, „und komme gleich zurück. Nicht wahr, der nächste Notar wohnt in der ersten Straße rechts?"

„Ja, Dr. Klug in der Pfaffenstraße," entgegnete Brunner. Der Alte dankte und grüßte. Der Kaufmann sah ihm mit demselben zögernden Gesicht nach, wie am Abend vorher, als er sich halb aus dem Sopha erhoben, um ihm zu folgen. Jetzt indeß führte er seinen Entschluß aus, denn er rief dem bereits unter der Hausthür Befindlichen nach: „Hätten Sie wohl, wenn Sie zurückkommen, einen Augenblick Zeit für mich, lieber Herr Sterneck? Ich möchte gern etwas mit Ihnen besprechen."

Der Gerufene drehte sich noch einmal um. „Gern, ich wäre ohnehin zu Ihnen gekommen," erwiederte jener lächelnd. „Also, in einem halben Stündchen." Er grüßte nochmals höflich mit dem Hut und ging rüstig und eilig die herbstsonnige Straße hinauf.

Brunner war ans Fenster getreten und sah ihm nach. Er hatte sich wieder an seine Arbeit begeben wollen, aber er konnte die dazu erforderlichen Gedanken nicht sammeln; so trat er rasch an die breiten Scheiben und blickte der alten imposant zierlichen Gestalt nach, so lang, bis sie ihm an der Straßenbiegung aus den Augen verschwand.

„Was mag der Alte beim Notar wollen?" murmelte er vor sich hin. Er war allein in dem großen Comptoir und sprach seine Gedanken halblaut, ohne es zu bemerken. Dazwischen setzten sich andere im Stillen fort. „Ein alter Herr, man könnte sagen, das Muster eines alten Herrn." Seine Augen hafteten noch immer auf der allmälig sich verkleinernden Gestalt Sternecks. — „Und kommt doch aus der neuen Welt. Wie verschieden das Alter die Leute machen kann!"

Er brach ab und blickte nachdenklich durch die Scheiben auf die jetzt leer gewordene Straße. Der letzte Satz mußte einen Gedankengang in ihm angeregt haben, der sich fortsetzte, obgleich viele Mittelglieder ausgefallen waren. „Verdammte Geschichte!" begann er plötzlich wieder. „Der Bursch ist tüchtig und kann's zu etwas bringen; man brauchte nicht geradezu — aber mit der Alten ist kein Wort darüber zu reden."

Er trommelte mit den Fingern so heftig gegen die Scheiben, daß sie bedenklich zu klirren anfingen. Ein Kopf streckte sich durch die Thür. „Sollen wir heute Morgen die Waare auf dem Lager revidiren?" fragte der Buchhalter. Brunner wandte sich rasch um: „Thun Sie das!" erwiederte er. Es schien ihm nicht unlieb zu seyn, allein im Comptoir zu bleiben. Er gab dem Buchhalter noch ein paar Anweisungen, dann trat er an's Fenster zurück und blickte wie zuvor auf die Straße.

Es war eine Veränderung in diesem Gesicht vorgegangen seit jenem Abend, da es sich zuerst im Eisenbahnwagen dem Alten gegenüber befunden. In seinem Ausdruck gewahrte man es, schwer so recht zu sagen woran, aber es war verändert; vor Allem jetzt wie es so halb träumerisch — wann hätte es das je früher gethan? — zum Fenster hinausblickte, wie durch die Häuser und weiter über die Biegung der Straße und noch weiter hinüber — hinüber — wohin?

Ja, es war, als suchten die Augen etwas, das sie nie gesehen und das sich auch eigentlich nicht sehen ließe; denn es lag nicht draußen, es lag in den suchenden Augen selbst, unbestimmt und verschleiert, wie vorhin die Thürme und Dächer aus dem Nebel heraufwinkten; doch wenn die Sonne nur käme, voll und stark und nachdrücklich — —

Und da kam sie eben wieder um die Ecke, gar nicht spätherbstlich, sondern wie im ersten Frühling, so rüstig und frohbeeilt, wie sie vor einer halben Stunde dort verschwunden, und doch so würdig in dem hochaufrechten Gang mit dem feinen, niedrigen Hut und dem Stock mit dem goldenen Knopf in der Rechten. Das freundliche Lächeln lag noch immer über dem alten Gesicht, ja es hatte sich fast noch mehr ausgebreitet, und je näher es durch die Straße heraufkam, desto mehr schwanden die Nebel aus den Augen des Beobachters in dem einsamen Comptoir. Es lag auch nichts Hartes oder Mürrisches mehr darin, wie er sich umwandte und schon im selben Augenblick mit kräftiger Stimme: „Herein!" rief, als draußen die Hand des Alten sich erst zum Klopfen in Bewegung setzte.

„Ein schöner Tag heute!" sagte der Eintretende heiter, „fast wie im Sommer. Sie sind noch allein?" Brunner hatte ihm gegen sonstige Gewohnheit die Hand gereicht; mit der andern schob er unwillkürlich den Riegel vor die wieder verschlossene Thür.

Der Alte bemerkte auch das, wie er die in seiner Abwesenheit im Gesicht und Wesen des Principals

vorgegangene Veränderung wahrgenommen. „Sie wollten mich sprechen, lieber Freund?“ sagte er, herzlich den Händedruck des Kaufmanns erwiedernd.

Dieser schien jetzt zu festem Entschluß gekommen. „Wegen Ernsts — oder Philiberts“ erwiederte er, den letzteren Namen mit einem Lächeln einschaltend. „Sie haben sich des jungen Mannes in vieler Beziehung angenommen und, wie ich gern gestehe, ihn für seinen Beruf tüchtiger gemacht, so daß ich mich für verpflichtet hielt, ehe ich eine bedeutsame Entscheidung über die Zukunft desselben treffe, diese mit Ihnen zu berathen.“

Der Alte hatte sich in einen Lehnsessel gesetzt und blickte dem Redner mit seinen ruhigen Augen gerade ins Gesicht. Er nickte zustimmend mit dem Kopf, als dieser geschlossen; dann versetzte er: „Sie sagten mir, der junge Mann sey unwohl und Sie befürchteten —“

Brunner fiel ihm hastig ins Wort: „Es war nur ein Vorwand, dessen ich mich gestern in Anwesenheit der Uebrigen bediente. Der wahre Grund ist —“

Aber jetzt unterbrach ihn der Alte seinerseits. „Es freut mich sehr, das zu hören,“ versetzte er gleichmüthig, „da meine Absichten dadurch, wie ich denke, um so erfolgreicher werden. Ich habe in letzter Zeit erwogen, daß es sich für einen alten Kaufmann wie mich nicht wohl ziemt, sein erworbenes Kapital sich in Ruhe verkleinern zu lassen, und beabsichtige dasselbe wiederum in einem Geschäft unterzubringen, oder vielmehr selbst ein solches damit zu begründen.“

Brunner hätte nicht Kaufmann seyn müssen, wenn diese plötzliche Ankündigung ihre Wirkung auf ihn hätte verfehlen sollen. „Ei der Tausend, Herr Sterneck!“ rief er, den Gegenstand, der ihn eben noch erfüllt hatte, vergessend, indem er den Alten überrascht anblickte, der bestätigend mit dem Kopf nickte. Aber dieser fuhr, statt das Mitgetheilte weiter zu erörtern, fort: „Doch Sie wollten mir von Ihren Plänen hinsichtlich Philiberts sagen —“

Es lag eine so deutliche Frage in dem Satz, daß der Angeredete nicht wohl umhin konnte, darauf einzugehen. „Ich mochte dem jungen Manne — schon um Ihretwillen — nichts Uebles zufügen und so dachte ich, ihn an ein befreundetes Haus nach Philadelphia zu empfehlen, das einen mit den hiesigen Verhältnissen vertrauten Geschäftsführer sucht.“

Er hielt zögernd inne und wich den forschenden Augen aus, die fester und fragender als zuvor in den seinen ruhten. Es klang fast ein wenig bitter, als der Alte entgegnete: „Und weßhalb wollen Sie denn Philibert fortschicken? Wünscht er es selbst?“

Brunner schwieg einen Augenblick, als hätte der Klang der Stimme ihn unentschlossen gemacht. Dann erwiederte er fest: „Herr Sterneck, Ihnen als dem Freund unseres Hauses will ich es sagen — meiner Tochter wegen.“

Er hatte bei dem Angeredeten eine betroffene Miene über die letzten leiser hinzugefügten Worte erwartet, aber zu seinem Staunen blieb das Gesicht desselben unverändert. Dieser sagte nur freundlich: „Und warum das?“

„Weil meine Frau Hermine und Philibert gestern Abend in der Dämmerung überrascht hat, wie sie im Hinterzimmer zusammen standen und sprachen — wie es sich nicht ziemt, daß ein armer Lehrling mit der Tochter seines Principals verkehrt.“

Brunner hatte das mit jener zuversichtlichen Bestimmtheit gesprochen, auf die man ein Verstummen von Seite des Andern erwartet. Der Alte indeß verwandte während des Sprechens kein Auge von ihm; nur beim letzten Wort versetzte er ruhig und lächelnd wie zuvor: „Und warum nicht?“

Es lag etwas so Verwirrendes für den Vater in dieser laconischen Aeußerung, daß er den Fragesteller einige Augenblicke nur betroffen anzublicken vermochte. Aber dieser ertrug den Blick wiederum mit der größten Sicherheit, und Brunner war es, der den seinen abwenden mußte.

Es war eine Pause eingetreten; dann nahm der Alte ruhig das Wort und fuhr fort: „Indeß ist das Ihre Angelegenheit und ich glaube, daß Sie darüber mit sich selbst am besten zu Rathe gehen. Wir sind dadurch ganz von der meinen abgekommen, über die ich mir Ihren Rath erbitten wollte. Ich fühle mich selbst etwas zu alt und dem modernen Verkehrsleben zu sehr entfremdet, als daß ich den Muth hätte, mich persönlich an die Spitze des vorhin erwähnten, von mir beabsichtigten neuen Geschäftes zu stellen. Da habe ich mannigfach hin und her gesonnen und bin endlich zu dem Resultat gelangt, daß ich es am besten halte, eine junge Kraft zu gewinnen, deren Interesse auf das Innigste mit der Blüthe des Geschäftes verknüpft wäre, etwa so, daß nach meinem Tode der ganze Besitz auf den Geschäftsführer desselben überginge. Meinen Sie nicht auch, lieber Freund?“

Brunner mochte in Gedanken vertieft gewesen seyn, denn er schrack bei der Frage zusammen und stotterte nur: „Ja, aber wen? und ich begreife doch nicht —“

„Ich würde dann zu ihm ziehen, namentlich wenn er eine Frau hätte, bei der ich mich in meinen alten Tagen recht behaglich und glücklich fühlen könnte,“ fuhr der Alte gleichmäßig fort, „und da diese Tage vielleicht gezählt sind und ich keine Verwandte besitze, denen

ich eine rechtmäßige Anwartschaft dadurch entziehe, so habe ich die Angelegenheit sofort notariell in Ordnung gebracht und" — er zog ein Päckchen Papiere aus der Tasche — „den hierin enthaltenen, ausreichenden Besitz als Eigenthum des darauf Genannten anerkennen lassen, im Falle er darauf eingeht, die näher stipulirten Bedingungen zu erfüllen, d. h. erstens, den darin bezeichneten Namen statt des seinigen anzunehmen; zweitens, das Mädchen, das ich ihm zudenke, zur Frau zu wählen."

Der Alte hatte dieß in ungewöhnlich geschäftsmäßig trockenem Tone vor sich hingesagt und dabei die einzelnen Werthpapiere im Betrage vieler Tausende auf dem Tische ausgebreitet. Brunner hatte ein daneben liegendes Document in die Hand genommen und starrte unverwandt auf den über dem großen Siegel in eleganter Frakturschrift befindlichen Namen, den er endlich halb bewußtlos vor sich hin stotterte: „Und übermache sämmtlich Obengenanntes schon jetzt bei Lebzeiten meinem Adoptivsohn, Herrn Philibert Waldburg —"

Der Lesende ließ das Papier sinken und blickte den Alten sprachlos an.

„Sie sehen, Ihr Lehrling ist nicht ganz so arm, wie Sie gemeint," sagte dieser. Dann plötzlich schwand das Lächeln, mit dem er es gesprochen. Brunner hatte unwillkürlich ein Wort hervorgestoßen, das nach dem Grunde dafür fragte, und wie eine Wolke über die Sonne gleitet, wich die Heiterkeit des alten Gesichtes einem tief ernsten Schatten, als er tonlos sprach: „Weil ein langes Menschenleben davon abhängen kann, daß er es besitzt, bevor er nach Amerika geht; weil ich Ihnen die Schuld ersparen möchte, Herr Brunner, ein Menschenleben verdorben zu haben, weil es mich angeht und weil ich die Schuld nicht tragen will, zwei verderben zu helfen."

Es lag etwas so beängstigend Feierliches in den Worten des Alten, daß Brunner verstummt vor ihm stehen blieb und erst auf die wieder in freundlichem Ton gesprochene Aufforderung, weiter zu lesen, die Augen mechanisch über das Blatt, das er noch immer in Händen hielt, fortlaufen ließ.

„Sie haben den Satz noch nicht ausgelesen," sagte der Alte, „und der folgende Passus ist eigentlich das, worüber ich Ihren Rath und Ihre Zustimmung vernehmen möchte. Bitte, fahren Sie fort: Herrn Philibert Waldburg —"

„Und seiner Braut, Fräulein Hermine Brunner am Hochzeittage als —"

Doch jetzt ließ Brunner das Blatt zur Erde fallen. Alles an dem starken Manne schien in ein Bild der Verwunderung aufgelöst. „Ja, wie ist denn das zu verstehen?" brachte er endlich mühsam hervor.

„Nach dem Wortlaut," entgegnete der Alte; „doch, wie denken Sie darüber?"

„Ich?" sprach Brunner in sichtbarer Verwirrung. Man sah, daß er nicht alle Gedanken offenbaren wollte, die ihn bewegten. „Der junge Mann hat mir nie mißfallen — recht gut gefallen sogar, seitdem Sie sich seiner angenommen — recht tüchtig, arbeitsam — und auch fähig — aber —"

„Aber —?"

„Herr Sterneck, meine Schwiegermutter wird nie einwilligen. Sie können sich denken, wie schwer es mir wird, das auszusprechen; aber Sie wissen, wie sehr die Verhältnisse mich zwingen, in bedeutenden Fragen ihrer Meinung nicht zu widerstreben, da ich im Falle eines ernsthaften Zerwürfnisses zwischen uns mittellos seyn würde. Und Sie wissen zugleich, daß die alte starrköpfige Frau sich stets andere Plane hinsichtlich des Mädchens gemacht, und eine grundlose, aber heftige Antipathie gegen den jungen Mann besitzt —"

Der Alte stand auf, man las auf seinem Gesicht, daß es ihm peinlich war, das Geständniß derartiger Abhängigkeit von einer Frau weiter anzuhören. „Versuchen wir es, lieber Freund, und sprechen Sie mit ihr," erwiederte er, „d. h. wenn Sie mit meinem Plane einverstanden sind."

Er schüttelte Brunner die Hand, welche dieser kräftig drückte. „Es kommt Ihnen unerwarteter als mir," setzte der Alte hinzu. „Erwägen Sie und bedenken Sie Alles und theilen mir heute Mittag das Resultat Ihrer Unterredung mit. Sollte Frau Dahlgren nicht einverstanden seyn, vielleicht gibts noch ein Mittel, ihre Einwilligung zu erhalten. Leben Sie wohl bis dahin."

(Schluß folgt.)

Das Glück.

O willst du glücklich leben,
So muß es liebend seyn!
Nur wenn der Lieb' ergeben,
Bleibt Herz und Leben rein.

Denn Liebe ist's, die bindet
Was von Natur sich wählt,
Und die zusammenfindet,
Was Jedem einzeln fehlt;

Und Glück ist nicht zu heben
Ein Schatz in Berges Grund:
Es ist ein Einheitsleben,
Ein unsichtbarer Bund.

Es ist ein heimlich Wandern,
Das durch die Menschen fließt,
Und einen mit dem andern
In eine Kette schließt,

Das Herz mit Herzen bindet,
Von Herz zu Herzen geht,
Doch alsobald verschwindet,
Wo Eins alleine steht.

Merk' auf, du strebst und schaffest,
Doch, ist's für dich allein,
So wird, was du erraffest,
Es wird dein Glück nicht seyn!

Die Selbstsucht mehrt und nähret
Sich groß und ruhelos —
Doch nie, wie viel sie zehret,
Wird sie den Hunger los.

Sie schwelgt und strahlt in Festen,
Doch friert sie's insgeheim;
Sie wohnt wohl in Pallästen,
Allein sie hat kein Heim.

Sie schweift durch alle Räume
In freudelosem Flug,
Nicht Thaten und nicht Träume
Thun ihrer Gier genug.

Sie kann nicht Ruhe finden,
Und Frieden kennt sie nicht ...
Ja, will denn Glück ergründen,
Wem Fried' und Ruh gebricht?!

Nein nein, das Glück wohnt eigen
Nur in des Einklangs Haft;
Und Einklang zu erzeugen,
Das ist der Liebe Kraft!

Ein Ringen und Gewinnen
Ist Lebens Sinn und Acht,
Doch, noch im Kampfe Minnen,
Das ist die höchste Macht!

O willst du glücklich leben,
So laß es liebend sein:
In Liebe hingegeben
Bleibt Herz und Leben rein.

A. Dulk.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Frieden und die Witterung. — Fruchtbarkeit in der Mark. — Fräulein Rigolboche. — Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit. — Die Markthalle. — Die permanente Industrieausstellung. — Die Stadtmauer.

Die Berliner sind ein skeptisches Völkchen. Sie wollten lange nicht recht an den Frieden mit Dänemark glauben; erst jetzt, wo sie mit eigenen Augen die entlassenen dänischen Kriegsgefangenen in die Heimath fahren gesehen, sind sie von ihren Zweifeln geheilt. Im Allgemeinen ist man sehr froh, daß wieder Friede ist. Eine Fortsetzung des Kriegs hätte keinen Sinn mehr gehabt, und jeder Krieg, selbst der kleinste, ist immerhin mit großen Opfern verbunden. Unsere Geschäftsleute behaupten, die letzten sechs Monate seyen für Handel und Wandel die ungünstigsten gewesen seit Menschengedenken, und sie geben einstimmig dem Krieg die Schuld. Am lautesten unter allen Geschäftsleuten klagen die Gastwirthe, bei denen zu den Einflüssen des Kriegs, der ihnen einen Theil ihrer einheimischen Kunden entführt hat, noch die Wirkungen des schlechten Wetters hinzukommen, welches die fremden Gäste fernhält. Das Wetter ist aber auch wirklich zum Tollwerden: kalt, stürmisch und Morgens Regen, Mittags Regen, Abends Regen, und zur Abwechslung, damit das Einerlei nicht allzuschwer auf uns laste, dann und wann ein Bischen Hagel. O Matthieu, du bist gerächt! Wir haben dich schnöde ausgelacht, im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen könne sich kein Wunder ereignen, könne die Weissagung eines Wetterpropheten nicht in Erfüllung gehen. Ach, wir sind schwer bestraft worden für unsern Unglauben, und die fröstelnden Glieder in den dicksten Winterpaletot hüllend, das Haupt unter dem Regenschirm bergend, thun wir dir Abbitte, unsterblicher Matthieu, und geloben, dich nie wieder auszulachen! Am härtesten hat das Strafgericht die Fanatiker der Sommerwohnungen getroffen. Tief gedemüthigt, vom Rheumatismus gekrümmt, kehren sie seit Wochen in trauriger Procession nach der Stadt zurück, aus der sie voll leichtsinnigen Vertrauens auf den Kalender so stolz ausgezogen waren. — Nun, kein Wind ist so schlimm, sagt ein englisches Sprichwort, daß er nicht dem einen oder andern etwas Gutes zuwehte. Und so hat auch das heurige Wetter seine gute Seite. Für die Bauern und Landwirthe in der Umgegend von Berlin hätte es nicht besser seyn können. Die Feuchtigkeit war unserem Sandboden äußerst ersprießlich, und wir verdanken ihr eine so reiche Ernte, wie sie in gewöhnlichen Jahren nur auf dem fettesten Lehmboden vorzukommen pflegt. Weizen wird hier in der Nähe nicht gebaut, aber ich muß gestehen, in meinem Leben habe ich keine schöneren Roggenfelder gesehen, als dieses Jahr in der sonst so trostlos öden Hasenheide.

Das „Ereigniß der Woche“ ist die Ankunft der „ersten Cancantänzerin von Paris,“ des berühmten „Fräuleins“ Rigolboche. Es ist wahr, man munkelt, die fragliche Dame sey eben so wenig die ächte Rigolboche, als Herr Blondin, der vor kurzem hier angelangt ist, aber noch keine Vorstellung gegeben hat, der ächte Blondin seyn soll. Doch was will das heißen? Aecht oder falsch, die Dame hat unstreitig den Cancan gelernt, und da sie in unserer Hauptstadt des Intelligenzstaats nicht das sittenstrenge Auge bonapartistischer Gendarmen auf sich fühlt — wir sind so frei! — tanzt sie den classischen Tanz Jungfrankreichs mit einer solchen — Kühnheit, daß Jung und Alt aus dem Häuschen ist, und das Meyselsche Theater, wo sie ihren Tempel aufgeschlagen hat, allabendlich kaum die Hälfte der Schaulustigen zu fassen vermag. Herr Meysel, der es voriges Semester mit tugendhaften Stücken versucht und dabei fast Bankerott gemacht hatte, wird sich die Moral merken, daß die Moral heutzutage in Berlin „schlecht bezahlt.“

Vaterland, freue dich! Deine Noth wird bald zu Ende seyn, denn bald wirst du haben, was dir Noth thut: „die Einheit!“ Ein gewaltiger „Volkscongreß,“ besucht von Hunderttausenden, tagt seit voriger Woche hier in der Nähe, ein „Volkscongreß, zur Förderung der deutschen Einheit,“ wie die Plakate an den Littfaßsäulen es in Riesenschrift verkünden. Ich sage „hier in der Nähe,“ nicht hier in Berlin selbst. Das Heil kommt bekanntlich meistens aus kleinen Flecken, und so ist es auch in diesem Fall. Die Quelle des Heils ist eine wirkliche Heilquelle, der sogenannte „Gesundbrunnen,“ ungefähr eine halbe Stunde vor dem Stadtthor. Ob es eine Heilquelle in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist, das kann ich allerdings nicht verbürgen, sintemal bis jetzt noch niemand dort geheilt wurde; aber eine Quelle ist da, und zwar eine Quelle mit schrecklich übelschmeckendem Wasser, und schlechter Geschmack soll ja beim Wasser ein Beweis medicinischer Kraft seyn. Genug, der Mann, auf dessen Grundstück die Quelle vor mehreren Jahren entdeckt wurde, dachte so; er ließ ein Badehaus bauen, in das aber noch kein Gast eingezogen ist, und daneben ein Wirthshaus, in dem die Gäste desto zahlreicher sind. Und rings um das Badehaus und das Wirthshaus schossen wie Pilze Dutzende von Wirthshäusern auf, den Wirthshäusern folgten Wohnhäuser — hier zu Land ist das nämlich die gewöhnliche Ordnung der Dinge! erst das Wirths-, dann das Wohnhaus; anderwärts ist es umgekehrt — und siehe da, als Berlin eines schönen Morgens die Augen aufschlug, fand

es zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß über Nacht eine neue Vorstadt aus dem Sand herausgewachsen war. Dieß ist der denkwürdige Ort, wo der Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit seit vorigen Samstag versammelt ist, und dem Programme gemäß noch die ganze Woche hindurch tagen soll. Gut Ding braucht Weile; Rom ist nicht an Einem Tag gebaut worden, und Rom zu bauen war ein Kinderspiel verglichen mit dem Bau des deutschen Einheitstempels. Doch unser Spekulant auf dem Gesundbrunnen fängt die Sache richtig an. — Da habe ich mich verschnappt; thut aber nichts. Ja, Spekulant. Und wer anders beschäftigt sich auch gegenwärtig mit der deutschen Einheit, als Spekulanten — commercielle oder politische? Der vom Gesundbrunnen gehört in die erstere, die harmlosere Categorie. Es ist ein aufgeweckter Bierwirth, der durch den „aërostatisch-pyrotechnischen Volkscongreß" — so lautet der volle Titel — sein Lokal und seine Taschen füllen will. Die blaue Blume der Poesie gedeiht nicht in „des Römischen Reichs Streusandbüchse;" aber dafür hat die gütige Mutter Natur den Bewohnern, und namentlich den Berlinern eine unverhältnißmäßig große Portion von Phantasie gegeben — Talent zur Windmacherei nennen es die bösen Süddeutschen. Unter den Händen des Berliners, und durch seine Brille betrachtet, nimmt Alles gewaltige Umrisse an; der winzige Laden des Käskrämers wird zum Waarenlager; der Schuster, der jährlich zehn Paar Stiefeln reparirt, hat eine Fabrik; der Naturchemiker, der Morgens eine Maß Milch mit zwei Maß Wasser vermischt, thront in einem Milchbureau; der preußische Partikularismus heißt deutsche Nationalbewegung; ein einfaches Feuerwerk mit Seiltänzerei ist ein aërostatisch-pyrotechnischer Volkscongreß zur Förderung der deutschen Einheit. Ländlich sittlich. Uebrigens ist der Urheber des „Volkscongresses" offenbar ein Politiker. Die Art und Weise, wie er das Feuerwerk angeordnet hat, zeigt es. Am Schluß jeder einzelnen Sitzung wird „die deutsche Frage gelöst;" in Brillantfeuerwerk erscheint zur Linken der preußische Adler, zur Rechten der österreichische Doppeladler, und in der Mitte, über beiden schwebend, die Spitze einer Pyramide bildend, „der deutsche Reichsadler." Also deutsche Einheit mit Preußen und Oesterreich. Ein Spötter könnte sich an den naiven Wunsch jener deutschen Kleinstädter erinnert fühlen, die im rauschseligen März 1848 von ihrer Regierung „Preßfreiheit mit Censur" forderten. Sie wollten mit deutscher Vielseitigkeit das Eine so gut genießen wie das Andere. Von unserem Volkscongreß habe ich nur noch zu bemerken, daß die Myriaden von Patrioten, welche ihn besuchen, mit dem Resultat höchlich zufrieden sind und großentheils blaue Augen nach Haus bringen. Ohne lebhafte Discussion, ohne ein Zusammenplatzen der Geister, die nun einmal von den Körpern nicht zu trennen sind, ohne Demonstrationen ad hominem ist eine Verständigung über ein so wichtiges und schwieriges Thema wie die deutsche Einheit doch nicht möglich.

Spät kommt sie, doch sie kommt; nämlich die Berliner Markthalle. Jahre lang schrieen sich die fortgeschritteneren unter unsern fortschrittlichen Bürgern heiser darnach; jahrelang debattirte der fortschrittliche Magistrat darüber und versprach von Zeit zu Zeit, „etwas thun zu wollen." Allein es geschah nichts, und vermuthlich wäre auch bis zum St. Nimmerleinstag nichts geschehen, wenn nicht die hiesige „Immobiliengesellschaft" dieser Tage den vernünftigen Gedanken gehabt hätte, es ließe sich mit der Sache Geld verdienen. Und wo es Geld zu verdienen gibt, da ist mitunter selbst ein Deutscher fähig, rasch zu handeln. Die „Immobiliengesellschaft" lieferte einen Beweis. Gedacht, gethan. Ein großes, im Mittelpunkt der Stadt sehr günstig gelegenes Grundstück ist bereits angekauft, die nöthigen Vorarbeiten haben schon begonnen und nächstes Jahr soll die Markthalle fertig seyn.

Ein anderes gemeinnütziges Unternehmen ist die „permanente Industrieausstellung," welche vom 1. Oktober an ins Leben treten wird. Die Idee ist nicht neu, aber gut: dem Producenten, und wäre er noch so arm, soll Gelegenheit verschafft werden, sich direkt an das kaufende Publikum zu wenden. Das Lagergeld für die auszustellenden Waaren ist sehr niedrig angesetzt und wird erst nach deren Verkauf bezahlt. Für unverkaufte Waaren ist nichts zu entrichten. Wenn man bedenkt, wie der kleine Producent gegenwärtig in den meisten Fällen von dem Zwischenhändler oder Agenten abhängig ist, in dessen Händen der Profit in der Regel kleben bleibt, so überzeugt man sich leicht von der Zweckmäßigkeit des Unternehmens. Freilich wird auf die Leitung viel ankommen.

Mit dem Abbruch der häßlichen Stadtmauer ist endlich der Anfang gemacht, und nach Verlauf von anderthalb Jahren wird dieses Verkehrshemmniß völlig entfernt seyn. Leider verschwindet damit nicht die drückende Mahl- und Schlachtsteuer; die Zollhäuschen werden bloß verlegt, und zwar so, daß sie die Zugänge zu den Vorstädten bewachen, die künftighin ebenfalls der Steuer unterworfen seyn sollen; also eine Ausdehnung des Uebels. Uebrigens hat die Mahl- und Schlachtsteuer hier schon innerhalb der städtischen Behörden sehr viel Gegner, und ist schwerlich noch auf lange Zeit aufrecht zu erhalten. Berlin wird von Jahr zu Jahr mehr eine Handels- und Industriestadt; schon jetzt tritt der residenzlich-militärische Charakter in den Hintergrund, und je weiter diese Umwandlung vorrückt, desto unerträglicher werden alle jene Fesseln, die von der wirthschaftlichen Unwissenheit früherer Jahrhunderte geschmiedet worden sind, und deren Fortbestand ein Hohn ist auf unsere „erleuchtete" Zeit. Die Beseitigung der Stadtmauer versetzt übrigens nicht bloß der Mahl- und Schlachtsteuer einen moralischen Schlag, sondern zwingt auch die hiesigen Eisenbahngesellschaften zu einem für das Publikum höchst nützlichen Schritt. Die sogenannte „Verbindungsbahn" (zwischen den verschiedenen Bahnhöfen der Stadt), welche sich der Stadtmauer entlang zieht und bis jetzt ausschließlich dem Güterverkehr diente, muß nun weiter hinausgeschoben werden, und es ist im Plan, sie an

den äußersten Saum der Vorstädte zu verlegen, so daß sie, gleich der Londoner Verbindungsbahn, den Personenverkehr der Vorstädte mit einander und mit der eigentlichen Stadt vermittelt. Im Zusammenhang hiermit ist ferner das Project aufgetaucht, an der neuen Bahn kleine Cottages nach englischem Muster zu bauen, je für eine oder zwei Familien. Von allen englischen Institutionen ist das englische Cottagesystem vielleicht diejenige, welche wir am liebsten auf deutschen Boden verpflanzt sehen möchten. Namentlich für Berlin würde es von unberechenbarem Vortheil seyn. Wer nicht hier gelebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen, mit was für Uebeln und Mißständen das System der „Miethkasernen“ für sämmtliche Klassen der Bevölkerung, mit Ausnahme der reichsten, verknüpft ist.

In zwei Monaten wird der Proceß Gregy zur öffentlichen Verhandlung gelangen, und schon reißt man sich förmlich um die Einlaßkarten, obgleich das Stück nicht unter fünf Thalern zu haben ist. Ein ähnlicher Preis wurde von Liebhabern für Einlaßkarten zu den Hinrichtungen bezahlt, die neulich hier statt hatten; überdieß erhielt der Scharfrichter damals für jedes Taschentuch, welches er in das Blut der Enthaupteten tauchte, zwei Thaler, und man sagt, er habe sich auf diese Weise ein paar hundert Thaler erworben. Dem Blut von Hingerichteten wird auch hier zu Land die Eigenschaft zugeschrieben, allerlei Krankheiten zu heilen, die der Kunst des Arztes spotten. Welches Riesenwerk haben die ehrlichen Freunde des Fortschritts vor sich, wenn sie die „Civilisation“ unseres Jahrhunderts zu einer Wahrheit machen wollen!

Aus Oberitalien, Juli.

(Schluß.)

Wanderung über den Simplon. — Am Lago maggiore.

In dem Oertchen Isella macht die Post Halt, damit die Reisenden dem unvermeidlichen Grenzübel, der Steuercontrole, sich unterziehen. Die italienischen Steuerbeamten waren höflich, ließen sich aber nicht durch schmeichelnde Redensarten abspeisen, sondern nahmen die Controle um so gründlicher und bedächtiger vor, je ungeduldiger einige von den weiblichen Mitgliedern der Reisegesellschaft wurden. In solchen Fällen kommen Männer immer besser aus; sie wissen sich leichter in das gesetzlich Unvermeidliche zu schicken, wie unbequem es auch seyn mag, und wissen leichter die Grenze zu finden zwischen dem, was unberechtigte, kleinliche, subalterne Chicane ist, und dem, was strenge Pflichterfüllung dem gewissenhaften Beamten vorschreibt. Eine kleine Reizung kam noch dadurch hinzu, daß die Grenzbeamten kein Wort deutsch oder französisch verstanden oder verstehen wollten, und daß die italienischen Sprachstudien unserer Damen doch noch nicht so weit gegangen waren, um sie zu einem schnellen, lebhaften Meinungsaustausch, wozu schon eine größere Herrschaft über die Sprache gehört, zu befähigen.

Der Unmuth war aber wieder verschwunden, sobald die Post uns einige Minuten weiter geführet hatte. Die Straße senkt sich noch immer, in kaum drei Stunden um tausend Fuß, der Wagen rollt also schnell, die Felswände, noch bei Isella ziemlich nahe, treten nicht mehr so eng zusammen, das Thal wird breiter, die südliche Vegetation immer reicher. Wir sind bis jetzt immer im Thal der Diveria gefahren, dicht zur Seite des immer noch tosenden und schäumenden Bergstromes. Jetzt überschreiten wir ihn zum letztenmale auf einer mächtigen steinernen Brücke, die 91 Fuß hoch hat gebaut werden müssen, und es öffnet sich von Nordosten her das prächtige Formazzathal, aus dem die brausende Tosa (Toccia) strömt, um, nun mit der Diveria vereint, uns durch das ganze Thal bis zum Lago maggiore zu begleiten.

In der Nähe des Vereinigungspunktes ist das Dorf Crevola in einer entzückenden Lage. Nach Nordwest und Nordost öffnen sich das Diverlathal und das Formazzathal, nach Süden hin das Eschenthal, Val d'Ossola, das nun schon alle Reize der südlichen Natur entfaltet und nur noch durch die oft wiederkehrenden Verwüstungen der wild tosenden Tosa, daran erinnert, daß wir den Alpen noch nicht fern sind. Der Charakter der Landschaft ist im Uebrigen ganz südlich: Kastanien und Oliven bilden die Baumpartien; daneben volle üppige Maisfelder mit breiten großen Blättern und schweren Kolben; Weingeländer und Weinlaubengänge, hier und da Cactus, Aloe, Oleander; Marmor zu Prellsteinen an der Chaussée verwendet, wie zu kleinen und großen Pfeilern an Geländern und Laubengängen; die Häuser, vereinzelt oder in Gruppen, unregelmäßig gebaut, von verwittertem Weiß; die Kirchthürme, schlank, viereckig fast ohne Verjüngung sich erhebend und beinahe stumpf abschließend, an die eine Seite der Kirche sich unsymmetrisch anlehnend oder selbst frei daneben stehend.

Domo d'Ossola ist die erste rein italienische Stadt. In ihr entfaltet sich das italienische Leben schon in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, so weit dieß überhaupt in einer kleinen Provinzialstadt möglich ist. Die Post hielt lange genug, daß wir uns etwas umsehen konnten. Kaffeehaus neben Kaffeehaus, überall Lärmen, Leben, Treiben. Wir traten in das Café nazionale, nahmen einige Erfrischungen, tranken sehr guten Kaffee und waren beim Bezahlen freudig überrascht, als die Wirthin als deutsche Landsmännin sich zu erkennen gab. Sie war aus hohem Norden, aus Stralsund gebürtig und war ebenfalls hoch erfreut, mit norddeutschen Landsleuten in ihrer Muttersprache verkehren zu können, und sie zugleich vor kleinen Uebervortheilungen und Prellereien zu warnen.

Es war nun eine günstige Gelegenheit gewonnen, hier auch kleine italienische Münze ohne Verlust und Betrug einzutauschen, was um so willkommener seyn mußte, da alle möglichen bekannten und unbekannten, erkennbaren und bis zur völligen Unkennbarkeit abgegriffenen Münzsorten hier cursiren und man beim schnellen Wechseln kleinen Uebervortheilungen sonst immer ausgesetzt ist. Schweizer Münzen, ältere französische Münzen von der ersten Republik und von Ludwig Philipp her, die in Frankreich selbst nicht mehr Curs haben und in Straßburg mir nicht mehr abgenommen wurden, neue französische Münzen, österreichische Neukreuzer, Gulden und Viertelgulden, alte österreichische Zwanziger, alte Zehner, Sechser, ganz unkenntliche Stücke, Alles wird einem in Oberitalien beim Wechseln aufgezwungen und man ist auf der Post, der Eisenbahn, dem Dampfboot, im Theater u. s. w. nicht immer in der Lage, mit Muße eine Controle über die Richtigkeit des ausgewechselten Geldes anzustellen, daher es sehr gerathen ist, sich zu gelegener Zeit mit kleiner Münze zu versehen.

Von Gravellona aus macht die Straße, die bis dahin in gerader Richtung nach Süden gegangen war, plötzlich eine Biegung nach Osten; die Berge treten zurück, es eröffnet sich die Aussicht auf den Lago maggiore.

Wenige Tage zuvor waren wir auf dem Genfersee gewesen. Wenn man auf der Oronbahn von Bern herkommend durch den Tunnel bei Cherbres fährt, so bietet der plötzlich hervortretende See mit seinen malerischen Bergen einen überwältigenden, zauberhaften Anblick dar. Wir hatten ihn in ungetrübtester Schöne genossen. Aber dennoch schwärmte ich auf dem Genfersee noch vom Lago maggiore und schwelgte in der Erinnerung von der Herrlichkeit desselben. Gattin und Freundin mußten also auch ihre Erwartung noch höher spannen, und gerade deßhalb trat eine Enttäuschung ein.

In raschem Trabe geht es zwar von Gravellona nach Fariolo an den See; aber die Aussicht öffnet sich doch zu allmälig, die Wassermasse wird größer und größer, doch die Berge, die sich als Umgränzung zunächst zeigen, sind unbedeutend für den, der unmittelbar von den Alpen kommt. Das ist also der lang ersehnte, der weit berühmte See! Die Enttäuschung war vollständig. O du Pracht des Genfersees in Genf, Lausanne, Vevey, Montreux! Du Herrlichkeit des Vierwaldstädtersees in Luzern, Brunnen, Küßnacht, Flüelen! Du Zauber des Königssees, des Hallstadtersees! Ihr würdet gewiß den Sieg davon tragen, könnte man euch jetzt nur hier neben den viel gepriesenen Langensee stellen! Das fühlte ich jetzt selbst, und doch sprach es auch wieder in mir: nicht zu rasch gib dich gefangen mit deinem Urtheil!

Von Fariolo aus fährt man immer unmittelbar am Ufer des Sees entlang: zur Rechten die mehr und mehr bis zu dem 4500 Fuß hohen Motterone aufsteigenden Berge, zur Linken und gerade aus der Blick über den See und seine sich krümmenden und windenden, eingezackten und buchtigen Ufer, die je weiter, desto malerischer werden. Wir überzeugen uns bald, Fariolo war nicht der günstigste Punkt, um in den vollen Genuß des Sees und zur richtigen Würdigung seiner Schönheit zu kommen; der Blick trifft auf eine große Wassermasse, streift zwar die Isola madre und gegenüber Pallanza, aber, wesentlich nach Südosten gelenkt, vermißt er den großartigen Hintergrund scharf profilirter oder reich belaubter Berge, da gerade nach Südosten die Ufer sich am meisten verflachen.

Bald haben wir Baveno erreicht, das sonst eine Hauptstation für die Besucher der Borromäischen Inseln war. Es war mir vom früheren Besuche her wohl bekannt, übte aber doch nicht so große Anziehungskraft auf mich aus, um Bädekers Rath, hier nicht zu bleiben, unbeachtet zu lassen. Auch ließ es mich ziemlich ungerührt, daß ich mir Zorn und Ungnade der löblichen Schiffer- und Ruderergesellschaft von Baveno zuzog, als sie bemerkten, daß unser Marseiller Ehepaar, das den Postwagen schon verlassen hatte, um hier zu übernachten, durch mich beredet wurde, wieder einzusteigen und mit uns weiter zu fahren. Complimente von der raschen Zunge italienischer Fachini und Schiffer, denen der erhoffte Verdienst vor der Nase weggeschnappt wurde, störten uns um so weniger, als sie in jener Schiffersprache uns doch zum größten Theil unverständlich waren.

Nach einer halben Stunde etwa halten wir in Stresa vor einem prachtvollen neuen Hotel (Hôtel des Iles Borromées). Es ist ein wahrer Palast; schöne, geräumige Vorhalle, breite, große Treppen, hohe, luftige Corridore, elegante, geschmackvoll eingerichtete Zimmer, sauber gehaltene Möbeln und Geräthe, Alles, wie man es in Italien eben nicht gewohnt ist, und wie es in Italien vielleicht auch zum zweitenmal nicht wieder gefunden wird. Dabei ein freundlicher, gefälliger, liebenswürdiger Wirth, ein Deutscher. Alle Einrichtungen sind auf großem Fuße getroffen, und doch wiederum nicht so, daß sie nur für die volle Börse der Engländer berechnet wären und die bescheidenen Reisenden anderer Nationalitäten abgeschreckt würden. Die Preise sind die gewöhnlichen Schweizer Preise, also z. B. Frühstück (café complet) anderthalb Franken (12 Sgr.), zwar nicht überaus billig, den Verhältnissen aber vollständig entsprechend. Zudem ist man vor jeder

Prellerei und Uebervortheilung geschützt; der Wirth zeigt das lebhafte Interesse, seinen Gästen nach jeder Seite hin mit Rath und That beizustehen, auch für die zweckmäßigste Weise ihrer Weiterreise zu sorgen. Genug, wir fühlten uns hier überaus gut aufgehoben und können nur allen Reisenden, die den Lago maggiore besuchen, den Rath geben, im Hôtel des Iles Borromées in Stresa abzutreten.

Paßschereien hat man bekanntlich in der Schweiz gar nicht, jetzt auch nicht mehr im Königreich Italien zu bestehen; aber die Fremdenbücher der Gasthöfe sind fast überall noch sehr neugierig. Auch in dieser Beziehung hat unser Hotel in Stresa einen liberaleren Standpunkt angenommen. Man fragt nicht nach Amt und Würden, nicht nach dem Geburtsorte, nach dem Woher oder Wohin oder gar nach dem Zweck der Reise. Man begnügt sich einfach nach dem Namen und dem Lande zu fragen, dem man angehört. Vielleicht ist es eine kleine Eitelkeit; denn auf dem in der Vorhalle ausgehängten Fremdenzettel paradiren denn nun in bunter Reihe: Herr N. N. aus Frankreich, Preußen, Oesterreich, England, Schweiz, Nordamerika u. s. w. Vielleicht ist auch eine praktische Rücksicht bestimmend gewesen, denn Städtenamen fremder Länder, in fremder Sprache von fremder Handschrift geschrieben, sind oft dem geübten Geographen hieroglyphische Räthsel, wie viel mehr dem vielbeschäftigten Hotelschreiber oder Kellner.

Schon in Baveno hatte sich der Unmuth über die Enttäuschung gemildert, in Stresa war er gänzlich geschwunden; wir überzeugten uns, daß die getäuschte Erwartung des ersten Eindrucks uns nun überhaupt ungerecht gemacht hatte in der Würdigung und somit auch ungeeignet zum vollen Genuß.

Von Stresa aus sieht man nach Nordwesten die große Einbuchtung des Sees, in welche die Tosa einströmt, gerade nach Norden die in den See südlich eindringende Landspitze mit dem freundlichen Pallanza, nach Nordosten den in unabsehbare Ferne hin sich verlängernden See, nach Osten Laveno und Dörfer und Villen am Ufer, nach Südosten und Süden erweitert sich wieder der See und belebt die, wenn auch nicht mehr so großartigen, doch überaus freundlichen Ufer durch Ortschaften, Dörfer, Kirchen, Villen. Zwischen Stresa aber und Pallanza liegen die weltberühmten Borromäischen Inseln.

Es war ein wunderschöner Sommerabend, die Luft weich, warm und mild und von dem See her sanfte Kühlung fächelnd; der Himmel klar und rein, mehr und mehr sich verdunkelnd, als die Sonne hinter dem hohen Mottarone sich verbarg, um dann unbemerkt ganz zu verschwinden; drüben die Sichel des Mondes langsam empor steigend; das Wasser ruhig und spiegelglatt auf dem See, und nur am Ufer neckisch plätschernd. Das Dunkel senkt sich tiefer und tiefer herab, eine heilige Stille lagert sich über die ganze Landschaft; da ertönen plötzlich über den See herüber von Isola bella und allen Dörfern umher die Kirchenglocken und heilige Feuer leuchten überall auf. Es war ein überwältigender Augenblick. Die Feuer und das Geläute galten der Vorfeier des Festes der heiligen Anna, das am folgenden Tage gefeiert werden sollte. In schönerer Weise konnte die Weihe nicht gedacht werden.

Es war Sonntag Morgen, ein wahrer Sonnentag des Lebens. Alles still und ruhig um uns her; der Friede Gottes ruht auf diesem Paradiese, auf diesem wunderbaren, auserwählten Stück Erde. In mich versunken stehe ich anschauend da, und „das ist der Tag des Herrn!" ertönts in meinem Innern:

„Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern."

Aber nicht bin ich allein auf weiter Flur, denn die liebende Gattin drückt mich an ihr dankbares Herz und schaut mir seelenvoll in's Auge, denn auch in ihr ist „Süßes Graun, geheimes Wehn!" Es ist nur Ein Gefühl, Eine Empfindung, nur Ein Gedanke:

„Der Himmel nah' und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Selten sind wohl die Worte unseres edeln Uhland tiefer und inniger nachempfunden worden, selten mögen sie auch ein so richtiger, zutreffender Ausdruck der Situation gewesen seyn.

Wir nahmen eine Gondel, durch die Vermittlung unseres Wirthes zu einem überraschend mäßigen Preise. Dabei war der Fährmann ein allerliebster Mensch, gefällig, bescheiden, mittheilsam. Er war Soldat gewesen, hatte die Feldzüge mitgemacht nach der Krim und in Oberitalien, war vor Sebastopol gewesen und hatte bei Solferino mitgefochten, sprach natürlich mit Begeisterung von seinen Kriegserlebnissen, ohne aber im Geringsten etwas Bramarbasirendes zu haben; und gerade dieß gewann so sehr für ihn, besonders wenn man sich des rohen Soldatenwesens erinnerte, das sonst die Leute des Kriegshandwerks zur Schau zu tragen pflegen. Unserem Fährmann hätte niemand angemerkt, daß er ein Kriegsmann gewesen.

Wir fuhren hinüber nach der Isola bella, die uns zunächst lag, nach der „Schönen Insel," nach der Insel der Liebe, denn der Venus und dem Cupido war sie geweiht. Und wirklich möchten sich nicht viel Punkte der Erde finden, die Mutter Natur so zu einem Tempel der Liebe geschaffen hat, wie Isola bella. Von der Südseite aus gesehen — und wir kamen von dieser Seite her — erhebt sich die Insel in zehn künstlich auf einander gesetzten Terrassen bis zu einer Höhe von 120 Fuß über dem Wasser. Ursprünglich ein fast unfruchtbarer, aus dem Wasser auftauchender Glimmerschieferfels ist das Eiland durch die Hand des Menschen erst zu dem geworden, was es ist. Der Graf Vitaleo Borromeo, von der prächtigen Lage dieses Felsens entzückt, faßte den Plan, ihn zu einer bewohnbaren,

beneidenswerthen Stätte zu machen. So wurde durch Aufschütten fester und fruchtbarer Erde dieses Paradies erzeugt, auf welchem neben dem geräumigen Schloß und dem prachtvollen Garten noch Platz geblieben ist für Kirche, Gasthof und mehrere Fischerhäuser. Der Garten ist der eigentliche Mittelpunkt der Insel. Er ist zwar etwas streng angelegt, steif, abgezirkelt, gedrechselt, der Geschmack von Versailles ist bestimmend gewesen, die pyramidale Terrassirung an und für sich hat schon etwas Bizarres, Wunderliches; aber die Natur entfaltet so viel Zauber, daß sie durch alle Künstelei nicht hat vernichtet werden können. Oleander bis zu zwölf Fuß Höhe und darüber in üppigster Blüthenfülle, große Aloe, Magnolien, Cedern, Cypressen, Feigen, Myrthen, Orangen, Citronen, Alles in herrlichster Pracht.

Und nun vor Allem der Blick in die Umgegend! Zwar auch von einzelnen Stellen des Gartens, besonders von einem kleinen, durch Pinien gebildeten Hain aus ist die Aussicht entzückend, in noch höherem Grade aber von der nördlichen Seite des Schlosses aus. Was Stresa schon geboten hatte, zeigt sich hier wieder, aber in schärferen Linien, lebhafteren Farben, malerischeren Gruppirungen der Berge. Kupferstiche und Skizzen können zwar wohl eine ungefähre Vorstellung geben von dieser herrlichen Lage; aber der unendliche Reiz, der in der wundervollen Färbung liegt, geht dabei immer verloren. Und selbst der Maler, dem die Farbe zu Gebote steht, muß ein ungewöhnlich begabter Künstler seyn, wenn er diese zarten Tinten, diesen hingehauchten Duft nur annähernd wieder geben will, wie er besonders bei Abendbeleuchtung hingegossen ist.

Als wir aus dem Garten, in welchem übrigens ein sehr unfreundlicher Gärtner die Führung sehr eilfertig abgemacht hatte, heraustraten, hörten wir von der Kirche aus geistliche Musik. Die ziemlich kleine Kirche war zu dem heutigen Feste festlich geschmückt, prächtige Weihgefäße waren auf dem Altare aufgestellt, Alles war festlich angethan, das Hochamt wurde celebrirt, kräftige Baßstimmen ertönten bei den Responsorien. Darauf betrat ein junger Mann von einnehmender Persönlichkeit die Kanzel. Ueberraschend war uns zunächst, daß er auf der Kanzel nicht stehen blieb, sondern sich niedersetzte. Eben so mußte es uns auffallend seyn, daß er bedeckten Hauptes war, nicht aber etwa mit einem Sammtkäppchen bedeckt, wie bejahrte Geistliche auch bei uns bisweilen, sondern mit einem besondern Barett. Er gesticulirte lebhaft, stand oft auf, nahm oft, namentlich bei Nennung des Namens Jesu, sein Barett ab, berührte es noch häufiger und zeigte überhaupt eine Beweglichkeit, wie sie unsern Kanzeln, auch den katholischen fremd ist. Der junge Geistliche hatte übrigens Natursinn und ging in seiner Predigt von einer lebendigen Schilderung der Naturherrlichkeiten aus, von der die Zuhörer umgeben seyen, um auf den Preis des Schöpfers, Jesu, der Jungfrau Maria und der Heiligen überzugehen und dann die Pflichten des Menschen gegen Gott und die Kirche darzuthun. Nachdem wir noch von der nordwestlichen Seite der Insel am Fuße des Schlosses, das hier übrigens nicht ausgebaut ist und auch wohl nicht wird ausgebaut werden, noch einige Skizzen entworfen hatten, namentlich von der Fischerinsel (Isola dei Piscatori) und den Berghöhen dahinter, schieden wir von der Insel, ohne das im Rococostyl gebaute Schloß selbst in seinem Innern zu besuchen.

Wir fuhren hinüber nach der Mutterinsel, der Isola madre. Der Charakter derselben ist ähnlich wie der der Isola bella und doch wieder sehr verschieden. Hier haben wir kein Schloß, um dessen willen alles andere auf der Insel, ja die Insel selbst angelegt scheint; hier ist nicht ein so gedrechselter, zopf- und perrückenartig zugeschnittener Garten; Isola madre ist ein großer, schöner Park, mehr durch die ganze köstliche Lage, durch die glückliche Natur, durch die üppige, südliche, gleichartige Vegetation, als durch die Kunst an die Nachbarinsel erinnernd. Denn, wenn gleich auch hier künstliche Terrassirungen sich finden, tutto e piu naturale, wie der Gärtner es sehr richtig bezeichnete. Auf jener Insel tragen die Oleander den Sieg davon, hier die Aloe und Lorbeeren. Ganze Waldungen von Lorbeer-, Granat- und Orangenbäumen zieren die Mutterinsel, dazu der Korkbaum, Limonen, Feigen, Cedern, Cypressen, Kastanien, Maulbeeren, Oliven und andere dem Süden angehörende Repräsentanten des Pflanzenreichs. Und dieß Alles steht frei und ungeschützt, nicht in Kübeln, sondern in der freien Erde. Doch werden die Citronen am Spalier im Winter durch Bretter gegen etwaigen Frost geschützt. Der südländische Charakter wird noch durch die Vertreter des Thierreichs vermehrt. Es girren lieblich die Turteltauben in den Bäumen, und es spreizen sich darunter die Pfauen, und Goldfasanen fliegen von Baum zu Baum.

Der Gärtner war ein freundlicher, gefälliger Mann, kannte besser als sein College auf der Isola bella die Pflichten der Galanterie und überreichte unsern Damen unaufgefordert einige schöne Blumen zur Erinnerung, was natürlich uns veranlaßte, ihm in anderer Weise unsere Erkenntlichkeit auszusprechen als seinem wortkargen, unfreundlichen Collegen. Von Nordosten her zog ein Gewitter heran, der Gärtner machte uns darauf aufmerksam und mahnte uns, wenn wir das Gewitter nicht ganz abwarten und nachher noch einige Zeit auf der Insel bleiben wollten, bald abzufahren, da der See, der jetzt noch spiegelglatt war, leicht aufgeregt werde und dann die Fahrt für eine Gondel sehr unbequem werden könnte. Wir folgten seinem Rathe um so williger, da ich aus eigener früherer Erfahrung wußte, daß der sturmerregte See auf dem Dampfboote seekrank machen, für kleine Barken und Gondeln aber geradezu gefährlich werden kann. Jetzt war das Wasser noch ruhig und still, in seinem saftigen kräftigen Grün rein und durchsichtig. Doch war es gerathen, nunmehr die beiden andern Inseln, die noch zur borromäischen Gruppe gerechnet werden, die schon erwähnte Fischerinsel und die Johannesinsel (Isola San Giovanni) unbesucht zu lassen, zumal sie wesentlich Neues nicht hätten bieten können.

In kurzer Zeit waren wir in Pallanza. Wer nicht in Stresa oder auf der Isola bella Standquartier nimmt, dem möchte wohl nur noch Pallanza anzurathen seyn. Unmittelbar an dem Landeplatze der Dampfschiffe liegt das Hotel Universo, von dem aus man eine prachtvolle Aussicht über den See hat, nun von Norden nach Süden zu sämmtliche Inseln überschauend. Auch eignet sich Pallanza sehr zu Ausflügen nach allen Seiten des Sees; es ist so der eigentliche Mittelpunkt. Es ist ein kleines Städtchen, das als Sitz der obersten Verwaltungsbehörden sowie eines Gerichtshofs auch eine gewisse Bedeutung hat. Auch befindet sich daselbst ein großes Militärgefängniß. — Unter dem großen Gerichtshause laufen weitläuftige, breite, luftige Hallen hin, die zugleich als Wartehallen benutzt werden für die Dampfbootreisenden, wo man sich auch um so lieber aufhält, als sie einen angenehmen Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen gewähren und man zugleich sich an den prächtigen Südfrüchten, die dort feilgeboten werden, Feigen, Apfelsinen, Pfirsichen und dergl. für billiges Geld erquicken kann.

Das Gewitter hatte nur gedroht, es hatte sich verzogen. Der See war ruhig geblieben. Das Dampfboot führte uns in kurzer Zeit und ohne irgend welche Gefährdung nach Luino an der Ostküste des Sees. Diese kurze Dampfbootfahrt diente übrigens dazu, unsere Erfahrungen in Betreff des italienischen Trinkgelderexpressungssystems zu bereichern. Jedes Land hat seine eigenen Sitten und Gewohnheiten und in diese muß der Fremde sich fügen, will er sich nicht dauernd Unannehmlichkeiten aussetzen. So ist es natürlich auch in Beziehung auf die Trinkgelder. Man muß indessen bei aller Anerkennung landesüblicher Gewohnheiten der Unverschämtheit und systematischen Erpressung sich doch nicht ohne Weiteres fügen. Es verlangte sein Trinkgeld der Fachino, der das kleine Gepäck (Reisetasche) vom Gasthofe kaum hundert Schritte nach dem Landungsplatze gebracht hatte; ein zweiter, der es von dort auf das Dampfboot trug; ein dritter, der es auf dem Dampfboote kurz vor der Landung in Luino vom Hinterdeck auf das Vorderdeck trug; ein vierter, der es dem dritten abnahm, um es über die Landungsbrücke zu tragen, wo es einem fünften übergeben wurde; dieser fünfte trug es bis zu dem hart am Ufer stehenden Postwagen und wollte natürlich wiederum für die schwere Mühwaltung belohnt seyn; ein sechster, der am Postwagen stehend das Gepäck entgegennahm und es auf das Verdeck des Wagens legte. Daß hiebei ein kleiner Unmuth sich geltend machte, wird jeder gerechtfertigt finden.

R. H.

Aus Spanien, August.

(Fortsetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Nicht leicht vergißt man so eine Abfahrt mit der Diligencia. Wie die Stränge angezogen wurden — Nachmittags gegen vier Uhr — und das Gespann mit uns davonraste durch die weiten und engen Gassen, durch dick und dünn, um die Ecke des Doms, und die Leute uns schier bedenklich nachschauten, wie jemand, den der Teufel schon halb am Kragen hat, da war mir doch seltsam zu Muth. Es ging im Sturme dahin durch üppige Gefilde, belebt von den schon jetzt bizarren Figuren der Landleute. Durch die aufwirbelnden Staubwolken hindurch spürte ich Seeluft. Das Meer, grün und duftig, wogt heran in seiner Majestät zur Rechten; zur Linken über dem sammtnen Vordergrunde der Triften ragen die Pyrenäen, ein Amphitheater von Alpen. Während sie immer mehr vortreten, die kühnen Formen, blitzt die See bald nah, bald fern auf, unendlich hingebreitet, öfters bis an die Straße wallend, mit seiner ganz einzigen, erfrischenden Luft ein Segen mitten im Sonnenbrande des August. So fliegen wir hin, lustig, aber doch viel zu wild, vorüber an den Gespannen der starkhörnigen Ochsen mit den über das Joch gezogenen Schaffellen, vorüber an den am Wege beschäftigten oder rastenden Bauern und Arbeitern, deren gaffende Theilnahme uns jedesmal von neuem befeuert zu tollerer Jagd. Dann hält man plötzlich wieder wegen irgend eines kleinen Zufalls, eines weggeflogenen Huts, eines Glases Wasser, das getrunken werden soll u. s. w., wobei sich unser Mayoral, eine charakteristische Figur, stets thätig erwies. Ich hatte mir, laut einem auf der ganzen Reise durch die Halbinsel praktisch erfundenen Rathe, den Platz im „interior" gewählt, wo man für alle Fälle weniger ausgesetzt ist, als in der Berlina, die den Vorrang behauptet, und wo vorerst meine Reisegesellschaft aus einer in Madrid verheiratheten Britin bestand, welche ihr Söhnlein zu London abgeholt, und aus zwei jungen

Spaniern, deren einer seinen Kanarienvogel im Käfig mitführte. Von allen Seiten stießen wir auf Arbeiten der Eisenbahn nach Bayonne, welche man nach Verfluß von sechs Monaten eröffnen zu können hoffte, so daß binnen kurzem Paris und Madrid durch Schienen völlig verbunden seyn werden.

Wir spannten um in St. Jean de Luz, wo es wimmelte von schwarzen Ziegen, Bademasken, Cafés; aber wir hatten auch das Meer zunächst bei uns. Einen Moment war uns die Straße gesperrt, denn soeben rutschte probeweise eine Lokomotive vorbei, die erste vielleicht. Hinter den letzten Bergen Frankreichs steigt die Felsenkrone des Monte de la Haya auf, und der nachbarliche Monte Harsia. Aus grünen Schluchten starren die Gipfel titanenhaft, Pyramiden über Wolken ragend. Welche Lichtspiele in diesen Zauberthälern der Pyrenäen! Graziöse Staffage gewährten die baskischen Weiber, mit der reizenden Art, ihre Kopftücher zu schlingen. In Nebeln von Staub rollten uns verschiedene Diligencias entgegen, und aus jedem der zahlreichen Fenster dieser ambulanten Häuser wedelte, drollig genug anzusehen, ein Fächer — wie lauter gefangene Riesenschmetterlinge. Wir immer rasch vorwärts: durch die Städtchen Urrugue, Benobie; von hier an, dem letzten französischen Grenzorte, folgte ein Carabinero, ein berittener Zollsoldat, unserer von zehn Maulthieren gezogenen Arche bis zur Mauth, wo sich Hogarth'sche Scenen entwickelten, in denen auch ich durch meine Protestationen eine Rolle spielte, jedoch nur Hohngelächter hervorrief. Gewöhnt an die Höflichkeit anderer Mauthbeamten, selbst der weiland so verrufenen österreichischen, empörte ich mich, obschon vergeblich, gegen die Art, wie unsere Effekten umhergerissen wurden. Man plombirte die Koffer unter dem Vorwande, uns bis in die Hauptstadt vor neuen Untersuchungen zu bewahren. Aber unter den Augen dieser Spürhunde ging die blonde Engländerin mit einem neuen französischen, vermuthlich für das edle Haupt einer Castilianerin bestimmten Kopfputz herein, den einer unserer jungen Caballeros zu einem Geschenke in San Sebastian bei sich führte. Mit Bedauern muß ich sagen, daß ich im Allgemeinen die spanische Soldateska brutal und nicht selten sogar roh gefunden habe.

Wir haben die verhängnißvolle Brücke der Bidassoa hinter uns, welche sich in die Bucht von Fuentarabia ergießt. Dort jenseits des Flusses am Gebirge, welches sich plötzlich mit düstern Sturmwolken umzogen hat, liegt das romantische Städtchen Fuentarabia mit all seinen geschichtlichen Erinnerungen; auch an die gern gelesenen, aber seltenen Memoiren der Anne de Motteville. Hier ist die Fasaneninsel mit dem Denkmale; wir fahren ganz nahe daran vorbei. Auf dem Felsen in der Bidassoa sitzt, über das Wasser gebeugt, der Fischer, und ein junges schlankes Kind eilt an uns vorbei mit dem Korbe voll silberner Fische. Es ist ein edler Menschenschlag in diesen Vascongades oder baskischen Provinzen, der schönste in ganz Spanien. So ernst, so hoch, möchte ich fast sagen, schaut der Landmann dem vorbeibrausenden Wagen nach, ernst und hoch, wie sein strenges Gebirg, das finster emporragt. — Unweit dem traulichen Städtlein Yrun, dem ersten auf spanischem Boden, begegneten uns zwei Weiber, in einer Art von Doppelkorb, Cacolet genannt in der Landessprache, zu beiden Seiten des Maulthiers im Gleichgewicht einträchtlich reisend. Renteria, das schon zu der Guipuzcoa zählt, liegt reizend an seinem Flusse, mit der Alameda am silbernen Wasser, unter deren Bäumen schöne Frauen wandelten. Ich glaubte zu träumen, da ich nun wirklich das Land erreicht hatte, das ersehnte Land der Romantik, in welchem mich viele Genüsse erwarteten, aber auch viele Enttäuschungen, wie alle, welche die Halbinsel durchwandern, wenn sie aufrichtig seyn wollen.

Riesig thürmte sich der Jaizquivel empor, in dessen Thäler auf Triften und unter Eichenkronen freundliche Caserios, Gehöfte, ruhen. Die Chaussée windet sich am südlichen Ufer der einem Binnensee ähnlichen Bai von Pasages, welche einst, vor ihrer Versandung, den größten Admiralsschiffen zugänglich gewesen seyn soll. Diese vielfältigen, in das Land eigenthümlich sich hereinziehenden Meerbuchten heißen „ria." Längs derselben ist überall der Schooß der Pyrenäen durchwühlt von Eisenbahnarbeiten. Ueber den Astigarraga bringt uns der Puente de Santa Clara. Die Umrisse der Gebirge wachsen immer ungeheurer in der Dämmerung. Der Ocean, welcher da und dort wieder hereinschimmert, die Felsschluchten, alles wird fabelhaft, und man möchte fast nicht bedauern, daß die Nacht einbricht, so wundersam prächtig ist sie; und doch schmerzt es, daß sie uns den Zauber solcher Natur verhüllt. Vielleicht lieh die Dunkelheit dem malerischen San Sebastiano noch mehr Reiz, wenn es dessen bedurft hätte. Die Stadt ist nach der Kriegsverheerung wieder neuerbaut, terrassenförmig an dem steilen Sandsteinberge, von dessen Kuppe das Castillo de la Mota hinausschaut über den biscaischen Meerbusen. Es war eine unbeschreibliche Magie: diese Fluth, diese Küste, dieses Funkeln und Flammen von hundert Gaslichtern, gleich feurigen Blumen; diese Frauen mit Schleiern und Fächern im Finstern an der See, oder in den beleuchteten Straßen, die von Badegästen wimmelten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 16. September 1864.

— I saw him, gallantly arm'd,
Rise from the ground like feather'd Mercury,
And vaulted with such ease into his seat,
As if an angel dropp'd down from the clouds,
To turn and wind a fiery Pegasus,
And witch the world with noble horsemanship.

Shakespeare.

Der Marschall von Sachsen.

Zu Ende vorigen Jahrs wurde eine Biographie dieses außerordentlichen Mannes ausgegeben, von dem vortrefflichen Archivdirektor Weber in Dresden, welchem die historische Literatur schon so viele schätzenswerthe Bereicherungen verdankt. So viel auch schon in früherer wie in neuer Zeit geschrieben worden über ce Saxon, ce héros de France, wie ihn Friedrich der Große in seiner an den Marschall Keith gerichteten Trauerelegie apostrophirt, so ist dieses doch die erste zuverlässige, authentische Lebensbeschreibung, „nach archivalischen Quellen.“ Sogleich als mir das Webersche Werk in die Hand kam, drängte sich mir daher auch der Gedanke auf, den Lesern dieser Blätter Mittheilungen daraus zu machen, und ich bin in diesem Vorsatz nicht irre gemacht, vielmehr darin bestärkt worden dadurch, daß mir Saint-René Taillandier in der Revue des deux mondes mit einer ähnlichen Arbeit zuvorgekommen ist. Der bekannte französische Gelehrte hat bereits in zwei Heften der Revue (im Mai und im Juni) sehr ausführliche Auszüge aus dem Buche von Weber gebracht und dieselben noch mit einem ziemlich weitschweifigen, nach deutschen Begriffen den Gegenstand nicht immer illustrirenden und präcisirenden, sondern mitunter verwässernden und verballhornenden Commentar vermehrt. Wenn ich diese französische Gründlichkeit, welcher bei allem doch da und dort ein historischer oder geographischer lapsus begegnet, zu vermeiden suche, so wird immer noch so viel Thatsächliches von eben so historischem wie romantischem Gehalt übrig bleiben, daß auch ein belletristisches Publikum es mit Nutzen und Vergnügen lesen kann.

Wie wünschenswerth eine wirklich authentische Biographie dieses berühmten Sprößlings eines so erlauchten Vaters ist, wie Friedrich August I., der Starke, war, läßt sich ersehen, wenn wir auch nur einige der Fabeln mittheilen, mit welchen ihn namentlich die französischen Lobredner umgeben haben, die ihn als einen der Ihrigen ganz besonders verherrlichen zu müssen glaubten. Der Verfasser der Histoire du Comte de Saxe macht ihn schon in seinem zwölften Jahr zum Helden eines romantischen Liebesabenteuers mit einem Mädchen von demselben Alter, Rosette Duboran, die er während seines damaligen Aufenthalts in den Niederlanden nach Brüssel entführt haben soll. Alle Details werden in größter Ausführlichkeit berichtet, und der zwölfjährige Moritz erscheint schließlich als Vater eines von der zwölfjährigen Duboran im August 1709 geborenen Mädchens. Die ganze Geschichte ist eine

Fabel; denn, abgesehen von dem Widerspruch mit dem gewöhnlichen Gang der körperlichen Entwicklung, weist Weber auch umständlich nach, daß Moritz zu der Zeit, in welche der Ursprung seiner angeblichen Vaterschaft fallen müßte, gar nicht in den Niederlanden war, sondern erst ein halbes Jahr später dahin kam. Mit Recht fügt er hinzu: „Moritz hat später so viele Siege im Felde der Liebe errungen, daß wir in der That, um ihn in dieser Beziehung zu verherrlichen, nicht bis in die Jahre seiner Kindheit zurückzugreifen brauchen."

Eben so gehört wohl das meiste von dem, was aus jener Zeit Heldenhaftes über ihn berichtet wird, in das Reich der Fabel, wenn auch nicht bezweifelt werden mag, daß er sich von Jugend auf tapfer und unerschrocken benommen. Namentlich das melodramatische Wort, das man ihm am Abend nach der Schlacht bei Malplaquet in den Mund legt: „qu'il étoit content de sa journée," ist ganz entschieden unächt, da ihn sein Mentor Schulenburg den ganzen Tag über entfernt vom Schlachtfeld hielt, für welche Vorsicht ihm die Gräfin Königsmark in einem noch vorhandenen Brief ihren besondern Dank ausspricht.

Und so geht es fort mit allen den jugendlichen Heldenthaten, die Moritz verrichtet haben soll und von denen meigstens in den archivalischen Quellen keine Spur zu finden ist. So nennt ihn noch Saint-René Taillandier, der doch Weber vor sich hat, mit französischer Emphase einmal den „Helden von Stralsund." Woher diese Bezeichnung datiren soll, ist nicht wohl ersichtlich. Allerdings nahm Moritz im Jahr 1711 und 1712 an dem Feldzug in Pommern Theil, und soll sich, was übrigens nicht constatirt ist, namentlich in der Schlacht bei Gadebusch durch wiederholte kühne Reiterangriffe sehr ausgezeichnet haben. Im Jahr 1715 befand er sich nach den gedruckten Quellen (die archivarischen Nachrichten schweigen ebenfalls hierüber) vor Stralsund; es wird aber von seiner Anwesenheit nichts Außerordentliches berichtet als eine Anekdote, die damit zusammenhängt und die lange in der sächsischen Armee fortlebte. Es war nämlich bei dem Belagerungsheer auch der ausgezeichnete Ingenieur-Capitän Krubsacius, den Moritz später, als er selbst in französischen Diensten stand, jedoch vergeblich an sich zu ziehen suchte. Diesem Krubsacius hatte der Feldmarschall Graf von Wackerbarth eines Tags in den Trancheen von Stralsund einen Befehl gegeben, der ihn auf einen vorgeschobenen Posten beorderte. Bald nachdem er sich entfernt, kam die Meldung: „Der Krubsacius hat einen gekriegt." Der Feldmarschall meinte, Krubsacius habe beim Patrouilliren einen Schweden gefangen genommen, und befahl denselben vor ihn zu bringen. Es war aber kein Schwede, den der Hauptmann gekriegt, sondern eine „terrible Contusion," die ihm eine Kugel verursacht hatte. Das Mißverständniß löste sich, als man den Verwundeten vor Wackerbarth brachte; die ganze Geschichte aber „gab Anlaß, in der Armee zu sagen, wenn Einer blessirt war, oder eine Contusion überkommen: er hat einen Krubsacius gekriegt."

Wenn so der Held von Stralsund eigentlich Krubsacius ist, der hier einen gekriegt hat, so ist Moritz um so unzweifelhafter der Held von Krosniec. Hier hat er eine That verrichtet, die eine vollkommene Parallele zu Carl XII. in Bender liefert, so daß sie hier wohl wird eine Stelle finden dürfen. Im Januar 1716 nämlich wollte er sich nach Sendomir begeben, wo sächsische Truppen standen. Ein falsches Gerücht, daß ein Waffenstillstand zwischen den Sachsen und den conföderirten Polen geschlossen worden sey, verleitete ihn, seine Reise nur in Begleitung von fünf Officieren und zwölf Bedienten, ohne weitere Bedeckung anzutreten. Gegen Mittag kam er in das Dorf Krosniec, wo er in dem Hause eines Juden Quartier nahm. Die Gesellschaft hatte sich gerade zur Tafel gesetzt, als ein Diener mit der Nachricht in das Zimmer stürzte, daß eine große Schaar feindlicher Polen in das Dorf rücke. Nach Angabe gedruckter Quellen sollen es 800 Reiter gewesen seyn; ein Brief der Gräfin Königsmark gibt nur 4—500 Mann an. Da Moritz nicht mehr als siebzehn Mann zu seiner Verfügung hatte, so kommt eine solche Differenz hier auf jeden Fall gar nicht in Betracht. Mit dieser kleinen Schaar war es ihm unmöglich, den Hof zu decken, er überließ denselben daher dem eindringenden Feinde und beschränkte sich auf die Vertheidigung des Hauses selbst. Es ist eine Abbildung vorhanden (von le Rouge in seinem Parfait aide-de-camp. Paris 1760. 51 S.), welche diese Vertheidigung veranschaulicht. Man sieht hier den Durchschnitt des Gebäudes, das zwei Stockwerke hatte. Aus der zweiten Etage gaben die Vertheidiger Feuer auf die Angreifenden; diese umringen das Haus und sind schon in das Parterre eingedrungen; die Treppe ist abgetragen, in den Fußboden des obern Stocks sind Löcher gebohrt, durch welche die Vertheidiger in das Parterre schießen; Lanzen, mit der Spitze nach unten, sind durch die Dielen gestoßen. In fünfstündigem Kampf schlug Moritz die wiederholten Angriffe der Polen zurück, obwohl mehrere seiner Leute verwundet, einige getödtet wurden und er selbst einen Schuß durch den Schenkel erhalten hatte. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende und die Polen umgaben das Haus mit Wachen. Moritz benützte die Dunkelheit, machte mit vierzehn Mann, die ihm, zum Theil verwundet, noch

übrig waren, einen Ausfall, hieb die Wachen nieder, eroberte sich die nöthigen Pferde und entkam glücklich unter dem Schutze des Waldes.

Dieser coup de main ist so abenteuerlich, als man ihn nur wünschen mag. Uebrigens lesen wir in gleichzeitigen Nachrichten vier ähnliche Heldenthaten braver Sachsen gegen die Polen. Ein Brief vom März 1716 meldet, daß 38 Dragoner vom Regiment Weißenfels sich sieben Stunden lang gegen 21 Fahnen Polen vertheidigten und endlich sich durchschlugen. Aehnlich bekämpften 150 Dragoner von den Regimentern Bayreuth und Milkau 2000 Polen, tödteten ihnen ihren Commandanten und 100 Mann und schlugen sie in die Flucht. Die Sachsen standen damals überhaupt im Ruf ganz besonderer Tapferkeit und Körperstärke. Die Riesenkraft des Hufeisen zerbrechenden Königs scheint sich auch den Prinzen seines Hauses mitgetheilt zu haben, welche nicht die Ehre hatten, auf legitimem oder illegitimem Weg ihre Abstammung auf ihn zurückführen zu können. So erzählt uns Weber von einem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, dem nachherigen österreichischen General, wie er als zwanzigjähriger Jüngling in Neapel eine auffallende Probe seiner Unerschrockenheit und Stärke gegeben. Der Prinz war Offizier bei dem kaiserlichen Regiment von Seckendorf und ging mit mehreren andern Offizieren bei Capua auf die Jagd. In hitziger Verfolgung eines Wilds verlor er sich von seinen Gefährten und sah sich mit einemmale in einer ihm ganz unbekannten wilden Gegend. Eine aus einer Schlucht aufsteigende Rauchsäule ließ ihn hoffen, Menschen zu finden; er ging in der Richtung fort und entdeckte bald eine Hütte. Auf sein Rufen und Klopfen trat ein langbärtiger, in Lumpen gehüllter Riese, mit einer Flinte bewaffnet, aus der Thür und befahl dem Prinzen mit barschen Worten, sich davon zu machen. Nach einigem Hinundherreden legte der Riese seine Flinte auf den Prinzen an. Mit Blitzesschnelle aber sprang dieser auf seinen Angreifer los und schlug die Flinte in dem Augenblick bei Seite, als jener Feuer gab, so daß die Kugel über seinem Kopf wegging. Fluchend warf der Bandit die Flinte weg und zog ein langes Messer, das er in einem, ihm als Gürtel dienenden Strick an der Seite trug, meinend, der schmächtige Jüngling werde ihm eine leichte Beute seyn. Er hatte sich aber geirrt: die eine Hand des Prinzen packte lähmend die mit dem Messer bewaffnete Faust des Banditen, als dieser eben zustoßen wollte, und die andere umspannte wie mit eisernen Klammern seine Kehle. Nach einem gewaltigen Ringen warf der Jüngling seinen riesigen Gegner zu Boden und schnürte ihm mit seinem eigenen Strick, den er ihm vom Leibe riß, Hände und Füße zusammen. Auf die Schüsse, die der Prinz von Zeit zu Zeit abfeuerte, kamen endlich seine Jagdgenossen herbei und geleiteten ihn mit seiner sonderbaren Jagdbeute nach Capua, wo der Gefangene als einer der gefährlichsten Räuber und Mörder erkannt wurde, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand, an den sich aber kein Sbirre gewagt hatte. Als der Prinz am 7. December 1722 mit seinem Gefangenen in Neapel einzog, lief die halbe Stadt zusammen. Der Chevalier von Hecker, dessen Briefe sich in dem Dresdener Archiv befinden, schrieb deßhalb nach Haus: „On prone extrêmement la bravoure, l'intrépidité et la bonne conduite du Prince, de manière, que cette belle et courageuse action a rendu universellement le beau sexe partial pour les Saxons et l'on ne parle que de la force extraordinaire des Princes de Saxe, avec laquelle ils sont ici en crédit de surpasser toutes les autres nations d'Europe, et on les considère comme les Hercules de la terre."

Würde es nicht zu weit abführen, so ließe sich eine schöne romantische Geschichte hinzufügen, welche mit diesem Riesenkampf in genauester Verbindung steht und die sich in der Correspondenz des Baron von Buchet in Rom mit dem Grafen Sagnasco findet: wie sich nämlich le beau sexe in Italien wirklich für den tapfern Prinzen auf's lebhafteste interessirte und namentlich die Marquise della Cerra, eine junge Wittwe und eine der ersten Schönheiten in Neapel, sich in ihn verliebte; wie der Prinz dieser Verbindung zulieb zur katholischen Kirche übertrat, wie aber die Verwandten der Braut, die von ihren Einkünften mitlebten, sie plötzlich auf ein Schloß im Gebirge entführten und in Wien die Rückberufung des Prinzen zu erwirken wußten, so daß er Italien verlassen mußte, ohne die schöne Marquise noch einmal gesehen zu haben. Wir können uns auf diese Aventuren, so reizend sie sonst sind, nicht näher einlassen, da unsere nächste Absicht ist, zu zeigen, wie erwünscht eine eigentlich historische Lebensbeschreibung des Grafen Moritz von Sachsen seyn muß, nachdem der Mythus ihn mit so vielem Unwahren und Ungehörigen umgeben hat. In dieser Hinsicht wollen wir nur noch Eines anführen. Fast alle Schriften, die dem Leben und den Thaten des Marschalls gewidmet sind (z. B. Eloge de Maurice Cte de Saxe, discours qui a remporté le prix de l'Académie française en 1759, Paris 1763. Erneuertes Denkmal des Generalfeldmarschalls M. Grafen von Sachsen. Leipzig 1777. Sammlung von Lobschriften auf Moritz Gr. von Sachsen. Carlsruhe 1794. Die Geschichte Moritzens Gr. von Sachsen aus dem Französischen des

Freiherrn von Espagnon. De la Barre Duparcq, Biographie et maximes de Maurice de Saxe, Paris 1851. Lettres et mémoires choisis parmi les papiers originaux du Maréchal de Saxe, Paris 1794 und viele andere) erzählen, daß Moritz im Jahr 1717 den Feldzug gegen die Türken in Ungarn unter Prinz Eugen von Savoyen mitgemacht habe; in mehreren sind sogar seine Heldenthaten ausführlich beschrieben, namentlich wie er dem Prinzen Eugen einmal das Leben gerettet habe, das ein Türkensäbel bedrohte. Man sollte meinen, bemerkt hiezu Weber, wenn so viele Autoritäten eine Thatsache bestätigen, müsse doch Etwas daran seyn, und doch ist Alles Erfindung. Im Jahr 1717 waren gar keine sächsischen Truppen bei der kaiserlichen Armee in Ungarn und die Beschreibungen des Feldzugs, welche sonst aller irgendwie namhaften Ausländer gedenken, die an dem Krieg Theil nahmen, erwähnen Moritz's Namen nicht, und ebensowenig findet sich sein Name in dem Register über diesen Feldzug, welches in dem Wiener Archiv aufbewahrt wird. Wahrscheinlich sind alle diese falschen Angaben über seinen Türkenfeldzug dadurch veranlaßt worden, daß im Jahr 1718 ein sächsisches Corps von zwei Infanterieregimentern und einem Kürassierregiment wirklich, vermöge eines mit dem Kaiser geschlossenen Vertrags, zu der kaiserlichen Armee in Ungarn stieß. Aber auch bei diesem Corps war Moritz nicht; vielmehr beschwerte er sich bitter, daß der Feldmarschall Graf v. Flemming, welchen er in allen Stücken als seinen beständigen Gegner ansah, ihm auch hier in den Weg getreten sey und ihn vom Commando ausgeschlossen habe, worüber authentische Briefe vorliegen.

Dieses zum Beweise der Nothwendigkeit einer kritischen Sichtung und Vervollständigung des bisherigen biographischen Materials. Am nothwendigsten ist diese Sichtung in Beziehung auf seine Jugendzeit. Die Thaten, die er als französischer Marschall in den Niederlanden verrichtet, namentlich die große Schlachtentrilogie mit den Namen Fontenoy, Raucour und Lawfeld, sind weltbekannt. Wohl die Wenigsten aber wissen, wie er sich zu einem solchen Kriegshelden gebildet, durch welche Schulen er gegangen, welches seine früheren Erlebnisse gewesen. Auf einmal erscheint er auf dem Schauplatz wie ein deus ex machina, comme le dieu de la guerre. Ueber seine Jugendzeit also wollen wir hier einiges Zuverlässige und Merkwürdige beibringen; vorher aber halten wir es für zweckmäßig, über seine äußere Erscheinung und seinen Charakter uns näher auszusprechen.

Dem Buch von Weber ist ein Portrait des Helden beigegeben, nach einem Oelgemälde von Müller, das ihn in voller Jugendblüthe darstellt. Die milden Züge desselben, namentlich der weiche Mund, ließen keinen eisernen Kriegsmann vermuthen. Von einem andern Bild, von La Tour in Pastell ausgeführt, gibt der Verfasser folgende Beschreibung: Wir sehen Moritz mit eigenem, leicht gepudertem Haar, in einen bequemen rothen Hausrock gekleidet; in den milden, freundlichen Zügen prägt sich ein von Herzen kommendes Wohlwollen so hervortretend aus, daß man, wüßte man nicht, wen das Bild wiedergibt, am wenigsten meinen sollte, es stelle einen Feldherrn dar, der so viele blutige Kämpfe gefochten. Die Franzosen, die an weniger große Gestalten gewöhnt sind, sagen: er sey lang von Gestalt gewesen, während deutsche Zeitgenossen nur von mittlerer Statur sprechen. Sein kräftiger Gliederbau aber verkündete die herculische Körperstärke, mit der er begabt war und die ihn, in Verbindung mit großer Gewandtheit, zu einem Meister in allen ritterlichen Uebungen machte, das Tanzen abgerechnet, dem er keinen Geschmack abzugewinnen wußte."

„Alle Nachrichten über ihn stimmen darin überein, daß er von einer wirklich von Herzen kommenden Freundlichkeit gegen Alle gewesen sey, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Leutselig gegen unter ihm Stehende wußte er dagegen der Hoffahrt und Aufgeblasenheit, die sich ohne persönliches Verdienst nur mit ihrer vornehmen Geburt brüsteten, energisch zu begegnen. Zum Höfling und insbesondere unter die vornehme Gesellschaft unter Ludwig XV. taugte seine deutsche Natur gar nicht. Durch seine Hinwegsetzung über alle Formen der Etikette gab er manchen Anstoß und zog sich allerlei Verdrießlichkeiten und Mißhelligkeiten zu. Bei der Wahl seines Umgangs sah er überhaupt nicht auf vornehmen Stand, sondern darauf, daß ihn seine Gesellschaft unterhalte. Er mag dabei überhaupt, insbesondere aber in Beziehung auf das schöne Geschlecht, nicht sehr wählerisch und der Meinung gewesen zu seyn, daß guter Champagner darum nicht schlechter schmecke, wenn auch die Flasche keine glänzende Etikette, kein vornehmes Ursprungscertifikat trage: die erste beste Gesellschaft, wenn sie ihn nur amusirte, war ihm lieber als die sogenannte „erste und beste."

Moritz war nach allen diesen Schilderungen eine derbe und biedere deutsche Natur. Dem widerspricht auch gar nicht, daß er seine ruhmvolle Carrière in französischen Diensten machte. In Deutschland wurde allerdings schon zu seinen Lebzeiten der Vorwurf erhoben, daß er gegen Deutsche fechte. Im Jahr 1745 erschien eine Parodie auf ein damals bekanntes Trauerspiel „Hermann," in welcher auftreten, statt des alten Siegmar, Hermanns Vater — der König von Polen,

August II.; als Hermann — der Feldmarschall Graf Seckendorf; als Flavius, Siegmars jüngerer Sohn — Graf Moritz von Sachsen. Der König August bemüht sich, seinen Sohn Moritz in folgender Weise von den Franzosen abzuwenden:

August: Bist du ein Deutscher? sprich!
Moritz: Wie? mein Vater, kannst du fragen?
Bin ich nicht dein Blut, was kann ich Mehreres sagen?
August: Die Antwort ist dir leicht. Sprich, was dein Herze spricht!
Moritz: Mein Vater, ich bin deutsch, doch hass' ich Frankreich nicht.

August verschwendet vergeblich seine Beredtsamkeit in schlechten Versen, um Moritz für Deutschland zu gewinnen. Da es ihm nicht gelingt, so wendet er sich schließlich an die Germania mit den Worten:

Drum auf, das deutsche Volk in seinem Muth zu stärken,
Germania, laß du des Herzens Adel merken,
Sey du nur Frankreichs Feind und dann so siehe zu,
Wer mehrern Ruhm erlangt, Graf Moritz oder du!

Leider war die Germania in damaliger Zeit nicht sehr dazu angethan, großen Ruhm zu erwerben. Ein einiges deutsches Volk war damals noch ganz anders als heute ein bloßer Traum, eine hohle Theaterphrase, in jener Zeit, wo der größte deutsche König, der berühmteste Mann seines Jahrhunderts, sein ganzes Genie dazu aufbot, die Spaltung Deutschlands ewig unheilbar zu machen. Moritz bot Sachsen wiederholt seine Dienste an; er wurde aber, hauptsächlich durch des Feldmarschalls Grafen von Flemming Schuld, immer abgewiesen. Für einen kriegerischen Aventurier, der er immerhin war, hatte es aber damals noch viel weniger als heutzutage auf sich, sein Glück im Ausland zu suchen. Nur das suchte er wo möglich zu vermeiden, daß er nicht gegen Sachsen zu kämpfen habe. Auch sonst verläugnete er übrigens sein Vaterland doch nicht ganz. Er suchte vorzugsweise Deutsche in seine Nähe zu ziehen und verhehlte es zum Aerger der Franzosen nicht, daß er überhaupt die Deutschen als Soldaten höher stelle. Daß er in seinem ganzen Wesen stets deutsch blieb, ist schon gesagt worden. Als Beleg für den äußeren Zusammenhang, in welchem er mit seinem Heimathlande stets verblieb, mag folgendes Curiosum angeführt werden. Im Juni 1749 kam er zum letztenmal nach Deutschland. Auf den 22. dieses Monats war der sächsische Landtag einberufen, zu dem auch an ihn eine Ladung ergangen war, als an den „Hoch- und Wohlgebornen, unsern lieben getreuen, Herren Moritzen Grafen von Sachsen zu Tautenburg und Frauenprießnitz, General Marschallen von Frankreich." Dieser Ladung folgte er, wie es in einem Briefe heißt: „le Comte de Saxe a pris comme seigneur de Tautenburg séance dans la seconde chambre de la noblesse, vulgo der weitere Ausschuß." Also Moritz ein Mitglied einer zweiten Kammer! — ruft sein Biograph Weber in gerechter Verwunderung aus. Freilich, wenn er auch im weiteren Ausschusse, in dem ihm als Inhaber von Tautenburg die vierte Stelle gebührte, seinen Platz einnahm, an den Verhandlungen hat er sich nicht wesentlich betheiligt, wenigstens ist sein Name in den Akten über jenen Landtag nirgends speciell erwähnt.

Allerdings hatte Moritz viel von der Landsknechtsnatur in sich; aber sein Wesen geht doch darin nicht auf; er hatte weit höhere Gedanken und Ziele als der bloße Söldling und kriegerische Abenteurer. Er fühlte sich als „eines großen Königs Sohn" und hielt sich deßwegen auch nicht zu gering eine Krone zu tragen. Dieß war das Streben, der Traum seines ganzen Lebens. Bezeichnend ist es, daß er seinen militärischen Memoiren den sonderbaren Titel: „Mes Rêveries" gab. Seine militärischen Studien, die so ernsthaft waren und so tief gingen, daß Friedrich der Große nicht mit Unrecht von ihm sagte: „ce maréchal pourroit être le professeur de tous les généraux de l'Europe," waren doch nur Träume über die Mittel, zu diesem ersehnten Ziel seines Lebens zu gelangen. Ehrgeizig, ehrsüchtig war er, sagt sein Biograph, aber nicht eitel. Traumbilder von Kronen, fürstlichen Heirathen, improvisirten Dynastien umgaukelten ihn sein Leben lang; Curland, zuletzt gar noch die Insel Tabajo oder Madagascar, die er colonisiren wollte, sollten ihm den Thron verschaffen, welchen ihm seine Geburt versagt hatte. In dieser, wie in vielen andern Beziehungen, finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen Moritz und dem berühmten Don Juan d'Austria, dem Sohne Kaiser Karls V., beide außerehelich von mächtigen Fürsten gezeugt, beide schön, tapfer, talentvoll, beide immer in unbefriedigtem Streben nach einem nicht zu erreichenden Ziele. Bis in seine letzten Tage lebte Moritz in diesen Träumen, und wenn sie sich nicht realisirten, so suchte er sich in seiner Zurückgezogenheit auf Schloß Chambord wenigstens durch wahrhaft fürstliche Pracht und Großartigkeit zu entschädigen. Er lebte hier eigentlich wie ein souveräner Herr. In einer nur zu diesem Behuf erbauten Kaserne hatte er sein Regiment untergebracht; vor dem Schlosse waren die sechs Kanonen, die ihm Ludwig XV. geschenkt hatte, aufgefahren und die Halle mit eroberten

Fahnen geschmückt. An zwei Tafeln, eine zu achtzig, eine zu sechzig Couverts, ward täglich gespeist. Vierhundert Reit- und Kutschenpferde standen in seinen Ställen u. s. w. Das ganze Leben war ihm ein fürstlicher Traum. In einem seiner letzten lichten Augenblicke sagte er zu dem Arzt Lenac: „Mon ami, voilà la fin d'un beau rêve, oder, wie andere die Worte wiedererzählen: „Docteur, la vie n'est qu'un songe; le mien a été beau, mais il est court."

Hauptsächlich nach dieser träumerischen Seite, als ein bis zum Ende vergebliches Ringen nach einem nicht zu erreichenden Ziel, ist uns das Leben des Grafen Moritz von Sachsen anziehend. Hierin liegt vorzugsweise sein menschlicher Gehalt und sein menschliches Interesse. Deßwegen werden wir im Folgenden zunächst einiges aus seiner Jugendgeschichte wiedergeben, hauptsächlich aber uns mit seinen curländischen und russischen Heirathsplanen beschäftigen, welche ihn dem ersehnten Thron am nächsten brachten, aber auch den schon den Lippen genäherten Becher durch des Schicksals wie durch seine eigene Schuld wieder hinweg rissen, und auf immer.

Die Abstammung des Grafen Moritz von König August dem Starken und der schönen Aurora von Königsmark ist bekannt, nicht aber ebenso Zeit und Ort seiner Geburt. Als sein Geburtsort wird angegeben: Dresden, Goslar, Moritzburg, auch ein Dorf „unweit Magdeburg;" er selbst in seinen Memoiren nennt die Insel Moen. Ebenso differiren die Angaben zwischen dem 15. und 19. Oktober 1696. Das Kirchenbuch von Goslar macht diesen Zweifeln ein Ende, indem daraus zu ersehen ist, daß dort am 28. Oktober 1696 „von der vornehmen Frau in N. Heinrich Christoph Winkels Hause ein Söhnchen geboren ward, welches in der h. Taufe den Namen Mauritius erhielt." Daß die vornehme Frau die Gräfin Aurora gewesen, wird wohl keinem Zweifel unterliegen. Hatte die schöne Gräfin, den sittlichen Anschauungen jener Zeit gemäß, in der Veröffentlichung ihres Verhältnisses zu ihrem fürstlichen Verehrer keine Schmach, sondern die ehrenvollste Bevorzugung gefunden, so suchte sie doch die Folgen dieses Umgangs möglichst zu verheimlichen. Den Sommer und Herbst hatte sie in Quedlinburg zugebracht, wo sie sich um eine Stelle als Stiftsdame bewarb; von dort war Goslar nicht weit, und der stille Ort (un petit hameau nennt St. René Taillandier die alte sächsische Kaiserstadt) mochte ihr als ganz geeignet für eine heimliche Niederkunft erscheinen. Das Ereigniß blieb aber nicht lange verschwiegen, denn bald darauf schreibt Menken von Wolfenbüttel nach Dresden: „Un joli poupon, jeune aventurier de quinze jours, a commencé ses aventures, en allant dans son berceau en carrosse avec sa nourrice de Goslar à Hambourg. On dit, qu'il va commencer son roman pour mettre une fin à celui de sa mère, qui n'est pas sa nourrice, mais doit être sortie de regis medulla. Voilà une jolie fin d'une famille qui a été tant considérée dans le monde."

Der Brief spielt darauf an, daß mit der Geburt des Kindes das Verhältniß des Königs zu seiner Geliebten sich löste, wozu ein körperliches Leiden Auroras mitgewirkt haben soll. Weiter ersehen wir daraus, daß der junge Aventurier nicht lange am Ort seiner Geburt verblieb, sondern in der Wiege die Reise nach Hamburg machte. Auch dort aber war seines Bleibens nicht lange; von Hamburg kam er nach Berlin in das Haus eines Kammerdieners Rousseau, von da nach Warschau, später nach Breslau, in dessen Nähe seine Mutter das Rittergut Wilgen gekauft hatte, später nach Leipzig. Sein Erzieher schreibt aus dieser Zeit an den König, daß „M. le Comte a toutes les inclinations belles;" daß aber unter diesen schönen Neigungen die zum Lernen die am wenigsten entwickelte war, geht aus allen Nachrichten hervor. Seine Mutter, die sich in häufigen Briefen über das Befinden des „vielgeliebten Geheimnißvollen" erkundigt, beklagt sich auch über seine langsamen Fortschritte.

Im Jahr 1704 wurde Moritz mit Gouverneur und Sousgouverneur und einer Anweisung auf jährliche 3000 Thaler nach Holland geschickt. Moritz selbst sagt in einem neuerdings aufgefundenen Bruchstück seiner Memoiren: „Ich war so zerstreut, daß es unmöglich war, mich etwas zu lehren; man glaubte, daß, wenn man das Klima verändere, auch meine Lebensart, mon génie changeront, und schickte mich zu Anfang des Jahrs 1707 (es war das Jahr 1704) mit einem Gouverneur Delorme und Untergouverneur d'Alençon nach Holland, und mit einem Kammerdiener, qui a le voir seulement faisoit tomber en syncope. Im Haag gab man sich vergeblich alle Mühe, mich zu unterrichten; ich erinnere mich, daß meine Lehrer sich vornahmen, mir eine eiserne Maschine anlegen zu lassen, pour me resserrer le crâne, assurant qu'il étoit entreouvert. Manches lernte ich schnell, wie das Exercieren und Mathematik; die Lectüre mußte man aufgeben, denn wenn ich in einem Buche studirte und man mich fragte, wo ich sey und was ich gelesen, wußte ich keine Sylbe. Mit der Arithmetik war es nicht besser, wenn ich auf dem Papier rechnen sollte, allein wenn man mich im Kopf rechnen ließ, gab es keine Aufgabe, die ich nicht schneller gelöst hätte, als Andere auf dem Papier. Ich war ganz wie le diable

qui fait ce qu'on ne lui demande pas, und ich lernte ohne Unterricht perfekt holländisch in weniger als sechs Monaten. Mein Gouverneur erstattete Bericht über meine Fortschritte und bemerkte, daß er es aufgegeben habe, mich etwas zu lehren, weil eine Vereinigung von stupidité et légèreté in mir sey, welche er nicht bekämpfen könne."

Andererseits schreibt der Gouverneur: „Le cher petit comte Maurice se porte parfaitement bien et profite beaucoup en tout ce qu'il apprend. Il est admiré icy de tous les grands et on le voudroit avoir partout, tant il est aimable." Namentlich die Frauen fanden großen Geschmack an ihm. In einem Brief aus Utrecht vom 9. November 1704 heißt es: „Der Graf ist einst mit in Gesellschaft gewesen, da waren alle Weiber zusammen." Kurz: il soutiendra parfaitement bien un jour le rang, que sa haute naissance lui a donné. Zu wünschen wäre nur, daß der König ihm den neuen Orden verliehe, welchen er eben gestiftet hatte. „Un seigneur comme lui ne devroit jamais être sans tel caractère."

(Fortsetzung folgt.)

Späte Heimkehr.

(Schluß.)

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um des Alten Lippen, während er Brunner nochmals die Hand reichte und die Thür öffnete. Dann ging er über den Flur, die Treppe hinauf; aber im zweiten Stock wandte er sich nach der Seite, anstatt geradeaus in sein Zimmer zu gehen, und schritt auf den großen Bodenraum, von woher laute Stimmen herübertönten. Die Geschäftsbediensteten waren eifrig beschäftigt, den Tagelöhnern Anweisungen zu geben; als Sterneck eintrat, ward es einen Augenblick stille und alle grüßten. Dann ging das gleichmäßige Geräusch der Arbeit fort. Auch Philibert befand sich darunter und war nach gewohnter Weise thätig. Er begrüßte den Alten wie die andern; dieser legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter und fragte ihn, wie er geschlafen? Der Jüngling sah dankbar zu ihm auf; ein ängstlich zweifelnder Ausdruck lag doch über seinem Gesicht. Der Alte mußte es wahrnehmen, denn er klopfte dem jungen Mann lächelnd auf den Arm und sagte: „Nun, wer hatte Recht? Sie wollten es mir gestern nicht glauben, daß das Unwetter aufhören und der heutige Tag schön seyn werde. Freilich, hier in Ihrem Dunkel bemerken Sie nichts davon; kommen Sie nur herunter, dann werden Sie sehen."

Er hatte Philibert die Hand dabei gereicht und sie herzlich gedrückt; nun grüßte er die übrigen Anwesenden freundlich und ging mit fröhlichen Augen auf sein Zimmer.

Es klingelte früher zur Zusammenkunft, als er erwartet hatte. Die Mittagsluft war fast sommerlich mild und still, so daß die Thür auf die Veranda geöffnet stand; dicht davor war die Mahlzeit angerichtet, doch nur für fünf Personen heute; der Buchhalter und die jungen Leute waren noch auf dem Lager beschäftigt und beabsichtigten erst später zu essen, um ihre Arbeit vorher zu Ende zu bringen. Die Familie war bereits versammelt, als Sterneck kam.

Als derselbe eintrat, herrschte eine ähnliche Stille unter allen wie am Abend vorher; aber der Ausdruck, der in den Gesichtern lag, war ein sehr verschiedener. Nur die alte Dame hatte dieselbe Miene bewahrt; doch verändert war auch diese: sie war noch eisiger, noch starrer, hochfahrender als damals. Um Brunners Lippen spielte ein ärgerlich spöttischer Zug, wenn er seine Schwiegermutter anblickte; aber man sah, daß er mit ernsten, unruhigen Gedanken beschäftigt war, welche seine Frau nach der Weise, wie sie von Zeit zu Zeit die Augen verstohlen fragend zu ihm aufschlug, kennen und theilen mochte. Hermine allein saß mit gesenktem Blick eifrig arbeitend am Fenster wie am Abend; indeß auch sie mußte nicht ohne Kenntniß der Dinge, die vorgegangen, geblieben seyn, denn sie vermied es nicht, den Augen ihrer Eltern zu begegnen, nur denen der Großmutter, die während der ganzen Mahlzeit fast stechend auf sie gerichtet waren, wich sie ängstlich aus.

Hermine saß der steten Gewohnheit gemäß neben dem

Alten. Als sie sich zu Tisch gesetzt, fiel ihr der silberne Serviettenring aus der Hand. Sie beugte sich hastig zu Boden, um ihn zu suchen. Dabei glitt ein stilles, sinnendes Lächeln über die Züge des Alten, aber niemand hatte es gewahrt, daß zwei weiche, warme Lippen einen langen Kuß auf die alte Hand gedrückt.

Die Conversation war einsylbig und gezwungen. Frau Dahlgren antwortete nur mit einem kurzen: „Ja, Herr Schwiegersohn, oder „Nein, Herr Schwiegersohn," auf die wenigen, der Höflichkeit halber von Brunner an sie gerichteten Fragen. Allein gegen Sterneck war sie förmlich verbindlich wie sonst, und schritt, als er ihr den Arm reichte, um sie in den Garten hinabzuführen, würdevoll aufrecht neben ihm her. Brunner fragte, ob man den Kaffee bei dem milden Herbstwetter drunten einnehmen solle; aber die alte Dame wandte sich auf der Treppe noch einmal um und replicirte mit scharfer Betonung: „Es ist gegen den Gebrauch, das im November zu thun, Herr Schwiegersohn."

Brunner meinte lächelnd, warme Luft sey warm im November wie im Juli; aber sie fuhr, ihn unterbrechend, im selben Tone fort: „Sie wissen, daß ich, so lange ich lebe, nie gegen meine Grundsätze gehandelt habe, und daß in meinem Hause nicht dagegen gehandelt wird, Herr Schwiegersohn."

Der Angeredete biß sich auf die Lippen und ging pfeifend hinterdrein. Drunten zerstreuten sich die Einzelnen in verschiedener Richtung. Brunner eilte Sterneck in einen Seitengang nach und legte seinen Arm in den des Alten.

„Ich habe eine heftige Debatte mit meiner Schwiegermutter gehabt," sagte er etwas verlegen, „aber Sie haben das Resultat gewiß bereits bemerkt. Die Alte ist unbiegsam und störrisch, wie noch nie, und hat mir geradezu gesagt, ich möchte mich, im Falle ich meine Einwilligung gäbe, nach einem andern Hause umsehen. Ihre Enkelin sey ihr leibliches Ebenbild, wie sie vor fünfzig Jahren gewesen, und solle ihr geistiges werden; und sie werde nie einer Verbindung zustimmen, die ihren Grundsätzen zuwider laufe — nie. — Ich vermag nichts mehr zu bewirken, denn ich weiß, daß sie im Stande ist, ihre Drohung auszuführen und uns zu ruiniren. Im übrigen haben meine Frau und ich die Sache reiflich erwogen, auch mit Hermine gesprochen, und sind dem jungen Manne unter diesen Umständen nicht abgeneigt. Allein wir müssen, wie Sie sehen, das Ableben der Frau Dahlgren abwarten —"

„Das dürfte mit dem meinigen zusammenfallen," unterbrach ihn der Alte lächelnd. „Da ist es doch besser, noch einen Versuch bei Frau Dahlgren zu machen, und wenn Sie meinen, daß der Ihrige nutzlos ausfallen würde, so will ich mich im Interesse der jungen Leute dem Wagniß unterziehen."

Brunner sah ihn zweifelnd verlegen an. „Ich fürchte, Herr Sterneck, daß, wenn ich nicht —"

„Es muß eben jeder sein Glück probiren," meinte dieser, ihm ins Wort fallend. „Dem Einen gelingt es, dem Andern nicht. Ich vertraue darauf, da es mir schon einmal in sehr ähnlichem Falle gelungen; es kann nichts Aehnlicheres geben als die Personen, die damals dabei betheiligt waren — und doch nichts Unähnlicheres," brach er lächelnd ab.

Brunner achtete nicht auf den Nachsatz. Er schüttelte nur ungläubig den Kopf. „Ich will Sie nicht abhalten, lieber Herr Sterneck," sagte er, ihm die Hand reichend, „aber das Resultat ist mir leider nicht zweifelhaft. Leben Sie wohl; ich sehe Sie wohl nachher bei mir im Comptoir?"

Der Alte winkte ihm freundlich mit der Hand nach; dann schritt er langsam den Gartenpfad hinab auf den Flußrand zu. Die Sonne fiel schräg durch das kahle Gezweig, aber sie überfloß warm und lieblich sein weißes Haar, von dem er, nachdenklich mit der Hand über die Stirn gleitend, den Hut abgenommen; nur das welke Laub rauschte herbstlich unter seinen Füßen auf.

Dann, nachdem er lange so hin und wieder geschritten, kam langsam die frühe Dämmerung. Sie kam anders als am Abend vorher, wo eine schwere Wolke unheilkündend sich über die andere gelegt. Allmälig verglühte heute das Sonnenroth im Westen; kein Abendhauch hatte die laue Mittagsluft gekühlt, selbst in den Knospenspitzen der kahlen Sträucher regte sich ein grüner Schimmer auf's Neue; es war, als ob es wieder, als ob es noch einmal Sommer werden wollte.

So stand auch die Thür, welche von der Veranda nach Innen führte, noch geöffnet, als Sterneck von unten zurückkam. Im Zimmer saß die alte Dame allein an dem ebenfalls noch geöffneten Fenster; späte Herbstblumen, buntfarbige Astern standen in hoher Krystallvase aus alten Tagen vor ihr auf dem Bord.

Sie hatte die Schritte des Kommenden auf der Gartentreppe nicht gehört; und so blieb er an den Eingang gelehnt stehen und betrachtete die regungslos vor ihm Sitzende. Ihre sonst stets geschäftigen Finger ruhten und sie blickte durch's Zwielicht in den verblassenden Horizont hinein. Es lag etwas Gespenstisches im Ausdruck des herben, verwitterten Gesichtes, auf dem der letzte Abendschein erstarb; es war wie ein alter, zermorschender Stamm, der einst freudig mit blühenden Wipfeln die Frühlingsluft durchrauscht und jetzt mit modernder Schwere die Blumen zu Boden drückte, die

auch gern das Haupt zur Sonne aufheben möchten, wie er es dereinst gethan — in ungeschwächter Verzweiflung grausam des Tages eingedenk, da ihn selbst der Blitzstrahl getroffen und aus Sommerfülle zur Erde geschmettert, gebrochen, gealtert — ein halbes Jahrhundert vor dem Herbst!

Es war nicht recht, es schrie zum Himmel; sie fühlte es in ihrem eigenen Herzen, und sie fühlte es deutlich, es waren dieselben Thränen, die sie geweint, dieselbe bangende, flehende Stimme, in der die Todesangst eines verfehlten Lebens wimmerte. Die Thür der Veranda gegenüber hatte sich geöffnet und eine zagende Gestalt war hereingetreten und auf sie zugeschritten und war vor ihr auf die Kniee gefallen und hatte, das Gesicht auf die welken Hände pressend, kaum hörbar geflüstert: „Großmama!"

Nein — und ob alle Angst der eigenen Jugend und ihrer Verzweiflung aus unendlicher Ferne zurückkam, ob es ihr die Brust zusammenschnürte — war es nicht wie ein lautlos bitteres Lachen, das die welken Mundwinkel verzerrte? — Was war ihr das Leben gewesen? Weßhalb sollte sie es Andern freudiger schaffen? Wenn man fünfzig Jahre gelitten, Tag um Tag — warum sollen nicht Andere auch leiden? Warum drängen sie sich nach der Sonne, zu lieben — geliebt zu werden — —?

Es war ein geller, scharfer Mißton, der jetzt wirklich aus den zusammengepreßten Lippen hervorbrach. Es war wie das Knistern in der Luft, das den Blitz begleitet und ihn ankündet, wenn er die grüne Krone zu Boden schmettern will: „Fort! Was willst du? Denkst du meinen Willen durch Thränen zu ändern? Ich lasse mich nicht rühren!" Sie hielt inne, es mußte heraus, sie konnte es nicht zurückhalten: „Gib mir am Rande des Grabes mein Glück, gib mir mein verfehltes, verlorenes Leben zurück — sonst —"

Das Mädchen verstand den Sinn der Worte nicht. Sie fühlte sich nur durchschaudert von dem schneidenden, erbarmungslosen Ton, mit dem sie ausgestoßen wurden; sie fühlte, daß keine Hoffnung, daß hier alles Flehen vergeblich sey. Ein Thränenstrom schoß aus ihren Augen, sie erhob sich verzweifelnd vom Boden und schwankte zurück auf die Thür zu.

Aber sie erreichte die Thür nicht, denn ein Schrei, der von dem offenen Fenster ihr nachklang, hielt sie fest. Sie hatte ihren Namen von einer Stimme hinter sich gehört, die ihr bekannt erschien. Es war, als wäre es Sterneck gewesen, und doch wieder klang es wie Philiberts Stimme — als ob sie es schon gehört und doch nie gehört. Sie wandte sich hastig um. Die Großmutter stand am Fenster aufgerichtet. Man sah in der Dämmerung, daß die Hände, mit denen sie sich an der Stuhllehne hielt, schlotterten, und sie starrte ins Dunkel nach der Richtung, aus welcher der Ruf erschollen. Nun löste sich eine Gestalt im Zwielicht vom Eingang der Veranda ab und schritt auf die alte Dame zu.

„Warten Sie noch, mein Kind, ehe sie gehen," sagte diese zu dem Mädchen, freundlich die Hand desselben fassend und mit ihr an das Fenster zur Großmutter tretend. Diese hatte sich in den Stuhl zurückgesetzt, aber sie vermochte nicht zu sprechen. Es schien sie entsetzt zu haben, daß ein Zeuge bei dem Auftritt zugegen gewesen; endlich brachte sie mit mühsamer Fassung hervor: „Herr Sterneck, wenn ich recht gehört?" — „Ja, gnädige Frau."

Es war ein halb bitterer, halb wehmüthiger Nachdruck auf das Beiwort der Anrede gelegt. Sie empfand es wie einen Stich durch die Brust und suchte vergeblich ihren gewöhnlichen Ton zu gewinnen.

„Sie riefen meine Enkelin?" — „Ich rief Hermine, gnädige Frau, denn sie hatte mich gerufen."

Man hörte durch's Dunkel, daß die Brust der Alten sich schneller und ängstlicher hob. Es lag etwas Unsicheres, Schwankendes in ihrer Sprache, das ihrem gewöhnlichen Wesen völlig widersprach. „Sie haben Alles gehört, Herr Sterneck?" stammelte sie verwirrt.

„Alles — vor langer Zeit, gnädige Frau —" — „Vor langer Zeit —?" — „Ein halbes Jahrhundert ist für Menschen eine lange Zeit, und es ist eine sehr alte Geschichte, doch weiß ich's noch — soll ich es Ihnen erzählen, gnädige Frau? — soll ich es Ihnen erzählen, Hermine —?"

Es war derselbe Ton wie vorhin, nur leiser; aber das Mädchen fühlte wieder, es war nicht ihr Name, nicht an sie gerichtet. An wen? Sie verstand, begriff es nicht; sie klammerte ihre Hand nur inniger in die des Alten, der innegehalten und eine Antwort erwartete. Doch nur ein dumpfes, stockendes Athemholen kam vom Fenster her. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Ich habe ein kleines Heft droben, gnädige Frau, darin steht die alte Geschichte verzeichnet. Sie ist kurz, denn es ist der Beginn allein, und es fehlt der lange Schluß, den ich zur Hälfte nur kenne. Soll ich erzählen?"

Wiederum keine Antwort, nur heftig sich steigerndes, krampfhaftes Athmen. Dann begann er leise:

Ich weiß es noch, ich war ein Knabe,
Nicht ganz, allein auch nicht viel mehr,
Und achtlos botst du ihm die Gabe,
Der Andern heißestes Begehr.

Wir haschten uns. Die Gartenwiese
Stand hoch in üppigem Herbsteskraut,
Doch mittagstill; es war als schliefe
Die Sonne selber, tief umblaut.

Nun hielt ich dich. Mit zackigen Rippen
Umwand uns beide das Gespinn;
Du aber bogst die rothen Lippen
Mir ob der Schulter lachend hin.

Ich küßte sie; du wolltest wieder
Empor sie heben zag und scheu;
Doch lachend zog ich sie hernieder
Und küßte immer sie auf's neu.

Kein Lauscher rings. Von fern nur girrte
Der Taube schmachtendes Gedicht.
Du wurdest roth; betroffen irrte
Dein Auge über mein Gesicht.

Dann munter lachend bogst du nieder
Die rothen Lippen zu mir her:
Wir küßten wieder — wieder — wieder.
Ich war ein Kind, und — du warst mehr.

„Waldburg! — Hermann!“ Es war ein wilder, wahnsinniger Doppelruf; der Alte ließ hastig die Hand des Mädchens fahren und legte die seine auf die Lippen, die ihn ausgestoßen.

„Laß die Todten ruhen, Hermine, und uns der Lebenden gedenken!“ flüsterte er, daß nur die, an welche die Worte gerichtet waren, sie vernahm. „Laß uns in ihrem Glück die späte Blüthe unseres Lebens sehen, den Sommer, der uns nicht vergönnt gewesen. Du verlangtest ihn vorhin von ihr — sie bringt ihn dir, hat ihn gebracht —“

Ein gewaltiger Lichtschimmer, der blendend durch die Thür fiel, unterbrach ihn. Die Hausfrau trat mit der Lampe in das jetzt ziemlich verdunkelte Zimmer. Man sah im Augenblick, da sie die Thür öffnete, zwei Gestalten sich im Hintergrunde des Nebenzimmers bewegen; zugleich trat Sterneck vom Fenster auf die Ankommende zu.

„Sie kommen gerade günstig, Frau Brunner,“ sagte er heiter, „Ihre Frau Mutter theilte mir eben mit, daß sie ihre Absichten hinsichtlich Hermines geändert hat.“

Frau Brunner stieß überrascht einen lauten Freudenruf aus und eilte auf ihre Mutter zu. „Mein Mann ist dort mit Philibert,“ sagte sie, auf das Nebenzimmer deutend. „Was ist dir, Mutter?“ setzte sie ängstlich schnell hinzu.

Die Alte lag mit zurückgelehntem Haupt und geschlossenen Augen im Stuhl. Sie hatte die Hände über der Brust gekreuzt und athmete leise; sonst war kein Zeichen des Lebens an ihr zu entdecken. Nur ein Lächeln spielte um die geöffneten Lippen, aber sie regte sich nicht, gab keine Antwort auf die besorgten Fragen, mit denen Tochter und Enkelin sie bestürmten.

Unter der Thür erschien der Alte, Brunner und Philibert an der Hand führend, deren Gesichter ein gleichmäßiges Erstaunen, nur das des letzteren vom Glück überstrahlt, ausdrückten.

„Ach, Herr Sterneck, helfen Sie! Was ist meiner Mutter?“ rief Frau Brunner den Eintretenden zu. Der Gerufene ging an's Fenster und blickte der alten Dame in's Gesicht; dann lächelte er und sagte leise: „Kniet nieder, Hermine und Philibert!“

Das junge Paar gehorchte seinem Wink; die andern schauten verwundert auf ihn. Er aber beugte sich an das Ohr der Alten und flüsterte: „Hermine!“ Und die geschlossenen Lider wichen, wie von Geisterruf aufbeschworen, und das greise Haupt erhob sich und blickte lächelnd auf das schöne, stumme Kinderpaar, das mit verschlungenen Armen kniete. Und nochmals beugte sich der Alte herab und flüsterte: „Ein halb Jahrhundert des Unglücks war Traum und Schein, Hermine — wir sind es — segne uns in ihnen!“

Und langsam erhob sich die greise Gestalt, und die eine Hand wie um eine Stütze um den Nacken des Geliebten der eigenen Jugend schlingend, legte sie die andere feierlich auf die blonden Locken der dicht die Stirnen zusammenschmiegenden Jugend dieses Tages und sprach mit weicher, zitternder Stimme: „Seyd ungetrennt und glücklich — ein halbes Jahrhundert lang — bis an das Ende eures Lebens!“

Ein Blick in das heutige Athen.

(Schluß.)

Wer die an solchem Ort doppelt drückende Sklaverei der Tagesordnung einer Hotelpension, wie sie im ganzen Orient gebräuchlich ist, vermeiden will, kann sich bei einer der zahlreichen deutschen Familien einmiethen, welche das deutsche Königshaus aus allen Ständen und Klassen der Gesellschaft dorthin gezogen hat. Uns wurde die gastlichste Aufnahme in der Familie einer der interessantesten Männer des heutigen Athen, des Leibarztes des Königs Otto und Generalarztes der griechischen Armee, des Dr. T. Ein Württemberger von Geburt war er als Philhellene nach Griechenland gekommen, hatte den ganzen Freiheitskrieg mitgemacht, den jungen König Otto mitempfangen, die sogenannte Septemberrevolution von 1843 als einer der wenigen Deutschen, denen im Lande zu bleiben verstattet wurde, überdauert und hat nun zwanzig Jahre später auch die Flucht des ersten, die Ankunft des zweiten Königs miterlebt. Er hatte an dem Sterbelager Lord Byrons in Mesolongi gestanden; er war es gewesen, der Capo d'Istria am Fuß der Burg von Nauplia die mörderische Kugel aus der Todeswunde zog, in dessen Armen Carl Ottfried Müller, der geistvollste Philologe dieses Jahrhunderts, nach der Rückkehr von Delphi sein Leben aushauchte. Unter solcher Leitung Umschau halten zu können, war zehnfacher Gewinn.

Als Dr. T. die Stadt Athen zum erstenmale sah, kurz nach dem Bombardement durch Reschid Pascha im Jahre 1826, bestand sie aus nicht mehr als drei Häusern. Die griechische Bevölkerung von etwa 6000 Köpfen hatte sich, wie einst bei der Verheerung des Landes durch die Schaaren des Xerxes, nach Salamis geflüchtet. Gegenwärtig zählt die Stadt ungefähr 33,000 Einwohner und die Bevölkerung wächst alljährlich in ungeheuren Proportionen. Und doch wie klein ist sie gegenüber derjenigen des alten Athen, das unter Perikles in seinen Mauern über 200,000 Einwohner barg!

Sähe man nicht immer die Acropolis mit ihren Tempeltrümmern hineinragen und stieße man nicht überall mitten in den Straßen auf irgend einen Rest eines antiken Baues oder läse man nicht überall neugriechische Namen auf Schildern und Läden, man würde der ganzen Physiognomie der Stadt nach meinen, sich in irgend einer kleinen deutschen Residenz zu befinden, etwa in Dessau, Schwerin oder Oldenburg, so modern und sauber, einfach und elegant zugleich ziehen sich die regelmäßigen, von reinlichen Trottoirs eingefaßten Straßen mit meist zweistöckigen Häusern entlang, so wohlgepflegt sind die mit zierlichen Landhäusern besetzten Promenaden, so stattlich präsentiren sich die zahlreichen geschmackvollen öffentlichen Gebäude, so massenhaft schießen in den weiteren Ringen der Stadt die Neubauten und neuen Anlagen aus dem Boden empor. Haben alle andern Städte des Orients ein specifisch orientalisches, in ihren europäischen Vierteln aber ein durchweg italienisches Gepräge, so hat das heutige Athen einen durchweg deutschen Charakter. Da die Stadt vollständig neu ist, so hat sie ihre Physiognomie ganz durch das deutsche Königshaus erhalten können.

Zwei Hauptstraßen durchschneiden im rechten Winkel die Mitte der Stadt und geben so für das Gefüge der kleineren, welche an jene sich anlehnen, Anhalt und Rahmen ab, die eine die Hermesstraße, welche in gerader Linie vom Piräusthor auf das Schloß zu führt, die andere die Aeolosstraße, welche vom Fuß der Acropolis an sich bis in die Nordebene hinauszieht und zur Verlängerung den Weg nach Marathon hat. Sie haben ganz elegante Läden — einer der stattlichsten ist die deutsche Buchhandlung von Wilberg, einem Sohn des früheren Gymnasialdirektors in Essen, am Ende der Hermesstraße kurz vor ihrer Einmündung in den Schloßplatz, — in ihnen liegen die Hotels ersten und zweiten Ranges, ferner die für eine Stadt von Athens Größe überreiche Zahl von Kaffeehäusern (καφηνεῖον), Wein- und Barbierstuben, welche letzteren, wie im Alterthum, so auch heute noch als Versammlungsorte des Publikums dienen; hier endlich wohnt die griechische Beamtenwelt, welche der nach deutschem Zuschnitt eingerichtete Hof um sich versammelt hatte, in zu großer Ausdehnung für das kleine Königreich und seine patriarchalisch primitiven Zustände. In den Seitenstraßen sieht es mit wenigen Ausnahmen unscheinbarer, zum Theil sehr bescheiden und wenig residenzlich aus; so in der Gegend des Marktes, der ἀγορά, eines ziemlich unsaubern Platzes, der Fleisch-, Fisch- und Gemüsemarkt zugleich ist und in dessen Gewühl ernst und schweigend ein paar verwitterter alter Bauten hineinschauen. Das nobelste Quartier aber, das eigentliche Geheimerathsviertel, wird von dem breiten Gürtel der zum Theil freilich erst auf dem Papier verzeichneten

Anlagen gebildet, welche in regelmäßigen Vierecken, von gedrechselten Plätzen unterbrochen und von schattigen Alleen durchschnitten, sich vom Schlosse aus am Fuß des malerischen Lycabettoskegels entlang in die Ebene nordwärts hinausziehen. Da wohnen die Gesandten in zum Theil so reizenden Villen, daß man meint, in den Thiergarten nach Berlin versetzt zu seyn.

Sehr modern und komisch zugleich ist es nun aber, wenn die Neugriechen meinten, den großen Heroen aus dem Alterthum die Unsterblichkeit sicherer garantiren zu können, wenn sie die Namen derselben an alle Ecken der Straßen heften, oder wenn sie umgekehrt meinten, dem ärmlichsten Gäßchen durch die hochklingendsten Namen zu Hülfe kommen zu können. Da gab es schon damals eine Aeschylus-, Sophokles-, Euripidesstraße oder besser Gasse, eine Demosthenes-, Perikles-, Phidias-, Apelles-, Themistokles-, Aristides-, Plutarch-, Diogenesstraße, und ohne Zweifel sind seitdem auch alle classischen Größen zweiten und dritten Ranges versorgt und untergebracht worden. Nicht weniger komisch ist es, wenn das gegenwärtige Epigonengeschlecht sich selbst mit diesen Namen zu schmücken beeifert ist. Da ist keine einigermaßen zahlreiche Familie, in welcher es nicht einen Themistokles oder eine Aspasia gäbe, wie in Preußen einen Friedrich oder Wilhelm, und an den Schildern der Läden liest man: *Περικλῆς ῥάφτης*, Schneidermeister Perikles, oder *Πλάτων σαπουνᾶς*, Seifensieder Plato, oder *Θουκυδίδης ὑποδημάτων τεχνίτης*, Stiefelkünstler Thucydides.

Das großartigste aller öffentlichen Gebäude ist das königliche Schloß, ein Bau Leo Klenzes, des berühmten Architekten, der Münchens antike Prachtbauten geschaffen und den man vor Kurzem dort zur Ruhe bestattet hat. Es gehört gerade dieser Bau freilich zu seinen schwächeren Werken und macht in seiner zu großen Einfachheit zumal auf Abbildungen einen fast nüchternen Eindruck. In der Wirklichkeit zwar imponiren die gewaltig gefugten Blöcke des reinsten pentelischen Marmors, aus denen der ganze Palast von Grund aus aufgeführt ist, und man bedauert kaum den Mangel einer feineren Gliederung und eines größeren architektonischen Ornamentes, welche die Gesammtwirkung des herrlichen Materials nicht so rein würden haben heraustreten lassen. Aber etwas Kasernenmäßiges behält der Bau trotz alledem und selbst die geschmackvolle Umgebung — große mit Palmen besetzte Rampen vor der Front, die herrlichsten, üppigsten Parkanlagen zur Seite, welche die Fürsorge der Königin Amalie und deutscher Fleiß aus einer Wüstenei in kürzester Zeit haben entstehen lassen — selbst diese Umgebung vermag nicht ganz diesen Eindruck zu tilgen.

Wie viel großartiger war der phantasievolle Entwurf des genialen Schinkel, der den Königspalast auf die Acropolis verlegte mitten in die große Trümmerwelt hinein! Da sollte er nicht in massiger Wucht als ein einsames Stück Leben mitten in allem Tode ringsum emporsteigen, sondern zu einer reichen Menge von Gliedern aufgelöst, sollte er sich in einer Reihe vollendetster, im antiken Geist erdachter Bildungen von Ruine zu Ruine ziehen, groß und bedeutsam genug, um nicht einem Parthenon gegenüber zwerghaft zu verschwinden, und doch auch bescheiden genug, um nicht den Eindruck der grandiosen Umgebung zu schwächen, selbst durch jene gehoben, und auch ihr wiederum Schmuck und gefällige Einigung verleihend. Mangel an Wasser auf dem felsigen Plateau machte das Projekt scheitern, aber wohl auch das Gefühl, es passe das Geräusch eines modernen Hoflebens nicht in die weihevolle Ruhe, welche auf dieser Stätte und ihren Trümmern liegt.

Verfolgt man den in den Schloßplatz einmündenden nördlichen Boulevard, so stößt man zunächst auf das Senatsgebäude, in welchem zugleich auch das Parlament tagt. Es ist ein sehr einfaches und unscheinbares Haus, aber der Besuch einer Sitzung der Nationalversammlung gehört zu den interessantesten Erlebnissen des Aufenthaltes in Athen. Nicht allein, daß schon das Aeußere der Versammlung durch die Fülle fremdartiger Trachten, welche je nach den Ständen und Landschaften starke Nüancen haben, den wunderbarsten Anblick bot, nicht allein, daß es schon Genuß war, diese Sammlung von Charakterköpfen der neuen Hellenenwelt zu studiren, daß man ferner die hervorragendsten Führer der Parteien, die bedeutendsten Capacitäten der Gegenwart, darunter eine Zahl historisch gewordener Persönlichkeiten aus dem griechischen Freiheitskrieg, wie vor allem den greisen Seehelden Miaulis, beisammen sah, so gab sie auch wiederum das merkwürdigste Bild jener Doppelnatur des Volkes, in welcher modernes Wesen mit antiken Zügen stets gemischt ist. Eine zündende natürliche Beredtsamkeit, eine erstaunliche Gewandtheit des Ausdrucks, eine Schlagfertigkeit der Debatte, als liege keine Kluft von mehr als zwei Jahrtausenden zwischen den Zeitgenossen des Perikles und dem aus langer Knechtschaft plötzlich erwachten ärmlichen Volk der Gegenwart; aber auch eine Leidenschaftlichkeit und Erregung in Wort, in Ton, in Geberde, die kein Maß duldete, auch durch die Würde des Ortes sich keines auferlegen ließ und als Fortsetzung jener leidenschaftlichen Beredtsamkeit erschien, welche das Zeitalter eines Cleon, Hyperbolus, Cleophon erzeugte, das Zeitalter, in welchem man die eigentliche Grenze der antiken, das Hineinbrechen der modernen Welt erkennt.

Die Griechen sind ein geborenes Rednervolk noch heute, aber kein parlamentarisches mehr, oder wenn man lieber will, noch kein parlamentarisches. Die Debatte selbst war sehr lebhaft; denn es gibt immer viel Scandal in Athen, und die Deputirtenkammer gibt nur wieder, was auf allen Gassen, in allen Kaffeehäusern und Barbierstuben wiederhallt. Ihren Höhepunkt bildete damals eine Interpellation an das Ministerium in jener famosen Angelegenheit, als einige Offiziere der damals im Piräus stationirten Flotte auf dem Wege von dort in die Stadt am hellen Tage von Räubern aus ihren Wagen entführt waren und die athenische Regierung, weil der Capitän der Fregatte mit einem Bombardement des Hafens drohte, ihren eigenen Räubern das Lösegeld zahlte, weil sie unfähig war, die Gefangenen anders zu befreien. Welch ein Anlaß, die Ohnmacht der Regierung zu geißeln, die leidenschaftlichste Beredtsamkeit ausströmen zu lassen!

Derselbe Boulevard führt in seiner Fortsetzung zu dem Universitätsgebäude am Fuß des Lycabettos, jenes spitzen Bergkegels an der Nordseite Athens, welcher je nach dem Stande, welchen die Sonne zu ihm einnahm, den alten Athenern als allgemeine Sonnenuhr diente. In der Nähe befindet sich die Stätte des alten Kynosarges, einer dem Hercules geweihten Ringschule, in welcher die Sieger von Marathon einst rasteten, als sie nach der Schlacht nach Athen zurückgeeilt waren, die Stadt zu decken, und in welcher Diogenes und seine Schule, die Cyniker sich aufzuhalten pflegten. Es ist der geschmackvollste Bau des modernen Athen, mit einer imposanten Halle dorischer Säulen in der Front. Etwa fünfhundert Studenten aus allen Gebieten griechischer Zunge besuchen diese höchste Bildungsanstalt des Königreiches, in welcher von meist auf deutschen Universitäten gebildeten Professoren ganz in deutscher Weise Vorlesungen aller Facultäten gehalten werden, nur daß es uns etwas wunderlich vorkommen will, auch hier noch neben der nordischen europäischen Tracht das Pallikarencostüm, die gestickte Jacke und die weite Fustanella auf einigen Kathedern vertreten zu sehen. Immerhin aber ist die Universität mit dem frischen, begeisterten Streben der Lehrenden und Lernenden an ihr und ihren achtungswerthen Leistungen in einzelnen Gebieten eine sehr wohlthuende Erscheinung im heutigen Athen, ein treffliches Zeugniß des ungezähmten Wissens- und Bildungstriebes auch noch unter den jetzigen Hellenen, so wie der großen Elasticität ihres Geistes.

An Bildungsanstalten jeder Art ist die kleine Residenz überhaupt so reich, daß, wollte man allein aus ihrer Zahl auf den Zustand des jungen Königreichs schließen, das Resultat das allererfreulichste wäre. Es hat die Eitelkeit der Nation, oder richtiger der Athener, welche der Ruhm der Ahnen nicht schlafen läßt, die Sucht, das neugeborene Kind sofort den erwachsenen Geschwistern im Abendlande gleich zu stellen, die Munificenz endlich einzelner begeisterter Hellenen im Auslande, wie vor allem des Bankier Sina in Wien, die kleine Stadt so ausgestattet, daß sie sich neben jeder andern sehen lassen könnte, wäre nicht manches zu sehr auf die Zukunft berechnet, als werde, wenn nur erst das Gebäude da sey, sich auch bald die Sache finden. Da gibt es National-Töchter- und Knabenschulen, ein Nationallyceum, eine Nationalbibliothek, eine Nationalbuchdruckerei, eine Sternwarte, ein Polytechnicum, eine nautische Schule, wo hinter den hochklingenden Namen eine oft ziemlich bescheidene Wirklichkeit steht. Aber es gibt auch ein Nationaltheater für die Aeschylus, Sophokles, Euripides der Zukunft, welche unzweifelhaft von den Epigonen eben so werden erzeugt werden, wie einst vom classischen Zeitalter. Man hat auch eine Nationalschule der schönen Künste für die unausbleiblichen Phidias, Praxiteles, Apelles der Zukunft und ein Nationalmuseum für ihre Erzeugnisse, als werde eine Kunstentwicklung sich sofort von selbst finden, und als sey sie nicht vielmehr die reifste Frucht einer sauer erstrittenen Bildung.

Prächtige Kirchen, die man bei der hervorragenden Stellung, welche der Cultus bei den Griechen überall einnimmt, erwarten sollte, fehlen durchaus. Gerade weil ihre Wiederherstellung vor Allem sofort nach jenen Verheerungen durch die Türken in Angriff genommen wurde, tragen sie die Spuren der Armuth und des Elends jener Tage deutlich an sich; oder man suchte auch wohl mit der der griechischen Religiosität eigenthümlichen Zähigkeit die alten unscheinbaren Formen absichtlich zu erhalten. Erst jetzt ersteht ein stattliches Gotteshaus, auf welches der prunkende Name Cathedrale zwar noch immer nicht recht passen will, aber doch keine so große Ironie ist, wie bei der bisher so genannten Irenenkirche, in welcher noch kürzlich die Krönung des jungen König Georgios stattfand.

Das Bild des modernen Athen wäre unvollständig, wollte man nicht wenigstens mit einigen Worten der Welt des Alterthums gedenken, welche in gewaltigen Resten überall hier in die Gegenwart hineinragt, oder vielmehr den Hintergrund bildet, durch welchen alles andere erst Bedeutung und Weihe empfängt. Das moderne Athen ist eben so und mehr noch, als das moderne Rom, so gebaut, daß es die Stätte der alten Stadt mit seinen bedeutendsten Ruinen frei läßt. Diese aber finden sich um die Südseite der Acropolis und

ihre angrenzenden Höhen versammelt, und was man in den Straßen der nordwärts davon sich ausbreitenden jetzigen Stadt antrifft, gehört meist der macedonischen oder römischen Zeit an.

Steil abfallend nach allen Seiten, außer nach Westen zu, lagert sich der gewaltige Burgfelsen von Westen nach Osten gestreckt quer durch die Ebene, in seiner Gestalt am ersten einem colossalen Schiff vergleichbar. Durch eine Reihe von Pforten und Thoren, und mehr als drei Mauerringe hindurch, welche aus allen Zeitaltern herrührend, diesen einzigen Zugang an der Westseite schützen, steigt man den von Süden her sich hinauf windenden Pfad empor, bis man plötzlich gerade am westlichen Endpunkt die colossale, aus weißem, pentelischem Marmor aufgeführte Freitreppe vor sich hat, welche hoch oben von den Propyläen bekrönt ist und im Alterthum in gerader Linie bis zum Fuß des Felsens und seinem äußern Mauerring hinabstieg. In der Mitte der prächtigen Stufenreihe befindet sich ein ebener, nur mit geriefelten Platten belegter Weg für Rosse und Wagen, und noch sieht man überall die Geleise und Räderspuren aus jenen Zeiten, da sich hier die großen Festzüge hinauf zum Tempel der Athene bewegten.

An dem Tempel der Siegesgöttin zur Rechten, den einst Cimon nach dem Ende der Perserkriege errichtete, an den Postamenten verschiedener Standbilder zur Linken auf der halben Höhe vorbei erreicht man den Eingang der Propyläen, jener herrlichen Halle dorischer Säulen, welche als prächtige Zierde auf die dahinter sich aufthuende Herrlichkeit vorbereitete und als gewaltige Feste sie zugleich vertheidigte. Auch noch hinter den Propyläen steigt der Weg aufwärts. Durch ein weites Feld hochaufgeschichteter Trümmer jeder Art und Gattung, durch deren blendende Masse wie durch ein Schneegefilde tiefe Gassen gegraben sind, steigt man jetzt, wie früher, durch einen Wald vollendeter Statuen zur Höhe der Fläche hinauf, wo 460 Fuß über dem Meeresspiegel rechts die Riesenmassen des Parthenon, links die Hallen des zierlichen Erechtheustempels sich erheben. Jetzt ein Bild der furchtbarsten Zerstörung mit den großen Breschen in den langen Reihen der Säulen, mit dem zertrümmerten Gebälk an Dach und Giebel, mit den niedergeworfenen Cellamauern und den spärlichen Resten des einst so reichen bildnerischen Schmucks, ist, was geblieben, immer doch noch genug, wie nirgendwo anders auf der Erde uns die wunderbare Größe des hellenischen Geistes zur Anschauung zu bringen.

Und nun erst hier auf der Höhe der Acropolis, hier unter diesen himmelanstrebenden, lichtgebräunten Säulen, Angesichts jenes großartigen Panoramas, das wir am Eingang unserer Schilderung zu zeichnen versuchten, den Blick unter sich auf alle die hehren durch Mythos, Sage oder Geschichte geweihten Stätten, welche in näherem und weiterem Kreise um den wie ein Herrscher auf sie alle herniederschauenden Burgfelsen herumliegen — erst an dieser Stätte kann man sagen, daß man in Athen sey.

Jene Grotten ringsum am Rande des Felsens, zu welchen sich das Gestein zerklüftet, sie alle bezeichnen bedeutsame Punkte entweder des Glaubens oder der Geschichte oder beider zusammen, wie jene merkwürdigste von allen links vom Aufgang, die dem Pan geweiht wurde zum Dank für seine Hülfe auf dem Schlachtfelde von Marathon, bei der zehn Jahre später dann die Perser die Burgmauern erstiegen unter Xerxes. Diese langen in die Südwand des Felsens hineingearbeiteten Sitzreihen gehören dem Theater an und noch liegen oben die Inschriftsteine herum, welche sagen, daß unter dem und dem Archon der und der Dichter mit dem und dem Choregen den Sieg errang. Noch ist die Grotte des Dionysos oberhalb der Mitte der höchsten Sitzreihe erhalten, welchem die dramatische Kunst geweiht war, noch die Säulen zur Seite, welche die Dreifußgeschenke der glücklichen Sieger trugen; noch stehen unten in den letzten Reihen mit den Namen an der Lehne alle die Sessel der Priester, denen der Ehrenplatz zukam. Jenes kleine Monument aber dort unten seitwärts, das ist der Rest der glänzenden Tripodenstraße, welche nur von dreifußtragenden Tempelchen, den Stiftungen für dramatische Siege, gebildet war.

Die kolossalen Säulenreihen links davon mit der bunt um darunter hingestellte Tische sich drängenden Menschenmenge, das sind die Reste des berühmten Jupitertempels, den einst Pisistratus begann, Perikles fortsetzte und dann Hadrian zu einem der sieben Weltwunder vollendete, und der nun den großartigsten Vergnügungsort der ganzen Welt abgibt. Und jene Gärten nicht weit davon, die den Lauf des Ilissus mit ihrem lockenden Grün begleiten, sie gehören zur Stätte des alten Lykeion, wo Aristoteles einst lehrte, und wer es nicht wüßte, dem könnte der Schild über jener Thür es sagen mit der Inschrift: *Καφηνεῖον τοῦ Ἀριστοτέλους* (Kaffeehaus zum Aristoteles).

Jene Straße auf der entgegengesetzten Seite, welche dort unten an dem Theseustempel vorbei auf den Paß von Eleusis gerichtet ist, sie führte durch die Töpfervorstadt, in welcher der große Panathenäenfestzug sich zu ordnen pflegte, an den Gräbern der größten Männer Athens vorbei, welche hier wirklich bestattet waren oder ihre Kenotaphien hatten, hinein in den Oliven-

wald und an dem Ufer des Cephissos entlang zur Akademie des Plato, und einige der knorrigen Stämme können ihrem Alter nach noch zurückreichen in die Tage des großen Philosophen. Der weiße Hügel aber, welcher etwas nordwärts davon aus den üppigen Feldern uns entgegenschimmert, das ist der Kolonoshügel, die Geburtsstätte des Sophokles, das Grab des Oedipus. Und fragst du, was der weiße Säulenstumpf auf seiner Höhe bedeute, der im Sonnenlicht so leuchtet, so antwortet dir jeder, auch der geringste aus dem Volk: Es ist das Grab eines großen Lehrers der Deutschen; da ruht Carl Ottfried Müller und es ist der Ort noch heute, wie Sophokles sagt:

Von Rebe, Lorbeer, Oel umblüht, und lieblich tönt
Zahlloser Nachtigallen Lied im tiefen Hain.

Und endlich noch ganz nahe vor dir zu deinen Füßen, nur durch eine schmale Schlucht von dem Burgfelsen getrennt, jener malerisch geformte Felsrücken, das ist der Areopag, die uralte, heiligste Gerichtsstätte des alten Athen; und die kleine Fläche auf seiner Höhe, zu welcher die in den Fels gehauene Treppe hinaufführt mit den halbrunden, in den Stein hineingearbeiteten Sitzbänken, da tagten, alle Heiligthümer der Stadt im Angesicht, unter freiem Himmel die „stadthütenden Greise, die Wächter des Gesetzes und der Sitte;“ da stand Jahrhunderte später, alle Pracht und allen Glanz der schimmernden Stadt vor Augen, die demüthig begeisterte Gestalt des Apostels Paulus und hielt seine Feuerpredigt, daß die stolze Stadt voll unbefriedigter Leere inmitten aller irdischen Güter und menschlicher Weisheit den Herrn suchen sollte, „den unbekannten Gott,“ ob sie ihn doch fühlen und finden möchten.

So ist überall der Boden ringsum thaten- und geschichtsgetränkt. Wenn aber jeder Zoll von ihm eine große Vergangenheit verkündet, so fordert er auch eine große Zukunft heraus. Wir können weder, noch mögen wir das Alterthum zurückverlangen. Wird aber das gegenwärtige Geschlecht die Zukunft heraufzubeschwören vermögen, welcher das durch die Gunst des Himmels so reich gesegnete Land nur entgegenzuharren scheint? Wenn hohe Begabung, ein hochstrebender Sinn und Begeisterung allein schon dazu berechtigten, so wäre eine nahe Größe sein sicherer Erbtheil. Nun aber ist der Zauber der großen Vergangenheit ein Fluch für sie geworden. Es fehlt ihnen die nüchterne Erkenntniß der nächsten Aufgaben, weil sie sich nur im Ruhm der alten Hellenenwelt sonnen, in eine vermeintlich auch arbeitslos ihnen beschiedene Zukunft hineinträumen. Es fehlt ihnen die sittliche Reife der Selbstbeherrschung, des Maßhaltens, der Selbsterkenntniß. Es fehlt ihnen vor Allem die starke, energische Hand einer selbstbewußten Regierung.

Er ist ein namenloses Unglück für das Land, daß es zum zweitenmale einem Kinde in die Hände gegeben ist. Denn eine Krone, und am allerwenigsten diese, ist kein Spielzeug für Kinder und ein König kein Spielzeug für ein Volk. Hätte es das Glück gehabt, oder würde es, bevor es zu spät ist, noch das Glück haben, daß ein begeisterter, charaktervoller Herrscher es lenkte, stark genug, alles eitle, windige, unreife Parteitreiben zusammenzuhalten, weise genug, um alle großen Güter des Volkes und Landes zu nützen, es würden, so rasch, wie die Stadt sich erhoben, auch alle die sonnenbeglänzten, leuchtenden Gestade, die schimmernden Inseln wiederum Mittelpunkt werden der gewaltigen Geschichte, welche dort auf der Brücke des Orients sich vorbereitet.

Talent und Charakter.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Goethe.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
„Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
Den Menschen zum Charakter macht der Wille,
Ob er der schlaffen Welt auch nicht gefällt.
Der Eigensinn, oft wegen einer Grille,
Ist's, was ein Mancher für Charakter hält.
Hoch strebt Charakter in antiker Größe;
Doch Eigensinn — umsonst deckt er die Blöße.

Ferraras Alphons mag es laut uns sagen:
„Auf edle Menschen wirken muß die Welt,
Das Vaterland." Doch muß der Deutsche klagen,
Daß einem engen Kreis er ist gesellt.
Was ist sein Vaterland? so hört man fragen.
Das Vaterland — es fragt: Wo ist der Held,
Wo ist der Starke, wo die Mannesseele,
Der Hochcharakter, dem ich mich vermähle?

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Und in der Stille leben wir so hin.
Im Stillen keimt und wächst zuerst der Wille;
Doch nur im Sturm erprobt sich starker Sinn.
Im Strom der Welt entfaltet er die Hülle,
Sich und der Welt zum bleibenden Gewinn.
Talente vegetiren in der Enge,
Doch stets strebt ein Charakter in's Gedränge.

Zum Zeichen, daß uns Goethe wahr berichte,
Blick nach dem „Kleinod in der Silbersee!"
Wie ringen dort im Strome der Geschichte
Sich Männercharaktere in die Höh'!
O wie so oft den Sinn ich dorthin richte
Und in Gedanken am Gestade seh',
Wie Knaben schon sich wiegen auf den Wellen,
Wie ihre Brust schwillt, wenn die Segel schwellen!

Im Strom der Welt gedeih'n die Charaktere;
Doch wähnet nicht, dieß sey ein Gleichniß nur.
Nein, die Geschichte gab uns eine Lehre;
Drum laßt uns gläubig folgen ihrer Spur.
Der größte Strom — er rauscht im Weltenmeere,
Drauf einst der Hansa stolze Flagge fuhr.
Reich an Talenten, ohne eine Flotte,
Wir werden doch der ganzen Welt zum Spotte.

G. Hauff.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Norddeutschland, August.

Mecklenburgische Zustände.

Das Land Mecklenburg hat während der letzten Jahre eine gewisse Berühmtheit unter den deutschen Staaten erlangt. Es ist noch nicht gar lange her, seit das gebildete Publikum von den früheren Epochen Mecklenburgischer Geschichte wenig mehr wußte oder zu wissen wünschte, als die aus Schiller bekannte Thatsache der Belehnung Wallensteins mit dem seinen Herzogen entrissenen Gebiete. Redete man von dem heutigen Mecklenburg, so rief das Nennen des Namens nichts als eine nahe Vorstellung mittelalterlichen Junkerthums vor die Seele; die Details der innern Zustände des Landes blieben in dem sie verhüllenden hyperboräischen Nebel verborgen. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts begann dieser Nebel sich durch den Proceß gegen die bei Kinkels Befreiung betheiligten Gebrüder Wiggers ein wenig zu zerstreuen. Etwas später riefen Vehses Kapitel über die jüngste Mecklenburgische Geschichte eine nicht unbeträchtliche Sensation hervor. Allein erst im Laufe der letzten Jahre, seit dem Beginn der sogenannten „Neuen Aera" in Preußen, stieg auch über Mecklenburg das Licht jener Neuesten Aera auf, der das Land seinen

jüngsten Ruhm verdankt: — die Aera der berühmten Ordonnanzen des Grafen Kuno Hahn, deren Bekanntwerden die ganze gebildete Welt mit staunender Ueberraschung erfüllte; die Aera der Erlasse des Landtags über die verbesserte Prügelstrafe, die ganz kürzlich jenen Ordonnanzen in würdiger Weise und mit nicht geringerer Wirkung nachfolgten. Seitdem ist Mecklenburg nicht nur in Deutschland, sondern im ganzen Auslande ein vielbesprochenes Land geworden. Man hat von verschiedenen Seiten eine gründliche Kenntniß seiner Zustände zu erlangen und zu verbreiten gesucht, ja die einfache Nennung seines Namens genügt, eine Reihe neugieriger Fragen, maliciöser Bemerkungen zu veranlassen.

Wie Sie wissen, schreibe ich über diese Dinge nicht als Prophet aus dem Vaterlande. Ich habe weder von der Ungunst der mecklenburgischen Parteien gelitten, noch von ihrer Gunst etwas zu erwarten. Ich kenne das Land seit einer Reihe von Jahren aus persönlicher Anschauung, habe in verschiedenen Gesellschaftskreisen verkehrt und soeben meine frühere Kenntniß mecklenburgischer Zustände durch neue Erfahrungen erweitert. Mein Zweck ist daher einzig und allein, einen Beitrag zu der Anschauung von Verhältnissen zu liefern, deren Symptome eine allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, und ich werde mich ebensowenig scheuen, die mir bekannt gewordenen Thatsachen zu constatiren, als den stark colorirten Darstellungen früherer Berichterstatter, wo dieß im Interesse der Wahrheit nothwendig erscheint, entgegenzutreten.

Man hat früher, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, Altbayern das deutsche Böotien genannt, und so oft eine solche Charakteristik angewandt wurde, fehlte es nicht an den spöttischen norddeutschen Athenern, die auf Kosten der biervertilgenden, wursteßenden Epigonen des alten hellenischen Bruderstamms lachten und moralisirten. Allein jene Spreephilosophen übersahen ein viel näher liegendes Schauspiel an den Küsten der Ostsee. Denn wenn das Vorwiegen materieller Neigungen und Tendenzen, die Unbildung des Geschmacks, der durchgehende Mangel an höheren intellektuellen Interessen den Typus dessen charakterisiren, was man als **böotisch** gekennzeichnet hat, so besitzen wohl wenige deutsche Staaten eine größere Anwartschaft auf das Verdienst, jene Traditionen in unserer modernen Welt erhalten und fortgesetzt zu haben, als das Land Mecklenburg. In brüderlicher Eintracht gehen hier noch heute Materialismus und Feudalismus Hand in Hand; Feudalismus und Materialismus durchdringen, in höherem oder geringerem Maß, alle Lebensverhältnisse, alle Klassen der Gesellschaft, und vielleicht kein deutscher Staat hat im Verlaufe seiner Geschichte eine kleinere Anzahl von Repräsentanten zu der großen Kulturrepublik der Poesie, der Künste, der Wissenschaften gestellt, in keinem vielleicht ist, wenn man das Verhältniß der räumlichen Ausdehnung und der Bevölkerung in Anschlag bringt, seitens der Staatsregierung weniger geschehen, eine geistige Bildung zu befördern. Es ist bei der Beurtheilung der Gesammtzustände des Landes von Wichtigkeit, diese Grundzüge des mecklenburgischen Wesens im Auge zu behalten; denn ihre Hegemonie liefert den letzten Erklärungsgrund aller im Einzelnen zu Tage tretenden Symptome, und wenn es unter allen Umständen für den gebildeten Menschen von dem höchsten Interesse ist, die Herrschaft der Unkultur zu bekämpfen, so bietet das Mecklenburgische Territorium eben deßhalb ein interessantes Feld der Beobachtung dar, weil sein Staatshaushalt ein so schlagendes Bild der „guten alten Zeiten" vor die Seele führt, weil Deutschland vielleicht kein zweites Gebiet besitzt, das sich eines gleichen Utopiens des Ritteradels des 19. Jahrhunderts, einer gleichen urväterlichen Vollständigkeit des Inventariums einer Rumpelkammer des Feudalismus rühmen könnte.

Wie überall in der Socialpolitik, muß übrigens auch in diesem Falle die geographische Lage, die physische Individualität des Landes sofort in Anschlag gebracht werden. Ein Segment der großen nordeuropäischen Ebene, in seiner Hauptmasse Acker- und Wiesenland, von niedrigen Hügelketten, Seen, Torfmooren und Tannenwald durchschnitten, ernährte Mecklenburg der Natur der Dinge nach seit alten Zeiten eine vorwiegend grundbesitzende, ackerbauende, viehziehende und deßhalb conservative Bevölkerung, an deren nördlicher Grenze allein, längs der Ostseeküste, eine liberale Färbung, wie ein Lichtstreifen am Saume dunkler Wolken, dahinzieht. Ohne uns in historische Auseinandersetzungen zu vertiefen, bemerken wir nur, daß gegenwärtig dieser Grund und Boden zu fast gleichen Theilen zwischen das regierende Haus und die Ritterschaft getheilt ist, so nämlich, daß etwa drei Achtel aus fürstlichen Domänen, andere drei Achtel aus ritterschaftlichen Gütern bestehen, während das letzte Viertel sich im Besitz der Landschaft und der Städte befindet. Eine Anzahl sehr bedeutender, in Folge der Reformation säcularisirter Klostergüter bildeten längere Zeit einen Gegenstand des Streites zwischen Adel und Städten, wurden jedoch schließlich ohne Rechtsspruch durch die trotzige Begehrlichkeit des ersteren usurpirt. Seitdem wurden sie zu Versorgungsanstalten unverheiratheter adeliger Fräulein umgeschaffen und sind als solche besonders für die ärmere Klasse des Adels von dem größten Nutzen. Zwischen dem grundbesitzenden Adel und dem gewerbetreibenden Bürgerstand der Städte in der Mitte steht ein auf seine Besoldung angewiesenes abhängiges Heer fürstlicher Beamten, meist bürgerlicher Herkunft; denn nur die höchsten und einträglichsten Stellen werden für den Adel reservirt und nur um diese hält es ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Adels der Mühe werth, seiner thatlosen Unabhängigkeit zu entsagen. Ein erst seit 1820 von der Leibeigenschaft emancipirtes, kräftiges, aber rohes Volk von Bauern endlich bildet die unterste Stufe der socialen Rangordnung. Was die gegenseitigen Beziehungen dieser einzelnen Volksklassen angeht, so sind sie im Großen und Ganzen noch heute durch eine fast kastenmäßige Absonderung von einander getrennt. Ihr gemeinsames Bindemittel ist eben nichts als das patriarchalische Regiment des größten

aller Grundbesitzer, der den Titel Großherzog führt, seinerseits aber durch Tradition und Interesse in allen Hauptdingen gebunden ist an die feudalen Ansprüche seiner adeligen Peers. Der eigentliche Schwerpunkt des mecklenburgischen Staatslebens ruht daher in der überwiegenden Macht des großen Grundbesitzes und der große Grundbesitz fühlt seine Macht und hält mit Zähigkeit an der Fortdauer derselben fest.

In der That darf man ohne Uebertreibung den Sinn dieses hyperboräischen Adels dem trotzigen Unabhängigkeitsgeist der Barone aus Johanns ohne Land Zeit vergleichen; der Unterschied beider besteht nur darin, daß den Herrschern die entschlossene Energie eines Johann ohne Land fehlt, während die Magna Charta, worauf die Barone trotzen, jede populäre Fortentwicklung des Staatslebens hartnäckig ausschließt. Wie maßlos der Hochmuth dieser Barone ist, hatte selbst die verstorbene Gemahlin des regierenden Großherzogs zu empfinden. Das einzige Verbrechen, welches man der jungen, schönen und liebenswürdigen Prinzessin zur Last legen konnte, war ihre Abstammung aus einem der kleineren deutschen Fürstenhäuser; aber obgleich von dem Herrscher des Landes zu der höchsten Ehrenstelle an seiner Seite emporgehoben, war und blieb sie (jedem Mecklenburger ist diese Thatsache bekannt) in den Augen der großen adeligen Vasallen nichts destoweniger stets die nicht ebenbürtige arme Prinzessin und erfreute sich bis zu ihrem Ende im Jargon dieser Herrn des Sobriquets einer „Mamsell Reuß." Nur widerwillig zollte der Adel der aufgedrungenen Fürstin die nach außen schuldige Hochachtung, und es darf zweifelhaft genannt werden, welcher Ursache die Abneigung der Dahingeschiedenen gegen das Hofleben zuzuschreiben war: ob einem natürlichen Hange, oder dem beleidigten Gefühl ihrer verletzten Würde.

Es begreift sich leicht, wie groß der Druck seyn muß, den ein Adel von solchen Tendenzen auf die mittleren und niederen Klassen des Volkes ausübt. Allerdings wurde, wie schon erwähnt, die bäuerliche Leibeigenschaft im Jahre 1820 aufgehoben; allein ein großer Theil der alten Zustände rettete sich in die neuen hinüber und der lästigste Zunftzwang, das crasseste Protektionssystem des Mittelalters bestanden in den Gewerbe und Handel treibenden Kreisen der städtischen Bevölkerung wie bisher fort. Nur bei einer kleinen Anzahl bürgerlicher Grundbesitzer und gebildeter Beamten, in den Seestädten und besonders in der alten Hanse- und Universitätsstadt Rostock erhielt sich ein unabhängigerer Geist und aus diesen Elementen entstand während der Bewegung von 1848 die Opposition des mecklenburgischen Landtages. Aber nirgends war der liberale Aufschwung jener Jahre kürzer und weniger nachhaltig wirksam als hier. Im Grunde wurde Nichts erreicht. Das alte materielle Uebergewicht des großen Grundbesitzes fiel gegen alle Reformversuche niederdrückend schwer in die Wage. Wenn unter dem ersten Einfluß revolutionärer Erregung eine liberalere Verfassung entworfen worden war, so wurde dieselbe mit der ersten Rückkehr der reaktionären Ebbe ebenso rasch beseitigt. Die zu kühnen liberalen Beamten wurden ohne jede Form eines rechtlichen Verfahrens ihrer Stellen entsetzt. Die noch kühneren Agitatoren der Seestädte büßten als Hochverräther ihren Muth im Zuchthause und das gesammte Staatswesen sank hoffnungslos in den alten Schlendrian des Mittelalters zurück.

Wie nun die Dinge heute sind, so steht der Staatsregierung ein Landtag ältesten Styls als berathende und gesetzgebende Behörde zur Seite. Es umfaßt derselbe sämmtliche Rittergutsbesitzer (mehr als 500 an der Zahl), die Bürgermeister der Städte und die sogenannte Landschaft, d. h. etwa 80—100 Vertreter des nicht ritterschaftlichen Grundbesitzes. Der Landtag versammelt sich alljährlich auf vier Wochen, und zwar abwechselnd in den binnenländischen kleinen Städten Malchin und Sternberg. Ein Landrath, von Regierungscommissären unterstützt, führt den Vorsitz. Anträge werden sowohl Seitens der Regierung als Seitens der Abgeordneten vorgebracht, Anträge vorwiegend lokaler, landwirthschaftlicher Natur, Grenzzwiste, Wegebauten und Wiesenberieselungen betreffend, falls nicht diese Monotonie gelegentlich durch Verhandlungen wie die über die Prügelstrafe unterbrochen wird. Von Ordnung der Geschäfte und der Debatte ist keine Rede. Wird eine Motion vorgebracht, so discutiren die Landtagsmitglieder dieselbe unter einander gesprächsweise; man sitzt und steht, wie im Casino oder Bierhause, in Gruppen umher und man hört nichts als ein confuses Geräusch disharmonischer Worte. Nur zuweilen erhebt dieses oder jenes hervorragende Mitglied seine Stimme zu lauteren Tönen, so daß es scheint, als solle eine Rede gehalten werden. Auf dieselbe primitive Weise wird abgestimmt, und nachdem man so im Laufe von vier Wochen einen ganzen Haufen kleiner Geschäfte absolvirt hat, geht dieser mecklenburgisch-polnische Reichstag auseinander.

Mit der so unbequemen Controle über die Staatsfinanzen wird der Landtag nicht belästigt. Domanial- und Regierungskasse bilden in den mecklenburgischen Staaten ein friedliches Ganze, aus dessen Schätzen die Ausgaben des Hofes wie die des Staates je nach Bedürfniß bestritten werden. Sind extraordinäre Einkünfte erforderlich, so werden dieselben beschafft durch sogenannte außerordentliche Contributionen. Eine der letzten dieser Contributionen bestand z. B. in der forcirten Verwerthung der großherzoglichen Saline in Sülze. Die Einfuhr fremden Salzes wurde verboten und jeder Staatsbürger gezwungen, nicht allein seinen Salzbedarf aus Sülze zu beziehen, sondern ein nach seinen Einkünften berechnetes jährliches Maß von Salz zu kaufen, einerlei ob dasselbe seinen Bedarf überstieg oder nicht. Man will indeß wissen, daß auf dem demnächst zusammentretenden Landtage die Abschaffung dieser lästigen Verordnung in Aussicht stehe.

Es sind dieß einige der Hauptgrundzüge des mecklenburgischen Staatslebens. Was die Lokalverwaltung angeht, so existirt in den Städten eine Art von Selbstregierung, aber eingeengt durch die engste zünftige Tradition. In den Dörfern regiert der Schulze, auf den Landgütern der

Patrimonialsherr. Weit sey es von mir, behaupten zu wollen, daß die Herrschaft des letzteren eine durchgehend harte, brutale, drückende sey. Ohne Zweifel gibt es hier, wie überall, wie in Rußland selbst, rühmliche humane Ausnahmen. Aber die Lage des Landvolks unter einer so mächtigen feudalen Aristokratie ist der Natur der Sache nach eine prekäre. So oft ich während meines Aufenthalts in Mecklenburg auf die Schande der Verordnung über die Prügelstrafe hinwies, erwiederte man mir rechtfertigend: meine Auffassung sey ein Mißverständniß; die Prügelstrafe sey nicht neu eingeführt worden, sie habe seit Jahrhunderten bestanden und das neue Gesetz habe nichts bezweckt, als eine Verbesserung der alten Praxis, da es dem früheren regellosen Gebrauch des Stockes seine Anwendung unter Zuziehung einer amtlich beeidigten Person substituirte, ja außerdem einen Appell von dieser an die Gerichte zulasse. Bis zu dieser jüngsten Verordnung stand also das arbeitende Landvolk unter der willkürlichen Herrschaft des Stockes, und so tief gewurzelt war diese Tradition, daß man in dem neuen Gesetz über die artistischere Anwendung jenes politischen Streichinstruments nicht die Schmach der bloßen Thatsache als solcher empfindet, sondern dieselbe durch den Hinweis auf die erwähnte Verbesserung entschuldigen will. Außerdem würde selbst von dieser „Verbesserung" schwerlich die Rede gewesen seyn, hätten nicht arge Mißbräuche des früheren Systems einem liberalen Landtagsmitgliede den edeln Wunsch eingeflößt, seine landbauenden Mitmenschen auf eine höhere Stufe socialer Rechte emporzuheben. Welcher satirische Verleumder könnte ein ärgeres Pasquill auf den Bildungszustand der mecklenburgischen Gesellschaft schreiben, als diese einfachen Thatsachen?

Allein auch abgesehen von den Wirkungen des Stockes gibt es in den Zuständen des Landvolks manchen wunden Fleck. Vor allem gehören dahin die Bestimmungen der Heimaths- und Ehegesetze. Seit der Aufhebung der Leibeigenschaft ist nämlich der ländliche Arbeiter, der Tagelöhner allerdings nicht mehr an die Scholle gebunden; er kann Arbeit suchen, wo er will; die Engagements zwischen Herren und Knechten werden durch gegenseitige Verabredung auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen, erneut oder aufgehoben. Doch so lange ein Knecht auf einem Gute arbeiten und ein so gutes Auskommen er finden mag, das Recht, eine Familie zu gründen, erwirbt er erst, wenn sich ein Platz für ihn findet, d. h. wenn eine Stelle in den sogenannten Kathen, oder Arbeiterwohnungen, deren auf jedem Gut, je nach dem Umfang der Besitzung, eine größere oder geringere Zahl existiren, vacant wird. Auf eine solche Vacanz aber hat er oft lange Jahre zu warten. Die ledigen Knechte und Mägde leben daher, der Regel nach, in der wildesten Ehe, und vorzugsweise aus diesem Leben stammt eine erstaunlich große Menge unehelicher Kinder, durch welche Mecklenburg in der entsprechenden Rubrik statistischer Tabellen einen so hohen Platz unter den Staaten Europas errungen hat. Man hat versucht, dem Ueberhandnehmen dieses Uebels durch ein complicirtes Strafsystem zu steuern. Der erste Fehltritt wird an dem Mädchen durch eine kleinere, jeder nächste durch eine steigende Geldbuße gestraft; vermag sie die erforderliche Geldsumme nicht zu erlegen, so wird derselben eine entsprechende Gefängnißhaft substituirt. Auch sind für die Taufe des unehelichen Sprößlings dem Geistlichen die doppelten Gebühren zu entrichten. Dem Knechte, wie sich von selbst versteht, liegt die Erhaltung seiner unehelichen Kinder ob. Allein Gefängniß, Geldbuße, doppelte Taufgebühren, Alimentskosten schrecken weder Knechte noch Mägde von der Fortsetzung ihres wilden Lebens zurück, und die uneheliche Bevölkerung Mecklenburgs nimmt von Jahr zu Jahr wachsend zu.

Besser ergeht es im Ganzen den Kathenbewohnern. Die Kathen sind durchschnittlich gut gebaut, von Gärtchen umgeben, und obendrein mit dem Anlehen einer für den Gebrauch der Insassen bestimmten Kuh verbunden. Aber indem der Arbeiter sich eine solche Kathenstelle gewinnt, tritt er, dem Gutsherrn gegenüber, gewissermaßen in das alte Verhältniß der Hörigkeit zurück. Wenn der Lohn der ledigen Knechte und Mägde je nach dem Bedürfniß und der Zahl der Arbeitskräfte wechselt, zur Zeit der Ernte nicht selten auf einen preußischen Thaler täglich steigt, so sind die Kathenbewohner dagegen für alle Arbeiten, welche der Gutsherr fordert, auf einen bestimmten Tagelohn angewiesen; sie sind außerdem sammt ihrer Familie für immer an das Gut gebunden, worauf der Kathen steht. Das einzige Mittel, diesem Verhältniß zu entrinnen, ist die Auswanderung. Und in der That hat diese letztere, da sie bisher keiner gesetzlichen Bestimmung zuwiderlief, während der letzten Jahrzehnte, und besonders seit 1848, so stetig und schließlich in so bedenklichen Proportionen zugenommen, daß man neuerdings begonnen hat, die Nothwendigkeit der Einführung von Gesetzen zu ihrer Erschwerung in's Auge zu fassen.

(Schluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

Sealsfield.

Wenn mein Bericht dießmal etwas länger als gewöhnlich ausblieb, so war gewiß nicht der Mangel an Stoff daran schuld. Derselbe ist vielmehr in Ueberfülle vorhanden; und ich muß zum voraus um Entschuldigung bitten, wenn ich ein wenig mehr Raum in Anspruch nehme als sonst.

Ich fange mit dem kürzlich verstorbenen Deutschamerikaner Sealsfield an, über welchen österreichische Zeitungen in letzten Tagen so eigenthümliche Enthüllungen gebracht haben. Vielleicht interessirt es die Leser, einige Einzelnheiten über die letzten Lebensjahre und den Tod dieser räthselhaften Persönlichkeit zu hören, mit welcher Ihr Berichterstatter in gesellschaftlichen Beziehungen stand.

Es ist bekannt, daß Sealsfield von 1832 an während beinahe zwanzig Jahren die Schweiz bewohnte. Zu Anfang der fünfziger Jahre verschwand er plötzlich; es hieß, er sey in sein Adoptivvaterland, nach Amerika, zurückgekehrt. 1858 erwarb einer seiner schweizerischen Freunde auf den Namen Sealsfields ein bescheidenes Landhäuschen in der Nähe Solothurns. Bald darauf sah man einen älteren Herrn mit grauem Kopf und goldener Brille, mit zuweilen etwas vernachlässigter Toilette, aber stets aufrechter und stolzer Haltung dort ein- und ausgehen und sein stilles Wesen treiben.

Seine Legitimationspapiere bestanden aus einem amerikanischen Paß, in welchem Sealsfield als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt war. Ein Mehreres wurde von der Solothurnischen Polizei nicht verlangt; es wäre lächerlich gewesen, hätte man dem berühmten Schriftsteller die Vorweisung eines Leumundzeugnisses, von irgend einem obscuren Dorfvorgesetzten ausgestellt, zumuthen wollen. Uebrigens lebte der alte fremde Herr, welchem eine Wirthschafterin in canonischem Alter die Haushaltung besorgte, in größter Zurückgezogenheit. Während der schönen Jahreszeit durchstreifte er häufig die ausgedehnten Wälder, an deren Saum sein Landhaus, von ihm „unter den Tannen" zubenannt, gelegen war. Er vermied es, Bekanntschaften anzuknüpfen, lehnte jede Einladung zu geselligen Zusammenkünften ab, verschmähte jedoch nicht, hie und da einen kleinen Kreis von Bekannten „unter den Tannen" zu versammeln, bei welchen Gelegenheiten er sich stets als zuvorkommender und splendider Wirth erwies. Die Conversation wurde bei solchen Gelegenheiten stets deutsch geführt, welches von Sealsfield sehr correkt gesprochen wurde; des Französischen war er ebenfalls mächtig, doch war es ihm weniger geläufig; das Englische soll er mit unverkennbarem amerikanischem Accent gesprochen haben; auch Italienisch und Spanisch waren ihm nicht fremd. Er lenkte das Gespräch mit Vorliebe auf Politik und machte aus seinen liberalen Ansichten gar kein Hehl. Mit Vorliebe sprach er sich über amerikanische Zustände aus, und ließ errathen, daß er mit den hervorragendsten politischen Persönlichkeiten der Union bekannt sey. Ueber seine persönlichen Erlebnisse war er sehr zurückhaltend. Zwar ließ er sich hie und da vom Augenblick hinreißen, einige abgerissene Episoden aus seinem Leben mit markantem Erzählertalent zum Besten zu geben. Dabei hütete er sich jedoch auf das vorsichtigste, seine Jugendgeschichte, seinen Ursprung und sein Vaterland errathen zu lassen. Gegenüber denjenigen, die er seine besten Freunde nannte, hielt er an dieser Zurückhaltung fest.

So splendid Sealsfield seyn konnte, wann er Gäste hatte, so einfach, ja sogar ärmlich war seine gewöhnliche Lebensweise. Er lebte beinahe ausschließlich von Rindfleisch und Kartoffeln. Wegen einiger Suppenkräuter oder eines Eis, welche seine Wirthschafterin zu viel vom Markte brachte, konnte er nergeln und schelten; eine weiße Suppenschüssel, die zu seinem Gebrauch gekauft worden war, schickte er als zu luxuriös in den Laden zurück und ließ sie gegen eine andere von ordinärer brauner Töpfererde austauschen. Der psychologische Entwicklungsgang dieser übertriebenen Sparsamkeit ist nicht schwer zu verfolgen. Schon in früheren Jahren, in den Zeiten seiner besten Manneskraft, liebte er es — was materielle Genüsse betrifft — sich in grellen unvermittelten Gegensätzen zu bewegen. Zuweilen kam es ihn an, in fürstlichem Luxus zu schwelgen, um sich unmittelbar darauf die strengsten Entbehrungen freiwillig aufzuerlegen und gleich einem Hinterwäldler zu leben. Da geschah es, daß Sealsfield bei einer der häufig sich wiederholenden Bank- und Finanzkrisen der amerikanischen Union einen großen Theil seines Vermögens verlor. Zwar blieb ihm immerhin noch so viel, um auf das Anständigste leben zu können; aber das Alter rückte heran, die Arbeitskraft begann zu versiegen. Nun kam gar noch der amerikanische Bürgerkrieg. Von seinem Grundbesitz in Louisiana mußte er an die secessionistische Regierung enorme Kriegssteuern bezahlen und kein Pachtzins war mehr zu erhalten. Die nordstaatlichen Eisenbahn- und Bankvaloren erlitten eine trostlose Entwerthung. Das Vermögen, welches er nach Europa, nach der Schweiz gerettet hatte, war nur von geringem Belang. Da überkam den alternden Mann ein panischer Schreck, die Angst, gänzlich zu verarmen. Es ist begreiflich, daß die Aussicht, ökonomisch abhängig zu werden, irgend Jemanden zur Last zu fallen, dem stolzen schroffen Charakter Sealsfields unerträglich seyn mußte. Deßhalb trachtete er seine wenigen nach der Schweiz

herübergebrachten Vermögenstheile zu einem Nothpfennig zu sparen; deßhalb wurde er zuerst sparsam und dann geizig. Nun, da wir etwas Näheres über seine Familienverhältnisse wissen, dürfen wir uns am wenigsten darüber wundern. Wie hätte es der stolze Mann, der einst die Mönchskutte ausgezogen und weit von sich geworfen und sich aus eigener Kraft einen berühmten Namen in der Welt geschaffen hatte, je über sich bringen können, bei der beschränkten, vielleicht bigotten Bauernfamilie in Mähren, der er einst angehört hatte, um ein Almosen anzuhalten!

Die Furcht vor Verarmung, — die Angst, jene Unabhängigkeit zu verlieren, die sich auf den Besitz irdischer Güter stützt — das war es, nebst dem Gefühl der allmählig schwindenden Körperkräfte, was seine alternden Tage quälte. Und dann der nimmer enden wollende amerikanische Bürgerkrieg! „Nichts Neues von drüben?" war stets die erste Frage, die er an seine Besucher richtete. „Nichts Neues von drüben?" waren die letzten vernehmlichen Worte, die er sprach. Sein Herz neigte sich den Südländern zu, den Sonderbundstaaten, wo er selber Landbesitzer war. „Die Bewohner des Südens," — so pflegte er zu sagen — „sind trotz ihrer Wildheit, ihrer Rauheit, ihrer Ausschweifungen ritterliche noble Naturen von hundertmal edlerem Metall, als die Geldseelen des Nordens." — Aber sein Verstand hielt es dennoch mit dem Norden. Die Macht der Union, das endliche Uebergewicht Amerikas über die alte Welt, welches sein politischer Traum war, die Regeneration der Menschheit durch die amerikanische Demokratie konnte nur dann kommen, wenn die Union unzertheilt blieb. Deßhalb wünschte er und bezweifelte auch keinen Augenblick den endlichen Sieg der bundesgetreuen Staaten des Nordens. Indessen vergingen Jahre, Monate und Wochen. Jeder Morgen brachte seine Zeitungen, aber keine wollte die gewünschte Entscheidung bringen. Und stets düsterer wurde der Blick, den der graulöpfige Greis mit der eckigen Stirn und den tiefgezogenen Runzeln in die verschleierte Zukunft warf.

Eine offene Wunde am Fuß hinderte ihn zuweilen Wochen und Monate lang, seine Streifereien durch die grünen Jurawälder vorzunehmen. Zugleich nahm seine Sehkraft ab und machte ihm Lesen und Schreiben erst beschwerlich, nach und nach unmöglich. Und noch so Manches hätte er ändern, fertigmachen, zum Abschluß bringen sollen. Er sah sich nach einem Privatsekretär um. Es hätte ein Mann von wissenschaftlicher Bildung seyn sollen, mit einiger schriftstellerischer Fertigkeit, von erprobtem Charakter und unbedingter Hingebung. Wo findet man solche Leute, die sich gegen einen Jahreslohn von einigen hundert Franken zum Schreiberdienst hergeben? — Die unvollendeten Arbeiten blieben, wie sie waren, — die letzten abschließenden Kapitel des breitangelegten Werkes ostwestlicher Wahlverwandtschaften und Wechselwirkungen kamen nicht zu Stande. Da kam die Plage einer zuerst vernachlässigten, nun aber langsam, aber unaufhaltsam zerstörenden Unterleibskrankheit. Einst war Schönlein in Zürich Sealsfields Freund und Arzt gewesen. Seit dieser ihm nicht mehr rathen konnte, hatte er zu keinem andern Arzt ein rechtes Zutrauen mehr. Er fing an als Selbstarzt an sich herumzudoktern, keineswegs mit gutem Erfolg. Eine Badereise nach Schwalbach brachte keine Linderung, sondern die Ueberzeugung, daß es dem Ende entgegengehe.

Bei der allgemeinen schweizerischen Volkszählung von 1860, wo auch nach dem religiösen Bekenntniß officiell geforscht wurde, schrieb sich Sealsfield unter die Rubrik: „einer andern christlichen Confession angehörig," welche den beiden Landesconfessionen „katholisch" und „reformirt" gegenübergestellt war. Er ging selten zur Kirche. Der Anblick der Klöster, das häufige Läuten der Kirchenglocken, das Zusammentreffen mit katholischen Geistlichen war ihm unangenehm. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er den protestantischen Ortsgeistlichen zu sich berufen; er erbat sich dessen häufige Besuche und unterhielt sich mit Vorliebe mit demselben über die Frage der Unsterblichkeit und verwandte religiöse Gegenstände. Um letzte Weihnachten erhielt er — auf seinen dringenden Wunsch — das Abendmahl in seiner Krankenstube. Noch Monate lang widerstand seine eiserne Constitution den zerstörenden Verheerungen seiner Krankheit; erst im Monat Mai, als alle Knospen sprangen und alle Bäume in Blüthe standen, hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Vorher verbrannte er seine sämmtlichen Schriften und Manuscripte. Drei ganz oder beinahe vollendete Werke gingen in Flammen auf; eines derselben: „Ein Mann aus dem Volke," soll in der Form eines Romans das eigene Leben des Verfassers zum Inhalt gehabt haben. Die Werthpapiere, die sein Vermögen ausmachten, schickte er an einen Freund in Schaffhausen. Die werthlose Schachtel, in welche sie verpackt waren, erbat er sich ausdrücklich zurück!

Unter seinem Nachlasse fanden sich sehr wenige Bücher, kaum einige Bände, darunter nicht einmal seine eigenen Werke. An Schriften fand sich gar nichts als ein paar Briefe neuesten Datums, einige Kaufmannsrechnungen und ein eigenhändiges Testament. Der Inhalt dieser letzten Willensverordnung war nicht minder wunderlich als ihr Urheber. Die Männer, welche während der letzten hülflosen Zeiten sich seiner angenommen, waren darin mit einer kärglichen Taglöhnerbezahlung abgefunden. Etwas splendider waren die Waisenhäuser dreier schweizerischen Städte, Zürichs, Solothurns und Schaffhausens, bedacht. Zu Haupterben wurden die Mitglieder einer Familie Postel aus Mähren in Oesterreich eingesetzt mit der Weisung, daß dieselben ihr Vaterland verlassen und amerikanische Bürger werden sollten. Im Testamente fand sich nicht eine Spur von Verwandtschaftsangabe zur Motivirung dieser Vergabung. Dennoch lag die Vermuthung nahe, daß die genannten Postel durch Bande des Bluts ihm nahe stünden, um so mehr, als der deutsche Ursprung Sealsfields allgemein angenommen wurde. Dazu kam noch die Verfügung des Verblichenen: auf seinem Grabstein als seine „Signatur" die Buchstaben C. P. anzubringen.

Was konnte diese „Signatur" anders bedeuten, als „Carl Postel?"

Sie kennen die Enthüllungen, die nun in österreichischen Zeitungsblättern erschienen: der berühmte deutsch-amerikanische Schriftsteller Sealsfield sey kein anderer gewesen als ein ehrgeiziger Mönch, Mitglied und Sekretär des Kreuzherrenordens in Prag, welcher zu Anfang der zwanziger Jahre seinem Kloster entlaufen sey. Andere gingen sogar soweit, den entflohenen Klostermönch zu beschuldigen, er habe die Ordenskasse mitgehen heißen. Daß Charles Sealsfield einst Carl Postel hieß, wird wohl seine Richtigkeit haben. Viele innere Gründe sprechen dafür, daß Charles Sealsfield ein dem Kloster entflohenes Mitglied des Kreuzherrenordens gewesen sey. Schon der Drang, der ihn durch's ganze Leben begleitete, sein Incognito nicht zu verrathen, deutet auf ein solches fatales Geheimniß. Die Anklage des Kassendiebstahls wurde von Prag aus bereits widerlegt. Wer Sealsfield kannte, hätte ohnedieß dieser Beschuldigung niemals Glauben geschenkt. Er war, wenn auch noch so eckig, rauh und abstoßend, doch eine viel zu noble und stolze Natur, viel zu sehr Gentlemen, als daß er je ein Kassendieb hätte gewesen seyn können.

Dem sonderbaren Mann ist vorbehalten, selbst noch nach seinem Tode eine sonderbare Rolle zu spielen. Er ist nämlich sein eigener Erbe geworden. Die Sache verhält sich so: Sealsfield setzte als Testamentserben die Brüder Postel aus Mähren und ihre Nachkommen ein. Der älteste derselben, Carl Postel, obwohl seit vierzig Jahren verschwunden, ist noch nicht als verschollen erklärt, wird also rechtlich als noch lebend betrachtet; demselben muß ein Curator gesetzt werden und er bezieht seinen Theil des Sealsfield'schen Erbes. Da nun Sealsfield und Carl Postel identisch sind, so ist hier das juristische Räthsel praktisch gelöst, wie Einer sein eigener, wenn auch keineswegs lachender Erbe seyn kann.

Die meisten illustrirten Zeitungen brachten in letzter Zeit Sealsfields Portrait. Nur mit Mühe ließ sich der Verstorbene bereden, zu einem photographischen Bilde zu sitzen, und als es geschehen, sprach er nur mit Verdruß davon. Die letzten Enthüllungen lassen uns auch diesen Aerger des alten Herrn, sein vervielfältigtes Bild in die Welt hinaus wandern zu sehen, erklärlich finden. Es war die Angst, es möchte eines derselben bis in das Kreuzherrenkloster in Prag dringen und dort, den hundert Runzeln und Falten zum Trotz, erkannt werden. Von den Nachbildungen ist jene, welche vor einigen Monaten in der Gartenlaube erschien, die gelungenste; sie gibt die eckigen, verwitterten, durchfurchten Züge sehr getreu, und es findet sich da auch das kaum erkennbare humoristische Lächeln, welches in seltenen guten Stunden die schmalen Lippen umspielte.

Während der größern Hälfte seines Lebens war Postel-Sealsfield — gleich Ahasver — ein ruheloser Wanderer, stets von der Sorge verfolgt, sich zu verbergen. Endlich hat er neben dem Waldkirchlein St. Nikolaus am Fuße des Jura nach einer Erdenwanderung von 81 Jahren (sein kürzlich aus Mähren eingelangter Taufschein datirt von 1783) ein stilles Plätzchen gefunden. Ruhe seiner Asche!

(Schluß folgt.)

Aus Spanien, August.

(Fortsetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Nun begannen in der Dunkelheit, welche alle Bilder verschlang, die Qualen der Hölle in einer spanischen Diligence, deren normaler Vollzähligkeit wir uns jetzt erfreuten: drei Passagiere auf dem Vorder-, drei auf dem Rücksitze. Von den beiden jungen artigen Spaniern hatte uns der eine in San Sebastian verlassen, wie es schien von zwei rauschenden Mantillen, zwei rastlosen Fächern geheimnißvoll auf der Brücke erwartet, woraus ich die Beruhigung schöpfen durfte, obgemeldete Pariser Coiffure habe nach ihren Irrfahrten das Ziel erreicht. Statt seiner stieg ein derber, dicker Caballero aus Murcia ein, mit der Bestimmung, oder Absicht, uns bis nach Tolosa halb zu zerquetschen und zu ersticken. Ein Ingenieur aus Bordeaux, der sich nicht nur hier in der Diligencia buchstäblich ohne Brod befand, sondern überall im Leben, und über die Pyrenäen gekommen war, ächt französisch, „pour faire fortune," aber zugleich für Weib und Kind, sang in den Zwischenräumen, wo ihm die mit unglaublichem Thätigkeitstrieb behaftete und mit allen möglichen praktischen Rathschlägen für jedermann geladene Britin Zeit dazu

verstattete, ein wunderschönes, melancholisches Matrosenlied, das mich bis in den Schlaf hinein auf der Marterbank erquickte. Ich wollte probiren, ob der Schlaf gegen den Hunger, und besonders gegen den Durst, helfen könne; denn ich fühlte mich wirklich dem Verschmachten nahe. Zwar hatte man zu San Sebastiano Halt gemacht, behufs der „mesa redonda," der Table d'hôte, für die Diligencia, d. h. für den Mayoral, da die gesammte Reisegesellschaft vorgezogen, sich, wie dieß im Durchschnitte auf der Halbinsel üblich, auf das Viel oder Wenig der eigenen Verpflegung im Tornister zu beschränken, aus kalter Küche, Wein, Brod und Früchten bestehend. Wagt man doch kaum sich mit einem Trunke am Brunnen zu erfrischen, weil nicht nur Ein- und Aussteigen bei diesen antediluvianischen Kästen, häufig ohne Fußtritte, und ohne jede rettende Hand, die sich bietet, lebensgefährlich ist — rechne man noch hinzu die unaufhörlich in das Tauwerk der Crinoline sich verwickelnden Absätze der Schuhe — sondern auch, weil oft plötzlich der Ruf: „al coche!" (in den Wagen!) erschallt, wo wir, wenn wir letzteren nicht mehr im rechten Augenblick erreichen, gar leicht der mit unsern Effekten unaufhaltsam davon stürmenden Diligencia nachzuschauen hätten, in welchem Falle der Mayoral, weit entfernt von der Gewissenhaftigkeit des deutschen Condukteurs gegen seine Insassen, unsere Abwesenheit gar nicht, oder doch zu spät bemerken würde.

Endlich graute der Tag. Die Fahrt in der Diligencia mochte im Ganzen eilf Stunden gedauert haben. Da, mit dem ersten Dämmerlichte erklingt plötzlich der heißersehnte Ruf: „Olazagutia!" Dieß ist der Name eines armseligen Nestes, den niemand kannte, der sich auf keiner Karte Spaniens, jetzt aber in aller Menschen Mund findet, weil bis hieher die Eisenbahn gediehen ist. Ich hatte mich in Bayonne direkt bis Burgos eingeschrieben und auf dem Bureau von der dem Geschäfte vorstehenden gefälligen Wittwe die Weisung empfangen, daß ich mich um mein Gepäck nicht weiter bekümmern, sondern alles dem Mayoral zur Besorgung überlassen möge, der mir mein Eisenbahnbillet an Ort und Stelle einhändigen werde. Kurz vor der Abfahrt auf dieser ersten Station, aus der als Restauration dienenden elenden Venta tretend, eine schmutzige Bauernhütte, wo ich eine Tasse Milch hinunterstürzte und dieselbe gleich einem Dejeuner in Paris bezahlte, fand ich zwar meine Effekten richtig abgegeben, aber niemand, der von einem Billet wissen wollte; und statt des Mayorals, der hartnäckig verschwunden blieb, bloß den Commissionär der Gesellschaft, welcher sich weigerte, die Verbindlichkeit zu erfüllen, behauptend, daß in seiner Liste nichts darüber bemerkt und demnach von mir nur bis Olazagutia bezahlt sey. Obwohl mein Diligenciaschein schwarz auf weiß das Gegentheil darthat, gelang es erst dem nachdrücklichsten Beistand mehrerer Mitreisenden verschiedener Nationen in einem bis zu heftigem Streite sich steigernden Wortwechsel, mir zu meinem Rechte zu verhelfen. Das war gleich der Eingang in Spanien, und ähnliche Erfahrungen von Unzuverlässigkeit oder Prellerei begleiteten mich bis zum Ausgange. Alles kommt von oben, von der schlechten Wirthschaft. Man möchte sagen, eine Regierung, wie die hiesige, hat auch ihr Gutes, als eine umgekehrte Musterwirthschaft, um den andern Ländern im Extrem abschreckend zu zeigen, wohin Finsterniß und Mißbräuche führen. Doch ist es den Bourbonen noch nicht gelungen, die liebenswürdigen, ja rührenden Züge des edeln Volksstamms zu verwischen, die man am häufigsten bei dem hohen Adel und den Landleuten findet. Leider hat es der Tourist meistens mit dem „poplacho," dem Pöbel der Städte zu thun.

Trotz allem war ich froh, in einem Waggon zu sitzen, und zwar allein in einem viel gemächlicheren als die, welche uns von der Seine an den Adour gebracht hatten. So toll rast die Diligencia, daß mir die allerdings noch etwas jugendlich schüchterne Eisenbahn wahrhaftig schier etwas langsam dagegen bedünken wollte. So fuhr ich völlig abgeschieden hin durch die feierliche Einsamkeit dieser Sierras, hinter deren Pyramiden die Sonne nur zögernd heraufglitt, den dunkelblauen Aether mit Gold überfluthend. Die Landschaft hat in ihrer Großartigkeit etwas Monumentales, wie von Marmor, etwas, wie ich es noch niemals gesehen. Es ist eine ununterbrochene Kette von Colossen, und durch erschreckende Wände bricht die Lokomotive und immer öder wird der Weg. Kaum erblickt man noch einige Arrieros mit ihren Saumthieren hinter einander in gestreckter Reihe, wie angefädelt. Eine Burg in Trümmern, ein Kloster mit weiten Höfen, aus dessen Spitzbogenfenster eine weiße Kutte sich neigt, der vorüberdonnernden, ungeheuerlichen Maschine nachzustarren. Nur an den Stationen — ich habe mich bemüht, die schönen vollen Fremdlaute pflichtlich aufzuzeichnen, Arraya, Salvatierra u. s. w. — wimmelte es sonntäglich von originellen Gestalten, die mit aller Heftigkeit, ja theilweise Wildheit uncivilisirter Naturen ein und aus schwirrten in der ambulanten Schienencolonie; oft so bizarr bunt, in solchem romantischen Gegensatze zu dieser geradlinigen, die Spitze der Modernheit darstellenden Mechanik, daß man sich zuweilen der Täuschung hingeben konnte, alles dieß sey nur ein Maskenspiel in riesigen Dimensionen.

Lebt wohl, ihr stolzen, zum Himmel steigenden Sierras! Indem die Dampfcarawane sich von den Montes Cantabres entfernt, erreicht sie die Ebene von Vitoria, dem lebhaften Städtchen mit eigenthümlichem Profil von Thürmen, unter ihnen der von Santa Maria. Wir hatten die Provinzen Biscaya, Guipuzcoa und Alava hinter uns gelassen, mit ihren steilen Bergreihen, Verzweigungen der Pyrenäen, die Ketten von Molina, Santander, Piquera u. s. w., und näherten uns der ersten Ortschaft Altcastiliens. Die herrschende Oede, welche nicht einmal durch Bäume belebt wird, vermehrt das großartig Düstere des landschaftlichen Eindrucks. Die Altcastilianer haben die Bäume ausgerottet, wegen des Vorurtheils, daß sie die Vögel herbeiziehen zum Schaden der Früchte. Finster schaut uns der Hidalgo an

von seinem Felde oder seinem Karren, wo er mit gekreuzten Armen sitzt. Im Thale des Ebro, der uns, wie billig, an der Pforte von Altcastilien begrüßt, noch jugendlich, kaum der Wiege entsprungen, kommt bald Miranda de Ebro, dann, beim Bache Oroncillo, ein anderes Städtchen, Pancorvo, an der wildromantischen Felsenschlucht, der es den Namen gibt, der Garganta de Pancorvo, einer der merkwürdigsten Punkte der ganzen Fahrt und vordem als einer der unsichersten im Königreiche berüchtigt, auch in allen Kriegen Schauplatz blutiger Kämpfe. Angoulême ließ im Jahr 1823 die Veste schleifen, deren Trümmer eine der Kuppen krönt.

Der Engpaß leitet in die Bureña, eine fruchtbare Ebene mit Weiden, Nußbäumen und Weinstöcken — oder vielmehr ohne Stöcke, denn die Reben wachsen auf freiem Felde in Büscheln, wie bei uns die Kartoffeln. Es folgen die Stationen Monasterio, Quintanapalia. Bis zu den unwirthbaren Kämmen der Bruzula erstreckt sich die Fläche einige Leguas nördlich von Burgos. Jeder Augenblick bringt uns Erinnerungen an die Zeiten des spanischen Glanzes. Auf einem benachbarten Höhenzuge gegen Osten schimmert die Karthause Miraflores, welche unter ihren Grabmälern auch das des Campeador birgt, und in deren Kirche seine und seiner Ximene Leichen beigesetzt waren, zu ihren Füßen die ihrer Töchter Maria Sol, Königin von Aragonien, und Elvira, Königin von Navarra; auf einem andern Hügel unterscheiden wir das Dorf Vibar, Geburtsort des Cid — Wiege und Grab so dicht beisammen.

Gegen Mittag langte man in Burgos an und rollte im Omnibus über die steinerne Brücke des Arlanzon. Von hier aus betrachtet, bildet das alte, unter Kaiser Karl V. erneuerte Thor Santa Maria, mit vielen Bildsäulen geziert, schon gleichsam ein Portal für die Cathedrale, über welchem diese unnennbar herrlich im Himmel schwebt — und in was für einem Himmel! — mit ihren beiden durchsichtigen Pyramiden und zahllosen schlanken Spitzen an Dach und Capitelsaal, mit dem Thürmchen von zartem Filigran, welches den Cimborio, das Kuppelgewölbe über dem Cruzero, dem architektonischen Kreuze krönt. Das war mein erster Gruß von Burgos.

Der erste Tag im Herrschersitz der alten Könige Castiliens verstrich mit Umherlaufen zu allen Merkwürdigkeiten. Der Dom ist eine Welt von Wundern für sich, ein rechtes Bild vom himmlischen Jerusalem im Grundgedanken des Meisters, eine heilige Stadt von Ogiven, Rosetten, Pfeilern, Thoren, Kapellen, Thürmen, hundertfachen Thürmen. Wie von Perlen überrieselt steigt sie auf, wie von Perlen ganz und gar erbaut. Philipp II. sagte nicht mit Unrecht von dieser Cathedrale, sie scheine mehr von Engel-, als von Menschenhänden gemacht. Eine der berühmtesten in Europa, ist sie an decorativem Zauber die erste Spaniens, zu dessen vier Hauptkirchenbauten sie gehört. Erst später in Andalusien habe ich begreifen gelernt, wie sehr der Einfluß arabischer Ornamentik den Glanz dieses Monuments reinster Gothik gleichwohl erhöht hat, welches, nachdem die alte Kuppel eingestürzt war (1539), aus Ontoriastein nach dem Plane des Burgunders Maese Felipe, eines der drei großen von Carl V. berufenen Architekten, vollendet wurde. Im Innern freilich, dem die Capilla del Condestable einen Hauptschmuck leiht, hat der Zopf übel gewirthschaftet, besonders durch den leidigen Zwischenchor, den Trascoro, der alle Tempel der Halbinsel kennzeichnet. Es ließen sich allein über diesen Dom Bände schreiben — erschrecken Sie nicht.

„Magnifico!" schrieen zwei spöttische Burschen, den Ausdruck meiner stillen Bewunderung vor dem Werke mit Geberdenspiel nachahmend. Den besten Ueberblick genießt man von der Terrasse zunächst dem Hügel, an welchen sich die Kathedrale lehnt, und von ihm selbst. Sonnenversengt, trägt er nur wenige Trümmer der Burg der Grafen und Könige Castiliens, um seinen Fuß windet sich der Arlanzon. Auf dem Wege empor zu den Ruinen kommt man vorbei an Santa Gadea, einer der drei „iglesias juradoras," Eidkirchen, wo man sich durch Schwur von angeschuldigten Verbrechen reinigte. Der Probirstein, eine Art Schloß, gegenwärtig in der Mauer befestigt, heißt „el correjo del Cid," weil der Held auf demselben zweimal Alonso VI. schwören ließ, daß er keinen Theil habe an dem bei Zamora vollbrachten Morde seines Bruders Sancho. In der Calle Alta zeigt man das Haus des Cid. Auch den Triumphbogen wollte ich nicht versäumen zu besichtigen. Aeußerst eigenthümlich erscheint das Stadthaus, „la casa de ayuntamiento," mit seiner Krone von bizarren Steingestalten um die Zinnen und seinem Säulenhofe, jetzt der Sitz der Capitaneria, des Gouvernements, wie wir sagen. Freundlich gewährten mir Soldaten auf meine Bitte den Eintritt, doch nicht ohne in Bemerkungen ihre gute Laune an dem Touristen auszulassen. Es mochte freilich nicht an Stoff dazu gebrechen. Ich machte die mißliche Erfahrung, daß die Sprache, welche man in den Gassen hört, eine andere ist, als die, welche Calderon und Cervantes in ihren Dramen und Novellen reden. Wegen des Verschluckens der Endsylben im Volksdialekt wollte es mir Anfangs nicht glücken, mich nur so weit zu verständigen, um mir Gefrorenes, nach welchem ich schmachtete, „helado," zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. 23. September 1864.

Bei aller seiner dichterischen Individualität kann Faust, das Stück nemlich, die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch.

Schiller
an Goethe. 1797.

Ueber Goethes Faust noch einmal.

Versuch eines abschließenden Wortes.

Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß diejenigen Werke der Poesie, welche auf Zeitgenossenschaft und Nachwelt die mächtigste und hinreißendste Wirkung üben, nicht immer die als Kunstwerke vollendetsten, am meisten in sich gerundeten und geschlossenen sind. Wo gäbe es eine Dichtung, die in höherem, die auch nur in gleichem Grade in die Gemüther, in die Geister eines großen Volkes eingedrungen wäre, auf die Bildung dieses Volkes, und durch dieses Volk auf die Bildung der Welt den tiefgreifendsten Einfluß gewonnen hätte, als die Ilias? Und doch hat es die Forschung der neueren Wissenschaft unzweifelhaft herausgestellt, daß die Ilias, wie sie uns vorliegt, wie sie bereits den Griechen vorlag, unmöglich das Werk Eines Dichters seyn kann. Sie besteht zu reichlich zwei Fünftheilen aus künstlich mehr, als künstlerisch nachgearbeitetem, poetisch fast werthlosem Füllwerk, und die übrigen drei Fünftheile stehen zwar unbedingt dem Herrlichsten gleich, was je der schaffende Menschengeist hervorgerufen hat, aber allmählig emporgewachsen aus der im Munde des Volkes lebendig sich fortbildenden Heldensage, sind auch sie nicht von vorn herein nach einem einheitlich entworfenen Plane ausgearbeitet, ja vielleicht, denn hierüber sind die Ansichten der Forscher noch nicht ganz in's Klare gekommen, nicht einmal das Werk Eines Dichters.

Aehnlich verhält es sich mit den volksthümlich epischen Dichtungen anderer Völker; ähnlich aber auch, in einigen Beziehungen wenigstens, mit einem großen Dichterwerke der neueren Zeit, obgleich dieses Werk einer künstlerischen Gattung angehört, von welcher man mehr noch, als von dem Epos, und im Allgemeinen mit unstreitigem Recht, strenge organische Geschlossenheit verlangt, der dramatischen.

Goethes Faust, eine Dichtung, von welcher man wohl die Ansicht hat aussprechen hören, daß sie unserer Zeit, daß sie unserem Volke die Stelle eines nationalen Epos werde vertreten können, hat mit den großen epischen Dichtungen früherer Zeiten wenigstens das gemein, daß sie, wie diese, aus ächter, volksthümlicher Sage hervorgegangen ist, nicht von vorn herein als ein mit besonnener Ueberlegung angelegtes, in sicherer Stetigkeit, mit überlegener Beherrschung des Stoffes und der Darstellungsmittel ausgeführtes Kunstwerk, sondern in mehrfach wiederholten Ansätzen, in dem unmittelbaren Zuge schöpferischer Begeisterung, mit welcher der Dichter hauptsächlich nur solche Situationen der Sage ergriffen hatte, an die er irgendwie

den Inhalt einer eigenen Lebenserfahrung knüpfen konnte.

Allerdings, nachdem der Dichter, dem Antrieb seines Genius folgend, für die Darstellung dieser von der Sage ihm gegebenen Situationen die Form des Drama gewählt hatte, so hatte er damit eine Art von Verpflichtung übernommen, das Ganze zu einer dramatischen Handlung zusammenzuschließen. Er war sich in seinem künstlerischen Gewissen solcher Verpflichtung bewußt, er hat sie redlich zu erfüllen gestrebt, und auch, nachdem er sich von der Unmöglichkeit einer einheitlichen, zu vollständig organischer Gliederung, zu ächt dramatischem Abschluß gelangenden Handlung überzeugen mußte, nicht darauf verzichtet, dem Werke wenigstens eine äußere Einheit und Vollständigkeit zu geben.

Daß dieß wirklich das Bewußtseyn des Dichters über seine Dichtung war, zu der Zeit es war, als er, in dem Lebensalter vollständiger Mannesreife, nach Veröffentlichung der älteren, zu früher Jugendzeit in schnellem Ergusse als Bruchstück hingeworfenen Scenenreihe, dieselbe wieder aufnahm, darüber lassen die Verhandlungen, die er darüber brieflich mit seinem Freunde Schiller geführt hat, keinen Zweifel. Goethe selbst nennt dort seine Dichtung eine „barbarische Composition," bei der es verstattet sey, es sich „bequem zu machen," wenn nur die Theile „anmuthig und unterhaltend" ausfallen und „etwas zu denken geben;" das Ganze „werde stets ein Fragment bleiben."

Merkwürdigerweise bezieht er sich dabei ausdrücklich auf die eben damals neu aufgefundene, von Fr. A. Wolf verkündigte Theorie des epischen Gedichts; es scheint, daß er sein Faustdrama eben nur als ein dramatisches Epos betrachtet wissen wollte, indem er einer analogen Entstehung desselben in seinem Geiste, wie die Entstehung der alten heroischen Epopöen im Geiste der dichtenden Völker, sich bewußt war. Wir werden uns also in dieser Ansicht über den Gesammtcharakter der Dichtung nicht irre machen lassen dürfen, weder durch die vielfältigen mißlungenen Versuche, mit spitzfindiger Reflexion in das Werk einen Sinn hineinzuklügeln, der, auch wenn er darin läge, es darum noch nicht zu einer künstlerischen Einheit machen würde, noch auch selbst durch gelegentliche Aeußerungen aus der späteren Zeit des Dichters. Sollten dergleichen Aeußerungen wirklich das zu sagen scheinen, was wir hier in Abrede stellen, sollten sie hin und wieder Miene machen, dem Werke den einheitlichen Charakter beizulegen, welchen der Dichter selbst, zu der Zeit, als er darüber wohl das unbefangenste und sicherste Urtheil hatte, nicht dafür in Anspruch nahm, so würden sie dann wohl am richtigsten zu erklären seyn aus dem Umstande, daß es zu dieser späteren Zeit dem Dichter in der That bis auf einen gewissen Grad gelungen war, der Nachdichtung des zweiten Theils, diesem Lieblingskinde der Muße seines Greisenalters, eine Haltung, einen Ton und eine Färbung zu ertheilen, welche diesen Theil als ein mit sich selbst, aber darum nicht auch mit dem ersten Theile, dem eigentlichen Kerne des Ganzen, übereinstimmendes Ganze erscheinen läßt.

Den ersten Theil für sich betrachtet, ihn werden wir mit gutem Rechte jenen mittelalterlichen Domen vergleichen dürfen, deren Theile, im Laufe von Jahrzehnten, bisweilen selbst von Jahrhunderten an einander gewachsen, die Merkmale der verschiedenen Baustyle dieser Zeiten an sich tragen, diese selbst zwar allmählig und in organischer Folge, in einem lebendigen, geschichtlichen Entwicklungsprocesse aus einander hervorgegangen, aber doch nicht so, daß aus ihrer successiven Häufung ein Werk von idealer, künstlerischer Einheit hätte erwachsen können, obwohl sie auch in dieser unvollkommenen Zusammensetzung von mächtigster Wirkung, und zuletzt denn doch zu der Einheit, wie der Cultuszweck des Kirchenbaues sie fordert, äußerlich verbunden sind. An diesen seltsam verschränkten, aber gerade in dieser Verschränkung um so ehrwürdigeren Wunderbau, an ihn, der uns in der Dichtung ein Stück Weltgeschichte, wie es in des Dichters Herzen verlief, vor Augen führt, ist sodann der zweite Theil in alle Wege nur äußerlich angefügt, als das Werk einer gänzlich umgewandelten Sinnes- und Anschauungsweise. Stylistisch zwar harmonischer in sich geordnet als der erste, und auch seinerseits von einem nie genug zu bewundernden Reichthum der Erfindung sowohl, als auch der Ausführung, bleibt er an unmittelbar das Gemüth, die Seele ergreifender Gewalt weit zurück hinter dem ersten, auch ist er nur demjenigen vollkommen verständlich und genießbar, welcher dem Dichter gefolgt ist durch alle die Labyrinthe seiner mit zunehmendem Alter immer mehr sich unter einander verschränkenden Bildungswege, die er dort mittelst einer in dem buntesten und glänzendsten Farbenspiele schimmernden Symbolik abgeschildert hat.

Die Gestalt des Faust ist bekanntlich ein Gebilde deutscher Sage; nicht jener uralten, die aus vorgeschichtlicher Zeit in die geschichtliche herüberragt und mit den Ursprüngen der Nation selbst verwachsen ist, sondern einer zu geschichtlicher Zeit entstandenen, von einem Ideengehalt, der aus der Vermählung des Christenthums mit dem Geist der germanischen Völker hervorgegangen ist, erfüllten. Es ist der Gedanke der schwarzen

Magie, einer bösartigen, von Mächten der Finsterniß ausgehenden Zauberkunst, es ist dieser Gedanke, welchen die Sage in der Person des Faust verkörpert hat. Nicht zum erstenmal in ihr; bis zu jenem Simon Magus der Apostelgeschichte hinauf läßt sich die Reihe ähnlicher Figuren zurück verfolgen, welche die sagenbildende Phantasie der Bekenner des Christenthums durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch immer neu erfunden hat. Aber fast alle die in jenen früheren Gebilden zerstreuten und vereinzelten Züge hat der Mythus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in dieser seiner jüngsten Ausgeburt zusammengefaßt.

Die Vorstellung von jener dunkeln Höllenkunst, die einem Bündniß mit dem Satan ihren Ursprung dankt, sie ist nicht von vorn herein nur, wie sie freilich in der Einbildung der Menge und zum großen Theil auch schon in den Erzählern der Sage dieß geworden ist, als ein plumper, trüber Aberglaube anzusehen. Wäre sie nur dieß, nimmermehr würden wir uns dann die Gewalt erklären können, welche sie über Geister so freier und hoher Art, wie der Dichtergeist eines Goethe, üben konnte.

Die wahre, wirkliche, leibhaftige Zauberkraft, welche, gottentsprungen, auch dem menschlichen Geiste inwohnt, welche, zur Macht des Genius gesteigert, ihn, diesen Geist, zur Schöpfung, zur objektiven Gestaltung einer Welt der Schönheit, der Herrlichkeit, wie in ihm selbst, so auch außer ihm befähigt: sie ist — welcher Verständige wird es läugnen wollen? — in dem Menschen eine Macht zum Bösen ebenso, wie zum Guten, eine wirkende Ursache, nach Beschaffenheit der Umstände, der Pein und des Verderbens nicht minder, wie der Seelenwonne und Seligkeit. Sie ist das eine oder das andere, je nachdem sie entweder dem Zuge der göttlichen Liebe folgt und mit der Macht des sittlichen Willens eine Verbindung eingeht, die zuletzt in einer völligen Zusammenschmelzung dieser beiderseitigen Naturen, der Phantasie und des Liebewillens führen muß, so daß das Schöne, welches nach innerem Triebe die Einbildungskraft ausgebiert, mit dem Guten, was mit selbstbewußter Freiheit der Wille schafft, überall in Eins zusammenfällt, oder aber sich auf sich selbst stellt und entbunden von den Schranken, welche ihr die Mächte der Sittlichkeit setzen, nur aus ihrer eigenen Kraft die Erkenntniß der Wahrheit zu erringen und eine Welt der Herrlichkeit zu erzeugen sich unterfängt.

Wir können dieß auch so ausdrücken: an sich selbst zwar ist die Phantasie, die Imagination, keineswegs ein Außer- oder gar Widergöttliches, ein Böses; sie ist vielmehr in dem Geiste der Gottheit, in dem wir unzweifelhaft ihre ursprüngliche Stätte zu suchen haben, der Quell jener „lebendig reichen Schöne," an welcher, nach dem Worte des Herrn im Prologe der Faustdichtung, die ächten Göttersöhne von Ewigkeit zu Ewigkeit sich erfreuen. Wohl aber liegt in ihr, sobald sie als quillendes und treibendes Prinzip in die Creatur eintritt, in alle Wege eine Macht der Versuchung zum Bösen. Sie selbst ist jener Geist der Versuchung, welcher, nach der evangelischen Erzählung, zum Heilande in der Wüste trat, ihn auf die Zinnen des Tempels führte und ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, mit der Vorspiegelung, ihn über diese Reiche zum Herrn und Gebieter zu machen.

Diese Macht der Phantasie also, ihre Gewalt über einen Menschengeist, der, bei hoher und edler Begabung, doch der versuchenden Stimme in seinem Innern nicht den vollkräftigen Widerstand entgegensetzt, wozu nur ein in festem Gottvertrauen wurzelnder sittlicher Wille ihm die Kraft und das Vermögen gibt, sie hat, in ahnendem Schauen allerdings, nur nicht in klarer wissenschaftlicher Erkenntniß, der Sage vor dem innern Auge gestanden in dem Bilde jenes Magus, der mit den Mächten der Finsterniß einen Bund eingeht, um durch ihre Hülfe zugleich mit den höchsten Geistesschätzen des Wissens und der Erkenntniß auch die Fülle sinnlicher Genüsse irdischer Herrlichkeiten zu gewinnen; der Sage, aber nicht jenen wild phantastischen formlosen Dichtungen, in welche sich vor unserem Dichter der Strom der ursprünglichen, aus einem tiefsinnigen, ächt volksthümlichen Glauben emporgewachsenen Sage ergossen hatte. Diese nämlich finden wir allenthalben schon eingetaucht in das Element jenes verdüsterten Aberglaubens, welcher an die Stelle jener geistigen Magie der Imagination ein wüstes, sinnliches Zauberwesen setzt, und an der lebendigen Poesie der Sage nur in sofern noch Theil behält, als er durch einen kecken Humor sich selbst hinwegscherzt, sich selbst Lügen straft. Der Genius des Dichters aber hatte mit dem sichern Instinkt, der überall den Genius kennzeichnet, den eigentlichen Sinn der Sage, welcher damals schon aus dem Bewußtseyn des Volkes so gut wie entschwunden war, herausgefunden.

Er hatte in seinem eigenen Innern, in den Tiefen seines Seelenlebens die Erfahrung gemacht von jener versuchenden Gewalt, welche die Zauberkraft der Phantasie über alle höher begabten Menschen übt. Er hatte auf das Mächtigste in sich selbst die Doppelwirkung jenes Zaubers empfunden, welcher zugleich, als Wissensdrang, den Menschen aufwärts in die Region der übersinnlichen Wahrheit, und als Zeugungs- und Schöpfungsdrang abwärts in die Fülle der Lebenswirklichkeit hinüberreißt. Unklar, wie er es als Jüngling sich noch

war über die Möglichkeit, über die nothwendigen Grenzen der Erfolge in beiden Richtungen, über die Beschaffenheit der Güter, die in beiden Richtungen, und über die Wege, auf denen sie zu erringen stehen, war er ja doch eine Zeitlang, und dieß zwar in Gemeinschaft mit einer älteren, gottesfürchtigen Freundin, in das Studium der mystischen und alchemischen Künste des Mittelalters eingegangen, — unklar, wie gesagt, über Beides, hatte er sich auf das den Erlebnissen seines Innern, den Strebungen seines rastlos ringenden und arbeitenden Geistes so offenbar verwandte Gebilde der Sage mit um so leidenschaftlicherer Inbrunst geworfen, als er von dem Eindringen in den geheimnißvollen Sinn derselben, wozu ihm sein dichterischer Genius den Schlüssel geben sollte, so manchen Aufschluß über das ihm annoch Verborgene, über das Ziel seines eigenen Strebens, über das Geschick seines eigenen Lebens zu erhoffen wagen durfte. Er unternahm es, als Dichter, nicht als forschender Ausleger, den Sinn der Sage zu deuten, indem er ihre luftigen Gebilde mit dem lebendigen Fleisch und Blut ächter Dichterkunst überkleidete. Er unternahm es in der üppigst strömenden Fülle seiner ausquillenden Jugendkraft, noch ohne zu wissen, wohin der Genius ihn führen oder welche Gestalten derselbe aus der wild aufbrausenden Gährung hervortreiben werde.

Wie wenig aber annoch mit sich selbst im Reinen über den eigentlichen Sinn oder Ideengehalt der Sage, und, damit in Verbindung, über Bedeutung und weiter ausgreifende Zusammenhänge der inneren Lebenserfahrung, für die ihm die Sage als Sinnbild diente, und wie wenig demzufolge im Besitze irgend welcher Klarheit und Sicherheit über den Verlauf, welchen, um beiden zu entsprechen, die Dichtung nach innerer künstlerisch organischer Nothwendigkeit würde nehmen müssen: eines jedoch stand von vorn herein dem Dichter mit zweifelloser Gewißheit fest: dieß, daß sein Held, anders als der Faust der Sage, bis zu welchem Grade auch immer den Versuchungen jenes geistigen Versuchers unterliegend, doch nicht rettungslos den Mächten des Bösen, den Mächten der Sünde unterliegen dürfe. Woher er diese Gewißheit, diese fröhliche Zuversicht geschöpft haben konnte?

Ich antworte: nur aus derselben Quelle geistiger Erlebnisse, sittlich-ästhetischer Seelenerfahrung, aus welcher er den ersten Aufschluß über den bis zu diesem Punkte, aber nicht über ihn hinaus wahlverwandten Sinn der Sage geschöpft hatte. Dort, in dieser selbsteigenen Erlebniß, in dieser Seelenerfahrung war ihm die lebendige Anschauung der versuchenden Macht eines genialen Imaginationstriebes aufgegangen; eben daselbst ging ihm, gleichzeitig, auch das Bewußtseyn der sittlichen Willensmacht auf, welche, einmal aufgetaucht, zuletzt über jene Macht den unfehlbaren Sieg erringt. Hatten sich dem Dichter in der Anschauung, in dem Bewußtseyn seines eigenen Inneren, seines Seelenlebens, seiner Seelenzustände die Motive lebendig vor Augen gestellt, aus welchen in der Volkssage die Gestalt des Magus, des Teufelsbanners Faust hervorgegangen war: so fanden sie sich in eben diesem Bewußtseyn, in eben dieser Anschauung mit der Wahrnehmung einer inneren Macht verbunden, welche in die Sage als solche, in die Dichtungen, welche bisher die Sage darstellend zu verwerthen gesucht, nicht eingegangen war. Wo diese Macht vorhanden, wo sie lebendig wirksam ist, da werden die Mächte der Imagination und ihres geistig sinnlichen Zaubers zwar nicht von vornherein in ihrem Wirken gebrochen, wohl aber werden sie in die Nothwendigkeit eines Streites, eines Kampfes versetzt, dessen Ausgang, zufolge der Natur der streitenden Mächte, nicht zweifelhaft seyn kann.

Aus dieser Doppelwahrnehmung erwuchs für unsern Dichter das Problem, welches er seiner Faustdichtung, wenn nicht gleich beim ersten Beginn, doch bald im Fortgange der dichterischen Arbeit zu stellen sich gedrungen fand. Faust soll gerettet werden; die Mächte des Lichtes sollen in seiner Seele siegen, sie sollen triumphiren über die Mächte der Finsterniß. Dieß jedoch nicht durch einen Proceß stoischer Askese, oder gar mönchischer Abtödtung, nicht durch gewaltsame Niederwerfung und Vernichtung der imaginativen Zauberkräfte, sondern durch sanfte Umbildung und Leitung, durch allmählige Verwandlung der schwarzen Magie in die weiße Magie einer von ihrem göttlichen Ursprung nie ganz losgerissenen, bei fortgehender schöpferischer Bethätigung und Wirksamkeit, wenn schon unter mannichfaltigen Verirrungen immer mehr und mehr ihrem ewigen Urquell sich wieder annähernden, in ihren ewigen Urquell zurückströmenden Gemüths- und Seelenkraft. Diese Umkehr, diese allmählig, aber sicher erfolgende Reinigung, Verklärung, Heiligung nicht der Person des Helden der Dichtung nur überhaupt als solcher, sondern ausdrücklich, in dieser seiner Person, derselben imaginativen Seelenkräfte, die ihn zur Sünde, zum Abfall von dem Göttlichen verlockt, die seinen Fall verschuldet hatten: das, das ist das Ereigniß, dessen Darstellung der Dichter zur Aufgabe seiner Dichtung gemacht hat.

Nicht erst im zweiten Theile, wo wir diesen Läuterungsproceß in kühner Sinnbildlichkeit zu Ende geführt erblicken, auch nicht erst in jenem Zeitpunkt, wo er, das unvollendete Bruchstück seines jugendlichen

Entwurfes wieder aufnehmend, dem ersten Theile den der alttestamentlichen Hiobdichtung nachgebildeten Prolog im Himmel hinzufügte, welcher die Rettung der Seele des Faust mit so deutlichen Worten in Aussicht stellt. Auch schon das älteste Fragment enthält in so manchen hie und da zerstreuten Winken seiner einzelnen Scenen, in dem gleichmäßig durchklingenden Grundtone aller die unzweideutigen Merkmale des Bewußtseyns von diesem Ziele, des allein möglichen, welches der Dichter vermöge der Beschaffenheit der innern Erlebniß, die ihn zu seinem dichterischen Unternehmen getrieben hatte, der Dichtung setzen konnte. — Aber hier ist die Stelle, wo wir die Frage aufwerfen müssen: ob denn die Aufgabe, so gestellt, wie der Dichter sie sich gestellt hatte, wie nach der innern Nothwendigkeit des Processes, durch welchen die Dichtung sich in ihm gestaltete, er sie sich hatte stellen müssen, ob sie eine solche ist, die eine im eigentlichen Wortsinn künstlerische Lösung, eine Lösung in dramatischer Form, in der Form eines dramatischen, zu strenger, organischer Einheit in sich gegliederten und abgeschlossenen Kunstwerkes zuläßt oder sie möglich macht.

„Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Dichter aber deutet auf die Stelle hin.“ So lautet ein Wort unseres Dichters, das Wort, mit welchem er die Reihe von Weisheitssprüchen aus „Makariens Archiv“ in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ eröffnet hat. Ich glaube von diesem Worte eine Anwendung machen zu können auf die hier aufgeworfene Frage, zu der uns die Faustdichtung den Anlaß gab. Denn wenn irgendwo die Lebenspfade ein Geheimniß, ein der Darstellung des Dichters, des Künstlers unerreichbar, undurchdringlich bleibendes Geheimniß bergen: so liegt ein solches in dem sittlichen Läuterungsprocesse, welchen die Seele des Menschen durchgeht, wenn sie, unter dem Beistande der schöpferischen Macht des göttlichen Liebewillens, jene Macht der Versuchung und Verlockung, die so oft, selbst in dem Guten, in unbewachten, vorübergehenden Augenblicken zu einer Macht der Sünde wird, die Imagination, die mit der Sinnlichkeit so eng verflochtene Einbildungskraft, in ein lebendiges Werkzeug der Auswirkung des sittlich Guten und Schönen, des Göttlichen verklärend umwandelt.

Vom Uebergange des Guten in das Böse mag es gelten, daß er, in Momenten gewaltsamer Versuchung durch unnatürlich aufgeregte Leidenschaft, sey es im Elemente der Sinnlichkeit, oder immerhin auch der Einbildungskraft, sich augenblicklich vollziehen kann. Das alte Faustdrama hat dieß angedeutet in jener prägnanten, von Lessing in seiner epigrammatischen Weise überdichteten, von Goethe aber unbenutzt gebliebenen Scene, wo die Schnelligkeit des schnellsten unter den Höllengeistern als gleichkommend dem Umschlagen menschlichen Dichtens und Trachtens aus Gut in Bös bezeichnet wird; und ein ungleich größerer Dichter, Shakespeare, hat in den Expositionsscenen seines Macbeth den kühnen, aber unzweifelhaft gelungenen Versuch gewagt, solchen Umschlag ausdrücklich im Element einer durch phantastische Vorspiegelungen des Ehrgeizes entzündeten Einbildungskraft, allerdings mit Hinzuziehung symbolischer Züge, auch zur dramatischen, ja zur theatralischen Anschaulichkeit zu bringen.

Aber das Umgekehrte würde nicht in gleicher Weise sich als ausführbar erzeigen; der Versuch etwa, die Scene vor Damaskus, die Christophanie, durch welche aus einem Saulus ein Paulus geworden ist, als Gegenstück des Shakespeareschen Hexengrußes dramatisch, theatralisch zu verwerthen — ein solcher Versuch müßte nothwendig mißlingen. Denn hier gilt auch von künstlerischer Darstellung dasselbe, was ein Dichter des Alterthums von der Erscheinung, von der Erfahrung im Leben so wahr bemerkt hat: „Den gerechten Mann erprobt nur der Zeitverlauf; den Schlechten kann man auch in einem Augenblick durchschauen.“ * Und auch nicht in einer weiter ausgesponnenen Scenenfolge, in einer dramatisch gegliederten Handlung, wie Goethe es zu unternehmen gedachte, wie er es hätte unternehmen müssen, wäre er in der That dabei beharrt, jenem Grundgedanken seiner Faustdichtung eine seinem eigentlichen Inhalt entsprechende Ausführung zu geben, auch nicht in dieser Weise läßt sich zu poetischer, zu dramatischer Anschaulichkeit jenes sittliche Ereigniß bringen, welches überall da, wo es ächter Art ist, in den verborgenen Tiefen des Seelenlebens, in dem einsamen Verkehr der Seele mit ihrem Gotte sich vollzieht.

Dieß ist denn auch dem Dichter zum Bewußtseyn gekommen. Noch nicht beim ersten Entwurf seiner Dichtung, noch nicht in der Ausführung jener frühesten Scenenreihe, welche zuerst in der Gesammtausgabe der Werke vom Jahr 1789, auch sie damals noch nicht vollständig, als Fragment in die Oeffentlichkeit trat; wohl aber bei dem späteren Unternehmen, jenes Fragment mit weiteren Zuthaten zu bereichern und es zu einem wenigstens äußerlich gerundeten Drama, zum ersten Theile einer Tragödie vorläufig abzuschließen. Die Bestandtheile der Dichtung, welche damals entweder neu hinzugefügt, oder durch Ueberarbeitung früher entworfener, bis dahin noch nicht veröffentlichter Partien

* Sophokles, König Oedipus, V. 614 f.

umgestaltet worden sind, sie alle lassen durch ihren Inhalt, durch ihre Beschaffenheit ganz eben so deutlich erkennen, was gleichzeitig aus dem brieflichen Verkehr des Dichters mit Schiller zu ersehen ist, daß er, zwar nicht auf jenen Grundgedanken selbst, auch nicht auf irgend welche poetische Durchführung desselben, wohl aber auf eine seinen Inhalt nicht bloß andeutende, sondern wirklich ihm adäquate dramatische Darstellung schon damals verzichtet hatte.

Und eben so wenig wird man nun auch in dem zwar gleichfalls in einigen seiner prägnantesten Züge schon frühzeitig entworfenen, aber erst spät zur Ausführung gebrachten, erst im letzten Lebensjahre des Dichters vollendeten zweiten Theile, — eben so wenig, will ich sagen, wird man auch in diesem die ernsthaft gemeinte Absicht einer dramatischen Verkörperung jenes Seelenläuterungsprocesses zu erblicken erwarten dürfen, den allerdings der Dichter als vollzogen in der Person seines Helden voraussetzt und mit ihm vorauszusetzen seinen Lesern anmuthet. Das Alles, und in Verbindung damit eine Andeutung dessen, was wirklich aus der Dichtung geworden ist, was, nach Maßgabe der erwähnten Umstände einzig aus ihr werden konnte, sey mir jetzt vergönnt, in einer kurzen Charakteristik ihrer Hauptbestandtheile, so viel an mir ist, der Anschauung meiner Leser näher zu bringen.

Das erste Fragment des Faust, einschließlich derjenigen Partien des später Veröffentlichten, welche wir als annoch dazu gehörig anzusehen uns berechtigt halten dürfen, führt uns ausschließlich eine Reihe von Situationen vor, denen man es anfühlt, daß sie sämmtlich in raschem, frischem Ergusse aus jugendlichen Erlebnissen des Dichters hervorgegangen sind, nicht durchgehends als unmittelbare Darstellung eines äußerlich Selbsterlebten, wohl aber als unmittelbarer, fast kunstloser Ausdruck innerlicher Erlebnisse, die sich an jene äußerlichen knüpften. Sie verdanken eben diesem ihrem Ursprung, diesem Frühlingsmorgenhauch einer üppig aufquillenden Jugendfrische und Jugendfülle des Dichtergenius jenen in Wahrheit unnachahmlichen, in ähnlicher, für uns gleich vernehmlicher Erscheinung kaum je noch dagewesenen, nur etwa in einigen der gleichzeitigen Dichtungen, insbesondere der lyrischen unseres Dichters ganz seines Gleichen findenden Zauber, der aus ihnen alle ähnlich gestimmten Gemüther so gewaltig ergriffen hat; unter ihnen, um statt anderer nur diese Zeugnisse dafür anzuführen, zwei der hervorragenden Geister unserer Nation, den Philosophen Schelling, welcher von dem Fragment, Faust, diesem „eigenthümlichsten Gedichte der Deutschen," rühmt, daß es „einen ewig frischen Quell der Begeisterung geöffnet habe, der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten; wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, der nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt, und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht ausgeht und das Innerste der Welt bewegt," — und den Geschichtforscher Niebuhr, der eben diese Grundsubstanz des ersten Theiles der Faustdichtung — mit dem später Hinzugekommenen hat er sich weniger befreunden können, und das Erscheinen des zweiten Theiles hat er nicht erlebt — seinen poetischen Katechismus nennt.

Das Grundthema dieser von so reich und warm erblühendem Jugendleben und Jugenddrange durchströmten Situationenreihe ist ein doppeltes. Es ist erstens der Widerwille, mit welchem der Dichter sich in der Person seines Helden von der trockenen, in unfruchtbarem Wortkram, in spitzfindiger Scholastik sich ergehenden Behandlung der Wissenschaft, wie sie ihm vielfältig in Lehrvorträgen und Büchern entgegen getreten war, abwandte, und, dem gegenüber, die Sehnsucht, mit welcher er sich der „Magie," das heißt in seinem Sinne einer freien, genialen, phantasiereichen, die Tiefen der Natur zu erschließen verheißenden Weltanschauung in die Arme wirft. Es ist sodann zweitens die jugendliche Lebens- und Liebeslust, die in seinem Innern aus derselben Quelle mit jenem idealen Streben empor drang. Zu beiden fand er die Motive in den zu seiner Kunde gekommenen Ueberdichtungen der Faustsage, aber auch nur die Motive.

(Schluß folgt.)

Der Marschall von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende 1708 kam Moritz nach Sachsen zurück und am 5. Januar 1709 zeigte ihm der General v. Schulenburg an, daß der König ihn zum Soldaten bestimmt und unter seine Aufsicht gestellt habe. Er war außer sich vor Freude, daß er nun keinen Gouverneur mehr haben werde; weniger aber gefiel ihm, daß der König dem neuen Mentor auftrug, den „Patron tüchtig zu schütteln," um ihn abzuhärten und ihn gleich zum Anfang bis Flandern zu Fuß marschiren zu lassen. Diese Weisung wurde befolgt. Am 16. Januar, erzählt Moritz selbst, setzte sich das Armeecorps in Marsch nach Flandern (um zu der den Franzosen gegenüberstehenden Armee Marlboroughs und des Prinzen Eugen von Savoyen zu stoßen); ich war stets zu Fuß; mein Oberst, von Preuß, leistete mir, obwohl er in Jahren schon vorgerückt war, mit einigen andern Offizieren dabei Gesellschaft. Um mich zu unterhalten, ließ er einen Dudelsackpfeifer und einige Soldaten, welche lustige Lieder zu singen verstanden, an die Spitze des Bataillons treten. Die andern Soldaten lernten die Lieder bald auch und stimmten, sobald eines begonnen ward, mit ein; nie habe ich wieder einen so lustigen Marsch gemacht, auch desertirte uns kein Mann. Glücklicherweise fror es, so daß die Wege nicht schmutzig waren, doch konnte ich auf die Länge das Marschiren nicht aushalten, meine Füße waren an zwanzig Stellen wund, die schwere Flinte hatte mir die Schultern braun und blau gefärbt, man war genöthigt, mich einige Tage reiten zu lassen; die Soldaten verhöhnten mich aber, und sowie es mir nur möglich war, ging ich wieder zu Fuß.

Ueber seine Heldenthaten in diesem flandrischen Feldzug ist schon früher gesprochen worden. Wichtiger scheint uns, daß ihn nach Beendigung des Feldzugs Schulenburg in einem Jesuitencollegium zu Brüssel unterbringen wollte, wogegen seine Mutter auf's lebhafteste remonstrirte: der König habe sich in Beziehung auf die Religion noch nicht ausgesprochen, vielleicht wolle er warten, in welchem Land sich die besten Aussichten für die Unterbringung des jungen Grafen eröffnen; inzwischen habe er der Mutter erlaubt, ihn in der lutherischen Religion zu erziehen, in welcher er auch getauft sey. Der protestantischen Confession blieb Moritz (natürlich ohne vielen Gebrauch davon zu machen) auch später treu, ohne daß ihn der König davon abwendig machen wollte, welcher auch damals mit seiner wundersamen Orthographie schrieb: „Je serres bien esse (aise) si vous lesges moriesse en quelques endrés ou il peus estudier, ce qui lui est tres necessere." Also erhielt der Gouverneur, den er doch wieder hatte, eine ausführliche Instruktion, seinen Zögling nach einem genauen Stundenplan, in welchem auch Gebet und Bibellesen beim Aufstehen und vor Schlafengehen nicht fehlten, auf die Confirmation vorzubereiten, die auf Ostern 1710 festgesetzt wurde. Mittlerweile machten der Zögling und sein Instruktor Schulden, die der letztere durch Einsendung eines speciellen Verzeichnisses der nothwendigen Ausgaben zu rechtfertigen suchte, in welchem er unter anderem angab: „Der junge Graf trägt wegen seines starken Beins schon vollkommene Mannsstrümpfe, denn die Strümpfe, so man ordinär für Knaben von fünfzehn bis sechzehn Jahren verkauft, sind ihm alle zu klein." Dieß überzeugte denn auch den König, daß eine Zulage nöthig sey, und er erhöhte durch ein Rescript vom 21. Januar 1710 die für Moritz ausgesetzte Summe auf 4000 Thaler jährlich.

Hiemit wollen wir die Mittheilungen über Moritzens erste Jugendzeit beschließen. Im Jahr 1711 kehrte er nach Sachsen zurück und lebte entweder am Hof oder nahm an den Feldzügen in Pommern und Polen Theil, worüber schon früher einiges angeführt worden. Der König legitimirte ihn, gab ihm ein eigenes Wappen und das Rittergut Wöhlen, später auch ein eigenes Küraßierregiment. Am Schlusse des Jahrs 1713 war er in Dresden, ernstlich beschäftigt mit den Einleitungen zu einer reichen Hochzeit, wodurch er den ihm durch seine Geburt zukommenden Ansprüchen auch eine reelle Basis zu geben suchte. Diese Heirath ist für die Sittengeschichte jener Zeit so interessant, daß sie ausführlicher erzählt zu werden verdient.

Die Erkorene war das Fräulein Johanna Victoria Tugendrich v. Löben, einzige Tochter eines der reichsten sächsischen Grundbesitzer. Schon in ihrem achten Lebensjahre war sie mit dem Grafen Heinrich Friedrich v. Friesen, kurpfälzischem Kammerherrn und Oberstlieutenant, verlobt worden, unter der Bedingung: „wenn der Herr Graf die Gegenaffection dieses Kindes werde erworben und bis an ihre Pubertät werde erhalten haben." Wenige Tage nach dem Abschluß dieses Vertrags starb aber der Vater, und nachdem sich die Mutter in zweiter

Ehe mit einem Herrn v. Gersdorff vermählt hatte, hielt man das dem Grafen Friesen gegebene Versprechen nicht mehr, sondern verlobte die reiche Erbtochter einem Neffen des Stiefvaters, dem Lieutenant v. Gersdorff, welcher, um allen Reclamationen von der Friesenschen Seite vorzubeugen, das Mädchen entführte, in Neuendorff in Schlesien sich mit ihr trauen ließ und dann seine neunjährige Gemahlin ihrer Mutter zurückbrachte. Natürlich machte Friesen die Sache in Dresden anhängig. Schon vorher aber hatte man hier seine Augen auf die junge Erbin geworfen und ganz andere Plane im Sinn, als sie ihrem ersten Liebhaber zurückzugeben. Es ergingen königliche Rescripte, welchen zufolge man sich in landesväterlicher Huld der „jungen Löwin" annehmen wollte, „daß sie durch treue und geschickte Leute in und zu allen ihrem Geschlecht geziemenden Tugenden und häuslichen Wissenschaften fleißig unterwiesen und angeführt werde, auch insonderheit Acht haben, daß man sie vor der Zeit und ehe sie eine ihr anständige Wahl selbst treffen könne, mit keiner Mariage übereilen möge." Es ward eine Commission zur Erörterung des Thatbestandes ernannt und von dieser beschlossen: „die Mutter und Tochter ins Amt kommen zu lassen, ihnen separatim den Willen des Königs zu eröffnen und die Tochter nicht weiter mit der Mutter sprechen zu lassen, sondern sogleich vom Amt an einen andern Ort und zwar zur Kammerräthin v. Vitzthum (an deren Stelle später die Gemahlin des Kammerherrn v. Trützschler trat) bringen zu lassen."

Eine eigenthümliche Schwierigkeit erhob sich hinsichtlich der Geschenke, welche der von Gersdorff seiner Gemahlin gemacht hatte, und die ihm zurückgegeben werden sollten, damit nicht „aus Zurückhaltung des sogenannten Mahlschatzes und der Geschenke noch einige Eheverbindlichkeit vermuthet werden möchte." Die Geschenke oder der Mahlschatz wurden von dem Oberconsistorium als sein Jägerrecht angesehen; deßwegen beschloß diese Behörde zwar, daß die zwischen der jungen Löben und Gersdorff „angegebene eheliche Versprechung und darauf erfolgte Copulation vor unkräftig und nichtig zu declariren," aber sie nahm Anstand, dieses Urtheil zu publiciren, um ihre Beute nicht zu verlieren. Der König, der sich der Sache überhaupt besonders warm annahm, mußte die Publikation durch ein eigenes Rescript befehlen. Auch der Graf v. Friesen wurde abgefunden und Moritz konnte nun seine Bewerbungen beginnen. Er soll zwar keine große Neigung gezeigt und nur durch den Namen „Victoria" sich haben bestimmen lassen; aber schon vom 30. Juli 1711 findet sich folgendes Liebesbriefchen von der eigenen Hand des Fräuleins:

„Ich vor meine Perschon versichere, daß ich Sie Ewig beständig werde seyn, ob ich gleich Dero angenehme Conversajgon auff eine Zeitlang muß beraubet seyn, so werde ich mich doch nimmermehr eendtern, bitte nur, sie wollen alle Zeit ein bißchen Gutheit vor mich behalten, wie ich denn nicht daran zweifle. Im übrigen recommandire mich zu beständiger amittige und verbleibe, Monsieur le Comte,

Votres tres fidele
J. V. T. de Löbin.

„Que notre sort est deplorable,
Et que nous souffrons de tourment
Pour nous aimer trop constamment,
Mais c'est en vain qu'on nous accable,
Malgré nos cruels ennemis
Nos coeurs seront toujours unis."

Ein Rescript vom 1. März 1714 erklärte Moritz und seine Verlobte, „wegen ihrer Beiden Uns Selbst bekannten guten Aufführung," für mündig, „ohngeachtet von ihnen die nach Unsern Rechten zu der Majorität gehörigen Jahre noch nicht erreicht worden." Am 12. März fand die Trauung in Moritzburg mit großer Pracht statt, und am 21. Januar 1715 genaß die Gräfin eines Knaben, der den Namen August Adolf erhielt, aber bald wieder starb. Daß die Ehe keinen Bestand haben werde, ließ sich voraussehen. Im Besitz eines, wie er glaubte, unerschöpflichen Vermögens ergab sich Moritz einer solchen Verschwendung, daß seine Gemahlin sogar mit Mangel zu kämpfen hatte. Sie flüchtete in dieser Noth zu ihrer Schwiegermutter nach Quedlinburg, die sich an den König wandte und ihm die Bedrängnisse ihres Sohnes, der sich bei seiner Bedürftigkeit den unwürdigsten Dingen ausgesetzt sehe, mit lebhaften Farben schilderte. „Pour Madame la Comtesse," fügt sie bei, „il y a dejà pres de 4 Mois, qu'elle s'est refugie chez moi dans l'Abbey par la mesme raisons, touts ses revenus etant pour les creanciers. Je luy dois trop d'amitie pour ne pas partager avec elle le peu que j'ay." Die Zuneigung zwischen Schwiegermutter und Tochter muß aber nicht besonders aufrichtig und tief gewesen seyn, denn bald darauf wendet sich die junge Gräfin um Schutz an den König und versichert, die Königsmark sey l'unique arbitre de tout cet embarras, ehe sie deren Sklavin werde, ziehe sie es vor, de n'avoir que le bain (pain) et de l'eau. Andererseits enthält ein Brief der Königsmark an den König sehr schwere Beschuldigungen gegen ihre Schwiegertochter: sie lebe ganz getrennt von ihrem Manne,

sie halte ihre Thür verriegelt und speise mit jungen Männern, „dont le commerce sembloit suspect," des Nachts pflege sie bis zum Morgen spazieren zu gehen.

Zwischen den beiden Frauen setzte sich überhaupt mehr und mehr ein unversöhnlicher, tödtlicher Haß fest, der seine Wurzel hauptsächlich darin gehabt zu haben scheint, daß die junge Gräfin anfangs unter den Augen ihrer Schwiegermutter selbst in Quedlinburg ein leichtfertiges Leben führte und verdächtigen Umgang mit Männern höhern und niedern Standes hatte, ohne daß die gestrenge Stiftsfrau dieses zu hindern und die Ehre ihres Sohnes zu retten suchte. Diese frühere Connivenz hatte, wie es zu geschehen pflegt, später eine um so erbittertere Feindschaft zur Folge, wie sie sich in dem Rath der Gräfin Königsmark an ihren Sohn ausspricht: „de lacher entièrement la bride à la comtesse, qui se perdroit infailliblement."

Ein charakteristischer Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit ist die Art und Weise, wie die beiden feindseligen Weiber gegen einander intriguirten. Mit der Königsmark war eine junge Dame Namens Rosenacker nach Dresden gekommen. Dieser schloß sich die Gräfin Victoria vertraulich an und eröffnete ihr, qu'un grand Prince (ohne Zweifel war der König selbst gemeint) étoit amoureux d'elle et lui avoit ordonné, de la lui amener à la promenade. Die Rosenacker fragte die Gräfin Königsmark um Rath, wie sie sich in solchem Fall zu verhalten habe, und diese meinte, ganz den damaligen sittlichen Anschauungen gemäß: „qu'elle devoit toujours faire plaisir à ce grand Prince, sans se mettre en peine du reste." Die Dame kam aber gar nicht in Versuchung, indem von dem grand Prince nirgends etwas zu sehen war, sondern die Gräfin Victoria die Sache nur erdichtet hatte, um die Rosenacker in ihr Interesse zu ziehen und sie als Spion zu gebrauchen, son esprit estant naturellement porté aux intrigues, les laquais, les servantes, les sorsieres, touts y furent employés — wie die Königsmark schrieb. Die Freundschaft der jungen Intrigantin hatte bald ein Ende, und nun entdeckte die Rosenacker der Königsmark, indem sie ihr zu Füßen fiel, Victoria wolle ihren Mann und ihre Schwiegermutter vergiften. Sie habe ihr in einem Kästchen zwei weiße Pulver gezeigt und gesagt: diese Pulver, die ein Italiener in Wien gefertigt habe, seyen das einzige Mittel, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Die Rosenacker solle das eine davon Moritz in den Kaffee schütten, ja nicht in den Thee, weil es da keine Kraft habe; Moritz werde darauf einige Zeit kränkeln und nach vier Monaten sterben; seine Mutter werde in Verzweiflung gerathen, und wenn dann die Rosenacker ihr das zweite Pulver gebe, müsse die Welt glauben, sie sey aus Gram gestorben. Als die Rosenacker bei diesem Vorschlag erbleichend erwiederte: der Graf habe ihr nie etwas zu leide gethan, sie fürchte ihren Kopf dabei zu verlieren, gerieth die Gräfin in lebhaften Zorn und drohte, sie werde ihr selbst ein solches Pulver beibringen, wenn sie ihr Vertrauen mißbrauche.

An allen diesen Geschichten ist ohne Zweifel eben so viel Dichtung als Wahrheit. Die Weiber verriethen einander gegenseitig; wie die Rosenacker die Gräfin Königsmark vor ihrer Schwiegertochter warnte, so kam diese zu ihrer Schwiegermutter und schilderte die Rosenacker als eine schändliche Person, die sie wahrscheinlich bei ihr verleumden werde. Aehnlich war es mit einer abenteuerlichen Geschichte, die man der Gräfin Victoria Schuld geben wollte: sie sey während der Abwesenheit ihres Gemahls auf die Leipziger Messe gereist und habe hier ein Rendezvous mit einem verabschiedeten Pagen, Namens Jago, gehabt, der aufgezogen sey avec un equipage de Prince, très-magnifique en habits et en livrée, avec plusieurs chevaux de main, les uns plus beaux que les autres. Von Leipzig seyen Mad. la Comtesse und der Page mit einander nach Schlesien gereist dans une chaise à 6 chevaux, envirronné de fusils et de pistolets pour tirer plus de 20 coups de sa chaise, marque qu'il craint d'être attrappé. Die Anklage verdient eben so viel oder so wenig Glauben als die Vertheidigung, behufs welcher die Gräfin ein Zeugniß vorlegte, in welchem Ernst Sigmund von Nibelschütz „sub fide nobili" bestätigte, daß sie drei Wochen lang bei dem „Herrn von Mutschelwitz," ihrer Großmutter Bruder, und sodann drei Wochen in Buchwäldchen „bei ihrem leiblichen Geschwisterkind" gewesen.

Ganz irréprochable muß auch die Gräfin nicht gewesen seyn, da sie in einem Brief an den Grafen von Flemming zwar versichert, daß sie ihre Ehre nicht verletzt habe, aber offenherzig genug hinzufügt: „pour le reste, une jeune personne peut bien faire une faute, pourvu qu'elle se repente et se corrige." Ueber allen Zweifel erhaben sind dagegen die Ausschweifungen des Grafen Moritz. Insbesondere stand er in Verkehr mit der Gräfin von Callenberg, die sich sogar in dem „galanten Sachsen" durch zügellose Sinnlichkeit ausgezeichnet haben muß, da es bei Weber heißt: „Die Akten in der gegen sie geführten Untersuchung enthalten ganz Unglaubliches, gegen dessen Wiedergabe sich jede Feder sträuben würde. Daher mochte er wohl auch in seinem Gewissen sich zurückgehalten fühlen, seinerseits als Kläger aufzutreten. Statt

dessen ließ er seiner Gemahlin einen, alle seine Beschwerden gegen sie zusammenfassenden Aufsatz zustellen, avec offre, de cacher ses desordres au public et de prendre sur lui la faute, si elle voulait desister de bonne grace. Ein Vorschlag, auf welchen die Gräfin auch einging.

Die Ehescheidung des Grafen Moritz ist auch wieder einer von den Punkten, über welche die früheren Biographen viel gefabelt haben. So erzählen sie, er habe sich absichtlich beim Ehebruch mit einer Kammerfrau seiner Gemahlin von sechs dazu bestellten Lakaien überraschen lassen, sey darauf zur Untersuchung gezogen und zum Tode verurtheilt, am Abend desselben Tags aber noch vom Könige begnadigt worden; oder, nach einer andern Version, der König habe ihm am folgenden Tag das Begnadigungsschreiben unter sein Couvert bei der Tafel legen lassen, worauf die Ehescheidung ausgesprochen worden sey. Die ganze Erzählung von den sechs Steifleinenen, von dem Todesurtheil und dem königlichen Pardon unter der Serviette hat schon an sich alle Wahrscheinlichkeit gegen sich: an König Augusts Hof, wo der Grundsatz galt, qu'on devoit toujours faire plaisir à un grand Prince, sans se mettre en peine du reste, an diesem Hof, wo alle Cavaliere im Irrgarten der Venus umhertaumelten, wurde keiner wegen einer Gefälligkeit, die ihm eine Kammerfrau erwiesen, zum Tode verurtheilt, und nirgends erhalten verurtheilte Delinquenten eine Einladung zur königlichen Tafel. Der Scheidungsproceß nahm vielmehr seinen regelmäßigen, nur etwas beschleunigten Verlauf. Am 21. September 1721 reichte die Gräfin von Sachsen ihre Klage auf Scheidung ein, weil ihr Gemahl mit Ernestine Antoinette Louise Ansfelderin Ehebruch getrieben habe. Am 26. März wurde bereits der Vorbescheid gehalten, nicht im Oberconsistorium, sondern in der Wohnung des Oberconsistorialpräsidenten von Leipziger. Man ließ zunächst „Ihro Excellenz die Frau Klägerin" allein vortreten und redete zur Sühne, allein sie blieb bei ihrer Klage stehen, „da wenig Besserung zu hoffen; sie habe zwar nach reifer Ueberlegung nur Eine Person genannt, es dürften sich aber deren vielleicht mehr finden, wozu komme, daß Sie bisher in so einem Zustand gelebt, daß Sie nicht nur, was Ihr zukomme, nicht genossen, sondern auch noch Vieles verloren." (— Enfin je me vois d'une fille riche une pauvre comtesse — hatte sie früher dem König geschrieben.)

Hierauf ließ das Collegium „Seine Excellenz den Herrn Beklagten" allein erscheinen. Der Herr Beklagte erwiederte auf Vorhalt: er könne das Geklagte nicht leugnen. Die Replik war: das Collegium bedaure solches, vielleicht komme das Werk von einer animosité her, wofür man es auch anfangs angesehen. Der Herr Beklagte erwiederte: Seine und der Frau Klägerin Freundschaft wäre zwar bisher nicht sonderlich gewesen, er könne aber das Factum nicht leugnen. Nachdem bei wiederholtem Sühneversuch die Klägerin erklärt hatte: „Nein, es sey die Sache nun nicht zu redressiren und möchten vielleicht noch andere Dinge sich aus dieser Sache ergeben und finden, dahero Sie bei Ihrer Resolution beständig verbleibe" — ward noch am selben Tag, Nachmittags halb fünf Uhr, folgendes Urtheil, welches die Parteien „pro publicato zu nehmen sich mündlich erklärt," gesprochen: „Da der zwischen der Frau Klägerin und Herrn Beklagten hiebevor getroffene Ehebund gestalten Sachen nach vor aufgelöset und getrennt zu achten, müssen Wir solchen hiermit dafür erklären und Frau Klägerin, als dem unschuldigen Theile sich anderweit christlich zu verehelichen gestatten und nachlassen."

Wie Moritz die Sache genommen, geht am besten aus einem Brief hervor, den er unterm 28. März an den König richtete: „Un grant homme la dit, on na que deux bon jours, l'antrée et la sortie. Mais cet honnet homme vouloit faires des vers et il faloit trouver un jeu et une cadence, car il ma paru que la sortie est infiniment mellieure que l'entrée. J'ay etes hier au consistoire, set a dire dans la meson de Mr. Leibziger, et apres que le president eu prononse avec toute la politesse du monde une sentense, qui dordinere ne l'est gere, le superintandans voulut me regaler d'un plat de son metier. Car les pretres veulent toujour se meler de tout. Mais jabrejay la harange en disant, Monsieur je cese (sais ce) que vous voulez dire, nous sommes tous de grands pecheurs, cela est vray, la preuve en est faite. Je fis la reverence et je laissay ce qu'on appelle le consistoire supreme, dans la meditation de la grande verite que je leur venes de dire."

Die Gräfin Victoria verheirathete sich im Jahr 1734 zum zweitenmal mit einem Herrn v. Runkel, welcher ihre zerrütteten Vermögensumstände wieder herstellte und mit dem sie in zufriedener Ehe lebte. Moritz soll ihr nach vollzogener Scheidung alle Achtung erwiesen haben und mit ihr sogar in freundschaftlichen Verkehr getreten seyn, was ein weiterer Beweis dafür wäre, daß die von seiner Mutter gegen ihre Schwiegertochter erhobenen Anschuldigungen übertrieben gewesen. Uebrigens scheint er seine Verheirathung später absichtlich verschwiegen zu haben. Die Pompadour sagt in einem Brief, welchen sie nach des Marschalls Tod an

die Herzogin d'Estrées richtete: „A propos de ce pauvre Saxe, il avait quelquefois des idées singulières. Je lui demandois un jour, pourquoi il ne s'était jamais marié? „Madame," dit il, „comme le monde va à présent, il y a peu d'hommes, dont je voulusse être le père, et peu de femmes, dont je voulusse être l'époux. Cette reponse n'étoit pas galante, mais pourtant il y a quelque apparence de raison. Il disoit aussi, qu'une femme n'étoit pas un meuble propre à un soldat."

Die letzten Worte stimmen ganz überein mit Falstaffs bekannten: „ein Soldat ist besser accomodirt ohne ein Weib." Auch sonst scheint Moritz seinen Spott an dem christlichen Institut der Ehe ausgelassen zu haben. Es wurden ihm unter anderem einige satirische Verse zugeschrieben, die in Paris circulirten und in denen behauptet wurde: auch ein guter Katholik dürfe nur sechs Sacramente annehmen, da Ehe und Buße unwidersprechlich nur Eines seyen. In ernsthafterer Weise entwickelt er seine idées singulières in einem seinen rêveries angehängten sonderbaren Aufsatz: „refléxions sur la propagation de l'espèce humaine," in welchem er unter anderem behauptet, es sollte jede Ehe nur auf fünf Jahre geschlossen werden. So wenig galant er sich übrigens über das schöne Geschlecht in dem Zwangsverhältniß der Ehe aussprach, so ließ er es doch nicht an zarten Rücksichten gegen die von ihm verehrten Damen fehlen. Er spricht sich darüber in einem Brief an seinen Halbbruder Friedrich August II. so aus: „Il ne faut pas se conduire dans sa famille avec la delicatesse que l'on a avec sa maitresse; il faut vouloir et ordonner, avec sa maitresse l'on ne fait que souheter."

Wenn er die Frauen betrog, so waren sie vielfach selbst Schuld daran, indem sie sich ihm leichtsinnig in die Arme warfen. Er warnte seine Verehrerinnen selbst vor sich, mit dem offenen Bekenntniß, daß sie sich hüten sollten, ihn ernstlich zu lieben, da er der unbeständigste aller Männer sey, der sie nur unglücklich machen werde. Eine Dame aus der Provinz, die sich, ohne ihn persönlich zu kennen, nur in seinen Ruf verliebt hatte, entfloh ihrem Mann und kam nach Paris, um sich dem Marschall nähern zu können. Sie schrieb ihm und gab ihm ein Rendezvous auf dem Opernballe. Er stellte sich auch ein und hörte ihre Erklärung an, geleitete sie aber sofort zu dem Pfarrer von St. Paul, dem er sie mit der Bitte übergab, sie über ihre Pflichten zu belehren und wieder auf den rechten Weg zu bringen.

So glücklich Moritz überall auf dem Feld der freien Liebe war, so wenig wollte es ihm auf legitimem Wege gelingen. Seinen Erklärungen zum Trotz, daß ein Soldat besser accomodirt sey ohne ein Weib, hätte er sich eine Heirath doch recht wohl gefallen lassen, wenn sie ihn an das Ziel seiner Träume, auf einen fürstlichen Thron gebracht hätte. Im Jahr 1723 tauchte der Plan auf, ihn mit einer Prinzessin von Holstein-Sonderburg zu vermählen. Sein königlicher Vater selbst soll der Sache gar nicht abgeneigt gewesen seyn und ihm haben schreiben lassen: „Er möge sich nur gut aufführen, er wolle ihm weiter helfen und zum Fürsten machen." An der guten Aufführung ließ es Moritz freilich beharrlich fehlen. Nicht als ob man ihn nicht in Frankreich, wohin er sich nach seiner Scheidung auf den Rath seines Vaters begab, um dort sein Glück zu machen, für un cavalier aussi poli que bien fait gehalten hätte; aber die Schulden wuchsen ihm immer mehr über den Kopf. Neben seiner übrigen Verschwendung spielte er sehr viel und hoch, und verlor z. B. gerade zu jener Zeit, wo er die holsteinische Prinzessin heirathen sollte, an einem Abend 3000 Thaler an einen französischen General.

Dieser Vermählungsplan scheint über die erste Idee nicht hinausgekommen zu seyn; desto mehr wurde es Ernst mit den curländischen und russischen Heirathsprojekten, zu welchen wir nunmehr übergehen. Die politische Situation wollen wir so kurz als möglich zusammenfassen und uns ausschließlich an das halten, was Moritz persönlich betrifft und was für sich einen hübschen Roman bildet, mit heroischer Introduktion und Finale, in den Zwischenakten etwas comedia buffa. Die Lage war einfach diese, daß nach dem im Jahr 1711 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm die herzogliche Krone von Curland demjenigen winkte, der Herz und Hand seiner jungen Wittwe, Anna Iwanovna (geb. 1693), einer Nichte Peters des Großen, zu gewinnen wußte. An Freiern fehlte es dieser herzoglichen Wittwe natürlich so wenig als der Königin von Ithaka; allein gegen jeden hatte die Politik etwas einzuwenden, und die Herzogin blieb Wittwe bis zum Tod ihres Oheims, Peters des Großen († 8. Febr. 1725).

Während dieser vierzehn Jahre ihres Wittwenstandes hatte sich ihre Jugendblüthe größtentheils abgestreift, sie zeichnete sich mehr durch die Fülle als Frische ihrer Reize aus, und war, wie Carlyle in seiner drastisch-cynischen Weise sie schilderte, a big braezen Russian woman. Im September 1725 war sie in Petersburg, und als hier ihre Wiederverheirathung ernstlich in Anregung gebracht wurde, zeigte sich, daß

sie eine entschiedene Vorliebe für das sächsische Haus habe. „Ehe sie einen brandenburger Prinzen nehme," sagte sie, „wolle sie lieber in's Kloster gehen; wenn sie ihren Gatten nicht aus der Hand des Königs von Polen empfangen könne, werde sie gar nicht wieder heirathen." Eine vertraute Dame, der sie dieses Geständniß machte, erwiederte hierauf, wie le Fort, der sächsische Gesandte am russischen Hof berichtet: „Des Princes de Saxe, je ne sais pas qui pût Vous convenir, mais des Comtes de Saxe, j'en sais un qui serait Votre fait à tous égards. Il ne serait pas difficile, d'en faire un Prince de l'Empire." Die Dame muß noch vertraulichere Mittheilungen über die körperlichen Vorzüge des von ihr Empfohlenen, der Anna persönlich noch ganz unbekannt war, hinzugefügt haben, denn Le Fort sprach seine Ueberzeugung dahin aus: „que la duchesse avoit son Jawort tout prêt."

Die Curländer selbst theilten ganz den Geschmack ihrer Souveränin in Beziehung auf Moritz, wenn auch vielleicht wegen anderer Qualitäten desselben; die einflußreichsten Adeligen, der Oberhauptmann von Brakel, der Kriegscommissär von Karp, der Kanzler von Korff und von Keyserling hatten ihr Auge auf ihn gerichtet. Wie eifrig er in Petersburg durch Le Fort bedient wurde, wissen wir bereits. Aber gerade der blinde Eifer des sächsischen Envoyé trug am meisten dazu bei, daß die ganze Sache scheiterte. Sobald sich eine neue Aussicht zeigte, griff er mit beiden Händen zu und ließ den alten Plan im Stich; er war wie der Commissionär eines Heirathsbureau, unerschöpflich in immer neuen Vorschlägen. Die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Menschikoffs, eine Sophie Carlowna Carlsamuelowitz, deren Vater, ein Verwandter der Kaiserin Catharina, in Curland als Müller gelebt hatte, dann wegen der kaiserlichen Verwandtschaft nach Petersburg gezogen, zum Grafen gemacht worden war und von dem es hieß, qu'on le verra sans délai cordon bleu et déclaré Prince — diese Sophie Carlowna war damals 16 Jahre alt und première demoiselle de la Czarienne. Le Fort beschreibt sie als peu jolie, hardie, espiègle et raisonnablement têtue, elle doit avoir de l'esprit. Als eine sehr reiche Partie, meinte er, würde sie sich auch gut zu Moritz's Gattin eignen.

Für den in solchen Dingen ohnehin unbeständigen Sinn unseres Helden war ein solcher Agent doppelt gefährlich. Was ihn als curländisch-russischen Prätendenten zu Grunde richtete, war einerseits seine rücksichtslose Wandelbarkeit in der Liebe und andererseits die Täuschung, welcher er sich bis auf den letzten Augenblick hinsichtlich der russischen Intentionen hingab. Beides aber stammte im letzten Grund aus derselben Wurzel. Er zog sich den Boden selbst unter den Füßen weg, indem er die Herzogin Anna von Curland aus einer enthusiastischen Verehrerin zu seiner unversöhnlichsten Feindin machte. Die Herzogin hatte ihm in ihrem Pallast eine Wohnung eingeräumt; ihm gegenüber wohnte im rez de chaussée eine ihrer Damen, mit welcher er ein Liebesverhältniß angeknüpft hatte. Einst in der Nacht fiel, während sie ihm einen Besuch abstattete, viel Schnee. Moritz nahm nun, wie in ähnlichem Fall Eginhard seine Emma, die Schöne auf seine Schulter und trug sie über den Hof. Spione sind überall, und so begegnete auch diesem Paare eine alte Schaffnerin mit einer Laterne, die beim Anblick der sonderbaren Erscheinung einen Schreckensschrei ausstieß. Moritz wollte mit einem Fußtritt die Laterne einstoßen, glitt aber aus und fiel mit seiner Last auf die Alte, die um so mörderischer schrie, so daß die Wache herbeieilte und die ganze Geschichte an's Licht kam. Der Heldenanbeter Carlyle bemerkt hinzu: „the big widow discovered, that he did not like Westphalia hams in that particular form, that he only pretended to like them."

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung von Nr. 36.)

Wien, den 24. Januar 1854. — Ich habe nicht einen Augenblick Ruhe; es ist als ob die Leute sich das Wort gegeben hätten, mich zu überlaufen. Heute ist übrigens ein heller sonniger Wintertag mit gefrorenem Untergrund; das erfrischt gleich auch die innere Stimmung, zumal auch die politischen Nachrichten ein wenig besser sind, obgleich die Parteien wenig Zuversicht einflößen, und den andern Tag immer wieder in den Brunnen fällt, was den einen wie Hoffnung aussah. Die Petersburger Nachrichten sind weniger schroff, als man in London im voraus decretirt hatte, daß sie seyn würden. Kaiser Nikolaus hat die Erscheinung der beiden Flotten mit Mäßigung hingenommen und nicht als casus belli erklärt, vielmehr sehr versöhnliche Aeußerungen gemacht. Nun werden die Engländer nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als in die Posaune zu stoßen, Kaiser Nikolaus sey durch sie gezwungen worden, Chamade zu blasen, bis Jener ihnen wieder durch Kanonen antworten wird; genug, die Menschen wollen keinen Frieden unter sich halten! Wenn ich indeß nur den Sommer in Aussee zubringen kann, und wir wieder Alle auf heimathlichem Grunde sind, so ertragen sich die Stürme der Zeiten auch leichter.

Den 27. Januar. — In der Welt ist Alles in fortdauernder Aufregung. Morgen wird Orloff hier erwartet; der Himmel wolle, daß er die Sachen zu gutem Ende führe, denn sie nehmen ein täglich übleres Ansehen, und sehr bald wird der Zustand in England so seyn, daß ein Krieg gar nicht mehr zu vermeiden ist. Die Revolution scheint dort im Innern so zuzunehmen, daß der Krieg schon als ein Heilmittel angesehen wird. Das sind die Folgen von den Freibriefen, die man dort dem Gesindel aller Länder gegeben hat.

Den 28sten. — Trauer- und Tanzmusik wechseln ab; heute war das Begräbniß des alten Grafen Grünne, der, glaube ich, 93 Jahre alt war, und um sieben Uhr ist großer Hofball, zu dem ich gehen muß; morgen ist Ball bei Meyendorff. Das ist ein großes Kreuz für einen alten Krüppel, der die ganze Nacht hustet und nicht schlafen kann. Daß die schöne Tochter von Tegoborsky einen Grafen Esterhazy geheirathet hat, wissen Sie wohl schon. — Ein Brief aus Aussee sagt mir, daß der Kirchenbauplan angelangt ist, und daß die Leute außer sich vor Erstaunen sind. — Heute habe ich einen langen Besuch von Auer gehabt, den ich lange nicht gesehen hatte. Seine Erfindungen vervielfältigen sich jeden Tag. Jetzt werden in der Staatsdruckerei die feinsten Spitzen haltbar vergoldet, so daß sie aussehen als von Gold geschlagen; es soll eine Pracht seyn. Auch mit Daguerrotypen ist eine Erfindung gemacht worden, die durch die Art, wie sie auf Silberplatten übertragen werden, eine große Naturwahrheit hervorgebracht hat. Ich verstehe zu wenig von Naturwissenschaften, um Ihnen erklären zu können, wie es gemacht wird, aber der Effekt soll wundervoll seyn. Auer scheint jetzt auf einem sehr freundlichen Fuß mit dem Finanzminister zu stehen, was ihm den Dienst sehr erleichtert. Es ist dieß nur in der Ordnung und eine Ehrensache für die Regierung, ein Institut, das ihr so sehr zum Ruhm gereicht, auch mit einigen Opfern zu unterstützen.

Den 29sten. — Gestern war großer Hofball, eine entsetzliche Sache für Jemand, der mit meiner Peripherie, in eine enge, schwergoldene Uniform geknöpft, vier volle Stunden in der Hitze, und wenigstens die ersten zwei, bis der Tanz völlig im Gang ist und die höchsten Personen ihre Rundgespräche geendigt haben, stehend zubringen muß; dafür ist der allerdings prachtvolle Anblick nur ein geringes Entgelt. Der Kaiser sprach mit jedem der anwesenden Herrn vom corps diplomatique, und somit auch mit mir einige freundliche Worte; die Erzherzogin Sophie aber bedankte sich bei mir für den Nekrolog für die Prinzessin von Schweden auf sehr verbindliche Weise und mit sichtbarer Rührung. Wie sehr sie in der kaiserlichen Familie geliebt worden ist, und namentlich von den Söhnen der Erzherzogin, den Kaiser mit eingeschlossen, konnte mir die Erzherzogin nicht genug hervorheben, und ich fand es bestätigt in einem Gedicht des Erzherzogs Max, das ich Ihnen abschreibe, weil es lieb ist und wahr empfunden. Ich blieb bis zwölf Uhr und ging ganz erschöpft nach Hause. — Orloff ist gestern Abend angekommen, noch aber wissen wir nicht, was er gebracht

hat. Daß der Kaiser Nikolaus sich übereilt und durch die Besetzung der Fürstenthümer ein nicht zu gestattendes Princip aufgestellt hat, ist wahr; daß er es aber auf der Stelle eingesehen, amende honorable hat machen wollen, und man ihn nicht mehr ohne Demüthigung hat herauslassen wollen, und daß kein eigentlicher Grund zum Krieg da ist, und England und Frankreich die Uebereilung zur Herausstellung ihres Uebergewichts haben benutzen wollen, wenn auch die Welt darüber in Flammen geräth; daß der Fehlende wie ein edler Charakter, die Correkten wie schlechte Hunde in dieser Angelegenheit gehandelt haben — darüber bin ich nicht einen Augenblick im Zweifel. Es gibt keine Schlechtigkeit, die England seit zehn Jahren nicht gemacht hätte, und nicht jede Stunde zu machen bereit wäre. Die russische Politik ist gefährlich, und man hat recht, sich der Zukunft und der Folgen wegen davor in Acht zu nehmen; aber Nikolaus hat mehr Rechts- und Ehrgefühl im kleinen Finger als ganz England im Leibe, obgleich sie es immer im Munde führen. Wie der Ausgang seyn wird, weiß niemand, und wir Deutsche können uns Glück wünschen, wenn die Katastrophe dazu beiträgt, die frühere Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen wieder zusammenzuflicken.

Den 31sten. — Eine größere Qual gibt es für einen Menschen nicht, der, wie ich, am allerliebsten zu Hause sitzt und wie der Bär an den Pfoten saugt, als alle Tage auf Bälle gehen zu müssen, und ein Tag wie der gestrige ist mir ein wahres Labsal. Ehe ich diesen aber beschreibe, muß ich zuvor von Sonntag Meldung thun, wo ein Ball bei Meyendorff bis gegen Morgen dauerte, während der Hausherr mit einer fürchterlichen Migräne zum Erbarmen herumging, bis der Erzherzog gekommen war, wo er sich zurückzog und mit Orloff, der auch krank war, im Stock über dem Ballsaal den Lärm und die Musik durch die ganze Nacht genoß. Es waren eine Menge bildschöner Comtessen auf dem Ball und in der That nicht Eine garstige. Fürstin Obrenovic war glorios schön! — Gestern brachte ich den ganzen Abend bei F. F. zu, wo ich einen ganz vortrefflichen Sänger hörte, wie mir seit Schönstein keiner vorgekommen ist; er heißt Stockhausen und hat sechs Jahr in Paris im Conservatorium Unterricht genommen; er singt italienisch, französisch und deutsch gleich vortrefflich mit einer prachtvollen Bruststimme und der graziösesten Methode. Er ist gesonnen, hier Unterricht zu geben, da seine Verwandten ihm durchaus vom Theater abrathen; ich habe ihm aber bündig demonstrirt, er sey nicht gescheidt, sich daran zu kehren; ich garantire ihm 10,000 fl. — Ich war ganz entzückt von diesem Genusse, vielleicht weil ich ihn so lange entbehrt hatte. Nachher war ich noch bei J. T.

Nun geschwind noch eine Geschichte, ehe ich sie vergesse. Auf dem Hofball war ein Major X., einer von den falschen Elegants, wie sie zuweilen unter den nicht besonders gebildeten Offizieren vorkommen. Dieser Major ging nun gerade auf die Erzherzogin Sophie los und bat sie, die Masurka mit ihm zu tanzen, und wunderte sich sehr, als ihm die Erzherzogin sagte, daß sie nicht tanze. Nach einigen Tagen ließ der Kaiser Alarm schlagen und war mit dem Bataillon und der Führung des Majors sehr unzufrieden, sagte aber lächelnd zu jemand aus seiner Umgebung: „Eigentlich sollt' ich den X. augenblicklich pensioniren, da er aber der Tänzer meiner Mutter ist, so darf ich nicht so streng seyn."

Wien, den 1. Februar 1854. — Gestern bei der Erzherzogin Sophie auf dem Ball. Die Feste bei Hof sind immer sehr gut eingerichtet und halten zwischen orientalischem Luxus und ungehöriger Wirthschaftlichkeit die richtige Mitte; so war es auch gestern. Ich blieb, bis der Hof wegging, und somit zum Souper, das in nicht vielen, aber vortrefflich servirten Schüsseln bestand; selbstverständlich der beste Champagner in Fülle. Orloff war anwesend, und seltsam genug auch der türkische Botschafter, der wahrscheinlich eingeladen war, ehe Orloff ankam; sonst wird das diplomatische Corps immer getheilt. Gestern waren Westmoreland und Bourqueney nicht da, die das vorigemal eingeladen waren. Von Orloffs Aufträgen dringt noch nichts durch, doch werden sie nicht lange ein Geheimniß bleiben, da das englische Parlament gestern eröffnet wurde.

Den 4. Februar. Während die Dinge jeden Tag eine üblere Gestalt annehmen, ist ein so tolles Treiben, daß kein Tag ohne Einladungen, oft an zwei Orte zugleich, vergeht. Ich bin keiner der Menschen, die von zwei Dingen zugleich in Beschlag genommen werden können, und wenn ich auch mitunter leicht von einem Extrem in's andere übergehe, so kann ich doch nicht zur selben Zeit mich grämen und lustig seyn; daher ist mir das Leben jetzt hier unangenehmer als je, und doch muß ich es mitmachen. Die Weltfragen sind kaum mehr zweifelhaft: unsere Truppen marschiren, vor der Hand nicht in den Krieg, aber zunächst dem Kriegsschauplatz, Mittwoch die Infanterieregimenter der hiesigen Garnison, und das gesammte neunte Armeecorps ist auf den Kriegsfuß gesetzt. Gestern Abends sollten die russischen Minister Paris und London verlassen, und Orloff wird morgen von hier abgehen und die Dinge ihren Lauf nehmen. Dabei gehen meine Nassauer Pfaffengeschichten gleichfalls nicht sehr erwünscht. Während ich die Sache mit dem Nuntius auf den

besten Fuß gebracht hatte, ist vom Bischof von Limburg wieder ein neuer Schritt der Widersetzlichkeit geschehen, den ich durchaus nicht billigen kann. Er hat einen wahrhaft revolutionären Hirtenbrief erlassen, und damit so etwas nicht geschehe, muß man sich mit Rom verständigen. Man wird nicht eher zur Ruhe und Ordnung im Lande kommen, und jeder Gewaltschritt der Regierung ruft die Revolution in den untersten Schichten zum völligen Ausbruch; ist man aber mit Rom übereingekommen, so müssen die particulären Widersetzlichkeiten der Bischöfe schweigen. Doch genug von Politik und allem, was daran hängt, diesem infamen Thema, das einem alle Freude und Lebenslust zu nichte macht.

Ich habe einen allerliebsten Brief von unserem kleinen Erzherzog — der übrigens einen Kopf größer ist als ich — den ich Ihnen beischließe. Sie werden daraus sehen, daß er Ihnen carte blanche gibt, zu streichen und zu kürzen, so viel Sie Lust haben. — Gestern war ich in der Kunstausstellung, wo ein großes historisches Bild von einem österreichischen jungen Künstler in Rom, Engerth, sich vortheilhaft ausnimmt. Es ist die Verhaftung von Manfreds Kindern, und wurde vom Hof für die Galerie gekauft. Mir gefällt es ausnehmend, am besten von Allem, was ich von hiesigen Malern im großen historischen, nicht Kirchenstyl gesehen habe.

Den 5ten. Das Wetter ist so schön, daß ich zu Fuß zum Fürsten Dietrichstein gegangen bin, nachdem ich bereits zuvor schon eine Stunde in Geschäften herumgelaufen war. Die Dinge sind ziemlich in gleichem Zustande. Orloff ist noch hier und geht, wie es heißt, morgen; die telegraphischen Drähte werden wohl erst die Entscheidung bringen. — Ach, liebe Mama, ich brauche mich nicht erst zu vertiefen in Alles, was in dieser Zeit durch Ihr Herz gegangen ist; es ist kaum durch Ihr Herz allein gegangen — Sie können schon sagen: durch unsere Herzen. Ich brauche dabei nur ganz oberflächlich die Zeitläufe zu überdenken, um mich auf das vorzubereiten, was uns noch zu tragen bestimmt seyn mag. — Wenn H. jetzt erst Reisen machen will, so wird er kaum mehr Genuß davon haben; mit 72 Jahren erkennen wir die Welt nicht mehr und die Welt uns nicht; heute gibt es nur noch Einen Gott in ihr, und Eine Kraft, die sie bewegt — Unverschämtheit und Lüge! Von Wahrheit und Ehre als allgemeinem Grundsatz ist nicht mehr die Spur vorhanden. — Ob ich etwas zu Platens Denkmal geben werde? Jetzt wenig, später mehr, sobald ich es kann. — Sie fragen, ob denn die Bälle ein gar so großes Hinderniß sind, daß ich nicht einen Abstecher nach Sagan machen kann; ich bin aber wahrlich nicht hier, weil Bälle sind, sondern ich muß auf die Bälle gehen, weil ich hier seyn muß.

Den 10. Februar. In der Politik ist immer die gleiche Schwüle, und man müßte sehr Optimist seyn, um eine Umgestaltung günstigerer Art erwarten zu können. — Gestern war ein neues Ballet mit Mlle. Plonquet, die sehr gefällt. Ich war in Minister Bachs Loge, der persönlich sehr freundlich für mich ist, ohne daß ich innerhalb des Geschäftskreises den allerkleinsten Einfluß auf ihn hätte; und dennoch meinen die Leute, ich dürfe nur ein Wort sagen, und Alles geschehe augenblicklich nach meinem Willen. So werde ich täglich mit Anliegen und Aufträgen für ihn und an ihn bestürmt. Ueberhaupt grenzt es an's Fabelhafte, daß ein Mensch, der keinen Hund protegiren kann, dennoch auf eine Weise in Anspruch genommen wird, als hätte ich die Stellen der ganzen Monarchie zu vergeben. Vergebens sage ich einem Jeden das Gegentheil, dennoch kommen täglich Briefe und Personen, die mir's nicht glauben. Das wäre Alles gut, wenn mir das Antworten und das unnütze Visitenmachen nicht so viel Zeit wegnähme, daß mir keine freie Minute bleibt, und ich mir zehnmal vornehme, dieß oder jenes zu thun, da oder dorthin zu gehen, und nie vor solchen Misèren dazu kommen kann.

Den 11ten. Gestern Abend war im Casino ein französischer Taschenspieler, der allerlei Unbegreiflichkeiten machte, wobei einem der Verstand stille steht. Ich kann derlei Dinge nicht ausstehen, denn weiß man das Räthsel, so ist man immer beschämt über die empfangene Mystifikation. — Den 12. Ihr Brief ist angekommen — und ist traurig. Daß Sie nicht heiter sind, begreift niemand besser als ich, dazu ist die Zeit nicht eingerichtet. Indeß muß man eben deßhalb seine Kräfte zusammenraffen und trübe Erinnerungen, wie die an dem letzten Geburtstag Ihrer Pflegemutter, nicht aufkommen lassen; die Vergangenheit muß abgethan bleiben, sonst könnte man die Gegenwart gar nicht ertragen. Wenn Sie wieder frohen Geistes sind, werde ich auch wieder besser gestimmt seyn.

Den 14. Februar. Eben kommt ein dicker Pack Nassauer Akten, und ehe ich sie durchlese und sie bearbeite und mit dem Nuntius darüber traktire, will ich geschwind noch ein paar Zeilen an Sie schreiben. Mit meiner Gesundheit geht es im Ganzen gut, ich habe nur über meine Athemlosigkeit zu klagen, an der ich freilich schon seit zwanzig Jahren leide; es ist aber nicht angenehm, wenn man nicht weiß, woher den Athem nehmen, um zwei Gassen weit zu gehen oder eine Treppe zu steigen. Das nennen die dummen Leute

Faulheit, und wollen durch forcirte Bewegung dagegen ankämpfen, was das Uebel nur noch ärger macht. — Der Ball bei Palavicini war einer der schönsten in diesem Jahre. Das Appartement ist prachtvoll und bequem; der Kaiser war dort, blieb aber nur bis nach Mitternacht; auch ich ging vor dem Souper. Der Theetisch war von ausgesuchter Schönheit; unter anderem waren die Compotte auf ungeheuer großen chinesischen Schüsseln in malerisch gruppirten Obstsorten angerichtet: Pfirsiche, Trauben, Kirschen, Alles in vollkommen natürlicher Farbe mit einer Art Gelée über jede einzelne Frucht gezogen, so daß es aussah wie ein Fruchtstück von Alabaster. Ich habe es nicht gekostet, weil ich die wunderschönen Schüsseln nicht zerstören wollte. Auch die Toiletten waren ausgesucht, und Bourqueney konnte nicht aufhören, über die Pracht der hiesigen Feste zu sprechen, die man selbst in Paris bei Hofe nicht in dieser Weise sehe, weil die Gesellschaft dort in ihren Elementen zu ungleich sey. In Paris sehe man einzelne Personen prächtig und geschmackvoll — hier sey es die ganze Gesellschaft.

Den 15ten. Ich habe gestern noch von sieben Uhr bis eilf Uhr in Einem Zuge gearbeitet, war aber dann auch so förmlich dumm von all den Schmierereien, daß ich nothwendig noch unter Leute gehen mußte, um mich zu zerstreuen; ich verplauderte daher noch ein paar Stunden im Casino. Ich erfuhr dort, daß der arme alte Kübeck seinen vierten erwachsenen Sohn, der als Major in Olmütz in Garnison war, an der Schwindsucht verloren hat; so füllt nichts als Elend die Welt. Eben war Ugarte bei mir;* er kommt oft zu mir, und so oft ich ihn sehe, macht er mir immer den Eindruck eines äußerst gescheidten Menschen, der viel weiß.

* Graf Ugarte, früherer österreichischer Gesandter in Stuttgart, der durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde im Sommer 1862 seinen Tod fand.

Den 18ten. Heute Jahrestag des Attentats; der Kaiser hat verboten, irgend eine Erinnerung daran hervorzurufen, und daher unterbleibt jede öffentliche Demonstration. Eben erhalte ich eine Mittheilung aus dem Ministerium des Innern, daß das von mir eingegebene Volkslied in Verhandlung genommen und ein Referat darüber gemacht werden soll. Nun wird das Gedicht gesucht und niemand kann es finden; man bittet mich um eine neue Abschrift, ich besitze aber keine. Da fällt mir ein, daß ich es Ihnen geschickt habe und es vielleicht bei Ihnen noch aufzufinden ist; wenn nicht, so kann ich nicht helfen. Bitte also, suchen Sie augenblicklich nach und schicken Sie noch am selben Tage das Blatt her, wenn Sie es finden.* — Aus Karls Brief an Sie habe ich die Andeutungen über seinen Carton geistreich und einleuchtend gefunden; jeder neue Brief über diesen Gegenstand aber überzeugt mich mehr, daß Karl vorzugsweise nach religiösen Programmen hinneigt. Ich gestehe aber, daß eben dieser Sinn für religiöse Kunst bei mir nicht in dem Grade zum Durchbruch gekommen ist, als für die profane, und ich zehnmal lieber eine Scene aus der Sagenzeit oder aus der Edda gemalt sehe, als aus der Bibel. — Vorgestern aß ich bei Wilhelm Henckstein, und nach Tisch spielte Meyer äußerst schön; dann setzte ich mich zu Hause um neun Uhr zur Arbeit und schrieb bis gegen zwei Uhr. Ich zweifle nicht, daß geschwindere Arbeiter als ich noch Zeit genug übrig hätten; ich kann aber einmal, wie Sie wissen, nicht schnell arbeiten, weil ich kein Gedächtniß habe. Zuerst muß ich nur Alles schnell durcheinander hinschmieren, damit ich den Faden und die Gedanken nicht vergesse, und dann, wenn ich anfange zu corrigiren, werden diese Correkturen gewöhnlich wahre Umarbeitungen, so daß jeder Gegenstand bei mir erst mit dem dritten Concepte in der Lage ist, expedirt zu werden.

* Wir haben die Volkshymne in Nr. 27 mitgetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Norddeutschland, August.

(Schluß.)

Mecklenburgische Zustände.

In der individuellen Gestaltung dieser Verhältnisse finden natürlicherweise je nach dem Umfang der Besitzungen und dem persönlichen Charakter der Gutsherren größere oder geringere Unterschiede statt. Ebenso verschieden gestaltet sich das Privatleben der Gutsbesitzer. Im Allgemeinen habe ich gefunden, daß eine Landwirthschaft nach englischem Muster das Ideal der großen Masse der mecklenburgischen Gutsbesitzer ist. Unter der höhern Aristokratie der Klasse hat jüngsthin der Ehrgeiz, es in allen äußern Dingen, in Comfort und Lebensweise, dem englischen Adel gleich zu thun, entschieden überhand genommen. Vor Allem hat diese Aristokratie sich bemüht, Pferderennen nach englischem Muster einzurichten, und da Mecklenburg eine vortreffliche einheimische Pferderace besitzt, ist dieses Bemühen von nicht unbeträchtlichem Erfolge gekrönt worden. Der verstorbene Graf Hahn ging so weit, auf Basedow, seinem Hauptgute, auf eigene Kosten eine Rennbahn zu gründen, und eine Reihe von Jahren hindurch bewarb sich der hohe mecklenburgische Adel bei den Wettrennen in Basedow um die von dem Grafen ausgesetzten Preise und wurde während der Dauer der Rennen auf dem gräflichen Schlosse fürstlich bewirthet. Im Laufe der Zeit jedoch entdeckte der Graf, daß die Kosten dieses Vergnügens das Maß selbst seiner großen Einkünfte überstiegen, und die Wettrennen von Basedow gingen ein. Gegenwärtig befindet sich die Hauptrennbahn des Landes im Badeorte Dobberan; die Hauptrennen finden zu Ende Juli und Anfang August statt, wenn die Saison in dem nahe gelegenen Seebade gleiches Namens beginnt. Preise in Gold- und Silbergeschirr werden theils durch Subscription, theils von dem Großherzog und einzelnen hervorragenden Mitgliedern des Adels ausgesetzt; die Theilnehmer wetten nach englischer Art auf die Chancen des Rennens und ein ziemlich lebhafter Handel in Pferden geht nebenher. Aber leider sind es eben nur diese aristokratischen Liebhabereien, worauf die mecklenburgische Nachahmung des englischen Adels sich beschränkt. Von den auf Erziehung und Bildung, auf intellektuellen Talenten und patriotischem Gemeingefühl beruhenden Bemühungen politisch-socialer Natur, Bemühungen, denen die englische Aristokratie ebenso sehr als ihrer Geburt und ihrem Reichthum die Erhaltung ihres Einflusses zu danken hat, ist in Mecklenburg keine Rede. Der durch seine Etiketteordonnanzen so berühmt gewordene Graf Kuno Hahn, Sohn und Erbe des oben erwähnten Begründers der Wettrennen von Basedow, der mächtigste der mecklenburgischen Barone, dessen Besitzungen dem Umfang des Fürstenthums Bückeburg um nur zwei Quadratmeilen nachstehen, darf in dieser Hinsicht als ein vielleicht etwas stark aufgetragenes, aber doch in allen Hauptdingen treues Musterbild seines Standes gelten. Auch ihm fehlt es unter seinen Landsleuten nicht an entschuldigenden Vertheidigern. Von einer Seite wurde mir, ganz im Styl der Apologeten der Prügelstrafe, bemerkt: jene Ordonnanzen seyen uralt, Graf Kuno habe nur eine neue Auflage veranstaltet; von einer andern behauptete man, die Ordonnanzen seyen gar nicht mecklenburgischen, sondern uckermärkischen Ursprungs, in der That das Werk der Mutter des Grafen Kuno, der zweiten Gemahlin seines Vaters, einer geborenen Gräfin Schlippenbach, mit der er sich nach seiner Scheidung von der berühmten Gräfin Ida Hahn-Hahn vermählte. Allein ob uralt mecklenburgisch, oder neu-uckermärkisch, oder ein Gemisch von beiden, die Thatsache bleibt, daß Graf Kuno jene Ordonnanzen beim Beginne seiner Regierung als Selbstherrscher von Basedow unter Pauken und Trompeten publicirte und durchführte, und nach dem Eindruck zu urtheilen, den diese Publicirung auf die gebildete Welt des außer-mecklenburgischen Europas hervorbrachte, werden sie, als selbstgesetztes Denkmal der Ideen und Sinnesweise seiner Race in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, nicht vergessen werden.

Da die Gelegenheit sich mir bot, machte ich selbst eines Tages einen Besuch in dem berühmten Basedow und meine Beobachtungen riefen mir in manchen Punkten ein Bild der treuen Ausführung des denkwürdigsten Graf Kuno-Hahnischen Ukases vor die Augen. Um zu schweigen von den zahllosen Hähnen, die dem Ankömmling von allen Wänden und Dächern des Schlosses und der Nebengebäude, von allen Livreen der zahlreichen Dienerschaft entgegenkrähen und deren Erscheinung auf's lebhafteste an die Illustrationen zu „Hinckel, Gockel und Gockeleia" erinnert, so sah ich von dem Hauptthurme die berühmte rothweiße Fahne flattern, deren Aufhissen die Anwesenheit, deren Verschwinden die Entfernung der gräflichen Familie ankündigt; ich sah, etwas niedriger, an demselben Thurme zwei einander gegenüber hängende kleinere Flaggen, eine rothweiße und eine schwarzweiße, welche männiglich zu wissen thun, daß die Besitzungen des Grafen in das angrenzende preußische Gebiet hinüberreichen; ich sah auf der Umwallungsmauer des Schlosses, ehrfurchtgebietend aufgepflanzt vier kleine Kanonen, bereit dem Eindringen jedes unerlaubten oder feindlichen

Einflusses ein donnerndes Halt entgegenzurufen; ich sah die bis zur Erde reichenden tiefen Verbeugungen, mit denen die Dienerschaft den vorüberfahrenden Selbstherrscher grüßte; ich fand mich selbst seitens der Bevölkerung von Basedow den auffallendsten, peinlichsten Höflichkeitsbezeigungen ausgesetzt und erstaunte nur über eines: daß nämlich bei der Einfahrt der gräflichen Familie in das Schloßthor das vorgeschriebene Trommetenschmettern vom Thurme unterblieb. Wie ich erfuhr, ist der Thürmer zugleich gräflicher Sattler, und unerklärlich, wie eine so arge Versäumniß mir erscheinen mußte, konnte ich nicht umhin, mir allerlei wichtige Veranlassungen auszumalen, worunter, da der Tag äußerst schwül war, das Einschlafen des würdigen Mannes über seiner Sattlerarbeit die Hauptrolle spielte.

Die persönliche Erscheinung des Grafen ist, soweit ich bei seinem raschen Vorüberfahren bemerken konnte, eine anziehende. Ich hatte mir den Autor der berühmten Ordonnanzen als eine mindestens mittelalterliche, donquixotisch hagere, knebelbärtige Figur vorgestellt und war nicht wenig überrascht, in ihm einen nach englischer Weise frisirten und gekleideten, anscheinend noch so jungen Mann zu erkennen. Schloß, Parkanlagen, Nebengebäude, kurz die ganze Besitzung gewährt übrigens das Bild großen, festgegründeten Wohlstands und Reichthums und ich fand Besucher aus allen Theilen des Landes herbeigeströmt, die Schönheiten des berühmten Basedow zu bewundern. Nichts als die Kathen schienen mir von jenem allgemeinen Eindruck eine Ausnahme zu bilden, vielleicht eben deßhalb, weil ich vorher viel von dem wohlhäbigen Zustand, von der vortrefflichen Versorgung der Graf Hahnschen Kathenleute gehört hatte. Man versicherte mir indeß auf meine dahin gehende Bemerkung, es werde beabsichtigt, diese alten Kathen baldigst durch modernere zu ersetzen.

Ein Resultat hat dieser Complex mecklenburgischer Zustände ohne Frage hervorgebracht: den Schein eines ziemlich weit verbreiteten materiellen Wohlstandes. Aber die materiellen Rücksichten überwiegen eben alle andern; der gleichzeitige Stand der Volksbildung ist auffallend niedrig, der Sinn für intellektuelle Interessen unglaublich gering. Man hat von dem deutschen Staatenbunde wie von dem des alten Griechenlands öfter hervorgehoben, daß, wenn der Mangel politischer Einheit seinen zersplitterten Völkerschaften unläugbare Nachtheile auferlegt habe, die größere Anzahl kleiner Staaten und Hauptstädte andererseits die Ursache eines reicher entfalteten Kulturlebens geworden sey, als die Provinzen großer centralisirter Staaten sich dessen zu rühmen vermöchten. Von einigen wenigen der kleinen Staaten Deutschlands mag man diese philosophische Auffassung der Dinge obenhin gelten lassen; in Mecklenburg tritt ihr trügerischer Werth auf's grellste in die Augen. Denn schwer möchte es halten, eine ihrer Mehrzahl nach tiefer in materielle Interessen, in die Interessen des Essens und Trinkens und der täglichen Leibesnothdurft, in die nächsten und augenblicklichsten Lokalverhältnisse versunkene Bevölkerung in unserer Hälfte von Europa zu finden. Das Land besitzt eine Universität in Rostock, aber für die wissenschaftliche Blüthe dieser Haupterziehungsanstalt geschieht so wenig, daß sie ausschließlich von den reglementsmäßig dazu gezwungenen Landeskindern besucht wird und die Gesammtzahl der Studirenden selten die Höhe von hundert erreicht. In der Hauptstadt Schwerin, einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, existiren nicht einmal die Anfänge einer öffentlichen Bibliothek. In derselben Stadt unterblieb (die Thatsache ist zu traurig charakteristisch, um vergessen zu werden) im Jahre 1859 „auf höhern Wunsch“ die Schillerfeier und unterbleibt bis zum heutigen Tage „auf höhern Wunsch“ Alles, was einer Demonstration im Namen der Bildung und der Freiheit ähnlich sieht. Wenn die Besoldung fast aller Regierungs- und Kammerbeamten für die Verhältnisse des Landes glänzend genannt werden kann, so ist die des Lehrerstandes durchschnittlich eine klägliche. Was das System des Unterrichts angeht, so besitzen die Kirchenbehörden nicht allein die Controle der öffentlichen, sie mischen sich in die Führung der Privaterziehung; in allen kirchlichen Dingen aber herrscht unumschränkt die Genossin des Junkerthums, die intoleranteste Orthodoxie. Der Bericht der „Gartenlaube,“ daß mehrere mecklenburgische Geistliche, weil sie die Existenz eines persönlichen Teufels geläugnet, ihrer Stellen entsetzt worden seyen, mag, wie mir versichert wurde, eine phantasievolle Uebertreibung gewesen seyn; aber eine unbezweifelte Thatsache ist es, daß Professor Baumgarten aus Rostock, sammt mehreren Anhängern aus dem Prediger- und Lehrerstande, in Folge der Befürwortung eines harmlosen Rationalismus ihre Stellen und jede Aussicht auf Beförderung im Staatsdienst einbüßten. Was von außer-mecklenburgischer Intelligenz über die Grenze gelassen wird, wird einer strengen Censur unterworfen; — den Zeitungen, welche ungünstig über die Zustände des Landes berichten, wird der Debit entzogen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß bei so beschaffenen Verhältnissen von der Bildung einer aufgeklärten öffentlichen Meinung innerhalb der Grenzen des Landes kaum die Rede seyn kann. Allerdings erscheint in verschiedenen Städten eine Anzahl von Zeitungen, aber mit Ausnahme vielleicht eines einzigen Rostocker Blattes kommen dieselben über Tendenz und Styl der schmauchenden Bierhausphilister nicht hinaus. Den Begebenheiten der großen Welt werden einige kurze Paragraphen gewidmet; alle Lokalangelegenheiten erfreuen sich einer zerfahrenen Ausführlichkeit. Leitartikel sind entweder gänzlich unbekannt, oder sie gehören zu den seltenen Sonn- und Festtagsvergnügungen der Leser.

So vegetirt denn die Masse des mecklenburgischen Volkes in dem alten materiellen Lokalschlendrian von Jahr zu Jahr fort, und die Bemühungen der kleinen Phalanx der Vertreter besserer Zustände erneuern die Arbeiten des Sisyphus und der Danaiden. Und doch fehlt es diesem Volke durchaus nicht an den Elementen eines gesunden Natursinns, eines kräftigen Mutterwitzes. Die seit kurzem auch in dem außermecklenburgischen Deutschland bekannt

gewordenen plattdeutschen Gedichte und Erzählungen **Fritz Reuters**, welche sämmtlich auf der Grundlage wirklicher Begebenheiten ruhen, liefern den Beweis dafür. Bezeichnend für den Stand der Bildung bleibt nur wieder das Eine, daß nämlich dieses bedeutendste und einzige poetische Talent des Landes sein Bestes in der plattdeutschen Mundart leistet. Plattdeutsch aber ist in Mecklenburg der entschieden vorherrschende Dialekt. Die mittleren Klassen sprechen es vielfach unter einander; in ihrem Verkehr mit den untern Klassen wird es fast ohne Ausnahme angewandt. Weit sey es von mir, die naturwüchsige Berechtigung dieses Volksdialekts herabsetzen zu wollen; aber das Hochdeutsche ist einmal seit Martin Luther die Sprache der deutschen Intelligenz geworden und das Vorherrschen des Dialekts, der von einer Volksgemeinschaft ihm unwillkürlich oder absichtlich gestattete Vorzug charakterisirt innerhalb seiner Verbreitungsgrenzen ohne Frage eine niedrigere Stufe der allgemeinen Bildung. *

Fragt man nach den Mitteln zur Besserung dieser Zustände, so gelangt man schließlich wieder zu der einen Ueberzeugung, welche die Betrachtung aller Ländchen und Länder unseres Vaterlandes dem Politiker wie dem Nationalökonomen und Philosophen mit immer erneuerter Macht aufdrängt: der Ueberzeugung, daß alle Specialmittel, alle Reformversuche im Einzelnen höchstens als Palliative einen mehr oder minder relativen Werth haben; daß zu einer gründlichen Besserung aber nur Ein Mittel uns helfen kann: — die Herstellung deutscher Einheit und Freiheit. Auf dieses Eine große Ziel deutet bewußt oder unbewußt Alles hin, was in unserem Vaterlande gethan, gesagt oder geschrieben werden mag, und der Zweck dieser Zeilen ist erfüllt, wenn sie, so viel an ihnen ist, zu der Stärkung jener Ueberzeugung beitragen.

* Es ist bemerkenswerth, daß auch das bedeutendste poetische Talent Mecklenburgs in früherer Zeit plattdeutsch schrieb und in allen Hauptzügen als Prototyp des Epigonen Fritz Reuter gelten kann. Wir meinen Johann Wilh. **Lauremberg**, den Verfasser der „Veer olde berömete Schertzgedichte." Gedruckt 1654.

Aus der Schweiz, August.

(Schluß.)

Kunstausstellung. — Aus der Bundesversammlung. — Sängerfest. — Die Händel im Polytechnicum. — Für Touristen.

Ueber die dießjährige Kunstausstellung, welche seit dem Frühling die Städte der Westschweiz durchwandert, hat Ihnen mein College in Genf bereits Bericht erstattet, und zwar besonders einläßlich über die Landschaftsmalerei. Andere als Landschaftsbilder waren freilich rarae nantes in gurgite vasto; dennoch müssen Sie mir gestatten, nachträglich auf Einiges zurückzukommen, was Ihr Genfer Correspondent übergangen hat oder was vielleicht in Genf gar nicht ausgestellt war. Da ist unter anderem ein größeres Bild von **Weckesser** aus Winterthur (gegenwärtig in Rom), welches dem höheren Genre angehört. Es stellt eine Schaar von Bewohnern des Sabinergebirgs dar, welche aus ihrem brennenden Städtchen fliehen. Den Gegenstand, so wie den Eindruck, welchen das Bild hinterläßt, muß man als düster bezeichnen; die Composition trägt den Stempel edeln, melancholischen Ernstes, ein Etwas, welches an L. Robert erinnert; die einzelnen Gruppen, z. B. die Mutter mit dem geretteten Kinde, der junge Mann, der den gebrechlichen Vater führt, der Knabe mit dem Lamm, das junge Weib, den Esel mit den Kindern vor sich hertreibend und die Wiege auf dem Kopf tragend, sind vortrefflich gedacht und eben so wahr als schön ausgeführt. Zu derselben Categorie ist ein prächtiges Bild von **Vautier** (gegenwärtig in Düsseldorf) zu zählen, „das Tischgebet." Es ist sehr schön gemalt und vergegenwärtigt uns mit eben so viel Naturtreue als glücklichem Humor das Interieur eines deutschen, etwa westphälischen Bauernhofes vom ehrwürdigen Ahn im Lehnstuhl bis zum hungrigen Ackerbuben, der während des Gebetes lüstern in die Schüsseln guckt. — Poetischer als das letztere, heiterer als das erstere ist das Bild von **Ritz** aus Sitten in Wallis: „Gottesdienst in der Bittwoche." Es versetzt uns an das lachende Ufer des Genfer Sees, etwa in die Nähe von St. Gingolph. Es ist Mai, Alles in junges Grün gekleidet, die ganze Landschaft im Blüthenschmuck. Hart am Gestade sehen wir einen ländlichen Altar und davor den Priester im Ornat, der die Messe liest; rings herum die andächtige Gemeinde auf Nachen und Schiffen. Die elegante Schloßdame aus der Nachbarschaft mit ihrem Töchterchen, welches sie andächtig die Hände falten lehrt; den alten Schiffer

in der verwaschenen blauen Blouse, der in gottseligem Halbschlummer sich auf sein Ruder stützt; die als „Engelein" funktionirenden, geputzten Kinder in vollem Bewußtseyn ihres Amtes und Schmuckes; die andern Bauernkinder, die sich vergessend dem Fischlein nachschauen, „so wohlig auf dem Grund;" die Dirne, welche nach dem jungen hübschen Fischer hinüberschielt; darüber der frische Thau, den die fröhlichen Strahlen der Morgensonne ganz aufzuküssen noch nicht Zeit gefunden — all dieß bildet ein Ganzes, welches auf den Beschauer den glücklichsten, wohlthuendsten Eindruck macht und dem jungen walliser Künstler eine bedeutende Zukunft verspricht.

Wenn auch in der Schweiz die reichen Mäcene, welche theure Gemälde kaufen, sehr rar sind, so ist es nichts desto weniger ein Factum, daß sämmtliche vorerwähnte Bilder, von denen eines allein mit 7000 Franken im Catalog verzeichnet steht, an den Mann gebracht wurden. Die Art und Weise, wie dieß zugegangen, soll Ihnen ein Beispiel seyn, wie in der Schweiz das Geld zu solchen Sachen zusammengebracht wird. Das „Tischgebet" von Vautier kaufte die Bernische Künstlergesellschaft aus ihrer Kasse, welche sich durch die kleinen Jahresbeiträge der Mitglieder speist. Weckessers Bild wurde aus dem Credit bezahlt, den die Bundesversammlung zu Kunstzwecken bewilligte, ein kleines Brosämlein im Vergleich zu den Bissen, welche alljährlich unsere Kriegsobersten, unsere Gesandten zu den Antipoden u. s. w. verschlingen, nicht einmal so viel, als unsere Postverwaltung jährlich für Siegellack ausgibt. Das Gemälde von Ritz wurde zum Theil aus dem Ertrag einer Reihe öffentlicher Vorlesungen für ein gemischtes Publikum erworben, welche im letzten Winter in Solothurn gehalten wurden und das Bild selbst der dortigen Kunstsammlung geschenkt; und so zeigt sich in diesem letzten Falle recht augenscheinlich, wie Gutes das Gute forterzeugt.

Der seine eigenen Wege gehende Genremaler Franz Buchser hat einen höchst originellen „Eselritt nach dem Markt von Sevilla" ausgestellt, welcher bei Künstlern und Kunstverständigen großen Beifall und ebenfalls seinen Käufer gefunden hat. Aus diesem nach der Natur gezeichneten Bilde kann der Laie lernen, daß in Spanien die Antithierquälervereine noch nicht durchgedrungen sind, indem das Langohr, welches so gemüthlich dem Markte zu trabt, nicht nur seinen Herrn, einen vierschrötigen andalusischen Bauern, sondern nicht minder dessen Ehefrau und das Gesammterträgniß eines ausgedehnten Gemüsegartens und Geflügelhofs zu tragen hat. So heiß brennt die südspanische Sonne auf den staubigen Weg und die verdorrten Unkräuter am Rande desselben, daß wir unwillkürlich nach dem Taschentuch greifen, den Schweiß von der Stirne zu wischen. Auch dieses charakteristische Gemälde, welches wir im Catalog zu 3500 Franken vermerkt finden, wurde aus dem Bundesbeitrag angekauft und soll übungsgemäß unter die Städte verloost werden, welche während des zweijährigen Turnus die schweizerische Kunstausstellung in ihren Mauern beherbergten.

Mancher Besucher mochte den Kopf darüber schütteln, daß neben vielem Guten und einigem Ausgezeichneten auch ganz Verfehltes und Schlechtes zur Ausstellung zugelassen wurde. Ihr Berichterstatter huldigt auch hier der liberaleren Ansicht: besser die Jury lasse zehn unbedeutende Bilder zu, als daß sie aus Aengstlichkeit ein bedeutendes ausschließe. Das Publikum wird die Gerechtigkeit ohne Zweifel nachsichtslos genug verwalten, und der Künstler sich diesem Volksurtheil eher unterwerfen als er sich dem Spruch eines Comités von Kunstgenossen gebeugt hätte.

Die heurige Sommersession unserer Bundesversammlung bot nicht viel allgemeines Interesse und war keineswegs reich an pikanten Episoden. Man mochte dieß schon den etwas blasirten und gelangweilten Gesichtern der Herren National- und Ständeräthe ansehen, die sich gewöhnlich nach der Sitzung und dem Mittagtisch beim östlichen Pavillon der Münsterterrasse zusammenzufinden pflegen, um dort ihren Mocca zu schlürfen und ihre ächten importirten Regalias, respektive „Vevey" oder „Grandson," zu schmauchen. Erst als es sich um die Wahl eines Mitgliedes des Bundesraths handelte, zum Ersatz des als Gesandter nach Turin abgegangenen Herrn Pioda, wurden die Physiognomien etwas belebter. Gotthardmann oder Anhänger des Lukmanieralpendurchstichs, deutsch oder wälsch, Katholik oder Protestant, radikal oder conservativ, all dieses kam hier in Frage. Wäre ein Mann dagewesen, der Gotthardalpenbahn geneigt, katholisch, radikal und der romanischen Schweiz angehörend, dann wäre die Wahl keineswegs zweifelhaft gewesen. In Ermanglung eines solchen bedurfte es fünf bis sechs Scrutinien, bis endlich der Freund Fazys, der Genfer Challet-Venel, aus der verhängnißvollen Urne hervorging, in Eisenbahnfragen neutral, Protestant, wälsch, aber vor Allem radikal, übrigens, wie man sagt, ein gescheidter Mann und guter Arbeiter, was besonders doch anzuschlagen, da unsere Bundesrathsstellen nichts weniger als Sinecuren sind.

Das Pikanteste an der ganzen Sitzung war übrigens die Debatte über die Vertagungsfrage. Es handelte sich nämlich darum, ob die Landesväter während des in der Bundesstadt zu feiernden schweizerischen Sängerfestes offiziell beisammenbleiben und ihre Taggelder beziehen oder sich unmittelbar vorher auflösen sollten. Während der Festtage würde doch nichts gearbeitet und man dürfe sich nicht für sein Vergnügen vom Volke bezahlen lassen, — sagten jene, die nach Hause drängten. — Eine Auflösung der Räthe am Vorabend des Volksfestes wäre eine Mißachtung des Volks, ein crimen laesae majestatis populi, — der Volksabgeordnete müsse sich von Zeit zu Zeit im Volksleben stählen — meinten diejenigen, welche gern geblieben wären. Selbst der Dichter wurde im Feuer des Redekampfes citirt: „Wo man singt, da laß getrost dich nieder, — böse Menschen haben keine Lieder!" Sollten denn die National- und Ständeräthe zu diesen „Bösen" gezählt werden? Trotz alledem siegten die Catonen der rigoroseren Anschauung; die Sitzungen wurden bis September vertagt,

die Versammlung aufgelöst und die Mehrzahl der Mitglieder blieben am Feste, freilich auf eigene Kosten.

Es hat stets etwas Rührendes, die ernste, graue, solide Bundesstadt Bern mit Mooskränzen behangen und mit bunten Wimpeln beflaggt zu sehen. Man meint eine alte würdige Matrone zu schauen, die zur goldenen Hochzeit noch einmal ihren Brautkranz und Schmuck hervorsucht und sich damit ziert. Die Zähringerin hatte ihren Jahren zum Trotz ihr Möglichstes gethan. Von den granitenen Bären am Freiburger Thor bis zu den lebendigen zottigen Petzen bei der Nideckbrücke sah man Kranz an Kranz, Wimpel an Wimpel und vom grauen Sandstein kam nur sehr wenig zum Vorschein. Es gibt aber auch nur wenige Städte in der Schweiz, denen dieser Schmuck so gut steht; das machen die breiten, langgezogenen und sanft gebogenen Straßen, welche die Stadt von West nach Ost der ganzen Länge nach durchschneiden und eine äußerst günstige Perspective bieten.

Die Gäste ließen die geschmückte Braut nicht umsonst warten. Von allen Seiten her kamen die fröhlichen Sänger in hellen Haufen gezogen, vom Leman und Bodensee und von jenseits des schwäbischen Meeres her, aus den hintersten pompelusischen Thälern Graubündens, sowie von den uhrenfabricirenden Bergen des weiland Fürstenthums Neuchatel und Valentin. Zu Tausenden und aber Tausenden langten sie in der Feststadt an, und es war eine rechte Augenlust, am Vorabend des ersten Festtages die kräftigen, meist jugendlichen Gestalten, sämmtlich mit dem Sängerzeichen auf der Brust, aber durch die Farbe oder den Schmuck des leichten Strohhutes sich unterscheidend, landsmannschaftlich geordnet, mit wallenden Fahnen, vom Bahnhof nach der Münsterterrasse hinunter marschiren zu sehen, — ein nicht enden wollender Zug fröhlicher Menschen. Aus einem ganzen Walde schlanker Tannen war auf der „großen Schanze," in der Nähe der Sternwarte, die luftige Festhütte aufgebaut, geräumig genug, fünf bis sechstausend Menschen zu fassen. Hier war der gesellige Vereinigungspunkt der Sängergäste und ihrer freundlichen Wirthe; hier herrschte jedesmal bis tief in die Nacht hinein ein rauschendes lustschäumendes „Hüttenleben;" hier hielt der abtretende Festpräsident, der Dichterenkel Gaudenz von Salis wiederum eine seiner unnachahmlichen, durch ihren poetischen Schwung die Gemüther unaufhaltsam hinreißenden Volksreden. Während der zwei ersten Festabende war freilich die Festhütte fast ausschließlich von sogenannten „Passivsängern" (Mitglieder der Gesangvereine, welche Beiträge bezahlen und das Maul halten, misera gens contribuens) und den Neugierigen der Stadt besetzt; denn die „Activsänger" wurden von ihren Vereinsvorständen strenge überwacht und „mit den Hühnern" zu Bette geschickt, damit ja nicht etwa ihre Stimmen durch ein Glas über den Durst oder eine unzeitige Cigarre zu Schaden kämen.

Die Gesangaufführungen, der ernste Kern des Festes, fanden im alten ehrwürdigen Münster statt, und zwar althergebrachter Maßen an einem Tage die Wettgesänge, am andern Tage die „Hauptproduktion," d. h. das massenhafte Zusammenwirken sämmtlicher anwesenden drei bis viertausend Sängerstimmen. Die Wettgesänge sind nicht mehr zeitgemäß, sondern vielmehr ein traditioneller Stein des Anstoßes. Für die concurrirenden Vereine sind sie eine Quelle des Mißmuths, der Enttäuschung und des Haders. Für das zu hörende Publikum ist es eine starke Zumuthung, dabei seyn und aushartren zu müssen, während einige zwanzig Gesellschaften der Reihe nach jede ihr Gesätzlein absingt. Es dürfte schwerlich mehr lange währen, bis dieser Zopf des Sängerwesens abgeschnitten wird. Weit genußreicher war auch in Bern der zweite Theil der öffentlichen Produktionen, die „Hauptaufführung." Sie wurde durch einen Choral sämmtlicher Sänger mit Orgelbegleitung eingeleitet. Wahrhaft überwältigend wälzten sich die Tonmassen durch das dreifache Schiff der Kirche, schlugen brausend an die gewaltigen Pfeiler und wiederhallten oben in den hohen Gewölben, während das grelle Tageslicht gedämpft und farbig durch die schönen Glasgemälde der Spitzbogenfenster in die weiten kühlen Räume fiel. Die Schluß- und Hauptnummer der Hauptaufführung war übrigens die Cantate „der Schwur im Rütli," gedichtet von L. Tobler (einem Sohne des Verfassers der beiden Epen „Columbus" und „die Enkel Winkelrieds"), componirt von Munzinger. Für den Dichter war es eine schwere Aufgabe nach Schiller einen „Grütlischwur" zu schreiben — Ilias post Homerum in des Wortes verwegenster Bedeutung, — zudem einen Grütlischwur im Operntextstyl, componirbar und singbar. Tobler hat das Mögliche geleistet und seinem ererbten Dichternamen keine Schande gemacht. Die Composition ist — nach dem Urtheil des Publikums und der Kenner — etwas Ausgezeichnetes. Die Aufführung, unter der Direction Methfessels, kann befriedigend genannt werden. Insbesondere rißen die Tenorsoli hin. Der junge Tenorsänger Schild, ein Schweizer (Bürger des durch Mathy und Freitag berühmt gewordenen Goldmacherdorfes Grenchen und also Mitbürger des Polengenerals Langiewicz), Schüler des Conservatoriums in Leipzig, wurde vom Beifall des sonst sehr stillen und ernsten Publikums und seiner Mitsänger überschüttet und trug die Ehre des Tages davon. — Als Eigenthümlichkeit des dießjährigen Liederfestes mag hervorgehoben werden, daß sich die romanische Schweiz ungewöhnlich stark dabei betheiligte, wobei sich wiederum erwies, daß der französische Männerchorgesang sich mit dem deutschen nicht zu messen im Stande ist. Uebrigens fanden sämmtliche vier schweizerische Landessprachen unter den Sängern ihre Vertreter. Ganz eigenthümlich und für die meisten Zuhörer sehr fremdartig klangen die Lieder der rhätischen Urbewohner in ihrer halblateinischen, mit altetrurischen Worten und Redensarten versetzten Mundart.

Nach hellenischem Muster sollte mit dem Fest der Lieder ein gymnastischer Wettkampf der besten und auserlesensten schweizerischen Ringer verbunden seyn; — ein „Schwinget" sollte die Festtage schließen, der jedoch leider nicht ganz nach Wunsch ausfiel. Die Schwinger, worunter

die renommirtesten Schwingerkönige des Emmenthals und Oberlandes, gingen so eifrig ans Werk, daß aus dem Spiel bald Ernst hätte werden können. Unerlaubte gefährliche Griffe und Finten wurden versucht, das Blut stieg den Kämpfern zu Kopf. Das Preisgericht mußte einschreiten und die Herkulesse auseinander bringen, bevor das „Ausschwingen" stattgefunden, da sonst leicht hätte Unglück geschehen können.

Zur Entschuldigung der widerborstigen Schwinger wurde der Einfluß des Hundssterns geltend gemacht, dessen Regiment ein paar Tage zuvor begonnen hatte. Soll ja dieses Gestirn nicht nur die Vierbeinigen zur Tollheit reizen, sondern auch auf das Gemüth der Zweibeinigen einwirken und dasselbe zum Zorn, Zank und Streit aufstacheln. Diesem bösartigen siderischen Einfluß wird wohl auch der Polytechniker-Krawall in Zürich zuzuschreiben seyn. Ihrem Berichterstatter fällt mindestens keine andere plausible Erklärung ein.

Hätte der sengende Stern nicht die klaren Geister getrübt und verwirrt, so würde Rector Bolley die Polytechniker nicht en masse am schwarzen Brett ausgescholten haben für die Bosheit einiger wenigen polissons, welche die Büberei begingen, das schöne neue Schulgebäude, die Zierde und den Stolz Zürichs, zu beschmieren und zu beschädigen; der Herr Rector hätte vielmehr an das Ehrgefühl der jungen Männer appellirt und sie aufgefordert, selbst Polizei zu üben, damit das schöne Geschenk Zürichs an die Eidgenossenschaft nicht verunehrt werde. Ohne siderische Einwirkung wäre es auch jenen dreihundert Polytechnikern schwerlich eingefallen, für die Polissons Partei zu ergreifen, sondern sie hätten die solidarische Verantwortlichkeit ruhig von sich abgelehnt. Dann hätten keine Versammlungen stattgefunden, keine Comités wären gewählt worden; die jungen Leute hätten sich nicht unbedacht bei ihrem Ehrenwort verpflichtet; der eidgenössische Schulrath würde nicht auf den Gedanken gefallen seyn, seine Würde müsse durch „energische Maßregeln" gewahrt werden; man hätte keine Relegationen ausgesprochen, und von den 600 Schülern des Polytechnikums wären nicht 300 davongegangen. Solche Verwickelungen, solche querelles d'Allemands kann nur ein tückisches Gestirn hervorrufen, welches auf das Gehirn brennt und die Galle in Ebullition versetzt.

Werden die Folgen dieser Auflehnung der Schüler gegen ihre vorgesetzten Behörden bedenklich und nachhaltend seyn? Ihr Berichterstatter glaubt es nicht. Zürich ist kein Jena, es hat ohne Polytechniker zu leben und kann zuwarten. Wir sehen die ganze Geschichte als eine Kinderkrankheit unseres jungen eidgenössischen Herzkäfers und enfant gâté an, — als eine Art moralischer Masern. Vielleicht wird das Kind im nächsten Jahre etwas abgemagert aussehen, die Anstalt ein hundert Schüler weniger zählen; über's andere Jahr ist's verschmerzt, man wird wieder so blühend als zuvor, schämt sich, wegen der Kleinigkeit einen solchen Lärm gemacht zu haben, und freut sich heimlich, daß die Sache überstanden ist; denn die Masern kriegt bekanntlich kein Kind zum zweitenmal.

Zum Schluß meines Berichts ein paar Notizen zur Erbauung der Touristenwelt. Die zwei großen Stelldichein der Schweizerreisenden, Interlaken und der Rigi, sind in fortwährender Entwicklung begriffen. Im „Böbeli" zwischen beiden Seen, am Fuße des schattigen Rugen, ist das große Hotel „Jungfraublick" ausgebaut und den Gästen geöffnet; aber schon zeigt es sich als ungenügend und für nächstes Jahr soll dicht dabei ein nicht minder großes Gebäude als „dépendance" errichtet werden, dem stets sich mehrenden Zufluß von Reisenden zu genügen. — Ebenso hat sich die Kuranstalt „Rigi-Kaltbad" um einen stattlichen Prachtbau vergrößert. Mit seinem flachen Dache, seinem Säulengang, seinen Altanen und Balkons sieht er einer italienischen Villa ähnlich. Die Reihe von Speise-, Lese-, Musik- und Gesellschaftssälen zu ebener Erde ist mit englischem Comfort und russischem Luxus ausgestattet. Die Appartements des ersten und zweiten Stocks mit der Aussicht auf den blauen See, das lachende Gestade von Fitznau und Beckenried und die Schneeriesen von Uri, Unterwalden und Bern, lassen den Verwöhntesten nichts zu wünschen übrig, und selbst die Zimmer in den obern Etagen, welche bescheideneren Börsen zugänglich sind, dürfen als freundlich, elegant und bequem gerühmt werden. Aber auch hier genügen all diese neuen Räume dem Bedürfnisse nicht und schon gedenkt der Eigenthümer des Kaltbads neue Gebäulichkeiten zu errichten.

„Wie schade," — so hörte ich einen der auf der breiten Asphaltterrasse promenirenden Rigigäste ausrufen, — „wie schade, daß wir nicht unsere Enkel sind! Wir sähen dann den ganzen Rigiberg vom Fuß bis zum Gipfel mit Hotels und Kurhäusern überbaut und eine spiralförmig um den Berg gewundene Eisenbahn würde uns bequem bis zum Kulm hinauf führen." Wir müssen es heute dahingestellt lassen, ob die Prophezeiung dieses Sanguinikers in fünfzig Jahren eine Wahrheit seyn wird.

Aus Spanien, August.

(Fortsetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Etwas Großstädtisches und Charakteristisches hat der schöne Platz der Constitution mit seinen oft gothischen Erkern, oder soll ich es Käfige nennen? vor den Fenstern, seinen wehenden Tientas, Vorhängen, über dem Balkon, welche selbst den Städten Spaniens etwas Kokettes geben, stets bewegt wie der Frauen Fächer, und auch wie diese den Luftzug vorschmeichelnd, selbst wenn er sich nicht regen will. Bezeichnend für die Zustände däuchte mir, daß man häufig angeschrieben liest: „Leihen auf Kostbarkeiten.“ „Diamantista“ stand an einem Laden, ich vermochte aber durch die Schaufenster nichts zu entdecken, als — silberne Kaffeelöffel. Man hört hier nichts, als einmal läuten und das anderemal Trompeten blasen — Kirche und Krieg. Das ist es, worauf die Regierung fußt. — Sie strömen Alle zur „misa,“ in die Messe, die eben so anmuthigen, als stolzen Frauen, keinen Hut, nur den schwarzen Schleier oder die Mantilla über dem üppigen Haar, wie in allen Städten Spaniens. Den Hut tragen sie bloß, wenn sie auf das Land gehen, und dann wie, Gott seys geklagt! Keine Spanierin versteht den Hut zu tragen, so wenig, wie eine andere, als eine Spanierin, den Schleier. Daran erkennen sie auch auf den ersten Blick, oder nein, noch vor dem ersten Blicke die Ausländerin — und wehe ihr! Denn die schönen Wesen zeigen sich überhaupt dem Fremden gegenüber feindlich, reizend, aber schlangenbös. Wie sie dich anschauen von oben bis unten mit einer giftigen Grazie, ganz einzig! Schelmerei mag auch dabei seyn. So viel bleibt gewiß, der Fremde fühlt sich hier völlig gleich einem Paria, ausgestoßen, verspottet. Die Kinder selbst üben ihren Witz an ihm, zeigen sich sehr schlimm, doch voll Salz. Die kleinen Nattern züngeln schon. Ich schmeichle dem Spanier nicht. Ich habe mir vorgenommen, zu gestehen, wenn es mir schlecht erging, und nicht den Illusionen über die Halbinsel zu huldigen, womit Schriftsteller aller Nationen wetteiferten, sich und uns zu beschenken.

Lieber als der Hohn war mir noch die tiefgehässige Geberde eines jungen Mannes, der Abscheu, den er mir pantomimisch ausdrückte. Auf der Schwelle eines Hauses stehend, an welchem ich vorüber ging, schüttelte er sich ordentlich vor innerem Graus, und zwar so dramatisch, so pathetisch, daß es in jeder antiken Tragödie hätte Platz finden können. Der Fanatismus gegen das Fremde, der sich wie ein schwarzer, nein, wie ein blutrother Faden durch den spanischen Charakter zieht und durch die Geschichte, die er und die ihn gemacht hat, soll sich erst die letzten Jahre her zu dieser äußersten Erbitterung gesteigert haben, mit dem Umsichgreifen der internationalen Spekulation. Der Hidalgo, der mit südlicher Apathie in der Abgeschlossenheit seiner Gebirgsinsel so weit zurückgeblieben ist hinter den andern Völkern, muß nun zuschauen, wie sie sich an ihm bereichern und ihm den Gewinn vor dem Munde wegnehmen. Seit Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, in welchem die fremde Industrie Spanien gleichsam fängt, haben sich die Preise der Lebensmittel auch hier um das doppelte erhöht. Der Castilianer muß sich mehr mühen, um schlechter zu leben, als sonst, und sieht, daß französische, englische Gesellschaften den Nutzen davon tragen. Daher der Neid, die Wuth gegen den Ausländer. Es handelt sich jetzt viel mehr noch um das baare Mein und Dein, denn um geschichtliche Ueberlieferungen.

Ich hatte, auf Rath der Wittwe von Bayonne, als Absteigquartier in Burgos die ächt spanische Fonda de la Raffaelas gewählt, die ich jedoch nicht gerade zur Empfehlung erwähne. Das Haus, in der Nähe des Theatergebäudes und gegenüber einer Caserne gelegen, war ziemlich angefüllt, hauptsächlich von Gästen, welche sich vor der Hitze aus Madrid in die reinere Luft geflüchtet hatten. In allen Gasthöfen der Halbinsel, die sich jetzt mehr und mehr auf europäischen Fuß einrichten, besteht, sehr zweckmäßig für den Reisenden, ungefähr das Verhältniß wie in den Pensionen der Schweiz. Der feste Preis bleibt der gleiche, ob man Einen Tag oder Hundert verweile, und schwankt zwischen 24 und 30 Realen den Tag; letzteres ist häufiger seit der Theuerung. In Madrid freilich gibt es Hotels, wo man 60, ja sogar 80 Realen bezahlt, also 4 Duros oder spanische Thaler. Für den französischen Fünffrankenthaler, hier Napoleon genannt, wechselt man nur 19 Realen ein. Diese silbernen Napoleons cursiren überall, während man mit den goldenen, den Zwanzigfrankenstücken, in kleineren Städten und auf dem Lande Schwierigkeiten begegnet. Für jenen fixen Preis finden wir ein hübsches Zimmer, meist mit Schlafkabinet oder doch wenigstens Alcoven, das Bett allerdings durchschnittlich minder gut als in Frankreich. Von Morgens neun Uhr an bis zwei Uhr Nachmittags kann man im Comedor, Speisesaal, ein Frühstück nehmen, nach Auswahl ein Paar Schüsseln, Fleisch, Fisch, dazu Pastre, d. h. Dessert, das in Früchten und Zuckergebäck besteht, Kaffee oder Thee, Wein nach Belieben. In Castilien ist es stets der rothe, schwere Valdepeñas, den niemand unvermischt zu trinken wagt. Nur in einigen Fondas läutet man zum gemeinsamen Almuergo (Frühstück). Um vier, fünf, sechs Uhr, je nach der Hausordnung, ruft die Glocke dreimal zum Diner, das aus nur zu vielen Gerichten besteht, Fische, Geflügel, Crêmes, was man

will, nicht zu vergessen die scharfgewürzten Nationalspeisen, welche mit unterlaufen. Man sieht, daß die spanischen Gasthöfe im Allgemeinen nicht theuer sind. Daher kommt es auch, daß man viele Familien findet, sowohl in Spanien beschäftigte Ausländer, als Einheimische selbst, sogar manches „matrimonio“ (Ehepaar) mit Kindern, die Jahr aus Jahr ein sich in der Fonda aufhalten, weil man in Privathäusern hier jetzt kaum billiger mehr lebt und jedenfalls geringere Bequemlichkeit findet. Dieß macht das Reisen auf der Halbinsel kostspielig, weil man fast nur auf die Gasthöfe angewiesen, und das Leben in Gasthöfen doch immer ein theures ist. Die größten Hotels bewähren sich übrigens auch hier wieder als die wohlfeilsten, und bieten volle Sicherheit, so daß man den Wirthen ruhig Geld und Kleinode anvertrauen kann. Es ist bei dem zahlreichen Dienstpersonal zu verwundern, und muß zum Ruhme des Volks gesagt werden, daß, obwohl selten eine Schublade schließt, sich niemand beklagen kann, auch nur ein Blättchen Papier zu vermissen.

In der Fonda de las Raffaelas zahlte man 28 Realen für den Tag. Beim Mittagessen fiel mir nichts auf, als die mit Salz gerösteten Mandeln, welche warm servirt wurden. Obschon die Mozas, d. h. die Mädchen im Hause beständig den Besen von Reisstroh in der Hand hielten, kann ich die Reinlichkeit weniger als später irgendwo loben. Die schwarzaugige Monica machte mir eine Visite und setzte sich, mit diesem Besen in der Hand, zu mir auf den Sopha. Die Ama, die Herrin des Hauses, mit ihren Dienern, fand ich regelmäßig, so oft ich ausging und heimkehrte, auf der Treppe, kartenspielend, leidenschaftlich, auch Sonntags. Sie kauerten und lagen auf den Stufen, der Stiegenabsatz diente ihnen statt des Tisches; sie hörten und sahen nichts, was um sie geschah, und ich mußte oft über sie selbst und über die Karten schreiten. Dafür saß der Mayoral des Omnibus unter der Thüre im gepflasterten Thorwege der Fonda und las im Gebetbüchlein. Aber Nachts und früh am Morgen ertönte da und dort, vom Stalle, aus dem Hofe herauf, draußen in den Gängen, ein wundersamer Gesang der Leute bei ihrer Arbeit, lauter Moll, so fremd und doch so traut dem Ohr.

Dieser Mayoral, dieser Omnibus, die Reisenden, welche wir in der ganzen Stadt zusammen klaubten, wie trödelten sie, bis wir endlich doch noch den Bahnhof erreichten! Da, im letzten Augenblicke, weigerte sich der Kassier, mein französisches Gold anzunehmen, und forderte spanisches, behauptend, das andere kenne er nicht. Noch eine Sekunde und ich mußte in dem nichts weniger als gastlichen Burgos zurückbleiben. „Wo ist der Gefe, der Gefe?“ schrie ich halbverzweifelnd und brach mir durch die Menge athemlos Bahn zu der obersten Behörde des verstockten Kassiers, welche zum Glück nicht säumte, mich zu ihm zu begleiten. „Cosa de España!“ meint der Spanier selbst bei so queren Dingen. Es ist wohl eine Tradition davon, wenn wir in Deutschland sagen: „das kommt mir spanisch vor!“

Für alle ausgestandene Unlust entschädigte der Anblick der zauberhaften Kathedrale im reinsten Aetherblau schwebend, neben dem sonnenverbrannten Berg der alten Könige, ein Gemälde, welches dem Wanderer lange folgt; immer noch, immer wieder sieht er den Dom im Thale des Arlanzon. Dörfer fliegen vorüber, auf jedem Kirchthurm das heimathliche Nest des Storchs, welcher in der Gegend Verehrung genießt; über wasserarme Flüsse stolzgewölbte Brücken, Aquädukten ähnlich; die Stationen Villodrigo, Torquemada, Venta de Baños. Eine schöne Dame, welche unterwegs eingestiegen war, faltete, sich im Wagen gemächlich machend, ihr seidenes Tuch mit ein paar graciösen Fingergriffen allerliebst, ganz maurisch, um die edle Stirne, das tadellose, lilienweiße Oval festschließend. Ein Caballero, vom Scheitel bis zu den Zehen in Havannahfarbe gekleidet, mit blauer Brille, was man hier häufig trifft, der Zeuge meiner Aufregung an der Kasse gewesen, bot mir mit Courtoisie seine Dienste an. Als es zum Austausch von Karten kam, schrieb er, statt der seinigen, auf ein Blatt, das er aus seiner Brieftasche riß: „Votre serviteur le fils du général Muñoz. Havannah.“ Außer ihm saßen noch zwei andere liebenswürdige Männer, Freunde, in unserem Coupé. Diese jungen Spanier sind auf der Fahrt so elegant, so „bien gantés,“ als hätten sie Toilette für einen Cercle gemacht, ihre kleinen Cigaretten abgerechnet, mit denen sie nur zu spielen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. 30. September 1864.

Implexis ita principiis ab origine prima
Inter se fiunt consorti praedita vita,
Nec sibi quaeque, sine alterius vi, posse videtur
Corporis atque Animi seorsum constare potestas:
Sed communibus inter eos conflatur utrimque
Motibus accensus nobis per viscera sensus.
Lucret:

Zur Physiognomik des menschlichen Torso.

Von allen äußern Dingen, die sich in der Natur unserer Beobachtung darbieten, ist wohl keines der Betrachtung so werth, wie das kleine Bild, welches sich in dem engen Rahmen des menschlichen Antlitzes darstellt. Wenn der Mensch selber und sein Geist die Krone der Schöpfung sind, so ist sein Antlitz, in dem sich dieser Geist dem Auge am deutlichsten offenbart, das größte Meisterwerk der Natur.

Wie daher der Mensch selbst unter allen irdischen Dingen das würdigste Thema unseres Nachdenkens und der Spekulationen der Philosophen ist, so ist sein Antlitz, dessen Auffassung und Darstellung der vornehmste Gegenstand der bildenden Künste. — Mit der Lehre von seinen Proportionen, mit der Zerlegung seiner Elemente, der Uebung in der Nachahmung seiner wunderbar verschlungenen Contouren und Züge beginnt aller Unterricht in der Kunst, und ein Praxiteles und ein Raphael haben für ihre Studien und Inspirationen keinen höheren Gegenstand in der Welt gefunden.

Es ist im menschlichen Angesicht so zu sagen Alles in nuce zusammengefaßt und äußerlich angedeutet, was im Innern schlummert. Alle Eigenschaften des Geistes, so weit sie sich überhaupt offenbaren, leuchten aus ihm hervor. Der Adel der Gesinnung findet in ihm seinen stärksten Ausdruck; es strahlt die größte Güte wieder; der Schmerz malt sich in ihm auf die ergreifendste und rührendste Weise. Nichts auf Erden kann uns so erfreuen und beglücken, wie ein liebes, gutes menschliches Antlitz. Weder ein Sonnenstrahl, noch eine freundliche Landschaft lacht uns so tief in's Herz hinein, wie z. B. das Angesicht eines muntern, heitern, unschuldigen, engelgleichen Kindes oder wie die Züge einer edeln, blühenden, schönen Jungfrau.

Nichts unter der Sonne aber ist auf der andern Seite auch so voll Schreck, wie die menschliche Physiognomie, der dirus vultus tyranni, oder die bräuenden Augen eines erbitterten Feindes. Auch thierische Dummheit ist in keinem andern Geschöpfe so stark ausgeprägt, wie im Angesicht des blöd- und irrsinnigen Menschen. — Das Schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn und in seinem leidenschaftlich erregten Antlitz.

Wie für den ganzen psychischen Zustand, so ist die Physiognomie unseres Antlitzes das Spiegelbild auch für die Wechsel in unserem physischen Wohlbefinden. Wenn der Körper leidet, an welchem Uebel es immer sey, gibt es sich sofort in den Gesichtszügen zu erkennen. Bei jeder Krankheit, auch wenn sie sonst noch nichts

an uns ändert, z. B. ein bloßer Zahnschmerz, wo das übrige Muskel- und Nervenwerk nicht afficirt ist, werden die Züge des Angesichts schlaff, das Mienenspiel lahm, die Augen matt, die Lippen farblos, die Wangen bleich, der ganze Ausdruck schmerzvoll.

Diesem Allen zufolge gibt es daher auch nichts um uns her, was wir Alle mit mehr Eifer und Begierde beobachten, erspähen, beurtheilen, kritisiren oder bewundern, als die Physiognomien der Menschen. Jedem Begegnenden, jedem Fremden, jeder neuen Bekanntschaft blicken wir ins Angesicht, um ihre freundlichen oder feindlichen Gesinnungen, ihren Werth oder Unwerth nach dem Ausdruck der Miene zu bemessen. Auch die Unsrigen fassen wir jeden Morgen wieder ins Auge, um uns aus ihren Gesichtszügen, wie nach einem beständig benutzten Barometer, von ihrer freundlichen Stimmung, von ihrem Wohlseyn zu überzeugen.

Und demnach denken wir denn auch, wenn von der Physiognomie des Menschen die Rede ist, vor allen Dingen und zunächst fast ausschließlich an das Haupt, den Sitz des Geistes, und vergessen dabei nicht selten die Beschaffenheit und den ebenfalls vielfach bedeutungsvollen Ausdruck des Restes unserer leiblichen Hülle, obwohl schon das alte Sprüchwort: „mens sana in corpore sano“ uns daran mahnen könnte, daß auch ganz abgesehen von Haupt und Antlitz im Torso des Menschen sehr viel Physiognomie und viel Charakteristisches stecken müsse.

Der Geist bereitet sich den Leib, wie die Schnecke ihr Haus. Wenn die Wurzel unseres Lebens, die Seele gesund, wohlproportionirt und edel ist, so wird auch die leibliche Hülle, die sie bewohnt, und die sie gleichsam wie ihr Gewand anzieht, in Harmonie damit, edel, wohlproportionirt und gesund seyn. Den Engeln geben wir nicht nur ein engelhaftes Antlitz; wir können sie auch im Uebrigen nicht anders als mit einem vollkommenen, idealischen Gliederbau bekleidet uns denken und darstellen, und bei den Teufeln thun wir das Umgekehrte.

Wir wollen daher für dießmal die vielbeachtete und schon so oft besprochene Physiognomie des menschlichen Antlitzes unberücksichtigt lassen; wir wollen nur zu zeigen versuchen, wie auch die äußere Erscheinung des Gliederbaus, der Gestalt, der Haltung, der Figur, des Gangs und der Form der Hände und Füße einen Schluß auf das Innere gestattet. Möchte es uns gelingen, in der Behandlung dieses vielfach schwierigen Themas den Leser wenigstens einigermaßen zu befriedigen.

Wie viel Charakteristisches und Bedeutsames, oder wie viel Physiognomie in der Figur und Körperbeschaffenheit alles Lebendigen überhaupt steckt, spricht sich im Allgemeinen schon bei den Thieren aus. Man könnte die ganze Thierwelt durchgehen, und man würde finden, daß sie alle, vom Faulthier bis zum Adler, von der Schildkröte bis zum Hirsche, in den Umrissen ihrer Gestalt und ihrer Gliedmaßen die Eigenschaften ihres innern Wesens deutlich genug an den Tag legen.

Der geschmeidige, hinterlistige Charakter der Katzen z. B. redet nicht bloß aus ihren grauen, blitzenden, falschen, lauernden Augen, ihrem rundlichen Kopf und den tückischen Zügen ihres Angesichts, sondern auch aus ihrem ganzen übrigen Körperbau, seiner schlanken, biegsamen, abgerundeten Formung. Sie verrathen ihre geschmeidige Natur so zu sagen über den ganzen Leib hin. Dasselbe bewährt sich beim phlegmatischen Rind. Nicht bloß sein breitmauliges, gutmüthiges Angesicht, sein ganzes grobes, derbes, ungewandtes Knochengerüst verräth die Eigenheiten und Anlagen seines inneren Charakters. Der Leib eines Löwen mit dem Kopfe eines Stieres erschiene als eine Verbindung ganz disharmonischer, widersprechender Dinge.

Ja von den Thieren könnte man sagen, daß sie ihre Eigenthümlichkeiten sogar vorzugsweise in ihrem Gliederbau und in verhältnißmäßig geringerem Grade in Haupt und Antlitz aussprechen. Es gibt Thiere, die, wie z. B. die Schlangen, nur äußerst wenig Antlitz haben, während ihr übriger Leib von Kopf bis zum Schwanz ein klarer Spiegel ihres Wesens und Charakters ist. Man hat daher auch wohl den ganzen Körper von Thieren als das versinnlichende Symbol irgend einer Seeleneigenschaft, z. B. eben den Schlangenleib als das Symbol der Gewandtheit benützt.

Man untersucht demzufolge auch bei den Thieren, wenn man ihrem Wohlbefinden, ihren Krankheiten, ihren Tugenden und Untugenden, oder ihrer Racenächtheit nachforscht, weit mehr ihren gesammten Körperbau, während man dem Menschen, wie gesagt, dabei vorzugsweise in's Auge blickt oder den Kopf betastet, da bei ihm, dem geistigeren, höher stehenden Wesen sich dieß Alles in der Blüthe und Krone seines Organismus, in seinem Angesicht und Haupt, deutlicher und bestimmter offenbart.

Auch beim Menschen zeigt sich indessen die psychologische und physiognomische Bedeutsamkeit des Gliederbaus von vorn herein sehr auffallend im Unterschiede des Habitus der beiden Geschlechter. — Beim Weibe athmet die ganze Statue Anmuth, Grazie, weiche Zartheit, Gewandtheit und Rundung, wie ihr Gemüth. Beim Manne ist die seinem Geiste eigene Kraft, Energie, Ueberlegenheit und Derbheit, wie in seinem Antlitz, so auch in seinem sonstigen Organismus ausgedrückt.

Seine breiteren Schultern, sein stärkerer Nacken, seine steifere Rückensäule, seine derbere Faust sind in dieser Beziehung auf den ersten Blick bezeichnend.

Dasselbe würde auch alsbald aus einer eingehenden Untersuchung der verschiedenen Altersstufen und aus einer Vergleichung ihrer geistigen mit ihren physischen Besonderheiten hervorgehen. Des Kindes zarte Körperhülle, ihre Zerbrechlichkeit und Weichheit entspricht der Empfänglichkeit des kindlichen Gemüths, der Unsicherheit seines Charakters, dem Mangel an festem entschiedenem Gepräge seines Geistes. Erst wenn die ganze Hülle des Menschen ausgebildet und solid dasteht, wenn die Knochen, Sehnen und Muskeln sich gefestigt und ihr Wachsthum vollendet haben, erst dann hat auch der innere Mensch seine völlige Reife erlangt. Im höchsten Alter dagegen schrumpfen beide, Körper und Geist wieder zusammen, und die Formen, Bewegungen und Schritte unseres Leibes werden unsicher und schwankend, wie die Entschlüsse unseres Herzens.

Dringen wir von diesen, wie gesagt, schon auf den ersten Blick sich darbietenden Bemerkungen auf dem betretenen Gebiete weiter vor, so mögen wir zuallererst die Längenproportionen des entwickelten menschlichen Torso in's Auge fassen.

Schon diese leibliche Länge der Individuen und ihr Verhältniß zu dem dem Menschengeschlechte überhaupt gegebenen Mittelmaße steht in einer innigen, wenn gleich vielfach geheimnißvollen und noch wenig untersuchten Verbindung mit den Proportionen und Eigenschaften des Geistes.

Daß eine gewisse Länge und Großartigkeit unserer Figur der Geistes- und Charaktergröße entschieden förderlich ist, scheinen die Zwerge, die sehr tief unter dem gewöhnlichen Maße stehen, zu beweisen. Einem Däumling ist es noch nie gelungen, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wenn auch sein Kopf und Gehirn, wie es bei Zwergen nicht selten der Fall ist, den gewöhnlichen Umfang gehabt hätten.

Fast alle unsere Heroen und großen Männer sind Menschen von ziemlicher Körperlänge gewesen. Der heroischere, stärkere und zugleich längere Mann contrastirt ja ebenfalls in dieser Beziehung wieder mit der etwas kleineren Frau, für welche Eisen und Schießpulver nicht erfunden sind. Und häufig wird man in größeren Figuren auch größeren Muth finden, besonders da die größere Körperkraft schon von selbst den Muth und das Gefühl von Ueberlegenheit herbeiführt, während die Kleinen schon als solche, troß ihres ihnen etwa angeborenen muthigen Sinnes, etwas ängstlich, wo nicht zu seyn, doch zu werden pflegen.

Indessen scheint es, daß die Natur, wie überall, so auch in dieser Richtung das Uebermaß nicht begünstigt hat. Denn am Ende hört auch mit der Zunahme der Leibeslänge jede Zunahme an Geist, Charaktergröße und Muth auf. Ueberaus lange, riesenhafte Menschen pflegen sich durch beides nicht auszuzeichnen, und sind wohl mitunter nur dazu tauglich gefunden worden, in der Leibgarde eines das Soldatenpuppenspiel liebenden Königs zu figuriren.

Manche Eigenschaften der Seele scheinen hiebei einen andern Weg zu gehen als andere. Großartigkeit der Gesinnung, Tapferkeit, Großmuth können oft lange mit der Länge des Leibes wachsen, während Schärfe des Verstandes, Witz, lebhafte Empfänglichkeit und Reizbarkeit der Psyche dagegen schon früher zurückbleiben. Ja diese nehmen wohl gar in umgekehrter Richtung auf der Scala der menschlichen Körperlänge zu, so daß mit der Kleinheit oft Witz und Verstandesschärfe gepaart sind, während in ungemein langen Gestalten der Kopf schwächer, wenn auch das Herz weiter ist. Menschen von riesigen Proportionen wohnt entschieden eine gewisse Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit bei, dabei aber zugleich ein gewisser Mangel an Reizbarkeit des Geistes.

Dieß sind Dinge, die von Physiologen und Psychologen im Ganzen noch wenig ernsthaft beachtet, und die — wenn auch Aristoteles und Kant gelegentlich von den Beziehungen der menschlichen Leibeslänge zur Geistesgröße und zur Beschaffenheit des Gemüths reden, — in ihren Grundursachen noch kaum untersucht sind. Wahrscheinlich hängt die ganze Erscheinung mit der Entwickelung des Rückenmarks zusammen, das eine Verlängerung des Gehirns ist, und das sich nicht zu lang dehnen darf, sich vielmehr etwas concentrirt halten muß, um nicht nach dem allgemeinen Naturgesetze, wonach sich alle Kraft mit zunehmendem Abstand von ihrem Centrum abschwächt, an Energie zu verlieren.

Auch in der Thierwelt sehen wir ja dasselbe Gesetz gelten. Auch da ist das Kleine durchweg mehr mit Schlauheit und Pfiffigkeit, das Große mehr mit Groß- und Sanftmuth ausgestattet. Der gewaltige Elephant hat etwas Gutmüthiges in Ausdruck und Charakter.

Dasselbe Gesetz mag man, wie bei den Individuen, auch bei den Racen erkennen. Die kleineren Franzosen zeigen den langgestreckten Engländern gegenüber viel geistige Regsamkeit, Gewandtheit und Schärfe. Ueberhaupt alle kleineren romanischen Nationen haben dieselben Eigenschaften den großen, plumper gebauten und phlegmatischeren gothischen oder germanischen Völkern gegenüber. Das Phlegma wohnt selten in einem kleinen Körper.

Die Verbindung zwischen Gehirn und Rückenmark,

zwischen Haupt und Torso wird durch den Hals vermittelt, der seinerseits wieder, als beiden so benachbart und verwandt, seine ganz ausgesprochene Physiognomie hat. Im Allgemeinen gilt ein langer Hals für edler als ein kurzer. Der Schwanenhals der Schönen ist von den Dichtern oft genug besungen. Er gestattet dem Haupte eine freiere, allseitigere und lebhaftere Bewegung, gleich den langstieligen Blumen, die im leisesten Winde nicken und schwanken. Wie viel Grazie und Anschein von Intelligenz gewinnt jener durch seinen langen Hals berühmte Wasservogel! Welchen Anstrich von Einfältigkeit erhält dagegen der Dompfaffe oder Gimpel von seinem kurzen, dicken und steifen Hals! In der Geschichte findet man, daß sich viele besonders reizbare, geistreiche und intelligente Menschen durch einen dünnen und langen Hals ausgezeichnet haben. Cicero, Cäsar, Voltaire, Carl XII., Rousseau, Schiller waren auffallend langhalsig.

Durch einen vorne breiten und hinten dick angeschwollenen und dazu kurznackigen Hals ist mehr physische Kraft und Energie, das Ueberwiegen der Sinnlichkeit gekennzeichnet. Auch bei allen besonders starken Thieren, beim Löwen, beim Bären, beim Stier liegen starke und dicke Muskeln an Hals und Nacken. Der Mensch bekommt durch Dickhalsigkeit häufig etwas Löwenhaftes. In den Statuen der Alten ist daher auch Herkules der Repräsentant physischer Kraft, der Ueberwinder der vorgeschichtlichen Ungeheuer, immer kurznackig, Apollo dagegen, der Führer der Musen, langhalsig dargestellt. Indeß ist dabei auch immer die Stellung und die Proportion des Hinterhauptes zu berücksichtigen. Dasselbe ist bei den Thieren gar nicht, bei vielen Menschen wenig entwickelt. Je nachdem es sehr weit rückwärts steht, oder völlig wegfällt, wobei der Nacken vom Hinterkopf perpendikulär abfällt, mag dann der Hals nur dünner oder dicker erscheinen, nicht wirklich seyn, und auf diese Weise wäre die Quelle und Ursache der dabei hervortretenden Charaktereigenthümlichkeiten weniger in der Gestaltung des Nackens als in der des Hinterhauptes, oder dessen, was man das kleine Gehirn nennt, zu suchen.

Diese Bemerkungen über das Charakteristische in den Formen unseres Körperbaues mögen genügen, um es sofort einigermaßen fühlbar zu machen, daß auch über den ganzen menschlichen Torso eine mehr oder weniger deutlich redende Physiognomie gleichsam ausgegossen ist, daß er in allen seinen Theilen das Gepräge des Geistes zur Schau trägt und ein Ausdruck desselben ist.

Wenn wir indeß bei der Betrachtung der Physiognomie des Antlitzes, der festen und bleibenden Gesichtsbildung und der Gesichtszüge noch die des Mienenspiels und der Geberden anzuschließen haben, so müssen wir auch bei der Untersuchung der Physiognomie des Gliederbaus sogleich etwas Aehnliches thun. Auch unsere Gestalt ist in mancher Hinsicht nur gleichsam ein Capital, das die Natur der Seele geliehen hat, und das diese je nach ihrer Eigenthümlichkeit auf sehr verschiedene Weise benutzt, bewirthschaftet und in Aktion bringt.

Was beim Gesichte das Mienen- und Geberdenspiel ist, das könnte man beim übrigen Körper die Pantomimik nennen, oder die Art und Weise, wie sich Gedanken, Empfindung und Charakter — nicht in den Umrissen der angeborenen und festen Figur, sondern in der Haltung und Bewegung des Körpers ausdrücken und verrathen.

So wie bei der Beurtheilung des Charakters eines Menschen die Beobachtung der unveränderlichen Züge und Contouren seiner Gesichtsmaske allein nicht genügt, so wie wir da, um ihn besser zu erkennen, ihn mit Sokrates auffordern müssen, zu reden oder das Gesicht agiren zu lassen, so ist auch bei der Betrachtung des Körperbaues, ehe wir unsere Schlüsse ziehen, die Aufforderung nöthig: Bewege dich, damit ich dich erkenne!

Daß Haltung, Gang, ja jede Aktion des Menschen, seine ganze Pantomimik so viel mit dem Charakter, dem Kopf und Verstand zu thun haben, hat seine guten und sehr nahe liegenden Gründe. — Von allen unsern Extremitäten gehen zum Gehirn Nerven, die wie elektrische Drähte ihre Bewegungen vermitteln. Alle unsere Bewegungen sind mithin Gehirnfunktionen. Wir unternehmen keine ohne den im Haupte sitzenden Geist und Willen. — Selbst ihre geringsten Modifikationen sind Wirkungen eines Anstoßes von dort. Da demnach demselben Organ, dem Gehirn, sowohl das Wollen und Denken, als auch die Leitung der Glieder obliegt, so prägt der Charakter sich in dem einen wie in dem andern je nach der Beschaffenheit des Individuums aus.

Einfältigen Menschen stehen Arme und Füße ebenso gut im Wege wie ihre Gedanken und dummen Einfälle. Am Geistreichen spricht jedes Gelenk und jede Aktion von seinem Geiste. „Un sot," sagt la Bruyère, „ni n'entre, ni ne sort, ni ne s'assied, ni ne se lève, ni ne se tait, ni n'est sur ses jambes comme un homme d'esprit."

Man kann es wiederum zunächst und recht frappant bei den Thieren wahrnehmen, wie der Charakter aus dem Kopfe über den ganzen Körper hinspielt und diesen nicht nur eigenthümlich gestaltet, sondern auch zu damit harmonirender Aktion bringt. Die trägen

phlegmatischen Schildkröten, Krokodile und andere Amphibien haben lauter phlegmatische langsame Bewegungen, welche ihrem so wenig elektrischen Gehirn entspringen, und sowohl mit ihrem durchaus nicht sanguinischen Temperament, als auch mit ihrem schwerfälligen Gliederbau correspondiren. Am Pferde oder am Löwen und Tiger ist dagegen alles, wie in ihren Formen, so auch in ihren Bewegungen, Rundung, Gewandtheit und reges Leben, ihrem im Gehirn sitzenden energischen und feurigen Charakter gemäß.

Außerordentlich sind die charakteristischen, oft sehr feinen und doch sehr bestimmten Verschiedenheiten in der Pantomimik der beiden Geschlechter. Sie sind ebenso bezeichnend, wie die oben angedeuteten Anlagen und Umrisse ihrer Gestalt. In Frauenkleidern verräth sich sogleich der ungeduldige, trotzige, ungraziöse Mann durch die Raschheit und durch das Eckige, das Weitausgreifende und das Lärmende in seinen Bewegungen.

Meistens finden sich Anmuth und Schönheit der Körperform mit der Grazie und Angemessenheit der Aktion bei demselben Individuum vereinigt. Doch vermögen Erziehung und Bildung auf letztere natürlich mehr zu wirken als auf erstere. Die angeborene Gestalt und Figur können sie nicht bedeutend ändern; die Art und Weise der Geberdung, das ganze Muskel- und Mienenspiel vermögen sie aber wesentlich zu modificiren, zu zügeln, zu veredeln.

Wie es daher Menschen gibt, deren feste Gesichtsbildung unschön ist, so daß sie durch sich selbst unvortheilhaft auf uns einwirkt, die aber sogleich unser Herz gewinnen, wenn sie zu sprechen beginnen und uns Gelegenheit geben, ihr Mienenspiel zu gewahren, so bricht auch bei einer Persönlichkeit, deren Gestalt vielleicht plump und grobgebildet erschien, oft gleich ein ganz neuer Geist durch, sobald sie dieselbe in Aktion setzt, und wenn das pantomimische Geberdenspiel beginnt. Man sieht häufig korpulente oder stark knochige und dem Anschein nach unbehülfliche Menschen, die aber, wenn sie sich bewegen, wenn sie gestikuliren, gehen oder tanzen, eine überraschende Grazie und Angemessenheit in ihren Bewegungen offenbaren, welche uns in Erstaunen setzt und von der Harmonie und dem schönen Gleichgewicht ihrer geistigen Anlagen und Zustände, namentlich aber von ihrer Bildung und guten Erziehung Zeugniß ablegt.

Umgekehrt gibt es Andere, die von der Natur mit gefälligen Formen und großen Vorzügen begabt sind, und deren eckige, rauhe, rücksichtslose Bewegungen damit in grellem Widerspruch stehen, uns aber eben recht deutlich und noch überzeugender als im entgegengesetzten Fall, uns einen innern eckigen Sinn, der die Statue belebt, offenbaren.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß Gang und Bewegung der Menschen in Energie und Weise so verschieden sind, wie der Flug der Vögel. Einige sind dabei so hübsch still und leise wie die Eulen, Andere so geräuschvoll und störend wie der Auerhahn. Manche haben etwas Spielerisches und Tändelndes in ihrer ganzen Pantomimik, wie im Winde nickende Blumen, oder wie das zitternde Laub der Pappel. Bei vielen sieht man Nachlässigkeit und Gedanken- oder geistige Haltungslosigkeit in jedem Schritte ausgeprägt.

Vor allen Dingen ist dabei die Haltung des Halses und Kopfes äußerst beachtenswerth und lehrreich, wie denn überhaupt nach dem, was über den Bau und die Länge des Halses gesagt worden, die ganze Nackenpartie wegen ihres innigen Zusammenhanges mit dem Kopfe von großer physiognomischer Bedeutung ist.

Obwohl den Menschen das aufrechtstehende und zum Himmel emporgerichtete Haupt vor allen mit dem Kopfe zur Erde gekehrten Geschöpfen auszeichnet, und obwohl alle Mütter, Gouvernanten und Erzieher beständig damit beschäftigt sind, ihre Zöglinge durch Aufforderungen zum Geradehalten an die Würde des Menschen zu erinnern, so können wir doch auch darin zu weit gehen. Namentlich darf aus der geraden Haltung des Hauptes keine Steifnackigkeit werden. Dieß geschieht oft bei eigensinnigen, selbstbewußten, stolzen Gemüthern, die sich Andern und dem Schicksal nicht fügen wollen. Sie scheinen beständig darauf bedacht, sich ein Ansehen von Größe und Würde zu geben, werfen daher bewußt oder unbewußt den Kopf in die Höhe und halten ihn so steif, daß er dem Maste in einem mit geblähten Segeln einherfahrenden Schiffe gleicht.

(Schluß folgt.)

Der Marschall von Sachsen.

(Schluß.)

Inzwischen hatte auch die Prinzessin Elisabeth in Petersburg Feuer gefangen, dieselbe, die später durch die Gunst der Soldaten, denen sie die ihrige nicht vorenthalten hatte, Kaiserin wurde. Le Fort sendet ein artiges Portrait von ihr ein: „C'est une blonde, qui n'est pas aussi grande que sa soeur (Anna Petrowna) et qui incline à devenir plus puissante. Elle est d'ailleurs bien faite et d'une belle moyenne taille; un visage rond, fort gracieux, des yeux bleus remplis de jus de moineau, le teint bleu et belle gorge.“ Ihren humeur und inclinations betreffend: „Elles sont bien différentes de son ainée, c'est un esprit extremement enjoué, qui se soucie peu de la pluye ou du beau temps, d'une grande vivacité, qui tire assez sur l'étourderie, toujours un pied en l'air et ne songeant a rien de solide. — Certain malicieux disoit un jour, qu'elle n'auroit jamais le coeur de se poignarder, si elle donnoit par occasion un coup de canif au parchemin conjugal.“ Die spätere Geschichte hat die treue Auffassung dieser Züge bestätigt. Eine lebhafte Schilderung der Schönheit und Ritterlichkeit des jungen sächsischen Helden erfüllte die Phantasie der Prinzessin so ganz mit seinem Bilde, daß sie eine romantische Neigung zu ihm faßte, ohne ihn noch gesehen zu haben. Sie wünschte nur, ihn zunächst persönlich kennen zu lernen, und erwartete sein Erscheinen in Petersburg, wie Le Fort schreibt, „avec démangeaison.“ Moritz wußte damals noch nichts von dem sehnsüchtigen Verlangen der Prinzessin, und später, als ihm der Schleier von ihrem Herzen hinweggezogen wurde, konnte er immer nicht zu der Petersburger Reise kommen. Um die Großfürstin zu contentiren, wollte man ihr den Angebeteten wenigstens in effigie schicken, aber man konnte kein Miniaturbild auftreiben, und Le Fort mußte daher ein großes Porträt in Oel, das ihm der König schickte, so aufhängen, daß die verliebte Elisabeth ihre Augen daran weiden konnte. Erst fünfzehn Jahre später, Anno 1742, kam Moritz nach Rußland, gerade recht, um noch die Krönungsfestlichkeiten seiner früheren Verehrerin, deren romantische Neigung unterdessen eine mehr solide, sinnliche Richtung genommen hatte, mitzumachen. Er stieg jetzt bei dem bekannten französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie, ab und wurde auch von der Kaiserin höchst huldvoll empfangen: sie ließ sogar die Thüre ihres Schlafzimmers öffnen, um ihm ein Porträt — ihres Großvaters zu zeigen. Am Abend war Maskenball, auf welchem Elisabeth mit Moritz den zweiten Tanz tanzte und ihn so auszeichnete, daß, wie der Legationsrath Pezold schrieb, „nunmehr die Neugier, die eigentliche Veranlassung seiner Anherreise zu erfahren, eben so groß ist, als es anfangs die Verwunderung gewesen.“ Für diesen eigentlichen Zweck der weiten Reise aber war es jetzt zu spät. Moritz war wegen nichts anderem gekommen, als um seine curländischen Ansprüche geltend zu machen; die Wahlurkunde, die ihn auf den herzoglichen Thron berief, bewahrte er lebenslänglich als sein kostbarstes Besitzthum auf. Hierüber hatte er eine Unterredung mit dem Großkanzler Bestucheff, und erhielt auch, wie Pezold schrieb, „eine Antwort, womit er zufrieden ist.“ Diese Antwort aber bestand in nichts anderem als in der durchaus nichtssagenden mündlichen Erklärung, „daß J. M. der Kaiserin seine Ankunft nicht anders als angenehm gewesen; was die curländische Angelegenheit betreffe, so habe Sie einmal für den Prinzen von Hessen-Homburg Ihre Recommandation eingelegt und folglich könne Sie davon nicht abgehen; da Sie aber durch selbige weder dem König von Polen und der Republik, noch den Curländern einen Zwang anzuthun intendire, und allemal nichts mehr verlange, als daß dieses Herzogthum seine alten Rechte und Freiheiten behalte, so werde Sie dem Herrn Grafen niemals zuwider seyn.“

Nehmen wir aber den Faden unserer Geschichte wieder auf. Die Verhandlungen durch Le Fort in Petersburg fanden mit Vorwissen des Königs von Polen statt, der seinen Sohn gern als Herzog von Curland gesehen hätte. Selbst der Graf von Flemming, sonst immer Moritzens Gegner, war damit einverstanden, und der Plan erhielt in einer am 25. April 1726 gehaltenen Sitzung die Beistimmung sämmtlicher sächsischer Minister, obgleich Flemming in einem spätern Brief aus demselben Jahr versichert: „l'affaire de Courlande a été entreprise à l'insçu du ministère polonais et contre le sentiment du ministère allemand tant catholique que protestant.“ Auch ein plausibler Vorwand für die Reise bot sich

bar, indem die Gräfin Königsmark die von ihr, als Erbin ihres Bruders Otto Wilhelm, schon seit lange vergeblich geltend gemachten Ansprüche auf die Insel Moen und einige Güter in Esthland an ihren Sohn abtrat. Alles war schon zur Abreise nach Petersburg gerüstet, die königlichen Empfehlungsbriefe geschrieben, da änderte Friedrich August, auf das Andringen insbesondere des polnischen Groß-Kronkanzlers Grafen Szembeck, plötzlich seinen Sinn und schickte den Grafen von Manteuffel an Moritz mit dem Befehl, nicht abzureisen. Dieser traf ihn schon gestiefelt und gespornt und erhielt, neben der Versicherung seines respektvollsten Gehorsams gegen den König, die Antwort, que s'il ne partoit pas, tout seroit perdu pour lui et qu'il songeroit à ce qu'il aurait à faire. Manteuffel brachte daher auch von seinem Besuch die Ueberzeugung zurück, daß Moritz allem Verbot zum Trotz doch abreisen werde und que bien vite seroit celui qui le rattraperait.

So war es auch: auf schnellen Rossen war Moritz davon gejagt, avec sa bande de philbustiers, wie der Generalmajor von Glasenegg schrieb. Der König war bereits zu Bette und ein Billet, das der Prinz Friedrich August in der Nacht noch schrieb, um Moritz zurückzuhalten, traf diesen nicht mehr. Er schickte ihm daher unterm 28. Mai 1726, als Antwort auf einige Zeilen, die ihm Moritz am 26. Mai geschrieben hatte, einen Brief nach, in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht, daß Moritz gewiß gerne zurückkehren würde, wenn er sich nicht schon zu tief engagirt hätte, und mit den Worten schließt: „Moy je suis toujours du sentiment conforme au votre, qu'une belle mort est préférable à une honteuse vie; je donne à penser si vous sauriez rencontrer une belle mort par une pareille entreprise.“ Worauf Moritz, d. d. Cauen, 30. Mai 1726, in hochtragischem Styl antwortete: „Le sacrifice est prest en Courlande et l'on n'attend que la Victime; je ne manqueray de l'être, si le Roy me condamne, mais je ne puis trahir des gens, à qui ma parole me lie, et me deshonorer chez une nation entiere, qui a mis sa confiance en moy; j'espere que l'univers ne me condamnera pas, quand il scaura, que j'ay toujours etè soumis et obeissant aux ordres du Roy, meme dans mon engagement avec les Courlandais.“

Man sieht, er faßte das Unternehmen von Anfang an wie ein romantisches Ritterstück auf. Im übrigen schilderte er in dem erwähnten Brief die politische Lage als durchaus günstig und führte namentlich an: „Les Moscovites donnent les mains et la guarnison de Riga a ordre de me soutenir en cas de besoin.“ Richtig ist, daß der Eindruck, den er auf die Herzogin Anna machte, mit welcher er in Mitau zusammentraf, ein sehr günstiger war, und eben so war die Ritterschaft in Curland ganz für ihn eingenommen, „ma phisionomie leur ayant plu,“ wie er selbst in einem Brief nach England schrieb. In Polen begünstigte ihn, wenigstens heimlich, der König und einige einflußreiche Große, insbesondere der Groß-Feldherr von Lithauen, Graf Pociey, von welchem Flemming sagt: „Il s'est engagé dans cette affaire comme Adam dans le peché, seduit par sa femme.“ In Petersburg war ihm die Czarin selbst persönlich geneigt, und Le Fort schrieb (11. Juni 1726), wenn er zum Herzog gewählt werde, ou pourroit hardiment tenter un marige avec la Princesse Elisabeth; mehrere russische Große „de crédit et dignes de foy“ hatten ihm die Sache als „faisable“ bezeichnet. Menschikoff, meinte er, obwohl er selbst Absichten auf Curland hege, werde doch wohl zu gewinnen seyn, wenn man ihm „un os à ronger“ gebe. Einen besonders starken Succurs aber hatte er außerdem an der Armee sämmtlicher galanter Frauen in aller Herren Ländern, von der Seine bis zur Newa. Da war vor allen die berühmte Adrienne Lecouvreur in Paris, die ihre Pretiosen zum Opfer brachte, um ihm 40,000 Livres beisteuern zu können. In Warschau standen unter seinen Parteigängerinnen voran die schöne Gräfin Pociey und die Marschallin Bielinska, von welcher der Generalmajor von Glasenegg schreibt: „Elle a prêté sa vaiselle d'argent et même la personne de M. d'Astel pour y prendre un peu garde à M. le Cte. de Saxe.“ Aus andern schönen Händen kamen 2500 Dukaten. Auch die Gräfin Königsmark strengte ihre letzten Kräfte an, um das gefahrvolle Unternehmen ihres Sohnes, das sie mit größter Besorgniß erfüllte, zu unterstützen. Rechnet man die Herzogin Anna in Curland und die schöne Elisabeth in Petersburg hinzu, so konnte Le Fort mit Recht sagen, daß Moritzens Gegnern une guerre de quenouilles drohe.

So konnte Moritz wohl fürstliche Hoffnungen hegen. Er ließ auch in den Briefen aus dieser Zeit immer den Comte weg und unterschrieb einfach: Maurice de Saxe. In einem Brief an den Grafen v. Manteuffel bittet er diesen, bei dem König dahin zu wirken, daß er in seinem Empfehlungsschreiben „me nomme simplement mon fils l é g i t i m e Maurice de Saxe. Da Moritz es mit dem Accent, ganz wie sein königlicher Vater, nie genau nahm, so bleibt es zweideutig, ob er légitime oder légitimé im Sinn hatte, was ein bedeutender Unterschied ist. Graf Manteuffel benach-

richtigte ihn übrigens, daß der König seinen Wunsch genehmigt und einen Brief an Menschikoff geschrieben habe, „en termes généraux et sans que V. E. soit qualifié de Comte.“ Zugleich aber beschloß das geheime Kabinet mit diplomatischer Vorsicht, „que si cette irrégularité de qualification devoit tirer à quelque conséquence, elle seroit regardée comme une omission de chancellerie.“

Der 28. Juni 1726 war der entscheidende Tag. Der curländische Landtag war nach Mitau einberufen worden; ein von Seite des Königs von Polen dagegen ergangenes rescriptum inhibitorium wurde, da Moritz versicherte, es werde als „obreptitie obtentum“ auf jeden Fall cassirt werden, einfach ad acta gelegt und Moritz einstimmig erwählt. Sein Hauptgegner war, da man Le Forts Rath, „de lui donner un os à ronger,“ nicht genügend befolgt hatte, Menschikoff. Dieser unterlag zwar; die 50,000 Rubel, die er zur Unterstützung seiner Bewerbung „unter die Landschaft employiren wollen,“ wurden nach Petersburg zurückgesendet: „besteht doch der curländische Adel aus Deutschen, das hatte Menschikoff nicht beachtet.“ Der „Prinz“ Moritz, wie ihn die gratulirenden Curländer nannten, hatte gesiegt, aber der russische Candidat war er nicht. Das sollte sich bald fühlbar machen.

In einem Brief, den er unmittelbar nach der Wahl an seinen Freund und Schwager, den Grafen Friesen (den ersten Verlobten der „jungen Löwin“ und spätern Gemahl einer Gräfin v. Coßell, Tochter Friedrich Augusts I.) richtet, meint er: „Si les Polones matâque (m'attaquent), jespaire que ou les Moscovite ou les Prussien voudron bien me prete, douse ou ckeinse mille homme, sove (sauve) a moy a les entretenir au frais et depans de la republique.“ Er ist überhaupt ganz kriegerisch und spricht von 10—20,000 Mann Miliz, die er errichten wolle, und von andern Truppen, die er aus Preußen oder Deutschland beziehen könne. In Beziehung auf Rußland fügt er allerdings hinzu: „Les moscovite pouret bien men donner ossi, si j'epousse la Princi-pesse, mais sais (ces) Messieu se plaise quelque fois dans les endres (entrées) et sait (c'est) un operas pour les faire demarer (démarrer), set pourcoy je n'aime pas avoir a faire a eux etc.“ Trotzdem aber zählte er immer noch auf die Unterstützung, wenigstens auf die Freundschaft Rußlands. In Petersburg jedoch machte seine Wahl unangenehmes Aufsehen. Wohl schreibt Le Fort: „Nos amis et surtout les femelles n'en dorment pas de joie . . . s'il ne vient pas bientôt, j'apprehende qu'elles ne lui courent au devant; autant de mille écus, que notre héros va faire d'actions m'accomoderoient fort.“ Nach Mitau aber kam inzwischen ein Courier um den andern, welche mit der Ankunft Menschikoffs, mit dem Einmarsch eines russischen Corps von 12000 Mann drohten. Am 10. Juli kam Menschikoff wirklich und die beiden Rivalen hatten eine lange Unterredung. Moritz schreibt, er könne unmöglich ausdrücken, wie viel Eigensinn, Thorheit und Unwissenheit er bei seinem Gegner gefunden habe. Die mit diesen Eigenschaften unzertrennlich verbundene Eitelkeit sey bei ihm im höchsten Grad. „Menzikoff a paru ici comme l'arbitre des humains“ — sagt er in einem andern Brief. Daß er ihn aber auf Degen und Pistolen gefordert, wie einige Berichte sagen, ist eine Fabel; vielmehr bot er ihm 100,000 Rubel, wenn er abstehe: immerhin un os à ronger, für Menschikoff aber doch nicht genug.

Eine andere romantische Fiction ist es, daß Menschikoff mit 800 Russen unsern Helden, der nur 60 Mann bei sich gehabt, in seiner Wohnung belagert, dieser aber den Sturm abgeschlagen und seinem Gegner 16 Mann getödtet habe. Vielmehr scheint Menschikoff trotz seiner Dragoner sich viel mehr vor Moritz gefürchtet zu haben, als dieser sich vor ihm. Sein barsches Auftreten in Mitau gab überdieß dem König von Polen erwünschte Gelegenheit, für Moritz zu wirken, unter dem Schein, als gelte es bloß die Rechte der Krone Polen zu vertreten. Er ließ die Kaiserin ersuchen: de désavouer authentiquement les dits Princes (Menschikoff und Dolgorucki), en leur enjoignant de cesser de s'intriguer en des affaires, qui étant uniquement du ressort de la couronne de Pologne, ne regardent ni la Czarienne, ni encore moins eux en particulier. Zu gleicher Zeit reiste die Herzogin Anna nach Petersburg, um ihre Herzensangelegenheit persönlich zu betreiben. Hier gestaltete sich auch alles günstig. Die Herzogin Anna gewann viele einflußreiche Männer, „l'ancienne noblesse et les partisans de l'ancienne famille Czarienne,“ wie Le Fort schrieb. Selbst Menschikoff sah ein, daß er etwas zu weit gegangen, und sprach von „schlimmer Sache, die wieder gut zu machen.“ Die Kaiserin desavouirte ihn und Dolgorucki. Alles stand somit gut für Moritz; aber das gefährlichste Ungewitter für ihn zog sich in Polen zusammen.

Die curländischen Oberräthe waren durch die polnischen instigatores regni des Hochverraths angeklagt und vor das nächstkommende königliche Relationsgericht zu Grodno vorgeladen worden, weil sie ohne vorherige Benachrichtigung des Königs und der Republik für den Herzog Ferdinand einen Nachfolger hätten

wählen wollen. Dadurch wurden der König und seine sächsischen Minister in die größte Verlegenheit gebracht. Sie beschloßen, daß der König zwar öffentlich das Vergehen Moritz's mißbilligen, unter vier Augen aber andeuten solle: nachdem es einmal geschehen, so werde Er es gern sehen, wenn Moritz seinen Zweck erreiche, soweit dieß ohne Beeinträchtigung der Republik geschehen könne. Als möglicher Weg hiezu wurde vorgeschlagen: Curland solle von der Republik dem Kurfürsten von Sachsen zu Lehen gegeben werden; dieser werde dann einen Statthalter einsetzen und diese Function Moritz erblich übertragen.

Das wäre soweit gut applanirt gewesen; aber die Polen ließen sich durch keine Vorstellung für diese Ansicht gewinnen; die Partei, welche für Moritz war, bildete eine ganz kleine Minorität. Nachdem man daher die Sache in einer nochmaligen Ministerberathung am 11. October 1726 überlegt hatte, war der Beschluß, qu'il n'y avoit aucune espérance de soutenir l'affaire. Demzufolge wurde ein königliches Schreiben an Moritz entworfen, daß er Curland verlassen und die ihm zugestellte Wahlurkunde sofort übersenden solle. Der König schrieb zwar ein eigenhändiges Handbillet dazu: „c'est tout de bon, que je vous demande l'acte de votre élection, et je vous dedommageray d'une autre manière du sacrifice que Vous me ferez en cela;" dasselbe scheint aber nicht an seine Adresse gelangt zu seyn. Die Anhänger von Moritz thaten zwar noch alles mögliche, namentlich die getreue Gräfin Pociey beschwor den Feldmarschall Flemming, Moritz zu retten, „de toutes les infamies dont on le menaçait." Aber umsonst. Was Flemming that, das war, daß er eigenhändig das Concept einer Rede entwarf, welche der Kammerherr Grabowski vor dem Reichstag halten sollte. Wir entnehmen ihr folgende charakteristische Stelle (das Original ist französisch, die Sache nimmt sich aber auch in deutscher Uebersetzung gut aus): „Was thut nicht dieser König? Nicht nur handelt er als wahrer König, indem er uns zeigt, wie er in allen Dingen sein Volk über alles liebt, sondern er handelt auch als Republikaner, als Brutus. Wie dieser Römer, dieser große Republikaner, gibt er seinen Sohn seinem Volk preis. Dieser Fürst ist nicht nur orthodox in Beziehung auf den Glauben, er ist es auch hinsichtlich der Gesetze. Geben wir ihm von nun an den Namen: der republikanische König."

Inzwischen war Moritz, um den Ereignissen näher zu seyn, von Curland nach Polen aufgebrochen. Unterwegs kam ihm ein Courier mit der Warnung entgegen, nicht nach Grodno zu kommen. Er blieb also in Covenau, um das Weitere abzuwarten. Hier traf ihn das Schreiben vom 11. October, das mit einemmal alle seine Hoffnungen zerstörte. Moritz war wüthend; er meinte noch immer, alle Conjuncturen seyen für ihn günstig, namentlich die Stimmung in Rußland, und nur das Schwanken des Königs und die Perfidie Flemmings an allem Schuld. Diese Politik war freilich eine höchst schwankende und unzuverlässige, aber Moritz war doch noch ein schlechterer Politiker und Flemming beurtheilte die Verhältnisse unzweifelhaft mit überlegener Sachkenntniß, wenn er an den Prinzen Friedrich August schrieb: „Je crains que le C. d. S. ne se flatte trop de la commission de Jagosinski: les Russes sont de fins renards et Jagosinski voudra à mon avis voir comment les choses iront à la diète; s'il voit jour, que l'affaire du C. d. S. puisse réussir, il y donnera les mains, mais je ne crois pas, que pour l'amour de lui il veuille faire des propositions à brouiller sa cour avec la Pologne."

Wie dem sey, Moritz war keinen Augenblick im Zweifel über das, was er zu thun habe. Er eilte nach Grodno. Am 27. October befand sich Flemming gerade in einer Abendgesellschaft zu Grodno, als ihm ein Brief übergeben ward mit der Bemerkung, er sey vom Grafen von Sachsen. Er hielt es nicht für nöthig, deßwegen sein Spiel zu unterbrechen; als er aber zufällig seine Hand in die Tasche steckte, merkte er, daß in dem Brief noch ein anderes Schreiben eingeschlossen sey. Es war dieß ein Brief von Moritz an den König: „Grodno le 23. Sire en arrivant ici l'on ma remis la laitre, dont V. M. ma honores le 11 du courant. J'y vois avec une doulleur extraime la necessites, Sire, de Vous desobeir, ou de me deshonores; j'appelle de ma situation au coeur de V. M., s'il ne me condanne pas. Je me consoleres avec plesir du saurt que la destinée me prepare. — Der König sagte: „Cette réponse ne veut rien dire, wir sind eben so klug als zuvor." Die Sache nahm aber ihren Fortgang. Am 9. November 1726 erklärte der Reichstag die Wahl Moritz's für ungültig und sprach den Bann über ihn aus.

Der Bann war nicht so ernstlich gemeint, wie der Minister von Watzdorff der um das Leben ihres Sohns besorgten Gräfin Königsmark auseinandersetzte: es sey nicht, als ob ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wäre. „Msr. le C. de Saxe ne doit plus s'en affliger que moi, si les Espagnols me reprochaient de ne pas aimer leur nation." Moritz aber faßte die Sache hochtragisch auf; er sah sich als einen Proscribirten an, den man, wenn man ihn ergreife, todtschlagen werde wie einen Wolf. Er spricht von nichts als von einem Kampf auf Leben und Tod. In einem Brief

an den Grafen Flemming, welcher das Postscript hat: „dixi et liberavy animam meam,“ sagt er: die Curländer würden lieber zu Grunde gehen als einer polnischen Commission den Eintritt in ihr Land gestatten; man müßte sie ausrotten, wenn man etwas ausrichten wollte. Doch wurde er bald etwas ruhiger und wollte sich auf Unterhandlungen einlassen; immer aber setzt er noch seine Hoffnung auf Rußland, da Bestucheff die Curländer aufgefordert habe, nur standhaft zu bleiben, Rußland werde ihnen beistehen, jusqu' à la dernière extrémité.

In der That war auch die russische Politik für den Augenblick der curländischen Sache nicht ungünstig. Moritz hatte bei der Kaiserin die Besorgniß erweckt, er könnte sich mit den Polen verständigen; daher kam in aller Eile der Graf Derier (otrement apele Anton Massoulitz, wie Moritz schreibt) von Petersburg nach Mitau, um den Curländern zu erklären, die Kaiserin habe mit Bedauern den Grodnoer Reichstagsbeschluß erfahren und werde die Curländer bei ihrer Verfassung schützen. Wenn die Polen Miene machen, Curland zu besetzen, wurde von anderer Seite hinzugesetzt, werden russische Truppen einrücken und Curland könnte dann leicht zwischen Rußland und Preußen getheilt werden. Ueberhaupt entwickelte Moritz damals eine große Thätigkeit in der Diplomatie, die sonst seine starke Seite nicht war. Durch den ihm sehr befreundeten englischen Gesandten am sächsischen Hofe Finch wandte er sich an England, um es zu bestimmen, à aller faire un établissement dans un port de la côte de Courlande. Je thätiger er aber nach den verschiedenen Richtungen war, um so mehr gab er in Warschau Besorgniß zu ernsten Verwicklungen und die polnische Partei drang energisch in den König, Moritz auf jede Weise aus Curland zu entfernen. Dazu kam noch ein weiterer Umschlag, gerade auf dem Feld, auf welchem Moritz seine Hauptstärke hatte, auf dem der Liebe. Wurde er hier geschlagen, so war Alles verloren.

Welche Minen Le Fort in Petersburg springen ließ, wissen wir bereits. Gerade um jene Zeit, vom Oktober 1726 an, wurde Elisabeths Herz am heftigsten bestürmt, und diese zog auch die genauesten Erkundigungen ein über toutes les qualités de l'élu, jusqu' aux plus secrètes. Immer aber war der Rath der Gesandten: wenn man etwas thun wolle, so müsse es bald geschehen, sonst möchte es zu spät seyn. Als Moritz immer nicht kam und Elisabeths Feuer nachließ, fädelte der unermüdliche Le Fort die Sache mit der kaiserlichen Müllerstochter ein, und war wieder voll Zuversicht. Mit einemmal aber schrieb er unterm 18. Februar 1727: „Depuis quatre jours il paroit un phenomène qui fait bien changer tout le sistème de la machine.“ Dieses Phänomen bestand darin, daß la nièce Sophie (eben die Sophia Carlowna, von welcher schon öfters die Rede war) an einen Sapieha und ihre Schwester an den Sohn Menschikoffs verheirathet, dieser letztere aber (Menzikof fils) Herzog von Curland werden solle. So waren in der That alle „Partien“ für Moritz verloren. Auch Elisabeth gab ihn wahrscheinlich definitiv auf. Diese Niederlage in den weiblichen Kreisen aber hatte er ohne Zweifel hauptsächlich seiner Unvorsichtigkeit zuzuschreiben, mit welcher er die Herzogin Anna am empfindlichsten Punkt verletzte und die big widow wissen ließ, daß er did not like Westphalien hams in that particular form, that he only praetented to like them.

Unter allen diesen Wechseln der weiblichen und politischen Gunst oder Ungunst blieben die wackern Curländer immer fest. Sie beschlossen am 4. März 1727: „man wolle bei der Wahl des Prinzen Moritz standhaft und fest bei einander bleiben.“ Der Landtagsdeputirte von Medem übernahm den Auftrag, nach Warschau zu gehen, nicht um zu unterhandeln, sondern um gegen die Grodnoer Beschlüsse feierlich zu protestiren. Er wurde arretirt, doch, wie es scheint, bald wieder entlassen. Augenscheinlich aber ging man ernsten Ereignissen entgegen. Auch einer großen Uebermacht gegenüber hätte Moritz den Kampf nicht gescheut, aber es fehlte ihm neben einigen zuverlässigen Truppen namentlich an Geld. Dieses letztere wollten und konnten ihm die Curländer am wenigsten schaffen. Zunächst in Geldangelegenheiten machte er daher eine abenteuerliche Reise durch Polen und Deutschland bis nach Paris. In Dresden kam er mit nur zwei Dienern an und wurde im Thorzettel, angeblich ohne sein Wissen, als Herzog von Curland bezeichnet. Nachdem er hier mit dem Prinzen Friedrich August und dem Grafen Wackerbarth, denen er aus seinen Planen kein Geheimniß machte, eine Unterredung gehabt hatte, setzte er seine Reise nach Frankreich fort. Nirgends aber konnte er Unterstützung finden; nur der Jude Lehmann schoß ihm gegen schwere Zinsen 20,000 Thaler auf seine Pension vor. Am 2. Juni reiste er daher wieder von Paris ab; am 21. hatte er eine Audienz bei seinem königlichen Vater in Pillnitz, über die er schreibt, es sey ihm mit dem König geglückt, er sehe sich mit ihm, als sey nichts vorgefallen, Curland sey gar nicht erwähnt worden. Heimlich verließ er Dresden und reiste verkleidet durch Polen, nicht ohne Gefahr festgenommen zu werden. In Liebau bestieg er ein Schiff, allein

widrige Winde hinderten ihn in See zu gehen; mit vier Offizieren ließ er sich an einer wüsten Stelle der Küste ans Land setzen; 36 Stunden wanderte er mit seinen Begleitern durch Wald und Moor, bis er zu einem Rittergut gelangte, dessen Besitzer ihn nach Mitau brachte, wo er von dem Adel mit Jubel empfangen ward.

Hier war er nun als hoffnungsloser Prätendent, wie Karl Eduard unter den Hochländern, vor der Schlacht eben so ohne Aussicht wie dieser nach der Niederlage. Denn bereits näherte sich die polnische Commission mit einem Corps Dragoner den Grenzen Curlands. Auch in Petersburg, wo inzwischen (17. Mai 1727) die ihm persönlich immer geneigte Kaiserin Catharina gestorben war, war man entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, und der General Lascy, der mit 8000 Mann in Riga stand, erließ an Moritz die Aufforderung, sich aus Curland zu entfernen, ihm für den Weigerungsfall „un pays éloigné en perspective" zeigend. Moritz zog sich nun mit einer kleinen Schaar, die zum Theil aus in Lüttich angeworbenen Rekruten bestand, auf die Inseln und Holme im See von Usmaiten zurück und warf auch auf einer derselben Verschanzungen auf. Den General Lascy bat er um zehn Tage Bedenkzeit, dieser aber gestand ihm nur zwei Tage zu; nach Verlauf derselben rückten die Russen gegen ihn vor. Widerstand war unmöglich, und Moritz, der immer ein Feind von unnützem Blutvergießen war, befahl seinen Leuten sich nicht zu vertheidigen, wie er selbst dem König schreibt, hinzufügend: „il ne me prendront ni aujourdhui ni demein," und „nous verrons par ou toute saite comedy finiras." Am 19. August 1727 schwamm er allein zu Pferde durch den See und entkam nach Windau.

Ist das nicht ein prächtiger Schluß dieser tragischen Comödie? Der zu Pferd durch den See schwimmende Moritz erinnert uns an den Chevalier de Cygne oder an den über die Köngener Brücke in den Neckar hinabsprengenden Herzog Ulrich von Württemberg. Voilà la fin d'un beau rêve! Diese ganze curländische Expedition trug Moritz nichts ein als eine Vermehrung seiner ohnehin hohen Schulden, und als Entschädigung dafür die Wahlurkunde, die er nie von sich ließ und die auch nach seinem Tod nicht erlangt werden konnte. Was aber hatte er inzwischen nicht versäumt! Selbst bei seiner getreuen Lecouvreur fand er, wieder nach Paris zurückgekehrt, den Brief eines neuen Liebhabers auf dem Kaminschoß.

Noch müssen wir uns entschuldigen, daß wir so viele Stellen im französischen Originaltext, ohne deutsche Uebersetzung, wiedergegeben haben. Es war aber zu befürchten, daß jede Uebersetzung die Naivetät, die wir namentlich in den Briefen von Moritz finden, verwischen würde. Das wäre doch Schade gewesen. Dazu kommt die pikante Orthographie. Moritz schreibt immer lebhaft, spirituell, aber er macht, wie die meisten seiner Zeitgenossen, der König Friedrich August und selbst Ludwig XV., die drolligsten Schreibfehler. Diese durften auch nicht corrigirt werden. Wo sich also, auch in den Briefen von Le Fort und andern, ein solcher Fehler findet, da kommt er nicht auf Rechnung des Setzers, sondern des illustren Schreibers selbst. Es ist freilich keine Kleinigkeit, einen solchen Brief zu entziffern; deßwegen schreibt auch einmal Moritz an den Grafen Friesen: „Faite copier mon cher Comte vos l'aitre par votre sequetere car en verites einsique moy Vous ecrives comme un chat."

Ueber Goethes Faust noch einmal.

Versuch eines abschließenden Wortes.

(Fortsetzung.)

Den eigentlichen lebendigen Gehalt, und mit diesem Gehalte den dichterischen Grundton, die Entwicklungsrichtung der innern und äußern Handlung und die dramatische Ausgestaltung der eingeführten Charakter- und Situationsbilder hat Goethe nicht von der Sage entlehnt, er hat sie nur aus dem Eigenen, aus dem eigenen Genius, aus der eigenen Lebenserfahrung schöpfen können. Dem Faust der Volksbücher und der

volksthümlichen Puppenspiele ist jener Conflikt mit der dem Leben entfremdeten Schulgelehrsamkeit eines spätern Jahrhunderts fremd, aus welchem für den Faust unsers Dichters das Streben, sich der Magie zu ergeben, hervorgeht, eben so fremd auch die so tiefe, als lebenswahre und lebenswarme Poesie, welche der Dichter in den Gedanken der Magie, deren Begriff ihm vor der Seele schwebt, hineinlegt. Und auch von jener mächtig ergreifenden Poesie innigsten Liebesdranges und Liebeslebens, welche unser Dichter in die Scenen mit Gretchen, in die so unvergleichlich gelungene Schilderung kindlich naiver, seelenvoll liebeswarmer Macht einer von Haus aus nur durch die edle und unschuldige Liebe in Schuld verstrickten Weiblichkeit niedergelegt hat, auch von ihr wird der unbefangene Betrachter in jenen älteren Dichtungen kaum eine Spur entdecken.

Die Sage läßt den Faust alsbald, nachdem er sich durch das Teufelsbündniß in den Besitz der Zauberkünste gesetzt, in wilde frevelnde Sinnlichkeit hinabfallen, in einen Sinnentaumel, an welchem zwar die entzügelte Phantasie, das Gemüth aber durchaus keinen Theil hat. Aber nicht nur der Charakter des Helden hat mit dieser veränderten Auffassung seiner Gemüthszustände und seines Pathos einen neuen Inhalt gewonnen; auch die Gestalt jener finstern Macht, von welcher die Seele des Helden sich umstricken läßt, ist unter den Händen des Dichters eine ganz andere geworden. „Das nordische Phantom ist jetzt nicht mehr zu schauen; wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?"

Es kann nach so manchen über die Dichtung verstreuten Spuren kein Zweifel seyn, daß nach dem ursprünglichen Plane, der freilich gerade in diesen Partien nur unvollständig zur Ausführung gediehen ist, das Auftreten des Mephistopheles in Verbindung stehen sollte mit dem vorangehenden Auftreten des Erdgeistes. Der Erdgeist, dieses „im Lebensstrudel, im Thatensturm auf- und abwallende, hin- und herwebende Mittelwesen zwischen dem großen, jener Denkweise, zu welcher sich auf diesem Stadium seiner Bildung unser Dichter bekennt, unfaßbaren Ur- und Allgeiste und dem natürlichen Menschengeiste, ist ein philosophisch-poetisches Gebilde, zwar, wie man vermuthen kann, der theosophisch-kabbalistischen Studien des jugendlichen Dichters, aber nicht der aus den Grenzen des reformatorisch-kirchlichen Dogmatismus nicht hinausschreitenden Faustsage.

Ein diesem Erdgeist untergebener, von ihm in die Menschenwelt ausgesandter Dämon, wie der Mephistopheles unseres Dichters, ist demzufolge denn auch kein Teufel im Sinne der aus dem neuen Testament und dem Urchristenthum in den Anschauungskreis der germanischen Völker übertragenen, mit Elementen des altgermanischen Heidenthums bereicherten Vorstellung. Mephistopheles, diese durchaus originelle, mit ächt poetischem Schöpferblick entworfene, auch in den Scenen des ersten Fragmentes, aber nur in ihnen und den wenigen in gleichem Geiste nachgearbeiteten mit eben so ächter, specifisch dramatischer Genialität durchgeführte Charakterfigur, ist von dem Dichter, was der Teufel des christlichen Volksglaubens nimmermehr hätte werden können, ausgeprägt worden zum Repräsentanten jenes Realismus, welchen der Dichter ein gutes, wir können sagen, ein philosophisches Recht hatte, aus dem Walten nicht des göttlichen, aber eben so wenig eines widergöttlichen Geistes, sondern eben des „am sausenden Webstuhl der Zeit schaffenden, der Gottheit lebendiges Kleid wirkenden" Erdgeistes abzuleiten.

Auch dieses Charakterbild, eines der geistvollsten, im ächtesten Fleisch und Blut zwar nicht der gemeinen, wohl aber der poetischen Wirklichkeit lebenden und webenden, welche je aus der Phantasie eines mit den Kräften künstlerischer Plastik begabten Meisters entsprossen sind, ist von dem Dichter reich ausgestattet mit Elementen eigener Lebenserfahrung, der äußern, wiefern er bekanntlich Züge, die ihm in seinem persönlichen Umgangskreise entgegengetreten waren, so namentlich in der Gestalt seines ebenso lebensklugen, als vielfältig mit der Menschenwelt grollenden, eine Verachtung dieser Welt zur Schau tragenden Freundes Merk, in dieses Bild hineinverwoben hat; der inneren, wiefern er die als nothwendige Gegenseite und Ergänzung seines idealistischen Strebens und Gemüthsdranges von ihm erkannte Lebensklugheit, und mit ihr zwar nicht die Menschenverachtung als solche — nie hat wohl ein Dichter, ein hochbegabter Geist überhaupt, wahren Menschenwerth in jeder, auch der unscheinbarsten Gestalt besser zu schätzen, das Menschliche im Menschen mit aufrichtigerer und wärmerer Liebe zu umfassen verstanden, als eben Goethe — wohl aber umgesetzt in die Gewohnheit kaltblütiger, leidenschaftsloser Ueberschau des „Weltwirrwesens," dieses nach Goethes eigenen trefflich bezeichnenden Dichterworten „kunterbunten Tollerns und Durcheinanderkollerns des Ameisenhaufens der Menschenwirthschaft —" wiefern er, sage ich, solche Gewohnheit ruhig gegenständlicher Betrachtung des Menschentreibens, verbunden mit der Fähigkeit und Fertigkeit praktischen Eingreifens in „der Menschen wunderliches Streben, ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben, Schieben, Reißen, Drängen und Reiben," sich selbst anzueignen eben damals im Begriffe stand und ausdrücklich die Früchte der Studien solches Inhalts in die Schilderung jenes zugleich

phantastischen und dennoch durchaus lebenswahren Charakterbildes niederlegte.

Werfen wir einen aufmerksamen Blick auf Goethes Lebensgang, auf sein Thun und Beginnen in der Reihe der Jahre, die auf jenen ersten jugendlichen Wurf und Erguß seines großen Dichterwerkes zunächst nachfolgen, beachten wir mit der erforderlichen Sorgfalt zu diesem Behufe die vielfältigen Dokumente aus jener Lebensperiode, insbesondere, als das weitaus reichhaltigste unter diesen, die Briefe an Frau von Stein, deren Freundschaft für den Dichter sein guter Genius in dieser Uebergangsperiode seiner Bildung geworden ist: so werden wir uns allerdings in gewissem Sinne zu der Ansicht berechtigt finden, daß er die zwei Persönlichkeiten des Faust und des Mephistopheles, den Idealismus des einen und den Realismus des andern, in seiner Persönlichkeit vereinigt hat, beide jedoch, eben durch diese Vereinigung, durch diese Verschmelzung, über sich selbst hinausgehoben und von den unlautern Elementen, die ihnen ankleben, die in der Person des Mephistopheles sogar den Grundzug bilden, gereinigt, oder immer mehr sie abthuend, in edle und großartig gediegene Charaktereigenschaften sie umsetzend.

Was endlich den poetischen Grundton, den stilistischen Charakter der Dichtung betrifft, so habe ich hierüber noch eine Bemerkung zu machen, die ich von allen bisherigen Beurtheilern des Werkes zum großen Nachtheil seines richtigen Verständnisses übersehen finde. Dieser Ton, dieser Charakter ist alles Andere eher, als der eines im eigentlichen Sinn tragischen Pathos, oder als der Ton jenes gewichtigen sittlichen Ernstes, wie er aus der von vorn herein mit klarer Entschiedenheit gefaßten Absicht der Darstellung eines sittlichen Umwandlungsprocesses in der Seele des Helden der Dichtung würde haben hervorgehen müssen. Es ist der Ton jenes leichten, kecken Humors einer objectiven, mehr spielenden und scherzenden, als mit ernstem Sinnen über den höchsten Problemen des Daseyns brütenden Weltbetrachtung. Es ist derselbe Ton, wie ihn der Dichter aus den mit so überaus glücklichem Erfolge gleichzeitig von ihm in so manchen kleineren Dichtungen nachgebildeten Schwänken eines Hans Sachs, und wie er ihn daneben auch aus jenem lustigen Possenspiele der Marionettentheater herausgehört hatte, welches uns neuerdings in einer trefflich gelungenen Herstellung der wackere Simrock wieder zugänglich gemacht hat. Die Hauptperson in diesem Puppenspiele ist nicht Faust, sondern Casperle, für dessen Späße der Teufelsbann, der Geisterspuk und die Höllenfahrt des Faust dort nur die Folie bilden. Von diesem Volksdrama und von dem Hans Sachsischen Meistergesang ist die alte volksthümliche Weise der Knittelverse entnommen, durch welche nur hin und wieder ein höherer Ton, eine gehobenere und enger gebundene Form der Rede hindurchbricht. Faust, das Fragment, wird damit dem „Jahrmarkt von Plundersweiler“ fast näher gestellt, als einer Iphigenie und einem Tasso, ja selbst als einem Götz und Egmont.

In gleichem Tone fortgesetzt und abgeschlossen würde die Dichtung mehr eine Komödie, als eine Tragödie zu nennen seyn, obwohl, wie unter andern der erste Monolog des Faust und die an das Ende des Fragments gestellte Scene zwischen Gretchen und dem bösen Geist in der Kirche zeigt, auch diese lockere und lose Weise unter nur leisen Abwandlungen zum Ausdruck tiefer angelegter, ahnungsvoller Situationen gar trefflich sich darleiht. Ich meine, daß dieser Umstand, die Wahl dieser heiter spielenden, fast scherzenden Form, für sich allein hinreichen würde, zu beweisen, daß zwischen dem Grundton der Dichtung, so ächt und tief poetisch derselbe ist, und dem hohen Ernste des sittlichen, des religiösen Weltgedankens, welcher sich, auch dieß nicht durch Zufall, in sie eingesenkt hat, doch ein Mißverhältniß besteht, welches unter keiner Bedingung sich in vollkommen künstlerischer Weise würde haben ausgleichen lassen.

So viel von dem ursprünglichen, in raschem, schöpferischem Jugenddrange ausgeborenen Kern der Dichtung. Es ist ein für die Entwicklungsgeschichte des Dichters und seines Werkes nicht zu übersehender Umstand, daß die im Wesentlichen unveränderte, nur durch wenige Zusätze bereicherte Veröffentlichung dieses genialen Bruchstücks genau in die Zeit fällt, wo er mit einer Reihe anderer, gleichfalls in früherer Jugend entworfener Dichtungen, zum Theil des höchsten Calibers, jenen durchgängigen Umschmelzungsproceß vorzunehmen begonnen hatte, der ihnen ihr in jedem Sinne classisches Gepräge aufgedrückt hat.

Sicherlich würde der Dichter, bereit, wie er es war, zu jedem Opfer, welches er als nothwendig erkennt, um seinen Werken den Charakter künstlerischer Vollendung zu ertheilen, für welchen ihm zu jener Zeit die Werke der Alten als unerreichte Musterbilder vor den Augen und vor der Seele standen, auch den Torso des Faust einem solchen Umguß unterworfen haben, hätte er irgend die Aussicht gehabt, aus ihm den lebendigen Leib eines organisch in sich geschlossenen Kunstwerkes hervorgehen lassen zu können; daß er aber ein für allemal von dem Standpunkte des nunmehr erreichten künstlerischen Bewußtseyns aus auf diese Aussicht verzichtet hatte, davon zeugt bei der späteren Wiederaufnahme seiner Arbeit völlig unzweideutig das

„Vorspiel auf dem Theater.“ Dasselbe ist freilich nicht in der Weise buchstäblich zu nehmen, als spreche der Verfasser in der Person des Direktors seinen Entschluß aus, sich dießmal den Forderungen des von ihm mit so übermüthigem Humor zugleich als kalt und als roh, in jedem Sinne als unfähig, ein ächt dichterisches Ganze zu fassen, geschilderten Theaterpublikums anzubequemen.

Wohl aber wird man nicht irren, wenn man aus den Wechselgesprächen des Direktors mit der „lustigen Person“ und mit dem „Dichter“ die Resignation des letzteren heraus hört, in seiner Dichtung ganz das erreichen zu können, was ihm Jugendlust und Jugendmuth in der Zeit des frisch und warm aus der Knospe aufbrechenden Blüthelebens als erreichbar vorgespiegelt hatten. Die mächtig ergreifenden Töne, mit welchen hier der fingirte, wie in den Stanzen der „Zueignung“ der wirkliche Dichter, in welchen dann, beide noch überbietend, der Held der Dichtung in seinem Selbstgespräch am Ostermorgen das leider auf immer dahingeschwundene Dichterparadies der in Sehnsucht und Seligkeit, im Drang nach Wahrheit und in Lust am Trug, in inbrünstiger Liebesfreude und Liebesleid schwelgenden Jugend schildert — für diese Töne, denen das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt gewiß nicht einen geringen Theil seiner Wirkung dankt, sind, sie selbst sprechen es ja deutlich aus, eben nur ein Nachklang der Stimmung, in welcher ursprünglich die Dichtung entworfen war. Diese Stimmung hat jetzt der besonnenen Lebens- und Dichterweisheit des reifen Mannes Platz gemacht. Auch er fühlt „noch sein Herz jenem Wahn geneigt;“ jugendlich erschüttert von dem Zauberhauch, der ihren Zug umwittert,“ läßt er noch einmal die Lieblingsgestalten seiner jugendlichen Einbildungskraft „aus Dunst und Nebel vor sich aufsteigen“ und „gleich einer alten halbverklungenen Sage“ die Töne „erster Liebe und Freundschaft“ wiederklingen, das „freundliche Gedränge“ noch einmal in zugleich heiterer und ahnungsvoller Wirrniß sich um ihn sammeln.

Auch ist der hohe, sittlich religiöse Ernst nicht von ihm gewichen, der, obwohl unausgesprochen, schon damals aus dem Hintergrunde hervorblickend, der keck und heiter spielenden Dichtung ihre Weihe gab, der selbst, in dem Geschicke, welches Gretchen trifft, eine schonungslose, fast überstrenge Selbstanklage jugendlicher Verirrungen des Dichters in sie hineinverwoben hatte. Ja er findet sich erst jetzt getrieben, dieser ernsten Intention auch einen direkten Ausdruck zu geben; er fügt eben in dieser Absicht dem „Vorspiel auf dem Theater,“ den „Prolog im Himmel“ hinzu. Einen derartigen Ausdruck würde er jedoch, karg und zurückhaltend, wie wir ihn zum Verdruß gar mancher Leser sonst allenthalben finden mit einem letzten, aufklärenden Wort über Tendenz und Bedeutung seiner Werke, kaum für nöthig erachtet haben, hätte er es irgend thunlich gefunden, den neu hinzugedichteten Scenen des ersten Theiles die Richtung, welche auch in den früheren zweifelhaft geblieben war, die Richtung auf Rettung der Seele des Faust, unzweideutig und für jeden unbefangenen Leser vernehmlich aufzuprägen. Eine Tragödie nennt er seine Dichtung jetzt, und sie ist es, sofern er einen Theil der neu gefundenen oder umgearbeiteten Situationen, unbekümmert um ihren Einklang mit dem Tone der früheren, in der That auf die Höhe des tragischen Kothurns gestellt hat, und insbesondere, sofern er die Katastrophe von Gretchens Schicksal zu einem mächtig erschütternden, zugleich aber durch die wunderbar gelungene Schilderung der Seelenreinheit und des Seelenadels der unschuldig Schuldigen, der Rettung, die beim leiblichen Untergange ihre Seele in dem vor dem tieferen Verderb schützend über sie hereingebrochenen Wahnsinn findet, versöhnenden Abschluß führt.

Außerdem jedoch findet sich ein tragischer Anklang nur etwa in dem, den Eröffnungsscenen des Drama angefügten zweiten Monologe des Faust. Die Unbefriedigung, welche das phantastische Wissensstreben und die gewaltigen Anläufe des Jünglings in dem Manne zurückgelassen hatte — denn Faust spricht hier als Mann, während er in dem ersten Monologe als Jüngling gesprochen hatte, — diese Unbefriedigung erscheint dort allerdings, doch nur vorübergehend, als ein tragisches Geschick. Und auch der in seiner Seele aufsteigende Gedanke des Selbstmordes, wie zweifelhaft auch die psychologische Richtigkeit seiner Motivirung bleiben mag, obgleich ihn der Dichter an jene Erlebnisse seiner Jugend anknüpft, die auch der Dichtung des Werther ihren Ursprung gaben, auch er würde, bei der mächtigen Poesie, mit der er ihn zu überkleiden verstanden hat, bei scenischer Darstellung nicht ohne tragische Wirkung bleiben, wenn er einen seiner Poesie durch mimische Genialität gewachsenen Darsteller fände.

Aber was zunächst noch folgt, die Scene des Spaziergangs, das ist, mit einer leicht erkennbaren Umwandlung des Tones zwar, welcher indeß dieser Partie keineswegs zum Nachtheil gereicht, ganz wieder in die spielende und schildernde Weise der früheren Dichtung hineingegossen; ein anderer, fühlbar hinter jenem zurückstehender Theil derselben Scene ist wahrscheinlich von früherer Entstehung. Und so ist denn

auch in den nachfolgenden Auftritten der Beschwörung des gespenstischen Pudels, der sich zur Gestalt des Mephistopheles entpuppt, und den bald ernst metaphysischen, bald wieder leicht und keck humoristischen Wechselgesprächen zwischen Faust und jener wunderlichen Zwittergeburt — man weiß nun nicht mehr, ob man sagen soll des Erdgeistes, oder der unterirdischen Höllengeister, oder wohl vielmehr, was nunmehr ja der Dichter durch ihn selbst aussprechen läßt, des vorweltlichen Chaos — Altes mit Neuem gemengt und keineswegs durch poetischen Umguß des Alten zu wirklichem Einklang, zu einer mit sich selbst und mit der übrigen Dichtung übereinstimmenden Haltung verschmolzen.

Hier in diesen Scenen galt es nun eben, das Bewußtseyn, welches jetzt der Dichter, freilich als Philosoph vielmehr denn als Dichter, über den sittlich-metaphysischen Sinn und über die letzten Ziele seiner Dichtung gewonnen hatte, zu einem näher motivirten Ausdruck zu bringen; nur ein solcher konnte ihm jetzt — bis auf Weiteres wenigstens, denn über Charakter und Verlauf des zweiten Theiles hatte damals der Dichter noch nicht mit sich abgeschlossen — die Stelle einer eigentlich dramatischen Durchführung vertreten. Faust soll gerettet werden — so hatte er sich, mehr mit grübelndem Verstande, als mit sicher treffender poetischer Intuition die Oekonomie des Werkes zurecht gelegt, — er soll gerettet werden durch die Freiheit, durch die Selbstständigkeit, die er auch im Bunde mit Mephistopheles, in den Fesseln, die ihm dieses Bündniß auferlegt, behaupten und bethätigen wird. Mephistopehles nämlich ist nunmehr dem Dichter das Princip der Verneinung, der unaufhörlichen Begrenzung, Schrankensetzung, Licht- und Lebenshemmung. Den Werth, die Unentbehrlichkeit dieses Princips zur Zeit ächter Lebensentfaltung wußte der Dichter zwar wohl zu schätzen. Er hatte an sich selbst, an seiner eigenen sittlich-ästhetischen Läuterung und Erhebung, wie in seinen wissenschaftlichen Natur- und Lebensstudien auf das Vielfältigste von diesem Werthe die Erfahrung gemacht; er hatte aus solcher Erfahrung heraus schon damals das große Wort gesprochen: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“ Zugleich aber hatte sich in ihm die Einsicht festgestellt, wie eben dieses Princip der Verneinung, der Begrenzung, für sich allein waltend, zuletzt nur den Tod, den absoluten Stillstand aller Lebensregung, aller Lebensbewegung bewirken muß.

Darin eben hatte er die Berechtigung gefunden, den spekulativen Gedanken dieses negativen Princips dem christlich-dogmatischen Begriffe von den Mächten der Finsterniß unterzulegen, und in den jetzt neu hinzugedichteten Scenen die Figur seines Mephisto in dem wunderlichen, aus dieser Combination hervorgehenden Zwielichte zu halten, welches sich mit der ursprünglichen, ungleich lebendigeren Conception dieser Gestalt als einer Ausgeburt des Erdgeistes, als eines, von dem „erhabenen Geiste,“ an welchen in einer Scene des früheren Fragmentes das Gebet des in schwungvoll mystische Naturcontemplation versunkenen Helden gerichtet ist, demselben beigegebenen Gesellen freilich nicht recht zusammenreimen will. Dem von dieser Macht der Zerstörung und des Todes ihm drohenden Untergange soll nun Faust sich entziehen durch die Rast- und Ruhelosigkeit seines Strebens, durch den Taumel, der ihn von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde fortreißt. Die Wette, daß dieser Taumel nie enden werde, daß nie der Taumelnde zum „Augenblick“ sagen werde: „Verweile doch, du bist so schön!“ sie, diese Wette ist in den Bund mit dem Teufel eingeschlossen. — In wie flagranten Widerspruch sich damit der Dichter zu der so eben erwähnten Situation seiner früheren Dichtung gesetzt hat, die aber in der nunmehrigen Scenenfolge nothwendig einen späteren Platz einnimmt, zu jener Scene, wo Mephistopheles es ist, welcher den Faust aus der Seligkeit der dem Rollen der Zeit Stillstand gebietenden, den Augenblick zur Ewigkeit erweiternden Contemplation herausreißt und durch Wiederanfachen seiner Liebesbegier in die Ruhelosigkeit des sinnlich-phantastischen Treibens zurückstürzt: das ist dem eigenen Bewußtseyn des Dichters schwerlich entgangen.

Weniger scheint er einen andern bemerkenswerthen Widerspruch gewahr geworden zu seyn, in welchen er sich durch eben diesen Zug mit dem ursprünglichen Sinne der Faustsage, der christlichen Teufelsvorstellung überhaupt, verwickelt hat. In dem dramatischen Puppenspiele ist ein überaus charakteristischer, aus ächtester Quelle geschöpfter Zug, ein Zug, der wohl auch Goethe bei dem Entwurf jener früheren bis in alles Kleinste hinein meisterhaft gelungenen Scene vorgeschwebt haben mag, dieser, daß der böse Geist, der sich bei Faust in Dienst begeben hat, keinen Augenblick unbeschäftigt bleiben darf, daß er stets etwas zu thun, zu schaffen haben will. Diese Rast- und Ruhelosigkeit des Bösen, welche schon von einem großen Denker des Alterthums, Platon, im zehnten Buche der Republik, als eine kranke, fieberhaft überreizte Lebenssteigerung, als „Schlaflosigkeit,“ in dem Sünder durch die Sünde erzeugt, bezeichnet worden ist, sie ist — was würde es helfen, den Dichter von diesem allerdings schweren Mißverständniß, nicht der Sage bloß, sondern der Sache, frei sprechen zu wollen? — von Goethe übertragen worden

auf den unversehrten sittlichen Grundtrieb von Fausts Seelenleben; als wäre solcher Trieb es, der in seiner Seele jenen wilden Taumel der Leidenschaft und Sinnlichkeit entzündet hätte.

In der Schlußscene des zweiten Theiles läßt er den Faust zu der Einsicht gelangen: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Die Stimmung, welche durch diese Einsicht in ihm erzeugt wird, das freudige Selbstgefühl der rastlos gesteigerten Thätigkeit für edle, sittliche Zwecke, gewinnt ihm jetzt, in ganz anderem Sinne freilich, als in welchem er es früher verschworen hatte, jenes verhängnißvolle Wort zum Augenblicke ab: „Verweile doch, du bist so schön!“ Er hat dadurch die Wette mit Mephistopheles verloren, und daß er sie verloren hat, bezeugt sich durch den Tod, der ihn in demselben Augenblicke ereilt, da er das Wort ausspricht. Nichtsdestoweniger soll auch Mephistopheles zwar nicht der Wette selbst, wohl aber des Preises der Wette, der Seele des Faust, verlustig gehen. Dieß kann, in dem Zusammenhange des Ganzen, offenbar nur durch die Voraussetzung sich motiviren sollen, daß die Stimmung jenes letzten Augenblicks Ausdruck und Wirkung derselben Gesinnung ist, welche den Faust durch sein ganzes Leben begleitet und, ihres wahren Zieles damals noch unbewußt, auch die Ruhelosigkeit seines früheren, wüsten Treibens hervorgerufen hatte, erst jetzt aber, im letzten Augenblicke seines Erdenlebens, zum richtigen Bewußtseyn ihrer selbst und des Inhaltes, der allein sie in beglückender Weise erfüllen kann, gediehen ist. — Nach dem Allen also müssen wir nun freilich eingestehen, daß der Dichter mit einem vor einer ernsten Kritik nicht wohl zu rechtfertigenden Leichtsinn, zu welchem ihn das Bedürfniß verleitete, dem Plane des Werkes einen Halt für den reflektirenden Verstand zu geben, die Rastlosigkeit des Sinnentaumels verwechselt hat mit der um ganze Himmelsweiten davon unterschiedenen Rastlosigkeit des „immer strebend sich Bemühens;“ daß er in jener Schlußscene, wo aus dem Munde der lichten Himmelsgeister die letztere als Bedingung einer durch sie zu bewirkenden Erlösung des Sünders bezeichnet wird, sie durch einen taschenspielerischen Kunstgriff für die erstere untergeschoben hat.

Wie in den Gesprächen zwischen Faust und Mephistopheles eine subtile Metaphysik über den Ursprung des Bösen, oder vielmehr über den Ursprung jenes realistischen Elementes, welches dem kühnen Idealismus des aus Gott geborenen, auf den Flügeln der Phantasie und des Erkenntnißdranges zur Gottheit zurückstrebenden Menschengeistes seine Schranken setzt, aus der „alten Nacht, die sich das Licht gebar,“ — wie dort solche Metaphysik mit der volksthümlichen Vorstellung von den Höllenmächten: so ist in den phantastischen Auftritten der Hexenküche und der walpurgisnächtlichen Brockenfahrt, sammt dem zu letzterer gehörigen Zwischenspiele von Oberons und Titanias goldener Hochzeit, eine in genialem Uebermuth spielende Parodie der Nichtigkeiten des menschlichen, insonderheit des literarischen Alltagstreibens in Eins verschmolzen mit tiefsinnigen, mehr oder minder symbolisch gehaltenen Schilderungen des Bösen, der Sünde und des Frevels einer losgebundenen, in wilder Flamme der Begier auflodernden Einbildungskraft.

Auch diese Schilderungen haben dadurch, es läßt sich nicht verkennen, einen etwas zwitterhaften Charakter erhalten; sie stehen in einfach klarer, mit mächtigen Geisterschauern ergreifender Wirkung fühlbar zurück hinter den Shakespeare'schen Hexen- und Gespensterscenen. Der erste dieser Auftritte ist zwar noch der früheren Ausgabe des Fragmentes eingefügt, dessen leicht humoristischen Ton er im Ganzen glücklich einhält; wie denn auch Mephistopheles hier noch ganz der alte, und mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert ist. Doch wissen wir, daß die Scene von späterer Entstehung, daß sie erst während des zweiten Aufenthalts in Rom, zum Behuf eben der Herausgabe des Fragmentes, vom Dichter niedergeschrieben ist. Ihre Einordnung indeß zwischen die Schilderung des plumpen Treibens der platt burschikosen, von Mephistopheles nach Gebühr mit lustiger Laune geäfften Gesellen in Auerbachs Keller und die erste Begegnung von Faust und Gretchen, darf man wohl eine sehr geschickte nennen.

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Stimmung im und nach dem Krieg. — Briefe des Majors von Jena. — Kriegsillustrationen. — Auf dem Hamburger Bahnhof. — Theater. — Die Berliner Posse.

Die Zeit ist undankbar, und wenn die große Stadt vorzugsweise der Spiegel der Zeit ist, so können wir diesen Ausspruch mit vollem Recht auch auf Berlin anwenden. Die Ereignisse überstürzen sich, was gestern die Gemüther aufregte, ist heute verblaßt, und der schnell entloderte Enthusiasmus von gestern hat der tiefer berechtigten Theilnahme für heute die Spitze abgebrochen; Laune und Zufall lenken hierhin oder dahin das Interesse, und die meist urtheilsunfähige Menge folgt dem glücklichen Griff, mit dem Einzelne das Auftauchende erfassen. Wir können das Alles vorzugsweise auch auf die Kriegsereignisse der letzten Monate anwenden, auf die Wechselfälle eines Krieges, der nach einem so gut als ungetrübten Frieden eines halben Jahrhunderts, zum erstenmal die preußische Hauptstadt mit vollem Ernst ergriff und in sein Schicksal das Leben der Angehörigen aller Kreise zog, und trotz seines glücklichen Ausgangs Sorge in tausenden von Familien weckte und nach allen Seiten hin seine schmerzlichen Wunden schlug. Ja neben Siegesfreude bleibt immerhin der Krieg ein schweres Geschick des Landes; aber wer hat das gesehen in dem Treiben der großen Stadt? Jubel, Scherz, die heitere Illustration der Weltereignisse lagen schimmernd auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens, und die Thräne verbarg sich in den stillen Mauern. — Aber von der Undankbarkeit der Zeit wollten wir sprechen und auch für diese finden sich schlagende Beweise. Im Vergleich zu dem enthusiastischen Jubel, der den Sieg von Düppel empfing, der Begeisterung, mit der man die erbeuteten Kanonen einziehen sah, erschien der Eindruck der bedeutendsten Waffenthat dieses Krieges, des kühnen Schachzugs von Alsen, verblaßt und matt. Es war als hätte man des Siegesjubels schon genug gehabt, und der stets bereite Witz hielt sich an das ächte Berliner Bonmot des Soldaten, der sich dadurch als wahrer Sohn Berlins kennzeichnete, daß er bei der gefahrvollen nächtlichen Ueberfahrt nach Alsen seinen Kameraden zurief: „Ne, lieber vorn Sechser nach Stralau überfahren als hier vor umsonst."

Es wäre ein weites Feld zu beschreiten, wollte man für diese oft zufällige lautere oder geringere Theilnahme die Motive aufsuchen, und dem Politiker muß es überlassen bleiben, Ursache und Zweck dieses Ereignisses ins Auge zu fassen. Wir halten uns an das einfache Faktum: es war ein Krieg, in dem die Söhne unseres Landes stritten, für deren Schicksal wir zitterten, deren Erfolge wir theilten, deren Tod wir betrauerten. Diese rein menschliche Auffassung war gewiß die verbreitetste, und sie brachte das „für und wider" der Politiker zum Schweigen. Bei diesem Kriege, zum erstenmal, trat der Umschwung deutlich hervor, den Eisenbahnlinie und Telegraphenstrang auf die Ereignisse und ihren Rückschlag ausüben. Fast den Moment des Geschehens konnten wir theilen, die Gewißheit desselben folgte dem Gerücht so schnell auf dem Fuß, und wir feierten heute das heutige Ereigniß. Noch mehr, wir erfuhren von Augenzeugen, die eine Reise weniger Stunden zu uns brachte, im lebendigen mündlichen Austausch alle die kleinen Details, die uns früher nie erreichten, oder doch viel später an's Licht traten; es hätte nur noch gefehlt, daß die industriellen Eisenbahnverwaltungen einen „Extrazug nach dem Kriege" veranstaltet hätten, um der Masse den Reiz, einen Krieg zu sehen, zu verschaffen. Begnügen wir uns heute als rechter Feuilletonist, der die schnell aufgeschossenen Blüthen des öffentlichen Lebens zu einem flüchtig gebundenen Strauße faßt, den Ausdruck der allgemeinen Theilnahme wiederzugeben.

Fast wie ein vor Jahren Geschehenes erscheint uns jetzt die Zeit, als die bescheidenste Gabe für den Krieg, die zerzupfte Leinwand, vom glänzenden Salon bis in die Dachkammer der Armuth alle Hände und Händchen in Bewegung setzte. Und dann wuchs das Streben, die Beschwerden des Krieges zu erleichtern, die Schmerzen desselben zu lindern, von der Charpie zum wollenen Strickstrumpf, von der Flanelljacke zum wattirten Schlafrock, bis zu den Cigarren und Liqueursendungen, Confituren und Delikatessen, Briefbogen mit Bleistiften und Couverten, und aus der einfachen wollenen Decke wurden Matratzen und Luftkissen. Noch weiter, auch für die Pflege an Ort und Stelle fanden sich im Ueberfluß wie in allen andern Dingen opfermuthige Herzen und Hände, und Lazarethe entstanden aus dieser freudigen Bereitwilligkeit — verkörperte Zeichen der jedenfalls anerkennenswerthesten Theilnahme, deren großer Zweck sie vor dem Tadel schützt, den die kleinen Auswüchse auf sich herabziehen möchten. Jeder that das Seine, hier wie überall, und wir wollen für Berlin auch nur den Unterschied hervorheben, daß die große Stadt die mannigfachen Zeichen der Theilnahme an's Licht stellte, sie schneller ins Werk setzte und, stets im Mittelpunkt der Ereignisse stehend, diesen am passendsten einfügte.

Nun folgte die Industrie, die die Ereignisse ausnutzte, dießmal nicht in eigennützigen, sondern in gemeinnützigen Absichten. Wir können nicht alle die kleinen Erinnerungs- und Luxusgegenstände aufführen, die aus erbeutetem Kriegsmaterial gearbeitet, zum Besten verwundeter Krieger und

ihrer Familien, massenhaft ausgestellt und gekauft wurden. Man hatte für die Gegenwart gesorgt und fing nun auch an, für die Zukunft Sorge zu tragen. Sammlungen und Lotterien machten einander den Rang streitig und zur Freude des Gebens trat auch der Wunsch und die Hoffnung des Besitzens. Kaum wird man in Berlin einen Schreibtisch finden, auf dem nicht ein Briefbeschwerer als Erinnerung an Düppel prangt, sey es nun eine elegante Marmorplatte mit Goldschrift, die das Sprengstück einer Granate ziert, oder eine einfache eiserne Kugel auf schmucklose Holz- oder Steinplatte geschraubt, oder die bleierne dänische Spitzkugel an der einfachen gußeisernen Platte befestigt, je nachdem der Besitzer sein Scherflein in Gold, Silber oder Scheidemünze beizutragen im Stande war. Die Schlachtfelder lieferten ja reiches Material, und wer kennt die Geschichte der Kugel, die unsere Hand jetzt fast gleichgültig berührt, und die vielleicht auf Jahre hinaus in das Schicksal einer Familie eingriff? Thau und Regen hat die Blutspur abgewaschen, und wir wissen nicht mehr, woher der Rost, der unser zierliches Spielwerk schmückt. Später lieferte das Holz der Lafetten, jedenfalls friedlicheres Material, wenn auch zu mörderischem Zweck gezimmert, reichen Stoff zu kunstvollen Schnitzarbeiten, und so endete der Stamm, der durch Jahrhunderte in den Stürmen der nordischen Insel erwachsen, den die Axt zum Dienste des Krieges gezimmert, als elegantes Schmuckkästchen im parfümirten Salon.

Die Tagesberichte der Zeitungen repräsentirten die ganze Literatur des Krieges; was hätte neben ihm noch aufkommen sollen? Höchstens eine politische Broschüre, und auch die kaum, da die Weisheit der Staatskundigen ja auch in den Zeitungen ihr Feld fand, so gut als die poetischen Versuche unserer Jung-Körner, die aber nicht recht aufkommen wollten. Wir sind überzeugt, daß wir nichts desto weniger auf die gedruckten Erinnerungen nicht zu warten haben werden und daß bald unser Büchertisch überfüllt seyn wird von historischen Werken, Tagebuchblättern, Romanen, Novellen und flüchtigen Kriegsbildern. Einstweilen wird die Fluth noch dadurch gehemmt, daß die Sphinx dieses Krieges, verschleierten Hauptes, noch immer ihre Räthsel nicht gelöst hat. Und doch schon jetzt können wir von einem Buch reden, nicht weil es fast das erste war, das uns von jenen Kriegstagen erzählte, nicht weil es die Lösung jener Räthsel versucht, oder in pikanter Form die Ereignisse darstellt, nicht weil es, auf das Interesse des Lesers spekulirend, der Nationaleitelkeit schmeichelt und dem Enthusiasmus begeisterte Worte leiht, sondern gerade, weil es von alledem das Gegentheil thut. Wir sprechen von den Briefen des Majors von Jena an seine Familie, des tapfern jungen Soldaten, der kurz vor dem Düppler Sturm schwer verwundet, bald nach dem blutigen Siege starb und dessen Tod so allgemeine Theilnahme erregte, daß er als wehmüthiger Klang vernehmbar hervortönte aus dem lauten Siegesjubel. Freilich war Major von Jena einer der talentvollsten Offiziere der preußischen Armee und als solcher in weiten Kreisen anerkannt. Freilich hatte er dem österreichischen Heere in den blutigen Jahren 1848, 1849 und 1859 angehört und sich dort den Ruhm unerschrockenster Tapferkeit erworben; aber das alles war es nicht allein, was die Theilnahme an seinem Dahingehen so mächtig erweckte und dem kleinen Buch einen bleibenden Werth verleiht. Wer die wenigen Briefe durchblättert, wird schnell die Erklärung finden. Sie zeigen uns das Bild einer liebenswürdigsten Persönlichkeit, fast möchten wir sagen das ideale Vorbild eines Soldaten. Muth, gegründet auf Ehre, Pflichtgefühl, Charakter, nicht die stürmende Tollkühnheit des Jünglings, aber die gefahrbewußte Ruhe des Mannes; Bescheidenheit, nicht die matte des Schwächlings, aber die, die das Bewußtseyn der Pflicht gibt, und die selbst die Hingabe des Lebens und aller Lebenskräfte nicht höher anschlägt, als das nothwendige Maß der Pflichterfüllung; Wohlwollen, reich, aber auch rein menschlich, für Freund und Feind, fern von aller Rohheit des Kriegers, der sein Handwerk wie das Vergnügen einer Jagd behandelt. Daraus folgte eine Uneigennützigkeit, die alles theilte, wie die Gefahr, so auch die Erleichterung derselben, und alle Untergebenen mit der ernsten Strenge, aber auch mit der aufopfernden Liebe wie Familienmitglieder betrachtete. Und zu alledem tief religiöses Gottvertrauen und schlicht frommer Sinn, gewonnen und gereift Angesichts der Gefahr und des Todes, dem der junge Held, mehrfach schwer verwundet, oft entgegen sah. Wir verwahren uns dagegen, mit unserem Lobe einen versteckten Tadel gegen Andere aussprechen zu wollen; aber wir müssen es sagen, daß dieses kleine Buch, dessen Ertrag, ganz seinem Inhalte angemessen, der Unterstützung hülfsbedürftiger Kameraden gewidmet ist, auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus in den Händen jedes Soldaten seyn müßte, als Vorbild und Belehrung, daß aber auch jeder Nichtsoldat aus diesem Bilde des Getreuseyns bis zum Tode fromme, ernste Pflichterfüllung lernen kann. Da liegt der Werth dieser Blätter, deren Veröffentlichung wir nur mit Dank begrüßen können.

Aber suchen wir neben dem Ernsten auch heitere Bilder. Unsere illustrirten Zeitungen haben auch in dieser Beziehung in ihrer schnellfertigen Weise vieles vorweg genommen, und wir müssen es anerkennen, daß sie es meist in künstlerischer Weise gethan. Fast mit ihnen zugleich tauchten die colorirten Groschenbogen auf, die zuweilen mit unfreiwilligem Humor Kampfbilder hinwarfen, bei denen der Künstler durch große Wolken grauen Pulverdampfes die Schwäche seiner Phantasie und Kunstfertigkeit zu decken verstand. Auch diese Bilder haben ihr Publikum gefunden und vor den Schaufenstern der kleinen Buchbinderläden, die sie feil boten, stets einen großen Kreis Schaulustiger versammelt. Freilich wird die Zahl der Käufer mit der der Beschauer nicht in Verhältniß gestanden haben. Gleich darauf bewährte der Telegraph der bildenden Kunst, die Photographie, ihre Schnellfertigkeit, zuerst in Porträts, dann in Landschaften, und veranschaulichte uns in

vortrefflicher Weise den Schauplatz des Ereignisses. Wir dürfen den Werth dieser Erfindung sicher nicht gering anschlagen, selbst nicht, wenn wir es schmerzlich empfinden, wie sie den Boden der Kunst mehr und mehr beengt. Wer wollte der Nähmaschine zürnen, daß sie die fleißige Hand der Nätherin beeinträchtigt? Schnell brachte die Photographie die Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten des Krieges in alle Hände, und es grenzte an das Unglaubliche, wenn man hörte, zu wie viel Tausenden von Exemplaren diese Karten täglich vergriffen wurden. Jetzt aber fängt auch die Kunst an uns die jüngsten Ereignisse zu reproduciren, und wir wollen hier zuvörderst von zwei in Lieferungen erscheinenden Werken reden, die der Krieg hervorrief. Das eine sind Blätter, von denen uns die ersten Lieferungen vorliegen, entworfen von der künstlerisch bekannten Hand eines Mitkämpfers, ja Mitverwundeten, des Majors von Salpius. Er stellt uns die einzelnen Scenen des Krieges, einen Marsch im Schnee, das Bivouacfeuer, den Kampf in lebenswahren, aus eigener Anschauung geschöpften und künstlerisch abgeschlossenen Bildern dar. Es trifft hier die Detailkenntniß des Soldaten, die Wahrheit des Selbsterlebten mit der Reproduktionskraft des Künstlers zusammen, und bietet eine nach allen Seiten hin werthvolle Gabe.

Ueberraschender noch sind vier Blätter von Frauenhand, lithographirt nach Oelgemälden unserer jungen Kronprinzessin. Es sind das vier einzelne Soldatenbilder der verschiedenen Waffengattungen, die zugleich vier Momente des Düppeler Sturms repräsentiren. Der vorsichtig zum Kampf vorschreitende Soldat, mit der Unterschrift: „Führ uns zum Siege, führ uns zum Tode;" der Sieger, der die Fahne auf die eroberte Schanze aufpflanzt, seine erste Empfindung mit den Worten bezeichnend: „Es lebe der König!" der verwundete Krieger, gelehnt an das eroberte Geschütz, horchend auf den Dankchoral, den seine Kameraden anstimmen, und unterzeichnet: „Nun danket Alle Gott!" endlich der Soldat, gelehnt auf sein Gewehr, ernst hinabschauend in die Gruft zu seinen Füßen, die er für die gefallenen Brüder geöffnet, mit den Körnerschen Worten: „Vergeßt die treuen Todten nicht!" Wir fingen damit an, diese Gabe als überraschende zu bezeichnen, und eine solche ist sie wirklich, wenn wir bedenken, daß wir sie von Frauenhand empfangen, so wahr, so künstlerich bei aller Realität, so kräftig und frei von aller Sentimentalität der Auffassung erscheinen uns die Bilder. Wir müssen sie aber auch bewunderungswürdig nennen, so fern von allem Dilettantischen sind sie, und wie der Gedanke klar und einfach, trägt auch das Bild nichts Verschwimmendes an sich. Auch dieses Werk, auf Subscription erscheinend, dient dem Zweck der Wohlthätigkeit, und wir erkennen es dankbar, daß die hohe Frau ihr Talent in diesem Sinne der Oeffentlichkeit übergab, um so dankbarer, als es unbeirrt der öffentlichen Kritik entgegen treten kann. Die Lithographien sind wohl gelungen, so weit uns das der flüchtige Vergleich mit den Originalen zu beurtheilen gestattete, mit denen uns, freilich auch wenig Tage nur, die Gemäldeausstellung von Sachse bekannt machte.

Vielleicht schon in den nächsten Tagen wird uns die alle zwei Jahre wiederkehrende Gemäldeausstellung, deren Eröffnung nahe bevorsteht, mit andern Illustrationen des Krieges bekannt machen. Wir dürfen auf solche sogar mit Gewißheit rechnen, da es uns bekannt ist, daß unsere berühmten Schlachtenmaler Wilhelm Camphausen und Hunten nebst mehreren andern Künstlern auf dem blutigen Schauplatz des Krieges ihre Mappen mit Studien und Skizzen gefüllt haben.

Von allen den unzähligen Witzworten und Anekdoten, die in Blitzesschnelle von Mund zu Mund gingen, heute erfunden, morgen verbreitet, übermorgen vergessen, wollen wir nicht reden neben den sichtbaren Zeichen, die wir von dem Leinwandläppchen bis zum ausgerüsteten Lazareth, von der aufgeschraubten werthlosen Spitzkugel bis zu den künstlichen, theuern Holzschnitzmöbeln, von dem Groschenbilde bis zum Kunstwerke der Maler verfolgt haben; aber angenehm befremden mußte es, daß unsere Residenz sich frei hielt, in aller Freude, von der Prahlerei, die sich an der Seine so schnell in ähnlichen Fällen breit zu machen pflegt, und die in den Theatern zum Beispiel die Ereignisse des Tages ostentiös ausbeutet. Unbemerkt in den kleinen Vorstadttheatern verschwanden die Eintagsstücke, die mehr mit ihren Titeln als mit ihrem Inhalt lockten, die Vaudevilles „In Gottes Namen druf!" und wie sie sich nennen mochten. Höchstens sprach ein Couplet in den Possen von dem Siege. Aber auf die Theater wollen wir zurückkommen, und jetzt nur noch die Leser an den Hamburger Bahnhof führen und ihm zwei verschiedene Momente schildern, während wir in Bezug auf den Einzug der bekränzten erbeuteten Kanonen auf die Zeitungsberichte verweisen. Dänische Gefangene werden erwartet, eine große Menschenmenge aus allen Kreisen ist versammelt. Der Zug hält. Sie steigen aus, die erschöpften, scheuen Gestalten, das Gefühl der peinlichen Lage deutlich ausgeprägt auf den ermüdeten Gesichtern. Kein Zeichen verletzender Neugierde, geschweige denn ein kränkendes Wort, gibt sich kund, aber sofort thätige Theilnahme, Erfrischungen, für die allseitig gesorgt ist, Unterstützungen aller Art, und von Offizieren und Soldaten kameradschaftliches Entgegenkommen. Es war eine Freude zu sehen, wie die Gestalten sich aufrichteten, die Gesichter sich erhellten in dem Empfang, wie die Zuschauer selbst dabei heiter und freudig wurden. Wie mancher mochte daran denken, für den eigenen Sohn oder Bruder in gleicher Lage ein gleiches Recht zu gewinnen! Aber der Egoismus spielte gewiß keine Rolle in diesem Ausdruck rein menschlicher Regung.

Ein anderes Bild, eben so wohlthuend und noch rührender, zeigt sich uns an derselben Stelle einige Monate später. Der Waffenstillstand ist geschlossen, die Friedensaussicht befestigt sich, die Reserven der Regimenter werden zum Theil entlassen und kehren zurück. Ein Extrazug bringt die Soldaten wieder in die Heimath. Nicht ein

triumphirender Einzug kann sich bereiten, denn es sind nicht heimkehrende Truppen, es sind nur entlassene Mannschaften, kein Rückmarsch, sondern eine Heimreise. Und doch ist der Perron des Bahnhofes gefüllt mit Menschen, zum größten Theil der niedern Classe angehörend, meist Frauen, Mädchen, Kinder, und alle halten bescheidene Kränze aus Eichenlaub, oder Sträuße, theils aus Feldblumen, in den Händen. Feierliche Stille, eine Stimmung von Wehmuth und Rührung, eine ernste Spannung auf allen Gesichtern. Der Zug kommt, er hält. Jubelnd schwenken die Arme mit den weißen Binden ihre Feldmützen, und bald darauf stürmen aus allen Coupés die jungen Gestalten in den von den Kriegsstrapatzen arg geschädigten Uniformen, mit den sonngebräunten Gesichtern, lauter Gruß, Anrufen, Finden und stürmische Umarmung, aber auch Enttäuschung, Jammer. Nicht alle, die erwartet wurden, sind da. Oft beruhigt die Antwort auf ein erkundigendes Wort, nicht immer. Wir sahen, noch mehrere Stunden darauf, ein Mädchen durch die Straßen heimgehen, mit verweinten Augen, in den Händen den Eichenkranz, der ihn nicht gefunden, für den er gewunden war. Wie viel stille Trauer umschließt die große Stadt!

Daneben sind die Sommervergnügungen der Residenz in gewohnter Weise weiter gegangen, ohne daß von ihnen etwas Außergewöhnliches zu erzählen wäre. Hier sind es besonders die Theater, und von ihnen ist nichts zu melden. Die königliche Bühne ging matt aus vor den Sommerferien und hat sich ebenso matt wieder nach denselben eröffnet. Während das Ballet im höchsten Glanze florirt, freilich in einem Glanz des Aeußerlichen, der immer mehr abführt von dem Poetischen, während die Oper durch die Aprillaune ihrer Prima-Donnen Publikum und Verwaltung in Athem hält, hat das Schauspiel sich fast ganz von den Neuigkeiten unserer gegenwärtigen deutschen Literatur abgewandt. Die vorige Saison (und man möchte das fast wie eine Demonstration der Verwaltung gegen unsere dramatischen Schriftsteller ansehen) hat eigentlich nur zwei neue Nummern aufzuweisen, ein Schauspiel von Benedix, das nach wenigen Aufführungen vom Repertoire verschwand und „Monjoye" von Sardou. Während also diese, früher tonangebende Bühne die deutschen Bestrebungen auf dramatischem Gebiet ganz übersieht, waren für das immerhin geistreiche, aber unsittliche Pariser Boulevardstück alle Mittel aufgeboten, die gewiß noch nie an ein deutsches Stück gewendet worden sind. Der Generalintendant hatte das Stück in Paris gesehen, ließ es eigens für seine Bühne übersetzen, schickte seinen Direktor und Oberregisseur nach Paris, um die „Mise en scène" zu studiren, und darauf wurde das überrheinische Machwerk mit allem nur möglichen dekorativen Glanz vorgeführt. Die Sache wäre kaum der Erwähnung werth, wenn die königliche Bühne nicht dadurch deutlich zeigte, wie sie vollständig von der Bahn abgekommen ist, die wir als die ihr allein würdige bezeichnen müssen. Von einer würdigen Vorführung unseres klassischen Repertoires ist bei dem immer lückenhafter werdenden Personal kaum mehr die Rede. Die guten Zeiten des königlichen Schauspiels sind unwiederbringlich vorüber. Nichts desto weniger führt der immer steigende Fremdenverkehr täglich eine große Zuschauermenge in die Theater, und es wird ziemlich gleichgültig, was und wie gespielt wird, wenigstens für den Kassenerfolg. In den letzten Tagen hat eine Novität aus der Feder der Doktorin Birchpfeifer, „Königin Bell," sich lebhafte Theilnahme erworben, die um so natürlicher war, als eine lebensgefährliche Krankheit der Verfasserin in diesem Sommer die Theilnahme des Publikums außergewöhnlich auf sie gelenkt hatte. Um so freudiger begrüßte das Publikum die Gelegenheit, die verdienstliche Frau bei ihrem ersten Wiedererscheinen als Schriftstellerin zugleich auch fast ihr erstes Wiedererscheinen als Schauspielerin auf das Anerkennendste zu begrüßen. Frau Birchpfeifer steht, wie wir hören, ganz nahe vor ihrer Pensionirung. Ihr Verlust als Schauspielerin dürfte nicht schwer zu ersetzen seyn, immerhin aber scheidet wieder eine freundliche Erinnerung mehr von unsern Brettern, die, wenn auch nicht in die glänzendsten Zeiten der königlichen Bühne reichend, doch, mit dem „Heute" verglichen, im hellsten Lichte dasteht.

Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater haben die Gäste des Wiener Hofburgtheaters wieder den Werth ihres Zusammenspiels und ihre Zugkraft bewährt. Freilich fehlte Fichtner in der Reihe, dafür aber war Lewinsky eine neue und anziehende Bekanntschaft. Das Victoriatheater zeigt immer deutlicher, daß es die Gunst des Publikums nicht zu gewinnen vermag. Selbst anerkennenswerthe Leistungen auf dieser Bühne, die es freilich nicht den eigenen Kräften verdankt, üben keine Anziehungskraft mehr. So hatten wir im Frühjahr ein Gesammtgastspiel Schweriner Schauspieler, dem wir musterhaftes Zusammenwirken bei guter Schule nachrühmen müssen. Dann hat uns Dresden und Hannover ein Gesammtgastspiel sehr liebenswürdiger Talente zusammengestellt, und schließlich brachte die Königsberger Oper mit namhaften Gästen tüchtige musikalische Aufführungen. Alles das geht nicht mehr. Der Strom will nun einmal nicht in diese Räume führen, und fast will es unglaublich erscheinen, daß das Unternehmen immer noch besteht. Dafür hat sich aber das Wallnertheater einer immer steigenden Gunst des Publikums zu erfreuen, und es mag uns vergönnt seyn, bei dieser Bühne, die in den nächsten Tagen einem bedeutsamen Abschnitt in ihrer Geschichte entgegengeht, etwas länger zu verweilen.

Vor einer Reihe von Jahren, als das Königstädter Theater geschlossen wurde, mußte sich der Director Wallner die Concession desselben zeitweise zu erwerben, und kam mit seiner kleinen Gesellschaft aus Posen, wo er damals die Direction führte. In dem kleinen engen Hause, das, als Liebhabertheater gebaut, nur wenig Zuschauer faßte, außerdem in einer entlegenen Gegend der Stadt, begann er seine Vorstellungen. Niemand hatte Vertrauen zu dem Unternehmen und wirklich wollten die ersten Versuche nach keiner Richtung hin genügen. Halb zufällig wurde ein

Stück des jüngeren Dumas, damals noch Novität in Berlin, versucht und errang, getragen durch das große Talent der Frau Wallner, einen ungewöhnlichen Erfolg. Seitdem füllten sich allabendlich die Räume und allmählig, als dieses Genre sich abnutzte, wurde die Posse versucht, die denn auch bald vollständig das Terrain eroberte; die große Umsicht, das Geschick und die Consequenz des Directors wußten bald schriftstellerische und darstellende Kräfte ersten Ranges für diese Gattung zu gewinnen, und jetzt ist eigentlich die Berliner Posse mit dem Wallnertheater identisch.

Die Herrschaft der Posse ist zu bedeutsam geworden für die deutsche Bühne, als daß wir nicht dieser Erscheinung unsere Aufmerksamkeit zuwenden sollten. Mögen wir nun diese Herrschaft noch so verderblich finden, das müssen wir ihr zugestehen, daß sie mehr als jede andere Richtung der dramatischen Literatur mit Fleiß und Consequenz, ja (auf die Gefahr hin, paradox zu erscheinen) mit Ernst bemüht gewesen ist, sich auszubilden und den gewonnenen Boden zu behaupten. Die Possendichter wie die Possendarsteller der Wallnerbühne sind Meister in ihrem Fach und verdienen durchaus die Anerkennung, die man dem Genre selbst versagen möchte. Die Vollendung in der Darstellung der Posse ist so überwiegend, daß die fleißige Bühne es uns verzeihen möge, wenn wir ihre artigen Darstellungen im kleinen Lustspiel unerwähnt lassen, obgleich auch diese sich durch Präcision auszeichnen.

Wir sehen jetzt allabendlich eine Posse: „Namenlos," die das Haus immer wieder überfüllt. Wir selbst sahen sie mehrere mal immer mit gleichem Vergnügen, und das Publikum wird nicht satt, sich daran zu ergötzen. Worin liegt der Reiz dieser Posse? In ihrem spannenden Stoff? in dem jetzt überall verlangten Glanz der Ausstattung? in neuen Charakteren und Situationen? in der beißenden Satire ihrer Couplets, die jeden Augenblick das Einschreiten der Behörden fürchten läßt? In dem Allen nicht. Der Stoff ist eine unbedeutende Variation des oft abgespielten Themas des Vaters der Debütantin. Der Komiker und die Soubrette zeigen uns buchstäblich dieselben Charaktere, in denen sie uns schon oft zur Heiterkeit hingerissen. Ein paar Zimmerdecorationen und die oft dagewesene Hintergardine, die den Zuschauerraum darstellt, sind die ganze Ausstattung. Die Couplets sind geistreich, aber harmlos — und doch dieser Erfolg? Nun die Erklärung. Die Verfasser sind so sehr Meister in ihrem Fach, kennen so genau ihr Publikum, daß sie aus dem alten Material ein neues Gerüst so kunstvoll zusammen zimmern konnten, ohne Längen, mit so glücklicher Mischung von Scherz und Ernst, daß sie so geschickt ihre sentimentalen und übermüthig heitern Couplets zu placiren wußten, um diese Wirkung hervor zu rufen; und wiederum die Darsteller sind so sicher auf ihrem Boden, so virtuos zusammen wirkend, daß ihre Erscheinung allein das Publikum in Spannung versetzt. Alles erscheint so natürlich, so leicht, so von selbst sich gestaltend, und dennoch greift man überall die Beweise der meisterhaften Mache und Darstellungskunst. Einen solchen Zug unter allen wollen wir hervorheben. Das Stück dreht sich um die Aufführung eines Dramas, dessen Stoff, der Wirklichkeit entnommen, in das Schicksal der mitwirkenden Figuren eingreift. Die Erzählung dieses Stoffes ist nothwendig, aber lang, ernst, und weder neu noch interessant. Nun lassen die Verfasser ihn der komischen Figur vom sentimentalen Helden des Stückes erzählen, und erstere persiflirt die Sentimentalität der Erzählung, ihre Alltäglichkeit, ihre Länge fortwährend, ohne doch den Ernst derselben irgend wie zu beeinträchtigen. Und wie wird diese Scene gespielt! Ernst und Scherz so klar neben einander, so Jedes die Wirkung des Andern erhöhend, daß die langweilige Expositionserzählung sich zu einer der wirksamsten Scenen des Stückes gestaltet.

Durch diese Gipfelung zur Vollendung in ihrer Art hat die Wallnersche Bühne sich einen unbestreitbaren Platz in der deutschen Theatergeschichte erworben und wird für Berlin unvergeßlich bleiben, wie Raimund in Wien. Aber kehren wir zurück zur äußeren Geschichte des Theaters. Neben jenem kleinen Hause, das wir erwähnten, hat seit einer Reihe von Jahren ein geräumiges Sommertheater bestanden. Jetzt hat der kühne und unermüdliche Direktor ein neues großes Haus erbaut, das, die Erfahrungen der Pariser Theater benutzend, den jetzt jedenfalls bequemsten und zweckmäßigsten Theaterraum in Berlin bieten wird. In wenigen Wochen steht die Eröffnung bevor, und wenn wir auch oft schon an neuen Räumen das Glück der alten Theater scheitern sahen, so möchten wir doch hier bei so großer Sachkenntniß der Leitung, bei solcher Ausbildung der schriftstellerischen und darstellenden Kräfte mit Sicherheit annehmen, daß die Vorliebe des Publikums für diese Bühne mit einziehen wird in ihr neues Haus. Jedenfalls ist das von Bedeutung für unsere Berliner Vergnügungen, und in dieser Beziehung mag der breite Raum entschuldigt seyn, den wir ihm in unserem Bericht angewiesen.

Aus Süddeutschland, September.

Die dritte Tonkünstlerversammlung zu Carlsruhe (22.—26. August).

Als wir vor drei Jahren den Lesern dieser Blätter die zweite Tonkünstlerversammlung zu Weimar in einigen Zeilen schilderten, konnten wir am Schlusse die Befürchtung nicht unterdrücken, daß von der Weimarer Componistenschule mit Liszt der gute Genius entweichen und Mancher der Fortschrittsfahne nicht mehr so zuversichtlich folgen werde, wenn er sie nicht mehr so kühn und kräftig emporgehalten sieht. Die Zeit hat diese Besorgniß insofern bestätigt, als die neudeutsche Partei keinen Mittelpunkt mehr in Weimar besitzt, und sich bis jetzt auch noch keinen neuen irgendwo anders erkämpfen konnte. Wohl hat ein Königswort Richard Wagner und durch diesen Hans von Bülow nach München berufen; aber Beide werden genug zu thun haben, wenn sie diese Stadt, ehe sie eine Metropole des Radikalismus in der Tonkunst werden kann, von jener verrannten, als Classicität sich brüstenden Apathie gegen alles Neue befreien wollen, wodurch deren musikalisches Leben hinter dem Strome der Zeit um ein Vierteljahrhundert zurückgeblieben und auf seiner orthodoxen Insel phlegmatisch zugesehen hat, wie es immer mehr isolirt wurde. Franz Lachner bleibt das große Verdienst, Beethovens Sinfonien und zahlreiche andere Meisterwerke in den Odeonsconcerten mustergiltig aufgeführt und das dortige Orchester zu einem virtuosen Interpreten seiner gewaltigen Auffassung gemacht zu haben; dafür sind ihm die Münchner noch auf lange zu Dank verpflichtet, und diejenigen darunter, welche das Antlitz schon jetzt der neuen Sonne zuwenden, verdienen deren wärmende Strahlen so wenig, als jene andern, welche die Augen absichtlich schließen.

Daß Franz Liszt von der ewigen Siebenhügelstadt aus keinen belebenden Einfluß auf seine Jünger mehr üben konnte, begreift sich leicht, und so waren diese höchstens auf dessen Werke hingewiesen, welche immerhin leuchtende Vorbilder waren in jenen Partien, worin das allgemeine Schönheitsgesetz zur Geltung gelangt, aber auch wie Sirenengesang verführerisch wirken konnten, wenn das specifisch Liszt'sche, nur diesem Genius Erlaubte nachgeahmt werden wollte. „Si duo faciunt idem, non est idem," und wenn ein Anderer Liszt's Eigenthümliches zu copiren versuchte, so lieferte er ein Zerrbild. Viele der Jünger glaubten den Meister zu erreichen, wenn sie in jeder Zeile mit irgend einer sich verkehrt oder gar nicht lösenden Dissonanz hereinplatzten, und zwar oft ganz unmotivirt; wenn sie jede schlichte Clavierphrase mit soviel Frisur „verunzierten," daß man deren ursprüngliche Physiognomie gar nimmer erkannte; wenn sie beim Beginn ihrer Partituren sechs Systeme für Blech bestimmten (vier Hörner, vier Trompeten, drei Posaunen und die vielgeliebte Tuba), ein embarras de richesse, der sie zwang, die dicksten Tonknäuel wie Tintenkleckse aufeinander zu kneten, um ja keine der theuern Blechzeilen leer zu lassen; wenn sie endlich so ungesangmäßig als möglich schrieben und sich dabei auf Beethovens letzte Werke stützten. Schier möchte es scheinen, als habe sich Liszt in Weimar gesagt: „Die ich rief die Geister, werd' ich nimmer los," und rasch entwich er, in der Weihrauchatmosphäre der Hierarchie jene verklärte, olympische Ruhe suchend und findend, welche seine in Rom geschaffenen Werke, wie z. B. das Ave Maria, auszeichnen.

Scheinen nun aber die meisten neudeutschen Tondichter, wenn sie in eben erwähnter Art schaffen, auf einem bedenklichen Holzwege begriffen, während sich auch die sogenannte Schumann'sche Schule in eine Sackgasse verfahren hat, wo sie weder vor- noch rückwärts kann — ihre neuen Produkte sprechen deutlich dafür — und während die Altconservativen auf ihrer Sandbank sitzen und vergeblich das Ablaufen des Stromes erwarten, wo wäre dann das Heil zu finden, das Heil einer gesunden, natürlichen Fortentwicklung? Antwort, wo alles Heil zu finden ist, in der Freiheit, das heißt: nicht in der schrankenlosen Willkür der souveränen Phantasie, sondern in der Freiheit des musikalischen Individuums, d. h. der einzelnen Stimme des Tonganzen, oder, um wissenschaftlich zu sprechen, in der Polyphonie. Durch die Hegemonie des Claviers, besonders seit Ueberhandnahme der Pedaleffekte, wurde die Pflege des Gesanges und der ebenfalls des innigsten subjektiven Ausdrucks fähigen Blas- und Streichinstrumente in den Hintergrund gedrängt, und der Akkord wurde Ausgangspunkt, statt Resultat zu seyn; der analytische Proceß trat an Stelle des synthetischen, das Gesuchte an jene des Gewachsenen, und ursprünglich claviermäßig concipirte Ideen wurden für's Orchester bearbeitet, wodurch der Satz für das Bogenquartett unnatürlich ward und dieses selbst dem Tonkörper keinen Stützpunkt mehr gewährte. Doch genug hievon; wenden wir uns zum Praktischen, und halten nach dieser Introduktion eine kurze Revue über die zu Carlsruhe gehörten Themas, jedoch nur bei jenen länger verweilend, auf welche die Einleitung nicht vollkommen anwendbar wäre.

Der Chef des großherzoglichen Hoftheaters hatte mit feiner Aufmerksamkeit für die musikalischen Gäste Glucks Armida als Festoper gewählt, welche die meisten noch gar nicht oder nur aus der Partitur kannten, und deren vortreffliche Inscenirung vor allem hervorzuheben ist. Das Solopersonal löste seine Aufgaben in würdiger Weise; die Repräsentantin der Armida, Frau Bartel-Boni, hatte die schwierige Aufgabe, die vielen kleinen Arien, die fast

alle nicht in Glucks damals schon reformirten Styl hereinpassen, auch zu dramatischer Geltung zu bringen, aber es gelang ihr größtentheils. Die G dur-Arie, eine fast Mozartisch schöne Nummer, sang Frau Braunhofer mit ergreifendem Ausdruck. Sehr gut waren auch die Chöre; störend war nur das häufige Herein- und Hinaustänzeln derselben, ebenso die aufdringlichen Posaunen im Orchester, von unbekannter Hand dazu geschrieben.

Nach der Oper begrüßten sich zum erstenmal die anwesenden Fremden im Lokale der „Eintracht." Da fragte denn Mancher vergeblich nach Richard Wagner, der in Hohen-Schwangau, und nach H. v. Bülow, der krank in München weilen mußte, statt die beiden Festconcerte zu dirigiren, oder nach Cornelius, Tausig, Damrosch und den vielen Andern, welche in Weimar zur Gründung des Musikvereins mitgeholfen hatten. Anwesend waren dagegen sämmtliche Componisten der aufzuführenden Orchesterwerke, deren Namen wir also bei Besprechung derselben nachbringen werden, dann die Comitémitglieder Brandel, Pohl, Gille, Riedel, Kahnt, ferner J. Brahms, M. Zenger, Weitzmann, Sherof, mehrere Professoren des Stuttgarter Conservatoriums, wie Bruckner, Lebert, Faißt, Stark, Speidel, Singer &c., nicht zu gedenken derjenigen, welche einen musikalischen oder rhetorischen Vortrag im Schilde führten. Ein Mißstand jedoch, der sich schon bei vielen ähnlichen Festen bemerkbar machte, ward auch hier wieder sehr fühlbar, nämlich der Mangel eines Nachfragebuches, durch welches die Festgäste bei Zeiten erfahren könnten, wer von den für sie interessanten, oft aber nur dem Namen nach bekannten Männern da wäre und wo er wohne. Die Herstellung eines solchen geschähe leicht, wenn man Jeden etwa bei Abholung der Festkarte seinen Namen und Gasthof in eine alphabetisch angelegte Liste eintragen ließe und diese im Bureau aufläge. Man ging dießmal an den bedeutendsten Persönlichkeiten unbekannt vorüber, so daß man die nationale Sitte der Tyroler Volkssänger herbeiwünschte, welche Namen und Herkunft vorn auf dem Leibgurt geschrieben tragen.

Schon am nächsten Morgen begannen die Concertproben, welche buchstäblich vor einem „Parterre von Tonsetzern und Dirigenten" stattfanden, und da dem Musiker eine Probe meistens interessanter ist, als die Aufführung, sich dabei auch manche pikanten Zwischenfälle ereignen, so erlaube man uns, auch die aufgeführten Stücke gleich nach ihrer in den Proben erfolgten Einreihung vorzunehmen. Der Eintretende erblickte auf der Bühne des großherzoglichen Hoftheaters ein imposantes Orchester schlagfertig aufgestellt; die kampferprobte Carlsruher Kapelle war verstärkt durch bewährte Kräfte aus Löwenberg, Weimar, Sondershausen, Mannheim und Stuttgart; als Hauptdirigent stand der biedere Max Seifriz am Pulte, ein erfahrener Leiter besonders „neudeutscher" Tonwerke, deren Zahl er durch eigene, zum Theil recht gelungene Produkte ansehnlich vermehrt hat. Nachdem er seine Schaar mit freundlichen Worten begrüßt und um Geduld gebeten hatte, begann das kühne Eingangsmotiv der Bülow'schen Orchesterballade: „Des Sängers Fluch." Aber gleich verstummte es wieder, da die Posaunen Schreibfehler hatten, und solche unvorhergesehene Cäsuren gab's gar oft; das ist der Musiker gewöhnt und freut sich noch, manche Stelle öfter zu hören, besonders wenn ihm Alles bei der Wiederholung noch besser gefällt, wie es hier der Fall war. Das erste marschähnliche Tempo (B dur), an Wagners schönste Sätze gemahnend, führt uns wohlgemuth in den Königssaal. Dort erklingt, zuerst in B mit dem Solovioloncell, dann in Des mit der Hoboe, der süße Minnesang, dem in D die Königin bezaubernd antwortet; immer seliger schwellen die Klangwogen, da fährt der König wild dazwischen; doch malt uns der Tondichter mit der Durchführung der schon gehörten Motive nur die allgemeine Unruhe und nicht, wie vielleicht klarer und präciser gewesen wäre, die wüthende Sprache des Königs; erst mit dem blitzenden Beckenschlag fährt das Schwert in des Jünglings Brust, und nun erhebt sich riesig (das Cellomotiv in B moll und Tripeltakt) die Gestalt des Harfners, in ergreifenden Harmonien Fluch und Verderben schleudernd. Bülow hat sich durch dieses herrliche Tonbild, sowie durch seinen Liederkreis: die Entsagende, mit dem dasselbe in Weichheit und Durchsichtigkeit wetteifert, zu seinem großen Vorbilde Fr. Liszt bereits in ein ähnliches Verhältniß gesetzt, wie Gade zu Mendelssohn, Marschner zu Weber, Schubert zu Beethoven steht. Welch eine Ideentiefe aber in der Uhland'schen Ballade liegt, zeigen außer der genannten die Compositionen von Esser, Schumann und Langert, welche, jeder in seiner besondern Behandlungsweise, durch diesen Stoff zu einer Meisterschöpfung begeistert wurden.

(Schluß folgt.)

Aus Spanien, August.

(Fortsetzung.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Während der lebhaften Conversation kam plötzlich durch das Fenster rechts ein prächtiger, lachender Kopf aus dem vordern Wagen, und gleich darauf ein zweiter links, ein himmlisches Mädchengesicht, Bruder und Schwester, die an unserer Unterhaltung theilnehmen wollten auf diese originelle Weise; Künstler, Virtuosen, Neapolitaner, welche ebenfalls nach der Havannah reisten, wie wir von dem Bruder erfuhren, welcher die Bekanntschaft so hübsch eröffnet hatte; es war eine Figur wie aus einer italienischen Novelle der Sand. Im freundlichsten Contraste erschien da die zuvorkommende Art der Welschen gegen die finster unzugängliche der spanischen Nation im Allgemeinen. Die Schwester, die Sängerin, entzückte den Einen meiner jungen Gefährten. „Monsieur est amateur," meinte Muñoz doppelsinnig. Die angenehme Gesellschaft wurde leider eben so schnell wieder aus einander gesprengt, wie sie sich zusammen gefunden hatte. Das sympathetische Geschwisterpaar trennte sich zuerst von uns, weil es den Zug wechseln mußte. Es war kein willkommener Tausch, daß zwei stämmige Mayorals bei uns einstiegen, Andalusier, die zu allen Fenstern hinausschrien: „Via, traiga cigarros!" (bringt Cigarren!) Sie schienen sich an die neue, passive Manier zu reisen noch gar nicht recht gewöhnen zu können. Dieß trieb mich, einen ruhigeren Waggon zu suchen; ich pries mein Geschick, einen ganz leeren zu finden — aber der Conducteur verweigerte mir den Eintritt: es sey nicht gestattet, unterwegs sich einen neuen Platz zu wählen. Cosa de España!

An einem Flusse trauerte die Ruine eines blitzgetroffenen Klosters. Man erzählte, daß in den nämlichen „tren," aus welchem ich gestiegen war, um in Burgos zu bleiben, der Blitz geschlagen habe, und auch heute überholte uns ein heftiges Gewitter, das jedoch eben so rasch, wie es herflog, wieder zerstob, etwa in der Nähe von Duenas oder Cabezon. Jetzt sollten sich auf einmal ganz homerische Scenen entrollen. Die Kirche hier, der Berg, alles braun in braun, alles von Einer Farbe, wie das ausgedehnte Gefild, in welchem die Männer auf einer Art kleiner Bankwägelein, „drillo," umherkutschiren, um die Frucht zu dreschen. Wieder auf andern Stellen wird das Getreide von Ochsen gestampft; und weiterhin beschäftigen sich verschiedene Bauerngruppen, das Sieb zu handhaben. Die Decoration wechselt. Valladolid stieg empor. Es darf sich in historischer und künstlerischer Bedeutung nicht mit Burgos messen, gewinnt aber an Lebendigkeit durch den Schienenverkehr. Einige Leguas entfernt, auf dem Wege nach Zamora liegt ein kleines, aber hochwichtiges Städtchen, Simancas, das Staatsarchiv. Ich bedaure es nicht, den Abstecher dahin unterlassen zu haben, seit ich zu Madrid einem vormaligen preußischen Abgeordneten begegnete, der einen Tag und unsinnig viel Geld daran wendete, eine Kutsche zu nehmen, welche ihn zu diesem weltlichen Allerheiligsten der Monarchie brachte, das sich unter siebenfachem Siegel begräbt, und wo man dem modernen Pilger auch nicht das geringste wahrhaft Merkwürdige an Handschriften zeigte. Von Interesse mußte es für ihn seyn, dort unsere Landsleute zu sprechen, die zwei stillen Forscher, gleichsam Eremiten der Gelehrsamkeit, die mit unermüdlicher, eigentlich nur deutscher Geduld und Aufopferung, obschon nach dem Vorgange des Amerikaners Prescott, Documente entziffern, zunächst in britischem Auftrag. Der eine dieser wackern Männer correspondirt für englische Journale. Der andere, ein Preuße, sah sich genöthigt, im Verfolg der Arbeit sich öfters an seine Gesandtschaft in Madrid um Vermittlung und Schutz zu wenden, wodurch auch bis zu uns später manchmal Kunde von ihnen drang. Man häuft den Märtyrern der Wissenschaft, welche in dem elenden Neste kaum existiren und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse auftreiben können, tausend Hindernisse auf den ohnehin mühseligen Weg. Als man merkte, daß sie einen Schlüssel zu der Geheimschrift gefunden hatten und zu dechiffriren begannen, nahm man ihnen die Aktenstücke weg und verbot ihnen Auszüge zu machen. Es kam so weit, daß sie den Beamten verklagen wollten, der gegen die ihnen ertheilte Erlaubniß der Regierung ihnen das zu den Studien erforderliche Material vorenthielt, sich hartnäckig weigerte, ihnen die gewünschten Mittheilungen aus dem Archiv zu gönnen. Die sanguinische Hoffnung, er werde wegen solcher Uebergriffe abgesetzt werden, dürfte sich wohl schwerlich erfüllt haben. Cosa de España! Ich möchte noch hinzufügen, daß zu meinem Leidwesen diese beiden Menschen die einzigen gewesen sind, von denen ich auch nur erfahren hätte, daß sie gegenwärtig auf der Halbinsel zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken reisten. Genau gezählt begegneten mir kaum drei Personen, die auch nur zum Vergnügen die Tour unternommen hatten. Alle andern waren nur Geschäftsreisende durch sämmtliche Register, oder sonst Industrielle, von denen immer einer den andern jagt, und unter welchen man Männer trifft, die noch vor vier Wochen in Rußland waren und in vier Wochen in Afrika seyn werden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. 7. Oktober 1864.

— I know him: —
A man of sovereign parts he is esteem'd,
Well fitted in the arts, glorious in arms:
Nothing becomes him ill, that he would well.
The only soil of his fair virtue's gloss
Is a sharp wit match'd with too blunt a will.
Shakespeare.

Beim Prinzen Friedrich von Augustenburg-Noer.

Reminiscenzen aus dem Jahr 1849.

Bei den gegenwärtigen Ereignissen in den Elbherzogthümern tritt das Haus Augustenburg, von dem seit dem Sturm des Jahres 1849 weniger mehr die Rede war, wieder in den Vordergrund. In der Zeit der Stille erinnerte ein Glied desselben, der Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer wieder an dasselbe, indem er vor drei Jahren mit seinem bekannten Buche, worin er seine Erlebnisse in den Jahren 1848 bis 1850 rückhaltlos schildert, und das wie eine platzende Bombe in die verschiedensten Kreise einfiel, nicht wenig Aufsehen erregte.* Der fast Verschollene, von dem verhältnißmäßig nur Wenige wußten, wo und wie er existirte, stand nun wie ein deus ex machina sammt seiner Vergangenheit wieder vor dem wohllöblichen Publikum, und mußte nun, wie jeder andere Autor, die verschiedensten Glossen über sich und das Produkt seiner Feder ergehen lassen. Dabei tauchten denn natürlich die verschiedensten Ansichten und Urtheile über seine Persönlichkeit und seinen Charakter auf, und wenn dabei auch manches als treffend bezeichnet werden kann, so zeugte auch vieles wieder vom Gegentheil, und namentlich davon, daß mancher, der sich ein Urtheil, und wohl gar ein strenges, über den fürstlichen Schriftsteller erlaubte, diesen entweder nur wenig oder gar nicht kannte. Prinz Friedrich ist ohne Zweifel eine der hervorragenden Persönlichkeiten seines Hauses, er ist mit Verstand, scharfer Beurtheilungskraft und festem Willen begabt, und daß er von diesen Gaben Gebrauch zu machen weiß, hat er im Drange schwerer Zeiten bereits hinlänglich bewiesen.

Den Menschen als solchen lernen wir weniger im weltlichen Verkehr als in seinem häuslichen Wirken und Walten näher kennen. Hier gibt er sich gewöhnliche, wie er ist. Im Jahr 1849 war ich fünf Wochen unter des Prinzen gastlichem Dache, aß jeden Mittag und Abend an seinem Tische und verkehrte auch sonst vielfach mit ihm. Es gelang mir, sein Vertrauen und seine Zuneigung zu gewinnen, und so darf ich mir wohl erlauben zu sagen, daß ich diesen fürstlichen Herrn etwas näher zu kennen die Ehre habe. So will ich ihn denn kurz und einfach so schildern, wie ich ihn gefunden habe und wie mir Erinnerungen und mein damals geführtes Tagebuch dieß und jenes noch an die Hand geben.

---

* Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg-Noer (geb. 1800) ist der jüngere Bruder des Herzogs Christian, des Vaters Herzogs Friedrich, des gegenwärtigen Prätendenten, so wie der Bruder der Gemahlin Christians VIII., Königs von Dänemark.

Vor einigen Jahren erschienen: „Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer aus den Jahren 1848—50. Zürich 1861.“

Am 23. Mai 1849 waren die Compagniechefs in's Stabsquartier beordert worden. Unser Commandeur theilte uns hier mit, daß das Bataillon am nächsten Tage seine Quartiere wechseln würde, und bestimmte diese. Wir zählten zur Reservebrigade unter dem Herzog von Coburg-Gotha, dessen Bestimmung war, das nach Nordost in die See vorspringende Stück Land zwischen der Kieler und Eckernförder Bucht zu besetzen und eine Landung der Dänen in der einen oder andern möglichst zu verhindern. Gewöhnlich wurden alle vier Wochen die Quartiere gewechselt. Bei dem jetzigen Umzuge war es mir aufgefallen, daß, während drei Compagnien unseres Bataillons die Ostküste von Holdenau bis Alt-Bülk besetzten, ich mit einer Compagnie, der zweiten, an die entgegengesetzte Seite beordert wurde, und so, bei einer Entfernung von anderthalb Meilen, außer aller Verbindung kam. Unser Oberst hieß mich, als er die andern Capitäns entließ, zurückbleiben und erörterte mir nun folgendes: Der Prinz Friedrich, der damals auf seiner Besitzung Noer lebte, habe, da diese sehr exponirt sey, um eine Besatzung gebeten. Ich würde dort eine Compagnie des Bataillons G.... ablösen. Meine Stellung, meinte er, wäre zwar eine ziemlich exponirte und ich hätte wohl auf meiner Hut zu seyn, da dort den Dänen mehrere Punkte zur Landung günstig seyen; doch dafür erhielte ich vier berittene Ordonnanzen zugetheilt, durch welche ich leicht Meldung machen oder allarmiren lassen könnte. Was den zweiten Punkt betraf, so spielte darin der Prinz von Noer und sein Sekretär die Hauptrolle. Mein Chef theilte mir mit, mit dem fürstlichen Herrn sey nicht gut Kirschen essen; er sey heftig, aufbrausend und zuweilen mehr als derb. Sein Sekretär ahme ihm darin getreulich nach, und da die bisher dort gelegene Abtheilung des Bataillons G.... nicht zum besten verpflegt worden sey, so habe es zwischen dieser und der Verwaltung allerlei Reibereien gegeben, die von Seiten der ersteren sogar in einige Excesse übergegangen seyen. Er überlasse nun das Weitere meinem Ermessen und Takt, d. h. mit andern Worten: hilf dir selber!

Diese Auspicien verhießen nun allerdings wenig Lockendes, doch war mir nichts weniger als bange vor der Lösung meiner Aufgabe. In Kriegszeiten läßt sich schon ein Wort mit dem Quartierträger sprechen, wenn man die Grenzen der Billigkeit nicht überschreitet, keinen Standesunterschied macht und das Wohl seiner Untergebenen zunächst im Auge behält. Kaum in mein Quartier im reizenden Wick, zwischen Kiel und dem Kanal gelegen, zurückgekehrt, versammelte ich mein Häuflein zum Appell und machte es mit dem bevorstehenden Abmarsch bekannt, sowie mit Manchem in Betreff der neuen Verhältnisse. Namentlich warnte ich vor aller Selbsthülfe und Reiberei, und befahl, wenn etwas nicht in Ordnung befunden werden sollte, solches mir zu melden, worauf ich gewiß Abhülfe schaffen würde. Auf meine braven und mir ganz ergebenen Thüringer konnte ich mich vollkommen verlassen; sie standen zum größeren Theil seit dem Sommer 1848 bei der Fahne, hatten sich bei allerlei Wirren und Anfechtungen des Sturmjahres, sowohl im kleinen Land, wie als „Reichstruppen," treu und fest bewährt und immer den besten Willen und Ordnungsliebe gezeigt. Deßhalb waren sie auch bisher von allen Quartierträgern gut aufgenommen worden.

Es war ein schöner, klarer Maimorgen, als wir unser liebes Wick verließen. Die braven Bewohner hatten den scheidenden Gästen Brodbeutel und Feldflaschen wohl gefüllt, und munter, abwechselnd singend, zogen wir bald zwischen Knicks, bald durch Wäldchen dem neuen Bestimmungsort zu. Als wir gegen Mittag in die Nähe der Westküste kamen, ritt ich ein Stück voraus, mich mit der Gegend einigermaßen vertraut zu machen. Etwa eine kleine halbe Stunde vor Noer begegnete mir eines der Fuhrwerke, wie sie dort üblich sind, ein einfacher etwas hochräderiger Korbwagen mit zwei freien Sitzen. Im vordern saß ein schon etwas ältlicher Herr mit vielem Bartwerk und einer Mütze mit den schleswig-holsteinischen Farben, der ein paar schöne Rosse lenkte; neben ihm saß eine schmächtige Dame in dunkler Kleidung. Den hintern Sitz nahm ein Diener ein. Der Herr musterte mich ziemlich scharf, als er in meine Nähe kam, und ich besah mir ihn ebenfalls. Beim Begegnen grüßte er ziemlich freundlich, ebenso die Dame.

Bald ritt ich in den schönen Park von Noer ein, während der gewöhnliche Weg außen herumführt. Durch eine Allee altehrwürdiger Linden ritt ich dem stattlichen Schlosse zu, und hier angekommen, fragte ich nach dem Prinzen, dem ich die Ankunft der Compagnie im voraus melden wollte. Man erwiederte mir, Seine Durchlaucht sey ausgefahren, es sey aber der Herr Secretär da, ich möge mich nur an diesen wenden, da ihm das Unterbringen meiner Mannschaft übertragen sey. Das paßte nun weniger in meinen Kram, denn nach dem was ich über diesen Mann gehört, hätte ich mich gern mit dem Prinzen selbst verständigt.

Bald darauf stieß ich mit dem Secretär zusammen. Es war ein schmächtiger, hoch blondhaariger Dreißiger, der ziemlich kurz angebunden schien. Nach der ersten Begrüßung, die beiderseitig ziemlich einsylbig war, forderte ich ihn auf, mir die Lokale zum Unterbringen

meiner Mannschaften zu zeigen. Der Blonde führte mich, nachdem ich mein Pferd abgegeben, an das Ende des schönen und weiten Oekonomiehofs und hier in einen großen, gewölbten Kuhstall, der für nicht weniger als 300 Stück bestimmt war. Es war darin kalt und zugig und ein starker Geruch zeugte noch von seinen früheren Bewohnern, obgleich diese schon seit Anfang des Monats in den Koppeln bivouakirten, wie das im Verlaufe des ganzen Sommers dort üblich ist. Ich erklärte kurz und rund heraus, ich fände dieses Lokal für meine Leute nicht passend und erbitte ein anderes. Der Blonde machte ein etwas erstauntes Gesicht über meine Anmaßung und sagte achselzuckend, er habe über kein anderes Unterkommen zu verfügen. Ich erwiederte kurz, dann werde ich selbst eines suchen und schon finden. Der Mann konnte nicht begreifen, warum ich etwas vor der bisherigen Besatzung voraus haben wolle, die es sich doch auch habe gefallen lassen. Ich antwortete, die Ansichten seyen verschieden und ich habe eben eine andere.

Mittlerweile war die Compagnie eingerückt. Gern hätte ich der erhitzten und ermüdeten Mannschaft sofort ihren Ruheplatz angewiesen, aber so mußte sie bis auf Weiteres noch unter'm Gewehr verbleiben.

Unterdeß hatten wir die Kuhräume, die für ihre Bestimmung an eine Art Eleganz streiften, für einen menschlichen Aufenthalt aber eben doch nicht geschaffen waren, verlassen. Der Secretär hielt mir nun einen vollgeschriebenen Papierbogen vor, mit der Bitte, denselben zu lesen. Ich fragte, was das sey? Das Reglement, war die Antwort. So sehr mich die Benennung auch befremdete, wollte ich doch einen Blick hineinwerfen, um zu sehen, was denn dieses „Reglement" enthalte. Das Ganze bestand aus so und so viel Paragraphen über Verpflegung und Verhalten der Mannschaften. Ueber erstere ging man sehr kurz weg; die Leute erhielten auch keinen Schnaps mehr, als sie vorschriftsmäßig zu fordern hatten. Was sie sonst brauchten, Milch, Butter, Eier, Käse und dergleichen erhielten sie, und zwar gegen eine vorgeschriebene Taxe, für ihr gutes Geld. Hinsichtlich des Benehmens waren mehr Paragraphen abgefaßt: da sollte kein Mann in den Park, in die Nähe des Schlosses; alles Singen und Pfeifen war streng verpönt, die Milcherei, in der ein halbes Schock Mädchen hauste, war, wie dort überall, auch hier besonders „Tabu."

Lächelnd gab ich das Papier zurück und fragte, von wem dieses Machwerk sey? Er warf sich erzürnt in die Brust und erwiederte etwas heftig: „So ist es der Wille Sr. Durchlaucht des Prinzen." — „So sagen Sie denn Ihrer Durchlaucht," erwiederte ich etwas gereizt: „über das Benehmen meiner Leute habe ich zu verfügen und kein Anderer." Von einem solchen „Reglement," wie er es nenne, könne ich keine Notiz nehmen, möge es gemacht haben, wer da wolle. Uebrigens könne ich ihm versichern, daß wir bisher von jedem Bauern, der uns wohl oder übel habe aufnehmen müssen, freundlicher empfangen worden als hier, und der Prinz habe doch im eigentlichen Sinne keine Einquartierung, die Mannschaften, die hieher kommen, habe er sich lediglich zu seinem Schutze erbeten. Bisher habe uns noch kein Bauer für das, was er seiner Einquartierung über die Vorschrift gegeben, etwas abverlangt.

Dergleichen Redensarten warf ich dem langen Blonden noch mehr an den Hals, der auf so etwas nicht vorbereitet schien. Er sagte nun: er wolle mit dem Prinzen sprechen, ich möge daher etwas verziehen. Er kam nach einiger Zeit zurück; er hatte den inzwischen zurückgekehrten Prinzen gesprochen und forderte mich nun auf, ein anderes Lokal zum Unterbringen meiner Mannschaften zu besehen. Er führte mich auf den geräumigen Boden einer Remise, der zur Aufspeicherung des Getreides diente. Die Frucht sollte entfernt werden. Der weite Raum war hell, mit Fenstern geschlossen, gedielt, und drüber wölbte sich gemächlich ein dichtes Strohdach. Der Platz war passend, und eh' eine Viertelstunde verging, waren meine Leute daran, sich Stroh und Anderes herbei zu schleppen und sich mit möglichstem Comfort einzurichten; es wurde gesägt und gehämmert und bald hatte der vorher nüchterne Bodenraum das bunte Ansehen eines Kasernensaals.

Nach Noer selbst legte ich mich nebst dem Oberlieutenant und 50 Mann. Ein Offizier und 50 Mann wurden nach Krusendorf und Grünewald, eine halbe Stunde nördlich, und ein Sergeant mit 30 nach Lindhöft, eine halbe Stunde südlich von Noer, detaschirt. Sämmtliche Orte liegen an der Küste und gehören zu den Besitzungen des Prinzen. Als die Detachements abgegangen waren, wurden die Posten längs der Küste ausgestellt und in Noer selbst eine Wache bezogen.

Nachdem das Nöthigste im Dienste der Bellona abgethan war, kam die Reihe des häuslichen Niederlassens auch an uns Offiziere. Wir wurden in unser Quartier eingewiesen, das sich in einem langen Seitenbau unweit des Schlosses befand. Kaum waren wir da, so erschien der Haushofmeister des Prinzen und lud uns zur Tafel auf Abends 5 Uhr ein. Ich lehnte für mich und meinen Premier höflich dankend ab, da wir dienstlich noch behindert seyen. In der That war von einer besseren Verpflegung meiner Leute, sowie

einer Abänderung des sogenannten „Reglements“ noch keine Rede gewesen, und so lange man sich nicht dazu bequemte, wollte ich mir weder Verbindlichkeiten auferlegen lassen, noch mir meiner Mannschaft gegenüber ein Bene thun.

Es mochte Mittag gegen ein Uhr seyn, und der knurrende Magen begann sein Recht geltend zu machen. Ich schickte in Ermangelung eines Gasthauses in die Meierei, ließ nach dem „Reglement“ für einige Schillinge Butter durch meinen Diener holen, der von seinem Commisbrod dazu hergab, und einige Flaschen Rothwein, die ich im Fourgon hatte, mußten ebenfalls herbei. Die herrliche frische Butter kam auf einem irdenen Teller an, und wir machten uns mit unsern Taschenmessern mit gutem Appetit an unser frugales Mahl. Als wir im besten Zuge waren, erschien unser langer Blonder, der die Augen aufriß, als er uns so diniren sah.

Seine erste Frage war, wo wir das her hätten? „Das haben wir für unser Geld nach Ihrem Reglement aus der Meierei holen lassen.“ — „Und da schickt man Ihnen einen so schlechten Teller?“ — „Wir sind damit ganz zufrieden, er ist reinlich.“ — „Aber warum haben Sie nicht in die fürstliche Küche geschickt; die Herren Offiziere haben natürlich freie Verpflegung.“ — „Verbindlichsten Dank; aber bei uns ist es nicht Sitte, daß im Felde die Offiziere vor den Soldaten etwas voraus haben wollen. Wir werden uns selbst verpflegen. Doch was ist Ihr Anliegen?“

„Seine Durchlaucht lassen den Herrn Hauptmann fragen, was Sie eigentlich wünschen; Sie wollen billigen Forderungen in Betreff der Leute gern entsprechen.“ Ich entgegnete, ich habe keine Vorschriften zu machen, doch dürfte ich billigerweise wohl das für meine Leute beanspruchen, was diese bei jedem Bauern, auch dem unbemittelteren, erhalten haben. Auf weiteres Befragen nannte ich das nun und Alles wurde sofort bereitwilligst zugestanden. Als sich der Secretär empfohlen, sagte ich zu meinem Premier: „So, nun ist Alles klar, und nun wollen wir uns auch in Staat werfen und den Herrschaften unsere Aufwartung machen.“

Als wir hinüber in's Schloß kamen, wurden wir in's Boudoir der Prinzessin geführt. Sie empfing uns, in einem Fauteuil sitzend, auf das freundlichste und gab uns mit der Hand ein Zeichen, Platz zu nehmen. Kaum waren einige Worte gewechselt, so trat der Prinz ein. Nachdem ich diesem meinen Oberlieutenant vorgestellt, fragte er mich, ob Fräulein v. C., die Hofdame bei seiner Schwester (der Wittwe Christians VIII.) gewesen, mit mir verwandt sey? Ich erwiederte, es sey meine Tante gewesen. Darauf reichte mir der Prinz die Hand und sagte: „Nun, so begrüße ich Sie denn als alten Bekannten, denn wir haben Ihre selige Tante sehr lieb gehabt.“ Man setzte sich wieder und in munterer Conversation blieben wir ziemlich lang beisammen. Ehe wir uns entfernten, fragte uns der Prinz, ob wir zu Mittag bei ihm, oder auf unsern Zimmern essen wollten. Wir baten, seiner erstern Einladung folgen zu dürfen, und er erwiederte darauf, er bitte uns, ein für alle mal während unserer Anwesenheit zu Mittag seine Gäste seyn zu wollen. So endete das erste Zusammentreffen besser, als wir gedacht. Von dem Vorgefallenen war von beiden Seiten nicht ein Wort gefallen.

Kaum hatten wir uns in unserem neuen Quartier umgezogen und wollten eben daran, uns etwas häuslich einzurichten, als ein Lakei angestürzt kam und mich augenblicklich zum Prinzen beschied. Als ich im Schlosse ankam und nach seinem Zimmer fragte, antwortete man mir, Durchlaucht befinde sich oben auf dem Boden. So überraschend mir der prinzliche Aufenthalt schien, so eilte ich doch die Stiegen weiter hinauf, bis ich am Ende unter mächtigem Sparrwerk den Prinzen an einer Dachlüke mit einem großen Fernglas stehen sah. Hinter ihm waren der Arzt, der Secretär und noch einige Individuen. Der Prinz war eben mit einem und dem andern in einer lebhaften Unterredung. Als er meiner ansichtig wurde, fragte er mich: ob denn meine Feldposten nicht gemeldet, daß dänische Kriegsschiffe sich näherten? Ich verneinte das. „Nun denn, so überzeugen Sie sich selbst,“ und dabei trat er von der Dachlüke zurück und schob mich dahin.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich hier etwas, was meinem Blick bisher nicht begegnet war: ein mächtiges Kriegsschiff, von einem Dampfer geschleppt. Weiter zurück zeigten sich noch zwei Schiffe, die aber ruhig zu liegen schienen. „Welche Anstalten wollen Sie nun treffen?“ fragte der Prinz. — „Durchlaucht wollen hier selbst befehlen,“ erwiederte ich. „Es ist zum erstenmal, daß ich unter solchen Umständen an ein Gestade versetzt werde und gegen feindliche Schiffe operiren soll. Durchlaucht sind General und kennen das alles besser, ich bitte daher gehorsamst um Ihre Weisungen.“ — „Nun denn, so fertigen Sie eiligst Ordonnanzen an den Herzog von Coburg und Ihren Commandeur ab, und lassen Sie die Kerls reiten, was das Zeug hält, denn in einer halben Stunde können die Schiffe vor Noer seyn und uns mit Bomben begrüßen.“ — Ich eilte dieses auszuführen und nach wenigen Minuten jagten zwei hanseatische Dragoner ventre à terre nach verschiedenen Richtungen aus Noers Hof. Meine Mannschaft ließ ich unter's Gewehr

treten und den beiden Detachements schickte ich Ordonnanzen mit der Weisung zu, sich eiligst nach Noer zu ziehen.

Als das abgemacht war, eilte ich wieder hinauf zum Prinzen auf den Boden, der seine Beobachtungen eifrigst fortsetzte. „Sehen Sie," sagte er, „der Däne steuert jetzt direkt auf Noer zu. Es ist das Linienschiff „Skiold." Betrachten Sie sich den Burschen einmal näher durch's Fernrohr." — Das Schiff war schon so nahe, daß man die Mannschaften auf dem Verdeck sehen konnte. Durch das treffliche Instrument konnte man alles deutlich gewahren, was dort vorging. Es ging auf dem Verdeck ziemlich lebendig her; ein Theil der Mannschaft trieb sich durcheinander, während die andern in Gruppen beisammenstanden. Wieder ließ ich das unbewaffnete Auge über die weite Seefläche schweifen. Da bot sich mir ein Bild, das meinem Gedächtniß nimmer entschwinden wird. Die Luft war klar und sonnig, dabei fast windstill. Die See lag ruhig da wie ein Spiegel. Langsam und ohne das geringste Schwanken zog der Koloß heran, die Segel schlaff herabhängend und durch den ebenen Spiegel der See eine mächtige Wasserfurche ziehend. Vor dem Riesen mühte sich ein ansehnlicher Dampfer ab, diesen zu bugsiren. Man sah und hörte, wie sauer es dem Burschen wurde, seinen schwerfälligen Gefährten vorwärts zu bringen. Mächtig schaufelten die Räder im flüssigen Element, das wie Goldfunken im Sonnenlicht aufspritzte; zum Schlot hinaus wölkte sich dichter schwarzer Rauch und deutlich hörte man das starke Pusten und Keuchen der Maschine. Hell blitzten hie und da die Geschützröhren auf dem Deck und aus den Luken gähnten die gewaltigen Feuerschlünde. Meine Umgebung mochte sich gleichen Eindrücken hingeben, denn eine Zeitlang wurde kein Wort hörbar. Man erwartete bestimmt eine Landung oder mindestens einen Gruß mit Bomben.

Da unterbrach der Prinz die Stille: „Der Skiold wendet, er zieht wieder ab!" — Man hörte, wie sich ein Seufzer seiner kräftigen Brust entrang. — Wirklich wendete der Koloß in weitem Bogen und bald war er hinter dem waldigen Vorsprung den Blicken entschwunden. Es wurden nun allerlei Glossen über diesen Besuch par distance gemacht. Der Prinz meinte, man habe mit einer Excursion eine Recognoscirung verbinden wollen, da die Dänen jedenfalls von einem Truppenwechsel in dortiger Gegend unterrichtet gewesen wären. Meinen Vorgänger Hauptmann v. B. hatten sie auch begrüßt. Als dieser eben seine Posten ausstellen ließ, schickte ein eben dort herumstöberndes Schiff eine Kartätschenladung herüber, die aber in den bewaldeten Rand der Küste einschlug. Als Hauptmann v. B. selbst herbeieilte, erwies man ihm die Ehre mit einer Vollkugel, die aber ebenfalls bedeutend zu kurz kam.

Um fünf Uhr wurde gespeist. Es war eben Besuch da, ein englischer Capitän K . . . mit Frau und Tochter. Man versammelte sich in den Gemächern der Prinzessin, die, von Gicht gelähmt, von ihrem Rollstuhl aus die Eintretenden freundlich empfing. Der Prinz selbst rollte sie, wenn das Serviren gemeldet war, selbst in den Speisesaal. Dieser und die Gemächer der Prinzessin befanden sich im Erdgeschoß. Bei günstiger Witterung wurde die große, breite Glasthüre geöffnet. Der Blick schweifte da hinaus ins Freie über herrliche Baumgruppen, grüne Matten und die blaue Meeresbucht. Die Prinzessin saß am einen schmalen Ende der Tafel, am andern der Prinz. Neben diesem stand eine große silberne Schelle, mit der er das Zeichen zum Wechseln der Gerichte und zum Aufheben der Tafel gab. Die vornehmsten Gäste wurden neben die Prinzessin gesetzt. Nach Tische rollte der Prinz seine leidende Gemahlin wieder in ihre Gemächer, wo der Kaffee eingenommen wurde.

Wir waren Abends jedesmal beim Thee, wurden aber hiezu besonders eingeladen. Auch der Arzt, der Secretär, der Informator und die Gouvernante der jungen Prinzessin wurden hinzugezogen. Ich trinke Abends, namentlich spät, Thee nicht gern. Der Prinz, der dieses bemerkte, fragte mich, ob ich ein Glas Wein vorziehe? Als ich auch dafür dankte, fragte er, wie ich denn Abends zu leben gewohnt sey? Ich möge mich durchaus nicht geniren. Da sagte ich denn, mir als gutem Thüringer munde und bekomme Abends ein Glas Bier am besten. „Das sollen Sie haben," erwiederte er freundlich; „aber erst morgen Abend, denn das habe ich nicht im Hause. Mein Haushofmeister wird Ihnen morgen einen guten Tropfen Bayerisches aus Kiel kommen lassen." — So geschah es denn auch, und von nun an stand allabendlich eine Flasche des edeln Gerstensaftes, mit Korkzieher am Halse, an meinem Platze und dabei ein Imbiß von kaltem Braten und herrlicher frischer Butter, während die andere Gesellschaft zu ihrem Thee mit Backwerk regalirt wurde. Mein Oberlieutenant, der nicht weniger wie ich der Gabe des Gambrinus huldigte, aber durch Zurückhaltung den passenden Moment versäumt hatte, sah sehnsüchtigen Blickes nach meiner Flasche herüber. Aber eine Entschädigung blieb ihm noch, für die ich Sorge getragen. Kamen wir gegen 11 Uhr Abends vom Thee in unsere Klause, so fanden wir noch einen Schlaftrunk, wie zur alten edeln Ritterzeit üblich war, auf unserem Tische. Gewöhnlich leistete uns noch der Hausarzt,

ein angenehmer und geselliger junger Mann, der im vorigen Jahr den Feldzug der Holsteiner unter des Prinzen Führung beigewohnt hatte, Gesellschaft. Bei einer Cigarre wurde dann noch ein Stündchen oder mehr gemüthlich verplaudert.

An Tafel und Thee nahm auch die junge Prinzessin Luise Theil. Die Prinzessin, damals dreizehn Jahre alt, war ein allerliebstes Kind. Frisch und rosig, wie der jugendliche Mai, stand sie an der Grenze der Kinderjahre. Es war eine liebliche Erscheinung. Schlank wie eine Sylphide, bewegte sie sich mit graziöser Leichtigkeit. Das volle blonde Haar glänzte wie Gold und ein paar herrliche große blaue Augen strahlten Herzensgüte und Lebenslust. Zuweilen blickte auch der Schalk recht merklich heraus. Als Gespielin in der Abgeschiedenheit war ihr die Tochter des Försters beigegeben, etwa ein Jahr älter. Diese genoß auch den Unterricht mit. Es war eine muntere, blühende Brünette. — Der Sohn, Prinz Friedrich, damals 19 Jahre alt, stand mit der schleswig-holsteinischen Armee im Sundewitt. Er hatte, wie alle edleren Jünglinge aller Stände seines unglücklichen Landes, die Waffen gegen den Erbfeind ergriffen und stand als Lieutenant bei den Dragonern. Er lag damals am kalten Fieber darnieder.

Die Tafel war gut und kräftig, meist nach englischer Küche. Alles war fürstlich anständig, aber ohne Luxus. Als Getränk kam für gewöhnlich nur ein guter Rothwein auf den Tisch. Nur wenn vornehmere Gäste anwesend waren, gewöhnlich Sonntags, wo der Herzog von Coburg mit einigen Offizieren seines Stabes oder einige benachbarte Gutsbesitzer geladen waren, wurde noch ein Dessertwein gereicht. Champagner habe ich nie gesehen.

Bei Tische, wie auch Abends beim Thee, war die Unterhaltung fließend und heiter. Wenn auch der Prinz mitunter sich etwas verstimmt an die Tafel setzte, was man ihm leicht anmerkte, machte gewöhnlich nach kürzerer oder längerer Schwüle die Munterkeit ihr Recht geltend. Entweder ließ er irgend ein Ventil los, durch das der innewohnende Aerger entströmte, oder er ging nach einigen witzigen oder selbst beißenden Bemerkungen in's Heitere über. An Veranlassung zu allerlei Aergerniß mangelte es freilich damals nicht. Der Prinz war noch, wenn ich nicht irre, Mitglied der Ständeversammlung, die in Schleswig tagte und wohin er oft ging. Er verfolgte überhaupt alle Vorgänge auf dem politischen Felde wie auch auf dem Kriegstheater mit gespannter Aufmerksamkeit. Da nun damals auf beiden Gebieten allerdings mancher Bock geschossen wurde und des Prinzen klarer und praktischer Verstand immer das Richtige herausfand, so konnte es an scharfen Kritiken von seiner Seite nicht fehlen. Da er sich nun bei seinem lebendigen und oft übersprudelnden Naturell nicht immer die Mühe nahm, seine Worte abzuwägen, so donnerte er gewöhnlich eine scharfe Philippica rücksichtslos heraus. Er kannte da kein Ansehen der Person, und bei seinem guten Gedächtniß gab er von dieser und jener bekannten Persönlichkeit hie und da eine Anekdote zum besten. Die derbsten Titulaturen wurden dann Manchem, der eine ganz andere Meinung von sich hatte, an den Hals geworfen. Auch die Seinigen, so lieb er sie hatte, schonte er nicht immer. Als eines Sonntags der Herzog und andere Geladene mit speisten, wurde die kleine Prinzessin, mit der sich der Herzog, neben dem sie saß, neckte, munterer und mochte etwas zu laut lachen. Der Prinz wurde darauf aufmerksam und fragte, was es gebe? Der Herzog antwortete, die Prinzessin habe ihm über etwas keine Schmeichelei gesagt. „J, so nehmen Sie sie doch bei den Ohren!“ meinte Papa. Die arme Prinzessin war wie mit Purpur übergossen und blieb bis zum Schluß der Tafel einsylbig und schüchtern.

Aber auch im Scherz extravagirte der Prinz nicht selten, und wehe dem, den er zur Zielscheibe genommen und der die Pfeile nicht abwehren konnte! Seine Sticheleien gingen da zuweilen in's Unbarmherzige. Auch gegen mich ließ er hie und da seiner Laune, aber in harmloserer Art, den Lauf. Als ich einst nach einer felddienstlichen Uebung mit stärkerem Appetit und Durst als gewöhnlich zu Tisch kam, setzte man mir die zweite Flasche vor. Der Prinz, der dieses bemerkte, rief mir von der untersten Tischecke laut vor Allen zu: „Nein, was aber der Hauptmann heute consumirt! Der trinkt ja wie ein Loch!“ Ich ließ mich jedoch nicht beirren und erwiederte: „Ja, Durchlaucht, wer kann für Durst und guten Wein!“ Der Prinz lachte und sagte: „Nur zu, bester Hauptmann! Es freut mich, wenn es Ihnen an meinem Tische schmeckt und ich machte es Ihnen gerne nach, wenn ich dürfte; aber ich muß mich vor geistigen Getränken etwas hüten.“ Nun fing er alsbald an auf die Dänen zu schimpfen, die ihm mehrere tausend Flaschen des guten Bordeaux, die er im Schloß Gottorp habe zurücklassen müssen, geleert hätten. „Wenn die Canaillen,“ fuhr er fort, „nur wenigstens gewußt hätten, was sie getrunken, und hätten es mit Verstand gethan!“

An Tischgästen fehlte es nicht. Nicht selten wurden die Offiziere der in der Nähe liegenden Truppen, die ihre Aufwartung gemacht, oder sonst nach Noer kamen, zu Tische geladen. Ich erinnere mich noch eines alten braven Rittmeisters der Hanseaten, der

Ueber Goethes Faust noch einmal.

Versuch eines abschließenden Wortes.

(Schluß.)

Zweifelhafter bleibt das Gelungenseyn der Einordnung der Brockenscene zwischen die tragisch ergreifenden Situationen der über Gretchen hereinbrechenden Katastrophe. Zwar haben wir das Zeugniß eines sicherlich competenten Beurtheilers, des sinnig empfindenden Zelter, der gleich nach der ersten Lektüre an Goethe schrieb: „Gewaltsam erschüttert durch und durch hat mich die Brockenscene; der Anblick des unglücklichen Gretchen hat mich fast trostlos gemacht; so leicht es angedeutet ist, so ungeheuer ist die Wirkung.“ Er meint die Vorspiegelung der Gestalt des gefesselten, dem blutigen Verbrechertode geweihten Mädchens und ihrer Reize inmitten jenes wüsten diabolischen Zaubergewirrs in der gespenstischen Erscheinung der „Lilith;“ und er würde Recht haben, wenn diese Spiegelfechterei der Hölle, und was zu ihrer Einführung gehört, den alleinigen Inhalt des grauenvollen Auftritts bildete. Aber der wohlwollende Kritiker selbst findet sich genöthigt einzugestehen, „daß er noch nicht alles versteht,“ und einem für den Dichter minder voreingenommenen Leser wird man es wohl nicht verargen dürfen, wenn er, hingerissen von der Gewalt der Poesie in den umgebenden Scenen zu leidenschaftlichem Mitgefühl an dem herzzerreißenden Geschick der Dulderin, dieser gefallenen, aber in dem Falle selbst sich durch die unverwüstliche Güte ihrer Natur über den Fall erhebenden Engelsseele, den anderweiten heterogenen Inhalt jener toll humoristischen Zauberscenen, die witzig ironische Darstellung des dem wilden Hexenspuk als so verwandt geschilderten Aberwitzes menschlichen Thuns und Gebahrens in zum Theil ganz individuellen, anekdotenhaft historischen Anspielungen, so geistreich sie ist, hier doch nur als eine Störung empfindet.

Ueber den zweiten Theil, über den so viel zu sagen wäre, muß ich mich, der nothwendigen Schranken eines Aufsatzes, wie der gegenwärtige, eingedenk, kurz fassen. Wo dieses wunderlich verschränkten Gedichtes Kern zu suchen sey, der Kern, der durch einen organisch psychologischen Proceß allmählig abgelöst von der Handlung des ersten Theils, sich zum Lebenskeime eines in seiner vollendeten Ausbildung so gut wie selbstständig dem ersten Theile gegenüberstehenden künstlerischen Organismus aufgeschlossen hat, das kann dem aufmerksamen Betrachter, demjenigen wenigstens, der zugleich die Lebensgeschichte, die geistige und sittliche Lebensentwicklung des Dichters kennt und beachtet, mit nichten zweifelhaft seyn.

Das sinnbildlich-phantasmagorische, romantisch-classische Zwischenspiel Helena bildet diesen Kern. Die magische Vermählung des Faust mit dem durch schwarze Höllenkunst heraufbeschworenen Zauberbilde der griechischen Heroine ist der alleinige Zug, welchen die alte Faustsage hergegeben hat zu den in so tiefsinnigen und zugleich so farbenreichen Luftgebilden gaukelnden Allegorien dieser wundersamen Dichtung. Alle andern Züge, auch die hin und wieder mit geflissentlicher Absichtlichkeit dem Zeitalter der Sage, den Weltzuständen dieses Zeitalters angepaßten, sind in völlig freier Erfindung hervorgegangen aus der mit den unerschöpflich reichen Schätzen einer in ihrer Art ganz einzigen, so noch nie dagewesenen Selbst- und Welterfahrung, Selbst- und Weltbeobachtung spielenden Imagination des Dichters.

Als brauchbar für seine Dichtung, als unentbehrliches Ingrediens derselben war jener Zug schon frühzeitig von dem Dichter ergriffen und für den Fortgang des Werkes zu einer Aufgabe poetischer Ausgestaltung gemacht worden. Er hatte an dessen Ausführung Hand angelegt schon zu derselben Zeit, als er noch mit der Ergänzung, mit der Abschließung des ersten Theiles beschäftigt war. Und dieß nicht etwa nur angezogen von dem dichterischen Reize des zauberhaft imaginären Gegenstandes, unbekümmert um einen möglichen Zusammenhang des kühnen Phantasiegebildes mit dem sittlich ernsten Grundgedanken seines Werkes. Vielmehr gerade an dem Abenteuer jener phantastischen Vermählung dachte er, dem Sinne der Sage nachfragend, für welche dieses Abenteuer aller Abenteuer zugleich der Frevel aller Frevel ist, in entscheidender Weise den hohen religiösen Ernst jenes Gedankens, die Seelenrettung seines Helden, zu bethätigen.

Er selbst war sich eines persönlichen Erlebnisses eigenthümlichster Art in seinem Innern bewußt, für dessen Darstellung, für dessen dichterische, mit zufälligen individuellen zugleich den allgemeingültigen, für alle irgendwie verwandte Seelenerfahrung Anderer typischen Sinn zu Tage bringende Offenbarung sich ihm das

großartigem, zugleich in die ausgebreitetsten Weiten ausschauenden und in die verborgensten Tiefen eindringenden Blicke aufgefaßte „Weltwirrwesen;“ das Weltwirrwesen des äußern Lebens und mehr noch das Weltwirrwesen der poetischen und wissenschaftlichen Literatur.

Mit der heitersten Ironie, mit dem überlegensten Humor hat der Dichter solches Gewirr in ein buntfarbiges Gewebe sinnvoll scherzender, nicht mit dem trockenen Verstande, sondern überall mit produktiver Einbildungskraft ersonnener Allegorienspiele auf das Anmuthigste hineingebildet. „Des Dichters Aug',“ so können wir von dieser wunderbaren Schöpfung mit Shakespeares Worten sagen:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' herab,
Und wie die schwang're Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm einen Wohnsitz.“

Aber alle im eigentlichen Wortsinn ethischen Gesichtspunkte, aller höhere sittliche Ernst, alles tragische Pathos bleiben von diesem Spiele ausgeschlossen; die gaukelnden Luftgebilde der Phantasie, des allegorisirenden Witzes vermögen ein für allemal nicht, sie zu tragen. Und so kann denn auch der Name einer Tragödie, wenn ihn der Dichter für dieses zweite Faustdrama beibehalten hat, von uns nur angesehen werden als ein Spiel derselben Ironie, mit welcher die hohe, die zugleich ächt künstlerische und ächt philosophische Geistesfreiheit des Dichters auf sein eigenes poetisches und wissenschaftliches Treiben nicht in anderer Weise, wie auf das Treiben der Welt um ihn, herabblickt.

Wir möchten die Dichtung lieber eine divina comedia nennen, in eigentlicherem Sinne, als das Gedicht des Dante, worin sich umgekehrt der tiefste tragische, der tiefste sittlich-religiöse Ernst hinter dieser Benennung versteckt hat. Es ist freilich nicht ein Lustspiel, wie andere Lustspiele, nicht von der unmittelbar drastischen Wirkung, die es für scenische Darstellung eignen könnte. Für diese hatte der Dichter von vorn herein auch den ersten Theil nicht bestimmt; nur erst in späterer Zeit hat er sich einen Versuch damit gefallen lassen und selbst nicht ohne Wohlgefallen gefördert. Die auftretenden Personen sind ohne Ausnahme nur luftige, phantastisch-allegorische Masken, nicht Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut der Wirklichkeit, und ganz verständlich nur dem durchgebildeten Sinne eines Lesers, der die vielseitigen Studien nicht scheut, deren Früchte der Dichter, nach seinem eigenen Ausdrucke, in die heitern Gebilde seiner Imagination „hineingeheimnißt“ hat. Aber wenn auch aus diesem Grunde stets nur Wenigen zugänglich, wird das Werk von diesen Wenigen doch als ein wahrer Triumph der Phantasie anerkannt und genossen werden, der Poesie, welche hier in ganz einzigartigen, so noch nicht da gewesenen und vielleicht nie wiederkehrenden Formen ihr Amt der Weltverklärung und Weltdurchgeistigung, des in Fluß Bringens und Verflüchtigens aller spröden Weltstoffe vollzogen hat.

Ch. H. Weiße.

Zur Physiognomik des menschlichen Torso.

(Schluß.)

Schlaff und sich selbst überlassen sollen freilich weder die Muskeln des Halses noch die der Hand oder des Fußes seyn. Es würde dieß ihre jeden Augenblick nöthige Disponibilität hindern. Wir sollen bei ihnen vielmehr die Vorschrift beachten, die man den Reitern gibt, daß sie den Zügel nie gänzlich unangespannt lassen, vielmehr, ohne ihn jedoch zu sehr zu strammen, stets ein wenig anziehen. Eine gewisse leichte Beweglichkeit des Hauptes, damit wir es nöthigenfalls jeden Augenblick in alle Richtungen bringen können, ist das natürlichste. Diese Beweglichkeit des Kopfes gehört namentlich zu unsern Gesprächen, bei denen eigentlich ein fortwährendes Nicken, Verneigen, Schwingen oder Schwanken desselben stattfindet. Nur sehr stolze Menschen zeigen sich nicht bloß überhaupt mit steifem Nacken und hoch gehobenem Haupte, sondern sie conversiren mit uns auch ohne die gefälligen Schwankungen und Verbeugungen des Hauptes.

die aller Thiere, wovon man höchstens die Störche und einige ihnen ähnliche Vögel auszunehmen hat, die aber gerade durch ihre Langbeinigkeit in unsern Augen etwas Gravitätisches, so zu sagen Menschliches zu erhalten scheinen.

Der Mensch soll straff und gerade, wie die Säule eines Tempels dastehen. Die Neger und andere niedrigere Racen haben dieses Säulenartige in dem Knochengerüste ihres Piedestals am wenigsten. Dasselbe leidet bei ihnen an einiger Aehnlichkeit mit dem der Thiere. Vielleicht haben die Griechen, indem sie den physiognomischen Ausdruck des Gliederbaus der Thiere beobachteten, mit Rücksicht darauf, ihren halbthierischen Waldgöttern, den Faunen, zu dem im Uebrigen menschlichen Körper ein thierisches Fußwerk gegeben. Auch die Christen haben bei ihrer Darstellung des Teufels dieß nachgeahmt. Merkwürdig ist es, daß die Geschichte uns mehrere Beispiele von bösen Charakteren und Tyrannen geliefert hat, welche hinkten (Richard III., Iwan Wassiliewitsch der Grausame von Rußland ꝛc.). Manche Schauspieler bemühen sich daher bei der Darstellung der Rolle jenes Shakespeare'schen Wütherichs oder des Goethe'schen ebenfalls hinkenden Mephisto, durch die künstliche Fingirung dieses Körperfehlers einen ebenso großen Effekt zu erzielen, wie durch die Zurechtlegung der Geberden ihres Angesichts.

Die Füße, die im Schmutz und Staube ihre Sklavenarbeit, den ganzen Körper zu tragen, geduldig verrichten, werden häufig übersehen, obwohl auch sie an der Physiognomik, oder der Lehre und Kunst, aus der Erscheinung des Aeußern auf das Innere Schlüsse zu ziehen, ihren nicht zu verachtenden Antheil haben.

Es gibt ein Ideal für den menschlichen Fuß, und die Natur vermag in seine Form, wenn sie ihn diesem Ideale nahe bringt, sehr viel Ausdruck von Schönheit, Grazie und Humanität zu legen. Ein philosophischer Schuhmacher könnte ein Buch über diesen Gegenstand schreiben. Kleine zierliche Füße sind immer von vielen Völkern und Individuen als etwas sehr Wünschenswerthes betrachtet worden. Den Adel der Race oder umgekehrt die plebejische Abkunft wollen einige besonders deutlich an den Füßen erkennen, und unter andern verräth namentlich den Neger vorzugsweise sein langer breiter Plattfuß mit hinten weit hinausragenden Hacken.

Diese Plattfüßigkeit, der Mangel der hübsch geschweiften Höhlung unter der Fußsohle, jener lang zurückreichende Hacken, sowie eine übermäßige Breite in der Gegend der Zehenballen sind die unangenehmsten und entstellendsten Züge in der Physiognomie des menschlichen Fußes.

Aber von allen Partien oder und Gliedern unseres Körpers hat außer dem Angesichte wohl kein anderes so viel Physiognomie wie die Hand.

„Die Hand ist ein charakteristisches Kennzeichen des Menschen." Kein Thier, obgleich bei manchen von ihnen die Feinheit des Geruchs oder die Schärfe des Auges noch höher steht, als beim Menschen, besitzt eine so schön und so vollkommen gebildete Hand wie er. Ihre Empfindlichkeit ist so zart und leitet ihre Bewegungen so richtig, so genau, und sie gehorcht so augenblicklich jeder Willensäußerung, als wäre sie selbst ein Sitz des Willens. Ihre Bewegungen sind dabei so kräftig, so frei und doch so zierlich, daß es ist, als hauste in ihr selbst ein Instinkt. Sie ist auch in der That der einzige Theil unseres Organismus, in welchem der über die ganze Oberfläche des Leibes ausgebreitete Gefühlssinn so fein entwickelt, und so zu sagen so concentrirt ist, daß wir daraus wirklich noch einen besondern Sinn, den Tastsinn gemacht haben.

Der Hauptsitz dieses Sinnes ist die Hand, die demnach neben den Theilen des Angesichts, — Auge, Ohr, Nase, Mund — als ein Sinnesorgan erscheint und die daher auch oft, wenn die andern Sinne ihren Dienst versagen, als Gehülfe an die Stelle derselben tritt oder sie doch unterstützt.

Der Blinde hat in den Fingerspitzen seine Augen. Ja in Beziehung auf die vollkommen richtige Erkennung der Figur und Form der Gegenstände wird das Auge sogar noch von der Hand übertroffen. Wir betasten gern die zuvor geschauten Dinge hinterdrein und überzeugen uns von ihrer Gestalt dadurch noch sicherer, oder entfernen mancherlei Illusionen und Zweifel, denen uns das Auge noch überlassen hat.

Wie bei unsern Wahrnehmungen dem Auge, so steht die Hand bei unsern Aeußerungen auch häufig der Zunge und der Stimme bei. Ja sie ersetzt, wenn jene Organe uns ihren Dienst versagen, wohl ganz und gar die Sprache.

Die Wilden und die Taubstummen haben sich eine Hand- oder Fingersprache ausgebildet; aber auch die Civilisirten und die Hörenden bedienen sich fortwährend der Hand, um mit ihr dem Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken nachzuhelfen. Sie thun durch sie ihren Abscheu, ihr Erstaunen, ihre Liebe und andere Affekte kund, und sie geben auch durch begleitende Handbewegungen ihren Argumentationen und Verstandesschlüssen mehr Aus- und Nachdruck. Mit Einem Worte, sie sprechen vielfach durch die Hände. Für den Redner und für den Schauspieler gibt es daher nach dem Angesicht kein anderes Körperglied, das sie so fleißig zu beachten, zu studiren und zu cultiviren hätten, wie die Hand und ihre Physiognomie.

zu erblicken glauben. Mit den Füßen begegnet ihnen so etwas nicht.

Wie die Alters- und Krankheitszustände, so erkennt man auch Stände und Racen häufig mit fast eben so großer Sicherheit an der Physiognomie der Hände wie aus der Gesichtsbildung. Die Hände, die Länge der Finger, ihre Stellung und ihre Proportionen sind bei den verschiedenen Völkern fast so mannigfaltig wie die Schädelformen. Wenn sie auch sonst im Stamm und in der Säule des Körpers nicht so auffallend abweichen, so thun sie es doch sehr merkbar im Charakter dieser Extremitäten, darin wieder den Bäumen ähnlich, die allerdings auch im Stamm, aber doch vorzugsweise in den Blättern und Blüthen ihre Unterscheidungsmerkmale haben.

Die Hand eines Indianers, selbst die eines Zigeuners läßt sich auf der Stelle von der eines Europäers unterscheiden. Und wenn auch der letzte Rest von Negerfarbe und Negerphysiognomie im Antlitz der Mischlinge verwischt scheint, so untersuchen die amerikanischen Sklavenhändler die Hände und sehen in ihnen doch noch die Spuren jenes afrikanischen Blutes deutlich angezeigt.

Die höheren Stände aller Völker der Erde thun sich besonders viel auf eine aristokratische Hand zu gute, und erkennen sich daran so gut wie am Gepräge des Antlitzes. Auch widmen die Eleganten in allen Ländern und Reichen, neben dem letzteren, der Hand vorzügliche Aufmerksamkeit. Wir cultiviren sie mit ganz besonderer Zärtlichkeit, schmücken sie mit Gold und Edelsteinen und machen ihr die sorgfältigste Toilette mit Handspangen, Ringen, Manschetten und andern Zierrathen, die mit den Halskrausen und Diademen des Hauptes correspondiren. Die Hand wird parfümirt, sie wird sogar geschminkt, wie die Wangen, und bien ganté zu seyn, ist ein Hauptaugenmerk unserer Stutzer.

Trotz des übeln Sprichworts „lange Finger haben," ist doch die Länge der Finger ein sehr wesentlicher Theil der Schönheit der menschlichen Hand. Die Finger erscheinen uns weit eher zu kurz als zu lang. Durch bedeutende Länge der Finger wird die Hand zu allen feineren Verrichtungen besonders geschickt. Mit kurzen Fingern schreibt, malt, musicirt und tastet man schlecht. Eine langfingerige Hand gewährt daher den Ausdruck der Intelligenz und der Kunstfertigkeit.

Die kurzen dicken, muskulösen Finger sind nur bei Verrichtungen, die viel physische Kraft erfordern, brauchbarer. Auch pflegen alle Menschen, bei denen die physische Kraft überwiegt, so geartete Finger zu besitzen. Sie sind unter andern dem Boxer wichtig, weil sie, zur geballten Faust verklammert, sich leichter als Hammer gebrauchen lassen. Alle intelligenten Menschen sind mit langfingerigen Händen begabt, und überhaupt halten die höheren und gebildeteren Stände nicht nur viel auf elegante, langgezogene Finger, sondern sie besitzen dieselben häufig von Haus aus.

Je tiefer man auf der Scala der Bildung, der feinen Erziehung und der Regsamkeit des geistigen Lebens hinabsteigt, desto kürzer und plumper werden im Durchschnitt die Finger. Die Cretins und Blödsinnigen sind allgemein durch sehr dürftige Entwicklung der Tastorgane, durch verkümmerte Finger ausgezeichnet. In ihren kleinen, dicken, stumpfen, wenig beweglichen Fingeransätzen liegt ein sehr schlagender Ausdruck ihrer Geistesschwäche. Auch bei den kleinen Kindern sind die Fingerchen meist noch ziemlich kurz. Auch liegen sie bei ihnen noch häufig in der Faust zusammengeballt, wie Blätter in einer Knospe. Fast alle Säuglinge ballen die Hand, und oft muß man ihnen das Händchen erst mit einiger Gewalt öffnen. Wenn sie anfangen die Hand zu öffnen oder den Zeigefinger lang auszustrecken, so ist dieß schon ein Zeichen eines bedeutenden Fortschritts ihrer geistigen Entwicklung. Auch sind bei ihnen die rundlichen Händchen, obwohl sie in ihren unsichern tappenden Bewegungen durch einen Ausdruck unschuldiger Absichtslosigkeit uns zu rühren vermögen, doch ohne bestimmte charakteristische Physiognomie. Diese bildet sich, wie gesagt, in der Hand wie im Angesicht erst im Laufe der Jahre mit der Entwicklung der Talente, der Eigenheiten des Temperaments und mit der Häufung der Sorgen, Arbeiten und Geschäfte heraus.

In wie hohem Grade sich die individuellen Besonderheiten oder die Seelenzustände in den Händen aussprechen, davon führen uns die Produktionen unserer Maler und Bildhauer eine Menge schlagender Beweise vor Augen. Häufig haben sie die Hände benutzt, um die künstlerischen Effekte und Contraste in ihren Darstellungen bedeutend zu erhöhen.

Das berühmte Bild von Titian, der sogenannte „Zinsgroschen," liefert davon eines der interessantesten Beispiele. Auf demselben ist das geistige, milde, treue, geduldige Angesicht des Erlösers mit der verschmitzten, grobsinnlichen, hartnäckigen Larve des Pharisäers in beredten Gegensatz gebracht. In eben so scharfem Contraste stehen nun aber auf diesem Bilde die Hände beider Figuren, die das Streitobject, den Zinsgroschen, darreichen oder empfangen. In der bräunlichen, fleischigen, plump- und kurzfingerigen, starkknochigen und kneifzangenartigen Hand des Pharisäers, die Einen fast an die Tatze eines Thiers erinnert, glaubt man dieselben Geistes- und Charaktereigenheiten ausgeprägt

zu sehen, die sich in seinem Gesichte abspiegeln, während die zarte, fein und edel gebildete, vertrauensvoll und geduldig ausgestreckte Hand, die das Geld empfängt, mit ihren eleganten länglichen Fingern zu keinem andern Gesichte gehören konnte, als zu dem des Erlösers.

Auf einem Gemälde von Rembrandt, welches unter dem Namen „der grimmige Simson“ oder „der Herzog Adolph von Geldern“ sehr bekannt ist, spielt eine äußerst charakteristische Hand eine sehr hervorragende physiognomische Rolle. Der arme halbblinde Herzog von Geldern steckt auf diesem Gemälde sein zitterndes greises Haupt aus einem Fenster des Gefängnisses und scheint seinen grausamen Sohn Simson um Erbarmen anzuflehen. Dieser aber hält dem ehrwürdigen Antlitz des alten Vaters seine geballte Faust, die den Mittelpunkt des Gemäldes einnimmt und hell beleuchtet ist, entgegen. Dieselbe ist anzuschauen wie ein fast fingerloser unartikulirter Fleisch- und Knochenklumpen und paßt vortrefflich zu den verbissenen Zähnen, zusammengekniffenen Lippen, zum ganzen Ausdruck von Härte in der wilden Physiognomie des grimmigen Simson. Wer diese Hand des Rembrandt'schen Simson einmal gesehen hat, vergißt sie nicht wieder.

Bei der berühmten Statue des seinen Rausch ausschlafenden Fauns in der Glyptothek zu München ist die entkräftete Hand mit angeschwollenen Adern und mit den schlaffen, abgespannten, thatlosen Fingern, die wie welke Blätter am Körper herabfallen, besonders bezeichnend und mag ebenfalls als ein Beispiel angeführt werden, welch große Effekte ein Künstler durch eine richtige Behandlung der menschlichen Hand und ihrer Physiognomie zu erzielen vermag.

In der schönen hochpoetischen Skizzenreihe, die unser trefflicher Maler Schwind zur Illustrirung des reizenden Mährchens von den sieben Raben für den Herzog von Weimar componirt hat, finden sich neben den vielen schönen, sprechenden Köpfen und Gesichtern eben so viele charakteristische und physiognomiereiche Hände, denen der sinnige Künstler besondere Sorgfalt gewidmet hat: die armen, Mitleiden erweckenden, gebundenen Hände der schönen Gefangenen, der Heldin der Dichtung, die ausgespreizten Hände der erschreckten Zuschauer, der warnende Zeigefinger der guten, sorgsamen Fee, die verlangenden Hände der erlösten Brüder, die sanfte, freundliche Hand des liebenden Gatten. So könnte man fast jedes richtig gemalte Bild eines tüchtigen Malers durchgehen und würde darin sicher reiches Material für das Studium der Physiognomie der menschlichen Hand entdecken.

Weil das Auge so sehr vielsagend ist, sind Freunde und Verehrer wohl auf die Idee gekommen, bloß das Auge der ihnen theuren Personen porträtiren zu lassen und ein solches Augenbild in ihr Sanctuarium zu hängen. Namentlich ist oder war doch in Spanien die Sitte, gemalte Freundesaugen zu verschenken und zu bewahren, so gewöhnlich wie bei uns früher das Schenken von Silhouetten und jetzt von Photographien. Aehnliches hat man nun auch wohl mit der Hand gethan. Man hat die Hände geliebter Personen in Gyps modelliren oder von geschickten Künstlern in Marmor genau abconterfeien lassen, und hat sie als besonders werthvolle Andenken an die Lieben aufbewahrt. Und wenn ich die stille, aber ausdrucksvolle Sprache, welche die Hände zu uns reden, recht erwäge, wenn ich bedenke, wie oft wir die Hand eines geliebten Menschen in der unsern gedrückt, wie oft wir ihr geliebkost und ihre treue, warme Umarmung empfunden, in wie hohem Grade wir sie mit der Person selbst identificirt haben, so muß ich mich nur wundern, daß die Sitte, Handporträts Verstorbener fertigen zu lassen und aufzubewahren, nicht viel allgemeiner geworden ist.

Wäre die Hand nicht so charakteristisch, wären die ihr eingeprägten Züge nicht so bezeichnend, so wäre man sicher auch nicht auf die Idee der Chiromantie verfallen, auf die Kunst, aus den Zügen und Linien der Hand den Genius und das Fatum eines Menschen zu erkennen. Für die seelen- und instinktlosen Füße, Arme, Schultern ɩc. hat man nichts ähnliches erdacht.

Die allerzarteste Offenbarung des Geistes durch die Hand vollzieht sich aber wohl durch die Handschrift, aus der man ebenfalls mit nicht geringer Berechtigung auf Charakter und Geistesbeschaffenheit geschlossen hat. Chiromantie und Autographik sind für die Hand ungefähr dasselbe, was Kranioscopie und Phrenologie für das Haupt sind. Und schon der Umstand, daß der Hand sich zwei solche Künste oder Disciplinen angehängt haben, beweist, wie bedeutungsvoll ihre Physiognomik ist.

Wie die genannten Disciplinen vorzugsweise auf das Wesen der Hand gebaut sind, so gibt es übrigens auch ganze Partien der Aesthetik, die Theorie der Pantomimik, der Schauspielkunst, die Lehre vom Tanze, von der Gestikulation und Deklamation, die sich mit der Art und Weise der Bewegung oder Action aller Glieder unserer leiblichen Hülle beschäftigen, und man mag daraus erkennen, wie weit und groß das von uns hier betretene Feld ist. Leider ist es indeß bei allen Untersuchungen dieser Art — mit dieser Bemerkung schließen wir unsere Betrachtungen — ein unvermeidlicher Uebelstand, daß sie, indem sie die Gegenstände anatomiren und jeden für sich allein in Betracht ziehen wollen, der Natur Zwang anthun und ihre Theile aus dem

Zusammenhang bringen, während die Natur stets das Ganze auf einmal gibt. Nur in der Summe alles dessen, was in Gesicht, Mienen, Geberden, Gliederbau, Fuß und Hand, in Benehmen, Haltung, Gang, Action, Gestikulation und Handschrift aus dem Menschen spricht, erkennen wir Wesen und Charakter desselben, die ganze ästhetische Bedeutung seiner äußern Gestalt und Erscheinung, oder, um dieß Alles mit Einem Wort zu bezeichnen, der ausdrucksvollen Beredtsamkeit seiner leiblichen Hülle.

Ein Römer des vierten Jahrhunderts über Nationalitätenprincip und Gesammtstaat.

Einem Geschlecht, welches die staatliche Selbstständigkeit der Nationalitäten preist, ja für jede einzelne derselben als ein angeborenes, unveräußerliches Recht sie fordert, wird es Interesse erregen, zu hören, wie man vor anderthalb Jahrtausenden diese Selbstständigkeit gerade als eine Quelle vieler Uebel ansah, namentlich unaufhörlicher Kriege, und sie darum verabscheute, dagegen die Verschmelzung der Nationalitäten zu menschlich-brüderlichen Banden, und namentlich zu einem großartigen Gesammtstaat, als ein Ziel hinstellte, welches schon an sich erhaben sey, auf welches aber auch die Geschichte der Jahrhunderte — nach heutigem Ausdruck zu reden, der Zeitgeist — unverkennbar hinweise. In diesem Gang der Geschichte der Jahrhunderte erblickte man zugleich das Walten einer höheren Weltregierung. Kein Wunder übrigens, daß man damals einen bestimmten Gesammtstaat im Auge hatte, den nämlich die Jahrhunderte einmal erzeugt hatten: den römischen.

Eine interessante Stelle, in der diese Anschauung Ausdruck findet, erblicken wir in einigen Versen des Aurelius Prudentius Clemens, des bekannten christlichen Dichters, eines geborenen Spaniers (aus Cäsaraugusta, Saragossa), welcher unter Theodosius dem Großen lebte. Die Worte finden sich in seiner polemischen Schrift contra Symmachum (lib. II. v. 597 ff.). Der Gedankengang ist dieser:

„Als die Nationalitäten noch eine jede einen Staat für sich bildeten, gab es überall Krieg und Blutvergießen. Da lehrte sie Gott, unter ein und dasselbe Gesetz sich zu beugen und Römer zu werden. Ein gemeinsames Gesetz machte sie unter einander gleich, gab ihnen einen und denselben Namen und zwang sie in brüderliche Verhältnisse zu einander. Die Wohlthaten des Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten in einem Gesammtstaat sind groß. Entfernte Völker kommen, ohne durch Krieg unterbrochen zu werden, zu gemeinsamen Märkten und Mittelpunkten und verkehren unter einander durch Handel, Kunst und Wissenschaft. Auch heirathen sie unter einander, wodurch aus verschiedenen Nationalitäten ein einziges Geschlecht erzeugt wird. Das sind die Erfolge und die Triumphe des römischen Reichs!“

Daß Prudentius in dieser Fügung der Weltgeschichte das Walten einer göttlichen Weltregierung erblickt, ergibt sich auch aus einer andern Stelle derselben Schrift (lib. I. v. 287 ff.):

> Felices, si cuncta Deo . . .
> . . . Disposita scissent, qui currere regna
> Certis ducta modis voluit.

Doch ich will auch die Hauptstelle dem Leser mittheilen und setze dieselbe hier unten bei. *

---

* Omnibus in terris, quas distinet occidualis
Oceanus roseoque Aurora illuminat ortu,
Miscebat Bellona furens mortalia cuncta
Armabatque feras in mutua vulnera dextras.
Hanc frenaturus rabiem, Deus undique gentes
Inclinare caput docuit sub legibus isdem,
Romanosque omnes fieri, quos Rhenus et Ister,
Quos Tagus aurifluus, quos magnus inundat Iberus,
Corniger Hesperidum quos interlabitur, et quos
Gangis alit tepidique lavant septem ostia Nili.
Jus fecit commune pares, et nomine eodem
Nexuit, et domitos fraterna in vincla redegit
Vivitur omnigenis in partibus haud secus, ac si
Cives congenitos (für cognatos, blutsverwandt) concludat moenibus unis
Urbs patria, ac omnes lare conciliemur avito.
Distantes regione plagae divisaque ponto
Litora conveniunt nunc per vadimonia ad unum
Et commune forum, nunc per commercia et artes
Ad coetum celebrem, nunc per genialia fulcra
Externi ad jus connubii. Nam sanguine mixto
Texitur alternis e gentibus una propago.
Hoc actum est tantis successibus atque triumphis
Romani imperii!

In den neueren Werken über römische Geschichte ist das Großartige dieser inneren Triumphe, wie uns scheint, noch viel zu wenig gewürdigt. Wie viel Hohes und Wahres liegt doch in all diesen Sätzen! Fast will es uns bedünken, als sey diese Anschauung des Römers eine vorgeschrittene im Vergleich mit unserem heutigen Nationalitätsprincip. Ein höherer Standpunkt leuchtet aus allem hervor, der über der Nationalität stehende, der allgemein menschliche. Nur die älteren Römer betonen ihr „civis romanus sum," die fides romana. Prudentius dagegen spricht von der menschlichen Eintracht oder menschlichen Verbrüderung (lib. II. v. 594):

. . . illum (Deum)
Foederis humani consensus prosperat orbi.

Vergleiche oben: fraterna vincla.

Uebrigens ist in all diesem keineswegs etwa eine specifisch christlich-römische Anschauung zu erblicken. Die der nichtchristlichen Römer war ganz dieselbe. Einer der Antonine verlieh das römische Bürgerrecht sämmtlichen Angehörigen des ungeheuren Reichs, und Ulpian, der unter Heliogabalus schrieb, spricht (L. 1, pr. D. de pactis) von der menschlichen Treue, welche nicht dulde, eingegangene Verträge zu brechen. „Quid enim tam congruum fidei humanae, quam ea, quae inter eos placuerunt, servare?"

Auch in die Wissenschaft drängt sich in unsern Tagen hin und wieder eine gewisse Mode ein. In Folge einer solchen hat man sich heute gewöhnt, die Römer den Griechen gegenüber — wie mir scheint sehr übertrieben — in den Schatten zu stellen, insbesondere die der Kaiserzeit. In manchen Stücken wenigstens durchaus grundlos. Die Mode fordert, zu sagen, alles Edle und Schöne der classischen Welt komme ohne Ausnahme von den Griechen. An den Römern läßt sie auch nicht Ein gutes Haar. In Vorstehendem glaube ich einen Beitrag zu ihrer Ehrenrettung geliefert zu haben. Ich wenigstens kenne keinen Griechen, der auf gleicher Höhe der Anschauung stände, es müßte denn eben ein romanisirter Grieche der Kaiserzeit seyn, der römische Anschauungen eingesogen.

Aus den mitgetheilten Worten des Prudentius erleidet einzelnes auf mehrere der heute bestehenden Gesammtstaaten buchstäbliche Anwendung, z. B. auf die Schweiz und auf Oesterreich; namentlich wenn wir „jus commune" übersetzen durch „gemeinsame Verfassung," und wenn wir noch dazu uns die Freiheit nehmen, bei „coetum celebrem" an „einen hohen Reichsrath" zu denken.

K. Ulrichs.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs September.

Moderne Bühnenkünstler. — Kranke Primadonnen und gesunde Billethändler. — Empfang der Berliner Jungen. — Moll. — Zur Gesundheitspolizei.

Rigolboche, Pastrana, Jocko, Blondin, Donato — wahrlich der Monat August des Jahrs der Gnade 1864 wird in den Kunstannalen der Haupt- und Residenz- und Intelligenzstadt Berlin, häufig auch Spreeathen genannt, auf ewige Zeiten denkwürdig seyn. Die „erste Cancantänzerin" von Paris, beiläufig eine Copie, fleischiger und unbefangener, als das Original; eine scheußliche Mißgeburt, dem vor Jahren in London ausgestellten Menschenaffen oder Affenmenschen ähnlich, und darum nach ihm benamt; ein „brasilianischer Affe," von einem Menschen so natürlich gespielt, daß man beim Anblick des „Künstlers" sich unwillkürlich an das Klopstock'sche Wort erinnert fand: „er ist, was er spielt;" der „erste Seiltänzer der Welt," gleich der „ersten Cancantänzerin von Paris" bloß eine Copie, aber eine ganz gute, — kühn und mit einem Hals versehen, der möglicherweise vor versammeltem Volk gebrochen werden kann; und schließlich ein „einbeiniger Tänzer," der den Beweis zu liefern sucht, daß es eine unverzeihliche Verschwendung von unserem Herrgott gewesen, die Menschen mit zwei Beinen zu schaffen — das sind die „künstlerischen Größen," sind die „Berühmtheiten," welche im vorigen Monat auf unsern verschiedenen Bühnen Triumphe feierten und zum Theil noch feiern. Auf den „Hund gekommen" war das deutsche Theater schon mehr als einmal, und zwar im eigentlichen sowohl wie im figürlichen Sinn; daß es zur Abwechslung auf den Affen und auf anderes Ungethier gekommen — dieß haben wir Berlin zu verdanken.

„O Berlin du jammerst mir!“ singt ein Handwerksbursche unter meinem Fenster. Ich weiß nicht, ob er an den brasilianischen Affen und das sonstige zwei- und einbeinige Theaterungethier denkt; aber so viel weiß ich, daß die Berliner, mögen sie in ästhetischer (und mancher andern) Hinsicht noch so bejammernswerth seyn, sich in diesem Jammer über alle Maßen wohl fühlen, und sich niemals besser amusirt haben, als im Anschauen „der Fräulein“ Rigolboche und ihrer unvergleichlichen Kunstgenossen.

Glaube man jedoch nicht, ich sey von sittlicher Entrüstung über die jüngsten Bühnenereignisse erfüllt und wolle dem Berliner Publikum unbarmherzig den Stab brechen. Dieß fällt mir nicht ein. Was hier geschehen, hätte ebenso gut in jeder andern Stadt geschehen können, ist auch schon in den meisten andern Großstädten geschehen; obgleich es allerdings das erstemal seyn dürfte, daß eine so vollständige Sammlung von Künstlern der modernsten Schule an Einem und demselben Ort gesehen worden ist. Wozu sich entrüsten? Die Masse des Publikums hat von jeher den Cultus des Häßlichen und Gemeinen dem des Schönen und Edlen vorgezogen, der einzige Unterschied zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit besteht darin, daß die kunstverachtende Mehrheit sich früher von der kunstliebenden Minderheit beherrschen ließ, während sie jetzt ihr Majoritätsrecht zur Geltung bringt. Majoritätsherrschaft ist ja heutzutage eines der beliebtesten Stichwörter. Einstweilen ist bloß zu wünschen, daß die kunstliebende Minderheit recht bald zur Mehrheit werden möge.

Herr von Hülsen, Intendant der königlichen Schauspiele, ist in Verzweiflung, nicht ob des Rigolboche-Jocko-Fiebers — durch solche Kleinigkeiten wird die Ruhe unseres Herrn Intendanten nicht gestört; und wenn er mit Bezug auf diese angenehme Krankheit irgend etwas bedauert, so ist es höchstens, daß er zu ihrer Verbreitung nicht beitragen darf — nein, was ihn grämt, das ist sein alter, schwerer, nagender Doppelgram: kranke Primadonnen und gesunde Billethändler — Fräulein Lucca drei Tage nach Eröffnung der Opernsaison bettlägrig geworden und Frau Harriers Wippern in interessanten Umständen; dagegen der Billethandel, trotz der scharfsinnig ausgeklügelten letzten Maßregeln, blühender als je zuvor. Umsonst die Erhöhung der Eintrittspreise; umsonst die schlauen Vorrichtungen, um die Abgabe von Billetten an die Händler zu verhindern; umsonst die strengste Bestrafung der in flagranti ertappten Sünder (einer wurde neulich zu sechs Monaten Gefängniß und fünfzig Thaler Geldstrafe verurtheilt) — das Geschäft wirft einen zu guten Profit ab, und die Billethändler schlagen der Theaterintendantur ein spöttisches Schnippchen, ähnlich wie die leichtfüßigen Londoner Straßenjungen den stattlichen, aber schwerbeweglichen Constablern. Was nützt es, wenn dann und wann ein vorwitziger Gamin, der sich zu keck vorgewagt hat, dem erzürnten Wächter des Gesetzes in die Hände geräth? An die Stelle des Einen, der für den Augenblick kampfunfähig geworden, drängt sich ein halbes Dutzend frischer Streiter, und der Strauß endigt regelmäßig damit, daß die stattlichen, aber schwerbeweglichen Constabler den leichtfüßigen Straßenjungen das Schlachtfeld überlassen und einen mehr oder weniger geordneten Rückzug antreten müssen. Das wird auch das Schicksal des Herrn von Hülsen seyn. Und doch gibt es ein sehr einfaches und leichtes Mittel, den Billethandel mit Stumpf und Stiel auszurotten, ein Mittel, das bei den meisten englischen Theatern längst zur Anwendung gekommen ist: die Kassen werden erst geöffnet, wenn auch das Theater geöffnet ist, und Niemand erhält ein Billet, der nicht sofort nach dessen Empfang in das Theater hineingeht. Das Mittel ist unfehlbar und würde nur äußerst geringe Kosten verursachen. Man hätte ein paar Kassenbeamte mehr anzustellen — das ist Alles; aber da die Kassenbeamten bloß am Abend beschäftigt wären, würden sie weniger Gehalt zu empfangen haben, als gegenwärtig der Fall ist, wo sie den ganzen Tag beschäftigt sind, und sich folglich keinen Nebenverdienst verschaffen können. Die Summe der Arbeit bliebe genau dieselbe, nur wäre sie in einem kürzeren Zeitraum zu verrichten; die Vermehrung der Kosten könnte also unmöglich eine bedeutende seyn. Doch, wie dem auch sey, der Kostenpunkt ist von untergeordneter Wichtigkeit, und das Publikum hat ein Recht zu verlangen, daß die Intendantur der königlichen Theater, die vom Staat so reichlich unterstützt werden, und die nach jeder Seite hin Musteranstalten seyn sollen, weder Geld noch Mühe scheue, um dem widerlichen Plünderungssystem, welchem sich jetzt Jedermann fügen muß, der diese „Musteranstalten“ besuchen will, endlich ein Ziel zu setzen.

„Feierlicher Einzug der Sieger von Düppel,“ „Triumphmarsch,“ „Dankbares Vaterland,“ „Helden, die für Einheit und Freiheit Deutschlands stritten,“ und andere schöne Worte lockten mich gestern Morgen zu einem gewaltigen gelbrothen Littfaßanschlag. So wäre es denn wahr, daß die „Sieger von Düppel“ und die „Kanoniere von Missunde“ im „Triumphzug“ hier einmarschiren? Die Zeitungen haben es abgeleugnet. Aber da ist ja die officielle Bestätigung (die Polizeianschläge sind nämlich auf gelbrothes Papier gedruckt). Als ich näher trat, was fand ich? Der „feierliche Einzug“ der „Sieger von Düppel,“ kurz die ganze Pracht patriotischer Glanzphrasen nur entfaltet, um die — Beinkleider eines kundenarmen Schneidermeisters anzupreisen, so daß der trügerische Maueranschlag jenen Ungeheuern der Fabelwelt glich, die oben einen prächtigen Frauenkörper hatten und unten einen häßlichen Fischschwanz. Uebrigens dürfte sich unser Schneider doch verrechnet haben. Die Berliner lieben Abwechslung. Vor einigen Monaten war es der Krieg, der sie begeisterte, heute ist es Rigolboche. Der Krieg ist ihnen völlig aus dem Gedächtniß entschwunden. Die Beurlaubten vom 35sten Regiment, dem Regiment der „Berliner Jungens,“ haben es am Samstag erfahren. Lustig und stolz kamen sie von Hamburg hier an und dachten am Bahnhof mit Sang und Klang empfangen zu werden. Wie schlecht sie ihre Landsleute kannten! Kein Mensch war da, wenigstens

niemand, der sie erwartete, und die armen Sieger von Düppel hatten kleinlaut nach ihren Privatwohnungen, Laden und Werkstätten zu wandern und in aller Stille das Heldenschwert mit Elle, Nadel oder Knieriem zu vertauschen. „C'est infame!" rief mein kleiner französischer Freund, als ich es ihm erzählte. „Bei uns das könnte sick nik ereiknen. Wir sind eine kroß Nation. Wir das Rum lieben." (Er spricht grundsätzlich bloß Deutsch.) — „Sie haben Recht," erwiederte ich ihm, wir sind keine „große Nation. Auf den Ruhm verstehen wir uns nicht sonderlich und deßhalb haben wir es auch noch nicht bis zu einem Napoleon gebracht, weder einem Großen noch einem Kleinen." — „Ja, ja, wir sind eine kroß Nation!" bemerkte schmunzelnd mein Freund; er fühlte sich durch meine Worte offenbar höchlich geschmeichelt.

Das traurige Ende Molls, des Redakteurs der „liberalen Correspondenz," wirft ein grelles Licht auf unsere Preßverhältnisse. Moll war früher bekanntlich Staatsbeamter, verlor aber seine Stelle in Folge einer „Indiscretion," durch welche ein wichtiges Regierungsaktenstück in die Hände der Fortschrittspartei gerieth. Letztere setzte ihm aus dem Nationalfond ein bestimmtes Einkommen aus und ernannte ihn überdieß zum Redakteur der oben erwähnten „liberalen Correspondenz" mit einem Gehalt von — 120 Thalern. Für dieses bescheidene Honorar hatte er freilich keine Leitartikel zu schreiben, überhaupt nicht zu schreiben, wohl aber war er verpflichtet, die Gefängnißstrafen derjenigen abzusitzen, welche die Artikel schreiben und keine Lust haben, der Regierung gegenüber für dieselben einzustehen. Mit Einem Wort, er war „Prügeljunge." Und in der Ausübung dieses seines Berufs ist er gestorben. Er hatte eine kurze Gefängnißstrafe zu verbüßen und die Haft hatte auf seine schwächliche, von Krankheit untergrabene Constitution einen so ungünstigen Einfluß, daß er kurz nach seiner Entlassung starb. „Ein Märtyrer der Presse!" ruft die Fortschrittspartei. Ja, meine Herrn, ein „Märtyrer der Presse," aber in einem andern Sinn als dem, in welchem Sie den Ausdruck gebrauchen. Schlimm fürwahr, daß es in unserem neunzehnten Jahrhundert noch eine Inquisition für den Gedanken gibt; allein fast noch schlimmer, daß die Männer, welche die geistigen Vorkämpfer der Freiheit und des Fortschritts zu seyn behaupten, nicht den Muth ihrer Ueberzeugung haben, dem Gegner nicht mit offenem Visir entgegen zu treten wagen, sondern sich hinter eine erbärmliche juristische Fiction, hinter einen Strohmann verstecken. Ja, er war ein Märtyrer der Presse, der unglückliche Moll, und wenn unsere Enkel seine Geschichte lesen, werden sie erstaunt den Kopf schütteln und nicht begreifen können, wie es möglich gewesen, daß wir, ihre civilisationseitlen Vorfahren, in dem ABC der Gesittung und der Ehre so wenig bewandert waren. Meinem kleinen Franzosen habe ich diese Geschichte beiläufig nicht erzählt. Er kennt die ritterlichen Reden auswendig, welche Armand Carrel, Godefroy Cavaignac und andere französische Journalisten vor den Richtern Louis Philipps gehalten, und würde mir Wahrheiten sagen, die ich mir nicht gern von einem Ausländer sagen lasse.

Während man sich in England längst davon überzeugt hat, daß die Quelle vieler Krankheiten in unreinem Trinkwasser zu finden ist, fängt man hier erst seit einigen Monaten an, diesem wichtigen Gegenstand ernste Aufmerksamkeit zu schenken. Im Auftrag der Polizeibehörden hatte jüngst eine Untersuchung des Wassers sämmtlicher öffentlichen Pumpen statt, und das Resultat liegt jetzt vor uns. Von 900 im Gebrauch befindlichen Pumpen haben 86 Wasser, das durch Ausströmungen aus den Gasröhren völlig verdorben ist und dessen Genuß der Gesundheit schädlich seyn muß. Das Wasser in den übrigen Pumpen enthält zwar keine direkt schädlichen Stoffe, hat aber meist einen fauligen Geschmack, was daher rührt, daß in Folge der Einführung der Wasserleitung die öffentlichen Brunnen weniger benützt werden, und das Wasser darin sich seltener erneuert, als vor Einführung der Wasserleitung der Fall war. Hoffentlich begnügt man sich nicht damit, das Uebel ermittelt und festgestellt zu haben, sondern hilft ihm auch gründlich ab. Der Gesundheitszustand unserer Stadt, der gegenwärtig keineswegs ein günstiger ist, würde sich dann entschieden bessern.

Vor vierzehn Tagen erließ das Polizeipräsidium eine „Bekanntmachung," in der es mittheilte, daß sich in Berlin kürzlich verschiedene Fälle von Trichinenerkrankungen ereignet hätten, und die hiesigen Aerzte ersuchte, alle derartigen Fälle, die ihnen vorkommen sollten, „im wissenschaftlichen und gesundheitlichen Interesse" sofort zur Anzeige zu bringen. Diese gut gemeinte und auch ganz zeitgemäße Bekanntmachung jagte unserem wurstessenden Publikum, d. h. der gesammten Einwohnerschaft, natürlich einen entsetzlichen Schrecken ein, der sich ebenso natürlich bei unserem wurstverkaufenden Publikum — und von je zwei Läden ist hier der eine immer ein Wurstladen — sehr bald in unbeschreibliche Entrüstung verwandelte. Zum Glück dauerten Schreck und Entrüstung nicht lang. Herr Daubitz, der berühmte Daubitz schlüpfte gerade im richtigen Moment — gegen eine schwere Caution — aus dem Gefängniß heraus, und schon zwei Tage später waren unsere sämmtlichen Blätter mit gelehrten Abhandlungen gefüllt, in denen der Beweis geführt wurde, daß der „Kräuterliqueur" ein unfehlbares Mittel gegen die Trichinenkrankheit ist. Diese Abhandlungen waren in der That so wissenschaftlich gehalten, daß man es den Berlinern nicht verargen kann, wenn sie jetzt wieder Wurst nach Herzenslust essen und mit rührender Pünktlichkeit Daubitz'schen Kräuterliqueur dazu trinken. Der Verfasser jener Trichinenabhandlungen soll aber ein bekannter Gelehrter seyn, der in der medicinischen Welt einen sehr guten Namen hat. Warum nicht? Die Wissenschaft muß nach Brod gehen, wie die Kunst, und der Humbug zahlt heutzutag am besten.

Aus Spanien, August.

(Schluß.)

Das neue Spanien. — Von Paris nach Madrid.

Auf dem Bahnhofe von Valladolid in der Restauration, an dem auf französischem Fuße großartig eingerichteten Büffet, sollte ich gleich erfahren, wie der Spanier seine Gastfreundschaft sogar auf das öffentliche Leben ausdehnt. Als ich das Gläschen Jerez, womit ich mich zu stärken versuchte, zahlen wollte, ertönte von den Lippen der reizenden kleinen Pariserin, welche hier präsidirte, ein kategorisches: „Il est payé!“ das alle Einwendung abschnitt. Ein Caballero, mit dem du kaum ein Wort getauscht, den du vielleicht kaum im Vorbeigehen gestreift hast, gibt dem Aufwärter einen unmerklichen Wink — ich habe niemals das Geheimniß dieses Zeichens erspähen können — und auf alle deine Fragen schallt das Echo zurück: „Es pagado!“ In Andalusien ging das auf der Reise so weit, daß ich in der That oft Mangel litt, weil man fremde Börsen ja doch nicht gern mißbrauchen mag.

Dicht bei Valladolid fuhren wir an einem großen Kloster vorbei. In Allem prägt sich ein Ernst aus, der die Landschaften charakterisirt. Nicht wenig tragen dazu die majestätischen Brücken bei, und selbst der Wind streicht so feierlich über die Ebenen Altcastiliens; denn die Berge schwinden mehr und mehr, schon hinter Valdestillas. Mit jungen Pinienpflanzungen wechseln unabsehbare Felder, welche in der oben angedeuteten Weise zu Dreschtennen dienen. Wie weit sind diese primitiven Sitten des Ackerbaus noch entfernt von den mit Dampf getriebenen „machines agricoles,“ zu deren Gunsten eben jetzt ein irländisches Fabrikhaus in Bedford seine Agenten reisen ließ. Hier an den Schranken der durch den Zug gesperrten Chaussee hält ein altes originelles Weib, mit ihrem Gefährten auf dem Esel sitzend, und schaut sich das vorüberrasende Eisenungeheuer mit bedenklichen und fast grimmen Mienen an — die alte und die neue Zeit einander gegenüber.

Nach dem längeren Aufenthalt in Valladolid hatte sich ein Geistlicher mit nur zu klugem Gesicht unter die zusammengewürfelte Genossenschaft unseres Coupés gemischt. Zwischen den verschiedenen Ständen, den Mayorals, dem Sohne des Generals und Herzogs, dem Priester, herrschte in der Unterhaltung eine Gleichheit, die an das Republikanische grenzt. Ein lebhaftes politisches Gespräch entspann sich über Krieg, Polen, Rußland. Die an sich so edle castilianische Sprache hat leider bei der Conversation im Klange etwas Gemeines, besonders durch die Schnelligkeit der Rede. Sie warfen die Vocale auf eine Art im Munde umher, daß mein noch ungewohntes Ohr nicht alles deutlich genug verstand. „Va in convento?“ (Gehen Sie in ein Kloster?) fragten die Andalusier, auf meine Trauerkleider deutend. Der Geistliche aber kundschaftete fein nach dem „Zustande der protestantischen Kirche in Oesterreich,“ vermuthlich um zu wissen, zu welcher Kirche ich mich bekenne, und nach dem Zweck meiner Reise; es mochte ihm unheimlich dünken, daß ich Notizen in die Brieftasche eintrug.

Immer wieder diese einsamen Klöster — nichts als ein Kloster und ein Strich am Himmel. Wie eine Judith, gehüllt in ihr rothes Tuch, stand die Wächterin mit ihrem Stabe an dem Schienengeleise, unfern von Arevalo. Wir schieden allmählig von der Hochebene, dem Tafellande Altcastiliens, und näherten uns dem Scheidegebirg beider Castilien. Bei Sonnenuntergang erglühte erst die Luft recht wunderbar, das Gewölk zertheilte sich zu einer Glorie, einem Glanze, der sich nicht beschreiben läßt, und gleich einer Vision lagen ferne Höhen in diesem beinahe überirdischen Lichte. Im Vorgrunde nichts als Felstrümmer, die ganze Cuesta (Bergrücken), auf der wir uns, und zwar sehr langsam, bewegten, vegetationslos und überall mit zerbröckelten Granitblöcken besäet; denn wir hatten jetzt die Guadarama erreicht. Ich kann den erhabenen Anblick nicht vergessen.

Er bereitete vor auf die Nachbarschaft vom Escorial. Kaum vermochte man es in der Dunkelheit zu unterscheiden. König Philipp, an deinem Palastkloster fliegt der Bahnzug vorbei, und du drehst dich nicht um in deiner Gruft?

Erst nach Mitternacht erreichten wir endlich die Hauptstadt. Eine solche nächtliche Ankunft an wildfremdem Orte ist überall mißlich, doppelt und dreifach jedoch hier in Madrid. Der ältliche Caballero mit dem feinen, vornehmen Betragen, der mir so gefällig die Abfahrten der Eisenbahn notirte in der Fonda de las Raffaelas, und den ich wegen seines würdevollen Ernstes für einen höheren Weltpriester hielt, hatte gleich das Haupt bedenklich geschüttelt, als ich ihm seine Fragen: ich werde bekannt seyn in Madrid, wenn ich mich nicht scheute, zu so später Stunde dort einzutreffen? es werden mich Vertrauenspersonen auf dem Bahnhofe erwarten und in das Hotel geleiten? sämmtlich mit Nein beantwortete. Ich sollte nur zu bald Gelegenheit finden zu bereuen, daß ich seine Warnung nicht genug beachtete.

Es war schon nicht leicht, in dem Tumult das Gepäck zu erlangen, die Visitation desselben zu bestehen und mit ihm sich in den Omnibus zu finden; andere Fahrzeuge mangelten um solche Zeit an der Station. Beruhigend däuchte es mir just nicht, daß der Mayoral desselben für nöthig hielt, beim Vorauszahlen mit seinem Zündhölzchen in den Wagen hinein und noch jedem Passagier extra unter die Nase zu leuchten, der Reihe nach. Doch fand ich einen Beschützer, einen beim „Credit mobilier“ angestellten Franzosen, der mit seiner Gattin, einer jungen Spanierin, von sonntäglicher Landpartie heimkehrte, indessen, weil sie an die Wiege ihres Erstgeborenen zurückeilten, sich begnügen

mußten, mich für weitere Beförderung dringend dem Personal zu empfehlen. Durch unheimliche, spärlich erhellte Vorstadtgassen hatten wir nämlich das Thor erreicht, die Hauptstraßen, und hielten vor dem Omnibusbureau an der nun auch schon ziemlich vereinsamten Puerta del Sol, wo man ausstieg.

Der Franzose ruft noch einmal auf das deutlichste dem Mozo, dem Träger der Eisenbahn, welcher mich und meinen Koffer in die nahgelegene, von Muñoz und Andern mir sehr gerühmte Fonda Peninsularia bringen soll, den Namen derselben in die Nacht hinaus nach, den ich als Stichwort im Munde führte. Wir biegen um ein paar Ecken, in dunkle Winkel, stehen an einer verschlossenen Thüre. Nach langem Pochen öffnet sie sich. „Ist das die Fonda Peninsularia?“ frage ich. „Fonda Peninsularia,“ erwiedern Träger, Hausknecht, Kellner wie im Echo bejahend. Ersterer läßt sich das Dreifache zahlen, was der Franzose für mich ausbedungen hat. Dafür fordere ich, daß der Mozo mich wenigstens noch in das Café gegenüber führe, um die Hitze und den unauslöschlichen Durst des Tages mit Eis zu kühlen.

„Nicht wahr, die Fonda Peninsularia da drüben ist eine der besten in Madrid?“ frage ich den Cafetier. „Das ist nicht die Fonda Peninsularia,“ entgegnete der Mann und nennt den Namen irgend eines unbekannten spanischen Wirthshauses. Der Träger mochte vielleicht bloß bestochen seyn wegen der Kundschaft. Konnte aber nicht auch ein böser Anschlag auf die fremde hülflose Reisende und den großen Koffer hinter dem Betruge stecken? Genug, ich mache mich in dem verdächtigen Hotel so energisch als immer los, und der, wie es scheint, wirklich reuige und wehmüthige Mozo muß mich noch Nachts ein Uhr in die ächte Fonda Peninsularia geleiten, wo man mich in ein wahres Ahnengemach einquartiert, das ein wenig nach Kotzebues Don Ranudo schmeckt, jedoch Morgens in ein lichtes, behagliches Zimmer mit maurisch gemaltem Schlafkabinet übersiedelt, von dessen Balkon ich die Straße Alcalá überschaue, mit ihrer graciösen Biegung, die ich verfolgen kann bis zu den Akazienwipfeln am Prado, und auf der andern Seite bis zur Puerta del Sol mit ihrem schönen Springbrunnen, der einem Bouquet gleicht, und ihrer bei Nacht illuminirten Uhr, die mir also spät und früh manche Woche lang die Stunde weisen soll.

Das war mein erstes Abenteuer in Madrid.

Emma Niendorf.

Aus Süddeutschland, September.

(Schluß.)

Die dritte Tonkünstlerversammlung zu Carlsruhe (22.—26. August).

Nun kam eine Ouverture zu „Boris Godunow,“ componirt in nationalrussischem Style von Youry von Arnold, der ein ausführliches historisches Programm beigegeben hatte. Eine einleitende, marschartige, edel gehaltene Cellomelodie, begleitet von dumpfen Tamtamschlägen, führt zu einem pompösen Hauptsatze, der sich in eine sehr verwickelte Fuge in Fünfvierteltakt verläuft; das Ganze hat, wie der Tyrann selbst, ein gräuliches Ende; der Componist, des Dirigirens ungewohnt, überließ solches das zweitemal Herrn Seifriz. Desto zuversichtlicher trat ein neuer Kämpe auf, Herr Heinrich Strauß, Sohn des Kapellmeisters zu Carlsruhe, als Dirigent seiner Ouvertüre zu „Tassos Klage,“ einem Byron'schen Gedichte; das Stück hat effektreiche Stellen, aber Einleitung und Instrumentirung sind arg mißrathen und die Prätension des Ganzen verstimmte die Hörer. Wie stachen dagegen die beiden Sätze der Abert-schen Columbussinfonie ab! Hier ist kunstgerechte Form auf's Glücklichste vereint mit einem Reichthum neuer Ideen, wirksamster Modulation und einer Instrumentirung, wie sie kräftiger und zugleich wohlklingender nicht gedacht werden kann. Aber Abert saß auch Jahre lang im Orchester und wußte da über die Wirkung verschiedener Klangcombinationen die ersprießlichsten Beobachtungen zu machen, wovon seine beiden Opern „Anna von Landskron“ und „König Enzio,“ denen sich bald eine dritte anschließen wird, die sprechendsten Beweise liefern.

Nachmittags begrüßte Dr. Brandel die Mitglieder des Musikvereins in längerem Vortrag, worauf Dr. Gille über die vorliegenden Anträge referirte, welche fast ohne Debatten zum Beschluß erhoben wurden. Alsbald ward wieder die Probe fortgesetzt, und zunächst Liszt's Mephistowalzer vorgenommen, der dießmal noch nicht ins Klare kam und den wir deßhalb auch später erst besprechen wollen. Die Instrumentalbegleitung des Liszt'schen Psalmes wollte für sich allein ebenfalls nicht recht packen; als aber dann der Chor dazu kam, und Brandes seine Tenorsoli mit Begeisterung zur Geltung brachte, da gerieth Alles in die günstigste Stimmung. Das Stück geht aus A, mit starker Hinneigung nach E dur, worin auch der prächtige Seitensatz (Sechsvierteltakt) auftritt; das zweitemal aber erscheint derselbe kräftig gesteigert in F dur, woran sich ein gediegen gearbeiteter Fugensatz schließt. Das Ende des Ganzen ist äußerst glänzend; Liszt ward schon nach der Probe, wie später im Concerte, stürmisch herausgerufen.

In der Hauptprobe am nächsten Morgen hörten wir außer den Wiederholungen der schon erwähnten Nummern

noch den Violinspieler E. Reményi aus Pesth, und den fürstlich Hohenzollern'schen Kammervioloncellisten D. Popper von Löwenberg. Ersterer trug das, seiner eigenthümlichen Spielweise großentheils sehr zusagende ungarische Concert von Joachim vor, das zwar der Componist, wie manche Stellen deutlich zeigten, zunächst für sich selbst geschrieben hat, dem aber Reményi, trotz seines kleineren Tones, doch besonders durch national-charakteristische Auffassung ganz gerecht wurde. Das erste, schwärmerische Thema entstammt einem bekannten schnelleren Czardas; das übrige sind Originalideen von Joachim, im Style Beethovens auf's Geschickteste verarbeitet. Das Volkmann-sche Concert für Violoncell steht geistig höher, schon durch die einheitliche Anordnung seiner wenigen, aber höchst bedeutenden Motive. Popper, ein Schüler des vortrefflichen Meisters Julius Goltermann, spielte es mit edlem Ton und ergreifender Wärme.

Dienstag Abend fand nun das erste Festconcert statt, eröffnet durch einen Marsch von Lassen, der sich durch noble Melodie auszeichnete. Die Verwendung des Cornet à pistons zum Cantabile hätten wir weggewünscht; die vierstimmigen Trompetenfanfaren klangen nicht immer rein. Darauf sprach Frau Lange, großherzogliche Hofschauspielerin, einen Prolog von Professor Eckardt, worin die Gäste nicht so fast als Künstler der Zukunft als der Gegenwart begrüßt wurden, aber manche banale Phrase mitunterlief, wie: „kein Künstler kann aus seiner Zeit heraus" u. dgl. Das Auditorium bewies sich für alles Gegebene sehr dankbar, und wenn auch einzelne Nummern nur einen Freundschafts- oder Achtungserfolg davon trugen, so wurden dagegen die ächten Meisterwerke von Bülow, Abert und Liszt in verdienter Weise ausgezeichnet.

Am dritten Tage war bereits einige Ermattung bemerkbar, und zwar nicht nur bei den Hörern, welche bereits eine anständige, selbst englischen Mägen gewiß genügende Quantität Musik verzehrt hatten, sondern noch mehr beim Orchester, und zwar natürlich zunächst bei den Bläsern, deren Lungen jeder Componist gerade so in Anspruch genommen hatte, als wäre außer seiner Tonschöpfung keine andere zu spielen. Gleichwohl begann die Probe noch ziemlich animirt. Die eigens zu diesem Fest componirte Ouverture von M. Seifriz hob recht interessant in C moll an, und wenn auch das Allegro manche Erwartung täuschte, so brachte doch die Stretta noch eine hinreißende Stelle, wo vom leisesten Piano an Melodie und Tonart in fortwährender Steigerung wechseln, bis endlich das siegreiche C dur ff hereinbricht. Auch Gottwalds Marsch zu dem Drama „Maria von Ungarn" von Ernst Waldow, dem wieder ein ausführliches Programm beilag, gewann im Anfang durch pikanten Rhythmus; später aber traten gar kurzathmige Motive, widerhaarige Folgen von Septakkorden und übelklingende Mischungen von Instrumenten auf, wodurch das anfängliche Wohlgefallen sehr herabgestimmt wurde.

Nun kam eine Katastrophe. Im Programm stand nämlich eine lange dramatische Scene für Sopran und Tenor aus einer Oper: Diana, von W. Freudenberg, verzeichnet, deren breitgedehnten, unmusikalischen Text schon Mancher mit Grauen betrachtet hatte. Das sollte nun probirt werden; aber sey es, daß noch Fehler in den Stimmen waren, oder daß Frau Braunhofer und Herr Brandes nicht hinlängliche Zeit zum Studiren gehabt hatten, oder daß Herrn Strauß die Direktion kein besonderes Vergnügen machte — genug, es ging eben nicht, und plötzlich legte genannter Herr den Taktstab nieder und drückte sein Mißbehagen in lauten, heftigen Worten aus. Darüber große Sensation; die Besonnenen meinten, die Leitung eines prekär scheinenden Stückes wäre entweder vor der Probe abzulehnen gewesen, oder der Dirigent hätte dasselbe wenigstens einmal durchführen sollen, um jeden übeln Schein von sich abzuwenden. Liszt war empört über dieses „unterbrochene Opferfest," und bestimmte das arme Opfer, Herrn Freudenberg, sein Werk selbst zu dirigiren. Dieser erschien auch mit einem „nichtsdurchbohrenden" Gefühle am Pult, zeigte sich aber als tüchtiger Kapellmeister und verschaffte den Hörern wenigstens einen klaren Begriff von der Einbuße, die sie durch Ausfallen dieser Piece im zweiten Concert erdulden sollten. Ein andermal dürfte die musikalische Sektion etwas strenger in der Auswahl zu Werke gehen, um jungen, vielleicht anderweitig begabten Künstlern die Folgen eines Mißgriffs zu ersparen.

Als Nachmittags die Probe fortgesetzt werden sollte, hatten sich über ein Dutzend Bläser als durch die Anstrengung erkrankt gemeldet, und es traf sich nun Alles in dem Sitzungslokale, wo Professor Eckardt über die Zukunft der Musik ꝛc. Vorlesung hielt. Im Eingange äußerte der Redner, daß er mit Wohlgefallen bemerke, wie sich das erhöhtere, bewußtere Streben der deutschen Tonkünstler schon in den „durchgeistigteren Physiognomien der Anwesenden" kundgebe, eine Art captatio benevolentiae, welche sich komisch genug ausnahm, wenn man sich im Kreise umsah und so manches unbewußt dagegen protestirende Antlitz entdeckte. Auch das „Heil der Dissonanz!" zu welchem Ausrufe der Redner allerdings nicht unmotivirt gelangte, indem er die Nothwendigkeit eines Gegensatzes, eines die wohlthuende, consonirende Versöhnung erst begründenden Kampfes nachwies, möchte, zumal bei dieser Versammlung gesprochen, leicht Anlaß zu Mißdeutungen geben, und dürften solch gefährliche Wahlsprüche manchen Kunstjünger in unnatürlicher Accordsucherei noch bestärken. Treffend dagegen war der Ausspruch, daß gerade in Religion und Musik von jeher die hitzigsten Parteikämpfe entstanden, weil beide am meisten Gefühlssache sind (oder weil vielmehr in beiden das Wenigste durch positive Gründe nachzuweisen oder zu widerlegen ist). Auch der weitere Verlauf der Rede brachte des Sinnreichen und Anregenden viel, so daß gewiß im Auge manches Ultraconservativen der Mohr der Zukunftsmusik weißgewaschen dastand, bis ihm im Concertsaale die Praxis wieder neue Nägel in die lammfrommen Ohren schlug. Kein Wunder, daß etliche Zeloten

sehnlichst die Stunde herbeiwünschten, mit welcher all das fremde Wühlergesindel der guten Stadt Carlsruhe den Rücken kehren würde; so freut sich die Eule auf die Nacht, wo ihr Auge zu sehen und sein Glanz zu leuchten beginnt.

Nachdem die erkrankten Bläser durch einen Rasttag wieder geheilt waren, konnte man die Probe für's zweite Festconcert fortsetzen. Außer bereits Gehörtem erfreute uns dießmal vor allem Concertmeister Kömpels herrliches Violinspiel; die Berlioz'sche Romanze war ursprünglich ein Singstück und wurde unter seinem Bogen wieder dazu, wie denn überhaupt unsere heutigen Violinheroen großentheils die eigentlichen Sänger sind, zu denen sich die Kunst eines feinen, saubern, beseelten Vortrags geflüchtet hat, während die Mehrzahl des Opernpersonals einem rohen, geschmacklosen Naturalismus huldigt.

Nun trat ein sonderbarer Geigenvirtuose auf, nämlich kein Geringerer, als der Höllenfürst Mephisto, dem Liszt in seinem „Mephistowalzer" als dämonisches Riesenviolon das ganze, fast immer unisono spielende Saitenquartett in die Hand gibt; gleich zu Anfang stimmt er es zusammen, in weiten Doppelquinten; dann fährt er bald drohend, bald hohnlachend, bald wieder süß bestrickend über die gewaltigen Saiten, stets in großen Strichen die Melodie zeichnend; daneben spuken in den Bläsern allerlei neckische „Teufeleien," wie Liszt es selbst den Spielern auslegte, als er den Taktstock ergriff und mit seinem unvergleichlichen Humor quasi die Person des Mephisto selbst vorstellte. Bald ward er winzig klein, bald wieder hoch über die Lebensgröße, bald streckte er die Hände krallig aus, bald hämmerte er wieder grimmig auf's Pult, so daß Alles verwundert stand nicht nur ob der gehörten, sondern auch ob der gesehenen Musik, und sämmtliche Hörer, wie die äußerst animirten Orchestermitglieder jubelnd applaudirten. Sehr warme Aufnahme fand auch Liszt's sinfonische Dichtung „Festklänge," ein prächtiges Tonbild in einem großen Satze, dessen Aufbau nirgends von der herkömmlichen Kunstform abweicht, außer daß neben den Hauptmotiven noch kleinere Episoden in abweichenden Ton- und Taktarten arabeskenartig eingeflochten sind. Das Ganze ist so sprechend, daß man sich unwillkürlich eine dadurch geschilderte Handlung denkt, etwa die Ankunft eines fremden Königssohns mit seiner Flotte, welcher die einheimische Fürstentochter freit. Wir hören den Volksjubel, die Musikbanden (Pifferari) und festlichen Reigen, welche das Brautpaar zur Trauung geleiten, das Jawort der beiden (Oboë und Cello), sehen den segnenden Patriarchen und die ganze Pracht einer südlichen Nationalfeier. Nach der Stille, welche den heiligen Akt umgibt, erneuern sich die festlichen Spektakel; der Zug lenkt zum Hafen, von wo bereits dumpfe Salutschüsse zur Abfahrt mahnen, und unter tausendstimmigen Segenswünschen scheiden die Neuvermählten.* Das Ganze ist glänzend, aber doch maßvoll instrumentirt und voll köstlicher Details; wir erinnern hier nur z. B. an den gewagten und doch fehlerfreien Wechsel der Dominant-Septakkorde von B und A dur, zwischen welchen sich das Motiv des Seitensatzes gleichsam auf den Zehen reizend balancirt. Uebrigens gleicht dasselbe auffallend dem sinnlich-lüsternen Seitensatze des Mephistowalzers, dessen Instrumentation nur noch etwas prickelnder und berauschender gehalten ist.

Hierauf kam die Hochzeitmusik zu Hebbels „Nibelungen" von Otto Bach an die Reihe, einem der wenigen, welchen die Milch der frommen Denkungsart noch nicht durch Enharmonik und ähnliche Zaubertränklein in gährend Drachengift verwandelt worden ist. Zwar schien sich das Stück durch ein paar absonderliche Wendungen an maßgebender Stelle als „unbedenklich" empfohlen zu haben; aber außer diesen wenigen Concessionen an das radikale Element ist lauter solide, vernünftige, in der Gesundheit aller überwundenen Standpunkte strotzende Musik daran, und aus einigen Takten meinten wir sogar des seligen Jakob Beers orientalische Prophetennase hervorragen zu sehen.

Außer den schon angeführten Sachen kamen im zweiten Festconcert noch zu Gehör: „Gesang der Nonnen" für Frauenchor, und „Brautlied" für gemischten Chor, beide von Adolf Jensen. Der Tondichter hat sich durch seine feurigen, ideenreichen Lieder bereits vortheilhaft accreditirt, und auch diese beiden Chöre wären, wenn auch das Brautlied am Schlusse nach kaum wieder berührter Haupttonart zu rasch abbricht, doch freundlich aufgenommen worden, wenn sie reiner und durchsichtiger geklungen hätten, und die Begleitung, statt auf dem mitleidig nachhelfenden Piano, auf der vom Componisten verlangten Harfe gespielt worden wäre. Franz Bendel aus Prag, ein mit feinem Geschmacke und hübscher Technik ausgerüsteter früherer Schüler Liszts, spielte noch dessen Fis moll-Rhapsodie und seine eigene, für die Lebert-Stark'sche Clavierschule componirte Sextenetüde. In den Kammerconcerten hörten wir auch eine sehr ansprechende Violinsonate seiner Composition. Mit Pflughaupt, einem ebenfalls trefflichen Pianisten, spielte er Liszts großes Clavierduo. Von sonstigen Pianokräften erwähnen wir Fräulein Alide Topp, Schülerin H. v. Bülows, und Herrn Otto Reubke, Bruder des verstorbenen Tonsetzers Julius Reubke, dessen Sonate derselbe mit Bravour ausführte. Das war leider eine von jenen Compositionen, welche nach den Worten eines bekannten Kritikers ein Gefühl hervorrufen, als führe man Einem mit einer nassen Bürste über's Gesicht. Conservative Gemüther erquickten sich dagegen an einer Sonate in D moll von Kiel, dem neu entdeckten Berliner Classiker, und einem Trio in F moll von E. Naumann, unbefangene aber an dem herrlichen Trio in B moll von Volkmann, und beson-

* Wir wissen nicht, ob das uns unbekannte Programm, welches Dräseke zu den Festklängen geschrieben haben soll, vielleicht mit unserem Versuche zusammentrifft. Jedenfalls erhielt unsere Auffassung die Sanktion aus Liszt's eigenem Munde, als er in Stuttgart das Conservatorium besuchte. Er hörte dort nicht nur die Zöglinge mit großer Befriedigung an, sondern spielte auch selbst und widmete die übrigen Stunden seinen dortigen warmen Freunden.

ders auch an den klar und melodiös gehaltenen Liszt'schen Liedern, welche an Herrn und Frau Hauser ganz vortreffliche Interpreten fanden. Remenyi spielte mit seinem Schüler Plotenyi noch eine Verarbeitung des Schubert'schen Divertissement hongrois, und später gab er sogar den Ragotzimarsch drein, so daß ein gutes Theil des genossenen Musikschmauses auf den Paprika-duftenden Czardas kam. Doch auch über das Fremdländische freut sich der Musikforscher, wenn es endlich seinen läuternden Durchgangsproceß durch das deutsche Element vollzieht, auf den auch jetzt wieder, wie zu Mozarts Zeit, alle nationalen Style angewiesen sind. Manche wurden schon durch ihre Meister dazu geführt, so der französische durch Berlioz, der englische durch Sterndale-Bennet, der nordische durch Gade, der russische durch Rubinstein und Glinke, der polnische durch Chopin, und der ungarische durch Franz Liszt. Nur Italien zögert noch: fürchtet es auch die musica tedesca, wie die deutschen Hiebe, oder werden dort keine andere Genies mehr geboren als politische?

Ueber das Festmahl und die dabei ausgebrachten officiösen und nicht officiösen Toaste ist nichts Besonderes zu erwähnen; Alles ging höchst geordnet und anständig von statten, wie es von den „vergeistigten" Tonkünstlern nicht anders zu erwarten war. Wohlthuend berührte es wirklich, während des ganzen Festes keine Spur von Eifersucht oder gar Brodneid unter den „neudeutschen" Künstlern zu bemerken, während dergleichen unter den „altdeutschen" nicht fehlt. Allerdings haben bis jetzt nur letztere materiellen Vortheil von ihren Produktionen, und wissen wenigstens, was sie einander mißgönnen dürfen, während erstere noch Alles um die Ehre thun müssen und deßhalb auch für etwaige Rivalitäten höchstens eine reinere Ursache hätten; aber wenn die neue Schule wirklich auch in dieser Beziehung eine dauerhafte Besserung brächte, so wäre das allein schon ein höchst dankenswerther Fortschritt; nichts ist häßlicher, als Zwietracht zwischen den Künstlern, die da unter den Laien als lebendige Beweise jener inneren Harmonie einherschweben sollten, welche alle Gegensätze löst und überallhin Frieden und Glückseligkeit bringt.

Die beiden gediegenen Vorträge, welche W. v. Arnold „über Verbesserung des Lehrplans in den Musikschulen" und Dr. H. Zopff „über den Einfluß des deutschen Männergesangs auf die Volksentwicklung" hielten, wären einer so ausführlichen Betrachtung werth, daß wir, um ihrem reichen Inhalt nur einigermaßen gerecht zu werden, den uns noch disponiblen Raum weit überschreiten müßten. Da nun auch diese beiden Abhandlungen in der „Leipziger neuen Zeitschrift für Musik" abgedruckt erscheinen werden, so verweisen wir die sich dafür interessirenden Leser lieber auf diese Quelle, als daß wir ihnen ein nur unvollständiges Resumé liefern.

Unterdessen zog auch die Clavierausstellung im Magazin von G. Trau Wittwe viele competente Besucher an. Dort standen vortreffliche Flügel, die sich größtentheils in den Concerten als probehaltig erwiesen, aus den Fabriken von Bechstein in Berlin, Blüthner in Leipzig, Kaim und Günther in Kirchheim und Stuttgart, Steinway und Söhne in Braunschweig und Newyork zur Ansicht und Prüfung bereit. Besonders die Produkte der letztgenannten Firma, worunter sich auch ausgezeichnete Pianinos befanden, mit einer Schallkraft, wie jene eines mittelgroßen Flügels, entwickelten unter den Händen von Liszt, Bendel, Bruckner, Frl. A. Mehlig u. a. eine Tonfülle, wie man sie bisher nur von Erard'schen Instrumenten zu hören gewohnt war. Hr. Steinway hat aber auch eine geniale Erfindung gemacht, welche, so einfach sie ist, doch bestimmt zu seyn scheint, im Clavierbau eine bedeutende Revolution zu veranlassen. Dieselbe ist von Bechstein und Blüthner bereits adoptirt worden und wird sich rasch weiter verbreiten, da der wackere Mann kein Geheimniß daraus macht, sondern im Gegentheil fortwährend auf neue Verbesserungen bedacht ist. Wir wünschen nur, daß seine Lorbeeren auch die andern Clavierbauer nicht schlafen lassen, damit wir endlich mehr vollständig egale Instrumente erhalten, als bisher der Fall war.

Von nun an soll alle Jahre eine Tonkünstlerversammlung stattfinden, und 1865 in Chemnitz oder Dresden getagt werden. Bis dahin wird sich hoffentlich der allgemeine Musikverein noch bedeutend verstärkt haben, zumal auch durch Vertreter der älteren Parteien; denn wenn das Verdienst seiner Gründung auch ausschließlich der neudeutschen Schule gebührt, so wird sie ihn doch nimmermehr für ihre specielle Tendenz ausbeuten, wofern einer gefährlichen Isolirung derselben vorgebeugt wird, und eine solche ist desto weniger zu befürchten, je allgemeiner die Theilnahme wird, je mehr Fachmänner aller Schattirungen dazu treten, je unparteiischer das musikalische Comité bei der Festsetzung des nächsten Programms zu Werke geht. Dabei sollte noch, nebenbei gesagt, mindestens ein großes Werk eines verstorbenen Meisters, wie zu Weimar Beethovens D-Messe, den Kernpunkt bilden, in welchem ein Maßstab gegeben wäre zur Schätzung der modernen Schöpfungen. Vielleicht mag auch dieser Wunsch, wie so manches von uns unverholen Gesagte, Mißdeutung oder Widerspruch erfahren. Allem Einseitigen oder innerlich Unwahren werden wir stets entschieden entgegen treten und Manches beim rechten Namen nennen, das sonst nach Art der Nachtwandler behutsam angefaßt werden wollte; aber wir meinen's ehrlich mit der Kunst und ihrem Fortschritt und wollen mit Wort und That dazu beitragen, daß sich diese Tonkünstlerversammlungen für denselben immer segensreicher gestalten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 14. Oktober 1864.

— So dreht wunderbar
Der Völker, Zeiten, der Geschlechter Rad
Sich auf und ab, erhebet oder stürzt,
Zerquetschet aber immer. Sind wir weiter
Gekommen in der Zeiten Wirbellauf?
Sind wir zurück? Was ist geschehen, das
Nicht jetzt geschäh'? und was geschiehet, das
Nicht immerdar geschehen wäre?

Herder.

Die sittlichen Ideale unseres Volkes in der Vorzeit und in der Jetztzeit.

Die Dichtung ist die Sprache der Ideale. In ihr, die, gleich dem Krystalle, ungeordnete verstreute Bestandtheile des Erdlebens zu reinem klarem Leben der Schönheit in das dauerhafte Gesetz eingeborener Form vereinigt, in ihr legt das Volk wie der Einzelne die höchsten Anschauungen der empfindenden Seele nieder, unbekümmert, ob es für die Zeit, oder für den Raum einer sogenannten Ewigkeit geschehe; in der Lyrik zumeist die persönlichen Empfindungen des Einzel-Ichs, des Individuums, in den höheren Formen der Dichtkunst, im Epos und im Drama aber vorherrschend die Typen des Gesammt-Ichs der gegenwärtigen Menschen. In ihnen also finden wir das Charakterbild der Gesellschaft, die Ideale des Zeitlebens, die Geheimnisse des Volksbewußtseyns aufgehoben.

Wie natürlich scheint es nicht, daß diese Thatsachen in uns die Neugierde einer Vergleichung fernstehender Völkerelemente mit einander, oder eines Rückblicks in die ferne Vergangenheit unseres eigenen Volkes erregen, um solcherweise unserem höchsten geistigen Leben einen Spiegel vorhalten, und die sittlichen Ideale unseres heutigen modernen Bewußtseyns mit denen einer früheren Bewußtseynsstufe vergleichen zu können, zumal wenn diese Stufe eine bedeutende, die ganze europäische Civilisation gründende Geschichte umfaßt, wie es in den Vorzeiten unserer germanischen Entwicklung der Fall ist.

Ein solcher Vergleich aber wird, während er die nationale Neugierde befriedigt, zugleich nach einer ganz humanistischen Seite hin von hohem Interesse seyn; er wird an seinem Ort und in seinem Maße die Frage nach dem höchsten Ziele des Menschendaseyns beantworten, er wird darüber entscheiden können, ob das Leben des Geistes wirklich als eine endlose Selbstwiederholung mit dem Motto jenes weisen Rabbi Ben Akiba: „Alles schon dagewesen," anzusehen sey, oder ob ein irdisches Gesetz auch dem Geiste, gleich allen Dingen unseres Erdballs, mitgegeben sey, das Gesetz einer stetigen normal aufsteigenden Entwicklung von Niederem zu Höherem, von Besonderem zu Allgemeinerem, das Gesetz des Fortschritts mit Einem Worte. Dieses Gesetz wäre Entpuppung eines ewig Neuen und Herrlicheren aus dem Menschenwesen seit seinem Ausgang (nach dem Worte Mosis) von der Frucht der Erkenntniß bis zu seinem Ziele, der Frucht des ewigen Lebens. Es ist aber bekanntlich ein solcher Erdengang des Geistes, sofern darunter nicht bloß ein symbolisch Verschwimmendes nach der Sprache der Religion

gemeint ist, sondern ein reales, natürliches, in der Geschichte des Menschengeschlechts nachweisbares Auftreten, Wachsen und Werden des Geistes verstanden werden soll, noch keineswegs für bewiesen geachtet; er wird vielmehr so sehr noch für utopisch gehalten, daß vielfach selbst die Zunahme der Cultur und Civilisation für ein nur scheinbares Gut ohne wirkliche Veränderung oder Verbesserung des Lagezustandes der Menschen gilt, und daß die offenbare Reihenfolge immer höherer Religionsbegriffe seit den ältesten Zeiten geradezu geleugnet, statt ihrer Anerkennung vielmehr behauptet wird, es seyen die reinsten Gotterkenntnisse am Anfange der Geschichte, die höchsten und geistigsten Anschauungen nicht erst in der Reife, sondern schon im Keime der Staatenentwicklung zu suchen; jede spätere Offenbarung aber sey nur eine Erneuung und annähernde Wiederherstellung der ursprünglich vollkommenen Gotterkenntniß.

Wenn wir nun durch solche Gegenüberstellung fernliegender Entwicklungsstufen in unserem Volksleben versuchen wollen, ein Urtheil über dessen geistigen und sittlichen Fortschritt zu erhalten, so werden wir von der lyrischen Dichtung absehen müssen, und, da wir des Dramas, das in den Anfängen des Volkslebens überhaupt noch keine Stätte findet, entbehren, auf das Epos, das eigentliche Volksgedicht allein zurückzugreifen haben, so früh es irgend in größeren Lebenskreisen Schicksale abzubilden und erfüllte Gerechtigkeit zu schildern unternimmt.

Unter Allem aber, was uns die älteste Poesie unseres Volkes in epischer Beziehung bietet, ragt unvergleichlich zu unserem Zwecke, trotz herrlicher Einzelschilderungen in den Amelungenliedern und trotz aller Lieblichkeit des Gudrunliedes, das Nibelungenepos hervor, da es weitaus das großartigste, umfassendste Charaktergemälde unserer Vorwelt ist, und ethische Verwicklungen so tiefgreifend schildert, daß die Nachwelt, unsere eigene Gegenwart, vielfältig versucht worden ist, dramatische Darstellungen für unsere Zeit, Schicksalstragödien, aus ihrem Stoffe hervorzubilden.

Welch tragischer Widerspruch in der That, welch entwicklungsreicher Wandel von jenen wunderlieblichen Brautscenen des Eingangs an — wo das verschämte Mädchen hinter geschlossenen Fenstern entzückt und heimlich auf den kraftverklärten Besieger ihrer Brüder niederblickt, oder wo der blonde verliebte Held anderthalb Jahre lang vor Scham den Mund nicht aufthut zu irgend einem Geständnisse, und nur durch freudigstes Dreinschlagen auf Feinde wie Freunde seine volle Liebe ausdrückt — bis zu dem Schreckensmorgen, da Hagen den ermordeten Siegfried in grausamer Lust heimlich vor die Thür von Chriemhildens Schlafkammer trägt, so daß sie, im Morgengrauen zur Frühmette gehend, in Unehren plötzlich mit dem Fuße den berühren muß, der lebend wie todt ihre ganze Seele füllt! Welch ein Wechsel der Tragik gar bis zum Ausgange selbst, bis in jene grauenvolle Poesie des Todes, deren unersättliche Kampfschilderungen, wie keines andern Volkes Dichtung sie erreicht, die erbarmungslose Selbstvernichtung des ganzen Geschlechts aufzeigen!

Allein indem wir uns dieses Ausgangs erinnern, zeigt es sich schon, daß wir mit unsern Vorfahren nicht mehr auf demselben Standpunkte der ethischen Befriedigung stehen können. Denn nicht leicht wird jemand das ergreifende Gedicht von der Nibelungen Noth warm und theilnehmend bis an's Ende verfolgt haben, und nicht von einer unerquicklichen, fast trostlosen Rachempfindung überfallen, nicht von dem trüben Eindrucke eines unmenschlichen Mordens, schrankenlos entfesselter Triebe und unerfüllter Gerechtigkeit ergriffen worden seyn. Dieses Mißbehagen aber, da es nicht aus den künstlerischen Mängeln des Gedichts hervorgeht, da es nicht als ästhetischer Mißklang zunächst, sondern vielmehr als ethischer empfunden wird, beweist sogleich durch sich selbst die nothwendig seither eingetretene Veränderung des ethischen Standpunktes, von dem aus wir, die Nachkommen, diese Dichtung empfinden und beurtheilen. Aehnlich etwa ergeht es uns bei dem Eintritt in die egyptischen Riesentempel, die wir theilnehmend anstaunen und erstaunt bewundern, während wir dennoch in der nahen Aufeinanderhäufung der gewaltigen Säulenmassen, in den überall dunkeln und engen Abschlüssen der ungeheuren Proportionen etwas unheimlich Erdrückendes, ein Mißbehagen empfinden, welches die Wirkung einer veränderten sittlich-religiösen Stufe des Bewußtseyns, der Widerstand eines erweiterten Gesichtskreises und menschlich freierer Gefühle in uns ist.

So aber hat unsere Frage nach der sittlichen Verschiedenheit der Zeiten nun schnell einen festeren Standpunkt und concrete Fassung gewonnen. Wir brauchen, um sie zu lösen, uns nunmehr nur eine genaue Rechenschaft aufzuerlegen von dem Inhalte dieses Mißbehagens. Spüren wir seine Quellen und Gründe auf und verfolgen seine Wirkungen durch das Gedicht hin, so wird sich uns ein Prototyp der Dichtung, ein ethischer Kern enthüllen müssen im Kriege mit unserem heutigen ethischen Bewußtseyn. Seine Züge nun sind es, die, mit den ästhetischen Zügen des Gedichts nicht zusammenfallend und doch unauflöslich an sie gebunden, uns unwillkürlich ein Zwillingshaupt der Nibelungen-

Dichtung zeigen, ein ungleiches Janusantlitz, dessen zwiespältige Blicke uns alle Schönheit des Epos unheimlich und melancholisch erscheinen ließen.

Das Auffinden und Sondern dieser Züge dürfte zwar keine ganz leichte Arbeit seyn; daß aber so viele tiefgreifende Abhandlungen über das Nibelungenlied sie nicht vollbracht haben, dürfte darin hauptsächlich seinen Grund finden, daß diese gar nicht die Möglichkeit eines im Ganzen oppositionellen ethischen Ausdrucks in dem Gedicht scharf in's Auge faßten — wie das unter der Voraussetzung eines steten Gleichbleibens der sittlichen höchsten Ideen freilich nicht anders seyn konnte — vielmehr bemüht waren, in den vorgefundenen Zügen stets den Reflex und die Analogie unseres heutigen Tagesbewußtseyns aufzufinden und nachzuweisen.

Dem unbefangenen Urtheile sollte allerdings, so scheint es, gerade das Gegentheil näher liegen und die Erwartung, einem andern sittlichen Ideale zu begegnen, das Natürliche scheinen. Denn man müßte den äußern Menschen, der doch überall nur die Kehrseite des innern ist, von diesem inneren, dem ethischen, trennbar und getrennt wähnen, wenn man bei Vergleichung des äußeren Charakters, der sinnlichen Physiognomie unseres Zeitalters mit einem früheren eine tiefgehende Umwandlung des ganzen Lebensgebietes, der Mittel wie der Zwecke des Lebens, unleugbar vorfindet, so daß auch ein Fortschritt der Intelligenz in allen Dingen leicht zu constatiren scheint, und wenn man dennoch hiebei behaupten wollte, es seyen die sittlichen Ideen und Befriedigungen der früheren Zeit unverändert auch die unsern geblieben, oder gar in uns verringert worden.

Ist es in der That so schwer zu finden, daß die damalige Heldengröße in natürlicher Weise unserem sittlichen Ideale gar nicht mehr entsprechen kann? Stellen wir uns z. B., um nur eine Seite des Lebens zu verfolgen, den wehrbaren Mann der verschiedenen Entwicklungsphasen unsers Volkes vor. Stellen wir den freien Mann germanischer Kriegszüge mit dem wilden rothlockigen Haupthaar als einziger Kopfbedeckung, mit dem nackten, nur selten theilweise bedeckten Bein und Fuße, mit dem ärmellosen, ringsum geschlossenen Rocke, unter dem noch kein Hemde sich befand, mit bronzenem Schwert und Streitaxt, gegenüber dem deutschen ganz in Eisenschienen gehüllten Krieger des Mittelalters, * und diesen wiederum dem fast ungeschützten, fast nur auf den Angriff mit Kugel oder Bajonett angewiesenen Schlachtenkämpfer unserer Tage: und gestehen wir uns, daß, wie zwischen jenen beiden der Kampf allzu ungleich wäre, beide in unserem heutigen Schlachtgewühle gleicherweise als von vornherein verlorene Kämpfer erscheinen würden. Mit wie andern und verschiedenen Mitteln der Kraft, vom physisch Sinnlichen zum geistig Moralischen fortschreitend, muß nicht jeder von diesen Dreien seinen Mannesmuth, seine Selbstständigkeit, seine Energie beweisen und seinen Sieg erkaufen? Und um das sittliche Moment in diesen Veränderungen nicht zu unterschätzen, erinnern wir uns, daß eine jede wesentliche Verbesserung der Trutz- und Schutzwaffen zunächst als eine eingestandene Kraftlosigkeit, ja als feige und hinterlistige Neuerung von dem zuerst berührten Theile des lebenden Geschlechtes empfunden, gescheut und verachtet wurde. Der zum Bewußtseyn seiner Freiheit erwachte Natursohn verachtete, ehe ihn selbst die Einsicht bezwang, den hinter dem Schilde Schutz suchenden Gegner, dieser wiederum den stahlgesicherten Panzerträger, und noch übleres Urtheil wurde, solange er ein Neuling war, dem Pulverschützen zu Theil, der mit allem Anschein der Feigheit aus sicherer Entfernung kämpfte. Schon hier sind sittliche Haltung und Feigheit wechselnde und, offenbar in einem Fortschritt nach innen zu, einander ablösende Begriffe.

Bewundern wir aber andere Eigenschaften, streben wir nach andern Zielen, lieben wir andere Thaten des Menschen, als unsere Vorzeit, so ist es klar, daß die Poesie der Vorzeit, wo sie sich zum Aufbau des vollen Lebensbildes erhebt, nicht unser ganzes inneres Wesen, nicht das geistige Moment unserer Kraft, nicht das sittliche Moment unserer Erkenntniß wird befriedigen können; und es ist umgekehrt nicht minder augenscheinlich, daß, wo die Unbefriedigung über die Poesie unserer Vorfahren bis zum Mißbehagen geht und bis zum Unfrieden steigt, ein faßbarer Gegensatz zwischen den Idealen jener Welt und der unsrigen stattfinden muß. Und zwar können wir bei dem Nibelungenliede für diesen Gegensatz nicht einmal den längeren Zeitraum der vierzehn Jahrhunderte bis zu Etzel, dem Hunnenkönig, aufwärts geltend machen, sondern nur den kürzeren bis in das Herz des Mittelalters zurück. Denn nicht die Anschauungen unserer Vorfahren zu Attilas Zeit, wie es den Anschein hat,

* Auch dieser trug übrigens noch kein Hemde. Wie spät die Deutschen Hemden und Beinkleider, diese jetzt unerläßlich scheinenden Kleidungsstücke, anlegten, zeigt uns u. A. eine Constanzer Kleiderordnung vom Jahre 1390, welche untersagt, ohne sie, insbesondere ohne Beinkleider, fortan zum Tanze und überhaupt öffentlich zu gehen, indem sie die, uns einleuchtenden, Gründe hiefür auseinandersetzt.

haben wir in dem Nibelungenlied ungebrochen und unvermischt aufbewahrt; sondern, da der Dichter, mag er auch alte Volkssagen behandeln, unwillkürlich dem Menschen der Vorzeit doch seine Sprache und seine Ideen mitgibt, so ist es in der That zumeist die Sitte, es ist die Denk- und Gefühlsart der Hohenstaufenzeit, welche sich in jenen Nibelungen des fünften Jahrhunderts deutlich spiegelt; denn um 1150 ist es, daß jener Ritter von Kürnberg, für den die neueste Forschung das Lied in Anspruch nimmt, oder wer immer der Dichter war, gelebt und gedichtet hat.

Erinnern wir uns nun an Sitten und Charakter dieser „Nibelungen," an ihr Handeln und Dulden, um uns dasjenige, was ihnen das Größte, Höchste, das Ideale im Menschenleben erschien, klar zu machen.

Immer haben hier die Erklärer, wie ich schon bemerkte, unsere heutigen sittlichen Ideale, nach jenem Goethe'schen hübschen Spruche, nicht ausgelegt nur, auch untergelegt — nämlich Gerechtigkeit, Redlichkeit, Treue, insbesondere die Mannentreue, d. h. das gegenseitige Festhalten des Herrn und seines Dienstmannes an einander, oder, allgemeiner gefaßt, die gegenseitige unverletzliche Treue der Sippe, der Verwandtschaft, der Freunde. Dieser Gesichtspunkt aber, oftmals gerechtfertigt, widerspricht dennoch eben den Hauptthatsachen des Gedichtes. Siegfried z. B. wird von seinen eigenen Verwandten theils schweigend, theils ausdrücklich getäuscht, durch umständlich ausgesponnenen Verrath derselben umgarnt und gemordet. Gunther wird durch Hagen, seinen Mann, der zugleich sein Oheim und sein Freund ist, übereinstimmend nach allen Ausgaben des Nibelungenlieds, nur aus Selbstsucht dem Tode geweiht; nämlich um den eingefleischten Haß Hagens gegen Chriemhilden zu befriedigen, oder, wie die eine der Handschriften ausdrücklich dazusetzt, selbst aus Mißgunst und Neid, daß Gunther sonst als der einzig Gesunde nach Hause, zur Heimath, zurückkehren würde:

„Er vorhte, sô si hête im sînen lîp genomen,
Daz si danne ir bruoder lieze heim ze lande komen."

Hagen ist aber so sehr der ideelle Mittelpunkt des ganzen tragischen Gemäldes von Chriemhildens Rache, daß eine Idee, die der Größe und Verklärung Hagens widerspräche, wie hier die Mannentreue, unmöglich als der Gipfelpunkt des idealen Strebens jener Welt angesehen werden kann.

Wenn man dagegen die Schilderungen des Nibelungenlieds ohne das Vorurtheil moderner Begriffe aufmerksam zu verfolgen vermag, so wird eine viel einfachere Anschauung und Erkenntniß dessen, was Heldengröße und Verklärung in jener Welt heißt, sich von selbst darbieten. Götterähnlich und ganz unbesiegbar ist die Kampfstärke Siegfrieds; was er unternimmt, gelingt ihm, nicht Menschliches, nicht Uebermenschliches widersteht seiner Macht — nur der Verrath, gegen den seine sittliche Größe (die einzige des Liedes, die unserem modernen Ideale entspricht) keine Waffen hat, ist endlich stärker als er. Unbezähmbar ist die anfangs so wilde Eigenmacht, der Stolz und die Herrschsucht Brunhildens. Und zwar spricht sich diese Selbstmacht zuerst in ihrer Körperkraft aus, sodann, nachdem Siegfried und die Erfahrung der Liebe ihr diese genommen hat, in der Rachsucht gegen Siegfried. Denn nur diese veranlaßt sie, nach zwölfjähriger glücklicher Ehe der beiden Fürstenpaare, Gunthers mit Brunhild zu Worms, Siegfrieds mit Chriemhild zu Santen, die letzteren wieder nach Worms zu locken und in der hier versuchten Demüthigung derselben, als ihrer Vasallen, den folgenschweren Zank der Königinnen herbeizuführen, welcher schließlich allen Betheiligten den Untergang bringt. Gleicher Ausdauer, riesiger noch sich erhebend, begegnen wir in dem Weibe Siegfrieds. Unbesiegbar und nicht aufzuhalten durch ihre Liebe zu den Brüdern, zu der allzeit verehrten Mutter, nicht zu fesseln durch ihr zartes Söhnchen selbst, das sie vielmehr um solchen Zweckes willen verläßt, ist der einmal gefaßte, aus dem ungeheuern Maße ihrer Liebe zu Siegfried ungeheuerlich hervorgehende Rachewille der anfangs so zarten Chriemhild; sie bringt nach 26 Jahren mannigfacher Lebenswandlungen diesen Einen Willen unerschlafft „an ein Ende" und tödtet über den Leichen all ihrer Theuren zuletzt den Mörder Siegsfrieds mit eigener Hand und durch Siegfrieds Schwert. Selbst Gunther seinerseits setzt mit allen Mitteln der List und des Betrugs den Willen durch, Brunhild, die isländische Valkyre, zu bezwingen und zu freien.

Hagen endlich, der — für unsere Anschauung — wie der böse Geist Verderben säend durch das Gedicht geht, Hagen ist so unerhört trotzig, so folgerichtig unbeugsam bis zum letzten Athemzuge, daß die ganze tragische und moralische Entwicklung des Gedichts auf dieser Unbeugsamkeit beruht; denn sie wird zum Schicksal für Alle. Gerade hierin, nicht in der „Mannentreue," überragt Hagen das Maaß aller andern Helden. Die Unerschrockenheit, Charakterfestigkeit, unbesiegliche Ausdauer in Hagen ist die geistige Macht, welche alle Burgundenhelden an ihn fesselt und, vereint mit ihrer unüberwindlichen Scham vor dem Zurückweichen, es bewirkt, daß das ganze Geschlecht schließlich lieber untergeht, ehe es diesen einen Mann, der gleichsam ohne

persönliche Sondererregungen die verkörperte Kraft und Ehre und das Gewissen aller ist, preisgeben und dem Gerichte der Rache ausliefern mag. Lug, Trug und Mord haften an ihm, aber so wenig kommt dieß in Anschlag gegenüber dem Glanze seiner Charakterkraft, daß selbst seines Todfeindes Mann, der große Dietrich von Bern, ihm schließlich Schutz vor dem nahe drohenden Racheschwert Chriemhildens zusagt, wenn sich Hagen friedlich wolle aus dem Heunenreiche heim geleiten lassen, und daß der ehrenfeste alte Meister Hildebrand sofort Hagens Tod von Chriemhildens Hand rächt, als wäre hier nicht sühnende Gerechtigkeit, sondern ein schmählich blutiges Unrecht geschehen.

So finden wir denn durchgängig die höchste Idealität in das Geltendmachen der Persönlichkeit, als einer weltbesiegenden und selbstherrlichen unbezwinglichen Kraft, gesetzt. Die sittliche Verklärung des Ichs, in welcher Besonderheit immer es auftreten möge, ist, daß es sich selbst gleich und treu bleibe, daß es Charakterfestigkeit, Unerschrockenheit, unbesiegliche Ausdauer sey.

In diesem Sinne und nach diesem Gesichtspunkte ordnet sich Alles in dem Gedicht künstlerisch so, daß die ästhetischen Linien mit den ethischen zusammenfallen. Nach demselben höchsten Ziele der Vollkommenheit streben Alle und dem Maaße des Erreichens desselben entspricht die Bedeutung eines jeden. Die für uns unvereinbar scheinenden Momente von Mannentreue und Verrath werden zum gemeinsamen Ausdruck und Maaße eines andern Ideals.

Denn wir sahen schon, daß die Werthschilderung aller einzelnen Führer und Helden, so wie ihres Verhältnisses zu einander, von dem bezeichneten für Alle gleichen Principe der Selbstkraft getragen wird; und auch der ganze Nibelungenzug, so wie der Massenkampf des Endes, in dem tausend Burgunden nach einander fast ohne Unterbrechung zweitausend Heunen, tausend Dänen und Sachsen wiederum zwanzigtausend Heunen bestehen und dann die germanische Schaar Rüdigers, so wie des großen Theodorichs Amelungenvolk erschlagen, ehe sie selbst todt liegen: auch diese Gesammtschilderung gibt uns dasselbe verklärende Bild von unwiderstehlicher Willenskraft, unerschöpflicher Selbstbehauptung der germanischen Individualität.

Im Gegensatze aber dazu wird das feindliche ungermanische Völkerelement der Hunnen oder Heunen wetterwendisch, ohne Entschluß und Ausdauer, ohne Opferfreudigkeit für die Idee, ja ohne Trotz und Selbstbehauptungsmuth geschildert. Die Heunen lassen sich von einzelnen unter ihre Massen tretenden Burgunderrecken (wie Hagen und Volker) Spott und Hohn aller Art bieten. Hagens Bruder Dankwart schlägt sich allein durch das ganze Heerlager der Heunen bis zum Palaste hindurch. Führer und Schaaren derselben versprechen ihrer Königin den Angriff auf Hagen, werden jedoch vor der Ausführung andern Sinnes, ja später rücken sie selbst zum Kampfe aus und kehren dennoch erschreckt durch den drohenden Anblick Volkers wieder in ihre Quartiere zurück. Als besonders auffallend und verächtlich wird hiebei in dem Liede bemerkt, daß ihre Führer nirgend dem Volke vorankämpfen, und am schneidendsten tritt diese Auffassung bei Attila, dem großen Welteroberer, selbst hervor. Etzel entschuldigt zunächst, um der Gastfreundschaft willen, die übermüthige Tödtung eines seiner Fürsten durch Volker; auch für die Beschimpfung seines eigenen Weibes beim Kirchgang hat er dieselbe Nachsicht, und nicht minder für den bösen giftigen Gruß Hagens an sein Söhnchen Ortlieb beim Gastmahl. Dieß Alles freilich könnte noch durch um so kräftigeres späteres Auftreten gesühnt, noch als wahrhaft königliche Milde und Größe in ihm empfunden werden: allein unzweideutig ist es wahrlich, wenn er sein Knäblein Ortlieb vor seinen Augen niederhauen läßt, ohne zum Schwerte zu greifen, wenn er vielmehr jetzt durch den Germanen Dietrich sich beschützen, sich und die Königin aus dem Saale führen läßt, den die Nibelungen mit ihren Schwertern verschlossen halten. Eben so schickt er denn auch heunische Völker, so viel deren auch fallen, und darauf seine germanischen Hülfsvölker, vor denen er selbst, um diese Hülfeleistung zu erlangen, einen Kniefall nicht scheut, in den Kampf gegen die Nibelungen, ohne je selbst das Schwert zu ziehen, und duldet schließlich, daß Hildebrands Schwert ihm das Haupt der Königin seines Weibes, vor die Füße wirft, ohne jede andere Theilnahme, als Thränen und starkes, jammervolles Klagen.

(Schluß folgt.)

Beim Prinzen Friedrich von Augustenburg-Noer.

(Fortsetzung.)

Noer, so ziemlich in der Mitte der Besitzungen gelegen, ist ein wahres Eden. Es liegt etwa eine Viertelstunde von der Bucht. Von da steigt das Terrain allmählig; sanfte Erhebungen wechseln mit Flächen und Vertiefungen. Das Ganze bildet weithin nur einen großen Park, nach englischem Muster. Längs der Küste ziehen sich meist die herrlichsten Laubwaldungen hin; dann üppige Wiesen mit Boskets und herrlichen Baumgruppen dazwischen; Alles von schönen, breiten und äußerst sauber gehaltenen Wegen und Pfaden durchschlängelt, allenthalben Ruhepunkte, die so gewählt sind, daß sie zugleich einen schönen Fernblick gewähren. Im Waldesdunkel hie und da ein lauschiges Plätzchen. Allerliebst, ja idyllisch liegt das kleine Forsthaus, dicht am Wald, so daß es von mächtigen Buchen überschattet wird, und nur etliche hundert Schritte von der See. Um das Haus mit dichtem, mächtigem Strohdach zieht sich ein allerliebstes Blumengärtchen. Das Ganze bot das Bild höchster Einfachheit, aber innen hatten sich doch Comfort mit einigem Luxus niedergelassen. Die hellen freundlichen Zimmer waren schön tapezirt, mit Spiegeln und Bildern in Goldrahmen behangen; dazwischen auch ein schönes Rehbockgeweih. Der Fußboden war mit Oel angestrichen und da und dort war ein schöner Teppich hingebreitet. Die Mahagonimöbeln waren solid. Das muß man dem Norddeutschen lassen, daß er es trefflich versteht, sich seine Wohnung gemüthlicher herzurichten, als der mehr im Süden Wohnende. Auch der Bauer, ja der Taglöhner hält darauf. Der Norddeutsche fühlt sich aber auch in den eigenen vier Pfählen und im Kreise der Seinen am wohlsten, während der Mittel- und Süddeutsche seine Zerstreuung mehr außerhalb des Hauses, namentlich im Club oder in der liebgewonnenen Kneipe sucht.

Die herrschaftlichen Gebäude und der Oekonomiehof zu Noer bilden zwar ein Ganzes und Zusammenliegendes, aber doch so, daß man im Schlosse wenig oder nichts vom Treiben der Wirthschaft gewahr wird. Der Oekonomiehof ist nach dem Schloß zu durch Baumgruppen maskirt. Das mächtigste Gebäude ist die Scheuer, unter deren Dach die ganze große Ernte eingeheimst wird. Unter der mächtigen Tenne sind die schönen gewölbten Viehställe für nicht weniger als 500 Stück. Der große Bau liegt auf einer Erhöhung und wird in der Gegend weithin gesehen. Die Noerer Scheuer gilt dem Wanderer als ein Richt- und Wahrzeichen. Der Prinz hat sie erbaut und der äußerlich so bescheiden aussehende Bau soll nicht weniger als 60,000 Thaler gekostet haben.

In einem Theil des weiten Oekonomiehofes sah man nicht weniger als dreißig Wagen aufgefahren. Sie standen in zwei Reihen, schnurgerade gerichtet. Seitwärts standen in ähnlicher Weise die Pflüge, Eggen und kleineren Karren. Pferdestallungen und Remisen waren mit Stroh gedeckt. Das ganze weitläufige Gehöft war theils mit Staketen, theils mit natürlichen dichten, aber sauber im Schnitt gehaltenen Hecken umgeben, so daß, wenn Nachts die Thore geschlossen waren, nichts heraus- oder hineinkonnte. In der Nähe der letzteren lagen mächtige Kettenhunde, wahre Cerberusse, die jeden unbefugt Nahenden mit mächtigem Gebell anschnaubten.

Die Milcherei, in der etliche dreißig Mädchen, meist kräftige und blühende Gestalten, hausten, wurde von einem älteren Frauenpersonal und der Verwaltung auf's Strengste überwacht. Abends Schlag neun Uhr wurden diese Milchnonnen in ihre Zellen eingeschlossen, was jetzt, während der Anwesenheit der galanten Vaterlandsvertheidiger, vielleicht etwas strenger und pünktlicher gehalten wurde, als sonst.

Ich hatte für die Compagnie zwei Trainpferde, ein paar nette muntere Thiere, und ein Reitpferd. Der Prinz stellte mir einen Korbwagen zur Verfügung, und so kutschirten wir denn, zuweilen in Begleitung des Arztes, gewöhnlich nach dem Diner, in der schönen Umgebung herum. Die Wege, nicht chaussirt, sind zum Fahren und Reiten trefflich. Herrlich war eine Fahrt im Buchenhain längs der Küste bei Sonnenuntergang. Zuweilen wurde auch ein Abstecher nach dem reizenden Kiel oder zu einem Kameraden auf ein benachbartes Gut gemacht. Am Strande hatte ich eine Laubhütte erbauen lassen, von der aus wir, Offiziere und Soldaten, in die klaren Fluthen der See stiegen, um uns zu erfrischen.

Ein weiteres Amüsement war für mich die Jagd. Der Prinz, der einen vortrefflichen Rehstand hatte, war so freundlich, mir, nächst dem Herzog von Coburg, zu erlauben, dann und wann einen Rehbock zu schießen. Die Reviere, die wir begehen konnten, waren abgetheilt. Der Herzog, unser Commandirender, kam oft gegen Abend in einem Holsteiner Rollwägelchen und in Civil von Gottorf herüber kutschirt, um einen Pirschgang zu machen. Man konnte sich, namentlich in damaliger Zeit, nichts Reizenderes denken, als eine solche Jagdpromenade unter den mächtigen Kronen der Eichen und Buchen längs der Küste, zu Füßen die sammtnen Wiesenmatten, dann das blaue Meer und gegenüber die im Duft des Aethers verschwimmende Küste, Alles beleuchtet von den letzten Strahlen der niedergehenden Sonne. Weit draußen ragt noch ein dunkler Punkt aus dem Meere; es ist das hier stationirte dänische Wachtschiff, das die Segel eingereefft hat. Da und dort äßen einzeln oder in Rudeln die schmucken Rehe, dann und wann den schlanken Hals erhebend, um zu sichern. Hie und da kreischt die Möve oder schießt der Seeadler über die spiegelglatte Fluth, die im Moment golden aufspritzt, wo er sich pfeilschnell in diese stürzt, seinen Raub zu greifen. Im Gebüsch singen Amsel, Rothkehlchen und Grasmücke und hoch in den blauen Lüften zwitschert die Schwalbe. Da kracht ein Schuß durch die abendliche Stille und ein feister Bock, eben noch seines Lebens sich freuend, zappelt verendend am Boden, während das andere flüchtige Gelichter dem schützenden Walde zujagt. Das Waidwerk ist für heute gethan.

Der Herzog von Coburg, bekanntlich ein leidenschaftlicher Nimrod, war besonders guter Laune, wenn er etwas erlegt hatte. Da war noch Jagd! Kein unnützer Bummler drängte sich hier in die aristokratische Waidmannslust, keinem guten Schleswig-Holsteiner fiel es ein, sich darnach gelüsten zu lassen, während in unserem gesegneten Thüringen auch auf diesem Felde Alles drunter und drüber ging und ich mit leibhaftigen Augen gesehen, wie im Monat Mai 1848 eine ganze Gemeinde über reiche Fruchtfelder hin ein solennes Treibjagen nach Langohren hielt und dann die erlegte Jagdbeute gekocht, gesotten und gebraten wurde. Die getreuen Unterthanen Seiner Hoheit thaten sich dabei ganz besonders hervor und die ehemals gehegten und gepflegten herrlichen Jagdreviere boten damals einen Schauplatz schauerlicher Vertilgung alles Lebenden. Von all dem Unfug fand man in den „revolutionären" Herzogthümern, wie Manche zu sagen beliebten, nicht die Spur. Man hatte dort Anderes und Höheres im Auge. Wer ein Gewehr führen konnte, war auf die Dänenhetze mit ausgezogen, und das war ein lohnenderes Wild.

Da wir nun bei unserer Reservebrigade, die der Sieger von Eckernförde befehligte, seit jener Zeit keine Dänen mehr gesehen hatten und die Blutgier sich doch nicht ganz dämpfen ließ, so konnten wir diese vor der Hand nur an unschuldigen Quadrupeden auslassen. Wenn wir uns nun nach gethanem Waidwerk am Theetisch zusammenfanden, und der Herzog sich in die Interimsuniform eines sächsischen Generals geworfen hatte, dann erzählte er wohl mit all seiner natürlichen Lebhaftigkeit seine heutigen Jagderlebnisse mit allen Umständen. Das muß man dem Herzog lassen, daß er eine Gesellschaft zu unterhalten versteht. Mit der ihm eigenen Lebendigkeit erfaßt er den Gegenstand, den er gewählt, oder der eben auf's Tapet gekommen, ganz und gar. Aber er blieb nicht bei Jagd- und andern kleinen Geschichten der Art, er kam auch auf ernstere Gegenstände. Recht interessant wußte der Herzog von seinem Aufenthalte an verschiedenen Höfen, namentlich an denen zu London, Paris und Brüssel zu erzählen. Bald kam er auf das häusliche Leben seines Bruders und der Königin, auf die Erziehung ihrer Kinder und die kleinen häuslichen Scenen; ein andermal auf Louis Philipp und die französischen Prinzen, dann auf seinen Oheim, den König der Belgier, den klugen, vorsichtigen Mann. Wer kann solche Persönlichkeiten besser schildern als der Herzog, der ihnen so nahe steht und so intim mit ihnen verkehrt? Er kennt aber auch die andern hervorleuchtenden Sterne, die sich um diese Sonnen drehten, von denen mancher später heller strahlte, mancher wieder in das Dunkel zurückversank, aus dem er auf kurze Zeit aufgetaucht. Ist einmal der Herzog im Fluß seiner Rede, in den er bei seiner Lebendigkeit bald geräth, dann vergißt er nicht selten den Fürsten und die Umgebung und macht die ungenirtesten Glossen. Aber es hört sich ihm gut zu, denn die Gabe der Rede ist ihm von Gottes Gnaden verliehen.

Auch der Prinz ging an solchen Abenden mehr als sonst aus sich heraus. Auch er kannte ja verschiedene hochgestellte Personen und deren Stärken und Schwächen. Gern wählte er bei seiner Neigung zur Satire dieselben zum Gegenstand, und so gerieth er auf's Gebiet der Anekdoten und Schnurren. Darin war er Meister und er wußte sein Gemälde mit dem Pinsel eines Hogarth zu illustriren. Hatte er einmal seinen Mann gefaßt, dann ging es unbarmherzig über ihn her, so daß die gefühlvolle Prinzessin nicht selten ihm einen bittenden oder warnenden Blick zuwarf, und, wenn der nicht beachtet wurde, wohl als Vertheidigerin für den Angegriffenen in die Schranken trat.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß der Prinz ein entschiedenes Talent zur Nachahmung besaß; er verstand es vortrefflich, Stimme, Geberden und Gewohnheiten verschiedener Personen nachzuahmen.

So gab er unter anderem einmal etwas zum besten, was aller Zwerchfell erschütterte. Nach einem Sonntagsdiner, an welchem der Herzog von Coburg mit einigen Offizieren seines Stabes, so wie einige Herren der Nachbarschaft Theil genommen, begaben sich bei dem heitern Wetter die Herren in den Park, um da den Kaffee mit einer Havanna zu würzen. Wir hatten vor einem Pavillon Platz genommen, und da wir in heiterer Laune, so wie auch ganz unter uns waren, so war auch nur von heitern Dingen die Rede. So kam man denn endlich auch auf etwas, wobei der Prinz sein besprochenes Talent im vollsten Lichte zeigen konnte.

Bekanntlich war er mit seinem königlichen Schwager, Christian VIII., früher sehr befreundet. Der König nahm ihn zu seinen Ausflügen, namentlich wenn er einen Theil seiner Länder bereiste, gern mit. So kamen sie denn einmal auf einer solchen Tour in ein dänisches Städtchen, dessen Einwohner nach ihrer Art Alles aufgeboten hatten, den Empfang so feierlich als möglich zu machen. Besonders ließ es sich der Bürgermeister, ein kleiner, verwachsener und stotternder Mann, sehr angelegen seyn, mit all seiner Würde dem Träger der Krone seine Loyalität zu bezeigen und seinen Gefühlen in einer wohlgesetzten Rede Ausdruck zu geben. Diese Rede war nun aber so voll von Verkehrtheiten und Widersprüchen, daß das Ganze den wunderlichsten Effekt machte. Der Prinz copirte nun diesen Bürgermeister von Saardam. Ich sehe ihn noch, wie er einen der Anwesenden heraus nahm, der den König vorstellte, wie er seinen blauen Frack höher über den Hals hinauf zog, sich kleiner und schief machte und nun in schnarrender, stotternder Rede, mit allerlei Kratzfüßen und Grimassen seinen Vortrag hielt. Es kam das tollste Zeug heraus. Der Herzog und die andern lachten so, daß ihnen die Thränen über die Backen rollten. Dergleichen Proben gab der Prinz noch mehrere, wenn er eben bei Laune war.

An einem andern Tage, wenn eben kein Besuch da war, erzählte der Prinz vom vorjährigen Feldzug, in dem ihm eine besondere Rolle zugetheilt war, oder aus den Zeiten seiner Regentschaft in den Herzogthümern. Oft kam natürlich auch das Gespräch auf die Erbfolge in Dänemark, die beim nahe bevorstehenden Aussterben des Mannsstammes das Augustenburger Haus, als das am nächsten erbberechtigte in den Herzogthümern, so nahe berührte. Damals dachte man noch nicht an die diplomatische Ausflucht mit einem Protokollprinzen. Der Prinz schilderte in seiner Weise die noch lebenden Glieder der königlichen Familie nicht auf die schmeichelhafteste Weise.

Der damals regierende König, Friedrich VII., sein Neffe, kam bei dieser Revue am übelsten weg. Unter anderem erzählte der Prinz, Friedrich habe ihn als Thronerbe mehrere male in Gottorf besucht. Von Herzen gut, sey er, einer seiner hohen Stellung angemessenen Erziehung von Jugend auf baar, zu allerlei Extravaganzen geneigt gewesen. Besondere Neigung habe er stets zum Seewesen gehabt, doch mehr zum amüsanten als zum ernsten Theil desselben. Gewöhnlich habe er seine eigene schöne Yacht, einen vortrefflichen Segler, bei sich gehabt. Am Tag habe nun der Kronprinz seine Seefahrten gemacht und dazu diesen und jenen, den er eben leiden mochte und der tüchtig mitzechen konnte, ohne Unterschied des Standes, eingeladen. Abends und bis spät in die Nacht habe er dann mit den Kieler Studenten commercirt, und in bedenklichem Zustande sey endlich gegen Morgen der Herr Neffe heimgekommen.

Als er einst zu lange in den Tag hineingeschlafen, sey der Prinz in sein Schlafgemach getreten, um zu sehen, ob ihm nichts zugestoßen. Da habe denn der Thronerbe noch sanft geschlummert. Auf dem Tischchen vor dem Bette aber habe er ein großes gefülltes Glas stehen sehen, und als er dessen Inhalt näher untersucht, sey es ein reiner Rum gewesen. Als er den Kammerdiener des Kronprinzen darüber befragt, habe dieser geantwortet: das sey Seiner königlichen Hoheit Morgentrunk. Als er nun später den Neffen auf das Schädliche dieser Lebensweise aufmerksam gemacht, habe dieser gelacht und gemeint: das sey Seemannsbrauch und er sey schon daran gewöhnt.

Die Prinzessin sprach einmal von dem bekannten Projekt Christians VIII., einen der Söhne des Herzogs von Augustenburg zum Erben der dänischen Krone zu bestimmen. Daher habe er dem Herzog den Vorschlag gemacht, seine beiden Prinzen in Kopenhagen erziehen zu lassen. Der Herzog habe jedoch dieses Ansinnen entschieden zurückgewiesen und erklärt, da weder er noch seine Prinzen ein direktes Erbrecht auf den dänischen Thron hätten, so könne das nur mit Uebergehung näher Berechtigter geschehen, und dagegen sträube sich sein Rechtsgefühl. Es würde ihn, versetze er sich an ihre Stelle, tief schmerzen, wenn man seine Rechte verletzen wollte. Er würde seinerseits auch Alles daran setzen, diese und die seiner Kinder zu wahren. Das nahm der Dänenkönig seinem Herrn Schwager

sehr übel, und seitdem datirt die Mißstimmung gegen das Haus Augustenburg, die bald in die heftigste Erbitterung übergehen sollte.

Die verwittwete Königin Caroline, Schwester des Prinzen von Noer, muß in ihrer Jugend ein Bild von Schönheit und Anmuth gewesen seyn. Ihr Porträt in Lebensgröße hing im Zimmer der Prinzessin. Das jungfräuliche Original mag damals achtzehn bis neunzehn Jahre alt gewesen seyn. Ich habe selten etwas Reizenderes und Frischeres gesehen und mußte dieses Bild immer wieder anblicken. Es war auch vortrefflich gemalt. Leider ist mir der Name des Meisters entfallen.

Inzwischen war Pfingsten, „das liebliche Fest," herangekommen. Es war außerordentlich schönes Wetter; goldenes Licht überfluthete Land und Meer; alles duftete, grünte und blühte. Ich danke dem Himmel noch, daß er mich das schönste Fest des Jahrs, wohl das einzige, das ich in jenen Gegenden verlebt haben werde, so ganz genießen ließ. Fast den ganzen Morgen schlenderte ich mit meinem Premier durch den schattigen Park längs des Meeres. Manches Wort galt der Heimath, den zurückgebliebenen Lieben, andere wieder der Zukunft, die damals eben keine heitere Perspektive eröffnete. Aber wir freuten uns des Augenblicks.

Für den Mittag hatte der Prinz eine splendide Tafel herrichten und dazu mehr Gäste als sonst bitten lassen. Unter andern waren auch unser Erbprinz, der Bataillonscommandeur und andere Stabsoffiziere geladen. Auch einige Damen aus Schleswig waren als Blumen in die Gesellschaft gestreut, von denen jedoch einige dem Verwelken nahe waren. Mir wurde als Tischnachbarin eine Gräfin B. zu Theil, ein rundes, gesprächiges Frauchen mit ziemlich spitzer Zunge. Auf dem Tische prangte ein großer silberner Tafelaufsatz, den der Prinz bei einem Pferderennen in England gewonnen. Bei Tafel ging es sehr heiter her. Nach derselben machten die beiden Prinzen, unsere beiden Stabsoffiziere und ich eine Partie durch den Park. Darauf machte ich mit meinem Premier noch eine Fahrt längs des Strandes, die Schönheit des Tages bis zur Neige zu genießen. Als wir zurückgekommen waren, wurde mir gemeldet, daß der Herzog von Coburg angekommen sey und nach mir gefragt habe. Ich begab mich sofort zu ihm. Er theilte mir etwas Dienstliches, doch nicht von besonderem Belang, mit. Er blieb Abends zum Thee und war wie gewöhnlich sehr munter und gesprächig.

Der zweite Pfingstmorgen war so schön und frisch wie der erste. Der Prinz hatte mich den Abend vorher eingeladen, mit ihm zur Kirche zu fahren. Ich nahm das Anerbieten mit aufrichtigem Danke an, denn so lange ich in den meerumschlungenen Herzogthümern weilte, hatte ich noch kein Gotteshaus betreten. In dem einen Wagen fuhren die beiden zum Besuch anwesenden englischen Damen und die kleine Prinzessin, im andern die Gouvernante und die Gespielin der Prinzessin, das liebliche, schwarzaugige Försterstöchterchen, der Prinz und ich. Wir saßen im Korbwagen, den mir der Prinz zur Disposition gestellt. Es wunderte mich, daß er gerade diesen alten Kasten gewählt, da er doch in seiner Remise eine Menge der schönsten Wagen stehen hatte.

Als wir eben vom Hofe abfuhren, ritt ein Theil der in der Nähe liegenden hanseatischen Schwadron ihre Pferde aus, und zwar gerade durch den Oekonomiehof, während die Straße außen um diesen herumführte. Der Prinz bemerkte dieses sehr mißfällig und gab auch seinen Gefühlen sehr bald Ausdruck. „Sehen Sie," sagte er ärgerlich, „was man sich jetzt Alles gefallen lassen muß! Da reiten die Kerle mir nichts dir nichts in den Hof herein, ohne daß es ihnen einfiele, um Erlaubniß zu fragen. Das sollten sie in England probiren, da würden sie schön ankommen. Ueberhaupt ist es dort gar nicht Sitte, Soldaten in Quartiere zu legen. Sobald eine Truppe ihr Standquartier verläßt, bezieht sie Baraken und von der Last der Einquartierung weiß man dort nichts".

Ich ließ den hohen Herrn ausraisonniren, dann erlaubte ich mir einige Bemerkungen. „Durchlaucht entschuldigen," erwiederte ich, „wenn ich die Sache aus einem andern Gesichtspunkt ansehe. Für's Erste leben wir jetzt hier nicht im Frieden, sondern im Kriege, wenn auch das Waffengeräusch eben nicht bis hierher dringt, und in einem solchen Zustande wird immer weniger angefragt, als in Friedenszeiten. Ferner befinden wir uns nicht in England, sondern in Deutschland, und in den beiden Ländern sind alle Verhältnisse, und namentlich die militärischen, so heterogen, daß vom Brauch des einen nicht auf den des andern zu schließen ist. In England ist und bleibt der Liniensoldat ein Miethling, und gegen den Seemann steht er immer in zweiter Reihe, während in den meisten deutschen Landen die Wehrpflicht bereits eine ziemlich allgemeine ist oder noch werden wird." — Gegen diese Argumente ließen sich nun keine erheblichen Einwendungen machen; aber daß die Hanseaten ohne Weiteres durch sein Besitzthum geritten, konnte der Prinz doch vorerst nicht verschmerzen.

Die Kirche und Pfarre befanden sich in Krusendorf, dem größten der zu den Besitzungen des Prinzen gehörigen Orte. Da hier nur Hörige (d. h. keine freien

Bauern) wohnten, so gehörte Alles dem Prinzen, er hatte aber auch Alles zu unterhalten. Die Kirche war geräumig und hübsch. Der Informator der Prinzessin hielt eine ziemlich lange und langweilige Predigt. Der alte Pfarrherr, bei dem mein Lieutenant, nebenbei gesagt, im Quartier lag, assistirte. Vor der Wegfahrt lud der Prinz beide Herren zu Tische.

Bei Tafel sollte heute eine kleine Ueberraschung stattfinden. In den schönen Buchenhainen fand ich den sogenannten Waldmeister, aus dem man bei uns den so beliebten Maitrank oder Maiwein bereitet, in Hülle und Fülle. Bei Gelegenheit sagte ich dem Prinzen davon, der aber, zu meinem nicht geringen Erstaunen, das treffliche Kraut und dessen Anwendung gar nicht kannte. Als ich ihm nun solche anpries, ersuchte er mich, seinem Haushofmeister das Recept mitzutheilen und eine Bowle anfertigen zu lassen. Dazu war denn der heutige Tag bestimmt.

Eine gute halbe Stunde vor der Tischzeit rollte das pfarrherrliche Fuhrwerk, der dort übliche offene Korbwagen, in den Hof ein. Die dickgefütterten Gäule lenkte ein feist- und rothwangiger, stämmiger Knecht und den Hintersitz nahmen der Lehr- und der Wehrstand ein, beide in Pontificalibus; mein Lieutenant in seinem bunten Rocke, die ohnehin zierliche Taille durch die Schärpe noch mehr zusammengezogen; der Gottesmann in seinem weiten, reichfaltigen Talar, unter dem sich doch das wohlgenährte Bäuchlein noch bemerkbar machte. Eine unförmlich dicke Halskrause mit unzähligem Gefältel, wie sie im siebzehnten Jahrhundert Mode waren, trennte das volle, rothwangige Gesicht vom schwarzen Priesterrock und gestattete dem Kopfe kaum eine freie Bewegung. Die Herren stiegen ab. Mit einem salto mortale schwang sich der schlanke Lieutenant aus dem Korbkasten, während der Pastor nur langsam und vorsichtig, und zwar mit Hülfe seines handfesten Rossebändigers, sich aus dem hochräderigen Gefährt auf den sichern Boden niederließ. Die Herren entstäubten sich, brachten ihre derangirte Toilette wieder in Ordnung und ruhten dann von ihrer halbstündigen Fahrt, bis die Tischglocke die Hungrigen versammelte.

Auch heute ging es bei Tafel munter her. Nach einer Weile setzte der Haushofmeister eine große Bowle auf den Tisch. Das war etwas Außergewöhnliches. Die Neugier steigerte sich, als der Ganymed im Frack den Deckel abhob und man in der Flüssigkeit ein grünes und gelbes Gewirr wahrnahm. Man fragte hin und her, aber Niemand wußte Auskunft zu geben. Als die Gläser gefüllt und vertheilt waren, wurde genippt, probirt, geschluckt; man sah sich gegenseitig an, wechselte einige Worte, man nippte und trank von Neuem, bis man allseitig zum Resultate kam, daß das Getränke denn doch gar nicht übel sey. Namentlich gewannen es die Damen bald lieb. Lange ließ der Prinz, der mit Fragen bestürmt wurde, die Neugierigen zappeln, bis er denn endlich auf mich wies und bemerkte, daß man das mir zu danken habe. Man machte mir von allen Seiten Complimente und pries mein Gebräu. Man wunderte sich nun nicht wenig, daß man den edeln Waldmeister, den man bisher als unnützes Unkraut betrachtet, so lange verkannt habe. Namentlich sagte dem alten Pastor die neue Bekanntschaft sehr zu und als der Prinz dieses bemerkte, ließ er es am Zutrinken nicht fehlen.

Der so zu Ehren gebrachte Maiwein erlebte bald eine zweite und schließlich noch eine dritte Auflage. Man blieb länger als gewöhnlich sitzen und die Heiterkeit steigerte sich. Der Prinz hatte den Pastor, der etwas schwer hörte, auf's Korn genommen, aber dieser blieb schließlich nichts schuldig und warf seinem fürstlichen Patron mitunter auch einige Brocken zu, so daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Hier zeigte sich nun die Gutmüthigkeit des Prinzen im vollsten Licht. Weit entfernt, etwas übel zu nehmen, stimmte er in das Lachen mit ein und spitzte nur hie und da seine Pfeile etwas schärfer.

Man verließ sehr animirt die Tafel. Das Gesicht manches Herrn glühte höher denn gewöhnlich. Der gute Pastor hatte sich wirklich einen kleinen Haarbeutel angebunden. Er sah erst beim Whist zu, das der Doktor, mein Premier und ich verarbeiteten, entschlief aber bald in der Sophaecke mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen. Doch bald war der alte Herr wieder munter und nahm lebhaften Theil am Spiel und Gespräch. So nahte denn die Theestunde, die Herren wurden dazu geladen und blieben. Erst gegen Mitternacht kutschirten sie heim.

Am nächsten Tage, kurz vor Tisch, kam plötzlich der ältere Bruder des Prinzen, der Herzog von Augustenburg, angefahren. Die Equipage bot mehr auffälliges als fürstliches. Vor einem alten, mächtigen Korbwagen waren vier Gäule gespannt, die dürr und hochbeinig waren und auch an andern Gebrechen zu leiden schienen, denn die Füße des einen waren verbunden. Es war mir das um so auffälliger, als der Herzog noch vor Kurzem die schönsten Gestüte in den Herzogthümern hatte. Sonderbar stach dagegen die reiche Livree der Dienerschaft ab.

Vor Tische wurden wir dem Herzoge vorgestellt. Er war ein Herr von mittlerer Größe, damals ein angehender Fünfziger. Der Kopf zeigte ausdrucksvolle,

männliche Züge, ein starker Backenbart vereinigte sich mit einem Schnurrbart und das Kinn deckte ein Henri quatre. Unter den starken buschigen Brauen blickte das Auge ruhig und beobachtend. Die Nase ist etwas gebogen. Der Ausdruck war mehr ein ernster, ja zuweilen finsterer. Der Herzog trug die Uniform der damaligen schleswig-holsteinschen Armee, einen langen blauen Ueberrock mit rothem Kragen und silbernen Generalsepauletten und an den Füßen, trotz der Hitze, große Ueberschuhe. Seine Erscheinung hatte durchaus nichts Militärisches, der Anzug zeigte etwas Schlotteriges.

Der Prinz wohnte dem kurzen Gespräch zwischen mir und dem Herzog bei. Kaum mit mir allein, machte er über den Bruder seine Glossen und sein beißender Witz verschonte ihn so wenig, wie jeden Andern. Ich fühle mich nicht befugt, Alles hier wieder zu geben. Unter Anderem sagte er: er sey nicht wenig verwundert, seinen Bruder in dieser Uniform zu sehen, denn er habe gar kein Recht, sie zu tragen. Regierender Herzog von Schleswig sey er nicht und dem Armeeverbande gehöre er auch nicht an. „Man sieht auf den ersten Blick, daß er nicht Militär ist. Auch ist er Podagrist, wie Sie an seinen Ueberschuhen sehen."

Der Herr kam vom Herzog von Coburg, dem er seinen Besuch gemacht. Bei Tische saß ich, wie gewöhnlich, rechts neben der Prinzessin, der Herzog links. Er spricht ernst und gemessen. Anfangs sprach er nur wenig, später mehr. Er erzählte unter Anderem, wie die Dänen auf seinen Besitzungen auf Alsen gehaust. Der größere Theil der Insel war dem Herzog eigen und sonst besaß er noch vier größere Güter auf dem Festlande. Ueber die Dänen äußerte er sich folgendermaßen: „Die regierenden deutschen Herren kennen die dänische Halsstarrigkeit und Zähigkeit nicht, sonst würden sie anders mit ihnen verfahren. Der Däne gibt nur nach, wenn er auf den Boden geworfen und ihm der Fuß auf den Nacken gesetzt wird. So lange er noch steht und man ihm entgegen kommt, meint er, man fürchte ihn, und dann wird er in seinen Forderungen immer unverschämter. Will man Dänemark zur Nachgiebigkeit bringen, so muß Schlag auf Schlag folgen." Die dänische Kriegspartei nannte der Herzog den „vornehmen Pöbel," der den König und alle Gemäßigteren terrorisire. Wie wahr der Herzog gesprochen und prophezeit, sollte die nächstfolgende Zeit bald bestätigen. — Der Herzog soll viel natürlichen Verstand und eine Menge Kenntnisse besitzen. Er reiste gleich nach Tische wieder ab.

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 39.)

Wien, den 22. Februar 1854. — Es ist ein wahres Glück, daß ich heute gar keine Zeit habe und daß Sie mich bitten, Ihnen nicht zu zürnen, sonst wär' ich bös geworden. Als ich Ihnen meine Meinung über den Weg sagte, den Karls Talent nehme, und Ihnen sagte, daß es mir leid sey, wenn er sich mehr zu den religiösen Gegenständen als zu den weltlichen neige, da ich selbst ein Weltkind bin und diese lieber habe; wenn ich dann noch, wie Sie wissen, die Besorgniß hege, daß er zu viel componire und zu wenig male, so that ich das in der liebevollsten Absicht; wie dürfen Sie die Stirn haben, mich darüber zu schelten? „Das war kein Meisterstück, Octavio!" — Daß die lieben Augen wieder besser sind, freut mich, so wie, daß bei M. kein Rückschritt eingetreten ist. — Dank für die Volkshymne! — B. muß früher kommen, wenn er während der Vermählungszeit des Kaisers bei mir seyn will; ich habe ihm schon ein ordentliches chez soi etablirt, wo er schreiben kann und thun was er will. — Liebe Mama, zu Platens Denkmal werde ich meinen Beitrag schicken, sonst mich aber nicht in den Vordergrund stellen. Sie wissen, wie ich, wo andere Leute besser dazu passen, mich nicht gern an die Spitze stelle. Ich thue es nur für unsere armen Ausseer, sonst für niemand. *

* Es wollte niemand die Initiative der Sammlung für das Platenmonument in Wien übernehmen; dieselben Anfragen von derselben Hand wurden an die ersten österreichischen Dichter gestellt — zuletzt an den jetzigen Kaiser von Mexico — überall lautete die Antwort fast mit denselben Worten wie die von Zedlitz.

Ich habe gestern wieder ein paar Stunden bei H. zugebracht; auch er fühlt die ganze Wucht dieses Moments und welche Gefahr Oesterreich droht, den Schaden ganz abgerechnet, den uns die Lage der Dinge schon jetzt gebracht hat; denn unsere Rüstungen dauern fort und wir werden, wenn es nöthig ist, 200,000 Mann in Italien und eben so viel gegen die untere Donau gerichtet haben. H. aber mit seiner gediegenen Sachkenntniß ist der Ueberzeugung, daß keine der kriegführenden Parteien die Kosten dieses Kriegs ein Jahr aushalten könne, und die Verpflegung der beiden Armeen sey so gefährdet, daß man den Mangel und seine Folgen bald in einem Grade empfinden werde, der dem Kriege bald nothgedrungen die Grenze setzen müsse. Können wir bis dahin unsere Neutralität behaupten, so werden beide Theile, wie er glaubt, unsere bons offices nöthig haben; ob aber diese Möglichkeit vorhanden seyn wird, ist auch ihm keineswegs gewiß. — Die Statuette der Kaiserin von Ruff hat dem Hofe nicht gefallen; man findet sie nicht ähnlich. Ich finde sie schön gemacht, Faltenwurf und Gewänder sehr gut, aber der Ausdruck des Ganzen ist nicht edel und sieht nicht aus, wie die Figur einer fürstlichen Jungfrau. Ich habe noch eine Masse Schreibereien und Abends ist wieder Pflichtball bei Lord Westmoreland. Der arme Kaiser kann auch nicht zu seiner Braut und muß seine Reise von einem Tage zum andern verschieben; wenn der Kaiser nicht kann was er will, wie sollen es andere Leute können?

Wien, den 23. Februar 1854. — Gestern war der große Ball bei Westmoreland, wo von den Russen keine Seele anwesend war; das ist nun wohl ganz natürlich, was aber wahrhaft peinlich wird, ist der Fanatismus, den die Menschen hier in ihren Parteiansichten gefaßt haben. Man kann fast keine entgegengesetzte oder auch nur gemäßigte Meinung haben, ohne Gefahr zu laufen, für einen Hallunken gehalten zu werden. Dabei sind die Leute Alles — russisch, englisch, französisch, nur österreichisch sind sie nicht; der Verkehr wird deßhalb jeden Tag unangenehmer. Bei solchen Stimmungen thut es wohl, einmal etwas zu hören, was, wenn einen auch nicht selbst, doch andere Leute glücklich macht .... Der Schnee liegt außerhalb der Stadt schuhhoch und es schneit fast täglich fort; was werden die armen Menschen in den Kriegsgegenden machen, die seit Wochen in Koth und Schnee ohne Dach und Fach liegen, und wahrscheinlich auch oft ohne Brennholz? — Seit einigen Wochen ist die Fürstin Metternich sehr leidend, man fürchtet, daß es eine üble Wendung nehmen könnte, da das Fieber anhält. — Den 24sten. Gestern war die Fürstin Metternich sehr schlecht. Ich muß jetzt in die Vorstadt fahren, um die fertige Statue von Wieland anzusehen, ehe sie in den Guß kommt, um darüber berichten zu können. Gasser, der das Modell in Dresden und München gezeigt und seinem Freund Rietschel zur Kritik ausgestellt hatte, war sehr mit dem Erfolge zufrieden und hat viel Lob eingeerntet. — Ich fuhr gestern um sieben Uhr zu Renz in den neuen Circus. Das Lokal ist schön und geschmackvoll, die Pferde sehr schön und gut, die Gesellschaft geschickt, die Frauen von mäßiger Schönheit, und eine wie die Lejard ist nicht dabei. Der Raum war gut gefüllt und der ganze Hof anwesend. — Ich habe Sch's wegen an B. geschrieben; dennoch bin ich nichts weniger als überzeugt, daß meine Fürbitte Erfolg haben wird. B. verpflichtet wahrscheinlich lieber seine Feinde als seine Freunde, was jedenfalls klüger ist.

Den 27. Februar. — Es geht hier immer im Alten. Wie und von was die Leute leben, weiß kein Mensch. Vom ersten an schlagen alle erdenklichen Produkte auf, die Curse fallen täglich, auf das Silber verliert man heute 29 Procent; dabei gehen die Kaufleute noch ein gut Theil mehr in die Höhe, als sie des Curses wegen müßten, kurz, das Elend droht groß zu werden. Meinen Dienstleuten muß ich nothwendig den Lohn erhöhen, und da sie brav sind und nicht stehlen und nicht saufen, und zufrieden sind, so gut zu leben als ich selbst, und mit mir zu theilen, was ich habe, so finde ich es nicht mehr als billig, daß ich die schlechten Curse trage und nicht sie. Ich kann die Dinge viel leichter nehmen als viele andere; wie es aber die armen knapp zugemessenen Leute wie L. einrichten, die eine Menge Kinder haben, weiß der Himmel, und ich find' es nur zu natürlich, wenn der arme Kerl den ganzen Tag grunzt und heult wie ein Kettenhund. Das wird indeß nicht hindern, daß die Frau L. in neun Monaten wieder mit einem oder zwei kleinen Bubi wird gesegnet seyn, die ihm ein Seelenvergnügen machen werden und denen er während der Arbeit Hirsche, Jagden und Pferde zeichnet, wenn er einmal zufällig statt zwölf Stunden nur eilf zu schmieren hat.

Den 28sten. — Also, Mama, heute schreitet der Jubelgreis in die wohlgezählten 65, sieht aber so vortrefflich und jugendlich aus, daß ihm Niemand mehr als 64 und einige Stunden geben wird. Gestern hatte ich eine Masse Gänge zu machen: um 1 Uhr beim Nuntius bis 2 in Conferenz, dann zu Graf Buol bis 4 Uhr; dort muß man auf's Warten gefaßt seyn, denn es hat immer eine Masse Leute da, die nacheinander bei ihm ihre politische Nothdurft verrichten. — Eben erhalte ich ein liebes Briefel von Ihnen zu

meinem Geburtstage. Ja wohl, sind das bleibende Gewinne, die wir gezogen haben, und wir wollen sie bewahren, so lange der Himmel sie uns gewährt. Fußsack und Schälchen, für die ich im voraus danke, sind aber noch nicht angekommen; da will ich täglich in meiner Kanzlei die Füße hineinstecken, so lange es kalt ist; wären wir nur schon wieder Alle beisammen! — Ich fände es sehr putzig, wenn Kl. heute entbunden würde, und kleines Rotznasel käme an meinem Geburtstag auf die Welt. Neulich träumte ich von Kl.; sie hatte ein weißes Gewand an und einen Dolch in der Hand, mit dem sie jemand nachlief und ihn erstach. Die nähere Veranlassung weiß ich nicht, vermuthe aber, gewiß aus Eifersucht wegen mir erstach sie eine „meinige Geliebte," wie die Tyroler sagen. — So weit schrieb ich, da kam Walther Goethe zu mir und brachte mir Grüße von seiner Mutter aus Pisa und fand nicht genug Worte, um mir alles Liebe für Sie zu sagen. Goethe sah sehr gesund und nett aus, er hat frische Farbe und einen lebhaften Blick. — Den 1. März. Die 65 fangen mit Kopfweh an; gestern war ein immenses Diner bei Biedermann und ich habe, obwohl wenig, doch mehrere Sorten Wein getrunken, was mir immer nicht bekommt.

Den 3. März. — Heute fängt mein Brief mit Todesnachrichten an. Die Fürstin Metternich ist heute früh um neun Uhr gestorben. Sie können sich denken, was das in allen Kreisen für eine Bewegung macht; mich hat ihr Tod wahrhaft betrübt, denn ihre Fehler wogen leicht gegen ihre gute Eigenschaften; alle kamen aus Uebereilung und einer ihr angeborenen, und vielleicht noch mehr anerzogenen Heftigkeit, keiner kam aus Böswilligkeit. An ihrem Sarge weinen Hunderte von Armen, auch mein armer blinder Bediente, den sie seit 20 Jahren unterstützt hat. Die Fürstin hat ihm monatlich 10 fl. gegeben, selbst als sie von hier exilirt war. — Dann ist in Olmütz die Tochter von Schnorr gestorben, die ein sehr liebes Mädchen gewesen seyn soll; dann eine Tochter von Schlick, die sehr ausgezeichnet seyn soll.

Den 5. März. — Zum Ueberfluß bei meinen laufenden Geschäften werde ich von allen Seiten wie von Blutegeln angebohrt; Gedichte zu allen erdenklichen Festivitäten zu machen, und wenn ich auch zehn abwehre, so kann ich doch nicht alle abweisen; das Alles macht mich steinunglücklich. Morgen ist das Leichenbegängniß der Fürstin Metternich; natürlich muß und werde ich dabei erscheinen.

Wien, den 6. März 1854. — Das war einmal ein gescheidter Gedanke von Ihnen, mir einen Fußsack zu schicken; ich stecke die Füße den ganzen Tag hinein, was bei einer ebenerdigen Wohnung ohne Teppiche sehr angezeigt ist. Ueber N. N. urtheilen Sie wie eine Megäre, und zerfleischen die harmlose Taube wie ein blutdürstiger Raubvogel. — Sie wäre kokett, unnatürlich und affektirt! — Sie ist ein liebes, einfaches ungeziertes Schatzerl, die Simplicität selbst, und ganz unschuldsvolle Kindlichkeit; weil sie aber prachtvolle blitzende Augen hat, mit denen sie ganz ohne Arg in die Welt schaut, wird sie von den andern Weibern für gemacht verschrien und für geschminkt, während das Alles die schönsten Naturfarben sind — so ist die Geschichte! — Gozzi ist ein äußerst gescheidter und genialer Mensch, vielleicht von unsern Diplomaten der begabteste, aber so excentrisch, ein solcher Frondeur, und von so rücksichtslosem Eigensinn, daß er zu keiner Hauptrolle gelangt ist, zu der er sonst nothwendig hätte steigen müssen. Fürst Felix hatte ihn sehr gern, meinte aber, als leitender Chef einer Gesandtschaft sei er nicht zu brauchen; er hat ihm daher in Rom eine sehr gute Stelle ausgewirkt, wo er aber nicht sehr eingreifen kann. Ich habe ihn sehr gern gehabt, als wir beide jung waren, jetzt habe ich ihn schon viele Jahre nicht gesehen. — Den 8. Abends war ich gestern beim Fürsten Metternich, wurde aber nicht empfangen. Der Portier sagte mir, der Fürst habe noch niemanden gesehen als seine Familie, den Fürsten Paul Esterhazy und den Fürsten Windischgrätz, die abwechselnd bei ihm sind. Er soll, wie ich höre, sehr gefaßt seyn, indeß rollen ihm doch die Thränen über die Wangen, was ich bei ihm noch nicht erlebt habe. — Sagen Sie mir doch, was man in Preußen in politischer Beziehung eigentlich thut. Man hört hier, wir seyen im besten Einvernehmen mit Berlin; ich will es wünschen, aber ich glaube es nicht recht. Erstlich ist die Kreuzzeitung entschieden russisch; wir wünschen den Russen auf alle mögliche Weise aus dieser Geschichte herauszuhelfen, aber principiell gibt ihnen Oesterreich unrecht; es ist keineswegs der Feind Rußlands, aber unsere Truppen im Orient könnten nur gegen Rußland gewendet werden, sobald die Neutralität nicht mehr zu halten ist. In Frankfurt geschieht nichts, und Preußen weist jeden Schritt von dort noch immer zurück. Endlich, hört man, Bismarck sey telegraphisch nach Berlin citirt; Bismarck aber ist keiner, der zur Einigkeit mit Oesterreich antreibt. Alles das macht mich besorgt. Der Kaiser ist heute, ohne daß man vorher davon gewußt hat, nach München und bleibt zehn Tage dort.

Wien den 11. März 1854. — Hurrah, das Kindl ist da! Doch wenigstens einmal eine Freude! Daß Sie mir bei dieser Gelegenheit eigenhändig geschrieben haben, entschuldige ich zwar mit Freuden, bitte Sie aber,

hinführo die Vorschriften des Arztes streng zu halten. — Die politischen Tagesereignisse flößen seit einiger Zeit wieder neue Unruhe ein. Es ist wieder der separate Weg, den Preußen einschlägt, nachdem es bisher alle Protokolle mit Oesterreich gemeinsam unterschrieben hat, der Besorgniß erregt. Nicht daß es neutral bleibt, mißbilligt man, aber daß es nicht mit Oesterreich und dem deutschen Bund gemeinsame Schritte thun will — daß es erklärt, für Deutschland zu handeln, während es ausschlägt, in Frankfurt mit Deutschland zu handeln. Wenn man dazu die Erklärungen des Wochenblattes und die rein ausgesprochene Russenfreundschaft der Kreuzzeitung in Betracht zieht, so sieht der Hegemoniegedanke und die Austreibung Oesterreichs aus Deutschland so wahrscheinlich als einziges Ziel heraus, daß man kaum anders glauben kann. Warum will sich Preußen isoliren? Man erwartet und verlangt von ihm ja keine Kriegsleistungen, da seine Grenzen nicht bedroht sind; was man aber verlangen muß, ist ein gemeinsames deutsches Princip mit Oesterreich, mit dem übrigen Deutschland, aber nicht eines, das nur in seinem alleinigen Interesse aufgestellt wird. Man erwartet hier noch immer genügende Erklärungen von dort und fällt kein Urtheil, aber man ist nicht ohne großes, und leider nicht aus der Luft gegriffenes Mißtrauen. Das Wochenblatt enthielt einen Artikel, den Inbegriff aller Unverschämtheit; der gestrige Lloyd enthielt eine Antwort, gröber, als je etwas gedruckt worden ist. Obwohl er nur das Journal selbst angreift und dieses die Züchtigung vollkommen verdient hat, ist er doch auf acht Tage suspendirt worden. — Der Tod Ihres alten Freundes, des Marquis von Londonderry, wird Ihnen nahe gehen.

Den 12. — Ich war gestern bei Auer und habe das Springbrunnenbecken für Aussee im galvanischen Strom liegen sehen. Es ist eine ungeheure Arbeit, und ich würde nicht dafür gestimmt haben, wenn ich es mir so gedacht hätte. Es ist eine schöne Schale, kommt aber viel theurer, als wenn man den Springbrunnen in Stein abfließen läßt; Auer möchte es als seltenes Kunstprodukt der Galvanoplastik auf eine Ausstellung bringen. — Gestern wurde ich zum ersten mal beim Fürsten Metternich seit dem Tode seiner Frau empfangen. Er hat mich sehr gerührt; obgleich er sehr gefaßt und wenig anders wie sonst war, so daß ein Fremder sein Herzeleid nicht geahnt hätte, so war doch für mich, der ich ihn kenne, dasselbe sehr sichtlich. Er empfing mich mit wahrer rührender Freude, wie jemand, von dem er wußte, daß er Antheil an ihm nimmt und ihn lieb hat. Auch war, so lebhaft er auch sprach, eine eigene Weichheit in seiner Stimme, die merken ließ, daß eigentlich sein Herz gebrochen sey. Anfangs war ich allein bei ihm und nur die Kinder waren, eben alle von Platz von der Beisetzung der Leiche angekommen, um ihn herum. Dann kamen andere Personen und das Gespräch wurde allgemein. Nach einiger Zeit stand er auf, führte mich auf die Seite und sagte mir: „Ich bitte Sie um einen Liebesdienst, lassen Sie ein paar herzliche Worte über sie in die Allgemeine Zeitung einrücken, Sie haben sie ja gekannt.“ Und dabei rollten ihm die Thränen aus den Augen. Als wir zur Gesellschaft zurückkamen, war er wieder ganz gefaßt. Er war für mich durch 16 Jahre die Güte und das Wohlwollen selbst und es freut mich, daß er die Ueberzeugung hat, daß ich ihm wahrhaft dankbar und anhänglich bin. Natürlich werd' ich es thun, wie mir ein günstiger Augenblick kommt, in dem ich die nöthige Stimmung finde, die ich auch zum kleinsten Brief brauche, wenn er gelingen soll. Ich habe Kolb schon heute gebeten, daß er mir den Platz aufbewahrt.

Den 14. März. — Wie geht es mit den Augen? Was macht M. und welche Nachrichten sind von Kl. und der Kleinen? Ich brauche über diese drei Fragen beruhigende Antwort, da ich politisch wieder sehr niedergedrückt bin. Unsere officiellen Organe wollen glauben machen, daß wir mit Preußen in völliger Uebereinstimmung über Ansichten und Mittel handeln, und Gott gebe, daß es so sey! Die öffentliche Meinung und die Journale scheinen diese Ansicht nicht zu theilen, und gewiß muß man sich die Frage stellen: Warum gibt Preußen vor, jetzt isolirt versuchen zu wollen, was es wiederholt abgelehnt hat im Einvernehmen mit dem Bunde und mit Oesterreich zu thun? Jetzt stünde eine Million Soldaten compakt verbunden, um ihr Votum abzugeben. Man ist nicht ohne Besorgniß, ob die vorgeblichen Anlässe der Privatunterhandlungen mit Frankreich und England auch die wirklichen und einzigen seyen. Man ist nichts weniger als gewiß, ob die kleinen Staaten, zumal Baden und Württemberg, die in Frankfurt vergebens auf ein mot d'ordre gewartet haben, das Preußen immer hintertrieben hat, nicht in Paris für „eventuelle Fälle“ vorgesehen haben; kurz von deutscher Einheit ist heute nicht mehr die Spur! Der .... Palmerston sagt öffentlich in einem Toast: England werde der türkischen Regierung nie die Freundesdienste vergessen, die sie den braven Ungarn (Kossuth und Appendix) erwiesen habe. Und das sind die Freunde, mit denen wir gehen müssen, weil wir mit den Russen nicht gehen können! Daß der Menzikoff'schen Mission ein Antrag an England vorausgegangen sey, bezüglich einer eventuellen Theilung der

Türkei, ohne daß man Oesterreich davon Mittheilung gemacht hätte, scheint jetzt nach den eigenen Aeußerungen der Russen außer Zweifel. Jetzt hat die Erklärung der Neutralität, wenn sie auch von Oesterreich und Preußen gemeinsam erfolgt, bei weitem nicht das Gewicht mehr, als wenn sie vor drei Monaten nach Oesterreichs Vorschlag vom Bunde ausgegangen wäre. — Gestern war ich bei einem großen Diner bei Fürst Paul Esterhazy. Ich freute mich, Gräfin Rosa G. wieder zu sehen, die ein Engel an Grazie und Herzensgüte und schon das sympathischste Wesen ist, das ich kenne. Bei ihr sind Naivetät und Kindlichkeit nicht Folge von Beschränktheit, sondern von wahrer, ursprünglicher Herzensreinheit, die unbefangen und ohne Falsch durch's Leben geht. — Was faseln Sie von meinem Besuche bei Mr. B.? Sie glauben doch nicht, daß ich an diese englischen Lümmel je in meinem Leben ein Wort adressire, wenn ich nicht muß? So ein Kerl spricht von Mangel an Wahrheit und Treu und Glauben in Petersburg und hat recht; aber der nichtswürdigste Grieche oder Russe ist ein Bayard gegen jeden Engländer von heut. Etwas ärgeres von wurmstichiger Schlechtigkeit gibt es nicht, und ein pietistischer Heuchler und Tugendfresser wie Gladstone hat die Unverschämtheit zu behaupten, ein Autokrat wie Nikolaus, der jede Constitution in seinem Lande verhindere, könne kein Gentleman seyn, während dieselben Menschen, die so von Kaiser Nikolaus sprechen, vor dem Kaiser L. Napoleon, der die Constitution in Frankreich mit einem Ruck über Bord geworfen, eigenmächtig regiert, wie man es in monarchischen Staaten nie gewagt hat, auf dem Bauche kriechen und ihn in den Himmel erheben! — Sie reden von den Engländern als Menschen, nicht als Politiker; läßt sich das trennen? Ich rede nicht von persönlichen Zuneigungen, die man allerdings oft genöthigt ist der Sache aufzuopfern; ich rede von Treu und Glauben, Recht und Ehre. Aus was besteht denn die Nation, als aus den Einzelnen? Eben haben diese Engländer wieder die Stirn, von der türkischen Cultur die lockendsten Beschreibungen zu machen, während die Türken den Midshipmen des Agamemnon thatsächlich insinuirt haben, in was ihre Cultur besteht. Trotz dem, oder weil zwei Lordssöhne dabei waren, hat man für gut befunden, über dieses Culturexempel zu schweigen. Was schlecht auf Erden ist, heißt Engländer; Ausnahmen statuire ich, aber die Regel ist sicher. — M. ist Hofrath geworden und wird dennoch wüthend seyn, nicht nach Wien zu kommen; aber ein Mensch, der immer in Wien sitzt, kann nicht Carrière machen. Muß ja ein General auch hingehen, wo man ihn hinschickt, und zwar jeden Augenblick, ohne irgend einen Vortheil, als die Annehmlichkeit, sich für sein Geld überall neu einzurichten.

Wien, den 18. März. — Was ist M. G. für eine allerliebste Person! Wenn die Frau nicht geradezu in den Himmel fährt, so will ich gar nicht hinein. Man wird ordentlich gerührt von dieser einfachen Vortrefflichkeit, die sich der Opfer, die sie bringt, gar nicht bewußt ist und mit dem häßlichsten Mann auf der Welt so glücklich und zärtlich lebt, als wär's ein Alcibiades. Dieses Paar gibt den Stoff zu einem fertigen Roman. — In meinem Hause drohen mir große Chancen, die mich nöthigen werden, meinen Stand zu verändern und mich nach einer Frau umzusehen; dießmal aber nicht nach einer Ehefrau, sondern nach einer Köchin. Wahrscheinlich wird J. zu ersterer gelangen, und befindet sich in diesem Augenblick auf der Brautschau in Gratz. Ich schreibe Ihnen zwar scherzhaft, aber eigentlich bin ich in Verzweiflung; jeder Comfort meines Hauses, den ich gegenwärtig genieße, geht mir verloren; ich muß ganz neue Gewohnheiten annehmen, und werde jedenfalls viel schlechter und viel theurer leben. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll. Für eine Köchin hab' ich keinen Platz, ein Koch paßt nicht für meine Umstände, wenn er gut ist, und wenn er schlecht ist, danke ich für ihn. — Sie soll hübsch sein und Geld haben; diesen letzteren Punkt zu untersuchen, geht J. nach Gratz — point d'argent point de Suisse. Leidenschaftlich liebt J. nicht, außer er bekommt die Wirthschaft des Schwiegervaters. Rathen Sie mir, was ich nun eventuell thun soll. — Den 19. Ihr liebes Briefel, von M's Hand geschrieben, hab' ich bekommen. Wie hab' ich mich gefreut, wieder einmal M's Schrift zu sehen! Aber Sie machen mir mit Ihren Augen viel Kummer. O, wäre der Mai schon da, und M. könnte reisen! Denn bei allen Sorgen, die wir Alle haben und immer haben werden, ist doch immer nur, wenn wir Alle beisammen sind, das wahre Leben. — Gestern aß ich, da J. früh mit der Eisenbahn fort ist, im Casino; da das Wetter infam war, so blieb ich bis 12 Uhr dort im Lesezimmer, las englische und französische Reviews, plauderte mit ein paar Bekannten und ging dann nach Hause. Wallmoden hat seit seiner Krankheit das erstemal wieder im Casino gegessen; das Essen wäre uns aber beiden fast nicht bekommen aus Aerger über den unerträglichen N. N. Sogar der gutherzige, höchst selten ungeduldige Wallmoden hielt das präpotente, dumme Geschwätz nicht aus, und wir standen beide auf und ließen ihn und seine Zuhörer sitzen. — Gestern hat mir M. einen Dick geschickt, so groß wie ein Wallfisch; er liegt in einem Troge auf dem Eise und soll Mittwoch, wenn

J. zurück ist, zum Theil verspeist werden, denn er wiegt wenigstens 26 Pfund. — Der Kaiser ist heute angekommen, und gestern Manteuffel; es scheint, daß man sich ehrlich die Hand reichen will. Gott gebe, daß es so sey! Es wird niemand mehr freuen als mich, und ein solcher Entschluß kann nur von jedem rechtlichen Menschen nach besten Kräften unterstützt werden; dann stehen auch die Dinge nicht so schlecht, zumal wenn man sich mit Frankfurt verständigt. Die Neutralität kann dann aufrecht gehalten werden, und da am Ende auf jeden Krieg der Friede folgen muß, so können beide Theile froh sein, die Vermittlung der deutschen Mächte benutzen zu können.

Wien, den 22. März. — Der Nuntius war einige Tage unwohl, aber jetzt geht es wieder scharf her; dabei habe ich den Nekrolog der Fürstin Metternich gemacht. Ich hoffe, daß das Bild, das ich von ihr entworfen habe, ein schönes und auch wahres ist, wenn auch die Hand der Freundschaft es gezeichnet hat; ich habe nichts verschwiegen, nicht Schatten, nicht Licht. — Das Verständniß mit Preußen scheint ein gutes, warum war es nicht immer so? und möge es immer ein solches bleiben! Wir trugen und tragen keine Schuld, wenn es anders ist; wenn nicht in gerechter Abwehr werde ich der letzte seyn, der dagegen arbeitet. — Wenn Marie endlich einmal reisefähig ist und wir wieder zusammen kommen, werden wir ein gutes Trio von Spitalleuten machen — ich asthmatisch zwischen Blinden und Lahmen; indeß, wir wollten einander schon unterstützen. — Die Erzählungen der H. sind immer interessant; wenn es wahr ist, daß L. Napoleon seine alte Verbindung fortsetzt, so halte ich es für einen übel berechneten Schritt. Wenn er bestehen will, muß er das Beispiel strenger Moral geben und dadurch auf die Meinung zu wirken trachten. Seine Sitten müssen unantastbar seyn, wenn er ein anderes principielles häusliches Leben in Frankreich nach und nach an die Stelle der groben Zügellosigkeit setzen will. — Dich, lieber B., bitte ich, so lang E. nicht schreiben darf, die Feder für sie zu führen und mir keine mich interessirende Mittheilung vorzuenthalten.

Wien, den 25. März. — Wie geht es mit den Augen? Ich weiß wohl, daß ein solches Uebel mit großer Geduld getragen werden muß; ich aber, der es nicht hat, trage es nicht mit solcher. Ich bin immer erst gestimmt, von andern Dingen zu reden, wenn ich weiß, wie es Ihnen und M. geht. — Mittwoch ging ich zu Mutter Pereira, wo ich seit sechs bis sieben Jahren zum erstenmal wieder Schönstein Schubert singen hörte, immer noch in nie von einem Andern erreichter Meisterschaft. Zwar ist die Stimme nicht mehr in ihrer ganzen Frische, aber die Töne, die er hält, sind noch immer zauberisch, immer derselbe rührende Klang, und seine Deklamation ist das Vollendetste, was es gibt. Schubert ist nie vorher so gesungen worden und wird nie später so gesungen werden! Das läßt sich erst wahrnehmen, wenn man unmittelbar vorher den ganz vortrefflichen Stockhausen gehört hat, der ihm am nächsten kommt. — Gestern war ich bei einem großen Diner bei Lord Westmoreland Manteuffel zu Ehren. Manteuffel gefällt allgemein. Er ist gerade, schlicht, und man sieht ihm an, daß er ein ehrlicher Mann ist. Seine Erscheinung hat etwas Sympathisches, und er wird überall gern gesehen; ich habe ihm einen Gruß an Colomb mitgegeben. Seine Sendung ist hier aufs Freundlichste erwiedert worden, und morgen geht Heß nach Berlin, obgleich er noch so leidend ist, daß er außer zum Kaiser noch nirgends hingegangen ist. Es ist kein Zweifel, daß wir jetzt ganz gleichen Schritt mit Preußen gehen und somit das übrige Deutschland mit uns. Nur dann hat man ein großes Gewicht in die Wagschale zu legen; wäre es seit 48 immer so gewesen, wo stünde Deutschland? Die Kölner Zeitung wird zwar darüber wüthen; desto besser.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, September.

Die todte Saison. — Franz Müller. — Mr. Bruce Ogilvie. — Hexenwesen in Irland. — Tennysons und Praeds neue Gedichte.

In dieser nachparlamentarischen Zeit der „todten Saison," wo alle Welt, mit Ausnahme von ein paar Millionen stationärer Shopkeepers und ein paar tausend unwiderruflich beschäftigter „Professional Gentlemen", London verläßt, um an der See und in den Bergen frische Luft zu schöpfen, oder die von der Monotonie englischer Cultur ermüdeten Nerven durch die pittoreske Regellosigkeit continentaler Eindrücke zu stärken, wo aber nichtsdestoweniger die Tageblätter zu erscheinen fortfahren und nach Neuigkeiten dürstende Leser von Tag zu Tag unterhalten seyn wollen, ist nichts für die öffentliche Stimmung in England charakteristischer als die gelangweilte Unruhe, mit der Presse und Publikum nach frischen Gegenständen des Interesses haschen, als die aufgeregte Bereitwilligkeit, auch dem an sich Bedeutungslosen Wichtigkeit zu verleihen, und die Proportionen wirklich interessanter Begebenheiten phantastisch zu vergrößern. Es ist die alte classische Epoche der Seeschlangen und der eierausbrütenden Boa Constrictors; die Zeit des journalistischen Correspondenzstreits über die beste Methode der Bienenzucht und die sparsamste Führung eines bescheidenen Haushalts; die Zeit hochgefärbter Berichte über Montblancbesteigungen; die Zeit der Provinzialen, die sich von dem Londoner Diebsgesindel übertölpeln lassen, der englischen Touristen, die ihre Beschwerden über die „Grobheit" continentaler Beamten und die Unverschämtheit brittischer Hotelbesitzer an die große Glocke schlagen. Wie sich von selbst versteht, hängen die Tageblätter all diese großen und kleinen Schellen nur zu bereitwillig an ihre Kappen, und wenn die auswärtige Correspondenz über Reisen gekrönter Häupter und vielleicht eine oder zwei inländische Missethaten dazu kommen, so gibt es schließlich eine Carte du jour, deren Ausbeutung den Zeitungen ihre schwere Aufgabe erleichtert und dem gelangweilten Publikum über die schlimmsten Monate der großen Dürre hinweghilft.

Ich habe diese Monate der Dürre nun schon eine Reihe von Jahren in London miterlebt und muß gestehen, daß, so ennuyant sie in mancher Hinsicht seyn mögen, ihre Beiträge zur Kenntniß des Nationalcharakters dem Freunde politisch-socialer Phänomenologie doch eine nichts weniger als uninteressante Aehrenlese darbieten. Wenn in den Hauptzügen ein Jahr wesentlich das andere wiederholt, so fehlt es in den Details selten an bemerkenswerthen Variationen, und Manches, was in dem großen Lärm und Pomp der „lebendigen" Saison verschwindet, kommt nun charakteristisch zum Vorschein und erlangt seinen Antheil an öffentlicher Beachtung. So ist z. B. der Löwe der diesjährigen „todten Saison" ein Deutscher, der vorgebliche Mörder des Mr. Briggs, dessen mysteriöser Tod auf der Nord-London-Bahn zu Anfang Juli eine so bedeutende Sensation hervorrief; und selten bin ich in England Zeuge einer größeren Aufregung gewesen als derjenigen, welche augenblicklich alle Gesellschaftskreise hinsichtlich unseres Landsmanns, des Schneidergesellen Franz Müller, in eine geradezu krankhafte Unruhe versetzt. Der Vorfall, mit welchem die Nachforschungen der Londoner Polizei den Namen Müllers in Verbindung gebracht haben, ist den Lesern bekannt; ich wiederhole daher keine vielbesprochenen Thatsachen und constatire nur das Phänomen dieser ganz England erschütternden, fast unglaublichen Erregung über die endliche Verhaftung und Rückführung des angeklagten Mannes.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Befriedigung über den vorläufigen Triumph der Polizei ohne Grund sey. Jedermann reist heutzutage mit der Eisenbahn und das geheimnißvolle Ende des Mr. Briggs hatte unter dem reisenden Publikum eine Art panischen Schreckens verbreitet. Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß der von dem Verdacht des Mordes betroffene Mann dem weitreichenden Arm der Justiz nicht entwische. Die eigenthümlichen äußeren Umstände seiner Abreise, das Warten der Polizeibeamten in Newyork, die vermeintlichen Plane amerikanischer Werbeofficiere zu seiner Befreiung, die ungewöhnlich lange Fahrt des erwarteten Schiffes über den atlantischen Ocean, endlich das Erscheinen des conföderirten Caperschiffs Tallahassee, von dem man, da Müllers Schiff einer amerikanischen Firma gehörte, seine Wegnahme befürchtete — Alles dieß hatte die schon erregte Spannung auf den Ausgang der Flucht und Verfolgung in England gesteigert und ungeduldiger als alle sonst so eifrig besprochenen Kriegsdepeschen wurde mit jedem neuen Schiffe die Kunde von Müllers Verhaftung erwartet.

Aber nichtsdestoweniger ist und bleibt diese Aufregung ein Phänomen und unserer Meinung nach ein nicht ganz außer Zusammenhang mit der todten Saison stehendes Phänomen; oder die krampfhaften Anstrengungen vieler Zeitungen, das schon vorhandene Fieber der Erwartung durch Specialcorrespondenzen und Sensationsartikel zu schüren, sind schwer begreiflich. Alle kleinsten Umstände, Essen, Trinken, Kleidung, Mienenspiel, werden mit der

größten Ausführlichkeit besprochen, überall liest und hört man Müllers Namen, und trotz des herrschenden Regen- und Sturmwetters belagerten schon seit einer Reihe von Tagen Tausende von Neugierigen den Hafen von Queenstown, wo das Müller zurückführende Dampfschiff seine amerikanischen Depeschen landet, um, wenn auch nicht ihn selbst (denn er sollte in Liverpool aussteigen), so doch mindestens das Schiff zu sehen, worauf er gekommen. Ob diese wilde Neugier gleich mächtig seyn würde, wäre Müller kein „foreigner", sondern ein Engländer, darf wenigstens fraglich genannt werden. In England geschehen schwere Verbrechen genug und die Befriedigung des Publikums ist immer groß, wenn der Missethäter ein Fremder ist. Ich muß übrigens zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß es auch Blätter gibt, welche Müllers Fall in gemäßigterem Ton discutiren und, im Angesicht der ihn noch immer nur sehr indirekt incriminirenden Thatsachen, die Möglichkeit seiner Unschuld im Auge behalten und die Geschworenen vor der Ueberrumpelung ihres Urtheils durch eine voreingenommene Stimmung warnen. Was geschehen kann, dem Angeklagten hülfreiche Hand zu leisten, wird außerdem gethan werden durch eine „deutsche Gesellschaft zur legalen Wahrung der Interessen angeklagter Landsleute," die sich vor Kurzem unter den Auspicien des Londoner Nationalvereins gebildet hat. Für Müller persönlich wird der Beistand dieser Gesellschaft um so werthvoller seyn, als er ein armer Mann ist.

Neben dieser durch ein großes Verbrechen verursachten Aufregung fehlt es übrigens der dießjährigen todten Saison auch nicht an dem hergebrachten Budget socialer Narrheiten, und mehrere Capitel desselben liefern zu der Charakteristik gewisser Gesellschaftskreise so merkwürdige Beiträge, daß sie mir eine besondere Erwähnung zu rechtfertigen scheinen. „Alt und doch ewig neu" sind die wundersamen Abenteuer der verzogenen Söhne der englischen Aristokratie. Kaum hatte einer ihrer Koryphäen, der notorische Mr. Windham, seine tolle Carrière als Omnibuskutscher beendet, so tritt schon eine andere Charakterfigur mit frischem Eclat in die alten ausgetretenen Spuren. Mr. Bruce Ogilvie, so heißt dieser neueste Sonderling, ist erst vierundzwanzig Jahre alt, aber schon abgedankter Capitän und jüngerer Bruder eines schottischen Earl. Hören Sie denn seine seltsame, kaum glaubliche, aber nicht minder wahre Geschichte!

Nachdem Mr. Ogilvie während der Frühlingsmonate als Held einer selbst in den Annalen des Haymarket seltenen Orgie vor den Londoner Polizeihöfen sein Debüt gemacht und mit Mühe dem Gefängniß entronnen war, meldeten die Zeitungen vor Kurzem sein Eintreffen im schottischen Seebade Dunoon. Er beehrte hier das Royal Hotel mit seiner Gegenwart, war indeß kaum eine Stunde dort, als dem Wirth schon wegen seines aristokratischen Gastes angst und bange wurde. Alle anwesenden Insaßen des Hotels durch sein wunderliches Wesen in Aufregung zu versetzen, war für Mr. Ogilvie das Werk weniger Minuten; dann, seines Triumphes in dem Hotel gewiß, eilte er hinaus in das Dorf und erregte den Enthusiasmus der Dorfjugend, indem er den Laden eines Conditors betrat und der auf sein Rufen herbeiströmenden Schaar alles Backwerk, dessen er habhaft werden konnte, zu gemeinsamem Genusse auf die Straße warf. Hiermit noch nicht zufrieden, lud er sämmtliches Volk, dem er begegnete, in sein Hotel ein, schenkte von seinen Kleidungsstücken eines nach dem andern weg und kehrte endlich barfuß und fast nackt in das Royal Hotel zurück. In dem Hotel selbst sah man ihn, nur von einem Flanellhemd bekleidet, aus- und eingehen; als der Wirth remonstrirte, forderte er zu trinken und verhielt sich eine Weile ruhig. Dann fing das alte Spiel wieder an. An einem der folgenden Tage fand man ihn in dem seltsamsten Aufzuge zum Ausgehen bereit. Einen großen metallenen Schüsseldeckel als Helm auf dem Kopfe, einen Fenstervorhang als Mantel umgeschlagen, mit einem bunten Glockenzug als Schärpe geschmückt, ein großes Vorschneidemesser in der Rechten, so rannte dieser neue Don Quixote hinaus und forderte die Vorübergehenden zum Zweikampf. Ein anderes mal ließ der langmüthige Wirth sich überreden, seinen Gast auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Im Laufe derselben kamen sie an eine Stelle, wo ein Haufen Arbeiter an einem Graben beschäftigt war. Sofort ließ der ehrenwerthe Gentleman das Fuhrwerk halten, sprang herunter, entledigte sich seiner Schuhe und Strümpfe und des größten Theiles seiner Kleidung, ergriff einen Spaten und nahm drei Stunden lang an den Arbeiten des erstaunten Volkes Theil. Ermüdet und mit Schmutz bedeckt, kaufte er hierauf, ohne jede Veranlassung, auf einer benachbarten Farm eine Anzahl Ochsen. Auf ähnliche Weise geberdete er sich unter den Bootsleuten am Strande. Abends erschien die von der Straße eingeladene Gesellschaft, und er traktirte dieselbe mit Branntwein und ließ einen Sackpfeifer zum Tanze aufspielen. Durch Trinken erhitzt, ergriff er öfter ein Schüreisen, rannte damit auf die Straße und setzte die Vorübergehenden durch sein wildes Gebahren in Schrecken. Einen Excursionisten von Glasgow, der ihm seine Tollheit vorhielt, warf er zu Boden.

Allein Alles hat sein Ende, selbst die Langmuth des Wirthes und Volkes in dem guten Seebade Dunoon. Nachdem Mr. Ogilvie seinen frühern Heldenthaten eines Nachts das Aufdrehen der Gasröhren hinzugefügt und die Luft im Innern des Hotels der Explosion nahe gebracht hatte, hielt der langmüthige Besitzer des Royal Hotel es für Zeit, an die Sicherheit seiner Person und seines Etablissements zu denken, und setzte sich mit der Familie seines Gastes in Verbindung, um seinen Aufenthalt wo möglich zu einem friedlichen Schlusse zu bringen. Ein jüngerer Bruder des hoffnungsvollen Kriegers erschien und nach langen Verhandlungen verließ dieser, zu nicht geringer Seelenerleichterung des Wirths, das Hotel. Aber wo ein Unterkommen finden? Der Wirth des zweiten Hotels von Dunoon verweigerte ihm die Aufnahme. Alle Thüren schloßen sich vor ihm. So wanderte denn der Verstoßene, ohne Zweifel sein

hartes Schicksal beklagend, die ganze Nacht obdachlos umher, bis er früh morgens bei Dunoon Castle anlangte, dem Landsitz eines Mr. Eglinton. Da die Familie noch schlief, so blieb sein Schellen eine Weile unbeachtet, worauf Mr. Ogilvie ohne weiteres die Laden des Eßzimmers einbrach und sich's auf einem Sopha bequem machte. Der ungewohnte Lärm brachte das Haus in Aufregung, Mr. Eglinton erschien und empfing den ungebetenen Gast in einer Weise, die seine eilige Flucht aus dem Fenster zur Folge hatte. Nach dem Royal Hotel zurückgekehrt, forderte er dort Einlaß, schlug, da dieser ihm verweigert wurde, ein halbes Dutzend Fensterscheiben in Stücken und war eben auf dem Punkte durch die Löcher einzusteigen, als Mr. Eglinton mit ein paar Constables erschien und ihn wegen des Einbruchs auf seinem Landsitze in Verhaft gab. Aus dem Gefängniß in Dunoon wurde er Tags darauf in das von Inverary transportirt, um die gerichtlichen Consequenzen seiner Tollheit abzuwarten. Es scheint indeß, daß die Sache gütlich beigelegt ist; wenigstens brachten die jüngsten schottischen Zeitungen einen aus dem Temperance Hotel in Inverary datirten Brief des edeln Capitäns, worin er Bedauern über das Vorgefallene ausdrückt, dem Trunke die Schuld an seinen Extravaganzen zumißt und das Versprechen ablegt, sich den Mäßigkeitsvereinen anzuschließen, „damit ihm (wie es elegant in seinem Briefe heißt) nicht wieder Gelegenheit gegeben werde, über die innere Einrichtung der Gefängnisse Ihrer Majestät sich ein Urtheil zu bilden." Hinsichtlich seiner oben erwähnten Begegnung mit dem Excursionisten aus Glasgow bemerkt er in einer Nachschrift zu seiner Entschuldigung, „er habe den Mann nicht eher zu Boden geschlagen, als nachdem dieser ihm an der Nase gerissen und ihm einen Stoß in den Magen gegeben habe."

Ein anderes Capitel der Narrheiten der dießjährigen todten Saison hat Irland geliefert. Ich rede nicht von den fanatischen Scenen in Belfast, obgleich auch diese eine Darstellung von dem Gesichtspunkte eines epidemischen Wahnsinns rechtfertigen würden; nichts destoweniger waren sie zu ernster Natur und in ihren praktischen Consequenzen zu traurig, um ohne weiteres den eben erwähnten tragikomischen Tollheiten an die Seite gestellt zu werden. Die Scene der Vorfälle, worauf wir hindeuten, liegt an dem Südende von Irland, in der durch ihre agrarischen Rebellionen berüchtigten Grafschaft Tipperary, und ihren Mittelpunkt bildet eine alte „Hexe," deren Wunder, wie es heißt, das Volk von Tipperary in keine geringere Aufregung versetzt haben, als die sogenannten religious Revivals vor einigen Jahren das Volk von Ulster. Irland war von jeher ein Hauptsitz der Hexenkunst und noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurden irische „Hexen" nach einem alten Statut der Königin Elisabeth bestraft, indem in den schlimmeren Fällen, wo der Tod eines Menschen ihnen Schuld gegeben wurde, Tod ihr Lohn war, bei geringeren Veranlassungen aber, wo nur ihr „böses Auge" oder ihre „Scheltworte" (Scoldings) Unheil wirkten, ein unfreiwilliges Bad im Flusse oder in der See sie bestrafte. Zur Durchführung der letzteren Strafe besaßen die Gerichtshöfe sogenannte „Tauchstühle" (ducking-stools); man band die vorgeblichen Hexen in diesen Stühlen fest, befestigte die Stühle an einem Boot und ruderte damit eine bestimmte Zeit umher, indem darauf gesehen wurde, daß die Hexen allerdings nicht um's Leben kamen, allein alle die Leiden zur See erduldeten wie der auf dem Pferde festgebundene Mazeppa zu Lande. — Es ist noch nicht lange her, seit diese letztere Strafe in Verfall kam, und es gibt Orte in Irland, wo man die Tauchstühle noch gegenwärtig als Reliquien der alten Rechtspflege aufbewahrt. Wie tief aber der Hexenglaube noch in den Herzen des Volks lebt, beweisen jene jüngsten Vorfälle in Tipperary.

Es erschien nämlich in der dort gelegenen Stadt Carrick-on-Suir vor kurzem ein Weib Namens Doheny, welche vorgab, sie besitze die Gabe, die Todten ins Leben zurückzurufen. Unter denen, welche ihr glaubten, befand sich die Frau eines Constable's Reeves, und da Mrs. Reeves, die zuvor eine blühende, kräftige Frau gewesen, seit ihrem Verkehr mit der Hexe abmagerte und eingesunkene, seltsam glänzende Augen bekam, so wurde auch ihr Mann, der Diener der Gerechtigkeit, ein Gläubiger; ja, sein Glaube war so groß, daß er die Hexe nicht bei der Polizei anzeigte, sondern längere Zeit bei sich im Hause wohnen ließ und den Künsten der Alten mit Staunen und Grauen zusah. Die polizeilichen Verhandlungen über diesen Fall sind zu charakteristisch, als daß wir uns die Mittheilung einiger Hauptdetails versagen könnten.

Die Hexe, der Constable und seine Frau erschienen vor Gericht und der Richter fragte Mrs. Reeves: „Ist Ihr Vater todt?" — „Ja, er starb vor drei Jahren und wurde in Carrick-on-Suir begraben; aber er lebt jetzt in Carrick-on-Suir." — „Lebt! Wie können Sie so etwas sagen?" — „Weil ich ihn gesehen habe." — „Unter welchen Umständen?" — „Ich hörte ihn in der Nacht leise mit mir reden und nachher brachte Mrs. Doheny mich hin und zeigte mir ihn, in einem leerstehenden Hause an der Eisenbahnbrücke, um zwölf Uhr Nachts. Sie zeigte mir auch Tom Sheehan, der lahm war, und mein eigenes Kind. Sie waren alle am Leben. (Sensation unter dem versammelten Volke.) Ich schickte ihnen seitdem regelmäßig zu essen und zu trinken, und einmal schickte ich meinem Vater eines von meinen Hemden." — Der Polizeiconstable, ein Mensch von etwa fünfundvierzig Jahren, bezeugte dasselbe. Er habe nicht den mindesten Zweifel, daß er die todten Personen gesehen; ja Mrs. Doheny habe ihm in einem Felde bei dem Graben von Ballydnie noch einen andern Mann gezeigt, den er bei seinen Lebzeiten genau gekannt habe. — Auch die dritte Zeugin, eine Nichte der beiden vorigen, ein junges Mädchen, beantwortete die Fragen des Richters mit gleicher Entschiedenheit. „Jeden Abend nach Einbruch der Dunkelheit bringe sie Thee, Milch, Brot und Butter und andere Speisen nach dem leerstehenden Hause an der Eisenbahnbrücke und gebe dieselben ihrem verstorbenen Onkel, den sie jedesmal unter dem Eingange des Hauses

stehen sehe." — Um die Aufregung zu vermehren, trat nun ein Mann aus dem versammelten Volke vor, ebenfalls früher ein Constable, und erklärte auf seinen Eid: auch er kenne einige von seinen Verwandten, die aus dem Tode ins Leben zurückgekehrt seyen. Mrs. Dogeny habe sie ihm gezeigt, und es sey nichts so außerordentliches, daß Leute von den Todten auferweckt würden. — „Der Eindruck dieser Aussagen," so behauptet das „Clonmel Chronicle," dem wir die mitgetheilten Details entnehmen, „war so mächtig, daß nicht allein das Volk, sondern der Richter selbst eine Weile wie betäubt schienen, und nach den Bemerkungen zu schließen, die man auch von wohlgekleideten und anscheinend gebildeten Leuten hörte, sowie nach dem Schauder, der sich in den Zügen einer noch größeren Anzahl spiegelte, mußte man annehmen, daß außer der behexten Familie noch viele andere an die Macht der neuen Hexe von Endor glaubten."

Die Hexe wurde schließlich zu einer kurzen Gefängnißstrafe verurtheilt, der Constable, der übrigens als ein verständiger Mann geschildert wird, an einen andern Ort versetzt. Aber die über diese Vorgänge in Tipperary herrschende Aufregung ist im Zunehmen begriffen, und es würde nichts so sehr Erstaunliches sein, wenn das ebenso leidenschaftliche als phantasiereiche Volk jener Gegenden die gefangene Wunderfrau aus ihrem Kerker befreite und als Prophetin im Triumphe durch das Land führte.

In literarischen Kreisen ist man immer noch in Ekstase über Tennysons neueste Gedichte, von welchen bereits drei Auflagen vergriffen sind. Auch die neuerdings gesammelten poetischen Werke des früh verstorbenen und fast vergessenen Dichters und Parlamentsmitgliedes M. W. Praed (er starb 1839, sechsunddreißig Jahre alt) haben ein nicht geringes Aufsehen erregt. Am besten gelingt ihm der heitere Humor, und manches, mit ungekünsteltem, wahrhaft poetischem Gefühl hingeworfene Lied würde sich auch in deutschem Gewande gefällig ausnehmen. Die Sitzungen der British Association wurden in sehr peinlicher Weise durch den plötzlichen Tod Capitän Speke's, des berühmten afrikanischen Reisenden, unterbrochen. Die Association erwartete von ihm eine ausführliche Mittheilung über seine Entdeckungen. Den Tag, ehe sein Vortrag stattfinden sollte, ging er mit seinem Bruder auf die Rebhuhnjagd; indem er auf dem Felde über eine Mauer kletterte, ging seine Flinte los und der größte Theil der Ladung traf ihn ins Herz. Das Bedauern über seinen Tod ist um so allgemeiner, als er noch eine bedeutende Zukunft vor sich zu haben schien. Sein Körper hatte allen Gefahren des tropischen Klimas ungebrochen widerstanden, er war erst 38 Jahre alt und beabsichtigte, so heißt es, eine neue afrikanische Reise, um die Zweifel wegen Entdeckung oder Nichtentdeckung der Nilquellen durch neue Forschungen zur Ruhe zu bringen.

Genf, September.

Der 22. August. — Lassalles Tod. — Die Witterungserscheinungen des Sommers. — Genf in den Hundstagen. — Der Fremdenverkehr. — Die Straße nach Chamouny. — Ein Ueberrest alter Reiseromantik.

Die Ereignisse, welche am 22. August das fröhliche Sommertreiben in Genf so gewaltsam unterbrachen, haben auch die Absendung meines kurz vorher geschriebenen Briefs um fast einen Monat verzögert. Um nun nicht allzusehr mit unserer Chronik in Rückstand zu kommen, darf ich den Abgang der Korrespondenz jetzt nicht länger aufschieben und muß mir vorbehalten, in einem nächsten Brief auf die Folgen jener unglücklichen Vorgänge, die an sich selbst aus den Zeitungen ja bereits zur Genüge bekannt sind, zurückzukommen. Alles deutet an, daß diese Folgen nicht nur in das politische, sondern auch in das sociale Leben Genfs tief eingreifen werden.

Einen andern Zwischenfall, der in Deutschland so großes Aufsehen erregte, dürfen wir gleichfalls, was das Thatsächliche anbetrifft, als durch die Zeitungen genügend bekannt voraussetzen. Ich meine den unglücklichen Zweikampf, der Ferdinand Lassalle das Leben kostete. Mag auch Lassalle, und daran dürfte nicht zu zweifeln seyn, in dieser Sache vollkommen als Mann von Ehre nach den Begriffen der „guten Gesellschaft" gehandelt haben, so kann die Art seines Todes doch kaum dazu beitragen, seinen Ruhm zu erhöhen. So durfte ein Mann, der sich als Führer einer auf ihn vertrauenden Partei weiß, nicht enden. In dieser Beziehung sagt der Verfasser eines mit warmer Anerkennung der Verdienste des Gefallenen geschriebenen Nekrologs in der „Allgemeinen Zeitung" mit größtem Recht: „Wer eine öffentliche Wirksamkeit auf sich genommen hat, steht nicht mehr wie vorher unter dem Gebot persönlicher Rücksichten, sondern muß diese beschränken lassen durch die öffentlichen Pflichten." Lassalles Tod erscheint wie der extemporirte frivole Schluß eines großen, ernsten Dramas, welches von tiefen, welthistorischen Ideen

getragen schien. Hatte sich das ganze Wesen Lassalles und seiner Wirksamkeit aus einer inneren Nothwendigkeit entfaltet, war es bis dahin von einer ideellen Harmonie durchdrungen gewesen, so bricht es nun mit einem schrillen, schneidenden Mißton ab. Und dieser Mißklang wird auch am allerwenigsten durch die bombastischen Reden ausgeglichen werden können, mit welchen einige Anhänger Lassalles in Genf der daselbst veranstalteten Leichenfeier einen erhabeneren Ausdruck geben zu können glaubten. Als Stylprobe möge hier die als Flugblatt verbreitete Einladung zu dieser Feier folgen. „Bürger von Genf! Republikaner! In der Blüthe seiner Kraft, inmitten seines großartigen Wirkens für das Wohl der Menschheit verstarb heute früh sieben Uhr Ferdinand Lassalle, der Stolz Deutschlands, die Hoffnung des Vaterlandes und der deutschen Republikaner, eines unnatürlichen Todes, das Opfer der schmählichsten Intrigue, die jemals von verworfenen Personen mit einem edeln, großen Mann gespielt wurde. Bürger von Genf, Republikaner aller Nationen, die ihr hier eine Freistätte gefunden, vereinigt euch mit uns an dem Sarge des größten deutschen Bürgers. Der Blitz hat jene stolze Eiche gefällt, aber ihre Wurzeln sind nicht erstorben, so lange es Republikaner auf Erden gibt. Die Leichenfeierlichkeit findet statt Freitag 2. September, Nachmittags ein Uhr, im großen Saale des Temple Unique (Freimaurerloge). Genf, 31. August 1864. Das Comité der deutschen Republikaner."

Größere Ueberschwänglichkeit ist wohl von unsern deutschen Landsleuten in Genf seit dem Gallimathias der vielberufenen Schleswig-Holstein-Adresse vom vorigen Winter nie zu Tage gefördert worden, welch letztere freilich — um Mißverständnissen vorzubeugen — aus einem andern Kreise hervorging. Niemand würde sich mehr gegen solchen Bombast verwahrt haben, als der in allen seinen Schriften nach schönem Maß des Ausdrucks strebende, geistvolle F. Lassalle selbst. Niemand wußte besser als er, daß auch in der politischen Rede und Schrift der ästhetische Geschmack seine Berechtigung findet.

* * *

Die Hundstage haben mit ihrer sengenden Sonnenhitze, ihrem endlosen Staub, ihren ausdörrenden Südwinden ihre vollgezählten vier Wochen über unserer Stadt gelastet, und wer diese Jahresperiode einmal in Genf durchgemacht hat, der weiß, was das sagen will. Weitgereiste Engländer behaupten, daß sie kaum in Egypten oder Indien mehr von dem Sonnenbrand ausgestanden hätten, als hier, wenn jener mitleidslose „vent," wie man im Gegensatz zur „bise," d. h. dem Nordwind, den Südwind nennt, seinen Gluthhauch oft mehrere Tage hinter einander ohne Unterbrechung über die Alpen herübersendet. Eigenthümliche, noch nirgends erklärte elektrische Luftverhältnisse, welche vielleicht ihren Grund darin haben, daß Genf mitten zwischen zwei Wetterscheiden (Jura und Salève) liegt, mögen die Ursache dieser außerordentlichen Fühlbarkeit und erschlaffenden Wirkung der Hitze seyn. Ein auffallendes, in dieser Jahreszeit ziemlich häufig eintretendes Phänomen dürfte gleichfalls auf elektrischen Bedingungen beruhen. Im Südwesten, in der Gegend von Fort-de-l'Ecluse, wo die Rhone sich ihren Weg nach Frankreich zwischen Jura und den savoyischen Bergen in tief ausgehöhltem Thal gebahnt hat, erscheint Morgens ein leichtes Dunstgewölk; es steigt höher am Horizont, der Barometer fällt, alle Welt hofft auf ein Gewitter, die ganze Natur lechzt nach einem Regenschauer. Die Wolken ballen sich fester zusammen, man bemerkt sogar ein Wetterleuchten über dem Jura, man hört das ferne Rollen des Donners. Da plötzlich setzt der Wind mit einem tollen Sprunge nach Norden um, ungeheure Staubwolken, die ganze Gegend weithin in Grau hüllend, erheben sich, einige Tropfen fallen, der See treibt hohe Wellen, heftige Windstöße folgen rasch auf einander, daß alle Thüren und Fenster in den Häusern klirren und — nach fünfzehn Minuten ist der ganze Himmel klar wie vorher. Keine Spur einer Wolke ist übrig geblieben, auf eine unbedeutende, augenblickliche Abkühlung folgt alsbald wieder die vorige Hitze, der Barometer steigt wieder rasch, Menschen, Thier- und Pflanzenwelt seufzen wieder unter dem glühenden, dumpfen Luftdruck.

Da ich in meinen letzten Briefen eine ziemlich vollständige Wetterchronik des laufenden Jahres aus unsern Alpengegenden gegeben habe, so darf ich auch eine höchst merkwürdige Episode nicht übergehen, welche der Monat August brachte. Es war ein auffallender Temperaturwechsel, der um den 10. August bereits an manchen Orten der Schweiz eintrat, und zwar unter ganz ungewöhnlichen Umständen. In Genf zeigte der Thermometer noch am 9. August + 31° C., am 12ten Morgens aber nur noch + 8° C. Gleichzeitig erhob sich eine heftige Bise, welche Sonntags den 14ten sich zum förmlichen Orkan gestaltete. Der Verkehr in den Straßen der Stadt war fast völlig gehemmt, eine Menge Fenster wurden zertrümmert, viele Schornsteine von den hohen Hausdächern in die Straßen herabgeschleudert, eine beträchtliche Anzahl starker Bäume gebrochen, das von der Hitze zum Theil verdorrte Laub wie im späten Herbst herabgerissen. Der See hatte sich in ein tobendes Meer verwandelt, dessen Wellen, von weißem Gischt bedeckt, sich ohne Unterbrechung rollend überstürzten. Die Brandung der Wellen am Ufer stieg über 30 Fuß hoch. Der Anprall am Hafendamm war so heftig, daß dieser zum großen Theil zerstört ist. Eine Menge größerer und kleinerer Schiffe fanden ihren Untergang, auch ist der Verlust einiger Menschenleben zu beklagen. Die Dampfschifffahrt war selbstverständlich unterbrochen. Erst in der folgenden Nacht legte sich der Sturm, der in seiner zerstörenden Wuth ein wahrhaft großartiges Schauspiel geboten hatte. Der plötzliche Temperaturwechsel war in höher gelegenen Gegenden von noch merkwürdigeren Phänomenen begleitet. Am 10. und 11. August ergoßen sich am Bodensee unaufhörliche Gewitterregen und die höheren Kuppen

der benachbarten Gebirge erschienen dicht mit Schnee bedeckt. In derselben Zeit schneite es auf dem Rigi und dem Pilatus am Vierwaldstättersee. Die wunderbarsten Erscheinungen aber traten im neuenburgischen Jura auf. Dort war der Thermometer bis auf + 26° R. (= 32 C.) gestiegen; da trat, ohne Gewitter, ganz wie in Genf, jene plötzliche Abkühlung ein; am 10. und 11. regnete es und in der Nacht vom 11. auf den 12. fror es so stark, daß z. B. das Kartoffelkraut schwarz wurde, und die noch nicht reifen Feldfrüchte, wie Hafer, bedeutend unter dem Frost litten. Am 12. fand man noch Morgens um 9 Uhr Eis auf den stehenden Gewässern, besonders in Chaux-du-Milieu, Cachot und La Brévine. In jenen Gegenden hat es im Jahr 1864 bis jetzt in jedem Monat gefroren. — Während diese plötzliche Temperaturveränderung in der übrigen Schweiz, wenn auch nicht überall von Gewittern, so doch wenigstens von Regen begleitet gewesen war, blieb es in Genf absolut trocken; schon am 17. August zeigte der Thermometer wieder + 27 und am 18ten + 29° C. im Schatten. Erst der Abend des 19ten brachte ein heftiges Gewitter mit starken Regengüssen, welche endlich Feldern, Weinbergen und Wiesen die langersehnte Feuchtigkeit zuführten.

So bringen denn auch die Hundstage am Leman ihre schweren Mühseligkeiten mit sich; trotz der Nähe des kühlen Sees und des Alpenschnees seufzt die Natur unter der drückenden Last der Jahreszeit, wie in der dumpfen Schwüle der römischen Campagna oder in der Sonnengluth von Neapel. Aber das Genfer Leben kennt keine Canicularferien wie in jenen Gegenden; im Gegentheil, es ist in dieser Periode so bunt und bewegt als je. Die vornehme Welt hat sich allerdings auf ihre kühlen, schattigen „Campagnen“ und Villen längs der Seeufer oder auf den umliegenden Höhen zurückgezogen; auch die Leute zweiten und dritten Rangs — nirgends unterscheidet man diese Abstufungen schärfer als in dem demokratisch-republikanischen Genf — die reichen Kaufleute und Fabrikanten, ja die wohlhabenden Handwerker haben sich wenigstens eine Wohnung auf dem Lande gemiethet, wo die Familie, d. h. Madame, die Kinder nebst Köchin, Bonne u. s. w. die ganze Woche, der geschäftseifrige Gatte aber wenigstens den Sonntag, vielleicht auch noch den sogenannten petit dimanche, d. h. den Donnerstag, zubringt, während er an den Werktagen in der Stadt seinen Arbeiten nachgeht und die stillen Leiden und Freuden des Strohwittwerthums genießt. Uebrigens hat diese allgemein verbreitete Sitte der Sommerfrische ihren unverkennbar günstigen moralischen Einfluß. Sie bietet immerhin ein entschiedenes Gegengewicht gegen eine allzu feste Einwurzelung des blasirten Großstädterthums, dem besonders auch Handelsstädte so leicht verfallen, und wozu auch in Genf die Anlagen sonst keineswegs fehlen.

Von dieser Auswanderung aufs Land nun abgesehen, geht sonst Alles seinen gewohnten Gang in Genf. Die Arbeiter der großen Uhren- und Bijouteriefabriken steigen jetzt alltäglich bei + 33° ebenso gut wie im Winter in ihre Ateliers, welche der größeren Helligkeit wegen unmittelbar unter den Dächern der fünf- bis sechsstockigen Häuser angelegt sind, und in gegenwärtiger Jahreszeit allerdings stark an die Bleikammern der venetianischen Staatsgefängnisse von ehedem erinnern. Auch in den Straßen stockt der Handel und Wandel nicht einmal in den glühendsten Mittagsstunden. Allein die Masse des verbrauchten Eises könnte einen Thermometer abgeben für die ausgestandene Hitze. In den Kaffeehäusern wird dieser Artikel in ungeheuern Quantitäten consumirt. Selbst der Blusenmann, der die süße Leckerei des „Gefrornen“ nicht kennt, läßt sich für 2 Centimes ein Stück Eis in seinen Demipot Landwein legen. „Kohlensaure Jungfrauen,“ wie sie die norddeutsche Hauptstadt der Intelligenz besitzt, haben wir hier zwar nicht, dagegen dürfte die Menge der consumirten künstlichen Mineralwasser verhältnißmäßig bei weitem größer sein als an der Spree. Eau de Seltz und Eau de Soude trinkt alle Welt, bald mit Himbeeren- oder Johannisbeerensaft, bald mit „Capillaire“ gemischt, wogegen nichts einzuwenden ist. Einen gelinden Horror hat es mir dagegen jedesmal eingeflößt, wenn ich jene moussirenden Wasser auch unter Bier gießen sah. Als ob das Genfer Bier noch der Taufe bedürfte! Ja es gibt Leute, welche Eau de Soude regelmäßig unter ihre Suppe gießen. Man kann hier überhaupt manche Proben einer seltsamen Geschmacksverwilderung gelegentlich kennen lernen. So habe ich in den von Handlungsdienern hauptsächlich besuchten Kaffeehäusern oft den einen oder andern dieser jungen Leute sitzen sehen, der langsam ein zartes Vanilleeis auslöffelt und dazu gemüthlich eine penetrante Gransoncigarre schmaucht. Das ist in der That denn doch eine Sünde gegen den guten Geschmack im gastronomischen Sinn; — auch die Zunge soll ihre Aesthetik haben.

Die Hundstage sind auch gerade diejenige Periode, wo der Touristenverkehr seine großartigsten Dimensionen am Leman zu entwickeln anfängt, und schon deßhalb den geschäftseifrigen Theil der Bevölkerung zu keiner Ruhe gelangen läßt. Um diese Zeit ist es, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe ununterbrochen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht eine ganze Völkerwanderung in unsere Straßen ausgießen. Der Schluß des Parlaments in London gestattet jetzt der fashionablen englischen Gesellschaft, sich auf Reisen zu begeben, und andererseits entlassen die deutschen und französischen Bäder bereits einen Theil ihrer Gäste, die den Alpen zueilen, um sich nach kurzer Rast von neuem in den Strudel der Welt zu stürzen. Wenn ich aus den verschiedenen Sprachlauten, die aus dem babylonischen Gewirr auf den Kais bei meinen Spaziergängen mir an's Ohr dringen, einen Schluß ziehen darf, so scheinen mir dieses Jahr Rußland und Deutschland so stark unter den Touristen vertreten, wie England; aber auch Spanien, Holland, Skandinavien, Italien und der Orient

stellen ihr starkes Contingent. Griechen, Egypter, Türken, Walachen, Serben u. s. w. trifft man jetzt in allen Schweizerthälern; rousseausche Naturschwärmerei scheint bei jenen Völkern stark in die Mode zu kommen, wenn nicht vielleicht die üppigen Tafelfreuden, der Champagner und Burgunder des Abendlandes noch eine größere Anziehungskraft üben. Die japanesischen Gesandten dagegen, deren Besuch in der Schweiz bereits von dem Geschäftsträger der Eidgenossenschaft, Dr. Kern in Paris, angekündigt war, sind ausgeblieben. Der nervus rerum soll, so heißt es, ihnen in der französischen Hauptstadt ausgegangen sein, und vielleicht ist ihnen gar die Broschüre „Point d'argent, point de Suisse" des bekannten deutschen Reiseschriftstellers in die Hände gerathen, auf welchen die schweizerischen Blätter vor einem oder mehreren Jahren so bös zu sprechen waren. Aber, wie gesagt, es erscheinen so viele andere neue Menschen und Völker auf dem Touristenschauplatz, daß man den Ausfall jener ostasiatischen Insulaner einstweilen verschmerzen kann.

Ich kenne nichts Unterhaltenderes, als diesen Strom fremder Physiognomien und Gestalten an sich vorüberziehen zu lassen; die Phantasie kann keine kräftigere Anregung finden. In jeder Figur fast tritt uns ein anderer Typus, ein verhülltes Lebensschicksal, ein neues Räthsel entgegen, welches wir lösen möchten, indem wir uns in Conjecturen und Träumereien verlieren. Gewiß, wie manche taube Nuß würden wir finden, wenn plötzlich die Geschichten aller dieser Gestalten sich vor uns entrollten; wie manche Nullität würde sich uns offenbaren, wo uns eine frappante Physiognomie auch einen bedeutenden Charakter vermuthen läßt! Aber auch welch unendliche, poetische Mannichfaltigkeit der Menschenschicksale und der Individualitäten würde sich vor uns aufthun, wäre uns ein tieferer Blick in jenes lebendige Buch gestattet, dessen Blätter sich rauschend, flüsternd, lärmend ohne Unterlaß vor uns umwenden.

Ich bin so glücklich, ohne nur einmal den Fuß vor die Thür zu setzen, einen starkwogenden Arm dieses Menschenstroms an mir vorüberbrausen zu sehen und mich in aller Gemüthsruhe auf dem Balkon meiner Wohnung in der Rue Pierre Fatio dem Spiel jener Phantasien und Beobachtungen hingeben zu können, ohne von den Wellen berührt zu werden. Und fast nicht geringer, als die weite Aussicht auf das savoyische Gebirgspanorama, schätze ich diese hier an meinen Fenstern vorüberführende Landstraße nach Chamouny, ein Bild längst verschwundener Tage, so zu sagen ein Rest Mittelalter in modernem Gewande, eine lebendige Erinnerung an eine in der übrigen Welt fast überall überwundene Culturepoche. Denn es ist eine ächte, rechte, wirkliche Landstraße, noch durch keine Lokomotive und Dampfwolke entweiht, ein langgestreckter, Hügel auf, Hügel ab steigender Heerweg, auf dem die wandernde Menschheit zu Fuß, zu Esel, zu Roß, zu Wagen, je nach Lust und Vermögen, im Schweiße ihres Angesichts staubumwirbelt dahinzieht, von der glühenden Sonne verbrannt wird, den ächten, rechten Hunger und Durst kennen lernt, Zeit und Gelegenheit hat, sich Land und Leute ruhig zu betrachten, mit dem Begegnenden ein freundliches Wort zu wechseln, anzuhalten, wo der „Herrgott den Arm herausstreckt," wie die Handwerksburschen einst sagten, sich an einem frischen Trunk Wein zu laben und Abends müde, aber reich an Eindrücken und Abenteuern im Quartier anzulangen. Und wahrlich, es ist nicht die Schuld dieser lobesamen Landstraße, wenn der Reisende nicht alle diese guten Dinge zu würdigen weiß. Ich liebe diese Landstraße wie ein Andenken aus besseren Zeiten, wie ein Vergißmeinnicht, das uns vor langen Jahren eine liebe Hand gab und welches wir bis heute zwischen den Blättern unseres Lieblingsdichters aufbewahrt haben. Mit nicht geringer Besorgniß erfüllte es mich, als es vor einigen Jahren hieß, eine Aktiengesellschaft wolle eine Eisenbahn von Genf nach Chamouny bauen; die Bahn solle die Reisenden befördern und zugleich Genf, Lyon, Marseille, Paris mit Eis vom Montblanc versorgen. Welche Spekulation — „Glace du Montblanc!" Wie würde eine solche Annonce die Liebhaber in den Kaffeehäusern jener großen Städte angezogen haben! Zu meiner großen Genugthuung zerschlug sich die Sache wieder und ich hoffe, ich werde noch lange das Vergnügen haben, täglich diese Unzahl vorweltlicher Diligencen, schwerbepackter Extraposten, Miethwagen und Wanderer mit langen Alpenstöcken an meinen Fenstern vorüberziehen zu sehen und die Reiseromantik mitzugenießen, wenn aus dem Coupé jener hochgethürmten Postwagen blaue, grüne, braune und weiße Schleier wie grüßend vorüberflattern. Da seh' ich sie täglich dahinwallen, die jugendliche Begeisterung und die greise Blasirtheit, die Hoffahrt und die Einfachheit, die gewiegte Sicherheit des Weltmanns und die geckenhafte Eitelkeit des Emporkömmlings, die heitere Liebe und die schnöde Verführung; da seh' ich alle Nationen vorüberziehen, die an dem heutigen Culturleben theilnehmen. Und ruhig und unbewegt schauen die glänzenden Schneehäupter der Alpen auf das tolle Menschengewimmel herab seit Tausenden von Jahren: die Formen wechseln, im Wesen bleibt es ewig das gleiche!

Hamburg, September.

Verhältniß der Stadt zum Geschick der Herzogthümer.

Nun es den Anschein gewonnen hat, als sollten die Kriegsstürme in unserem Nachbarlande sich für immer legen, athmet unsere friedliebende wackere Bürgerstadt wieder leichter, als in den letzten sechs bis achta Monaten. Das kann ihr just kein Vernünftiger verdenken, denn das alte Wort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt,“ bleibt doch auch in der Gegenwart noch immer wahr, in welcher so manches hoch gehaltene Sprichwort längst in Folge der veränderten Zeitverhältnisse seine Bedeutung verloren hat. Der Friede, kommt er wirklich zu des deutschen Volkes Ehre und Ruhm zu Stande, ist Allen zu gönnen, dem Gegner in Dänemark, dem deutsche Klingen und Kanonen eine heilsame Lehre gegeben, und uns insgesammt, die wir bei dieser Gelegenheit nicht dem Mottenfraße verfallen sind. Unsere Stadt insbesondere, durch ihre geographische Lage und ihre Handelsverbindungen auf friedliche Begegnung mit aller Welt und allerlei Volk angewiesen, ist immer übel daran, wenn der Kriegsgott seinen Sichelwagen besteigt. Man hat es daher ihren Bewohnern eigentlich schon hoch anzurechnen, sobald sie Theilnahme am Waffenlärm zeigen und sich in patriotischer Weise über das Geschehende auslassen. In letzterer Beziehung muß ich dießmal unsere Republikaner loben. Sie haben redlich gethan, was ihnen zu thun allein gestattet war: — sie öffneten Mann für Mann und Weib für Weib ihre Börsen, brachten Hunderttausende auf und suchten mit Hülfe dieser klingenden Gabe, für die alle andern Herrlichkeiten — nur nicht Leben und Gesundheit — zu haben sind, Noth, Mangel und Leiden aller Art, wie der Krieg sie nun einmal gebiert, nach Kräften zu lindern. Auch jetzt ist diese schöne Thätigkeit noch nicht aufgegeben. Die verschiedenen hiesigen Vereine wirken noch immer, wenn auch nicht mehr so geräuschvoll, wie während des Kampfes, doch mit derselben Energie. In Schleswig-Holstein hat man diese Thätigkeit Hamburgs eben so dankend anerkannt wie bei den Truppen der Alliirten; denn die Unterstützungen galten eben sowohl den tapfern Streitern für Deutschlands Recht, wie den durch den Krieg Beschädigten. Wie warm im Allgemeinen die Herzen der Hamburger für die Sache der Elbherzogthümer, mithin auch für Deutschland schlagen, das gab sich am deutlichsten kund, als die beglaubigte Nachricht von der Gefangennahme des Capitänlieutenants Hammer, dieses Störtebeckers der Westsee, hier eintraf. Daß mit der Befreiung der Westseeinseln ganz Schleswig-Holstein losgelöst sey von Dänemark, von der Dänen Druck und Joch, die es so lange mit stolzer Standhaftigkeit ertragen hatte, sagte sich hier jeder, weil man die Verhältnisse kannte. Jeder aber wollte auch gern den kleinen Tyrannen sehen, der so viel von sich reden gemacht und unter den wehrlosen Friesen wie ein türkischer Pascha schaltete.

Auf die Gestaltung des Staates Schleswig-Holstein nach erfolgtem Friedensschlusse, den man hier sehr herbeiwünscht, um endlich wieder auf gewinnbringende Spekulationen sich einlassen zu können, ist man natürlich bei uns sehr begierig. Es hängt ungemein viel davon ab, und wie immer der zukünftige Herrscher der Elbherzogthümer heißen mag, Hamburg wird durch die Neubildung des Staates als solchen berührt, sey's auch nur in erfreulicher Weise. Schon jetzt merkt man, daß die Dänen uns nicht mehr hart auf dem Leibe sitzen, wenn auch Dänenfreunde in bedeutender Anzahl unter uns leben mögen. Die dänische Post wird von städtischen Postbeamten verwaltet, die dänischen Uniformen sind ebenso wie die dänischen Freimarken verschwunden. Wie aber der Handelsverkehr sich nach dem Frieden mit Dänemark gestalten wird, darüber kann zur Stunde wohl auch der Erfahrenste sich noch kein festes Urtheil gebildet haben. Daß jedoch Vieles anders werden dürfte, unterliegt kaum einem Zweifel.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 21. Oktober 1864.

— Such as I am, all true lovers are:
Unstaid and skittish in all motions else,
Save in the constant image of the creature,
That is belov'd.

Shakespeare.

Passiflora.

(Nach dem italienischen Manuscript eines deutschen Künstlers, übertragen von R. Waldmüller.)

I.

Meiner ehrwürdigen Ateliersgenossin und Sprachmeisterin Signora T—i.

Sie wollen, liebe, unermüdliche Freundin, ich soll wenigstens zur Feder greifen, wenn mir denn Pinsel und Bleistift nicht mehr zu Willen sind. Nun denn, Sie finden mich, wie immer, Ihrem Rathe gehorsam. Ist das Schreiben doch am Ende auch nur eine Art von Aderlassen und haben Sie selbst doch unserem kleinen Wirbelwind von Farbenreiber vor Zeiten einmal den ersten besten Dorn — warum nicht mir die Feder? — zu solchem Aderlassen empfohlen, ich glaube nach dem Beispiel der heißblütigen Rosse Arabiens, denen in ihren Wüstengluthen die Luft wohl hin und wieder nicht minder knapp werden mag, als uns armen Menschenkindern. Machen Sie sich also auf Blut gefaßt, denn mein Herz weiß nicht wohin mit seinen Sturmfluthen.

Aber ich erinnere Sie daran, daß ich das Briefschreiben hasse. Es ist die Amme der Klatschsucht, im besten Falle die Hätschelmutter des Dilettantismus. Pinselt man nicht an dem eigenen lieben Selbst herum — doch wohl die häßlichste Art von Zeitvergeudung — so verliert man seine Muße am Porträtiren Anderer, ohne doch mit tausend Worten nur ein halb so deutliches Bild zu Stande zu bringen, als wir's mit zehn flüchtigen Bleistiftstrichen in unser Skizzenbuch hinwerfen. — Ich schreibe Ihnen daher nur dieß einemal, und auch nur um deßwillen Ihnen — hier haben Sie wieder eine meiner ungeschickten Aufrichtigkeiten — weil ich einem Gläubiger das Recht zuerkenne, nach dem Verbleiben seines Schuldners zu fragen. Als Ihr Schuldner aber fühle ich mich, ganz abgesehen davon, daß Sie mir die Pfeife, den Sturmhut und die deutsche Sprache abgewöhnten. Sie haben Staffagen für Ihr Campagnebild von mir zu fordern, Staffagen für Ihre pontinischen Sümpfe, Staffagen für Ihren Sonnenuntergang im Sabiner Gebirge — o ich weiß, nachsichtigste aller Freundinnen, wie viele Beiläufigkeiten dieser Art unter langjährigen Ateliergenossen zu drückenden Schulden anwachsen können, zumal wenn die fleißige Landschafterin mit ihren treuherzigen Vorschüssen an Karuben, Pinien, Cypressen und wehenden Ponentewolken immer schon auf der Lauer liegt, während der säumige Genremaler mit seinen Rückzahlungen in blasenden Pifferari, ruhenden Pellegrini und betenden Moniche nimmer zur rechten Zeit daheim zu

finden ist. Aber ich gelobe Ihnen feierlichst, wenn ich aus dieser Gewitterschwüle mit heiler Haut hervorgehen sollte, Alles mit Wucher nachzuzahlen. Bis dahin wird es nicht vom Uebel seyn, wenn einmal eine minder unruhige Hand als die meinige die Rolle Gottvaters in Ihren friedlich menschenleeren Paradiesen übernimmt.

Und nun, so kurz wie möglich, die verlangte Aufklärung meines plötzlichen Verschwindens aus Rom. Ja, liebe, weise, Alles errathende Freundin, ich war allerdings auf dem Punkte, mich aus der wohlgearteten, behutsam eingesponnenen Chrysalide in einen jener raubgierigen nordischen Nachtfalter zu verwandeln, die weder Mond- noch Sternenlicht scheuen. Zum ewigen Heile meiner armen Seele gewahrte unser alter Professor — die deutsche Umgebung bringt seinen deutschen Titel mir unwillkürlich wieder in die Feder — gewahrte unser väterlicher Freund, Berather und Kundschaftsversorger diese bedenkliche Metamorphose. Sobald meine Flügel zum Fluge entfaltet waren, griff er unversehens zu und blies den Ueberraschten etliche hundert Meilen weit gen Norden. Freilich packte er, fürchte ich, etwas täppisch zu. Der bunte Farbenstaub ist dabei arg zu Schaden gekommen; meine Schwingen sind erbärmlich zugerichtet und auf dem Landsitze meines Landsmannes, des alten Grafen H. von D., woselbst ich endlich mit meinem Zwangspaß fast verwirrt anlangte, krieche ich jetzt wie eine halbflügge Fledermaus kläglich genug umher.

Der Graf selbst ist zum Glück noch abwesend, und so habe ich Niemand als Ihnen über meinen Zustand Rede zu stehen. Aber wo soll ich beginnen, vielerfahrene, ernste Freundin, die Sie schon aus der bloßen Aufschrift eines Briefs mehr zu entziffern verstehen als ich und hundert andere Söhne Teuts aus dem Inhalt selbst?

Ist es denn Wirklichkeit? Hab' ich denn in der That das Portrait der Fürstin P., halbfertig wie es war, im Stich gelassen? unverhängt, mitten auf meiner Staffelei, auf derselben Staffelei, an welcher der ganze grüne Nachwuchs unseres alten Professors sich täglich vorüber treibt? War's möglich, daß ich in einem einzigen Augenblicke so zum Barbaren wurde! — O, wenn Sie nicht schon aus eigenem, schönem Triebe das Bild in Ihre Hut genommen, da verschließen Sie wenigstens jetzt es sofort, wohin kein unberufenes Auge bringt! — Oder nein, senden Sie es mir, senden Sie es mir hieher, gleichviel auf welche Weise, — nur, bitte, mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens, und vor Allem mit der sorgfältigen Verpackung, die man, hierzulande wenigstens, an jedes elendeste Pulverfaß verschwendet, — ich verschmachte ja in dieser Wüste!

Der Brief wird mir durch den Boten zurückgebracht: es fehle die Adresse! Wo wohnen Sie? In welcher Straße lag unser Studio? bei San Gregorio oder Sant Onofrio? Mein Gedächtniß ist wie ausgelöscht. Aber nun ich Ihr Schreiben noch einmal um der Wohnung willen durchfliege, gewahre ich erst, daß mein Bild ja schon in Sicherheit ist. „Deine Studien," schreiben Sie, „habe ich, in meiner Cenerentolaeigenschaft, dem deutschen Wildfange wieder einmal nachgeräumt. Das halb vollendete Portrait deiner schönen Landsmännin, der Fürstin P., liegt zu unterst in der großen Seehundslade; es ist hübsch charakteristisch, aber arg verzeichnet."

Mag's denn in der Seehundslade liegen bleiben. Also wieder „arg verzeichnet?" Ich hätt's freilich erwarten können. Mit der rechten Hand hab' ich, wie mir jetzt einfällt, während der ganzen ersten beiden Sitzungen die Palette gehalten. Demnach malte ich mit der Linken, was mir seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Es mag entsetzlich genug ausgefallen seyn. — „Hübsch charakteristisch?" — O vergeben Sie mir, wenn ich bitter lächle; ein wirklich charakteristisches Portrait der Fürstin P. packt man in keine Seehundslade. Nein, theure Freundin, ein solches nimmt man mit sich in die unbelauschteste Einsamkeit; dort hängt man's über seinen Hausaltar, dort starrt man's Tage lang an, ohne zu wissen, warum und wie? — und wird man endlich wider Willen aus seinen Träumen aufgerüttelt, so reißt man sich mit Schmerzen los.

Doch mehr als zuviel davon. Sie haben ein Lebenszeichen verlangt. Lassen Sie sich's an diesen Traumreden eines Verbannten genug seyn. Beklagen Sie ihn. Nicht einmal der Dank für Ihre oft bewährte Güte und Theilnahme will einfach, wie ihn doch das Herz empfindet, über die Lippen.

Ich öffne den Brief noch einmal. Er sagt so wenig und in diesem Wenigen dennoch so viel Unverständiges! Verzeihen Sie mir. Hier zur Begütigung Ihrer gerechten Unzufriedenheit noch etwas, mindestens Zusammenhängendes. Die Fürstin selbst hat es mir in der letzten Sitzung, die mir ihre Güte bescheerte, erzählt, wie sie's wahrscheinlich in ihrer harmlos plaudernden Weise jedem Andern erzählt haben würde. Als eine Geschichte, deren freimüthige Offenkundigkeit sie jedenfalls besser als mein Pinsel charakterisirt, mag dieselbe auch Ihnen ausgeplaudert werden; denn Sie müssen die Fürstin, die übrigens leider nicht meine

Landsmännin ist, wie Sie vermuthen, Sie müssen die Fürstin P. nun einmal lieb gewinnen; ich kann Ihnen nicht helfen!

Die Begebenheit, um die sich's handelt, betrifft die Art, wie die Fürstin ihre Eltern einbüßte. Sie ist nämlich ein Waisenkind, und zwar ein Kind — staunen Sie! — aus den allerunterſten Volksklassen. — Unmöglich! werden Sie rufen. Ich habe das Nämliche ausgerufen. — Und dergleichen erzählt man? wird Ihr nächster Gedanke seyn; ohne Nöthigung? ohne allen äußern Anstoß? — Nicht ganz so! Der Anstoß war da. Das Modell, das der Professor im Nebenzimmer als Santa Helena sitzen hatte, interessirte die Fürstin. Ich gab, mit einigen Auslassungen, die abenteuerliche Geschichte dieses Mädchens zum Besten: die Art, wie Bellamina — man kann nicht anders sagen als — gestohlen worden ist; die Verkettung von Zufällen, die aus der vermeinten Neckerei thatsächlich ein Verbrechen werden ließen; die vergeblichen Versuche, um die zweimal zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen; Alles nahm die Theilnahme der Fürstin gefangen und, wie Ihnen wahrscheinlich bekannt seyn wird, hat sich diese Theilnahme auch noch in derselben Sitzung in hohem Grade werkthätig erwiesen. — Nun, diese trübe Geschichte war die Veranlassung, daß die Fürstin die mährchenhaft klingende Begebenheit erzählte, die ihr selber als ganz kleines Mädchen zugestoßen ist. Auch die Fürstin P. ist nämlich ihren Eltern, so zu sagen, gestohlen worden, und zwar aus bloßer Spielerei. Hören Sie!

Auf einer der großen Eisbahnen, die auch Londons Schlittschuhläufer in strengen Wintern wohl einmal zu wirklicher Eisvergnügung gelangen lassen, tummelt sich nahe am Ufer ein Haufen Straßenkinder. So oft ein Handschlitten vorübersaust, läuft die wüste Bande hinterdrein, schreiend, tollend, Schneebälle oder dürre Reiser werfend, öfter noch als langer Schweif sich dem Schlitten anhängend. Bald glückt es, sie mit Schlägen abzuweisen, bald hinwieder erwischen sie im Entlaufen einen vornehmen Rockschoß oder einen feinen Pelzhandschuh und dann wird die Siegestrophäe im Triumph mit an's Ufer gebracht. Sie sind unverscheuchbar wie die Moskitos; zehnmal mit blauen Flecken heimgeschickt, sind sie das eilfte mal sicher wieder da. Je länger der Winter dauert, desto toller wird dieß Treiben, denn nun werden die Einen immer gewandter, die Andern immer zahlreicher. Nach und nach entwickelt sich eine Art von Behendigkeitswettkampf zwischen den Schlittenläufern und dem kleinen Ufergesindel. Wenn sich aus diesem letzteren Eines erwischen läßt, so schleift der ihn Fassende den Unterlegenen zur Strafe wohl eine beliebige Strecke mit sich fort und läßt ihn erst auf vieles Winseln und Jammern wieder los. Es geht zuweilen scharf her und die Lust verwandelt sich nicht selten in erbitterte Wuth.

Inmitten dieses kleinen Krieges nun, der sich stundenweit am ganzen Ufer in andern Gruppen ähnlich wiederholt, kommt es einem jungen Cavalier bei, für seine im Schlitten sitzende Dame einen lebendigen Fußwärmer aus dem lästigen Kinderschwarme herausholen zu wollen. Im nächsten Augenblick sitzt ein Kind von drei oder vier Jahren, das zwischen den übrigen einhertrottelte, — und aus diesem Proletarierkinde ward die jetzige Fürstin P. — stumm vor Schreck, auf dem Fußende eines rasch über's Eis dahinsausenden Schlittens, darin eine schöne junge Dame, in Tigerdecken gehüllt, sich das Gesicht mit dem Muffe zuhält und vor Kälte längst starr zu seyn erklärt. Der Cavalier hofft das Beste, wie er sagt, von dem neuen Fußwärmer. Die Dame gewahrt erst jetzt die halb weinerlich dasitzende Kleine. Sie schmält, aber sie findet den Einfall unbezahlbar. Sie hat Süßigkeiten bei sich und die Kleine läßt sich das ungewohnte Naschwerk, rasch getröstet, schmecken. Keines von allen dreien denkt daran, daß die Spielkameraden in diesem Augenblick schon eine andere Eisbahn aufgesucht haben können, daß sich die Kleine dann kaum wieder zu ihren Eltern finden dürfte, und daß diese, wenn das Kind Abends nicht heimkommt, vielleicht dem Himmel dafür danken und alle Mühe, dem Kinde wieder zu den Seinen zu verhelfen, vereiteln werden.

In der That ist die Sache so und nicht anders verlaufen. Im einfallenden Schneetreiben hat sich weder die Kinderbande, zu welcher die Kleine gehörte, noch genau die Uferstelle, wo sie aufgegriffen worden, wiederfinden lassen. Die Londoner Polizei ist vergebens auf Nestsuche ausgewesen. Nirgends in den Spelunken der Armuth hat man ein Kind vermißt. — Was blieb zu thun? Das Kind ins Waisenhaus schicken? — Dazu hat es wahrscheinlich zu schelmisch drein geschaut. — Es an Kindesstatt annehmen? — Aber zwei junge unverheirathete Leute und ein Beiden gehörendes Kind? — Das ging durchaus nicht. Eine Verwandte der jungen Dame hat aus der Noth helfen müssen. Als sich diese Verwandte nach einigen Jahren zum zweiten male verheirathete, ist eine Bekannte der Verwandten in die Pflegerstelle getreten. Endlich, nach abermaliger elterlicher Vacanz, hat eine süddeutsche Dame, Baronin Br . . . das Kind zu sich genommen; sie ist die letzte Pflegemutter, die das Schicksal zu Gunsten der Fürstin P. mit Kinderlosigkeit heimsuchte. Die Fürstin selbst hält sich für eine Irländerin, doch ist die deutsche

Sprache ihr längst geläufiger als alle übrigen. Das ist die umgekehrte Geschichte von der geraubten Prinzessin. — Und sich zu sagen, daß dieses Kleinod einst wie eine Scherbe am Wege lag!

Leben Sie wohl. Es wird mir schwarz vor den Augen. Ich stehe nicht dafür, daß ich morgen noch hier bin.

Der alte Graf ist denn angekommen und mein Kopfhängen hier muß ein Ende haben. Er nahm mich, wie ein alter Jäger einen jungen Jagdliebhaber, scharf auf's Korn, freute sich, daß mir die mürrische Stirnfalte der Unproduktiven fehle, meinte, vor hundert Jahren seyen Leute von meinem Wuchse unerbittlich unter die Grenadiere gesteckt worden, und fand das Symbol dieser letzteren, die rauchende Granate, soweit er meine Kunstrichtung kenne, überhaupt ganz geeignet, von mir als Künstlerwahrzeichen gewählt zu werden. Wie nah er mit diesem Scherze ins Schwarze schoß, mag er schwerlich geahnt haben.

Gleich am gestrigen Abend sollte ich ihm dann meine Ideen über den Bücherpavillon eröffnen. Da ich durchaus keine Ideen hatte, erbat ich mir Aufschub bis heute früh, um mich zuvor in den Geist der Räumlichkeiten noch einmal mußevoll hineinzudenken. Das hat er mir bewilligt und so bin ich die Nacht über bald in der nächsten Umgebung des zierlichen Baus umhergestrichen, bald habe ich die drei Zimmer desselben, deren Wände ich bemalen soll, mit meinen Schritten durchmessen. Es war laulich und die Nachtigallen folgten mir mit ihren menschlich anklingenden Tönen, wohin ich immer ging. Auf dem Dache der Gärtnerwohnung klapperte hin und wieder der Storch. Er hat gegen Morgen der Frau Gärtnerin einen kleinen Schreihals an die Brust gelegt. Nun klappert's und schreit's durch einander und die Nachtigallen sind vor dem überlauten Concert verstummt. — Zum Durchdenken meiner Aufgabe bin ich gar nicht gekommen. Es wird mir jetzt erst klar, wie es Maler geben konnte, die Zeitlebens fast nur Madonnen malten, Andrea del Sarto z. B. — Der Glückliche! Reißt er sich da von dem glänzenden Hofe Franz des Ersten los, um in seinem engen Florentiner Studio nur wieder Tag für Tag der Einzigen gegenüber sitzen zu dürfen, von der seine Seele erfüllt ist. Ein nüchterner, trauriger Biograph, dieser Vasari! Der Signora Lucrezia zu verargen, daß sie Andreas Sonne war!

Der Graf verdrießt mich durch seine Anspruchslosigkeit. Ich hatte gehofft, er werde mich als unnützer Knecht fortschicken. Statt dessen freut er sich, daß meine Ideen sich zum Keimen Zeit gönnen. Dennoch bin ich fast sicher, daß hier überhaupt nichts aus mir werden wird. Ich gehe wie ein Geistesabwesender umher und muß jeden Sinneneindruck, um seiner bewußt zu werden, mir als einen Erfahrungssatz vorbuchstabiren. Zu Zeiten möcht' ich's wie jener verirrte Prinz im Mährchen machen, der, um der Liebe willen seinem väterlichen Schlosse entflohen, die Spur der Geliebten dadurch aufzufinden sucht, daß er jeden Morgen ein Blatt ihrer Rose in die Luft wirft und dann in derjenigen Richtung fortwandert, wohin das duftige Blatt ihm vorauf flog. Daß sich doch eine solche Rose mir Verbannten gesellte! Daß ich mich doch täglich auf dem Wege zu ihr begriffen wähnen könnte! Beneidenswerther Prinz!

Wenn Schulden, die sich nicht abtragen lassen, drücken, so bin ich heute zu einem neuen, höchst ungelegenen Druck gelangt. Ein blutjunges Häschen, das ein Raubvogel aus dem Kornfelde entführt hatte, war auf der Reise durch die Luft den Klauen seines Feindes zu schwer geworden und plumpte, als ich gerade am Teiche spazierte, zehn Schritte von mir entfernt in das grasgrüne Wasser. Unglücklicherweise war's nicht todt. Es zappelte in dem schilfigen Röhrig und stöhnte, daß es einen Stein hätte erweichen können. Was war zu thun? Ein Kahn lag nicht in der Nähe; Zeit hatte das Thierlein auch nicht zu verlieren. Ich warf also meinen Rock in's Gras und schwang mich über's Geländer in's Wasser. Im Augenblick, als der Kopf des armen Geschöpfes eben unter den grünen Wasserblättern verschwand, erwischt ich's beim Schopfe und schleuderte es an's Ufer. Darüber hatte ich mich selbst aber in ein Geschlinge von Sumpfpflanzen verstrickt, das kaum friedlichere Absichten bezeigte als die Schlangen des Laokoon. Meine Beine strampelten vergebens; wohin ich mich wendete, war es, als knotete sich Masche an Masche; ich wurde tiefer und tiefer hinabgezogen und mußte mich endlich zum Hülferufen bequemen. Natürlich hörte mich keiner. Männer sollen nicht um Hülfe schreien; die Natur hat ihre Stimmen schon nicht darauf eingerichtet. So setzte ich denn, mit dem Munde fast schon unter dem Wasser, meinen verzweifelten Kampf nach besten Kräften fort und machte mich darauf gefaßt, in wenig Minuten auf irgend ein anderes Gestirn verpflanzt zu werden. Aber es war im Rathe der Götter anders beschlossen. Noch ehe mir die Luft völlig ausgegangen war, fühlte ich einen eisernen Haken im Nacken, und als ich beim Wenden des Kopfes das Ufer wieder in Sicht bekam, sah ich zwischen dem Ufer und mir ein Bürschlein von zwölf bis vierzehn Jahren, bis an die Hüften im Wasser stehend, mit einer ganz

ordinären Bootstange nach mir angeln. Er hat mich auch wirklich auf diese Weise an sich heran gefischt, und ich bin somit ein für alle mal um das stolze Selbstbewußtseyn gebracht worden, niemanden auf Erden als meinen Eltern für Luft und Leben dankbar seyn zu müssen.

Wenn ich das heutige Allerneueste in verständlichen Worten zu Papier bringe, so soll mich kein Seiltänzer je wieder in Erstaunen setzen. — Was sage ich? — kein Schiffbrüchiger, der, zwischen Tod und Leben schwebend, noch die hinreichend ruhige Hand behält, um seine letzten Minuten zu beschreiben! — Aber wo wird dieses Blatt, das ich hier bekritzle, dieser letzte Lebensbericht eines Scheiternden, wo wird er an's Land geworfen werden? Denn scheitern werde ich. Die Strömung treibt mich geraden Wegs auf die Klippen. Ich weiß es, und o! ich jauchze dennoch vor Wonne. Doch gleichviel, wer der Finder sey. Hier stehe es in Worten ausgeschrieben; sie kommt, ich werde sie wieder sehen!

Schon bei meinem ersten Gespräch mit dem alten Grafen erwähnte er seines Sohnes, als einer mir bekannten Persönlichkeit. Da ich mich schämte, einen vermuthlich verdienstvollen und in weiten Kreisen geschätzten Mann als mir völlig fremd bezeichnen zu müssen, vermied ich, etwas darauf zu erwidern. Dieselbe Taktik beobachtete ich, so oft in ähnlicher Weise seiner Erwähnung geschah. Heute kam ich aber in's Gedränge und bekannte endlich geradezu, daß meine bisherige Thätigkeit sich lediglich innerhalb der Künstlerkreise bewegt habe und daß die höher gestellten Männer meines Vaterlandes, mit wenig Ausnahmen, selbst bis auf deren Namen mir unbekannt geblieben seyen. Der alte Graf ging, ohne zu antworten, an seinen Schreibtisch, holte einen Brief mit römischer Postmarke hervor und gab ihn mir in die Hand. „Das scheint mir denn doch kaum zu erklären," sagte er und wartete, ob ich etwa auch den Schreiber des Briefs nicht kenne. Der Brief zeigte die schieflinige Schreibweise des Professors. Es war darin gemeldet, daß ich, wie der Graf richtig vorausgesetzt habe, derjenige seiner ehemaligen Schüler sey, dessen Begabung den artistischen Zwecken des Grafen am besten entsprechen möchte. Die Arbeiten in der Villa Torlonia seyen mir, auf seine Empfehlung, denn auch schon so gut wie gewiß, und wenn der Graf, noch ehe mir dieselben übertragen würden, jene andern Malereien durch mich ausgeführt zu sehen wünsche, so möge er schleunigst telegraphiren. Eine kurze Auffrischung in heimischer Gebirgsluft sey gegen die Aria cattiva der Villa Torlonia das beste Schutzmittel.

So weit enthielt der Brief, nur in etwas dringenderer Weise, das mir von dem Professor selbst über den Zweck meiner Reise flüchtig Mitgetheilte. Das Postscript brachte erst Licht über meine, von dem Grafen vorausgesetzten Beziehungen zu seinem Sohne — dem Gemahl der Fürstin! — Ich vermuthe, daß mein Benehmen beim Lesen dieser Stelle höchst auffallend gewesen seyn wird. Ich glaube, meine freudige Ueberraschung kaum irgendwie zurückgehalten zu haben, so zwar, daß der Graf einige Augenblicke lang der Meinung war, der Fürst von P. sey mir nur nicht als ein Sohn des Grafen H. v. D. bekannt gewesen, im übrigen stehe mir aber jetzt plötzlich in dem alten Grafen der Vater eines lieben Freundes gegenüber. Es kostete viele Wendungen, um dem Grafen begreiflich zu machen, wie ich den Fürsten nie mit Augen gesehen, und wie meine Freude lediglich darauf zurückzuführen sey, daß die Fürstin wenigstens ein gut Theil meiner besseren Arbeiten durchgemustert und also für die Empfehlung des Professors triftigere Gründe beibringen könne, als ich selber in diesem Augenblick. Der Graf fügte dann noch hinzu, ein heftiges Unwohlseyn des Fürsten sey die Ursache gewesen, daß die Fürstin mir nicht mehr gesessen habe. Der Fürst liebe es aber, dergleichen Dinge im Geheimen abzuthun. Wahrscheinlich habe der Professor deßhalb mir nicht erst davon geredet. — Und also noch einmal: sie kommt, sie kommt in Wahrheit! ich werde sie wieder sehen!

Die Nachtigallen, der klappernde Storch, das schreiende Kind — und dabei den Kopf voll pochender Adern! Verschlafe ein Anderer die rollenden Stunden, — ich vermag es nicht. Sie kommt ... Ich staune noch immer, wie sich etwas so Inhaltschweres in zwei Worten ausdrücken läßt. Aber ist es die Wirkung der Nacht oder ist es ein warnendes Vorfrösteln dereinstiger Schmerzen — mir wird unheimlich zu Muthe, so oft der Jubel aus meinem Herzen in die Luft hinaus will. — Francesca da Rimini! — Und was will ich denn eigentlich von ihr? — Liebe? Aber sie schien glücklich, sie hat ihr Herz längst verschenkt, sie bedarf meiner nicht, und ich habe kein Recht, ihren Frieden zu stören. — Oder Beruhigung und Trost in ihrem Anblick? — Aber der bloße Gedanke an ihr Kommen bringt mich ja schon um meine Besinnung! — Und der Fürst, dem ich wie ein Wegelagerer auflaure, und der alte Graf, dessen gastliches Dach ich entweihe — was haben sie mir gethan, daß ich Verrath gegen sie spinne? — Ich schaudere vor mir selbst. Vor völligem Tagen noch muß diesem Zustande ein Ende gemacht seyn.

Um jeden Augenblick reisefertig zu seyn, hab' ich im Morgengrauen meine Börse geschüttelt und ihren leichten Inhalt dem Vater meines kleinen Retters, dem Gärtner Peter, auf die Stube getragen. So dacht' ich die Schuld wenigstens kleiner zu machen. Aber ich bin mein Geld nicht losgeworden. Der Alte weigerte sich das Geringste anzunehmen. Was geschehen sey, sey um Gottes Lohn geschehen. Ein zweites mal solle wohl gar erst gefragt werden, ob sich die Mühe auch bezahlt mache? — In der Schlafkammer nebenan saß das Bürschlein im Halbdunkel auf dem Bette und pfiff aus der nämlichen Tonart. Zuletzt rief die Wöchnerin von der entgegengesetzten Seite herüber: wenn's ja ein Geschenk seyn müsse, so mögen es ein paar grüner Hosenträger seyn, dergleichen man auf allen Jahrmärkten feil habe; das, wisse sie, komme immer zu Passe, und ganz umsonst wolle der gestrenge Herr doch auch nicht umherlaufen.

Nun bleibt mir nichts übrig, als die Mitte der Woche abzuwarten, wo im nächsten Städtchen Jahrmarkt ist. Denn alles, was schon im Laden gelegen hat, dünkt den Bauersleuten, wie ich merke, zum Verschenken nicht mehr frisch genug. — Als ich nach dem Schlosse zurückkehrte, stieg eben die Sonne über dem Gebirge herauf. Es kam mir vor, als wolle sie mir zurufen: da bin ich ja wieder und bringe auch dir den Frieden zurück! — Sie hatte aber nur noch die letzten Schatten zu verscheuchen. Vorgearbeitet worden war schon in dem Storchhause.

Es ist die Nachricht eingegangen, daß vor Ende der Woche weder Fürst noch Fürstin eintreffen werden. Sein Befinden soll sich verschlechtert haben. Man scheint nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. Da ich keine Neugier bezeigen mag, weiß ich nichts Näheres zu ermitteln. Uebrigens sagt mir die Castellanin, der alte Graf sehe es gern, wenn der Sohn solche Reisen zu Anstandsbesuchen bei den vielen verwandten Familien benütze, an deren Gütern und Schlössern ihn sein Weg vorüberführe. Er selbst, der Graf, pflege gar keine andern Gegenden zu bereisen, als solche, wo er vermeiden könne, unter fremdem Dache einzukehren.

Der Mann der Castellanin, ein tauber, absonderlicher, alter Kauz, zeigte mir heute von weitem den für die Aufnahme des Fürsten bereit gehaltenen Schloßflügel. Er schien allerhand damit andeuten zu wollen; ich bin indessen unfähig, mich mit tauben Personen zu verständigen, und weiß daher nicht zu sagen, welcher Mittheilungen er mich eigentlich würdigen wollte.

So habe ich denn noch Muße, mein weiteres Verhalten zu überlegen. Und zwar auch innerlich gefaßter, kampfgerüsteter als noch vor wenig Tagen. Seit das Unwohlseyn des Fürsten ernstliche Bedenken einzuflößen scheint, ist die schlimmste Beklommenheit von meiner Brust gewichen. Was er nicht vertheidigen kann, das werde ich ihm nimmer streitig machen. Und darum ruft's in meinem Herzen nicht mehr wie gestern und wie noch heute Nacht: sie kommt! — es ruft: sie komme nur!

(Fortsetzung folgt.)

Die sittlichen Ideale unseres Volkes in der Vorzeit und in der Jetztzeit.

(Schluß.)

Zeigt uns nun die Summe dieser Schilderungen wohl unwidersprechlich, in welchen Eigenschaften unsere Vorfahren den Ruhm und Glanz des Mannes, oder in welchen Ideen die Poesie Verklärung suchte: so könnte es dennoch geläugnet werden, daß überhaupt in diesen höchsten Ideen des Nibelungenliedes, in der Unerschütterlichkeit des Charakters, in der Behauptung des Willens, gleichviel ob gegen irdische oder himmlische oder teuflische Mächte, wirklich ein **sittliches Ideal**, ein höchstes bewegendes Princip der Menschheit gegeben sey?

Diese Frage läßt sich allerdings nur beantworten, wenn wir von der einseitig befangenden Gegenwart hinweg den Blick auf ein größeres Ganzes der Entwickelung hinüberlenken.

Fassen wir den Menschen in seinen früheren

Naturzuständen auf, so bemerken wir allerdings, daß er nothwendig einmal noch weit zurückstand hinter diesem Ideale der Gleichmäßigkeit, Einheit und unwiderstehlichen Herrschaft des Selbstwillens. Die Kraft, indem sie sich aus der Kindheit des Menschen, gleichsam aus der Wiege der Thierheit, erhob, wurde sittlich, da sie sich der wilden maßlosen Erregung des *Augenblicks* entzog, und sich an den *Charakter* hingab, da sie, statt von den wechselnden Trieben, d. h. durch das *Außen*, sei es als Lockung oder als Hinderniß, geleitet zu werden, vielmehr strebte von einem *dauernden Inneren* durch Bewußtsein regiert zu werden, an einem bedachten, sich gleich bleibenden Willen festzuhalten. In dieser Periode ihrer Entwicklung fand sie offenbar ihre Ehre, ihre Verklärung darin, an *diesen Willen Alles*, das Leben nicht nur des Leibes, auch der Seele, zu setzen. Darum wird jede Unternehmung — und dieß ist der auffallende und bestätigende Charakter aller nordischen Literaturdenkmäler — jedes wichtige Verhalten wird einmal berathen, bedacht oder besprochen; dann aber ist nur noch Ein Ruhm zu erringen, der Ruhm unerschütterlicher Ausführung des Gedachten, die Sammlung des ganzen inneren und äußeren Menschen zu *einer* Kraft, wie sie soeben aus dem Geiste geboten ward. Unter diese *eine* Willensrichtung wird also in der idealen Schilderung des Helden fortan jede Einzelkraft und jedes Interesse gebeugt werden.

Auch ist in der That diese Richtung der Lebensthätigkeit unserer Helden gar so unvollkommen nicht, so roh und eigensüchtig, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn wer von ihr ideal ergriffen ist, findet freilich an dem, was wir Recht, Billigkeit, Menschlichkeit nennen, ja selbst an Gott und seinen Heiligen im Himmel oder auf Erden keine Schranke mehr für den unaufhaltsamen Lebenswillen —: aber eben so wenig ist andererseits das persönlichste Ich, Eigennutz und Selbstsucht, eine Schranke für diesen Lebenswillen. Denn gerade die eigene Existenz wird am ersten und entschiedensten eingesetzt oder hingegeben für solchen Zweck. Hagen zerstört nach dem Donauübergang die Fähre, weil er des Schicksalsspruchs gewiß geworden ist, daß nicht er noch einer aus den 10,000 Burgunden wieder heimwärts kehren werden. Und Hagen hatte in Worms doch den Zug mit Macht widerrathen; freilich aber, nachdem er den festen Willen seiner Fürsten und Neffen erkannt, war er nicht mehr erbötig, wie sie wünschten, allein aus der Gefahr zurückzubleiben. Diese Treue wird ihm dann vollwichtig zurückgegeben: das ganze Fürstenhaus gesellt sich der Selbstbehauptung Hagens in entscheidender Stunde. Und so wie hier ist es überall Sitte in jener Reckenwelt, daß, wer dem Herrn oder Freunde, *dessen Selbstbehauptung es gilt*, anhangt, sich nicht durch offenbares Verderben zurückschrecken läßt, auch nicht wenn ihm die süßesten Lebenshoffnungen geboten werden. Chriemhildens Bitten und Versprechungen locken keinen der Burgunden von Hagens Seite hinweg; selbst Giselher, der jüngste der Brüder, gibt ihrer Beschwörung, sich der Tochter Rüdigers, seiner *eben* erst verlobten Braut, zu erhalten, kein Gehör — er geht in das Verderben um Hagens willen, dessen Verfahren gegen Chriemhild und einst gegen Siegfried er doch bitter und nachhaltig getadelt hatte.

Es ist also eine unverkennbar geistige, eine unläugbar *ideale* Macht in diesem poetischen Schiboleth des Nibelungenliedes; eben so gewiß jedoch ist es freilich, daß diese Idealität überschritten und vergessen worden ist von unserm heutigen höchsten Sittlichkeitsbewußtseyn. Denn das unvermeidliche Moment aller früheren, kindlicheren Entwickelung, die relative Schwere nämlich, die Ungeschicktheit und Unvollkommenheit des Gedankenapparats, hängt ihm an. Was der Mensch dort *einmal*, schwerfällig und mühsam, bedachte, und was ihn ermüdet von dieser Arbeit, unlustig oder unfähig sie nochmals aufzunehmen, zurückließ, das wird, seit der *christliche* oder selbstthätige, in sich vollständig organisirte Geist im Menschen geboren ist, oftmals und vielfach bedacht, in seine Phasen verfolgt und in neuen unvorhergesehenen Gestaltungen erneuert. Hiedurch aber wird ein unendlich *empfindsamerer Wille* von Recht und Gerechtigkeit im Menschen erzeugt. *Vor ihm*, vor seiner, das Gut und Uebel in jede Einzelheit des Geschicks, in jeden Moment der auseinandergehenden Gestaltungen verfolgenden Dialektik, erscheint *jene* frühere, ideale Willenskraft als zähes, hartnäckiges Befangenseyn in einem undurchgeistigten Triebe, als eine zügellose, noch ungezähmte Naturkraft, die der geistigen Leitung des Erkenntnißlichtes durchaus bedürftig ist, um auch für uns sittlich, um ideal zu seyn. Dieß ist der Charakter alles Fortschritts, denn der Mensch ist das Wesen der Erkenntniß.

Diese Schwäche des Nibelungenideales aber vor dem modernen Bewußtsein hindert im geringsten nicht, daß jene trotzige Charakterkraft zu ihrer Zeit wahrhaft eine *geistige Hoheit war* gegenüber der willenlos und unbedacht fluthenden *Natürlichkeit*, ein mit Geisteskraft sich sammelndes und darum sittlich erhobenes Auslaufen des Lebens in *eine* unendliche Richtung.

Und damit hätten wir, was im Eingange uns beweisenswerth erschien, klar erwiesen, daß nämlich

auf früherer, kindlicherer Entwickelungsstufe des menschlichen, und speciell unsers Volksgeistes auch der sittliche Horizont beschränkter und das ideale Streben befangen gewesen sey in einem, dem modernen Bewußtseyn nunmehr ungeistig und unvollkommen erscheinenden Zweck und Wesen. Wird hieraus der früher besprochene, zum Theil unheimliche Eindruck der Dichtung genügend gerechtfertigt, so geht auch eben so nothwendig aus dem Gesagten die Unmöglichkeit hervor, das Nibelungenlied in modernen Tragödien zu entwickeln ohne glückliche Einführung des modernen sittlichen Standpunktes, welcher nicht mit jenem Siege einer gleichmäßig ausharrenden Willenskraft über alles Fleisch, sondern erst mit den erfüllten Begriffen der Menschlichkeit und des Rechtes, in jeglichem Einzelfalle wie im Ganzen, sich befriedigen und befreunden kann.

Will man diese Intelligenz und Feinfühligkeit der heutigen Ethik gegenüber der Ethik unserer Vorfahren aufs Bündigste anschaulich machen, so stelle man dem Epos der Vorzeit das modernste (und einzige) Epos der Neuzeit, den ganz und vielleicht allzusehr oder zu rund geschliffenen Edelstein „Hermann und Dorothea" gegenüber. Wie viel man immer der Ungleichheit des Stoffes und der Größe zugestehe, es bleibt in ihnen ein verschiedener Ausdruck des Seyns, wie es aus der einmaligen principiellen sittlichen Zusammenfassung und urkräftigen Geltendmachung des Ichs hervorgeht, gegenüber demjenigen, welches ein dauernd gleichsam selbstwaches, stets und in allen Theilen zur lebendigen Einheit sich formendes Ich handelnd in's Leben zu bilden berufen ist. Die Macht des Menschen ist bei uns eine geistigere, seine Größe eine erkenntnißvollere und einigere geworden; Muth, Kraft und Ausdauer aber, welche dieses Grades der Intelligenz entbehren, entbehren auch der Weihe, der Gerechtigkeit, der Güte, und verkehren sich uns zu Schwäche und Verderben, so daß sie von den Idealen der Dichtkunst bei uns ausgeschlossen bleiben.

Darum muß die Charakterschilderung des modernen Epos eine so völlig andere Welt aufzeigen, als jene Reckenwelt voll Gewaltsamkeit, darin Liebe und Freundschaft, Redlichkeit und Recht, als seyen sie nur zufällige und entbehrliche Güter, so oft rettungslos vor der alles verklärenden Beständigkeit und Kraftäußerung des Ichs zu Grunde gehen; und wir schauen aus dieser geistigeren Welt in jene frühere Welt des Ideales wie in eine Wildniß zurück. Dennoch aber ist jene unzweifelhaft aus dieser in continuirendem Triebe der Entwickelung hervorgegangen, und es ist nicht schwer, diesen Gang, der zugleich der Entwickelungsgang des Weltgeistes und eine Neugeburt in der Geschichte der Menschheit ist, nachzuweisen.

Es ist wahr, das germanische Volkselement hat seine Bedeutung gerade in der neuen Macht der Persönlichkeit, in der Geltendmachung und Selbständigkeit des einzelnen Ichs, wie wir sie in der alten Welt nicht finden. Dort mußte eine ungezählte Menge dienen und leibeigen seyn, eine Sache, ein Besitz der Bevorzugten, damit ein „Volk" geistig leben, blühen und reifen konnte. So war es noch bei den Griechen, so noch bei den Römern. In der germanischen Welt ist es die gleichstehende Persönlichkeit aller Einzelnen, welche von Anfang an das Leben des Volkes auszeichnet, trägt und leitet, welche den Rath im „Thing", die That im Kriege schafft. Gegen diese, als ein Volksstrom in das Leben der Welt hereinbrechende Macht von Einzelausdauer, Einzelwillenskraft und Thatenlust der Einzelnen war es, daß die wohlgeübte welterobernde Kriegskunst der Römer, gewöhnt bis dahin, den ungeregelten Sturm von Einzelkräften durch den einigen unwiderstehlichen Stoß der Gesammtkraft niederzuwerfen, nichts mehr vermochte — an dieser Macht war es, daß Roms Weltreich zerschellte. Ja diese Macht zerbrach nicht allein die alte vollendete, sondern brach auch im Entstehen die neu zu gründende eigene Weltherrschaft der Eroberer selbst; an der Artung seiner Kraft selber scheiterte die definitive Errichtung, das wirkliche Emporkommen dieses neuen Weltreichs. Denn das deutsche Reich war von jeher eine eben so werthgehaltene, wie scheinvolle Fiktion des idealsüchtigen himmelstürmenden deutschen Geistes, ein Reich, dessen Organismus nur durch fortwährende Wunder sich zwischen Leben und Sterben erhielt, während sein Glanz und seine Herrlichkeit das Werk eines gleichsam unsichtbaren, durch sich selbst mächtigen Geistes blieb, eine traumwache, ruhelos in sich kämpfende, und nur durch Appell an die Todesgefahr, so lange dieser Macht hatte, vom Tode befreite Existenz. Es hätte nicht das Reich der ausbrechenden Selbstherrlichkeit des himmelstürmenden Ichs seyn müssen, wenn es minder unaufhörlich von inneren Fehden und Empörungen, von wilden Einzelkämpfen der Individuen oder Glieder des Reichs geschwächt und verstört werden, wenn es ungefährdeter hätte bleiben sollen durch die einzelnen Theilkräfte jedes Namens, die frei seyn und wo möglich andere Theile beherrschen, aber nicht selbst gebunden, auch nur durch die Macht gemeinsamer Einheit gebunden seyn mochten.

Das war das Lebensprincip, welches wir in den Nibelungen treiben und Früchte tragen sehen. Aber das neue und entgegengesetzte Leben, das in diesem

germanischen Blute aufgeben und neue Früchte geistigerer und innerer Art zeugen sollte in neuen Idealen des Menschenwerthes, war dennoch nur die Verinnerung der Erkenntniß — jene natürliche Fortentwicklung des Lebensganges, welche jedem Menschen und so auch jedem Volke gesetzt ist zwischen Wiege und Bahre. Denn das Erkenntnißleben der Kindheit beginnt mit dem äußerlichen Werke der Sinne und vertieft sich bis zum Finden des Ichs und einer neuen Welt, der Innenwelt dieses Ichs. Hier aber geschah die Verinnerung freilich in einem weltgeschichtlichen Augenblicke der befruchtenden Durchdringung des ganzen Wesens, wie sie der Mensch in der kurzen Periode etwa der Pubertät, des Durchbruchs zum Selbstbewußtseyn erlebt. In diese germanische, als Volksleben auftretende himmelstrebende Individualität, die nicht die Hindernisse, nur den Zweck maß, fiel das Christenthum, wie Blumensamen in die Blüthe fällt — beide waren für einander bestimmt und geschaffen im Leben des Baumes der Menschheit. — Zunächst jedoch und lange Zeit trugen die Deutschen den Samen der Weltreligion äußerlich. Er überkam sie und sie trugen ihn dienend; sie hießen oder waren Christen durch die Taufe, die Uebungen, die Sakramente, durch den Gehorsam, lange ehe die Gedanken des Christenthums bis nach innen kamen, wie wir denn auch in den Nibelungen feste Christen, den Heunen gegenüber, mit gesondertem Gottesdienste, innerlich aber vollkommene Heiden, von Streitlust, Rache und unnachgiebigem Haß gegen Menschen, von Trotz, Uebermuth und Verachtung gegen Gott und Schicksal erfüllt finden.

Aber die Deutschen hatten das Christenthum achtlos, und ohne es zu kennen, auf sich genommen, wie Christopher das Weltkind — je länger sie es trugen, so schwerer ward es ihnen. Es belastete, es demüthigte, es bezwang sie; es machte sie zu seinen Knechten erst in den Gliedern und dann in dem letzten Wollen des Herzens. Sie hatten ohne viel Bedenken den Gott des Sieges über diese und jene Welt zu ihrem Gotte gemacht; seinen Kampf wollten sie kämpfen, ihn durch die Welt tragen — so mußte die Welt ihr Eigen werden. Sie thaten ihm willig Dienste wie rechte Kriegsleute, aber sie versahen sich deß nicht, daß der Feind, gegen welchen Christ sie führte, das Ich war, welches auch in ihnen thronte, ja eben in ihnen mit unerhörter Selbstmacht ausgebrochen war, zu äußerster Selbstbehauptung sich verklärt hatte — sie ahnten nicht, daß es ein Kampf im eigenen Fleisch und Blut werden sollte, der innere, der Riesenkampf des Menschen wider sich selbst im Namen des Geistes, die Knechtung des Ichs durch den Geist, daß der Geist Herr sey.

Mit dem Jahre 1000 etwa waren die Gedanken des auf den Schultern der Germanen bereits durch die halbe Welt getragenen Christenthums so weit nach innen gedrungen, daß sie als eine allgemeine Regung der Volksseele sichtbar in die Geschichte traten. Diese erste innerliche Empfindung des Christenthums war die Vision von der Wiederkunft Christi, von der Nähe des jüngsten Tags — offenbar das nach außen geworfene Spiegelbild der in erster christlicher Selbstempfindung erschütterten, von der inneren Berührung, von dem aufleuchtenden Selbstbewußtseyn des Christgeistes durchzuckten Seele. Und nicht minder natürlich gab diese erste Regung des verinnerten Christs sich noch nach alter Reckenweise kund als eine Kraftäußerung des Leibes, als Aufsichnehmen des Kreuzes zur Erkämpfung der Heimath des Erlösers aus den Händen der „Ungläubigen" — eine um so natürlichere Richtung, als sie zugleich der ersten eigen erwachten Sehnsucht nach dem innerlichen geistigen Erlösungsgute des Christenthums entsprach und den Drang, sich vor Allem den rechten Ursprung, den rechten Quell desselben anzueignen, symbolisch befriedigte. Und so wunderbar tief griff diese Bewegung in das Innere der Volksseele, daß, als die Großen aufhörten, die Kleinen ihre Kreuzzüge begannen und Tausende von Kindern, obwohl sie nie bis nach Jerusalem gelangten, an ihnen, unter dem Kreuze, zu Grunde gingen.

Aber es war dieß nur die erste That des allgemein gewordenen Gehorsams, der forthin zu beweisenden Demuth und Selbsthingabe des Volks zum Opfer. Immer strenger und allgemeiner mußte der Germane, der hier an der Spitze und als das Haupt aller aus seinem Mutterstamme ausgegangenen Nationen handelte, beweisen, daß er fortan Christi Knecht geworden war. Mehr und mehr in der That unterwarf er all sein Leben, das weltliche wie das geistliche, das äußere wie das innere, dem einzig richtenden Gebot Christi, d. h. er gab an dessen Stellvertreter auf Erden sein weltliches Gut und Recht hin, bis derselbe der König der Könige, alleiniger rechtmäßiger Herrscher im irdischen Reiche geworden war, und Fürst wie Bettler aus dem Munde des Papstes Leben oder Vernichtung empfingen; er gab ihm all sein geistiges Gut hin, bis Religion und Wissenschaft und Kunst lebten oder starben nach dem Worte des Priesters Christi, bis die Wahrheit und die Gerechtigkeit an dem Winke seiner Brauen hingen und sich hinopferten als Lüge und Unrecht, oder Lüge sich bekannte als Wahrheit, Haß als Liebe, Mord als Tugend, auf's Gebot und nach dem alleinseligmachenden Worte des fortlebenden Christ, des Oberhauptes der Erde.

Doch das Alles konnte nicht werden noch seyn, ohne im Busen des christgewordenen Menschen, ohne in Seele und Leib des christgewordenen Volkes die tiefste innerste Zerrissenheit und Verstörung hervorzubringen, wie sie alle Voraussagung Christi von dem blutigen Kriege des Menschen wider den Menschen nur allzusehr rechtfertigte. Und diese Verstörung mußte ausbrechen in dem Maße, als das Christenthum nach innen drang, als der selbstredende und selbstwissende Christ im Menschen sich neben den alleinwissenden und alleinrichtenden menschgewordenen Christ, das ist neben die Stellvertreter und Verkünder Christi, stellte kraft eigener innerer Berufung. Denn die alte germanische Selbstthätigkeit, die nunmehr und in so wunderbarem Maße, wie vom Himmel herab, als eine innere geistige denkende erwachte, als Selbsterkenntniß, sie bildete die Saat des Christenthums, den Sieg des Geistes über das Ich der Selbstsucht, des Himmlischen über das Irdische, nicht nur aus als Krieg von Mensch zu Mensch; sondern sie säete und erntete diese Saat auch eben so folgerichtig und unerschrocken mit der alten germanischen Ausdauer, Treue und Selbstaufopferung im Innern des Menschen, daß das Volk wie der Einzelne zuletzt durch und durch davon ergriffen, Deutschland ein Chaos, ohne Heimath fast und ohne Gesetz, der Mensch selbst, dem Kriege verfallen zwischen Kopf und Herzen, in seinem Innern zerklüftet, verstört und verwüstet wurde, ja daß die eigenen Gedanken einander verriethen und angaben als Sünder und Gottseybeiuns, als Teufels- und Hexenbrut, und die lebendige Seele hinlieferten an Dolch und Galgen, an Schwert- und Feuertod, an Ketzergericht und Behme. — Ist es da wohl ein Wunder, wenn das deutsche Volk in Entsittlichung, Zuchtlosigkeit, Barbarei, der Einzelne in die wildesten Gegensätze der Sinne und des Geistes, das ganze Leben in Haltlosigkeit und unlösliche Widersprüche fiel, wenn Selbstlosigkeit, Feigheit, Erniedrigung aller Art über das Ganze kam, wenn der Deutsche, wie Börne klagt, in der Bedientenjacke geboren ward, und das Vaterland ein unbekanntes, nicht mehr auffindbares Gut in dem von Freund und Feind zerrissenen, beschimpften, getheilten, unterthänigst ersterbenden Landeskörper Deutschlands wurde?

So geschah das Wunder, das aus den trotzigen und weltbesiegenden, selbstgewissen Recken der Vorzeit das schwachmüthigste, unterwürfigste Volk der Welt machte, devote Maulredner, diensteifrige Windfahnen, als sey dieß von ewig her ihre Art gewesen, Leute, die um egyptischer Fleischtöpfe willen Ehre und Selbstständigkeit, Waffen und Freiheit, Himmel und Erde verkauft haben. Aber der Augenblick der höchsten Erniedrigung ist ja auch der Anfang der Erhebung. Und da das Glöcklein des Krämers auf dem Markte das Himmelreich für Groschen verkaufte, das innerste Geheimniß der Sündenvergebung als Trödel betrieb, und Dolch, Gift, jedes heimliche Unrecht der Zukunft feil hielt im Ablaßkasten: da endlich fand das von Christus ganz bezwungene, von seiner Kirche selbstlos zur Unvernunft in Gehorsam erniedrigte Ich des Volks den Christ in sich selber, den redenden richtenden Geist der Geheimnisse Gottes, die Offenbarung seines Gesetzes. Und er bekannte sich selbst, und stellte sich, ein Reformator, der historischen Offenbarung des Christ gegenüber im Namen des Christ. Da aber ward Alles, was geschehen war, die zerwühlende Verstörung der Jahrhunderte, allmählig offenbar nur als eine Durchackerung des Weinbergs der Christenheit, daß die neugepflanzten Keime eine üppige gesunde Frucht treiben sollten.

Denn die Arbeit des selbstschöpferischen Gedankens vollzog sich, wie viel Einzelne auch noch ihr erlagen, von nun an immer herrlicher, segensvoller und wunderreicher für das Ganze, für die Nation, für die Menschheit. In die von Vehmgerichten und Hexenprocessen, von Ketzerverbrennungen und Zweckmoral aufgehetzten, zerrissenen Seelen kehrte mehr und mehr der Friede der Selbsterkenntniß und die Sicherheit des Selbstgerichtes ein, und Ruhe durch den häufiger unmittelbaren, von Stellvertretern unbeängstigten Verkehr mit dem Gotte der Offenbarung. Das Christenthum vertiefte sich von der äußern Annahme des Buchstabens wachsend zum Selbstwissen des Gesetzes aus eigener innerer Erkenntniß. Es befreit sich wachsend von blinder Autorität, wie vom Ablaßkram und von Anbetung steinerner, hölzerner, wächserner Götter, so auch vom Gottesgnadenthum weltlicher Götter, von Willkür im Gesetze, von Ungeist in der Sitte; es schöpft mehr und mehr aus dem lebendigen Quell des Christs, der in jedem Menschen dasselbe Gesetz offenbart: Thue Recht und scheue Niemand. Darum tritt das Christenthum auch mehr und mehr aus der Kirche heraus, und wird statt Kirchenfrömmigkeit immer allgemeiner Forderung des Gutseyns, in dem alle Menschen einander gleich werden, und in dem die Erfüllung des ganzen Gesetzes der Menschlichkeit gegeben ist. Der erweckte Geist aber hat unterdessen in Wissenschaften und Kunst, in Handel und Wandel sein Werk, einen neuen Weltbau im Geistigen, begonnen mit jenem Maße von Willenskraft, Ausdauer und Unerschöpflichkeit in der Arbeit, das uns schon „der Nibelungen Noth" aufzeigte im Sinnlichen, und das allein schon, wie zerfahren auch der Schein der Gegen-

wart sey, uns vergewissern muß, es sey die Macht der germanischen Individualität auch in uns noch nicht gebrochen, nicht verloren, nicht entartet. Er hat aus der Erdenwohnung ein Haus gemacht, weit wie der Himmel, herrlich wie das Firmament voll aller Schönheit und Größe der Schöpfung, hat sie zu einem Tempel auszubauen begonnen, dessen Gemeinschaft Weihe und Macht hat, den Menschen zu einem Kinde des Geistes zu erheben, und wachsend ihn im Reiche des Geistes als Geist selber einzubürgern, dessen Streben und Waffen jenem thierähnlichen Kämpfen der Vorzeit fernab liegen, deren Bild auch unsere Vergangenheit, wie wir im Nibelungenliede gesehen haben, uns reichlich bietet.

Nun ist es freilich wahr, so gesund sind wir über alledem noch nicht geworden, daß wir uns ganz wiedergefunden hätten aus der Verirrung und Erniedrigung des Mittelalters; so allgemein ist die Erkenntniß und die Durcharbeitung des selbstbewußt auftauchenden Geistes noch lange nicht geworden, daß der Einzelne die Selbstständigkeit des Willens, den unerschütterlichen Muth, die Unabhängigkeit des Charakters, die das Erbtheil des germanischen Stammes waren, auf neuer geistiger Grundlage neu in sich ausgebildet hätte, oder daß das Volk in seiner Gesammtheit sich als Nation wiedergefunden, seine Einheit begriffen, seine Selbstregierung und Freiheit erfaßt hätte; aber wir fühlen es Alle, wir sind auf dem Wege zu diesem Wiederfinden, auf dem Wege zu neuer Charaktermacht und Ueberzeugungstreue, zu nationaler Selbstständigkeit, Ehre und Einheit.

Die deutsche Nation hat gehandelt wie ein Mann, über den Gottes Versuchung kommt und dessen Seele verfinstert wird von den Schlägen des Schicksals. Dann jagt er nicht dem Zeitlichen nach, sondern dem Ewigen; er vernachlässigt sein Wohl, thut ab die Sorge für Leib und Haus, läßt das Schicksal walten und weilt in weltlichem Elend — Elend in altdeutschem Sinne ist ja Heimathlosigkeit — um ganz in sich selbst sich zurückzuziehen, um den Zwiespalt mit Gott, den Kampf des Gewissens und des Herzens, rein auszukämpfen im Bereiche des Geistes, damit der Geist Erkenntniß und Frieden finde, die unschätzbaren Güter des Geistes. Aber wenn er sie erkämpft und errungen hat, dann kehrt mit der inneren Ruhe und dem Frieden ihm auch die Kraft zurück, Sicherheit und Selbstgewißheit des Handelns, und alsbald wird die Freudigkeit seiner That zur unbesieglichen Macht des Geistes. So werden auch wir reiner und vollkommener mit geistigen Waffen gerüstet wieder eintreten in das Recht und die weltüberwindende Hoheit der germanischen Individualität, und werden im Reigen der Völker erscheinen als der verloren gewesene Joseph, der für die Brüder sorgt, auch da sie ihn noch nicht kannten, der ihre Säcke füllt aus seinem Vorrath, und ihre Stätte sichert aus seinem Ueberfluß, im Elend durch Weisheit erworben. Wir haben zuerst getrachtet nach dem himmlischen Reiche des Geistes — danach wird uns alles Andere zufallen.

A. Dulk.

Beim Prinzen Friedrich von Augustenburg-Noer.

(Schluß.)

Als ich einst meine Detachements beritt und nach Lindhöft kam, fielen mir die netten, von Backstein erbauten Häuschen auf. Ich fragte einen Mann, der eben in der Nähe arbeitete, ob diese Häuser sämmtlich des Prinzen Eigenthum seyen? Er bejahte es. Ich fragte nun nach den weiteren Verhältnissen zum Gutsherrn und er theilte mir ungefähr Folgendes mit. — Jeder Hörige, der ein Handwerk betreibt (Weber, Bauhandwerker rc.), erhält eine gesunde und seinen Verhältnissen entsprechende Wohnung nebst sechs Tonnen Landes, worauf er sein Brod bauen und auch eine Kuh und ein Schwein halten kann. Dafür zahlt er dem Grundherrn jährlich zwölf Thaler und arbeitet während der Erntezeit 24 Tage. Der Taglöhner zahlt jährlich sechzehn Thaler, hat aber etwas mehr Land. Außerdem ist der Gutsherr verpflichtet, ihnen auf Verlangen Arbeit zu geben, wofür sie, je nach der Jahreszeit, Lohn erhalten. „Wir haben es," schloß der Mann

seine Rede, „in vielen Stücken besser als mancher kleine Bauer, denn wir haben unsere Wohnung und unsere Nahrung, und keine Lasten und Abgaben."

Die netten, einstockigen Häuser sind gewöhnlich für zwei Familien eingerichtet, von denen jede die Hälfte bewohnt. Jede hat einen Wohn- und Schlafraum, Küche, Keller und Boden. An jedem Haus ist Stallung und Schuppen. In vielen sah ich Vorhänge und auf der Commode eine blankgescheuerte messingene oder kupferne Theemaschine. Die Leute sahen auch fast alle zufrieden, kräftig und gesund aus. Ihr Verhältniß zum Gutsherrn ist ein mehr patriarchalisches; er spricht mit ihnen plattdeutsch und weiß vertraulich mit ihnen umzugehen. Sie haben allerdings nicht die Unterthänigkeit, wie der Arbeiter im mittleren und südlichen Deutschland gegen seinen „gnädigen Herrn," dagegen aber etwas Offenes, Vertrauendes und wahrhaft Ergebenes. Obgleich dem Gutsherrn auch eine Strafgewalt eingeräumt ist, namentlich Arrest, so habe ich doch in jener bewegten Zeit von keinem Falle gehört, daß irgend Arbeiter oder Bauern von der Gutsherrschaft etwas Unbilliges verlangt oder gar krawallt hätten.

Als an einem Sonntage (3. Juni) abermals eine zahlreiche Tischgesellschaft versammelt war, worunter auch der Herzog von Coburg, und nach der Tafel die Herren im Park eine Cigarre rauchend promenirten, standen wir auf einmal vor mehreren mir unbekannten Damen. Es war, wie sich bald erwies, die Herzogin von Augustenburg mit drei ihrer Prinzessinnen. Sie waren am Eingang des Parks ausgestiegen. Da nun Abends sehr zahlreiche Gesellschaft versammelt war, so wurde der Thee im Salon servirt. Ich kam neben Prinzessin Amalie zu sitzen. Auf der mit Backwerk und Confekt besetzten Tafel erhob sich isolirt, wie ein Kirchthurm aus der Ebene, eine Bierflasche und ich wußte sofort, wo mein Platz war.

Die Herzogin und die Prinzessin sind bekanntlich Schwestern, geborene Gräfinnen von Daneskiold-Samsöe. Obgleich die Herzogin damals eine angehende Fünfzigerin war, konnte sie noch für eine Schönheit gelten. Sie sah mindestens um fünfzehn Jahre jünger aus. Es war eine schöne, stattliche Figur mit vollen Formen. Ihre schönen Züge zeigten noch Frische und ihr Erscheinen war wahrhaft fürstlich. Noch keine Spur des nahenden Alters war an ihr zu entdecken. Welch ein Contrast zwischen den beiden fürstlichen Schwestern, die dereinst als Schönheiten ersten Ranges gegolten! Die Eine noch voll und blühend, die Andere abgemagert und leidend, aber beide gleich liebenswürdig, und beide umschlang das Band innigster Liebe.

Die Prinzessinnen waren weniger schön als die Mutter, aber liebenswürdig und anspruchslos. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich viel Natürlichkeit. Mein Premier, der zwischen die beiden älteren postirt war, schien sich sehr wohl in seinem Rahmen zu befinden.

Beim Thee ging es ziemlich munter her. Ich merkte wohl, daß meine auf dem Tische aufgepflanzte Flasche bei den Neuangekommenen einige Aufmerksamkeit erregte. Nach einer Weile kam die kleine Prinzessin mit zwei Gläsern und bat um etwas Gerstensaft. Sie reichte diesen zweien ihrer Cousinen, die das Bier mit Zucker nippten. Sie behaupteten, sie haben bisher das edle Getränk gar nicht gekannt, finden es aber gar nicht so übel. Ich sagte ihnen, es würde noch besser munden, wenn sie die süße Beimischung wegließen. Am andern Abend wiederholte sich die Scene, nur daß die andern jungen Damen, die gestern noch des Gambrinus Gabe verschmäht, diese jetzt auch versuchten. Man nippte sie, wie sie war, und fand sie nicht so übel. Ich war nicht wenig stolz auf meine neue Bundesgenossenschaft, aber schon am dritten Abend hatte diese ein Ende; die fürstliche Mutter decretirte, daß es nur beim Versuchen sein Bewenden haben solle.

Der Herzog von Coburg hatte für den 5. Juni die Brigade zu einem Feldmanöver beordert, das in der Nähe von Noer seinen End- und Glanzpunkt finden sollte. Es waren Feldposten ausgestellt; da aber nur die höheren Offiziere in den Operationsplan eingeweiht waren, so blieb für die Subalternen das Ganze eine terra incognita. Nach vielem Hin- und Herreiten der Stabsoffiziere, Adjutanten und Ordonnanzen, wobei die Sonne höher gestiegen war und glühende Strahlen entsendete, ging denn endlich eine schneckenartige Bewegung los und einige Platzpatronen wurden verpufft. Bald zeigte sich auch der Herzog auf einem großen schönen Engländer und von seiner zahlreichen Suite umgeben. Meine und noch eine Compagnie unseres Bataillons waren als Vorposten ausgestellt. Wir wußten eigentlich nicht recht, wen wir gegen uns hatten. Als wir später eine retrograde Bewegung machten, stieß ich plötzlich auf Württemberger. Ich kannte den Hauptmann, und als er meiner ansichtig wurde, rief mir der Schwabe zu: „Komme Se als Freund oder Feind?" — Ich erwiederte, ich hege die friedlichsten Absichten von der Welt. — „Nun, so komme Se; wir wolle a bisle mit einander schwätzen."

Unweit von uns war in der Nähe einer Windmühle die hessische (darmstädtische) Batterie postirt, und als wir glaubten, diese würde nun ihre Feuerschlünde öffnen und die Geschichte recht losgehen, ertönte aus

den Hörnern der Signalisten „Stopfen und Sammeln" und die Herrlichkeit hatte mit einem mal ein Ende! Hitze und Staub waren mittlerweile unerträglich geworden, wir sahen aus wie die Mühlburschen und unser Haar und Bartwerk war wie gepudert. Von dem so viel versprechenden Manöver hörten wir schließlich, es sey gänzlich verunglückt und am Ende habe niemand mehr gewußt, wer Koch oder Kellner sey.

Die höheren Offiziere, die fürstlichen Herrn an der Töte, hatten auf des Prinzen Gastfreundschaft gerechnet und sich nach überstandener Mühsal auf ein splendides Diner gespitzt. Unser Erbprinz hatte bereits Garderobe zu mir geschickt, um sich da umzuziehen, und auch unsere Musik war bestellt, die Herrschaften von Noer angenehm zu überraschen und während des Diners im Park aufzuspielen; aber all die schönen Illusionen wurden zu Wasser. Der Prinz war so rücksichtslos, das Ganze zu ignoriren, und nur wir in Noer Einquartierten tafelten. Nach Tische nahm mich der Prinz bei Seite und äußerte sich sehr ärgerlich über das Manövriren auf seinem Eigenthum, ohne alle vorherige Anfrage. „Da fallen sie," meinte er weiter, „mir nichts dir nichts ein, treten Alles zusammen, ruiniren die Einfriedigungen und puffen rücksichtslos umher. Mich hat nur meine Frau gedauert, die bei ihrer Nervenschwäche das Schießen nicht vertragen kann."

Am 6. Juni Mittags reiste die Herzogin mit den Prinzessinnen wieder ab. Die herzogliche Familie wollte vorläufig einen Landsitz bei Hamburg, Nienstetten, beziehen. Die Herzogin war so freundlich, mich aufzufordern, sie dort, wenn ich in die Nähe käme, zu besuchen.

Die gute Dame hatte über die dänische Brutalität auch viel zu klagen. Die Familie hatte sich kurz vor Ausbruch des Krieges das reizende Schloß Gravenstein zum bleibenden Wohnsitz eingerichtet. Es war dort Vieles neu hergerichtet und das Werthvollste an Silber, Schmuck und dergleichen dahin gebracht worden. Da man es nun auf dänischer Seite auf nicht weniger als Habhaftwerdung der Augustenburger abgesehen hatte, so mußte der Herzog mit den Seinen plötzlich die Flucht ergreifen und fast Alles zurückgelassen werden. Alles Werthvolle, selbst die Garderobe, wanderte nach Kopenhagen, ein Theil der Möbeln wurde zertrümmert und das schöne Schloß in ein Lazareth umgewandelt. Das feine Tafelzeug wurde zu Verbandzeug zerrissen. Die Herzogin sagte, sie habe nicht viel mehr davongebracht, als sie eben auf dem Leibe gehabt.

Einige Tage später fand ich am Theetisch einen jungen schleswig-holsteinischen Cavallerieoffizier. Der Prinz stellte mir diesen als Oberlieutenant, jedoch ohne Nennung des Namens vor. Die Prinzessin sah ihn oft freudestrahlend an, dann warf sie auch dann und wann einen freundlichen und wie fragenden Blick mir zu. Endlich fragte sie mich geradezu, für wen ich den jungen Mann halte? Nach dem, wie er sich hier bewegte, hielt ich ihn für einen Verwandten. „Nein," erwiederte die Prinzessin voll Freude, „es ist mein Sohn." — Nun erfuhr ich denn, daß dieser in Jütland schon seit längerer Zeit am Wechselfieber erkrankt gewesen, davon aber nicht geschrieben hatte und nun als Reconvalescent von den Aerzten zurückgeschickt worden war, um in der heimischen Pflege seine Genesung zu beschleunigen. Der Prinz Friedrich, damals 19 Jahre alt, war ein hübscher, wohlgewachsener junger Mann, sah aber in Folge der Strapazen und des Fiebers etwas spitzig aus. In seinem Wesen hatte er etwas Ruhiges, Offenes und Anspruchloses. In der Rede drückte er sich bestimmt, klar und kurz aus.

Am andern Morgen machte mir der junge Prinz seinen Besuch. Während meiner Anwesenheit in Eckernförde, wohin wir wenige Tage nach der Katastrophe des 5. April verlegt worden waren, hatte ich die genommene Fregatte Gefion, wie sie eben im Hafen lag, abgezeichnet und wollte sie nun in Oel ausführen. Mir als Unkundigen machte das Takelwerk und Anderes nicht wenig zu schaffen, weßhalb mir die Prinzessin, als zufällig die Rede darauf kam, gestattete, ein kleines, aber genaues Schiffsmodell aus ihres Sohnes Sammlung zu nehmen. Als jetzt der Prinz das Schiffchen bei mir stehen sah, fragte er mich, was ich damit wolle? Als ich ihm nun meinen Zweck mitgetheilt, nahm er es vor und erklärte mir sehr bereitwillig das Nöthigste.

Die Prinzessin klagte mir schon früher ihres Sohnes Neigung zum Seedienst. Es war ihr ein quälender Gedanke, den Einzigen dem unsichern Elemente anzuvertrauen; aber alle Bitten waren vergebens. Schon als Knabe baute er in der Werkstatt des Wagners auf dem Gute allerlei Boote und Schiffe zusammen. Das schöne Modell, das ich auf meinem Zimmer hatte, war auch vom Prinzen gefertigt, und zwar, wie die andern, mit merkwürdiger Treue, Geschicklichkeit und Zierlichkeit. Der Wagner hatte mir schon vorher die kleine Sammlung in einem besondern Verschlage neben seiner Werkstatt gezeigt. Mit großer Sorgfalt, ja einer Art Pietät, überwachte er das ihm Anvertraute. Ich erinnere mich auch noch, ein ziemlich großes und seetüchtiges Boot gesehen zu haben, das der Prinz mitgezimmert, das aber noch nicht ganz vollendet war. Auch mir sagte er, sobald der Krieg beendet sey,

werde er in den Seedienst einer größeren Macht eintreten. *

Gegen Ende Juni kam der britische Capitän, der unterdeß verreist gewesen war, mit einem Landsmann nach Noer zurück. Letzterer war ein Stockoriginal, ein wahrer Typus von Albions wunderlichen Söhnen, und schon sein Aeußeres mußte einen Carrikaturzeichner reizen. Es war eine lange hagere Gestalt, mit langem Gesicht, langer gebogener Nase, schlaffen Augenlidern und halboffenem Munde. Ein dichter dunkler Backenbart umrahmte das blasse Gesicht. Der Mann war ganz schwarz gekleidet. Ein langer Rock hing schlotterig am Oberkörper und der hohe im Nacken sitzende Cylinder war ganz umflort, denn der Mann war in Trauer. Seine Füße staken in einer Art Tanzschuhe mit großen seidenen Schleifen. Dieser Mann, der nichts weniger als einem Militär ähnlich sah, war ein höherer britischer Offizier, Oberst und Chef des Generalstabs der in Irland stationirten Truppen. Er war in die Herzogthümer gekommen, um sich den Krieg etwas in der Nähe anzusehen.

Als ich gegen Abend meine Mannschaft zum Appell versammelt hatte, erschienen auch die beiden Briten, und nachdem sie um Erlaubniß gebeten, besahen sie sich Alles genau. Namentlich interessirten sie unsere damals neuen Miniégewehre. Der Oberst trug einen mächtigen Tubus in der Hand und nach dem Appell wanderte er mit seinem Begleiter der Meeresküste zu.

Abends beim Thee kam ich zwischen den Oberst und die Prinzessin zu sitzen. Der Prinz, der beim Herzog von Coburg war, kam erst später. Da der Engländer mit seinem breiten Munde beim Sprechen zuweilen Grimassen schnitt und die ganze Erscheinung ohnehin so viel Auffälliges hatte, so kam nach und nach alles, namentlich die Damen, in's Lachen, das um so peinlicher wurde, je mehr man es unterdrücken wollte. Ich war heilfroh, als der Thee aufgehoben war. Der Oberst reiste am andern Morgen wieder ab. Als ich später den Prinzen wieder sah, erzählte er mir Folgendes.

Der Oberst war in den Gefechten in seinem Civilanzug immer da, wo es auf einander platzte. So auch bei Friedericia. Der lange Don Quixote, der auf einer kleinen Rosinante ruhig da herumritt, wo die Kugeln am dichtesten sausten, fiel einem der Befehlshaber auf. Er schickte einen Dragoner mit der Weisung ab, den sonderbaren Reiter zu beobachten. Der Oberst, im Wahne, der ihm immer dicht folgende Reiter sey eine Ordonnanz, wollte diese Aufmerksamkeit dankend ablehnen und machte sich, da er nicht deutsch sprach, dem Dragoner durch Pantomimen verständlich. Dieser aber kehrte sich nicht daran und folgte dem schwarzen Ritter wie sein Schatten.

Der Prinz war an jenem Abend, als der britische Oberst da war, gegen zehn Uhr von Gettorf zurückgekommen, wo er, wie bereits erwähnt, beim Herzog von Coburg gewesen war. Ich sah ihn zum ersten mal in der schleswig-holsteinischen Uniform und er repräsentirte in dieser einen stattlichen Militär. Der Prinz war sehr guter Laune und nahm neben dem Oberst Platz. Ich merkte wohl, wie ihn im ersten Moment die auffallende Erscheinung auch frappirte, doch ließ er sich's sehr angelegen seyn, der Pflicht des aufmerksamen Wirths nichts zu vergeben. Da die Conversation nur englisch geführt wurde, blieb sie für Mehrere von uns, darunter auch ich, ein tiefes Geheimniß. Viel haben wir, glaube ich, nicht verloren, denn der Prinz schien das Englische nicht sehr geläufig zu sprechen, obgleich er lange in England gelebt hat.

Gegen Abend hatte ich Ordre erhalten, am nächsten Morgen andere Cantonnirungsquartiere zu beziehen. Der Prinzessin schien dieß sehr unlieb zu seyn, als ich es ihr mittheilte, denn mit den vor mir dort gelegenen Truppen hatte man sich weniger zu verständigen gewußt. Als die Theegesellschaft auseinander ging, bat mich die Prinzessin, noch einen Augenblick zu bleiben. Sie theilte nun dem Prinzen mit, daß wir abziehen sollten, und fragte ihn, ob er das nicht verhindern könne; wenn er dem Herzog von Coburg den Wunsch kund gebe, daß wir bleiben möchten, werde dieser gewiß gern willfahren. Der Prinz meinte, so unlieb ihm auch der Wechsel sey und so gerne er uns länger hier sähe, so sey es doch Grundsatz bei ihm, sich in dergleichen Dinge nicht zu mischen; übrigens sey es nunmehr auch zu spät, da bereits alle Anordnungen getroffen seyen. Darauf nahm mich der Prinz bei Seite und sagte: „Es sind im Anfang einige Mißverständnisse vorgefallen, doch daran ist mein Sekretär schuld. Es freut mich nur, daß Alles sich so bald ausgeglichen hat. Wir wollen da offen gegen einander seyn, denn ich bin ja auch ein alter Soldat. Lassen wir Alles vergessen seyn!“ Dabei schüttelte er mir recht treuherzig die Hand. Ueber den Sekretär, der hier den Sündenbock machen mußte, platzte er ziemlich heftig los und benannte ihn nicht mit den schmeichelhaftesten Titulaturen.

* Wie dem Verfasser bekannt, trat der Prinz in Dienst der englischen Marine. Da nun jeder Offizier im Land- und Seedienst nationalisirt seyn muß, so kam dem Prinzen hier seine Verwandtschaft mit dem königlich-englischen Hause zu statten, da seine Urgroßmutter diesem entstammt ist.

man seiner habhaft werden können, sein Kopf wäre schwerlich sicher gewesen.

Manche schieben bei diesem Wechsel dem Prinzen mehr ehrgeizige Absichten unter. Diese Ansicht zerfällt sofort in sich selbst, wenn man die damalige Situation nur einigermaßen in Betracht zieht. Was hätte denn der Prinz mehr werden können, als im günstigsten Falle Herzog von Schleswig und Holstein? Aber war er das nicht eigentlich schon, wenn auch ohne den Titel? Und dann hatte er ja auch kein Recht auf diesen Thron, er hätte ihn im günstigsten Falle nur auf dem Wege der Usurpation besteigen können, da sein älterer Bruder und dessen Söhne die nächste Anwartschaft darauf hatten. Aber der Charakter des Prinzen war einer solchen Handlung nicht fähig. Wohl ist er nicht ohne Eigenliebe; womit ja jeder Sterbliche mehr oder weniger begabt ist, und es würde ihm nicht wenig geschmeichelt haben, wenn ihm das befreite Land, wäre die Erhebung gelungen, als seinem Retter zugejauchzt hätte. Aber wer wollte den Prinzen deßhalb bekritteln, wenn er sich solchen Eindrücken hingegeben und sich etwas Weihrauch hätte streuen lassen? Er erntete aber statt Dank und Erfreuliches das Gegentheil; all sein Mühen und Streben, als er aus dem Chaos der ersten Bewegung den Kern bildete, wurde bei dem Drängen neuer und wechselnder Ereignisse vergessen; was er gesäet, ernteten Andere.

Ob der Prinz überhaupt der weiteren Entwicklung gewachsen gewesen wäre, wollen wir dahingestellt seyn lassen; was er aber im ersten Stadium geleistet, bleibt gewiß anerkennungswerth. Es hat sich späterhin doch auch deutlich gezeigt, daß nicht Alles Gold war, was glänzte, und die Herzogthümer nicht allein dem Druck der **äußeren** Einwirkungen erlagen.

Als ich Noer verließ, glaubte ich nicht es so bald wieder zu sehen. Die Wechsel des Krieges konnten uns ja über kurz oder lang da oder dort hin verschlagen. Doch dem war nicht so, und unsere Reservebrigade blieb ruhig und unbelästigt in ihren Cantonirungen. Mein Quartier war zwar nur wenige Stunden von Noer entfernt und ich hatte auch die Absicht, einmal hinüber zu reiten; aber ich kam nicht dazu. Da begegnete mir eines Tages der Commandeur des G.'schen Contingents, das zu unserer Brigade gehörte, und der eben mit seinem Stabe und einem Theil seiner Truppen in Noer lag. Dieser fragte mich, warum ich denn gar nicht dahin komme, der Prinz habe mich längst, namentlich Sonntags erwartet. Darauf hin trabte ich denn gegen Abend des andern Tages auf meinem Rößlein dem lieben Noer zu.

Als ich ins Schloß kam und nach dem Prinzen fragte, sagte man mir, er mache eben mit den anwesenden Offizieren einen Spaziergang, werde aber bald zurückkehren. Ich ließ mir die Richtung, die die Herren genommen, angeben, um sie wo möglich aufzufinden, oder wenn nicht, doch den herrlichen Abend noch möglichst zu genießen und die Reminiscenzen an Noers liebliche Umgebungen an Ort und Stelle aufzufrischen. Ich stieß auf die rückkehrenden Herren erst, als es bereits dämmerte. Der Prinz empfing mich auf's Freundlichste, machte mir aber zugleich Vorwürfe, daß ich nicht früher gekommen. Dann sagte er, sie kommen von der Küste, wo sie eben die russische Ostseeflotte gesehen, die alljährlich ihre Promenade in diesen Gewässern mache. Es sey ein schöner Anblick gewesen bei der neigenden Sonne; jetzt aber würde die Flotte bereits außer Sicht seyn.

Als wir in's Schloß kamen, nahm der Prinz den Major und mich auf sein Zimmer, während die andern Offiziere bis zur Theestunde entlassen wurden. Da plauderte er nun von Diesem und Jenem, unter andern kam er auf sich selbst. „Ich bin," sagte er, „mitunter noch immer leidenschaftlich, aber bei weitem nicht mehr wie früher, denn da vergaß ich mich in meiner Hitze oft und ging zu weit. Doch hielt ich es auch für meine Pflicht, da, wo ich gefehlt, wieder gut zu machen. Hatte ich jemand, und war es ein Untergebener von mir, wirklich verletzt, so schämte ich mich nicht, meine Schwäche einzugestehen und ihm versöhnend die Hand zu bieten. Es ist ein Unglück, wenn man sich nicht immer in der Gewalt hat; das habe ich mehr denn einmal gefühlt. Mein Sohn scheint das auch von mir geerbt zu haben, aber ich war von seiner frühesten Jugend an hinterher, solches nicht so weit kommen zu lassen und etwaige Ausbrüche drastisch zu dämmen. Er wird mir's einst danken."

So kurze Zeit war ich erst von Noer weg, und wie vieles in seinem Leben und Treiben fand ich verändert! Wohl tönte zur bestimmten Stunde die Glocke, welche die Berufenen am Theetische versammelte; aber dießmal bildeten nur Männer den Kreis. Die Prinzessin war mit ihrer Tochter in ein Bad gereist und mit den Damen schien auch das Trauliche und gemüthlich Belebende verschwunden. Die Umgebung war dieselbe, und doch glaubte man wo anders sich zu befinden.

An meinen Platze fand ich Alles wie ehedem, die Bierflasche und ein besonderes Abendbrod. Nach dem Thee präsentirte der Prinz dem Major und mir von den vortrefflichen Havannacigarren, von denen er einmal bei Anwesenheit des Herzogs von Coburg zum

Schulen wohnen, sicherlich wohl begründet. Eben so wenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß allzulanger Unterricht geistig und körperlich schadet, daß „zu viel lernen" schlaff und dumm macht. In England hat man dieß in jüngster Zeit durch praktische Versuche zur absolutesten Gewißheit erhoben. Man hat nämlich die Zeit des Unterrichts in einem Theil der Fabrikschulen von sechs auf drei Stunden, also auf die Hälfte herabgesetzt, und nach einem der letzten amtlichen Berichte über die Wirksamkeit der Fabrikgesetzgebung ist das Resultat: die Kinder, welche bloß drei Stunden täglich in der Schule sind, lernen mehr, als die Kinder, denen der Nürnberger Trichter sechs Stunden lang angesetzt wird, und sind obendrein durchschnittlich weit gesünder und aufgeweckter.

Man will nun in Folge dessen die Unterrichtszeit in sämmtlichen englischen Fabrikschulen abkürzen. Warum bloß in den Fabrikschulen, das ist freilich schwer zu begreifen. In Kurhessen, einem Land, das sonst gerade nicht im Ruf steht, Reformen — ich meine zweckmäßigen — hold zu seyn, hat die Regierung sich neuerdings veranlaßt gefunden, die Unterrichtszeit abzukürzen und damit ganz gegen ihre Gewohnheit zur Aufklärung des Volks beigetragen. Oder hätte sie vielleicht noch in dem guten alten Glauben gehandelt, die Weisheit lasse sich nach Minuten und Stunden abmessen und dürfe nicht allzureichlich zugemessen werden? Sie hätte sich arg verrechnet.

Unter allen Völkern der Erde sind wir Deutsche bekanntlich dasjenige, welches die meiste Zeit mit Lernen zubringt, und diesem Umstand ist es unstreitig mit zuzuschreiben, daß wir als Volk hinter allen andern Völkern zurückgeblieben sind und uns ohne poetische Freiheit eigentlich nicht einmal ein Volk nennen dürfen.

Unter allen „engeren" Vaterländern des großen gemeinsamen deutschen Vaterlands, das leider noch immer eine unbeantwortete Frage ist, nimmt aber das preußische Vaterland in puncto des Lehrens und Lernens, so weit es nach Stunden und Minuten abzumessen ist, ohne Widerrede den ersten Rang ein — eine wahre preußische Spitze. Es ist wirklich unglaublich, was so ein Menschenkind, welches das Glück gehabt hat, als königlich preußischer Unterthan auf die Welt zu kommen, an geistiger Nahrung Alles herunterwürgen muß. Aber, wie viele verderben sich auch den Magen! Freilich, man bemüht sich von oben her, den Magen der Schulmärtyrer dadurch zu verbessern, daß man sie frisch, fromm, fröhlich, frei herumturnen läßt, oder wenigstens lassen will; denn von der Frische, Fröhlichkeit und Freiheit ist wenig zu verspüren, dagegen desto mehr von der Frömmigkeit. Das Turnen ist gewiß eine schöne Sache, doch Wunder kann es nicht wirken, und der herrschende Gebrauch, den Knaben erst sechs oder sieben Stunden lang todtes Wissen ein- und Lebenskraft auszupumpen und ihnen hernach die entzogene Lebenskraft wieder durch einen gewaltsamen Turnproceß einzupumpen, erinnert unwillkürlich an jenen classischen Zeitvertreib, der darin besteht, daß die eine Partie mit allem Eifer ein Loch in die Erde gräbt, und die andere es mit gleichem Eifer immer zuwirft, so daß man trotz der eifrigsten Anstrengungen weder mit dem Loch, noch mit der Ausfüllung des Lochs fertig wird. Dieser Zeitvertreib, der in Harwell, Bedlam und andern ähnlichen Anstalten für Menschen von allzugroßer Originalität des Geistes ganz besonders beliebt ist, unterscheidet sich von jenem Ein- und Auspumpungsprocesse bloß dadurch, daß das Loch dabei niemals fertig wird, während es dem Ein- und Auspumpungsproceß nur zu häufig gelingt, ein tüchtiges Loch zu machen — nämlich in die geistige und in die körperliche Gesundheit der Schüler. Ich bin überzeugt, als Professor Leo seine berühmte Tirade gegen „das skrophulöse Gesindel" losdonnerte und einen „frischen fröhlichen Krieg" herbeiflehte, hatte er sicher gerade einen Schwarm preußischer Gymnasiasten gesehen — blasse Knaben mit Brillen auf der Nase, blau umränderten Augen und jeder einen dicken Pack Bücher unter dem Arm.

Genug, die „Bewegung," von der ich oben sprach, ist im vollsten Maße berechtigt: eine Abkürzung der Unterrichtszeit thut dringend noth. Nachdem die Freunde der Neuerung durch Flugschriften und Zeitungsartikel den Weg gebahnt hatten, sind sie neuerdings in der hiesigen Stadtverordnetenversammlung mit praktischen Vorschlägen hervorgetreten, und haben es auch wirklich durchgesetzt, daß dem Magistrat förmliche Anträge mit Rücksicht auf die städtischen Schulen und Gymnasien unterbreitet wurden. In einer der letzten Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung lief die Antwort des Magistrats ein. Er hat „im Prinzip" gegen die Abkürzung der Unterrichtszeit, resp. den Wegfall des Nachmittagsunterrichts nichts einzuwenden, erklärt aber nichts thun zu können, ohne daß vorher die vom Unterrichtsministerium aufgestellten „Normalplane" für die Gymnasien und Realschulen abgeändert worden seyen. Der Plan für Gymnasien, der am 7. Januar 1856 Gesetzeskraft erlangte, fordert für Sexta dreißig, für die übrigen Klassen zweiunddreißig Stunden die Woche, ausschließlich Hebräisch und Turnen; der Plan für Realschulen, der am 6. Oktober 1859 eingeführt wurde, ist noch strenger und fordert, ausschließlich des Turnens, für Sexta zweiunddreißig, für Quinta vierunddreißig und für die übrigen Klassen fünfunddreißig Stunden die Woche. An den Vormittagen können höchstens fünf Stunden dem Unterricht geweiht werden; mithin hat der Magistrat ganz recht: der Wegfall des Nachmittagsunterrichts verträgt sich nicht mit dem von der preußischen Regierung vorgeschriebenen Normallehrplan. Es gilt also, die Abschaffung desselben zu erwirken. Ob der Magistrat nun bei der Regierung darum einkommen wird, das wissen wir noch nicht, da er erst nach Ablauf von drei Monaten einen Beschluß fassen will. Drei Monate, um zu berathen, ob man einem Minister einen Brief schicken soll — das ist freilich etwas lang; doch wir sind ja in Deutschland, und in Deutschland gilt das Sprüchwort: Gut Ding braucht Weile. Ach! wenn die Güte der Dinge durch die Länge der Weile,

welche sie brauchen, bestimmt wird, wie reich sind wir dann an guten Dingen! Ja, wir haben sogar gewisse gute Dinge, wie zum Exempel die deutsche Einheit, deren Güte geradezu unermeßlich ist, weil die Weile, welche sie brauchen, schlechterdings nicht ermessen werden kann, wenigstens nicht von einem irdisch-endlichen Begriffsvermögen, und von denen man deßhalb beinahe glauben sollte, daß sie wirklich zu gut seyen für diese schlechte Welt.

Möge nun die Abschaffung des Nachmittagsunterrichts, oder doch die Abkürzung des Schulunterrichts zu diesen unermeßlich guten Dingen gehören oder nicht, — Einen praktischen Vortheil verdanken wir doch schon unserer Bewegung: die Vermehrung der städtischen Schulen. Daß der Weg zur Schule dadurch für viele Kinder abgekürzt wird, ist das Geringste; weit wichtiger ist der Gewinn an Raum. Die Zahl der Schulen reichte bisher auch nicht entfernt für den Bedarf aus, und die Folge war, daß die Kinder in den überdieß durchweg schlecht oder gar nicht ventilirten Schulzimmern wie die Häringe zusammengedrängt werden mußten, und somit nicht bloß unter dem Ueberfluß an Unterricht, sondern auch unter dem Mangel an Luft zu leiden hatten.

Ehe ich zu etwas Anderem übergehe, noch eine Notiz, welche die liebe Jugend betrifft. Wie in London, hat man hier neuerdings eingesehen, daß die Straßen großer Städte sich nicht zu Spielplätzen für Kinder eignen, und daß es nöthig ist, solche Plätze besonders anzulegen. In der Stadtverordnetenversammlung ist die Frage verschiedentlich zur Sprache gekommen, und wie es scheint, wird nun endlich auch etwas geschehen. Es heißt, auf dem Kreuzberg sey der Stadt vom Fiskus ein Stück Land zu diesem Zweck angewiesen worden, und dasselbe solle sofort in einen Spielplatz mit Turnanstalt umgewandelt werden. Die Oertlichkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Unsere Gelehrten sind zwar mit Bezug auf jenen „Berg“ noch nicht zu ebenso positiven Resultaten gelangt, wie Meister Pickwick mit Bezug auf Primrose-Hill, und es steht noch immer nicht fest, ob er auf natürlichem, geologischem Wege entstanden oder nur eine Aufhäufung des Berliner Straßenstaubs ist; allein wie dem auch sey, es ist der höchste und romantischste Punkt in der Umgegend und an der Seite, welche zum Spielplatz bestimmt ist, gegen Nord- und Ostwind, völlig geschützt. Ein Spielplatz reicht für Berlin natürlich nicht aus, und man wird mindestens noch ein halbes Dutzend anzulegen haben, wenn man dem Bedürfniß Genüge thun will.

Herr v. Hülsen, Intendant der königlichen Schauspiele, ist in der That unter keinem freundlichen Stern geboren. Das Glück lächelt ihm selten, und dann bloß, um ihn zum Narren zu halten. Ich erzählte Ihnen neulich, Fräulein Lucca sey gerade zum Anfang der Saison erkrankt. Nun, sie genas über Erwarten schnell; da sie sich aber noch nicht stark genug fühlte, als Primadonna in ihren „großen Rollen“ aufzutreten, erwählte sie sich die bescheidenere Rolle der Zerline im Fra Diavolo und feierte darin auch einen glänzenden Triumph. In der Ausziehescene war sie so anziehend, und entledigte sich ihrer Gewänder mit einer solchen Grazie und Naivetät, daß die anwesenden Damen die Preisgebung der geheimsten Toilettenmysterien befürchteten, die Herren aber in eine wahrhafte Rigolbochebegeisterung geriethen. Alle Kritiker waren in Ekstase. Doch ach! die talentvolle Sängerin wurde das Opfer ihres Kunsteifers. Durch ihr etwas zu gewissenhaftes „Ausziehen“ zog sie sich eine heftige Erkältung zu — unser nordisches Klima eignet sich leider nicht für derlei poses plastiques — die Erkältung hat sich selbstverständlich auf die Kehle geworfen, und Herr von Hülsen ist wiederum ohne Prima Donna!

„Fräulein Rigolboche,“ der es hier so gut gefiel, daß sie sich nicht gleichzeitig mit ihren würdigen Kunstgenossen, dem einbeinigen Tänzer, dem Affenmenschen Jocko, der menschlichen Aeffin Pastrana und dem Seiltänzer Blondin von unserem gebildeten Publikum verabschieden wollte — Fräulein Rigolboche hat uns nun ebenfalls den Rücken gekehrt. Sie soll während der vier Wochen, die sie in der Hauptstadt des Intelligenzstaats zubrachte, mehr verdient haben, als je während eines ganzen Jahres in ihrem heimischen Paris — eine Thatsache, die für die ästhetische Unreife der Pariser spricht und Zeugniß dafür ablegt, wie weit sie in richtiger Auffassung der Kunst hinter den Bewohnern von Spreeathen zurückstehen. Ich sagte „in ihrem heimischen Paris.“ Fräulein Rigolboche ist nämlich doch aus Paris, aber trotzdem nicht die Rigolboche. Von den vielen Glücklichen, die sie hier zurückgelassen hat, ist unbedingt Herr Meysel der glücklichste; ihre kühnen Sprünge haben ihm solche Kasseneinnahmen verschafft, daß er es in seinem Theater wieder ein halbes Jahr lang mit der Tugend versuchen kann, ohne das Damoklesschwert des Bankerots über seinem Haupt schweben zu sehen. Von den eben genannten Kunstgenossen des Fräulein Rigolboche hat nur Einer in Berlin keinen vollen Succeß gehabt — Blondin. Das war aber nicht seine Schuld, sondern die des Himmels; so lange der unsterbliche Seiltänzer oder dessen Doppelgänger hier war, regnete es ununterbrochen, und war daher an die Aufspannung eines Seils zu akrobatischen Zwecken nicht zu denken, außer in einem bedeckten Raume, und die Familie der Blondins hat gegen bedeckte Räume eine tief eingewurzelte Abneigung, sie müßten denn so riesenhaft seyn, wie der Krystallpallast von Sydenham. Aber ein günstiges Geschick entschädigte uns für diese Tücke des Wetters und ließ einen „Gymnasten“ in der „Tonhalle“ vor mindestens 1200 Zuschauern aus einer Höhe von 80 Fuß auf die Erde herunterstürzen, so daß wir in Wirklichkeit den Genuß hatten, den wir von Blondin erhofften, und um den er uns bei seiner bekannten Katzengewandtheit allem Vermuthen nach geprellt haben würde. Der Künstler, welcher uns diesen Genuß verschaffte, hat die Gefälligkeit übrigens nicht so weit getrieben, den Hals zu brechen, sondern sich bloß den Arm und das Schlüsselbein zerschmettert. Wenn ich nicht irre, ist ihm der Arm

bereits abgenommen worden, und er wird sich wohl in Zukunft als Einarm, in Gesellschaft irgend eines Einbeins produciren, ein ächter Vertreter der modernen Kunst, die eigentlich ins Hospital gehört.

Die Berliner fangen doch an sich zu schämen, daß sie die aus Schleswig heimkehrenden „Sieger" so gänzlich vernachlässigt haben, und wollen ihnen jetzt post festum ein prachtvolles Fest geben. Uebrigens, wenn auch der Krieg mit Dänemark bereits so ziemlich aus dem Gedächtniß des Volks ausgewischt ist, so nehmen doch die Sammlungen für die Verkrüppelten und die Familien der Gebliebenen einen höchst erfreulichen Fortgang. Die Invaliden dieses Kriegs werden hoffentlich nicht nöthig haben, als Bänkelsänger mit dem Leierkasten herumzuhinken, gleich den Invaliden der Freiheitskriege. Wie das Mitgefühl nur eines die Sinne packenden Anlasses bedarf, um hell empor zu flammen, davon erlebte ich verflossene Woche ein Beispiel. Ich wanderte durch eine der Straßen in der Nähe des Schlosses, als ein österreichischer Jäger in voller Uniform, dem beide Füße abgeschossen waren, an Krücken aus einem Haus hervorgehumpelt kam. Im Nu hatte sich eine Gruppe um ihn gebildet, und es war wirklich rührend, mit welcher Theilnahme man ihn um seine Wunden befragte. Und bei dem Fragen hatte es nicht sein Bewenden. Man machte ein Collekte für den Unglücklichen, und in einer Viertelstunde war so viel Geld zusammengesteuert, daß derselbe zuletzt nicht mehr wußte, wohin mit all dem Reichthum. Wäre es ein Däne gewesen, ich glaube das Volk hätte sich eben so großmüthig gezeigt. In solchen Momenten überwiegt das Ewige, Reinmenschliche, verschwinden die zeitlichen Schranken, durch welche Nationen von einander getrennt werden.

Vorige Woche verstarb hier in der Irrenabtheilung der Charité ein Mann, dessen trauriges Schicksal allgemeines Mitgefühl erregt hat und den man in der That als Opfer eines zu stark entwickelten Gerechtigkeitssinns nennen kann. Xaver von Laszewski, ein Gutsbesitzer aus Posen, pachtete vor eilf Jahren die Herrschaft Lazuow in russisch Polen. Die Spekulation war aber eine unglückliche, denn er wurde durch einen hochgestellten russischen Beamten um sein gesammtes Inventarium im Werthe von 37,000 Silberrubeln gebracht. Er wandte sich um Schadenersatz an die russische Regierung, und als diese ihn abschlägig beschied, an das preußische Ministerium, das auch die Gerechtigkeit der Forderung anerkannte und mit der russischen Regierung in Unterhandlung trat. Nach langem Hin- und Herschreiben entschloß man sich in Petersburg, dem Herrn von Laszewski eine Entschädigung von 22,500 Silberrubeln zu geben, unter der Bedingung, daß er auf alle weiteren Ansprüche verzichte. Dieß lehnte er ab, bemerkend, daß die russische Regierung, wenn sie ihm überhaupt eine Entschädigung schulde, zur Zahlung der ganzen Summe von 37,000 Rubeln verpflichtet sey. In Erwiederung hierauf zog die russische Regierung das frühere Anerbieten zurück und deponirte für Laszewski auf der hiesigen russischen Gesandtschaft ein „Gnadengeschenk" von 3000 Rubeln. Seine Entrüstung kannte nun keine Grenzen; er erklärte, daß er nicht Gnade wolle, sondern Recht, richtete die leidenschaftlichsten Gesuche an den russischen Gesandten in Berlin, und ließ sich, da Alles fruchtlos blieb, zuletzt zu Drohungen gegen denselben fortreißen. In Folge dessen wurde er am 30. April dieses Jahrs verhaftet und in die Stadtvogtei gesperrt. Vorher schon krankhaft gereizt, verfiel er jetzt in die furchtbarste Aufregung. Man bot ihm abermals von Seiten der russischen Regierung statt des „Gnadengeschenks" die anfänglich gebotenen 22,500 Silberrubel an, doch nur um eine noch heftigere Antwort zu erlangen, als das erste mal. Vergebens stellte man dem Gefangenen vor, daß er, der einzelne, freundlose Privatmann, gegen zwei Regierungen nichts ausrichten könne — er verharrte auf seinem Recht, und „Recht," rief er den Unterhändlern unzählige male zu, „Recht geht vor Gewalt." Armer Laszewski! Sicherlich geht Recht vor Gewalt, aber leider bloß, wenn das Recht die Gewalt hat, was eben nicht oft der Fall ist. Hier war es nicht der Fall. Die Aufregung Laszewskis wuchs, bis sie zuletzt, durch die Wiederholung des zornig verworfenen Angebots beständig genährt, zur förmlichen Tobsucht wurde. Und nun war die Geduld der Göttin Justitia erschöpft, der Märtyrer des Gerechtigkeitssinns wurde von den Dienern der Gerechtigkeit in eine Zwangsjacke gesteckt, nach der Charité geschleppt und dort, von Wahnsinnigen umringt, ist er vorige Woche gestorben — seine letzten Worte waren: Recht geht vor Gewalt! — Es gibt da Leute, welche sagen, er sey gar nicht geisteskrank gewesen, aber das sind völlig unbegründete Zweifel. Wer in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts der „Civilisation," wer im Jahre des Heils 1864 noch ernstlich an das alte Sprüchlein: Recht geht vor Gewalt! glauben kann, der hat dadurch allein schon hinlänglich bewiesen, daß er in die Charité gehört oder — in das preußische Abgeordnetenhaus.

Hamburg, September.

(Schluß.)

Die Bierfrage. — Postreform. — Schillerstatue. — Das Monument für Jungmann. — Die Verbindungs-Eisenbahn. — Commercielles.

Wenn die Kopenhagener es über sich gewinnen konnten, ihren Kummer über die erlittenen Niederlagen im Felde wie am grünen Tische in materiellen Genüssen aller Art zu vergessen, so war es unserem Publikum wohl nicht zu verargen, wenn es sich ebenfalls nach Zerstreuungen umsah aus andern Gründen. Stocken die Geschäfte, so fängt man aus Langeweile nur Grillen. Diese lassen sich am besten durch verständiges Genießen der Güter dieser Welt verjagen. Wir ahmten daher den Kopenhagenern nach, nicht aus Verzweiflung, sondern weil wir es gut mit uns selbst meinten und andern mit gutem Beispiel vorangehen wollten. Warum soll man trauern, wenn das Vaterland Ruhm erntet? Weßhalb den Kopf hängen lassen, weil eine flaue Zeit glücklich überstanden ist? Freilich, der Humor ist eine Gabe Gottes, die unter unserem feuchten, windreichen und nebligen Himmel eben so wenig gedeiht, wie die Rebe. Deßhalb verachten wir aber beide nicht, sondern bemühen uns vielmehr, durch reichlichen Genuß des Rebensaftes das etwas träg fließende Blut in schnellere Bewegung zu bringen. Für die Spekulation haben wir mehr angeborenes Talent, und ließe sich Humor, ächte Lebensweisheit und was mit solcher Alles verbunden seyn mag, auf dem calculirenden Wege erzeugen, ich glaube, wir brächten nicht einen, sondern einige tausend der köstlichsten Humoristen zu Stande. Dem Unmöglichen jagen wir aber nicht nach, eben so wenig dem Unzweckmäßigen, weil dabei in der Regel nichts herauskommt. Praktische Dinge praktisch angreifen, ist jedenfalls klüger, und da es von Selbsterkenntniß zeugt, wenn jeder treibt, was sich für ihn schickt, so halten und hielten wir uns an das Praktische und haben jetzt Aussicht, uns schon demnächst unserer eigenen Klugheit wegen Lob spenden zu müssen.

Irre ich nicht, so erwähnte ich vor einiger Zeit der gewaltigen Brauerei, die von reichen Kapitalisten in der Vorstadt St. Pauli auf Aktien erbaut worden ist, um darin nach bayerischem Recept unter Beaufsichtigung erfahrener Brauer aus dem schönen Bayerlande bayerisches Bier zu brauen. Man hat das glücklich fertig gebracht. Mitte August ward die Aktienbrauerei eröffnet und der erste Bräu ausgeschenkt. Man pflegt uns häufig vorzuwerfen, daß wir eine Vorliebe für fremdländische Delikatessen haben sollen, als da sind: Austern nebst Porter und Ale, Schildkrötensuppe und indianische Vogelnester, Rennthierzungen und Straßburger Gänseleberpasteten, Bärenschinken und Trüffelsaucen, Champagner und feinste Bordeauxweine, und es mag seyn, daß es eine gute Anzahl ächtester Republikaner unter uns gibt, die es in dieser Beziehung dem römischen Republikaner Lucullus, hätten sie eben so viele Sestertien, wie jener genußsüchtige Eßkünstler vorchristlicher Zeit, noch zuvorthun würden. Man wolle aber nicht vergessen, daß wir zugleich auch weltbürgerlich gesinnte Republikaner sind und den Kosmopolitismus immer wieder praktisch angreifen. Wir versuchen Alles, auch in den Dingen, in welchen die Papillen der Zunge den entscheidenden Richterspruch fällen, und von dem, was uns schmeckt, behalten wir am liebsten das Beste. Diesem Grundsatze nachlebend, trank alle Welt Aktienbier und judicirte, der Bräu sey gut. Ungläubig waren mit und ohne Ueberzeugung nur die Anhänger des Alten, die es ungern sehen mochten, daß außerhalb der löblichen Brauerzunft stehende Miethlinge ein Bier herzustellen sich unterfingen, welches dem ihrigen den Rang ablief. So erlebten wir denn das merkwürdige Faktum, daß im Salon, im Theater, in bürgerlichen Familienkreisen und an der Börse fast ausschließlich nur vom Bier gesprochen wurde, und das geschah in einer Stadt, deren Bewohner vor zwanzig Jahren kaum von Bier hören mochten, es unter allen Umständen aber gewiß nicht getrunken haben würden. Hamburg hat also, wie manche große Stadt vor ihm, ebenfalls seine Bierfrage gehabt und steht somit mitten in der Civilisation der Gegenwart, wo das Bier zu den unabweisbaren Lebenssäften gehört, die eben so wenig entbehrt werden können wie die Kartoffeln.

Im engsten Zusammenhange mit Eröffnung der Aktienbrauerei stand die Eröffnung eines neuen Gesellschaftsgartens mit großartigen Etablissements. Die Einrichtung dieses neuesten, mitten in der Stadt gelegenen Vergnügungslokals sind so getroffen, daß der Vornehmste und Exclusivste davon angezogen und der bescheidene Kleinbürger nicht abgestoßen wird. Es ist für alle Stände genügender Raum vorhanden, und da man von Anfang an auch für gute Orchestermusik Sorge getragen hat, so wird mit den längeren Abenden der Besuch eher zu- als abnehmen. Gerade diesem neuen Etablissement, in welchem ausschließlich Gerstensaft aus der genannten Brauerei geschenkt wird, kam das dießjährige feuchte und leider häufig nur zu kalte Sommerwetter sehr zu statten. Es hielt eine Menge Menschen innerhalb der Stadt fest, die bei wärmerer Witterung und an sonnenhellen Tagen unbedingt vor die Thore in die daselbst zahlreich vorhandenen Gärten wandern, wo ausreichend für Genuß gesorgt ist und wo der spätere Abend die Augenweide bunter Feuerwerke und Aehnliches mehr bringt. Solchen Zerstreuungen im Freien war der dießjährige Sommer leider so entschieden abhold,

daß man schon aus Gesundheitsrücksichten darauf verzichten mußte. Das schlechte Wetter — wenn man immerwährenden Regen, rauhe Winde, kalte Nächte und äußerst mäßig warme Tage so zu nennen ein Recht hat — begann schon Anfang Juni und hält noch heute an. Die Zahl der regenfreien Tage in dieser langen Zeit war eine äußerst geringe, so daß wir mit vollem Recht sagen dürfen: wir haben einen gleich rauhen und regenreichen Sommer noch nicht erlebt.

Unsere städtischen Angelegenheiten dürften demnächst manchen Aenderungen, wir wollen hoffen, zum Bessern unterliegen. In erster Reihe ist in dieser Beziehung die Postfrage zu nennen, soweit dieselbe eine specifisch hamburgische ist. Bekanntlich zeichnen sich alle drei Hansestädte durch die seltsame Einrichtung aus, daß sie ihren Postverkehr mit dem gesammten Auslande in höchst eigenthümlicher Weise regeln, indem sie eine Menge Postämter innerhalb ihrer Mauern bestehen lassen, die alle — jedes für sich — auf eigene Hand wirthschaften. So hat unsere Stadt außer dem eigentlichen städtischen Postamte bis auf den heutigen Tag noch ein preußisches, ein mecklenburgschweriniisches, ein schwedisches, ein hannover'sches, ein Thurn und Taxisches &c. Postamt, und wer in der Lage sich befindet, viel mit aller Welt, deutscher wie außerdeutscher, correspondiren zu müssen, der hat das zeitraubende Vergnügen, seine Briefe — frankirte wie unfrankirte — entweder in Person oder durch einen Stellvertreter auf diese verschiedenen Postämter zu befördern. Wie störend dieß für den großen Verkehr in einer Handelsstadt von Hamburgs Bedeutung und Umfang seyn muß, kann ein Kind begreifen. Die Stadt hat sich seit einem Decennium über die Thore hinaus so erweitert, daß Hunderte von Correspondenten drei Viertel bis eine Stunde weit von den betreffenden Postämtern wohnen, und alle diese in der Regel viel beschäftigten Leute sind bis jetzt genöthigt, diesen endlosen Weg zurückzulegen oder zurücklegen zu lassen, um ihre Briefe rechtzeitig der Post übergeben zu können. Eine derartige Einrichtung im hoch civilisirten neunzehnten Jahrhundert ist nicht mittelalterig, sie ist antediluvianisch. Zu dieser Einsicht schienen denn auch die Väter unserer Stadt gekommen zu seyn. Der Senat hat nämlich erst ganz kürzlich unter verschiedenen andern Anträgen auch den an die Bürgerschaft gelangen lassen, zur Erleichterung des correspondirenden Publikums innerhalb wie außerhalb der Stadt, also Vorstädte und Landgebiet mit inbegriffen, Briefkasten anzulegen, welche täglich fünf bis sieben mal entleert werden sollen. Die Zahl dieser Briefkästen ist auf dreiundsechzig insgesammt festgestellt und die Kosten der neuen Einrichtung nebst Besoldung der erforderlichen Beamten hat man auf 40,000 Mark Courant berechnet. Da der Bürgerschaft nach Ablauf der alljährlichen Sommerferien eine bedeutende Menge Anträge vorliegen, die alle erledigt werden sollen, dürften wohl noch einige Wochen vergehen, ehe auch diese so höchst wichtige Angelegenheit in ihr zur Sprache und zur Erledigung kommt. Hoffentlich aber wird sie auf keine großen Hindernisse stoßen, damit wir der Wohlthat der neuen Einrichtung, wenn nicht früher, doch wenigstens mit Beginn des neuen Jahres theilhaftig werden.

Durch Vermittlung des hiesigen Schillervereins werden wir eine Schillerstatue erhalten, die in unmittelbarer Nähe der zukünftigen Kunsthalle, an welcher bereits rüstig gebaut wird, aufgestellt werden soll. Ein gutes Monument thut unserer monumentlosen Stadt wahrhaft Noth; könnte man deren einige für ein Billiges bekommen, wäre es noch besser, für ein Billiges müßte es aber schon seyn, denn es hat große Mühe gekostet, die Herstellungssumme für das Schillerdenkmal zusammen zu bringen. Leider ist der Verfertiger desselben, der hiesige Bildhauer Julius Lippelt, kürzlich gestorben, ohne die letzte Hand an sein preisgekröntes Werk legen zu können.

Ein anderes Monument, das nicht eigentlich der Stadt Hamburg angehört, sondern einem ziemlich entlegenen Kirchhofe derselben, ward vor wenigen Tagen feierlich enthüllt. Dasselbe erhebt sich über dem Grabe des im Jahre 1862 verstorbenen Major Jungmann, welcher am 5. April 1849 die schleswig-holsteinische Artillerie befehligte und jenen glänzenden Sieg bei Eckernförde über die dänische Marine errang, der als schönes Ruhmesblatt ewig in der Geschichte fortleben wird. Das Denkmal, von dem Bildhauer Pfeiffer entworfen und ausgeführt, stellt einen Artilleristen in sitzender Stellung in der ehemaligen schleswig-holsteinischen Uniform dar, welcher sich auf den Lauf einer Kanone stützt. Die Inschrift des einfachen, aber recht ansprechenden Grabmonumentes nennt das Geburts- und Sterbejahr Jungmanns, wie den Tag der glorreichen Waffenthat, durch welche sich der früh Verstorbene einen unvergänglichen Namen erworben.

Zu größerer Erleichterung insbesondere des Waarenverkehres haben wir nunmehr sichere Aussicht, einen Schienenweg zu erhalten, welcher in möglichst gerader Richtung den Hamburg-Berliner Bahnhof mit dem Altona-Kieler verbinden wird. Ueber diese Bahn sind Unmassen Papier verschrieben worden, denn die Richtung, welche sie nehmen sollte, entsprach nicht den Interessen Aller. Da sich im Publikum ein heftiger Widerwille gegen eine Verletzung der eine Art Park bildenden Wallanlagen kund gab, an denen der Hamburger mit großer Liebe hängt und in deren schattig grünem Gehege der sogenannte „kleine Mann," der nur zu häufig als Wohnung mit einem dunkeln, feuchten Keller oder mit einem dumpfen Hofe sich begnügen muß, am Feierabend gern spazieren geht, so galt es bei der Abmessung der Bahn in dieser Richtung, die Wallpartien möglichst zu schonen. Es wird dieß auch gelingen. Die Bahn läuft in der Tiefe des Walles am Stadtgraben fort, den sie nach Passirung zweier Tunnel überschreitet, um in nächster Nähe des zoologischen Gartens über die Sternschanze das Altonaer Gebiet zu erreichen. Jedenfalls wird der Bau alsbald beginnen.

Das verhängnißvolle Jahr 1857, das uns die große

Handelskrisis brachte, scheint von Vielen schon wieder vergessen zu seyn. Die Spekulation hat neuerdings, namentlich in der kaufmännischen Welt Englands, Bahnen eingeschlagen, die sich höchst unheilvoll für den Handelsstand im Allgemeinen erweisen. Die Bestürzung, welche in den Londoner Citykreisen herrscht, macht sich auch bereits an unserer Börse bemerkbar. Man fürchtet bedeutende Fallissements, da der Geldmangel groß ist und die starken Silberausfuhren in den letzten Wochen sehr bitter empfunden werden. Der Disconto steigt bedenklich und die Aktien der großen Geldinstitute machen eine rückgängige Bewegung, die, ist sie auch nur vorübergehend, doch störend auf den Geldmarkt einwirkt. Die nicht mehr wegzuläugnende Stockung hat die Direktoren der hiesigen „norddeutschen Bank" nebst einigen der bedeutendsten hiesigen Bankiers veranlaßt, dem Senat eine Supplik zu überreichen, in welcher um Abänderung des zur Zeit üblichen Modus in Bezug auf Einbringen und Herausnehmen von Silber bei unserer Girobank gebeten wird. Nöthig dürfte eine solche Aenderung allerdings seyn, da bei dem jetzigen Modus das Herausnehmen von Silber dadurch erleichtert wird, daß die hiesigen Barren einen größeren Feingehalt haben als die anderer Orte, während die hiesige Probe das Einbringen erschwert, indem nicht nur ein pr. Mille des ganzen Betrages in Abzug gebracht, sondern auch behufs der Probirung oft mehr als nöthig aus den Barren ausgehauen wird, was den Einbringer natürlich schädigen muß. Die Supplik schlägt deßhalb vor, die Bankwardeine sollen angewiesen werden, Silber nach seinem wirklichen vollen Gehalt zu probiren, und zwar durch wirkliche Ausführung der Probe auf nassem Wege; ferner: nicht mehr, als zur Probe nöthig ist, aus den Barren auszuhauen und das überflüssige Silber eventuell dem Betreffenden zurückzugeben; endlich die Bankverwaltung anzuhalten, „daß sie den Betrag des eingebrachten Silbers ohne Abzug von ein pr. Mille creditirt, und das Silber nicht nur dem Namen nach, sondern in der That zu gleichem Preise annimmt und herausgibt." Es wird abzuwarten seyn, ob man dieser Supplik, die zweckmäßig zu seyn scheint, Folge geben wird, und ob es überhaupt möglich ist, alsbald eine Aenderung eintreten zu lassen, was der Beurtheilung und Entscheidung Sachverständiger vorbehalten bleiben muß.

Newyork, September.

Die Präsidentenwahl.

Die große regelmäßige Umwälzung, welcher unsere Republik alle vier Jahre unterworfen ist, die herannahende Präsidentenwahl, ist die Tagesfrage, welche für die nächsten zwei Monate die ganze Thätigkeit, die Umtriebe und Intriguen der Parteiführer und Politiker aller Art, aller Schattirungen, der Angestellten und Stellenjäger, so wie das Interesse, die Wünsche und Leidenschaften des gesammten Volkes zum höchsten Grade steigert. Die Candidaten sind ernannt, Abraham Lincoln von den Unionisten, General Mac Clellan von den Demokraten, und einer der hitzigsten, hartnäckigsten Wahlkämpfe, die man auf diesem Continent erlebt hat, steht bevor. Wie auch die Entscheidung ausfallen mag, hängt nicht nur das Schicksal einer politischen Partei davon ab, sondern das des ganzen Volkes steht auf dem Spiele; ob der Norden oder der Süden, ob freie Institutionen oder Sklaverei das Uebergewicht gewinnen und der Nation Gesetze vorschreiben sollen, das sind die Fragen, welche sich an die Namen der beiden Männer knüpfen, die zu Trägern jener Gegensätze erhoben worden. Auf der einen Seite steht die sogenannte Demokratie, die Partei, welche bis zum Ausbruch des Krieges durch ihre Allianz mit den südlichen Sklavenhaltern, deren gefällige Werkzeuge sie in allen ihren Bestrebungen zur Ausbreitung und Befestigung der Sklaverei waren, das Land viele Jahre lang regiert hat. Die Erhebung der Sklavenhalter in offener Rebellion gegen die Vereinigten Staaten brach auf einmal die Macht der Partei als ein Ganzes und ließ die Demokraten des Nordens in der Minderzahl gegen die Massen der Bevölkerung in den loyalen Staaten. Daher ihre heimliche und offene Sympathie für die Rebellen, ihre Anstrengungen, jede Maßregel zur Unterdrückung der Rebellion zu vereiteln, und ihr fortwährendes Geschrei, daß der Krieg barbarisch, nicht zu rechtfertigen sey und dem Sinn wie dem Buchstaben der Constitution entgegenlaufe. Sie wissen, daß wenn der Krieg noch längere Zeit fortdauert, ihre südlichen Bundesgenossen sammt der Sklaverei nothwendig unterliegen und ihre eigenen Aussichten dadurch auf unbestimmte Zeit in die Ferne gerückt werden würden, daß jetzt der letzte Augenblick ist, um wieder an's Ruder zu gelangen, und strengen daher alle Kräfte an, um durch die Erhebung eines ihrer Werkzeuge auf den höchsten Posten des Landes einen Frieden und eine Wiedervereinigung zwischen den getrennten Staaten zu Stande zu bringen, wodurch die gehässige

Herrschaft der Sklavokratie auf's Neue befestigt und der Sklaverei solche Garantien gegeben würden, daß Generationen ins Grab sinken müßten, ehe es gelänge, den Fluch abzuschütteln. Das Programm, welches von den Demokraten in den letzten Tagen des August in der Convention zu Chicago aufgestellt wurde, „die Chicago Plattform," wie es in der amerikanischen politischen Sprache heißt, hat kein Wort der Verdammung oder nur des Tadels für die Rebellen. Es verhehlt die Thatsache, daß es diese waren, welche den Krieg begonnen und räuberischer Weise, wo sie nur konnten, die Schiffe, Zeughäuser, Schatzkammern, Münzen, Zollhäuser und Festungen der Vereinigten Staaten in Besitz genommen, die schwachen Besatzungen der letzteren zu Gefangenen gemacht, ehe von unserer Seite ein einziger Schuß abgefeuert worden war. Die Anführer der Rebellen, welche nach der Einnahme des Fort Sumter fälschlich behaupteten, Lincoln und die Abolitionisten hätten dem Süden den Krieg erklärt, und dadurch die Staaten Nord-Carolina und Arkansas unter dem Vorwand der Nothwehr zum Abfall verleiteten, werden durch dieses nichtswürdige Programm indirekt gerechtfertigt. Durch kein Wort ist angedeutet, daß sie das geringste Unrecht begangen oder daß die Regierung das mindeste Recht gehabt habe, ihnen Widerstand zu leisten. Es beschränkt sich, die Regierung anzuklagen und die unbedingte Einstellung aller Feindseligkeiten zu verlangen. Der Sklaverei, dieses „Grundsteins der südlichen Conföderation," wird wohlweislich mit keiner Sylbe erwähnt, wahrscheinlich aus Scheu vor dem Urtheil des civilisirten Europa, dem man bekanntlich seit dem Anfang des Krieges einzureden versucht hat, daß dieselbe nicht die Ursache davon sey. Die Erwähnung wäre im Grunde auch nur überflüssig, denn über diesen Punkt herrscht unter den Demokraten aller Schattirungen vollkommenes Einverständniß, und nicht Einer von ihnen würde zögern, selbst über die freien Staaten diesen südlichen Segen zu verhängen, wenn die Herren Sklavenhalter es so verlangten und die Sache überhaupt möglich wäre.

Auf den ersten Anblick erscheint die Ernennung M'Clellans im Widerspruch mit den Zwecken der Partei, welche ihn zu ihrem Repräsentanten erhoben hat. Verdammung des Kriegs für die Union und der Satz: „Die Union hat kein Recht, einen Staat durch Zwang festzuhalten," sind Hauptpunkte des demokratischen Glaubensbekenntnisses, seitdem sich herausgestellt hat, daß solcher Zwang zur Vernichtung der Sklaverei führen würde; dennoch war M'Clellan von dem Ausbruch des Kriegs an General im Dienste der Union und wurde vor fast zwei Jahren, durchaus nicht auf seinen Wunsch und zum unbeschreiblichen Aerger seiner Anhänger, des Oberbefehls über die Potomacarmee entsetzt, ohne indessen seinen Rang als Generalmajor und den Sold eines solchen aufzugeben. Er ward somit ein freiwilliges Werkzeug dieses den Friedensmännern um jeden Preis so verhaßten Zwanges; ja, er erklärte sich damals offen für die ihnen so anstößige Rekrutenaushebung. Bei näherer Betrachtung findet man indessen, daß diese Widersprüche nur scheinbar sind und daß M'Clellan der rechte Mann für alle Verräther im Norden und Süden ist; denn wenn er sich auch nicht offen zu der Theorie der Staatsrechte bekannt hat, so hat er doch niemals in seiner Ergebenheit für die Sklaverei geschwankt, und dieß ist der wahre Prüfstein demokratischer Orthodoxie. Es ist wahr, daß er der Befehlshaber der großen Potomacarmee war; allein er führte den Krieg in der Absicht, die Sklavenhalter vor den Folgen ihrer eigenen selbstmörderischen Tollheit zu bewahren, anstatt sie für ihre Verrätherei zu bestrafen, und niemals wurde ein schwaches Rebellenheer von einer weit überlegenen Unionsarmee auf seinem Rückzug ernstlich beunruhigt oder gar abgeschnitten. Seine Kriegführung war so sanftmüthig, so zahm und rücksichtsvoll, daß er den Rebellen weit größere Dienste leistete, als wenn er offen zu ihnen übergetreten wäre. Mehrere südliche Zeitungen behaupten sogar, daß er seine Dienste zuerst der Conföderation angeboten habe und nur durch die glänzenderen Aussichten und Vortheile, welche die rechtmäßige Regierung ihm zu verheißen schien, veranlaßt worden sey, das Schwert gegen seine politischen Glaubensgenossen zu ziehen. Unter allen Generalen war er der erste, welcher auf das Gerücht hin, daß in Maryland ein Sklavenaufstand ausgebrochen sey, sich erbot, denselben „mit eiserner Hand" zu unterdrücken; ja er soll sich sogar gerühmt haben, seit der Emancipations-Proklamation des Präsidenten nicht das Geringste gegen die Rebellen unternommen zu haben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 28. Oktober 1864.

— Mönche, öffnet mir die Thür!
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt.
Platen.

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

Neu-Ruppin. — Andreas Fromm.

Ruppin hat einen Namen in der Geschichte, weil Kronprinz Friedrich jene Jahre glücklicher Zurückgezogenheit dort zubrachte, die zwischen den düstern Tagen von Küstrin und den glänzenden Tagen von Rheinsberg liegen; außerdem fliegen die Ruppiner Bilderbogen, mit der halb Kinderreim gewordenen Devise, „bei Gustav Kühn in Neu-Ruppin" über die ganze Welt. Ruppin aber hatte seine eigentliche Glanzzeit in weit zurückliegenden Tagen, als es noch „Hauptstadt" und Residenz der Grafen war. Die Ruppiner Grafen residirten hier dreihundert Jahre und länger. Von diesen alten Tagen will ich heute erzählen.

All die Zeit über, namentlich während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, hatte Ruppin, wie alle andere märkischen Städte, seine Fehden mit dem umwohnenden Adel; Fehden, zu denen sich von Zeit zu Zeit innere städtische Streitigkeiten oder Volksausbrüche gegen das Gebahren der niedern Geistlichkeit zu gesellen pflegten.

In den Kämpfen zwischen der Stadt und dem Landadel — der außer einem gewissen Standesbewußtseyn aller hervorragenden Züge entbehrt zu haben scheint — spielte die sogenannte „Kuhburg" eine Rolle. Sie stand auf den Kahlenbergen, eine Meile nördlich von der Stadt (auf dem Wege nach Rheinsberg), und diente zunächst als „Lug in's Land." Rückten die Feinde an, so gab der Wächter sein Zeichen und die Bürger mit ihren Knechten und Reisigen, die gemeinhin als Besatzung in diesem Thurme (eben der sogenannten „Kuhburg") lagen, brachen nun hervor, theils um das Vieh zu retten, theils um dem Angriff zu begegnen. Zu nachhaltigen Unternehmungen kam es selten, besonders nachdem beide Parteien die Nutzlosigkeit einer ernsteren Kriegführung erprobt hatten. Die Adeligen, nach vielfach gescheiterten Versuchen, waren eben so abgeneigt, die wohlverwahrte Stadt anzugreifen, als die Bürger eine Scheu hatten, sich an der Einnahme unzugänglicher „Sumpfburgen" zu versuchen. Die immer bedrohte Sicherheit hatte auf beiden Seiten zu einem ausgebildeten Defensivsystem geführt, und während jetzt der Grundsatz gilt, „daß der Angriff stärker sey als die Vertheidigung," war es damals umgekehrt. So begnügte man sich damals mit Ueberfällen, bei denen die Bürger in so weit den Kürzern zogen, als ihr Handel und Wandel (der großen städtischen Heerden ganz zu geschweigen) ein größeres und bequemeres Angriffsobjekt boten. 1365 und 1386 werden in einem Ruppiner Schloßregister die gefürchtetsten Feinde aus der

Umgegend genannt. Es sind: Tacke de Wonz (wahrscheinlich Wunsch), Reinecke von Ganz, Webego von Walsleben, Lüdeke von Winterfeldt, Cluus von Winterfeldt und Hans von Lüderitz. Die drei erstgenannten Familien sind ausgestorben.

Es kamen selbstverständlich auch „stille Zeiten;" aber wenn auch länger oder kürzer die Fehde ruhte, so ruhte doch selten der Groll im Herzen, und aller Orten, wo Adel und Bürger bei Wein und Bier, bei Spiel und Festlichkeiten zusammen kamen, war immer Gefahr vorhanden, die alte Fehde neu ausbrechen zu sehen. Die bitterste Fehde der Art, die lange nachwirkte, fiel in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Es verhielt sich damit wie folgt.

In einem Wirthshaus Ruppins saßen Adelige und Bürger bei einander; man trank, man schwatzte, aus dem Schwatzen wurde Streit, ein Adeliger zog seine Waffe und stach einen der Bürger nieder. Die That wurde ruchbar auf der Stelle, und die Stadt, die damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit hatte, ließ den Uebelthäter greifen, gefangen setzen und verurtheilte ihn zum Tode durch das Schwert. Als das Urtheil und die zur Vollziehung festgesetzte Zeit unter dem Adel der Umgegend bekannt wurden, versammelten sich die Edelleute dicht vor dem Thore in der Nähe der Richtstätte, um ihren Standesgenossen zu befreien. Der Rath jedoch, der davon Kunde erhielt, traf seine Maßregeln. Er hielt das Außenthor verschlossen und ließ den Verurtheilten zwischen dem Außen- und Innenthor („nahe bei dem ersteren, damit es die Ritter hören könnten") den Kopf abschlagen. Dann wurde das Außenthor geöffnet und die Edelleute durften den Leichnam ihres gerichteten Standesgenossen zur Bestattung mit sich nehmen. Der Adel klagte bei dem Markgrafen (wahrscheinlich bei Albrecht Achill), und der Stadt, die in diesem Falle die Pflicht gehabt hätte, eine höhere Instanz anzurufen, wurde als Strafe auferlegt, hinfort keinen freien Adler mehr im Wappen zu führen, sondern einen verkappten. Noch bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts deutete ein eisernes Kreuz zwischen Außen- und Innenthor die Stelle an, wo die Stadt, über ihr Recht hinaus, ihr Recht über Leben und Tod geübt hatte.

Ob der „verkappte Adler" den Ruppinern, die im Uebrigen ihren Willen gehabt hatten, ein besonderes Herzeleid anthat, stehe dahin; jedenfalls sahen sie sich von härteren und fühlbareren Folgen betroffen, als sie, bei anderer Gelegenheit, ebenfalls ihren Rechtseifer nicht gezügelt und an einem Geistlichen, an dem Diakonus Jacob Schildicke, eine „rasche Justiz" geübt hatten. Die Sache war diese.

In der Stadt Ruppin, wie in der Umgegend, waren seit einiger Zeit Diebstähle aller Art verübt worden; Geld, Tuch, goldene und silberne Geräthe wurden sowohl aus Privathäusern wie aus Kirchen entwendet. Verdacht entstand gegen diesen und jenen, verschiedene wurden eingezogen; alle aber mußten wieder entlassen werden, weil die Untersuchung nichts gegen sie ergab. Endlich setzte der Magistrat eine Haussuchung fest, von der auch die Geistlichen (deren Ruppin damals gegen fünfzig zählte) nicht ausgeschlossen bleiben sollten. In der Wohnung des Jacob Schildicke fand man das gestohlene Gut. In seinem geistlichen Ornat ward er ins Gefängniß geführt und sein eigenes Geständniß, das am andern Tage erfolgte, überzeugte die Richter von seiner Schuld. Aber dieses eigene Geständniß genügte nicht, und durch Glockenläuten wurde das Volk zusammengerufen, um unter Gottes freiem Himmel ein ordentlich Gericht zu halten und die Strafe für diesen seltenen Verbrecher festzusetzen. So wollten es Richter und Magistrat. Das Volk indeß war gegen jeden Aufschub und verlangte stürmisch und ohne gesetzliche Procedur die augenblickliche Hinrichtung. Zwei Bürger, Koppe Königsberg und Heinrich Keller, wurden durch's Loos zu Vollstreckern erwählt (man hatte damals, wenigstens in den kleinen Städten, noch keinen Nachrichter), und Jacob Schildicke, ehe eine Viertelstunde vergangen, hing am Galgen. Dieses Stück Volksjustiz, dem entgegen zu treten Richter und Magistrat nicht die Macht hatten, rief innerhalb der gesammten Geistlichkeit einen Sturm des Unwillens hervor; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg brachten es vor den Papst und Ruppin ward in den Bann gethan. Handel und Verkehr stockten, die Thore waren wie gesperrt und jeder Ruppiner Bürger, der sich außerhalb der Stadt betreffen ließ, war vogelfrei. Es kostete viel Buße und demüthiges Bitten, ehe endlich nach sechs Jahren die Absolutionsbulle erwirkt werden konnte; als sie aber endlich da war, fand es der umwohnende Adel bequem, keine Notiz von der Freisprechungsbulle zu nehmen und seine Angriffe, unter dem Titel: „im Dienst der Kirche," fortzusetzen.

Die Frage entsteht: wie stellten sich die Grafen, die doch die nächstoberste Macht im Lande waren, zu all diesen Uebergriffen? Waren sie nie zur Hand, um die Städte gegen den Adel, auch nie zur Hand, um den Adel gegen die Städte zu schützen? Es scheint, daß ihnen früh der Zügel der Herrschaft entfiel; mühsam sich selber bei Ansehen haltend, waren sie viel zu schwach, um in jedem gegebenen Fall, gleichviel wie sich die Rollen tauschten, das Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren wahrzunehmen.

Schutz kam in diesen Landestheil erst, als ein neues, lebendiges Regiment an die Stelle des alten, hinfälligen trat, als die Hohenzollern, nach dem Tode des letzten Grafen, das Ruppiner Land als Lehen einzogen und sich selber als die Herren desselben etablirten. Dieß war im Jahr 1524.

Es kam nun ein Jahrhundert rasch wachsender Prosperität. Die Stadt wußte sich den Hohenzollern zu verpflichten und empfing dafür neben der Bestätigung alter Privilegien, neue Vorrechte und Freiheiten. Die Zünfte und Innungen waren stark besetzt und Handel und Verkehr blühten unter den Joachims, wie es die Stadt nie vordem gekannt hatte. Der kommende dreißigjährige Krieg warf seine Schatten in kein Ruppiner Gemüth; ahnungslos lebte jeder dem Augenblick; eine Epoche ungestörten Friedens schien angebrochen und an die Stelle der kriegerischen Aufregung, in die einst die nachbarlichen Fehden, die Quitzowzeit und die Reformationszeit die guten Bürger von Ruppin versetzt hatten, traten jetzt die friedlicheren Aufregungen, in die ein Festzug der Gewerke, eine Predigt gegen die Pluderhosen, oder eine „Huldigung" die Gemüther hineinzuziehen wußte.

Die erste Huldigung, die Stadt und Grafschaft, nach dem Tode des letzten Grafen (1524), dem damaligen Kurprinzen Joachim darbrachten, war entweder von besonderer Dürre und Nüchternheit, oder die Aufzeichnung faßte sich allzu kurz. Desto mehr erfahren wir über die Huldigung, die gegen Ausgang desselben Jahrhunderts die Ruppiner dem Kurfürsten Joachim Friedrich leisteten. Casper Witte, einer der beiden Bürgermeister, hat den Hergang selbst beschrieben. Es heißt darin:

Am 23. Juni 1598 kamen der Kurfürst sammt Gemahlin zur Huldigung nach Neu-Ruppin, mit ihnen waren die Kanzlei und der Hofstaat. Der ganze alte und neue Rath, dazu die Deputirten von Wusterhausen und Gransee, von Lindow, Zehdenick und Alten-Ruppin, als sie hörten, daß der kurfürstliche Zug die Grenze überschritten habe, fuhren auf dreien Wagen bis an den Egelpfuhl, um daselbst Seine Durchlaucht zu begrüßen. Nachdem sie zwei Stunden gewartet hatten, kam der Kurfürst. Der Rath und die Deputirten gingen ihm vierzehn bis sechzehn Schritte entgegen. Er gab Jedem die Hand. Der Kanzler Johann von Löben (der Schwiegervater des später so berühmt gewordenen Conrad von Burgsdorf) stellte sich neben den Wagen und der regierende Bürgermeister, Andreas Berlin, hielt eine lange Rede und überreichte die Schlüssel der Stadt. Der Kanzler antwortete in einer kurzen Rede. Nun bewegte sich der Zug langsam in die Stadt. Der Magistrat und die Deputirten begleiteten den kurfürstlichen Wagen auf beiden Seiten zu Fuß, ungeachtet es stark regnete, wofür sie aber durch die Unterhaltung mit Sr. Durchlaucht schadlos gehalten wurden. Vom Rosengarten bis zum Rathhause stand die Bürgerschaft in zwei Reihen, und unter ihnen 150 „Buntröcke" oder Soldaten, welche Ehrenschüsse thaten. Darauf speiste der Kurfürst sammt seiner Gemahlin auf dem Rathhause; ihnen zunächst saßen die beiden durchnäßten Bürgermeister, Andreas Berlin und Casper Witte. Es herrschte ein heiterer, ungezwungener Ton und Graf Hunert von Zerbst, der dazumalen kurfürstlicher Hauptmann auf dem Seeschloß von Alt-Ruppin war, „brachte viel Scherz und launige Rede an, von Jungfern und Frauen, von Ehebrecherei und anderer Löffelei." (Unser Gewährsmann, dem wir diese Stelle entnehmen, bemerkt dazu vorwurfsvoll, daß angenehme Zweideutigkeiten also auch damals schon in gebildeter Gesellschaft betroffen worden seyen.)

Die Anwesenheit des kurfürstlichen Paares dauerte zwei Tage. „Der Magistrat hatte die sämmtliche Dienerschaft beschenkt, zugleich aber mit allen Köchen und Kammerknechten sich gezankt," und war deßhalb froh, als am dritten Tage die Huldigungsfeierlichkeiten vorüber waren.

Wenn Bürgermeister und Deputirte, wie wir aus dieser Relation ersehen, sich mit „Köchen und Kammerknechten zankten," so stiegen sie, in besonderer Erwägung dessen, was es damals mit dem Ruppiner Magistrate auf sich hatte, eigentlich tief unter sich selbst herab; denn nach andern Berichten, die uns vorliegen, hatte Ruppin, etwa um dieselbe Zeit, wo Joachim Friedrich zur Huldigung erschien, nicht mehr und nicht weniger als sein augusteisches Zeitalter. Die Stadt, so bemerkt der Chronist, trat eben damals in eine Periode ein, die wir mit Recht die gelehrte nennen dürfen. Der Adel, in dessen Händen bis dahin sich die vorzüglichsten Magistratsstellen befunden hatten, kehrte auf seine nachbarlichen Güter zurück und statt seiner traten „gelehrte und berühmte Männer" in die erledigten Sitze ein. Ruppin entfaltete sich zu einem Beschützer der Musen und freien Künste, und die Kämmereiregister aus dem Schluß des sechzehnten Jahrhunderts geben uns Auskunft darüber, in welcher Weise das Mäcenatenthum der Stadt damals nachgesucht und bethätigt wurde.

Im Jahre 1573 überschickte Nikolaus Neusperger, Künstler und Mathematiker zu Halle, einen geschickt gearbeiteten Quadranten und empfing „33 Groschen" nebst einem Dankesschreiben. Die meisten Arbeiten aber, die eingingen, waren literarisch-theologischer

Natur und wurden in artigster Form entgegengenommen. Petrus Sinapius aus Gerz schickte sein gelehrtes Carmen „de Sanctis Angelis" (1580). Balthasar Leutinger überreichte 1585 sein Werk, „de Principio theologico." Die Honorare, die zur „Ermunterung ferneren Fleißes" bewilligt wurden, waren nicht bedeutend. Petrus Sinapius erhielt zwei Gulden sieben Groschen, Balthaser Leutinger einen Gulden eilf Groschen. Wie bescheiden aber auch diese Ehrensolde seyn mochten, sie hatten ihren Werth und ihre Bedeutung in der Vergleichung untereinander. Die eigentlichen belles lettres, so scheint es, kamen schon damals zu kurz und Georg Pondo, der, unter dem Titel „der Knabenspiegel," eine Komödie zu überreichen wagte, erhielt seine Arbeit zurückgesandt, unter einfacher Beifügung von sechs Groschen.

Wie seltsam diese Dinge uns heutigen Tages auch erscheinen mögen, sie waren weder kleinlich noch komisch zu ihrer Zeit, und das gelehrte Ruppin von 1570, auf ein halbes Jahrhundert in den Rang und Reigen deutscher Universitätsstädte eintretend, genoß vorübergehend die Ehren eines literarischen Tribunals. Erst der dreißigjährige Krieg machte dem allen ein Ende.

In der Epoche des „gelehrten Ruppin" war es denn auch, daß Andreas Fromm, keineswegs der gekannteste, aber höchst wahrscheinlich der gelehrteste Mann, den die Ruppiner Lande hervorgebracht haben — nach einigen in der Stadt Ruppin selber, nach andern in dem benachbarten Dorfe Plönitz — etwa um 1615 geboren wurde. Ich lasse zunächst folgen, was ich über den Lebensgang dieses, mit der Kirchengeschichte unseres Landes in engem Zusammenhang stehenden Mannes habe in Erfahrung bringen können.

Dieser Lebensgang, wie beinahe immer bei Künstlern und Gelehrten, besteht im Großen und Ganzen aus keiner Verkettung äußerlich interessanter Lebensschicksale; indessen die hervorragende Theilnahme Fromms an den theologischen Streitigkeiten der Paul Gerhardtschen Zeit, sein Uebertritt zur katholischen Kirche, um diesen Streitigkeiten zu entgehen, endlich seine angebliche (wenn auch durchaus nicht erwiesene) Verfasserschaft der Lehninschen Weissagung, machen sein Leben zu einem Gegenstande, der schon Anspruch darauf hat, an dieser Stelle, so weit es das mangelhafte, weil nur etwa zehn Jahr umfassende Material zuläßt, beschrieben zu werden.

Andreas Fromm, nachdem er die lateinische Schule in Ruppin und Perleberg, schließlich das „graue Kloster" in Berlin besucht hatte, studirte Theologie in Frankfurt und Wittenberg, wurde Rektor in Alt-Domm, bald darauf Professor der Philosophie am Gymnasium zu Alten-Stettin und sah sich 1651, plötzlich und ohne vorgängige Schritte seinerseits, von Berlin aus zum Probst an der Petrikirche erwählt. Er nahm an. Mitglieder des Berlin-Cölner Magistrats hatten ihn wenige Monate früher, während eines Besuchs, den er in der Hauptstadt gemacht hatte, zufällig im Hause seines Vetters, des Archidiakonus Johannes Fromm, kennen gelernt, und der Eindruck, den er bei dieser verhältnißmäßig flüchtigen Begegnung hervorzurufen wußte, war bedeutend genug gewesen, um bei eintretender Vacanz sich seiner in erster Reihe zu erinnern.

Fromm trat, bewillkommt von Magistrat und Gemeinde, in sein neues Amt ein; drei Jahre später (1654) ward er zum Mitglied des geistlichen Consistoriums ernannt, das damals aus Joh. Georg Reinhardt, erstem Consistorialrath (nicht zu verwechseln mit dem starren Lutheraner, Archidiakonus Elias Sigismund Reinhardt), Hofprediger Stosch, Kammergerichtsrath Seidel und Andreas Fromm bestand. Gottfried Schardius war Protonotar.

Die ersten Jahre vergingen verhältnißmäßig in Frieden; die Erwartungen, die man bei seiner Wahl an ihn geknüpft hatte, erfüllten sich und alle gleichzeitigen Zeugnisse der Unbefangenen sprechen sich in hohem Maße günstig über seine Gaben und seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger aus. Er übernahm freiwillig den Religionsunterricht in den oberen Klassen des Cölnischen Gymnasiums, er benutzte die wöchentlichen Betstunden, die Bibel vorzulesen und zu erklären, er stellte mit seinen Geistlichen Disputationen an und erwies sich dabei, mehr als es den Eiferern hüben und drüben lieb seyn mochte, als ein Mann des Friedens, der Versöhnung, des schönen Maßes, dem es am Herzen lag, das alte ächt biblische Christenthum an die Stelle des schroff lutherischen und schroff calvinistischen zu setzen.

In einem Gutachten, das der Kurfürst eingefordert hatte, schrieb er im Wesentlichen wie folgt: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht fragen, welchergestalt die lang desiderirte christlich-brüderliche Verträglichkeit gestiftet werden könne. Ich halte dafür, das würde helfen, daß beide Theile eine Zeitlang den Streit ließen, legten beiderseits ihre Partikularconfessionen eine Weile an die Seite, nähmen die Bibel und gingen damit zurück in die ersten 500 Jahre der Christenheit, thäten als wenn sie zu derselben Zeit lebten, da diese Spaltung noch nicht war, setzten sich in Demuth zu den Füßen der bewährtesten heiligen Väter .... und suchten aus der Väter Lehren, nach Anweisung des Vicentii Lirinensis, das zusammen, quod ubique, quod semper

quod ab omnibus creditum est, womit dann z. B. fortfallen würde, was Augustinus über Gnadenwahl und Prädestination (de gratia et praedestinatione) Hartes gesagt hat. Thäte man so, man würde in kurzer Zeit von Luther und Calvin und Formula Concordiae * wenig mehr hören, und was die neuen Lehrer aus einander gepredigt haben, das würde Gott durch die alten Lehrer bald wieder zusammen bringen."

Als Lutheraner geboren und erzogen, stand Fromm freilich innerhalb der lutherischen Kirche, aber ohne von der Unantastbarkeit einzelner, besonders den Streit nährender, dabei zum Theil erst in nach-lutherischer Zeit vereinbarten Glaubenssätze überzeugt zu seyn. Die „Formula Concordiae," die von den Wittenbergischen Ultras als Palladium der reinen Lehre verehrt und als ein rechter Prüfstein für das volle Maß der Rechtgläubigkeit angesehen wurde, erschien ihm lediglich als eine unselige Scheidewand zwischen Lutheranern und Calvinisten. Er glaubte, wenn nicht an eine Verschmelzung, so doch an eine Versöhnung der beiden Confessionen, an die Möglichkeit eines einträchtigen Nebeneinandergehens und beklagte deßhalb die unerbittliche Rechthaberei der Lutheraner, deren Starrsinn (gegen Ende der fünfziger Jahre, wo der Streit neu aufzuleben begann) die Möglichkeit einer Ausgleichung oder gegenseitigen Geltenlassens immer weiter hinausrückte.

Widerstand nun schon dieser Starrsinn seiner ganzen, zu Nachgiebigkeit und Compromiß geneigten Natur, so widerstrebten ihm ganz besonders die Formen, in denen lutherischerseits der Streit geführt wurde. Die Wittenberger, die Männer der Formula Concordiae, die — was wohl zu bemerken ist — damals noch keineswegs die Unterdrückten waren und eher Zwang übten als litten, die Wittenberger waren ihm einfach zu derb und die Sprache ihrer Polemik, die bloßen Titel ihrer Parteischriften erfüllten ihn mit Abneigung und Unbehagen. Titel, wie der folgende: „Eine unzeitige, abgeschmackte, falsche Prophetenfeige und synkretistische (d. i. glaubensmengerische), dicke, fette Generallüge, welche sich neuerdings eingefunden hat," waren damals in der polemischen Literatur der Wittenberger an der Tagesordnung, und Ausrufe, wie: „Die Calixtiner sind verdammt!" wurden allsonntäglich auf den Berliner Kanzeln gehört. Diaconus Heinzelmann an der Nikolaikirche, einer der größten Eiferer, predigte damals wörtlich: „So verdammen wir denn die Papisten, die Calvinisten und auch die Helmstädter. Mit Einem Worte, wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht." Das war nicht ein Auftreten, das dem feineren Sinn unseres Fromm gefallen konnte; Gesinnung wie Sprache waren ihm ein Schmerz und ein Gräuel und er schrieb, als ihm jene Heinzelmann'schen Worte hinterbracht worden waren, an den Hofprediger Bergius: „Ach, lieber Gott, wo will doch solche Teufelei endlich hinaus!"

Keineswegs geneigt, wegen einzelner offener Fragen rundab mit dem Lutherthum zu brechen, aber verletzt durch die Art und Weise, in der sich das orthodoxe Lutherthum tagtäglich äußerte, bildete sich bei ihm, wie von selbst, eine gewisse Hinneigung zu den Reformirten in seinem Herzen aus. Sie waren die feineren Leute, und deßhalb seinem Wesen näher verwandt. Man kann noch heute, innerhalb der politischen Welt, vielfach dasselbe beobachten. Conservative und Liberale, die zufällig in ihrem zunächst gelegenen Kreise nur gröblich geartete Elemente ihrer eigenen Partei vorfinden, ziehen es vor, in Leben und Gesellschaft mit ihren Gegnern zu verkehren, wenn sie wahrnehmen, daß diese Gegner ihnen in Form und Sitte näher stehen. Die Verschiedenartigkeit der Ansichten kann wenigstens zwischen feineren Naturen zu einem gesteigerten Bindemittel werden; alle Gegensätze vertragen sich gesellschaftlich, wenigstens können sie es; nur grob und fein schließen einander aus.

So ähnlich war es mit Fromm. Das Maßvollere, das dem Schmähen und Schimpfen Abgeneigtere, das die Calvinisten, was sonst auch ihre Mängel seyn mochten, vor den zelotischen Wittenbergern voraus

* Die Formula Concordiae („Concordienformel") ist, wie es der Name anzeigt, ein Einigungsbuch, in dem sich die Lutheraner über gewisse Streitfragen einigten und feststellten, was hinfür in Betreff dieser Fragen das Richtige seyn solle und was nicht. Das Einigungsbuch, das aus einem kürzer abgefaßten und einem weiter ausgeführten Theil (die aber beide dieselben Fragen behandeln) besteht, wurde, auf Veranlassung des Kurfürsten August von Sachsen, von zwölf lutherischen Theologen ausgearbeitet und 1580 veröffentlicht. Zweck war: das Eindringen einzelner calvinistischer Lehren in das Lutherthum zu verhindern. Es sind eilf Streitfragen, worüber die Formula Concordiae Festsetzungen trifft. Die wichtigsten sind: die Lehre von der Erbsünde, vom freien Willen, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl. Die Concordienformel, in ihrer Bekämpfung dessen, was sie calvinistische Irrlehre nennt, betont selbstverständlich die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl und lehnt sich gegen die Prädestinationslehre auf. Wer sich zur Formula Concordiae bekannte, hatte dadurch seine Gegnerschaft gegen den Calvinismus ausgesprochen.

halten; that seiner Natur wohl, und aus dieser Empfindung heraus gestaltete sich ein Freundschaftsverhältniß zu einigen der reformirten Geistlichen, ganz besonders zum Hofprediger Stosch. Leider sollte dasselbe nicht zu seinem Glücke führen. Die vertraulichen Briefe, die er eine Reihe von Jahren hindurch an Stosch richtete und die alle darauf hinausliefen, den Eigensinn, die Intoleranz der Wittenberger zu verurtheilen, entschieden später, als das Verhältniß zwischen den Freunden sich zu trüben begann, über sein Schicksal. — Diese Trübung der Verhältnisse konnte aber schließlich kaum ausbleiben; der Entwicklungsgang, den die kirchlichen Dinge in unserem Lande nahmen, führte direkt darauf hin. Wir werden sehen wie.

Die Lutheraner hatten, um ein schon oben gebrauchtes Wort zu wiederholen, eine Reihe von Jahren hindurch eher Zwang geübt als Zwang gelitten; aber diese Sachlage erhielt sich nicht. Auf die siegreichen Jahre der Formula Concordiae folgten die bittern Jahre des Revers. Die Geschichte des „Revers" war aber in der Kürze folgende.

Der Kurfürst, nach langem Zögern endlich der Zänkereien müde, deren tiefere Bedeutung ihm nicht einleuchten wollte, entschloß sich zu einem energischeren Vorgehen gegen den immer lauter werdenden Unfrieden in der Kirche. Er erließ Edikte „gegen das unnöthige Eifern, Gezänk und Disputiren der Geistlichen auf den Kanzeln," zu deren Inhalt und sachlicher Berechtigung die Geistlichen sich durch Unterzeichnung eines Reverses bekennen mußten.

Solche „Reverse" existirten in verschiedener Fassung. Eine Formel lautete wie folgt: „Daß Wir Endes benannte Prediger bei der lutherischen Kirchen zu Berlin in Unserem Lehr-Ambte bei den Glaubens- und Lebenslehren und namentlich auch in denen zwischen Uns und den Reformirten schwebenden streitigen Punkten bei Dr. Lutheri Meinung und Erklährung, wie selbige in Augustana Confessione und deren Apologia enthalten, und demnach auch in Gemeinschaft der allgemeinen lutherischen Kirchen beständig zu bleiben gemeint seyen, jedoch aber bei Tractirung der gedachten Controversien Uns zugleich unverbrüchlich halten wollen, wie in den kurfürstlich brandenburgischen Edictis Uns anbefohlen ist, Solches thun wir mit diesem eigenhändig unterschriebenen Revers angeloben, urkunden und bekennen."

Diese Edikte, die sich unter einander ergänzen, verboten das Studiren in Wittenberg, ordneten Rückberufung der dort Studirenden innerhalb drei Monaten an und äußerten sich in Betreff der Zänkereien wie folgt: „So mögen denn die Wittenberger sich des unseligen Verdammens und Verketzerns, so wie der Verhöhnung der Personen und aller höhnischen Vorstellung ihrer Lehren enthalten und sich also bezeigen, daß sie neben der Wahrheit auch den Frieden suchen und die brüderliche Liebe unter den Christen eher erwecken als dämpfen." Aehnliche Ermahnungen, besonders aber die Aufforderung, gewisse Hypothesen nicht als die alleinige Wahrheit anzusehen, kehren in den Edikten vielfach wieder. Es war unbedingt hart für die Lutheraner, darüber einen „Revers" ausstellen zu sollen.

Diese Schritte der Regierung waren vielleicht unvermeidlich, und das Harte, was darin lag, zum guten Theil wohlverdient; dennoch war es ein Zwang, der auf Einen Schlag die ganze Sachlage umgestaltete und aus denen, die bis dahin die Drückenden gewesen waren, plötzlich die Gedrückten machte. Ein Nothschrei ging durch das Land; Städte und Städteversammlungen protestirten gegen die kurfürstliche Forderung, aber ohne Erfolg. Der Kurfürst bestand auf dem Revers. Viele unterzeichneten, andere weigerten sich, legten ihr Amt nieder und gingen außerhalb Landes. Unter diesen letztern war Paul Gerhardt.

„So war der allgemeine Verlauf der Dinge. Die Frage entsteht jetzt: wie stellte sich Andreas Fromm zu dieser veränderten Sachlage? Die Antwort kann nicht zweifelhaft seyn. Fromm, der dem Zelotismus der Wittenberger jahrelang voll Unwillen und Unbehagen den Rücken zugekehrt und den Duldungsprincipien der Reformirten sich zugewandt hatte, er mußte in demselben Augenblick das leis geknüpfte Band auch wieder lösen, in dem er erkannte, daß die Reformirten ihren Sieg nur erfochten hatten, um schließlich dieselbe oder vielleicht eine härtere Unduldsamkeit zu üben, als die wittenbergischen Eiferer. Er war, wie wir gesehen haben, eine auf Freiheit, Maß und Schönheit gestellte Natur und jede Art der Bedrückung ihm gleich verhaßt. Mehr denn einmal war er Zeuge der Gewissensangst gewesen, die einzelne Geistliche bei Unterschrift des Reverses empfunden hatten, und der Entschluß reifte in ihm heran, sich gegen diese Bedrückung aufzulehnen. Die Gelegenheit bot sich bald.

Johann Müller, Prediger zu Ribbeck, der einer Streitsache wegen vor das Consistorium geladen war, sollte bei dieser Gelegenheit den bekannten Revers unterschreiben und weigerte sich dessen mit der Versicherung, daß die Unterschrift wider sein Gewissen sey. Als man immer heftiger in den erschrockenen Mann eindrang, konnte sich Fromm nicht länger halten. Er erklärte es für Unrecht, einen Revers zu fordern, wenn jemand sein Gewissen dadurch beschwert fühle, und brach zuletzt in die Worte aus: „Vim patitur Ecclesia

Lutherana (die lutherische Kirche leidet Zwang).“ Dieses Wort, von einem Mitgliede des Consistoriums inmitten einer Sitzung desselben geäußert, machte außerordentliches Aufsehen. Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht. Dieser, der, wie es scheint, Fromm wohl wollte, verlangte nur, „daß das Scandalum hinweg genommen und die Aeußerung von Seiten des Propstes als eine Uebereilung anerkannt werde.“ Aber hiezu konnte sich Fromm nicht verstehen. Er schrieb an den Kurfürsten, er habe anfangs, da er noch auf Toleranz zwischen den beiden Parteien gehofft, das Unheil, das nun herauskomme, nicht vor Augen gesehen und habe zugegeben, so viel das Gewissen nur zugeben könne. Nunmehr sey er, re diu et accurate pensitata, der Ansicht, daß die begehrten Reverse von den Lutherischen nicht mit gutem Gewissen ausgestellt werden könnten. „Ich bitte,“ so schließt er, „um Gottes und so vieler geängstigten Gewissen willen, Ew. kurfürstliche Durchlaucht erbarme sich doch und überhebe sowohl die Prediger als die Ordinandos des Reverses und lasse uns doch in Gnaden wiederfahren, was den Päpstlichen nicht versaget wird.“

Nach dieser Erklärung wurde Fromm aus dem Consistorium entlassen. Die Brücken zwischen ihm und den Reformirten waren abgebrochen, und was das Schlimmste war, das Lutherthum, das abwartend draußen stand, war so abgeneigt wie möglich, demjenigen, der so lange sein wenigstens scheinbarer Gegner gewesen war, jetzt goldene Brücken zu bauen. Es gab nur ein Mittel, eine kirchliche Gemeinschaft wieder zu gewinnen, und dieses Mittel hieß: Widerruf, Lossagung von aller Syncretisterei und Glaubensvermengung. Fromm, vergeblich nach einem andern Ausweg suchend, war bereit, unter dem Joch hinweg zu gehen, aber er wollte das beschämende Wort des Widerrufs wenigstens nicht in Berlin, nicht innerhalb seiner alten Umgebung sprechen. Auch stand Stosch mit den Fromm'schen Briefen im Hintergrund und wartete auf einen Eclat. Diesen Eclat, auch wohl sonstige „Weiterungen“ — denn die Mißstimmung bei Hofe war groß — wollte Fromm unter allen Umständen vermeiden. So verließ er denn heimlich die Stadt (am 20. Juli 1666), in der er Jahre lang, wie selbst seine Gegner nicht zu bestreiten wagen, segensreich gewirkt hatte.

Er ging nach Wittenberg, wo er in die Hände des strengen Abraham Calow fiel. Dieser unterzog ihn einer Prüfung und nahm ihn endlich in die streng lutherische Gemeinschaft wieder auf, nachdem der scheinbar Bekehrte den in Sachsen gebräuchlichen Religionseid geschworen und dieselbe Formula Concordiae unterschrieben hatte, gegen die er, während der Jahre seiner besten Kraft, als gegen einen Druck und Zwang der Gewissen, wie später gegen die Reverse, geeifert hatte.

Diese Umkehr, hart wie sie war, hätte wenig zu bedeuten gehabt, wenn sie ehrlich gemeint gewesen wäre. Aber sie war nicht ehrlich gemeint und konnte es nicht seyn. Alles was Fromm jemals als Bedrückung und Unfreiheit, gleichviel von welcher Seite, erschienen war, erschien ihm jetzt nicht minder so, und lediglich müde und matt dem Ansinnen Abraham Calows nachgebend, folgte er mehr dem Zuge einer stumpfen Verzweiflung, als einer neuen, freudigen Ueberzeugung. Er, der Freiheit für jeden gewollt hatte, mußte sich schließlich selbst in die Unfreiheit thun.

Daß ihn Wittenberg wenig befriedigte, erwies sich bald. Die Superintendentur in Eisenberg (im Sächsischen) war vacant geworden und alles deutete darauf hin, daß ihm dieselbe zufallen werde; aber diese Aussicht, statt ihn zu erheben, drückte ihn vollends nieder. Abraham Calow und Formula Concordiae, Wittenberg und starres Lutherthum, — alles lag bergeschwer auf ihm, schwerer denn je zuvor, und — seine Seele sehnte sich nach Freiheit; wenn nicht nach Freiheit, so doch nach Ruhe. Er hatte das Bedürfniß, dem Haber zu entfliehen. Und er floh wirklich. Eine Reise vorschützend, machte er sich von Abraham Calow heimlich fort und ging mit seiner Frau und fünf Kindern in aller Stille nach Prag. Zu Anfang des Jahres 1668 legte er daselbst in einer Kirche der Jesuiten das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nicht lange darauf wurde er in den gewöhnlichen Abstufungen zum Priester geweiht.

Sein Uebertritt machte Aufsehen, sowohl innerhalb der protestantischen wie auch in der katholischen Welt, und ein Jesuit, Namens Tanner, entwarf einen ausführlichen Bericht über die Feierlichkeiten, die bei Fromms Uebertritt stattgefunden hatten. Die Protestanten begnügten sich, Spottverse auf ihn zu machen, und einer stellte aus seinem Namen (Andreas Fromm) das Anagramm zusammen: den fraß Roma. Fromm selbst lebte noch eine Reihe von Jahren und starb 1685 als Canonicus zu Leitmeritz in Böhmen.

Während dieser seiner letzten Epoche, die, wenn nicht die glücklichste, so doch jedenfalls die friedlichste Zeit seines Lebens war, soll er, nach der Ansicht Otto Schulzes, des bekannten Berliner Schulraths und Herausgebers der Paul Gerhardt'schen Lieder, die berüchtigten Lehnin'schen Weissagungen geschrieben und die Muße, die ihm der Katholicismus gewährte, zur poetischen Verurtheilung der protestantischen Hohenzollern benutzt haben. Ich kann diese Ansicht nicht

theilen. Ebenso wenig kann ich die Meinung derer gutheißen, die den ehemaligen Propst von St. Petri zu einem zweideutigen, mindestens zu einem schwachen Charakter haben stempeln wollen. Er war einfach ein Mann, der in einer Zeit, die in kirchlichen Dingen durchaus ein „Entweder, Oder" verlangte, sich mit Wärme (ich verweise auf sein schönes Gutachten an den Kurfürsten) für ein „Weder, Noch" entschied. Er war ein feinfühlender Mann, dem alles Gröbliche und Rücksichtslose widerstrebte, er war ein freisinniger Mann, dem alles tyrannische Wesen, gleichviel ob es Hof oder Geistlichkeit, Volk oder Regierung übte, widerstand. Als der lutherische Zelotismus drückte und peinigte, neigte er sich, wie wir gesehen haben, dem glatten und mehr weltmännischen Calvinismus zu, als die Reformirten Gewissenszwang zu üben begannen, stellte er sich wieder — nicht der Dogmen halber, sondern als freier Mann — auf die lutherische Seite. Es fehlte ihm, wenn es nicht umgekehrt sein Verdienst war, an dogmatischer Strenge; aber er hatte die schönsten Seiten des Christenthums: die Liebe und die Freiheit. Wäre er eine schwache, oder gar eine zweideutige Natur gewesen, hätte er sein irdisches Wohl über sein ewiges gesetzt, so hätten wir die Wandlung, die ihn wieder zu den Lutherischen zurückführte, oder ihn wenigstens bewog, im Consistorium ihren Anwalt zu machen, sich nie an ihm vollziehen sehen. Seine Briefe an Stosch hatten ihn bereits halb in das Lager der Calvinisten übergeführt und er brauchte auf dem betretenen Wege nur einfach weiter zu schreiten, um einer glänzenden Laufbahn sicher zu seyn. Die Reformirten hätten ihn freudig begrüßt, die Lutheraner ihn ohne Verwunderung scheiden sehen. Er that es nicht; er hatte den Muth, auf halbem Wege still zu stehen, sich zwischen die Parteien zu stellen. Er wußte, daß sein Schicksal in Stosch's Händen lag, aber er sprach dennoch in voller Sitzung des Consistoriums sein „Vim patitur ecclesia Lutherana," weil über alle Klugheit und alle Berechnung hinaus sein Herz immer bei den Unterdrückten war. Daß er sich dem Abraham Calow auf kurze Zeit überantwortete, anstatt gleich den Schritt in den Ruhehafen des Katholicismus zu thun, mag man als eine Schwäche tadeln, aber die Mutter dieser ängstlich nach dem Ziele tappenden Verirrung war die Verwirrung. Pastor Reinhart, einer von den hartköpfigsten Lutheranern jener Epoche, soll freilich, lange bevor die geschilderte Katastrophe kam, über Fromm geäußert haben: „Der Kerl sieht aus wie ein Jesuit und er wird auch noch einer werden;" aber wir möchten aus diesem Kraftspruch, der ohne Noth zu einer Art Prophezeihung gemacht worden ist, einfach den Schluß ziehen, daß Andreas Fromm von St. Petri ein Mann von glatteren Formen war, als Elias Sigismund Reinhart von St. Nikolai. Uebrigens existirt bekanntlich auch heute noch kein Geistlicher, und wenn er an der Grenze der Lichtfreundschaft stünde, dem nicht irgend einmal nachgesagt worden wäre: „er sehe aus wie ein Jesuit und werde auch noch einer werden."

Andreas Fromm flüchtete in den Katholicismus. Die aus Gewissenhaftigkeit und Eigensinn, aus Ueberzeugungstreue und engherziger Philisterei geborenen Zänkereien jener Epoche trieben ihn an ein Ziel, an das er, in den glücklichen Jahren seines Wirkens, nicht einmal gedacht haben mochte. Consistorialrath Martin Friedrich Seidel, Fromms besonderer Freund, schrieb über ihn: „Wollte Gott, es wäre dieser Fromm mit Glimpf und gütlichen Mitteln bei unserer lutherischen Kirche behalten und von solchen extremen Schritten abgehalten worden. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß ihm Gott stattliche Gaben verliehen hatte." Und selbst Otto Schulz, der sonst eher als Ankläger denn als Vertheidiger des Mannes auftritt, schließt mit den Worten: „Seine innerste Gesinnung war christlich; nichts als das Gezänk im Innern der evangelischen Kirche und das Schwanken sowohl in der Lehre als in der Verfassung haben ihn aus der Kirche herausgetrieben."

Th. F.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Diese Blätter wachsen zu einem Tagebuche an und aus einem Briefe wird ein Roman. Immerhin! Es wäre ohnehin grausam gewesen, hätte ich die Theilnahme meiner mütterlichen Freundin alle jene Stürme und Kämpfe mit durchmachen lassen, die mir bevorstehen. Ich habe sie heute mit wenigen herzlichen Worten auf meine baldige Heimkehr vertröstet, und darf nun in diesen Aufzeichnungen desto freier aus mir heraus gehen.

Seit Wochen ruht mein Bleistift. In solchen Windstillen mag mir künftig die Feder freundlichen Dienst leisten. Und das, denke ich, wird mich in der Folge vor jenen innerlich grauen Tagen behüten, die uns Künstler so oft zu Krankenwärtern unserer eigenen Verstimmungen machen; Tage, wo wir, obschon körperlich wohlauf, unlustigen Sinnes müssig gehen und jedes Bild zu verderben fürchten. Wenn ich aber das hier Zusammengeheimste überschaue, so entdecke ich auch in der That kaum das mindeste, was ich, seiner eigentlichen Bedeutung nach, mit meiner Kunst hätte ausdrücken können. Dennoch zwang mich etwas, es aus mir heraus zu schaffen. Indem ich mich davon befreite, habe ich mir nicht nur Luft geschafft, ich habe auch deutlicher als je früher die Domäne einer andern Kunst, deren Schwerpunkt nicht in der äußern Erscheinung liegt, erkennen und achten gelernt. Das ist immer eine Verstocktheit weniger.

Bis heute — gestehe ich mir's nur — theilte ich den herkömmlichen Hochmuth derer, welche ihrer Kunst in lebendig sichtbarer Weise Ausdruck geben; die unscheinbar luftigen Spinngewebe der Dichtung ließ ich nur wie die Schaumblasen auf dem vollen Pokale der Kunst gelten. Wenn ich künftig wieder vor einem alten Legendenbilde stehe, auf welchem sich der Künstler an der Darstellung einer ganzen Reihe von Begebenheiten innerhalb desselben Rahmens abgemüht, so werde ich mich der engen Grenzen erinnern, die der darstellenden Kunst gezogen sind, und der Freiheit, mit welcher die Dichtung sich über sie hinausschwingt. Wie heißt es in der Weisheit des Bramanen?

Die Poesie ist Gold; ein weniges vom holden
Metall, mit Kunst gedehnt, reicht Welten zu vergolden.

Ich habe heute vom Nachen aus diejenige Seite des Schlosses skizzirt, welche mir der Castellan als den fürstlichen Flügel bezeichnet hat. Ich arbeitete volle zwei Stunden. Dafür wirkt mein Bild jetzt aber auch, als sähe ich das Schloß selbst. Mich solcher Wirkung zu versichern, war mir nach den gestrigen Betrachtungen zum dringenden Bedürfniß geworden. In derselben Zeit beschriebe selbst ein Victor Hugo höchstens ein winziges Tabernakel von Notredame, und dann müßte der Leser noch erst seine Phantasie über die Gebühr abquälen, um sich's deutlich vorzustellen. Ich freue mich dieser Gewißheit. Wer uns auf dem beschreibenden Gebiete den Handschuh hinwirft, mag sehen, wie er fertig wird.

Mein alter Graf lächelte pfiffig, als ich Derartiges auf's Tapet brachte. Mir schien, er wollte mich auf den Schild des Achilles verweisen und auf Lessings daran geknüpfte Betrachtungen. Aber mir lag weniger an dem Feststellen der Kunstunterschiede, als an der Frage, wie weit eine Kunst sich durch die andern wirklich unterstützen lassen darf? Vermählen sich, sagte ich zuletzt, nicht auch Musik und Poesie, und sind die Kinder dieser Ehe — das Lied und die Oper — nicht auch vollgültige Kunstwerke? Gibt es keine Möglichkeit, Poesie und bildende Kunst in gleicher Weise zu verschmelzen? — Wohl gar durch die Illustration? gab der Graf lachend zur Antwort. — Ich merkte, daß er mir die Mühe des Denkens nicht abnehmen wollte, und verhieß ihm, dem Gegenstande gelegentlich von einer andern Seite beizukommen. Zum Lohn für mein Grübeln hat er mir dann, ganz aus dem Stegreife, eine strenge Vorlesung über die wilden Schoße meines Talents — wie er sich ausdrückte — zu halten beliebt, und hat an dem einzigen Werke, auf das ich mir etwas einbildete, den ländlichen Vergnügungen, kein gutes Haar gelassen. Wär' er die römische Primadonna, in deren Badehause der Fries an der Wand klebt, er ließe, glaub' ich, das ganze Machwerk übermalen.

Anfangs habe ich ihn ruhig reden lassen und mich dabei des stillen Besserwissens gefreut. Aber als er den unlängst danach in Umlauf gekommenen Kupferstich aus der Schieblade hervorholte und mir nun bei jeder Gruppe nachwies, wie ein ganz winziges Vor oder Zurück in der vorgeführten Handlung das wirklich

Darstellbare viel verständlicher getroffen haben würde, da ist mir die Sache denn doch als höchst verdrießlich erschienen. So habe ich z. B. in irgend einem Theil des Frieses den Tanz gemalt. Auf der einen Seite gibt's bloße Zurüstungen, und diese Seite läßt er gelten; ein Schuh wird fester angezogen, um ihn beim Tanze nicht zu verlieren; eine Aufforderung fällt mitten zwischen zwei tanzlustige Dorfschönen, und keine von beiden weiß, ob sie selbst oder die andere gemeint ist; eine Alte zerstreut ihr sitzen gebliebenes Enkelchen, indem sie ihr ein stolperndes Paar zeigt, dessen unvermeidlichem Zufallkommen das flügge Enkelchen eben schon zwischen Sorge und neidischem Antheil zugeschaut hat; eine beliebte Tänzerin wird aus einem Knäuel von minder begehrten Genossinnen hervorgeholt und bricht, mit Hülfe ihres trotzig dreinschauenden Erwählers, sich mühsam durch die widerwilligen Zurückgesetzten Bahn. Und Aehnliches mehr, das, glaube ich, so ungefähr veranschaulicht wie es um den Tanz herum aussieht.

Diese Seite hatte ich beim Componiren des Bildes nur so hingeworfen und hielt sie höchstens für die Petersilie, welche den Braten garnirt. Auf der andern Seite dagegen gab ich den Tanz selbst, nicht minder den Schalmeienbläser, diesen in vollem Musiciren, die Tänzer und Tänzerinnen in ganzer Bewegung; Wogen und Wellenschlag des Rhythmus, meinte ich, das sichtbare Widerspiel der Musik. Man hat diesen Theil der Composition immer sehr gnädig beurtheilt, und ich bin mir bewußt, redlich dabei geschwitzt zu haben.

Nun — dieser Prachttheil meines Bildes ist, wie ich jetzt leider selber nachempfinde, etwas ganz Verfehltes. Ohne daß mir's bisher deutlich geworden war, warum ich immer mit den Augen zu den Nebengruppen zurück kehren mußte, begreife ich jetzt, daß ohne diese Nebengruppen alles starr und todt wäre. Warum? Weil ich in jenem andern Haupttheile den Accent auf etwas nur unvollkommen Darstellbares legte, während ich hier lauter in ihrem Gange unterbrochene, also im höchsten Grade darstellbare Handlungen vorführte. Unvollkommen darstellbar aber ist zuvörderst die Musik. Ich habe immer bedauert, daß der pausbackige Kerl nicht laut blies; dieser Wunsch, bedeutet mir der Graf, durfte in dem Beschauer gar nicht erregt werden, wenn das Bild eine reine Kunstwirkung hervorbringen sollte. Um eine solche zu erreichen, brauchte ich aber den quäkenden Burschen mit seiner Schalmei nur etwas weniger vorzudrängen; ein stärkeres Herauskehren seiner äußerlichen Eigenthümlichkeiten und ein Unterordnen seines Tons, oder aber ein deutlicheres Abspiegeln seiner Tanzweisen in den Zügen der ihm Nächststehenden, ihm vielleicht wohlgefällig Zuhörenden, hätte aus einem Mangel einen Reiz gemacht. So der alte Graf, und ich glaube fast, er hat Recht.

Mit den Tanzenden steht es ganz ähnlich. Während die in der Ferne Vorüberschwebenden, weit undeutlicher gehalten und zum Theil sogar verdeckt, mich selbst schon oft in die Täuschung versetzt haben, sie bewegten sich, befindet sich das bedeutendst angelegte Paar, trotz seiner wehenden Gewänder, wie ich jetzt zugeben muß, im beängstigenden Zustand der Erstarrung und bringt auch die nächsten Tanzpaare um ihre natürliche Beweglichkeit.

Soll nun damit gesagt seyn, daß die volle Bewegung gar nicht gemalt werden dürfe? „Keineswegs," erwiedert mein alter Mentor. „So eng läßt sich die Grenze nicht ziehen. Aber das unvollkommen Darstellbare muß sich dem vollkommen Darstellbaren unterordnen, und nur wo dieses Verhältniß mit Feinheit durchgeführt ist, kann von einer reinen Wirkung die Rede seyn." Gegen diesen Satz, fürchte ich, läßt sich nichts einwenden. Ich habe ihn auf alle übrigen Theile meines Frieses anzuwenden versucht und es ist mir dabei nicht eben sonderlich selbstbewußt zu Muthe geworden. Wohin war mein lächelndes Besserwissen? Ich mußte an jenen Samenhändler denken, der meinem Großvater einst mit vieler Sicherheit von der Güte seiner Waare vorgeredet hatte und der auf einmal verstummte, als die letztere, in eine Schüssel mit Wasser geschüttet, nur ganz wenig keimfähige Körner auswies, während das Meiste die Probe nicht bestand. Nichts nüchtern unbequemer, aber auch nichts unwiderleglicher als eine Forderung, welche sich auf den eigentlichen Zweck eines Dinges beschränkt. Der Samen soll vor Allem keimen; alles Andere ist gleichgültig. Ein Kunstwerk soll vor Allem rein wirken; was es nebenbei noch an Reizen bietet, ist untergeordnet. — Ehe ich mich übrigens überwunden erkläre, werde ich die Formel meines strengen alten Gönners auf die besten Bilder früherer Zeiten anwenden. Die pompejanischen Tänzerinnen sah ich in seiner Bibliothek. Mir scheint, er wird Mühe haben, mir den Genuß an diesen reizvollsten aller Erscheinungen weg zu disputiren.

Der Graf ist dem Sohne entgegengereist und von neuem brennt der Boden unter meinen Füßen. Jedes Posthorn jagt mir das Blut nach dem Herzen, jedes Wagenrollen versetzt mir den Athem. Soll ich fort? soll ich bleiben? Es ist mir heute erst wieder eingefallen, daß ich anfangs nicht einmal die wirkliche Stellung der Fürstin ahnte. Der Professor hatte in seiner hastig undeutlichen Weise bei ihrem Einführen einen

Namen genannt, aber während der ganzen ersten Sitzung stieg nicht der Schimmer einer Vermuthung in mir auf, daß dieses kindlich jugendliche Haupt schon vor drei oder vier Jahren den Brautkranz getragen haben könne. Ob ich's nun zu verantworten habe, daß ich mich vierundzwanzig Stunden in dem Wahn wiegte, dieses anmuthig reizende Wesen sey frei und zwischen Himmel und Erde sey noch Raum für zwei Glückliche mehr? — Und wenn ich jetzt die Wurzel dieser Neigung nicht mehr aus dem von ihr durchfaserten Boden zu reißen vermag! wenn alles, was ich bin und kann, darüber zu Grunde gehen würde, alles, was ich hienieden soll!

Dabei fällt mir der Brief meines Bruders schwer auf's Herz. Was ich für die Aussteuer meiner Schwester an Baarem zusammengebracht habe, reicht noch immer nicht. Obschon der Bruder das nicht mit Worten schreibt, kann ich darüber nicht in Zweifel seyn. Man hofft, ich werde Rath schaffen. Zum Glück hat mich der Graf wegen etwaiger Vorschußbegehr, ehe er abreiste, an den Kastellan verwiesen. Er schien sogar zu wünschen, daß ich von seinem Anerbieten Gebrauch mache. Trotz des getadelten Frieses also möcht' er mich halten, und trotz der rauchenden Granate. Vielleicht bezweckte er nebenbei, mich durch seine Liberalität auf meine vernachlässigte Mont-Pinciotoilette aufmerksam zu machen. Das wäre am Ende nur zu begreiflich, und nun ich darauf komme, sehe ich ein, daß ich den Wink nicht einmal mißverstehen darf. So sey es denn! Ich reite noch heute in die Stadt und verschaffe mir eine neue Schale. Er würde ohnehin wunderliche Begriffe von meinen ritterlichen Fertigkeiten bekommen, wenn ich ein ausdrücklich für mich gesatteltes Pferd im Stall versteifen ließe.

Mein Retter also ist endlich belohnt. Ich habe die schönsten gestickten Hosenträger für ihn gekauft, die je ein Gebirgsbürschlein trug. Mitten auf dem Querbande ließ ich mit ächten Goldfäden im Halbkreis das landesübliche J. H. S. hinein nähen und unter demselben hat mir der Beinhändler ein ovales Stück Elfenbein an das Zeug befestigt; darauf will ich ein Miniaturbild malen. Ein Schelm gibt mehr, als er hat. — Mein neuer Anzug ist ganz so theuer ausgefallen, wie der Umgang mit Großen das Leben vertheuert. Obschon der Kastellan die Weisung hatte, mir nicht weniger als hundert Dukaten — vielleicht übrigens auch nicht mehr — auszuzahlen, bin ich durch den kostspieligen Anzug und die Baarsendung nach Hause abermals so völlig leer und ledig geschüttelt wie ein Kirschbaum im Schulgarten. — Der alte Graf hat geschrieben. Die Fenster im Flügel werden gelüftet. Ich muß nur einmal den Weg nach dem Flusse zu finden suchen. Vielleicht athme ich leichter, wenn sich die eingepreßte Brust gegen den Strom müde gearbeitet hat. Welche Angst, welche Unruhe mitten im Paradiese!

Der Gärtner hat einen abscheulichen Kropf, und mein Retter, der eigentlich eine Retterin ist, wird es, fürcht' ich, dem Vater nachthun. Wie ich, bei meiner Art zu sehen, erst heute den Irrthum entdeckte, will mir übrigens nicht in den Kopf. Uns arme Maler, merk' ich schon, macht der kleine Gott Amor gerade so blind wie andere Erdenkinder, obschon wir unsere Augen denn doch mehr als irgend Einer nöthig haben. Ich hatte das Bürschlein freilich kaum je nahe gesehen. Meist stieg es, mit allerhand Almbedarf beladen, zwischen dem Hof und der Alm hin und her und trug dann, wie die Almerinnen selbst, die hier bei Leuten dieses Gewerbes, wie ich jetzt merke, landesüblichen weiten Beinkleider. Unter allen Umständen kann ich's jetzt nicht ändern, daß ein Mädchen und nicht ein Junge mich aus dem Wasser gefischt hat. Und im Grunde danke ich mein Leben doch auch noch lieber einem schönen Kinde als einem ungeschlachten Bauernbuben.

Eine wirkliche Almerin kennen zu lernen, ist mir denn heute ebenfalls beschieden gewesen. Statt den Fluß zu finden und mich müde zu schwimmen; verirrte ich mich nach der Gebirgsseite, und als ich drei Stunden lang einem Fleischerburschen nachgestiegen war, der auf Kälberkauf die Almen absuchte, gelangte ich auf einen futterreichen Hang, wo ein Dutzend Sennhütten oder mehr behaglich genug im Sonnenschein glühten. Ich ließ die Dirnen, die ohnehin wenig Neugier zeigten, bei ihren friedlichen Geschäften, streckte mich in das Gras und träumte mich in den seligen Wahn hinein, es gebe weder ein Schloß im Thal, noch einen kranken Fürsten auf dem Wege dahin, noch auch Krankenpflege und andere traurige Pflichten für die Einzige, um derentwillen sich's lohnt, auf Erden zu seyn. Ja, sorglos und frei, wie der Vogel über meinem Haupte, schaffte und werkelte sie drinnen in einer der Schindelhütten. Ich hörte sie jodeln und dann das Vieh zusammenrufen; ich sah sie unter die niedrige Thür treten und mit dem Arm die Augen beschatten; sie lächelte dazu und ich wußte, was das sagen wollte. Ach, ich träumte mich in den Himmel selber hinein!

Als ich über solchen Phantasien eben die Erde aus den Augen verloren hatte, meinte eine der Hirtinnen sich des müden Wandersmanns erbarmen zu müssen. Resi, eine gutmüthige, handfeste Dirne, die von des Peters Kati schon allerhand über mich gehört

haben wollte, brachte mir einen Stutzen kräuterreicher Milch. Den habe ich denn auch getrunken und mir dazu erzählen lassen, warum der Resi die Zeit nimmer lang wird, und was für Kräuter für Mensch und Vieh auf der Alm zu finden sind, und welche von ihren Thieren sich allemal verklettern. Verklettern! Mit dem Worte bin ich zuletzt in's Thal hinab gestiegen. Der Kaiser Max auf der Martinswand kann sich nicht rathloser gefühlt haben, als ich.

Endlich ein ganzer Tag voll guter Eingebungen. Ich habe von früh bis spät gezeichnet; bis jetzt freilich nur lauter rohe Kohlenentwürfe, noch überdieß auf dem schlechten Papier, aus denen Peter seine Samentüten dreht. Aber die lange versiegt gewesene Quelle, nun sie wieder frisch aufsprudelte, wollte auf der Stelle gefaßt seyn, und selbst Katis beständiges Kommen und Gehen vermochte mich nicht fortzutreiben. Gegen ihre Tracht übrigens, die mir gestern bei der Resi mehr als unkleidsam vorkam, läßt sich bei einem Kinde, wie Kati noch eines ist, kaum etwas einwenden. Die Kati ist dürftig von Gliedmaßen, bauscht sich auch nicht wie die Resi durch eingezwängte Röcke auf, trägt eben nur Hemd und Hosen, wie hier alle Kinder tragen, Buben wie Mädchen. Wenn ich wieder zur Stadt komme, wird mir's wahrscheinlich weit anstößiger vorkommen, daß man die kleinen Dämchen und Herrchen gerade schon so gut aus einander kennt, wie ihre erwachsenen Vorbilder. Wozu?

Der alte Graf ist glücklich wieder da, aber mein Herz pocht nur noch unruhiger. Des Fürsten Zustand hat sich verschlechtert; er folgt sammt der Fürstin in kleinen Tagereisen. Ich schäme mich, die Gefühle niederzuschreiben, die mich bestürmen wollen.

Meine Entwürfe, roh und unverständlich wie sie sind, sah der alte Graf durch Zufall und schien gleich zu errathen, worauf ich hinaus wollte. Er sagte übrigens kein Wort und bezeigte sich nur zufrieden, daß der Anfang eines Anfangs endlich gemacht sey.

Mit der heiligen Katharine, die ich sammt ihrem Märtyrerrade für Kati auf Elfenbein malte, ist er nicht einverstanden. Ich hatte geglaubt, ihre Schutzpatronin werde ihr am willkommensten seyn. Kati hatte aber auch augenscheinlich etwas anderes erwartet und der Graf hat gewiß Recht, wenn er tadelt, daß ich mich zu einer vermeinten Beschränktheit hinab begeben habe, statt diese zu meinem künstlerischen Standpunkt herauf zu ziehen. „Es ist ohnehin mit solchen Heiligenbildern ähnlich wie mit den geweihten Rosenkränzen," sagte er. „Ich brachte deren einmal ein ganzes Dutzend aus Rom mit, und meinte Wunder, weil sie der heilige Vater selbst gesegnet habe, werde man mir darum die Thüre einrennen. Weit gefehlt! Von allen aus Rom mitgebrachten Raritäten habe ich diese Rosenkränze am längsten behalten und einer hängt noch heute nach fünfzehn Jahren über meinem Streichfeuerzeuge an der Wand. An heiligen Dingen hat das Volk, wenn es nur die Hand ausstrecken will, eben mehr als zu viel. Von Leuten wie Sie und ich erwartet es etwas Apartes, etwas, das noch kein Nachbar ähnlich zu sehen bekommen hat."

Drei Tage lang habe ich ununterbrochen gezeichnet. Die Quelle floß ergiebiger als seit Langem, und ich schöpfte daran, so lange meine Kräfte ausreichten. Der alte Graf ist von einer beispiellosen Zartheit. Er scheint nie etwas zu bemerken und vermeidet dadurch jede störende Beeinflussung. Dennoch hat man in seiner Nähe das sichere Gefühl, im Geiste von ihm begleitet zu werden. Alles ist ihm bedeutend. Die kleinsten Entwürfe beachtet er, ohne es merken zu lassen, und man staunt am Ende eines mühsam gefundenen Weges, wie weit er schon voraus war. Seit heute habe ich wieder rasten müssen. Zum Ende der Woche wird der Fürst mit Bestimmtheit erwartet, und alle meine Gedanken kreisen nun um dieses immer näher rückende Ereigniß. Das Befinden des Fürsten scheint sich gebessert zu haben. Wenigstens ist der Graf wieder aufgeräumter. Vielleicht hat aber auch etwas anderes seine Grillen verscheucht; ein kleiner windschiefer Mensch nämlich, der sich heute Vormittag unangemeldet beim Grafen einfand und sich mit dem besten Humor als den Thurm von Pisa einführte. Er ist semmelblond und trägt die Eierschalen des Proletariats noch an allen Kanten mit sich herum. Aber sein Auge hat ein wunderbares Licht; unter der schwarzen, d. h. schwarz gefärbten Braue blickt's wie ein Stern unter einer Wolke hervor. Wenn ich eine Tochter hätte, die ich nicht verhext wissen wollte — in die Augen dürfte sie mir nicht hineinschauen. Seines Zeichens ist er Baumeister und kann, sagt er, den ganzen Vitruv auswendig. Der Graf ist entzückt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(s. Nr. 42.)

Wien, den 26. März 1854. — Gestern bei F. gegessen mit Graf O. und Hurter, beide, wie bekannt, Ultramontane, letzterer aber ein Mann von sehr anregender Unterhaltung. Später fuhr ich zum Fürsten Metternich; es waren Leute dort, und er sprach in seiner gewohnten Weise; nach einiger Zeit nahm er mich beim Arm und führte mich in seine Bibliothek und fing von seiner verstorbenen Frau an zu sprechen. Dabei brach ihm die Stimme und die Thränen rollten ihm über die Wangen. Da ihn niemand von seiner nächsten Umgebung je so niedergebeugt gesehen hat, so muß es tief ergreifen, wenn man Zeuge davon ist, und doppelt, wenn man sieht, wie er sich in Gegenwart von Fremden Gewalt anzuthun und zu beherrschen weiß.

Ihr Brief ist angekommen; hört' ich doch einmal etwas positiv Gutes! Im Winter geht es mit der Trennung, aber im Sommer ohne Euch Alle ist mir eine wahre Marter. — J. ist von seiner Brautschau zurück gekehrt; so ist die drohende Wolke wenigstens für den Augenblick vorüber gezogen. Erzherzog Wilhelm ist gefährlich am Typhus krank; das wäre ein großer Verlust für den Kaiser, der ihn vielfach verwendet und großes Vertrauen zu ihm hat, und erst für Salaba! *

Den 28. März. Die Russen sind über die Donau! Neue Complikation der schon hinlänglich complicirten Sache. Die Theuerung ist hier kaum mehr zu bestreiten. Es denkt jetzt schon Alles an die Illumination zum Einzug der Kaiserin; ich schaffe mir bunte Lampen für meine zehn Fenster an. Gestern hatte ich Sehnsucht, Musik zu hören, und ging in den Don Juan, der herrlich besetzt war. Die La Grua prächtig als Donna Anna, die Tietjens eine vortreffliche Elvira mit jugendlich schöner Stimme, die Wildauer eine sehr gute Zerline, und Beck, Anders und Draxler so gute Darsteller des Don Juan, Octavio und Leporello, wie man sie selten zusammen findet. Die Oper hat mich recht entzückt zum Sperrschuß. Am 1. April fängt die italienische an, die ich indeß, wenn sie gut ist, eben so wenig verachte. Jenny Lind ist hier. Ich höre, es ist eine solche Noth um Billete, daß es eine Menge Umstände erfordert, welche zu bekommen. — Ihr Briefel ist da; das lasse ich mir gefallen: die Augen besser, und M. schon von Wassersuppe auf Sfoglie gesetzt. Dabei hat sich Ihre Schrift durch den Mangel an Uebung gar nicht verschlechtert, sondern ist ein sauberes, sympathisches Geschreibsel, während unsere .... Hieroglyphen macht als wenn sie mit der Peitsche schriebe, statt mit der Feder, und die Buchstaben hinknallte.

Ich detestire die russische Politik; das macht aber die Engländer um kein Haar besser, sie bleiben die Schlechtesten der Schlechten, und ich halte es für das größte Opfer, das man dem Vaterlande bringen kann, mit ihnen denselben Weg zu gehen. Die haben uns schon verrathen auf jedem Schritt und Tritt, die Andern haben nur den Willen dazu gehabt, dem freilich die Ausführung nicht gefehlt haben würde. Wenn Preußen nicht mehr in diesem Trio mitspielt, so haben wir nichts zu besorgen. Ganz ehrlich haben wir gehandelt — und vor der Hand L. Napoleon, der aber freilich erst zeigen muß, ob er so bleibt; ich meine ja, wenn man nicht vorsätzlich seinen Stolz reizt, über seine Interessen würde man sich mit ihm verständigen können.

Wien, den 1. April 1854. — Im Concert der Lind war ich nicht, höre aber, daß, trotzdem daß ihre Stimme gelitten hat und sie selbst gealtert ist, sie noch immer den alten Zauber übt; der Beifall war stürmisch, und ihre Verdienste haben sogar gemacht, daß man den Mann gut aufgenommen hat, der ein Klavierspieler seyn soll, wie sie hier zu Dutzenden zu finden sind. — Es trifft sich immer, daß wenn ich Silber zu verwechseln habe, die Valuta steigt, und umgekehrt; mir wäre aber ein Profit von ein paar hundert Gulden willkommen gewesen, da ich mich in letzter Zeit verblutet habe an Opfern, die ich meinen armen Verwandten gebracht habe. Ich mag Ihnen nicht sagen, was ich alles gegeben habe, aber es ist viel. — Heß ist noch immer in Berlin; möge ein festes, einheitliches Band dort geschlungen werden! Die Nichtswürdigkeit und Frechheit der Engländer und die Perfidie Rußlands dürfte es den Deutschen doch einmal zeigen, was sie sind, wenn sie einander in den Haaren liegen, und was sie seyn müssen, wenn sie einig handeln wollen. Hier ist noch viel Unverstand und

* Feldmarschallieutenant Baron Salaba, Oberhofmeister des Erzherzogs.

großer Mangel an politischer Einsicht in vielen Kategorien der Gesellschaft — glücklicherweise aber nicht in den entscheidenden. — Heute wird hier die italienische Oper mit Norma und der Medori eröffnet. — Renz macht gute Geschäfte im Circus, der Kaiser geht oft hinein. — Den 2ten. Da ich den ganzen Morgen gesessen habe und das Wetter brillant war, so bin ich gestern Abend zu Fuß in die Leopoldstadt in's Theater gegangen, wo eine sehr komische Posse gegeben wurde, dann zu Fiquelmonts, die fast am Prater wohnen, und zu Fuß wieder nach Hause. — Die Russen haben bedeutende Fortschritte gemacht.

Wien, 3. April. — Gestern war der Geburtstag meiner verstorbenen Frau; es sind achtzehn Jahre seit diesem Verluste dahingegangen, und daß ihre prophetischen Worte: „du wirst noch sehr glücklich werden," doch trotz allen Wechselfällen dieser Zeit wahr geworden sind, danke ich gewiß ihrer Fürbitte. Ich wollte das Prachtwetter, das so lange auf sich warten ließ, nicht unbenützt vorübergehen lassen und lief zur Fürstin M. Schwarzenberg, fand sie aber nicht, und dann noch anderthalb Stunden auf der Straße herum. — Hier hat die Aeußerung des Kriegsministers Bonin in der Kammer bedeutende Sensation gemacht. Manteuffel scheint dieselbe keineswegs zu billigen, und kann sie sich, wie man sagt, gar nicht erklären; ich finde, daß Bonin recht hat, endlich einmal ein entscheidendes Entweder Oder hervorzurufen. — Gestern hatte ich fünfzig Friedrichsd'or gewechselt, als sie von 12,20 auf 10,40 gefallen waren; heute sind sie wieder gestiegen und ich habe fünfzig Gulden weniger als wenn ich noch 24 Stunden gewartet hätte; ich beruhige mich über meinen Unstern, weil ich correkt war und nicht spekulirt habe. Wenn Sie glauben, daß meine Potentaten mir die Illumination zahlen werden, so sind Sie von einem guten Hause. Ich werde aber auch nur die bescheidensten Leistungen zum besten geben. — Den 4ten. Morgen ist der Todestag vom armen Fürsten Felix Schwarzenberg. Lebte der heute, würde die Welt anders aussehen und die Russen ständen nicht in Kuschendzy. — Die Bunecks, die alle Jahre auf ein paar Monate hierher kommen, erzählten mir, daß die künftige Kaiserin ganz allerliebst sey, und Alles hat sich in München gefreut, daß der Kaiser sie so lieb habe, denn er habe sich gar nicht genirt und alle Leute hatten es ihm anmerken können. — Bodenstedt soll berufen worden seyn, um den Kronprinzen zu erziehen, von welcher Idee der König aber abgekommen zu seyn scheint und Bodenstedt nur eingeladen hat, jedes Jahr einige Monate in München zuzubringen. — Den 5ten. Gestern war ich in einer der Seelenmessen, die in der Augustinerkirche für Fürst Felix gelesen wurden; die Erzherzogin Sophie saß mitten unter den andern Betenden in einer Bank, so daß sich alle Augenblicke ein altes Weib neben sie setzen wollte. — Abends war ich bei Fürst Metternich, der sehr gekränkt war, daß die Allgemeine Zeitung meinen Nekrolog noch nicht aufgenommen hatte; er glaubt, sie wird ihn gar nicht nehmen, was ich ihm aber auf das Bestimmteste widerlegte. — Was Sie mir von S. schreiben, ist auch meine Geschichte: seit den Enthüllungen kann ich unmöglich auf Seite der russischen Politik stehen, zu der übrigens hier noch eine große Partei hält; aber es thut mir sehr leid, daß die imposante Gestalt des Kaisers Nicolaus, die eben nur mit persönlicher Uneigennützigkeit eine solche bleiben konnte, den Lauf alles Fleisches gegangen und dem Gelüst nach einer Weltherrschaft nicht widerstehen konnte. Die Sache hat etwas Hochtragisches in meinen Augen, denn ich bilde mir fest ein, daß es erst als Versuchung über ihn gekommen ist, als er im allgemeinen Schiffbruche von 1848 und 1849 allein unangegriffen geblieben ist, und sah, wie alle Wogen sich an ihm wie an einem Felsen brachen. Was übrigens die Plane Louis Napoleons, in diesem Augenblick die Rheingrenze erobern zu wollen, betrifft, so müßte er wahrhaftig nicht recht gescheidt seyn. Er ist wahrlich zu fein und gewiegt, um seine Zeit so schlecht zu wählen; wenn man dergleichen in Berlin glaubt, so bestätigt es nur, daß, so ausgezeichnet die innere Administration in Preußen ist, wie sie das durch alle Krisen durch bewiesen hat, so völlig verfahren ihre Politik nach außen ist. Alles das aber würde sich gleich ziehen bei einem festen, engen Einverständniß mit uns. Nur mit uns wird Preußen zu jeder Zeit gewinnen, nicht aber gegen uns, wie die Leute leider dort glauben. — Die Geschichte vom Pistolenschuß in Karlsruhe glaub' ich nicht, mag sie auch aus hochgestellter Quelle fließen; so etwas bleibt nicht für Wien geheim, bis die Nachricht über Sagan kommt. Hier erzählte man auch, der letzte Unfall des Königs von Preußen rühre von einem Attentatversuche her; natürlich glauben es gescheidte Leute nicht. — Warrens ficht immer tapfer fort, hat eine Menge Leute bekehrt, sich aber auch eine Menge Feinde und Verfolger gemacht, nicht durch das was er sagt, sondern durch das Wie. Es fehlt ihm leider bei seinem großen Talent das Maß; was besonnen hingestellt keine Einwendung zuließe, alle Welt bekehren müßte — verletzt und macht hartnäckig.

Den 6. April. Heller schöner Sonnenschein! der mir aber Sorge macht, daß er Ihren Augen schadet; so kann man keines Dinges ganz froh werden.

Heinrich Hardegg ist zum Sterben. Er ist ein mit allem Recht allgemein beliebter alter Herr, daß sein Tod eine allgemeine Trauer hervorrufen wird. Er war seiner Zeit der schönste Uhlanenoberst, der je gesehen worden ist, und eben so tapfer als schön. Der Erzherzog Max ist angekommen; ich glaube er wird mich wohl gleich rufen lassen. Hier sind durch die Kreuzzeitung neue Friedenspropositionen von Rußland in Umlauf gesetzt worden; das Zutrauen zu russischer Treu und Glauben hat aber doch durch die letzten Enthüllungen einen zu großen Stoß erlitten, um dieselben nicht für eine Finte zu halten, um Preußen etwas vorzugaukeln und es wieder von Oesterreich ab auf seine Seite zu ziehen. Die hiesigen Preußen aber versichern, man werde in Berlin nicht darauf eingehen und die mit Oesterreich angefangenen Vereinbarungen zum Schlusse bringen. — Den 8ten. Die russische Erklärung enthält eine Menge schöner Worte des Friedens, gesagt in der Absicht, sie nicht zu halten. Es läßt sich hier sichtbar ein bedeutender russischer Einfluß nachweisen, der über die Minister der deutschen Mittel- und Kleinstaaten geübt wird; so ist z. B. der bayerische Gesandte seit kurzem durch und durch russisch, gerade in dem Augenblick, wo Preußen sich an Oesterreich anzuschließen geneigt wäre; da soll jemand noch Narr genug seyn, um auf deutsche Einheit, ja nur auf deutsche Einigkeit Rechnung zu machen! Wir verdienen die grobe Citation Lord Derbys aus Shakespeares Julius Cäsar und werden durch nichts geändert. Daß man sich hintergehen läßt, ist keine Schande, daß man es aber nicht mehr der Mühe werth findet, uns zu hintergehen, ist blutig. Hier wird man übrigens auf der eingenommenen Position beharren, aber es ist die große Frage, ob der König sich nicht durch die neue russische Schlinge wird fangen lassen, da die ganze Kreuzzeitungspartei ihre Schrauben ansetzen wird. — Erzherzog Max ist angekommen und hat mich auf Sonntag bestellt. — Den 8ten. Gestern beim alten Fürsten Dietrichstein im Garten sah ich das erste Laub und ausgeschlagene Bäume, die wilden Kastanien haben dicke Knospen. — Wallmoden, der jetzt sehr zusammengeht, hat sich doch wieder so weit zusammengerafft, daß er reitet; in der Politik möchte er, daß wir neutral bleiben, was wir Alle wünschen, und daß die Russen mit den beiden Mächten fertig würden, was ich nicht wünsche, da wir dann nothwendig aufgehört hätten ein selbstständiger Staat zu seyn. Diese alten Herren können sich einen solchen Fall nicht denken, und kennen keinen andern Feind, als die Revolution, oder, was ihnen synonym ist, die Franzosen. Wenn ihnen die Beweise gedruckt und gesiegelt in die Hände gelegt werden, so glauben sie dennoch nicht, daß die Russen wortbrüchig seyn könnten, wenn man aber fragt: „Wenn aber doch?“ dann ist die Antwort: „Ja, das wäre freilich sehr übel.“ Was ich da sage, nimmt meinem Haß gegen die Engländer gar nichts, aber die größte Gefahr droht uns von Rußland, das läßt sich nicht leugnen; sie verschwindet aber um die Hälfte, wenn Oesterreich und Preußen Eines Sinnes sind, wie es allerdings noch das Ansehen hat. Wie die Allgemeine Zeitung sagt, wird Heß höchlichst in Berlin fêtirt, von den Militärpersonen ganz besonders, aber auch vom Publikum; übrigens wird auch hier Manteuffel überall gern gesehen.

Nach vielen Unterbrechungen habe ich jetzt Holzmanns Untersuchungen über das Nibelungenlied zu Ende gebracht; es ist eine große Gelehrsamkeit darin und Lachmann wird förmlich zermalmt, und ich bin sehr neugierig, was jetzt Simrock und alle Anhänger seiner Ansicht vom Ursprunge des Gedichts, nicht aber der Sage, die eine zusammengesetzte ist, für eine Meinung haben werden, ob sie noch behaupten werden, es sey am Rhein gedichtet. Es ist klar bewiesen, daß der Mittelpunkt alles deutschen Gesanges in den Alpenländern, der Schweiz, Tirol, Kärnthen, Steiermark, Salzburg, Oesterreich gelegen war, und daß die Vogesen, Schwaben und der Oberrhein nur die Ausläufer der poetischen Stimmung gewesen sind, die Donau aber damals bei weitem sangreicher war als der Rhein, der dagegen viel stoffreicher an Sagen und Geschichten war. Ich möchte wohl ein gutes Collegium über die Sprachbildung und die Urpoesie jener Zeit hören, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. — Wie ich in der Zeitung lese, hat man aus ungefähr sechzig Gedichten Seidls Volkshymne ausgewählt. Ich habe nichts dagegen; nur würde ich nicht concurrirt haben, wenn ich von diesem Verfahren unterrichtet gewesen wäre. Bach hat mir gesagt, der Kaiser ließe mich auffordern, eine zu machen. Zu einer Preisarbeit, wo die Competenz des Preisrichters obenein eine unbekannte Größe ist, bin ich zu alt in der Literatur. — Man spricht von Creationen mehrerer Fürsten bei Gelegenheit der kaiserlichen Vermählung, und die Zeitungen nennen die Candidaten; es wäre nicht unpassend, wenn man Radetzky, Harrach, Ernst Waldstein, oder Leute dieser Kategorie, und in Ungarn, wo nur drei fürstliche Familien sind, eine hervorragende Person zu Fürsten machte.

Den 9ten. Ich war in Lucia, wo ich den Tenor Nandin und die Sängerin Valesi gehört habe. Beide gute Schule, aber unbedeutendes Stimmkapital. Heute war ich endlich beim Erzherzog Ferdinand Max, dem ich endlich vertraut habe, wem er die Correktur seines

Buches zu danken hat. Er war sehr nett und gefällt mir jedesmal besser, daß ich ihn sehe. Er fühlt genau, was ihm fehlt, und spricht darüber mit großer Natürlichkeit. So sagte er mir: „Ich habe ganz jämmerlichen deutschen Sprachunterricht erhalten, und was ich kann, habe ich erst jetzt nachgeholt, so viel es mir durch Lesen möglich war. Man hat uns eben allzusehr mit andern Materien überladen und geglaubt, seine Muttersprache lerne man von selbst.“ Seine Conversation über alle Gegenstände ist durchaus angenehm und verständig und nimmt für sein Wissen wie für seinen Charakter ein. Dabei entwickelt sich sein Aeußeres sehr gut; er hatte früher einen gleichgültigen Ausdruck im Gesicht, der sich erst verlor, wenn man länger mit ihm sprach; den hat er aber jetzt gar nicht mehr; seine Züge sind straffer geworden und er ist überhaupt stärker und kräftiger. Er hat nicht Worte des Dankes genug für Ihre Güte. Ich habe mit ihm verabredet, daß er seine Reiseskizzen einzeln drucken läßt unter dem Titel „Fragmente.“ Er will mit Italien anfangen; dann wünscht er Spanien nebst den Balearen, wovon ich das Manuscript von ihm erhalten habe. Er bittet Sie aber, ja nicht darüber zu gehen, so lange Ihre Augen leidend sind.

Eben kommt Ihr Brief vom 7ten. Ich bin desparat, Ihren Geburtstag nicht gewußt zu haben; nicht Ihretwegen, aben wegen mir, der ich mich daran erfreut hätte. Sie wissen, daß ich solche Tage ohne Erinnerung nicht im Gedächtniß behalte, obwohl ich diese in meinem Kalender notirt habe; aber ich sah eben nicht nach und erinnerte mich nicht, daß es der 6te sey. Ich hätte auch meiner Frau Geburtstag nicht gewußt, wenn mich Amelie nicht aufmerksam gemacht hätte. Es war viel schlechter von Ihnen, mich nicht daran zu erinnern; es hätte mich gefreut, mein kleines Geschenk zu den andern legen zu können; um Alles dieß haben Sie mich aus Bosheit gebracht, Sie Megäre! — Ihr Sch. ist ein Quadrat-Esel und macht Ihrer Erziehung wenig Ehre; da hätte ich mir schon einen Sargines ausgesucht, der nicht bei jedem Schritt vom Pferde fällt. Für die fliegenden Blätter wäre er Capital. — Wenn ich auch gestehe, die Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit des russischen Kaisers überschätzt zu haben, so bleibt mir das tragische Gefühl um so lebhafter, daß eine solche welthistorische Größe noch vor ihrem Ende zusammenschrumpfen mußte. Vielleicht ist das, was Sie über Fürst Felix sagen, wahr, indeß irren Sie in dem Glauben, er habe die Dinge über das Knie gebrochen. Er war fremden Beweisgründen nicht unzugänglich, nur Intriguen und Finessen. Im gegenwärtigen Augenblick würde er vollkommen mit Preußen ausgekommen seyn; indeß glaub' ich selbst, daß er seine Bestimmung erfüllt hatte, als er starb. — Warrens Verstand und Talent ist hervorragend, aber er wird mit jedem Tag ungeschliffener, das schadet seinen guten Gründen; z. B. traktirt man einen Mann wie Fiquelmont nicht, wie er es seit vierzehn Tagen thut, auch wenn man nicht seiner Ansicht ist. — Ich lasse M. sagen, daß ich ihr gern ein gelbes Kleid besorgen will, ich suche aber eines mit schwarzen Streifen, um sie zu Ehren der Vermählung in kaiserlichen Farben angethan zu wissen. — Von Bach habe ich ein äußerst artiges Schreiben erhalten, worin er mir anzeigt, daß, obwohl der Kaiser Seidls Gedicht gewählt habe, er mir doch seinen Dank aussprechen lasse für meine Gesinnungen; mehr kann man nicht verlangen. Ein Gleiches ist, wie ich glaube, Grillparzer und Münch und noch ein paar Herren widerfahren. — Hier sind zwölf Seiten klein gekritzelt! Wenn das nächste mal nur vier kommen, dann bedeutet es, daß ich keine Zeit hatte, und dann darf nicht gezankt werden. Für die Umarmungen an Alle fehlt es heute gänzlich an Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Die Generalversammlung des Shakespearevereins. — Die Hoftheater.

Die Generalversammlung des Shakespearevereins ist denn nunmehr am 24. und 25. September abgehalten worden; das provisorische Comité hat seine Vorarbeiten zur Unterlage der Besprechung gemacht und ist schließlich nach dem Inhalte der Statuten zurückgetreten, um einem neuen, aus Nicht-Dresdnern vervollständigten Vorstande die Weiterführung des begonnenen Werkes zu überlassen. Der jetzige Vorstand besteht solcher Art aus Baron von Puttlitz, Dr. Köster, Marr, Rietz, Wehl, Wolfsohn, Otto Banck, Judeich und Hettner. Ich stelle dieses Ergebniß an die Spitze meines Berichts, da der Charakter der Verhandlungen und der wahrscheinlichen weiteren Thätigkeit des Vereins durch die beibehaltenen und die hinzugekommenen Namen einigermaßen gekennzeichnet wird. Baron von Puttlitz ist bekanntlich Intendant am Schweriner Hoftheater. Er ist eine wohlwollende Natur, hat an seinem kleinen Hoftheater unlängst die Einführung der Tantième in einer, wie es scheint, nachahmungswerthen Verbindung von Tantième und Honorar durchzusetzen gewußt, und repräsentirt solcher Art und in seiner Eigenschaft als Mann des Berufs diejenige Seite der Hoftheaterverwaltungen, mit welcher der Shakespeareverein allmählig in ein Gegenseitigkeitsverhältniß zu kommen gedenkt. Es war daher der Vermittlerstellung, welche der Verein von vorneherein angenommen hatte, kaum ein passenderer Verbündeter zu wünschen.

Reformfreunde von schärfer prononcirter Färbung hatten sich der Generalversammlung nur in kleiner Zahl gesellt. Unter ihnen schien Hofrath Marbach die Frage einer radikalen Umgestaltung der Bühnen an die Spitze der Debatte stellen zu wollen, was ohne Zweifel wünschenswerth gewesen wäre. Da er aber die Tantièmefrage von der Tagesordnung, einstweilen wenigstens, beseitigt wünschte, und die Versammlung die Grundzüge einer tiefer greifenden Reform nicht aus dem, gegen die Tantièmeerörterung Vorgebrachten abzunehmen vermochte, so erklärte sie sich für Beibehaltung der vorgeschlagenen Tagesordnung und machte dadurch den vermittelnden Standpunkt des Vorstandes zu dem ihrigen.

Von diesem Augenblick an war der weitere Verlauf der Verhandlungen so ziemlich durch das Wesen des Compromisses geboten und beherrscht. Die Intendanten hatten bei einer früheren Veranlassung ihre Geneigtheit zum Anknüpfen von Unterhandlungen zu erkennen gegeben. Es galt jetzt sich zu denjenigen unter ihnen, welche bereits von ihrem guten Willen für die Sache Zeugniß abgelegt hatten, in ein näheres Verhältniß zu setzen, und den Versuch zu machen, mit ihrer Hülfe auch die bis jetzt noch Widerstrebenden den Zwecken des Vereins zu gewinnen. Da nun weder Direktoren noch Intendanten, mit Ausnahme des Herrn von Puttlitz, in der Generalversammlung zugegen waren, und auch Titus Ulrich, welcher Herrn von Hülsen vertrat, lediglich zur Berichterstattung an letzteren herüber gekommen war, so mußte sich die Versammlung nach Durchberathung der einzelnen Punkte im Wesentlichen auf die Ernennung von Commissionen beschränken, durch welche die weiteren Verhandlungen mit den Direktoren und Intendanten vorzunehmen seyen.

Zuerst handelt es sich hiebei um die gründliche Feststellung derjenigen Tantièmemaßnahmen, welche den Bühnenleitern zuzumuthen sind. Die Vorarbeiten des Vorstands nahmen auf das Tantièmegesetz des Berliner Hoftheaters Bezug. Es sind indessen die Verhältnisse der kleineren Bühnen, wie sich in der Debatte herausstellte, theils von solcher Beschaffenheit, daß nicht wohl eine durchgängige Normirung in der bezeichneten Weise zweckmäßig erscheint, theils empfiehlt es sich, die Sitte des Honorarzahlens als feststehende Regel zu befürworten und demgemäß die Tantième erst nach einer bestimmten Reihe von Vorstellungen zu beanspruchen.

Ferner kam die Bildung eines Centrallesecomité zur Berathung. Die den Zwecken des Vereins günstigen Bühnenleiter verlangen Gegenleistungen. Sie wollen Erleichterungen im Prüfen und Auswählen der neuen Stücke. Auf diesen selben wunden Fleck weisen die dramatischen Dichter hin. Sie behaupten zu summarisch abgeurtheilt zu werden. Sie verlangen eine minder flüchtige, mehr von ästhetischen Principien geleitete Würdigung ihrer Werke. Dem Anschein nach klingt das Alles sehr verständig; aber in der Praxis? Je näher man dem Gegenstande auf den Leib rückt, desto unmöglicher erscheint er. Welche Danaidenarbeit! welche Verfeindungen nach allen Seiten! welche Zweckmäßigkeitsrücksichten ohn' Ende, und zuletzt, wo die Gewähr, daß auch nur eines dieser vom Lesecomité empfohlenen Stücke zur Aufführung gelangt? Die Versammlung half sich aus der Klemme, indem sie eine Commission mit der Ausarbeitung eines Vorschlags für die nächste Generalversammlung beauftragte. Inzwischen steht allerdings zu erwarten, daß Licht über dasjenige wird, wessen der Verein sich von den Bühnenleitern zu gewärtigen hat. Dadurch würde dann die Ausführbarkeit eines Lesecomitéprojekts etwas besser zu beurtheilen seyn.

Schon bei diesem Gegenstande ließ sich übrigens die

Frage nicht abweisen: wird der Verein die mannigfachen ihm obliegenden Aufgaben ohne Geldmittel zu erreichen im Stande seyn? Da die Gründung eines Vereinsorgans — etwa die Uebernahme der Wehl'schen Schaubühne — wünschenswerth erscheinen mußte, so erhielt eine Commission neben der Aufgabe, „sich unausgesetzt mit dem Gebahren der Kritik zu beschäftigen," noch die weitere Vollmacht, wegen Uebernahme jenes Organs Verhandlungen anzuknüpfen, was denn die allseitige Prüfung der finanziellen Frage für die nächste Generalversammlung zur Folge haben wird.

Die Repertoirefrage, in so weit sie als die Aufstellung eines Musterrepertoires gefaßt werden konnte, war schon bei der Vorbearbeitung dieses Gegenstandes als unzweckmäßig erkannt worden und wurde durch das Nachdrängen wichtiger Fragen vollends von der Tagesordnung beseitigt. Ein solches Musterregister wäre allerdings ein vortrefflicher Faullenzer für bequeme und tantièmescheue Bühnenleiter, empföhle sich aber auch nicht einmal vom ästhetischen Gesichtspunkte. Wer nicht die Rollenbesetzung in der Hand hat, wird mit seinen Empfehlungen verschollener Stücke nimmer über einen gewissen idealen Kreis hinausgreifen dürfen.

Folgte die Frage: soll ein Theatergesetz befürwortet werden? Dieser Gegenstand hätte ohne Zweifel unter andern Umständen an die Spitze der sämmtlichen Verhandlungen gestellt werden müssen. Er verlangt einen unbefangenen Standpunkt und kühne Rücksichtslosigkeit. Keines von beiden konnte auf dem bereits so unverkennbar betretenen Wege des Compromisses, des Abrechnens mit bestehenden Machtverhältnissen, herausgekehrt werden. So ging denn auch dieses Kapitel in die Hände einer Commission über, welche abwartend der Aufnahme der übrigen Vorschläge zu folgen hat, bevor sie die nächste Versammlung mit bestimmten Forderungen angeht. — Hier einstweilen ein paar Worte über die Hoftheater.

Man übersieht zu oft, daß viele unserer deutschen Civillisten die den Fürsten aus den Theaterdeficits erwachsenden Lasten ausdrücklich berücksichtigen. In der Regel ist die Civilliste, oder der jährliche Gehalt des Fürsten, bei Vereinbarung dieses Jahrgeldes nicht nur so im Allgemeinen hingestellt worden, sondern vielmehr unter der Voraussetzung, daß von dieser Summe u. a. auch die Theaterzuschüsse mit bestritten würden. Da nun im Wesentlichen die Steuerzahler die Civilliste aufbringen und da diese wieder die Theater zu erhalten hat, so besagt eine staatliche Organisation des Theaters, so weit sie die Hoftheater betrifft, im Grunde nichts anderes, als daß über die jährlich für Theaterzwecke aufgewendeten Summen künftig durch eine verantwortliche Behörde dem Lande Rechenschaft abgelegt werde. Das hofmännische Element würde beseitigt werden und das bureaukratische träte an seine Stelle. Wie dieses letztere verhindert werden könnte, seinen verknöchernden Einfluß auf das Bühnenleben zu übertragen, wäre Sache der Volksvertretung und der öffentlichen Kritik. Daß es übrigens auch bei dem jetzigen Stande der Hoftheater nicht ohne Bureaukratie abgeht, bedarf wohl keines Nachweises. Noch ganz ohnlängst hat ja eine unserer hervorragendsten Bühnen einen Mann zum Leiter erhalten, dessen ganze bisherige Thätigkeit der Gerichtsstube gehört. Nun kommt zu diesen bureaukratischen Eigenschaften, sobald eine solche Persönlichkeit Hoftheaterintendant wird, noch das Erforderniß hofmännischer Geschmeidigkeit und gefügigen Willensverzichts hinzu, also zu dem einen Element, das wir bei der staatlichen Organisation der Bühnen mit in den Kauf nehmen müssen, noch das andere, weit bedenklichere, weil es ganz in den Fugen des Thrones wurzelt. Läge die Frage nun einfach so: soll das Land auch ferner auf dem Wege der Civilliste die Hoftheater erhalten und keinerlei Einfluß auf die Verwendung seiner Zubuße haben? oder soll es vielmehr von nun an Rechenschaftsablage und Beachtung seiner ästhetischen Forderungen von dem, nicht mehr dem Hausminister, sondern dem Ministerium des Innern untergeordneten Bühnenintendanten zu verlangen berechtigt seyn? Läge die Frage so, da wäre ohne Zweifel wenigstens die öffentliche Meinung gar bald für die staatliche Organisation der Bühnen zu gewinnen. Die Verhältnisse haben aber einen viel verwickelteren Charakter, und dieß mag die Zurückhaltung rechtfertigen, welche — dem Vernehmen nach — der Bühnenverein in seinem bereits vor sechs Jahren ausgearbeiteten Theatergesetzentwurf den Hofbühnen gegenüber beobachtete. Dieser Entwurf, so scheint es, läßt die Hofbühnen unberührt und empfiehlt nur die staatliche Organisation der übrigen Theater. Wie zu erwarten war, hat er keinerlei Anklang gefunden. Wie hätte er es auch können? Vornehmlich von den Leitern der Hofbühnen ausgegangen, konnte er alle jene Mängel, welche das Höfische doch nun einmal kennzeichnet, nicht füglich in den Kreis seiner Ausstellungen ziehen. So wenig seine Verfasser für diese Gebrechen auch blind seyn mochten, die natürliche Folge ihrer Stellung war, daß sie einzig den Splitter im Auge der mit den Hofbühnen concurrirenden Institute zu sehen und ihm abhelfen zu wollen schienen. Diese unvollständige Kurart, so gut sie gemeint war und so sehr ihre Durchführung sich vielleicht im Laufe der Zeit als Correctiv auch gegen die übeln Seiten der Hoftheater erwiesen hätte, konnte die öffentliche Meinung unmöglich für sich einnehmen. Wenn wir je dahin gelangen, die Bühne als „eine moralische Anstalt," als „eine Schule der praktischen Weisheit" nicht nur in unsern Forderungen an die Bühne anzusehen, sondern ihr auch die Mittel zur Verwirklichung dieser ihrer Aufgaben in die Hand zu geben; wenn wir uns je zu ihrer Hebung und dauernden Sicherstellung besteuern werden, wie wir es ja längst zum Besten der Volkserziehung, auf dem Wege der Schule, zu thun gewohnt sind; wenn wir der Nation je das Recht zurückerobern, ein gutes und wohlfeiles Theater zu denjenigen Erholungsstätten zu zählen, welche auch den bescheidenst gestellten Familien noch zugänglich sind, so wird diese gründliche Umgestaltung

aller Theaterverhältnisse sicherlich nicht vor den Hofbühnen stehen bleiben.

Ich sagte, die Lösung dieser letzteren Frage sey verwickelter Art. Sie ist es weniger deßhalb, weil die Theaterliebhaberei unserer Fürsten füglich ihre eigenen Wege zu wandeln berechtigt ist und der Gegenstand aller Orten in die persönlichsten Beziehungen ausläuft, als vielmehr deßhalb, weil in jeder Residenz die Hoftheaterbedingungen unter sich höchst verschiedener Art sind, so daß keineswegs aller Orten die Verringerung der Civilliste, respective die Uebertragung der Theaterlasten auf das Conto irgend eines budgetmäßigen Ausgabeetats genügen würde, um aus Hofbühnen Nationaltheater zu machen. An sehr bedeutsamen Stellen kräftigt sich die Theaterkasse Jahr aus Jahr ein an dem metallischen Brunnen fürstlicher Munificenz, und weder die Statistik gibt über diese Chatoullengeheimnisse Aufschluß, noch läßt sich die Hebung der Bühne damit anfangen, daß man so freigebige Spender, statt sie für die Reform zu gewinnen, zu verdrängen sucht.

Aus diesem Grunde wäre es ohne Zweifel wünschenswerth gewesen, daß die Generalversammlung des Shakespearevereins auch von Männern wie Eduard Devrient besucht worden wäre. Goethe gibt mit den wenigen Worten, durch welche er die bei den Hamletproben im Wilhelm Meister so wohlwollend betheiligten beiden Theaterfreunde einführt, ein vortreffliches Bild von Theaterfreunden im Allgemeinen: „Sie liebten das Theater zu sehr, um es recht zu kennen.“ Dieser gute Wille, wo er eine Anzahl von Theaterfreunden zu opferwilliger Vereinsthätigkeit zusammenführt, sollte von Persönlichkeiten, die das Theater nicht nur „recht kennen,“ sondern ihre Kräfte auch seiner Veredelung widmen, nimmer ohne Führung und Belebung gelassen werden, und je mehr der Arbeit noch zu thun bleibt, desto rascher sollten die zur Leitung Berufenen die willig dargebotenen Hände ergreifen. Es war daher verständig, daß, obschon gerade von Eduard Devrient keinerlei Lebenszeichen an den Verein ergangen war, die Versammlung seinen Namen dennoch denjenigen zugesellte, welche über die Cardinalangelegenheit aller Theaterreformen, über ein Theatergesetz, der nächsten Generalversammlung Bericht zu erstatten haben. Möge er nicht durch eine Ablehnung denen Recht geben, welche den Verfall des deutschen Theaters als eine jener Krankheiten bezeichnen, die man auf gut Glück austoben lassen muß und für welche kein Kraut gewachsen ist! Da alles Gute nur durch Opfer zu fördern ist, so findet der Pessimismus ohnehin es nur zu bequem, die Hände in den Schooß zu legen und am Ufer still zu sitzen, bis der Fluß einmal vorüber geflossen seyn wird.

Wenn ich zum Schlusse eine Meinung über die Aussichten des Shakespearevereins aussprechen soll, so glaube ich, daß erst die nächste Generalversammlung Anhaltspunkte für ein solches Urtheil bieten dürfte. Da die Begründer des Vereins im Wesentlichen die von Seiten der Intendanten und Direktoren (also von dem Bühnenverein) an die dramatischen Schriftsteller im Jahr 1858 ergangene Aufforderung, sich zu verbinden und solcher Art ein Unterhandeln von Verein zu Verein zu ermöglichen, im Auge gehabt haben, so ist es kein Unglück, wenn sich die Bühnenleiter dem Verein gegenüber einstweilen zuwartend verhalten und auf seine Beschlüsse keinen wesentlichen Einfluß zu gewinnen suchen. Sehr zu wünschen ist dagegen ein möglichst allseitiger Anschluß der schriftstellerischen Kräfte Deutschlands, so wie eine nachhaltige Förderung Seitens kunstsinniger Theaterfreunde. Der Jahresbeitrag von zwei Thalern ist hoffentlich auch für solche Freunde des Guten nicht zu hoch gegriffen, welche durch die übertriebenen gegenwärtigen Theaterpreise und durch das verfallende Spiel auf den Brettern selbst sich längst des Theaterbesuchs entwöhnt haben. Was die Schauspieler betrifft, so mögen sie sich um so weniger von der vorwiegend literarischen Physiognomie des Vereins abhalten lassen, sich demselben zu gesellen, als auch ihre berechtigten Forderungen ohne ein Bündniß mit der Literatur, wie die Erfahrung lehrt, sich nicht Geltung zu verschaffen vermögen. Die Besseren unter ihnen werden aber nicht in Zweifel darüber seyn, daß die hohen Gagen Einzelner durchaus keinen Maßstab für die gesteigerte Bedeutung des ganzen Schauspielerstandes bieten, und daß er, um mit den Ansprüchen des guten Geschmacks und der feineren Bildung Schritt zu halten, auch seine geistigen Pfleger und Ernährer in ihren Kämpfen für eine Reinigung der Kunst unterstützen soll. Es ist wahr, die Zeit ist längst vorüber, wo die Schauspieler den Fürsten Abends mit Fackeln heimgeleiten mußten; aber auch das Wort Ifflands: „daß sich der Schauspieler als Volkslehrer fühlt, das ist sein innerstes Standesgefühl,“ gehört schon einer fast vergessenen Zeit künstlerischer Begeisterung an. Werden sie die Fackel in diesem Sinne wieder zu ihrem Attribut erheben?

Newyork, September.

(Schluß.)

Die Präsidentenwahl.

Persönlich unbedeutend, furchtsam und aufgeblasen, ist M'Clellan ein unbedingtes Werkzeug in den Händen der Verräther, welche hoffen, durch seine Erwählung die Macht zu erlangen, Jefferson Davis das Land zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, die Bedingungen zu dictiren, unter denen es ihm gefällig seyn würde, in die Union zurückzukehren und Freiheit und Menschenrechte auf Generationen durch die eiserne Ferse der Sklavokratie zertreten zu lassen. Wenn man die falsche, ehrlose Stellung betrachtet, welche M'Clellan als General der Republik und Freund der Rebellen zu gleicher Zeit einnahm, kann man sich eben nicht wundern, daß er sich glücklich schätzt, der Candidat einer Partei zu seyn, deren erklärter Zweck Frieden um jeden Preis ist.

Die ganze Nichtswürdigkeit der Friedensdemokratie tritt am grellsten in dem Umstand hervor, daß sie nur durch die Unglücksfälle und Niederlagen, welche die Unionsheere möglicherweise noch vor dem Wahltag erleiden können, an's Ruder zu gelangen vermögen, da das Volk sich unter keinen andern Umständen den Frieden gefallen lassen würde, den sie ihm aufdringen möchten. Jeder Sieg über die Rebellen ist ihnen ein Schlag, ein Dämpfer für ihre Hoffnungen. Als die Nachricht von der Einnahme von Atlanta, eines der wichtigsten militärischen Punkte, einlief und der Sieg in der ganzen Union durch Kanonenschüsse und Feuerwerke gefeiert wurde, gingen die Friedensdemokraten oder „Kupferschlangen" mit langen Gesichtern umher, schimpften und fluchten auch wohl laut und verwünschten den ungelegenen Sieg. Die Hauptstütze der Friedensdemokraten sind die Irländer, ohne deren Hülfe sie vollständig machtlos wären. Roh, brutal, unwissend, dem Trunk ergeben und voll bittern Hasses gegen die Neger, sind die Irländer jederzeit zu allem Schlechten, zu jeder Gewaltthätigkeit bereit und die unbedingten Werkzeuge der Demokratie. Es versteht sich von selbst, daß im Fall der Erwählung M'Clellans eine organisirte Pöbelherrschaft dafür sorgen würde, daß kein Redner, keine Presse des Landes mehr ein Wort zu Gunsten der Freiheit und der gleichen Rechte zu sagen wagen dürfte, daß besonders jede Aeußerung gegen die geheiligte Institution der Sklaverei als Hochverrath behandelt und Negerverfolgungen, Sklavenjagden zum täglichen Zeitvertreib dienen würden.

Auf der andern Seite steht die große Unionspartei, zu welcher auch viele ehemalige Demokraten und überhaupt Alle gehören, die nicht entweder offen oder heimlich auf der Seite der Rebellen stehen, oder durch Negerhaß dermaßen verblendet sind, daß sie die Aufrechthaltung der Sklaverei über die Erhaltung der Nationaleinheit stellen. Sie ist es, welche den Kern des Volkes umfaßt, und nur große, unvorhergesehene Niederlagen und Unglücksfälle, welche das Heer vor der Wahl noch erleiden könnte, vermöchten ihr den Sieg zu entreißen. Die Erhaltung der Union durch die unbedingte Unterwerfung der Rebellen und die gänzliche Abschaffung der Sklaverei, als der Ursache des Bürgerkriegs, sind die Hauptpunkte des Programms, welches in der Unionsconvention in Baltimore im Juni aufgestellt wurde. Leider bleibt das Programm hier stehen und läßt das Gute, welches es enthält, unvollständig, denn von vollkommener Gerechtigkeit gegen die Neger, von ihrer bürgerlichen Gleichstellung ist nichts gesagt, obgleich gegenwärtig über 100,000 Farbige im Felde sind und die Schlachten der Nation unter größeren Gefahren ausfechten, als ihre weißen Gefährten, da sie von den Rebellen nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern mit kaltblütiger Grausamkeit von der „südlichen Ritterschaft" gemordet werden. Das Farbenvorurtheil, dieser Fluch des Amerikaners, selbst des aufgeklärteren Gegners der Sklaverei, verleitet ihn, seinen wahren Bundesgenossen, den ohne Ausnahme loyalen, treuen Farbigen das Stimmrecht vorzuenthalten, während er es in der Ordnung findet, daß die ganze Rotte unwissender roher Irländer ihr vollwichtiges Wahlrecht übe, obgleich er weiß, daß jede einzelne Stimme zu Gunsten der Verräther und Feinde abgegeben wird. Das Programm ist in dieser Beziehung der treue Abdruck des Volkes.

Dabei fehlt der Sache der Unionisten ein wichtiges Element, ohne welches keine Partei des Sieges gewiß seyn kann: dieß ist der Enthusiasmus für ihren Candidaten. Abraham Lincoln ist nicht der Erwählte des Volks, sondern der Beamten, der Politiker und Spekulanten, aller derjenigen, welche die Vortheile ferner genießen wollen, die sie während seiner Administration genossen. Mit wahrhaft unanständiger Eile wurde er dem Volke von den politischen Cliquen aufgezwungen. Seine Ernennung war von ihnen im voraus beschlossen, und jeder andere Candidat war ausgeschlossen. Lincolns Mangel an höherer Einsicht, Bildung und Energie, seine Halbheit, seine Nachsicht gegen Rebellen und Verräther, im Gegensatz zu der Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der er oft gegen seine treuesten Verbündeten verfährt, seine kleinlichen Umtriebe gegen Fremont und den Finanzminister Chase, sobald er fand, daß sie ihm als Mitbewerber gefährlich werden könnten — alles dieß sind unleugbare Thatsachen, die ihm den Tadel und die Abneigung der Elite der Nation zugezogen haben. Jeder aufgeklärte, gebildete

Mann, dem das Wohl des Landes wahrhaft am Herzen liegt, gesteht offen ein, daß er einen andern Mann vorgezogen haben würde, allein zwischen M'Clellan und Lincoln gestellt, natürlich das Seinige thun wird, um dem endlosen Unheil einer demokratischen Administration vorzubeugen. Lincoln, ohne besondere Popularität, ohne die Fähigkeit solche zu erlangen, wird dennoch die Stimmen aller Unionisten, aller Gegner der Sklaverei erhalten, aber einzig weil sie ihn als das geringere der beiden Uebel betrachten, zwischen denen sie die Wahl haben.

Neben diesen beiden Candidaten gibt es noch einen dritten, der sich jedoch nur dem Namen nach auf dem Wahlplatz befindet, obgleich er an Fähigkeit, Redlichkeit, Einsicht und Gesinnung jene beiden weit überragt, nämlich John C. Fremont. Schon im Anfang des Jahres, als sich klar herausstellte, daß die Ernennung Lincolns unter den Parteiführern eine abgekartete Sache war, die unter allen Umständen durchgesetzt werden würde, beschloß eine Anzahl patriotischer, aufgeklärter Männer, die schon lange den Mißgriffen und Halbheiten der gegenwärtigen Administration mit Unruhe und Empörung zugesehen hatten, durch die Ernennung eines radikalen Candidaten eine Coalition gegen die wachsende Bewegung zu Gunsten Lincolns zu bilden. Manche der besten und ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen Wendell Philipps, nahmen thätigen Antheil an der Bewegung, die besonders auch unter den Deutschen lebhaften Anklang fand, und in einer Convention, die gegen das Ende Mais in Cleveland stattfand, wurde Fremont fast einstimmig zum Candidaten für die nächste Präsidentschaft ernannt. Das Programm stellt gleich dem der Lincolnpartei die Erhaltung der Union, die Unterwerfung der Rebellen und die Abschaffung der Sklaverei als Hauptpunkte auf, außerdem verlangt es aber die bürgerliche Gleichstellung der Farbigen und die Confiskation der Ländereien der Rebellen, die den freigewordenen Sklaven zum Anbau überlassen werden sollen. Ein besserer Candidat war seit vielen Jahren nicht ernannt worden, und das Programm verdiente von einem aufgeklärten Volke als ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts begrüßt zu werden; aber hier ist man noch nicht so aufgeklärt, und das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Die Leiter der Bewegung, obgleich sich unter ihnen, wie gesagt, manche der besten und ausgezeichnetsten Männer befinden, besitzen nicht das Ansehen, die politische Stellung, welche den Massen imponirt und sie fortreißt. Sie fühlten selbst, daß sie zu schwach waren, um nur eine anständige Minderzahl zu bilden, viel weniger ihren Candidaten durchzusetzen, und sahen sich nach Bundesgenossen auf einem andern Gebiet um. Durch kleine Zugeständnisse glaubten sie die Unterstützung der Demokraten erlangen zu können, welche damals noch nicht ihren Candidaten gewählt hatten, und ernannten John Cochrane zum Vicepräsidenten, einen gesinnungslosen Politiker von ächtem Schrot und Korn, der schon allen Parteien, und zuletzt den Ultrasklavereipropagandisten angehört hatte. Fremont selbst ließ sich verleiten, die Verbindung einzugehen, und die Folge war ein vollständiger Schiffbruch. Die Demokraten, welche auf die Herstellung der alten Sklavereimacht hinarbeiten, freuten sich nur der Spaltung unter ihren Gegnern, während manche Radikale, über die Zugeständnisse empört, welche man den Feinden gemacht, sich mit Widerwillen zurückzogen, so daß Fremont vereinzelt, ohne Partei dasteht, und selbst seine wärmsten Anhänger sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, am Wahltag ihre Stimmen für Lincoln abzugeben, um nicht M'Clellan durch Zersplitterung zu verstärken.

Welche der Parteien, welcher der Candidaten nun auch siegreich seyn mag, welche Ereignisse sich zutragen mögen, so gehört doch nur ein gewöhnlicher Grad von Einsicht und Kenntniß der Verhältnisse dazu, um mit Sicherheit voraussagen zu können, daß die Tage des Krieges gezählt sind, und die eine Partei so fest wie die andere entschlossen ist, so bald als möglich Frieden zu schließen. Die Demokraten wollen einen Frieden, welcher den Norden gebunden den Sklavenhaltern in die Hände liefert, während auf der andern Seite Lincoln und sein ganzes Cabinet wohl wissen, daß das Volk des langen Krieges herzlich müde ist, und sie der Wiedererwählung fast sicher wären, wenn sie dem Land einen ehrenvollen Frieden in Aussicht stellen könnten. Die fortwährend erneuten, wenn auch immer widerlegten Gerüchte von Friedensunterhandlungen sind nicht ohne Grund, und außerdem ist kein Zweifel, daß die Rebellen auf's äußerste erschöpft sind und in dem ungleichen Kampf nur durch die Hoffnung auf einen Sieg am Wahltag aufrecht erhalten werden, daß aber in dem wahrscheinlichen Fall einer Niederlage bald das ganze künstliche Gebäude der Conföderation kraftlos zusammenbrechen müßte. Die nächsten Monate werden wahrscheinlich diese Voraussetzungen bestätigen, und die große Frage bleibt nur: wird ein Frieden zu Stande kommen, in dem die gänzliche Ausrottung der Sklaverei außer Zweifel gestellt ist? Nur ein solcher kann wahrhaft segensvoll und dauernd seyn, während jede Uebereinkunft, welch diese Ursache des Krieges übrig ließe, nur ein Scheinfrieden wäre. Die ganze Bitterkeit und Feindseligkeit würde zurückbleiben und einige Generationen früher oder später wieder zu neuem blutigem Zwiespalt führen.

London, Oktober.

Die Müller-Epidemie. — Lord Brougham und die Social Science Association. — Ländliche Zustände. — Lander †.

Nach der fast tropischen Hitze und Dürre der Sommermonate haben September und Oktober uns schöne, goldene Tage gebracht, über deren Herrlichkeit Racingmen, Jäger, Farmer, ja das gesammte Volk der britischen Inseln in gleichem Enthusiasmus schwelgen. Trotz dieser herbstlichen Abkühlung der Atmosphäre hat aber die Müller-Epidemie, von der ich in meinem letzten Briefe gesprochen, so wenig nachgelassen, als stände der Hundsstern noch mit voller sengender Glut über unsern Häuptern. Dem durch die Erwartung der Ankunft des angeblichen Mörders erregten Fieber ist nun die Unruhe über den endlichen Ausgang seines Processes gefolgt, und wenn die Enttäuschung durch das friedliche Aussehen und ruhige Wesen des deutschen Schneidergesellen, den die erhitzte angelsächsische Phantasie sich zum mindesten als einen Jack Sheppard oder Fra Diavolo vorgespiegelt hatte, in der naivsten Weise zum Ausdruck kam, so ist der fanatische Eifer der Spekulation über das ihm zugeschriebene Verbrechen, die Gier ihn zu sehen und von ihm zu lesen, doch keineswegs geringer geworden. Man hat öfter die Bemerkung gemacht, die englischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten seyen besser als das unter ihnen aufwachsende Volk, und wer das humane Auftreten der Polizei gegen den allerdings angeklagten, aber noch nicht schuldig befundenen Gefangenen mit dem rohen Benehmen der Menge vergleicht, die ihn, so oft er sich zeigen mag, mit Schreien, Flüchen, Drohungen und Verwünschungen begrüßt, wird nicht umhin können, jener Anschauung theilweise beizupflichten. Natürlich lieferte der gesetzlose Pöbel der Hauptstadt zu jener Menge ein bedeutendes Contingent, allein keine unbeträchtliche Anzahl der Neugierigen, die sich unter ihn drängen, gehört andern, besseren Gesellschaftskreisen an. Ich beabsichtige nicht, die Leser mit einer Wiederholung der Verhöre zu langweilen. Im Großen und Ganzen hinterlassen dieselben bis jetzt einen für Müller eher günstigen als ungünstigen Eindruck; wenigstens scheint es unmöglich, daß auf die vorhandenen Beweise hin eine Jury ihr Schuldig gegen den Angeklagten aussprechen sollte. Aber noch einige andere Vorkommnisse allgemein socialer Natur scheinen mir, im Zusammenhang mit diesem seltsamen Ereigniß, der Bemerkung werth.

Ich rechne dahin zunächst den Fall eines Menschen, der sich in einem Londoner Bierhause, in halb trunkenem Zustande, aus freien Stücken der Theilnahme an dem Morde des Mr. Brighs beschuldigte, den Hergang der Tragödie und die von ihm dabei gespielte Rolle auf's genaueste beschrieb und durch den entsetzten Wirth der Polizei ausgeliefert wurde. Es fand sich, daß die Selbstanklage dieses Menschen absolut nichts als die Schöpfung seines erhitzten Gehirns war, und er wurde nach mehrtägiger Haft mit einer Warnung, sich in Zukunft vor ähnlichen Phantasien zu hüten, entlassen. Ernsthafter endete die leidenschaftliche Beschäftigung eines andern Individuums, eines jungen Londoner Fabrikarbeiters, mit den Thaten und Schicksalen Müllers. Wie seine Mitarbeiter aussagten, hatte dieser junge Mann sich seit längerer Zeit so unausgesetzt in das große Geheimniß vertieft, daß er von wenig Anderem sprach und endlich zu dem wundersamen Resultate kam: „es müsse doch schön seyn, gehängt zu werden, er möchte wohl versuchen, wie es thue, und wünsche sich ein dem Müllerschen ähnliches Loos." Von dem Wunsche, so scheint es, war kein weiter Weg zu der Erfüllung; eines Tags fand man den jungen Mann in seinem Zimmer erhängt — ob als Resultat eines verunglückten Spiels der Einbildungskraft, oder als Consequenz eines resoluten, unabänderlichen Entschlusses, war nicht zu ergründen. Die Jury des Todtenbeschauers erkannte auf „Selbstmord in einem Anfall von Wahnsinn." Den erwähnten Vorfällen gegenüber wird sich gegen den oben gebrauchten Ausdruck „Müller-Epidemie" wenig einwenden lassen.

In den Provinzen ist den Sitzungen der Association for the Advancement of Science die Eröffnung der Social Science Association gefolgt. Es wurde dieselbe vor sieben Jahren durch den alten Lord Brougham gegründet und besagter alte Lord eröffnete auch die dießjährige Session. Lord Brougham hat vor kurzem sein 87stes Jahr vollendet und die Zeitungen sind voll Bewunderung für die Rüstigkeit und geistige Beweglichkeit „of the venerable Lord Brougham." Alle Achtung vor den ehrwürdigen Eigenschaften eines hohen Alters! Uns aber wollte es vorkommen, indem wir die Eröffnungsrede lasen, als ob der venerable Lord Brougham nachgerade mehr und mehr das werde, was man in England a nuisance nennt, wie dieß anerkanntermaßen auch dem Herzog von Wellington während seiner letzten Lebensjahre begegnet ist. Wunderlich war der Mann bei seinen großen Talenten immer; allein in jüngster Zeit sind seine Aeußerungen zu einem völlig ungenießbaren Mischmasch von rhetorischer „Weisheit" und kindischer Albernheit herabgesunken, die den herannahenden gänzlichen Verfall seiner Geisteskräfte weissagen. Viel perfides und albernes Zeug ist fürwahr in England über die schleswig-holsteinische Frage geschwatzt worden; allein wir erinnern uns weniger, zugleich so kindisch unwissender und sophistisch prätentiöser Phrasen, als der des ehrwürdigen Lord Brougham in seiner jüngsten Eröffnungsrede. Ihm war die Entdeckung vorbehalten, daß „die gegen Dänemark geübte schmähliche Unterdrückung ihres Gleichen suche selbst in dem Despotismus Rußlands und

den Leiden Polens;“ daß Preußen sich zum Kriege habe hinreißen lassen „durch den Wahnsinn des deutschen Pöbels“ und Oesterreich „ohne irgend ein erdenkliches Interesse, wäre es nicht etwa ein Traum von deutschem Einfluß, als Gegengewicht gegen seine ungarisch-italienischen Nöthe, den schändlichen Planen Preußens Gewicht verliehen habe.“ Das Nationalgefühl eines großen Volks von vierzig Millionen sans façon als „den Wahnsinn eines Pöbels“ zu charakterisiren, so weit haben selbst die wüthendsten Toryblätter es nicht gebracht und die „gegen Dänemark geübte Unterdrückung“ (die durch Dänemark geübte Unterdrückung wird natürlich mit keiner Sylbe erwähnt) über den russischen Despotismus in Polen zu erhöhen, ist selbst den gewissenlosesten englischen Korrespondenten weder gelungen, noch je in den Sinn gekommen. Man könnte so einfältige Lucubrationen mit einem mitleidigen Lächeln passiren lassen; allein das Bedauerliche ist, daß sie von Millionen gelesen werden und daß Tausende, weil sie von Lord Brougham kommen, ihnen eine Bedeutung zuschreiben, die ihnen unabhängig davon abgeht. In ähnlicher Weise äußert der venerable Lord Brougham, der ehemalige Advokat der Sklavenemancipation, sich über den großen amerikanischen Krieg, für dessen „sinnlose Gräuel,“ seiner Ansicht nach, in der ganzen Geschichte der Menschheit kein Präcedenzfall vorhanden ist und dessen Beginn seitens der Nordstaaten keinen Schatten von Sympathie in Anspruch nehmen darf; ja, in ähnlicher Weise denuncirt er, der einstige Advokat bürgerlicher und religiöser Freiheit, aber der jetzige venerable Lord Brougham, die religiöse Reformbewegung gegen die verknöcherten Zustände der altenglischen puritanischen Bigotterie, welche unter den Auspicien der „Essayers and Reviewers“ und des Bischofs Colenso bestimmt scheint, in England endlich eine wahrhafte Epoche der Reformation in der Sphäre der Religion heranzuführen. Eine solche Apostasie des hohen Alters von allen während eines langen Lebens verfochtenen Principien stimmt um so trauriger, wenn man sie mit den freisinnigen Impulsen zusammenhält, welche England der Social Science Association ohne Frage zu danken hat. Denn die Association zieht alle Zweige der Socialpolitik in ihr Bereich, und da ihre Mitglieder nicht bloß Männer von Talent, Kenntniß und Lebenserfahrung sind, sondern auch praktisch einflußreiche Stellungen einnehmen, so combinirt ihre Wirksamkeit die Vortheile der theoretischen Discussion mit denen des reellen Fortschritts. Jeder Einzelne trägt der Versammlung das Beste vor, was er als Specialist leistet; das permanente Comité der Association gibt diesen Vorträgen die weiteste Verbreitung und manche Reformfrage, die vielleicht noch lange geschlummert haben würde, wird auf diese Weise vor das Tribunal der öffentlichen Meinung gezogen, findet in der Presse, der Literatur und im Parlament einen Wiederhall und reift rascher einer segensreichen praktischen Lösung entgegen. Und so bornirt das englische Nationalgefühl in seiner wohlgefälligen Selbstüberschätzung den andern Völkern gegenüber oft erscheinen mag, das Eine muß man diesem Volke lassen, daß es den Mißbräuchen seiner politisch socialen Zustände, wenn sie einmal an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden, mit männlicher Entschlossenheit in's Auge sieht und eher geneigt ist, sie durch Entrüstung zu vergrößern, als durch Gleichgültigkeit zu verkleinern. Allerdings mangelt es selten an den auffallendsten, außerordentlichsten Enthüllungen und ein Gegenstand der socialen Diskussion löst so in schneller Folge den andern ab.

Während der diesjährigen Sitzungen der Social Science Association waren es besonders zwei Vorträge, deren Mittheilungen die größte Sensation erregten. Der eine derselben behandelte die Statistik des Kindermordes und stellte die erschreckende Thatsache fest, daß unter der Gesammtzahl der Todtenbeschauungen des verflossenen Jahrs nicht weniger als ein Drittel, d. h. 6506, Kinder unter sieben Jahren betrafen, von denen 1100 unehelich waren. 3644 betrafen Kinder unter einem Jahr, und 1000 von diesen waren illegitim. In der That ist das Verbrechen des Kindermordes in England in grauenhafter Zunahme begriffen und die Nothwendigkeit energischer Maßregeln zur Steuerung des Uebels wurde in ernstester Weise hervorgehoben. — Ein anderer Vortrag constatirte nicht viel weniger auffallende Thatsachen über die Zustände der ländlichen Bevölkerung in einigen der binnenländischen und östlichen Grafschaften. Banden von Kindern zwischen fünf- und sechzehn Jahren, so erzählte der Berichterstatter, seyen dort zur Besorgung der Feldarbeiten in allgemeinem Gebrauche. Diese Banden (gangs) bestehen gewöhnlich aus je vierzig Kindern. Die Kinder werden von den Arbeitgebern ihrer Eltern gemiethet, gewöhnlich für zwölf Monate. Jene Arbeitgeber vermiethen sie wiederum an Farmer, die sie im Felde gebrauchen. Sehr oft haben die Kinder einen langen Weg zurückzulegen, bevor sie ihr Arbeitslokal erreichen, und der Einfluß dieser Zustände in physischer und moralischer Beziehung ist schrecklich; denn die Kinder besitzen kein Mittel, ihrer Knechtschaft zu entrinnen, sind in Wahrheit nicht viel mehr als Sklaven. Die Erziehung wird völlig vernachlässigt, die jüngeren Kinder werden durch die faulen Reden und schlechten Sitten der älteren verdorben und schnell eben so schlecht als jene. Am schlimmsten ist die Demoralisation da, wo gemischte, d. h. aus Knaben und Mädchen bestehende Banden arbeiten. Kurz, die allertraurigsten Resultate der Kinderarbeiten in den Fabrikstädten kommen in jenen ländlichen Distrikten zum Vorschein. Der Berichterstatter stellte schließlich eine Forderung, welche in England zu den Seltenheiten gehört, ja nur in extremen Fällen geltend gemacht wird, daß nämlich die Regierung einschreiten und, ohne die reformirende Thätigkeit der Lokalverwaltung abzuwarten, durch direkte Gesetzgebung den Uebeln so schmählicher Zustände abhelfen müsse.

Indessen vergißt man über der einheimischen Socialgeschichte nicht die Ereignisse der auswärtigen Politik. Amerika nimmt nach wie vor einen großen Theil „der

öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch und gibt alle paar Wochen der südfreundlichen Majorität der Presse, unter der Times, Daily Telegraph und Standard hervorragen, Gelegenheit, sich durch ihre eben so albernen als perfiden Commentare und Prophezeiungen über den Ausgang des großen Kampfes lächerlich zu machen. Auch der Aerger über die eigene Niederlage und den Sieg Deutschlands in der schleswig-holsteinschen Sache verkörpert sich noch mitunter in schmähenden Leitartikeln gegen unser Vaterland; ganz kürzlich kamen die alten Fabrikationen über die „Prussien outrages in Jütland" wieder auf's Tapet. Allein im Allgemeinen ist der Ton in dieser Streitfrage bedeutend herabgestimmt. Besonders ist dieß der Fall, seit der mehr als kühle Empfang des Prinzen und der Prinzessin von Wales in Dänemark dem ohnehin schon gedemüthigten englischen Stolze, insofern er in den dänischen Krieg verwickelt war, gleichsam den letzten Stoß gegeben. Die in diesem Augenblick so äußerst unpolitische, indiskrete Reise hat ihre bittern Früchte getragen. Man setzt daher einer fatalen Thatsache ein heiteres Gesicht auf, bedauert die Dänen wegen ihres Unglücks und gibt großmüthig zu, daß man ihrem Phlegma etwas zu viel zugetraut, indem man gehofft, sie würden den englischen Prinzen, den Gemahl Alexandras, zu unterscheiden wissen von dem englischen Volke. Die große Masse des Publikums aber tröstet sich mit der Lektüre der Beschreibung der Hoffestlichkeiten in Kopenhagen und Stockholm, welche den dem englischen Geschwader beigegebenen Specialcorrespondenten der großen Tageblätter den nöthigen Stoff liefern zu einer Combination von glänzender Detailmalerei und philosophischen Reflexionen, wie sie für die Umstände am passendsten ist.

Am 17. September starb in seiner Villa bei Florenz ein sehr merkwürdiger Mann, den man seines hohen Alters wegen den Nestor der englischen Dichter und Schriftsteller nennen konnte, obgleich seine Stimme schon Jahre lang verhallt ist, und weder die Redseligkeit noch die ruhige Weisheit des homerischen Helden ihm verliehen war — Walter Savage Landor. Landor wurde geboren am 30. Januar 1775, und war daher der jüngere Zeitgenosse von Crabbe, Burns, Coleridge, Rogers und Wordsworth, der unmittelbare Vorgänger von Campbell, Scott, Southey, Byron, Shelley und Leigh Hunt, jener zwei unter dem Einfluß des Revolutionszeitalters herangebildeter Dichter- und Literatenschulen, deren sämmtliche Coryphäen er überlebte. Sein Vater war ein begüterter Landedelmann in Warwickshire, und der junge Landor trat unter den günstigsten äußern Verhältnissen in's Leben ein. Seine Eltern hatten ihn zum Soldaten bestimmt; allein nachdem er mehrere Jahre in Rugby und Oxford studirt, entschied er sich zu Gunsten des alten classischen Wahlspruchs: cedant arma togae, und begann das Studium des Rechts. Sehr bald indeß mißfiel ihm auch dieser Beruf. Weder das verwirrende Labyrinth der Jurisprudenz, noch die eintönige Routine des Soldatenlebens sagten seinem unruhigen Geiste zu; beide liefen mehr oder weniger dem Geiste der revolutionären Ideen zuwider, die er mit leidenschaftlicher Schwärmerei eingesogen hatte, und er wählte schließlich das freie, ungefesselte Leben eines Schriftstellers, den früheren Wahlspruch vertauschend mit dem neuen: Musis amicus, Musarum sacerdos. Seine erste literarische Produktion, ein Band Gedichte, erschien im Jahr 1795 und machte ein ziemlich bedeutendes Aufsehen. Sie waren entschieden originell, und der eigenthümliche Geist des Dichters und Menschen Landor, eine männliche Kraft, deren energischer Ausdruck nicht selten in das Barocke und Manierirte ausartete, ein eleganter Geschmack, eine tiefe, obgleich mitunter in wunderlicher Weise reflektirte classische Bildung, kamen schon in diesem Erstlingswerke charakteristisch zum Vorschein. Im Jahr 1802, während des Friedens von Amiens, besuchte Landor Paris, wo er bei der Erhebung des ersten Napoleon zum lebenslänglichen Consulat zugegen war. Das Jahr darauf kehrte er zu seinen classischen Studien zurück und veröffentlichte eine lateinische Uebersetzung seines schon früher in englischer Sprache erschienenen Gedichtes „Gebir." Der Tod seines Vaters brachte ihn um diese Zeit in den Besitz ansehnlicher Güter im Westen von England; aber sein Aufenthalt auf denselben war kurz. Er war nicht geschaffen, die Rolle eines Grundherrn zu spielen. Nachdem er eine Zeitlang versucht, den Pflichten, welche seine neue Stellung ihm auferlegte, nach besten Kräften genugzuthun, seinen Landsassen auf das humanste entgegen gekommen war, alle ihre Wünsche zur Besserung ihrer Zustände auf's bereitwilligste erfüllt hatte, und trotzdem fand, daß er Undank erntete, verkaufte er voll Widerwillen den größten Theil seines Grundeigenthums und ging in ein freiwilliges Exil auf den Continent, ein Leben in unbeschränkter Freiheit der Routine langweiliger Pflichten und den lästigen Banden vorziehend, welche den englischen Grundherrn an seine Scholle fesseln.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. 4. November 1864.

I know I love in vain, strive against hope:
Yet in this captious and intenable sieve
I still pour in the waters of my love,
And lack not to lose still.

Shakespeare.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, was ich heute beim Peter zu stöbern hatte, aber als ich beim Dunkelwerden mich wieder einmal an die Stirne faßte und dahinter zu kommen suchte, was ich denn eigentlich that und trieb, gewahrte ich mich im Lehnstuhl der Kindbetterin, zwischen meinen Knieen eine Kaffeemühle, in deren Mahlgang irgend ein Stein aus Mocca, Brasilien oder dem Lande der Cichorien hinein gerathen war, und neben der Mühle am Boden kauernd die Kati, vollauf beschäftigt, mit ihrer stählernen Stricknadel das granitene Ungethüm aus seinem Schlupfwinkel hervor zu stochern. Dieses Geschäft dauerte eine gute Weile, und ich hatte Zeit, um mit Muße das, was an der ganzen Scene malerisch und unmalerisch war, zu durchmustern. Kati selbst wäre im Grunde kein ungünstiges Motiv. Ohne ihre längst zu enge Jacke erscheint sie nicht halb so formendürftig, wie ich's mir eingebildet hatte. Ein so farbloses Haar, wie ihres, ist mir freilich nie im Leben vorgekommen. Es ist ganz Reflex. Als ich versuchsweise verschiedene Gegenstände von scharf abstechender Färbung mit ihrem krausen Schopf zusammen hielt, brachte ich eine Scheinskala von gebranntem Oker bis zum Beinschwarz zu Wege, und als sie endlich auf und davon lief, war ich wieder so klug wie zuvor. Nur ihre Wimpern sind und bleiben wirklich schwarz. Sie muß mir doch gelegentlich einmal sitzen. Schade! ihr Profil ist eigentlich mißrathen; das Unterkinn schiebt sich vor.

An der Wand, gerade über dem Bette der Wöchnerin, hängt ein Bild, das mir an dieser Stelle zum ersten mal wahrhaft in's Herz gegriffen hat. Es ist von einem Deutschen, ich glaube er heißt Piloty, und darunter zu lesen steht, wenn ich recht gelesen habe: „die Amme." Eine junge Mutter, die sich in der Stadt als Amme verdungen hat, besucht ihr daheim verbliebenes Kind. Sie steht bei vornehmen Leuten im Dienst; ihre Kleidung und ihre ganze Erscheinung besagen es; auch das hübsche fremde Kind, das sie auf ihrem Besuchsweg sammt seinem älteren Geschwister hat mitnehmen dürfen. Aber ihr eigenes Kind ist derweil nicht zum Besten gediehen. Wie es da in der schlechten Wiege liegt und kaum Kraft hat die Mutter anzulächeln, die Mutter, die ihren Lebensquell einem fremden Kinde spendet, ist ihr plötzlich das Herz groß geworden, sie ahnt das Ende, und wer ihr zuschaut, empfindet's mit ihr. Im Hintergrunde steht ein altes Weib — die Großmutter oder die Ziehmutter des Kindes — und sieht mit harter Miene von ihrer Scheuer-

arbeit seitwärts nach Kind und Mutter hinüber; sie hat dergleichen schon oft gesehen; es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.

Als ich beim Abendbrod dem Grafen von dem Bilde sprach, freute er sich meiner Lobsprüche. Er nannte es in seiner enthusiastischen Weise ein Gattungsmuster, das kaum übertroffen seyn dürfte und auf welches sich die Genremalerei ein für allemal berufen könne, wenn man ihre Berechtigung in Zweifel ziehen wolle. Alles in dem Bilde sey verständlich, Alles sey unentbehrlicher Theil des Ganzen, Alles sey bedeutend. Dabei habe der Künstler gerade denjenigen Moment erfaßt, wo nur Miene und Geberde reden, als habe er bei dem ohnehin schon verständlichst angeordneten Stoffe sich auch noch mit Bewußtseyn auf das vollkommen Darstellbare beschränken wollen. Selbst die Bewegung sey keine andere, als wie die Wirklichkeit sie uns mit dem Schein der Flüchtigkeit, und doch, weil unter dem lähmenden Eindruck eines Affekts, im Verharren vorführe, so daß auch nach dieser Seite hin die Grenze des vollkommen Darstellbaren inne gehalten sey. Als ich die reine Wirkung des Bildes, das doch einen so wehmüthigen Inhalt habe, in noch andern Feinheiten suchte, wies er mir diese in der weiten Perspektive nach, welche vor der Seele des Beschauers offen bleibe. Das Kind sey krank, aber es liege noch nicht im Sterben, die Mutter sey in fremdem Dienst, aber sie werde sich vielleicht frei machen, das Kind werde noch durch sie genesen. Die Hoffnung eines guten Ausganges sey nicht ausgeschlossen. Dieser gegenüber stehe der Zweifel und räsonnire etwa wie folgt. Die Alte scheint, aus ihrer rauhen Erfahrung heraus, ein anderes Ende vom Liede voraus zu hören. Die junge Mutter ist von nicht gemeiner Gestalt. In ihrem stattlichen Ammenstaat mag sie, trotz des Schmerzes, der sie ergriffen hat, an die reizvolle Erscheinung ihrer besten Zeit gemahnen. Wenn sie etwa leichtsinnig war, wird diese Stunde sie witzigen? Schwerlich! — So der Zweifel. — Die milde Menschenkenntniß endlich, zwischen Hoffnung und Zweifel, ist auf das eine wie auf das andere gefaßt, ohne in irgend einem Falle den Stab brechen zu wollen. Mit Wehmuth blickt sie auf das ewig in Sonnenschein und Regen wechselnde Schicksal der Kreatur und bescheidet sich bei dem Gedanken, daß die Allmacht Gottes auf jede noch so düstere Wolke den Regenbogen hinzuzaubern weiß. Und so, schloß der Graf, steht der Beschauer gleichsam auf der Schwelle einer Anzahl künftiger Begebenheiten, deren Ungewißheit die in ihm erregte Theilnahme immer wieder von neuem fesselt.

Natürlich hatte der alte Herr denn auch seine Zwecke, als er vor Jahren das Bild in die Gärtnerwohnung hängen ließ; allenthalben, wo ein Heiliger allzu wurmstichig werde, sagte er mir, habe er seine Stellvertreter in Bereitschaft. Nach und nach hoffte er in der ganzen Gegend kein Haus ohne ein Bild zu wissen, das ein Stück Alltägliches zum Gegenstande ernsten Nachdenkens erhebe.

Das Wohlwollen des alten Grafen hat mich angesteckt. Ich bin, trotz meiner Abneigung gegen Carrikaturen, als der alte Herr meine Meinung über den kleinen Architekten wünschte, mit dem Hervorheben seiner schätzenswerthen Seiten freigebig gewesen, und so darf der drollige Mensch denn bleiben, bis ein für die Reise nach Rom ausreichender Wanderpfennig zusammengespart ist. Einstweilen läßt er sich meinen abgelegten Salvator Rosa vom Dorfschneider kleiner machen. Er baut dem letzteren dafür ein Taubenhaus. Mich hat er, da ich gegen Osten schlafe, mit einem sehr erwünschten Fensterladen überrascht und auch mir solcher Art schon seine vermeinte Schuld abgetragen. Den Bibliothekpavillon schlägt er vor nach der Seite des Teiches hin zu erweitern. Versuchsweise hat er aus Schindeln eine Art lilliputanisches Wasserrad an derjenigen Stelle construirt, bis wohin der Pavillon verlängert werden würde. Durch ein winziges Rinnsal in Bewegung gesetzt, plätschert das Rade heute bereits so anmuthig, daß der Graf nach dem Mittagsmahle seinen Schlafsessel dorhin tragen ließ und in der That in weniger als zwei Minuten behaglich einnickte. Nun soll das Ganze in größerem Maßstabe wiederholt werden. Der Balkon, auf dem der Graf dann künftig in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Kunstschätze sein Schläfchen halten würde, hätte den vollen Nachmittagsschatten. Es ist ein unheimliches Zweckmäßigkeitstalent in diesem kleinen Menschen.

Ich habe heute wieder zu zeichnen versucht, aber trotz eines verhältnißmäßig ruhigen Pulsschlags nichts zu Wege gebracht. Noch drei Tage, wenn das Befinden des Fürsten nicht neuen Aufenthalt nöthig macht! Der Graf hat uns heute das ganze Schloß vom Keller bis zum Giebel gezeigt. Der Thurm zu Pisa ist an zwei Stellen gewissen Vorläufern des Mauerschwamms auf die Spur gekommen, hat auch sogleich Mittel und Wege anzugeben gewußt, wie die betreffenden Räume gelüftet werden können, und dürfte dem Grafen somit bereits drei mal so viel erspart haben, als ich, der Nichtsthuer, seiner Chatoulle gekostet habe. Tröstliche Empfindung! Um wenigstens etwas zu thun, habe ich mich erboten, die Wandmalereien des Musiksaals, so schlecht sie sind, zu restauriren. Der Graf hat einige

Augenblicke geschwankt, dann ist er darauf eingegangen. Ich werde morgen beim ersten Hahnenruf die Arbeit beginnen. Mir ist doch nie zuvor in den Sinn gekommen, wie nahe der Architekt und der Handlanger verwandt sind.

Den ganzen Ermel voll Chromgelb! Wenn die Fürstin heute käme, würde sie mich für einen Pfingstvogel halten. Alle Zimmer stehen offen; aber ich bemerke, daß ein ganzer Schloßflügel, nach der Abendseite zu gelegen, uns neulich nicht gezeigt worden ist; ohne Zweifel eben derjenige Theil, welchen der Fürst und die Fürstin bewohnen. Wo hatte ich nur meine Gedanken, daß ich nirgends ihre Spur vermißte? — Ich habe mir nun zu wiederholten malen mit dem Kastellan zu schaffen gemacht, da er eben in jenem selben Flügel umherwirthschaftet; er ist jedoch, so oft ich komme, im Begriff zuzuschließen, und jetzt hat er wirklich die Schlüssel in die Tasche gesteckt und sich aus dem Staube gemacht. Als ich mich vor dem verschlossenen Heiligthum allein wußte und durch's Schlüsselloch die Räume, die ihre Nähe geweiht, in ahnungsvoller Undeutlichkeit vor mir dämmern sah, ergriff mich plötzlich ein solches Uebermaß von Sehnsucht und Heimweh, daß ich die Thürklinke mit meinen Lippen berühren mußte. — Wieder eine Schwachheit! Wie soll das enden?

Den ganzen Abend im braunen Rauchzimmer mit dem Grafen allein gewesen. Ich kann nicht sagen, wie er mir wohl gethan hat. Nach den letzten Tagen, die mich an meinem Können wieder nahezu irre machten und mich gegen den zweckgeschäftigen kleinen Baumeister fortwährend in Nachtheil brachten, empfand ich mehr als vielleicht je zuvor in meinem Leben das Bedürfniß einer aufrichtenden Ansprache, und ich danke dem trefflichen alten Herrn von ganzer Seele, daß er mich einmal wieder allein haben wollte. Ihm gegenüber kommt mir ohnehin doch noch am ersten dasjenige Gleichgewicht zurück, das mir jetzt vor allem unentbehrlich seyn wird. Er ist vierundsiebzig Jahre alt. Schneeberge beruhigen das Gemüth.

So habe ich denn auch heute zum ersten mal mit einer Theilnahme, deren ich mich nicht zu schämen brauchte, den Begebenheiten aus der bewegten Lebensgeschichte seines Sohnes, des Fürsten, gelauscht. Welch eine weltmännische Laufbahn nicht allein! welch ein muthig ausdauernder Läufer auch! — Und ich! wie selbst die Kunst Angesichts solcher weitreichenden Lebensblicke zum Spinnstubenschnurren herabsinkt! Es sind nur die Salzwasserperlen auf dem ewigen Meere der Zeit, das die Weltgeschichte mit stolz dahinrauschendem Kiele durchfurcht.

Der Fürst hat seine diplomatische Thätigkeit und mit ihr den Staatsdienst im letzten Winter quittirt; es verdrießt ihn jetzt, so früh — er ist fünfzig Jahre alt — vom Kampfplatze abgetreten zu seyn, da ihm rastlose politische Anspannung Bedürfniß ist. Seine erste Gattin machte ihn nicht glücklich; er war ihr zu einer Zeit verlobt worden, als der alte Graf selbst noch hohe Verbindungen für eine wesentliche Bedingung einflußreicher Stellung ansah. Bei der zweiten Ehe folgte der Fürst einzig dem Zuge seines Herzens. Er ist erst seit vier Jahren wieder verheirathet. Es kam mir vor, als fühle der alte Graf Angesichts des Glücks dieser zweiten besser gelungenen Ehe den Stachel der Reue über die dem Sohne geraubten Jahre eines frischeren Lebensglücks. Er brach kurz ab und fuhr mit der Hand über die Stirn, als habe er bereits länger als gut von Familiendingen geredet. — Draußen schlugen die Nachtigallen, plätscherten die Fontainen, dufteten die Orangenblüthen. Ich hatte dem Grafen beim Abschiede die Hand gedrückt, und als er mir, mit dem silbernen Armleuchter in der Rechten, nachblickte, war es mir, als sey es unmöglich, unter seinen Augen ein Unrecht zu begehen. Wohl ist es etwas gar Eigenes um die beschwichtigende Wirkung einer beruhigten Natur. Ihre Art zu sehen, zu schildern, zu erfassen geht unwillkürlich in unsere Empfindungsweise über und besänftigt, wie Oel auf Wasser, den krausen Wellenschlag unserer leidenschaftlichen Erregung. Bisher erblickte ich in dem Fürsten einen jungen Lebemann, der die Fürstin wie eine Rose im Knopfloch, zu seinem Vergnügen mehr als zu ernsteren Lebenszielen an sich gefesselt hatte. Ich traute ihm weder Tiefe zu, noch die Fähigkeit, inmitten seiner glänzenden Stellung mit ganzem Herzen sich einem einzigen Gefühle zu widmen. Das wirkliche Verhältniß zwischen der Fürstin und ihm hielt ich für ein bloß conventionelles. Jetzt steht mit einem male etwas viel Ehrwürdigeres vor meinen Augen. Der Fürst ist längst mit dem Leichtsinn der Jugendjahre fertig. Er hat das Leben von seinen herbsten Seiten kennen gelernt, hat die Schuld seiner bevorzugten Stellung mit dem langjährigen Verzicht auf ein ächtes häusliches Glück bezahlen müssen, ist endlich im späten Sommer seiner Tage noch muthig genug gewesen, an die eigene innere Jugend zu glauben, und hat die schwere Aufgabe gewagt, ein fast dreimal so junges Herz als das seine in dem Laufe weniger Jahrzehnte für das unausbleibliche Loos entschädigen zu müssen, bei immer noch lebensfrohen Jahren dereinst was zu seyn? die Hüterin eines Greises.

Ich erschrecke vor dem ernüchternden Ergebniß, zu dem ich ich nun doch wieder gelange. Ich hatte, während der alte Graf von seinem Sohne redete, die Ehrfurcht vor dem einen auf den andern übertragen. Ich hoffte mein Gleichgewicht wieder zu finden, indem ich für den Fürsten selbst ein ungeahntes Interesse in mir keimen sah. Aber das Interesse verblaßt, wenn ich bedenke, mit welch geringem Einsatz er auf eine so große Karte zu spielen sich vermißt. Wie viele Winter brauchen denn noch in's Land zu gehen, bis er seinem Vater an Gebrechlichkeiten gleich kommt? Und sie, die heute fast noch Kind ist!

Dasselbe freilich sagte Don Juan d'Austria, als er Rosa Maria aus ihrem väterlichen Hause in seinen Palast zu Neapel und dann nach Palermo entführte. Sie war auch erst fünfzehn Jahre und Don Philippo, der bei dem alten Ribera ihretwegen warb, zählte fünfundvierzig, wenn nicht mehr. Dennoch sprach auch aus jenem Verfechter des Gleich und Gleich lediglich die Logik der Leidenschaft, und der Vater wie die schöne Tochter selbst gingen an dieser brandstifterischen Logik zu Grunde. — Stände ich nur nicht schon in des Grafen Schuldbuch!

Ich restaurire, daß mir der Kopf dampft. Immer Chromgelb! die einzige Farbe, die gegen das unverwüstliche Ponceau der Thür- und Fenstervorhänge zu Worte kommt. Aber die Strafe hat nicht auf sich warten lassen. Für die nächsten Wochen ist mein Farbensinn vollständig verdorben. Den ganzen Park sehe ich im schönsten Louisenblau. So lebe ich denn jetzt im doppelten Sinne in's Blaue hinein.

Mein ehemaliges Gehäuse stolzirt derweile unten im Garten umher. Der arme Teufel! Seit er mich heute Morgen in seinem neuen Anzuge als mein Doppelgänger erschreckte, bin ich wieder mit ihm ausgesöhnt. Wenn mich der Schneider nicht — freilich um den Preis meiner Freiheit — zum Cavalier gemacht hätte, so böte ich dem Grafen jetzt ohne Zweifel einen eben so bemitleidenswerthen Anblick dar. Als der Graf mir jenen Vorschuß anbot, hatte er vielleicht, wie eben ich es that, aus diesem Fenster auf denselben Sammtkittel hinabgeblickt, und hatte, wie ich, vor sich hingelächelt: Der arme Teufel!

Es scheint übrigens des Grafen Art, durch allerlei wunderliche Betrachtungen die Leute zu verwirren. So klügelte er heute Morgen mit dem kleinen Architekten über die Rococobauart des Pavillons. Es handelte sich um schlangenartig gewundene Säulen. Warum sind sie an der einen Stelle erträglich, an der andern nicht? Der Architekt wollte nicht zugeben, daß sie irgendwo erträglich seyen. Die Säule solle vor Allem tragen; sie müsse den geradesten Baumstamm veranschaulichen, der auch besser zum Tragen tauge, als irgend ein schiefer. Dennoch hatte der Graf in St. Peter gewundene Säulen gesehen, ohne sie anders zu wünschen; er wollte auch einige Säulen des Pavillons, trotz ihrer gewundenen Form, nicht tadeln lassen und fand Standpunkte heraus, von wo aus gesehen endlich auch der Architekt die Wirkung als eine günstige bezeichnete. Als dieser sich nun aber solcher Art für bekehrt erklärte und nicht abgeneigt schien, bei dem Neubau sofort gewundene Säulen zu verwenden, verbat sich's der alte Herr mit sehr belustigter Miene und ließ den jungen Mann in der Falle allein. Ich vermuthe, daß anderweitige Geschmacklosigkeiten an den bezeichneten Stellen durch einen reineren Säulenstyl noch krasser zu Tage getreten wären, und daß also ein Fehler den andern milderte. Dieß könnte z. B. bei allzu unruhigem Skulpturschmuck der Fall seyn; eben so bei einem der Sache nach, auf's Wuchtige abzweckenden Gegenstande, wie z. B. einer Kuppel oder einem dem Wind und Wetter trotzen sollenden Dache, wenn eines oder das andere nämlich in zu spielend leichter Form sich böte, um wirklich den Säulen ihre vornehmliche Tragbestimmung zu erhalten.

Jedenfalls muß ich mit dem alten Herrn auf meiner Hut seyn. Er hat eine vortreffliche Art, um zum eigenen Denken anzuregen; aber er haßt alles Dociren und lockt daher lieber einmal auf den Holzweg. So hatte er dem Architekten vorgestern auf die landläufige Formel: die Kunst sey sich selbst Zweck, die Frage gestellt: ob es eine zweck d i e n s t barere Kunst als die Baukunst gebe? Hiegegen ließ sich wieder nichts einwenden. Ein Haus, ein Tempel, eine Brücke mag ein Wunder von Schönheit seyn; wenn diese Schönheit nicht aus der vollendeten Zweckerfüllung des Bauwerks hervor blüht, so hat sie nur den Werth einer Blume im Kornfelde. Wie verträgt sich aber das Sichselbstzweckseyn einer Kunst mit dieser fremden Zweckdienstbarkeit? Folgt daraus, daß die Baukunst eigentlich keine Kunst seyn kann? — etwa so wenig wie die Schneiderkunst? — Die Antwort wäre dem alten Herrn ohne Zweifel viel leichter gewesen als seinen beiden Gästen. Der eine ist sie wenigstens schuldig geblieben und der andere wird sehr froh seyn, wenn man sie ihm nicht auch noch abverlangt.

Kati will die heilige Katharina nun doch nicht wieder hergeben. Wenn ich ihr noch etwas malen möchte, sagt sie, da könne ich mir schon denken, was ihr Freude machen würde. Davon habe ich nun nicht

die mindeste Ahnung. Etwa ihren Herrn Papa mit dem erstaunlichen Blähhalse? Sie möchte auch wie die Mutter etwas über's Bett zu hängen haben, sagte sie. Aber was soll das seyn, um neben der „Amme" nicht mit Schanden zu bestehen?

Es ist ein wunderliches Ding um das Kunstbedürfniß des Volks. Ich mußte neulich darüber nachdenken, als ich von dem Jahrmarkte heimkam und eine gute Weile mit einem Leiterwagen Schritt hielt, auf dem ein sehr ungleichartiges Paar beisammen saß. Das Mädchen sah der „Amme" nicht ganz unähnlich, schöne sanfte Augen mit langen Wimpern, ein feingeschnittenes Obergesicht, das Untergesicht und das Kopfhaar von einem zerrissenen Baumwolltuche bedeckt, bläßliche zarte Farbe, alles um sie herum sehr dürftig, ihre Haltung etwas gebückt, die ganze Erscheinung ungemein weich, durchaus malerisch. Der Bursche konnte für das gerade Gegentheil gelten. Er war plump, unschön, nüchtern, dabei gesund von Farbe, wahrscheinlich Knecht bei einem Bauern, dessen Geschirr er mit Feldfrüchten zu Markte gefahren hatte und dem er jetzt in seiner ledernen Geldkatze ein Erkleckliches an Baarem heimbrachte. Er hatte eine Pfeife zwischen den Zähnen und qualmte der Dirne eine Stinkwolke nach der andern in's Gesicht, ohne augenscheinlich zu bemerken, wie viel schöner das lebendige Menschenbild auf dem Fahrsitze neben ihm sey, als die halb entblößt gemalte Frauensperson auf seinem Pfeifenkopfe. Dieses Räthsel hat mich eine gute Weile beschäftigt. Landvolk plagt sich bekanntlich wenig mit Gaukeleien der Phantasie. Es kennt dergleichen kaum. Ich denke mir daher, ein solch gemaltes Schaustück soll sich nicht mit halben Andeutungen aufhalten. So wie der Bursche, ohne eben Arges im Schilde zu führen, bei der rothwangigsten Schenkmagd am liebsten einkehrt, so will er auch auf seiner Pfeife für sein Geld etwas Derbes haben. Die Freude hieran und hinwieder die Fähigkeit, aus ein paar malerischen Einzelnheiten sich ein ganzes und uns Andere weit mächtiger anmuthendes Gesammtbild zu bilden, sind für den rohen Natursohn völlig gesonderte Dinge; die letztere Fähigkeit geht ihm sogar vollständig ab. Der Bursche auf dem Wagen verblieb denn auch, so lange ich ihn beobachtete, bei seiner Pfeife und seiner Peitsche, und wenn er der Mitaufgehockten hin und wieder auf ihre Reden ja eine Antwort gönnte, so war es sichtlich keine verliebte. Ein anderer hätte das Mädchen vielleicht nicht einmal mitgenommen, sie wäre ihm zu schlecht gekleidet gewesen. Das macht nämlich, wie ich schon oft bemerkte, in jenem Stande mehr Unterschied, als wir gemeinhin denken, zumal uns die sogenannten geringen Leute eigentlich durch die Bank ziemlich einer wie der andere geartet vorkommen. Es geht uns damit wahrscheinlich wie mit den Spatzen, die uns in ihrem schlechten Kittel auch so ziemlich alle von demselben Schlage erscheinen und deren doch keiner dem andern gleich sieht.

Der Castellan, den ich schon immer wegen des Paares befragen wollte, hat mir denn richtig sagen können, was es mit ihm wie mit ihr für eine Bewandtniß hat. Es klingt leider nicht erbaulich. Er ist also Knecht auf der Gipsmühle, und wird, wenn der Müllersohn in Amerika bleibt, die Müllerswittwe heirathen. Zu Martini soll sich's entscheiden. Er mag einige zwanzig Jahre alt seyn. Die Wittwe hat schon ihre silberne Hochzeit gefeiert. Ländlich, sittlich. Was das Mädchen betrifft, so heißt sie in der ganzen Gegend die Spinnmirzel, weil sie vier Jahre Flachs gesponnen hat. Sie saß nämlich vier lange Jahre im Gefängniß. „Für eine Kindsmörderin freilich viel zu kurze Zeit!" meinte der Castellan noch obendrein. Der Bursche, glaubt er, zahle ihr übrigens noch hin und wieder eine Marktzeche, sonst wolle er nichts mehr von ihr wissen. Nichts mehr? Also ist eben Er — was der Castellan nicht in Abrede stellte — an ihrer Vergangenheit Schuld. — Auch ein Stoff für Piloty! Die Heimfahrt aus dem Gefängniß! Noch dazu mit dem straflos ausgegangenen und nun sich für die ehrlos Gewordene zu gut dünkenden Schatz!

Das Schicksal des armen Mädchens hat mich noch nicht wieder losgelassen. Und das ist nun die idyllische Dorfseligkeit, nach welcher wir uns aus unsern eingeengten Stadtzuständen hinaus sehnen! Ein Glück, daß ich auf meinem Restaurirgerüste stehe und nicht rechts noch links blicken darf, will ich nicht den Hals brechen. So fühle ich doch wenigstens auch die Kette am eigenen Bein.

Die Fürstin kommt nun morgen. Ich wünschte, sie käme heute oder gar nicht. Wenn ich sie heute wieder sehen könnte, wäre ich sicher, den rechten Ton zu finden, und Alles kommt bei solchen Begegnungen ja doch auf das erste mal an. Arme Spinnmirzel!

Und wer, als solch ein armes Mädchen selbst, zählt die Kämpfe und die heldenmüthigen Selbstüberwindungen zusammen, welche dem ersten Fehltritt vorausgingen? — Unter zehn leichtsinnigen Burschen, die ihr das junge Herz verwirren, ist kaum Einer, den ihre Unerfahrenheit, ihr zu rasches Vertrauen, ihr Mangel an selbstsüchtiger Vorsicht zur Besinnung

bringen; kaum Einer, den der Gedanke an die Folgen deßhalb vor einem Frevel behütet, weil er selber so leichten Kaufs davon zu kommen weiß. Alle haben sich verschworen, des Mädchens harten Kopf zu brechen; Eine steht sie Jahrelang gegen Alle, bis eine unbewachte Stunde plötzlich den mühsam vertheidigten Kranz ihr entwindet. Dann, wenn der Sieger keine großmüthige Ader im Herzen hat, geht's mit der Ueberwundenen rettungslos bergab. Die Sitte verurtheilt sie; das Gesetz blickt ihr auf die Finger. Ein verzweifelter Schritt, und es ist um sie geschehen.

Ich muß der Kati nur ein Bild über's Bett hängen; je eher desto besser. Ein's will mir jetzt schon gar nicht gefallen: daß der kleine Buckelige dem Peter einen neumodischen Backofen anlegt. Wozu? Nur um bei der Kati ein und aus zu gehen? Aber freilich, er weiß ja vielleicht noch nicht einmal, daß sie kein Bube ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

Karl Friedrich Schinkel.

Ehrwürdig dünkt euch gothische Kunst mit Recht; ....
Doch schätz' ich mehr Einfaches, dem ersten Blick
Nicht gleich enthüllbar.

Platen.

Unter allen bedeutenden Männern, die Ruppin, Stadt wie Grafschaft, hervorgebracht, ist Karl Friedrich Schinkel der bedeutendste. Der „alte Zieten" übertrifft ihn freilich an Popularität und wird in dem seine Lieblingsgestalten treu hegenden Volksgemüth noch fortleben, wenn Schinkel und seine Schöpfungen in der Erinnerung der Nachwelt zu bloßen Namen geworden seyn werden; die Volksthümlichkeit eines Mannes ist aber nicht immer ein Kriterium für seine Bedeutung. Diese gibt sich in der reformatorischen Macht, in dem Einfluß, den das Leben des Einzelnen für die Gesammtheit gewonnen, zu erkennen, und legt man diesen Maßstab an, so verschwindet fast die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen dem „Vater unserer Husaren" und dem „Schöpfer unserer Baukunst." Hätte Zieten nie gelebt, so hätte unser Volksleben eine poetische Figur weniger, was freilich nicht unterschätzt werden soll, im Uebrigen wäre Alles wie es ist. Wäre Schinkel nicht geboren, so würde ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste, in der Gesammtentwicklung unseres künstlerischen Lebens fehlen. Man nehme ihn weg, und eine Lücke ist da. Ich komme auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

Karl Friedrich Schinkel wurde am 13. März 1781 zu Neu-Ruppin geboren. Wir wissen wenig von den ersten Jahren seiner Kindheit. Wenn berühmte Männer in ihren alten Tagen sich entschließen, ihre Biographie zu schreiben, so ist es nichts Seltenes, daß die ersten Kapitel, die sich mit ihrer Kindheit beschäftigen, die allerinteressantesten werden. Die alten Herren, nachdem sie am Tisch von Fürsten und Herren gesessen und sich genugsam von der Wahrheit überzeugt haben, daß alles eitel sey, kehren dann mit rührender Vorliebe zu den Spielen ihrer Kindheit zurück und verweilen lieber dabei, als bei dem Ordens- und Ehrenempfang ihrer späteren Jahre. Anders verhält es sich, wenn Berühmtheiten es verschmähen oder vergessen, ihre Lebensschicksale niederzuschreiben, und nur das zu unserer Kenntniß kommt, was andere von ihnen wissen. Diese Andern wissen nie etwas von den Kinderjahren des berühmten Mannes; sie lebten damals kaum und der Berühmte hat vielleicht die hübschesten Kapitel seines Lebens mit in's Grab genommen.

So ist es mit Schinkel. Er hat seine Biographie nicht geschrieben, und wiewohl seine inzwischen herausgegebenen „Briefe und Tagebücher" ein Material von seltener Reichhaltigkeit für das spätere Leben Schinkels bieten, so schweigen diese Briefe u. s. w. doch über die Kinderjahre. Ich habe an seinem Geburtsorte nachgeforscht; es leben noch Personen, die ihn als Kind gekannt haben, und ich gebe in Nachstehendem, was ich über ihn erfahren habe.

Sein Vater war Superintendent in Ruppin und starb in Folge der Anstrengung, die er während des großen Feuers, das im Jahr 1787 die ganze Stadt verzehrte, durchzumachen hatte. Auch die Superintendentenwohnung wurde in Asche gelegt, so daß von dem

Hause, wo Schinkel geboren wurde, nichts mehr existirt. Es stand ungefähr an derselben Stelle, an der sich die jetzige Superintendentenwohnung befindet, aber etwas vorgelegen, auf dem jetzigen Kirchplatz, nicht an demselben. Die Mutter Schinkels (eine geborene Rose und der berühmten gleichnamigen Gelehrtenfamilie, der die Chemiker und Mineralogen Valentin, Heinrich und Gustav Rose zugehören, nahe verwandt) zog nach dem Tode ihres Mannes in das sogenannte Predigerwittwenhaus, das, damals vom Feuer verschont geblieben, sich bis diesen Tag in alter Unversehrtheit erhalten hat. In diesem Hause, mit dem alten Birnbaum im Hof, über dessen Bretterzaun die hoch aufgestapelten Holzscheite in den dahinter liegenden altmodischen Garten blicken, hat Schinkel seine Knabenzeit vom sechsten bis vierzehnten Jahre zugebracht.

Aus seiner frühesten Jugend ist nur folgender kleiner Zug aufbewahrt worden. Sein Vater zeichnete ihm öfter allerlei Dinge auf Papier, namentlich Vögel. Der kleine Schinkel saß dann dabei, war aber nie zufrieden und meinte immer: „ein Vogel sehe doch noch anders aus.“ Sein Charakter nahm früh ein bestimmtes Gepräge an; er war bescheiden, zurückhaltend, gemüthvoll, aber schnell aufbrausend und zum Zorn geneigt; eine ächte Künstlernatur. Auf der Schule war er nicht ausgezeichnet, vielleicht weil jede Art der Kunstübung ihn von früh auf fesselte und ein intimeres Verhältniß zu den Büchern nicht aufkommen ließ. Seine musikalische Begabung war groß; nachdem er eine Oper gehört hatte, spielte er sie fast von Anfang bis zu Ende auf dem Klavier nach. Theater war seine ganze Lust. Seine ältere Schwester schrieb die Stücke, er malte die Figuren und schnitt sie aus; am Abend gab es dann Puppenspiel. In seinem vierzehnten Jahr zog seine Mutter nach Berlin und Schinkel kam nur noch besuchsweise nach Ruppin, besonders nach Krentzlin, einem nahebei gelegenen Dorfe, an dessen Pfarrherrn seine ältere Schwester verheirathet war. Nach Krentzlin hin, das sey schon hier bemerkt, adressirte er auch seine Briefe aus Italien, wohin er im Jahr 1803 seine erste Reise antrat. Dieses Dorf und sein Predigerhaus blieben ihm theuer bis in sein Mannesalter hinein.

Das Berliner Leben unterschied sich zunächst wenig von den Tagen in Ruppin. Hier wie dort eine Wohnung im Predigerwittwenhause, muthmaßlich beschränkt genug, hier wie dort Besuch des Gymnasiums. Auch auf der Berliner Schule, dem grauen Kloster, ging es nicht glänzend mit dem Lernen, die Kunst hatte ihn bereits in ihrem Bann und drängte, wie früher auf dem Ruppiner Gymnasium, so auch hier andere Interessen mehr oder weniger in den Hintergrund. Er zeichnete mit Eifer, und wir sind so glücklich, einige dieser seiner ersten Versuche zu besitzen. Es sind Porträtköpfe, Rembrandt, Friedrich der Große und ein Unbekannter, alle drei aus dem Jahre 1796 und mit großer Sauberkeit von dem damals fünfzehnjährigen Schinkel ausgeführt. Diese Blätter, werthvoll, wie sie uns jetzt erscheinen müssen, waren indeß nichts anderes als Zeichnungen nach Vorlegeblättern, wie sie, ohne daß sich später ein Schinkel daraus entwickelt, tagtäglich gemacht zu werden pflegen. Er entbehrte, trotz des künstlerischen Dranges, noch jeder Klarheit über seinen Beruf; der eigentlich zündende Funke war noch nicht in seine Seele gefallen. Daß er der Kunst und nur ihr angehöre, dieses Bewußtseyn kam ihm erst später, freilich bald.

Es war im Jahr 1797 auf der damals stattfindenden Ausstellung, daß ein großartiger, vom jungen Gilly herrührender, phantastischer Entwurf eines Denkmals für Friedrich den Großen den tiefsten Eindruck auf ihn machte und ihn empfinden ließ, wohin er selber gehöre. Er verließ die Schule (1798), wurde in das Haus und die Werkstatt beider Gillys, Vater und Sohn, eingeführt und begann seine Arbeiten unter der Leitung dieser beiden ausgezeichneten Architekten. Eine enthusiastische Verehrung für den Genius des früh hinscheidenden jüngeren Gilly blieb ihm bis an sein Lebensende.

Es existiren Arbeiten aus dieser ersten Schinkelschen Zeit, unverkennbare Proben seines großen Talents. Die Mehrzahl derselben, meist Landschaften in schwarzer Tusche oder Gouache, befinden sich in Händen des Herrn von Rathenow in Berlin, der auch die oben angeführten drei Köpfe, die frühesten Arbeiten Schinkels, in seiner Sammlung besitzt. Andere Blätter aus dieser Epoche gehören Herrn von Quast auf Radensleben; ein anderes Blatt, ein Familienbegräbniß darstellend, besitze ich selbst. * Alle diese Arbeiten, so

* Der Bau, den es darstellt, ist nach zwei Seiten hin von dunkeln Baumpartien eingeschlossen; links hin öffnet sich der Blick auf eine kleine Landschaft; die dem Beschauer zugekehrte Langseite des Mausoleums trägt die Inschrift: „Tranquillitati“ und darunter ein sauber ausgeführtes Basrelief, Pluto und Proserpina, zu deren Füßen ein Bittender kniet. Es ist in chinesischer Tusche ausgeführt und rechts in der Ecke: „Schinkel 99 fecit,“ bezeichnet. Dieses immerhin interessante Bildchen (9 Zoll breit, 5 Zoll hoch) befand sich in den Händen des Küsters in Darritz, eine halbe Meile von Krentzlin, dem es wahrscheinlich als ein Erinnerungsstück aus der Krentzliner Pfarre zugefallen war. Er hat es später mir überlassen.

weit überhaupt Vergleiche möglich sind, zeigen den Gillyschen Einfluß; kein Wunder, auch das Genie schafft nicht lediglich aus sich selbst, und Schinkel entbehrte noch der lebendigen Anschauungen, die ihm hätten die Kraft zu freier Entfaltung geben können. Jedenfalls war das Verhältniß Schinkels zu Gilly von kürzester Dauer; schon nach zwei Jahren, am 3. August 1800, starb dieser liebenswürdige und geistreiche Künstler. Er hinterließ ihm zweierlei: den ausgesprochenen Wunsch, seine Arbeiten durch Schinkel vollendet zu sehen, dann die Sehnsucht nach Italien. Im Durchblättern der Gillyschen Mappen hatte der jugendliche Schüler desselben vom ersten Augenblick an erkannt, wo das Richtige, das Nacheifernswerthe einzig und allein zu finden sey.

Arbeiten, übernommene und eigene, hielten Schinkel noch fast drei Jahre lang in der Heimath fest; endlich, im Frühjahr 1803, kam die lang ersehnte Stunde, und seine Fahrt in's „schöne Land Italien" begann. Er machte diese Reise an der Seite seines Freundes, des Architekten Steinmeyer, und nach längeren und kürzeren Aufenthalten an den alten deutschen Kunststätten Dresden, Augsburg, Nürnberg, Wien betrat er Italien zu Anfang August desselben Jahres, um es bis nach Sicilien hin zu durchwandern.

Seine Briefe und Reisetagebücher geben Auskunft darüber, mit welch empfänglichem Sinn, zugleich mit welcher Gereiftheit des Urtheils er die Kunstschätze Italiens studirte und Land und Leute beobachtete. Vor allem sprach das Land zu ihm von seiner malerischen Seite, das Architektonische trat zurück und ein Blick auf die zahlreichen Landschaftszeichnungen, die dieser Reiseepoche angehören, bestätigt durchaus die Ansicht Waagens, daß Schinkel, wenn er statt der Bekanntschaft Gillys des Architekten die Bekanntschaft eines Malers von gleichem Talent gemacht hätte, wahrscheinlich eben so hervorragend als Maler geworden wäre, wie er es als Baumeister wurde. Musik, Skulptur, Malerei, Baukunst — für alle hatte er eine ausgesprochene Begabung, und für die Malerei in so hervorragender Weise, daß nicht nur mit Recht von ihm gesagt worden ist, „er habe architektonisch gemalt und malerisch gebaut," sondern daß ihn auch die Neigung zur Schwesterkunst treu durch's Leben geleitete.

Italien bot diesem malerischen Zuge die reichste Anregung, und die tägliche Beschäftigung führte alsbald zu einer Meisterschaft in der Behandlungsweise, die alles Unselbstständige aus der Gillyschen Schulzeit her, wenn davon noch Reste da waren, vollständig abstreifte. In den früheren Sachen (bis 1803) zeigte die Behandlung bald etwas Steifes, bald, besonders im Erdreich, etwas Wolliges; während seiner italienischen Reise aber eignete er sich eine eigenthümliche Behandlungsweise an, die ihn durch eine erstaunliche Breite und Kraft im Vordergrunde (wobei ihm die meisterhaft geführte stumpfe Rohrfeder treffliche Dienste leistete) in den Stand setzte, die Wirkung vollständiger Bilder zu erreichen. Seine großen Ansichten von Messina, Palermo, der Ebene von Portenico &c., die alle dem Jahr 1804 angehören, wurden später von Goethe „groß und bewunderungswürdig" genannt. Schinkel pflegte die Hauptlinien solcher landschaftlichen Aufnahmen am Tage sehr flüchtig, aber in der Perspektive höchst sorgfältig auf das Papier zu werfen, und diese Umrisse dann mit der staunenswerthesten Treue, von einem nie irrenden Gedächtniß unterstützt, Abends im Einzelnen auszuführen.

Es scheint überhaupt, daß fast alle hervorragenden Künstler die oft an's Wunderbare grenzende Gabe besitzen, das allerflüchtigst Wahrgenommene auf viele Jahre hin, um nicht zu sagen für immer, in ihrer Vorstellung zu bewahren. Das Geschaute fällt wie ein Lichtbild in ihre Seele und fixirt sich daselbst. William Turner sollte zu einer bestimmten Gelegenheit die „Landungsbrücke von Calais" zeichnen, und man erwartete, er werde hinüber fahren, um das Bild nach der Natur anzufertigen. Er war aber ein oder zwei Jahre vorher nach Paris gereist und hatte sich, auf dem Schiffe stehend, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihm solche Aufgabe je zufallen würde, die Scenerie von Calais bloß dadurch, daß sein Auge einen Moment darauf ruhte, so vollständig eingeprägt, daß er das bestellte Bild, und zwar in frappantester Naturwahrheit, aus dem Kopfe malen konnte. Ein anderesmal zeichnete er mit raschen Strichen einen Dreimaster auf's Papier, den er, länger als zwanzig Jahre vorher, auf der Rhede von Spithead hatte tanzen sehen. Das Schiff existirte noch in Portsmouth oder Plymouth, und man verglich die Zeichnung damit. Zum Staunen aller ergab sich, daß Turner sogar die Zahl und Stellung der Stückpforten völlig richtig wiedergegeben hatte.

Auch aus dem Kreise der Berliner Künstler wird Aehnliches erzählt. Der polnische Graf Cz. verliert plötzlich sein einziges Kind, eine Tochter von zehn bis zwölf Jahren. Er ist untröstlich und will wenigstens eine Büste oder Statuette von der Hingeschiedenen besitzen. Er wendet sich, wenige Tage später, an einen unserer Bildhauer; dieser aber muß ablehnen, als er zu seiner Verwunderung erfährt, daß nur eine Kreidezeichnung, die schon vor sechs oder acht Jahren angefertigt wurde, vorhanden sey. Auf dem Heimwege

begegnet der Bildhauer seinem Freunde, dem Maler M. und erzählt ihm die eben erlebte Scene, die ihn sehr ergriffen hatte. Als der Maler den Namen des Grafen hört, hält er im Gehen inne und fragt: „War das nicht Graf Cz., dem wir vor acht oder zehn Tagen am „großen Stern" begegneten? Er fuhr mit einer Dame; rückwärts saß ein schönes Kind." — „Das war er," antwortete der Bildhauer. — „Nun, dann läßt sich vielleicht helfen." Der Maler zeichnete alsbald einen Kopf, der vollständig ähnlich befunden wurde, und nach dieser Zeichnung entstand die Büste.

Während der ganzen Reise prävalirte in Schinkel der Maler. Er war unzweifelhaft als Architekt nach Italien gezogen, aber nur wenige seiner Briefe aus jenen Reisejahren beschäftigen sich mit Architektur. Selbst die herrlichen Tempeltrümmer von Girgenti regten überwiegend die dichterische Phantasie des Landschaftsmalers an; zu baukünstlerischen Betrachtungen über die großen Ueberreste hellenischen Alterthums gelangte er nirgends, und die Renaissancebauten Ober- und Mittelitaliens ließen ihn ebenfalls kalt. Am meisten Eindruck machte die saracenische Baukunst auf ihn, und ihre phantastischen Reize umstrickten ihn überall von Venedig bis Sicilien; es sprach sich auch hierin seine Neigung zum Malerischen aus.

Die italienische Reise, wie jede Reise, hat freilich auch ihre Schattenseiten, ihre Plagen und ihre Sorgen. Eine humoristischere Feder als die Schinkels würde uns davon ein anschauliches Bild entworfen haben, aber immer etwas auf dem Kothurn, steigen seine Schilderungen nur selten in's Genrehafte hinab. Es widerstand seiner Natur, die kleinen Leiden des Daseyns zu betonen, und nur mitunter klang es durch die Betturinfahrt nach Rom und die ersten römischen Tage (im Spätherbst 1803) zwangen ihm einen Nothschrei ab. „Bände könnte ich schreiben über das Thema," so heißt es in einem der ersten Briefe, „wie einem eine schöne Reise durch Gauner und Schurken verdorben werden kann. Der Aerger über die infamsten Betrügereien hat mich unfähig gemacht, das tausendfach Schöne mit voller Theilnahme zu genießen. Die dicke, immer uns hindernde Maschine von einem Bedienten (den Sie aus Venedig kennen) war mit einem abscheulichen Kerl von Betturin verschworen, um uns zu Grunde zu richten. Nun hab' ich das Fieber und bin abgespannt und ermattet."

So schrieb Schinkel unmittelbar nach seiner Ankunft. Aber die Situation, anstatt sich an Ort und Stelle „in der ewigen Roma" zu bessern, wurde von Tag zu Tag nur schwieriger, das Geld blieb aus und unser Fieberkranker, dem kräftige Speisen verordnet waren, mußte von Semmel und Weintrauben leben. Wer weiß, was geworden wäre, wenn nicht der Hauswirth, voll jenes Zartsinns, von dem Italiener, trotz aller Betturine, doch ihre Proben geben, sich in's Mittel gelegt und von freien Stücken offerirt hätte, „bis auf Weiteres mit seiner Küche vorlieb nehmen zu wollen." Dieß geschah. — und endlich kam das Geld. Schinkel und sein Reisegefährte (Steinmeyer) bestellten nun eine gebratene Ente, worauf der Italiener lachend erwiederte: „Capisco, i danari son' venuti."

Die Rückreise nach Deutschland ging über Paris, dessen jedoch in den betreffenden Briefen nur flüchtig Erwähnung geschieht; die Sehnsucht, nach fast zweijähriger Abwesenheit, stand wieder nach der Heimath, und Ende Januar 1805 war er zurück.

Hier bot sich für seine Wirksamkeit als praktischer Architekt vorläufig wenig. Durch die unglückliche Katastrophe, welche im folgenden Jahr hereinbrach, wurde vollends die Aussicht auf solche Laufbahn, auf eine Reihe von Jahren hin, vereitelt. Dieß war ein Unglück; Waagen indeß äußert die Ansicht, daß das, was anfänglich unbedingt als eine schwere Fügung des Schicksals erscheinen mußte, schließlich der mehrseitigen Entwicklung Schinkels förderſam gewesen sey und auf seine reifere Ausbildung zum praktischen Architekten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt habe.

Wir lassen dieß dahingestellt; wir verzeichnen unsererseits nur die Thatsache, daß unser Ruppiner Superintendentensohn, den wir uns alle längst gewöhnt haben, als Architekten und nur als solchen zu kennen und zu bewundern, daß Schinkel, sage ich, zum Theil der eigenen Neigung, vor allem aber dem Zwang gebieterischer Umstände nachgebend, eilf Jahre lang (von 1805 — 1816), wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Landschaftsmaler war. Er malte große hochpoetische Landschaften in Oel, vor Allem jenen reichen Cyklus perspektivisch-optischer Bilder, meist für die Gropius'schen Weihnachtsausstellungen, worin er fast aus allen Theilen der Welt das Schönste und Interessanteste vor den staunenden Augen seiner Landsleute entrollte: Ansichten von Constantinopel, Nilgegenden, die Capstadt, Palermo, Taormina mit dem Aetna, den Vesuv, die Peterskirche, die Engelsburg und das Capitol in Rom, den Mailänder Dom, das Chamounithal, den Markusplatz, den Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, Elba, St. Helena &c. Vor Allem verdienen hier auch die für das kleine Gropius'sche Theater gemalten „sieben Wunder der alten Welt" eine besondere Erwähnung. Er entwarf sie im Jahr 1812, und speciell diese Arbeiten gaben ihm

eine erwünschte Gelegenheit, neben der vollen Entfaltung seines malerischen Geschicks sich als genialen Architekten auf's glänzendste zu bewähren. Franz Kugler nennt diese Arbeiten „die geistreichsten Restaurationen der Wunderbauten des Alterthums."

Auch Staffeleibilder in großer Zahl entstanden um diese Zeit: Landschaften in Oel, Gouache, Aquarell und Sepia. Er entwickelte auf diesem Gebiet eine Vielseitigkeit, wie die Kunstgeschichte sonst kein Beispiel gewährt, so daß er, nach der Meinung Waagens, als der muthmaßlich größte Landschaftsmaler aller Zeiten dastehen würde, wenn er die Technik der alten Meister besessen hätte und seine ganze Kraft diesem Fache hätte zuwenden können. Denn er vereinigte das lebhafte und innige Gefühl für die bescheidenen, anspruchslosen Reize einer nordischen Natur, welche uns die Bilder eines Ruysdael, eines Hobbema so anziehend machen, mit dem Liniengefühl und dem Sinn für zauberhafte Beleuchtung eines Claude Lorrain. Andere seiner Bilder erinnern durch eine gewisse Classicität und kühle, harmonische Farbenwirkung an die Landschaften Nicolaus Poussins.

Was uns, die wir die Mark durchreisen und beschreiben, dabei mit besonderer Genugthuung erfüllt, ist der Umstand, daß die herrlichen Gegenden des Südens, in welchen er so lange geschwelgt hatte, ihn nicht unempfindlich für die bescheidenen, aber eigenthümlichen Reize seiner märkischen Heimath gemacht hatten. Er verachtete unsere Landschaft keineswegs, wie so viele thun, die sich dadurch das Ansehen feineren Kunstverständnisses zu geben vermeinen. Neben Palermo oder Taormina malte er „die Oderufer bei Stettin" und selbst „Stralau und die Spree" erschienen seinem Künstlerauge nicht zu gering. Alle unsere großen Landschafter haben in diesem Punkte empfunden wie Schinkel; ich nenne nur Blecher, anderer jüngerer (z. B. Riesstahl) zu geschweigen.

Viele von den zahlreichen Arbeiten jener Epoche — namentlich alles bloß Dekorative, für eine bestimmte Gelegenheit Entworfene — ist verloren gegangen; anderes ist in den Schlössern und Herrenhäusern der Mark zerstreut, in denen ich, wie z. B. in Neu-Hardenberg, Steinhöfel, Radensleben, Friedrichsfelde, einer ganzen Anzahl von Gouache- und Oelbildern begegnet bin, von denen sich selbst die eifrigsten Schinkelsammler nichts träumen lassen. Wie manches aber auch dem Auge entzogen oder gar verloren gegangen seyn mag, das Wesentlichste, das er als Landschafter geleistet, ist unserer Hauptstadt erhalten geblieben und die Wagner'sche Sammlung (nunmehr Nationalgalerie) bietet uns täglich Gelegenheit, einen Einblick in die reiche schöpferische Kraft Schinkels auch als Maler zu thun. Die Technik ist seitdem eine andere geworden und die Schinkel'sche Farbe, wie nicht geleugnet werden soll, hat zum Theil etwas kalkig nüchternes, das uns heutzutage befremdlich ansieht, wo wir an die Farbenzauber der Achenbach und anderer ihnen nahe verwandten gewöhnt worden sind; aber als stylisirte Landschaften sind sie schwerlich seitdem, ihrem innern Gehalt nach, übertroffen worden.

Bis hierher haben wir uns fast ausschließlich — ein paar baukünstlerische Jugendarbeiten aus der Gillyzeit abgerechnet — mit Schinkel dem Maler beschäftigt; der Friedensschluß von 1815 aber machte unter den Landschaftsmaler einen Strich und von nun ab tritt der Baumeister für uns in den Vordergrund. Es fällt diese Wandlung der Verhältnisse (nachdem er übrigens schon 1810 in die Oberbaudeputation berufen war) mit seiner Ernennung zum Geh. Oberbaurath zusammen. Man darf fast sagen, er wurde lediglich auf Vertrauen und Diskretion hin in diese Stellung berufen, denn noch war es ihm versagt geblieben, durch irgend etwas Praktisches, durch einen ausgeführten Bau von Bedeutung die Aufmerksamkeit oder gar die Bewunderung der Fachleute auf sich zu ziehen.

Fünfundzwanzig Jahre lang, in runder Zahl von 1815 bis 1840, war er nun als Baumeister im großen Style thätig und in eben diesem Zeitraume glückte es ihm, „Berlin in eine Stadt der Schönheit umzugestalten," wie seine Verehrer sagen, jedenfalls aber unserer Hauptstadt im Wesentlichen den Stempel aufzudrücken, den sie bis zu dieser Stunde trägt. Denn auch das, was nach ihm gebaut worden, ist Geist von seinem Geist. Wenige Beispiele, wenn überhaupt, dürften sich finden lassen, daß es einem Baumeister in dieser Weise vergönnt gewesen wäre, eine ganze Stadt wie neu geboren aus seiner Hand hervorgehen zu sehen. Bei Hamburg, München, Petersburg, die sich sofort aufdrängen, liegen die Dinge doch anders; und selbst die City von London, die in gewissem Sinne als eine Schöpfung Christopher Wrens betrachtet werden kann, bietet nur ähnliches, nichts gleiches.

Es verlohnt sich zu zeigen, worin der Unterschied liegt. Wenn man in London auf der Blackfriarsbrücke steht und neben der Kuppel von St. Paul, die in nächster Nähe aufsteigt, die 52 Thürme überblickt, die bis an den Tower hin und darüber hinaus das Häusermeer der City überragen, so darf man sagen, dieses in Nebel und Sonne zauberhaft daliegende Stück London ist das Werk Christopher Wrens; alles war niedergebrannt und auf dem Trümmerschutt des alten Londons fiel ihm die Aufgabe zu, ein neues London

aufzurichten. Aber dennoch, wie schon angedeutet, stellt sich auch hier, bei manchem Verwandten der Situation, eine sehr wesentliche Verschiedenheit heraus. Was Wren für die City that, war unendlich mehr, und unendlich weniger. Wren hat, wenn man die City als ein Ganzes auffaßt, als ein daliegendes Stück Landschaft in Stein, diesem architektonischen Landschaftsbilde seine bestimmte Physiognomie gegeben, was man von Schinkel, in Bezug auf die Stadt, die er, wenigstens in einzelnen Theilen, baulich umgewandelt, ganz und gar nicht sagen kann. Für die Gesammterscheinung Berlins nach außen hin ist es gleichgültig, ob Schinkel gelebt hat oder nicht; ein Blick auf Berlin vom Kreuzberg oder von der Inselbrücke aus würde in allem Weientlichen derselbe seyn, wenn auch die Schinkelschen Bauten fehlten. Wenn nun somit einerseits der Einfluß Wrens den Schinkels zu überbieten scheint, so stellt sich doch, wenn wir in die Städte eintreten, statt sie von außen her als ein Totalbild zu betrachten, das Verhältniß umgekehrt. Eingetreten in die Städte, beschäftigt mit ihren Details, finden wir, daß Wren, den die großen Aufgaben des Kirchenbaus beschäftigten (er baute sämmtliche 52 Kirchen), ohne Einfluß auf die Einzelphysiognomien der Straßen und Häuser geblieben ist, während dasselbe Berlin, das nach außen hin kaum einen einzigen Schinkelschen Zug verräth, in seinem Innern, von Straße zu Straße, den Stempel Schinkels trägt. In wie weit dieß der Fall ist, das wird am ehesten erhellen, wenn ich einfach aufzähle, welche Häuser und Paläste, welche Brücken und Plätze wir der fünfundzwanzigjährigen baukünstlerischen Thätigkeit Schinkels verdanken.

Es sind: die Königswache, die Domkirche (Restauration), das Kreuzbergmonument, das Monument für den General von Scharnhorst (auf dem Invalidenkirchhof), das Schauspielhaus, das Potsdamer Thor und die Wachthäuser rechts und links, das alte Museum sammt Lustgarten und Springbrunnen, die Schloßbrücke sammt ihren Statuen, die Friedrich-Werdersche Kirche, die vier Kirchen in Wedding und Moabit, vor dem Rosenthaler Thor und auf dem Gesundbrunnen, die Palois der Prinzen Karl und Albrecht, die neuen Packhofsgebäude, das Graf Rederusche Palais, die Einfahrt in die neue Wilhelmsstraße, die Sternwarte am Enckeplatz, die Bauschule.

Bedeutsam wie diese Bauten sind, vorzüglich für den, der die Geschichte derselben verfolgt und die Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die sich der Ausführung mal für mal entgegenstemmten, so geben sie doch nur zum kleinsten Theil eine Vorstellung von der umfassenden und geradezu Staunen erregenden Thätigkeit, die Schinkel zunächst innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebung, * dann mit Rücksicht auf das ganze Land entfaltete.

Wenn wir uns annähernd ein richtiges Bild davon entwerfen wollen, welcher Art und welchen Umfanges sein Schaffen war, so müssen wir nicht allein das im Auge haben, was er, widerstrebenden Gewalten gegenüber, aus Berlin wirklich machte, sondern vor allem auch, was er daraus machen wollte, so müssen wir in den Kreis seiner schöpferischen Thätigkeit das mit hineinziehen, was in hundert ausgeführten Blättern auf dem Papiere lebt, aber an der Ungunst der Zeiten scheiterte. An der Stelle, wo jetzt das Potsdamer Thor steht, den größten Theil des Leipziger und des Potsdamer Platzes überdeckend, sollte sich die große Friedens-Kathedrale zur Erinnerung an die Freiheitskriege erheben. Die Linden entlang gedachte er in Statuen und Erinnerungsmalen eine monumentale Siegesstraße zu ziehen, und an der Stelle des alten Domes sollte ein wirklicher Dom hoch in die Luft steigen, glänzend genug, um sich den andern Prachtbauten jenes Platzes würdig anzureihen. So waren die Plane, nur die Mappen Schinkels geben Auskunft darüber, was damals alles gedacht und entworfen, was alles — weit über die bloße Phantasterei hinaus — ernstlich erstrebt wurde. Das Wenigste trat in's Leben. „Er diente einem sparsamen König in einer geldarmen Zeit."

Diese Mappen, die eigentlichste Hinterlassenschaft Schinkels, sind es überhaupt, die weit über das bloß Architektonische hinaus, gleichviel nun, ob es Plan blieb oder ausgeführt wurde, uns ein Bild der Gesammtthätigkeit des Meisters erschließen, die fast alle Gebiete des künstlerischen Lebens umfaßte. Gab es eine neue Spontinische Oper, wer anders als Schinkel konnte die Dekorationen, gab es ein fürstliches Begräbniß, wer anders als Schinkel konnte die Zeichnung zu Monument oder Grabstein entwerfen? Das ganze Kunsthandwerk — dieser wichtige Zweig modernen Lebens — ging unter seinem Einfluß einer Reform, einem mächtigen Aufschwung entgegen. Die Tischler und Holzschneider schnitzten nach Schinkelschen Mustern, Fayence und Porcellan wurden schinkelsch geformt, Tücher und Teppiche wurden schinkelsch gewebt. Das Kleinste und das Größte nahm edlere Formen

* In Potsdam führte Schinkel folgende Bauten aus: das Casino, Schloß Glinicke, die Nicolaikirche, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel, die Brücke zu Glinicke, Charlottenhof, Schloß Babelsberg (theilweis), in Tegel das Schlößchen, in Stralau die Kirche; dazu verschiedene Villen in der Umgegend von Berlin.

an: der altväterische Ofen, bis dahin ein Ungeheuer, wurde zu einem Ornament, die Eisengitter hörten auf eine bloße Anzahl von Stangen und Stäben zu seyn; man trank aus Schinkelschen Gläsern und Pokalen, man ließ seine Bilder in Schinkelsche Rahmen fassen, und die Grabkreuze der Todten waren Schinkelschen Mustern entlehnt. In dieser Welt Schinkelscher Formen leben wir noch; die wenigsten unter uns wissen es, aber dieses Nichtwissen ändert nichts an der Thatsache. Wie in der Baukunst selbst, so leben auch in den zahlreichen Zweigen des Kunsthandwerks die Schinkelschen Traditionen fort. Seine Schule blüht und durchdringt, so weit ein künstlerischer Einfluß reichen kann, unser Leben.

Seine Thätigkeit, wie sie sich über alle Kunstgebiete erstreckte, so rastlos war sie auch; selbst am Theetisch, dem Gang der Unterhaltung folgend, zeichnete er mit Feder und Bleistift vor sich hin. Nur Reisen, immer ersehnt und immer willkommen, unterbrachen von Zeit zu Zeit den Gang der Geschäfte, das Gleichmaß des Schaffens. Freilich auch diese Reisen waren wieder Arbeit, aber immerhin eine Erfrischung, wie nichts anderes sie ihm gewährte. Im Jahr 1820 war er in Jena und Weimar, um Goethe zu besuchen, „an dessen persönlichem Umgang er sich erquickte;" 1824 riß er sich abermals auf fünf Monate los, um, in Gesellschaft des Professors Waagen, Italien zum zweiten mal zu besuchen. Wir verweilen aber lieber bei einer im Frühjahr und Sommer 1826 nach Paris, England und Schottland, in Begleitung seines Freundes Beuth, gemachten Reise, weil wir in den Briefen und Blättern, die uns ziemlich reichhaltig speziell über diese Reise vorliegen, am meisten Frische, Behagen und gute Laune, und das reifste und zutreffendste Urtheil über Dinge und Zustände, — auch über solche, die sich seiner besondern Kenntniß entzogen — zu finden glauben. Die Schilderungen sind von einer merkwürdigen Präcision und Zutreffendheit. So schreibt er aus dem „Ossian-Lande," von Staffa und Jona zurückkehrend, an seine Frau:

„Die Fahrt ging durch den Sound of Mull zwischen der Insel Mull und der Halbinsel Morven hindurch, die mit hohen Küsten ihre Gipfel fast in ewigem Nebel verstecken. Doch gab es hie und da herrliche Sonnenblicke, wo dann die Gebirge, die aus Fels und Sumpf bestehen, in ihrer ganzen Nacktheit bis zur Spitze gespensterhaft hervortraten. Viele einzelne Felseninseln und Vorgebirge strecken sich in's Meer und tragen hie und da einmal einen alten Thurm oder ein Castell; sonst gewahrt man, den schroffen, wilden Küsten entlang, nur Hütten aus schwarzem Stein, schlecht zusammengepackt und mit Stroh gedeckt, über welche ein mit Steinen beschwertes Netz von Stricken aus Heidekraut gelegt ist, um gegen Sturm zu schützen. Auffallend dabei ist es, wie modisch die armen Einwohner dieser Hütten in mancher Beziehung sich kleiden. Namentlich der Kopfputz. In Lumpen gehüllt und barfuß, stülpen die Weiber dennoch ein feines Häubchen oder einen Hut mit Krausen und Band über das ungekämmte Haar."

Dann die Beschreibung Staffa's. „Um zwölf Uhr etwa hatten wir Staffa erreicht. Man sieht beim Anfahren die ganze Architektur des Basalts und landet bei der Fingalshöhle. Nur die eine der beiden hübschen Töchter (auch Schinkel findet die Töchter Englands immer hübsch, und mit Recht) war mitgegangen, während die Mutter und Schwester wegen Seekrankheit in Tobermory hatten zurück bleiben müssen. Das Meer ist in der Höhle, die wie eine Kirche erscheint, sehr tief, und hebt sich im Hintergrunde mit jeder einströmenden großen Welle über zwölf bis fünfzehn Fuß in die Höhe, wobei dann das donnernde Brausen nicht aufhört. Unsere deutschen Reisegenossen sangen im Hintergrunde eine Harmonie, die im Wogengeräusch wie Orgeltöne klang, zumal die ganze Höhle selbst einer großen Orgel gleicht und die fünfzig Fuß hohen Basaltsäulen ganz regelmäßig, wie Pfeifen, neben einander stehen. Die Decke wölbt sich spitzig aus nicht ganz formirten wilden Massen zusammen. Das Meer erscheint hinten in der Höhle sehr grün, und dadurch entsteht in dem ganzen schwarzen Basaltgestein für das Auge die Empfindung vom schönsten Purpur. Nachdem wir uns an diesem großartigen Naturspiele hinreichend ergötzt hatten, gingen wir die gefahrvollen Wege auf den abgebrochenen Säulen zurück; dann erstiegen wir, den Felsen hinauf, die mit dünner Erdschicht überdeckte, obere Fläche der Insel. Einige wilde Pferde und ein paar Kühe, die einzigen Bewohner dieses Eilands, rissen beim Anblick der aus der Tiefe heraufkletternden Gesellschaft mit wüthender Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Seite aus, wobei mir Walter Scotts Schilderungen im Piraten einfielen. Man hat angefangen, ein kleines steinernes Häuschen als eine Art von Wirthshaus oben zu bauen." (Es existirt nicht mehr.)

Solchen Schilderungen pflegte Schinkel, mitten in die flüchtige Schreiberei des Briefes hinein, eine eben so flüchtig entworfene Skizze des Gesehenen beizufügen, und es ist ein großes Verdienst Alfreds von Wolzogen, bei Herausgabe der Schinkelschen Briefe

dem Text diese Zeichnungen mit beigegeben zu haben. Wer das Glück hat diese wilden, hochpoetischen Gegenden der schottischen Westküste zu kennen, wird überrascht seyn, in diesen wenigen, rasch mit Dinte hingekritzelten Skizzen das alte Ossianland wieder lebendig vor sich aufsteigen zu sehen.

(Schluß folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, 10. April 1854. Heute ist nun endlich der große Akt vor sich gegangen: Arnim hat das neue Protokoll unterzeichnet. Von nun an ist, wie ich hoffe und aufrichtig wünsche, die entente cordiale mit Preußen wieder hergestellt und wird sobald nicht wieder gestört werden, troß der „glänzenden Stellungen," die Preußen bedarf, um seine „kaiserliche Stellung," die es in Deutschland einnimmt, aufrecht zu halten, wie Gerlach den Ständen in Berlin versichert. Hier ist die neue politische Haltung, die man gegen Rußland angenommen hat, gut aufgenommen worden. Pereira, den ich sprach, versicherte mich, die Börse würde zuverlässig steigen, und in der That ist dieß im ersten Augenblick des Bekanntwerdens sogleich der Fall gewesen. Ich bin nun zwar nicht sanguinisch in meinen Hoffnungen, aber ich begreife, daß wenn Rußland noch so stark ist und ganz Deutschland und mit ihm ganz Europa stellt sich dagegen, auch im schlimmsten Falle der Ausgang kein schlechter seyn kann, und man wird sich am Ende über billige Bedingungen verständigen können. Hier sind, wie ich schon schrieb, eine Menge Leute, und namentlich in unserem Kreise, entgegengesetzter Meinung, und sie begreifen gar nicht die Möglichkeit, mit Rußland Krieg zu führen; der Kaiser aber hat von dem Augenblick an, als er es für seine Pflicht angesehen hat, gegen Rußland zu stehen, auch nicht einen Augenblick geschwankt, troß aller Einwendungen, die er alle angehört und widerlegt hat. — Jetzt fahre ich nach Baden ab zu Amelie.

Den 11ten. Ich war gestern schon nach eilf Uhr in Baden und fand meine arme alte Schwester recht miserabel. Ich bin schon lange gewohnt, daß ihr erster Anblick mich immer erschreckt, aber gewöhnlich erholt sie sich doch, wenn ich bei ihr bin, und wird lebhaft, so daß ihr Aussehen nach und nach besser wird; heute war das nicht der Fall und ich habe einen recht traurigen Eindruck mit weggenommen. Dabei freut sie sich jedesmal, wenn ich sie besuche, außerordentlich, denn sie betet mich an und liebt mich jetzt nur noch allein auf der Welt. — Seidels Volkslied ist jetzt gedruckt und er zum Franz-Josephs-Ritter ernannt worden. Ich bin aber der erste, der sagt, daß man recht gehabt hat; sein Gedicht ist besser als meines; ich würde selbst in dieser Weise entschieden haben. — Ich habe mir einige neue Bücher angeschafft: Bleakhouse und Spork — ein, wie mir scheint, ganz originelles episches Gedicht, im Geschmack der Scherenbergischen, wie mir scheint.

Wien, 13. April. Welch ein neues Unglück, das Sie berichten! * Hoffentlich wird die finanzielle Lage Ihrer Schwester nicht zu schwer seyn, aber was ist das Alles gegen das plötzlich verlorene Glück eines so selten gefundenen häuslichen Segens! Mir selbst geht es nicht gut, zwar leide ich bloß an einem Hexenschuß, aber doch so arg, daß ich kaum zum schreiben aufsitzen kann. — B. erwarte ich zur Vermählung und trachte ihm Plätze zu verschaffen, was eine immense Mühe kostet. Da das diplomatische Corps beim Einzug nichts zu thun hat, so ist für dieses nicht einmal Vorkehrung getroffen, um ihn zu sehen. Zum Einzug in Nußdorf habe ich ein Billet für B. in Reserve. Wenn das Wetter schön bleibt, wird gerade dieser interessant seyn. — Den 16ten. Ich bin noch immer nicht besser, kann aber Ihren lieben Brief nicht ohne Antwort lassen. Bitte, besorgen Sie die Taufangelegenheit bei Ihrer kleinen Enkelin. Mir wäre Revertera als Substitut recht, weil er ein Landsmann ist. Sie gehen also zur Taufe auch nach Berlin, das freut mich. Das Schreiben geht nicht mehr. Gott segne Sie!

---

* Der Tod des russischen Marinekapitäns von Flotow, Schwager der Herausgeberin dieser Briefe.

Den 17ten April. Hier ist ein Getreibe, bei dem Einem Hören und Sehen vergeht, bei dem mir aber keineswegs wohl ist. Während man auf der einen Seite nur an die Vermählungsfeierlichkeiten denkt, wird auf der andern mit wahrer Furie politisirt, und zwischendurch kommen ominöse Klagen über die furchtbare Dürre, die schon jetzt großen Schaden auf den Feldern anrichtet und mit einer Hungersnoth im nächsten Winter droht. — Hier ist man in der „Crême" russisch bis zum Fanatismus, selbst die Leute, die keine Gründe dafür, wohl aber dagegen anzugeben hätten. Alle diese Dinge nehmen mir den Kopf ein und ich fühle, daß ich anfange geistesschwach zu werden. Für mich gehört ein ganz anderes Leben als das, was ich führe; auf dem Lande, sehr abgesondert von der übrigen Welt, nur im Kreise der Meinigen leben, mich der schönen Natur freuen, und mitunter ein gutes Buch lesen oder ein hübsches Musikstück hören — sonst brauche ich gar nichts mehr.

Gestern war ich zum erstenmal wieder bei Fiquelmont. Ich höre, daß man für ein Fenster zum Einzuge 115 — 120 fl. zahlt, und am Graben hat man für sechs Fenster 1000 fl. begehrt. Ich werde einen Platz für meinen Theil bei Arnim finden, der so freundlich war, mir ihn anzubieten. Inzwischen aber ist die Donau so klein, daß wenn nicht bald ein ausgiebiger Regen kommt, der die Gebirgswasser fließen macht, die Kaiserin gar nicht zu Dampfschiff von Linz nach Wien wird kommen können; dadurch würde aber ein sehr schönes Schauspiel verloren gehen, denn sechs Dampfschiffe, prachtvoll geschmückt, werden dabei verwendet, wovon das, welches die Kaiserin trägt, von zwei kolossalen Schwänen gezogen wird, die am Schiffschnabel angebracht werden. Kurz man erzählt Mährchen aus Tausend und einer Nacht, und zwischen durch tönt der ganze Katzenjammer der Gegenwart.

Den 18ten. Ich habe heute einen Besuch von einem guten alten Bekannten von uns gehabt, der mir eine Menge Herzlichkeiten für Sie auftrug: Georg Esterhazy ist aus Madrid hier angekommen. * Ganz der Alte. Radetzky ist angekommen und mit lautem Vivatgeschrei auf der Eisenbahn begrüßt worden; natürlich werde ich ihn besuchen, nur will ich ihn nicht gleich in den ersten Tagen überlaufen und warten, bis er sich ein wenig erholt hat. — Den 19ten. Heute ist der Jahrestag, an dem ich vor 45 Jahren zum erstenmal in der Schlacht war, und vor 43 mit Ernestine getraut wurde. Damals waren aber die Schlachten noch anders. Am 19. April 1809 dauerte das Treffen bei Hauser von eilf Vormittags bis sieben Uhr Abends; wir hatten ein Armeecorps von 30,000 Mann im Feuer und verloren davon bei 11,000 Mann an Todten und Verwundeten. Das nannte man damals ein Treffen, jetzt spricht man von der Schlacht bei Eckernförde u. s. w. — Ich bitte Sie, mir zur Taufe einen tüchtigen Substituten zu suchen, und übergebe Ihnen diese ganze Angelegenheit zur diplomatischen Lösung, und verlange nur der wirkliche und ächte Pathe vom kleinen Wutzel zu seyn, überlasse es Ihnen aber, mir in Berlin, wo mich kein Hund kennt, einen passenden Ersatzmann zu wählen. — Wo sind denn die beiden Gedichte, die Sie übersetzt haben? Nichts haben Sie geschickt. „In silence and tears" * ist dabei? Mama, das werden Sie nicht übersetzen; das hab' ich vielleicht hundertmal versucht und es ist nichts daraus geworden. Wenn nur M. so viel Kräfte gewinnt, um die Reise zu ertragen! Es wäre ein ungeheures Glück, wenn wir wieder Alle auf heimathlichem Boden wären. Heute wurde ich wieder von einer Menge Leuten überlaufen; unter andern von einem Fräulein aus Hannover, die, weil der hannoversche Gesandte abwesend ist, sich an mich gewendet hat, um ihr Billette zu den Feierlichkeiten zu verschaffen. Ich dachte mir dabei: was müßte zu sehen seyn, um daß ich an des Fräuleins Stelle zu mir gegangen wäre. Der Himmel sey mit Euch Allen!

Den 1. Mai. Ich nehme meine Korrespondenz wieder auf, nachdem sie während der Vermählungsfeierlichkeiten gänzlich gestockt hat, aber erst vom künftigen Posttage an werde ich wieder im Stande seyn, ganz in der alten Ordnung zu schreiben. Die Hochzeitfeierlichkeiten hat B. viel genauer beschrieben und beobachtet wie ich. Man hat lange nichts in allen Einzelnheiten gelungeneres gesehen, und dabei nicht einen einzigen Exceß, keinen Betrunkenen, keine Schlägerei und kein Unglück. Im Prater, wo man die Volksmenge auf 20,000 Menschen schätzte, sah man keine Polizei; der Enthusiasmus war gefühlt. Uebrigens bin ich froh, daß die Hetze vorüber ist. — M. lasse ich sagen, daß ich alle Gewölbe durchrast und schon eine Bekanntmachung im Fremdenblatt vorhabe, aber bisher nicht im Stande war, ein eiergelbes Barègekleid zu finden. — Den 2ten. Dieser Brief kommt mit dem morgigen Tage wieder in die gewohnte Reihe, und so wird's bleiben, bis ich Sie wiedersehe, so Gott will!

* Der verstorbene Graf war im Besitz einer Autographensammlung, unter der sich die erste Aufzeichnung der Volkshymne von Haydns Hand befand, doch ohne Worte, da diese erst der Melodie angepaßt worden sind.

* When we two parted von Byron.

Ich muß mich mit seinem Willen trösten und meine Ungeduld niederhalten, die schon anfängt sehr heftig zu werden. — Liebe M., mit dem eiergelben Barège ist es nichts; ich bin bereits das Gelächter aller Modehandlungen, und die Kaufleute meinen, ich sey mit meinen fixen Ideen von Görgen entsprungen; die Lieblingsfarbe dieses Jahrs ist violett. — Die Praterfahrt war brillant. Es ist nicht genug zu bewundern, mit welcher Ruhe und Ordnung, trotz ungebundener Lustigkeit, alle diese Dinge vor sich gehen; wie viele Branntweinräusche und „Keile" hätte es in Norddeutschland gesetzt! Das Volk ist hier wirklich vortrefflich, und in der gegenwärtigen Epoche stellt es sich heraus, daß die Revolution es nicht gründlich verdorben hat. — Den 8. Mai. Nun zu Ihrem Brief. Daß Gerber darauf besteht, M. reisen zu lassen, macht mich glückselig, und ich habe keine größere Sehnsucht, als unser altes Leben dort fortzusetzen, wo es aufgehört hat, und vor meinem Ende noch ein paar Jahre der Ruhe, Stille und Eintracht im Kreise der Unsrigen zu verleben. — Was haben Sie zu Halms Gedicht gesagt? Ist es nicht herrlich? Ich habe getrachtet, daß wenigstens ein Theil davon in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt wird; es ist ein Prachtgedicht!

Den 14ten. B. ist heute auf Abenteuer ausgegangen, ich mußte schon früh um 10½ zum Herzog und später mit ihm nach Hietzing, von wo ich eben zurückkomme. Zimmer bestelle ich für Sie im römischen Kaiser. Ich denke bis morgen die Villa Hügel glücklich für den Herzog von Braunschweig gekauft zu haben und bin dazu mit Vollmachten und Creditbrief versehen; ich fahre heute Nachmittag deßwegen noch zu der Fürstin Wrede.

Den 10ten Juni. Ich bin desperat! das hat Ihnen noch gefehlt! indessen ist es im Ganzen doch besser, daß Ihr Fuß einfach gebrochen ist, als wenn er verstaucht wäre. — Der Herzog kommt an und seit vier Tagen habe ich nicht Zeit, mich niederzusetzen, denn ich habe Commissionen ohne Ende und Geldverrechnungen, die mich bei meinem Mangel an Gedächtniß eine unsinnige Zeit kosten. — Ich lasse B. fragen, wo er glaubt, daß sein letzter Brief aus Aussee an mich ist? Kein Geringerer als der Kaiser hat ihn! Ich war nämlich gestern beim Erzherzog Max und erzählte ihm die ganze Sache und fand ihn so feurig entschlossen, der Maßregel, die den Leuten das Familienkorn zu entziehen droht, entgegen zu arbeiten, daß ich nach einiger Ueberlegung nichts besseres fand, als ihm den ganzen Brief von B. zu geben, wodurch er sieht, daß keine Intrigue im Spiel ist, und der Kaiser die ganze Wahrheit erfährt, wie er sie auf andere Weise nicht erfahren würde, denn durch das Prisma der amtlichen Berichte sieht sie anders aus. Da der Brief nichts enthält als Ausseer Haus- und Gartenangelegenheiten und ein ganz angenehmes Bild der dortigen Zustände gibt, die betreffende Angelegenheit aber ganz erschöpfend behandelt ist, so kann nichts eine bessere Wirkung thun, als ein Bericht, dem es an der Stirn steht, daß er für eine ganz offene freundschaftliche Mittheilung bestimmt ist. Ich hoffe, meine Ansicht wird sich durch die besten Folgen bestätigen.* — Mein junger Erzherzog wird schon wissen, wie er die Sache zu machen habe. — Er wird das Manuscript durch Auer drucken lassen und die Correkturbogen werden an Sie nach Ischl geschickt werden. Die persönlichen Beziehungen sollen Sie ohne Barmherzigkeit durchstreichen; der Erzherzog sieht die volle Nothwendigkeit davon ein und ist bereit, auf Ihr Verlangen, die hübscheste Pointe und den niedlichsten Witz aufzuopfern. Ich bin jetzt voll Mitleid für Sie und M. wird nächstens von mir als kerngesund behandelt und keine Notiz mehr von ihr genommen werden.

Den 17. Juni. Das ist ein Getreibe und Gehetze, daß ich nicht mehr weiß, wo ich zuerst und wo ich zuletzt hingreifen soll. Nachdem der Herzog alle meine Vorschläge bezüglich der Villa überflüssig gefunden hat, und glaubte Alles aus seinen Fourgons einrichten zu können, erhalte ich jetzt, Abends um eilf Uhr, die telegraphische Nachricht, daß er am 20sten kommt, und daß er mich ersucht, bis dahin Alles meinen Anträgen gemäß vorzukehren. Natürlich fahre und laufe ich nun den ganzen Tag und komme doch nicht zu Ende, zumal morgen Sonntag ist, ich also gerade noch einen Tag vor mir habe. Zudem wird mein Zimmer nicht leer; heute ist der Herzog von Weimar bei mir gewesen, der endlich Major geworden ist. — Den 17ten. Gestern Abend fuhr ich nach Hietzing, um mich von den dortigen Einrichtungen selbst zu überzeugen. Es war eine himmlische Luft und Beleuchtung, die mir nach den Hetzereien in der Stadt sehr wohl that; von dort fuhr ich zu Fürst Metternich, um ihn vor seiner Abreise nach Königswart noch einmal zu sehen; von einer Heirath des Fürsten Richard mit der kleinen Gräfin Sandor höre ich heut zum erstenmal. Heute ist abermals ein herzoglicher Kammerdiener aus Sibyllenort mit einer Menge Aufträgen eingetroffen. — Mich freut es, daß der Riß in Ihr Budget durch den Ischler Aufenthalt nicht zu groß wird. Der durch die Karlsbader Reise in das meinige gerissene Ausfall wird leider beträchtlicher seyn. Ich hätte das Geld besser

* Es war so.

verwenden können, als auf warmes Salzwasser; und wenn ich auch noch so fleißig davon trinken sollte, werde ich doch nicht als Mumie zurückkommen, und ein Riese werde ich dort auch nicht an Kräften geworden seyn. Indeß ich bin ein Opfer der Conspiration zwischen Ihnen und Gruber, und so muß ich denn hin, ich mag wollen oder nicht. — Liebe M., ich hoffe du machst dich in Ischl interessant als leidende Schönheit, und die alten Herren in Ischl laufen dir nach wie in Karlsbad, deßhalb weiß ich doch, was ich weiß! Bitte, lasse Mama nicht in zu einfacher Toilette in Ischl herum gehen. Wär' ich nur schon von Karlsbad zurück und mit Euch in Aussee!

Den 24. Juni. Ich kann Ihnen von mir nur melden, als daß ich von Früh bis Nacht nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Der Herzog plaudert, außer den hundert Commissionen, die ich zu machen habe, täglich drei bis vier Stunden mit mir. Er hat an seiner Villa die unsinnigste Freude, kauft, was er sieht, und hat mit dem Architekten Romano bereits die großartigsten Aenderungen beschlossen. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich das Geld, das er noch dafür ausgeben wird, als Capital besäße. Der Herzog hat mir aufgetragen, in jedem der Hoftheater eine Loge für ihn zu nehmen, die er mir hoffentlich in seiner Abwesenheit zur Disposition stellen wird. — Den 27. Juni. Was macht das gebrochene Haxel? Was soll denn das werden, wenn Sie sich bei jeder Bewegung gleich ein Bein brechen? Erst in Riva, dann in Ischl! — Sie wissen, daß ich nicht rechnen kann, und nun hab' ich schon 57,000 fl. Silber zu verrechnen, und so oft ich meine Ausgaben addire, kommt nicht so viel heraus. Den Gebrauch der braunschweigischen Loge hab' ich — und wenn Sie nach Wien kommen, können Sie darin sitzen und M. kann von dort mit dem Publikum kokettiren. Ich wollte Ihnen eine Geschichte erzählen, aber Sie sehen, daß ich sie wieder ausgestrichen habe; sie ist nicht für Sie.

Wien, den 1. Juli. Das ist ja gar zu arg was Sie leiden! und ich bin ganz in Mitleid für Sie zerflossen. Der Herzog ist noch hier, bleibt noch hier, unterhält sich prächtig, freut sich über sein Regiment, * ist für mich immer sehr freundlich, weiß aber, wie alle großen Herrn, durchaus nicht, was ein Mensch leisten kann, was nicht, wenn der Tag nur 24 Stunden hat. — Heute war ich beim Erzherzog, von ihm Abschied zu nehmen; er war wie immer charmant und wird uns in Ausser besuchen. — Was haben Sie dazu gesagt, daß Sie sein Buch fertig gedruckt in Händen haben? Auer hat ihm den ersten Correkturbogen gezeigt, und den vierten Tag das ganze Buch fix und fertig gebracht; der versteht's. Sagen Sie B., daß meine Intrigue kapital gelungen sey und sein Brief den allerbesten Effekt gemacht hat. Sagen Sie aber niemand davon, daß ich die Hand im Spiel gehabt habe, sonst lassen sie den Teufel auf mich los, und ich kann künftig gar nichts ausrichten. Meine Abreise ist für Dienstag den 4. bestimmt. So eben schickt mir die Erzherzogin Sophie 500 fl. für die Salinenarmen; ist das nicht nett? Ich weiß noch nicht, auf welche Art ich sie am zweckmäßigsten verwenden soll; ich meine man gibt 300 fl. an die Ausseer und 200 nach Hallstadt. Ich schicke das Geld an B. und ist er meiner Meinung, so soll er das Geld zu 10 fl. unter die ärmsten vertheilen, wodurch dreißig Familien betheiligt würden. In Hallstadt muß gesorgt werden, daß kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten gemacht wird. Die Betheiligten aber müssen Quittungen eingeben, damit man sie der Erzherzogin einreichen kann. Ich lasse B. bitten, Plenzner zu schreiben, daß, nachdem ich Gelegenheit gefunden hatte, sie von dem Elend zu unterrichten, das durch die Theuerung entstanden ist, die Erzherzogin mir dieses Geld geschickt, und daß ich auch nicht verfehlt habe, darauf hinzuweisen, daß wenn den Leuten das Familienbrod genommen würde, sie verhungern oder Verbrecher werden müßten. Was den Winter anbelangt, so ist zu besorgen, daß eine fürchterliche Calamität im Gebirge entsteht. Dafür gibt es nur Ein Mittel, die Suppe, wie Brenner sie in Ischl organisirt hat. Fragen Sie doch genau darum. M. soll sich alle Details merken, und dann wollen wir, wenn ich komme, die Sache zu Stande bringen. Ich gebe gern 50 fl. dazu, und wir finden schon noch andere Leute. Ihren nächsten Brief erhalte ich in Karlsbad.

* Früher Hardegg-Kürassier, schon einmal Braunschweig.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

J. G. Fischers Friedrich II. von Hohenstaufen auf der Stuttgarter Hofbühne.

Der zweite dramatische Versuch J. G. Fischers ist als literarische Erscheinung auch in diesen Blättern mit warmer Anerkennung begrüßt worden. Doch mußte das letzte Urtheil vorbehalten bleiben, bis das neue Stück durch die Feuerprobe einer Bühnenvorstellung gegangen. Der freundliche Geleitsbrief, der ihm von einer der ersten dramaturgischen Autoritäten mit auf den Weg gegeben worden war, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Bald verbreitete sich auch die Kunde, daß dasselbe von der hiesigen Intendanz angenommen sey, und es war zu erwarten, daß die Aufführung mit der besondern Sorgfalt vorbereitet werde, welche die Leitung unseres Kunstinstituts gerade den Erzeugnissen einheimischer Talente angedeihen läßt. Schon gegen Ende der vorigen Saison stand Friedrich II. auf dem Repertoire, und nur ein anhaltendes Unwohlsein des Trägers einer Hauptrolle führte einen längeren Aufschub herbei. Wir glauben nicht, daß sich der Dichter darüber zu beklagen hat, denn eine so gelungene erste Aufführung, wie wir sie am 21. September sahen, wäre ohne diese Verzögerung kaum möglich gewesen.

In dem übervollen Hause war vornehmlich die Jugend stark vertreten; sie hat damit ein Zeugniß abgelegt, wie freudig sie zum voraus jeden Versuch begrüße, ihr die großen Gestalten unserer Hohenstaufen vor Augen zu führen. Und wirklich war es eine große Gestalt, ein echter Hohenstaufe, den uns Herr Löwe als Friedrich sehen ließ, indem er den Intentionen des Dichters mit einer Feinfühligkeit folgte, wie sie nur dem geistesverwandten Künstler möglich ist. Der echte Herrscher, der, ob alle seine sieben Kronen in dem Meer versunken wären, die Krone ob dem Haupte fühlt, „die ihm der Geist in seiner Kraft hat aufgedrückt," der liebenswürdige Mann, „der, wie die ganze Welt, auch die der Weiber verbunden zur Tributpflicht gegen ihn," der ganze wunderbare Mensch, in welchem nordische Kraft und südliche Erregbarkeit eine ebenso fruchtbare als gefährliche Verbindung eingegangen haben: Zug für Zug, wie diesen Charakter der Dichter der Geschichte abgelauscht hat, haben in der Darstellung ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. Einen einzigen Wunsch, den wir bei der ersten Vorstellung hatten, daß sich auch das gebrochene Heldenherz noch mehr als das Herz eines Helden zeigen möchte, glaubten wir bei der zweiten erfüllt zu sehen.

So gehörte denn die volle Kunsthöhe eines Grunert dazu, um neben diesem Friedrich den Pietro als einen ebenbürtigen Freund erscheinen zu lassen. Und doch beruht die ganze Tragik des Stückes darauf, daß auch dieser Pietro die Krone des Geistes zu gewiß auf seinem Haupte fühlte, um nicht den Anspruch auf eine vollere Theilung zu machen, als sie der von Geist und Geburt zugleich gekrönte Freund gewähren konnte. Der Dichter hat allerdings versucht, allen geschichtlichen Motiven zusammen gerecht zu werden, welche Friedrich II. zur glänzendsten und doch nicht glücklichsten Gestalt der deutschen Kaiserreihe gemacht haben. Aber es war ein echt dramatischer Instinkt, mit welchem Fischer sein Stück vor dem Hauptstein des Anstoßes bewahrt hat, an welchem die Staufen und die Staufentragödien gescheitert sind, der Verzettelung der Interessen. „Zwei große Männer, die sich nahe wohnen, sie finden ihren Raum nicht bei einander, und blutig, blutig endigt's zwischen Beiden." Um diesen Angelpunkt läßt der Dichter die tragische Bewegung seines Stückes sich drehen, und alle andern Motive, der Kampf mit dem Papstthum, der Krieg mit den Städten, die Vernachlässigung Deutschlands, die Nationalitätenmischerei, die vorzeitigen Aufklärungsversuche sind nur untergeordnete Räder in diesem vielgestaltigen Triebwerke. Hiedurch hat das Stück Einheit der Handlung in sich und überdieß ein rein menschliches und nicht blos historisches Interesse für sich gewonnen. Nur hätte vielleicht die Figur des Pietro für diesen Zweck noch etwas größer gehalten werden dürfen, so daß es von vornherein deutlicher würde, wie er, von diesem verdorben, auch ihn verderben mußte. Wir fürchten, daß die Idee des Stückes nicht zu ihrer vollen Geltung käme, wo etwa die Rolle des Pietro in geringere Hände als hier fiele.

Aus demselben Grunde war es uns, um scheinbar paradox zu reden, geradezu leid, daß die Kirchenversammlung zu Lyon durch die beiden Hauptpersonen Pietro und Campoccio (Herr Pauli) eine viel zu große dramatische Wirkung hervorbrachte, um nicht einen Theil des Publikums irre zu führen. Mancher suchte nach dieser Scene den Schwerpunkt des Stückes in dem Kampfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht und fand sich nachher enttäuscht. Was wird der Dichter dazu sagen, wenn wir ihm geradezu rathen, das ganze Concil, das überdieß mit seinem kirchlich-ceremoniellen Schluß bei Katholiken Anstoß finden dürfte, wegzulassen? Eine etwas ausführlichere Erzählung im achten Auftritt desselben Aufzuges würde genügen, um das neue Verdienst Pietros, sein muthiges Einstehen gegenüber den Bannflüchen der Kirche in das rechte Licht zu stellen. Die hiedurch gewonnene Zeit könnte gerade wieder an diejenigen, für das Verhältniß zwischen Friedrich

und Pietro wichtigeren Partieen zurückgegeben werden, welche hier zu unserer Ueberraschung in der zweiten Vorstellung ausgeblieben sind.

Der Gedanke, den beginnenden Riß zwischen den beiden Freunden durch den bis dahin gemeinsam bekämpften Gegner, das in seinen Ansprüchen maßlose und in seinen Mitteln gewissenlose Papstthum erweitern und unheilbar machen zu lassen, ist vortrefflich; auch ist der rachеglühende Mönch Bojolus (Hr. v. Prosky), dieser teuflische Ueberall-und-Nirgends, eine ganz entsprechende Figur, um denselben drastisch einzuführen. Aber sollte nicht dasselbe Gefühl, welches den Dichter veranlaßte, dem sterbenden Friedrich die Worte zu streichen: „Ich sterb' und seh', man stört nicht ungestraft das Spielzeug, das die Völker glücklich macht," ihm auch rathen, das letzte Auftreten des Bojolus zu unterdrücken? Nach den durchaus dem Geiste des ganzen Stückes entwachsenen und darum so herrlich versöhnenden Schlußworten Friedrichs: „Ein lichter Bogen, daran der Völker Herzen sich erhellen, geht von Sicilien über Hohenstaufen, und schwingt sich fort bis zu des Nordmeers Küste — und der ihn schuf — war Friedrich! — und Pietro!" können die Worte des Mönchs: „So schloß die Rechnung: Friedrich und Pietro! Erkennt ihr's Thoren? Rom heißt euer Meister!' nur verwirren und den reinen Ausklang trüben; es ist vielleicht das Beste, daß sie von den in diesem Augenblicke ganz mit Friedrich beschäftigten Zuschauern überhaupt nicht beachtet werden.

Und weil wir denn einmal am Ausschneiden sind, so gestehen wir, daß unsere Scheere auch die komischen Partieen insgesammt, so beifällig sie hier aufgenommen worden sind, nicht blos kürzen, sondern rein austilgen würde. Je näher Fischer seiner ganzen dichterischen Natur nach seinem Landsmanne Schiller steht, um so gewisser muß er, um so leichter kann er auch jeden Versuch zum Shakspearisiren principiell verschmähen. Doch wohin sind wir verirrt? Wir wollten über die bisherigen Aufführungen berichten und geben „unmaßgebliche" Vorschläge für die kommenden. Doch würden wir dieß thun, wenn wir nicht den Wunsch hätten, daß dieses Stück hier noch öfter, daß es draußen auf andern Bühnen zur Darstellung komme? Wo sich alle darstellenden Kräfte ihren Rollen mit so viel Verständniß und Hingebung widmen, wie dieß hier geschehen ist, wird es auch an dem Beifalle nicht fehlen, der hier namentlich bei der ersten Aufführung dem Dichter wie den genannten Trägern der Hauptrollen in reichstem Maße gespendet wurde.

Fischer soll, wie wir hören, schon die Hand an einem dritten Stücke haben. Dürfen wir ihm einen guten Rath dazu geben? In seinem ersten Stücke hatte er eine einzige weibliche Nebenfigur; in seinem zweiten erhebt sich wenigstens Heliodora zu größerer Bedeutung für die Oekonomie des Stücks, sofern sie mit ihrem Festhalten an Manfred einen Hauptbeitrag zu der nothwendigen Versöhnung liefert, ohne welche wir nach dem erschütternden Untergang der beiden Väter nicht gelassen werden durften; wir fordern es nicht als einen Beweis seines künstlerischen Vermögens, aber als ein wichtiges Stück seiner künstlerischen Bildung, daß in seinem nächsten Drama wenigstens *eine* Hauptrolle den Frauen zufalle.

Stuttgart, im October 1864.

A. W.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus der Normandie, Oktober.

Musikfeste und Männergesangvereine. — Falaise.

„Wo man singt, da laßt euch ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder!"

Dieser schöne deutsche Reim beginnt in den Herzen unserer westlichen Nachbarn eine Stätte zu finden und mag manchem wüthigen Franzosenfresser von drüben zur Beruhigung dienen. Außer ihren Chansons und Couplets haben die Franzosen jetzt auch deutsche Lieder, welche leise und unsichtbar über den Rhein geglitten sind, um deutsche Sitten, deutsche Gebräuche hinüber in's Frankenland zu tragen.

Es ist für ein deutsches Gemüth ebenso überraschend als erfreulich, wahrzunehmen, wie sich in Frankreich seit geraumer Zeit und allenthalben Männergesang- und sonstige Musikvereine gebildet haben, und neuerdings auch beginnen ihre lokalen Einzelkräfte zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Das natürliche Band für solche Musikbünde findet sich in der Begränzung der Departements, und wir waren kürzlich in dem Fall, in Calvados zweien solcher Collectivleistungen anzuwohnen, deren eine in der Hauptstadt vor sich ging, während die andere in dem altberühmten Neste

Falaise verlief. Um mit der ersteren anzufangen, so fand dieses concertartige „Festival“ an einem Sonntag Nachmittag in dem hübschen Theater zu Caen statt. Es versteht sich von selbst, daß in Frankreich solche Bewegungen sich nur unter dem Schutze der Autorität kundgeben und sogar meist deren Anregung bedürfen. In den Festcomité's, welche sich bilden, stehen Präfect und Maire an der Spitze, und hier geschah es sogar, daß sich die Musikvereine vor dem Fest in dem Hofe der Präfectur versammelten und am Schluß in deren Garten reichlich bewirthet wurden.

Doch greifen wir dem Gang der Ereignisse nicht vor. Die auswärtigen Vereine waren schon am Samstag Abend zu einer Generalprobe eingetroffen, jedoch ohne jenes Interesse und Entgegenkommen des Publikums zu erregen, welches wir in Deutschland bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewöhnt sind. Die eine Hälfte der Stadt wußte nicht einmal, was vorging, und die andere Hälfte kümmerte sich wenig darum. Von einer Einholung und Begrüßung der Ankommenden, von einem feierlichen Zug durch geschmückte Straßen war keine Rede. Erst am Sonntag nahm sich die Neugierde Zeit zur Theilnahme und schon lange vor 2 Uhr wogte eine schaulustige Menge vor dem Theater und unter den Bäumen des dahin führenden Boulevards.

Als wir uns nach unserem Platz in einer der Comitélogen verfügten, fanden wir das Haus fast ganz gefüllt. Allein es ward fast halb 3 Uhr, bis endlich nahende Klänge das Publikum der Gallerie, welches schon lange ungeduldige Fußexercitien ausführte, sowie das der Logen beruhigte. Die Bühne stand von vornherein offen und zeigte eine Berglandschaft in sehr gewagten Zusammenstellungen. Rings herum befanden sich roth überzogene Bänke, an der rechten Seite ein Flügel, und in der Mitte ragte ein einsamer Notenpult, so dünn und schmächtig wie der Obelisk auf dem Carousselplatze. Die Musik kam näher und näher, aber statt des wohlgeordneten Zuges, dessen Erscheinen man in Frankreich als dem Lande des Geschmacks und der Anmuth wohl erwarten durfte, tauchten bald aus dieser, bald aus jener Coulisse Gestalten in schmucken Uniformen auf. Sie stiegen über die Bänke, es folgten ihnen Andere in Civilkleidern mit und ohne Glacéhandschuhe, dann kamen einige Knaben zum Vorschein, nach ihnen abermals Uniformen, mit Blasinstrumenten bewaffnet, und zuletzt zeigten sich im Hintergrund einzelne Standarten von rothem oder schwarzem Sammt, mit goldnen Buchstaben und Lyren bestickt. Endlich bildete Alles nur einen Knäuel, und als dieser seine höchste Verwirrung erreicht, erschienen einige Blousenmänner im Vordergrund, schoben den Flügel zurück, und — der Vorhang sank. Ganz verdutzt über ein Verfahren, das allen Regeln der Logik zuwiderlief, starrten wir den Vorhang an, den man zum Glück nicht ganz herabgelassen, so daß uns mindestens durch die ameisenhafte Bewegung der auf der Bühne sichtbar gebliebenen Beine die Versicherung ward, wir seien nicht angeführt, oder hätten etwa das ganze Festival verschlafen. Nach einer Weile rauschte der Vorhang wieder auf und nun zeigte sich die Bühne so, wie man es von Anfang an hätte erwarten dürfen. Die Standarten, alle sehr elegant, waren im Halbkreis geordnet, die verschiedenen Vereine um ihre Fahnen gruppirt, und im Mittelpunkt, um den Notenpult herum, standen die Uniformen mit ihren hellglänzenden Instrumenten. Wer aber darunter Militärmusik vermuthet, hätte sich gleich uns gröblich geirrt. Es war, wie man uns belehrte, die „Municipalmusik“ der Stadt. Bei dem Anblick eines solchen Instituts ward uns ganz wehmüthig und mittelalterlich zu Muthe; wir erinnerten uns unwillkürlich an die Bremer Stadtmusikanten und an die Grimm'schen Mährchen, und hätten uns vielleicht in noch wunderlichere Träume verloren, aber die Municipalmusik setzte ihre Lungen in Bewegung und schmetterte eine Ouverture, deren Kompositeur bescheidentlich und wohlweislich seinen Namen verschwiegen hatte. Immerhin war es Musik, und die harrende Menge athmete wieder auf.

Jetzt sammelten sich die Gesangvereine um ihren Dirigenten, einen kleinen Mann mit einer breiten weißen Schärpe um den Arm, den man ganz besonders aus Paris verschrieben hatte, und stimmten den „Soldatenchor aus Gounods Faust“ an, und da war nun der französische vierstimmige Männergesang, dessen Vergleichung mit den deutschen Leistungen ähnlicher Art uns hauptsächlich interessiren mußte. Der Gesang als solcher war so gut, als man ihn von Dilettanten überhaupt erwarten kann. Sie hatten ihren Chor trefflich einstudiert und trugen ihn mit guter und geschmackvoller Nuancirung vor; aber sollten dieß wirklich frische und kräftige Männerstimmen sein, die wie Frühlingslerchen ihren Gesang ertönen lassen? Nein, das war nichts für ein deutsches Ohr: da fehlte jeder Vollklang, jedes Metall, es war gute Musik, aber von schlechten Instrumenten ausgeführt. Den Musiker mochte dieß wenig erbauen, uns aber freute es doppelt, daß trotz dieser Mängel sich im französischen Volke ein Interesse Bahn bricht, welches ganz gewiß mit der Zeit auch den zum Theil noch rauhen, zum Theil noch klanglosen Stimmen die nöthige Kraft und Frische verleihen wird.

Wieder erschienen Uniformen. Dießmal war es die Municipalmusik von Lisieux, die mit der Ouverture zu Nebukadnezar ihr Probestück ablegte. Gleich den Chören setzen sich diese Municipalmusiken aus Dilettanten zusammen, die vorzugsweise dem Handwerkerstande angehören und sich bei allen öffentlichen und festlichen Gelegenheiten unentgeltlich vernehmen lassen. Wenn auch nicht im Singen, sind unsere französischen Nachbarn jedenfalls im Blasen und Trompeten um einen Schritt voraus. Das nun folgende Gesangstück war für uns gewiß das interessanteste von allen. Es war das schöne Lied von Kücken: Im Walde, ausgeführt durch die Gesellschaft der Neustrier von Caen, sogenannt nach dem altfränkischen Namen Westfrankreichs. Diese Leistung war ohne Zweifel die bedeutendste des ganzen Festes, die Ausführung untadelhaft

und auch der Mangel an Stimmmitteln einigermaßen durch die Leistung eines jungen Schuhmachers ausgeglichen, der die Solopartie vortrug und nicht allein richtig, sondern auch schön sang. Dieser junge, offenbar sehr begabte Mann konnte in einem Lande wie Frankreich nicht unbemerkt bleiben; die Kunst und das Handwerk stritten sich um seine Seele, aber das letztere siegte. Er gedachte seiner alten Eltern, die er ernährt, blieb als Schuster beim Leisten und begnügt sich damit, sein Talent nur in der Vaterstadt glänzen zu lassen.

Außer diesen rein volksthümlichen Leistungen hatte ein wohlweises Comité, und das schwerlich mit Unrecht, auch eigentlich künstlerische Leistungen von Fach herbeigezogen. Ein ausgezeichneter Violinist, Lécieur vom Conservatorium, so wie ein Herr Caron, ein trefflicher Tenor der großen Oper, glänzten durch ihre Leistungen. Auch die noch übrigen Nummern des Concerts verliefen in einer befriedigenden Weise, und besonders vortheilhaft stach unter den französischen Compositionen für Männergesang das äußerst frische und sangbare Lied von Laurent de Rillé, le paysans normands, hervor. Sicherlich würde das Ganze auf ein deutsches Gemüth einen noch tieferen Eindruck hervorgebracht haben, wenn sich die Trompeten der unglücklichen Municipalmusiken nicht allzu vernehmlich gemacht hätten. Namentlich war es eine kaum geborene Musikgesellschaft, la fanfare de Falaise, die sich in ohrenzerreißender Weise geltend machte. Ein Bläser auf dem Ventilhorn, der sich vor der glänzenden Versammlung fürchten mochte, entlockte seinem Instrument wahrhaft entsetzliche Töne. Il avait peur et faisait peur, wie man richtig bemerkte.

Während der Pause griff die in Deutschland glücklicherweise noch nicht eingerissene, hier zu Lande unvermeidliche Maßregel einer Wohlthätigkeitsversammlung Platz. Zehn Frauen, meist jung, in glänzenden Toiletten und mit ungeheuern Bouquets bewaffnet, durchkrochen am Arme hochangesehener und bejahrter Herrn das ganze Theater und nahmen in kleinen silbernen Schalen die milden Gaben entgegen. Wer durfte da zurückbleiben, oder es wagen, nach einem dicken Sousstück zu greifen? Wir sahen nur Gold und Silber auf dem Almosenteller; was freilich in dem Parterre und auf der obersten Gallerie, wohin die Sammlerinnen gleichfalls unverdrossen vordrangen, fiel, ist uns unbekannt geblieben.

Schon war es sechs Uhr und der Schluß des Programms nahe, als sich die erschreckliche fanfare de Falaise zum dritten- und letztenmale anschickte, ihre Kunst zu zeigen, was uns zu schleuniger Flucht bewog. Nach dem schon erwähnten Lunch bei dem Präfecten zogen sich die auswärtigen Musikgesellschaften mit derselben Geräuschlosigkeit, mit der sie gekommen waren, zurück und die Bevölkerung versank wieder in ihre gewohnte Provinzapathie.

Gerade vier Wochen nach dem eben beschriebenen Feste fand ein ähnliches, gleichfalls für das ganze Departement, in dem altberühmten normannischen Herzogsitz Falaise statt. Wenn das erstere einigermaßen mit einem deutschen Musikfest zu vergleichen war, so lief letzteres mehr auf eine jener Vereinigungen rein populärer Elemente hinaus, welche in Deutschland die Männergesangvereine aufzuweisen pflegen. Doch möchten wir nicht auf diesen Gegenstand eingehen, ohne der komischen Reiseabenteuer zu gedenken, welche uns auf dem Wege dahin und während des Festes selbst betrafen.

Nachdem wir bei herrlichem Wetter in dem in einem früheren Briefe schon erwähnten Schloß und Park Harcourt einige prächtige und genußreiche Tage zugebracht, rief uns die Kunde von dem bevorstehenden Feste nach dem nur einige Stunden entfernten Falaise hinüber. In kosmopolitischer Vereinigung thaten sich eine deutsche, eine französische und eine englische Familie zusammen, um in einem gemeinschaftlich gemietheten Omnibus, und mit Picknickvorräthen ausgerüstet, die erwähnte schöne Wegstrecke zurückzulegen. Nachdem man um sechs Uhr Morgens mit nüchternem Magen ausgezogen war, erwachte bald durch die gemeinschaftliche Einwirkung der frischen Landluft und der Stoß- und Wellenbewegungen des grauenhaftesten aller altmodischen Vehikel ein unbändiger Appetit. Somit wurde schon im Angesichte der glänzenden Zinnen unseres Reiseziels vor dem bescheidenen Wirthshäuschen eines Weilers Halt gemacht. Mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit empfing uns die junge, sehr hübsche Wirthin, ohne sich im Geringsten daran zu stoßen, daß wir nur ihre Tische und Stühle, sowie Gläser und Teller in Anspruch nahmen, um mit diesen Angriffsmitteln unsere eigenen Vorräthe anzupacken. Es war dieß nicht das einzige Beispiel der in der Normandie auf dem Lande heimischen, wahrhaft patriarchalischen Gastfreundschaft. Schon in Harcourt war es uns vorgekommen, daß uns eine Bäuerin, die wir nur um ein Glas Wasser ansprachen, mit Erstaunen erwiederte: „Non, je ne vous donnerai pas si peu de chose," und uns einige Tassen köstlicher Milch förmlich aufdrang, und in dem überfüllten Falaise selbst sollten wir bald einen ähnlichen Fall erleben. Hier nun in unserem Weiler verlief die Sache gleichfalls auf's Beste. Um den schon fertig mitgebrachten Kaffee genießen zu können, erhielten wir statt Tassen sogenannte Bols, große, runde, tiefe Gefäße ohne Unterschaale, einer kleinen deutschen Salatschüssel nicht unähnlich. Die einer Amalthea würdige Milch wurde gleichfalls in einer offenen, tiefen Schüssel von gewaltigen Dimensionen aufgetragen. Eigentliche Suppenlöffel vervollständigten dieses wunderliche Gedeck, dessen Umfang den Vertretern der französischen Nation unter uns äußerst willkommen war. Nachdem wir für diesen guten Empfang eine kleine Vergütung und großen Dank geleistet, bestiegen wir unsere rollende Foltermaschine wieder und befanden uns eine kleine Viertelstunde später in der Geburtsstadt Wilhelms des Eroberers.

Schon strömten, mit der Eisenbahn und auf andern Wegen, die Musik- und Singgesellschaften, die Neugierigen und Schaulustigen der benachbarten Städte und nicht minder

die umwohnende Landbevölkerung herbei; letztere häufig mit riesigen, rothen Regenschirmen bewaffnet und auf ihre gefährlichen zweiräderigen Karren gepackt, deren leeren, viereckigen Kasten sie einfach mit Stühlen vollzustellen pflegen. Freilich handelte es sich heute auch nicht nur um ein Musikfest, sondern es sollte auch eine Viehschau nebst Preisvertheilung, so wie eine archäologische und Kunstausstellung von speciell normannischer Bedeutung stattfinden. Eine solche Zusammenstellung wäre in Deutschland wohl wunderlich erschienen; in Frankreich dagegen stößt sich, sobald es nur viel zu sehen und zu hören gibt, niemand an solche Kleinigkeiten.

Die Stadt Falaise selbst that ihr Möglichstes, um ihre alten, engen, krummen und schmutzigen Straßen recht festlich grün herauszuputzen, und für den Abend eine sehr feuergefährliche venetianische Beleuchtung mit farbigen Papierlampen vorzubereiten. Mit großem Behagen durchschritten wir die bunte Menge, in welcher sich zwischen feinen Damen und Herrn aus der Hauptstadt des Departements und den verschiedenen Uniformen, oder doch besonders gekennzeichneten Trachten der Musikgesellschaften, die Bauernschaft der Normandie recht plump und ungenirt bewegte. Für die Männer ist die alte Nationaltracht so gut als verschwunden. An Sonn- und Festtagen zieht der französische Bauer eine neue blaue Blouse an, setzt einen runden schwarzen Hut auf, steckt das weiße Thonpfeifchen in den Mund, und damit ist die Sache abgemacht. Die Tracht der Frauen hat noch eher ihr besonderes Gepräge, doch verschwimmt auch schon hier vieles in dem allgemeinen Modeschnitt, und nur die Haube bewahrt ihre alten Rechte. Dieses merkwürdige Institut verdiente mehr als mancher andere Gegenstand in einem mit Kupferstichen ausgestatteten Prachtwerk monographisch behandelt zu werden. Sie ist der Luxus der Armen, der Stolz der Reichen, und dieß um so mehr, als sie nur bei Gelegenheit eines besondern Putzes auftritt, um die für den täglichen Gebrauch der beiden Geschlechter übliche weiße, gewirkte Zipfelmütze zu ersetzen. Von den gewaltigen, zuckerhutförmigen Kegeln mit Bandschleifen am obern Ende und fächerförmigen Ausläufern auf den Seiten, bis auf das kleine, eng anschließende Käppchen, welches nur von einer Schläfe zur andern mit einem breiten Kranz aufrecht gestellter und steif gestärkter Spitzen verziert ist, erscheinen hier die mannigfaltigsten und bizarrsten Formen. Mitten im Lande gemahnte es uns an die Nähe des Meeres und an die über grünen Wogen geblähten weißen Segel, als wir in der dunkelfarbigen Volksmasse jenen Kopfschmuck der Flügelhauben dahin ziehen sahen, deren Schnitt nur durch den Anblick eines vor dem Winde gleitenden Zweimasters eingegeben seyn kann, ein neuer Beleg für die Ansicht, welcher in jüngster Zeit selbst durch den Mund eines französischen Unterrichtsministers gehuldigt wird, über den gewaltigen Einfluß, den die äußeren Eindrücke auf das Thun und Lassen, so wie auf die ganze Culturentwicklung des Menschen ausüben. Von den wandelnden Schiffen hinweg wandte das Auge sich gerne zu den schon erwähnten, kleinen, äußerst kleidsamen Hauben, die des Festes wegen noch ganz besonders schön verziert waren. Viele Frauen und Mädchen hatten breite, schwere, weiß seidene Bänder um dieselben geschlungen, die im Nacken eine starke Schleife bildeten und mit ihren Enden lang über den Rücken hinab flatterten. Andere fügten diesem Schmuck noch eine Blumenkrone bei, die sich hinter dem Spitzenkranz erhob und meist aus weißen Blüthen, grünen Blättern und goldenen Beeren geflochten war. Noch andere trugen auf dem erwähnten Bande über der Stirne nur einen goldenen Zierrath in Form einer Broche, oder auch einfache Blumen in allen Farben. Fügt sich aber zu der Haube mit der weißen Blumenkrone ein schweres, schwarzes Taffktkleid, ein Halstuch von gepreßtem, schwarzem Sammt, dessen hinteres Ende frei über den Rücken herabhing, während die vordern Enden sich unter einem besondern Brustlatz, gleichfalls von schwarzer Seide, bergen, und rechnen wir noch dazu eine volle, kräftige Gestalt, eine blühende Gesichtsfarbe und ein feuriges, dunkelbraunes Auge, so haben wir das vollständige und wahrlich nicht unpoetische Bild einer normännischen Bäuerin in ihrem vollen Glanze. Leider scheint diese Tracht immer seltener und der Geschmack der reichen Kühe- und Pferdebesitzerinnen immer modischer zu werden; denn nur zwei oder drei dieser ächten Repräsentantinnen einer entschwindenden Zeit vermochten wir zu entdecken.

Dem Zuge des Volkes, als der Stimme Gottes folgend, gelangten wir noch in den Morgenstunden zu der Viehausstellung. Dieselbe fand auf einem prächtigen, von alten Bäumen beschatteten Platze dicht vor der Stadt und unter den immer noch dräuenden Mauern des normannischen Herzogsschlosses statt. Wir erlassen den Lesern das Brummen der Bestien, das Mäkeln der Preisrichter und andere, dort unentbehrliche Vorgänge, um nur des Helden des Tages, eines Brummochsen ohne Hörner, zu erwähnen, dessen zugleich nützliche und ungefährliche Erscheinung uns die aufrichtigste Sympathie abgewann.

Doch wieder wogt und drängt es nach einer andern Seite, und wir müssen endlich hinauf auf jene stattliche Höhe, wo das Schicksal Englands geboren wurde. Ein sanft ansteigender Weg bringt uns in den Raum zwischen den äußeren Umfassungsmauern, wo sich jetzt — o quae mutatio rerum! — ein kleines städtisches Gymnasium angesiedelt hat, mit seinen zwischen Frack und Hungertuch hin- und hergeschaukelten „Professoren,“ seinen in Waffenrock und Käpi eingezwängten, wenig zahlreichen Internatschülern, einem kleinen Theil der „Zukunft des Landes,“ und seinem betrübten Preisvertheilungssaal, der sich heute Abend zum Schlußbankett des Festes, bei welchem nicht viel gegessen und noch viel weniger getrunken wird, hergeben muß. Wir entfliehen und kommen, immer bergan, an einen wundervollen, schattigen Platz mit einer Aussicht auf den Viehpark unten zur Linken, einen üppig schwellenden Wiesengrund vor uns, einer felsigen, schroffen, Loreley-

artigen Anhöhe gegenüber. An dieser Stelle wurde die Breiche gemacht, durch welche der englische Heinrich V. in das Schloß drang, und fast daneben die, welche sich vor dem französischen Heinrich IV. öffnete. Von hier aus war es auch, daß an einem weniger ungemüthlichen Tage der falkenaugenscharfe Kennerblick des Herzogs Robert an den hellen Wellen des durch den Wiesengrund jagenden Baches die bildschöne Wäscherin erblickte, welcher die Welt den berühmtesten aller Bastarde verdankt. Es ist historisch, daß die reizende Arlete, ehe sie den Werbungen des Schloßherrn nachgab, einen Canonicus um Rath fragte und, dessen Eingebungen zufolge, nicht anders als hoch zu Roß und am hellen Mittag in das Schloß zu ziehen verlangte, was denn auch wirklich geschah. — Aber nicht lange, so treibt es uns weiter. Den riesigen runden Eckthurm des heroischen Talbot, als ein Wesen von verhältnißmäßig neuerem Datum, verächtlich zur Seite schiebend, gelangen wir auf ausgetretenen Treppensteinen und durch zerfallende Bogen in einen von oben offenen, weiten Raum. Die inneren Zwischenwände sind längst zerstört, aber der gewaltige äußere Steinwall hält noch, und in seiner nordwestlichen Ecke steckt, in der Mauer selbst verloren, ein Kämmerchen, nicht ungeschickt zum Carcer für die Gamins unter den benachbarten Collégiens.

Wild weeds are gathering on the wall,

von welchen sich unsere Engländer zum Andenken Einiges in die Taschen stecken; denn hier, in diesem Loch, zu welchem man nur durch ein gefährliches Klettern über Leitern gelangt, erblickte Wilhelm der Eroberer nicht das Licht des Tages, sondern grauenhafte Schloßmauern mit Schatten, tief wie die seines eigenen Herzens.

Spaßigerweise hängt an einer Wand dieses Winkels ein beschmutztes Stück Papier mit starkem Druck, enthaltend eine Stelle aus irgend einem der französischen sogenannten Geschichtschreiber, welcher auf die Wichtigkeit jenes Mannes im Mittelalter — denn für ihn ist er nur ein Barbar — hinweist. Keine Tafel, kein Stein, nur ein schmutziges Blatt Papier, und Engländer, welche Gräser ausreißen!

Aber drunten auf dem Platz vor dem Stadthaus, auf den wir jetzt hinuntereilen, da sitzt er in Erz auf ehernem, gebäumtem Roß, eine Fahne hoch in der Luft schwingend, mit einem eisernen Lappen, der ihm von dem Helm herab bis über die Nase hängt, so daß man nicht einmal sehen kann, was er unter diesen Umständen für ein Gesicht macht. Aber wir verzichten gerne darauf, denn der ganze Kamerad sieht aus, als käme er direkt aus einem Spieß'schen Ritterroman heraus gesprengt, spornklappernd, zähnefletschend und bereit über den nächsten Weinhumpen zu stolpern.

Die Masse wälzt sich nach der Hauptkirche, welche, beiläufig gesagt, ein schönes altes Gebäude ist und jene in der Normandie so häufige Verbindung eines trefflichen romanischen Anfangs mit einem matten gothischen Ende vorstellt. Es ist fast Mittag, und die feierliche messe en musique beginnt in Gegenwart des inzwischen angelangten Präfekten, verschiedener Souspräfekten und anderer Autoritäten, einer der gelehrten Gesellschaften aus Caen und der Musikgesellschaften. Während dessen schlüpften wir Deutsche in ein benachbartes Kaffeehaus, um zum zweiten Frühstück den trefflichsten aller gebratenen normännischen Hähne nebst den geeigneten Zuthaten zu verzehren und uns an dem Anblick der auf dem Kirchenplatze bunt bewegten Volksmenge zu ergötzen. Dann feierlicher Zug durch die Stadt mit dem Präfekten an der Spitze, welchen dieser Rundgang unter einer brennenden Julisonne nicht mehr als die vorhergegangene Ceremonie erbauen mochte. „On le promenait comme le boeuf gras,“ sagten unsere Franzosen, die Engländer hingegen sagten gar nichts, sondern liefen aus einem Laden in den andern, um sich, zum Zweck einer würdigen Vertretung ihres Vaterlandes, neue Glacéhandschuhe anzuschaffen.

(Schluß folgt.)

London, Oktober.

(Schluß.)

Landor. — Große Explosion.

Eine neue Lebensphase begann für Landor im Jahre 1808, nach dem Ausbruch des spanischen Befreiungskampfes gegen Frankreich. Er sammelte auf eigene Faust eine Schaar von Freiwilligen und führte dieselbe dem von Blake geführten Corps spanischer Patrioten zu. Mehrere Jahre nahm er nun persönlichen Antheil an dem spanischen Kriege, unterstützte außerdem die Junta mit Geld und erlangte als Anerkennung seiner Verdienste eine Oberstenstelle im spanischen Heer. Doch der Ausgang des Kampfes enttäuschte seine Hoffnungen. Er hatte sein Leben für die Freiheit Spaniens, nicht für die Herstellung des alten Despotismus in die Schanze geschlagen und nach der Rückkehr der Bourbonen und dem Umsturz der Constitution legte er seine Oberstenwürde nieder, indem er emphatisch erklärte: daß er allerdings bereit gewesen, dem spanischen Volke in seinem Befreiungskriege gegen den gemeinsamen europäischen Feind beizustehen, aber nichts zu thun haben wolle mit einem Meineidigen und Verräther.

Schon vorher hatte er in der Nähe von Florenz eine reizende Villa gekauft; denn wie Lord Byron fühlte Landor sich in Italien heimischer als in England, und dort, in seiner florentinischen Villa, schlug er nach dem Sturz Napoleons seine dauernde Wohnung auf. Die Waffen wichen nun den Musen und eine lange Reihe der verschiedenartigsten Werke gingen während der folgenden Jahrzehnte aus Landors literarischem Stillleben hervor. Das Jahr 1820 brachte seine „Hervic Idylls" in lateinischen Versen, begleitet von einer Dissertation über die allgemeine Vernachlässigung mittelalterlicher und neuerer lateinischer Dichter. Dieses Buch fand, trotz seines fremden Gewandes, eine weite Verbreitung und Anerkennung und gehört noch jetzt zu den bekanntesten und gelesensten von Landors Schriften. Englische Kritiker rühmen es als eine der vortrefflichsten Reproduktionen des antiken Geistes, voll Grazie und Kraft, obgleich stellenweise nicht ohne gesuchte orakelhafte Dunkelheit, und in andern Partien voll sinnenfroher Schwärmerei eines bacchantischen Naturgenusses. Während der folgenden Jahre war er mit der Abfassung seines umfangreichsten Werks beschäftigt, das unter dem Titel: „Imaginary conversations of Litterary men and Statesmen," von 1824 — 1829 in fünf Bänden erschien. Wenn die Hervic Idylls der Natur der Sache nach dem größeren Publikum unzugänglich bleiben mußten, so litten die englisch geschriebenen imaginary conversations, unter keiner solchen Beschränkung und der Erfolg des Werks war um so nachhaltiger, als das Erscheinen der einzelnen Bände sich auf eine Reihe von Jahren vertheilte. Die Neuheit der Form, der männlich energische Styl, das Kühne und Paradoxe der darin niedergelegten Ansichten über Staat, Gesellschaft, Kunst, Literatur, Philosophie erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und hätte Landor nichts geschrieben als dieß eine Werk, so würde ihm schon deßhalb eine angesehene Stelle unter den englischen Schriftstellern jener Epoche gesichert bleiben. In der That legten die imaginary conversations die breiteste Grundlage zu Landors Ruhme. Seine späteren Schriften, obgleich ebenfalls voll Talent und Kraft, erweckten doch von vornherein besonders deßhalb Interesse, weil sie das aus den imaginary conversations bekannte Bild der heroischen, freiheitsliebenden, ungestüm schaffenden Persönlichkeit Walter Savage Landors erneuerten. Landor theilte mit Lord Byron und Leigh Hunt den Haß gegen das damals herrschende System der englischen Staatskunst, der Politik Castlereaghs, Liverpooles und Georgs IV. und begrüßte mit freudiger Theilnahme den Anbruch einer besseren Zeit im Beginn der dreißiger Jahre. Zahlreich waren die von ihm ausgehenden Epigramme, Satiren und Invektiven. Seine den vier Georgen gesetzte Grabschrift ist auch jetzt noch der Wiederholung werth. Sie ist von lapidarischer Kürze und lautet:

George the first was always reckoned
Vile, but viler George the Second.
And what mortal ever heard
Any good of George the Third?
When from Earth the Fourth descended,
Heaven be thanked! the Georges ended!

Bei der drastisch leidenschaftlichen Heftigkeit, die aus diesen Versen spricht, wie aus Allem, was er schrieb, fehlte es ihm nicht an vielen Controversen, literarischen und persönlichen, und nicht selten ließ er sich durch seine ungestüme Kämpfernatur in Stellungen fortreißen, wo er einer Niederlage nicht entgehen konnte. Aber seine Extravaganzen gingen von edlen Motiven aus und sein Charakter wurzelte in jenem Catonischen Naturell, das, wenn „die siegende Sache den Göttern gefällt," dennoch den Besiegten treu bleibt. Dabei erneute er während seiner besten Jahre in seinem Privatleben die in unsern Tagen nicht sehr häufige Erscheinung der edelsten Gestalten der alten

Humanisten. Wir haben dafür die Zeugnisse einer bekannten englischen Landsmännin und eines nicht weniger bekannten amerikanischen Autors, die ihn in seiner florentinischen Villa aufsuchten. „Landor," so erzählt Lady Blessington, „ist einer der originellsten Geister und eine der reinsten Naturen, denen ich je begegnet bin. Lektüre, Meditationen und schriftstellerische Arbeiten füllen seine Zeit aus in der entzückenden Einsamkeit, die er sich in der Nähe von Florenz geschaffen, und sein Leben ist so tadellos und glücklich, daß die alten Philosophen, von deren Gedanken sein Geist so voll ist, ihn beneiden könnten, wenn Neid in ihrem Herzen Raum fände." Der Amerikaner Emerson hatte sich Landor nach seinen Schriften als einen Mann „voll Achilleischen Zornes, voll unbändiger Heftigkeit" vorgestellt. Statt dessen fand er in ihm den geduldigsten und liebenswürdigsten aller Wirthe. „Ein despotischer, heftiger, unerschöpflicher Geist," sagt er von ihm, „zum Soldaten bestimmt, aber durch irgend einen Zufall zum Autor gebildet, doch aber voll ächt englischen Dranges nach Kampf und That."

Schon mehr als achtzigjährig, kam Landor vor mehreren Jahren noch einmal zum Besuche nach England und wohnte eine zeitlang in Bath. Das Alter hatte die Glut seiner Seele so wenig gedämpft, daß er seinen Zorn häufig durch Briefe und Epigramme über innere und auswärtige Politik in den englischen Zeitungen entlud und von seinem alten Tyrannenhasse fortgerissen, im Hinblick auf unsern mächtigen Nachbar jenseits des Rheins, die That des Harmodius und Aristogiton poetisch verherrlichte. Eine solche jugendliche Unbändigkeit des Geistes im höchsten Alter ist jedenfalls ein Phänomen, was man auch gegen ihren Ausdruck einwenden möchte. Leider jedoch blieb es nicht bei diesen Invektiven mehr allgemeiner und öffentlicher Natur. Durch irgend welche üble Einflüsse gereizt, ließ Landor sich zur Abfassung eines poetischen Libells gegen eine in der Nähe von Bath lebende Dame verleiten; die Beleidigte klagte ihn an und die Jury verurtheilte ihn zur Zahlung einer Strafsumme von tausend Pfund. Um der Zahlung dieser Buße zu entgehen, verließ Landor England und lebte seitdem in seiner florentinischen Villa, wo er am 17. September 89jährig verschied. Seine letzte literarische Produktion war ein Band Gedichte unter dem Titel: „The last branch off an old tree," und als der letzte Vertreter einer alten Dichter- und Schriftstellerschule ist er selbst zu Grabe gegangen

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne wenigstens mit ein paar Worten der großen Explosion jener Pulvermagazine und ebenso vieler Pulverschiffe zu erwähnen, welche vor einigen Tagen Morgens früh bei dem am Süduser der Themse, in der Nähe von Woolwich, gelegenen Flecken Erith plötzlich, unerklärlich stattfand und in einem Umkreise von zwanzig englischen Meilen Bestürzung und Schrecken verbreitete. Außer der gänzlichen Zerstörung der Magazine und Schiffe, dem theilweisen Umsturz mehrerer unweit derselben gelegener Häuser, dem temporären Durchbruch des Themsedamms und dem Zerklirren zahlloser Fensterscheiben an beiden Themseufern wurden etwa zwanzig Menschenleben dadurch geopfert. Die Aufregung, welche dem ersten erschütternden Donner von etwa 150,000 Pfund in kurzen Zwischenräumen entzündeten Pulvers folgte, war außerordentlich. Tausende, aus dem Morgenschlaf aufgerüttelt, fürchteten den Losbruch eines zerstörenden Erdbebens. Später flogen die wildesten Gerüchte, das Geschehene in's Fabelhafte vergrößernd, lauffeuerartig durch die Stadt. Dann kamen die zweiten, dritten, vierten und fünften Ausgaben der verschiedenen Zeitungen, und da der der Explosion folgende Tag ein Sonntag war, besuchten an diesem Tage nicht viel weniger als hunderttausend Neugierige aus allen Theilen der Umgegend den Schauplatz der Zerstörung. Tags darauf waren sämmtliche Zeitungen mit Briefen und Berichten über die Explosion, ihre moralischen und materiellen Wirkungen überschwemmt — kurz man durchlebte einen jener aufregenden Momente, wie sie in unserer Erdhälfte vielleicht nur in der schrankenlosen Oeffentlichkeit des englischen Volkslebens möglich sind, und deren sociale Charakterzüge immer wieder interessanten Stoff der Beobachtung darbieten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Virgils Verdienste um die römische Poesie waren von hoher Bedeutung. Zwar zeigt er nirgend einen schöpferischen Geist, seine Phantasie ist schwach, und wenn er auch als Meister die Form zu handhaben weiß, so beherrscht er sie doch nicht mit origineller Freiheit. Was er vermag, ist Kunst und kunstmäßige Berechnung eines langsamen Arbeiters, aber er stand auf demjenigen Grade der Kunst, den stets ein reiner Geschmack begleitet. Ihm verdankte die Nation die ersten genießbaren Poesien, so mehrere der wichtigsten Elemente ihrer Bildung.

Bernhardy.

Virgil und Horaz.

Rom hatte unter Octavian, dem Erben Cäsars, mit dem Verluste der Freiheit wenigstens den Frieden erkauft. Schon früh war jener entschlossen, kein Verbrechen zu unterlassen, das für seine Zwecke nöthig schien, aber auch kein unnöthiges zu begehen, und so verdiente seine Mäßigung, seine Klugheit den Sieg über den leidenschaftlichen Antonius, und statt der orientalischen Despotie, welche dieser mit Kleopatra im Osten anstrebte, gründete er vom Westen aus die europäische Monarchie im Sinne Cäsars, welche aller-Gewerb, ließ die Provinzen nicht mehr durch einige Adelsfamilien oder Emporkömmlinge der Hauptstadt aussaugen, und machte den Senat zu einem Collegium angesehener Männer, mit berathender, seine Beschlüsse gut heißender Stimme, mit einem geschäftsführenden Ausschusse, dessen willfährige Talente er für seine Regentenzwecke verwandte. Die römische Bürgerschaft konnte das Weltreich nicht verwalten und hatte es versäumt, die Abgeordneten zu berufen; die Sittenstrenge, die Arbeitslust, die Hingabe für die Sache des

Wenn auch der Gedanke der Welteinheit sich nicht so, wie Mäcenas ihn gefaßt, verwirklichte, indem er Bürgerthum, Recht, Gesetz und Besteuerung für alle Provinzen gleich verlangte, so trat doch im Reich die durch das Alexandrinerthum vermittelte kosmopolitische Cultur an die Stelle der römischen Nationalbildung; das Volksthümliche wie die selbstständige Erfindungskraft ward nun in der Literatur dem Ruhme der Gelehrsamkeit und dem Anschluß an die Schulregel untergeordnet. Wie eine äußere Zucht die Züchtigkeit und Sitte, Regierungsmaßregeln die Selbstbestimmung des Volks ersetzten, so erlosch auch das Selbstgefühl und die Freiheit der Geister, die sich allgemeingültigen Grundsätzen und höfischen Formen fügen lernten. Statt des öffentlichen Lebens nahm nun der Dienst des Fürsten begabte Männer in Anspruch, zog sie hervor und ließ sie Arbeit und Ehre finden; aber sie mußten ihm willfahren und seinen Forderungen den eigenen Sinn anschmiegen.

Gerade so war es auch in der Literatur. Dichter und Gelehrte wurden begünstigt, sofern sie sich der neuen Ordnung der Dinge anschlossen, sofern sie sich zu Zierrathen des Thrones machten, und statt der öffentlichen Volksstimme waren es die feinen höfischen Kreise, welche den Ton angaben, der inne zu halten war. Ebenmaß und Glätte der Form überwog alsbald den eigenthümlichen Lebensgehalt, und wenn die Römer dennoch es den Alexandrinern weit zuvorthun, so lag dieß darin, daß sie nicht bloß für die Schule, sondern für die höhere Gesellschaft schrieben, daß ihre Vaterstadt die Gebieterin der Erde war und das alte Nationalgefühl, die Idee Roms zwar jetzt nicht mehr in der Freude der Freiheit, aber doch im stolzen Bewußtseyn der Herrschaft und der Größe sich bezeugte, und daß endlich das gleichzeitige Griechenthum ihnen die Brücke der Vermittlung mit den älteren Meistern schlug, deren Vorbild sie nun nacheiferten. Die Aeneide sollte den Römern werden, was Ilias und Odyssee den Hellenen waren; das war unmöglich, und sie glänzt nur wie der Mond mit erborgtem Licht neben der Sonne, aber sie strahlt doch heller und voller als der Stern eines Apollonius von Rhodos, und sie hat die lange folgende Nacht erhellt und den neuen Sonnenaufgang vorbereitet.

Das freie Wort hatte aufgehört das öffentliche Leben zu leiten; die Beredtsamkeit verlor sich nach der einen Seite in die Rechtswissenschaft, die nun die alten Ueberlieferungen ordnete und systematisch ausbildete, und in die Rhetorik der Schule, die sich in müßigen Deklamationen übte, und der Prosa wie der Dichtung immer mehr ihr Gepräge gab. Fragen, Ausrufungen erregten das Gefühl, die Wahl der Worte, die sinnreiche Fügung und Wendung der Rede befriedigte den Verstand, der Tonfall und Wohllaut ergötzte das Ohr: es galt nicht um Wahrheit, sondern um Wirkung.

Den eigentlichen Glanz erhielt die Zeit des Augustus durch die Poesie. Die dichterische Sprache ward in ihrem stolzen Schwung, in Pracht und Wohllaut durch Virgilius eben so vollendet wie früher die rednerische Prosa durch Cicero. Der leichte Fluß, der feine Ton geselliger Unterhaltung, den wir in den Briefen dieses letzteren bewundern, zeigt sich in dem bequemen, scheinbar so läßlichen, aber doch so regelrecht bemessenen Flusse des horazischen und ovidischen Hexameters, während der virgilische durch choriambische und anapästische Worte von Anfang an bis zur beliebten männlichen Cäsur im vierten Fuß einen aufsteigenden Gang gewinnt und erst von da an abwärts rollt; so gleicht er dem Roß, das der Reiter zugleich anspornt und zügelnd zusammenfaßt, während der homerische wie das freie Roß nach eigenem Wohlgefühl die elastischen Glieder bewegt. Die neue formale, das individuelle Leben betonende Richtung hatte indeß mit dem Urtheil des Volks noch einen Kampf zu bestehen, das in den älteren Dichtern die Größe der Vorzeit verehrte und die körnige Kraft, die naturwüchsige Frische noch der höfischen Glätte und dem Zierrathe der Gelehrsamkeit vorzog. Indeß verdankten die jüngeren Kunstdichter nicht bloß der Gunst des Kaisers, des Mäcenas und Asinius Pollio den Sieg, sondern sie verdienten ihn durch ihr Talent, durch den Sinn, mit welchem sie den Werth ebenmäßiger Durchbildung und reiner Formvollendung erkannten, und durch den Geist, mit welchem sie solche handhabten.

P u b l i u s V i r g i l i u s M a r o war 70 vor Christus auf dem Lande bei Mantua geboren. Er gewann in Rom und Neapel eine dichterische und philosophische Bildung und begann darnach in der Stille des Landlebens den Hirtengesang Theokrits seiner Heimath anzueignen, als die Ackervertheilungen an die Soldaten der Sieger nach der Schlacht bei Philippi ihn von dem väterlichen Gut vertrieben. Aber gerade dieß brachte ihn mit Asinius Pollio, mit Octavian in Verbindung, und wenn er dann auch noch einmal der Gewalt weichen mußte, so ward ihm sein Eigenthum doch abermals zurückerstattet und er in den Freundeskreis des Mäcenas aufgenommen. Doch zog er sich gern mit seiner Muse aus Rom nach Tarent oder Neapel zurück und wollte sein Epos auf einer griechischen Reise vollenden, als ein früher Tod ihn 19 vor Christus dahinraffte. Er war ein harmlos edler Mensch, eine jungfräulich reine Seele, so daß ihm die Darstellung des

Gemüthslebens vornehmlich gelang und er aus den Wirren der Gegenwart sich gern in idealisirte Naturzustände flüchtet, wodurch seine Dichtung jenen sentimentalen Zug erhält, der ihn einem folgenden Weltalter so wahlverwandt erscheinen ließ. Denn an schöpferischer Erfindungskraft wie an frischer Anschaulichkeit der Darstellung steht er den großen Dichtern nach, denen ihn doch das Urtheil der Jahrhunderte, um der künstlerischen Vorzüge der Composition wie der Sprache willen, gesellt hat.

Leider ist seine Kunstpoesie nicht die Vollendung des Volksthümlichen, nicht die Idealisirung der unmittelbaren Lebenswirklichkeit. Darum sucht er das Schöne im Ungewöhnlichen und im Rhetorischen den Ersatz für das rein Dichterische, darum vertauscht er gern den eigentlichen Ausdruck der Sache mit geschmückten Umschreibungen und Metaphern, wie wenn er statt des Wassers das sprudelnde Naß der Quelle trinkt und statt des Brodes die Gabe der Ceres ißt, zur Luft empor sieht und den Himmel athmet, oder unter steinernen Schatten ausruht und schlummernder Funken Saat aus den Adern des Kiesels hervorlockt. In den Gleichnissen ist er nicht erfinderisch, da sie der Sache nach meist den Griechen entlehnt sind; aber die Zeichnung und das Colorit ist auch hier kräftig und glänzend, und so schimmern sie wie Edelsteine auf dem faltenreichen Gewand, das sein volltönender Vers über die Gestalten ausbreitet. Wer das organisch Erwachsene von dem Gemachten zu unterscheiden weiß, der wird in der Wahl zwischen Homer und Virgil nicht schwanken und kaum begreifen, wie noch Johannes von Müller behaupten konnte, Homers größtes Verdienst sey, den Virgil erweckt zu haben; aber er wird auch gern bekennen, daß alles vorzüglich gut gemacht ist, und daß durch Einsicht, Arbeit und Bildung des Herrlichen viel vom Dichter geschaffen worden.

Die zehn Idyllen Virgils entfernen sich trotz aller Nachahmung im Einzelnen doch weit von den naiven Lebensbildern Theokrits und eröffnen die sentimentale Schäferpoesie, welche die Hirten und ihre Zustände nur zur Einkleidung und Hülle für die Empfindungen des Dichters, für die Verhältnisse der vornehmen Welt macht; so wird Daphnis zur Allegorie für Cäsar, und im Tityrus schildert Virgil die eigene Lage. Merkwürdig vor andern ist die vierte Ekloge geworden, in welcher der Dichter mit schwungvollen Versen ein Reich des Friedens feiert, das nach der Weissagung der sibyllinischen Gesänge als ein neues Weltalter eintreten werde; Asträa, die Jungfrau, die Göttin der Gerechtigkeit und die goldene Zeit kehren wieder, und eine neue Geburt steige vom hohen Himmel herab. Einen Sohn Pollios begrüßt Virgil als diesen lieben Sohn des himmlischen Vaters, der göttliches Leben empfangen und die Welt als Friedensfürst beherrschen werde. Die Dornen werden Trauben tragen, die Schlangen ihr Gift verlieren, furchtlos die Rinder neben den Löwen weiden. Der deutliche Anklang an die messianischen Hoffnungen und Bilder der alttestamentlichen Propheten ist überraschend, und die Ahnung vom Anbruch einer neuen Zeit hat sich erfüllt; der Dichter war ein Seher, nur daß nicht Pollios, sondern Mariens Sohn die Sehnsucht der Menschheit erfüllte.

Der Ackerbau war die Grundlage der römischen Größe und Sitte, und Virgil selbst war einer der Träger jener gesunden Volkskraft, die noch immer vom Land in die Hauptstadt strömte, und darum war es die glückliche Wahl eines nationalen und ihm selbst gemäßen Stoffes, als er seine Georgica, vier Gesänge vom Landbau, zu dichten begann. Jahrelangen Fleiß wandte er auf die Vollendung des Werks und leistete in Glanz und Wohllaut der Sprache das Bewundernswerthe. Die Liebe zur Sache, die humane Gesinnung des Dichters erwärmt und belebt das Werk; die eigenen Erfahrungen und Anschauungen verweben sich mit dem, was ihm die alexandrinischen Bücher boten, und lassen ihn dieselben übertreffen. Wenn wir es auch bedauern müssen, daß er von Anfang an zu viel Regeln und Beschreibungen gibt, statt den Landmann in seiner, mit den Jahreszeiten wechselnden Thätigkeit handelnd darzustellen, so sind doch die Reize der Natur und das Glück des friedsameren Lebens im Bunde mit ihr gemüthlich und anmuthig geschildert; mythische Bilder erscheinen nicht als ein gesuchter Schmuck, sondern ergeben sich aus dem Gegenstand, wie Blüthen aus dem Zweig aufsprießen, und wenn der Dichter von der Zucht der Rinder und Pferde spricht, so erhebt er sich alsbald, den Kampf der Stiere oder die Rosse auf der Rennbahn zu besingen; die Freude der Weinlese begeistert ihn, wo er vom Weinbau redet; Italien, die reiche Mutter der Saaten, ist auch die große Mutter der Männer, und im Lobe der Heimath gedenkt der Dichter neben der Fruchtbarkeit der Fluren auch der Schönheit der kühn aufragenden Berge und der blauen Seen in ihrem Kranz. Sinnig vertieft er sich in das heimliche Leben und Weben der Bienen und ahnt darin das Walten der alldurchdringenden Weltseele.

— Die Gottheit gehet durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Thiere des Felds und Walds und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und so kehren zu ihr sie aufgelöset zurücke.

Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels. —
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Monds und die Sonnengestirne,
Innen ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet.

Von hier an rang der Dichter nach dem höchsten Ziel, seinem Volk ein Nationalgedicht, ein Epos zu schaffen. Aber es fehlte die ursprüngliche Heldensage im Volkslied, und was etwa an sie erinnert, das war erst aus Sitten und Cultusgebräuchen herausgesponnen. Hierzu kam die Anknüpfung Roms an Troja durch Aeneas, und da nun die Julier, Cäsar und Augustus, ihr Geschlecht von seinem Sohne Julus ableiteten und sich damit als die erbberechtigten Fürsten darstellten, in welchen die Weissagungen vom glücklichen Weltreich der Aeneaden jetzt zur Erfüllung kämen, so unternahm denn Virgil, von diesem Gesichtspunkt der Gegenwart aus die Ursprünge Roms und seiner Geschichte zu besingen, in der Vorzeit die Gegenwart zu spiegeln und eine durch die andere zu verherrlichen.

So ist er der erste große epische Kunstdichter und als solcher das Vorbild vieler Nachfolger geworden. Er steht nicht innerhalb der lebendigen Ueberlieferung; er ist nicht der melodische Mund für das, was das ganze Volk mit ihm erfahren hat und anschaut, nicht der organisirende Genius für einen reichen Stoff bereits gestalteter Begebenheiten und Charaktere; vielmehr hat er sich das Material wie die Darstellungsmittel durch Studium erst angeeignet, und wie geschickt er diese auch handhabt, er bringt immerhin eine fertige Form zu dem Inhalt heran und füllt sie mit ihm aus, statt daß sie organisch aus ihm erwachsen sollte, und seine eigene Bildung steht den Stimmungen wie der Gesittung, die er zu schildern hat, allzuferne, als daß nicht ein Zwiespalt bliebe zwischen dem Dichter und seinem Gegenstande. Nun liegt zwar, wir wollen es Bernhardy zugeben, ein eigenthümlicher Reiz des Gedichtes darin, daß der Epiker seine Leser in ein Zwielicht stellt und auf den Grund verfeinerter, politisch geordneter Culturzustände, deren Bewußtseyn niemals sich verwischt, in den leeren Räumen der Phantasie eine mythische Welt erbaut, welche nach Belieben in reicher Gliederung aus einheimischen und griechischen Elementen zusammengefügt und mit den Kräften des Wunderbaren regiert wird; aber für den Freund Homers wird dessen Weise dennoch die höhere, die naturwahre bleiben und Hegels Tadel Recht behalten: „In dem ganzen Virgilischen Epos scheint der gewöhnliche Tag, und die alte Ueberlieferung, die Sage, das Feenhafte der Poesie tritt mit prosaischer Klarheit in den Rahmen des bestimmten Verstandes herein; es geht in der Aeneide wie in der römischen Geschichte des Livius her, wo die alten Könige und Consuln Reden halten, wie zu des Geschichtschreibers Zeiten ein Orator auf dem Markte Roms oder in der Schule der Rhetoren." Wenn Virgil ohne die Schöpferkraft der mythenbildenden Phantasie und ohne die Naivetät des Glaubens die homerische Götterwelt in sein Gedicht hereinnimmt, so wird sie ihm zum äußerlichen Schmuck des Wunderbaren und zu einer allegorischen Maschinerie, und dadurch werden die Menschen wieder zu Drahtpuppen, die das Verhängniß von außen lenkt, statt daß sie innerlich sich selbst bestimmen. Und doch weiß der Dichter, daß seine Thaten einem Jeglichen Glück oder Noth bereiten, und so das Schicksal seinen Weg findet. Zeus ist Ein König für Alle!

Gerade Aeneas verliert dadurch an menschlicher Bedeutung, daß er alles auf Götterbeschluß und Götterbefehl thut. Es wäre die Aufgabe Virgils gewesen, die Ereignisse aus dem Charakter des Helden abzuleiten, seine Seelenkämpfe, seine Entschlüsse zu enthüllen, und so die Begebenheiten zu motiviren. Wohl hat da der Schatten Didos ein Recht, sich mit stummer Verachtung abzuwenden, wenn Aeneas in der Unterwelt betheuert, daß er nur durch das Geheiß der Götter getrieben sie verlassen und nicht geglaubt habe, daß ihr sein Fortgehen so gewaltigen Kummer bereite.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder und Geschichten aus der Mark Brandenburg.

(Schluß.)

Auch den Briefen aus England — das sey gleich hier bemerkt — sind solche Federzeichnungen beigegeben, flüchtige Skizzen, die durch die überaus geniale Art der Behandlung an ähnliche Arbeiten des schon einmal citirten William Turners erinnern, Turners, der — wie er überhaupt mannichfach Verwandtes mit Schinkel aufweist — ihm auch darin gleich stand, daß er mit zwölf Strichen und eben so vielen Punkten ein ganzes Landschaftsbild zu geben verstand. Die Schinkelsche Skizze von Manchester ist mir nach dieser Seite hin immer wie ein kleines Wunderding erschienen. Eben so scharf aber wie er zu sehen verstand, so scharf und zutreffend wußte er auch zu urtheilen, und die kurzen kritischen Bemerkungen, die sich durch diese Englandsbriefe hindurchziehen, sind von höchstem Interesse. „Mr. Connel, Mr. Kennedy und Mr. Morris," so schreibt er, „haben Gebäude sieben bis acht Etagen hoch und so lang und tief wie das Berliner Schloß. Man sieht Gebäude stehen, wo vor drei Jahren noch Wiesen waren; aber diese Gebäude sehen so schwarz aus, als wären sie hundert Jahr im Gebrauch. Die ungeheuren Baumassen, bloß von einem Werkmeister, ohne alle Architektur und nur für das nackteste Bedürfniß allein aus rothem Backstein aufgeführt, machen einen höchst unheimlichen Eindruck." In Liverpool ißt er vortrefflich zu Mittag (wie immer) und schläft gut, kehrt aber doch mit dem Eindruck heim, „daß Liverpool zwar eine enorme, aber im Ganzen doch eine unansehnliche Stadt sey."

Diese Ruhe und Sicherheit in der Betrachtung der Dinge ist es, was diesen Briefen einen solchen Reiz verleiht. Alles Große, Reiche, Schöne findet eine willige, nirgends mäkelnde Anerkennung; zugleich aber steht der hingebenden Freude über das Geschaute ein unerschütterliches Urtheil zur Seite, das sich nicht beirren und weder durch Scheinkünste noch durch Massen oder Zahlen imponiren läßt. Schinkel selbst zählte später diese Reise zu seinen liebsten Erinnerungen.

Die Art, wie Schinkel zu reisen pflegte, gewährte ihm (ich deutete dieß schon an) immer eine große geistige Erholung, eine körperliche aber kaum; denn er, dessen ganzes Wesen so durchaus auf das Geistige gerichtet war, daß er sich mit allen physischen Bedürfnissen so kurz und mäßig wie nur immer möglich abfand, hatte dann am allerwenigsten ein Ohr für die Forderungen des Körpers, wenn sein Geist, wie immer auf Reisen geschah, doppelte und dreifache Nahrung empfing.

So kam es, daß seine ursprünglich robuste Natur vor der Zeit zu wanken begann, und von 1832 an sah er sich fast alljährlich genöthigt, statt zu Reisen für Auge und Herz, zu Badekuren seine Zuflucht zu nehmen. Marienbad, Carlsbad, Kissingen wurden abwechselnd gebraucht. Auch im Sommer 1839 war er wieder in Kissingen gewesen, hatte von dort aus München besucht, wo die eben damals entstandenen griechischen Landschaften Rottmanns noch einen überaus harmonischen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und allen Nachrichten nach, die eintrafen, schien er ein Genesener und bei heiterster Stimmung zu seyn. Aber schon bei seiner Rückkehr nach Berlin zeigte sich eine gewisse Erschöpfung. Er nahm noch Theil an allem, indeß die Mattigkeit wuchs; auch ein Ausflug im nächsten Sommer versagte den Dienst und schwer krank kehrte er am 7. September (1840) nach Berlin zurück. Eine allgemeine Apathie kam über ihn, der Puls zeigte kaum noch fünfzig Schläge in der Minute und eine Verdunkelung des einen Auges gab zur Befürchtung des Schlimmsten Veranlassung. Ein Aderlaß (vielleicht irrthümlich) wurde angeordnet; aber schon nach wenigen Minuten sank er in eine tiefe Ohnmacht, um nie wieder zum vollen Bewußtseyn zurückzukehren. Und doch lebte er noch länger als ein Jahr.

„Ich habe ihn," so erzählt sein Biograph, „in diesem Zustande nur selten gesehen. Der Anblick war mir zu schmerzlich. Da ich aber bei Thorwaldsens Anwesenheit im Jahr 1841 diesem die Entwürfe für die Malereien in der Museumshalle (die wir jetzt al fresco daselbst besitzen) zeigte, wurde er, lange dabei verweilend, so von deren Schönheit ergriffen, daß er dem Verlangen, auch ihren hoffnungslos darniederliegenden Urheber einen Augenblick zu sehen, nicht widerstehen konnte. Als ich mit ihm an das Bett trat, fixirte ihn Schinkel sehr aufmerksam und sagte, ihn erkennend, leise: Thorwaldsen! Dann nach einer kleinen Pause: „Sie gehen nach Rom?" Er versuchte noch mehr zu sprechen, doch Thorwaldsen, überwältigt von dem Gefühl, den Freund, den er früher in Rom so frisch und lebenskräftig gesehen, von dessen geistiger Thätigkeit er noch so eben herrliche Beweise geschaut, in

solchem Zustande zu erblicken, flüsterte mir zu: „Ich kann es nicht mehr aushalten," und wandte sich, indem die Thränen seinen Augen entstürzten, von ihm ab. Der Vergleich des hülflos daliegenden Schinkel, dessen Alter ihm noch eine Reihe von Jahren zu leben erlaubt hätte, mit dem kräftigen, in aller Fülle der Gesundheit vor ihm stehenden, so viel älteren Thorwaldsen, * hatte etwas unbeschreiblich Erschütterndes."

Dieß war im Sommer 1841. Das Leben zog sich noch bis in den Herbst desselben Jahres hin. Im September erfolgte ein Blutsturz, der Vorbote des Todes. Ein Fieber stellte sich ein, das ihn nicht wieder verließ; am 9. Oktober starb er.

Am 12. Oktober wurde er auf dem Friedhofe der Dorotheenstädtischen oder Friedrich-Werderschen Gemeinde (vor dem Oranienburger Thore) bestattet. Es ist derselbe Friedhof, auf dem auch Fichte, Hegel, Franz Horn, Schadow, Beuth und Borsig ihre Ruhestätte gefunden haben. Ein unabsehbares Gefolge hatte sich angeschlossen, da alle Gewerke, die in irgend einer Beziehung zu der Ausführung architektonischer Werke stehen, mit erschienen waren. Professor Stier hielt eine begeisterte Rede.

Das Grabmal, das ihm, das Jahr darauf, auf dem Friedhofe errichtet wurde, war eine Nachbildung des Hermstädtschen Monuments, das Schinkel selbst einige Jahre früher entworfen hatte. Man folgte dabei dem Rathe Beuths, der sich wiederholt dahin geäußert, „man könne dem hingeschiedenen Freunde kein besseres Denkmal geben, als seine eigenen Arbeiten." Das Monument ist etwa sechs Fuß hoch, aus Granit und Bronze aufgeführt, und trägt, neben Namen und Daten, die Inschrift:

Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt,
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.

Wir wenden uns jetzt der Frage nach der äußern Erscheinung Schinkels, nach seinem Charakter und, soweit diese Frage nicht schon berührt wurde, nach seiner kunstreformatorischen Bedeutung zu.

Zunächst seine äußere Erscheinung. Er war von mittlerer Größe und schlankem Körperbau; zu seiner gesunden Gesichtsfarbe paßte das früh schon silbergrau erglänzende, lockige Haupthaar vortrefflich. Meist trug er einen blauen Ueberrock und jederzeit weißeste Wäsche. Er war nicht schön; aber der ernstmilde Ausdruck seines unregelmäßig geformten Gesichts, dabei sein schöner, elastischer Gang verriethen den Mann höherer Begabung. Am treffendsten hat ihn Franz Kugler geschildert: „Wenigen Menschen war so, wie ihm, das Gepräge des Geistes aufgedrückt. Was in seiner Erscheinung anzog und auf wunderbare Weise fesselte, darf man nicht eben als eine Mitgift der Natur bezeichnen. Schinkel war kein schöner Mann, aber der Geist der Schönheit, der in ihm lebte, war so mächtig und trat so lebendig nach außen, daß man diesen Widerspruch der Form erst bemerkte, wenn man seine Erscheinung mit kalter Besonnenheit zergliederte. In seinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, in seinem Munde ein Lächeln, auf seiner Stirn eine Klarheit, in seinem Auge eine Tiefe und ein Feuer, daß man sich schon durch seine bloße Erscheinung zu ihm hingezogen fühlte. Größer aber war noch die Gewalt seines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beschäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf seine Lippen trat."

Die Anzahl der Bildnisse, die wir von ihm besitzen, ist ziemlich zahlreich. Wolzogen zählt acht Skulpturen (Büsten, Reliefs, Statuetten) und zwanzig eigentliche Bilder (Zeichnungen, Stiche, Oelporträts ꝛc.) auf. Dazu kommt die große Bronzestatue von Drake, die binnen Kurzem, neben den Statuen von Beuth und Thaer, auf dem Platz vor der königlichen Bauschule errichtet werden wird. Ich leiste darauf Verzicht, die einzelnen Porträts Schinkels hier namhaft zu machen; nur das sey hervorgehoben, daß dem Wolzogenschen Werke, und zwar in vorzüglicher photographischer Nachbildung, vier Bildnisse Schinkels aus seinen verschiedenen Lebensepochen beigegeben sind. Es sind dieß: 1) der zweiundzwanzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Johann Carl Rößler (Rom 1803); 2) der vierunddreißigjährige Schinkel nach einer Kreidezeichnung von ihm selbst; 3) der vierundvierzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Begas (Berlin 1824); 4) der zweiundfünfzigjährige Schinkel nach einem Oelbilde von Carl Schmid aus Aachen. Hieran reiht sich ein fünftes Bild, Holzschnitt, das einer kleineren Arbeit Wolzogens „Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph" beigegeben ist und nach einem von Krüger gemalten, dem Grafen Raczinsky zugehörigen Bilde angefertigt wurde. Auch das sey noch hinzuge-

---

* Thorwaldsen starb drei Jahre später und ihm war freilich ein schönerer Tod gegönnt. Er war mit Oehlenschläger im Kopenhagner Theater; ein nationales Stück, dessen Titel ich vergessen habe, wurde gegeben. An einer schönen, ergreifenden Stelle, als aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, fühlte Oehlenschläger, wie das weiße, mächtige Haupt Thorwaldsens langsam, beinahe leblos schon, auf seine Schulter niederfiel, und sich erhebend rief er mit mächtiger Stimme in die Bühne hinein: „Still! Thorwaldsen stirbt!" Und alles wurde still.

fügt, daß sich das Porträt Schinkels auf den Reliefbildern der Blücherstatue von Rauch und des Beuthdenkmals von Kiß befindet. *

Was den Charakter Schinkels angeht, so hat ihn niemand trefflicher geschildert als Waagen, der ihm, so viele Jahre hindurch, in Kunst und Leben nahe stand. Er sagt von ihm: „An der Spitze der zahlreichen Vorzüge dieses reich begabten Naturells stelle ich seine hohe sittliche Würde, seine seltene moralische Kraft, seine noch seltenere Selbstverleugnung und außerordentliche Herzensgüte."

„Durch diese Eigenschaften erhielt er für alle Lebensbegegnisse eine sichere Haltung, für öfters bedenklich erscheinende Lebensentschlüsse (z. B. jung und mittellos die große Reise nach Italien anzutreten), für die schwierigsten, langwierigsten, oft unangenehmsten Arbeiten eine eiserne Ausdauer. Nie habe ich eine so entschiedene, ja fast grausame Herrschaft des Geistes über den Körper beobachtet, als es bei ihm der Fall war. Nirgends indessen sprach sich seine Selbstverleugnung schöner aus, als wenn Lieblingsplane von ihm, welche er in allen Theilen mit voller Hingebung streng durchgebildet hatte, entweder gar nicht zur Ausführung kamen, oder doch mannigfach verändert und beschnitten wurden. ** Wie lebhaft auch der Schmerz war, den er bei solchen Gelegenheiten empfand, erzeugte er doch nicht jene so leicht begreifliche Verdrossenheit, welche in ähnlichen Fällen meist das Interesse an einer Aufgabe aufhebt oder mindestens schwächt; er nahm vielmehr von neuem seine ganze Kraft zusammen, um Alles zu retten, was unter den beschränkenden Umständen zu retten war, ja er entwickelte öfter daraus wieder eigenthümliche Schönheiten."

„Er bildete an seinen Werken mit einer ungeschwächten Liebe fort. Dessenungeachtet war er nichts weniger als blind für dieselben eingenommen. Mit ächter Bescheidenheit betrachtete er sie immer nur als mehr oder minder gelungene Annäherungsversuche an eine in ihm lebendig gewordene Kunstidee. Ein unbedingtes und allgemeines Lob verletzte ihn daher; dagegen spiegelte sich seine Zufriedenheit auf die liebenswürdigste Weise auf seinem Gesichte, wenn jemand von selbst den Sinn seiner feineren künstlerischen Intentionen auffand und hervorhob. Er hatte daher auch in seinen spätesten Jahren mit der Kunst keineswegs abgeschlossen, sondern befand sich immer im freiesten und frischesten Vorwärtsstreben. In der regen Begierde, etwas Neues zu lernen, in der Biegsamkeit und Empfindlichkeit seines Geistes für Aufnahme neuer künstlerischer Eindrücke ist er immer ein Jüngling geblieben. Wie streng er aber in jeder Beziehung sich selbst beurtheilte, so mild, so liebevoll anerkennend war er gegen andere. Nur innere Unwahrheit, falsche Ostentation, hohles Aufblähen, leerer Dünkel, geistige Trägheit, Oberflächlichkeit und Gemeinheit waren Eigenschaften, welche im Leben wie in der Kunst zu sehr mit seiner innersten Natur in Widerspruch standen, als daß sie nicht sein Mißfallen, bisweilen seinen Tadel hervorgerufen hätten. Und in diesem Punkte, in der Fähigkeit, Wesen von Schein, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, besaß er eben vermöge seiner großen Reinheit einen sehr feinen, in unsern Tagen leider immer seltener werdenden Sinn. Sein ganzes Wesen war so durchaus auf das Geistige gerichtet, daß er sich mit dem körperlichen Bedürfnisse möglichst kurz und mäßig abfand, so daß, wenn man sprichwörtlich in Bezug auf sinnlichen Genuß von vielen Menschen sagen kann, sie leben allein, um zu essen, es im strengsten Sinne des Wortes von Schinkel heißen muß, daß er nur aß, um zu leben. Was man andern gewöhnlichen Menschen mit Recht zum hohen Verdienst anrechnet, die größte Uneigennützigkeit, die strengste Rechtlichkeit,

* Schinkels Porträtfigur an der Blücherstatue befindet sich auf dem Seitenfelde rechts, dem Opernhause zu. Es ist ein Soldat, der sich, nach der Schlacht, an sein Pferd lehnt, während Verwundete und Erschöpfte um einen großen, über dem Feuer hängenden Kessel herum sitzen. — Auf dem Beuthdenkmal ist Schinkel derjenige, der sich (Seitenfeld rechts) mit dem Entwurf des Musters zu einem Gewebe beschäftigt.

** In solchen Momenten war ihm der kunstsinnige Kronprinz ein Trost und eine Erhebung. „Kopf oben, Schinkel, wir wollen einst zusammen bauen!" das war die Zauberformel, vor der alle Trübsal schwand. Charlottenhof, „das in Rosen liegt," war nur ein Anfang; ganz andere Dinge waren geplant und harrten ihrer Ausführung. Ob das Einvernehmen dasselbe geblieben wäre, wenn Schinkel die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. um mehr als wenige Monate überlebt hätte, steht dahin. Fast möchten wir es bezweifeln. Der König war eben König, und Schinkel, wenn auch nachgiebig, war doch sehr fest in seinen Kunstprincipien. Die einzige Begegnung, die sie noch hatten, verlief nicht gnädig. Schinkel, wenige Tage nach der Thronbesteigung bereits zum Könige berufen, war nicht da (er war ohne Urlaub nach Ruppin gereist). Als er erschien, wurde er mit den Worten empfangen: „Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete." Gewiß wäre alles wieder eingeklungen; aber, wie immer auch, der König war eben der Kronprinz nicht mehr.

versteht sich bei einem so hohen, durchaus edeln Charakter, wie Schinkel, von selbst, und nur selten ist mir im Leben eine Natur begegnet, auf welche Goethes schöne Worte über Schiller: „Und fern von ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine," in so vollem Maße ihre Anwendung gefunden hätten."

So viel über seinen Charakter. Wir wenden uns jetzt ausschließlich dem Künstler zu und legen uns zunächst die zwei Fragen vor: 1. Bestimmte die Antike, in deren Geist er zu bauen trachtete, von Anfang an seine Richtung? und 2. in wie weit beherrschte ihn diese Richtung überhaupt? Gehorchte er ihr ausschließlich, oder erkannte er Mängel und Grenzen innerhalb derselben an?

Die Hellenik war nicht ein Pathengeschenk, das irgend eine griechische Fee Schinkel gleich bei seiner Geburt mit in die Wiege gelegt hätte, sie war ein mühevoll Erobertes, das er erst nach langem Suchen fand. Es ist wahr, daß sich in allen Schinkel'schen Bauwerken, die vorzugsweise vor unserer Seele stehen, wenn wir von Schinkel sprechen, kaum ein Schwanken, kaum eine principielle Unsicherheit nachweisen läßt, aber wir müssen uns hüten, hieraus, wie aus dem zufälligen Umstande, daß einige seiner frühesten Jugendarbeiten (aus der Gilly-Zeit) einen gewissen antikisirenden Charakter tragen, den Schluß zu ziehen: „Er war immer Hellene; schon der achtzehnjährige Schinkel stand auf demselben Grund und Boden, auf dem er dreißig Jahre später, während der Blüthezeit seines Schaffens stand."

Die Annahme ist eben durchaus unrichtig. Seitdem wir eine völlige Schinkelliteratur haben, seitdem zuletzt noch das mehrgenannte Wolzogen'sche Werk uns Einblick verschafft hat in den Entwicklungsgang des Meisters, haben wir auch Gewißheit darüber erlangt, daß Schinkel im Jahr 1816, als er die neue Wache zeichnete, nicht einfach wieder da anknüpfte, wo er, als er das Gilly'sche Haus verließ, stehen geblieben war, sondern daß dieser bewußten Aufnahme dessen, was er dreizehn Jahre früher ohne volles künstlerisches Bewußtseyn praktisch geübt hatte, ernste Kämpfe voraus gingen, Kämpfe, die auch in den ersten Jahren einer vollbewußten Thätigkeit noch nicht abgeschlossen waren und sich — freilich mit immer klarerer Ueberzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges — hinzogen bis in die letzten Jahre seines Lebens.

Ohne bei den italienischen Briefen Schinkels verweilen zu wollen, die genugsam zeigen, daß ihn damals die mittelalterlich saracenischen Bauten weit mehr interessirten als die griechischen Tempel, für die er doch in erster Reihe hätte schwärmen müssen, verweisen wir an dieser Stelle lediglich auf die Pläne und Zeichnungen zu der großen, schon erwähnten Friedenskathedrale, die auf dem Leipziger Platz errichtet werden sollte. Die Beschäftigung mit diesem Kathedralenbau fällt in das Jahr 1817 und 1818 und die Hellenik hat um diese Zeit noch so wenig ausschließlich Besitz von ihm genommen, daß er — wie die ausgeführtesten Zeichnungen uns belehren — diesen Erinnerungsbau nicht als einen griechischen Tempel oder etwas dem verwandtes, sondern als einen großen gothischen Dom (zugleich mit einer Kuppel) ausführen wollte. Also noch 1818 erscheint der Hellene Schinkel als Gothiker.

Dieser Bau kam nicht zur Ausführung und es scheint allerdings, daß sich die Anschauungen Schinkels, von jener Epoche an, der Gothik immer mehr ab- und der Antike immer mehr zuwandten; aber — und hiermit gehen wir zu unserer zweiten Frage über — auch in dieser seiner späteren Epoche, in der sein Urtheil über das vorzugsweise Schöne und deßhalb vorzugsweise Wünschenswerthe der Antike allerdings unerschütterlich feststand, auch in dieser seiner reifsten Zeit ließ er sich von der Vorliebe für das Griechenthum niemals so beherrschen, daß er dasselbe, in bestimmten Fällen, nicht den einfach natürlichsten Erwägungen unterzuordnen gewußt hätte. Mit andern Worten, seine Begeisterung wurde nie zu Principreiterei und Donquixoterie. Vielfach liegen die Beweise dafür vor. Aehnlicher Einseitigkeiten, wie z. B. Professor Hirt, der, als es sich um die Errichtung eines Lutherdenkmals handelte, einfach erklärte, daß dasselbe nur im griechischen Styl gehalten seyn könnte, „da das Gothische durchaus der Barbarei angehöre," ähnlicher Einseitigkeiten war er unfähig; ja er hatte, wie in allem, so auch hierin ein feinstes Unterscheidungsvermögen dafür, wie weit die griechische Kunst reicht und wie weit nicht, was sie voll besaß und was nicht.

Als es sich darum handelte, ein Projekt zu einem Mausoleum für die Königin Louise zu entwerfen, entschied er sich höchst bemerkenswertherweise für Anwendung des gothischen Styls und schrieb eigens: „Die harte Schicksalsreligion des Heidenthums hat hier das Höchste nicht schaffen können. Die Architektur des Heidenthums ist in dieser Hinsicht bedeutungslos für uns; wir können Griechisches und Römisches nicht unmittelbar anwenden, sondern müssen uns das für diesen Zweck Bedeutsame selbst erschaffen. Zu dieser neu zu schaffenden Richtung der Architektur gibt uns das Mittelalter einen Fingerzeig." Auch in diesem Briefe wieder betonte er mehrfach die „überlegenen Schönheitsprincipien des heidnischen Alterthums," aber er

er begonnen, hat seine Schule fortgeführt.

Die Frage ist aufgeworfen worden — und mit dieser Betrachtung schließen wir — ob unserer Stadt durch den Renaissancestyl, d. h. also durch den Stempel wiederbelebter Antike, den sie in ihren maßgebenden Bauwerken trägt, ein besonderer Dienst geleistet worden ist, oder ob es nicht vielleicht ein Glück und ein Vorzug gewesen wäre, wenn Schinkel an dem Scheidewege, an dem er bis 1818 stand, sich schließlich anders entschieden und eine Kunstreformation im gothischen statt im griechischen Geiste beschlossen hätte. Die Antwort wird nothwendig verschieden lauten, je nachdem die Frage an die Vertreter dieser oder jener Schule innerhalb der Baukunst gerichtet wird. Wir unsererseits glauben uns Glück wünschen zu dürfen, daß die Entscheidung Schinkels so getroffen wurde, wie er sie traf, und nicht anders. Denn der „Renaissance," oder richtiger vielleicht jener Schule, deren Ausgangspunkt die Antike ist, gehört die Zukunft. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann von Schinkels eminenter Begabung durch eine beliebige andere Wahl, also auch ganz besonders durch Wiederbelebung der Gothik, das, was uns als die natürliche Entwicklung der Dinge erscheinen will, hätte aufhalten können.

Verdienst Schinkels, allerdings nach Ringen und Kämpfen, sich zuerst über diese Dinge klar geworden zu seyn. Die Wiederbelebung der Gothik (wenn wir vom Kirchenbau absehen) würde immer nur eine Episode, um nicht zu sagen eine Curiosität innerhalb der modernen Baukunst geworden seyn. Schinkel hat uns vor dieser Episode bewahrt.

Auf dem Friedrich-Werderschen Kirchhof ragt sein Denkmal auf; wir haben es vorstehend beschrieben und seine Inschrift citirt. Andere Erinnerungsmale werden folgen. Sein schönstes Gedächtniß aber lebt in der Schule fort, die er gegründet und deren alljährlich wiederkehrendes Erinnerungsfest — das Schinkelfest — ein lebendiges Zeugniß ablegt von der Liebe zu dem geschiedenen Meister und von seiner Bedeutung.

Wenn beim Wein die Herzen klopfen
Und das Fest zum Liede drängt,
Ziemt sich's, daß die ersten Tropfen
Man den großen Todten sprengt.
Segnend waltet ihr Gedächtniß
Ueber uns, Gestirnen gleich,
Und in ihrer Kraft Vermächtniß
Fühlen wir uns groß und reich.

Wesens und werde es, allem Anscheine nach, bleiben. Sie sey grundgutmüthig, ohne deßhalb doch zu irgend etwas tauglich zu seyn; denn bei ihrer grenzenlosen Weichheit und innern Haltlosigkeit gewinnt Alles, was da wolle, Einfluß über sie, und sie ihrerseits auch wieder Einfluß über Alles, denn sie ranke sich eben an, absichtslos, aus natürlichem Anlehnungs- und Rankenbedürfniß; plötzlich habe sie Einen umsponnen, man wisse nicht wann noch wie. Und ganz so wie sie sich mit jedem vertrage, ganz so mache sie auch zwischen den Leuten überhaupt kaum einen Unterschied. Was das in ihrer Lage heißen wolle, liege auf der Hand. Das Gefängnißleben habe ihr jedenfalls arg geschadet, wenn schon wirklich Böses in ihr eben so wenig Wurzel schlagen könnte, wie wirklich Gutes. Sie sey ihrer Mutter nachgeartet, die eben so schön von Gesicht, eben so unzuverlässig und eben so leichtsinnig wohlgemuth gewesen.

Es ist mir doch ein Grauen bei dieser Art von Analyse aufgestiegen. Sind wir nicht etwa viel zu bequem, um eine fertige Schablone bei Seite zu schieben, wenn sie uns nur so ungefähr zu passen scheint? Da geht solch ein armes Wesen nun seinen Weg, und statt es auf einen andern Weg hinüber zu führen, beruhigt man sich, daß bei seiner Mutter schon Hopfen und Malz verloren gewesen sey! Aber der alte Graf hat sich ja im Gegentheil des Mädchens angenommen gehabt, und ich traue ihm zu, daß er nicht leicht die Hand von ihr zurück zöge. Um so entsetzlicher! Also die Macht des Beispiels und das mit der Muttermilch Eingesogene! Sind wir nicht „Pfeile im Fluge?"

Heute ist denn der verhängnißvolle Tag. Der alte Graf hat ausnahmsweise keine Audienz gegeben. Ein Brief, der in der sechsten Frühstunde mit einem reitenden Boten eintraf, scheint ihn zu beschäftigen. Ich sah den alten Herrn mit seinem Puderzopf im Nacken eine Stunde lang in der Oleanderallee auf und ab gehen, den Brief in der Linken und die Rechte nach seiner Gewohnheit in der Tasche des kurzen schwarzen Beinkleides. Er muß ohne Kammerdiener aufgestanden seyn; die verkehrt angezogenen schwarzseidenen Strümpfe verrathen, daß er in Eile und Aufregung aufsprang und in's Freie lief. Auch sein Schritt war sehr ungleich. Ich wage nicht, mich auf's Rathen zu legen. An meinem Pulsschlage fühle ich schon mehr als zu viel, daß die Luft hier in zunehmender elektrischer Spannung ist.

Am Eingang des Parks hat der kleine Baumeister eine Ehrenpforte errichten lassen. Sie ist mit merkwürdiger Leichtigkeit in die Luft hineingebaut und kann für ein Wunder von Kühnheit und Großartigkeit gelten, ohne doch über die Wohlfeilheit der in Bewegung gesetzten Mittel zu täuschen oder täuschen zu wollen. Der alte Graf hat gestern spät noch Alles in Augenschein genommen und sich, wohlgemuth wie er gestern noch war, wie ein Kind an dem wohlgelungenen Werke gefreut. In der That habe auch ich nie etwas nur annähernd zweckmäßig Anmuthigeres gesehen; freilich erst auf den zweiten Blick, denn das Ergötzliche und eigentlich Reizvolle dabei ist die unmittelbare Verwendung der lebenden Bäume. Weiß der Himmel, wie sich gerade an der passendsten Stelle eine solche Auswahl von jungen, schlanken Laubhölzern hinter den alten Nadelbäumen versteckt hielt. Keiner von uns ließ sich dergleichen träumen, und also war unser erster Eindruck mehr Schreck über die wüste Verschwendung als reine Bewunderung; wir sahen einen Wald von himmelhohen, giebelartig zusammen und durch einander gekuppelten Espen, Pappeln, Linden und Birken, und ahnten wenig, daß sie sämmtlich noch im Boden hafteten und sich nur auf vierundzwanzig Stunden etwas aus ihrer lothrechten Linie seitwärts bequemen mußten. Im selben Augenblick aber schon löste sich die Theilnahme in Freude auf. Man erkannte sich als gefoppt. Die Bäume waren von der Kunst nur gleichsam an die Hand genommen worden, um sich zu einem Willkommen zu verbinden. Durch ihr lebendiges Hineinziehen in den zierlich ausgedachten Plan wurde aber das Spielende, dem bloßen Augenblick Dienende des ganzen drollig grotesken Triumphbogens ein so ganz vorzugsweise in die Augen springender Charakter, daß man nun nicht umhin konnte, den trefflich ausgenützten Einfall höchlich zu preisen. Der alte Graf meinte denn auch, bisher habe man als wünschenswerth angesehen, daß Gelegenheitsverherrlichungen gleichsam nur so „vom Zaune gebrochen" würden; jetzt sey wieder ein neues Wort dafür zu erfinnen.

Es hätte sich ohne Zweifel auch meine Kunst für den gleichen Zweck in Bewegung setzen sollen. Ich bin zu oft dahinter gekommen, daß ein gescheidter Einfall das scheinbar unter der Würde einer Kunst Liegende denn doch künstlerisch zu wenden und dadurch aus einem Nichts etwas Bedeutsames hervorzuzaubern vermag, als daß ich mein Nichtsleisten durch sogenannte höhere Kunstziele beschönigen möchte. Aber zum Schaffen gehört Freiheit der Seele, und die meine, ich fühle es mit Bangen, ist unfreier als je.

Eben hat sich der Schlotfeger meiner erbarmt; der ganze Musiksaal wirbelt von Kohlenstäubchen, meine Palette gleicht dem Innern eines Rauchfangs; ich mag wollen oder nicht, heute muß gefeiert werden.

Auf der Treppe ist mir die Spinnmirzel begegnet. Sie wollte zum alten Grafen, sagte sie, und erzählte mir ungefragt, als der Castellan sie auf morgen wieder bestellt hatte, der ledige Kannenwirth in B. habe ihr gestern angeboten, sie zu sich in Dienst zu nehmen; wenn der Graf nichts dawider habe, wolle sie hinüber. Der alte Herr hat seine Hand also noch nicht von ihr gezogen, und unterstützt sie ohne Zweifel, denn wer Rath ertheilt, wird auch, wo er kann, mit der That aushelfen. Sie erzählte mir noch manches andere, ohne daß ich fragte, und ich gab ihr zuletzt, ich weiß selber nicht warum, den einzigen Thaler, den ich noch in der Tasche hatte. Als sie endlich ging, merkte ich erst, daß ihr ein paar rußschwarze Finger, wahrscheinlich kurz ehe sie in's Haus kam, recht herzhaft an's wohlgeformte Kinn gegriffen hatten.

Gleich darauf, als ich auf die Landstraße hinaus trat, keuchte die kleine Kati mit einem Wasserkruge an mir vorüber, den sie heute früh, sagte sie, auf der Alm gefüllt und mit zu Thal gebracht hatte, um daheim kein Kropfwasser trinken zu müssen. Sie trug das schwere Gefäß, trotz meiner früheren Abmahnungen, richtig wieder auf dem Kopf, hatte sich den Halsmuskel heraus gedrückt, als sey ihre ganze Gurgel ein einziger Adamsapfel, und hat mich über so vielen Unverstand denn auch nahezu ungeduldig gemacht. — Die Mirzel war über mein Schelten stehen geblieben und zeigte der Kati, als diese ziemlich eingeschüchtert nachkam, den von mir empfangenen Thaler. Jetzt wird sich die ganze Nachbarschaft den Kopf zerbrechen, warum der Herr Maler auf dem Schlosse seine Thaler an Mädchen wie die Mirzel wegwirft? Bei mir kommt die Weltklugheit allemal als Maraudeur hinter der Hauptdummheit drein.

Seit vierzehn Tagen nicht das Dintenfaß geöffnet. Heute will ich sehen, was sich noch zusammen bringen läßt. Am Nachmittage des gefürchteten Tages kam ein Courier und beschied den gegen Mittag eingetroffenen Leibarzt des Fürsten nach dem nächsten Städtchen zurück, woselbst der Fürst die Nacht zu bleiben beschlossen hatte. Abends zog mich der Graf in seine Gesellschaft. Ich merkte, daß er durch Kunstgespräche Herr seiner Stimmung zu werden suchte, und that das meinige, um keine Pausen entstehen zu lassen.

Wir gingen fast alle bedeutenderen Werke früherer und neuerer Meister durch, ließen sie die Probe des Darstellbaren nach der unlängst mir von ihm empfohlenen Formel bestehen und suchten uns darüber zu verständigen, welche Fehlgriffe selbst von den größten Meistern eben in dieser Richtung noch immer begangen würden. Daß ich durch eigenes Ueberlegen gefunden hatte, wie die pompejanischen Tänzerinnen wohl Bewegung, aber nicht Beweglichkeit versinnlichen wollten, schien ihn zu freuen. Die bekannten herabschwebenden Paare verglich er, dem Wesen ihrer Bewegung nach, einem Luftballon, der ja auch mitten in der Bewegung das Gegentheil von Beweglichkeit sey.

Am Tage darauf vernahm ich in aller Frühe Pferdewiehern. Als ich vom Lager aufsprang, wollte sich der Fensterladen nicht gleich öffnen lassen und ich konnte daher nur durch einen Spalt in den Hof hinabspähen. Eben wurde ein in Decken gewickelter Körper aus dem vor der Schloßtreppe haltenden Reisewagen gehoben. Oben an der Treppenkanzel stand der alte Graf in schneeweißer Nachtpikesche und drückte eine beringte abgemagerte Hand, die aus den Decken hervor langte. Als die Treppe wieder leer war, hörte ich dasselbe Pferdewiehern noch einmal und sah eine Dame, in schwarzen Reitkleidern und mit gelbem Reithut auf dem Kopfe, zu Pferde die Treppe zweimal hinauf und hinab jagen, jedesmal irgend eine rasche Anordnung treffend, die, so schien es, dem Kranken galt. Zuletzt peitschte sie ihr kleines braunes Pferd mit zwei Sätzen nochmals treppab und kam mir erst wieder zu Gesicht, als ich endlich den Laden geöffnet hatte und nun bis auf die Landstraße hinaus blicken konnte. Inzwischen hatte die Reiterin den mit ermüdeten Pferden langsam im Wagen gefolgten Leibarzt zum Aussteigen veranlaßt und ritt neben dem nun sich Beeilenden im drängenden Schritte her. Als der Arzt endlich das Schloß erreicht hatte, warf sie ihr Pferd vor der untersten Treppenstufe kurz herum, ließ sich von dem Kastellan aus dem Sattel heben und ging dann mit gesenktem Haupt und über die Brust verschränkten Armen langsam in's Schloß.

Die ganze Woche über verblieben Graf, Fürst und Fürstin dann in vollkommener Absonderung von allen, nicht der nächsten Bedienung angehörenden Schloßinsassen. Ich sah selbst den Grafen weder am Fenster, noch im Freien, noch begab sich eines von ihnen nach der Dorfkirche, wo ich wenigstens den alten Grafen, der die Messe sonst nie versäumte, einmal wieder ansichtig zu werden gehofft hatte.

Endlich traf ich den Leibarzt bei der Wöchnerin. Der kleine Architekt hatte mir schon allerlei Gerüchte über den Fürsten zugetragen, Nachrichten, die er für seine mannichfachen Dienstleistungen bei den Dörflern eingehandelt haben wollte; da ich aber lieber gar nichts erfahre, als Unzuverlässiges, war ich für seine Neuigkeiten immer nicht zu Hause gewesen. Jetzt bat ich den Arzt um nähere Aufschlüsse über die unheimliche

Krisis, die augenscheinlich im Kreise der Schloßbewohner bestanden werde. Ich fand ihn bereit, mir auf dem Heimwege Auskunft zu geben, und da der kleine Architekt uns hier zu keinem Aussprechen kommen ließ, nahm ich die Einladung des Leibarztes an, in seiner Familie den Abend zuzubringen. Er zeigte mir von weitem sein freundliches Haus und Gärtchen, die ich beide übrigens schon von außen kannte, und beschied mich auf die siebente Stunde.

Es war mir auffallend gewesen, daß der Arzt gegen mich, einen ihm Fremden, Dinge berühren zu wollen schien, die nicht jedermann hören durfte. Die Voraussetzung, daß am Lager des Kranken der alte Graf meiner mit Wohlwollen gedacht haben mochte, schien mir endlich die wahrscheinlichste Erklärung, und ich verhehlte dem Arzte bei meinem abendlichen Besuche nicht, wie sehr ich solche Auszeichnung dankbar zu erkennen wüßte. Er schien indessen nur aus Abneigung gegen allzuleicht vertrauliche Naturen den Architekten gegen mich zurückgesetzt zu haben. Der alte Graf, sagte er, habe nie von ihm Verschwiegenheit da beansprucht, wo sie den Charakter der Hehlerei an sich trage, und er selbst, der Arzt, würde sich auch nimmer zu einer solchen beichtväterlichen Stellung hergegeben haben. Es sey daher schon bei den ersten bedenklichen Krankheitssymptomen auf sein ausdrückliches Begehren der Beirath zweier anderer Aerzte hinzugezogen worden, da früher oder später das Vorhandenseyn gehörig beglaubigter Zeugnisse von schwer wiegender Wichtigkeit seyn dürfte. Er fügte dann hinzu, der Fürst habe sich — vergiftet.

Ich war durch diese Nachricht so erschüttert, daß mir der kalte Schweiß aus allen Poren brach und mich im nächsten Augenblick, was mir nie zuvor geschehen war, fast eine wirkliche Ohnmacht befiel, aus der ich erst nach einigen Minuten halber Bewußtlosigkeit wieder zu mir kam. Der Arzt war inzwischen abgerufen worden. Als ich meiner Sinne wieder völlig Herr war, sah ich eine schmächtige, kränkliche, blasse Frau im Zimmer, die Gemahlin des Arztes. Sie schien über das mir Zugestoßene etwas befremdet, that, als ich mich entschuldigen wollte, Fragen nach meinen früheren Beziehungen zu der fürstlichen Familie und entließ mich endlich mit unverhohlenen Zeichen des Mißtrauens.

Ich habe seitdem die entsetzlichsten Stunden verlebt. Selbstmörder galten in meinem Elternhause für schlimmer als Mordbrenner und Kehlabschneider. Ein Oheim meiner Mutter hatte sich in meiner ersten Kinderzeit, wo jeder Eindruck in's Ungeheuerliche wirkt, das Leben genommen, und ich bin noch heute nicht im Stande, von einem Selbstmorde ohne Schauer zu lesen oder zu hören. Ueber den Fürsten als einen solchen kaltblütig zu reden, wohl gar Erkundigungen einzuziehen, wäre mir daher rein unmöglich. Aber der unsinnige Roman, den ich in meiner Einbildungskraft mit der Fürstin spielte, ist es vor allem, was mich foltert. In den ersten Paroxysmen, die meine plötzliche Versetzung hieher begleiteten, habe ich mehr als eine Möglichkeit geträumt, die, wenn Wirklichkeit geworden, einer leidenschaftlichen Natur das Leben wohl unerträglich hätte machen können. Jetzt spinnen sich ohne Unterlaß in meinem Kopfe Fäden und immer wieder Fäden, die mich mit jener grauenhaften That in anklagenden Zusammenhang bringen wollen. Hat die Fürstin etwa, während der wenigen Tage unseres täglichen mehrstündigen Gegenübersitzens, den eifersüchtigen Verdacht des Fürsten erregt? Ist meine Berufung hieher nun doch am Ende auf ihr Betreiben geschehen, vielleicht gar gegen des Fürsten Willen? Ward, was zuerst eine Grille, eine bloße weibliche Caprice war, durch Unvorsichtigkeit nach und nach zum Angelpunkte eines ehelichen Zwistes, der zu einem unheilbaren Bruch geführt hat? Und warum nicht, da die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit meiner armseligen Persönlichkeit dabei ja kaum in Betracht zu kommen brauchte? Kann die Fürstin nicht veränderungssüchtig seyn? Kann ihre abenteuerliche Herkunft nicht in ihr nachwirken? Wie viele unwürdige Subjekte erregen plötzlich das Interesse von Weibern, zu deren goldener Wolkenhöhe der gemeine Menschenverstand kaum hinauf zu blicken wagt!

Aber ich verfalle aus einer Unwürdigkeit in die andere. Was hat sie mir gethan, daß ich die Wonne ihres ersten Anblicks, ihrer flüchtig genossenen Nähe ihr mit niedrigen Gedanken lohne! Wie müßte ich erröthen, wenn ihr schönes klares Auge auf dieses Blatt fiele! Was ich dort, in jenen unvergeßlichen Tagen, von ihr sah, war Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit, unbeschreibliche Anmuth; hier zeigte sie sich bis jetzt nur als Pflegerin, als Mitleidende, als von dem ganzen Schmerz eines schrecklichen Verhängnisses tief innerst Erfüllte. Nein, ich will nicht grübeln, will weder mich noch sie eines Vergehens anklagen, von welchem unsere Herzen und Hände rein sind. Unsere Herzen und Hände — unsere! Wie mich's durchbebt beim bloßen Denken der Gemeinsamkeit! Wie mich's auch jetzt noch hinaus hebt über Alles!

Heute war ich auf dem Punkte, auf Nimmerwiedersehen das Weite zu suchen. Der kleine Baumeister ist, ich weiß nicht wie, des alten Grafen habhaft

geworden, hat sich von ihm den Auftrag verschafft, die bedeutendsten Burgtrümmer des Landes zu besichtigen und zu beschreiben, und wandert heute seelenvergnügt in das blühende Land hinaus. Als er eine Stunde fort war, wandelte mich die Unruhe des Zugvogels an. Das Schloß erschien mir wie ein Käfig. Es kam mich eine grenzenlose Sehnsucht an, mich wildfremden Menschen gegenüber zu wissen, in keinem Blicke mehr eine mißtrauische Frage zu lesen, mir selber einmal wieder völlig bewußt zu werden, daß ich doch eigentlich nichts verbrochen habe. Im nächsten Augenblick war ich auf der Treppe, und ehe zehn Minuten vergangen, hatte ich den Park im Rücken. Ich lief, was ich konnte, es war mir, als sey ich einem Festungsgefängniß entsprungen und jeden Augenblick könne die Lärmkanone mir mit dem Rufe „greift ihn!" nachdonnern. Auf der Einsattelung des nächsten Hügelzugs machte ich erst wieder Halt.

Die dem Castellan ausgestellte Quittung fiel mir zuerst auf die Seele. Was ich im Musiksaale restaurirt hatte, konnte doch wohl kaum erst meine Kost abverdienen. Auch die in den letzten acht Tagen zu einiger Klarheit durchgearbeiteten Entwürfe für den Bibliothekpavillon wären höchstens als Posthuma eines Menschen von Interesse, über dessen zerrissenes Inneres ein deutlicher Commentar beigefügt wäre. An sich selbst wohnte ihnen noch kaum ein wirklicher Zahlenwerth inne. Auf einmal kamen mir diese Tagebuchbätter in's Gedächtniß. Ich stellte mir die Fürstin vor, wie sie durch Zufall an die Tischschieblade gerathen könnte, in welcher diese Selbstbekenntnisse unverschlossen zu liegen pflegten, wie sie die schnöden Worte des Argwohns läse, zu der ich meine Feder erniedrigte. Das Blut schoß mir in die Wangen. Ich sprang auf, schleuderte die Feldblumen, die ich im Durcheilen der Kornfelder und Wiesenraine gedankenlos zusammengerauft hatte, weit von mir, warf einen Blick in die Ferne, der ich zugestrebt hatte, und kehrte dann fliegenden Schritts in meinen Käfig zurück. Hier sitze ich nun wieder an demselben Fenster, von wo aus ich sie in jenem Morgendämmern erblickte. Ach, wenn hinter jener Hügelreihe die Pforten des Paradieses weit offen ständen, hätte es mich nicht dennoch hieher zurück gezogen? Ich küsse meine Ketten. Liebe! Zauberin ohne Gleichen!

Als ich heute früh in den Park gehen wollte, begegnete mir der alte Graf. Obschon er merklich angegriffen war, ließ er es doch nicht geschehen, daß ich ihm mit einem bloßen Gruße aus dem Wege zu kommen suchte. Er bot mir die Hand, zerdrückte die Thränen, die ihm in's Auge treten wollten, und zog meinen Arm dann in den seinen, um sich beim Gehen darauf zu stützen. Ich habe oft das Glück derer beneidet, welche alten Eltern als Stütze dienen dürfen; es war mir daher keine geringe Erquickung, als ich, nach den durchlebten Tagen der Sorge und Bedrückung, mich dem werthen Greise in so zutraulicher Weise dienstlich erzeigen konnte, und ich hoffe, er wird mein Gefühl verstanden haben, als ich ihm einmal vor innerster Bewegung die Hand küßte.

Die Art, wie er gleich darauf von Kunstgegenständen zu reden begann, verrieth mir mehr, als Worte es vermocht hätten, daß der Zustand des Fürsten hoffnungslos bleibt. Ohne Zweifel kostete es dem alten Herrn die schmerzlichste Anstrengung, sich von dem Gegenstande seiner steten Angst auf Augenblicke los zu machen, und augenscheinlich war es ihm unmöglich, den schalkhaften Ton von ehemals wieder zu finden. Zum erstenmal hörte ich ihn denn auch von einem Kunstgebiete reden, das ich bisher für ihn verschlossen geglaubt hatte, zumal er es wiederholt mit der fast sarkastisch klingenden Bemerkung gestreift hatte: das sey eigentlich die Domaine seines Sohns, und er selbst verstehe wenig davon, von der Tragödie nämlich. Ich zeichne hier auf, was er sagte, da mir der Stoff seiner Betrachtungen kein zufälliger scheint. Nicht nur daß, wie er sagte, der Fürst nach der Lektüre des betreffenden Stücks — es war die Galotti — ausdrücklich verlangt hatte, wie denn die Fürstin selbst, „nach ihrer liebenswürdigen Gewohnheit," die Vorleserin gewesen sey: der alte Herr ließ sich auch beim Zergliedern dieses Dramas ein paar mal in einer Weise hinreißen, daß ich nicht wohl umhin konnte, persönliche Bezüge durchzuhören. Und was er hierüber zu sagen für gut fand, hat mich auf allerhand Vermuthungen gebracht. Wie immer wußte er sich aber auch dießmal bis zu einer hinreichenden Höhe über seinen Stoff zu erheben, um demselben dennoch kritisch beizukommen.

Er bewundert denn dieses Werk nach jeder Richtung hin, und findet Alles, mit Ausnahme des Schlusses, meisterhaft. Man habe bei der Emilia Galotti das Fehlen einer tragischen Schuld dadurch für irrelevant erklären wollen, sagte er, daß man von der Nothwendigkeit ihres Untergangs rede, da sie nun einmal in Verhältnisse hineingerathen sey, die sie nicht überleben dürfe, ohne unsere Theilnahme zu verlieren. Dadurch aber beweise man nichts anderes, als daß dieses Stück nicht als Schauspiel verlaufen dürfe, statt tragisch abzuschließen. Das Hinschlachten einer Unschuldigen sey uns gegenüber in keiner Weise dadurch gerechtfertigt, daß ihr persönlich die Lust am Leben verleibet sey.

Nicht einmal ihr eigenes Hand-an-sich-selbst-Legen würde dieses Verhältniß verändert haben. Wenn es zu Ende gehe, sey der Zuschauer allemal der einzig zum Unterzeichnen der Todesurtheile Berechtigte. Es gebe nun allerdings Tragödien, die mit dem einzigen Untergange eines oder einer verhältnißmäßig Unschuldigen (nicht im Sinne der, während der vorgeführten Handlung selbst allerdings ja auch schuldlosen Maria Stuart Schillers) ihren vollgültigen Abschluß fänden; doch sey ein schuldiges Haupt dann nirgends im Stücke hinreichend in den Vordergrund getreten, um die Auszeichnung eines gewaltsamen Endes in Anspruch nehmen zu können. Die unschuldige Hauptträgerin des ganzen Verhängnisses habe dann durch diese ihre Isolirung gleichsam den Schicksalsblitz auf sich herabbeschworen, und wie der im Gewitter allein aufrecht Verbliebene, büße sie mit ihrem Untergange die Schuld dieser vereinsamten Höhe. Wo aber erreichbare und weit in den Vordergrund der Begebenheiten getretene Hauptschuldige mit dem Leben davon kommen, während die Unschuld zu Grunde geht, da verletzt uns ein solcher Ausgang im Kunstwerk aus denselben Gründen, wie er uns im Leben verletzen würde; und zwar der Wirkung nach sogar noch viel mehr. Denn im Leben erblicken wir hinter dem einen scheinbaren Ausgang die nachhinkende Nemesis in hunderterlei Gestalt, und fühlen in uns selbst die zur Vergeltung und nachträglichen Sühne aufrufende Stimme. Im Kunstwerk dagegen, zumal wo kein historischer Stoff vorliegt, und also die unwiderlegliche Lebensberechtigung gewisser titanischer Naturen uns nicht wie eine Bedingung der Weltgeschichte schon vor der Seele steht, im Kunstwerk fordern wir Anfang und Ende, ein organisch Fertiges wie das Vogelei, aus dem ein Ganzes herausgebrütet werden solle, und nicht etwa nur ein Flügel und ein paar Klauen.

Der Graf zog dann die Summe seiner Betrachtungen zu dem Endergebniß zusammen, daß nach Emilias allerdings unvermeidlichem Untergange der Prinz selbst dem Rächerarm des alten Galotti verfallen müsse. Ein wesentlicher Umbau des Stückes sey deßhalb nicht einmal nöthig, wenn schon er nicht die Zeit zu erleben wünsche, wo man sich an eine Verbesserung Lessingscher Stücke anders als in kritisch-prüfender Weise heran wage.

Da ich auf diesem Gebiete mich, als ein des Weges Unkundiger, mit keiner eigenen Meinung hervorwagte, versuchte er das eben gewonnene Resultat nach einigen kurzen Zwischenbemerkungen selbst in Frage zu stellen. Er erblickte die ungeheure Tragweite dieses Stückes sowohl, wie der Minna von Barnhelm, vornehmlich in der wahrheitsgetreuen Abspiegelung thatsächlich bestehender Zustände. Wenn es nicht allenthalben Odoardos und Emilia Galottis gebe, so fehle es doch selbst heutigen Tages noch nicht an Marinellis und an Prinzen, wie der im Lessing'schen Stücke. In höflicheren Formen und mit sorgfältigerer Bemäntelung komme Aehnliches noch jetzt — fast ein Jahrhundert nach dem Entstehen jener Tragödie — hin und wieder vor, und die irdische Gerechtigkeit erweise sich in solchen Fällen wohl gar als ein Mittel zu nur noch sichererem Untergange des Geschädigten. Wenn der Prinz in der Tragödie nun seine Schuld gebüßt hätte, so würde sich die Dichtung von dem üblichen Verlauf solcher Vorgänge, wie sie das Leben in dieser Sphäre einmal biete, entfernt haben; der Reiz des, dem unmittelbar Thatsächlichen Abgelauschten gehe dann verloren; der Zuschauer verlasse das Theater zwar mit einem minder beklommenen Gefühl, aber auch mit einer gefälschten Anschauung von Dingen, die, um geändert zu werden, in ihrer ganzen Nacktheit begriffen seyn wollen. Hiernach fiele dann der Schwerpunkt des Stücks nach seiner politischen Seite. Seine Aufgabe bestehe nun einfach darin, zu zeigen, was in den höchsten Kreisen ungestraft bleibe und wie wir Thoren genug seyen, lieber unser eigen Fleisch und Blut zu morden, als die Hand gegen einen Großen dieser Erde zu erheben.

Der Graf ließ diesen Standpunkt gelten und hielt ihn sogar für denjenigen, welchen Lessing eingenommen habe, ohne daß man daraus zu folgern berechtigt sey, Lessing habe den ungeheuren Verstoß gegen seine eigenen Kunstregeln nicht klar durchschaut. Um zu fassen, wie er diese, der politischen Wirkung seines Stückes zu Liebe, habe opfern mögen, müsse man den unerträglichen Druck der gesammten damaligen politischen Zustände, vor allem aber auch Lessings republikanische Natur in Betracht ziehen und nicht minder die ihm augenfällige Unmöglichkeit, eine ganz modern gehaltene Tragödie aus der Hofsphäre, mit einem Fürstenmorde schließend, je zur Aufführung gelangen zu sehen. Als Mann der lebendigen Wirkung und Gegenwirkung habe er aber das Stück für die Darstellung geschrieben und nicht für den privaten Genuß einiger weniger Gesinnungsgenossen.

Diese Zweckmäßigkeitsrücksichten, fuhr der Graf fort, seyen von jeher mehr oder weniger bei jedem Kunstwerke bedingend gewesen, und er meine, es wäre, beiläufig gesagt, keine verächtliche Aufgabe für einen Kunstkritiker, an einer Reihe von sogenannten classischen Werken der bildenden Kunst wie der Poesie einmal den Nachweis zu führen, wie sehr die besten

… erspart haben. Zugleich aber wies er an dem nämlichen Beispiele nach, mit welchen Opfern der allerdings gewaltige Reiz des wirklichen Zeitbildes erkauft werde. Wenn Lessing den Tod der Virginia zum Gegenstande seiner Tragödie gemacht hätte, so wäre keine jener Rücksichten für ihn bindend gewesen, welche ihn bei der Emilia einengten. Sobald er hingegen die Zeit, in der er lebte, abspiegeln wollte, blieb ihm als der wirklich tragisch Schuldige niemand anders übrig, als die Zeit selbst. Ihre Bedingung aber ist Leben. Die Vergangenheit kann im Kunstwerke wohl vor unsern Augen zusammenbrechen; die Gegenwart sind wir selbst mit, wir, die Zuschauer; sie gestattet kein Abschließen; sey sie noch so tragisch schuldig, wir wissen, daß sie fortlebt, denn wir selbst sind eben ein Theil von ihr, und wir leben. Weil daher eine politische Tragödie, welche einen großen Krebsschaden der Gegenwart unbefangen bloßlegt, die Mitwelt, d. h. im engsten Sinne das Publikum nothwendig zu dem eigentlichen Hauptschuldigen macht, bleibt dem Dichter nur die Wahl: ent-

… zurück und der Graf folgte dem Diener mit einem Seufzer in's Schloß.

Nun ich allein bin, frage ich mich, was ich aus dem Vernommenen schließen soll? Ich staune noch immer über die Wahl des Gegenstandes. Emilia Galotti, die mit dem Selbstmorde droht und dadurch erst den Vater überredet, ihr den Tod zu geben — welch sonderbare Lektüre am Bette eines Selbstmörders! Und warum die Bewegung, mit welcher der alte Herr von der Unerreichbarkeit hochgestellter Verbrecher sprach? Es war zuweilen, als vergesse er, daß ihn bloß eine Dichtung beschäftige. Ich suche vergebens nach einem Leitfaden. Aber sey der Zusammenhang, welcher er wolle — unaussprechlich rührend werden mir immer bei der Erinnerung an den heutigen Morgen jene plötzlichen Wendungen nach der unpersönlichsten Seite bleiben, nach dem ewigen Kanon der Kunstregeln. Welch ein ergreifendes Bild, dieser Greis, den sein Schmerz zu Boden zu werfen droht und der ihn bändigt, indem er ihn dem Weh der ganzen Menschheit unterordnet!

(Fortsetzung folgt.)

der Herzog zu mir und zog sich bei mir für's Theater um; ich aber war so abgehetzt und aufgeregt von all den Weinen, die ich, wenn auch nur in sehr geringer Menge, doch unter einander getrunken hatte, daß ich Abends noch in den Prater fuhr und die frische Luft in mich saugte. Der Herzog hat meine Wohnung äußerst hübsch gefunden; Mittwoch Vormittag war ich noch bei ihm in Hietzing, fand beim Nachhausekommen Ihr Briefel, schloß den meinigen und aß um drei Uhr Schweinskoteletten, die ich auf der Berzeliuslampe machen ließ, und geröstete Kartoffeln, und fuhr um sechs auf die Eisenbahn. Dort fand ich die R., die nach Warschau abfuhr; sie erzählte mir gleich, wie unglücklich sie über den zu befürchtenden Krieg sey, und wie unrecht Oesterreich thue, Nicolaus als einen Feind zu betrachten, der doch der Heiland der Welt sey. Ich sagte ihr, ich hätte schnurstracks entgegengesetzte Ansichten, und ganz andere Begriffe davon, welche Neigungen zu hegen und zu pflegen mein Beruf als Oesterreicher sey. — Als ich auf die Eisenbahn kam, erzählte man mir, man habe eben Gortschakoffs Ankunft mit dem nächsten Train telegraphirt, mit dem wir uns in Florisdorff kreuzten. Was er bringt, weiß ich nicht — gewiß nichts Gutes, denn die Russen lassen ihren Hochmuth und Uebermuth nicht fahren, wenn sie nicht völlig auf's Haupt geschlagen werden. — Ich fuhr in einem ganz neuen Coupé mit Joseph bis Brünn; der Condukteur hatte ihn ohne andern Anlaß, als seine eigene gefällige Rücksicht, zu mir gesetzt, im Fall ich ihn etwa nöthig hätte. In Brünn aber, wo wir um zwölf Uhr Nachts hinkamen, wurde ich in ein furchtbar altes Coupé eingepflanzt, mit Plätzen, die, wenn sie besetzt gewesen wären, nicht für einen magern Menschen ausgereicht hätten. Zum Glück war die Gesellschaft nicht übel; ein Herr mit einer jungen, ganz netten Frau und einer eben solchen Schwester, voll guten Humors — recht eigentlicher Wiener Mittelstand. In Prag traf ich Sch. Er ist, nachdem er zehn Jahre für 300 fl. jährlich bei der Eisenbahn angestellt war, jede Nacht um eilf, um zwei und um sechs Uhr aufstehen mußte, und dabei noch eine furchtbare Verantwortlichkeit zu übernehmen hatte, jetzt endlich zu 500 fl. vorgerückt. — Ich fuhr den Nachmittag herum, um die Stadt anzusehen, die in Europa zu den allerschönsten gehört, da kaum ein halb Dutzend zu nennen sind, die eine schönere Lage haben. Erst am andern Morgen um halb sieben konnte ich einen Separatwagen erlangen, das schlechteste, schmierigste Fuhrwerk, was man sehen konnte. Ich fuhr, außer einem halbstündigen Aufenthalt in Rentach, wo ich eine Kannibalenmahlzeit vorgesetzt bekam, und mich mit Butterbrod und Kaffee behelfen mußte, in Einem Zug hieher, wo ich um halb eilf, unter einem Gußregen im Stockfinstern ankam.

Meine Wohnung in der Eiche an der Wiese ist ganz gut. Sie ist freilich im zweiten Stock, aber die Treppen sind nicht hoch und nicht schlecht. Früh um sechs ging ich trotz dem Regen, Hochberger auf seinem Bänkchen am Brunnen aufzusuchen. Er hielt eine sehr kurze Ueberschau meiner Um- und Zustände, und ließ mich gleich heute mit drei Gläsern Marktbrunnen anfangen. Natürlich fand ich gleich beim ersten Ausgang Bekannte: Rettich, alle drei Münchs, von denen der Bundestag in der That blühend aussieht und Karlsbad alle Ehre macht; die unvermeidliche P., Fr. v. Zurhelle, und allerlei Leute. Als ich zu Hause kam, fand ich ein schönes Rosenbouquet in meinem Zimmer, eine Aufmerksamkeit von Frau Zurhelle. Hochberger verlangt eine strenge Diät von mir, viel Bewegung, aber nicht bis zur Erschöpfung, und freie Luft, auch nicht Steigen, aber viel langsames Gehen auf ebenem Boden. Ich befolge dieß pünktlich, denn zahle ich schon einmal dieses Heidengeld, und mache ich mir diese Ungelegenheit, so will ich auch einen Erfolg davon haben. Mein im Hause gemachter Kaffee war nicht schlecht, das Gebäck erträglich, aber lange nicht wie in Kissingen, wo, wegen des Effekts des Ragozzi, das Frühstück überhaupt besser schmeckt; der hiesige Brunnen aber macht mir diese Wirkung nicht. Um zwei Uhr aß ich im Schiff, wo ich Suppe, Blumenkohl, Rehschlegel und Compotte bekam und einen Gulden bezahlte. Ich fand R. dort, der auch seinen Gulden verzehrte; es ist unglaublich, daß dieser 50 Millionen reiche Mann auch in Wien noch Niemanden einen Löffel Suppe gegeben hat; der Vater war gerade das Gegentheil. — Nach dem Essen ging ich ins Lesezimmer, da es immerfort regnete. Ich fand unter den Bekannten Gräfin Br., die Sie auch kennen, und wegen der ich mir die Nase und die Hände fast gebrochen habe, als ich ihr das Ischler Casino zeigte und über die Stufen fiel. Wenn das Wetter so bleibt, so wird das eine furchtbare Langeweile hier werden. Es sind freilich Orte genug, wo ich Visiten machen und frühere Bekanntschaften wieder anknüpfen könnte, aber Sie wissen, daß ich dafür nicht bin, und M. P., wo ich manchmal eine Stunde hingehen würde, wohnt auf dem Dachstein! Ich habe noch nichts gehört, wie es in der Politik aussieht; übrigens ist die ganze Monarchie, die haute volée abgerechnet, alles antirussisch, so viel hab' ich auf dieser Fahrt hieher wahrgenommen.

Den 9. Juli 1854. Der Doktor hat mir alles Schreiben verboten und mir mit allen Strafen der Hölle gedroht — ein Brief an Sie könnte mein Tod

seyn; ich lache aber der Gefahr und schreibe trotz allen Schrecken. Was Einem hier die Aerzte alles verbieten, ist wahrhaft lächerlich; man darf nur um etwas fragen, und bekommt sicher zur Antwort: „Das ist streng verboten.“ Man darf nicht lesen, nicht schreiben, nicht denken, nicht schlafen, das ist Alles verpönt. Da frage ich, was der Mensch thun soll? In einem fort, ohne Unterlaß herum trampeln und flaniren von früh 6 bis 11 Uhr Abends, zweimal guten Kaffee trinken, und sonst von Horreurs leben! Hier wird mit nichts gekocht als mit warmem Wasser — und nicht einmal Kartoffeln kann man essen, denn Butter ist streng verpönt und wird im dankbarsten Minimum verwendet; es ist ein Elend! In Kissingen machte man nicht den zehnten Theil so viel Flausen; ich lebe übrigens nach den genauen Vorschriften, Lesen und Schreiben ausgenommen. Ich stehe um sechs Uhr auf, bin um halb sieben am Brunnen, trinke von morgen an fünf Gläser Marktbrunnen, bin damit um neun Uhr fertig, gehe bis zehn spazieren, was hier viel bequemer ist als in Kissingen, denn man kommt augenblicklich in den tiefsten Schatten an der Eger, in prachtvollen Heugeruch und Nachtigallenschlag, und geht ganz eben. Das ist mein erwählter Gang, den ich täglich zweimal mache, denn nach Tische muß man wieder rennen. Von heute an essen Fürst Hans Lobkowitz, General Benedek, Fürst Rohan, Graf Czernin und ich besonders um drei Uhr, während man sonst hier um ein Uhr ißt; man kommt dann nicht gerade vom Tische, wenn die Sonne am lästigsten ist, und kann ein wenig herumschlendern, ohne schachmatt zu werden. Von der Burg ist das halbe Personal hier: Laroche, Rettich, Lucas, Beckmann, Meißner; Laube wird jeden Tag erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Gregy-Tragödie. — Mir und Mich. — Geschäftsliteratur. — Gelegenheitsdichter. — Die Stadt der Fledermäuse.

Gestern Rigolboche, Donato, Blondin, die Pastrana und Jocko — heute Gregy, Grothe, Fischer, Quinche. Gestern „Sensations“schauspiel, heute „Sensations“schauspiel. Die „Sensationen“ sind etwas verschiedener Art, aber dort und hier Sensation, wie die Engländer und Yankees, welche sich am besten darauf verstehen, das Ding getauft haben. Daß es keinen deutschen Namen hat, thut mir für unsere ehrliche, simple Muttersprache gerade nicht leid. Gestern die Nachtseite der Kunst, heute die Nachtseite der Gesellschaft; und auf Seiten des Publikums gestern und heute die gleiche cynische Verachtung für Bildung und Geschmack. Uebrigens scheint die Nachtseite der Gesellschaft doch eine stärkere Anziehungskraft auszuüben, als die Nachtseite der Kunst. So drängte man sich doch nicht vor Meysels Theater, um die Rigolboche zu sehen, wie diesen Morgen vor der Stadtvogtei und vor dem Schwurgericht, um einen Blick auf den Helden und die Heldinnen der „Gregy-Tragödie“ zu erhaschen. Bei der Ankunft Müllers und bei seinen Verhören vor dem Magistrat kann es in London nicht toller hergegangen seyn. Natürlich war die Zuschauermasse dort größer, aber Berlin ist der Bevölkerungszahl nach ja doch auch nur ein Dorf neben der riesigen Themsestadt. Und im Saale des Schwurgerichts selber, welches Gedränge! Ein Bekannter, der den Vormittag über der Sitzung beiwohnte — ich für mein Theil habe eine unüberwindliche Abneigung gegen solche Scenen — sagt mir, es seyen mindestens dreimal so viel Leute im Saal, als Plätze. Eigentlich ist das nicht erlaubt, aber für den Zutritt werden fünf bis sieben Thaler geboten, und um fünf bis sieben Thaler verlohnt es sich schon, ein Auge zuzudrücken, zur Noth zwei.

Es ist ein furchtbares Nachtstück, diese „Gregy-Tragödie.“ Ein feingebildeter, hochangesehener Mann, der mit seiner Frau scheinbar in der glücklichsten Ehe lebt, aber im Geheimen eine Leidenschaft für „alte Weiber“ hat, begibt sich, dieser Leidenschaft folgend, in eine jener scheußlichen Kellerkneipen, an denen Berlin so reich ist, und wird von dem erwachsenen Sohn seiner Geliebten in deren Beiseyn, wo nicht mit ihrer Hülfe, wie ein Ochse abgeschlachtet, der zerfetzte Leichnam in Stücke zerhackt und in den Kanal geworfen. Kein Strahl menschlichen Gefühls, der über das gräuliche Nachtstück einen leisen

Lichtschimmer gösse! — Doch der Proceß hat erst begonnen, und im weiteren Verlauf wird das Grauenhafte möglicherweise noch eine mildernde Beimischung erhalten. So viel für heute. Ehe das Bild vollständig aufgerollt, ehe die Triebfedern alle bloß gelegt sind, dünkt es mir nicht angemessen, in die Einzelheiten einzugehen.

Ich sprach vor längerer Zeit einmal von der Popularität des „Vaters Wrangel" (der jetzt beiläufig bei Hofe in tiefster Ungnade ist, weil er sich im Krieg mit den Dänen nicht die Doppelrolle eines Strohmanns und Sündenbocks gefallen lassen wollte) und setzte auseinander, wie diese Popularität auf der hier so allgemeinen und volksthümlichen Verwechslung des Mir und Mich beruhe. Was ist Popularität denn überhaupt anders, als die Freude des Volks, einen wirklich oder vermeintlich über ihm Stehenden zu sich herabsteigen zu sehen? Wer die Fähigkeit besitzt, so lange er mit den Massen verkehrt, auf gleichem Fuß mit ihnen zu verkehren, der ist auch populär. Bei den Einen ist diese Fähigkeit eine angeborene, bei den Andern eine anerzogene. Bei „Vater Wrangel" ist sie eine angeborene, und er hat während einiger Menschenalter Zeit gehabt, sie so auszubilden, daß ihm ihre Ausübung zur andern Natur geworden ist, und er beim besten Willen sich nicht mehr zu seiner ursprünglichen Höhe emporzuheben vermag. Einzelne in dieser Hinsicht bevorzugte Individuen haben es gar nicht nöthig, zu den Massen herabzusteigen, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie ihnen nicht geistig überlegen sind. Das gilt namentlich von jenen populären Rednern und Zeitungsschreibern, welche dem Volk nur sagen, was es sich selbst sagt, ihm die Phrasen auftischen, die auf der Gasse herumlaufen, es in den Irrthümern und Vorurtheilen bestärken, an die es sich festklammert — mit Einem Wort, welche statt zu belehren, bloß die Fehler und die Unwissenheit des Publikums abspiegeln. Solcher Redner und Zeitungsschreiber, die von je drei bis sechs politischen Schlag- und Stichwörtern leben, könnte ich Dutzende aufzählen — doch exempla sunt odiosa. Genug, in dem geist- und gedankenreichsten dieser Herren habe ich nach einer sorgfältigen und gewissenhaften anatomischen Untersuchung seiner Reden genau ein halbes Dutzend Stichwörter entdeckt, die er bei jeder oratorischen Vorstellung gleich den bunten Glasscherbchen des Kaleidoskops herumschüttelt, und die durch die Neuheit der Zusammensetzung immer angenehm überraschen und angenehm überraschen werden, bis das Publikum einmal hinter das Geheimniß kommt; aber wie lange wird das dauern in unserer guten Hauptstadt des Intelligenzstaats? Und das sind die Männer, welche die öffentliche Meinung beherrschen, und da die öffentliche Meinung heutzutage die Welt beherrscht, folglich die Männer, welche die Welt beherrschen. Er hatte Recht, der alte schwedische Staatsmann: es ist wunderbar, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird. — Oder wird am Ende die Welt gar nicht regiert? schleicht sie ruhig ihren eigenen Schlendergang, und müssen die kleinen und großen Schreier, die ihr in buntem Durcheinander der Stimmen hier da dorthin, rechts links vorwärts rückwärts zu schreiten befehlen, die von allen Seiten schmeicheln, aufmuntern, drohen, mit Gerten, Reitpeitschen, Stöcken, Krummstäben und Sceptern drauf los schlagen — müssen sie nicht, ob gern oder ungern, ob bewußt oder unbewußt, der Welt nachgehen, wohin sie zu gehen Lust hat? Werden sie nicht geschleppt, anstatt zu leiten, geschoben, anstatt zu schieben? Und gleichen die vermeintlichen Weltlenker nicht jenen Reitern, die sich einem halsstarrigen, selbstständigen, sokratisch gleichmüthigen Langohr anvertraut haben, und die nun trotz alles Zerrens an dem Zügel, trotz alles Prügelns mit dem Knittel genau die Bahn beschreiben müssen, welche Langohr sich in seiner Weisheit erwählt hat — wenn anders sie nicht von vornherein so vernünftig sind, sich ergeben in ihr Schicksal zu fügen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und vor den Zuschauern so zu thun, als wären Langohrs Wege ihre Wege?

Aber ich will die Welt nicht beleidigen. Jedes Gleichniß hinkt ja: wie hätte ich sonst auch den „Führern der öffentlichen Meinung" ein vom Wesen des Welteſels gesondertes Wesen verleihen, und sie ihm sogar als höhere Wesen auf den Rücken setzen können? Ferner gehöre ich selber zur Welt, und Niemand wird mich doch für so unnatürlich halten, mich selbst beleidigen zu wollen. Und endlich ist es gar keine Beleidigung, eine Person, oder eine Körperschaft von Personen, oder, wie es hier geschehen, die Gesammtheit aller Personen mit einem Esel zu vergleichen; denn die Times hat vor Kurzem bei Gelegenheit der Londoner Eselausstellung einen langen Leitartikel geschrieben, um zu beweisen, daß der Esel nicht bloß das klügste, sondern auch das moralischste und sittsamste aller Thiere sey, und die Times, die sich so erfolgreich in den Eselsgeist hineingearbeitet und neuerdings im Eselhaften so Außerordentliches geleistet hat — Times muß es doch wissen.

Aber ich wollte ja eigentlich von den Vortheilen der Verwechslung des Mir und Mich sprechen, und ein noch weit glänzenderes Beispiel anführen, als das des Vaters Wrangel. Und nun sofort in medias res. Die populärste Zeitung Berlins ist bekanntlich die „Volkszeitung," „Organ für Jedermann aus dem Volk." Von allen hiesigen Blättern hat sie bei weitem die meisten Abonnenten und Leser. Ich zerbrach mir lange den Kopf über das Warum dieses wunderbaren Erfolgs. Gesinnungstüchtigkeit konnte es nicht seyn, denn die „Volkszeitung" hat schon unzählige politische Schwankungen gemacht, und beschämt das genialste Chamäleon durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie die Farbe wechselt. Gedankenreichthum konnte es ebenfalls nicht seyn, denn die Gelehrten der Volkszeitung haben das Princip, als Journalisten nie zu denken, oder doch nie einen Gedanken drucken zu lassen, und das ist das einzige Princip, dem sie unwandelbar treu geblieben sind. Ebenso wenig konnte es Gedankenlosigkeit seyn, denn dann müßten sich mehrere

dere Blätter Berlins der nämlichen Popularität erfreuen, was nicht der Fall ist. Offenbar mußte die Volkszeitung irgend eine, dem Berliner ganz besondere und ihn darum ganz besonders ansprechende Eigenschaft oder Eigenheit haben, durch welche sie sich vor allen übrigen Blättern der Intelligenzstadt auszeichnet. Nach langem, mühevollem Forschen — die Artikel der Volkszeitung durchzulesen, ist für einen Nichtberliner keine Kleinigkeit — kam ich auf die richtige Spur. Ich hatte mehrfach bemerkt, daß in den Leitartikeln Mir statt Mich stand und umgekehrt. Anfangs hatte ich an Druckfehler geglaubt; bald jedoch sah ich, daß in den vermeintlichen Druckfehlern Methode war, daß es die Gelehrten, nicht die Setzer der Volkszeitung sind, welche das Mir und Mich verwechseln. Eureka! Nun war mir die Sache klar. Ich erinnerte mich der Popularität Vater Wrangels und wurde von einer tiefen Bewunderung für die Gelehrten der Volkszeitung erfüllt, die so taktvoll aus seinem Beispiel Nutzen zu ziehen wissen. Ein Berliner Freund, dem ich meine Entdeckung mittheilte, sagte, er habe das schon längst gewußt, und zeigte mir ein paar Dutzend Volkszeitungsleitartikel, in denen er die betreffenden Stellen angestrichen hatte. Er erzählte mir ferner, vor einiger Zeit sey der Redaktion der Volkszeitung ein Exemplar von Heyse's deutscher Schulgrammatik nebst einer Monographie über das Mir und Mich zugeschickt worden, und das Geschenk habe unter den Empfängern große Entrüstung erregt. Ich will nicht entscheiden, ob das Geschichtchen wahr ist oder nicht. Der Umstand, daß die Verwechslungen des Mir und Mich neuerdings in der Volkszeitung häufiger sind, als je zuvor, berechtigt nicht zu dem Schluß, daß die Redaktion demnach jenes treffliche Schulbuch nebst der erwähnten Monographie nicht erhalten haben könne. Erstens ist es zweierlei, eine Schrift zu erhalten und sie zu lesen; zweitens ist es zweierlei, sie zu lesen und zu verstehen; und drittens ist es zweierlei, das Mir und das Mich unbewußt und es mit Absicht zu verwechseln. Ich zweifle aber nicht, daß bei der Volkszeitung die Verwechslung eine absichtliche, eine schlau berechnete ist. Redakteure und Eigenthümer sind als pfiffige Geschäftsleute bekannt, denen eine so feine Berechnung wohl zuzutrauen ist; und überdieß wird mir „aus guter Quelle" von ihnen versichert, sie könnten, wenn sie wollten, recht gut den Dativ vom Accusativ unterscheiden. Nein, lieber Leser, wir haben es hier nicht mit ungeschulten Böotiern zu thun, sondern mit kaufmännischen Talenten, mit praktischen Philosophen, die es begriffen haben, daß man mit den Schafen blöcken muß — der Ausdruck „mit den Wölfen heulen" wäre zu wild für ein so zahmes Blatt — daß man mit den Schafen blöcken muß, um die Schafe scheeren, respective ihnen die Abonnementsgelder entlocken zu können. Die Redakteure und Eigenthümer der Volkszeitung sind bloß consequente Anbeter des Erfolgs, und der Scharfblick, mit dem sie den Mir- und Mich-Kniff entdeckt haben, macht ihrem Geist eben so viel Ehre, als ihrem Charakter die eiserne Festigkeit, mit der sie den Kniff durchführen. An Nachahmern wird es ihnen aber nicht fehlen, sobald das Geheimniß einmal entschleiert ist.

Unser Jahrhundert ist wesentlich ein bürgerliches Jahrhundert. Handel und Gewerbe haben die Romantik verdrängt, und der Feudalismus, von dem uns gewisse Leute so viel vorreden, ist nichts anderes als eine Vogelscheuche, welche diese gewissen Leute selber in ihren fortschrittlichen Gemüsegarten gestellt haben, um absolutistische Spatzen und demokratische Wildfänge davon fern zu halten. Der moderne Gott heißt Geschäft, und das bürgerliche Jahrhundert duldet keine andern Götter neben ihm. Kunst, Wissenschaft und Literatur — Alles ist heutzutage Geschäftssache, jeder muß mit dem bürgerlichen Strom schwimmen, wenn er nicht in den Fluthen ertrinken, oder auf den trockenen Ufersand geworfen werden will. Wir Deutsche sind in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, freilich noch etwas hinter unsern aufgeweckteren, thatkräftigeren Vettern, den Engländern und Amerikanern, zurück; wir haben es zum Beispiel noch nicht so weit gebracht, die Religion zu einem der einträglichsten Industriezweige zu erheben, wie es im frommen England und dem frömmeren Amerika geschehen ist, — („weil Ihr keine Religion habt," höre ich in Gedanken John Bull und Bruder Jonathan ausrufen, die beide bekanntlich steif und fest glauben, sie haben die ganze Religion gepachtet, und wir Deutsche seyen eine „Nation von Atheisten"), allein immerhin brauchen auch wir nicht zu erröthen. Wir haben in unserer schläferigen Manier unser Bestes gethan und bereits ziemliche Erfolge aufzuweisen. In früheren Zeiten waren Fürsten die Gönner der Künstler und Gelehrten, heute sind es die Geschäftsleute. Ich meldete neulich, wie ein hiesiger Likeurfabrikant die Wissenschaft in seinen Sold genommen hat. Dieses Beispiel ist zum Glück für die Wissenschaft kein vereinzeltes. Der Concurrent jenes Fabrikanten hat seitdem einen der „berühmtesten Geologen" engagirt und sich von ihm auf dem Gipfel des Montblanc eine Lobabhandlung schreiben lassen. Ist das nicht originell, und in wahrhaft hohem Style? Derselbige Fabrikant soll sich auch einen eigenen Hof(f)dichter angeschafft haben, wie sein Londoner College im Humbug, der Schneiderleviathan Moses. Die Kunst geht eben, gleich der Wissenschaft, nach Brod, und der Gott des Geschäfts hat nicht bloß trockenes Brod zu geben, er hat auch „Butterstullen," und Kuchen im Ueberfluß. Die Dichter, die sonst für solche praktische Dinge ein schweres Verständniß haben, fangen an, diese Wahrheit zu begreifen. In einer der belebtesten und fashionabelsten Straßen Berlins stieß ich kürzlich auf ein zierliches Geschäftsschild: „X. Y. Gelegenheitsdichter." Ihr Manen Goethes, der seine besten Gedichte für Gelegenheitsgedichte erklärte, und den wahren Dichter einen Gelegenheitsdichter nannte! Freilich, Goethe dichtete seine Gelegenheitsgedichte, wenn es ihm „gelegen" war, und der arme X. Y. wird sie zu dichten haben, wenn es seinen Kunden gelegen ist; allerdings ein kleiner Unterschied.

Nun, ich wünsche, daß die Göttin Gelegenheit dem Herrn X. Y. recht viele Kunden schicken möge. Ein anderer Berliner Poet — obendrein kein unbekannter Name — zeigt in dem Adreßkalender eine „Geschäftswarte" an, in der er ohne Zweifel auf „Geschäfte wartet." Ein berühmter politischer Dichter sang einst in einer *un*politischen Laune:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Ob er, prophetisch in die Zukunft schauend, mit der „höheren Warte" wohl die „Geschäftswarte" unseres Berliner Poeten gemeint hat? Hoch ist dessen Geschäftswarte jedenfalls, nämlich im dritten Stock, und auch jedenfalls „höher als die Zinne der Partei," die gegenwärtig in Berlin sehr niedrig ist. Aber lassen wir für heute dieses geschäftliche Thema; es wird sich uns noch manchmal aufdrängen.

Berlin wird immer mehr eine Großstadt. Mit den Weißbierkneipen, und Gott sey Dank auch den Schnapshäusern verschwindet allmählig der dörfliche Charakter, und wenn wir nicht jede Woche zweimal patriarchalischen Wochenmarkt und jedes Jahr viermal vier Tage lang einen noch patriarchalischeren, wahrhaft vorsündfluthlichen Jahrmarkt hätten, und wenn uns nicht bei jedem Schritt die Schmutzanschwemmungen und duftenden Rinnsteine an die idyllischen Misthaufen und Jauchenbäche erinnerten, die in der guten alten Zeit, da man von Ackerbauchemie und Gesundheitslehre noch keine Ahnung hatte, unsere Dörfer zu zieren pflegten, wenn dieß (und verschiedenes andere) nicht wäre, könnten wir uns wirklich schon jetzt manchmal einbilden, wir wohnten in einer Großstadt. Doch wie gesagt, wir nähern uns dem Ziel, und zwar mit raschen Schritten. Die Zahl der glänzenden Laden mit Spiegelfenstern mehrt sich mit reißender Schnelligkeit; die Ladeninhaber werden von der Cultur beleckt und nehmen höfliche, feine Manieren an, die gegen ihre frühere tugendhafte Grobheit vortheilhaft abstechen, die — aber wie könnte ich hier alle die großstädtischen Symptome der Reihe nach aufführen? Nur Einer Errungenschaft des großstädtischen Geistes sey noch erwähnt. Vorige Woche hatten wir unser *zweites* Wettrennen in diesem Jahr! Trotz des abscheulichen Wetters war es durchaus „gelungen," und wir werden von nun ab *jedes* Jahr zwei Wettrennen haben. London hat bloß ein einziges; ergo sind wir in diesem Punkte doppelt so großstädtisch, wie die Londoner, und noch dazu ist das gerade ein Punkt, in dem die Engländer bisher ihre Stärke hatten. Ist es uns zu verargen, wenn wir ob dieses Triumphs uns in großstädtischem Stolz vergnügt die großstädtisch behandschuhten Hände reiben?

Ganz im Einklang mit dem Charakter dieses launenhaften, tollen Jahrs ist es, daß jetzt, gegen Ende Oktober, mit einemmal der Sommer ankommt, auf den wir seit fünf Monaten vergeblich gewartet hatten. Und zwar kein „Altweibersommer," sondern richtiger, ächter, heißblütiger Sommer, so ächt, daß wir bis Mitternacht in dem Biergarten sitzen können, wozu ich während der sogenannten Sommermonate niemand hätte rathen mögen, und daß die Fledermäuse, welche sich schon zum Winterschlaf zurechtgelegt hatten, wieder aus ihren Nestern hervorgeschlüpft sind, und unter dem lustigen, unbesonnenen Fliegenvolk entsetzlich aufräumen. Berlin ist nämlich die Hauptstadt der Fledermäuse. Es ist die jüngste unter den europäischen Großstädten, durch und durch modern, und enthält dennoch hundertmal mehr Fledermäuse, als alle übrigen Großstädte zusammen genommen, eine Thatsache, die mit unsern hergebrachten Begriffen von der Romantik der Fledermäuse, von ihrer Vorliebe für das Alterthümliche und für Ruinen einigermaßen im Widerspruch steht. Aber da fällt mir ein, die Fledermäuse sind die Vettern der Eulen; sie ziehen gleich diesen die Nacht dem Tage vor, und haben vermuthlich auch die classischen Neigungen mit ihnen gemein; und aus denselben Gründen, welche weiland die Eulen bewogen, in *Athen* ihre Wohnsitze aufzuschlagen, werden die geistesverwandten Fledermäuse sicherlich Berlin zu ihrer Hauptstadt gemacht haben. Oder ist Berlin etwa nicht Spree-Athen? Und liegt es etwa nicht bloß an der bösen Salzsteuer, daß das attische Salz hier zu den Seltenheiten gehört? Abgesehen von diesem und einigen andern Unterschieden darf unsere Fledermausstadt sich wohl mit der Eulenstadt messen, und die Berliner sollten mir wirklich dankbar seyn, daß ich eine neue Aehnlichkeit zwischen Spree-Athen und dem Athen der Minerva entdeckt habe. Es ist wahr, die Dichter, welche Minervas Vogel so gern besingen, scheinen sich gegen die Fledermäuse in eine „Verschwörung des Schweigens" eingelassen zu haben; doch das thut der Verwandtschaft zwischen beiden interessanten Thieren nicht den mindesten Abbruch, und wenn wir einen gewissenhaften Vergleich anstellen, glaube ich, müssen wir sogar, Alles in Allem genommen, der Fledermaus die Palme zuerkennen; und wäre es auch nur wegen ihrer wunderbaren Fähigkeit, den Gesetzen der Nationalökonomie ein Schnippchen zu schlagen und den Faktor der Nachfrage mit dem der Zufuhr in eine so vollendete Harmonie zu bringen, wie sie der revolutionärste Communist nicht vollendeter zu träumen vermag. Ist eine reichliche Zufuhr von Fliegen vorhanden, so entspricht ihr die Nachfrage der Fledermaus auf das Genaueste. Ist die Zufuhr gering, so ist auch die Nachfrage gering; und ist gar keine Zufuhr da, so ist es auch mit der Nachfrage vorbei, und die Fledermaus legt sich, oder hängt sich ruhig schlafen, und schläft ruhig, und ihr Magen schläft ruhig, bis die Zufuhr wieder beginnt. Wenn wir Menschen doch auch so vernünftige Magen hätten! Aber freilich, was sollte dann aus der Nationalökonomie werden, deren glorreiches Grundgesetz von der Nachfrage und Zufuhr des Arbeitsmarkts ja gerade darauf beruht, daß der menschliche Magen *nicht* vernünftig ist, von dem unglücklichen Eigenthümer nicht nach Belieben in Schlaf gelullt werden kann. In Schweden behauptete jemand vor einigen Jahren, er hätte diese Kunst für den menschlichen Magen, überhaupt für den gesammten menschlichen Körper entdeckt; allein, ob nun

die Nationalökonomen, um ihre Wissenschaft zu retten, dem Erfinder das Geheimniß abgekauft haben und es hinter Schloß und Riegel verborgen halten; oder ob der bewußte jemand sich bloß einen schlechten Spaß mit dem Publikum erlaubt hat, genug, es ist von der Entdeckung wieder ganz still geworden, und zur großen Freude der Nationalökonomen ist der Magen der Fledermaus für unsere Arbeiter noch immer ein unerreichtes und, wie es scheint, unerreichbares Ideal.

Aus der Normandie, Oktober.

(Schluß.)

Musikfest in Falaise.

Endlich kommen wir zu dem Musikfest, welches zu unserem Erstaunen an zwei verschiedenen Punkten verlief. Die Blasinstrumente sollten sich im Freien vernehmen lassen, die Singstimmen in dem einige hundert Schritte entfernten sogenannten Schauspielhaus, welches von außen das Ansehen einer alten Scheune hat, während das Innere einen classischen Musentempel im Verfall vergegenwärtigen kann. Wir wandten uns zuerst nach dem letzteren und gewahrten zu unserem Erstaunen in der Mitte eine wunderlich herausgeputzte Loge, deren vorspringende Vorhänge mit ihrem Betthimmel das Ganze einem der alten Staatsbetten des Schlosses Harcourt ähnlich machten. Da sich unter besagtem Himmel die Preisrichter für den bevorstehenden Concurs befanden, so kam man alsbald auf den erfolgreichen Einfall, diese Loge ein lit de justice zu nennen.

Wenn auch die nun erfolgenden Leistungen gerade nichts Außerordentliches hatten, so sah man doch, daß die Sache an sich ernst genommen wurde. Die Preise waren zahlreich und bestanden in Medaillen von nicht unbedeutendem Geldwerth. Schon am Morgen hatten die jüngeren Gesellschaften, unter Ausschluß des Publikums, vor den Preisrichtern ihre Geschicklichkeit im Ablesen der Noten erproben müssen, und nun erfolgte eine mehrmalige Concurrenz verschiedener Vereine im Vortrag derselben Stücke. Das Preiscomité selbst war im Grunde das Interessanteste. Diese meist jungen, eigens von Paris gekommenen Leute zeigten scharfe und intelligente, aber auch von Anstrengungen aller Art Kunde gebende Züge. Unter ihnen befanden sich der schon genannte Laurent de Rillé und ein Sohn Boieldieus.

Während dessen fand, zum Theil unter einem unbarmherzigen Gewitterregen, die Concurrenzbläserei im Freien, sonst aber unter denselben Bedingungen, wie die Uebung im Theater, statt, doch vermögen wir davon keine nähere Kunde zu geben. Es zog uns nach einer alten, nahe beim Schauspielhause gelegenen Kirche hin, in deren klotzigem Mittelthurm wir mit Vergnügen enge, ächt romanische Fensterchen stecken sahen. Außer einem geringen, späteren gothischen Beiwerk ist dieses Denkmal ächt romanisch; weit und breit in der Anlage, niedrig und gedrückt, ohne jedes Himmelanstreben, sondern dem Byzantinerthum fast noch ganz verfallen. Außer dieser und der schon erwähnten Hauptkirche hat Falaise noch ein drittes Gebäude dieser Art von sehr eigenthümlicher Bildung. Der Styl ist verworren, aber mehr gothisch als irgend etwas Anderes, und das Fundament von der größten Unregelmäßigkeit. Der um fünf Stufen erhöhte Chor ruht auf einem gewaltigen Bogengewölbe, unter welchem eine der Straßen der Stadt wie durch einen Tunnel hindurchführt. „I should like to know what they made first, whether the church, or the arch-way," sagte einer unserer Engländer. Nicht minder unerklärlich blieb uns die Construction der Seitenschiffe, die an der Stelle, wo sich sonst das Hauptportal befindet, über das Mittelschiff hinaus in einen spitzen Winkel auslaufen.

Endlich die Ausstellung! Aehnlich wie für das Vieh und für die Musik hatte auch hier das ganze Departement sein Contingent gestellt, und sämmtliche Gegenstände waren von ihren Privatbesitzern hieher geliehen worden. Die Fülle war groß. Das ganze Mittelalter ging in seinen häuslichen und klösterlichen Einrichtungen und künstlerischen Erzeugnissen vor uns vorüber, so daß wir sogleich an das Hotel de Cluny in Paris erinnert wurden. Was uns zwischen allen diesen Holzschnitzereien, Gold- und Silberarbeiten, Glas- und Porzellangefäßen, Miniaturmalereien und andern Gemälden am lebhaftesten in die Augen stach, war ein großer Schrank voll der ausgezeichnetsten alten weißen Spitzen von wahrhafter Kunstvollendung; und wir hatten schon Gelegenheit zu bemerken, daß dieser Industriezweig in der Normandie, statt abzusterben, in steter Zunahme begriffen ist. Sehr ergötzlich war auch die große Theilnahme, welche das zahlreiche ländliche Publikum, trotz des freilich geringen Eintrittspreises, der Sammlung schenkte,

so daß wir, dieses Zuflusses wegen, manche Theile derselben nicht mit der nöthigen Muße betrachten konnten.

Während all dieser Vorkommnisse hatte sich unsere kleine Gesellschaft zersprengt und waren die späteren Nachmittagsstunden herangekommen. Zum Zwecke eines gemeinschaftlichen Mittagsmahles sollten wir uns um sechs Uhr vor dem Hotel, in dessen Hof unser Wagen untergebracht war, treffen — wir sagen, vor dem Hotel, denn von einem Eindringen in dessen beständig vollbesetztes Innere und gar von einer Erlaubniß des Wirthes, unsere Vorräthe bei ihm zu verzehren, konnte nicht die Rede seyn. Abermals half hier die normännische Gastfreundschaft aus und auf einiges Nachfragen wurde uns in einem Nachbarhause von ganz unbekannten Leuten, aber mit der größten Zuvorkommenheit, ein großes Speisezimmer mit allem nöthigen Material und selbst dem so oft gratis gegebenen Cider zu Gebote gestellt. Zur rechten Stunde fanden sich unsere Engländer an Ort und Stelle ein, aber die französischen, etwas redseligen und mit aller Welt bekannten Freunde blieben aus, nicht weniger der Kutscher, welcher die Speisekörbe von der himmelhohen Decke unseres Omnibus herablangen sollte. Aber die Zeit drängte; der vorletzte Zug, den wir benutzen wollten, ging in einer Stunde ab, und somit halfen wir uns, unter Verläugnung unserer Nationalität, selbst. Endlich saßen wir zu Tische; die Engländer, welche, ganz nach ihrer Bequemlichkeit, mit dem Omnibus nach Harcourt zurückzukehren hatten, warteten auf die Franzosen, aber wir Deutsche erfüllten gewissenhaft die Pflicht der Selbsterhaltung und rannten dann nach dem Bahnhofe. Im Begriffe einzusteigen, erblickten wir mit ungläubigen Augen das so lange erwartete französische Ehepaar, welches, durch Mißgeschicke aller Art zurückgehalten, am Platze unseres Rendezvous nur eingetroffen war, um dem leckeren Mahle einen schmerzlichen Scheideblick zuzuwerfen und dann nach dem Bahnhof zu eilen. Das welterobernde England war auch hier im Alleinbesitz des gemeinschaftlichen Gutes geblieben.

Unsere armen Franzosen, welche seit dem frühen Morgen fasteten, halfen sich mit einigen Stückchen Chocolade, die sich in unsern Taschen vorfanden, und riefen mit entzückender Genügsamkeit: la France est encore sauvée! Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß sie, in ihre leerstehende Haushaltung zurückgekehrt, auch dort nichts zu nagen und zu beißen gefunden, sondern sich hungrig zu Bette gelegt hatten, — qui dort dîne!

L. A. B.

Genf, Oktober.

Rückblick auf die Augustereignisse und deren Folgen. — Das Parteiwesen. — James Fazy.

Der letzte „Sturm im Glas Wasser" liegt jetzt weit genug hinter uns, um eine objektive Betrachtung zuzulassen und zugleich die nächsten Folgen zu übersehen, wenn schon die Krisis, in welcher sich dermalen die gesammten politischen und zum Theil auch die socialen Verhältnisse Genfs befinden, noch weit von einem Abschluß entfernt ist. Die Ereignisse vom 22. August können niemanden sehr überraschen, welcher der Entwicklung der Dinge während der letzten Jahre mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist. Die politische Frage hatte in Genf die rein persönliche Form angenommen: die Parteien unterschieden sich, je nachdem sie für oder gegen James Fazy waren. Unter diesen einzigen Gesichtspunkt waren die verschiedensten Anliegen, Bestrebungen, Wünsche, politische, sociale, confessionelle Glaubensbekenntnisse und Tendenzen gebracht. Die Gegner Fazys, die Independenten, setzten sich aus den verschiedensten Fraktionen zusammen; diese Partei umfaßte die Reste des Altconservatismus, die kleine, aber durch ihre sociale Stellung und ihren Reichthum so mächtige Partei, die eigentliche Plutokratie der Cité und Haute-Ville, den Altcalvinismus, die Männer, welche vor einer Ueberwucherung Genfs durch den Katholicismus zittern. Aber sie umfaßte auch jenen rüstigen Theil der Genfer Demokratie, welcher entschieden mit dem directorialen System des Genfer Radikalismus gebrochen hatte, um mit der Verfassung und dem freiheitlichen Princip Ernst zu machen gegen die Willkür einzelner Personen, welche die Erbschaft der Revolution von 1846 für sich allein auszubeuten trachteten. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, diese Coalition so entgegengesetzter Richtungen, allein die politische Nothwendigkeit und Nützlichkeitsrücksicht, welcher man in demokratischen Republiken gewöhnlich in der Praxis weit mehr Rechnung trägt, als sich unsere Idealisten träumen lassen, hatte sie in's Leben gerufen.

Bot doch auch die radikale Partei das Bild einer mindestens eben so wunderlichen Zusammensetzung dar. Da waren seit langen Jahren die Radikalen reinsten Wassers und die glühendsten Anhänger der römischen Kirche

innig vereinigt, da sah man die Vertreter der Universalrepublik und schwarze Kuttenträger bei jeder Wahloperation einträchtig und einmüthig ihre Stimmen für James Fazy in die Wahlurne legen. Freilich ist dieß nicht das einzige Beispiel in der Geschichte, daß Jakobinerthum und Ultramontanismus, die phrygische Mütze und die Kapuze sich mit einander verbündeten. Dann endlich der große Haufen der Partei, der unwandelbar zu dem alten Führer hielt, jene große Menge aufrichtiger, aber kurzsichtiger Anhänger der Freiheit, welche Princip und Person nicht von einander trennen, nichts lernen und nichts vergessen können, jene guten Leute, aber schwachen Politiker, welche stationär bei einer Thatsache und einer Person stehen bleiben, und für welche außer dieser Einen Thatsache und Einen Person eine spätere Geschichte und Entwicklung nicht existirt; eine Kategorie, welche im Grunde bei allen Parteien und in allen Ländern weit zahlreicher ist, als man gewöhnlich glaubt. Mit andern Worten ist dieß also in Genf jene große Menge der conservativen Radikalen, wie wir sie ohne Paradoxie nennen können, welche über die Revolution von 1846 nicht hinauskommen konnten, und für welche es außer Fazy kein Heil, sondern nur Reaktion und Untergang der Freiheit gab. „Groß ist die Revolution von 1846 und James Fazy ist ihr Prophet," lautete das politische Glaubensbekenntniß dieser Leute, welches sie mit türkisch-fatalistischer Hartnäckigkeit festhielten. Ja sie blieben dem traditionellen Führer treu, selbst als ihnen gelegentlich einmal der Kopf schwindelte, wenn sie dessen gewaltsamen Experimente und Willkürlichkeiten etwas genauer betrachteten. Man konnte hier überdieß sehen, was eine gute politische Parteidisciplin vermag; denn das mußte man James Fazy lassen, er hatte seine radikalen Genfer zu schulen gewußt, wie nur eine französische Imperialdemokratie jemals geschult und disciplinirt war. Es gab bei dieser Partei ein politisches αὐτος ἔφα, über welches nichts hinausging. Die Kritik und der gesunde Menschenverstand waren abgesetzt und die Leidenschaft herrschte. In Anfachung dieser leistete das radikale Organ, die „Nation Suisse," Außerordentliches. Niemand wird Fazy ein großes organisatorisches Talent absprechen können; er ist nicht bloß ein negativer Revolutionär, er hat seine bedeutende schöpferische Kraft in der Gründung des modernen Genf und in der künstlichen Organisation seiner Partei bewiesen. Man darf daher doch nicht zu klein von seiner Partei denken, wenn sie einem solchen Mann bis vor wenigen Wochen unbedingt folgte und huldigte. Sehr richtig bemerkt der geistreiche Professor Ernst Naville, der seine theologischen Studien für einen Augenblick hat ruhen lassen, um eine scharfsinnige, wenn auch in ihren Schlußfolgerungen etwas doctrinäre Flugschrift über die gegenwärtige Lage der Dinge in Genf zu verfassen, daß die Genfer Politik mit Nothwendigkeit auf den Kampf zwischen zwei Diktatoren hinausgelaufen seyn würde, wenn sich unter den Independenten ein Mann von gleichem Geschick und gleichem Ehrgeiz gefunden hätte, wie James Fazy. Und hätte nicht Genfs Zugehörigkeit zum schweizerischen Bunde überhaupt eine Gewähr gegen einen solchen Kampf geboten, so wären sonst schon die Elemente vorhanden gewesen, ihn aufzunehmen und ihre Rechnung dabei zu finden. Die Genfer Bevölkerung hat von jeher einen unruhigen, zu politischen Abenteuern geneigten Bestandtheil enthalten, der durch die massenhafte Einwanderung während der letzten zwanzig Jahre und durch den Erwerbsmangel in manchen Schichten der arbeitenden Classen bedeutend zugenommen hat. Beide Parteien haben einen bedenklichen Anhang eines politischen Mob schlimmster Sorte im Schlepptau. Sie haben sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen. Die Demoralisirung des Lumpenproletariats hat in erschreckender Weise zugenommen, und zwar keineswegs bloß durch die radikale Propaganda. Auf die Begehrlichkeit spekuliren auch die frömmelnden Kreise, wenn sie in jenen Schichten die Jünger ihrer Conventikel werben. Es ist oft ein wahrer Auswurf der Menschheit, der hier in Genf auf Kosten bornirtester Gottseligkeit lebt. Heuchelei und Scheinheiligkeit werden auf diese Weise massenhaft großgezogen. Jedermann kennt diesen Krebsschaden, aber es gibt keine Kritik, die einmal ernstlich die Sonde in diese Wunde tauchte. Auch die Partei der Independenten, welche mit etwas mehr Selbstgefälligkeit, als recht und billig ist, auf ihre Integrität zu pochen pflegt, hat in dieser Richtung ihre partie honteuse:

> „Ein ruppig Volk, mit dem sich einige Herren,
> Die sonst sehr stolz sind, ganz gemein jetzt machen."

Julius Fröbel hätte, als er vor sechzehn Jahren in seinen „Republikanern" ein dramatisches Bild des Genfer Parteitreibens im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts entwarf, das gegenwärtige Verhältniß nicht treffender zeichnen können als in den vorstehenden Worten.

So findet die Krankheit der politischen Zustände fortwährend neue Nahrung in der Krankheit der socialen Verhältnisse. Denn solche politische Zustände, wie wir sie oben geschildert, mit ihren zur Diktatur strebenden Tendenzen und ihren entfesselten Leidenschaften, sind gewiß ungesund im höchsten Grade. Vielleicht ist es wirklich ein Glück, wenn endlich die schleichende Krankheit zu einer heftigen Krise gelangt ist, wie sie der 22. August darstellt. Sagt doch selbst der Bundesrath in seiner Botschaft an die eidgenössischen Kammern, welche Ende September einen vorläufigen Beschluß über die Genfer Ereignisse und die damit zusammenhängenden Bundesmaßregeln zu fassen hatten: „Es hat vielleicht einer solchen blutigen Katastrophe bedurft, um den Abgrund zu enthüllen, an dessen Rand ungezügelte Parteileidenschaft diesen schönen Canton gebracht hat."

Freilich ist es ein Abgrund, in welchen diese Katastrophe blicken läßt, aber die Schweiz hätte wenigstens in diesem Augenblick nicht erwarten können, daß er sich öffne, so lange auch schon das Miasma in der Luft lag, und die

unterirdischen Gewalten unter dem Boden sich hatten vernehmen lassen. Genf schickte sich bekanntlich an, um die Mitte Septembers seinen halbhundertjährigen Anschluß an die Eidgenossenschaft durch ein großes Nationalfest zu feiern. Seit Monaten waren die großartigsten Vorbereitungen zu diesem Fest getroffen. Alle Welt, vom Reichsten bis zum Aermsten, hatte Alles aufgeboten, diese Tage aufs Glänzendste zu begehen, an welche sich eine zweifach frohe Erinnerung knüpfte. Riefen sie doch das Ende einer schmachvollen Fremdherrschaft in's Gedächtniß zurück, welche ja hauptsächlich wieder nur die Folge unseliger innerer Parteikämpfe gewesen war, und wiesen zugleich auf den sichern Hafen hin, in welchem das Genfer Staatsschiff seit fünfzig Jahren sichern Schutz gefunden hatte, so sehr auch noch von Zeit zu Zeit die Wogen grollen und die Stürme drohen mochten. Es war wieder einmal eine Veranlassung gegeben, bei welcher das Herz eines jeden Patrioten, gleichviel welcher politischen Meinung und Richtung er auch angehörte, sich erwärmen konnte; es war wieder einmal von einer „Genfer Familie" die Rede, welche sich zu einem und demselben Fest vereinigen wollte.

Und unter allen diesen Zurüstungen, von denen die Blätter schon seit Monaten sprachen; während bereits an den Schauläden aller Straßen der Stadt die vaterländischen Insignien der verschiedensten Art, Flaggen, Cocarden u. s. w. prangten; während der erfindungsreiche Geist der Genfer täglich tausenderlei neue Gegenstände zur patriotischen Verherrlichung der Septembertage ersann: unter all diesem scheinbar so einmüthigen, friedlichen Thun und Treiben bedurfte es nur eines einzigen, an sich unbedeutenden Ereignisses, eines Wahlsieges der einen Partei, um der andern die Waffen in die Hände zu geben, die Straßen Genfs mit Bürgerblut zu bespritzen und die wildesten Leidenschaften auf allen Seiten zu entfesseln. Wie der bitterste Hohn auf das Fest erschienen die Barricaden von St. Gervais und um das Stadthaus; wie eine Heuchelei und Unwahrheit all der Festjubel, der noch wenige Stunden vorher ertönt war; wie ein blutiger Humbug endlich die Flintenschüsse in der Rue de Chantepoulet. Die Schreckenszeit des Jahres 1794 in Genf war eine jämmerliche Caricatur des in seiner blutigen Schauerlichkeit immerhin noch großartigen Trauerspiels in Paris gewesen: der 22. August 1864 zeigte das widerliche Zerrbild einer Insurrection. Es war der Anfang eines Bürgerkriegs um eine Bagatelle, Blut ist in knabenhaftem Frevelmuth vergossen worden von einem Haufen Tollhäusler, welche die Landesverfassung zu schützen vorgaben, nachdem sie durch ihre Willkür ihre Gegner zum Aeußersten gereizt hatten. Denn das werden die Independenten bei dieser Gelegenheit vor den Radikalen immer voraushaben, daß ihre Volksversammlung auf dem Molard wie ihre spätere Sequestration der Staatsrathsmitglieder auf dem Stadthaus als Akte der Nothwehr erscheinen. Der erste Schritt war provocirt durch die willkürliche Entscheidung des Wahlbureaus, welches die Ungültigkeit eines legalen Siegs der Independenten dictirte; der zweite durch den Angriff des bewaffneten Haufens der Radikalen im Quartier St. Gervais auf den unbewaffneten Zug ihrer Gegner, welche die Wahlproklamation begleiteten. So muß jedem Unbefangenen die Sachlage so lange erscheinen, als nicht der Beweis geliefert ist, daß die Independenten, wie die Radikalen behaupten, einen Staatsstreich, eine wirkliche Revolution beabsichtigt hätten. Die bevorstehende Schlußverhandlung des eingeleiteten Processes muß darüber volles Licht verbreiten; bis jetzt ist aus der Untersuchung nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, was den Radikalen Recht zu geben schiene.

Es war kurz nach vier Uhr Nachmittags, als jene verhängnißvollen Schüsse in der Rue de Chantepoulet fielen, welche fünf Personen das Leben kosten und etwa zwölf verwunden sollten. Genf schien mehrere Stunden lang den Furien der Anarchie verfallen, und wer an jenem Tage in der schönen Lemanstadt weilte, wird schwerlich die unheimlichen Momente vergessen, welche auf das Attentat folgten. Wilde Rufe: „aux armes! aux assassins!" tönten durch die Straßen, als der flüchtige Zug der Independenten über die Rhonebrücken aus dem Quartier St. Gervais auf das linke Rhoneufer herüber eilte. Dann Todtenstille, alle Straßen der untern Stadt leer, alle Läden geschlossen. Nur die anhaltenden, langgezogenen Töne der Sturmglocken der St. Peterskirche unterbrachen das unheimliche Schweigen. Um so lauter und lebhafter ging es in der obern Stadt her, wo von den Independenten das Zeughaus geleert, die Waffen unter die Menge vertheilt und Barricaden in allen zum Stadthaus führenden Straßen errichtet wurden. Die Radikalen ihrerseits verschanzten sich im Quartier St. Gervais und sperrten alle Brücken.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Nec coelum patior, nec aquis assuevimus istis,
Terraque nescio quo non placet ipsa modo.
Nam meos amissos animus desiderat agros.
Ovid.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Karlsbad, den 10. Juli 1854. Ich bewundere mich selbst und finde, daß ich viel ausgezeichneter bin, als ich bisher geglaubt habe. Ich brauche meine Kur exemplarisch und überwinde meine angeborene Natur, um mich den Anordnungen Hochbergers zu fügen; ich trinke fünf Becher voll widerwärtigen Wassers, und außer dem, daß ich mehrere Stunden beim Trinken auf und abgehe, gehe ich auch noch zweimal des Tages bis zum Posthof. — Gestern Abend war ich sehr angenehm überrascht, Wallmoden auf der Wiese zu begegnen; er hat mir viel Herzliches an Sie aufgetragen

bereitet seyn mußte, so hat dieser Verlust mich doch sehr ergriffen. Er war eine Zierde seines Standes bei allen Schwächen, die ihm anklebten, und die er offener zur Schau trug, als es nöthig war. Aber was bedeuten diese kleinen Mängel gegen die unerschöpfliche Güte seines Herzens, auf die kein Unglücklicher je seine Hoffnung umsonst gesetzt hat! Wallmoden, dem ich die Nachricht gab, war ganz traurig und ergriffen. So geht einer nach dem andern, bis nur noch ein verbleichtes Bild übrig bleibt und endlich auch das schwindet. Man muß solche Betrachtungen nicht Herr

Mann auf dem Kriegsfuße. Bricht daher der Krieg aus und geht es uns zufällig schlecht, so können die Russen mit uns table nette machen, ehe nur ein Preuße seine Pickelhaube aufsetzt. Wenn man hier die preußische Landsmannschaft reden hört, so ist nicht Einer, von dem man etwas anderes vernimmt, als Zweifel über ihre eigene Haltung, und die Hoffnung, daß Andere ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen sollen. Die Engländer aber sind scheußlich, und mit ihnen würde man mit Wonne Krieg führen. — Den 12. sechs Uhr früh. Ich muß diesen Brief jetzt schließen, denn die Post geht um acht Uhr weg. Es ist ein furchtbares Wetter, dabei ist in dem Weltbade Karlsbad nicht einmal eine gedeckte Gehbahn für solche Wettercalamitäten.

Den 14. Juli. Das ist keine geringe Arbeit, eine solche Badekur zur Zufriedenheit des Arztes und seines eigenen Gewissens abzuthun; eine fortdauernde Quälerei durch viele Wochen und dabei nicht den Humor zu verlieren, erfordert mehr moralische Kraft, als ich mir zugetraut hätte; aber ich habe sie gefunden. Ich brauche meine Kur mit exemplarischer Pünktlichkeit, stehe täglich um sechs auf und bin Punkt sieben am Brunnen. Das schwerste ist nach Tische dem Schlafe zu entgehen, und ich wende alle möglichen Künste dagegen an. Gestern spielte ich mit P. Piquet; nach Tische gehe ich immer denselben Weg nach dem Posthof, * und dann kommen bis zehn Uhr noch Stunden, die schwer auszufüllen sind, denn in Karlsbad gibt es keinen Vereinigungspunkt, und da es, seitdem ich hier bin, immer regnet, fast keinen Platz, wo man sitzen und plaudern kann, was, wenn es nicht regnet, vor den Kaffeehäusern zu geschehen pflegt. Visiten macht und empfängt niemand von meinen Bekannten, und in die russisch-moldauische Coterie mag ich mich nicht einführen lassen, daher sind meine Unterhaltungen sehr spärlich gesät. Doch hab' ich ein Paar recht nette Cousinen hier gefunden; zwei Namensverwandte aus Schlesien, eine Frau und ein Fräulein. Sie gefallen mir beide ausnehmend gut; die verheirathete hat schöne edle Züge, scheint aber krank; sie ist blond, mager und hat prächtige Zähne; die unverheirathete ist ein hübsches Mädchen. Sie erzählten mir, daß alle Zedlitze in Schlesien in größter Eintracht leben und die Familie in allen Gliedern fest zusammenhängt. Alle Jahre kommen sie zweimal zu einer Familienversammlung zusammen, aber nicht Geschäfte halber. Alles, was Zedlitz heißt, gehört in Preußen zu den streng Conservativen; auf mich scheinen sie unbekannterweise große Stücke zu halten, nach der Art von Cultus, den diese liebenswürdigen weiblichen Familienglieder mir widmen. Conrad Zedlitz, der mich in Aussee besuchte, muß ihnen Gutes von mir erzählt haben. — Neues habe ich nichts gehört, als daß man höchsten Orts in Preußen wieder ganz russisch geworden ist, wie mir der Herr von B. im voraus gesagt hatte. In diesem Augenblick macht dieß großen Schaden, denn wenn auch der Kaiser Nicolaus sich nothgedrungen gefühlt hätte, nachzugeben, wenn ganz Deutschland gewaffnet und drohend vor ihm gestanden hätte, so wird dieß doch schwerlich der Fall seyn, wenn Preußen und Württemberg eine Separatstellung einnehmen. Die Deutschen sind nicht zu nennen, wenn man von Nationen spricht! Es thut mir weh, aber es ist nicht anders. Ich danke Gott, ein Oesterreicher zu seyn, und dann, daß ich kein Ungar, oder Italiener, oder Slave bin, sondern ein deutscher Oesterreicher.

Meine Augen bessern sich so in Karlsbad, daß ich diesen Brief ohne Brille schreibe, sonst verspüre ich keine Wirkungen des Bades, außer daß meine Knie mich kaum tragen und ich wie gerädert bin, wenn ich von meiner Promenade zurückkomme. — Den 15ten. Dennoch war ich gestern im Freundschaftssaal, worüber ganz Karlsbad erstaunt ist, das mir eine solche Unternehmung nicht zugetraut hätte. Gestern kam die Nachricht, daß die Russen von Omer Pascha geschlagen worden sind, worüber die Badecrème natürlich nicht erfreut ist. Omer Pascha ist ein Oesterreicher und heißt mit seinem heimischen Namen Lattasch. Die preußischen Zeitungen setzen das Unglaubliche in Bewegung, um die Sache zu expliciren; aber man kann eben aus Mäusedreck nicht Koriander machen. Aber ein Jammer ist es, ein Jammer für Deutschland! Ein Mann in Preußen von so fester Gesinnung wie unser Kaiser, und wir haben keinen Krieg, die Russen müssen Friede machen. — Es regnet fortwährend, und die meisten Leute sind sehr unglücklich darüber, mir ist aber diese Temperatur lieber als Hitze, und in der Hundstagstemperatur dieses heiße Wasser schlingen zu müssen, muß schon zu den ärgsten Torturen gezählt werden. Uebrigens ist die Gegend sehr schön, wenn ihr auch der großartige Charakter der Alpenwelt fehlt, und die braungraue Eger kein Aequivalent für die tiefblauen Seen, oder auch nur für die grüne Traun abgibt, so sind doch die Spaziergänge alle reizend, mit prächtigem Baumwuchs und Wiesen und Nachtigallen; deßwegen will ich aber hier doch keine Stunde

---

* Einmal sagte er einem Bekannten, in der Angst, man könnte ihn vermögen wollen, weiter zu gehen, mit wahrem Schrecken auf die Fortsetzung des Weges zeigend: „Hinter dem Posthofe ist noch etwas?"

länger bleiben, als ich muß. Schreibt mir nur recht viel von Aussee, mich interessirt jede Kleinigkeit, und B. kann mir schon einen ausführlichen Bericht darüber schreiben, wie ihr nach so langer Abwesenheit Alles gefunden habt.

Den 17. Juli. Ich bin ein wahrer Spiegel für Badegäste, und mache auch kein Atom von einem Exceß. Dennoch bin ich genau so dick, wie ich früher war; man behauptet, das komme später. Meine Verwandten sind jetzt alle abgereist. „Die Zedlitze sind ein kreuzgutes Volk," würden Sie sagen, wenn Sie meine Race genau kennten; und es würde Sie gefreut haben, zu sehen, welche Verehrung sie mir bezeigt haben, der ich gar keine Ahnung hatte, daß sie von meiner Existenz wußten; Conrad Zedlitz aber scheint gehörig ins Horn gestoßen und meinen Ruhm ausposaunt zu haben in allen Nestern von Schlesien, wo ein Zedlitz sitzt. Da er mit Gebhard Colomb in Einem Hause wohnt, so ist er ziemlich au fait von Allem was vorgeht; auch von Ihnen wissen die Cousinen viel, und halten Sie für den Inbegriff aller Vortrefflichkeit. Cousine Anna ergoß sich über M's angenehme Erscheinung und großen Verstand; ich versicherte, es sey Uebertreibung und sey nicht so arg; kurz, sie haben mich bei meinen Schwächen fassen wollen, es ist ihnen aber nicht gerathen. Als ich von ihnen Abschied nahm, standen ihnen die Thränen in den Augen.

Den 18ten. Das neue Anlehen wird wohl auch in Aussee zur Subscription kommen. Es ist ein patriotischer Aufruf an das österreichische Gefühl, und dem will ich und werdet Ihr keine Schande machen. Die Summe, die ich unterschreibe, will ich in den drei nächsten Jahren zusammensparen, und so hinterlasse ich doch, wenn ich sterbe, ein kleines Sparbüchsengeld und sterbe nicht geradezu als Proletarier. — Benedek ist ein ungeheuer interessanter Mensch, der Prototyp eines Soldaten, innen und außen blanker Stahl; General Woitschikowsky ist literarisch sehr gebildet und auch sehr guter Soldat. Heute ist zur Schikane aller ordentlichen Badegäste ein Ball, den ein paar Franzosen, Duc de Beauvais und Baron de Vichy, geben, die Niemand kennt und die Niemanden kennen, die sich aber den Leuten präsentiren lassen, um ihre Einladungen zu machen. Da läßt sich nichts machen als gehen und eine halbe Stunde bleiben; wie sehr ich diese Intermezzos liebe, wissen Sie. Der Herzog von Braunschweig hat nun auch eine Loge im Burgtheater, und ich werde nun gezwungen werden, wieder ins Theater zu gehen.

Den 19. Juli. Daß unsere gegenseitigen Briefe erst am sechsten Tage ankommen, das sey Gott geklagt und der Post! Daß Sie wieder in Aussee sind, Karl bei Ihnen, M. so viel besser, stählt mich in der Hoffnung, daß doch noch nicht alle frohen Tage für uns zu Ende sind. In Folge meines Brunnens merke ich die günstige Veränderung, daß mein Athem nicht mehr so rasselt und ein wenig freier wird, sonst hab' ich noch keinen Zoll an Umfang abgenommen. Das Bild, das Sie mir von Karl machen, ist gewiß ganz nach der Natur. Seine geistigen Kräfte, die immer sehr bedeutend waren, konnten sich auf seinen Reisen nur immer mehr entwickeln, und wenn ihm das Geheimniß der Farben aufgegangen ist, so zweifle ich nicht, daß er als Maler so bedeutend wird, wie er es in seiner Zeichnung und seinen Compositionen schon war. — Ich lasse M. sagen, daß ich bei Madame Miller im Elephanten Kind im Hause bin, daher die Karlsbader Gebäcke recht gut kenne, aber dennoch behaupte, daß sie dem Kissinger weit nachstehen; deßhalb aber keene Feindschaft nich. — Die Leidenschaft, die — zu — hat, beurtheile ich ganz wie Sie, nur nicht den Schluß derselben. Wie können Sie glauben, daß das Alles breit und ruhig wie der Rhein im Sande verrinnen wird, ohne Katarakten und Wasserstürze! Wenn eine wirkliche Leidenschaft auftritt, so wird diese wie alle andern vor ihr und nach ihr zu einer glücklichen oder unglücklichen Katastrophe führen, sonst ist es eine gewöhnliche Liebelei. — Die Brunnen in Aussee werden dieses Jahr wohl fertig werden; ich habe ein förmliches Heimweh darnach, Sie gerade in Aussee wieder zu sehen. Daß mein Bedienter viermal Ihrer Kisten wegen auf der Mauth war, schreibt mir L. Es ist ein wahrer Skandal, was auf den Kanzleien getrieben wird; die kleinen Beamten sind unerlaubt faul und die Chefs hat man nicht immer zur Disposition. — Ich bitte Sie, lassen Sie die Hühner nicht mehr frei im Hofe herum laufen, es ist sonst unmöglich, denselben nett zu halten. — Was die Politik betrifft, so zweifle ich nicht, daß wir in kurzer Zeit einen blutigen Kampf mit den Russen haben werden, Dank der Zweideutigkeit der Preußen und der Muthlosigkeit der deutschen Mittelstaaten, die jeder ausgiebigen Drohung, die nach Petersburg geschickt wurde, die Spitze abgebrochen haben; dadurch aber wird der Krieg gerade unausweichlich, dem sie entgehen wollen. Die Kreuzzeitung brachte vorgestern einen denigrirenden Artikel über unsere Finanzen, in dem Augenblicke, wo die neue Anleihe als entscheidendes Moment in dieser Finanzschlacht ins Feuer geführt wird; das thun die Alliirten und guten Freunde. Unterdessen ist eine ganz anpreisende Ankündigung dieser Finanzmaßregel in allen französischen Blättern. An politischer Bedeutung

haben die Preußen in und mehr noch außer Deutschland ungeheuer verloren und wir in demselben Grade gewonnen. Unser Kaiser ist eben ein ganzer Mann. Es ist bewunderungswerth, daß in demselben Augenblicke die große Finanzoperation gemacht wird, wo mit der Bestimmung über die Vertretung und den ständischen Beirath, der der Willkür eine Schranke setzen soll, vorgegangen wird. Die Mittel sind gegeben, jede Stimme zu hören, jedes Bedürfniß kennen zu lernen; regieren aber wird der Kaiser, und nur der Kaiser allein, nachdem jedes Kronland zu Rathe gezogen worden ist in allen Interessen, die seinen Wohlstand betreffen. Dabei ist nicht gesagt, daß in den Details nicht tausend Fehler gemacht werden, aber die Verbesserungen und die Ausmerzung der schlechten Beamten werden schon kommen, wenn nur erst das Hauptgebäude steht.

Den 21. Juli. Ohne Münch zu fragen, kann ich Ihnen sagen, daß das Album für die Kaiserin geschlossen ist, und daß Karl zu spät zurückgekehrt ist, um noch einen Beitrag liefern zu können, wie er es gewünscht hatte. — Das sag' ich Ihnen, daß mich niemand in Aussee wegen meiner Kur schikaniren darf, und ich mir alle Einmischung in meine Diät verbitte, sonst ergreife ich die Flucht und ziehe in ein Freiheitsland, wo der Mensch nicht zum Sklaven des Polizeistaats entwürdigt wird. Das ginge mir ab, daß ich keine Butter essen sollte! — Ihre Berichtigung, daß es die Tochter der Herodias und nicht die des Herodes ist, die den Johannes enthaupten läßt, wird den Erzherzog sehr amüsiren; hätten Sie ihm nur geschrieben, er solle nur im israelitischen Almanac de Gotha nachschlagen. — Briefe vom 18ten aus Preußen sagen, daß das Berliner Kabinet durch Manteuffel, der am 7ten in Wien angekommen ist, die Erklärung habe abgeben lassen, daß es mit den aus Petersburg durch Gortschakoff überbrachten Auffassungen vollständig einverstanden sey und sie durchaus genügend finde, wodurch der casus foederis mithin als nicht mehr vorhanden und das Schutz- und Trutzbündniß als zwecklos zu betrachten, indem die Sache nun zwischen Preußen und Oesterreich zu regeln sey. Natürlich ist in Wien die größte Entrüstung im Publikum, aber auch hier sind die Preußen beschämt, und ein Preuße von großem Gewicht sagte mir selbst, obwohl er wette, daß nach vier Wochen auch diese Erklärungen Null seyn würden und sie zurückgenommen werden müßten, so gestehe er doch, daß sie eine Schmach wären. Was aber an der Sache am schwersten ins Gewicht fällt, ist, daß Preußen seine Sache in dem Augenblicke von der unsrigen trennt, wo man in Frankfurt auf eine einmüthige, wenn auch verspätete deutsche Erhebung rechnete, wo die Bamberger Ungeschicklichkeit gut gemacht werden sollte, wo bei uns, auf das neu erweckte Vertrauen fußend, ein großer Theil des Gelingens des neuen Anleihens darauf basirt war. Der Kaiser hat augenblicklich erklärt, fest und unverbrüchlich bei seinen Verbindlichkeiten zu stehen mit oder ohne Preußen, mit oder ohne Deutschland. Um der deutschen Bamberger Staaten sicher zu seyn und sie wieder in die russische Richtung zu treiben, ist zum Ueberfluß eine persönliche Zusammenkunft zwischen dem König von Preußen und dem König Max in München für den 25. Juli anberaumt — ist das deutsch? und dann spricht man von Einheit! Man muß wahnsinnig seyn, um daran zu glauben. Genug Politik für heute! Vielleicht, bis der Brief ankommt, ist nichts mehr wahr davon und Alles anders. Ich bin nicht entmuthigt, denn ich sehe Oesterreich kräftig und entschlossen, das Andere mag kommen. Das Anleihen geht nach Erwarten und über Erwarten; und nun Gott mit uns Allen!

Den 22. Juli. Ich bin noch ganz eben so dick, wie ich war, wüßte auch nicht, durch welche körperliche Evolution ich magerer werden sollte, da auch auf diesem Felde der Marktbrunnen sich bisher durch keinerlei verstärkte Dringlichkeit bemerkbar macht. (Ich hoffe, Sie lesen diese meisterhafte Umschreibung nicht ohne gehörige Würdigung). Ich thue übrigens kein Jota gegen die Vorschriften, obgleich diese eine Masse Dinge im Allgemeinen verbieten, was für die Einzelnen Unsinn ist. So kümmert sich Graf Münch, den Karlsbad wunderbar erhält und verjüngt, gar nichts darum, lebt, wie ein mäßiger Mann zu Hause lebt, ißt seine Forellen mit Butter, während wir Strohköpfe sie trocken essen, trinkt auch durchaus nicht mehr als sechs Gläser, während es hier Leute gibt, die sich etwas zu gute darauf thun, es auf zwölf Gläser gebracht zu haben. Ich könnte es machen wie Graf Münch, aber ich thue es nicht, damit, wenn ich zu Hause komme, das schnippische Mädel, die M., mir nicht sagen kann: „Zedlitz, Sie haben Karlsbad eben nicht ordentlich gebraucht!“ O Mama, ich werde fürchterlich seyn, wenn ich nach Aussee komme und es wollte sich jemand unterfangen, mir auf's Neue die hiesigen Zwangseisen anzulegen! — Ich habe hier die Bekanntschaft des früheren preußischen Ministers Schleinitz gemacht, eines Bruders des braunschweigischen und desselben, dessen M. Fl. oft erwähnte; wenigstens war er zwei Jahre in Kopenhagen, und sieht auch ganz wie jemand aus, der jungen Personen und jetzt älteren gefallen konnte. Er hat ein angenehmes Äußere und ist geistreich. Auch ein anderer preußischer Diplomat,

und Alles anders. Ich bin nicht [illegible]
[illegible] sehe Oesterreich kräftig und entschlossen, [illegible]
[illegible] kommen. Das Anleihen geht [illegible]
[illegible] über Erwarten; und [illegible]

[illegible] 22. Juli. Ich bin noch ganz [illegible]
[illegible], wüßte auch nicht, [illegible]
[illegible] ich magerer werden sollte, [illegible]
[illegible] der Marktbrunnen sich bisher [illegible]
[illegible] Dringlichkeit bemerkbar macht. [illegible]
[illegible] diese meisterhafte [illegible]
[illegible] Würdigung). Ich thue übrigens [illegible]
[illegible] die Vorschriften, obgleich [illegible]
[illegible] im Allgemeinen verbieten, [illegible]
[illegible] ist. So [illegible] sich Graf [illegible]
[illegible] wunderbar erhält und verjüngt, [illegible]
[illegible] lebt, wie ein mäßiger Mann [illegible]
[illegible] Forellen mit Butter, während [illegible]
[illegible] essen, trinkt auch durchaus nicht [illegible]

jubeln und jauchzen. Inzwischen stehen mit Ende Juli 200,000 Mann schlagfertig in Galizien, und dürften den Russen gewachsen seyn. Die Anleihe geht grandios. In der letzten Kreuzzeitung war ein infamer Artikel über die Bettelhaftigkeit der österreichischen Finanzen. Nun stehen Liechtenstein mit 2,400,000 fl., Esterhazy mit 2,300,000 fl., die Schwarzenberge, die Lobkowitze, die Dietrichstein, und außerdem vielleicht zwanzig Personen mit einer Million auf der Subscriptionsliste; das mögen die Junker der Kreuzzeitung in Berlin versuchen. — Meine Reise ist für den 5. August festgesetzt, und ich hoffe meinen nöthigen Aufenthalt in Wien so einzurichten, daß ich am 15. in Aussee eintreffe. Gestern war ich eine Stunde beim Grafen Münch, dem man vielen Verstand nicht absprechen kann; ein politisches Programm zu machen, ist er vielleicht nicht der Mann, aber kaum mag es einen gewandteren geben, um eines auszuführen. Es ist heute kein Brief von Ihnen gekommen! Da kann Karlsbad nicht helfen, wenn mir alle meine Nothwendigkeiten entzogen werden.

Den 25. Juli. Gestern war ich, ungeachtet die [illegible]

[illegible] sind die Sachen, wie sie sind. Glauben Sie etwa, daß ich unsere Revolutionärs in Schutz nehme? oder daß wir vielleicht keine haben? — Daß die Zedlitze in Preußen fanatische Protestanten sind, hab' ich gehört, aber das liegt im Blut. Ich bin auch fanatischer Katholik, und wie ich nach Aussee komme, werd' ich Sie bekehren! — Die Romanze aus des Erzherzogs Manuscript ist sehr hübsch. — Ich habe einen Brief aus Braunschweig von Minister Schleinitz, der fürchterlich über Preußen lamentirt, das Ansehen Manteuffels sey ganz gesunken und die Kreuzzeitung regiere den König durchaus; man habe erklärt, nie und nimmermehr einen Schuß gegen Rußland zu thun. Nur der Prinz von Preußen soll die allgemeine politische Ansicht nicht theilen. — Blüht denn nicht Eine Tuberose, von den dreißig Zwiebeln, die ich voriges Jahr geschickt habe? Artischocken also haben Sie in Menge. Ich erfahre eben, daß ein alter Jugendfreund von mir ein Mädchen heirathet, das schon 28 Jahre alt ist, während er erst 70 zählt; es ist auch gar kein Geldinteresse dabei; [illegible] die Welt [illegible]

und S. nur die laufenden Geschäfte für mich besorgt. So bedürfen z. B. die Geschäfte mit dem Nuntius meiner eigenen Intercession. — Sie sagen immer, ich thue den Preußen unrecht; lesen Sie, was man in .... von ihnen sagt! Dort hält man sie zu allem fähig, um zum Zwecke zu gelangen, nur oft zum Glücke zu ungeschickt. Jetzt wird in München eine große Kabale in's Werk gesetzt, zu deren Ausführung der König von Württemberg sich dort eingefunden hat, und die Maulaffen in den Journalen glauben, er sey der Ausstellung wegen gekommen. Das Berliner Ministerium hat einem dortigen Geschäftsträger ganz offen erklärt, es sey ihm lieber, mit den Westmächten als mit Rußland zu zerfallen, und wenn Oesterreich mit ihnen gehen wolle, so möge es; Deutschland würde sich aber an Preußen anschließen und nicht an einem Kriege Theil nehmen, der es nicht angehe. Das dürfte nun zwar nicht ganz der Fall seyn, aber Sie können sich vorstellen, welche fatale Diversion das für den Augenblick machen muß. Der König ist ein gutmüthiger Herr, aber denen, die um ihn sind, kommt es gar nicht darauf an, eine Sache laut zu erklären und gerade das Gegentheil zu thun. — Daß Sie mir endlich einmal etwas vom Garten erzählen, freut mich. Daß die Bogen am Fahrwege wie Leiern oder Harfen mit Blumensaiten überzogen aussehen, beweist nur, daß Johann meine Anordnungen ausgeführt hat: das sollen sie. Mich freut es, daß Ihr zum Anlehen eine hübsche Summe gezeichnet habt. Die vierblätterigen Kleeblätter habe ich Ihnen geschickt, damit sie Glück bringen sollen. Stellen Sie sich vor, daß ich mich acht Tage vor meiner Abreise auf der Post um einen Separatwagen gemeldet habe und die Antwort bekam, man könne mir einen solchen nicht mit Gewißheit zusagen. Das ist denn doch eine schmähliche Einrichtung, über die man Spektakel machen muß; ich habe nur jetzt gar keine Stimmung zu einer Arbeit irgend einer Art, und wenn ein solcher Aufsatz nicht sanglant witzig ist, so macht er keinen Effekt auf das verstockte Kanzleivolk. — Münch-Halm kann man schon die Rippen zählen, so furchtbar rennt er herum und kasteit sich. Von mir behaupten die Leute, ich sey elastischer geworden, ich kann aber nicht sagen wo; ich bücke mich eben so schwer wie sonst, und rassele, daß es eine Lust ist, bin aber beweglicher. Wenn's nur anhält und nicht wieder verschwindet, wenn kein Marktbrunnen mehr hinter die Cravatte fließt! Beckmann meint, Markobrunner thue es auch. — Die Nachrichten von Wien sind nicht erfreulich: die Revolution in Spanien kann eine äußerst wichtige Diversion machen, während die revolutionären Versuche in Parma und sonst in Italien für sich allein von keiner Bedeutung wären.

Den 4. August. Gegenwärtiges Briefel meldet, daß ich morgen, den 5ten, hier abreise, im Ganzen ein wenig besser, als ich gekommen bin. Ein Weiteres beizufügen verbieten mir die Geschäfte und eine wehe Nase, die sich nicht geben will und in ihrer Opposition beharrt, so daß sie doch noch amputirt wird werden müssen, wenn sie's noch lange so fortmacht. — Gestern feierten die anwesenden Preußen den Geburtstag des verstorbenen Königs mit einem Festessen auf dem Posthofe. Daß man zum Gedächtniß Verstorbener Trauerandachten hält, hab' ich schon gehört, daß man aber zu diesem Ende Champagner trinkt, ist mir neu.

(Fortsetzung folgt.)

Virgil und Horaz.

(Fortsetzung.)

Die Seele Homers ist ganz in seiner Dichtung aufgegangen, seine Persönlichkeit aber hinter das Werk zurückgetreten, das dadurch die höchste Objectivität erreicht und wie ein schönes eigenlebendiges Naturgebilde sich vor uns entfaltet; der Kunstdichter Virgil bleibt aber selbst im Vordergrund innerhalb seiner Erzählung; denn er steht in der Gegenwart, für die er die Vergangenheit heraufbeschwört, nicht inmitten der Zeit, die er besingt; er überblickt die ganze Geschichte seines Volks und spiegelt sie in seinem Werk, und so gelingt es ihm, erfüllt von vaterländischer Gesinnung, ein Nationalgedicht zu schaffen. Er behandelt die Anfänge mit beständiger Rücksicht auf die kommende Entwicklung, die er bald durch Weissagungen und Göttersprüche,

bald durch Visionen andeutet. Aechter Römergeist beseelt den Dichter und durchdringt das Werk; Waffen besingt er und den Mann, der gottesfürchtig und muthig zugleich die saure Arbeit beginnt, den römischen Staat zu gründen.

Aeneas, der aus der Fremde kommt und die hellenische Sagenwelt mit sich bringt, der er ursprünglich angehört, erscheint dabei wie der Repräsentant des Griechenthums und seiner Bildung; wie sie findet er in Italien hier willfährige Aufnahme, dort Widerstand; aber es ist der Wille der Geschichte, daß die römische Weltkultur aus dieser Verbindung mit griechischer Kunst und Wissenschaft mit dem Altheimischen hervorgehe, wobei der lateinische Name, die lateinische Sprache erhalten bleiben. So versöhnt sich auch Juno, indem sie zu Jupiter sagt:

Laß für Latium mich, für die Hoheit der Deinigen flehen,
Laß nicht den heimischen Stamm der Latiner den eignen Namen
Aendern, in Troer sich nicht umwandeln, Teukrer sich nennen,
Oder die Sprache vertauschen das Volk und der Tracht sich entäußern.
Latium leb' und das Königsgeschlecht der Albaner und Romas
Stamm Jahrhunderte durch in der Kraft italischer Tugend.

Und Zeus erklärt, daß die Fremden zu Latinern werden, deren Sitten und Gesetze annehmen sollen. — Nicht bloß, daß die beständige Hindeutung auf Cäsar und Augustus, die Nachkommen des Aeneas, das ganze Gedicht durchklingt, auch auf jene Mitte der römischen Geschichte, auf den Kampf mit Carthago werden wir durch den Besuch des Aeneas bei Dido und durch seine Trennung von ihr hingewiesen, und der Römer gedachte Hannibals, wenn die Königin sterbend rief:

Doch ihr, Tyrer, verfolgt des Aeneas Geschlecht und den Nachwuchs
Ewig mit Haß! Ihn sollt statt andrer Gaben ihr meiner Asche noch weih'n; nicht Liebe noch Bund sey zwischen den Völkern!
Mög' aus meinem Gebein sich einst ein Rächer erheben,
Der mit Feuer und Schwert die dardanischen Pflanzer verfolge
Jetzt und dereinst und zu jeglicher Zeit, wenn die Macht es gestattet!
Möge sich Strand mit Strand, so fleh' ich, Woge mit Woge,
Heer sich befehden mit Heer, sie selbst und die spätesten Enkel!

Aeneas steigt hinab in die Unterwelt zum Vater Anchises und dieser zeigt ihm die Seelen der großen Männer, die einst als Römer sollen geboren werden, bis zu jenem edlen frühverstorbenen Marcellus, den der Oheim Augustus zum Nachfolger bestimmt hatte, und zu dessen Leichenfeier, wie sie damals der Dichter erlebt hatte, hier Anchises auffordert:

— Bringt Lilien ihm mit gefüllten
Händen! Ich streu' auf den Weg ihm Purpurblumen, des Enkels
Geist durch schwaches Geschenk zu erfreun und der nichtigen Gabe
Pflicht zu erfüllen!

Auf dem Schild, den Vulkan für Aeneas schmiedet, sind Großthaten der Römer aus der Zeit der Könige und der Republik abgebildet, welche alle am Rand die Darstellung der Schlacht bei Actium einrahmt. So weiß Virgil den Herzensantheil der Gegenwart zu gewinnen, indem er alles in ihr Licht rückt. Aber er schlingt nicht bloß die verbindenden Fäden zwischen ihr und der Vorzeit durch sein Werk, sondern er macht auch seine Subjektivität dadurch geltend, daß er fortwährend seine Bewunderung oder sein Erschaudern über das Dargestellte ausdrückt, und seine Betrachtungen nicht den Handelnden oder Zuschauenden in den Mund legt, sondern selber ausruft:

Menschliches Herz, des Geschicks unkundig und kommender Zeiten,
Ohne Bedacht und Maß, voll Trotz in Tagen des Glückes!

Damit hängt zusammen, daß er großrednerisch alles ins Ungeheure zu steigern sucht, daß er die Männer wie die Thaten gern riesig nennt und dadurch zu einer gemachten Erhabenheit kommt, von der zum Lächerlichen nur ein Schritt ist; bekanntlich hat sie auch die Parodie herausgefordert. Seine Stimmung ist eine pathetische wie bei Tasso, weit entfernt von der Ironie, mit welcher ein Ariost in gleichfalls vorgeschrittener Zeit die Uebertreibungen der Sage behandelt, ja leider auch ohne die naturfrohe Heiterkeit, mit welcher die dichterische Phantasie die Schwere der Realität in ihr Spiel verwandelt; die römische Gravität, der feierliche Ernst Virgils gewährt dem Scherze keinen Raum, keinen Raum einem milden Lächeln über das Thun und Treiben der Menschen, wie es um die Lippen Homers oder Goethes spielt.

Das doppelte Vorbild der Ilias und Odyssee will Virgil in seiner Aeneide vereinigen, dieser in der ersten, jener in der zweiten Hälfte für Rom ein ebenbürtiges

Werk bereiten. So zeigt er uns seinen Helden im Sturm auf dem Meer und führt ihn nach Carthago, wo wir aus seinem Munde wie von Odysseus selbst bei den Phäaken seine Geschichte erzählen hören. Die Schilderung von Trojas Fall und Brand ist meisterhaft, aber die übrigen Fahrten und Abenteuer des Aeneas entbehren der Originalität, und was wir in der Odyssee miterleben, wie die Blendung Polyphems, das Lied der Sirenen und die Fahrt mitten hindurch zwischen der Brandung der Charybdis und dem Felsen der Scylla, das wird hier nur von Hörensagen berichtet.

Dagegen bricht das romantische Element, das wir bereits bei Apollonius von Rhodos aufkeimen sahen, zu voller Blüthe in Didos unglücklicher Liebe und freiwilligem Tod hervor, und der Dichter bewährt sich hier als herzenskundiger Seelenmaler. Der Gang in die Unterwelt führt den Aeneas in das Innere derselben hinab, während zu Odysseus die Schatten aus der Tiefe heranschweben. Aeneas bricht den goldenen Zweig im Hain am Avernersee, dem sich die Pforte des Orkus öffnet. Dessen Schwelle umlagern mit den mythischen Ungeheuern der Gorgonen und Harpyien auch die allegorischen Gestalten der Sorge, des Hungers, der Zwietracht, sammt Schlaf und Tod. Charon führt ihn über den Acheron und Aeneas kommt zuvörderst auf einen Vorraum, wo die Kinderseelen wie die im Kriege gefallenen verweilen, und im Myrthengebüsch, den Dolch im Herzen, die unglücklich Liebenden. Dann scheiden sich die Pfade zu Tartarus und Elysium. Die Seligen wohnen bei Pluton und Proserpina, aber in der Tiefe, vom Gluthstrom Phlegethons umkreist, steht die Burg des Höllenrichters, und von ihr aus geht es in den Abgrund, wo die Verbrecher büßen, während die Seligen unter lichtstrahlendem Himmel ewigen Frühlings froh einer beglückenden Ruhe oder geistigen Thätigkeit genießen. Für die Folgezeit, namentlich für Dante, ist diese Darstellung wichtig geworden; Virgil hat in ihr die Ahnungen des eigenen Gemüths mit den Bildern und Ansichten des gesammten Alterthums verwoben.

Indem wir den Boden Latiums betreten, entsagen wir dem Reiz und Reichthum der griechischen Mythen; der Dichter fand hier nur dürftige heimische Sagen vor; aber dafür studirte er die vaterländischen Alterthümer, und die Anschauungen, die er von der Natur wie der Sitte gewonnen, verstand er so geschickt und vielfach in seine Dichtung zu verweben, daß Niebuhr ihr gerade deßhalb seine liebevolle Anerkennung zollte. Es fehlen die durch die Ueberlieferung und den Volksgesang gefestteten Charaktere, die bereits zu idealer Bedeutung ausgebildeten Begebenheiten; aber zu dem Wenigen, was er vorfand, brachte der Dichter sein großes Organisationstalent, und wußte es im Einzelnen nach dem Muster der Ilias auszufüllen. Der König Latinus ist dem Ankömmlinge günstig und möchte ihm die eigene Tochter Lavinia geben, aber die Königin hat sie bereits dem Rutulerführer Turnus verlobt, und dieser steht damit nicht nur als Kämpfer gegen die fremden Eindringlinge, sondern es kommt hiedurch auch wieder das Motiv der Liebe in die Dichtung, ohne indeß so weit ausgeführt zu werden wie in der ersten Hälfte. Aeneas begibt sich hilfesuchend zu Evander, der sich dort angesiedelt, wo später Rom stehen wird, und während er dessen Sohn Pallas sammt einem Heere zu Genossen erhält, ist Turnus in das troische Lager eingedrungen. Zwei Jünglinge, Nisus und Euryalus, deren Schönheit, Seelenadel und Freundschaft schon früher bei Wettkampfspielen hervorgetreten war, machen sich auf, um dem Aeneas Kunde zu bringen; ihr Tod bildet eine rührende Episode, in der sich wieder das sinnige Gemüth Virgils glänzend bewährt. Ein neues romantisches Element ist die amazonenhafte Camilla und ihr Heldentod. Der jugendliche Pallas fällt durch Turnus Hand, nachdem er das Wort des Herkules vernommen:

Fest steht jedem sein Tag, und des Daseyns Zeit ist für alle
Unwiederbringlich und kurz; doch durch Thaten den Ruhm zu verlängern,
Das ist der Tugend vergönnt.

Damit hat Aeneas den Freund zu rächen, wie Achilleus den Patroklos, und es kann nicht eher Friede werden, als bis er mit Turnus den Zweikampf bestanden hat. Dieser erkennt sein Verhängniß, aber er will lieber sterben als die Stadt den Fremden überlassen, als feiglich fliehen.

Ist solch schreckliches Loos denn der Tod? Seyd ihr mir, o Manen,
Gnädig, da von mir ab sich der Himmlischen Wille gewendet!
Zu euch steig' ich hinab als heiliger Geist, der von schwerer
Schuld nichts weiß, und nie unwerth der erhabenen Ahnen.

Mit dem Sieg des Aeneas über Turnus endigt das Gedicht; es ist hinreichend angedeutet, daß nun Aeneas sich mit Lavinia vermählen und im Frieden mit den Latinern leben wird, und das Volksepos, wie die Ilias des aus dem Vollen des allbekannten Sagen-

stroms schöpft, mochte mit Hektors Bestattung schließen, aber der Kunstdichter, der seine Leser mit der Sache erst vertraut macht, hat die Aufgabe, das Ganze zum Abschluß zu bringen, wie ja selbst in der Odyssee nach dem Strafgericht über die Freier noch der Friedensschluß mit dem Volk hinzugefügt wird. Virgil hat die Aeneide unvollendet hinterlassen; wir brauchen dieß nicht bloß darauf zu beziehen, daß 58 Hexameter unfertig geblieben, oder daß, wie Hertzberg nachgewiesen, das Werk manche Lücke zeigt und hin und wieder eine vorläufige Stütze, die zur Hinwegnahme nach der Vollendung des Ganzen bestimmt war; wir dürfen auch glauben, daß noch einige Gesänge alles zum anschaulichen und harmonischen Ziele führen sollten, wiewohl dasselbe hinlänglich vorbereitet und zum voraus bezeichnet ist, so daß die Aeneide in der jetzigen Gestalt gerade nicht den Eindruck des Bruchstücks macht.

Virgil wurde nicht bloß maßgebend für seine Zeit und die nachfolgenden Dichtergeschlechter, sondern seine Werke wurden sofort auch Schulbuch und Grundlage der Jugendbildung im ganzen Reich. Schon im ersten Jahrhundert begann man aus seinen Versen und Halbversen eigene Gedichte, Centonen, zusammenzuflicken. Auch ein Augustus schämte sich der Thränen nicht, die er über Dido geweint, und die sittliche Reinheit in den Virgilischen Dichtungen empfahl ihn für den Unterricht in der christlichen Zeit, welche die vierte Ecloge für eine Verkündigung des Messias nahm und die Sibyllen im Heidenthum den Propheten des Judenthums zur Seite stellte; in einer mittelalterlichen Hymne auf Paulus den Heidenapostel heißt es:

Ad Maronis mausoleum
Ductus fudit super eum
Piaerorum lacrimae.
Quem te, inquit, revidissem,
Si te vivum invenissem,
Poëtarum maxime!

Die Erhebung Virgils zum Messiasboten, sagt Creizenach in einer lichtvollen Auseinandersetzung der Geschichte des Dichters im Mittelalter, diente am Anfang dieser Periode zur Versöhnung mit den classischen Studien, am Ausgang zum sinnbildlichen Zierrath einer fertigen Weltansicht. Unter den Carolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß er einer frohen, klaren Verehrung und bot Styl und Muster, um heimische Sagenstoffe lateinisch zu behandeln, wie der Waltharius beweist. Auch die geist- und kraftvolle lateinische Lyrik des Mittelalters hat häufige Anklänge an ihn. Die höfische Dichtung der Zeit der Kreuzzüge fand in der Aeneide die Grundlage des ritterlichen Epos, kriegerische Abenteuer, Wanderfahrten, Liebesgeschichten. Solche romantische Elemente ergriff Benoit in Frankreich und nach ihm Heinrich von Veldeke in Deutschland; das große staatliche Lebensziel des Helden verschwand, die Herzensangelegenheiten wurden im Geiste der Minnedichtung weiter ausgeführt, und diese Aeneiden wurden tonangebend. Aber noch größer wurde Virgils Bedeutung, da man ihn als Sänger des römischen Weltreichs auffaßte (der vierten Monarchie nach Daniels Gesichten), dessen Fortsetzung man im christlich germanischen Kaiserthum sah, so daß bei ihm das weltliche Schwert war, während der Papst das geistliche führte. In diesem Sinn ließ Dante sich von Virgil durch das Chaos irdischer Bestrebungen in der Hölle und am Berg der Reinigung geleiten, und nannte ihn nicht bloß seinen Meister im Gesange, sondern machte ihn zum Vertreter der menschlichen Weisheit, der Vernunft im weltlichen Leben, während die geliebte Beatrice, die Seele in religiöser Verklärung, in der göttlichen Komödie die Pforten des Himmels öffnet und für die geistigen Geheimnisse des seligen Lebens, des Christenthums die Weihe gibt.

Dabei bediente man sich der Gedichte Virgils wie der Bibel, um sie aufzuschlagen und aus dem zuerst in das Auge fallenden Vers seinen Orakelspruch zu gewinnen; der Seher ward im Volksmund zum Zauberer, und von Neapel aus, wo er am Pausilipp begraben liegt, ward der Dichter ein Held der Sage, der allerhand Wunderdinge zum Wohle der Stadt wie zum Bestand des römischen Reichs vollbringt; ja er muß mit Aristoteles zum Zeugniß dienen, daß Weisheit nicht vor Thorheit und Bethörung durch die Frauen schützt, wenn ihn die Kaisertochter, die er liebt, zwar im Korbe emporzieht, aber auch hoch in der Luft hängen läßt bis an den lichten Tag, während den Philosophen die schöne Phyllis aufzäumt und zu ihrem Reitpferde macht. Gegen diese Phantastereien erhob sich dann von neuem die Verehrung des Dichters bei der Wiederbelebung der Alterthumsstudien; sie stellte ihn dem Homer zur Seite, er ward das Vorbild des romanischen Kunstepos von Tasso und Camoens; aber auch auf die religiös epische Dichtung der Germanen, auf Milton und Klopstock, war er von Einfluß; der jugendliche Shakespeare übte sich in seinem Styl, der jugendliche Schiller gab mehreren seiner Gesänge ein modernes Gewand. Erst die Erkenntniß des epischen Volksgesangs bei den Griechen, Germanen, Indiern hat uns den richtigen Maßstab seiner Würdigung in die Hand gegeben. Nur Platen und Aristoteles sind

in ähnlicher Weise wie er in ununterbrochener Wirksamkeit geblieben, doch auch sie Jahrhunderte lang nur in der Ueberlieferung der Kirchenväter oder in Uebersetzungen, während Virgil seine eigenthümliche Gestalt bewahrte und als Meister der Form gerade durch sie seine Bedeutung hat.

(Schluß folgt.)

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin ist heute ausgefahren. Ich sah aus der Ferne zu, wie sie in den Wagen stieg. Trotz ihres Schleiers glaubte ich die entsetzlichen Verheerungen, welche der Schmerz und die Nachtwachen in ihren Zügen angerichtet haben, deutlich zu erkennen. Wenn ich näher gestanden hätte, wäre ich, fürcht' ich, auf sie zugestürzt, um ihr die Hand zu drücken. Sie muß Unaussprechliches gelitten haben, und wer weiß unter welchem Druck innerster Vereinsamung! So viel ich, ohne durch Fragen den Leuten lästig zu werden, beobachten kann, ist sie leider nirgends beliebt. Vom Fürsten hört man unversehens Gutes und Lobenswerthes, wo immer man hinhorcht; geschieht dagegen der Fürstin Erwähnung, so stockt das Gespräch, und es ist, als hätte man einen Stein in einen Froschteich geworfen. Das Beste, was ihr nachgesagt wird, ist Frömmigkeit und Jugend, das eine freilich nicht ohne einen Seitenhieb auf den Prior der N—r Abtei, das andere mit der leicht errathbaren Nebenbedeutung, daß man ihr wohl manches weniger scharf anrechnen dürfe, als wenn sie schon zu vernünftigen Jahren gekommen wäre. Mein Gefühl für die Arme ist durch ihren heutigen Anblick zu einer solchen Höhe des Mitleidens gesteigert worden, daß ich jede andere Regung darüber aus den Augen verloren habe.

Eines steht aber jetzt so ziemlich fest: ich selber habe mit diesem ganzen düstern Familiengeheimniß keinerlei Zusammenhang. Was sich drüben in der Krankenstube abspinnt, führt sich auf Lebenskreise zurück, die weit jenseits meiner Gesichtsgrenze liegen. Hier stehe ich aber auch schon an der Grenze meiner Vermuthungen, denn immer mehr verflüchtigt sich das bunte Traumgespinnst, in welches meine Phantasie ihr Bild verwob. Als ich vor wenigen Wochen die Fürstin zum erstenmal sah, berauschte mich ihre Erscheinung so mächtig, daß von einem Beobachten meinerseits keine Rede seyn konnte. Sie hatte möglicherweise schon damals an ihrer natürlichen Lebendigkeit und kindlichen Munterkeit Einbuße gelitten; aber da ich weder wußte, daß sie bereits drei oder vier Jahre verheirathet sey, noch welche gesellschaftliche Stellung sie überhaupt inne habe, entzündete meine Begeisterung sich sorglos an ihrer Schönheit und an dem Herzgewinnenden ihres ganzen Wesens, und die Gespenster, die ihre einsamen Stunden vielleicht damals schon umschwebten, blieben mir verhüllt. Seitdem habe ich sie nur unter Verhältnissen gesehen, die jedes klügelnde Ausspähen verbieten. Ich weiß, daß ein furchtbares Verhängniß über sie hereingebrochen ist; ob mit oder ohne ihre Schuld, ob erst jetzt, in diesen letzten Wochen, oder nach einer Zwischenzeit eingelullter Sorgen, der Himmel mag es wissen!

Auf seinem Morgenspaziergange hat der Graf heute nach mir gefragt, und da ich gerade im Flußbade war, ist mir nachträglich durch den Castellan die Bestellung ausgerichtet worden, der Herr Graf wünsche irgend etwas von mir in Oelfarbe gemalt zu sehen; er werde mir ein paar Modelle senden und lasse mich bitten, eines derselben in Viertellebensgröße flüchtig zu porträtiren. Mein erster Gedanke beim Vernehmen dieser Botschaft war ein wenig erbaulicher: ich soll, wenn der Fürst aus dem Leben geschieden seyn wird, sein Bild malen, und der Graf will sich bei Zeiten die Gewißheit verschaffen, ob meine Hand für solchen Zweck rasch genug ist. Ich glaube nicht, daß ich, bei aller innigen Dienstwilligkeit für den alten Herrn, für dieses Geschäft tauglich seyn würde.

Beim weiteren Nachdenken habe ich mir dieses plötzliche Zurückkehren zu seinen sonstigen Liebhabereien

… hier zu Lande der Brauch mit sich zu bringen scheint, übrigens malerisch wie immer, wenn auch für meine Morgenstimmung eigentlich nicht frisch und reinlich genug. Als zweites Modell folgte ein großes, etwas hageres Mädchen, mit einem grell rothen Tuch um den Kopf, sehr saubern Aermeln, einer frisch gebügelten weißen Schürze, einer schwarzen, viel zu weiten Tuchjacke, einem ebenfalls auf größere Brustbreite berechneten, bunt gestickten Busenlatz von flaschengrüner Seide und endlich einem, um mindestens zwei Handbreit zu kurzen Rock aus grasgrüncarrirtem wollenen Zeuge.

Ich ließ mich, da dieser Aufzug über die Maßen unmalerisch war, mit der zuletzt Eingetretenen nicht weiter ein, erklärte der Mirzel, daß ich nicht mehr als Ein Modell zur Zeit brauchen könne, daß sie bleiben und der andern bedeuten möge, wenn sie nicht etwa zum Zusehen bleiben wolle, so könne sie wieder gehen. Gleichzeitig griff ich in die Tasche, um die so Abgewiesene nicht ganz vergeblich bemüht zu haben, wobei ich mich allerdings zu meiner Verlegenheit erinnern mußte, daß mein letztes Geldstück bereits neulich ausgegeben worden war. Glücklicherweise verrieth sich indessen schon im selben Augenblick der Streich, den mir die beiden gespielt hatten. Das große, hagere Mädchen war keine andere als des Gärtners Kati, die

… Fürstin und ihren Gemahl betreffen. Ohne Zweifel setzte der Graf schon neulich voraus, daß manches dieser Art zu meinen Ohren gedrungen sey; daher denn seine halben Vertraulichkeiten, die vielleicht zu Fragen meinerseits den Anstoß geben sollten, und denen gegenüber ich eine so ungeschickte Zurückhaltung beobachtete.

Die heutige Unterhaltung selbst führte, wie damals auf der Heimfahrt vom Markte, die Mirzel so ziemlich allein, und ich bequemte mich dießmal zu der verdrossen dreinschauenden Rolle des schmauchenden Müllerknechts. Kati redete wohl bisweilen zwischen dem Fliegenfangen ein Wort hinein, aber meist ein ganz kurzes, das nicht einmal immer in den Sinn hinein paßte, so daß es den Anschein hatte, als sey sie mit ihren Gedanken die längere Zeit auf der Reise und meine sich nur hin und wieder in Erinnerung bringen zu müssen. Auffallend war mir dabei, daß sich ihr heute allerdings ohnehin ziemlich unwirscher Ton auf das, was sie über die Fürstin sagte, mit großer Härte übertrug, und daß die wenigen Aeußerungen, die sie that — ohne Zweifel freilich nur das Echo des zu Hause Vernommenen — viel herber lauteten als selbst Mirzels Reden. Zuletzt war mir, trotz der immer begütigenden und Alles leicht nehmenden Art der Mirzel, ein so wüstes Durcheinander von ungesunden Eindrücken in die Seele hineindestillirt worden, daß ich, als ich wieder allein

gefürstet wurde er erst später — sie heimführte. Er feierte die Hochzeit mit großem Aufwande und es scheint so ziemlich Alles, was auf den höchsten Leitersprossen des Staates steht, dabei vertreten gewesen zu seyn. Hier beginnt schon das erste unheimliche Vorgefühl des Volks: der Bräutigam hatte mehr als zweimal das Alter seiner Braut, während seine erste Frau ihm an Jahren voraus gewesen war. Man hatte die frühere Herrin nicht geliebt; jetzt, dem halben Kinde gegenüber, gewann ihr Andenken plötzlich eine Menge vortheilhafter Züge; sie war geizig gewesen, aber wer anders als sie hatte auch die Kosten des glänzenden Schloßlebens zu bestreiten gehabt? unzugänglich, oft barsch, aber wie Mancher hatte sie auch wohl mit zudringlichen Anliegen belästigt! weder hübsch, noch gut gelaunt, aber wer hätte ihr dafür auch nachsagen können, daß sie sich nicht selber zu hüten verstand? Der Gemahl war oft ganze Jahre in Welschland gewesen, ohne daß die Strohwittwe die Residenz besucht hätte.

Jetzt auf einmal sollte Alles nach der Pfeife eines unerfahrenen Mädchens tanzen. Nie war die verstorbene Herrin auf die Jagd geritten. Die neue Gebieterin saß bereits am dritten Tage nach der Einsegnung im Jagdsattel und überritt in ihrer Hast noch obendrein einen alten Treiber, der zwanzig Jahre lang die Jagden seines Herrn, ohne je einen Schaden zu nehmen, mitgemacht hatte. Dabei zog sie allmählig einen solchen Schwarm von vornehmen Müßiggängern in die täglichen Gesellschaftskreise des Schlosses hinein, daß die ganze Bevölkerung ringsum zu verwildern begann und allerhand Menschen sich ansiedelten, die sich keineswegs von der Arbeit ihrer Hände ernährten. Auch die Mutter der Fürstin, eine vergnügungssüchtige, noch sehr ansehnliche Dame, scheint das ihrige gethan zu haben, um diesem Treiben Vorschub zu leisten.

So dauerte es ein volles Jahr. Auf einmal hieß es, der gestrenge Herr liege im Sterben. Als eine Woche verstrichen war und er noch immer lebte, hörte man, er habe in seinem chemischen Laboratorium Schaden genommen, sey aber schon halb wieder hergestellt. Nicht lange darauf war in irgend einer auswärtigen Zeitung zu lesen gewesen, die Verhältnisse des Vaters, des alten Grafen, seyen völlig zerrüttet und es verlaute, daß der Sohn, beim unverhofften Gewahrwerden dieser Sachlage, sich aus falschem Ehrgefühl und in der Verzweiflung über die Verschwendungssucht seiner Frau, vergiftet habe.

Seitdem hatte das lustige Leben ein Ende gehabt. Die Erhebung in den Fürstenstand, obschon allgemein als eine auffallende Gunstbezeugung des Landesherrn angesehen und als ein freilich absonderliches Mittel zur Wiederherstellung des gesunkenen gräflichen Kredits von Manchen belobt, von Andern getadelt, war ohne alle Festlichkeiten vorübergegangen. Der Fürst wurde nach einem wärmeren Klima geschickt, die Fürstin blieb unter der Aufsicht des alten Grafen theils im Schlosse, theils lebte sie in dem Kloster der grauen Schwestern unweit V. Wenn sie sich in der Gegend zeigte, ging man ihr, um nicht grüßen zu müssen, aus dem Wege. Die Mutter der Fürstin, anfangs stets an der Seite der Tochter, blieb seit dem Stillerwerden des fürstlichen Haushalts fast ganz aus. Der alte Graf war der Einzige, welcher das Gewitter, ohne alle Veränderung in seinem Thun und Lassen, überstanden hatte und treulich in dem verödeten Schlosse aushielt.

Als der Fürst aus dem Süden zurückkehrte, zeigte er sich wieder an der Seite seiner Gattin; doch wollten die Leute wissen, daß es nur noch zum Schein geschehe und daß von Wiederherstellung eines nahen Verhältnisses keine Rede sey. Er lebte meistens mit ihr in fremden Residenzen, vermuthlich in seinen verschiedenen Stellungen als Gesandter, hatte, wie man von Zeit zu Zeit erfuhr, öfters schwere Rückfälle zu bestehen und galt für unheilbar.

Das ist etwa, was im Siebe bleibt, wenn ich's hinreichend schüttle, um die Spreu der abgeschmacktesten Altweiberreden von den Körnern des Glaubhaften zu sondern. So wäre die Fürstin denn erst zwanzig Jahre alt; hätte mit sechzehn Jahren das Unglück gehabt, nicht gescheidter zu seyn als ihre weltkundige Mutter und ihr lebenserfahrener Gemahl, der doch, den Jahren nach, füglich ihr Vater seyn konnte; hätte, trotz ihrer natürlichen Munterkeit, sich während der langen Abwesenheit des Fürsten die vollständigste Zurückgezogenheit auferlegt; ertrüge geduldig nicht nur den unverhohlenen Haß ihrer Umgebung, sondern auch das bloß äußerlich hergestellte Verhältniß zu ihrem jedenfalls für alles Geschehene mitverantwortlichen Gatten; und verdiente, wie ich wenigstens die Summe ziehen würde, daß nach so schweren Jahren ihr endlich die Freiheit und damit die Möglichkeit zurückgegeben werden möchte, sich aus eigener Kraft ein neues Leben zu gestalten.

Die Oelskizze der Spinnmirzel hat des Grafen Beifall. „Wenn Sie gewissen akademischen Gewohnheiten folgen wollten," sagte er, „so hätten Sie sich jetzt nach einem blauwollenen Stoffe umzusehen, die Mirzel zu überreden, sich, in denselben drapirt, auf den Boden hinzustrecken, und dann wäre, mit einer leichten Variation im Geschmacke Battoni's und unter Mitwirkung eines Todtenkopfes sammt obligatem Kreuze, die büßende Magdalena fertig."

Ich zögerte einen Augenblick mit der Zusage. Die mir zugedachte Rolle widerstand meinem Gefühl. Wie wenig günstig das ohnlängst über den Fürsten Vernommene auch gelautet hatte, er kam mir doch zu beklagenswerth vor, als daß ich mich hätte entschließen können, ihn, ohne seine eigene Aufforderung, gleichsam zu bestehlen. Der Graf mochte meine Bedenken denn auch vorausgesehen haben. Er gestand, daß er die Fürstin, welche den Plan eigentlich ausgeheckt habe, auf meine Weigerung schon vorbereitet, und daß, wenn sie je ihren Kopf durchsetzen wolle, sie sich selber dafür bei mir verwenden möge. Dieser Zusatz ließ mir natürlich keine Wahl. Ich sagte dem Grafen, daß mir unmöglich bedenklich oder wohl gar unrecht erscheinen könne, was er selbst und die Fürstin billigten, und erklärte mich bereit.

Spät Abends, gestern erst, ist die Fürstin heimgekommen. Sie war zwei Tage und eine Nacht fortgeblieben. Der Castellan sagt mir, sie habe sich zu einem wunderthätigen Muttergottesbilde begeben, dessen Beistand dem Fürsten schon bei seiner früheren ersten Erkrankung durchgeholfen habe. Sie wird erleichtert

einen Augenblick. „Sie haben schwache Nerven,“ sagte er dann mit einem Blick, als befürchte er, mich wieder ohnmächtig werden zu sehen. Ich benutzte die Gelegenheit, um den neulichen Fall durch jene andere Selbstmordsgeschichte zu erklären, die mich in meiner Kindheit geplagt habe, und er lachte, als freue er sich darauf, seiner Frau heute eine Vorlesung über böse Träume zu halten. Dann aber, wie um meine Ausrede auf die Probe zu stellen, überraschte er mich plötzlich mit der Nachricht, daß der Fürst nicht das Ende der Woche erleben werde. — Ich stand wie vom Schlage gerührt. — Es sey ein letztes Aufflackern, ließ er sich weiter vernehmen, nichts anderes. Das Gift sey nie aus dem Körper herausgekommen. Nach der heimtückischen Weise eben dieses Giftes habe es sich Zeit gelassen, die sämmtlichen Organe nach einander heimzusuchen und so zu sagen das Schiff an allen Enden anzubohren. Es werde plötzlich sinken und Niemand werde begreifen wollen, daß eine so unterhöhlte Existenz Jahre lang habe bestehen können, ja noch große Dinge verrichten; — der letzte vielbesprochene Separatvertrag mit dem Herzog von **, welchen der Fürst wenigstens eingeleitet habe, wenn ihn sein Nachfolger auch erst zum Abschluß brachte, solle ja ein diplomatisches Meister-

Die erste Sitzung ist verunglückt. Um zwei Uhr Nachmittags holte mich der Graf ab, um mich in den fürstlichen Flügel hinüber zu führen. Er war sehr aufgeräumt und machte einen Umweg durch die sämmtlichen Säle des Erdgeschoßes, um mich im Fluge wenigstens mit seiner sogenannten Kupferstichsammlung bekannt zu machen. Unter andern Umständen hätte ich's ihm gedankt; heute aber war ich kaum im Stande, das Einfachste, worauf das Ganze abzweckt, die Eintheilung nach der Art der Compositionen, zu fassen. Auf die Güte des Stichs, sagte er mir gleich beim Eingange, sey es ihm selbstverständlich gar nicht angekommen. Wo er guter Steindrucke habhaft habe werden können, seyen ihm dieselben ebenso erwünscht gewesen. Photographien mischten sich hie und da denn auch ungenirt hinein. — Das erste Zimmer enthielt nun, soweit mir erinnerlich, nichts als solche Werke, welche Darstellbares und Nichtdarstellbares in einer Weise vermischen, daß sich das letztere merklich vordrängt. Ich war erschreckt, Bilder darunter zu erblicken, die ich für den Gipfel der Vollendung gehalten hatte, Lessings Hussitenpredigt z. B., ja selbst mein altes Idol, seinen Huß auf dem Concil! Das zweite Zimmer enthielt Bilder, welche sich auf das rein Darstellbare nicht nur beschränken, sondern ihm auch einen tieferen geistigen Inhalt abgewinnen. Das Abendmahl des da Vinci, Delaroches Marie Antoinette, Caravaggios und Knaus' Falschspieler sind die einzigen Namen, die ich in meiner Zerstreutheit bemerkte. Im dritten Zimmer, das, denke ich, die Grenze dessen bezeichnen sollte, was von dem Nichtdarstellbaren, also vor Allem von Ton, Geschmack und Beweglichkeit, in das Darstellbare herübergenommen werden dürfe, sah ich unter Anderem Gallaits schönes Bild: der Geigenspieler mit seiner schlafenden Schwester, die Predigt des Paulus von Raphael, Murillos Meloneneſſer und das bekannte „Blindekuhspiel" eines englischen Meisters, dessen Name mir in diesem Augenblick nicht gegenwärtig ist. Aus dem nächsten Zimmer, das sich mit dem Zusammenstellen von solchen, im Uebrigen vollendeten Meisterwerken beschäftigt, deren Genuß durch das Mahnen an die Forderungen anderer Sinne schon einigermaßen beeinträchtigt sey, erinnere ich mich nur eines einzigen Bildes, — der Raphael'schen Cäcilie, über die ich bisher nie etwas anders als Ausrufe der Bewunderung vernommen zu haben glaube. Nun folgten Säle mit vorwiegend unerquicklichen Compositionen, Stoffe qualvollen Inhalts, ohne versöhnende Perspective, unter ihnen der Biard'sche Kampf mit den Eisbären und Rembrandts Anatom; demnächst schalkhaft komische Bilder, z. B. Girardets Schulstube, und im Gegensatz wieder solche, wo sich die Erfindung unbewußt in das Gebiet der Carrikatur verirrt hatte.

Als der Graf dann aber noch eine neue Reihe von Zimmern öffnen wollte, bat ich ihn, es für heute genug seyn zu lassen, da meine Augen, wie ich fürchtete, bereits durch das Geschaute über die Gebühr verwirrt worden seyen, und ohne Kraft und Empfänglichkeitsfrische ein Geschäft, wie das mir bevorstehende, doch kaum zu beginnen seyn dürfte. Er gab mir Recht und wir stiegen in den obern Stock hinauf.

Als ich auf der vorletzten Stufe angelangt war, überkam mich's plötzlich, als müsse ich aus dem Wege treten und Platz machen, und zwar überkam mich's mit solcher Gewalt, daß ich mich flach gegen die Wand drückte. Der Graf sah mich erstaunt an. Ich faßte mich rasch und schob einen Schwindel vor, der durch die im ganzen Stockwerk verbreitete Räucherluft wenigstens nicht ganz ohne äußere Erklärung war, und so ging die Sache ohne weiteres Aufsehen vorüber. Uebrigens hatte mir wahrscheinlich meine durch des Doctors heutige Mittheilung aufgeregte Phantasie einen jener natürlichen Streiche gespielt, denen Personen von visionärem Geschmack prophetische Bedeutungen beizumessen lieben. Ich sah nämlich — und deßhalb war ich ausgewichen — eine weißgekleidete Frauengestalt mit aufgelöstem Haar und zerschlagenem Busen unmittelbar vor mir auf den obersten Stufen liegen und einen Leichenzug über sie hinwegschreiten. Wenn die Beerdigung des Fürsten eine so entsetzliche Scene zu Wege bringen sollte, so weiß ich nicht, was mit mir werden wird. Schon heute habe ich eine ganze Stunde lang in dem bewußten Seitencabinet gesessen, mir gegenüber, am Lager des Kranken, also im anstoßenden Zimmer, und nur wenige Schritte von mir entfernt, die Fürstin — eine ganze Stunde, während welcher ich sonst mit Leichtigkeit sie selbst sammt dem Kranken skizzirt hätte, und während dieser langen Zeit habe ich keinen Strich fertig gebracht.

Ich bin nach einer durchwachten Nacht in aller Frühe an den Fluß gegangen, um mich durch ein Bad zu erfrischen. Als ich die Ufergebüsche erreicht hatte und eben meine Kleider abwerfen wollte, gewahrte ich eine Bewegung in dem Unterholz der Erlen und sah im selben Augenblick eine entkleidete Gestalt in's Wasser tauchen. Um niemand zu belästigen, zog ich mich rasch zurück, begab mich eine kleine Strecke landeinwärts nach einem Heuberge, der eben den Nachtthau seiner Oberfläche in feinen blauen Dunstwölkchen der Morgensonne entgegen dampfte, streckte mich dort auf meinem Lodenrock in's Gras und genoß in vollen Zügen

…, mit dem sie ein eben erst mühsam erhaschtes Futter im nächsten Augenblick über irgend einem dazwischen kommenden Einfall vergessen und verschleudern; die Freiheit, mit der sie bald hier, bald dorthin streichen, ohne ein Wort zu hinterlassen, wann sie zurückkommen werden und wann die Kinder oder die lieben Verwandten zur Stelle seyn sollen. Ich hatte während der ganzen Nacht das Gesicht des Fürsten zu sehen geglaubt. Es stand zuweilen so deutlich vor meiner Seele, daß ich mir jeden einzelnen Zug wie ein physiognomisches Pensum abfragen konnte; ein paarmal war ich sogar im Begriff gewesen, den Bleistift zur Hand zu nehmen und das mir Abverlangte aus dem Gedächtnisse zu arbeiten. Aber es widerstrebte etwas in mir, und leicht möglich ist's, daß ich es nie über mich gewinne, den Fürsten zu zeichnen. Es mag mit solch einem Stoffe nicht viel anders seyn als mit einem der Phantasie des Dichters allzu übermächtig gewordenen Gegenstande. Ich erinnere mich von Eindrücken gelesen zu haben, welche nicht ruhen und nicht rasten lassen und die schaffende Kraft beständig zu schöpferischer Bewältigung anreizen, ohne doch je, wie der Jäger sagen würde, vor den Schuß zu kommen.

Nun ich so im hellen Morgensonnenscheine die …

… Besitze meines Badeplatzes gefunden, daß mir der heutige Aufschub kaum als etwas Ungewöhnliches erschienen war. Jetzt plötzlich kam mir's in den Sinn, daß jemand zu tief in den Strom gerathen seyn könnte. Kati fiel mir ein, und wie auch sie dazumal nur wenige Sekunden zu zögern gebraucht hätte, um mich rettungslos in den Maschen der Schlinggewächse zu Grunde gehen zu lassen. Meine nächste Bewegung war ein rasches auf die Füße springen. Ehe ein zweiter Gedanke den ersten verdrängen konnte, stand ich am Ufergebüsch und rief, ob jemand in Gefahr sey?

Ein dreimaliges Niesen, fast unmittelbar neben mir, gab mir höchst unerwarteten Bescheid. In einem langen, frisch gewaschenen Hemde, unter dem einen Arm ein braunes Wollengewand, die andere mit dem Abspülen zweier durchlöcherter Ledersandalen beschäftigt, kauerte jenseits der Büsche ein altes Mönchlein, freundlich grüßend, im Uferkies, und schien eben beflissen, nach vollendeter eigener Wäsche auch die letzten Garderobestücke im klaren Wasser aufzufrischen.

Das absonderliche Männchen hat sich seitdem auf meinem Heuberge vollends an der Sonne getrocknet und ist eben zu der Fürstin gegangen. Wenn der alte Graf seiner ansichtig wird, bekomme ich wieder zu thun.

nannte ihn Pater Bartolmä. Sie hatte wieder eine Last auf dem Kopfe, ich glaube einen Salzblock für's Vieh, und sah mich nur von der Seite an, als ich sie an ihr Versprechen erinnerte, keine Bürden mehr auf dem Kopfe zu tragen. Das sey damals gewesen, sagte sie. Es ist klar, daß ich's mit ihr verdorben habe. Ich muß ihr jetzt nur endlich einmal das Bild malen, das sie über ihr Bett zu hängen wünschte. — Die Knabentracht scheint sie übrigens ganz abgelegt zu haben. Es war freilich wohl Zeit. Sie kommt in die Jahre, wo ein Mädchen, wenn es hübsch ist, sich nicht nach eigenem Belieben verstecken oder entstellen darf. Die Schönheit ist, wie die Brunnen in der Wüste, ein Geschenk Gottes, deren gar viele sich freuen sollen. Von wirklicher Schönheit kann hier allerdings noch kaum die Rede seyn. Bis jetzt erquickt ihr Anblick vornehmlich deßhalb, weil man ihr anfühlt, daß sie ein gar gutes, einfaches Geschöpf ist. Neben der Spinnmirzel, die denn doch wohl immer etwas Narkotisches in ihrer seelischen Atmosphäre hat, kommt die Kati mir wie eine recht derbe, blanke, rauhspelzige Alpenrose vor. Sie sollte nur ganz da droben bleiben. Freilich, die argen Jäger! und die Holzknechte und die Fleischerburschen und die sonstigen verliebten Landstreicher — die Herren Maler nicht zu vergessen!

Was heute morgen so harmlos naiv wie die Badescene des Ulysses begonnen hat, scheint schon vor Abend sich in ein Gewitter verwandeln zu wollen. Der Doktor ist außer Rand und Band und wittert den Teufel selber in der Kutte des behaglichen Mönchleins. Das ganze Krankenzimmer, behauptet er, stinke schon wie die Hölle. Er hat Lust, den Kranken ins Freie schaffen zu lassen, damit der Heimlichkeiten ein Ende werde. Sterben, sagt er, müsse der Fürst doch. Sobald der Kranke seine Besinnung verloren haben wird, scheint der Doktor auf seinem Kopf bestehen zu wollen. Bis dahin gelte, sagt er, der Wille des Fürsten und der sey ein viel zu guter Diplomat, als daß er offen gegen das Herkömmliche verstoßen werde. Der Doktor geht in seinem Zorn gegen das Pfaffenwesen übrigens so weit, daß er heute die Vergiftung des Fürsten schon geradezu auf Rechnung der Curie schob. Es sey wahr, das erstemal habe der Fürst selber Gift genommen; aber seitdem sey ihm neues beigebracht worden, und zwar in Welschland. Verdacht dieser Art habe er, der Doktor, selbst schon damals bei des Fürsten erstem sogenannten Rückfall geäußert; jetzt zweifle er nicht mehr daran. Man habe den Fürsten als einen der gefährlichsten Gegner des römischen Einflusses aus dem Wege räumen wollen, vor Allem, da eben in jener Zeit das Gerücht durch die Blätter gelaufen sey, die Erhebung in den Fürstenstand sey eine Vorläuferin weiterer Gunstbeweise und das intime Verhältniß des Fürsten zu dem Thronfolger werde den ersteren demnächst ins Ministerium bringen. — Da mir die neulichen sonderbaren Aeußerungen des alten Grafen in Betreff hochgestellter Verführer einfielen, äußerte ich mein Befremden, daß eine solche Intimität nicht wenigstens Erkundigungen und Nachfragen in Zeiten so schwerer Lebensgefahr zur Folge habe. Der Doktor meinte aber, gehört zu haben, daß der Thronfolger auf einer Reise im Ausland begriffen sey, und gab zu verstehen, daß seit des Fürsten selteneren Daheimseyn das Verhältniß sich ohnehin gelockert habe. Als ich nach dem Prälaten fragte, dessen seine Frau ohnlängst in etwas zweifelhafter Weise Erwähnung gethan habe, brach der Unmuth von Neuem los. Der sey die eigentliche Achse, um die sich Alles drehe, sagte er; ein Heuchler der bedenklichsten Sorte, dafür allerdings aber auch auf geradem Wege zum Cardinalshut, wenn nicht gar zur Tiara. Die Fürstin sey von ihm völlig umsponnen; die Fliege im Netz könne nicht hülfloser seyn, als sie. Zum Glück lasse sich wenigstens nichts mehr für die todte Hand erluchsen. Die testamentarischen Verfügungen von Vater und Sohn seyen längst gemacht und, soviel er wisse, mit solcher Vorsicht, daß eine Ueberrumpelung des Sterbenden zu keiner neuen Verfügung mehr führen könnte. Was der Pater Bartolmä hier also zu suchen habe, sey einfach Folgendes: Gewißheit über die letzten Augenblicke einer wichtigen Persönlichkeit; wo möglich eine Gelegenheit, um ihr noch eine Aeußerung bußfertiger Zerknirschung abzulocken; wenn diese Gelegenheit ausbleibe, auf alle Fälle doch die Möglichkeit, ein derartiges Anekdötchen durch einen geistlichen „Augenzeugen des letzten schweren Kampfes" dereinst in Umlauf zu setzen.

Der gute Doktor kramte seine Ansichten noch zwei, drei andern aus, die zufällig ihm in den Wind kamen, und dampfte dann nach seinem Gärtchen hinüber, das mir heute nicht halb so idyllisch erschien, wie an dem Tage, als er es mir zuerst von Weitem zeigte. — Welch ein Schwarm von Stechfliegen, wohin ich mich wende! Ueberall blinder Glaube an die Schlechtigkeit Anderer! Alles gilt für berechnet, Alles ist von Weitem eingefädelt, Alles hat die menschliche Bosheit verschuldet! — Und die viele Herzensgüte, die trotzdem ringsum thätig ist und opfern möchte, was es nur irgend zu opfern gibt? sich selbst, wenn es seyn muß, wie in diesem Augenblicke, dieß bin ich gewiß, die Fürstin ihr Leben mit Freuden für den Fürsten in die Schanze schlüge! Wer denkt an jene Unsumme von

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Oktober.

Kunst. — Literatur.

Paganini soll die Fertigkeit besessen haben, auf Einer Saite seiner Zaubergeige ganze Musikstücke abzuspielen; auch unsere Ultramontanen sind solche Virtuosen; sie spielen noch immer das alte Thema der Glaubenseinheit mit zahllosen Variationen bis zum Ekel. Freilich läßt ihnen die Regierung Zeit dazu, denn bis jetzt ist noch immer keine Entscheidung getroffen, obwohl das bezügliche Schriftstück bereits im Mai in das kaiserliche Cabinet gelangte. Wir wollen uns von dieser leidigen Geschichte abwenden, schließlich geht die Zeit doch vom Lieblingsthema der Ultramontanen zur Tagesordnung über.

Erfreulicher sind manche Erscheinungen der Kunst auf kirchlichem Gebiete. So scheint sich unser Friedhof zum Mittelpunkt der Kunstthätigkeit Innsbrucks zu gestalten; vielleicht wirkt das Todtenfeld auch auf das Leben zurück und erregt den Sinn von Privaten für profane Werke. Aus älterer Zeit findet sich noch so manches in Tirol, noch weit mehr wurde von einer dürftigen und rohen Nachkommenschaft verschleudert, wir haben aber immerhin den Beweis, daß man früher nicht bloß Kirchen, sondern auch

Kosten zu scheuen, einem tüchtigen Künstler übertrug; er macht damit gut, was er durch unzeitige Knickerei bei den Stationen in den Arkaden verpfuscht hat. Plattner erhielt als Aufgabe das jüngste Gericht; der Gegenstand forderte zu einer ideal symbolischen Behandlung heraus. So erblicken wir denn zu oberst Christus; zu seinen Häupten schweben Engel, welche die Werke christlicher Barmherzigkeit versinnlichen. Nach altchristlichem Vorgang kniet rechts als Vertreterin der Gnade die Mutter Maria, links Johannes der Täufer, zu beiden Seiten thronen die strengen Gestalten von je drei Aposteln und Propheten. In der Mitte des Bildes schwebt auf einer Wolke der Engel des Gerichtes mit dem Buch in der Hand, ihm zur Seite blasen Engel zur Auferstehung. Die untere Hälfte des Bildes ist von der Thüre durchbrochen, und dadurch entstehen zwei Seitenräume. In den rechten hat der Künstler die acht Seligkeiten, in den linken die sechs Hauptsünden verlegt. Am Gewölbe der Vorhalle sind zwei Engel angebracht, welche innig das Kreuz Christi umfassen, an den Schmalseiten rechts Enoch, links Elias. [illegible]

erläutert die technischen Ausdrücke für den Laien durch Zeichnungen, deren Detail den erwähnten Bauten entnommen ist. Für die Renaissance bewährt der Verfasser übrigens nicht viel Verständniß; auch ein specifischer Tirolismus fehlt nicht. „Die Mehrzahl unserer gothischen Kirchen entstammt dem fünfzehnten Jahrhundert, also einer Zeit, wo in Deutschland, woher wir die Gothik bekamen, das ganze System derselben und die Einzelnheiten nicht allein vollständig entwickelt, sondern in mancher Beziehung auch deutliche Spuren der Verfallzeit aufgetreten waren." Also Tirol erhält seinen Baustyl aus Deutschland, als ob Tirol gar nicht zu Deutschland gehörte! Indeß von solchen Kleinigkeiten mag man bei dieser immerhin verdienstlichen Arbeit absehen.

Anders verhält es sich mit einem Büchlein, das uns eben in die Hand fällt. Es trägt den Titel: „Die Glaubenseinheit in Tirol, eine Dorfgeschichte von Johann Schöpf." Den Ultramontanen genügt Kanzel und Beichtstuhl nicht mehr, sie betreten auch noch das Gebiet der Novelle, um für ihr Kleinod zu wirken. Die Behandlung dieses Themas, welches eher in das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert paßte, ist aber auch vollständig des Gegenstandes würdig; wenn der Verfasser eine komische Wirkung beabsichtigte, hat er sie völlig erreicht. Denken Sie sich als Helden der Erzählung einen kaiserlichen Offizier, der sich für die Glaubenseinheit duellirt und zur Entschädigung für den abgeschossenen Arm die Hand einer Glaubenseinheitlerin erhält, als Sauce einige Ausfälle gegen die Turner und lyrische Bocksprünge der verschiedensten Art. Wollen Sie eine kleine Probe?

„Glaubenseinheit! du, ja du bist die ausgesuchteste Zierde meines Vaterlandes, du bist das wahre Edelweiß seiner Berge, du bist ihr duftender Speik, ihr köstlicher Marbel und Madaun, du bist der wahre Alpenrosenstrauch ihrer grünen Triften. Die Einheit des Glaubens, die Einheit eines wahren Glaubens ist eine Perle, ist eine Zierde, welche dir jeden Mangel anderer versüßen kann. Die Aufklärung unserer Tage, das moderne Licht, die neue Weisheit des Humanitätscultus stellt dem Menschen als seinen Herrn und Gott sich selbst hin." Doch ich will Ihre Geduld nicht länger mißbrauchen.

Nachdem ich unserer religiösen Comödie einige Worte gewidmet, sollte ich wohl noch der nationalen Tragödie in Welschtirol gedenken. Wer hat nicht von dem letzten Putschversuch im Trientinischen gehört, welcher unsere Gefängnisse bevölkerte? Wenn Sie am Innkai, unserem schönsten Spaziergang, entlang wandeln, kommen Sie am Kräuterthurm vorbei, und durch die Eisenstangen lugen die bleichen Gesichter der Italianissimi, welche ihre Verurtheilung erwarten. Vor dem Hause schultert eine Wache mit aufgepflanztem Bajonnet. Der Ausgang des Processes dürfte manchem verderblich werden. Das Unternehmen war zu toll, um selbst bei den hitzigen Anhängern Garibaldis in Südtirol Anklang zu finden; beklagen wir die Opfer, wenn sie auch ihr Schicksal zu verdienen scheinen.

Dafür etwas Erfreuliches aus jenen Gegenden, welche deutsche Sorglosigkeit der Verwelschung anheimfallen lassen will. Mitten im Valsugana, wo sonst die welsche Tricolore flaggt, hat Schulrath Stimpel, dem Wunsche vieler Bewohner entsprechend, eine deutsche Schule errichtet. Glück auf!

Genf, Oktober.

(Schluß.)

Der 22. August. — Fortdauernde Spannung.

Im Hotel des Bergues wohnte der preußische Gesandte aus Bern und mehrere andere Mitglieder des Augustcongresses, welche unmittelbar, kaum zwei Stunden vorher, auf dem jetzt in Belagerungszustand befindlichen Stadthaus jenen internationalen Vertrag unterzeichnet hatten, der, das Verpflegungswesen im Kriege regelnd und unter völkerrechtlichen Schutz stellend, eine Aufgabe der Humanität zu lösen suchen soll. In demselben Gasthof wohnte der Prinz Heinrich der Niederlande und viele andere hochgestellte Personen. Sie konnten aus ihren Fenstern die blutige Stätte des Bürgerkriegs und eine der Hauptbarrikaden übersehen. Ich eilte, als der Lärm entstand, in das meiner Wohnung am nächsten gelegene große Hotel de la Metropole, von wo aus man die Kais und Brücken am besten und sichersten betrachten konnte. Ich werde nie die bleichen, erschrockenen Gesichter der in der Vorhalle in dichten Gruppen umherstehenden Fremden aller Nationen vergessen, die vergeblich diese mörderischen Scenen, diesen improvisirten Bürgerkrieg, diesen blutigen Humbug sich zu deuten suchten. Einige hundert Schritte von diesem Gasthof

empfand man es tief, daß dieselben Genfer, welche sich noch kurz vorher in allen ihren Parteiorganen so hocherfreut über die Wahl eines ihrer Mitbürger, des früheren Staatsraths Challet-Venel, in die eidgenössische Centralregierung gezeigt hatten, jetzt es in ihren Mauern zu Auftritten kommen ließen, welche die Schweiz nach Innen und Außen zu compromittiren im Stande waren. Einen solchen Exceß politischen Leichtsinns wußten sich die bedächtigen deutschen Schweizer nicht zu deuten, und auch in der französischen Schweiz fand jenes Probestücklein der Genfer Straßendemagogie herben Tadel. Ganz besonders war dieß der Fall im Canton Waadt, der zuerst vom Bund berufen wurde, Genf militärisch zu besetzen, wie auch die Leitung der Untersuchung einem Waadtländer, dem Staatsrath Duplan-Veillon, übertragen wurde. Wenn letzterer mit einer gewissen Strenge seine schwierige Aufgabe löste, und namentlich unter den Radikalen scharfe Musterung hielt, so hat er nur im Sinn seiner engeren Landsleute gehandelt, welche bereits auf dem Punkt standen, ihrem andern Landsmann, dem Bundesrath Fornerod, der als Bundescommissär gleichfalls nach Genf gesandt war, in der Presse ein Mißtrauensvotum zugehen zu lassen, weil sie ihm zu große Freundschaft für Fazy und zu viel Nachsicht gegen den Genfer Radikalismus vorwarfen. So wurde in den ersten Wochen nach dem 22. August alles auf die Spitze getrieben, und jener Unglückstag schien über die gesammte Schweiz seine unheilvollen Nachwirkungen aus-

die Entschuldigung seiner Entfernung gelten lassen. Fazy hat freilich bei der erschütternden Schicksalswendung, welche seine Partei selbst herausgefordert hatte, nicht die stoische Größe gezeigt, welche auch einem politischen Charakter erst die rechte Weihe ertheilt. Wer aber konnte im Ernst ein Martyrium, und hätte es auch nur in einigen Monaten Haft bestehen sollen, von dem Epikuräer James Fazy erwarten? Er hätte im Gefängniß seinen Gegnern sehr gefährlich werden können, aber man zuckte die Achseln über die Zweideutigkeit seiner selbstgewählten Mission eines Freiheitswächters jenseits der Gränze. So sehr aber auch dieser letzte Schritt des einst allmächtigen Führers ihm außerhalb und innerhalb der eigenen Partei schadete, so blieb ihm doch, eine fast rührende Erscheinung, immer noch eine starke Schaar Getreuer. Während der ersten Tage, welche der Flüchtling im „Weißen Kreuz" zu Ferney zubrachte, soll er den Besuch von gegen 1500 seiner Anhänger erhalten haben. Hier, unter diesen rein republikanischen Verhältnissen, zeigte sich wieder einmal so recht die Bedeutung und das Gewicht der Persönlichkeit, welche ja auch von jeher eine so mächtige Stütze des monarchischen Princips abgegeben hat und sich gewöhnlich dauernder zeigt, als alle möglichen Staatsumwälzungen. Auch in dem republikanischen Genf ist die Zaubergewalt — der Ausdruck ist nicht zu hoch gewählt — des Namens Fazy noch heute keineswegs ein überwundener Standpunkt, und die weitere Entwicklung der Dinge möchte noch manchen Beleg für die Zähigkeit einer traditionellen Popularität

theatralischen Vorstellungen und des Voltaire'schen Witzes für eine neue Weltanschauung gewonnen zu werden und die Fesseln der ererbten Sitte abzustreifen. Ob wohl der Geist des sarkastischen „Philosophen von Ferney" aus den elysischen Gefilden mit Befriedigung auf dieses eigenthümliche lebhafte Treiben herabsah, welches in den ersten Septembertagen seinen einstigen irdischen Wohnsitz erfüllte, den sonst gewöhnlich nur noch neugierige Reisende zu besuchen pflegen? Wer Parallelen liebt, hätte hier Gelegenheit dazu, denn wahrlich, es gibt mehr als Einen verwandten Zug in dem Charakter des einstigen Dictators von Genf und jenes Mannes, den Goethe einmal in einem Brief an Frau von Stein „eine Canaille von einem Gott" nennt. Wir lassen das hier auf sich beruhen. Sicher ist, daß die französische Regierung nicht allzu sehr von der neuen politischen Berühmtheit Ferneys erbaut schien; denn eines schönen Morgens erschien der Präfekt des Departements de l'Ain in Person bei Fazy, um ihm anzukündigen, daß Frankreich ihm nicht gestatten könne, ferner auf seinem Gebiet in der nächsten Nähe der Schweizer Gränze zu weilen. Fazy siedelte darauf nach Paris über, und man wird sehen, ob er sich wirklich bei der Schlußverhandlung des großen politischen Processes vor den eidgenössischen Assisen stellen wird, wie er versprochen hat. Die Maßregel der französischen Regierung erregte großes Aufsehen, es regnete Commentare von allen Seiten. Jedenfalls scheint sie anzudeuten, daß die kaiserliche Regierung sorgfältig beflissen ist, den Schein jeder Begünstigung des Genfer Radikalismus und ihres Führers von der Hand zu weisen. Auch andere Schritte deuten darauf hin.

Die Genfer Zustände befinden sich seit dem 22. August in einer fortdauernden Uebergangsperiode, deren Ende, wie gesagt, noch durchaus nicht abzusehen ist. Die Eidgenossenschaft hat ihrerseits durch gerechte, billige und beschwichtigende Maßregeln Alles aufgeboten, eine Aussöhnung der Parteien anzubahnen. Bis jetzt ist es ihr noch wenig gelungen. Die Genfer Parteien fahren fort, sich wüthend zu bekämpfen, und die verschiedenen Organe geben sich im Punkt der Heftigkeit ihrer Ausfälle nichts nach. Die Partei der Independenten hat gegenwärtig die Oberhand, die jüngste Wahl eines Nationalraths (16. Oktober) hat ihr eine beträchtliche Mehrheit, etwa 1100 Stimmen, über die Radikalen gegeben. Diese aber geben ihre Hoffnung keineswegs auf, bald wieder die Majorität auf ihrer Seite zu haben, was durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, sobald die Independenten sich in ihrem Siege nicht zu mäßigen wissen sollten. Der Haß ist außerordentlich tief gewurzelt. Das konnte man namentlich auch bei der Untersuchung sehen, wo eine Menge unbegründeter, wahrhaft ungeheuerlicher Denunciationen oft hemmend auf den Gang derselben einwirkten. Der politische Charakter des Genfer Parteiwesens zeigte sich hier in ungünstigem Licht; von einer aufrichtigen Versöhnlichkeit war auch bei den Independenten wenig zu bemerken. Man hat vielfach die Frage einer Verfassungsrevision als sicherstes Heilmittel der politischen Krankheit angeregt. Das Uebel aber liegt tiefer als in der bloßen Form. Eine Aenderung dieser würde wenig helfen, wenn nicht auch das Wesen der heutigen Parteien aus sich heraus eine Reform vornimmt. Und dann spielen so viele sociale, ja auch confessionelle Beziehungen in die politische Frage hinüber, daß es schwer ist, an eine dauernde Besserung zu glauben, wenn nicht auch auf diesen Gebieten gesundere Zustände angestrebt werden. Daran aber denken die Genfer Parteiblätter zur Stunde noch nicht; keines erhebt sich über die unmittelbare politische Debatte, keines über die Befriedigung persönlicher Leidenschaften und egoistischer Zwecke. Zum Glück ist alle Aussicht vorhanden, daß die Schweiz ihr Augenmerk unverrückt auf Genf richten und auch ferner die nöthigen moralischen und materiellen Mittel bieten wird, damit der Läuterungsproceß ohne Scenen wie die vom 22. August sich vollziehen kann. Wer aber die Genfer Verhältnisse genauer kennt, der wird den Schluß dieser Bewegung so bald nicht erwarten. Zunächst sieht man mit großer Spannung den Enthüllungen entgegen, welche die bevorstehenden eidgenössischen Assisen über alle Einzelheiten und Motive der Augustereignisse bringen werden. Erst dann wird sich ein feststehendes Urtheil über den letzten „Sturm im Glas Wasser" bilden können.

W. L.

Hamburg, Oktober.

Langsame Reformen. — Jahresconsumtion von Lebensmitteln. — Die allgemeine Wehrpflicht. — Das Bürgermilitär.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir im letzten Decennium von dem Zopfe, der uns in stattlichem Wuchse recht sichtlich hinten hing, ein gutes Stück abgeschnitten haben, verschwunden aber ist er noch lange nicht, und es wird voraussichtlich noch mancher Tropfen Wasser die Elbe hinunter fließen, ehe wir auch den letzten Rest dieses Urväterhausrathes — vielleicht sogar mit schwerem Herzen — der neuen Zeit zum Opfer bringen. Wie sich übrigens

[illegible] Verletzungsformen als [illegible] den Kranken angezeigt. Das [illegible] in der bloßen Form. Eine Änderung [illegible] zu helfen, wenn nicht auch das [illegible] [illegible] und sich daraus eine [illegible] [illegible] so viele [illegible], ja auch [illegible] in die politische Frage [illegible], daß [illegible] dauernde Besserung zu glauben, [illegible] Gebieten geänderte Zustände [illegible] [illegible] aber denken die [illegible] noch nicht; [illegible] sich [illegible] Debatte, [illegible] über die [illegible] [illegible] und [illegible] Zwecke. Zum Glück [illegible] worden, daß die [illegible] [illegible] und auch [illegible] und materiellen Mittel [illegible] [illegible] ohne [illegible] wie die vom 21. [illegible] [illegible] kann. Wer aber die [illegible] [illegible], der wird den Schluß dieser [illegible] erwarten. Zunächst sieht man mit großer [illegible] [illegible] entgegen, welche die [illegible] [illegible] über alle Einzelheiten [illegible] [illegible] bringen werden. [illegible] Urtheil über den letzten [illegible] bilden können.

[illegible]

Tag warten, der unserem Staats- und Gemeinwesen das Heil der Gewerbefreiheit verkündigen soll, muß den Furchtsamen, die vor jeder Neuerung zittern, ein Trost seyn; denn sie können daraus sehen, daß wir mit größter Vorsicht reformiren und uns in keiner Weise zu überstürzen gedenken. Seit wenigen Tagen sind wir abermals auf dem steilen Wege zum Besseren doch etwas weiter vorwärts gekommen. Die Bürgerschaft hat den Senatsantrag in Bezug auf Verbesserung unserer Posteinrichtungen probat gefunden, und so erhalten wir denn die so schmerzlich entbehrten Briefsammelkasten, die uns endlich der Mühe überheben, Stunden zu opfern, um die nöthigen Briefe auf die sieben verschiedenen Posten zu bringen, mit denen uns der Scharfsinn unserer praktischen Altvordern beglückt hat. Für Stadtbriefe soll gleichzeitig auch das Porto von einem auf einen halben Schilling herabgesetzt werden. Wie schwer es bei uns dem Publikum gemacht wird, in gewünschten Verkehr mit der Ferne zu treten und zu bleiben, läßt sich am besten durch ein Beispiel darthun, das ich der Rarität wegen erzählen will. Ein mir bekannter Mann abonnirt auf ein politisches Blatt, welches durch die hannoversche Post zu beziehen ist, und wünscht, daß man ihm dasselbe gleich den Briefen ins Haus bringe, natürlich gegen Erlegung eines durchaus nicht billigen Bestellgeldes. Weil nun aber besagter Mann nicht innerhalb des Thores, sondern einige Minuten außerhalb desselben auf dem Landgebiete wohnt und kein Geschäftslokal in der Stadt hat,

Von Hamburgs Weltverkehr ist oft schon die Rede gewesen, und auch in diesen Blättern wurde desselben bisweilen gedacht. Nicht so bekannt sind die Verkehrsverhältnisse der Stadt selbst und der Consum ihrer Bevölkerung, in die einen Blick zu thun nicht weniger interessant seyn dürfte, als wenn wir uns von glaubwürdigen und unglaubwürdigen Leuten erzählen lassen, was Paris, London, Newyork, St. Petersburg und andere große Weltstädte jährlich essen und trinken. Vor kurzem ist ein Schriftchen hier erschienen, das sich ausschließlich mit Darstellung der hiesigen Marktverhältnisse beschäftigt. Es rührt von einem Sachverständigen her, welcher Jahre lang genau Buch und Rechnung über die Fluctuationen des Marktverkehrs zu führen hatte, und verdient schon deßhalb Beachtung. Einige Einzelnheiten demselben zu entlehnen, dürfte um so mehr am Platze seyn, als man in Innerdeutschland hiesiges Leben und Treiben, das so oft ganz eigene Wege geht, noch sehr wenig kennt. Es ist dabei nie aus den Augen zu lassen, daß Hamburg eine Seestadt ist, daß es in niedriger Gegend liegt und die klimatischen Einflüsse wesentlich die Lebensart der Bevölkerung mit bedingen. Diese Einflüsse erklären auch die Vorwürfe, die man uns so häufig macht, indem man uns für gar zu materiell gesinnt hält.

Durchblättern wir nun die erwähnte Schrift, welche den Inspektor Hoffmann zum Verfasser hat, so erstaunen wir zuerst über den außerordentlich starken Verbrauch von Obst aller Art, wie es mit Beginn des Sommers oder

Die Zahl der mit Fischen überhaupt beladenen Fahrzeuge berechnet sich durchschnittlich im Jahre auf nahe an 5000, von denen 4500 nur Flußfische, als Aale, Stuhren, Butte, Hechte, Stinte rc. der Stadt zuführen. Der Fischhandel ist jedoch nach den Jahreszeiten einem bedeutenden Wechsel unterworfen, indem andere Fischarten im Sommer, andere im Winter ein wichtiges Verzehrsobjekt bilden. So kommen z. B. im Winter Dorsche aus der Ostsee, Goldbutten rc. auf der Axe, die im Sommer nicht genossen werden, ferner aus den Süßwasserseen Holsteins und Mecklenburgs Brassen, Sandarten, Barsche, Blieten, Rothaugen rc. Der Gesammtverbrauch erreicht eine bedeutende Höhe der Zahl nach, da allein die Fischzufuhr mittelst Wagen im Jahre auf eine halbe Million Pfund steigt. Einen der wichtigsten Verkehrsartikel bilden die Austern. Das Jahr 1861 führte von diesen leckern Schaalthieren 4¾ Millionen Stück ein, während 1863 die Einfuhr auf 7¹/₁₀ Millionen Stück sich hob, von denen mehr als 6½ Millionen am Orte verspeist wurden. Dem Austernhandel schließt sich die Bereitung und der Vertrieb des Caviars an, den man bekanntlich aus dem Rogen der Störe bereitet, eines Fisches, der hier in großen Massen auf den Markt kommt und Veranlassung zu jenem bunten Marktbilde gibt, das man in der guten Jahreszeit fast täglich an dem Anlegeplatze der Fischewer zunächst dem Hopfenmarkte betrachten kann. Es werden durchschnittlich im Jahre 4000—5000 Störe eingeführt und geschlachtet, die zusammen ein Gewicht von etwa einer Million Pfund repräsentiren mögen und deren Fleisch geräuchert für sehr viele ein Leckerbissen ist, da es seiner großen Wohlfeilheit wegen besonders von Unbemittelten stark gekauft und consumirt wird.

In manchen Genüssen wetteifert der eingefleischte Hamburger mit dem Engländer, oder thut es ihm wohl auch zuvor. So ist er z. B. ein leidenschaftlicher Liebhaber von frischen Hühnereiern, die in unglaublicher Menge verzehrt werden. Diesen von allen Ständen begehrten Artikel liefern uns Holstein, besonders aber Mecklenburg, die Elbinseln und das hannoversche Küstenland. Es kommen Eier in Frachtwagen, in Karren, in Körben und sogenannten Kiepen und in zahlreichen Schiffen auf den Markt. Mancher große Wagen enthält deren 60 bis 70,000 Stück, während die Karrenbauern nur etwa 1000 Stück zur Zeit einführen können. Die Zufuhr auf der Berliner Eisenbahn betrug im vorigen Jahre 6 Millionen Stück, die aus Hannover 7 Millionen. Im Ganzen berechnet sich der Eierconsum in unserer Stadt jährlich auf wenigstens 20,000,000 Stück. Einen noch wichtigerern Consumtionsartikel, der in keiner Haushaltung entbehrt werden kann, bildet die Milch. Vom Milchhandel nähren sich daher Tausende, sey es, daß sie dieselbe als Producenten auf den verschiedenartigsten Fahrzeugen zur Stadt bringen, sey es, daß sie dieselbe als Aufkäufer wieder im Detailhandel an ihre Kunden verhökern. Der Milchverbrauch unserer volkreichen Handelsmetropole setzt alles Land drei bis vier Meilen weit im Umkreise in Contribution. Alle Landdörfer participiren daran, selbst die Eisenbahn führt der nimmersatten Stadt eine beträchtliche Quantität (circa 8000 Eimer jährlich) zu. Mehr wohl als den dritten Theil aller verbrauchten Milch dürften die Milchewer liefern, die in kleinen Geschwadern Tag für Tag, bei Regen und Sturm, im Winter oft mit Gefahr des Lebens das Treibeis durchbrechend, an die Stadt kommen. Je nach ihrer Größe sind diese Milchewer mit zwei, vier, sechs, acht bis zwanzig und dreißig Mann besetzt und ihre Zahl belief sich im Jahre 1863 auf 12,000. Nach einer ungefähren Berechnung verzehrt Hamburg alljährlich mindestens für zwei Millionen Mark Courant Milch, eine ganz respektable Summe für eine Bevölkerung, die man gewöhnlich doch nur auf 200,000 Köpfe angibt, obwohl ich Grund habe zu vermuthen, daß diese Ziffer hinter der wirklichen Einwohnerzahl der Stadt mit den Vorstädten und dem ausschließlich von Stadtbürgern bewohnten Gebietstheile beträchtlich zurückbleibt. Endlich möge noch erwähnt werden, daß im Jahre 1863 die Buttereinfuhr etwas über 16 Millionen Pfund betrug, während sich der Consum für Käse auf 1 Million Pfund fixiren ließ.

Vor wenigen Tagen hat die Kirche der Vorstadt St. Pauli einen Thurm erhalten, der nur leider nicht hoch genug ist, um sich über dem gewaltigen Straßencomplex dieses immer mehr sich vergrößernden Annexes der innern Stadt bedeutend auszunehmen. Immerhin aber trägt der neue Thurm, dessen Richtfest sehr feierlich begangen wurde, dazu bei, der Physiognomie der Stadt selbst mehr Ausdruck zu geben. Mit dem Neubau des Thurmes an der 1842 abgebrannten Petrikirche soll demnächst begonnen werden. Vorerst ist der alte, von der Gluth des verzehrenden Feuers stark beschädigte Thurmstumpf um ein beträchtliches Stück abzutragen, was hoffentlich nicht gar zu viel Zeit rauben wird. Der Neubau selbst soll im Styl des alten, zerstörten Thurmes ausgeführt werden. Demnach haben wir Aussicht, nach einer Reihe von Jahren, wenn keine Störungen eintreten, zwei Thürme in den Himmel emporwachsen zu sehen, die nach ihrer Vollendung dem Reisenden schon in weiter Ferne Hamburgs Bedeutung als Stadt durch ihre gewaltige Höhe verkündigen werden.

Kleine Staaten mit demselben Maße zu messen wie große, dürfte unter allen Umständen mißlich, meistens sogar gefährlich seyn. Es gibt aber Leute genug, die es sich nicht ausreden lassen, es müsse einem kleinen Freistaate, der doch als Staat in alle Ewigkeit keine einflußreiche politische Rolle spielen kann, Alles das förderlich seyn und zum Nutzen gereichen, was große Staaten stark und mächtig macht. Da haben wir unter Anderem die Militärfrage, die für unser freies Gemeinwesen, dessen Stärke, Macht und Bedeutung für Deutschland ganz allein in seiner commerciellen Stellung liegt, von jeher eine leidige gewesen ist und es wahrscheinlich auch bleiben wird. Die Conscription, wie sie zur Zeit noch bei uns fortbesteht, drückt den

Linie angibt, obwohl ich Grund habe [illegible] daß diese Ziffer hinter der wirklichen [illegible] Stadt mit den Vorstädten und den [illegible] bewohnten Gebietstheile [illegible] Betrag wäre noch erwähnt werden, [illegible] etwas über 16 Millionen [illegible] während sich der Gewinn [illegible] ergeben hat.

In wenigen Tagen hat die Kirche [illegible] einen Thurm erhalten, [illegible]

die hamburgische Jugend würde eher in Masse der Vaterstadt den Rücken kehren als sich in eine solche Zwangsjacke stecken lassen. Das Einzige, was uns frommt, was Gesammtdeutschland Nutzen bringen und dem sich hier gern Tausende fügen würden, ist ein angemessener Dienst auf Deutschlands Kriegsmarine, die wir doch wohl im nächsten Decennium, gleichviel unter welcher Flagge, bekommen werden. Dafür entbinde man uns der Pflicht, Landtruppen zu halten, die schrecklich viel Geld kosten und weder der kleinen Republik, noch dem großen deutschen Bunde irgend etwas nützen können. Außer dem theuern Contingent haben wir bekanntlich auch Bürgermilitär, das äußerlich vollkommen militärlich organisirt ist. Finden doch bei demselben sogar kriegsgerichtliche Verhandlungen statt. Es konnte aber kaum fehlen, daß sich mit der Zeit Uebelstände bei dieser bewaffneten Bürgerwehr eingeschlichen haben, die um so erklärlicher sind, als es von jeher Gegner derselben gab. In welcher Weise diese Uebelstände zu beseitigen seyn möchten, ist mit wenigen Worten wohl nicht zu sagen, daß sie aber beseitigt werden können, gestehen selbst diejenigen zu, welche für das Institut des Bürgermilitärs als solches nicht schwärmen. Gegenwärtig nun ist ein sehr heftiger Federkrieg über Beibehaltung oder Beseitigung desselben ausgebrochen, der nicht ganz ohne Vorringenommenheit und Leidenschaftlichkeit geführt wird. Nothwendig und zeitgemäß wäre jedenfalls eine Reorganisation des an sich praktischen Instituts, das sich zu ver-

nen sich diese doch erst mit Anfang des Herbstes zu gipfeln. Die Zeit, wo die Blätter ihr saftiges Grün in mattes Gelb und Roth verwandeln, bevölkert alle Schaubühnen, deren wir eigentlich mehr, als nöthig wäre, besitzen. Alle Gesellschaftslokalitäten, in denen ebenfalls allerhand Schaustellungen stattfinden, füllen sich mit lebenslustigem Publikum, kurz der Freude, des Schwelgens im Genusse ist kein Ende. In erster Reihe stehen, wie es recht und billig ist, Stadt- und Thaliatheater, die edlere Genüsse bieten, so weit sich dieß thun läßt. Damit es aber auch hier nicht an dem unerläßlichen Reiz fehle, der, wie es scheint, allein noch zieht und fesselt, so sehen die Direktionen auch dieser Bühnen sich nach solchen Lockmitteln um, damit die Kunst gedeihe und doch auch die Kasse sich fülle. Im Thaliatheater spielt gegenwärtig eine französische Gesellschaft, die in ihrer Art recht Gutes leistet, wenn der deutsche Geschmack auch nicht immer die vorgeführten Stücke genießbar findet. „Es liegt darin so viel verborgenes Gift,“ läßt sich von mehr als einem derselben sagen, und das ist's eigentlich allein, was uns den Genuß an denselben verkümmert. Im Stadttheater hilft man sich altem Herkommen gemäß stets mit der Oper. Ein berühmter Gast, wie zur Zeit Frl. von Murska aus Wien, kann hier Wunder thun und thut sie auch wirklich, während Schau- und Trauerspiel nur spärlich von einer immer mehr sich verringernden Zahl Gläubiger besucht werden. Die Vorstadtbühnen haben es leichter, Leute in ihre Lokale zu sammeln. Ihnen ist jedes erlaubte Zugmittel recht und darf es seyn. Früher Donato

weise eingestürzt, und muß deßhalb das Kirchenschiff ganz abgebrochen werden. Der Kirche aber wird der Thurm bald folgen, und in ihm verliert das alte Susatum eines seiner Wahrzeichen, den schiefen Thurm, dessen hohe Spitze sich mehr als neun Fuß aus dem Lothe nach Südwesten überneigt. Nach einer alten Tradition, welche durch die in G. Brauns „Abconterfeiung und Beschreibung der vornehmsten Städte der Welt“ enthaltene, aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Abbildung der Hauptstadt des Herzogthums Engern ihre Bestätigung findet, ist der Thurm von Anfang an mit voller Absicht schief gebaut worden, und zwar hinübergeneigt nach der Richtung, aus welcher die heftigsten Stürme zu wehen pflegen. Mehrfache, durch Südwestorkane verursachte Einstürze von Thürmen in benachbarten Ortschaften scheinen den Baumeister auf diese eigenthümliche Idee gebracht zu haben: der Gewalt des Sturms sollte sich der Thurm mit vorgebeugtem Haupte entgegenstemmen, und wenn er ihr auf die Dauer doch nicht zu widerstehen vermöchte, so sollte doch eben nur der Zephyros ihm die Kuppe, den schief aufgesetzten „Südwester,“ gerade rücken.

Der Verlust dieser Kirche ist namentlich deßhalb zu bedauern, weil in derselben vor einigen Jahren unter dreifacher Kalktünche umfangreiche Wandgemälde aufgefunden und während des letzten Winters aufgedeckt worden sind, welche zum Theil aus der gothischen Frühzeit, zum Theil aus der Schlußepoche des romanischen Styls stammen, aus jener Zeit, in welcher sich die Freskomalerei gerade in Westphalen, und namentlich in Soest, in so umfassender Weise ausgebildet hatte, daß man von einer eigenen „Soester Schule“ zu sprechen beginnt. Welche bedeutende Leistungen wir derselben in Soest selbst verdanken, davon zeugt vor Allem die kleine St. Nicolaikapelle, welche jetzt nach der Restauration des edelschönen, früher durch Anbauten entstellten Bauwerks, und nach der geschickten Renovation der sehr beschädigten Wandmalereien durch einen begabten Autodidakten, den Maler Fischbach, als eine wahre Perle mittelalterlicher Kunst dasteht. Auch in der kürzlich geschmackvoll restaurirten Petrikirche, an deren Nordportal, wie sich noch jetzt erkennen läßt, einst zum höchsten Schmucke Edelsteine in das Steingewände eingelassen waren, sind Spuren derartiger Wandmalereien aufgefunden worden; in noch größerem Umfange aber in dem Dom, der St. Patroclikirche, in welcher nur leider die Restauration durch den Düsseldorfer Maler Lassinsky zu weit gegangen ist, und die alten Malereien nicht aufgefrischt, sondern durch ganz hübsche, doch etwas zu modern gehaltene Gemälde überdeckt worden sind.

Der Kirchenvorstand ad St. Patroclum ist überhaupt wenig glücklich in seinen Kunstbestrebungen. Der bei der Restauration des Domthurms wegen angeblich größerer Wetterbeständigkeit gewählte Stein contrastirt durch seine graue Farbe unangenehm gegen das feine Grün des ursprünglichen Materials, und die geräumige imposante Vorhalle der Westfaçade ist neuerdings durch schwerfällige, massive Gewölbmauern in kleine Zellen abgetheilt worden. Doch ist hier die Absicht wenigstens besser, als bei der Veräußerung des berühmten, im Jahr 1313 von dem Goldschmied Zigefrid (nicht Rigefrid, wie Kugler in seiner Kunstgeschichte irrig angibt) gefertigten silbernen Sarcophags des heiligen Patroclus. Dieser Sarcophag, welcher in Gestalt einer spitzbedachten Kirche den Reliquienkasten umschloß und in reicher Vergoldung mit den Gestalten Gott Vaters, der Madonna mit dem Kinde, der zwölf Apostel und des heiligen Patroclus geschmückt ist, wurde im Jahr 1811 aus Furcht vor den Annexionsgelüsten der Franzosen aus der Kirche entfernt und im Capitelsaale heimlich aufbewahrt, dreißig Jahre nach dieser glücklichen Rettung aber, 1841, von dem Kirchenvorstand in die Münze nach Berlin geschickt, um Thaler daraus schlagen zu lassen. Dabei wurden, weil die zur Versendung gewählte Kiste etwas zu klein war, die Figuren theilweise zerschnitten, um für dieses Procrustesbett zurecht gemacht zu werden. Zum Glück ward der künstlerische und kunsthistorische Werth dieses Kleinods in der Münze sofort entdeckt, der Sarcophag wieder restaurirt und in der königlichen Kunstkammer, später im neuen Museum zu Berlin aufgestellt, der Kirchenvorstand aber mit der gewünschten Erstattung des Silberwerths von etwa 3000 Thalern abgefunden. Später ist dann allerdings der freilich vergebliche Versuch gemacht worden, diesen restaurirten Sarcophag — am liebsten als Geschenk — zurückzuerhalten, zumal derselbe auch für die Geschichte der Stadt von besonderer Bedeutung ist. Es wurde nämlich dieser auf Kosten des Capitels angefertigte Sarcophag mit den Gebeinen des heiligen Patroclus, des „ritterlichen Heiligen,“ welche der Bruder Kaiser Ottos I., der Erzbischof Bruno von Köln, am 12. December 963 nach Soest überbracht und in dem von ihm gestifteten Dom niedergelegt hatte, bei feierlichen Gelegenheiten in Procession in der Stadt umhergetragen; es geschah dieß namentlich wiederholt während der berühmten „Soester Fehde,“ in der Zeit der höchsten Bedrängniß der von einem Heere von fast 80,000 Kriegern belagerten Stadt. — Als das vor den Mauern gelegene feste Kloster St. Walpurgis am Montag nach Peter-Paul des Jahrs 1447 von den „Kölnischen“ erstürmt worden war, und von da aus die Angriffe auf die Stadt sich unaufhörlich erneuerten, wurde zur Abwehr eine Procession mit den Reliquien des heiligen Patroclus veranstaltet und an den vier Enden der Stadt ein Theil der vier Evangelien verlesen, „auf daß die Waffen der Stadt glücklich seyn möchten; als diese Procession in die Nähe des Klosters kam, schoßen die Schaaren des Erzbischofs auf dieselbe, so daß die Steine zwischen die singenden Schüler fielen.“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

— Bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Shakespeare gehört nothwendig in die Geschichte der Poesie, in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Goethe.

Shakespearestudien eines Realisten.

I.

Die Stellung der englischen Bühne zu Shakespeares Zeit.

Es ist nur Weniges, was wir von den Bühnenverhältnissen aus Shakespeares Zeit, noch Wenigeres, was wir von dem Lebensgang und der persönlichen Stellung und Stimmung des Dichters wissen; und dennoch scheint es uns, wie wenn auch aus diesem We-

Weltanschauung, den Spiegel seiner Vergangenheit und Gegenwart zu sehen gewöhnt war.

Aus dieser Bedeutung der Bühne ergibt sich von selbst auch die persönliche Stellung des dramatischen Dichters, der an derselben thätig ist. Wir sind gewöhnt, Shakespeares Leben als ein ächtes und fast ideales „Dichterleben" zu betrachten. Nicht bloß Tieck in seiner reizenden Novelle, auch die ernsten Forscher, wie Ulrici, Gervinus, rücken uns den Dichter in ein solches Licht. Er erscheint uns als der Günstling seiner

diesem sonnigen Bilde des ächtesten, auf die Höhen der Menschheit gestellten Künstlerlebens verschwinden.

Diese Anschauung von der Sache schien uns immer mit der bekannten und unzweifelhaften Thatsache, daß das Theater in England vor, zu und nach Shakespeares Zeit der Gegenstand einer unablässigen Verfolgung von Seiten des Staats, der Kirche und der Gemeinden war, in augenscheinlichem Widerspruch zu stehen. Denn eine nähere Betrachtung der Sache läßt keineswegs die übliche Auslegung zu, daß hier eben Staat, Kirche und Gemeinde im Widerspruch mit der Sitte und Anschauung des Volks standen, und die Volkssitte ihre unwiderstehliche Macht und ihre innere Berechtigung nur um so glänzender bewährt habe, wenn trotz aller jener Verfolgungen der officiellen Mächte die Zahl und der Besuch der Bühnen sich von Jahr zu Jahr gesteigert haben.

Scenische Darstellungen an sich gewährten dem religiösen und sittlichen Bewußtseyn jener Zeiten keinen Anstoß. Sie waren ja kirchlichen Ursprungs und aus den Passionsspielen, Mirakeln und Moralitäten des Mittelalters hervorgegangen; die katholische Kirche war auch immer klug und weitherzig genug gewesen, zu den komischen, possenhaften, mitunter cynischen Zuthaten und polemischen Anspielungen ein Auge zuzudrücken. Das fiel doch alles unter den Gesichtspunkt der Liebhabertheater; es beschränkte sich auf einzelne festliche Tage im Jahr, und die Personen, die dabei auftraten, waren die übrige Zeit hindurch gerade so ehrbare Handwerker, Landleute, Studenten, Cavaliere als die andern; aber daß diese Aufführungen sich zu einem stehenden Institut ausbildeten, daß ein besonderes Gewerbe daraus gemacht wurde, daß man Knaben für diese Beschäftigung als eine besondere Berufsart heranbildete, daß man rein weltliche Stoffe dramatisch behandelte, das galt als ein schreiendes Zeichen steigender Sittenverderbniß.

Die Schauspieler bildeten einen ehrlosen, von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und geächteten Stand. Die Gesetze jener Zeit stellen sie mit den Gauklern, Seiltänzern, Bärenführern u. s. w. stets in Eine Linie; eine Verordnung spricht sogar von den „wandernden Schurken.“

Man ersieht nun aber aus der Geschichte der Theaterverfolgungen jener Zeit ganz deutlich, daß die Verbote der obersten Behörde nicht etwa im Widerspruch mit der Volkssitte ergingen, sondern eher hinter den Forderungen derselben zurückblieben. Nicht die Königin und ihre ersten Räthe waren es, die die stehenden Theater am eifrigsten bedrohten, sondern die Parlamente und Gerichte. Elisabeth hatte sich zwar gleich nach dem Antritt ihrer Regierung zu einem allgemeinen Verbot der öffentlichen Bühnen und auch später zu mancherlei Zwangsmaßregeln verstanden; aber im Grunde fand sie an der Sache selbst Gefallen, namentlich an den gelehrten und allegorischen Stücken, und sah es gern, wenn sie für die Spiele bei Hof über eine geübte Truppe verfügen konnte. Auch auf kirchlicher Seite waren nicht die Bischöfe die heftigsten, da sie einer Liebhaberei der Königin gegenüber ihren Eifer zu zügeln wußten; um so rücksichtsloser sprachen sich die niedern Prediger auf den Kanzeln der Hauptstadt und des Landes aus. Der ausdauerndste Widerwille und die zäheste Verfolgung aber ging von dem Lordmayor und den Gemeindebehörden der City aus, die im Jahr 1575 alle Theater aus dem Bereich ihrer Amtsgewalt auswiesen und sie nöthigten, in die Vorstädte und an exemte Plätze (wie z. B. gerade das ehemalige Kloster der schwarzen Brüder, Blackfriars, an dem Shakespeare stand) zu flüchten; und daß sie hiebei im Einklang mit der Bürgerschaft handelten, geht aus den zahlreichen Petitionen und Adressen hervor, mit denen sie von den Einwohnern, zumal der Stadttheile, in welchen sich Theater befanden, bestürmt wurden.

Gleichwohl ist es Thatsache, daß die Zahl der Theater in London unter Elisabeth von fünf auf zehn stieg, daß fast alle gute Geschäfte machten, indem ihre Unternehmer, wie Shakespeare selbst, zu Wohlstand und Reichthum gelangten, daß die Bühne in Fruchtbarkeit an neuen dramatischen Stücken selbst mit der altspanischen wetteiferte. Wie sind diese seltsamen Widersprüche zu vereinigen? Offenbar müssen hier Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Klassen des Volkes vorliegen. Wer besuchte und förderte die Theater? Wer mied und verfolgte sie? Niemand wird sich von Shakespeares Lebens- und Dichterstellung ein ganz zutreffendes Bild machen können, ohne diese Frage aufgeworfen und richtig gelöst zu haben.

Die Ansicht, als ob England zu Shakespeares Zeit im Besitz einer durch die Theilnahme aller Stände getragenen Nationalbühne gewesen wäre, hängt genau mit einem weiteren Irrthum über den ganzen Charakter, die Stimmung und geistige Strömung dieses Zeitabschnittes zusammen. Man liebt diese so darzustellen, als ob das englische Volk nach dem Sieg über die spanische Armada im frischen Aufschwung aller materiellen und geistigen Kräfte, bei blühender Entwicklung seiner Seemacht, seines Handels und aller Gewerbe eine schöne Periode des gehobenen Nationalgefühls, der patriotischen Begeisterung, der Empfänglichkeit für alle Künste und Genüsse des Friedens durchlebt habe, gleichsam halkyonische Tage, die den Stürmen der Revolution

meindebehörden der City aus, die in ihr
Theater aus dem Bereich ihrer Amtsgewalt
und sie nöthigten, in die Vorstädte und a
e (wie z. B. gerade das ehemalige Klo
r Brüder, Blackfriars, an dem Sitze
achten; und daß sie dabei im Einklang m
Zeit handelten, geht aus den zahlreichen
n und Adressen hervor, mit denen sie vo
rn, zumal der Stadttheile, in welchen si
befanden, bestürmt wurden.

wohl ist es Thatsache, daß die Zahl der
n Londons unter Elisabeth von Jahr zu Jahr
ß alle gute Geschäfte machten, indem ihr
er, wie Shakespeare selbst, zu Wohlstand und
gelangten, daß die Bühne in Fruchtbarkeit
dramatischen Stücken selbst mit der älte
wetteiferte. Wie sind diese seltsamen Wid
vereinigen! Offenbar müssen hier Verschie
zwischen den einzelnen Klassen des Volks
Wer besuchte und förderte die Theater!
und verfolgte sie? Niemand wird sich ein
es Lebens- und Dichterstellung ein ganz
machen können, ohne diese Frage sich
ntwortet zu haben.

[...] Geschichtsforschern über jenes Zeitalter, wie z. B. Macaulay, Schlosser und andern, treffen wir dagegen eine andere Beurtheilung desselben, die uns ebenso innerlich begründet als äußerlich beglaubigt erscheinen will.

Es gab natürlich schon in den ersten Zeiten der Elisabeth Männer genug, die an der Art, wie die Reformation von oben herab eingeführt wurde, an dem Supremat über die Kirche, an den beibehaltenen Bischöfen und römischen Ceremonien den größten Anstoß nahmen und eine weit tiefere und gründlichere Durchführung der reformatorischen Prinzipien in Staat, Kirche und Sitte forderten. Aber der englische Protestantismus war noch zu sehr von Außen und Innen gefährdet, noch in seiner ganzen Existenz bedroht, als daß innere Spaltungen und Erschütterungen der nöthigen Einheit dem Bedürfniß der Sachlage entsprochen hätten und Elisabeth auf viele Schwierigkeiten stoßen konnte, wenn sie die Eiferer, die Calvinisten und Puritaner mit gleicher Strenge wie die Papisten niederwarf. Erst als die Ansprüche der katholischen Prätendentin unter dem Beil des Henkers erloschen, der Abfall der Niederlande gesichert, die Armada vernichtet war und auf Frankreichs Thron ein Hugenotte saß, konnte der Protestantismus für völlig gesichert gelten und von jenen beengenden Rücksichten keine Rede mehr seyn. Um dieselbe

Puritaner, Anglikaner und Independenten verschiedener Ansicht seyn mochten, in der Einen Forderung einer ernsten sittlichen Zucht, einer strengen Sonntagsfeier, eines arbeitsamen, von eitlen Vergnügungen und Lustbarkeiten abgekehrten Lebenswandels stimmten sie unter sich und mit allen calvinistischen Kirchen überein. Das Theater rechnete man unzweifelhaft zu diesen eitlen und unsittlichen Lustbarkeiten, wie denn auch, sobald unter Karl I. die Parlamente zur Herrschaft gelangten, es eine ihrer ersten Maßregeln war, alle Bühnen des Königreichs zu schließen. Jene unablässigen Verfolgungen des Theaters zu Shakespeares Zeiten erscheinen in diesem Zusammenhang nicht, wie es die meisten Schriftsteller über unsern Dichter darzustellen pflegen, als einer jener unmächtigen, allmählig erlahmenden Versuche der Obrigkeiten, gegen eine neue Volkssitte anzukämpfen, sondern als die Symptome einer neuen, die wichtigsten Klassen des Volkes selbst ergreifenden und bald zur völligen Herrschaft gelangenden sittlichen Lebensrichtung.

Um nun aber auch zu wissen, wer denn die Besucher jener zahlreichen Theater Londons waren, vor welchem Auditorium Shakespeares Meisterwerke in Scene traten, bedarf es nichts Weiteres, als sich die inneren Räumlichkeiten und Einrichtungen der Bühne jener Zeit

Hier waren die jungen aristokratischen Freunde unseres Dichters, die Grafen Southampton, Pembroke, Rutland ꝛc. zu treffen. In dem großen, unbedeckten Hofraume, dem Parterre, waren in den vordersten Reihen die Inhaber von Freibilleten, die Fachgenossen, unbeschäftigte Schauspieler, Theaterdichter, Kritiker u. s. w.; hinter ihnen die aus den untern Volksklassen, den niedern Handwerkern, Gesellen und Lehrlingen, den Bootsleuten, Arbeitern auf den Werften und in den Fabriken bestehende Hauptmasse der Zuhörerschaft. Auf der ersten Gallerie nahmen die vordersten Plätze die Maitressen der Vornehmen und andere käufliche Schönheiten ein, für welche das Theater als günstigste Gelegenheit der Werbung galt, wie denn in der Nähe der Bühnen zur großen Beschwerde der Umwohner häufig Frauenhäuser entstanden. Hinter diesen saßen solche, die der Versuchung des Theaterbesuches nicht widerstehen konnten und doch nicht im Theater gesehen werden wollten. Bürgerfrauen konnten nur diese Plätze besuchen, zeigten sich aber auch hier gewöhnlich nur mit Masken vor dem Gesicht. Auf der zweiten Gallerie, dem letzten und wohlfeilsten Platz war das niedrigste Publikum, Matrosen, Bediente, Soldaten, Dirnen, zu suchen.

Man sieht hieraus wohl, für achtbare Männer und anständige Frauen war nicht einmal ein Platz vorgesehen. Auch andere Gebräuche und Einrichtungen sind bezeichnend. Es durfte niemals am Sonntage gespielt werden, auch an Werktagen auf den öffentlichen Bühnen nur bei Tage, so daß für denjenigen, der einem Erwerb oder Beruf nachzugehen hatte, ein regelmäßiger oder häufiger Besuch von selbst wegfiel. Man aß und trank während der Aufführungen; man rauchte und spielte Karten. Im offenen Parterre war der übelriechende, zum allgemeinen Gebrauch dienende, Bottich, den zu entfernen die Theaterdirektionen vergebliche Versuche machten. Das Parterrepublikum war der Tyrann und Schrecken der Bühne und trieb groben Unfug, der nicht selten zu wilden Excessen und Gewaltthätigkeiten ausartete und zu polizeilichen Schließungen Anlaß gab. Man begreift gar wohl, daß in jenem Schreiben, in welchem Graf Southampton einem höheren Staatsbeamten ein Anliegen seiner Freunde Shakespeare und Burbadge in Theatersachen empfiehlt, die Worte gebraucht werden: „Wiewohl es Eurer Würde und Weisheit nicht zukommt, sich an die Orte zu verfügen, wo sie das öffentliche Ohr zu ergötzen pflegen.“

Offenbar könnte es nur durch einen Mißbrauch der Worte geschehen, wenn man den vielsagenden Namen einer Nationalbühne auf ein Institut anwenden wollte, dem Staat, Kirche und Gemeinde aus Gründen der Sittlichkeit entgegentraten, dessen Schwelle achtbare Männer, gesittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des Anstandes nicht überschreiten konnten. Und doch wäre es oberflächlich und einseitig genug, sich nun bei diesem negativen Ergebniß zu beruhigen und zu vergessen, daß auf eben dieser Bühne und vor einem solchen Auditorium ein Macbeth, Hamlet, Romeo und Julie, der Sommernachtstraum und andere Dramen der höchsten Gattung über die Scene gingen.

Der Haupterklärungsgrund für die wachsende Zahl und Frequenz der Theater in jener Zeit war zunächst allerdings die rasche und ungemeine Vermehrung des bürgerlichen Wohlstands und der städtischen Gewerbe. London überragte schon damals in gleicher Proportion wie heute alle europäischen Städte an Volkszahl und Reichthum. Die Bevölkerung stieg bereits auf eine halbe Million. Es gab, wie in jeder großstädtischen Bevölkerung, viele Tausende von unverheiratheten Männern, denen es weder an leeren Tagen und Stunden, noch an den Mitteln fehlte, dem dringenden Bedürfniß der Unterhaltung Genüge zu thun. Daß nun aber eben diese Tausende von Unterhaltungslustigen, welche der Verkehr und Reichthum einer Weltstadt erzeugt, damals nicht ebenso, wie in andern Zeiten und Orten, an den sonstigen Spielen und Lustbarkeiten, nicht an Tänzern und Gauklern, nicht an Rennen und Stiergefechten und andern Circusspielen ihr Gefallen fanden, daß gerade die Lust an scenischen Aufführungen, der Sinn für die Aufregungen der dramatischen Kunst zur herrschenden Mode wurde, das bedarf doch immer wieder einer besondern Erklärung, die man gewiß nur in dem Verständniß des tieferen Zusammenhangs zwischen den verschiedenartigen Bestrebungen eines Zeit- und Volkslebens finden wird.

Das mittelalterliche Christenthum war nicht bloß eine Religion, sondern es war zu einer alle Lebenskreise beherrschenden Weltanschauung geworden und hatte zu einer Verweltlichung alles Kirchlichen, zu einer Verkirchlichung alles Weltlichen geführt. Das neue Zeitalter, das man nach der Reformation der Kirche zu benennen pflegt, verwarf jene Vermengung ungleichartiger Dinge; es beschränkte zunächst das Religiöse auf sein bestimmtes und ausschließliches Gebiet, stellte aber eben damit zugleich auch die übrigen Lebenskreise, Erwerb, Staat, Wissenschaft, Kunst auf ihre eigenen Füße, es gab sie den Gesetzen ihrer eigenen inneren Entwicklung zurück. So gelangten die Wissenschaften und schönen Künste zu einem neuen selbstständigen Leben, ohne von der kirchlichen Bewegung weiterer Impulse zu bedürfen, ja unter Abweisung derjenigen Einflüsse, welche gleichwohl von dieser Seite versucht wurden.

… herragte schon damals in gleicher … alle europäischen Städte … Die Bevölkerung hing bereits … Es gab, wie in jeder großstädtischen …, viele Tausende von unverheiratheten … es weder an leeren Tagen und Stunden … den Mitteln fehlte, dem dringenden Bedürfniß … Unterhaltung Genüge zu thun. Daß nun die … Tausende von Unterhaltungssüchtigen, … und Reichthum einer Weltstadt … nicht ebenso, wie in andern Zeiten und … Spielen und Lustbarkeiten, … und Gauklern, nicht an Rennen und … und andern Circusspielen ihr Gefallen … die Lust an scenischen Aufführungen, … die Anregungen der dramatischen Kunst … Rede wurde, das bedarf doch … besondern Erklärung, die man … des tieferen Zusammenhangs … Bestrebungen einer Zeit … finden wird.

… mittelalterliche Christenthum war … sondern es war zu einer …

… der gleichzeitigen religiösen Stimmung in gar keinem oder auch in feindseligem Verhältniß stund, daß Shakespeare der Kirche, welcher er dem Namen nach angehörte, die Gleichgiltigkeit und den Widerwillen, womit sie seine Bestrebungen und Leistungen betrachtete, einfach mit einer ganz ähnlichen Beurtheilung ihrer eigenen Richtungen erwiederte.

Die mannigfachen Consequenzen einer gleichartigen Grundanschauung treten in der Geschichte gewöhnlich als verschiedene Klassen, Stände oder Parteien auseinander, die ohne ein Bewußtseyn gemeinsamer Ausgangspunkte sich einander fremd oder feindlich gegenüberstellen. Das stärkste und politisch wichtigste, die Schicksale der folgenden Generation bestimmende Element in dem englischen Volksgeiste zu Shakespeares Zeiten war die Propaganda der puritanischen Denkart. Neben dieser politisch-religiösen Richtung gingen noch viele andere Kreise menschlicher Thätigkeit ihren abgesonderten, selbstständigen Weg. Es war ein reges und schöpferisches Leben in fast allen Zweigen des Wissens und des praktischen Lebens. Insbesondere gelangte die Dichtkunst zu einer überraschend schnellen und großartigen Blüthe. Die dramatische Kunst, die mehr als jeder andere Zweig der Poesie die Gunst äußerer Bedingungen fordert, fand in Folge des wachsenden Wohlstands in den Unterhaltungsbedürfnissen einer …

Shakespeares Stellung zu seinen Zeitgenossen.

Die irrige Vorstellung von einer englischen Nationalbühne, oder wenigstens von einer im Bewußtseyn der Zeitgenossen hervortretenden Bedeutung des Theaters für die Sitte und Bildung des englischen Volks zu Shakespeares Zeiten führte von selbst zu einer ganzen Reihe falscher und schiefer Schlüsse auf die Lebensverhältnisse unseres Dichters, auf seine Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft, auf den Ton und Charakter seines Selbstbewußtseyns und seiner persönlichen Stimmungen. Es geschieht uns unwillkürlich, daß wir die jetzige Meinung von dem Dichter auch schon seinen Zeitgenossen unterlegen; wir können es nicht begreifen, daß eine so große Erscheinung nur in den kleinsten Kreisen nach ihrem Werth erkannt worden seyn soll. Und dennoch scheint alles dafür zu sprechen, daß Shakespeare in seinem eigenen Zeitalter keine sonderliche und hervortretende Beachtung gefunden hat. Seine Anerkennung als eines der größten Dichter aller Zeiten und Völker ist in England und Deutschland neueren Datums, noch nicht hundert Jahre alt. Anderthalb Jahrhunderte hindurch nach seinem Tode war der Dichter nahezu vergessen, was allein schon dafür zeugt, daß er noch keinen großen Namen in das Grab trug.

Dieß erklärt sich leicht schon aus einem rein …

der Theaterangehörigen. Shakespeares Dramen waren zu seinen Lebzeiten wirklich zum größten Theil noch gar nicht gedruckt; sie konnten also überhaupt nicht gelesen, sondern nur im Theater gehört werden. Das Theater besuchten aber nach dem Obigen aus den gebildeten und urtheilsfähigen Klassen des Volks mit vereinzelten Ausnahmen nur die Jünglinge und jungen Männer ohne bürgerliche Stellung. Anständige Frauen waren jedenfalls völlig davon ausgeschlossen. Man würde in diesen Kreisen vielleicht kaum Shakespeares Namen gehört haben, wenn er nicht auch die beiden epischen Dichtungen, Venus und Adonis und Lucretia, verfaßt hätte, und wenn seine Sonette nicht im Druck erschienen wären.

Jene Stellen bei dem schon oben genannten Thomas Nash, einem angesehenen Kritiker jener Zeit, die uns jetzt so verkehrt und wunderlich vorkommen, lassen die herrschenden Anschauungen sehr deutlich erkennen. In seiner Schilderung einer Aufführung von Heinrich VIII. im Globustheater sagt er zu einer Zeit, da Shakespeare noch lebte, aber seine dichterische Laufbahn bereits abgeschlossen hatte, unter anderem: „Der Verfasser dieses Stücks ist ein gewisser William Shakespeare, ein Mann, dem es keineswegs an Talent fehlt. Die Kenner geben indessen seinen Gedichten den Vorzug vor seinen Theaterstücken, denn ein Theaterstück ist nur ein eitles Vergnügen. Die Menge ist danach begierig, hält aber nichts von den Verfassern solcher Stücke, deßhalb machen sich diese die Sache auch leicht. Sie plündern, wo es zu plündern gibt, übersetzen, bearbeiten und bringen auf die Bühne, was sich ihnen darbietet, Himmel, Hölle, Erde, kurz, was ihnen unter die Hände kommt; Vorfälle von gestern, alte Chroniken, Mährchen und Romane. Sie treiben ihren Spott mit allem, und wenn sie uns nur dadurch unterhalten, so verlangen wir weiter nichts von ihnen. Dieser Shakespeare, von dem ich eben spreche, ist indeß durchaus nicht ohne Verdienst und hat sich unter der großen Masse dramatischer Dichter unserer Zeit den meisten Ruf erworben."

In einer andern ähnlichen Stelle sagt derselbe Verfasser: Er würde Shakespeares Talent weit höher schätzen, wenn er nicht, nur um zu leben, Schauspiele geschrieben hätte, die seinem Ruhm weit mehr geschadet als genützt haben. In seinen andern Dichtungen dagegen, Venus und Adonis, Tarquin und Lucretia, und in seinen Sonetten herrsche der Geist Petrarcas, und wäre Shakespeare stets dem italienischen Kunststyle treu geblieben, so wäre er einer unserer größten Dichter geworden, größer noch als Daniel, der erste Dichter seiner Zeit.

Wie wildfremd klingen uns jetzt diese Aeußerungen! Und doch haben gewiß unsere Shakespearekritiker Unrecht, wenn sie dieselben nur als Beleg für die Urtheilslosigkeit ihres Verfassers, als Beweis, wie sehr sich die Kritik vor der Nachwelt blamiren könne, anführen. Es sprechen vielmehr alle inneren und äußeren Gründe dafür, daß jene seltsamen Reden das vorherrschende Urtheil der gebildeten Zeitgenossen Shakespeares enthalten.

Der Dramatiker Webster, ein Freund Shakespeares, redet in ähnlicher Weise „von dem vollen und hohen Styl des Meisters Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher, und endlich, ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgend welche Hintansetzung auszudrücken, von der eben so glücklichen wie fruchtbringenden Thätigkeit (industry) der Meister Shakespeare, Dekker und Heywood." Shakespeares Zeit- und Volksgenosse, Bacon von Verulam, der mehrere Jahrzehnte neben ihm in London lebte und in seinen Schriften und Briefen fast keine einzige Zeiterscheinung unerwähnt läßt, scheint von der Existenz eines dramatischen Dichters Namens Shakespeare gar keine Kunde gehabt oder es nicht der Mühe werth gefunden zu haben, darüber zu reden.

Selbst das Zeugniß, das auf den ersten Anblick eine solche Auffassung zu widerlegen scheint, stimmt bei näherer Betrachtung mit ihr wohl zusammen. Jenes oben schon erwähnte Schreiben, das in den Papieren des Lord Ellesmere gefunden wurde, und worin Graf Southampton Burbadge und Shakespeare, die beiden Ueberbringer einer Beschwerde der Schauspielergesellschaft von Blackfriars gegen den Gemeinderath, empfiehlt, sagt von diesen: „Den einen bezeichnet der Ruf als unsern englischen Roscius, als Einen, der die Gebärde dem Wort und das Wort der Gebärde höchst bewundernswürdig anpaßt. Der andere ist ein Mann, der kein Haarbreit weniger Gunst verdient und mein specieller Freund; bis kürzlich noch ein Schauspieler von gutem Klang bei der Gesellschaft, jetzt Miteigenthümer derselben und Verfasser einiger unserer besten englischen Schauspiele. — Dieser andere heißt William Shakespeare und sie sind beide aus Einer Grafschaft. Beide sind ihren Gaben nach wahrhaft rühmenswerth."

So würde man von einem wirklich hochgefeierten, in allen gebildeten Kreisen bekannten Nationaldichter nicht reden; ein solcher würde überhaupt dieser Empfehlung gar nicht bedurft haben. Der Graf stellt den Schauspieler, dessen Namen wir nicht einmal mehr wüßten, wenn er nicht mit Shakespeare in Verbindung stünde,

mit dem Dichter ganz in Eine Linie, nennt ihn sogar noch vor demselben, und redet von beiden, wie von Männern, von deren Existenz und Verdiensten Kenntniß zu haben einem englischen Kanzler nicht ohne weiteres zugemuthet werden kann.

Das unverwerflichste Zeugniß aber gibt uns der Dichter selbst in seinen Sonetten. Diese Gedichte von der tiefsten Empfindung und höchsten technischen Vollendung, die trotz der trefflichen Uebersetzungen von Jordan und Bodenstedt selbst so vielen Freunden unseres Dichters noch unbekannt sind, und uns mehr als alle dramatischen Werke die Persönlichkeit des Dichters, seine Stimmungen und die Tinktur seines Selbstbewußtseyns aufschließen, zeigen mit unwidersprechlicher Deutlichkeit, wie weit entfernt er von dem Selbstgefühl eines großen, von der Theilnahme seiner Nation emporgehobenen Sängers war. Niemand wird es ohne Rührung und innige Theilnahme lesen, wenn er ihn klagen hört:

Wenn ich nach Trost für mein verachtet Loos,
Für meines Standes Schimpf in Thränen suche,
Zum tauben Himmel schreie hoffnungslos,
Mich selbst betrachtend mein Geschick verfluche,
Und Anderen ihr hoffnungsreiches Leben,
Ihr Aussehn, ihren Freundeskreis beneide,
Dem seine Kunst und dem sein thätig Streben,
Mir aber meine beste Lust verleide,
So komm ich mir beinah verworfen vor.

Ebenso wenn er an einer andern Stelle seinem Freunde sagt:

Mein Name muß mit mir begraben bleiben,
Um dir wie mir die Schande zu ersparen;
Mich schändet mein Beruf, dich würd' es schänden,
Dem schlecht Berufnen Liebe zuzuwenden.

Das sind aber nicht bloß vereinzelte Stellen, sondern durch das Ganze geht ein Ton der Schwermuth, das Gefühl der niedrigen und verachteten Stellung, wo nicht des verfehlten Lebens. An hundert Stellen wünscht man dem Dichter gegenüber von seinem jugendlichen vornehmen Freund ein männlicheres Selbstgefühl, ein stolzeres Bewußtseyn seines eigenen Werthes, und freut sich, wenn er sich wenigstens an einigen Stellen zu der Zuversicht erhebt, daß er dem Tod zum Trotz, der unter den stummen Horden wüthen möge, unsterblich fortleben und in seinen Liedern auch dem Freunde ein Denkmal setzen werde, dauernder als Erz und Marmor.

Ja wenn man die vollen Consequenzen aus allen diesen Thatsachen ziehen will, so wird man Shakespeares Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft mit derjenigen vergleichen müssen, welche nach heutiger Sitte Taschenspieler, Kunstreiter, Seiltänzer ꝛc. behaupten. Sie mögen noch so ausgezeichnet in ihrer Kunst seyn, sich oft und viel vor den höchsten Herrschaften producirt haben, sich hoher Gönner, vielleicht auch hoher Gönnerinnen erfreuen, und Lieblinge des Publikums, das ihren Produktionen nachgeht, genannt werden können; sie mögen auch zu einem großen Einkommen, ja zu Reichthum gelangen; sie werden es doch bei allem dem nie zu einer geachteten Stellung bringen, von den gebildeten Ständen, von dem Zutritt in Familien der höheren und mittleren Klassen wie durch eine Kluft geschieden bleiben; es wird auf ihrem Beruf ein Makel haften, den sie durch keine Leistung, durch keine persönlichen Vorzüge von sich wegbringen, der sie unfehlbar bis an's Ziel des Lebens begleitet.

So und nicht anders faßt Shakespeare selbst in seinen Sonetten seine Stellung zur Gesellschaft auf, und so war sie auch nach den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Zeitgenossen. Das Vorurtheil der Stände, das in allen germanischen Ländern, zumal in England, die tiefsten Wurzeln hat, war damals durch die ascetische Richtung, welche die Kirchenreform begleitete, noch verstärkt, und erst eine neuere Zeitperiode lernte allmählig und langsam den Mimen zu den Künstlern stellen. Daß Shakespeare zugleich als Unternehmer und Dichter bei dem Theaterwesen betheiligt war, brachte ihm zwar ökonomisch große Vortheile; für die bürgerliche Achtung war es eher nachtheilig als günstig, und der Puritaner von der ächtesten Sorte sah darin wohl keinen weiteren Unterschied als den zwischen der Bordellwirthin und der Dirne.

Die Argumente für eine höhere Stellung Shakespeares in der Gesellschaft werden vorzugsweise aus der angeblichen Gunst der Königin und ihres Nachfolgers, sowie aus dem Verhältniß einer innigen Freundschaft mit dem Grafen Southampton entnommen. Allein man hat indessen vergeblich versucht, irgend ein reales Zeugniß für ein näheres Interesse, das Elisabeth an unserem Dichter genommen haben soll, ausfindig zu machen, wiewohl irgend ein Zeichen der Anerkennung oder Auszeichnung von Seiten der Königin, wenn ein solches vorläge, gewiß viel sicherer zu unserer Kenntniß gelangt seyn würde, als die vielerlei unverbürgten und unerheblichen Anekdoten aus dem Leben des Dichters. Es ist natürlich nicht daran zu zweifeln, daß Shakespeare so gut wie andere Schauspieler seiner Truppe auch in den königlichen Schlössern zu spielen hatte, daß dabei ein und das anderemal auch eines von seinen Stücken zur Aufführung kam; es geht aus

einem Zeugniß des Grafen Southampton hervor, daß sie an denselben Gefallen fand, und es ist wohl denkbar, daß sie, wie die Tradition will, von dem Dichter verlangt hat, den Falstaff auch einmal als Liebhaber zu sehen. Allein gleichwohl hat sie lediglich nichts für ihn gethan; und nach Allem, was wir sonst von ihrer Bildung und ihrem Kunstgeschmack wissen, ist es auch nicht zu verwundern, daß sie diesen Dichtergenius nicht zu würdigen wußte, und den größten ihrer Zeitgenossen trotz aller äußeren Veranlassung dazu, nicht viel beachtet hat. Sie bildete sich zu viel auf ihr Latein und Griechisch ein; sie fand zu großes Gefallen an jenen gelehrten allegorischen Hofmasken, die nur auf die plumpsten Schmeicheleien hinausliefen und uns jetzt als ein wahrer Ausbund von Abgeschmacktheit erscheinen, als daß sie an den Werken einer so ungelehrten und nur aus dem Innern eines hohen Geistes geschöpften Kunst den Stempel des Genius erkannt hätte. Wie wenig sie aber die Kunst in den Personen, die sie ausüben, zu ehren wußte, zeigt jene Vollmacht, die sie ihrem Ceremonienmeister gab, jeden Schauspieler ohne Unterschied nach Bedarf für Aufführungen bei Hofe zu pressen und im Weigerungsfall ins Gefängniß zu werfen.

Von König Jakob wissen wir nur, daß, als Shakespeare sich um ein kleines Hofamt, mit welchem die Aufsicht über die scenischen Aufführungen verbunden war, bewarb, ihm ein obscurer Concurrent vorgezogen wurde, sowie daß er nicht Shakespeare, sondern dessen Gegner und Rivalen, Ben Jonson, mit der Auszeichnung eines poeta laureatus und einem Jahrgehalt bedachte. Daß der König ihm für die schmeichelhaften Anspielungen des Macbeth durch ein Handschreiben gedankt habe, ist als ein der Hofetikette höchlich widersprechender Vorgang an sich höchst unwahrscheinlich und schlecht bezeugt und würde überdieß an der Hauptsache nichts ändern, schon darum, weil es erst in den Schluß seiner Laufbahn fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Virgil und Horaz.

(Schluß.)

Der Epiker Virgil gilt uns als Stimme des römischen Nationalbewußtseyns in den Tagen des Augustus; der Lyriker und Satiriker **Horatius Flaccus** (65—8 vor Chr.) stellt die Persönlichkeit dar, welche in einer kosmopolitischen Zeit bei dem Verfall des öffentlichen Lebens und der Sitte sich in die eigene geistreiche und überlegene Subjektivität zurückzieht, sich an nichts bindet, in Ernst und Scherz die eigene Freiheit bewahrt und genießt. Sein Vater war ein Freigelassener aus Venusia in Süditalien; des Sohnes Anlage erkennend, ging er mit demselben nach Rom und suchte neben der Bildung, welche die Schule ihm gab, ihn durch die Beispiele des Guten und Schlimmen, der Ehre und Schande, wie die Erfahrung und Weltbeobachtung sie bot, zugleich ihn zur Weltklugheit und Sittlichkeit zu erziehen. Griechische Kunst und Weisheit an der Quelle zu schöpfen, war Horaz in Athen, als Brutus im Osten Kämpfer für die Sache der Republik warb; er trat als Offizier unter die Waffen, sah aber bei Philippi seine Hoffnungen und Träume scheitern, sein Erbe die Beute der Sieger werden. Die „kühne Armuth" spornte sein Talent, er begann mit Epoden, im Wechsel eines kürzeren und längeren Verses nach dem Muster des Archilochos, seine Dichterlaufbahn, bald die gutgesinnten Bürger ermahnend, durch Auswanderung eine neue Heimath zu suchen, einen neuen Staat zu gründen, bald in bitteren persönlichen Ausfällen sein Herz ausschüttend, ja auch schon mit heiterem Humor das Lob des Landlebens einem städtischen Wucherer in den Mund legend.

Wir haben hier den Keim, aus welchem die Doppelrichtung der Satire und der Lyrik hervorgesproßt ist. Horaz ward ein Wortführer der jüngeren Dichterschule, mit Virgil vertraut, und durch ihn an Mäcenas empfohlen, der an dem humanen Sinne, dem Witze und der Liebenswürdigkeit des Dichters das größte Wohlgefallen hatte, ihn zum Freunde nahm und von ihm im ersten wie im letzten Dichterworte huldigend begrüßt wurde. Horaz hat es selbst mit klarem Blick erkannt, daß er weit mehr durch Kunstverstand, Witz und

Gedichten dieser Art dadurch aus, daß sie nie gemein werden, noch zur Lüsternheit reizen; Horaz weiß auch in der Liebe sich selbst zu beherrschen. Er ist ein Freund des sokratischen Gesprächs beim Wein und preist ihn, weil er die gebeugte Seele zu Muth und Hoffnung beflügelt; er leert den Becher gern mit gleichgesinnten Genossen aufs Wohl des Vaterlandes.

Die Oden des ersten Buchs tragen das Gepräge der Studien noch am deutlichsten und können uns darum für einen Ersatz der verlorenen äolischen Lyrik gelten. Im zweiten Buch tritt die Weltanschauung des Dichters bestimmter hervor; in Genügsamkeit sich selbst zu leben, Gleichmuth in hellen und trüben Tagen, auch im Sturm die Ruhe der Seele zu bewahren, das ist ächte Weisheit; denn Niemand entflieht sich selber, und die Sorge steigt hinter dem Reiter aufs Roß und schwebt um die Segel des Schiffes. Stelle man die Zukunft dem Himmel anheim und pflücke den Genuß der Stunde, denn der Tod pocht bald an der Pforte des Bettlers und des Fürsten. Ich begehre keine goldgetäfelte Decke des Zimmers und kein Königsschloß.

Aber Redlichkeit ist mein
Und eine reiche Dichterader, und mich Armen
Sucht der Reiche; mehr begehr'
Ich nicht vom Himmel, von dem mächt'gen Freunde
Heisch ich keinen Ueberfluß,
Genug durch Ein Sabinergut beseligt.

Das dritte Buch wird durch sittlich patriotische Dichtungen eröffnet, welche den ächten Römersinn feiern und der Gegenwart mahnend vor die Seele rufen; denn die Sitte muß die Erfüllung der Gesetze seyn, Kraft sich mit Weisheit verbinden, Zucht und Gottesfurcht in Hütten und Palästen walten. Das einfache Leben ist das glückliche, ehrenvoll und süß der Tod für's Vaterland.

Den seinem Vorsatz treuen gerechten Mann
Erschüttert niemals Arges gebietender
Mitbürger Trotz im festen Sinne,
Nicht des Tyrannen ergrimmte Miene,
Noch auch der Süd, der Adrias Stürme schafft,
Noch Zeus, des blitzeschleudernden, starker Arm;
Ja wenn der Himmel krachend stürzte,
Träfen die Trümmer ihn unerschrocken.
Durch solche Kraft stieg Pollux und Herkules,
Der Dulder, kühn aufstrebend zur Sternenburg,
Zu deren Mahl August sich lagernd
Nektar mit purpurner Lippe kostet.

Man hat dem Dichter die Vergötterung des Kaisers verdacht; allein die Olympier sind ihm bereits zum Schmuck des Gedichts geworden, und so kann er mit ihren Namen auch den Herrscher zieren, der endlich der Erde den erwünschten Frieden brachte. Horaz hat auch dem Augustus gegenüber seine Unabhängigkeit behauptet und ist mancher Anmuthung von dessen Seite mit weltmännischer Gewandtheit ausgewichen. Auch seinem Mäcenas lehnt er es ab, die Thaten des Kaisers zu besingen, und fährt fort:

Ich, die Muse gebot's, preise Likymnias
Zaubervollen Gesang, ich der Gebieterin
Sternhell funkelndes Aug', ihr in Erwiederung
Gleicher Liebe so treues Herz!

Auf Augusts Wunsch dichtete er das einfach feierliche Lied zum Säkularfeste des Staats und sang:

Holder Sonnengott, der auf lichtem Wagen
Bringt und nimmt den Tag, und derselbe stets und
Stets doch neu erscheinet, o mögst du nimmer
Größres denn Rom schau'n!

Dagegen zeigen einige spätere Preisgesänge auf die Stiefsöhne des Kaisers die Mühe der Arbeit; sie wurden nachträglich in einem vierten Buch mit andern Oden herausgegeben, nachdem der Dichter schon von der Lyrik Abschied genommen, nicht ohne das stolze Selbstgefühl, daß er sich ein Denkmal errichtet habe, das dauern werde, so lange die schweigende Vestalin mit dem Priester das Capitol hinansteige. Die horazische Lyrik ist Reflexionspoesie; das betonen wir mit Teuffel, ohne sie deßhalb wie einen unnützen Ballast der Vergangenheit über Bord zu werfen; davor rettet sie neben so manchem schönen Gedanken und sinnigen Bilde auch der anmuthige Wechselgesang:

Horaz.

Als ich noch dein Geliebter war,
Und kein trauterer Freund seinen verliebten Arm
Um den glänzenden Nacken schlang,
Mehr als Persiens Herr, schwelgt' ich in Seligkeit.

Lydia.

Als du für mich allein geglüht,
Und dir Lydia noch werther als Chloe war,
Süß dir Lydias Name klang,
War Roms Ilia nicht höher geehrt denn ich.

Horaz.

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe, holden Gesangs kundig und Saitenspiels;
Freudig litt' ich den Tod für sie,
Gönnt nur ihr das Geschick, daß sie mich überlebt.

Horaz weiß, daß seine Stärke im feinen Geschmack, in der kritischen Einsicht liegt; wie der Schleifstein selber nicht schneide, aber das Eisen schärfe, so will er, ohne selbst ferner zu dichten, andere in der Kunst auf den rechten Weg bringen, und dieser besteht ihm in der Nachahmung der Griechen und in der unverdrossenen, vieljährigen Handhabung der Feile. Zwar sagt er einmal ganz richtig:

Ob die Natur ein Gedicht, ob Kunst zum gelungenen mache,
Hat man gefragt; mir scheint's, daß ohne gesegnete Ader
Weder genüge der Fleiß, noch ohne Cultur die Begabung;
Seyen sie freundlich vereint, denn eines bedarf ja des andern!

Aber er redet nicht von der Natur, sondern nur von der Kunst, von dem, was man in der Poesie lehren und lernen kann. Nach Römerart betont er den Nutzen, und äußert sich dahin:

Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu stiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich Anmuth'ges zu sagen.
Sämmtliche Stimmen gewinnt, wer Nützliches mischt mit dem Süßen,
Wenn er dem Leser Belehrung zugleich und Erheiterung bietet.
Nicht bloß schön seyn sollen Gedichte, sie sollen auch rühren,
Um, wohin es beliebt, das Gemüth der Hörer zu lenken.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Abermals eine Sitzung, dießmal aber wenigstens ohne meine Schuld verunglückt. Der Pater, dem sein kaltes Bad schlecht bekommen seyn mag, ward so oft vom Riesen heimgesucht, daß der Fürst ihn endlich entfernt wünschte. Auf ein Zeichen der Fürstin schlurfte das treuherzige Mönchlein denn auch von dannen, und wir waren wieder zu Dreien. Beim Fortgehen des Mönches hatte der Fürst sich aber nach der Thüre gewendet, die meinem Platze gegenüberliegt. Ich sah deßhalb nur seinen Hinterkopf und wartete vergebens auf eine günstigere Wendung. Die Fürstin, die mir heute übrigens gefaßter als gewöhnlich vorkam, gab sich alle erdenkliche Mühe, die Sache zu ändern, und zwar in so behutsam schonender Weise, daß ich nie eine rührendere Scene von Zartheit, Trauer, Unermüdlichkeit und sinniger Erfindsamkeit gesehen zu haben glaube. Endlich fielen, zu meiner großen Verlegenheit, zwischen den halblauten Worten, welche diese liebevollen Ueberlistungsversuche unterstützen sollten, einige scharf klingende Antworten, die ihr das Blut in die Wangen trieben und meine wehmüthige Augenweide plötzlich in eine drückende Marter verkehrten. Ohne daher das gewöhnliche Entlassungszeichen abzuwarten, erhob ich mich, sobald es ohne Gefahr geschehen konnte, und schlüpfte über die dicken Teppiche des Kabinets ins Freie hinaus.

Was ich gehört habe, ist etwas so Zusammenhangloses, daß es das Schlimmste und auch das Nichtssagendste bedeuten kann. Ich war dadurch zu überrascht, ja zu erschreckt, als daß ich des Vernommenen völlig sicher seyn könnte. Reime ich es aber mit den Anspielungen des Grafen zusammen, mit der Aeußerung des Doktors über die früheren Beziehungen des Fürsten zu dem Thronfolger, mit dem lärmenden Treiben, von welchem Mirzel und Kati zu erzählen wußten, mit dem unzweifelhaften Reichthum des alten Grafen endlich, dessen plötzliche Insolvenz ja doch die Ursache gewesen seyn sollte, um deretwillen sich der Fürst vergiftet, — so stehe ich vor einer Vermuthung, die mich nicht wenig entsetzt. Der Thronfolger gehörte also, wie es scheint, in jener ersten, ausgelassenen Zeit zu den willkommensten Gästen des Fürsten. Dieser nahe Verkehr hat etwas von der Herablassung, mit welcher der Prinz in Lessings Emilia den Verlobten der letzteren auszuzeichnen scheint, bis diese Huld ihm plötzlich das Leben kostet. Wenn ich die Parallele weiter führe — und der alte Graf, der sie veranlaßte, ist mir von allen eingeweiht Scheinenden immer doch noch die glaubhafteste Autorität — so gelange ich zu einem Punkte, wo die Heldin des Stücks noch zu jung und kindisch unmündig ist, um die begangene Untreue mit dem Tode büßen zu müssen, wo der Gatte die gegen

werden kann. Vor mir hörte ich von Zeit zu Zeit eine Stimme bald jodeln, bald, so schien's, mit einem Thiere reden, das vielleicht aus dem Dorfstall auf die Alm gebracht wurde. So wußte ich denn, daß der Nebel sich verziehen werde, und mein Bergansteigen wenigstens keines jener unvorsichtigen Einfaltsstückchen war, wie wir Städter deren im Gebirge nicht gar selten zum Besten geben. Nach einer Stunde war ich in der That über den Nebel hinaus und genoß des schönsten Freiblicks, der mir je auf meinen Bergwanderungen zu Theil geworden ist. Es kam mir vor, als sey ich nach langem Tauchen wieder an die Oberfläche des Meeres hinaufgelangt und die blühende Erde lache mich von Neuem an. Hinter und unter mir das wogende Durcheinander milchweißer Dunstmassen; vor und über mir Himmelblau und sonnenbeschienene Gebirgsgruppen, ernste, feierlich dreinschauende Felsenschöpfe, grüne Hänge und buntblumige Leiten; hie und da auf den saftgrünsten Stellen silbergraue Pünktchen, zu Dutzenden in mehr als zufälliger Nachbarschaft neben einander gesät, die fernen schindelbedeckten Hütten der Sennerinnen. Kein Ton, kein Nadelrauschen, kein Vogellied ringsum; Alles großartige, beschauliche Ruhe und Sammlung, etwas von jener Stille, die so unwillkürlich zur Andacht stimmt.

Ich gönnte mir Zeit, die Seele zum vollen Aufnehmen des unvergleichlichen Eindrucks sich weiten und immer mehr weiten zu lassen. Milton würde hier jene Einsamkeit der Schöpfung geahnt haben, „als Gott auf die Erschaffung des ersten Beters sann."

Während ich so dastand und die reine Wirkung mein Bewußtseyn rein und voll durchdringen ließ, vernahm ich in einiger Entfernung vor mir die nämliche Stimme, welche mir schon vorher in's Ohr gelungen war. Es standen Fichten zwischen mir und der Stelle, von wo der Ton herüberklang, aber ich sah jetzt ein Köpfchen, jetzt wieder weiße Aermel durch das Gegitter der Stämme glänzen, und erkannte bald ein Bürschlein von sieben bis acht Jahren, das an der Hand eines Holzknechts munter bergan stieg und eben so redselig war, wie dieser letztere wortkarg. Der schweigsame Mann hatte sich einer Holzschleife vorgespannt und trug ein Reifmesser über dem Rücken, wie dieselben zum Abschälen der Baumrinde hier im Gebrauche sind; den Sasel, den langstieligen eisernen Winkel zum Heranziehen des Holzes, hatte er gleichfalls über die Achsel gehängt, als komme er eben von einer Waldarbeit heim oder sey zu einer solchen auf dem Wege, denn im Gebirge läßt auch bei unterbrochenen Verrichtungen keiner sein Handwerkszeug liegen. Eine Weile schritten die Zwei so in abgemessener Ferne vor mir aufwärts. Dann störte mich die Schwatzhaftigkeit des Kindes und nicht minder die verstockte Zungenträgheit des Mannes; ich beschleunigte also meinen Schritt und hatte sie bald eingeholt.

Hier sollte ich nun einen Blick in Lebenszustände thun, von denen ich mir bisher wenig genug hatte träumen lassen. Der Mann war, wie ich gesprächsweise herausbrachte, der Vater des kleinen Buben und beide führte das traurigste Geschäft bergan. Die Mutter des Kindes, eine Sennerin der nächstgelegenen Alm, war Tags zuvor beim Futterschneiden mit ihrem Steigeisen in einer Felsenritze hängen geblieben, hatte dadurch einen unglücklichen Fall gethan und lag seit gestern Abend, mit einem kleinen zu früh geborenen Kinde im Arm, in der nächst erreichbar gewesenen Behausung, der Hütte eines jener grämlichen alten Ochsner, wie ich deren auf meinen Fußwanderungen hie und da schon aus ihrer mürrischen Einsamkeit aufgestört habe.

Jetzt war der Holzknecht bergauf gezogen, um Mutter und Kind lebend oder todt — er hatte noch keine Gewißheit über das eine oder das andere — eine Wegstunde weiter thalwärts zu schaffen. Dort, sagte er, wohne sein Holzmeister, der das Weibsbild schon früher einmal beherbergt habe und bei dem auch der Bube hier mit aufgefüttert worden sey. Wenn er mit der Schleife nur erst wieder glücklich bis vor die Stube der Holzmeisterin gelangt sey, so sey ihm nicht mehr bange. Besser als die Holzmeisterin könne sich kein Doktor auf so etwas verstehen.

Ich begriff jetzt die trübe Stummheit des Mannes. Er hatte ein ehrlich einfältiges Gesicht, und es war ihm an den Augen abzusehen, wie wenig er im Stande seyn würde, sich über den ihm drohenden Verlust wegzuarbeiten. Er mochte am Ausgang der dreißig seyn, war Zeitlebens, wie er sagte, in dem nämlichen Dienst gewesen und hatte bis jetzt wahrscheinlich die Unmöglichkeit, einen eigenen Herd zu gründen, wie etwas Selbstverständliches hingenommen. Es gehe da oben, sagte er, freilich oft grausam rasch zu Ende, und man wisse nimmer, ob man einander wieder sehen werde.

Als wir an eine Stelle gelangt waren, wo der Fußpfad nach der Ochsenhalt für die Schleife nicht mehr ausreichte, bedeutete der Mann dem Buben, er möge eine Strecke seitwärts klettern, um zu sehen, ob schon jemand, von der Ochsenhalt herab, auf dem Wege sey. Nicht lange darauf hörten wir Steine abwärts rollen und dann kam das kleine Bürschlein mit erschrecktem Gesicht zu uns herüber gelaufen: es werde jemand bergab getragen! Das Kind schien bisher nichts begriffen zu haben. Es dauerte aber noch fast eine halbe Stunde, ehe der Zug uns erreichte.

verkündet, wie das Leben des Fürsten seinem Ende zuneige. Nun waren sie zusammen gekommen, um für ihn zu beten und während seiner letzten Augenblicke nicht mit weltlichen Dingen beschäftigt zu seyn. Ich musterte noch die malerisch um die Kapellentreppe gruppirten Kinder, die mit ihrem hochstimmigen „Bitt für uns!“ das unablässige Murmeln der Mütter in gemessener Regelmäßigkeit unterbrachen, als auf einmal das Läuten im Thurm verstummte. Wie als seyen plötzlich alle Zungen gelähmt, schwieg im selben Athemzuge das Murmeln der betenden Menge. Dann stockte das Läuten im nächsten Dorf, dann das im nächstfolgenden, endlich verzitterten auch die weitest entfernten Glockenklänge, und nun war alles ringsum tiefe Stille — der Fürst hatte geendet. In dem Augenblick, als das Glöckchen im Thurm verstummt war, hatte man an der Kapellenthüre die beiden großen Kerzen ausgelöscht; alle die kleinen Lichter erloschen gleich darauf; es war ein unheimlich getreues Abspiegeln dessen, was der Tod drinnen im Schlosse verübt hatte.

Der Fürst ist, wie es heißt, unter dem Beistand seiner Kirche gestorben. Da seit Jahren kein Caplan mehr im Amte war, hat der alte Pater Bartolmä dem Sterbenden die letzte Oelung gegeben, und trotz dem Argwohn des Doktors glaube ich, daß der alte Mann nur Christenpflicht geübt hat. Freilich weiß er ohne Zweifel seit der letzten Beichte des Fürsten mehr als vielleicht irgend Einer aus der täglichen Umgebung desselben, und wenn meine neulichen Vermuthungen in Betreff des Thronfolgers richtig seyn sollten, so kann vielleicht ein Tag kommen, an welchem der künftige Landesherr für zweckmäßig erachten wird, jeden Bruch mit der Kirche zu vermeiden.

Der kleine Baumeister ist gleich am Abend nach des Fürsten Ableben wieder eingezogen. Er hat sich sofort aller Vorbereitungen zu dem Begräbnisse zu bemächtigen gewußt, baute sogleich in der Kapelle einen prachtvollen Katafalk, ließ die Schloßhalle mit schwarzem, silberbesternten Tuche ausschlagen und arbeitet in diesem Augenblick an dem letzten Kandelaber, deren er, zwischen dem Schloßthor und der Familiengruft, für das morgende Abendbegräbniß nicht weniger als vierundzwanzig aufzustellen gedenkt, alle mit Pechpfannen von riesigem Umfange. Wegen des Sarges hatte er bereits auf seiner Rundreise allerhand Vorbesprechungen gepflogen und war, als der Gegenstand zur Sprache kam, mit einer ganzen Reihe von fertigen Zeichnungen versehen, unter denen der Graf die Wahl hatte. Der letztere hat sich für eine Ruhelade aus Ebenholz mit gläsernem Deckel entschieden, wie sich deren bereits ähnliche in der gräflichen Stammgruft befinden sollen, und vor einer Stunde ist das trefflich gearbeitete Stück, ganz wie es bestellt worden war, aus der Stadt hieher gelangt.

Zwischen dem Doktor und dem alten Grafen herrscht seit gestern ein gespanntes Verhältniß, das vielleicht zu höchst peinlichen Verwickelungen führen wird. Der Haß des Doktors gegen die Pfaffen, wie er alle Geistlichen nennt, hat ihn zu Aeußerungen hingerissen, welche nicht wohl in den Wind verhallen können. Der alte Herr mag sich von Untersuchungen über dieses Kapitel unter allen Umständen wenig versprechen; bei seiner gegenwärtigen Gemüthsbeschaffenheit wird ihm aber vollends Ruhe und Schonung nöthig seyn, und es ist begreiflich, daß ihm Jeder wehe thut, der das Schicksal des unglücklichen Fürsten noch einmal zum Gegenstande öffentlichen Meinungsstreites machen möchte. Gegen mich hat sich der Graf auch dießmal wieder mittheilend und vertrauensvoll gezeigt. Nur die Art, wie er über die Fürstin redet, oder mehr noch, wie er über sie schweigt, macht es mir unmöglich, mich seiner Nähe zu freuen. Wie Vieles, seit ich sie zuerst sah, auch zwischen sie und mich getreten ist, ich fühle unter der abgekühlten Kruste doch noch immer die Lava glühen und jede Stunde bedroht mich mit neuen Flammendurchbrüchen.

(Fortsetzung folgt.)

vertheidigt wurden. Sie sind arm und konnten ihren Advokaten folglich nicht viel bezahlen. Hätten diese Herren etwelchen höheren Geschäftssinn gehabt, von edleren Motiven nicht zu sprechen, so würden sie alle ihre Fähigkeiten zu einer glänzenden Leistung angespannt haben, um sich Ruf und damit den Schlüssel zu einer ehrenvollen und einträglichen Stellung zu erwerben. — Was hätte nicht ein junger französischer Advokat um die Chance gegeben! — allein statt dessen maßen sie ihre Leistungen genau nach der Größe des Honorars ab (oder wie das Ding in der Advokatensprache heißen mag), und da das Honorar erbärmlich war, fiel natürlich auch die Leistung erbärmlich aus. Wider Willen haben aber die Herren durch ihre kleinliche Berechnung ein gutes Werk veranlaßt, nämlich die Gründung eines Rechtsschutzvereins für arme Angeklagte, der vorgestern schon seine erste Sitzung hielt, und Dank der Unterstützung, die ihm zu Theil geworden ist und wird, bereits völlig gesichert dasteht.

Wenn ein deutscher Ausländer nach Berlin kommt, und seine Verwunderung über das schlechte Pflaster, die schmutzigen Straßen, die pestilentialischen Rinnsteine und andere Zierden unserer Haupt- und Residenzstadt ausspricht, dann pflegt ihm der liberale Berliner Bürger — jeder Berliner Bürger ist bekanntlich liberal — zu antworten: „Ja, mein Herr! das ist die Schuld unserer städtischen Verfassung; wir haben zu viele Regenten, und Keiner derselben weiß, wo seine eigenen Verpflichtungen anfangen und die des Andern aufhören. Viele Köche versalzen den Brei." Darin liegt nun allerdings manches Wahre. Berlin hat zu viele Regenten. Es hat einen Oberbürgermeister, der regiert; es hat einen Magistrat, der regiert; es hat eine Stadtverordnetenversammlung, die regiert; es hat eine hochwohllöbliche Polizei, die regiert; und über diesen vier „Faktoren" steht noch, ähnlich wie das Fatum über den griechischen Göttern, als fünfter und oberster Faktor das Staatsministerium, welches sich mit den städtischen Dingen im Großen und Kleinen sehr eifrig und fürsorglich beschäftigt. Aber so schlimm dieser Zustand ist, ganz entschuldigt er die liberalen Berliner Bürger doch nicht. Abgesehen davon, daß er nicht möglich wäre, wenn sie mehr Thatkraft und Gemeinsinn besäßen, ist gerade diejenige Behörde, welche direkt von den liberalen Bürgern gewählt wird, das ärgste Hinderniß des städtischen Fortschritts, städtischer Verbesserungen — ich meine die durch und durch liberale, fortschrittliche Stadtverordnetenversammlung. Hier ein Beispiel.

Eine unserer lebhaftesten Verkehrsstraßen, die Neue Wilhelmsstraße, mündet durch eine sehr enge „Passage" in die Linden; die enge Passage verursacht häufige Verkehrsstockungen und Unglücksfälle, und seit Jahren bringt das Publikum auf Abhülfe. Im Anfang dieses Jahrs beschloß der Magistrat die Erweiterung der Passage. Ein betreffender Antrag wurde später in der Stadtverordnetenversammlung gestellt, aber am 26. Mai „zur Zeit" abgelehnt, weil die Erweiterung der Passage ohne eine Verbreiterung der Marschallsbrücke, welche ebenfalls den Verkehr der Neuen Wilhelmsstraße hemmt, keinen Sinn habe; nach Verbreiterung der Brücke werde man „auf die Sache zurückkommen." Am 12. August genehmigte das Ministerium die Verbreiterung der Brücke; die Vorbedingung war somit erfüllt. Der Magistrat wiederholte den Antrag, und die Stadtverordneten? In einer ihrer letzten Sitzungen haben sie endgültig beschlossen, „daß sie die Nothwendigkeit der Erweiterung nicht einzusehen vermögen." Die fortschrittlichen Herren Stadtverordneten haben sich des Ehrenbürgerrechts in Schilda oder Schöppenstedt würdig erwiesen! Ich brauche kaum zu bemerken, daß die „Rückschrittler" sich vergnügt die Hände reiben und über den „Fortschritt," der nicht einmal einen so einfachen „Schritt," wie die Erweiterung der Neuen Wilhelmsstraße, machen kann, allerhand schlechte Witze machen. Und das ist nicht das Schlimmste — die Polizei wird jetzt auf eigene Faust das Werk durchführen und die Herren Stadtverordneten gemüthlich „trocken legen," wie man weiland das Abgeordnetenhaus trocken gelegt hat.

Ein hiesiges Blatt (die Volkszeitung) enthielt kürzlich folgende Anzeige, die so charakteristisch ist, daß sie der Vergessenheit entrissen zu werden verdient: „Bitte an die Fortschrittspartei, einem wissensch. geb. moral. Genoss. u. Schriftst. als Lehr. d. alt. u. n. Spr. o. Auff. in Fabr., Rechnungsf., Correct., Musikl. oder Privatl. Beschft. z. gew. od. ihn vor Rückschritt zu bew. Offert. unt. K. in d. Exp. d. Volksz. Mohrenstr. 34." Die wenigsten der Leserinnen und Leser dieser Blätter werden wohl in die Mysterien der Sparsamkeits-Hieroglyphik eingeweiht seyn, welche die klugen Berliner erfunden haben, um ihren unwiderstehlichen Hang, viel Worte zu machen, mit den Bedürfnissen ihres Geldbeutels oder den Forderungen ihres „volkswirthschaftlichen Herzens" in Einklang zu bringen; und damit Keiner der Leserinnen und Keinem der Leser etwas von dem Sinn entgehen möge, will ich das kostbare Aktenstück hier entziffern, indem ich den ausgeplünderten Worten wieder zu ihrer gehörigen Buchstabenzahl verhelfe: „Bitte an die Fortschrittspartei, einem wissenschaftlich gebildeten moralischen (Partei-) Genossen und Schriftsteller als Lehrer der alten und neueren Sprachen, oder Aufseher in Fabriken, Rechnungsführer, Correktor, Musiklehrer oder Privatlehrer Beschäftigung zu gewähren, oder ihn vor Rückschritt zu bewahren. Offerte unter K. in der Expedition der Volkszeitung, Mohrenstraße 34."

Verneigen wir uns zunächst vor dem allumfassenden Genie des Herrn Verfassers dieser Anzeige. Er ist in allen Zweigen des menschlichen Wissens zu Hause und paßt auf alle Sättel. Wie Lord Russell, zur Zeit, da er noch ein junger Lord Johnny war — das heißt jünger als heute, denn eigentlich jung war der edle Lord nie; sintemalen er vierzig Jahr alt auf die Welt kam, was ihn jedoch nicht vor Schwabenstreichen bewahrt hat, ein Beweis, daß der bekannte Satz auf Engländer keine Anwendung findet — wie Lord Russell nach dem Zeugniß eines seiner Beur-

theiler sich zu Allem befähigt glaubte, und je nach Wunsch mit gleicher Bereitwilligkeit die Anfertigung einer neuen Constitution, eine chirurgische Operation oder das Commando der Canalflotte übernommen hätte, so hat der Verfasser unserer Anzeige das erhebende Bewußtseyn, jeden Platz ausfüllen, jeder Anforderung auf geistigem sowohl als materiellem Gebiete genügen zu können. Er muß wirklich ein glücklicher Mensch seyn. Nur das Eine ist nicht recht zu begreifen, daß ein so vollkommener, so alltüchtiger Mensch um eine Stelle in Verlegenheit seyn kann. Freilich, die dumme Welt hat von jeher eine neidische Abneigung gegen Genies gehabt. Doch wir wollen hoffen, die Mitglieder der Fortschrittspartei, an welche die Anzeige sich richtet, sind von keiner solchen Abneigung beseelt, und lassen sich das gesinnungstüchtige Genie nicht von der bösen Partei des Rückschritts wegkapern. Es wäre ein schwerer Verlust für die Fortschrittspartei. Oder sollte man etwa so philisterhaft engherzig seyn, den Mann deßhalb geringer zu schätzen, weil er für den Fall des Nichterfolgs seiner Anzeige die Möglichkeit, zum Rückschritt überzugehen, in Aussicht stellt? Das wäre eine Sünde gegen den Geist unserer Zeit, die wir einer so erleuchteten Partei wie der Fortschrittspartei nicht zutrauen dürfen. Oder ist heutzutage nicht alles Geschäftssache? Hat nicht alles seinen Preis, die politische Gesinnung so gut, wie jede andere Waare? Lautet die moderne Devise nicht: „Dienst um Gegendienst," „Aufsuchen des besten Markts?" Der Verfasser unserer Anzeige dient bloß dem Geist unserer Zeit: er bietet sich auf dem Fortschrittsmarkt an, den er für den besten hält; und entdeckt er, daß dieß ein Irrthum, so wird er sich, dem Zug seines volkswirthschaftlichen Herzens folgend, logisch consequent auf dem Rückschrittsmarkt anbieten. Aber diese Nothwendigkeit wird ihm vermuthlich erspart bleiben. Auf dem Fortschrittsmarkt ist die Nachfrage nach Talenten, geschweige nach Genies, weit größer als auf dem Rückschrittsmarkt, wo das Angebot übermäßig zu seyn scheint; wenigstens stehen die Preise hier entsetzlich tief. Ich ersehe das aus einer andern Anzeige, die in der heutigen Norddeutschen allgemeinen Zeitung zu lesen ist, und also lautet: „Zum 1. December suche ich einen gesinnungstüchtigen, conservativen, unverheiratheten, militärfreien und erfahrenen ersten Inspektor, für welchen ich bei freier Station, entweder eigenem oder gestelltem Reitpferde, 120 Thaler Gehalt aussetze. Zeugnisse in Abschrift erbitte ich mir franco." Den Namen des Unterzeichners lasse ich weg. Wie hoch die conservative Gesinnungstüchtigkeit hier taxirt ist, vermag ich nicht auf Heller und Groschen zu berechnen. Viel kann es bei einem Gehalt von 120 Thalern unmöglich seyn, und ich möchte wirklich nicht in den Schuhen eines gesinnungstüchtigen Conservativen stecken, der eine Stelle suchen muß.

Neun Theater, eines Dutzends Liebhabertheater nicht zu erwähnen, das, sollte man denken, müsse für eine Stadt wie Berlin genug seyn, um so mehr, als die eine Hälfte dieser neun Theater, nämlich die größere, während der ganzen Saison, und die andere Hälfte während der halben Saison mindestens halb leer ist. So denken jedoch nicht alle Leute. Wie die Zeitungen melden, beabsichtigt ein hiesiger Capitalist ein zehntes Theater, und zwar in großartigem Maßstabe, zu errichten, und ist bereits um die Concession eingekommen. Verweigert wird sie ihm sicherlich nicht werden, denn für die jetzige Ordnung der Dinge ist es besser, daß die Berliner sich amusiren, als daß sie politisiren. Das neue Theater soll die Louisenstadt zieren, welche sich innerhalb des letzten Jahrzehnts auf dem Köpnicker Feld erhoben hat.

Demnächst wird Berlin auch gleich London und Paris seine öffentlichen Stiefelputzer haben. Die Herren Dienstmänner haben vor Kurzem in feierlicher Versammlung den Beschluß gefaßt, die nützliche Beschäftigung des Stiefel- und Schuhreinigens mit ihren sonstigen Berufsgeschäften zu vereinigen, und von der Polizei ist ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt worden. Ein abermaliger Sieg großstädtischer Ideen und großstädtischen Bewußtseyns.

Von der rothen Erde, Oktober.

(Schluß.)

Suffrage universel im fünfzehnten Jahrhundert. — Die Schleswicker in Soest. — Maria zur Wiese.

Noch jetzt sind in dem Gemüthe jedes Soester Bürgers die Erinnerungen lebendig an jene Glanzperiode ihres städtischen Gemeinwesens, an die heldenmüthige Ausdauer, mit der sich die bedrängte Stadt in der großen „Soester Fehde" von 1444 bis 1449 gegen ihren früheren Landesherrn, den Erzbischof von Köln, wehrte, der das

Verbrennen der Feldfrüchte auf der städtischen Flur im August 1445 als seine „Hochmesse an Mariä Krautweihung“ bezeichnete, und zwei Jahre später sich nicht scheute, sogar 26,000 Hussiten in seine Dienste zu nehmen und mit Hülfe der ketzerischen Böhmen die Erstürmung der trotzigen Stadt zu versuchen. Herbeigeführt wurde diese Fehde durch einen Act des Suffrage universel, indem „Bürgermeister, Rath, die Zwölfe, welche vor dem Rath gehen, alle Brüderschaften, Gilden und die ganze Gemeinheit“ ihrem bisherigen Landesherrn, dem im Jahr 1415 zum Erzbischof von Köln gewählten Grafen Dietrich von Meurs, den Gehorsam aufkündigten und sich einen andern „rechten Landes- und Erbherrn“ wählten. Durch ungerechte Auflegung übermäßiger Schatzungen hatte der treulose Kirchenfürst die von ihm beschworenen Privilegia der Stadt wiederholentlich verletzt „Als es nun leder allenthalben geschut, Dat men den Underdanen dey Neryng (Nahrung) afftuth,“ sagt die Chronik); sechs verschiedene Versuche zu gütlicher Einigung hatte er vereitelt und die geschlossenen Verträge immer wieder verletzt. Da bat ihn die Stadt auf Misericordia domini 1444 in einem langen Schreiben noch einmal „demüthigst, daß der Bischof von seinem unbilligen Verlangen abstehe, und sie nicht mehr so hart gedrängt werden möchten. Wäre es aber, daß der Bischof bei seinem Vornehmen beharren und nicht davon ablassen wollte, so sollen Seine Bischöfliche Gnaden, sämmtliches Capitel und die Stadt Köln wissen, daß sie nunmehr, vermöge dieser Schrift, sich von ihrer Huldigung und Verpflichtung ganz lossagten, und daß sie einen andern Fürsten und Herren zu erwählen und zu huldigen gedächten.“

Zur „Wiederherstellung der Sache und zum Bedenken“ gaben die Bürger dem Bischof eine nochmalige Frist bis Pfingsten; als aber alle Versuche zur Güte scheiterten, der Bischof ihnen Recht und Gericht aufkündigte und sie als Ketzer mit dem Kirchenbann bedrohte, da machte die Stadt ihre Drohung wahr. Der Stadtschreiber Bartholomäus von der Lacke, der Kürze wegen „Meister Bartleck“ genannt, schrieb Namens der Stadt im Juni 1444 dem Bischof jenen berühmten Absagebrief, der sich, gerade im Gegensatz zu den weitschweifigen und demüthigen Schriftstücken der bisherigen Verhandlungen, durch seine lakonische Kürze und seine jedes Mißverständniß ausschließende Deutlichkeit auszeichnet: „Wettet, Biscop Dietrich van Moers, dat wy den vesten junker Johan van Cleve lever hebbet alss Juwe, unde wert Juwe hiemit abgesagt. Dat. Soest a. d. 1444.“ Dieser von dem Suffrage universel der Soester zum Landes- und Erbherrn neu erwählte Johann von Cleve, der älteste Sohn des Herzogs Adolf von Cleve, ist das „Johanneken mit den Bellen,“ so genannt, weil er von dem Hofe seines Onkels Philipp von Burgund die groteske Mode, Wamms, Hosen und die Schnabelschuhe mit silbernen Schellen zu besetzen, mit nach Cleve zurückbrachte. Dieser junge Fürst, von den Feinden aus Spott „das Kind von Gent“ genannt, bewährte sich als ein tüchtiger, streitbarer Mann in dieser Fehde, so daß es wohl weniger ein Mißverständniß, als ein Wortspiel war, wenn später das „Johanneken mit den Bellen“ als „Johannes bellicosus“ übersetzt wurde.

Aus der Fehde selbst, von welcher die genauesten Beschreibungen durch verschiedene Chroniken und Kriegstagebücher auf uns gekommen, ist manches zu berichten von den tapfern Angriffen und heldenmüthigen Vertheidigungen, namentlich aus der erwähnten dreiwöchentlichen Belagerung der Stadt durch das große erzbischöfliche, durch Herzog Wilhelm von Sachsen verstärkte Heer im Sommer 1447; noch mehr aber von immer wiederholten kleinlichen Raub- und Plünderungszügen, von Ernteverwüstungen und Mordbrennerversuchen. Widerwärtig ist die Episode des „Weiberkrieges,“ der gegen arme Holzleserinnen und wehrlose Frauen und Mädchen Seitens der „Kölnischen“ mit brutaler Gemeinheit geführt wurde, ohne daß die anständigere Soester Bürgerschaft sich zu Repressalien hinreißen ließ. Nur bei dem lustigen „Mairitt“ in den Arnsberger Wald am 1. Mai 1446, bei dem der keke Humor den friedlichen Brauch des „Maieholens“ in einen übermüthigen Kriegszug umwandelte, wurden neben 160 Pferden, 600 Rindern und 300 Schafen auch 54 Weiber gefangen, aber bei der fröhlichen Rückkehr, „unter dem grünen Mai sehr kraus,“ vor den Thoren der Stadt ungeschädigt wieder freigegeben.

Für die Art der Kriegführung im Geiste jener Zeit ist die Erzählung sehr bezeichnend, „die Soester seyen mit Katten beladen worden;“ d. h. nach erfolgter Einbringung der Ernte hätten die Feinde Katzen, denen brennende Lunten an den Schwanz gebunden worden, heimlich Nachts in die Thore gesteckt, in der Hoffnung, daß sie in die vollen Scheuern sich verkriechen und dieselben in Brand stecken möchten. Aehnlich ist ein anderer Vorfall, den die Chronik folgendergestalt erzählt: „Am Freitag nach St. Petri 1446 zwangen die Kölnischen einen armen gefangenen Mann, zu schwören, daß er bei Nacht an sechs Seiten der Stadt Lunten legen wolle, damit die Stadt in Brand geriethe. Um nun Leib und Leben zu retten, schwur er diesen Eid und kam nach Soest. Er überlegte diesen Eid und die That, die er ausüben sollte. Er dachte, daß es doch gegen Gott und alle Billigkeit wäre, seine Vaterstadt zu verbrennen und in einen so großen Jammer zu bringen, beredete sich deßhalben mit seinem Beichtvater und andern redlichen Freunden, ihm zu rathen, wie er seines Eides loskommen könne, damit er solchen boshaften Streich nicht auszuführen brauche. Es wurde ihm gerathen, daß er nur sein Gelübde erfüllen möge, und seine Lunten des Nachts an sechs Seiten der Stadt anlegen; man wolle ihn begleiten. Er legte nun wirklich seine brennenden Lunten an, und seine Begleiter nahmen sie dann gleich weg und brachten sie nach dem Rathhause. Der Name dieses Bürgers war Henrich de Korte.“ Dieses dem Gefangenen auferlegte Gelübde und dessen sophistisch-buchstäbliche Erfüllung ist eben so originell, als das Schicksal des Johannes Brunstein, eines Geistlichen aus einem Soester Patriciergeschlechte,

im reichsten Schmucke der Steinmetzarbeit und Glasmalerei prangenden Fenstern, mit dem reich gegliederten und mit einer zarten Marienstatue geschmückten Südportale, wohl das köstlichste Denkmal altdeutscher Kunst in Westphalen bildet. Ueber dem Nordportal befindet sich das bekannte, leider stark lädirte Glasgemälde des „westphälischen Abendmahles," auf welchem statt des Osterlamms ein westphälischer Schinken auf der Schüssel vor dem Heiland ruht; auch über den Altären sind sehr werthvolle, kürzlich mit großem Geschick restaurirte Flügelbilder. Der Bau selbst wurde nur langsam gefördert, erst 1376 das Chor und das Schiff bis zu dem ersten Pfeilerpaar so weit vollendet, daß dieselben in Gebrauch genommen werden konnten; auch scheinen dann die Mittel so spärlich geflossen zu seyn, daß die Frömmigkeit der Zeitgenossen in Contribution gesetzt wurde, indem 1371 eine Bulle des Papstes Gregor IX. auf „hundert Tage," und 1418 ein Erlaß des Costnitzer Concils vom 15. April auf „ewige Zeiten" denjenigen Ablaß zusichert, welche zu dem Bau dieser Kirche eine Beisteuer leisten würden (qui manus porrexerint adjutrices). Erst 1429 wurde zu den Thürmen der Grundstein gelegt, und bald stockte der Bau gänzlich, wenn auch später noch dann und wann, z. B. i. J. 1525 an dem Westportal und den Gewölben des Mittelschiffs etwas fortgebaut wurde. Von den nur bis zur Galerie geförderten Thürmen wurde der nördliche mit einer hölzernen Thurmnadel versehen, der südliche bis zum Anfang dieses Jahrhunderts offen liegen gelassen und erst dann mit einem Nothdach geschlossen, als die Verwitterung bereits in der großartigsten Weise um sich gegriffen hatte. Aber nicht bloß die Thürme, auch die Kirche selbst hatte im Laufe der Zeit von den Unbilden des Wetters dermaßen gelitten, daß ihre Erhaltung ohne eine radikale Restauration nicht möglich war, zu welcher der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz die Anregung gab und später auch die Mittel aus Staatsfonds bewilligte, so daß am Johannistage 1826 Hand an das Werk gelegt werden konnte. Dieser nach den Entwürfen und unter der bewährten Specialleitung des Bauraths Buchholz ausgeführte, mustergültige Restaurationsbau kann sich dem Kölner Dombau kühn an die Seite stellen; wenn auch in geringerem Umfange waren hier wie dort die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden; hier wie dort hat sich eine Steinmetzschule, eine neue Bauhütte mit festem, genossenschaftlichem Bande gebildet; hier wie dort wird ein kostbares Denkmal mittelalterlicher Baukunst in strenger Festhaltung des ursprünglichen Styls wiederhergestellt und rasch der Vollendung entgegengeführt, welche noch vor kaum zehn Jahren Professor Barthold in seiner „Geschichte der Stadt der Engern" als ein so unerreichbares als wünschenswerthes Ziel bezeichnete. Auch hier ist die Restauration des Schiffes und Chors (mit einem Kostenaufwande von mehr als 100,000 Thalern) bereits ganz vollendet, der Aufbau der Thürme und der Westfaçade in Angriff genommen, und letztere werden, wie sich aus einem fein ausgeführten Modell schon jetzt ersehen läßt, an Großartigkeit und harmonischer Schönheit ihrer reichgegliederten Verhältnisse mit den berühmtesten Münsterbauten Deutschlands wetteifern können. Schon überragt das Achteck des südlichen Thurms das Gewirr der die Kirche umgebenden Häusergruppen, und kühn strebt der schlanke Schaft empor, auf dem im Herbst 1866 die riesige Kreuzblume sich entfalten soll, ein neues Wahrzeichen des frischen Aufblühens der ältesten Stadt in Westphalen.

L. H.

London, November.

Der Proceß Müllers. — Die commercielle Krisis. — Amerikanische „Mobien."

Franz Müller ist von der Jury des Mordes des Mr. Briggs schuldig befunden worden. — Das ist das große Ereigniß dieser letzten Tage. Seitdem zu Anfang des vorigen Monats die Voruntersuchung in dem Polizeigerichtshof zu dem Beschluß geführt hatte, die Anklage an das Oberkriminalgericht zu schicken, war der leidenschaftlichen Aufregung des Publikums eine verhältnißmäßige Gleichgültigkeit gefolgt; denn man wußte, daß mindestens drei Wochen verfließen mußten, ehe die Sache zur schließlichen Verhandlung kommen konnte, und drei Wochen in einem Lande, wo man so schnell lebt wie in England und in Tagen, die so manche seltsame Probleme an die Oberfläche werfen wie die jetzigen, sind eine lange Zeit. Man hörte wohl gelegentlich Spekulationen über den Ausgang der Sache, über die Beweismittel der Vertheidigung, allein der erste heiße Durst der Neugierde und des Interesses schien gelöscht; ja, es hatte den Anschein, als habe in der öffentlichen Meinung ein Umschlag zu Gunsten des Angeklagten stattgefunden. Außerdem blieb es fast bis zum letzten Momente ungewiß, ob Müllers Fall bei der gegenwärtigen Sitzung des Oberkriminalgerichts vorkommen werde, oder nicht. Als aber dieser Zweifel gelöst und die Thatsache bekannt wurde, erwachte wieder jenes alte Fieber leidenschaftlicher Erwartung, und die Unruhe, mit

[illegible] Jahren [illegible]
der [illegible] als ein [illegible]
[illegible] Ziel bezeichnete. [illegible]
[illegible] (mit einem [illegible]
[illegible] 100.000 Thalern) bereits [illegible]
[illegible] der Thürme und der [illegible]
[illegible] werden, [illegible]
[illegible] Modell schon jetzt [illegible]
[illegible] Schönheit [illegible]
[illegible] mit den berühmtesten [illegible]
[illegible] können. Schon überragt das [illegible]
[illegible] das Gewirr der [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] Herbst 1866 [illegible]
[illegible] neues Wahrzeichen [illegible]
[illegible] Stadt in Westphalen.

L. A.

den Thatsachen in das schärfste Licht und einen höchst verhängnißvollen Zusammenhang gesetzt: allein andererseits hatte die Erwiederung des Hauptadvokaten für die Vertheidigung, Sergeant Parry, auf die Jury einen unverkennbaren Eindruck hervorgebracht und man sah dem Verhör der Entlastungszeugen um so gespannter entgegen, als es verlautete, daß zwei derselben im Stande seyen, ein Alibi Müllers zu beweisen. Allein schon bei dem Verhör des ersten der wenigen Entlastungszeugen wurde es klar, daß die Vertheidigungsrede selbst die Hauptanstrengung zu seiner Rettung gewesen sey. Die Glaubwürdigkeit dieses sowie der folgenden Zeugen wurde theils durch das Gegenverhör des Solicitorgeneral erschüttert, theils fehlte es den Aussagen selbst an Gewicht; die zur Erhärtung des Alibi beigebrachten Zeugen endlich, die Wirthin eines Bordells und ein in ihrem Hause wohnendes öffentliches Mädchen, sagten freilich aus, daß Müller am Abend des Mordes bei ihnen gewesen, bewiesen aber nicht die Unmöglichkeit seiner Gegenwart in dem Eisenbahnzuge, worin Mr. Briggs fuhr. Jedermann fühlte die Schwäche der Vertheidigung und der Solicitorgeneral entwickelte in seiner Erwiederung mit wahrhaft überwältigender Kraft des Raisonnements die Kette von Thatsachen, welche auf Müller als den Mörder des Mr. Briggs hinweisen. Das letzte Glied dieser Kette, so erkläre er, habe die Vertheidigung selbst ihm

[illegible] erklärte der Foreman der Jury, die übliche Wiederholung der Zeugenaussagen durch den Oberrichter sey unnöthig, und nach einer Abwesenheit von nur zehn Minuten kehrten die Geschwornen mit ihrem „Schuldig" in den Gerichtshof zurück.

So endete dieser geheimnißvolle Proceß, von dem man nicht mit Unrecht vorher bemerkt hat, es werde wunderbar seyn, wenn Müller freigesprochen, wunderbar, wenn er als schuldig erkannt werde. Was noch übrig bleibt, ist der häßliche letzte Akt auf dem Schaffot. Räthselhaft war die Mordthat an sich, wenn man die wilde Willenskraft in Anschlag bringt, die zu ihrer Ausführung unerläßlich war; räthselhaft die jammervollen Motive, welche jene Willenskraft in Thätigkeit setzten; noch räthselhafter die kindische Sorglosigkeit, mit der ein so barbarisch gesinntes und zugleich kalt berechnendes Individuum die Beweise seiner Schuld prahlend zur Schau tragen konnte; am räthselhaftesten der grelle Contrast der Mordthat mit der unerschütterlichen Ruhe und Gleichgültigkeit des Gefangenen, Angeklagten und Verurtheilten. Diese Ruhe verließ ihn auch in dem schrecklichen Augenblicke nicht, wo das Todesurtheil über ihn erging. Auf die Frage, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, erwiederte er nichts. Erst als die Geschwornen ihre Sitze verließen, wandte er sich gegen sie mit der Bemerkung: er habe ihr Verdikt erwartet, aber

gezogen werden, welche das englische Volk im Großen und Ganzen zu empfinden berechtigt ist, daß der Arm des Rechts den Urheber einer so schändlichen, schreckenerregenden That nach menschlichem Ermessen erreicht hat. Die Bemerkung, die Gesellschaft sey unter den Auspicien des hiesigen Nationalvereins gegründet worden, war irrig. Der Hauptgründer ist Bankier Erlanger; als thätigste Mitglieder wurden die Herren Lasker und Juch während des Müller'schen Processes häufig genannt.

Die letzten Wochen waren noch in anderer Beziehung eine aufregende Zeit in England; denn in ihrem Verlauf kam die lange vorbereitete commercielle Krisis zu einem drohenden Ausbruch. Das Disconto der Bank von England hatte schon mehrere Monate hindurch zwischen acht und neun Procent oscillirt; allein anscheinend gingen trotzdem die Geschäfte flott weiter; von Bankerotten angesehener Häuser wenigstens war keine Rede. Nun aber verbreiteten sich zu der unverhehlten Freude der Bewunderer der amerikanischen Secessionisten die Gerüchte über einen demnächst bevorstehenden Frieden zwischen den Nord- und Südstaaten; die Times und andere südfreundliche Blätter stellten diese Gerüchte ohne weiteres als unbezweifelte Thatsachen dar; das conföderirte Anlehen stieg von Tage zu Tage, in dem Baumwollenmarkt wurden auf Treu und Glauben der Times die waghalsigsten Spekulationen gemacht, bis, in Folge der Unionssiege bei Atlanta, Mobile und im Shenandoahthale, ein ebenso plötzlicher und besser gegründeter Umschwung zu Gunsten der Fortsetzung des Krieges eintrat, und die glänzenden Phantasmagorien der Secessionistenfreunde in Nebel verschwammen. Die Atmosphäre der Börse wurde düsterer und düsterer, das conföderirte Anlehen sank in kurzem von seiner künstlichen Höhe um nicht weniger als dreißig Procent herab, und Bankerott folgte auf Bankerott, zuerst große, dann kleine Häuser. Heute beliefen sich die Schulden auf 200,000, gestern auf 150,000, vorgestern auf 100,000 Pfund; es gab Tage, wo zwei oder drei Häuser zugleich fallirten, an andern hörte man von der Flucht betrügerischer Stockjobbers, dann wieder wurde der Selbstmord verzweifelnder Geschäftsführer angekündet; kurz, es fehlte wenig zu einem panischen Schrecken, und vielleicht war es nur die lange Gewöhnung an das officielle Disconto von neun Procent, was die Handelswelt vor noch bedenklicheren Verlusten rettete. Gegenwärtig scheint der Sturm vorübergebraust; traurigere Leute läßt er ohne Zweifel hinter sich zurück, ob jedoch weisere, ist eine andere Frage. Denn ungebrochen ist noch immer die Macht und die Gewissenlosigkeit der Times, und bei der fabelhaften Leichtgläubigkeit, womit die Masse des Volks jede der endlos wechselnden Phasen der Timespolitik für baare Münze nimmt, würde es durchaus nicht überraschend seyn, wenn auf Grund derselben amerikanischen Verwicklungen dieselben kritischen Erscheinungen sich noch einmal in England wiederholten.

London war übrigens zu gleicher Zeit der Schauplatz einer äußerst merkwürdigen und in ihrem Ausgang sehr befriedigenden Manifestation des Barnum'schen Genius der Amerikaner. Zwei junge Männer, die sich als die Davenport Brothers aus Amerika annoncirten, kündeten nämlich spiritualistische „Sitzungen" an, und zwar auf eine Weise, welche des großen Ankündigers der Meermaid, des woolly horse und der Amme Washingtons völlig würdig war. Von den alten Betrügereien sollte keine Rede mehr seyn. Hier war ein Fall, der das Interesse der Wissenschaft herausforderte. Ehe daher öffentliche Sitzungen stattfanden, erließen die wunderbaren Brüder Einladungen zu Privatsitzungen an die Elite der wissenschaftlichen, literarischen, journalistischen Welt Londons. Die ausgezeichnetsten Männer sollten für sich selbst urtheilen, und um bei einer so würdigen Gesellschaft die Honneurs zu machen, war ein Mann zugegen, der die Charaktere des wissenschaftlichen Forschers und des begeisterten Jüngers in sich vereinigte, ein „Doktor" Fergusson, ein Mann von einnehmendem Aeußern, ein gewandter und mit gelehrten Kunstausdrücken vertrauter Redner, der die „Seances" mit einer einleitenden Rede über die Bedeutung der durch die Manifestationen der Brüder Davenport der Wissenschaft vorgelegten Probleme eröffnete. Natürlich fehlte es in der „Elite" weder an Neugierigen noch an Skeptikern, so daß die erwähnte Einladung eine ziemlich zahlreiche Folge fand. Und worin bestanden die versprochenen spiritualistischen Manifestationen? Nun, die Brüder Davenport, zwei schlanke wohlgebaute junge Männer, ließen sich von Mitgliedern der Versammlung mit Stricken an Stühle festbinden; man setzte sie, nachdem dieß geschehen, in eine Art hölzernes Cabinet, das sie vor den Augen der Anwesenden verbarg, legte in dasselbe Cabinet eine Handtrommel, eine Guitarre und eine Schelle, forderte die im Halbkreise umhersitzende Versammlung auf, sich an den Händen zu fassen und festzuhalten und stellte hierauf durch Auslöschen der Lichter eine egyptische Finsterniß her.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

— If I do prove her haggard,
Though that her jesses were my dear heart-strings,
I'd whistle her off, and let her down the wind,
To prey at fortune!

Shakespeare.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

II.

Auch das wäre überstanden. Der Fürst schläft bei seinen Vorfahren. Die sämmtlichen Schloßräume werden seit heute Morgen gelüftet. Der kleine Baumeister hat Alles, was an die gestrige Feier erinnern könnte, noch während der Nacht aus dem Wege schaffen lassen und fesselt des Grafen Aufmerksamkeit in diesem Augenblick durch die ersten Spatenstiche zu der längst verabredeten Erweiterung des Bibliothekpavillons.

Aber welch ein marternvoller Abend, dieser pomp-

zwei Adjutanten desselben überbracht worden, das eine für den alten Grafen, das andere für die Fürstin Wittwe.

So lange es der Anstand erlaubte, hielt ich mich, von dem immer wachsenden Herrschafts- und Lakaiengedränge entfernt, auf meinem Zimmer. Endlich verfügte ich mich in einen derjenigen Säle, wo keine Hofsterne glänzten, und befand mich dadurch, als sich der Zug in Bewegung setzte, nahezu auf seinem Wege. So ist denn Alles an mir vorübergekommen, auch di-

O die Arme! wie sie gestraft ist, wie furchtbar sie büßt! Kein Tropfen Blut in ihren Lippen, kein Blick mehr in ihren Augen, die Lider vom Weinen bis zur Entstellung geschwollen, ihre Haltung gebrochen, ihr Gang schwankend — ich mußte die Wimpern niederschlagen, so beschämend war das Dreinschauen und das doch Nichthelfenkönnen. — Und dennoch ist es mir bei ihrem Anblick gewesen, als wäre Alles, was ich Arges über sie je gehört und gedacht habe, eitel Trug und menschliche Kurzsichtigkeit. Ja, ich hätte mich für sie verbürgen mögen. Inmitten dieses ritterlichen Schaugepränges gemahnte sie mich wie eine jener edlen Frauen des Mittelalters, die, in ein schmähliches Verhängniß verstrickt, die Entscheidung eines Gottesurtheils anriefen und dann des kühnen Armes warteten, der im Vertrauen auf ihre Unschuld für sie eintreten werde. Solche Zeiten freilich sind nicht mehr. Aber Eines ist mir deutlich geworden: ich werde nicht eher wieder Ruhe finden, bis ihr Bild gereinigt oder, wenn es seyn muß, mit allen seinen Flecken als ein wenigstens unzweifelhaft getreues Conterfei vor meiner Seele steht. Licht schaff' ich mir, seyen die Schleier noch so dicht!

Der Castellan sagt mir, die Fürstin sey gestern während des Zuges nun doch noch fast zu Schaden gekommen. Einer der Pagen habe ihre Schleppe beim Treppabfolgen zu tief hängen lassen; man habe auf dieselbe getreten und die Fürstin sey gestrauchelt. Ob sie wirklich zu Fall kam, wie ich's vor einer Woche auf dieser selben Treppe gesehen zu haben meinte, wußte der Castellan nicht zu sagen; gewiß ist, daß der Sarg nicht über sie weggehen konnte, denn er war ihr voraus. Uebrigens hatte sie allerdings gleich jener visionären Gestalt ein weißes Gewand; — es war ein seidenes Schleppkleid, wie die Kastellanin versichert, ein Kleid, das die Schloßherrinnen schon seit Jahrhunderten zum Zwecke solcher Trauerfeierlichkeiten auf einander vererben.

Der Doktor hat mir soeben seinen Abschiedsbesuch gemacht. Er ist angeblich nach einer mündlichen Verfügung des Fürsten, wie er aber vermuthet, auf Anstiften der Curie, mit einem sehr anständigen Jahrgehalt und dem Auftrage, die Krankheitserscheinungen des Säuglingsalters in den südlichen Breiten der Erde zu studiren, für den Rest seiner Tage auf Reisen geschickt worden. „Man hat mir den Mund gestopft," sagte er mit seiner unverbesserlichen Aufrichtigkeit; „nun, mögen die Pfaffen denn meinethalben den letzten Wappenträger vergiften, und wenn's seyn muß auch noch das letzte Wappenthier. Wollen die Herren um jeden Preis ihre Heimlichkeiten unter sich ausmachen, mir soll's recht seyn. Früher oder später hätte mir doch auch schon irgend wer ein Pülverchen beigebracht."

Also der Graf will Ruhe haben und die Sache soll einschlafen. Nach jener Seite immerhin! Mehr als bloßes Gerede könnte doch nicht füglich dabei heraus kommen, denn gesetzt selbst die welsche Geistlichkeit wäre einer Mitwissenschaft bei der Vergiftung des Fürsten zu überführen, fände sich denn in diesem Lande ein öffentlicher Ankläger gegen sie? Kaum! Ohnehin halt' ich's für möglich, daß ein Machiavelli z. B., wenn er der Kirche schaden wollte, sich ihr bei einem ähnlich unnatürlichen Ende gerade so weit, wie der Fürst es gethan hat, zu nähern für gut fände.

Noch ist das Wachssiegel auf der fürstlichen Gruft nicht völlig hart, und schon beginnt der Fürst im Schlosse zu spuken. Die Castellanin bereitete uns, wie mir jetzt einfällt, kurz vor seinem Tode auf dergleichen vor. Die nächsten Monate, nachdem ein neuer Gast in die Gruft geschafft worden sey, sagte sie, habe es bisher noch allemal bald im Schlosse selbst, bald im Parke oder auf den Teichen unerklärliche Dinge gegeben, und man möge über dergleichen denken, was man wolle, wegleugnen lasse sich's nicht. Andere Personen brachten Aehnliches in Umlauf, indem sie zwar nicht daran zu glauben vorgaben, aber doch nacherzählten, mit welchen Narrheiten dieser oder jener sich böse Träume mache. So viel ich beobachten konnte, spitzt sich Alt und Jung ringsum auf die erste Spuknachricht, die nun aller Wahrscheinlichkeit nach auf meine Kosten in Umlauf kommen wird.

Ich war nämlich heute früh nach des Holzmeisters Wohnung ausgezogen, um nach der Kranken zu fragen, und hatte zu Hause Bescheid zurückgelassen, daß ich erst spät zurückkommen würde, da das Innere solch eines ächten Gebirgshauses mir einer Studie werth schien. Als ich im Halbdunkel spät Abends zurückkam und auf dem letzten Hügel jenseits des Flusses rastete, sah ich Licht in meinem Zimmer. Es liegt im zweiten Stock der Stirnseite des Hauptgebäudes und ist in diesem Stock das einzige bewohnte Zimmer. Da die alte Magd, die mich bedient, ein wahrer Chronometer von Regelmäßigkeit ist, und sie ihre Geschäfte bisher immer Vormittags besorgt hatte, so konnte das Licht ihr nicht füglich gehören. Niemand anders als höchstens der Graf — und dieser ist verreist — hatte aber sonst etwas in meinem Zimmer zu suchen. Ohnehin sind die Entfernungen zwischen den Quartieren der Schloßbewohner — der Graf wohnt in einem Seiten-

flügel — so groß, daß nur in den unten am Park gelegenen Räumen eine Berührung unter den Insassen stattzufinden pflegt.

Die meinem Zimmer gewordene Heimsuchung war also nicht wohl zu erklären. Ich hatte mein Befremden darüber denn auch kaum gegen den Castellan laut werden lassen, als die Frau desselben — er selbst war wieder einmal ganz taub — schon den seligen Fürsten auf's Tapet brachte; denn während seiner ersten Ehe, sagte sie, habe er gerade jene Zimmerreihe bewohnt, die Schränke und Commoden ständen noch ganz, wie er sie hingesetzt habe; und wenn sie sich recht besinne, so sey mein Zimmer gerade dasjenige gewesen, wo er zumeist Nachts über seinen Schreibereien und Briefschaften gesessen habe. Somit ist die erste Spukgeschichte fertig.

Als Antwort auf dieselbe sandte mir Peter so eben durch die Kati einen geladenen Stutzen auf's Zimmer, indem er vernommen habe, daß es im zweiten Stock nicht mehr geheuer sey. Der Vorfall macht demnach bereits im Dorfe die Runde. Uebrigens sagte mir Kati, daß neulich zwei silberne Trinkbecher bei der Trauerceremonie abhanden gekommen seyen, und daß die viele fremde Stadtdienerschaft, die noch im Erdgeschoß wohne, vielleicht Langfinger unter sich habe. Sie rieth mir — ich weiß nicht, ob im Ernst — wenn ich etwa noch Thaler zu verschenken hätte, dieselben gut zu bewahren. Nach dieser Seite brauche ich mir eben keine Sorge zu machen.

Allmählig spinnt sich das Schloßleben wieder in seine alte träumerische Stille ein. Die vielen Tagediebe, welche bei der Nachricht von dem Tode des Fürsten aus allen Nachbarthälern zusammen geströmt waren, um eine Weile bessere Bissen zu erlungern, oder ihrer Augenlust eine Genüge zu thun, zerstreuen sich in die Ferne; die Kapelle ist heute zum erstenmal geschlossen worden, und wer noch Gebete für den Verstorbenen auf dem Herzen hat, kürzt sie, scheint es, nach Möglichkeit ab.

Pater Bartholmä hat heute die letzte Messe gelesen. Als er an meinem Gartenstudio anpochte, um Abschied zu nehmen, fiel mir wieder der Lessingsche Klosterbruder ein, und ich bewog ihn deßhalb, mir zu einer flüchtigen Skizze zu sitzen. Er that es mit großer Bereitwilligkeit. Im Grunde hatte ich noch einen Nebenzweck dabei. Die Fürstin, wußte ich, hatte ihm gestern in der Kapelle gebeichtet. Ich wollte den Vertrauten ihrer Geheimnisse nicht fortlassen, ohne wenigstens in seiner Miene und in den gefälligen Gesprächswendungen nach einigen Anhaltspunkten für mein Urtheil über sie und ihren gegenwärtigen Seelenzustand zu forschen. Aber meine Mühe ist eine vergebliche gewesen. Der Pater lacht und weint mit dem nämlichen Gesicht. Er ist, da seine Augen schwach sind, von oben sogar unablässig im Weinen begriffen, während der Mund und die Wangen nicht anders als lächeln zu können scheinen. Fast eben so unzusammenstimmend ist sein Ton und das, was er sagt. Ohne Zweifel hat er im Amtiren eine solche langjährige Uebung, daß er für den Altardienst noch Jahrzehnte lang seiner fünf Sinne Herr seyn wird. Aber wie er noch zu einer wichtigen Mission taugen kann, ist mir nicht begreiflich. Ich verstehe immer weniger, was Rom hier zu verantworten haben soll.

Eine unverhoffte Wendung! Drei Stunden lang war ich unfähig, meine neue Lage zu überblicken. Jetzt ist der Abschiedsbrief an den alten Grafen geschrieben. Mein Entschluß steht dießmal fest: ich gehe. Hier, damit diesem für mich so denkwürdigen Lebensabschnitte nun auch nicht das letzte, hoffentlich für immer abschließende Kapitel fehle, ein kurzes Protokoll des heutigen Tages, des traurigsten, dessen ich mich erinnere.

Schon seit dem Tode des Fürsten fiel mir an dem alten Herrn, so oft von der Fürstin die Rede war, eine ungewöhnliche Reizbarkeit auf. Seine Haltung bei der einzigen Gelegenheit, wo ich ihn und sie neben einander sah, hatte etwas verletzend Schroffes. Selbst seine gewöhnliche Urbanität schien ihn im Stich gelassen zu haben, obschon die Gattin seines Sohnes, meinte ich, denn doch wohl als solche schon berechtigt seyn sollte, inmitten ihres Schmerzes auf gemüthlichere Seiten seines Wesens Anspruch zu machen. Genug, es wurde von Seiten des Grafen nach und nach ein dermaßen erkältender Ton in dieser Richtung angeschlagen, daß nur ein ähnlich Gestimmter geneigt seyn konnte, denselben ohne Widerspruch hinzunehmen.

Da ich etwas Unedles in der Art und Weise zu erblicken glaubte, wie der sonst so milde Greis die tief Gebeugte für eine Jugendsünde büßen ließ, so begann ich endlich, meiner Meinung vorsichtig und schonend Ausdruck zu geben. Es war das erstemal, daß in unsere Unterhaltung ein Ton dieser Art hinein kam, und ich gewahrte augenblicklich in den Zügen des alten Herrn ein tiefes Unbehagen. Bis dahin war er der Besonnene, der Ueberlegende, der Maßhaltende gewesen, ich der vorschnell Aburtheilende, nicht selten sogar der Ungerechte. Jetzt hatten wir unsere Rollen gewechselt.

Als er das Gespräch abbrechen wollte, bat ich um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, da ich,

wie ich sagte, leider völlig der Fähigkeit entbehrte, theilnahmlos an fremdem Mißgeschick vorüberzugehen, und ich dennoch recht wohl begriffe, wie wenig der unverhohlene Ausdruck solcher Theilnahme unter Umständen schicklich seyn könne. Der Graf sah mich eine Weile nachdenklich an, faßte mich dann am Aermel und führte mich aus dem Bibliothekzimmer, wo dieses Gespräch begonnen hatte, in das anstoßende Gemach, ein Zimmer voll Retorten, Pfannen, Oefen, Phiolen, Wagschalen und sonstigem Handwerkszeuge der Chemie. Hier ließ er sich in einen Armstuhl sinken und verblieb längere Zeit in schweigendem Sinnen. Endlich begann er mich auf das, was er mir jetzt sagen würde, durch den Hinweis auf das vorzubereiten, was er mir bereits bei einer früheren Veranlassung gesagt habe. Es sey ihm eine Erleichterung, wenn er einmal die Last des langen Verschweigens von seiner Brust fortwälzen könne. Gebunden sey er nach dieser Seite nur so lange gewesen, als sein Sohn gelebt habe; denn, eigenartig wie derselbe in allen Beziehungen gewesen sey, habe er sich auch nie zu irgend einer über das Grab reichenden Verfügung berechtigt geglaubt. Somit stehe einem offenen Aussprechen nichts im Wege, es sey denn der Widerwille gegen die Sache selbst.

Der alte Herr entrollte jetzt in raschen Zügen ein Bild seines ehemals glänzenden Geschlechts und beleuchtete diejenigen seiner Vorfahren, deren vorwiegend diplomatische Eigenschaften in seinem Sohne am unverkennbarsten hervorgetreten seyen, wobei er sich selbst als einen etwas aus der Art geschlagenen Schoß bezeichnete; wenigstens sey er sich derjenigen Befähigungen und Gesinnungen, die seinem Geschlechte eben zu Ruhm und Ansehen verholfen hätten, in weit geringerem Maße bewußt, als dieselben seinen Sohn geschmückt hätten.

Da er, bis zu diesem Punkt gelangt, Mühe zu haben schien, sich auf den uns beschäftigenden Gegenstand zurück zu finden, hielt ich es für nicht unziemlich, die in mir früher schon aufgestiegenen Gedanken über die, wie ich glaubte, fast beispiellos gewesene Selbstbeherrschungskraft des Fürsten deutlicher auszusprechen. Ich knüpfte daran einige jener Betrachtungen, die mir aus des Grafen Aeußerungen über Emilia Galotti im Gedächtniß geblieben waren, und da er zuzustimmen schien, entwickelte ich endlich unbefangen diejenigen Vermuthungen, die sich mir damals aufgedrängt hatten. Er hörte mit sichtlicher Bewegung zu. „Das wäre für ein Trauerspiel ein ähnlich unbefriedigender Ausgang," sagte er dann, „wie der in dem Lessing'schen Stücke, nur daß die Wirkung noch unerquicklicher seyn müßte; ein kräftiger Mann soll sich in solcher Lage besser zu helfen wissen, als ein schwaches, geängstigtes Mädchen."

Er hielt inne und seufzte. „So weit hätte sich mein Sohn denn doch nicht erniedrigt," sagte er dann kopfschüttelnd, „bis zum Selbstmorde nie; nein! so etwas liegt nicht in der Blutmischung unseres Geschlechts, welcher unerhörten Ergebenheit er auch fähig gewesen ist; — das wäre allzu orientalisch gewesen."

Ich wagte nicht zu athmen. Also war der Fürst durch Andere... Aber er hatte ja, wie Einige wissen wollten, im Laboratorium Schaden genommen; vielleicht suchte ich in einem höchst einfachen Vorgange etwas viel zu Geheimnißvolles. — Ich sah mich nach den Tiegeln und Glasflaschen um. Der Graf schien meine Gedanken zu errathen.

Er schüttelte abermals den Kopf. „Denken Sie sich," sagte er, „einmal die folgende Sachlage und lassen wir es dann für heute des trübseligen Themas genug seyn. Emilia heißt nicht mehr Galotti, sondern schon Gräfin Appiani; sie ist verheirathet. Der Prinz, durch Marinelli in ihr Haus geführt, wird im Laufe der Zeit zu ihrem offenkundigen Anbeter. Eines Tages gehen dem kaum Vermählten die Augen auf, er glaubt sich betrogen, er stellt sein Weib zur Rede. Sie betheuert ihre Unschuld. Er zögert, endlich glaubt er ihr und das Verhältniß scheint wieder hergestellt. Aber von Neuem erwacht sein Mißtrauen. Dießmal sind ihre Thränen und Versicherungen vergebens. Er bricht mit ihr und die Scheidung wird vorbereitet. Jetzt, in der Verzweiflung über das sie bedrohende Schreckniß, erwacht der Teufel in ihrer Brust. Wenn sie den Gatten, der sich von ihr lossagen will, ehe er den Vorsatz That werden läßt, aus der Welt schafft, so bleibt ihr Ruf unangetastet; das Zerwürfniß, das noch sein und ihr Geheimniß ist, geht mit ihm schlafen. Ein wenig Gift, und alles ist Schweigen. Und also — vergiftet sie ihn."

Der Graf schwieg. Ich war starr vor Entsetzen. Was in diesem Augenblick durch meine Seele fluthete, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ein Chaos der schrillsten Dissonanzen war's, und jeder dieser Mißklänge ein Widerhall des eben vernommenen. „Und also vergiftet sie ihn!"

„Sie sprachen von der Selbstbeherrschung meines armen Sohnes," fuhr der Graf nach einer Pause fort. „Sie ist mir oft selbst in einem solchen Grade unheimlich gewesen, daß unser Verhältniß zu einander darunter gelitten hat. Dennoch verliert sie nach einer Seite etwas von ihrer Unerklärlichkeit, wenn man seine politischen Antipathien in Anschlag bringt. Dieselben sind im ganzen Lande bekannt genug. Er stand an

der Spitze derjenigen, welche die Menschheit in Unmündige und Mündige eintheilen und es für ihre Lebensaufgabe ansehen, das, nach ihrer Meinung, aller Orten sehr kleine Häuflein dieser Mündigen am alleinigen Bevormundungsregiment zu erhalten. Bei der tiefgreifenden Wirksamkeit einer Persönlichkeit, wie die meines Sohnes, konnte es nicht fehlen, daß seine öffentliche Thätigkeit nach und nach sein Privatleben kaum noch zum Worte kommen ließ. Gewisse, schon durch viele Generationen Gleichgesinnter unablässig angestrebte Ziele standen unverrückt vor seinem Auge. Der Kampf gegen den Einfluß der Kirche einerseits, die Abwehr andererseits aller sogenannten demokratischen Mündigkeitsgelüste, die Wiederherstellung endlich des unbeschränkten Herrscherthums — das waren Leitsterne, die seinen Blick so unausgesetzt fesselten und alle seine Geisteskräfte so stetig in Anspruch nahmen, daß nichts daneben wirklich nachhaltige Bedeutung für ihn hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Shakespearestudien eines Realisten.

(Fortsetzung.)

Es war wohl eines der wichtigsten Ereignisse in dem Lebensgang unseres Dichters, als ihm zu einer Zeit, da er sich noch aus einer dunkeln und niedrigen Stellung selbst innerhalb der Theaterkreise emporzuarbeiten hatte, ein Jüngling aus den höchsten Ständen, schön, reich, begabt und thatendurstig, entgegentrat und ihm, nur von seinem Geist und seiner Persönlichkeit angezogen, die Freundeshand darbot. Shakespeare verdankte dieser Begegnung ohne Zweifel, wie seinen späteren Wohlstand, so auch einen erfrischten Lebensmuth und höheren Flug seines Geistes und seiner Kunst. Gleichwohl wird die Bedeutung dieses Verhältnisses, namentlich für die gesellschaftliche Stellung des Dichters häufig weit überschätzt. Ein junger Lord von zwanzig Jahren mag sich den verschiedenartigsten Passionen und Extravaganzen hingeben, und als eine solche sah man es wohl an, wenn die jungen Grafen Southampton und Rutland ihre Abende, statt bei Hof und unter Standesgenossen, mit Schauspielern und Literaten zubringen mochten. Unserem damals dreißigjährigen Dichter aber hätte man lieber einen vierzig- oder fünfzigjährigen Freund aus den bürgerlichen Ständen wünschen mögen, der den Abstand an Geist und Phantasie durch die reichere Lebenserfahrung, solideres Wissen und ein in der Schule der Alten geläutertes Kunsturtheil ausgeglichen hätte, als einen vornehmen Jüngling, der dem Dichtergenius die Vorzüge von Reichthum und Schönheit und den tollsten Jugendübermuth entgegenzustellen hatte. Von dem excentrischen Wesen des Grafen Southampton ist das deutlichste Zeugniß seine hervorragende Betheiligung an dem unsinnigen Aufstandsversuch des Grafen Essex in den Straßen von London, die ihm ein Todesurtheil zuzog, dessen Vollziehung nur durch die äußeren Umstände hinausgeschoben und durch den baldigen Tod der Königin aufgehoben wurde. Wie wenig aber in jenem Freundschaftsbund — falls man diesen Namen überhaupt für ein solches Verhältniß festhalten will — die Kluft des Standes wirklich beseitigt wurde, zeigen die Sonette fast auf jeder Seite, und wir können heute noch nicht ohne peinliche Empfindung den hochbegabten Mann zu dem unreifen Jüngling sprechen hören:

Ich bin dein Sklav und harre dienstbereit
Des Tags, der Stunde, welche du bestimmst,
Und keine Pflicht macht kostbar meine Zeit,
Bis du in Anspruch meine Dienste nimmst.
Wie träg der Zeiger die Minuten mißt,
Bis daß ich kommen darf, ich will nicht klagen,
Noch denken an die bittre Trennungsfrist,
Wenn's dir gefiel, mir Lebewohl zu sagen,
Noch eifersüchtig forschen, wo du weilst
Und was du treibst. Dein armer Sklave harrt
Und denkt an Eins nur: wie du Glück vertheilst
Dort, wo du bist, mit deiner Gegenwart.

Und was soll man vollends dazu sagen, wenn der junge Don Juan dem Dichter seine Geliebte verführt und

dieser darauf antwortet, daß sie einer solchen Ehre gar nicht würdig sey?

Auch dieses Verhältniß, so sehr es im Ganzen und Großen beiden Theilen zur Ehre, und dem Dichter insbesondere zum Vortheil gereicht, haben unsere Shakespearomanen in ein allzu ideales Licht gerückt, wenn sie nach Tiecks Vorgang Shakespeare sich in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bewegen lassen. Hat doch Vehse sogar vermuthet, jene Geliebte des Dichters, die der Freund ihm abspenstig macht, die „schwarze" Freundin, sey dessen nachmalige Gattin, jene Elisabeth Vernon, die Nichte des Grafen Essex, gewesen! Da scheint uns Jordans entgegengesetzte Vermuthung, sie sey eine Mulattin gewesen, eine weit glücklichere.

III.

Die Mängel der Shakespearekritik.

Man wird fragen: wozu das Alles? Mag die englische Bühne jener Zeit eine höhere oder niedrigere Stellung in der öffentlichen Sitte und Schätzung eingenommen haben, mag Shakespeare von seinen Zeitgenossen mehr oder weniger in seiner ganzen Größe erkannt worden seyn, in vornehmeren oder geringeren Kreisen der Gesellschaft sich bewegt haben: seine Dichtungen, wie sie uns nun einmal vorliegen, sind und bleiben, was sie sind, im einen wie im andern Falle; ja sein Genie und seine Kunst tritt nur um so riesenmäßiger vor unsere Augen, aus einem je undankbareren Boden, über eine je niedrigere Umgebung sie herausgewachsen sind.

Und das ist vollkommen wahr. Die Dichtungen sind, was sie sind, so oder so. Es handelt sich aber darum, sie zu verstehen. Daß dieß gerade bei Shakespeare seine besondern Schwierigkeiten haben muß, geht aus den ganz unglaublichen Abweichungen seiner Erklärer hervor. Wenn freilich eine dramatische Dichtung verstehen nichts anderes heißt, als an ihr die Begriffe moderner deutscher Aesthetik zu erproben, für das Hauptthema einen möglichst abstrakten Ausdruck zu suchen und diesen dann als die Idee des Ganzen zu proklamiren, durch sorgfältiges Zusammenlesen und Combiniren der einzelnen Reden und Züge möglichst genaue Signalements der dramatischen Rollen zu entwerfen, aus der unendlichen Anzahl denkbarer Bezüge Nahes und Fernes in einer neuen Combination zu mischen — dann hat man eigentlich mit der Person, Zeit und Lebensstellung des Dichters nichts zu thun und das Verfahren könnte im Wesentlichen das Gleiche bleiben, wenn die Stücke zu ungewisser Zeit vom Himmel gefallen wären. Heißt aber den Dichter verstehen vor Allem den ursprünglichen Eindruck, den sein Werk auf die Masse der für Schönes empfänglichen Leser und Hörer macht — den einzigen, einigermaßen festen Ausgangspunkt ästhetischer Betrachtung in dem Wirrwarr bodenloser Theoreme — durch Wiederholung und Aufmerksamkeit zu einem immer bestimmteren und markirteren zu erheben, die Intention und den Seelenzustand, in welchem der Dichter das Werk hervorgebracht hat, immer deutlicher nachzuempfinden, sich die Verhältnisse und Hörerkreise, welche der Dichter zunächst und unmittelbar vor Augen hatte, immer lebhafter zu vergegenwärtigen: dann muß auch jeder wesentliche Irrthum über die äußeren Grundbedingungen eines dichterischen Wirkens das volle Verständniß stören und verwirren, jede Berichtigung dasselbe erleichtern und fördern. Denn je individueller und concreter sich uns das Lebensbild des Dichters entwickelt, desto wirksamer und verständlicher wird uns auch der ideelle Gehalt und das allgemein Menschliche in seinen Schöpfungen entgegentreten.

Darin aber eben scheint sich uns der deutsche Shakespearecultus noch so vielfach in der Irre und im Nebel herumzutreiben. Gerade weil wir von dem Dichter selbst und den äußeren und inneren Voraussetzungen seiner dramatischen Thätigkeit so wenig feste historische Kenntniß haben, war der Phantasie um so freierer Spielraum gegönnt, war es um so leichter, Alles in's Ideale, Unbegrenzte und Riesenhafte zu verflüchtigen. Ohne die Schranken zu beachten, welche das Wirken jedes, auch des genialsten und größten Individuums bedingen, rückt man Shakespeare gern über alle zeitliche und räumliche Begrenzung hinaus und stellt ihn als den Riesengeist hin, der, wie man zu sagen liebt, an der Grenze des Mittelalters und der neuen Zeit, seine Nation und Epoche gleichsam nur mit den Sohlen berührend, über Jahrhunderte und Völker hin seine Wege ging. Nur wenn es sich etwa darum handelt, Einzelnes, was uns an dem Dichter fremd, lästig oder anstößig ist, zu entschuldigen oder zu erläutern, pflegt man beiläufig auf Vorstellungen und Sitten der Zeit hinzuweisen. Innerhalb jener idealen und nebelhaften Umrisse aber, denen fast alle geschichtliche Bestimmtheit und Beschränkung fehlt, ist dann die Kritik um so ungehinderter, ihrer Subjektivität Raum zu lassen, den eigenen Anschauungen die Autorität des Dichters zu leihen, in den vagen Rahmen beliebige Linien einzuzeichnen. Denn bei keinem Dichter stimmen die Urtheile im Ganzen so nahe zusammen und gehen doch im Einzelnen so weit auseinander. Jeder idealisirt den Dichter in seiner Weise; dem einen ist er

Salbaderei, der philosophischen Phrase geführt zu werden, er hat das weitläufige historische Material am vollständigsten zusammengestellt, am umsichtigsten geordnet und verliert die geschichtlichen Voraussetzungen niemals aus dem Auge. Man kann immer bei ihm lernen, auch wo man nicht mit ihm einverstanden ist. Während aber Gervinus in seiner deutschen Literaturgeschichte sein kritisch zersetzendes Naturell niemals verläugnet und in vielen Bänden dieses Werkes kaum jemals sich zu einem enthusiastischen Lob oder auch nur zu einer uneingeschränkten Anerkennung erhebt, während er namentlich aus den Lorbeeren unserer zwei größten Dichter so manches Blättchen ausreißt, schlägt er in seiner Würdigung des englischen Dichters in jener Schlußabhandlung des vierten Bandes die bei ihm so ungewohnten Töne eines Hymnus und Encomions an, und versteigt sich sogar bis zu Ausdrücken einer maßlosen Ueberschätzung; denn ein maßloses Wort müssen wir es nennen, wenn er sagt, Shakespeare habe als dramatischer Dichter die Vorzüge von Goethe und Schiller in sich vereinigt, und sich dabei von den Fehlern und Mängeln beider frei gehalten. Man möchte glauben, die kritische Geistesanlage des Autors habe zu ihrer Ergänzung auch einmal den Uebertritt in das andere Extrem gefordert, der Unmuth über den politischen und literarischen Jammer der Gegenwart habe

Für wen dichtete Shakespeare?

Man sollte denken, die Frage: für wen schrieb Shakespeare seine Dramen? brauche gar nicht aufgeworfen zu werden, denn die Antwort verstehe sich von selbst: für die Bühne. Nun sagt aber eine nicht geringere Autorität als Goethe das Gegentheil. Shakespeare ist kein Theaterdichter, heißt es bei Eckermann, an die Bühne hat er gar nie gedacht; sie war seinem großen Geist viel zu eng. Sollte das nur heißen: er war sich einer über die Abende der Aufführung im Globus und Blackfriars hinausreichenden Bedeutung seiner Schöpfungen wohl bewußt, und während der dichterischen Arbeit war sein Geist so in den Gegenstand selbst versenkt, daß ihm die Wirkung auf der Bühne kaum in den Sinn kam, so könnte man leicht beistimmen; nur wäre dann dasselbe von jedem bedeutenden dramatischen Dichter zu sagen, und man könnte auch Calderon und Schiller keine Theaterdichter nennen, vielleicht kaum Iffland. Im übrigen aber ist jene Aeußerung kaum zu begreifen, denn Shakespeare könnte sogar als der Bühnendichter par excellence bezeichnet werden. Schon aus den äußeren Umständen, daß Shakespeare demselben Theater, bei welchem er als Schauspieler, Unternehmer und Direktionsmitglied betheiligt war, seine Dramen als Bühnenmanuskript

Anspruch auf den praktischen Bühnenerfolg noch verstärken. Es wäre geradezu unbegreiflich, wenn er „an die Bühne niemals gedacht" hätte, und das Goethesche Urtheil läßt sich nur aus der Nichtbeachtung des Unterschieds der altenglischen und der modernen Bühne und aus der Erinnerung an die Schwierigkeiten erklären, welche die Aufführung Shakespearescher Stücke auf dem Weimarer Hoftheater machte. Vielmehr ist die Meisterschaft in der Technik des Dramas, die Shakespeare seiner reichen und täglichen Bühnenerfahrung als Schauspieler, Regisseur, Zuschauer, und dem beständigen Umgang mit Schauspielern und Literaten verdankte, eine seiner hervortretendsten, in dem Freytagschen Buch (über die Technik des Dramas) treffend nachgewiesenen Eigenschaften. Er wußte vortrefflich, was wirkte und was nicht; in wenigen Scenen weiß er die Handlung rasch und leicht zu exponiren, die Verwicklung und den Umschlag klar und spannend durchzuführen, in der Katastrophe das erschütternde und versöhnende Moment zum vollen Ausdruck zu bringen.

Ja man könnte mit viel mehr Recht dem Dichter den entgegengesetzten Vorwurf machen. Er wußte zu gut, daß die Bühnenwirkung weit weniger auf der kunstvollen Planmäßigkeit und Zusammenstimmung des Ganzen, als auf dem spannenden Reiz der einzelnen Theile beruht; er dichtete nicht für deutsche Professoren der Aesthetik, die die Auffindung seiner Grundidee für ihr Hauptgeschäft halten, die vor und rückwärts blättern und aus den zerstreuten Reden jeder einzelnen Person ein vollständiges Charakterbild zusammenlesen wollen. Er mußte früh genug auf jene praktische Maxime des Thaterdirektors geführt werden:

Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken.
Was hilfts, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Er wußte wohl, daß der Zusammenhang des Ganzen übersichtlich und verständlich seyn müsse, daß es aber im Einzelnen damit nicht allzuängstlich zu nehmen sey, daß die Aufmerksamkeit des Zuschauers von der jedesmal gegenwärtigen Scene voll in Anspruch zu nehmen ist und er, wenn ihn diese fesselt, und so lang ihm nur nichts Unverständliches oder dem früheren offen Widersprechendes dargeboten wird, weder Zeit noch Lust noch Anlaß findet, die mancherlei zerstreuten Fäden zusammenzuknüpfen und allen versteckteren Beziehungen nachzugehen. Weil das Interesse des Zuschauers durchaus am Gegenwärtigen haftet, bei jeder Veränderung der Scene mit Spannung neue Eindrücke erwartet und sich dabei gerne auch nur mit einem lockeren Band für die Verknüpfung der Theile begnügt, so wird jeder erfahrene Bühnendichter sich stetig versucht finden, den Theilen eine gewisse Selbstständigkeit zu geben, und im Collisionsfalle der vollen Wirkung des Einzelnen den Einklang des Ganzen zum Opfer zu bringen.

Es liegt hierin eine der hervortretendsten und viel zu wenig beachteten Eigenthümlichkeiten der Shakespeare'schen Dichtungen. Er hat ganz sichtbar scenenweise gearbeitet; die einzelne Situation erweitert sich zum selbstständigen Genrebild; der poetische Gehalt wird möglichst in seiner ganzen Fülle ausgeschöpft; eine Menge Scenen sind ganz für sich oder mit einer nur in wenigen Worten bestehenden Einleitung verständlich und von vollster Wirkung, wofür man z. B. aus Tasso, Iphigenie, der natürlichen Tochter gar kein, aus den Schiller'schen Dramen nur wenige Beispiele wird nennen können. In den englischen Historienstücken geht diese Selbstständigkeit der Theile bis zum Uebermaß; mit Ausnahme von Richard III. haben sie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es sind aneinandergereihte lebende Bilder, für sich wirksam und bedeutend, aber von losem Zusammenhang. Fast überall, wo untergeordnete Personen, Bediente, Soldaten, Matrosen, die Todtengräber, die Schauspieler in Hamlet, einmal zum Wort kommen, geben sie es nicht so schnell wieder ab und reden mehr und Anderes, als der Gang des Stückes erforderte oder zuließe.

Auch die Charaktere leiden nicht selten darunter, wenn in einer andern Situation ein etwas anderer Ton angeschlagen wird, als den dieselbe Person in einer früheren hatte. Vor Allem ist Hamlet überreich an den wirksamsten und geistvollsten Scenen, aber nirgends leidet so, wie hier, für den aufmerksamen Leser der Zusammenhang der Handlung und die innere Uebereinstimmung der Charaktere, und kein Scharfsinn eines deutschen Kunstkritikers wird jemals diese Widersprüche lösen, die für den Dichter selbst, für den Zuschauer im Theater, für den sich willig hingebenden von einem schönen Detail zum andern geführten Leser gar nicht vorhanden sind. Zu der obigen Maxime des Theaterdirektors im Faust'schen Prolog gibt die deutsche Shakespearekritik das Gegenstück: Was schadet's, wenn ihr euer Stück nur in Stücken gebt? Die deutschen Professoren machen euch doch ein Ganzes daraus zurecht und bringen eine Grundidee heraus. — Nichts kann einem den Genuß des Dichters so erschweren und verleiden, als die Zumuthung, überall nach fernliegenden Mittelgliedern, nach geheimen Fächern und Schlüsseln zu suchen, um ein reiches, aber nicht immer

politischen und religiösen Reform aufs Tiefste ergriffenen Mittelklassen fremd und feindselig gegenüberstanden, wie sie sich aber gleichwohl durch die Gunst des Hofes und des Adels gegen die unablässigen Verfolgungen der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde behaupteten. Wir wissen, wie auch in den höheren Ständen den Frauen, den Familienvätern, den Männern von öffentlicher Stellung der sittliche Anstand verbot, die inneren Räume eines Schauspielhauses zu betreten, wie aber die männliche Jugend, die jeunesse dorée der Hauptstadt, die den kirchlichen und politischen Reformideen der Mittelklassen fernstand und sich um deren Vorurtheile nichts zu kümmern hatte, das Interesse für dramatische Darstellungen, den Besuch der Volksbühnen unter die noblen Passionen eines jungen Gentleman aufgenommen hatte. Wir erinnern uns, wie gerade dieser Zuhörerkreis jene für unsere Vorstellungen so auffallenden distinguirten Plätze auf dem Bühnenraum selbst einnahm, während Parterre und Galerien, wie in den geringeren Bühnen, den unteren Klassen zufielen. Es liegt schon zum voraus ganz in der Natur der Sache, daß eben dieses Element, wie es jene Bühnen von Blackfriars, den Globus, der Truppe des Admirals

Nichts aber könnte verkehrter seyn, als in der Hervorhebung einer so concreten und beschränkten Beziehung ein Verkennen der freien Selbstentfaltung des Genius nach seinen eigenen Gesetzen oder in einer gewissen Abhängigkeit von der Geschmacksrichtung junger Cavaliere eine Herabsetzung Shakespeares zu einem bloßen Jugend- und Junkerdichter sehen zu wollen. Der Dichter gab natürlich in diesem Verhältniß weit mehr Impulse als er empfing, und in gar vielen und wichtigen Beziehungen kann sich ein dramatischer Dichter gar kein günstigeres Forum denken, als einen Kreis von jungen Männern der höheren Gesellschaft. Die Empfänglichkeit für das Schöne, insbesondere für die Dichtkunst, ist im jugendlichen Alter die größte, und während der Sinn für Musik und für die bildenden Künste uns durch's ganze Leben zu begleiten pflegt, geht das Interesse für die Kunst des geflügelten Worts, die den Sinnen weniger bietet und mehr von der Phantasie fordert, den Meisten schon in den mittleren Jahren verloren. Wohl mögen unter jenen jungen Bühnenfreunden viele eitle Stutzer und oberflächliche Müßiggänger gewesen seyn, doch fehlte es auch nicht an solchen, die durch Geburt, Reichthum und Bildung zu hervortretenden Stellungen im Staat und in der

Vor Allem wird uns der Reiz einer ewigen Jugend, eines durchaus frischen und kräftigen Pinselstrichs, einer schwungvollen, energischen, thatenlustigen Männlichkeit verständlicher, die Abwesenheit alles Trüben und Grämlichen, aller unklaren Empfindelei, aller weitschweifigen Reflexion, aller abgeschwächten und ängstlich abgewogenen Gedanken. Der Dichter hatte mit Phantasieanlagen seiner Zuhörer zu thun, denen sich in Handlung und Rede etwas zumuthen ließ, die dem kühnsten Bilde am liebsten folgten, die den kräftigeren und derberen Ausdruck dem feineren und unwirksameren, wenn auch vielleicht wahreren vorzogen, die sich in der Handlung auch unvermittelte Uebergänge gefallen ließen und die fehlenden Zwischenglieder willig ergänzten, die an grassen und wilden Charakterbildern gerade ein Behagen fanden, an einem schroffen und momentanen Umschlag, an ungleichartigen oder gar widersprechenden Zügen wenig Anstoß nahmen.

Man sagt wohl: Alles das lag in dem Dichter selbst und kam nicht von außen in ihn herein. Es lag freilich in ihm, aber es lag auch noch vieles Andere in ihm, was unter entsprechenden äußeren Impulsen ebenso gut hätte zur Entfaltung kommen können. So wird Jeder, der die Shakespeare'schen Sonette erstmals kennen lernt, von der Verschiedenheit in der ganzen Grundstimmung und individuellen Färbung gegenüber von dem Eindruck der Dramen überrascht seyn. Hier tritt uns ein träumerischer, zu selbstquälerischen Betrachtungen geneigter, in seiner Dialektik mit seinen Empfindungen spielender Dichter, eine oft bis zur Verschwommenheit zarte Zeichnung, eine nicht selten gesuchte Ausdrucksweise entgegen. Man möchte glauben, der Dichter dieser Sonette hätte auch den Stoff für eine dem Goethe'schen Tasso ähnliche Dichtung, wiewohl dieser den polaren Gegensatz zu den Shakespeare'schen Bühnenstücken bildet, in sich gefunden. Aber dieses Element auch dramatisch zu verwerthen, fehlte ihm gegenüber von einer auf That und Genuß gerichteten Jugend der äußere Impuls, und nur vereinzelt, am meisten im Hamlet, hat er diesen Ton angeschlagen; erst in einigen Werken der spätesten Zeit, wo seine Stellung und Lebensanschauung eine befestigtere war, wo jener Wechselverkehr mit den Freunden der früheren Zeit von selbst wegfiel, wo er sich um die Geschmacksrichtungen seines Publikums weniger zu kümmern hatte, treten die ernsten und düsteren Accorde seiner Seelenstimmung offener und schroffer hervor.

Auch auf die Wahl der Stoffe übte die Rücksicht auf jenes Publikum einen sichtbaren Einfluß aus. Sie fiel natürlich auf Begebenheiten, die viele, ungewöhnliche und wechselnde Handlung enthielten. Das unerschöpfliche Grundthema, das in allen möglichen Variationen immer wiederkehrt, sind Liebe und Ehrgeiz, die zwei gewaltigsten Triebkräfte einer edlen männlichen Jugend. Der gesellschaftliche Boden, auf dem sich die Handlung bewegt, ist ein durchaus aristokratischer. Die Helden sind nur Fürsten und Cavaliere. Entsprechend dem Publikum jener Volksbühnen selbst, in welchen die Mittelklassen fehlten, aber Adel und die untersten Klassen vertreten waren, finden wir das Element des städtischen Bürgerthums, Bürgermeister, Friedensrichter, Gelehrte, Geistliche, Aerzte, meist nur in komischer Verwerthung. Das bürgerliche Schauspiel und Trauerspiel, obgleich sonst unter den Theaterstücken jener Zeit stark vertreten, fehlt unter den Shakespeare'schen Dramen. Das einzige Stück, in welchem der Dichter diesen Boden betritt, die lustigen Weiber von Windsor, vielleicht das schwächste aller seiner Werke, der Tradition nach „auf Bestellung" gearbeitet und innerhalb vierzehn Tagen geliefert, gehört zu den die Regel bestätigenden Ausnahmen.

Allein Shakespeare, der Dichter, erhielt von Shakespeare, dem Theateractionär, noch weitere Weisungen. Auf jene Herren des ersten Platzes durfte man doch nicht so ausschließlich Rücksicht nehmen. Das Publikum des Parterre und der Galerien wollte für sein Geld auch etwas haben. Die Fürsten und Cavaliere mit ihren stolzen und feinen Reden mußten der Masse des Publikums zu ernst und ermüdend werden; man wollte mitunter auch „Etwas zu lachen für's Volk." Hiezu wurden nun auch in die ernsten Stücke Scenen der niedrigen Komik eingeschaltet, die Späße des Narren, die Unterhaltungen der Bedienten, Matrosen, der Handwerksgesellen u. s. w. Die romantische Schule hat in dieser Mischung des Tragischen und Komischen gerade den Gipfel der Kunst gefunden; ihre Dichter haben es vielfach nachgeahmt, und die neuere Aesthetik hat es an philosophischer Begründung der Sache nicht fehlen lassen. Daß Schiller gewagt hat, in seiner Uebertragung des Macbeth die Scene mit dem betrunkenen Pförtner wegzulassen und den Hexen ein etwas gebildeteres Colorit zu geben, daß Goethe in seiner Bearbeitung von Romeo und Julie die Amme mit ihren Zoten und Mercutio mit seinen Späßen als störende Intermezzisten betrachtete, wurde ihnen als ein Sacrilegium, als ein Verkennen der ächten Schönheit des brittischen Dichters angerechnet und sie müssen sich noch heute dafür, daß sie auf Reinheit der Kunstgattungen drangen, wie Knaben schulmeistern lassen. Wie Shakespeare selbst von der Sache gedacht haben mag, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit daraus schließen, daß er in den Dichtungen seiner späteren Zeit, in denen er

auf die Forderungen des Publikums weniger Rücksichten nahm, immer mehr davon abkam. In den Römerdramen, Cymbeline, König Johann, Heinrich VIII., Macbeth werden die komischen Zwischenscenen immer seltener, im Othello fehlen sie fast ganz.

Auch dieser Punkt gehört zu denjenigen, in welchen uns die moderne deutsche Kunstkritik den Genuß des Dichters verdirbt. Der Leser von natürlichem Gefühl wird sich von der Zumuthung eines augenblicklichen und schroffen Wechsels der ganzen Gemüthsstimmung immer unangenehm berührt finden; er wird sich aber die Sache gefallen lassen, wenn er sie als eine durch die Bühnenverhältnisse jener Zeit, durch die Art des Dichters, scenenweise nach wechselnden Stimmungen zu arbeiten, entschuldbare Eigenthümlichkeit betrachten darf. Wenn man ihm aber das Ansinnen stellt, in eben diesem gewaltsamen Herumwerfen der Stimmung erst das Geheimniß der wahren tragischen Kunst zu finden, so muß er sich verdrießlich von der ganzen Sache abkehren und an dem einzigen Prüfstein des Schönen, der unmittelbaren psychischen Wirkung, irre werden.

Endlich glauben wir auch noch in der specifischen Art des Shakespeareschen Witzes, der uns vielfach so fremdartig anmuthet, einen Einfluß seines Bühnenpublikums finden zu sollen. Der Jüngling, wie der Ungebildete oder Halbgebildete spielt gern mit dem Wort; er hat sich die Sprache noch nicht so völlig assimilirt, wie der Mann von reifer Bildung; er hat noch ein fremderes Verhältniß zu dem Wort, ist deßhalb aufmerksamer darauf und liebt es willkürlicher mit ihm zu gebaren, die Grundbedeutungen, denen mit leichter Abstraktion die Ausdehnung auf entlegene Dinge gegeben werden kann, spielend zu erweitern. Ein naheliegendes Beispiel, wie gerade die gebildete Jugend sich darin gefällt, ihren Geist und Witz an den Formen und Ausdrücken der Sprache auszulassen, bildet die Sprechweise des deutschen Studenten. Eine Phrase zu Tod zu hetzen, der Rede des andern durch buchstäbliche oder mißverständliche Deutung einen albernen, beleidigenden, zweideutigen Sinn zu geben, ist eine Sorte von Witz, mit der auch Shakespeare sein Publikum reichlich zu regaliren hatte. Es liegt hierin bekanntlich auch eine Hauptschwierigkeit für den Uebersetzer Shakespeares, da der Wortwitz sich am wenigsten in andere Sprachen übertragen läßt.

Eine andere Gattung von sehr populärem Witz ist die Ausdrucksweise in kolossalen Hyperbeln. Es gibt kein Volk, das in seiner Redeweise eine solche Neigung zum Superlativ hat, diesen in so unzähligen Variationen anwendet, als das englische. Auch die englischen Romane und Zeitungen sind angefüllt mit Superlativen jeder Art. Diese Neigung erklärt sich in ihrem tieferen Grund aus einem Mangel an plastischer Phantasie, da diese an ihrem Gegenstand haftet und nicht sofort darüber weg zur Vergleichung mit andern ähnlichen Eindrücken drängt. Auch das Gefallen an dieser Art von Witz ist dem Geschmack eines jugendlichen Publikums besonders entsprechend. Shakespeare ist in diesen Superlativen und Hyperbeln besonders groß, ja unerreichbar. Wenn er von einem Feigen sagt: „er hat nicht so viel Mannesblut in seinen Adern, als ein Floh zu seinem Vesperbrod verzehrt,“ oder von einer fetten Frau: „Wenn der jüngste Tag einbricht, so lange sie noch lebt, so brennt sie noch acht Tage länger fort als die gesammte Welt,“ so läßt sich denken, welchen Effekt diese Art von Witz gerade auf des Dichters Publikum machen mußte.

Wenn sich endlich der Shakespearesche Witz in Beziehung auf Zweideutigkeiten nicht sehr enthaltsam und wählerisch erweist, so ist auch dieses aus der Zusammensetzung seines Publikums leichter verständlich. Man ist zwar in Beziehung auf diesen Punkt gleich mit der Erklärung bei der Hand, die Begriffe von Anstand seyen in verschiedenen Zeiten verschieden, und in jener alten guten Zeit habe man an vielem keinen Anstoß gefunden, was der jetzigen Sitte zuwiderlaufe. Man thut aber hiemit jener guten alten Zeit bitteres Unrecht und vergißt, daß gerade damals die öffentliche Sitte allem Besuch der Theater entgegen war, daß unter den Gründen dafür die Leichtfertigkeit, mit welcher die sexuellen Verhältnisse auf den Volksbühnen behandelt wurden, stets besonders hervorgehoben wurde, daß ehrbare Frauen und Jungfrauen sich gar nicht vor denselben zeigen konnten. Allerdings gibt es einen gewissen Spielraum für das, was im Einzelnen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeitaltern als schicklich und unschicklich gilt, aber neben diesem Spielraum gibt es auch durch die Natur der Sache selbst fest gezogene und unüberschreitbare Grenzen. Das Stärkste, was sich von dieser Art bei Shakespeare findet, ist in vielen englischen Ausgaben, so wie in den deutschen Uebersetzungen weggelassen oder gemildert, aber auch das Stehengebliebene läßt sich nicht nur so der damaligen Zeitsitte in die Schuhe schieben. Wenn in „Viel Lärmen um Nichts“ der Fürst über das Witzgefecht zwischen Bertrand und Beatrice der letzteren sagt, sie sey ihrem Gegner unterlegen, und sie erwiedert: „da müßte sie ja Affen zur Welt bringen,“ so erscheint es uns als ein Frevel gegen das puritanische Zeitalter der jungfräulichen Königin, zu glauben, man habe solche Reden im Munde einer gebildeten Frau für zuläßig angesehen; wenn wir uns aber erinnern, daß auf der Bühne jener Zeit die Frauenrollen

von Jünglingen gespielt wurden, daß das tonangebende Publikum aus vornehmen Garçons bestand, daß von den Frauen, die sich überhaupt in's Theater wagten, nur die käuflichen Schönheiten ohne Maske erschienen, so ist das Räthsel leicht gelöst.

V.

Shakespeares Eigenthümlichkeiten in der Charakteristik der Personen und in der Motivirung der dramatischen Handlung.

Mit großer Uebereinstimmung rühmt die deutsche Kunstkritik an Shakespeare vor allem andern seine Meisterschaft in der psychologischen Charakteristik und dramatischen Motivirung, so wie den Universalismus seiner Weltkenntniß. Mit besonderer Vorliebe hebt man dabei hervor, daß die dramatischen Charaktere unseres Dichters nicht bloß Repräsentanten von Gattungen, nicht abstrakte Schemen seyen, sondern Leben und Wahrheit, Fleisch und Blut, individuelle Färbung und dabei doch den Reiz des Ideellen und Typischen haben. Die Handlung werde durchaus aus den Charakteren abgeleitet, so daß selbst das Zufällige den Charakter des Willkürlichen und Fremdartigen verliere. Dabei sey für den Dichter kein Unterschied von Geschlecht, Alter, Stand und Beruf, Volk und Zeitalter eine Schranke; mit so sicherer Hand zeichne er das Menschliche in allen seinen Gestalten.

Wir wagen es, dieses Lob in seiner allgemeinen und unbedingten Fassung einzuschränken und auf das Bedürfniß feinerer Unterscheidung hinzuweisen.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß Shakespeare das erste und entscheidende Erforderniß des dramatischen Dichters im eminentesten Grad besitzt. Es ist dieß die Gabe, das eigene Selbstbewußtseyn zu vervielfältigen und in seinem Innern die Verwandlungskünste des Proteus nachzuahmen. Es hängt dieß wohl näher damit zusammen, daß er ein voller ächter Mensch war, in dem alle Triebe und Regungen der Gattung mit energischem Pulsschlag circulirten, daß jedoch diese Triebe, so mächtig sie sich geltend machten, schließlich dem eigenthümlichen Drang und Talent, in den Spielen der Einbildungskraft ein zweites inneres Leben neben dem äußerlichen fortzuspinnen, dienen mußten, daß sodann die hinzutretende Gabe einer lebhaften, sinnlichen Beobachtung den Stoff jener Traumwelt immer vermehrte. Indem nun der Dichter die einzelnen Empfindungen und Gestalten dieser innern Welt theils fixirte, theils auf mannigfache Weise unter sich combinirte, gewann er den Ausgangspunkt und die specifische Färbung für die Darstellung der verschiedenartigsten Formen menschlicher Individualitäten und Zustände.

Wenn wir unter einem wahren dramatischen Charakter nur einen solchen verstehen, dessen Züge nichts den allgemeinen Merkmalen der menschlichen Gattung Widersprechendes enthalten, und dessen Träger wir uns leicht als unter den wirklichen Menschen unseres Erfahrungskreises herumwandelnd denken können, so ist damit nicht viel gesagt, denn dann müßten gerade die unbedeutendsten und trivialsten Charaktere die wahrsten seyn. Den wirklichen Eindruck innerer Wahrheit wird uns vielmehr derjenige Charakter machen, zu dessen Selbstbewußtseyn wir unter der leitenden Vorempfindung des Dichters das unsrige zu verengern oder zu erweitern vermögen, so daß wir gleichsam aus ihm heraus empfinden. Die Leichtigkeit und Vollständigkeit, mit welcher der Dichter diese innere Operation in uns zu Stande bringt, die Lichtstärke, zu welcher er dabei unser gewohntes Selbstbewußtseyn in uns aufhellt, die Ausdehnung oder Vertiefung, die er demselben hiebei zu verleihen weiß, bedingen den Grad unserer Befriedigung und der ästhetischen Wirkung. Ein dramatisches Charakterbild, in welchem der Dichter jenes Ziel bei uns nicht erreicht, kann immer noch für uns interessant und bedeutend seyn; es bleibt uns aber immer fremd, und der Dichter erreicht bei uns nicht seinen vollen Zweck, mag nun die Schuld daran an ihm oder an uns liegen.

(Fortsetzung folgt.)

besuchen, als er eben im Hemde war, um sich anzuziehen. Der Kaiser war allerliebst wie immer, hatte nicht gewußt, daß ich zurück sey, und wie ich zu Hause kam, fand ich schon die Einladung nach Schönbrunn zum Essen. Der Kaiser frug mich: „Was sagen Sie zu unsern guten Nachrichten?" Ich antwortete, daß ich eben angekommen sey und nichts ausführliches wisse. „Die Russen haben die Moldau und Wallachei vollständig geräumt, und wir besetzen sie; hiemit ist die Bedingung erfüllt, die jeder diplomatischen Verhandlung vorangehen mußte. Jetzt läßt sich das beste hoffen." Der Kaiser schien sehr zufrieden — ich werde es erst seyn, wenn ich weiß, daß dadurch unsere Verhältnisse mit Frankreich keinen Stoß erlitten haben. An die Truppen ist noch gestern der Befehl ergangen, auf ihrem Marsch da einzuhalten, wo er sie trifft. Folgt ein allgemeiner Friedenscongreß, so ist mir alles Uebrige recht — wo nicht, so gehen wir einem gefährlicheren Kampfe entgegen, als der, den wir vermeiden wollen. Indeß der Kaiser ist klug und ohne Garantie wird er sich in nichts einlassen; das ist mein Trost in diesem schnellen Wechsel der Dinge. Hätten die Russen dasselbe vor acht Monaten gethan, würden sie viel an Geld und gutem Namen gewonnen haben.

Der Herzog von Nassau ist im höchsten Grade generos; nicht nur hat er mir die glänzendsten Geschenke für die Hofbedienung und den Hofstaat, mit dem er zu thun hatte, gegeben, sondern mir auch erlaubt, jedem Bedürftigen, der sich durch mich an ihn wendet, auf seine Rechnung zu geben, was ich glaube, daß ihm helfen kann. Zum Schlusse sagte ich ihm noch: „Geben Sie mir etwas für die Armen in Aussee und die Verunglückten in Gmunden." Und so hab' ich nun 100 fl. für die Ausseer und 100 fl. für die Gmundner für den Winter in Händen, die er mir sogleich gab. Keiner meiner Herren thut das. — Erzherzog Max kommt im Sommer gewiß nach Aussee. — Der Brunnen ist auf dem Wege nach Aussee, und wir werden ihn im September noch springen sehen. Von Kolb hab' ich einen lieben Brief mit allem Herzlichen an Sie. Nun leben Sie wohl, und erwartet mich am 15ten mit offenen Armen.

Aussee, den 16. Oktober 1854. Heute früh erhielt ich die Zeitungen mit etwa 100 Sterbefällen in der Wiener; die Cholera ist in der Stadt und den Vorstädten verbreitet; ich bitte Sie, halten Sie sich nur recht ordentlich und essen Sie nicht Ihre norddeutschen Horreurs mit Milch und Obst unter einander!

bin ich natürlich am meisten besorgt. So lange es hier unverändert schön bleibt, und es sich im Garten gut arbeiten läßt, blieb' ich gern noch hier, wenn ich nicht fort muß; in Linz halte ich mich jedenfalls auf meiner Durchreise nach Wien ein paar Tage auf. Sebastopol befindet sich leider noch wohl, und an der Tripleallianz, sowie am Ausbruche der Feindseligkeiten in Galizien wird wohl nicht lange mehr gezweifelt werden können.

Den 19. Oktober. Gestern früh im Garten herumgegangen — um zwei mit R. gegessen, Kohlsuppe, Gullyasfleisch und Spinat mit Omelettes; dann in Haus und Garten verkehrt, dann, als das Wetter unangenehm wurde, R. Patience machen gelehrt; um 6 Uhr ging er auf seinen Berg zurück, ich las im Bleakhouse und ging um 10 Uhr schlafen, ohne noch etwas zu nehmen, da ich keinen Hunger hatte. Heute ist das Wetter schon wieder heiter, und ich war fleißig im Garten und in Eurem Gütel. Wären Sie nur noch hier! Es ist ganz wunderschön, im Hofe heller Sonnenschein, die Kastanien und der Ebereschenbaum wie von Gold mit prachtvollen hochrothen Korallenbüschen übersäet! es ist eine wahre Lust hinaus zu sehen. Heute sind meine drei neugekauften Oleander angekommen; in acht Tagen wird der Garten vollkommen für den Winter eingerichtet und alle Anpflanzungen und Umzäunungen sind fertig; das Holz liegt schon vorräthig und wird fleißig bearbeitet; ich finde, daß ich ein viel fleißigeres Leben führe, wenn ich allein bin; wenn Sie da sind, habe ich einen unwiderstehlichen Trieb zum Faullenzen. Ihr Brief sagt mir, daß Sie gesund sind, und das ist eigentlich jetzt das Wesentliche, alles Andere läßt sich machen. Die Cholerageschichte mit der alten L. ist indeß immer drohender Natur, und Reisende bringen immer nach Passageorten wie Linz einzelne Fälle. — Eben bekomme ich einen Brief von L. Die Cholera ist nun über ganz Wien verbreitet, wiewohl nicht im heftigsten Grade; 100 Erkrankungen im Durchschnitt wäre für Wien nicht gerade exorbitant, aber übel ist es, daß der Ausbruch in der Stadt selbst zunächst unser Burgviertel betrifft. Nebst dem Portier und der Wäscherin von Graf Buol ist auch der Portier bei Fürst Liechtenstein gestorben, und mein Hausgenosse d'Allyon, der spanische Gesandte, hatte einen heftigen Anfall; entgehen kann man daher der Sache leider nicht, und jeder Tag kann sie dahin bringen, wo sie noch nicht war; indeß ist es auch nicht nöthig, wenn es zu vermeiden ist, mitten hinein zu rumpeln. — Den 20sten. Ihr lieb Briefel vom 18ten citirt mich zum 28sten nach Linz, ich habe aber noch keine Idee, wann ich zur Abreise kommen werde; da ich keineswegs Lust habe, nach Wien in die Cholera zu gehen, ehe es nöthig ist, so kommt mir die Zeit, wo ich es nicht mehr vermeiden kann, immer zeitig genug. — Den 23sten. Heute wird Fürst Fürstenberg in Ischl eingesegnet, der Herzog und die Herzogin von Ratibor kamen gestern dort an — es soll ein ungeheurer Jammer um den ganz vortrefflichen Mann seyn.

Den 24. Oktober. Gestern das schönste Wetter, warmer, milder Herbst — heute abscheulicher kalter Regen, dennoch wird es noch nicht einwintern, und wir hoffen noch mit allen Arbeiten fertig zu werden. In einigen Jahren wird eine ganz geschützte Baumwand an der Wetterseite stehen, von Flieder, Eisbeeren und Korneliuskirschen; Gott gebe nur, daß ich es noch erlebe. Ich sitze jetzt Abends immer in Ihrem Zimmer, wo es am allerheimlichsten ist. — Den 25. Oktober. Das Wetter mild wie Balsam, nachdem ich geglaubt hatte, es würde die Nacht frieren; es ist wie im Frühling, und kein Sonnenbrand; ich will eben mit B. und R. fischen gehen. — Den 29. Oktober. Gestern habe ich mich erst um halb zwei zu Bette gelegt und bis dahin für Weimar geschrieben. Heute haben R. und B. bei mir gegessen: Suppe nach Liebigs chemischer Anweisung — merkwürdig, aber eine gewöhnliche besser. Ihr rosenfarbenes liebes Briefel habe ich bekommen; sagen Sie Gräfin Klara, daß wenn irgend jemand mich bei ihr ausgestochen hat, ich gleich wieder abfahre, denn eigentlich komme ich nur wegen ihr. Sie habe ich eben gesehen, aber Klara ewig lange nicht, und sie ist mir doch eine der liebsten Personen auf der Welt. — Gewiß haben Sie den Tod der Königin Therese mit Bedauern gelesen; ob es auch ein Cholerafall ist? In der Burg sind am 23. Oktober zwei Personen gestorben. Ich hoffe der Kaiser bleibt in Schönbrunn, bis die Seuche aus seinem eigenen Hause heraus ist. — Heute war ich entzückt im Garten, es blühen Veilchen und Aurikeln. R. ist höchlich beschäftigt mit der Drainage und nebstbei mit der künstlichen Fischerzeugung; ich fürchte aber, es wird ihm mit Hervorbringung kleiner Fische nicht so gelingen wie mit der kleiner R's. Ich habe ihm müssen ein Buch darüber kommen lassen, und er hat schon alle Fischer damit verrückt gemacht, die sich einbilden, wie das Buch kommt, wimmelt der See von Fischen.

Den 30. Oktober. Prächtiges Wetter; ich bin heiter und arbeite fleißig und hoffe das nächste Jahr bringt Freude und Segen in's Haus. Gestern war Trethahn bei mir, um sich nach der Brutmaschine zu erkundigen. Die Wuth der künstlichen Thierproduktion scheint hier auf einmal in die Leute zu fahren. — Neues nichts! Noch ist Sebastopol nicht über. In Berlin

[illegible] eingeladen, um den Sonn-wendhof los zu werden. Vermuthlich werd' ich keines von beiden sehen, und würde die Burgtheaterloge viel lieber mit einer in der Leopoldstadt vertauschen; ich kann nichts Tragisches mehr vertragen, und wer mich lachen macht, thut mir einen Dienst. — Den 1. Nov. Prachtvolles Wetter, nachdem bis zehn Uhr ein dicker Nebel am Himmel gehangen hatte. Nett, klein roth Briefel ist angekommen und hat mir Freude gemacht. Ich wäre so selig, wenn jetzt noch ein paar Jahre ohne große Gemüthsbewegungen vergingen, und ich, ehe ich die Welt verlasse, mich umschauen und „all right" sagen könnte, zumal da, wo das Gegentheil mir das Herz schwer macht. Im Ganzen geht es uns Allen jetzt so ziemlich nach Wunsche, wenn kein Unkraut von irgend einer Seite in den Weizen gesäet wird. — Die Saiblinge werd' ich schicken; es sind ihrer gestern erst wieder 52 Stück wundervoller im See gefangen worden. — Den Gedanken, an den König Ludwig zu schreiben, hab' ich im ersten Augenblick gehabt, nur besorge ich, es möchte ihm ungelegen seyn zu antworten, und nicht antworten wird er gleichfalls nicht wollen; ich werde es indessen doch thun, wenn die erste Zeit vorüber ist.

Den 2. November. Heute ist Allerseelentag, aber [illegible]

Sie eine Geschichte von unserem R. Er hatte die Idee, daß man wünschen würde, er möge seine Gems dem Kaiser cediren, was ihn natürlich sehr glücklich gemacht hätte — es geschah aber nicht — er hatte ihr aber unterdeß die Krickeln lakirt, damit sie vor dem Kaiser im gehörigen Glanz erscheine. — Die Post bringt keine tröstlichen Choleranachrichten aus Wien; die Sterbefälle, die auf 30 abnahmen, sind wieder auf 50 gestiegen, und die Erkrankungen auf 150 von 80—90. Kleyle ist heute genannt; obwohl ich persönlich wenig in Berührung mit ihm war, glaube ich doch, daß bezüglich seiner Talente er ein Verlust für die Industrie der Monarchie ist.

Den 5. November. Auf morgen war meine Abreise bestimmt; gestern war Prachtwetter, und heute schneit es, was [redacted] schneien kann, und schon ist ein halber Fuß Schnee im Hofe. Wird das Wetter besser, so reise ich, sonst warte ich es ab; meinen Aufenthalt in Linz will ich aber deßwegen nicht verkürzen, aber in Wien erst eintreffen, wenn [redacted] seyn muß; da die Leute dort fleißig fort sterben, so hat es für mich keine Eile. Ranftl ist auch eben gestorben. — Heute gehen Prachtsaiblinge an Sie ab. — Sebastopol ist noch nicht über, und Sie können Ihren Einzug dort noch nicht

muß das Haarelassen zuletzt an die Russen kommen. Die Preußen sind so wenig deutsch als der Vitzliputzli; man hat es aber in Deutschland nicht geglaubt, jetzt aber glaubt man es. Und nun Adieu; ich freue mich schon, wenn ich recht verschneit und recht erfroren ankomme und bei Ihnen mich wärmen kann.

Den 9. November. Das ist ein Wetter, wie es im Flachlande kaum vorkommt. Seit Sonntag schüttet es den Schnee aus, und im Hofe liegt er schon eine halbe Elle; selbst mit Holzschuhen kann kein Mensch mehr gehen, und das Dirndl ist heut völlig aus dem Leim gegangen, und ich werde morgen einen Mann in den Markt schicken. Dieser Schneefall kam unmittelbar nach dem schönsten Wetter, und fing Abends an, als ich beinahe den ganzen Nachmittag im Freien zugebracht hatte. Zu reisen ist bei diesen Umständen unmöglich, auch wenn ich kein alter und bequemer Mann wäre; ich weiß nicht einmal, ob ich morgen werde Fleisch holen lassen können. Solche Flocken hab' ich nie gesehen, wie die Thaler groß und ohne Aufhören. Ihre Nachrichten sind in sofern gut, als Ihre Augen Ihnen wieder einige Beschäftigung erlauben; übertreiben Sie nur Ihre Thätigkeit nicht und machen Sie es wie ich. Sie sind zwar zwölf Jahr jünger, aber die vergehen, man weiß nicht wie, wenn man nicht mit seinen Kräften Haus hält. Sie dürfen mich auch nicht schelten, sonst schadet es Ihnen, und wenn Sie nur Einmal im ganzen Jahre recht hätten, so wollte ich eine fromme Stiftung errichten. Die Zeit, die ich mir in Linz zu bleiben vorgenommen habe, lasse ich mir durch nichts verkürzen. Zeit ist es, daß meine Belagerung durch den Schnee aufhört, denn ich habe, in der Idee fortzureisen, meinen Proviant ganz verbraucht. — Ich habe die Saiblinge für Sie in Petersilie einpacken lassen; hier versendet man sie zwar in Tannenreisern, aber ich wollte es nicht zulassen, da sie Geschmack annehmen könnten. Wer aber diese Saiblinge nicht lebendig gesehen hat, weiß gar nicht, was ein idealer Fisch ist — schwarze Rücken mit rothgoldenen Floßfedern und Bauch. Hier kostet ein solcher Fisch 24 kr. — Neulich las ich irgendwo: „A sensible woman on the whole, though occasionly precipitate.“ Wissen Sie, wen das angeht? — Der Schnee fällt fort; übrigens ist es sogar jetzt, wenn manchmal durch fünf, zehn Minuten ein Lichtblick durch das dichte Schneeflockentuch durchdringt, den das vermehrte Gestöber gleich wieder zudeckt, wundervoll hier; dabei ist fast noch überall an den Wänden frisches Grün der Schlingpflanzen, und vor meinem Fenster blühte gestern noch Tropäolum von der Art mit dem feinen Laube. — Dieses Briefel geht heute ab, ich bin schon abgegangen, d. h. es fängt an sich aufzuklären und ich werde heute Nachmittag in den Markt gehen, meine Abschiedsbesuche machen, dort schlafen und morgen bei guter Zeit in Ischl seyn, und so gedenke ich doch Sonntag, ohne aus einander zu fallen, in Linz einzutreffen. — Sebastopol ist noch nicht über, ich hoffe aber, während ich unterwegs bin, geht es über. — „She is a sensible woman on the whole“ — das geht mir immer im Kopfe herum.

Wien, den 1. December 1854. Ich bin glücklich hier angekommen; * das Wetter war so warm, daß ich nicht nöthig hatte meine Füße in den Fußsack zu stecken. Ich habe unsinnig viel zu thun. — Den 3ten. Ich habe die ganzen Tage am Schreibtische zugebracht, und trotz zweitägiger Arbeit bin doch erst mit Einem Herzoge fertig. Ein großes Phänomen ist, daß ich nicht mehr am Tage einschlafe, selbst beim Zeitungslesen nicht. — Abends lese ich Heine — die alte Gesinnung, aber auch das alte Talent. Dessauer hat er das Fleisch von den Knochen gerissen, warum weiß ich nicht. Ich stehle die Viertelstunde dem Staat und meinen Pflichten.

Den 6. December. Die Welt liegt auf mir, und L. meint, es sey schon mehr als Hundearbeit, die auf mir lastet. Nebst den laufenden Dingen habe ich heute noch zwei zur Hälfte fertige Depeschen zu Ende zu bringen, die weg müssen, um den diversen Potentaten aus dem Traume zu helfen, denn der Abschluß der Alliance mit den Westmächten hat die Leute förmlich toll gemacht. Die meisten Diplomaten rasen, eben so das Casino und sonstige Russenfreunde, aber das Volk ist hocherfreut, und der Kaiser hat 30 Procent an Liebe und Anerkennung gewonnen. Die Preußen sollen, wie die Telegraphen melden, ganz vor den Kopf geschlagen seyn; da wir aber als Bedingung im Traktat stipulirt haben, daß Preußen und Deutschland eingeladen werden sollen, mit in den Traktat einzutreten, und ihnen das Protokoll offen gehalten wird, so hat niemand ein Recht, sich nur entfernt über üble Behandlung zu beklagen, was aber dennoch der Fall seyn wird. — Vorgestern war ich im Burgtheater, in „Rosa und Röschen,“ ein Birch-Pfeiffer'scher Rührungspresser; zwei neue Actricen waren äußerst hübsch, ausgezeichnet niemand. — In Hietzing werden außerordentliche Dinge gemacht, und niemand darf es wundern, wenn die Braunschweigische Villa Unsummen kostet;

* Damals noch im Courierwagen; man fuhr in sechzehn bis neunzehn Stunden mit dieser schnellsten Beförderung von Linz nach Wien.

Correspondenz-Nachrichten.

Newyork, November.

M'Clellans Brief.

Einige Wochen sind verflossen, seitdem die Friedensmänner, Conservativen, Kupferschlangen, Demokraten — oder mit welchem Namen noch die Freunde und Mitschuldigen der rebellischen Sklavenhalter von Genossen und Gegnern belegt werden — sehr unsanft aus ihrem Jubel über die Erwählung M'Clellans zum Präsidentschaftscandidaten durch jenen berühmten und berüchtigten Brief ihres Helden aufgerüttelt wurden, durch den er die Ernennung zwar dankbarlichst annahm, jedoch in dem gespreizten, hohlen und gekünstelten Styl, der ihm eigen ist, seine Ansicht aussprach, daß die Union unter allen Umständen erhalten und die Rebellion im Nothfall durch Feuer und Schwert unterdrückt werden müsse, und durch diese Erklärung der Chicagoconvention, die ihn zum Träger ihres Friedensprogramms erwählt hatte, einen derben Fußtritt versetzte. Dieser Brief schlug in der That wie eine Bombe unter der demokratischen Brüderschaft ein, und nur die Genugthuung und der Spaß, den er den Unionisten gewährte, konnten ihrer Wuth gleichkommen. Während einiger Tage hatte es wirklich den Anschein, als wenn die

stöße, durch welche so viele Tausende tapferer Bürger dem Tod zur Beute wurden.

Dem Uneingeweihten mag es befremdlich erscheinen, daß M'Clellan sich auf diese Weise gegen seine Freunde erklärte, besonders da es bekannt ist, daß der Friedensparagraph des in Chicago aufgestellten Programms ihm lang vor seiner Wahl vorgelegt worden war und er seine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Sinn sowohl als mit der Abfassung ausgesprochen hatte. Dieses Räthsel ist indessen leicht zu lösen: die ganze Verwerfung des Programms ist nichts als eine List M'Clellans und seiner Genossen, und wie er einst als General des Unionsheeres ein falsches Spiel trieb und den Rebellen heimlich in die Hände arbeitete, suchen er und die demokratischen Parteiführer jetzt dem Volke Sand in die Augen zu streuen und die Stimmen der Wähler für sich zu gewinnen. Ein paar flüchtige Andeutungen werden hinreichen, Licht auf diese Umtriebe zu werfen.

Als die demokratische Convention sich in den letzten Tagen des Juli in Chicago versammelte, befand sich der

unbedingte Friedensprogramm wurde bedenklich, und M'Clellan that gleich nach seiner Wahl Schritte, um in Erfahrung zu bringen, wie sein Name in Verbindung mit jenem verhängnißvollen Friedensparagraphen von dem Heere aufgenommen werde. Natürlich erforderte es mehrere Tage, um die Stimmung der Soldaten zu erforschen, und M'Clellan erwartete geduldig die Berichte seiner Freunde, ehe er seine Annahme verkündete. Endlich wurde er von mehreren Generalen unterrichtet, daß die Soldaten in überwältigender Mehrzahl gegen ihn stimmen würden, wenn er sich mit dem Friedensprogramm identificirte, ja daß jeder Versuch, einen Einfluß auf die Wahl zu üben, sie die Achtung und Freundschaft der meisten Offiziere kosten würde, von deren Anhänglichkeit für ihn früher so viel Lärm gemacht worden war.

Unterdessen war das Programm dem Volk vorgelegt worden und hatte bei diesem so wenig Anklang gefunden als im Lager. Tausende, die früher den demokratischen Parteihäuptern durch dick und dünn gefolgt waren, wurden auf einmal bekehrt, als sie fanden, daß die Erhaltung der Union in jenem Programm nichts anderes bedeutet, als daß die Südländer unterthänigst gebeten werden sollten, in die Union zurückzukehren, um sie, wie in den goldenen Tagen von Pierce und Buchanan, nach ihren Gelüsten zu regieren. Die demokratischen Anführer selbst erkannten, daß sie das Volk falsch beurtheilt hatten, und daß ihr Programm das Todesurtheil ihres Candidaten und der Partei seyn würde. Gern hätten sie das verrätherische Document zurückgenommen, wenn es möglich gewesen wäre; da dieß aber nicht anging, arbeiteten sie nach Kräften, wenigstens seine Verbreitung zu beschränken, und manche der demokratischen Organe haben es nicht ein einziges mal gebracht, wogegen die Unionsblätter ihnen den Liebesdienst erweisen, es zur Belehrung ihrer Leser in ihren Spalten gratis ihrem eigenen Programm gegenüber abzudrucken. — Es war offenbar, die Partei war verloren, M'Clellan verloren, und, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, hatte er mehr Aussicht, vom Blitz getroffen zu werden, als mit jenem Programm in's weiße Haus zu gelangen.

Der Fall war in der That verzweifelt; Tag und Nacht saßen die Häupter der Kupferschlangen in eifriger Berathung, bis sie endlich auf den Ausweg verfielen, M'Clellan jenen Brief schreiben zu lassen, dem leichtgläubigen Volk eine Spaltung vorzuspielen und mit dem Friedensprogramm auf der einen und dem kriegslustigen General auf der andern Seite die Stimmen der Demokraten aller Schattirungen zu angeln. Das Gewebe ist indessen, obgleich die abgefeimtesten Politiker dabei die Hand im Spiele hatten, zu grob gesponnen, um selbst die Leichtgläubigsten zu täuschen. Jedermann weiß, daß M'Clellan und die Friedensmänner im besten Einverständniß gemeinschaftlich denselben Zweck verfolgen, und daß er, falls siegreich bei der Wahl, ihr williges Werkzeug seyn würde. Das Ergebniß der eben stattgefundenen Staatswahlen in Pennsylvanien, Ohio und Indiana, welche, da sie der Präsidentenwahl gerade um vier Wochen vorausgehen, einen ziemlich zuverlässigen Maßstab für die Entscheidung derselben bieten, und sämmtlich große Majoritäten für die Union gaben, zeigt, was M'Clellan schließlich zu erwarten hat. Ueberhaupt stellt sich jeden Tag schlagender heraus, daß M'Clellan in jeder Hinsicht der verunglückteste Candidat ist, den eine Partei jemals zu ihrem Träger erhoben; denn ganz abgesehen von der Schlechtigkeit der Sache, deren Vertreter er ist, abgesehen von seinen eigenen unzähligen Mißgriffen, thun seine Freunde das Mögliche, um ihn vollends in der Meinung aller anständigen Leute zu Grunde zu richten. Alle Gewaltthätigkeiten, welche der irländische Pöbel gelegentlich gegen Unionisten und Neger verübt, jede offene Widersetzlichkeit gegen die Regierung wird in seinem Namen begangen, so daß dieser buchstäblich das Losungswort für jedes verbrecherische, ruchlose und heimtückische Unternehmen ist. Wenn die Unionsheere einen Sieg über die Rebellen erringen, so geben M'Clellans Anhänger sich nicht die Mühe, ihren Verdruß, ihre Wuth zu verbergen; ja, der Mayor von Newyork, Gottfried Günther — mit Beschämung muß man es eingestehen, der Sohn eines Deutschen — ging so weit, sein Veto gegen einen Beschluß des Gemeinderaths einzulegen, die öffentlichen Gebäude bei einer solchen Gelegenheit zu erleuchten.

Vor Kurzem wurde im Westen eine weitverzweigte, wohlorganisirte demokratische Verschwörung entdeckt, zu dem Zweck, die Soldaten zur Desertion zu verleiten, dem Feinde wichtige Nachrichten mitzutheilen, ihn mit Kriegsvorräthen zu versehen, für ihn zu recrutiren und ihm bei seinen Einfällen in die loyalen Staaten beizustehen; ferner die Kriegsvorräthe der Regierung zu zerstören, loyale Einwohner zu verfolgen, auszutreiben und ihr Eigenthum zu zerstören und endlich einen nordwestlichen unabhängigen Staatenbund zu errichten. An der Spitze dieser Verschwörung steht Vallandigham, das Haupt der Chicago-Convention, welcher zuerst M'Clellan zum Präsidentschaftscandidaten vorschlug und jetzt im Westen sein eifrigster Anwalt ist. Als seine Ernennung im Süden bekannt wurde, frohlockten die dortigen Blätter und im Lager der Rebellen wurde sie mit so tobendem Jubel aufgenommen, daß der Lärm deutlich von den Vorposten der Unionstruppen gehört wurde.

Es scheint in der That, daß die Sklavenhalter ihre letzte Karte auf M'Clellans Wahl gesetzt haben, und es wäre nicht zu verwundern, wenn, sobald diese Hoffnung zerstört ist, das zusammengekünstelte Gebäude des südlichen Staatenbundes morsch zusammenbrechen sollte. Desertionen werden immer zahlreicher und die schreckliche erbarmungslose Conscription, die im ganzen Süden herrscht, beweist, daß alle Hülfsmittel erschöpft sind. Weder Alter noch Gebrechen schützen mehr davor, und Viele, die vor einem Jahr für untauglich erklärt wurden, werden jetzt aufgegriffen und ohne Weiteres in den Dienst gezwungen. Leute, die zu kurzsichtig sind, um selbst durch ein Glas auf zwanzig

falschen Vorspiegelungen und Verheißungen der Anführer zur Losreißung verleitet wurde, und man kann leicht den Gerüchten Glauben beimessen, daß sie mit Trauer und Reue an die alten goldenen Tage der Union zurückdenken.

Wenn, wie gesagt, M'Clellan und seine Anhänger durch ihre Mißgriffe das Ihrige thun, um den letzten Rest des papierenen Rufs zu zerstören, der nach seiner militärischen Laufbahn noch übrig war, so daß er mit Grund ausrufen könnte: „Der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden und vor den Folgen meiner eigenen dummen Streiche!" so arbeiten seine Gegner mit um so größerer Geschicklichkeit für denselben Zweck. Die ganze mächtige republikanische Presse des Nordens ist gegen ihn verbündet und führt einen wahren Vernichtungskrieg. Alle jene Momente seiner militärischen Laufbahn, die sein geheimes Einverständniß mit den Rebellen beweisen, und bei der vom Congreß veranlaßten Untersuchung der Kriegführung an's Tageslicht kamen, werden wieder hervorgesucht und beleuchtet; seine ganze innere Hohlheit, Unbedeutendheit und Falschheit werden so unwiderleglich dargethan, alle Waffen des Ernstes und Witzes mit einer Virtuosität gegen ihn in Anwendung gebracht, daß selbst ein fähigerer Mann solchen Angriffen erliegen müßte, um wie viel mehr erst einer, dessen ganzer Ruf nur das zusammengeflickte Fabrikat seiner Partei war. In diesem Vernichtungskrieg ragt besonders die „Newyork Tribune" hervor. Tag für Tag wird in ihren Spalten ein unermüdliches Bombardement

gegeben haben, wodurch die Unionspartei getheilt, Lincolns Majorität in Zweifel gestellt und M'Clellans Triumph möglich geworden wäre. Die Verantwortlichkeit eines solchen unabsehbaren Unheils, das zum Untergang des Landes führen müßte, konnte Fremont nicht auf sich nehmen; er erklärte seinen Rücktritt und die Gründe, welche ihn dazu veranlaßt, jedoch nicht ohne seinen wohlbegründeten scharfen Tadel über die vielen Mißgriffe der gegenwärtigen Administration auszusprechen. Fremont hat sich so würdig und patriotisch benommen, als seine Freunde und Verehrer nur von ihm erwarten konnten; für den Triumph der Sache der Union und Freiheit ist es jedenfalls ein großer Gewinn, daß der beste Theil der Nation dem Feinde im Wahlkampf festgeschlossen und ungetheilt gegenübersteht; nichtsdestoweniger erregt es ein schmerzliches Gefühl, einen Mann wie Fremont, so viel besser, edler und fähiger als die übrigen Bewerber, durch die kleinlichen Umtriebe und Anfeindungen desselben Mannes, dessen Wahl zu sichern er jetzt zurücktritt, von der politischen Arena wenigstens für jetzt ausgeschlossen zu sehen.

Vor wenig Tagen starb in Washington Roger Taney, der hochbetagte Oberrichter des höchsten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten. Er war ein fähiger Mann, ein tüchtiger Jurist; wenn sein Name indessen nicht der Vergessenheit verfällt, so verdankt er dieß nicht sowohl seinen Verdiensten als dem Brandmal, welches er durch die Entscheidung des Processes von Dred Scott auf sich geladen,

Berlin, November.

Der Friede. — Der Glogauer Vorgang. — Omnibusreform. — Pferdefleisch. — Epoche in der Telegraphie!

Friede! Nun, allerdings Friede! Und was weiter? Was liegt uns Berlinern dran, daß der Friedensvertrag nun endlich fertig geworden ist? Wofür sollen wir uns begeistern? weßhalb illuminiren? Bah, Friede — Friede — die Zeitungen können nicht mehr von der Wiener Conferenz waschweibern, das ist Alles. Wir Berliner sind nüchterne Leute. Wir sind Anhänger des Nil admirari-Prinzips. Und was sollten wir denn an dem Friedensvertrag bewundern? Hat Preußen etwas gewonnen? Ja, wäre „Schleswig Holstein meerumschlungen" dem preußischen Musterstaat einverleibt worden, und der süße „Annexationstraum" in Erfüllung gegangen — dann hätten sich diejenigen von uns, welche aus hoflieferantlichen und sonstigen Gründen ein schwarz-weißes Herz in der Brust tragen, gewiß zur Höhe einer Illumination emporgeschwungen. Aber dafür zu illuminiren, daß wir nichts bekommen haben — das wäre doch zu lächerlich. Oder hat Deutschland etwas gewonnen? Ja, wäre der süße Traum vom „einigen und freien Deutschland" durch den Friedensvertrag seiner Erfüllung näher gelangt, dann hätten diejenigen von uns, welche ein schwarz-roth-goldenes Herz in der Brust tragen, sich gewiß, wenn auch nicht zu einer Illumination, doch zu anderweitigen Aeußerungen patriotischer Freude emporgeschwungen. Aber darüber zu jubeln, daß Dornröschen Deutschland völlig vergessen und das Gestrüppe um sein verzaubertes Schloß durch den Friedensvertrag nur noch undurchdringlicher und stachlicher gemacht worden ist, das wäre doch zu lächerlich. Und da nun Jeder von uns Berlinern, der überhaupt ein politisches Herz hat, entweder ein schwarz-weißes oder ein schwarz-roth-goldnes Herz in der Brust trägt, und da der Friedensvertrag weder den schwarz-weißen noch den schwarz-roth-goldnen Herzen behagt, und da ferner sowohl die schwarz-weißen, als die schwarz-roth-goldnen Herzen längst die Hoffnung aufgegeben hatten, der Friedensvertrag werde nach ihrem Wunsche ausfallen, so ist die allgemeine Gleichgültigkeit, mit welcher der „lachende" Friedensknabe dießmal in Berlin empfangen oder richtiger nicht empfangen wurde, hinreichend erklärt. An andern Orten dürfte es beiläufig nicht viel anders gewesen seyn.

Weit mehr, wie der Friede, interessirt uns der sogenannte „Glogauer Vorgang." Den Lesern sind die Einzelnheiten ohne Zweifel bekannt, und für die Leserinnen passen sie sich nicht. Genug, ein junges und bis dahin unbescholtenes Mädchen, das mit einer Freundin zwei Offiziere besucht, wird unter geheimnißvollen und Verdacht erregenden Umständen todt gefunden. Eines natürlichen Todes ist sie nicht gestorben, das steht fest. Es liegt eine Vergiftung vor; die Frage ist bloß, ob durch Kohlengas, oder durch irgend ein narkotisches Getränk, das zwar nicht in der Absicht zu tödten, aber doch vorsätzlich eingegeben wurde. Die öffentliche Meinung entscheidet sich für die letztere Annahme. Eine Untersuchung wird von den Militärbehörden angeordnet, jedoch nicht mit der nöthigen Gründlichkeit betrieben. Die amtlichen Berichte, welche das Resultat der Untersuchung enthalten, sind lückenhaft, völlig unbefriedigend. Die öffentliche Meinung drängt auf eine gründliche, auf eine unparteiische Untersuchung; und die öffentliche Meinung glaubt, eine unparteiische Untersuchung könne nur von den gewöhnlichen Justizbeamten geführt werden, nicht von den Militärbehörden, die in dieser Sache Partei seyen. Allein die Stimme der öffentlichen Meinung verhallt ungehört, und die Folge ist eine tiefe Erbitterung, die sich aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft bemächtigt hat. Der Gegensatz zwischen Militär und Civil tritt auf's Schärfste hervor, und das beleidigte Rechtsgefühl des Volks kehrt sich mit verbissener Wuth gegen die Militärgerichtsbarkeit, in der es nur einen Hohn auf die Gerechtigkeit erblickt. Mit der Zeit wird man sich diesem Rechtsgefühl unterwerfen müssen, so sehr man auch jetzt sich dagegen sträubt, und je früher man es thut, desto besser nach jeder Seite hin. Lobend ist zu erwähnen, daß die liberale Presse bei Besprechung des Glogauer Vorgangs alle Persönlichkeiten und Tendenzangriffe gewissenhaft vermeidet und sich ausschließlich auf prinzipiellem Gebiete bewegt. Daß die beiden Personen, welche die öffentliche Meinung eines Verbrechens beschuldigt, Offiziere sind, ist ja ganz unwesentlich; das Wesentliche ist, daß sie, weil sie Offiziere sind, der gewöhnlichen Justiz entzogen und vor ein Sondertribunal gestellt werden, das gerade seines Sondercharakters wegen für unfähig gilt und in Wirklichkeit unfähig ist, allgemeine Justiz zu üben. Es gibt nur Ein Recht und nur Eine Gerechtigkeit, und darum muß es auch nur Eine Justiz geben, die dieselbe ist für sämmtliche Staatsbürger, ob sie in einer Uniform stecken oder nicht.

Die Berliner Omnibusbesitzer haben es endlich begriffen, daß auch sie etwas zur Besserung des Berliner Omnibuswesens thun können, und daß es durchaus nicht „gebildet" und vernünftig ist, Alles mit türkischem oder sagen wir lieber Berlinischem Vertrauensfatalismus der hochwohllöblichen Polizeivorsehung zu überlassen. Und sie haben das nicht bloß begriffen, sondern, o des Wunders! sie haben auch demgemäß gehandelt. Mitte Oktober gründeten sie einen Verein, welcher laut den Statuten nachstehende Zwecke verfolgt: Einführung gleichen Fahrgelds

nichts auszurichten vermochte, gesteuert wird. Treffliche **Vorsätze in ihrer Art, und nicht zu jener Gattung von Vorsätzen gehörig, mit denen sprichwörtlich der Weg zur Hölle gepflastert ist. Denn, o Wunder der Wunder!** diese Vorsätze sind entweder schon zur That geworden, oder auf dem Punkt, es zu werden. Seit dem ersten dieses Monats hat der Verkauf der Fahrmarken (36 Groschenmarken für 30 Groschen = 1 Thlr.) begonnen und sind die Fahrten sämmtlicher Vereinsomnibusse nach einem gemeinsamen Plan geregelt, und vom 1. December an wird das beabsichtigte Correspondenzsystem in Kraft treten. In Paris hat das System der Correspondenzfahrten sich bekanntlich auf's Beste bewährt, wenn ich nicht irre, auch in mehreren andern Städten: dagegen ist es in London nicht praktisch befunden worden, vermuthlich, weil die Entfernungen dort so groß sind.

„Pferdefleisch“ (horse flesh) lieben, heißt bei den Engländern, ein Liebhaber von Pferden, Wettrennen, Steeple-Chases, kurz der edlen Reitkunst seyn. Nun, die Berliner lieben das „Pferdefleisch“ in doppeltem Sinn, erstens im englischen Sinn, insofern sie für Wettrennen und sonstige Zweige des Pferde-Sports fast überenglisch schwärmen, und zweitens im buchstäblichen Sinn, insofern sie das Pferdefleisch sehr gern essen. Nach einer Notiz in den Zeitungen haben wir in Berlin gegenwärtig acht Pferdeschlächtereien, in denen vom 1. Oktober des verflossenen [illegible] dieses Jahres 1652 Pferde geschlachtet

eine der Sieben, füllte acht enggedruckte Spalten des Times**blatts, während der Friedenstraktat mit Dänemark höchstens anderthalb füllen würde. Herr Walter von der Times ließ** damals meines Wissens nicht in alle Zeitungen setzen, wie viel er an das Telegraphenbureau zu bezahlen hatte.

Die „Volkszeitung“ enthielt gestern folgendes Inserat: „Der Herr, der am Donnerstag in dem Lokal von B. (in der Anzeige ist der Name natürlich gegeben) einen Paletot entwendet hat, wird ersucht, die in demselben befindlich gewesenen Dokumente und Schlüssel an den Eigenthümer des genannten Lokals zu senden, per Post oder Dienstmann.“ Der unglückliche Eigenthümer und Exbesitzer des entwendeten Paletots hat offenbar entweder durch Erfahrung oder aus Büchern gelernt, daß es thöricht ist, eine bestimmte Gränzlinie zwischen ehrlichen Leuten und Dieben anzunehmen, und daß die ehrlichsten Leute zuweilen diebische und die langfingrigsten Diebe zuweilen ehrliche Anwandlungen haben. Ob der Nicht-Eigenthümer, aber Besitzer des entwendeten Paletots wohl beim Durchlesen des obigen Inserats eine solche ehrliche Anwandlung empfand? Ich bezweifle es; denn obgleich ich an die ehrlichen Anwandlungen der Diebe glaube, so bin ich doch der Ansicht, daß diese Anwandlungen nur D i e b e n gegenüber vorkommen, nicht ehrlichen Leuten. „Ehrlichkeit unter D i e b e n,“ sagten unsere Vorfahren schon vor vielen hundert Jahren. Der Nichteigenthümer und Besitzer des

London, November.

(Schluß.)

Amerikanische Medien. — Metamorphose des Royal Pavillon. — Alderman Abbey von Hull. — Lord Palmerstons achtzigjähriger Geburtstag.

Bald nach dem Eintreten dieser Finsterniß begannen verworrene Töne gehört zu werden, als spiele jemand auf Trommel und Guitarre, die Schelle wurde aus einer Oeffnung des Cabinets hervorgestoßen und heftig in Bewegung gesetzt; eine Stimme rief, man wolle den Rock eines der Brüder haben; der Rock flog über das Cabinet hinaus in's Zimmer, und nach mehreren Minuten voll Verwirrung und Katzenmusik wurden auf Befehl des „Doktors“ die Lichter wieder entzündet, und die Brüder Davenport traten entfesselt, mit den Stricken in der Hand aus dem Cabinet hervor. Der Doktor gab zu, diese Manifestationen seyen von keiner sehr hohen Gattung, allein nichts desto weniger außerordentlich und der Untersuchung würdig. Auf die Frage, weßhalb die Brüder in das Cabinet gesetzt, Finsterniß hergestellt und die Versammlung zum Handanfassen genöthigt werde, erwiederte er: die Isolation der Medien sey unerläßlich, die Geister wirkten nur im Dunkel, durch die Einigung der Anwesenden in eine ungebrochene Kette aber wünsche man etwaigen unheilvollen Wirkungen des spiritualistischen Fluidums gegen vereinzelte Individuen vorzubeugen. Diese Erklärungen mochten nicht sehr befriedigend seyn, allein die ganze Seance war sehr geeignet zu Briefen und Berichten an die Zeitungen, und hierauf hatten die Brüder Davenport ohne Frage gerechnet. Ihr Unternehmen gewann so mit einemmal eine weitere Verbreitung und einen höheren Charakter, als wochenlanges Annonciren und die Ausgabe von hunderten von Pfunden hätten erreichen können. Die Skepsis des einen Berichterstatters kam ihnen eben so sehr gelegen als der Halbglaube des andern; in der fashionabeln Welt mußte die Wiederbelebung des alten Unwesens „spiritualistischer Manifestationen“ eine sympathische Saite berühren; die Suada des „Doktors“ hatte selbst mehreren wissenschaftlich gebildeten Leuten imponirt; kurz, die Sache wurde besprochen, neue „Seancen“ für neue Eliten arrangirt, und bald verging kaum ein Tag ohne Briefe, Berichte, Anklagen und Erwiederungen in den Journalen über die Manifestationen der Brothers Davenport. — Alles schien nun auf's beste zu gehen und der Erfolg der Brüder schien gesichert, als in den Zeitungen eine von Lord Bury, Captain Inglefield und andern wohlbekannten Persönlichkeiten unterzeichnete Erklärung erschien, des Inhalts, daß es ihnen nicht gelungen, einen Kunstgriff oder Betrug in den Davenportschen Manifestationen zu entdecken. Unglücklicherweise gab es andere, weniger überzeugte Leute, die durch allerlei mißliche Fragen den Geist der Skepsis wach hielten, und was noch verhängnißvoller für die unternehmenden Jünger Barnums, die fortgesetzte Discussion rief noch weit gefährlichere Gegner in's Feld als jene Skeptiker: die professionellen „Zauberer“ und „Prestidigitatoren.“ Einer dieser Zauberer, der als great Wizard of the North wohlbekannte Professor Anderson, gab eben seine Vorstellungen in St. James' Hall und erklärte sich öffentlich bereit, unter denselben Bedingungen dasselbe und mehr zu vollbringen als die Brüder Davenport; ein anderer Professor folgte mit derselben Erklärung, dem Professor folgte ein bei einem Circus in Brighton angestellter „Capitän,“ und vor den Berichten über die Darstellungen der Zauberer und Jongleurs verstummten mehr und mehr die Stimmen der „spirituellen Manifestationen.“ Lord Bury fand es gerathen, seine Erklärung so weit als möglich zu widerrufen; man entdeckte, daß Alles, was die Brüder Davenport thaten, nichts sey als der längst bekannte Rope Trick der Indier; kurz, der Umschwung war vollständig, und den Brüdern Davenport, die bereits „Sitzungen“ zu dem phantastischen Eintrittspreis von einer Guinee angekündigt hatten, bleibt nichts weiter übrig, als ihre nutzlos verschwendeten Kosten zu berechnen. Wir betrachten diesen Ausgang der jüngsten spirituellen Schwindelei als ein Zeichen der Zeit und wünschen der Kenntniß der erwähnten Thatsachen die weiteste Verbreitung. Für den Augenblick haben sich die „Zauberer“ jedenfalls den Dank der gebildeten Gesellschaft verdient und es wird einer viel höheren Entfaltung der Kunst der „Medien“ bedürfen, als diese amphibischen Existenzen gegenwärtig besitzen, bevor ein ähnlicher Betrug mit den geringsten Chancen des Erfolgs wieder versucht werden kann.

Diejenigen Leser, welche englische Seebäder besucht haben, wird es interessiren, zu hören, daß man vor kurzem angefangen hat, einem Hauptmangel in den Einrichtungen jener übrigens so angenehmen und comfortabeln Orte abzuhelfen, dem Mangel an öffentlichen Versammlungs- und Vergnügungslokalen, wie unsere deutschen Bäder sie in den Kursälen besitzen. Solche Lokale fehlten bis jetzt in den englischen Badeorten vollständig; das äußerste, wozu die sociale Exclusivität der Engländer sich verstand, waren öffentliche Lesezimmer, und während die Privatwohnungen unsere continentalen an Bequemlichkeit und vergleichsweiser Billigkeit übertrafen, war von Mittelpunkten für gesellige Vergnügungen keine Rede. Die Stadt Brighton hat während der letzten Wochen zu der Herstellung eines solchen Mittelpunktes die ersten Schritte gethan.

fünf verschiedenen Regierungen, ununterbrochen zu behaupten wußte. Im Jahre 1828 verließ er nebst andern Mitgliedern der sogenannten Canning-Partei das Ministerium des Herzogs von Wellington und blieb zwei Jahre ohne Amt, wurde jedoch dann im November 1830 durch Earl Grey auf den Posten erhoben, durch dessen Verwaltung sein eigentlicher Ruhm gegründet wurde, zum Minister des Foreign Office. Diesen Posten bekleidete Palmerston, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zur Bildung des Ministeriums Peel, im Jahre 1841. Hierauf saß er fünf Jahre in der Opposition. Dann wieder (1846) rief Lord John Russell ihn in das auswärtige Amt zurück. Nachdem er dieses wichtige Amt während der ereignißreichen Revolutionsjahre jener Epoche verwaltet, verlor er dasselbe im Jahre 1851, in Folge seiner ebenso unautorisirten als indiscreten Anerkennung des Staatsstreichs vom zweiten December, fand aber schon zwölf Monate später als Minister des Innern eine neue Stellung im Ministerium Aberdeen und verwaltete dieselbe bis zum Sturz des Ministeriums im Februar 1855. Nun wurde er selbst mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt; allein eine neue Indiscretion zu Gunsten Louis Napoleons, die Einführung der berüchtigten Conspiracy Bill, stürzte ihn, Februar 1858. Es folgte das Ministerium Lord Derbys, das indeß bekanntlich schon während der folgenden Session, und zwar bei Gelegenheit der Discussion über die von ihm eingebrachte Reformbill, fiel. Lord Palmerston hatte an diesem Ereigniß einen äußerst geringen Antheil gehabt und es schien einen Augenblick zweifelhaft, unter wessen Auspicien die neue Regierung ins Leben treten sollte. Die Abneigung der Königin gegen Lord Palmerston war bekannt; sie versuchte den ihr persönlich unangenehmen Mann bei Seite zu schieben und beauftragte Lord Granville mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Lord Granville versuchte sein Bestes, doch vergeblich. Palmerston übernahm daher schließlich wieder die Zügel der Regierung und hat seitdem allen Versuchen der gegnerischen Parteien, ihn aus dem Sattel zu heben, erfolgreich widerstanden. Was man auch von seinem Charakter als Politiker und Mensch denken mag, über seine außerordentliche Popularität kann nicht der leiseste Zweifel bestehen, und die wunderbare Lebensfrische des achtzigjährigen Greises, der die Geschäfte eines mächtigen Reiches mit ungeschwächter Umsicht und Energie verwaltet, lange stürmische Sitzungen des Parlaments bis an den frühen Morgen aushält und im letzten Momente der Debatte eben so schlagfertig dasteht, als im Anfang, Hieb auf Hieb mit glänzenden scharfen Waffen des Geistes, des Humors und der Satire erwiedert und endlich seine Feinde aus dem Felde schlägt, wird immer ein Phänomen bleiben. Wenn sein Name mit äußerst wenigen progressiven Maßregeln der neuern englischen Gesetzgebung verbunden ist, so hat er durch Vertheilung der zu seiner Disposition stehenden Aemter und Würden zu der Stärkung der Partei, mit welcher seine politische Carrière verknüpft ist, vielleicht mehr beigetragen, als irgend ein anderer englischer Staatsmann. Man hat berechnet, daß von den geistlichen Peers nicht weniger als siebzehn der jetzt lebenden Prälaten ihm ihre Stellung verdanken; eben so groß ist die Zahl der von ihm geschaffenen weltlichen Peers; außerdem verlieh er achtzehn „Gemeinen“ die Baronetswürde, ernannte die Hälfte der Oberrichter, die Hälfte der 116 Lord-Lieutenants der englischen Grafschaften, zwei Drittel der Ritter des Hosenbandordens, zwei Lord-Lieutenants von Irland, drei Vicekönige von Indien, zwei Generalgouverneure von Canada, das gesammte Personal der englischen Diplomatie u. s. f. Ich erwähne diese Daten der Curiosität halber. Wir Deutschen haben im übrigen sehr geringe Veranlassung, den Verdiensten des edeln Lord gerecht zu werden, und manchem Leser wird in diesem Resumé seiner Carrière vielleicht mehr als alles andere das seltsame Zusammentreffen seiner ersten und seiner letzten Parlamentsrede auffallen — der ersten, die das Bombardement von Kopenhagen vertheidigt, und der letzten, die leidenschaftlich über den Heroismus und die „schändliche“ Behandlung Dänemarks deklamirt, aber aus Klugheitsrücksichten das so „schändlich“ behandelte Land im Stiche läßt.

Indem ich diesen Brief schließe, höre ich von neuen Bemühungen der German Legal Protection Society, das Leben des unglücklichen Müller zu retten. Man will frische Beweise für seine Unschuld entdeckt haben, und auf Grund derselben soll eine Deputation dem Minister des Innern, Sir George Grey, aufwarten und eine Hinausschiebung des Termins der Hinrichtung verlangen. Diese Bemühungen machen dem humanen Eifer der Gesellschaft alle Ehre; allein ich muß gestehen, daß ich nach Allem, was über die Details jener neuen Beweise verlautet, sehr geringe Hoffnungen auf ihren Erfolg baue.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

seiner Stellung zur Gesellschaft gar nicht einmal haben konnte. Von dem strengen Causalnexus, der den Gang der menschlichen Dinge bis in's Einzelnste bestimmt, von dem tiefgreifenden Einfluß, den die bürgerliche Gesellschaft auf ihre einzelnen Glieder ausübt, konnte derjenige keine klare und genaue Vorstellung gewinnen, der selbst, wie in einer Ausnahmstellung dieser bürgerlichen Gesellschaft fern gerückt war, dessen praktische Lebenserfahrungen sich im Wesentlichen auf das Theaterwesen beschränken mußten, dessen Beruf und Erwerb als unehrenhaft galt, der zu Staat, Kirche und Gemeinde kein geordnetes Verhältniß hatte, dessen eigenes Familienleben schon ein durchaus regelloses war. Sein Publikum, wie wir es oben kennen gelernt, machte in diesem Punkt keine Ansprüche, denn es besaß jene Welterfahrung selbst noch nicht; ihm war im Gegentheil die unwahrscheinliche und abenteuerliche Handlung willkommener als die begreifliche und wohlgefügte.

Es liegt hier eine dichterische Eigenthümlichkeit Shakespeares, die mit seinen Vorzügen, mit der Macht seiner dramatischen Wirkung auf's Engste zusammenhängt. Er leitet die Handlung in weit stärkerem Grade aus den Charakteren ab, als die Erfahrung uns zeigt; er ignorirt das abschwächende und modificirende Gegengewicht, das in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt. Er leiht dem Menschen ein unbedingteres, maßloseres Handeln, als der Realist zugeben wird; seine Gestalten treten viel freier und selbstständiger aus dem gesellschaftlichen und geschichtlichen Hintergrund, in dem sie stehen, heraus, als dem Historiker denkbar ist. Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz greifen rücksichtslos zu den letzten Mitteln und der Intellekt dient mehr dazu, die Leidenschaften zu schüren, als zu leiten und ihren Erfolg zu sichern. Am deutlichsten tritt diese Eigenheit Shakespeares in einer Vergleichung mit Goethe heraus, bei dem jener Weltverstand, die Einsicht in die Abhängigkeit des handelnden Individuums von den Gegenwirkungen der Welt in der höchsten Vollendung erscheint. Tasso und Antonio, Orest und Thoas, Egmont, Oranien und Alba, Carlos, Clavigo und Beaumarchais sind in der tiefsten Anlage verschiedene, von heftigen Leidenschaften oder festen Zielen bewegte Charaktere; aber ihr Handeln erscheint uns, verglichen mit dem eines Coriolan, Macbeth, Richard, Hamlet, als ein maßvolles, durch die gegebenen Umstände und die Rücksicht auf die voraussichtlichen Gegenwirkungen motivirtes, auf dem Boden ihrer Zeit und Sitte für uns vollkommen begreifliches.

Shakespeare verdankt dieser Eigenheit den großen Vortheil, daß seine Gestalten großartiger und eindrucksvoller vor uns stehen und auch der Masse verständlich bleiben, während die feineren Linien der Goetheschen Charakterbilder dem ungeübteren Auge blaß und abgeschwächt erscheinen können.

Wie der Physiker uns den Luftdruck, die Schwere, die Elektricität u. s. w. am lehrreichsten vor Augen stellt, wenn er die Erscheinungen durch möglichste Fernhaltung der mannigfaltigen Coefficienten, die in der Wirklichkeit ihre Begleitung bilden, im Experiment auf ihre einfachste oder concentrirteste Gestalt zurückführt, so weiß uns der Dichter mit den mancherlei Grundkräften des Seelenlebens am wirksamsten vertraut zu machen, indem er uns die Herrschsucht, die Macht der Liebe, die Gattentreue, die Eifersucht, die Qual eines geängsteten Gewissens ꝛc. in vereinzelten Prachtexemplaren, wie auf einem Isolirschemel, vor uns hinstellt. Solche Bilder machen dann den Eindruck der höchsten Naturwahrheit, obwohl sie eigentlich auf einer Art von Fiction beruhen. Wenn nun aber eben jener Physiker dazu fortschreitet, dieselben Kräfte und Erscheinungen, die er uns in einem künstlichen Experiment in ihrer elementaren Form gezeigt hat, nun auch in den verwickelteren Gestalten der realen Welt, zwar durch andere Faktoren modificirt und abgeschwächt, aber doch ganz dem Gesetz ihres Grundphänomens gemäß wirkend nachzuweisen, so wird es den meisten schwieriger werden, ihm zu folgen; der Reiz, den die einfache und augenfällige Erscheinung bot, wird verschwinden, und nur für den Eingeweihteren wird sich das Interesse steigern, da hier erst das volle Verständniß der wirklichen Natur eröffnet wird.

Auf etwas Aehnlichem scheint es uns zu beruhen, wenn viele die Goethesche Charakterzeichnung neben der Shakespeareschen matt und abgeblaßt finden, und der letzteren eine größere Naturwahrheit und Genialität zuschreiben wollen. Goethe, der stets mitten in der Gesellschaft und in mannigfacher praktischer Thätigkeit lebte und bei seinen Dichtungen kein bestimmtes Publikum vor Augen hatte, stellt uns immer den ganzen, durch eine Masse von äußeren Bedingungen mitbestimmten Menschen dar; Shakespeare, der außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und ohne die Erfahrung eines praktischen Berufs lebte, und den Erwartungen eines bestimmten Zuhörerkreises genügen mußte, spaltet den Menschen aus dem Schatz seiner innern Erfahrungen heraus und stellt, ohne die abschwächende und ergänzende Macht des Weltganzen näher zu beachten und zu kennen, die verschiedenen Grundrichtungen der menschlichen Natur in einzelnen leuchtenden Gestalten hin. Es ist klar, daß hiemit zwar eine Grenze und ein Mangel angedeutet, aber doch immer noch etwas unendlich Großes dem Dichter beigelegt wird,

das Leben des Vaters einlassen, diese Absicht sogar dem Papier anvertrauen und den Brief auf's Gerathewohl dem Bruder ins Fenster werfen werde, mußte dem Alten ja ganz unglaublich vorkommen; daß er aber diesen Sohn, ohne ihn auch nur noch zu sehen und zu hören, verbannt, daß Edgar sich auf den albernen Hocuspocus mit dem Schwertziehen einläßt und flieht, ohne nur mit einem Wort gegen den Vater das plumpe Possenspiel aufzuklären, das sind ganz unglaubliche, fast mährchenhafte Vorgänge. Da Alles so rasch geht und Edgar, man begreift kaum wie, auf einmal aus seines Vaters Haus hinausgelogen ist, so ist die Sache auch auf der Bühne kaum recht verständlich. Daß Edgar sodann als wahnsinniger Bettler auftritt, ist zwar nicht näher motivirt, doch lassen sich immerhin Gründe dazu denken; daß er aber in diesem verstellten Wahnsinn ohne alle Noth so viel unnützes Zeug redet, wird überaus lästig, wie überhaupt die vielbewunderte Hüttenscene durch ihre lange Dauer und den unerschöpflichen Strom irrsinniger Reden nach unserem Gefühl ermüdend wirkt. Man könnte sogar vermuthen, Shakespeare habe hier eine Art von dramatischem Bravourstück liefern wollen, indem er dreierlei Narren, einen wirklich irrsinnigen, einen simulirten und einen Berufsnarren neben einander auftreten läßt und alle drei auf's Feinste zu nüanciren weiß.

Kent benimmt sich gegen den Haushofmeister so roh und ungeberdig, daß die ihm gewordene Züchtigung gar nicht den Eindruck eines Unrechts, einer Kränkung des Königs macht, was sie doch soll. Daß dieser Oswald später, auf den Tod getroffen, im letzten Moment seines Lebens an nichts denkt, als wie ein Auftrag seines Gebieters noch vollzogen werde, ist ein Zug rührender Diensttreue, der zu der sonstigen Verworfenheit dieses Charakters nicht paßt. Daß Jemand bei einem Sprung auf ebener Erde glauben gemacht wird, er sey tausend Klafter tief hinabgesprungen und unversehrt unten angekommen, wurde von jeher als gegen alle sinnliche Wahrscheinlichkeit streitend angesehen.

Endlich die wilde Grausamkeit, daß dem niedergeworfenen Gloster auf der Bühne mit einem Stuhlfuß beide Augen ausgedrückt werden! Von den eilf Hauptpersonen des Stücks bleiben nur drei am Leben! Die ganze Handlung im König Lear hat den Charakter eines Kindermährchens von der schauerlichen Sorte, nur daß das eigentlich Wunderbare fehlt. Mährchenhafte Stoffe eignen sich aber nicht für die Tragödie.

In „Maß für Maß" hat die ganze Handlung zu ihrer Grundlage die Voraussetzung, daß in einem christlich europäischen Lande (und vollends in Wien!) ein Gesetz besteht, welches jeden außerehelichen Liebesgenuß mit der Todesstrafe bedroht. Das Gesetz ist zwar außer Uebung gekommen, es wird aber während einer Abwesenheit des Herzogs von seinem Statthalter wieder erneuert und sogleich rückwärts auf ein verlobtes Paar, das durch äußere Umstände an der Heirath gehindert worden war und indessen die Rechte des Ehestandes anticipirt hatte, angewendet. Alles das findet im Stücke Niemand unsinnig und undenkbar, sondern nur hart und streng.

Im Cymbeline geht Posthumus, im Uebrigen unter Shakespeares männlichen Charakteren wohl die edelste und am idealsten gehaltene Gestalt, mit einem fremden Abenteurer in Italien die Wette ein, daß es diesem nicht gelingen werde, seine Gattin, Imogen, zu verführen; er schenkt der sophistischen und lügenhaften Erzählung des Zurückgekehrten, die, wenn auch Verdacht erregend, doch für keinen Verständigen schon beweisend seyn konnte, sofort unbedingten Glauben und sendet seinem Diener den Befehl, die Gattin zu ermorden. Cymbeline hat überhaupt unter allen ernsten Stücken des Dichters die romanhafteste und abenteuerlichste Handlung; die Erscheinung Jupiters, um an die Seite des schlafenden Posthumus ein Täfelchen mit einem ziemlich absurden Orakelspruch zu legen, darf vielleicht das befremdlichste Phantasma genannt werden, das sich überhaupt in des Dichters Werken findet.

In Romeo und Julie ist im Ganzen die Exposition und Führung der Handlung vortrefflich; das Mittel aber, das der Pater Lorenzo vorschlägt, um die Trauung mit dem Grafen Paris zu verhindern, und das die Katastrophe allein herbeiführt, ist unter allen, welche die kühnste Phantasie ausfindig machen könnte, das seltsamste, unnatürlichste, gefahrvollste, ja undenkbarste, während die mancherlei nahe liegenden und leichten Mittel gar nicht in Frage kommen. Man fragt vergeblich: warum gesteht nicht Julie einfach, daß sie schon vermählt sey, und stellt den weiteren Folgen den Heroismus ihrer Liebe entgegen? Warum flieht sie nicht, da sie doch ungehindert aus und eingeht, und auch das Mittel Lorenzos nicht mehr erzielt, als daß sie, statt vom elterlichen Hause, von dem nahen Kirchhof aus den Weg nach Mantua zu machen hat? warum stellt sie sich nicht krank? warum bewegt man nicht den Bräutigam durch die Mittheilung, daß die Braut schon mit einem andern vermählt sey, zum Rücktritt? warum verfällt der fromme Pater nicht auf die dem christlichen Priester nächstliegende Einrede, daß er bei Lebzeiten des ersten Gatten Niemand zum zweitenmal trauen dürfe? So führt denn der bloße Zufall in der Form des aberwitzigsten und noch in seiner

lich. Das durfte und konnte sie nicht sagen. Wie auch sonst oft genug, übersieht hier der Dichter, dem es nur darum zu thun ist, die Steigerung Othellos in seinem Zorn und in seiner Ueberzeugung von der Schuld der Gattin zu motiviren, daß er sich hiezu eines nach anderer Richtung hin undenkbaren Mittels bedient.

Ferner ist in dem Stück Jagos Rolle nicht bis zum Schlusse consequent durchgeführt; seine Kaltblütigkeit und seine Schlauheit lassen ihn auf einmal im Stich; er mußte sich überhaupt von da an, wo es zur Katastrophe kam, im Hintergrund halten; daß er aber seine Frau in Gegenwart vieler Zeugen ermordet, damit sie nichts weiteres gegen ihn aussagen kann, wiewohl sie alles, was sie überhaupt wußte, bereits gesagt hat, ist eine von seinem Standpunkt und für seinen Charakter unbegreifliche Handlung. Es konnte ja nichts gegen ihn aufgebracht werden, als daß er Othellos Eifersucht rege gemacht habe, was noch lange kein Kapitalverbrechen war. Die allezeit fertigen Apologeten sagen zwar darüber in üblicher Weise: darin zeige eben der Dichter seinen tiefen Blick, seine Weltkenntniß und sittliche Weltanschauung, daß er zeige, wie die List

wären freilich die Hexenerscheinungen nicht als etwas Reales zu denken, wie uns die meisten Shakespearekritiker glauben machen wollen, sondern nur Visionen des Helden, ähnlich den Geistern der Ermordeten in Richard III, nach Außen projicirte Versinnlichungen von inneren Vorgängen, Begierden und Beängstigungen, so würde der realistische Standpunkt mit verstärkter Gewalt sich geltend zu machen haben und die Handlung des Stücks würde geradezu unbegreiflich. Allein jene Auffassung ruht auf den schwächsten Argumenten und widerstreitet aller natürlichen Auslegung.

Das Wesentliche ist doch offenbar, daß die Hexen die Zukunft voraus sagen, und zwar in einer bis ins Kleinste zutreffenden Richtigkeit. Von allen ihren Orakeln hat nur das Eine, daß Macbeth König seyn werde, einen Anhaltspunkt in seinem eigenen Innern; daß Banquos Nachkommen die Krone tragen werden, und zwar die letzten derselben zwei Reichsäpfel und drei Kronen, daß Macduff den Macbeth tödten, daß der Birnamswald auf Dunsinan heranrücken werde, was doch Alles zutraf, ist aus jener Auslegung nicht im mindesten zu begreifen. Freilich hatten diese Schicksalsschwestern keine zwingende Macht über Macbeth; ihre Weissagungen heben seine Willensfreiheit ebenso

daß er sie aber als reale und übernatürliche, das Zukünftige voraus wissende Gestalten gedacht haben will, daran wird kein unbefangener Leser den mindesten Zweifel haben.

Es liegt jener Auslegung die seltsame Tendenz zu Grunde, den Dichter gegen den Vorwurf abergläubischer Vorstellungen, einer finsteren mittelalterlichen Romantik in Schutz zu nehmen. Diese Consequenz wäre gerade so verkehrt, wie wenn man Goethe vorwerfen wollte, daß er an einen Teufel Mephistopheles, oder an die Göttin Artemis, an die Eumeniden und den Mythus von Tantalus geglaubt hätte. Der Dichter hat das unbestrittene Recht, den Boden für seine dramatische Handlung zu wählen. Versetzt er uns ganz oder theilweise in eine Phantasiewelt, so haben wir ihm dahin zu folgen und die Voraussetzungen gelten zu lassen, die er uns ansinnt; versetzt er uns aber auf den realen und geschichtlichen Boden, so hat er auch seinerseits die Gesetze zu beachten, die in diesem Element herrschen, und muß sich die Kritik gefallen lassen, die von ihnen ausgeht. Nur so wird uns auch Shakespeares Macbeth in seiner majestätischen Schönheit verständlich werden, nicht aber wenn wir die Gestalten, denen seine Phantasie nun einmal innerhalb des Gedichtes eine reale Existenz verleiht, in unklare Zwitterdinge von Vision und Accommodation auflösen.

Unter diesen Voraussetzungen ist gegen die Handlung im Macbeth wenig zu sagen. Nur in unwesentlichen Dingen sind vielleicht Lücken der Motivirung, wie z. B. die sofortige Flucht der beiden Prinzen ins Ausland nach des Vaters Tod auffallend und nicht genügend begründet ist. Auch die Motivirung für die Ermordung Banquos ist nicht ganz befriedigend. Da Macbeth keine Kinder hat und Banquo mit ihm dem Königshaus angehört, so konnte der Gedanke, daß Banquos Nachkommen die Krone tragen werden, für Macbeth nichts Auffallendes und Unerträgliches haben; er mußte die Orakelsprüche der Hexen als ein Ganzes betrachten, woraus er nicht einen beliebigen Theil zu nichte machen kann. Man muß schon zu der Ausflucht greifen, daß Macbeth in jenen Monologen, wo er diesen Entschluß begründet, an die Möglichkeit, noch selbst Söhne zu bekommen, denkt, oder, was wahrscheinlicher ist, daß der Dichter, der stets scenenweise gearbeitet zu haben scheint, an dieser Stelle vergaß, daß er an andern Stellen Macbeth ausdrücklich zum kinderlosen Vater macht.

Größere Schwierigkeiten bietet in Macbeth die Charakteristik, namentlich der Lady. Ihr Verhalten vor der That und nach derselben scheint dem psychologischen Gesetz der Stetigkeit und Unveränderlichkeit des wesentlichen Charakters, das Shakespeare im Allgemeinen, wenn auch mit mehreren Ausnahmen festhält, zu widersprechen. Wer vor einer verbrecherischen That eine so entmenschte Kälte und Gefühllosigkeit zeigt, und von jeder Regung des Gewissens als einer verächtlichen Schwachheit spricht, der kann nicht nach gelungener That durch Gewissensbisse zum Irrsinn und Selbstmord getrieben werden. Das Gewissen ist ja doch nichts anderes als das natürliche und stetige Bewußtseyn von der unbedingten Berechtigung sittlicher Grundnormen. Dieses kann wohl unter dem Druck einer stärkeren Leidenschaft schweigen und nach Befriedigung derselben verstärkt hervortreten; mit jener kalten überlegenden Grausamkeit aber, welche die Lady vor dem Verbrechen zeigt, ist jener Grad der Gewissensstärke, der zum Wahnsinn und Selbstmord führt, nicht vereinbar.

Auch in dem Charakter von Macbeth selbst vermissen wir, so großartig und erschütternd er gezeichnet ist, theilweise jene Stetigkeit. Er wird, bevor die Versuchung an ihn herantritt, vom Dichter als eine edlere Natur dargestellt, was, noch mehr als in seinem eigenen Verhalten, in dem Urtheil des Königs und der Andern über ihn erkennbar ist. Diese bessere Natur, sollte man erwarten, müsse noch einmal zum Vorschein kommen; nachdem sein glühender Ehrgeiz sein Ziel erreicht hat, müßte er wenigstens einen Versuch machen, oder das Verlangen zeigen, die übel erworbene Krone ruhmvoll zu führen, das Verbrechen durch Herrschertugend zu sühnen oder zu mildern. Es müßte sich dann zeigen, daß das nicht mehr geht, daß das Böse fortzeugend Böses muß gebären und er im Blute fortwaten muß, um nicht zu fallen. So aber erscheint er von dem Zusammentreffen mit den Hexen an wie ein von allen höllischen Dämonen Besessener, der wie ein Wahnsinniger von einer Unthat zur andern schreitet, ohne daß die besseren Regungen einer früheren Zeit auch nur auf einen Moment wieder zur Herrschaft kämen. Auch hier, wie noch oft, überspannt Shakespeare den Contrast und den Effekt auf Kosten der psychologischen Wahrheit; denn ein völliges Umschlagen des Grundcharakters gehört gewiß immer und überall zu den Täuschungen. Ohne die Idee der Stetigkeit wird uns überhaupt keine Entwicklung weder in der Natur noch im Menschen begreiflich.

Mit der Erklärung des Hamlet wird man niemals zurecht kommen, wenn man nicht schon den ganzen Dichter, die äußeren Bedingungen, die inneren Eigenthümlichkeiten seiner dramatischen Dichtungsweise kennt, wenn man nicht weiß, welchen Hörerkreis er dabei im Auge hatte, um welche Wirkungen es ihm zu thun ist, welchen Werth er überhaupt auf die prag-

versteckter Zusammenhänge äußert. In die Form scheinbar irrsinniger Reden tiefen Sinn und verborgene Weisheit zu legen, war somit hier die dichterische Aufgabe, und sie war schon ihrer Natur nach schwer genug, um jedes mittelmäßige Talent zum voraus abzuschrecken, aber den geistvollen und hochbegabten Dichter zu reizen. Eben dieser Punkt war gleichsam das Kunststück, dessen Lösung von jedem Bearbeiter der Hamletsage erwartet wurde, in dem übrigen Theil der Sage lag nur wenig Charakteristisches.

Für Shakespeare hatte aber diese Aufgabe nicht bloß den Reiz, sein Licht leuchten, seinen Geist und Witz in neuen Formen spielen zu lassen. Es kam ihr noch ein inneres Bedürfniß seines Gemüths entgegen. Er selbst war indessen vom Jüngling zum Mann geworden, und hatte durch mancherlei Irrungen und innere und äußere Kämpfe einen Schatz von ernster Lebensweisheit gesammelt, den es ihn drängen mußte zum dichterischen Ausdruck zu bringen. Er kam auf den Gedanken, die Hamletsage zum Gefäß hievon zu machen, die hinter irrsinnigen Reden versteckte Weisheit der eigenen Lebenserfahrung zu entnehmen, dem Publikum in fremder und ungeahnter Gestalt eigene Stimmungen und Gedanken vorzuführen. Die Idee, dieß gerade an den Stoff des Hamlet anzuknüpfen, lag einem Dichter von so fruchtbarem Vergleichungsvermögen nicht so fern, als es dem ersten Anblick scheinen mag.

Wie der junge Prinz von Dänemark, arglos von der deutschen Hochschule in die Heimath zurückkehrend, das Entsetzliche vernimmt, daß sein edler Vater elend umgekommen, er um sein Anrecht auf die Krone betrogen ist, die Mutter dem Brudermörder die Hand gereicht hat, und Hof und Volk sich willig in diese neue Ordnung fügt, wie er selbst nun in dieser argen Welt leben, wirken, rächen soll, und wie all dieß in seinem Gemüth eine bis an die Grenze des Wahnsinns reichende plötzliche Verwandlung seiner ganzen Lebensanschauung bewirkt, so war auch der Dichter selbst aus einer schönen Traumwelt heraus arglos und mit idealem Anspruche in das Weltleben hereingetreten, und es hatte sich vor ihm ein Abgrund von Verkehrtheit, Schwäche und Schlechtigkeit aufgethan, von dem er sich doch gleichwohl nicht abschließen konnte, in dem er zu leben und zu wirken, mit Neidern und erbitterten Gegnern zu kämpfen berufen war. Auch ihm versagte eine bornirte und vorurtheilsvolle Gegenwart die Dichterkrone, als deren berechtigter Erbe er geboren war. Auch seiner Seele hatte sich über diesen Erfahrungen eine Schwermuth, eine weltverachtende Schärfe und Bitterkeit, ein Humor der Verzweiflung bemächtigt, der sich in Reden, die der Menge unverständlich sind und als die Worte eines Irrsinnigen erscheinen können, Luft zu machen suchte.

Andere Charaktere und Situationen hatte er als flüchtige Erscheinungen aus seiner reichen Traumwelt entlassen; diese Gestalt vermochte er mit seinem innersten Herzblut zu nähren, ihr den wärmsten Pulsschlag des eigenen Busens zu leihen. Oder hören wir nicht deutlich genug ihn selbst, den schwermüthigen Dichter der Sonette, wenn Hamlet sagt: „Ich habe seit kurzem — ich weiß nicht, wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt, meine gewohnten Uebungen aufgegeben, und es steht in der That so übel um meine Gemüthslage, daß die Erde, dieser treffliche Bau, mir nur ein kahles Vorgebirge scheint. Seht ihr, dieser herrliche Baldachin, die Luft, dieses wackere, umwölbende Firmament, dieses majestätische Dach, mit goldenem Feuer ausgelegt: kommt es mir doch nicht anders vor, als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten. Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt, das Vorbild der Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staube? Ich habe keine Lust am Manne, und am Weibe auch nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

---

weisenen Scheidung abstehen zu lassen. Die Fürstin war in ihren Beziehungen zu dem Thronfolger zwar taktlos gewesen, aber die gegen sie erhobenen Verdächtigungen erwiesen sich als irrig, und wenn auch alle Ursache vorhanden gewesen wäre, mit dem Thronfolger selbst einen Gang auf Tod oder Leben zu unternehmen, so hatte doch die Fürstin nichts Arges verbrochen gehabt. Solcherart sagte sich der Fürst, daß er einen Theil der Schuld an seinem Unglück selbst trage, daß er einen Verzweiflungsakt hervorgerufen habe, der, obschon ein Verbrechen, dennoch nicht füglich anders betrachtet werden könne, als ein Todtschlag unter Bedingungen der Nothwehr; daß endlich die Jugend, die Reue, die hingebende Pflegsamkeit der Fürstin ihr Anspruch auf das mildeste Sühnemaß erworben. Die innerlich für immer gelöste Ehe dauerte also dem Scheine nach fort.

„Wenn ich Ihnen alles das hier sage,“ fuhr der Graf nach einer kurzen Unterbrechung fort, indem er ein seit Jahren, wie es schien, nicht abgestäubtes Trinkgefäß trüben Blickes aus der Ferne betrachtete, „so geschieht es, weil Vertrauen für mich die Grundbe-

als Selbstmörder aufgefaßt zu wissen.“

Das war die traurige Botschaft, die ich durch meine Schutzrede herausgefordert hatte. Was ich antwortete, ist mir entfallen; ich bin nicht sicher, ob sich nicht meine ganze Verwirrung und die unselige Leidenschaft, die mich hieher begleitet, darin verrathen hat. Auf mein Zimmer zurückgekehrt, glaubte ich noch immer nur aus einem schweren Traume aufgewacht zu seyn. Aber als ich aus dem Fenster hinab sah, erkannte ich hinter den Scheiben des Laboratoriums die nämlichen Geräthe, die ich, während der Alte sprach, unablässig angestarrt hatte, und nun wußte ich, daß ich das Gräßliche in Wirklichkeit vernommen hatte.

Heilige Natur, da steh' ich also wieder vor einem deiner grauenhaftesten Räthsel! Diese schönen Augensterne, die Tag und Nacht wie Engelsgrüße aus dem reinsten Himmel mir zum Herzen sprachen, sind gleißnerisch und todbringend wie die glänzende Kirsche der Belladonna! Diese weißen Hände, deren bloße Berührung mir wie eine magnetische Segenswirkung erschien, sie haben gemordet! — O Dichter, der du über den Widersprüchen dieser Welt das eigene Licht des

Dennoch hatte ich ihm nicht verschwiegen gehabt, was mir den hiesigen Aufenthalt zur Unmöglichkeit macht. In der That ist mir's, als ob, seit jener letzten Enthüllung, die ganze Umgebung hier etwas für meine Nerven geradezu Verwirrendes angenommen hätte. Ich sehe nichts mehr, wie ich sonst zu sehen verstand. Es treibt mich eine unablässige Unruhe von einem Gegenstand zum andern, und wenn ich meine Aufmerksamkeit zu fixiren versuche, erblicke ich im nächsten Augenblicke hinter der Oberfläche alles Sichtbaren die geheime innere Verknüpfung desselben mit jener dunkeln Begebenheit, welche in der fürstlichen Gruft ihren Abschluß gefunden. O dieses Weib — diese Circe ohne Gleichen! Wenn ich ihr eben entrinnen will, ruft eine Stimme hinter meinem Schritt: „Und doch bin ich unschuldig! Und doch bist du zu rasch!" — Soll ich denn noch einmal mein Schiff auf den Strand ziehen und bleiben? — Es wird ein schlimmes Ende nehmen.

(Von anderer Hand.)

„Es wird kein schlimmes Ende nehmen. Ich bin unschuldig."

Da steht's, mit fester Hand geschrieben; die Dinte noch naß, die Feder noch auf demselben Blatt, das ich gestern beschrieb und auf das ihre Thränen herabtropften. Sie war hier, sie selbst war hier! — Wo hatte ich meine Sinne, daß die Luft mir nicht schon die Jubelkunde zuwehte: sie war hier, sie athmete in diesem selben Raum! O ich küsse euch, ihr Boten der unschuldig Gemarterten, der Einzigen, die Hölle und Himmel über mich verhängen konnte und die meine Hand in diesem Augenblicke zittern macht vor unaussprechlich seliger Verwirrung! Ja, ich glaube an dich, schwergeprüftes, theures, vieltheures Weib! Verbanne mich nun oder heiß' mich bleiben! Oeffne die Lippen oder schweige! Wohin du mich sendest, was du mir auch auferlegest — von heute an wird die Dankbarkeit mein Herz bis zum Rande füllen und unablässig werd' ich dich segnen, daß du mich nicht ohne das Beste, das mir werden konnte, meine Straße ziehen ließest! „Ich bin unschuldig!" Dem Himmel sey Dank!

Drei Tage sind verstrichen, drei Tage der Angst, der grenzenlosesten Beklemmungen. Die Fürstin ist bettlägerig, zwei Aerzte aus der Stadt haben die Wache an ihrem Lager bezogen. Der Graf hält sich den ganzen Tag in ihren Zimmern auf, bezeigt ernste Besorgniß und bietet alle Mittel auf, um ihren Zustand zu erleichtern. Weil sie nach ihrer Mutter fragte, ist sofort ein Bote in die Stadt geschickt worden; er hat einen Zettel für's Telegraphenamt mitgenommen, der die Mutter schleunigst aus ihrem Schlosse an der Schweizer Grenze hieher bescheiden soll. Seit drei Jahren war dieselbe außer Landes und aller Zusammenhang zwischen ihr und der Tochter hatte, wie der Graf schon früher erwähnte, aufgehört. Wird sie kommen? wird sie Genesungslüfte bringen?

Die Fürstin hat, wie ich eben höre, von neuem nach ihr verlangt, und in diesem Augenblick geht ein Curier ab, um die Herreise der Herbeigerufenen zu beschleunigen. Wenn ich ihr nur ein Tausendstel meiner Sehnsucht einflößen könnte, wie würde sie eilen! — Armes Kind! warum ließen sie dich damals auf dem großen zugefrorenen Gewässer nicht bei deinen Spielgenossen! Wie harmlos vielleicht wäre dein Leben verlaufen! Aber ich, was wüßte ich dann in diesem Augenblick von dir? Und wozu hätte ich da das Licht der Erde erblickt? Was sollte ich dann hienieden? Was gäbe meinem Daseyn einen Inhalt? O lebe, Herzensweckerin, lebe! Ich kann kein anderes Gebet zum Himmel schicken. Nichts möcht' ich ungeschehen machen. Meine bangen Zweifel selbst, ich lobsinge ihnen; lösten sie doch das Siegel von deinen Lippen.

Ein Tag schleicht dem andern traurig nach, und ich vergehe vor Sehnen und unthätiger Sorge. Ich beginne den Grafen zu hassen. Welches Geheimniß auch noch ungelöst seyn mag, war es denn möglich, Jahre lang die Miene der Unschuld mit derjenigen der Schuld zu verwechseln? Ein Mienenkenner wie er! Und jetzt! faßt er denn nicht, daß ich die Kranke sehen muß, und daß alle Aerzte der Welt ihr jetzt nicht halb so wohl thun können als ich, unwissendes Menschenkind, der ich an ihre Reinheit glaube!

Unzählige mal, seit sie erkrankt ist, habe ich ihm Alles bekennen, Alles laut in Worten aussprechen wollen. Aber verrathe ich nicht sie selbst, indem ich mein Inneres noch unverschleierter herauskehre? Soll ich den Schritt, den sie gethan hat, das Wort, das sie niederschrieb, das Vertrauen, das sie mir, vor Allen mir allein erwies, soll ich das Alles preisgeben, und soll ich dem Verstande des Greises aufbürden, was ja doch nur das erregte Gefühl der Jugend begreift? Ich bin in der rathlosesten Verfassung und gehe wie ein Nachtwandler umher, der, unbewußt seiner selbst, am schwefelbrodelnden Feuerkrater dahin träumt. Gott, wenn sie stürbe — o ich darf den Gedanken nicht Gewalt über mich gewinnen lassen! Noch muß ich die

alles trügt, dämmert auch seit heute in dem Geiste des Grafen eine Ahnung von dem Irrthum, in welchem er befangen war, und vielleicht bin ich schon heute nicht mehr allein der von der Fürstin selber Berichtigte.

Das zweite Ereigniß ist kaum minder wichtig. Die rasche Entfernung der Mutter scheint den verborgen gewesenen Zipfel des Schleiers an den Tag gebracht zu haben, und jetzt muß dieser Schleier sich lüften lassen. Noch wage ich nicht daran zu rühren. In Hamlets Mutter kochte wenigstens noch das Blut sinnberückender Begehrlichkeit. Aber hier?

Der Graf wird von Tag zu Tag leutseliger; er muß etwas auf dem Herzen haben, zu dessen Besprechung unser Verhältniß noch nicht formlos genug ist, und wenn ich ein klein wenig mehr Thor wäre, als ich's schon bin, da träumte ich mir goldene Brücken. Zu meinem Glücke wiege ich mich in keinen Hoffnungen, wie sie das Leben nicht zu verwirklichen pflegt. Wenn ich je ein waches Gefühl für Unterschiede der Geburt gehabt habe, so hab' ich's jetzt. Je herablassender dieser vornehme Greis mir entgegenkommt, desto unverrückter halte ich die untergeordnete Stellung fest, die mir ihm gegenüber zukommt. Ich werde in dem nämlichen Grade aus dem freien Kunstjünger zum Dienenden, wie ich das Bemühen wittre aus mir, dem bezahlten Arbeiter, wenn auch nur in meiner Einbildung, einen Freund zu machen.

Es ist übrigens möglicher Weise mein eigenes Verhalten mehr in dieser Richtung ein anderes geworden, als seines nach jener andern hin. Seit ich es für wahrscheinlich halte, daß die Fürstin in dem alten Grafen nun doch ihren nächsten und natürlichsten Vertrauten erkannte, werde ich das Gefühl der Beschämung nicht los, ihm in dem Lichte eines Bewerbers um die Gunst der eben erst Verwittweten zu erscheinen; ja wohl gar in dem noch zweifelhafteren Lichte eines armen Teufels, der sich, auf Grund einiger unbedeutenden Künstlererfolge, berechtigt glaubt, alle Staffeln der großen gesellschaftlichen Rang- und Würdenleiter in eitler Selbstüberhebung zu überspringen. Dennoch müßte der Graf blind seyn, wenn er nicht, auch ohne die etwaigen Bekenntnisse der Fürstin, wahrgenommen haben sollte, wie hoffnungslos diese Leidenschaft mich umstrickt hält. Fast stand es ja sogar in meinem Entlassungsgesuch zu lesen, von welchem übrigens nie mehr die Rede gewesen ist.

Ich überblicke eben das heute und das früher Niedergeschriebene, und fühle mich doch einigermaßen verwirrt. Wie! ich hätte mich wirklich nicht in trügerischen Hoffnungen gewiegt? Und was habe ich denn Anderes gethan, seit mein Kopf unter die Dictatur des Herzens gerathen ist? — Gesteh' ich mir's doch nur wenigstens unverhohlen ein: die Sonne selber in aller ihrer Pracht hätte meinen Wünschen nimmer zu hoch gestanden. — Aber der Zauber des zu Zweien Wissens war die Berge ebnende Kraft, die in meinen Augen Schloß und Hütte in einander fließen ließen. Dieser Zauber ist dahin. Ich bin nicht mehr der Erlesene ihres Vertrauens. Die Auszeichnung war zu groß; es bedurfte einer raschen Berichtigung des unbesonnenen Schrittes. Auch ein Anderer mußte in die Falten ihres Herzens blicken, mußte ihr den stützenden Arm reichen, damit der Arm des Fremden nun um so gewisser entbehrlich erscheine.

O der Eifersucht! — Und doch lef' ich alles das von den nackten Wänden herab.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 7. Dec. 1854. Gestern war ich in der Burg, wo drei kleine Stücke gegeben wurden, wovon das letzte: „der Tiger," unglaublich komisch war. Der Kaiser konnte gar nicht aufhören zu lachen; die Kaiserin aber sah nicht wohl aus. — Die Fasanen für klein Käthchen gehen heute nach Berlin ab, und ich bestehe darauf, daß mein Pathchen als ein cultivirtes Kind zu allererst Fasanenfleisch kauen soll. Ich habe

einen Brief von Sch. bekommen, der die Professur an Redwitz's Stelle haben möchte, wozu er natürlich sehr tauglich wäre; aber seine Verbindung mit der Kölner Zeitung und noch mehr die scharlachrothen Novellen seiner mir sonst sehr lieben Frau, voll Honweds adoration, werden kaum zu überwinden seyn; dennoch will ich mit Graf Thun reden und ihm wo möglich helfen, um mir ganz gewiß einen Feind mehr zu machen, wie es mir immer in ähnlichen Fällen gegangen ist. — Den 8ten. Der arme alte Wallmoden hat sich die Hand verbrannt, wie, weiß ich nicht, genug er leidet. Die Unterzeichnung des Alliancetraktates macht überall guten Eindruck, nur die Kreuzzeitung behauptet, dem Vertrage sey keine besondere Wichtigkeit beizulegen. Abends war ich im Käthchen von Heilbronn, das ich mit Vergnügen sah und das sehr gut gegeben wurde von Wagner und Mlle. Hartmann, Anschütz und der Hebbel. Die E. H. war auch mit dem kleinen E. L. darin, führte ihn aber zu Hause, als die Erklärungsscenen kamen, indem es ihr vermuthlich unnütz schien, ihn darüber aufzuklären, wie die schwäbischen Kaiser in den Herbergen gelebt haben. — Neues weiß ich nichts, denn noch gehe ich nicht in die Welt. Hier herrscht politischer Aufruhr im besten Geiste über den Alliancetraktat. Alles ist darüber erfreut wegen der Stellung, die Oesterreich ganz Europa gegenüber angenommen hat. Nur die Times sagt: wie man wegen der Kriegskosten zu London oder Paris verlegen seyn könne, da die ganze österreichische Monarchie da sey, um dafür einzustehen; das sind unsere Freunde. In Mitteldeutschland soll man indeß voll Enthusiasmus für die Maßregel seyn. — Gestern Abend war ich im Ballett — mittelmäßig — aber ich lasse mir ganz gern etwas vorgaukeln, und nehme fürlieb, was ich in Schauspiel und Oper nicht thue. Die deutsche Oper hat durch den Abgang der Grua ungeheuer verloren. Gestern war Lerchenfeld * bei mir und wir hatten einen sehr animirten Auftritt über Politik, der eben zu rechter Zeit aufhörte, um nicht unangenehm zu werden; aber wenn man deutsche Gesandte so reden und natürlich so handeln sieht, so dreht sich einem der Magen um. Da ist keine Spur von Patriotismus für den deutschen Kaiser von Oesterreich. Warrens hat heute einen meisterhaften Artikel über diesen Punkt im Lloyd, auf eine Depesche von Nesselrode sich beziehend, der sie zur Dankbarkeit für Rußland auffordert. Wie eine große Maßregel reif ist, sieht man Verrath an allen Ecken und die schuftigsten Privatinteressen überall. Die Mittelstaaten wollen nicht den Großmächten, die kleinen nicht den Mittelstaaten folgen, und ein großer Gemeingedanke wird immer zur Carrikatur; so ist es noch immer gewesen, so ist es immer noch, und so wird es seyn. Demungeachtet wird man endlich zum Ziel gelangen, aber ohne Ehre für Deutschland und mit den ungeheuersten Opfern für Oesterreich. Unser lieber alter russischer Freund thut mir leid mit seinem ehrlichen Patriotismus, und Ihr thut recht, ihn zu schonen. Ich bin leidenschaftslos, wenn mich nicht die Leute um alle Geduld bringen. In Linz sind eine Handvoll netter Leute beisammen, die vollkommen hinreichen, das Zusammenleben angenehm zu machen; sorgen Sie nur, so viel Sie können, daß der Luxus nicht zu sehr einreißt, denn dann ist es mit der Annehmlichkeit aus; es soll dort kleinstädtisch seyn, man soll seinen Stolz darein setzen, daß es so ist. — In der Villa Braunschweig wird nicht ein Zimmer schottisch, sondern eine ganze Reihe mit weiß und goldenen Möbeln; der Herzog hat einmal den Geschmack, der seinen englischen Marotten entspricht; schön aber wird es schon werden, und Raum für Phantasiespiele gibt es vollauf. Es gibt kaum einen Styl in allen vier Welttheilen, der nicht vertreten wäre, und ein Narrenhaus ist es, wie Sie sich nur eines wünschen können; auch werden Sie mit dem Ganzen sehr zufrieden seyn, wenn Sie es einmal sehen werden. — Eben war Heckeren bei mir: es ist doch merkwürdig, daß kein fremdländischer Gesandte russisch ist, und kaum ein deutscher, der es nicht wäre; man sieht, wie sich Deutschland bereits dem russischen Einflusse mit gebundenen Händen und Füßen überliefert hat, und wie man von Stuttgart bis Berlin, von München bis Dresden auf Rußland schwört und jede Selbstständigkeit gefangen gibt. Wir stehen an einem wichtigen Wendepunkte der Politik in Europa, und die Umbildungen der Staaten werden nicht ohne große Geburtswehen vor sich gehen. — Ich habe heute, wie Sie sehen, einen Mordbrief geschrieben, von zehn Seiten Länge; theilen Sie sich die nach der Normallänge ein, wenn wieder eine Zeit kommt, wo ich nicht schreiben kann, und raisonniren Sie nicht.

Den 12. December. „Drei sind besser, aber sechs liegen noch fest," das ist die Antwort, die mir ein glücklicher Familienvater auf meine Frage gab, wie es seinen Kindern gehe, die an der Grippe erkrankt waren; und das nennen die Leute einen Segen Gottes! — Den 14ten. So weit hatte ich vor ein paar Tagen geschrieben, aber massenhafte Arbeiten haben mich gehindert, den Brief zu endigen. Hier gehen Dinge vor, die mich nicht erfreuen. Es ist hier eine Kreuzzeitungspartei aufgetaucht, ärger als die in Berlin; es macht

* Damaliger bayerischer Gesandter, seitdem gestorben.

mir viel Kummer, aber Schlick hat öffentlich zu Kempen gesagt: „Wenn du Warrens nicht verbietest, so sage ich nicht mehr Du zu dir!" — Den Tag darauf war der Lloyd verboten! Wo will das hinaus? Dem Kaiser sagt man, das gelte den Wühlern! Wo aber ist die Wühlerei am ärgsten? Dennoch steht meine Hoffnung fest, daß man am Ende dem Kaiser Alles wird klar machen können. — Die Cholera ist wieder auf's Neue spukhafter, in der Burg und im Pallast des Erzherzogs Albrecht sind mehrere Personen erkrankt. — Heute Abend gehe ich in Ferdinand Cortez.

Den 21. December. Im Fechter von Ravenna war ich noch immer nicht. Man glaubt jetzt den Schleier gelöst zu haben, der über dem Autor des Stückes liegt, und hält den jetzigen König von Sachsen für denselben, indem man behauptet, der Kaiser habe nach jedem Akt telegraphische Meldung über die Aufnahme abgehen lassen. — Ich glaube, die Preußen wollen durch ihre vereinzelten Sendungen nach London und Paris vor der Hand eine Begünstigung bezüglich des Sundzolls für sich gewinnen; die Herzogthümer wären ihnen noch lieber, die sind aber vor der Hand noch nicht zu haben. Wenn Louis Napoleon fest bei unserer Alliance bleibt, so bleibt der Friede des Continents ungestört, denn der Friede mit Mitteleuropa, d. h. mit Deutschland, ist die Grundlage aller neuen Politik Frankreichs.

Krieg hat es genug, und wird es noch lange genug außer Europa haben. Das glauben aber die hiesigen politischen Mückenfänger nicht; die glauben, wie die Welt bis zum Jahre 1812 ausgesehen habe, so müsse sie noch aussehen, und es gäbe Erbfeinde in der Politik, wie eine Erbsünde im christlichen Dogma. — Denis Eskeles kommt morgen von Paris, und ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen und zu sprechen. Die Eisenbahnunterhandlung ist fertig, und man wünscht, um sie gehörig exploitiren zu können, Frieden in Paris so eifrig wie in Wien. Ganz ohne Möglichkeit für den Frieden sind daher die Dinge nicht, nur fürchte ich, daß die Engländer viel halsstarriger dagegen kämpfen werden als die Russen. Jene sind überhaupt, ne vous déplaise, das Allerschlechteste, was wir in der Politik haben; ich erinnere nur an das letzte Auftreten Lord John Russells und die kreuzlahme Widerlegung Lord Aberdeens, der unbedingt noch der ehrlichste Mann in England ist. — Ich schicke heute eine „terrine de gibier," d. h. eine kalte Pastete, die ich bitte auf den Weihnachtstisch zu stellen.

Den 22. December. Heute habe ich schon mein Christkind bekommen, und danke Ihnen gar schön dafür. Ich habe das Zeug schon dem Schneider überantwortet, und fürchte nur, ich werde etwas verrückt in diesem Schlafrocke aussehen, da Joseph einen bescheidenen Aufputz dieses Prachtstückes gar nicht würdig hält; also lasse ich der Phantasie und den Kosten freien Lauf; gefreut hat er mich ungeheuer, und überhaupt fangen Sie jetzt an mir nützliche Präsente zu machen. Sie brauchen auch wegen kalter Füße nicht besorgt zu seyn, wenn ich am Schreibtisch sitze, habe ich sie in dem Fußsack von Ihnen stecken, der mir auch, wenn ich ausfahre, immer in den Wagen folgt. — Ihre Berliner Correspondenten fragen Sie, ob Preußen von dem Traktat mit den Westmächten gewußt habe? Wer hat nicht davon gewußt? Seit Jahr und Tag ist es immer wiederholt worden; man hatte aber in Preußen die Meinung, Oesterreich würde nicht wagen zu **thun**, was es erklärt hatte, ohne zuvor Preußens Genehmigung einzuholen. Ueber die **Sache** hat man es sogar gethan, aber den Tag des Abschlusses hat man in Berlin erst am 28. angezeigt und am 21. war die Unterzeichnung. Aber auch das war ganz in der Ordnung, da man ja nicht allein, sondern mit zwei andern Großmächten zu verkehren hatte, hauptsächlich aber weil von Berlin aus jedes vertraute Wort augenblicklich nach Petersburg telegraphirt wird; das ist meine Meinung über die Sache. Im Ganzen scheinen nur die Engländer gegen den Frieden, Frankreich wird gewiß mit Deutschland bei der Vermittlung zusammen gehen, wenn eine solche stattfindet.

Den 25. December. Gestern war ein ziemlich langweiliger Tag für diejenigen, die keinen Christbaum auszutheilen haben. Ich weiß, daß die Kaiserin Mutter dem Kaiser ein sehr hübsches Schlachtenbild und die Erzherzogin Sophie ein sehr hübsches Uhrgestell, eine Gruppe Gemsen in Bronze, gegeben hat. — Lord Westmoreland soll gefährlich krank seyn. Es wäre sehr zu wünschen, wenn man endlich in Berlin zu dem Entschlusse käme, den Engländern vereint auf den Leib zu rücken, die dem Frieden am meisten entgegen sind und gerne den Krieg mit gemiethetem Fleisch führen möchten. Die Debatte über das Freiwilligencorps, die Aeußerungen im Parlament und in den Journalen, von Lord John Russell anzufangen, ist schon das schlechteste, was man hören und lesen kann. Das ist noch etwas ganz anderes als russische Unverschämtheit.

Den 26sten. Gestern Abend war ich bei der Mutter Pereira, wo ich Führich traf, den ich persönlich nicht kannte; ein angenehmer, kluger Mann. Wir sprachen viel von Amerling, den Führich als Talent und Colorist sehr hoch schätzt und ihn Lawrence, dessen Schüler Amerling seyn soll, innerhalb seines Kreises weit vorzieht, und Lawrence nur als Skizzenmaler gelten lassen will. Er führte diese ganze Controverse sehr

Zuerst versicherte mich Ruben, daß derselbe nicht nur eine so richtige Einsicht in die Kunst habe, wie man es bei Laien nur selten finde. Ruben ist in der Lage, darüber urtheilen zu können. Als ich ihm dagegen die bildliche Ausschmückung der Ischler Villa als Einwurf bemerkte, sagte er: „An dieser hat er gar keinen Antheil;" was aber sein Urtheil über Kunst anlangt, so hat er Ruben gesagt: „Sie müssen Geduld haben; die Zeit der Kunstperiode ist für Oesterreich noch nicht gekommen, aber sie wird kommen. Noch sind leider zu viel wichtigere Dinge durchzuführen, und zuerst müssen wir das Haus bauen, ehe wir es zieren; aber warten Sie nur, die Zeit wird kommen." — Für Musik und Poesie soll er ohne eigentliche Empfänglichkeit seyn. Thut nichts! Das sind nur andere Strahlen. Die Kunst ist der Feuerkern, von dem sie ausgehen. Ruben sagte mir, einer seiner Kollegen in Prag habe ihm bezüglich des Kaisers Lobhudelei vorgeworfen; da fügte es sich, daß der Kaiser nach Prag kam, als eben Ausstellung war; da Ruben aber in Karlsbad die Kur brauchte, mußte sein Kollege den Kaiser auf seinen Kunstgängen begleiten. Gleich am andern Tage bekam Ruben von ihm einen Brief, in dem er Alles zurücknahm, was er ihm früher gesagt: der Kaiser sey ganz so, wie er ihn ihm geschildert habe. Sie können denken, wie mich das Alles erfreut, und wie ich eile, es Ihnen zu schreiben, da ich weiß, daß es Sie ebenso freuen wird. Der Kaiser ist herrlich überall, wo er seiner eigenen klaren und edlen Natur überlassen bleibt, und wo die Leute, die ihm näher treten, ihm die volle Wahrheit nicht verschleiern; das aber geschieht allerdings nicht immer, und ich habe Gelegenheit, manchen Blick da hinein zu werfen, der mir oft traurige Eindrücke über den Mangel an Pflichtgefühl macht, das allein den moralischen Muth gibt, aufrichtig zu seyn. Der Kaiser sollte Alles wissen, und Alles wissen, wie es wirklich ist — das Thun kann man ihm ruhig überlassen. Das müssen aber nicht bloße Polizeirapporte oder Privatklatschereien von unberufenen Intriganten seyn, die ihm zu Ohren kommen, sondern die offene Meinung eines über allen Verdacht erhabenen Freundes, wenn der Kaiser einen solchen haben könnte; auch dürfte es niemand seyn, der selbst im Wust der Geschäfte steckt. Man muß aber wissen, welche Intriguen gesponnen werden, um den Männern, die den Kaiser umgeben, selbst die Blicke zu umnebeln. — In der Politik walten Friedensgerüchte vor.

Den 30sten. Gestern war ich in der Oper Brahma von Auber, d. h. „der Gott und die Bajadere;" sehr mittelmäßig, aber gehoben durch das Ballet, in dem die Bochini als Bajadere sehr schön tanzte und spielte. — Von den Conferenzen weiß ich nur, daß sie statt haben und daß Gortschakoff ihnen beiwohnt. Der Friede scheint ein so allgemeiner Nothschrei, daß ich mir nicht denken kann, daß er nicht zu Stande kommen sollte. Wenn die Russen diesen Augenblick vorübergehen lassen, so dürfte es sie am Ende sehr reuen; denn wahrhaftig, sie kämen mit heilerer Haut davon, als sie's hoffen durften. — Heute ist großer Empfang bei der Oberhofmeisterin, die die Neujahrsgratulationen für die Kaiserin in Empfang nimmt. — Ich habe nichts von unserem König Ludwig erwähnt, freue mich aber, daß Ihr übler Traum von ihm verfrüht war, gebe nun Gott für lange Zeit. — Ich habe gehört, daß Ammerling eine Venus gemalt hat, die an Carnation den besten Tizians nicht nachstehen soll, und zwar in sehr kurzer Zeit, à la prima. — Bezüglich des Eisenbahngeschäfts mit den Franzosen sind, wie ich leider höre, die Verhandlungen zum Abschluß gekommen. Von Warrens habe ich nichts mehr gehört. — Von meinem Waldfräulein hat ein junger Maler Swoboda Illustrationen gemacht, die Auer gekauft hat, um sie im Faust erscheinen zu lassen. Franz Thun hat sie mir gebracht. und sie gefallen mir sehr. — Dieser Brief trifft Sie zum neuen Jahr; ich wünsche Gottes Segen über uns Alle herab, angefangen bei Franz Joseph und herab bis zu unsern armen Leuten in Aussee! — Den 31. December 1854.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Bremen, November.

Aeußerer und innerer Charakter der Stadt.

So oft vor meiner Niederlassung in Bremen der Name dieser Stadt an meinem Ohre vorüberging, dachte ich mir darunter eine alterthümliche Stadt mit engen, unfreundlichen Straßen und altmodischen Gebäuden, reich an mittelalterlichen Ueberbleibseln und in keiner Beziehung dazu angethan, um zu einem längeren Aufenthalt in seinen düsteren Mauern einzuladen. Wie angenehm wurde ich überrascht, als mir in Bremen eine der freundlichsten und gemüthlichsten Städte des nördlichen Deutschlands entgegen trat! Bremen, von der Weser durchschnitten, die oberhalb der Stadt 600—700 Fuß breit ist, und über welche eine stattliche, durch Gas erleuchtete Brücke führt, zählt 65,000 bis 70,000 Einwohner, denen man selbst in ihren geringsten Repräsentanten ein gewisses republikanisches Selbstgefühl und das Bewußtseyn anmerkt, daß sie auf eigenen Füßen stehen und ihr Heil von niemanden als von sich selber erwarten. Einzelne Theile der Stadt haben allerdings noch manches von dem, was ich früher ausschließlich erwartete, allein um die alte hat sich eine ganz neue Stadt entwickelt, mit eleganten, zum Theil sehr geschmackvollen Häusern, denen man die Wohlhabenheit, ja den Reichthum ihrer Bewohner ansieht. Fast sämmtliche Wohnungen der neuen Stadttheile sind, wie im Westende von London, mit einem Eisengitter umgeben, und der Raum vor denselben ist mit kurzgehaltenen Akazien und Blumenanlagen geschmückt und gewährt einen überaus freundlichen Anblick, man geht durch die Straßen wie durch einen nicht enden wollenden, immer Neues bietenden Garten. Die Häuser der Reichen sind vielfach mit kostbaren, geräumigen Glasveranden umgeben, und die innere Einrichtung zeugt von englischem Comfort und Luxus. Der Bremer liebt es, wenn es irgend seyn kann, sein Haus für sich allein zu haben, und wer jährlich eine Miethe von 150—170 Thalern zahlen kann, bewohnt dafür ein neues, wirthschaftlich ungemein bequemes und praktisch eingerichtetes Haus von zwei Etagen, mit den Wirthschaftsräumen im Souterrain und einem zierlichen Brunnen in der Küche. Diese Häuser enthalten gewöhnlich sechs herrschaftliche heizbare Zimmer. Sie befinden sich vorzugsweise in der Vorstadt und haben als ganze Häuserreihen unter Einem Dach etwas Casernenmäßiges.

Dagegen vermißt man bei Bremen die schöne landschaftliche Umgebung. Kein Wald, kein Hain in unmittelbarer Nähe der Stadt bietet dem Spaziergänger Gelegenheit, ihn zum Ziel seiner Wanderung zu wählen und unter seinen frischen, duftenden Bäumen auszuruhen. Dafür müssen die abgetragenen Wälle entschädigen, und diese bilden in Wahrheit eine beneidenswerthe Zierde Bremens. In parkartige Anlagen verwandelt, vom Frühling bis zum Winter in einen beständig wechselnden Blumenflor gekleidet, sind sie das Paradies der Bremer; hier wandelt Jung und Alt von Morgens früh bis spät in den Abend, und eine Legion von Ammen und Kindermädchen lagert dort mit dem hoffnungsvollen republikanischen Anwuchs beider Geschlechter.

Nach dem Ruhm einer kriegführenden Macht scheint Bremen nicht zu trachten; aber sein kleines Contingent hat eine vortreffliche Musik, welche sich schon Morgens während der Sommermonate auf den Wällen hören läßt. Die Wälle in Bremen berühren mit ihren beiden Endpunkten die Weser und sind durch die Neubauten fast in dem Mittelpunkte der Stadt gelegen. Die Wallgräben werden aus der Weser stets mit frischem Wasser versehen und gewähren durch Schwäne und Seevögel mancher Art ein reges Leben, während sich im Winter die Schlittschuhläufer auf ihnen tummeln. Das Ufer der Weser vom Osterthore aus hat durch glänzende Häuserbauten und Anlagen sehr gewonnen und wird fleißig zu Gängen in's Freie benutzt.

Auffallend in Bremen ist der Mangel an monumentalen Gebäuden; außer dem Dom, der 1050 von dem prachtliebenden, vielseitig gebildeten Erzbischof Adalbert gegründet wurde, und dem unansehnlichen, alterthümlichen Rathhause mit seinem berühmten Rathskeller wird der antiquarische Reisende wenig zu verzeichnen finden. Als charakteristisch wollen wir bemerken, daß die Gewölbe des altehrwürdigen Doms von dem spekulativen Geist der Behörden als Lagerplätze für Wein vermiethet sind. Als neueste Zierden der Stadt müssen das Schauspielhaus und die ihrer Vollendung nahe neue Börse genannt werden. Bremen ist keine Seestadt im eigentlichen Sinne des Worts, da nur Schiffe von geringem Tiefgange die Weser heraufkommen; man gewahrt daher auch wenig oder gar nichts von jenem bunten, fremdartigen Leben und Treiben, von jenem geschäftigen Rennen und Jagen, welches großen Handelsplätzen ein so eigenthümliches Ansehen verleiht, von dem unaufhörlichen Wagengerassel und dem tausendfältigen Lärmen; Bremen ist verhältnißmäßig eine stille und ruhige Stadt, nur die Straßen, welche vom Markte aus

nach der Weser führen, lassen den bedeutsamen Verkehr nach Außen hin ahnen. In Bremen hat Alles den Anstrich des bürgerlich Soliden; wer an das wechselvolle Leben einer größeren Residenzstadt gewöhnt ist, mit ihrer vielfältigen, ständisch zusammengesetzten Bevölkerung, den muß diese Stadt leer und kalt lassen.

Vergnügungssüchtig sind die Bremer nicht, und Bummler und vornehme Tagediebe sind hier nicht zu Hause. Dagegen rühmt man ihnen viele edle Eigenschaften nach; vor allen Dingen sind sie mild- und wohlthätig, und das in einem Grade und in einer Weise, wie es anderer Orten selten vorkommt. Nirgends hört man mehr von frommen Vermächtnissen, die heutzutage eben so selten werden wie die Frömmigkeit selber, als hier. Auch hält der Bremer nach altväterlicher Sitte strenge auf das, was er zugesagt und versprochen hat, und auf das „Ehrlich währt am längsten." Damit soll indeß keineswegs gesagt seyn, daß jemanden in Bremen nicht auch Unrecht geschehen könnte; aber die Ausnahme tritt seltener auf als die Regel. Häuslicher Sinn und behagliche Gemüthlichkeit haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, um aber diese kennen zu lernen, muß man hier, wie überall, in den Familien heimisch seyn; wer fremd hier einwandert, kann möglicherweise lange allein stehen, besonders wenn er nichts mitbringt als Gaben des Geistes. Daß in Bremen in den Familien der Wohlhabenden und Reichen, die hier wesentlich dem höheren Kaufmannsstande angehören, große Empfänglichkeit für Wissenschaft, Kunst und Literatur herrsche, haben wir allen Grund zu bezweifeln. Wir denken uns die schönen Künste gewöhnlich im Gefolge des Reichthums, an dem Bremen keinen Mangel hat; allein die Erziehung muß diesen idealen Gestalten überall erst eine gastfreundliche Stätte vorweg bereitet haben; der Mann bedenklicher, weitgreifender Spekulationen ist selten ein Freund der Musen. Der Kunstsinn, wie der höhere Sinn für geistiges Leben in der Familie überhaupt, steigt und fällt mit dem allgemeinen Stande der Bildung des weiblichen Geschlechts, und unsere Bildungsanstalten für die weibliche Jugend haben selten Lehrkräfte aufzuweisen, die über etwas mehr als das Formelle hinausreichen, die für die Welt des Idealen das jugendliche Gemüth nachhaltig zu erwärmen und zu beleben verstünden. Dazu müßten sie selber über einen reichhaltigen Schatz universeller Bildung zu verfügen haben. Zur Zeit der ästhetischen Thees lag die Sache anders als heute, wo die Außenwelt und der Materialismus alle Sinne in Anspruch nehmen. Das weibliche Geschlecht aber tritt in Bremen wenig öffentlich hervor und die einzige Zeit, wo man die Bremer Frauenwelt sich großstädtisch bewegen sieht, ist die Zeit des Freimarktes im Oktober. Dieß ist überhaupt die lustigste Zeit in Bremen, laut und lärmend und volksthümlich, mit Seiltänzern und Bärenführern, mit Caroussel, Menagerien und Kunstreitern und all dem Zubehör großer Volksmärkte, wobei für die Dauer von zehn Tagen Groß und Klein von nah und fern sich in Bewegung setzt, um das Unerhörteste zu hören, das nie Gesehene zu sehen, und vor allen Dingen, um zu genießen. Dann tritt Alles wieder in die stille Betriebsamkeit zurück.

Das Leben ist in Bremen ziemlich kostspielig, die Fleisch- und Gemüse- und Butterpreise stehen hoch, doch sind die Lebensmittel, namentlich das Rindfleisch, von ausgezeichneter Beschaffenheit. Weine, Rum und alle Colonialwaaren sind dagegen um Vieles billiger als in den Zollvereinsstaaten. Wer von Hannover kommt und dort die reiche Mannigfaltigkeit und den Wohlgeschmack der Bäckerwaaren kennen gelernt hat, der wird erstaunt seyn über die Genügsamkeit der Bremer, die einem nüchternen Zwieback mit Schwarzbrod belegt eine nationale Anhänglichkeit bewahren und für den täglichen Gebrauch sich auf diese einfachen Artikel beschränken. Ebenso vermißt man hier den saubern, gleichmäßigen und doch so vortheilhaften norddeutschen Heizapparat, die eleganten Porzellan- oder die minder kostbaren Kachelöfen mit luftdichten Thüren, die dem Zimmer eine anhaltende gleichmäßige Temperatur verleihen und nur ein-, höchstens zweimal des Tages mit Brennmaterial versehen zu werden brauchen. Statt dessen bedient man sich eiserner Oefen, die einer beständigen Wartung bedürfen und eine lästigfallende Hitze verbreiten. Man heizt entweder mit Torf, der nicht zu der schlechtesten Sorte gehört, oder mit Kohlen; Holz ist in Bremen sehr kostbar.

Für die Geselligkeit der Männerwelt ist mehrfach gesorgt, namentlich durch den Künstlerverein, der Alles, was man in dieser Beziehung nur wünschen kann, in reicher, fast luxuriöser Weise befriedigt. Die Lokalitäten des Vereins sind geräumig und reich möblirt, und für Speisen und Getränke werden die mäßigsten Preise bezahlt. Die Lesezimmer enthalten die bedeutendsten Zeitungen und Journale des In- und Auslandes. Während der Wintermonate finden regelmäßig wöchentlich einmal Vorträge statt, die von Männern der Wissenschaften und der Künste freiwillig gehalten und von der gebildeten männlichen Bevölkerung zahlreich besucht werden. Charakteristisch für die Bremer Verhältnisse ist wiederum, daß die Frauenwelt von diesen fast durchgängig populär gehaltenen Vorträgen ausgeschlossen ist; für sie werden einige Vorlesungen im Laufe des Winters besonders gehalten. Die Zahl der Mitglieder des Künstlervereins ist eine sehr bedeutende, wenn ich nicht irre, geht sie über 1400 hinaus, und der jährliche Beitrag ist nur 4 Thaler. Unter den übrigen Vereinen nenne ich noch die literarische Gesellschaft, die sich allabendlich zu einem heitern Beisammenseyn einfindet und in der neben wissenschaftlichen und belehrenden Gesprächen Poesien und literarische Artikel im Manuscript vorgelesen, in ihren Wirkungen erprobt und kritisirt werden. In dieser Gesellschaft werden häufig Werke von vorübergehend in Bremen verweilenden Schriftstellern vorgetragen. Zu den Mitgliedern zählen die besten Namen, die Bremen aufzuweisen hat, wie der Dichter Friedrich

Ruperti, W. Kieselbach, der Reisende Kohl, der Dichter Willatzen u. A.

Für seine Bildungsanstalten zeigt das kleine Bremen einen anerkennungswerthen, rühmlichen Eifer, und bringt große Opfer an Geldmitteln, ohne zu rechnen und zu zählen, wenn es gilt, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen. Die Gehalte seiner Lehrer sind vielleicht die höchsten in Deutschland. Dabei suchen die Behörden gerne solche Männer zu gewinnen, die durch ihren Namen den Anstalten und der Stadt selber einen gewissen Glanz verleihen. Mir ist ein Fall genannt worden, wo sie einem Lehrer der Art 900 Thlr. Uebersiedlungskosten neben einem Gehalte von 1400 Thlr. bewilligt haben.

Selten wird man in einer Stadt von ähnlichem Umfange, die kein Sitz der Wissenschaften und Künste par excellence ist, so viele geachtete und geehrte Namen beisammen finden. Obenan für alle Bremer steht der Dichter Friedrich Ruperti. Wer das Ideal eines Dichters kennen lernen will, der suche Ruperti auf, der mit seiner anakreontischen Lebensrichtung die gründlichste sprachliche und wissenschaftliche Bildung verbindet und sich wohl von allen Dichtern dadurch unterscheidet, daß er die mädchenhafteste Bescheidenheit selber ist. Nie und zu keiner Zeit wird Jemand Gelegenheit haben, Ruperti über sich selber und seine Poesien sprechen zu hören. Selbst den besten Freunden gegenüber lehnt er jedes Lob, jede Anerkennung von sich ab, und doch hätte er ein größeres Recht, überall gekannt und geliebt zu werden, als mancher lyrische Trommler unserer Tage. Ruperti ist ein inniger, sinniger Dichter, in der Form so sauber, so correct, so klassisch, daß der rigoroseste Kritiker an ihm nichts auszusetzen finden wird. Obwohl mitunter von Faustischem Gepräge, ist er doch in der Beurtheilung anderer, ihrer Schwächen und Gebrechen von der rührendsten Milde und Schonung beseelt. Unter seinen Werken zeichnen sich besonders aus seine balladenartigen und erzählenden Gedichte in zweiter Auflage, seine Sonette unter dem Titel: „Dunkles Laub," ferner „die Nächte der Cleopatra," die erzählenden Gedichte „Johannes und Magdalene, der Flüchtling u. a. m." Allen diesen Arbeiten sieht man die seltene, tiefe und allseitige Bildung ihres Verfassers an. Als Uebersetzer aus dem Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Italienischen, Englischen u. s. w. wird Ruperti von Niemanden übertroffen. Um sich davon zu überzeugen, vergleiche man seine „Fremde Dichtungen im deutschen Gewande," Bremen 1862. Auch als zuvorkommender Gelegenheitsdichter ist er vielfältig in Anspruch genommen, und seine Gedichte „Aus dem Bremer Rathskeller" liefern dafür den Beweis. Friedrich Ruperti ist ein geborener Hannoveraner und war als Cadett in Hannover eingeschrieben; da aber sein Vater nach Bremen berufen wurde, um dort eine höhere Militärcharge zu bekleiden, so hat er sich frühzeitig daselbst acclimatisirt. Er ist seit länger als dreißig Jahren Lehrer der Geschichte und der Literaturgeschichte am Gymnasium unter dem gegenwärtigen Direktor Professor Gravenhorst, von Allen geachtet, anerkannt und geliebt.

Eine glänzende Acquisition hat Bremen gemacht an Professor W. Hertzberg, den es als Direktor der Handelsschule von Elbing berufen und der in der philologischen Welt durch seine Bearbeitung des Propertius seinen Namen zur Anerkennung gebracht hat. Er ist ein Gelehrter vom reinsten Wasser, ein nie ruhender Arbeiter, einer von denjenigen, die Gervinus als mit ehernen Eingeweiden versehen bezeichnet, von einer allumfassenden Bildung. Als Direktor der Handelsschule und daneben als lebensfroher, heiterer Gesellschafter dürfte er unter den geistigen Koryphäen der kleinen Republik so ziemlich der einzige seyn, der in den Cirkeln der reichen Kaufmannswelt häufig gesehen wird. Hertzberg hat einen bedeutenden Ruf als Uebersetzer des klassischen Alterthums; sein Properz, Ovid, Plautus, Catull u. s. w. sind mit seltener Gewandtheit übertragen, und seine Nachbildung der antiken Versmaße genügt den strengsten Anforderungen. Aber Hertzberg übersetzte nicht bloß die Alten, er ist auch ein gewiegter Kenner der neueren Sprachen, namentlich der englischen, aus welcher er Alfred Tennysons lyrische Gedichte mit großer Virtuosität übertragen hat; ja, er beherrscht das Englische mit solcher Meisterschaft, daß er F. W. Rogges Westminster-Abtei den Engländern mundgerecht machen konnte, und seine englischen Verse sollen nach dem Urtheile competenter Richter in keiner Weise hinter dem Originale zurückstehen. W. Hertzberg ist ein Mann von sehr freundlichem, zugänglichem Wesen, immer strebsam und mit Neuem beschäftigt, für die Jugend sehr anregend; aber er würde mehr an einer großen Universität, als an der Handelsschule in Bremen an seinem Platze seyn; indeß Bremen thut oft seine Augen da auf, wo die andern kurzsichtig oder blind sind, und so besitzt es den geistreichen und gelehrten Mann. Schade, daß er es seiner Stellung schuldig zu seyn glaubt, seine köstliche Uebersetzung von Geoffrey Chaucers berühmten Canterbury-Tales im Pulte zu verschließen, eine Rücksicht, die auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur sonst nicht so weit getrieben zu werden pflegt.

Der Thürnachbar und College von Hertzberg ist Professor Carl Theodor Gravenhorst, Direktor der Bremer gelehrten Schule. Er ist ebenfalls ein angesehener Mann unter den Philologen, war früher an der Ritterakademie in Lüneburg, deren Auflösung er mitbewirkt hat, dann Direktor in Hildesheim, von wo aus er nach Bremen berufen wurde. In weiteren Kreisen hat er sich durch seine Bemühungen bekannt gemacht, die griechische Dichtkunst im modernen Gewande auch dem nicht classisch gebildeten Publikum angenehm, zugänglich und melodisch genießbar zu machen. Seine griechischen Tragiker zeichnen sich durch ihre geschmackvolle Behandlung und sprachliche Gewandtheit höchst vortheilhaft aus, eben so seine Argonautenfahrt Pindars. In kurzem wird seine Bearbeitung der Odyssee erscheinen, deren ich später wieder gedenken werde. Nur so

viel sey hier im voraus bemerkt, daß diese kunst- und geschmackvolle Umdichtung der Odyssee sich vielleicht vorzüglich zu einer Gabe für unsere gebildete weibliche Jugend eignet, besonders wenn die Ausstattung an Reiz und Schönheit mit dem Inhalte zu wetteifern sucht. Als selbstständiger Dichter ist Gravenhorst mit einer Tragödie „Klytämnestra" (Hildesheim 1856) hervorgetreten, wo ihm indeß Tempeltey Concurrenz machte, der vor ihm den Vorzug hatte, daß er seine Arbeit in Berlin gleich auf den großen Markt bringen konnte. Gravenhorst ist auch ein talentvoller Vorleser und tritt als solcher häufig und mit großem Beifall in Bremen auf.

An der Handelsschule steht auch der Literarhistoriker und Biograph Goethes, Dr. Schäfer, ein gelehrter, kunstsinniger und unermüdlich fleißiger Mann, der auch an den weiblichen Bildungsanstalten sich mit großer Hingebung betheiligt und in dessen gastfreundlichem Hause man die angenehmsten und genußreichsten Abende verbringt.

Ein hervorragender Mann ist ferner der Reiseschriftsteller Kohl, ein Bremer von Geburt, ein liebenswürdiger und dabei sehr anspruchsloser und bescheidener Mann, der mit seiner Reiselust und seinem Forschergeist eine tiefe Bildung vereinigt, wie sie nicht Jeder bei ihm voraussetzen dürfte. Das Erringen machen die Bremer sich oft sehr schwer, aber den Besitz leicht. Als ich einmal den Bürgermeister Mohr auf seinen berühmten Landsmann aufmerksam machte, und der Meinung war, einen solchen Mann müsse die Stadt hoch halten und ehren, da erwiederte die stets freundliche und wohlwollende Magnificenz: „Sie haben Recht, aber unser Budget hat keine Rubrik für Wissenschaften und Künste." Er bedaure dieß, könne es aber nicht ändern. Indeß will es mir scheinen, als wären die legislatorischen Gewalten in Bremen ein günstigeres Terrain für meine Andeutungen, als in manchen monarchischen Staaten. Kohl hält während der Wintermonate häufig Vorlesungen, auch im Künstlerverein, die stets zu den besuchtesten und interessantesten gehören.

Auch der Senator Gillmeister darf hier nicht übergangen werden, ein kleiner, genialer Mann, ausgezeichneter Uebersetzer Lord Byrons und Literaturfreund, dabei ein diplomatischer Kopf und geistreicher Publicist, von dem die pikanten, witzigen und blitzenden Leitartikel der Weserzeitung herrühren sollen; nicht minder W. Kieselbach, der als Historiker, Politiker und Nationalökonom und in der Handelswissenschaft seinen Namen weithin verbreitet, und der ebenfalls bisher keine Verwendung gefunden hat, wie sie ein so ausgezeichneter Mann verdiente. Unter den Talenten jugendlicheren Alters ist der Herausgeber des Bremer Sonntagsblatts, Dr. Pletzer, zu nennen, und der Dichter Willatzen, der seiner Zeit aus Schleswig-Holstein flüchtend in Bremen gastliche Aufnahme fand, an den Instituten Unterricht ertheilt und als Uebersetzer aus dem Dänischen und Schwedischen, so wie als selbstständiger Lyriker sich einen im Aufblühen begriffenen Namen erwirbt. Er ist ein Schüler Rupertis, der sich seiner stets liebevoll angenommen hat.

Es ließe sich dieser Bericht noch durch manchen Namen erweitern, aber man wird aus den vorgeführten sich schon überzeugen können, welche Fülle von geistigen Kräften in dem kleinen Bremen sich vereinigt findet. Das Schönste aber ist, daß diese Männer sich nicht hochmüthig isoliren, sondern alle neidlos, freundschaftlich und sich gegenseitig fördernd in und außer dem Hause mit einander verkehren.

Auch an wissenschaftlichen Sammlungen ist Bremen nicht arm. Durch seine Verbindungen mit allen Theilen der Welt hat es ein ausgezeichnetes Naturaliencabinet gewonnen, und besitzt in dem Dr. Hartlaub einen der berühmtesten Ornithologen. Die Geistlichkeit hat in Bremen noch ihre altehrwürdige Stellung, die Prediger gehen als Freunde des Hauses gern gesehen in den Familien aus und ein. Um auf dem religiösen Gebiete überall Friede und Eintracht zu wahren, wird in den Schulen beider Geschlechter kein Religionsunterricht ertheilt, sondern die Eltern schicken ihre Kinder von dem zwölften Lebensjahr an zu dem Prediger ihrer Wahl. Wer längere Zeit in der Weserstadt verweilt, der wird bald finden, daß die Bremer ein thätiges, aufgewecktes, hellköpfiges Volk sind, und obwohl vorzugsweise mit Handel und Wandel beschäftigt, nirgends die gehässigen Seiten dieses Berufes herauskehren. Gute Sitte und Lebensart ist ihnen, so zu sagen, angeboren. Die Bremer Jugend ist keck, muthig und waghalsig, und von einer Reise nach Amerika oder irgend einem andern Welttheile sprechen sie, wie von einer Spazierfahrt auf der Weser. Bei dem Unterricht wird ein besonderes Gewicht auf die englische Sprache gelegt, namentlich in der Bürger- und Handelsschule. Das Deutsche sprechen die Bremer ohne Dialekt, es klingt aber nicht so metallreich und melodisch, als in Hannover, Celle und Lüneburg. Nach allem ist und bleibt Bremen selbst für einen Mann von Geist und Talent ein einladender, freundlicher Aufenthaltsort, abgesehen von seinem berühmten Wein und seinen köstlichen Cigarren.

Stadt entfernt ist. Die Herstellung des in jeder Beziehung sehenswerthen Gebäudes hat wenige Jahre Zeit erfordert, da zu dessen Erbauung von allen Seiten reiche Gaben zusammenflossen, sobald das Publikum zu der Einsicht gelangt war, daß die sogenannte Irrenstation des allgemeinen Krankenhauses zur Behandlung Irrsinniger weder in Bezug auf die vorhandenen Räumlichkeiten ausreiche, noch den Bedürfnissen der Kranken entsprechend eingerichtet sey. Anfangs dieses Monats schon sollte die Uebersiedelung einer Anzahl Leidender in dieses neue Asyl für Geisteskranke beginnen.

In Republiken wie in monarchischen Staaten kommt es vor, daß die beiden Faktoren, welche zusammen die gesetzgebende Gewalt repräsentiren oder doch repräsentiren sollen, nicht immer gleicher Meinung sind. Unsere Bürgerschaft, welche die Bürger des Freistaates als solche zu vertreten und das Wohl derselben zu wahren hat, kann freilich nicht aufgelöst und brevi manu nach Hause geschickt werden, was den Kammern in constitutionellen Monarchien bisweilen begegnet, ihren Willen aber setzt sie ge-

Bürgerschluß eine Rückäußerung des Senates erfolgte, und endlich zeigte sich im Publikum eine bedeutende Unruhe, da es ganz den Anschein gewann, als werde noch sehr lange Zeit vergehen, ehe von der sehnlichst erwarteten Einführung der Gewerbefreiheit ꝛc. wieder die Rede sey. Da gelangt endlich die Rückantwort an die Bürgerschaft, zustimmend in Allem, nur nicht in Bezug auf das, was dieser gerade das Wichtigste gewesen war. §. 8 in dem genannten Gesetz soll nach des Senates Forderung unangetastet bleiben, d. h. es soll fortan nur derjenige Staatsangehörige in unserem Freistaate das Bürgerrecht erwerben müssen, der mindestens bis zu einem Jahreseinkommen von 3000 Mark Courant besteuert ist. Wer nicht so viel im Jahre erwirbt und einnimmt, kann Bürger werden, ist aber gesetzlich nicht dazu verpflichtet. Das ist in kurzen Worten des Pudels — will sagen des Paragraphen — Kern. Unsere Vertreter — vielleicht des langen Widerstrebens, das zu keinem Ziele führen wollte, müde — haben Ja dazu gesagt, und wir haben nun abzuwarten, ob wir nicht früher oder später durch dieses Nachgeben einigen Abbruch an unserer Bürgerfreiheit erleiden. Die

sehr bedeutenden Ausfall in den Staatseinnahmen zu decken. Das aber ist eine reiflich zu überlegende Frage. Man hört schon jetzt vielfach über zu hohe Besteuerung, insbesondere des Mittelstandes, klagen und wünscht Ermäßigung der Brandsteuer. Sollte nun eine andere Steuer bei etwaigem Wegfall der Accise beliebt werden, so würde damit der Mehrzahl unserer Bürger schwerlich gedient seyn. Eine kürzlich dem Senat eingereichte Supplik, die geradezu um Beibehaltung der Accise petitionirt, findet zwar vielen Widerspruch, wird aber betreffenden Orts schwerlich ganz unbeachtet ad acta gelegt. Gerade in dieser unser ganzes Gemeinwesen so tief berührenden Angelegenheit dürfte man denen, die schließlich den Ausschlag zu geben haben, das Bibelwort zur Beherzigung empfehlen: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!“

Noch immer streitet man sich, ob Reorganisation oder Aufhebung des Bürgermilitärs das Zweckmäßigere sey. Mich dünkt, es wäre vernünftiger, die Frage entweder ganz auf sich beruhen zu lassen, oder mit alt republikanischem Geist und Stolz der großen hanseatischen Vergangenheit zu gedenken. Hätten die alten Hansen, die doch wirklich etwas Tüchtiges in der Welt vorstellten und ein ganz stattliches Stück Geschichte mitmachen halfen, nicht größer gedacht von Bürgerkraft und Bürgerfreiheit, dann wäre Hamburg schon vor Jahrhunderten in einen der Nachbarstaaten, die zum Verdauen gesunde Magen haben, aufgegangen. Die Aufhebung des Bürgermilitärs wird die erste Unterbindung der Pulsadern unseres freistaatlichen Lebens seyn, mag die Maßregel von Kurz- oder Selbstsüchtigen auch noch so sehr empfohlen werden. Gegenwärtig hat Dr. Steinthal bereits den zweiten Antrag auf Reorganisation dieses seit 50 Jahren bestehenden Instituts bei der Bürgerschaft eingebracht, dem zugleich Abänderungsvorschläge in Bezug auf das Reglement des Bürgermilitärs beigegeben sind. Letzteres zu ändern oder zu verbessern dürfte aber doch wohl nicht Sache der Bürgerschaft als solcher, sondern einer aus Sachverständigen bestehenden Commission seyn; denn die Mehrzahl unserer Bürgerschaftsmitglieder wird von den hier in Frage kommenden Dingen wenig genug verstehen.

Nach wenigen Monaten schon wird die äußere Umgrenzung der eigentlichen innern Stadt sich dergestalt verändert haben, daß man sie kaum mehr zu erkennen im Stande seyn wird. Die Thore werden oder sind vielmehr mit Ausnahme weniger schon rasirt, und der ehemalige Wallgraben, welcher die anmuthigen Parkpartien, die man auf den ausgeebneten Wällen angelegt, umspült, wird hie und da überbrückt, wohl auch an der einen oder andern Stelle zugeschüttet werden. Namentlich geht die Nordostseite der Stadt großen Umwandlungen entgegen, da hier in unmittelbarer Nähe der abgebrochenen Thore die nach Altona laufende Verbindungsbahn erbaut wird. Seit Kurzem hat man die Erdarbeiten in Angriff genommen, die an einzelnen Punkten schon so weit fortgeschritten sind, daß man die Einbettung des Bahnkörpers deutlich erkennen kann. Dem Vernehmen nach soll die Bahn selbst Ende Sommers 1865 dem Verkehr übergeben werden. Dieß ist indeß wohl nur eine Wahrscheinlichkeitsberechnung, da die Fortsetzung der Arbeiten doch wesentlich von Witterungsverhältnissen abhängig ist und diese gerade in unserem Klima sich jeder Vorausberechnung so spät im Jahre entziehen. Augenblicklich wenigstens hat es nicht den Anschein, als sollten wir uns noch lange gelinden Herbstwetters erfreuen; es mehren sich eher von Tage zu Tage die Anzeichen, daß wir einem frühen und wahrscheinlich auch kalten Winter entgegen gehen.

Obgleich die eigentliche Saison der winterlichen Zerstreuungen und gesellschaftlichen Unterhaltungen noch nicht recht in Gang gekommen ist, hat man doch bereits einen Gutes versprechenden Anfang damit gemacht. Insbesondere haben wir den Gedanken, für das gebildete Publikum Concerte zu arrangiren, die sich's zur Aufgabe machen, klassische Musikstücke von namhaften Künstlern zur Aufführung zu bringen gegen Erlegung eines mäßig gestellten Eintrittspreises, als einen in jeder Hinsicht glücklichen zu bezeichnen. Es fehlt hier zwar nicht an vortrefflichen Concerten, diese musikalischen Genüsse werden aber eigentlich nur der hiesigen reichen Welt bereitet, tragen mithin entschieden einen exclusiven Charakter. Der Mittelstand, der, was gediegene Bildung anbelangt, großentheils hinter den mit irdischen Gütern reich Gesegneten nicht zurückbleibt, muß sich kostspielige Genüsse, wie es die „philharmonischen Concerte“ sind, versagen oder darf sie sich nur ausnahmsweise gestatten. Es wird also wirklich einem lang gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, wenn die „Volksconcerte,“ welche der rühmlichst bekannte hiesige Gesangkünstler Julius Stockhausen ins Leben gerufen hat, ebenso verdiente Anerkennung finden, wie sie beim Publikum Theilnahme gefunden haben.

In unserer theatralischen Welt herrscht gegenwärtig ziemliche Regsamkeit, Stadt- und Thaliatheater wetteifern, soweit zwischen beiden Bühnen Wetteifer überhaupt stattfinden kann; um dem Publikum zu bieten, was Anziehungskraft auf dasselbe ausübt. Im Stadttheater gastirt zur Zeit der Hofschauspieler Hendrichs aus Berlin, ein Mann, der von früher hier sehr beliebt ist und dessen zeitweiliges Auftreten auf einer Bühne, welcher derselbe schon wiederholt Triumphe zu verdanken hat, immer mit Spannung entgegen gesehen wird. Sein dießmaliges Gastspiel ist in sofern von Interesse für denjenigen Theil des Publikums, der sich noch einigen Sinn für die classische Schauspielkunst erhalten hat, als er unserem Publikum Dramen vorführt, die sonst hierorts nicht über die Bretter zu gehen pflegen. Unter diesen älteren Stücken befinden sich Michael Beers „Struensee“ und Müllners „Schuld.“ Für jüngere Theaterbesucher dürfte gerade letzteres Trauerspiel, dessen Erscheinen die bereits wieder glücklich überwundene Epoche der Schicksalstragödien eröffnet hat, von besonderer Anziehungskraft seyn, da es seit zwanzig Jahren, vielleicht noch länger hier nicht mehr gegeben worden ist. Von neueren Dramen

können. Spanien selbst aber nahm in den neuesten Tagen noch sich Genugthuung dadurch, daß eine Unterthanin der Pyrenäeninsel die Kaiserkrone dieser Napoleone empfing und zur Neugründung der Dynastie beitrug. Erlebte man es doch im Königreiche, daß Eugenie diesen Triumph in Person hintrug, und ihr, nach alter Etiquette ritterlicher und prahlender Gastfreundschaft, auf silberner Schale die Schlüssel dieses nämlichen Palastes von Madrid überreicht wurden. Sah die Königin sauer dazu, oder machte sie gute Miene zum bösen Spiele? Man erzählte, daß sie die vor kurzem noch so schöne Frau nicht ausstehen, ihr nicht vergeben könne, daß sie jetzt sogar mehr sey als Isabella selbst, Kaiserin sey, und doch einst ihre „doméstica" gewesen. Ein Beweis, daß der Scepter nicht vor weiblichen Schwächen schützt; leider nicht der einzige. Dieses Geheimniß, welches längst keines mehr ist, fliegt über alle Zungen Spaniens. Die gleichen Zungen geben zu, daß die Souveränin gutmüthig ist und offenen Herzens, eine offene Hand zum Schenken hat, wofern sie selbst etwas hat. Auffallend, wie bei einer Nation, in welcher die Idee des Monarchismus den stärksten Ausdruck gefunden und theilweise noch findet, der Incarnation derselben, der Persönlichkeit, so wenig Achtung begegnet. Dürfen wir es eine umgekehrte Reaktion nennen? Wie in dem kräftigen Colorit auf spanischen Meisterbildern die Gegensätze scharf ausgeprägt sind, Schatten und Licht, so findet man wohl in keinem andern Volkscharakter das Absolute und das Demokratische so nahe und schroff neben einander. Wenn die Herrscherin durch die Straßen von Madrid fährt in allem Pomp des großen Aufzugs, wie sie täglich pflegt, schauen ihr wohl alle nach, mancher lächelnd, keiner aber rückt den Hut.

In dieser möglicherweise, wir beklagen es aussprechen zu müssen, selbstverschuldeten Mißachtung mögen wir die Ursache erblicken, daß es neuerdings dem Fremden so äußerst erschwert, den Einheimischen nahezu unmöglich gemacht wird, in den Palacio real zu dringen. In der „sala de los Embajadores," dem Audienzsaale, namentlich mag Unfug vorgefallen seyn. Die Leute, ob aus Muthwillen, ob aus Bosheit, sollen sich unter den Thronhimmel gesetzt, Spott mit den Attributen der Königswürde getrieben haben. In diesem Thronsaale halten die Regenten Spaniens bei großen Gelegenheiten festliche Cour, und hier stellt man sie auch, die todten Könige, auf dem Paradebette aus. Mengs, den man überall wiederfindet, nicht bloß in Rom und Neapel, hat auch hier in den Staatsgemächern Plafonds al Fresco gemalt, wie Giaquinto das Deckengewölbe der Hofkapelle. Keine von den Glorien altspanischer Kunst begrüßt uns hier, deren Erblühen als eine der kräftigsten Lebensäußerungen des siebzehnten Jahrhunderts erscheint.

Durch andere weitgedehnte Höfe, über deren einem das älteste Haus von Madrid sich giebelt, eilten wir nach dem terrassenförmigen Garten auf der Palastseite gegen den Manzanares, wo sich die Höhe plötzlich steil hinabsenkt bis zum Rande des Flusses und man der Aussicht genießt über seine umbüschten Gestade, die Anlagen, Campo del Moro genannt, die ferngestreckten Fluren Castiliens, bis zu dem Hintergrunde der Guadarama und Suma Sierra; ein Anblick voll Erhabenheit, streng, abgeschieden, wie alles in dem Lande. Man begreift die Einsamkeit der Monarchen Spaniens in diesem Palaste: nur sie und ihre Erde, und der Himmel, nur ihrer eigenen und der göttlichen Macht gegenüber! Indessen steigt jetzt, charakteristisch genug für die Gegenwart, außer dem Bahnhofgebäude beim Thor San Vicente, auf dem Nachbarhügel rechts vom Schlosse, der Montaña del Principe Pio, ein neues „cuartel" empor, eine Monstrecaserne, Cuartel de San Gil, für die Artillerie. Die vielen großen und zum Theil nagelneuen Casernen, die sich über Madrid ausgestreut finden, sind sehr sprechend. Ueber kurz oder lang, daran zweifelt niemand, darauf deuten alle Zeichen, nicht bloß die neuesten Wahlbewegungen, gibt es hier doch wieder Revolution, selbst ohne die, wenn auch unsichtbaren, elektrischen Fäden, welche von jeher diese Halbinsel und die welsche an einander geknüpft haben.

Von Fürstensitzen kann ich die thronende Lage des hiesigen Schlosses nur mit dem allerdings nahverwandten Vatican vergleichen. Tief unten weideten Rinderheerden zu Füßen der spanischen Königsburg, gleich den Schafen am Belvedere und der Engelsburg. In einem wahren Gottesfrieden lag das Gebirge da, fast silbergrau.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 16. December 1864.

Wie du zum erstenmale mir erschienen,
Erscheinst du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwegen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir.
Es soll von deinem Dienste mich fortan,
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreuen.

Goethe.

Passiflora.

(Fortsetzung.)

Die Vorhänge sind endlich zurückgezogen worden; eines der Fenster steht offen, und wenn ich aus meinem Zimmer nach der Seite des Gebirges blicke, gewahre ich einen großen Feldblumenstrauß, den der Graf selber heute früh für die Genesene gepflückt hat. Der Graf selber! Ich schäme mich des Unmuths, der neben so großem Grund zu lebendiger Freude und beruhigtem Aufathmen in meinem Herzen noch Raum findet. Denn nicht nur, daß ihr Lebenslicht von Neuem frisch empor blüht; auch der Nebel, der ihr inneres Bild bis heute verschleierte, ist ja nun zerronnen, und indem ich ihrer gedenke, schaue ich wie auf ein endlich völlig aufgedecktes Meisterwerk aus guter, alter, einfältiger Zeit, das unter der bunten Ueberpinselung der nachgeborenen Zeit des tiefen Verfalls seine ganze rührende Naivetät bewahrt hat.

Und dennoch wende ich mich traurig ab. Was mich, aus ihrem Munde, aus ihrer Feder kommend, mit wärmstem Dankgefühl gegen alle guten Geister, die Herz und Hand ihr rein erhalten, erfüllt hätte, das hat mich als Mittheilung eines Dritten fast verstimmt. So eng und ausschließlich in ihren Ansprüchen ist die Leidenschaft! Wie ich die scheinbar Schuldige vertheidigte, würde ich noch in diesem Augenblick für die erwiesen und geständig Schuldige mit Wonne eintreten. Um mich der Gerechtfertigten zu freuen, hätte ich nie die Seligkeit kosten dürfen, der Anwalt der Verlästerten zu seyn.

Die Baronin P. also wußte um Alles. Der Graf ist, auf das ausdrückliche Verlangen der Fürstin, bei dem ersten Wiedersehen Beider zugegen gewesen. Die Kranke hat jede mütterliche Umarmung abgelehnt und mit großer Festigkeit den Entschluß zu erkennen gegeben, nachdem sie sich an dem Fürsten durch ihr verstocktes Schweigen schwer vergangen habe, dasselbe keine Stunde länger fortdauern zu lassen. Sie hat die Baronin gebeten, durch Erzählung des wahren Sachverhalts ihr, der durch ein Gelübde Gebundenen, das Brechen desselben zu ersparen. — Die Baronin ist im ersten Augenblick außer Fassung gerathen, denn der Zweck ihres Kommens scheint das Wiedergeltenmachen ihres alten Einflusses gewesen zu seyn, und sie mochte gerade gefürchtet haben, durch ein Ausbleiben in so wichtiger Zeit jenen Einfluß völlig einzubüßen. Die unerwartete Eröffnung der Fürstin durchkreuzte diese Hoffnung nun auf's schonungsloseste.

Was eben verhindert werden sollte, ein neues Aufrühren des alten längst übergrünten Geheimnißsumpfes,

war durch jene Begrüßungsworte bereits geschehen. Es blieb keine Wahl, als die, Alles zu bekennen, oder die Fürstin für irrsinnig zu erklären. Der Graf versichert, nie so viel Abscheu und Mitleid, in einer und derselben Regung verschmolzen, empfunden zu haben, wie bei dem Vorgange, der nun folgt.

Die Baronin verstummte einige Augenblicke; dann bekannte sie Alles. Sie selbst hatte das Gift in den Wein geschüttet. Die Fürstin war mit keinem Gedanken bei der That betheiligt gewesen; sie hatte erst nachträglich davon Kunde erhalten.

Aber wie kam die Baronin zu dem Gift? war das Ganze eine überlegte Handlung? — Hier, sagt der Graf, mischte sich in meinen Widerwillen gegen das arge Weib jenes Körnlein tiefsten Mitleids. Nein, überlegt war nichts. Durch ihre Sucht nach Glanz und irdischen Würden hatte die Baronin ihre Pflegetochter allmählig weit über ihren Stand hinaus und in diejenigen Kreise emporgebracht, in welchen mein unglücklicher Sohn das junge Mädchen kennen lernte. Aber die neuen Huldigungen, welche der kaum Vermählten nun dargebracht wurden, überspannten den Gesichtskreis der Mutter nur noch mehr. Sie glaubte, ihr Kind sey schon auf dem Wege zu den höchsten irdischen Ehren gewesen und betrachtete von da an seine Verbindung mit meinem Sohne als eine unverantwortliche Uebereilung. Sie dachte, für den Fall, daß die Gesinnungen des Thronfolgers sich noch unverhohlener zu erkennen geben sollten, an eine Trennung jener, wie sie meinte, überstürzt eingegangenen Ehe. Sie traf sogar schon Vorbereitungen dazu.

Inmitten dieser geheimen Thätigkeit wurde sie von der Schreckensbotschaft überrascht, die Eifersucht des Fürsten stehe plötzlich in hellen Flammen, nachdem ohnlängst ein erster Ausbruch derselben bereits mit Mühe durch die davon Bedrohte allein erstickt worden sey. Ein solcher, von dem Fürsten selbst ausgehender Bruch hätte den Ruf seiner Gattin rettungslos preisgegeben. Die Baronin verlor daher den Kopf, und bald war auch die Fürstin selbst ihres Weges kaum mehr kundig; statt durch die Ruhe des reinen Bewußtseyns den leidenschaftlich Erregten zur Besinnung zurückzuführen, verscherzte sie durch ihre wachsende Verwirrung seinen letzten Glauben an ihre Wahrhaftigkeit. Alles wogte von nun an in wilder Auflösung durcheinander. Die Krisis war in wenig Tagen auf ihrem Gipfel.

In dieser Geistesverfassung kam dem mit so tiefer Entehrung bedrohten jungen Weibe ein furchtbarer, aber freilich nur zu nahe liegender Gedanke: sie beschloß sich das Leben zu nehmen. In den mineralogischen und vegetabilischen Sammlungen des Grafen war Gift in Menge zur Hand. Wenige Schritte führten dahin. Sogar im Dunkeln ließ sich mehr zusammentragen, als von Nöthen gewesen wäre, um alle Theilnehmer eines jener glänzenden Jagdfeste stumm zu machen, welche noch kurz zuvor die ganze begüterte Nachbarschaft nach dem gastfreien Schlosse gelockt hatten. Aber die Sammlungen waren nicht leicht zugänglich. Schlüssel mußten gesucht, Riegel geöffnet werden. Die Baronin wurde aufmerksam. In dem Augenblick, als die Lippen der Fürstin schon den faden Geschmack des Giftes kosteten, wurde ihr von der Mutter das Gefäß aus den Händen gerissen.

Diese Wendung entschied über das Leben des Fürsten. Die Tochter war das Idol der Baronin. Dieses Idol sah sie nicht nur in seiner Ehre bedroht; auch das Leben desselben hatte nun auf dem Spiele gestanden, war vielleicht morgen schon wieder der nämlichen Gefahr preisgegeben. In ihrer Angst, in ihrer Wuth suchte sie nach einem Mittel, den Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Sie suchte nicht gar lange. Sie hielt das Mittel ja schon in der Hand. — So ging der Tod an derjenigen, die ihn gerufen hatte, vorüber und legte seine eisigen Finger an die Eingeweide dessen, der nichts von ihm ahnte.

Aber kaum war das Verbrechen begangen, als auch schon die Ernüchterung folgte. Die Baronin verrieth sich der Tochter. Diese rief Hülfe herbei. Der Fürst erhielt Gegengifte, und für den Augenblick war sein Leben gerettet. — Im ersten Gewahrwerden seiner Lage hatte er die Fürstin für seine Mörderin gehalten; dann war ein Moment gekommen, wo sein Lebenslicht im Verlöschen schien und wo der Sterbende Vergebung für alles ihm Angethane verhieß, wenn die vermeinte Schuldige sich durch einen Eid wenigstens von dem Verdachte der Untreue zu reinigen vermöchte. Dieß konnte sie, und der Fürst glaubte ihrem Schwur.

Damit war die wirklich Schuldige in eine Versuchung geführt, die sich bald nach dem Eintreten beruhigender Symptome als für ihre oberflächliche Natur zu schwer erwies. Der Fürst schien auf dem Wege der Genesung; das Vorgefallene war in die Grenzen eines häuslichen Zwistes zurückgedrängt; die Liebe des Fürsten zu seinem Weibe hatte sich als zu wurzelfest bethätigt, als daß die vollständige Wiederaussöhnung lange auf sich warten lassen konnte; — genug, das heroische Opfer der Tochter — es wurde von der Mutter angenommen. Als nach einiger Zeit die Fürstin von der Besorgniß beschlichen wurde, sie werde die Mutter in einem unbewachten Augenblicke dennoch verrathen, band sie sich, zu noch größerer Unverbrüchlichkeit

des auf sich genommenen Geheimnisses, durch ein Gelübde.

Hier beginnen Hülfeleistungen, über deren eigentliche Bedeutung der Graf auch heute noch im Unklaren scheint. Er hält dafür, daß der jetzt scheinbar psychologisch erklärte Sachverlauf nur die Schatten eines Intriguenspieles sind, dessen wirkliche Figuren nie an's Licht kommen dürften. Die Betheiligung der Kirche bei dem Ganzen hält er für zu unvorsichtig plump, als daß er sie im bewußten Besitz einer Hauptrolle glauben sollte. Er weiß, so scheint mir's, um ein feingesponnenes, unzerreißbares Netz, dem der Thronfolger bereits ebenso rettungslos verfallen ist, wie dessen beiden Regierungsvorgänger diesem Netze verfielen. Ob der Graf hiebei auf weit angelegte Plane der erbberechtigten Nebenlinien hindeuten wollte, vermochte ich nicht zu errathen. Unzweifelhaft däucht mir nur, daß von einer öffentlichen Sühne des begangenen Verbrechens vorwiegend aus Rücksichten politischer Art abgesehen worden ist, auch jetzt abgesehen werden wird.

Ich habe die Fürstin heute in den Wagen tragen sehen; sie ist dann eine Stunde im Schatten der blühenden Lindenterrasse umhergefahren worden und hat sich darauf in den Gartenpavillon tragen lassen. Der alte Graf hat seine Zimmer daselbst geräumt, so daß die Fürstin und ihre Bedienung eben ausreichenden Platz haben werden. Er selbst ist nach der Bibliothek hinüber gezogen. Wenn auch ich meine Residenz aus dem Schlosse nach meinem Studio im Park verlegen wollte, dürfte ich mich füglich als Dritter im Bunde betrachten. Der Graf scheint so etwas sogar erwartet zu haben. Er meinte heute, ich würde schon nachkommen.

Aber ich denke, ich thu' es nicht. Wenn ich meine Stellung hier scharf in's Auge fasse, so ist mir deren Mißlichkeit nicht zweifelhaft. Geleistet habe ich bis jetzt fast nichts. Der übermalte Musiksaal konnte von jedem andern besser aufgestutzt werden. Das Bildniß des verstorbenen Fürsten, interessant, wie es mir selber ist, kann doch eine strenge Kritik nicht wohl bestehen. Von den zwölf Wandbildern für die beiden Lesezimmer der Bibliothek sind erst sieben im Entwurf vollendet. Das ist die Summe meiner hiesigen künstlerischen Thätigkeit; denn meine flüchtigen Skizzen nach der Natur kann ich kaum für etwas Verdienstliches anrechnen, obschon der Graf, um mich zu fleißigen Naturstudien zu ermuntern, jedes solches Blatt mir sofort entführt.

Aber ich will annehmen, daß diese Leistungen die Zahlungen, welche der Castellan mir in regelmäßigen Raten aufdrängt, wirklich aufwiegen; immer fehlen mir dann noch die Mittel, um das, was ich an Herzenswohlthaten von dem alten Schloßherrn empfange, einigermaßen wett zu machen. Er bricht vor mir ein Siegel nach dem andern; er würdigt mich des Einblicks in Verhältnisse, von denen niemand ringsum eine Ahnung hat, und ich — stehe ihm stumm und zugeknöpft gegenüber. Schlimmer noch, ich führe Buch über mein Verhältniß zu ihm und zu derjenigen, die zu mir eigentlich in gar keinem Verhältniß steht, noch stehen darf. Dieses unberufene Buchführen bringt sie und mich, hinter des Grafen Rücken, einen Augenblick in die denkbar intimste Berührung, wird zum Verräther an allem, was er gegen mich, gegen mich allein, äußerte, wagt Gefühle auszusprechen, die in einem Trauerhause und vollends einer so Hochgestellten gegenüber für mehr als unziemlich gelten müssen, und legt ihr wie mir durch eines und das andere ein Schweigen auf, wie es bei Personen, die sich denn doch nichts seyn dürfen, auf die Dauer nicht wohl anders als peinlich wirken kann.

Dieß, denke ich, ist meine Stellung hier. Ich nehme, aber ich gebe nicht wieder. Der Graf beräth sich vertrauensvoll mit mir, und ich finde das Mittel, — kann ich jenen der Fürstin gewordenen Einblick denn anders nennen? — seine Vertrauensergüsse vor die Augen derjenigen zu bringen, um welche sich's handelt; noch mehr, ich sehe das begangene Unrecht ein, und ich sündige unverdrossen fort. Jede Zeile, die ich niederschreibe, ist — trotz der Gewißheit, daß sich jener Einblick nicht wiederholen wird — ein neuer Verrath an dem mir erwiesenen Vertrauen; ja, ein Verrath ohne allen Zweifel. Aber hätte die Fürstin nicht unter der Wucht ihres Geheimnisses erliegen müssen, wenn dieses verrätherische Tagebuch ihr nicht den Stachel so grausam in die Seele drückte, daß sie vor Schmerz aufschreien mußte? Wird hier nicht Unrecht in Recht verkehrt? Es kann keinem Casuisten je eine schwierigere Gewissensfrage vorgetragen worden seyn. Dabei ist mir dieses Rechenschaftsablegen schon so sehr zum Bedürfniß geworden, daß mir's zum Ueberblicken meiner Lage fast unentbehrlich ist. Und wieder — soll ich denn etwa eine Thüre deßhalb verschließen, weil ihr Offenstehen mich einmal zum Glücklichsten aller Menschen gemacht hat?

Als ich eben den Lauf des Baches verfolgte, der zwischen der Lindenterrasse und meinem Studio sich durch die Kleetriften dahin schlängelt, sah ich eine Schnecke am Ufer entlang kriechen und jeden Augenblick mit den Fühlhörnern nach der andern Uferseite hinüber lugen, um dann stets von neuem ihren Silberschleim

in der alten Richtung fortzuschleifen. Während ich dem verdrießlichen Geschäft zusah, flog ein Fink wohlgemuth mir an der Nase vorbei, und war schon drüben, als ich den resoluten Burschen noch kaum erkannt hatte. Ich glaube doch, ich werde es heute einmal mit dem Fliegen versuchen.

Die Fürstin ist zum erstenmal wieder ein halbes Stündchen zu Fuß gegangen; der alte Graf hat sie geführt; ich bin, als sie vorüber kamen, am Wege gestanden und habe die ungeschickteste Verbeugung gemacht, die je einem Liebestrunkenen mißlungen ist. Himmel, welch eine Anmuth! Und ich, der ich meinem Pinsel dazumal einreden wollte, so etwas lasse sich malen!

Ich gerathe immer mehr in die Irre. Die Fürstin hat sich heute den Inhalt der sieben Entwürfe von mir erklären lassen; ich bin eine Viertelstunde ihrem Rollstuhle gegenüber gestanden, und als ich zu Ende war, hat weder sie, noch ich mit dem leisesten Zeichen verrathen gehabt, daß sich oben in einem Zimmer des Schlosses eine bewußte Schieblade und in dieser Schieblade ein geschriebenes Zwiegespräch befindet, von welchem nur sie und ich wissen. Aber weiß sie denn wirklich davon? Seit heute ist mir's, als hätte ich mich in einen ungeheuern Irrthum hinein geträumt. Ich bin in meiner Unruhe schon zum Peter hinüber gelaufen und habe mir Katis Schreibbücher zeigen lassen wollen. Zum Glück ist weder sie, noch die Spinnmirzel des Schreibens kundig. Der Castellan hat eine unverstellbare Kritzelschrift; ich kenne sie aus seinen Quittungen. Die Frau des Castellans versichert mich, das Schreiben längst wieder verlernt zu haben; ich hatte von ihr, um nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen, den deutlich geschriebenen Titel eines Traum- und Spukkalenders erbeten, den sie mir neulich in einer mitleidigen Minute empfohlen hatte. Wer, als die Fürstin selbst, bleibt hienach noch der Urheberschaft jener Zeilen verdächtig? Der kleine Baumeister? Das Geheimniß fängt an mir unerträglich zu werden. Vor welchen Augen, o Himmel! habe ich am Ende, ohne es zu ahnen, Comödie gespielt.

Es hat den ganzen Tag geregnet, die Fürstin hütet ihr Zimmer, und mein Plan ist also für heute in's Wasser gefallen. Aber bei der nächst sich darbietenden Gelegenheit soll er mir Gewißheit schaffen. In diesen Zweifeln halte ich's keine Woche länger aus. Was mir gestern spät Abends beim Wiederaufsuchen und lauten Lesen der verhängnißvollen Worte plötzlich jede Sorge verscheuchen wollte — ich schreibe ja dieß alles in einer Sprache, die niemand außer der Fürstin und dem Grafen hier versteht, und auch jene Antwortzeilen sind ja in der nämlichen Sprache geschrieben, — wie konnte ich nur an Kati und Mirzel denken! — das ist mir nun doch zu einer Quelle neuer Beunruhigung geworden. Die Bienenemsigkeit des kleinen Baumeisters hat sich, wie ich heute herausbrachte, schon seit er hier ist, auf das Erlernen des Italienischen geworfen, und der Graf selbst lieh ihm die nöthigen Bücher. Zum Glück — denn der bloße Gedanke an diesen Zwerg empört mir schon das Blut — liegt ein so waghalsiger Streich, wie jene Einmischung in meine schriftlichen Selbstgespräche einer gewesen wäre, nicht in seiner Natur. Meine Besorgnisse beginnen daher in der Richtung des Grafen zu schweifen, so wenig ich auch glauben kann, daß er in solchem Grade den Mann von feinen Sitten verleugnen sollte.

Abermals ein Stein vom Herzen! Ich habe Windmühlen bekämpft! Der Himmel ist wieder weit und blau, o wie weit, wie grenzenlos weit! Die Fürstin hatte neulich von ehemaligen Zeichnenversuchen gesprochen. Der Graf war gleich mit Aufmunterungen bei der Hand gewesen, und ich sollte entscheiden, ob Talent vorhanden sey. Natürlich mußte ich um Proben bitten. Der Graf meinte dergleichen irgendwo verwahrt zu haben, und versprach das Verlangte hervor zu suchen.

Mittlerweile fiel mir eine Bemerkung von — wenn ich nicht irre — Leonardo ein. In seiner Schrift über die Malerei steht, glaube ich, zu lesen, er getraue sich aus der Handschrift eines Menschen die malerische Befähigung desselben mit Sicherheit festzustellen. Heute hatte ich denn Dinte und Feder zur Hand, die nämliche Dinte, die nämliche Feder, mit welcher die geheimnißvollen Zeilen geschrieben worden waren; auch das Papier war von derselben groben Sorte, auf der ich allnächtlich dieses Durcheinander von Bangen und Seligkeit nachklingen lasse. Als ich von dem Grafen gerufen wurde, bewaffnete ich mich rasch mit meinem Forschungsgeräth und folgte ihm zu der Fürstin.

Sie stand sinnend am Fenster, vermied es, wie bisher noch allemal, mich beim Grüßen gerade anzusehen, und versetzte mir auch dießmal durch ihre bloße Nähe den Athem bis zur wirklichen Beklemmung. Zu meinem Glücke war der Graf so redselig, daß ich nicht zu sprechen brauchte. Er hatte etwa ein Dutzend Bunte-Stift-Zeichnungen zusammen gesucht, welche die Fürstin aber nicht als von ihr herrührend erkennen wollte. Diesen Fall hatte ich nicht vorgesehen. Er begünstigte meinen Plan auf erwünschteste Weise, und ich brauchte

nun nicht erst das Trügliche aller derartigen Copien weitläufig aus einander zu setzen.

Sobald der Graf seine Blätter wieder zusammenrollte, fragte ich ihn nach jener Stelle in der Schrift Leonardos. Sie war ihm nicht im Gedächtniß; als Freund von präcisen Citaten erklärte er sich aber sofort für eine gründliche Ermittlung dieses ihm überhaupt wichtig scheinenden Ausspruchs, und ehe ich mit meinem Schreibetui herausrücken konnte, war er auf und davon. Im offenen Nebenzimmer, mit dem Kopfe von uns abgewendet, saß die Kammerfrau der Fürstin. Sonst war niemand in der Nähe. Die Fürstin und ich standen sich unbeobachtet gegenüber. Sie hatte die Hand auf die grüne Tischdecke gestützt, blickte vor sich hin und schien auf die Plötzlichkeit unserer Lage eben so wenig vorbereitet gewesen zu seyn, wie ich. Mir war das Blut zum Kopfe geschossen.

Es mag immer eine marternde Aufgabe seyn, sich zu maßvoller Ruhe zwingen zu müssen, und dabei vor wild aufstürmender innerer Bewegung seiner Sinne kaum mächtig zu seyn; hier steigerte sich meine Verwirrung noch unter dem Bewußtseyn, daß ich mich einer kaum von schwerer Krankheit erst Erstandenen gegenüber befand. Ich bebte vor mir selber. Während mir ihre Hand die meine magnetisch an sich zu ziehen schien, krampften sich meine Finger um das Etui in meiner Brusttasche zusammen, kämpfte ich mit dem ganzen Rest meiner traumartig umnebelten Willenskräfte gegen die fast unwiderstehlich lockende Neigung. Endlich gewann ich hinlängliche Fassung, um wenigstens reden zu können.

Ich deutete an, daß, wenn die Fürstin sich zum Niederschreiben weniger Worte entschließen könne, meinerseits das dazu Erforderliche vorbereitet sey. Sie schlug die Augen auf, und ich glaube, obschon ich mir sofort mit dem Schreibzeug zu schaffen machte, zu fühlen, daß sie mich ansah. Es war eine Minute bänglichster Spannung. Wenn sie die Schreiberin jener Zeilen gewesen war, so wußte sie, mit welchen Gefühlen ich ihr gegenüber stand. In ihrer Macht lag es in diesem Augenblick, durch ein einziges Wort — und wäre es nur das Eine „hoffe!" gewesen — mich von allem Kleinmuth zu befreien und mich grenzenlos zu beseligen. Niemand als ich war ja Zeuge des Zeichens, das sie mir geben würde. Sie konnte wissen, daß es auf dem Grunde meines Herzens unverbrüchlich versiegelt bliebe, bis es ihr selbst gefallen würde, dem Zeichen einen lebendigen Inhalt zu geben. War sie hingegen jenen Zeilen fremd gewesen, so mußte der nächste Augenblick alle meine kühnen Träume in eiteln Schaum auflösen. Alles war dann vorüber. Diese ganze bewegte Zeit hatte nur den Werth einer bunten Luftspiegelung gehabt.

(Schluß folgt.)

Shakespearestudien eines Realisten.

(Fortsetzung.)

Wie deutlich sind andererseits die Anklänge jenes 66sten Sonetts an die bekannten Monologen Hamlets.

Nach Grabesruhe sehn' ich mich ermattet;
Denn das Verdienst erblick' ich bettelarm,
Das leere Nichts mit Reichthum ausgestattet,
Die reinste Treue in des Meineids Arm.

Als Beute der Gewalt die Huld des Weibes,
Der Schande Kleid mit Ehrengold verbrämt,
Des Geistes Würde wie die Kraft des Leibes
Durch Tyrannei verkrüppelt und gelähmt.

Die Kunst im Zungenzaume der Beamten,
Die Weisheit in der Thoren Vormundschaft,
Die Wahres stets als Unverstand verdammten,
Und alles Gute in des Bösen Haft.

Deß bin ich satt und stürbe gern. Ach, bliebe
Da nur nicht völlig einsam meine Liebe!

Die Gestalt Hamlets hebt sich so sichtbar von allen andern dramatischen Charakteren des Dichters ab; sie erinnert so deutlich an das zartbesaitete und zur Schwermuth geneigte Gemüth des Sonettendichters, daß

wohl kein aufmerksamer Leser über eine nähere Beziehung dieses Charakterbildes zu seinem Schöpfer im Zweifel bleiben kann. Hamlet ist entschieden der geistvollste und sensitivste Mensch, den uns Shakespeare zeichnet. Ja der Dichter zeigt sich nicht einmal bemüht, das Incognito ängstlich zu verstecken. Es ist das einzige Stück, in welchem Shakespeare lokale Verhältnisse, in die er persönlich verflochten war, offen zur Sprache bringt, das Londoner Theaterwesen, die Stellung des Globus zu den Kindern der Königin, seine Fehden wie seine Freundschaften mit bestimmten Persönlichkeiten, und wo er das was er längst über die Schauspielkunst auf dem Herzen hatte, in jene bekannten goldenen Sprüche faßt.

Allein wenn wir es nun auch wohl begreiflich finden, daß bei einer dramatischen Behandlung der Hamletsage als die Hauptaufgabe erschien, unter der Decke verstellten Irrsinns Sprüche tiefsinniger Weisheit zu verbergen, daß der Dichter diesen Anlaß benützte, unter fremder Gestalt seinen damaligen Gemüthszustand, seine eigene Lebensanschauung zum dichterischen Ausdruck zu bringen, wenn wir unbedingt zugeben, daß diese eigenste Zuthat des Dichters seinen Hamlet zu dem interessantesten, geistvollsten, tiefsinnigsten seiner dramatischen Werke erhebt, so dürfen wir doch ebenso wenig verkennen, daß eben diese Zuthat in den dramatischen Stoff und in den Gang der Handlung als etwas Fremdartiges und vielfach Störendes eingreift, daß die Hamletsage, deren wesentlichste Grundzüge das Stück doch im Uebrigen beibehält, an sich wenig geeignet zur Einschaltung eines so subjektiven Elementes war, daß es dem Dichter schwerlich auch nur darum zu thun war, jedenfalls aber nicht gelungen ist, die Inconvenienzen, die sich aus jener eigenthümlichen Beigabe mit Nothwendigkeit entwickelten, ganz zu beseitigen, daß das Stück deßhalb hinsichtlich der Uebereinstimmung der Charaktere und nach der pragmatischen Seite in Gang und Fügung der Handlung die größten Anstöße gibt, ja daß es unter diesem Gesichtspunkt geradezu den unvollkommensten Werken des Dichters beizuzählen ist.

Derselbe Hamlet, dem Shakespeare die zarten Fühlhörner, die Melancholie, den vibrirenden Geist und Witz der eigenen Dichterseele geliehen hatte, paßte nun einmal nicht mehr zum nordischen Helden, zum blutigen Rächer einer blutigen That, zum fünffachen Mörder oder Todtschläger. Wollte der Dichter in die alte Sage die Elemente einer modernen Bildung und Gefühlswelt legen, so mußte er, wie Goethe in der Iphigenie that, den Stoff selbst in's Humane und Symbolische umbilden. Wenn Shakespeare aus der alten Sage die Tödtung des hinter der Tapete horchenden Hofmanns, den listigen Verrath an den Begleitern auf dem Zug nach England herübernimmt, wenn somit dieselbe zartbesaitete Natur, die für die sittlichen Schwächen Anderer und für die Verderbtheit der Welt so empfindlich ist, drei Unschuldige nur so nebenher um's Leben bringt und dabei noch thut, wie wenn nichts geschehen wäre, so macht uns dieß ungefähr den Eindruck, wie wenn Iphigenie bei Goethe einmal in einem Zwischenakt als Priesterin ein paar Gefangene auf dem Altar der Diana schlachten würde.

Tritt man aber der Fügung des Stücks näher, so sieht man recht, wie ungenirt der Dichter das als das Gegebene, Selbstverständliche bei einer Behandlung der Hamletsage behandelt hat, in die Form irrsinnig scheinender Reden tiefere Lebensweisheit zu verstecken. Er behandelt es fast als eine selbstständige Episode in der Handlung, ähnlich wie die Falstaffscenen im Heinrich IV.; er gibt sich kaum die Mühe, diesen Irrsinn auch nur nothdürftig zu motiviren, er wußte, daß das mit dem Sagenstoff selbst, der seinem Publikum durch andere Bearbeitungen bereits bekannt war, schon gegeben und erwartet war.

In der alten Sage hängt Alles wohl zusammen. Hamlet stellt sich dort nicht wahnsinnig, sondern, wie Junius Brutus, tölpelhaft und schwachsinnig; er thut es, um dem König ungefährlich zu erscheinen. Es ist dort vorausgesetzt, daß es sich nicht einfach darum handelt, durch einen raschen Dolchstoß an dem König Blutrache zu üben, sondern in den Augen des Heers und des Volks sich zuvor als den zur Krone berufenen und befähigten Erben zu erweisen. Dieß geschieht durch die versteckten Beweise seiner List und seines Scharfsinns, wie durch seine Heldenthaten in dem Krieg in England. Bei Shakespeare ist kein rechter Grund einzusehen, warum sich Hamlet irrsinnig stellt. Er ist nicht bedroht; der König fürchtet sich eher vor ihm; und Hamlets Verhalten im Wahnsinn ist der Art, daß es weit mehr Verdacht erregen, als den König in Sicherheit wiegen muß. An die Wirkung auf Volk und Heer wird gar nicht gedacht, und wenn man sich an die Stelle verständiger Bürger von Helsingör denkt, so mußten sie wohl sagen, es sey immer noch ein Glück für Dänemark, daß die Krone des alten Hamlet an seinen Bruder Claudius und nicht an diesen närrischen, überhirnischen Prinzen gefallen sey, aus dessen Betragen kein Mensch klug werden könne, der einen alten treuen Diener tödtet wie eine Ratte, mit dessen Tochter eine Liebschaft anfängt und sie dann ohne allen sichtbaren Grund wieder verläßt und zum Wahnsinn und Selbstmord treibt. Hamlets Handlungsweise hat etwas

durchaus Irrationales und Niemand hat noch vermocht, einen verständigen Zusammenhang von Zweck und Mitteln darin nachzuweisen. Nur bei unserer Auffassung wird die Sache zwar auch nicht objektiv verständlich, aber subjektiv begreiflich, indem der Dichter im Wesentlichen den Stoff seiner Sage beibehielt, aber ein fremdartiges aus seinem eigenen Seelenleben geschöpftes Element episodisch und ohne entsprechende Umarbeitung des Sagenstoffs einfügte.

Schon oben wurde in anderem Zusammenhang Hamlet unter denjenigen Dramen genannt, in welchen die Gewohnheit des Dichters, scenenweise zu arbeiten und die Wirkung der Einzelnheiten über die Harmonie des Ganzen zu stellen, am meisten hervortritt. Man glaubt sogar an dem Hamlet, wie er uns vorliegt, deutlich die Spuren wahrzunehmen, wie der Dichter jahrelang für verschiedene Aufführungen Einzelnes geändert und eingeschaltet, das Detail ausgeschmückt, aber dabei, wie es leicht geschieht, den Grundriß des ersten Wurfs hier und dort aus den Augen verloren hat. Kein dramatisches Stück löst sich so leicht in scenische Genrebilder auf, die für sich verständlich wirksam und kunstvoll ausgefeilt sind. Allein die Handlung und Charakteristik leidet vielfach darunter, auch in den Nebenfiguren.

Polonius ist im Ganzen der schmiegsame, etwas geschwätzige, oberflächliche Hofmann; in den Ermahnungen an Laertes und Ophelia, in den Aufträgen an Reinhold zeigt er die Klugheit des erfahrenen Weltmanns; dazu paßt es nun aber nicht, wenn er an einzelnen Stellen eine Art von Hanswurst macht; so abgeschmackt, wie in dem Gespräch mit dem Königspaar im zweiten Akt kann ein sonst verständiger Mensch nicht reden. Der Dichter hat hier niedrig Komisches eingelegt, ohne an die sonstige Haltung, die er der Rolle gab, zu denken; auch der Schauspieler weiß in der Regel nicht, wie er diese beiden Elemente vereinigen soll, und ohne Künstelei ist keine Uebereinstimmung hinein zu bringen. — Laertes ist eine frische, tapfere, ritterliche Gestalt; wenn er sich schließlich aber ohne alles Bedenken dazu versteht, bei einer bloßen Rappierübung eine geschärfte Waffe mit vergifteter Spitze zu gebrauchen, und so den arglosen Gegner zu tödten, so ist dieß der gemeinste Schurkenstreich, der unritterlichste Meuchelmord, den man vergeblich mit der vorausgehenden Charakteristik in Einklang zu bringen sucht. Es spielt darin die altnordische Vorstellung von der Pflicht einer rücksichtslosen Blutrache als ein fremdartiges Element in die sonst auf dem Boden der Rittersitte stehende Handlung herein.

Von Ophelia sollte man meinen, der Dichter habe ihr Bild nicht klar genug gezeichnet, da so verschiedenartige Auffassungen dieses Charakters bestehen. Goethe nennt ihr Wesen: süße Sinnlichkeit. Tieck und andere machen sie zur Kokette, wo nicht zu etwas Schlimmerem. Wir können in ihr aber nichts anderes finden, als ein reizendes, liebenswürdiges Geschöpf, ein unser tiefstes Mitleid in Anspruch nehmendes Opfer des Verhängnisses; sie ist nicht sinnlicher, als wir bei einer jungen Hofdame verzeihlich finden. Daß sie auf die wohlweisen Abschiedsermahnungen dem nach Paris reisenden Bruder räth, vor der eigenen Thüre zu kehren, finden wir ganz in der Ordnung; daß sie im Ausdruck dabei für unser Gefühl etwas zu weit geht, ist bei Shakespeare nicht allzu genau zu nehmen. Aber das finden wir allerdings, daß ihr Wahnsinn von dem Dichter nicht deutlich genug motivirt ist. Der Tod ihres Vaters ist an sich kein Grund dazu; es ist ja die Ordnung der Natur, daß die Eltern vor den Kindern sterben. Ihre Hoffnung auf den Besitz des Prinzen ist allerdings dadurch unheilbar zerstört, da sie dem, wenn auch unabsichtlichen, Mörder des Vaters nicht angehören kann. Allein diesen Gesichtspunkt macht wenigstens der Dichter nicht geltend; und überhaupt scheint ihr ganzes Wesen zuvor nicht so tief und innig angelegt, ihre Liebe zu Hamlet nicht so heftig und unzerstörbar, ihr Verhältniß zu ihrem Vater kein so zartes, daß eine völlige Zerrüttung ihres Gemüths uns verständlich würde. Jedenfalls haben diesen Wahnsinn und Selbstmord diejenigen am schwersten zu erklären, die Ophelias Grundzug in die Sinnlichkeit setzen; denn gerade die Sinnlichkeit wird, wenn ihr Ein Liebhaber entgangen ist, am wenigsten gleich an Grab und Verzweiflung denken. Man möchte glauben, daß der Dichter sich selbst hierüber nicht ganz klar war, daß er überhaupt gar nicht einen rein psychischen Vorgang voraussetzte, daß er auch das Hinzutreten unbekannter, zufälliger Ursachen nicht ausschließen wollte und es ihm viel mehr um die Wirkung zu thun war, welche die Erscheinung der verlassenen, irrsinnigen, mit Blumen geschmückten, leichte Lieder singenden Ophelia schon für sich selbst auf jedes fühlende Herz hervorbringen muß.

Unter den Veränderungen, welche Shakespeare an dem vorgefundenen Stoff vornahm, betrifft die wichtigste den Schluß. In der Sage beruft Hamlet nach der Ermordung des Königs das Volk zusammen, erzählt und rechtfertigt das Geschehene, wird darauf zum König ausgerufen und regiert lange und ruhmvoll. Dazu nun war freilich der Shakespeareische Hamlet nicht berufen; er mußte tragisch enden, wie alle die Gestalten, in welche die Dichter einen Krankheitsstoff des eigenen

Gemüthslebens ergossen haben, wie Werther, Clavigo, Faust, Eduard. Sie müssen gleichsam als stellvertretende Opfer sterben, während der Dichter andere Register seines Geistes und Gemüthes aufzieht und neue Melodien spielt. So war auch in Shakespeare die Hamletnatur nur ein Theil seines Gemüthslebens, wenn auch vielleicht der herrschende Grundton seiner individuellen Stimmung und seines Temperaments; aber es standen ihm noch reiche Accorde auf andern Saiten seiner Seele zu Gebot, und in denselben Jahren, in denen er den Hamlet schuf, fand er auch den Stoff zum Sommernachtstraum, zu Heinrich IV., zum Kaufmann von Venedig in sich vor.

VII.

Zu den englischen Historiendramen.

Die meisten Kritiker reden mit einer ganz besondern Bewunderung von Shakespeares historischen Dramen, und viele sind geneigt, darin geradezu den Höhepunkt seines Talents zu finden und ihm eine ganz eminente Fähigkeit zu Charakterisirung ganzer Zeitperioden und Völker zuzuschreiben. Wir vermögen dem nicht beizustimmen. Uns scheint Shakespeares Dichtergenius da viel heller zu strahlen, wo seine Phantasie ihre freiesten und kühnsten Flüge wagt und sich auch den Boden der Handlung selber schafft, als wo er alte Chroniken und Plutarchs Biographien scenisch bearbeitet; ja auch in diesen historischen Stücken selbst scheint uns wieder das, was der Dichter vom Eigenen frei hinzufügt (wie z. B. die Episoden von Falstaff, die Scene von Hubert und Arthur, die Brautwerbung in Heinrich V., die Traumerscheinungen in Richard III.), die eigentlich geschichtlichen Bestandtheile an poetischem Reiz weit zu überwiegen.

Um uns lebensvolle und wirksame Geschichtsbilder vor Augen zu stellen, bedarf der Dichter außer den allgemeinen dichterischen Eigenschaften noch dreierlei Dinge: einmal eine auf innerer Erfahrung und äußerer Beobachtung ruhende Menschenkenntniß, sodann eine auf breiter und vielseitiger Lebenserfahrung ruhende Einsicht in die causale Verkettung der menschlichen Handlungen und Schicksale, und drittens ein positives geschichtliches Wissen. Von diesen drei Erfordernissen besaß Shakespeare das erste in eminentem, das zweite und dritte nur in mittelmäßigem Grade. Den Abmangel an den beiden letzteren hatte er durch den Reichthum am ersten und durch den Ueberschuß an den allgemeinen Eigenschaften des Poeten zu ersetzen. Er zeichnet uns überall Menschen und gibt tieferen Gehalt, den Charakter von Völkern und Zeitperioden, aber trifft er nur so oben hin; an der objektiven Motivirung der Handlungen fehlt es, wie in den nichthistorischen Stücken, nach allen Seiten. Charaktere und Zufälligkeiten sind die beiden Agentien; es gibt nichts Mittleres. Man vermißt den Schein der Nothwendigkeit, den wir von der Entwicklung einer dramatischen Handlung verlangen. Wenn nun vollends der Faden einer einheitlichen Handlung gänzlich fehlt und das historische Drama sich in ein Schattenspiel lebender Bilder von losem Zusammenhang auflöst, wie in den meisten, namentlich englischen Geschichtsdramen Shakespeares, so geht, es mag auch noch so viel Detailschönheit übrig bleiben, der mächtigste Reiz aller dramatischen Kunst verloren.

Man kann es vollkommen zu schätzen wissen, welchen Werth es für das englische Volk hat, in dem Shakespeareschen Dramencyclus eine Art von nationaler Epopöe zu besitzen; man kann noch höher den unverwüstlichen und mächtigen Zauber schätzen, den Shakespeares wunderbare Dichtersprache über jeden Gegenstand zu verbreiten weiß; es kommt uns auch keineswegs in den Sinn, an diese englischen Historien den fertigen Maßstab eines bestimmten ästhetischen Begriffs von Drama anzulegen, da wir vielmehr ganz dem Satz huldigen: tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux; allein darum handelt es sich eben, ob diese Historien, wenn man von der glänzenden Ausnahme, die hierin Richard III. bildet, absieht, noch die Spannung und das Interesse in ihrem Hauptinhalt darbieten, ohne welche wir uns keine ästhetische Wirkung denken können. Man kann den König Johann, Richard II., die beiden Lancasterschen Trilogien wiederholt und oft gelesen haben, man wird eine Menge bedeutender Einzelerinnerungen bewahren, aber man findet es schwer anzugeben, was man eigentlich gelesen hat; man fühlt sich immer wieder versucht, sich aus Geschichtsbüchern noch besser zu orientiren und einigen Ueberblick zu gewinnen. Die sicherste praktische Probe für die Schönheit eines poetischen Werks, daß, wenn man damit zu Ende ist, man Lust hat, gleich wieder vorn anzufangen, bestehen gerade diese englischen Historien am wenigsten, und wenn Heinrich IV. eine Ausnahme macht, so verdankt er es gerade seinen nicht historischen Einlagen.

Je weniger aber eben diese historischen Dramen den unbefangenen Leser zu einem reinen Genuß kommen lassen, desto mehr sind die Kunstkritiker und Erklärer mit historisch-politischen, ästhetischen und philosophischen Betrachtungen darüber bei der Hand. Wir werden über das Wesen des mittelalterlichen, des englischen Feudalstaats, über die geschichtliche Bedeutung jener Kämpfe der beiden Rosen, über den tieferen

Wir haben oben zu zeigen gesucht, daß Shakespeare in seinen dramatischen Werken die Wirkung auf einen ganz bestimmten Hörerkreis, auf die männliche aristokratische Jugend im Auge gehabt habe; und dieser Gesichtspunkt scheint uns auch auf die englischen Historien unseres Dichters ein neues Licht zu werfen. Th. Nash erzählt ausdrücklich, Shakespeare sey durch seinen Freund, den Grafen Southampton, zur dramatischen Behandlung der englischen Geschichte bestimmt worden, und wenn dieß auch nicht der Fall gewesen wäre, so entsprach es der Natur des ganzen Verhältnisses, daß ihm der Kreis dieser jungen vornehmen Freunde und Gönner dabei vor der Seele stand. Diese englischen Geschichtsdramen erscheinen uns im Großen als eine zusammenhängende Bildergallerie aus dem Leben der Könige und großen Barone von England, vorgeführt einem gleichfalls zu hoher Stellung im Staat und in der Gesellschaft berufenen Kreise edler und hochstrebender Jünglinge. Diese Douglas, Mortimer, Bolingbroke, Buckingham, Warwick, Talbot, Salisbury waren nicht

Verfolger, die Verächter seiner Kunst, die blinden Eiferer gegen alles das, was ihm erlaubt, menschenwürdig und lebenschmückend schien. Wo er einen Bürgermeister von London auftreten läßt, spielt derselbe sicher eine verächtliche Rolle. Seine ganze Stellung, die Macht der Verhältnisse wies ihn auf eine aristokratische Geschichtsanschauung hin. Er führte seinen jungen vornehmen Freunden die Thaten und Schicksale der Großen ihres Volkes vor; er that es in der würdigsten Weise, mit einer sittlich patriotischen Tendenz; er nannte das Gute und Schlechte bei seinem Namen; er wollte in seinen Hörern den Sinn für das Edle und Große, für männliches Wesen und Selbstbeherrschung, für das Gebot von Recht und Ehre wecken und pflegen; das Prinzip der Legitimität, ein für die aristokratische Anschauung besonders hervortretender Begriff, ist der leitende Gesichtspunkt, der die Dramenreihe von Richard II. bis zu Richard III. zu einem Ganzen verknüpft; er zeigt das Walten einer höheren Gerechtigkeit in den Schicksalen der Großen, eine groß-

leben und die Falstaffscenen machen mußten. In solcher Gesellschaft mochten die jungen Freunde und der Dichter nur allzu gut bekannt seyn; wir vermuthen, daß der Dichter in dem Prinzen nicht, wie Gervinus meint, sich selbst — denn da liegen die Vergleichungspunkte doch zu fern — sondern eher den Grafen Southampton vor Augen hatte, der bei großen Anlagen und Lebensplanen ein zügelloses Leben in niederen Kreisen führte, und daß er diesem in der idealen Gestalt des zum König gewordenen Prinzen ein leuchtendes Vorbild für seine Zukunft zeichnen wollte. Ueberhaupt finden wir es sehr wahrscheinlich, daß viele der Shakespeareschen Dramen ganz voll sind von persönlichen Beziehungen und Anspielungen, die für uns verloren sind. Wenn die Freunde des Dichters, die hohen Beschützer seiner Bühne ihren Platz unmittelbar auf dem Bühnenraum hatten und man sich täglich fast körperlich berührte, wenn so der wichtigste Theil des Publikums eine unter sich zusammenhängende und dem Bühnenpersonal persönlich befreundete Coterie bildete, so war der Anlaß so nahe und die Ausführung so leicht, sich unter allen möglichen Gestalten, in Scherz und Ernst, dem größeren Publikum unbemerkt, zu unterhalten.

Auch der erste Akt in Richard II., dessen Beziehungen zum Folgenden so wenig klar hervortreten, wird verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Interesse schon an und für sich ein in Gegenwart des Königs auszufechtender Ehrenhandel von zwei großen Baronen gerade für dieses Publikum haben mußte. Ueberhaupt wird unter diesem Gesichtspunkt die eigenthümliche, den dramatischen Forderungen in so Vielem nicht entsprechende Form dieser englischen Historien begreiflicher; es ist ein Cyclus historischer Charakterbilder in scenischer Form.

Wenn Richard III. trotz dieser Form zu einer wahren und machtvollen Tragödie heranwuchs, so half dazu schon der Stoff selbst; denn auch in der Geschichte bildet die kurze Regierung dieses Fürsten den Abschluß langer Kämpfe und Wirren und hat einen rapiden, an tragischem Stoff reichen Verlauf. Der Dichter hat der Einheit, welche der historische Stoff von selbst darbot, sogar geschadet, indem er ohne Noth den Beginn der Handlung an den Tod Heinrichs VI. anreiht, und Eduard IV., der von da an noch eilf Jahre mächtig und glänzend regierte, als einen von Anfang an Hinsiechenden und für sich bedeutungslosen Herrscher darstellt. Auch sonst erregt die Handlung von der pragmatischen Seite manches Bedenken, und man wundert sich, daß er von der Geschichte auch in Dingen abweicht, die der dramatischen Behandlung ganz entgegenzukommen scheinen. So hatte Richard einen einzigen Sohn, den er mit der jungen Elisabeth vermählen wollte, und der bald darauf an einer Krankheit starb. Die Tödtung seiner Neffen hatte dadurch ein natürlicheres Motiv. Nach Shakespeare handelt er bei größtem Verstande doch wie ein Unsinniger; er rottet das ganze Yorksche Haus, für das er sein ganzes Leben lang gekämpft hat, aus, und macht seinen Gegner, den Erben der Lancasterschen Ansprüche, zum natürlichen Thronfolger. Wenigstens läßt Shakespeare diese naheliegende Seite der Sache ganz im Dunkeln. Man sieht auch nicht, auf wen oder was er denn seine Macht eigentlich stützen will, wenn er blind nach allen Seiten wüthet. Einen so mächtigen Anhänger, wie Buckingham, mußte Richard entweder schonend behandeln und beschwichtigen oder vernichten; er durfte ihn aber nicht, wie es geschieht, durch plumpe Beleidigung zum Abfall reizen. Der geschichtliche Thatbestand ist hier viel natürlicher. Das Auffallendste und Unbegreiflichste bleibt immer die doch mit sichtlicher Kunst und Sorgfalt ausgeführte Werbescene um Anna. Man sollte denken, es wäre schon stark genug, daß diese Prinzessin überhaupt dem Feind ihres Vaters, dem Mörder ihres Gatten und Schwiegervaters die Hand reicht, und es wäre fast schon zu viel, wenn dieser seinen Zweck bei ihr schon in einer einzigen Unterredung erreichte; daß nun aber hiezu der Moment gewählt wird, da der von ihm ermordete König zu Grab getragen wird, daß er mit gezogenem Schwert die Träger nöthigt, die Bahre niederzulegen, und nun auf der Straße unter Sistirung des Leichenzuges die Hand der leidtragenden Tochter erobert, erscheint uns als ein Uebermaß, das an's Unsinnige, ja Lächerliche grenzt. So schamlos konnte die öffentliche und kirchliche Sitte überhaupt nicht verletzt werden, und im Munde einer Frau können wir uns in dieser Lage nur die Eine Antwort auf alle seine Reden denken: hier sey weder der Ort noch die Zeit, mit ihr zu sprechen. Man möchte glauben, Shakespeare habe einen Vorgänger, der schon dasselbe Thema behandelt hatte, noch überbieten wollen, oder es habe eine Wette gegolten, ein unlösbares Problem zu lösen. Die Schwierigkeiten scheinen absichtlich in's Maßlose gesteigert, etwa wie Sigfrid beim Wettlauf mit andern noch einen schwerbewaffneten Mann auf die Schultern nimmt und dennoch siegt. Es gehört dieser Zug zu jenen grassen Uebertreibungen, die seine Werke dem maßvollen Geschmack der romanischen Völker fast unzugänglich machen, und die wir uns nur bei einem aus excentrischen Jünglingen und roher Masse zusammengesetzten Publikum einigermaßen erklären können. Wenn uns aber die Romantiker und Shakespearomanen solche Dinge als großartige Schönheiten vordemonstriren,

[illegible] durch schroffe Beleidigung [illegible]
[illegible] geschichtliche Thatbestand ist hier [illegible]
Das Aufsallende und Unbegreifliche [illegible]
[illegible] doch mit ächtlicher Kunst und [illegible]
[illegible] um Rom. [illegible]
[illegible] stark genug, daß diese [illegible]
[illegible] ihres Koriol, dem [illegible]
[illegible] die Hand reicht, [illegible]
[illegible] viel, wenn dieser seinen [illegible]
[illegible] einzigen Unterredung [illegible]
[illegible] der Moment gewählt wird, [illegible]
[illegible] zu Grab getragen wird, [illegible]
[illegible] die Träger nöthigt, [illegible]
[illegible] und nun auf der Straße [illegible]
[illegible] die Hand der [illegible]
[illegible] und als ein [illegible]
[illegible] zu lächerliche gemacht. [illegible]
[illegible] und kirchliche Sitte überhaupt [illegible]
[illegible] und im Munde einer Frau [illegible]
[illegible]

[illegible] Classiker, ein Hellene. Gesunder Menschenverstand und ein natürlicher Pragmatismus des Erzählten verstand sich da von selbst, und der Dichter konnte an seiner Hand nicht, wie an der seiner mittelalterlichen Novellen und Chroniken, in's Romanhafte geführt werden. Da Shakespeare ohne classische Bildung war, so bleibt es immer bewundernswerth, mit wie viel Takt und Sicherheit er sich auf dem fremden Gebiet bewegt. Uebertrieben freilich finden wir's, wenn man die Schilderung des Römerthums eine vollendete nennt und in Julius Cäsar die römische Toga rauschen zu hören glaubt. Goethe meint dagegen, diese Römer erscheinen ihm wie eingefleischte Engländer, aber sie seyen freilich dabei ächte Menschen, denen am Ende auch die römische Toga zu Gesicht stehen müsse.

In dem letzteren liegt wohl der eigentliche Kern der Sache. Genauer angesehen haben die Helden der Shakespeareschen Geschichtsdramen weder ein historisches noch ein nationales Colorit. Die Engländer unter König Johann sind bei ihm die gleichen wie unter Richard III.; [illegible]

Coriolan ist eine auf dem Boden alter Republiken nicht denkbare Gestalt. So colossal hebt sich in einem städtischen Gemeinwesen überhaupt der Einzelne nicht aus der Menge heraus; seine Tapferkeit und Stärke gleicht der eines nordischen Recken, eines Sigfrid, Roland oder auch Simson, ist aber bei republikanischen Bürgerheeren von ziemlich gleicher Bewaffnung nicht begreiflich. Wenn er den in ihre Stadt zurückfliehenden Volskern allein nachfolgt, die Stadtthore hinter ihm geschlossen werden und er nach längerer Zeit, zwar verwundet, aber nach Erlegung zahlreicher Feinde, sich durch das geschlossene Thor wieder den Weg bahnt, so fühlt man sich versucht, an die Erzählungen von Münchhausen zu denken. Wenn ferner, wie in dem Stück vorausgesetzt wird, die Plebs bereits das Recht errungen hat, jeden Patricier wegen Mißachtung ihrer Rechte vor ein Volksgericht zu stellen und um Gut und Leben zu strafen, so ist sie damit überhaupt schon zur Herrschaft gelangt, und ein so schroffes und rücksichtsloses Auftreten, wie das Coriolans, ist gar nicht mehr begreiflich. Wenn er den über die unerschwinglichen [illegible]

Polizeigesetz ist natürlich undenkbar in Republiken des Alterthums; ebenso daß Cicero in einer Volksversammlung griechisch geredet haben soll. Die Zeichnung von Cäsar selbst kann zum Beweise dienen, daß es eine, wenn nicht unlösbare, doch ungelöste Aufgabe ist, welthistorische Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen. Große geschichtliche Thaten setzen voraus, daß man in schwierigen Lagen unter mancherlei möglichen und plausiblen Entschlüssen, unbeirrt durch verworrene Rathschläge, mit raschem und sicherem Takt denjenigen wählt und zur Ausführung bringt, der den Zwecken, die man verfolgt, am meisten und sichersten dient. Das läßt sich aber nicht wohl dramatisch behandeln, schon weil es ein zu großes realistisches Detail erfordert und der Dichter die Gattung von Verstand, die dazu nöthig wäre, nicht leicht haben kann, da er sonst schwerlich ein Dichter geworden wäre. So werden denn die großen Männer im Drama gewöhnlich nur dadurch gezeichnet, daß sie große Worte im Munde führen. Diese klingen dann aber leicht prahlerisch und thrasonisch, und das trifft namentlich auch bei Shakespeares Cäsar zu.

Schon daß er von sich selbst so viel in der dritten Person redet: Cäsar geht heut nicht aus u. s. w., klingt uns widerlich; ebenso wenn er meint, es wäre erniedrigend für ihn, dem Senat sagen zu lassen, Cäsar könne nicht kommen; Decius soll einfach melden: Cäsar wolle nicht. Einem römischen Senator, der ihn um Begnadigung seines Bruders bittet, konnte er nicht im Senat drohen, ihn „wie einen Hund wegzustoßen;" als ein Anderer auf diese schon abgelehnte Bitte wieder zurückkam, konnte Cäsar nicht antworten: erzittert der Olymp? Hätte der Dichter auch nur Cäsars Commentarien gekannt, er würde ihm nicht so plumpe, großsprecherische Worte in den Mund gelegt haben.

Wir finden es begreiflich, daß zwei wirklich große Männer, Friedrich und Napoleon, Shakespeares historische Stücke nicht liebten; sie wußten wohl zu gut, daß man große Siege nicht auf die Weise erficht, wie Heinrich V. den von Agincourt, und daß große Männer nicht so handeln und reden, wie Cäsar, Antonius, Coriolan. Ferner will es zu der Bildung und Sitte jenes Zeitalters nicht passen, wenn die feindlichen Feldherrn vor der Schlacht noch persönlich zusammentreffen, nur um sich, den homerischen Helden gleich, noch vorher gegenseitig zu bedrohen und auszuschimpfen. In der berühmten Zankscene endlich zwischen Brutus und Cassius haben wir das Gefühl, daß die Vorwürfe zu weit gehen, um einer alsbaldigen Wiederversöhnung Platz zu lassen. Wenn ein Freund dem andern niedrige Gesinnungen, gemeine Handlungen vorgeworfen und ihn mit Züchtigung bedroht hat, so läßt sich das nicht gleich wieder wie mit einem Schwamm auslöschen und durch die Entschuldigung gutmachen, man sey wegen einer traurigen Familiennachricht in übler Stimmung gewesen. Auch hier reißt den Dichter, wenn er in's Detail versenkt ist, die dem augenblicklichen Zweck entsprechende Gefühlsströmung, das Bestreben, jede Situation und jeden Theil derselben zum vollsten Ausdruck zu bringen, über die richtige Linie hinaus.

Antonius und Cleopatra steht darin den englischen Stücken näher, daß es an einer einheitlichen, fortschreitenden Handlung fehlt. Die Verhältnisse des Helden zu Rom und Octavian schieben sich in kleinen Stößen, von denen keiner zum vollen, unser Interesse spannenden Ausdruck kommt, allmählig bis zur Katastrophe fort. Deßhalb gewinnt man auch hier schwer eine deutliche Erinnerung über den Gang der Handlung. Die Größe und Schwäche des Helden sollten sich mehr das Gleichgewicht halten; statt dessen ist die Größe eigentlich mehr aus früherer Zeit vorausgesetzt, als daß sie wirklich im Stück zur Erscheinung käme. Sein Verhalten in der Schlacht bei Actium ist bei der kurzen unmotivirten Darstellung des Dichters geradezu unbegreiflich. Daß er als ein in einer großen Schlacht Geschlagener den Gegner zum Zweikampf herausfordert, erscheint uns unrömisch und schwer zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

---

ganz auf meinen Gehalt angewiesen zu seyn. — Nachdem ich gestern eben gegessen hatte, kam Baron Handl und brachte mir die Schachtel mit Bratwürsten von Ihnen; er ist ein lieber und verständiger Mensch. Als er mich verlassen hatte, setzte ich mich in Uniform und sah ganz imposant aus, und fuhr zu Fürst Karl Liechtenstein, * wo Gratulationsgedränge war; dann zog ich mich um und fuhr zu Stockhausen, wo mehrere Collegen hinkamen, und hörte ein herrliches Cellostück von Gervais und eine Prachtsonate von Beethoven; Flemming, der preußische Legationssekretär, spielte hinreißend. So verschwanden die letzten Stunden des Jahres 1854 auf den Flügeln einer wahrhaft begeisternden Musik, die mir alle lieben Erinnerungen in's Gedächtniß rief. Um halb eilf Uhr war ich zu Hause, einsam und allein, aber viel zufriedener, als wären fremde Leute um mich gewesen — und selbst nahe — wenn nicht die nächsten; dann schlief ich vom alten Jahr in's neue hinüber.

Den 3ten. Ich eile Ihnen zu melden, daß ich vom Erzherzog Max komme; er wird dießmal nur ein

Tratsch daraus — aber sagen Sie es lieber niemanden, das ist klüger, denn die Weiber, auch die besten, können nichts bei sich behalten und plaudern zur Unzeit.

Den 4. Januar. Wenn Sie bedenken, daß ich ohne meine Berufsarbeiten wenigstens jeden Tag drei fremde Briefe abzufertigen habe, so werden Sie begreifen, daß, was ich Ihnen schreibe, Blut aus meinem Herzen ist. Im übrigen ist wenig Erfreuliches zu melden. Der Friede ist freilich das Bedürfniß aller Mächte, und doch sieht man keine Anstalt dazu. Wir sind durch Preußen in unserer ganzen Aktion gehemmt, und wiewohl ich weiß, daß Sie es nicht leiden können, wenn man gegen die Deutschen spricht, so bleibt es doch nicht minder wahr, daß ihr Betragen eine eigentliche Schmach ist: so viel deutsche Regierungen, so viel deutsche Stimmen! Das ist die deutsche Einheit! Vor Kurzem wollten sie sich alle an Oesterreich schließen, weil sie glaubten, Oesterreich würde den Frieden ohne Feldzug erzwingen, und man würde sie daher nicht brauchen. Nun diese Hoffnung nicht Stich hält und man leider gezwungen werden könnte, einen ernsten

daran sind die Verhältnisse schuld, die ich oben auseinander setzte, und am zweiten wir selbst, d. h. eine siegende Minorität unpatriotischer Stumpfschädel in weißen und grünen Röcken. — Den 5ten. Manteuffel ist noch hier, hat häufig Audienzen beim Kaiser, woraus man zum Bessern augurirt. — Karl ist angekommen.

Den 8. Januar. Gestern früh ging ich mit Karl in die Kunstausstellung. Pilotys historisches Bild * läßt in Bezug auf Composition manches, in Bezug auf Technik gar nichts zu wünschen übrig; besser zu malen ist kaum möglich. Ein ganz bezauberndes Bild ist ein Hochzeitschiff auf dem Chiemsee. Im Nachhausegehen zeigte ich Karl noch Fernkorns Brunnen im Palast Montenuovo. Abends war ich bei Graf Buol, wo ich alle Diplomaten fand, nur nicht die drei Wiedertäufer aus dem Propheten: Lerchenfeld, Könneritz und Hügel, die ihren Unmuth, daß nicht das deutsche Oesterreich gegen die russische, und nicht Rußland gegen die österreichische Diplomatie einen Sieg errungen hat (?), nicht überwinden konnten, einen Sieg, zu dessen Förderung sie doch alles Mögliche beigetragen haben; auch von Preußen war niemand dort, sonst aber ganz Europa, Gortschakoff ebenfalls. — Den 9ten. Gestern hatte ich nicht weniger als sechs Briefe zu schreiben, unter denen drei weitläufige Depeschen über die Ereignisse waren. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie die Friedenshoffnungen mir wohl thun; kommt der wirkliche Friede und geht die Cholera, und sind wir Alle noch auf den Füßen, so erleben wir hoffentlich diesen Sommer in Aussee halcyonische Tage.

Den 12. Januar. Ich stecke in Arbeit bis über die Ohren. Was sagen Sie zu der unglücklichen Katastrophe von Mailath — es ist doch schauderhaft. ** Ich gehe heute aus Rücksicht für Sie in das Mosenthalsche Stück, doch wenn es mich ennuyirt, so renne ich augenblicklich fort. Wenn ich sage ennuyirt, so meine ich rührt. Cz. ist meines Wissens der Stiefsohn H's — der die Wittwe Cz. geheirathet hat. Als sie an der Cholera starb, kam H. zu mir und bat mich, eine Grabschrift für sie zu machen; ich that es — und dachte, als ich sie schrieb: „Ich mache hier eine Grabschrift für eines andern Frau, und weiß nicht, ob ich nicht bald eine für meine eigene machen muß" — und so war es. Sagen Sie Graf Barth: „Ich esse weder Pferdefleisch noch trete ich in einen Thierquälerverein! Ich quäle weder Vieh noch Menschen, was soll ich mithin beim Verein? — „Die geselchte (geräucherte) Zunge wird gut weich gesotten in einer Braise, dann eine Halbe guter weißer Wein (nicht österreichischer) zu einem Seidl eingekocht, daran sechs Loth Zucker gemischt, und ein nußgroßes Stück Fleischglace, ohne welche die Sauce unkräftig und öde schmeckt; Gewürz ist überflüssig." So Joseph, der Koch, den ich künftig Monsieur Joseph nennen werde.

Den 15. Januar. Gestern war ich mit Karl im „Sonnewendhof," das man am Ende doch ein geschickt und gut gemachtes Stück nennen muß, das auf dem Theater große Wirkung macht, wenn man auch nicht selten von der Art und Weise verletzt wird, wie mit dem Christenthum Firlefanz gespielt wird — Jesus Maria Joseph — Messe und sonstige Andacht zum Uebermaß, eine Unschicklichkeit, die man nicht hätte vor das Publikum bringen sollen. Talent aber ist Mosenthal nicht abzusprechen, der auch sonst wohl ein guter Mann ist. — Sie frugen schon ein paarmal, wie der neue Schlafrock gemacht ist: äußerst einfach aber sehr nobel, mit dunkelblauem Taffet — 2 fl. die Elle — gefüttert, und einer blauseidenen Schnur — federleicht, eine Wonne, ihn zu tragen. — Es laufen Gerüchte herum, daß der Kaiser der Bankdeputation Friedenshoffnungen ausgesprochen habe, die Buol bestätigt hat, daß Bruck Finanzminister wird und Prokesch nach Constantinopel kommt; beides ist möglich. — Heute ist endlich der Fechter von Ravenna an meinem Tage. Sie würden mich schön auszanken, wenn ich nicht hinginge — also ich gehe! — Den 17ten. Also im Fechter war ich; Parterre und Gallerie immens voll, mithin zieht das Stück noch immer wie im Anfange. Was das Stück anlangt, so gehört es allerdings zu den peinlichen Stücken, eben weil es durch und durch Tendenzstück ist und die Absichtlichkeit nicht verborgen gehalten wird. Dieses zugegeben, ist es das Werk eines kräftigen und ursprünglichen Talents, das seiner Absichten und seiner Mittel sich bewußt ist und nirgends dem Zufall Hand im Spiele läßt. Es ist so fest und consequent gegliedert, die Handlung so bühnenkundig geführt, die Charaktere von so durchaus geübter Hand, die Sprache so inhaltreich und edel, daß von dem Erstlingswerk eines Anfängers gar nicht die Rede seyn kann. Ist das Stück in Wien gemacht, so halte ich es für Grillparzers Werk und keines Andern. Wäre nicht der Grillparzersche Rhythmus gewöhnlich klangvoller und seine Verse von schönerem Fluß, so würde ich gar keinen Zweifel haben. Es ist eine durch und durch edel gehaltene Arbeit, und wer sie immer gemacht hat, dem macht sie Ehre, und daß die Berliner Kritiker sie unanim herunter reißen, ist erbärmlich,

* Wallenstein?

** Er ertränkte sich mit seiner Tochter im Starenberger See.

denn sie alle zusammen können keine halbe Scene, wie dort die schwächste ist, machen. Ich halte Grillparzer für den Autor; wo man ihn nicht erkennt, kann er sich mit Vorsatz maskirt haben, aber bei einer Menge Dingen habe ich mir immer gesagt: „Das kann nur Grillparzer machen.“ Glänzend wie Er sind Andere auch, aber keiner außer ihm ist so tiefsinnig, wie der Autor des Fechters. — Eben bekomme ich Ihren Brief; ich soll Politisches und Anekdoten schreiben; wo soll ich sie hernehmen? Seit gestern spricht man von Brucks Eintritt als Finanzminister; aber es ist noch sehr ungewiß, gewiß ist nur die Pensionirung Baumgartners. Sehr möglich ist es, daß sich die Stellung Eduard Bachs ändert, und daß man ihn anders wo nöthiger braucht als in Linz. Meine Hoffnungen neigen noch immer nach dem Frieden. — Tarok werden Sie noch viel weniger lernen als Whist, das ist noch viel schwerer gut zu spielen; indeß lernen Sie es nur, man kann Alles brauchen.

Den 26. Januar. Ich hoffe Sie sind glücklich, Karl gesund und schöpfungsfroh bei sich zu haben. — Sie und vielleicht noch Andere glauben immer, ich sey ungerecht gegen die preußische Politik; was sagen Sie zu folgendem Auszug einer Depesche, die gestern von Berlin, von keinem österreichischen Diplomaten, an einen hiesigen deutschen Gesandten geschickt worden ist.

„Herr von Bismarck ist hier noch anwesend, es ist indeß sehr die Frage, ob seine Anwesenheit von Nutzen oder von Schaden ist. Er ist ohne Vorwissen des Herrn von Manteuffel und in Folge eines ihm zugegangenen Befehls hieher gekommen und hat in Fragen der äußeren Politik wahrscheinlich mehr Einfluß als Herr von Manteuffel selbst. Er hatte eine Unterredung mit dem französischen Gesandten Du Moustier, über die Herr von Bismarck selbst sonderbare Worte fallen ließ, die zu den verschiedenartigsten Versionen Anlaß geben. Herr Du Moustier erzählte folgendes: durch Bismarck zu einer Conversation gedrängt, habe dieser ihm exponirt, daß die Isolirungspolitik für Preußen die vortheilhafteste sey, daß Preußen eine durchaus egoistische, auf Gewinn berechnete Politik treiben müsse, und daß die Isolirung am sichersten für Preußen Gewinn bringe. — Am wunderbarsten aber ist, daß Herr von Bismarck dem Marquis deducirt haben soll, Preußen müsse auf Oesterreich losschlagen und dasselbe bei dieser Gelegenheit vernichten; es sey ein alter Racenhaß seit der Zeit Karls des Großen; worauf Du Moustier hingeworfen habe, daß es zu jener Zeit noch gar kein Preußen gegeben. Bismarck fuhr fort: es herrsche eine tief eingewurzelte Rivalität zwischen beiden, und der Kampf müsse ausgefochten werden. Der Marquis drückte seine höchste Verwunderung aus, daß der preußische Gesandte am deutschen Bunde, der für Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich wirken solle, Krieg gegen Oesterreich predige, und daß er dieß vollends dem französischen Gesandten gegenüber in einer Zeit thue, wo Oesterreich und Frankreich sich eng verbunden hatten. — „Ich glaube,“ fährt die Depesche fort, „diese ganz confidentielle, aber ohne Zweifel völlig richtige Mittheilung nicht verschweigen zu dürfen, da es immerhin eine Erscheinung ungewöhnlicher Art ist, den Bundesgesandten einer deutschen Regierung so offen seine letzten Gedanken gegen den französischen Gesandten aussprechen zu hören.“

Ich erhielt außerdem noch einen Berliner Rapport, der meldet, wie die Journalistik in Preußen alle Correspondenten in fremden Blättern gewonnen und angewiesen hat, gegen Oesterreich zu polemisiren, und wie nur die Vossische und die Spenersche allein sich nicht haben corrumpiren lassen. Ich rage Sie, ob, wenn man das liest, es nicht Wahnsinn ist, etwas anders als die vorsätzliche Zersetzung Deutschlands als fertiges Programm anzunehmen? Regiert der Teufel die Welt, so zweifle ich nicht, daß die preußische Regierung ihr Ziel erreicht, hat aber der liebe Gott auch nur noch ein kleines Wort mit drein zu reden, so ist es nicht möglich, daß ein solches Verfahren nicht seinen Lohn empfängt. Der arme König, von dem der Fürst Metternich sagt, daß er mit einem Fuß in der Geschichte, mit dem andern aber in der Romantik stehe, ist die Dupe dieser Intriguen. Die Sache steht jedenfalls schlecht, und wenn selbst ein erträglicher Friede aus der allgemeinen Noth und dem Bedürfniß zu Stande kommt — gerade was Ihnen vor Allem am Herzen liegt, die Rolle, die Deutschland dabei spielt, ist jedenfalls erbärmlich, und konnte über alle Maßen glänzend seyn.

Den 27. Januar. Warum waren Sie nicht in Wien, um meine Lorbeeren zu theilen? Welche Freude hätten Sie gehabt! Nun, Sie werden ja bereits durch die Blätter gehört haben, daß der Stern von Sevilla feierlichen Fiasco gemacht hat; ich schrieb eben zufällig in einer Angelegenheit an Münch und sagte ihm, daß wenn Lopez de Vega sich seinen Theil gefallen lassen muß, ich kein Recht habe, mich über den meinigen aufzuhalten. Auch kann ich Ihnen mein Wort geben, daß ich mich über den ganzen Vorfall nicht geärgert habe und er mir den Humor nicht auf zehn Minuten verdorben hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß im ganzen Stücke nicht Ein Schauspieler Applaus erhalten hat, und die Scenen, wie immer sie gespielt wurden,

nicht eine Hand bewegten. Ich war natürlich so klug, nicht hinein zu gehen, habe aber doch Alles erfahren. Es war ein furchtbares Gedräng, tiefe Stille, aber kein Applaus, wohl aber Gelächter am Ende des ersten Akts, wahrscheinlich verursacht durch den Schrei der Sklavin, der erfolgte, als der Vorhang schon gefallen war. Genug Fiasco! Und somit sey dieser Gegenstand den untern Göttern gewidmet! — Den 28sten. Gestern war der Stern von Sevilla zum zweiten male; Laube scheint sich nicht vom Geschmack des Publikums influenziren zu lassen, denn er steht für die nächste Woche zwei mal auf dem Repertoire; ich zweifle auch nicht, daß man das Stück am Ende durchbringen könnte, aber mir ist es gleichgültig, was es später macht, und ich darf es sagen, auch gleichgültig, was es gemacht hat, zumal da eine Menge Leute ganz aufgebracht darüber sind; so z. B. Graf Thun, der Gesandte in Berlin, der gestern bei mir war, um mich zu bitten, ihm das Buch zu leihen; er wolle es besonders seiner Frau vorlesen. Auch die liebe Herzogin J. war wüthend und ordentlich komisch in ihrem Zorn. — Ich brachte den gestrigen Abend mit R. und X. zu. Jeden Augenblick spricht sich bei ersterem der ingrimmigste magyarische Haß gegen Oesterreich in jeder Miene aus, und jeder Zug verräth die Wonne, das eigene Land gedemüthigt zu sehen. Auch der zweite ist von größter Leidenschaftlichkeit, findet, daß die vortheilhafte Lage, die Oesterreich in diesem Augenblicke einnimmt, und die auch nicht wegzuleugnen ist, ein reiner Zufall ist; Buol sammt der Regierung hat nicht das geringste dazu gethan — aber die Macht der Umstände, und die beispiellos großartige und hochherzige Gesinnung des Kaisers Nicolaus hat es möglich gemacht; und so werde, da unser Kaiser es auch wünscht, Frieden werden, aber dann werde gleich Frankreich wieder die rothe Mütze aufsetzen u. s. w.; kurz, der Abend war nicht angenehm. Aber bei X. sieht man deutlich, daß es ganz allein die seinem Ehrgeize geschlagene Wunde ist, die ihn in ununterbrochener Aufregung erhält, während bei R. kein solches Motiv vorwaltet, und nur der Geifer des Hasses und der Schadenfreude bricht überall durch, wo sich irgend ein übler Stand für Oesterreich verhoffen läßt. Die beiden sind Typen zweier Parteien, die in der ersten Gesellschaft unzähligen Schaden anrichten. Noch habe ich und halte meine Friedenshoffnungen aufrecht. Ohne Preußens Ränke wären sie viel gesteigerter, als sie sind. Wird der Friede aufgehalten, so wird er es nur einerseits, weil Rußland durch dieselben Deutschland und Oesterreich paralysirt glaubt, und weil andererseits Oesterreich nicht mehr die volle Gewalt hat, auch gegen die Westmächte mit entscheidendem Gewicht aufzutreten, wenn von dort aus überspannte Forderungen an Rußland gemacht würden. Kurz, Schmähung Oesterreichs ist die festgehaltene Absicht, und dazu sind alle Mittel recht — auch die Sprengung des deutschen Bundes, die nie so nahe stand, als eben jetzt — selbst nicht im Jahre 1849—50.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, November.

Rückblick auf Müllers Proceß. — Vorgänge zwischen seiner Verurtheilung und Hinrichtung. — Sein Geständniß. — Spätere Enthüllungen. — Die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen.

Seit ich in meinem letzten Briefe die Verurtheilung Franz Müllers meldete und meine Ansicht dahin aussprach, daß nach dem ganzen Verlaufe des Processes kein anderes Verdikt möglich war, hat die öffentliche Meinung über den Schlußakt dieser sonderbaren Criminalgeschichte so viele wechselnde Phasen durchlaufen und in Deutschland zu so leidenschaftlichen Ausbrüchen der Sympathie für den als schuldig erkannten Mann, zu so heftigen Angriffen gegen die vorgebliche Parteilichkeit des englischen Gerichtsverfahrens geführt, daß ich mich kaum werde zu entschuldigen brauchen, wenn ich noch einmal zu dem viel besprochenen Ereigniß zurückkehre, um dem Hergange der Sache jene ruhige und gerechte Betrachtung zu widmen, die er, wie mir scheint, bisher nicht gefunden hat, die ihm aber im

Interesse der Wahrheit und der internationalen Beziehungen Deutschlands und Englands dringend zu wünschen ist.

Ich bin dem Gange der Verhandlungen mit nicht weniger Aufmerksamkeit und Interesse gefolgt, als irgend einer unserer hiesigen Landsleute; ich habe Alles, was über Müllers Fall gesagt und geschrieben ist, Briefe, Broschüren, Proceßakten, Protokolle durchgelesen, die Sache vielfach mit den verschiedensten Menschen durchgesprochen und kann nach allseitiger Erwägung der Thatsachen dem in Deutschland weit verbreiteten Eindruck, als sey Müller wegen seiner deutschen Herkunft mit nationaler Parteilichkeit behandelt, als stehe die Niederlage Englands in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit mit seiner Verurtheilung in einem geheimnißvollen Zusammenhang, so wenig beipflichten, als ich die erste Verbreiterin jenes Eindrucks, die „Kreuzzeitung," als Organ der öffentlichen Meinung Deutschlands anerkennen möchte. Wir haben ein unbezweifeltes Recht, wegen Englands politischer Haltung zu grollen; aber wir sollten uns hüten, diesen Groll ohne Grund auf andere Gebiete zu übertragen und die Beziehungen zu einem Volke, das trotz aller momentanen Verstimmungen unser natürlicher Bundesgenosse ist und seyn muß, nutzlos zu verbittern. Räthselhaft wird der Müllersche Proceß, trotz des dem Sterbenden zugeschriebenen letzten Bekenntnisses, vielleicht immer bleiben. Allein meiner Ansicht nach lag die Schuld des unbefriedigenden Ausgangs auf beiden Seiten, auf der der Vertheidigung, die ihren Fall unvollständig vor das Gericht brachte; auf der des englischen Gerichtsverfahrens, das eine wirksame Appellation gegen criminelle Urtheile unmöglich macht.

Und hier muß ich zunächst bemerken, daß Alles, was hinsichtlich einer vorsätzlichen Uebereilung des Müllerschen Processes seitens der englischen Regierung geschrieben ist, auf einer vollständigen Verdrehung oder Unkenntniß der Thatsachen beruht. Der Solicitor General erklärte sich ganz im Gegentheil zu einer mehrwöchentlichen Zögerung bereit, falls eine solche der Vertheidigung wünschenswerth erscheine, und erst nachdem die letztere dieses Anerbieten zurückgewiesen, nahmen die Verhandlungen ihren Anfang. Ueber die gerichtlichen Vorgänge selbst kann ich nur meine frühere Ansicht von der Stärke der Anklage und der erstaunlichen Schwäche der Vertheidigung wiederholen. Müller selbst fühlte dieß, indem er gestand, er könne über Richter und Geschworne nicht klagen, er habe ihr Verdikt erwartet, sey jedoch auf falsche Aussagen hin verurtheilt. Welche Aussagen er dabei im Sinne hatte, erwähnte er nicht. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß der Angeklagte nicht von dem jedem Fremden zustehenden Recht, eine zur Hälfte aus Ausländern bestehende Jury zu fordern, Gebrauch gemacht hatte, vielleicht würde das Verdikt einer so gebildeten Jury anders ausgefallen seyn; allein diese Möglichkeit zugegeben, so lag das begangene Versehen nicht auf Seiten der Anklage, sondern der Vertheidigung. Der Hauptvertheidiger, Sergeant Parry, war instruirt worden durch den Solicitor des „deutschen Rechtsschutzvereins," Mr. Beard, der wiederum seinerseits das Material der Vertheidigung aus den Händen des Vereinscomités empfing. Von den vertheidigenden Advokaten anzunehmen, daß sie geflissentlich Beweise oder Thatsachen zurückgehalten, welche für die Unschuld ihres Clienten sprachen oder zu sprechen schienen, anzunehmen also, daß sie in geheimem Bunde mit der Anklage standen, ist eine zu monströse Voraussetzung, um einer Widerlegung zu bedürfen. Man muß daher die von ihnen vorgebrachte Vertheidigung für die beste halten, die sie zu geben im Stande waren, und ich sehe nicht, wie nach dieser Vertheidigung die Jury in Müllers Fall zu einem andern Schlusse als dem verhängnißvollen Schuldig hätte gelangen sollen. Der Rechtsschutzverein erklärte sich freilich anderer Ansicht, allein gestand faktisch, durch die weiterhin von ihm ergriffenen Maßregeln für Müllers Rettung, die Schwäche der Vertheidigung zu.

Es bestanden diese Maßregeln vorzugsweise in der Abfassung und Veröffentlichung eines ausführlichen Berichts über die Thätigkeit des Vereins in der Müllerschen Sache, und eine Reihe von Thatsachen kam auf diese Weise zum Vorschein, die nach der Darstellung des Berichts von der größten Wichtigkeit für den Angeklagten und deren Nichterwähnung durch die Vertheidigung mithin ein schwer zu lösendes Räthsel war. Man erfuhr jetzt zuerst, daß Hausirer in der That an den Docks Uhren und Uhrketten verkaufen, daß Müller dem Vereinscomité denjenigen, von dem er die Kette und Uhr des Mr. Briggs gekauft zu haben vorgab, so genau beschrieben, daß seine Identität dadurch von dritten Personen festgestellt werden konnte; daß ferner dieser selbe Hausirer bald nach dem Morde des Mr. Briggs aus den Docks verschwunden sey und sich seitdem nicht wieder habe sehen lassen. Man hörte außerdem, Müller sey von einem Dockbeamten an dem dem Morde folgenden Montag Morgen in den Docks gesehen worden; den angeblich dem Mr. Briggs gehörigen Hut aber habe er vor längerer Zeit bei Mr. Digance, dem Hutmacher des Gemordeten, gekauft und habe zum Beweise dieser Behauptung Mr. Digances Ladendiener so genau beschrieben, daß die Mitglieder des Vereinscomités denselben sofort erkannt, während Mr. Digance (hierauf wurde als Zeichen der Voreingenommenheit dieses Zeugen Gewicht gelegt) jede Auskunft und die Einsicht in seine Bücher hartnäckig verweigert habe.

Diese Thatsachen mußten, der Darstellung des Comitéberichts zufolge, einen geradezu entscheidenden Einfluß auf den Gang des Processes ausüben; aber unbegreiflicherweise hatte der Vertheidiger keinen einzigen der so wichtigen Zeugen gerufen, um ihre Wahrheit zu erhärten. Die einzige Erklärung einer so seltsamen Versäumniß kann in dem Umstande gefunden werden, daß Comité und Vertheidiger über den Werth der angeführten Beweismittel verschiedener Ansicht waren, und daß diese Meinungsverschiedenheit nicht ohne Grund war, beweist schon die eine zweifellos constatirte Thatsache, daß

der Ladendiener, den das Comité nach Müllers Beschreibung erkannt haben wollte, zu Müller in's Gefängniß geführt, allein von diesem nicht erkannt wurde. Die so eben angeführten Punkte waren, wie gesagt, dem Comité schon vor dem Beginn des Processes bekannt gewesen. Von andern wurde im Laufe des Berichts zugestanden, daß man sie wegen der Kürze der Zeit nicht genügend habe ergründen können (gewiß ein genügender Grund die von der Anklage zugestandene Hinausschiebung des Processes zu acceptiren); noch andere Zeugenaussagen endlich wurden erst nach Müllers Verurtheilung gesammelt und dem Berichte beigefügt.

Nach dem Tone der Presse und der gesellschaftlichen Unterhaltung zu schließen, brachte die Veröffentlichung dieses Berichts keinen unbedeutenden Eindruck hervor. Ein Geist der Skepsis wurde laut, daß das Mysterium des Mordes noch einer weiteren Aufklärung bedürfe, und von verschiedenen Seiten ließen sich Stimmen vernehmen, welche Aufschiebung der Hinrichtung Müllers forderten, um Zeit zu gewinnen für die Untersuchung der von dem Rechtsschutzverein vorgebrachten Zeugnisse für seine Unschuld. Ich muß hinzufügen, daß gleichzeitig den wahrhaft aufopfernden Bemühungen des Vereins zu Gunsten des angeklagten Landsmanns reichliche Anerkennung gezollt wurde, ja daß diese Anerkennung die Stimmen des Tadels über gewisse, von mehreren zu eifrigen Parteigängern begangene Indiskretionen und Mißgriffe entschieden überwog. Die öffentliche Aufregung wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maße nahm die Hoffnung auf Gewährung des gewünschten Aufschubs zu. Aber gerade an diesem entscheidenden Punkte wurde ein verhängnißvoller Mangel, eine unausgefüllte Lücke in dem englischen Gerichtsverfahren lebhaft fühlbar. Das vernunftgemäße Tribunal, die neu vorgebrachten Thatsachen zu prüfen, würde ein Criminal-Appellationsgericht gewesen seyn; ein solches jedoch existirt bis jetzt in England nicht. Wie die Dinge liegen, ist der Minister des Innern in diesen Criminalfällen die letzte und höchste Instanz, und es besteht dabei das abnorme Verhältniß, daß der Minister seine endgültige Entscheidung auf die Ansicht derselben Richter gründet, welche den Proceß ursprünglich geleitet. Das deutsche Comité hatte daher auch in Müllers Fall seine Petition an den Minister des Innern zu richten und nach einer Consultation mit den Richtern erklärte der Minister, er sehe keine Veranlassung, der sofortigen Ausführung des gerichtlichen Erkenntnisses in den Weg zu treten.

Dieß war in der Kürze der Hergang der die Zeit zwischen Müllers Verurtheilung und Hinrichtung ausfüllenden Ereignisse; und wir überlassen es dem ruhigen Urtheil der Leser, zu entscheiden, ob die gegen das englische Volk geschleuderten leidenschaftlichen Anklagen nationaler Parteilichkeit dadurch gerechtfertigt sind. Man mag den erwähnten Mangel des englischen Gerichtsverfahrens beklagen, man mag die Gerechtigkeit der Entscheidung des Ministers des Innern in Frage ziehen; aber die durch den schleswig-holsteinschen Krieg gereizten internationalen Leidenschaften schnurstracks in die Ansichten über Führung eines Criminalprocesses zu übertragen, scheint uns ein Exceß nationaler Empfindlichkeit, gegen den wir es im Namen des deutschen Gerechtigkeitssinnes für unsere Pflicht halten zu protestiren.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit nicht vergessen zu erwähnen, daß der Eifer, den Angeklagten zu retten, bei dem Comité des Rechtsschutzvereins selbst schließlich in Fanatismus ausartete. Wie ein in diesen Tagen veröffentlichter Brief einer der Söhne des Mr. Briggs mittheilte, erschienen noch am Abend um zehn Uhr vor dem zur Hinrichtung festgesetzten Morgen mehrere Mitglieder des Comités im Hause des Gemordeten, um — seine Söhne zu bewegen, mit ihnen zu dem Minister des Innern zu fahren und um Gnade für Müller zu bitten. Es kann nicht Wunder nehmen, daß nach einem solchen Akte unglaublicher Indiscretion (der obendrein verschiedenen andern Indiscretionen folgte) an manchen Orten Stimmen gegen das Verfahren des Rechtsschutzvereins laut wurden.

Müller, wie bekannt, behauptete noch auf dem Schaffotte, noch in den Händen des Henkers, seine Unschuld, gestand aber im letzten Momente dem ihn begleitenden deutschen Geistlichen, Dr. Louis Cappel, seine Schuld. Ich meinerseits gehörte zu denen, welche dieses beinahe in dem Augenblick der Hinrichtung seinen Lippen entschlüpfende Geständniß für sehr unbefriedigend hielten. Die weiße Kappe war schon über seinen Kopf gezogen, der Geistliche hörte nur durch ihre Falten hindurch seine Worte; wie leicht konnte unter so entsetzlich erschütternden, aufregenden Umständen ein Mißverständniß stattfinden! Außerdem fehlt zwischen den letzten und den unmittelbar ihnen vorhergehenden Worten jeder logische Zusammenhang. Allein Alles, was seitdem an's Licht gekommen ist, kann nur dazu dienen, den Eindruck von Müllers Schuld zu verstärken. In einer von ihm selbst nach seiner Verurtheilung abgefaßten Vertheidigungsschrift gesteht er z. B., daß er den angeblich von Mr. Digance gekauften Hut eigenhändig kürzer gemacht und wieder zusammengenäht habe (ein Punkt worauf die Anklage mit Recht großes Gewicht legte). Aus dem angeführten Briefe des Mr. Briggs junior aber erfahren wir die wunderbare Thatsache, daß Müller sich gegen den Pastor Wallbaum im Gefängniß beschwerte über den unglücklichen Versuch seines Vertheidigers, das vielbesprochene Alibi zu beweisen, da er am Abend des Mordes gar nicht an dem angeführten Orte gewesen sey. Endlich bringt die letzte Nummer des „Hermann" einen Artikel von Dr. Juch, dem thätigsten und aufopferndsten Mitgliede des Rechtsschutzvereins, woraus hervorgeht, daß er und seine Freunde gegenwärtig an die Wahrheit von Müllers Geständniß, also an seine Schuld glauben. Nach Allem diesen bliebe denn weiter nichts mehr zu erklären, als das außerordentliche psychologische Charakterphänomen des seltsamen Menschen, der so plötzlich aus der Dunkelheit eines friedlichen Lebens, ohne den leisesten Schein

früherer Schuld, in die vorderste Reihe der modernen Verbrecherwelt hervortrat, alle Foltern einer langen Todesangst mit unglaublicher Ruhe und Kaltblütigkeit ertrug, die tiefdringendsten Blicke durch diesen Schein von Unschuld täuschte, und erst auf der letzten schauerlichen Grenze zwischen Seyn und Nichts zu dem Geständnisse seiner Schuld gedrängt wurde.

Aber Müllers Proceß und Hinrichtung hat noch zu Discussionen anderer Art Veranlassung gegeben, auf die wir schließlich wenigstens hindeuten müssen, um diesen Rückblick zu vervollständigen. Die erste derselben bezieht sich auf die Abstellung des oben gerügten Mangels eines Criminalappellationsgerichts, ein Capitel der Gerichtsreform, dessen Berücksichtigung während der letzten Zeit ohne Frage manche neue Vertreter gewonnen hat. Ein anderer viel discutirter Gegenstand betrifft die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen. Selbst die Times gibt das Wünschenswerthe einer solchen Aenderung zu. Und in Wahrheit ist der ganze Train der Begebenheiten, die von einer öffentlichen Hinrichtung in England unzertrennlich scheinen, nichts als der krasseste Hohn gegen die sogenannte Abschreckungstheorie, die einzige, welche das System allenfalls rechtfertigen könnte. Erschreckt werden höchstens die Leser der journalistischen Berichte; für die Verbrecherwelt sind die Hinrichtungen nichts als barbarische Carnevals, bacchantische Orgien, in deren Verlauf die Hefe und der Abschaum der criminellen Bevölkerung um das Schaffot ihre wildesten Feste feiern. Es scheint, als habe dieser obscöne Taumel bei Müllers Hinrichtung seine höchste Höhe erreicht. Wenigstens hört man von allen Seiten nur Stimmen des Widerwillens und der Entrüstung über das durch Sitte und Gesetz sanktionirte Verfahren, und es steht zu hoffen, daß im Laufe der nächsten Parlamentssitzung die Nothwendigkeit der Substituirung einer weniger widerwärtigen Methode der Ausführung des Richtspruchs zu ernstlicher Erwägung kommt. Das höhere und wünschenswerthere Ziel der Abschaffung der Todesstrafe als solcher liegt, wie die Dinge hier einmal beschaffen sind, noch in weiterer Ferne. Aber auch ihm fehlen die Vertreter nicht, und eine für die Abolition of Capital Punishment gegründete Gesellschaft ist schon seit einer Reihe von Jahren in voller Thätigkeit.

Aus Spanien, November.

(Schluß.)

Die Armeria real. — Die Reales-Caballerizas.

Die nämliche Aussicht bieten die Fenster der Armeria real, der königlichen Rüstkammer, von Philipp II. angelegt; eine der prächtigsten Waffenhallen, an historischem Gewicht vielleicht die erste der Welt, von Gaspard de la Vega (1565) erbaut. Selbstverständlich umfaßt diese Gallerie, welche, wie alle Baudenkmale, die der Sohn Karls V. hervorgerufen, ein gewisses grandioses Siegel trägt, auch viel kunstgeschichtlich Merkwürdiges. Alles ist auf das Beste dargestellt und geordnet. Zahlreiche Diener sind rastlos bemüht, mit dem Wedel die Nationalheiligthümer rein zu erhalten. Da sieht man kein Stäubchen. Ich muß das ausdrücklich zur Ehre Spaniens erwähnen. Uns überrascht eine solche Sauberkeit, die man im Süden zu erwarten sich nicht berechtigt glaubt. Wie blinken diese Rüstungen im glühenden Strahle, und gleichsam auf dem Hintergrunde der Guadarama und der Suma Sierra, uns erinnernd, daß wir uns in der Heimath des Cid befinden! Da wurde es mir doch etwas warm, so mitten im Herzen des altspanischen Ritterthums und Ruhms. Wenn auch nicht alle Bezeichnungen der Gegenstände richtig seyn mögen, und ich die Helme Hannibals und Cäsars noch weniger verbürgen wollte, als den Harnisch des Campeador, so trägt doch vieles den unzweifelhaften Stempel der Aechtheit. Man zeigt uns den „mantante“ von Garcia de Parades, die Degen Ferdinands und Isabellas, und des „Gran Capitan,“ die Hellebarde Don Pedros des Grausamen, die Rüstungen Guzmans el Bueno, des Columbus, weiß und schwarz, Ferdinand Cortes, des großen Cardinals Ximenez de Cisneros, Juans d'Austria bei Lepanto u. s. w., viele türkische Banner aus dieser Seeschlacht; und dort, wie rühren diese Fähnlein mit dem Bilde des Heilands und der Jungfrau, diese kleinen Fähnlein, welche schon vor Granada geweht haben! Daran reiht sich die Rüstung der katholischen Isabella, die sie mehrmals bei der Belagerung trug, und die Rüstung des letzten Maurenkönigs, des gleichsam durch die Geschichte seufzenden Boabdil. Unter den neunzehn Rüstungen Karls V. bemerken wir die zu Pferde von seinem Zuge gegen Tunis; jede zeigt das Bild der Madonna, der Schutzpatronin des Kaisers. Als Gegensatz darf die grobe schlichte Holzfäuste oder Trag-

bahre nicht fehlen, die er benützte, wenn er am Podagra litt. Da sieht man auch die Staatskutsche der tollen Johanna, „La Loca," die erste, deren man sich in Spanien bediente, und zwar aus schwarzem Holze geschnitzt, im Styl des Berruguete, was gleichbedeutend lautet mit Renaissance, so wie der ausgeartete schlechte in Italien der borromineske, hier der churrigueresske heißt, beide nach ihren Trägern. Von ausgezeichneter Arbeit ist jener Schild mit dem Medusenhaupte; auch ein anderer, mit Cameen geschmückt, den ein Herzog von Savoyen König Philipp II. schenkte. Auf dessen Rüstung als Infant erkennt man das Wappen Englands. Das Schwert, welches Franz I. bei Pavia umgürtete, übergab der Marques von Astorga an Murat. Mehr noch wie alles beansprucht vielleicht ein Fund unsere Aufmerksamkeit, der vor etwa drei Jahren bei Toledo gemacht worden ist: die goldenen Kronen der gothischen Könige. Seltsamerweise sind deren Namen sehr originell mit Buchstaben an diese massiven Kronen gehängt, als eine zu denselben gehörende Verzierung; höchst interessante Denkmale an sich selbst, und schon darum, weil sie die einzigen sind aus ihrer Periode. Wenn irgend einem alterthümlichen Zeughause, so gebührt dieser Gallerie Philipps II. der Titel eines geschichtlichen Museums. Welch stolze Vorzeit! Und jetzt? Schier keine Gegenwart! Vielleicht eine Zukunft, wenn die Schranken fallen vor der hereinbrechenden Lokomotive. Aber mit dem alten Spanien ist es aus; es mag auch morsch genug seyn. Die Industrie ist eben mit Gewalt daran, ein neues aufzubauen.

Ich lade die, welche nicht verschmähen, mir zu folgen, ein, mit mir aus dem Reiche der Phantasie in die Realität herunterzusteigen, das heißt in die königlichen Marställe. Auf der Seite gegen die Höfe dieser „Reales Caballerizas" gleicht die nordwestliche Palastfaçade mit ihren verödeten Terrassen, von denen man über die Gartenanlagen und die Gefilde bis zu der Guadarama herabschaut, selbst einer Sierra, so hoch ragt das Schloß und so einsam ist es auch. Kraft meiner von der Gesandtschaft empfangenen Einlaßkarten, welche das Wappen Spaniens tragen, ausgefertigt durch den „Administrador general de la real casa y patrimonio," betrat ich zunächst das Bereich der „coches," der Kutschen, in welchem eine musterhafte — beinahe hätte ich gesagt ideale — Ordnung und Reinlichkeit waltet. Hier wenigstens bleibt nichts zu wünschen übrig. Selbst zu Windsor bei Ihrer britischen Majestät trifft man das Departement nicht blanker. In der Welt gibt es keine zweite Remise wie die im Palaste von Madrid: eine mächtige Halle, und in der Mitte sogar ein hübscher Brunnen, äußerst zweckmäßig und zugleich als Schmuck dienend; die Räume so weit, daß die Wagen bequem darin spazieren fahren können. Da gibt es nun Vehikel von aller Art, aller Größe. Voraus marschirt in Reihe und Glied steht man die zierlichsten Kinderkutschen von allen Sorten, fast wie Puppenspielzeug; unter andern eine fein gemalte Caleſche, in welcher die Königin saß, als sie noch klein war; einen goldenen Krönungs- und Triumphwagen, prunkend, aber schwer, beinahe wie die der Cybele — das Volk hält diese heidnische Göttin für Isabella die Katholische — und des Neptuns an den Marmorbrunnen im Prado; endlich die Staatscarossen der Monarchin, lauter Gold und Purpursammt.

Nicht minder schmuck zeigen sich die ausgebreiteten Stallungen, glänzend von edlen Rossen. Das ist denn wahrhaft eine Pracht und Augenweide. Zuerst die „caballos à monta," lauter feurige stolze Andalusier, selbst die Wagenpferde, und auch über jedem der letzteren in der unabsehbaren Reihe liest man den vollklingenden Namen. Hier muß einem Reiter das Herz lachen. Vorher führte man mich durch die Sattelkammer, wie wir sagen würden. Die Leute waren von einer anspruchslosen Freundlichkeit und Gefälligkeit, die man allen Hofbediensteten empfehlen dürfte. Respekt vor dem Haushalt der Königin beider Spanien! Auch in diesen Abtheilungen ist alles exemplarisch geordnet, sogar geschmackvoll, ja künstlich in blinkenden Decorationen aufgehängt, Steigbügel, Zäume ꝛc.; hier zahllose Livreen, Anzüge der Postillione und Reitknechte; dort die farbigen seidenen Sättel der Toreros, wenn „funcion reale" ist, der Hof bei festlichen Anlässen selbst Stiergefechte hält, welche dann nicht in der gewöhnlichen Arena, „plaza de toros," statt finden, sondern auf der „plaza mayor," dem eigentlichen Marktplatze der Hauptstadt, wo ehedem auch die Scheiterhaufen für Autos-da-Fé flammten. Ferner sehen wir Sättel des kleinen Infanten, darunter einen, den die Stadt Zaragoza dem Prinzen schenkte, die Sättel, die Sänften der Königin, eine derselben gemalt; die Federbüsche der Pferde zur Gala, blendend weiß, roth, gelb, auch grün u. s. w. Dieses Gepränge erinnert ebenfalls an Neapel.

Aber die Aussicht von den Terrassen auf die ausgebrannten Fluren, aus denen Garten und Park nur wie Oasen in der Wüste schimmern, auf das strenge Gebirg, erinnert nicht an den süßen, lächelnden Golf mit seinem Schmelz von Zärtlichkeit. Dennoch wandelte ich, so oft mich in Madrid nach einem Natureindrucke verlangte, nach dem Palacio real, weil unter den Wipfeln des Prado, des Paseo (Promenade), im strahlenden Gewimmel, man sich eher in einem ungeheuern Redoutensaal, als im Freien glaubt, wie auch das Centrum dieses Spazierorts, welcher der Urahn ist aller Prater, Linden, Promenaden, Champs elysées, und wie sie alle heißen, sehr richtig „el salon" genannt wird.

Einmal, der Abend hätte nicht schöner seyn können, steuerte ich, dießmal von der Calle del Arenal, auch eine der Strahlen, die von Puerta del Sol auslaufen, geradezu auf das Schloß. Beim Reiterbilde des Dichterkönigs, um das Gitter des cirkelförmigen Gartens, in welchem ich heute unter andern Südgesträuchen auch eine junge Palme bemerkte, sitzt gewöhnlich eine stillere feine Welt auf den zierlichen Drahtstühlen, die wir von Paris kennen, aus dem Park von Monceaux und den Champs elysées, wo sie die früheren Strohsessel verdrängt haben. Hier, vor

dem Palaste von Madrid, sehen wir, bezeichnend genug, solche Stühle immer paarweise gestellt: unwiderruflich ein Fauteuil und daneben, als sein Trabant, ein kleiner demüthiger Sessel — für die Dame und den Cavalier. Man liest Zeitungen, Kinder, Orgeln spielen, nicht zu vergessen die Fächer. Da steht eine allerliebste Equipage für die Kleinen, wie aus einem Feenmährchen: ein Kütschchen von rothem Sammt und Gold, mit zwei rabenschwarzen Schafen bespannt, und ein schwarzes und weißes Lamm laufen nebenher. Eben naht eine Bonne, um ihren Zögling spazieren fahren zu lassen.

Noch einmal trat ich keck in den Patio mit der Glasgallerie und an die Staatstreppe, wo der marmorne Karl III. in der Perrücke Schildwache hält, und es doch nicht hindern konnte, daß Napoleon hinaufstieg, auch nicht, daß ich hinaufstieg und meine Hand, wie Napoleon, auf einen der weißen Löwen legte. Ich kehrte dann wieder um und trat auf die gegen Norden und Westen gerichtete Terrasse und um die Ecke auf die Hauptterrasse, wo ich mich von der Schildwache nicht abweisen ließ und allein, einsam ein stolzes, prachtvolles Schauspiel genoß, als gehöre mir der Palast und Spanien ganz allein, als wäre ich Königin von Spanien, wenn auch die, in deren Reiche die Sonne untergeht. Und ich sah sie untergehen die Sonne über den Auen, sah im Abendschein rosig verklärt den Ernst Castiliens, wie durch ein sanftes stilles Lächeln. Ein unermeßlicher Horizont! Unter der Hauptterrasse stiegen die Mauern immer noch tiefer hinab, grandios, bis zum Campo, dem reservirten Park der Königin, der sich gerade mir zu Füßen erstreckte. Auf der letzten Stufe, senkrecht unter mir, sprudelte ein phantastisch schöner Springbrunnen, umschlungen von blühendem Oleander, Myrthen- und Lorbeergebüsch. Von der Balustrade, welche das Dach des königlichen Schlosses krönt, stürzten fortwährend Tauben und Schwalben in das Luftmeer und flogen selig umher, sich im Aether badend. So machten sie das großartige feierliche Bild bewegter. Reizend war es, wie sie dann in Schaaren hinabflatterten und in der Fontaine tranken und sich badeten; und dann wieder hinauf, hinein in den Aether, und wieder zurück in die Fluth. Ich mußte dabei der Tauben des Capitols gedenken, der vielbekannten Tauben des Sosos.

Indem die Sonne sich mehr senkte, wurden die Nuancen immer durchsichtiger, vergeistigter, auch das Gebirge. Könnte ich nur erzählen, wie sie gleichsam in sich selbst, in ihrem eigenen Golde sich verzehrte und zerfloß. Ein solches Goldmeer des Himmels, einen solchen Goldnebel habe ich noch nirgends erblickt. Während ich so betrachtend dastand, erschien ein Schloßbeamter auf meiner Terrasse, klatschte laut in die Hände, und da flogen Hunderte von Vögeln auf vom Dache des Palastes in den von Sonnengold durchwebten Abendhimmel, wie wenn man Blätter oder Blumen streut; und die Kinder, welche der Mann wohl wie zu einem Feste mitgebracht hatte, jubelten, und ich hätte mitjubeln mögen über so viel Schönheit. Da erkennt man, woher Murillo das Gold hat auf seinen Conceptionen. Als die Sonne noch lange strahlte, stand der Mond schon weiß, lilienbleich über dem Palaste, ein Symbol des besiegten Halbmonds und der spanischen Madonna; denn auch hier, wie auf deren Glorien, sah man Sonne und Mond beisammen. — Das Ende von der Herrlichkeit war, daß ein zweiter Beamter auftrat, der statt der Tauben mich verjagte, indem er mir die Weisung ertheilte, mich zu entfernen, da es auch während der Abwesenheit „de los reyes,“ der Könige — der Gatte der Herrscherin ist nicht „Prinz-Gemahl,“ sondern König — nicht gestattet ist, zu verweilen im Umkreise „de esta corte“ (der Hofhaltung). Dieß hätte eben so gut wie eine Verbannung von Madrid lauten können. Der Monarchismus wußte sich der Sprache so sehr aufzudrücken, daß althergebracht nicht nur das Residenzschloß, sondern die ganze Hauptstadt selbst „der Hof“ heißt.

E. N.

Von der Nahe, im Herbst 1864.

Das Nahethal. — Oberstein.

Das romantische Nahethal, in welchem vor wenigen Jahren noch eine poetische Stille herrschte, ist durch die Eisenbahn, welche den Mittelrhein auf dem direktesten Wege mit Paris verbindet, so recht in den Weltverkehr hineingezogen worden. Die riesigen Bahnzüge brausen jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend an den malerisch gelegenen Städten, Burgen und Dörfern vorüber, und da, wo sonst nur die deutsche Zunge klang,

hört man jetzt alle Sprachen Europas in buntem Gemisch. Eine Fahrt durch die schönste Partie des Thales nimmt nur wenige Stunden in Anspruch, aber während derselben stellt sich dem Auge eine solche Fülle anmuthiger und imposanter Bilder dar, daß man in Aussicht genommene weitere Wanderungen gern aufgibt, um an den Hauptpunkten so lange wie möglich zu verweilen. Dieß that ich wenigstens, als ich mit einem Freunde vom Rhein aus einen Ausflug dorthin unternahm.

Die Landschaft an der untern Nahe von Bingen bis Kreuznach bietet wenig Bemerkenswerthes; bei letzterem Orte aber beginnt die Romantik. Wenn die Saison ihren Höhepunkt erreicht hat, herrscht in dem hübsch gelegenen Badeorte, der wegen seiner brom- und jodhaltigen, so wie wegen seiner Salzquellen weit und breit berühmt ist, ein reges Leben. Kreuznach kann sich zwar in Betreff seiner Einrichtungen mit den Bädern ersten Ranges in keiner Weise vergleichen und wird sich auch niemals über eine gewisse Stufe erheben; aber die Anlagen neben dem Kurhause, so wie alle übrigen für die Badegäste und Fremden bestimmten Einrichtungen auf der „Insel" haben etwas ungemein Anmuthiges und Freundliches, und für die Unterhaltung ist auch in so weit Sorge getragen, daß anspruchslose Kurgäste, denen ihr körperlicher Zustand keine Schmerzen verursacht, sich dort einige Wochen hindurch gewiß recht behaglich fühlen können. Unmittelbar neben der Stadt, die enge und etwas düstere Straßen hat, erhebt sich der Kautzenberg, auf dessen Gipfel die Trümmer eines im Jahr 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses liegen; wer das Bergsteigen nicht scheut, kann droben die anmuthige Landschaft am besten überschauen. Zu den Sehenswürdigkeiten in der Nähe gehören auch die Ueberbleibsel eines römischen Castells.

Die kurze Strecke von Kreuznach bis Münster am Stein legten wir auf den Rath eines freundlichen alten Kreuznachers, mit dem wir im Coupé ein Gespräch angeknüpft hatten, zu Fuße zurück, und bereuten dieß auch nicht, da das Thal fast bei jedem Schritte schöner wird und wir, langsam dahinwandernd, Muße hatten, die Felsenformationen desselben zu beschauen. — Münster am Stein ist nur ein bescheidenes Dorf, aber es gibt wohl keinen Alterthums-, Geschichts- und Naturfreund, der bei einer Fahrt oder Wanderung durchs Nahethal nicht dort Halt gemacht hätte. Wer könnte auch gleichgültig an dem Wohnsitz des edeln Franz von Sickingen, der stolzen Ebernburg, und an dem wildromantischen Rheingrafenstein vorüberziehen? Um nach dem ersteren zu gelangen, muß man in einer Fähre über die Nahe setzen. Mit einem Heuwagen und einem „Rothroß," welches tiefsinnig den Kopf senkte, mit zwei jugendlichen Pfälzerinnen in hübscher ländlicher Tracht — Burg und Dorf Ebernburg gehören nämlich zu Bayern — mit einer äußerst corpulenten Bewohnerin Bingens, welche die Soolbäder in Münster gebrauchte und den verwegenen Plan gefaßt hatte, das Schloß des mannhaften Ritters Franz zu erklimmen, und mit einigen Körben voll Pflaumen schifften wir uns unweit der Gradirwerke mit einem ziemlichen Aufwand von Zeit ein und gelangten nach einer sehr gemüthlichen Fahrt endlich an das andere Ufer. Die wohlgenährte Tochter Bingens ruhte im Hinblick auf ihre „Kletterplane" erst noch ein Weilchen auf der Bank vor dem Hause des Fährmanns aus; wir aber wandten uns sogleich dem Burgberge zu, auf den nach der Seite des Dorfes Ebernburg hin ein sehr bequemer Weg führt.

Als wir so langsam emporstiegen, traten die Bilder aller der Gestalten, welche in der sturmbewegten Zeit der Reformation droben in der Feste gewandelt, hell vor meine Seele — vor allen die des ritterlichen, kühnen Sickingen und des begeisterten Ulrich von Hutten, der bis zum letzten Augenblick seines Lebens mit bewundernswerther Selbstverleugnung für die Wiedergeburt des deutschen Volks gekämpft. Wäre der erstere nicht in der Blüthe der Jahre auf dem Landstuhl gefallen und der andere, seines besten Freundes beraubt, nicht schon wenige Monden später als ein hülfloser Flüchtling in's Grab gesunken, das dritte, vierte und fünfte Decennium des sechzehnten Jahrhunderts würden sich wahrscheinlich ganz anders gestaltet haben. An dem Hofe Sickingens hielten sich längere Zeit unter andern hervorragenden Männern auch Reuchlin und Oekolampadius auf; den letzteren hatte Ritter Franz ausdrücklich deßhalb auf seine Burg berufen, um sein Hofgesinde und seine Hausgenossen, „ein allbereits in der christlichen Lehre unterrichtetes Völklein auf der rechten grünen Aue göttlichen Wortes zu weiden." Auf der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit," befand sich dazumal bekanntlich auch eine Druckerei, in der die freiheitfördernden Schriften der Freunde Sickingens gedruckt wurden.

Die Ebernburg ist vor einigen Decennien restaurirt worden, und wenn sich gegen die Art und Weise, wie Altes und Neues dabei verbunden sind, vielleicht auch manches einwenden ließe, so macht das Ganze doch einen ungemein freundlichen Eindruck. Einen besonders anmuthigen Anblick bietet der vormalige Burghof, in welchem unter und neben schattigen Gebüschen oder in dichten Lauben, bald höher und bald tiefer, eine Anzahl Tische und Bänke stehen, die man an schönen Tagen fast immer von Kurgästen aus Kreuznach und Münster oder von Fremden aus aller Herren Ländern besetzt findet. Zu beiden Seiten des Burghofes sieht man Thurm- und Mauerfragmente von der alten Feste und inmitten desselben einen Ziehbrunnen, der eine außerordentliche Tiefe hat und dessen Wasser drunten kaum zu gewahren ist. Interessant ist auch eine Sammlung von alten Waffen und verschiedenen andern Gegenständen, die unter den Trümmern der Ebernburg gefunden worden und an der rechten Seite des Burghofes aufgestellt sind. Von allen Punkten des letzteren, so wie von den obern Gemächern des neuen Schlosses aus hat man eine prächtige Aussicht auf das Thal und die umliegenden Höhen. Gerade gegenüber erhebt sich der steil zur Nahe abfallende imposante Rheingrafenstein; rechts von

diesem ziehen sich waldige Bergrücken hin, auf deren einem man in der Ferne die Altenbaumburg gewahrt; jenseits des Flusses breitet sich Münster mit seinen braunrothen Gradirwerken aus; weiter zur Linken, ebenfalls jenseits der Nahe, steigt der mächtige kahle Rothenfels empor, an dessen Fuß die Eisenbahn hinläuft, und zwischen ihm und dem Berge, der die Ebernburg trägt, liegt das kleine Dorf Ebernburg.

Es war ein stiller, mäßig warmer Nachmittag. Aus den leichten weißen Wolken brach dann und wann die Sonne hervor und beleuchtete bald diesen und bald jenen Punkt der reizenden Landschaft. Auf dem stumpfen Thurme links vom Burghof stehend, schauten wir lange mit wahrem Entzücken in das Thal hinab, in welchem tiefes Schweigen herrschte, das nur hin und wieder durch den gellenden Ton der Lokomotiven und das dumpfe Rollen der langen Eisenbahnzüge unterbrochen wurde, die am Rothenfels vorüberfuhren.

Drunten im Burghof aber begann es allgemach lebhaft zu werden. Ein Wanderertrupp nach dem andern kam vom Thal herauf, und bald waren alle Sitze unter den schattigen Bäumen und Gesträuchen von plaudernden und zechenden Gruppen eingenommen. Eine Harfenistin und ein Flötist sangen und spielten das unvermeidliche „Schleswig-Holstein meerumschlungen," das mit lautem Applaus belohnt wurde; ein unendlich weiser Schulmeister aus dem Preußenlande explicirte einigen Mittelstaatlerinnen die Schönheiten des Nahethales, wobei er gelegentlich mehrere statistische, historische und verschiedene sehr originelle strategische Bemerkungen einstreute; aus dem großen Saal des neuen Schlosses klangen die Töne eines Pianoforte herüber, und dazwischen schallte fort und fort das Jauchzen spielender Kinder. Viertehalb Jahrhunderte vermögen gar gewaltige Veränderungen hervorzubringen.

Als wir die an historischen Erinnerungen so reiche Stätte endlich verließen, waren die Wolken verschwunden und der hellste Sonnenschein lag auf den Bergen und den Thalgefilden. Wir befanden uns in einer ziemlich gehobenen Stimmung, mußten aber doch laut auflachen, als wir in einiger Entfernung unter uns ein in blaugeblümten Cattun gekleidetes, corpulentes menschliches Wesen erblickten, welches sich entsetzlich abarbeitete, um die einstige „Herberge der Gerechtigkeit" zu erreichen. Es war die in Münster am Stein Soolbäder gebrauchende dicke Tochter Bingens, welche sich erst jetzt dem Ziel ihres Kletterns näherte. Ob sie im wahren Sinn des Worts wie eine Schnecke emporgekrochen war und sich alle fünf Minuten einmal auf dem Bergabhang ausgeruht hatte, oder ob sie im Dorfe Ebernburg bei einer Freundin eingekehrt und dort übermäßig lange geblieben war, konnten wir nicht in Erfahrung bringen; wir dankten aber Gott im Stillen, daß wir minder gewichtige Personen waren als diese Binger Ebernburgbesteigerin.

In der Ebene wieder angelangt, machten wir abermals einen Naheübergang auf der Fähre mit, der dießmal noch fünf Minuten länger dauerte als vorhin, da alle möglichen Lebensmittel für die Kurgäste in Münster an Bord genommen werden mußten, und wanderten dann nach dem Punkte des linken Flußufers, wo man sich den beiden Felsriesen des Rheingrafensteins gerade gegenüber befindet. Dort und neben dem Fuß des letzteren auf der andern Seite der Nahe, die wir hier in leichtem Kahn passirten, bieten die gewaltigen Massen den imposantesten Anblick dar. Zwischen dem Rheingrafenstein und dem nächsten stromaufwärts liegenden Berge zieht sich eine anfangs sanft emporsteigende Schlucht hin, deren Eingang in hübsche, terrassenförmige, schattenreiche Anlagen verwandelt ist, die an heißen Tagen einen wahrhaft erquickenden Aufenthaltsort gewähren. Etwas weiter oben befindet sich eine Restauration, die sicherlich gute Geschäfte macht, da die Kurgäste in Kreuznach und Münster keinen schöneren Vergnügungsort auf bequemere Weise erreichen können.

Steigt man eine kurze Strecke in der Schlucht empor, so trifft man zur Rechten einen schmalen Pfad, der nach dem sogenannten Hutten-Thale führt, einer engen, waldbewachsenen Kluft, in der man wie abgeschieden von der Welt ist. Ob Ulrich von Hutten bei seinem Aufenthalte auf der Ebernburg dort oft geweilt, oder ob das Thal nur ihm zu Ehren seinen Namen erhalten hat, ist mir nicht bekannt geworden. Nach dem Hauptwege zurückkehrend, wanderten wir den Rheingrafenstein hinan, dessen Besteigung wir uns vorgenommen hatten, gaben diesen Plan jedoch nach kurzer Zeit auf, weil wir oben keine bedeutend schönere Aussicht als die von der Ebernburg erwarteten, und weil wir den nächsten von Münster abgehenden Bahnzug benutzen wollten, um die Fahrt nach Oberstein noch während des Tages machen zu können. Ein vierter Naheübergang brachte uns nach Münster zurück, dessen Saline wir einen kurzen Besuch abstatteten, und eine halbe Stunde später sausten wir mit dem schnaubenden Dampfroß am schroffen Rothenfels dahin.

Die Strecke des Nahethals zwischen Münster und Oberstein ist zwar reich an schönen Punkten, jedoch trägt sie überwiegend einen mehr idyllischen Charakter: freundliche Dörfer und Städtchen mit ihren Gärten und Fruchtfeldern wechseln mit Wiesengründen und Waldungen auf den Abhängen mittelhoher Bergkuppen ab. Nur an einzelnen Stellen ragen steile, kahle Felsen zu beiden Seiten des Thales empor und verengen dieses zu einem schmalen Paß, der sich aber gleich darauf wieder zu einem umfangreichen Kessel erweitert, den bewaldete Höhenzüge einschließen. Die hervorstechendsten Punkte zwischen Münster und Oberstein sind: Thal-Böckelheim mit den Ruinen der gleichnamigen Burg, in welcher der deutsche Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1105 gefangen saß; der Disibodenberg bei Odernheim, auf welchem Disibod ein Kloster stiftete; die Stadt Sobernheim mit ihren Weinbergen; die Ruine des Schlosses Daun, des Stammsitzes der Familie des bekannten Feldmarschalls, welche von einem steilen Basaltfelsen aus einem Seitenthale finster hervorschaut, und die

Stadt Kirn, hinter welcher sich die verfallene Kyrburg erhebt, nach der die Linie der Fürsten Salm-Kyrburg benannt ist. Alle diese Bilder zogen wie eine wandelnde Decoration in wechselnder Beleuchtung an uns vorüber; das imposanteste war unstreitig die alte Feste Daun mit dem Marktflecken gleiches Namens, deren Umrisse scharf gegen den vom Abendroth erhellten Himmel abstachen.

Als wir Kirn erreichten, breitete die Dämmerung schon ihre grauen Schleier über Berg und Thal, und bald war die ganze Landschaft in tiefes Dunkel gehüllt. Anfangs bedauerten wir, ringsum nichts mehr von der letzteren erkennen zu können, wurden aber hernach für diese Entbehrung reichlich entschädigt. Nachdem wir durch einen finstern Tunnel gefahren waren, tauchten plötzlich zu unserer Rechten in der Tiefe Lichter aus der Nacht auf; wir blickten hinab, aber kaum hatten wir sie in's Auge gefaßt, als sie auch schon wieder verschwanden. Gleich neckischen Koboldem erschienen und verschwanden sie noch zweimal, dann aber blitzten sie uns plötzlich in zahlloser Menge entgegen. Ein gellender Pfiff der Lokomotive, und der Zug hielt auf dem Bahnhof von Oberstein. Drunten in der Tiefe lag die Perle der Nahe — wir vermochten kein Haus, keinen Thurm und keine der jenseitigen Höhen zu erkennen — aber die Masse der röthlichen Lichter über und neben einander gewährte einen wahrhaft feenartigen Anblick, der uns einen lauten Ausruf der Ueberraschung entlockte.

Und doch hätten wir Angesichts aller dieser Lichter den Hals brechen können, wenn uns nicht ein Talgstümpfchen in einer Stalllaterne als Führer in der rabenschwarzen Nacht gedient hätte. Als wir nämlich einige Söhne Obersteins, die am Bahnhofe standen, nach einem uns empfohlenen Wirthshause fragten, trat ein stämmiger Bursche mit einer großen Laterne vor, gab sich als den Hausknecht dieses Hotels zu erkennen und bat uns, ihm zu folgen. Wir nahmen das Anerbieten sehr gern an und wurden bald inne, daß Führung und Laterne zwei durchaus nothwendige Erfordernisse waren, um an unser Ziel zu gelangen. Der Weg nach der Stadt ging ziemlich steil bergab und war so holperig und so dunkel, daß wir das brennende Talgstümpfchen und dessen Träger in allen uns zu Gebote stehenden fremden Zungen priesen und segneten. In der Stadt waren Beleuchtungsapparat und Führer fast noch nothwendiger, denn an einigen Stellen schien das Pflaster wenig mehr als ein Conglomerat von größeren und kleineren Steinen zu seyn, und von einer Straßenbeleuchtung war keine Spur zu entdecken. Zur Ehre Obersteins will ich annehmen, daß unser Laternenträger uns einen „Richtweg" durch obscure Gassen geführt hat, wo Pflaster und Beleuchtung nicht „auf der Höhe der Zeit" stehen. In der Nähe des von uns erwählten Hotels wurde die Wanderung leichter und angenehmer, und in dem letzteren erhielten wir ein recht hübsches Zimmer mit einem Balkon, von welchem man eine herrliche Aussicht haben sollte, wie der freundliche Wirth versicherte.

Da wir von der romantischen Lage Obersteins so viel gehört und drüben auf dem Bahnhof nur verworrene dunkle Massen gesehen hatten, so traten wir sogleich auf den Balkon hinaus, um vor Schlafengehen wenigstens noch eine kleine Idee von den Schönheiten zu bekommen, die wir folgenden Tags zu bewundern hofften. Aber auch hier vereitelte die ungewöhnliche Dunkelheit jeden Versuch, sich aus dem Gewirr von Lichtern, den eigenthümlich gruppirten Häusern und den gegenüberliegenden Felsenhöhen ein nur einigermaßen deutliches Bild zusammenzusetzen. Das Geheimnißvolle dieser nachtumhüllten Landschaft hatte einen ganz eigenen Reiz, und es verging geraume Zeit, ehe wir uns von derselben trennen konnten.

Ich habe manch vielgepriesenen romantischen Fleck der Schöpfung gesehen; aber als ich am nächsten Morgen in aller Frühe wieder auf den Balkon hinaustrat, war ich von dem Anblick, der sich mir darbot, so überrascht, daß es einiger Minuten bedurfte, bevor sich mir das, was ich sah, zu einem einheitlichen Bilde gestaltete. Gerade vor mir und in geringer Entfernung starrte eine riesige senkrechte Felswand zum Himmel empor, die halb von leichten Wolken und Nebelgebilden verhüllt war. Mitten zwischen ihrem Fuß und Scheitel schaute aus einer in den Stein gehauenen colossalen Nische eine uralte Kirche hervor; über dieser, hoch oben auf der Spitze der Riesenwand, ein grauer Thurm mit den halbzerfallenen Ueberresten einer Burg, links daneben ein zweiter noch höherer Felsen mit einer andern Ruine; unter, an und neben den wilden, starren Felsmassen zahllose Häuser, Häuschen und Hütten, wie Schwalbennester an die Steinriesen angeklebt, auf einem Bergvorsprung liegend oder auf den grünen Bergeshängen zerstreut, zwischen ihnen Blumengärtchen auf kleinen Terrassen, in der Tiefe der leise rauschende Fluß, daneben eine breitere Straße mit größeren Gebäuden: — wahrlich, das Auge war nicht im Stande, alle diese Gebilde der Natur und der Hände der Menschen mit einem Blick zu umfassen und zu ordnen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 23. December 1864.

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura.
Horat:

Shakespearestudien eines Realisten.

(Fortsetzung.)

Auch für die Römerdramen scheint uns die obige Voraussetzung, daß Shakespeare in seinen historischen Stücken die Wirkung auf junge Männer, die sich durch Geburt und Talent zu einer großen Stellung in der Welt berufen hielten, im Auge hatte, nicht unfruchtbar zu seyn. Was konnte ihm näher liegen, als ihnen neben den Bildern der eigenen Vorfahren die Gestalten des alten Roms vorzuführen? Und selbst die Wahl der Stoffe und deren Behandlung wird unter diesem Gesichtspunkt verständlicher. Vom Grafen Southampton wissen wir aus den Sonetten (z. B. Sonett 96), daß man den Uebermuth der Jugend, sein adelig keckes Treiben an ihm tadelte; oft genug mahnt ihn der Dichter, sich aus den Schlingen, in welchen schöne Frauen ihn gefangen hielten, loszumachen; durch seinen nahen Antheil an der Verschwörung und dem Aufstand des Grafen Essex kam er an die Schwelle des Schaffots. Man könnte glauben, die drei Römerdramen seyen wie für ihn geschrieben. Coriolan konnte ihn lehren, daß jene adelige Keckheit, jener trotzige Uebermuth bei aller sonstigen Auszeichnung zum Verderben führen; Antonius und Cleopatra, daß auch ein hochbegabter Mann, wenn er sich den buhlerischen Künsten verführerischer Frauen nicht zu entziehen vermag, dem weit geringeren Nebenbuhler erliegen muß; Julius Cäsar, daß ein ohne Erwägung der allgemeinen Zustände eines Staats, wenn auch aus edeln Motiven begonnenes Unternehmen gegen die bestehenden Gewalten seinen Urhebern wie dem Gemeinwesen verderblich wird. Wir müssen zwar eine so specielle und persönliche Beziehung dieser Dramen aus dem Grunde selbst bezweifeln, weil Southampton zu der Zeit, da sie verfaßt wurden, schon längst ins öffentliche Leben eingetreten war und seine Abende schwerlich mehr im Theater zubrachte. Allein gleichwohl konnten diese und ähnliche Wahrnehmungen in dem Kreise seiner aristokratischen Freunde für den Dichter der Anlaß geworden seyn, aus der Fülle von dramatischem Stoff, welche ihm Plutarchs Biographien bieten konnten, gerade diese herauszuwählen, und jene Verirrungen, die in den drei Dramen behandelt werden, sind ihrer Natur nach unter vornehmen und hochstrebenden Jünglingen natürlich und verbreitet genug, um die Warnung des Dichters auch noch für ein anderes Ohr, als das des nächsten Freundes, verständlich und wirksam zu machen.

Wir würden es für sehr verkehrt halten, wenn man in dieser paränetischen Tendenz der historischen Stücke, in der Absicht, jungen Männern, die an der Schwelle

einer öffentlichen Thätigkeit stehen, bedeutende Gestalten aus dem Buch der Geschichte als Vorbild und zur Warnung vorzuführen, eine Herabwürdigung seiner Kunst sehen wollte. Dieß fällt nicht unter den Begriff der Tendenzpoesie; ein Lehrer im höheren Sinn des Worts zu seyn und „edeln Seelen vorzufühlen," ist ja nur der ächte Beruf des Dichters. Was wir im Einzelnen daran ausgestellt haben, wird unter diesem Gesichtspunkt zugleich verständlicher und bedeutungsloser; es liegt großentheils abseits von dem Hauptziele des Dichters und störte das Publikum, dem der Dichter zunächst schrieb, weit weniger, als den unterrichteten und denkenden Leser künftiger Geschlechter, der einen allgemeinen Maßstab anlegt.

Zu den Römerdramen wäre eigentlich auch der Titus Andronicus zu rechnen, doch lassen wir dieses Stück, in welchem das Unnatürliche, Gräßliche und Unmotivirte der Handlung alles Maß überschreitet, hier bei Seite, da es dem Dichter, als eine Jugendarbeit, in welcher er noch fremden Spuren nachging, nicht voll angerechnet werden darf. Um so interessanter ist das Stück als Ausgangspunkt von Shakespeares dramatischer Thätigkeit. Er begann mit dem Entsetzlichen und Unglaublichen und verdankte dieser Richtung seine ersten und größten Erfolge. Titus Andronicus blieb immer ein Lieblingsstück des Publikums. Für die Ausbildung des pragmatischen Elements in der geschichtlichen Handlung fehlten der Anreiz und die äußeren Vorbedingungen; ein Fortschritt in dieser Richtung kam nur aus der inneren Reife des Dichters, nicht aus den Forderungen seines Publikums; doch leiden einzelne Stücke aus Shakespeares reiffter Zeit, wie Timon, Cymbeline, und Maß für Maß hinsichtlich der äußeren Motivirung der Handlung fast noch an den gleichen Mängeln wie die Dramen seiner Jugend.

Timon von Athen und Troilus und Cressida gehören nicht zu den historischen Stücken und auch unter sich nicht zusammen; man kann aber von den Römerdramen aus auf sie geführt werden, weil sie, wie diese, die Handlung auf den Boden des classischen Alterthums versetzen und der Stoff aus den alten Autoren genommen ist; sie haben unter sich das Gemeinsame, daß sie allein unter Shakespeares Werken (wenn man, wie billig, die Comödie der Irrungen und den Sommernachtstraum gar nicht unter diesen Gesichtspunkt stellt) uns in die Welt des Hellenenthums führen, freilich nur um zum Beweis zu dienen, daß ihm diese etwas völlig und unbedingt Verschlossenes war.

Da im Timon Alcibiades auftritt, so fällt die Handlung in die Blüthezeit des athenischen Volkslebens, an die Grenze des Perikleischen Zeitalters; der Held des Stücks lebte mit Socrates, Aristophanes, Euripides in Einer Stadt zusammen. Bei Shakespeare ist gar kein Bewußtseyn dieses oder überhaupt irgend eines bestimmten Zeitalters zu bemerken; die hellenische und athenienſische Atmosphäre fehlt dem Stück von Grund aus; der Name Athen ist etwas rein Zufälliges. Der Dichter hätte aber diesen vielsagenden Ort nicht wählen können, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, welche Forderungen sich an dieses Eine Wort und an das Zeitalter, das er wählte, anknüpfen. In die römische Welt hat uns Shakespeare mit genialem Takt zu versetzen gewußt; die griechische ist ihm selbst bis auf die Namen fremd, da er den meisten Personen lateinische Namen leiht. Es ist interessant, wie der Dichter hier nur beiläufig und unbewußt verräth, daß ihm das Schönste und Höchste, was vor ihm die Welt im Reich der Kunst, des Wissens und des gesellschaftlichen Lebens hervorgebracht hatte, sein Leben hindurch fremd geblieben ist; und man steht vergeblich sinnend vor der Frage, was aus diesem Genius geworden wäre, wenn ihn sein Lebens- und Bildungsgang auch in die alte Hellenenwelt eingeführt, wenn er die alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber kennen gelernt hätte, wenn Alles das, was wir an ihm noch vermissen, was die Ergänzung zu seiner Dichtweise bildet, in so vollendeter Gestalt ihm vor Augen getreten wäre. Indem er im Timon so ahnungslos die Zeiten und Orte betritt, an welche sich für alle Zukunft die höchsten Erinnerungen knüpfen, dabei so ganz fremdartige Wege geht, und zufällig und unbewußt das düsterste Gemälde von Welt und Menschenhaß auf den Schauplatz des bewegtesten und sonnigsten Volkslebens verlegt, macht es uns den Eindruck, wie wenn wir einen Gothenkönig das Capitol, einen römischen Imperator den Tempel zu Jerusalem betreten oder den Apostel Paulus in den Straßen von Athen und Corinth wandeln sehen.

Timon von Athen hat mit dem König Lear gemein, daß sich die tiefsten tragischen Wirkungen an eine Handlung anlehnen, wie wir sie eigentlich nur in Mährchen und Fabeln für Kinder zu lesen gewöhnt sind. Timon handelt wie ein Mann, der sich unter sein Fenster stellt und all sein Geld und Gut für die Vorübergehenden auf die Straße wirft, dann aber, wenn sein Vorrath erschöpft ist und er selbst Mangel leidet, von den Leuten auf der Straße Ersatz und Wiederherausgabe verlangt, und als nun diese Erwartung nicht eintrifft, darüber den Verstand und alle Fassung verliert. Timons Verschwendung und Freigebigkeit geht bis ins rein Unsinnige, und da der Haushofmeister ihm den Stand seines Vermögens und die

Nothwendigkeit, einzuhalten, oft und klar auseinandersetzt, so begreift man die Handlungsweise eines Mannes nicht, den man sich dazu doch noch als einen um sein Vaterland hochverdienten Bürger, als tüchtigen Feldherrn und Staatsmann denken soll. Man kann sich für einen so kopflos Handelnden nicht so weit interessiren, als es für die Empfindungen, welche die Tragödie fordert, unerläßlich ist. Wir haben keine Furcht, das Gleiche zu erleiden, weil wir sicher sind, im gleichen Fall anders zu handeln, und bringen es aus demselben Grund nicht zum Mitleid. Man muß fast denken, jene Leute, die einem solchen Haushälter, nachdem er sein Gut vergeudet hat, kein Geld leihen wollen, handeln ganz verständig. Die Art, wie sie sich dabei anstellen, wie sie doch nicht einfach sagen mögen, sie wollen ihr Geld nicht verlieren, und sich dann mit allen möglichen Ausflüchten behelfen, hat eher eine komische Wirkung und ließe sich mit leichten Aenderungen in ein Lustspiel übertragen. Dieß mochte wohl Goethe im Sinn gehabt haben, als er den Timon ein komisches Sujet nannte.

Es ist, wie oben bemerkt wurde, interessant, daß Timon zu Shakespeares spätesten Stücken gehört; er zeigt sich gegen die Fabel eines Stücks fast noch gleichgültiger, als in seiner früheren Zeit; sie diente ihm nur zur Folie, zum leichten, an sich bedeutungslosen Anlaß, um seinen Empfindungen freien Lauf zu schaffen. Daß Handlung und Charakteristik im innigsten Verband mit einander stehen, daß auf ihrer Uebereinstimmung die tragische Wirkung wesentlich beruht, daß man nicht aus der nächsten besten Anekdote, Chronik, Novelle ein Sujet herübernehmen kann, um Geist, Witz, tiefe Weisheit, glänzende Bilder und Gedanken, wie die Lichter am Weihnachtsbaum, äußerlich daran aufzuhängen, das ist ihm nie recht deutlich geworden. Er traf diese Art, Dramen zu schreiben, als die herkömmliche an; daß die Sujets romanhaft, unglaublich, ohne wahre Motivirung seyen, das fand man in der Ordnung; dem Theaterpublikum, wie wir es kennen gelernt haben, war die abenteuerliche Handlung lieber, als die natürliche; man achtete nur darauf, was der Dichter aus den gegebenen Situationen noch weiter zu machen versteht. Daß der Stoff selbst zuvor in den Schmelztiegel der Phantasie geworfen werden und geläutert und verjüngt daraus hervorgehen müsse, das wußte man nicht, und darin hat sich auch Shakespeare nicht über den Standpunkt seiner Zeit erhoben. Er glaubt, und dieß ist die wesentlichste Schranke seiner Kunst, es lassen sich wahre Charaktere in unwahre Situationen versetzen; seine Motivirung ist soweit unübertrefflich, als es sich darum handelt, dem gegebenen Charakter in der gegebenen Situation die entsprechenden Empfindungen und Worte zu leihen; daß aber die Situationen und Charaktere selbst vom Dichter innerlich zu erzeugen und harmonisch zu gestalten seyen, dieser Forderung hat er selten genügt und sie sich in der Regel nicht einmal gestellt.

Es gibt kein deutlicheres Gegenbild hiezu als Goethe. Er trug die Stoffe, die in ihm einen Wiederklang gefunden hatten, Jahre und Jahrzehente in seinem Herzen; sie reiften innerlich mit ihm heran und gestalteten sich zum vollen Ausdruck der Ideen, die sich an sie angeschlossen hatten; das Fremdartige fiel ab und es schoben sich neue Zwischenglieder herein, die seinen Zwecken entsprachen. So lebten die Gestalten von Faust, Prometheus, Iphigenie, Tasso, Eugenie, Hermann, Meister in ihm fort, bis sich die reife Frucht in guter Stunde von selbst aus seinem Innern ablöste; selbst in seiner Lyrik, in der indischen Legende, der Braut von Corinth, im Zauberlehrling &c. sieht man, wenn man die rohen Stoffe, die den ersten Anlaß geben, vergleicht, diesen wunderbaren Verwandlungsproceß der Handlung. Die Einwendung: ein solcher Charakter, diese Situation, diese Handlung ist unter den übrigen gegebenen Verhältnissen nicht denkbar, läßt sich bei Goethe niemals machen, weil alles Fremde und Widersprechende des Stoffs vorher eliminirt ist, weil der Stoff selbst zu einem Werk des Dichters geworden ist. Shakespeare dagegen, der für eine stets nach Neuem gierige Bühne arbeitete, nahm die Stoffe bald da, bald dort aus Büchern und goß dann die Fülle seines Genius über sie hin; er änderte wohl dieß und jenes, nicht einmal immer mit Glück, oft bloß des Effekts wegen, aber es fehlte dem Stoff die zweite Geburt, die neue Taufe aus Wasser und Geist. Was Shakespeare aus dem eigensten Seelenleben in den Hamlet und Timon legte, hätte eigentlich die Folie eines durchaus andern, weit homogeneren und umgearbeiteteren Stoffes erfordert. Im Hamlet ist aber die Handlung, in die sich so tiefsinnige Stücke des Dichterlebens einflechten, wenigstens selbst groß und bedeutungsvoll; im Timon ist sie trivial und albern und kunstlos gefügt. Die Weisheit des Dichters hängt über den Stoff her, wie ein Purpurmantel über den Buckligen.

Troilus und Cressida hat den Reiz eines noch ungelösten Räthsels. Das Einzelne ist bald anmuthig, bald von tiefem Gehalt; aus dem Ganzen ist schwer klug zu werden. Wir vermuthen, daß es mehr als irgend ein anderes Shakespearesches Stück voll von Anspielungen und persönlichen Bezügen ist, zu denen der Schlüssel für uns nicht mehr aufzufinden seyn mag. Auch äußere Gründe sprechen dafür, daß es für ein

Privat- oder Liebhabertheater geschrieben ist, wie schon Tieck vermuthet. Die Rollen der homerischen Helden mögen an einen Kreis näherer und fernerer Bekannten vertheilt worden seyn und die Charakteristik würde dann carrikirende Züge von den wirklichen oder fingirten Trägern der Rollen aufgenommen haben. Einige davon mochten Respektspersonen seyn, die man zu schonen hatte, oder Leute, die keinen Spaß verstanden. Achill, Ajax, Patroklus, Menelaus, Paris, Diomedes hatten die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Hector, Agamemnon, Ulyß, Nestor sind etwas schonender und nur mit einem leichteren Anflug von Ironie behandelt, wiewohl es von dem Standpunkt des Thersites aus ein Leichtes war, sie gleich schlecht zu machen.

Die Züge der Charakteristik scheinen uns hier öfters individueller und willkürlicher zu seyn, als sonst des Dichters Weise ist. Wenn es z. B. von Diomed heißt, „Ich kenn' ihn an der Art des Gangs; er hebt sich auf den Zehn, hochathmend strebt sein Geist von dieser Erd' empor," so will uns dieß den Eindruck einer persönlichen Anspielung machen, sey es auf den Schauspieler, der die Rolle hatte oder auf einen Bekannten, der unter dieser Maske gemeint war. Es erinnert an die bekannte Stelle im Hamlet: „Er ist fett und kurz von Athem," die sich auf Shakespeares Freund Richard Burbadge, der die Rolle gab, bezog. Ebenso sagt Thersites von Diomed, daß er von der Seite schiele. Auch die Schilderung des Troilus durch Ulyß macht den Eindruck einer Lobrede mit persönlicher Anspielung. So wird die ganze Trojasage, mit parodistischer Spielerei, mit untermengten verständigen Discussionen und „trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen," mit eingeflochtener pikanter und leichtfertiger Liebesgeschichte durchgenommen. Man möchte glauben, das Ganze sey für eine geniale Coterie, in der der keckste und derbste Humor sein freies Spiel hatte, verfaßt worden. Als Theaterstück für die Menge mußte es eigentlich unverständlich seyn. Wir halten übrigens die Figur des Thersites für eine der geistvollsten Schöpfungen des Dichters und für noch pikanter als Falstaff.

IX.

Zu den Lustspielen.

Wir haben im Bisherigen an den ernsten und historischen Dramen Shakespeares nachzuweisen gesucht, daß die dramatische Wirkung sehr oft durch Unvollkommenheiten der Handlung beeinträchtigt wird, daß die Handlung häufig entweder eine unzusammenhängende und zersplitterte, oder eine an inneren oder äußeren Unwahrscheinlichkeiten leidende ist, und daß durch diesen Mangel auch die Glanzseite des Dichters, die Charakteristik, in Widersprüche verfällt. Wir haben keinen Grund, von demselben Gesichtspunkt aus auch die Lustspiele und sonstigen Theaterstücke des Dichters zu durchgehen. Hier gelten von selbst andere Gesetze; das Zufällige und Phantastische hat im Lustspiel seinen berechtigten Platz; wenn wir gerührt und erschüttert, von Furcht oder Mitleid bewegt werden sollen, so muß der Fall, den uns der Dichter vorführt, ein denkbarer seyn; die Einwendung unseres Intellekts: so kann die Sache unter den gegebenen Voraussetzungen nicht gewesen seyn, stört die Illusion, zumal in historischen Stücken, und paralysirt die vom Dichter beabsichtigte Wirkung. Wenn wir dagegen bloß lachen und in eine heitere Stimmung versetzt werden sollen, so kann uns das Abenteuerliche, Willkürliche, ja Unmögliche gerade willkommen seyn. Dieselben Eigenschaften des Dichters, die ihm im ernsten Drama Schwierigkeiten und Schranken entgegenstellen, können ihm im Lustspiel besonders zu Statten kommen. Und das ist bei Shakespeare in der That der Fall.

Es lassen sich vielleicht in Beziehung auf die realistische Wahrscheinlichkeit der Handlung die Lustspiele des Dichters in vier Klassen abstufen. In die erste fallen die Zauberdramen, wo uns der Dichter in eine reine Phantasie- und Feenwelt versetzt, wo übernatürliche Wesen mit höheren Naturkräften in die Menschenwelt hereinspielen. In diese gehören der Sommernachtstraum und der Sturm. Die zweite Klasse bilden die Dramen, in welchen zwar das eigentlich Wunderbare und Uebernatürliche wegfällt, wo die Handlung aber immer noch einen mährchenhaften und phantastischen Charakter hat, und wir von dem deutlichen Gefühl begleitet sind: der Dichter führt uns selbstgeschaffene Situationen vor, die in der realen Welt so nicht denkbar sind. Hieher sind zu rechnen: das Wintermährchen, der Kaufmann von Venedig, Was Ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Verlorene Liebesmühe. Der dritten Klasse theilen wir die Stücke zu, in welchen die Handlung nicht mehr undenkbar, sondern nur noch romanhaft, vom Spiel des Zufalls influirt, mehr oder weniger abenteuerlich ist. Dahin fallen: Die beiden Veroneser, Ende gut Alles gut, Viel Lärmen um Nichts, Die Comödie der Irrungen. In der vierten endlich geht es natürlich zu; der Zufall ist ausgeschlossen; die Handlung bewegt sich rein auf dem Boden der Gesellschaft und wird durch die Absichten und Plane der Menschen bestimmt. Hieher gehören: Der Widerspenstigen Zähmung und Die lustigen Weiber von Windsor.

Nun will es uns scheinen, daß wenn man die genannten Stücke nach ihrem dichterischen Werth und ihrer dramatischen Wirkung zu ordnen hätte, im Ganzen und Großen ungefähr die gleiche Reihenfolge zum Vorschein kommen müßte. Der Dichter erscheint uns am größten, wo er seine wunderbare Phantasie am freisten walten läßt, wo er die Gestalten aus dem lustigen Nichts schafft und ihnen festen Wohnsitz gibt; seine Wirkung ist am schwächsten, wo er ganz in das bürgerliche Leben hereintritt, in dem er immer ein Fremdling blieb.

Der Sommernachtstraum ist zwar nicht das tiefste und gehaltvollste, aber das reizendste und originellste Werk unseres Dichters. Er steht darin durchaus einzig und unerreicht da; es ist auch keine Kleinigkeit da, durch die Genuß und Stimmung gestört würde. Goethe hat zwar in seinen drei Mährchen gezeigt, daß ihm diese Ader auch nicht fehlte, aber ein erzähltes Mährchen und ein dramatisches sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Der „Sturm“ hat zwar mehr Gehalt und Tiefe, macht aber doch keine so reine Wirkung; die Handlung ist etwas verworrener und hat zu ernste Partien für dieses Genre, das doch vor Allem ein sonniges und heiteres Element zu fordern scheint.

Im Wintermährchen muß man manchmal denken, der Dichter hätte den kleinen Schritt in eine Zauberwelt hinüber lieber vollends gemacht; denn wenn Jemand auf der Bühne von einem wilden Bären verfolgt wird, wenn von einer böhmischen Küste, von dem Orakel auf der Insel Delphi, von dem Maler Giulio Romano und einer russischen Kaiserstochter als gleichzeitigen Erscheinungen die Rede ist, so steht man ja doch schon ganz auf jenem Boden.

Der Kaufmann von Venedig hält sich sehr fein an der Grenze des Feenmährchens; die Geschichte mit den drei Kästchen spielt sogar ein wenig hinüber. Es ist die anmuthige Region, in der sich zum Beispiel auch Gozzis Turandot hält. Keines von den Lustspielen ist so reich an schönen Stellen und glänzenden Sentenzen. Hinsichtlich des Juden und seines Scheins sind wir der Ansicht, daß die bei den Kritikern und auf den Bühnen herrschende Auffassung, wornach hier in das heitere Lustspiel eine ernste Episode, eine wirkliche Charakterrolle von tragischer Färbung eingeführt würde, dem Sinn des Dichters und seines Publikums nicht entspricht. Das letztere rechnete ohne Zweifel die ganze Partie mit Shylok noch zu dem Komischen. Der Dichter führt hier in die sonnenhelle Handlung ein auf den ersten Anschein grausiges Element herein, das aber nur dazu dienen soll, die Lust und Freude zu steigern; ungefähr wie bei den Alten die Empuse und jetzt der Knecht Ruprecht, Niclas oder Pelzmärte in die Kinderstube tritt, um schließlich doch nur den Jubel zu erhöhen. Der Leser ist ja gleich von vornherein gewiß, daß der Jude der geprellte Theil seyn und seine Tochter und sein Geld verlieren wird. Der Dichter hat ihm aus seinem reichen Schatz nur gleichsam en passant einige tiefere Motive zugeworfen, das ist Alles. Aus dem Kreis der komischen Rolle tritt er aber deßhalb doch nicht ganz heraus. Sobald der Charakter mit ernsten Prätentionen vor uns auftreten will, steht ihm ein Heer realistischer Einwendungen entgegen; die ganze Sache ist ja handgreiflich ins Mährchenhafte, wo nicht Possenhafte gezeichnet. Die Handlungsweise des Juden läßt sich im Ernst gar nicht so denken und ist voll von Widersprüchen. Der ganzen Episode liegt die Judenverachtung der älteren Zeit zu Grund. Wir zweifeln nicht daran, daß Shakespeares Freund Burbadge, der die Rolle gab, ihr einen komischen und carrikirten Anstrich gab, und es will uns gar nicht in den Sinn, wenn die heutigen Kritiker und Mimen so unendlich viel Ernst und tiefes Pathos in die Rolle legen und das Charakterbild neben die Zeichnung eines Macbeth, Richard, Othello u. s. w. stellen wollen.

Eine andere Sonderbarkeit ist es, wenn die Ausleger aus der Gerichtsscene im Kaufmann von Venedig den Schluß ziehen, Shakespeare müsse wohl in seiner Jugend bei einem Advokaten gedient haben; sonst könnte er nicht so gründliche juristische Kenntnisse haben, wie er sie zeigt. Diejenigen, die so schließen, sind wohl schwerlich selbst Juristen. Die Entscheidungsgründe des unbärtigen Doktors sind allerliebst und dienen ganz ihrem Zweck; auch mögen die Akten unserer Tribunale Manches bewahren, worin viel weniger Verstand ist; aber sonst ist, wenn man einmal die Sache von diesem ungehörigen, technischen Gesichtspunkt aus ansehen will, sehr wenig juristische Logik darin, zu sagen: der Vertrag sey an sich gültig und müsse durchaus vom Juden zum Vollzug gebracht werden dürfen; allein das einzige, und schon in den Worten des Vertrags liegende Mittel zur Vollziehung sey unanwendbar und der Jude habe durch die Absicht, es in Anwendung zu bringen, Leben und Gut verwirkt. Ebenso auffallend ist, wenn der Jude schließlich zur Annahme des christlichen Glaubens gezwungen wird. Die Sache wird nur dadurch erträglich, daß man sich bewußt bleibt, auf dem Boden einer mährchenhaften Handlung zu stehen, bei der das Einzelne nicht so genau zu nehmen ist. Diejenigen aber, die Shakespeare durchaus zu einem christlichen Dichter stempeln wollen, sollten sich die Stelle doch ad notam nehmen; denn wem der Glaube seiner Kirche eine wirkliche Herzenssache ist, dem wird so etwas auch nicht einmal beiläufig aus der Feder fließen.

„Was Ihr wollt“ gehört mit dem Sommernachtstraum und dem Kaufmann von Venedig zu den drei Perlen der Shakespeareschen Lustspiele. „Wie es Euch gefällt“ reiht sich nahe daran; es hat tiefer angelegte Charaktere, und hinter der Maske von Jaques scheint sich der Dichter zum Theil selbst versteckt zu haben; aber die Handlung ist nicht so einfach und spannend. Die „Verlorene Liebesmühe“ ist von den Romantikern, die sie an die Spitze aller Shakespeareschen Stücke stellten, überschätzt worden; diese Art von Witz können wir nicht in solcher Masse ertragen. Jedenfalls ist das Stück für den Deutschen nicht ganz zugänglich; denn es ist unübersetzbar. Dennoch gehört es mit zu jenen Erzeugnissen, in welchen die Erfindungskraft, die Grazie, der Geist und Witz in allem ihrem spielenden Reiz auf eine, wenn auch nicht immer für uns noch ansprechende, doch staunenswerthe Weise an's Licht treten.

Von weit schwächerer Wirkung sind die Stücke, die wir oben der dritten Klasse zutheilten: „Viel Lärmen um Nichts,“ „Ende gut Alles gut,“ „die beiden Veroneser.“ Da sie als sogenannte Degen- und Mantelstücke auf dem Boden der südeuropäischen Hof- und Rittersitte stehen, müssen wir hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit der Handlung schon etwas größere Ansprüche machen, die doch nicht in Erfüllung gehen. Die drei Stücke scheinen etwas unreifer und leichter gearbeitet, als die zuvor genannten; die Handlung ist nicht sowohl, wie in jenen, dem allgemeinen Weltlauf widersprechend, als in wichtigen Partien reinlich und psychologisch anfechtbar.

Von den drei noch übrigen Stücken bildet jedes ein Genre für sich, in dem sich Shakespeare je nur einmal und dann nicht wieder versucht hat. Die „Comödie der Irrungen“ ist Nachbildung eines altclassischen Stücks, der Menächmen des Plautus. Der römische Dichter wird darin weniger übertroffen, als überboten, indem dem Einen Paar ununterscheidbarer Zwillingsbrüder noch ein zweites beigefügt und so allerdings ein noch tolleres Durcheinander erreicht wird. Dagegen ist die Handlung auch viel unwahrscheinlicher, da die Vermuthung, die gesuchten Brüder seyen gefunden, viel früher entstehen mußte.

Der „Widerspenstigen Zähmung“ ist das einzige eigentliche Charakterlustspiel in Molièreschen Art. Das Stück ist amusant genug, leidet aber von der psychologischen Seite an einem Grundmangel. Die Handlung widerspricht dem Erfahrungsgesetz, daß ein wirklicher Charakterzug eines Menschen etwas Unzerstörbares sey, nach dem alten Satz: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Erschiene Käthchen anfänglich bloß als ungeberdig, launisch und verzogen, so ließe sich's denken, daß sie das unter der Zucht eines rücksichtslosen, ungestümen, überlegenen Männerwillens ganz ablegte. Sie wird aber anfänglich als wirklich boshaft, lieblos und neidisch geschildert, und das konnte sich nicht verlieren; diese Eigenschaften konnten durch eine solche Parforcekur nicht ausgerottet, sondern nur latent werden, sich in ein lauerndes, heuchlerisches und heimtückisches Wesen verwandeln. Shakespeare läßt einen völligen Hausteufel zu einem Engel von Milde und Sanftmuth werden, und das ist undenkbar.

„Die lustigen Weiber von Windsor“ sind ein modernes Intriguenlustspiel auf dem Boden der bürgerlichen, und zwar spießbürgerlichen Gesellschaft, den der Dichter sonst nirgends wieder betritt. Es mag ein sehr subjektives Urtheil seyn, wenn wir gestehen, diesem Stück am wenigsten Geschmack abgewinnen zu können, und ihm gerne den letzten Platz in der Reihe der Lustspiele anweisen möchten. Es hat uns schon immer einen widrigen Eindruck im Heinrich IV. gemacht, wenn der zum König gewordene Prinz, den uns der Dichter zu einer idealen Heldengestalt verklären will, den alten und vieljährigen Kameraden und Gesellschafter mit jenen eiskalten und harten Worten anläßt: „Ich kenn' dich, Alter, nicht; an dein Gebet!“ u. s. w., wenn er ihn auf zehn Meilen von seiner Person verbannt und ihm nur so viel Unterhalt zusichert, daß Dürftigkeit ihn nicht zum Bösen zwinge. Der König mußte ihn schonend bei Seite schieben und anständig für ihn sorgen. Der Dichter hat zwar nach unserem Gefühl die Grenzen, wie weit er Falstaff sittlich sinken lassen durfte, um ihn noch in des Prinzen Gesellschaft zu halten, an einigen Punkten nicht eingehalten; im Ganzen aber hat er dieser Gestalt doch so viel Witz, Humor und Originalität zugetheilt, daß wir eine glimpfliche Behandlung für ihn fordern zu können glauben. Der Dichter hätte ihm auch in seinen alten Tagen noch so viel Grütz im Kopf, Welterfahrung und Cavalierhaltung lassen sollen, um ihn nicht von Gevatter Schneidern und Handschuhmachern auf eine so plumpe Weise überlisten, prügeln, ins Wasser werfen und mißhandeln zu lassen. Die Intrigue des Stücks ist keineswegs besonders fein und scharfsinnig, die Handlung überladen mit Episoden; das Beste mag das geradbrechte Englisch seyn. Wenn es wahr ist, daß das Stück von dem Dichter verlangt und in vierzehn Tagen geliefert worden ist, so erklärt und entschuldigt dieß einigermaßen die Mängel und die Sorte von Impietät, die wir darin finden zu sollen glauben.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Passiflora.

(Schluß.)

Ich wagte nicht zu athmen. Das Papier lag vor ihr. Meine Hand hielt ihr die Feder entgegen gestreckt. Mein Auge hatte sich unwillkürlich der Richtung zugewendet, in welcher der alte Graf zurückkommen mußte. Nur mein Ohr sagte mir, daß auch ihre Brust sich wogender hob, und die zitternde Bewegung, mit der sie die Feder ergriff, durchschütterte mich im selben Augenblick, wie jene kaum wahrnehmbaren Schwingungen eines Erdstoßes, von denen man sagt, daß ihr bloßes Ahnen unser Hirn zum Schwindeln bringe.

Ich Thor! Nach einem so furchtbaren Verhängniß sollte sie schon wieder mit dem Anspruchsvollsten, was das Leben kennt, mit der Liebe anbinden? Kaum der Hoffnung auf das Athmendürfen zurückgegeben, schwach noch und mit allen Organen Genesung und nur Genesung in sich schlürfen wollend, sollte ihre Natur schon wieder nach der verzehrenden Tyrannei des Herzens verlangen? Und um wessen willen? Um einen ihr bis heute fast Fremden? um einen vielleicht durch den Glanz ihrer Stellung bloß Bestochenen? um einen etwa in trügerische Gefühle Eingewiegten, der ein lebhaft erregtes Mitgefühl für Liebe ansah und mit demselben leichten Sinn, wie sie selbst vor Zeiten, sich für's ganze Leben in Fesseln schlagen möchte? So konnte, so mußte sie denken, wenn sie ihre und meine Lage nur einigermaßen übersah.

Ich Thor! Mit welchem Herzklopfen ich dennoch hoffte und das Unmögliche für möglich hielt! Und nun hörte ich die Feder auf dem Papiere — aber die Dinte versagte — ich mußte, von neuem eintauchen lassen und von neuem dann setzte sie die Feder an.

„Pazienza!“ — ihre Lippen, denk' ich, haben das Wort verständlich vor sich hingesprochen, das beste, das einzige wohl, auf das ich in diesem Augenblick zu hoffen berechtigt war; aber nur die ersten Buchstaben sind bis auf's Papier gekommen. Während sie zum Schreiben ansetzte, hatte sich die Thüre geöffnet; mit dem Büchlein Leonardos in der Hand kam der alte Graf geschäftig zurück. Die Schreibende blickte sich nach ihm um; ein flüchtiges Roth schoß über ihre Wangen; dann beugte sie sich von neuem über's Papier, und wie in rascher Geistesgegenwart das nur erst angefangene Wort demjenigen Begriff anpassend, der ihrem Leidenszustande am besten entsprach, schrieb sie in festen Zügen, statt der von mir erwarteten Geduldmahnung, das Wort Passiflora nieder.

Draußen vor dem Fenster nickte die prächtige Blume, deren dreifarbiger Fadenkranz an die Marterwerkzeuge der Passion erinnert. Die Fürstin wendete sich nach dem Fenster zurück. Ich stand und starrte auf das Blatt. — Passiflora! — Sie hatte meine Zweifel über die Schreiberin jener geheimnißvollen Zeilen zerstört. Ja, das war dieselbe Hand, die in mein Tagebuch geschrieben hatte: „Es wird kein schlimmes Ende nehmen.“ Mit unaussprechlicher Bewegung blickte ich auf das Papier.

Der Graf lächelte. Er mochte in meiner Miene zu lesen glauben, daß diese Schülerhand den Lehrer zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtige. „Nun?“ fragte er, „wie würde Leonardo urtheilen? was verspricht diese Hand?“ — Ich zögerte. Was konnte ich auf eine solche Frage antworten? „Was verspricht diese Hand?“ Sie konnte nur Eines versprechen, was mir in diesem Augenblick verständig gewesen wäre, — sich selbst! Was war mir Alles andere? Da ich mit der Prüfung noch immer nicht fertig schien, rief der Graf mit guter Laune: „Ich sehe schon, Sie sind in solchen Dingen noch ein Neuling. Nun, hier ist das Buch Leonardos. Lassen Sie sich Zeit, Ihr Urtheil mit Ruhe festzustellen. Wir werden ein andermal wieder vorfragen.“ Und er reichte der Fürstin den Arm, um sie, wie gewöhnlich um diese Stunde, ins Freie hinaus zu führen. — „Passiflora!“ Wohl konnte kein Zuruf mir beschwichtigender zum Herzen reden. Ja, hier sey aller Unruhe, allem leidenschaftlichen Drängen eine Schranke aufgerichtet! Geduld im Hoffen, das sey mein Wahlspruch. Erst muß die Nacht vorüber seyn; aber dann soll's noch einmal — wolle es der Himmel! — voller goldener Sonnenschein werden!

Das höchste Glück ist stumm. Zehn Jahre liegen zwischen dem heutigen Tage, wo mir ein Zufall diese Blätter wieder unter die Augen bringt, und jener letzten, halb vergilbten Zeile. Sie waren mir in demselben Grade aus dem Gedächtniß gekommen, wie das Bedürfniß des vollen Aussprechens dessen, was mich bewegte, von Tag zu Tag natürlichere Befriedigung fand und wie die schönste Wirklichkeit allmählig das bloß Geträumte und Ersehnte verdrängte.

Ohne Reue, wenn auch bei mancher Stelle nicht

ohne ein demüthigendes Bewußtwerden dessen, was in meiner damaligen Haltung anders hätte seyn sollen, habe ich die Blätter heute nach so viel Jahren durchlesen. Da sie einen Blick in Verhältnisse gewähren, die unter ähnlich trügerischem Scheine vielleicht öfter, als wir es ahnen, an unserer Kurzsichtigkeit vorüber ziehen, so mögen wenige Zusätze das Abgebrochene vollenden. Sind wir doch so selten in der Lage, eine Thatsache bis auf ihre ersten Ursachen zu verfolgen. Verurtheilen wir doch so oft mit Ungerechtigkeit, weil uns die bloße Wahrscheinlichkeit zuletzt den Mangel jener Quellenkenntniß ersetzen muß. Kann unser Glaube an die ewige Güte des menschlichen Herzens doch nur dabei gewinnen, wenn wir uns derjenigen Fälle recht deutlich bewußt werden, in welchen dieser Glaube sich segensreich bethätigte.

Und das hat er ja hier im reichsten Maße gethan. Daß er schon im Wanken, ja im Zusammenbrechen war, als — eben dadurch gedrängt — die Stimme der Natur endlich die Fesseln eines frevelhaften Gelübdes sprengte, vermindert nicht die Segenswirkung auch dieses schon halb erschüttert gewesenen Glaubens.

Wie die Nebel sich dann nach und nach verzogen, wie die Wege klarer und übersichtlicher wurden, wie die trennenden Abgründe sich überbrückten und die Gewährung ahnende Ungeduld, am Gängelbande der Zeit, sich wirklich zügeln und fügen lernte, — wozu es hier der Erinnerung noch einmal abverlangen? — Viel falscher und wohl auch mancher gerechtfertigte Stolz müßten dabei von Neuem das Wort erhalten. Viel jugendlicher Trotz gegen das, was das Leben wünschenswerth schmückt, und vielleicht auch manche wohlbegründete Scheu vor den bestrickenden Fesseln des verdienstlos überkommenen Glanzes und des mühlos erworbenen Reichthums, möchten dabei aus alten, abgethanen Fehden neue machen wollen. Viele Stunden, die besser vergessen sind, würden damit herauf beschworen werden, ohne dennoch einen andern Nachklang wecken zu können, als den ihnen schon genugsam gewordenen, — das willige Bekenntniß, daß ein Baum, dessen Wurzeln im Sturme halten sollen, nicht mit eitel Sonnenschein und Maienfächeln groß gezogen seyn darf.

Genug, daß also dennoch Hütte und Schloß sich endlich zu und in einander fanden und fügten, daß der guten, milden, heiterstillen Tage mehr gefolgt sind und hoffentlich noch in langer Reihe mehr folgen werden, als selbst ein vermessener Glücksforderer vom Leben erhoffen mag, daß die Kraft des Künstlers sich nicht weicher gebettet hat, als seinem Strebe- und Ringebedürfniß, und nicht minder seinem Unabhängigkeitssinne wohl entsprechend war, und daß die gefürstete Leidensblume wieder zur schlichten Feldblume wurde, die trauernde Passiflora zur fröhlich lächelnden Flora.

Soll ich hier noch derjenigen Persönlichkeiten gedenken, welche in loseren Umrissen aus den Blättern meines Tagebuchs hervorsehen, so verweilte ich gern bei dem Bilde des liebenswürdigsten aller Greise, wäre ein noch mehr ins Einzelne gehendes Ausmalen dieses Bildes nicht ein Verrath an seiner Neigung zum stillen, weltvergessenden Einspinnen. Mit seinem Enkelchen auf dem Knie ist er im goldenen Ausstellungsrahmen ohnehin schon viel weiter umhergewandert, als er sich's träumen läßt. Ich darf der Wegweiser nicht noch mehr und nicht noch deutlicher beschriebene aufrichten.

Der kleine Baumeister ist in der Nachbarschaft, wie er sich selber ausdrückt, kleben geblieben; er hat Italien abgeschworen und sich dagegen mit Herz und Hand in die eheliche Hut einer wohl angesessenen Lebküchlerwittib begeben, deren architektonische Pfefferkuchen seitdem zu einem Mittel geworden sind, das ungewöhnliche Talent des kleinen Baukünstlers bis auf die Gallatafel der Landesmajestät zu bringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er sich dadurch früher oder später den Weg zu einer seit Kurzem vakanten staatlichen Stellung von nicht gemeinem künstlerischen Range bahnen, zumal der Graf ihn mit warmen Empfehlungen unterstützt.

Die Spinnmirzel hat nach manchem fehlgeschlagenen Versuche, sich unter ihren Heimathgenossen wieder bleibend einzurichten, in dem Pfarrer des Nachbarthales einen nachsichtigen und rücksichtsvollen Dienstherrn gefunden und scheint dadurch den Wechselfällen ihres gutmüthigen Leichtsinns so ziemlich enthoben zu seyn. — Am freundlichsten hat sich Katis Leben gestaltet. Sie ist zwar mehrere Jahre lang, um eines von ihr abgelehnten Heirathsantrages willen, mit ihren Eltern verfeindet gewesen und hat auch dem Abgewiesenen, einem wohlhabenden, strebsamen und ernstüchtigen Bauersohn aus dem Nachbarthale, durch ihre Sprödigkeit gar schwere Stunden bereitet. Nun er aber dennoch endlich zum Ziele gelangt ist, scheint auch sie ihrem Loose die beste Seite abgewonnen zu haben, und so oft ich, um den heißen Monaten Italiens zu entfliehen, mit den Meinen in die heimathlichen Berge pilgere, erbaut uns Beide, sie wie mich, denke ich, das Wiedersehen und der fröhliche Zuruf, daß Alles wohlauf sey.

Briefe von Zedlitz an eine Freundin.

(Fortsetzung.)

Wien, den 3. Februar 1855. Die Dinge gehen ihren alten Weg fort, und nur die Kälte steigt von Tag zu Tag und ist heute 17 Grad in der Stadt. Dabei wird so viel getanzt und gejubelt, als unter Krieg, Hoftrauer und Geldnoth nur immer möglich ist. Das englische Ministerium ist noch in der Geburt. Derby hat fausse couche gemacht, was mir sehr recht ist; das wäre von Allem das schlechteste gewesen. Wir sind sehr gut mit Frankreich, und dieß zu bleiben ist meiner Meinung nach die Aufgabe der österreichischen Politik, die die Interessen des Staates für die allein geltende Richtschnur halten soll, was allerdings nicht aufhebt, daß sie nur mit ehrlichen Mitteln erstrebt werden dürfen. Im Innern wird an der Organisation des Beiraths der Kronländer gearbeitet. Bach ist thätig das Gebäude fertig zu machen, und zwar auf Fundamenten, die es zu tragen im Stande sind. Was aber wird das Resultat seyn? Unsere Aristokraten werden es despektirlich finden, mit andern Ständen Rath zu pflegen, aber nichts mehr über sie zu befehlen zu haben, werden den Beirath für eine Absurdität erklären und ihn lächerlich machen, und dann werden sie sich wundern, wenn Advokaten, Dorfrichter und Bürgermeister, Bauern, Postmeister und Gastwirthe das Heft in den Händen haben; dann werden sie auf die Regierung schimpfen und auf die Minister, und: der Hunds — und der Hallunke und der Lump so und so wird man alle Tage zu hören bekommen. Ich habe vorgestern wieder einmal Graf Hartig getroffen, der ein geistreicher Mann ist und die neue Zeit besser begreift als alle seine früheren Amtsgenossen; ich habe eben dieses Kapitel mit ihm besprochen, und er hat mir durchaus recht gegeben. Man predigt hier in der That tauben Ohren, und bei der Schnelligkeit, mit der sich das Verständniß in den mittleren Ständen verbreitet, ist zu fürchten, daß wenn das Ansehen der Aristokratie immer mehr abnimmt, ihr Hochmuth und ihr Gift sich immer mehr steigert. — Meine tägliche Bewegung von etwa 3000 Schritt im Zimmer dauert fort, aber in die Kälte geh' ich nicht und überlasse diese Bravour andern. — Vorgestern war ich in Martha, wo ich mich wahrhaft ergötzte; die Hauptpersonen, namentlich Ander, vortrefflich. — Eben kommt Ihr Briefl; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich die Kaiserin gestern im Prater spazieren fahren sah, also ist die Nachricht von den Wochen unserer netten kleinen Landesmutter, die eben in letzter Zeit ganz allerliebst aussieht, zu früh nach Linz gelangt. Die Kaiserin scheint mir, während sie in der Hoffnung ist, noch um ein gut Stück gewachsen, und sieht dabei ganz stattlich aus. — Reisen Sie ja nicht hieher, ehe die Kälte abgenommen hat. Ohne Paß können Sie nicht reisen, sonst werden Sie arretirt. — Den 4ten. Noch immer 17 Grad Kälte. Mir wäre es sehr lieb, wenn Sie schon um den 20sten herum kämen, und dann bis zu meinem Geburtstage blieben, immer vorausgesetzt, daß die große Kälte dann vorüber ist.

Den 7. Februar. Gestern war ich in einem allerliebsten Stück: Perin, im Burgtheater, in dem ein alter, schlichter, etwas einfältiger Pfarrer zur Zeit der Revolution von Fouché, seinem Jugendgespielen, in größter Dürftigkeit aufgefunden wird. Fouché gibt dem Polizeirath im Büreau den Auftrag, für den Mann zu sorgen, ohne in der Eile ihn weiter zu informiren, als daß Perin ein Mann seines vollkommenen Vertrauens sey. Der Büreauchef stellt den Mann als großartigen Spitzel an, gibt ihm täglich 20 Franken und trägt ihm auf, recht fleißig spazieren zu gehen und in allen vornehmen Restaurationen und Cafés zu essen und zu trinken. Der alte Pfarrer hat keine Ahnung, zu welchem Zwecke dieß geschehen soll, und ergießt sich in Dankbarkeit, wie sein alter Freund Joseph für den Comfort seiner alten Tage sorgt. Wie Perin in die allerwichtigsten Ereignisse ahnungslos verflochten wird, wie er einen Anschlag auf das Leben des ersten Consuls enthüllt, wie ihm ein Polizeirath auf einmal zuruft: er habe Frankreich gerettet, und im nächsten Augenblick wieder voll Verzweiflung: er habe Frankreich in den Abgrund gestürzt, je nachdem die Umstände der Verschwörung sich gestalten — das Alles ist im höchsten Grade ergötzlich und gemacht, wie solche Dinge nur Franzosen zu machen verstehen. Kaiser und Kaiserin waren in der Loge und sahen beide wohl aus. — Politisches ist nichts Neues; nur die Bemerkung, daß ohne die Politik Preußens es nie dahin gekommen wäre, daß man sich die offene linke Flanke durch Herbeiziehung französischer, statt preußischer Hülfstruppen hätte sichern müssen. Diese Maßregel ist die

Wiederholung des Heranziehens der russischen Hülfstruppen 1849, als uns gleichfalls Preußen und Deutschland im Stich ließen, nur daß es jetzt in einem viel weniger speciellen Interesse Oesterreichs, sondern in Folge allgemeiner Kriegsoperationen geschieht. Aber besser wäre es für die Ehre Deutschlands gewesen, wenn statt Franzosen Preußen dort aufgestellt stünden. Uebrigens bin ich noch immer nicht davon durchdrungen, daß nicht noch Frieden wird. Also den 26sten kommen Sie.

Den 9. Februar. Es ist doch nett, daß unsere Gedanken nicht älter als 24 Stunden werden dürfen, um sich zu erreichen. Mich freut, daß der Fechter, von wem er auch sey, gleichen Eindruck auf Sie gemacht hat. Alles, was Sie darüber sagen, finde ich vollkommen wahr und richtig. Daß man erzählt hat, ich habe behauptet, das Stück sey von Grillparzer, ist eine Unrichtigkeit, aber daß ich niemand kenne, dem es so ähnlich sähe, wie ihm, behaupte ich fortwährend; ich höre, daß auch Kühne eine ähnliche Meinung ausgesprochen hat. Von der Ausstellung will ich Ihnen noch sagen, daß dort ein Porträt von Winterhalter von solcher Schönheit, von so lebenschwellendem Fleische ist, daß ich 10 fl. darum gäbe, wenn es Karl sehen könnte; es ist das schönste Porträt, das ich seit langer Zeit gesehen habe; das volle Leben pulsirt darin, namentlich sind die Schultern von wunderbarer Schönheit; die sitzende Figur tritt völlig aus dem Rahmen heraus, als ob es ein plastisches Werk wäre; ich glaube das Original ist Frau von Tedesco. — Eben schickt die Erzherzogin Sophie und läßt mich vor dem Schwarzenbergschen Balle zum Thee einladen, was mich sehr freut.

Den 10. Febr. Wieder neuer Winter und hoher Schnee, nachdem die Straßen schon alle rein waren. — Vorgestern Abend machte ich bei Bourqueny eine Visite, wo der neue englische Militärbevollmächtigte, Obrist Cr., war, von dem ich nur sagen kann, daß er eine rothe Nasenspitze hat, sonst aber aussieht wie alle Engländer; doch spricht er ganz gut französisch, was die wenigsten sonst thun. — Hier wird es nachgerade sehr faschinghaft, zu meinem Leidwesen, man ist in einem ewigen Trouble. Heute gehe ich in's Burgtheater in drei kleine Stücke, um zu lachen, was mich allein glücklich macht. Heute Visite beim Nuntius, morgen bei Graf Haugwitz Diner, dann zu Fürst Schwarzenberg auf den Ball, Montag Diner bei Lord Westmoreland, Dienstag Ball bei Fürst Liechtenstein — das ist, gestehen Sie selbst, zu viel, zu viel für einen alten Mann, der vom 1. März an 66 Jahre wird. — Warum soll ich groß Theil nehmen an Goethes Geschichten aus der Vorzeit? Was gehen mich seine alten Liebschaften an? Ich habe an meine eigenen genug zu denken; sie sind auch eben so interessant gewesen, als die von Goethe, und ich sehe nicht, daß jetzt mehr ein Hahn darnach kräht, so viel Aerger mir seiner Zeit die Leute darüber gemacht haben. Goethe war eben so nichtsnutzig wie wir Alle, und deßhalb nehmen sich alle Weiber von den Urmüttern bis zu den Urenkelinnen seiner an; von mir würden sie höchstens gesagt haben: „der dicke alte Kerl konnte auch Ruhe geben!"

Den 13. Februar. Wie nahe Lust und Leid, Tod und Leben neben einander stehen, wie man jede Stunde zu ersterem bereit seyn muß, zeigt jeder Tag. Louis Brevillier ist gestern Abend um 8 Uhr gestorben; nach dem Westmorelandschen Diner fuhr ich wieder vor, um bei ihm zu fragen, da lebte er noch, eine Stunde darauf war er todt. Er läßt trotz seines verschlossenen Wesens eine Menge herzlich Betrübter zurück, und er wird von mehr Menschen beweint, als man bei seiner isolirten Lebensweise geglaubt hätte; er soll in aller Stille viel Gutes gethan haben. Natürlich ist sein Neffe sein Universalerbe; aber, wie ich höre, hat er zu meiner unaussprechlichen Freude Kleins Kindern das Haus auf der Bastei vermacht. Wenn ein Mensch auf Erden, so hat Klein einen solchen vermehrten Glücksstand verdient für das zahl- und namenlose Gute, was er sein ganzes Leben hindurch den Menschen gethan hat. Während diese traurige Katastrophe sich vorbereitet hat, mußte ich mich viel in der Welt herumtreiben. Ich thue nur von meinem Abend bei der Erzherzogin Sophie Erwähnung, der sehr nett war, obwohl oder weil nur Wenige dort waren. Das Gespräch berührte allerlei, auch das Theater, wobei die Erzherzogin mich daran erinnerte, daß ich ihr einst den Stern von Sevilla vorgelesen hatte; erst als sie mir es sagte, fiel es mir ein, daß ich ihn gleich bei seinem Erscheinen bei der Prinzessin Wasa vorlas. — Den 14ten. In Rußland hat man einen Landsturmaufruf ergehen lassen und das Kreuz aufgepflanzt und an die Pudelmütze des Volks geheftet. Die Maßregel ist insofern für uns nicht ohne Bedeutung, da sie leicht eine religiöse, fanatische Bewegung unter unsere eigenen und den benachbarten illyrischen Stämmen, und dadurch einen Aufstand in unserer Flanke hervorrufen könnte.

Den 15. Februar. Der Ball bei Fürst Liechtenstein war brillant, und wer diese Appartements zum erstenmal sieht, wird staunen über Pracht und guten Geschmack, immer in Gedanken gehalten, daß er nicht in einem Königspalast ist, zu dessen Ausschmückung andere Bedingungen bestehen. Aber auch hier sind die Räume mit sehr schönen Staffeleibildern der neuen Aera

in mehreren Zimmern geziert; der ornamentale Styl des Ganzen ist schon ein Kunstwerk eigener Art, wenn auch nicht im Styl italienischer Palläste, die übrigens doch selten irgend wohnlich und für die heutigen Bedürfnisse verwendbar sind. — Nun zu Ihrem Briefe. Daß Ihr Umgang in Linz sich auf einen kleinen Kreis beschränkt, ist so sehr nach meinem Sinn, daß ich ganz zufrieden wäre, wenn er sich nicht erweiterte. Wenig Menschen, aber zuverlässige und probehaltige, das ist, was ich wünsche und brauche, und gerade das Gegentheil ist mir geworden, und ich muß geradezu flüchtig werden, um zu meinen Wünschen zu gelangen. — Sonntag ist großer Ball bei Pallavicini, ich freue mich aber viel mehr auf die deutschen Kleinstädter, die sich der Kaiser für Sonntag bestellt hat, als auf den Ball. Kolb gibt regelmäßig nach jedem Artikel von v. d. Pfordten einen Artikel von mir, schneidet mir aber immer das stärkste weg, so daß sie nach dieser Procedur kaum der Abklatsch dessen sind, was ich sagen will.

Den 20. Februar. Das Wetter ist so rauh und die Kälte so streng, daß in diesem Augenblick zu reisen Verwegenheit wäre; die Herzogin läßt Sie daher bitten, zu warten, bis es milder wird; so sehr ich mich darüber gefreut hätte, Sie an meinem Geburtstage zu sehen, so bitte auch ich Sie recht innig, ja nicht zu kommen, so lange diese Kälte fortdauert; mich greift sie so an, daß ich mich heute, als ich nur von meiner Wohnung gegenüber in's Bureau zu Kempen und wieder zurück gehen mußte, von einer krampfhaften Empfindung ergriffen fühlte, die ich gar nicht beschreiben kann. — Gestern sah ich Wallmoden; mit dem guten alten Herrn geht es sehr bergab und ich zweifle, daß wir ihn noch einmal in Aussee sehen werden. Einer meiner Jugendfreunde, mit dem ich einen großen Abschnitt meiner früheren Jahre durchlebt habe, Graf Joseph Teleky, ist vor wenig Tagen gleichfalls gestorben, gerade so alt wie ich; er war auch im Jahre 1790 geboren, sein noch lebender Stiefbruder ist ein Hauptagitator der ungarischen Revolution gewesen. Louis Brevillier hat der reformirten Kirche in Wien 30,000 fl. vermacht, aber auch außerdem für protestantische Interessen gesorgt und im Leben, wie man jetzt erfährt, viel Gutes gethan. — Erzherzog Max werden Sie in Wien treffen; ich zerbreche mir den Kopf, ob es für ihn schicklich ist, Sie in der ungarischen Krone aufzusuchen. Wenn Sie nur nicht unterwegs viel Beschwerden zu bestehen haben; sogar die meisten Eisenbahnrouten sind durch die Windwehen gehemmt. Sagen Sie meinem alten A., politische Geheimnisse würden nicht auf die Trommel geschlagen für solche Leute wie Er. Ich wüßte allerdings alles, aber ich sagte nichts. Leider ist, was ich wirklich weiß, gerade nicht sehr erfrischend; die Gegensätze werden immer schroffer, die Confusionen nehmen zu und die Lösung wird schwerer. Man wartet jetzt ab, ob es Lord John Russell in Berlin gelingen wird, eine bessere Chance zu gewinnen und den Preußen begreiflich zu machen, daß man nicht mitspielen kann, wenn man nicht Lust hat, den Einsatz daran zu wagen; das aber ist es, woran die Sache hängt. Uebrigens geht es auch im Innern nicht, wie ich wünsche. Die Militärpartei macht immer größere Fortschritte, und die Staatsgewalten sind gänzlich dislocirt; man entscheidet in allen Branchen nur durch Verordnungen im Namen des Kaisers; bei wem soll man denn Recurs suchen? Von Bruck erzählt man, und wenn es wahr ist, beweist es für seine Fähigkeit, daß er sich zur Bedingung gemacht habe, es müsse ungesäumt und mit ihm zugleich ein Kriegsminister ernannt werden, mit dem er im Voraus das Armeebudget bestimmen könne; denn es sey unmöglich für irgend einen Finanzminister, täglich Anweisungen von Millionen an die Armee zu verabfolgen, die nicht vorherzusehen waren. Es muß dafür gesorgt werden, daß bei diesen militärischen Einflüssen ein Gegengewicht die Dinge in der Schwebe hält. Gewiß ist es, daß die rein militärische Umgebung dem Kaiser nicht gut thut und ihn verhindert, den wahren Zustand der Dinge wahrzunehmen. Wenn nur Adjutanten ihn von den Begebnissen in Kenntniß setzen, kann er am Ende nur durch ein gefärbtes Glas sehen. Eine Civilabtheilung neben der Militärabtheilung wäre eine Nothwendigkeit bei Hofe. — Lord John Russell wird wohl demnächst kommen; Gott gebe, daß die Dinge sich zum Frieden neigen mögen, und daß man nicht jeden Tag zwischen Hoffen und peinlichem Zweifel zubringen muß. Im Constitutionnel soll ein fanglanter Artikel über die politischen Ansichten der Casinogesellschaft stehen, noch hab' ich ihn nicht gelesen. Ich wollte, die Allgemeine Zeitung gäbe ihn, damit alle Welt ihn hier lesen könnte und der Kaiser ihn zu Gesicht bekäme; die wirklichen Russen sind hier bei Weitem nicht die ärgsten. — Schreiben Sie noch Näheres, ob Sie abgehen. Die Allgemeine ist heute nicht gekommen, das läßt mich auf schlechten Weg und Wetter in der Donaurichtung schließen, und ich denke immer noch, Sie haben sich besonnen.

Den 23. Februar. Das Wetter ist noch immer zum Verzweifeln, und die Straßen so mit Schnee bedeckt, daß die Eisenbahnzüge entweder gar nicht oder verspätet ankommen, wie vorgestern Fürst Karl Liechtenstein, der an den Kaiser Ferdinand des Brandes wegen geschickt worden war; auf einer andern Bahn

mußten sämmtliche Passagiere aussteigen und im Schnee zur Station waten. In den Vorstädten stehen die Schneehaufen wie Festungswälle von beiden Seiten und selbst in der Stadt wird man mit dem Ausführen nicht fertig, obwohl ohne Unterlaß gearbeitet wird. — Vorgestern hatte ich einen seltenen Besuch; ich saß wie gewöhnlich Abends allein in meinem Zimmer, da trat ein Besuch vom „blauen Nil" bei mir ein, Jentschik. Er hat sich drei Jahre in jenen Gegenden herumgetrieben und nicht ohne sie als genauer Beobachter zu untersuchen; er sieht trotz seinen ausgestandenen Strapazen vortrefflich aus. Er brachte mir einen Brief von Swinburn an Sie mit, den er in Cairo getroffen hat.* Ich glaube nicht, daß unser Landsmann viel abyssinischen Goldstaub mitgebracht hat; aber auf jeden Fall hat er den Vortheil dreijähriger, ganz neuer Wahrnehmungen und Erlebnisse, und überreiche Erinnerungen, die eine Quelle von Genuß für sein ganzes Leben bleiben werden, denn nicht Jeder wird wie Er den Bewohnern des blauen Nils die Blattern eingeimpft und mit ihnen in der größten Vertraulichkeit gelebt haben. Dabei hatte er eine Masse von Vorkenntnissen und Hülfswissenschaften zur Verfügung, die ihn mehr als die meisten zum Reisen qualificirten. Ich beneide ihn dabei um seine robuste Kraft, die freilich auch wohl geübt seyn will, aber doch auch angeboren seyn muß; ich z. B. würde sie nie in einem hohen Grade erreicht haben, wenn auch meine etwas sardanapalischen Gewohnheiten gar nicht vorhanden wären; dazu eignen sich nur trockene, nicht vollsaftige physische Constitutionen. Nachdem ich ein paar Stunden mich sehr gut mit Jentschik unterhalten hatte, fuhr ich zu Fürst Metternich, dem ich von ihm erzählte, und der mir auftrug, ich möge ihm sagen, er solle ihn besuchen. Man muß es bewundern, mit welcher Frische der alte Fürst alle Ergebnisse des Tages im Leben und in der Wissenschaft erfaßt. — Gestern aß ich bei Mutter Pereira mit Grillparzer. Es waren ein paar äußerst angenehme Stunden, die wir zusammen zubrachten; ich nehme aber meine Behauptung, der Fechter von Ravenna sey von ihm, zurück; die Art, wie er über das Stück sprach und wie er den Plan in seinem Sinne emendirte, ließen mich nicht mehr zweifeln, daß er keinen Antheil am Stücke habe. Nebstdem wird überall öffentlich Halm als Verfasser aufgeführt und gedruckt, ohne daß er je mit einer Sylbe dagegen protestirt hätte. Grillparzer sprach außerordentlich geistreich über das Stück. Er fand, wie ich, daß es voll Mark und Kraft sey, und sieht es als einen Fortschritt in der Halmschen Poesie an. Wenn er aber das Stück zu machen gehabt hätte, so würde er die Katastrophe dahin abgeändert haben, daß die Mutter nach vergeblichem letzten Versuche sich selbst umgebracht hätte und nicht den Sohn. Hätte sich dann der Sohn, von dem Schauder des Augenblicks ergriffen, ihr nach entleibt, so wäre auch dieser zweite Selbstmord vollkommen begründet gewesen, und die Katastrophe wäre milder geworden, ohne an Wirksamkeit zu verlieren. Ich glaube, daß Grillparzer recht hat; aber auch, wie es da geht und steht, ist das Stück vortrefflich, und wenn Münch es gemacht hat, so freut es mich. Grillparzer hat seine Auffassung der Katastrophe so lebendig und dramatisch dargestellt, daß man fühlen mußte, er sey nicht der Autor des vorhandenen Stückes. Mir geht daraus hervor, daß auch das allerenergischste Talent wohl thut, mit einem Competenten, der außer der Sache steht, zu Rathe zu gehen. Es braucht oft nur einen Strahl, aber man findet ihn eben nicht selbst; ist man nicht von der fremden Ansicht überzeugt worden, so braucht man sie eben nicht anzunehmen. — Abends war ich bei der Fürstin S., die einzige unter den hiesigen Damen, die die Würde ihrer Stellung kennt. Gortschakoff war bei ihr und sagte ihr scherzend: „J'entends que Vous êtes du parti ministériel, donc contre nous pauvres Russes." Sie erwiederte: „Je n'aurai jamais une autre politique que celle de l'Empereur, s'il convient aux femmes de faire de la politique." — „Mais vous pourriez pourtant avoir quelques sympathies avec nous," sagte Gortschakoff. — „J'ai peur," erwiederte sie, „que dans ce cas mes sympathies pourraient se heurter avec mes devoirs." So soll eine österreichische Frau sprechen. Aber wie soll man den Frauen übel nehmen, was die Männer zehnmal ärger thun! — Also dieß ist mein letzter Brief; auf der Post wird die Herzogin Sie erwarten lassen.

* Beide sind gestorben. Herr von Jentschik hat werthvolle Sammlungen aus Afrika mitgebracht, die sich meist im Stift Kremsmünster befinden. Swinburn war der Sprosse eines alten englischen Geschlechts, Neffe des österreichischen Feldmarschalllieutenants, Eisenbahningenieur und Schüler Stevensons; er starb jung an der Cholera in Cairo.

Aphorismen.

(s. Nr. 51. 1863.)

Partielles Glück.

Wenn ein Apfel einen faulen Fleck hat, so ist nicht immer gleich die ganze Frucht davon angegriffen. Vielmehr kann trotz der einen verdorbenen Stelle der Rest der Frucht noch recht gesund und genießbar seyn.

Mit den Gebrechen der menschlichen Seele verhält sich dieß gewöhnlich anders. Unser Herz kann nicht einzelne faule Stellen haben und im Uebrigen gesund seyn. Bist du z. B. trügerisch und lügenhaft, so ist dein ganzes Wesen durch Lüge getrübt, so ist deine Natur in demselben Grade durch und durch verderbt und faul, in welchem die Lüge in dir stark geworden. Auch ein eitler, eingebildeter und hochfahrender Mensch ist nicht etwa nur in Bezug auf einen Theil seines Wesens verwerflich. Er mag zwar neben der ihn auszeichnenden Eitelkeit noch andere edlere, selbst hohe Eigenschaften besitzen; allein auch diese sind von jener häßlichen Eitelkeit inficirt und werden durch sie in ihrem Werthe herabgestellt.

Unsere ganze Natur, Seele wie Leib, ist ein so harmonischer Bau, daß darin gleichsam jeder Theil durch jeden andern gestützt und gehoben wird, so daß eine morsche oder weggeschlagene Stütze das ganze Gebäude schwächt. Wem es auch nur im Nerven eines Zahnes brennt, der ist durchweg leidend und schwach, und der Umstand, daß er neben dem einen kranken noch zwei Dutzend gesunde Zähne besitzt, tröstet ihn ebensowenig, wie den Zuhörer ein Orchester befriedigt, in welchem zwanzig Instrumente schön und richtig spielen, während eines taktlose und falsche Töne von sich gibt. Das eine falsche Instrument verdirbt das ganze Concert.

Dieß Alles sind Dinge, an denen wir wenig ändern können, weil sie unserer Natur eingeboren sind. Es ist fast unmöglich, daß der Kranke sein Bewußtseyn, mit dem er sich gleichsam ganz in das Glied, das ihn nun eben schmerzt, verkrochen hat, aus diesem herausreiße, mit ihm sich in die gesunden und frischen Partien seines Organismus rette, und sich so zum größeren Theile gesund und stark und nur im ganz kleinen Theile leidend und krank fühle.

Es ist aber höchst verkehrt von uns, daß wir auch bei unsern übrigen Glücksumständen, da, wo es doch möglich wäre, die Kunst, von partiellem Unglück zu abstrahiren und den gesunden Rest des Glücks zu genießen, so wenig üben. Meistens verlangen wir auch von unserem Glücke, wie von der Schönheit oder wie von der körperlichen Gesundheit, daß es wie diese in sich harmonisch, rund und vollkommen sey. Trifft uns ein Verlust, bewegt uns eine Sorge um einen Theil unseres Besitzthums, so beschäftigen wir uns sogleich ganz mit dieser Sorge und jenem Verluste, und unser ganzes Wesen ist von Mißstimmung ergriffen. Der Freude, daß uns noch so Vieles geblieben, wollen wir es in unserem Eigensinn nicht gestatten, daß sie den Kummer über den einen Schaden aufwiege.

Uebergänge und Abschnitte im Menschenleben und in der Natur.

Ueberall in der Welt, im Menschenleben, wie in der Natur, gibt es leise, allmählige, kaum bemerkbare Uebergänge und dann dazwischen wieder ganz auffallende und scharfe Abschnitte und Sprünge.

In der Natur kann man dieß z. B. bei dem Wechsel der Jahreszeiten beobachten. Wochen lang steht im Herbst zuweilen die Vegetation noch sommerlich frisch, grün und kräftig da. Es wird nur ganz allmählig kühler. Die warmen Tage kehren noch häufig ganz unverhofft wieder. Dann aber kommt auf einmal ein Sturm, der einen dicken Querstrich macht. Die vergilbten Herbstblätter poltern haufenweise auf den Boden. Besinnt man sich nach ein paar Tagen, so stehen schon viele Bäume halb entlaubt da. Die schöne Jahreszeit ist zu Ende, und man sieht sich ziemlich plötzlich für den Winter eingeschneit.

So trotzt wohl auch ein Mann viele Jahre hindurch muthvoll den Stürmen des Lebens und blüht fort in der Fülle seiner Kraft. Lange läßt es sich kaum wahrnehmen, wie die Zeit ihn schon in der Stille unterminirt und ausgehöhlt hat. Plötzlich kommt dann aber ein Ruck. Es ergreift ihn ein Fieber, das ihn erschüttert und seinen Lebensherbst ankündigt. Er

erhebt sich von seinem Krankenlager als Greis mit ergrauten Haaren und mit geschwächter Kraft.

Auch in den andern Lebensepochen kann man auf ähnliche Weise trotz aller allmähligen Stufen doch auch wieder zuweilen die plötzlichen Uebergänge, die Durchbrüche und Knotenpunkte genau bezeichnen. Man kann oft den Tag — wohl die Stunde und Veranlassung — angeben, wo Jemand seiner Kindheit entsagte, wo er als Jüngling oder als Mann auftrat und dastand.

Ganz derselben Erscheinung begegnen wir wieder in der Entwicklung der Völker und Staaten. Auch in der politischen Geschichte zeigen sich uns oft lange Perioden scheinbaren Stillstandes, in denen die Umwandlungen sich nur ganz allgemach und kaum merkbar vollziehen. Dann aber zeigen sich deutliche Symptome der Bewegung, und plötzlich und gewaltsam erfolgt nun der Ausbruch einer Umwälzung, die alles Frühere umstürzt und die es jetzt erst recht offenbar macht, wie morsch ganz allgemach die alten Stützen des Gebäudes geworden waren.

Sichtung der Millionen.

Wenn in den Schriften unserer Statistiker oder in den Tageblättern die Großmächte mit ihren dreißig oder vierzig Millionen Seelen gegen einander aufziehen, so klingt das gewaltig imposant, und das unkritische Publikum bekommt dabei einen recht großartigen Begriff von der Blüthe und der Macht unserer Staaten.

Ja, wenn alle diese Millionen je nach ihrem Alter und Geschlecht und jedes nach seiner Weise lauter tüchtige und solide Individuen und wohlgesinnte Bürger und Patrioten wären, dann möchte es so seyn. Aber wie erschrickt man, wenn man sich daran macht, diese „Staatsbürger“ zu mustern, und wenn wir ihnen einzeln näher in's Auge blicken, indem wir dabei versuchen, aus jenen Millionen die Spreu und den Staub vom Weizen zu sondern. Da finden wir denn des ersten so viel, daß wir kaum begreifen, wie man noch ein gesundes Brod damit backen will, und wie man aus so unvollkommenen Materialien ein großes und festes Staatsgebäude hat bauen können.

So und so viele tausend Blödsinnige, oder Krüppel, oder Siechende sind vorweg aus jenen Millionen als Nullen, als hohle Nüsse, oder mehr noch als eben so viele Hemmnisse, die den übrigen zur Last fallen, abzuziehen. Von den übrigen an Geist und Körper Gesunden hat auch fast immer ein Viertel aus irgend einer Ursache Stubenarrest und beklagt sich bald über diese, bald über jene Schwäche. Ja diese sogenannten Gesunden — wie wenige finden sich unter ihnen, die ganz und in jeder Beziehung kräftig und fest im Sattel sind! Selbst unter der Jugend, unter der „Blüthe der Nation,“ wie viele bleiche, leidende, oder entstellte und garstige Gesichter, wie selten ein Mann von Stahl und Eisen und von der schönen regelmäßigen und idealen Bildung eines Adamssohnes! Wie fleißig und sorgfältig muß der Staat da noch abrahmen und schäumen, um aus einem ganzen Haufen von Leuten, die mit allerlei körperlichen Mängeln, Uebeln und Gebrechen behaftet sind, das bißchen Kraft zusammen zu bringen, das er zur Rekrutirung der Regimenter seiner Vaterlandsvertheidiger nöthig hat!

Nicht glorreicher, als um ihre physische Beschaffenheit, steht es um die moralische Vollkommenheit der „Millionen.“ Sind sie auch nicht alle blöd- oder irrsinnig, so ist doch jeder in irgend einer Beziehung ein Narr oder ein Sünder. Jeder hat seine Thorheit, seine Leidenschaft, seine ganz schwache Seite, und alle diese Millionen Thorheiten und Schwächen sind lauter Bleigewichte für die Kraft des Staats, die man in seinen Millionen repräsentirt glaubt. Wie selten sind — einer unter Tausenden — die ganz ehrenfesten, völlig verständigen, nüchternen, regsamen und überlegsamen Staatsbürger!

Und unter diesen selbst, wie mannigfaltig sind wieder die verschiedenen Interessen, die sie verfolgen, und die widersprechenden Ansichten, denen sie huldigen! Der eine gehört dieser, der andere jener Partei und Farbe an, dieser verneint, was jener bejaht, und fast keiner harmonirt in seinen An- und Absichten völlig mit dem andern. Sie ziehen alle an tausend verschiedenen Strängen in eben so verschiedenen Richtungen hinaus. Wie bringt man es zu Stande, sie alle zu einem Ganzen zusammen zu fassen?

Bei weitem die überwiegende Mehrzahl ist durchaus gleichgültig gestimmt. Ja manche sympathisiren geradezu mit dem Auslande. Die, welche ein ganz untadelhafter und glühender Patriotismus beseelt, sind so selten, daß man sie in den Büchern der Geschichte namhaft verzeichnet und die Dichter sie gepriesen haben.

Wie erbärmlich steht es aber erst mit der „Steuerkraft“ der Einzelnen! Die Hälfte sind entweder geradezu bemitleidenswerthe Bettler oder arme Tagelöhner, Heuerlinge und Arbeiter, bei denen der Staat allerlei Kniffe und Zwangsmittel anwenden muß, um das Taxmäßige und ihm Unentbehrliche von ihnen einzubringen. Viele der andern schwanken am Abgrunde des Bankerotts herum. Fast keiner hat etwas, das der Rede werth ist, übrig. Wenn Einer so knapp „auskommt,“ dankt er Gott. Wie wenige sind in

ihren Angelegenheiten völlig geordnete und freudige Zahler! Und deren, welche die Engländer „substantial men“ nennen, Leute von Capitalkraft, auf die man was bauen kann, zählt man im Staate nicht mehr als im Walde der Bäume, aus denen sich ein Hauptmast schneiden läßt. — Da muß man denn wieder schäumen und buttern, und Alles zu Rathe halten, und es wie die Vögel in spärlichen Portionen zusammen tragen, allerlei Härten üben, wohl gar dem armen Steuerpflichtigen die Kissen aus dem Bette verkaufen, um die Staatsspeicher zu füllen, damit die große Maschine nicht ins Stocken gerathe.

Da möchten Einem endlich geradezu die Haare zu Berge stehen, wenn man nun so eine aus lauter Strohhalmen aufgebaute Maschinerie, so ein unbehülfliches, schon mitten im Frieden aus tausend Wunden blutendes, an hundert Schwächen und Uebeln leidendes Ungethüm von Staat oder Volk sich nun gar in Bewegung setzen, sich zürnend aufbäumen und in den Krieg ziehen sieht, um erbittert über einen Nachbar herzufallen, mit Geldkassen, die nur durch mühselige Bienenarbeit gefüllt worden, und mit Heeren, die nur dadurch zusammen gekommen, daß man jeder Mutter ihren besten Sohn geraubt, die dann aber als Kanonenfutter wie Gras dahingemäht werden.

Das Ende krönt das Werk.

Daß, wie man so oft behauptet, das Ende das Werk krönt, ist bei Kunstwerken, streng genommen, nicht ganz wahr. Das Ende ist nichts als der Knopf auf dem Thurm. Dieser kleine Knopf, so schön man ihn auch vergolde, vermag im Grunde gar nichts zu krönen, wenn nicht auch die gesammten andern Figuren und Linien schon von der Mitte des Stücks an sich zum Ende abzurunden angefangen haben. Ein plumpes, mißrathenes Mittelstück kann durchaus nicht durch ein schönes Ende gekrönt werden. Die Umrisse müssen, fast schon von Anfang herein, auf das Ende hingezielt haben, und in diesem in harmonischer Weise zusammengelaufen seyn. Der Bau des Werkes, seine Anlage und sein Fortgang müssen daher das Ganze eben so gut krönen, wie das Ende selbst, welches bloß das Tüpfelchen auf dem I vorstellt.

Ein böser Christ.

Der gute liebe geduldige Christ, der, wenn man ihm auf den linken Backen schlägt, auch noch den rechten bietet, hat es wirklich nicht nur für sich selbst sauer, sondern er macht mit seinen so schwer in die Praxis einzuführenden Grundsätzen auch Andern, so wie die Menschen einmal sind, das Leben nicht leicht, und er verbessert damit sogar die böse Welt selbst nicht. Denn diese, wenn ihr Langmuth und Geduld entgegengesetzt wird, steigert nur noch ihren Uebermuth und schlägt um so lieber darauf los. Oft ist es viel zweckmäßiger nicht nur, sondern auch geradezu für das Ganze viel heilsamer, wenn man, statt den Backen hinzureichen, es noch tüchtiger, als man's empfangen hat, zurück gibt.

Wir hatten hier an unserem kleinen Badeorte kürzlich einen recht handgreiflichen Beleg dazu. Ein paar junge brauseköpfige Leute hatten Vorübergehende schon mehrmals mit Wasser bespritzt, mit Beeren oder Steinchen geworfen und auf mancherlei Weise geneckt und geärgert. Einige hatten es aus Höflichkeit geduldet; Andere hatten mit aller Artigkeit einige freundliche Vorstellungen gemacht; es hatte aber nichts geholfen. Die jungen Leute blieben bei ihrem übermüthigen und verletzenden Betragen und gaben Jedem Ursache zu Aergerniß.

Endlich trafen sie einmal auf einen verkehrten Christen; es war ein etwas empfindlicher Militär. Als sie auch bei ihm ihre Neckereien versuchten, erhob dieser die Reitpeitsche, ließ sie ein paarmal ihnen zu Häupten kreisen, packte sie beim Kragen, redete sie fluchend und donnernd an und sagte, er wolle sie dießmal noch laufen lassen, thäten sie es aber wieder, so sollte die Peitsche ihnen kreuz und quer auf die Backen fliegen, so wahr er so und so heiße.

Dieß war vielleicht gar nicht christlich, aber es wirkte wundervoll. Die Gesellschaft hatte hinfüro Ruhe. Der Friede wurde hergestellt, der Skandal und Aerger hörte auf. Und auch für die jungen Leute selbst war es viel besser, denn sie bekamen einen sehr heilsamen Schreck, belehrten sich, benahmen sich hinterdrein ganz still und wurden bescheiden.

Der Stachelpanzer des Griesgrams.

Der griesgrämige und menschenfeindliche Egoist versieht sich wie der Igel gegen alle Welt mit Stacheln und aufgepflanzten Spießen, um innerhalb dieses Zaunes recht ungestört zu existiren. Aber ich denke mir, daß auch für den Igel selbst sein Stachelpanzer viel Unbequemes haben muß. Er bewegt sich mit ihm nur höchst langsam und bleibt damit auf seinem Wege stecken, indem es dabei zu allerlei Collisionen und Verhäkelungen kommt, die ohne die Stacheln ganz ausgeblieben wären. Da auch die harten Stacheln mit

dem andern Ende doch wieder in dem weichen Fleische stecken, so muß jeder Stich nach außen zugleich einen schmerzhaften Rückstoß nach innen bewirken. Und so unterwirft der feindselige Griesgram bei seinem Verfahren nicht nur seine Umgebung, sondern auch sich selber vielen Leiden und Schmerzen. Da wäre es denn doch viel politischer, statt dem Igel lieber der Schlange nachzuahmen und, wie sie, sich eine glatte Haut anzuschaffen. Man berührte dann nicht nur die Andern sanft und leise, sondern empfände auch selbst diese Berührungen wie Sammt.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mittelfranken, November.

Ein Spaziergang in Ansbach.

Noch vor zehn Jahren war die ehemalige markgräfliche Residenz Ansbach trotz ihrer 12,000 Einwohner eine isolirt liegende Landstadt. Heute ist eine Masche des deutschen Eisenbahnnetzes auch um diese Stadt geschlungen und der Verkehr daher reger geworden. Hält der Reisende nach langer schneller Fahrt einen Tag lang in Ansbach Ruhe, so wird ihm dort, außer der Wohlfeilheit in den von der neuesten Kultur noch unbefleckten Gasthäusern, auch der Schloßgarten gefallen. Nicht daß derselbe nach einem besonders kunstreichen Plane angelegt, oder voll seltener Bäume und anderer Gewächse wäre, allein er hat tief schattige Lindenalleen, heimliche Ruhebänke und einige Monumente, die poesie- und erinnerungsreich genannt werden dürfen.

Als diese Linden gepflanzt wurden, mag hier die liebenswürdige Markgräfin Caroline gewandelt und vielleicht über die ausgeschlagene Kaiserkrone, die ihr Haupt hätte schmücken können, nachgedacht haben. Kaiser Karl VI. hatte sich um die Hand Carolinens von Ansbach, Tochter des Markgrafen Johann Friedrich, unter der Bedingung beworben, daß sie als seine Gemahlin zum Katholicismus übertrete. Carolinen von Ansbach schien dieser Preis selbst für eine Kaiserkrone zu hoch und sie weigerte sich ihn zu geben. Elisabeth von Braunschweig hat diesen Preis hierauf bezahlt, jedoch nicht ohne manche innere Beängstigung, und ihrem genialen Enkelsohn Joseph II. scheint noch ein gut Stück Protestantismus von dieser protestantisch erzogenen Großmutter in Kopf und Herzen stecken geblieben zu seyn. Wird Caroline von Ansbach nun einsam ihr Leben im Ansbacher Schlosse und Schloßgarten hinbringen? — Warum nicht? Eine Jungfrau, die eines Gewissensscrupels wegen eine Kaiserkrone ausschlägt, wird in sich selbst fest gegründet, ruhigen Schrittes und zufriedenen Gemüthes wohl auch einsam ihre Lebensbahn zurücklegen können. Doch Carolinen ward ein wohlverdienter Ersatz. Der Kronprinz von England erkor sie sich nachmals zur Gemahlin, und Caroline von Ansbach hat zehn Jahre lang von 1727 bis 1737 den königlichen Thron von Großbritannien, Irland und Hannover mit Georg II., dem edelsten Mann in England, wie ihn die Engländer nannten, getheilt.

Diese Caroline von Ansbach ist indeß die einzige poetische und anziehende Persönlichkeit des markgräflich ansbachischen Hauses. Wohl hat unter diesen Bäumen auch der letzte Markgraf von Ansbach, Carl Alexander mit der excentrischen und geistreichen Tochter des englischen gräflichen Hauses Berkeley gelustwandelt, allein dieses Verhältniß des Markgrafen mit der geschiedenen Lady Elisabeth Craven hatte wenig Poetisches. Ihretwegen hat dieser Markgraf im Jahre 1791 sein Land an seinen Lehenserben, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, abgetreten und ist der Lady nach England gefolgt. Auf Schloß Brandenburg bei Hammersmith in England starb dieser letzte Hohenzollern fränkischen Stammes. Sein Andenken ist im Ansbacher Land kein gesegnetes geblieben. „Er war ein barbarischer Herr," heißt es noch, „er ließ Jagdfrevler auf Hirsche binden und in den dicksten Wald mit Hunden jagen; er hat die jungen Bursche über's Meer verkauft, keiner ist mehr wiedergekommen." Von diesem Sündengelde für verkaufte Unterthanen lebte der Markgraf herrlich und in Freuden. Er hatte sein Versailles, ein Jagdschloß in Deberndorf, vier Stunden nördlich von Ansbach;

dort wurden große wüste Gelage gehalten, dort gab es eine Eremitage, dort wurde in einem eigens dazu angelegten Theaterraum im Freien Comödie gespielt. Ich habe noch von alten Leuten von den dortigen prächtigen Aufzügen des Markgrafen erzählen hören. Er kam sechsspännig mit Läufern und Heiducken und mit großem Gefolge an. In der Hofküche, einem eigenen Hause, wimmelte es von Köchen und Bedienten. Diese Köche warfen manchmal den bettelnden Dorfleuten ein Stück rohes Fleisch auf die Gasse hinaus, zwei Pfund schwer. Ich selbst erinnere mich noch das Portrait des Markgrafen im Deberndorfer Schlosse gesehen zu haben: ein schöner junger Mann im Jagdanzuge, den Plan des Schlosses in der Hand haltend. Stirne, Augen und Nase trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen seines Oheims Friedrichs des Großen. Die Gestalt und Haltung waren edel und elegant, der Ausdruck des Gesichts offen, freundlich. Ein vielversprechender junger Prinz ganz augenscheinlich, wie es manchmal junge Prinzen sind, allein sein späteres Leben hat dieses Versprechen Lügen gestraft. Nach seiner Uebergabe des Fürstenthums an Preußen ward der Freiherr von Hardenberg, nachmaliger Staatskanzler, dirigirender Minister in Ansbach und nahm dort die Huldigung im Namen des Königs an. Die Verletzung des Ansbacher Gebiets durch französische Truppen gab Preußen im Jahre 1806 die Veranlassung zu einer Kriegserklärung gegen Napoleon. Im selben Jahre wurde das Fürstenthum Ansbach gegen Berg an Bayern abgetreten, und seit jener Zeit leben die Ansbacher geruhig, wenn auch nicht unter ihrem Weinstock und Feigenbaum, so doch unter ihrem Hopfenstock und Apfelbaum. Auch unter Hardenberg wurden noch wilde Orgien im Ansbacher und besonders im Deberndorfer Schlosse gefeiert. „Der Hardenberg," heißt es noch, „gab es ganz so großartig, wie der Markgraf." Jahre lang war hierauf das Deberndorfer Schloß um einen Spottpreis käuflich; Niemand wollte es. Gegenwärtig hat es der Metzger und Wirth eines benachbarten Dorfes auf Spekulation gekauft, läßt es abbrechen und aus den schön behauenen Quadersteinen werden jetzt Tagelöhnerwohnungen und Viehställe gebaut. Ein Fluch ruht auf manchen Schlössern. Als Curiosum kann noch angeführt werden, daß jetzt in der Kirche des nahen alten Kadolzburg als Schmuck des Gotteshauses zwei Kronleuchter aus dem Deberndorfer Schlosse hängen, die wohl einst ganz andere Scenen als eine andächtige Kirchengemeinde und deren Prediger beleuchtet haben mögen.

Doch weg von diesen Bildern! hin zu dem Denkmal eines poetischen Stilllebens im Ansbacher Schloßgarten! Von Fliederbüschen und Akazien umgeben steht hier das Brustbild des Dichters Johann Peter Uz, welcher 1720 in Ansbach geboren wurde und auch daselbst im 76sten Lebensjahre starb. Die Inschrift auf dem Denkmale sagt: „Dem Weisen, dem Dichter, dem edlen Menschenfreunde gewidmet." Die weichen freundlichen Gesichtszüge des Dichters zeigen, daß ihm „die Kunst immer fröhlich zu seyn," welche er besang, auch wohl selbst eigen war. Uz hat den Anakreon und den Horaz mit seinen Freunden Götz, Jungheim und Hirsch übersetzt und herausgegeben, und seine lyrischen Gedichte, besonders seine Theodicee, nach den Grundsätzen der Leibnitz-Wolffschen Philosophie verfaßt, zeichnen sich durch Correctheit, Schwung und Gehalt aus und werden immer ihren Werth behalten. Uz gab auch die hinterlassenen Werke eines jüngeren Freundes und eines gleichfalls in Ansbach geborenen und gestorbenen Dichters heraus. Johann Friedrich Freiherr von Cronegk starb im 27sten Lebensjahre 1758 in Ansbach; ein hochfliegendes edles Jünglings- und Dichtergemüth. Dem Trauerspiele Codrus von Cronegk wurde der von Nicolai in Berlin für die beste Tragödie ausgesetzte Preis zuerkannt, aber die Nachricht von dem errungenen Siege erreichte den jungen Dichter nicht mehr; sie traf erst nach Cronegks raschem Tode an den Blattern in Ansbach ein. Das ist deutsches Dichterloos!

Das war auch dein Loos, Platen, dritter und größter der Ansbacher Dichter! Am Eingange in den Schloßgarten von der Stadtseite her, vor dem markgräflichen Schlosse steht Graf August von Platens ehernes Standbild, großartig künstlerisch aufgefaßt; Platens Grab im fernen Syrakus verfällt indeß, wie uns jüngst die Zeitungen meldeten. Platen ward 1796 in Ansbach geboren. Wir kennen seine Lebensgeschichte, sie hat etwas Tragisches; wir kennen auch, wenn wir ihn lieben, seine Gesichtszüge. Sie haben etwas Ernstes, Abgeschlossenes, beinahe etwas Hartes. Wie ganz anders sind doch die Züge seines Landsmanns, seines Zeitgenossen und großen Geistesverwandten, Friedrich Rückert! Da sagen uns gleich der tiefe schwärmerische Blick, das Lockenhaar, die Stirn — ein Dichter! Das Unglück oder die Tragik des Lebens lag bei Platen zunächst darin, in einer „bösen Zeit," wie er selbst klagt, geboren zu seyn, und in dem dumpfen, schwülen, matten zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts mit seiner Kunstbegeisterung allein gestanden zu haben. Wie glücklich würde sich Platen entfaltet haben, wäre seine Jugend mit der Schillers, Goethes und Jean Pauls zusammen gefallen! Doch ihm hat man, wie er schmerzlich singt, höhnend „in's Gesicht gepredigt, deutsche Kunst sey längst versunken und umsonst in seinem Busen brenne dieser heiße Funken." Bemerkenswerth ist die Anerkennung und Bewunderung der Dichter der neuen und neuesten Zeit für Platen. Er wird von ihnen mit einer Schwärmerei und Begeisterung besungen, als wäre er nicht ein Mann, ein Graf und ein Dichter, sondern ein schönes, seltenes, unglückliches Weib. — Aber das sind alles nur Kränze auf sein Grab; während seines Lebens wurde ihm selten einer gereicht.

Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat uns drei Dichter aus gräflichem Geschlechte gegeben, die Grafen Platen, Auersperg und Strachwitz. Unter diesen drei Edelsteinen hat Platen die schönste antike Fassung. Glücklicherweise stört uns bei Keinem derselben „der Graf,"

wie Strachwitz zwar einmal fürchtet, indem er sagt, bei seinen Gedichten werde wohl manchem der „Graf“ zu schwer verdaulich seyn.

Nach dem Vorstehenden scheint es mir fast, als sey die Ansbacher Gegend ein besonders für Dichter fruchtbarer Boden. „Man weise mir eine zweite deutsche Stadt von 12,000 Einwohnern nach,“ rief ich einst in mittelfränkischem Stolze, „in welcher im Laufe von kaum achtzig Jahren drei Sterne, darunter einer erster und zwei zweiter Größe, am Himmel der Poesie ans Licht getreten sind! — Zu den Ansbacher Dichtern mag man überdieß in diesem Jahrhundert noch den Dichter hübscher Kinderlieder, Friedrich Güll, zählen, der 1812 dort geboren ist, ferner Oskar von Redwitz, der nur eines guten Spaziergangs Länge davon entfernt, im Flecken Lichtenau auf die Welt kam.

Mit solch stolzen Gedanken kann man im Ansbacher Schloßgarten umherwandeln. Doch hier, ziemlich versteckt, ist ja wieder ein Denkmal, ein einfaches Sandsteinmonument. Wieder ein Dichter? Nein, nur ein Stoff für einen Dichter. Hier hat der letzte Akt einer Lebenstragödie gespielt. „Hic occultus ab occulto occisus est,“ steht auf dem Stein. An dieser Stelle wurde Caspar Hauser am 10. December 1833 ermordet gefunden. Der Anblick dieses Steins beklemmt uns schmerzlich die Brust. Wir möchten diesen Fleck Erde um sein Geheimniß befragen, allein das Schilf des Onolzbaches flüstert es uns nicht zu, und das Rauschen der Baumwipfel verstehen wir nicht mehr. Im Glauben des Volkes hängt die Ermordung des berühmten Rechtsgelehrten Feuerbach aus Ansbach, die auf einer Reise desselben nach Frankfurt stattfand, mit Caspar Hauser zusammen. Man sagt, der große Jurist sey den Familienverhältnissen Caspar Hausers auf der Spur gewesen, und habe deßhalb auch auf ewig stumm gemacht werden müssen. — Wir verlassen den Schloßgarten, in dem wir uns nun plötzlich wie beengt fühlen, und gelangen alsbald an dessen nördlichen Ausgang. Am Ende der Schloßvorstadt, links an der Nürnberger Straße, liegt ein Schlößchen, von schönen Anlagen umgeben, auf einer Anhöhe. Auch dieser Landsitz erinnert an einen geistreichen Mann, der die längste Zeit seines Lebens in Ansbach zugebracht hat. Es ist dieß der Ritter von Lang, der Verfasser der Hammelburger Reisen und der verdienstvolle bayerische Geschichtsforscher. Dieser originell schreibende Mann führte auch ein originelles Leben und der Anekdoten über ihn sind noch viele in der heutigen Generation der Ansbacher im Umlauf. So kleidete er sich z. B., wie die Leute hier sagen, nicht „standsgemäß,“ sondern glich seiner äußern Erscheinung nach eher einem Handwerksburschen, als einem Geheimenrathe. Mit dem Ränzel auf dem Rücken machte er seine Reisen nach Nürnberg, Erlangen ꝛc. zu Fuß und setzte sich bei der Einkehr in den Wirthshäusern an der Landstraße nie in die sogenannte „Herrnstube,“ sondern zu den Fuhrleuten, Bauern und Handwerksburschen in der Wirthsstube. Dank seiner Kunst, den ächten mittelfränkischen Dialekt in höchster Vollendung zu sprechen und bis in seine geheimsten Nüancen zu verstehen, konnte er sich unerkannt in die Gespräche der Landleute mischen. Da mag er denn manches Stück wahrer Volksweisheit, schlagenden Mutterwitzes und gesunden Menschenverstandes erlauscht haben, das sonst Geheimeräthen und Rittern selten zu Gebote steht, und das in seinen Schriften so ergötzlich überrascht. Der Ritter Lang hatte ein Verständniß und Herz für das Volk. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als alle Bodenerzeugnisse so niedrig im Preise standen, und sich die Landleute trotz allen Fleißes kaum auf ihren mit Steuern und Schulden belasteten Anwesen fort zu bringen wußten, kam einst auf dem Heimwege von Nürnberg nach Ansbach dem Herrn von Lang der Gedanke, eine öde Anhöhe vor den Thoren Ansbachs anpflanzen und sich darauf ein Haus bauen zu lassen, nur um den vielen arbeitsuchenden Händen einen Verdienst zu verschaffen. Lang steckte sein ganzes Vermögen und Einkommen in diese menschenfreundliche Unternehmung, und sein Schlößchen heißt noch heute „der Heimweg,“ eben weil ihm auf dem Heimwege von Nürnberg einst der Gedanke es zu bauen in den Sinn gekommen war. Hier starb Lang im Jahr 1835, nur von seinem Diener und dessen Familie bedient und gepflegt; denn der witzige Verfasser der „Hammelburger Reisen“ ist eben so wie die andern berühmten Ansbacher alle, von denen bisher die Rede war, als Junggeselle gestorben.

Die Ansbacher Gegend ist wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. In Ansbach ist gegenwärtig der Sitz der Regierung für Mittelfranken, es hat ein protestantisches Consistorium, eine Garnison von Chevauxlegers, ein Gymnasium. Ich mag den Umweg nehmen so groß ich will, ich muß doch von den Ansbacher Dichtern noch auf die Ansbacher Ochsen in Kürze zu sprechen kommen; denn berühmter und bekannter als seine Regierung, seine Garnison und sein Gymnasium machen Ansbach seine Viehmärkte und Roßmessen. Nicht daß ich mich vermäße, dieselben würdig zu schildern; dazu gehört der Griffel eines Hogarth und die Feder eines Lichtenberg, und es wundert mich, daß Genremaler und Literaten diese reiche Fundgrube von Motiven noch nicht ausgebeutet haben. Ich glaube Ehre einzulegen und Dank zu ernten, wenn ich Künstlern den Besuch der Ansbacher Roßmesse empfehle; die erste findet am Montag in der letzten Woche des Januars statt. Im vergangenen Jahre kaufte einer meiner Verwandten dort zwei junge Pferde. Er, so wie sein Schmuser (Unterhändler), denn dieser ist nothwendiger bei solchem Kauf, als das Pferd selbst, waren noch drei Wochen darnach heiser vom Reden und Schreien, theils in der Schneeluft auf offener Straße, theils in den heißen Wirthsstuben. Doch „schön war's“ trotz Hitze und Kälte! Die Ansbacher Ochsen genießen seit lange eines vorzüglichen Rufes, der sich Dank dem neuen französischen Zollvertrag und der Eisenbahn noch immer weiter

ausbreiten wird. Die meisten dieser deutschen Ochsen machen kurz vor ihrem Tode noch eine Reise über den Rhein, werden in Frankreich todtgeschlagen und größtentheils in Paris an hohen Tafeln verspeist. Ihr Fleisch schmeckt weit besser als das der ungarischen Ochsen.

Liebliches, fruchtbares Ansbacher Land, fleißige, gutmüthige Ansbacher Landleute, euch betrachtend und beobachtend wünscht man segnend, indem uns das Dampfroß wieder euern Fluren entführt:

Der Himmel erhalte dich, wack'res Volk!
Er segne deine Saaten!
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldenthaten!

Newyork, November.

Die Präsidentenwahl.

Einer der inhaltschwersten, verhängnißvollsten Tage, die in dem Leben einer Nation vorkommen können, ist vorüber, der Tag der Präsidentenwahl, von deren Ausgang es dießmal abhing, ob diese große Republik in Zukunft wirklich noch diesen Namen verdienen, ob der Geist des Fortschritts, der Freiheit und Menschlichkeit, oder der unerträglichste Despotismus, ein Despotismus, der selbst in den absolutesten Monarchien der alten Welt nicht seines Gleichen findet, der der Sklavenhalter, und mit ihm Barbarei, Unwissenheit und Rückschritt das Land beherrschen sollten. Auf der einen Seite war Lincoln, auf der andern M'Clellan das Losungswort, beide Candidaten Männer von mittelmäßigen Gaben, von denen keiner jemals durch seine eigenen Talente eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hätte, und die nur durch den Lauf der Ereignisse zu Trägern der Principien erhoben wurden, zwischen denen das Volk zu wählen hatte. Und das Volk hat gewählt und hat durch seine Wahl erklärt, daß es von einem Frieden, der nur durch Zugeständnisse, Zerstückelung der Union und Uebergabe der Macht in die Hände der Sklavenhalter und ihrer Verbündeten zu erreichen wäre, nichts wissen will, und daß es bereit ist, den Krieg für die ganze Union mit Aufgebot aller seiner Kräfte, seines Blutes und seiner Schätze bis zur gänzlichen Unterdrückung der Rebellion fortzusetzen. Seit Monroe, der alle Stimmen der Wähler mit Ausnahme einer einzigen für sich hatte, ist kein Präsident mit solcher Stimmenmehrheit gewählt worden als Lincoln, und somit hat auch seitdem kein Candidat eine so schimpfliche Niederlage erlitten als M'Clellan. Von sieben und zwanzig Staaten hat er nur die Stimmen von dreien, zwei Sklavenstaaten, Kentucki und Delaware, und einem einzigen freien Staat, New-Jersey, erhalten. — Durch diesen großen Sieg ist auch die gänzliche Abschaffung der Sklaverei fast zur Gewißheit geworden, da durch das Ergebniß der Congreßwahlen, welche an demselben Tage stattfanden, auch die zu einem solchen Beschluß erforderliche Mehrzahl von zwei Drittheilen gesichert ist. Man erstaunt in Wahrheit, wenn man einen Rückblick auf die letzten Jahre wirft, über die riesigen Fortschritte, den Umschwung, welchen die Revolution im Denken und Fühlen des Volkes bewirkt hat. Vor vier Jahren noch wäre eine Partei, welche gewagt hätte, in ihrem Programm die Abschaffung der Sklaverei zum Losungswort zu machen, von derselben Mehrheit, welche jetzt ihr überwältigendes Votum für diese Maßregel abgegeben hat, als halbwahnsinnige Phantasten, Fanatiker und Demagogen verlacht worden; noch vor zwei Jahren schrieen die Massen Zeter und bekreuzten sich, als die radikalen Fortschrittsmänner und Gegner der Sklaverei auf die Bewaffnung der Neger drangen, und gegenwärtig haben wir über 200,000 farbige Soldaten im Felde.

Die Aufregung und Spannung vor der Wahl war beispiellos. Die öffentlichen Versammlungen, die Thätigkeit der politischen Vereine und der Tagespresse, die Fackelzüge und die zahllosen Flugschriften, welche in Hunderttausenden von Exemplaren unter dem Volke vertheilt wurden, begleiten freilich jede Präsidentenwahl; allein dießmal äußerte sich in allen solchen Demonstrationen ein Ernst, eine Intensität wie nie zuvor. Jeder fühlte, daß es sich nicht nur um Parteiinteressen, einträgliche Aemter und die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes handelte, daß das Leben und die Einheit der Nation auf dem Spiele standen. Der größte Sieg, welchen das Heer hätte erringen können, ja die Einnahme von Richmond selbst, würde in diesem inhaltschweren Augenblick nur als das Gewicht betrachtet worden seyn, um in der Wage den entscheidenden Ausschlag zu geben.

In demselben Maße, wie auf der einen Seite die

Zuversicht auf den Sieg der Sache des Volkes wuchs, und alle Anzeichen einen günstigen Ausgang verhießen, steigerte sich auch die Wuth, die Bitterkeit und Bosheit der Friedensdemokraten, das heißt aller Rebellenfreunde, Negerhasser und Anhänger des Sklavereisystems. Sie wußten, daß die Erwählung M'Clellans die Karte war, auf die die Rebellen ihre letzte Hoffnung gesetzt, und daß durch deren Fehlschlagen auch für sie der letzte Schatten von Aussicht schwand, jemals wieder im Verein mit ihren südlichen Freunden zur Macht zu gelangen, und das Volk zur Genehmigung von Gesetzen zur Aufrechthaltung und Verstärkung der Sklavereimacht, zu verleiten. Wenn indessen je, so bestätigte sich dießmal der alte Spruch: „wen die Götter verderben wollen, den machen sie erst toll!" Nicht zufrieden, eine Sache zu verfechten, welche mit dem Geist der Gerechtigkeit, Freiheit und Civilisation im grellsten Widerspruch steht und allen gebildeten Nationen ein Gräuel ist, schritten sie zu Mitteln, die selbst einer bessern Sache den Todesstoß versetzen müßten. Je mehr der Strom der öffentlichen Meinung gegen sie anwuchs, je mehr tobten und schrien sie, daß sie allein die Vertreter der Nation und ihrer Sache seyen, daß nur Betrug bei der Wahl ihnen den Sieg entreißen könne, daß sie in solchem Falle sich nicht unterwerfen, sondern für ihre Rechte kämpfen und die großen Städte im Norden in Brand stecken würden. Man kann sich denken, welche Empörung solche Drohungen bei einem Volke hervorrufen mußten, dessen ganzes Staatsleben auf dem Princip der Herrschaft der Mehrzahl beruht, welcher die Minderzahl sich unterwerfen muß. Die Folge war, daß Viele, die ihr ganzes Leben lang der demokratischen Partei angehangen hatten, sich lossagten und ihre Stimmen für Lincoln abgaben.

Drohungen waren übrigens noch der unschuldigste Theil der Nichtswürdigkeiten, deren diese sogenannte Demokratie sich schuldig gemacht hat. Eines schönen Tages, kurz vor der Wahl, kam der riesenhafteste Betrug an's Tageslicht, durch den man jemals den Sieg einer schlechten Sache zu erringen versucht hat. Bekanntlich ist jeder Bürger der Vereinigten Staaten constitutionsmäßig stimmfähig und kann sein Wahlrecht in jedem Staat üben, in dem er ein Jahr lang seinen Wohnort gehabt hat. Zeitweilige Abwesenheiten beeinträchtigen dieses Recht nicht, doch ist es nöthig, daß er persönlich am Stimmkasten erscheine, um sein Votum abzugeben. In Friedenszeiten war diese Einrichtung vollkommen zweckmäßig und billig, allein seit dem Ausbruch des Krieges erwies sie sich nicht mehr ausreichend, weil dadurch allen stimmfähigen Bürgern, die sich jetzt im Felde befinden, die Möglichkeit abgeschnitten war, ihr Wahlrecht zu üben. Man fand es ungerecht, daß zwischen denjenigen, welche vor allen andern ihre besten Kräfte dem Dienst des Landes weihen und gerade durch diesen Dienst verhindert sind, selbst am Stimmkasten zu erscheinen, und denen, welche etwa wegen Privatangelegenheiten, aus Trägheit oder des Wetters wegen wegbleiben, kein Unterschied gemacht werden sollte. In den meisten Staaten hat man deßhalb neuerdings eine Verfügung getroffen, durch die es den Soldaten gestattet ist, ihr Wahlrecht im Felde auszuüben. Die Behörden des Staates, sowie viele der politischen Verbindungen schicken ihre Agenten an die Plätze, wo sich die ihnen angehörigen Regimenter befinden und empfangen die Stimmen der Soldaten, welche dann mit denen aller übrigen Bürger zählen. Um jedem Betrug vorzubeugen, sind jedoch gewisse Förmlichkeiten vorgeschrieben. Eine beglaubigte, vor Zeugen ausgestellte Vollmacht ist erforderlich, welche noch dazu von dem commandirenden Offizier unterschrieben seyn muß. Plötzlich verbreitete sich nun die fast unglaubliche Kunde, daß die Agenten des Staates Newyork, die von Horatio Seymour, dem Gouverneur, abgeschickt waren, um die Stimmen der Newyorker Bürger in der Potomac-Armee in Empfang zu nehmen, in Baltimore und Washington wegen ungeheurer Fälschungen verhaftet worden seyen. Die Unionisten waren bestürzt, die Demokraten wollten nicht glauben und erklärten den ganzen Handel für einen Kunstgriff der Administration, um politisches Kapital damit zu machen; allein Enthüllung folgte auf Enthüllung und die Agenten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt; mehrere von ihnen legten sogleich ein volles Bekenntniß ab und die schamloseste Fälschung, im ungeheuersten Maßstab verübt, kam an's Tageslicht. In den meisten Fällen war die Vollmacht im Namen eines Soldaten ausgestellt, der längst in der Schlacht gefallen oder im Hospital gestorben war, und mit den Namen von Offizieren und Zeugen unterschrieben, die gar nicht existiren; in andern, wo die Soldaten wirklich ihr Votum abgegeben hatten, waren die Stimmzettel aus dem Couvert genommen und andere dafür hineingelegt worden. Nach dem eigenen Geständniß der Agenten waren diese falschen Dokumente kistenweise angefertigt worden, und wie sich von selbst versteht, waren alle zu Gunsten der demokratischen Partei verfälscht. Noch andere erbauliche Kunststücke kamen bei dieser Gelegenheit an's Licht, die schon bei früheren Wahlen angewendet worden waren. Eines davon hieß in der Kunstsprache: the marrow-fat ticket. Mehrere Wahlzettel wurden nämlich mit einer fettigen Substanz aneinander geklebt, so daß sie wie ein einziger aussahen, sich aber im Augenblick, wo sie durch die enge Oeffnung des Stimmkastens geschoben wurden, von einander lösten, und so die demokratischen Stimmen in's Unberechenbare vermehren halfen.

Es ist klar, da man wußte, daß der Staat Newyork nicht rechtmäßig für M'Clellan stimmen würde, so sollte er durch Betrug gewonnen werden. Unter den Agenten befanden sich mehrere ehemalige Advokaten, Leute, die folglich mit voller Kenntniß des Verbrechens und der Folgen handelten, denen sie sich im Fall der Entdeckung aussetzten. Es springt in die Augen, daß sie nur die Werkzeuge höherer, einflußreicher Anstifter sind; denn es ist ja doch unglaublich, daß erfahrene, zurechnungsfähige Männer sich auf eigene Gefahr, und ohne irgend eine Aussicht auf Gewinn oder Belohnung, selbst falls der Betrug gelungen wäre,

bloß aus Parteisucht eines so schweren Verbrechens schuldig machen sollten. Um indessen jeden Zweifel zu beseitigen, fand man bei den Verbrechern Briefe von einflußreichen, hochgestellten demokratischen Parteihäuptern, oder an diese gerichtet, welche ihre Mitschuld unwiderleglich beweisen. Indessen zweifelt wohl kein Mensch aufrichtig, daß der eigentliche Hauptanstifter kein anderer war als Horatio Seymour, der Gouverneur von Newyork, der auch den schrecklichen Aufstand im Juli vorigen Jahres anfachte, von Anfang an ein eifriger Freund der Rebellen und folglich auch M'Clellans war, und obendrein ebenfalls darauf hinarbeitete, seine Wiedererwählung zum Gouverneur zu sichern. Ob es gelingen wird, seine Schuld zu beweisen, muß sich im Verlauf der Untersuchung zeigen. Einstweilen hat er Commissäre nach Washington geschickt, die die verzweifeltsten Anstrengungen machten, die Freilassung des einen der Angeklagten, eines Obersten North zu bewirken, und als dieß fehlschlug, es wenigstens dahin zu bringen wußten, daß die Untersuchung bis nach der Wahl verschoben wurde. Die beiden zuerst verhafteten Agenten, deren Schuld klar und erwiesen ist, sind von dem Kriegsgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden, eine Strafe, die, so schwer sie auch ist, doch nicht unverdient genannt werden kann, und man muß nur bedauern, daß dieselbe wahrscheinlich bloß die Werkzeuge treffen wird, die eigentlichen Hauptverbrecher jedoch schwerlich zu erreichen seyn werden.

Gleichzeitig mit dieser Entdeckung wurden andere hinsichtlich der Verschwörung in Indiana gemacht, deren ich schon in meinem letzten Briefe erwähnte. Einer der verhafteten Verschwörer wurde auf einmal Staatszeuge, und gab die erstaunlichsten Aufschlüsse, durch welche die ganze Größe und Verzweigung des demokratischen Complots zum Umsturz der bestehenden Regierung ans Tageslicht kam. Man hatte in Wahrheit Thatsachen genug, um über die Absichten der demokratischen Partei im Klaren zu seyn, allein zu dem, was man schon wußte, gesellten sich noch Befürchtungen wegen dessen, was man nicht wußte. Jene Drohungen wurden mit dunkeln Gerüchten eines Einfalls der Rebellen von Canada aus in Verbindung gebracht, welche um so wahrscheinlicher waren, als dergleichen schon mehrmals versucht worden ist.

Es war daher nicht zu verwundern, daß außer der von der Wahl unzertrennlichen Aufregung eine bange Schwüle herrschte und viele sich den ernstlichsten Besorgnissen hingaben. Manche prophezeiten eine Wiederkehr der blutigen Scenen vom Juli vorigen Jahres, und nur wenige in Newyork sahen dem Wahltag ganz ruhig entgegen. Man kann auch nicht wissen, was sich vielleicht ereignet haben möchte, hätte die Regierung nicht dem General Butler das Commando über alle in der Stadt stationirten Truppen übertragen. Das war der rechte Mann am rechten Platze. Obgleich früher selbst ein eifriger, eingefleischter Demokrat, ist er seit dem Ausbruch des Krieges einer der thätigsten und kräftigsten Anhänger und eine wahre Stütze der Regierung, der größte Schrecken der Rebellen, denen er sich besonders durch seine Verwaltung als Militärgouverneur von Louisiana furchtbar und verhaßt gemacht hat, während er sich zu gleicher Zeit die Anerkennung aller loyalen Bürger erwarb. Seine Anwesenheit gab auf einmal den Aengstlichsten die Zuversicht wieder. Es war als hätte man einen zuverlässigen, wachsamen Bulldog im Hause, der ordentlichen Leuten ein Freund und Schützer, das Entsetzen und der unversöhnliche Feind der Diebe und Einbrecher ist.

An keinem Tag im ganzen Jahre war Newyork so ruhig und sicher gewesen als am Wahltag. Es war ein trüber, regneriger und nebliger Tag, an dem niemand sich ohne Noth im Freien aufhält; die Straßen waren ungewöhnlich still und menschenleer, und nur die langen Reihen von Leuten, welche die Polls umgaben, die kleinen, daneben errichteten Buden, in welchen die Wahlzettel ausgegeben wurden, verriethen die Bedeutung des Tages. Aber auch hier herrschte die tiefste Ruhe. Mann an Mann standen die Wähler hinter einander, viele mit Zeitungen in der Hand, und warteten geduldig im Regen, bis die Reihe an sie kam.* Am Abend brannten ein paar leere Fässer, welche regelmäßig von der Straßenjugend zur Feier des Tages angesteckt werden, doch selbst um diese herum hörte man nicht die sonst bei solcher Gelegenheit üblichen geräuschvollen Ausbrüche der Freude. Einen ganz andern Anblick gewährten freilich die Versammlungsorte der politischen Vereine, wo natürlich die größte Aufregung herrschte. Hier befanden sich die Anführer der Parteien, die Mitglieder der Vereine, umgeben von einer dichten Masse ihrer Anhänger, und empfingen die Berichte, welche aus den verschiedenen Bezirken der Stadt und aus dem Staat einliefen, und je nachdem sie den Wünschen der Versammlung entsprachen, oder zuwiderliefen, entweder mit stürmischem Jubel oder mit Zischen und Scharren begrüßt wurden. In der Stadt Newyork, wo die schlimmsten Elemente aller Nationen sich zusammenfinden, hatte dießmal, wie noch bei jeder Wahl, die Demokratie das Uebergewicht, so daß sie eine Mehrheit von 36,000 Stimmen beanspruchen kann, von denen jedoch ein großer Theil nur durch Betrug erlangt worden ist, dem bei der Unmöglichkeit einer strengen Beaufsichtigung ein unermeßliches Feld geöffnet ist. Indessen wurde diese Mehrzahl durch die glänzenden Siege, welche die Unionspartei in den übrigen Theilen des Staates errungen hat, bald in eine Minderzahl verwandelt. Lincoln wäre zwar wiedererwählt worden, selbst wenn der Staat Newyork gegen ihn gestimmt hätte, aber durch den republikanischen Sieg sind auch Horatio Seymour und alle

* In Springfield, in Massachusetts, kam sogar ein alter Mann von 109 Jahren, von seinem achtzigjährigen Sohn begleitet, an den Stimmkasten, um sein Votum für Lincoln abzugeben. Er ist einer der wenigen Lebenden, die noch Washington erwählen halfen, und hatte seitdem bei jeder Präsidentenwahl mitgestimmt.

seine Spießgesellen gestürzt, die in den letzten Jahren so viel Unheil veranlaßt haben.

Jetzt, da das Volk sich trotz aller Drohungen und Einschüchterungsversuche so kräftig ausgesprochen hat, sind die Demokraten auf einmal auffallend ruhig geworden, als fingen sie endlich an zu begreifen, daß der Strom der Ereignisse und der Geist des Jahrhunderts sich nicht durch Verschwörungen oder Intriguen und Fälschungen zurückdämmen lassen. Eines der giftigsten demokratischen Blätter, das Journal of Commerce, hat seinen Lesern angekündigt, daß es sich nach diesem Ausgang nicht mehr mit Politik befassen, sondern seine Spalten ausschließlich den Interessen des Handels, der Besprechung der Literatur und Kunst und anderer harmloser Gegenstände widmen werde. Das sieht fast einem verzweifelten Aufgeben der Sache ähnlich; wer aber die Zähigkeit, Beharrlichkeit und Frechheit des amerikanischen Politikers aus Erfahrung kennt, kann sich nicht so leicht überzeugen, daß diese Resignation aufrichtig sey und die anscheinend todte Kupferschlange nicht noch einmal ihr Gift in einem letzten Biß ausgießen werde.

Man ist neugierig, welche Stellung M'Clellan nach seiner Niederlage einnehmen wird. Sobald Fremont in Cleveland zum Candidaten ernannt war, gab er seine Stelle in der Armee auf, weil er es unter seiner Würde hielt, länger im Dienst einer Regierung zu stehen, die er vielfach anzugreifen veranlaßt war, und die ihn geflissentlich in Unthätigkeit gehalten hatte. M'Clellan, ebenfalls schon zwei Jahre außer Thätigkeit, zog während der ganzen Zeit, selbst nachdem er zum Candidaten ernannt war, seinen vollen Gehalt von 6000 Dollars jährlich, und hat erst vor wenig Tagen seinen Abschied genommen.

Das höchste Lob gebührt den Deutschen wegen ihres Verhaltens während des Wahlkampfes. Ihnen hat man zum großen Theil die glänzenden, überwältigenden Mehrheiten in Ohio, Missouri und Wisconsin zu verdanken. Im Ganzen waren die radikalen gebildeten Deutschen der Wiedererwählung Lincolns abgeneigt, und so lang noch Hoffnung war, daß etwa Fremont oder irgend ein anderer fähiger radikaler Mann in Chicago zum Candidaten ernannt werden könnte, wollten sie sich nicht an dem Wahlkampf betheiligen; aber sobald es entschieden war, daß man nur zwischen Lincoln und M'Clellan zu wählen hatte, arbeiteten sie mit aller Kraft und Einmüthigkeit. Viele politischen Vereine hatten sich unter ihnen gebildet, welche Versammlungen veranstalteten, in denen manche der besten Reden des Wahlkampfes gehalten wurden. Vor allen andern zeichnete sich wieder Carl Schurz aus, welchem nach dem eigenen Geständniß der Amerikaner kein anderer Redner im ganzen Lande in der hinreißenden Gewalt seines Vortrags, an Tiefe der Gedanken und klarer philosophischer Auffassung der Zustände gleich kommt. Die Reden, welche er während der letzten Wochen an verschiedenen Orten hielt, haben einen bleibenden Werth und eröffnen dem Zuhörer oder Leser einen so tiefen Einblick in das Wesen und Treiben der sogenannten Friedensdemokraten, sprengen ihre falschen Argumente und Versprechungen so wirksam in die Luft, und sind zu gleicher Zeit so vollendet in Form und Ausdruck im Englischen wie im Deutschen, daß sie mit den Werken der ersten amerikanischen Staatsmänner aufbewahrt zu werden verdienen. Wenige Tage vor der Wahl sprach Schurz vor einer deutschen Massenversammlung. Der große Saal des Cooper Institute war überfüllt, selbst die Vorhallen waren gedrängt voll, und der glänzend erleuchtete Raum bot wirklich einen überraschend schönen Anblick. An allen Pfeilern, wie über der Rednerbühne prangte die dreifarbige Nationalfahne, und statt des sonst üblichen Pultes waren Kanonenkugeln aufgehäuft, die ebenfalls mit der Fahne bedeckt waren. Schurz sprach glänzend schön und wurde von dem Publikum, das großentheils dem Arbeiterstande anzugehören schien, mit einer Aufmerksamkeit und einer Begeisterung angehört, die einen erfreulichen Beweis für die rege Theilnahme liefert, welche der Deutsche den Zuständen seiner neuen Heimath widmet. Es ist nicht zu leugnen, daß es besonders in den größeren Städten auch Deutsche genug gibt, welche aus Dummheit, Unwissenheit oder inwohnender Gemeinheit der demokratischen Partei anhängen; manche der reichen Kaufleute gehören in diese Kategorie, aber mit Befriedigung kann man es aussprechen, daß nicht ein einziger Deutscher, der sich entweder hier oder daheim jemals durch Geist, Talent und Wissen hervorgethan hat, sich unter sie verirrt hat, und daß alle irgend hervorragenden Männer, die wahren Repräsentanten deutschen Geistes, deutscher Bildung in Amerika ohne Ausnahme thätigen Antheil an dem Kampfe für die Sache der Freiheit, der Menschlichkeit, der Civilisation und des Fortschritts nehmen.

Von der Nahe, im Herbst 1864.

(Schluß.)

Das Nahethal. — Oberstein.

Gar wunderbar war es zu sehen, wie die wogenden Nebelschichten und grauen Wolkenschleier sachte an dem dunkeln Steinkolosse hinschwebten und ihn dann und wann in halber Höhe theilten, so daß es schien, als ruhe da oben auf den Wolken ein gewaltiger Fels, auf welchem Bewohner höherer Regionen eine unnahbare Feste gegründet. Wenn dann aber der frische Morgenhauch das imaginäre Fundament der Wolkenburg verwehte, und ein Sonnenstrahl die ganze Felswand vom Fuß bis zum Scheitel beleuchtete, da erschien diese doppelt imposant und majestätisch, und das Unternehmen der Menschen, die auf ihr eine Burg errichtet, doppelt kühn und staunenswerth.

Sehr bald hatte die Sonne über die Morgennebel gesiegt und wir verließen unser Belvedere, um die Stadt zu durchstreifen, die Felsenkirche zu betrachten, die Ruinen zu besteigen und eine der Achatschleifereien zu besuchen, an denen Oberstein und mehr noch das benachbarte Städtchen Idar reich sind. Mit Ausnahme der ziemlich breiten Hauptstraße an der Nahe, laufen alle Gassen und Gäßchen bergan oder auf den Abhängen der Höhen hin. Der ganze Ort steigt zu beiden Seiten des Flusses amphitheatralisch empor, doch herrscht dabei mitunter eine Regellosigkeit, welche einzelnen Theilen der Stadt einen höchst eigenthümlichen Charakter verleiht. Hier ist ein Haus hart an der Felswand erbaut, und dort steht ein anderes auf einem jähen Vorsprunge des Berges, zu welchem man nur auf zehn bis zwölf in den steinigen Boden gehauenen Stufen gelangen kann; hier liegen zwei bis drei kleinere Häuschen nebeneinander auf dem Abhange, deren Gärten man ebenfalls förmlich erklettern muß, und dort scheint ein Hüttchen fast auf den Dächern zweier größeren Gebäude zu stehen, so tief sind diese in eine Art von Felsennische hineingerückt. Die Obersteinerinnen müssen wohl eine besondere Liebhaberei für Blumen hegen, denn selbst bei dem kleinsten Hüttchen blühten auf einer oft nur wenige Fuß breiten Terrasse ein paar Sträucher oder Blumen, und wo auch dieser winzige Gartenraum fehlte, da waren die Fensterbänke mit Blumentöpfen besetzt.

Am eigenthümlichsten sind die Häuser neben dem zur Felsenkirche führenden Wege gruppirt. Auf einer Treppe von fünfzig Stufen und auf einem mitunter sehr steilen Pfade, der an der Felswand hinläuft, steigt man zu dem altersgrauen Gotteshause empor, vor welchem sich eine kleine Terrasse mit einem Blumengärtchen und einer Linde befindet, welches jedoch selber so tief in der durch Menschenhand ausgehöhlten Nische steht, daß dessen vordere Seite fast eine Linie mit der Felswand bildet. Ueber die Erbauung dieser Kirche, in deren Mitte merkwürdiger Weise eine klare Quelle hervorsprudelt, berichtet die Sage in der Kürze Folgendes. Auf der Burg Oberstein, die jetzt als Ruine auf dem Gipfel des schroffen Gesteins liegt, wohnten im eilften Jahrhundert zwei Brüder, Wyrich und Emich geheißen, die beide heimlich Bertha von Lichtenberg, die Tochter eines benachbarten Burgherrn, liebten. Diese bevorzugte den jüngeren Bruder und verlobte sich mit ihm. Als der ältere Kunde davon erhielt, gerieth er in eine wilde Wuth, packte den Bruder und stieß ihn von der Burg in die Tiefe hinab. Kaum aber hatte er die grausige That vollbracht, als ihn die schrecklichste Verzweiflung ergriff. Er irrte lange ruhelos in den Wäldern umher und ging endlich in ein Kloster bei Mainz. Als er aber vernahm, daß Bertha vor Gram gestorben sey, zog er mit Gottfried von Bouillon nach Palästina und half Jerusalem erobern. Doch auch dort folterten ihn unablässig die furchtbarsten Gewissensqualen, und des Kampfes müde, kehrte er in die Heimath zurück. Der Abt des Klosters auf dem Disibodenberg legte ihm hier als Buße auf, eine Höhlung in die Felsenwand zu hauen und darin eine Kirche erbauen zu lassen, die des erschlagenen Bruders Gebeine aufnehme, dann werde seine Seele Frieden finden. Drei Jahre arbeitete der Brudermörder mit übermenschlicher Anstrengung, und im vierten Jahre ward der Bau des Gotteshauses begonnen und vollendet. Am Tage der Einweihung wurde die Asche Emichs in ein weites Grab inmitten der Kirche gesenkt; und als der Erzbischof von Trier dem Brudermörder ankündigte, daß ihm nunmehr vergeben sey, sank er mit freudig verklärtem Angesicht entseelt nieder. An Emichs Seite fand er den lange vergeblich gesuchten Frieden.

Die Aussicht von der Terrasse vor der Kirche ist nicht so imposant, da die gegenüberliegenden Berge auf dem rechten Naheufer bei weitem weniger wild und schroff sind, als die auf dem linken; dagegen wird der Blick unwillkürlich durch ein herrliches Bauwerk gefesselt, das sehr vortheilhaft gegen die dasselbe umgebenden Häuser absticht: es ist die neue Kirche mit ihrem in gothischem Styl

ausgeführten Thurme. Weiter nach rechts, auf dem Abhang des Berges, liegt der Bahnhof, und auf beiden Seiten des Flusses ziehen sich blühende Gärten und Fruchtfelder hin. Eine ähnliche, aber natürlicher Weise bedeutend umfassendere Aussicht bieten die beiden Ruinen auf dem Gipfel der beiden Felsen.

Im Hinabsteigen schlugen wir einen andern Weg ein, in der Hoffnung, auf diesem neue Fernsichten zu finden; allein derselbe war stellenweise so beschwerlich, daß wir mitunter einen salto mortale machen und hin und wieder über Gartenmauern und Zäune setzen mußten, um weiter zu kommen, und an eine Umschau nicht denken konnten. Diese Thalfahrt mit Hindernissen hatte jedoch das Gute, daß sie uns schließlich an einen Punkt brachte, von welchem unser nächstes Ziel, die Achatschleiferei, nur wenige Schritte entfernt war.

Da unter hundert Lesern dieser Blätter kaum einer die Einrichtung einer Achatschleiferei und die Bearbeitung des rohen Achats gesehen haben dürfte, so will ich eine kurze Schilderung einer solchen Werkstätte hier beifügen. Die Schleiferei, welche wir besuchten, war ein kleines, unansehnliches, niedriges Haus an einem Bach oder an einem Arm der Nahe, der ein mächtiges Schaufelrad trieb, dessen Welle vier an Größe verschiedene Schleifsteine im Innern des Gebäudes in Bewegung setzte. Die letzteren waren von rothem Sandstein; die zum Schleifen bestimmte Fläche bildete jedoch nicht eine gerade Linie, sondern war auf mannigfache Weise ausgekehlt, um den zu schleifenden Stücken alle möglichen Formen geben zu können. Alle Schleifsteine liefen in einer Art von hölzernem Rahmen, der auf dem Boden ruhte und sich etwa neun bis zwölf Zoll über diesen erhob. Vor jedem Stein stand ein eigenthümliches stuhlähnliches, niedriges hölzernes Gestell mit vier Beinen, von denen die vorderen etwas länger waren als die hinteren, und auf denen ein am vordern Ende stark ausgeschweiftes dickes Brett befestigt war, worauf des Schleifers Brust und Leib ruhten; die ausgeschweiften Stellen des Brettes gestatteten eine völlig freie Bewegung der Arme. Beim Schleifen drückte der Arbeiter das zu schleifende Stück Achat mit einem Finger jeder Hand fest gegen ein mit einer Kerbe versehenes Stück Holz, so daß das erstere in der Kerbe ruhte und auf dem schnell und kräftig rotirenden Schleifstein weder nach rechts noch nach links ausgleiten konnte.

Der Meister oder erste Arbeiter in der Schleiferei, ein sehr freundlicher, gefälliger Mann, zeigte und erklärte uns Alles auf das bereitwilligste und ließ die Uebrigen mehrere theils ganz rohe, theils schon halb bearbeitete Stücke Achat schleifen, um uns einen deutlichen Begriff von den verschiedenen Manipulationen zu geben. Es war ungemein interessant, zu sehen, mit welcher überraschenden Schnelligkeit sich ein völlig formloses Fragment in eine vollkommen symmetrische Figur verwandelte, und welch vortreffliches Augenmaß der Schleifer dabei an den Tag legte. In Folge der starken Friktion sprühten, trotzdem, daß der Schleifstein fortwährend von Wasser troff, unausgesetzt Funken aus dem Achatstück; bei dem weißgrauen Achat hatten dieselben eine bläuliche, bei dem rothen eine prächtig dunkelrothe Farbe. Als wir das Verfahren beim Schleifen genau kennen gelernt hatten, zeigte uns der erste Arbeiter eine ziemlich große Sammlung von Gegenständen, welche in jüngster Zeit fabricirt worden und zum Verkauf bestimmt waren. Als Andenken nahmen wir einige Brochen von Moosachat mit, einer Gattung, deren moosartige Zeichnung von besonderer Schönheit ist.

Außer den Achatschleifereien gibt es in Oberstein wie in dem eine Stunde entfernten Städtchen Idar am Idarbache, der durch ein reizendes kleines Thal strömt und sich bei Oberstein in die Nahe ergießt, auch noch zahlreiche Edelstein- und Halbedelsteinschleifereien, deren Fabrikate weit und breit versandt werden. Man rechnet, daß dieser Industriezweig Oberstein jährlich 130 bis 150,000 Gulden einträgt. Der Achatwaarenläden gibt es denn auch eine ziemliche Zahl; in der Nähe des Stationsgebäudes steht eine große Bude, in welcher die geschmackvollsten Sachen zum Verkauf ausgesetzt sind.

An andern Orten muß man die schönen Aussichten oft mühsam aufsuchen, in Oberstein braucht man nur ein Fleckchen Erde und ein Stückchen Himmel zu sehen, und man hat stets eine schöne Aussicht, denn der Thalkessel, in welchem das romantische Städtchen liegt, ist überreich an malerischen Standpunkten. Wir erfreuten uns an den Reizen dieses kleinen Paradieses denn auch bis zum letzten Augenblick, welchen wir darin verweilten, und obgleich wir auf der Rückfahrt noch mehrere, zuvor nur von fern gesehene Punkte besuchten, so wollte uns doch keiner so gefallen wie die „Perle des Nahethals."

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google